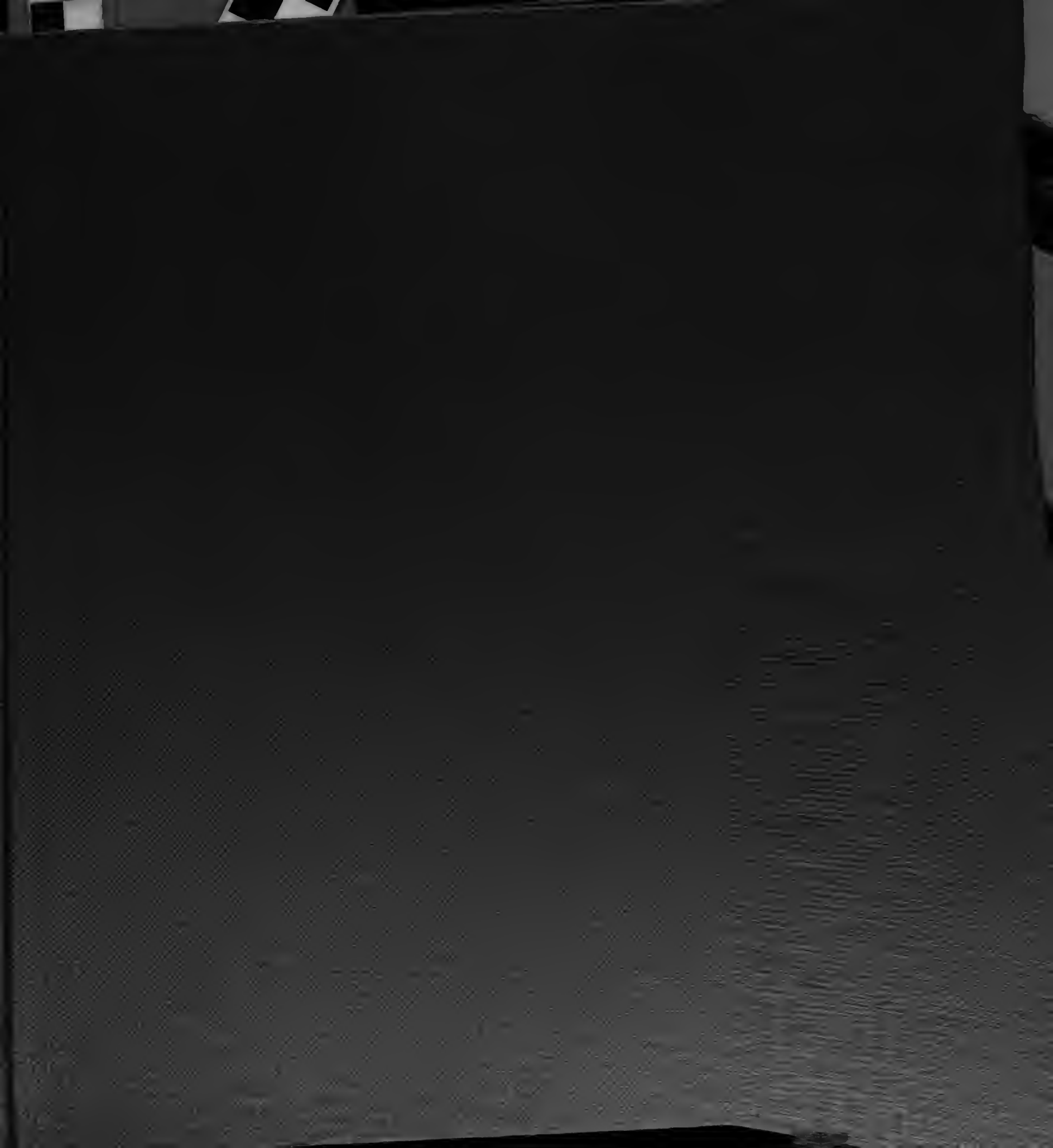


4°
Per. 7 lh / 1861

Erheiterungen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Jahrgang 1861.

Aschaffenburg.

Gedruckt in der A. Wailandt'schen Druckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

Der einsame Stern. 1. — Ein Göttinger Pereat. 16. — Der schwarze Bettler. 21. — Das Geheimniß. 53. — Der Siegelring. 61. — Die Zwillinge. 69. — Treffer und Niete. 130. — Lily. 138. — Der Seehof. 149. — Geschick bringt Glück. 195. — Ein verlornes Leben. 200. — Irrthum und Sühne. 213. — Marianne Camargo. 249. — Der Spieler. 253. — Maria Anna. 275. — Die Kokette. 290.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Züge aus dem Leben Pius IX. 1. — Ein Gerichtsfall, der zur Warnung dienen kann. 1. — Die Cammoristen in Neapel. 5. — Eine Leopardenjagd. 6. — Chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse und Begebenheiten während des abgeschlossenen Jahres. 7. — Die schweizerischen Kadettenkorps. 8. — Europäische Fürstenhäuser. 8. — Abenteuer einer jungen Dame mit einem Königstiger. 9. — Der Leinewebers-Krieg (Begebenheit aus der Blokadegeschichte von Mainz 1814). 10. — Nekrolog des Jahres 1860. 10. — Friedrich Wilhelms IV. erste Regierungshandlungen. 11. — Rußlands Vordringen in der Steppe. 12. — Bauernunruhen in Rußland. 15. — Weitere Berichte über die Christenverfolgungen in Syrien im Sommer des Jahres 1860. 16. — Der Einfluß der Nähemaschinen. 20. — Zur Pflege der Gesundheit. 21. — Die Schuhfabrikation in Pirmasenz. 21. — Ein Briefwechsel zwischen Ernst Moriz Arndt und König Friedrich Wilhelm. 22. — Verbesserte Schlittschuhe. 22. — Das Mammuthgefeld bei Kannstatt. 23. — Zur Expedition Th. v. Heuglin's nach Innerafrika. 24. — Professor Schreber über den Schlaf. 25. — Der Prozeß Patterson. 27 u. 32. — Eine neue Jodquelle in Bayern. 24. — Die kalorische Maschine. 32. — Der Mainzer Landsturm. 35. — Der Bruder- und Majestätstitel der europäischen Souveräne. 37. — Die Verpflegung des deutschen Soldaten. 39. — Zur Wiederbelebung Scheintodter. 45. — Der Fall Gaeta's. 50. — Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahre 1812. 54. — Zeitbetrachtungen. 55. — Die sogenannten Erweckungen im Waisenhause zu Elberfeld. 56. — Der Kampf im Bärenzwinger in Bern. 59. — Ueber die letzten Tage der Belagerung von Gaeta. 61. — Ein berühmter Gemsbock. 62. — Die Zitadelle von Messina. 62. — Neue Kossuthnoten in England. 64. — Ueber die letzten Tage des Ministerresidenten Hrn. v. Minutoli. 65. — Der englische Krieg in Indien 1858. 66. — Die goldene Rose in Rom. 66. — Ueber den Brand des Bremer Schiffes Globus. 68. — Der Hopf'sche Preßprozeß in München. 72. — Belagerung und Fall der Zitadelle von Messina. 73. — Der deutsche Hülfsverein in Zürich. 78. — Statistische Notizen über die Präsidenten der Staaten von Nordamerika. 79. — Große Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in Bieberich. 79. — Noch Einiges über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus. 80, 85, 93. — Belagerung einer Stadt vor Erfindung des Schießpulvers. 82. — Die Preisbewerbung der Dramen aus der bayerischen Geschichte. 83. — Ueber die Einnahme der Zitadelle von Messina. 84. — Professor von Döllinger über den Kirchenstaat. 85, 90. — Die große Londoner Ausstellung von 1862. 87. — Beinahe ermordet. 88. — Nachtrag zu dem Aufsatze über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus. 89. — Ankunft der v. Heuglin'schen Expedition auf afrikanischem Boden. 91. — Expedition nach Spitzbergen. 94. — Beleuchtung des Vortrags des Hrn. Stiftspropstes Dr. v. Döllinger über die weltliche Macht des Papstes. 96. — Rede Professor Edels. 104. — Mires und was daran hängt. 105. — Der Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche. 106. — Die Gaskraftmaschine. 108. — Wer ist der Prinz Ploplon? 109. — Die Enthüllung der Statue Wolfram's von Eschenbach. 111. — Zur Heuglin'schen Expedition. 112. — Hans v. Held. 113. — Prozeß Aumale. 114. — Die Hebung des untergegangenen Dampfschiffes Ludwig. 116. — Der neueste Komet. 117. — Die Katastrophe von Glarus. 120. — Gegenseitiger Selbstmord. 122. — Der Herzog von Aumale als Präsident des englischen Unterstützungsfonds für Schriftsteller. 123. — Eine Hochzeit in Paris. 124. — Das Konzil der Juden in Nagy-Ida im Jahre 1650. 125. — Der Föhn. 127. — Die Hülfsmittel der nördlichen und südlichen

Staaten von Nordamerika. 127. — Die Glarner Landsgemeinde am Pfingstmontage. 128. — Das Erdbeben in Mendoza. 129. — Deutschland über Alles (Rede des Advokaten Titus in Bamberg bei Gelegenheit des Fahnenfestes des dortigen Turnvereins). 133. — Scenen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege. 135. — Die Verkündigung der Bauernbefreiung in Rußland. 136. — Ein furchtbarer Oelbrand. 136. — Die Kunst, glücklich zu seyn. 137. — Die eintausendjährige Jubelfeier des Klosters Einsiedeln in der Schweiz. 138. — Rechenschaftsbericht einer Mutter an ihre Tochter. 139. — Ein Theaterzettel aus Bopfingen. 143. — Englische Predigtfabrik. 143. — Ein Vermächtniß. 144. — Lebenskraft und Chemismus. 144. — Ein Gattenmord. 145. — Die deutsche Expedition nach Innerafrika. 147. — Deutsches Sängerfest. 148. — Das erste Rhein-Main-Sängerfest zu Wiesbaden. 149, 150. — Ein patriotisches Volksfest in Köln. 151. — Franz von der Trenk. 152. — Der Mord der rheinischen Missionäre auf Borneo. 153. — Die Forstverwaltung Bayerns. 154. — Die Feier des Stiftungstages der Münchener Universität. 155. — Grabhügel zu Walkersbrunn und Heroldsberg in der Umgegend von Erlangen. 156. — Deutsches Sängerfest. 158, 171, 174, 175, 176, 177. — Der Tod Adolph Schlagintweits. 159. — Einige Worte über die deutsche Maß- und Gewichtsfrage. 161. — Der große Komet. 161. — Bayerische Einwanderer in der Krim. 162. — Geschichte der Hebungsversuche mit dem Dampfschiff Ludwig. 163. — Das Museum Wallraf-Richartz in Köln. 165. — Der Unterschleifsprozeß in Verona. 166. — Thronbesteigung des neuen und Bestattung des verstorbenen Sultans. 167. — Rasche Fortschritte in der Stenographie. 172. — Der Komet. 173. — Der neue Sultan. 175. — Drittes Mainthalsängerfest. 179. — Telegraphie und Aerostatik. 180. — Zum deutschen Sängerfest. 180. — Eine Mordgeschichte in Northumberland Street. 183. — Die ältesten Wittelsbachisch-Bayerischen Orden. 185. — Der Herzog von Gotha und sein Volk. 186. — Ueber den Kometen. 188. — Ein päpstlicher Freiwilliger vor Gericht. 188. — Cavour über Napoleon III. 191. — Ein gelehrter Bauer. 191. — Wörterbuch einer Universalsprache. 191. — Ein englisches Damen-Meeting gegen die Krinoline. 192. — Ida Pfeiffer. 192. — Die Schlieffen und die Adebar. 193. — Die Schlacht bei Manasses. 193. — Zweites deutsches Turnfest. 193, 195, 196. — Aus einem Privatschreiben eines Offiziers im Wenker'schen Regiment. 201. — Das dritte Mainthalsängerfest. 201. — Die Krankheit Louis Napoleons. 203. — Zwei Briefe von Johann Sebastian Bach. 204. — Der Werth der Abfälle. 205. — Ein Wort an die deutschen Sänger. 207. — Eine Giftmischerin vor den Geschwornen. 208. — Das Jubelfest der Stadt Braunschweig. 209. — Prozeß wider die Kaiserin Eugenie. 210. — Das Künstlerfest in Antwerpen. 211. — Glarus, wie es jetzt ist. 214. — Ueber die Farben der Briefoblaten. 216. — Rede des Hofmarschalls de la Roche bei Enthüllung des Monuments Kurfürst Max Emanuels am 6. Sept. 1861. 219. — Der Münchener Thierschutzverein. 221. — Ueber die Bewohnbarkeit neuerbauter Häuser. 221. — Enthüllte Geheimmittel. 222. — Schreckensscene in Nord-Missouri. 223. — Auszug aus einem Privatbriefe aus New-York. 223. — Die Londoner Ausstellung 1862. 224. — Ein Besuch auf Caprera. 225. — Die Krönung in Königsberg. 225. — Die Erstürmung der Stadt und Festung Belgrad im Jahre 1688. 226. — Das Buch der Wilden. 226. — Jahreskonferenz des Germanischen Museums. 227. — Erste Ausstellung landwirthschaftlicher Maschinen und verbesserter Geräthe zu Würzburg am 14., 15., 16. und 17. Sept. 1861. 227. — Oskar Beckers Prozeß. 229, 230. — Zum Twesten'schen Duell. 233. — Der Krieg in Amerika und sein wahrscheinlicher Ausgang. 234. — Freifrau Louise v. Baumbach vor dem Schwurgerichtshofe zu Bruchsal. 235. — Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter See. 238. — Der wackere Vetter. 240. — Das Alter der europäischen Kronen. 245. — Die Curée in Compiegne. 245. — Steuert nach Nordwest. 247. — Eine deutsch-amerikanische Geschichte. 248. — Ueber den Krönungswagen der Königin von Preußen. 248. — Zur Krönungsfeier in Königsberg. 249. — Die Belagerung von Siegburg. 250. — Die Eröffnungsfahrt auf der Bahn nach Pilsen. 250. — Dritte Jahresversammlung der historischen Kommission bei der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 256. — Ein Werk der Barmherzigkeit. 261. — Die Sittenlosigkeit von Paris. 264. — Fund altdeutscher Wandbilder zu Untersteinach. 265. — Die Beschießung des Kastellthurmes bei Rothneusiedl. 266. — Eine schachspielende Gemeinde. 266. — Ueber Ursache und Verlauf der Studentenunruhen in Petersburg. 267. — Ein Tag in einem Trappistenkloster. 269. — Ueber die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranka. 273. — Wichtige Entdeckungen von Bunsen und Kirchhoff. 274. — Die Propyläen in München. 275. — Das Verhältniß des Papstthums zu Rom und Italien. 277. — Von einer alten Dame. 278. — Die Ermordung Sigismund Fellners aus Mainz in New-York. 281. — Die Beraubung des Museums zu Kassel durch die Franzosen. 285. — Die allgemeine Omnibusgesellschaft zu London. 285. — Einfluß des Turnens auf die Hebung der Arbeitskraft. 287. — Das Athmen der Eier. 288. — Apetit einer Riesenschlange. 289. — Frauen und Glocken. 289. — Der Brand in Antwerpen. 292. — An die deutschen Sängervereine. 293. — Dosios vor den Geschwornen. 296. — Die Berliner Exzedenten vom 22. und 23. Oktober vor Gericht. 300. — Prozeß Rulandt. 302. — Der Ausbruch des Vesuv. 303. — Begräbnißfeier des Prinzen Albert. 310.

Länder- und Völkerkunde.

Jeddo. 19. — Aus dem Orient. 27. — Ein Abend in einem chinesischen Theater. 36. — Exzerpt der Regierungsgeschichte Schleswigs vom Jahre 800 bis 1700. 41. — Land und Leute in Mecklenburg. 46. — Studenten in China. 63. — Das Leben in einer römischen Kleinstadt. 71. — Eine Ausgrabung in Pompeji. 118. — Haiti oder San Domingo. 121. — Entdeckungen am Aequator. 140. — Sklavenjagden in Afrika. 157. — Die chinesische Mauer. 160. — Die Novara im südindischen Ozean. 167. — Das eintausendjährige Braunschweig. 174. — Abenteuer des Barons Wogan in Kalifornien. 197. — Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China. 212. — Der Jahrmarkt von Ostrowna. 229. — Die Slaven Istriens. 251. — Beschreibung der Geyser in Kalifornien. 258. — Die Roßheerden in den südrussischen Steppen. 268. — Der Reichthum der Polargegenden. 276. — Die Sklaverei in den nordamerikanischen Freistaaten. 283. — Die schottische Zigeunerkönigin. 298.

Nekrologe.

Heinrich v. Arnim. 16. — Don Carlos 18.* — — Professor Dr. Wilhelm Vogt. 41. — Theodor Mügge. 50.* — Eugène Scribe. 51. — Frhr. von Heidek. 52.* — Dr. v. Cucumus. 53.* — Herzog von Arenberg. 57.* — Herzegin von Kent. 74.* — Joseph Staudigl. 83. — Sylvester Jordans. 94.* — Friedrich Freiherr von Blittersdorf. 95.* — Philipp Jakob Fallmerayer. 108. — Finanzminister v. Knapp. 126.* — Domkapitular Dr. Joseph Helm. 130. — Karl Heinrich Caspari. 134. — Graf Tavora. 142. — Abdul-Medschid. 153. — Lord Campbell. 158. — Schafarik. 159. — Professor Gfrörer. 169.* — Fürst Adam Czartoryski. 172.* — Professor Wilhelm Nitzsch. 177.* — Bernhard v. Closmann. 181. — Dr. Fr. Fick. 187. — Rudolph Frhr. v. Holzschuher. 189. — Lord Herbert, englischer Kriegsminister. 189.* — Hofkapellmeister Gläser. 214*. — Dr. Friedrich Karl v. Savigny. 259.* — Dom Pedro V. von Portugal. 275.* — José Borges. 292.* — Prinz Albert. 304. — Heinrich Marschner. 304.* — Dr. Peregrin v. Schwindl. 309.*

Die mit * bezeichneten befunden sich unter der Rubrik »Mannigfaltigkeiten.«

Gedichte.

Zum Jahreswechsel. 1. — Fahr' wohl. 2. — Der Tannenbaum. 6. — Deutsches Bannerlied. 11. — Die Klingenburg. 14. — Aufwärts. 21. — Die beschlende Schrift zu Wertheim (Sage). 24. — Gefunden. 27. — Deutscher Männerfestgesang. 29. — Sonett. 32. — Der alte Dörfling. 38. — Die gute Mutter mein. 43. — In stiller Stund. 49. — Der Fürstin frühes Grab. 64. — Die trauernde Mutter am Grabe ihres Kindes. 77. — Der Ostermorgen. 78. — Verlorne Hoffnung. 79. — Zage nicht. 89. — Blumen und Herzen. 91. — Morgen und Nacht. 92. — Die schönste Primel. 93. — Die sterbende Mutter. 106. — Mai. 107. — Die deutschen Gränzen. 112. — Waldmeister und Maienblume. 118. — Die Lerche und der Säemann. 122. — Mein Vaterland. 125. — Die Alpenrose. 137. — Peter Cornelius der edle Ritter. 143. — Im Walde. 146. — Wie Mancher wirft sein Herz hinweg. 147. — Der Herr sieht das Weinen gern. 148. — Lied fahrender Schüler. 149. — Mannestränen. 150. — Gerechtigkeit. 150. — Trost. 150. — Die Kette. 157. — Glosse. 159. — Festlied zum deutschen Sängerfeste zu Nürnberg. 163. — Eine Sage von dem Kreuze in der Buschallee zu Aschaffenburg. 164. — Tagesanbruch. 169. — Gruß zum deutschen Schützenfest in Gotha. 172. — An Cornelius. 176. — Ulmer Spatzenlied. 177. — Zum deutschen Sängerfeste. 178, 180. — Zum 11. August 1861. 196. — Der sterbende Dichter. 207. — Der Traum. 208. — An den hochw. Hrn. Pater Hasslacher. 219, 240. — Die deutsche Eiche. 224. — Das Feuerwerk. 227. — Ich gedenke, ich gedenke. 234. — Vergißmeinnicht. 242. — O nimm mich mit. 246. — Auf die Berge will ich steigen. 249. — Am Feste Aller-heiligen. 261. — Am Tage Aller Seelen. 262. — Das Mutterauge. 268. — Ein Schwank. 271. — Morgens in der Fremde. 277. — Das Herz. 282. — Zum Todtenfeste am letzten Sonntage vor Advent. 283. — Die Sage vom Heißen Stein in Aschaffenburg. 300. Christnacht. 301.

Kunst und Literatur.

1, 110, 131, 132, 149, 153, 154, 182, 244, 273 280, 289, 290, 291, 297.

Mannigfaltigkeiten.

(Fast durch alle Numern.)

Charaden und Räthsel.

3, 6, 12, 15, 20, 24, 27, 30, 34, 37, 40, 45, 50, 57, 63, 69, 74, 79, 105, 109, 115, 123, 127, 141, 145, 150, 154, 160, 165, 170, 175, 179, 183, 187, 191, 193, 197, 200, 203, 206, 209, 212, 215, 218, 221, 224, 230, 238, 243, 248, 251, 254, 257, 260, 263, 266, 269, 272, 281, 287, 293, 297, 299, 306.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 1 Dienstag, 1. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

Eine See-Novelle.

I.

Die Abfahrt vom Hafen.

Vor vielen Jahren, nicht lange nach dem Tode Cromwell's und als Westindien noch von einer gesetzlosen Bande Geächteter aller Nationen heimgesucht wurde, segelte eine große Brigg, nach Jamaica bestimmt, mit einer sehr werthvollen Ladung und zahlreichen Passagieren, Auswanderern, Supercargo und andern von Bristol ab. Der „Royal Charley" war eine tüchtige Brigg von 400 Tonnen, ein guter Segler, wohl bewaffnet und ziemlich gut bemannt. Der Kapitän war ein erfahrener Seemann, der fast jedes Meer kannte, auf welchem die englische Flagge je geweht, und seine Passagiere setzten ein Vertrauen in ihn, das ihrer Kenntniß von seiner Erfahrung angemessen war. An Bord waren mehrere Personen von sehr gewöhnlichem Schlage, aber nur einige, die mit unserer Erzählung in Verbindung stehen, und mit diesen allein können wir uns hier befassen.

Herr James Bowen war ein vermögender Gutsbesitzer, welcher, begleitet von seiner Tochter, einem Neffen und verschiedenen Arbeitern, die wegen ihrer Einsicht und Ehrlichkeit ausgewählt worden waren, nach Jamaica ging, um sich für immer dort niederzulassen. Dieser Herr war einer jener gradsinnigen, offenen Engländer, die auf den ersten Blick gefallen, und deren Leben, voll Nützlichkeit und Ausdauer, sich für ihre Umgebung eben so vortheilhaft erweist, als es gewinnbringend für sie selbst ist. Seine Gattin, eine vortreffliche und würdige Frau, war, nachdem sie beinahe dreißig Jahre seine Gefährtin, vor Kurzem gestorben, ihm eine einzige Tochter hinterlassend, welche jetzt ein sehr schönes Mädchen von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren war. Gut unterrichtet, gebildet und außerordentlich bezaubernd, schien sie von der Natur dazu bestimmt, die Wonne ihrer Eltern und der Stolz dessen zu werden, der ihre jungfräuliche Liebe dereinst gewinnen würde.

Aber Eleanor Bowen war ein romantisches Mädchen und zu melancholischen Stimmungen und Träumereien geneigt. Da sie sich im Geiste das Muster eines Mannes erdacht hatte, hatte sie bis jetzt noch keinen gefunden, der ihr Ideal erreicht hätte — ein häufig vorkommender Fall, wenn die Leute etwas Unvernünftiges erwarten. Eine Freundin der Romantik und Poesie, wohl belesen in Chaucer, Spencer, Shakespeare, selbst Milton, liebte Eleanor das Geheimnißvolle und das Ideale. Ein schlichter, einfacher Mann würde nie für sie getaugt haben, und doch war Harry Postons, ihr Vetter mütterlicherseits, der sie auf ihrer Reise begleitete, schlicht und einfach genug, und er war der einzige ernstliche Bewerber, den sie bis jetzt gehabt hatte. Henry war Herrn Bowens einziger männlicher Verwandter. Das Kind einer jungen und geliebten Schwester, war er als Kommis erzogen, und als er das passende Alter erreicht hatte, von seinem Onkel als Geschäftstheilhaber angenommen worden. Er war in früher Jugend an Arbeit gewöhnt worden, aber von seinem achtzehnten Jahre an hatte ihn seines Onkels Großmuth unabhängig genug gemacht; und nun, da eine Heirath zwischen ihm und Eleanor im Plane war, waren seine Aussichten in der That glänzend. Die einzige Unannehmlichkeit war, daß seine Kousine ihn rundweg abgewiesen hatte; aber das hielt der junge Mann für Koketterie, die die Zeit schon überwinden würde. Da er sie wirklich liebte, so liebte er in Hoffnung.

Vor der Abfahrt kamen königliche Offiziere an Bord und vernahmen jeden Passagier auf's Sorgfältigste. Es war denunzirt worden, daß ein höherer Offizier Cromwell's in England anwesend und im Begriffe sey, zu entfliehen, und die Wachsamkeit der Beamten in jedem Hafen war groß. Die Passagierliste war durchgegangen, das Schiff in jedem denkbaren Winkel durchsucht worden, und dann wurden die Anker gelichtet, die Segel (nach dem Wind) beigesetzt, und der „Royal Charley" fuhr davon. Es war ein lieblicher Maimorgen, und Eleanor saß auf dem Hinterdeck und beobachtete die Evolutionen der Mannschaft und die Physiognomien der Passagiere. Die Mannschaft war gemischt genug im Aeußeren, aber Eleanor's Blick sonderte sogleich einen unter ihnen aus, der freilich einen hervorstehenden Gegensatz zu allen seinen Kameraden bildete.

Es war ein großer schöner Mann von etwa dreißig

Jahren, mit breiter Stirn, Augen, die bis ins Herz drangen, und einem gebieterischen, nicht mißzuverstehenden Blick. Die junge Dame konnte ihre Augen nicht von ihm wenden. Von dem Augenblicke an, da die Segel beigesetzt wurden, war er überall geschäftig gewesen, unten und oben. Er holte die Taue und Fallen, als ob er sie nie aus den Händen gelegt hätte, und doch war sein Gang allem Anscheine nach weit mehr der eines Soldaten als eines Seemanns.

Etwa zwei Stunden, nachdem sie Bristol verlassen und nachdem er lange den Horizont nach allen Seiten beobachtet hatte, bemerkte Eleanor, daß er nach hinten kam, an dem Kapitän, welcher, wie es schien, sich mit ungewöhnlicher Ehrerbietigkeit verbeugte, vorüberging und sich nach der Kajüte verfügte. Die Gedanken unserer romantischen jungen Dame waren sogleich erregt. Da gab es ein Geheimniß zu entziffern, das war ganz klar, und sie konnte nicht umhin, sich über einen Umstand zu freuen, welcher die langweilige Einförmigkeit einer Seereise ein wenig zu lindern versprach. Etwas, worüber man zu denken hat, ist fast eben so gut, als etwas zu sehen oder zu besprechen, und Miß Bowen kam auf den Gedanken, daß sie mit ihren Lieblingsdichtern und ihrem geheimnißvollen Seemann die Zeit ihrer Reise ziemlich angenehm verbringen würde. Sie war zu oft zur See gewesen, um den Zeitvertreib der Seekrankheit zu haben, welche bei empfänglichen Personen gewöhnlich eine Woche ausfüllt, und der Fremde war also von Gott gesandt.

Während diese Gedanken sie beschäftigten, kam der Seemann auf Deck, aber ganz anders gekleidet. Er trug ein spanisches Kostüm, einen Hut mit breiter Krämpe und Federn, Schwert und Pistolengurt — und das Ganze diente einem bemerkenswerth schönen Gesicht und einer edlen Gestalt zur Folie. Er kam auf die Gruppe zu, welche von dem Kapitän, Herrn Bowen nebst Tochter, Henry Postans und einigen anderen Passagieren gebildet wurde, verbeugte sich höflich, aber etwas stolz, richtete schnell seine schwarzen Augen auf Eleanor, und ging dann an ihnen vorüber, um sich mit weitgekreuzten Armen an die Verschanzung zu lehnen, wo er in tiefes Nachdenken versank. Alle Passagiere waren betroffen, während das Herz der jungen Dame vor Erregung schlug. Es war klar, daß sie auf ein ächtes, ungelöstes Geheimniß gestoßen war und sie hielt sich für ein sehr glückliches Geschöpf.

„Eine gute, günstige Brise, Kapitän," sagte plötzlich der Fremde, sich umwendend, „die, wenn sie nur anhielte, uns in 40 Tagen in den Hafen brächte."

„Ganz wahr, mein Herr, aber die Winde sind veränderlich," erwiderte der würdige Schiffsherr mit einem Lächeln und einer Verbeugung, „und wir werden ihn gewiß entgegengesetzt finden, ehe die Woche zu Ende ist."

„Vielleicht noch vor Abend," versetzte der Fremde nach einer ruhigen und sorgfältigen Prüfung des Horizonts. „Es ist da ein südöstlicher Schein am Himmel, der mir durchaus nicht gefällt. Vielleicht hält es sich bis morgen, aber setzen Sie alle Segel bei, Kapitän Montrose, wenn Sie vom Lande abkommen wollen. Lassen Sie die Leesegelspire ausführen, und die Oberbramsegel lösen." — „Ja, ja, mein Herr!" erwiderte der Schiffsherr, für den des Fremden Wort Gesetz zu seyn schien.

„Warten Sie noch ein wenig!" rief jener schnell, leewärts blickend, und mit gedämpfter Stimme; „da bemüht sich ein ansehnliches Fahrzeug, windwärts von uns zu kommen und vielleicht hat es nichts Gutes im Sinn. — Die Steuerbordbrassen nach hinten angeholt, lufwärts das Ruder!"

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben Pius IX.

Der jetzige Papst hat während seiner nun vierzehnjährigen Regierung die widersprechendsten Urtheile erfahren. In den ersten vier Jahren vergöttert, ist er in den letzten zehn Jahren fast verdammt worden. Jetzt aber, nun das Unglück über ihn hereinbricht, beurtheilt man ihn wieder mit Theilnahme für sein Geschick. Unter all diesem Wechsel des öffentlichen Schicksals ist er stets derselbe geblieben, als Mensch liebevoll und gütig, von fleckenlosem wahrhaft patriarchalischem Wandel.

Pius IX, wurde am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren und stammt aus der alten Familie der Grafen Mastai. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts verließ diese Familie Crema im Lombardischen, um nach Sinigaglia in der Legation von Urbino und Pesare überzusiedeln. Bis auf unsere Tage waren mehrere Glieder dieser Familie mit den höchsten Stellen der städtischen Verwaltung betraut, so zwar, daß es in Sinigaglia sprüchwörtlich geworden war, daß die Ehre, Gonfaloniere zu seyn, Eigenthum der Familie Mastai geworden sey. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhielten die Mastai als Belohnung einer langen Reihe glänzender Dienste vom Fürsten Farnese, Herzog von Parma und Piacenza, den Grafentitel. Später in Folge einer Verbindung mit dem letzten Sprossen der Familie Feretti fügten sie den Namen Feretti zu dem ihren, und der älteste Mastai führt seitdem beide Namen.

Zum Kriegsdienste bestimmt, ging Mastai-Feretti, der jetzige Papst, 1810 nach Rom, um seine Studien zu vollenden, mußte aber seinen Lebensplan ändern, da man ihm wegen seiner Kränklichkeit die Aufnahme in die adelige Leibwache verfagte. Er wurde nun Abbate und übernahm die Leitung des Hospizes Tata Giovanni. Dieß Hospiz ist eine Art Zufluchtshaus zur Aufnahme und christlichen Erziehung von Waisenkindern. Es verdankt seine Entstehung einem armen, aber mildthätigen Mau

rer, Giovanni Borgi, welcher im Anfange dieses Jahrhunderts lebte. Dieser wackere Handwerker arbeitete den Tag über und brachte die Nächte häufig damit zu, am Lager der Kranken zu wachen. Eines Abends, als er über die Rotunda ging, sah er zwei arme Kinder auf den Steinplatten des Pantheon sitzen. Bewegt von Mitleiden nahm Borgi die jungen Verlassenen auf; nach und nach wurden neue Waisen den ersten zugefügt. Er nannte sie seine Kinder, sie gaben ihm den Namen Vater (tata auf italienisch). Daher der Name Tata-Giovanni, welchen man dem Hospiz der Waisen, zur Erinnerung an ihren Wohlthäter, gelassen hat.

Im Jahre 1823 verließ er dieß Hospiz, um mit dem Bischof Muzi als dessen Uditore nach Südamerika zu gehen. Der Zweck der Reise, mit den neuen Republiken Konkordate abzuschließen, wurde nicht erreicht. Mehrmals bedrohten Gefahren das Leben des künftigen Papstes. Eines Tages, als sich der Abbate Mastai auf einem chilenischen Schiffe von Valparaiso nach Lima begab, überraschte ihn ein heftiger Sturm, so daß das Fahrzeug Gefahr lief, an den Felsen zu zerschellen. Da näherte sich trotz des Sturmes und der hochgehenden Wogen eine Barke, welche mit einigen Negern unter der Leitung eines armen Fischers Namens Bako bemannt war. Letzterer begab sich an Bord des chilenischen Schiffes und brachte dieses vermöge seiner genauen Kenntniß der Küste in den kleinen Hafen von Arika.

Am folgenden Tage suchte der Abbate seinen Retter in dessen Hütte auf und ließ ihm als Beweis seiner Erkenntlichkeit, eine Börse mit vierhundert Piastern (etwa zweitausend Franks) zurück.

Edle Herzen vergessen aber nie einen geleisteten Dienst. Nachdem der damalige Uditore Mastai-Feretti Papst geworden, gedachte Pius IX. des armen Fischers Bako und sendete ihm sein Porträt mit einer gleichen Summe Geldes. Aber das erste Geschenk war wohl angewendet und Bako reich geworden. Tief gerührt von der Güte des heiligen Vaters ließ er an einem der schönsten Punkte in der Nähe seiner Wohnung am Meere eine Kapelle errichten und stellte dort das Bild des tiefverehrten Oberhauptes der katholischen Kirche auf.

Nach seiner Rückkehr wurde Mastai-Feretti zum Erzbischof von Spoleto ernannt. Die Aufstände von 1831 und 1832 waren eben besiegt worden und das Feuer glimmte noch unter der Asche. Einem höheren Agenten der römischen Polizei war es nach vieler Mühe gelungen, die Liste der Hauptschuldigen aufzustellen. Sey es nun in der Hoffnung, seine Anstrengungen belohnt zu sehen, sey es um an Wichtigkeit zu gewinnen, genug, ehe er das Schriftstück nach Rom sandte, zeigte er es voll Stolz dem Erzbischof. Dieser, der sich als den Vater seiner Heerde betrachtete und nicht deren Richter seyn wollte, las bestürzt das unselige Verzeichniß, und während er es durchlief, suchte er ein Mittel, die Bedrohten zu retten. Es war Winter, im Kamin brannte das Feuer — das Mittel war ganz natürlich; nachdem er das Lesen beendet, sagte der Erzbischof, den Agenten mit einem Lächeln der Genugthuung betrachtend:

„Armes Kind, Sie verstehen sich schlecht auf Ihr Geschäft. Wenn der Wolf die Schafe zerreißen will, kommt er nicht erst zum Hirten, um ihn davon in Kenntniß zu setzen."

Zugleich warf er das Papier in die Flammen. So wurde der Streich der menschlichen Justiz durch die Liebe des braven Prälaten aufgefangen. Um Alles zu sagen, müssen wir hinzufügen, daß Monsignore Mastai einen Verweis erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gerichtsfall, der zur Warnung dienen kann.

Ansbach, 19. Dezember.

Einen neuen Beweis, wie gefährlich unter Umständen die Anwendung der sogenannten Hausmittel werden kann, zumal ohne Zuratheziehung eines Arztes, lieferte die in voriger Woche abgehaltene öffentliche Sitzung des k. Bezirksgerichts dahier.

Den Gegenstand derselben bildete die Anklage gegen die Rothschmiedmeisters-Wittwe Maria Kath. Schneider von Nürnberg wegen Vergehens der fahrlässigen Tödtung.

Der Thatbestand ist nach der in der öffentlichern Sitzung abgegebenen ausführlichen Aussage der Hauptzeugin, der Landgerichtsdieners-Wittwe Jahreyssen, folgender:

Im März l. J. zeigte sich an der Hand des verlebten Landgerichtsdieners Jahreyssen zu Ansbach ein kleines Geschwür, dessen Heilung derselbe durch Auflegung des sogenannten Bayreuther und des Schmid'schen Pflasters zu bewirken suchte. Als ihm diese Mittel keine Linderung verschafften, sah er sich, der von ärztlicher Hülfe durchaus nichts wissen wollte und namentlich das Messer fürchtete, nach einem anderen, wirksameren um, als welches ihm das sogenannte Nürnberger Pflaster, in der Apotheke unter dem Namen emplastrum Noricum bekannt und für 3 kr. das Schächtelchen zu haben, empfohlen wurde. Er bezog dieses Pflaster durch Vermittlung einer Schuhmachersfrau von hier von der Rothschmiedmeisters-Wittwe Schneider aus Nürnberg, die das Rezept hiezu von ihrem Großvater, einem Arzte, erhalten haben will und zur Vertheilung desselben, als eines Mittels gegen Hühneraugen und Frostbeulen, von der k. Regierung die Erlaubniß erhalten hat. Das Schächtelchen kostet bei ihr 13 kr.

Als aber auch trotz der Anwendung dieses Mittels, das nach einer gedruckten Anpreisung so ziemlich für alle Krankheiten Hülfe schaffen soll, keine Besserung erfolgte, ließ sich endlich Jahreyssen im Juni von sei-

nur Frau überreden, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Doktor Sedelmayer und Chirurg Seunisch von Bichtenau, die Beide nach einander zu Rathe gezogen wurden, erklärten das Pflaster für wirkungslos und einen Einschnitt in die Hand für durchaus nothwendig, was Jahreyssen bei seiner Messerscheue zur Abdankung Beider veranlaßte, nachdem er sich durch Seunisch einen kleinen Einschnitt hatte machen lassen.

Seiner Frau, die fortwährend auf Beibehaltung ärztlicher Hülfe drang, erklärte Jahreyssen auf das Bestimmteste, er werde nur lediglich das Nürnberger Pflaster, das ihm am wenigsten Schmerzen verursachte, auflegen und sey jedenfalls entschlossen, sich einer Operation nicht zu unterziehen.

Da er aber selbst sah, daß das Uebel nicht stille stehe, ließ man die Wittwe Schneider nach Nürnberg schreiben und sie bitten, selbst nach Ansbach zu kommen und seine Hand zu besehen.

Sie kam, untersuchte die Hand und erklärte, dieselbe sey zwar böse, sie habe aber schon schlimmere Uebel kurirt und verspreche auch Jahreyssen Heilung, wenn er sich lediglich an ihr Pflaster, für dessen Auflegung sie genaue Vorschriften gab, halte und namentlich keinen Arzt zu Rathe ziehe, der doch nur zum Messer greifen werde; ihr Pflaster gehe tiefer, als das Messer des Arztes. Auch solle er sich nicht irre machen lassen, wenn das Uebel äußerlich sich verschlimmere, das sey eben ein Zeichen beginnender Heilung und langsam, aber sicher wirke ihr Pflaster.

(Schluß folgt.)

Zum Jahreswechsel.

Auf raschen Schwingen flieh'n die Jahre.
Die Tage sind verwehte Spreu;
Wer fesselt wohl das Wandelbare?
Was bleibt im Wechsel uns getreu?
Nichts hat Bestand; wir selbst auch wandern
In stetem Schwanken auf und ab,
Und eine Hoffnung nach der andern
Nimmt Jahr um Jahr mit sich hinab.

In schweren Mühen und Gedanken
Berstrickt sich bald der beste Muth;
In uns'res Daseyns kargen Schranken
Verblüht sich leicht die reinste Gluth!
Ist unser Loos doch nur Entsagen,
So daß gar Mancher wohl zuletzt
Selbst das Gebilde schon zerschlagen,
An das ein Leben er gesetzt.

Doch ist der Geist nur wach und heiter,
Blieb nur das Herz gesund und gut,
Dann eitern Kraft und Wille weiter,
Dann wächst auf Trümmern selbst der Muth.
Ein klares Gott- und Weltvertrauen
Füllt dann die Brust belebend aus,
Daß wir zuviel im Frieden schauen
Und stets in Fernheit voraus.

Dann steigert der Entschluß die Kräfte,
Und selbst das Schwerste wird ein Spiel;
Dann winkt im Drängen der Geschäfte
Dem höh'ren Sinn ein höh'res Ziel;
Dann heben mahnende Gewalten
Den Geist hinan, er schaut und lauscht,
Um auf die Dauer festzuhalten,
Was hier im Leben schnell verrauscht.

Des Wirkens Lust, der Trieb zum Bilden
Greift zum Unendlichen empor,
Es schwebt auf seligen Gefilden
Die Kunst uns die Vollendung vor,
Und aus des Wesens tiefen Quellen
Steigt ein Gebilde wahr und rein,
Das wir in's bunte Leben stellen
Ein Bürge seiner Zeit zu seyn.

Kunst und Literatur.

Weber's Volkskalender für 1861. Mit 52 in den Text gedruckten Abbildungen. 12r Jahrgang. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Unter den Volkskalendern nimmt der Weber'sche unstreitig den ersten Platz ein. Er umfaßt nicht nur ein sehr reichhaltiges Kalendarium für Protestanten, Katholiken, Russen und Griechen mit astronomischen Bemerkungen ꝛc., sondern er gibt auch in seinem „Geschichtskalender aus der Gegenwart“ eine getreue Darstellung des Krieges in Italien bis zum Frieden von Villafranka, ferner einen umfassenden Bericht über die Schillerfeier in der alten und neuen Welt; den Schluß dieser Abtheilung bildet die Unterwerfung Schamyls. Unter der Rubrik „Männer der Zeit“ finden wir Biographien über Napoleon III., Papst Pius IX. und Joseph Garibaldi. Die „Denkmäler der Neuzeit“ geben uns Abbildungen der Denkmäler Christophs v. Schmid, Friedrich Ludwig Jahns und Johann Peter Hebels nebst kurzen Lebensabrissen der letzteren. In einer weiteren Abtheilung behandelt der Weber'sche Volkskalender Fragen über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Fragen auf dem Gebiete des Kirchenlebens und der Schule. Diesen folgen Mittheilungen über Länder- und Völkerkunde, ferner solche aus dem Gebiete der Natur, sodann Gemeinnützige Belehrungen ꝛc. Die Ausstattung des Kalenders ist in jeder Beziehung lobenswerth, der Preis für das Gebotenene äußerst billig.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 2 Mittwoch, 2. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Der Kapitän befolgte diese Weisungen augenblicklich, wodurch der Fremde sogleich nach dem Hintertheil gebracht wurde, und die Brigg strich unter einer ziemlich steifen Brise mit bedeutender Schnelligkeit durch das Wasser. Es wurde bald augenscheinlich, daß das Schiff hinten ein in der Verfolgung begriffenes Kriegsschiff war, und der Kapitän und der Fremde wechselten bedeutungsvolle Blicke mit einander.

„Wir müssen diesen Kurs noch eine Stunde beibehalten," sagte der Fremde; „haltet preßvoll, laßt die Segel nicht loskommen, Jungen. Es wird die Brise schon überstehen, da seyd außer Sorge. Es ist ein gutes Schiff und folgt dem Steuer."

Der Schiffsherr zog den andern auf die Seite. Es erfolgte eine lebhafte Unterhaltung, der Ton des Kapitäns war ehrerbietig und sogar etwas bittend; der des andern ruhig und gebieterisch. Gleich darauf blickten sie über den Schiffsspiegel.

„Sein Hinterhalt ist jetzt deutlich sichtbar," rief der Schiffsherr; „vor einer Stunde sah ich nur das große Mars. Es rückt schnell vor."

„Es kann uns vor Nacht nicht erreichen, Kapitän, und dann sind wir zwischen den Sandbänken und Felsen, die ich kenne, und wohin es uns nie folgen wird. Vertrauen Sie mir. Ich biete den Myrmidonen des Mannes Stuart Trotz."

„Still!" sagte der Schiffsherr erschreckt. Es war jedoch Niemand in der Nähe als Eleanor, deren Blick neugierig auf die weißen Segel des fremden Schiffes gerichtet waren, und die, obgleich sie die Worte deutlich hörte, dieß auf keine Weise zu erkennen gab.

Stunden verflossen, ohne eine augenscheinliche Veränderung in dem Stande der Dinge hervorzubringen, obgleich es für ein erfahrenes Auge deutlich zu erkennen war, daß das Kriegsschiff mindestens einen Knoten in der Stunde mehr machte, als der Kauffahrer. Aber es war dunkel, und der Mond ging nicht vor Mitternacht auf. Darauf gründeten der Kapitän und sein geheimnißvoller Passagier ihre Sicherheit.

Die Kajütenpassagiere speisten zusammen zu Abend, und als sie auf Deck kamen, war es dunkel. Dennoch war nach vorn deutlich Land sichtbar, trotz der Finsterniß. Der Fremde warf einen scharfen Blick umher, und dann gab er, bei dem Kapitän auf dem Quaterdeck stehend, flüsternd seine Befehle.

„Fertig zum Wenden!"

„Alle Hände bereit — fur an — — nieder mit dem Steuer — Halsen und Schoten — Holt das Großsegel herum — fest," waren Befehle, die eben so schnell befolgt wurden, als sie ertheilt waren; und dann, als die Brigg vorwärts lief, herrschte, nach einem vorher verabredeten Plan, das tiefste Stillschweigen, kein Licht durfte gesehen werden, und der „Royal Charley" ging beinahe den Weg zurück, den er gekommen war. Kurz darauf sprang der Fremde schnell an's Steuer.

„Braßt die Raaen viereckig!" rief er, „holt das Wetterhorn des Großsegels."

Der Schiffsherr eilte selbst, den Befehl zu befolgen, und in fünf Minuten war der „Royal Charley" gerade vor dem Winde, mit schäumender Brandung rechts und links, und in einem nur schmalen Kanal, in dem er sich bewegen konnte. Dieß dauerte etwa eine Viertelstunde, dann verließ der Fremde das Steuerruder und hieß den Kapitän beilegen. — Die Raaen wurden scharf bei dem Winde gebraßt, und indem die vorderen den hintern entgegenwirkten, lag die Brigg unbeweglich. Alles war bereit. Eine alte Jolle, mit einem kurzen Mast, wurde heruntergelassen, eine ungeheure Laterne an der Mastspitze befestigt, und dann ließ man das Ding treiben. In der Entfernung hatte es ganz das Aussehen eines Schiffes, das außerhalb der Brandung ankerte und sich fürchtete, sich in der Dunkelheit zu bewegen. Nachdem dieser einfache Plan — zu dem man oft seine Zuflucht nimmt, der aber dennoch häufig gelingt — ausgeführt war, wurden die Segel wieder gefüllt, das Steuer niedergedreht, und dahin segelte die gute Brigg auf ihren ersten Kurs, frei von aller ernstlichen Sorge wegen ihres Verfolgers.

II.

Die Seereise.

Früh am andern Morgen kam Eleanor auf's Verdeck, wo sie den Unbekannten mit der ganzen Ruhe eines sich vollkommen sicher fühlenden Menschen auf-

und nieder gehen sah. Es war nichts in Sicht, als blauer Himmel und Wasser. Es war ein lieblicher Tag. Der Wind war günstig, die Segel schwollen in der Brise, die Masten bogen sich unter dem starken Drucke, und alles schien eine angenehme Reise zu versprechen. Eleanor setzte sich nieder und blickte auf das Meer hinaus, aber ihre Gedanken waren nicht dort. Sie hatte die ganze Nacht kaum geschlafen, weil sie an ihn gedacht, der jetzt mit gekreuzten Armen, gerunzelter Stirn und auf's Verdeck gerichteten Blicken an ihr vorüberging. Sie war seltsam gespannt, zu wissen, wer er seyn mochte.

„Sie scheinen gut zur See zu seyn, mein Fräulein?“ sagte er plötzlich dicht neben ihr mit voller, tiefer Stimme und mit all' der Leichtigkeit, Eleganz und Anmuth eines vollendeten Gentleman.

„Ziemlich gut!“ sagte Eleanor mit unverstellter Ueberraschung. „Dieß ist meine vierte große Reise.“

„Sie haben also viel gereist? Sie kennen wohl Westindien ganz gut?“

„Ich kenne nichts davon, als was man um meines Vaters Pflanzungen in Jamaica sehen kann.“

Der Fremde, scheinbar ermuthigt durch ihre Worte, setzte sich neben sie, und fing an, von den verschiedenen Inseln im merikanischen Golf, von den Flibustiern und Spaniern, von dem spanischen Meere und von all den Wundern und Merkwürdigkeiten einer Gegend zu sprechen, die damals verhältnißmäßig wenig bekannt war. Seine Schilderungen waren klar und höchst interessant, und Eleanor war sehr überrascht von den mannigfaltigen Kenntnissen, die ein so junger Mann entwickelte, der, nach seiner Unterhaltung zu urtheilen, den größten Theil seines Lebens in England verbracht hatte. Er gestand der Dame freimüthig, daß er ein Offizier der berühmten Ironsides, daß er ein Günstling Cromwell's gewesen sey, und folglich von der jetzt regierenden Macht gebührend verabscheut werde. Er war, wie er sagte, nur drei Wochen in Familienangelegenheiten in England gewesen, aber während dieser Zeit wie ein wildes Thier des Waldes verfolgt worden, und war nun froh, die freie Luft des Meeres wieder zu athmen. Er vertiefte sich in pittoreske Einzelnheiten seiner Abentener, welche seine Zuhörerin außerordentlich interessirten, da sie durch Erziehung und religiöses Gefühl große Sympathie für den lebhaften Sprecher fühlte. Plötzlich aber lenkte er das Gespräch wieder auf den Golf, als Herr Bowen und Herr Postans auf's Verdeck kamen. Ein schneller Blick sagte Eleanor, daß seine vertraulichen Mittheilungen für sie wären.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben Pius IX.

(Fortsetzung.)

Zu Imola, wohin er von Spoleto versetzt wurde, wirkte er in demselben Sinne, bezütigend und versöhnend. Er gewann alle Herzen, nur der Gonfaloniere (Bürgermeister) blieb ihm feindselig gesinnt. Die Gattin desselben erwartete Mutterfreuden und hoffte, daß Mastai-Feretti, wenn er bei der Taufe eine Pathenstelle übernehme, ihren Mann versöhnen werde. Der Bischof versprach ihr die Erfüllung ihrer Bitte und sagte dem Gonfaloniere beim nächsten Zusammentreffen:

„Mein lieber Graf, empfangen Sie meine Glückwünsche. Ich habe gestern Ihre Gemahlin gesehen, sie kam zu mir, um mir Ihr gemeinschaftliches Glück mitzutheilen. Ihre Familie wird bald um ein Kind reicher seyn; es ist dieß eine große Freude, die Gott Ihnen gewährt; ich theile Ihr Gefühl von ganzem Herzen. Beiläufig bemerkt, haben Sie schon einen Pathen gewählt?“

„Noch nicht,“ antwortete kalt der Gonfaloniere.

„Um so besser!“ sagte hierauf der Bischof, dessen Blick und Wort eine Färbung noch größeren Wohlwollens angenommen, „um so besser, ich wollte Ihnen einen vorschlagen, und — das bin ich.“

„Sie! . . . Sie! Niemals! Niemals!“

Ein Monat verstrich, und der Bischof von Imola war Papst Pius IX. geworden. Da erhielt der Gonfaloniere eines Tages ein Billet, welches die einfachen Worte enthielt:

„Den Bischof von Imola haben Sie als Pathen ausgeschlagen, würden Sie den Bischof von Rom annehmen?“

Die Antwort war leicht voranszusehen: sofort eilte der Gonfaloniere nach dem Quirinal, um sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen.

Bei der Papstwahl hatte man an Mastai zunächst nicht gedacht. Zwei Parteien machten sich die Entscheidung streitig; die Reaktion wirkte für Lambruschini, die liberale Fraktion für Gizzi, wie es unter solchen Umständen häufig zu geschehen pflegt, vereinigten sich immer mehr Stimmen auf einem neutralen Kandidaten, der kein anderer als Mastai-Feretti war. An dem entscheidenden Tage hatte er das Amt erhalten, die Stimmzettel aus der Urne zu ziehen. Siebenzehn mal hinter einander hatte er seinen Namen ausgerufen. . . . Seine Hand zitterte und kaum vermochte er die Stimmzettel zu halten, welche ihm dargereicht wurden. Noch heftiger zitterte seine Stimme; und als er auf dem achtzehnten Blatte noch immer seinen Namen gewahrte, verschleierten sich seine Augen, ein Schwindel umfing ihn und das Wort erstarb auf seinen Lippen.

Nach einem Augenblick des Schweigens stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen; er bat die Versammlung, ihn zu entschuldigen und einen Andern an seiner Stelle mit dem Lesen der übrigen Stimmen zu betrauen.

Mastai vergaß, daß eine unterbrochene Abstimmung die Wahl nichtig gemacht hätte; das Kardinalskollegium dachte daran.

„Ruhen Sie einen Augenblick!“ rief man ihm von allen Seiten. „Bezwingen Sie Ihre Aufregung, wir werden warten.“

Zugleich hatten mehrere Kardinäle ihre Sitze verlassen; sie waren eifrig um ihn beschäftigt und ließen ihn niedersitzen.

Mastai, immer noch schweigend und zitternd saß nichts, hörte nichts, und Thränen rollten fortwährend aus seinen Augen. — Die Prüfung war zu stark, er war ihr unterlegen.

Nachdem er einige Augenblicke sich erholt, faßte er sich und neue Kraft schien ihm verliehen worden zu seyn. Er erhob sich und nahm, durch zwei seiner Kollegen unterstützt, seine Funktion wieder auf; die Ziehung wurde langsam vollendet, und am Schluß hatte er seinen Namen sechsundbreißigmal gelesen.

Die Politik, die er als Regent befolgte, läßt sich bis auf den Grund durchschauen. Er wollte seinen Unterthanen ein gütiger Vater seyn und alle ihre Wünsche erfüllen, vorausgesetzt, daß er auch dem kleinsten Recht der Kirche nicht das Mindeste dadurch vergebe.

Er zählte vierundfünfzig Jahre, als er die Regierung antrat. Seine Persönlichkeit schildert ein Privatbrief aus jener Zeit. „In der breiten und hohen Stirne Pius IX., seinen ausdrucksvollen Augen mit dem lebhaften Blick voll Scharfsinn, Verstand, Wohlwollen und Güte, dem intelligenten Ausdruck des Mundes, dem hinreißenden Lächeln, dem Antlitz, über welches eine sanfte Heiterkeit ausgegossen ist, die das Unglück zwar verschleiern, aber nicht gänzlich verwischen konnte, in all dem liegt ein Reiz, den die Künstler nicht wiedergegeben vermochten.

Pius IX. ist über mittlere Größe, seine Haltung ernst und ohne Ziererei, seine ganze Persönlichkeit macht den Eindruck eines überaus wohlwollenden und mit hervorragenden geistigen Kräften ausgestatteten Mannes, ein Eindruck, dem sich Niemand zu entziehen vermag.

Die Stimme Pius IX. ist sanft und wohlklingend und hat in der Unterhaltung eine bezaubernde Wirkung, zugleich vermag sie nach Bedürfniß, ohne dabei etwas von ihrem Wohlklange einzubüßen, eine solche Kraft zu entfalten, daß wenige ihr gleichkommen. Es ist, sagt man, eine der schönsten und gewaltigsten Stimmen Roms. Stets waren die Fremden entzückt, wenn sie dieselbe wiederhallen hörten an den Gewölben der Peterskirche in dem Gesange der Präfation oder des Paternoster, oder wenn in den feierlichen Worten der päpstlichen Segnung am h. Ostertage sie über den Petersplatz mit einer Kraft erscholl, daß der letzte Widerhall jenseits des großen Obelisten zurücktönte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gerichtsfall, der zur Warnung dienen kann.

(Schluß.)

Nachdem sie die Zuversicht des Patienten noch durch Vorlage vieler, theils von Aerzten, theils von Geheilten ausgestellter Zeugnisse vollständig befestigt hatte, reiste sie wieder ab.

Das Pflaster wurde nun in der angegebenen Weise bei täglich dreimal wechselndem lockeren Verbande und dreimaligem Baden des Armes auf das Sorgfältigste und Fleißigste benützt, wie aus dem Verbrauche von etwa 6 Dutzend Schachteln hervorgeht. Aber langsam und sicher nahm nicht die Heilung, sondern das Uebel seinen Fortgang, ohne daß dieß jedoch das Vertrauen des Kranken im Geringsten erschütterte, der vielmehr gerade hierin nach den Worten der Maria Schneider ein Zeichen der Heilung erblickte.

Als aber im August der Arm zu schwellen und mißfarbig zu werden anfing und der beim geringsten Drucke hervortretende Eiter einen üblen Geruch annahm, ließ Jahreyssen wiederholt die Wittwe Schneider aus Nürnberg kommen.

Diese fand die Sache nun doch auch bedenklich, wie aus einer Aeußerung, die sie machte, hervorgeht, redete aber dem Kranken, der schon seit einiger Zeit fortwährend das Bett hüten mußte, zu, guten Muthes zu seyn, und ja ihr Pflaster fortzubrauchen. Der schlimme Zustand des Armes rühre von einem Rothlaufe her, dessen Auftreten sich nicht habe voraussehen lassen. Wenn er davon komme, so könne er ein alter Mann werden, denn es gehe da eine große Krankheit von ihm.

Am folgenden Tage, am 30. August, erklärte sie, daß sie nichts dagegen habe, wenn man einen Arzt rufe, was denn auch geschah. Allein es war bereits zu spät, am Morgen des 31. war Jahreyssen eine Leiche, ein Opfer des Verurtheils gegen die ärztliche Kunst und seines durch nichts zu erschütternden Vertrauens zur Quacksalberei. Die sofort vorgenommene Sektion zeigte, daß Jahreyssen, ein sonst durchaus gesunder und kräftiger Mann, am Brand gestorben sey.

Die Gutachten der fünf HH. Sachverständigen, unter ihnen Hr. Prof. Dr. Kußmaul von Erlangen, sprechen sich einstimmig dahin aus, daß Jahreyssen nicht gestorben wäre, wenn er ärztliche Hülfe gesucht, resp. dieselbe beibehalten hätte. Ein positiv schädlicher Einfluß des Pflasters oder der Art des Verbandes lasse sich aber allerdings nicht behaupten. Drei Wochen vor seinem Tode wäre Jahreyssen aller Wahrscheinlichkeit nach noch zu retten gewesen.

Die kgl. Staatsbehörde hielt die Anklage auch bei der nach der öffentlichen Verhandlung geänderten Sachlage aufrecht, indem sie hervorhob, wie Schneider durch ihre Ueberredungskunst den Verlebten bewogen habe,

einzig durch ihr Pflaster Heilung zu suchen; hätte sie nicht eine solche Zuversicht in dem Kranken zu erregen verstanden, dieser hätte gewiß bei dem Fortschreiten des Uebels seine Scheu vor den Aerzten überwunden und wäre gerettet worden.

Die Vertheidigung dagegen machte geltend, daß ja Jahreyssen kein willenloses Werkzeug in der Hand der Schneider gewesen sey, daß er schon vor der Zusammenkunft mit derselben seinen Entschluß, keine Operation zuzulassen, bestimmt ausgesprochen habe, daß Schneider also, nachdem konstatirt sey, daß ihr Pflaster und die Art des Verbandes nicht schädlich gewirkt habe, so wenig für den Tod des Jahreyssen verantwortlich gemacht werden könne, wie Jemand, der einem kranken Freunde rathe, er solle sich keines Arztes bedienen, wenn dieser Freund in der Folge stirbt.

Das am 18. l. Mts. publizirte Urtheil lautete auf 7 Monate Gefängniß wegen Vergehens der Tödtung aus grober Fahrlässigkeit. (Ansb. Mgbl.)

Fahr' wohl!

Von Adele Gräfin von Bredow-Goerne.

Wenn jemals ein Gebet, ein heißes,
Für Andrer Wohl zum Himmel geht,
Wird mein's wohl nimmer seyn das letzte;
Denn heiß hab' ich für dich gefleht.

Ach, mehr als Sprache, Wort' und Zeichen,
Ach, mehr als Thränenblut sagt wohl —
Wenn leis mit mattem Blick es tönet —
Das eine Wort: „Fahr' wohl! Fahr' wohl!"

Die Lipp' ist stumm, das Auge trocken;
Doch mir im Geist und in der Brust
Lebt' alle Zeit nur der Gedanke:
Daß nie mich grüßt mehr Freud' und Lust!

Mein Herz ist schwer, mein Geist ist trübe,
Und in mir klingt es dumpf und hohl:
Ich fühle nur, ich lieb' vergebens,
Ich fühle nur: „Fahr' wohl! Fahr' wohl!"

Mannigfaltigkeiten.

Die allbekannte „Gartenlaube" (Leipzig, Ernst Keil) hat sich einen Leserkreis errungen, wie ihn vor ihr wohl keine deutsche Wochenschrift aufzeigen konnte und der sie, zwei englische und eine amerikanische Wochenschrift ausgenommen, als das verbreitetste Blatt dieser Art erscheinen läßt. Der Verleger läßt jetzt 110,000 Exemplare drucken, zu deren Herstellung vier Doppelschnellpressen, durch kalorische Maschinen getrieben, 18 bis 20 Tage lang bei Tag und Nacht thätig sind. Die Kosten einer einzelnen Numer betragen 2200 bis 2400 Thaler, eine Summe, welche nicht zu hoch gegriffen erscheinen wird, wenn man erwägt, daß manche Illustration 120 bis 150 Thaler kostet, daß sehr gute Honorare an die Mitarbeiter gezahlt und monatlich etwa eine Million Bogen feines gutes Papier verbraucht werden. Der größte Absatz des Blattes ist natürlich in Deutschland; allein auch in Rußland, England, Skandinavien, Frankreich, der Schweiz, Amerika, Australien, Asien, Ost- und Westindien hat es zahlreiche Leser. Mancher deutsche Sortimentsbuchhändler bezieht 500 bis 700 Exemplare; die Hauptzeitungsexpedition in Leipzig versendet deren 13,000.

„Keine Langschläfer mehr!" könnte als Devise eines Weckapparates gelten, welcher gegenwärtig im „Hotel d'Angleterre" in Hamburg zur Schau aufgestellt ist. Das originelle mechanische Werk begnügt sich nicht damit, durch eine Glocke zur bestimmten Stunde zu wecken, sodann nach einigen Minuten dem Schlafenden die Nachtmütze zu entreißen und endlich eine stärkere Glocke dicht vor seinen Ohren lärmen zu lassen, sondern, wenn dieß Alles vergeblich bleibt, wirft es den trägen Schläfer sammt dem Bettzeug auf den Fußboden. Während dessen zündet der Apparat sogar noch die Tischlampe an, so wie die Spiritusflamme unter der Kaffeemaschine, und wenn in einigen Minuten der Kaffee fertig ist, erlischt die Flamme wieder. Sogar Feuer im Ofen macht der Apparat in gleicher Weise an. Es fehlt nur noch eine Vorrichtung zum Kehren des Zimmers, zum Bürsten von Rock und Stiefeln und die Dienerschaft wäre ersetzt.

Nach einem Berichte aus München zeigte sich am 24. Dezember Früh 6½ Uhr daselbst ein merkwürdiges Phänomen am Firmamente. Nachdem die ganze Umgegend plötzlich wie durch einen mächtigen Blitzstrahl erleuchtet war, nahm man gerade über der Stadt einen etwa 30—40 Fuß langen, mehr als armstarken Lichtstreifen mit nach Nord-Ost stehendem Kopf wahr, dessen hinterer Theil gegen Süd-West stand. Das Ganze war bogenartig und hatte die Form wie der Lichtstreifen einer mit Elevation abgeschossenen Congrev'schen Rakete. Der Glanz des Lichtes war blendend hell. Die ganze Erscheinung dauerte fast eine Minute.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 3 Donnerstag, 3. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Guten Morgen, lieber Vater," sagte Eleanor, ihm entgegengehend; „hier stecke ich bis über die Ohren in Geschichten von Flibustiern und Piraten. Der Himmel gebe, daß wir nur keinem begegnen!"

„Fürchten Sie sich so vor ihnen, mein Fräulein?" bemerkte der Fremde.

„Ei freilich! Es sind schreckliche Männer. Ich möchte nicht in die Hände Henry Morgan's fallen, oder Montbar's, oder —"

„Dessen von dem „Einsamen Stern"," setzte der Ironside lachend hinzu.

„O bitte, wer ist er?"

„Niemand weiß es," erwiderte Jener. „Er soll das reizendste Fahrzeug im ganzen Golf besitzen, an unbekannten Plätzen umherliegen, und wie ein Blitz über arglose Kauffahrer herfallen, gerade wo sie am sichersten zu seyn glauben. Schon manches gute Schiff ist von seiner schnellen Brigantine dicht vor einem Hafen aufgegriffen worden."

„Gott bewahre uns vor dem blutgierigen Schurken!" sagte Henry Postans. „Wir haben in Bristol genug von ihm gehört. Er führt einen Vertilgungskrieg gegen die Spanier, obgleich er nie englische Kauffahrer anfällt; aber seltsam genug hat er viele englische Kriegsschiffe von doppelter Stärke durch bloße List gekapert. Für seine Habhaftwerdung ist eine große Belohnung ausgesetzt."

„Ich habe nie gehört, daß er blutgierig sey," erwiderte der Puritaner ruhig; „ich habe immer gehört, daß er nie das Leben nehme, außer im offenen Kampfe; aber es sind viele Gerüchte verbreitet, und Niemand kann sagen, welche wahr und welche falsch sind."

Die Unterhaltung wurde noch eine Weile in diesem Tone fortgesetzt, und beim Frühstück war schon eine bedeutende Vertraulichkeit zwischen den Reisenden vorhanden. Kein Ort ist so geeignet, wie ein Schiff, die Schranken niederzureißen, welche die Gesellschaft zwischen den Menschen errichtet. Einige Tage vergingen, und der republikanische Offizier wurde unablässig in seinen Aufmerksamkeiten gegen Miß Bowen. Er war beständig an ihrer Seite, und da er an Talent, Erziehung, Unterhaltungsgabe und Erfahrung Henry Postans weit überlegen war, so konnte Eleanor nicht umhin, ihm fast ausschließliche Aufmerksamkeit zu bezeigen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen war es offenbar, daß die jungen Männer erklärte Nebenbuhler waren, und es entstand eine gewisse Kälte zwischen ihnen. Von da an wurde eine große Veränderung an den beiden Männern sichtbar. Der Puritaner wurde munter, wohlgemuth, fröhlich, stets schwebte ein Lächeln auf seinen Lippen, und sein Auge strahlte von unaussprechlicher Wonne. Der Kaufmann wurde launisch, verdrießlich und schweigsam, und zerstörte so fast jede Aussicht auf Nebenbuhlerschaft, welche vielleicht noch vorhanden war.

Noch machte Eleanor jedoch keinen merkbaren Unterschied zwischen ihnen, außer daß sie dem Einen mehr zuhörte, als dem Andern. Dieß konnte sie kaum vermeiden, denn die Unterhaltungsgaben der Nebenbuhler waren nicht zu vergleichen. Der Vater schien kaum zu merken, was vorging. Er hatte sich daran gewöhnt, Henry Postans als seinen Schwiegersohn zu betrachten; und gleich vielen anderen Eltern in ähnlicher Lage, hielt er es kaum für möglich, daß ein Anderer es wagen sollte, solche angenehme und zufriedenstellende Veranstaltungen zu stören. Etwa drei Wochen jedoch nach ihrer Abfahrt von Bristol ereigneten sich zwei kurze Auftritte, welche die Dinge der Entscheidung nahe brachten.

Eines Tages nach dem Mittagessen gingen Eleanor und der Fremde auf's Verdeck; die Passagiere zerstreuten sich hierhin und dorthin, während Herr Bowen und Henry Postans allein blieben. Der junge Mann redete seinen Kompagnon plötzlich an und drückte sein Bedauern darüber aus, daß seine Hoffnungen auf eine nähere und innere Verbindung zwischen ihnen zu Ende seyen. Der alte Mann, höchlich erstaunt, bat um eine Erklärung. Sie wurde gegeben. — Postans erklärte, daß seit dem ersten Zusammentreffen zwischen Eleanor und dem geheimnißvollen Unbekannten eine offenbare Neigung zwischen den beiden entstanden sey, welche seine künftigen Bewerbungen unpassend machte. Er erlaube sich deßhalb, seine Ansprüche zurückzuziehen und hoffe, daß dieser unglückliche Wechsel in seinen Aussichten keine Veränderung in ihren Freundschafts- und Geschäftsverbindungen hervorbringen möge. Herr Bowen

wollte dem jungen Manne nicht glauben; aber der Neffe beharrte bei seiner Erklärung, und der Onkel mußte endlich die Richtigkeit der festen Betheuerung des Andern einräumen. Darauf erklärte er, daß sein Eigenthum an Häusern, Ländereien und Geld in England seiner Tochter bestimmt sey, während seine Güter, seine Neger und sein Geschäft in Westindien für seinen Neffen bestimmt seyen. Es wäre ein Testament vorhanden, sagte er, ausgefertigt für den Fall seines Todes vor der beabsichtigten Heirath, worin für Alles Vorsorge getroffen werde, außer für eine große Summe in baarem Gelde, die er nach Jamaica mitnehme, wo er sie zu augenblicklichem Gebrauche nöthig habe. Der junge Mann dankte seinem Onkel herzlich, und nachdem er noch einmal seinen Kummer über die bittere Enttäuschung, die er erfahren, ausgedrückt hatte, schloß er sich einigen Pflanzern zu einem Kartenspiel an, während der Vater in tiefes Nachdenken versunken zurückblieb. Er war ein zärtlicher und liebevoller Vater, der mit Hingebung an seinem Kinde hing, und der Gedanke, der Neigung desselben entgegen zu treten, kam ihm nie in den Sinn. Er beschloß jedoch, am folgenden Tage eine Unterredung mit dem Fremden zu haben, da doch Nichts über denselben bekannt war, als daß der Kapitän ihm große Ehrerbietung bezeigte.

Gegen Mitternacht zog sich Henry Pestans mit finsterer und mürrischer Miene in sein Zimmer zurück.

Auf dem Verdeck hatte ein anderer Auftritt stattgefunden.

„In drei Wochen," sagte der Freund, wie er mit Eleanor über die Verschanzung lehnte, „wird unsere schöne Reise vorüber seyn."

Es war eine liebliche Nacht, obgleich es, außer auf dem Wasser, wo Myriaden von phosphoresirenden Lichtern um das träge durch die Wellen schneidende Schiff tanzten, ziemlich dunkel war. Den ganzen Tag war es ruhig gewesen, die Sonne hatte auf den Wellenspiegel geschienen, daß das Auge ganz ermüdet davon geworden, während einige Dunstwolken in der Atmosphäre geschwebt hatten. Der Wind legte sich und nahm allmälig ab, augenscheinlich vor einem Wetterwechsel. Alles war still und ruhig. Die beiden Freunde empfanden den Einfluß der Stunde und der Natur, und ihre Herzen schlugen, von gleichen Gefühlen bewegt. Eleanor gab keine Erwiderung auf des Andern Anrede, und er war weit entfernt, mißvergnügt darüber zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben Pius IX.

(Fortsetzung.)

Der Papst spricht gut französisch, kaum einige italienische Worte entschlüpfen ihm in der Unterhaltung mit Franzosen. Seine Redeweise ist elegant und einfach und trägt in vertrauten Gesprächen das Gepräge von Wohlwollen und Leutseligkeit und einer ausgezeichneten Gutherzigkeit, welche sich nichts von ihrer Würde vergibt und zugleich anzieht. In der Predigt erhebt sich seine Sprache zur Beredtsamkeit, und Alle, die ihn predigen hörten, versichern einstimmig, daß er seine Zuhörer fesselt.

Beim Empfang zeigt der Papst das herablassendste Wohlwollen. Man hat gesagt, daß dann sein Blick zum Herzen dringt und der Ausdruck seines Gesichtes und sein Lächeln eine unwiderstehliche Wirkung üben."

In einem andern Briefe heißt es über die Eintheilung seiner Zeit:

„Der Papst steht um vier Uhr auf. Nachdem er eine Stunde dem Gebet geweiht, liest er die heilige Messe in einer besondern Kapelle und verrichtet dann sein Dankgebet, während einer seiner Kapläne nach ihm das heilige Meßopfer darbringt. Gegen sechs ein halb Uhr begibt sich der heilige Vater in sein Studirkabinet, wo er bis ein Uhr den Geschäften sich widmet, Konferenzen mit einem Kardinal oder den Ministern abhält, oder er diktirt auch wohl seinen Sekretären. Um ein Uhr nimmt er sein Mittagsmahl; während desselben befinden sich der Maggiordomo und der Geheimsekretair in seiner Umgebung und sprechen mit ihm über Privatangelegenheiten des Palastes.

Zuweilen bei dringenden Geschäften fährt der heilige Vater während des Mahles fort, öffentliche Angelegenheiten zu behandeln, oder seinen Sekretären zu diktiren. Eine Stunde Siesta oder ein Spaziergang in den Gärten bilden die einzige Erholung des Papstes. Unmittelbar darauf beginnen Audienzen, welche bis fünf Uhr dauern. Wenn die Tageszeit so weit vorgerückt ist, verrichtet der Papst sein Gebet vor dem allerheiligsten Sakramente. Von sechs bis zehn Uhr verweilt er in seinem Kabinet, welches er nur verläßt, um eine leichte Erfrischung zu sich zu nehmen, bevor er sich zur Ruhe begibt."

Im Spenden von Wohlthaten war er ebenso unermüdlich, wie in Speleto und Imola. Es kam vor, daß er sein ganzes Geld an Bedürftige austheilte. Eines Tages meldete ihm sein Maggiordomo ganz bestürzt:

„Die fünfhundert Franken, welche sich heute Morgen in Ihrer Kasse befanden, sind verschwunden. Ich habe keinen Heller, um die Ausgaben für den morgenden Tag zu bestreiten."

Der Papst hatte einmal wieder die ganze Summe an Unglückliche vertheilt.

„Worüber beunruhigen Sie sich denn?" entgegnete er dem Maggiordomo; „hat uns der gütige Gott, welcher die Vögel des Feldes ernährt, nicht für jeden Tag unser Brod versprochen?"

„Ew. Heiligkeit haben ohne Zweifel Recht," er

widerte der Letztere, „nichtsdestoweniger bin ich darum nicht minder in Verlegenheit.“

„Morgen ist Freitag, Fasttag,“ entgegnete lächelnd der Papst. „Bringen Sie mir zum Frühstück Käse.“

„Aber zum Mittagessen! —“

„Dieselbe Speise,“ antwortete gleichmüthig Pius IX. Der schönste Tag seiner Regierung war der, an dem er die Amnestie ertheilte.

Endloser Jubel tönte in Rom! Steigend von Minute zu Minute begann die Stadt sich zu beleuchten. Plötzlich riefen einige Stimmen: Nach dem Monte Cavallo! Nach dem Monte Cavallo! und die Menge eilte durch einander nach dem Quirinalischen Palast, um dem Papste zu danken.

Es war neun Uhr. Pius IX. vernahm durch das Dunkel und Schweigen der großen Gärten des Quirinals den entfernten Lärm, ein sicheres Zeichen, daß seine Friedensbotschaft zu seinem Volke gelangt sey. Er sah den ungewöhnlichen Lichtschimmer nach und nach über allen Stadttheilen erscheinen und die ewige Stadt mit einer Freudenglorie krönen. Bald schien es ihm, als ob der Lärm sich näherte, dumpfes Murmeln drang den Hügel herauf, wie ferner Donner oder wie das Geräusch steigender Fluth. Jetzt hörte er einzelne Rufe, es ist sein Name, der von tausend Lippen tönt; man kommt ihm zu melden, daß sein Volk da ist, welches ihn sehen will, welches nach ihm verlangt! Es war das schönste Zeugniß der Liebe der Römer, der ungezwungene Ausdruck der öffentlichen Dankbarkeit. Der Glanz einer prächtigen Feierlichkeit, das schönste Fest, das Blendende eines königlichen Prunkes galten dagegen nichts.

Pius IX. begab sich auf den großen Balkon. Er wurde mit stürmischen Jubel empfangen. In den seltenen Pausen, wo es stiller wurde, drangen einzelne Rufe zu ihm: Dank, heiliger Vater, Dank! — Du hast ein großes und schönes Werk vollbracht! — Dein Volk dankt Dir! — und tausend ähnliche Zurufe, wie dieß im Charakter der Römer liegt.

Nachdem er die Menge gesegnet, zog sich der Papst zurück. Aber um zehn Uhr mußte er sich von Neuem zeigen. Waren Anfangs zehntausend Menschen gekommen, so standen jetzt zwanzigtausend da. Aber auch dieß war noch nicht der letzte Segen, den er an diesem Abend spendete, denn um elf Uhr rief ihn ganz Rom zum Drittenmale. Man hatte die Orchester aus den Theatern geholt, die Verkaufsläden gestürmt, um Fackeln zu erhalten, die Mauern und den Fuß des Obelisken erklettert, um dort bengalische Feuer anzuzünden, und der ganze Platz glänzte wie im vollen Sonnenlicht.

Zwei Jahre später war Pius IX. zur Flucht aus Rom gezwungen. Die Republik hatte in einem Aufstand gesiegt und behandelte ihn als ihren Gefangenen. So streng man ihn bewachte, konnte man den fremden Gesandten den Zutritt nicht verwehren, und durch diese wurden alle Anstalten getroffen, daß der Papst am 24. November 1848 Rom verlassen konnte.

Am Abend des fraglichen Tages gegen fünf Uhr erscheint in glänzender Equipage, Läufer voran, der Herzog von Harcourt am Quirinal. Er verlangt den Papst zu sprechen, in dem er allenthalben erklärt, er sey in die Nothwendigkeit versetzt, Geschäfte von der größten Wichtigkeit noch an diesem Abend mit ihm zu verhandeln. Vor dem Repräsentanten Frankreichs verschwinden alle den Wachen gegebenen Befehle. Der Gesandte wird in das Arbeitskabinet des heiligen Vaters eingeführt.

Zwei Stunden dauerte die Konferenz. Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimme des Herzogs von Harcourt, welcher lebhaft und mit vielem Feuer sprach. Es war beinahe 7 Uhr, als er das Kabinet verließ. „Der heilige Vater hat Ruhe nöthig,“ sagte er zu den Bediensteten und den Wachen, welche er im Vorzimmer fand. „Er hat sein Kabinet verlassen. Man störe ihn nicht.“ Diese Worte wurden mit fester und befehlender Stimme gesprochen, man neigte sich und gehorchte.

Was aber hatte sich inzwischen zugetragen?

Sobald die Thür des päpstlichen Gemachs sich hinter dem Gesandten geschlossen hatte, legte Pius IX., ohne eine Minute zu verlieren, die Zeichen seiner päpstlichen Würde ab und warf sich in ein weltliches Gewand. Hierauf war er, während ein vertrauter Diener vorausging, über die Gänge und Treppen geeilt, und hatte durch eine entlegene Pforte den Palast verlassen. An der Thür erwartete ihn ein von dem Herzog von Harcourt dahin gesandter Wagen. Der Papst bestieg ihn, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, und hatte bereits seit einer Stunde Rom verlassen, als der französische Gesandte sich aus dem Quirinal entfernte. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß das lange Verweilen des Letzteren in dem Kabinette des Papstes, die lauten Worte, welche derselbe sprach, die Ruhe, welche er für den heiligen Vater heischte, ebenso wie der Pomp, den er bei seiner Auffahrt entwickelte, und die prächtige Karrosse, welche das Volk ganz nach Muße begaffte, nur glücklich gewählte Mittel waren, um die Aufmerksamkeit abzulenken und den Uebelwollenden zu imponiren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die junge Königin von Neapel — so schreibt man der „Leipz. Zeitung“ aus Gaeta — gönnt sich nur wenige Stunden Ruhe und weilt Tag und Nacht fast in den Krankensälen, die Pflege der Verwundeten beaufsichtigend, ja mitunter selbst Hand beim Verbinden mit anlegend. Von unbeschreiblicher Begeisterung hängen aber auch alle Soldaten an ihr, und besonders die

Deutschen verehren sie wie eine Heilige. Kürzlich war ein bayerischer Soldat von einer zerplatzenden Bombe so schwer getroffen worden, daß sein Tod in wenigen Stunden zu erwarten stand. Der Unglückliche bat dringend, er wolle die Königin vor seinem Tode noch einmal sehen, da er eine wichtige Bitte an sie zu richten habe. Da es Nacht war, zauderte man anfänglich, die Königin zu wecken, allein da der Verwundete gar so dringend bat, so ging ein Arzt zu einer Kammerfrau, und diese weckte ohne Weiteres ihre Gebieterin. In sehr kurzer Zeit erschien die Königin im Lazareth und setzte sich an das Bett des verwundeten bayerischen Soldaten, um seine letzten Wünsche zu vernehmen. Ein Freudenschimmer soll das Gesicht des Sterbenden verklärt haben, und er hat dann in bayerischer Mundart der Königin zugeflüstert: er sey aus einem Dorfe im oberbayerischen Gebirge, habe dort eine Braut und ein mit ihr erzeugtes Kind und wolle nun die Königin bitten, dafür Sorge zu tragen, daß sein Guthaben am Kapitulationsgeld und einige Ersparnisse, die er gemacht, an diese Braut richtig gesandt würden, damit sie keine Noth leide und sein Kind gut erziehen könne. Mit Thränen in den Augen hat die Königin versprochen, für seine Wünsche zu sorgen; dankbar hat der Sterbende ihr noch die Hand gedrückt und ist bald darauf ruhig verschieden.

Ein deutscher Bäckergeselle kam in Paris auf den Gedanken, einen Handel mit Antiken anzufangen. Das Geschäft war um so ergiebiger, da er selbst die Waare fabrizirte. Er machte Gefäße, Statuetten aus Blei, überzog sie mit einem Firniß, begrub sie eine Zeitlang in den Erdboden oder ließ sie im Wasser liegen und die Antiquität war fertig. Der Mann scheint seinen Handel sehr gut zu verstehen, denn die geübtesten Kenner ließen sich durch die Fabrikate täuschen. „Ich habe eine solche Menge solcher Werke gefertigt," sagte er vor Gericht aus, „daß kaum vier Pferde die Last ziehen könnten." Sein Associe, ein Franzose, besorgte den Verkauf. Beide wurden freigesprochen. „Die Elemente, welche die Prellerei konstruiren, seyen nicht hinlänglich nachgewiesen." Ob der Appellhof wohl dieses Urtheil bestätigen wird?

Aus Brüssel wird berichtet: Seit Kurzem sind hier ganz gut geprägte französische Zehn- und Fünfcentimenstücke im Umlauf worauf, das Bildniß Napoleons III. im geistlichen Hauskäppchen wie es die Päpste zu tragen pflegen; statt des Adlers befindet sich auf der Rückseite die einfache Aufschrift: „Empire français." (Das empire soll den Leuten wohl in seiner „geistlichen Zukunft" gezeigt werden.)

Charade.

(Dreisylbig.)

1.

„Die Erste sey die Letzten nicht!"
So rauscht's durch's deutsche Vaterland
Im Rednerwort und im Gedicht
Vom Meere bis zur Alpenwand,
Es singt's der Bauer hinter'm Pflug,
Es schallt am Zechertisch beim Wein,
Es braust im Kriegesfahnenflug
Ein mächtig Nein! und aber Nein! —
Ja bis der letzte Held erlag
Und Deutschlands letztes Schwert zerbricht
Sey unser Losung Nacht und Tag:
„Die Erste sey die Letzten nicht!"

2. 3.

Das and're Paar zieht schlangengleich
Sich überall durch's deutsche Reich —
Sey's länger nicht die Hyder
Der Zwietracht, die die Brüder
Zu scheelen Feinden macht!
Sey's nur ein bunt Gewinde
Um unser Eiche Rinde,
Dem Sinnbild deutscher Macht,
Darauf der Einheit Banner steht
Und stolz nach Ost und Westen weht!

1. 2. 3.

Das Ganze
Wohl ruft's uns einmal über Nacht
Zum Tanze!
Wenn dann in heißentbrannter Schlacht
Der deutsche Todesmuth erwacht
Und jede Brust zum Walle macht,
Zur Schanze —
Und wenn's Viktoria! erschallt
Und hoch das then're Zeichen wallt:
Dann laßt uns wieder holen,
Was man uns einst gestohlen!
Und fügen wir, was unser ist,
Zum Kranze,
Verschwindet auch zur selben Frist
Das Ganze.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 4 Freitag, 4. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Werden Sie irgend eine Erinnerung an unser Zusammentreffen im Herzen tragen, Fräulein?" fragte er nach einer langen Pause, während welcher er vergebens versucht hatte, einen Blick ihres abgewendeten Gesichts zu erlangen.

„Ich werde die Freundlichkeit nie vergessen, womit Sie meine lange Reise durch angenehmes Gespräch verkürzt haben," erwiderte die Dame mit leiser Stimme.

„Und darf ich hoffen, daß wir uns wiedersehen?" fragte der Ironsideoldat lebhaft.

„Mein Vater wird erfreut seyn, Sie in seinem Hause zu sehen, wenn Sie sich in Jamaica aufhalten und Zeit erübrigen können, Old Oak Plantation zu besuchen."

„Mein Fräulein, warum sollte ich Anstand nehmen, offen zu sprechen. Ich bin ein Soldat und ein Gentleman, und wenn ich zu Ihrem Vater komme, so wird es zu dem Zwecke seyn, um Ihre Hand anzuhalten. Ich möchte aber Ihrem vortrefflichen Vater eine so zarte Frage nicht vorlegen, ohne ein ermuthigendes Wort von Ihnen. Unsere Bekanntschaft ist erst kurz, mein Fräulein, aber an Bord eines Schiffes sind Tage Wochen, und Wochen sind Monate."

Da er keine Antwort erhielt, so ergoß der Ironside alle seine Gefühl in seiner beredten und energischen Weise; und endlich, nach fast zwei Stunden unablässiger Ueberredung, erlangte er das Geständniß, daß er auf ihren Edelmuth vertrauen möge, wenn er ihres Vaters Einwilligung gewinnen könne. Mehr konnte er nicht erwarten, er hatte ja nicht einmal so viel zu hoffen gewagt. Die Freude des Soldaten war ruhig und ernst; er dankte Eleanor mit dem feierlichen Tone eines Mannes, der aufrichtig fühlte, daß er den entscheidensten Schritt seines Lebens gethan, und der den ächten Werth eines solchen Preises, wie es ein Frauenherz ist, ganz zu schätzen wußte. Die Unterhaltung des glücklichen Paares wurde nun vertraulicher, und es war beinahe Mitternacht, als die junge Dame ihres Vaters Stern küßte und zu Bette ging.

III.

Ein Trauerspiel.

Herr James Bowen schlief in einer großen und schönen Kajüte, deren eine Seite von dem Kapitän bewohnt wurde. Sie lag ein wenig getrennt von dem Schlafraum der anderen Passagiere, und die nächsten Kajüten waren die von dem Fremden und Henry Bostans bewohnten. Um Mitternacht ging der Kapitän auf Verdeck, die Passagiere verfügten sich in ihre Zimmer, und bald herrschte unten das tiefste Schweigen. Die Hauptkajüte, um welche die der Passagiere im Kreise lagen, war von einer trüben Lampe erleuchtet, welche, von der Decke herabhängend, ein flackerndes und mangelhaftes Licht verbreitete. Man hörte nichts als das Knarren der Planken, wie das Schiff unter einer leichten Brise in der stoßenden See stampfte und rollte. Dann und wann wurde das schwere Athmen eines Schläfers einen Augenblick hörbar aber dann verfiel Alles wieder in die tiefste Ruhe. Eine Stunde mochte verflossen seyn, nachdem sich Alle zur Ruhe begeben hatten, da öffnete sich leise die Thür einer Kajüte, ein Kopf kam zum Vorschein, zwei Augen blickten wild umher, dann kam eine dunkle Gestalt heraus, und man sah einen Mann in der Richtung der Kapitänskajüte leise über den Fußboden schleichen.

Er blieb einen Augenblick am Fuß der zum Verdeck führenden Leiter lauschend stehen. Alles war still; und nachdem er einen vorsichtigen Blick umhergeworfen, legte er seine Hand auf den Thürgriff, drehte ihn um, trat ein. Dann wurde die Thür behutsam und leise von dem nächtlichen Eindringling geschlossen. Eine Pause trat ein, und man konnte den Mann in der Kajüte umhertasten hören; dann fragte eine leise Stimme: „Wer ist da?" Hierauf wurde kein Laut mehr gehört, und nach Verlauf von zehn Minuten öffnete der Mann die Thür wieder und kam, mit einem schweren Beutel in der Hand, heraus. Er athmete tief auf und taumelte beinahe, aber er war doch im Stande, sein Zimmer zu erreichen und sich in seinem Bette zu verbergen. Indeß zündete er bald darauf ein Licht an und bewegte sich etwa eine Stunde lang unruhig in der Kajüte hin und her. Dann war wieder Alles still

und dunkel; und als um 4 Uhr Morgens die Wache abgelöst wurde, herrschte das tiefste Schweigen.

Um 8 Uhr wurde der Kapitän zum Frühstück gerufen. Er hatte sich um vier zur Ruhe begeben und schlief fest. Wie ein ächter Seemann aber war er in fünf Minuten, nachdem er geweckt worden, fertig, und ging, um Herrn Bowen zu wecken. Er legte die Hand auf den Arm desselben und schüttelte ihn, fuhr aber in demselben Augenblick voll Grauen und Schrecken zurück. Es erfolgte ein lauter Schrei. Mehrere hörten ihn, aber nur Henry Postans und der Unbekannte kamen herbei.

„Ihr Onkel ist todt!" sagte der Schiffsherr mit einem Tone des Schreckens. „Er ist im Schlafe gestorben."

„Mein Gott!" rief der Neffe, der blaß und zitternd dastand.

„Er ist schändlich ermordet, mit seinem Kissen erstickt!" rief der Fremde mit ernstem und bitterem Tone, nach einer schnellen, aber scharfen und genauen Untersuchung des Körpers aus, während seine Blicke drohend auf Herrn Postans gerichtet waren.

„Das ist wohl nicht zu verwundern, wenn Personen, die Niemand kennt, sich unter Leute von gutem Ruf und Vermögen mischen dürfen," sagte Henry Postans mit einer Stimme, in der Drohung und Abscheu gemischt waren.

„Keinen Streit, meine Herren," rief der halb verwirrte Kapitän. „Herr Postans, wenn Sie auf meinen Freund, den Oberst Sir Reginald Woolaston anspielen, so fordere ich Sie auf, Ihre Worte zurückzunehmen. — Aber, mein Gott, ist es wahr? Sir Reginald, sehen Sie doch einmal zu."

„Ermordet!" wiederholte der Fremde ernst — „ermordet! Die Rache ist mein, sagte der Herr, aber Gerechtigkeit ist des Menschen Attribut in gesitteten Ländern. Dieses schreckliche Verbrechen muß untersucht werden."

Ein Schreibpult von ziemlich großen Dimensionen, welches erbrochen worden war, zog jetzt aller Augen auf sich. Sir Reginald ging darauf zu und nahm eine Papierrolle auf, welche herausgefallen war. Er öffnete sie und las. Es war das Testament des Verschiedenen, und lautete sehr zu Henry Postans Gunsten. Der Soldat ächzte und wurde blaß. Der Neffe las über des Anderen Schulter.

„Mein guter, armer Onkel!" rief der junge Mann aus. —

„Kapitän," sagte der Soldat, den Schiffsherrn auf die Seite ziehend, „ich habe einen schrecklichen Verdacht. Haben Sie gestern Abend etwas Besonderes zwischen dem Onkel und dem Neffen bemerkt?"

„Ja," entgegnete Jener mit einem Blicke des Entsetzens, „sie waren zwei Stunden hier eingeschlossen, und es fielen hitzige und leidenschaftliche Worte zwischen ihnen. Nachher spielte der junge Mann Karten auf die sorgloseste Weise und ging ohne ein Wort des Grußes zu Bett."

„Ich bemerkte selbst, daß er seiner Cousine nicht gute Nacht wünschte," sagte Sir Reginald sinnend. „Aber Eleanor. Barmherziger Gott! was sollen wir ihr sagen? Wo ist sie?"

„Sie ist auf dem Verdeck," erwiderte der Kapitän.

„Ich will gehen und ihr die Unglücksnachricht mittheilen," setzte der Ironside hinzu. „Lassen Sie die Todtenkammer geziemend herrichten und bereiten Sie alles zu der letzten feierlichen Zeremonie vor."

Sir Reginald ging aufs Verdeck, und Postans folgte. Ihr feierliches und ernstes Aussehen machte das grüßende Lächeln auf Eleanor's Lippe erstarren. Sie begann zu zittern. Der Offizier näherte sich ihr langsam und sprach in behutsamen Worten. Ihr Vater sey unpäßlich — krank — sehr krank — ja, todtkrank — todt — ermordet! All dieses nahm lange Zeit in Anspruch, zwischen jedem Worte brachte Sir Reginald ganze Sätze lieblichen Beileids an; und als die traurige Wahrheit dem unglücklichen Mädchen klar wurde, war sie so zart darauf vorbereitet worden, daß sie die Nachricht zwar mit tiefem Kummer anhörte, aber ohne jene plötzliche und furchtbare Erschütterung, welche die Funktionen des Geistes verwirrt und die Vernunft aus ihrer Festung, dem Gehirn treibt. Sie wurde zu Bett gebracht, der Schiffsherr gab ihr einen Trank ein, und nach einem heftigen Thränenausbruch schlief sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben Pius IX.

(Schluß.)

Nachdem der Wagen, welcher den heiligen Vater wegführte, die Thore Roms hinter sich hatte, fuhr er im Galopp nach der Kirche des heiligen Marcellinus, in der Nähe der Basilika des heiligen Johannes vom Lateran. Es war dieß die erste Station der Reise. In geringer Entfernung harrte eine Karrosse auf der Straße nach Albano, in derselben erwartete der Graf von Spaur den Papst.

Andere Freunde sollten sich einige Meilen von da mit dem erhabenen Geächteten vereinen. Es waren dieß die Gräfin Spaur, deren junger Sohn und der Erzieher desselben, Pater Zeble.

Dieß Zusammentreffen fand mitten in der Nacht statt. Eine kleine Verspätung hatte die Gräfin in unbeschreibliche Angst versetzt, und ein Zufall, welcher in dem Augenblicke, wo die beiden Wagen sich begegneten, eintrat, vermehrte noch ihre nur zu sehr begründeten Besorgnisse.

Der heilige Vater hatte eben den Fuß zur Erde

gesetzt und schritt mit dem Grafen Spaur auf den Postwagen zu, in welchem die Gräfin sie erwartete. Plötzlich erschienen römische Karabinieri; man hält Alles für verloren. — Da öffnete, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, die Gräfin eilig ein Fenster des Wagens, und indem sie ihrer Stimme einen herrischen Ton gab, wendete sie sich mit den Worten an den heiligen Vater: „Beeilen Sie sich, Dokter, und steigen Sie rasch ein, es ist bereits spät und ich liebe es nicht, in der Nacht zu reisen."

Diese Worte führten die Soldaten in dem Grade irre, daß der Brigadier, als er den angeblichen Doktor seine Schritte verdoppeln sah, selbst zum Wagen eilte, den Schlag öffnete, den Fußtritt herabließ und dem heiligen Vater in den Wagen half. Als der Brigadier am Ende noch den Schlag schloß, antwortete er den Danksagungen der Gräfin in heiterer Laune:

„Meine Herren Franzosen, Sie reisen etwas spät, aber das Wetter ist schön und Sie haben nichts zu fürchten, die Straße ist vollkommen sicher.

Ohne auf die letzten Worte des Brigadiers und das „Glückliche Reise," welches er den Flüchtlingen wünschte, zu achten, peitschte der Kutscher die Pferde, und der Wagen fuhr im Galopp davon. So brachte dieß Zusammentreffen, welches so unglücklich hätte enden können, nur eine augenblickliche Gemüthsbewegung hervor. Die größten Schwierigkeiten waren überwunden, und etwa in der achten Morgenstunde des nächsten Tages befand man sich auf neapolitanischem Gebiet.

Während Papst Pius mit Hülfe des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur, in Gaeta Zuflucht fand, entwickelte sich in Rom die kurze Episode demokratischer Herrschaft. Eine revolutionäre Regierung, zu der später Joseph Mazzini gehörte, trat an die Spitze und eine konstituirende Versammlung schaffte das päpstliche Regiment für immer ab und rief die Republik aus. Aber die Niederlage Sardiniens in dem dreitägigen Feldzuge von 1849 bereitete der Restauration in Rom sehr rasch die Wege. Die katholische Mächte hatten, vom Papste angerufen, dessen Wiedereinsetzung beschlossen und Oesterreicher rückten in den Legationen ein, während ein französisches Korps bei Civita-Vecchia landete. Nach einem heftigen Kampfe ward Rom im Juli 1849 von den Franzosen besetzt; doch erst am 12. April 1850 kehrte Papst Pius nach Rom zurück. Es wurde nöthig, ihn mit Wachen zu umgeben, ihn, der wenige Jahre früher der Liebling Italiens gewesen war.

Aus der letzten Zeit, seiner zweiten Regierungsperiode, wollen wir noch einen Zug mittheilen.

Im Laufe des Jahres 1855 oder 1856 fand sich ein junger Soldat, der offenbar keine genügende Kenntniß von den Förmlichkeiten hatte, welche man erfüllen muß, um bei dem Papste zugelassen zu werden, im Vatikan ein, und erklärte, er habe Pius IX. eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen.

Der Papst, obgleich sehr beschäftigt, berücksichtigte indessen das Dringende des Wunsches und gewährte dem jungen Soldaten die Gunst, um welche er gebeten hatte.

„Was hast du mir zu vertrauen, mein Freund?" fragte Pius voll Güte.

„Ich werde Ihrer Frage genügen, heiliger Vater," sagte der Soldat, der etwas linkisch aussah, indem er militärisch salutirte. „Gestern habe ich nämlich von Hause einen Brief bekommen. Dort, in meiner Heimath, lebt ein Kamerad von mir, dem die Ehre zu Theil geworden war, von Ew. Heiligkeit empfangen zu werden. Er hat auch eine Medaille, welche Sie ihm gegeben haben, und alle acht Tage versammelt er die Leute aus dem Orte um sich, um zu ihnen über Rom, die Peterskirche, die Katakomben und vor Allem über den heiligen Vater zu sprechen. Er fesselt Jedermann so, daß der Pfarrer meint, er könne als ein Prediger gelten. Nun wollte die ganze Ortschaft für ihr Heil eine Messe lesen haben, und zwar von Ihnen. „Gib Acht," heißt es in meinem Briefe, „du wirst zu dem Papste gehen und ihn um eine heilige Messe bitten; aber daß du ihn gut bezahlst! . . ." Hier, heiliger Vater, sind vierzig Sous."

Und mit diesen Worten zog der Soldat ein großes Zweifrankenstück aus der Tasche und legte es feierlich auf den Tisch des Papstes.

Der heilige Vater konnte sich eines Lächelns über die Naivetät des guten Soldaten nicht erwehren.

„Nimm nur Deine zwei Franken wieder, mein Freund," sagte er; „behalte sie für dich, ich schenke sie dir; du hast du auch diesen Rosenkranz. Morgen werde ich die heilige Messe für euer Dorf lesen, und du wirst dabei zugegen seyn, ich erwarte dich."

1857 wurde Pius IX. die letzte große Freude seines Lebens zu Theil. Er machte eine Rundreise durch Mittelitalien und wurde aller Orten mit einer Begeisterung empfangen, die ihn an die schönen Tage von 1846 erinnerte. Zwei Jahre verflossen und abermals hatte sich Alles umgestaltet. Wie auf die Feste von 1846 die Flucht von 1848 folgte, so folgte auf die Feste 1857 der Krieg von 1859. Jetzt ist der Papst wieder ein Gefangener in seinem Palaste, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht wie damals fliehen will, so sehr seine Feinde ihn dazu drängen. Die Sympathieen der nicht römischen Welt sind zu ihm zurückgekehrt; wie sehr er ihrer als Mensch würdig ist, werden unsere Mittheilungen aus seinem Leben gezeigt haben.

Mannigfaltigkeiten.

[Friedrich Wilhelm IV. von Preußen,] der am 2. Januar in Sanssouci nach langen Leiden

starb, war am 15. Oktober 1795 geboren. Sein Vater war der damalige Prinz von Preußen, seit 1797 König Friedrich Wilhelm III., seine Mutter die gefeierte „Königin Louise." Unter den Lehrern des Prinzen befand sich Scharnhorst. Am 29. November 1823 vermählte sich Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern. Die Ehe blieb kinderlos. Am 7. Juni 1840 gelangte der Prinz zur Regierung. — Wir unterlassen es hier, eine Schilderung derselben zu entwerfen. Thatsache ist, daß die Erwartungen und Hoffnungen, die sich an das Ereigniß knüpften, keineswegs zur Erfüllung gelangten. Statt einer Konstitution erhielt Preußen, und zwar erst am 3. Februar 1847, bloß das Zwitter-Institut des „vereinigten Landtags." (Zwei Attentate gegen den König, das eine Tschechs am 26. Juli 1844, und jenes Sefeloges am 22. Mai, 1850 waren nicht von politischer Leidenschaft ausgegangen; der letzte dieser Mordversuche ist überhaupt noch gar nicht in allen Beziehungen klar gestellt.) Es kamen die Märztage des Jahres 1848. Am 21. hielt der König den bekannten Umritt in Berlin unter der schwarz-roth-goldenen Fahne. Am 2. April 1849 lehnte derselbe die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ab. Es entstand das Unionsprojekt, das mit den schmachvollen Tagen von Olmütz und Bronnzell endete. Die am 5. Dezember 1848 oktroyirte Verfassung ward unter Mithülfe der kleinen aber mächtigen Partei vielfach umgewandelt. Am 23. Okt. 1857 übertrug der König wegen schwerer Erkrankung dem Prinzen von Preußen, (seinem Bruder und nunmehrigen Könige) die einstweilige Stellvertretung in der Regierung und am 7. Oktober 1858 die bis heute von ihm geübte Regentschaft.

Man schreibt aus Zweibrücken, 19. Dezember: In dem eine halbe Stunde von hier entfernten Dorfe Niederauerbach spielt seit vierzehn Tagen eine Schatzgräbergeschichte, die an die dunkeln Zeiten früherer Jahrhunderte erinnerte. Ein dortiger Bauersmann, der schon von seinem Großvater gehört haben wollte, daß in seinem Garten ein Schatz vergraben sey, ließ sich behufs Hebung dieses Schatzes mit einem umherziehenden Schirmflicker ein, der sich denn auch anheischig machte, den Schatz zu heben. Zu diesem Behufe ließ er durch den Bauer 100 Fünffrankenthaler beischaffen, legte das Geld in Beisein des Bauers und dessen Familie, schön gerollt in eine Kiste, bedeckte dieselbe mit Erde und befahl den Leuten, die Kiste vor dem neunten Tage, zu welcher Zeit er wieder kommen und den Schatz, der sich bis dahin in die Kiste gezogen habe, selbst heben würde, ja nicht zu öffnen. Der Bauer überzeugte sich durch öfteres Nachsehen wohl, daß das Geld noch im Kasten sey, sah aber auch, daß es sich nicht vermehre. Als der neunte Tag verstrichen war, sich aber kein Schatzgräber zeigen wollte, öffnete man die Kiste und fand statt dem Gelde runde, mit Papier verklebte Hölzer in Form der Geldrollen.

Am 29. Dezember hatte es in Bischofsheim v. d. Rh. 4—5 Grad Kälte, welche aber auf den Bergen noch von einem eisigen, Mark und Bein durchdringenden Winde begleitet war. Trotz dieses stürmischen Wetters und des Tags vorhergegangenen hohen Schneefalls, wie sich die ältesten Rhönebewohner keines ähnlichen erinnern können, war eine Tochter der Wirthin auf dem Kreuzberg herabgekommen, um Nahrungsmittel hinauf zu bringen. Bei dem Hinaufsteigen aber schwanden die Kräfte des 20jährigen starken Mädchens zusehends, und oben den drei Kreuzen konnte sie wegen Müdigkeit den Weg nicht mehr fortsetzen. Doch hatte sie noch so viel Geistesgegenwart, einem in der Ferne sich befindenden Jäger zu winken. Dieser bemerkte auch alsbald das Mädchen, das schon mehrmals umgesunken war, eilte zu Hülfe und trug daßelbe eine ganze Strecke auf den Schultern bergab, und kam nach der größten Anstrengung und Erschöpfung durch den hohen Schnee glücklich in Haselbach an, wo sogleich Belebungsversuche mit günstigem Erfolge für das Leben des Mädchens gemacht wurden. Wir können nicht umhin, den Namen dieses edlen, sein eigenes Leben kühn auf das Spiel setzenden Menschenfreundes zu nennen, es ist der Bezirksthierarzt Herr Richter zu Bischofsheim.

Ein Spezereihändler und Materialist in Fürth macht im dortigen Tagblatt bekannt, daß er sich entschlossen habe, sein Geschäft an den Sonntagen gänzlich geschlossen zu halten, und zwar aus folgenden Gründen: 1) und vor Allem, weil es der Tag des Herrn ist und er immer mehr und mehr das Bedürfniß fühle, denselben für sich und die Seinigen von den Werktagen gebührend zu unterscheiden und 2) weil er es für seine Pflicht halte, seinen Untergebenen, die Jahr ein Jahr aus von frühesten Morgen bis zum spätesten Abend für ihn arbeiten müssen, auch einen Tag der Ruhe und Erholung zu gönnen.

Auf einem Hügel bei der Stadt Tsching-kiang-fu in der chinesischen Provinz Kiannan steht eine Pagode, die ganz aus gegossenem Eisen verfertigt und mit Basreliefs und Inschriften geziert ist, welche aus der Zeit der Tang-Dynastie herrühren. Diese Dynastie blühte vom Jahr 618-909 nach Christi Geburt. Die Pagode ist demnach mehr als 1200 Jahre alt. Sie besteht aus sieben stockwerkartigen Abtheilungen, ist vierzig Fuß hoch und mißt unten acht Fuß im Durchmesser. Auch soll sie mit Blitzableitern versehen seyn.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandel'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 5 Samstag, 5. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

An der Frühstücktafel sahen die Männer sich diesen Morgen argwöhnisch und unruhig an; aber auf den jungen Baronet und den Neffen des Ermordeten waren die Blicke hauptsächlich gerichtet. Beide waren eigenthümlich erregt, und der Argwohn, der schnellste aller menschlichen Gedanken, ging geschäftig zu Werke. Einige hatten diesen, Andere jenen in Verdacht, und doch sprach Niemand seine Gedanken aus. Alle aßen schweigend. Sie hörten die dumpfen Schläge des Zimmermanns, welcher den Sarg für den Mann anfertigte, der gestern noch fröhlich und glücklich mit ihnen gespeist hatte, und sie schauderten. In der beschränkten Welt eines Schiffes wurde die Lücke doppelt gefühlt. Der Kapitän saß an der Spitze der Tafel und bediente seine Gäste mechanisch. — Ein scharfer Beobachter hätte bemerken können, daß er nach einiger Zeit rastlos und unruhig wurde, während sein Blick verstohlen das Gesicht des Ironsideoffiziers suchte. Kapitän Montrose hatte offenbar Sir Reginald in Verdacht. Die Liebe desselben zu Eleanor, die Bevorzugung des Henry Postans von Seiten des Vaters, die unabhängige Stellung, welche die junge Dame jetzt einnahm, alles dieses waren Beweise von unwiderstehlicher Gewalt für seinen Geist.

So zerstreut war er, daß der Mulattensteward Josh, ein Diener Sir Reginald's die ganze Arbeit übernehmen mußte, die Bedürfnisse der Passagiere zu befriedigen. Wie seine Race im Allgemeinen, erfüllte er seine Pflicht mit Hurtigkeit und Geschicklichkeit, und das Frühstück ging vorüber.

„Josh," rief Sir Reginald plötzlich aufstehend, „komm hieher in die Kapitänskajüte."

„Ich, Massa Reginald, zu dem todten Manne gehen! Lieber nicht!"

„Komm!" rief Jener streng, und der Mulatte gehorchte, obgleich nicht ohne den abergläubischen Widerwillen, welcher seiner Race eigenthümlich ist. Er kehrte jedoch sorgfältig der Leiche den Rücken zu.

„Josh," sagte der Offizier, „ich weiß, wer diesen armen Mann ermordet hat, und Du weißt es auch."

„Ich, Massa Reginald!" rief der Mulatte mit höchst unverstelltem Erstaunen, während seine Augen unruhig in ihren Höhlen rollten: „Nächstens wird's heißen, ich es gethan haben."

„Gott behüte, Josh! Aber auf jeden Fall habe ich starke Ursache zu glauben, daß der Neffe der Mann ist. Es muß entdeckt werden, ehe wir das Schiff verlassen, und ich schärfe Dir ein, Deine Augen zu gebrauchen. Laß Dir keinen Blick und keine Bewegung des jungen Mannes entgehen. Wenn Du etwas siehst, das meinen Argwohn verstärken oder schwächen kann, so theile es mir mit."

„Ich will, Massa — seyd außer Sorge."

Sir Reginald sagte nichts mehr, sondern wandte sich um, blickte traurig und schwermüthig auf den Leichnam, verließ das Zimmer, durchschritt die große Kajüte und ging auf's Verdeck.

Denselben Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, wurden die Ueberreste des armen Herrn Bowen mit den gewöhnlichen feierlichen Gebräuchen in die Tiefe versenkt, und Eleanor war in der That eine Waise. Eine düstere Stimmung hing über dem ganzen Schiff. Ein Mord zur See ist eine seltene und schreckliche Sache, und die ganze Bevölkerung dieser kleinen von Wasser umringten Welt war tief erschüttert, während die Furchtsameren sich schaudernd fragten, wer zunächst an die Reihe kommen würde.

IV.

Der „Einsame Stern".

Der Kapitän des „Royal Charley" hatte beschlossen, auf der Höhe von Portorico Land anzusegeln, und etwa 14 Tage nach dem schrecklichen Trauerspiel, welches die ganze Reise getrübt hatte, blickte er nach der kleinen Insel Sombrero aus. Es war kaum ein Windhauch auf den Wellen, die Brise, welche sie einige Tage munter vorwärts gebracht, nahm allmählich ab, der Himmel sah schwül und sengend aus, die Sonne schien — bereit das Verdeck zu verbrennen, die Segel schlugen träge gegen die Masten, da der Wind nicht Kraft genug hatte, sie zu füllen. — Stunden lang gehorchte die Brigg kaum dem Steuer, und jetzt schwankte sie herum, gänzlich unachtsam auf die Anstrengungen des Steuermanns. Es herrschte eine tiefe Windstille. Nichts ist unangenehmer, als ein Schiff zur See bei einer Windstille.

Die Wellen sind nie ruhig, und das Schiff, auf das die Segel keinen Einfluß mehr üben, rollt und stößt auf die schrecklichste Weise. Jetzt erhebt es sich auf einer Welle und stürzt kopfüber wieder herunter; dann fängt es eine berghohe Welle auf der Breitseite auf, wodurch die Raaen fast in die Wogen tauchen, während die Masten nahe daran scheinen, durch die Gewalt der Erschütterung aus ihren Klangen gerissen zu werden. Eine tiefe Windstille bei schwerer See pflegt einem Schiffe mehr Schaden zuzufügen, als ein Sturm.

Kapitän Montrose war oben mit Josh, dessen Sehkraft außerordentlich war, Sir Reginald stand neben der blassen nnd trauernden Eleanor; Henry Postans ging mit finsterer Stirn auf dem Verdeck umher, während die anderen Passagiere umher saßen oder standen, und sich an Pflöcken und Tauen festhielten. Kein Wort wurde gesprochen. Alle warteten auf den lange versprochenen Ruf: Land, und sogar noch ungeduldiger auf einen Windhauch, um die Segel zu füllen und sie vorwärts zu bringen. Der republikanische Offizier, welcher, beiläufig gesagt, die eigenthümliche Redeweise seiner Partei, wenn er sie überhaupt je angenommen, längst abgelegt hatte, redete Eleanor hin und wieder flüsternd an, welche nur selten, und auch dann nur durch ein Kopfnicken antwortete. Sie verweilte schweigend bei dem furchtbaren Schicksale, welches ihren Vater befallen hatte. Ein vager, wilder und seltsamer Argwohn fluthete durch ihr Gehirn. Daß ihr Vater ermordet worden, war ganz offenbar. Dann kam die verhängnißvolle Frage, mit ängstlichem Flüstern gestellt, von wem? und es kann nicht geläugnet werden, daß Eleanor Vowen's Gedanken auf ihre beiden Bewerber fielen. Ihr Argwohn nahm aber weder Gestalt noch Form an; er schwebte ihrem Geiste nur unbestimmt vor, und da sie unfähig war, von dem Einen oder dem Andern etwas Bestimmtes zu denken, sagte sie Nichts. Hätte jedoch ein scharfer Forscher ihre geheimsten Gedanken geprüft, so hätte er höchst wahrscheinlich gefunden, daß die Richtung ihrer Gedanken nicht zu Gunsten ihres Vetters war.

„Segel ho!" rief plötzlich Josh mit lauter Stimme; und dann fügte er hinzu: „Ja, Segel ho!"

„Wo denn?" fragte der Kapitän von der großen Bramraa herab, während Sir Reginald schnell nach der großen Wand des Hintermastes ging und hinaus blickte.

„Zwei Striche am Steuerbordbug, Massa," antwortete der Mulatte, welcher auf der Vorbramraa saß.

„Bewegt es sich?"

„Kommt daher wie ein Spaß;" erwiderte der Schwarze; „hat lange Beine."

Der Kapitän richtete lebhaft sein langes Glas nach der vom Mulatten bezeichneten Richtung. Sir Reginald nahm ruhig seine Stellung neben Eleanor wieder ein, und die Passagiere waren alle voller Spannung. Ein Segel zur See nach einer langen Reise ist ein Ereigniß.

Kaum hatte Kapitän Montrose das zuerst von dem Neger gesehene Fahrzeug zu Gesicht bekommen, als er von oben herunterkam, Sir Reginald und seine Offiziere bei Seite rief und Rath zu halten begann. Er sey gewiß, sagte er, daß das auf sie zukommende Schiff ein Pirat, ein Flibustier sey. Das Fortbewegen mit Rudern in solcher Schnelligkeit zeige, daß es gut bemannt sey, und er frage um Rath, was geschehen solle. Alle waren gleich einerlei Meinung, und Kapitän Montrose ließ demgemäß alle Segel dicht einziehen, wodurch sie, außer für ganz gute Gläser, beinahe unsichtbar wurden. Sir Reginald sagte wenig. Er lehnte sich gegen den Schiffsspiegel, wo sie standen, und hörte zu.

„Und was sagen Sie?" rief der Schiffsherr, ihn plötzlich anredend, nachdem alle Anderen gesprochen hatten.

„Lassen Sie Generalmarsch schlagen nnd Passagiere und Mannschaft sich anschicken, wie Männer zu kämpfen."

Der Ton des republikanischen Soldaten wirkte elektrisch, und seine Wünsche waren zugleich Befehle. Die Trommel schlug, die Nachricht lief durch das Schiff, daß ein Pirat ganz in der Nähe sey, und Alle, bis auf die Frauen, schickten sich eifrig zur Vertheidigung an. Eleanor jedoch äußerte den Wunsch, bis zum letzten Augenblick auf dem Verdeck zu bleiben, und auf einen Wink Sir Reginald's willfahrte ihr der Schiffsherr.

Eine Zeit lang war der Lärm furchtbar. Die Kanonen wurden abgedeckt und geladen; Musketen, Schwerter, Picken und Hirschfänger wurden aufs Verdeck gebracht, und Jeder bewaffnete sich. Keiner gab ein Zeichen von Furcht, außer Henry Postans, der vor den ihm angebotenen Waffen zurückschauderte und in noch trüberem Schweigen, als gewöhnlich, auf dem Verdeck umherschritt.

Heran kam das fremde Schiff, und ehe noch Alles bereit war, wurde es vom Verdeck aus deutlich sichtbar. Von diesem Augenblick an war seine Annäherung zu der unbeweglichen Brigg reißend schnell. Bald konnte man sehen, wie die spritzenden Ruder mit ungeheuerer Schnelligkeit ins Wasser tauchten, und dann wurde die Gestalt und Form des vermuthlichen Korsaren deutlich. Alle standen und beobachteten das Vorrücken desselben mit gespannter Erwartung. Jeder Mann war auf seinem Posten und bereit zum Kampfe; und doch als der Schooner auf einige hundert Ellen herankam, standen Alle in stummer Bewunderung. Er glich mehr einem zierlichen Lustboot als einem Piratenschiff. Nichts konnte leichter, zierlicher oder gelenkiger seyn. Es war eine vollkommene Miniatur der glänzendsten Formen der Schiffbaukunst, und schien als Modell und nicht zum Gebrauch gebaut zu seyn. Es war fast ätherisch in seinen Bewegungen, als ob es das Werk einer Meerfee gewesen wäre. Ein malerischer Sinn hätte meinen

können, daß ein Delphin seine lebhafte und zierliche Gestalt für den Kiel hergeliehen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Camorristen in Neapel.

(Nach der Morning Post.)

Die neapolitanische Gesellschaft der „Camorristi" gehört zu den Elementen des Widerstandes gegen die neue Ordnung der Dinge in Neapel. „Die nächtlichen Raubanfälle," sagt der Korrespondent der Morning Post, „deren ich in meinem vorletzten Schreiben gedachte, dauern fort, und noch hat man kein Mittel gefunden, ihnen, Einhalt zu thun. Die Polizei, die jetzt großentheils unter den Toskanern, Lombarden und Piemontesen angeworben wird, ist ein Neuling in ihrem Beruf, da sie zu wenig Ortskenntniß besitzt, um sich in dem hiesigen Labyrinth von Diebshöhlen und Schlupfwinkeln zurecht zu finden. Andrerseits haben die neuen Gendarmen keine besondere Sympathie für die neapolitanischen Beutelschneider, und lassen sich durch keine Furcht für das eigene oder ihrer Verwandten Schicksal von ihre Pflichterfüllung abschrecken. Damit Sie diesen Umstand würdigen, muß ich Ihnen das bis jetzt herrschende System skizziren. Denken wir uns unter die vorige Herrschaft zurück, und wir können dann unbedingt in der gegenwärtigen Zeit sprechen. Der reguläre Dieb ist meist der Polizei und selbst dem Publikum bekannt, aber selten hat Jemand den Muth, gegen ihn als Kläger oder Zeuge aufzutreten, denn er ist gewiß dadurch in Gefahr, vielleicht ums Leben zu kommen.

Das Geschlecht der Diebe ist eine weit verzweigte, trefflich organisirte Gesellschaft, und heißt „Kompagnia de' Camorristi." Sie enthält zahllose Grade und Abstufungen, den gemeinen Taschendieb, den Hauseinbrecher und den feinen Schwindler. Die Camorristi aber rauben und stehlen nicht bloß individuell, sondern sie erheben in ihrer korporativen Eigenschaft am hellen Tag eine Art Räubersold. Jeden Morgen wird eine gewisse Anzahl derselben ausgeschickt, die zum Besten der Bande die Fisch- und Gemüsemärkte, die Kaufläden ꝛc. brandschatzt. Ein Bauer kommt mit seinem Korb frischer Eier auf den Markt. Sogleich nimmt ihn der Camorrista in Empfang mit den Worten. „Freundchen, Ihr zahlt drei Carlini." Der Bauer kratzt sich hinter den Ohren, zahlt aber die drei Carlini, und schlägt sie nachher auf den Preis seiner Waare. Niemanden fällt es ein, sich zu widersetzen; er wäre ja vor Sonnenuntergang halb oder ganz todtgeschlagen. Niemanden fällt es ein, bei der Polizei zu klagen, denn es ist bekannt, daß die Bande viele ihrer thätigsten Mitglieder unter den Polizeibeamten hat. Von den wohlhabenden Kaufleuten wird die „Steuer" nicht in baarem Geld erhoben, sondern der Camorista tritt dreist in den Kaufladen, nimmt, was ihm gefällt, und geht damit fort, indem er sagt, man möge ihm nur die Rechnung schicken. Sobald oder wenn der Kaufmann weiß, wer sein Kunde war, zuckt er die Achsel und dankt allen Heiligen, so gut weggekommen zu seyn. Im Spielhaus steht der Camorrista regelmäßig neben dem Croupier und erhebt von jedem Einsatz seine Prozente. So oft ein Droschkenkutscher einen Passagier zu ein Carlin oder 10 Grani einsteigen läßt, muß er dem in der Nähe lungernden Camorista ein Grano abgeben.

Die Disziplin, die in der Bande herrscht, ist wunderbar. Wenn irgend ein schreiender Raub oder Diebstahl begangen worden ist, so daß es nöthig scheint, um der Ehre der Polizei willen Jemanden zu verhaften, so suchen die Camorristi ein gewöhnlich junges Mitglied, das vielleicht mit dem speziellen Verbrechen gar nichts zu schaffen hatte, zum Sündenbock. Man schreibt ihm genau vor, wie er beim Prozeß sich zu verhalten und was er auszusagen hat, um der Untersuchung die Fährte abzuschneiden, und stets befolgt der Sündenbock die erhaltenen Weisungen auf das Gewissenhafteste. Selbst wenn er zum Tod verurtheilt wird, stirbt er zufrieden, denn bis zum letzten Augenblick glaubt er, daß die Bande ihn mit List oder Gewalt retten wird. Kommt er auf die Galeeren oder in den Kerker, so findet er sogleich eine Menge Vergünstigungen, und siehe, daß die Bande ihn nicht verlassen hat. In der That erstreckt sich die Organisation durch alle Gefängnisse; sie korrespondiren regelmäßig mit dem Oberhaupt, brandschatzen die Mitgefangenen, welche nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, und haben Theil an der Beute, die draußen gemacht wird. Selten hört man, daß ein Camorrist, der für die Bande sammelt, den geringsten Unterschleif begeht. Die Verzweigungen der Gesellschaft erstrecken sich sogar in die Armee. Del Carretto, der Polizeiminister des Königs Ferdinand, suchte dem Unwesen zu Leibe zu gehen, gab jedoch den Versuch wieder auf; denn es glich dem Kampf mit der Hyder. Die neue Polizei jedoch hat weder Sympathie mit der Bande noch Angst vor ihr. In den letzten Tagen wurden dreißig Camorristi, darunter zwei oder drei der Führer, verhaftet. Sie sehen, daß die Polizei keinen Kompromiß mit ihnen eingehen will, sie besuchen daher keine Märkte mehr und hüten sich, die Kaufläden heimzusuchen. Da sie nicht mehr wie in der guten alten Zeit im großen Maßstab rauben können, da sie auch nicht mehr ihre Mitglieder bei der Douane haben, sind sie gezwungen, sich auf den gemeinen nächtlichen Straßenraub zu verlegen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London: Australien, das die Welt bisher mit seinem Goldreichthum überrascht hat, trifft Anstalten, ihr auch den besten Stahl zu liefern. Seit die ersten Europäer in Neuseeland landeten, war oft in Reiseberichten von einem eigenthümlichen metallischen Sande die Rede, der längs dem Strande von New-Plymouth in Taranaki den Einwanderern lästig fiel. Er sieht aus wie gepulverter Stahl, und es war längst bekannt, daß er vom Magnet angezogen wird. Am häufigsten kommt er am Fuße von Mount Edgmont, einem ausgebrannten Vulkane, vor, doch findet er sich noch meilenweit längs der Küste mehrere Fuß hoch aufgeschichtet. Die Geologen vermuthen, dieses granulirte Metall sey ein vulkanisches Eruptionsgebilde, das später in der See pulverisirt und wieder trocken gelegt wurde. Praktische Versuche wurden damit weiter nicht gemacht: es war ein verhaßter Staub, gegen den sich die Einwohner, wenn der Wind ihn in Bewegung setzte, durch dichte Schleier zu schützen gezwungen sind, und der englische Kapitän Marshead, der eigens zur Untersuchung desselben nach Neuseeland gereist war, hat das Verdienst, den großen Werth dieser Landplage entdeckt zu haben. Er unterwarf ihn verschiedenen Schmelzprozessen, und als das Produkt alle seine Erwartungen übertraf, erwarb er von der Regierung den ganzen verachteten Sandbezirk und reiste dann mit mehreren Tonnen, die als Probe dienen sollten, nach Singapore zurück. Hier stellte es sich nun heraus, daß dieser Sand das herrlichste Erz ist, bestehend aus 88.45 Eisenparoxyd, 11.43 Titanoxyd mit Kiesel gemischt und aus bloß 12 pCt. unbrauchbaren Nebenbestandtheilen. Durch den sogenannten Konzentrationsprozeß erzeugt man aus ihm einen Stahl, der alle bisher bekannten Sorten an Güte weit übertreffen soll, ein Umstand, der aus der Beimischung des Titaniums wohl erklärlich ist, da es längst bekannt war, daß eine Zugabe dieses Metalls zum Eisen die Erzeugung des Stahls hebt, und es nur seiner Kostspieligkeit wegen keine größere Anwendung finden konnte. Dieser Taranakisand, der so fein ist, daß er mit Leichtigkeit durch ein Gewebe passirt, das auf den Quadratzoll 4900 Oeffnungen zählt, hat nun schon von der Natur das Titan beigemischt erhalten, und wenn obige Angaben sämmtlich richtig sind, dann zweifeln wir nicht im Geringsten, daß die aus solchem Stahl bereits angefertigten Werkzeuge, chirurgische Instrumente u. s. w. alle bisherigen Erzeugnisse dieser Art übertreffen.

Man schreibt aus Mailand, 26. Dezember: In diesen Tagen war der hiesige Gerichtssaal von einer großen Menge Neugieriger angefüllt, um der Schlußverhandlung gegen drei berüchtigte Verbrecher beizuwohnen. Den größten Abscheu des Kleeblattes erregte der Räuber Antonio Zolli, im Alter von 38 Jahren und in der Nähe von Faenza gebürtig. Er war ein Glied der Bande des Passatore und beging theils unter dieser, theils auf eigene Rechnung 71 Verbrechen, seine 20 Morde mitgerechnet. Im Kirchenstaate fiel er dem Gerichte in die Hände, welches ihn zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilte. Dort gelang es ihm, sich mit einem gewissen Bedini in Unterredung zu setzen und über die Bedingungen seiner Begnadigung mit ihm zu unterhandeln. Nach erhaltener Freiheit ging er nach Venedig, Triest, Bari, kehrte dann wieder nach Venedig zurück, ging hierauf nach Brescia und wählte endlich Mailand zu seinem Aufenthalte. Von diesem Platze machte er öfters Ausflüge in die Schweiz und beging im November des verflossenen Jahres zwei Straßenräubereien, die eine auf der Vareser Landstraße, die andere auf der, welche nach dem Simplon führt, in der Nähe des Landhauses Pobbia. Endlich fiel er, wenige Schritte von Mailand entfernt, auf der Landstraße von Loreto in die Hände des hiesigen Gerichtes. Der Bedini suchte und fand zu seiner Zeit die vierhundert Dukaten, die dem Pächter bei Perugia von Zolli gestohlen wurden, und er bezahlte laut Vertrag mit 200 den Räuber: den Rest steckte er in seine Tasche. Als der Pächter vernahm, daß Zolli verhaftet wurde und daß der Diebstahl vorgefunden worden, wandte er sich an die päpstliche Regierung, um das Seinige wieder zurückzuerhalten; aber vergebens. Das hiesige Kriminal konnte Zolli wegen seiner früheren Mordthaten und Räubereien, die auf dem Wege der Gnade von Seite des Kirchenstaates ihm nachgelassen wurden, nicht verdammen; der Staatsanwalt trug aber auf 20 Jahre harten Kerker für die Verbrechen an, die er seit der Begnadigung beging. Die Zustimmung ist keinem Zweifel unterworfen.

Unter den den Franzosen bei der Theilung der chinesischen Beute zugefallenen Raritäten befindet sich auch ein Elephant in Lebensgröße aus vergoldeter und reich emaillirter Bronce. Er wird nach Paris geschafft und in dem Hofe des alten Louvre aufgestellt werden.

Dem Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Heidelberg, ist die Auszeichnung zu Theil geworden, an des verewigten Ritters v. Bunsen Stelle zum Mitglied der französischen Akademie erwählt zu werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 6 Sonntag, 6. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Leicht wie die Möven, die es umflatterten, wurde das fremde Schiff von der sanftesten Brise in Bewegung gesetzt. Wie rauh auch die See war, es kümmerte sich nicht darum. Wenn ein anderes Schiff sich mühsam fortarbeitete in einer Wogenrinne, oder mitten entzwei brach auf dem gekräuselten Gipfel einer Welle, schien der Kutter seinen eigenen Weg zu wählen und von Welle zu Welle zu gleiten wie ein über die glatte Fläche eines See's geworfener Stein. Sein Verdeck wurde nie vom Sturm gewaschen, denn es erhob sich leicht wie der Meerschaum selbst, und sah aus, als ob eine steife Brise ihn leicht hätte aufs Land entführen können.

Sein Verdeck war von Bewaffneten erfüllt, und wie er sich der Brigg näherte, sich außer dem Bereich der Kanonen des „Royal Charley" haltend, hißte er seine Fahne auf, eine blutrothe Flagge mit einem großen weißen Stern in der Mitte. Kapitän Montrose antwortete durch Aushängen des Banners von Alt-England. Ein einziger Schuß von dem „Einsamen Stern" war die ganze Erwiderung und dann wurden die Ruder in lebhafte Bewegung gesetzt, und der Schooner schickte sich an, die Breitseite der Brigg zu kreuzen, als wollte er am Bug entern. Nach weiteren 5 Minuten war der „Einsame Stern" dicht unter den Kanonen des größeren Schiffes, aber augenscheinlich zu tief unten im Wasser, um von ihnen beschädigt zu werden.

„Steht bei euren Kanonen!" donnerte Kapitän Montrose; zielt nach des Schurken Verdeck!"

„Keinen Schuß, wenn ihr euer Leben liebt!" rief Sir Reginald, plötzlich auf die Verschanzung springend, eben als die Spitze des Schooners sich auf den Bug der Brigg zuwandte.

Jedes Auge an Bord der beiden Schiffe war jetzt auf den geheimnißvollen Fremden gerichtet, welcher sich mit der linken Hand an dem Tauwerk haltend, in der rechten eine kleine Flagge entfaltete und sie in die Höhe schwenkte. Es war ein milchweißes Banner mit einem einzigen rothen Stern im Mittelpunkt.

Augenblicklich brach ein wildes Freudengeschrei auf dem Verdeck des schönen Schooners aus, welcher anfing, mit größerer Schnelligkeit als zuvor auf die Brigg zuzurudern.

„Was für Befehle, Herr?" rief jetzt einer vom Verdeck des „Einsamen Sterns" herüber, indem er an den Hut faßte und den „Einsamen Stern" zum Stehen brachte.

„Schickt William an Bord," erwiderte der Fremde, der dann seine Stellung auf dem Verdeck des „Royal Charley" wieder einnahm.

„Ja, ja, Herr!" rief der Mann von dem andern Decke, und im nächsten Augenblick wurde ein gellender Pfiff gehört, eine geschäftige Bewegung wurde sichtbar, und dann wurde ein langer, schmaler, achtruderiger Kutter ins Meer gelassen und bemannt.

An Bord des „Royal Charley" stand Alles vor Erstaunen erstarrt. Die Ueberraschung war so groß, daß man nicht mehr an Vertheidigung dachte. Kapitän Montrose stand sprachlos, mit gerunzelter Stirn und geballten Fäusten; Eleanor blickte starr auf den Fremden, und Henry Postans ging wüthend auf ihn zu. Er zitterte vor Zorn.

„Blutgieriger Pirat!" sagte der junge Mann drohend, „wir sind in Deiner Macht, aber dennoch klage ich Dich der Ermordung meines Oheims an."

„Jeder auf diesem Schiffe ist frei," entgegnete Sir Reginald ruhig und kalt, „und wenn ich meinen Leuten Befehl gegeben habe, sich in demselben Wasser zu halten, so werde ich mit Euch weiter gehen; und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mich bei dem Gouverneur von Jamaica verklagen. — Ein Freibeuter bin ich, aber nicht blutdürstig. Ich führe nur gegen Spanier Krieg, es sey denn, daß ein Schiff Karl Stuart's mir in den Weg kommt; und dann weiche ich ihm nicht aus. Beschuldige mich nicht, junger Mann," fügte er mit feierlichem und ernstem Tone hinzu, „blicke lieber in Dein eigenes Herz und frage, ob das schuldlos ist."

Henry Postans trat zurück, blaß wie der Tod, das Gesicht buchstäblich gebleicht vor Entsetzen.

„Ich — ich beschuldigt!" — Mehr sagte er nicht, sondern eilte hinweg nach der entgegengesetzten Seite des Schiffes, und setzte sein düsteres Schweigen und sein Hin- und Herwandeln auf dem Verdeck fort.

„Boot an der Seite, Herr!" sagte der Mann am Gangweg.

Sogleich gab Sir Reginald dem Offizier in dem Kutter ein Zeichen, allein aufs Verdeck zu kommen — ein Befehl, der augenblicklich vollzogen wurde. — Williams war ein wettergebräunter Matrose von etwa 50 Jahren, in einer hübschen Uniform, und mit einem Aussehen von Offenheit und Ehrlichkeit, wie man es auf den Schiffen der Küstenbrüder nicht oft sieht. Aber der vom „Einsamen Stern" war kein gewöhnlicher Pirat. Der Seemann ging auf seinen Vorgesetzten zu, und fünf Minuten lang sprachen sie flüsternd zusammen. Dann wandte sich der Flibustier um, und ohne an irgend Jemand auf dem Verdeck ein Wort zu richten, ging er die Seite hinunter, trat in sein Boot und ruderte davon.

Einige Minuten später erhob sich eine leichte Brise, die aber kaum hinreichte, die Brigg weiter zu treiben. Der Schooner dagegen breitete seine milchweißen Segel aus, die dem Scheine nach dünn wie Betttücher waren, und glitt wie ein anmuthiger Schwan in der Richtung des Landes über die Wellen hinweg.

V.

Erklärungen.

Sobald seine Segel beigesetzt waren und sein Steuer das Schiff wieder lenkte, ging Kapitän Montrose ehrerbietig auf Sir Reginald zu und dankte ihm herzlich. Sein und seiner Familie ganzes Vermögen steckte in dem „Royal Charley", sagte er — und wäre dieser gekapert und nach den Turtle-Inseln geschickt worden, so wäre er ein ruinirter Mann gewesen. Unter diesen Umständen, setzte er hinzu, wäre er dem errepublikanischen Offizier ewige Dankbarkeit schuldig.

Nachdem der Kapitän des „Einsamen Sterns" diesen Dank öffentlich empfangen hatte, führte er den Schiffsherrn und Eleanor, trotz des sichtbaren Widerstrebens der Letzteren, auf die Seite und redete sie, an die Verschanzung gelehnt, mit kurzen Worten an. Er erklärte, daß er, durch Richard Cromwell's Fall jeder Thätigkeit beraubt und der bestehenden Regierung feindlich gesinnt, doch nicht ohne eine seinen Geist anregende Thätigkeit leben könne. Er habe mit Einigen seiner Partei die Idee gefaßt, in dem spanischen Meere eine kleine unabhängige Republik zu gründen, und zu diesem Zwecke hätten sie eine Zeit lang unter ihren zerstreuten Truppen rekrutirt. Inzwischen habe er, da er vermögend sey, ein Schiff gekauft, Mannschaft angeworben und zwei Jahre damit zugebracht, einen passenden Platz zu suchen, wo er seine Operationen beginnen könne. Nothwendiger Weise komme er beständig mit spanischen Schiffen in Berührung, und nie vermeide er den Kampf. Er greife indeß nie englische Kauffahrer an, und nur auf seinen Befehl sey der „Einsame Stern" ihnen in den Weg gekommen. Die Leute wären angewiesen, vor der Manastraße zu liegen und jedes Schiff zu entern, um nach ihm selbst oder Nachrichten von ihm zu forschen, im Fall er unglücklicher Weise in England entdeckt worden wäre.

„Und haben Sie noch immer diesen Plan im Kopfe?" fragte Kapitän Montrose, während Eleanor ihn gespannt anblickte.

„Das hängt ganz von den Umständen ab," erwiderte Sir Reginald. „Es gibt Etwas, das mich veranlassen würde, um die Erlaubniß zu bitten, ruhig in England zu leben, alle meine ehrgeizigen Hoffnungen aufzugeben und noch einmal der englische Baronet, Grundherr und vielleicht Parlamentsmitglied zu werden; aber das steht nicht bei mir."

Eleanor wandte sich dem Meere zu, um ihre außerordentliche Verwirrung zu verbergen, denn trotz ihres heftigen inneren Schmerzes konnte sie dem Einflusse der tyrannischen Leidenschaft nicht widerstehen; und nach einem bedeutungsvollen Händedruck ließ Kapitän Montrose sie allein zusammen. Henry Postans stand still und blickte von Ferne auf sie.

„Miß Bowen," sagte der Freibeuter mit leiser, banger Stimme, „es ist sehr früh nach einem so traurigen Ereigniß, von Heirath oder Liebe zu sprechen; aber ehe ich dieses Schiff verlasse, muß mein Schicksal entschieden seyn. Wenn Sie meine Bitte erhören und meine Hand, mein Vermögen und den Namen einer Lady Woolaston annehmen wollen, so kehre ich sogleich nach England zurück, und der Einfluß meiner Freunde wird mich vor Allem schützen, außer dem Befehl, auf dem Lande zu wohnen; wenn Sie mich abweisen, so gehe ich wieder zu meinen munteren Korsaren, und würde für den Rest meines Lebens ein Seeschwärmer, ein Flibustier — wenn Sie wollen ein Pirat."

„Sir Reginald," erwiderte Eleanor bitter, „mein Vater ist erst zwanzig Tage todt, und Sie wollen, daß ich von Heirath spreche?"

„Eleanor, theure Eleanor! Sie haben eine Frage über Leben und Tod für mich zu entscheiden. Ich bitte Sie nicht, einen Zeitpunkt für unsere Verbindung zu bestimmen; ich bitte nur um Hoffnung für die Zukunft."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Leopardenjagd.

Der süd-afrikanische Leopard (von den Kolonisten am Kap gewöhnlich Tiger genannt) ist über den ganzen ganzen südlichen Theil des Erdtheiles verbreitet, und die Jagd auf ihn ein prächtiges interessantes Vergnügen, welches durch die damit verbundene Gefahr einen eigenthümlichen Reiz ausübt und dem Jäger Gelegenheit gibt, sein sicheres Auge zu beweisen. Ohne Ursache greift der Leopard selten den Menschen an, wird jedoch, verwundet sehr gefährlich; seine Raubzüge sind

Digitized by Google

meistentheils gegen die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden gerichtet, denen er in einer Nacht vielen Schaden zufügen kann, weßhalb bei seinem Erscheinen in der Nähe von den Kolonisten diese ihm eifrig nachsetzen. Er erreicht eine Höhe von drei bis viertehalb Fuß, und ist ein schnelles, geschmeidiges Thier, dem wegen seines scharfen Gesichts und Gehörs schwer beizukommen ist.

Eines Tages erfuhr ich, daß sich ein Paar Leoparden nicht weit von Roundhouse, einem etwa drei englische Meilen von der Kapstadt liegenden Vergnügungsorte, hatten sehen lassen, und da ich gern eine Jagd auf sie mitmachen wollte, schloß ich mich zweien meiner Bekannten an, welche beabsichtigten, einen Versuch auf die Räuber zu machen. Mit guten Doppelflinten, Lebensmitteln auf mehrere Tage, unsern wollenen Decken und anderen nöthigen Sachen wohl versehen, verließen wir in Begleitung eines Hottentotten, welcher ein kleines, lebendiges Schaf als Köder trug, gegen zwei Uhr Morgens die Stadt, und befanden uns bald auf dem sogenannten Kloof-road, dem durch die Schlucht zwischen dem Tafelberg und dem Löwenkopfe mit unendlicher Mühe erbauten Wege. Da es noch dunkel war, konnten wir die prächtigen Aussichten, welche diese Felsenstraße darbietet, nicht genießen; die Stadt und die Tafelbay lagen noch in Dunkel gehüllt tief unter uns, als wir die höchste Stelle der Straße erreichten, wo auf der einen Seite der mächtige Tafelberg seine schroffe Seite dem Felsenkegel des Löwenkopfes entgegenstellt, nur von einander durch den Kloof oder die Schlucht getrennt, an deren östlichem Abhange die Straße aus dem Felsen gesprengt und gehauen ist. Einige kleinere, vom Löwenkopfe abtauschende und mit Brücken überspannte Schluchten, in deren Tiefe hinabzublicken vielen dem Schwindel Unterworfenen unmöglich ist, überschritten wir in der Dunkelheit und kamen gegen vier Uhr Morgens auf Roundhouse an.

Hier erfuhren wir, daß sich die Leoparden wahrscheinlich über den nächsten Kloof oder Schlucht nach Hout-Bay zurückgezogen hätten, nachdem sie noch in der vorhergehenden Nacht einige Schafe erwürgt und zerrissen hatten. Es war zu spät, noch vor Sonnenaufgang nach ihrem Aufenthaltsorte zu gelangen, und wir beschlossen deßhalb den Tag auf Roundhouse zuzubringen und gegen Abend den Bergrücken zu erklettern und uns eine gute Stellung für die Nacht auszusuchen. Der uns begleitende Hottentotte entschied unsere Bestimmung vollends dadurch, daß er uns kund gab, er kenne jenseits des Kloofs einige verfallene Fischerhütten, denen seit Jahren kein menschlicher Fuß nahe gekommen war, und welche uns, im Falle es anfinge zu regnen, einiges Obdach gewähren würden. Wir forderten für uns daher ein gutes Frühstück und saßen gerade gemüthlich bei demselben, als ein eigener Zufall unsere Mahlzeit störte.

Ein junger Mann nämlich, welcher erst seit Kurzem im Kapland und als Diener beim Wirthe des Roundhouses eingetreten war, trat plötzlich in das Zimmer und hielt eine mächtige Brillenschlange in der Hand.

„Sehen Sie, was ich mitten auf dem Wege vor dem Hause gefunden habe," sagte er unbefangen, denn er kannte die gefährlichen Eigenschaften seiner Gefangenen nicht.

Beim ersten Blicke erkannten wir das giftige Reptil und sprangen erschrocken vom Tische auf. „Um Gotteswillen, halten Sie das Thier fest, wo Sie es gefaßt haben," riefen wir ihm einstimmig zu, denn glücklicherweise hatte er dasselbe am Halse dicht unter dem Kopfe ergriffen und die Schlange hatte sich um seinen Arm gewickelt, nachdem sie aus der Erstarrung, in welche sie durch den kalten Nachtthau versetzt worden, und in welcher sie der junge Mann gefunden hatte, erwacht war.

Mit dem Leben kehrten auch die schlimmen Eigenschaften dieses gefährlichen Thieres zurück; sein Kopf blähte sich in Gestalt eines hohen Hutes auf, und drohend bewegte es seine Giftfänge auf und nieder.

Die Gegenwart eines solchen Gastes im Zimmer ließ uns nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn wir Alle kannten die tödtlichen Eigenschaften des Reptils; wir baten ihn, nur so fest wie möglich zu halten und die Schlange so viel wie möglich zu erwürgen; der arme Mensch wurde leichenblaß, sobald er die Natur seiner Gefangenen erfuhr, und schloß seine Hand krampfhaft um den Hals der Schlange, so daß sie ihm kein Leid zufügen konnte. Ich sprang schnell zu seinem Beistande, indem ich seine Hand noch mit der meinigen umschloß und seinen von dem Reptil umwickelten Arm unterstützte, um das Loskommen des Thieres zu verhindern; unterdessen eilten meine Fremde, ein kleines Faß herbei zu bringen, in welches wir die Schlange lebendig, wo möglich, einsecken wollten.

(Schluß folgt.)

Der Tannenbaum.

Du schönster Baum auf Bergeshöhen,
Tiefsinnend schaut mein Aug' dich an.
Wenn durch den Wipfel spielt ein Wehen,
Möcht ich die stillen Geister sehen,
Die dir mit leisem Gruße nah'n.

Der Geist der Liebe schwebt hernieder
Auf dich zur stillen Weihnachtszeit.
Drum gibst du deine grünen Glieder
Zum heil'gen Dienst der Liebe wieder
Am sel'gsten Fest der Christenheit.

Der Geist der Hoffnung haucht mit Milde
An dich sein immergrün Gewand,
Das raubt dir nicht das Eisgebilde

Und nicht des Sturmes Wuth, die wilde,
Die dich erfaßt mit kalter Hand.

Der Geist des Glaubens lehrt dich ragen
Hoch in des Himmels weiten Raum.
Und allem niedern Glück entsagen
Und Jemand wollte mich noch fragen:
Warum liebst du den Tannenbaum?

Mannigfaltigkeiten.

Ein Hamburger Blatt bringt folgende Anekdote: Ein Hamburger bekannter Arzt, welcher verheirathet ist, ohne bis jetzt Nachkommenschaft zu sehen, pflegt allabendlich im Klub sein Partiechen L'hombre zu machen; doch legt er regelmäßig um 10 Uhr die Karten nieder, um sich bei der harrenden Hausfrau präzis zum Abendessen einzufinden. Am Abende des 24. Dezember ging er seiner Gewohnheit nach in den Klub, aber er fand keine Partie vor. Unser Arzt wartete bis 9 Uhr, aber vergebens; er mußte sich entschließen, den Heimweg anzutreten. Natürlich wurde er so früh im Hause nicht erwartet; er fand die Thür fest verschlossen und zog die Glocke. Da öffnet sich ein Fenster im oberen Stockwerk und eine wohlbekannte Stimme, die des Dienstmädchens nämlich, frägt herab. „Bist Du es, August?“ Der Hausherr, über diese sonderbare Frage erstaunt, verliert keinen Augenblick die Fassung und erwidert im tiefen, verstellten Tone: „Ja.“ „Warte ein wenig!“ ruft das Mädchen und verschwindet. Der Arzt ist nicht wenig gespannt auf das Weitere dieser Begebenheit, doch kommt ihm die Auflösung des Räthsels so recht eigentlich in die Hände. An einem langen Bindfaden wird ein Päckchen in Papier herabgelassen, dessen er sich sogleich bemächtigt. Als er sieht, daß das Fenster wieder geschlossen ist, tritt er zu einer Laterne und untersucht den Inhalt; es sind zwei delikate Fasanen. Er nimmt sie unter den Paletot, patrouillirt noch ein wenig, dann kommt er nach Hause. Als er eingelassen wird, kommt ihm die Frau Doktorin in großer Aufregung entgegen und klagt ihm: Sie habe aus Prag zwei Fasanen bekommen, mit denen sie ihn habe überraschen wollen, aber diese sehen aus der Küche verschwunden — die Katze habe sie geholt. Das anwesende Dienstmädchen bestätigt, dem vierbeinigen Räuber Rache drohend, dessen begangene Freveltat. Der Arzt blieb vollkommen ruhig, er sprach zu seiner Gattin: „Beruhige Dich, mein Kind, wir kommen nicht um unseren Festbraten. Die Katze ist mir begegnet und war so gefällig, die Fasanen dem rechtmäßigen Eigenthümer auszuliefern.“ Bei diesen Worten holt er das Packet hervor. Das Dienstmädchen wird roth, wie der beste Zinnober, sie fängt an, zu zittern und ihr Gesicht verzieht sich zum Weinen. Der Arzt, welcher dieß wohl bemerkt, wendet sich mit Bonhomie zu der Angstvollen und spricht: August läßt grüßen.“ Dieß war die ganze Strafe.

In Eleusine (Griechenland) wurde kürzlich eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Bei Nachgrabungen fand man unter Marmortrümmern ein menschliches Skelett in vollständiger Rüstung, ähnlich der in Frankreich und Deutschland gefundenen, wodurch die mehrfach von byzantinischen Historikern bestrittene Aufstellung, daß die eleusinischen Tempel von den Kriegern Alarchis zu Ende des vierten Jahrhunderts zerstört wurden, sich auf's Neue bestätigte.

Die Bundesarmee (mit Ausnahme Oesterreichs) zählt in diesem Augenblick, wie die „H. N.“ melden, 35 Batterieen gezogener Kanonen nach preußischem System. Bei den größeren Kontingenten wurde die dreigliedrige Aufstellung mit der zweigliedrigen vertauscht, um eine größere Beweglichkeit in der taktischen Aufstellung zu bewirken. Aus dem Drittheil der überzähligen Mannschaft werden s. Z. vierte Bataillone gebildet und die Zahl der Offiziere vermehrt.

Logogryph.

Wer führt am schaurig wüsten Ort
Mit Brüllen, Sausen, Donnerknallen
Vor seinen wilden Brüdern allen
Im Insel-Land das lante Wort?
Ein Zeichen vor, so bring' ich meinen Gruß
Dir, lieblich Kind des deutschen Genius:
Wem hat nicht oft bei deinen süßen Klagen
Das volle Herz im Mitgefühl geschlagen?
Den rauhen Vater adelt' er im Grab,
Der, Holde, dich dem kinderlosen gab.

Auflösung der Charade in Nro. 3:

Rheingränze.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 7 Dienstag, 8. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Sir Reginald, klingt nicht die von meinem Kousin gegen Sie vorgebrachte fürchterliche Anklage noch in meinen Ohren?"

„Und glauben Sie —"

„O nein!" rief die junge Dame mit dem tiefen, rührenden Vertrauen eines weiblichen Herzens und mit voller, starker Stimme, die keinen Irrthum zuließ. „O nein, aber was würde die Welt von mir sagen, wenn ich die Bewerbung eines Mannes annähme, der der Ermordung meines Vaters angeklagt ist? Sir Reginald, fragen Sie mich nicht mehr, bis diese Frage gelöst, bis der Mörder entdeckt ist. Dann, glauben Sie mir, wird Eleanor Bowen, den Schutz und den Heerd eines Mannes, den sie nicht umhin kann, zu lieben, nicht zurückweisen."

„Dieses Wort ist genug," sagte der Freibeuter, „und von diesem Versprechen werde ich von nun an leben. Eben als ich nach kurzer Abwesenheit zu meinem wilden Leben zurückkehren wollte, scheint mir das Schicksal einen Sonnenstrahl in den Weg geworfen zu haben, nach dem ich nicht umhin kann, begierig zu greifen. Werde mein Weib, theuerste Eleanor, und Du wirst mich noch einmal zu einem nützlichen Mitgliede der Gesellschaft machen und ich in deine Gesellschaft die Kämpfe und Kriege vergessen, welche das schöne Antlitz Englands so lange befleckt haben."

„Ich habe viel gesagt, Reginald," erwiderte Eleanor, „zu viel vielleicht für die Verhältnisse; fragen Sie mich nicht mehr."

Das Gesicht des Ironside strahlte vor Freude und Vertrauen. Das Wort „Reginald", ohne das „Sir" war genügend für ihn. Er verlangte, er wünschte nichts mehr. Sie blieben indeß noch Stunden lang im Gespräch über andere Gegenstände und hörten erst auf, als sie zur Abendmahlzeit gerufen wurden. Sie saßen neben einander, und der Kapitän des „Einsamen Sterns" spannte sie und die ganze Gesellschaft durch seine lebendigen Erzählungen von Abenteuern zu Wasser und zu Land. Anfangs zwar herrschte eine gewisse Gezwungenheit auf Seiten der Passagiere gegen den berüchtigten Piraten des Golfs; aber sein feines Benehmen, seine beredte und edle Sprache fesselten bald ihre Aufmerksamkeit, welche nicht mehr von ihm abgezogen werden konnte. Er erklärte so freimüthig seine eigenthümlichen Seeräuberoperationen, die hauptsächlich in der Absicht der Verfolgung von Englands Erbfeinden, den Spaniern, geführt wurden, daß seine Reisegefährten, anstatt sein Verfahren zu tadeln, damit schlossen, ihm ihren Beifall auszudrücken.

Henry Postans allein hielt sich gänzlich entfernt von ihm. In dem Gemüth und Charakter dieses jungen Mannes war eine schreckliche Veränderung vorgegangen. Seine ganze ruhige und gutherzige Munterkeit war verschwunden, und für den schwächsten Beobachter war es unmöglich, nicht zu bemerken, daß er nicht nur von tiefem Kummer, sondern von Gewissensbissen irgend einer Art verzehrt wurde. Er hatte schon Tage lang jeden Verkehr mit seiner Kousine eingestellt, und nie sah er Sir Reginald ohne einen Blick des Schmollens oder des Schreckens an. Niemand sprach mit ihm, und als die Reise sich ihrem Ende näherte, mied ihn Jedermann, denn alle Gemüther durchzog derselbe fürchterliche Argwohn.

VI.

Der Sturm.

Am zweiten Morgen nach dem Zusammentreffen mit dem „Einsamen Stern" kam Sir Reginald zu früher Stunde aufs Verdeck, durch das schwere Arbeiten des Schiffes ermuntert. Er fand, daß Eleanor schon vor ihm da war, ebenfalls durch ungewöhnliche und neue Empfindungen erweckt. Der Himmel war dunkel und trübe; der Wind hatte sich während der Nacht erhoben und wehte eine halbe Kühlung, während die dunkle Farbe der Wolken und das Anschwellen der hohen Wogen einen vollständigen Orkan androhten. Lange Streifen zerrissener Dünste lösten sich dann und wann von den festern Massen und eilten wüthend den Himmel entlang. Die Brigg lag unter dicht gerefftem Marssegel; da sie aber ein gutes Schiff war, so gehorchte sie dem Steuer ganz gut, desto bereitwilliger aber, als ein Sturmstagsegel aufgesetzt wurde.

Der Kapitän und die ganze Mannschaft erfüllten eifrig ihre wichtigen Pflichten. Zwei Mann standen

am Steuerrade, und einige waren hoch oben, um nach Land oder Brandungen auszuschauen; aber der Wind war seit der Windstille immer so ungünstig gewesen, daß sie, statt sich dem Lande zu nähern, davon abgekommen waren, und diese Vorsicht deshalb kaum nothwendig. Das Schauspiel war in der That erhaben. Die Wellen hatten sich in der Nacht zu Bergeshöhen erhoben und boten einen seltsamen Gegensatz zu der ruhigen Oberfläche des Wassers am vorhergehenden Abend. Der Himmel, welcher, mit funkelnden Sternen besäet, wie ein hohes Gewölbe von unermeßlicher Ausdehnung erschienen war, schien jetzt tief heruntergedrückt zu seyn und hing wie ein Leichentuch über der ganzen Schöpfung. Das Auge, gewohnt über eine weite Oberfläche zu wandern und auf einen unbegränzten Horizont zu blicken, war jetzt beschränkt und gehemmt; denn nirgends konnte man weiter denn hundert Yards im Umkreise sehen. Ein dichter Nebel hing in der Luft, welcher, mit rieselndem Regen vermischt, die Lage des „Royal Charley" unendlich gefahrvoller machte, als sie sonst gewesen wäre.

Der Kapitän nickte seinen beiden Passagieren, welche in Gewänder gehüllt waren, wie sie zu den Umständen paßten, schweigend zu. Aber er wagte nicht zu sprechen; er blickte ängstlich nach einer Unterbrechung der Wolken am Horizont umher, welcher indeß kein Zeichen verhieß, daß der Sturm sich legen würde. Sir Reginald führte Eleanor in eine möglichst geschützte Stellung, warf einen schweren Mantel, den er über dem Arme trug, um sie, und setzte sie neben sich nieder. Er hatte einen Haufen Tane zwischen zwei Kanonen windwärts ausgewählt, wo man eine gute Aussicht auf die tobende See hatte.

„Ist große Gefahr vorhanden?" war die erste und natürlichste Frage Eleanor's.

„Es ist immer Gefahr bei einem Sturm," erwiderte Sir Reginald. „In diesem Augenblick ist er noch nicht stark genug, um unserer Brigg große Gefahr zu bringen; aber selbst dieser Wind würde, wenn er lange anhielte, die See zu furchtbaren Wogen peitschen. Aber die Dinge werden nicht lange so bleiben; der Sturm muß ab- oder zunehmen."

„Und was ist das Wahrscheinlichste?" fuhr Eleanor fort, mit doppeltem Vertrauen auf ihn als Seemann und Geliebten.

„Das kann ich kaum sagen. Das Wetter sieht aus, was die Seeleute schlecht nennen; und wäre ich in meinem eigenen kleinen Fahrzeug, so würde ich unter den Schutz irgend einer kleinen Insel oder in eine ruhige Bucht einlaufen und da bleiben, bis der Sturm nachließe. Aber das kann von der Brigg schwerlich geschehen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Leopardenjagd.

(Schluß.)

Nach Verlauf einiger Minuten kamen meine Freunde mit einem Faß an, und nun begann der gefährlichste Theil des Abenteuers, nämlich das Abwickeln der Schlange von unseren Armen, und das Einführen derselben durch das Spundloch in das Faß. Nur langsam und mit größter Mühe konnten wir die Ringe der Schlange abwinden und in das Spundloch einschieben, denn das Thier, wie natürlich, sträubte sich wüthend und seine schlüpfrige Haut glitt uns durch die Finger; oft hatten wir es bis zur Hälfte im Fasse, als es plötzlich mit Blitzesschnelle sich wand und unsere Arme umschnürte, und da die Schlange über fünf Fuß lang war, hatten wir viele Mühe mit ihr. Endlich gelang es uns, sie bis an den Hals, welchen wir noch stets krampfhaft in unseren Händen umschlossen hielten, in das Spundloch einzuzwängen, und nun galt es den voll Wuth und Gift aufgeblasenen Kopf auch hineinzubringen; denn in diesem Zustande ist der Kopf bedeutend dicker als der Körper. Einer von uns entledigte sich seines wollenen Jagdkittels und legte ihn wie ein dickes Polster zusammen, und wir gaben ihm einen solchen Druck, daß es beinahe erstickte; während das Thier noch betäubt war, zogen wir die Hände zurück, der Beistehende drückte ihm das wollene Kissen auf den Kopf, und zwängte ihn so durch das Spundloch in das Faß, worauf wir bald dasselbe verschlossen und einige kleine Luftlöcher hineinbohrten, um das Ersticken der Schlange zu verhüten; unser Wild konnte dann so leicht keinen Schaden mehr thun, aber der arme Schlangenfänger ward einige Tage lang seine Angst nicht mehr los.

Gegen Sonnenuntergang machten wir uns, von unserem Hottentotten geführt, auf den Weg, und erkletterten den mit Felsstücken und Gerölle bedeckten Abhang des Kloofs. Nach einem mühseligen, einstündigen Wege gelangten wir nach Sonnenuntergang bei den verfallenen Hütten an, denen wir uns dicht dem Strand des Meeres folgend, näherten, so daß unserer Spur durch die steigenden Fluthen verwaschen wurde. Die Lage der Hütten ließ nichts zu wünschen übrig, wenige Schritte vom Seestrand entfernt lagen sie am steilen Fuß des Kloofs, von herabgerollten Felsblöcken und Gestrüpp umgeben, welche das kleine Thal dicht bedeckten.

Die Hütten waren aus rohen Planken zusammengesetzt, und seit langer Zeit hatte sie kein menschlicher Fuß betreten. Hier beschlossen wir unser Lager aufzuschlagen und auf Tigerspuren zu warten; denn wir vermutheten sie mit Recht ganz in unserer Nähe und den Platz für ihren nächtlichen Sammelplatz geeignet. Unser Hottentotte bestärkte uns in unserem Glauben und trug das mitgebrachte Schaf mit gebundenen Füßen

etwa dreißig Schritte von der Hütte, in welcher wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten, und legte es so, daß es gut sichtbar für uns war, sobald der Mond, welcher um Mitternacht zum Vorschein kommen sollte, aufginge. Das arme Thier fing bald an, seine Rolle zu spielen und schrie und blökte laut, als es sich so gebunden verlassen sah. Vorsichtig luden wir unsere Gewehre, das eine Rohr mit einer Spitzkugel, das andere mit Rehposten, und so vorbereitet breiteten wir unsere wollenen Decken aus und legten uns auf den Boden der Hütte nieder, denn es war noch Früh am Abend, sonst durften wir natürlicher Weise nicht anzünden, und wir verkrochen uns, nachdem einer die Wache übernommen hatte, beshalb unter unsere Decken, um uns gegen die ziemlich frische Nachtluft zu schützen. Unser Hottentotte kauerte sich in eine Ecke, und sein Schnarchen verkündete bald seinen tiefen Schlaf. Es mochte ungefähr neun Uhr seyn; ich lag noch wach, und die Nacht war sehr kalt und dunkel; kaum konnte ich in der Finsterniß des nachbarlichen Freundes, der regungslos in der Oeffnung, in der früher eine Thüre gewesen war, saß, unterscheiden; doch trotz aller ängstlichen Spannung gewann der Schlaf in Kurzem die Oberhand, und unfühlbar versank ich in tiefen Schlummer.

Wie lange ich schlief, weiß ich mich nicht zu erinnern, doch plötzlich weckte mich ein leises Geräusch auf; ich fuhr empor und blickte um mich, der Mond schien hell über den riesigen Tafelberg herab, und die Nacht war klar, wie man sie nur in diesen südlichen Zonen sehen kann; mit scharfen Umrissen sah ich meinen Freund gegen den erleuchteten Himmel abgezeichnet noch unbeweglich, jedoch im tiefen Schlafe versenkt, in der Thür sitzen, und das Schnarchen des andern ließ auf einen ähnlichen Zustand rathen. Doch als sich mein Blick nach außen wandte, hatte er auf einer Scene, die schnell mir das Blut durch den Körper trieb und die letzten Spuren von Schläfrigkeit verscheuchte. Auf einem flachen Felsblock dicht bei unserer Hochpforte lag im hellen Mondschein ein prächtiger großer Leopard und beäugelte bald das Schaf, bald die Hütte, in der wir verborgen waren, mit mißtrauischen Blicken; er war höchstens zwanzig Schritte von mir und ich konnte das Leuchten seiner Augen deutlich unterscheiden; er war noch allein und schien auf seinen Gefährten zu warten, um den Angriff auf das Schaf zu beginnen. Nie war ich in der Wildniß dem Thier so nahe gewesen, und mir pochte das Herz vor Freude, endlich einmal solche Gelegenheit zu haben. Das Thier lag mit der breiten Seite gegen mich gewendet, und hielt seinen Kopf, die Hütte betrachtend, frei vom Felsblock; wegen seiner großen Nähe konnte ich mich jedoch nur mit der größten Vorsicht bewegen, denn das geringste Geräusch hätte seine Lage geändert und die Gelegenheit wäre mir vielleicht entschlüpft. Endlich gelang es mir, geräuschlos mein Gewehr zu ergreifen und in Anschlag zu bringen, ohne seine Aufmerksamkeit erregt zu haben, mit Sorgfalt zielte ich ihm zwischen die funkelnden Augen, wog bei ich genöthigt war, meinen in der Thür sitzenden, schlafenden Freunde dicht beim Kopfe vorbei zu visiren, und drückte ab. Das plötzliche Krachen des Schusses in der kleinen Hütte brachte im Nu alle Anderen auf die Beine, die ihrer Sinne kaum Meister werden konnten; die Hütte war mit Pulverdampf angefüllt und wir waren noch nicht im Stand, die Wirkung des Schusses zu sehen.

„Still, die Leoparden!“ flüsterte ich den noch Betäubten zu; „wenigstens einer von ihnen ist erlegt.“

Alle verstanden augenblicklich die Ursache und waren vollkommen munter; jeder schlug sein Gewehr an und wir warteten regungslos, bis der Dampf sich verzogen hatte. Nach einigen Augenblicken ward die Aussicht klar, und da lag das Thier noch in derselben Stellung ausgestreckt auf dem Felsen; nur sein Kopf war auf seine Vordertatzen gesunken und zu seinen Füßen erblickten wir seinen Gefährten, von derselben Größe wie der liegende, wild mit dem Schweife umherschlagend und die Hütte mit feurigen Augen betrachtend; unter seinen Füßen hatte er das arme, sich vergebens sträubende Schaf; ein doppelter Blitz, ein Krach, und von zwei Kugeln in die Stirn getroffen, stürzte das prächtige Thier zusammen mit einem Sprung nach der Hütte zu, und war todt. Da der andere Leopard sich nicht mehr rührte, verließen wir vorsichtig die Hütte, nachdem wir unsere Gewehre von Neuem geladen hatten, und näherten uns dem Felsblock; der erste Leopard war todt, meine Kugel war ihm durch das linke Auge in das Gehirn gedrungen und hatte sein Leben augenblicklich geendet. Wir durften mit unserer Beute zufrieden seyn, und da wir keine Leoparden mehr erwarten konnten, so legten wir uns in unsere Decken gehüllt bis Tagesanbruch nieder. Der arme auf seiner Wache eingeschlafene Jäger vermochte sein Mißgeschick, und versicherte, das Pfeifen meiner ihm dicht am Kopf vorbeifliegenden Kugel habe ihn noch vor dem Knall der Flinte geweckt. Am nächsten Morgen kehrten wir mit den beiden Leopardenfellen beladen nach der Kapstadt zurück, und es wurde uns versichert, daß die Thiere zu den schönsten und größten gehörten, die man seit langer Zeit gesehen hätte.

Chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse und Begebenheiten während des abgelaufenen Jahres.

Januar: 1. Freie Pferdeausfuhr aus dem Zollverein. 4. Walewski's Entlassung aus dem französischen Ministerium. 11. Die Juden dürfen in Oesterreich Grundbesitz erwerben. 12. Eröffnung des preußi-

schen Landtags. Tod des Generals Strzyneck. 20. Eröffnung des schleswiger Landtags. 23. Handelsvertrag zwischen Frankreich und England. 29. Tod der Großherzogin Stephanie und des Ernst Moritz Arndt. 31. Niederlage der Marokkaner bei Tetuan.

Februar: 4. Die Spanier nehmen Tetuan. 11. Brand der Dardanellenstadt. 25. Thiersch stirbt. 27. Tod Bauer's, des Erfinders der Schnellpresse.

März: 1. Eröffnung der französischen Kammern. 11. Abstimmung in den italienischen Herzogthümern. 24. Abtretung Savoyens und Nizzas. 26. Bannbulle des Papstes. Waffenstillstand in Marokko.

April: 1. Die französischen Truppen besetzten Nizza. 2. Aenderung des badischen Ministeriums. 4. Aufstand in Palermo. 15. Nizza stimmt für Anschluß an Frankreich. 19. Melanchthon's Todtenfeier. 21. Graf Montemolin und sein Bruder Ferdinand bei Tortosa gefangen. 23. Tod des österreichischen Finanzministers Bruck. Graf Montemolin verzichtet auf den spanischen Thron. 26. Friede zwischen Spanien und Marokko. 29. Provinzialkonzil in Köln.

Mai: 3. Krönung des Königs von Schweden. 12. Garibaldianer landen bei Marsala in Sizilien. 25. Eröffnung der Nahebahn. 31. Verkündigung der neuen kurhessischen Verfassung.

Juni: 1. Eröffnung des österreichischen Reichsraths. 6. Lanza kapitulirt mit Garibaldi. 8. Die Franzosen bemächtigen sich der chinesischen Insel Che-foou. 10. Großer Brand in Konstantinopel. 15. Graf Montemolin und sein Bruder widerrufen ihren Verzicht. 16. Neun deutsche Fürsten und Napoleon III. in Baden. 17. Turnfest in Koburg. 18. Leviathan oder Great Eastern geht in See. 24. Tod des Prinzen Jerome.

Juli: 1. G. H. Schubert's Tod. 9. Niedermetzelung der Christen in Damaskus. 25. Zusammentreffen des Kaisers von Oesterreich und des Prinz-Regenten von Preußen in Teplitz. 30. Waffenstillstand in Sizilien.

August: 9. Wessenberg stirbt. 12. Inauguration der München-Wiener Bahn. 13. Fürst Daniel von Montenegro ermordet. 19. Garibaldi landet auf dem neapolitanischen Festlande bei Moleta. 21. Das Fort von Reggio kapitulirt. 22. Franzosen landen in Beyrut. 27. Großer Brand in Smyrna. 28. Deutscher Juristentag in Berlin. 31. Starke Hagelschläge in Deutschland.

September: 3. Generalversammlung des Nationalvereins in Koburg. 5. Garibaldi landet bei Salerno. 6. Franz II. zieht sich nach Gaeta zurück. Tod des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz. 8. Garibaldi zieht in Neapel ein. 10. Sardinische Truppen rücken in den Kirchenstaat ein. 12. Walker in Trurillo erschossen. 18. Schlacht bei Castelfidardo. 23. Eröffnung der pfälzischen Industrieausstellung. 25. Königin Viktoria kommt in Koburg an. 26. Fürst Miloš von Serbien stirbt, Michael III. besteigt den Thron. 28. Allokution des Papstes.

Oktober: 1. Schlacht bei Caserta. 6. Besuch des Königs von Württemberg in München. 11. Feuerbrunst im Hafen von Konstantinopel. 20. Manifest des Kaisers Franz Joseph über die Verfassung. 21. Die Abstimmung in Neapel beginnt. 22. Monarchenkonferenz in Warschau. Franzosen und Engländer ziehen in Peking ein. 26. Unterzeichnung des Friedens in Peking. 29. Treffen am Garigliano.

November: 1. Tod der Kaiserin Wittwe von Rußland. 2. Capua kapitulirt. 6. Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. 7. Viktor Emanuel zieht in Neapel ein. Tod des Admirals Charles Napier. 9. Garibaldi zieht sich nach Caprera zurück. 14. Die Kaiserin Eugenie reist nach Schottland. 21. Tod des Fürsten Georg Wilhelm von Lippe-Schaumburg. 25. Tod des Herzogs Paul von Württemberg. 26. Ernennung Persigny's zum Minister des Innern. 28. von Bunsen stirbt.

Dezember: 5. Tod des Professors Dahlmann. 8. Auflösung der kurhessischen Abgeordnetenkammer. 12. Schluß der Rheinzollkonferenz in Karlsruhe. 13. Ernennung Schmerlings zum österreichischen Staatsminister. 18. Königin Desideria von Schweden, Bernadott's Wittwe, stirbt. 27. Rückkehr Viktor Emanuels von Neapels nach Turin. 29. Zusammentritt des bayerischen Landtags.

Mannigfaltigkeiten.

In Florenz wurde aus dem berühmten Gemmen-Kabinete der Uffizien eine bedeutende Anzahl sehr werthvoller Ringe gestohlen. Die Diebe drangen mittels Nachschlüssels in die Vorhallen der Gallerie, mittels eiserner Hacken und Stricke vom Gesims zu Gesims auf das Dach und von dem Gipfel desselben durch eine kleine mit Glas verschlossene Kuppel in das Gemmenkabinet selbst. Der Kunstverlust, namentlich an Kunstgegenständen von Cellini, ist äußerst bedeutend; die gestohlenen Ringe sind meistens aus der Zeit der Medici. Der Kustos des Kabinets wurde verhaftet.

Als Fenelon Hofkaplan Ludwigs XIV. war, fand dieser an einem Sonntag nur eine sehr kleine Anzahl Zuhörer in der Kirche. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte der König. Monsieur Fenelon hat das Gerücht verbreiten lassen, antwortete man ihm, „daß Ew. Majestät heute nicht die Kirche besuchen würden, damit Sie sehen, wer hieher kommt, um Gott zu verehren, und wer hieher kommt, um dem König zu schmeicheln.“

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 8 Mittwoch, 9. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Was denken Sie, Sir Reginald?" rief plötzlich Kapitän Montrose, auf ihn zugehend. „Fürchten Sie nicht, daß wir in einer ernsthaften Lage sind?"

„Hm!" erwiderte der Freibeuter. „Ich gestehe, der Anblick des Himmels gefällt mir eben nicht; aber man hat schon schlimmeres Wetter gesehen als dieses. Ihre Brigg ist ein gutes, festes Fahrzeug und kann viel rauhe Arbeit ertragen."

„Ja, ja. Aber merken Sie, was ich sage; wir haben bis jetzt erst das Ende eines allen Sturmes gesehen. Ich kann einen frischen brauen sehen und fürchte, das Schlimmste kommt noch. Fürchten Sie sich nicht, auf dem Verdeck zu bleiben, Miß Bowen?"

„Nein, Kapitän; ich sehe weit lieber, was vorgeht, als daß ich in einer Kajüte eingesperrt bin."

„Ich vermuthe," bemerkte der Befehlshaber des „Einsamen Sterns", welcher den Himmel mit scharfem und durchdringendem Blicke prüfte, daß der Wind nach einem gerade entgegengesetzten Punkte des Kompasses umsetzen wird. Haben Sie Acht, daß die Segel nicht back gelegt werden."

„Segel luwärts!" rief einer der Wachhabenden.

Sogleich waren Aller Augen nach der angegebenen Richtung gewandte, und man sah eine große Brigantine im entgegengesetzten Kurs schnell heransegeln. Der Kapitän eilte zum Steuer, einen Zusammenstoß befürchtend, und Sir Reginald beobachtete das fremde Schiff mit großer Neugierde. Er schien es fast augenblicklich zu erkennen.

„Es ist vielleicht ein Stück, Miß Bowen," bemerkte er, „daß wir dem Burschen in einem Sturm begegnet sind. Er ist einer der berüchtigsten Ftibustier des Golfs, und es würde uns schlecht ergehen, wenn wir in seine Hände fielen."

„Würde er keine Rücksicht auf Sie nehmen?"

„Der nicht. Er kennt keinen Unterschied der Nationen und Personen."

In diesem Augenblick war die Brigantine ihnen gegenüber. Eine schwarze Flagge wurde an der Mastspitze sichtbar, während das Verdeck von Menschen bedeckt war; aber obgleich die Piratenbeschaffenheit des Schiffes augenscheinlich war, so schlossen doch die Elemente jede Möglichkeit einer Gefahr in dieser Beziehung aus. Ein Mann in Offiziersuniform lüftete den Hut höflich vor Kapitän Montrose, welcher den Gruß erwiderte, sehr froh, seinen Verkehr auf solche Begrüßungen zu beschränken, und dann eilte das fremde Schiff davon, um wieder in dem rieselnden Regen und dem Nebel zu verschwinden.

Fast den ganzen Morgen verblieben die Dinge in demselben Stande, der Sturm schien gar nicht geneigt, nachzulassen. Ein eiliges Mahl wurde von Allen an Bord verschlungen, und dann fuhren Passagiere und Mannschaft fort, den Gang der Ereignisse zu beobachten. Um 3 Uhr Nachmittags jedoch trat eine plötzliche Stille ein, das Schiff rollte heftig, und der Wind hörte beinahe ebenso plötzlich auf, als er angefangen hatte. Der Erfolg war wiederum höchst peinlich; die Brigg wurde auf die unangenehmste Weise umhergestoßen und geschleudert. Die Segel füllten sich, wenn sich das Schiff nach der einen Seite bewegte, und schlugen mit einem Getöse wie ferner Donner, wenn es in die entgegengesetzte Richtung flog. Das Takelwerk wurde erschüttert, und jede Planke empfand die Schwingung.

„Seyd rasch," sagte Sir Reginald aufstehend und auf den Kapitän zugehend. „Laßt die Leute Speise und Trank haben, und dann schickt Euch an, Lopez, den spanischen Renegaten, zu bekämpfen. Er wird bei uns seyn, beinahe ehe wir fertig sind."

„War das Lopez, der an uns vorüberfuhr?"

„Derselbe. Löst die Kanonen und feuert erst zwei und dann drei Schüsse. Wir werden den „Einsamen Stern" bedürfen; wenn er im Bereich des Gehörs ist, so wird dieß Signal ihn herbeibringen."

„Vielen Dank, Sir Reginald. Schlagt Generalmarsch! Spließt die große Brasse! — schickt die Kanoniere nach hinten!"

Diese verschiedenen Befehle wurden mit schnellem Tone ertheilt und ebenso schnell befolgt; während die eine Wache die dargebotenen Erfrischungen nahm, richteten die Anderen die Kriegswerkzeuge her. Einige Minuten später wurden zwei Kanonenschüsse abgefeuert, denen nach einem Zwischenraum von drei Minuten drei andere folgten.

Der Nebel und Regen hörte allmälig mit der

Heftigkeit des Sturmes auf und von einer sanften Brise getrieben, flog der „Royal Charley" dahin. Die Piratenbrigantine war indeß nicht mehr als drei Meilen entfernt, und fuhr unter schwerem Segeldruck auf ihre heiß begehrte Beute zu.

VII.

Der Kampf.

Alle Segel, welche der „Royal Charley" tragen konnte, wurden in diesem verhängnißvollen Augenblick aufgehißt, und obgleich wenig Aussicht vorhanden war, einen Kampf zu vermeiden, so war doch Kapitän Montrose nicht ohne einige Hoffnung, daß die Nacht herankommen könnte, ehe der Kampf ernsthaft würde. Alle Vorbereitungen wurden unter der kräftigen Leitung Sir Reginalds getroffen, dem die Leute mit Munterkeit gehorchten; denn es lag Etwas in seinem Tone und in seiner Art und Weise, woran man erkannte, daß er ans Kommando gewöhnt war. Der Schiffsherr beschäftigte sich mit dem Schiff — der Freibeuter mit den kriegerischen Vorbereitungen. Die Brigantine aber segelte mit so ungemeiner Schnelligkeit, daß es bald klar wurde, daß jeder Gedanke an Flucht vergeblich sey, und auf ein verabredetes Zeichen des Kapitäns des „Einsamen Sterns" schwenkte die Brigg herum, und ehe die Brigantine das kühne Manöver des Kauffahrers gewahr ward, erhielt Lopez die ganze Breitseite desselben zwischen sein Takelwerk. Das Schlagen der Segel, lautes Geschrei und eine große Verringerung der Schnelligkeit der Brigantine zeigte zur Genüge, daß die Breitseite gewirkt hatte. So schnell wie möglich wurde die Brigg wieder herum gebracht, und eine doppelte Salve zeigte, daß die beiden Gegner zugleich gefeuert hatten. Auf den Rath Sir Reginalds — der nur in verzweifelter Tapferkeit noch eine Aussicht auf Rettung erblickte — gab die Brigg einige ihrer Vortheile auf (sie war ein gut Theil windwärts gewesen) und fuhr auf den Piraten los. Bald war Alles in Rauch gehüllt, Salve folgte auf Salve, indem jeder durch die hellen Blitze von den Kanonen des andern geleitet wurde. Fast bei jeder Entladung kamen die beiden Schiffe einander näher; bis plötzlich die Brigantine einen Schuß erhielt, welcher ihren größten Baum wegriß. Kapitän Montrose ließ sich diesen Vortheil nicht entgehen.

„Setzt alle Segel auf, Jungen — legt sie vor den Wind — eine Sternjagd ist eine lange Jagd, und unter dem Schutze der Nacht werden wir der Schlange schon entkommen."

„Ganz recht, den Versuch zu machen," sagte der Freibeuter, „aber ich glaube, wir müssen uns mehr auf einen guten Kampf, als auf unsere langen Beine verlassen. — Seht, der Bursche ist so stark bemannt, sein Baum ist beinahe schon wieder auf."

In weiteren fünf Minuten bearbeiteten die beiden Schiffe einander wieder mit jenen metallischen Argumenten, welche bis auf die neueste Zeit allgemein als die besten betrachtet worden sind, um Streitigkeiten beizulegen.

Der „Royal Charley" war für einen Kauffahrer außerordentlich bemannt und Sir Reginald war für sich allein eine ganze Schaar. Nach einem gegenseitigen Austausch von Breitseiten während einer fernern halben Stunde kamen die Gegner einander nahe genug, um handgemein zu werden, und das Erscheinen eines Schwarmes von Menschen, die sich wie Bienen an dem Bug der Brigantine sammelten, zeigte, daß sie sich zum Entern anschickten. Alle Mannschaft, die an den Kanonen entbehrt werden konnte, und alle Passagiere rüsteten sich eilig, die gefährliche Bande zurückzuschlagen, mit der sie sich jetzt in dichtem Kampfe messen sollten.

„Möge sich Jeder erinnern", sagte Sir Reginald ernst, „daß er jetzt für das Leben kämpft, welches ihm Gott gegeben und der Mensch ihm zu nehmem strebt. Jedes lebende Wesen wird über die Planke schreiten müssen, wenn wir gefangen werden. Lopez kennt keine Gnade nach einem Kampfe."

Jedermann an Bord des „Royal Charley" schauderte bei dieser fürchterlichen Ankündigung, welche indessen die Nerven Aller spannte, sich zu dem letzten schrecklichen Kampfe vorzubereiten. Heran kam die Brigantine und erhielt die letzte Breitseite der „Royal Charley" in einer Weise, welche unter Menschen und Sparren eine furchtbare Verwüstung anrichtete, denn die oberen Segel kamen durch den Stoß herunter und hingen über die Seite. Aber die Piraten kümmerte das nicht. In der nächsten Minute stießen die beiden Schiffe zusammen, ihre Buge krachten gegen einander, Enterhaken wurden ausgeworfen und sicher befestigt, und dann stürzte eine Schaar dunkler bärtiger Räuber von allen Nationen ungestüm auf das Verdeck der dem Verderben geweihten Brigg.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerischen Kadettenkorps.

Mit diesem Namen bezeichnet man in der Schweiz die in militärischen Genossenschaften vereinigte Schuljugend. Die schweizerischen Kadettenschulen stehen als ein Theil des Erziehungswesens unter den Kantonal-Regierungen, indem die Bundes-Regierung nur das, aber auch Alles das, was die Kantonal-Regierungen nicht in Vollzug zu setzen vermögen, in ihren Bereich zieht. Daraus folgt schon von selbst, daß sich in den Einrichtungen dieser Anstalten manche Verschiedenheiten in den einzelnen Kantonen finden müssen. Doch erstrecken sich diese Verschiedenheiten nirgends auf den das ganze Institut belebenden Geist; überall herrscht derselbe männliche Ernst ohne jene Pedanterie, welche so sehr

geeignet ist, das kindliche Gemüth abzuschrecken, in sich selbst zusammen zu drücken, endlich zu korrumpiren. Nirgends erzieht man die Kinder zu jenen Maschinen, welche leider noch so vielen unserer sonst tüchtigen Militärs als Ideal des Soldaten vorschweben; man führt sie auf die Nothwendigkeit hin, ihren Willen einem höheren unterzuordnen, bemüht sich nicht, denselben zu brechen. Die Entwicklung des Charakters wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß man dem eben zum Bewußtseyn seiner selbst gelangenden Knaben nur die Wahl läßt, entweder seine Pflichten zu verletzen oder seine Individualität zu verleugnen. Die Kadetten tragen eine einfache und bequeme Uniform, welche in keiner Weise der freien Bewegung und Entwicklung des Körpers hinderlich ist. Man sieht an ihnen weder die hohen steifen Kragen, noch die knappen Taillen, welche an den Militärschulen in Preußen und mehr noch in Sachsen einen so peinlichen Eindruck machen, wenn man bedenkt, daß Kinder von 8—10 Jahren darin moralisch und physisch verkrüppelt werden müssen. Die Uniform hat jeder Kadet selbst zu stellen, der Kanton, respektive die Gemeinde, stellt Gewehre, meistens sehr gute Lütticher Büchsen, Patrontaschen, Patronen, Trommeln, zuweilen auch musikalische Instrumente. Die Mehrzahl der Kantone hat auch Artilleriekadetten, denen 2- und 4-Pfündner aus den Zeughäusern geliefert werden. Die Kadettenkorps bestehen aus den Schülern der Kantonsschulen (Gymnasium und Industrieschulen), so wie aus denen der höheren Stadtschulen vieler Gemeinden, die nicht Kantonshauptorte sind. Außer der den militärischen Uebungen gewidmeten Zeit sind die Schüler eben Schüler und nicht halbe Soldaten, wie bei uns, und natürlich auch nicht in kasernenartigen Pensionaten vereinigt. Besonders zahlreich sind die Korps in den Kantonen Bern und Zürich; in der erstgenannten Stadt wuchs die Zahl der Kadetten während des Jahres 1856 von 220 auf 240 Mann; im Jahre 1857 gehörten von 387 Schülern 244 dem Korps an. In diesem Jahre wurde die militärische Ausbildung für die oberen Klassen als obligatorisch erklärt. Im Kanton Zürich war ein derartiges Gesetz schon längere Zeit in Kraft und mit welcher Pünktlichkeit es gehandhabt wurde, kann man daraus ersehen, daß im Jahre 1856 von 515 Kantonsschülern nur 22 von den militärischen Uebungen (27 dagegen vom Turnen) entbunden waren; wogegen auf besonderen Wunsch 18 nicht der Schule angehörenden Knaben der Eintritt in das Korps gestattet wurde. Außer der Kantonsstadt hatten noch 6 andere Ortschaften ihre mehr oder minder zahlreichen besonderen Kadetten-Institute, was bei den 250,000 Einwohnern des Kantons doch ein entschiedener Beweis ist, wie sehr die Bevölkerung den Nutzen der Institution erkannt hat. In den andern Kantonen sind die Verhältnisse wenigstens annähernd dieselben; so widmet beispielweise schon das Schulgesetz des Kantons Schaffhausen vom Jahre 1851 der militärischen Erziehung ganz besondere Aufmerksamkeit. Was nun die eigentliche technische Ausbildung anbelangt, so wird diese von Offizieren geleitet; in Zürich z. B. widmeten sich in den angeführten Jahren 19 Offiziere aller Grade dieser Aufgabe. Die Uebungen finden während der günstigen Jahreszeit wöchentlich zweimal statt und bestehen in Exerzitium, Bayonettfechten, Scheibenschießen und Manöveriren. Das Bestreben der Lehrmeister ist dabei weniger darauf gerichtet, bei ihren Zöglingen militärische „Strammheit," als vielmehr körperliche Gewandtheit, Vertrauen auf die Waffe und jene Vertrautheit mit der Natur, welche den geübten Soldaten jeden Vortheil des Terrains benutzen lehrt, zu erzielen, Eigenschaften, die für jeden Soldaten von der größten Wichtigkeit, namentlich aber für einen Vertheidigungskrieg in den schweizerischen Bergen unerläßlich sind. Die Schüler genießen eines theoretisch-militärischen Unterrichts, der sich freilich weniger auf die sogenannten Fachwissenschaften erstreckt, als vielmehr dazu bestimmt ist, durch Darstellung und Erläuterung passender Beispiele aus der Kriegsgeschichte die Umsicht und den militärischen Instinkt auszubilden.

(Schluß folgt.)

Europäische Fürstenhäuser im Jahre 1860.

Unter den sämmtlichen 48 Souveränen (mit Einschluß des Kaisers von Brasilien und des Fürsten von Monaco, so wie der vertriebenen italienischen Regenten, deren Länder Sardinien annektirt hat) sind zwei weiblichen Geschlechts. Der älteste von Allen ist zur Zeit der König von Württemberg, 79½ Jahre alt; außer diesem sind noch drei über 70 Jahre alt: der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Reuß-Schleiz und der König der Belgier. Von den übrigen sind fünf zwischen 60 und 70 Jahren, acht 50—60 Jahre, vierzehn 40—50 Jahre, zehn 30—40 Jahre, fünf 20—30 Jahre und endlich zwei noch nicht 20 Jahre alt. Diese Letztern sind: der Fürst von Reuß-Greiz und der zur Zeit vertriebene Herzog von Parma, Jener 14¾ Jahre, Dieser 12¼ Jahre alt; Beide stehen unter Vormundschaft ihrer Mütter. Das durchschnittliche Alter beträgt 45 Jahre 3¼ Monate, welches 19 Regenten bereits überschritten und 29 noch nicht erreicht haben.

Am längsten regiert der Herzog von Sachsen-Meiningen und nächst ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, resp. seit 57 und 53¾ Jahren (mit Einrechnung der Jahre der Minderjährigkeit). Von den übrigen regieren 2 seit 40—50, 11 seit 20—30, 13 seit 10—20 Jahren. Die übrigen 20 sind erst im letztverflossenen Jahrzehent und 2 darunter (der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und der Fürst von Schaumburg-Lippe) erst im verflossenen Jahre zur Re-

gierung gekommen. Von den im dritten Jahrzehent dieses Jahrhunderts zur Regierung gekommenen 19 Souveränen regiert kein einziger mehr. Im Durchschnitt hat jeder der jetzt lebenden Regenten bis jetzt 15 Jahre 11⅓ Monat regiert und ist also in einem Alter von 29 Jahren 3⅔ Monaten zur Regierung gekommen.

Mannigfaltigkeiten.

[Das ungereimte Signalement.] Bekanntlich wandern jährlich aus der Pfalz sehr viele Musikanten nach England, um sich dorten ihr Brod zu verdienen. So traf sich's, daß kürzlich ein solch wandernder Musikus, nachdem er ungefähr ein Jahr vorher durch Deutschland, Frankreich und die Niederlande nach England gereist war und dorten sich Monate lang aufgehalten und umhergetrieben, auf der Rückreise in die Heimath durch die Stadt Luxemburg kam, allwo ihm von einem Polizeibediensteten seine Reiselegitimation abgefordert wurde. Ohne Arg zog unser Musikus seinen vermeintlichen und bisher benützten Reisepaß aus der Tasche, der Polizeimann konnte sich beim Lesen der Legitimation des lauten Auflachens nicht enthalten, sah bald auf den Fremden, bald auf die Urkunde und fing endlich unter fortwährendem Lachen das Signalement zu vergleichen und laut zu lesen an: Kuh, von brauner Farbe, mit aufgeworfenen Hörnern, 3⅓ Jahre, Glanrage, fehlerfrei ꝛc. ꝛc. Der erfahrene Polizist erkannte sogleich, daß hier ein gewaltiger Irrthum vor sich gegangen war, und bedeutete dem erstaunten und zitternden Musikus, sich so bald als möglich nach Hause zu schaffen und für die Zukunft sein Signalement getreuer aufnehmen zu lassen. In der Folge stellte sich heraus, daß der Musensohn selbst einen Mißgriff gethan, indem er statt des visirten Reisepasses, eine Bescheinigung über eine verkaufte Kuh auf dem Bureautische seines Ortsvorstandes aufgegriffen hatte.

Wie bekannt, hat Herr v. Wessenberg seine reichhaltige, durch Werke der besten italienischen Meister ausgezeichnete Gemäldegallerie, eine der bedeutendsten Privatsammlungen Deutschlands, testamentarisch seinem Landesfürsten, dem Großherzog von Baden, übermacht, mit der Bestimmung, daß dagegen 20,000 fl. an die von Wessenberg in der Stadt Konstanz gegründete Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Kinder ausbezahlt würden. Der Großherzog hat nunmehr dieses den Stifter doppelt ehrende Vermächtniß mit der darauf ruhenden Belastung angenommen. Die Wessenberg'sche Gallerie wird künftighin eine Hauptzierde des so erfreulich aufblühenden Kunstmuseums in Karlsruhe bilden.

Der „Fränk. Kurier." berichtigt eine in mehrere Blätter übergegangene Nachricht bezüglich einer neuen Pariser Erfindung, das Holz so weich zu machen, daß es sich in jede beliebige Form pressen läßt, und dennoch wieder die Härte des Metalls annimmt, daß diese Erfindung schon vor 15 Jahren von dem seither verstorbenen Kongreßdruckereibesitzer Hermann Rupprecht in Nürnberg gemacht wurde, welcher auch im Jahre 1845 einen auf diese Weise hergestellten Tisch bei Gelegenheit der damaligen Industrieausstellung in Nürnberg vorzeigte. (Es ist dieß nicht der erste Fall, daß sich das Ausland deutsche Erfindungen vindizirt).

Das Beutegeld der englischen Truppen, welches aus der Plünderung der Sommerresidenz des Kaisers von China für sie abfiel, ist noch immer der Rede werth, trotzdem die Franzosen ihnen den Vorsprung abgewonnen hatten. Bei der Vertheilung kommen auf jeden der höheren Offiziere 60 Pfd. St., auf die übrigen Offiziere 40, 30, 20 Pfd. Jeder Unteroffizier erhält 7 Pfd. 10 Sh. und jeder Gemeine 5 Pfd. Der Oberkommandant Sir Hope Grant und seine beiden Divisionsgenerale, Napier und Mitchel, haben auf jeden Beuteantheil verzichtet, dagegen soll General Montauban 50,000 (?) Pfd. St. realisirt haben.

Das Schillerzimmer in Bauerbach (bei Meiningen), wo der Dichter auf seiner Flucht aus Stuttgart bei der Geheimen Räthin von Wolzogen ein Asyl fand, und Fiesco, Kabale und Liebe vollendete und Don Carlos entwarf, wird jetzt ein schönes Andenken an seinen berühmten Bewohner erhalten. Es ist dieß der erste Brief, den der unsterbliche Dichter aus seinem Asyl an Frau von Wolzogen geschrieben und den seine Tochter, die Freifrau von Gleichen-Rußwurm nach Bauerbach geschenkt hat, daß er in dem denkwürdigen Stübchen zum Andenken aufgehängt werde.

In der ersten Woche des Juni d. J. wird in Riga ein baltisches Sängerfest aller Gesangvereine der deutsch-russischen Ostseeprovinzen stattfinden. Am ersten Tage soll nur geistliche Musik von Bernhard Klein, Fr. Schneider, Reissiger, Neukomm und das Requiem von Cherubini aufgeführt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 9 Donnerstag, 10. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Enterer war doppelt so stark als die derer, welche ihr Leben und Eigenthum gegen den Angriff der erbarmungslosen Flibustier zu vertheidigen hatten. Die Vertheidigung jedoch war ernstlich und tapfer. Alle empfanden den ermuthigenden Einfluß einer guten und gerechten Sache, und das ist schon die Hälfte des Kampfes, das verleiht dem angegriffenen und unterdrückten Theile eine so ungeheure Stärke und erklärt die Hälfte der Heldenthaten derjenigen, welche ihr Vaterland gegen überwältigende und ehrgeizige Schaaren vertheidigen. Sir Reginald war überall. Durch Wort und That ermunterte er das kühne Schiffsvolk und die Passagiere, fest zu stehen; und obgleich sie sehr bald der bloßen Wucht des angreifenden Theiles wichen, so dachte doch Niemand an Ergebung. Es würde peinlich seyn, jeden einzelnen Zug dieser schrecklichen Scene zu beschreiben. Genug, wenn wir sagen, daß in einer Viertelstunde das Verdeck mit Leichen besäet war, und alle, die von den Vertheidigern des „Royal Charley" übrig blieben, waren Sir Reginald, Henry Postans, Josh, 4 Passagiere und 5 Matrosen.

„Ergebt euch, ihr Hunde!" schrie der Pirat Lopez, wüthend über einen verlängerten Kampf, der seine eigenen Kräfte fast ebenso schwächte wie die des Feindes, und bemerkend, daß wieder ein Sturm im Anzuge sey; ein Umstand, der für Schiffe in dem Zustande, in welchen sie durch den Kampf gerathen waren, leicht verhängnißvoll werden konnte.

Aber die Antwort, die er erhielt, war ebenso erschreckend, als gänzlich unerwartet. „Nieder, verrätherischer Spanier — nieder auf Deine Knie und bitte um Dein feiges Leben", schrie Sir Reginald mit lauter Stimme. „Heran, meine tapfern Kosaken; heran! der „Einsame Stern" für immer.":

„Nieder! nieder!" schrieen hundert frische und klare Stimmen von Männern, die von allen Seiten aufs Verdeck sprangen.

Die Piraten standen sprachlos da. Während des fieberhaften Kampfes hatten selbst die Wachhabenden ihre Posten verlassen und sich den Kämpfern angeschlossen. Der Mann am Steuer hatte seine Blicke auf das tragische Schauspiel geheftet, und der zierliche „Einsame Stern" war ruhig unbemerkt herangekrochen. Den Piraten wurden ihre Piken und Hirschfänger aus den Händen geschlagen, ehe sie sich von ihrer Ueberraschung erholen konnten, und der schreckliche Kampf war zu Ende.

Der Rest der Mannschaft und Passagiere des „Royal Charley" stand in stummer, aber dankbarer Stellung um Sir Reginald herum.

„Keinen Dank," rief der Kapitän des „Einsamen Sterns", „ich kämpfe für mich selbst und für Sie. Ich verlange keinen Dank, denn ich verdiene keinen. — Williams, leiste uns alle nothwendige Hülfe, setze Lopez und seine Bande fest, und dann gebe ich Euch sein Schiff zur beliebigen Plünderung."

Ein lautes Jubelgeschrei war die Antwort, und nachdem sie die Mannschaft des Flibustiers in den Raum des „Einsamen Sterns" gesperrt hatten, schritten die Leute dazu, die Verdecke von den Todten zu säubern, während die Verwundeten den Händen des Arztes übergeben wurden. Unter den Letzteren waren Kapitän Montrose, verschiedene Passagiere und einige Matrosen. — Die Todten wurden in ihre Hängematten genäht und unter einer Kanonensalve in die Tiefe hinabgelassen.

Nachdem die Leute des „Einsamen Sterns" darauf einige der schlimmsten Beschädigungen, welche die Brigg erlitten, ausgebessert hatten, begannen sie die Piraten-Brigantine zu plündern, an deren Bord sie eine reiche Beute fanden. Sie war von der Brigg losgelöst worden und lag in einiger Entfernung vor Anker. Plötzlich gab Sir Reginald Williams ein Zeichen, der sogleich einen lauten Pfiff ertönen ließ. Die Mannschaft gehorchte dem Signal und nach einigen Minuten waren sie auf ihrem eigenen Verdeck, mit Allem, was des Fortschaffens werth war. Sie waren zur rechten Zeit abgekommen; denn sogleich sahen sie die Brigantine sich heftig erheben, sich ins Wasser senken, ihren Bug vorwärts schießen, und dann in weiteren 10 Minuten brachen die Verdecke mit donnerähnlichem Getöse ihre Bande, und das Schiff versank in die tiefen Abgründe des Meeres.

Alle standen einen Augenblick still und starrten auf das ernste Schauspiel, und dann wurde jeder Gedanke

auf ihre eigene Erhaltung gerichtet. Sir Reginald befahl dem Zimmermann, die Pumpen zu sondiren, und erhielt die unangenehme Anzeige, daß 18 Zoll Wasser im Raume seyen. Doch war dieß noch kein beunruhigender Stand der Dinge, und emsig wurden die Segel aufgesetzt, trotz der finstern Miene des Himmels. Eine starke Abtheilung der Mannschaft des „Einsamen Sterns" wurde auf dem „Royal Charley" versetzt, welcher dann seinen Weg fortsetzte, sich aber so nahe wie möglich zu seinem Gefährten hielt.

VIII.

Der Leck.

Es war ganz klar, daß die Unterbrechung, welche in dem Sturme eingetreten war, nur von kurzer Dauer seyn würde. Als der Abend heran kam, erhob sich der Wind wieder, der dunkle und trübe Himmel schien auf den hohen Masten der Brigg zu liegen, und alles weissagte eine schreckliche und grauenvolle Nacht. Nach den Befehlen Sir Reginalds, welcher, da Kapitän Montrose auf dem Krankenbette lag, das Kommando übernommen hatte, wurden die Segel allmälig eingezogen. Nachdem Alle einen kurzen Augenblick der Ruhe genossen hatten, kamen sie aufs Verdeck und schickten sich zu dem erneuerten Kampfe mit den Elementen an. Zur Vorsicht waren schon zwei Mann an's Steuer gestellt.

Kein Stern, kein Schimmer des Mondes, der doch schon lange aufgegangen, war zu sehen. Die Sonne war in einer tiefen Wolkenbank zornig roth untergegangen, und keines der Zeichen, welche dem Seemann Muth einflößen, war zu erkennen. Das Tauwerk begann unter der Gewalt der Brise zu zittern und zu beben, und sogleich war der Sturm da. Das Heulen des Windes durch die Segel, die Stagen und Kardeelen war fürchterlich. Nichts kann eine Vorstellung von dem Tone desselben geben, als das angebliche Geheul unglücklicher Geister, während das Zittern des Masten und Sparren den wilden Charakter des Tumults noch erhöhte. Dazu knarrte und ächzte jede Planke in der Brigg, während ein Mensch in der That hätte laut schreien müssen, um sich in all diesem Tumult Gehör zu verschaffen.

Eleanor, welche während eines Sturmes nie unten bleiben konnte, hielt sich, in Mäntel gehüllt und mit einer Persenning umgeben, mit der einen Hand an einem Pflock und mit der anderen an einer Kanone fest. Sir Reginald stand neben ihr, nach dem Himmel blickend und hin und wieder einen kurzen Befehl ertheilend, welchen die Leute mit finsterer Geschwindigkeit befolgten.

„Peilt die Pumpe," flüsterte er dem Zimmermann plötzlich zu, mit leiser und vorsichtiger Stimme sprechend, weil er sich der Thatsache sicher bewußt war, daß für den Seemann kein Schrecken größer ist als das Vorhandenseyn eines Lecks.

„Zwei Fuß Wasser, Herr!" erwiderte er mit eben so leiser Stimme, in der der Schrecken nicht zu verkennen war.

„Setzt die Pumpen in Thätigkeit," fuhr Sir Reginald fort; „Bursche, theilt Euch in zwei Haufen; es ist ein wenig Wasser im Raum durch die Anstrengung des Schiffes, aber eine halbstündige Arbeit wird das in Ordnung bringen."

Die Leute thaten, wie ihnen befohlen war, und jede Abtheilung pumpte eine Viertelstunde. Indeß schien die Wuth des Sturmes zu wachsen. Die Leute am Steuer mußten ihre Aufmerksamkeit auf jede Bewegung der Brigg acht haben, welche zu Zeiten fast nicht zu regieren schien. Die Dunkelheit nahm zu, und das Schiff schien wirklich in einem Meer von Dinte zu schwimmen. Plötzlich wurde der ganze Schauplatz durch einen hellen Blitz erleuchtet; jedes Tau und jede Sparre wurde deutlich sichtbar, während man den „Einsamen Stern" in einiger Entfernung erkennen konnte, wie er über den schäumenden Kamm einer Woge fuhr. Bald fing auch der Regen an in Strömen zu fallen, so schwer und unablässig, daß er selbst die tobenden Wellen niederschlug und das Rollen und Stampfen des „Royal Charley" etwas verminderte.

„Peilt die Pumpe noch einmal," sagte Sir Reginald nach abermaligem Verlauf einer Stunde, den Zimmermann anredend.

„Zwei Fuß sechs Zoll, Herr!" erwiderte der Mann alsbald mit leiser und verzweiflungsvoller Stimme.

„Haltet aus, Jungen," sagte der Kapitän des „Einsamen Sterns" mit heiterem Tone, obgleich ihm der Muth entsank. Aber er wußte, wie sehr wichtig es war, die Leute bei guter Laune zu erhalten. „Muth! der Sturm scheint sich legen zu wollen, und das Wasser wird geringer."

Dann stellte er sich ohne weitere Worte an die Spitze der frischen Abtheilung, nachdem er dem Steward befohlen, den Leuten, welche eben zu pumpen aufgehört hatten, eine tüchtige Ration Branntwein zu reichen. Aber obgleich Alle, Passagiere wie Mannschaft, munter genug an's Werk gingen, so sahen sie doch recht gut, daß Sir Reginald nur sprach, um sie zu ermuthigen und bei guter Laune zu erhalten. Alle empfanden den trostlosen Einfluß der Thatsache, daß das Schiff sich mit Wasser füllte. Der Sturm mag wüthen, der Wind heulen, der Blitz flammen, der Donner rollen, und doch wird der Seemann Vertrauen zu den Planken haben, auf die er tritt; sobald er aber merkt, daß Wasser innerhalb des Schiffes, dicht unter seinen Füßen ist, so entsinkt ihm der Muth, und Verzweiflung ergreift schnell sein Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerischen Kadettenkorps.

(Schluß.)

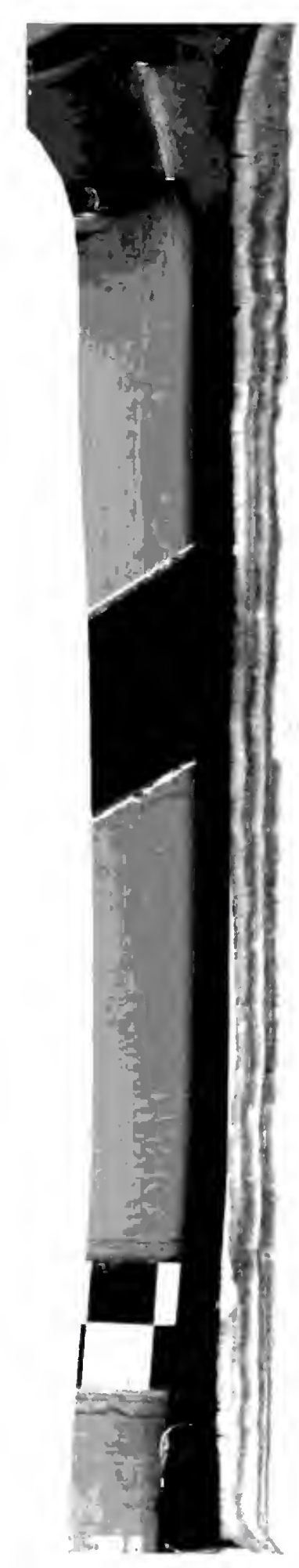
Man will nicht das in der Jugend schon so angespannte Gedächtniß noch mehr überbürden, sondern zum Denken anregen. — Welcher Geist bei diesen Uebungen vorwaltet, kann man schon aus dem einzigen Faktum entnehmen, daß sich zahlreiche Freiwillige zu ihnen einstellen, auch wird Jedem, der nur einmal Augenzeuge der „frischen, freien, fröhlichen" Jugendlust gewesen, kein Zweifel über die segensreichen Einflüsse dieser Institution auf die Entwicklung der Knaben beikommen. Ein Beweis des richtigen Verständnisses der Anschauungsweise und der Bedürfnisse der Jugend, welches in den leitenden Kreisen herrscht, sind auch die sogenannten Kadettenfeste, bei welchen mehrere Korps zu militärischen Uebungen zusammengezogen werden und bei welchen man den Knaben dann auch die leiblichen Genüsse nicht versagt, für welche jenes Alter so empfänglich ist. So waren z. B. im Jahre 1856 in Zürich 3200 Kadetten mit 18 bespannten Geschützen aus der ganzen Ostschweiz, selbst Tessin und Graubünden, zu einem mehrtägigen Manöver vereinigt — eine herrliche Gelegenheit für die jungen Gemüther, „im Ganzen sich groß fühlen" zu lernen und jene enthusiastische Liebe zum Vaterlande, jenen edlen Bürgerstolz einzusaugen, welche den Schweizer in so hohem Maße auszeichnen, und welche die besten, ja die einzigen wahren Grundlagen staatlichen Gedeihens sind. Das Knabenschießen an genanntem Orte, bei welchem die besten Schützen durch von der Obrigkeit und von Privaten ausgesetzte Preise belohnt werden, ist ein Festtag für die ganze Bevölkerung; und der Ernst, die Aufmerksamkeit, mit welchen die Knaben ihr Treiben vom ganzen Volke beobachtet sehen, tragen sicher nicht wenig dazu bei, dem Schweizer schon in frühem Alter die Sicherheit und Festigkeit der Haltung zu geben, welche jedem Beobachter auffallen. Man wirft der schweizerischen Armee gewöhnlich vor, daß sie ihrer ganzen Organisation nach keine durchgebildeten Offiziere haben könne, in militärischen Kreisen spricht man wohl mit einem Spott von einem „Arzt und Major," von einem „Wirth und Hauptmann;" wenn man aber bedenkt, einen wie großen Einfluß eine frühzeitige Beschäftigung mit den Waffen während eines Zeitraums von 4—8 Jahren auf intelligente junge Leute haben muß, so wird man wenigstens einräumen müssen, daß die Schweiz eine große Anzahl von Männern hat, die sich unter gegebenen Verhältnissen schnell zu tüchtigen Offizieren entwickeln können. Und gerade daran mangelt es den meisten deutschen Staaten gar sehr. Die Militärausgaben der Schweiz sind geringer, als die jedes anderen europäischen Staates. Obwohl sie auf ihre 2,400,000 Einwohner eine Armee von 72,000 Mann mit 36,000 Mann Reserven hält, also 4½ Prozent der Bevölkerung, betragen ihre gesammten Militär-Ausgaben per Kopf, hochgerechnet, 2½ Fr. = 20 Sg., gegen 1½ Thl. per Kopf in Preußen. Und dennoch wußte die preußische Armee, als der Konflikt mit der Schweiz drohte, sehr wohl, daß sie einen vollständig ebenbürtigen Gegner sich gegenüber haben würde. — So weit von der Schweiz. Vergleichen wir die Verhältnisse derselben mit den unsrigen, so ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß diese ganz anderer Natur sind und die Nachahmung der schweizerischen Einrichtungen vielfach erschweren; gleichwohl können wir aus dem Beispiel Manches lernen und bei uns selbst zur Anwendung bringen. In der Schweiz begünstigt die Obrigkeit die militärische Erziehung, ja sie gebietet dieselbe in den meisten Kantonen, während sich bei den deutschen Regierungen bis jetzt keine Bereitwilligkeit dieser Art bemerken läßt. Ginge aber ein Einziger der deutschen Staaten mit dem Beispiele voran, so würde die Mehrzahl der übrigen wahrscheinlich binnen kürzester Frist folgen. Hoffen wir, daß Preußen dieser Staat seyn werde, Preußen, welches den Werth der körperlichen Uebungen der Jugend durch wirksame Anordnungen zur Verbreitung des Turnens endlich anerkannt, und dessen politische, militärische und finanzielle Lage die möglichst vollständige rasche und wohlfeile militärische Ausbildung seiner ganzen männlichen Jugend zu einem der höchsten Staatsinteressen macht. (Augsb. Flora.)

Abentener einer jungen Dame mit einem Königstiger.

(Aus einem Briefe von Java.)

Der Herr El— und der Administrator waren nach der Zuckermühle gefahren, und die beiden jüngeren Söhne befanden sich auf dem Felde in der Plantage, während die beiden älteren seit zwei Tagen auf der Jagd waren, so daß Miß H—, die jetzt ungefähr siebenzehn Jahre alt und erst kürzlich aus einer Erziehungsanstalt in Europa zurückgekehrt war, sich allein in dem etwa hundert Schritte vom Dorfe entfernten Wohnhause befand. Einige männliche und weibliche Bedienten befanden sich in den Beigebäuden, und hielten, ebenso wie Miß H—, ihre Siesta, die letztere der großen Hitze wegen in der schattigen Verandah oder offenen Vorgallerie des Hauses. Als das Fräulein um ungefähr zwei Uhr zufällig aus ihrem Mittagsschlummer erwacht, erblickt sie sich mit Entsetzen einem großen Königstiger gegenüber, der so nahe bei ihrem Lager unter derselben Verandah mit ihr schläft, daß sie mit ausgestrecktem Arme seinen Kopf berühren könnte.

Trotz des ungeheuren Schreckens übersieht sie mit



voller Geistesgegenwart die Größe der Gefahr und erlaubt sich keinen Laut und keine Bewegung; vergebens sinnt sie indeß auf ein Mittel, sich Hülfe zu verschaffen oder Jemand auf den nahen fürchterlichen Feind aufmerksam zu machen.

Dieser Zustand der Spannung und Ungewißheit dauerte über eine Stunde, wo der Augenblick der größten Gefahr erst nahte — das Erwachen des Tigers! Da endlich reckt er sich, gähnt mit durchdringendem Laute, und erhebt sich mit halbem Leibe, indeß er gemächlich seinen Schweif bewegt und sich die Backen leckt. Das muthige Mädchen gewinnt es noch über sich, auch jetzt regungslos liegen zu bleiben und den Feind genau zu beobachten; denn das mindeste Zucken eines Gliedes hätte diesen herbeigerufen, und ihr unmittelbares Verderben zur Folge haben müssen. Man muß nämlich wissen, daß der Tiger seinem Opfer sich nicht nähert, so lange es sich nicht bewegt; wie die Katze die Maus beobachtet und unbeweglich lauernd den Gegenstand; der geringsten Bewegung aber folgt sein blitzschneller Sprung.

Als der Tiger gähnte wurden einige Hunde unruhig und schon hoffte sie in Folge davon auf baldige Befreiung und Rettung; allein auch diese Hoffnung schlug fehl. Im Gegentheil sah der Tiger bald darauf nach ihrer Richtung hin, fixirte sie einen Augenblick, und machte einen kurzen Sprung, so daß er auf ihrem Lager und mit der einen Pfote theilweis auf dem linken Unterarm des Fräulein stand, so daß sie die Spuren der einen Kralle wohl lebenslänglich in demselben behalten wird. Jetzt konnte Miß H— einen schwachen Seufzer nicht zurückhalten, und würde der Schmerz ihr sicher ein Wehgeschrei entrissen haben; allein die Rettung von so gewissem Verderben nahte ihr jetzt in Gestalt einer wohlthätigen Ohnmacht. Sie fühlte nur noch, daß der Tiger mit seiner Nase an ihrem Gesicht herumstieß und auch ein paarmal mit der Zungenspitze an ihrem Halse leckte, allein sie war glücklicherweise nicht mehr im Stande, sich zu bewegen und auch nur zu zucken.

In diesem Augenblick kamen gerade die Brüder mit dem Herrn von R— und noch einem Nachbar von der Jagd zurück und kurz entschlossen, erlegten sie das Unthier, welches bei ihrem Anblick den Kopf erhoben hatte und seine Feinde anstierte, durch drei gleichzeitig abgefeuerte wohlgezielte Schüsse. Zum Tode getroffen (alle drei Kugeln trafen den Kopf, eine davon ging durch's Auge), machte der Tiger noch einen gewaltigen Satz, wobei er der unglücklichen Miß H— mit der Hintertatze das Fleisch von einem Unterbein bis auf den Knochen abriß.

Das Fräulein ist seitdem wieder so weit hergestellt, daß sie außer der großen Narbe am Beine und der kleinen am Arme hoffentlich nichts als die Erinnerung an die glücklich überstandene Gefahr behalten wird.

Mannigfaltigkeiten.

Große Heiterkeit erregte zu Paris kürzlich folgender Vorfall: Eine berühmte dramatische Künstlerin war einem Wagenvermiether 200 Franks schuldig, worüber sie einen Wechsel ausgestellt, der am Verfalltage unbezahlt blieb. Der Gläubiger gerieth in gelinde Verzweiflung, als er erfuhr, daß der Gehalt der Künstlerin besetzt und das Meublement einer dritten Person verpfändet sey. Wie also zu dem Gelde kommen? Er verstand sich mit einem Lumpensammler, welchem er den Wechsel der Form nach abtrat; dieser erschien nun in seinem keineswegs saubern Anzuge, eine Pfeife im Munde, deren Inhalt tief unter dem Gehalte der Pfälzer Cigarren stand, täglich im eleganten Salon der Künstlerin, eine Stunde lang höflichst um Zahlung bittend. Acht Tage lang trotzte die Schuldnerin der Unannehmlichkeit dieses Besuches; dann aber, von dem Dampfe der glimmenden Pfeife zur Verzweiflung gebracht, schaffte sie das Geld herbei. Der formelle Gläubiger hatte, wie er sich ausdrückte, der lieben, guten Dame die 200 Franks, wörtlich genommen, aus der Tasche geraucht! Es geht doch nichts über die Kraft des Dampfes!

Der geheimnißvolle Wagen, welcher sich alljährlich am Christabende durch die entlegenen Vorstädte Wiens bewegt, erschien auch am letzten Christabende wieder: Es saß darin, wie alljährlich, eine verschleierte Dame, welche vor den Hütten der tiefsten Armuth abstieg, an die Fenster pochte beim Oeffnen eine Schachtel mit Backwerk und Spielzeug hineinreichte, wobei sie den Erstaunten zurief: „Vom Christkindl!“ und ohne den Dank abzuwarten, rasch in den Wagen stieg und davon fuhr. Bis jetzt hat man den Namen dieser edlen Wohlthäterin noch nicht zu erfahren vermocht.

Nachdem „Ami de la Religion“ befindet sich unter den im Sommerpalast des Kaisers von China erbeuteten Gegenständen ein Porträt Louis XV., welches dieser Souverän einem der Vorgänger Hung-Fouing's, wahrscheinlich dem Kaiser Kang-Hi, gesandt hat. Wie man sagt, soll der kaiserliche Thron nach England gesendet werden, dagegen wird Frankreich den Ehren-Palankin Sr. chinesischen Majestät erhalten, welcher von Ebenholz ist, mit Gold und Silber belegt, und der für ein wahres Wunder asiatischer Kunst gilt.

Redaktion: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallau'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 10 Freitag, 11. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Um Mitternacht schien der Sturm noch mehr zu wachsen. — Ungeheure Wogen, die sich wüthend hinter der Brigg herwälzten, drohten jeden Augenblick über den Spiegel des Schiffes zu brechen, eine der größten Gefahren bei einem langanhaltenden Sturme auf dem Meere. Das Schiff arbeitete mühsam in der Rinne des Meeres, dann wieder auf berghohen Wellen, und schien bei jedem Sturze sich nicht mehr erheben zu wollen. Seit langer Zeit war nicht ein Wort gesprochen worden. Auf keiner Seite sah man etwas Anderes als Ströme weißen Schaumes, dann und wann durch schnelle Blitzstrahlen erleuchtet. Die Leute waren noch immer bei den Pumpen. Gerade um Mitternacht befahl Sir Reginald abermals eine Untersuchung der Pumpe, welche jetzt vier Fuß Wasser im Raume zeigte. Die Leute entsetzten sich und weigerten sich zu arbeiten.

„Legt Hand an, meine braven Jungen," rief Sir Reginald; „es sind nur noch vier Stunden bis Tagesanbruch, und dann können wir die Brigg ihrem Schicksal überlassen und an Bord des „Einsamen Sterns" gehen. Nur noch einige Stunden müssen wir das Schiff flott halten. Steward, gebt den Leuten kaltes Fleisch, Brod und Wachholderbranntwein, und dann alle Hände an die Pumpen. Ueber Bord mit dem Ersten, der zurückweicht!"

Der Kapitän des „Einsamen Sterns" sprach mit großer Energie. Es war ein zwiefacher Ton der Ueberredung und des Befehls in seinen Worten, der seine Wirkung ausübte, und trotz der düstern Nacht, der furchtbaren Wuth des Sturmes, des rollenden und stampfenden Schiffes, theilten sich die Leute, nachdem sie die dargebotenen willkommenen Erfrischungen eiligst verschlungen hatten, abermals in zwei Haufen und gingen an die Arbeit.

„Ich denke," sagte der Kapitän, den Zimmermann, anredend, „wenn sie ihrer Masten entledigt wäre, würde sie weniger schleppen und weniger Wasser ziehen."

„Reicht mir eine Axt."

Die Axt wurde ihm gegeben.

„Steuerbord das Ruder, Jungen, laßt sie einen Strich abfallen. Aufgepaßt! so!"

Nachdem dieser Befehl gegeben war, sprang er mit dem Zimmermann windwärts, und nun begannen sie, an den Talreepen und Stagen zu hauen, während Andere dasselbe vorn thaten. Sehr kurze Zeit bedurfte es, die gespannten Taue wegzuhauen, und bald hörte man das Krachen derselben.

„Aufgepaßt unten!" donnerte Sir Reginald, und im nächsten Augenblick brachen die beiden Masten in der Mitte und am Vormars ab, und hingen leewärts. Sie waren jedoch noch nicht frei. Zahlreiche Bolzen und Taue hielten sie noch fest, und die Brigg lag in furchtbarer Weise auf einer Seite. Die Vier, welche Aexte in den Händen hatten, sprangen das Tauwerk hinauf, hielten sich fest an den Webeleinen, und, obgleich sie durch die Gewalt des Sturmes beinahe weggeblasen wurden, gelang es ihnen doch, die Spitze zu erreichen. Einige wohlgezielte Schläge, und bald schwammen die Masten an der Seite. Dann kamen sie alle herab und hieben die Taue ab, welche die Sparren leewärts am Schiff festhielten.

Der „Royal Charley" schien sichtbar erleichtert. Er rollte freilich noch, aber leichter, und um 2 Uhr zeigte eine Untersuchung der Pumpe keine Zunahme des Wassers im Raum. Noch immer war keine Abnahme des Sturmes zu merken, und als am Morgen die auf dem Wrack Zurückgebliebenen um sich blickten und den „Einsamen Stern" etwa eine Meile entfernt wie eine Ente über die Wellen gleiten sahen, wünschten sich Alle an Bord des bewundernswerthen kleinen Schiffes. Die Schwierigkeit war, an Bord zu kommen. Es war klar, daß kein Boot in einer solchen See leben konnte; aber Sir Reginald, nachdem er dem Schooner ein Zeichen gegeben hatte, auf sie zuzukommen, fing an, auf Mittel zur Rettung zu sinnen. Bald schwebte ein freudiges Lächeln auf seinem Gesicht, als eine Erinnerung aus der Kindheit in ihm aufstieg, und er befahl den Leuten, ihm ein biegsames und starkes Stück Holz zu suchen. Dieß war bald gefunden und in einen Bogen verwandelt. Pfeile wurden in einigen Minuten von dem Zimmermann roh angefertigt. Sir Reginald selbst befestigte an einem derselben eine bleierne Spitze und ein Stück Lumpen als Federn. An das Ganze band er eine

lange Schnur, und an dieser wurde wiederum ein sehr großes und mächtiges Kabel befestigt.

In sehr kurzer Zeit rauschte der „Einsame Stern", wie von seinem Kapitän befohlen, dicht unter dem Stern der Brigg. Sir Reginald spannte seinen Bogen, ließ fliegen, und der Pfeil, nachdem er sich ein wenig in der Luft gedreht und gewirbelt hatte, fiel gerade auf das Verdeck des „Einsamen Sterns" und wurde von einigen der Leute aufgegriffen. Eine schnelle Ruderbewegung des Schooners brachte ihn dann noch näher heran, und ehe die tobende See sie trennen konnte, war das Kabel fest. Schnell war eine Verbindung zwischen den Schiffen hergestellt, ein anderes kleineres Tau wurde hinübergeschafft, und die Verwundeten, in Hängematten befestigt, wurden schnell auf das Verdeck des „Einsamen Sterns" gezogen. Die Hinüberschaffung war jedoch lang und beschwerlich; und nachdem eine ganze Stunde verflossen war, blieben auf dem Verdeck des „Royal Charley" noch Sir Reginald, Eleanor und Josh, welcher am Steuer stand.

„Geh," sagte der Kapitän zu dem Mulatten; „dann könnt ihr mich mit der Dame in meinen Armen herüberziehen. Sage, sie sollen langsam ziehen."

„Ich zuletzt gehen," erwiderte der Schwarze plötzlich.

Sir Reginald ging drohend auf Josh zu; dieser ließ das Steuer fahren; die Brigg, sich selbst überlassen, gab einen furchtbaren Stoß, und alle drei verloren das Gleichgewicht. Als sie wieder festen Fuß gefaßt hatten, fanden sie, daß der Stoß das Kabel abgerissen hatte, daß der „Einsame Stern" leewärts abhielt, ohne auch nur die entfernteste Aussicht, zu ihnen zurückzukommen. Sie hörten das rasende Geschrei der Leute, sie sahen die Ruder auslegen; aber Alles vergebens. Die Elemente hatten noch zu große Macht, und das seinem Schicksal überlassene Trio blieb, dem Sturm preisgegeben, am Bord des „Royal Charley" zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Leinweber Krieg.

Eine Begebenheit aus der Blokade-Geschichte von Mainz 1814.

Krieg war ein fleißiger Leineweber in Zahlbach, einem Dörfchen, eine Viertelstunde von Mainz, am Fuße der ehemals berüchtigten Klubbistenschanze. Manche Schicksale hatte schon der brave Krieg erlebt, und sich durch die stürmischen Zeiten mit seinem Schiffchen durchgearbeitet. Ein gutes Weib und zwei Kinder theilten den kleinen Segen, den der Vater erwarb, und lebten arm, aber vergnügt.

Die Neujahrsnacht 1814 war eine der glücklichsten für die so bangen Mainzer. Drohend standen die alliirten Armeen auf dem rechten Ufer des Rheines, und vor den Thoren der neuen und starken Veste Castel, dem Schutze von Mainz von rechter Rheinseite. Im Innern der ehemaligen goldenen Stadt wüthete das fürchterliche Nervenfieber; 200 Soldaten fielen täglich von diesem Feinde getroffen, und 20 bis 30 Bürger. Da ertönte noch einmal am Schlusse des alten Jahres Fama's lügenhafter Ruf: Friede! den Beängstigten, und in jedes Gemüth kehrte ein Strahl der Hoffnung, bei den Meisten die laute Freude ein. Man lärmte, sang und trank, und in jeder Straße feuerten die Frohen aus Schießgewehren aller Art. Aber die Bewohner des nahen Zahlbachs hörten den Lärmen in der stillen Nacht und das Freudenfeuer, ohne die rechte Ursache zu wissen; und Krieg stand mit seinen Nachbarn lauernd auf dem nahen Berge, und weissagte: Nachbarn, das ist Unglück, was in der Stadt vorgeht, oder doch bald über sie und uns kommen wird. Krieg hatte recht geahnt. Unsere deutschen Brüder waren siegend über den Rhein geschritten, den der leichtgläubige Franke immer noch für die unüberschreitbare Wehre seines Landes hielt. Das Panier der Freiheit begrüßte die vom Mutterlande losgerissenen und verloren geglaubten deutschen Söhne des linken Ufers. Wie Wolken vor dem brausenden Sturmwinde, flohen vor dem deutschen Genius die Entmannten an Kraft, Kriegszucht und Vertrauen in ihre Führer. Die Pest mähte ihre Ernte unter den Fliehenden auf den Heerstraßen, und der Donner des rächenden Geschützes verhöhnter Völker wälzte sich in dumpfem Gewitter über Frankreichs frevelndes Volk.

Den 2. Januar ließen sich schon die Vorposten der alliirten Heere vor der Veste sehen. Der erfahrene Krieg kannte die Gefahren für das unglückliche Zahlbach, und hatte schon früher seine Familie nach Mainz geflüchtet. Sein braves Weib fiel hier in die herrschende Nervenkrankheit, und war um diese Zeit in der Fieberhitze heimlich entsprungen, und nach Bretzenheim, eine Viertelstunde von Zahlbach, gelaufen, wo man sie unterbrachte. Die Kinder waren ihr nachgekommen, und so war der Vater von Weib und Kinder durch die Vorpostenkette getrennt. Bald war die friedliche Gegend Zahlbachs ein kleiner Kriegsschauplatz. Die Klubbistenschanze wurde mit Kanonen und Leuten besetzt, so wie Zahlbach selbst eine Vorwache der Festung selbst einige 100 Soldaten erhielt. Die Einwohner flüchteten Habe und Gut nach der sichern Feste, und viele ihre Weiber und Kinder dazu. Das niedliche Dörfchen, ein Erholungsplatz der Mainzer, war bald in eine schmutzige Kaserne umgeschaffen, und seines letzten Schmuckes, seiner einfachen Gärtchen und jungen, kaum entstandenen Bäumchen beraubt. Zwischen Zahlbach und Bretzenheim sind zwei Mühlen, jede einen Büchsenschuß von beiden Dörfern gelegen. Hier standen die französischen letzten Vorposten, und nicht weit davon die der Alliirten.

Schon einen ganzen Monat war Krieg von seinen Lieben getrennt, und die Viertelstunde Weges war eine Kluft, ein Meer zwischen ihnen. Da erwachte in ihm,

der jetzt ein seinem Häuschen mit seinem einquartirten Sergeanten leben mußte, der Wunsch und der Vorsatz, sich heimlich und nächtlicher Weise durch die Vorposten zu schleichen, sein Weib und Kind überraschend zu umarmen, einen frohen Tag mit ihnen zuzubringen, und dann wieder auf wohlbekanntem Wege eben so des Nachts in seine Heimath zurückzuschleichen; denn sein Häuschen mußte er schützen, und dem Webstuhle und seinem Gaste, dem freundlichen bärtigen Krieger aufwarten. Diese lebten wie Brüder, und aßen zusammen, und Jeder gab, was er hatte, der Leinweber den kleinen Wintervorrath und der Sergeant seine Rationen, in die gemeinsame Küche.

(Schluß folgt.)

Nekrolog des Jahres 1860.

Regierende Fürsten, Mitglieder fürstlicher und standesherrlicher Familien. Stephanie Beauharnais, verwittwete Großherzogin von Baden. Gräfin Granville, geborne Herzogin von Dalberg. Michael Fürst von Gallitzin. Ernst Christian Karl, Fürst von Hohenlohe-Langenburg. Konstantin, Fürst von Czartoryski. Maximilian August, Graf von Törring-Guttenzell, bayer. Standesherr. Helene, Prinzessin zu Anhalt, Gemahlin des Fürsten Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt. Prinz Jerome Napoleon. Danielo I., Fürst von Montenegro. Georg Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Herzogin von Alba, Schwester der Kaiserin der Franzosen. Miloſch Obrenowitsch, Fürst von Serbien. Maria, Herzogin von Württemberg, verwittwete Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha. Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland, Wittwe des Kaisers Nikolaus. Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. Georg, Fürst von Lippe-Schaumburg. Desideria Clary, verwittwete Königin von Schweden. Leopold, Graf von Syrakus. Minister, Staatsmänner, Diplomaten u. s. w. J. von Schleyer, württembergischer Staatsminister a. D. Rotwitt, dänischer Kabinetspräsident. Graf Fonblanque, französischer Generalkonsul in Belgrad. B. Eberhard, vormaliger kurhessischer Minister. E. von Schwarzer, vormaliger österreichischer Minister. Bethmont, Justizminister der provisorischen Regierung von 1848 in Paris. Graf Stephan Szechenyi, vormaliger ungarischer Minister. Frhr. von Bruck. Karl von Brouckere, vormaliger belgischer Minister. A. Wentzel, Mitglied des Abgeordnetenhauses in Berlin. Karl Wilhelm, Graf zu In- und Knyphausen, k. hannoverischer Minister zu Berlin ꝛc. Viktor Frhr. von Lepel, großh. hess. Oberkonsistorialpräsident. Graf Bielinski, letzter Kastellan des polnischen Königshofes. v. Niebuhr, k. preußischer Kabinetsrath. H. K. Jaup, vormaliger Präsident des großh. hessischen Ministeriums. A. Frhr. v. Gieſe, früherer bayerischer Minister des Auswärtigen. M. Grävell, vormaliger Reichsminister. Frhr. Franz v. Somaruga, vormaliger Präsident des obersten Gerichtshofes zu Wien. Chr. J. von Bunsen. Henry Howard, Herzog von Norfolk. Lord Dalhousie, früherer Generalgouverneur von Indien. Graf von Aberdeen. Generale, Admirale ꝛc. Brommy, Kontre-Admiral der vormaligen deutschen Flotte. J. Skrzynecki, polnischer General. W. Chrph., Graf von Pfenburg-Philippseich, bayerischer General der Infanterie a. D. Graf H. Reille, Marschall von Frankreich. H., Graf von der Schulenburg-Emden, preußischer Generallieutenant a. D. Eynatten, österreichischer Feldmarschalllieutenant. Graf v. Stafford, großbritannischer Feldmarschall. Hawker, großbritannischer Admiral. Parseval Deschenes, franz. Admiral. Alb. Graf zu Pappenheim, bayerischer General der Reiterei a. D. Lord Elphinstone, großbritannischer Generallieutenant. Sir Henry Murray, großbritannischer General. J. Pfretschner, bayerischer Generalmajor. Graf von Blumenthal, preußischer Generallieutenant. Graf Pimodan, päpstl. General. v. Schirnding, k. sächsischer Generallieutenant. Th. Cochrane, Graf v. Dundonald, großbritannischer Vizeadmiral. Sir Charles Napier, Admiral. Graf v. Sontheim, königl. württembergischer Generallieutenant. L. Hamel, bayerischer Generalmajor und Festungskommandant von Ulm. Geistliche: Ad. Freiherr v. Pechmann, Domdekan und Generalvikar von Passau. Dr. Franz Umbreit, badischer Kirchenrath und Professor in Heidelberg. Dr. Go. Fr. Wiggers, Professor der Theologie in Rostock. Michael Biale Prela, Kardinalpriester. J. H. K. Freiherr v. Wessenberg. F. Chr. v. Baur, Professor in Tübingen. Gelehrte, Künstler, Industrielle ꝛc. Silcher, Musikdirektor in Tübingen. Karoline Richter, geb. Mayer, Wittwe Jean Paul Fr. Richter's. Ernst Moritz Arndt. Wilhelmine Schröder-Devrient. Friedrich v. Thiersch. A. F. Bauer, Miterfinder der Schnellpressen. H. Escher, Professor der Geschichte in Zürich. Anna Waagen, geb. Schechner, Sängerin. Haymoud Wilson, Professor der orientalischen Sprachen in London. Ludwig Bechstein. Anna Isabella, Wittwe Byrons. Chr. Gmelin, Professor der Chemie in Tübingen. J. J. Hottinger, Professor der Geschichte in Zürich. Usso Horn, dramatischer Dichter. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Schloßberger, Professor der Chemie in Tübingen. Gajetan Tertor, Professor in Würzburg. Ed. von Schrader, Professor in Tübingen. Heinrich Simon, Mitglied der Frankfurter Reichsversammlung. J. L. Heiberg, dänischer Dichter. Dr. A. Roscher aus Hamburg, Reisender im Innern von Afrika. H. Rathke, Professor in Königsberg. Arthur Schopenhauer. Karl Zöllner, Musikdirektor in Leipzig. Dr. Görgen, Irrenarzt in Döbling. G. L. F. Tafel, vormals Professor in Tübingen. Strahl, geh. Sanitätsrath in Berlin.

v. Ruthard, bayerischer Archivar. Friedrich Christ. Dahlmann, Ludwig Rellstab. Dr. der Theol. Karl H. Jürgens, Publizist.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Stück amerikanischer Lynchjustiz wird dem „Missouri Demokrat" aus St. Louis, 8. Dezember, gemeldet: Ein Mann, Namens Smytheman, ein geborner Engländer, ist dieser Tage hier angekommen. Folgendes war ihm in Senatobia zugestoßen: Mit einem Neger in Geschäften daselbst angekommen, wurde er, der Himmel weiß weßhalb, von einigen Personen verdächtigt, ein Abolitionist zu seyn, der das Land durchreise, um Sklaven zur Flucht zu verlocken. Natürlich wurde er sofort mit seinem Schwarzen eingesteckt. Letzterem wurde bedeutet, daß er er baumeln müsse, wenn er die Schuld des Andern nicht unverzüglich bekenne, und so gestand er denn, was die Ankläger wünschten, wofür er nachträglich zum Dank durchgepeitscht wurde. Dem unschuldigen Weißen erging's schlimmer. Vor Allem zogen sie ihn splitternackt aus, trieben ihn so trotz der grimmigen Kälte hinaus vor den Ort in ein Gehölz und schlugen ihn mit ledernen Riemen so lange, bis er halb todt war. Dann schafften sie ihn wieder nach dem Orte zurück und verwahrten ihn die Nacht über in einem Frachtwagen der Eisenbahn, um ihm am andern Morgen den Garaus zu machen. Wirklich trieben sie ihn wieder hinaus ins Gehölz, banden ihn an einen Baum, rasirten ihm den Kopf glatt und machten Anstalten, ihn aufzuknüpfen. Da versprachen ihm Einige aus dem Haufen, er solle mit dem Leben davon kommen, wenn er offen gestehe, daß er gekommen sey, Schwarze zur Flucht zu verleiten. Der arme Mann gestand in der Todesangst was man wollte, und in der That ließen sie ihm das Leben, aber sie gossen ihm Theer über und über, daß er kaum die Augen öffnen konnte, beklebten ihn mit roher Baumwolle und so stießen sie ihn mit Fußtritten hinaus auf die Straße nach Memphis, wo er im kläglichsten Zustande ankam.

Ueber die Gastfreundschaft der Sizilianer sind die Stimmen aller Reisenden einig; sie ist kein leeres Wort, wie oft in andern Ländern Europa's. Wer eine Reise durch die Insel machen will, bedarf, wenn er mit einem halben Dutzend Empfehlungsbriefen eines Eingeborenen an seine Freunde in Trapani, Marsala, Castel, Petrano, Girgenti ꝛc. versehen ist, keines Führers, Koches ꝛc., mit denen sich die meisten Reisenden versehen. In Sizilien wird man der Freund des Freundes seiner Freunde. Wenn wir ankommen, wartet man auf uns, um uns zu beherbergen, um uns das Land zu zeigen ꝛc. Bei der Abreise begleitet man uns, bringt uns auf den rechten Weg, versieht uns mit Führern und Lebensmitteln, und dieß in einer so freundlichen Art, als sey es die einfachste Sache von der Welt. Daher begreift es sich auch, daß eine Insurrektion in einem Lande, wo alle Personen einer Klasse sich kennen, wo jeder eine Ehre darin sucht, das genau zu halten, was sein Freund versprochen hat, sich in wenigen Tagen über die ganze Insel verbreiten und große Verhältnisse annehmen konnte.

Vom Rhein, 1. Januar, wird der Frankfurter „Didaskalia" geschrieben: „Der gründliche pfälzische Geschichtsforscher Herr Pfarrer Lehmann in Rusdorf bei Landau ist von der Akademie der Wissenschaften in München als auswärtiges Mitglied der historischen Klasse ernannt worden. Dieses ist unseres Wissens die erste öffentliche Anerkennung, welche den Verdiensten dieses um die Geschichte der Pfalz verdienten Mannes in Bayern geworden ist. Zu den von ihm verfaßten Schriften gehören unter andern: Geschichte der bayerischen Pfalz, der Städte Kaiserslautern und Landau, des Klosters Limburg bei Dürkheim," „Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreise Bayerns," „Geschichte der Burgen und Schlösser der bayerischen Pfalz," „Wegweiser durch die Pfalz" ꝛc.

Ein magyarisches Blatt erzählt: „Ein Stuhlrichter in Alföld, der in Erfahrung brachte, daß ihm eine Katzenmusik zugedacht sey, entzog sich dieser Ovation durch seine Abfahrt. Kaum erhielten die exekutirenden Musiker hiervon Nachricht, als sie mit ihren Instrumenten nachfuhren. Sie erreichten ihn in den romantischen Maisfeldern, umstellten seinen Wagen und begannen die Produktion. Der Stuhlrichter mußte das Konzert bis Ende anhören, worauf man ihn weiterziehen ließ."

Die in Lemberg neugegründete polnische Adelszeitung Glos (die Stimme) hat eine ganz neuartige Eintheilung der Rubrizirung ihrer Mittheilungen eingeführt, indem die Rubrik „Inland" unter dieser Ueberschrift die Mittheilungen und Korrespondenzen aus Lemberg, Krakau, Warschau, Kiew, Posen — so wie aus russisch und preußisch Polen überhaupt; dagegen die Rubrik „Ausland" Berichte aus Paris, London, Berlin, Wien ꝛc. bringt!!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 11 Samstag, 12. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

XIV.

Allein.

Die Lage unserer drei Abenteurer war jetzt anscheinend von der peinlichsten, hoffnungslosesten und traurigsten Beschaffenheit. Sie waren allein am Bord eines Wracks, das sich sichtlich schnell mit Wasser füllte. Sie waren gänzlich unfähig, es eine Zeitlang zu regieren. Sir Reginald und Josh jedoch, um einen Augenblick der Ueberlegung der Ruhe zu gewinnen, bauden das Steuer in der Mitte des Schiffes fest, wodurch die Brigg still vor dem Winde gehalten wurde, und hielten dann Rath. Eleanor saß in einem Zustande vollkommener Betäubung auf dem Verdeck. Der „Einsame Stern" war schon weit weg nach der Leeseite, und machte noch immer verzweifelte Anstrengungen, windwärts zu gelangen, eine Richtung, welche er bisher fast immer eingehalten hatte; aber das erfahrene Auge der beiden Männer sagte ihnen deutlich, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren.

„Was denkt Ihr, wir jetzt thun, Massa?" sagte Josh mit einem tückischen, fast trotzigen Grinsen.

„Auf unseren Muth und unsere Thätigkeit vertrauen," erwiderte der Errepublikaner. „Der Sturm hat seine Wuth nahezu erschöpft; der Leck vergrößert sich vielleicht nicht so schnell, als wir fürchten; und sollte es doch der Fall seyn, nun, so müssen wir ein Boot in's Wasser schaffen und da unser Glück versuchen."

„Das Schiff sinkt gewiß," fuhr der Mulatte fort, der indessen sprach, als ob seine Gedanken anderswo wären.

„Das Schiff wird gewiß nicht sinken. Sieh, der Wind ist schon schwächer, obgleich die Wellen berghoch gehen. Geh' an's Steuer. — Wir wollen uns halbstündlich daran ablösen."

Der Mulatte gehorchte und Sir Reginald näherte sich dem jungen Mädchen.

„Eleanor, dieß ist eine sehr schreckliche Lage für Sie; doch haben Sie Vertrauen und Hoffnung. Vielleicht sind wir besser daran, als wir denken. Wenn der Sturm fortfährt, nachzulassen, so werden wir mit vollkommener Leichtigkeit entkommen. Wir sind nicht zweihundert Meilen vom Lande entfernt, und die Jolle wird uns ohne Schwierigkeit diese Strecke bringen."

„Wir werden nie wieder Land sehen," entgegnete Eleanor mit finsterem Tone; „das Schicksal ist gegen uns."

„Eleanor, Sie dürfen nie verzweifeln, nie verzagen. Das ist der gewisse Verbote des Mißlingens, so wie das Vertrauen die sicherste Grundlage des Erfolges ist. Wir haben noch immer eine gute Brigg, die vielleicht zu schnell aufgegeben ist, unter unsern Füßen. Um offen zu sprechen, Miß Bowen, ich hege nur geringe Furcht vor dem Sinken. Ich sah, daß der Leck die Leute schreckte und entmuthigte, deßhalb schlug ich zur Selbstvertheidigung eine Hinüberschaffung auf den „Einsamen Stern" vor. Aber ich sehe keine Zeichen von einer Zunahme des Wassers."

„Nein, machen Sie mir keine vergebliche Hoffnung. Ich bin jetzt auf Alles gefaßt. — Reginald, mein Vater ist todt: die, welche ich liebe, stehen unter dem Bann eines furchtbaren Verdachts; was ist mir also das Leben?"

„Was das Leben allen erschaffenen Wesen ist — das herrlichste und glänzendste aller Dinge, Eleanor. Verachten Sie nie das Leben. Es hat weit mehr Honig als Bitteres, wenn wir nur die Süßigkeiten suchen. Eleanor, lebe in der Hoffnung auf glückliche Tage. Mein theuerstes Mädchen, vertraue auf Einen, der noch nie gelogen. Du wirst noch mein stolzes und glückliches Weib werden — von Allen um Dich her verehrt und geliebt. Das Bild steht vor mir, klar und deutlich. Ich sehe es, ich fühle es, ich weiß es."

Der vertrauensvolle, zuversichtliche Ton Reginald's ermunterte Eleanor. Mit einem schwachen Lächeln reichte sie ihm die Hand, während ihre Augen, strahlend von Hoffnung und erneutem Leben, mit einem Ausdruck an seinem Gesichte hingen, welcher selbst in diesem Augenblicke sein Herz hüpfen machte. Er fügte noch einige Worte des Trostes hinzu, und dann, wie ein Feldherr, der sich zu einer Schlacht vorbereitet, prüfte er die Elemente wieder. Der „Einsame Stern" war noch immer zu sehen, dießmal mit aufgehißten Segeln auf die Brigg losstürmend, aber mit sehr wenig Aussicht, sie zu erreichen. Der „Royal Charley" un-

Digitized by Google

lenkbar windwärts von ihm, der Wind noch sehr heftig, die See schwer; und Sir Reginald mußte wohl, daß sein getreuer Schoner mehr abwärts treiben, als sie bei jedem Umlegen vorrücken würden. Er gab alle Hoffnung nach dieser Seite hin auf.

Sein erster Gedanke war nun auf die Lebensmittel gerichtet. Das Steuer wurde wieder sicher in die Mitte befestigt, und Josh und Sir Reginald fingen an, Alles zu einer Kreuzfahrt Nothwendige bei Seite zu legen. Brod, Fleisch, ein wenig Wein, ein Fäßchen Wasser nebst so vielen Flaschen, als sie füllen konnten und verschiedene andere Gegenstände wurden an einen sichern und passenden Platz gebracht. Neben diese Dinge legte er einen kurzen Mast, einen Segel, einen Kompaß, zwei Paar Ruder, einige Bootsmäntel, ein Reservesegel und eine kleine Makraze. Der Soldat vergaß auch Pistolen, Pulver und Blei nicht. Darauf hieß er Josh für sich selbst sorgen; aber der Mulatte begnügte sich mit einem kleinen Bündel, das er mit allen Zeichen der Sorgfalt und Vorsicht in ein Behältniß unter einem Sitz am Schiffsspiegel legte.

Inzwischen wurde der Sturm merklich schwächer.

„Geh hinunter, Josh, und hole des Kapitäns Fernglas.“ rief plötzlich der Kapitän des „Einsamen Stern,“ „und sieh in seiner Kommode nach: ich denke, es befinden sich wohl einige Dublonen darin, die Du behalten magst, wenn Du sie finden kannst.“

Die Augen des Mulatten blitzten wie Feuer, und er ging hinunter, während Sir Reginald auf das Steuerrad zuging. Als er an dem Behältniß vorbeikam, worin des Negers Bündel lag, steckte er die Hand hinein und hob es auf. Er lächelte, indem er es niederlegte! aber es war ein seltsames Lächeln, welches Eleanor, die jede seiner Bewegungen beobachtete, beunruhigte. Gleich darauf kam der Neger mit dem Fernglase in der Hand und einem sehr langen Gesicht auf's Verdeck zurück. „Was gibt's?“

„Kapitän alter Fuchs. Jeden einzelnen Dollar mitgenommen. Nicht einen Viertteldollar zurückgelassen.“

„Laß gut seyn. Wenn wir wohlbehalten an das Land kommen, sollst Du Deinen Lohn haben.“ „Danke, Massa.“

„Nun, wir müssen also die Jolle hinausschaffen. Sie ist schwer; aber wir müssen eine Winde anbringen und an der Gangspille aufhissen. Alles ums Leben.“

Der Wind hatte jetzt sehr nachgelassen und blies kaum eine halbe Kühlung; aber der „Einsame Stern“ war gänzlich außer Sicht.

Josh stieg auf das große Mars, Sir Reginald auf das Vormars, und da befestigten sie zwei starke Winden. Durch diese wurden Stricke gezogen, welche dann fest an die Jolle, ein neues und dichtes kleines Boot, gebunden wurden. Dann wurden die festen und gut geknüpften Bindsel desselben durchgehauen, und die beiden Männer gingen an den Kabessan. Erst jedoch sicherten sie sich ihre beste Hoffnung auf doppelte Weise, indem sie eine lange Faugleine daran befestigten. Dann begannen sie zu hissen. Sie hatten die Arbeit von sechs oder acht Mann zu verrichten; aber sie arbeiten für ihr Leben; und nach einer mühsamen Anstrengung von 20 Minuten, zuweilen wollte die Gangspille nicht arbeiten, hatten sie das Boot eine gute Strecke über die Verschanzung gehißt. Doch hing es in einiger Entfernung über dem Verdeck. Dem wurde indeß bald abgeholfen. Einige Sparren wurden in schiefer Richtung von dem großen und hohen Langboot nach der Verschanzung gelegt und festgebunden. Dann wurde das kleine Boot langsam niedergelassen, und Sir Reginald, aus Steuer eilend, brachte die Brigg nach dem Winde auf und ließ sie schief liegen. In demselben Augenblick flog das Kabel aus Josh's Hand, schoß mit ungeheuer Schnelligkeit von der Gangspille ab, und das Boot fiel mit schrecklichem Gespritze ins Wasser. Das Steuer befestigend, eilten die beiden Männer mit klopfendem Herzen, um den Stand der Dinge zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Leinweber Krieg.

(Schluß.)

Krieg äußerte sein Vorhaben auch einem Knecht und einigen Nachbarn, die bedenklich die Achsel zuckten, ob Alles wohl gelingen möge.

Die folgende Nacht ward dazu bestimmt, und Krieg ordnete noch für den andern Tag die kleine Küche, damit sein lieber Gast nicht Hunger leiden möchte. Ein Handwerksbursche, der ebenfalls der drehenden Noth entrinnen wollte, hatte noch mit ihm Abrede genommen, und Beide, Krieg voran, traten nun behutsam die gefährliche Wanderschaft an. Es war eine der kältesten Februarnächte. Kein Stern blinkte am eisigen Himmel; eine Todtenstille lag auf Dorf und Flur, nur der gefrorene Schnee krachte zuweilen unter dem Fußtritte der gefängstigten Wanderer, daß Krieg das Herz unter dem rothen Wamse hörbar schlug. Durch die Schauder der Nacht tönte ihnen das Feldgeschrei der ganz nahen Vorwachen zu. Ein tiefer Hohlweg führt eine Strecke lang zu der ersten Mühle; schon war dieser glücklich durchschlichen; dann gingen Beide links auf das offene Feld, gebückt, wie wenn sie auf den Händen kröchen, ganz nahe dem letzten Posten zu, um an diesem jetzt seitwärts vorüberzukommen. — Qui vive? donnerte es ihnen zu. Der krachende Schnee hatte sie verrathen. Der Handwerksbursche hinter Krieg drehte sich schnell um, dem Dörfchen zu. Dieser beg in der Höllenangst seitwärts aus, um zu entrinnen. — Qui vive? — Krieg kroch ein paar Schritte weiter auf Händen und Füßen. — Qui vive? — Keine Antwort —

Ein Schuß fällt — Jesus Maria! — Krieg stürzt tödlich getroffen zur Erde. Der nahe Schuß ruft die Wache ins Gewehr. Der Offizier hört von dem Posten, daß er Einen hier erschossen. Es wird eine Laterne aus der Mühle gebracht; man nahet sich der Leiche, und die Schildwache erkennt bei dem Lichtscheine in dem ihr Erschossenen — ihren eigenen Wirth und Freund, den redlichen Krieg. Die tödtliche Kugel war ihm durch den Rücken in die Brust gedrungen. Er athmete noch, aber rettungslos. Dem alten Krieger, der damals wie alle Sergeanten und Offiziere wegen Mangel an Leuten mit dem Gewehre Schildwache stehen mußte, rollten die Thränen über die gefurchten Wangen. Ah, le Malheureux qui n'a pas répondu — je l'aurais reconnu!!

Friedrich Wilhelm's IV. erste Regierungshandlungen.

Sein „Regiment" eröffnete der verstorbene König am 12. Juni 1840 mit der Veröffentlichung der beiden vom 1. Dezember 1827 datirten letztwilligen Anordnungen seines Vaters, worin in der auswärtigen Politik das Bündniß Preußens, Oesterreichs und Rußlands an die Spitze gestellt war. Am 16. Juni übertrug er dem jetzigen König den Vorsitz im Staatsministerium, nachdem unterm 10. schon bestimmt war, daß derselbe, einem Brauche im Königshause gemäß, der „Prinz von Preußen" titulirt werde. Am 5. Juli ward der 1819 in Ungnade entlassene Kriegsminister General v. Boyen Mitglied des Staatsrathes, am 6. wurde die Anlage einer Eisenbahn von Köln nach Bonn durch eine Aktien-Gesellschaft genehmigt. In Folge einer eigenhändig an die Bischöfe der Monarchie gerichteten Anzeige von der Thronbesteigung des Königs traf am 11. der (nachher resignirte und zum Mitglied des Staatsraths ernannte) Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzki, in Berlin ein. Am 13. gestattete der König, daß der Erzbischof Droste v. Vischering von Darfeld nach Münster gehe. Am 21. Juli ward E. M. Arndt als Professor in Bonn wieder eingesetzt und am 25. die bis dahin bestandene Feier des Guttenbergfestes in Berlin erlaubt. Am 29. erhielt der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin v. Dunin, die Erlaubniß, aus der Festung Colberg auf seinen Bischofssitz zurückzukehren. Am 1. August trat Preußen dem Quadrupelvertrage gegen Frankreich bei. Am 10. August amnestirte der König die politischen Verbrecher. Am 5. September wurde in Königsberg der denkwürdige Huldigungs-Landtag eröffnet, der am 7. mit 89 gegen 5 Stimmen die reichsständische Verfassung auf Grund der Verordnung vom 22. Mai 1815 beantragte. Am 9. ward dieser Landtag geschlossen und der vorstehende Antrag abgelehnt. Am 10. huldigten die „Stände" Preußens und Posens, wobei ein Grundbesitzadel geschaffen ward, der nur auf den Deszendenten übergeht, welcher in den alleinigen Besitz des väterlichen Grundeigenthums gelangt. Der Oberpräsident von Preußen, Schön, ward, mit Belassung in seinem Amte, zum Staatsminister mit Sitz und Stimme im Staatsministerium ernannt. Am 21. September hielt der König, auf Bitten der Stadtbehörden, seinen feierlichen Einzug in Berlin, und am 4. Oktober befahl er durch Kabinetsordre dem Minister v. Rochow, die vollständigen Verhandlungen und namentlich die Denkschrift der preußischen Stände, worauf die Entscheidung in der Verfassungsfrage ergangen war, zu veröffentlichen, „um jeder irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob Ich durch den Landtagsabschied oder durch die Anerkennung, welche Ich in demselben und mündlich den treuen Gesinnungen der Stände habe widerfahren lassen, Meine Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte." Am 10. Oktober wurde der Direktor im Ministerium des Auswärtigen, Eichhorn, an Altenstein's Stelle Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Am 15. war die Huldigung der deutschen Provinzen in Berlin. Die Standesherren und die „Ritter" huldigten im Innern des Schlosses, die Städte und Landgemeinden im Lustgarten vor demselben. Der neue Grundbesitzadel wurde dahin modifizirt, daß der Adel auf die männliche und weibliche Deszendenz des ersten Grades übergehe, in den weiteren Graden jedoch nur in so fern vererbt werden solle, als die Söhne in dem rittermäßigen Grundbesitz des Vaters wirklich succediren oder selbst einen solchen Grundbesitz erwerben. Durch eine am 16. Oktober erganzene Verfügung des Kultusministers wurde bestimmt, daß die bisher vorgeschriebenen Anfragen vor Anstellungen, in Beziehung auf politische Integrität, eingestellt werden sollen. Am 20. Oktober wurde der Generallieutenant v. Thile zum vortragenden Kabinetsminister ernannt. Am 22. wurden die Brüder Grimm durch Kabinetsordre aufgefordert, als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften nach Berlin zu kommen, und Tags darauf Jahn der Polizeiaufsicht enthoben. Am 24. Okt. veröffentlichte eine Kabinetsordre beschränkende Erklärungen hinsichtlich der durch die Ordre vom 10. August Begnadigten. Eine Kabinetsordre vom 3. November untersagte die Beschränkungen der Patrimonialgerichtsbarkeit. Am 11. ward die in Folge der Demagogenumtriebe eingesetzte Ministerialkommission aufgehoben. Am 20. begann der an Gans' Stelle berufene Prof. Stahl seine Vorlesungen auf der Universität und ward von den zahlreichen Zuhörern ausgezischt. Selbigen Tages ward Hassenpflug zum Geh. Ober-Tribunalrath (später zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Greifswald) ernannt. Am 22. November ward Boyen (der nach Rauch's Tode auch

Kriegsminister war) als General der Infanterie in den aktiven Dienst wieder aufgenommen. Am 12. Dez. ward Alexander v. Humboldt mit Böttticher, v. Kleist und Uhden Mitglied des Staatsraths. Am 20. Dez. hatte der Geh. Ober-Justizrath Göschel den Auftrag zur Entwerfung eines neuen Ehescheidungsgesetzes erhalten, den der jetzige Vizepräsident des Obertribunals, Dr. Götze, neu zu redigiren hatte. Am 31. Dez. ward Flottwell Oberpräsident von Sachsen, Graf Arnim-Boytzenburg Oberpräsident von Posen. Am 1. Jan. 1841 gestattete eine Kabinetsordre, daß in allen geistlichen Angelegenheiten der Verkehr der Bischöfe mit dem römischen Stuhle fortan frei von allen Beschränkungen stattfinden könne und die Vermittlung desselben durch die königlichen Behörden nur in den Fällen einzutreten habe, wo solche von den Bischöfen oder dem römischen Stuhle selbst nachgesucht werden sollte.

Deutsches Bannerlied.

(Aus der Passauer Zeitung.)

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Schwarz, roth und gold ist meines Banners Schein.
Schon viele Wack're für dieß Banner starben
Und Millionen werden sich ihm weih'n.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Mit Farben lieblich schmückt der Lenz die Fluren
Und manches schöne Bild der Künstler schafft,
Doch du, o Banner, senk'st die tiefsten Spuren
In unser Herz von Zuversicht und Kraft.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Doch sprich, warum blick'st du so schwarz hernieder?
Ist's wohl die Trauer um das deutsche Land,
Das ob der bösen Zwietracht seiner Brüder
Für seinen Ruhm noch keinen Cäsar fand?
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Dein rothes Glühen, welch' ein blutig Zeichen!
Von Gram gebeugt vergeht manch' edles Haupt,
Und Leichen sinken endlos über Leichen,
Bis sich die deutsche Eiche neu belaubt.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Was ruf'st du nach der Freiheit Gold zu ringen?
Ein freies Wort zur kühnen That entflammt,
Ein freies Deutschland kann kein Feind bezwingen,
Da Opfermuth nur aus der Freiheit stammt.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Was auf den besten Lippen sterbend bebte,
Was immer noch die deutsche Brust erfüllt,
Was über unsern Vätern segnend schwebte,
Du sprichst es aus, o süßes Engelsbild.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Was mächtig durch das deutsche Lied geklungen,
Was Jahn und Arndt gelehrt, du schärfst es ein.
So weit, so weit sie klingen deutsche Zungen
Soll Ein Gesetz und Eine Liebe seyn.
Du bist und bleibst Germania's Panier
Und jedes ächte deutsche Herz schlägt dir.

Jos. Bucher.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Art und Weise, wie die Bücherzensur in Frankreich gehandhabt wird, findet sich im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" folgende interessante Mittheilung aus Berlin: Bei Gelegenheit der Recherche über den Verbleib eines von Berlin nach Nizza abgesandten Postpackets mit russischen Büchern, welches mehrere Wochen nach der üblichen Zeit seinen Bestimmungsort nicht erreicht hatte, gab das königliche preußische Postamt den Nachweis, daß fragliches Packet 19 Tage lang vom Ministerium in Paris zurückgehalten worden, und „daß Schriften, Bücherssendungen und Druckschriften jeder Art, selbst Noten, bei ihrem Eingang in Frankreich, gleichviel nach welchem Orte Frankreichs dieselben bestimmt sind, dem Ministerium des Innern in Paris zur speziellen Revision übersandt werden müssen, und daß in solchen Fällen weder die Spediteure, noch die französische Postverwaltung ein Mittel in Händen haben, um die prompte Expedition zu erzwingen oder eventuell die Beschlagnahme oder völlige Vernichtung einer Bücherssendung zu verhindern."

In Rom tragen Frauen und Mädchen zu Tausenden seit einigen Tagen auf den Spaziergängen im Corso und dem Pincio einen „Tricolor-Stiefel als Busenschleife" zur Paradeschau. Gegen sie einzuschreiten, war der Befehl für die Polizei-Agenten ausgefertigt, wurde jedoch bei der gewissen Aussicht allgemeiner Verwirrung und eines gefährlicheren Gegenstoßes wieder zurückgenommen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 12. Sonntag, 13. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Alles in Ordnung, Massa"! sagte Josh grinsend.

„Alles in Ordnung!" wiederholte Sir Reginald mit tiefer, dankbarer Stimme. „Geh hinunter und löse die Blöcke. Laß es nach hinten gehen, und ich will Dir die Ruder, Masten und die übrigen Gegenstände hinunterreichen.

Der Mulatte gehorchte mit Behendigkeit, und bald war die Jolle mit Allem beladen, was sicher darin geborgen werden konnte. Dann wurde beschlossen, eine Weile zu warten, denn der Sturm legte sich schnell, und die See stillte ihre Wuth. Eleanor und ihr Liebhaber genossen das erste erquickende Mahl, das sie seit einiger Zeit zu sich genommen hatten. Beide waren voll Hoffnung und Zufriedenheit, obgleich Sir Reginald ungewöhnlich zurückhaltend und gedankenvoll war. Als ihr Mahl zu Ende war, ging Eleanor in ihre Kajüte, einige kleine Gegenstände zu holen, welche zu ihrer Behaglichkeit im Boote beitragen möchten. Als sie aufs Verdeck zurückkam, stand der Freibeuter mit gekreuzten Armen und starrte in die untergehende Sonne. Der Wind war jetzt zu einer steifen Brise gesunken, und Alles schien ihre bevorstehende Fahrt zu begünstigen.

„Wir wollen die Pumpe untersuchen," sagte er nach einer Weile.

Der Neger näherte sich der Pumpe und half seinem Offizier, die Tiefe des Wassers aufnehmen.

„Sechs Fuß!" rief Reginald ernst aus. „Wir haben eine offene Warnung; wir wollen sie nicht verschmähen."

„Ich bin bereit, theuerer Reginald."

„Sey denn bereit in allen Dingen, Eleanor," rief Jener mit lauter, schallender und drohender Stimme; „und nun sey fest und schnell. Nimm jenes Seil auf und binde dem Schurken die Hände."

Indem er sprach, hob Sir Reginald eine Handbeile auf, schlug dem Mulatten damit so heftig auf den Kopf, daß ein Mensch mit einem dünnen Schädel dadurch getödtet worden wäre, streckte ihn betäubt auf das Verdeck und fing dann an, ihm die Beine zu binden.

„Guter Gott, Reginald, was hast Du vor?"

„Frage mich nicht, sondern binde dem Schurken die Hände. Er gedachte uns im Schlafe die Kehlen abzuschneiden und uns zu berauben — jedenfalls glaube ich es; und wer vorgewarnt, ist vorgewaffnet. Ich kann mich jetzt nicht weiter erklären."

Ehe der Mulatte seine Sinne wiedererlangt hatte, war er so fest gebunden, daß jeder Widerstand vergeblich war. Sir Reginald zog dann ein Paar Pistolen und einen Dolch hervor, die unter Josh's Anzug verborgen waren, und übergab sie Eleanor.

„Bewahre dieß als Zeugniß."

Darauf nahm der exrepublikanische Soldat, dessen Stärke erstaunlich war, den Mulatten in seine Arme, hob ihn über die Verschanzung und ließ ihn an einem Seil in das Boot hinunter. Eleanor folgte; dann stieg der Kapitän des „Einsamen Sternes," nachdem er die Fangleine losgemacht und Josh's Packet genommen, ebenfalls hinab, und in der nächsten Minute stießen und schleuderten sie in einem offenen Boot auf der weiten Wasserwüste umher.

X.

Das Boot.

Sir Reginald hatte sogleich seinen Mast eingesetzt und ein großes Sprietsegel befestigt, das merkwürdig gut für das Boot paßte. Er hatte, bevor er die Brigg verlassen (während des Tages) verschiedene Beobachtungen angestellt, welche ihm eine ziemlich gute Vorstellung von seiner Lage gaben, die nichts weniger als erfreulich war. Das nächste Land war die Insel Portorico, welche den Spaniern, seinen geschworenen Feinden, gehörte. Aber er war dort vielleicht persönlich Niemanden bekannt, nnd er vertraute auf die Gefühle der Menschlichkeit, die, wie man natürlicher Weise erwarten durfte, gegen Personen in ihrer Lage in der Brust jedes Menschen vorhanden seyn mußten. — Aber dann kannte er wieder den rachsüchtigen Charakter des Mulatten, welcher, obgleich Jahre lang ein treuer Diener, jetzt, das wußte Sir Reginald gewiß, sein eigenes Leben bereitwillig wagen würde, um Rache zu erlangen. Er brauchte nur ein Wort zu sprechen, und das Geheimniß des Kapitäns des „Einsamen Sterns" war verrathen.

Digitized by Google

„Es wäre klüger gewesen, ihn zu tödten," sagte er, plötzlich laut sprechend, ohne es zu wissen.

„Wen?" rief Eleanor, welche auf den Ruderalsen neben ihm saß, mit erschreckender Stimme.

„Den Schwarzen. Er wird unser Verderben werden, fürchte ich;" und die Finger des heißblütigen Soldaten spielten mechanisch mit dem Kolben der nächsten Pistole, während sein dunkles Auge drohend auf den Schwarzen blickte.

„Nein, lieber wollen wir Alles wagen, als unsere Hände in Blut tauchen, Reginald," sagte Eleanor mit einem Schauder, während sie zu gleicher Zeit ihre Hand fest auf seinen Arm legte.

„Wahr, Geliebte," sagte der Freibeuter traurig; „aber wir müssen uns seiner entledigen, ehe wir in Portorico Gastfreundschaft suchen."

„Laß uns auf die Vorsehung vertrauen," antwortete Eleanor leise; „sie ist bis jetzt unsere Freundin gewesen, und sie wird uns nicht verlassen. Erinnere Dich Deiner eigenen Worte."

Sir Reginald erwiderte nichts; er blickte zurück nach der Brigg, welche schnell zu einem bloßen schwarzen Fleck schwand, während er zugleich vor einem Windwechsel das Segel ein wenig umlegte.

„Was ist das, das da in weiter Entfernung über das Wasser gleitet?" rief Eleanor plötzlich, indem sie nach der Richtung zeigte, wo sie etwas bemerkte. „Es ist wohl ein großer Vogel?"

„Es ist der „Einsame Stern!" rief der Kapitän freudig; „die Jungen suchen uns wieder. Sie steuern nochmals auf die Brigg zu."

Dann gab er das Steuer auf einen Augenblick in die Hände des Mädchens, nahm dss früher erwähnte lange Glas und prüfte besonnen und sorgfältig den dunklen Horizont.

„Es ist der „Einsame Stern," nur zwölf Meilen entfernt," fuhr er fort. „Sie sind an der Seite des „Royal Charley," und wäre es nicht beinahe Nacht, so würden sie uns höchst wahrscheinlich finden. Es ist unmöglich, mit diesem Boot anders als vor dem Winde zu steuern. Wenn sie uns nicht sehen, so müssen wir unsere abenteuerliche Reise fortsetzen."

Dann beschrieb er Eleanor die Bewegung des Schooners. Dieser blieb einige Minuten lang an der Seite des Wracks und eilte dann mit allen Segeln in einer Richtung hinweg, welche wenig Hoffnung gewährte, daß der Wachthabende die dem Verderben geweihten Flüchtlinge bemerken würde.

„Gewiß sinkt die Brigg, nach der Eile zu schließen, womit sie davongehen," bemerkte Sir Reginald endlich. „Eleanor, der Wind ist günstig und beständig. Du hast geschlafen; ich habe zwei Nächte nicht geruht, und meine Augen schließen sich von selbst; halte Du das Boot genau, wie es jetzt ist, während ich einen kurzen Schlummer genieße. Wecke mich, Theuerste, wenn die Brise sich im Geringsten streift, und unter allen Umständen thue es in einigen Stunden. Ich würde mich gar nicht niederlegen, aber die Natur behauptet ihren Einfluß, und ich muß einen ruhigen Kopf und ein klares Auge für den morgenden Tag haben. Gott schütze Dich!"

Der Soldat legte sich nieder, und in einigen Minuten zeigte sein schweres Athmen, daß er fest schlief. Eleanor war nun allein. Der Mulatte lag vorn in dem Bug des Bootes, ebenfalls fest schlafend. Sie blickte umher, und konnte über das Schauspiel, das sich ihr darbot, nur entzückt seyn. Die Sonne ging in einer klaren Himmelfläche unter, die Wellen erleuchtend und die flockige Wolkenbank, welche über ihr hing, rosaroth färbend. — Das Wasser war verhältnißmäßig ruhig geworden; und der Wind, vor Kurzem noch schneidend und kalt, nun balsamisch und warm. Es war auch ein neuer Duft in der Luft, welcher vom Lande herzukommen schien; ein Duft von Blumen, grünen Bäumen und Erde. Weiter ging das Boot, die eine Seite einer Welle hinauf und die andere hinunter, und schien in schneller und befriedigender Weise vorwärts zu kommen. Bald ging der Mond über den jetzt durchsichtigen Wellen auf und verwandelte die ganze weite Fluth in eine Spiegelglatte geschmolzenen Silbers. Weiß glänzten die Segel in seinen Strahlen, die selbst so hell waren, daß Eleanor das Spiel der Gesichtszüge ihres schlafenden Liebhabers deutlich sah. Sie blickte eine Weile aufmerksam in das Gesicht des Mannes, der so plötzlich und wunderbar gleichsam ihr Schicksal geworden war. Und dann blickte sie noch einmal umher, und durch den Einfluß der Stunde des Schauspiels Alles vergessend bis auf die scheinbar prophetischen Worte Sir Reginald's, gab sich Eleanor allmählig freudigen Gedanken hin. Sie blickte mit ein klein wenig Hoffnung in die Zukunft und vergaß die Gegenwart so gänzlich, daß sie einzuschlummern begann. Erst schien ihr Alles umher ein schwankendes Gemälde, dann war Alles wieder deutlich, das Boot, der Himmel, der Mond, die Wellen; und dann sah sie eine gräßliche Halle, Haufen von Dienern, Sir Reginald lächelnd an ihrer Seite, nebst einem nebelhaften Umriß verschiedener kleiner Gesichter, welche sie noch nie gesehen hatte, und die ihr doch ganz vertraut waren.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Vordringen in der Steppe.

Vor wenigen Jahren hörte Europa mit Staunen, daß es keine unabhängige Kirgisen mehr gebe, nachdem auch die große Horde die Herrschaft des weißen Czars angenommen habe. Damit verbanden sich Nachrichten von andern Ländererwerbungen Rußlands in Gegenden, die man kaum dem Namen nach kannte. In weiter

ferne von dem dunkeln Schauplatz dieser Ereignisse, am Indus, begannen nach und nach die Waarenzüge aus dem Innern auszubleiben, und jetzt erst erfuhr man, daß auch die Karawanenstraße Zentralasiens in russischem Besitz seyen, und daß die Khane der Steppe sich seitdem vom Norden her versorgten. Wie das Alles im Einzelnen so gekommen sey, davon wußte man immer noch nichts. Wir wollen Rußlands Taktik an einem Beispiel, an seinem Benehmen gegen die große Horde, zeigen.

Im Jahre 1848 befahl Kaiser Nikolaus, die gesammte männliche Bevölkerung der transbaikalischen Provinz unter die Kosaken einzureihen. Seine Pläne mit dem Amur nöthigten ihn zu dieser Maßregel, bei der er freilich übersah, daß er den Bergwerken von Nertschinsk ihre Arbeiter raubte und außerdem die Zufuhr von Blei aus der Gegend südlich vom Baikal, deren die Schmelzwerke des westlichen Sibiriens nicht entbehren konnten, ins Stocken brachte. Man suchte sich dadurch zu helfen, daß man Blei aus England kommen ließ, doch gab es dabei, von den See- und Flußwegen abgesehen, einen Landtransport von fast fünfhundert deutschen Meilen, der ungeheure Kosten machte, zu überwinden.

Wieder kam aus Petersburg ein Befehl, der dießmal dahin lautete, keine Anstrengungen zu scheuen, um in Sibirien oder den angränzenden Ländern Silber- und Bleierze zu entdecken. Die ersten Versuche wurden in der Steppe der Kirgisen zwischen dem Tarbagatei und dem Irtisch gemacht und blieben erfolglos. 1852 brach Hauptmann Tartarinoff vom Altei mit 180 Bergleuten und einer starken Bedeckung von Kosaken auf und durchforschte die Steppen im Westen der Arkat-Gebirge bis zum Dschingistau. Er war glücklicher und fand in der Nähe der letztgenannten Gebirgskette nicht blos Blei in solcher Menge, daß er den Bedarf zehnfach deckte, sondern auch reiche Silbererze.

Da die metallhaltige Gegend weit jenseits der russischen Gränze lag und die Anwendung von Gewalt ausgeschlossen bleiben sollte, so mußte man gegen die Kirgisen mit großer Vorsicht verfahren. Die Behörden von Ajagus unterhandelten mit ihnen, und es wurde für den nächsten Frühling eine Zusammenkunft verabredet. Inzwischen unterwarfen die Kirgisen alle die Stellen, wo die Russen gearbeitet hatten, der genauesten Untersuchung. Daß ihnen ihr Besichtigen und Betasten der ausgegrabenen Steine zu nichts half, versteht sich bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Geognosie von selbst. Hätten sie irgend eine Spur von Silber entdeckt, so würden sie die höchsten russischen Gebote zurückgewiesen haben.

Der Bergwerksdirektor des Altai's machte sich selbst auf den Weg, um die Unterhandlungen zu führen. Er nahm ein möglichst glänzendes Gefolge mit sich und wagte sogar den Versuch, den Kirgisen seinen Gallawagen zu zeigen. Dieses kostbare Gefährt mußte indessen an der Gränze zurückgelassen werden, da die Kirgisenpferde sich vor keinen Wagen spannen lassen, ohne ihre Unzufriedenheit mit dieser völlig ungewohnten Art der Verwendung durch ein stetes Ausschlagen zu erkennen zu geben. Der Sultan der Gegend empfing seinen Gast, so gut er konnte. Die besten Gerichte der Kirgisen wurden aufgetragen, der Kumis (gegohrene Stutenmilch) nicht gespart und auch das Auge durch Ringspiele und Wettrennen ergötzt. Dann machte der Russe den Wirth und versetzte die Kirgisen durch eine Menge fremdartiger Gegenstände, wie Zucker in Hüten, Gabeln und Theelöffel, in ein sprachloses Staunen.

Als die Unterhandlungen begannen, zeigte sich eine große Schwierigkeit. Den Bezirk von etwa fünf deutschen Meilen Länge und anderthalb Meilen Breite, der die Erze enthielt, zu verkaufen, nahmen die Kirgisen keinen Anstand. Eine bloße Felswüste hatte in ihren Augen keinen Werth. Der Russe hatte aber auf den ersten Blick erkannt, daß das angränzende Land nicht zu entbehren sey, da es bloß dort das zu den Bergwerksarbeiten unentbehrliche Wasser gebe. Diese fruchtbaren Grasfluren und den durch sie strömenden Bach abzutreten, wollte den Kirgisen nicht in den Kopf.

Die entscheidende Unterredung begann damit, daß der Bergwerksdirektor den Dolmetscher nach dem Preise des Landes fragen ließ. Der Sultan erklärte, bloß über den unfruchtbaren Bezirk verhandeln zu wollen. Für sich forderte er zweihundertfünfzig Silberrubel und eine goldene Denkmünze, wie Kaiser Alexander sie seinem Nachbar und Freunde, dem Sultan Bulania, verliehen habe. Sein Mollah und die Häuptlinge, die bei der Zusammenkunft anwesend waren, sollten hundert Silberrubel zur Theilung unter sich erhalten. Der Direktor antwortete, daß er gar nicht kaufen werde, wenn man ihm nicht die Grasflur und den Bach mit übergebe. Weiden habe der Sultan ja genug, und seine Thiere könnten ihren Durst weiter unten im Bach löschen. Verkaufe man ihm Alles, so werde er die Forderung nicht blos bewilligen, sondern außerdem noch werthvolle Geschenke gewähren.

Die Kirgisen sind große Kinder. Ihre Augen glänzten, als die zweihundertfünfzig Rubel für den Sultan und die hundert für sein Gefolge in lauter neuen Stücken auf den Teppich gezählt wurden. Die goldene Denkmünze mit ihrem breiten rothen Bande übte nicht minder ihre volle Wirkung. Auch was ihrer warte, wenn sie sich von den Weiden und dem Bach trennten, hatten die Kirgisen sichtbar vor Augen. Neben das Geld des Sultans wurde ein mit Gold reich durchwirkter Rock von Scharlachtuch und ein Säbel, neben jenes der andern für Jeden ein russischer Imperial, frisch aus der Münze gekommen, und ein Ueberwurf von verschiedenfarbiger Seide gelegt. Die Kirgisen schwankten und hielten Rath. Das Resultat war ein Versuch mit ihrem beliebten Manöver, die Geduld des andern Theils durch Vertagung der Entscheidung zu

ermüden und dadurch bessere Bedingungen zu erhalten. „Ich kaufe jetzt, oder überhaupt nicht," war die Antwort des Bergwerksdirektors.

Die Kosaken hatten ihre Weisungen erhalten. Sie drehten den goldgestickten Rock so lange vor den Augen des Sultans hin und her, bis seine Lust, ihn anzuziehen, unwiderstehlich wurde. Als das Prachtstück ihm einmal am Leibe saß, die goldene Denkmünze an seiner Brust hing, war er halb verloren. Als die Kosaken ihm nun den Säbel umschnallten, war es mit seiner Charakterfestigkeit vorbei. Ebenso erging es dem Mollah und den Häuptlingen. Alle legten ihre bunten Oberkleider an und gefielen sich über die Maßen. Genug: der Kauf wurde abgeschlossen, und Rußland kam für etwa tausend Thaler unseres Geldes in den Besitz von Silber- und Bleiminen, die einen ungeheuren Werth haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein originelles Gaunerstückchen wird aus Breslau berichtet. Einer bekannten dortigen Sängerin, welche kürzlich nach Brüssel reiste, passirte auf dem Bahnhofe zu Deutz der folgende mysteriöse Vorfall. Nach der Ankunft des Mindener Zuges in später Abendstunde war auf dem Perron ein solches Gedränge entstanden, daß sich die erwähnte Dame, welche eine Reisetasche in der Hand trug, nur mit Mühe hindurchwinden konnte. Fast am Ausgange des Perrons, wo die Beleuchtung eben keine allzu helle seyn soll, fühlte sie sich plötzlich umfaßt und in demselben Augenblicke bedeckte ein Herr, welcher sich vor sie stellte, ihr Gesicht mit einem Taschentuche, indem er zugleich, um die Aufmerksamkeit der Umstehenden nicht rege zu machen, ihr vertraulich zurief, daß er sie nur vor der kalten Zugluft schützen wolle. Der Schreck über diese Zudringlichkeit lähmte im Augenblick jede Bewegung der Erschrockenen. Sie vermochte keinen Laut hervorzubringen und war einer Ohnmacht nahe, welche gerade von dem Gauner beigeführt seyn wollte, da das Tuch mit Chloroform getränkt schien. Als sich die Dame wieder erholt hatte, befand sie sich im Freien außerhalb des Bahnhofes und zu ihrer neuen Ueberraschung in den Armen eines Militärs, der sie, wie er auf Befragen mittheilte, auf die Bitte eines fremden Herrn so lange halten sollten, bis jener für seine Frau, welche ohnmächtig geworden, eine Droschke herbeigeholt habe. Der Unbekannte ließ sich natürlich nicht mehr blicken. Später nahm die so schändlich Ueberfallene wahr, daß aus der Tasche ihres Kleides das Portemonnaie mit etwa 34 Thalern und eine goldene Uhr verschwunden, und daß es also bei diesem empörenden Vorfall nur auf einen Diebstahl abgesehen war. Derselbe ist zur Kenntniß der dortigen Polizeibehörde gebracht worden, doch hat die Bestohlene bis jetzt noch keine Nachricht von dem Resultat der eingeleiteten Untersuchung erhalten.

[Eine tragbare Kanone.] In den militärischen Kreisen Wiens macht, wie briefliche Mittheilungen melden, gegenwärtig eine Erfindung, welche für die Kriegführung der Zukunft jedenfalls von bedeutender Tragweite ist, viel von sich reden. Dieselbe besteht aus einer Kanone, welche 12 Zoll im Längendurchmesser hat, sehr leicht von einem einzigen Manne getragen werden kann und mit einem eben so leicht transportablen Untergestelle versehen ist. Dieselbe wurde vor einigen Tagen auf dem Theresienfelde in Gegenwart Sr. Maj. des Kaisers erprobt. Das merkwürdige Ergebniß war, daß mit derselben auf eine Distanz von 1700 Schritten Bresche geschossen werden konnte. Der Erfinder, ein k. k. Lieutenant vom Infanterie-Regiment „Nugent", soll in Folge dieses Ergebnisses zum Hauptmanne in der Artillerie avancirt und mit einem Ehrengeschenke von 20,000 fl. belohnt worden seyn.

Nach Briefen aus Lagos, 10. November, die dem „Moniteur de la Flotte" zugegangen sind, fährt der König von Dahomey mit der Darbringung seiner massenhaften Menschenopfer fort. Die Zahl der geschlachteten Unglücklichen beläuft sich auf 1900, und noch steht einer großen Menge dasselbe Schicksal bevor. Der König glaubt das Andenken seines Vaters erst dann hinreichend geehrt zu haben, wenn er 2500 Menschen geopfert hat. Er hat 10 europäische Kaufleute in seiner Hauptstadt Dahomey zurückgehalten, um dem entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen.

Logogryph.

Das Ganze, geistig uns wie körperlich ein Feind,
Am drohendsten doch auf der Höh' erscheint.
Fehlt ihm der Kopf, dann mahnt dein erst' Gewand
dich an die Zeit,
Wo dir noch nie geahnt des Ganzen jährlich Leid.
Fehlt dann der Fuß — in Florens Heiligthume
Zeigt sich dir aufgerankt gar eine zarte Blume,
Und wenn nun noch einmal das letzte Zeichen weicht,
So bleibt ein Etwas nur, das nie dein Blick erreicht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 6:
Thekla.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 13 Dienstag, 15. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Lege Dich nieder, liebe Eleanor," sagte plötzlich eine Stimme neben ihr, und sie war wieder ganz munter.

Sir Reginald hielt das Steuer in der Hand und zog die Segelleine, welche während ihres kurzen Schlummers losgegangen war, nach hinten.

„Habe ich geschlafen?"

„Ja, Eleanor, und das habe ich auch, wie ein Dachs. Das Boot gab einen Stoß, als Deine Hand das Steuer fahren ließ, und das erweckte mich. Ich habe über sechs Stunden geschlafen. Gehe Du jetzt zur Ruhe."

Eleanor that, wie ihr gesagt worden; Sir Reginald warf einen schweren Bootmantel über sie, und bald lag sie im tiefen Schlummer; aber derselbe Traum kam nicht zurück zu ihr, obgleich sie aus Neugierde, wie er enden würde, es innigst wünschte. Sie setzten ihre Reise die ganze Nacht hindurch ohne weiteren Unfall fort, und gegen Morgen fanden sie den Wind so schwach, daß das Boot mit einer Langsamkeit dahin fuhr, welche, so behaglich und angenehm sie auch für die Empfindung war, ihre Ungeduld doch keineswegs befriedigte. Die Sonne erhob sich heiß und glänzend am unbewölkten Himmel, einen lieblichen Tropentag versprechend. Die Flüchtlinge frühstückten mit Appetit, nachdem sie dem Neger, welcher in mürrischem Schweigen verharrte, Brod und Wasser gegeben hatten. Er aß, was ihm gegeben wurde, Sir Reginald gab ihm mit eigenen Händen zu essen, ohne jedoch irgend eine Bemerkung zu machen.

„Wodurch ist der Verdacht auf Josh bei Dir erweckt worden?" fragte Eleanor mit leiser Stimme, als Sir Reginald an ihre Seite zurückkehrte.

„Ich habe mehr als Verdacht. Ich kenne des Burschen Auge wohl; er kann mich nicht täuschen; dazu habe ich seinen Charakter und sein Gesicht zu gut studirt."

„Du weißt es am besten," erwiderte Eleanor, welche, wie die meisten Frauen, eine Art blinden Vertrauens in die Worte des Mannes setzte, den sie liebte. „Aber welch ein herrlicher Tag! Es versetzt uns in eine ganz heitere Stimmung, wenn wir die Sonne nach so langer Abwesenheit wieder hervorbrechen sehen."

„Es ist ein herrlicher Tag. Doch ich muß Dich warnen, Eleanor. Die Sonne erhebt sich viel zu heiß und an einem zu wolkenlosen Himmel, um nicht eine Windstille zu weissagen. Ich fürchte, wir werden bei dieser schrecklichen Hitze rudern müssen. Wenn der Wind anhält, so werden die sengenden Strahlen durch die Brise vielleicht gemildert werden, aber mir gefällt das Aussehen des Himmels nicht!"

„Und jene dunkle Masse vor uns; ist das nicht eine Wolke?"

„Ha! wie scharf Deine lieben Augen sind! Das ist Land, und Land kenne ich wohl. Laß die Brise nur noch zwei Stunden dauern, so können wir auf der Mona-Insel Schutz finden. Siehe, da steigt auch Portorico vor uns auf."

„Dann sind unsere Gefahren also fast vorüber?"

„Ich weiß nicht; wir haben so viel erduldet, daß wir vielleicht noch mehr zu erdulden haben werden, ehe wir das Ziel erreichen, das wir suchen. Aber iß nur, Theuerste; nichts hält Muth und Hoffnung so gut aufrecht, als gesunde Nahrung."

Eleanor befolgte diesen Rath, und der Soldatenmatrose gab ihr ein gutes Beispiel. Inzwischen hielt die Brise an und wurde sogar etwas frischer, was als ein gutes Zeichen begrüßt wurde, und das Land wurde jede Viertelstunde deutlicher. Bald konnten sie, anstatt auf eine dunkle wolkenähnliche Masse zu blicken, die Bäume und die grüne, tropische Vegetation von Portorico deutlich erkennen, eine der lieblichsten Ansichten, welche der Mensch je von der See aus genoß, die Farbe des Landes ist so reich, das Grün so tief in seinen Tinten, und dann erstreckt es sich dicht von dem Rande des Wassers ununterbrochen bis zum Gipfel der hügeligen Küste hinauf. Aber die Sonne wurde sengend heiß und Reginald war genöthigt, ein kleines Zelt für Eleanor zu machen, welche durch die ungewöhnliche Hitze ernstlich zu leiden anfing. Die Strahlen des großen Lichtes fielen fast senkrecht auf ihre Köpfe; die Luft wurde schwül und drückend, und die einzige Linderung für das müde Auge war der Anblick der fernen Vegetation. Etwa eine Stunde nach Mittag jedoch

Digitized by Google

stieß das Boot an das Land, und Sir Reginald zog es unter den Schutz der Bäume, welche auf der Monas-Insel bis dicht an den Rand des Wassers herunterwachsen. Eine Bai, oder vielmehr Bucht, die er recht gut kannte, war von ihm ausgewählt worden, und hier beschlossen sie, die Stunden zu verbringen, während welcher die Sonnenhitze zu drückend war. Eleanor lag still im Boote unter ihrem Zelt, von dichten Bäumen hinlänglich beschattet. Ihr Liebhaber aber, nachdem er sich gut bewaffnet hatte, fing an, sich einen Weg durch den verwickelten und undurchdringlichen Wald zu bahnen. Die Reise war beschwerlich. An den Seiten des Berges wuchsen die Bäume dicht zusammen, während viele rollend auf seinem Pfade lagen, der durch Gebüsch und ungeheure Schmarotzerpflanzen noch mehr behindert wurde. Geduld und Zeit indeß brachten ihn auf den Gipfel des Eilands.

Er bestieg einen hohen Baum und blickte um sich. Das Schauspiel war in der That lieblich, aber er sah es nicht, denn einige hundert Fuß von der entgegengesetzten Seite der Insel kreuzte der „Einsame Stern“ windwärts, als wenn er das Boot suchte. Sir Reginald zog seine Privatflagge hervor. Er wollte sie bis zum Aeußersten bei sich behalten, in der Absicht, sie zu vernichten, wenn er in die Gewalt der Spanier fiele; ein Unfall, der jetzt indeß sehr unwahrscheinlich war. Er befestigte sie an einem langen Zweig, und schwenkte sie in die Höhe. Anfangs wurde sie nicht bemerkt; er schwenkte sie wieder, indem er sie so hoch wie möglich über den Baum emporhob, und zu gleicher Zeit seine Pistolen abfeuerte. Eine Flagge flog an die Mastspitze des „Einsamen Sterns,“ eine Kanone wurde abgefeuert, dann hörte er lautes Geschrei, und nun wußte er, daß er gesehen worden. Wieder schwenkte er seine Flagge; zeigte aber dießmal nach der Richtung, wo das Boot lag. Der Schooner vierte seine Schooten und lief nach dem äußersten östlichen Punkte der Insel. Von diesem Zeichen des Verständnisses zufriedengestellt, stieg der hocherfreute Mann von seinem Posten herab und eilte zu Eleanor hinunter. Er fand sie im Boote, fest schlafen, den süßen Schlaf der Unschuld und Ermüdung. Ohne sich um die Sonnenhitze zu kümmern, schob er das Boot hinaus, setzte sein Segel auf und stand vom Lande ab. Kaum war er 200 Yard um eine hervorragende Spitze gefahren, so sah er sein getreues Schiff herankommen, und zehn Minuten später waren sie an der Seite desselben.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Vordringen in der Steppe.

(Fortsetzung.)

Wie hier verfahren wurde, so geschah es an vielen andern Stellen. Jedes neuerworbene Kronteigenthum wurde der Kern einer Niederlassung, die sich strahlenförmig nach allen Seiten ausdehnte und an geeigneten Stellen Ortschaften gründete, von denen aus in überraschend kurzer Zeit neue Erwerbungen gemacht wurden. Hatte man auf diese Weise eine Reihe von Vorwerken gewonnen, so schob man die Postenlinie der Kosaken ohne Weiteres in die Steppe vor und verleibte alles zwischen jenen ersten Niederlassungen gelegene Land dem russischen Reich ein. Den Kosaken, welche die Besitznahme vollzogen, folgte immer der Ansiedler auf dem Fuße. Man hat den russischen Bauer, den ächten Bartrussen, mit dem amerikanischen Hinterwäldler verglichen, und in gewissen Beziehungen mit Recht. Wie sein berühmterer Genosse ist er ein geborener Pfadfinder und Bahnbrecher der Kultur. Er ist fleißig, klug und seine Hand zu Allem geschickt. Mit Hülfe eines Beils und einer Säge baut er sich sein Haus und ist sein eigener Tischler, Schuster und Schneider. Er säet und erntet den Flachs, aus dessen gereinigten Fasern seine Frau und seine Töchter ihm die nöthigen Leinen spinnen und weben. Kurz, es gibt wenige Lebensbedürfnisse, die er sich nicht durch seine und der Seinigen Arbeit selbst verschaffte. Gewöhnlich weiß er auch mit der Büchse gut umzugehen und ist ein geübter Jäger, so daß er überall, wo es Wild gibt, um Nahrung nicht verlegen zu seyn braucht und sich eines Angriffs erwehren kann. In so weit kann er sich dem Hinterwäldler vergleichen, aber damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Der freie Amerikaner macht die Wälder, die er gelichtet hat, zu Stätten der Kultur und verbreitet rings um sich her ein reiches geistiges und industrielles Leben. Der unfreie Bartrusse kommt über die erste Entwicklungsstufe, auf der er das Behagen eines sorgenfreien Daseyns findet, nie hinaus. Es kann sogar sehr leicht geschehen, daß er nach den ersten Erfolgen dem Branntwein unterthan wird und wieder verliert, was er mühsam errungen hat.

Wo Rußland nicht mit Niederlassungen vorging, befolgte es eine andere, ebenso wirksame Methode. In den Gränzstädten wurden Versammlungen ausgeschrieben, zu denen die mächtigsten und zugänglichsten Sultane und Khane der Kirgisen Einladungen erhielten. Man entwarf hier Gesetze für den Verkehr in der Steppe, ließ die Kirgisen an allen Berathungen und Beschlüssen Theil nehmen und schmeichelte ihnen mit dem Glauben, daß sie die Entscheidung gäben. Alle kehrten mit einer Autorität bekleidet und mit Geschenken, viele mit jährlichen Besoldungen, in ihre Heimath zurück. Nicht lange, so fand sich ein junger Russe bei ihnen ein, der von Zeit zu Zeit Depeschen seiner Regierung empfing und im Auftrage des Sultans darauf antwortete. Hatte sich einmal ein solcher Agent eingenistet, so ging es mit der Unabhängigkeit seines Wirths rasch zur Neige. Alle Mittel waren recht, sogar das, den Sultan ein Schriftstück untersiegeln zu lassen, dessen Inhalt, ihm so unverständlich wie die Sprache der Vögel seiner Wälder,

seine Unterwerfung unter die russische Herrschaft erklärte. Bei allen diesen Erwerbungen ging Rußland mit der größten Schonung des Glaubens der Kirgisen zu Werke. Um jeden Anstoß unmöglich zu machen, wurden seine Kosaken nie von einem Priester begleitet. Wehe dem Soldaten, der einen Religionsgebrauch, einen Aberglauben, eine fromme Sage der Steppe verhöhnte. Die schwerste Strafe wurde unnachsichtlich an ihm vollzogen.

Nach allen diesen Fortschritten fehlte immer noch eine befestigte Stadt, die dem Ganzen Halt verlieh. Um den Handel herbeizuziehen und den ferner wohnenden Stämmen die Anwesenheit Rußlands bemerklich zu machen, sollte sie weit im Süden an einem der äußersten Punkte der neuen Gränze angelegt werden. Zwei Generale machten sich von Sibirien auf, um eine passende Stelle zu wählen. Es war noch die Zeit, wo in Rußland der Glaubenssatz, daß ein hoher Offizier Alles verstehen müsse, im vollen Kraute stand. Die beiden Generale waren gewöhnliche Soldaten und faßten den ihnen gewordenen Auftrag lediglich aus dem Gesichtspunkte auf, daß sie auf kaiserliche Kosten eine Reise machen und herrlich und in Freuden leben könnten. Sie führten ganze Körbe Champagner und Leckerbissen aller Art mit sich und ließen sich von einer stattlichen Heerde Schlachtvieh begleiten. Wo sie ein schönes Thal fanden, rnhten sie einige Tage aus. Dann baute ein Theil ihrer Leute Oefen zum Backen, Schmoren und Braten, während ein anderer Theil aus den Bergen Wild und aus den Flüssen und Seen Fische herbeischaffte. Endlich brachte ihre gemächliche Reise sie zu dem Thale, das zwischen den Gebirgen Ala tau und Kara tau liegt. Da die Gegend hier unfruchtbar und trostlos wurde, so beschlossen die gewissenhaften Generale, umzukehren und eben dieses Thal für die Anlage der neuen Stadt zu empfehlen. Der Kaiser, der die Verhältnisse natürlich nicht kannte, ertheilte seine Genehmigung.

Nicht lange, und es erschien ein russischer Rittmeister mit einer Anzahl Leuten, um Vorbereitungen zu einer Niederlassung zu treffen. Sein Weg führte ihn auf der Gränze der großen Horde hin, über fruchtbare Ebenen, die da, wo sie gegen die Gebirge anstiegen, einen üppigen Graswuchs trugen. Ueberall sah er Beweise, daß diese Gegenden einst dicht bevölkert gewesen sind. Außer einer Unzahl großer Grabhügel, die über die Steppe zerstreut waren, gab es da Reste von alten ausgedehnten Befestigungen, welche einst Tempel oder Städte beschirmt hatten, und von zahlreichen Kanälen zur Bewässerung der Felder. Diese fruchtbare Gegend durfte der Rittmeister blos durchreisen, um in einer Einöde zu überwintern. Da die Geschütze, die er geleitete, ihn sehr aufhielten, so brauchte er von Asagus auf einer Entfernung, die man zu achtzehn Tagen berechnet, dreiundvierzig Tage.

Diese Verzögerung seiner Ankunft war sein Glück. Der Herbst war herangekommen, und Niemand konnte ihn tadeln, wenn er in dieser vorgerückten Jahreszeit die ihm übertragenen Arbeiten nicht begann. Er konnte nun auch wagen, sein Lager nicht in dem breiten Thal zwischen dem Ala tau und Kara tau (beide Gebirge haben ihren Namen von der Farbe ihrer Felsen erhalten; Ala tau heißt gestreiftes, Kara tau schwarzes Gebirg), sondern in einer gegen Stürme besser geschützten Schlucht aufzuschlagen. Obgleich die Kirgisen mit ihren Heerden zu ihren Winterweiden gezogen waren, bangte ihm für seinen Unterhalt nicht. Er war ein ausgezeichneter Jäger, und im Gebirge gab es Marals (eine große Hirschart) und Argalis (wilde Schafe) in Menge. Als es kälter wurde und die Höhen sich mit Schnee bedeckten, zog sich das Wild in die Ebenen und wurde jetzt in solcher Anzahl geschossen, daß man Fleisch für den Winter einlegen konnte. Nicht selten wurde Marals und Argalis vom Lager aus geschossen, so unbekannt waren diese Thiere mit den Wirkungen der Büchse.

Einem deutschen Rittmeister würde der Unterhalt seiner Pferde für den Winter die meiste Sorge gemacht haben. Der Russe, Abakamoff war sein Name, ließ sich das nicht anfechten. Was ein Stall, eine gute Wartung und Hafer ist, weiß kein sibirisches Pferd. Heu macht man, wenn man Gelegenheit dazu hat. Ist das Wetter nicht günstig gewesen, so überläßt man es den Pferden, sich Futter zu suchen. Sie sind darum gewöhnt, das Gras unter dem Schnee hervorzuscharren, und wissen mit dem Instinkt wilder Thiere, wo sie Nahrung finden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ueber die Ermordung Schlagintweits] bringt nun der „Lahore Chronicle" nähere Berichte. Im Thal von Sooheil war er vollständig ausgeraubt und von dem größten Theil seiner Diener und Coolies verlassen worden; er fand nun die Fährte der Räuber nach Yarkand zu, in der Provinz Kagill. Dort herrschte vollständige Anarchie durch den Einfall des Fürsten von Kokan, der ein Unterthan der britischen Krone ist. Es wurde daher Schlagintweit gerathen, sich an Woolly Chan, der die Truppen von Kokan befehligte, um die Rückgabe seiner Effekten zu wenden; er that dieß, und in Folge dessen ließ dieser die bereits zum Verkauf ausgesetzten Waaren wegnehmen, gab sie ihm zurück und lud ihn zum Besuch in sein Lager ein. Schlagintweit hatte dazu keine Lust, wurde aber von dem Diener, der ihm den Rath gegeben hatte, sich an Woolly Chan zu wenden, dazu überredet. Bei seiner Ankunft im Lager wurden ihm alle Kisten und die dazu gehörigen Schlüssel abgefordert und ihm ein Zoll

abverlangt, dessen Zahlung er verweigerte, weil er kein Kaufmann und auf dem Wege sey, den Fürsten von Kokan zu besuchen; es kam darüber zu einem Wortstreit zwischen dem Gefolge Schlagintweits und Woolly Chans. Mittlerweile waren die Pferde unruhig geworden, und Schlagintweit sandte seinen Diener Morad ab, sie zu beruhigen. Bei seiner Rückkehr fand dieser seinen Herrn ermordet am Boden liegen; Woolly Chan über seine Einwendungen aufgebracht, ließ ihn niederstoßen; das Gefolge wurde gefangen genommen, Morad aber als Mohamedaner freigegeben. Noch sechs Monate nach dem Mord hielt Woolly das Land besetzt, dann floh er beim Heranrücken eines andern Heeres. Morad kehrte nun zurück und fand den Schädel seines Herrn; sonst konnte er nichts finden; es zeigte sich, daß mehrere Hundert Menschen auf der Stelle, wo der Mord vorfiel, hingerichtet worden waren; Morad berichtete darüber den britischen Behörden. Der Schädel ist nun in Händen des Obersten Irby, der ihn den Behörden zusenden wird. Die Regierung untersucht den Vorfall und wird den Verwandten Schlagintweits Satisfaktion verschaffen.

Schamyl hat auf die zu seiner Kenntniß gelangten Gräuel von Damaskus an Abd-el-Kader einen Dankesbrief geschrieben, welchen die „Union“ mittheilt. „Schreckliche Dinge“, heißt es darin, „haben sich zwischen Muselmännern und Muadins (Christen) begeben. Meine Haare haben sich gesträubt auf meinem Haupte und mein ehedem glattes Antlitz hat sich gefurcht über die Berichte von den beklagenswerthen Ereignissen von Damaskus. Nein, das ist nicht zur Ehre Gottes, sondern im Eigennutze der Muselmänner geschehen. Was für eine Binde hatten die Behörden denn vor den Augen? Warum wälzten sie sich in Missethaten? Warum waren sie nicht eingedenk der Worte des Propheten? „„Wer Ungerechtigkeit begeht gegen einen Muaedin (Christen), wer ihm sein Recht weigert, wer ihn über seine Kräfte zu arbeiten zwingt, wer ihm sein Gut stiehlt (spricht der Prophet), den werde ich anklagen am Tage der Auferstehung.““ Wie schön ist dieses Wort! Als ich erfuhr, daß du die Flügel der Barmherzigkeit und Güte ausgebreitet hast zum Schutze der Christen und diejenigen verhaftet hast, welche die göttlichen Gesetze verletzten, bin ich nicht erstaunt gewesen, daß du den Sieg davon getragen auf dem Felde der Lobsprüche. Ich bin zufrieden mit dir.“ Schließlich nennt Schamyl seinen Brief „einen Blumenstrauß aus dem Gar en des Armen, der durch die Fügung des gewaltigen Gottes gefangen sitzt bei den Ungläubigen.“ — Abd-el-Kader sagt in seiner Antwort auf obigen Brief, er habe nur eine religiöse und eine menschliche Pflicht erfüllt. „Thörichte Leute meinen, Rohheit, Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Erklusivität lägen im Islam. Möge der Gott, den wir anrufen, uns Geduld verleihen! Wir wußten, daß du bei dem Kaiser von Rußland bist und bei ihm eine deiner würdige Aufnahme gefunden hast. Wir wissen, daß du ihn um Erlaubniß gebeten hast, nach Mekka zu pilgern. Beten wir zu Gott, daß er's dir erlaube. Der Kaiser von Rußland ist ein großer Herrscher; er verdient das Lob, welches diejenigen, die schreiben, ihm spenden. Ich hoffe, daß er dich mit seinen Wohlthaten so überhäufen wird, wie der Kaiser der Franzosen mich mit den seinigen.“

Aus Konstantinopel, 29. Dezember, meldet die „Triester Zeitung:“ „Eine hübsche, junge und ziemlich reiche Griechin hatte im Hause ihrer Eltern eben Hochzeit gefeiert, und Eltern und Hochzeitgäste — mit Ausnahme der Braut selber — waren fröhlich und guter Dinge, als plötzlich ein Schwarm junger Burschen festlich geschmückt unter die Gäste stürzten, die Braut in ihre Mitte nahmen und blitzschnell, wie sie gekommen, verschwanden. Oben in Tatavala, im Hause ihres Cousins, der ihr Räuber und Geliebter war, harrten ihrer andere Gäste und Priester, und die schöne Griechin wurde in kaum einer halben Stunde zweimal getraut. Nun verlautet aber, daß die griechische Kanzlei sie zwingen will, zu ihrem erstangetrauten Gatten zurückzukehren.

Einer genauen Berechnung zufolge hat sich Oesterreich seit dem Jahre 1600, also in ungefähr 260 Jahren, nur 100 Friedensjahre erfreut, während es 160 Jahre in 29 verschiedenen Kriegen zu kämpfen hatte. Von diesen Kriegen wurden geführt: 10 mit Frankreich, 6 mit der Türkei, 4 mit Preußen, 4 mit Spanien, 1 mit Holland, und 4 waren Erbfolgekriege. Ein Krieg dauerte 30 Jahre (von 1618 bis 1648), einer 16, einer 14, einer 13, einer 9 und drei 8 Jahre; die übrigen waren zwischen 6 Jahren und einigen Monaten.

In Podolien und Bessarabien sind die in den Aeckern zurückgebliebenen Heuschreckeneier durch die naßkalte Herbstwitterung gänzlich vernichtet worden, so daß alle Befürchtungen für das Frühjahr geschwunden sind. Die Regierung hat diese erfreuliche Thatsache durch genaue Untersuchung feststellen lassen.

Auf den neuen in Oesterreich ausgegebenen Zehnkreuzer-Scheinen prangen zwei nackte Genien. Das Publikum erblickt darin eine allegorische Anspielung auf den entblößten Zustand der österreichischen Finanzen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 14 Mittwoch, 16. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

XI.

Die Mannschaft des „Einsamen Sterns" und der Rest der heimgesuchten Schaar, welche in dem „Royal Charley" von Bristol abgefahren war, standen alle auf dem Verdeck und äußerten laut ihre Freude. Der Freibeuter und Eleanor wurden mit dem Entzücken empfangen, das man empfindet, wenn man todtgeglaubte theure Freunde noch am Leben findet. So groß war die Freude, die von Allen, außer Henry Postans, der sich indeß einfach schweigend verhielt, empfunden und an den Tag gelegt wurde, daß des Negers Zustand kaum bemerkt wurde. — Bald fragte indeß einer der Passagiere: Was hat Josh gethan?"

„Ah, ich hatte vergessen," sagte Sir Reginald, welcher mit Eleanor noch auf dem Verdeck war. „Herr Postans, sehen Sie her, Herr. Wissen Sie von etwaigem, Ihrem Onkel gehörigen Besitzthum, das in seiner Kajüte lag?"

„Da war eine große Summe in Gold, welche ich suchte, als wir auf das Schiff zurückkehrten, und die ich nicht fand," erwiderte der junge Mann mit hohler Stimme.

„Dann sieh hier den Mörder Deines Vaters, Eleanor!" rief Sir Reginald feierlich. „Gott weiß, ich habe den Schurken nie in Verdacht gehabt. Herr Postans, ich muß Sie für meinen kränkenden Argwohn demüthig und aufrichtig um Entschuldigung bitten. Elender! Bösewicht! sprich, oder ich lasse Dich in fünf Minuten an der Raa aufhängen!"

„Was ich sagen?" schrie der Neger, den ganzen verächtlichen Schrecken eines feigen Meuchelmörders zeigend.

„Wer hat Herrn Bowen getödtet?"

„Ich, Massa. Was zum Teufel er so laut mit Massa Postans von all dem Gelde sprechen, das er in sein Kasten hatte?"

Passagiere, Schiffsolk, Herr Postans, Eleanor, Alle hörten mit stummem Entsetzen zu.

„Aber, Elender! hättest Du nicht rauben können, ohne den alten Mann umzubringen?"

„Er erwachen und Lärm machen. Josh kein Narr! Todter Mann nie sagen, was er sehen! Aber Ihr Josh nicht umbringen, Massa Reginald? Er sehr treuer Diener, und die Wahrheit sagen!".

„Ich werde Dich nicht tödten; aber in Kingston sollst Du wegen Mordes vor Gericht gestellt werden."

„O, Massa, sie mich hängen, wie einen Hund!"

„Und Du verdienst es."

Die Mannschaft und Passagiere starrten mit Abscheu auf den Mörder, als er, schwer gefesselt, nach einem Platz im Schiffsraum gebracht wurde. Der Zweifel und Argwohn, welcher über zwei unschuldigen Menschen geschwebt hatte, war jedoch beseitigt, und Alle empfanden das als eine große Erleichterung. Eleanor sah Beide, trotz ihres tiefen Kummers, mit einem freundlichen Lächeln an. Aber sie war bestürzt über ihres Vetters Gesichtsausdruck. Er war im Begriff, zu sprechen.

„Sir Reginald, Ihre Entschuldigung mir gegenüber ist nichts gegen die, die ich Ihnen zu machen habe, sagte Henry Postans mit tiefbewegter, leiser Stimme, welche verhinderte, daß seine Worte andere Ohren als die seiner Cousine und des Kapitäns des „Einsamen Sterns" erreichten. „Ich kannte natürlich meine eigene Schuldlosigkeit an diesem Morde; aber — und das Geständniß wird mir wohlthun — ich sann in jener Nacht darauf, einen Menschen zu erschlagen; und dieser Mensch waren Sie selbst!"

„Heinrich!" sagte Eleanor.

„Hören Sie mich an! Von Haß und Eifersucht rasend gemacht, begab ich mich in jener Nacht in mein Bett, meiner Sinne nicht recht mächtig, wie ich glaube. Mein Oheim hatte bei weitem nicht den Zorn gezeigt, den er über Ihre Aufmerksamkeit gegen Fräulein Bowen nach meinem Wunsche hätte zeigen sollen. Ich liebte sie; ich hatte lange gehofft, sie dereinst als meine Frau zu sehen; und da sah ich einen Fremden zwischen mich und jenes Glück treten, zu welchem ich mich berechtigt wähnte, ich sah deutlich, daß Sie mir vorgezogen wurden, und mein Gehirn wurde vom Wahnsinn ergriffen. Ich weiß nicht, wie die Gedanken auf mich eingestürmt kamen; aber sie kamen, und zuletzt erbittert, trunken von rasender Eifersucht, ein Messer in der Hand,

erhob ich mich, um wild auf Ihr Bett zuzustürzen. Aber ich hörte die Tritte in der Kajüte, und ich konnte erkennen, daß sie neben Ihrer Thür waren. Dieß veranlaßte eine kurze Ueberlegung, und ich legte mich wieder nieder. Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich — ein Mörder in Gedanken — am nächsten Morgen fand, daß mein Onkel, wie ich fest glaubte, von demselben Manne, den ich dem Tode geweiht, ermordet worden war. Das wird Ihnen meine spätere Melancholie und Verzweiflung erklären."

„Aber Heinrich," sagte Eleanor freundlich, „das war ja nur ein alberner Traum. Er ist jetzt vorüber. Denke nicht mehr daran."

„Er ist vorüber, Eleanor, und ebenso ein anderer Traum, auch albern, aber viel angenehmer. Aber das ist nun einerlei. Dieser edle Mann hat uns das Leben gerettet, und ist bei dem Unternehmen beinahe umgekommen. Keiner von uns kann ihn belohnen, wie er es verdient. Du mußt für uns alle ihm Dankbarkeit bezeigen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so gibt es nur einen Lohn, den er annehmen würde, und das bist Du selbst."

„Davon wollen wir ein andermal reden," sagte Eleanor.

„Ja," setzte Sir Reginald hinzu, seine Hand ergreifend und sie lebhaft drückend.

„Nein!" versetzte Henry Bystans fest. „Ich bin ihr einziger Verwandter und Vormund, und ich will handeln. Oeffentlich habe ich Sie beschuldigt, öffentlich widerrufe ich es, und öffentlich bestehe ich darauf, Eure Hände zu verbinden."

„Aber Heinrich, lieber Heinrich, höre doch," sagte Eleanor, hastig sprechend, „bedenke. Mein armer Vater ist eben erst gestorben. Ich kenne Sir Reginald kaum. Dieß ist ein zu plötzliches Verlöbniß — es erscheint unrecht, unnatürlich in einer solchen Zeit."

„Meine theure Cousine," fuhr der junge Mann mit außerordentlich feierlichem und besorgtem Tone fort, „willst Du mir, auf Dein Gewissen, eine Frage beantworten? Ich bitte darum, ich flehe darum. Erinnere Dich, was ich gelitten habe; und sey großmüthig gegen mich."

„Was Du mich auch fragest, Heinrich, ich will antworten," sagte seine liebliche Cousine, sehr bewegt.

(Schluß folgt.)

Rußlands Vordringen in der Steppe.

(Fortsetzung.)

Ehe der Oktober vorüber war, brach der Winter herein. Abakameff hatte sich und seine Leute jetzt unter Dach und Fach gebracht. Mit den Steinen, die in der Schlucht umherlagen, hatte er Wände errichtet, und über ihnen aus Baumstämmen und Zweigen ein flaches Dach gebaut, das mit zehn Zoll Erde bedeckt, Nässe und Kälte ziemlich abhielt. Hell war das Innere dieser Hütte nicht besonders, denn da man kein Glas hatte, so bestanden die Fensteröffnungen der kleinen Lichtöffnungen aus Stücken chinesischer Seide. Die Thüren wurden aus Baumrinde hergestellt, Klötze dienten als Tische und Stühle, Hanfen getrockneten Farnkrautes stellten die Betten dar. Zu Anfang November war das ganze Lager eingeschneit. Die Pferde, die Abakameff in einem Seitenthal untergebracht hatte, waren durch tiefen Schnee von den Menschen abgeschnitten worden. Als der Schnee härter wurde, konnte man wieder zu ihnen gelangen, und nun ließen sich auch die Jagden fortsetzen.

Die ersten Burane (Schneestürme) dauerten nicht länger als zwei bis drei Tage. So oft sie eintraten, durfte sich Niemand zwanzig Schritte weit vom Lager entfernen. Am 23. November brach ein neuer Sturm herein, der in der Schlucht mit furchtbarer Gewalt hinabbrauste, den Schnee in Wolken emporwirbelte und den hellen Mittag fast in Nacht verwandelte. Am folgenden Tage wurde das Wetter noch schlechter und das Heulen des Sturms so stark, daß man kaum die Worte eines Andern hörte. So ging es ununterbrochen bis zum 4. Dezember fort. Die Hütten der Russen waren in Schnee vergraben, und die Gänge, die man von einer zur andern auszuwerfen versuchte, wurden fast augenblicklich zugeschüttet. Nun war jede Hausgenossenschaft auf sich beschränkt, worin für die, welche von der einzigen Küche des Lagers weiter entfernt wohnten, keine geringe Unannehmlichkeit lag. Als der Schnee hinlänglich tief lag, daß man unterirdische Gänge graben konnte, war die Verbindung hergestellt.

Als der Buran aufhörte, stellte sich eine Kälte von zwanzig Grad Reaumur ein. Man sah nun nach den Pferden und fand sie wohlbehalten in einem dichten Walde, wo wenig Schnee lag und Gras zur Genüge wuchs. Die Burane kamen aber wieder und übten bald genug ihren Einfluß auf Menschen und Thiere. Als in der Mitte des Februar der letzte ausgewüthet hatte, waren dreizehn Menschen gestorben und siebenhundfünfzig Pferde gefallen.

Nach diesen Erfahrungen, die man in einer geschützten Schlucht gemacht hatte, ließ sich bemessen, wie der Winter unten im Thal, in der Mitte zwischen zwei Bergzügen seyn werde. Die schlimmsten Burane kommen aus Nordwest, und gerade in dieser Richtung war das breite Thal, in dem der Kopal fließt, geöffnet. Die Stelle, welche die beiden Generale hier für ein Fort, Kopal genannt, ausgesucht hatten, war vierhundert Etken vom Flusse und etwa zwei deutsche Meilen von Abakameff's Schlucht entfernt. Im ziemlichen Umkreise war die Ebene mit grobem Sand und kleinen Steinen bedeckt. Tiefe und weite Aushöhlungen bezeichneten die Punkte, wo ein reißender Buran im

Winter den Boden aufgerissen und einen Schauer von Sand und Kies über die Steppe gefegt hatte. Im Vorfrühling, von der Mitte des Februars bis zum April, keimt etwas kurzes Gras, zwischen dem zahlreichen Blumen hervorblicken. Später wird Alles von der Sonne verbrannt und gewinnt das trostloseste Ansehen. Bäume gibt es im Thale nicht, die wenigen Sträucher sind auf die Ufer des Flusses beschränkt.

Den Kosaken, die man zur Ansiedelung in Kopal beredete, hatte man gesagt, daß man sie in eine warme und reiche Gegend führe, wo sie an Allem Ueberflusse haben würden. 500 Männer brachen heitern Muths auf und nahmen ihre Familien gleich mit. 200 andere Kosaken begleiteten sie, um drei Jahre lang an der Errichtung der Festung zu helfen. Loganoff, ein geistvoller Ingenieur, sollte die Arbeiten nach Plänen ausführen, die in Petersburg entworfen worden waren. Wie staunte er, und welche Gefühle wurden in der Brust der armen Kosaken wach, als nach manchen ermüdenden Tagemärschen das verheißene Thal des Kopals den sehnsüchtigen Blicken sich zeigte. Was der abschreckende Anblick nicht sagte, ergänzte Abakamoff durch seine Berichte.

Der August war bis auf wenige Tage verflossen und es durfte kein Augenblick verloren werden, wenn man für den Winter unter Schutz seyn wollte. Nach den Angaben aus Petersburg gab es acht Werste von Kopal Bauholz in unerschöpflicher Fülle. In der Wirklichkeit fand man die ersten Bäume in einer Entfernung von 42 Werst, und zwar in einer steilen Schlucht, deren rauhen Boden das Fortschaffen gefällter Stämme höchst schwierig machte. Man ging nichtsdestoweniger an's Werk, es war ja Befehl des Kaisers. Hundertfünfzig Menschen fällten Bäume, die von Pferden und Menschen zum Fort geschleift wurden. Ein Krankenhaus, Verrathshäuser und Gebäude für die Beamten und Offiziere wurden gemeinschaftlich und zuerst gebaut. Für seine eigene Wohnung hatte jeder Kosak selbst zu sorgen. Er mußte also Bäume niederschlagen, sie nach Kopal schaffen und dort zu einem Blockhause zusammensetzen. Nicht ein einziger brachte mehr als ein Zimmer fertig, und in der Regel vereinigten sich zwei zur Herstellung eines Raumes von zwölf Fuß im Geviert, den sie mit ihren Frauen und Kindern bezogen. Viele begnügten sich sogar damit, Löcher in die Erde zu graben und mit einem Dache zu versehen.

An dem Krankenhause und den Verrathshäusern wurde noch fortgebaut, als der Winter mit Regen, Schnee und Sturm sich anmeldete. Man hatte den Kosaken aus Menschlichkeit nicht verbieten wollen, zunächst an ein eigenes Obdach zu denken. Jetzt mußte der Bau der Regierungsgebäude beschleunigt werden und die Privatwohnungen blieben in einem traurigen Zustande. Manche hatten bloß ein halbes Dach, so daß ihre Bewohner sich in einem Winkel zusammendrängten, wo zugleich gekocht und geschlafen wurde. Nicht einmal ein tüchtiges Feuer konnte wegen Mangel an Holz gemacht werden, und kehrte der Mann Abends durchnäßt und erschöpft heim, so mußte er entweder unter einer Filzdecke Schutz suchen, oder seine Kinder von den wärmeren Plätzen verdrängen.

(Schluß folgt.)

Die Klingenburg.

(Wovon das Städtchen Klingenberg den Namen führt.)

Wenn voll der Mond am Himmel lacht
Von gold'nen Sternchen hell umflimmert
Und dumpf die Stund' der Mitternacht
Vom alten, hohen Thurme wimmert,
Entwallet ernst und hehr und bang
Der Klingenburg umgrünten Mauern
Ein reiner, silberheller Klang
— Man hört's mit tiefem, heil'gem Schauern! —

Dort lebte in der grauen Zeit
Das schönste Kind, voll frommer Milde;
Sie hieß die schöne Adelheid,
Und glich der reinsten Unschuld Bilde!
Die Güte strahlt' aus ihrem Blick,
Ein Himmel aus dem blauen Auge:
Sie fühlte früh der Liebe Glück,
Umwebt von ihrem warmen Hauche.

Adolph von Hochburg, kühn und hold,
Umschlang ihr Herz mit süßen Banden:
Und als sie einst beim Abendgold
Im stillen Eichenhain sich fanden —
Da klopft sein Herz an ihrer Brust,
Sie hielten fest sich lang umwunden,
Und fühlten süße Himmelslust,
Die nied're Erde ihnen verschwunden. —

Bald störte der Donnerruf ihr Glück:
„Ins Morgenland, Adolph, zum Streite!"
Wie trübte sich der Sonnenblick,
Wie strebt' beengt die Brust ins Weite? —
Sie nahte trüb die letzte Nacht,
Kein goldnes Sternchen mochte schimmern,
Umhüllet zog des Mondes Pracht
Durch Wolken bin mit mattem Flimmern.

Und zitternd sangen und leichenblaß
Um Adolph sie die weichen Arme,
Und jammerte ohn' Unterlaß:
„O daß sich Gott doch mein erbarme!
O Adolph, nein ich laß dich nicht,
Du einzig meines Lebens Sonne,
Du meiner Augen süßes Licht,
Des Daseyns Freud und holde Wonne!"

Sie schwieg und hohe Himmelsluft
Durchbebet schnell die Himmelsschöne:
Sie zog ein Glöckchen aus der Bruft,
Es klangen silberreine Töne.
„Da nimm, und wenn des Todes Streich
Dir naht, so laß das Glöckchen klingen;
Es tönet durch der Lüfte Reich,
Und wird zu meinem Ohre dringen." —

Da zog er hin, und Adelheid
Lebt ihrer Lieb und ihrem Kummer:
Und Nächtelang durchschaut' sie weit
Das Thal — ihr naht' kein Schlummer.
So schwand ein Jahr. Ins weite Thal
Blickt einst um Mitternacht sie wieder,
Da klang des Glöckchens Silberschall
— Und Adelheid sank todt darnieder.

Das ist der silberhelle Klang,
Den man mit tiefem heil'gem Schauern
Entwallen höret hehr und bang
Der Klingenburg umgrünten Mauern,
Wenn voll der Mond am Himmel lacht,
Von gold'nen Sternchen hell umflimmert,
Und dumpf die Stund' der Mitternacht
Vom alten, hohen Thurme wimmert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein schweizer Offizier schreibt aus Gaeta: Wahrhaft stolz bin ich jetzt auf meine Landsleute, die Schweizer, die bei uns fechten, und auch Sie haben vollen Grund, sich über Ihre deutschen Landsleute, deren noch einige Hundert hier unter den Jägerbataillonen in Gaeta dienen, zu freuen. Diese wackern Männer, von denen ich mit Freuden jeden meinen Kameraden nenne, mag seine Bildung auch noch so gering und seine Herkunft auch noch so niedrig seyn, zeigen doch, daß Treue und Heilighaltung des einmal geleisteten Soldateneides nicht aus dieser Welt verschwunden sind. So traf ich neulich einen schwer im Schenkel verwundeten deutschen Unteroffizier, mit dem ich mich lange unterhielt und von dem ich folgende Worte, die von wahrem deutschen Soldatensinn zeugen, hörte: „Ich habe dem König von Neapel freiwillig den Fahneneid geschworen und vier Jahre lang meinen reichlichen Sold von ihm erhalten und wäre nun ein wahrer Hundsfott, wollte ich ihn im Unglück verlassen und nicht bis auf den letzten Blutstropfen für ihn fechten, wie es meine Soldatenpflicht ist. Unser Herr Pastor hat mir bei meiner Konfirmation gesagt: wer seinen Eid jemals breche, der würde hier schon auf Erden und dann dereinst im ewigen Leben seine verdiente Strafe dafür erhalten." So sprach dieser einfache Soldat und seine Worte haben tieferen Eindruck auf mich gemacht, als manche langen, noch so schön stilisirten Reden. Er hieß Hans Wesselrösst, war aus Holstein gebürtig, hatte, wie er mir sagte, früher drei Jahre in der schleswig-holsteinischen Armee gedient, war dafür aber später von den Dänen so geplagt worden, daß er sich zur Auswanderung und dann aus Noth zum Eintritt in die neapolitanischen Fremdenbataillone entschloß. Leider ist der Brave bereits seinen Wunden erlegen.

Die Mosel hat die Uferbewohner bei Trier in eine sehr traurige Lage versetzt. In einigen Wohnungen zu Zurlauben stand das Wasser 3, am Krahnen 4—5, zu St. Barbara 7—8 Fuß hoch. Die Fluth stieg so plötzlich, daß ein junger Mann seine hochbetagten Eltern auf dem Rücken durch 4 Fuß hohes Wasser aus ihrer bedrohten Wohnung in Sicherheit bringen mußte. Zu St. Barbara liegt das Eis noch 3—4 Fuß hoch auf der Straße. Alle Keller sind noch voll Wasser. Der Zustand der Ueberschwemmten ist ein sehr beklagenswerther. Ihr Vorrath an Kartoffeln, den sie, in Ermangelung anderer Räumlichkeiten, in der Eile auf die Speicher brachten, ist in der Ueberschwemmung größtentheils erfroren.

In Astley's Amphitheater in London ward am Morgen des 7. Januars ein Pferdeknecht von einem der drei Löwen, die bei den dortigen Vorstellungen eine hervorragende Rolle spielen, zerrissen. Die Thiere waren, nachdem sie eine schwere Eisenstange, die vor ihrem Käfig dahinlief, abgerissen hatten, losgebrochen und tummelten sich im Zirkus, als der Unglückliche eintrat. Eine der Bestien, welche den Namen Havelock führt, scheint ihn dadurch, daß sie ihm die Zähne in die Kehle schlug, beinahe sofort getödtet zu haben, indem man keine Hülferufe hörte. In der Abendvorstellung desselben Tages machten die drei Löwen schon wieder ihre gewohnten Kunststücke vor einer zahlreichen Zuschauermenge!

Man erzählt, daß eine einzige Berliner Mode-Handlung, zu den altbegründeten Firmen gehörend, für die jetzige Trauerzeit bereits für 80,000 Thaler Trauerstoffe hatte kommen lassen und dieselben bereits größtentheils verkauft hat. Wie in Potsdam, so auch in Berlin sieht man namentlich Frauen aus allen Ständen in tiefer Trauerkleidung oder doch mit Abzeichen der Trauer.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 15 Donnerstag, 17. Januar 1861.

Der „Einsame Stern".

(Schluß.)

„Liebst Du Sir Reginald? fragte Henry ernst. Der Freibeuter trat zurück, um die Antwort nicht zu hören.

„Bleiben Sie, Sir Reginald; kommen Sie hierher. Ihr seyd mir beide diese Freundlichkeit schuldig, mir meinen Willen zu lassen. Und nun antworte mir, Eleanor."

„Ja," sagte sie mit leiser Stimme, die für Henry Postans Ohren kaum hörbar, aber für die ihres Geliebten hell wie eine Glocke war. Und das junge Mädchen heftete ihre Augen auf das Verdeck, während ihre Wangen mit Purpur übergossen waren.

„Ich danke Dir, Eleanor," flüsterte ihr Vetter ruhig. „Ich wünschte, dieses Wort zu hören, und ich habe es gehört. Und nun höre mir zu. Ich habe zuletzt mit Deinem freundlichen und guten Vater gesprochen, und ich kann nun in seinem Namen sprechen. Wäre er am Leben geblieben, so hätte er gethan, was ich jetzt thue. Sobald ich ihn überzeugt hatte, daß Du den Fremden liebtest, war seine einzige Sorge, daß er Deiner würdig seyn möchte. Dafür kann ich einstehen. Kapitän Montrose, dem ich Alles gesagt, hat mich davon überzeugt."

„Ich danke Ihnen," sagte Sir Reginald.

„Mein Freund, ich thue nur meine Pflicht. Ich habe Ihren Charakter verleumdet und geschmäht. Ich sehe meinen Irrthum, und ich gestehe ihn ein."

„Der wahre Muth edler Gesinnungen."

„Aber laßt uns nicht vergessen, was ich von Euch verlange. Eleanor, wir gehen nach einem fremden Platze. Du mußt einen Beschützer haben. Als reiche Erbin wirst Du verfolgt werden; und dann, liebe Cousine, bedenke, so lange Du frei bist, ist mir noch Hoffnung gelassen. Das wäre wahrlich grausam. Aber bist Du einmal verlobt, bist Du einmal verheirathet, so werde ich mich ruhig ergeben in das, was seyn muß, und wieder Dein liebevoller und ergebener Vetter und Freund seyn. Willst Du mir diese Gunst verweigern?"

Reginald und Eleanor weigerten sich nicht länger; und Henry Postans legte mit ernster und feierlicher Miene die Hand der jungen Dame in die des Freibeuters; der aber, seinem Versprechen gemäß, kein Freibeuter mehr war. Alle waren bei dem Anblick tief bewegt, obgleich sie das schmerzliche Geständniß, das Henry Postans abgelegt, nicht kannten; und obschon die tapfere Schiffsmannschaft des „Einsamen Sterns" die Folgen voraussah, konnte sie sich doch bei dem Anblick des glücklichen Gesichtes ihres geliebten Kapitäns eines lauten und fröhlichen Jubelschreis nicht enthalten. Josh wurde, wie wir schon gesagt, im Schiffsraum in Gewahrsam gesetzt; Eleanor erhielt die Kapitänskajüte, und dann wurden alle Segel aufgesetzt, und der „Einsame Stern" trat noch einmal seine Reise an. Eine gute Brise, ein liebliches Schiff und günstige Winde brachten sie bald nach ihrem Hafen, in welchen Sir Reginald ohne Zögern einfuhr. Kapitän Montrose gab einen solchen Bericht von dem, was sie ihm verdankten, daß die Regierung von Jamaika ihn auf's Herzlichste bewillkommnete. In jenen Tagen wurden die Brüder der Küste mit ganz anderem Blicke betrachtet, als es die Piraten jetzt werden. Lopez und seine Bande ächter Seeräuber wurden nebst Josh den Behörden übergeben, und zehn Tage später wurden sie alle zusammen nach einem summarischen Prozesse gehängt. Darauf segelte der „Einsame Stern" ab. Williams übernahm das von seinem früheren Kapitän aufgegebene Kommando und der reizende kleine Schooner fuhr nach der Turtle-Insel und schloß sich den berüchtigten Boucaniers an, welche unter den Befehlen Henry Morgans, Monthars und Anderer den Krieg in jenen Meeren noch eine Zeit lang weiter führen sollten.

Sir Reginald und Lady Woolaston kehrten ein Jahr später nach England zurück, da der Erstere von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, auf seinem väterlichen Erbgute zu residiren; und Eleanor sah Alles, ja mehr als Alles verwirklicht, was ihr durch den Traum versprochen worden war. Sie war in der That glücklich. Sie hatte einen guten und edlen Gatten, welcher nie einen andern ernstlichen Fehler gehabt hatte, als eine starke politische Richtung und eine krampfhafte Sucht nach Abenteuern. Sie ward eine stolze und glückliche Mutter, und wurde von ihrer ganzen Umgebung bis zur Schwärmerei geliebt. Mr. Postans ließ sich in Bristol nieder und wurde einer der einflußreichsten und begütertsten Kaufleute dieser Stadt. Wieder er noch Sir

Reginald noch Eleanor haben die Lehren der Vorsicht, der Mäßigung und Geduld je vergessen, welche sie auf ihrer Kreuzfahrt mit dem „Royal Charley“ und dem „Einsamen Stern“ empfangen hatten.

Einige Jahre später stiegen ein Herr und eine Dame, von einer zahlreichen Dienerschaft und mehreren Kindern begleitet, an der Thür eines kleinen Wirthshauses, des einzigen in dem kleinen Fischerdorfe, wo sie angehalten hatten, aus einer prächtigen, von vier Pferden gezogenen Equipage.

Der Herr sah vornehm, und die Dame schön aus, und Beide schienen, was noch weit besser war, ausnehmend glücklich zu seyn.

„Auf mein Wort, Sir Reginald,“ sagte die Stimme eines Mannes innerhalb des Wagens, „dieß ist ein drolliger Platz, um das Dubliner Packetboot zu sehen.“

„Ueberreilen Sie sich nicht, mein werther Freund,“ erwiderte der Andere, mit einem röthlich aussehenden und ziemlich stattlichen Herrn sprechend, der jetzt ebenfalls aus dem Wagen stieg, „es ist nichts ohne Ursache auf dieser Welt.“

„Dann, mein Herr,“ sagte die Dame mit verstellkem Ernst, „werden Sie sich vielleicht herablassen, eine Ursache anzugeben und dieses ganze Geheimniß aufzuklären.“

„Also Du liebst das Geheimnißvolle nicht mehr?“ bemerkte der Herr lachend.

„Das ist eine gute Antwort, Sir Reginald,“ rief der Herr mit dem röthlichen Gesicht, „und erinnert mich“ — „An was, mein Herr?“ sagte die Dame schmollend.

„An die lumpige Art, wie Sir Reginald sich zu versichern suchte, daß ich ein Junggesell bliebe. Laßt gut seyn, er wird keinen Heller dabei gewinnen. Mein ganzes Vermögen soll auf den gottlosen Henry da übergehen,“ und dabei zeigte er auf einen fünfjährigen Knaben, der dabei stand.

„Ich danke Dir, lieber Vetter. Und nun, Reginald, willst Du Dich herablassen, mir Deinen Grund anzugeben?“

„Ei, meine theure Lady Woolaston,“ sagte ihr Gatte lächelnd, „da wir uns doch noch einmal dem Salzwasser anvertrauen wollten, um meine irischen Güter zu besuchen, so dachte ich, ich wollte lieber meine eigene Yacht haben, anstatt mit dem Dubliner Packetboot zu fahren. Sieh!“

Eleanor und Henry Postans folgten der Richtung seines Fingers. In dem kleinen Hafen lag ein allerliebster Schooner.

„Der „Einsame Stern“,“ rief unsere entzückte Eleanor aus, indem sie das Schiff, die Flagge und den Kapitän Williams erkannte, welcher auf die Einladung seines ehemaligen Gebieters das Schiff nach England gebracht und eine ausgesuchte Mannschaft braver Seeleute angeworben hatte.

„Auf mein Wort,“ rief Henry Postans, „der Mann trachtet noch immer nach Räuberfold. Aber wenn wir gehen müssen, so ist es besser mit dieser Schönheit zu gehen, als mit dem Dubliner Packetboot.“

Und in einigen Minuten befand sich die ganze Gesellschaft wieder auf dem Verdeck des „Einsamen Sterns“; und das reizende Fahrzeug tanzte auf seiner Reise dahin, als fühlte es die Anwesenheit seines alten Führers.

Rußlands Bordringen in der Steppe.

(Schluß.)

Von Lebensmitteln hatte man weiter keine als Roggenmehl, schwarzes Brod, Salz und Ziegelthee. Auf die Jagd hatten die mit so vielen Bauten beschäftigten Kosaken freilich nicht gehen können.

Der erste Schneefall hatte wenigstens die gute Folge, daß er den Boden ebnete und das Herbeischaffen von Brennholz gestattete. Was half das aber den Unglücklichen, die kein Dach hatten? Die Schneestürme löschten das Feuer aus, und immer mehr Menschen kamen in diese Lage, da die Burane ihre Dächer entführten. Nicht einmal eines der Vorrathshäuser konnte gegen die Wuth dieser Winde geschützt werden. Man begann nichts mehr zu fürchten, als wenn das Quecksilber der Thermometer plötzlich um 18 Grad, von — 20 auf — 2, stieg. Man sah darin das Vorzeichen eines Burans und hatte leider immer Recht. Krankheiten waren die nächste und natürlichste Folge des Umwetters. Die Kinder erkrankten zuerst, dann folgten die Frauen und endlich kam die Reihe auch an die abgehärteten Kosaken.

Man hatte den Ansiedlern einen Arzt nachgeschickt. Vielleicht verstand sich der junge Mann, der eben erst in Kasan promovirt hatte, auf die Ausübung seiner Wissenschaft. In Kopal hätte selbst ein Aesculap nicht helfen können, denn zwei Dinge, Arznei und ein Krankenhaus, waren nicht vorhanden. Was man mit dem letzten Namen beehrte, war ein einziges Zimmer, dessen Betten aus zusammengenagelten Brettern und ein paar Filzdecken bestanden und dessen Dach aufgenagelte Häute bildeten. Im Anfang sehnten sich die Kranken darnach, in dieses Haus aufgenommen zu werden. Als aber von den sieben zuerst aufgenommenen fünf starben, änderte sich die gute Meinung gänzlich. Es galt einem Todesurtheil gleich, dorthin geführt zu werden, und der Befehl, daß jede Erkrankung angemeldet werden solle, wurde nicht beachtet. Die Offiziere gingen nun jeden Tag von Haus zu Haus, damit kein Fall ihnen entgehe. Ein Kosak, der das Fieber bekommen hatte, nahm seine Flinte, ging in die Steppe hinaus und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Als der Früh-

ka kam, zählte man auf dem Hügel, den man zum Kirchhof gewählt hatte, 107 Gräber.

Das ist die Geschichte der Gründung von Kopal. Daß man so viele Menschen unnützer Weise opferte, erfuhren Wenige und diese schwiegen. Daß die beiden Generale, deren Wahl des Orts für Kopal gebilligt wurde, bestraft wären, ist nie bekannt geworden. Rußland hat so viele Soldaten, daß der Verlust von hundert derselben keiner Beachtung gewürdigt wird. Man hat jene Generale vielleicht belohnt und mit Orden beschenkt, denn der von ihnen gegebene Rath hat wirklich gute Früchte getragen. Trotz seiner Unfruchtbarkeit und seiner Schneestürme trägt das Thal zwischen dem Ala tau und dem Kara tau gegenwärtig eine blühende Stadt, und diese Stadt ist dasselbe Kopal, dessen so sicherlich traurige Anfänge wir eben erzählt haben.

Es gibt Oertlichkeiten, deren geographische Lage eine so vorzügliche ist, daß alle andern Nachtheile dagegen nicht aufkommen. Eine solche Lage hat Kopal. Allerdings würde der Ort, wenn man ihn weiter südlich oder westlich angelegt hätte, sich weit wohler befinden und mit denselben Vortheilen der geographischen Lage an Karawanenstraßen, deren es jetzt genießt, andere verbinden, aber auch da, wo Kopal jetzt steht, mitten im Sande und im Strich der Burane, mußte es emporblühen. Es ist der südlichste Punkt, den Rußland in der chinesischen Tartarei, die nicht mehr chinesisch ist, besitzt. Kuldscha, eine chinesische Stadt mit 40,000 Einwohnern, ist bloß drei Tagereisen entfernt. Nicht bloß von dieser Stadt, sondern auch von Jarkand, Kaschgar und Kokand gehen Waaren, Thee, Seide und getrocknete Früchte, nach der Messe von Irbit. Einige Karawanen kommen sogar von Kaschmir und von Kabul und außerdem ist die Kosakenstraße, die von Kopal zum Syr Daria führt, eine lebhaft besuchte. Die weite Entfernung, aus der die Karawanen kommen, macht es ihnen nicht selten unmöglich, Irbit zur Meßzeit zu erreichen. In diesem Falle gehen ihre Waaren nach Nischnei-Nowgorod weiter. Der Handel hat tatarische Kaufleute nach Kopal gezogen, und Dank ihrer Thätigkeit besteht die Einwohnerschaft gegenwärtig aus 11,000 Köpfen.

Der politische Gebrauch, den Rußland von Kopal macht, ist zu wichtig, als daß wir ihn übergehen dürften. Die Mauern der Festung waren fertig und ihre Geschütze hatten den ersten Festgruß gegen den Ala tau und Kara tau gedonnert, als die erste Versammlung von Khanen der Steppe hier veranstaltet wurde. Die Kirgisen der großen und mittleren Horde beschickten sie gemeinschaftlich mit den Bergkirgisen. Ueber das Spiel der Ordnungsstiftung, das mit ihnen getrieben wurde, brauchen wir uns nach dem früher Gesagten nicht zu verbreiten. Die meisten Khane, ließen sich durch russische Satzungen die Arme einschnüren und hinrichten höchstens mit den Zähnen, als sie inne wurden, daß sie russische Schützlinge geworden seyen, um sich demnächst in russische Unterthanen zu verwandeln. Die stolzen Bergkirgisen waren die einzigen, die sich nicht so leichten Kaufes geben wollten. Sie verbanden sich mit dem Raubgesindel, von dem die nahen chinesischen Verbrecherkolonien überfließen. Der Rachezug wälzte sich gegen Kopal, um vor den ersten Kartätschenschüssen der Festung zu zerstieben. Es sollen 7000 Mann gewesen seyn, welche diesen Angriff gemacht haben.

Die Russen vergalten den Ueberfall durch einen Zug gegen die Bergkirgisen. Zum Zweitenmale wurden diese durch die Geschütze in Schrecken versetzt und unterwarfen sich dem Kaiser. Bald genug bereuten sie ihre Feigheit und suchten ein Bündniß mit dem Khan von Kokand. Der Khan ließ sich willig finden, weil er von den Russen gute Beute zu machen hoffte. Im Frühling von 1860 vereinigte er seine Krieger mit den Bergkirgisen und eröffnete die Feindseligkeiten. Statt aber Kopal zu gewinnen, verlor er vielmehr seinerseits zwei seiner Gränzfestungen, Tolmak und Pischpek. So weit reichen bis jetzt unsere Nachrichten. Ueber den Ausgang zweifeln wir nicht; er wird darin bestehen, daß Rußland seine schwere Hand auf einen Theil des Gebiets von Kokand legt und seiner Zeit den Rest nachfolgen läßt.

Bauern-Unruhen in Rußland.

Die Posener Zeitung berichtet über die Bauern-Unruhen, die sich im Kreise Bozarsk, Gouvernement Woronesch, zugetragen haben. Ein Gutsbesitzer schob die Einigung mit seinen Bauern von Tag zu Tag auf. Endlich ließ er die Vorsteher seiner Gemeinde rufen und eröffnete ihnen, daß er entschlossen sey, sich mit ihnen nach den bestehenden Normen zu einigen und sie mit Belassung des betreffenden Ackerlandes für eine gewisse Summe freizugeben. Die Leute waren zufrieden, brachten die Hälfte des Betrages bald zusammen und verpflichteten sich, die andere Hälfte (der ganze Werth soll 120,000 R. S. betragen haben) innerhalb kurzer Frist zu erlegen. Der Gutsherr empfängt das Angeld, und Tags darauf verkauft er gerichtlich seine Güter mit den Bauern an einen früheren Staatsbeamten. Dieser nimmt sofort Besitz und beansprucht natürlich auch sein Anrecht an die Leibeigenen, welche vergebens sich auf den mit ihrem Herrn geschlossenen Vertrag berufen und die Quittung über die gezahlte Hälfte der Loskaufssumme produziren. Da der neue Herr auf sein angebliches Recht dringt, begeben sich die Vorsteher zu ihrem früheren Herrn, welcher sie mit der Bedeutung abweist, das alles, was der Leibeigene besitzt, nicht diesem, sondern dem Herrn gehöre, und er das erhaltene Geld als sein Eigenthum,

nicht aber als Abschlagszahlung einer Loskaufssumme betrachte. Die Leute verweigern hierauf den Dienst, der neue Herr denunzirt sie als Aufrührer, die nächste Behörde sendet erst Exekutoren, dann Kosaken, es kommt zum Handgemenge, und mehrere Bauern wurden erschossen, ein Theil verhaftet und zur Deportation nach Sibirien bestimmt. Wie wir indeß hören, hat der Kaiser Kenntniß von diesem Vorfalle erhalten und befohlen, die Verhafteten sofort zu entlassen, die Untersuchung einzuleiten und den Beschädigten zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen.

Ein zweiter Fall war folgender: Ein Gutsherr, der in einer Provinzialstadt wohnt, hatte seit Johanni v. J. einen Beamten auf seine Güter gesetzt, der die Leibeigenen auf alle Weise tyrannisirte und oft grausam mißhandelte. Da mehrere bei ihrem Herrn deßhalb geführte Beschwerden nichts fruchten, üben die Bauern bei Gelegenheit einer solchen Mißhandlung das Vergeltungsrecht an demselben, jagen ihn mit Schlägen fort und wählen aus ihrer Mitte einen Mann zur Leitung der Geschäfte, die dann unter diesem ihren geregelten Gang fortgehen. Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen, als die meisten männlichen Personen auf dem Felde und in der Wirthschaft des Herrn beschäftigt sind, rückt ein Beamter mit einem Kosakenhaufen ins Dorf. Die Weiber, Greise und Kinder flüchten in die Kirche, und als die Ankömmlinge hier eindringen und die Wehrlosen zu mißhandeln beginnen, eilt ein Weib an die Glocke und läutet Sturm. Die herzueilenden Bauern gerathen ins Handgemenge, und vier von ihnen werden getödtet, mehrere verwundet und die übrigen verhaftet. Auch hiervon ist Meldung an den Kaiser gelangt, auf dessen Befehl die Verhafteten sofort befreit wurden und eine strenge Untersuchung eingeleitet ist.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Speyer wird geschrieben: Der Schnee und die Kälte sind dem Wilde sehr verderblich. Auf den Jagden in hiesiger Umgegend wurden vier Rehe erfroren gefunden, und zwei solche Thiere trieb der Hunger hier in Häuser, welche dem Felde nahe liegen. Herr Friedrich Lichtenberger traf dieser Tage auf seiner Jagd Feldhühner, die mit den Füßen an den Schnee angefroren waren. In Ost- und Westhofen so wie in Offstein haben die Jagdbeständer, nach der „Wormser Zeitung," angefangen, Futter in ihre Jagdbezirke zu bringen. Abfälle von grünem Gemüse, Heu, Rüben, Hafer, Gerste auf die Felder gestreut, werden manchem Thierchen das Leben retten. Die Hasen und Rehe dringen in die Städte und Dörfer. In der Nacht vom 6. auf den 7. schoß ein Jäger aus seiner Schlafstube 37 (?) Hasen, die sich gar nicht von dem Häuflein Kraut und Rüben, das vor dem Hause lag, trennen wollten. Ketten von Feldhühnern liegen längs der Eisenbahndämme und in den Chausseegräben und müssen, wenn sie nicht gefüttert werden, vor Hunger und Kälte zu Grunde gehen. Die Spatzen sehen mitunter ganz schwarz und struppig aus von dem Rauche der Schornsteine, wohin sie die Kälte treibt. Bei dieser Gelegenheit möchten wir ein gutes Wort für die Vögel einlegen, welche Kälte und Schnee in die Städte und Dörfer treiben. Möge man nicht unterlassen, ihnen Futter zu streuen!

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Motto: Denn sie ist die Nahrung des Geistes.
Herder.

Das Wesen des von mir Gedachten
Such' nicht mit Deines Auges Blick,
Der Geist allein kann es betrachten,
Und er erfasst's im Augenblick.
Er bindet's nicht, doch kann's ihn binden,
Ihn kostet's nichts, doch macht's ihn reich,
Er kann's nicht nach Begehren finden,
Es überfällt ihn zaubergleich;
Denn wie Minerva mit der Lanze
Aus Jupiters Gehirn entwich,
Wie Venus aus der Wellen Tanze
Empor zum Licht der Sonne stieg,
So ruft's geheimnißvoll erzogen,
Von unsichtbarer Hand gewiegt,
Und taucht aus Deines Geistes Wogen
Vor Dein erstauntes Angesicht.
Oft ist's des Gottes Feuerfunken,
Den nur des Denkers Blick belauscht,
Oft macht's die größten Helden trunken,
Und hat manch großes Reich berauscht,
Unsterblich ist's, doch wie die Falten
Selbst Tithons Angesicht gesucht,
Kann's oft — ein Gott zuerst — veralten.
Wird oft von spät'rer Zeit verflucht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 12:

Schwindel — Windel — Winde — Wind.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailly'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 16 Freitag, 18. Januar 1861.

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

I.

Achtzehnhundertundzehn.

Die Stadt Göttingen war in größter Aufregung. König Hieronymus — jetzt „hochseligen" Andenkens — nebst Gemahlin und einem großen Gefolge wollte durch die Stadt kommen und einen Tag und eine Nacht in ihr verweilen.

Großartige Empfangsfeierlichkeiten wurden auf des Königs und des Präfekten Befehl vorbereitet; denn freiwillig würden die Göttinger einen Mann, den sie zu lieben keine Ursache hatten, nicht mit glänzenden Feierlichkeiten empfangen haben.

Der König liebte aber auch die Göttinger nicht. Sie wohnten zu nahe an Kassel, um Hieronimus' Leben und Treiben nicht zu kennen, und sie waren zu wahrheitsliebend, um dasselbe anders als leichtsinnig und jedes Rechtsgefühl zu Boden tretend zu nennen. Sie hatten es auch schon so genannt. Es war dem König hinterbracht worden und hatte ihn nicht wenig erbittert.

Der in Göttingen lebende Präfekt des Leinedepartements hatte sich Mühe gegeben, den Bürgern zu Gemüthe zu führen, daß sie diese Gelegenheit benutzen möchten, um sich durch glänzenden Empfang die Liebe des Königs zu erwerben. Den Bürgern war indeß ebenso wenig an des Königs Liebe wie an dem Besuche desselben gelegen. Nur mit Widerwillen gingen sie an die streng befohlenen Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten. Die Zeiten waren überhaupt nicht danach, um überflüssige Kosten leicht zu verschmerzen. Um zu des Königs verschwenderischem Leben die Mittel zu schaffen, waren sie wie das ganze Land aufs Aeußerste ausgesogen. Viele hatten nicht einmal genug, um Brod für ihre Familie zu kaufen. Nun mußten sie noch die allerletzten Groschen für Ehrenpforten und Lichter zum Illuminiren hingeben! Sie wußten es, und mußten obenein schweigen, wenn ihr Inneres vor Unwillen noch so sehr auch brannte.

Die Vorbereitungen waren durch des Präfekten Bemühungen rechtzeitig beendet. Zugleich waren von Kassel Gendarmen und Polizeioffizianten gekommen, um während des königlichen Besuches für Ruhe und Ordnung Sorge zu tragen und bei jedem etwaigen störenden Zufall sogleich zur Hand zu seyn. König Hieronymus hatte zwar bei seiner Thronbesteigung in altspanischem Königsanzug von seinem Thron herab verkündigt, „er werde seine Unterthanen zwingen, ihn zu lieben;" dieß war ihm indeß noch nicht gelungen. Der Troß Gendarmen, der ihn auf all seinen Reisen umgab, sollte seine Worte zur Ausführung bringen helfen.

Das königliche Paar erschien an dem festgesetzten Tage in der Stadt. Die Neugier hatte Tausende herbeigelockt, denn man kann wohl neugierig seyn, einen König zu sehen, ohne daß man nöthig hat, ihn zu lieben. Die Stimmung war durchaus keine begeisterte.

Aber Gendarmen und Polizeioffizianten hatten sich in Menge unter das Volk gemischt und riefen: „Vive le roi Jérôme! Vive la reine!" und das Volk mußte mit einstimmen und mußte dem Rufe der Gendarmen: „Mützen ab!" gehorchen. So, mit Hülfe seiner Beamten, konnte der König von seinem Wagen aus sich wirklich einbilden, das Alles sey freiwillige Begeisterung.

Der Präfekt, Deputationen der Stadt und Universität empfingen das königliche Paar und hielten Reden, die den König langweilten. Er wandte sich ab und unterbrach sie dadurch an ihren schönsten Stellen. Was sollte Hieronymus, der nur Pferde, Maitressen und schwelgerische Gelage liebte, mit diesen pomphaften Reden, die nur — gedruckt für ihn Werth hatten? Er zitterte vor seinem Bruder. Er wollte zeigen, daß man ihn liebte und „er sich gut aufführte."

Die Pedelle und alten Stadtsoldaten unter dem Rathhause waren den ganzen Tag über in größter Thätigkeit, um die Studenten zu überwachen, die in einer drohenden Stimmung waren. Doch blieben sie ruhig, keine Störung trat ein. Man wußte, wie gereizt die Franzosen waren, wie sehr sie den Tugendbund fürchteten. Noch war Palm's Erschießung nicht vergessen.

Das königliche Paar stieg in dem Hause des Präfekten ab. Dieß lag am Ende der Prinzenstraße, dem alten Carcerhause gegenüber, nahe an der Leine. Soldaten und Gendarmen standen vor dem Präfektur-

gebäude, denn der König traute der erzwungenen Liebe seiner Unterthanen nicht besonders. Er sah überall Verschwörung.

Am Abend war befohlene Illumination der ganzen Stadt und dem königlichen Paar wurde ein anbefohlener Fackelzug mit Musik gebracht.

Wieder hatten sich Tausende von Neugierigen vor dem Präfekturgebäude eingefunden. Studenten waren in großer Anzahl darunter vertreten. Eine Deputation begrüßte den König aufs Neue in der Präfektur. Die Musik spielte. Tausende blickten zu den Fenstern des Präfekturgebäudes auf. Das königliche Paar ließ sich nicht sehen. Ein offizielles „Vive le roi!" „Vive la reine!" wurde ausgebracht. Gendarmen und Polizeioffizianten sorgten dafür, daß das Volk mit rief; sie selbst überboten sich im Rufen dieser Worte. Die Musik fiel mit einem schmetternden Tusch ein.

Da wurden in dem Präfekturgebäude endlich einige Fenster geöffnet und das königliche Paar trat hervor. Stolz, kalt, hochmüthig blickte der Herrscher auf das Volk herab.

„Ruhe! Ruhe!" riefen die Gendarmen, denn noch eine kurze Rede an den königlichen Herrn sollte gehalten werden. Einen Augenblick darauf herrschte ringsum die größte Stille.

Es war eine Stille wie die, welche man als das Hingehen eines Engels bezeichnet. Um so schreckhafter die Wirkung, als plötzlich aus dem Hintergrund des Gewühls, unter Fackeln und Illuminationen heraus eine laute, kräftige Stimme dreimal „Perent! Perent! Perent!" rief.

Es war ein einziger Moment, aber er wirkte furchtbar.

Niemand fiel ein. Das Beginnen war tollkühn.

Das königliche Paar, den akademischen Ausdruck für das französische à bas! wohl verstehend, zog sich schnell zurück, die Fenster wurden hastig geschlossen. Vor dem Hause herrschte die größte Verwirrung. Gendarmen und Polizeioffizianten suchten den frechen Pereatrufer zu ergreifen — wer war es? wer hatte das gewagt zu rufen?

Mit größtem Unwillen wandte sich der König an den Präfekten: „Weßhalb haben Sie nicht Vorkehrungen getroffen, daß Niemand solche Schamlosigkeit wagen durfte?"

„Ew. Majestät," erwiderte der Präfekt stotternd, „hätte ich ahnen können — an Vorkehrungen habe ich es nicht fehlen lassen — indeß — — —"

„Wer ist der Freche?" unterbrach ihn Hieronymus. „Er wird doch sofort festgenommen seyn?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Präfekt verwirrt.

So kümmern Sie sich darum," fuhr Hieronymus auf. „Melden Sie mir sofort, wer es gewesen — Sie bürgen mir dafür, daß er nicht entkommt! Das ist der Dank für die Gnade, daß ich in diese Stadt komme! Der Verwegene soll es büßen! Diese Deutschen sollen Respekt lernen, die Studenten zumal, die mein Bruder, der Kaiser, haßt — ja — die Kugel für diese Empörer!" Er sprach die folgenden Worte unverständlich und mehr für sich selbst.

Entsetzt verließ der Präfekt das Gemach. Der Polizeikommissär erwartete ihn bereits.

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Berichte über die Christenverfolgungen in Syrien im Sommer des Jahres 1860.

Von F. Lenormant.

Es war am 14. Mai 1860, als in der Gegend von Saida die ersten Feindseligkeiten zwischen den Maroniten, welchen man die Waffen zu ihrer Vertheidigung verweigerte, und den Drusen losbrachen, welche durch die Fremden und die Türken reichlich mit Pulver und mit Gewehren versehen waren. Bis zum 30. fanden jeden Tag einzelne Metzeleien statt. Aber von diesem Tage an erstreckte sich die Verwüstung in furchtbarem Maße um ganz Beirut. Alle am Fuße des Berges gelegenen Dörfer, Areiya, Baabda, El-Hadeth, Kefr-Schima und noch andere wurden schon am Morgen geplündert und zerstört. Ueberall breiteten sich die Baschi-Bozuks, eine Art türkisches Freikorps, in der Ebene aus, leisteten den Drusen bülfreiche Hand und wetteiferten mit ihnen im Brennen, Plündern und Morden. Die von jetzt an durch diese regellosen Truppen begangenen Frevel finden gar keinen Ausdruck mehr und an vielen Orten sind selbst die Drusen dagegen aufgestanden. Die Feder schaudert vor der Schilderung aller ihrer barbarischen Gräuel zurück; und wir Europäer mit unsern durch die christliche Zivilisation gemilderten Sitten können gar nicht an solche Gräuelthaten glauben, bis wir sie selbst mit eigenen Augen gesehen haben. Hier wurden die Kinder geviertheilt, oder in die Luft geschleudert, um sie an der Spitze der Patagans wieder aufzufangen; dort wurden junge Mädchen der gemeinsten Schmach ausgesetzt und dann erwürgt; anderswo zerbrach man Greisen ihre Glieder mit Kolbenschlägen und ließ sie dann inmitten der fürchterlichsten Schmerzen auf dem Platze langsam hinsterben.

In weniger als drei Tagen waren schon 60 maronitische Dörfer von den Flammen verzehrt, und der Ueberrest ihrer bestürzten Bevölkerung eilte nach Beirut und Saida, um da eine Zufluchtsstätte zu suchen. Ein anderer Feind erwartete sie vor den Thoren dieser Städte. Alle Muselmänner von Saida stürzten sich auf diese Masse von Christen, welche vor den drusischen Reitern fliehen. Nichts, weder Alter, noch Geschlecht wurde verschont. Nach dem ersten Blutbade, welches den Boden mit 339 Todten oder Verwundeten

erdeckt, beginnt um die Mauern herum eine wahre Menschenjagd. Die Türken kommen in kleinen Truppen aus der Stadt und verfolgen, von den Drusen begleitet, die unglücklichen Maroniten, welche in der umliegenden Gegend noch am Leben geblieben waren, wie ein neues Gewild von einem Gebüsch zum andern, von einer Zufluchtsstätte zur andern. Alle, denen sie begegnen, werden unerbittlich zusammengehauen.

Hier folgen einige Beispiele der unerhörten Grausamkeiten, womit die Muselmänner von Saida und ihre gäzendienerischen Helfershelfer auf dieser Jagd verfuhren.

Eine Frau flieht mit ihren drei Kindern nach der Stadt. Ein Druse begegnet ihr; er zwingt sie, sich niederzusetzen und schlachtet ihre Kinder auf ihren Knieen.

Ein maronitischer Pfarrer ging dieselbe Straße und führte fünf Kinder mit sich; die Muselmänner hauen ihn in Stücke und viertheilen die Kinder.

In einem Dorfe, ganz nahe bei Saida, überfallen ein Trupp Muselmänner und Drusen einige Christen, die mit Ausstampfen des Kornes beschäftigt waren, umzingeln dieselben, zwingen sie, ihre Arbeit zu beendigen, das Korn in Säcke zu thun, ganz zum Fortschaffen bereit; nachdem sie das gethan, ermorden sie dieselben zum Lohn.

Dieselben Schreckensscenen wiederholen sich Tags darauf in Dschezzin. Ein Theil der Bevölkerung vermochte zu entfliehen; sie wird von Mördern verfolgt. 1200 Maroniten flüchten sich in einen Wald; die Drusen und Muselmänner umzingeln diesen Wald und legen Feuer an. Wie nun der Brand Jemanden zwingt hinauszugehen, wird er alsogleich niedergehauen; die Andern gehen in den Flammen zu Grunde. Unter 1200 Menschen entkam kein einziger.

Die Zahl der in 2 Tagen zu Dschezzin getödteten Christen und der in den Obstgärten von Saida aufgehäuften Opfer kann ungefähr auf 1800 Personen geschätzt werden, unter welchen sich 164 Mönche oder Ordensschwestern befanden.

Fünf Tage nach dem Blutbade lagen noch alle Leichname unbeerdigt da. Hören Sie, in welchem Zustande sie der hochw. P. Rousseau antraf, der den Muth hatte, hinzugehen und einige von ihnen zu begraben.

„ . . . An dem Orte angekommen, wo der Generalvikar des hochw. Herrn Boutros in Sinde gehauen worden war, haben wir nur mehr den Kopf dieses ehrwürdigen Priesters gefunden. Die Ueberreste seines Bruders und seiner Schwester, die an demselben Orte das gleiche Loos erlitten haben, waren ebenfalls zerrissen und halb aufgezehrt. Wir haben an einem einzigen Orte 12 Priester und 4 Laienchristen ermordet angetroffen, deren Leichname im Augenblick, wo wir ankamen, eine Beute einer großen Anzahl Hunde waren. Wir haben mit großer Mühe diese Thiere verjagen und diese Leichen dem Grabe übergeben können."

„Die Sonne ging unter, wir mußten in die Stadt zurückkehren. Ich war ganz entkräftet von Müdigkeit, und von dem fürchterlichen, gleichsam vergifteten Gestank, der überall herrscht. Die Christen schwebten unsertwegen in Angst und Besorgniß; aber Niemand hatte es gewagt, die Stadt zu verlassen und uns zu Hülfe zu kommen. Die Hitze erreichte im Schatten über 30 Grade. Ueberall liegen unbeerdigte Leichen, welche einen pestartigen Gestank verbreiten. Am folgenden Tag wollte ich wieder aus der Stadt gehen, um mein Liebeswerk fortzusetzen, aber der Konsul hat es mir untersagt, so groß ist die Gefahr."

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich v. Arnim.

Der am 5. Januar in Düsseldorf verstorbene Frhr. Heinrich v. Arnim (Abgeordneter für Berlin) litt seit längerer Zeit an der Wassersucht; bei der unglücklichen Anwendung eines von dem aus Berlin zur Konsultation berufenen geheimen Medizinalraths Frerichs verordneten Spiritusbades erhielt er zu seinem chronischen Leiden noch Brandwunden, welche ihm seine letzten Tage noch erschwerten. Heinrich v. Arnim ward 1798 als der jüngste von elf Geschwistern in Berlin geboren. Er besuchte das Pädagogium zu Halle und machte, erst 15 Jahre alt, mit fünf seiner Brüder die Freiheitskriege mit. Zwei von seinen Brüdern blieben auf dem Schlachtfelde. Ihm selbst ward bei einem Gefecht das Pferd unterm Leibe erschossen; auch erhielt er eine Schußwunde in den Fuß, was an seinem Gange bemerkbar blieb. Im Jahre 1818 bezog er die Universität zu Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die Tochter des ehemaligen holländischen Gesandten am würtembergischen Hofe, Baron Strick von Linschotten, kennen lernte. Im Jahre 1820 trat er in den Staatsdienst, zuerst als Gesandtschaftsattache in der Schweiz, dann als Legationssekretär in München, Kopenhagen und Neapel. An letzterem Orte wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming zum Geschäftsträger ernannt. Eine Reise des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrichs Wilhelm IV., nach Italien brachte Arnim zuerst in nähere Berührung mit diesem Fürsten. Von Neapel ward er als Geschäftsträger nach Darmstadt versetzt, wo er sich um den eben in der Entwicklung begriffenen Zollverein sehr verdient machte. In Neapel hatte er einen Sohn verloren, in Darmstadt traf ihn gleiches Schicksal. Im Jahre 1834 trat Arnim als geheimer Legationsrath und vortragender Rath in die politische Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Nicht lange nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ward er zum Gesandten in Brüssel ernannt. Auch hier erwarb er

sich große Verdienste für die Förderung deutscher Interessen. Namentlich wirkte er für die schleunige Herstellung des Schienenweges zwischen Belgien und Deutschland; ferner schloß er den belgisch-preußischen Handelsvertrag von 1844 ab, welcher Belgien dem französischen Einflusse entzog. Damals erschien aus seiner Feder, jedoch anonym, die Schrift: „Mein handelspolitisches Testament". (Berlin 1844.) Im Jahre 1846 wurde er an die Stelle des Grafen Arnim-Heinrichsdorff zum Gesandten in Paris ernannt, wo er bald nach seiner Uebersiedlung seine Gemahlin verlor. Hier erlebte er auch die Februar-Revolution von 1848. Anfangs März desselben Jahres begab er sich nach Berlin. Sein politisches Wirken seitdem ist bekannt. Er war es besonders, der die deutsche Wendung in der preußischen Politik befürwortete, deren Ausführung indeß auf so viele Hindernisse stieß, daß er bereits im Juni wieder aus dem Ministerium trat. Er begleitete aber seitdem die Geschicke Preußens und Deutschlands mit der regsten Theilnahme, theils als Redner in der preußischen Kammer, theils als politischer Schriftsteller von einer feinen, einschneidenden Feder. Heinrich v. Arnim war ein durch vielseitige Bildung und Erfahrung hervorragender, geistvoller Staatsmann und eines der thätigsten und ausgezeichnetsten Mitglieder der liberalen Partei in Preußen.

Mannigfaltigkeiten.

Bei der großen Wichtigkeit, welche gegenwärtig die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten einnimmt, ist es nicht ohne Interesse, das Zahlenverhältniß der Sklaven zu der freien Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu kennen. Die freien Staaten sind: Californien, Connecticut, Illinois, Indiana, Jowa, Maine, Massachusetts, Michigan, Neuhampshire, Nenjersey, New-York, Ohio, Pennsylvanien, Rhode-Island, Vermont und Wisconsin, zusammen mit einem Flächen-Inhalt von 612,597 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 13,464,586 Seelen, worunter sich 195,916 Farbige befinden. Die Sklavenstaaten sind: Alabama, Arkansas, Delaware, Florida, Georgia, Kentucky, Louisiana, Maryland, Mississippi, Missouri, Nordkarolina, Südkarolina, Tennessee, Texas und Virginien mit einem Flächen-Inhalt von 851,448 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 9,612,909 Seelen, worunter 228,128 freie Farbige und 3,200,304 Sklaven. Demnach haben die Sklavenstaaten bei einem 238,851 Quadratmeilen größeren Flächen-Inhalt 3,851,677 Einwohner weniger als die freien Staaten. Die Anzahl der Neger-Bevölkerung in den Sklavenstaaten betrug im Jahre 1850 circa 3,428,432, also mehr als ein Drittel der gesammten Bevölkerung dieser Staaten.

Die starke Kälte bei der Bestattung des Königs von Preußen hat viele Opfer gefordert. Mehr als 200 Mann derjenigen Truppen, welche die Leichenparade abgaben, sind in das Lazareth gebracht worden und einige von den Kranken sind bereits gestorben; auch viele Pferde haben Schaden genommen. — Der Andrang des Publikums zu der ausgestellten Leiche des Königs war so groß, daß Unglücksfälle eingetreten sind. Zwei Kinder von 10 bis 12 Jahren wurden im Gedränge zerquetscht und dann gänzlich zertreten, einer Frau ward der Brustkasten eingedrückt, daß sie starb. Eine andere Frau ward von der hohen Rampe in Sanssouci hinuntergedrängt und tödtlich verwundet. — Auch in dem Stadtschloß zu Potsdam, in welchem viele fürstliche Gäste wohnten, gabs Unglück. Es brach Feuer aus und griff bedenklich schnell um sich. Schon war die Feuerwehr aus Berlin herbeigerufen worden, als der Brand bewältigt wurde.

Bei der allgemeinen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, welche im vorigen Jahre in Königsberg stattfand, ist bekanntlich die alte Stadt Speyer zum dießjährigen Versammlungsorte gewählt worden. Aus sicherer Quelle kann mitgetheilt werden, daß nicht allein bereits die Geldmittel bewilligt sind, welche der wissenschaftliche Kongreß zur Erreichung seiner Zwecke erfordern wird, sondern daß auch die pfälzischen Eisenbahnen während der ganzen Dauer der Versammlung die Mitglieder derselben nach allen Richtungen frei befördern werden.

Die Reste der einst berühmten Rüstsammlung auf dem in letzterer Zeit Bassenheim'schen Schlosse Hohenaschau sind dieser Tage auf dem Konkurswege versteigert worden. Die schönsten und seltensten der noch vorhandenen, übrigens in ganz verwahrlostem Zustande befindlichen Waffenstücke und Harnische erwarb das bayerische Nationalmuseum. Liebhaber hatten sich aus nah und fern hiezu eingefunden, und auf diese Art ist wieder eine, dem einst altberühmten Geschlechte der Freiberge und Preisinge angehörige, Familiensammlung in alle Winde zerstreut worden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 17 Samstag, 19. Januar 1861.

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

„Wer ist es? Er ist doch festgenommen?“ fragte der Präfekt den Kommissär außer sich. „Der König will es wissen.“

Der Kommissär zuckte mit den Achseln. „Bis jetzt ist er noch unbekannt.“

„Sie wissen es nicht?“ fiel der Präfekt bestürzt ein.

„Ich kann von dem Rufer keine zehn Schritt entfernt gestanden haben. In der Verwirrung, welche durch jenen Ruf wie mit einem Schlag entstand, war nichts zu erfahren und nichts zu machen.“

„Und keiner von all Ihren Leuten, keiner von den Gendarmen hat ihn gesehen?“

„Nein, aber sicher — ein Student ist es gewesen.“

„Natürlich! Der Unglückliche!“ rief der Präfekt. „Der König ist über die ganze Universität aufgebracht — der Kaiser nicht minder — der Wahnsinnige wird zum Opfer fallen.“

„Ich werde ihn entdecken,“ erwiderte der Kommissär im Gefühl seiner Amtspflicht. „All mein Leute sind in der Verfolgung dieses einen Zieles thätig, aber ganz im Geheimen und Stillen.“

„Daß auch mir das gerade passiren muß!“ klagte der Präfekt, der des Königs Ungnade schon im Hintergrunde sah. „Wie verhält sich die Stadt darüber?“

„Aufgeregt.“

„Befürchten Sie nicht noch andere Störungen während der Nacht?“

„Nein,“ entgegnete der Kommissär. „Meine Leute bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Ich habe auch für den geringsten Vorfall die strengsten Befehle erlassen.“

Nachdem der Präfekt dem Kommissär noch einmal eingeprägt hatte, Alles aufzubieten, um des Thäters habhaft zu werden und ihm sodann sofort Meldung zu machen, verließ er ihn und auch der Kommissär trat wenige Augenblicke darauf aus dem Präfekturgebäude, stieg langsam die zu demselben aufführende Treppe hinab und begab sich auf sein Bureau, wo er die Meldungen der Polizeioffizianten erwartete.

Die Stadt befand sich in der That in aufgeregtester Stimmung. Das Pereat, welches Tausende gehört hatten, von dem Alle bereits wußten und dem Alle mit wenigen Ausnahmen beistimmten, hatte einen größeren Eindruck gemacht, als der Rufer vielleicht geahnt. Wer hatte das dreiste Wort gerufen, dessen Kunde sich nach Berlin, Wien, Paris verbreiten mußte? Mit dieser Frage beschäftigte man sich in allen Häusern. Daß die Polizei und Gendarmen eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten, entging selbst den Bürgern nicht und man begriff, daß es dem Rufer sehr übel ergehen würde, wenn man ihn entdeckte. „Es soll ein Student gewesen seyn,“ mehr war auch in der Stadt Niemand bekannt.

Spät am Abend verließen mehrere Studenten in heiterster Stimmung das Wirthshaus, wohin sie nach der so plötzlichen Beendigung des Fackelzugs gegangen waren. Das kühne Pereat! hatte ihre vollste Zustimmung gefunden und war vielfach von ihnen besprochen worden. Sie waren erfreut darüber, daß dem Satrapen von Kassel zum Erstenmal so offen und laut entgegengerufen wurde, was Millionen im Stillen über ihn dachten. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, so wäre der Tyrann nun auch noch ohne eine Fenstermusik nicht davongekommen.

Auf der Weenderstraße, in der Nähe des Markts, trennten sie sich. Während die andern pfeifend oder singend ihren Weg gingen, eilte der eine von ihnen durch eine enge Gasse auf die Groner straße.

Er war der Lustigste gewesen. Um so mehr hätte es Jedem, der ihn jetzt hätte betrachten können, auffallen müssen, daß er mit einemmal still wurde und seine Stirn sich zusammenzog. Er ging langsamer und wie in Gedanken, als er die Gronerstraße erreicht hatte. Erst als er sich ziemlich am Ende derselben seiner Wohnung nahte, als er zu dem Hause emporblickte und in der dritten Etage, wo er bei dem Pedell Lang wohnte, noch Licht sah, klärte sich sein Gesicht wieder auf. Andere Gedanken schienen ihn zu erfassen, denn schnell trat er auf das Haus zu und stieg pfeifend die Treppen hinauf.

Als er sein Zimmer erreicht hatte, trat ein junges, liebliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter seines Wirths, bei ihm ein. Ueberrascht und erfreut zugleich eilte er ihr entgegen.

„Ich dachte es mir gleich, daß Du noch nicht zur

Ruhe gegangen seyest," sprach er, des Mädchens Hand erfassend. „Ich sah Licht in Deinem Zimmer. Hast Du wirklich auf mich gewartet?"

„Ja," erwiderte das Mädchen, seine Hand in der des Burschen, den es sich heimlich verlobt hatte, lassend. „Vater war vor einer Stunde hier und trug mir auf, Dich zu erwarten und Dir mitzutheilen, daß er Dich heute noch sprechen müßte."

„Dein Vater," unterbrach sie der Bursch bestürzt. „Was will er?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Marie.

„Wo ist er jetzt?"

„Er ist wieder fortgegangen. Er war unruhig, aufgeregt. Wahrscheinlich macht auch ihm der Vorfall von heute Abend viel zu schaffen. Warst Du auch bei dem Fackelzug? Und hast Du gehört, wie einer dreimal Pereat! gerufen, als der König am Fenster erschienen? Es war schrecklich —"

„Nein — ja!" erwiderte der Bursch halb verwirrt. „Ja — ja, ich glaube — es gehört zu haben."

„Was hast Du, Wilhelm?" fragte Marie, seine Zerstreuung bemerkend.

„Nichts — nichts! — Was sagte Dein Vater? Sprach er davon?"

„Er ist nur wenige Minuten seitdem zu Haus gewesen. Die ganze Stadt spricht davon und die Polizei soll dem Rufer schon auf der Spur seyn."

„Hm! Wer sagt das?" fiel der Student ein, indem er des Mädchens Arm ergriff und sie forschend anblickte. „Wer sagt das?"

„Ich weiß es nicht mehr, — Alle," erwiderte Marie. „Weßhalb bist Du so aufgeregt? Weißt Du, wer es ist?

Auf der Treppe wurden jetzt Tritte vernehmbar. „Es ist mein Vater," flüsterte Marie rasch. „Er darf mich hier nicht treffen!" Schnell verließ sie das Zimmer.

Mit starren Augen blickte Wilhelm Kraus, Student der Theologie, ihr nach. Sein Herz schlug aufgeregt rasch. Er schritt einigemal in der Stube auf und ab, um sich zu beruhigen, da trat sein Wirth, der Bedell, ein.

Wilhelm stand mit ihm auf dem besten Fuße, dennoch trat er ihm nicht ohne einiges Zögern entgegen.

„Sie haben — —", sprach er — seine Stimme stockte.

„Ich habe Sie bitten lassen, Herr Kraus, mich zu erwarten," sprach Lang. Ich mußte Sie heute noch sprechen."

„Heute noch?" fragte Wilhelm fast unbewußt.

„Ja heute noch. Sie waren ja auch bei dem Fackelzuge?"

„Ja," erwiderte Wilhelm, durch des Pedells scharfen, forschenden Blick noch mehr beunruhigt.

„Sie haben gehört, daß ein Tolle dreimal Pereat! gerufen?"

„Hm —"

„Und Sie wissen nicht, wer es gethan hat?"

Wilhelm schwieg. Die Farbe war aus seinen Wangen gewichen, unwillkürlich schlug er die Augen nieder.

„Sie haben es gethan!" fuhr der Pedell fort. Denn Wilhelms Verwirrung, sein Erbleichen war ihm nicht entgangen.

„Herr Lang!" fuhr Wilhelm fast heftig auf. „Wer sagt das? Wer vermag es zu beweisen!"

„Ich!" erwiderte der Pedell ruhig, mit fester Stimme. Ich stand von Ihnen nur wenige Schritte entfernt. Ich erkannte Ihre Stimme und sah, daß Sie gleich darauf sich hastig zwischen der aufgeregten Menge hindurchdrängten. Sagen Sie mir offen: Haben Sie es gethan oder nicht!"

Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er gefaßt: „Ja! ich habe es gethan!"

„Unglücklicher, wie konnten Sie so verwegen und thöricht seyn!" rief Lang. „Wissen Sie, was Ihrer wartet, wenn Sie entdeckt werden? Sie werden fässilirt! Glauben Sie mir das!"

„So mag es seyn!" rief Wilhelm. „Ein deutscher Jüngling soll diese Tyrannen hoch leben lassen? Nein, ich habe das Pereat! gerufen — mit Bewußtseyn, mit Absicht. Sie wissen es, nun zeigen Sie mich an. Ich gehe in den Tod!"

Die Stirn des Pedells zog sich finster in Falten. „Ich würde es thun, wenn Sie nur geringe Strafe zu erwarten hätten, die ein so leichtsinniger Streich unter gewöhnlichen Umständen verdient. Aber ich will Sie nicht unglücklich machen und das würden Sie werden. Wer weiß noch darum, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand."

„Keiner Ihrer Freunde?"

Kraus besann sich, wer in der Nähe stand — nur Leute vom Lande. —

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Berichte über die Christenverfolgungen in Syrien im Sommer des Jahres 1860.

(Fortsetzung.)

Von allen Klöstern der Umgegend von Salda war das unirte griechische Kloster von Deir-el-Moukhallys das bedeutendste. Seit den zwei Jahrhunderten seines Bestandes war diese Anstalt von den verschiedenen Parteien stets mit Achtung behandelt worden. Selbst beim Beginne dieses Krieges hatten die Druzen den Mönchen von Deir-el-Moukhallys sagen lassen, nur ganz ruhig zu bleiben, indem sie auch diesmal als neutral betrachtet würden. Daher hatten denn auch die Christen der Umgegend Alles, was sie an Kostbarkeiten besaßen,

hieher, als eine sichere Stätte, gebracht. Aber auch hier wie zu Dschezzin war die Aussage der Drusen nur eine Schlinge. Am 4. Juni wurden die Klosterpforten plötzlich aufgesprengt, 150 Mönche und Laienbrüder fielen unter den Streichen der Mörder und das Kloster wurde ganz ausgeplündert. Wenn wir auf die öffentliche Meinung hören wollen, so beläuft sich die Beute der Drusen in Bezug der Kostbarkeiten, welche die Christen der Umgegend hier hinterlegt hatten, auf mehrere Millionen Piaster.

So lange die Drusen nur überraschte und widerstandslose Bevölkerungen überfallen konnten, hatte die muselmännische Obrigkeit sich damit begnügt, sie gewähren zu lassen; als sie aber auf kräftigen Widerstand stoßen konnten, legte sie offenbar ihre Verrätherei zu Gunsten der Mezehler an den Tag und gab sich Mühe, ihre Schlachtopfer zu entwaffnen, damit sie dieselben nur hinzumorden brauchten. Ebenso gestalteten sich die Dinge in Hasbeya, Rasheya und in Deir-el-Kamar.

Die Christen von Hasbeya waren von dem türkischen Statthalter eingeladen worden, sich in die Festung zurückzuziehen, wo die Soldaten des Sultans, wie man sagte, bereit seyen, sie zu vertheidigen. Sie hatten ihre Waffen mit sich hieher geführt; der Statthalter nöthigt sie, auch diese in seine Hände zu überliefern und verspricht ihnen unter dieser Bedingung für ihre Sicherheit zu haften. Kaum hatten sie dieselben ausgeliefert, so öffnen sich die Thore, die Drusen stürzen ungehindert hinein und fallen mit gezogenem Säbel über die schmachvoll verrathenen Unglücklichen her. Die türkischen Soldaten folgten ihrem Beispiele und wetteifern mit ihnen in Bntgier und Grausamkeit. 350 Christen befanden sich dort; kein einziger blieb am Leben.

Auch hier erreichte die Grausamkeit eine unerhörte Raffinirtheit. Wir wollen nur einen einzigen Zug anführen.

Ein junges christliches Weib, welches mit ihrem Manne und ihrem Kinde eingesperrt war, hatte bereits die Ermordung ihres Mannes mitangesehen; sie selbst war der niedrigsten Schmach ausgesetzt worden. Der Drusenhäuptling war mit dieser Qual noch nicht zufrieden; läßt ihr Kind ergreifen, unter den Augen der Mutter in Stücke zerreißen und zwingt sie ein Glas voll von seinem Blute zu trinken. Erst dann ließ er ihr den Todesstoß geben, nach welchem sie unter lautem Stöhnen verlangte.

Dieß geschah am 11. Juni. Die Drusen hatten jetzt in Hasbeya nichts mehr zu thun; die Stadt lag eingeäschert und die Einwohner schwammen in ihrem Blute.

Am 13. gingen sie auf Rasheya los und setzten auf dem Wege ihre Metzeleien fort. Diese Stadt hatte das gleiche Loos wie Hasbeya, mit demselben verrätherischen Verfahren von Seiten der Türken, derselben Aufrichtigkeit von Seiten der Katholiken und denselben barbarischen Gräueln von Seiten der Drusen. Ueber 800 Christen, welche sich in's Serail des Statthalters geflüchtet hatten, mußten über die Klinge springen. Auf das Blutbad folgten Plünderung und Brand und hierauf abscheuliche Saturnalien, wobei die heiligen Gefäße als Becher bei den Saufgelagen dienen mußten.

Am 18. kam die Reihe an Zahleh. Dießmal machten die Christen von ihren Waffen Gebrauch. Es waren ihrer nur 2000 kampffähige Leute, und dennoch schlugen sie mehrere Tage hindurch alle Angriffe der 17,000 stürmenden Feinde zurück, und als sie weder Pulver noch Brod mehr hatten, konnten sie sich noch mitten durch die feindlichen Massen eine Bahn brechen. Nach ihrem Abzuge wurde die Stadt geplündert und den Flammen Preis gegeben, welche an die 700 Leichen verzehrten. Zahleh besaß ein Kollegium, das unter der Leitung der Jesuiten und unter dem Schutze Frankreichs stand. Viele Einwohner hatten sich hieher wie in eine Zufluchtsstätte geflüchtet, welche die französische Fahne unantastbar machen würde. Alle fielen unter den Streichen der Mörder. Zwei Väter und drei Laienbrüder aus der Gesellschaft Jesu vollendeten hier ihr Apostelamt mit dem Martyrertod. Der eine von diesen Ordensmännern, der Laienbruder Makfoud, ließ sich am Altare vor dem Tabernakel tödten, indem er das allerheiligste Sakrament vertheidigte, welches nach seinem Tode mit Füßen getreten wurde.

Am 20. schritten die Zerstörer von Zahleh zur Plünderung von Deirel-Kamar, nachdem sie die Christen vorher zur Ablieferung ihrer Waffen aufgefordert und ihnen Achtung vor Leben und Eigenthum versprochen hatten. Man würde gar nicht an die Gräuel glauben, welche bei diesem fürchterlichen Blutbade von 2400 Christen verübt wurden, wenn sie nicht von Denjenigen selbst, welche diese Metzelei überlebten, in einer Urkunde bezeugt wären, welche mit allen ihren Siegeln bekräftigt und den verschiedenen europäischen Konsulaten in Beirut zugestellt wurde.

Wir lassen hier einige Stellen folgen:

„Zu gleicher Zeit, da die Barbaren die Stadt plünderten, begannen sie auch Alles zu morden, was sie in den Häusern trafen, Männer, Weiber und Kinder, sie rissen die Kinder in den Armen ihrer Mütter in Stücke, mordeten die Männer vor den Augen ihrer Weiber, entehrten diese und verdammten sie dann lebendig. Das war ein furchtbarer Tag. Das Geschrei der Weiber und Kinder stieg zum Himmel empor. Die Weiber liefen halbnackt und mit fliegenden Haaren überall umher. Schwangeren Frauen schnitte man mit einem Beile oder mit einem Säbelhiebe den Leib auf, riß ihnen die Leibesfrucht aus ihrem Schooße und zerschmetterte sie an den Mauern. Und auch nicht Einer der obrigkeitlichen Angestellten ward gerührt von dem Angstgeschrei der Christen."

Nachdem die Stadt von Grund aus ausgeplündert war, gingen die Mörder auf den türkischen Palast los, wo sich 1500 Christen befanden. Hier nun öffneten die türkischen Soldaten in Gegenwart des Moslem und

des Generals, und zwar ohne daß sie die mindeste Anstrengung machten, es zu verhindern, die Thore, und das Schlachten begann von Neuem.

„Den Einen, sagt die oben erwähnte authentische Urkunde, schnitt man die Finger ab und sagte dabei zu ihnen, ihre Finger würden jetzt ganz allein schreiben; den Andern schüttete man Wasser über den Kopf und sagte zu ihnen, da sie als Christen lange Haare trügen, müsse man sie nothwendig abscheeren, und dann schlug man ihnen den Kopf ab. Andern wurde mit ihren Weibern wie den Schafen das Blut abgezapft. Eine Frau, die einen einzigen Sohn, Namens Habib, hatte, warf sich vor den Mördern auf ihre Kniee und bat sie, ihr Kind zu verschonen; man mordete es auf ihrem Schooße. Das sechsjährige Kind eines andern Weibes, welches die Druſen ergriffen hatten, schrie seiner Mutter zu, es doch wieder loszukaufen; sie erwiderte: „Mein Kind, ich habe nichts als mein Leben für das deine hinzugeben. Sofort hieben die Männer das Kind in Stücke und warfen dieselben in die Arme der Mutter, welche sie hierauf tödteten. Ein drittes Weib, dessen Mann Abdallah thou-Bezin hieß, sah ihren Gatten vor ihren Augen tödten und ihre drei Kinder in ihren Armen erwürgen. Wollten wir alle die Gräuel, welche an diesem Orte von den Barbaren an den Christen verübt wurden, einen nach dem andern erzählen, ein ganzes Jahr reichte nicht dazu hin. Aber weder der Statthalter, noch die Offiziere, noch die Soldaten hörten auf das Geschrei dieser Unglücklichen. Die Christen küßten den Saum ihres Kleides und baten sie, ihnen eine Zufluchtsstätte zu gewähren; aber die Soldaten stießen sie mit Bajonnetstichen zurück. Sie selbst halfen bei der Metzelei mit. Der Gouverneur billigte und befahl den Würgern den Tod einiger Personen, welche ihm all' ihr Geld und all' ihr Hausgeräth gegeben hatten, um ihr Leben zu retten. Solche Scenen wiederholten sich, bis alle Christen, welche im Serail gefangen lagen, todt waren."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einiger Zeit wurde in Leipzig eine Versammlung von Personen, welche in einem dortigen Privathause zusammengekommen waren, um einen religiösen Vortrag anzuhören, polizeilich aufgehoben. Jetzt berichtet man, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft sich apostolische Gemeinde nennen, daß sie die wirkliche und persönliche Wiederkunft Christi, welche bei Lebzeiten der gegenwärtigen Generation erfolgen soll, erwarten, daß sie auch dort eine Gemeinde aufthun wollen und nur noch die ministerielle Genehmigung erwarten, und daß an ihrer Spitze als „Evangelist" ein früherer sächsischer Offizier steht, der aus innerem Drang seine Stellung aufgegeben. Das apostolische Werk bestehe seit 30 Jahren, wo in Schottland nach einem um Erleuchtung an Gott gerichteten Gebete der Geist Gottes über die Besucher des Gottesdienstes gekommen sey, und durch Weissagungen seyen auch wiederum 12 Apostel aufgefunden worden, damit der Spruch erfüllt werde, daß am Tage des jüngsten Gerichts 24 Aelteste zu Rathe sitzen würden. (Nach Abzug von 5 bereits wieder verstorbenen sind gegenwärtig nur 7 übrig, die in London ihren Wohnsitz haben, aber öftere Reisen durch die ihnen als Wirkungskreis angewiesenen Erdtheile machen.) Die Welt, die überhaupt nur 6000 Jahre dauern sollte, werde nächstens am Ziel ihrer Bestimmung angekommen seyn und die Menschheit jedenfalls durch einen Feuerregen umkommen, worauf die Erde ein vollkommenes Paradies seyn werde.

Die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften hat ein Verzeichniß ihrer Mitglieder erscheinen lassen, dem zu entnehmen ist, daß deren 370 sind, nämlich 39 ordentliche und 16 außerordentliche, in München wohnhaft, 194 auswärtige und 101 correspondirende, endlich 20 Ehrenmitglieder, darunter der König von Sachsen, 3 königl. Prinzen und 3 Herzoge. Die größte Anzahl der Mitglieder gehört der mathematisch-physikalischen Klasse an: 180; die philosophisch-philologische zählt deren 87, die historische 88. Die Anzahl der nichtdeutschen Mitglieder beträgt 130.

In Liverpool hat sich bei den Spielen mit wilden Thieren wieder ein schauderhafter Vorfall ereignet; ein Tiger, dem der Thierbändiger die Hand in den Rachen steckte, hielt sie fest, und nur die Kaltblütigkeit, mit welcher derselbe das wüthende Thier niederhielt und auf ihm kniete, bis nach fünf Minuten ein Wärter mit einem glühenden Eisen herbeikam, das er dem Tiger aus Zahnfleisch hielt, und ihm den Rachen öffnete, rettete ihn.

Das Unterrichtswesen macht in Spanien erfreuliche Fortschritte; es gibt nun dort 15,491 Knaben- und 6111 Mädchenschulen, 192 Kleinkinderschulen und 192 höhere Studienanstalten; in diesen Schulen wurden 2½ Millionen Kinder erzogen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 18 Sonntag, 20. Januar 1861.

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

„Sie waren nach dem Fackelzuge mit mehreren Bekannten im Wirthshause — haben Sie nicht darüber gesprochen?“

„Gesprochen wohl —“

„Und es ahnt Niemand, daß Sie es gethan haben?“

„Niemand —“

„Die Polizei weiß, daß es ein Student gewesen ist — wer stand neben Ihnen, als Sie die Thorheit begingen?“

„Niemand — ich stand allein im Schatten eines Hauses — rings einige Bauern — Frauen und Kinder — “

„Meine Pflicht gebietet mir, Sie anzuzeigen,“ fuhr Lang fort — „ich will es aber nicht thun — Ihr Bruder hat jahrelang bei mir gewohnt, Sie selbst kenne ich seit Jahren — ich will es nicht thun, um Sie und Ihre Familie nicht ins Unglück zu stürzen. Zum Glück hat die Polizei bis jetzt trotz aller Bemühungen noch keine nähere Spur entdeckt — kommt es dennoch heraus, so werde ich Amt und Brod darüber verlieren — Guter Gott, wird denn diese Welt sich nicht endlich ändern — ?“

„Von mir erfährt es nie Jemand, daß Sie darum gewußt haben,“ erwiderte Wilhelm, indem er des ehrlichen Lang Hand ergriff. „Ich konnte nicht anders in dem Augenblicke, als Tausende ihn hoch leben ließen, die ihn im Herzen verachten wie ich.“

„Gott! Gott!“ antwortete Lang. „Wie konnten Sie sich nur so hinreißen lassen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn es so vorübergeht — die Polizei bietet Alles auf, Sie zu entdecken.“

„Ich werde die Stadt verlassen,“ warf Wilhelm ein.

„Um Himmels willen — nein! Das dürfen Sie nicht! Das könnte auffallen — Sie müssen Alles vermeiden, was irgendeinen Verdacht auf Sie werfen könnte — seyen Sie vorsichtig. Ich komme täglich mit den Polizeioffizianten zusammen, kommen sie auf Ihre Spur — so werde ich Sie zeitig genug warnen — dann erst mögen Sie die Stadt verlassen und fliehen.“

Wilhelm ergaßte aufs Neue bewegt seine Hand.

„Sie haben nicht verdient, daß Sie ganz straffrei ausgehen,“ fuhr Lang fort, „aber ich mag Sie auch nicht dem furchtbaren Zorn des Königs aussetzen. Nur seyen Sie vorsichtig und unbefangen gegen andere. Zeigen Sie keine Furcht!“

Er verließ das Zimmer.

Wilhelm hatte die Tragweite seiner That vorher nicht bedacht und erkannt. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab und das Wort „füsilirt“, die Militärherrschaft mit ihrem kurzen Prozeßgange klang ihm immer und immer im Ohre. Er gedachte des Mädchens, das er so innig liebte, ihres Schmerzes, wenn er als Gefangener fortgeführt würde einem dunklen Loose entgegen. In wenigen Jahren hatte er sie als sein Weib heimzuführen gehofft — seine ganze Zukunft war vernichtet, wenn er auch vielleicht nur einige Zeit im Gefängniß zubringen mußte.

In seiner Aufregung faßte er den Entschluß, dennoch zu entfliehen. Es kam ja nur auf die vorsichtige Ausführung dieses Planes an. Seine Phantasie sah sich mit einem Fuhrwerk rasch an die preußische Gränze geführt. Er kannte einen Kutscher vor dem Thor, der ihm oft zu fröhlichen Fahrten sein Geschirr geliehen. Es war noch nicht Mitternacht. Es war noch lebhaft in den Straßen. Er vergegenwärtigte sich wohl, daß man gerade auf die digiliren würde, die sich entfernten. Aber es waren so viel Fremde in der Stadt — —

In nächtlicher Einsamkeit werden oft die unglücklichsten Pläne geboren. Wilhelm Kraus sah Alles fieberhaft und gespenstisch. Er steckte seine wichtigsten Sachen zu sich, schlich sich, er hatte einen Hausschlüssel, zur Treppe hin, warf noch ein Abschiedsblick auf die verschlossene Schlafkammer Mariens und war auf der Straße, die er indeß einsamer fand, als er geglaubt hatte —

Erst als er eine Patrouille von Soldaten und den Hufschlag berittener Gendarmen hörte, besann er sich, blieb stehen und kehrte in seine Wohnung zurück. Sein Entschluß war es nun doch, lieber zu bleiben.

Der Morgen graute bereits, als er einige Ruhe fand.

Der König hatte am folgenden Morgen in erbittertster Stimmung die Stadt verlassen, nachdem er dem Präfekten noch einmal eingeschärft, den Schuldigen zu entdecken.

Tage waren seitdem schon wieder verflossen; man sprach in der Stadt kaum noch von dem Pereat. Desto mehr wurde es in den Zeitungen ausgebeutet; die Polizei setzte, wie Wilhelm durch Lang erfuhr, ihre Nachforschungen im Stillen noch mit demselben Eifer fort — es galt, des Königs Willen zu vollziehen. Eine auf den Schuldigen führende Spur war noch immer nicht gefunden und als ein Tag nach dem andern hinschwand, dachte Wilhelm zuletzt selbst nicht mehr an Gefahr; es hob ihn wieder, daß er dem Tyrannen ein lautes Pereat! entgegengerufen. Auch Langs Besorgnisse waren geschwunden.

Da war Wilhelm plötzlich eines Tages verschwunden. Es fiel Lang am ersten Tage nicht auf, er konnte mit einigen Freunden irgend eine Fahrt unternommen haben und länger ausbleiben, als von Anfang seine Absicht gewesen war. Als er indeß auch die zweite Nacht und den zweiten Tag nicht heimkehrte, als seine Freunde ihn gleichfalls vermißten und aufzusuchen kamen, als Niemand von Allen wußte, wo er seyn könnte, stieg eine bange Ahnung in Lang auf — er war entweder gestohen oder doch noch von der Polizei entdeckt und heimlich festgenommen worden. Und diese Befürchtung durfte er nicht einmal aussprechen, wenn er sich nicht selbst in Verdacht und wegen seiner Mitwissenschaft in Gefahr bringen wollte!

Selbst gegen Marie, die ihre Angst und ihren Schmerz nicht länger zu verbergen vermochte und ihrem Vater gestand, daß sie sich mit Wilhelm Kraus im Geheimen versprochen, durfte er seine Befürchtung nicht erwähnen. Ein doppeltes Interesse knüpfte ihn jetzt an den Verschollenen.

Vergebens bemühte er sich, von den Polizeioffizianten unter der Hand irgend eine Aufklärung zu erhalten. Er machte endlich von Wilhelms Verschwinden Anzeige und ward sogar in seiner Vermuthung irre, als er bemerkte, daß auch die Polizei sich Mühe gab, den Verschwundenen aufzufinden. Die ganze Stadt sprach davon.

Lang hatte an Wilhelms Aeltern geschrieben — vielleicht war er zu denen gereist. Sie schrieben bestürzt zurück, daß sie nicht wüßten, wo er sey, und wenige Tage darauf kam sein Vater selbst, um Nachforschungen anzustellen.

Eine Flucht war nicht zu vermuthen, nichts deutete darauf; er hatte nicht einmal sein Geld mitgenommen. Man sprach von Selbstmord, aber nicht der geringste Grund, kein Anzeichen dazu lag vor. Er war im Gegentheil die letzten Tage vorher besonders heiter gewesen und am letzten Nachmittage hatte Marie noch mit ihm gesprochen, ohne das geringste Auffällige in seinem Wesen zu bemerken.

Es war nur ein Unglück oder ein Verbrechen oder der Fall zu vermuthen, den Lang befürchtete, an den Niemand freilich zu denken vermochte — daß die geheime Polizei ihn in aller Stille aufgehoben.

Gegen Wilhelms Vater sprach Lang diese Befürchtung aus, indem er ihm Alles mittheilte. Sie reisten zusammen nach Kassel, vielleicht gelang es ihnen dort, die Spur des Verschwundenen zu entdecken. Tagelange Bemühungen und die sorgfältigsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Lang selbst gewann wieder den Gedanken an ein Unglück oder Verbrechen, aber auch in dieser Beziehung war die Polizei bereits thätig gewesen, ohne das Geringste zu entdecken. Aufrufe in öffentlichen Blättern blieben ohne Erfolg.

Dieses plötzliche, unerklärbare Verschinden machte das größte Aufsehen und setzte die Stadt wieder in eine gewisse Aufregung, die sich steigerte, je mehr vergebliche Bemühungen zur Auffindung des Entschwundenen gemacht wurden.

Es blieb ein Räthsel. Aber auch diesen Vorfall fing man an zu vergessen, als Wochen und Monden vergingen, ohne daß man von dem Entschwundenen das Geringste erfuhr.

Wilhelm Kraus befand sich aber in der That in Kassel — als Gefangener — —

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Berichte über die Christenverfolgungen in Syrien im Sommer des Jahres 1860.

(Fortsetzung.)

„Glaube man nur ja nicht, sagt Herr Lenormant, der Bericht dieser Urkunde sey übertrieben. Ich selbst habe die Drusen sich ihrer blutigen Frevel rühmen gehört und dieselben Unthaten wurden mir von den im Spital zu Beirut aufgenommenen Verwundeten bezeugt, deren klaffende Wunden ich selbst durch unsere barmherzigen Schwestern habe verbinden gesehen. Es ist ein eben so wahrer als bedeutungsvoller Zug, um den wahren Charakter dieser Mörder zu kennzeichnen, daß ein großer Theil der Schlachtopfer zu Deir-el-Kamar auf dem Kruzifix und auf den Bildnissen der Heiligen von den Drusen und türkischen Soldaten hingemordet wurden, indem sie unter den fürchterlichsten Gotteslästerungen zu ihnen sprachen: „Rufe jetzt deinen Gott an, damit er dir zu Hülfe komme!“

Während der Hauptrupp der Druſen in den Bergen solche Gräuel übten, begannen andere Banden die Verheerung in der Umgegend von Beirut und fügten dem fürchterlichen Blutbade noch 3000 Opfern bei. Nun hörte das Morden auf, weil nichts mehr zu er-

würgen war; das Brennen hörte auf, weil Alles eingeäschert lag.

Ein einziger Bezirk war nicht überfallen worden nämlich derjenige von Kesruan, wo die bedeutendsten Klöster, die Wohnung des maronitischen Patriarchen, die Kollegien von Ghazir und Antura, mit einem Wort die großen katholischen Anstalten am Libanon sich befinden. Hieher waren 40,000 meistens aus ihren Dörfern vertriebene Christen geflohen, um da eine Zufluchtsstätte zu suchen. Da ihnen ihre Berge als eine natürliche Festung dienten, einen unerschrockenen Führer an ihrer Spitze, und Waffen hatten, welche sie zu führen entschlossen waren, so wagten es Druzen und Muselmänner nicht, sie offen anzugreifen, und beschränkten sich darauf, sie enge einzuschließen, in der Erwartung, der Hunger werde ihnen diese letzte Beute ausliefern.

In der That mangelte der Lebensunterhalt und schon seit 14 Tagen litten die Belagerten die Qualen der Hungersnoth, als das schreckliche Blutbad von Damaskus die Belagerer zu einer noch leichter ausführbaren Metzelei und einer noch reichern Beute einlud.

Die Katastrophe war schon seit einem Monate durch die religiösen und militärischen Vorsteher des Islam vorbereitet. Die Opfer sahen dieselben ebenfalls drohend und schonungslos sich nähern. In einem Schreiben der Oberin der Ordensschwestern dieser Stadt vom 8. Juli, in ihrem und im Namen aller ihrer Schwestern, berichtet sie an die Oberin von Beirut, daß die Ermordung der Christen unausweichlich sey und in wenigen Tagen stattfinden werde; daß sie erwarten, als die ersten Opfer zu fallen und ihnen nun Lebewohl zurufen. Sie bat dann die Schwester Gelasia, dieses Lebewohl auch der Generaloberin der Töchter des heiligen Vinzenz von Paul mitzutheilen und ihr zu sagen, daß, wenn die Schwestern von Damaskus, was wahrscheinlich sey, in dieser Metzelei umkommen sollten, sie freudig sterben und Gott danken werden, daß er sie für eine Mission auserwählt hat, die mit dem Martyrertod endet.

Tags darauf, den 9. Juli, begann die Metzelei in den Straßen von Damaskus, und dauerte ohne einen Augenblick der Unterbrechung bis zum 17.

Es befanden sich damals ungefähr 24,000 Christen in dieser Stadt. Aus dieser Zahl ermordeten die Muselmänner in neun Tagen wenigstens 11,000. „Diese Barbaren, schreibt man aus Damaskus, beschränkten sich nicht nur einfach auf den Mord, sondern sie verübten auch die abscheulichsten Grausamkeiten. Eine ihrer beliebten Qualen war, die Christen lebendig in ungeheuere inmitten der Straßen angezündete Kohlenhaufen zu werfen. Den schwangern Frauen schlitzte man den Leib auf und warf ihre zuckende Leibesfrucht in die Wellen des Flusses, welcher durch Damaskus fließt."

„Ich habe," schreibt ein Anderer, „ein unglückliches Weib gesehen, welches aus Damaskus entfloh und ein achtjähriges Kind in ihren Armen umschlungen hielt, das trotz sieben klaffenden Wunden noch athmete; aber bevor sie diesen letzten Sprößling ihres Stammes mit sich fortbringen konnte, mußte sie ihre vier ältern Söhne auf ihrem Schooße enthaupten lassen. Ich schaudere noch, da ich Ihnen diese Nachrichten mittheile, die ich von ihr selbst vernommen habe."

Zu den Tausenden von Opfern muß man auch alle die jungen Mädchen zählen, welche in die Sklaverei abgeführt wurden und für die Zukunft sowohl für die Religion als auch für ihre Familien verloren sind. Ohne diejenigen zu zählen, die jeder Muselmann mit sich aus Damaskus weggeführt hat, da er sie inmitten des Tumultes nur zu ergreifen brauchte, haben die Banden der Kurden auf ihrem Rückzuge beinahe an tausend gefangene Christinnen mit sich fortgeschleppt, welche sie in ihr Land heimbringen, um sie von da ins Innere Asiens nach Persien und noch weiterhin zu verkaufen.

Was die materiellen Verluste betrifft, so sind diese unermeßlich; das Feuer hat Alles verzehrt. Die Häuser der Christen, die Kirchen, das Patriarchat, die Klöster aller Riten, das Kloster der Franziskaner mit 8 seiner lebendig verbrannten Ordensbrüder, das Krankenhaus, worin die barmherzigen Schwestern jährlich 60,000 Kranken besorgten, das Waisenhaus und die Schulen sind ohne Ausnahme von den Flammen zerstört worden. Die Gesandtschaftshäuser der europäischen Mächte wurden nicht besser geschont, mit Ausnahme des englischen, welchem die Mörder den Schimpf angethan haben, es wie die Wohnung eines Freundes zu achten. Mit dem Brennen ging auch das Plündern Hand in Hand und beides hörte erst auf, als nichts mehr zu nehmen und zu verzehren war.

Wenn etwas das schmachvolle Verfahren der Muselmänner von Damaskus in etwas wieder gut machen kann, so ist es die edle Haltung des Emirs Abd-el-Kader, welcher inmitten seiner fürchterlichen asiatischen Glaubens-Genossen der Soldat der Zivilisation geworden ist. Unter allen Auszeichnungen und Lobeserhebungen, welche die Dankbarkeit der Christen diesem alten Kämpen des Islams zuerkannte, heben wir vor Allem das Zeugniß über seine heldenmüthige Opferwilligkeit hervor, welches ihm ein Kirchenfürst gibt, der ihn gekannt und in den Tagen seiner Verbannung getröstet hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Graf Montemolin wie seine Gemahlin sind in Triest am 13. Januar innerhalb weniger Stunden am Scharr-

lachsfieber verschieden. Don Carlos Louis Maria Fernando von Bourbon und Bourbon, geb. 31. Januar 1818, Infant von Spanien, durch die Verzichtleistung seines Vaters vom 18. Mai 1845 legitimer Erbe seiner Ansprüche, hielt sich, vom Thron und Reich vertrieben, als Graf Montemolin in Triest auf; seit dem 10. Juli lebte er in kinderloser Ehe mit Donna Maria Karolina Fernanda von Bourbon, königlicher Prinzessin beider Sizilien, die nun auch mit ihm verstorben ist. Im Anfang des vorigen Jahres machte er mit seinem, am 2. Januar zu Brunnsee verstorbenen Bruder Don Fernando den letzten Versuch, durch den Ortega-Aufstand zum Thron zu gelangen. Seit dem Mißlingen lebte er zu Triest, wo er denn auch gestorben. Von der ganzen Nachkommenschaft Don Carlos lebt jetzt also nur noch der Infant Don Juan Carlos Maria Isidor, der zwei Söhne hat.

Unter dem Titel: „Liebe kann Alles", erzählen Hamburger Blätter folgende Geschichte: „Von einem hiesigen Kaufmannssohne, der für seinen Vater eine Reise nach Schweden unternommen und daselbst Gelder einkassirt hatte, war seit zehn Wochen durchaus keine Nachricht nach Hause gelangt. Derselbe hatte gegen den Willen seiner Eltern vor einiger Zeit ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines holsteinischen Handwerkers angeknüpft; auch diese war aus ihrer Heimath verschwunden. Am letzten Sonnabend traf endlich ein Brief aus Amerika hier ein, in welchem der junge Mann seine Verheirathung mit der Erkorenen seines Herzens anzeigte, und zugleich seinem Vater die mitgenommene Summe von circa 5000 Mrk. zurückerstattete. Seiner Angabe nach hat seine musikalische Kunstfertigkeit — er ist ein trefflicher Geigenspieler — ihm eine Anstellung an einem New-Yorker Theater verschafft, so daß er einer sorgenfreien Zukunft entgegensieht.

Unter der Aufschrift: „die zwölf Neujahrsgeschenke des Grafen v. Cavour an die Toskaner" enthält der „Contemporaneo" von Florenz folgende Aufzählungen: 1) Steuer auf Gebäude, 2) Steuer auf Mobilien, 3) Personalsteuer, 4) Eigenthumssteuer, 5) Besteuerung des Handels und der Industrie, 6) Besteuerung der Gewerbe und freien Künste, 7) Steuer auf öffentliche Wagen, 8) Steuer auf Privatwagen, 9) Steuer auf Nachlaß und andere Uebertragungen des Eigenthums, 10) Besteuerung des öffentlichen Unterrichts, 11) Salzsteuer und 12) Stempelsteuer.

Die Nürnberger Maschinen-Schuhfabrik von Mayer u. Seck arbeitet bereits mit nicht weniger als einem Dutzend Nähmaschinen und beschäftigt trotz dem noch gegen 100 Personen. Die Eigenthümer dieser Fabrik haben eine Maschine erfunden, welche die zur Besohlung erforderlichen Stifte nicht nur verfertigt, sondern auch gleich einschlägt. Die Maschine ist im Stande, des Tags nicht weniger als 200 Paar Schuhe oder Stiefel zu sohlen! Auch das Zuschneiden, Klopfen ꝛc. des Leders geschieht in dieser Fabrik durch verschiedene zweckmäßige Hilfsmaschinen, und durch eine patentirte chemische Präparation des Sohlleders erlangen die Sohlen einen so hohen Grad von Wasserdichtheit, daß selbst bei der Schadhaftwerdung der Sohlen ein Eindringen der Feuchtigkeit unmöglich ist.

In Canada war ein flüchtiger Neger, der seinen ihn verfolgenden Herrn noch an der Gränze auf amerikanischem Gebiete getödtet hatte, als Mörder reklamirt und seine Auslieferung vom Gericht beschlossen worden. Der „Observer" meldet nun, daß ein Habeas-Corpus-Detret in England selbst verlangt werden wird, wodurch Anderson seine Freiheit erhält, da er keines auf großbritannischem Gebiet verübten Verbrechens überführt ist.

Mit der Anlegung einer Telegraphenlinie in Sibirien wird es jetzt Ernst; am 15. Januar findet der Lizitations-Termin für die Anlage einer solchen von Kasan über Perm, Katharinenburg nach Tumen und mit einer Nebenlinie auf Irbit statt. Die Länge beträgt 1356 Werst, und die Kosten sind auf 70,000 Rubel veranschlagt. Aus der angegebenen Richtung ist zu schließen, daß diese Telegraphenlinie zunächst nach Tobolsk, dem Hauptort des westlichen Sibiriens, der von Tumen nicht mehr weit entfernt ist, geführt werden wird.

Die Einwohnerzahl New-Yorks ist vom Jahre 1850, also in zehn Jahren, von 515,547 auf 814,277 Seelen gestiegen; die von Philadelphia von 408,763 auf 568,034, die von Brooklyn von 127,618 auf 273,425, die von Baltimore von 119,054 auf 214,037. In demselben Verhältnisse steht die Vermehrung der Bevölkerung der bedeutendsten Städte der Union, von denen mehrere weit über die Hälfte an Einwohnern zugenommen haben; nur Charleston in Süd-Carolina ist von 42,985 auf 40,194 herabgekommen.

Die verstorbene Königin Desideria von Schweden soll ein Privatvermögen von 3 Millionen Thaler hinterlassen haben, das theils in einem Hotel in Paris und zwei im südlichen Frankreich belegenen Gütern, theils in Staatspapieren, Mobilien, Juwelen ꝛc. bestehe.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandi'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 19 Dienstag, 22. Januar 1861.

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

II.

An jenem Abend, als Wilhelm hatte entfliehen wollen, verrieth er sich. Die ausgesandten Wächter der geheimen Polizei statteten Bericht über jeden ab, der in jener Nacht allein oder in irgend einer verdächtigen Bewegung betroffen wurde. Man hatte gesehen, daß er vor den Vorüberziehenden einer Patrouille stutzte und seinen Weg änderte. Mancher andere mochte schon für ihn genommen und auf strengste Art inquirirt worden seyn. In aller Stille mehrten sich die Erkennungszeichen seiner Person und so war er an jenem Tage, wo er zum Letztenmale mit Marie gesprochen hatte, sorglos vor dem Thore spazieren gegangen. Dem Gedanken an die Geliebte und seine Zukunft hingegeben, hatte er sich weiter von der Stadt entfernt, als seine Absicht gewesen. Der Abend war hereingebrochen. Da wurde er plötzlich von drei Männern überfallen. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung hatte er sich ihnen widersetzt, er wurde indeß niedergeworfen, gefesselt und selbst verhindert, um Hülfe zu rufen, da man ihm den Mund mit einem Tuche verstopfte.

Einer der Männer, in denen er Polizeioffizianten erkannt hatte, war zur Stadt geeilt und bald darauf mit dem Wagen des Präfekten zurückgekehrt. Er wurde hineingeschafft und mit größter Hast nach Kassel gebracht. Noch ehe der Tag angebrochen, hatte er das Gefängniß bereits betreten.

Nach einigen Tagen hatte ihn ein Militärauditeur im Gefängnisse selbst verhört. Er hatte seine That nicht geleugnet, es würde ihm auch wenig geholfen haben.

Bei diesem einen Verhöre war es geblieben. Keines Menschen Stimme hatte er seit jener Stunde wieder vernommen. Jerome's Zorn schien das Pereat! ihm zurückzurufen und an ihm selbst in bitterster Weise wahr machen zu wollen. Wilhelm ging von Tag zu Tag geistig und körperlich mehr und mehr in dem Gefängnisse unter. In Verzweiflung hatte er oft den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen. Er brauchte nur den Krug, in dem ihm täglich Wasser gebracht wurde, zu zerschlagen und mit den Scherben desselben sich die Pulsader aufzureißen, aber die Lebenslust klammert sich an die kleinste Hoffnung und richtet sich an ihr wieder auf. Noch hatte er ja keinen Urtheilsspruch vernommen — er konnte ja bald seine Freiheit wieder erlangen! Hierauf hoffte er, obschon Wochen und Monden hingingen und er keinen Urtheilsspruch vernahm. Er hoffte von Hieronymus keine Gnade; er sah voraus, daß sein Zorn die härteste Strafe, welche auf seinem Vergehen stand, auswählen werde — er hatte für das leichtsinnig gerufene Worte bereits genug gebüßt, Schlimmeres konnte ihn unmöglich noch treffen.

An solchen Gedanken richtete sich sein Hoffen auf.

Fast ein Jahr nach jenem Vorfall in Göttingen war verflossen und die Zeitlage wurde immer düsterer. Napoleon rüstete seinen großen Zug nach Moskau und erließ gegen den Tugendbund die härtesten Gesetze. Jeder Verschworene sollte die strengste Ahndung gewärtigen. Namentlich sollten die Studenten wie Hochverräther bestraft werden für jeden Angriff auf die französische Herrschaft.

Da ging der Staatsrath Johannes von Müller eines Morgens zeitig in Kassel über die Straße. Er kam an dem Gefängnisse vorüber, aus dem so eben ein junger, bleich und elend aussehender Mann unter starker militärischer Begleitung und schwer gefesselt hinausgeführt wurde. Ein ihm bekannter Beamter ging neben dem Unglücklichen.

Er schien zu ahnen, was mit dem jungen Manne geschehen sollte und unwillkürlich flößte derselbe ihm Mitleid und Theilnahme ein. Er winkte dem Beamten und fragte ihn, was mit dem Unglücklichen geschehen sollte.

„Er wird vors Thor geführt, um erschossen zu werden!“ lautete die Antwort.

„Was ist sein Verbrechen?“ forschte Johannes von Müller bewegt.

„Eine Majestätsbeleidigung —“

„Und wer ist es?“

„Ein Student aus Göttingen.“

„Ein Student?“ rief Müller und sah die Wirkung der neuesten Vorschriften aus Paris —

„Was hat er denn gethan?“ rief Müller.

„Er hat dem Könige, als er vor fast einem Jahre in Göttingen war, ein Pereat! entgegengerufen.“

„Wie?“ rief Müller. Er kannte den ganzen Vorfall genau. „Das ist der junge Mann? Und deßhalb soll er erschossen werden?

„Es ist der Wille des Königs.“

„Der Unglückliche!“ rief Müller, und sah die Rache, die die jetzige Lage der Dinge benutzte, um eine Strafe zu verhängen, die zu motiviren erst durch Napoleons neueste Weisungen möglich war . . . „Er wurde also doch heimlich festgenommen und fortgeführt! Weßhalb ist er nicht vor ein Geschwornengericht gestellt? Aber auch dieß hat kein Recht, ihn zu verurtheilen. — Dem akademischen Gericht gehört er an!“

„Auf des Königs Befehl wird er erschossen!“ wiederholte der Beamte.

Müller kannte den Haß des Königs auf Göttingen — —

„Jetzt nicht!“ fiel er ein. „Jetzt nicht! Führen Sie den Unglücklichen ins Gefängniß zurück — ich eile zum Könige —“

„Ich muß des Königs Befehl vollziehen lassen,“ entgegnete der Beamte.

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!“ rief Müller. „Dieser Mord darf nicht geschehen! Bringen Sie den Unglücklichen auf meine Verantwortung ins Gefängniß zurück — ich eile sofort zum Könige!“

Sein entschiedenes Auftreten, seine hohe Stellung bewirkten, daß der Beamte ihm gehorchte. Ehe der Unglückliche indeß in das Gefängniß zurückgebracht wurde, trat der Staatsrath zu ihm heran.

„Sie heißen Wilhelm Kraus?“ fragte er, „und haben das Pereat gerufen?“

„Ja!“

„Sie sollten zum Tode geführt werden!“ fuhr Müller fort. „Ihr guter Stern hat mich im rechten Augenblick hierher geführt. — Sehen Sie ruhig — es wird nicht geschehen — ich eile sofort zum Könige, mit aller Kraft werde ich mich für Sie verwenden und die Rückwirkung der neuesten Befehle auf ein älteres Verbrechen unmöglich machen —“

Die Exekution, die, wie man später hörte, nicht wirklich vollzogen werden sollte, wurde aufgeschoben. Johannes von Müller eilte zum König und erhielt Audienz. Er bat für Wilhelm Kraus nicht um Gnade, sondern stellte dem König mit ruhigem, festen Sinne vor, daß dieser jugendlich leichtsinnige Streich ein Jahr alt war, daß er nach damaliger Sachlage als Student vor das akademische Gericht gehöre. Die alten Privilegien und Gerechtsame der Universität ließen sich nicht willkürlich umstoßen.

Der König, der einen Großmuthsakt unterbrochen sah, knirschte die Zähne und blieb bei seinem Willen.

(Schluß folgt.)

Letzte Berichte über die Christenverfolgungen in Syrien im Sommer des Jahres 1860.

(Schluß.)

„Inmitten dieser Mordscenen und dem Lärm des wildesten Fanatismus, erheitert sich das Herz bei dem rührenden Schauspiel, das ein alter Feind des christlichen Namens, Abd-el-Kader, gewährt, welcher, einst in den Tagen seiner schweren Leiden von Bischöfen, deren Herz er verstehen lernte, getröstet, jetzt mit der Vergangenheit, die er verabscheut, brechend, sein Haus Tausenden von Gläubigen jedes Alters und Standes geöffnet und dieselben stets fort mit seinem eigenen Leibe wie mit einem Bollwerk beschützt hat.

Das ist wohl eine übermenschliche Opferwilligkeit, die Gott belohnen wird. Und als diese wilden Horden, nachdem sie den holländischen Konsul ermordet und seinen englischen Kollegen unter ihren Schutz genommen hatten, mit der Pechfackel in der Hand auf die französische Kanzlei losstürzten, so pocht einem das Herz, wenn wir den Emir hören, wie er ihnen die donnernden Worte zuruft: „Haltet ein, oder ich zünde eure Stadt an.“

Seine Drohungen vermochten der Wuth des Pöbels nicht Einhalt zu gebieten, und er zog sich in seine geräumigen Wohnungen zurück, welche in den Vertheidigungs-Zustand versetzt worden waren, und machte sie zu einer offenen Zufluchtsstätte für alle Christen. Hier fanden unter Andern die Konsuln, die Väter Lazaristen und die barmherzigen Schwestern Schutz. Neun Tage lang machte so der Emir den Mördern die Opfer streitig, und als die Metzelei aufgehört hatte, begleitete seine Reiterei die 1500 Christen, welche er dem Tod entrissen hatte, bis nach Beirut. 10,000 andere Verfolgte hatten sich in die Festung geflüchtet, wo die Wuth der Muselmänner noch ein verrätherisches Mittel fand, sie zu erreichen: das Brod, das man ihm gab, war vergiftet.

Jetzt füllen die Ueberlebenden dieser langen Reihe von Metzeleien die Küstenstädte an, materiell ruinirt, mit gebrochenem Herzen, den Qualen des Hungers und des Elendes preisgegeben. Um ihr schreckliches Elend in Etwas zu erleichtern, hat an diesen Orten die Liebe beinahe Wunder gewirkt. Alle religiösen Anstalten haben sich in Herbergen umgewandelt. Lazaristen, Jesuiten und Väter vom heiligen Lande haben Alles hingegeben, um die dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Zu Saida haben die Schwestern vom heiligen Joseph alle Verwundeten der Stadt, an die 1700 an der Zahl, zur Verpflegung übernehmen wollen; sie haben auch 200 Waisenkinder aufgenommen, von denen 55 in einem Monate gestorben sind. In Beirut ist die ehrwürdige Schwester Gelasia, Oberin der Töchter des heiligen Vinzenz von Paul, die Adoptivmutter von 4000 Armen

geworden, denen sie jeden Morgen das zu ihrem Unterhalte nöthige Brod verabreicht; ebenso von 600 Kranken, welche im Krankenhause verpflegt werden und von 150 familienlosen Kindern sammt denen ihres Waisenhauses. Ihrerseits wetteiferten die Secoffiziere der französischen Kongregationen und vertheilten täglich 10,000 Rationen an die Bedürftigsten. Das war ein überaus rührendes Schauspiel, das einzige, welches das beim Anblick aller dieser körperlichen und Seelenleiden beklommene Herz erleichtern konnte, — dieser Wetteifer in der Hinopferung für die Erhaltung des Lebens einer ausgehungerten Menge bis zur Ankunft der Hülfe, welche man vom Meere her erwartet.

Jeddo.

Von den Preußen in Japan kommen zahlreiche interessante Berichte über die Schicksale der Expedition und die Zustände jenes seltsamen Landes, das jetzt gleich dem durch Krieg gedemüthigten China sich den dreisten Blicken der Europäer mehr und mehr entschleiern muß. Bei dem großen Interesse, das die merkwürdigen Vorgänge im östlichen Asien uns abnöthigen, wird unsern Lesern auch eine Schilderung der japanischen Hauptstadt willkommen seyn, wie sie ein Mitglied der preußischen Expedition an seine Familie geschrieben und die „Erfurter Ztg." mitgetheilt hat. Der Brief ist vom 21. September datirt; am 9. bereits hatte die Gesandtschaft ihren feierlichen Einzug in Jeddo gehalten.

„Jeddo ist, wenn nicht die schönste, sicher die originellste und interessanteste Stadt von allen, die ich gesehen. Was Einem vor Allem in die Augen fällt, ist das Bild einer Stadt, die sich durchaus originell und frei von fremden Einfluß, den Bedürfnissen des Landes und der hohen Kultur eines intelligenten Volkes gemäß entwickelt hat. Auf jedem Schritt trifft man auf die Einrichtungen einer recht polizirten und disziplinirten europäischen Hauptstadt. Was man dort in Bezug auf Straßenordnung, Marktpolizei, Feuerwehr u. s. w. für nöthig erkennt, findet man hier wieder und Alles und Jedes dabei doch originell.

Da sind Wachen, Polizisten, Läden aller Art, der Preis auf einem Zettel angeschrieben; da steht die Feuerwehr mit Leitern und Spritzen Tag und Nacht bereit, genau so wie in Berlin, aber jedes Stückchen daran anders. Statt des Gewehres trägt der Soldat zwei Schwerter im Gürtel, ein kleines und ein großes zweihändiges; die Polizisten tragen klirrende Stäbe in der Hand, mit denen sie von Station zu Station signalisiren können; um Flüchtlinge zu fassen, haben sie allerlei raffinirte Fangapparate, aus denen kein Mensch sich losmachen kann. Ich glaube nicht, daß ein Konstabler in London so schnellen, ruhigen, willigen Gehorsam findet, als ein japanischer Jokunin. Belläufig existirt, was man eigentlich Pöbel nennt, hier nicht, wenigstens keiner, der schmutzig, ungekämmt und ungewaschen umherläuft. Jeder Japaner bis zum Sackträger oder Fischerweib herab geht reinlich und widmet seiner sehr komplizirten Haartour die äußerste Sorgfalt. Es existiren zahlreiche öffentliche Badehäuser, die ich nie leer sah, vom Morgen bis zum Abend; noch zahlreicher sind die Friseurläden. Frauen der niedrigen Stände widmen ihren Fußnägeln mehr Sorgfalt, als manche Europäer ihren Händen. Bei gutem Wetter gehen alle (Männ und Frau) auf Sandalen, wenn es schmutzig ist, auf stelzenartigen Hölzern. Beides wird beim Eintritt in ein Haus abgelegt, wo sie dann barfuß umhergehen, um die Matten nicht zu beschmutzen. Strümpfe dürfen nur die höheren Stände tragen; ich glaube, daß ihre Farbe auch für den verschiedenen Rang bestimmt unterschieden wird. Rangordnung, Etiquette, Vorschriften für Kleidung und Luxus, Alles hat seine genau bestimmten und beobachteten Gesetze.

Ein vornehmer Mann erscheint nie zu Fuß und nie ohne Gefolge. Wagen sind (ich glaube, aus Rücksicht für die zum Theil ungepflasterten Straßen) verboten; so erscheinen sie zu Pferd oder in Sänften. Letztere bestehen aus einem mehr oder weniger großen viereckigen Korbe, der an einer Stange getragen wird. Größe, Feinheit, Schmuck des Korbes, die Länge der Tragbalken ist verschieden, je nach dem Rang des Besitzers. Je höher der Mann, um so luxuriöser ist der, nach unserer Art zu sitzen, immer noch unbequeme Sorimon (Sänfte), um so länger und massiver sind die Stangen, um so zahlreicher das Gefolge. Vornweg wird eine den Rang bezeichnende Wappenstange getragen, dann folgen zweischwertige Lehnsleute dem Sorimon; hinterher wird ein großer Schirm getragen, ein oder mehrere reich geschirrte Pferde geführt, dann kommen Träger mit Koffern und lackirten Schachteln, Bewaffnete schließen den Zug. Es erscheinen die Vornehmen stets mit einem Gefolge von Hunderten, als wie auf einer langen Reise begriffen. Ueberall, auf den Rücken des Gefolges, den Decken, Schachteln ꝛc. ist das Wappen des Besitzers angebracht. Das ewige Kommen und Gehen solcher Züge, das lebhafte geschäftliche Treiben machen das Straßenleben in Jeddo ungemein anziehend und interessant.

Zudem ist das Naturell der Japaner ein so gutartiges, anständiges, daß man nie vom Haufen belästigt oder insultirt wird. So wenig sie in Jeddo verhältnißmäßig gewohnt sind, Europäer zu sehen, so bin ich doch überall in allen Stadttheilen und Bädern gewesen, ohne auch nur einmal verhöhnt oder verlacht zu werden. Dabei sind sie gefällig, wo sie können; ein japanischer Gruß oder dergleichen fand stets ein dankbares lachlustiges Publikum. Ein zugerufenes Ohio versetzte den Haufen stets in die heiterste Stimmung. Lachen thun sie überhaupt gern, viel und aus voller Brust. Ein mürrisches Gesicht ist eine Seltenheit, selbst bei harter

Arbeit und starken Zumuthungen. Wenn wir scharf anhaltend ritten, wie's die nebenherlaufenden Pferdejungen nicht gewohnt sind, so verloren sie zwar den Athem, aber nie die gute Laune. Müde und keuchend machten sie noch Witze und läppschten mit einander herum. Ebenso wenig mürrisch waren unsere Jakuns (Begleiter, Führer, Spione, unsere Schützer und Wächter), die, wundgeritten, unserm Forschungseifer stets willig Folge leisteten. Kein Europäer darf in Jeddo allein gehen, auf jedem Schritt ist man von Jakuns begleitet. Dieselben werden Einem nominell zum Schutz von der Regierung beigegeben: faktisch sind sie da, um die Fremden zu überwachen und zu bespioniren. Unser Hotel ist mit einem förmlichen System von Wachthäusern umgeben. Kein Gefangenhaus kann besser überwacht seyn, als die Gesandtschaftspalais in Jeddo. Das Haus selbst betritt kein Wächter, aber so wie man es verläßt oder kommt, wird der Fall notirt, und es stehen Jakuns zu Fuß oder zu Pferd bereit, Einen zu begleiten. Da es meist gefällige Leute sind, so ist mir wenigstens ihre Gesellschaft nicht lästig; sie thun, was man will, halten den Haufen in bescheidener Entfernung und dienen obenein als Wegweiser.

Die Stadt Jeddo hat ein ungeheuer großes Landgebiet, das sich (vielleicht 6 bis 10 Meilen) längs der flachen Meeresküste hinziehet und eben so weit landeinwärts die sich da erhebenden niedrigen Hügel und Thäler einnimmt. Die Ausdehnung ist immens; so oft man in der Stadt in den verschiedensten Richtungen einen hohen Punkt gewinnt, hat man eine neue Aussicht auf endlose Häusermassen, zwischen denen grüne Hügel und Thalabhänge liegen. Dieser Wechsel von Natur und Kunst, die Verschiedenheit des Terrains, nimmt dem Ganzen das Einförmige einer großen Stadt und gibt mehr dem Bilde einen ländlichen, wechselnden Charakter, der oft von überraschender landschaftlicher Schönheit ist. Da liegt isolirt auf einem mit stolzen Bäumen bewachsenen Hügel ein Tempel, zu dem eine hohe massive Steintreppe hinaufführt; am Fuße dehnen sich lange Reihen niedriger Häuser aus, mit breiten überstehenden Dächern, deren Balkenwerk mit Schnörkeln und Schnitzereien verziert ist. Man wird oft durch die Bauart an ein Schweizerdorf erinnert.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die deutsche Schillerstiftung zählt gegenwärtig 21 Zweigstiftungen, über deren Vermögensstand zu Ende 1860 Folgendes mitgetheilt wird. Berlin hat 4500 Thaler, Breslau 1940 Thaler, Danzig 1100 Thaler, Darmstadt 2000 fl., Dresden 15,000 Thlr., Frankfurt a. M. 6400 fl., Graz 1300 fl., Hamburg und Köln noch unbekannt, Königsberg ist kürzlich erst gegründet worden, Laibach 320 fl., Leipzig 4600 Thlr., Lübeck 400 Thaler, Mainz 550 fl., Mannheim noch unbekannt, München 5600 fl., Nienburg 800 fl., Offenbach 500 fl., Stuttgart 3800 fl., Weimar 10,700 Thlr., Wien 35,000 fl. Die jüngsten Zweigstiftungen sind Königsberg und Mannheim; die größte Anzahl derselben hat Preußen 5, Oesterreich 3, Großherzogthum Hessen 3, Königreich Sachsen 2. Von den freien Städten fehlt nur Bremen. Die Zweigstiftung Koburg ist insofern erloschen, als sie ihr Vermögen der Zentralkasse übergeben hat. Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung besteht aus sieben von der Generalversammlung erwählten Personen, welche Mitglieder der Vorstände von sechs Zweigstiftungen sind: aus Weimar, welches für die Periode von 1861—1864 den Vorort bildet, Generalintendant Dingelstedt, Buchhändler Voigt; aus Berlin, Provinzialschulrath Bormann; aus Dresden, Gutzkow; aus Frankfurt a. M., Advokat Braunfels; aus München, Ernst Förster; aus Stuttgart, Bibliothekar J. G. Fischer. Das Gesammtvermögen der deutschen Schillerstiftung mag sich jetzt auf ungefähr 120,000 fl. belaufen; von den Zinsen desselben stehen dem Verwaltungsrath zwei Drittel zur Verwendung, doch möchte dieser Betrag für jetzt, aus mancherlei Gründen, schwerlich 2000 fl. auf's Jahr erreichen. Statutenmäßig darf der Verwaltungsrath die Namen derer, die er unterstützt, nicht öffentlich nennen, doch kennt man die Namen allgemein. Es sind Leopold Schefer und Karl von Holtei, denen Jahresgehalte zu Theil wurden; ferner wurden, meist ohne daß sie selbst sich darum beworben, mit Ehrengaben bedacht: Alexander Jung in Königsberg, Karl Beck in Wien, H. Kurz in Stuttgart, Friedr. Voigt in Hannover, Fanny Tarnow u. A. (Für die Familie des unglücklichen Robert Prutz haben die Zweigstiftungen Dresden und Frankfurt a. M. aus dem ihnen vorbehaltenen Zinsendrittel Unterstützungen geleistet.)

Eine brasilianische Jungfrau, Namens Cleret, will ein Mittel gegen Taubheit erfunden haben; dasselbe besteht in der Anwendung von Schwefeläther oder besser Chloroform. Selbst Aerzte sollen sich für dieses Mittel aussprechen. Die Entdeckerin, früher an Dürftigkeit und Namenlosigkeit gewöhnt, wurde in Folge der vielen Ehrenbezeugungen und Anerkennungen ihrer Verdienste um das Menschenwohl — wahnsinnig! So melden wenigstens die Blätter.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 20 Mittwoch, 23. Januar 1861.

Ein Göttinger Pereat.

(Schluß.)

„Sire," sprach Müller in freimüthigster Weise, „dieses Urtheil darf nicht vollzogen werden! Als Vertreter der Universität muß ich den Schuldigen vor das Universitätsgericht fordern und ich bürge dafür, daß er die ihm gebührende Strafe empfangen wird. Ew. Majestät, wollen Sie durch eine solche That aufs Neue die Gemüther aufregen und zum Aeußersten treiben? Ja, es gibt Katts, Dörnbergs und Schills im Volke, die nur auf eine solche Gelegenheit warten. Wenn morgen in Göttingen bekannt würde, daß dieser Jüngling jenes Jugendleichtsinns wegen mit dem Tode oder langer Festung bestraft sey, morgen noch würde offener Aufstand unter den Studenten ausbrechen!"

„Wir haben Mittel, solche Aufstände zu unterdrücken!" rief Hieronymus unwillig.

„Gewiß, Ew. Majestät," erwiderte Johannes von Müller ruhig, „aber der Kaiser würde unwillig darüber werden — namentlich, wenn er erfährt, daß die That dieses Unglücklichen vor einem Jahre —"

„Schweigen Sie!" rief Hieronymus. „In meinem Lande bin ich Herr! Ich wollte an dem Burschen ein Beispiel hinstellen! Nie hat mich ein Affront so empört! Ich bin unversöhnlich!"

„Sire," entgegnete Müller, „Kraus hätte müssen öffentlich verurtheilt werden. Heimlich ist er verhaftet und hierher gebracht. Fast ein Jahr hat er im Kerker zugebracht und noch weiß Niemand seiner Angehörigen, wo er geblieben. Heimlich ist er verurtheilt und heimlich sollte er heute Morgen erschossen werden — oder wenigstens mit dem Tode bedroht. Ein glücklicher Zufall führte mich im rechten Augenblick hinzu. — Wenn der Kaiser —"

„Schweigen Sie!" wiederholte Hieronymus. „Was würden Sie mir rathen, mit dem Elenden zu beginnen?"

„Als Vertreter der Universität muß ich darauf bestehen, daß er vor das ihm zugehörende Gericht, vor das akademische Gericht gestellt werde!"

Aufgeregt schritt Hieronymus im Gemach auf und ab. Die Festigkeit Müllers imponirte ihm. Entstand ein neuer Aufruhr, so fürchtete er den Unwillen des Kaisers.

„So stellen Sie ihn vor das akademische Gericht!" rief er unwillig. „Aber ich hoffe, die Strafe ist exemplarisch!"

„Darf ich Befehl geben, daß er nach Göttingen abgeführt wird!"

„Meinetwegen!" rief Hieronymus, „aber Sie haften mir für ihn und für die höchste Strafe."

„Das werde ich", erwiderte Johannes von Müller, empfahl sich und eilte nach dem Gefängnisse, um Wilhelm diese Nachricht zu bringen. Er konnte sich bei alledem eines Lächelns nicht erwehren. Der König konnte so viel Latein, um „Pereat" mit „A bas" zu übersetzen. Aber er kannte nicht, was akademische Gerichtsbarkeit ist.

Kraus erfaßte Müllers Hand und netzte sie mit Thränen.

„Danken Sie Gott!" sprach Müller, „daß er mich im rechten Augenblick hier vorübergeführt hat! Ohne diesen Zufall wären Sie jetzt wenn auch keine Leiche, doch auf Jahre ein Gefangener. Sie haben Ihre That bereits genug gebüßt! Aber der Strafe des akademischen Gerichts werden Sie nicht entgehen. Ich habe dem Könige Bürgschaft für Sie geleistet! Suchen Sie sich der Strafe deßhalb nicht durch die Flucht zu entziehen — ich selbst werde heute noch nach Göttingen eilen." —

Er hielt Wort.

Noch an demselben Tage reiste er nach Göttingen und am folgenden Abend kam auch Wilhelm unter hinreichend starker Bewachung dort an und wurde im Karzer abgeliefert.

Die Kunde von Wilhelms Wiederauffindung, von der Gefahr, aus der er nur durch Johannes von Müller befreit war, hatte wie im Fluge die ganze Stadt durcheilt. Alle nahmen Partei für ihn. Die Burschen schaarten sich noch an demselben Abend zusammen, zogen vor das Karzerhaus und verlangten ungestüm seine Befreiung. Junge Bürger hatten sich ihnen angeschlossen.

Die Polizei und der Präfekt waren hierauf nicht vorbereitet; die in der Stadt liegenden Gendarmen reichten nicht aus, den aufgeregten Gemüthern entgegenzutreten. Um den Tumult nicht noch mehr anwachsen zu lassen, dachte man schon daran, dem Verlangen der

Burschen nachzugeben und Wilhelm in Freiheit zu setzen. Da eilte Johannes von Müller herbei und mit lautem Jubel wurde er begrüßt. Er wollte reden — mehrere Burschen hoben ihn auf ihre Schultern empor und trotz Hiars Strekubens mußte er von diesem erhöhten Punkte herab sprechen.

Mit kurzen Worten erzählte er den Burschen, daß er nur dadurch den Schuldigen vom Tode errettet habe, daß er seine Bestrafung vom akademischen Gericht, dem sie allein zukomme, erhalten müsse. Er selbst habe dem Könige für ihn Bürgschaft geleistet — sie möchten ihn nicht wortbrüchig machen. — „Er kann nicht freigegeben werden!“ schloß er, „die ihm gebührende höchste Strafe muß er empfangen, da das Gesetz seinen Lauf haben muß.“ — Die Stadt war wieder ruhig. Nur in einem Hause auf der Gronerstraße schlug ein Herz, das keine Ruhe zu finden vermochte. Marie hätte laut aufjubeln mögen und doch vermochte sie nicht jede Besorgniß zu verscheuchen. Wie gern wäre sie zu Wilhelm geeilt — es war unmöglich.

Sogleich am folgenden Tage kam der akademische Senat zusammen, um über Wilhelms That zu Gericht zu sitzen. Man würde sie vielleicht milder beurtheilt haben, aber des Königs Erbittertung verlangte Genugthuung. Die höchste Strafe hatte der König verlangt und sah mindestens fünf Jahre Festung entgegen. Wilhelm Kraus wurde — relegirt und hatte binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Rasch wurde ihm das Urtheil mitgetheilt und er selbst in Freiheit gesetzt. Seine Freunde füllten ihn fort. Gefängniß, Angst und Unruhe hatten Wilhelms Kräfte gänzlich erschöpft. Nicht lange hielt er in dem Jubel der Studenten aus. Er eilte zu Marie. Eine lange düstere Zeit lag zwischen diesem Augenblick und der Stunde, wo er arglos zum Letztenmale dieß Haus verlassen hatte. Er mochte nicht daran zurückdenken. So schnell als möglich eilte er die alten bekannten Treppen hinauf. Maria stürzte ihm entgegen und sank laut schluchzend in seine Arme. Er selbst konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ihre Herzen hatten einander so viel anzuvertrauen — kaum ein Wort kam über ihre Lippen. Die Liebe ist am beredtesten, wenn sie nur durch die Augen, durch einen Druck der Hand spricht.

Der Vater gönnte Beiden die Freude des Wiedersehens indeß nicht allzu lange.

„Fort! Fort! Sie sind ein relegirter Student! Die höchste Strafe des akademischen Gerichts! Sie müssen den Harz und dann die preußische Gränze zu erreichen suchen. Ich begleite Sie bis zum nächsten Dorfe! Dort ist ein Wagen für Sie in Bereitschaft.“

Wilhelm vermochte dem Manne mit Worten nicht zu danken. Noch in derselben Stunde verließ er nach schmerzvollem Abschied von Marie in anderer Kleidung, unter anderem Namen die Stadt. Lang erwartete ihn vor dem Thore. Als er im nächsten Dorfe von ihm Abschied nahm, drückt der Pedell ihm warm bewegt die Hand und sprach: „Vergessen Sie mein Kind nicht und bleiben Sie ihm treu!“ —

Wilhelm entkam glücklich.

Schreibtintendent Wilhelm Kraus im Hannover'schen hat die Geschichte seines Göttinger Pereat oft erzählt. In Gegenwart seiner lieben Frau, seiner Kinder und seiner Freunde war die Wendung, die nach Schrecken und Angst regelmäßig das heiterste Lachen erregte, was sich König Hieronymus wohl unter der höchsten Strafe eines deutschen akademischen Gerichts gedacht hätte!

Jedo.

(Schluß.)

Weiter hinaus liegen einzelne Gehöfte mit Strohdächern in der Mitte der mit Hecken umgebenen Reisäcker; dann theilt man auf gut gehaltenen Wegen zwischen grünen Zäunen und Alleen hin, die zu einer mit Parks umgebenen Wohnung eines Daimio (Prinz) führen — Bilder aus Westphalen und England. So wird man stets an heimische, nordische Bilder erinnert trotz aller Verschiedenheit im Detail. Statt Kornfelder ist's hier Reis, statt Buchen und Eichen mannigfaltige Nadelhölzer und Zedernarten.

Der größte Theil der Stadt besteht aus niedrigen, von Holz gebauten Häusern. Dieselben stehen bei Tage gänzlich offen, so daß man durch den meist den Eingang bildenden Laden das Hinterzimmer hindurch bis auf den mit einem kleinen Gärtchen gezierten Hof sehen kann. Alles ist reinlich, mit Strohmatten bedeckt. Der Fußboden dient zugleich als Lager; da strecken sich die Leute einfach aus, indem sie kleine mit Papier gepolsterte Holzklötzchen als Kopfkissen benutzen. Die Häuser werden bei Nacht mit einfachen Schiebthüren verschlossen: Schlösser existiren in Japan nicht. Diebe indeß auch nicht — nach meinen bisherigen Erfahrungen. Die Straßen sind mäßig breit, meist ungepflastert. Gegen das Zentrum wird der Charakter ein anderer. Nachdem man einen Wall und Graben passirt hat, gelangt man in ein Quartier, das ausschließlich vom hohen Adel bewohnt wird. Da sind breite, gerade Straßen, zu beiden Seiten große regelmäßige, fast kasernenartige zweistöckige Häuser, die oft mehrere hundert Schritte lang sind. Das sind jedoch nur die Gebäude für das Gesinde, dahinter liegt oft nach einem Garten das herrschaftliche Haus. Einige dieser Residenzen sind noch durch Gräben von den Straßen separirt; dazu das mächtige, mit malerischem Dach versehene Holzthor gibt dem Ganzen ein sehr solides, selbst aristokratisches Ansehen. Da leben die Vornehmen sechs Monate im Jahre.

die übrige Zeit dürfen sie auf ihren Landsitzen zubringen. Sie kommen und gehen mit einem Gefolge von Lehensleuten, zuweilen mit mehreren tausend Mann, die dann um die herrschaftliche Wohnung herum einquartiert werden. Frau und Kinder müssen die Daimios stets als Geiseln in Jeddo zurücklassen.

In der Mitte des aristokratischen Viertels liegt durch einen zweiten tiefen Graben und hohe Wälle getrennt die kaiserliche Residenz Oshiro, die der Kaiser nie verläßt und wir noch nicht betreten haben. Dieselbe nimmt einen ganzen Hügel ein; vom Eingangsthor hat man eine herrliche Aussicht auf Stadt und Meer. Die Thore sind von zahlreichen Posten bewacht; ihre und der Mauern Bauart ist von cyclopischer Solidität. Sie bestehen aus mächtigen, unregelmäßigen, nur von einer Seite behauenen Quadern; die kaiserliche Residenz kann man der Bäume wegen nicht sehen, möglicherweise liegen auch noch die Sitze hoher Würdenträger davor.

In den ersten Tagen unserer Anwesenheit in Jeddo schickte uns die Regierung ein japanesisches Diner. Glücklicherweise bereiteten wir uns zum Genuß desselben durch Verzehrung unseres gewöhnlichen Diners vor. Mittlerweile war im Audienzzimmer Alles auf das Schönste angerichtet worden. Es sah, als wir bei Kerzenlicht (wir dinirten gewöhnlich um 6 oder 7 Uhr) eintraten, mehr aus wie eine Weihnachtsbescheerung, als wie ein gedeckter Tisch. Für den Grafen (Eulenburg) war nach dem japanesischen Zeremoniell ein aparter Tisch servirt, für uns ein anderer. Auf dem Tisch stand für Jeden wieder ein kleines präsentirtellerartiges Tischchen, auf dem in acht verschiedenen lackirten Näpfchen und Schüsselchen fabelhafte Gerichte standen. Die glänzend schwarz und roth lackirten Geschirre, darin der weiße Reis, Süßigkeiten in allen lebhaften Farben, all das sah sehr niedlich aus, war aber für einen Europäer nicht zu essen. Ich habe mit Todesverachtung mit meinen statt Messer und Gabel dienenden Holzstöckchen in allen Gerichten herumgearbeitet, fand aber nur einen gebratenen Fisch und ein bisquitähnliches Gebäck eßbar. Sonst bestand das Diner aus verschiedenen gekochten Krabben, Gallerten, Seetang, rohen Fischen u. s. w., Alles lauwarm und unendlich fade schmeckend. Salz und Pfeffer scheinen den japanesischen Köchen unbekannte Ingredienzien zu seyn. Einer von der Gesellschaft meinte, er wollte lieber einen Teyfun als noch ein japanesisches Diner durchmachen, und ich muß bestätigen, er hat so Unrecht nicht. Als Getränk gab es heißen Saki, ein wie schlechter Ungarwein schmeckender Branntwein. Daß unser gastronomischer Geschmack ein höherer und universellerer ist, bewiesen am andern Tage die vom Gesandten eingeladenen Gouverneure von Jeddo. Sie ließen unsern Beefsteaks und Champains volle Gerechtigkeit widerfahren und gaben nur Aeußerungen körperlichen Wohlbehagens von sich; wären wir gezwungen gewesen, nur ein Drittel ihres japanesischen Diners zu verzehren, so wären sicher entgegengesetzte Symtome eingetreten.

Der Einfluß der Nähmaschinen.

In welcher Ausdehnung die Nähemaschinen in der amerikanischen Industrie verwendet werden, stellt sich bei Gelegenheit eines Patentstreites heraus, in welchem es sich darum handelte, den Werth des Howe'schen Patentes zu ermessen. Wir zitiren hier einige nähere Angaben der bei diesem Prozesse von der Patentkommission vernommenen Zeugen. Esra Baker führte an, daß in der Schuh- und Stiefelfabrikation in Massachusetts ein Kapital von 55,000,000 Dollars jährlich umgesetzt werde, wovon ungefähr die Hälfte auf Damenfußbedeckungen komme. Von diesen 55,000,000 Dollars werde circa $\frac{1}{17}$ für Näharbeit bezahlt, und es koste somit die Näharbeit für die Damenschuhe allein 2,500,000 Dollars; dieselbe würde aber viermal so viel kosten, wenn nicht Nähmaschinen hierfür verwendet würden. Es werden daher bei der Fabrikation von Damenschuhen in einem einzelnen Staate der Union 7,500,000 Doll. erspart. Ueberdieß sey der Preis dieser Schuhe seit der Einführung von Nähmaschinen bei gleichem Preise des Materials auf die Hälfte herabgesetzt worden. Oliver F. Wincheſter von New-Haven, Conn., ein Fabrikant von Hemden, gab an, in seiner Fabrik würden ungefähr wöchentlich 800 Dutzend Hemden gefertigt; er verwende 400 Nähmaschinen, und eine einzelne Nähmaschine, von einer Person bedient, thue die Arbeit von wenigstens fünf Näherinnen und liefere überdieß bessere Arbeit. Der Wochenlohn, den er gegenwärtig einer Arbeiterin bezahle, betrage zum Wenigsten 4 Dollars; nehme man aber 3 Dollars (den vor Einführung der Nähmaschinen üblichen Wochenlohn) an, so berechne sich für eine Fabrik ein Ersparniß von jährlich 240,000 Dollars. James W. Miller, im Geschäfte von Gebrüder Brooks, Fabrikanten von Kleidungsstücken, versicherte, diese Firma allein setze jährlich mehr als 1,000,000 Dollars um, sie verwende in ihrem eigenen Lokal 20 Nähmaschinen und gebe überdieß noch viele Arbeiten Leuten in Auftrag, die sich ebenfalls der Nähmaschinen bedienen, so daß ungefähr $\frac{3}{4}$ der ganzen Näharbeit durch Maschinen ausgeführt werde. Sie bezahlte für Näharbeit jährlich ungefähr 200,000 Dollars, und es habe sich hiebei durch die Anwendung von Nähmaschinen eine Ersparniß von 75,000 Dollars herausgestellt. Uebrigens repräsentirten die von den Gebrüder Brooks mittelst Maschinen fabrizirten Kleidungsstücke nicht den hundertsten Theil der überhaupt in New-York durch Maschinen erzeugten Kleidungsstücke. Wolle man aber

dieses Verhältniß beibehalten, so würde das jährlich in New-York in der Fabrikation von Kleidungsstücken umgesetzte Kapital sich auf 100,000,000 Dollars belaufen, und, nach demselben Maßstabe gerechnet, würden die Auslagen für Näharbeiten (selbst bei Verwendung von Nähmaschinen) in New-York in der Kleiderindustrie allein eine Summe von 20,000,000 Dollars repräsentiren. Es komme daher eine Ersparniß von 75,000 für jede 200,000 Dollars, wie sie das Geschäft der Gebrüder Brooks aufweise, auf sämmtliche derartige Geschäfte New-York's berechnet, einer Gesammtersparniß von 7,500,000 Dollars gleich. Das in der Kleiderindustrie New-York's umgesetzte Kapital mache nun nach Mc. Calls Berechnung ungefähr $\frac{1}{10}$ des für diese Branche in den Vereinigten Staaten überhaupt verwendeten Kapitals aus; werde somit die in New-York jährlich für Näharbeit bezahlte Summe mit 10 multiplizirt, so ergebe sich für die Vereinigten Staaten zusammengenommen eine jährliche Ausgabe von 200,000,000 Dollars, und vorausgesetzt, daß in andern Städten der Union die durch Maschinen ausgeführte Arbeit zur Handarbeit in demselben Verhältnisse stehe, wie in New-York, und für jede 200,000 Dollars eine Ersparniß von 75,000 Dollars an Arbeitslohn stattfinde, so betrage die jährliche Ersparniß in den Vereinigten Staaten in der Kleiderindustrie allein 75,000,000 Dollars (187½ Millionen Gulden).

Mannigfaltigkeiten.

Die jüngste Numer der „Times" enthielt einen Brief, worin über den Mangel an geographischen Kenntnissen bei den engl. Postbeamten geklagt wird. Wir theilen diesen Brief, dessen Schreiber sich über die geographischen Kenntnisse der Postangestellten lustig macht, der Kuriosität halber mit. Der Schreiber hofft, die Veröffentlichung des Briefes würde das Postamt veranlassen, künftighin darauf zu achten, daß die Beamten etwas mehr von Geographie als von andern modischen und vielleicht nutzlosen Dingen wüßten. Er gab im Mai in London einen Brief zur Post auf, dessen Kouvert der Name der Stadt, Ungarn, via France, bemerkt war. Unglücklicherweise vergaß er Oesterreich hinzuzufügen. Der Brief kam nicht an und er glaubte, er sey wie manche andere unter den Händen der österreichischen Polizei verschwunden. Endlich, Anfangs dieses Monats, erhielt er Nachricht, der Brief sey angekommen. Der Beamte glaubte, Ungarn läge in Ostindien, schickte daher den Brief über Marseille dorthin: der Brief sah alle Hauptstädte Indiens; nach dem Kouverte zu urtheilen, hatte er auch einen kleinen Abstecher nach Australien und Neuseeland gemacht und erst in Hongkong schrieb ein gelehrter Beamter auf die Adresse „vielleicht Ungarn, Oesterreich, Europa". Darauf trat er die Rückreise an und der Adressat erhielt ihn, freilich ohne dadurch das Neueste aus England zu erfahren.

Aus Wallenstadt, 18. Januar, wird berichtet: Am 1. Januar stürzte hier die sogenannte Schottenbachlaue zweimal nach einander mit furchtbarem Getrache circa 1000 Fuß vom Felsen ins Thal herunter, den Staub hoch in den Lüften hertreibend bis nahe ans Städtchen. Der langanhaltende Donner und das imposante Staubgewölke hatten im Städtchen bei Furchtsamen bereits Besorgnisse erregt. Ebenso furchtbar und schön war das lange nachhaltende Wogen der immensen Masse des Schnees und Grundes, die sich lawinenartig viele Minuten weit vom Fuße der Felsen bis in die Nähe des Wallenstadtberger Sträßchens herabwälzte. Seit vielen Jahren eine der großartigsten Erscheinungen dieser Art.

Am Sylvesterabend stürzte das eiserne Gitterwerk der Schefchuppebrücke zwischen Wirballen und Kowno (auf der Eydtkuhner-Petersburger Bahn) zusammen und in die Schefchuppe hinein. Bei der Schwierigkeit, verbürgte Nachrichten von drüben zu erhalten, lassen sich die dabei vorgefallenen Verunglückungen nicht konstatiren. Bis jetzt soll, der K. H. Z. zufolge, der durch den Einsturz entstandene Schaden noch nicht beseitigt seyn.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die Erste half schon Manchem aus den Wogen,
Doch hat sie Manchen auch ums feste Land betrogen.
Wer auf den Letzten geht, geht keine sich're Bahn,
Und steht man d'rauf, so zeigt es Unruh' an.
Das Ganze sind gar nützliche Gesellen,
Die, meist zu fünfen, sich zusammenstellen,
Die Unterhaltung oft, oft Unterhalt gewähren;
Ein Dichter hob' sie drum zu hohen Ehren.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:

Idee.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 21 Donnerstag, 24. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

Von Paul Heyse.

I.

An einem Nachmittag im Herbste des Jahres 1816 unterhielten zwei junge Männer, ihre Cigarren rauchend, sich auf dem Balkon des ersten Stockwerkes eines am Platze Saint-Germain-des-Prés zu Paris gelegenen Hauses. Es war Sonntag, das Zifferblatt des Kirchthurms zeigte vier Uhr; unsere jungen Männer erwarteten ohne Zweifel den Abend, um die Damen aus der Kirche vorüber kommen zu sehen.

Beide waren groß und gut gewachsen, in ihren Zügen aber waren sie sehr verschieden. Der Aeltere, dessen bräunliches Gesicht einen wenig geistreichen und dabei hochmüthigen Ausdruck trug, schien eben jenes zweifelhafte Alter erreicht zu haben, das die äußerste Gränze zwischen Jugend und männlicher Reife bildet; er hatte sein fünfunddreißigstes Jahr überschritten; wie lange, ließ sich schwer sagen, denn seine Stirn war frei von Falten. Sein schwarzes Haar, zu kraus, um schön zu seyn, war dennoch von großer Feinheit und schimmerte glänzend unter der Pomadenschicht, die es bedeckte; seine Augen strahlten in voller Gluth, aber sie senkten sich leicht vor einem kühnen und forschenden Blicke; sein glatter Backenbart endlich zeigte kein graues Haar, doch unter den blitzenden Streifen dieses Bartes zog eine scharf gezeichnete Falte die Mundwinkel etwas herunter, sie widersprach offenbar der jugendlichen Miene des ganzen Gesichts und paßte nur zu dem blauen Kreise um die Augenwimpern und den Fältchen, mit denen die Schläfe übersäet waren.

Er nannte sich Don Juan de Carral und spanischen Edelmann, sprach gern von seiner Familie, als einer der angesehensten in Andalusien, und brüstete sich bei jeder Gelegenheit mit seiner vornehmen Abkunft. Er machte es hierin, wie die schönen Frauen, die sich über ihren gekauften Haarschmuck Artigkeiten sagen lassen, denn Juan de Carral war der Sohn eines Negers, von Geburt Sklave und hieß eigentlich Jonquille.

Sein Gesellschafter, der sich kurzweg Xaver nannte, war bedeutend jünger. Seine breite, freie Stirn umschloß herrliches blondes Haar, seine weiße Haut erschien neben der verbrannten Wange des Mulatten wie Alabaster, das Auge blickte frei, aber nachdenkend, eine leichte Schwermuth schien der gewöhnliche Ausdruck der Züge. Er stand im zweiundzwanzigsten Jahre.

Der Platz unter den Beiden war leer, nur ein Bettler, der ebenfalls das Ende der Abendmesse erwartete, stand auf einen langen Stab gestützt, auf der einzigen Stufe, welche die Kirchentreppe von Saint-Germain-des-Prés bildete. Dieser Bettler war ein Neger, ein wirklich schöner Neger, der zwanzig Jahre früher Shakespeare's Othello zum Bewundern gegeben haben würde. Sein breites Gesicht trat schwarz wie Ebenholz zwischen den Schneemassen seines Bartes und seiner Haare hervor, die Last des Alters hatte seinen hohen Wuchs nicht gebeugt, aufrecht stand er da und trug mit einer Art von Stolz die elenden Lumpen, welche seine Schultern bedeckten. Er sprach selten, seine ausgestreckte Hand erwartete gewöhnlich schweigend die Gabe, hatte er sie empfangen, dann verneigte er sich ernst zum Zeichen des Dankes; zuweilen, wenn ein schönes junges Mädchen ihm Almosen reichte, lächelte er schwach und legte die Hand auf das Herz. Die kleinen Kinder des Viertels fürchteten sich sehr vor ihm und der Wirth der Winkelkneipe behauptete, der schwarze Bettler sey der König der Wilden, den der Kaiser zum Gefangenen gemacht habe.

Während der Bettler unbeweglich wartete, setzten die beiden jungen Männer ihre Unterhaltung fort, die von Zeit zu Zeit durch langes Schweigen unterbrochen wurde.

„Xaver!" rief plötzlich Don Juan de Carral, seine Cigarre wegwerfend, „Sie sind verliebt, Freund!"

Xaver fuhr zusammen, versuchte, zu lächeln, und flüsterte:

„Sind Sie es nicht auch?"

„Nicht wie Sie," erwiderte Carral. „Bei Gott! Jeder ist es auf gewisse Weise, aber ich verstehe mich darauf und Sie begreifen mich. Sie sind verliebt, sage ich, jämmerlich verliebt, zum Närrischwerden verliebt!"

„Was bringt Sie auf den Gedanken?" fragte Xaver.

„Gut! Sie leugnen wenigstens nicht," versetzte Carral. „Was mich auf den Gedanken bringt? O, eine Menge Anzeigen. Wir Spanier, sehen Sie, sind schreck-

liche Beobachter, wir haben die Augen des Argus. Ich überraschte."

„Was?" fiel Xaver lebhaft ein.

„Wie Sie sich verrathen!" rief Carral lachend. „Es wäre grausam von mir, Sie noch weiter zu treiben."

Bei dem Schall des Lachens hatte der Bettler sich umgewendet, er nahm seinen Strohhut ab und streckte seine offene Hand nach dem Balkon aus. Xaver griff sogleich in seine Börse.

„Dieser Neger gefällt mir nicht," murmelte Carral, zog jedoch ebenfalls seine Börse.

Xaver warf seine Gabe hinunter; bevor der Bettler sich bückte, um sie aufzuheben, entblößte er noch einmal seinen weißen Kopf und legte die Hand auf das Herz.

„Neger, hier sind fünf Franks!" rief Carral „ich gebe sie Dir unter der Bedingung, daß Du Dich zum Teufel scherst und Dich nicht wieder hier blicken lässest."

Das Fünffrankenstück fiel in des Bettlers Hut; statt es einzustecken, schleuderte er es weit von sich, darauf nahm er seine alte Unbeweglichkeit wieder an.

„Sie haben ihn beleidigt," sagte Xaver.

„Einen Neger beleidigen!" versetzte der Mulatte mit Geringschätzung. „Indessen sind die Meinungen frei und meine fünf Franks fort. — Ah, da fallen Sie in Ihre melancholische Träumerei zurück! Sie haben jedenfalls den Spleen."

Xaver seufzte. — „Der Spleen ist ein Unglück, das nur für die Glücklichen da ist, ich kann ihn nicht haben," erwiderte er und warf einen trüben Blick auf seinen Gesellschafter; dann, von dem Bedürfniß aller jungen Herzen, sich auszuschütten, gedrängt, ergriff er die Hand des Mulatten, drückte sie und sprach: „Ich glaube, Carral, Sie sind mein Freund, und ich vertraue Ihnen: Sie haben einen Theil meines Geheimnisses errathen, so will ich Ihnen denn Alles sagen. Ich leide schwer!"

„Das sieht man, Theuerster," sagte Carral, „aber weßhalb leiden Sie?"

„Ich bin arm!" seufzte Xaver.

„Das ist ein sehr allgemein gefühlter Uebelstand," meinte der Mulatte, „Sie leiden nicht allein darunter."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Pflege der Gesundheit.

Hofrath Dr. Gumprecht in Hamburg hat folgende Bekanntmachung einer diätetischen Vorschrift erlassen.

„Ich erlaube mir, auf ein diätetisches Mittel aufmerksam zu machen, das nichts kostet und sowohl für Gesunde wie für viele Kranke, namentlich für Individuen, welche an chronischem Rheumatismus und Nervenschwäche leiden, von großem Nutzen ist, das indessen wenig beachtet wird. Ich meine die methodisch angewandten trockenen Reibungen des Körpers vermittelst der Hände.

„Um die Wirksamkeit dieses einfachen Mittels zu würdigen, muß man die Haut in anatomischer und physiologischer Hinsicht in Erwägung ziehen. Dieselbe ist bekanntlich ein Gefühls- und ein Excretionsorgan. Das erstere wird durch das Nervenkapillargewebe (welches sich unter der Lederhaut befindet), das letztere durch die Poren und die Talg- und Schweißdrüsen der Haut vermittelt, wodurch aus der letztern nicht nur Wasser und Salze, sondern auch die überflüssige organische Wärme und die überflüssige animalische Elektrizität ausgeschieden werden. Durch die zahlreichen Nerven der Haut werden die Eindrücke auf den Körper zum Rückgrat und Gehirn geleitet und dadurch zum Bewußtseyn gebracht.

„Um das peripherische Haut- und Nervenleben und die Erzeugung der organischen Wärme des Körpers, welche bekanntlich im thierischen Organismus eine so wichtige Rolle spielt — zu befördern, muß man die Reibungen des Körpers des Morgens beim Erwachen im Bett vornehmen, weil alsdann der Körper durch die Bettwärme erwärmt ist.

„Man bedient sich zu diesem Endzweck beider Hände und verfährt folgendermaßen: Man legt den Rücken der rechten Hand, im Bett aufrecht sitzend, in die innere Seite des rechten Schenkels, legt die flache linke Hand auf die rechte und reibt die zusammengelegten beiden Hände stark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme empfindet. Man wechselt mit den Händen und Schenkelflächen, wenn eine Hand ermüdet ist und fährt auf diese Weise abwechselnd eine Zeit lang fort. Nach diesen Reibungen läßt man die zusammengelegten Hände eine Zeit lang geschlossen zusammenliegen, um dadurch das Ausströmen der organischen Wärme und der animalischen Elektrizität zu befördern. Auch die Füße und namentlich die Fußsohlen (welche ebenso wie die Handflächen reichlich mit Nerven versehen sind) eignen sich des Morgens beim Erwachen im Bett zu Reibungen, jedoch nicht in so hohem Grade wie die Handflächen.

„Das Verfahren dabei ist Folgendes:

„Man bringt den Körper in eine horizontale Lage, legt den Plattfuß des linken Fußes auf den rechten Fuß und reibt beide stark und anhaltend, bis man vermehrte Wärme bemerkt. Man wechselt mit den Füßen, wenn der eine ermüdet ist.

„Nach der Beendigung dieser Reibungen verweilt man noch einige Minuten im warmen Bett, verläßt alsdann dasselbe und schreitet zu den so heilsamen Reibungen des Unterleibes und des Rückgrates, und zwar im Winter im geheizten Zimmer, welche folgendermaßen vorgenommen werden: Man legt die rechte Hand auf die Herzgrube und die linke auf die entgegengesetzte

Seite des Rückgrates und reibt gleichzeitig mit beiden Händen von oben nach unten eine Zeit lang, anfänglich langsam und allmählich immer stärker. Man empfindet nach diesen Reibungen Wohlbehagen, Erquickung und Stärkung.

„Aus dem Obigen geht, wie es mir scheint, hervor, daß die trockenen Reibungen des Körpers sowohl für Gesunde zur Belebung und Stärkung der Haut als auch für diejenigen, welche an chronischem Rheumatismus und Nervenschwäche leiden, als wesentlich heilsam zur Unterstützung der geeigneten Heilmittel betrachtet werden können."

Die Schuhfabrikation in Pirmasens in der Pfalz.

Dieser ursprünglich der bittersten Noth entsprungene Industriezweig hat seine Produkte allmählich zu einem der gesuchtesten Artikel zu machen gewußt, und es dürfte ihm bei der heutigen Entwickelung der Verkehrsmittel und dem Aufschwung der kommerziellen Verhältnisse eine glänzende Zukunft in Aussicht stehen. In dem kurzen Zeitraum der letzten drei Jahren haben sich in Pirmasens fünf Fabriken etablirt, die mit 117 ansässigen Meistern 692 Arbeiter und 383 Arbeiterinnen beschäftigen, und die daselbst bestehenden 10 Gerbereien sind nicht im Stande, das nöthige Sohlleder zu liefern, obgleich unter diesen sich welche befinden, die 14,000 fl. jährlich für Lohrinden ausgeben und wegen der Rohhäute außer Köln, Trier und Frankfurt a. M. Beziehungen mit Antwerpen, Amsterdam, Basel und Havre unterhalten. Der Kapitalumschlag wird eine Million Gulden übersteigen, indem nach amtlichen Erhebungen jährlich 1,264,800 Paar Schuhe fabrizirt werden, die das Dutzend durchschnittlich um 10 fl. zum Verkauf gelangen. Diese Schuhe wandern zum größten Theil nach Amerika, viele auch in die Schweiz, nach Belgien und in die Zollvereinsstaaten. Dabei ist der Kleinverkauf durch die sogenannten „Pirmasenser Schuhmädchen" bei stets besser werdender Waare in steter Abnahme begriffen, so zwar, daß diese seit 1854 nach den Gewerbsteuerrollen um 109 abgenommen haben und eine nicht sehr ferne Zeit sie ganz und gar verschwinden sehen wird. So erfreulich diese Abnahme, so wesentlich vortheilhaft zeigt sich die in gleichem Maße zunehmende Erhöhung der Arbeitslöhne, die sich im Jahre 1854 noch auf 44 kr. per Dutzend Schuhe stellten, natürlich Alles zugeschnitten und bereitet, während heute 1 fl. 12 kr. bis 2 fl. 20 kr. per Dutzend bezahlt werden. Rechnet man nun, daß ein gewöhnlicher Arbeiter per Tag 6 Paar, ein fleißiger 8 Paar fertigen kann, und daß die Frauen für das Einbändeln der Schuhe 4—6 kr. per Dutzend beziehen, so stellt sich der tägliche Lohn einer Schuhmacherfamilie auf durchschnittlich 1 fl. 45 kr., wobei die mit großem Kinderfegen bedachten Familien das größte Einkommen ziehen. Die Pirmasenser Schuhfabrikation ernährt nahe an 3000 Menschen unter einer Gesammtbevölkerung von 6400 Seelen.

Aufwärts.

Sage nicht! — Was willst du klagen,
Daß du viel zu ringen hast?
Jedem ward sein Theil zu tragen;
Trage lautlos deine Last.
Laß das Seufzen, laß das Weinen!
Erdenlust und Weh sind Schein.
Wirst du heute glücklich scheinen —
Morgen wirst du glücklich seyn.

Was dich quält, sind nicht die Dinge,
Der dich peinigt, bist du selbst,
Der du dir im engsten Ringe
Selbst ein kleines Weltall wölbst.
Wisse, kleiner Theil des Ganzen,
Daß der Theil im Ganzen lebt,
Und daß deine Dissonanzen
Gott in Sphärenwohllaut webt.

Darum laß die Welt nur ahnen,
Wenn ein Leid dein Herz bewegt,
Daß zu immer höhern Bahnen
Dich der Flug des Geistes trägt.
Aufwärts strebe, ringe, ringe,
Bis die träge Fessel reißt!
Denn den Geist nicht bau'n die Dinge —
Seinen Leib baut sich der Geist.

Karl Georgi.

Mannigfaltigkeiten.

Ein tragischer Fall hat sich in Salzburgs Nähe kürzlich ereignet. Am 13. d. kam ein junger wohlgekleideter Mann mit einer jungen Frau mit dem Wiener Bahnzug in Salzburg an; sie übernachteten in einem Gasthaus, in dessen Meldzettel der Herr sich einschrieb als „Josef Schmidt, Handlungsagent mit Frau." Sie besichtigten einige Merkwürdigkeiten der Stadt und reisten von hier nach Werfen und, weil es ihnen da nicht gefiel, nach Golling, wo sie im Gasthause zur „Post" einkehrten. Mit Zurücklassung ihres Gepäcks beschlossen sie noch Abends desselben Tages einen Spaziergang zu dem schönen Gollinger Wasserfall, den Rei-

fenden als „Schwarzbachfall" gar wohl bekannt. Es war nach vier Uhr Nachmittags, und es fing schon zu dämmern an, als sie den Gang antraten. Sie kehrten aber den Abend nicht mehr zurück, und der Postmeister meinte, sie seyen vielleicht in der nahen Ortschaft Kuchl (das römische Cucullä) über Nacht geblieben. Als sie aber des anderen Tages wieder nicht kamen, so ließ er Nachsuche halten. Alle, die er ausschickte, kamen mit der Meldung zurück, daß sie Niemanden gefunden haben, jedoch seyen sie gegen die zum Wasserfall führende Anhöhe wegen des hohen Schnees nicht vorgedrungen. So verging wieder ein Tag, und erst des anderen Tages Früh wurde das Suchen auch auf die Anhöhe zum Wasserfall fortgesetzt. Leider langte die Nachricht in Golling an, daß die beiden Fremden tief verschneit mit zerschmetterten Köpfen, das Frauenzimmer auf der steinernen Ruhebank, der Herr unweit davon auf dem Schneeboden, todt und ganz erstarrt aufgefunden wurden. Im Gasthause ließen die Unglücklichen einen Brief an den Postmeister zurück, worin sie bemerkten, daß sie eine unglückliche Liebe zum Selbstmord getrieben habe, daß ein alter Mann an diesem Unglück Schuld trage, der vielleicht später zu ihrem Grabe kommen, und dann sehen werde, was sein hartes Wort angerichtet habe. Das von ihnen zurückgelassene Gepäck, worin nebst seiner Wasche, Kleidung und einer Baarschaft von 60 fl., eine werthvolle goldene Kette enthalten war, solle der Gastwirth verkaufen, hievon ihre Begräbnißkosten bestreiten und das übrige den Armen geben. Sie wünschten beisammen in einem Grabe zu ruhen, und — sollte dieß nicht zulässig seyn, so solle der Postmeister vier Klafter Holz kaufen, im Freien anzünden und ihre Leichen gemeinsam verbrennen. „Am Schlusse dieses, in der Gedankenfolge mitunter etwas verwirrten, Schreibens hat die Frau mit ihrer Handschrift bestätigt, daß sie mit alledem einverstanden ist. Marie." Die gerichtliche Obduktion hat herausgestellt, daß der Tod durch Revolverschuß verursacht wurde, daß das Frauenzimmer im vierten Monate der Schwangerschaft war, und beide sich im Alter zwischen 24 und 30 Jahren befanden. Der wahre Namen der beiden Unglücklichen konnte bis jetzt nicht ermittelt werden, da selbst die Merkzeichen in den Sacktüchern und der Wäsche herausgeschnitten waren. Nur ein Sacktuch war im Bette, worin die Frau gelegen, mit dem Namenszeichen, vermuthlich überseben, zurückgeblieben. Es waren die Anfangsbuchstaben K. S. eingemerkt. Beide Leichname wurden porträtirt.

Am 13. Januar Abends vernahm man aus einem am Prinzipalmarkt zu Münster gelegenen Weinkeller ein klägliches Hülferufen. Nachdem die von innen verriegelte Thür erbrochen war, fand man das Lokal der Art mit Stickstoff angefüllt, daß ein angezündetes Licht sogleich erlosch, und entdeckte zwei Menschen, einen Weinhändler und einen Küfer, anscheinend erstickt und leblos. In die nahegelegene Apotheke gebracht, wurden sie glücklicher Weise durch geeignete Mittel wieder ins Leben zurückgerufen. Sie waren beschäftigt gewesen, durch aufgestellte Pfannen mit Glimmkohlen den etwas stark liegenden Keller vor der Kälte zu schützen. Wir theilen diesen Vorfall um so mehr als Mahnung zur Vorsicht mit, da das obige Mittel mitunter, namentlich auf dem Lande, zur Erwärmung von Milchkellern ꝛc. angewandt wird.

Nach der im Laufe des Jahres 1860 angestellten amtlichen Zählung hat die Stadt Rom eine Bevölkerung von 188,817 Seelen, (worunter 4446 Israeliten und nur 213 Protestanten) und hat somit seit 10 Jahren um 12,247, seit Anfang dieses Jahrhunderts um 55,113 zugenommen. Im Jahr 1198 unter Innocenz III. zählte Rom 35,000 Seelen, 1377, als die Päpste von Avignon zurückkehrten, 17,000, 1513 unter Leo X. 40,000 und 1521 schon 90,000; unter Clemens VII. 165,047 und im Jahre 1798 166,948. In den Jahren 1809 und 1813 zeigte sich eine starke Verminderung auf 136,268 und 177,882; dann stieg die Zahl wieder 1823 auf 136,269, 1830 auf 147,235 und bei der Thronbesteigung Pius IX. zählte Rom 180,199. Jetzt zerfällt die Bevölkerung nach Geschlechtern, Priestern und Laien in 98,544 männliches Geschlecht und 89,976 weibliches Geschlecht, 34 Bischöfe, 1417 Weltgeistliche, 2390 Klostergeistliche und 886 Seminaristen.

Die Wiener Zeitung enthält einen Artikel über die gegenwärtige Volkszahl in Oesterreich. Vor drei Jahren hatte die letzte allgemeine Volkszählung stattgefunden, und es hat Oesterreich in dieser Zeit nicht durch verheerende Krankheiten, sondern in Folge des unglücklichen Kampfes mehr als 2½ Millionen (2,691,000) seiner Einwohner verloren. Oesterreich zählt nämlich gegen Ende des Jahres 1857 nahe an 38 Millionen (37,755,000) Bewohner, wovon nach dem Frieden von Villafranka 35 Millionen übrig geblieben sind. Bis zum Schluß des Jahres 1860 hob sich jedoch die gesammte Bevölkerung Oesterreichs wieder bis auf 36 Millionen.

In Brasilien sind im verflossenen Jahre ein gewisser Gaetano Aranzo Fereira, 126 Jahre alt, und eine gewisse Maria Joaquina da Conceicao, 121 Jahre alt, gestorben; Personen von 104, 105 und 106 Jahren kamen mehrere dort vor. In England starb ein Darey Laniham 112 Jahre alt, und in New-Washington ein Deutscher, Johann Ludwig Schneider, 114 Jahre alt; Jean Panis, Ackerbauer in Loubière, wurden 111 Jahre alt, und die Spanierin Juana Cote 110 Jahre 6 Monate.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 22 Freitag, 25. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Und ich heiße Xaver!“ fügte der junge Mann hinzu.

„Ein hübscher Taufname, versetzte Carral mit unvergleichlicher Albernheit. „Ich gestehe, man muß am Ende etwas seyn, damit man gelte. Was mich betrifft, so darf ich mich in dieser Beziehung nicht über mein Schicksal beklagen; aber was wollen Sie, Theuerster? wenn alle Welt von vornehmer Abkunft wäre, so gäbe es keinen Edelmann.“

„Und dazu —“, begann Xaver, der jenen schlagenden Beweisgrund kaum gehört hatte, wieder; bevor er jedoch seinen Satz geendet, öffneten sich die Kirchthüren von Saint-Germain-des-Prés und die Menge der Gläubigen strömte über den Platz.

Die beiden Freunde unterbrachen ihr Gespräch.

Der schwarze Bettler hatte seine Ernte begonnen. Unbeweglich und mit ausgestreckter Hand dastehend, glich er einer Statue von Ebenholz, die das Mitleid der Vorübergehenden erwecken sollte; fast Jeder gab ihm, denn er war bekannt und der Ruf dient auch den Bettlern.

Xaver hatte sich über den Balkon gelehnt, seine Seele schien in seine Augen versetzt zu seyn.

„War sie in der Messe?“ fragte Carral leise.

„Wer?“ erwiderte Xaver, dessen Stirn sich mit dunkler Röthe überzog!

„Noch immer verschlossen!“ sagte der Mulatte. „Meine Frage war übrigens unnöthig, ich wußte, daß sie hier war; da ist sie.“

Xaver beugte sich weiter vor: ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, mit jener aristokratischen Einfachheit gekleidet, die so sehr entzückt und die man nicht zu schildern vermag, schritt eben über die Schwelle der Kirche; eine Gesellschafterin in dem strengen Anzuge ihres Berufes folgte ihr. Im Vorbeigehen legte die junge Dame eine Münze in die Hand des schwarzen Bettlers und der Bettler lächelte liebevoll; dann erhob sie verstohlen den Blick zu dem Balkon und ein leichtes Roth färbte ihre Wange. Xaver faltete unwillkürlich die Hände, während Carral in sich hinein murmelte:

„Sie liebt ihn!“

Mistreß Blowter, die Gesellschafterin, erhob jetzt ebenfalls die Augen, doch nur, um nach der Uhr zu sehen. Der Himmel, welcher während des ganzen Tages klar gewesen war, bedeckte sich mit Wolken und es fielen einzelne Regentropfen; die Engländerin machte ein sehr erschrecktes Gesicht und sah sich auf dem Platze um; nur ein Fiaker war vorhanden, und dieser Fiaker, dessen Kutscher auf seinem Sitze schnarchte, stand auf der andern Seite des Platzes.

„Das ist hübsch!“ sprach Carral für sich, „während Fräulein von Rumbrye unter der Obhut einer Zofe in die Kirche ist, befindet sich die Frau Marquise, ihre Stiefmutter, mit der Equipage im Wäldchen, und Herr Alfred des Vallees fährt im Kabriolet des Marquis, seines Stiefvaters, spazieren. Ganz recht so! der Marquis und seine Tochter müssen zu Fuß gehen oder im Fiaker fahren.“

In der That blieb kein Ausweg; das junge Mädchen trat unter die Thür des Hauses, auf dessen Balkon die beiden Freunde sich befanden, und Mistreß Blowter bewegte mit einer sehr anerkennenswerthen Aufopferung ihrer langen Beinen über das nasse Pflaster, um den Wagen zu holen.

„Theuerster, geniren Sie sich nicht, ich entferne mich eine Minute,“ sagte Carral und begab sich in das Zimmer.

Die Menge hatte sich verlaufen, an der Kirche war nur noch der schwarze Bettler.

„Helene!“ flüsterte Xaver ganz leise.

Die junge Dame blickte empor, als sie Niemanden weiter auf dem Balkon sah, gewann ihr Gesicht den Ausdruck der Zufriedenheit und sie sagte rasch:

„Kommen Sie heute Abend!“

Aber eben rollte der Fiaker dumpf über das Pflaster heran und der arme Xaver hörte nichts; er neigte sich vor und horchte: umsonst, Helene schwieg aus dem einfachen Grunde, weil Mistreß Blowter sich näherte. Der Fiaker wurde geöffnet und wieder geschlossen, dann setzte er sich in den gemessenen Trott seiner keuchenden Renner.

„Was sagte sie?“ rief Xaver, nachdem er eine Verwünschung ausgestoßen hatte.

„Kommen Sie heute Abend!“ klang die schwerfällige Kehlstimme des Negers unter dem Fenster.

„Dank, wackerer Mann, Dank!“ rief Xaver.

„Wem, Teufel, danken Sie da?“ fragte Carral, wieder auf den Balkon kommend.

Xaver wandte sich um, der trübe Zug, welcher vorher sein Gesicht beschattet, war verschwunden, ein frohes Lächeln spielte jetzt um seinen Mund und heiter antwortete er.

„Ich sprach für mich. — Halt!“ fügte er hinzu, „heute Abend kann ich Ihnen nicht Gesellschaft leisten, ich gehe nach dem Hotel Rumbrye.“

„Ah!“ versetzte Carral.

„Ich habe eine Einladung erhalten,“ fuhr Xaver fort. „Sagte ich Ihnen nicht schon davon? Ich hatte es ganz vergessen.“

„Wie spaßhaft Sie sind!“ ließ Carral mit einer affektirten, etwas gönnerartigen Freundlichkeit sich vernehmen. „Sie verwenden viel Mühe darauf, sich vor mir zu verbergen, Sie spielen den Diplomaten. Wissen Sie denn nicht, daß ich Ihre kleinen Geheimnisse eben so gut kenne wie Sie selbst, vielleicht sogar besser? Sie lieben ein Mädchen, das dem Range nach über Ihnen steht.“

Xavers Stirn verfinsterte sich wieder, sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das dießmal jedoch kein heiteres war.

„Das ist Tollkühnheit,“ fügte Carral seiner Rede hinzu.

„Narrheit, wollen Sie sagen!“ murmelte Xaver bitter.

„Ich sage nur Tollkühnheit,“ fuhr der Mulatte fort. „Ihr Spiel steht nicht gut, aber es ist zu gewinnen.

„O, wenn ich reich wäre!“ rief Xaver.

„Das wäre ein Trumpf mehr in Ihren Karten, Nichts weiter, Theuerster,“ versetzte Carral. „Was Sie brauchen, ist kein klingender Name, ein Name wie zum Beispiel der meinige.“

„Sie sind sehr glücklich, Carral!“ seufzte Xaver.

„So ziemlich,“ erwiderte Don Juan selbstgefällig. „Hätten Sie indessen auch den schönsten Namen in Frankreich,“ fuhr er fort, „so würden Sie immer noch ein Hinderniß auf Ihrem Wege finden.“

„Welches Hinderniß?“ fragte Xaver.

Carrals Ton wurde ernst, indem er antwortete:

„Sie haben einen Todfeind, Xaver, einen mächtigen, furchtbaren Feind, der Ihnen entgegen steht.“

„So weit mein Gedächtniß reicht, entsinne ich mich keines solchen Feindes,“ sagte Xaver. „Sie scherzen, Carral, ich bin gewiß, Niemand beleidigt zu haben.“

Don Juan bereute bereits, so viel gesagt zu haben, er lenkte ein und versetzte mit erzwungener Munterkeit:

„Ich habe mich zu stark ausgedrückt, Theuerster, viel zu stark, Sie mußten wahrhaft glauben, es handle sich um einen blutdürstigen Verfolger, wie im Drama. Nein, es gibt nur Einen, der Sie nicht liebt, das ist Alles.“

„Und wer ist dieser Eine!“ fragte Xaver.

„Nennen kann ich ihn nicht,“ antwortete Carral ausweichend. „Was kommt auch darauf an? Einige Hülfe nützt oft viel: wollen Sie meine Dienste annehmen?“

„In einer solchen Angelegenheit,“ sagte Xaver zögernd, „sehe ich nicht —“

„Wie ich Ihnen dienen könnte?“ fiel Don Juan ein. „Ich weiß es im Augenblick auch nicht, aber ich bin, wie Sie wissen, gern gesehen im Hotel Rumbrye; wenn ich seit einiger Zeit nicht mehr hingehe, so ist —“ Er stockte ein wenig und fuhr dann mit einer gewissen Unbehaglichkeit fort: „Ich begehe ein Unrecht damit und sehe den Augenblick kommen, in welchem ich wieder dahin werde zurückkehren müssen. Hat man nun den ernsten Willen, Jemanden zu nützen, so findet man auch immer Mittel dazu.“

Xaver ergriff die Hand des Mulatten, drückte sie herzlich und sprach:

„Sie sind ein wahrer Freund, Carral, ich danke Ihnen und nehme Ihr Anerbieten an. Um jedoch Jemanden zu dienen, muß man ihn genau kennen und Sie kennen mich noch nicht.“

„Gewiß, gewiß!“ rief Carral mit seinem schneidenden Tone, „ich kenne Ihre Geschichte, oder vielmehr, ich kann sie errathen. Es ist dieselbe wie die einer Menge von Romanhelden: Sie wissen nichts über Ihre Geburt, Ihre Mutter, oder wenn keine Mutter, ein gefälliger Banquier läßt Ihnen monatlich eine mäßige Summe zahlen —“

„So ist es nicht!“ unterbrach ihn Xaver.

„Nicht?“ versetzte Carral, „dann ist es doch etwas Aehnliches.“

„Etwas Trauriges ist es, Carral!“ sprach Xaver langsam. „Ich weiß wirklich Nichts über meine Herkunft, ich kenne weder meine Mutter, noch meinen Vater; in der Schule wurde meine Pension brieflich eingesandt und seitdem erhalte ich jeden Monat dreihundert Franks.“

„Nun, was sage ich denn?“ versetzte der Mulatte.

„Wer gibt mir diese dreihundert Franks?“ begann Xaver wieder.

„Was kommt darauf an?“ fragte Carral.

„Wird man sie immer geben?“ fuhr der junge Mann fort.

„Das ist noch wichtiger,“ meinte Don Juan, „nach Allem muß man es indessen glauben. Durch wen erhalten Sie das Geld?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Xaver.

„Das ist stark! rief Carral. „Sie müssen doch Jemanden sehen.“

„Niemanden,“ erwiderte Xaver.

„Merkwürdig!“ sagte der Mulatte.

„Ja, merkwürdig und eben so grausam, Carral!“

entgegnete Xaver. „O, glauben Sie mir, ohne meine wahnsinnige Liebe würde ich auf dieses geheimnißvolle Geschenk, das so sehr einem Almosen ähnlich sieht, verzichten, ich würde mit der Welt brechen, in der ich einen gewissermassen usurpirten Platz einnehme, ich würde arbeiten für mein Leben, ich —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Briefwechsel zwischen Ernst Moriz Arndt und König Friedrich Wilhelm. *)

Arndt an den König

Erhabenster König, allerfreundlichster König und Herr! Zu Gott und dem Könige darf man frei sprechen, bitten und beten. So trete ich hier vor meinen König aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und aufweisend, was dieß alte Herz weisen zu müssen glaubte.

Wir stehen in Europa, und vorzüglich in Deutschland, unserm Vaterlande, auf einem scharfen, schneidenden Punkte des Augenblicks, vielleicht fast auf dem Punkte des schneidenden Schwertes. Es steht in demselben Augenblicke die große Frage um Einheit und Stärke drinnen, und um Kraft nach außen. Gefahr ist eben an allen Enden, die größte Gefahr gewiß in der Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, oder in der Ansicht, man könnte die Gefahr durch Zögern abstricken, durch langsame Zettelung und Zuckelung die wilden Kräfte der Zeit ermatten. O nein, nein! Man muß hell dreinschauen, und vor Allem muß Preußen, dessen sieglockende Krone die Gefahr so oft gewesen ist, seinen Adler frischesten Muthes stiegen und den Kronenraub greifen und halten lassen. Ja, erhabenster Herr, die Zeit drängt, die Gefahr drängt — und beide, und die Wünsche, Gebete und Hoffnungen der Besten drängen auf den leuchtenden Glanzpunkt des Vaterlandes, auf Preußen und seinen Herrscher ein, und werden noch mehr drängen.

Doch halt, der Gedanke an den Flug des alten preußischen Adlers reißt den Wehrmann fort. Ich will suchen, kühl mit kühlsten Gedanken zu sprechen.

Ew. Majestät haben sich aus der Fülle der Macht und aus der Ueberzeugung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit für einen ehrlichen, starken, deutschen Bundesstaat, statt des unehrlichen und schwächlichen früheren Staatenbundes, erklärt; Sie haben gelobt, alle Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volks der Stärke und Macht Deutschlands hinzugeben. Deutschland hat diesem Worte geglaubt.

Sie werden es nimmer brechen. Dieses königliche Wort, die starke Bindung dieses Bundes, welche Preußen und Deutschland in eins verwandelt, ist die einzige Möglichkeit, die Ehren und Herrlichkeiten des Vaterlandes und das Daseyn der deutschen Könige, Fürsten und Beistanden*) für die Zukunft zu retten. Die Festhaltung dieses großen Wortes, die wirkliche Gründung und Bildung dieses Bundesstaates, die Erkühnung und Uebernehmung jeglicher Gefahr für denselben, wird vor allen andern dem Könige von Preußen, dem Herrlichsten und Gewaltigsten im Vaterlande, zugemuthet, und alle die von Gott nicht mit Blindheit geschlagen sind, können in dem Könige von Preußen nur den Halter und Retter Deutschlands und seinen künftigen Herrn sehen. Nun kommt, wie eben der Tag steht, Oesterreich, welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschlepppt hat, mit seinen alten Listen heran, und will es wieder ins Schlepptau nehmen. Es schleicht und windet sich unter uns, und auch hier in dieser Reichsversammlung, wie eine Blindschleiche, und sammelt eine Menge kleiner Schlangen um sich, ja selbst — zum Zeichen, was es will, nämlich schwächen und verwirren — alles radikale und sozialistische und kommunistische Ungezieser, die nur eine schwache und elende Regierung, ein wacklichtes Direktorium vieler u. s. w. wollen, bei dessen Entstehung und Leitung die rothe Republik endlich eine Unvermeidlichkeit seyn würde. So zettelt und fördert Oesterreich mit allen seinen .....**), deren seine gehrige Thätigkeit viele zu fangen und abzurichten verstanden hat, zu dem alten Staatenbunde zurück, sucht Alles zu verwirren, entzweien und verschlepppen, und zettelt draußen und drinnen mit den Kabinetten. O die armen deutschen Könige und Fürsten, die sich von seinen Künsten und Zuflüsterungen erschrecken und bethören lassen, wissen nicht, was sie thun! Wenn sie nicht Starkes machen helfen, wenn sie nicht einen starken Kaiser neben und über sich machen, so wird der rothe Abgrund sie unvermeidlich verschlingen.

Ja, erhabenster König und Herr, groß ist die Gefahr des Augenblicks, aber herrlich ist auch der Preis, der dem Muthe winkt. — Dir bleibt keine Mitte mehr, wage voll und ganz deutsch zu seyn; wage Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage alle seine Gefahren zu theilen; zu nehmen und zu übernehmen; wage ganz mit dem Vaterlande zu stehen,

*) Aus dem Jahre 1849 wegen der deutschen Kaiserkrone. Entnommen dem Nathusius'schen Volksblatt, welches vorbemerkt: „Nachdem Beide hinübergegangen, kann der Mittheilung dieser Briefe nichts im Wege stehen, die Beiden — in ihrer Art — zur Ehre gereichen, vielen Lesern aber insonderheit ein liebes Andenken an den theuren königlichen Herrn, um den wir trauern, seyn werden."

*) So stand in der uns mitgetheilten Abschrift. Anm. d. Volksblattes.

**) Unleserliches Wort in der Abschrift. Anm. d. Volksbl.

und Du wirst stehen und bestehen. Mit diesem Muth, mit seinem Muth, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöthen und Gefahren errettete, und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem königlichen Muthe halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Muth und Hochherzigkeit, und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eigenen Getreuen ermuthigen und stärken bis in den Tod, und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! In der Größe des.....*), in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und sozialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen. Dieß mußte mein Herz meinem Könige aussprechen. Dieses Herz klingt und spricht hier nur aus dem Herzen vieler getreuesten und redlichsten Preußen und Deutschen, die hier neben mir sitzen und kämpfen. Ich habe diese Worte nur mit Andacht und Gebet niedergeschrieben, unter allen höchsten Bildern und Erinnerungen der Vergangenheit und Gegenwart. Gottes Wille geschehe! und er wird geschehen auf Erden und im Himmel. Gott schirme und behüte, und erhebe mein Vaterland und meinen König.

Meines allergnädigsten und allerfreundlichsten Königs und Herrn in deutscher Treue allergetreuester und allerunterthänigster Ernst Moriz Arndt, Professor in Bonn und Reichstagsmann für den Kreis Solingen. Geschrieben in der alten Kaiserstadt Frankfurt a. M. am 3. des Lenzmonats 1849, meines Lebensalters im 80. Jahre.

(Schluß folgt.)

*) Abermals ein unleserliches Wort. Anm. d. Volksbl.

Verbesserte Schlittschuhe.

Der Scientific American Nro. 20 enthält Zeichnung und Beschreibung einer Verbesserung an Schlittschuhen, welche vor kurzer Zeit für L. Fogg in Boston patentirt worden ist. Der Schlittschuh hat zwei Läufer, welche ¼ bis ¾ Zoll von einander abstehen, unter sich ganz fest und mit dem Holz durch zwei Angelpaare (Charniere), deren Drehungspunkt auf den Läufern ruht, verbunden sind. Diese Angeln gestatten dem Holz und damit dem darauf ruhenden menschlichen Fuß, seitwärts sich zu neigen, während die Läufer ihre parallele Stellung auf dem Eis beibehalten. Hiedurch wird dem Fußknöchel die anstrengende seitliche Bewegung beim Schlittschuhlaufen erspart. Eine starke Feder ist in ihrer Mitte unten an dem hölzernen Schuh festgemacht, ihre beiden Enden dagegen sind abwärts zwischen die Läufer gespannt, gegen deren innere Seite sie drücken und so den hölzernen Schuh in wagrechter Stellung erhalten, außer die Kraft der Feder würde durch Druck überwunden. Auch die Art und Weise, wie der Schlittschuh an dem Fuß befestigt wird, ist merkwürdig einfach und zweckmäßig. Zwei Platten sind nämlich an derjenigen Stelle des Schuh's, wo die Zehen zu liegen kommen, je mittelst eines Bolzen, welcher durch einen schrägen Einschnitt in der Platte hindurchgeht, so befestigt, daß sie verschoben und der Länge und Breite des menschlichen Fußes ganz angepaßt werden können. Aehnliche Platten sind an der Ferse des Schuh's angebracht, welche, gleichwie die ersteren, um dem Fuße weiteren Halt zu geben, erhöhte Ränder haben. Beim Anziehen werden nun die Platten dem Fuße angeschlossen und festgeschraubt, und das Ganze wird mittelst zweier einfachen Riemen sammt Lappen über dem Fuß festgeschnallt. Es leuchtet als ein weiterer Vorzug dieser Schuhe ein, daß sie sehr rasch an- und ausgezogen werden können.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Weser-Zeitung" schreibt man aus Kassel, 12. Januar: Ein Vorfall, der seit gestern das Stadtgespräch bildet, ist bemerkenswerth, weil er auf die Art, wie in den höchsten Regionen die Dinge angesehen werden, ein bezeichnendes Licht wirft. Der kurfürstliche Kouzertmeister Weigert ging mit brennender Cigarre an einer der neun in der Königsstraße stehenden Schildwachen vorüber, welche ihn zum Wegwerfen der Cigarre aufforderte. Der Posten hatte formell recht, denn noch immer besteht das Verbot gegen jene Handlung; es ist aber thatsächlich schon lange nicht mehr befolgt und seine Uebertretungen nicht geahndet worden. Der sich weigernde Konzertmeister wurde von der Schildwache in sein Schilderhaus gesteckt, wo er bis zur Ankunft der Postenablösung anderthalb Stunden in der Kälte, das Gesicht vorschriftsmäßig nach innen gekehrt, stehen mußte. Die Ansammlung des Publikums vor dem Arrestlokal veranlaßte, daß der Verhaftete auf höchsten Befehl durch eine besondere Soldatenabtheilung auf die Hauptwache geführt ward, und erst von dort wurde der arme Mann auf die Polizei gebracht. (Derlei Annehmlichkeiten widerfahren in Kassel einem jeden, ohne Ansehen der Person. Mußte doch aus demselben Grunde vor gar nicht langer Zeit selbst der französische Gesandte, Herr v. M., die unfreiwillige Bekanntschaft eines kurhessischen Schilderhauses machen! bemerkt die „Allgemeine Zeitung" dazu.)

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 23 · Samstag, 26. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Arbeiten!“ unterbrach ihn Carral, „Maurer oder Tischler werden, nicht wahr? Gehen Sie, Theuerster, Sie gerathen in Redensarten. Wenn Sie in zehn bis fünfzehn Jahren vielleicht ein berühmter Advokat sind, dann mögen Sie auf dieses Geschenk verzichten, das in meinen Augen viel Gutes hat, für jetzt muß man es, verliebt oder nicht verliebt, festhalten. — Doch noch einmal: wie bekommen Sie es?“

„Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen,“ antwortete Xaver, „Sie würden mir nicht glauben.“

„Sagen Sie es nur,“ mahnte Carral.

„Nun denn,“ sprach der junge Mann, „zwischen dem ersten und fünften Tage jedes Monats finde ich hier auf dem Balkon ein sorgfältig versiegeltes Packet mit fünfzehn Louisd'ors.“

„Merkwürdig!“ sagte Carral wieder. „Und Sie haben nicht nachgeforscht? Ich würde aufgepaßt haben.“

„Das habe ich gethan,“ entgegnete Xaver, „ich habe ganze Nächte hinter meinen Vorhängen zugebracht, ich lauerte, wartete —“

„Und nie etwas?“ fiel Carral ein.

„Nichts!“ antwortete Xaver.

Don Juan rieb sich nachdenkend die Stirn. — „Dahinter steckt ein Weib,“ murmelte er.

„Das glaube ich kaum,“ erwiderte Xaver, „vielmehr bin ich, wie vergeblich meine Bemühungen auch waren, das Geheimniß zu ergründen, gewiß, daß es ein Mann ist, der das Geld auf mein Fenster wirft.“

„Was gibt Ihnen diese Gewißheit?“ fragte Carral.

„In einer Nacht, es ist jetzt ein Jahr, war ich bis Tagesanbruch auf meinem Beobachtungsposten geblieben,“ erzählte Xaver; „gegen vier Uhr Morgens ließ sich ein leises Geräusch auf meinem Balkon hören, ich stürzte dorthin und sah einen großen Schatten rasch um die Kirchenecke verschwinden. Es war ein Mann.“

„Die Nacht täuscht,“ wandte Carral ein.

„Das sagte ich mir auch selbst,“ entgegnete Xaver und fuhr dann fort: „Es wurden zu der Zeit gerade einige Reparaturen an dem Hotel unternommen, das Pflaster war mit einer starken Lage Sand bedeckt, die der Regen während der Nacht aufgeweicht hatte. Ich zündete schnell eine Kerze an und eilte hinab: unter meinem Fenster fand ich eine einzige Spur von Tritten und diese Tritte rührten von großen, dreifach mit Nägeln beschlagenen Mannsschuhen her.“

„Auvergnatenschuhe! Schuhe eines Kommissionärs!“ rief Carral.

„Meinen Sie?“ fragte Xaver.

„Es liegt ja auf der Hand,“ antwortete Carral.

Xaver dachte einen Augenblick nach, plötzlich sagte er: „Antworten Sie mir offen, Carral: finden Sie, daß ich wie ein Mulatte aussehe?“

Carral erschrak und sah den jungen Mann drohend an, diese Frage schien ihm eine indirekte Beleidigung; der unbefangene, offene Gesichtsausdruck Xavers beruhigte ihn jedoch bald, er sammelte sich, so gut er vermochte, und antwortete:

„Ich verstehe mich darauf nicht, Jeder bildet sich indessen einen Begriff von den Dingen, die er nicht kennt, und Sie sind das entschiedene Gegentheil von dem Begriff, den ich mir von einem Mulatten mache.“

Xaver athmete erleichtert auf und sprach:

„Dasselbe sagt mir Jeder — und dennoch —“

„Weßhalb fragten Sie mich darnach?“ unterbrach ihn Carral.

Es kommen mir zuweilen quälende Gedanken,“ antwortete Xaver ausweichend; „der jetzige ist eine Narrheit, ich kann ihn Ihnen nicht entdecken.“

„Offenheit!“ mahnte Carral, „sagen Sie mir Alles.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte der junge Mann; „wenn dem so wäre, ich würde zu elend seyn!“

Dennoch würde Xaver vielleicht gesprochen haben, wäre nicht in diesem Augenblicke eine mit zwei muthigen Pferden bespannte Equipage um die Ecke der Straße gekommen, die vor der Thür des Hotels hielt. Die Nacht war noch nicht völlig hereingebrochen, doch ließen die Gegenstände sich nur mit Mühe unterscheiden.

„Prächtige Pferde!“ rief Xaver, froh, von dem Gespräche loszukommen.

Statt zu antworten, suchte Carral eifrig sein Lorgnon, richtete es auf das Wagenschild und stammelte:

„Rumbrye!“

„Um in die Kirche zu gehen, ist es sehr spät,“

versetzte Xaver, der nichts gehört hatte; „vielleicht geht einem unserer Nachbarn ein Glücksstern auf.“

Don Juan war bleich geworden und zitterte.

„Vielleicht Ihnen,“ plauderte Xaver weiter, „Ihnen, der Sie plötzlich ganz stumm geworden sind.“

Die Kutsche öffnete sich, eine Dame in eleganter, leichter Haltung setzte ihre zierlichen Füße auf das schlüpfrige Pflaster und betrachtete das Hotel. Der schwarze Bettler, der bis dahin unbeweglich an dem Pfosten der Kirchthüre gestanden und zu schlummern geschienen hatte, kam heran und streckte die Hand aus, die Dame ging jedoch rasch an ihm vorüber und trat in das Hotel!

„Hatte ich es doch geahnt!“ rief Xaver.

„Sie ist es!“ flüsterte Carral in sich hinein, während er die Farbe wechselte.

„Eine seltsame Aehnlichkeit!“ murmelte unten der Bettler, dessen schwarzes Gesicht eine nicht angenehme Ueberraschung verrieth. „Ich werde erfahren, wer sie ist.“

Unterdessen stieg die Dame die Treppe hinauf. Xaver legte sein Ohr an das Thürschloß, um zu lauschen, welcher glückliche Nachbar den Besuch der schönen Unbekannten empfange. Der Bettler nahm ruhig seinen Platz an der Kirchthür wieder ein.

Nach einigen Sekunden pochte es dreimal an die Thür des Zimmers, in dem sich unsere beiden jungen Männer befanden.

„Immer besser!“ jubelte Xaver, „es gilt Ihnen oder mir!“

„Mir!“ antwortete Don Juan mit erstickter Stimme.

Er öffnete, eine Frau, deren Gesicht von einem durch Stickereien undurchsichtig gemachten Spitzenschleier verhüllt war, trat in das Zimmer.

„Jetzt geniren Sie sich nicht, Freund,“ sagte Xaver leise. „Ich lasse Sie allein und gehe nach dem bewußten Orte.“

Er grüßte die verschleierte Dame und entfernte sich.

Sobald Xaver hinaus war, veränderte sich plötzlich Carrals Gesicht, seine selbstgenügsame, hochmüthige Keckheit verschwand wie durch einen Zauber; sich tief herab neigend, nahm er eine unterwürfige Haltung an und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Was führt meine gute Herrin zu mir?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Briefwechsel zwischen Ernst Moriz Arndt und König Friedrich Wilhelm.

(Schluß.)

Antwort des Königs.

Den 18. März 1849. Sie haben mir, mein lieber werther M. A. im 80. Jahre aus weiland des römischen Reichs Wahlstadt Frankfurt a. M. einen jugendlich frischen Brief geschrieben, den ich zwar in größter Eile, aber nicht unGründlich zu beantworten gedenke. Zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens, denn das ist ein rechter und ächter deutscher Mann, der mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre gibt, und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Verstehen Sie mich recht; weil das oben Gesagte keine leere Phrase bei mir ist, darum antworte ich Ihnen, ja antworte Ihnen mit Freuden, wenn ich auch nicht annehmen darf, daß die Antwort meinem alten lieben Arndt Freude machen wird.

Der Eingang Ihres Briefes ist schön, wie der ganze Brief. Um des Gewissens willen sage ich Ihnen, daß ich denselben „getheilt“ verstehe, d. h. daß auch Sie, wie ich selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein *beten*, den König aber nur *bitten* darf.

Nun, Sie bitten ihn, er soll eine ihm „gebotene Krone“ annehmen! Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn 14 Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: 1) *wer* bietet; 2) *was* wird geboten. Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es noch nöthig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung, die sich Deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt; von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben, noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen, und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt, und die Wahl dem Volk zur Bestätigung vorlegt? Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Raths, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Zentrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler; man darf es eine Sünde nennen — jetzt zeigen sich die Folgen dieser Sünde, jetzt fühlt Jedermann zu Frankfurt, auch die, denen Ursache und Wirkung nicht klar ist, daß man daselbst bei so viel Verdienst, so großen Mühen und (theilweise) so reiner Absicht, an einer gewissen Unmöglichkeit laborirt. Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Scenen, Worte, Beschlüsse des Parlaments das Unmögliche möglich machen können? Doch gesetzt, mein theurer Arndt, die Sünde wäre nicht begangen oder sie würde noch gut gemacht, und der ächt und recht vereinte Rath der Fürsten und des Volks kürte in der alten Wahlstadt, und böte mir die alte, wahre, rechtmäßige tausendjährige Krone deutscher Na-

tion — nun, verweigern und nehmen, hier zu handeln, wäre heut' thunlich — aber antworten würde ich, wie ein Mann antworten muß, wenn ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird.

Doch ach! so steht es nicht! Auf eine Botschaft, wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt mir das Schweigen. Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" aufs Haupt; ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sey ferne! Der Preis des „Kleinods" müßte eben ein das Brechen meines dem Landtage am 26. Februar gegebenen Wortes seyn, „die Verständigung mit der deutschen Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen." Ich aber breche weder dieses noch irgendein anderes gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, mein theurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen andern Menschen theilen: „als säßen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten rothen Demokratie und den Kommunisten" — der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todesbauch, so lange unten oben und oben unten ist.

So lange also im Zentrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rathe sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, so lange steht dieses Zentrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, so lange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen. Als deutscher Mann und Fürst, dessen „Ja" ein Ja vollkräftig, dessen „Nein" ein Nein bedächtig, gehe ich in Nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert, und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte preisgibt, nehme ich nichts an, was meinen angebornen Pflichten nicht ebenbürtig ist, oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam.

Dieses Blatt, mein alter Freund, ist für Sie allein, Sie müssen die Nothwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht. Dringen Ihnen aber meine Worte in Kopf und Herz, verstehen Sie es, daß ich, ohne mich selbst zu verläugnen, nicht anders kann, dann erinnern Sie sich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Besonnenen und Könnenden, erheben Sie Ihre Stimme im Parlamente, fordern Sie endlich das „Eine", was noth thut, und das fehlt, „die rechte Ordnung."

Oft unterbrochen, schließe ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnißvollen 18ten. Trügen die neuesten Nachrichten nicht, so gewinnt zu Frankfurt a. M. die Besonnenheit und Einsicht schon wieder Land. Das wolle Gott! Und wolle er sein kräftiges mächtiges Amen sprechen, wenn ich jetzt mit dem Namen dieses Tages schließe: Luctare!

Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem März-Kaiser so wenig erklingen dürfte, als die Marseillaise vor dem Juli-Könige, Ihnen, theuerster Arndt, biete ich die Hand aus Herzensgrund als Ihr wohlgeneigter König und guter Freund.

Das Mammuthfeld bei Kannstatt.

Bei dem Bau der Remsthalbahn in Württemberg wurden im vergangenen Sommer zahlreiche Funde von Ueberresten vorsündfluthlicher Thiere gemacht. Einem Vortrag, welchen hierüber der Prof. Fraas kürzlich im Verein für Naturkunde zu Stuttgart hielt, entnehmen wir Folgendes:

Im April 1700 wurde am Seelberge zu Kannstatt von einem Soldaten durch Zufall der erste Mammuthszahn aufgefunden, der sofort dem Herzog Eberhard Ludwig gebracht wurde. Dieser ließ an dem Fundorte weitere Nachgrabungen anstellen, und so fand man eine Menge von Knochen des Mammuths und von Resten der diesen riesenhaften Koloß der Urwelt stets begleitenden Thiere, von nordischen Nashorn und Höhlenbären, von zwei gewaltigen, nun gleichfalls ausgestorbenen Hirscharten und vom Ur, von einer Tigerkatze und vom Schakal. Die damaligen Gelehrten stritten sich darüber, ob diese Knochen, denen man gegen viele Krankheiten große Heilkraft zuschrieb, als Naturprodukt in der Erde wüchsen oder ob sie nicht vielleicht die Ueberbleibsel von Heidenvolk seyen, die einst die Römer in ihrer Niederlassung bei Kannstatt gefeiert hätten! Von nun an fand man nicht nur im Neckarthale bei Kannstatt, sondern auch im Stuttgarter Thale überall, wo man durch Bauten den Boden tiefer aufgrub, Reste von diesen urweltlichen Thieren. Größere Ausgrabungen wurden von Memminger im Jahre 1816 am Seelberge, wo er nach römischen Alterthümern forschte, und 1823—26 am Kahlenstein, dem jetzigen Rosenstein

veranstaltet. Neuerdings veranlaßte der Bau der Remsthalbahn eine Menge Funde, unter denen ein im April, also gerade 160 Jahre nach der ersten Entdeckung dieser urweltlichen Ueberreste, aufgefundener riesiger Stoßzahn von 12 Fuß 4 Zoll Länge schon insofern am wichtigsten ist, als er das größte und schönste der seither nicht bloß in Württemberg, sondern überhaupt aufgefundenen Exemplare bildet. Das massenhafte Vorkommen dieser Thierknochen bestimmte den König Wilhelm, eine Fläche von 1000 Quadratfuß zu genauer Erforschung ihrer Menge durchsuchen zu lassen, und da wurden dann neben den andern, den Mammuth stets begleitenden Thierknochen die Reste von 4 dieser gewaltigen Thiere auf diesem kleinen Raume beisammen gefunden, so daß das Kannstatter und Stuttgarter Thal das Leichenfeld von ungefähr einer halben Million dieser Riesenthiere bildet. Daß eine so große Anzahl hier nicht mit und neben einander gleichzeitig gelebt haben konnte, steht außer Zweifel; wie vieler Jahrtausende es bedurft habe, dieses große Leichenfeld so zu bevölkern, dürfte jetzt schwer zu bestimmen seyn, ebenso wie die Frage, was diese gewaltigen Thiere gerade hieher in so großer Anzahl geführt habe, nicht wohl mit Bestimmtheit gelöst werden kann. Da jedoch der gleichfalls bei Kannstatt zu Tage treffende Tuffstein beweist, daß schon damals die wohlthätige Heilquelle dieser Stadt emporsprudelte, indem man in diesen Brüchen die Abdrücke der damaligen Pflanzenwelt auf das Getreueste findet, unter ihnen die Blätter der gewaltigen Mammuthseiche und die einer nun auch zu Grunde gegangenen Riesenpappel — was offenbar nur durch den Niederschlag der eisenhaltigen Kalktheile geschehen konnte, welche diese Quelle mit sich führt — so liegt der Gedanke nahe, daß jene gewaltigen Thiere der Urwelt sich vorzugsweise um diese Mineralquelle sammeln mochten, wie ja häufig Thiere gerne in wohlthätigen Heilquellen baden und dieselben dadurch dem sie verfolgenden Jäger gezeigt haben.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Gaeta wird der „Volksztg." nachstehende, etwas seltsam klingende, aber, „wohlverbürgte" (?) Geschichte mitgetheilt. Der Lieutenant zur See, Prinz v. Schwarzburg-Sondershausen, welcher zum Offizierkorps der „Loreley" (preußisches Kriegsschiff, das im Hafen von Gaeta lag) gehört, hatte kürzlich in Zivilkleidung einen Spaziergang gemacht. Als er Abends nach Gaeta zurückkehrte, wurde er am Thore angehalten und nach seiner Legitimation gefragt. Wiewohl der Prinz in deutscher und französischer Sprache versuchte, sich mit der Wache zu verständigen, es gelang ihm nicht und er mußte endlich die Erfahrung machen, daß er als Spion behandelt wurde, zumal man bei ihm auch einen Stockdegen entdeckt hatte. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde der Prinz als Spion zum Tode des Erhängens verurtheilt und von der Wache nach dem Arresthause geführt, wo die Exekution nach kurzem Aufenthalte vollstreckt werden sollte. Auf dem Wege zum Arresthause bemerkte der Prinz von Schwarzburg einen Beamten von der „Loreley"; er rief ihn herau, sagte ihm, um was es sich handle und forderte ihn auf, dem Kapitän Kuhn von dem Vorgange Anzeige zu machen, damit er schleunigst beim Kommandanten seine Entlassung aus der peinlichen Haft bewirke. Als der Kapitän Kuhn zum Kommandanten kam, war dieser gerade im Begriff, das kriegsgerichtliche Urtheil, welches den Prinzen von Schwarzburg-Sondershausen zum Tode des Erhängens verdammte, zu unterschreiben. So wurde der Prinz durch das zufällige Zusammentreffen mit dem Beamten von der „Loreley" vom sichern Tode gerettet.

Letzten Samstag wurden auf der Paris-Lyoner Eisenbahn Versuche gemacht, wie man sämmtliche Wagen heizen könne. Die Regierung hatte längst ihre Sorgfalt den Reisenden dritter Klasse zugewendet, deren Wagen schlecht bedeckt sind, hölzerne Bänke haben, und deren Boden, der Vorsicht halber, selbst in der strengsten Kälte nicht mit Stroh bedeckt wird. Es handelte sich darum, die Erfindung des Herrn Adrien Delcambre zu erproben, welche darin besteht, durch eine mit der Lokomotive in Verbindung stehende Röhre sämmtliche Wagen durch heiße Dämpfe zu erwärmen. Der Dampf zirkulirt in der Röhre unter den Füßen der Reisenden und entströmt am letzten Wagen. Der Versuch gelang vollkommen. Bei der Abfahrt waren die Wagen kalt, bald entwickelte sich die Wärme durch die in den Kautschuckröhren angebrachten eisernen Einsätze und zwar für die Wagen 1. Klasse 15 Grade, für die 2ter 10 bis 12 Grade, für die 3ter 6 bis 8 Grade. Die Wärme blieb auf der ganzen Fahrt (nach Montargis hin und zurück) stets auf derselben Höhe. Zu bemerken ist, daß die Maschinen nicht im Geringsten in ihrer Bewegung durch den Dampfverlust gehindert wurde, und der Mehrverbrauch der Kohlen höchst unbedeutend war. Es wäre sehr wünschenswerth, eine so wohlthätige Erfindung bald allgemein eingeführt zu sehen.

Auflösung der Charade in Nro. 20:

Stricknadeln.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 24 Sonntag, 27. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

II.

Die Eingetretene war eine Frau von mittlerer Größe und ausgezeichnetem Wuchs; ihre Formen hatten die Jugendfrische verloren, doch war sie noch schön und man konnte glauben, die Blässe ihrer Wangen, der schmachtende Blick ihrer großen schwarzen Augen seyen die Folge der Ermattung und nicht der Jahre. Sie war eine jener Frauen, auf deren Alter man nicht wetten darf, wenn man nicht ihren Geburtsschein in der Tasche hat. Einige schätzten sie dreißig Jahre, besser Eingeweihte sprachen von vierzig; war letztere Behauptung der Wahrheit gemäß, so mußte man zugestehen, daß dieses reizende Gesicht die Zeit ziemlich ungestraft hatte an sich vorüberrauschen lassen. Beim ersten Blick fiel an ihr jene Schlaffheit der Bewegungen, die nachlässige Haltung, der den Töchtern der tropischen Ländern eigenthümliche weichliche Gang auf; jede ihrer Geberden war zart abgerundet, aber ohne Künstelei, jede ihrer Bewegungen zeigte eine träge Anmuth, ihre Muskeln schienen jede Anstrengung zu scheuen, ihre geschmeidigen und modellartigen Glieder suchten instinktmäßig nach Ruhe und in der Ruhe nach Behaglichkeit.

Wer kennt nicht die unerschöpflichen Verführungsmittel dieser kreolischen Lässigkeit, unter der gewöhnlich eine mächtige Energie glimmt und glüht? Diese Frauen, welche schlummernd leben, können, wenn die Leidenschaft sie weckt, wie Gazellen springen, diese weißen Hände, für die der Mousselin nicht weich genug ist, diese für die Last eines Fächers zu schwachen Hände spannen sich oft und pressen bis zum Brechen die starke Hand eines Mannes.

Die Frau Marquise von Rumbrye war ein Creolin; sie vereinigte mit der Anmuth der Kolonieen die nicht minder reizende Anmuth der Pariserinnen, jene verführerische Feinheit, die ein Gemisch von Natur und Studium ist; ein langer Aufenthalt in Frankreich hatte sie darin eingeweiht.

Sie erwiderte Xavers Gruß mit einer höflichen Verbeugung und warf, als er das Zimmer verlassen hatte, den Schleier zurück.

„Was führt Sie zu mir, meine gute Herrin?“ wiederholte Carral, die Haltung eines Schuldigen behauptend, der sein Urtheil erwartet.

„Endlich also erinnerst Du Dich, daß ich Deine Herrin bin, Mulatte?“ versetzte die Frau vom Rumbrye und deutete mit dem Finger auf einen Lehnstuhl.

Carral holte rasch den Stuhl herbei. — „Ich habe es nie vergessen,“ erwiderte er.

Frau von Rumbrye setzte sich, ordnete nachlässig die Falten ihres seidenen Kleides und verwendete einige Minuten darauf, in die bequemste Lage zu kommen; als sie dieselbe gefunden, neigte sie den Kopf auf die Schulter und schloß die Augen halb, dann begann sie wieder:

„Man muß sie suchen, Juan de Carral; seit wann genügt ein Wort von mir nicht mehr, Sie herbeizurufen?“

Der Mulatte öffnete den Mund zu einer Entschuldigung, aber ein Wink der Marquise gebot ihm Schweigen: dieser Wink bezeichnete ganz einfach ein Bänkchen, das am anderen Ende des Zimmers stand! Carral holte das Bänkchen und schob es der Frau Rumbrye unter die Füße, die Creolin richtete sich nun vollständig ein, legte ihre fein geformten Beine übereinander und befand sich so in ihrer Bequemlichkeit! Carral blieb stumm und mit gesenkten Augen vor ihr stehen.

„Ich habe Ihnen zweimal geschrieben,“ hob Frau von Rumbrye wieder an, „zweimal . . . Ihnen . . . ich! Warum haben Sie mir nicht geantwortet?“

„Ich,“ stotterte Carral, „ich wagte nicht —“

„Sie wagten nicht? warum?“ fuhr ihn die Marquise an. „Weil Sie mir nicht gehorcht!“

„Nein Herrin,“ antwortete. Don Juan, „Ihre Befehle sind ausgeführt.“

Die Stirn der Marquise heiterte sich auf und in jenem singenden Tone, dem die Creolinnen einen so mächtigen Reiz zu verleihen wissen, sagte sie:

„Du bist ein guter Junge, Jonquille. Nun, was hast Du gethan?“

„Ich habe mit dem jungen Manne nähere Bekanntschaft gemacht, seit einem Monat sind wir un-

zertrennlich," antwortete Carral. „Sie sehen, wir leben wie Brüder: ein einziges Gemach für uns Beide."

„Gut!" versetzte die Marquise, „ich kannte Dich als einen gewandten Burschen. Und dann?"

„Ich kenne seine Geschichte und seine kleinen Geheimnisse," sagte der Mulatte.

„Sehr gut!" ließ die Marquise sich beifällig vernehmen. „Und weiter?"

„Herrin," sprach Carral in traurigem, bittendem Tone, „Xaver hat mich lieb . . . seit lange liebt mich Niemand . . . Gnade für ihn; thun Sie ihm nichts zu Leide!"

„Armer Jonquille!" murmelte die Marquise, ihren Kopf an die Stuhllehne legend, mit einem Lächeln, in welchem eine ruhige, unerbittliche Ironie lag.

Der Mulatte fühlte seine Zähne zusammenschlagen, eine Regung des wüthendsten Hasses kochte in seinem Herzen.

„Juan de Carral," fuhr die Marquise fort, indem ihr fester, sicherer Blick auf ihm ruhte, „ist das Alles, was Sie gethan haben?"

„Er ist so jung!" murmelte der Mulatte.

Frau von Rumbrye verzog die Lippen auf eine Weise, die ein Kenner für reizend erklärt haben würde, darauf ließ sie mit leichtem Gähnen sich vernehmen:

„Sie schweifen ab, mein armer Junge, wir wollen vernünftig reden, wenn es beliebt. Ich hatte Ihnen einen Befehl gegeben, Sie haben ihn nur zur Hälfte ausgeführt, was, wie sie wissen sollten, gefährlich ist."

„Ich weiß, daß ich Ihnen angehöre, Herrin," entgegnete Carral, „weiß, daß mein thörichter Stolz mich zu Ihrem Sklaven macht, obgleich, ja, gerade weil wir in einem freien Lande leben. Es war ein verhängnißvoller Tag, an welchem ich, meine Herkunft verleugnend, mich mit einem adeligen Namen schmückte, um mich beneiden zu lassen, nachdem ich so lange Mitleid erregt. Ich glaubte, in Europa wäre wie dort der Mulatte ein von Allen verachtetes Wesen, ein elender Spielball des Geschickes, ein Paria; ich täuschte mich, Sie wußten es und dennoch ließen Sie mich in meinem Irrthum. Ich sehe noch Ihr Lächeln, als Sie meine Verwandlung entdeckten; Sie konnten mit Recht lächeln, Herrin, denn diese Entdeckung gab Ihnen einen Sklaven zurück, einen Sklaven, den die menschlichen Gesetze wohl frei, nicht aber zu einem Andern machen konnten."

„Du bist sehr beredt, Jonquille," sagte Frau von Rumbrye kalt.

„Immer diesen Namen!" rief der Mulatte zornig. „Vergessen Sie, daß Sie mit dem Tage, an welchem ich wieder Jonquille würde, alle Gewalt über mich verlören?"

„Es ist wahr, Juan de Carral," versetzte die Marquise, „und ich bedarf Ihrer zu sehr, als daß ich solchen Verlust wagen sollte. Aber fahren Sie in Ihrer Rede fort."

Der Mulatte fühlte sich durch diesen sarkastischen Ton niedergeschmettert, indessen begann er wieder:

„Ich bin auf Ihrer Besitzung geboren, Herrin; ich wurde frei, verzichtete aber darauf, verkaufte mich von Neuem. Doch die Sklaven empören sich zuweilen: hüten Sie sich!"

Die Marquise erhob sich ein wenig; dießmal hielt der Mulatte dreist ihren Blick aus.

„Wollen Sie gegen mich kämpfen?" fragte Frau von Rumbrye, ohne aus ihrem Gleichmuthe zu kommen.

„Verlangen Sie, was ich ausführen kann, antwortete Carral. „Ich will Xaver nicht verderben!"

„Sie wollen nicht?" fragte die Marquise gedehnt und ihr schwarzes Auge glühte unter den zusammengezogenen Brauen hervor.

Der Mulatte erbebte, bittend sprach er:

„Herrin! noch einmal: haben Sie Erbarmen mit ihm! Er zählt zweiundzwanzig Jahre, sein Herz ist gut und edel, er —"

„Genug!" unterbrach ihn die Marquise. „Man möchte meinen, Herr de Carral, Sie wollten meine Geduld auf die Probe stellen. Wahrhaftig! Sie haben mir gedroht, Sie haben gesagt: Ich will nicht! Sie haben die äußerste Grenze der Unverschämtheit überschritten."

„Herrin!" flehte Carral.

„Still!" rief die Marquise, stieß heftig mit dem Fuße das Bänkchen zurück und wendete sich gegen Carral, der, einem geheimnißvollen siegreichen Einflusse nachgebend, zitternd zurückwich. „Siehst Du, Mulatte? Du fürchtest Dich!" fuhr sie mit zermalmender Verachtung fort. „In Dir fließt Negerblut und Du hast von den Europäern nur die erbärmliche Eitelkeit, den Stolz des Mannes nachzuäffen. Du gehörst mir, sagst Du, und Du hast wahr gesprochen; aber wenn ich auf diese moralische Sklaverei mich stütze, so geschieht es nicht, weil Du der Sohn eines Schwarzen bist, nein, weil ich Dein Elend erforscht, weil Du, o Schmach! Deine Geburt verleugnest und, statt wie ein Mann das Haupt zu erheben, Deine Abstammung unter einem falschen Namen versteckst. Ah! ich kann jetzt ohne Rückhalt mit Dir reden, Du darfst nicht mehr auf das Gewesene zurückkommen, Du mußt Don Juan de Carral bleiben, wenn Du nicht, von Allen beschimpft, als ein Feigling verachtet werden willst."

„Ich Unglücklicher!" stöhnte Carral.

„Du darfst nicht fürchten, ich werde Dein vergangenes Leben aufdecken," sprach die Marquise weiter, „nicht fürchten, ich werde sagen: Dieser Mensch ist gebrandmarkt, er hat sein Leben in einem schmachvollen Handwerke hingebracht, an seinen Kleidern haftete einst der Schmutz niedriger Spelunken, in welchen er sich vom Morgen bis zum Abend wälzte. — Du fürchtest nur, daß ich Dich eines Tages Jonquille oder Mulatte heiße. — Höre wohl! ich kenne und durchschaue Dich: nicht das Mitleid ließ Dich für Xaver sprechen, Du

wolltest Widerstand versuchen, wolltest sehen, ob das Joch sich leicht abschütteln läßt. — Ich verzeihe Dir Diesesmal, aber merke wohl! es ist das Letztemal!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Expedition Th. v. Heuglin's nach Innerafrika.

Ueber den Fortgang dieses patriotischen Unternehmens meldet ein Bericht der Petermann'schen „Geogr. Mittheilungen" aus Gotha, 1. Januar: Im Laufe des gegenwärtigen Monates werden die Mitglieder der Expedition ihre Heimath verlassen, um sich zunächst nach Kairo zu begeben. Herr v. Heuglin wird seinen Weg über Konstantinopel nehmen, um daselbst die nöthigen Firmans von der Pforte zu erwirken, und dann so bald als möglich in Kairo mit seinen Gefährten zusammentreffen. Die Theilnahme an dem Unternehmen ist eine solche, daß sie gestattet, der Expedition denjenigen Umfang zu geben, welcher für die Erreichung der vorgesteckten Zwecke von so großer Wichtigkeit ist. In den Wochen vom 1. November bis zum 20. Dezember beliefen sich die Beiträge auf 3755 Thaler, so daß die Gesammtsumme der eingezahlten, einschließlich der nur gezeichneten Beiträge am 20. Dezember (laut der vierten Quittung) 10,740 Thlr. betrug. Ein spezielles Gesuch zur Unterstützung wurde unmittelbar an 33 deutsche Fürsten und Senate freier Städte gerichtet, von denen bis jetzt 21 einen Beitrag bewilligt haben: die Senate von Bremen und Hamburg je 200; der Senat von Frankfurt a. M. 342 Thlr. Außerdem sind noch andere fürstliche Beiträge eingegangen, darunter von Prinz Albert von Sachsen-Koburg-Gotha 285 Thlr. Von deutschen wissenschaftlichen Instituten und Vereinen rc. haben mehrere, meist ohne direkte Aufforderung, dem Unternehmen ihre Theilnahme zugewandt. Darunter: Die Berliner Karl Ritterstiftung mit 600, die Braunschweiger Philologen-Versammlung mit 50, die kaiserl. leopold. karol. Akademie in Jena mit 105, die Naturforscherversammlung in Königsberg mit 260, die deutsche morgenländische Gesellschaft in Leipzig mit 100, der deutsche geographische Verein in Manchester mit 66 Thaler. Trotz dieser ansehnlichen Beiträge überragt die Betheiligung des Publikums im Allgemeinen in ihrer Gesammtsumme die andern. Es gingen u. A. ein aus Amsterdam 121, aus Astrachan 20, aus Bradford (England) 112, aus Dresden 406, aus Frankfurt a. M. 152, aus Gotha 437, aus Hongkong 198, aus Langensalza 150, aus Leipzig 240, aus Manchester 86, aus Nürnberg 180, aus Paris 412 (darunter die 3 Gebrüder Rothschild mit 400), von Dr. Scherzer in Triest 228, aus Wien 242 Thlr.; kleinere Beträge flossen u. A. aus Bamberg, London, Ludwigshafen, Madrid, Mailand, München, Pesth, Petersburg, Straßburg u. s. w. Die ganze pekuniäre Betheiligung bis zum 20. Dez. 1860 läßt sich demnach folgendermaßen gruppiren: Gothaer Komite (18 Mitglieder) 1850, deutsche Regenten und Senate freier Städte (mit Ausnahme des Herzogs von Koburg-Gotha, dessen Beitrag von 1200 fl. zu denen des Komites gerechnet ist) 2841, andere fürstliche Personen 336, wissenschaftliche Vereine 1440, übrige Betheiligung (aus 105 Ortschaften) 4174 Thlr. Bei einer Berechnung stellt sich heraus, daß in Allem bisher nur etwa 3000 Personen dem Unternehmen einen Beitrag zugewandt haben, und es dürfen also noch weitere Beiträge erwartet werden. Die von verschiedenen Seiten erhaltenen Unterstützungen in Büchern und Karten für die Expedition sind höchst annehmbar, und sehr brauchbar ist auch das Geschenk eines Fasses Glasperlen aus der Glasperlenfabrik von H. Scharrer in Bayreuth, aus welcher alljährlich ungeheure Massen dieses, für Afrika so wichtigen, Handelsartikels nach Zanzibar, Lagos rc. gehen. Der Geber dieses Geschenkes würdigt vollkommen die Wichtigkeit der Expedition auch für die Beförderung der Handelsinteressen, und seine bedeutende Fabrik zeigt gewiß, daß auch wir Deutsche an den großen Handelsinteressen Afrikas mehr und mehr einen direkten Antheil erlangen können. Der Handel mit Zanzibar liegt z. B. zum großen Theil in den Händen von Hamburger Rhedern und Kaufleuten. Außer diesen Beweisen der Theilnahme haben sich nun an verschiedenen Orten Hülfskomites gebildet. Diese rege Unterstützung von allen Seiten hat es schon jetzt verstattet, der Expedition einen größern Umfang zu geben und die Ausrüstung in würdigerer Weise zu betreiben, als man zu Anfang hoffen durfte. Es ist demnach, außer dem Herrn Dr. Steudner (als Botaniker und Geognost) und Herrn Kinzelbach (für die astronomischen und meteorologischen Beobachtungen), auch noch Herr Werner Munzinger für die Expedition gewonnen, ein Mann, der sich durch seine langjährigen Arbeiten und Forschungen in Afrika als wissenschaftlicher Begleiter des Herrn v. Heuglin besonders geeignet erweist, außerdem aber auch von vielen Seiten, so von Dr. Barth, warm empfohlen wurde. Hr. Munzinger (Schweizer) wird speziell die ethnographischen und linguistischen Arbeiten übernehmen. Er ist ein Mann von 28 Jahren, lebt seit acht Jahren in Afrika und hält sich gegenwärtig in Keren, im Lande der Bogos (etwa 20 deutsche Meilen westnordwestlich von Massaua und 20 deutsche Meilen östlich von Chartum), auf, wo er angesiedelt ist und in großem Ansehen bei den Eingebornen steht. Er bringt dem Unternehmen nicht bloß das in Afrika selbst erworbene Kapital seiner Erfahrungen und Kenntnisse, sondern in Anbetracht seiner Betheiligung hat der schweizerische Bundesrath eine Summe von 5000 Frs. für den Expeditionsfond beantragt und bewilligt.

Sagenkranz von Wertheim und dessen Umgebung.

Von Julius Kuttor.

IV.

Die befehlende Schrift zu Wertheim.

War einst ein Graf zu Wertheim, den heftig es verdroß,
Daß halber in Ruinen sein altes Ahnenschloß,
Daß an ihm so gehauset des Krieges wilder Sturm:
Der wollt' einreißen lassen einst einen alten Thurm.

Da wird in dem Archive des Nachts ein Lärm gehört,
Und Alles wird im Schlosse vom Schlafe aufgestört.
Und Keiner wußt' zu deuten den wilden Geisterlauf,
Denn Alles war ergriffen von der Verwirrung ganz.

Doch als am andern Morgen man das Archiv betrat,
Ist man sogleich erstaunend dort einer Schrift genaht.
Die Schrift, die man gefunden, hat Keiner noch geseh'n,
Und Keiner will sie kennen, wie Viel' sie auch umseh'n.

Und in der Schrift befohlen war nun mit ernstem Wort,
Man solle Nichts zerstören an der Ruine dort.
Drauf ändernd seinen Willen, ließ steh'n der Graf den Thurm,
Er ist noch heut' zu schau'n, er trotzet noch dem Sturm.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Düsseldorf: Die Angelegenheiten zur Erwerbung des Jacobi'schen Gartens und seiner würdigen Erhaltung als Denkmal literär- und kunstgeschichtlicher Erinnerungen nahen ihrem Abschlusse. Unser Künstlerverein „Malkasten", von auswärtigen Kunstgenossen und Kunstfreunden in liberalster Weise unterstützt, hat zur Verloosung eine Sammlung von gegen 800 Kunstwerken zum amtlich festgestellten Taxwerth von circa 46,000 Thlrn., entsprechend wenigstens 500 Gewinnnumern, zusammengebracht. Von den darauf ausgegebenen circa 23,000 Loosen zu 2 Thaler haben etwa 20,000 Stück zu 2 Thlr. abgesetzt werden können. Aus diesem Erlös ist der Jacobi'sche Garten angekauft und den Staatsbehörden die Garantie für dessen Erhaltung in der geforderten Weise geleistet worden. Auch nach Abzug der sehr bedeutenden Ankaufs- und Instandsetzungskosten ist der Malkasten noch immer im Besitz einer Summe, welche zwar noch nicht vollkommen ausreicht, um solche Gebäulichkeiten, wie sie der Schönheit des Gartens entsprechen würden, zu errichten, jedenfalls aber das dereinstige und hoffentlich nicht allzuferne Erreichen auch dieses Zieles in sichere Aussicht stellt. Namentlich wird dieß dann der Fall seyn, wenn dem Unternehmen auch ferner die öffentliche Theilnahme zugewendet bleibt. Die noch auszugebenden Loose werden in ihrem Werthe in keinem Fall den Tarwerth der in Verloosung kommenden Kunstgegenstände übersteigen. Sobald die obengenannte Summe von 46,000 Thlrn. erreicht seyn wird, sind behufs fernerer Verausgabung von Loosen so viel andere Kunstwerke mit Bestimmtheit zugesagt, wie erforderlich um auch den Marimalbetrag von 50,000 Thalern zu erreichen. Die Verloosung der Gemälde selbst aber wird durch die General-Lotteriedirektion in Berlin und zwar ganz bestimmt im Monat Juni d. J. vorgenommen werden. Der Tag des Anfangs (wahrscheinlich 17. Juni) wird vorher öffentlich bekannt gemacht. Mindestens sechs Wochen vor diesem Tage wird mit der Ausgabe von Loosen inne gehalten und hoffen wir, daß bis dahin die Betheiligung an der Lotterie eine solche ist, daß dem „Malkasten" die vollständige Erreichung seiner schönen Zwecke in naher Aussicht steht.

Das „Bündener Tagblatt" sprach von zwei Jägern, die von einer Lawine überrascht worden sind und von denen der Eine noch gar nicht gefunden werden konnte, während der Andere (Mettier von Davos) wie durch ein Wunder gerettet wurde. Er kam nämlich, nachdem es ihn über Steine und Felsen hinuntergeschendert hatte, sozusagen obenauf zu liegen, so daß er sich selbst losmachen konnte. Er hat das rechte Schlüsselbein gebrochen und ist sonst am Kopf und an einem Bein beschädigt.

Logogryph.

Sechs Zeichen bilden mich zu einem Ding,
Zuweilen kostbar, oft auch sehr gering;
Du siehst in Hütten mich und in Palästen,
Berührt werd' ich von deinen hohen Gästen
Und, daß der Logogryph dich etwas plagt,
Auch von der Hand der ärmsten Küchen-Magd.
Nimm mir das Haupt, und nimmer hast du mich
Beglückt mit Kindern nicht die liebe Gattin dich.
Nimm mir das letzte Zeichen, und ein Mann,
Den Theologen werth, erscheint dir dann.
Wählst du fünf Zeichen aus, in schöner Pracht
Blüh' ich, an Düften reich, in deinem Garten;
Versetzest viere du mit Vorbedacht,
So wird die bunte Kuh mit Sehnsucht warten,
Daß ihr in vollem Korb Sie, die vielleicht
Sich mit vier Andern nennt, die Gabe reicht.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 25 Dienstag, 29. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Während die Marquise sprach, hatte ihr ganzes Wesen und selbst ihr Gesicht sich dergestalt verändert, daß man sie nur mit Mühe wiedererkannt haben würde; ihr Kopf war stolz zurückgebeugt, die weichen Formen des Halses hatten sich gespannt, die ganze Gestalt hatte ihre anmuthigen leichten Bewegungen verloren! das Auge hatte sein sanftes Schmachten mit einer glühenden Schärfe des Blickes vertauscht, die Augenbrauen waren zusammengezogen, die Linien des Mundes hatten die schöne Rundung mit rauhen eckigen Falten umgeben. Eine tiefe Furche durchschnitt die vorher so ungetrübte Stirn. Alles an dieser Frau zeigte jetzt den gewaltigen Ausdruck eines eisernen Willens. Kaum jedoch hatte sie die letzten Worte ausgesprochen, da gaben ihre scharf gespannten Muskeln nach, sie ließ sich auf den Stuhl zurück fallen und nahm ihre nachlässige Stellung wieder ein.

Der Mulatte wagte nicht, zu antworten. Einen Augenblick gab die ohnmächtige Wuth ihm den Gedanken an ein Verbrechen ein, seine Hände öffneten sich unwillkürlich, als wollten sie das zarte Geschöpf, das ihn mit Füßen trat, erwürgen; er hatte jedoch nicht den Muth dazu, und erdrückt von dem Gefühl seiner Schwäche, gab er sich überwunden.

Carral hatte auf Befehl der Marquise sich an Xaver angeschlossen, es war ihm leicht geworden, die Freundschaft des jungen Mannes zu erschleichen; dann aber hatte er ihn um seines Vertrauens und seines Edelmuthes willen lieb gewonnen. Dennoch hatte Frau von Rumbrye richtig in seiner Seele gelesen, als sie sagte, nicht das Mitleid, sondern sein eigenes Interesse lasse ihn für Xaver sprechen; der Mulatte fühlte höchstens den unbestimmten Trieb, seinen Freund zu retten, klar bewußt aber war er sich des Verlangens, ein lästiges Joch abzuschütteln.

Zwischen unseren beiden Leuten trat ein längeres Schweigen ein; endlich begann Carral, seinen tiefen Groll unter einer erkünstelten Demuth verbergend wieder:

„Gute Herrin, ich hatte Unrecht und bedaure es; künftig werde ich Ihnen ohne Zögern gehorchen."

„Nichts mehr davon!" versetzte Frau von Rumbrye leichthin. „Du bist zuweilen ein wenig närrisch, indessen hat Jeder seine Fehler. — Erzähle mir die Geschichte des jungen Mannes."

Carral berichtete Alles, was er von Xaver wußte. Die Marquise hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und nachdem er geendet, murmelte sie:

„Bastard! ich vermuthete es, aber das Alles hoffte ich nicht. Fünfzehn Louisd'ors monatlich, fünfzehn Louisd'ors, deren Quelle er nicht anzugeben weiß: wir haben ihn!"

Sie versank eine Weile in Nachdenken, dann heftete sie plötzlich den Blick auf Carral und fragte ihn scharf:

„Wissen Sie, warum ich den jungen Mann bei Seite schaffen will?"

„Ich gestatte mir nicht, in die Geheimnisse meiner guten Herrin zu dringen," antwortete heuchlerisch Carral.

„Ich hätte Sie für hellsehender gehalten," versetzte die Marquise. „Xaver liebt Fräulein von Rumbrye."

„Das hatte ich vergessen, Ihnen zu sagen," bemerkte der Mulatte.

„Und Sie errathen das Uebrige nicht?" fragte Frau von Rumbrye.

Carral nahm die Miene neugieriger Unwissenheit an.

„Fräulein von Rumbrye," fuhr die Marquise fort, „ist die einzige Erbin meines Gemahls und mein Gemahl hat fünfmalhunderttausend Franks Einkünfte."

„Ein ansehnliches Vermögen!" rief der Mulatte, aus dessen Auge ein rascher Blitz zuckte.

„Mein Sohn Alfred würde noch ein schöneres haben," erwiderte die Marquise, „wenn Sankt Dominquo — Doch das Alles ist hin und Alfred erfreut sich kaum eines bürgerlichen Wohlstandes."

„Ich verstehe," sagte Carral, „eine Heirath —"

„Ganz recht!" fiel die Marquise ein. „Aber, Gott verzeihe mir! ich glaube, die kleine Närin Helene denkt mehr an diesen Xaver, als nöthig ist, und zum Ueberflusse hegt Herr von Rumbrye, der durch den Beistand des jungen Menschen in den hundert Tagen einer

großen Gefahr entgangen seyn will, eine unbegreifliche Zuneigung für ihn."

„Das ist allerdings übel," bemerkte Carral.

„Unter solchen Umständen wäre es Thorheit, an die Entfernung der geheimnißvollen Waise auf gewöhnlichem Wege zu denken," fuhr Frau von Rumbrye fort: „der Marquis würde widerstreben und Fräulein von Rumbrye wäre im Stande, sich bloßzustellen. Man muß großartige Mittel anwenden."

„Ich erwarte Ihre Befehle," sagte der Mulatte.

„Als ich Sie hierher sandte, hatte ich meinen Plan gemacht," begann die Marquise wieder, „ich gebe ihn jedoch auf."

„Um so besser!" sagte der Mulatte. „Einen armen jungen Menschen allmählig in das Laster verstricken, ihm Schritt für Schritt folgen —"

„Hören Sie auf!" unterbrach ihn die Marquise, „zum Moralprediger taugen Sie herzlich schlecht. Mein neuer Entwurf ist bei Weitem besser, er wird sich bei Gelegenheit einer Soiree ausführen lassen und," fügte sie mit besonderer Betonung hinzu, „wie ich glaube, Ihrem edlen Gemüth nicht widerstreben. Merken Sie nun auf!"

Hier wechselte Frau von Rumbrye ihre langsame kreolische Aussprache mit einem kurzen entschiedenen Tone, wie er sich besser für Geschäftssachen eignet; mit großer Klarheit und einer wunderbar bereiten Genauigkeit entwickelte sie einen vollständigen Operationsplan, den der Leser vielleicht nichtswürdig finden wird, wenn er ihn erfährt, der aber Zeugniß für die tiefe Einsicht der Frau Marquise gibt.

Carral hörte seiner „guten Herrin" mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit zu; je weiter sie sprach, um so mehr fühlte die verschlagene Natur des Mulatten sich von einem so trefflich ausgedachten Plane angezogen, er ließ von Zeit zu Zeit einen Ausruf der Bewunderung hören. Als jedoch Frau von Rumbrye schwieg, kam Carral wieder zu sich, er gedachte der Folgen und schreckte vor der Ausführung zurück. Es lebte in diesem Menschen noch einiges gute Gefühl, der erste Antrieb überwog bei ihm stets das Nachdenken.

„Was hältst Du davon?" fragte die Marquise, als sie ihre Darlegung beendet hatte.

Carral zögerte, dann sagte er schüchtern:

„Herrin, Sie können nicht fordern, daß ich Ihnen bei einem so schwarzen Verrath helfen soll!"

„Wer sagt, daß Du mir helfen sollst?" entgegnete Frau von Rumbrye, indem ihre Lippe sich leicht kräuselte.

„Ich glaubte —", stotterte Carral.

„Du irrest Dich," fiel die Marquise ein; „ich habe nichts damit zu thun, Du handelst allein."

Bei diesem unerwarteten Schluß verlor der Mulatte alle Fassung, dann riß der Unwille ihn fort und bitter rief er:

„Meine Rolle war noch nicht grausam genug, es beliebt Ihnen, sie mir durch einen Scherz zu erschweren! Wohl, Madame! thun Sie mir alles Böse an, dessen Sie fähig sind, ich verweigere Ihnen meine Mitwirkung."

„Der Mensch wird mir doch wirklich lästig," murmelte die Marquise, indem sie ohne sichtbare Erregung aufstand. „Leben Sie denn wohl, mein armer Freund!" sagte sie ruhig. „Ich werde mich nach einem andern Agenten umsehen."

Der Mulatte folgte ihr mit unsicheren Blicken. Sie trat vor den Spiegel und schlug in zierlicher Weise die Falten ihres indischen Cachemirs über die Schulter, dann versetzt sie:

„Kommen Sie heute Abend nicht ins Hotel? Wir werden einige Freunde bei uns haben."

Carral senkte das düstere Gesicht zur Erde und antwortete nicht.

„Es wird Ihnen nicht leid thun, wenn Sie kommen," fügte die Marquise ihrer Rede hinzu, „ich will meine Gäste mit der Geschichte des Mulatten Jonquille belustigen."

„Das werden Sie nicht!" rief Carral.

„Vielleicht doch," versetzte Frau von Rumbrye.

— „Gnade, Madame!" flehte der Mulatte.

Er hatte sich auf die Kniee geworfen, doch die Marquise achtete seiner nicht mehr, ihren schönen Shawl noch einmal zusammenziehend, ging sie mit wiegenden Schritten durch das Zimmer, öffnete die Thür und verschwand.

Der Mulatte richtete sich langsam empor, er war sehr bleich, sein Auge starr und wuthleuchtend, mit hohler Stimme keuchte er:

„Wird denn nie die Reihe an mich kommen? — O, nur die Gelegenheit! wie will ich mich rächen!"

In dem Augenblick, als die Marquise aus dem Hause kam, trat der Bettler, der geduldig gewartet hatte, auf's Neue vor sie hin und streckte ihr die Hand entgegen.

„Wieder dieser Schwarze!" versetzte sie mit Abscheu, wandte sich ab und stieg in den Wagen.

Der Neger gab seine Partie darum noch nicht auf, er ging zu dem Wagen und warf einen langen Blick in denselben; ein Lichtstrahl aus einer in der Nähe stehenden Laterne ließ die Gestalt der Marquise vollkommen unterscheiden. Die Ausdauer des Negers gewahrend, runzelte sie die Stirn und schloß hastig das Fenster.

Der Bettler ging um den Wagen herum und stellte sich vor die andere Thür.

„Fort mit Dir!" rief Frau von Rumbrye aufgebracht, „ich gebe den Schwarzen nichts!"

„Creolin!" versetzte der Bettler mit Bitterkeit.

Der Laikai trat heran und fragte nach dem Befehl der Frau Marquise; der Neger spitzte die Ohren.

„In's Hotel gebot die Marquise kurz.

Das zweite Fenster wurde geschlossen, die munteren Rosse führten die Kutsche im raschen Trabe davon.

„In's Hotel!“ sprach der Bettler vor sich hin; „welches Hotel? — und doch, ich muß sie wiedersehen, sie gleicht ihr, es sind dieselben Züge, Creolin ist sie auch, sie gibt den Schwarzen nichts. — Mein Gott wenn sie es wäre!“

Während er sich langsam entfernte, um nach seinem Nachtquartier zu gehen, sah er unter dem Balkon etwas Weißes liegen, er kehrte zurück und hob es auf; es war ein gesticktes und mit Spitze besetztes Taschentuch, so fein, daß man es in einer leeren Nuß hätte unterbringen können. Der Bettler trat zu der Laterne, um seinen Fund genauer anzusehen.

„Es ist ihr Taschentuch!“ rief er, „hier: J. A.! — Mein Gott! so viele Umstände können nicht zufällig zusammentreffen, — sie ist es! — Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, dennoch muß sie sich erinnern. — Ich werde sie wiederfinden!“

Er setzte seinen Weg fort, bis er in der Rue-Bourbon-le-Chateau in ein ärmliches Häuschen trat. Im fünften Stock desselben, unter dem Dache, fand sich eine enge dumpfe Stube, deren aus wurmstichigen Balken bestehende Decke unmittelbar die Dachziegel trug; das war die Wohnung des Bettlers.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gesundheitslehre.

Professor Schreber über den Schlaf

In seinem vortrefflichen, so eben in zweiter Auflage erschienenen Buch der Gesundheit gibt der Verfasser folgende Lebensregeln in Bezug auf den Schlaf.

Schon aus der Erkenntniß der hohen Wichtigkeit des Schlafes für das körperliche und geistige Leben läßt sich schließen, daß auch hierin die Einhaltung des richtigen Maßes nicht gleichgültig, daß das Zuviel wie das Zuwenig zu meiden sey. Durch Beides wird das Leben beeinträchtigt. Zu vieler Schlaf macht Geist und Körper träg und stumpf, erzeugt Fettleibigkeit, Verdickung und Stockung der Säfte nebst den daraus hervorgehenden Krankheitszuständen. Durch übermäßige Entziehung desselben wird aber die Lebenskraft zu sehr erschöpft. Obgleich nun eine Abweichung vom richtigen Verhältnisse sowohl auf der einen wie auf der andern Seite üble Folgen nach sich zieht, so haben wir doch in erstenrer Hinsicht weit eher eine falsche Gewöhnung zu befürchten, als in letzterer, weil dieß die Natur durch Geltendmachung ihrer Rechte mehr erschwert. (Zu geringes Bedürfniß zum Schlafen, bei gleichzeitigem Gefühle allgemeiner Ermattung, muß als Krankheit betrachtet und behandelt werden.) Ganz besonders nachtheilig wird zu vieler Schlaf bei geringerer körperlicher und geistiger Thätigkeit und reichlichem Genusse von Nahrungsmitteln. Ein verhältnißmäßig kurzer Schlaf ist eben deßhalb um so ruhiger, fester und erquickender; der Körper kann daher durch einen sechsstündigen Schlaf unter übrigens gleichen Umständen mehr erfrischt und gestärkt werden, als durch einen über die Gebühr langen von neun, zehn oder noch mehr Stunden. Es wird außerdem auch dadurch viel Zeit gewonnen. Schläft man z. B. vom zwanzigsten Jahre an durchschnittlich jede Nacht, anstatt neun, nur sieben Stunden, so hat man, wenn im Allgemeinen die Tageslänge, welche man wirklich durchlebt, d. h. wachend zubringt, zu 16 bis 17 Stunden gerechnet wird, im erreichten fünfzigsten Jahre einen reinen Gewinn von mehr als drei Jahren. Hierbei ist übrigens auch noch in Anschlag zu bringen, daß ein Mensch, welcher seine Natur gewöhnt hat, mit einem kurzen Schlafe zufrieden zu seyn, die Zeit des Wachens in der Regel weit kräftiger und wirksamer verlebt, als ein Langschläfer. Das Leben gewinnt mithin auf diese Weise nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an innerem Gehalte.

Berücksichtigen wir aber die vielfache Verschiedenheit der einzelnen Menschen je nach dem Alter, der Lebensweise, Körperbeschaffenheit u. s. w., so leuchtet ein, daß nicht für Alle ein gleiches Zeitmaß des Schlafes das richtige seyn kann. Um nun einen jeden Einzelnen in den Stand zu setzen, auch hierin das für seine Person passende Verhältniß zu treffen, sich vom Zwiel, wie vom Zuwenig gleichweit entfernt zu halten, schlagen wir folgendes Mittel vor, welches zur Erreichung dieses Zweckes das einzig mögliche seyn dürfte.

Man schränke die Zeit des Schlafens (wenn dieß nämlich nicht schon in einem zu bedeutenden Grade geschehen ist, und wenn es Gesundheitsumständen nicht geradezu verbieten) unter immer nur kleinen Zeitverkürzungen ganz allmählich so weit ein, bis man an einen solchen Punkt der Schlafeslänge gekommen ist, von dem man bestimmt überzeugt wird, daß er für die Dauer nicht ausreichend ist; hierauf gebe man wieder nach und nach und gerade nur so viel Zeit zu, bis man zu dem Maße gelangt, bei welchem sich die Munterkeit und das wahre Kraftgefühl für die Zeit des Wachens erhält, und bleibe unter gleichen Lebensverhältnissen so lange als möglich stehen. Um aber ein reines Resultat aus diesen Versuchen zu gewinnen, ist es besonders erforderlich, die Uebergänge recht unmerklich zu machen, weil man sonst, vorzüglich wenn zuvor ein bedeutender Grad von Verwöhnung stattfand, leicht der Täuschung ausgesetzt ist, ein Scheinbedürfniß für ein wirkliches zu halten; denn wer z. B. gewöhnt war, neun bis zehn Stunden zu schlafen, würde, wenn er plötzlich die Zeit des Schlafes auf fünf bis sechs Stunden abkürzen wollte, das Bedürfniß eines längeren Schlafes wenigstens in der ersteren Zeit für unüberwindlich ansehen. Hat man sich einmal an ein be-

stimmtes Maß in dieser Beziehung gewöhnt — und Gewohnheit vermag hauptsächlich hierin unendlich viel, — so wird auch eine mitunter etwas veränderte Lebensweise keinen für die Dauer störenden Einfluß haben. Wenn man die Wichtigkeit einer derartigen guten Gewöhnung, ihre Vortheile für Gesundheit und Lebensfrische und den daraus hervorgehenden Zeitgewinn erwägt, so dürfte es wohl der Mühe werth erscheinen, ein darauf abzweckendes Mittel zu versuchen, selbst wenn dieß mit einiger Anstrengung verknüpft seyn sollte. Auch bei schon vorgerücktem Alter ist an der Möglichkeit, diesen Zweck unbeschadet der Körperkräfte zu erreichen, nicht zu verzweifeln. Im Durchschnitte möchte die naturgemäße Dauer des Schlafes vom 20. bis 50. oder 60. Lebensjahre zwischen 6—7 Stunden festzusetzen seyn.

Wir sollen, so verlangt es der Lauf der Natur, alle 24 Stunden diese Schlafsperiode abwarten. Ist es aber nun einerlei, wann dieß geschieht? — Sicherlich nicht. Diejenige Zeit muß begreiflicher Weise die für den Schlaf günstigste seyn, in welcher die wenigstens äußeren Reize auf den Menschen einwirken, folglich die Nacht. Außerdem bestimmt uns aber noch ein anderer Grund, die Nacht, und zwar den bald näher zu bezeichnenden Theil derselben, als die naturmäßeste Schlafzeit anzuerkennen. Wir finden nämlich, daß jedesmal zur Abendzeit eine vermehrte Thätigkeit der Verrichtungen im Innern des Körpers beginnt, die sich bei gesunden Zuständen hauptsächlich durch etwas stärkeren Pulsschlag, in manchen krankhaften durch Vermehrung des Fiebers kundgibt. Dieser Aufregungszustand des inneren Lebens erreicht um Mitternacht — als derjenigen Zeit, wo die Sonne am weitesten von uns entfernt, mithin am einflußlosesten ist — seinen höchsten Grad und nimmt in gleichem Maße wieder ab; er bezweckt die Ausgleichung der durch die mannigfachen während der Tageszeit erfolgenden Einflüsse und Thätigkeitsäußerungen in der körperlichen Oekonomie erzeugten Unordnungen. Die Zeit der Mitternacht muß also auch ohngefähr die Mitte der Schlafzeit ausmachen. Daher sind die Stunden von Abends acht, neun oder spätestens zehn Uhr bis Morgens drei, vier oder längstens fünf Uhr zuverlässig am geeignetsten zur Herbeiführung eines wahrhaft gesunden und erquickenden Schlafes. Zu keiner anderen Zeit steht der Schlaf so im Einklange mit dem Laufe der Natur.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Sächsische Blätter enthalten die Nachricht vom Erfrieren eines armen Dienstmädchens im Gerichtsgefängniß zu Werdau. Die Nachricht hat sich leider völlig bestätigt; die Unglückliche hatte am 12. Januar von Zwickau mit der Eisenbahn zu ihren Eltern zurück reisen wollen, ihr Dienstbuch in ihre Lade geschlossen und diese als Eilgut aufgegeben. Unterwegs von einem Gendarmen nach dem Reiseausweis befragt, ward die „Legitimationslose“ trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld auf dem Werdauer Bahnhofe verhaftet und, während der Fahrt schon arg durchkältet, in das ungeheizte Gerichtsgefängniß geschleppt, in welchem ihr Körper am andern Morgen leblos und so fest gefroren vorgefunden wurde, daß die Leiche zwei Tage lang aufgethaut werden mußte, bevor die gerichtliche Sektion vorgenommen werden konnte! Wohl reist man heut zu Tage weite Strecken im deutschen Lande, ja nach der Schweiz, Holland und Belgien, nach England und weiter, ohne daß einem jemals die Pässe abgequält werden, aber in Sachsen läuft noch jedes Landeskind Gefahr, als verdächtiges Subjekt eingekerkert zu werden, wenn ihm der polizeiliche Erlaubnißschein zu einem Besuche im nahen Kirchdorfe fehlt. Und weßhalb? — Wir haben zu viele Gendarmen im Lande! Diese Leute haben nichts zu thun. Ein leeres Dienstjournal ist eine schlechte Empfehlung in den Augen der Vorgesetzten, deßhalb wird ergriffen, was vorkommt. Je mehr Anzeigen, für desto brauchbarer gilt der Mann, desto sicherer wird er befördert. Jeder Gendarm hat nicht weniger als zehn Vorgesetzte, die ihn kontrolliren, anstellen, ab- und versetzen, nämlich den Obergendarm, den Bezirksinspektor, den Landes-Obergendarmerieinspektor in Dresden, den Ortsrichter, den Gerichtsamtmann, den Friedensrichter (unter Umständen mehrere), den Amtshauptmann, den Kreisdirektor, den Polizeivorstand im Ministerium und vor allen den Ministern selbst. Die gegenwärtige Gendarmerie-Organisation ist eine Lieblingsschöpfung des Ministers, aber sie entspricht keineswegs dem Bedürfnisse und dem Zustande des Landes, der öffentlichen Wohlfahrt ist sie nichts weniger als förderlich und sie wird hoffentlich fallen, sobald die Zeiten sich bessern.

Im Jahre 1859|60 wurden in den acht Kreisen Bayerns 110,791 öffentliche Impfungen mit, 381 ohne Erfolg, 3216 private Impfungen mit, 22 ohne Erfolg vorgenommen. Zur Impfung des nächsten Jahres wurden verwiesen 334 wegen ungehorsamen Ausbleibens, 2774 wegen durch Krankheit entschuldigten Ausbleibens, 231 wegen erfolgloser aber noch nicht dreimal wiederholter Impfung. 64 Individuen wurden von der Impfung wegen bestandeter natürlicher Blattern befreit. Revaccinirt wurden mit Erfolg 11,535, ohne Erfolg 6796; mit unvollkommenem Erfolg 1802 und mit unbekanntem Erfolg 5649 Individuen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 26 Mittwoch, 30. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Die Möbel bestanden in einem armseligen Lager und einem kleinen Koffer, zu welcher Ausstattung wie zu dem dürftigen Lokale selbst eine Art Trophäe neben der Luke, welche das Fenster vertrat, einen grellen Gegensatz bildete. Dieß waren zwei goldene Kapitäns-Epaulettes und ein Uniformshut mit dreifarbiger Kokarde, wie die Infanterieoffizier unter der Republik ihn trugen, darunter hing ein Degen mit Perlmuttergriff zwischen zwei reich ausgelegten Pistolen.

In seine Wohnung eingetreten, ging der Bettler sofort zu dem Koffer und öffnete das Schloß desselben; er enthielt eine ziemlich, bedeutende Summe in verschiedenen Münzsorten und ein Portefeuille, auf dessen Stahlplatte ein Namen eingegraben war. Der Neger legte die reichlich ausgefallene Ernte des Tages zu seinem Vermögen, dann öffnete er rasch das Portefeuille, und nachdem er einige Papiere durchgelesen sprach er:

„Ja, ja! F. A., die beiden Anfangsbuchstaben ihrer Taufnamen!"

Er war in so heftiger Bewegung, daß seine Beine unter ihm wankten und er sich auf sein Lager niederlassen mußte.

„Hätte ich sie endlich gefunden nach zwanzigjährigem unermüdlichen, geduldigen Suchen?" begann er wieder. „Ach! so oft schon glaubte ich am Ziele zu seyn, — sollte ich mich wieder täuschen?"

Sein Haupt senkte sich auf die Brust, einen Augenblick saß er unbeweglich und wie von Muthlosigkeit überwältigt; bald jedoch richtete seine hohe Gestalt sich wieder auf, sein Blick erglänzte voll Hoffnung und Zuversicht und er rief:

„Nein, nein, dießmal täusche ich mich nicht! Alles sagt mir, daß sie es ist, und meine Aufgabe geht ihrer Lösung entgegen."

Er erhob sich und ging zu dem Fenster; sein schwarzes Gesicht, dessen scharf ausgeprägte Züge moralische Kraft und Seelengüte verriethen, nahm einen feierlich schmerzlichen Ausdruck an, er kniete vor der Trophäe nieder und drückte die goldenen Epaulettes an seine Lippen. Lange blieb er in ferne Erinnerungen verloren, dann rollten zwei Thränen aus seinen Augen auf die ebenholzfarbene Brust und mit sanfter Stimme sprach er, unwillkürlich in die lange vergessene Ausdrucksweise des Negers verfallend:

„Massa! mein guter Massa! — Du bist da oben!" fuhr er, die Epaulettes leidenschaftlich küssend, in großer Erregung fort, „Du siehst auf mich herab! Freue Dich, Dein letzter Wille wird erfüllt werden!

III.

Das Hotel Rumbrye war ein geräumiges schönes Gebäude, zwischen Hof und Garten gelegen, mit dem Ausgang nach der Rue de Grenelle; die unter der Republik abgenommenen Wappenschilder waren nicht wieder hergestellt worden, doch sah man an den großen eisernen Balkons noch Spuren des Drachens der Rumbrye und des Marschallstabes; zu dem Haupteingange führte eine hohe Freitreppe, deren Stufen mit Blumenvasen besetzt waren.

Es war an diesem Abende ein Fest im Hotel, der Hausflur war erhellt, Lakaien in reicher Livree liefen hin und her; von außen sah man die Säle und Galerieen glänzend erleuchtet, hier und dort ließen sich hinter einem halb geöffneten Vorhange die Skulpturarbeiten des Gesäfels oder der Rahmen eines hundertjährigen Familienbildes gewahren, die Kronleuchter schimmerten durch die Gaze und Seide und ihr Krystallgefunkel warf einen flüchtigen Schein auf die Mauern der benachbarten Häuser. Das Alles sah man jedoch nur, wenn beide Flügel des Hofthores sich öffneten, um einen wappengezierten Wagen einzulassen; war die Equipage vorüber, so wurde das Thor geschlossen und man sah nichts mehr.

Vor dem Hotel drängte sich eine Schaar von Bettlern und müßigen Gaffern; so oft das Thor geöffnet wurde, starrten fünfzig lüsterne Blicke in den Hof und schossen wie Pfeile über denselben hinweg in das Innere des Hosflurs.

„Schöne Diamanten!" sagte Einer, als er eine hübsche Frau aus dem Wagen steigen sah.

„Es sind falsche!" erwiderte ein Anderer.

„Welch frischer Teint!" meinte der Erste,

„Schminke!" versetzte der Neidische.

„Eine kleine Gabe, um Gotteswillen!“ schrieen die Bettler zum Rasendwerden dazwischen.

Die schwarzen Thorflügel schlugen krachend zu und Alles war wieder still.

Um zehn Uhr wurde die Scene lebendig, die Wagen folgten so rasch auf einander, daß der Schweizer das Thor offen lassen mußte. Jetzt konnten die Neugierigen sich bequem Alles beschauen, sie thaten es, dann gingen sie befriedigt, ihr Nachtlager zu suchen, unterwegs dem Schicksal fluchend, daß es ihnen nicht eine halbe Million Einkünfte gewährt. Nur die Bettler hielten Stand und ihre Reihen ergänzten sich durch eine hübsche Menge jener zünftigen Nomaden, welche die Fiakerthüren öffnen und den Tritt herunter lassen; zum Unglück befanden sich die Miethwagen in der Minderzahl, selten hatte ein schüchterner Fiaker die Kühnheit, sich zwischen diese glänzenden Kutschen zu schieben.

Im Innern begannen die Salons sich zu füllen. Es war nicht ein großer Ball, den die Frau von Rumbrye gab, sondern nur eine einfache Soire, was jedoch die Entfaltung einer fürstlichen Toilette und einer untadelhaften Etikette, in diesen Räumen nicht ausschloß. Es war bald elf Uhr, das Orchester hatte zu spielen begonnen. Die Herrin des Hauses war nicht auf ihrem Posten, Helene machte mit vollendeter Grazie und jener Weltkenntniß, welche den Töchtern vornehmer Geschlechter natürlich scheint, in Abwesenheit ihrer Stiefmutter die Honneurs, und zwar trefflich! dennoch fragte Jeder bei sich, wo die Marquise bleibe, und der Herr von Rumbrye hatte mehrmals unruhige und ungeduldige Blicke nach der Thür des Zimmers seiner Gemahlin gerichtet.

Endlich trat sie ein. Aller Augen richteten sich auf sie, die der Frauen mit Neid, die der Männer mit Bewunderung, ein Murmeln durchlief den ganzen Saal. Frau von Rumbrye war wieder eine Andere geworden; sie hatte nicht ihre angeborne Anmuth abgelegt, sondern nur umgestaltet, ihr Sichgehenlassen wurde durch eine leichte Zurückhaltung ergänzt, ihre lässige Haltung hatte Würde erhalten, die Creolin übernahm die Rolle der großen Dame. Langsam durchschritt sie den Salon, ihre Grüße und ihr Lächeln bis in's Unendliche wechselnd, und setzte sich dann neben Fräulein von Rumbrye, die allein in der glänzenden Versammlung ihr den Preis der Schönheit streitig machen konnte. Es war neun Uhr vorüber gewesen, als Frau Marquise Juan de Carral verlassen hatte; in einem Alter, wie dem ihrigen, läßt sich nun, so reizend man immer seyn mag, die Toilette nicht mehr aus dem Stegreife bewerkstelligen: daher ihr langes Ausbleiben.

Bei ihrem Eintritt machte sie Helene mit dem Kopfe ein Zeichen gnädiger Zuneigung, welches diese mit einer ehrfurchtsvollen Begrüßung erwiderte; es lag in dieser Begrüßung etwas Gezwungenes und viel Kälte.

Während jetzt der Ball seinen Anfang nimmt, wollen wir den Leser mit noch einigen Personen unseres Dramas bekannt machen.

Der Marquis von Rumbrye war ein alter ehrenhafter und loyaler Edelmann. Er hatte einst seine Gattin bis zum Sterben geliebt, jetzt war diese Liebe erkaltet und böse Zungen flüsterten, es sey nicht ohne Grund geschehen. Herr von Rumbrye hatte ihr, wie es hieß, mehrmals verziehen, auch jetzt machte er keinen Lärm, weil ein Mann von Welt in gewissen Fällen zu schweigen versteht; aber die Gesellschaft lohnte ihm schlecht dafür, höchstens durfte er mit all seinem guten Willen, der Welt seine ehelichen Zerwürfnisse zu verbergen, hoffen, daß man auf den edlen Namen der Rumbrye nicht offen Flecken warf, und dadurch war er denn kalt und verschlossen gegen diese Welt geworden. Als alter Emigrant und von der älteren Linie der Bourbons mit Würden und Ehren überhäuft, ertrug er das Nothwendige seiner hohen Stellung und „repräsentirte,“ weil er mußte; aber seine Feste ekelten ihn an, er errieth den geheimen Gedanken, welchen Alle, die sich um ihn drängten, über ihn hegten, er glaubte in jedem Blicke ein beleidigendes unglückliches Wort zu lesen, er hätte die Gesellschaft seiner Standesgenossen fliehen mögen.

Hatte indessen, was als eine Thatsache galt, die Marquise öfter ihre Pflicht gegen den Gatten verletzt, so war jetzt seit längerer Zeit ihre Aufführung untadelhaft. Die Liebe war ihrem Herzen Beschäftigung, aber sie bemühte sich nicht mehr um galante Abenteuer, sie hatte andern Zeitvertreib: die leidenschaftliche, gränzenlose Zärtlichkeit, mit welcher sie ihren Sohn, der nicht der Sohn des Marquis war, liebte. Das war vielleicht das einzige lobenswerthe Gefühl in der Brust dieses Weibes, welches der Zufall mit allen Reizen geschmückt zu haben schien, damit der zurückschreckende Abgrund seiner schwarzen Seele besser verdeckt werde.

Die ganze Zuneigung des Herrn von Rumbrye war auf die Tochter seiner frühreren Ehe gerichtet und er wünschte sich täglich Glück, daß seiner gegenwärtigen Verbindung kein Kind entsprossen war.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gesundheitslehre.

(Schluß.)

Wie naturwidrig erscheint daher die Lebensordnung unter der Mehrzahl der Bewohner großer Städte! Dagegen wird es aber auch begreiflich, wie der Landmann, der gerade zur Zeit der erschöpfendsten Feldarbeiten nur von Abends acht oder neun bis kaum zwei Uhr Morgens schläft, dessenungeachtet und übrigens wohl noch bei schmaler Kost im vollen Gebrauche seiner Kräfte

bleiben kann. Wer nur Willenskraft genug anwenden will, um sich den Fesseln der Verwöhnung und falschen Lebensordnung zu entwinden, der wird bald die Erfahrung machen, daß man sich durch richtige Gewöhnung und passende Wahl der Zeit einen gesünderen und stärkenderen Schlaf als außerdem schaffen und überdieß auch noch an Zeit gewinnen kann. Das Frühaufstehen ist daher ein wichtiges Gesundheitsmittel. Sagt uns dieß nicht schon die eigene Empfindung bei jedem Versuche dieser Art? Keine Tageszeit regt in uns solche jugendlich frische, geisterbebende Gefühle an, keine ist jedweder Arbeit in dem Maße förderlich und gedeihlich, als eben der frühe Morgen. Was besonders gleicht wohl dem Zauber eines schönen Frühlings- oder Sommermorgen? Welchen reinen Lebensgenuß entbehrt der Langschläfer! — Wer das Frühaufstehen deßhalb für unausführbar hält, weil er des Abends zur rechten Stunde einzuschlafen verlernt hat, der entreiße sich nur eine Zeit lang allemal zu einer bestimmten Morgenstunde dem Schlafe mit Gewalt — und nach wenigen Tagen wird sicherlich auch schnelles Einschlafen erfolgen. Außer diesen auf die Dauer und Zeit des Schlafes bezüglichen Gesundheitsregeln sind nun noch einige andere auf Erzielung eines gesunden Schlafes wesentlich mitwirkende Punkte zu beachten.

1) Regsame, hauptsächlich körperliche, Thätigkeit während des wachen Zustandes. Träge Menschen genießen nur einen Halbschlaf, der noch überdieß in der Regel durch quälende Träume gestört ist, welche von unverbrauchter Kraft und Maise erzeugt werden.

2) Man vermeide unmittelbar vor dem Schlafengehen alle zu starken Aufregungen des Körpers sowohl wie des Geistes. Deßhalb muß sich der Mensch gedanken- und sorgenfrei dem Schlafe zu überlassen suchen. Daher ist es gut, sich jedesmal vor dem Niederlegen eine kurze Zeit hindurch in ein ruhiges, gemüthliches Verhalten des Körpers und Geistes zu versetzen. Verwerflich aber ist die Gewohnheit Vieler, noch ein Buch mit in's Bett zu nehmen und lesend oder nachdenkend den Schlaf zu begrüßen, weil durch den Lichtreiz und die Anstrengung der Augen, so wie durch die angeregte Thätigkeit des Geistes der Uebergang zu einem vollkommen ruhigen Schlafe verhindert wird. Aus demselben Grunde muß man auch Abends nur einfache, leichte Speisen und Getränke, und zwar die ersteren wenigstens drei Stunden vor Schlafengehen, zu sich nehmen.

3) Der Mensch ruht am besten, wenn der ganze Körper ziemlich ausgestreckt und wagerecht liegt, wobei nur der Kopf einen halben Fuß erhöht seyn muß. Mit wenigen Ausnahmen ist die Rückenlage am gesündesten, weil dabei die Funktionen innerer Organe, insbesondere das Athmen, am meisten frei von Druck erhalten werden. Zur jeweiligen Abwechselung wähle man nicht immer ein und dieselbe, sondern beide Seiten. Bei einseitiger Gewöhnung der Art leidet in der Dauer der Blutumlauf der betreffenden Seite, sie wird dadurch überhaupt krankheitsempfänglicher. Gleicher Weise ist eine sehr zusammengekrümmte oder gedrückte Lage der Arme oder Beine in der Dauer nachtheilig.

4) Die Bekleidung während des Schlafes sey, damit der Blutumlauf und die Hautthätigkeit nicht beeinträchtigt werden, locker und leicht, der Kopf bleibe unbedeckt.

5) Das Bettzeug muß leicht und immer reinlich seyn, auch täglich durchlüftet werden. Die besten Unterlagen bilden roßhaarene oder Strohmatratzen. Federbetten als Unterlagen sind unbedingt verwerflich. Dieser üble Gebrauch vermehrt durch die zu große Wärme der auflegenden Körpertheile die Empfindlichkeit derselben, so wie die Reizbarkeit des ganzen Nervensystems, wirkt erschlaffend und ist namentlich, auch aus noch anderen Ursachen, für das jugendliche Alter geradezu gefährlich. Nur als Zudecke für die Winterszeit ist ein leichtes Federbett am Platze, welches in der übrigen Jahreszeit mit einer wollenen oder Watt-Decke vertauscht wird.

6) Das Schlafgemach muß geräumig, still und dunkel seyn und eine frische, von keinerlei Ausdünstungen (insbesonders auch nicht durch die von Pflanzen herrührenden) verunreinigte Luft enthalten.

Was endlich den Vielen zur Gewohnheit gewordenen Mittagsschlaf betrifft, so ist er als Ausnahme nur nervenschwachen, sehr reizbaren oder geistig sehr angestrengten Personen zu empfehlen, denen eine kleine Unterbrechung der Tagesverrichtungen ein wirklich wohlthuendes Bedürfniß ist. In allen Fällen wird dadurch die Verdauung träger gemacht und überhaupt wesentlich beeinträchtigt, somit also die Entstehung von Unterleibsstockungen begünstigt. Man frage nur solche, die, nicht daran gewöhnt, ausnahmsweise einen Versuch damit machen: ob sie nicht stets danach über ein Gefühl von Trägheit, Unbehaglichkeit u. dgl. klagen. Wenn auch die Freunde des Mittagschlafes, durch die Macht der Gewohnheit abgestumpft, die letzteren Beschwerden nicht mehr empfinden, so sind sie doch sicher jenen unmerklich sich einstellenden Folgen preisgegeben. Selbst ein eingewurzeltes, aber durch obige Ausnahmsverhältnisse nicht gerechtfertigtes Bedürfniß dieser Art darf daher von der allmählich auszuführenden Entwöhnung nicht abhalten.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Sohn E. M. Arndt's, Herr Dr. Roderich Arndt, erklärt in der Köln. Ztg. unter dem 22. Jan., daß ihm und seinen Angehörigen die Veröffentlichung

des Briefwechsels zwischen seinem Vater und dem König Friedrich Wilhem IV. fremd und dieselbe ohne ihr Wissen und Zuthun geschehen sey. Das im Besitze der Wittwe Arndt's befindliche Original des königl. Schreibens enthalte mehrfache Abweichungen von dem gedruckten Briefe und das Gleiche gelte von dem Briefe Arndt's. (Da wir beide Schreiben in Nro. 22 und 23 der Erheiterungen mitgetheilt haben, so berichtigen wir solche hiermit.) So müsse es in dem Schreiben des Königs heißen: (Siehe Seite 91, Spalte 1, Zeile 1 u. 2 der Erheiterungen) statt „Nun, verweigern und nehmen, hier zu handeln, wäre heut' thunlich", — : „Nun, von Weigern und Nehmen hier zu handeln, wäre heut' thörlich". Ferner S. 91, Sp. 1, Z. 29 u. 30 lies statt: „den Sie freilich mit vielen anderen Menschen theilen", „den Sie denn leider mit vielen wackern und lieben Menschen theilen". S. 91, Sp. 1, Z. 34 u. 35 statt: „auf dem lebendigen Boden der Revolution", „auf den Boden der lebendigen Revolution". S. 91, Sp. 1, Z. 37 statt: „der rechten Ordnung", „der rechten Obrigkeit". S. 91, Sp. 2, Z. 4 statt: „erinnern", „ermannen". S. 91, Sp. 2, Z. 19 statt: „biete ich", „drück' ich". — In dem Briefe E. M. Arndt's lies S. 87, Sp. 1, Z. 5 statt: „aufweisend", „auch weisend". S. 87, Sp. 1, Z. 19 statt „fieglockende Krone", „sieglockende Sonne". S. 87, Sp. 1, Z. 20 u. 21 statt: „Kronenraub", „Sonnenraub". S. 87, Sp. 1, Z. 28 statt „Wehrmann", „Warmen". S. 87, Sp. 2, Z. 12 statt „Beistanden", „Freistaaten". Die Lücke in S. 87, Sp. 2, Z. 34 ist durch: „Lockvögel", die in S. 88, Sp. 1, Z. 11 durch: „Kühnen" auszufüllen. Das Datum des Briefes ist nicht 3., sondern 9. März.

Lagrange, das Haupt des bourbonischen Aufstandes in den Abruzzen, gilt in der Regel für einen Franzosen, ist aber kein Franzose, sondern ein Preuße, und sein wahrer Name ist Klitsche. Er ist in Berlin geboren, sein Vater war ein Preuße, seine Mutter Französin. Klitsche war 12 bis 15 Jahre im Dienst des Papstes, der ihn zum Generallieutenant machte; er gab sich selber den Namen „Klitsche von Lagrange". Nachdem er von Pius IX. für seine Dienste eine Pension erhalten, begab er sich nach Neapel, wo er von Ferdinand II. sehr gnädig aufgenommen wurde. Hier wurde er Korrespondent der „Allg. Augsb. Ztg.", aber sein Salair als Journalist und seine Pension vom Papst reichten nicht hin, um seine zahlreiche Familie zu erhalten; er erhielt daher nebenbei eine Subvention von der neapolitanischen Regierung. Außerdem wurden verschiedene Missionen von den zwei Königen ihm anvertraut, darunter eine geheime nach Rom. Während der letzten acht Monate der bourbonischen Regierung wohnte Klitsche in Caserta. Er verließ das Königreich gleich nach der Abreise Franz II. nach Gaeta, jedoch mit der Absicht baldiger Rückkehr, um die Rolle zu übernehmen, die er jetzt spielt. Klitsche ist groß und sieht gut aus, schielt aber. Er hat militärische Talente. Er hat 6 Töchter, nach Statur und Manieren wahre Grenadiere; eine derselben gab Fechtunterricht in Neapel und hatte viele Zöglinge vom Adel. Er hat auch einen Sohn, der lange Zeit nichtkommittirter Kavallerie-Offizier in der bourbonischen Armee war, bis er von Franz II. zum wirklichen Offizier gemacht wurde.

Durch eine Untersuchung des Kriminalgerichts zu Bütz ow wurde eine eigenthümliche Industrie preußischer Gränzwächter entdeckt, welche wohl zur Warnung weiteres Bekanntwerden verdient. Dieselben verbanden sich nämlich, vorzugsweise in der Nähe der Stadt Sülz, von deren Saline aus ein nicht unbedeutender Salzschmuggel ins Preußische betrieben werden soll, mit bekannten Schmugglern, um mit ihrer Hülfe sowohl andere notorische Schmuggler ins Garn zu locken, wie auch bisher unbescholtene Personen zur Schmuggelei zu verleiten und alsdann abzufangen. Dieses schmähliche Verfahren soll in der gedachten Stadt allgemein bekannt gewesen seyn, ohne daß bisher zum Schutz ihrer Einwohner besondere Maßregeln ergriffen worden sind. Daß die Theilung des sogenannten Fanggeldes zwischen den Gränzwächtern und ihren verrätherischen Gehülfen das Motiv zum Verrath gegeben hat, ist gerichtlich erwiesen; in dem vorliegenden Fall betrug die Belohnung 8 Thlr., für welche der verrathene Schmuggler ins Zuchthaus geliefert seyn würde, wenn nicht durch einen Zufall die That wäre gestört worden. Das Kriminalgericht verurtheilte den Verräther zu vier Monaten scharfer Gefängnißstrafe.

Am 10. Januar beging die russische Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ihr Stiftungsfest, wobei zugleich über die Zuerkennung von Preisen für Schriften Bericht erstattet wurde, welche bei der Akademie in Folge der von ihr gestellten Preisaufgabe „Historische und statistische Untersuchungen über die Befreiung der Bauern in den europäischen Staaten," eingegangen waren. Von den neun eingesandten Schriften waren zwei des Accessits von je 200 holländischen Dukaten für würdig erachtet worden. Als Verfasser der einen ergab sich Samuel Sugenheim in Frankfurt a. M. und als Verfasser der zweiten Dr. Georg Hanssen, Professor in Berlin.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 27 Donnerstag, 31. Januar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Neben Helene liebte Herr von Rumbrye nur noch den König und Xaver, den ein Zufall während der hundert Tage zu seinem Beschützer gemacht hatte. Dieß war indeß ein Dienst gewesen, wie ihn jeder rechtschaffene Mann leisten kann. Xaver, jung und instinktmäßig von dem kaiserlichen Ruhme angezogen, hatte Napoleons Wiederkehr von Elba mit Enthusiasmus begrüßt, seine Ansichten waren bekannt und er wurde dadurch in den Stand gesetzt, den alten Emigranten gegen die Angriffe jener Partei im Volke, die stets den Sieger feiert und den Besiegten mit Füßen tritt, in Schutz zu nehmen. Durch diesen Dienst kam er dem Herrn von Rumbrye näher, ungeachtet der Verschiedenheit des Alters und der Meinungen, trotz des ungeheuren Abstandes in der beiderseitigen gesellschaftlichen Stellung, bildete sich eine Art Freundschaft zwischen ihnen; der Marquis schätzte den edlen, aufrichtigen Charakter des jungen Mannes, er hatte ihn lieb.

Auf diese Weise hatte Xaver auch die Tochter des Herrn von Rumbrye kennen gelernt, die Liebe, welche keinen Abstand mißt, zog ihn zu dem schönen Mädchen hin, er war ein Jüngling, dessen Aeußeres wie seine Eigenschaften ihn liebenswerth machten, Helene schenkte ihm ihr Herz, ohne es selbst zu wissen; als sie ihre Neigung entdeckte, war mit der Erwägung des Standesunterschiedes nichts mehr auszurichten, sie machte nicht einmal den Versuch, ihr Gefühl zu bekämpfen.

Helene war ein reizendes siebzehnjähriges Mädchen; ihre Gesichtsbildung war eine ächt französische, ihre Schönheit lag mehr in dem Ausdruck, als in der vollkommenen Regelmäßigkeit der Züge, die großen blauen Augen blickten sanft, die ernste Stirn war nachdenkend, der bewegliche Mund brauchte kaum zu sprechen, damit er verstanden werde.

Häufig unterdrückt eine allzu sorgfältige Erziehung das Gemüth und die Geisteskraft der Töchter vornehmer Häuser, sie haben bei dem vielen Lernen ihre Natürlichkeit eingebüßt und können nicht anders lächeln, nicht anders gehen, reden oder schweigen, als nach Vorschrift, nach einer bestimmten Ordnung. Diesem Uebel war Helene entgangen, ihr Vater hatte sie nicht gänzlich der Obhut der Frau von Rumbrye überlassen, sondern ihr Freiheit gewährt. Frau von Rumbrye ihrerseits hatte, um das Vertrauen ihrer Stieftochter zu erlangen, derselben die möglichste Freundlichkeit gezeigt, und ihr stets nur Angenehmes gesagt. Indessen verstehen die Frauen nur Männer zu täuschen; Helene mißtraute ihrer Stiefmutter insofern, als sie nicht an deren Zuneigung glaubte, sie mißtraute ihr besonders in Bezug auf ihre und Xavers Liebe. Oefters hatte die Marquise mit der unwiderstehlich einschmeichelnden Art, in welcher die Verdtfamkeit der Frauen besteht, sich bemüht, Vertraulichkeit zwischen ihnen hervorzurufen, sie hatte all ihre Schlauheit, ihre feinsten Kunstgriffe darauf verwendet: immer umsonst, Helene war auf ihrer Hut! zu wohlerzogen, um jemals die Achtung der Gattin ihres Vaters gegenüber aus den Augen zu setzen, beobachtete sie eine um so abschreckendere Zurückhaltung, je weniger sie gegen die Schicklichkeit verstieß.

Sich hier besiegt sehend, fühlte die Marquise ihre Besorgniß sich mehren. Sie sah Xaver in Helenens Nähe und hielt des Mädchens Schweigen für bezeichnender, als ein Geständniß, sie zitterte, wenn sie daran dachte, eine jugendliche Laune könnte den Plan zerstören, auf welchen alle ihre Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft gebaut waren. Vielleicht sah sie ein Schreckbild, das nur ihre Phantasie geschaffen hatte, aber sie war Weib, Creolin und Mutter, dem Gefühl der Letzteren Alles opfernd, beschloß sie, mit kräftigen Mitteln der wirklichen oder eingebildeten Gefahr zu begegnen. Sie sah in Xaver ein Hinderniß, das ihren Absichten im Wege stand, und ihre Leidenschaft ließ ihr dasselbe so furchtbar erscheinen, daß sie vom ersten Augenblicke an sich dafür entschied, in einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm einzutreten, und wenn eine Frau wie diese ein menschliches Hinderniß auf ihrem Wege findet, so schreitet sie über dasselbe hinweg, sollte auch ein Leichnam hinter ihr liegen bleiben.

Zum Ueberfluß hatte auch noch der Herr von Rumbrye selbst dazu beigetragen, den Schreck seiner Frau und den daraus entspringenden Haß zu vergrößern; auf eine, nicht geradezu, sondern nach tausend Schlangenwindungen an ihn gerichtete Frage hatte er, eine unschuldige Rache übend, sie glauben lassen, Xaver könne

ihm eines Tages näher angehören. Bedurfte es mehr, um die Marquise zu unerbittlichen Kämpfen und Verfolgungen zu treiben? Indessen wartete sie noch, denn ihr eben so kluger als kühner und wilder Geist wußte sich zu gedulden.

Es muß nun noch Einiges über den Sohn dieser Frau gesagt werden, die unschuldige Ursache der wüthenden Schlacht, die unthätige Grundlage, auf welcher die ehrgeizigen Entwürfe der Marquise ruhten. Herr Alfred Lefebre des Valces war ein prächtiger Junge von fünf Fuß sieben Zoll, der stets der neuesten Bartmode folgte und unter dem pressenden Druck seiner Schnürweste fast erstickte; sein Schneider pries ihn als ein vollendetes Muster, er sprach im Pferdestyl der Tageslöwen und trieb die Vermessenheit so weit, daß er sogar auf der Straße zuweilen rauchte; seine Mutter behauptete, er habe viel Genie, und wenn man sie reden hörte, glaubte man es; übrigens war er nicht viel einfältiger als der gewöhnlich Schlag der Modehelden.

Diesen ihren Sohn, auf den die Marquise die ganze Gluth ihrer einstigen Liebe ergossen hatte, wollte sie als den Gemahl des Fräuleins von Rumbrye sehen. Er wünschte sich nichts Besseres, er fand in Helene eine hübsche Erscheinung und hegte durchaus keine Abneigung gegen die fünfhunderttausend Livres Einkünfte seines Stiefvaters. Um so mißlicher stand es um dessen Einwilligung, bei aller ehelichen Höflichkeit gab Herr von Rumbrye sich keine Mühe, zu verbergen, wie wenig er sich aus Alfred Lefebre des Valces mache; es stand nicht zu erwarten, daß er zu einer Verbindung, wie seine Gattin sie projektirte, die Hand bieten werde. Es mußte also mit Helene begonnen werden, der ihr Vater nichts abschlagen konnte. Gott weiß, wie oft die Marquise von fern die Sache eingeleitet, sie hatte alle Mittel versucht, Helene zu umstricken und ihr eine zärtliche Empfindung für Alfred zu erwecken; alle ihre Bemühungen scheiterten, und wie auch Alfred in dem vollen Glanze seiner ausschweifend gestrichenen Toilette vor Helene paradirte, er erlangte nicht einmal einen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

Im Jahre 1852 trat Professor Petermann von Berlin aus eine Reise nach dem Orient an, zu welcher ihm die Munifizenz des Königs von Preußen bereitwillig die Mittel hergeliehen hatte. Ankäufe von Handschriften für die königliche Bibliothek, so wie von Münzen und Antiquitäten für die königlichen Museen waren die Aufträge, die man ihm von offizieller Seite mitgab; er selbst aber stellte sich die Aufgabe, die Gegenden, welche er zu bereisen gedachte, nach verschiedenen Gesichtspunkten, so wie die Sprachen und Sitten der Völker zu erforschen, nächstdem aber vornehmlich sein Augenmerk auf die verschiedenen religiösen Sekten zu richten. Der Bericht über diese Reise, dessen Veröffentlichung bisher durch mannigfache Umstände verzögert worden war, liegt jetzt zur Hälfte wenigstens in dem ersten Theile eines auf zwei Bände berechneten wissenschaftlichen Werkes vor, welchem der Schluß unverzüglich folgen wird. Der im Druck fertige Band enthält nächst der Reise in Palästina, einem zweimonatlichen Aufenthalt in Jerusalem, einer eingehenden Schilderung der Samaritaner, und einen Abstecher nach Sizilien und Cypern, auch den Bericht über das Verweilen Petermanns in jenen Gegenden des Libanon, welche der Schauplatz der jüngst gegen die Christen in Syrien von den Muhamedanern verübten Gräuelthaten gewesen sind.

Wir werden unsern Lesern die Erlebnisse und Erfahrungen H. Petermanns auf seinen „Reisen im Orient“ (Leipzig, Veit und Komp.) vorführen, so weit es durch Auszüge aus dem trefflichen und reichhaltigen Werke geschehen kann. Die Fahrt von Pesth aus die Donau hinunter und dann auf dem schwarzen Meere wollen wir übergehen und gleich Einiges von dem Aufenthalte unseres Touristen in Konstantinopel mittheilen.

Er blieb mit seiner Reisegesellschaft zwölf Tage daselbst, bis zu dem Abgang des nächsten Lloyd-Dampfschiffes nach Syrien, und benutzte die Zeit, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend in Augenschein zu nehmen. Natürlich wollte er auch den Sultan sehen und fuhr deßhalb bald nach seiner Ankunft nach Topchane, dem Platz an der Artilleriekaserne, wohin derselbe kommen wollte, um dem Gottesdienste in der dortigen Moschee beizuwohnen. Die Reisenden durften aber nicht in der Nähe stehen, und fuhren daher in einem Kaik nach einem Kohlenschiff, von dem aus man ihn gut sehen konnte. Kanonenschüsse des türkischen Dreimasters, der gleich den andern Schiffen alle Flaggen aufgezogen hatte, verkündeten die Abfahrt des Sultans aus Beylerbey, dem von seinem Vater, Mahmud II., erbauten Residenzschlosse an der asiatischen Seite des Bosporus, und nicht lange darauf kamen vier Barken mit vergoldeten Verzierungen, dergleichen auch an den Rudern waren, an das Land; zwei davon, in deren einer der Sultan war, von je 24 Ruderern geführt, hatten an dem dem Steuer entgegengesetzten Ende einen Baldachin von rothem Sammet mit goldenen Quasten, getragen von vier vergoldeten Stangen, und nach vorn zu einen kurzen Vorhang von blauem Sammet. Der Sultan, ein junger, hagerer Mann stieg ans und ging durch die Leibgarde, welche ein Spalier zu beiden Seiten bildete und ihn mit dem Ausrufe: „Lange lebe unser Kaiser!“ empfing. Nach dem Gottesdienste entfernte sich das Militär, und es hieß, der Sultan werde zu

Lande heimreiten. Irgendwie bedeutenden Eindruck machte seine Person und sein Auftreten gerade nicht. Die Reisenden fuhren in dem Kaik ab und ließen sich nach Stambul übersetzen, wo sie für den noch übrigen Tag Pferde à 10 Piaster (etwa 19 Sgr.) miethteten, um einige entferntere Punkte zu besuchen.

Sie ritten durch die sehr holperigen und sämmtlich namenlosen Gassen zuerst an die Südspitze von Konstantinopel, wo die Festung „Jedi kulle" (sieben Thürme) liegt, so wie dann durch das Thor nach Balykly (nämlich kilisse, d. h. „Fischkirche"), einer berühmten kleinen griechischen Kirche. Die obere Kirche ist neu, unter Sultan Mahmud mit russischem Gelde erbaut, und hat nichts Eigenthümliches, aber es ist dabei eine unterirdische Kirche, welche, wie versichert wird, 1440 Jahre alt seyn soll, und ein Bassin mit frischem, trinkbarem Wasser, in welchem seit undenklichen Zeiten nie mehr und nie weniger als fünf kleine Fische leben sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Patterson.

Paris, 25. Januar.

Heute wurden vor dem Zivil-Tribunal die Debatten im Prozesse der Madame Bonaparte Patterson gegen den Prinzen Napoleon, als Erben des Prinzen Jerome, eröffnet. Eine gewählte Versammlung hatte sich in dem Saale eingefunden, um dieser höchst interessanten Sitzung anzuwohnen. Benoist Champy präsidirte derselben. Aus nachfolgendem Thatbestand werden die Leser eine genügende Einsicht in den Patterson'schen Prozeß gewinnen. Der Citoyen Jerome Bonaparte, französischer Marinelieutenant, geboren den 15. November 1784, war kaum 19 Jahre alt, als er den französischen Konsul in Georgetown in Kenntniß setzte von seiner Absicht, eine angesehne Kaufmannstochter Namens Patterson in Baltimore zu heirathen. Der Konsul Pichon erklärte sofort, Jerome könne diese Heirath ohne Einwilligung seiner Mutter und seines Bruders, ersten Konsuls von Frankreich, weder nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche, noch nach dem früheren französischen Rechte, welches die Majorität von 25 Jahren erforderte, gültig eingehen. Herr Pichon ließ von dieser legalen Ungültigkeit auch den Vater der Braut, Herrn Patterson, in Kenntniß setzen, und schrieb hierüber selbst an ihn. Jerome, der keinen Taufschein vorweisen konnte, bezog sich auf sein Offizierspatent um seine Majorennität darzuthun, und erhielt von dem Gerichtsschreiber der Grafschaft eine Heirathslizenz. Doch verweigerte Herr Patterson förmlich seine väterliche Einwilligung. Nichts destoweniger lud Jerome Herrn Pichon zu seiner Vermählung am 15. Dezember 1803 in Baltimore ein, worauf Herr Pichon ihm und Herrn Patterson ablehnend antwortete. Am 14. Dezember Abends meldete der Sekretär des ersteren Herrn Pichon mündlich, der Citoyen Jerome habe nach reiflicher Ueberlegung auf die anständigste Weise mit seiner Braut und ihrer Familie gebrochen. Pichon beeilte sich dieses erfreuliche Ereigniß dem Minister Talleyrand zu melden. Nach diesem Bruche verließ Fräulein Patterson Baltimore. Gleich darauf aber riefen sie ihre Eltern in dem Augenblick zurück, wo auch Jerome in Baltimore erwartet wurde. Die Zusammenkunft fand statt. Fräulein Patterson zeigte sich ebenso fest entschlossen als Jerome, die eheliche Verbindung einzugehen, und es scheint, daß ihre Familie in die Heirath willigen mußte, um einen Skandal zu vermeiden. Herr Pichon mußte aus dem Zeitungsblatt, dem General-Advertiser, erfahren, daß letzten Samstag in Baltimore Herr Jerome Bonaparte, jüngster Bruder des ersten Konsuls der französischen Republik, mit dem hübschen Fräulein Elisabeth Patterson, ältesten Tochter des Kaufmanns William Patterson in Baltimore, von dem Bischof Carroll getraut worden ist, und es blieb ihm nur der Verdruß übrig, dieses Ereigniß vom 24. Dezember 1803 seinem auswärtigen Minister mit dem Bemerken zu melden, Jerome habe vorher noch bei ihm 5000 Dollars erhoben. In Amerika selbst bezweifelte man die Gültigkeit der Heirath. Schon im Ehevertrag wurde eine Scheidung vorausgesehen, und für diesen Fall für die Frau ein Drittel aller Güter stipulirt, welche Jerome persönlich oder gemeinschaftlich je besitzen würde. Die Deputirtenkammer von Maryland erklärte durch ein freilich auffallend spätes Urtheil vom 2. Januar 1813, die fragliche Ehe für gänzlich null und nichtig. Sogar der Vater, Herr Patterson, beklagte sich in seinem Testament über den Ungehorsam und die tadelnswerthe Aufführung seiner Tochter Betsey, welche ihm mehr Angst und Kummer verursacht habe als alle seine übrigen Kinder zusammen. Der Kaiser Napoleon sprach von Fräulein Patterson nie anders als von der Maitresse seines Bruders, verbot ihr die Landung in Frankreich, und fertigte sie schließlich mit 60,000 Fr. Rente ab, welche sie bis zur Restauration bezogen hat. Madame Bonaparte protestirte in einer Notariatsakte gegen die Heirath ihres Sohnes Jerome. Endlich erklärte der Kaiser durch zwei Dekrete die Nullität der Heirath, und es scheint, daß damit Herrn Jerome eher ein Gefallen als sonst etwas erwiesen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gefunden.

Begleite, Sonne! noch mit letztem Schein
Den Wandrer, der dort lenkt die müden Schritte.
Schon ladet ihn das nahe Städtchen ein,
Doch er biegt seitwärts von des Weges Mitte.

Wo Kreuz an Kreuz den Hügel hin sich reiht,
Da tritt er ein durch die verfall'ne Pforte.
Wie ist's hier still! kein Leben weit und breit —
Er sieht sich schweigend um: er ist am Orte.

— Zu fordern von der Welt des Glückes Pfand,
Trieb ihn hinaus ein mächtiges Verlangen.
Da kam ein schwarzer Brief von fremder Hand —
Der Seinen Letztes hatt' ihn angefangen.

Da nahm er stumm zur Hand den Wanderstab,
Und kam noch spät am Abend heut' zum Ziele.
Hier liegen, hieß es, All' in Einem Grab —
Wie findet er's? es sind der Gräber viele.

Es blieb ja Niemand übrig, der zuletzt
Mit frommen Händen hätt' das Grab geehret,
Und hätt' ein einfach Kreuz darauf gesetzt,
Zum Zeichen ihm, wenn er einst heimgekehret! —

So wankt er suchend eine Zeit umher —
Von oben flimmern schon die ersten Funken.
Da wird zuletzt sein Bündel ihm zu schwer:
Er ist ermattet auf ein Grab gesunken.

Die Abendglocke ruft — er hört es nicht:
Er liegt und ist noch lange liegen blieben.
Und als empor der späte Morgen bricht,
Da lag er leblos auf dem Grab der Lieben.

Karl Schönhardt.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Salami der Homöopathen.] Auf einer Reise aus dem Süden waren der Dichter Heinrich Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violinisten Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris gehen soll, bittet der Virtuose den Dichter, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der kolossalen Lyoner Würste, die zierlich in Stanniol eingewickelt, für eine feine Delikatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris, die Reise im Postwagen dauerte lange, und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und das ganze Koupe durchduftet? Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich. Heine thut deßgleichen und ist eben so sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr, und als die Gatten Paris erreichen, trifft es sich, daß nur noch ein ganz kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übrig geblieben. Jetzt erst fühlte es Heine, wie schnöde er sich seines Auftrags entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasirmesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Briefcouvert an den Doktor. „Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr festgestellt, daß Millionentheile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den millionsten Theil eines Lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung thun, wie ein ganzer.“

Charade.

(Zweisilbig.)

Motto: Zeit ist Geld.

Die Erste.

Wenn Könige zu Felde ziehen,
Muß oft der eine König fliehen,
Ertönt vom Feind der Ersten Schall.
Nichts kann die eig'ne Macht ihn nützen,
Nur seine Unterthanen schützen
Ihn vor der Flucht und vor dem Fall.
Ja, sie versteh'n, gewandt im Kriegen,
Selbst durch die Ersten noch zu siegen.

Die Zweite.

Der Reiche mag auf weichem Kissen
Den angebroch'nen Tag begrüßen,
Vielleicht nach halb durchwachter Nacht.
Dem Armen, ruhend auf der Zweiten,
Ist ein Vergessen seiner Leiden
Im süßen Schlafe zugedacht.
Doch Alle, König oder Sklave,
Ruh'n hier im allertiefsten Schlafe.

Das Ganze.

Das Ganze zeigt uns eine Fläche,
Die ohne Hügel, ohne Bäche,
An Wiesen arm, an Feldern reich.
Schon manche Schlacht ward da geschlagen
Und meist ein Sieg davon getragen,
War auch die Macht der Gegner gleich.
Oft schon in Stunden, oft in Wochen
War erst des Einen Kraft gebrochen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 24:
Henkel — Enkel — Henke — Nelke — Klee — Lene.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 28 Freitag, 1. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Ein unparteiischer Beobachter würde sich darüber nicht gewundert haben: die vernünftigen jungen Mädchen verabscheuen die geschnürten, ausgestopften, in ihre Kleider, so zu sagen, eingenähten großen Bengel, wie Alfred Lefebre des Valees einer war. Die Marquise dagegen, sonst eine Frau von ausgezeichnet gutem Geschmack, war in Betreff ihres Erben blind; Helenens Gleichgültigkeit erschien ihr nicht natürlich, sie wiederholte sich alle erdenkbaren Gründe, zu ihrem mütterlichen Stolze kam ihre weibliche Erfahrung und nun sagte sie es sich selbst, nicht mehr als Vermuthung, sondern als Gewißheit, um ihren Alfred zu vernachlässigen, müsse man einen Andern lieben.

Nunmehr begann sie ihre Nachforschungen. Unparteiisch legte sie die bereits aufgenommenen Eindrücke ab und richtete ihre prüfendes Auge auf Xaver nicht mehr wie auf jeden andern; dadurch wurde ihr Blick unbefangen und die Sache leicht. Wie man denken kann, umwogte ein Heer von Anbetern die fünfhundertausend Livres Einkünfte des Fräuleins von Rumbrye; was kommt jedoch auf die Zahl an? unter allen diesen Rivalen errieth die Frau Marquise ohne Mühe den, der die Tochter dieses Hauses um ihrer selbst, nicht um ihres Erbes willen liebte; außerdem erkannte sie mit mathematischer Genauigkeit, daß er wieder geliebt werde. Das war Xaver, Xaver, der, kaum von der Schule, zwei Monate denselben Rock trug! Xaver, ein unbedeutender, schüchterner Blondin, der Alfred Lefebre nicht bis an die Binde reichte! Das war nicht nur schrecklich, es war empörend.

Und jetzt begann die Marquise ihre Feindseligkeiten; Carral, ihr Vertrauter, wurde als Vorposten ausgesendet, er erhielt den gemessenen Befehl, aus Xaver ein liederliches Subjekt oder nach Umständen noch etwas Schlechteres zu machen. Um den Werth dieses Mittels zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß die vornehme Welt aus zwei wesentlich verschiedenen Klassen besteht: den Berechtigten und den Geduldeten. Die ersteren sind an ihrem Platze, sie können nicht vertrieben werden, sie befinden sich dort durch erbliches Recht; die anderen dagegen sind durch Wahl dahin gelangt, sie sind zugelassen, ihr Ausschluß würde sie selbst treffen, denn sie sind nicht wie Jene mit einem guten Drittel der Salonaristokratie verwandt oder befreundet, sie haben keine tiefere Wurzel. Xaver gehörte zu den Letzteren. Gegen Jemanden aus der ersten Klasse angewendet, wäre das Mittel der Frau Marquise erbärmlich gewesen, es hätte diesen Herrn vielleicht erst in die Mode gebracht; gegen Xaver gerichtet, erhielt es eine furchtbare Gewalt, dem Geduldeten verzeiht man nichts. Nun hatte aber, wie man gehört, Frau von Rumbrye diesen Plan aufgegeben und dafür einen anderen entworfen, dieser andere mußte also von unfehlbarem Erfolge seyn.

IV.

Sobald die Marquise im Ballsaale Platz genommen hatte, durchsuchte ihr Blick jeden Winkel desselben. Carral war nicht da. Eine flüchtige Wolke verdüsterte die Stirn der Frau von Rumbrye und sie fragte sich selbst:

„Hätte er entschieden seine Kette zerbrochen?“

Herr von Rumbrye, der mit Xaver in einer Fensternische plauderte, ging zu seiner Gemahlin und sagte mit einer zeremoniellen Verbeugung:

„Wir waren beunruhigt, Madame.“

Diese Worte enthielten eine Frage, doch statt darauf einzugehen, blickte die Creolin mit dem reizendsten Lächeln auf Xaver, der dem Marquis folgte, dann sagte sie:

„Sie sind sehr freundlich mein Herr, Sie erinnern mich, daß ich unsere Helene, die mich ohne Zweifel vertreten hat, Dank schulde.“

„Meine Tochter ist in ihrem Hause, Sie schulden ihr keinen Dank, Madame,“ versetzte der Marquis. „Ich hoffe Sie sind nicht unwohl gewesen.“

„Ich habe mich bei meiner Abendandacht verspätet,“ erwiderte die Creolin, indem sie ihren sichern Blick auf dem ernsten Gesicht ihres Gatten ruhen ließ.

Dieser lächelte bitter, verneigte sich nochmals und machte Alfred Lefebre des Valees Platz, der seine Mutter begrüßen wollte.

Unterdessen war Helene von Xaver zum Contretanz geführt worden.

„Haben Sie Herrn de Carral nicht gesehen, Alfred?“ fragte die Marquise ihren Sohn.

„Bei meiner Ehre, Madame! ich kümmere mich wenig um Herrn de Carral,“ entgegnete Lefebre des Balees. „Ich denke, Sie finden meine Weste gut gewählt.“

„Gewiß!“ antwortete Frau von Rumbrye, ohne die berühmte Weste anzusehen.

„Sie ist nicht, von Staub, Madame, Sie mögen es mir glauben oder nicht,“ fuhr der junge Löwe fort. „Ich bilde meinen Schneider, er wird es weit bringen.“

„Ich glaube es,“ murmelte die Marquise zerstreut. „Bei meiner Ehre, Sie hören nicht auf mich!“ rief Alfred Lefebre des Balees. „Seltsam!“

„Alfred,“ sagte Frau von Rumbrye, „ich habe mit Herrn de Carral zu sprechen, erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, ihn zu suchen.“

„Seltsam, bei meiner Ehre!“ wiederholte Lefebre des Balees und spazierte mit seiner Weste, die nicht von Staub war, mögt Ihr es nun glauben oder nicht, durch alle Salons. Nirgends fand er Herrn de Carral und nun sagte er: „Zum Teufel! meine Mutter ist nicht gescheidt. Ich will eine Partie Bouillette spielen.“

Der Contretanz war im Gange. Helene und Xaver hatten sich von der Frau von Rumbrye so weit als möglich entfernt und plauderten ohne eine andere Störung, als die Nothwendigkeit, die einzelnen Touren nicht zu verfehlen. Helene hatte zu Xaver gesagt: „Kommen Sie heute Abend!“ aber Beide erwähnten dieser Aufforderung nicht, Helene aus Scham, Xaver aus Schüchternheit. Ihre Unterhaltung war eine jener geheimnißvollen Plaudereien, die, wörtlich wiederholt, Lachen erregen würden, bei denen aber jedes einzelne Wort seine geheime Bedeutung, jedes Schweigen sein innig empfundenes Glück hat. Sie sprachen nicht von ihrer Liebe und doch verstanden sie einander. Helene ließ sich in der süßen Neigung ihrer reinen Zärtlichkeit ohne Bedenken, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, aber auch ohne Vorwurf und Scheu gehen; sie liebte den Mann, den ihr Vater schätzte, den derselbe gern seinen Retter nannte, und — wer weiß es nicht, daß der Geist des Widerspruchs auch in den besten Charakteren seinen Platz hat? — sie liebte vielleicht auch den Mann, den ihre Stiefmutter verabscheute. Was Xaver angeht, so liebte er sie, damit ist Alles gesagt; er war zweiundzwanzig Jahre alt, ein Lächeln schuf ihm selige Träume, die Erinnerung an einen Ball machte ihn auf viele Tage glücklich.

Erst bei der letzten Tour dachte Helene daran, daß sie Xaver etwas zu sagen habe. Sie blickte unruhig um sich, ob kein Neugieriger nahe genug sey, sie zu hören, nahm eine ernste Miene an und sagte leise:

„Herr Xaver, ich fordere Sie auf, heute Abend zu kommen.“

„Wüßten Sie, Fräulein, welche Freude mir dieses Wort bereitet hat!“ erwiderte Xaver leidenschaftlich.

„Lassen Sie mich sprechen,“ fiel das junge Mädchen ein. „Jetzt, da ich mir es überlege, glaube ich Unrecht zu haben; ich wollte sie vor Jemandem warnen, doch habe ich keine Gewißheit und fürchte — Dennoch glauben Sie mir, Sie müssen auf Ihrer Hut seyn.“

„Sonderbar!“ versetzte Xaver, „auch Carral sagte mir, ich hätte einen Feind.“

„Herr de Carral?“ fragte Helene, „und hat er ihn nicht genannt?“

„Nein, er verweigerte es mir,“ antwortete Xaver.

„Nun denn, Herr Xaver,“ sprach das junge Mädchen zögernd, „ich will ihn nennen: hüten Sie sich vor Frau von Rumbrye.“

Sie hatte kaum den Namen ausgesprochen, als sie sich leicht an der Schulter berührt fühlte; erschreckt wandte sie sich um; die Marquise stand hinter ihr.

„Die Reihe ist an Ihnen, mein Kind,“ sagte diese freundlich erinnernd, „Sie verfäumen die Tour.“

Helene entfernte sich verwirrt und zitternd.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

Am Abend wurde noch ein Marionetten- oder Schattenspiel-Theater, „Kara Göz“, d. h. „schwarzes Gesicht“ genannt, besucht. Dieß ist eine Lieblingsbelustigung der Muhamedaner, namentlich an den Abenden des Fasteumonats, und findet ganz in derselben Weise, wie in Italien, in Kaffeehäusern oder den dazu gehörigen Gärten statt. Durch Calembourgs und Versifiziren fränkischer Aussprache des Türkischen kam allerhand Komisches dabei zum Vorschein. — Den folgenden Tag machte Petermann eine Spazierfahrt nach Skutari, dem alten Chrysopolis, welches als die asiatische Vorstadt von Konstantinopel angesehen werden kann. Skutari ist eine bedeutende Stadt, hauptsächlich von Türken und Armeniern bewohnt, mit einer Unzahl von Moscheen und einem kaiserlichen Palast am Ufer. Sie liegt großentheils in der Ebene, nur die Armenier wohnen in dem entfernteren, aber schönsten Stadttheile, der sich an den Berg lehnt, eine sehr gesunde Luft, herrliche Aussicht und anmuthige Weingärten hat, welche die in der ganzen Türkei so berühmten weißen Weintrauben liefern. Petermann ging dann über den großen, mit Zypressen bepflanzten Friedhof, nach Kadhi kjoe, d. h. „Richterdorf“, und man kand unterwegs zwei mächtige große Platanen, deren eine 24 Fuß am Stamme im Umkreis hatte, und nach der Versicherung des Wachhabenden Offiziers 400 Jahre alt seyn soll, da der Großvater eines drei Monate vorher im 130.

Jahre gestorbenen Greises, dessen Vorfahren ihr Alter bis nahe an 200 Jahre gebracht hätten, bei ihrer Pflanzung als Kind gegenwärtig gewesen sey. Kadhi kjoe, eine kleine Stunde von Skutari entfernt, jetzt ein unansehnliches Dorf, steht an der Stelle der berühmten Stadt Chalkedon, wo das denkwürdige ökumenische Konzil im Jahre 451 gehalten wurde. — Ein dritter Ausflug galt den am Ende der geräumigen Bucht gelegenen, durch die vielen Sommerpaläste europäischer Gesandten und anderer Großen ausgezeichneten Bujukdere, d. h. „das große Thal". Nahe dabei sind mitten auf der weit ausgedehnten Ebene die Platanen, welche Gottfried v. Bouillon gepflanzt haben soll. Auf dem Wege nach Bujukdere liegt Jeni kjoe, d. h. „Neudorf", an dem besonders die selbst für den Orient auffallend engen Gäßchen bemerkenswerth sind, welche deßhalb absichtlich angelegt worden seyn sollen, um zu verhindern, daß die Kosacken, die zu wiederholten Malen dort' landeten und plünderten, in großen Massen sich in dem Orte ausbreiteten. Nahe dabei ist die Stelle, wo die Byzantiner die macedonische Flotte unter Demetrius schlugen, so wie das Dorf Therapia, dessen Name auf die Sage deutet, daß Medea dort ihre Zaubermittel aufbewahrt habe. — Auch eine Spazierfahrt nach den „süßen Wassern" ward gemacht. Die Fahrt durch das goldene Horn bis zu Ende war sehr interessant; aber die Sonne brannte so sehr, daß die Reisenden vor Müdigkeit fast einschliefen. Das Thal der süßen Wasser ist höchst anmuthig, da es hier Weiden, Eschen und anderes Laubholz gibt, aber nur an Festtagen besonders sehenswerth, wenn sich die Türkinnen daselbst lagern. Das neu angelegte Museum war erst kurz vorher dem Publikum eröffnet worden und Peterm ann mag einer der ersten Fremden gewesen seyn, die es zu besuchen Gelegenheit hatten. Es enthält Wachsfiguren mit den gewöhnlichen und Gala-Anzügen sämmtlicher Beamten der hohen Pforte von den höchsten Würdenträgern an bis zu den untersten Graden, wie sie dieselben seit der Gründung des osmanischen Reichs bis zu dem Jahre der Hedschra 1264, d. h. 1845 n. Chr., getragen haben. Einem in türkischer, griechischer, armenischer und französischer Sprache gedruckten Programm zufolge war es Sonnabends und Montags für Frauen und Mädchen der Muhamedaner, Dienstags für die der christlichen und jüdischen Rajas (Unterthanen der Pforte), Sonntags, Mittwochs, Donnerstags und Freitags aber für Männer jeden Glaubens und Standes, Fremde und Einheimische, so wie für die Familien der Franken und der christlichen Unterthanen offen. Der Eintrittspreis betrug zehn Piaster für Erwachsene, fünf für Kinder. — Vom Museum nicht weit entfernt ist das neue Serail, welches aber nicht von dem Sultan bewohnt wird. Er residirt vielmehr in einem anderen, höher hinauf an dem Bosporus gelegenen Palais, dessen rechte nördliche Seite den Harem, dessen Mitte die Zimmer für den Reichsrath, und dessen linke südliche Seite seine eigene Wohnung in sich schließt. Mit der größten Erwartung betraten unsere Reisenden das Gebiet des neuen Serails, welches die ursprüngliche Stadt Byzanz umfaßt, aber im Innern fanden sie nur elende Baracken und Gärten, wie sie bei uns nur auf den Dörfern bei unordentlichen Landleuten gesehen werden. Dicht hinter dem neuen Serail ist die große Moschee Aja Sofia auf einem Platz, der durch den berühmten Obelisken aus Sandstein in der Mitte bezeichnet ist, und wo man außerdem die drei in einander gewundenen kopflosen ehernen Schlangen, angeblich vom delphischen Dreifuß, sieht, und dann folgen in größeren und kleineren Entfernungen die vielen anderen Moscheen, eingeschlossen von einem wahren Häusermeer, welches die Türkenstadt, das eigentliche Konstantinopel, bildet. Eine lange hölzerne Brücke über den Meeresarm, der das goldene Horn heißt, verbindet die Vorstädte Pera, die obere, und Galata, die untere, mit dem eigentlichen Konstantinopel. Vom Hafen aus, der in seinem Innern eine Unzahl von Schiffen aller Nationen birgt, hat man eine Aussicht auf Konstantinopel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Patterson.

(Fortsetzung.)

Die Ungültigkeitserklärung wurde am 6. Oktober 1806 von dem Erzbischof und seinem Kapitel in Paris bestätigt. Aber in den Unglücksjahren von 1823 bis 1848 unterhielt die kaiserliche Familie mit ihrer amerikanischen Blutsverwandtschaft die zärtlichsten Verbindungen. Der aus der fraglichen Ehe am 7. Juli 1805 in London geborene Jerome Bonaparte (Patterson) wurde in zahlreichen Briefen, um die Wette als Sohn, Vetter und Bruder angeredet, und sogar Madame Lätitia nannte ihn ihren theuren Enkel. Bekanntlich zeichnet sich der jetzige Kaiser dadurch aus, daß er nichts weniger als undankbar ist. Durch ein Dekret vom 30. August 1854 setzte er jenen in London geborenen Jerome in seine Qualität eines französischen Staatsbürgers wieder ein, und gleich darauf verlieh er dem Sohn desselben gleichfalls durch ein Dekret einen Grad in dem französischen Heer. Hierauf stellten der Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde an den kaiserlichen Familienrath das Gesuch: er möge jenem angeblichen Herrn Jerome Napoleon Bonaparte alle Rechte, welche ausschließlich der legitimen Abstimmung gebühren, und ihm wie seinen Abkömmlingen den Namen Bonaparte für alle Zukunft absprechen. Der Familienrath schloß sich 1856 der Nullitätserklärung von 1805 an, weil man die Autorität dieses souveränen Dekrets nicht be-

streiten könne, und weil hierauf eine andere Ehe vollzogen worden sey. Hinzegen entschied der Familienrath, der Beklagte habe das Recht, sich Bonaparte zu nennen, welchen Namen er immer geführt, und welchen ihm stets die Gesellschaft, wie die kaiserliche Familie beigelegt habe. Doch sprach er ihm die bürgerlichen Rechte ab, welche daraus für ihn in Frankreich und aus dem Code civil abgeleitet werden könnten. Im Juli 1860 versammelte sich der Familienrath abermals, um zu erklären, daß Madame Patterson und ihr Sohn Jerome Patterson kein Recht haben, sich in die Erbschaftsabhandlung, betreffend den Prinzen Jerome, ihren Gatten und Vater, einzumengen. Die kaiserliche Familie ist weit davon entfernt, die Pattersons als Bastarde anzusehen, aber der Prinz Napoleon will nicht, daß sie in Frankreich ihre volle Legitimität mit allen daraus fließenden Konsequenzen erlangen. Herr Berryer, Advokat der Frau Bonaparte-Patterson, erhielt in der heutigen Verhandlung zunächst das Wort. Nachdem er in klarer Weise das Thatsächliche vorgeführt hatte, widmete er seiner Klientin folgende Worte: „Sie war jung und schön, als sich die Hand von ihr zurückzog, welche sie mit Vertrauen angenommen hatte. Sie suchte eine Zufluchtsstätte in dem väterlichen Hause, dem heiligen Asyl ihrer Verlassenheit und Erniedrigung. Sie wartete in Geduld und Demuth, und als sich die Gelegenheit darbot, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, kam sie trotz ihres hohen Alters über das Meer, und nun steht sie vor Ihnen, um vor unabhängigen Richtern den Beweis zu führen, daß alle Gesetze der Welt das Band der Ehe als unauflöslich betrachten." Berryer bestritt hierauf die in der Histoire du Consulat et de l'Empire enthaltene Behauptung, der zufolge Madame Patterson als Entschädigung eine Pension angenommen habe. Hr. Thiers habe in einer Anmerkung gesagt, Prinz Napoleon habe ihm dieß mitgetheilt. So etwas müsse dem zur Last fallen, der solches habe drucken lassen. Berryer führt nach Cambacérès an, der in seiner goldgestickten Uniform eines Erz-Kanzlers das rothe Kleid des Richters bewahrt und Napoleon I. freimüthig gesagt habe: „Sie thaten Unrecht, kein Urtheil fällen zu lassen." Schließlich rief Berryer noch die Unparteilichkeit der Richter an und beendigte sein Plaidoyer unter großer Erregung der Gemüther. Nach Berryer war das Wort an dem Staats-Anwalte. Berryer, der heute vier Stunden sprach, wird dem Staats-Anwalte erst in der nächsten Sitzung, in acht Tagen, antworten.

Mannigfaltigkeiten.

[Militärtrachten.] Dieselben sind einer fortwährenden Reform unterworfen, und immer glaubte man das Beste gefunden zu haben. In einer Biographie des Sir John Hepburn, eines militärischen Abenteurers, der im dreißigjährigen Kriege Gouverneur von München, Marschall von Frankreich unter Ludwig XIII. und Kommandeur der schottischen Brigade unter Gustav Adolph war, finden wir das Militärkostüm in jenen Tagen wie folgt beschrieben. Ein Oberoffizier trug immer eine goldene Kette über den Ringkragen und die Kavaliere immer die reichsten Stoffe und die prachtvollsten Waffen, die nur in den Waffenfabriken in Parma und Mailand verfertigt wurden. Der General war immer vom Kopf bis zum Fuße bewaffnet. Die militärische Schärpe war immer scharlachroth. Die Reiterstiefeln waren so dick, daß keine Pistolenkugel durchdrang, und mit ungeheuern Sporen versehen, von denen jeder sechs Räder hatte, welche drei Zoll von einer Spitze zur andern maßen und aus einer Kugel von Glockengut hervorragten, in welcher vier eiserne Körner sich befanden, um zu rasseln, wenn der Träger ritt oder ging. — Die Infanterie war in zwei verschiedene Klassen getheilt: die Musketiere, welche Helme, Ringkragen, Lederwämser und Brustharnische trugen und mit Luntenflinten, Schwertern und Dolchen bewaffnet waren, und die Lanzenträger, die, ähnlich bekleidet, Schwerter und Lanzen trugen, die 14 bis 18 Fuß lang waren. Die Küraße wurden bei diesen größer gemacht, um die wohlwattirten Wämser zu decken, so wie dicker, um gegen die Kugeln zu schützen. Die mit Federn verzierte Sturmhaube (Pickelhaube), welche eine Eckerngestalt, einen vergoldeten Rand hatte und vorn aufgebogen war, war die Lieblingskopfbedeckung sowohl für das Fußvolk als für die Reiterei, und Niemand, vielleicht irgend einen Prinzen oder Offizier von hohem Range ausgenommen, trug das Visir geschlossen. Das Haar trug man kurz abgeschnitten, à la soldatesque, dagegen waren lange Knebelbärte, wie lange Schwerter und Sporen, die herrschende Mode.

Am 21. Januar und den folgenden Tagen wurde im Kloster Einsiedeln (Schweiz) das 1000jährige Jubiläum des Todes des heiligen Meinrad mit großem Glanz gefeiert. Dieser Heilige stammt aus dem Geschlecht der Hohenzollern-Sigmaringen. Während des Festessens wurde ein Schreiben des Königs von Preußen, des Hohenzollern auf dem Thron, verlesen, das einen Glückwunsch für das Stift zu dieser Feierlichkeit enthält. Am Abend langte das Porträt des verstorbenen Königs an.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 29 Samstag, 2. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Frau von Rumbrye folgte Helene mit liebevollem Blicke und flüsterte, so daß Xaver es hören konnte:

„Wie schön, wie voll Grazie sie ist!"

„Helene muß sich täuschen," sprach der junge Mann leise, indem er zum Tanze vorging.

Jetzt verdüsterte sich der Blick der Marquise und sie murmelte:

„Ich bin verrathen! Wie sehr muß sie ihn lieben, da sie so über ihn wacht! — Und dieser Jonquille kommt auch nicht!"

Xaver führte Helene nach ihrem Platze zurück und trat in eine Ecke, von der aus er sie im Auge behalten konnte, bis es ihm gestattet seyn würde, sie von Neuem aufzufordern. Helene, wenig glücklich, war gezwungen, die Hand des Herrn Alfred Lefebre des Balees anzunehmen, der ihr die wüthendsten Komplimente ins Gesicht warf und ihr bei seiner Ehre zuschwor, daß seine Weste nicht von Staub sey.

Gegen zwei Uhr Morgens erschien Carral. Sein Gesicht war bleich und eingefallen, beim Eintritt senkten sich seine Blicke zu Boden, er wagte nicht, seine Freunde frei anzusehen, so sehr fürchtete er, von einem Lächeln der Verachtung empfangen zu werden; er wußte, daß die Marquise von Rumbrye nicht die Frau war, welche mit Drohungen spielte.

Als er gewahrte, daß jeder ihn wie gewöhnlich empfing, fühlte er eine zermalmende Last von seiner Brust weichen, er gewann seine Sicherheit zum Theil wieder, schob sich in eine Fenstervertiefung, wo er dem durchdringenden Blicke der Marquise zu entgehen hoffte, und dachte:

„Ich will abwarten, vielleicht wird sie es nicht wagen, spricht sie, so trete ich vor."

Herr de Carral irrte sich: Frau von Rumbrye erwartete ihn beständig und hatte keinen Augenblick die Eingangsthür aus dem Gesicht gelassen, sie hatte ihn gesehen und, ihres Sieges nun gewiß, sich zurückgezogen.

Schon wurde der Tanz matter, ein großer Kreis hatte sich um die Herrin des Hauses gebildet, der Tisch war gedeckt. Frau von Rumbrye entfaltete die reizendste Munterkeit, sie sparte die schönen Worte nicht und entzückte ihre Umgebung.

Ein Lakai meldete, daß das Souper aufgetragen sey. Die Marquise ergriff mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit Xavers Arm und schritt nach der Galerie, wo die Tafel gedeckt war; indem sie bei der Nische vorüber ging, in welcher Carral sich verborgen hatte, lachte sie, als errege eine plötzliche Erinnerung ihre Heiterkeit, und sagte laut:

„Herr Xaver, kennen Sie die Geschichte Jonquille's?"

Xaver verneinte es. Carral fühlte einen stechenden Schmerz in seiner Brust und hielt den Athem an.

„Und Sie meine Herren?" wandte Frau von Rumbrye sich zu Denen, die ihr folgten.

„Jonquille, ein merkwürdiger Name!" bemerkte der Marquis.

„Er ist unter den Mulatten sehr gebräuchlich, mein Herr," erklärte Frau von Rumbrye.

„Das muß spaßhaft seyn, bei meiner Ehre," schwor Alfred Lefebre des Balees.

„Bitte, erinnern Sie mich daran, daß ich die Geschichte erzähle," sagte die Marquise zu Xaver.

Der junge Mann entfernte sich.

Die Menge verließ allmählig den Saal. Als Niemand mehr da war, trat Carral aus seinem Versteck; sein Gesicht war schrecklich anzusehen, mit den Zähnen knirschend, murmelte er:

„Sie wußte, daß ich hier bin — und ihm, ihm trägt sie auf, sie an die Erzählung zu erinnern!"

Er faßte sich, so gut er vermochte, und trat in die Galerie. Um eine mit Speisen belastete längliche Tafel entfaltete sich ein Kreis von Frauen, die von Gold, Diamanten und Seide blitzten, die Herren warteten ihnen auf oder aßen, je nach Belieben. Alfred Lefebre des Balees aß zum großen Nachtheil seiner Weste, deren sämmtliche Nähte krachten und Vernichtung drohten. Es war in der That ein feenhafter Anblick; der glänzende Tafelaufsatz in seinen seltsamen Formen spiegelte das Licht der Kronleuchter zurück, die weißen Gesichter der Frauen verliehen in der hellen Beleuchtung dem ganzen Schauspiel eine künstliche, aber blendende Frische. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Carral nicht in der Laune war, diesen

Glanz zu bewundern; um sich nicht länger zu verbergen, trat er zu der Marquise.

„Mögen Sie es glauben oder nicht, Madame," sagte Alfred Lefebre zu seiner Mutter, „hier ist Herr de Carral, den ich den ganzen Abend vergebens gesucht habe."

„Wirklich?" rief Frau von Rumbrye, sich nach dem Angekommenen umwendend. „Seit fast einem Jahrhundert haben wir Sie nicht gesehen, mein Herr."

Carral grüßte stumm.

„Sie scheinen leidend," versetzte die Marquise mit unbarmherziger Munterkeit. „Sind Sie krank gewesen?"

„Ich bin wirklich sehr leidend," erwiderte Carral. „Hol's der Teufel, wenn er nicht wie Einer aussieht, der lebendig begraben ist!" brummte Alfred Lefebre des Valees, den seine Weste beengte, was ihn in üble Laune versetzte.

„Wollen Sie nicht Herrn de Carral einen Platz verschaffen?" sagte, ihren Stuhl zur Seite rückend, die Marquise mit einer Ironie, die nur der Mulatte bemerken und deuten konnte. „Setzen Sie sich neben mich," fuhr sie fort, „die Kranken und die Damen haben gleiches Recht auf Berücksichtigung."

Carral setzte sich mit dem Gehorsam eines Automaten und blieb unbeweglich. Die durch diesen Zwischenfall gestörte Unterhaltung wurde bald wieder allgemein.

„Die Frau Marquise haben mich beauftragt, Sie an ein Versprechen zu erinnern," sagte Xaver nach einiger Zeit. „Die Geschichte Jonquille's —"

„Zum Nachtisch," unterbrach ihn die Marquise und ließ einen Blick über Carral hingleiten.

Dieser rührte sich nicht, die Muskeln seines Gesichts schienen von Erz.

„Bei meiner Ehre, Madame!" rief Alfred Lefebre des Valees, „das ist ein Mißbrauch unserer Geduld."

„Sie erzählen so schön!" sagte eine Gräfin.

„So bezaubernd!" bekräftigten eine Paar Barone.

Die Marquise schien zu schwanken. Während sie zögerte, wandte sich Carral langsam zu ihr und blickte ihr in's Gesicht; Frau von Rumbrye sah in diesem Blicke eine Herausforderung, und da die ganze Gesellschaft sie fortgesetzt drängte, zauberte sie ein grausames Lächeln auf ihre Lippen und begann:

„Es wäre Unrecht, wollte ich länger zögern; hören Sie also die Geschichte des Mulatten Jonquille."

„Im Namen des Himmels, schweigen Sie!" flehte Carral in herzzerreißendem Tone.

Ohne sich im Geringsten daran zu kehren, hob die Marquise wieder an:

„Zu Sankt Domingo hatte man einen Mulatten, Namens Jonquille; er war der Sohn einer Negerin Pasiphaë und eines weißen Bedienten —"

„Hören Sie auf!" ächzte Carral; „ich will ihn verderben, — tödten, wenn es seyn muß!"

Die Marquise fuhr in ihrer Erzählung fort, zuvor jedoch antwortete sie der Bitte des Mulatten durch ein ausdrucksvolles Zeichen: der Vertrag zwischen ihnen war auf's Neue geschlossen. Diese Uebereinkunft hinderte Frau von Rumbrye jedoch nicht, Carrals Geschichte in allen ihren Einzelheiten zum Besten zu geben, sie hatte einmal begonnen und konnte nicht abbrechen; nur den Namen des Helden änderte sie, trug aber, da diese Abänderung ihrer Macht über den Mulatten hätte Eintrag thun können, Sorge, ihre Zuhörerschaft davon zu unterrichten, und fügte schließlich hinzu:

„Der größte Theil von Ihnen kennt diese drollige Figur; den wahren Namen will ich Ihnen heute nicht nennen, später vielleicht werde ich darin weniger rücksichtsvoll seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

Von Konstantinopel fuhr Petermann auf dem Lloyd-Dampfschiff Imperatore nach Beirut, unter Begleitung zahlreicher Delphine, die sich lustig aus dem Wasser in die Höhe schnellten. Die meisten derselben waren jedoch nicht viel größer als unsere Lachse. Am nächsten Tage erreichte man die Kastelle der Dardanellen, wo beide Ufer einander am nächsten sind. Hier schwamm Lord Byron in 1½ Stunden von einem Ufer zum andern; hier war es, wo Hero und Leander ihre nächtlichen Zusammenkünfte hatten, wo das Heer Alexanders des Großen unter Parmenio nach Asien übersetzte, und Xerres die Brücke über den Hellespont schlagen ließ. Die Reisenden waren nun auf klassischem Gebiet. Vor ihnen lag Tenedos, wo das griechische Heer sich zu einer Kriegslist gegen die Trojaner verstecte. Tenedos besteht aus einem kahlen, langgestreckten Plateau, in dessen Mitte sich ein kegelförmiger Kalkberg erhebt. Auf der ganzen Insel waren nur fünf zerstreut liegende Bäume zu sehen. Gegenüber erblickte man noch zwei von Menschenhänden, wie es schien, erbaute Hügel, welche die Gräber des Ajax und Achilles bergen sollen. Unmöglich kann man hier vorüberfahren, ohne an alle die Eindrücke erinnert zu werden, welche die homerischen Gesänge auf das jugendliche Gemüth gemacht haben. Auch den Reisenden erging es so, und lebhaft vergegenwärtigten sie sich all die Kämpfe der Helden aus der Ilias. Sie kamen dann nach Lesbos, wo Sapphо geboren ward, Mitylene und Smyrna, wo sie landeten und übernachteten. Der andere Tag brachte sie bei Chios, Samos und Rhodos vorüber nach Cypern, wobei sie den Olymp fortwährend vor Augen hatten. Endlich erblickte man das Libanon. Die lange Kette des ehrwürdigen Gebirges war in Nebel gehüllt, und in der Ferne sah man nun auch die Hafenstadt Beirut.

Nicht mehr lange dauerte es und man lief in die Rhede des Ortes ein. So war denn die beschwerliche Seereise von Konstantinopel hierher ohne Unfälle überstanden, der weitere Weg sollte zu Lande, und zwar zu Pferde, gemacht werden, da an Fahrstraßen in jenen Gegenden nicht zu denken ist.

Am äußersten Winkel der Rhede breitet sich amphitheatralisch die jetzt schon an 50- bis 60,000 Einwohner zählende Stadt aus, welche vor zwanzig Jahren noch ein unansehnlicher Flecken war. Der Grund dieses in der Türkei wie in Persien unerhörten Wachsthums, da fast alle andern Ortschaften in diesen Ländern von Jahr zu Jahr mehr entvölkert werden, liegt in dem stets zunehmenden Verkehr des Occidents mit dem Orient, und namentlich mit Syrien, so wie darin, daß hier, nächst Alexandrette, welches aber wegen des ungesunden Klima's fast unbewohnbar, der beste Hafen der ganzen syrischen Küste ist. Aus der Ferne gesehen, macht Beirut, wie alle orientalischen Städte und Dörfer, wegen der aus Lehm oder Quadersteinen erbauten Häuser und der platten Dächer derselben den Eindruck weitausgedehnter oder fortlaufender Burgruinen.

Doch wenn die Seereise lang und beschwerlich gewesen war, so war es die Reise zu Lande von Beirut nach Damaskus, wohin Petermann zunächst strebte, noch weit mehr. Die Gesellschaft ritt durch die nach dem Gebirge hin immer zunehmende Thaleinsenkung auf die steile Bergkette des Libanon zu, wo der Weg so gefährlich war, daß andere als eingeborene Pferde in der ersten Stunde Hals und Beine gebrochen hätte. Petermann meint, er könne ihn nur mit einem steilen Berge vergleichen, der gepflastert werden soll; die Pflastersteine liegen schon darauf und zwar fast den ganzen Berg entlang, aber lose aufgeschüttet, von verschiedenem Umfang bis zu den größten Quadern, welche manchmal in Stufenform über einander geschichtet sind. Dieß ist ein ungefähres Bild von der Beschaffenheit des größten Theiles dieser Sultanije, d. h. „Königsstraße" (!), wie man sie keineswegs ironisch, sondern in vollem Ernst betitelt, weil es die nächste und Hauptstraße ist, die nach Damaskus führt. Daß ein solcher Ritt, bald steil in die Höhe, bald eben so steil wieder hinab, nicht sehr genußreich seyn kann, läßt sich wohl denken, zumal wenn man zum Erstenmale solche Kunststraßen passirt. Oft geht der Weg an schroffen Abhängen entlang, oft auch über festes, glattes Gestein, so daß man fast jeden Augenblick Gefahr läuft, mit dem Pferde zu stürzen. Dabei brannte die Sonne in jener Jahreszeit so gewaltig, daß die Reisenden in ihre breitkrämpigen Hüte noch seidene Taschentücher steckten, einen weißen Shawl um dieselben wickelten und, um Gesicht und Nacken möglich zu schützen, noch ein Haudtuch darunterlegten. Trotzdem waren ihre Gesichter so verbrannt, daß sie sich bald zu schälen anfingen. Nach mehrfachen Nachtlagern kamen sie endlich in die weite Ebene von Damaskus und erblickten später dieses selbst mit seinen grünen Bäumen, eine Oase in der Wüste. Die Stadt macht aus der Ferne mit ihren Minarets und vielen Baumgärten, gegenüber der dahinterliegenden endlosen Wüste, einen höchst erfreulichen Eindruck, verliert aber in der Nähe gesehen bedeutend. Die schlecht gepflasterten, schmutzigen Straßen oder vielmehr Gassen zeigten beim Einzuge der Reisenden eine Unzahl von Hunden und, mit Ausnahme der überdeckten Bazars, fast nichts als hohe Lehmmauern zu beiden Seiten mit größeren oder kleineren Hausthüren und höchstens ganz oben mit eng vergitterten Fensterluken. Desto mehr überrascht ist man aber, wenn man in den geräumigen Hofraum eines von Außen so unscheinbaren Hauses tritt. Wie in eine Scene aus 1001 Nacht versetzt, staunt man das Pflaster von Marmorplatten in verschiedenen Farben an, so wie das Bassin in der Mitte mit fortwährend fließendem, frischem Wasser; daneben die Zitronenbäume mit vielen Früchten und an den Seiten- und Hinterwänden der offenen Halle die Mosaiken und Malereien, die Decken mit goldigen und farbigen Verzierungen in Form von Baldachinen, auf den Estraden die bunten, farbigen Teppiche, Strohmatten und Divans.

Petermann hatte sich gleich Anfangs vorgenommen, einige Monate in Damaskus zu verweilen, wurde aber durch die Unsicherheit der Wege, wie der Witterung, genöthigt, den ganzen Winter dort zuzubringen. Den 29. Oktober überraschte ihn der erste Regen, womit ein Gewitter verbunden war, und nun begann die eigentliche Regenzeit, der Winter.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Jodquelle in Bayern.

Es ist wohl kein Land so reich an Jodwässern als Bayern. Zu den bisher bekannten jodhaltigen Quellen dieses Landes, wie dem weltberühmten Heilbrunner Wasser, dem ebenfalls sehr heilkräftigen Jodwasser zu Sulzbrunn bei Kempten, den Quellen zu Krankenheil und andere, gesellt sich nun auch eine Quelle nach der Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Buchner in seinem Repertorium, Heft 1 l. J., welche erst vor wenigen Monaten ebenfalls am Fuße der bayerischen Alpen unweit des alten, gleichfalls jodhaltigen „Kanitzbrunnen's" bei Partenkirchen entdeckt worden ist, und der bisherigen Untersuchung zufolge zu den stärksten Jodwässern gezählt werden muß. In dem mit einigen Tropfen salpetriger Salpetersäure versetzten Wasser bringt nämlich Stärkekleister augenblicklich eine intensiv blaue Reaktion hervor; beim Zusammenschütteln des so angesäuerten Wassers mit Schwefelkohlenstoff wird dieser sehr schön röthlich violett gefärbt ꝛc. Indessen sind, wie eine vergleichende Prüfung zeigte, diese Reaktionen doch etwas minder intensiv als diejenigen, welche man am Heil-

brunner Wasser beobachtet, woraus hervorgeht, daß der Jodgehalt in der neuen Quelle, wenn auch immerhin bedeutend, nicht so groß ist, wie derjenige des Heilbrunner Wassers. Die neue Quelle enthält, wie letzteres Wasser, das Jod als Jodnatrium und auch eine noch nicht bestimmte Menge kohlensauren Natrons. Außerdem ist aber darin eine verhältnißmäßig große Quantität Schwefelwasserstoff aufgelöst, welcher dieses Wasser zugleich zu einem der stärksten Schwefelwasser macht. Gegenwärtig ist man mit einer genauen Untersuchung dieses interessanten Wasser beschäftigt.

Deutscher Männer Festgesang. *)

Laß schallen, deutscher Männerchor
Gesang für's deutsche Vaterland!
Laß steigen ein Gebet empor
Zu Gott, wie reinen Opferbrand.
Auf Liedes Schwingen
Soll aufwärts dringen
Ein Ruf, aus tiefster Brust gesandt:
Ein einig starkes Vaterland!

Sind Deutschlands Glieder auch zertheilt,
Und winden sich zerstückt in Schmerz:
Es schlägt die Stunde, die sie heilt;
Ist doch gesund sein edles Herz.
Wir steh'n zusammen
In heil'gen Flammen,
Und heben hoch zum Schwur die Hand:
Ein einig starkes Vaterland!

Gebet und Schwur, o macht uns stark,
Zu opfern freudig Gut und Blut;
Füllt unsern Arm mit Heldenmark,
Stählt uns're Brust mit hohem Muth,
Mannhaftes Ringen
Muß Sieg uns bringen;
Dann Heil! Durch Volkes Kraft entstand
Ein einig starkes Vaterland!

K. A. Mayer.

*) Der Vorstand der „Deutschen Tonhalle" in Mannheim setzt auf die Komposition vorstehenden Gedichts für den vierstimmigen Männerchor den Preis von Fünfzig Gulden rh. und ladet deutsche Tondichter zur Bewerbung ein. Mit Ertheilung des Preises wird auch dieses Gedicht, wie seine Komposition, Eigenthum des betreffenden Bewerbers; die dahin aber bleibt es dem Verein allein zu eigen, und darf nur zu dieser Preis-Bewerbung benutzt werden. Die Bewerbungen sind im Mai d. Js. frei einzusenden, begleitet von einem Briefchen, in welchem der Einsender sich und seinen Wohnort nennt, und auf dem er denselben deutschen Spruch, welchen er seinem Werke vorgesetzt hat, nebst dem Namen desjenigen Tondichters anführt, welchen er zum Preisrichter wählt.

Mannigfaltigkeiten.

Im Monat März wird, wie man aus Dresden hört, nun endlich mit der längst ersehnten Aushändigung der Gewinne der Schillerlotterie begonnen werden, nachdem das Verzeichniß derselben, welches immer nur jeden 11. Gewinn (die zwischenliegenden sind unbedeutende Gewinne, Holzschnitte, Bücher ꝛc., deren Werth 15 bis 20 Sgr. nicht übersteigen wird) enthalten wird, im nächsten Monat schon an die Kollekteure versandt seyn wird. Die Prozedur der Aushändigung der Gewinne wird eine überaus langsame und schwerfällige seyn. Die Direktion hat nämlich angeordnet, daß täglich nicht mehr als 1200 Loose zur Prüfung und Abstempelung angenommen, resp. die darauf gefallenen 1200 Gewinne verabfolgt werden sollen. Täglich 1200 Gewinne gibt wöchentlich 7200, monatlich 30,000 und wird also zur Aushändigung der gegen 660,000 Gewinne wiederum ein Zeitraum von ungefähr 2 Jahren erfordert, so daß die letzten Gewinne erst im Jahre 1863 ihren Eigenthümer zukommen dürften. Man möge also diesen Zeitraum beachten und sich nicht durch wiederholte Anfragen unnöthige Kosten und Versäumnisse verursachen.

Die amerikanischen Turner haben wiederholt geschrieben, daß sie dieses Jahr nach Deutschland kommen, und sie wünschen ausdrücklich, in Nürnberg für einige Tage ein Absteigequartier zu nehmen. In Folge dessen hat der dortige Turnrath beschlossen, acht Tage im Abstand vom Gesangfeste ein Turnfest anzuberaumen und hiezu die Genehmigung der königlichen Regierung einzuholen. Das Gesangfest soll am 21. Juli stattfinden und das Turnfest würde dann auf den 13. oder 29. Juli fallen: eine Art Volksfest aber könnte diese Festkernpunkte schön einrahmen.

In Algerien hat der Archäolog Cherbonneau an den Quellen des Bu-Matzug auf einem Steine eine Inschrift entdeckt, welche folgende Zeichen enthält: D. M. C. JVLIVS. PACATVS. V. A. CXX. Das ist eine Grabschrift und bedeutet: „Den seligen Manen! C. Julius Pacatus hat gelebt 120 Jahre!" Sanft ruhe seine Asche! Vielleicht entdeckt man auch noch Methusalem's Grabstein.

Die Zeitung von Tobolsk schreibt: von Tag zu Tag nimmt der Winter einen strengern Charakter an. Er fängt an, den früheren Wintern Sibiriens zu gleichen, wo die Vögel im Fluge erfroren und der Mensch nur mit Mühe athmen konnte. Der Thermometer weist auf 30 Grade und oft noch mehr. Die ältesten Bewohner erinnern sich seit langer Zeit nicht eines so kalten Winters.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 30 Sonntag, 3. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Von der Furcht bloßgestellt zu werden, befreit, hatte Carral die ganze Unverschämtheit seines Charakters wiedergewonnen; zwar empörte er sich mehr als einmal, als er seine eigene Geschichte, in komischer Weise und mit einer beißenden Persifflage gewürzt, erzählen hörte, aber er wußte seine Bewegung vollkommen zu verbergen, ja, noch mehr; er zuerst verlangte den Namen des frechen Mulatten zu wissen, der die Kühnheit gehabt, als Edelmann aufzutreten. Nur Alfred Lefebre des Vales überschrie ihn, indem er rief:

„Bei meiner Ehre! ich gäbe fünfzig Louisd'ors darum, wenn ich den Namen dieser Mißgeburt erführe!"

Die Marquise zeigte sich unerschütterlich und erwarb sich bei dieser Gelegenheit die Anerkennung, daß sie auch da, wo sie sich lustig mache, Schonung zu üben wisse. Als man von der Tafel aufstand, faßte sie Carrals Arm und sagte:

„Sie sind ein widerspenstiger Narr, ich denke, Sie werden mir danken, daß ich Sie nicht gestraft habe."

„Ich danke Ihnen, Herrin!" murmelte Carral.

„Künftig hüten Sie sich!" warnte die Marquise. „Nun wohl, Sie wollen mir gehorchen und so mag es gut seyn," fuhr sie fort. „Es gibt gewisse Häuser, die Zwecken, wie den Ihrigen vortrefflich dienen, Sie kennen gewiß mehrere derselben."

„Ich kenne mehrere," sagte Carral.

„Wählen Sie das verdächtigste, das übelberüchtigste," sprach die Marquise weiter, „und vor Allem, vergessen Sie nicht die einleitenden Schritte."

Die Marquise erhob zufällig die Augen, ihr Blick fiel auf eine Quadrille, an welcher Helene und Xaver Theil nahmen; sie sprachen leise miteinander und die Liebe glänzte in ihren Blicken.

„Sehen Sie dort? es ist die höchste Zeit," versetzte Frau von Rumbrye. „Wann wird es gethan seyn?"

„Morgen," antwortete der Mulatte.

Die Marquise konnte eine freudige Bewegung nicht unterdrücken und zufrieden sagte sie:

„Ich rechne auf Sie und werde erkenntlich seyn."

Während dieser ganzen Scene hatte der Herr von Rumbrye die Beiden nicht aus den Augen gelassen; als die Marquise, indem sie Carral verließ, sich auf zeremonielle Weise empfahl, was der Mulatte mit einer ehefurchtsvollen Verbeugung erwiderte, schüttelte der Edelmann den Kopf und sprach vor sich hin:

„Sie haben ein Geheimniß, bei Tische bemerkte ich von der einen Seite einen demüthig bittenden, von der andern einen drohenden Blick. — Es war ein Tag des Unglücks und der Schmach, an welchem dieses Weib in das Haus der Rumbrye kam!"

V.

Werfen wir, bevor wir weiter gehen, einen Blick auf das vergangene Leben der Frau Marquise von Rumbrye.

Im Jahre 1792 lebte in der Kapstadt auf der Insel Sankt Domingo eine sechszehnjährige Waise Florentia Angele des Vales, welche das schönste Mädchen und zugleich die reichste Erbin der Kolonie war; man schätzte ihr Vermögen auf nicht weniger als zehn Millionen Livres. Wenn von ihr gesprochen wurde, so geschah es mit Liebe und Verehrung, wie man von einem Engel spricht, denn sie galt für eben so unschuldig als schön.

Ihr Vormund, ein beschränkter, streng rechtlicher, sehr ernster und nie von dem Herkömmlichen abweichender Mann, überwachte sie beständig und gestattete ihr keine Freiheit; in dem Alter, in welchem die jungen Mädchen, vorzüglich die Creolinnen, leidenschaftlicher für das Vergnügen eingenommen sind, kannte Florentine die Welt noch gar nicht, ihr Leben verfloß einsam und langweilig in dem Hause des Herrn Duviver, ihres Vormundes.

Zu Anfang des gedachten Jahres entließ Herr Duviver seinen ersten Buchhalter und ersetzte ihn durch einen Engländer, dessen Namen uns entfallen ist. Dieser Engländer war nun eine der kalten, starren Gestalten mit bleichem Gesicht und glattem hellen Haar, wie Großbritannien sie im Ueberflusse hervorbringt; sein Herz war eben so eisig wie sein Gesicht, es war ein tiefer Abgrund von Selbstsucht und unerschöpflicher Berechnungsgabe.

Kurze Zeit nach seinem Eintritt in Herrn Duviviers

Haus traten in Florentia's Charakter auffallende Veränderungen hervor; bis dahin war sie sanft, geduldig, bescheiden gewesen, diese Eigenschaften verschwanden plötzlich, ihre wahre Natur brach wie gewaltsam hervor, sie wurde herrisch, jähzornig, sie lehnte sich gegen den Willen ihres Vormundes auf, dann aber, da die zähe Festigkeit Duviviers die Oberhand behielt, wurde Florentia Heuchlerin und begann zu täuschen.

Jedenfalls mußte, um eine solche Veränderung in so kurzer Zeit eintreten zu lassen, das Herz der jungen Erbin schon vorher zum Bösen geneigt gewesen seyn, aber es mußte auch irgend ein äußerer Einfluß die Entwicklung dieses schlechten Keimes beschleunigt haben. Und so war es auch: mit einer kalten, leidenschaftslosen Verderbtheit hatte der Engländer seine Fallstricke um Florentia geschlungen, ihre Erziehung überwunden und ihre Unschuld gemordet, um sie zu der Seinigen zu machen. Die junge Creolin ward sich mit einer Art von Entzücken in dieses neue Leben, ihr Temperament war zu derselben Zeit plötzlich erwacht, als Tugend und Schaam sie verließen! der Verderber freute sich im Stillen über seinen Erfolg und sah sich schon als Herrn und Gebieter der reichsten Erbin der Insel.

Zu jener Zeit herrschte bereits eine dumpfe Gährung unter den Schwärzen, die Kolonisten fühlten sich beunruhigt, Hellsehende sprachen die Vermuthung aus, England sache, hinterlistiger Weise die Empörung an. Die Kapregierung verlangte Hülfe vom Mutterlande und erließ einstweilen einen Aufruf an die benachbarten Kolonieen; Guadeloupe sandte eine Abtheilung Infanterie unter dem Befehle des Lieutenants Lefebre.

Der Lieutenant Lefebre war ein junger Offizier, der zu großen Hoffnungen berechtigte, sein Erscheinen hielt die Empörer vorläufig im Zaum. Er hatte von Guadeloupe einen Diener mitgebracht, einen von ihm freigelassenen Neger, dessen Anhänglichkeit an seine Person er oft rühmte; dieser Neger, Neptun mit Namen, verließ ihn nie und folgte ihm selbst auf das Schlachtfeld.

Indessen dauerte die Gährung unter den Schwarzen fort, Abgesandte durchstreiften unaufhörlich die Ansiedelungen, gingen von Hütte zu Hütte, vertheilten Geld und Branntwein und predigten den Aufstand; mehrmals wurden einige dieser schleichenden Agenten festgenommen, es waren jedesmal Engländer. Dieser Umstand erregte Duviviers Verdacht, er ließ seinen ersten Buchhalter überwachen und gewann die Ueberzeugung, daß dieser Mensch ein Verräther sey. Ohne weiteren Prozeß schiffte er ihn auf einer Sloop ein und ließ ihn auf einer der englischen Antillen aussetzen, ein nur zu mildes Verfahren, das er bald bereuen sollte.

Bei der Nachricht von der Vertreibung des Buchhalters äußerte Florentia einen mit Zorn gemischten Schmerz, bei welchem sie ihrer Leidenschaftlichkeit freien Lauf ließ; unter Thränen, aber ohne Schaam und Reue gestand sie, daß jener Mann ihr Geliebter sey, und daß sie unter ihrem Herzen die Frucht dieser Verbindung trage; den Vorwürfen des Vormundes setzte sie stolzes Schweigen entgegen, darauf kündigte sie ihren Entschluß an, das Haus desselben auf der Stelle zu verlassen. Duvivier, nur seinem gerechten Zorne gehorchend, ließ sie gewähren und sich entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit hat das Reisen große Unbequemlichkeiten. Man riskirt, bis auf die Haut naß zu werden, da der Regen oft strommeise niederfällt, und außerdem werden die Wege theils grundlos, theils so schlüpfrig, daß man jeden Augenblick Gefahr läuft, mit dem Pferde zu stürzen. Jedoch darf man sich den Winter nicht so vorstellen, als ob es unaufhörlich regnete; im Gegentheil kann man dreist behaupten, daß gerade diese die angenehmste Jahreszeit ist, indem oft nach einem mehrere Tage anhaltenden Regen wieder Wochen lang der schönste heitere Himmel folgt, der zu Spaziergängen ins Freie ladet, wo die durch den Regen hervorgerufene Vegetation in größter Ueppigkeit emporschießt. Schon im Januar blühten die Narzissen, wie die Veilchen, welche größer sind und stärker duften, als die unseren. Während im Januar in einzelnen Nächten die Kälte bis auf 4 Grad R. stieg, und man am frühen Morgen zuweilen noch Reif sah, brannte die Sonne am Mittag doch so sehr, daß man den Schatten suchen mußte. So ist der Winter in jenen Gegenden ganz analog unserm Sommer, namentlich wenn, worauf freilich nicht zu rechnen ist, der Regen nur sparsam fällt.

Seinen langen Aufenthalt in Damaskus benutzte Petermann, um sich allerhand Notizen über die Stadt und ihre Bewohner zu sammeln, von denen wir die wissenswürdigsten hier mittheilen wollen.

Die orientalischen Schriftsteller wetteifern mit einander im Lobe von Damaskus und versetzen dahin das Paradies. Auf dem Berge Quasjun soll Kain seinen Bruder Abel erschlagen haben, dessen Grab gleich denen von Ruth und Noah in der Nähe gezeigt wird. Bis hierher verfolgte und schlug Abraham den König Laxmer. Die Propheten Elias und Elisa kamen nach Damaskus, und ebenso Paulus, der hier bekehrt wurde. Da, wo das Haus des Ananias stand, ist jetzt eine Kapelle, in der an seinem Gedächtnißtage, den 25. Januar, Messe gelesen wird. Aber auch den Muhamedanern ist Damaskus besonders wichtig als die Residenz von Kalifen, namentlich aus der Dynastie der Umajaden, deren Moschee zu den größten Heiligthümern gehört. Sie ist

die berühmteste von allen Moscheen, nicht nur in Damaskus, sondern vielleicht im ganzen Orient. Nächst den heiligen Stätten von Mekka und Medina, so wie der Omar-Moschee in Jerusalem, gilt sie für die heiligste des ganzen türkischen Reichs, und kein Ungläubiger darf sie betreten. Nur dem Herzog von Brabant wurde der Eintritt in diese wie in die Omar-Moschee 1855 gestattet.

Die Einwohnerzahl von Damaskus wird auf 120 bis 150,000 Seelen angegeben, und besteht zu vier Fünfteln aus Muhamedanern, und zwar aus Sunniten, welche gleich den Türken zu der Sekte der Hanesiten gehören. Die Zahl der Christen soll auf 15,000 Seelen belaufen, wobei fast alle Konfessionen vertreten sind; bei Weitem die Mehrheit bekennt sich aber zur katholischen Kirche.

Man begegnet in Damaskus den verschiedensten Trachten. Bald sieht man einen Moslem mit langem, weitem Talar und weißem, oder weiß und gelben, oder auch, wenn er Anspruch auf seine Abkunft von dem Propheten macht, mit einem grünen Turban, bald einen orientalischen Christen mit blauem, blau und rothem oder anderem dunkelfarbigen dünnen Tuche um den Fez gewickelt, bald einen orientalisch-christlichen Geistlichen mit schwarzem Talar und schwarzer oder violetter Dualuse auf dem Kopf, bald einen Juden mit dickem, breitem schwarz und weißen Turban, bald einen Druſen mit schwarzem, auf den Rücken und an den Seiten *bunt* mit Seide durchwirktem Talar und weißem Turban, bald einen Fellah oder Beduinen mit dunkelbraunem und weißgestreiftem Talar und einem gelb und rothen oder dunkelbraunen dreieckigen Tuch auf dem Kopfe, welches durch einen dicken Strick oder eine Schnur von Kamelhaaren festgehalten wird, bald einen Türken oder europäischen Unterthan in fränkischer Kleidung mit dem Fez auf dem Kopfe, oder einen europäischen Reisenden mit breitkrämpigem weißen oder grauen Hute, oder einen europäischen Konsul mit schwarzem Hute in Begleitung seiner Wachen oder Kawasse, die in bunter, reich mit Gold gestickter Kleidung mit ihren langen, silberbeknöpften Röcken ihm vorangehen; bald endlich Frauen oder Mädchen, die ganz in ein weißes Tuch gehüllt über ihren hellgelben Schuhen noch eben solche Stiefel tragen und deßhalb höchst ungeschickt umherwatscheln.

Da die Damen äußerlich so unschön und fast alle in gleichem Anzuge auf der Straße erscheinen müssen, so suchen sie sich dafür in ihren Harems zu entschädigen, und die Frauen und Töchter der Reichen und vornehmen Beamten strotzen von Juwelen und den kostbarsten Stoffen, um ihren Männern zu gefallen und vor ihren Freundinnen bei gegenseitigen Besuchen zu glänzen. Der Wunsch, dem Manne zu gefallen, hat theils den Zweck, ihm so viel als möglich Geschenke abzulocken, theils den Gedanken an eine Scheidung von ihm fern zu halten.

Denn nichts ist bei den Muhamedanern leichter als dieß. Wenn die Frau den Mann z. B. um die Erlaubniß bittet, ihre Verwandten zu besuchen, und derselbe einfach erwidert, sie könne gehen, ohne hinzuzufügen, daß sie auch wiederkommen solle, so ist damit schon die Scheidung ausgesprochen. In diesem Falle bekommt die Frau das vor der Hochzeit bestimmte Geldgeschenk und darf die früheren Geschenke des Mannes, so wie das, was in ihrem Harem ist, mitnehmen. Damit ist die Sache abgemacht und der Mann kann sich auf der Stelle wieder verheirathen; kein Wunder also, daß die Frauen aus dieser Befürchtung ihren Männern so viel als möglich zu entlocken trachten.

Obgleich die Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts, die zwar vorzugsweise bei den Muhamedanern stattfindet, aber auch auf Christen und Juden großen Einfluß ausübt, dem geselligen Verkehr so vielfachen Abbruch thut, und der Orientale in Folge des Klima's bei Weitem mehr zur Trägheit geneigt ist, als der Europäer, so ist er doch keineswegs allen Vergnügungen abhold, sondern sucht sich vielmehr verschiedentlich zu zerstreuen. Wie bei uns, so sieht man auch im Orient die Kinder klein und groß in den Höfen und vor den Häusern, wie außerhalb der Ortschaften auf freien Plätzen, allerhand Spiele treiben; ebenso viele Spiele, wie die Jugend, haben zum mindesten aber auch die Erwachsenen. Das Tanzen gehört nicht zu den „nobeln Passionen" und wird fast nur von den öffentlichen Tänzerinnen, die sich für ihr Tanzen bezahlen lassen, die aber sonst meist in sehr schlechtem Rufe stehen, ausgeübt. Auch die Musik macht den Orientalen wenig Freude, wogegen sie Marionetten- und Schattenspiele sehr lieben. Endlich belustigen sich auch die Muhamedaner, denen der Genuß des Weins bekanntlich verboten ist, mit dem Trinken des Raki, eines von ausgepreßten Weintrauben, Rosinen oder Datteln bereiteten Liqueurs. Sogar die Frauen in den Harems trinken den Raki. Von Christen und Juden, so wie von Muhamedanern, die es mit ihrer Religion nicht streng nehmen, wird natürlich Wein getrunken, der aus den Trauben des Libanon bereitet und die Flasche zu 1 Piaster (2 Ngr.) verkauft wird. Es gibt sauren und süßen; der erstere hat einen dem französischen Rothwein ähnlichen Geschmack. Letzteren kann man in Damaskus nur zu dem Preis von einem Thaler pro Flasche bekommen. Auch machte ein ungarischer Emigrant den Versuch, in Damaskus eine Bierbrauerei zu errichten, und erzielte in der That ein dem bayerischen Bier ähnliches Getränk. Er fand jedoch wegen der geringen Anzahl von Europäern nicht seine Rechnung dabei und ging später nach Beirut, wo noch jetzt seine Brauerei im Gange ist.

Nachdem der Winter, d. h. die Regenzeit, vorüber zu seyn schien, entschloß sich Petermann seine Pilgerreise nach Jerusalem anzutreten, und fand bald eine Karawane, die ihn bereitwillig in ihre Mitte aufnahm. Es waren armenische Pilger, die gleich ihm der Feier

des Osterfestes in Jerusalem beiwohnen wollten, so wie einige Damascener Kaufleute, die zugleich Handelsgeschäfte betreiben wollten. Wir aber eilen den Reisenden, die zuerst eine sehr langweilige und anstrengende Wanderung zu überstehen hatten, in Gedanken voraus, bis an die Stelle, wo Christus die 500 gespeist haben soll und wo noch der Stein gezeigt wird, auf welchem er gesessen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Schweizeroffizier der Besatzung von Gaeta berichtet in der „Schwyzer Ztg." Folgendes über die Stellung und das Schicksal der dort sich befindlichen Schweizer: Außer dem alten Schweizer-Veteranenkorps sind gegenwärtig in Gaeta noch 160 Dienstunfähige und 150 Stutzenschützen von den Fremdenbataillonen anwesend. Die Mehrzahl der zurück gebliebenen verwundeten Unteroffiziere und Soldaten sind unmittelbar nach ihrer Heilung in das Schweizer- und Veteranenbataillon eingereiht worden und die für dieses Korps viel zu zahlreichen Offiziere bleiben hier, bis man sie fortschicken wird. Major Wieland von Basel kommandirt dieses kleine Korps. Dagegen ist die Fremdenbatterie unter dem Befehle des Hauptmanns Surv von Solothurn noch fast vollständig. Dieser Offizier, der einen Franzosen und einen Amerikaner unter seinen Offizieren hat, zeichnet sich täglich an der Porta di Terra aus. General Sigrist von Luzern, ehemaliger Inspektor der Schweizerregimenter, kommandirt die Meerbatterien, Marschall Riedmetter aus dem Wallis dagegen die Landbatterien, während General Schumacher von Luzern ohne Unterbrechung im Dienste beim König mit der Einrichtung von Getreidemühlen und der Besorgung von Lebensmittelvorräthen des Platzes beauftragt ist. Die letztern fehlen der Besatzung nicht; die Reservemagazine sind für 18 Monate gefüllt, dagegen ist das Schlachtvieh beinahe ohne Futter, was ihm ein trauriges Ansehen gibt. Es sind indessen 700 wohlgenährte Schweine in neuester Zeit angelangt. Der König wie Prinz Alphons Graf von Caserta, der die zweite Sektion der Batterie kommandirt, beweisen viel Muth und Entschlossenheit. Letzterer leitet auch häufig das Feuer der Batterie an der Porta di terra. Das Gebäude, welches im Anfange der Belagerung als Spital verwendet wurde, ist nunmehr durch die piemontesischen Geschosse völlig zerstört. Die Kranken und Verwundeten werden jetzt durch die barmherzigen Schwestern, welche in großer Anzahl hier angelangt sind, aufs Beste besorgt. Mehrere dieser edlen Frauen sind in Sessa von den Piemontesen gefangen genommen worden, allein es gelang ihnen, sich frei zu machen und wieder nach Gaeta zu kommen.

Ueber den Zustand der Kaiserin Eugenie schreibt man der „Köln. Ztg.:" Dieselbe ist unausgesetzt in einer krankhaften Aufregung. Man erzählt, daß eine Wahrsagerin, die ihr schon vor vielen Jahren ihre Erhebung auf den Thron prophezeit hatte, ihr ebenfalls geweissagt habe, sie werde ein Jahr nach ihrer Schwester sterben. Diese Weissagung, verbunden mit gewissen Einflüssen, soll die Kaiserin ganz umgestimmt haben. Auf dem jüngsten Hofballe, als Herr Mon, der Gesandte Spaniens, sich ihr genähert, brach sie in Thränen aus und flüchtete in ein Fenstervertiefung, um auszuweinen. Die hohe Frau spricht neuerdings von ihrem Vorsatze, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Der Kaiser begegnet seiner Frau mit viel Geduld.

Die Bohrmaschine im Tunnel des Mont Cenis arbeitet schon seit einigen Tagen auf der italienischen Seite. Die bis jetzt erzielten Resultate übertreffen sogar die Erwartungen der Erfinder, dreier italienischer Ingenieure. In 15 Minuten bohrt man ein Loch von 80 Centimetern, ohne daß die Bohrer sich sonderlich abnutzen. Im April fängt man auch von der savoyischen Seite an, und hofft die Riesenarbeit in weniger als 5 Jahren vollendet zu haben.

Logogryph.

Der Lenz lockt aus kunstreichem Haus
Ein emsig Volk, das Ganze 'raus,
Doch ist sein König bald bemüht,
Daß es in's neue fröhlich zieht.
Nimmst du ihm seine ersten Drei,
Ist dir im Winter wohl dabei;
Setz'st statt der Vierten du die Dritte,
Dann wehe, wenn dein Herz d'ran litte;
Nimmst du auch Diese, hast du wenig,
Doch ist's ein Glied vom größten König.

Auflösung der Charade in Nro. 27:

Schachbrett.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 31 Dienstag, 5. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Jetzt begann für Florentia ein neues Leben. Reich, wie sie war, und durch die Grundsätze ihres schändlichen Lehrers vergiftet, besaß sie mit siebzehn Jahren die Kraft, der öffentlichen Meinung zu trotzen; ihr Haus wurde der Sammelplatz der in den Kolonieen so üppig wuchernden Abenteurer, sie entfaltete einen unermeßlichen Glanz, ließ ihren verkehrten Neigungen völlig die Zügel schießen und zog sich die allgemeine Verachtung zu. Der Engländer war bald vergessen, seine eigenen Grundsätze halfen dazu; er hatte in dem Herzen des jungen Mädchens zwei Götzen groß gezogen: die Selbstsucht und den Hang zum Vergnügen; für diese Leidenschaften ist Nichts unerreichbar.

Nach einigen Monaten gebar Florentia einen Knaben, ein Ereigniß, das kaum ihre Feste unterbrach. Indessen muß zugestanden werden, daß sie eine leidenschaftliche Zärtlichkeit für den kleinen Alfred fühlte; er war der Sohn des Engländers und der Engländer sollte der einzige Mann seyn, für den Florentia ein mit Liebe verwandtes Gefühl empfand; alle ihre anderen Verhältnisse waren heiße, wilde Phantasieen, niemals liebte sie in dem Sinne, wie es einigermaßen edle Gemüther verstehen.

Sie dagegen wurde geliebt, mit Hingebung und Gluth geliebt: sie war ja so wunderbar schön!

Der General Leclerc war mit den französischen Truppen auf St. Domingo gelandet, eine seiner ersten Handlungen war die Beförderung des Lieutenants Lefebre, dessen festes Auftreten lange Zeit die Sicherheit der Kapstadt erhalten hatte, zum Kapitän. Das Bestreben, sich dieser Gunst würdig zu zeigen, ließ den neuen Kapitän, seinen Eifer verdoppeln; oft wagte er sich, nur von seinem Neger Neptun begleitet, in die ungeheuren Zucker- und Kaffeeplantagen, welche die Kapstadt umgeben, oft durchstreifte er selbst die Gebirge, um die Stellungen der empörten Schwarzen kennen zu lernen. Diese hatten sich fest und regelmäßig organisirt, ihre Macht war ansehnlich, ihre Kriegführung eben so grausam als gefährlich für ihre Gegner; öfter als einmal verdankte der Kapitän Lefebre, wenn er in einen Hinterhalt gefallen war, sein Leben nur der wunderbaren Kraft, der Treue und Unerschrockenheit seines schwarzen Dieners.

Dieser Letztere war ein Mann von beinahe vierzig Jahren, sein Wuchs war hoch und gedrungen, seine Züge waren so regelmäßig, wie sie es bei einem Neger seyn können; übrigens unterschied sein Gesicht sich in bemerkenswerther Weise von denen seiner Race; der allgemeine Ausdruck seiner Züge verrieth Offenheit, Hingebung und eine große Willensstärke. Die letztgenannte Eigenschaft hinderte indessen nicht, daß er der folgsamste Diener von der Welt war; sein Herr hatte ihn freigelassen und von diesem Tage an war er wirklich erst Sklave geworden, er hatte seitdem Lefebre eine grenzenlose Anhänglichkeit bewiesen. Was sein Herr befehlen mochte, er führte es mit Genauigkeit eines Automaten aus; über einen solchen Befehl zu sprechen, hätte er für Narrheit gehalten, ihn zu vergessen, wäre ihm als Verbrechen erschienen.

Bei all dieser völligen Verleugnung, dieser unbedingten Aufopferung war Neptun sehr stolz auf seine Freiheit; mit einer seines Gleichen eigenthümlichen gutherzigen Natürlichkeit begriff er ganz gut, daß, wenn man ein Recht nicht gebraucht, man es darum nicht aufgebe; er freute sich an dem Gedanken, daß, sobald er es wollen würde, jenes Band verschwände, dabei war er aber sehr fest entschlossen, es niemals zu wollen, weil er dann seinen guten Herrn verlassen mußte.

Uebrigens war die Anhänglichkeit zwischen Lefebre und seinem Neger eine gegenseitige, der Kapitän setzte in Neptun ein unbedingtes Vertrauen, er würde ihm ohne Bedenken seinen theuersten Schatz zur Bewachung übergeben haben.

Und doch verbarg er ihm ein Geheimniß. Der Kapitän Lefebre liebte Florentia des Balees, jeden Abend begab er sich im Geheimen zu ihr. Das Erstemal hatte Neptun ihm folgen wollen, aber auf des Kapitäns Befehl mußte er davon abstehen. Neptun war nämlich kein guter Diener nach Art europäischer Bedienten, die zuweilen ihren Herren wider deren Willen dienen; der Wille des Kapitäns war ihm Gesetz, was derselbe ihm auftrug, das that er, so daß, wenn Lefebre zu ihm gesagt hätte: „Tödte mich!“ es zweifelhaft ist, ob das lange Messer des Negers ruhig in seinem Gurte stecken geblieben wäre.

In der ganzen Kapstadt war Lefebre vielleicht der Einzige, der Florentia's unwürdige Aufführung nicht kannte, er hielt sie für unschuldig, Florentia, die in ihm den Gegenstand einer ihrer vorübergehenden heißen Neigungen gefunden, entfaltete ihre blendende Schönheit und deckte mit derselben wie mit einem undurchdringlichen Schleier die Wahrheit zu.

Uebrigens war der Kapitän leicht zu täuschen; ausschließlich mit der Erfüllung seiner militärischen Dienstpflicht und mit seiner Liebe beschäftigt, sah er auf dem Kap nur Florentia und diese verstand, wenn sie es wollte, die engelhafte Schaam einer Heiligen anzunehmen. Einer öffentlichen Heirath zwischen den beiden Liebenden standen doppelte Hindernisse entgegen: das junge Mädchen war noch minderjährig und der Kapitän konnte bei der mißlichen Lage der Dinge auf der Insel die Erlaubniß seiner Oberen nicht nachsuchen; so ließen sie sich denn im Geheimen von einem Priester einsegnen.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Florentia ihrem Gatten das Kind des Engländers verborgen hatte; der Kapitän empfand daher, als sie auch ihn mit einem Knaben beschenkte, eine ungetrübte Freude und seine Liebe wurde wo möglich noch stärker. Florentia's Sinn dagegen trübte sich, ihre Phantasie war verflogen, der Rausch vorüber; sie gedachte des kleinen Alfred, der fern von ihr aufwuchs, sie empfand für ihr zweites Kind nichts, gegen dessen Vater aber Widerwillen.

Die Geburt dieses Kindes erfolgte, als eben der Bürgerkrieg sich über die ganze Insel verbreitete; die empörten Neger gewannen bald die Oberhand, die Kapstadt war, nachdem sie zweimal den Insurgenten übergeben werden, der Anarchie verfallen. Alles, was der Kapitän unter diesem Drange der Umstände für seinen Sohn thun konnte, war, dessen eheliche Geburt feierlich anzuerkennen, ein Verfahren, das in einigen Gegenden gesetzliche Gültigkeit hat; der Akt wurde von dem Priester, welcher die Ehe eingesegnet hatte, vollzogen und von denselben Zeugen, die bei der Trauung zugegen gewesen, unterzeichnet. Diese Zeugen waren zwei Diener Florentia's, unter denen ein Mulatte, Namens Jonquille; sie hatte Beide zu diesem Zwecke freigelassen. Der Kapitän nahm eine Abschrift von der Urkunde und das Kind wurde außerhalb der Stadt bei einer Amme in einer neutralen, von befreiten Negern geleiteten Pflanzung untergebracht.

Wenige Tage später erhielt Lefebre, der im Lager stand, durch einen Boten einen Brief von seiner Gattin; derselbe war in bündiger Kürze abgefaßt und lautete:

— „Mein Herr! Ich glaubte Sie zu lieben, habe „mich aber leider geirrt, deßhalb halte ich es für an„gemessen, daß wir uns trennen; wir werden uns nicht „wiedersehen. Ich hatte unterlassen, Ihnen mitzutheilen, „daß ich einen Sohn habe, der nicht der Ihrige ist, „den ich liebe, weil sein Vater der einzige Mann war, „den ich je geliebt habe. Dieses Kind nehme ich mit, „das Ihrige lasse ich Ihnen. Die Heirathsurkunde be„halte ich, sie kann meinem Sohne später dienen; für „Ihren Sohn mögen Sie sorgen. Versuchen Sie es „nicht, mir zu folgen, ich will die Trennung und mein „Wille ist unwiderruflich; Sie dürfen mir deßhalb nicht „zürnen, ich bin einmal so. Leben Sie wohl!

Florentia Angele."

Der Kapitän glaubte schwer geträumt zu haben, er las den außergewöhnlichen Brief zum Dritten- und Viertenmale und meinte den Verstand verlieren zu müssen, eine so ruhige Unverschämtheit verwirrte ihn um so mehr, als er bis dahin für seine Gattin eben so viel Achtung als Liebe gehegt hatte. Zuerst wollte er Alles im Stiche lassen und Florentia aufsuchen, wenn auch nur, um sich zu rächen, dann trat Verachtung an die Stelle des Zornes, dann wechselte die Verachtung mit Verzweiflung. Sein Leben war fortan zerstört, er hatte auf dieses Weib alle seine Glückshoffnungen gesetzt, die jüngstverlebte Zeit erschien ihm wie ein Traum voll süßen Reizes und um so furchtbarer wirkte das Erwachen, einen Augenblick wollte er sterben, doch er war Vater, er beschloß, für sein Kind zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

Nicht weit davon ist das Dorf Medschdel, das alte Magdala, Geburtsort der Maria Magdalena, so wie der See Genezareth; ferner nicht weit davon ist die Stelle, wo Jesus die Bergpredigt gehalten, und wird der Ort deßhalb „Berg der Seligkeiten" genannt. Am nächsten Tage kam die Karawane nach Kana, wo Christus das erste Wunder durch Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit verrichtete. Anderthalb Stunden später erreichten sie das liebliche Nazareth und gingen dann auf den zwei Stunden davon entfernten Berg Taber, auf welchem Christus verklärt wurde. In Nazareth steht jetzt an der Stelle, wo das Haus Josephs gestanden haben soll, die Kirche eines Klosters, und eine unterirdische Kapelle darin befindet sich an dem Ort, wo der Engel Gabriel der Jungfrau Maria die Verheißung gab. Auch die Werkstätte Josephs ist noch zu sehen und ein großer, breiter Stein an einem dritten Orte wird als der Tisch gezeigt, an welchem Jesus mit den zwölf Aposteln gespeist haben soll. Von Nazareth aus gelangten die Reisenden nach Nablus, mit dem Jakobsbrunnen, wo Jesus die Unterredung mit der Samariterin hatte. Er liegt nahe am Wege, aber im Thale, ist nur wenige Fuß tief und jetzt ganz aus-

getrocknet. Am nächsten Tage endlich, einem Palmsonntag, wie sie gewünscht hatten, Früh gegen 10 Uhr, zogen die Reisenden in Jerusalem ein, kamen aber doch zu spät, um der feierlichen Prozession in der Grabeskirche beiwohnen zu können. Sie hatten das übrigens nicht zu bedauern, da diese Feier jedenfalls einen sehr trüben Eindruck auf sie gemacht haben würde. Denn sie hörten nachher, daß es bei derselben zu einer Schlägerei gekommen war, und sahen noch Blutspuren davon in der Kirche.

Die schönste Aus- und Uebersicht auf Jerusalem hat man von der Ostseite, dem Oelberg aus, an dem entlang die Straße nach Jericho führt. Der südliche Theil der Stadt ist der älteste. Hier war auf der Ostseite der Tempelberg Morija mit dem Tempel Salomo's in der Mitte, und ihm gegenüber westlich die Burg und Stadt Davids, beide getrennt durch ein Thal, aber verbunden durch eine gemeinschaftliche Mauer und eine Brücke. Jetzt steht an derselben Stelle, wo früher der Salomonische und dann der Tempel des Herodes stand, die Omar-Moschee. An der Nordseite des Morija liegt der Teich Bethesda, halb verschüttet und ausgetrocknet; an der Westseite aber, nahe der Tempelmauer stehen einige jüdische Häuser, und dort versammeln sich alle Freitag die Juden, um zu beten und den Untergang ihres Tempels und Reiches zu beweinen. Ihr eigentliches Stadtviertel aber ist auf dem Zion. An dieses schließt sich das Viertel der Christen an. Auf der Stelle, wo einst die Davidsburg stand, ist die Zitadelle und Kaserne, und unmittelbar dahinter läuft jetzt die Stadtmauer hin, so daß jetzt das Grab Davids, so wie der Saal, in dem Christus das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern genommen haben soll, außerhalb der Mauer sind. Der ganze Umkreis der Stadt beträgt gerade eine Stunde. Sie hat jetzt nur vier Thore. Das goldene Thor, durch welches Jesus am Palmsonntag seinen Einzug hielt, an der Ostseite der Tempelmauer gelegen, ist gleich den anderen Thoren an derselben vermauert. Eines der Thore heißt das Stephansthor, weil hier in der Nähe der erste christliche Märtyrer gesteinigt worden seyn soll. Nicht weit davon stand auch, wie es heißt, der Palast des Pilatus, und ein Bogen über der Straße wird als der Ort bezeichnet, wo dieser dem Volke sein berühmtes „Ecce homo" zugerufen haben soll. Hier beginnt die via dolorosa, der Leidensweg, von dem aus man auch das Haus des reichen Mannes (in der Parabel) zeigt; die Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde, steht in einer Kapelle an dem Wege, die den Franziskanern gehört. Dann kommt man an die Stelle, an der Jesus vor Ermattung hinsank und dem Simon von Cyrene das Kreuz zu tragen gegeben wurde, weiterhin an dem Hause der heiligen Veronika vorbei, welche heraustrat und Christus mit ihrem Tuche den Schweiß abtrocknete, endlich zu der Grabes- oder Auferstehungskirche. Sie liegt jetzt fast im Mittelpunkt der Stadt. Noch in der Vorhalle sieht man vor sich eine Platte von röthlichem Marmor, die als der Stein bezeichnet wird, auf dem Nikodemus den Leichnam des Herrn salbte. Rechts davon steigt man eine Treppe hinan und gelangt zu der Stätte von Golgatha. Hier sind zwei Altäre, der eine rechts an der Stelle, an welcher Christus an das Kreuz genagelt worden, der andere da, wo das Kreuz gestanden; daneben die Stellen der Kreuze für die beiden Schächer, und an der rechten Seite wird ein Stein gezeigt, der von oben bis unten gespalten ist. Die Grabeskapelle ist im eigentlichen Schiff der Kirche und umfaßt zwei kleine Gemächer: das erste bildet die Vorhalle mit dem Stein, auf welchem der Engel gesessen, der den Jüngern die Auferstehung des Herrn verkündigte; durch eine schmale und niedrige Thür gelangt man von da in die eigentliche Grabkammer, in der zur Rechten das Grab des Herrn mit weißem Marmor bedeckt ist. Dicht an der Grabkapelle westlich, und an diese sich anschließend, ist eine kleine Kapelle der koptischen Christen, ihr gegenüber an der Westseite der Kirche ist die der Jakobiten, in der die Gräber von Nikodemus und Joseph von Arimathia gezeigt werden. An der östlichen Seite der Kirche, der Grabeskapelle gegenüber, ist die ausgedehnte Kirche der nicht unirten griechischen Christen, mit Schmuck und Pracht überladen, und auf der nordöstlichen Seite steigt man auf achtundzwanzig Stufen hinunter zur Kapelle der Helena, während dreizehn Stufen weiter zu der Stelle führen, an der das Kreuz Christi, zur Zeit der Anwesenheit dieser gottesfürchtigen Kaiserin, der Mutter Konstantins des Großen, gefunden worden seyn soll, und wo ebenfalls ein Altar steht. Hier werden auch noch das Schwert und die Sporen von Gottfried von Bouillon gezeigt, der gleich seinen Nachfolgern unter dem Kalvarienberge begraben liegt.

Jerusalem bietet, von der Ferne gesehen, einen von anderen Städten des Orients verschiedenen Anblick, indem es eine Unmasse von Kuppeln zeigt. Diese finden sich hier nicht allein bei den Moscheen, sondern auch bei den Wohnhäusern. Jedes Haus hat platte Dächer und Kuppeln, weil die Zimmer meist gewölbt sind. Man sieht nicht die orientalische Pracht im Innern, welche Damaskus auszeichnet, es ist hier eine ganz verschiedene Bauart. Während dort die Häuser fast nur aus Lehm aufgeführt werden, bemerkt man hier nur Häuser mit ellendicken und noch stärkeren Mauern von Quadersteinen erbaut. Eine niedrige kleine Thür führt meist durch einen dunklen Vorgang ins Innere; die Höfe sind mit Quadersteinen ausgelegt, die Zimmer sind größere oder kleinere Gewölbe mit einzelnen Nischen in der Mauer, ohne alle Verzierung, nur weiß übertüncht. Da Jerusalem kein Quellwasser hat, so ist man genöthigt, das Regenwasser der Wintermonate in den Kellern, welche Zisternen bilden, anzusammeln, um sich während des Sommers mit Trinkwasser zu versehen. Dieß Wasser ist nicht etwa unrein

und trübe oder hat einen faden Geschmack, sondern es läßt sich ganz gut trinken. Manche Häuser haben mehrere solcher Zisternen und das preußische Konsulat hat deren fünf. Der Bischof Gobat hatte, als Petermann in Jerusalem war, aus Fürsorge für 6000 Piaster, d. h. 400 Thaler, Wasser gekauft! Mit Damaskus verglichen, erscheint Jerusalem Alles in Allem als halb europäische Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Arndt-Denkmal.] Der geschäftsführende Ausschuß für Arndt's Denkmal legt in einem kurzen Bericht mit der Ueberschrift „Zum 29. Januar" (bekanntlich Arndt's Todestag) Rechenschaft darüber ab, wie weit das Unternehmen, dem Heimgegangenen ein Denkmal zu errichten, in Jahresfrist gediehen sey. Er erklärt darin, daß die Deutschen in einer kaum je erhörten Weise sich beeifert hätten, ihre Liebe und Verehrung für Arndt durch rasche und reichliche Betheiligung zu bewähren. Kein Land, kein Stamm von Deutschland sey unvertreten geblieben, nicht allein aus ganz Europa, aus Asien, Afrika und Amerika hätten Deutsche ihre Gaben gespendet, Staaten und Städte, Fürsten und Arbeiter, in vollster Wahrheit das deutsche Volk habe sich erhoben, um dem tapferen Vorkämpfer seiner Freiheit und Ehre ein würdiges Andenken zu stiften. Die Gesammtsumme aller Beiträge, die sich schon nach drei Monaten auf 25,000 Thlr. belaufen habe, sey jetzt bis zu 41,000 Thlr. angewachsen, genügend nicht blos zur Herstellung des durch Rietschel's Meisterhand auszuführenden Denkmals, sondern auch zur käuflichen Erwerbung des Arndt'schen Grundstückes. Eine in's Einzelnste gehende Rechenschaft werde nach Vollendung des Werkes abgegeben werden.

Unter eigenthümlichen Umständen wird, wie man dem „N. K." mittheilt, in diesem Jahre ein Flüchtling zurückkehren: Gustav Körner aus Frankfurt a. M., einst hervorragendes Mitglied jener alten jena'schen Burschenschaft Germania von 1831 und in das bekannte Frankfurter Attentat verflochten. Es gelang ihm, nach Amerika zu entkommen, wo er sich zu Belleville im Staate Illinois, fast gegenüber St. Louis, niederließ. Er ist einer der Patriarchen jener Stadt, die jetzt unter 12,000 Einwohnern mehr als 8000 Deutsche zählt. Körner that sich bald als gewandter und rechtschaffener Advokat hervor, wurde in die Staats-Legislatur gewählt und bekleidete eine Zeit lang die Rolle eines Vize-Gouverneurs von Illinois und steht mit Lincoln in freundschaftlicher Beziehung. Dieser verdankt in den fünf Staaten Illinois, Indiana, Ohio, Iowa und Wisconsin seine Wahl den Deutschen, welche den Ausschlag gaben. Körner hatte dieselben als Redner vor den Wahlen bearbeitet und erhält nun als Lohn die Gesandtschafts-Stelle in Berlin. Der Flüchtling kehrt als Diplomat zurück.

Am letzten Sonntag kam ein elegant gekleideter Herr, mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloche, zum Glöckner der Kathedrale in Tours und äußerte den Wunsch, den Thurm zu besteigen. Hoch oben auf der Plattform angelangt, ersuchte er den Glöckner, ihn allein zu lassen, da er eine Zeichnung machen wolle. Sein Begleiter weigerte sich und nun sprang der Fremde auf das steinerne Geländer und stürzte sich hinab. Im Falle schlug er an allen Vorsprüngen des Thurmes auf und die Leiche', als sie auf das Pflaster aufstiel, war eine unkenntliche Fleischmasse. Man fand bei ihm einen Paß, auf dem Namen Wilh. W., 45 Jahre alt, aus Oesterreich gebürtig und in Frankreich naturalisirt, Lehrer an der kaiserl. polytechnischen Schule, lautend. In seinen Taschen fand sich ferner eine Summe von 1300 Frks. und ein neues Dolchmesser.

[Arthur Görgey] richtet aus Victring nächst Klagenfurt einen Brief an den Redakteur des „Pesti Naplo," Baron Sigmund Kemeny, in welchem er sich indeß keineswegs mit Fragen der hohen Politik befaßt, vielmehr nur einigen arithmetischen Bedenken, welche ihm bei einem national-ökonomisirenden Artikel des „Pesti Naplo" aufgestoßen waren, Ausdruck gibt. Stellen indeß, wie: „der Charakter unseres Volkes ist ein vorwiegend ritterlicher", und: „ich, der ich gewungen, in geisttödtender Einsamkeit zu leben, meine einzige Freude, was mein beweintes Vaterland anbelangt, fast nur in der Lesung Ihrer Artikel finde", mögen nicht ganz ohne Rücksicht auf weitere Kreise geschrieben worden seyn.

Sophie Schröder begeht am 1. März dieses Jahres ihren achtzigsten Geburtstag. Als neunjähriges Mädchen hat sie ihre Bühnenlaufbahn begonnen; am Schillerfeste im November 1859 hat sie noch einmal die Bühne betreten und durch die Gewalt ihres Vortrags hingerissen. Wir haben also einen fast siebzigjährigen Antheil am deutschen Bühnenleben vor uns und zwar der ruhmvollsten Art.

In Vincennes ist ein Laboratorium für eine neu erfundene brennbare Masse eingerichtet worden, mit der man künftig die Hohlkugeln füllen wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand't'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 32 Mittwoch, 6. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Es sollte nicht seyn, die Kugel eines Negers vertrat den Selbstmord. Einige Tage nach dem Empfange jenes verhängnißvollen Briefes wurde Lefebre's Abtheilung von den Insurgenten am Ufer des großen Flusses angegriffen; nach seiner Gewohnheit focht der Kapitän tapfer, doch als er eben die schon halb besiegten Neger vollends werfen wollte, wurde er von einem Schusse in die Brust getroffen und fiel seinem treuen Diener in die Arme. Sein letzter Gedanke galt seinem Sohne, der armen Waise, die sein Tod ohne Stütze auf der Welt ließ.

Madame Florentia Angele des Vales hatte, nachdem sie mit ihrer zierlichen Schrift das artige Briefchen abgefaßt, welches wir unseren Lesern vorgelegt, ihre Diamanten genommen, sich mit einer beträchtlichen Summe Geldes versehen und eine der englischen Antillen erreicht, von wo sie nach London abreiste. Hier erfuhr sie durch ein französisches Blatt den Tod ihres Gatten. Diese Nachricht entlockte ihren rosigen Lippen ein Lächeln: sie war frei, von nun an völlig frei, und ihr Sohn hatte einen Namen, den ihm Niemand streitig machen konnte; war sie nicht die Wittwe des Kapitäns Lefebre? — Einige Zeit darauf erhielt sie eine zweite Kunde, die jedoch etwas weniger angenehm war: die Nachricht von dem Siege der Schwarzen auf Sankt Domingo und der Vertreibung der Franzosen. Florentia sah sich vollständig zu Grunde gerichtet.

Sie war jedoch jung, wunderbar schön und führte mit den Ueberresten ihrer Mittel ein großes Haus. Ein Paar Dutzend reicher Edelleute hatten sich schon an ihren Wagen gespannt, sie richtete, indem sie nach den Ansichten, welche ein Engländer sie gelehrt, gegen England verfuhr, eine ziemliche Anzahl Parlamentsmitglieder zu Grunde, es auch nicht verschmähend, daneben einige kaufmännische Geschäfte zu ruiniren; dann, nachdem sie dieses glänzenden, im Grunde aber elenden Lebens überdrüssig war, ließ sie sich herbei, ihre Hand einem jungen Lord zu reichen, der sich in Folge dieses glorreichen Vorzuges für den glücklichsten Sterblichen hielt.

Dabei wuchs der junge Alfred des Vales zu einem langen schmächtigen Jungen heran, der sich an der Seite seiner Mutter auf den weichen Kissen der Equipage Mylords ganz stattlich ausnahm. Er verstand nichts und wollte auch nichts lernen, was voraussetzen ließ, er werde eines Tages einen sehr beachtenswerthen Dandy vorstellen.

Der Mulatte Jonquille war seiner Herrin gefolgt. Doppelt frei durch seine Freilassung und seine Anwesenheit in England, kam er einst auf einen beklagenswerthen Gedanken, der ihn auf's Neue zum Sklaven machte; dafür hatte er erreicht, daß er sich mit seinem neuen Namen, Juan de Carral, spreizen und Jedermann aufbinden konnte, er sey Andalusier und eben so makelloser Hidalgo wie Seine Majestät der König von Spanien.

So vergingen für Florentia und ihre Umgebung die letzten Jahre der französischen Republik. Sie stand an der Spitze der britischen noblen Gesellschaft, ihre Bälle überstrahlten die der gesammten Fashion an Glanz, wie sie selbst eine strahlende Erscheinung war. Lord Cornbury, ihr zweiter Gemahl, dem die halbe Grafschaft Norfolk gehörte, hätte seine einundzwanzig Lustschlösser für ein Lächeln von ihr hingegeben, er liebte sie so stark, der gute Herr, daß er nur noch drei Pfund Rostbeaf zu Mittag aß.

Diese außerordentliche Enthaltsamkeit oder vielleicht auch der von der schönen Creolin auf ihn geübte mächtige Einfluß wurde die Ursache, daß seine Herrlichkeit Lord John Cornbury in der Blüthe seiner Jahre starb. Man begrub ihn auf eine seiner Herrschaften und seine edlen Freunde, die seine liebenswürdigen Eigenschaften sehr geschätzt, tranken mehrere Gallonen Rum auf das Heil seiner Seele.

So wurde Florentia zum Zweitenmale Wittwe. Wir wollen nicht behaupten, daß sie den Verlust ihres Gatten tief beklagte, aufrichtige Thränen aber weinte sie ihren Besitzungen, welche mit der Pairswürde auf einen neuen Lord Cornbury übergingen, den Vetter des alten im vierundzwanzigsten Grade; Florentia verwünschte aus dem Grunde ihres Herzens die Barbarei der englischen Gesetzgebung und schwor, sich nie wieder zu verheirathen — mit einem Angehörigen dieser unhöflichen Nation.

Gewissenhaft hielt sie diesen Schwur. Es war im Jahre 1806; Florentia hatte die Dreißig überschritten,

aber sie war noch immer die frühere Zauberin, man konnte meinen, die Zeit selber, von ihrer Schönheit bewältigt, habe sie schonen wollen; Anbeter in Menge drängten sich um sie und strebten ihre Hand zu erobern, sie beginnen tausenderlei Thorheiten, um die Aufmerksamkeit der reizenden Wittwe zu fesseln: Florentia blieb unerbittlich.

Sie hatte ihren Plan. Seit einigen Monaten hatte sich ein französischer Emigrant, der bis dahin Ludwig dem Achtzehnten am russischen Hofe gedient, in London niedergelassen. Dieser Edelmann besaß, trotz der ihm durch die Revolution zugefügten bedeutenden Verluste, noch ein für einen Franzosen sehr schönes Vermögen; für einen Lord wäre es eine Lumperei gewesen: er hatte nur noch fünfzigtausend Franks monatlich zu verzehren. Er hieß Marquis von Rumbrye, war Wittwer und hatte eine sechs bis sieben Jahre alte Tochter.

Der junge Alfred Lefebre des Vaices stand im vierzehnten Lebensjahre, Florentia meinte, Fräulein von Rumbrye wäre in Zukunft eine sehr angemessene Partei für ihn. Um diese Verbindung einzufädeln, mußte sie sich des Marquis bemächtigen, alsdann rechnete sie auf ihre Gewandtheit, auf den Einfluß, welchen sie über Jenen erlangen würde, da er von ihren Reizen offenbar eingenommen war, endlich auf die verführerischen Eigenschaften des jungen Alfred Lefebre des Vaices.

Zu der That schien Alles sich nach ihren Wünschen fügen zu wollen. Der Marquis von Rumbrye bedurfte in seinem aufrichtigen Schmerze über den Verlust einer liebenswerthen und tugendhaften Gattin des Trostes und glaubte in der Creolin einen würdigen Ersatz für die verlorene Gefährtin gefunden zu haben; wir wissen ja, wie sie sich zu geben wußte, wenn ihre Zwecke es erforderten. Er bot ihr seine Hand und dieselbe wurde angenommen.

Während der ersten Monate war Florentia's Aufführung untadelhaft, sie spielte die Rolle einer guten Hausfrau vortrefflich und nahm sich liebreich der kleinen Helene an; der Marquis war selig, er wünschte sich täglich mehr Glück zu der Wahl, welche er getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

Westlich von der eigentlichen ummauerten Stadt erhebt sich „der Hügel des bösen Rathes“ (so genannt, weil auf seiner Spitze der Palast des Kaiphas gestanden habe), an dessen Abhange der „Blutacker“ Hakel dama liegt, welcher für die dreißig Silberlinge des Judas zur Beerdigung der Fremden gekauft wurde. Der heutige Begräbnißplatz der Juden zieht sich nördlich am Westabhange des Oelberges hin, auf welchem ungefähr in der Mitte eine weite Höhle mit vielen Gängen die Gräber der Propheten enthalten soll. Darüber liegen vier alte in den Felsen gehauene Gräber, die für die des Zacharias, Jakobus, Absalon und Josaphat gehalten werden. Das Grab des Absalon steht ganz frei da, und durch ein Loch kann man ins Innere sehen, wo man nur Steinhaufen bemerkt, da jeder Muhamedaner, der an demselben vorübergeht, mit einem Fluch auf den ungerathenen Sohn, der sich gegen seinen Vater empörte, einen Stein hineinwirft.

Südöstlich führt der Weg um den Oelberg herum nach Bethanien und Jericho, und gerade nach Osten gewendet kommt man auf die Spitze des Oelbergs. Da, wo diese beiden Wege sich trennen, ist eine hohe Mauer, die einen weiten viereckigen Raum umschließt; dieß ist der Garten Gethsemane, den ein Mönch aus dem Franziskanerkloster behütet. Acht uralte Olivenbäume stehen darin, die vielleicht noch aus der Zeit Jesu stammen. Dicht vor dem Eingange wird die Stelle gezeigt, wo die Jünger schliefen, so wie die, wo Judas seinen Herrn verrieth. Ungefähr hundert Schritte weiter nach Norden ist eine Kapelle in den Felsen eingehaut, welche den Ort bezeichnen soll, wo Jesus blutige Thränen schwitzte, und nur wenige Schritte tiefer werden in einer griechischen Kapelle die Gräber Josephs und Mariä, so wie ihrer Eltern gezeigt. Auf dem Gipfel des Oelberges ist eine kleine Moschee und in der Mitte eine über einem Stein erbaute Kapelle. Auf diesem Stein sieht man eine Vertiefung, ähnlich der eines Fußes und der fromme Glaube bezeichnet diese Stelle als den Fußtapfen Christi, den er bei seiner Himmelfahrt zurückließ. Steigt man vom Oelberg hinunter, so sieht man ungefähr auf der Hälfte des Weges eine Grotte oder Höhle, in der Jeremias seine Klagelieder geschrieben haben soll, und weiter nördlich kommt man an die in den Felsen gehauenen „Gräber der Könige“ und die „Gräber der Richter.“

Von einem Spaziergang nach Bethlehem erzählt Petermann Folgendes. Schon Früh 7 Uhr, um der Mittagshitze auszuweichen, machte er sich auf den Weg, obgleich die Entfernung von Jerusalem nur etwa anderthalb Stunden beträgt. Man gelangt zwischen Oliven-, Feigen- und Granatbäumen, die ringsum auf den Feldern stehen, und bei Weingärten vorbei in das betriebsame Bethlehem, mit etwa 3—4000 nur christlichen Bewohnern, die ganz von den Pilgern leben, denen sie die Produkte ihres Fleißes verkaufen. Die Kirche in Bethlehem verdankt ihren Ursprung der Kaiserin Helena. Unter dem Hauptaltar in der Mitte steigt man fünfzehn Marmorstufen hinab zu der Grotte, deren goldene und silberne Lampen von den Geistlichen der verschiedenen Konfessionen brennend erhalten werden. Man zeigt hier den Gläubigen die Stelle der Geburt Jesu, ferner noch die Krippe Jesu, in Form

eines Parallelogramms von Marmor; ja sogar hinter einem Gitter die Schädel der unschuldigen Kindlein, die Herodes ermorden ließ, und noch 10 Schritte weiter ein rundes mit Marmor umgebenes Loch, das die Stelle bezeichnet, wo der Stern der Magier herunter-gefallen ist!! Außerhalb der Stadt ist die Kapelle, wo Maria mit Jesus sich verborgen gehalten haben soll, und weiterhin zeigt man unten im Thal eine Höhle, wo die Hirten gewesen, welche die Verkündigung von der Geburt des Heilandes erhielten.

Ein anderer Ausflug, den Petermann von Jerusalem aus machte, richtete sich nach dem etwa neun Stunden entfernten Hebron. Auf diesem Wege erblickt man auf der Spitze eines Berges eine Ruine, die aus den Zeiten der Makkabäer stammen soll. Von da kommt man in das Terebinthen-Thal, wo aber jetzt keine Terebinthen mehr zu sehen sind. Das ist das Thal, wo David den Goliath erschlug. In Hebron liegen, wie es heißt, die Stammväter der Israeliten, Abraham, Isaak und Jakob mit ihrer Stammmutter Sara, nach Einigen auch Adam, begraben. Diese Gräber werden in einer dortigen Moschee gezeigt, welche aber für alle Nicht-muhamedaner unzugänglich ist. Auffallend erscheint es, daß, je mehr man sich Hebron nähert, desto mehr der Anbau von Linsen betrieben wird, ja man kann sagen, Linsen sind das einzige Produkt der Felder in der ganzen Umgegend von Hebron. So scheint noch jetzt, wie zur Zeit Jakobs und Esau's, das Linsengericht die Haupt- und Lieblingsspeise dieses Landstrichs zu seyn. Die Stadt hat etwa tausend Häuser, darunter vielleicht sechszig jüdische; Christen finden sich hier gar nicht. Nordwestlich steht die Abrahamseiche. Dieß ist allerdings ein uralter Baum, dessen Stamm über zweiund-zwanzig Fuß im Umfang, dessen Zweige aber fünfund-achtzig Fuß im Durchmesser haben. Er ist der einzige vermeintliche Ueberrest von dem Heine Mamre.

In Nablus, dem alten Sichem, welches Petermann auf der Hinreise nur passirt hatte, verweilte er auf der Rückkehr von Jerusalem nach Damaskus zwei volle Monate, um die Sekte der Samaritaner, die sich jetzt einzig und allein noch dort vorfindet, genau kennen zu lernen. Nahe bei Nablus erhebt sich der Berg Gari-zim, wohin die Samaritaner das Paradies versetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die kalorische Maschine.

(Aus einem Vortrage des Herrn Obermünzmeisters v. Haindl in der monatl. Generalversammlung des polyt. Vereines.)

Nachdem in neuester Zeit die Ericsohn'sche kalorische Maschine eine Bedeutung zu erringen scheint, die große Dimensionen annehmen dürfte, weil durch sie dem längst gefühlten Mangel eines wohlfeilen Bewegungs-elementes vollkommen entsprochen ist, so wollen wir aus dem Vortrage des Herrn Obermünzmeisters v. Haindl diejenigen Punkte ausheben, welche für unsere Leser sowohl, wie für die ganze Geschäftswelt, als interessant erscheinen, da man begierig seyn wird, von den Erfolgen Näheres zu hören, welche die in der kgl. Münzwerkstätte in München der zur Probe aufgestellten Maschine errungen hat.*)

Nachdem der geehrte Redner die Geschichte der Er-findung, über welche mehr als 20 Jahre mit unge-heuren Geldopfern und unermüdlichen Studien ver-flossen sind, und die ersten größeren Versuche ausführ-lich erzählt hatte, ging er auf die genaue Explikation der Theorie der Maschine und der mathematisch-physi-kalischen Verhältnisse beim Bau und Betrieb derselben unter Vorzeigen der Pläne über. Sodann fuhr der-selbe fort:

Die kalorische Maschine will und wird die Dampf-maschine nie ersetzen, dagegen wird sie ein wichtiges Glied in der großen Kette der Hilfsmittel menschlicher Industrie bilden, indem sie da helfend und fördernd ein-tritt, wo nur eine geringe Anzahl von Menschenkräften durch mechanische Kraft ersetzt werden soll. Je kleiner die Kraft, um so theurer arbeiten die Dampfmaschinen, umgekehrt ist es bei den kalorischen Maschinen; durch sie haben die Kunst, das Handwerk, das Gewerbe nun-mehr das langersehnte Mittel erhalten, sich zur In-dustrie emporzuschwingen und erfolgreich mit dem Ka-pital des Fabrikanten zu konkurriren. Für Buchdruckereien, litographische Anstalten, Schlosserwerkstätten, dann Schlei-fereien, Pumpwerke, Erfengießereien, Poliermanstalten ꝛc. kann die kalorische Maschine für die Folge das be-vorzugte Triebwerk werden, und von ihrer Einführung kann der Aufschwung solcher Gewerbe datiren. Ebenso wichtig ist dieselbe für die Landwirthschaft zum Betriebe von Dreschmaschinen, Getreidereinigungs-, Rüben- und Kartoffelschneidemaschinen ꝛc., da es namentlich bei uns an einer billigen und gefahrlosen Bewegungskraft bis jetzt in der Landwirthschaft gemangelt hat.

Jedenfalls lassen sich für die kalorischen Maschinen nachstehende Vortheile vor den Dampfmaschinen vin-diziren:

1) Brennmaterialersparniß. Diese beläuft sich nach anderen, so wie auch nach unseren Erfahrungen auf zwei Drittheile, namentlich wenn man die Benützung der abgehenden Wärme zur Beheizung oder zu anderen Zwecken, z. B. zu Trockenstuben, in Anschlag bringt. Auch das Anfeuern geschieht in kürzerer Zeit als bei Dampfmaschinen, nämlich in höchstens ½ Stunde.

2) Sie erfordert zur Aufstellung nur einen sehr geringen Raum, keine Baulichkeiten, weder Kesselhäuser,

*) Diese Maschine kam aus der Buckau'schen Werkstätte in Magdeburg und kostete 600 Thlr. Die Firma Kramer-Klett in Nürnberg und Hr. v. Maffei in München stellen dieselbe, zu 1 Pferdekraft, mit wesentlichen Verbesserungen versehen um 260 Thlr. her.

noch Schornsteine, noch Brunnen. Jede gewöhnliche Rauchesse kann den Rauch weiter führen.

3) Sie ist völlig gefahrlos; an eine Explosion ist nicht zu denken; ebenso ist sie nicht feuergefährlicher wie jeder Zimmerofen. Deßhalb bedarf es zu deren Aufstellung weder einer obrigkeitlichen Erlaubniß noch einer Prüfung, — wie es bei Dampfmaschinen der Fall ist.

4) Ebenso ist die Wartung ganz einfach und die wenigen Handgriffe, die man bei ihrer Bedienung zu wissen braucht, kann sich leicht jeder Arbeiter aneignen.

(Schluß folgt.)

Der Prozeß Patterson.

(Siehe Nro. 28 der Arbeiterungen.)

Paris, 2. Februar.

Die „Gazette des Tribunaux" gibt heute einen zwölfspaltigen Bericht über die Verhandlungen des Prozesses Patterson, welche sich gestern nur auf die Repliken der beiden Advokaten beschränkten. Es ergibt sich aus der Ausdehnung des Berichtes von selbst die Unmöglichkeit, ihn auch nur in einem vollständigen Auszuge wiederzugeben, und wir können uns um so mehr einfach auf die Mittheilung einzelner hervorragender Stellen beschränken, als Vieles in den beiden Reden nur zur reinen juristischen Erörterung der Frage dient, oder eine genauere Ausführung oder Widerlegung früherer Behauptungen ist.

Zwei Punkte waren namentlich für Verryer neu zur Prozedur getreten: der Brief des Prinzen Jerome, vom Ende 1855, worin er den Kaiser bittet, den Reklamationen von Madame Patterson und ihrem Sohne Jerome Bonaparte kein Gehör zu schenken, dann vorzüglich was über eine angebliche Ehe des Herzogs v. Berry mit einer Engländerin von gegnerischer Seite vorgebracht worden war. Er selber verliest ein Schreiben des Prinzen Napoleon vom 25. Juli 1854, das noch in einem sehr kordialen brüderlichen Tone abgefaßt ist. Es lautet:

„Mein lieber Jerome!

Ich habe Ihren Brief mit vielem Vergnügen erhalten, ebenso auch die wenigen von Ihrem Sohne beigefügten Worte. Wie lebhaft bedaure ich, nicht in Paris zu seyn. Seit den vierzehn Jahren, in denen wir uns nicht gesehen, hat das Schicksal eine große Veränderung in meine Existenz gebracht. Ich habe viele Situationen durchgemacht, aber ich bin glücklich, daß unsere Freundschaft immer sich gleich bleibt.

Wie wohlthuend ist es, diese Gefühle der Familie und der persönlichen Sympathie zu bewahren. Ich schätze dieß um höher, als das Gleiche nicht mit allen meinen Verwandten, namentlich nicht mit einer Schwester der Fall ist, welche ich nur wie eine Fremde sehe! Diese traurigen Betrachtungen sollten heute, wo ich mich Ihnen mit Freude in Ihr brüderliches Gedächtniß zurückrufe, mir nicht in die Feder kommen. Ich weiß nicht, was mir dieser Krieg noch bringen wird, ich hoffe, daß für den Winter etwas entschieden seyn wird. Tausend Grüße an Ihren Sohn, den ich umarmen und des vielen Guten wegen liebe, das man mir von ihm schreibt.

Ihr Sie liebender Bruder

Nap. Bonaparte."

In Bezug auf das obenerwähnte Schreiben des Prinzen Jerome bemerkt Berryer unter Anderem: „Er selbst, Prinz Jerome, nennt darin die verlassene, verstoßene Gattin Madame Patterson: „Sie (die von Napoleon III. zu Gunsten des amerikanischen Verwandten erlassenen Dekrete) verfügen ohne mein Gutheißen über meinen Namen, schreibt Prinz Jerome, und wir haben hier einen ganzen Stoß Briefe geschrieben an Madame Bonaparte, an Herrn Jerome Bonaparte und beweisen, daß der Vater selbst seinem Sohne diesen Namen 52 Jahre lang gegeben hat! „Sie bringen in meine Familie".... Aber was will man denn mit all den Briefen, Freundschaftsbeweisen und Komplimenten thun, welche von der ganzen Familie ausgegangen sind? Man wünscht sich Glück dazu, daß Graf Jurvilliers in Amerika bei dem theuren Neffen ist; man geizt weder mit Betheuerungen noch mit Zärtlichkeiten ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Wer weilet dort auf jener letzten Hufe
Des prachtvoll schönen Reiches — nun verloren,
Zum Schauplatz jeder Grüuelthat erkoren? —
Treu folgend ihrem höheren Berufe,

Betrat ein zartes Weib die Heldenstufe;
Zur Liebe wie zum Mannesmuth geboren,
Hat Beidem sie ihr Wirken zugeschworen,
Als Ideal folgt sie dem Gottesrufe. —

Nicht bebend bei dem Donner der Geschütze,
Steht hülfreich heiter sie als feste Stütze,
Die Hülfsbedürftigen reich zu erlaben,

Und Jeder ist erstaunt ob solcher Gaben. —
Maria heißt dies Muster deutscher Frauen,
Gaeta's Felsenthron läßt sie uns schauen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 33 Donnerstag, 7. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Nur zu bald jedoch trübte eine Wolke dieses Glück; der Herr von Rumbrye kam dahinter, daß er betrogen werde; Florentia hatte nicht lange die Maske tragen können, sie war und blieb die Schülerin des Engländers von St. Domingo.

Nach dem ersten Fehltritte schien sie Reue zu empfinden, weil sie sah, daß die Zärtlichkeit des Marquis die Zukunft ihres Sohnes verbürgte; Herr von Rumbrye verzieh ihr, aber er blieb im Herzen verwundet und sein beleidigter Stolz zeigte ihm beständig einen Flecken auf dem Glanze seines Wappens. Durch seine scheinbare Milde ermuthigt begann, die Marquise ihren Gatten als einen jener Schwächlinge zu betrachten, die, mit Schmach überschüttet, sich durch ein Lächeln wieder versöhnen lassen; sie täuschte sich, und als sie ihren Irrthum erkannte, war keine Zeit mehr zur Umkehr. Von da an galt Herr von Rumbrye ihr als ein strenger, unversöhnlicher Richter und er wurde ihr zuwider.

Bitter beklagte es die Marquise, daß sie um einer flüchtigen Laune willen das Gelingen ihres Lieblingsplanes in Frage gestellt hatte, und sie versuchte nun, sich Helene anzuschließen. Dieß mußte ihr jedoch aus mehrfachen Gründen mißlingen, selbst wenn Helene nicht auf ihrem Lebenswege Xaver getroffen hätte. Erstens hegte Fräulein von Rumbrye eine instinktmäßige Abneigung gegen eine Frau, die an die Stelle ihrer guten Mutter getreten war, dann aber stellte sich der Marquis, sobald er den Charakter seiner Frau erkannt hatte, so zu sagen, zwischen sie und seine Tochter; er wollte nicht, daß sich ein allzu enges Band zwischen ihnen knüpfe, denn er wußte aus Erfahrung, daß es in dem Wesen der moralischen Verderbniß, wie in dem des Brandes liege, daß der ansteckende Einfluß sich rasch weiter verbreitet. Mistreß Blowter wurde Helene zur Begleiterin gegeben.

Diese Hindernisse ließen die Marquise keineswegs ihren Plan aufgeben; als nach der Restauration der älteren Linie der Bourbons die Familie Rumbrye nach Frankreich zurückkehrte, faßte sie die Hoffnung, fern von dem Schauplatz ihrer Fehltritte werde der Marquis vielleicht eher vergessen. Er vergaß nicht, doch in seiner Frau den Namen der Rumbrye achtend, verbarg er Jedermann seinen innern Gram, die Marquise ihrerseits konnte in Paris die damals in Mode stehende ernste Haltung affektiren und den Kopf eben so hoch tragen, wie die makellosete.

Auch Herr de Carral, der aus eigener Machtvollkommenheit zum Edelmann erhobene Jonquille, ging nach Paris. Der arme Narr ging überall hin, wo es Lärm und Bewegung gab, Paris war damals der Tummelplatz für Feste und Gepränge aller Art, der Mulatte spreizte sich dort ohne Scheu; wer hätte ihn wohl unter der Maske einer Hidalgo wiedererkannt?

Plötzlich jedoch schlug seine Freude in Niedergeschlagenheit um: Florentia sagte ein Wort und der Sklave fühlte die Kette sich drückender als je um seinen Willen legen; er beugte das Haupt und gehorchte. Er mußte zwischen Xaver und sich selbst wählen: kann in solchem Falle die Wahl eine zweifelhafte seyn?

VI.

Wir kehren noch einmal zu der Soiree der Frau Marquise von Rumbrye zurück.

In dem Augenblicke, als die Herrin des Hauses und Carral sich trennten, führte Xaver Helene auf ihren Platz zurück; er hatte zum Dritten- und Letztenmale mit ihr getanzt; erwägend, daß die Zahl von Tänzen die Gränze sey, welche er nicht überschreiten durfte.

Von da an hatte das Fest keinen Reiz mehr für ihn, ihm war sein Glücksantheil geworden. In den dunkelsten Winkel des Saales gedrückt, betrachtete er das blendende Gewirr, das vor ihm auf und nieder wogte; seine Haltung war düster wie sein Gemüth, denn sobald er nicht durch den Klang einer freundlichen Stimme elektrisirt wurde, erfüllten trübe Gedanken seine ganze Seele. Er verglich sich mit den Anderen und diese Rückkehr zu sich selbst machte ihn sehr unglücklich; die Anderen hatten Familie, einen Vater, auf den sie stolz seyn, eine Mutter, der sie ihren Schmerz und ihre Freude vertrauen konnten: er stand allein! Ein geliebtes Wesen fühlte mit ihm sein Elend, er wurde wieder geliebt und doch hatte er keine Hoffnung!

Bald verschmolzen, je mehr er grübelte, seine trüben

Vorstellungen in den einen Gedanken, Helene sey vielleicht einem Anderen bestimmt, ihm durfte sie ja nicht gehören. Vor dieser niederdrückenden Furcht verschwand Alles, er vergaß jene unbestimmte, aber mächtige Liebe, welche die Waise der nie gekannten Mutter bewahrt, er vergaß die dunkle Sehnsucht, seinen Vater wiederzufinden, die sonst alle seine Gedanken beschäftigt hatte. Helene! Helene! war sie nicht sein einziges Gut? war sie es nicht, die zuerst auf sein wundes Herz lindernden Balsam gegossen? ersetzte ihre Liebe ihm nicht Vater, Mutter, Familie?

Sein glühender, starrer Blick folgte Helene von Quadrille zu Quadrille, er beneidete ihre Tänzer, er gönnte ihrer Umgebung nicht ihren Anblick. Gegen den sein Neid sich am meisten richtete, das war der arme Alfred Lefebre des Valees, bei dem es doch wahrlich nicht der Mühe werth war; doch Xavers Unerfahrenheit zeigte ihm den Luxus und die prunkende Eleganz des Sohnes der Creolin als bedeutende Vortheile, er wünschte, eben so glänzend und beneidet dazustehen: er war ja erst zweiundzwanzig Jahre alt! Ueberdieß standen alle diese Wünsche zu Helene in Beziehung, wenn er seufzte: „Wäre ich doch reich!“ that er es, weil er sah, daß das Geld die Unterschiede ausgleicht; wäre er reich gewesen, so würde er gerufen haben: „Wenn ich von Adel wäre!“ Reich und von Adel hätte er Nichts mehr zu wünschen gehabt, denn unter allen den jungen Männern, welche die Salons des Hotels füllten, würde ohne Zweifel er es gewesen seyn, den Herr von Rumbrye zu seinem Schwiegersohn erwählt hätte.

Während er so grübelte, ging Alfred Lefebre des Valees am Arm eines englischen jungen Chevaliers, dessen weiße Kravatte sechs Zoll hoch war, bei ihm vorüber.

„Sind Sie diese Nacht glücklich gewesen, **my dear?**“ fragte der Chevalier.

„Mögen Sie es mir glauben oder nicht, Sutenac,“ antwortete Alfred, „ich habe nur fünfhundert Louisd'ors bei dem letzten Einsatz gewonnen.“

„Zehntausend Franks!“ dachte Xaver ganz erstaunt.

„Imperei! **it is very —**“, versetzte der Anglomane, und da er kein Wort fand, schloß er seine Phrase mit einem Barbarismus in britischem Jargon.

„Bei meiner Ehre!“ schrie Alfred, „ich habe dieses Wort in England nie gehört.“

„Möglich!“ entgegnete der Chevalier mit Würde, „es ist irisch.“

„Sehen Sie, Sautenac,“ begann Alfred wieder, „um darauf zurück zu kommen, Sie wissen, der kleine Satan Imbert de Presme —“

„Ich weiß,“ erwiderte der Chevalier. „Nun?“

„Mögen Sie es mir glauben oder nicht, Santenac,“ fuhr Alfred fort, er hat von Lord Sidney Storm zehntausend Pfund gewonnen.“

„Ein hübscher Schlag!“ meinte der Chevalier und die beiden Dandys entfernten sich.

„Zehntausend Pfund!“ murmelte Xaver, „zweihunderttausend Franks!“

(Fortsetzung folgt.)

Die kalorische Maschine.

(Schluß.)

Als im vorigen Jahre in technischen Journalen die ersten Nachrichten von dem Gebrauche kalorischer Maschinen als Triebkraft zu gewerblichen Arbeiten erschienen, glaubte der Zentral-Ausschuß des polytechnischen Vereins für Bayern darin eine technische Erscheinung erkennen zu müssen, welche vorzugsweise für die Gewerbsindustrie von großer Bedeutung werden und wodurch das zur Zeit für das Kleingewerbe noch bestehende Bedürfniß wohlfeiler mechanischer Arbeitskräfte befriedigt werden könnte. Weil aber neue Erfindungen nicht immer a priori sicher beurtheilt werden können, auch die Anpreisungen in Journalen nicht immer die Garantie für die Bewährtheit und den praktischen Werth derselben geben, so wollte man sich in diesem Falle durch Augenschein und eigene Erfahrung von den Leistungen dieser neuen Maschine überzeugen und faßte den Beschluß, eine kalorische Maschine anzuschaffen und hier arbeitend aufzustellen!

Nachdem sich die königl. Münzdirektion bereit erklärt hatte, die Maschine in ihren Werkstätten aufstellen zu lassen, und zum Betriebe der Münzmaschinen versuchsweise zu verwenden, wurde im Monate Oktober bei der Maschinen-Fabrik der vereinigten Hamburg-Magdeburger Dampfschifffahrts-Kompagnie eine kalorische Maschine von einer Pferdekraft bestellt. Die Maschine kam Anfangs November hier an, wurde sogleich aufgestellt mit einer Riemscheibe versehen, mit der durch den Prägsaal laufenden Transmissions-Welle in Verbindung gesetzt und das Abzugsrohr der Feuerung in den Kamin des Ofens, der sich in dem Arbeitslokale befindet, geführt. Am 10. November wurde die Maschine zum Erstenmale angelassen und wird seit dieser Zeit also seit zwei Monaten ununterbrochen zum Maschinenbetriebe benützt, so daß nunmehr die Erfahrungen ausreichen, um ein begründetes Urtheil über deren Leistungen und praktischen Werth abgeben zu können.

Wir wollen nunmehr diese unsere Erfahrungen, welche in jeder Beziehung günstig genannt werden können, mittheilen.

Die Maschine hat eine Höhe von 3′ mit dem Schwungrade, eine Breite von 3′ und eine Länge von 5′, das Schwungrad hat einen Durchmesser von 5′, sie nimmt daher zu ihrer Aufstellung einen Flächenraum von 50 Quadrat-Fuß in Anspruch.

Der Zylinder hat einen inneren Durchmesser von 18″ preußisch oder 19,35″ bayerisch. Die Maschine

ist mit einem Regulator und einem Thermometer zur Messung der Temperatur der ausströmenden heißen Luft versehen.

Der erste Versuch wurde mit der Prägung von Vereinsthalern vorgenommen, wozu sonst drei Mann an der Kurbel nöthig waren. Die Maschine überwand diese Kraft nicht nur mit Leichtigkeit, sondern es zeigte sich, daß bei einer Temperatur der erhitzten Luft von 130° R., welche der Thermometer Anfangs zeigte, die Maschine viel zu schnell umlief, und das erst bei einer Temperatur von 110° R. die normale Geschwindigkeit von 40 Umgängen eintrat.

Hierauf wurde die Maschine mit einer Gulden-Prägmaschine, zwei Scheidemünz-Prägmaschinen und einer Ränder-maschine in Verbindung gebracht, und alle diese Maschinen, welche außerdem 5 Mann an der Kurbel erfordert hätten, zu gleicher Zeit in Betrieb gesetzt, wobei bei derselben Temperatur die nämliche normale Schnelligkeit des Umtriebes sich ergab.

Endlich wurde auch noch ein Versuch mit der Prägung von Doppelthalern vorgenommen, zu welcher beim Betrieb durch Menschenkraft 6 starke Arbeiter mit einviertelstündiger Ablösung nöthig sind. Auch diese Leistung überwand die Maschine bei einem Hitzegrad von 120° R. mit einer Geschwindigkeit von 40 Umgängen. Es kann also der Maschine jedenfalls die Leistung einer Pferdekraft zugesprochen werden.

Zu bemerken ist noch, daß bei Verwendung der Maschine zu einer geringeren Kraftäußerung, z. B. zum Betriebe nur Einer oder zwei kleineren Prägmaschinen eine Hitzekraft der Luft von 70° bis 80° R. ausreichte.

Als Brennmaterial wurden Anfangs Föhrenkohlen, als das sich zunächst dargebotene bequemste Material, dann aber Coaks, so wie auch weiches und hartes Holz verwendet, wobei sich nach genauen Aufschreibungen folgender Verbrauch und Kostenaufwand ergab:

1. Bei den Föhrenkohlen, deren Preis gegenwärtig 4 fl. 48 kr. per Sack oder 32 Kubikfuß ist, berechnete sich der Verbrauch auf 4½ kr. per Arbeitsstunde oder 54 kr. in 12 Arbeitsstunden.
2. Bei Coaks, deren Preis 1 fl. 6 kr. per bayerischen Zentner oder 112 Zollpfund ist, berechnete sich der Verbrauch auf ¾ kr. per Arbeitsstunde oder 27 kr. in 12 Arbeitsstunden; dem Gewichte nach daher auf 45 Pfund in 12 Arbeitsstunden.
3. Bei weichem Holz, dessen Marktpreis zur Zeit 10 bis 11 fl. das Klafter (126 bayer. Kubikfuß) ist, berechnet sich die Stunde ebenfalls auf 2¼ kr. wie bei den Coaks.
4. Bei hartem Holze (Buchenholz) berechnete sich die Stunde auf 2½ kr., mithin 12 Stunden auf 30 kr.

Mit diesem Brennmaterial-Aufwand wurde aber nicht nur die einer Pferdekraft oder sieben Menschenkräften entsprechende Arbeitskraft erzeugt, sondern es wurde auch noch das ganze große Arbeitslokal mit einem kubischen Inhalte von 20,332 Kub.-Fuß bei einer äußeren Temperatur von 12—16°, wie sie in den letzten Wochen vorkam, so ausreichend erwärmt, daß eine Heizung des Ofens ganz überflüssig war. Die Maschine ist nun, wie schon gesagt, seit zwei Monaten an allen Arbeitstagen von Morgens bis Abends in ununterbrochenem Gange, und es hat sich bisher noch nicht der geringste Anstand, oder irgend eine Störung des Ganges derselben ergeben, auch ist noch keine Reparatur vorgekommen; selbst die Liederung des Kolbens und die Verpackung der Stopfbüchse ist noch in bestem Zustande. Die anfängliche Befürchtung, daß wegen zu großer Erhitzung der Maschine die Schmiere in den Lagern schnell verdampfen und deßhalb ein großer Verbrauch an Schmiere sich ergeben werde, hat sich nicht bestätigt, indem der vordere Theil der Maschine durch die immer einströmende kalte Luft so kühl gehalten wird, daß der befürchtete Uebelstand nicht eintreten kann.

Es kann nach diesen Thatsachen und Erfahrungen die Eriesson'sche kalorische Maschine in ihrem gegenwärtigen Zustande, abgesehen von möglichen Verbesserungen und der Möglichkeit ihrer Ausdehnung auf größere Kraftäußerung, jetzt schon als kein Experiment mehr gelten, sondern sie muß als eine vollkommen brauchbare praktische Erfindung erklärt werden, deren Einführung in die gewerbliche Industrie nicht genug empfohlen werden kann.

Der Prozeß Patterson.

(Fortsetzung.)

So geht Berryer mit unverhohlener Bitterkeit die einzelnen Stellen dieses, wie er sagt, unerklärlichen Schreibens durch, und geht dann zur Entkräftung der von Allen aufgestellten juristischen Theorie über, die aus der Nichtveröffentlichung einer Ehe sich ergebende Konsequenzen ist.

Der zweite Hauptpunkt betrifft die angebliche Ehe der Herzogs von Berry mit einer gewissen Miß Amy Brown. Berryer weist durch Briefe und Urkunden der betreffenden geistlichen Behörden in London nach, daß die behauptete Entwendung eines Blattes aus dem Kirchenbuche, auf welches der Akt über die Verehelichung gestanden hätte, gar nicht stattgefunden hat; das Blatt ist heute noch vorhanden, es steht aber etwas ganz Anderes darauf. Eine besondere Entrüstung legt aber Berryer über die von Allen versuchte Zusammenstellung der Handlungsweise beider Persönlichkeiten an den Tag.

„Sie haben da eine seltsame Zusammenstellung gemacht, Sie haben den sterbenden Herzog v. Berry mit

dem Prinzen Jerome verglichen! Aber Sie haben nicht gesagt, daß der Herzog v. Berry mit dem Dolche in der Brust, seine Gemahlin an sein Todesbett kommen ließ, ihr das Vorhandenseyn seiner illegitimen Kinder bekannte, und dieselben ihrer Pflege und Liebe anempfahl. Sie haben auch nicht gesagt, daß die Herzogin v. Berry ihr einziges Kind auf die Stirn küssend, ihm zurief: da sind deine Schwestern, da ist euer Bruder! das hätten Sie sagen müssen."

Endlich erhebt sich Berryer in seiner ganzen Höhe gegenüber einer von Allou gemachten persönlichen Insinuation. „Mein Gegner, ruft er aus, hat sich nicht geschent, Ihnen zu sagen, daß wenn die so hoch abstammenden Kinder heute ihre Rechte als legitime Sprößlinge beanspruchen wollten, ich an seinem Platze seyn würde, um einen solchen Anspruch zurückzuweisen. Wohlan, ich glaube das Recht zu haben, zu erwidern, daß Niemand in der Welt, so hoch er auch gestellt seyn mag, von mir je einen solchen Liebesdienst erwarten dürfte. Keine Handlung in meinem ganzen Leben hat mich je einem derartigen Vorwande ausgesetzt, und gestatten Sie es mir zu sagen, um mein Herz zu erleichtern und mit der ungeschickten Zusammenstellung, die man versucht hat, fertig zu werden, — wenn Graf Chambord selber jemals solche Briefe geschrieben hätte, wie die, welche Prinz Napoleon an seinen Bruder schrieb, er hätte nicht gewagt, Jemanden vor diese Schranken zu berufen, um eine solche Ablängnung der Verwandtschaft aufrecht zu erhalten. (Nach andern Nachrichten soll der Wortlaut dieser Erklärung noch viel stärker gewesen seyn). Der lange und anhaltende Beifall der bei diesen Worten im Hintergrunde des Saales ausbrach, veranlaßte den Präsidenten, Berryer in seinem Vortrage zu unterbrechen und einen Theil des Publikums aus dem Saale entfernen zu lassen.

Der Schluß der Rede Berryer's dreht sich um die rechtliche Gültigkeit und Tragweite des letzten Beschlusses des kaiserlichen Familienrathes und er endigt mit den Worten: Mein Gegner sagte das Letztemal am Schlusse seines Vortrages, es habe in dieser Sache eine Veränderung in der Jurisdiktion, nicht aber in der Justiz gegeben. Sie, meine Herren, sind die Justiz, außer Ihnen gibt es keine Justiz. Deßhalb berufe ich mich auf Sie, auf Sie allein, und nicht auf die Meinung da draußen, so günstig sie auch meiner Sache seyn könnte."

Nach ihm ergreift Allou das Wort und seine Bemühungen sind hauptsächlich darauf gerichtet, aus den schon mehrmals entwickelten Umständen, unter welchen das Ehebündniß eingegangen wurde, auf dessen gesetzliche Ungültigkeit anzutragen. Unter verschiedenen neuen Dokumenten, die er beibringt, ist vorzüglich ein Brief eines Amerikaners, eines Mr. Robert Howe Guld, ehemaligen Gesandtschaftssekretärs, zu bemerken. Derselbe findet sich aus freien Stücken, wie Allou hervorhebt, zur Kenntniß des Prinzen zu bringen, daß man früher in Amerika, wie er von seinem eigenen Vater, einem berühmten Rechtsgelehrten, wisse, immer großen Zweifel in die Rechtsgültigkeit der von Miß Patterson eingegangenen Ehe gesetzt habe. Ein anderes nicht unwichtiges oder wenigstens nicht uninteressantes Dokument ist ein Brief des Hrn. Troplong vom 27. Jan. d. Js., worin derselbe erklärt, er habe die von Berryer erwähnte juristische Konsultation mit Aberkurré und Baroche nicht unterzeichnet; er stellt es förmlich in Abrede, an irgend einer anderen Entscheidung, als an der des letzten Familienraths, welche der Sache des Prinzen Napoleon günstig ist, mitgewirkt zu haben.

Allou nimmt aus dieser kategorischen Widerlegung eines der hauptsächlichen in Abschrift beigebrachten oder noch aus Amerika erwarteten Beweisstücke Veranlassung, auch die Gültigkeit der andern in starken Zweifel zu ziehen.

Vergeblich hat man, ruft er am Schlusse aus, vermittelst eines allmächtigen Wortes das Interesse um die Sympathie zu Gunsten einer verrathenen, verlassenen fremden Gattin zu erwecken gesucht, gegen eine arme Ausländerin, die gegen einen mächtigen Prinzen im Mittelpunkte seiner Macht ankämpft.

Die Wahrheit reicht glücklicherweise hin, den Zauber zu brechen, und diese Wahrheit besteht darin: Zwei Ehen sind vorhanden, die in einem Zwischenraume von wenigen Jahren geschlossen wurden. Es ist, trotz aller Zugeständnisse, die man uns machen will, offenbar, daß die Gültigkeit der ersten Ehe eine der zweiten angethane Schmach ist. Man muß wählen, und wie kann man da zweifelhaft seyn. Auf der einen Seite ein thörichter, geheim abgeschlossener Bund, ein von der Leidenschaft bethörter neunzehnjähriger Mensch. Auf der andern Seite, Angesichts der Welt und auf das Wort zweier Kaiser, mit allen Formalitäten des Gesetzes, mit allem Pomp der Religion legt eine hehre, edle Frau, die Jedermann verehrt, ihre Hand in die Hand desjenigen, dessen erste Bande öffentlich gebrochen worden waren. So legt sich die Frage dar, und wollte man sie anders darlegen, so würde man den wahrhaften Charakter der Thatsachen verkennen; der Prinz hat den Prozeß nicht gesucht, er mußte ihn ertragen. Er erwartet mit Vertrauen Ihr Urtheil, meine Herren, und das von Allen. —

Auflösung des Logogryphs in Nro. 30:

Schwarm — warm — Harm — Arm.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 34 Freitag, 8. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Träumen Sie denn, Millionär zu seyn, Freund?“ fragte neben ihm Juan de Carrals Stimme.

Xaver fühlte, wie roth er wurde — „Thorheit! Thorheit!“ stotterte er; dann, zu sich kommend, suchte er einen leichten Ton anzunehmen, indem er sagte: „Ihr Glücksstern von gestern Abend, die verschleierte Schönheit — wollen Sie mir davon nichts erzählen?“

Carrals Stirn zog sich zusammen, kurz und hastig erwiderte er:

„Theuerster, Sie erzeigen mir einen Gefallen, wenn Sie davon nie mit mir sprechen. — Gehen wir ein Wenig umher.“

Xaver stand sogleich auf und nahm den Arm des Mulatten. Schweigend gingen sie durch mehrere Salons; Xaver war mit seiner Zukunft beschäftigt, Carral schien etwas auf dem Herzen zu haben und nicht zu wissen, wie er es aussprechen sollte. Endlich wiederholte Xaver, von seiner fixen Idee erfüllt, mechanisch:

„Zweihunderttausend Franks!“

„Wie?“ fragte Carral verwundert.

„Ich habe nie gespielt,“ versetzte Xaver rasch und blickte seinem Begleiter in das Gesicht. „Kann man zweihunderttausend Franks in einem Abende gewinnen?“

Ein Strahl der Zufriedenheit durchzuckte das tiefliegende braune Auge des Mulatten. — „In zehn Minuten, Theuerster,“ antwortete er.

„Zweihunderttausend Franks!“ flüsterte Xaver.

„Doppelt, dreimal, zehnmal so viel,“ sagte Carral, jedes Wort dieser phantastischen Steigerung betonend.

„Merkwürdig!“ rief Xaver. „Man kann sich also arm an den Spieltisch setzen und reich —“

„Als drei- oder vierfacher Millionär aufstehen,“ ergänzte Carral. „Das kommt täglich vor.“

„Merkwürdig!“ wiederholte Xaver und sank in seine Träumerei zurück.

Carral sah ihn mit dem Blicke eines Raubvogels an; es war unverkennbar, daß dieser Ideengang des jungen Mannes den geheimen Absichten des Mulatten günstig war. — „Der arme Junge schafft selbst sein Unglück,“ dachte er. „Wäre ich doch eben so gewiß, mich an diesem fluchwürdigen Weibe zu rächen, wie ich sicher bin, daß ich ihn in den Abgrund stoße; er kommt mir auf halbem Wege entgegen.“

Als wolle er diese Voraussetzung bewahrheiten, blickte Xaver auf, zog Carral nach der Thür des Salons und sagte mit kindischem Eifer:

„Wir wollen spielen!“

„Spielen?“ wiederholte Carral, der jetzt die bedächtige Miene eines Mentors annahm; „haben Sie den Kopf verloren, Theuerster?“

„Weßhalb?“ fragte Xaver, „steht es nicht Jedem frei, zu spielen?“

„Im Grunde steht es Jedem frei,“ erwiderte Carral, „aber —“

„Was aber?“ fiel Xaver ungeduldig ein.

„An Ihrer Stelle spielte ich nicht hier,“ sagte Carral kaltblütig, das letzte Wort vorzugsweise betonend. „Sie sind unerfahrener, Theuerster, als ein junges Mädchen,“ fuhr er fort, als ihn Xaver fragend ansah. „Haben Sie denn nie gegen die Spieler eifern gehört?“

„Nun ja,“ sagte Xaver, „doch —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, fuhr der Mulatte fort. „Sautenac spielt, nicht wahr? Lord Storm auch, der Kommandant de Keramblas ebenfalls, der dicke Saint-Didier und viel Andere. Sehr schön! Aber der Chevalier de Sautenac ist der Erbe einer Milliarde; Lord Storm ist Engländer, wenn er nicht spielte, würde er seiner Nationalität etwas vergeben; Saint-Didier ist verheirathet, und da er eine zahlreiche Familie besitzt, macht es ihn interessant, daß er sein Erbe durchbringt; der Kommandant endlich ist aus der unteren Bretagne und vollständig ruinirt, das Spiel ist sein Gewerbe. Mit uns dagegen, besonders mit Ihnen, ist es etwas Anderes; wenn man nichts weiter besitzt, als einen guten Ruf, was ein sehr mageres Einkommen ist, muß man ihn wenigstens sich zu erhalten suchen, will man nicht —“

„Ich verstehe,“ unterbrach ihn Xaver, den Kopf senkend, „Diejenigen, welche man als Stammverwandte bei sich aufnimmt, haben nur einen kleinen Theil Eurer bürgerlichen Rechte, was Euch erlaubt ist, wird bei ihnen verdammt.“

„Nicht diese Bitterkeit, Theuerster!“ sprach Carra

im Tone des Wohlwollens. „Dürfen Sie sich beklagen? für drei Contretänze sieht man über Manches hinweg. — Runzeln Sie nicht die Stirn, ich schweige. — Um wieder vom Spiel zu reden —"

„Ich mag nicht mehr spielen!" fiel Xaver ein.

„Ah! nicht?" versetzte Carral beunruhigt. „Wie Sie wollen. Ich wollte Ihnen einen Ausweg vorschlagen."

Xaver antwortete nicht, seine flüchtige Phantasie war geschwunden; doch, als habe der Zufall es übernommen, sie wieder zu erwecken, kam in diesem Augenblicke Alfred Lefebre des Valeis, Arm in Arm mit dem Kommandanten de Keramblas, auf die beiden Freunde zu; indem er zum vielleicht Zwanzigstenmale das große Ereigniß des Abends erzählte, sagte er:

„Mögen Sie es mir glauben oder nicht, Keramblas, Sie wissen, dieser Jmbert de Presme? Gott verdamme mich, wenn er nicht zehntausend Pfund von Lord Storm gewonnen hat."

„Welchen Ausweg wollten Sie mir vorschlagen, Carral?" fragte Xaver, scheinbar gleichgültig.

„Sie wollen ja nicht mehr spielen," sagte der Mulatte.

„Nein, ich will es nicht," versetzte Xaver, „indessen sagen Sie es nur."

„Armer Junge!" murmelte der Mulatte, dann zog er Xaver in eine Ecke, nahm eine geheimnißvolle Miene an und sagte leise: „Ich bin Spieler, hören Sie Xaver? Spieler! darum wollte ich nicht, daß auch Sie es würden, denn es ist eine entsetzliche, verderbliche Leidenschaft."

Carral redete im Tone der Wahrheit, und während er vom Spiele sprach, kam jede Muskel, jede Fiber an ihm in eine gewaltsame Bewegung, er war beredt, fast tragisch in seinem Ausdruck.

Xaver sah ihn erstaunt an.

„Doch Sie sollen einmal spielen," fuhr der Mulatte fort, „ein Einzigesmal, weil man im ersten Spiel immer gewinnt. — Unterbrechen Sie mich nicht, zucken Sie nicht die Achseln, was ich hier sage ist, Thatsache; man gewinnt stets. — Aber nicht in einem Salon sollen Sie spielen, dadurch kämen Sie in's Verderben, auch nicht an einem öffentlichen Orte, man könnte Sie sehen, ich weiß einen verborgenen Zirkel —"

„Ein heimliches Spielernest!" fiel Xaver mit Eifer ein.

„Was kommt auf den Namen an?" erwiderte Carral. „Es finden sich dort vornehme Personen, doch man will einander nicht kennen, das ist die Hauptsache."

„Dazu werde ich mich nie herbeilassen!" rief Xaver.

In demselben Augenblicke ließen sich unfern wieder die lockenden Worte Alfreds vernehmen:

„Zum Teufel! er hat zehntausend Pfund gewonnen."

„Ich werde hingehen!" stieß Xaver, von jenem verführerischen Tone fort gerissen, heraus," morgen gehe ich hin!"

„Wir werden mitsammen gehen," sagte der Mulatte, ein triumphirendes Lächeln verbergend.

Die Salons wurden allmählich leer. Xaver und Carral wollten sich zurückziehen, als ihnen der Herr von Rumbrye entgegen trat, Xaver die Hand reichte und zu ihm sprach:

„Wir gehen diese Woche auf das Land, um die letzten Tage zu genießen; ich hoffe, mein junger Freund, wir werden das Vergnügen haben, Sie zu sehen."

Diese fast unerwartete Einladung sollte in Xavers Leben eine große Rolle spielen.

Draußen begann der Tag zu dämmern, auf der Straße schlängelte sich eine weitgedehnte Kutschenreihe an den Häusern hin, die Pferde stampften ungeduldig, die schlaftrunkenen Kutscher drückten sich die weiß gepuderten Taubenflügel ihrer Perücken tiefer auf das Ohr. Das Hotel Rumbrye bot nicht mehr den heitern Anblick, welchen wir vorhin zu schildern versucht, das weitläufige Gebäude hob sich schwarz und düster gegen den weißlichen Grund des Himmels ab; die Lichter warfen bleichere Strahlen, die hohen Fenster spiegelten sich durch ihre dichten Vorhänge nur noch in blassem Widerschein. Die Frauen, in dunkle Mäntel gehüllt, verbargen, die große Haupttreppe herabsteigend, ihre matten und in dem anbrechenden Tageslichte grau schillernden Gesichter unter ihre seidenen Capuchons; man hörte nur die Tritte der Pferde in dem Straßenkoth und die Stimmen der Lakaien, die nach den Equipagen riefen und die Titel ihrer Herren herbeteten.

Nach vieler Mühe fanden Xaver und Carral einen Fiaker, der sie nach dem Platze Saint-Germain-des-Près schaffte.

„Morgen also gehen wir?" fragte Carral beim Schlafengehen.

„Wir gehen!" antwortete Xaver.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Fortsetzung.)

Hier lebte Adam — doch verlegen einige seinen Wohnsitz nach Serendib (Ceylon), wo ja noch heute der Abergläubische seine Fußtapfen anbetet. Hier zeigt man noch die Stätte, wo Adam den ersten Altar errichtete, und die, auf welcher Seth, der jüngste Sohn Adams, seinen Altar erbaut habe, und dieß hält man auch für den Ort, wo Abraham das Opferthier gesehen. Der Garizim ist nach der Behauptung der Samaritaner fünfzehn Ellen höher, als der Ebal, der nächst ihm höchste Berg, der alle andern überragt, da-

her er auch der Ararat ist, und noch kennen sie die Stelle, an welcher Noah den Altar errichtete, als er aus der Arche stieg. Sie zeigen auch den Altar Abrahams, wo er den Isaak opfern wollte, den Ort, da Jakob schlief auf der Flucht vor Esau und wo er die Himmelsleiter im Traume sah; und da, wo nach ihrer Angabe Josua den ersten Altar errichtete, zeigen sie noch die zwölf Steine, auf welche das Gesetz Mosis geschrieben wurde.

Von Nablus aus passirte Petermann den Gebirgszug des Karmel, und gerade an seinem Geburtstage, den 12. August 1853, war es ihm vorbehalten, die beiden weltberühmten phönizischen Städte, Tyrus und Sidon zu sehen, die aber nichts mehr von dem Glanze der vergangenen Zeit bewahrt haben. Ueber Beirut gelangte er bald wieder nach Damaskus, von wo aus er verschiedentliche Ausflüge in den Libanon unternahm. Denn was er auf der früheren Reise von Damaskus nach Jerusalem davon gesehen hatte, genügte ihm noch nicht, und namentlich kam es ihm jetzt darauf an, die Klöster des Libanon nach alten Handschriften zu durchforschen. Eines Morgens brach er von Damaskus auf, und ritt zuerst in gerader nördlicher Richtung bis nach Berse, dem Dorfe, wo Abraham die kanaanitischen Könige besiegt haben soll. Von da an aber ging der Weg nun nicht, wie früher, nördlich, sondern in derselben Richtung, die einmal eingeschlagen war, fort, Anfangs noch im Thale, dann auf das vielfach auf einander geschichtete Gebirge zu. Bald gelangte man nach Chelbun, dem Schöppenstedt oder Krähwinkel von Damaskus, mit etwa 4—500 muhamedanischen Einwohnern. Man erzählt sich in Damaskus viele Anekdoten von Chelbuniern, von denen Petermann beispielsweise folgende erwähnt. Ein Knabe hatte einst seine Hand in einen mit etwas engem Hals versehenen Krug gesteckt, um Walnüsse daraus zu nehmen, und konnte, da er die Hand voll hatte, sie nicht herausbringen. Er schrie jämmerlich, das ganze Dorf versammelte sich und deliberirte, bis der Mudebbir (Rathgeber) seine Meinung dahin begab, man müsse die Hand wegbauen. Glücklicherweise kam ein Fremder herzu, der den Knaben dadurch aus der Gefahr befreite, daß er ihn die Nüsse loslassen und so die Hand herausziehen hieß.

Ein Bauer wollte eine Wiege für sein Kind kaufen, maß die Länge mit beiden Händen und ging so mit ausgebreiteten Armen nach Damaskus. Da er in der Gasse von den ihm Begegnenden bald an den einen, bald an den andern Arm gestoßen wurde, und so das Maß verloren hatte, eilte er wieder nach Haus, band einen Stock, der die Länge der Wiege hatte, zwischen beide Arme, und gelangte so glücklich zu einem Tischler.

Ein anderer Bauer wollte Holz auf seinem Esel in die Stadt bringen, und lud, um diesem die Last zu erleichtern, das Holz sich auf den Rücken, setzte sich dann auf den Esel und kam so nach Damaskus. — Einst verbarg sich der Vollmond hinter dichten Wolken, so daß nichts von ihm zu sehen war. Der Mudebbir, welcher natürlich zu Rathe gezogen wurde, war der Meinung, die Bauern der Nachbarschaft hätten ihn gestohlen. Sogleich zogen sämmtliche Bewohner von Chelbun mit Gewehren bewaffnet gegen dieses Dorf; aber noch waren sie nicht dahin gelangt, als der Vollmond sich wieder in seinem vollen Glanze zeigte. Triumphirend zogen sie nun zurück, voller Freude darüber, daß die nachbarlichen Bauern aus Furcht vor ihnen den Mond wieder herausgegeben hätten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das Eismeer bei Offenbach.] Ein Naturschauspiel wunderbarer, ja geradezu unerhörter Art zieht eben große Menschenschaaren nach der Gemarkung östlich jener Stadt. Weit über Mannshöhe ist da ein unübersehbares Eismeer aufgeschichtet, ein Meer, das im heftigsten Wogenschlag erstarrt scheint! Wer sich plötzlich dahier versetzt sähe, der müßte sich erstaunt fragen, welche Naturgewalt diese unermeßliche Menge gigantischer, übereinander gethürmter Eisblöcke an diese Stelle, abseits des Mainstroms, verschlagen. Die Veranlassung ist seltsam genug! Als am Morgen des 29. v. M. der Strom seine Eisdecke sprengte, stante sich die kaum in Fluß gerathene Eismasse alsbald wieder bei der Frankfurt-Sachsenhäuser Brücke. Dieser Umstand ward für die Gegend zwischen Rumpenheim und Offenbach verhängnißvoll. Die in ihrem Gang aufgehaltene Eismasse brach nämlich bei ersterem Orte durch, und bahnte sich in fürchterlichem Choc einen Weg durch die Niederung des offenen Landes, so den großen Bogen, welchen der Strom von Rumpenheim bis zur sogenannten Ruhmühle (zwischen Offenbach und Bürgel) beschreibt, in geradester Richtung segmentirend, und in rasender Schnelligkeit diese ganze fast eine Stunde lange Strecke in gewaltiger Breite mit einem Meere riesiger Eisschollen überfänd. Der Ueberblick über diese Hunderttausende von Eisblöcken ist von wahrhaft erschütternder Großartigkeit! Leider wird die Freude an diesem erhabenen Naturbild sehr beeinträchtigt durch die Gewißheit, daß das ganze weite Feld unter der unbeschreiblichen Gewalt dieser drüberhin segnenden Eiskolosse bis auf den Grund zerstört ist, so zwar, daß wahrscheinlich sogar die Gränzsteine der einzelnen Feldstücke völlig vertilgt sind, und das ganze Gelände frisch vermessen werden muß. Aber wird dieses Feld sobald wieder eine Ernte tragen können? Wir fürchten, daß erst der Hochsommer dieses Eismeer völlig wegschmelzen, und dann erst nochmals die ganze Gegend unter Wasser setzen wird! Menschenhand vermag Nichts gegen diese Massen! Aber Jeder, der

nur irgend Gelegenheit hat, sollte sich den Anblick dieses in unserer Gegend noch nie dagewesenen Schauspiels verschaffen. Man glaubt die Wunder der Polarwelt vor sich aufgeschlossen.

Im Pesther Komitatshause ist dieser Tage der merkwürdige Fall vorgekommen, daß das noch bestehende k. k. Landesgericht in eben der Stunde eine Schlußverhandlung nach der österreichischen Gerichtsordnung hielt, während der in Aktivität getretene autonome Gerichtshof des Komitats über einen Betrugsfall nach ungarischem Rechte zu Gerichte saß. Man weiß, daß dem k. k. Gerichtshofe vom Komitat bedeutet wurde, bis zu einem bestimmten Tage die Lokalitäten des Komitatshauses zu räumen, wobei bemerkt wurde, daß für den Fall, daß die k. k. Gerichtsbehörde diesem Ansinnen nicht Folge leiste, zwar keine gewaltsamen Mittel zu deren Entfernung angewendet, jedoch deren Akten und Archive auf kurzem Wege aus dem Bureau entfernt werden sollten. Nun ist der k. k. Gerichtshof bis zur Stunde keineswegs entschlossen, das Feld oder die Rathssäle zu räumen. Der hier weilende Judex Curiae soll dem Vernehmen nach den geschäftsleitenden Senatspräsidenten des k. k. Landesgerichtes zu sich beschieden und ihm die Frage gestellt haben, ob er mit seinem Amte die Lokalitäten im Komitatshause verlangtermaßen räumen werde. Der Senatspräsident erwiderte, dieß nur in Folge eines höhern Auftrags thun zu können, doch sey ihm ein solcher trotz der Dringlichkeit der Zeit bis zum Augenblicke nicht gegeben. Darauf hin erklärte Graf Appony, daß auch er in dieser Sache nichts thun könne und keine Weisung habe.

Im vorigen Jahre wurden zwei Fälle von freiwilliger Selbstverbrennung aus religiösem Wahnsinn gemeldet, die in den Gouvernements Olonez und Moskau vorgekommen sind. Jetzt wird ein dritter Fall dieser Art bekannt. Ein Bauer im Dorfe Burkova, Gouvernements Moskau, errichtete am 25. Dezember einen Scheiterhaufen in seiner Getreide-Darre, zündete ihn an, brachte sich mit einem Beile mehrere Wunden an den Beinen und an der linken Hand bei und legte sich sodann auf den in vollen Flammen stehenden Scheiterhaufen nieder. Da er aber die Schmerzen nicht aushalten konnte, fing er an zu schreien, worauf die Nachbarn herbeieilten und ihn aus seiner gefährlichen Lage befreiten. Auf die Frage, was ihn zu seinem Schritte bewogen habe, antwortete der Unglückliche: „Ich wollte leiden zum Heile der Seele und des sündigen Körpers."

[Verbürgtes Anekdötchen.] Der schweizerische Gesandte in Paris, Herr Dr. Kern, ging neulich mit einem Pudel spazieren und begegnete dem Kaiser, der zu Pferde war. Napoleon III. hielt an, winkte den Dr. Kern freundlich herbei und sagte: „Wissen Sie, was für ein Unterschied ist zwischen diesem Hund und der Rheingränze?" — Dr. Kern verneigte sich mit einem verneinenden Ausdruck. „Dieser Hund," erwiderte der Kaiser, „ist des Kern's Pudel, die Rheingränze aber ist des Pudels Kern!"

Die Ristori, die gegenwärtig in Petersburg gastirt, wird daselbst auf eine fast beispiellos glänzende Weise gefeiert. Sie war vor Kurzem bei dem holländischen Gesandten zur Tafel geladen, an der auch die Gesandten Frankreichs, Englands und Spaniens, viele andere Diplomaten und Millionäre theilnahmen, und empfing nach aufgehobener Tafel von dem Gesandten im Namen seines Königs die große goldene Verdienstmedaille.

Aus Rom wird berichtet, daß nach einer kürzlich vollendeten statistischen Arbeit die Zahl der Jesuiten in der ganzen Welt 7144 beträgt; davon kommen 2181 auf Frankreich, 531 auf Belgien, 205 auf Holland, 680 auf Spanien, 455 auf Oesterreich, 527 auf das übrige Deutschland, 379 auf England, 444 auf Amerika und 1742 auf Italien. Mehr als 1000 von diesen Jesuiten befinden sich auf fremden Missions-Anstalten unter der Autorität der Propaganda.

Charade.

(Zweisilbig.)

Manche bitt're Feindschaft schon
Hat das Erste angesponnen,
Züchtigung erhält der Frohn,
Der damit sein Werk begonnen;
Vor dem Thron geübt, ist gar
Oft das Zweite in Gefahr.
Hat ein Gott dir Kraft verlieh'n
In dem Zweiten, so bestrebe
Dich, dem Ersten zu entflieh'n,
Aber nimmer vor ihm bebe!
Sagst du früh zu Allem: Nein!
Wirst du bald das Ganze seyn.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 35 Samstag, 9. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

VII.

Der Mittag des folgenden Tages war bereits vorüber, als unsere beiden Freunde erwachten. Carral sprang rasch aus dem Bette und begann sofort seine Toilette; Xaver war langsamer dabei. Er hatte ein Paar Stunden in einem dumpfen, unerquicklichen Schlummer zugebracht, öfter als einmal hatten seine Träume ihn auf die Soiree im Hotel Nimbrye versetzt; er sah Helene wieder, doch zwischen das angebetete Mädchen und ihn drängte sich beständig das ausdruckslose Gesicht Alfred Lefebre's des Valets, der von Zeit zu Zeit seinen mit beneidenswerthen Zähnen ausgestat.....Mund öffnete, um die abgeschmackten Worte hören zu lassen: „Zehntausend Pfund!"

Xaver schwankte noch, indem er sich ankleidete, der Gedanke, in eine geheime Spielspelunke zu gehen, flößte ihm einen unüberwindlichen Abscheu ein; dann aber kamen ihm Carrals Worte vom vorigen Abende: „Beim ersten Spiele gewinnt man immer," wieder in's Gedächtniß und regten seine Begierde auf.

„Nur ein Einzigesmal will ich hingehen," sprach er, seine Phantasie gegen sein Gewissen vertheigend, zu sich selbst; „ man muß Alles kennen lernen."

Als er in Carrals Zimmer trat, fand er diesen schreibend vor seinem Sekretär.

„Ich stehe sogleich zu Dienst," sagte der Mulatte. als fürchte er, Xaver möchte ihm nahe genug kommen, um über die Schulter sehen zu können. „Jeder hat seine kleinen Geheimnisse, Theuerster. Nur eine Minute!"

Xaver ging wieder in seine Schlafzimmer. Mit zwei Federstrichen hatte Carral seinen Brief beendigt, er schrieb die Adresse, öffnete das Fenster und winkte einen Auvergnaten von der Ecke heran.

Der schwarze Bettler stand, unbeweglich auf seinen langen Stab gestützt, auf seinem Posten an der Thür der Kirche; bei dem Geräusch, welches das Oeffnen des Fensters machte, blickte er nach dem Balkon, wandte sich jedoch gleichgültig weg, als er Carral gewahrte.

„Trage das Billet an seine Adresse," sagte der Mulatte zu dem Auvergnaten, der unter das Fenster gekommen war.

Der Auvergnat fing den Brief auf, statt jedoch fort zu gehen, setzte er sich auf eine der Treppenstufen.

„Was machst Du da?" fragte Carral verdrießlich.

Statt zu antworten, begann das Naturkind aus den Bergen ganz laut die Adresse zu Buchstabiren:

An — den — Herrn —"

„Schweig!" rief der Mulatte.

Der bis dahin unaufmerksam gewesene Bettler horchte auf.

„Po — li — zei — kom — miß — sär," fuhr der Auvergnat eifrig fort.

Der Balkon überragte die schmale Vorderseite des Hauses und Xavers halb offenes Fenster ließ den jungen Mann sehen, wie er eben vor dem Spiegel die letzte Hand an seine Toilette legte. Carral warf nach dieser Seite einen unruhigen Blick und rief dem Auvergnaten mit verhaltener Stimme zu:

„Schweig', sage ich Dir! ich verbiete Dir, die Adresse zu lesen."

Der Auvergnat, in seinem Studium vertieft, kümmerte sich nicht um dieses Verbot, sondern fuhr fort:

„Des — Stadt — vier — tels —"

„Schurke!" schrie Carral, außer sich.

„Was haben Sie denn, Freund?" fragte Xaver, an das Fenster kommend.

„Nichts! Nichts!" stotterte Carral bestürzt.

„Saint — Sulpice," schloß ruhig der Kommissionär, nahm seine Mütze und stand auf. „Das genügt, guter Mann," sagte er, „wir kennen das. Ist Antwort nöthig?"

„Nein," erwiderte der Mulatte, „geh' nur!"

Der Auvergnat verschwand um die Ecke der Kirche.

„An den Herrn Polizeikommissär des Stadtviertels Saint-Sulpice?" murmelte der schwarze Bettler, der Alles gehört hatte; „was bedeutet das? — Ich werde auf diesen Menschen Acht haben."

Sobald der Auvergnat fort war, schien Carral seine ganze Munterkeit wieder zu erhalten, lustig fragte er:

„Nun? wir wollen also unser Glück versuchen?"

„Heute nicht," erwiderte Xaver.

„Sie treten zurück, Theuerster?" versetzte Carral, „Das ist nicht hübsch!"

„Ich weiß nicht, ich kann mich nicht entschließen," sagte Xaver; „außerdem stehen wir in den ersten Tagen des Monats und ich habe kein Geld."

„Deßwegen sorgen Sie nicht, ich kann Ihnen leihen, entgegnete Carral.

Xaver machte eine abwehrende Bewegung.

Der Mulatte wendete sich um und stieß dabei mit dem Fuße an ein kleines Päckchen, das auf der Balkonplatte lag, er hob es auf und sagte:

„Sieh' da! die wohlthätige Fee, welche Ihr Geschick leitet, Sie romantisches Waisenkind, ist diese Nacht hier gewesen, Sie brauchen nicht zu borgen. Da haben Sie die geheimnißvolle Gabe; dießmal kommt sie sehr gelegen."

Xaver öffnete das Papier: es enthielt wie gewöhnlich fünfzehn Louisd'ors.

„Das Schicksal will es," murmelte er, wir gehen!"

Carral konnte eine freudige Bewegung nicht verbergen.

Als sie fortgingen, hielt der Bettler, seiner Gewohnheit nach, Xaver die Hand hin; in sein Grübeln verloren, ging der junge Mann an ihm vorüber, indem er Carral fragte:

„Wo ist es?"

„Hinter Saint-Sulpice in der Rue Servandoni," antwortete der Mulatte.

Der Bettler hatte traurig den Kopf gesenkt und flüsterte vor sich hin:

„Es ist das Erstemal, daß er mich abweist! Dieser Mensch wird sein Herz vergiften. — Sagte er nicht, hinter Saint-Sulpice? — und der Brief! — ich verstehe nicht, aber mir ist bange."

Er eilte den beiden Freunden nach. Diese hatten einen bedeutenden Vorsprung, der Bettler holte sie erst ein, als sie um die Ecke des Marktes Saint-Germain bogen, um seinen Gang zu erleichtern, nahm er seine plumpen, eisenbeschlagenen Schuhe in die Hand und konnte so schneller vorwärts kommen. Als er in die Rue Servandoni einbog, traten die Beiden eben in eine niedrige Pforte und entschwanden seinen Blicken; dessenungeachtet setzte er seinen Weg fort und stand erst vor dem Hause still, in welches Jene gegangen waren.

Die Pforte führte zu einem engen, gewundenen Gange, an dessen Ende man eine Wendeltreppe gewahrte; beim ersten Anblick schien das Haus unbewohnt, sämmtliche Fenster der vier Stockwerke waren geschlossen, Jalousieen hinderten, zu sehen, was hinter ihnen vorging; kein Laut drang nach außen, während in den benachbarten Häusern Alles Leben und Bewegung war, schien dieses Haus ausgestorben. Und doch vergingen nicht zehn Minuten hinter einander, ohne daß ein oder mehrere neue Ankömmlinge zugleich in den Gang traten; die Meisten aber warfen, bevor sie durch die Pforte gingen, unruhige Blicke nach rechts und links, man konnte glauben, sie fürchteten oder schämten sich.

Der Bettler war nur sehr unvollkommen mit unserer Zivilisation bekannt, hier jedoch vermuthete er das Richtige. Was er seit seiner Ankunft in Frankreich gesehen und was öfter seine schlichte Vernunft in Staunen gesetzt, hatte ihm eine allgemeine Furcht vor den Menschen beigebracht, nicht für sich selbst, sondern für ein theures Wesen, dem er sein Leben geweiht hatte, und da er die Gesellschaft nur aus der Ferne und von unten betrachtete, übertrieb er sich eher ihre gefahrvollen Geheimnisse, als daß er sie sich verhehlte. So auch hier: ohne sich von dem Gegenstand seiner Furcht Rechenschaft ablegen zu können, argwöhnte er hinter den schweigenden Mauern dieses seltsamen Hauses doch Gefahr. Sowohl um Athem zu schöpfen, wie um auf der Lauer zu bleiben, setzte er sich auf einen Stein und wartete.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Orient.

(Schluß.)

Das eigentliche Gebirge und das Gebiet der Maroniten beginnt bei dem sogenannten „rothen Kloster". Man kommt von hier aus zuerst in einen Eichenwald, welcher eine große Strecke der Ausläufer des Libanon viele Stunden weit einnimmt; die Eichen aber erheben sich nur selten zu verkrüppelten Bäumen, so daß es im Grunde nur ein großer Buschwald, ein Wald von Sträuchern ist. Dann ritten die Reisenden in nordwestlicher Richtung über die fast höchsten Gipfel des Libanon auf sandigem, steilem und zuweilen gefährlichem Pfade, fanden und sahen jedoch nirgends Spuren von Schnee, welcher gewöhnlich auf der Spitze das ganze Jahr hindurch liegen bleiben soll, und dann auf ebenso steilen Wegen westlich wieder hinunter zu dem kleinen Cedernwäldchen, welches einige hundert dieser Bäume enthält. Man gibt die Zahl derselben gewöhnlich auf 365 an. Kleiner Nachwuchs findet sich nirgends, wahrscheinlich weil die Zapfen sorgfältig von den Reisenden und benachbarten Dorfbewohnern aufgelesen und abgepflückt werden. Nur mit Mühe erlangte Petermann einige derselben, indem seine Leute auf die Bäume kletterten. Vier bis fünf der kleinsten Bäume standen besonders und waren vielleicht nicht über zwanzig Jahre alt. In dem Stamm eines der ältesten Bäume, der circa vierzehn Ellen im Umfang hat und hohl ist, war eine Art Zimmer eingerichtet, zu welchem man mittelst einer Leiter nur mühsam gelangen konnte. Ein anderer Baum, wohl der älteste von allen, maß 21 Ellen in der Peripherie. Es sind im Ganzen zwölf, welche aus dem grauesten Alterthum seyn mögen. In der Mitte

des Wäldchens dieser berühmten „Cedern des Libanon" ist eine kleine Kirche.

Es bleibt uns nur noch übrig, ganz kurz Petermanns Reise nach Cilicien und Cypern zu erwähnen. Die erste Stadt, welche er nach der Landung in Cilicien besuchte, war Tarsus, der Geburtsort des Apostels Paulus, mit einer Kirche, die selbst noch von ihm erbaut seyn soll. In Cypern war es Larnaka, wohin unsere Reisenden zuerst ihre Schritte lenkten; gern wäre Petermann auch nach Baffo, dem alten Paphos, wo Venus aus dem Schaum des Meeres geboren ans Land stieg, gegangen; da er aber den nächsten Tag wieder in Larnak eintreffen wollte, mußte er dieses sowohl als den Olymp im Stich lassen. Statt dessen reiste er nach Famagusta und weiter in das nördlich davon gelegene Dorf St. Sergis, um sich die hier befindlichen Ruinen der alten Hafenstadt Salamin zu besehen. Leider ist kaum noch eine Spur davon erhalten; nur wenige Mauersteine und einige ganz verwitterte Säulenfragmente sind nahe dem Meere sichtbar. Das Dorf Lapitho suchte Petermann auf, weil ihm gegenüber das alte Kloster Aschirowitto liegt. Hier stand die Stadt Lampusa, von der noch einige Trümmer zu sehen sind. Die Klosterkirche mit zwei Kuppeln bewahrt noch ein Stück von dem Schweißtuche Jesu, welches ganz in Silber eingefaßt ist. Der Bischof Eulalios soll es von Edessa hierher gebracht haben. Vor etwa neunzig Jahren kamen türkische Räuber, plünderten das Kloster und steckten alles in Brand, wobei auch die Bibliothek in Flammen aufging. Das Schweißtuch wurde erhalten. Die Armenier haben darüber mehrere Legenden und es wird für wunderthätig gehalten.

Der Mainzer Landsturm.

Aus Dr. Fischer-Goullet's „Deutschen Blättern".

Die Thaten Schill's und Lützow's mit der „wilden verwegenen Jagd" sind bis ins Genaueste niedergeschrieben. Der Mainzer Landsturm hat keinen Geschichtsschreiber gefunden und ist doch ein eben so rühmliches Blatt der deutschen Geschichte, wie nur irgend eins. Es waren die Soldaten und Bauern eines geistlichen Fürsten, die sich tapfer gegen die Franzosen schlugen, während doch der friedliche Krummstab sonst nicht im Ruhe steht, große Kriegsthaten hervorgerufen zu haben. Sollten die historischen Vereine von Hessen, Nassau, Franken nicht wohl daran thun, jenes kleine Korps und seine rühmlichen Leistungen zum Gegenstand ihrer Forschungen zu machen? Was schon dagewesen ist, ein französischer Angriff, kann sehr leicht wiederkommen. — Warum übrigens über die Geschichte jener Vergänge seiner Zeit so wenig veröffentlicht worden ist, erklärt sich leicht. Der Schauplatz war das linke und rechte Rheinufer. Das eine gelangte nach vergeblichem Widerstand der Mainzer Soldaten und Landleute unter die Herrschaft, das andere unter die Botmäßigkeit der Franzosen und die Betheiligten hüteten sich wohl, ihre Thaten vor den neuen Machthabern auszuposaunen. Im Drang späterer Ereignisse von größerer Wichtigkeit wurden die alten vergessen.

Als die Franzosen vor 70 Jahren das deutsche Land kriegerisch überzogen, zeigte sich das heilige römische Reich in vollständigem Verfall. Rathlose Fürsten, klägliche Staatsmänner, feige Generale und ein verkommenes Volk, dem alles politische Denken abhanden gekommen war — was ließ sich mit solchen Kräften dem ungestümen Angriff der republikanischen Heerhaufen entgegenstellen? Die Hauptmächte waren uneinig, die kleineren träumten von Neutralität.

Daß es aber zur damaligen Zeit weder im Volk noch unter den Regierern an guten Kräften fehlte, zeigte der Kurstaat Mainz und sein Minister Freiherr von Albini. Seinen rheinischen Landsmann v. Stein feiert die Geschichtsschreibung und man errichtet ihm ein Denkmal. Hatte das Geschick den wackern v. Albini auch nur zum Rathgeber eines kleinen Fürsten berufen, so stellen ihn doch kundige Zeitgenossen dem preußischen Staatsmanne zur Seite als einen Mann, der auch in kleinen Verhältnissen groß dachte und handelte.

Gegen das Bollwerk Süddeutschlands, die alte Feste Mainz, rückten im Jahr 1792 die Schaaren des Generals Custine heran. In der Stadt lagen kurmainzische Truppen. Man hielt Kriegerath. Alle sechs Generale riethen zur sofortigen Uebergabe, nur Albini bestand auf der Vertheidigung, drang jedoch nicht durch. So gelangten die Franzosen ohne Mühe in den Besitz jener wichtigen Festung.

Albini versäumte nichts, um durch diplomatische Unterhandlungen sich der hereinbrechenden Gefahr zu erwehren. Wir finden ihn auf dem Rastatter Kongreß in voller Thätigkeit. Als aller Halt aus dem Reichsverbande wich und jeder so gut für sich sorgte, als er konnte, entstand in dem unerschrockenen und klugen Minister der Entschluß mannhafter Abwehr. Sein Plan ging dahin, die süddeutschen Länder unter dem Beistand Englands zu einem geordneten Widerstand zusammenzufassen und bei der allgemeinen Entmuthigung zunächst mit den Kräften des kleinen Kurstaates ein muthiges Beispiel zu geben.

Albini schloß im Jahr 1799 Namens seines Kurfürsten mit der britischen Krone einen Subsidienvertrag ab. Er war bemüht, die Linientruppen des wenig umfangreichen Landes in gehörigen Stand zu setzen. Ihnen stellte er als Ergänzung eine Miliz an die Seite, die unter dem Namen des Mainzer Landsturms den Franzosen Schaden zufügte und in der Geschichte der Volksbewaffnungen eine ehrenvolle Stelle einnimmt.

Er bildete aus den jungen, unverheiratheten Leuten in allen Gemeinden einen jungen Ausschuß, der die

Bestimmung hatte, gewöhnlichen aktiven Kriegsdienst zu thun. Aus den älteren und minder tauglichen Männern formirte er einen alten Ausschuß zum Dienst im Nothfall. Im ganzen Ländchen waren die Mannschaften in Korporalschaften und Kompagnien eingetheilt, sie übten sich jeden Sonn- und Festtag in den Waffen und die Führer hatten für den guten Stand von Leuten und Waffen zu sorgen. Im Felde erhielten die Milizen aus der Landeskasse einen angemessenen Sold.

Als Kern dieser Bewaffnung wurden durch Unterstützung Englands zwei Jägerkorps in der Stärke von 1200 Mann angeworben. Den Kern bildeten 70 Söhne kurfürstlicher Förster, die mit der Büchse vortrefflich umzugehen verstanden und im ganzen Lande die genaueste Terrainkenntniß hatten.

Als die retirirenden Kaiserlichen, ferner das Regiment Royal Allemand die ganze Bevölkerung des Rheinlandes in Schrecken setzten und General Jourdan von der ganzen Gegend Besitz nahm, überall raubend und brandschatzend, verloren Albini und seine Mainzer den Muth nicht. Man bot den Landsturm auf. Als sich die Franzosen nach der Schlacht bei Würzburg vor den Oesterreichern zurückzogen, besetzten sie die Stadt Aschaffenburg und rüsteten sich zur hartnäckigsten Vertheidigung. Nun führte der Revierförster Albert von Waldaschaff auf Seitenwegen einen starken Haufen Kaiserlicher und Mainzer Scharfschützen in die Stadt und richtete unter den französischen Truppen eine blutige Niederlage an. Dreihundert Grenadiere mußten auf dem Marktplatz das Gewehr strecken.

Da ritt Erzherzog Karl heran. Um ihn drängten sich die bewaffneten Bauern in großer Zahl, alle mit Trophäen beladen, die einen hatten französische Hüte aufgepflanzt, die meisten erbeutete französische Gewehre, Säbel, Patronen sich beigelegt, sogar eine vollständige Musikbande mit eroberten Instrumenten ausgerüstet. Der Erzherzog Karl dankte den bäuerlichen Waffenbrüdern und forderte sie auf, jetzt nach Beendigung des Kampfes wieder getrost zum Pfluge zurückzukehren. Da sprach ein ältlicher Bauersmann: „Gnädiger Herr, damit ist's nicht genug, zu Ende muß gespielt werden das Spiel, auf daß wir Ruhe gewinnen für immerdar!“ Hätten die Fürsten den verständigen Rath befolgt! —

Im August 1799 rückten die Franzosen mit 5- bis 6000 Mann aus Mainz nach Frankfurt zu. Albini ließ sofort seine Linientruppen und den Landsturm die Hauptpässe von Dettingen und Stockstadt besetzen. Er erließ einen männlichen Aufruf an das gesammte Land.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die irdischen Ueberreste des Christoph Columbus können, wie es scheint, durchaus keine bleibende Ruhestätte finden. Als Columbus (20. Mai 1506) in Valladolid starb, wurde sein Leichnam zuerst in der dortigen Franziskanerkirche beigesetzt, aber schon nach neun Jahren mit größtem Pomp nach der Gruft im Karthäuserkloster zu Sevilla übertragen, wo auch Columbus Sohn Diego ruhte. Dreiundzwanzig Jahre nachher transportirte man beide Särge nach San Domingo, der Hauptstadt Hispaniolas. Als die Spanier diese Insel (1795) an die Franzosen abtreten mußten, nahmen sie den Sarg des Columbus mit nach Cuba und setzten ihn unter dem Hochalter der Kathedrale von Havannah bei. Jetzt aber sollen die Ueberreste des Leichnams in eine silberne Urne gefaßt, in ein besonderes Mausoleum vor der Stadt Havannah gebracht und durch eine Bronzestatue des Columbus bezeichnet werden.

Der Ausschuß des Luther-Denkmals-Vereins in Worms hat so eben seinen vierten Jahresbericht veröffentlicht. Man sieht aus demselben, daß bereits zwei Statuen des Denkmals, welches 12 Figuren umfaßt, Luther und Wiklef, von der Hand Rietschels vollendet sind. Zur Bestreitung der Kosten sind 200,000 fl. erforderlich, 151,000 fl. sind bis jetzt vorhanden; es fehlen demnach immer noch 49,000 fl. oder 28,000 Thaler. Der Ausschuß hofft, daß dieses Defizit größtentheils durch Beiträge aus England, zum Theil auch durch den Verkauf von Abbildungen des Denkmals gedeckt werde. Dieses Kunstblatt kostet 54 kr. und der Ausschuß hofft, daß sich namentlich die Geistlichen und Lehrer für den Absatz desselben interessiren werden.

Der hochgefeierte Dichter der beiden Schauspiele: „Philippine Welser“ und „Der Zunftmeister von Nürnberg“ — Oskar von Redwitz — hat eine neue dramatische Schöpfung vollendet: „Der Doge von Venedig,“ eine Tragödie, die zuerst auf dem königlichen Hof- und Nationaltheater zu München, dem Vernehmen nach bis Mitte April, zur Aufführung kommen wird. Der Dichter hat am 3. d. im Lesezimmer des königl. Hoftheaters, in Anwesenheit des königlichen Inspektors und Intendanzverwesers, Herrn Schmitt, sämmtlichen Trägern von Rollen seine neue Tragödie vorgelesen, und seine Vorlesung auf alle Anwesenden den gewaltigsten Eindruck gemacht und eine allgemeine Begeisterung hervorgerufen, welche geeignet erscheint, den darstellenden Künstlern einen glänzenden Sieg zu verbürgen.

Redaktur: Gustav Metzert. — Druck und Verlag der A. Mailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 36 Sonntag, 10. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Während der Bettler da saß, vermehrte eine Menge anscheinend geringfügiger Anzeigen seine Unruhe. Dann und wann bewegten sich die Jalousieen des oberen Stockwerkes als würden sie von einem Kopfe in die Höhe geschoben, dann wieder schallte weibliches Lachen bis auf die Straße und man hörte Metallklang wie von einer Handvoll Gold, die man, ohne sie zu zählen, auf den Tisch wirft. Ein Anderesmal wieder kam ein Diener herunter und rief einen der am Ende der Straße stehenden Fiaker; auf dieses Zeichen sah man nicht den Fiaker allein kommen, sondern auch einen Rudel Bettler herbei strömen, die ohne Zweifel in gewisser Absicht ihren Posten an dem Seitenthore von Saint-Sulpice verließen. Dann erschien ein Mann mit stolz empor gerichtetem oder traurig gesenktem Kopfe, ein Lächeln oder ein Fluch auf den Lippen, roth vor Freude, oder bleich vor Verzweiflung; im ersteren Falle umringte der Bettlerschwarm den Fiaker und bat um Almosen, wie man eine Abgabe fordert, im andern zerstreute er sich, verächtlich die Achsel zuckend.

„Was geht hier vor?“ dachte unser Neger.

Nach etwa einer Stunde zeigte sich Carval an der Pforte des Ganges; den schwarzen Bettler erblickend, machte er eine Geberde des Abscheues und schien zu zögern, bald jedoch entschloß er sich, trat über die Schwelle und ging mit raschen Schritten die Straße hinunter.

Xaver war also jetzt allein in dem Hause.

Fieberangst ergriff den Schwarzen; plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: die Leute, welche theils verzweifelnd, theils vor Freude halb närrisch fort gingen, einige den Bettlern entfallene Worte, Alles stimmte überein, — er stand vor einem Winkelspielhause. Und die eilige Entfernung Carrals der geheimnißvolle Brief: das mußte eine Falle seyn. Der Bettler verließ seinen Stein, ging über die Straße und murmelte:

„Ich muß ihn sehen, muß ihn sprechen!“

Eben, als er eintreten wollte, bogen drei schwarz gekleidete Männer um die Straßenecke und kamen zu der Pforte, er trat bei Seite, um sie vorüber zu lassen; die drei Männer gingen wirklich an ihm vorbei, doch statt hinauf zu steigen, blieben sie in dem Gange, bis die Spitze einer Abtheilung Polizeisoldaten am Ende der Straße erschien; jetzt zog der, welcher der Anführer der Drei zu seyn schien, eine weiße Schärpe aus der Tasche und legte sich dieselbe über den Rock um den Leib: dann sagte er:

„Hinauf, meine Herren!“

Der Bettler schlug sich vor die Stirn. — „Ich begreife, ich begreife!“ rief er angstvoll; „der Brief — man wollte ihn verderben — und ich konnte ihn nicht retten!“

Sehen wir jetzt, was seit einer Stunde im Innern des Hauses vorgegangen war.

Nachdem Carral mit Xaver die Wendeltreppe hinauf gestiegen war, pochte er an eine Thür im ersten Stockwerke, worauf ein Diener erschien, der sie fragte, was ihnen zu Diensten stehe; Carral antwortete durch ein Zeichen, der Diener öffnete eine zweite Thüre und ließ die beiden Freunde in einen weiten Saal, der, obwohl es Tag war, durch Wachskerzen erleuchtet wurde. In diesem Saale stand eine längliche Tafel, mit einer dreifachen Reihe von Spielern umgeben, in der Mitte derselben taillirt der Banquier das Trente et quarante.

Niemand wandte sich beim Eintritt unserer Freunde um. Jeder war so vom unaufhörlichen Wechsel des Glücks in Anspruch genommen, daß es des Einsturzes der Decke oder der Ankunft eines Polizeikommissärs bedurft hätte, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu zu stören. Dennoch wurden Xaver und Carral empfangen, ein Herr, dessen schwindsüchtiger, eckiger Kopf ein Spitzbubengesicht trug, trat ihnen entgegen und grüßte Carral wie einen alten Bekannten. Es war der Besitzer der Lokals.

„Wie geht es?“ fragte er. „Ist der Herr gut?“ fügte er leise und stark mit den Augen zwinkernd hinzu.

„Der Herr ist mein Freund,“ antwortete der Mulatte.

„Ganz entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ wandte der Eigenthümer sich zu Xaver mit einem Lächeln des Einverständnisses, das indessen vollständig seine Wirkung verfehlte. „Mein Etablissement bietet Ihnen die besten Dienste; wir haben hier das Trente et quarante, in dem Saale zur Rechten das Ecartee,

in dem zur Linken die Roulette, in der zweiten Etage finden Sie Roulette, Whist, und Trictrac, in der dritten Etage —"

„Genug, Herr Montet!" unterbrach ihn Carral.

„Wie?" versetzte Herr Montet mit cynischem Lächeln, „der Herr liebt also nicht, was wir in der dritten Etage haben?"

Carral gebot ihm durch eine Geberde Stillschweigen.

„Gut! gut!" brummte Herr Montet, sich umwendend, „lassen Sie Ihr Geld im ersten, zweiten oder dritten Stockwerke, im Hause bleibt es immer."

Xaver lag es während dieses Gesprächs wie ein Stein auf dem Herzen, sein Blick musterte, um die Tafel schweifend, die Spieler und konnte nirgends auf einem erträglichen Gesicht verweilen. Eine bei Allen gleichmäßige widerwärtige Begierde belebte die Augen, welche auf die Hand des Banquiers starrten; die Mehrzahl der den grünen Tisch Umgebenden trug eine erbärmliche Kleidung, schmutzige, fast schwarze Wäsche blickte unter den klaffenden Spalten ihrer zugeknöpften Oberröcke hervor, und doch rollten sie das Gold mit vollen Händen.

„Wir sind nicht als Zuschauer hierher gekommen," begann Carral, „das Zusehen bietet wenig Reiz. Verstehen Sie Whist?"

„Nein," antwortete Xaver.

„Ecartee?"

„Ein Wenig.

„Das ist nicht genug," sagte der Mulatte. „Bouillotte?"

„Verstehe ich noch weniger," antwortete Xaver.

„Dann bleibt uns nur die Wahl zwischen Roulette und Trente et quarante," versetzte Carral: „was ziehen Sie vor?"

„Ich kenne weder das Eine, noch das Andere," antwortete Xaver.

„Das ist kein Hinderniß, Theuerster," begann der Mulatte wieder, „Roulette und Trente et quarante sind zwei gleich angenehme Spiele, Beide zum Gebrauch für Unwissende Ihrer Art erfunden; Sie spielen dabei nicht selbst, der Banquier überhebt Sie dieser Sorge. Jetzt sagen Sie mir Ihre Meinung, entscheiden Sie sich nach Ihrem Belieben."

Xavers Meinung war, sich auf der Stelle zu entfernen, doch schon zu weit gegangen, wagte er nicht, umzukehren, und sagte kurz:

„Roulette denn."

Carral legte seinen Arm in den des jungen Mannes und sie stiegen eine Etage höher. Herr Montet, der ihnen vorausgegangen war, sagte zu Xaver:

„Der Herr will Roulette versuchen? Ich erlaube mir, Ihnen viel Glück zu wünschen."

Der Saal im zweiten Stockwerke war die genaue Wiederholung des in der ersten Etage befindlichen, nur stand in der Mitte der mit einem grünen Teppich belegten Tafel, um welche die Spieler sich reihten, eine Art runden Beckens, dessen Fläche in rothe und schwarze kleine Felder getheilt war, jedes derselben trug eine Ziffer; in der Mitte des Beckens, das an ein in der Tafel angebrachtes Loch festgenietet war und unbeweglich blieb, drehte sich eine Kurbe und setzte den Apparat in eine Rundbewegung; um das Becken war die Tafel mit Ziffern von 1 bis 36 bedeckt.

„Hier ist das Roulette, wir wollen anfangen," sagte Carral, zog Xaver zu der Tafel und wies ihn auf einen Platz, den eben ein durch den verhängnißvollen Mechanismus zu Grunde gerichteter armer Teufel verlassen hatte.

Xaver setzte sich und sah zu; zuerst verstand er Nichts und Carrals Erklärungen verwirrten seine Gedanken nur noch mehr. Die Kurbe wurde gedreht, eine von dem Banquier sehr geschickt geworfene kleine Kugel rollte in entgegengesetzter Richtung und lief an den Seiten des Beckens hin; blieb sie dann in einem Felde liegen, so erhob sich die schläfrige, eintönige Stimme des Banquiers, um in unbekannter Sprachweise ihr: „Rouge, impair et manque!" oder auch: „Noir, pair et passe!" zu rufen. Darauf zog einer der Croupiers mit einer niedlichen kleinen Harke das Geld der Verlierenden an sich, während ein anderer mit einer Gewandtheit ohne Gleichen den Gewinnenden Fünffranksstücke oder Louisd'ors zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im chinesischen Theater.

Der interessanteste Abend, erzählt ein Mitglied der ost-asiatischen Expedition, den ich in Singapore verlebt habe, war der, an welchem wir das chinesische Theater besuchten. Wir waren zu Tische sehr heiter und vergnügt gewesen und kamen schließlich auf die Idee, noch einen Ausflug in die Stadt zu machen. Gedacht, gethan. Wagen waren bald besorgt, wir stiegen ein und fort ging es durch die finsteren, menschenleeren Straßen des europäischen Theils in das chinesische Viertel, wo noch überall reges Leben und Treiben herrschte. Die Läden und Häuser waren alle erleuchtet, aus jedem Zimmer klang uns Gesang oder der Ton der chinesischen Zither entgegen. An allen Häusern hingen die großen bunten Papierlaternen; jeder Spaziergänger hatte ebenfalls eine solche in der Hand, und so gewann das Ganze das Ansehen einer festlichen Illuminatieu.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielten wir vor dem chinesischen Theater, einer großen Holzbude, wie die unserer Kunstreiter vor zehn oder fünfzehn Jahren, ehe Renz und Dejan ihre Paläste bauten. Ein alter langzöpfiger Chinese vertrat Portier- und Kassierstelle und betrachtete uns als gute Beute. Der Chinese bezahlt fünf oder sechs Pence; von uns, die wir fünf

Personen waren, verlangte er eben so viele Dollars. Hier muß der Europäer, und das paßt nicht allein für Singapore, sondern für den ganzen Orient, seine geistige Superiorität mit baarem Gelde beweisen; er gilt nicht für mehr, aber er muß mehr zahlen, weil er mehr seyn oder scheinen will. Nach langem Handeln und nachdem wir endlich Miene gemacht hatten, uns zu entfernen, wurden wir endlich mit dem Cerberus über den Preis von zwei Dollars einig. Wir traten ein und fanden das Stück schon im vollem Gange. Einige dienstfertige Chinesen geleiteten uns sofort auf die Bühne, wo wir an der Seite der Schauspieler Platz nahmen, ohne daß dieselben oder das Publikum dadurch im Geringsten sich hätten stören lassen.

Die Bühne war breit und hoch, aber nicht tief, höchstens 10 oder 12 Fuß, und dabei saß das Orchester noch auf derselben. Es bestand aus vier Personen, von denen zwei Saiteninstrumente spielten, während der dritte eine Trommel und der vierte ein Gong handhabte. Letzterer war augenscheinlich die Hauptperson. Nicht allein, daß er rücksichtslos auf sein Instrument losspaukte, sondern er kündigte auch die Haupt- und Kraftstellen mit furchtbaren Schlägen an und spielte auch die Begleitung dazu. Was die Schauspieler darstellten und sprachen, konnten wir natürlich nicht verstehen, aber es mußte etwas sehr Interessantes seyn, nach der Aufmerksamkeit zu schließen, die das Publikum ihnen widmete und die durch nichts, nicht einmal durch uns abgelenkt werden konnte. Der erste Held oder der erste Liebhaber, jedenfalls hatte er einen sehr zierlichen Schnurrbart und brauchte seinen Fächer mit vieler Grazie und großer Geschicklichkeit — der erste Liebhaber spielte mit vieler Ruhe und Sicherheit und outrirte so wenig, daß ihn sich mancher unserer Herren Schauspieler hätte zum Muster nehmen können. Zwei ehrwürdige Väter oder gutmüthige Onkel schienen die lustigen Personen zu seyn; sie trugen lange Bärte von Ziegenhaaren, die an der Oberlippe angeklebt waren, so daß sie wie durch einen Schleier sprechen mußten, und machten sehr exzentrische Bewegungen. Ein Mann, der als Frau auftrat (auf allen chinesischen Theatern werden bekanntlich die Frauenrollen durch Männer dargestellt), hatte sich ein Paar Stelzen angeschnallt, die unten schuhartig angestrichen waren, um so die kleinen Füße der Damen vom Stande nachzuahmen; er sprang auf ihnen mit unglaublicher Geschicklichkeit herum, gesticulirte viel, nahm graziöse Stellungen an und sprach durch die Fistel, kurz er war ganz die chinesische Dame comme il faut. Das Auf- und Abtreten der Schauspieler geschah auf höchst merkwürdiger Weise. Sie liefen Einer hinter dem Andern ein oder zwei Mal in kurzem Trabe im Kreise auf der Bühne herum und verschwanden dann in demselben Tempo; beim Austreten geschah dasselbe, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Die Seitendekorationen stellten einen Wald oder Garten vor, die Hinterdekoration schien in mehreren Reihen über einander einen auf den Inhalt des Stücks bezüglichen Aufzug vorzustellen. Die Art und Weise, wie die Schauspieler ihre Rollen deklamirten, war ganz melodramatisch, sie sangen sie nach einer von den Saiteninstrumenten angegebenen Melodie, Einer hinter dem Andern, aber nie zusammen. Nur kleine Monologe, die Erklärungen der augenblicklichen Situation oder vielleicht Expositionen des Kommenden zu seyn schienen, wurden gesprochen, aber mit furchtbaren Gongschlägen begleitet. Die Beleuchtung der Bühne war sehr gut und wurde durch an Gerüsten aufgehängte Oellampen hervorgebracht, die ein Lampenputzer während der Vorstellung, ohne daß Zuschauer oder Akteurs die geringste Rücksicht darauf nahmen, reinigte und mit Oel versah. Der Zuschauerraum, der nur aus einer Art nach hinten erhöhtem Parquet bestand, war ganz dunkel gelassen, so daß sich die Schauspieler allein in einem hellen Raume bewegten und dadurch doppelt scharf hervortraten.

Der Zuschauerraum mochte ungefähr 1200 Personen fassen und war vielleicht zum vierten Theil von einem nur aus Männern bestehenden Publikum gefüllt, Frauen bemerkten wir nicht. Dicht hinter der Bühne, nur durch die schon früher erwähnte Mitteldekoration getrennt, befand sich die Garderobe, die Requisitenkammer und das Ankleidezimmer. Auch in dieses Allerheiligste gestattete man uns ungehinderten Zutritt. Ein Theil, der in dem Stücke beschäftigten Schauspieler stolzirte schon in den Kostümen auf und ab, während Andere vor den Spiegeln standen und sich schminkten. Zwei grimmige Krieger gaben besonders komische Gestalten ab, sie hatten sich das ganze Gesicht weiß geschminkt und malten sich jetzt mit großer Kunst weiße und rothe Linien darauf; einem derselben halfen wir bei seinem Werke und vervollständigten seine Gesichtsmalerei durch einen gewaltigen Schnurrbart, den wir von einem Ohre zum andern zogen; der also Verzierte beschaute sich mit großer Selbstzufriedenheit im Spiegel und blickte mit Geringschätzung auf seinen nicht von europäischer Hand bemalten Kameraden. Am sehenswerthesten waren die an den Wänden aufgehängten Kostüme, meistens aus schweren Seidenstoffen und mit reicher phantastischer Stickerei verziert; auch einige vierzig Helme hingen umher und zeichneten sich durch starke Vergeldung, prächtigen Federschmuck und meistens auch durch graziöse Form aus; wir machten uns das Vergnügen, einige der absonderlichsten Kopfbedeckungen einem mit einem Mandarinenkostüme bekleideten Schauspieler, der im Garderobezimmer auf- und abging, aufzuprobiren, wozu sich derselbe mit großer Liebenswürdigkeit hergab. Ueberhaupt können wir die Freundschaft, mit der man uns Alles zu besehen gestattete und mit sogar unsern Muthwillen ertrug, nicht genug anerkennen. In keinem Theile China's würde uns etwas Aehnliches gestattet werden; hier gerirten wir uns als Herren und wurden auch mehr oder weniger als solche anerkannt und behandelt; in China darf der

Fremde den Theatervorstellungen nur in einem Winkel versteckt beiwohnen, und läßt er sich unvorsichtigerweise sehen, so wird er mit Schimpfworten, wenn nicht mit Steinwürfen begrüßt.

Nachdem wir uns Alles haarklein angesehen hatten, kletterten wir wieder von der Bühne herab und wollten das Haus verlassen, als auf einmal die beiden grimmigen Krieger auftraten und unter furchtbarem Geschrei ein Gefecht oder einen Kriegstanz aufführten; sie machten die halsbrechendsten Saltomortales, sprangen sich gegen Bauch und Brust und mißhandelten sich auf eine Weise, daß wir glaubten, sie müßten todt oder sterbend auf dem Platze bleiben. Aber es lief Alles glücklich ab, und allerdings in einem etwas hohen Grade von Transspiration zogen sich der beschmurbarte Krieger und sein Kamerad, mit den Beifallsbezeugungen des bis dahin ziemlich apathischen Publikums überhäuft, hinter die Mitteldekoration zurück.

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Eduard Vogel soll noch am Leben seyn. Dr. Hartmann, der Begleiter des verstorbenen Frhrn. von Barnim, Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen, veröffentlicht über das Schicksal des vielgenannten Reisenden Folgendes: Im Anfang Juni des verflossenen Jahres trafen der verstorbene Frhr. v. Barnim, und ich zu Roseres am blauen Flusse mit dem bekannten Elephantenjäger Teodora Evangelisti aus Lucca zusammen. Letzterer erzählte uns von einem Tageuri der Fellatahstaaten Bornu, welcher etwa 11 Monate vorher auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka die Provinz Sennar durchzogen und Hrn. Evangelisti die Mittheilung gemacht: daß er, Tageuri, im Lande Wadainiel von einem Franken (Europäer) habe sprechen hören, welcher vom Sultan in der Hauptstadt Wara festgehalten, als Rathgeber benützt, jedoch so streng bewacht werde, daß an ein Entkommen des Internirten nicht zu denken sey. Auch erzählten uns die Chefs der im Frühling des vorigen Jahres in Sudt (Oberägypten) befindlichen Dar-Jur-Karawane, daß der Sohn des in diesem Lande ermordeten Arztes Cney vom indischen Sultan Hussein-Ober-Fadi in einer Hauptstadt Cobbeh seit Jahren gefangen gehalten werde. Erst gegenwärtig dürfte es den Vorstellungen des zeitigen Vizekönigs von Aegypten gelungen seyn, die Auslieferung des jungen Cney, eines Verwandten des ägyptischen Ingenieurs Linant-Bey, zu erwirken.

Dieser Tage trat eine wohlgekleideter Fremder in den Laden eines Uhrenhändlers zu Frankfurt in der ausgesprochenen Absicht, eine Uhr zu kaufen. Es wurde ihm eine solche zum Preise von 14 fl. und eine zweite, die 28 fl. kosten sollte, vorgelegt. Nach sorgfältiger Prüfung entschied sich der Fremde für die erstere, bezahlte die 14 fl. und entfernte sich, natürlich unter Mitnahme der erkauften Uhr. Einige Stunden später kam derselbe, anscheinend in einiger Hast begriffen, wieder und erklärte, er wolle doch lieber die Uhr zu 28 fl. haben, wobei er bemerkte: „14 fl. habe ich Ihnen bereits bezahlt, die von mir gekaufte Uhr, die ich hiermit zurückgebe, ist 14 fl. werth, macht zusammen 28 fl., mithin sind wir quitt." Der Uhrenhändler, dem Anfangs diese Berechnung ganz plausibel vorkam, händigte ihm die verlangte Uhr ein und der Fremde machte sich rasch aus dem Staube. Erst nachdem derselbe eine Zeitlang fort war, wollte den Verkäufer bedünken, daß ein Rechnungsfehler vorgefallen und er statt 28 fl. eigentlich nur 14 fl. bekommen habe. Doch es war zu spät, der Fremde war eben — wie bemerkt — verschwunden.

Die „Sächsische Industriezeitung" theilte neulich als bemerkenswerthes Ereigniß die Absicht eines englischen Strumpffabrikanten aus Nottingham mit, sich mit 2000 Strumpfstühlen in Sachsen anzusiedeln zu wollen. Es ist dieß jetzt eine vollendete Thatsache. Der Herr heißt Lowe und ist Theilhaber einer seit 170 Jahren in Nottingham bestehenden Firma. Herr Lowe soll ausschließlich für den englischen Markt zu arbeiten beabsichtigen, auch bereits auf die nächsten fünf Jahre mit festen Aufträgen versehen seyn. Das zu seinem Geschäftsbetrieb erforderliche Kapital wird auf 80,000 Thaler veranschlagt. Man sollte meinen, ein solcher Unternehmer müßte allüberall mit offenen Armen aufgenommen werden; man müsse ihm freiwillig die Thore öffnen als einem Arbeitbringer ersten Ranges. Dem ist jedoch nicht so. Wie man erzählt, hat er Sonderinteressen aller Art zu bekämpfen gehabt, wodurch er veranlaßt worden ist, sich mit seinem Hauptkomptoir für die Fabrikation in Pausa, nicht in Chemnitz zu firiren.

[Ein Rezept zu einer homöopathischen Suppe] wird von einem medizinischen Journal Londons mitgetheilt. Es lautet: „Nimm zwei verhungerte Tauben und hänge sie an ein Küchenfenster in der Weise auf, daß der Schatten dieser Tauben in einen Kessel falle, der mit achtzig Quart Wasser gefüllt ist; wenn dieß zehn Stunden langsam gekocht hat, so gieb davon alle zehn Tage in einem Glase Wasser einen Tropfen —."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 37 Dienstag, 12. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Nach zehn Minuten nahm Xaver zwei Louisd'ors aus seiner Börse. — „Wohin muß man setzen?“ fragte er Carral.

„Nach Belieben, Theuerster, nach Belieben!“ entgegnete der Mulatte mit einem gewissen Eifer, „setzen Sie wohin Sie wollen.“

Xaver warf seinen Einsatz hin, derselbe blieb auf dem mit Nnmer 23 bezeichneten Felde des Teppichs liegen.

„Le jeu est fait!“ sagte der Banquier. „Rien ne va plus!“

Die Kurbe und die Kugel, in entgegengesetzter Richtung bewegt, liefen mit blitzartiger Geschwindigkeit herum; hierauf wankte die Kugel, sie sprang in ein Fach, wieder heraus, fiel in ein zweites, aus dem zweiten in ein drittes, wo sie liegen blieb.

„Drei und zwanzig, rouge, impair et maneque!“ verkündete die Automatenstimme des Banquiers.

„Gewonnen!“ versetzte Carral im Tone der Ueberraschung. „Sie haben wie ein Rasender gespielt, aber es ist gut gegangen. Weiter!“

Der Croupier warf Xaver sechsundreißig Louisd'ors hin. Dieser begriff das nicht, aber der rasche Gewinn reizte ihn, er ruckte seinen Stuhl heran, stemmte beide Ellenbogen auf die Tafel, und von jenem Dämon erfaßt, der unausgesetzt den grünen Tisch umkreist, ergab er sich dem Spiel mit ganzer Seele.

Sobald Carral ihn so beschäftigt sah, schlich er sich leise fort.

Der junge Mann bemerkte nicht einmal die Entfernung seines Gefährten, er spielte mit Leidenschaft, mit Wuth; in seiner Unerfahrenheit unternahm er die tollsten Wagnisse und fast jedesmal krönte der Erfolg seine Kühnheit; nach einer halben Stunde hatte er einen Haufen Gold und Billets vor sich liegen.

Die anderen Spieler betrachteten ihn mit neidischen Blicken und Herr Montet selbst verfolgte sein Spiel mit augenscheinlichem Interesse; nur die Croupiers, diese fühllosen Maschinen, die den Zufall vermitteln, ohne von dessen Wechselfällen getroffen zu werden, leiteten das Spiel mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit weiter.

Xaver hatte den Kopf verloren, sein Gesicht war roth und aufgetrieben, je mehr sein Schatz sich häufte, desto stärker fieberte es in seinem Gehirn.

„Ich setze Alles — Alles mit Einemmale!“ rief er endlich und stieß seinen Gewinn hin.

Es waren wenigstens dreißigtausend Franks. Der Banquier sah Herrn Montet fragend an, ob er halten sollte, Herr Montet nickte bejahend. Die andern Spieler zogen ihre Einsätze zurück, Jeder war gespannt und wollte das Ergebniß dieses großen Satzes abwarten.

Das Roulette wurde in Bewegung gesetzt.

In demselben Augenblicke stieß Herr Montet, dessen Augen sich zufällig auf die Thür richteten, einen verhaltenen Schrei aus; Einige blickten auf und wiederholten diesen Schrei, ein elektrisches allgemeines Zittern durchlief die dreifache Reihe der Spieler.

Xaver allein folgte der Bewegung des Roulette's, er sah und hörte nichts.

Wir haben bereits gesagt, daß es eines außerordentlichen Ereignisses bedurfte, um die Aufmerksamkeit der Spieler von dem grünen Tische abzuwenden, zum Beispiel des Einsturzes der Decke oder des unheilvollen Erscheinens eines Polizeikommissärs. Einer dieser Unglücksfälle war eingetreten: der schwarz gekleidete Mann mit der weißen Schärpe stand auf der Schwelle.

Beim Erblicken des Polizeikommissärs hatte Herrn Montets Gesicht einen bestürzten Ausdruck angenommen, schmerzlich murmelte er:

„Ich bin ruinirt!“

Die Spieler machten eine Bewegung, als wollten sie entwischen, der Kommissär versperrte ihnen jedoch den Weg.

In diesem Augenblicke des Schreckens und allgemeinen Schweigens stand das Roulette, das seine letzte Umdrehung gemacht hatte, still, die Kugel lag auf einem Felde.

„Gewonnen! Gewonnen!“ schrie Xaver, ganz außer sich.

Der Banquier rührte sich nicht.

„Worauf warten Sie denn?“ rief Xaver ungeduldig. „Zahlen Sie!“

Diese Worte waren ein Beweis mehr für das hier

begangene Verbrechen; der Polizeikommissär schritt vor und sagte ernst und ruhig:

„Meine Herren, ich rathe Ihnen, vernünftig zu seyn. Ich habe bereits in der ersten Etage meine Pflicht gethan, der geringste Widerstand würde Ihre Sache nur verschlimmern, es stehen Polizeisoldaten vor der Thür."

Xaver wandte sich betreffen um; diese Rede, von der er nichts verstand, weil er durchaus nicht wußte, daß seine gegenwärtige Handlungsweise vom Standpunkt des Gesetzes aus etwas Tadelnswerthes an sich trage, schien ihm kein Grund für die allgemeine Niedergeschlagenheit und er fragte zum Zweitenmale, maschinenmäßig seinen Geldhaufen schiebend:

„Warum zahlt man mir nicht?"

„Der Spielsatz war mit Beschlag belegt und ist Eigenthum des Fiskus; rühren Sie ihn nicht an, mein Herr!" versetzte der Kommissär in gebieterischem Tone.

„Das Geld gehört mir!" rief Xaver.

„Still! still!" ließen rings umher mehrere Stimmen sich vernehmen.

„Meine Herren," begann der Kommissär wieder, „Sie wollen mir gefälligst Ihre Namen und Ihre Wohnung angeben, damit der königliche Anwalt Sie zu seiner Zeit finden kann."

„Der königliche Anwalt?" wiederholte Xaver; „was soll es denn damit?"

„Still!" rief abermals die Versammlung, welche Gründe hatte, sich flugsam zu zeigen.

Herr Meutot, der Besitzer des Lokals, zeichnete zuerst seinen Namen in die obrigkeitliche Liste, was freilich nicht ohne einen schweren Seufzer geschah, nach ihm kam die Reihe an die übrigen Spieler; mit dergleichen Auftritten betraut, gaben sie sämmtlich falsche Namen und Adressen an, dann entfernten sie sich.

Jetzt erst dachte Xaver an Carral und war verwundert, ihn nicht neben sich zu sehen. — „Er wird sich gerettet haben," meinte er. „Um se besser."

„Sie, mein Herr?" fragte ihn der Kommissär Xaver, dem allgemeinen Beispiele folgend, nannte seinen Namen; es war vielleicht die einzige richtige Angabe auf der ganzen Liste, der Kommissär, welcher sich auf die Leute verstand, vermuthete auch sogleich den wahren Hergang der Sache.

„Xaver!" brummte er, „Xaver heißt Niemand. Haben Sie keinen andern Namen, als Xaver, mein Herr?" fuhr er fort und warf dabei einen Blick auf den Besitzer des Lokals, der aus Bosheit oder aus Gewohnheit mit den Augen blinzelte.

„Mein Herr," erwiderte trocken der junge Mann, „ich weiß nicht, welche Folgen dieser Vorgang für mich haben kann; ich habe mich Ihrem Verlangen gefügt, weil Ihre Schärpe mir das von Ihnen bekleidete Amt angezeigt, aber diese Schärpe kann Sie nicht zur Unverschämtheit berechtigen. Ich habe Sie befriedigt; wollen Sie mich gefälligst vorbeilassen?"

„So den Herrn Polizeikommissär zu behandeln!" murmelte Herr Moutet zerknirscht.

„Sie sprechen in sehr hohem Tone, junger Mann," nahm der Kommissär wieder das Wort. „Sie sind im Unrecht, sehr im Unrecht; ich finde Sie hier in einem verrufenen Hause, in einer geheimen Spielspelunke —"

„Wie er mein Lokal herabwürdigt!" flüsterte Herr Moutet.

„Ich finde Sie allein beim Roulette," fuhr der Kommissär fort, „der einzige Einsatz auf der Tafel gehört, nach Ihrem eigenen Geständniß, Ihnen; die Sache ist schlimm und jede schlimme Sache wird zu leugnen gesucht, um sich der Verantwortung zu entziehen; nennen Sie mir einen Namen —"

„Der mein wirklicher ist, mein Herr," fiel Xaver ein.

„Das ist streng genommen, möglich," versetzte der Beamte, „doch ich bezweifle es und fordere, kraft des mir zustehenden Rechts, Sie auf, mir zu dem königlichen Anwalt zu folgen."

„Ganz meine Ansicht!" sagte Herr Moutet, sich die Hände reibend.

„Sie," wandte der Diener des Gesetzes sich zu dem würdigen Lokalbesitzer, „Sie hatten sich bereit, auf die erste Vorladung zu erscheinen."

„Die Gerechtigkeit und ich, wir kennen einander," entgegnete Herr Meutet, sich verbeugend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bruder- und Majestäts-Titel der europäischen Souveräne.

Zum Oefteren ist in der letzten Zeit erwähnt worden, der Kaiser der Franzosen habe an einige deutsche Fürsten das Verlangen gestellt, daß sie in ihren Handschreiben an ihn sich der Unterschrift: „**votre frère et serviteur**" bedienen sollten. Zur Würdigung dieses Ansinnes, dem vielfach, und wie wir sehen werden, nicht ganz mit Unrecht, eine scharfe Kritik zu Theil geworden, wollen wir nachstehende Bemerkungen über die unter den europäischen Souveränen in ihrem gegenseitigen Verkehr üblichen Titulaturen mittheilen.

Diese Titulaturen sowohl, wie das Rangverhältniß der Souveräne überhaupt, sind häufig Gegenstand des Streites gewesen. Der von König Gustav Adolph von Schweden aufgestellte Grundsatz: „**que toutes les têtes couronnées étaient égales**," hat niemals, auch nur vorübergehend, in dem europäischen Völkerrecht Anerkennung gefunden. Wir übergehen hier die alten Rangstreitigkeiten der europäischen Souveräne, welche im Mittelalter mit besonderer Bitterkeit, namentlich zwischen Frankreich und Spanien, geführt wurden. Die Päpste suchten diese Verhältnisse durch Aufstellung der genauesten „Ranglisten" zu ordnen, welche indeß nie-

mals Anerkennung fanden. Nur so viel stand unbestritten fest, daß dem deutschen Kaiser, als weltlichem Haupte der Christenheit, der erste Rang gebühre, und deßhalb wurde auch dem „ambassadeur de l'empereur" von den Gesandten der übrigen Mächte niemals der Vortritt streitig gemacht, wie hitzig auch sonst unter diesen Gesandten die Rangstreitigkeiten geführt wurden, welche bekanntlich noch auf dem westphälischen Friedenskongreß öfters zu Thätlichkeiten führten.

Was nun die Titulatur der Souveräne betrifft, so ist es eine uralte Sitte, daß Diejenigen, welche im Wesentlichen sich gleichen Ranges erfreuen, sich „Brüder" nennen. Ueber diesen Brudertitel hat der eigentliche Begründer der Wissenschaft des deutschen Staatsrechtes, Johann Jakob Moser, im Jahre 1737 eine besondere Schrift verfaßt, welche noch jetzt von den Schriftstellern über Völkerrecht als die wichtigste Quelle für diesen Gegenstand betrachtet wird. Es heißt im Eingange derselben: „Kürzlich wurde in den Zeitungen gemeldet, daß der römische Kaiser den neuen König beider Sizilien in einem Schreiben, worin er ihn als König dieser Reiche anerkennt, als Vetter traktirt habe. Dieß ist etwas Außergewöhnliches. Sobald ein hohes Haus die königliche Würde ganz von Neuem annimmt, sobald gibt der neue König allen europäischen gekrönten Häuptern ungefragt den Brudertitel und empfängt solchen wieder von ihnen. Europa hat in dem jetzigen Jahrhundert eine einzige Familie mit einer ganz neuen königlichen Würde geziert gesehen, nämlich die kurfürstlich brandenburgische. Nun nennt sonst ein Kurfürst den Kaiser seinen allergnädigsten Herrn, und etwa (wiewohl nicht alle) seinen Herrn Vetter; sich selbst aber: des Kaisers allerunterthänigsten oder unterthänigst gehorsamsten Kurfürsten (einige auch: und Vetter), und daß Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Brandenburg gegen Kaiser Leopold sich einer gleichen Schreibart bedient, ist aus Lünig's Deutscher Reichskanzlei, p. II. S. 341, zu ersehen. Als aber Kurfürst Friedrich sich im Jahre 1701 selbst zum Könige erklärte, und es dem Kaiser notifizirte, schrieben Beide alsbald einander zu: Bruder. Die Worte des kaiserlichen Handschreibens sind notabel und lauten: „Wir haben das von Ew. Liebden an uns, als einen guten Freund, Oheim und Bruder, ergangene Notifikationsschreiben erhalten . . . . . Wir gratuliren demnach Ew. Liebden wegen dieser hohen und ansehnlichen Würde als dero guter Freund, Oheim und Bruder." Mit den übrigen gekrönten Häuptern hatte es um so weniger Schwierigkeiten, als die Kurfürsten von Brandenburg schon vor angenommener königlicher Würde von ihnen Bruder benannt wurden, daher ich mich bei selbigen nicht aufhalten will.

Moser hebt ferner hervor, daß es damals bereits Sitte gewesen, daß die Kurfürsten von den Königen den Brudertitel erhielten und daß dieß auch von den geistlichen Fürsten gelte, welche geborne Fürsten seyen. In der Regel aber wurde der Brudertitel von den Kurfürsten den Königen nicht zurückgegeben, oder höchstens mit dem Zusatze „domine". Früher erhielten sie diesen Titel nicht, gaben dafür aber auch den Königen nur den Titel „Königliche Würden". Sie erhielten den Brudertitel, um dafür den Königen den Majestätstitel zu geben. Wahlkönige, wie der König von Polen, bedienten sich dem Kaiser gegenüber gleichfalls nur der Anrede: „domine fratier".

Leibnitz hat in einem Werke: De jure suprematus ac legationum principum imperii, welches er unter dem Namen Fürstenerius herausgegeben hat, versucht, auch den mächtigsten Reichsfürsten den Brudertitel zu vindiziren; er hat sich indeß vergeblich bemüht, und auch die Kurfürsten unter einander bedienten sich dieses Titels nicht. Nur der Herzog von Lothringen erhielt von Frankreich den Brudertitel. Schließlich bemerkt Moser noch, daß es für die Anwendung des Brudertitels gleichgültig sey, welcher christlichen Konfession der betreffende Souverän angehöre; dagegen sey derselbe niemals dem türkischen Sultan von einem christlichen Souverän beigelegt worden. Nur einmal sey zwischen dem deutschen Kaiser und dem Sultan das Uebereinkommen getroffen, daß dieser jenen Vater nennen und dafür von jenem Sohn genannt werden solle.*)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Genesis des Wortes „Fidibus".] Darüber gibt Ebert's moralisch-satyrisches Wörterbuch von 1770 folgenden Aufschluß: „Es gab eine Zeit, wo die cives academici nicht rauchen sollten, aber doch wollten, und darum geheime Zusammenkünfte hielten, bei denen geraucht wurde. Der wöchentliche hospes ließ vorher eine in lateinischer Sprache geschriebene Einladung zirkuliren: jene Studenten, welche sie annahmen, unterschrieben sie mit ihrem Vereinsnamen, um ihre wahren Namen keiner Entdeckung auszusetzen. Die Einladung lautete:

FID. IBUS.
S. D. (N. N.) H.
Hodie h VII. a. i. u. m.
H. N. el. c. a. v. s.

Fidelibus fratribus salut. dicit N. N. Hospes hodie horas VII. apparebilis in museo meo. Herba nicotiana et cerevisia abunde vobis satisfaciam.

Waren nun die fratres fideles beisammen, so

*) Dieß geschah in dem Friedensvertrage zu Paraffowitz zwischen Kaiser Rudolph II. und dem Sultan Achmet.

setzten sie sich im Kreise und zündeten den Tabak in ihren Pfeifen mit jenem Zettel an, den sie als ein „Fid ibus“ Opfer betrachteten, und so hat sich das Wort „Fidibus“ gebildet.“

Der Wiesenbaumeister am k. Staatsgute Schleißheim, Hr. Wilh. Bernath, hat nach vielen mühevollen Versuchen ein hydraulische Masse zusammengesetzt und daraus mit höchst einfachen hölzernen Geräthschaften Drain-Röhren geformt, die nicht gebrannt, sondern nur an der Luft getrocknet werden, die aber, ins Wasser oder in feuchten Boden gelegt, allmählich Steinhärte annehmen. Die hölzernen Geräthschaften kann jeder Landzimmermann herstellen, und die Anfertigung der Röhren ist für den Landwirth eine Leichtigkeit. Die ungebrannten Drainröhren kommen viel billiger zu stehen als die gebrannten und sind dauerhafter als diese, weil erstere in feuchter Erde sich versteinern, die schwachgebrannten Thonröhren aber bald zu Grunde gehen. Bernath hat seine Erfindung privilegiren lassen und verlangt für die Errichtung jedes einzelnen Etablissements ein Honorar von 200 fl. bis 1000 fl., für einen ganzen Kreis und Jedermanns Betrieb innerhalb dessen Gränzen.

In der sächsischen Stadt Buchholz ereignete sich vor wenigen Tagen ein recht trauriger Vorfall. Der Sohn eines Posamentiers in Buchholz stand bei einem Goldarbeiter in Annaberg in der Lehre. Dem jungen Menschen widerfuhr es, daß er seinem Lehrherrn ein goldenes Armband im Werthe von 15 Thalern verdarb, nachdem er demselben schon früher einmal einen Schaden verursacht hatte. Dieß zog ihm eine ernste Zurechtweisung zu, wobei der Meister die Forderung verlautbarte, daß er für den ihm zugefügten Nachtheil aufzukommen habe. Der Knabe wagt sich seinen Eltern nicht zu entdecken, und sonst rathlos, entfernt er sich des Abends, nachdem er ein Briefchen geschrieben und auf sein Bett gelegt hatte, des Inhalts: „daß ihn sein Vater in den Anlagen oder in dem Garten suchen solle.“ Der Vater und mit ihm viele theilnehmende Personen suchen nun mit Laternen die ganze Nacht vergebens; man sucht am andern Tage noch lange vergebens, da sehr viel Schnee lag, bis man den Gesuchten endlich in den Anlagen erhängt und fest gefroren findet.

Herr von Kersausie hatte Garibaldi den Degen von La Tour d'Auvergne, „das heilige Erbstück seiner Familie,“ nach Caprera als Zeichen seiner Bewunderung geschickt. Garibaldi hat dem Neffen und Erben des „ersten Grenadiers von Frankreich“ unterm 25. Jan. geantwortet: „Mein Herr! Ich habe mit der ganzen Dankbarkeit, deren ich fähig bin, und als Zeichen der Theilnahme des aufgeklärten Frankreichs den Degen von La Tour d'Auvergne, der mir bestimmt wurde, entgegengenommen. Da ich Ihren Neffen jedoch seines Erbstückes nicht berauben will, so wünsche ich, daß bei meinem Tode dieses Symbol der streitenden Demokratie an seine natürlichen Anbewahrer zurückgehe, damit ein neues französisches Plebiszit darüber zu Gunsten des Würdigsten verfüge. Ihr ergebener G. Garibaldi.

Die Gemeinde A. beschloß vor mehreren Jahren eine Deputation an den in Aschaffenburg weilenden König Ludwig zu senden und wählte hiezu den sehr beredten Deputirten H. und den sehr schweigsamen Gemeindevorsteher; sie erhielten Audienz und der zungenfertige Deputirte führte das Wort. Nach seinem Vortrage fragte der König: „Sie sind wohl der Gemeindevorsteher?“ und erhielt die Antwort: „Nein, dieser hier ist der Vorsteher.“ „Nun, warum sprechen Sie denn allein und der Vorsteher nicht,“ fragte der König weiter. „Ja, Majestät, ich bin der Aaron und dieser ist der Moses.“ Der König lachte herzlich über diesen Einfall und die Abgeordneten brachten guten Bescheid mit nach Hause.

Charade.

(Zweisilbig.)

Willst ein Uebermaß du nennen,
Fügst du meine Erste bei.
Jedermann wird sicher kennen,
Daß sie auch ein Verwort sey.

Jeder Fluß hat meine Zweite,
Jedem Kind ist sie bekannt,
Schadenfrohen ist sie Freude,
Und Juristen int'ressant.

Reich kann man durchs Ganze werden,
Und auch manchmal dekorirt,
Traust du ihm zu viel auf Erden,
Bist du meistens angeführt.

Auflösung der Charade in Nro. 34:

Trotzkopf.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 38 Mittwoch, 13. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Xaver bebte, als er den königlichen Anwalt nennen hörte, sein Fieber war gewichen, er begann einigermaßen die Folge dieses unangenehmen Zusammenstoßes mit dem Gesetze zu fürchten; indessen sprach sein Bewußtseyn ihn frei, er war mit dem Strafgesetzbuch genugsam bekannt, um zu wissen, daß seine Gegenwart an einem verdächtigen Orte ihn noch keines Vergehens bezüchtigen könne, und so ahnte er das eigentliche Unheil nicht, welches ihm drohte.

Um so besser wußte es die Frau Marquise von Rumbrye. Der Leser hat von der Gesinnung dieser reizenden Dame eine zu gute Meinung, wenn er etwa glaubt, sie habe sich so viele Mühe genommen, um dem Geliebten ihrer Stieftochter nur, was man einen bösen Streich nennt, zu spielen; nein, sie hatte ihn in's Verderben stürzen, das heißt, ihn außer Stand setzen wollen, jemals wieder frei die Stirn erheben zu können, er sollte entehrt und entwürdigt werden. Ihr Plan war eben so geschickt angelegt, wie rasch entworfen; bis jetzt war Alles nach Wunsch gegangen und der arme Xaver noch lange nicht am Ende seiner Leiden.

Der Polizeikommissär ließ ihn die Wendeltreppe hinab steigen, während Herr Moutet, froh in seinem Unglück, sich Glück wünschte, daß nicht das dritte Stockwerk untersucht worden war.

Als Xaver aus dem Spielhause trat, saß der Bettler auf dem Steine und wartete; seit einer halben Stunde sah er die Spieler truppweise vorüber kommen, Xaver allein war nicht sichtbar.

„Ich hoffe, mein Herr, sagte der junge Mann, als er den Fuß auf das Straßenpflaster setzte, „Sie werden mir nicht ohne Noth die Schmach anthun, mich eskortiren zu lassen."

„Wir gehen allein, nur diese beiden Herren begleiten uns," entgegnete der Kommissär, auf seinen Sekretär und seinen Gehülfen deutend.

Xaver voll Scham und wähnend, sein Mißgeschick stände ihm in großen Zügen auf dem Gesicht geschrieben, schlug gesenkten Blickes den Weg nach dem Justizpalaste ein.

Der schwarze Bettler folgte ihm von Weitem und murmelte verzweifelnd:

„Verhaftet! verhaftet!"

Er strengte sein Gehirn an, um herauszubringen, was den Mulatten zu einer solchen Verrätherei bestimmt habe. Viel weniger noch als Xaver selbst, konnte er voraussehen, welche Folgen die Verhaftung des jungen Mannes haben werde, doch diese Unkenntniß der Sache erschreckte ihn eher, als sie ihn beruhigte. Das Einzige, was er bei dem Allem begriffen hatte, war die Dazwischenkunft der Polizei und die Polizei schreitet nur ein, um ein Vergehen zu verhindern oder den Thäter eines begangenen Vergehens zu bestrafen. Welcher Art die gegen Xaver gerichtete Anklage seyn mochte, wußte er nicht, der schwarze Bettler erklärte ihn bei sich selbst für unschuldig, aber sein gesunder Verstand sagte ihm, die Anwesenheit des jungen Mannes in einem verdächtigen Hause sey schon ein starker Beweis gegen ihn; überdieß stand Xaver allein in der Welt und der Bettler wußte trotz seiner geringen Weltkenntniß, daß man Diejenigen nicht leicht freispricht, die Niemand in Schutz nimmt.

Gleich nach seiner Ankunft in dem Gerichtsgebäude wurden der Kommissär und Xaver in das Kabinet des königlichen Anwalts geführt; der Kommissär erstattete seinen Bericht und entfernte sich.

Im Jahre 1816, wo das Spielmonopol öffentlich verpachtet war, bildeten die geheimen Spielhäuser, mehr noch als heute, schmutzige und gefahrvolle Raubnester; das Auge der Behörden wachte unaufhörlich, um sie auszurotten, diejenigen, welche sich der Inquisition entzogen, enthielten den Auswurf des Spielgesindels; es war mithin eine abscheuliche Lage, vor eine Behörde unter dem erschwerenden Umstande zu kommen, daß man in einer solchen versteckten Spelunke verhaftet worden. Der Bericht des Kommissärs beschuldigte Xaver außerdem noch, seinen wahren Namen verschwiegen zu haben, und führte die ungeheure Summe an, welche er eingesetzt gehabt.

Der königliche Anwalt verließ seine Arbeit, um auf den jungen Mann einen forschenden, strengen Blick zu werfen, dann begann er:

„Sie heißen Xaver, mein Herr?"

Dieser bejahte.

„Nur Xaver?" forschte der Beamte.

„Ja.“

„Welches ist Ihr Stand?“ fragte der Anwalt weiter.

„Ich habe keinen Stand,“ stammelte der junge Mann, der erst jetzt den zu seinen Füßen geöffneten Abgrund sah.

„Sie haben keinen Stand?“ wiederholte der Beamte. „Wovon leben Sie?“

Nachdem jene erste Erklärung von ihm gefordert worden, hatte Xaver auch diese Frage vorausgesehen, die er nicht beantworten konnte, er fühlte all seinen Muth schwinden, ängstlich zögerte er eine Weile, endlich preßte er gewaltsam heraus:

„Mein Herr, nur an Verbrecher richtet man Fragen dieser Art!“

„Das ist Ihre ganze Antwort?“ fragte kalt der Mann des Gerichts.

„In des Himmels Namen, mein Herr, verlangen Sie keine andere!“ rief Xaver. „Es gibt Dinge, die, wenn sie erzählt werden, wie Fabeln klingen, und doch sind sie da, es gibt so seltsame Thatsachen —“

„Die Justiz vermag Alles an's Licht zu ziehen, mein Herr,“ versetzte der Anwalt mit starker Betonung.

„Vermag sie, was ich selbst nicht einmal vermag?“ erwiderte Xaver. „Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen —“

„Ich habe nur wenig Zeit,“ unterbrach in der königliche Anwalt, nach der Uhr blickend.

„So hören sie mich denn!“ rief Xaver, „und wollte Gott, daß Sie mir glauben!“

Er erzählte kurz die seltsam Weise, wie ihm monatlich die geheimnißvolle Gnade zuging, mit welcher er seinen Unterhalt bestritt.

Ein ungläubiges Lächeln trat auf die Lippen des ernsten Justizmannes und er sagte:

„Das ist nicht geradezu unmöglich, aber etwas unwahrscheinlich.“

„Ich schwöre Ihnen, es ist die reine Wahrheit!“ rief Xaver.

„Kann Jemand die Thatsachen bestätigen?“ fragte der Beamte.

„Ich habe sie nur einem meiner Freunde mitgetheilt,“ antwortete der Geängstigte.

„Wie heißt derselbe?“ wurde fortgefragt.

„Juan de Carral,“ erwiderte Xaver.

„Ein ausländischer Name;“ versetzte der königliche Anwalt. „Was treibt er?“

Xaver zögerte wieder mit der Antwort, er fühlte, daß Alles, was er angab, den Stempel offenbarer Unwahrscheinlichkeit trug; erst nach einigen Augenblicken erwiderte er:

„Ich weiß darüber nichts, ich habe ihn nie darum gefragt.“

„Hm, ein Einziger besitzt Ihr Vertrauen und diesen Einen kennen Sie nicht so weit, um — Das ist schwer glaublich, mein Herr,“ sagte der Beamte, schob seinen Stuhl zurück und stand auf. „Mein Herr,“ fügte er mit eisiger Kälte, doch ohne Härte hinzu, „Alles, was Sie da gesagt haben, kann wahr seyn, dennoch glaube ich es nicht.“

„Mein Herr!“ rief Xaver.

„Lassen Sie mich reden,“ fiel der königliche Anwalt ein. „Sie erhalten, wie Sie angeben, monatlich dreihundert Franks; mit diesen dreihundert Franks kann man nicht auf einmal dreißigtausend oder vierzigtausend wagen.“

„Habe ich das gethan?“ rief Xaver, dem die Ereignisse des Tages wie ein Traum vorschwebten.

„Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Sie mich hintergehen,“ fuhr der Beamte fort; „da nun Ihre Anwesenheit in einem verrufenen Hause der Justiz ein Recht zu weitern Nachforschungen gegeben hat, so sehe ich mich genöthigt, Ihre vorläufige Haft zu verfügen.“

In diesem Augenblicke drehte sich die Thür des Kabinets langsam in ihren Angeln, und in derselben wurde das schwarze Gesicht des Bettlers, von seinem Haaren und seinem Bart wie von Schnee umrahmt, sichtbar; weder der königliche Anwalt, noch Xaver achteten darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bruder- und Majestäts-Titel der europäischen Souveräne.

(Schluß.)

Der Brudertitel war hiernach zu Moser's Zeiten nur zwischen Königen und solchen Fürsten, denen, wie man sich ausdrückt, königliche Ehren zukommen, gebräuchlich. Dem einzigen noch vorhandenen Kurfürsten und den Großherzogen kommen aber königliche Ehren zu, und es wird ihnen deßhalb von den Königen auch der Brudertitel nicht vorenthalten. Das an deutsche Großherzoge gerichtete Ansinnen Louis Napoleon's, ihn „frère et serviteur“ zu nennen, wäre daher allerdings eine kaum glaubliche Anmaßung. Zur Zeit des Rheinbundes hatte sein Oheim, welcher ein Gleiches von deutschen Fürsten verlangte, diese dadurch an ihr Abhängigkeitsverhältniß erinnern wollen.

Der unter den königlichen Fürsten Europa's bis zu diesem Augenblicke noch übliche Brudertitel ist immer mehr zu einer leeren Form geworden. Seine eigentliche und ursprüngliche Bedeutung besteht aber darin, daß sich die Souveräne Europa's auch wirklich als Brüder betrachten und behandeln sollen.

Wir knüpfen hieran einige Bemerkungen über den mit dem Brudertitel äußerlich wenigstens in naher Verbindung stehenden Majestätstitel, welche für viele unserer Leser von Interesse seyn werden. — Im Mittelalter wurde dieser Titel ausschließlich von dem deutschen

Kaiser geführt; jedoch hatte dieser in früherer Zeit außerdem auch noch andere Titel, z. B. „Königliche Würden" u. s. w. Erst unter Karl V. scheint der Majestätstitel ausschließlich in Gebrauch gekommen zu seyn; denn Kaiser Maximilian wurde auf dem Reichstage zu Lindau 1794 nicht blos von den Ständen, sondern auch noch von seinen eigenen Kommissarien „Ew. Gnaden" angeredet, und eben so 1503 auf dem Kollegialtage zu Geluhausen. Auf der Reichsversammlung zu Mainz im Jahre 1517 gab man ihm dagegen das Prädikat „Ew. kaiserliche Gnaden". Auch Kaiser Karl V. wurde von den auf dem Reichstage zu Regensburg 1530 versammelten Ständen noch abwechselnd: „imperatoria majestas atque celsitudo" und „imperatoria clementia" angeredet. Seitdem findet sich aber für den Kaiser nur noch der Majestätstitel im Gebrauch.

Allmälig fingen auch die europäischen Könige an, sich untereinander diesen Titel beizulegen und auch darauf zu halten, daß er ihnen von ihren Unterthanen beigelegt wurde. Dieß that in Frankreich bereits König Franz I., indeß wurde erst unter Heinrich II. diese Sitte daselbst allgemein gebräuchlich. In England kam der Titel Majestät unter Heinrich VIII. zur Geltung. Uebrigens macht der bekannte deutsche Publizist Reinking, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in seinem Werke „de regimine saeculari" darauf aufmerksam, daß nur der deutsche Kaiser, aber keiner der europäischen Könige das Recht habe, von diesem Titel Gebrauch zu machen.

Zur Zeit des westphälischen Friedenskongresses gab indeß der Kaiser in eigenhändigen Handschreiben bereits den Königen von Frankreich und Spanien die Majestät. Wie indeß aus den in Flassan's „histoire de la diplomatie française" mitgetheilten Verhandlungen zwischen dem französischen Gesandten auf jenem Kongreß, dem Grafen v. Brienne, und dem kaiserlichen Gesandten Grafen Trautmannsdorf hervorgeht, hielt sich der Kaiser keineswegs für verpflichtet, dem französischen Könige diesen Titel zu gewähren, sondern er bezeichnet dieß ausdrücklich als eine Sache der „bloßen Höflichkeit" und erst im Jahre 1710 wurde diese „Höflichkeit" auch auf den König von England ausgedehnt. In kaiserlichen Kanzleischreiben erhielten indeß sämmtliche Könige nach wie vor das Prädikat „königliche Würden". Von dieser Regel wurde zuerst zu Gunsten des Königs von Preußen eine Ausnahme gemacht.

Kaiser Karl VII. erließ nämlich unter dem 8. Dez. 1743 an Kur-Mainz als Erzkanzler des Reichs den Befehl, „wegen der besonderen von dem Könige von Preußen dem Kaiser geleisteten Dienste" diesem von jetzt an den Titel „Ew. Majestät" zu geben. Einige Zeit später wurde dieß allgemeine Sitte auch in Kanzleischreiben an die übrigen europäischen Könige.

In jener Zeit kam auch für den russischen Zaren der Majestätstitel in Anwendung. Noch Kaiser Leopold I. hatte sich ganz entschieden geweigert, ihm denselben beizulegen, und namentlich erklärt, daß er am wenigsten die von demselben beanspruchte Titulatur „kaiserliche Majestät" ihm beilegen könne, „da in der christlichen Welt ihm allein der Titel eines Kaisers gebühre." — Was den türkischen Sultan betrifft, so hatte sich der deutsche Kaiser allerdings bereits in den Friedenstraktaten von Carlowitz 1699 und von Passarowitz 1718 verpflichtet, ihm die „Majestät" zu geben, indeß war diese Bestimmung lange Zeit hindurch sehr wenig befolgt worden. Die europäischen Souveräne pflegten ihm nur den Titel „Hoheit" oder in französischer Sprache die Titel „altesse" und „sérénité" einzuräumen. Jedenfalls war bis zu dem letzten orientalischen Kriege weder der Kaiser- noch der Majestätstitel für den türkischen Sultan als ein völlig gesicherter zu betrachten. Seitdem ist dieser so vollständig in das „Konzert" des christlichen Europa's aufgenommen worden, daß schwerlich eine Macht daran denken wird, diesen Titel ihm in Frage zu stellen.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und namentlich seit dem Schluß desselben ist daher der Majestätstitel der gemeinschaftliche und auch völlig unbestrittene Titel für sämmtliche christliche Kaiser und Könige geworden. Die Würde des deutschen Kaisers, als eines Oberhauptes der Christenheit, konnte sich auch vor Auflösung des deutschen Reichsverbandes kaum in Sachen des bloßen Zeremoniells noch in ihrem alten Ansehen behaupten, und es hatten sich in der letzten Zeit sogar hin und wieder Stimmen erheben, welche geneigt waren, den uralten Vorrang des „ambassadeur de l'empereur" in Frage zu stellen. Mehrere Königreiche Europa's waren mächtig herangewachsen und führten in dem europäischen Staatenvereine eine mächtigere und nachdrucksvollere Stimme, als der deutsche Kaiser, welcher längst, wie das deutsche Reich selbst, zu einem Schattenbilde herabgesunken war. Es lag deßhalb gar keine Veranlassung vor, den Titel, welcher recht eigentlich geeignet war, die Würde eines christlichen Königs äußerlich darzustellen, dem Kaiser allein zu gewähren. Ganz konsequenter Weise begann daher auch von jenem westphälischen Friedenskongresse, welcher dem deutschen Reiche den eigentlichen Todesstoß versetzte, der Majestätstitel Eigenthum sämmtlicher Könige Europa's zu werden. Seitdem der „Kaiser", der deutsche Kaiser nämlich, auch nicht den Schein seiner alten Würde mehr aufrecht zu erhalten wußte, seitdem die Kaiserwürde des russischen Zaren, hin und wieder sogar des türkischen Sultans, und schließlich des „großen Soldaten der Revolution," des ersten Napoleon, anerkannt worden war, hatte auch der Kaisertitel aufgehört, ein Vorzug vor dem Königstitel zu seyn, und das europäische Völkerrecht erkennt zur Zeit ganz unbestritten an, daß beide Titel sich völlig gleichstehen.*) Höchstens war es in

*) Die englischen Könige nannten seit langer Zeit bereits in allen Staatsakten ihre Krone „imperial crown", ohne daß sie bisher daran gedacht haben, den Kaisertitel sich beizulegen.

diesem Jahrhundert etwa hier und da noch ein orientalischer Gesandter, welcher dem Kaisertitel seine alten Rechte wahren wollte; aber der Orient hat in letzter Zeit von England und Frankreich so vielfache Belehrungen erhalten, daß bei den neuesten Missionen Persiens ꝛc. nach Europa von diesen in der That „antiquirten“ Auffassungen, welche noch von Louis Philipp gegenüber von einem persischen Botschafter mit großer Hartnäckigkeit geltend gemacht wurden, nichts mehr zu vernehmen war. Der Majestätstitel sämmtlicher europäischer Könige ist daher als eine Konsequenz der seit dem westphälischen Friedenskongreß veränderten Stellung der Souveräne Europa's zu betrachten.

Der alte Derfflinger.

Ballade von Th. Fontane.

Es haben alle Städte
So ihren Degenwerth,
Und selbst in Schneiderhände
Kam einst das Heldenschwert,
Drum jeder, der da zünftig,
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derfflinger sein Honneur.

In seinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geselle
So saß und sädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle selbst zu seyn.

Einst als das Nadelhalten
Ihm schier ans Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelspalten
Ist doch ein ander Ding;“
Fort warf er Maß und Elle,
Voll Kriegslust, an die Wand,
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonst focht er still und friedlich,
Nach Handwerksburschen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;
Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einst er Schneider war;
Nur fand er einen Spötter,
Verstund er keinen Spaß,
Und brummte: „flikr Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaß“.

Krank lag in seinem Schlosse
Der greise Feldmarschall,
Keins seiner Lieblingsrosse
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er sprach: „als alter Schneider
Weiß ich seit langer Zeit,
Man wechselt seine Kleider, —
Auch hab' ich des nicht Leid.

Es fehlt der alten Hülle
In Breite schon und Läng',
Der Geist tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Gesegnet sey dein Wille,
Herr Gott in letzter Noth!“
Er sprach's, und wurde stille, —
Der alte Held war todt.

Mannigfaltigkeiten.

Leberthran ist bekanntlich ein probates Vorbeugungs- und Hilfsmittel für viele von den Drüsen ausgehende Krankheiten. Er hat aber einen üblen Geschmack, weßhalb mancher Patient ihn nicht nehmen will. Dieser unangenehme Geschmack soll beim Leberthran wie auch beim Ricinusöl durch Zusatz einiger Tropfen Bittermandelöl beseitigt werden.

Was ist das Leben eines Frauenzimmers? Von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren der siebenjährige Krieg zwischen Herz und Verstand. Von fünfundzwanzig bis fünfundfünfzig Jahren der dreißige Krieg der Natur mit dem Schneider, und von da weiter eine hartnäckige Vertheidigung einer alten Zitadelle gegen die sturmlaufenden Jahre.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 39 Donnerstag, 14. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann hatte das Haupt gesenkt; die ihm unerwartet gezeigte Aussicht auf Einsperrung, deren Schmach er sich nicht verhehlen konnte, drückte ihn zu Boden. Flehend rief er:

„Gnade, Gnade! ich bin unschuldig, es ist das Erstemal —"

„Es ist immer das Erstemal," fiel der Beamte kalt ein. „Ich habe meine Pflicht zu erfüllen; es lastet keine wirkliche Anklage auf Ihnen, aber Sie haben sich geweigert, die gesetzlichen Fragen der Justiz zu beantworten, Ihr Leben und Treiben muß untersucht werden."

„Aber das Gefängniß!" rief Xaver; „wo wird das Ende dieser Haft seyn? wie lange —"

„Bis die Justiz Ihre Subsistenzmittel kennt," unterbrach ihn der Anwalt, oder auch, bis eine ehrenhafte Person sich für Sie verbürgt."

Auf Xavers Lippen drängte sich der Name des Herrn vom Rumbrye, aber er schämte sich und wollte sein Elend nicht an das Mitleid dieses Mannes knüpfen, dem er bis dahin so nahe gestanden hatte. Er hätte auch keine Zeit gehabt, ihn zu nennen, denn kaum hatte der königliche Anwalt ausgesprochen, als der schwarze Bettler rasch eintrat und sich ihm gegenüber stellte.

„Wie seyd Ihr bis hierher gekommen? wer seyd Ihr? was wollt Ihr?" fragte der königliche Anwalt mit gefurchter Stirn.

„Meine bloßen Füße machen kein Geräusch," erwiderte der Neger. „Ich bin der schwarze Bettler, ich will dieses Kind retten."

Xaver blickte überrascht und voll Zweifel auf den Bettler.

„Ich habe Alles gehört," fuhr dieser fort. „Sie fragen nach seinen Subsistenzmitteln: ich will sie Ihnen angeben; Sie sagen, ein ehrenhafter Mann solle sich für ihn verbürgen: ich verbürge mich für ihn!"

Indem er diese Worte sprach, richtete der Schwarze seine Gestalt hoch auf und kreuzte die Arme über der Brust! es lag auf seinem Gesicht eine stolze, ungekünstelte Würde.

Der königliche Anwalt, dem Anfangs ein halbes Lächeln auf den Lippen geschwebt, nahm sofort seine ernste Miene wieder an und sagte, sich niedersetzend:

„Sprecht!"

Der Bettler sammelte sich einen Augenblick, dann begann er:

„Dieses Kind hat Ihnen die Wahrheit gesagt, es empfängt monatlich fünfzehn Louisd'ors, ich werfe sie ihm auf den Balkon seiner Wohnung."

„Ihr?" rief Xaver, „Ihr kennt also —"

„Davon werden wir reden, wenn wir allein sind," unterbrach ihn der Schwarze, dessen Stimme einen sanften, fast liebkosenden Ausdruck annahm, dann wendete er sich wieder zu dem Anwalt und sagte: „Ich gebe ihm monatlich diese fünfzehn Louisd'ors."

„Von wem kommt das Geld?" fragte der Beamte.

„Von mir," antwortete der Neger ruhig.

Der königliche Anwalt zuckte die Achseln. Der Schwarze sah ihm offen in's Auge und wiederholte:

„Von mir! Ich bettle seit langer Zeit, ich bin bekannt, Keiner geht an mir vorüber, ohne seine Börse zu ziehen; selbst das Kind hier hat mir oft Almosen gereicht, denn es hat ein gutes Herz. Wenn ich wollte, könnte ich ihm das Doppelte geben."

„Aber warum gebt Ihr ihm überhaupt?" fragte der Anwalt.

„Warum?" rief der Bettler, dessen Züge ein tiefes und naives Staunen ausdrückten, „Sie fragen mich warum ich ihm gebe? — Aber für ihn, nur für ihn habe ich ja die Leute angesprochen, für ihn wurde ich Bettler!"

Xaver wurde bleicher als ein Todter, jedes Wort, das der schwarze Bettler sprach, ließ ihn erbeben, ein peinigender Gedanke schien ihn niederzudrücken.

Für den königlichen Anwalt gewann die Sache mehr und mehr Interesse, eine leichte, sich steigende Rührung wurde auf seinem ernsten Gesichte bemerkbar und er sprach mit Milde:

„Ich glaube, daß Ihr die Wahrheit sagt, wackerer Mann, und doch ist es eine wunderbare Geschichte. Für eine so seltene, so vollständige Hingebung muß man einen sehr triftigen Grund haben."

„Wenn etwas viel Schwereres hätte gethan werden

müssen, ich würde es gethan haben," erwiderte der Schwarze einfach.

„Ihr habt also diesen jungen Mann sehr lieb?" fragte der Beamte.

Der Bettler sah Xaver mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. — „Ei, ja, ich habe ihn lieb!" sagte er leidenschaftlich, „wie sollte ich ihn denn nicht lieben?"

Er hielt inne und schien zu zögern. Der königliche Anwalt, wider seinen Willen gerührt, lauschte aufmerksam. Xaver schlug die Augen nieder, als enthielte das Wort, welches er hören sollte, einen Hinrichtungsbefehl.

„Ihn liebe ich ganz allein auf dieser Welt," begann der Schwarze wieder, „ich liebe ihn so sehr, daß ich ihm eine Wohlthat habe verheimlichen wollen, über deren Quelle er sich geschämt haben würde, — ich liebe ihn so sehr, daß ich ihn nie meinen Sohn genannt habe, ich, der ich doch sein Vater bin!"

„Sein Vater!" wiederholte der königliche Anwalt fast weich.

Xaver bedeckte sein Gesicht mit den Händen und fiel kraftlos in einen Sessel. — „Ein Neger! ein Bettler!" stöhnte er, „Mein Gott! mein Gott!"

„Tadeln Sie ihn nicht," sprach der Neger zu dem Anwalt, der auf Xaver einen halb verachtungsvollen, halb mitleidigen Blick warf, „in seinem Alter ist man stolz; seine falsche Schaam ist jetzt stärker, als seine Dankbarkeit, morgen wird er mich um Verzeihung bitten."

„Ich wünsche es," versetzte der Anwalt. „Mein Herr," fügte er, gegen Xaver gewendet, hinzu, „Sie sind frei, Sie können mit Ihrem Vater gehen."

Der junge Mann zitterte heftig beim Hören dieses Wortes, seine Augen verschleierten sich, an seinem innern Blick ging Helene in dem weißen Kleide von gestern vorüber, der zarte Finger des Fräuleins von Rumbrye deutete auf den Greis, der an der Kirchenpforte bettelte und der sein Vater war! Keine bloße Schranke trennte ihn fortan von Helene, sondern ein unausfüllbarer Abgrund. Wankend ging er nach der Thür, doch bevor er auf die Schwelle trat, blieb er stehen, faltete krampfhaft die Hände und drückte sie an die Stirn.

Der Neger sah ihn liebevoll an.

„Mein Vater! mein armer Vater!" rief Xaver und warf sich weinend in die Arme des Bettlers.

„Dank! Dank!" flüsterte der Greis; dann zog er seinen Sohn mit sich fort und mit dem strahlenden Blicke unbeschreiblichen Stolzes sprach er zu dem königlichen Anwalt: „Sie sehen wohl, daß mein Kind ein gutes Herz hat."

(Fortsetzung folgt.)

Die Verpflegung des deutschen Soldaten.

Wenn auch die gezogenen Kanonen heutzutage bei der Entscheidung der Schlachten ein gar einflußreiches Wort mitsprechen, so gibt es doch noch etwas Anderes, von welchem in geringerem Grade die Geschicke von Schlachten und Kriegen abhängen. Es ist der Hunger.

Eine schlecht verpflegte Armee — ist gar keine Armee, sagt jeder erfahrene Offizier, der den Lauf der Dinge mit nüchternem und praktischem Urtheile betrachtet, und der, wenigstens was die Masse anbelangt, weniger der Bravour und dem glücklichen Zufall, als dem gebieterischen Einflusse der Materie, welche dem Soldaten Kraft und Ausdauer gibt, die schließliche und letzte Entscheidung zuerkennt.

Wir stehen in Deutschland vor dem räthselhaften Vorhange einer vielleicht sehr bewegten, kriegerfüllten Zukunft. Der nächste Augenblick kann unsere Armeen ins Feld rufen. Unsere deutschen Truppen sind zwar wohl disziplinirt, gut und vortrefflich eingeübt; wir nehmen auch an, daß ihr Organismus ein ausgezeichneter, ihre Vorräthe an Kriegs- und Munitionsmaterial unerschöpfliche seyen; aber wie steht es um ihre Verpflegung? Hat man die vergangenen 50 Jahre des Friedens wohl benutzt, sie zu vervollkommnen und zu verbessern? Ist man sicher, daß die gegenwärtige Verpflegungsmethode in einem Kriege neuer Form sich bewähren werde? Wir sind zu stolz und zu deutsch, um nicht gerne behaupten zu wollen, daß dem so wäre; aber wir sind vorsichtig genug, um es offen und unumwunden in Zweifel zu ziehen.

Reform des deutschen Militärverpflegungswesens im Frieden wie im Kriege ist eine Nothwendigkeit, der sich unter den obwaltenden Umständen nicht mehr wohl entzogen werden darf, — denn weder die Qualität der Speise, noch die Art und Weise ihrer Beschaffung würden unsere Truppen einem Feldzug mit Glück vollenden lassen. Es ist eigentlich darüber nicht viel zu sagen nothwendig, denn jeder intelligente Offizier hat dieß lange schon erkannt. Im Allgemeinen ist das Prinzip der Verpflegung unserer deutschen Truppen ein mehr füllendes als kräftigendes. Ein kleines Minimum von Fleisch und die dem entsprechende matte Fleischbrühe bilden oft nicht einmal täglich die ganze Woche hindurch die Grundlage einer Mittagsmahlzeit, der man mit Kartoffeln und Dörrgemüsen das möglich größte Volumen zu geben bestrebt ist. Daß daraus wenig positive Kraft fließt, kann in jedem chemischen Lehrbuch nachgeschlagen werden. Aber dieses Verpflegungssystem ist um so tadelnswerther, weil man dabei vergißt, daß es jungen, in der besten Entwicklung begriffenen, vom elterlichen Hause und der mütterlichen Pflege gerissenen Leuten zu Theil wird, und daß nur die kostbare Eigenschaft der Verpflegten, die Jugend, nicht aber die Qualität und Art der Verpflegung diesem System bisher

noch Haltbarkeit gegeben hat. Eine warme Morgensuppe, die den Branntwein verdrängt, und ein gleiches Abendbrod wird natürlich nur hie und da und unter gewissen Umständen gereicht. Allerhöchstens vier Loth gekochtes Fleisch — sehr oft aber kaum die Hälfte — und die daraus gewonnene Masse Bouillon sind die kraftgebende Basis des Verpflegungswesens des deutschen Soldaten im Frieden, das Andere ist Füllspeise. Daß man nachhilft mit oft sehr gutem und reichlich gebotenem Brod, möchten wir in Rücksicht auf die verbesserte Militärpflege fremder Armeen eigentlich mehr beklagen als gutheißen, denn es rechtfertigt nur unsere Ansicht, daß der deutsche Soldat in Friedenszeit durch jene unselige Theorie an Quantitäten von Füllung gewöhnt wird, die ihm im Kriege schlechterdings nicht nur nicht zu reichen, sondern — wenn gereicht — sogar beschwerlich sind.

Im Kriege nun, und den haben wir vor Allem im Auge, ändert sie das Verpflegungsprinzip allerdings, aber nicht in einer Weise, die wir wahrhaft gut nennen können.

(Schluß folgt.)

Der Mainzer Landsturm.

(Schluß.)

Auf seinen Ruf strömten die Bewaffneten von allen Seiten herbei. Am nämlichen Tage waren bereits 6000 Mann beisammen, am folgenden über 14,000, an dem andern über 20,000. Kompagnienweise, Militärmusik an der Spitze, defilirten sie vor dem kurfürstlichen Schlosse vorbei, ihrem Herrn „Staatsminister, Chef, Anführer" salutirend. Am Main waren die Husaren bereits mit der französischen Reiterei handgemein geworden, sie stritten auf das Rühmlichste und zogen sich Abends wieder zum Hauptkorps zurück.

Inmittelst hatte General Baraguay die Stadt Frankfurt um 100,000 Thaler gebrandschatzt. Nach Empfang machten sich die Franzosen eilig auf den Rückweg, während der Mainzer Landsturm heranzog.

Albini's Beispiel begann Nachahmung zu finden. Im Badischen organisirte sich ein Schwarzwälder und Oberländer Landsturm, unter General Görger standen bald 10,000 Mann tapferer Gebirgssöhne unter den Waffen. Die Mainzer Armee erreichte einen regelmäßigen Stand von 16,000 Mann und sang mit Begeisterung ein eigens für sie gedichtetes Landsturmlied, das mit der Strophe beginnt:

Auf, Brüder, auf, zum Kampfe auf,
Es ruft uns heilige Pflicht.
Zum Kampfe auf, zum Siege auf!
Seyd Deutsche, säumet nicht!

Bei Limburg, im Rheingau, bei Hattersheim, Höchst und an der Nidda haben die braven Mainzer rühmlichst gestritten und manchen Franzmann auf den deutschen Boden niedergestreckt. Einen Geschichtsschreiber haben sie nicht gefunden — weil trotz aller guten Thaten das Vaterland durch ein kleines Land allein nicht gerettet werden konnte und die Franzosen sich doch der Rheinlande bemächtigten. Wer hätte in jener Zeit die Geschichte des Mainzer Landsturmes aufzuzeichnen Muth und Lust gehabt?

Seine letzte Waffenthat war der Ueberfall des Generals Dumoneeau zu Aschaffenburg am 10. September 1800. Albini's Jäger und Husaren stürmten die Stadt unter lautschallendem Gesang:

Es gibt nichts Lust'gers in der Welt,
Als wie der Herr Husar im Feld!

Die Franzosen verloren viele Todte, Verwundte und 70 Gefangene.

Kurfürst Friedrich Karl belohnte den kriegerischen Kanzler im September 1801 mit einem goldenen Degen, der die Inschrift trug: „Friedrich Joseph seinem Albini. Die Gefechte an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof."

Freiherr von Albini verstarb am 8. Januar 1816 in Dieburg im 68. Lebensjahre, nachdem ihn kurz vorher der Kaiser von Oesterreich zum bevollmächtigten Minister und Präsidenten bei der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt a. M. ernannt hatte. An ihm verlor Deutschland einen hochverdienten Staatsmann, der unaufhörlich wirksam und thätig war. Er war allgemein geehrt; denn er war deutsch, wie wenige, gerade und redlich, und fest in seinem einmal gefaßten Gesichtspunkte. Ob der bei seinem Tode ausgesprochene Wunsch, daß ihm Deutschland eine junge Eiche auf seinen Grabeshügel setzen möge, in Erfüllung gegangen ist, wissen wir nicht.

Mannigfaltigkeiten.

Der Lehrer Wander hat ein „Deutsches Sprüchwörter-Lexikon" von einer Vollständigkeit verfaßt, welche alle bisherigen Versuche auf diesem Gebiete weit hinter sich läßt. Dieses Werk eines zehnjährigen Fleißes enthält über 80,000 Sprüchwörter, während von den bekanntesten bisherigen Sprüchwörter-Sammlungen die von Eiselein und Simrock etwa 12,000 enthält. Wander hat sich freilich nicht darauf beschränkt, die hochdeutschen Sprüchwörter zu sammeln, obgleich diese in einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit vertreten

sind; er suchte den sämmtlichen deutschen Mundarten von Memel bis Aachen und von der deutschen Schweiz bis zu den friesischen Inseln, so viel Rechnung zu legen, als es irgend der passive Widerstand, der dem Sammler entgegentritt, gestattete. In Bezug auf eine höhere, der Zukunft vorbehaltene Aufgabe, nämlich auf ein vergleichendes Sprüchwörter-Lexikon aller Sprachen, nimmt das Wander'sche Werk wenigstens das Verdienst der Anregung für sich in Anspruch, indem es hin und wieder einen Blick in den Sprüchwörterschatz anderer Nationen thut.

Die Thätigkeit zu den Vorarbeiten und den Vorbereitungen des im Juli l. Js. in Nürnberg stattfindenden großen Gesangsfestes entwickelt sich bereits in förderlichster Weise. Nachdem das erste provisorische Komite, bestehend aus 12 Vorstandsmitgliedern der vier hier bestehenden Gesangs-Gesellschaften Liederkranz, Singverein, Sängerlust und Union die Abhaltung jenes Festes beschlossen und die kgl. Genehmigung hiezu erhalten hatte, hat dasselbe eine spezielle Einladung an gegen 100 Männer aus den verschiedenen Ständen unserer Stadt ergehen lassen, welche sich kürzlich in den unteren Lokalitäten (Katakomben) des Museums zusammengefunden hatten. Nach einer einleitenden Ansprache des Herrn Dr. Gerster wurde das Festkomite aus sämmtlichen eingeladenen Herrn konstituirt und zu Vorsitzenden desselben die Herren Dr. Lindner und Rechtsrath Seiler durch Akklamation gewählt, worauf die Wahl eines Ausschusses von fünf verschiedenen Branchen vorgenommen wurde, welch' jede einzelne aus mehreren Mitgliedern mit ihrem Vorstande besteht und die ihr zugetheilten Zweige zu verwalten hat. Dieser Gesammt-Ausschuß besteht aus: 1) dem Bau-Ausschuß, 2) dem Finanz-Ausschuß, 3) dem Dekorations-Ausschuß, 4) dem Einquartierungs-Ausschuß und 5) dem Ausschuß für Wirthschaften. Das deutsche Sängerfest, welches am 20. Juli beginnt und drei Tage dauert, wird auf der östlichen Seite des Marsfeldes abgehalten, woselbst eine große, gedeckte Festhalle errichtet werden wird. Bereits an 16 der hervorragendsten deutschen Komponisten (Lachner, Abt, Tirsch, Storch, Kücken, dem Herzog von Koburg, Becker, Meyerbeer, Otto ꝛc.) sind Einladungen zu Kompositionen (und wo möglich zur persönlichen Dirigirung derselben) ergangen. Bei den Verbreitungen und der tüchtigen Verwaltung des Komites darf man sicher ein großartiges Fest erwarten, welches den Glanz unserer Noris aufs Neue erhöhen wird.

Aus Bokhara trifft aus sicherer Quelle die Nachricht ein, daß der Emir von Bokhara, Nassurla-Beadur, in Folge einer Vergiftung gestorben sey. Das Verbrechen soll mit Hülfe eines jüdischen Arztes von der Frau des Emir verübt worden seyn, welche einen Emir aus ihrem Stamme zur Regierung bringen wollte. Das Gift wirkte langsam; der Emir faßte gegen seine Frau Verdacht, diese gestand ihr Verbrechen und wurde einige Tage vor dem Tode ihres Mannes hingerichtet. Fünf Tage vor seinem Hinscheiden übergab Nassurla-Beadur, welcher 35 Jahre geherrscht hatte, seinem ältesten Sohne die Regierung. Die Bokharen waren mit dem Verstorbenen zufrieden, die Khiwaer und Khokanzen fürchteten ihn. Mit Rußland suchte er stets ein freundschaftliches Verhältniß aufrecht zu erhalten, so wie dessen Handel möglichst zu beschützen. So wird erzählt, der russische Commis eines Kaufmannes von Orenburg habe vorigen Herbst die Absicht gehabt, sich des ihm anvertrauten Gutes zu bemächtigen und sey bei seinem Aufenthalt in Bokhara deßhalb zum Islamismus übergetreten. Sein Glaubenswechsel sey nun allerdings anerkannt, aber das Eigenthum seines Herrn, gegen 15,000 Rubel, mit Beschlag belegt und dem letztern zurückgestellt worden. Ueber den Charakter des neuen Emir weiß man noch nichts Genaues, doch scheint er es mit Rußland ebenso gut zu meinen als sein Vater.

In den letzten Tagen des vorigen Jahres wurde vor dem Kreisgerichte Leoben in Steiermark ein Hexenprozeß verhandelt. Der Bauer L. war angeklagt, die von ihm für eine Hexe gehaltene Frau Kathi todtgeschlagen zu haben, und der Bauer R., an diesem Todtschlage mitschuldig zu seyn, da er in Folge Kartenaufschlagens dem L. den Rath ertheilte, die Hexe zu „reißen." Der vermeintlich beherte Bauer ist ein junger Mann von 27 Jahren und Familienvater, der Kartenschläger R. dagegen ein Greis von 57 Jahren. Für die Fülle von Aberglauben, die noch in einigen Gegenden unseres Vaterlandes herrscht, ist er ein ebenso unterrichtender als niederschlagender Beweis.

In Frankfurt a. M. hat die Zunft der Einzeler (Fuhrwerker mit einem Pferde) das Monopol, Güter von drei Zentnern an vom Wasser in die Wohnungen zu bringen. Niemand sonst, selbst der Eigenthümer nicht, darf seine Waaren selbst fahren. Jüngst erhielt ein Weinhändler ein Faß Wein per Schiff, welches er rasch haben mußte. Die Einzeler hatten aber keine Zeit, wegen eines einzigen Fasses eine Fuhre zu thun. Da im Bereiche der Ablageplätze nur ein privilegirter Fuhrmann fahren darf, tragen und rollen aber verboten ist, so wälzte der Weinhändler sein Faß bis an das Thor und ließ es dann durch seine Leute fortbringen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 40 Freitag, 15. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

VIII.

Eine halbe Stunde später traten Xaver und der schwarze Bettler in die ärmliche Dachkammer, in welcher der Letztere wohnte. Der junge Mann war sehr niedergedrückt. Er hatte bei den Träumereien mit ihrer närrischen Furcht und ihren sich überstürzenden Hoffnungen, bei den phantastischen Vorstellungen Jener, deren Geburt für sie selbst in ein Geheimniß gehüllt ist, zuweilen auf leichte Anzeichen hin geglaubt, der Neger kenne seine Familie, zuweilen hatte er sogar bei dem Gedanken gezittert, dieser Mann könne sein Vater seyn; immer wies er jedoch bald wieder diese überspannte Idee zurück, er klagte sich des Wahnwitzes an und lächelte über die unbegreiflichen Abwege, auf welche seine Phantasie sich verlor. Jetzt war es keine ängstigende Vermuthung mehr, eine furchtbare Wirklichkeit lag ihm vor Augen.

Unmöglich hatte die Frau Marquise von Rumbrye diesen seltsamen Zwischenfall ahnen können, ihr so vortrefflich angelegter Plan war durch einen jener Umstände mißlungen, die sich nicht voraussehen lassen; doch um wie viel brachte dieser Schicksalswurf sie ihrem Ziele näher! Wie würde sie sich gefreut haben, wenn sie die fünf Treppen des Hauses in der Rue Bourbon-le-Chateau hinaufgestiegen wäre und durch das Schlüsselloch in das armselige Stübchen geblickt hätte! Dort befand sich Xaver, zwar frei und gegen die Schmach, welche sie ihm zugedacht, gesichert; was aber ist, wenn man ein vornehmes Mädchen liebt, besser: ein von der Justiz verdächtiger Mensch von zweifelhaftem Herkommen zu seyn, oder der anerkannte Sohn eines bettelnden Negers?

Xaver kannte die Schlinge nicht, welche die Marquise ihm gelegt, er wußte nicht, welches Interesse sie bei seinem Verderben hatte; alle seine Gedanken richteten sich auf Helene, und jetzt, da er seinen Vater kannte, hegte er keine Hoffnung mehr. Dennoch lehnte sein edler Charakter sich auf und kämpfte gegen diese Verzweiflung, er zwang sich zur Liebe für den Mann, dessen verschwiegene hochherzige Hingebung das Dunkel bewahrt hatte, bis der Zufall ihn gezwungen, es zu entschleiern, er empfand Bewunderung, kindliche Zärtlichkeit für den armen Vater, der die Freuden der Kindesliebe dem Glücke seines Sohnes geopfert hatte.

Nach dem Eintritt in das Dachstübchen ergriff er die Hand des Bettlers, drückte sie an sein Herz und sprach:

„Meine erste Regung war Undankbarkeit, mein erstes Wort eine Feigheit. Verzeihen Sie mir, mein Vater?“

„Still, still!“ erwiderte der Bettler mit einer Art heiliger Scheu, „still, Kind! nenne mich nicht Deinen Vater, hier könnte er uns hören!“

„Wer?“ fragte Xaver erstaunt.

„Er, er!“ antwortete der Schwarze und sein ausgestreckter Finger deutete auf die Waffentrophäe neben dem Fenster.

Xaver verstand ihn nicht.

„Er!“ wiederholte der Bettler, vor Bewegung zitternd, und mit einer Thräne im Auge fügte er hinzu: „Mein guter Herr!“

Eine stolze Hoffnung durchjauchzte Xavers Herz. — „Um des Himmels willen!“ rief er, „erklärt Euch, erklärt Euch!“

Der Bettler schüttelte bedächtig das Haupt. — „Kleiner Herr ist nicht Kind des armen Schwarzen,“ begann er unwillkürlich in seinen Negerdialekt gerathend, was jedesmal geschah, so oft sein Gedächtniß ihn zu Ereignissen einer längst verflossenen Zeit zurückführte.

Xaver hatte nicht die Kraft, zu fragen, sein starrer Blick und das rasche Klopfen seiner Schläfe verriethen allein sein ängstliches Verlangen nach weiterer Aufklärung.

Der Schwarze erhob seine Hand zum Zweitenmale und zeigte wieder auf den Uniformshut und die Kapitänsepaulettes, die neben dem Fenster hingen. Endlich verstand ihn Xaver, ein Blick der Freude strahlte aus seinen Augen, er stürzte vor der Trophäe auf die Knie und rief:

„Mein Vater! mein Vater!“

„Mein guter Herr!“ wiederholte schmerzvoll der Neger.

Es trat ein langes Schweigen ein.

Xaver, in seiner selbstsüchtigen Freude, dankte Gott aus der Tiefe seines Herzens und dachte an Helene, in seinem ersten Rausche, einem begeisterten Liebesrausche, sah er sie als die Seinige; hatte er jetzt nicht einen Vater? — Der alte Neger hatte sich neben ihm auf die Knie geworfen, seine Augen waren geschlossen, er schien in tiefes, trauriges Nachdenken versunken.

„Er war gut, er war edel!“ begann er endlich in feierlichem Tone; „er ist todt, aber ich bin der Sklave seines Andenkens geblieben.“

„Er ist todt!“ wiederholte Xaver; dann, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, stand er auf und fragte: „Und meine Mutter?“

„Ich suche sie seit zwanzig Jahren,“ antwortete der Schwarze.

Der junge Mann senkte traurig den Kopf. — „Todt! verschollen!“ murmelte er. „Wenigstens möchte ich das Andenken meines Vaters ehren, sein Name wird mein Erbe seyn. — Sein Name! Ihr habt mir seinen Namen nicht genannt.“

„Er hieß Kapitän Lefebre,“ sagte der Neger.

„Lefebre!“ wiederholte Xaver, wie um den Namen in sein Gedächtniß einzugraben.

„Kleiner Herr,“ sprach der Bettler mit Wehmuth, „dieser Name wäre jetzt der eines großen Generals, hätte Gott ihm das Leben gelassen, denn er ist sehr jung gestorben und er hatte eine große, kräftige Seele.“

„Sprecht mir von ihm, damit ich meinen Vater kennen lerne,“ drängte der junge Mann und drückte dabei die Hände des Bettlers in den seinigen. „Er hatte Euch lieb, nicht wahr?“

„Er hatte mich frei gelassen,“ erwiderte der Neger mit strahlenden Augen, „er schenkte mir sein Vertrauen, ich aber, ich liebte ihn, ich liebte ihn noch mehr, als ich Sie liebe, kleiner Herr.“

„Ihr habt mir bewiesen, daß Ihr auch mich liebt,“ sagte Xaver.

Der Schwarze küßte in leidenschaftlicher Bewegung des jungen Mannes Hand, dann hob er sanften Tones wieder an:

„Sie dürfen nicht darüber zürnen, daß ich Sie einen Augenblick in dem Wahne ließ, Sie hätten einen Bettler zum Vater; der Mann, welcher da oben das Gesetz verwaltet, würde meinen Worten keinen Glauben geschenkt haben, hätte ich ihm gesagt, ich habe se gehandelt, weil Sie der Sohn meines verstorbenen Herrn sind.“

„Das ist wahr,“ versetzte Xaver. „Eure Hingebung übersteigt allen Glauben. O, ich bin sehr undankbar, mein redlicher Freund!“

„Sie sind sein Sohn!“ sprach der Schwarze mit großem Nachdruck. „Nichts von Dankbarkeit; er hatte befohlen, ich habe gehorcht.“

Xaver wollte etwas erwidern, der Schwarze faßte jedoch seine Hand und deutete ihm an, er solle sich auf sein Lager setzen, während er selbst auf eine Matte niederkauerte! Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln, und sagte:

„Sprechen Sie nicht mehr, ich will Ihnen die Geschichte seines und Ihres Lebens erzählen.“

Xaver spannte seine Aufmerksamkeit. Langsam und ernst hob der Bettler an:

„Es sind jetzt vierundzwanzig Jahre seit jenen Ereignissen vergangen, die ich Ihnen mittheilen will. Wir erhielten auf Gnadeloupe die Nachricht, daß die Schwarzen auf Sankt-Domingo gegen die Kolonisten aufständen. Zwei Jahre früher würde diese Kunde mein Herz mit Stolz und Freude erfüllt haben, seitdem aber kannte ich meinen guten Herrn, ein Jahr vorher war ich von ihm freigelassen worden und ich hatte ihm meine Seele zu eigen gegeben. Eines Tages schiffte er sich nach St. Domingo ein und ich folgte ihm; er erhielt einen Posten in der Kapstadt. Er war ein starker, muthiger, unermüdlicher Krieger, eben so erkannte seine Klugheit die Lage der Dinge, er wußte, daß der Geist der Empörung bei den Schwarzen durch einen fremden Willen genährt und geleitet werde. Jeden Morgen gingen wir aus, allein durchstreiften wir die Ebene, öfter stiegen wir bis zu den einsamen Hütten des Gebirges hinauf; er sprach, ich verdolmetschte meinen Brüdern seine Rede, ich gab seine Worte treu wieder, obwohl mein Herz mir sagte, daß sie nicht im Interesse meiner Brüder gesprochen seyen; er befahl, ich gehorchte. Als der Aufstand allgemein wurde, sprach er nicht mehr, sondern handelte. Fortgesetzt verließen wir jeden Morgen die Stadt, allein und bis an die Zähne bewaffnet; wie gut versteckt ein Hinterhalt auch war, wir wußten ihn zu erspähen, denn ich verwendete meine ganze Geschicklichkeit in seinem Dienste. Wenn ich dann Abends allein war, flehte ich zu den Göttern meiner Vorfahren um Vergebung: ich hatte sie ja verrathen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verpflegung des deutschen Soldaten.

(Schluß.)

Die Füllspeisen verschwinden in etwas Kartoffeln, und Alles, was schwerer zu beschaffen und zu transportiren ist, erscheint weniger; das Fleisch wird mehr, und soll sogar per Mahlzeit unter Umständen auf 16 Loth rohes (resp. 8 Loth gekochtes) steigen. Allein diese Besserung ist keine wahre. Freilich wird sich im Lager oder auf dem Marsche damit geholfen werden; guter Wille, Bequemlichkeit und vor allem Zeit können Vieles leisten und wir zweifeln auch keineswegs, daß in solchen Lagen der vortreffliche Organismus unserer

deutschen Armeen und die Energie ihrer Führer keine wirkliche Entbehrung wird aufkommen lassen. Anders ist es aber in Tagen und Wochen der Aktion selbst, dem Feinde gegenüber und in den wechselnden Situationen von Schlachttagen. Dort wird unfehlbar unsere Militärverpflegungsweise zu Fall kommen. Und wenn dieß der Fall wäre, wenn wir am Abend einer verlornen Schlacht uns sagen könnten oder gar müßten, daß die mangelhafte Verpflegung unserer Soldaten theilweise oder am Ende ganze Veranlassung unserer Niederlage wäre, würden wir dann nicht gerne, aber zu spät, Millionen hingeben, um Geschehenes ungeschehen zu machen? Aber eine verlorene Schlacht ist und bleibt verloren!

Lassen wir es darum nicht darauf ankommen. Geben und bereiten wir in Zeiten das, was zu spät gegeben nichts mehr nützt. Eine gewonnene Schlacht, ein glücklich vollendeter Feldzug ist nie zu theuer erkauft.

Man reicht unseren Soldaten im Bivouak frisch geschlachtetes, oft noch rauchendes Fleisch, man verlangt von dem müden, allen Strapatzen seines Standes ausgesetzten Manne, daß er seine Speise selbst bereite, selbst Alles thue, was zu deren Bereitung noth. Wer es aber weiß, was es heißt, Rindfleisch gar zu kochen; welche Zeit es kostet, Reis oder Hülsenfrüchte genießbar zu machen; wer es fühlt, wie unter den Einflüssen der Witterung das Kochen im Freien mißlich und beschwerlich ist; wie es sogar in nur höchst seltenen Fällen wahrhaft richtig zu Stande kommt; und wie endlich der Mann lieber der höchst nothwendigen Ruhe pflegt, als sich der Zubereitung der Speise zu widmen: der wird die Ueberzeugung leicht gewinnen, daß in solchen Augenblicken keines Menschen Lage schlechter ist, als gerade die derjenigen unserer Brüder, die zur Vertheidigung des Interesses unseres Vaterlandes ihr Leben in die Schanze schlagen.

Wir wollen heute nicht von Spezialitäten reden, nicht Alles aufzählen und beschreiben, was an der Vertheilungs- und Empfangsart der Rohstoffe, was an deren Auswahl und Art und was endlich an der eingeführten Zubereitungsweise derselben in den meisten deutschen Armeen Schwerfälliges, Hinderndes und Schädliches ist, und was das bessere Wissen unserer Zeit und die Beispiele anderer Nationen längst ausgemerzt haben müßten.

Nach dem Urtheile der Sachverständigen sollen uns bei der Strategik unserer Tage keine Feldzüge von längerer Dauer mehr bevorstehen. Wenige aber schwere Schlachten mit der Aufgruppirung ungeheuerer Menschenmassen auf einem verhältnißmäßig kleinen Kriegstheater werden hinreichen, die Entscheidung zu geben. Aber gerade diese Anhäufung von Truppen auf geringem Raume ist es, worauf unsere Militärverpflegung mit ihrem schwerfälligen, unbeweglichen Embarras von Proviantkolonnen und von Heerden lebenden Schlachtviehes nicht wie es seyn sollte, vorgesehen ist. Stockungen in der Kommunikation, Zufälle und ungünstige Positionen können es dabei verschulden, daß größere oder kleinere Heeresabtheilungen, daß gerade diejenigen, die es am meisten verdienen, gut verpflegt zu seyn, dieß schlecht oder gar nicht sind. Die eventuellen Folgen kennen wir bereits.

Darum muß nach unserer unmaßgeblichen Meinung für diese an sich kurzen Fristen das Möglichste geleistet werden; kein ängstliches Trachten nach dem „Billigsten", wohl aber ein Streben nach dem „Besten und Sichersten" muß die Handlungsweise der Verpfleger leiten. Keine Frage nach den Kosten, denn das, was den Soldaten rasch, sicher und vorzüglich verpflegt und befriedigt — das ist schließlich doch das Billigste.

Wie aber, wird man uns zurufen, sollte das Alles nicht schon längst bekannt seyn? Freilich ist es das, und Hunderte von wackeren Offizieren vermögen es weit besser und treffender zu schildern, als wir. Aber ihr Wort verhallt im Toben des Vorurtheils, des Zopfes, des Schlendrians und der Billigkeitsfanatiker. Da zieht sich denn Einer nach dem Andern zurück und schweigt.

Menagewerwaltung, Küche und was dazu gehört, sind keine Ehrenämter. Wir wollen nicht sagen, daß sie das Gegentheil wären — aber es ist schon traurig genug, daß sie nicht ein pronongirtes Ehrenamt sind; denn in diesem Umstande allein ist der Grund der Unvollkommenheit unseres Verpflegungswesens zu suchen. Heilloser Anachronismus! Hat nicht derjenige Ober- oder Unteroffizier, der eine Armee so gut, so rasch, pünktlich und vorzüglich verpflegt, daß sie stets mit vollen Kräften, mit gesundem Leibe und heiteren Geistes dem Feinde entgegengeht, wenigstens gerade so viel, wo nicht noch mehr gethan, wie derjenige, der eine Festung mit Glück vertheidigt oder eine Schlacht gewonnen hat? Liefert er doch die gesunden und brauchbaren Werkzeuge zu diesen Siegen; und was ist der größte Künstler ohne das richtige Werkzeug?

Man stemple die Verpflegungsposten zu Ehrenposten, man öffne dem Nichtkommandirten die Pforten zu Ruhm und Anerkennung, man lasse das Licht der Wissenschaft unserer Tage leuchten über die ergrauten Dogmen unseres Menagewesens, man nehme vornehmlich bald auf, was Chemie und Physik in der Kochkunst, in der Brodbereitung, überhaupt in der Ernährungskunst Großes und Vorzügliches geschaffen, und man wird damit mehr und Ersprießlicheres thun, wie mit der Erfindung neuer Mordinstrumente von fürchterlicher Wirkung, neuer Taktiken und Alles dessen, was die raffinirte Kriegskunst unserer Tage Fürchterliches erdacht hat.

Mannigfaltigkeiten.

Bekanntlich ist vor ein paar Monaten auch in Baden eine Amnestie ertheilt worden, welche aber eine ganze Kategorie noch ausschließt. Zu diesen gehören Folgende: Oberlieutenant Mersey lebt zu Belleville im Staat Illinois; Advokat Richter in New-York; der Abgeordnete Kiefer von Emmendingen zu Reading in Pennsylvanien; der ehemalige Lyzeumsdirektor Damm, Präsident der konstituirenden Versammlung in Karlsruhe, hat eine einträgliche Professur zu Sydney in Australien. Diese waren zu 15jährigem Gefängniß verurtheilt. Der Sonnenwirth Thibaut von Ettlingen hat zu Liverpool in England einen sehr besuchten Gasthof; Raphael Weil von Gernsbach wohnt in New-York. Diese beide waren zu 18 Jahren Gefängniß verurtheilt. Zu 20 Jahren: Rechtskandidat v. Rotteck, gibt zu Klokuk im Staate Jowa ein politisches Blatt, den „Republikaner", heraus; Rechtskandidat Steinmetz von Durlach starb zu Cincinnati in Ohio an der Cholera. Von den lebenslänglich Verurtheilten ist Friedrich Hecker Landmann zu Libanen in Illinois, baut vortrefflichen Wein, denn sein rother Catawba hat Ruf; seine Reden sind manchmal nicht so schmackhaft. Brentano ist Advokat in Chicago, Werner Cigarrenhändler in New-York. Auf folgende erstreckt sich die Amnestie; alle diese Männer wurden zu neun- oder zehnjährigem Gefängniß verurtheilt: Apotheker Dung von Kuppenheim, besitzt eine sehr einträgliche Apotheke in New-York; Redakteur Grohe aus Mannheim, hält sich irgendwo in Frankreich auf; Dr. Fickler von Konstanz, besitzt das vielbesuchte Shakespeare-Hotel in New-York; Rechtspraktikant Reisky aus Waldkirch, ist Weinwirth eben daselbst; Dr. Tiedemann von Schwetzingen, ist ein sehr gesuchter Arzt in Philadelphia; Pfarrer Lehlbach von Heiligenkreuzsteinach, ist Prediger zu Newark im Staate New-Jersey; Bürgermeister Emmert von Mösskirch, treibt Getreidehandel zu Chicago in Illinois; Rechtskandidat Dänzer von Odenheim, wohnt in St. Louis, wo er bis zum vorigen Herbst ein republikanisches Blatt redigirte und scharf gegen die demokratische Partei kämpfte (jetzt hat ihn darin der holsteinische Flüchtling Olshausen, der viel weniger Talent besitzt, abgelöst); Rechtskandidat Willmann von Pfohren, ist Obervermalter von Held's Hotel in New-York; der Müller Nau von Sinsheim ist vor der Amnestie vom Tode begnadigt worden; der „rothe" Kaiser von Konstanz, einst scharf mit der Feder, hat sich ein schönes Landgut in Oneida County im Staate New-York erworben, das er fleißig bewirthschaftet; Gallus Maier von Heidelberg praktizirt zu Newark in New-Jersey. Viele werden von der Amnestie keinen Gebrauch machen, denn sie kommt viel zu spät. Es ist überhaupt eine eigene Sache um solche Amnestien, die bruchstück- und tropfenweis gegeben werden, erst nach vielen Jahren kommen, halb und halb als unwillig gegeben erscheinen und so jede tiefere Wirkung verfehlen. Allerdings ist es gut, daß manche Verbannte nun wieder auf ihre heimische Erde zurückkehren dürfen; aber es bleiben doch immer noch Wunden zurück, welche fortbluten. Wie ganz anders würden Amnestien sich darstellen, wenn sie als großartige Handlungen der Versöhnung und mit Einemmale auch in großartiger Weise für Alle zugleich gegeben würden! Man thäte doch endlich von allen Seiten wohl daran, über die gegenseitigen Abrechnungen von 1848 und später mit einem recht großen, ganz und gar nassen Schwamme hinwegzuwischen. (Schw. M.)

. . . .

Als ein lustiges Jagdkuriosum möge hier folgender Vorfall Platz finden. Ein nicht ungeübter, aber nicht eben sehr gesammelter Schütze hatte neulich auf einer Hasenjagd seine Waidtasche, abgelegt und dieselbe aus Zerstreuung beim Fortgehen mitzunehmen vergessen. Ungefähr 60 Schritte entfernt, nimmt er Posto. Sein scharfes Auge entdeckt seine Tasche, er hält sie für einen Fuchs; flugs die Büchse auf — der Schuß fällt mitten hinein in die Tasche und schießt einen darin befindlichen bereits erlegten Hasen nochmals todt.

Bei Korinth ist eine Vase mit 9170 Münzen, wovon die jüngste 280 Jahre vor Christi datirt, gefunden worden.

Räthsel.
(Bierfilbig.)

Wenn du zur ersten nur ein kleines e noch thust,
So wirst du selber das, wenn du im Grabe ruhst,
Die beiden andern, aus dem Thiergeschlecht,
Erheitern auf dem Jahrmarkt oft uns recht
Mit Fratzenschneiden, Hin- und Wiederspringen,
Seiltanzen und mit hundert andern Dingen.
Die vierte steht auf Bergen hoch erhaben,
Und liegt sie auch in Trümmern schon begraben,
So werden deinen Blick die Reste laben,
Weil diese Zeugen sind von altem Glanze;
Und eine Stadt in Bayern ist das Ganze.

Auflösung der Charade in Nro. 37:
Bufett.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 41 Samstag, 16. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Mehrmals wurden wir überrascht angegriffen, aber er war muthig wie eine Löwe, seine Feinde fielen um ihn her wie das Gestrüpp der Urwälder unter dem Beile des Pioniers. Ich kämpfte nie, er schonte mein Gefühl und befahl es mir niemals! nur wenn ein Speer oder ein Pfeil nach seiner Brust flog, warf ich mich dazwischen."

Der Neger schob seine Lumpen auf der Brust zur Seite und zeigte eine Menge breiter Narben, dann fuhr er fort:

„Als nach diesen Vorbereitungen die Truppen vom Kap ausrückten, konnten sie mit Sicherheit vorgehen, mein guter Herr kannte genau die Stellung der armen Schwarzen; er kehrte siegreich zurück. Einmal, von einem solchen Streifzuge nach Hause gekommen, waren wir sehr erschöpft, dennoch kleidete mein guter Herr, statt die Ruhe zu suchen, sich um und bereitete sich zum Ausgehen; ich wollte ihm folgen, er aber hieß mich bleiben und ich blieb. Von dieser Zeit an ging er jeden Abend aus, ohne meine Begleitung zu verlangen. Manchmal kam er sehr trübe gestimmt zurück, manchmal war er so selig, daß seine Freude fast Wahnsinn zu nennen war. Da erinnerte ich mich, daß mir es eben so ergangen, als ich, ein junger Krieger, den launischen Bewegungen Dalda's, meiner Verlobten, in den frischen Oasen meines Vaterlandes folgte; er liebte, ich ahnte es und fürchtete für ihn. Dennoch erkundigte ich mich nicht nach dem Namen der Frau; wenn er mir zu folgen verbot, so that er es, weil er sein Geheimniß für sich behalten wollte, und sein Wille mußte geschehen. Er brachte die Nächte außer dem Hause zu und kam erst des Morgens wieder, ich wartete auf seine Rückkehr, ich schlief nicht, und wenn er über die gewöhnliche Zeit ausblieb, geberdete ich mich in meiner Hütte wie ein wildes Thier: ich hätte mein Leben darum gegeben, ihn begleiten zu können, aber ich ging ihm nicht nach, weil er mir geboten hatte, zurück zu bleiben. Er liebte diese Frau sehr! Wie oft hörte ich ihn ihren Namen flüstern, wobei er die Augen zum Himmel erhob, wie man zu dem Allmächtigen fleht! Ich bat Gott, er möge ihm ihr ganzes Herz schenken, damit es so viele Liebe erwidere; ich fühlte, daß sie ihn mit einem Schlage vernichten konnte, den meine Brust nicht aufzufangen vermochte. Meine Ahnungen waren richtig: sie liebte ihn nicht."

„Mein armer Vater! flüsterte Xaver.

„Mein armer guter Herr," sprach der Bettler weiter, „er war sehr glücklich, er wußte nichts, er glaubte sich geliebt, er hegte weder Furcht noch Mißtrauen. — Zu dieser Zeit, kleiner Herr, wurden Sie geboren, die Frau, von der ich sprach, ist Ihre Mutter; ich kannte die Herkunft dieser Frau nicht, ich sollte erst später Einiges über sie erfahren, und zwar in einem Augenblicke, dessen Andenken wie eine zermalmende Last auf mich drücken wird, bis diese alten Glieder im Grabe zu Staub zerfallen sind."

Der Neger hielt einige Augenblicke inne, er mußte erst neue Kraft sammeln, bevor er fortfahren konnte:

„Eines Abends zogen wir mit der ganzen Mannschaft vom Kap aus, die Schwarzen hatten sich am Ufer des großen Flusses in ansehnlichen Massen gezeigt, wir sollten mehrere Tage im Felde bleiben. Mein guter Herr war an jenem Abende heiterer, als gewöhnlich, rasch und leicht schritt er vorwärts, ein munteres französisches Liedchen vor sich hin summend; wie immer ging ich ihm zur Seite. Wir waren eine Strecke marschirt, da reichte er mir seine Branntweinflasche und forderte mich auf zu trinken, darauf sagte er: „Neptun, wenn ich Weib und Kind hätte, würdest Du sie lieben?" — Ich wußte nicht, was ich auf diese Frage antworten sollte, und legte die Hand auf's Herz. — „Du würdest sie lieben, wie Du mich liebst, nicht wahr, Neptun?" hob er wieder an. „Wenn meine Frau Dich riefe, würdest Du auf ihre Miene lauschen, um rascher gehorchen zu können. Du würdest sie bewundern; sie ist so schön! Wenn mein Kind lächelte, nähmest Du es auf Deine starken Arme und wiegtest es ein; es ist so munter, so hübsch!" — Ich wurde entzückt von diesem Gemälde. — „Ich habe Frau und Kind, Neptun," begann er abermals, „nach unserer Rückkehr wirst Du sie sehen." — Wir brachten die Nacht in einem von den Schwarzen verlassenen Lager zu. Am folgenden Morgen, als wir uns eben wieder in Marsch setzen wollten, brachte ein Kurier aus der Stadt einen Brief an den Kapitän Lefebre. Mein guter

Herr mußte sogleich eine geliebte Handschrift erkennen, denn er zitterte vor sichtbarer Freude, indem er das Siegel erbrach; er las, plötzlich erblaßte er; er las zum Zweitenmale, der Brief entfiel seinen Händen. Er hob ihn nicht auf und kehrte wankend wie ein Betrunkener in seine Hütte zurück. Ich konnte lesen, denn mein guter Herr hatte mich auch einen großen Theil dessen gelehrt, worin die Weißen unterrichtet werden, doch machte ich den Brief wieder zu, ohne nur einen Blick hinein geworfen zu haben, und steckte ihn ein; eher wäre ich gestorben, als daß ich ihm sein Geheimniß entrissen hätte. Als ich in seine Hütte trat, hielt er den Kopf mit beiden Händen und schluchzte; ich setzte mich in einen Winkel, mir saß ein Dolch im Herzen. — „Neptun," sagte er plötzlich, „ich will sterben!" — Zwei Thränen liefen mir glühend über die Wangen, doch ich erwiderte: „Wohl Herr!" — „Ich habe kein Weib mehr," begann er wieder, „habe mein Glück und meine Hoffnung verloren; ich stehe allein, sie liebt mich nicht!" — Er wühlte, nach dem Brief suchend, in seinen Taschen, ich reichte ihm schweigend das Papier. Er ergriff es hastig, als hoffte er, andere Worte darin zu lesen; nachdem er es abermals durchlaufen, fiel sein Haupt schwer auf seine Brust. „Gib mir meine Pistolen," gebot er mit dumpfer, gebrochener Stimme. — Meine Füße waren wie Blei, ich stand jedoch auf und reichte ihm mit abgewandtem Gesichte seine Waffen. Ich hörte den Hahn knacken; in diesem Augenblicke gab mir der Himmel einen Gedanken ein, ich fragte: „Hat mein guter Herr sein Kind verloren?" — Dieses einzige Wort brachte ihn wieder zu sich, er warf die Pistolen fort und stand auf."

„Herrlicher Vater!" rief Xaver, „wie würde er mich geliebt haben! — Was aber enthielt der unglückliche Brief?"

„Ich habe ihn gelesen, verstand ihn jedoch nicht ganz," entgegnete der Bettler, dann ging er zu dem Koffer, öffnete denselben, nahm aus dem Portefeuille, welches den Namen Lefebre trug, den Brief und reichte ihn Xaver.

Es war jenes Schreiben, welches Florentia Angele kurz vor ihrer Abreise von Sankt-Domingo an ihren Gatten gerichtet hatte und das wir unsern Lesern bereits mitgetheilt haben.

„Welche rohe Herzlosigkeit!" sprach Xaver, als er die Zeilen gelesen hatte, „was muß mein armer Vater gelitten haben! — Und dieses Weib ist meine Mutter!"

„Mein guter Herr litt wirklich schwer," begann Neptun wieder, „die letzten Tage seines Lebens waren voll bitterer, grausamer Schmerzen; er war nicht mehr derselbe Mann, ich, der ich ihn so fertig und tapfer im Kampfe gesehen, ich erkannte ihn nicht wieder; seine jugendliche Stirn war niedergebeugt, Tag und Nacht dachte er an sie, die ihm so schmähliches Leid angethan, und die Marter dieses Gedankens ließ erschreckende Spuren ihrer zerstörenden Gewalt zurück. Endlich erbarmte der Himmel sich seiner. An den Ufern des großen Flusses standen die Insurgenten uns gegenüber; die Weißen zählten fünfhundert, die Schwarzen zehntausend. Mein guter Herr schien in dieser Lage wieder eine düstere Thatkraft zu gewinnen, er ließ zum Angriff blasen und stürzte voran. Es war ein furchtbarer Kampf, ein Kampf von Helden gegen Helden, denn auch meine Brüder sind tapfer; von Morgen bis zum Abende behaupteten sie das Schlachtfeld, sie warfen sich auf die Soldaten, rissen ihnen die Gewehre aus den Händen oder erwürgten ihre Feinde mit ihren nervigen Armen. Oft gelang es ihnen, die regelmäßig geschlossenen Linien der Franzosen zu durchbrechen, bald aber stürzte mein guter Herr vor, dann stehen jedesmal die Schwarzen erschreckt zurück; man hätte ihn für jenen Gott des Krieges halten können, den unsere Vorfahren mit einer riesigen Keule kämpfend und Tod und Verderben um sich verbreitend darstellten. Meine Brüder wurden besiegt, ihre Leichen deckten das Ufer des Flusses, die noch fliehen konnten, retteten sich durch Schwimmen oder verbargen sich unter den Schlingpflanzen, welche die schlanken Stämme der hohen Fächerpalmen umhüllten. Mein guter Herr wollte nicht, daß sie verfolgt würden, er meinte, es sey des blutigen Gemetzels genug gewesen; da, als das Feuer schon aufgehört hatte, als er eben Müde gebot, knallte noch ein Flintenschuß vom Saume einer Kaffeeplantage her und mein guter Herr stürzte, von einer Kugel in die Brust getroffen nieder."

Der Bettler hielt inne, zu tief bewegt von dieser trüben Erinnerung. Xaver saß mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen da und beobachtete ebenfalls Stillschweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Erzerpt der Regierungsgeschichte Schleswigs vom Jahre 800 bis 1700.

Schleswig war ein souveränes Herzogthum, während Holstein vom deutschen Reiche abhängig war. Beide Herzogthümer waren aber stets so mit einander verbunden, daß ihre Regierungs-Perioden nicht wohl gesondert historisch dargestellt werden können.

Schleswig und Jütland bildeten vor Christi Geburt die Halbinsel Chersonesus Cimbrion. Nach dem Einfall der Cimbern in Deutschland und Italien kamen andere Völker auf diese Insel oder deren Bewohner erhielten andere Namen, die links der Nordsee wurden Friesen, die rechts Sachsen und die gegen Mitternacht wohnenden Jütländer genannt, und notorisch unterscheiden sich diese Stämme in Schleswig und Holstein bis auf heutigen Tag der Sprache nach.

Im Jahre 804, nachdem Carolus magnus die Sachsen bezwungen, regierte zu Dänemark König Goderich und die Eider bildete die Gränze zwischen den Deutschen und den sog. Nordmännern. Von dem damals deßhalb aufgeführten Wall (Dänewerk), bei Schleswig anfangend bis zum Fluß Tren ziehend, finden sich noch heute Rudera.

Daß Schleswig zu jener Zeit ein Stück von Dänemark war, ist nicht wohl zu bestreiten. Nach Abgang der Caroling'schen Kaiser begnügten sich aber die Dänen nicht mehr mit der festgestellten Gränze und fielen einmal über das andere in Deutschland ein, bis auf die Zeit der sächsischen Kaiser. Diesen Einfällen that Kaiser Heinrich (Aucups) Einhalt und rückte die Gränze weiter bis zur Schlei und 930 setzte er einen Markgrafen nach Schleswig, dem es oblag, diese Gränze zu überwachen. Dieß ist der Ursprung des Markgrafenthums Schleswig, welches bald darauf zu einem Herzogthum erhoben wurde. Zur Zeit der Markgrafen in Schleswig regierte in Dänemark König Gormo III.

Nach Kaiser Heinrichs Tode verjagte der dänische König Herald III. 938 den neuen Markgrafen aus Schleswig. Hiemit war jedoch Kaiser Otto I. nicht einverstanden und schritt 945 ein; obgleich siegreich, so kann doch nicht nachgewiesen werden, ob er das Markgrafenthum wieder hergestellt und es scheint vielmehr, daß Schleswig wieder zu Dänemark gezogen worden sey, denn historisch ist Schleswig in der Folge von Dänemark beherrscht und unter dem Titel eines Herzogthums an die nächsten Anverwandten des Königs vergeben worden.

Olaus, ein Bruder des Königs Canutus IV, ward 1059 erster Herzog in Schleswig und regierte als solcher bis 1087. Er rebellirte gegen seinen Bruder, reußirte aber nicht, wurde geschlagen und landesflüchtig, kam aber nach der Ermordung des Königs auf den Thron von Dänemark.

Canutus der Fromme, Herzog in Schleswig 1119 bis 1134, ein Sohn König Ericus III., ward 1133 vom Kaiser Lothar zum König der Wenden kreirt. Er war eigentlich Nachfolger seines Vaters auf dem Thron von Dänemark, mußte aber wegen seiner Jugend zurücktreten und sich mit Schleswig begnügen, während sein Oheim Nikolaus auf den Thron gelangte. Dessen Sohn Magnus, der auch nach dem Thron trachtete, ermordete deßhalb seinen Vetter Canutus 1131. Die Schleswiger rächten indeß den Tod ihres Herzogs, erschlugen 1135 den König Nikolaus und der Prinz Magnus wurde von des Herzogs Canutus Bruder Erico IV. ebenfalls aus dem Wege geräumt.

Waldemar I., Herzog in Schleswig 1148—1156, ein Sohn des Vorigen unter Vormundschaft des Königs Sveno. Als ihm der Vormund nach dem Leben trachtete, entfloh er zu Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen, mit dessen Beistand er dann die dänische Krone eroberte.

Waldemar II., Herzog in Schleswig 1188—1203, ein Sohn des Vorigen, folgte seinem Bruder Canutus IV. auf dem Thron von Dänemark.

Abel, Herzog in Schleswig 1231—1250, ein Sohn des Vorigen, wollte das Herzogthum als Souverän beherrschen und fing deßhalb mit seinem Bruder, König Erico VI., Händel an, in welchen Letzterer das Leben verlor, bald darauf ward er aber selbst ermordet.

Waldemar III., Herzog in Schleswig 1254—1257, ein Sohn des vorigen Herzogs Abel. König Christoph I. verweigerte ihm wegen Minorennität die Einräumung des Herzogthums, ward aber von einigen deutschen Fürsten, den Hamburgern und Lübeckern, dazu gezwungen, jedoch mußte der junge Herzog den König als seinen Lehensherrn anerkennen.

Erieus I., Herzog in Schleswig 1261—1272, ein Bruder des Vorigen, mußte ebenfalls gegen König Erieus VII. sein Recht mit den Waffen vertheidigen, was ihm auch unter Beistand des Grafen Gerhard I. von Holstein gelang. Er nahm in dieser Fehde den König mit seiner Mutter Margaretha (die schwarze Grethe), die Anstifterin des Streites, gefangen, mußte aber dennoch in der Folge von Seite Dänemarks viel Druck erdulden.

Waldemar IV., Herzog in Schleswig 1282—1312, ein Sohn des Vorigen, erhielt zwar das Herzogthum zu Lehen, allein König Erieus VII. entzog ihm die Inseln Alsen, Arroe und Femern. Nachdem dieser König 1286 ermordet ward, regierte der Herzog einige Zeit Dänemark und restituirte sich für das Herzogthum diese verlorenen Inseln. Unter diesem Herzoge wurden Apenrade, Flensburg und Hadersleben zu Städten erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. Wilhelm Vogt.

Gestorben am 1. Februar 1861.

Bern, 7. Februar.

Der am 1. Februar erfolgte Tod des Professors Dr. Wilhelm Vogt, Vater des gewesenen deutschen Reichstagsabgeordneten Professor Karl Vogt, erregt in der Schweiz und gewiß auch in Deutschland, welche die Verdienste des Verstorbenen um die Wissenschaft hoch schätzt, innige Theilnahme. Morgen hätte Vogt seinen 73. Geburtstag gefeiert. Bis in sein hohes Greisenalter hatte er sich die volle Gesundheit des Körpers und eine seltene Jugendfrische des Geistes bewahrt.

Geboren am 8. Februar 1789 in einem Dorfe bei Gießen, erhielt er von seinem Vater, der dort Pfarrer war, eine sorgfältige Erziehung. In Gießen und Würzburg studirte er Medizin, wurde dann Direktor eines großen Militärspitals in Arnsburg und dann

Professor in Gießen. Seinen Ruf als Gelehrter begründete er durch seine Pharmakodynamik. 1835 folgte er einem Ruf an die neugegründete Hochschule in Bern als Vorsteher der Klinik und wirkte hier seit jener Zeit mit rastloser Thätigkeit und dem größten Erfolge als Lehrer und Arzt. Das Verhältniß zwischen ihm und seiner Schülern, die seinem Umgang die allseitigste Anregung verdankten, war ein sehr inniges, und sie können nicht genug die Art rühmen, wie meisterhaft er es verstand, sie in die Geheimnisse ihrer Wissenschaft einzuweihen. Als Helfer und Rathgeber am Krankenbett hat Vogt namentlich im Kreise der Armen und Aermsten unendlich viel Segen hinterlassen. Was ihn aber besonders hoch ehrt, das waren seine hohen Charaktereigenschaften. Seine Geradheit, Wahrheitsliebe, Ueberzeugungstreue, Unbeugsamkeit waren allerdings mit einigen Härten vermischt; aber selbst seine entschiedensten Gegner sagen: Vogt war ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Bis Ende des letzten Jahres erfreute er sich einer unverwüstlichen Gesundheit, die nur selten von den nahenden Altersbeschwerden unterbrochen wurde. Drei Wochen konnte er die Stube nicht verlassen; eine Lungenentzündung, die er aber noch überwand, hatte ihn ergriffen. Er starb an einer Altersdegeneration des Herzens, mit dem klarsten Bewußtseyn und ohne eine Ahnung, daß der Tod ihm so nahe sey. Den letzten Athemzug hauchte er in den Armen seiner treuen Gattin und seiner ältesten Tochter aus. Er hinterläßt 8 Kinder und 23 Enkel.

Feind allem öffentlichen Schaugepränge, hatte er schon längst festgesetzt, daß nur seine Kinder und Enkel ihm zum Grabe begleiten sollten. So geschah es auch. Gestern Abend aber veranstaltete die Universität eine großartige Leichenfeier. Ein unabsehbarer Fackelzug, an dem sich die Regierung **in corpore**, der akademische Senat, die Studenten, Freunde und Schüler des Verstorbenen aus allen Theilen des Landes und eine große Menge des Volkes betheiligten, zog an Vogt's Grab und feierte in Reden und Gesängen das Andenken des edeln Todten.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Wetterglas.] Dem „Bad. Zentralbl." wird geschrieben: „Die geehrten Leser dieser Zeitschrift mache ich hiermit auf ein sicheres und dabei wohlfeiles Wetterglas aufmerksam, denn obgleich ich in meinem Stüblein einen Barometer hängen habe, so habe ich doch auch seit Jahren das wohlfeilere Wetterglas daneben, und es hat stets das Wetter auf das Untrüglichste angezeigt. Wie wichtig aber ein sicheres Wetterglas vorzüglich zur Zeit der Ernte ist, weiß jeder Landwirth; denn hört man nicht gerade zur Zeit der Ernte oft und vielfach die Frage: Wie wird das Wetter? — und wie oft wird nicht nach dem Wetterglase gesehen? Es ist darum gut, wenn man neben dem künstlichen Wetterglase auch ein natürliches hat; man kann dann gar interessante Beobachtungen anstellen. Ein solches natürliches Wetterglas gibt aber der Blutegel ab. Ich habe stets einen Blutegel in einer ein Pfund Wasser haltenden Flasche in meinem Fenster stehen und kann versichern, daß derselbe das Wetter stets untrüglich angezeigt hat. Die Flasche ist drei Viertel hoch mit Wasser angefüllt und wird mit dem Wasser im Sommer alle 8, im Winter alle 14 Tage gewechselt. Die Oeffnung der Flasche ist mit einem Stückchen grober Leinwand verschlossen. — Liegt der Blutegel Früh ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollt sich wie eine Schnecke zusammen, so tritt anhaltend schönes und heiteres Wetter, sowohl heiteres Sonnenwetter, als heiteres Frostwetter ein. Ereignet sich Regen oder Schnee, so kriegt der Blutegel bis in den Hals der Flasche und bleibt daselbst so lange sitzen, bis die Witterung wieder heiter wird. Tritt Wind ein, so schwimmt das Thier außerordentlich geschwind im Wasser her und hin und wird nicht eher wieder ruhig, bis der Wind wirklich eintritt. Einige Tage vor einem starken Donnerwetter, mit Sturm und Regen verbunden, hält sich der Blutegel stets außer dem Wasser auf, ist äußerst unruhig und wirft sich heftig, gleichsam als hätte er konvulsivische Anfälle, hin und her. Es dürfte interessant seyn, wenn mehrere der geehrten Leser dieser Zeitschrift sich ein solches Wetterglas anschafften und in diesen Blättern über die Resultate berichteten.

Schwarzmantel."

Ein Geistlicher der Heiligengeistpfarrei zu München stiftete zu Ehren der heldenmüthigen Königin Marie von Neapel 50 fl.; die zu 4% angelegt und aus deren Zins von 2 fl. jährlich an 20 arme Kinder der Isarvorstadtschule 20 Laibeln Brod à 6 kr. vertheilt werden sollen. Die Kinder haben sich nämlich jedes Jahr am Fastnachtdienstag im Schullokal zu versammeln, und für die Königin Marie zu beten. Diese für ewige Zeiten geltende Stiftung führt den Namen „Gaetalaiblstiftung." Gestern fand die erste Laiblvertheilung statt, indem der Donator zu den 50 fl. noch extra 2 fl. zu diesem Zwecke spendete.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 42 Sonntag, 17. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile hob der Schwarze wieder an: „Ich riß einem Soldaten den Säbel fort und eilte nach der Stelle, von welcher der Schuß gekommen war; ich hatte bis dahin nie gekämpft, aber ich mußte meinen Herrn rächen. Als ich zu ihm zurückkehrte, war der Säbel mit Blut benetzt: es war das Blut eines meiner Brüder. Sobald mein guter Herr mich erblickte, deutete er den Umstehenden durch ein Zeichen an, sie sollten sich entfernen; als sie zögerten, sagte er: „Ich fühle, ich weiß, daß meine Wunde tödtlich ist; laßt mich mit Neptun." — Ich trat zu ihm. — „Neptun," sprach er mit schon matter Stimme, „ich übergebe Dir meinen Sohn, Du wirst sein Vater seyn. Du suchst das Weib, das seine Mutter ist, hörst Du? Du suchst, bis Du es findest. Mein Sohn muß, da er elternlos ist, Vermögen erhalten, und das Weib ist reich. Willst Du gehorchen?" — „Ja Herr!" antwortete ich. — „Du widmest dem Kinde Dein Leben?" fuhr er fort. — „Ja Herr!" versicherte ich. — „Und Du suchst seine Mutter?" fragte er wieder. — „Ich werde sie finden Herr," antwotete ich.

„Ihr Name?" — Er wollte sprechen, seine Kräfte verließen ihn, doch konnte er mir noch den Ort angeben, wo Sie waren: was den Namen Ihrer Mutter betraf, so deutete er mir an, ich würde ihn auf einem Papiere, das er aus seinem Busen zog, finden. Darauf verschied er."

Der Neger stand auf, öffnete abermals den Koffer und nahm aus demselben ein zweites Papier, das er Xaver mit den Worten reichte:

„Hier ist die Schrift, die er mir gab, es ist Ihr Geburtsschein, kleiner Herr."

Xaver konnte unter dem Einflusse dieser traurigen Erzählung einige Zeit nicht zu Worte kommen; doch zwanzig Jahre lang hatte er nichts von seiner Geburt erfahren, das Verlangen nach Aufschluß war stärker, als sein Schmerz, er streckte die Hand aus und versetzte:

„Mein Geburtsschein! Ihr sagtet doch, Ihr wüßtet den Namen meiner Mutter nicht."

„Ich habe die Wahrheit gesagt," entgegnete der Bettler. Er schlug das Papier auseinander, zeigte ein in der Mitte desselben befindliches Loch von der Größe eines Zwanzigfrankenstückes und fuhr fort: „Mein guter Herr trug diesen Geburtsschein auf der Brust, hier ging die Kugel hindurch, die ihn tödtete, dabei hat sie den Namen Ihrer Mutter mitgenommen."

Der junge Mann griff hastig nach dem Papier: unmittelbar vor der Oeffnung standen die Worte „Florentia Angele," weiter war nichts zu sehen. Xaver wandte den Geburtsschein nach allen Seiten um und murmelte:

„Nichts! nicht ein einziges Zeichen! — Doch was liegt nach dem Allen daran? ich verzichte gern auf das Vermögen dieses Weibes."

„Aber der Wille Ihres Vaters!" versetzte der Bettler.

„Dieser Wille war eine Art Vermächtniß, ich kann ihm entsagen," sprach Xaver.

„Ihm entsagen!" rief der Schwarze entsetzt, „seinem Willen nicht nachkommen, seinen letzten Befehl mißachten! — So lange ein Tropfen Blut in meinen Adern ist, gehorche ich, verstehen Sie mich wohl? er hat gesprochen, ich handle wie damals, wie immer; seine Befehle sind mir Gesetze, ewige Gesetze, die man nicht beschränken, nicht bekritteln darf. Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich bin noch Sklave, Sklave seines Andenkens?"

Während er so sprach, streckte seine hohe Gestalt sich empor, sein Auge blitzte, jeder Zug seines Gesichts verkündete einen starken, unwiderruflichen Entschluß. Xaver sah staunend diese gränzenlose Hingebung; er wollte diesen Mann nicht kränken, der sein Wohlthäter gewesen, deßhalb sagte er:

„Wir wollen sie suchen, da Ihr es so wollt; doch habt Ihr ohne Zweifel schon gesucht und in zwanzig Jahren hättet Ihr, wenn die Frau aufzufinden wäre, sie gefunden haben müssen."

„Ich habe gethan, was ich konnte," erwiderte der Schwarze, „dadurch wird jedoch nicht gehindert, daß ich meine Bemühungen fortsetze; ich habe ihm gesagt, ich werde sie finden, also muß ich sie finden oder vorher sterben. — Nach dem Tode meines guten Herrn machte ich mich sofort ans Werk. Die Weißen unterlagen überall und flüchteten sich auf die Schiffe. Das

war ein Unglück, denn auf Sankt-Domingo hätte ich mich unterrichten, sie suchen, vielleicht entdecken können, statt dessen hatte ich kaum Zeit, Sie von dem Orte, an welchen Ihr Vater Sie gebracht hatte, weg zu holen. Wir segelten mit einander ab und landeten nach einigen Monaten an der französischen Küste; ich hatte Grund zu der Vermuthung, daß Ihre Mutter uns dahin vorausgegangen sey. Zwei Jahre lebten wir von einer kleinen Summe, die ich bei der Abreise aus Ihres Vaters Wohnung mitgenommen hatte, zwei Jahre lang forschte ich ohne Aufhören; es gibt kein Hotel, in welchem ich nicht gewesen wäre. Weil ich den Familiennamen der Frau nicht kannte, gebrauchte ich ihren eigentlichen Namen, ich fragte nach Madame Lefebre; deren gibt es viele in Paris, ich sah mehrere, keine war die, welche ich suchte. Abends kehrte ich in unsere ärmliche Wohnung zurück, ich wiegte Sie in Schlaf und sang dazu ein afrikanisches Lied oder ein Lied von den Antillen. Ein kluger Mann, an den ich mich wendete, schrieb für mich nach Sankt-Domingo; doch dort waren die Schwarzen zur völligen Herrschaft gelangt, sie hatten alle Bücher und Akten der Kolonie vernichtet, ich mußte den klugen Mann für seinen Rath bezahlen und hatte nichts erreicht. Die Noth brach herein. Ich suchte zu arbeiten; die Arbeit in Europa ist eine andere als in den Kolonieen, man nahm mich in die Lehre, bevor ich aber geschickt genug geworden wäre, um Geld verdienen zu können, würden Sie verhungert seyn, kleiner Herr. So wurde ich denn Bettler."

Xaver drückte schweigend die Hand des schwarzen Bettlers.

„Als ich zum Erstenmale die Hand hinstreckte," fuhr Neptun fort, „arbeitete es heftig in meiner Brust und ich schloß die Augen, ich fühlte mich versucht, zu fliehen, um das, was ich Schande nannte, zu verbergen; aber ich dachte an Sie, wie Sie in meinem Stübchen weinten, ich gedachte meines Herrn, der gestorben war, ohne die Vorsehung zu schmähen, weil er auf mich baute: mein Pflichtgefühl überwand den Abscheu vor dem häßlichen Gewerbe, ich schämte mich noch, aber nur, daß ich gezaudert hatte. — Man gab mir erst wenig, dann mehr und immer mehr; die Bettler haben ihre Kundschaft, ich wurde bekannt, ich hatte ein schönes Schwarz, man betrachtete mich, man wunderte sich, daß ich nicht mit Worten um Almosen bat, und was man dem Jammergeschrei der anderen Unglücklichen verweigerte, wandte man mir, dem Schweigenden, zu. Nach und nach zogen meine Nebenbuhler sich zurück, ich blieb im alleinigen Besitze der Kirchentreppe von Saint-Germain-des-Prés. — Sie wurden größer, im fünften Jahre gab ich Sie in fremde Hände; ich hatte meinen Plan: ich wußte, daß Sie das stolze Gemüth Ihres Vaters erben würden, erst später sollten Sie die elende Quelle erfahren, welche Ihr Leben fristete. — Erinnern Sie sich nicht des Mannes, der Abends zu der Frau kam, die Sie Ihre Mutter nannten? dieser Mann trat, wenn es Nacht wurde, an Ihre Wiege und drückte einen Kuß auf Ihre Stirn."

„Das wart Ihr?" rief Xaver gerührt.

„Ja, ich!" antwortete der Schwarze. „Im zwölften Jahre kamen Sie in das College. Hier folgte ich Ihnen auf Ihren Spaziergängen von Weitem, hinter einem Busche versteckt, sah ich Ihren Spielen zu, ich war stets bei Ihnen, kleiner Herr. Später dann, als Sie das College verließen, veranlaßte ich Sie durch eine unschuldige List, deren Gelingen mich sehr glücklich machte, zur Wahl Ihrer gegenwärtigen Wohnung. Von da an verließ ich Sie nicht mehr, ich sah Sie jeden Tag, ja fast jede Stunde; ich beobachtete Ihre Lebensweise, ich errieth Ihre kleinen Schmerzen, Ihre süßen Hoffnungen —"

„Wie?" fiel Xaver ein, „Ihr wußtet —"

„Sie ist sehr schön!" versetzte der Schwarze lächelnd; „ich liebe das süße Kind schon lange, denn ich sah, wie es das große blaue Auge mit Liebe zu Ihnen wandte. Möchte Gott Sie glücklich machen, kleiner Herr! so glücklich, wie Ihr Vater es zu seyn verdient hätte!"

„Wohl ist sie schön!" seufzte Xaver, den Kopf schüttelnd, „aber sie ist reich, sie ist von Adel!" Dann, als wollte er das Gespräch ablenken, fügte er hinzu: „Doch warum habt Ihr mir den Namen meines Vaters so lange vorenthalten?"

„Ihre Mutter hatte Sie verlassen," erwiderte der Neger. „Nur eine gewaltsame Leidenschaft kann eine Mutter bestimmen, von ihrem Kinde zu gehen, so meinte ich denn, die Ihrige würde, wenn sie Ihre Existenz in Paris erführe, sich noch mehr verbergen; ich muß sie aber wiederfinden, weil mein guter Herr es befohlen hat. Ohne den Zufall, der uns zusammenführt und den ich, wie viel Unangenehmes er auch für Sie hat, nicht beklagen kann, da er mir seit vielen Jahren wieder die erste Freude verschafft, ohne diesen Zufall hätte ich nichts gesagt; ich weiß nicht einmal, ob ich in der vorigen Woche gesprochen haben würde, um Sie zu retten, kleiner Herr."

Xaver sah ihn erstaunt an.

„Ihm gehöre ich an," fuhr der Bettler fort, „sein Wille geht mir über den Ihren, über Alles. Seit vorgestern ist jedoch Manches anders geworden, ich habe eine Entdeckung gemacht." —

(Fortsetzung folgt.)

Exzerpt der Regierungsgeschichte Schleswigs vom Jahre 800 bis 1700.

(Fortsetzung.)

Ericus II., Herzog in Schleswig 1312—1325, König Christoph II. erkannte die Restitution von Alsen an.

Waldemar V., Herzog in Schleswig 1325—1330,

ein Sohn des Vorigen. Unter diesem Herzog trat eine Zwischenregierung ein, von 1326—1330.

Gerhard V., Graf von Holstein, sein Oheim von mütterlicher Seite, stand ihm nämlich in einer Fehde mit König Christoph II. bei, welche den Sturz des Königs zur Folge hatte. Waldemar kam nun auf den Thron von Dänemark und Gerhard erhielt das Herzogthum Schleswig. Die Dänen waren aber mit diesem neuen König nicht zufrieden und riefen den verjagten Christoph wieder auf den Thron zurück. Waldemar mußte nun 1330 zu seinem Herzogthum Schleswig zurückgreifen und Graf Gerhard von Holstein erhielt zur Entschädigung Jütland und Fünen. Dieser Graf Gerhard versuchte es noch einmal, den Herzog auf den Thron von Dänemark zu bringen, wurde aber inzwischen, 1340, ermordet.

Heinrich der letzte Herzog zu Schleswig 1365 bis 1385, ein Sohn des Vorigen, hinterließ keine Erben und das Herzogthum fiel als Lehen an die Krone Dänemarks zurück, unter König Olaus VI. Nach des Letzteren Tode regierte dessen Mutter Margarethe und diese belehnte 1388 den Grafen Gerhard VI. von Holstein mit dem Herzogthum Schleswig, von welcher Zeit an die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein beständig beisammen geblieben sind.

Gerhard VI., Graf zu Holstein und Herzog zu Schleswig, war also der erste Regent über beide Herzogthümer. Dessen Brüder Albert und Heinrich prätendirten, daß er ihnen entweder Holstein allein überlassen, oder beide Länder mit ihnen theilen sollte. Diese Prätensien wurde von der Ritterschaft dahin entschieden, daß Gerhard das ganze Herzogthum Schleswig für sich allein, von Holstein aber nur den dritten Theil erhielt. 1404 fiel er im Kampfe gegen die Dittmarschen, welche er unter seine Botmäßigkeit bringen wollte.

Heinrich III., Graf zu Holstein und Herzog in Schleswig bis 1427, ein Sohn des Vorigen. König Erich X. wollte ihm das Herzogthum Schleswig unter nur unerfüllbaren Bedingungen überlassen, weßhalb der Herzog dem Könige 30,000 Mann Kriegsvölker entgegenstellte. Kaiser Sigismund entschied den Streit zu Gunsten des Königs und der Herzog war genöthigt, sich Succurs zu suchen, welchen er durch die Vermählung mit der Tochter des Herzog Wilhelm von Lüneburg erlangte. Bei der Belagerung von Flensburg ward er aber auf der Sturmleiter von einem Dänen erstochen.

Adolph VIII., letzter Graf von Holstein und Herzog in Schleswig, ein Bruder des Vorigen, mußte den Krieg 30 Jahre lang fortsetzen, da das Herzogthum noch in Händen der Dänen war, erhielt aber endlich solches 1435 vom König Erich zu Lehen. Die nach König Christoph III. Tode ihm angetragene Krone von Dänemark hat er ausgeschlagen und hierzu seiner Schwester Sohn, Graf Christian von Oldenburg, vorgeschlagen. Er starb 1459.

Christian Graf von Oldenburg war nun Prätendent auf das Herzogthum Schleswig, dieser war aber schon 1448 König von Dänemark, 1450 König von Norwegen und 1458 König von Schweden, bei welcher Macht er den successionsberechtigten Grafen Otto III. von Schaumburg verdrängte und mit 43,000 Gulden entschädigte. Mit einer gleichen Summe mußte sich auch Graf Otto III. von Pinneberg im Holsteinischen seine Ansprüche auf Schleswig abkaufen lassen. Dieser Christian I. wurde auch vom Kaiser Friedrich III. mit der Grafschaft Dittmarschen belehnt, es gelang ihm aber nicht, diese mit den Herzogthümern zu vereinigen. Unter ihm und diesem Kaiser wurde die Grafschaft Holstein 1474 zum Herzogthum erhoben.

König Christian hinterließ zwei Söhne, von welchen der erste, Johann, Dänemark und der zweite, Friedrich, Schleswig und Holstein bekam. Johann begnügte sich aber mit dieser Theilung nicht und zwang seinen Bruder 1482 zu einem Vergleich, kraft dessen behielt Johann in Schleswig: 1. Flensburg, 2. Sonderburg, 3. Norburg, 4. Apenrode, 5. Femern. In Holstein: 1. Sageberg, 2. Hanrow, 3. Rendsburg, 4. Haseldorf und mehrere Klöster. Die Ritterschaften, Prälaten und das Recht auf Hamburg blieben gemeinschaftlich.

Friedrich erhielt die übrigen Theile von Schleswig und Holstein.

Das Direktorium der Regierung wechselte zwischen beiden Brüdern, ein Jahr nach dem andern.

Nach dem Tode König Johanns folgte sein Sohn Christian II., wurde aber 1522 vertrieben und Friedrich kam zum Besitze der Krone Dänemark und den ungetheilten beiden Herzogthümern.

Friedrich succedirten drei Söhne zugleich als Könige von Dänemark: Christian III. 1533—1559, Johann sen. 1553—1580 und als Herzog zu Schleswig und Holstein Adolph 1533—1586.

Diese drei Brüder stifteten im Jahre 1533 eine Union, welche später und bis auf heutigen Tag die Differenzen zwischen Dänemark und den Herzogthümern hervorgerufen hat.

Dänischer Seits wurde behauptet, die Union sey zwischen den beiden Herzogthümern und also zwischen den drei Brüdern als Herzoge von Schleswig und Holstein geschlossen worden und wäre ein **Lex fundamentalis** oder eine **Sanctio pragmaca**, welche den Herzogen in Ausübung der Rechte vorschreibe, daß Keiner ohne des Andern Vorwissen und Genehmigung sein fürstliches Recht ausüben könne.

Seitens der Herzogthümer hingegen stand die Auslegung fest, diese Union wäre zwischen dem Könige von Dänemark eines und den Herzogthümern Schleswig und Holstein anderen Theils aufgerichtet worden und enthalte nichts Anderes in sich, als was die Krone Dänemark den beiden Herzogthümern und umgekehrt die beiden Herzogthümer der Krone Dänemarks zu leisten schuldig wären. Die Union sey lediglich ein

Digitized by Google

foedus reciprocum zu nennen. 1544 nahmen diese drei Brüder zu Rendsburg die Theilung der beiden Herzogthümer zu gleichen Theilen vor und schlossen wegen der Landesregierung eine Kommunion, welche später ebenfalls Differenzen zur Folge hatte.

Dänischer Seits behauptete man, diese Kommunion wäre universalis und erstrecke sich über alle Stände, Städte und Aemter der beiden Herzogthümer, daß kein Theil ohne den andern ein fürstliches Regale exerziren könne, daß aber einem jeden der drei Brüder gewisse Städte und Aemter angewiesen worden seyen, woraus sie ihre Revenuen beziehen sollten.

Herzoglicher Seits stellte man entgegen, daß diese Communio regimenis nur particularis gewesen, welche sich nicht weiter, als über Prälaten, Ritter und etliche privilegirte Städte und Aemter erstreckt habe, es wäre mithin Jedem nicht nur die Nützung in den angewiesenen Städten und Aemtern, sondern auch die unbeschränkte Ausübung fürstlicher Landeshoheit zugestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Artillerie-Museum zu Paris, das bisher nur mit Karten zu besuchen war, nun aber an einem Tage in der Woche öffentlich ist, fällt dem Besucher beim Eintritte gleich eine eiserne Kette mit enormen Gliedern auf, welche längs dem ersten Saale eine Art Guirlande bildet. Diese Kette wurde von den Türken bei der Belagerung von Wien, im Jahre 1683, über die Donau gespannt, um der Schiffbrücke, welche sie bauten, als Stütze zu dienen. Sie ist 195 Meter lang und wiegt 3580 Kilogramm. 1805 wurde sie von der französischen Armee aus Oesterreich mitgenommen. In demselben Saale befinden sich mehrere sehr merkwürdige Kanonen. Eine derselben wurde von den Bayern in der Schlacht bei Lützen gegen Gustav Adolf erobert. Sodann sind in diesem Saale mehrere französische Kanonen aufgestellt, welche 1830 in Algier aufgefunden wurden. Dabei ist eine, unter Louis XII. gegossen, welche mit einem Stachelschwein verziert ist; auf zwei andern, welche von Franz I. herrühren, befindet sich ein Salamander und die Devise „Nutrisco et exstinguo“. In dem Waffensaal im ersten Stock befindet sich eine große Anzahl historischer Gegenstände; man bemerkt darunter den Sessel, worin man den spanischen General, Grafen von Fuentes, als in der Schlacht von Rocroy (1634) getödtet wurde, wegtrug. Ein wenig weiter sieht man das Panzerhemd, welches Monaldeschi am 10. November 1657 anhatte, dem Tage, an dem er auf Befehl der Ex-Königin von Schweden, Christine, in Fontainebleau ermordet wurde. In einem Seitensaale sind Schlittschuhe ausgestellt, deren sich die Schlittschuhläuferkorps in der norwegischen Armee bedienen; ferner Schuhe aus Fischhaut, wie sie die Bewohner der Neuseeland-Küsten tragen. Hierauf folgt die Sammlung tragbarer Feuerwaffen, chronologisch geordnet und alle Arten, von der Luntenbüchse bis zur plattirten Perkussions-Flinte, umfassend. Unter den Luxuswaffen sind sehr schöne türkische Flinten mit golddamazirtem Laufe und mit Gold, Silber und kostbaren Steinen verziert. Die prächtigste ist jedoch eine mit Gold und Brillanten reich verzierte Flinte, welche im Auftrage Napoleon's I. in Rotterdam für den Scherif von Marokko verfertigt wurde.

In der kürzlich abgehaltenen zweiten Sitzung des großen Festausschusses für das deutschen Sängerfest in Nürnberg erstatteten die Unterausschüsse Bericht über ihre bisherige Thätigkeit und legten verschiedene Anträge zur Berathung vor. Auf den Antrag des Bauausschusses wurde unter Anderm beschlossen, daß das Fest auf dem Marxfelde stattfinden und die große Sängerhalle am östlichen Ende dieses Feldes erbaut werden soll. Es findet sich dort ein geräumiger, nahe an 60,000 Quadratfuß umfassender Platz, der es möglich macht, das Festgebäude in Verhältnissen aufzuführen, welche der zu erwartenden Betheiligung entsprechen, ohne daß es nothwendig würde, auch nur einen Baum in jener schönen Anlage zu beseitigen.

In Berlin ist vielfach das Gerücht verbreitet, der General v. Cutrofiano, welcher sich jetzt in besonderer Mission des Königs Franz II. von Neapel dort befindet, sey vor einigen Tagen durch einen Schutzmann unter den Linden verhaftet worden. Wie man hört, liegt dem Gerüchte die einfache Thatsache zu Grunde, daß der genannte General mit einem Droschkenkutscher, mit dem er sich nicht verständigen konnte, in Streit gerieth und daß der Droschkenkutscher deßhalb die Hülfe eines Schutzmannes in Anspruch nehmen zu müssen glaubte. Das Mißverständniß, welches nur dadurch entstanden war, daß der General der deutschen Sprache nicht mächtig ist, war natürlich sehr bald aufgeklärt.

Der Lordmayor von London hat in einem Schreiben an die Herausgeber eines französischen Blattes (La Critique française) sich sehr für die Uebersendung einer Summe von 1000 Frs. zur Unterstützung der nothleidenden Arbeiter Londons bedankt, dabei aber die betreffende Summe den Gebern zur Verfügung gestellt, indem die Krisis vorüber sey und die bisher unterbrochenen Arbeiten wieder begonnen hätten. Es sey in dem Unterstützungsfond sogar noch ein Ueberschuß vorhanden, der bis jetzt noch nicht in Anspruch genommen worden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 43 Dienstag, 19. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Welche Entdeckung?“ rief hastig der junge Mann.

„Ich stehe auf der Lauer, kleiner Herr!“ erwiderte der Schwarze, zog ein fein gesticktes Taschentuch aus seinem Busen und hielt es Xaver hin. — „F. A!“ rief er, mit naiv triumphirender Miene auf das Zeichen deutend.

„F. A.“ wiederholte Xaver, ohne es zu verstehen.

„Florentia Angele!“ versetzte der Bettler.

„Mein guter Neptun,“ sagte Xaver, „es gibt in Paris vielleicht zehntausend solcher Zeichen.“

„Mag seyn,“ erwiderte der Neger, „aber nur ein Gesicht ist dem Ihrigen so sehr ähnlich und dieß ist das Gesicht jener Frau.“

„Sie sieht mir ähnlich?“ fragte Xaver, „Ihr kennt sie? wo wohnt sie?“

Diese drängenden Fragen stimmten sogleich die Freude des Negers herab, trübe antwortete er:

„Ich kenne sie nicht, ich weiß nicht, wo sie wohnt.“

„Dann, mein armer Freund,“ begann Xaver, „dann —“

„Aber ich habe sie gesehen,“ fiel mit neuem Eifer der Neger ein, „ich würde sie unter Tausenden wiedererkennen, an ihrem Wuchs, an ihrem Wagen erkenne ich sie, ich werde sie wiederfinden, kleiner Herr, ich werde sie finden!“

IX.

Während in Neptuns Kämmerchen die Unterredung zwischen Xaver und dem Neger stattfand, stand in einem kleinen Salon des Hotels Rumbrye Carral vor einem Sopha, auf welchem wir die Marquise von Rumbrye sehen.

Es war ein reizendes Boudoir; ein einziges Fenster ließ das Tageslicht durch dunkelblau seidene Vorhänge mit feiner weißer Draperie fallen, ausgezeichnete Gemälde zierten die Wände, an denen über antik gefaßten Spiegeln gefällige Lilienguirlanden in mannigfachen Verschlingungen hinliefen; das Fenster ging auf einen weitläufigen Garten hinaus. Schweigen ruhte auf diesem angenehmen Aufenthalte, in welchem selbst das Geräusch der Schritte durch den Blumenteppich erstickt wurde.

Frau von Rumbrye lag auf dem Sopha in einem Zustande völliger Unbeweglichkeit; trotz des günstigen Halbdunkels, welches in dem Boudoir herrschte, zeigte sich eine ungewöhnliche Mattigkeit auf ihrem Gesicht, der Kreis um ihre Augen trat scharf hervor, sie sah ziemlich so alt aus, wie sie war. Die Schuld an diesem Unglück trug zum Theil der Ball vom vorigen Abende, zum Theil die üble Laune, in welcher die Frau Marquise sich eben befand.

„Du hast ihn gesehen?“ fragte sie plötzlich mit einem Blicke auf Carral.

„Mit meinen Augen gesehen,“ entgegnete der Mulatte. „Der Teufel muß die Hand im Spiele haben! Alles ging bis dahin vortrefflich, ich hatte Ihre Befehle ausgeführt, der Kommissär hatte seine Schuldigkeit gethan, zum Ueberfluß war die Sache noch durch den Umstand verschlimmert worden, daß er allein von allen in dem Hause überraschten Spielern dem Kommissär Anlaß gab, ihn sofort zum Verhör zu führen; ich glaubte den Streich gelungen und schleuderte um den Justizpalast, um die Entwickelung so rasch als möglich zu erfahren und Sie davon zu benachrichtigen, als ich ihn mit einem verfluchten Neger herauskommen sah, der gewöhnlich unter meinem Fenster steht.“

„Ein Bettler?“ fragte die Marquise.

„Ja,“ antwortete Carral.

„Was können sie mit einander gemein haben?“ versetzte Frau von Rumbrye.

„Das weiß Gott!“ versetzte Carral. „Ich sah ihn frei herauskommen; er entschlüpft uns!“

„Du bist ein Verräther oder ein Tölpel!“ ließ die Marquise sich zornig vernehmen.

Der Mulatte biß sich in die Lippen und antwortete nicht.

„Mein Sohn muß doch das Vermögen bekommen, er muß!“ sprach die Marquise leise vor sich hin. „Herr von Carral,“ wandte sie sich mit tückischem Lächeln zu dem Mulatten, „man sagt, Sie führen den Degen wie Sankt Georg.“

„Ich übe mich schon seit fünfzehn Jahren,“ erwiderte der Mulatte, sich in die Brust werfend.

„Um so besser!“ hob Frau von Rumbrye wieder

an. „Man sagt ferner, Sie fänden nicht Ihresgleichen im Pistolenschießen."

„Ich treffe auf dreißig Schritte die Fliege, Madame, sagte Carral.

„Das ist herrlich!" rief die Marquise. „Was nennen Sie die Fliege treffen, Herr von Carral?" fragte sie dann, indem sie ihrer Stimme einen immer einschmeichelnderen Ausdruck gab.

„Das heißt, eine zweite Kugel in dasselbe Loch bringen, welches die erste geschlagen hat," antwortete der Mulatte.

„Das ist ja himmlisch!" sagte die Marquise, sich sanft emporrichtend; „da müssen Sie ein furchtbarer Gegner seyn, Herr von Carral."

Der Mulatte bedachte sich eine Sekunde, er schoß auf Frau von Rumbrye einen verschmitzten, haßglühenden Blick; dann wich dieser Blick, der wie ein Gedanke vorüberflog, seinem gewöhnlichen Ausdruck dienstwilligen Gehorsams und er fragte:

„Sie wollen einen Menschen umbringen?"

Die Marquise erbebte zuerst bei dieser rohen Frage, doch statt dagegen zu protestiren, faßte sie den Mulatten bei der Hand und sagte:

„Wenn Sie das thäten, würde ich Sie für immer freigeben."

„Wenn ich was thäte?" fragte Carral, der sich stellte, als verstehe er sie nicht.

„Alfred muß Hekenens Gemahl werden," sprach die Marquise ungeduldig, „dieser Mensch steht uns im Wege."

„Das ist wahr," versetzte der Mulatte kalt.

Frau von Rumbrye stieß heftig mit ihrem kleinen Fuße auf den Teppich. — „Sie wissen mit Degen und Pistolen umzugehen," versetzte sie, „ein Duell —"

„Ich verstehe," sagte Carral.

„Nun?" fragte die Marquise lauernd.

„Aber ich bin feig, Madame, ich schlage mich nie," sagte der Mulatte.

„Erbärmliche Sklavenseele!" murmelte die Marquise mit Verachtung.

Carral achtete auf diese Beleidigung nicht und fuhr gleichmüthig fort:

„Man kann tödten, ohne sich zu schlagen. Was kümmern Sie die Mittel, wenn der Erfolg derselbe ist?"

Frau von Rumbrye senkte den Kopf und schien mit sich zu Rathe zu gehen. Unterdessen war verstohlen der rachgierige Blick des Mulatten auf sie gerichtet; hätte sie diesen Blick bemerkt, so würde sie nicht gezögert haben, sie mußte dann eine Falle vermuthen. Endlich sagte sie:

„Er ist noch sehr jung, — wenn man ihn auf andere Weise beseitigen könnte —"

„Wäre es freilich besser, Madame," fiel Carral ein.

„Und doch," begann die Marquise wieder, „doch würde dieses Mittel mit Einemmale unsere Verlegenheit enden."

„Mit Einemmale, Madame," bekräftigte Carral.

Die eisige Kaltblütigkeit des Mulatten bei einer solchen Angelegenheit mußte so außerordentlich erscheinen, daß Frau von Rumbrye ihn voll Unruhe ansah; Carral hatte jedoch Zeit gehabt, sein Gesicht zu glätten, sie gewahrte in demselben nur eine ruhige, ehrfurchtsvolle Dienstwilligkeit.

„Nun wohl!" sagte sie, sich ihrem Vertrauten mehr nähernd, wie soll es geschehen?"

„Sind Sie entschlossen?" fragte Carral.

„Ja, ja, ich bin's!" antwortete die Marquise.

„Also hören Sie!" begann der Mulatte und setzte sich mit der Sicherheit, welche der Gedanke an ein gemeinsames Verbrechen ihm gab, neben seine ehemalige Herrin. „Morgen reisen Sie nach dem Schlosse Rumbrye. Der Herr Marquis hat in meinem Beisein Xaver zum Besuche eingeladen; Sie schreiben ihm ebenfalls —"

„Nein, nein!" rief die Marquise hastig, „der Brief könnte —"

„Sie haben Recht," fiel der Mulatte ein, „Sie dürfen sich nicht bloßstellen; ich werde es übernehmen, nur unterrichten Sie den Herrn von Rumbrye, daß Sie mich eingeladen haben."

„Gut!" sagte die Marquise.

„Das Uebrige ist meine Sache," fuhr Carral fort. „Morgen, gute Herrin, sehen wir uns auf dem Schlosse Rumbrye wieder."

Der Mulatte entfernte sich; sobald er auf der Straße war, erleichterte er durch ein konvulsivisches Lachen seine Brust, er bewegte sich in allen möglichen Mienen und Geberden, so daß die Vorübergehenden ihn für närrisch hielten.

„Ich tödte ihn!" murmelte er vor sich hin, „aber dann bin ich ihr Herr, wie ich ihr Sklave gewesen bin, — und dann, wie will ich dann mich rächen!"

Er trat in ein Kaffeehaus, schrieb rasch einige Zeilen, faltete das Billet zusammen, adressirte es an Xaver und ließ es auf die Post tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Exzerpt der Regierungsgeschichte Schleswigs vom Jahre 800 bis 1700.

(Fortsetzung.)

Die Theilung dieser drei Brüder geschah folgendermaßen:

A. Christian III. König von Dänemark erhielt: a) in Schleswig: 1. Sonderburg, 2. Norburg, 3. Ruhe-Kloster, 4. Sunderwit, 5. Flensburg, 6. Fochebeck; b) in Holstein: 1. Segeberg, 2. Steinberg, 3. Wilster-

marsch, 4. Krempe-Marsch, 5. Itzehoe, 6. Ploen, 7. Heiligenhafen, 8. Kloster Sageberg, 9. Kloster Reinfeld, 10. Kloster Arensboeck.

B. Herzog Johann sen. wurde zugetheilt: a) in Schleswig: 1. Hadersleben, 2. Dörning, 3. Tönning, 4. Löhm Kloster, 5. Rochstadt, 6. Lembeck, 7. Compon; b) in Holstein: 1. Rendsburg, 2. Bordisholm.

C. Herzog Adolph bekam: a) in Schleswig: 1. Gottorp, 2. Husum, 3. Stapelholm, 4. Eiderstette, 5. Hutten, 6. Wittenseé, 7. Mohrkier, 8. Apenrode; b) in Holstein: 1. Kiel, 2. Neumünster, 3. Trittow, 4. Oldenburg, 5. Kloster Cismar, 6. Kloster Reinbeck.

Diese drei Brüder unterjochten 1559 endlich die Dittmarschen und theilten sich in dieses Land zu gleichen Theilen.

Diese Theilung wurde aufrecht erhalten bis 1580, wo Herzog Johann sen. ohne Erben mit Tod abging. Christian war schon 1559 verschieden, wurde aber in der Theilung durch seinen nachfolgenden Sohn Friedrich II. vertreten.

Der Antheil des Herzogs Johann sen. ward nun unter König Friedrich II. und Herzog Adolph getheilt.

A. König Friedrich bekam: a) in Schleswig: 1. Hadersleben, 2. Dörning; b) in Holstein: 1) Rendsburg, 2. die Hälfte von den mittleren Dittmarschen.

B. Herzog Adolph erhielt: a) in Schleswig: 1. Tondern, 2. Löhm Kloster, 3. Nordstrand, 4. Femern; b) in Holstein: 1. Bordisholm, 2. die andere Hälfte von den mittlern Dittmarschen.

Es ward nun bezüglich der ungetheilten Unterthanen als Prälaten, Edelleute u. s. w. die abwechselnde Regierung in den Herzogthümern beibehalten und über beide Herzogthümer wurde jährlich ein großes Landgericht abgehalten, auf welchem König und Herzog gleichfalls wechselsweise das Direktorium führten. Bezüglich der abgetheilten Städte und Aemter aber wurden zwei verschiedene Landesregierungen eingesetzt, eine königliche nach Hadersleben, von da nach Flensburg und dann nach Glückstadt und eine herzogliche nach Gottorp. Beide Häuser haben hierauf das jus primogeniturae mit kaiserlicher Bestätigung eingeführt.

A. Königliche Regierung in Schleswig-Holstein. König Friedrich II. appanagirte seinen Bruder Johann sen. a) in Schleswig: mit dem Fürstenthum Sonderburg; b) in Holstein: mit dem Fürstenthum Ploen.

1586 starb Herzog Adolph zu Gottorp und König Friedrich II. zog das Bisthum Schleswig unter dem Vorwande an sich, daß es nicht zu den gemeinschaftlichen Ständen gehöre und von dieser Zeit an bis 1660 ist dieses Bisthum durch dänische Amtsleute administrirt worden.

Christian IV. 1588—1648.

Friedrich III., 1648—1670, mußte, nachdem die Schweden und Polen durch Schleswig und Holstein einen Einfall auf Dänemark machten, in den darauf folgenden nordischen Frieden dem damaligen Herzog zu Holstein in Gottorp Friedrich IV. die Souveränetät im Herzogthum Schleswig einräumen und das Bisthum Schleswig restituiren, auch sollte die gemeinschaftliche Regierung aufgehoben werden, was aber nicht ausgeführt wurde.

Christian V., 1670—1699. Dieser König-Herzog nahm den Herzog Albert zu Gottorp gefangen und nöthigte ihn zur Unterzeichnung der Rendsburgischen Traktate 1679. 1684 begannen die Streitigkeiten aufs Neue und Herzog Albert mußte nach Hamburg flüchten, wurde aber durch Schwedens Vermittelung wieder eingesetzt durch den Vergleich zu Altona 1689.

Friedrich IV., König von Dänemark und Herzog zu Schleswig 1699.

B. Herzogliche Regierung in Schleswig und Holstein. Adolph Herzog zu Schleswig-Holstein in Gottorp 1544 bis 1586. Zu seinem in oben beschriebener Theilung spezifizirten Antheil an den beiden Herzogthümern brachte er 1571 das Amt Tromsbüttel und 1574 das Amt Steinhorst (beide bisher braunschweigisch) an sich und erhielt auch durch Kaiser Maximilian 1571 die Anwartschaft auf die Grafschaft Oldenburg. Sein ältester Prinz, Friedrich, war 1550 Bischof zu Schleswig und als er 1556 starb, übernahm der Vater die Administration des Bisthums, behielt es aber für sich bis zu seinem Tode (1586).

Philipp, des Vorigen zweiter Sohn, Herzog zu Schleswig und Holstein in Gottorp 1586—1590. Das Bisthum Schleswig hatte vor dessen Regierungsantritt König Friedrich wieder zur Krone Dänemark gezogen und blieb es bei solcher bis 1660.

Johann Adolph, Herzog zu Schleswig und Holstein in Gottorp, des Vorigen Bruder, 1590—1616.

Friedrich III., Herzog zu Schleswig und Holstein in Gottorp, Sohn des Vorigen, 1616—1659. Im Jahre 1623 wurde mit Christian IV. die Union wieder erneuert.

1640 starb die Grafschaft Schaumburg aus, zu welcher die in Holstein gelegene Grafschaft Pinneberg gehörte, von dieser bekam König Christian IV. zwei Drittel, nämlich, Pinneberg und Haßburg, Herzog Friedrich ein Drittel, nämlich das Amt Bormstäde, welches er hernach an den Grafen Rantzow gegen dessen Güter in Bagrien vertauschte.

Christian Albert, Herzog in Schleswig und Holstein in Gottorp, Sohn des Vorigen 1659—1669.

Unter dessen Regierung wurde mit der Krone Dänemark 1663 zu Gottorp ein Vertrag wegen der Landes-Einkünfte abgeschlossen; diese Revenuen waren bisher in gemeinschaftlicher Kasse gehalten und dann zwischen König und Herzog getheilt, was durch diesen Vertrag aufgehoben ward, mit Ausnahme der Prälaten und Ritter, welche unter gemeinschaftlicher Regierung verblieben. 1665 wurde auch auf gemeinschaftlichen Beschluß die Universität Kiel errichtet.

1667 starb die Grafschaft Oldenburg ab und der Herzog nahm die Hälfte davon in Besitz, diese ward ihm aber 1676 vom Kaiser abgesprochen und König

Christian fand Mittel, die Erbschaft ganz an sich zu bringen.

(Schluß folgt.)

Die gute Mutter mein.

Seh' ich die zarte Pflanze
So glücklich im Sonnenschein,
Da fällt mir immer wieder
Die liebe Mutter ein.

Ich liebte sie so innig,
Die gute Mutter mein,
Ich liebte sie, wie die Pflanze
Den milden Sonnenschein.

Sie wendet ihre Blicke
Zum klaren Sonnenlicht,
Ich schaute einst der Mutter
So gern ins Angesicht.

Sie blühet und sie duftet
Entgegen dem Sonnenblick,
Ich fand im stillen Lächeln
Der Mutter einst mein Glück.

Doch hat der Tag ein Ende,
Und auch der Sonnenschein —
Mir ist sie längst geschieden,
Die gute Mutter mein.

Mannigfaltigkeiten.

Das Batavische Handelsblatt berichtet aus Tagal (Niederländische Residentschaft auf der Ostküste von Java): Hier ist gegenwärtig von der Behörde ein neuer Mißbrauch eingeführt worden, nämlich das Hutabnehmen vor einem Flaggenstock. Dieser Stock ist vor der Wohnung des holländischen Residenten aufgepflanzt, und jeder Chinese, der es versäumt, den Stock mit entblößtem Haupte zu begrüßen, wird mit acht Tagen Gefängniß oder zwanzig Stockschlägen bestraft. Erstgenannte Strafe wurde noch jüngst an einem fremden chinesischen Schiffsführer vollzogen, der mit der neuen Erfindung gänzlich unbekannt war und dessen Schiff, obschon bereits ausklarirt, dadurch acht Tage länger angehalten wurde. Die meisten ansässigen Chinesen haben daher schon die Gewohnheit angenommen, entblößten Hauptes einherzugehen, aus Furcht, die Ehrenbezeugung vor dem Stock vergessen zu können oder andere Stöcke nicht zu bemerken, deren Heiligkeit gleich streng gehandhabt werden möchte. Es besteht, wie es heißt, die Neigung bei der Behörde, den erwähnten Mißbrauch auch auf die Europäer für anwendbar zu erklären. Wir wünschen, sagt das Batavische Handelsblatt, über diesen Vorfall noch eine kurze Zeit lang das Stillschweigen zu bewahren, weil wir Grund zu glauben haben, die Justiz werde sich der Sache annehmen, in welchem Falle es eine persönliche Frage bleiben würde, während sie anders, viel mehr als die berüchtigte Aussetzung des Herrn van Vliet, eine Sache von allgemeinem Interesse werden möchte.

Von welch' großer Einquartierungslast die Gegend von Aschaffenburg in dem Kriegsjahre 1813 heimgesucht wurde, geht aus einer Bekanntmachung des damaligen Präfekten Will hervor, worin den Einwohnern von Rothenbuch im Spessart, welche für die Verpflegung der Truppen, worunter an 15,000 Mann Kavallerie waren, auf das Bereitwilligste bei den beschränktesten Mitteln gesorgt hatten, — die Anerkennung des Generalgouvernements zu Frankfurt ausgesprochen wurde. Die Einwohner geriethen durch diese außerordentliche Einquartierung aber auch in eine solche Noth, daß sie nicht einmal mehr den Hafer zur Aussaat hatten. Als weitere Anerkennung wurde der Gemeinde an dem jährlichen Kanon von 60 Maltern, 2 Simmern, $4\frac{3}{4}$ Sechter Hafer, welchen dieselbe von dem Erbbestandsgute Hofthiergarten zu bezahlen hatte, ein Drittel erlassen und wegen des Restes eine 1jährige Frist bewilligt.

Die zur Durchbohrung des Mont Cenis von den sardinischen Ingenieuren Sommeiller, Grandis und Grattoni erfundenen und in der Fabrik Cockerill u. Comp. in Seraing ausgeführten Bohrmaschinen bewährten sich in jeder Beziehung als durchaus praktisch und zweckentsprechend. Seit dem 1. Januar sind dieselben von zwei Seiten in Thätigkeit; sie werden durch komprimirte Luft in Bewegung gesetzt und machen in einer Minute Löcher von 9, 10 bis 11 Centimetres. Es haben dieselben 12,000 Metres Felsen zu durchbohren.

Am 11. Februar wurden zu Paris in der öffentlichen Versteigerungshalle ein altes Pferd, englischer Race, sogenanntes Vollblut, und ein kleines Miniaturgemälde von Hall, von der Größe einer Kinderhand, gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten verkauft. Das Pferd, das seinem früheren Herrn 1,500,000 Fr. Preise auf allen Rennbahnen Europas gewonnen hatte, wurde zu 25 Fr. sammt Zaum und Halfter verkauft. Das Miniaturgemälde von Hall, wofür zur Zeit der Künstler 12 Fr. 50 C. erhielt, wurde zu 7000 Fr. zugeschlagen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 44 Mittwoch, 20. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Es war spät. Xaver, nach Hause zurückgekehrt, wunderte sich, daß Carral seit dem Morgen nicht in das Hotel gekommen war; der Bettler hatte ihm nichts von dem an den Kommissär gesandten Briefe gesagt und der junge Mann hegte keinen Verdacht.

Xavers Geist hatte auch keine Zeit, sich jetzt mit dergleichen Nebendingen zu beschäftigen. Sein Geschick hatte sich seit einigen Stunden so gewaltig umgestaltet! von nun an hatte er eine Vergangenheit, er konnte an eine Zukunft glauben. Seine derzeitige Lage war gewiß keine der glänzendsten und die Eröffnung des Bettlers hatte ihn nicht mit einem Sprunge über alle Sprossen der gesellschaftlichen Stufenleiter hinweg gehoben, wie es gewöhnlich in den romanhaften Darstellungen der Unterhaltungsdramen geschieht, seine Herkunft war eine mittelmäßige und die Geschichte seiner Familie eine sehr traurige; aber er hatte einen Augenblick gefürchtet, der Sohn eines Negers, eines Bettlers zu seyn, und nun wußte er, daß sein Vater ein tapferer Soldat gewesen, er hatte einen ehrenwerthen, wenn auch nicht berühmten Namen, und was auch der alte Neptun sagen oder thun mochte, er war fest entschlossen, diesen Namen zu führen.

Xaver war von redlichem, edlem Charakter, er wußte gewiß das Großartige in dem übertriebenen Gehorsam Neptuns zu würdigen, aber diese mächtige, unüberlegte Selbstentäußerung bezeichnete den Sklaven; der gute Schwarze zog, so zu sagen sein Wesen aus, um seinem eigenen Willen den Buchstaben eines fremden Willens unterzuschieben. Wenn er gesagt hatte: „Mein guter Herr hat es befohlen!" dann war jeder weitere Grund überflüssig und von vorn herein zurückgewiesen.

Auf diesem Wege konnte Xaver ihm nicht folgen, höchstens wünschte er, seine Mutter wiederzufinden, deren unwürdiges Handeln ihm schwer auf dem Herzen lastete, übrigens wollte er seinen Weg gehen. So heiß hatte er sich nach dem Glücke gesehnt, damit er sich Helene nähern könne, und wie es im ersten Augenblicke unverhofften Glückes geschieht, glaubte er sich am Ende aller Mühen, seine Freude ließ ihn die Hindernisse nicht sehen; welche noch immer zwischen ihm und der Erbin des Hauses Rumbrye lagen.

Er irrte in diesem Labyrinthe verworrener Gedanken, die bei einer glücklichen oder unglücklichen Wendung des Lebens in Massen zusammenströmen, umher, als die Thür leise geöffnet wurde. Behutsam trat mit einem Packet unter dem Arme der schwarze Bettler ein.

„Kleiner Herr, ich bringe Ihnen Ihr Erbe," sagte er, legte das Packet auf einen Stuhl und fuhr dann fort: „Sie werden mir vielleicht vorwerfen, daß ich es zu lange behalten habe; aber ich betrachtete so gern diese kostbaren Reliquien, ehe ich mich Abends schlafen legte. Dann kannten Sie ja auch Ihre Lebensgeschichte nicht, diese Sachen hätten für Sie keinen Werth gehabt."

Xaver errieth, was das Packet enthielt, er öffnete es voll Ehrfurcht und breitete die verschiedenen uns bekannten Gegenstände, die als Trophäe in der Kammer des Bettlers gehangen hatten, auf dem Tische aus, wobei er zu sich selber sprach:

„Das also ist Alles, was mir von meinem Vater geblieben!"

Neptun zeigte, als er diese Worte hörte, eine verlegene Miene. — „Verzeihen Sie mir, kleiner Herr!" stammelte er.

Xaver hörte es nicht, er fuhr in seinem Selbstgespräch fort:

„Armer Vater! wie verehre ich jedes Stück dieses traurigen Schatzes!"

„Ich werde sie Ihnen zurückgeben, kleiner Herr, ich werde sie Ihnen geben!" sagte bittend der Schwarze.

„Was wollt Ihr mir zurückgeben, mein wackerer Freund?" fragte Xaver.

„Es wurde mir so schwer, mich davon zu trennen, kleiner Herr," erwiderte stotternd der Neger, „gegen meinen Willen fiel die Uniform meines guten Herrn mir aus der Hand, als ich das Packet machte; aber ich bringe sie Ihnen, sie gehört zu dem Uebrigen. — Von nun an werde ich allein seyn in meiner Kammer," fuhr er mit einem Seufzer fort, „ich werde nichts mehr haben, nichts! — Wenn ich dann rufe: Mein guter Herr! wird er mich wohl noch hören?"

„Behalte sie, Neptun," sagte Xaver gerührt, „Ihr habt sie mehr verdient, als ich; an dem Lager seines

treuen Dieners ist die Uniform meines Vaters ganz an ihrem Platz."

Neptun schlug fröhlich in die Hände und rief jauchzend:

„Dank, kleiner Herr," Dank! Sie sind beinahe so gut wie er!"

Hier brachte ein Diener einen Brief an Xaver. Während der junge Mann denselben las, beglänzte eine freudige Empfindung sein Gesicht und strahlte wie im Spiegel auf dem breiten Antlitz des Bettlers wieder. Nachdem Xaver gelesen, ging er einigemale im Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und flüsterte:

„Ich werde mit ihr allein seyn, ich werde ihr das Glück mittheilen, welches Gott mir gesandt. Ja, ich gehe! Thorheit wäre es, eine solche Gelegenheit zu versäumen. — Neptun," wandte er sich zu dem Bettler, „ich werde Euch auf einige Tage verlassen."

„Mich verlassen?" fragte der Schwarze, „warum?"

„Ich gehe auf's Land," antwortete Xaver.

„Ich gehe mit Ihnen, kleiner Herr," sagte der Neger.

„Das ist nicht thunlich, Neptun," erwiderte der junge Mann.

Der Neger senkte den Kopf und überlegte, endlich begann er mit langsamer, fester Stimme:

„Er hat mir befohlen, über Sie zu wachen, und ich werde wachen; Alles ist möglich, wenn es gilt, ihm zu gehorchen. — Kleiner Herr," fügte er plötzlich, indem ein neuer Gedanken in seinem Geist aufblitzte, erregt hinzu, „Sie haben einen Feind!"

Zum Drittenmale seit zwei Tagen vernahm Xaver diese Behauptung, er sah den Neger betroffen an und fragte:

„Kennt Ihr ihn?"

„Ja, ich kenne ihn," antwortete Neptun, und bei dem Andenken meines guten Herrn habe ich geschworen, ihn zu tödten!"

„Ihn tödten!" wiederholte Xaver erschreckt, „woran denkt Ihr?"

„Solchen Schwur vergißt man nicht!" versetzte der Bettler in wilder Energie; dann seinen Ton mildernd, bat er: „Lassen Sie mich Ihnen folgen, kleiner Herr! Sie wissen nicht — ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß das Auftreten der Polizei im Spielhause nicht das Werk des Zufalls war; ich kenne die Absicht Ihres Feindes nicht, aber Sie waren in eine Falle gegangen."

„Wie kommt Ihr darauf?" fragte Xaver.

„Ich habe Alles gesehen," antwortete der Bettler und erzählte darauf den Vorgang mit dem Briefe, welchen Carral vom Balkon geworfen und dessen Adresse der Auvergnat auf der Treppe von Saint-Germain-des-Prés laut vorgelesen.

„Seyd Ihr gewiß, daß er es war?" fragte Xaver zweifelnd.

„Ja," antwortete der Bettler, „es war der Mensch, der sich seit zwei Monaten fast wider Ihren Willen zu Ihrem Freunde gemacht hat, der Mensch, dem ich vom ersten Tage an mißtraute, der Mensch, der gestern mit Ihnen auf dem Balkon stand und dem Sie so unvorsichtig Ihre Geheimnisse entdeckten. O, ich bin meiner Sache gewiß!"

Xaver bedurfte einiger Zeit, um antworten zu können, so groß war seine Ueberraschung; endlich rief er:

„Carral! Das ist ja unmöglich! welches Interesse könnte er haben, mir Schlingen zu legen?"

„Das weiß ich nicht," versetzte Neptun, „aber ich bin gewiß, daß er es gethan hat."

(Fortsetzung folgt.)

Exzerpt der Regierungsgeschichte Schleswigs vom Jahre 800 bis 1700.

(Schluß.)

1667 vermählte sich der Herzog mit der Schwester des Königs Friederike Amalie, aus welcher Verbindung man die Hoffnung auf ein friedliches Einverständniß mit Dänemark schöpfte, allein es erfüllte sich nicht, die dänischen Minister intriguirten gegen den Herzog und bewogen den König zu einer treulosen schimpflichen That. Der Herzog wurde (1675) nach Rendsburg zum König geladen und auch solenn unter Donner der Geschütze empfangen, bald darauf aber verhaftet und zu dem sogenannten Rendsburger Vergleiche gezwungen. Die Herzogin war vorher nach Kopenhagen geladen, um durch ihre Entfernung eine etwaige Fürbitte bei ihrem Bruder, dem Könige, abzuschneiden.

In diesem Vergleiche mußte der gefangene Herzog die Festung Tönningen dem König abtreten, auf die Souveränetät in Schleswig verzichten, im ganzen Lande und sogar in der Residenzstadt Gottorp dänische Besatzung aufnehmen. Hierauf erfolgte wohl die Entlassung des Herzogs, aber er befand sich unter steter Umgebung von dänischen Soldaten nicht besser, als ein Gefangener. So dachte er auf Flucht und entkam nach Hamburg. Der König ließ nun Tönningen schleifen, die Räthe des Herzogs nach Kopenhagen bringen, alle Munition auf königliche Festungen schaffen und das ganze Gottorpische Gebiet unsäglich drangsaliren. Dieser Zustand währte bis zum Friedensschluß in Nimegen 1679 und zu Fontainebleau, wo ein besonderer Friede mit Dänemark geschlossen wurde, in dessen Folge Herzog Christian Albert, ohne Vorbehalt, wieder in sein Land eingesetzt, der Rendsburgische erzwungene Vergleich auf ewig kassirt und dagegen der Rothschildische und Kopenhagener Frieden aufs Neue bestätiget wurde. Die

Dänen hielten aber gewohnter Weise die Friedens-Bedingungen schlecht und fuhren fort, im Gottorpischen zu kontribuiren, wie zur Zeit der Sequestration auch wurden dem Herzog neue Propositionen gemacht, welche nicht besser waren, als jene in dem kassirten Vergleiche und der Herzog war abermals genöthigt (1684), sein Land zu verlassen.

1687 interponirte der Kaiser und es wurden zu Altona unter Zuziehung von Kursachsen und Kurbrandenburg als Mediatoren neue Traktate aufgesetzt. Das dänische Ministerium widersetzte sich anfänglich der Punkte wegen Schleswig mit der Drohung, der König würde auch nicht ein Bauerngut von Schleswig abtreten und wenn alles d'runter und d'rüber gehen sollte, allein es wurde diese nicht geachtet und nicht nur auf Herausgabe sämmtlicher herzoglicher Liegenschaften, sondern auch auf Restitution der erpreßten Kontributionen 10,824,740 Thaler bestanden. Diese Differenzen wurden endlich gehoben, durch den zu Altona 1689 zu Stande gekommenen Vergleich. Nach diesem soll Herzog Christian Albert sein Land und Leute, sowohl in Schleswig als in Holstein, auf eben die Weise besitzen und regieren, wie es vom Anfange seiner Regierung bis zum Jahre seiner Gefangenschaft 1675 geschehen sey. Dagegen mußte der Herzog Vergessenheit der empfangenen Beleidigungen geloben und auf Ersatz des von Dänemark bisher gezogenen Nutzens verzichten. Hierauf regierte dieser Herzog noch bis 1694.

Friedrich IV., Herzog zu Schleswig und Holstein in Gottorp, 1694—1702, hatte bei seinem Regierungs-Antritte gleiche Belästigungen von Dänemark zu befürchten und bemühte sich deßhalb um die Freundschaft Schwedens. Auch erfolgten allsobald von dänischer Seite anmaßliche Propositionen und verlangten unter Anderen Mittheilung des väterlichen Testaments, Erneuerung der Union, daß der Herzog keine schwedische Soldaten in seine Dienste nehmen und überhaupt selber keine Soldaten anwerben sollte. Der Herzog kehrte sich an diese Zumuthungen nicht, ließ vielmehr auf Grund des Altonaer Vergleichs zur Vertheidigung seines Landes, 1695, nicht nur Tönningen wieder befestigen, sondern auch verschiedene Schanzen aufwerfen.

Da nun zu befürchten stand, daß hieraus neue Verwickelungen entstehen würden, so wurden 1696, zu Hamburg und darnach in Pinneberg neue Traktate abgefaßt, wobei der Kaiser und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als Mediatore handelten. Die Hauptfrage war, ob der Herzog befugt sey, nach seinem Gefallen Festungen anzulegen und Volk zu werben? Die herzoglichen Minister deduzirten solches aus dem allgemeinen Rechte eines souveränen Fürsten soweit, als aus dem Altonaer Frieden, was aber von den Dänen unter dem Vorwande der Union und Kommunion beider Herzogthümer stets verneint wurde. Da nun aber England, Schweden, Holland und Lübeck den Altonaer Frieden garantirt hatten, so legten sich auch diese vier Mächte ins Mittel und traten den drei Mediatoren bei, damit es zu keinem Kriege kommen sollte. Während dieser Verhandlungen, die zu keinem Ende führten (gerade wie gegenwärtig), rückte die dänische Armee, 1697, ins Feld, und demolirte die noch nicht fertigen Schanzen, wodurch die Traktatenverhandlungen abgebrochen wurden. Durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzeß Hedwig Sophie von Schweden (1698) erlangte er die Alliance mit der Krone Schweden. 1699 starb König Christian V. und Herzog Friedrich nahm den gestörten Schanzenbau wieder auf, nachdem er durch einige auserlesene Regimenter Schweden Succurs erhalten hatte. Unter der nun regierenden Königin kam es 1700 zum Kriege. Gottorp und Schleswig wurden mit Dänen besetzt, Kontributionen erhoben und Schanzen demolirt, Friedrichsburg erobert und Tönningen betagert. In Tönningen lagen aber 5000 tapfere Schweden unter dem trefflichen General Banner und die Dänen mußten nach sechswöchentlicher vergeblicher Belagerung wieder abziehen. Zu gleicher Zeit erhielt der Herzog Hülfe von England, Holland und dem Hause Lüneburg.

Der Herzog brachte nun eine auserlesene Armee zu Lande, bestehend aus Holsteinern, Schweden Holländern und Lüneburgern auf die Beine, mit welchen er den Dänen die Spitze bieten konnte; zu Wasser fand sich eine englische und holländische Eskadre im Sunde ein, dann that der König von Schweden in eigener Person mit 1400 Mann einen Einfall auf der Insel Seeland, und Kopenhagen, welches bereits von der Seeseite bombardirt wurde, war in Gefahr, auf der Landseite angegriffen zu werden.

Die Intention dieser Mächte war eigentlich nicht, feindselig gegen Dänemark aufzutreten, sondern man suchte für das Haus Gottorp einen ersprießlichen Frieden zu erzwingen, dessen Unterdrückung an den Gränzen Deutschlands zu nachtheilige Folgen nach sich gezogen haben würde. Dieser Krieg ward aber durch den am 18. August 1700 zu Traventhal zu Gunsten des Hauses Gottorp abgeschlossenen Frieden unterbrochen.

Die Friedensbedingungen sind folgende:

1) Es soll eine Generalamnestie zu beiden Seiten angerichtet seyn

2) Die alten Uniones und Foedera werden konfirmirt, sollen aber nicht anders ausgelegt werden, als sie lauten.

3) Die Prälaten, Ritter und etliche privilegirte Städte sollen, wie früher, gemeinschaftlich regiert werden, doch soll diese Kommunion keinem Theil an der Ausübung seiner Souveränetät und fürstlichen Landeshoheit hinderlich seyn, welche ein jeder Theil künftig privative exerciren soll.

4) Der König soll als Herzog von Schleswig und Holstein in beiden Herzogthümern keine Prärogation vor dem Hause Holstein-Gottorp haben, sondern es soll eine genaue Parität beobachtet werden.

5) Der Herzog soll das plenum et liberum jus armorum, armandiae, foederum et fortalitiorum haben, doch sollen die Festungen zwei Meilen von einander und eine Meile von der Gränze gelegen seyn — und ohne äußerste Gefahr soll kein Theil mehr als 6000 Mann in diesem Lande unterhalten.

6) Der Altonaer Vergleich soll vollzogen und das Gut Gottesgabe auf der Insel Arron dem Herzoge zurückgegeben werden.

7) Die dänische Festung Christianspreis oder Friedrichsort soll den Herzoglichen keine Molästien verursachen.

8) Das Paktum mit dem Kapitel zu Lübeck soll in seinen Kräften bleiben.

In dem schwedisch-polnischen Kriege, 1702, blieb der Herzog Friedrich und hinterließ den Erbprinzen Karl Friedrich, geb. 1700.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Malta, 9. Febr., wird der „K. Z." geschrieben: „Vorige Nacht, 9. Febr., 12 Uhr 35 Min. Morgens, hatten wir hier ein Erdbeben. Schon um 10 Uhr Abends vorher glaubte man einen Stoß verspürt zu haben, jedoch ging derselbe unbemerkt vorüber. Um 12 Uhr 35 Minuten Morgens jedoch wurden die Bewohner Malta's aus dem Schlafe geschreckt; es war der erste heftige Stoß, bestehend in fünfzehn Sekunden langem Zittern der Erde und Gebäude. Gegen 1 Uhr folgte ein anderer von kurzer Dauer, aber heftigen Pulsirungen. Den ganzen Tag über hatten wir Sirocco-Wind gehabt. Um 12 Uhr Mittags, 8. Febr., zeigte das Thermometer 50° Fahrenheit, um 1 Uhr 5 Min. Morgens 54° Fahrenheit. Um 2 Uhr Morgens begab ich mich ins Telegraphen-Bureau, um mich des Sachstandes daselbst zu vergewissern. Während des Erdbebens wurden die Elektro-Magnete der Instrumente sehr stark affizirt. Von Modica (Sizilien) wurde mir auf meine telegraphische Anfrage mitgetheilt, man habe ebenfalls Erschütterungen, namentlich zwei sehr heftige, verspürt, und in Folge davon sey beträchtlicher Schaden verursacht. Gelindere Erschütterungen sind hier in Malta die ganze Nacht hindurch bis um halb 9 Uhr Morgens in unregelmäßigen Zeiträumen von einer halben bis einer Stunde gefühlt worden. — Der Karneval beginnt hier am 10. Febr., und fand gestern Abends bereits ein großartiger Karnevals-Ball statt, der nun leider durch dieses Erdbeben auf eine etwas unangenehme Weise gestört wurde. Die Straßen Valetta's sind voll von den Einwohnern der Stadt, und alle zwei Schritte stößt man auf Damen im feinsten Ballputz. Die Kirchen sind gedrängt voll und man läutet mit allen Glocken. Morgen ist in allen Kirchen feierliches Tedeum, vom Erzbischofe angeordnet. Der Palast des hiesigen Gouverneurs, so wie ein malteser Kasino sind in Folge des Erdbebens beschädigt, und zwar der Palast (ehedem Palais der Großmeister des Johanniter-Ordens) auf dem rechten Flügel nicht unbedeutend."

Aus Döbeln (Sachsen) vom 12. Februar schreibt man der „Constitutionellen Zeitung:" „Unweit Riesa ereignete sich am 12. Februar der gewiß seltene Fall, daß zwei Personen ohne unglückliche Folgen aus dem Coupé eines Personenwagens sprangen, während der Dampfwagenzug im vollen Gange war. Ein dem Zuchthause verfallenes Subjekt, das seinem Eldorado in Waldheim per Dampf zugeführt werden sollte, glaubte sich der unbequemen polizeilichen Begleitung entziehen zu können und sprang nach geschickter Oeffnung der Wagenthür auf die Bahn. Der Polizeimann hatte aber mehr Anhänglichkeit an seinen treulosen Gefährten, als dieser geglaubt haben mochte. Ohne langes Bedenken folgte er dem Ausreißer auf dem Fuße und ereilte ihn glücklich unweit der Bahn auf freiem Felde."

In Warschau ist unter dem Volke der Glaube verbreitet, Garibaldi werde am 1. März daselbst einrücken und die Russen verjagen. Vorigen Monat wurde ein Schusterbube von der Polizei festgenommen, weil er im Streit mit einem andern Lehrbuben diesem gedroht hatte: Warte nur, bis Garibaldi kommt! Die Mutter des Schusterbuben kam zum Polizeikommissär und bat um Freilassung ihres Sohnes. „Nein, nein," erwiderte dieser „der muß sitzen, bis Garibaldi kommt!" — „Jesus Maria," rief die Alte, „das dauert noch zwei Monate." — „Wie, zwei Monate?" — „Ei nun, freilich, der Garibaldi kommt ja erst im März nach Warschau, und so lange soll mein Sohn sitzen!!"

Nach einer öffentlichen Bekanntmachung des Herrn Majors Serre auf Maren vom 10. d. Monats ist die Anfertigung einer möglichst vollständigen Gewinnliste der Schillerlotterie nunmehr beendet, und wird nach beendigtem Druck, mit welchem zwei Druckereien beschäftigt sind, den verschiedenen Loose-Verkäufern zugesendet werden, auch nebst Katalog zu einem mäßigen Preise durch Buchhändler-Gelegenheit zu beziehen seyn. Bei Ausgabe dieser Liste erfolgte dann weitere Bekanntmachung wegen des Termins zur Einsendung der Loose.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 45 Donnerstag, 21. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Dieser Brief hier ist jedoch nicht von ihm," sagte Xaver, auf die eben erhaltene Botschaft deutend.

„Gehen Sie nicht!" bat Neptun, „gehen Sie nicht! dieser Mensch ist Ihr Feind!"

Der junge Mann dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er in entschlossenem Tone:

„Ich muß hingehen, sie wird da seyn."

Neptun schüttelte traurig den Kopf. — „Meine Stimme ist zu schwach, um gegen die Stimme der Liebe aufzukommen," sprach er, „doch mir sagt Etwas, daß dieser Brief eine neue Lockung ist, Sie ins Verderben zu ziehen. Ich folge Ihnen, kleiner Herr. Wehren Sie nicht dagegen! ich weiß, daß es Orte gibt, an denen der arme Schwarze sich nicht sehen lassen darf, ich weiß, daß meine Gegenwart Ihnen hinderlich, wenn nicht eine Schande wäre; aber ich will mich verbergen, weder sollen Sie mich sehen, noch sonst Jemand, wenn nicht —"

Er begleitete die letzten Worte mit einer drohenden Geberde, sprach jedoch seinen Gedanken nicht aus. Xaver betrachtete ihn zweifelnd und unschlüssig.

„Wohin gehen Sie?" fragte der Neger.

„Nach dem Schlosse Rumbrye bei A . . . im Departement de l'Eyre", antwortete der junge Mann.

„Sie haben Ihr Geld verloren, kleiner Herr," begann der Schwarze wieder, „Sie werden dessen bedürfen."

Er legte einige Louisd'ors auf den Kaminrand. Xavers Gesicht färbte sich mit dunkler Röthe.

„Erröthen Sie nicht," sprach Neptun sanft; „mein guter Herr hatte mir mehr gegeben als das, er hatte mich freigelassen; ich bezahle eine Schuld."

Xaver sah schweigend vor sich nieder.

Der Bettler ging zur Thür, bevor er jedoch über die Schwelle schritt, wandte er sich noch einmal um und fragte:

„Um welche Zeit reisen Sie morgen ab?"

„Genau weiß ich es nicht," antwortete Xaver, „Nachmittags."

„Auf Wiedersehen, kleiner Herr!" sprach der Schwarze.

„Bis ich Ihnen folge, bleiben mir noch ein Paar Stunden für mein Tagewerk: ich suche Ihre Mutter."

X.

In der Frühe des nächsten Tages stieg Neptun, auf seinen Stab gestützt, die fünf Treppen von seiner Wohnung herunter und begann seine Thätigkeit. Viele Male schon hatte er in den vorflossenen Jahren Paris nach allen Richtungen durchstreift, er hatte jedes Haus durchforscht, jede Frau angesehen, deren Alter und Wuchs nur einigermaßen der Vorstellung entsprach, welche sich in seiner Phantasie über Xavers Mutter gebildet; niemals war seine Beharrlichkeit vom Erfolge gekrönt worden. An diesem Tage überließ er sich nicht gänzlich dem Zufall, er hatte eine Spur, die, so schwach sie auch war, doch genügte, seinen Muth zu erheben; voll Hoffnung ging er an seine Forschungen, bei jedem Schritte nach seiner Tasche fühlend, um sich zu versichern, daß er noch im Besitze des mehrerwähnten Taschentuches mit den Buchstaben F. A. sey.

Ohne Besinnen wandte er sich sogleich nach dem Faubourg Saint-Germain, der bekannten Heimath der adeligen Equipagen. Er hatte sich die Dame, welche er vor zwei Tagen gesehen, und deren Wagen in das Gedächtniß geprägt; die Damen stehen spät auf, während man am Morgen die Toilette der Equipagen macht: er rechnete mehr auf den Wagen, als auf die Dame.

Seine Hoffnung trügte ihn nicht. Nachdem er gegen fünf Stunden erfolglos umhergelaufen war, den Kopf zwischen die Flügel aller Hotels gesteckt und mit scharfem Blicke die Höfe gemustert hatte, kam er, mitten in der Rue de Grenelle, vor eine Art Palast, dessen edler Baustyl die benachbarten Adelsitze verdunkelte; das Thor stand halb offen, der Bettler schaute hinein. Zunächst gewahrte er eine mit vier Pferden bespannte Postchaise, welche ein großer junger Mann in englischem Reiseanzug sorgfältig untersuchte. Das war es nicht, was der Schwarze suchte, und eben wollte er weiter gehen, als ein Pferd, mit welchem der große junge Mann spielte, sich bäumte; dadurch bewegte sich die Reisechaise und ließ eine prächtige Kutsche sehen, die, mit der Deichsel in der Luft, ohne Zweifel von einem

Stallknechte gewaschen und gebürstet werden sollte. Bei diesem Anblick blieb der Bettler festgewurzelt stehen, er prüfte von fern die Kalesche bis auf alle Einzelheiten und flüsterte endlich mit vor Freude bebender Stimme:

„Es ist dieselbe!“

Entschlossen trat er in den Hof und näherte sich dem großen jungen Manne, der kein Anderer war, als Alfred Lefebre des Valees, statt in der eleganten Tracht von gestern, in einem englischen Ueberrock, einer schwarzen Kravatte und Stulpenstiefeln steckend; er sah in diesem Kostüm wirklich nicht weniger einfältig aus, als im Ballanzuge.

„Bei meiner Ehre!“ sagte er, Neptun durch sein Lorgnon beäugelnd, „das ist eine Braunschecke mit weißem Barte. Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht sehr drollig ist! ich habe so Etwas noch nicht gesehen.“

Der Schwarze kam immer näher und blieb zuletzt vor Alfred Lefebre des Valees stehen. Dieser nahm sein Lorgnon herunter und rief:

„John!“

Ein kleiner stämmiger Normanne, dem man einen englischen Namen und eine englische Weste gegeben hatte, um einen Groom aus ihm zu machen, erschien an der Stallthür.

„Nimm Deine Peitsche,“ gebot der junge Alfred des Valees mit vortrefflich nachgeäffter britischer Kaltblütigkeit und machte seine Absicht deutlich, indem er auf den Bettler wies.

Ohne Zweifel verstand Neptun diese Absicht, denn er faßte unwillkürlich seinen langen Stock, der eine nicht zu verachtende Waffe war, fester; zum Glück brauchte er sie indessen nicht, Alfred war im Grunde ein guter Mensch, er hatte nur einen geistreichen Scherz machen wollen.

„Braunschecke!“ sagte er lachend, „wenn John nur zwei Jahre älter wäre, ließe ich ihn mit Dir boxen. … Was willst Du? Man tritt nicht so ohne Weiteres in das Hotel Rumbrye.“

„Rumbrye!“ wiederholte der Bettler, der ein Zeichen der Ueberraschung nicht verbergen konnte.

„Man bettelt am Thore, nicht im Hofe,“ fuhr Alfred fort; geh'!“

Neptun antwortete nicht, sondern zog aus seinem Busen das Taschentuch, das er sorgfältig in ein weißes Papier gewickelt hatte, und reichte es dem jungen Herrn.

„Was ist das?“ sagte Alfred, der sich erst die Handschuhe anzog, bevor er das Packet berührte. „Bei meiner Ehre!“ rief er, nachdem er das Papier geöffnet, „es ist ein Taschentuch der Marquise. — Hol's der Teufel, wenn das nicht ein guter Tag für Dich ist, Braunschecke;“ fügte er hinzu, fünf Franks in Neptuns Hand legend. „Guten Abend.“

Neptun verließ den Hof, ging jedoch nicht weit, sondern setzte sich vor dem Hotel auf einen Stein, wobei er sorgsam seinen Strohhut in das Gesicht drückte; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick durch das halbgeöffnete Thor. Er wußte jetzt, wo er die Frau, welche Xavers Züge trug, finden konnte, außerdem aber hatte er noch etwas Anderes erfahren: dieses Hotel führte den Namen Rumbrye, den Namen des Schlosses, nach welchem Xaver sich begeben wollte. Im Hofe hielt eine Reisechaise; hatten Hotel und Schloß denselben Besitzer? waren es Xavers Wirthe, die sich dieses Reisewagens bedienen wollten?

Indem Neptun so fragte, drang aus der Ferne der Schall einer Uhr herüber, es schlug zwei Uhr auf der Kirche Saint-Thomas d'Aquino. Der Bettler stand hastig auf, ihm fiel etwas ein: es war spät geworden, er fürchtete, Xaver möchte sich schon auf den Weg gemacht haben; wenig bewandert in der Geographie des Königsreichs, hatte Neptun nur den Namen Rumbrye behalten, eine Nacht des Schlafes hatte den Namen des Dorfes und selbst des Departements, in welchem das Schloß lag, aus seinem Gedächtnisse verwischt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Wiederbelebung Scheintodter.

Zwei Mißbräuche sind es, denen ich durch diese Zeilen entgegentreten möchte, Mißbräuche, von denen ich erst ganz kürzlich selbst erfahren habe, wie fest sie im Volke Wurzel geschlagen haben, — ich meine das sogenannte Stürzen oder auf den Kopfstellen im Wasser Verunglückter und das Luftaufblasen bei Scheintodten überhaupt. Ersteres ist wohl nur als Eigenthum des Volkes zu betrachten, und möchte wohl von Sachverständigen einstimmig verworfen und verdammt werden. Letzteres dagegen wird noch jetzt von Sachverständigen selbst empfohlen und geübt. Ist ein Mensch im Wasser verunglückt, und er wird bald darauf leblos herausgezogen, so hat das Volk die Meinung, der Tod sey dadurch erfolgt, daß die Lungen von Wasser vollgesogen und dadurch der Athmungsprozeß unterbrochen sey; in dem Glauben, man könne nun das Wasser wie aus einer Flasche herauslaufen lassen, und dadurch möglicherweise Athmen und Leben wieder herstellen, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als den Unglücklichen auf den Kopf zu stellen! Was wird hierdurch bewirkt? Das Blut tritt nach unten und in den Kopf, wie dieß ja schon bei jedem Lebenden geschieht, der sich in ähnliche Lage versetzt, und es wird, wenn noch ein Lebensfünkchen vorhanden war, dieses völlig ausgelöscht! Wasser tritt nicht in die Lungen frisch Ertrunkener, es kann also durch jenes Umstürzen auch nichts herauskommen. Etwas Wahres pflegt aber Allem zu Grunde zu liegen, was allgemein verbreitet ist, und sich lange ge-

halten hat; was wird dieß in unserem Falle seyn? Ertrunkene, die, ehe sie untersanken, öfters an die Oberfläche des Wassers kamen, verschlucken oft große Quantitäten Wasser; wenn bei solchen der Scheintod nicht tief ist, so bringt jene Bewegung bisweilen sehr schnell Erbrechen hervor, wodurch der Magen entleert, und die Lungen freier werden, indem der Druck von unten her geringer wird. Auf diese Weise kann dann dieß „Stürzen", wenn es nicht fortgesetzt wird, wohl einmal nützlich werden. Allein die damit verbundene Gefahr ist viel zu groß, als daß man es dulden dürfte.

Das zweite Mittel, mit welchem man nicht allein Ertrunkenen, sondern Scheintodten überhaupt zu Hülfe kommen will, ist das Lufteinblasen. Wenn von geübten Sachverständigen dieß Mittel, welches keineswegs ganz leicht anzuführen ist, angewendet wird, so kann es von Erfolg seyn. Laien wird man es nicht anvertrauen dürfen. Es soll entweder auf die Weise geschehen, daß der Helfende seinen Mund auf den Mund des Verunglückten legt, oder man soll sich eines Blasebalges bedienen. In ersterem Falle wird es selbst Sachverständigen begegnen können, daß die eingeblasene Luft nicht in die Lungen, sondern in den Magen dringt, diesen aufbläht und so durch Beengung der Lungen von unten her, indem das Zwerchfell hinaufgedrückt wird, schädlich wird. Dringt sie aber auch wirklich in die Lungen, so ist es bereits verdorbene Luft, wenn es nach Vorschrift derer geschieht, die da sagen, der Helfende soll durch eine kräftige Einathmung seine Lungen möglichst mit Luft füllen, und sie um Mund auf Mund bei zugehaltener Nase des Verunglückten diesem einblasen. Befolgt man noch dazu die Vorschrift derer, die da sagen, das Einblasen soll in kurzen Stößen geschehen, so läuft man Gefahr, die aufzublasenden Lungen zu verletzen. Das Blasen mit der Mundhöhle allein, nach Art der Röthrohrbläser, was noch das Zweckmäßigste wäre, verstehen aber leider Wenige. Das Einblasen der Luft mittelst eines Blasebalges durch die Nase bei zugehaltenem Munde führt zwar gute Luft ein, allein es gehört eine kunstgeübte Hand dazu, wenn es gelingen soll, was in noch erhöhterem Maaße erforderlich ist, wenn das Einblasen durch ein Röhrchen unmittelbar durch die Stimmritze geschehen soll. Die Anwendung eines Mittels aber, welches nur bei gelungener Ausführung nützlich oder zweifelhaft nützlich zu werden verspricht, erkläre ich für einen Mißbrauch, sobald ein leicht von Jedermann anzuführendes besseres Mittel da ist. Einem solchen Mittel aber die möglichst größte Verbreitung zu verschaffen, ist ein weiterer Zweck dieser Zeilen, den ich auch auf andere Weise in meiner so eben in L. Oehmigke's Verlag in Berlin erschienenen Schrift:

„Erste Hülfe bei Lebensgefahren oder was muß in solchen Fällen bis zur Ankunft eines Arztes geschehen? nebst Fingerzeigen, sich vor Lebensgefahren zu schützen"

schon anzustreben gesucht habe. Nachdem man den Scheintodten gehörig vorbereitet, d. h. den Ertrunkenen aus dem Wasser entfernt, dem Erhängten die Schlinge abgenommen, den Erstickten aus der erstickenden Atmosphäre entfernt hat, lege man ihn auf geebneten oder ebenen Boden auf die Bauchseite, unter die Brust ein fest zusammengerolltes Kleidungsstück, so daß dieselbe fest aufliegt, der Kopf dadurch nach vorn etwas herabhängt, und sorge dafür, daß Stirn und Gesicht sich nicht reiben können, was am besten dadurch erreicht wird, daß Jemand die Stirn in seine Hand aufnimmt. Jetzt drückt man mit der Hand vom Rücken her den Brustkasten etwas zusammen, damit die noch in den Lungen enthaltene Luft ausgetrieben wird (Ausathmung), dann wendet man langsam den Körper auf die rechte Seite, und etwas darüber hinaus, erhebt dabei zugleich den linken Arm nach oben. Hierbei wird theils durch die natürliche Elasticität der Rippenbogen, theils durch den seitlichen Druck, den die Schwere des Körpers selbst ausübt, theils durch das Erheben des linken Armes der Brustkasten wieder ausgedehnt (Einathmung). Hierauf legt man den Körper etwas schnell wieder zurück in die Bauchlage, dabei auch den Arm wieder zurückführend, und übt wiederum einen Druck auf den Rücken aus (Ausathmung); dann wendet man den Körper auf dieselbe Weise auf die linke Seite, den rechten Arm erhebend (Einathmung), und so fort in der Art, daß man etwa 15 Drehungen in der Minute macht. Das Verfahren erklärt sich selbst, es ist die natürlichste Nachahmung des Athmungsprozesses. Nimmt man noch Streichungen der Gliedmaßen mit festem Druck von außen nach innen zu Hülfe, so hat man hierin schon die wesentlichsten Momente zu einer möglichen Wiederbelebung beisammen, und es erfordert, was nicht zu übersehen ist, keinen Aufwand von Geräthen. Es kann an jedem Ort von Jedermann in Ausführung gebracht werden.

Dr. **Paasch**, königl. Physikus.

Mannigfaltigkeiten.

Das Bremer Schiff „Globus", welches am 23. Nov. mit 148 Passagieren und einer vollen Ladung Frachtgüter nach New-York abgesegelt war, ist, wie schon mitgetheilt, auf hoher See ein Raub der Flammen geworden. Ein Schreiben des Kapitäns Blanke vom 18. Januar gibt darüber folgende Auskunft: Am 12. Januar, Morgens 4 Uhr, wurde Kapitän Blanke von dem Steuermann aus dem Schlafe geweckt, der ihm meldete, daß man Rauch im Schiffe bemerke; der Kapitän eilte sogleich, sämmtliche Passagiere auf Deck zu beordern. Der Sitz des Feuers war, wie sich alsbald

ergab, im Unterraum. Durch ein in den Boden der Kajüte gehauenes Loch drang der heiße Rauch mit solcher Gewalt, daß Kapitän Blanke sogleich Rettung des Schiffes für unmöglich hielt, das Loch mit Betten wieder verstopfen und zunächst Brod und Wasser bergen ließ, um das Leben der Passagiere und der Mannschaft fristen zu können. Binnen einer halben Stunde hatte das Feuer so zugenommen, daß die Arbeit aufgegeben werden mußte; der Kapitän ließ dann sämmtliche Boote zu Wasser bringen, mit Proviant und Wasser versehen und von so vielen Passagieren und Seeleuten besetzen, als sie zu tragen vermochten, alle Luken und Oeffnungen an Bord aber so dicht als möglich verschließen. Gegen 10 Uhr Morgens beredete er Mannschaft und Passagiere wieder an Bord, um den Versuch zu machen, nach den Bermuda's Inseln zu steuern, wobei er die Boote auf Seiten des Schiffes behielt und eine Wache im Mast, um nach Hülfe auszusehen. Um halb 12 Uhr wurde ein Schiff in Sicht gemeldet, auf welches sie zuhielten und gegen 4 Uhr Nachmittags in dessen Nähe kamen. Es war das amerikanische Schiff „Morning Star", dessen Kapitän Campbell sich sogleich zur Rettung bereit erklärte und mit Hülfe der Boote wurden dann nach und nach sämmtliche Passagiere bis auf Einen (der laut anderweitiger Nachricht über Bord sprang) und die Mannschaft unter großen Anstrengungen und Gefahren bei heftigem Winde und Seegange auf den „Morning Star" gebracht, wobei nichts gerettet werden konnte, als was die Leute auf dem Leibe trugen. Als Kapitän Blanke den „Globus" verließ, schlugen bereits die Flammen so heftig aus der Kajüte, daß er kaum noch sein Boot erreichen konnte; er gelangte erst in finsterer Nacht an Bord des „Morning Star", dessen Kapitän sich der Verunglückten mit der größten Menschenfreundlichkeit annahm und mit ihnen in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar glücklich in Hampton Roads einlief. Wie aus anderweitigen, von New-York erhaltenen Nachrichten hervorgeht, hatte sich der bremische Konsul in Norfolk vorläufig der Passagiere angenommen und die deutsche Gesellschaft in New-York ein Komite ernannt, um für dieselben bei ihrer Ankunft Sorge zu tragen.

Am 5. Februar ist in Köslin ein auch in weiteren Kreisen bekannter Sonderling, der frühere O.-L.-G.-Referendar Fehlhaber gestorben, dessen mit Horazischen Oden und Sentenzen in allerlei Sprachen bunt bemaltes Wohnhaus die Aufmerksamkeit der Durchreisenden in Anspruch zu nehmen pflegte. Es wird nun seinem Vater, dem auch wohlbekannten Justizrath Fehlhaber, jedenfalls ein Ruheplatz in der Erde zu Theil werden, nachdem er länger als zwanzig Jahre in dem Hause des Sohnes als einbalsamirte Leiche gestanden hat, die von Letzterem wenigstens in früheren Zeiten noch mit Speise und Trank versehen zu werden pflegte.

Aus der Moldau sind Geschäftsleute nach Siebenbürgen zurückgekehrt, die eine schauervolle Schilderung machen über die Verheerungen, welche der sogenannte Kriwilz, ein böser Nordostwind, unter Menschen und Thieren kürzlich angerichtet hat. Auf dem Wege von der großen Serethbrücke bis gegen Galatz fand man 13 menschliche Leichen, die sammt ihren Zugvieh erstarrt am Wege lagen. Von einer Viehheerde, die gegen 800 Rinder zählte, sind nicht 50 Stück übrig geblieben. Die Schafheerden wurden dezimirt.

Man schreibt aus Memel, 12. Februar: Ein hiesiger Einwohner, Karl Ed. Brekow, ging mit Geld versehen nach Rußland; dieses wurde ihm dort von einem Beamten abgenommen und B. unter dem Namen eines Verbrechers Kolpasdnikow trotz aller Proteste, nachdem ihm der rechte Arm gebrandmarkt, nach Sibirien transportirt. Bis Perm war der Transport schon vor sich gegangen, als B., für welchen inzwischen vielfache Verwendungen stattgefunden, endlich losgelassen und ihm die Rückkehr nach Preußen erlaubt wurde, woselbst er am 6. d. Monats eintraf.

Die Freisinger Liedertafel ladet durch einen Aufruf an die Männergesangvereine des oberbayerischen, niederbayerischen, oberpfälzisch-regensburgischen und schwäbisch-neuburgischen Kreises diese zu einem im März zu haltenden Sängertag nach Landshut ein, wo die Konstituirung eines bayerischen Sängerbundes, gleich dem schwäbischen Sängerbund, stattfinden soll.

Räthsel.

Die ersten spannt der Bauer an den Wagen,
Die dritte hat, wer dieses Räthsel fand,
Und soll ich euch auch noch das Ganze sagen?
Es ist ein hoher Berg im Bayerland,
Und manchmal auch als Schimpfwort bei der Hand.

Auflösung des Räthsels in Nro. 40:

Aschaffenburg.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 46 Freitag, 22. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Eben wollte Neptun nach dem Platze Saint-Germain-des-Prés eilen, als ein letzter Blick in den Hof ihn Frau von Rumbrye gewahren ließ, die, auf den Arm eines Mannes gestützt, die Treppe herunter kam. Zuerst sah Neptun nur die Marquise und in der Freude, sich nicht getäuscht zu haben, sprach er vor sich hin:

„Sie ist es!“

Gleich darauf ließ er seinen Blick von der Marquise zu ihrem Cavalier schweifen und nun rang sich ein Ausruf des Staunens aus seiner Brust, während er die Augenbraunen finster zusammenzog: er hatte Xavers, folglich seinen eigenen Feind wiedererkannt, den Menschen, welcher den schändlichen Brief an den Polizeikommissär gesandt. Der Begleiter der Frau von Rumbrye war Carral.

Neptun dachte nicht mehr daran, fortzugehen, völlig verwirrt durch diese sich häufenden Wechselfälle, die einander so schnell folgten, daß ihm kaum Zeit zum Nachdenken blieb, stand er unbeweglich da. Was sollte er thun? Carrals Anwesenheit verlieh der Abreise der Marquise etwas drohendes, dieser Mensch konnte nur zu Xavers Verderben hier seyn; wenn der Letztere nun zufällig bereits abgereist war, wie sollte Neptun seiner Spur folgen? wie Schloß Rumbrye finden, das der arme Neger in seiner erschreckten Einbildung mit Hinterhalter und blutigen Geheimnissen erfüllt sah? — Unentschlossen umherblickend, sah er an dem gegenüberliegenden Trottoir einen Fiaker mit zwei starken Pferden stehen, er athmete leichter auf und sagte:

„Ich werde Ihnen folgen!“

In diesem Augenblicke schwang sich Frau von Rumbrye, leicht und anmuthig wie ein junges Mädchen, in die Reisechaise. Bevor sie einstieg, hatte sie zu Carral gesagt: „Wir sind allein und haben Zeit, uns zu besprechen.“ Die Rechnung war jedoch ohne den jungen Herrn Alfred Lefebre des Valees gemacht, der sich gemächlich auf einen Sitz hingestreckt hatte; Frau von Rumbrye konnte ihren Unmuth darüber nicht verbergen.

„Mich erwarten Sie nicht hier zu finden!“ versetzte der große Junge mit einem plumpen, schallenden Gelächter. „Ich fahre mit Ihnen, soll mich der Teufel holen!“

„Ich glaubte, Sie reisten mit Helene und Herrn von Rumbrye,“ sagte die Marquise verdrießlich.

„Hol's der Teufel, wenn Herr von Rumbrye zugibt, daß ich mit ihm reise!“ brummte Alfred Lefebre des Valees, indem er sich wohlgefällig in einem kleinen Spiegel beschaute, den er aus der Tasche gezogen hatte. „Das ist so eine Drahtpuppe aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten und würde es am liebsten sehen, man trüge eine gepuderte Perücke und einen Degen an der Seite. Bei meiner Ehre, Madame! ich kann mich daran nicht gewöhnen.“

Die Marquise machte zum bösen Spiele gute Miene und bedeutete Carral, er solle einsteigen.

„Mögen Sie es mir glauben oder nicht,“ wandte Alfred sich zu dem Mulatten, „Sie sind um die Hälfte weniger häßlich als gestern; Sie sahen wie ein Lebendigbegrabener aus, bei meiner Ehre!“

Der Wagen fuhr ab. Indem sie das Thor passirten, bemerkten Carral und Frau von Rumbrye gleichzeitig den schwarzen Bettler, dessen blitzendes Auge sich tief in den Wagen bohrte.

„Wieder dieser Mensch!“ murmelte die Marquise die sich des Schreckens nicht erwehren konnte.

„Die Hartnäckigkeit dieses Kauzes hat etwas mir Unbegreifliches,“ sprach Carral zu sich selbst.

Alfred Lefebre des Valees lächelte nur und dachte dabei:

„Das steht, hol mich der Teufel! fest, wenn John nur zwei Jahre älter wäre, so hätte er sich mit der Braunschecke boren müssen.“

Neptun war zu dem Fiaker hingestürzt, er sagte dem Kutscher ein Paar Worte, legte ihm einen Louisd'or in die Hand, und der schwerfällige Wagen rollte über das Pflaster der Reisechaise nach. Der Schwarze hatte am Morgen einen sturmvollen Tag geahnt und bevor er sein Stübchen verlassen, den ganzen Rest seines gesammelten Vermögens zu sich gesteckt.

So lange man in Paris blieb, wurde es dem Fiaker nicht schwer, der Postchaise zu folgen, er holte sie sogar ein und bei der Brücke Ludwigs des Fünfzehnten trabten die Pferde eine kurze Zeit neben denen der Chaise; der Bettler gebot dem Kutscher, mehr zu

rückzuhalten, welche Weisung jedoch sehr überflüssig war, denn kaum hatten die Postpferde den festen Kies der elysäischen Felder unter den Hufen, als sich ein gewaltiger Zwischenraum bildete.

„Schneller!“ rief der Bettler durch das Fenster.

„Ohne Sorge, guter Herr!“ versetzte der Kutscher das letzte Wort ironisch betonend, „da oben holen wir sie wieder ein.“

So kam es auch: an der Barriere de l'Etoil holte der Fiaker das Verlorene wieder ein; indessen währte der Vortheil nicht lange, die Pferde waren stark, aber alt und hatten etwas steife Beine.

Eine Stunde jenseits der Barriere wandte sich der Kutscher auf seinem Sitze um und fragte:

„Nun, guter Herr, wo geht es hin?“

Neptun zeigte mit dem Finger auf die Postchaise.

„Weiß, weiß!“ versetzte der Kutscher, „wir fahren, wohin sie fahren; wohin fahren sie?“

„Immer fort!“ rief Neptun ungeduldig. „Du wirst bezahlt.“

Der Kutscher schwang die Peitsche, begann dabei aber wieder:

„Bester Mann, Sie haben gut reden; aber meine Pferde sind zwei gute Pferde, die ich zu Schanden fahre, und — bei aller Achtung — Sie sehen mir nicht aus, als ob —“

Neptun holte ein Dutzend Napoleonsd'ors aus der Tasche und zeigte sie dem Kutscher. Dieser knallte sofort enthusiastisch mit der Peitsche und brummte in den Bart:

„Bei Gott! welch einträgliches Gewerbe solch eine Schecke hat!“

In Saint-Germain-en-Laye hielt die Chaise an, um die Pferde zu wechseln. Der Fiaker fuhr an ihr vorüber und gewann einen Vorsprung, den er bald wieder verlieren sollte; die beiden Pferde begannen jämmerlich zu schnaufen, ihr ganzer Leib rauchte, große Schweißtropfen rannen ihnen vom Halse und vom Kreuz herunter.

„Können sie noch zwei solcher Stationen aushalten?“ fragte Neptun beunruhigt.

„Zwei Stationen!“ erwiderte der Kutscher, „zwei Stationen! Darauf lasse ich mich nicht ein, bester Mann, und wenn Sie mir alle die gelben Füchse, die Sie mir gezeigt haben, dafür geben.“

„Vorwärts!“ keuchte der Neger, der seine Hoffnung gefährdet sah.

Die mit frischen Pferden bespannte Postchaise flog, im Galopp einen Abhang hinunter sausend, eben wie der Blitz an dem armen Fiaker vorüber.

„Nach!“ schrie Neptun.

Der Kutscher hieb zweimal scharf auf die Pferde ein, die Thiere fielen in einen holprigen, verzweifelten Galopp, am Ende des Abhanges gewannen sie auch wieder etwas Raum, doch je weiter es ging, um so mehr stellte sich das ungleiche Verhältniß der Kräfte heraus. Der Bettler wandte sich auf seinem Sitze hin und her, als wolle er durch seine gewaltsame Bewegungen dem Fuhrwerke schneller fort helfen.

„Nach!“ rief er jeden Augenblick, „um Gottes willen, laß sie nicht aus dem Gesicht!“

Der Kutscher that sein Möglichstes, aber seine Pferde ließen mehr und mehr nach, der Moment kam, in welchem Neptun, der sich beständig zum Fenster hinaus lehnte, bei einer Biegung des Weges die Chaise aus den Augen verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in Mecklenburg.

Der größte Theil Mecklenburgs ist Festland, und die zahlreichen geschlängelten Flüsse, die vielen Seen der beiden Herzogthümer bewässern weitgedehnte Wiesen. Deßhalb herrschen Ackerbau und Viehzucht vor. Der nördliche und östliche Theil des Landes kann als ein fertiges Kulturland gelten, auf dessen reichem Geestboden ein behäbiger Bauernstand in der Ruhe der Erbfolge und althergebrachter Wirthschaftsweise lebt. Ueppig gedeiht auf dem Acker der Waizen, auf fetter Trift weiden Rinder und Pferde, letztere der Stolz des ächten Bauern und der Gipfel seines Strebens. Im Nordwesten sind die Felder wie in den östlichen Strichen Schleswig-Holsteins in Koppeln getheilt, die von lebenden Hecken, meist Haselnuß- und Schlehdornsträuchern, eingefaßt werden. Hinter Wismar, bei Doberan und Rostock begegnen wir dieser Sitte nicht mehr; hier sind die Felder offen und nur an den Wegen mit Hecken oder Bäumen besetzt. Der nördliche Bauer kultivirt von Handelspflanzen, Kartoffeln u. s. w. selten mehr als er selbst bedarf. Der reine Getreidebau gestattet keine sehr großen Dörfer, und so sind die Ortschaften hier meist nur von Mittelgröße. Im Uebrigen ist dieser Landstrich mannigfaltiger gruppirt als der Süden. Moorniederungen, Wiesengründe, Thäler, Hügel theils bebaut, theils mit Wald bedeckt, von Obstgärten umgrünte freundliche Dörfer und Städtchen — dieß Alles wiederholt sich hier schneller als dort, der Pflanzenwuchs ist üppiger, die Landschaftsbilder haben kräftigere Farben, die Seen malerischere Ufer, das Leben ist reicher, die Fülle größer. Nirgends ein ungenutztes Stück Land, nirgends mehr eine Heidestrecke. Der Anbau ist zur Vollendung gelangt, wenigstens der Breite nach, nur noch die Vertiefung der Kultur ist möglich.

Anders der Süden mit seinem Sandboden. Auch hier herrscht zwar der Roggen vor, aber statt des gelben Waizens begegnen wir weit häufiger dem grauen Roggen, und fast überall macht sich die Neigung zu einer Handelsfrucht bemerklich. Die Wiesen haben ein

kurzes hartes Gras, kleine magere Kühen weiden auf dürren Triften. Große Strecken sind mit Kiefernwald bedeckt, weil der Boden zur Zeit noch keine entwickeltere Kultur zuläßt. Der Sandacker braucht starke Düngung, das Korn liefert aber nur kurzes Stroh. Die Felder der Einzelnen sind verhältnißmäßig ausgedehnt, folglich auch der Bedarf an Dünger. So sieht man die Landwirthe Kiefernadeln, Waldgras, Ginster, Torfschollen und was sonst den Boden fruchtbar macht, herbeikarren und sorgfältig vertheilen. Das Vieh bedarf einer Abwechslung in der Fütterung, und so baut man Kraut und Rüben. Der Acker liefert einen geringen oder mäßigen Kornertrag, und so pflanzt man Kartoffeln, säet Lein und kultivirt andere Handelsgewächse, die aber, wenn dabei nicht vorsichtig verfahren wird, den Boden aussaugen. Die Bewohner des Sandlandes haben noch wenig begriffen, was ihnen frommt, und so muß man die wirthschaftliche Entwicklung dieser Striche als noch unfertig bezeichnen. Die Viehzucht müßte durch den Anbau von Futtergräsern gehoben werden, durch sie wäre der animalische Dünger zu vermehren und so der Kleebau zu ermöglichen. Dann wird der Boden reicher und für die Anpflanzung lohnender Handelsgewächse geeigneter werden. Beweis dafür sind manche Gegenden der Mark Brandenburg und die Felder derjenigen mecklenburgischen Sandbauern, welche die Lehren der modernen Agronomie beachtet haben. Die übrigen sind wenig wohlhabend, ihre Dörfer zwar, gleich denen in andern sandigen Gegenden Deutschlands, meist sehr groß, aber gewöhnlich unfreundlich und nicht gut gehalten. Mit Geringschätzung blickt der Bauer der Geest auf den Nachbar im Sandlande, wenn dieser an ihm, dessen Wagen vier stattliche Braune ziehen, mit zweien vorbeifährt oder gar mit Kühe „hottert". Mitleidig sieht er auf einen Menschen herab, der sich statt mit Brod und Speck mit Kartoffeln Leib und Seele zusammen zu halten strebt, der kein Fleisch auf den Rippen und „keen Rögen in de Bost" hat. Die Gegenden sind hier arm an landwirthschaftlichen Reizen, es fehlt die wellenförmige Hügelform, das Land gleicht mehr einer langgestreckten Hochebene, und überall ziehen sich eintönige Nadelwälder hin. Wo Seen sich befinden und Flüsse rinnen, wird dieß natürlich anders: Laubholz tritt auf, Wiesen zeigen ihr helles Grün, und an den Gränzen, wo Sand- und Lehmboden zusammenstoßen, bildet sich häufig ein sehr vielfach gefärbtes wechselvolles Terrain: hübschgeformte Hügel, muntere Flüsse, mittelgroße Seen, Laub- und Nadelholzungen in buntem Gemisch.

Der südwestlichste Theil Mecklenburgs, die sogenannte Haideebene, ist der von der Natur am stiefmütterlichsten bedachte Strich des Landes. Der Boden ist abwechselnd Sand und Moor, dort dürr und scharf, hier von dem der Vegetation schädlichen Raseneisenstein durchzogen und an vielen Stellen versumpft. Aber die Bevölkerung dieser Gegend ist durch den steten Kampf mit solchen Hindernissen zu bedeutender Intelligenz und Rührigkeit gelangt. Eifrig entwässert und entsäuert man den Boden durch Spatenkultur, baut Dämme, zieht Gräben und kultivirt die hier allein reichlich lohnenden Handelspflanzen. Besonders ausgeprägt ist die Spatenkultur in den tiefen moorigen Strichen, z. B. im Hornwalde bei Grabow, wo nur wenige große Bauern wohnen.

Auf dem sehr leichten Sandboden um Propst Jesar, Lübtheen und Quast sieht man die Kinder auf den Straßen den Dünger in Körbe sammeln und ihn mit den Händen auf die Felder streuen. Landschaftliche Schönheiten sucht man hier natürlich vergebens. Die Felder sind in eine an die Farbe des Haidekrauts erinnernde bräunliche Farbe gekleidet, die Dörfer sehen ärmlich aus, das Vieh ist klein und nicht wohlgestaltet. Aber dieß ist nur der oberflächliche Eindruck.

Die Kartoffel wächst nicht über, sondern in der Erde, und die Leibfarbe des Buchwaizens ist die braune. Gyps und Braunkohlen findet man hier in größter Ausdehnung, der Raseneisenstein liefert Material zur Eisenfabrikation, an verschiedenen Stellen quillt gute Soole, und wenn die Regierung einmal daran denken wird, die Strebsamkeit der hiesigen Bevölkerung durch Anlage von Kunststraßen zu unterstützen, mag auch dieser Theil Mecklenburgs zu einer gewissen Bedeutung gelangen.

Die Mecklenburger sind, namentlich in den landbesitzenden Klassen, mit sehr geringen Ausnahmen Angehörige des sächsischen Stammes. In einzelnen Gegenden, z. B. im Klützer Winkel, wohnte schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts keiner der Slaven mehr, welche das Land früher innegehabt, und was sich von diesen im Osten, so wie in der südlichen Haideebene erhalten hatte, verschmolz sich mit den Deutschen im Lauf der folgenden Jahrhunderte so vollkommen, daß von der frühern Sitte fast gar nichts, von der frühern Sprache nur in den Ortsnamen eine Spur übrig blieb. Wenn der Verfasser unserer Schrift in dem Charakter der Mecklenburger die Züge des altsächsischen Charakters findet, so ist das richtig, aber zu wenig gesagt. Anhänglichkeit an ererbten Besitz und an das Herkommen, Mißtrauen gegen alles Neue und Ungewohnte, hartnäckiges Festhalten an der eignen Meinung, Derbheit und eine gewisse Schwerfälligkeit sind Eigenschaften nicht bloß des sächsischen, sondern überhaupt des deutschen Bauersmannes, wo er die alte Art bewahrt hat, und dasselbe gilt von den meisten andern Zügen, die uns hier als besondere mecklenburgische angeführt werden.

Die kleinern Städte Mecklenburgs sind mit ihrem umfangreichen Ackerbau oft halb Dorf, die Dörfer dagegen, auch wo sie die Jahrmarktsgerechtigkeit besitzen, niemals halb Stadt. Die älteren Dörfer haben gewöhnlich eine Kreisform, doch gibt es auch viele Zeilendörfer, deren Gehöfte der Straße folgen, die sie entstehen ließ.

Die Bauart der Häuser ist im Allgemeinen die sächsische, wie wir sie in Holstein und Südschleswig finden. Das Haus besteht aus einem länglichen Viereck von Fachwerkswänden und einem mächtigen spitz zulaufenden Strohdach. Die Balken der Wände liegen frei, die Zwischenräume sind mit Lehm ausgefüllt, den man Außen glättet und überweißt. Auf den Giebelenden sitzen die altsächsischen Pferdeköpfe, hier „Mulapen" genannt. Schornsteine sind nicht gebräuchlich. Das Haus ist zugleich Menschenwohnung, Stall und Kornspeicher. Durch ein mächtiges Thor tritt man auf die Diele, welche die Tenne bildet. Rechts und links befinden sich Viehstände, im Hintergrund, dem Thor gegenüber, ist der Herd, dessen Rauch durch ein Loch im obern Ende des Giebels und durch den Thorweg entweicht, nachdem er vorher die Schinken und Würste geräuchert, welche über der Diele unter den Tragbalken hängen, auf denen der Ertrag der Ernte lagert. Neben dem Herde führen Thüren in die Wohnstube des Hausbesitzers und in die Altentheilsstube, wo die Auszügler wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Irrenball im Bründelfeld bei Wien.] Der Faschingsonntag war auch in jenen Räumen, in denen sonst nur die stillen Zeugen zertrümmerten Menschenglückes unheimlich wandeln, ein Tag der wahren Freude, ein Tag der frohen Geselligkeit. Wer jene Gestalten, deren irrer Blick uns sonst fröstelnd durchzuckt, so harmlos und ungezwungen in eleganter Balltoilette, den Freuden eines Balles sich hingeben sah; wer Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie in fast kindlicher Lust diese sonst so bedauernswerthen Wesen dem Karneval ihren Tribut zollten; wer diese theilweise schönen Gestalten, mit wahrhaft erstaunlicher Ordnung und Pünktlichkeit Quadrille, Walzer, Polka, Mazurka und schottisch tanzen sah, der mußte sich wahrhaftig fragen: ob denn diese eleganten Tänzer und lieblichen Tänzerinnen Irre seyen? Der große Gesellschaftssaal zu ebener Erde war in sinniger Weise geschmückt und zum Tanzsaale umgewandelt, die zu beiden Seiten anstoßenden Zimmer waren zu Rauch-, Spiel- und Konversations-Zimmern eingerichtet. Auf einer Tribüne, am Ende des Ballsaales, hatte der Herr Minister von Lasser Platz genommen, der dem Balle von 8 bis 10 Uhr beiwohnte, sich einzelne Kranke von dem ordinirenden Arzte, Herrn Dr. Mildner, vorstellen ließ, sodann in Begleitung des Herrn Regierungsrathes Dr. Riedl die Säle besichtigte, von den Speisen kostete, mit vielen Patienten sprach und sich in leutseliger Weise mitten unter die Tanzenden mischte. Um halb 10 Uhr trugen mehrere Herren vom Männergesangvereine einige Lieder und Chöre vor, die die stille Lust der Gäste zu erhöhen schienen. Zum lauten Ausdruck des Beifalls von Seiten der Patienten kam es jedoch nicht; wie wir überhaupt zu bemerken glaubten, daß das Vergnügen der Irren sich mehr innerlich zu konzentriren und sich nur in den sanft belebten Augen derselben abzuspiegeln schien. Der Ball dauerte ohne die geringste Störung bis gegen 4 Uhr Morgens.

Man schreibt aus Paris: Dem Herkommen gemäß, wurde dieser Tage der neue Akademiker P. Lacordaire von den Herren Guizot, Villemain und Laprade, alle drei Gegner des kaiserl. Regimentes, Napoleon vorgestellt. Der Kaiser wandte sich zuerst an Guizot und sagte ihm: „Ich bedauere, daß ich so selten Gelegenheit habe, Sie zu sehen; ich liebe die Beredtsamkeit, auch wenn sie gegen mich angewendet wird. Hr. Guizot verbeugte sich, ohne etwas zu erwidern. Zu P. Lacordaire sagte er: „Ich habe nicht alle ihre Schriften gelesen, ich kenne bloß Ihre Leichenrede auf den General Drouet und fand sie sehr schön." — „Er war — erklärte P. Lacordaire — die makelloseste Zierde des ersten Kaiserreichs." „Die Kaiserin, fuhr Napoleon fort, hat eine Ihrer Predigten gehört, vor 8 Jahren schon in Bordeaux und hat sie heute noch nicht vergessen." Dann wandte er sich an Hrn. Villemain und sagte: „Ich habe gestern die Ernennung Ihres Schwiegersohnes zum Unterpräfekten unterzeichnet und that es mit vielem Vergnügen, worauf Hr. Villemain antwortete: „Sire, ich war darüber zugleich erfreut und überrascht." Zu Herrn de Laprade sagte der Kaiser kein Wort, weil er ihm wegen seines neulichen poetischen Rathes an die Italiener, sie sollten dem Machiavelli ein Monument errichten, wobei Laprade den Kaiser im Auge hatte.

Ein Dorfzimmermann ließ auf einen bestellten Galgen ziemlich lange warten, so daß man die Hinrichtung eines Deliquenten verschieben mußte. Da wurde er zum Vogt zitirt, der ihn anherrschte: „Halunke, warum hat er den Galgen noch nicht abgeliefert?" — „Ach, erwiderte der erschrockene Zimmermann ganz demüthig, „wenn ich nur gewußt hätte, daß der Galgen für Eure Gnaden gehören soll, so wäre er schon längst fertig."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 47 Samstag, 23. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Seyen Sie nur ruhig," tröstete der Kutscher, „an der Ecke sehen wir sie wieder."

Man bog um die Ecke, sah aber nichts.

„Zehn Louisd'ors, wenn Du sie einholst!" stieß Neptun kurz und heftig heraus.

„Zweihundert Franks!" berechnete der Kutscher und seine Peitsche schwirrte dreimal auf die Weichen der gehetzten Thiere nieder.

Die Thiere bäumten vor Schmerz auf, dann standen sie still; der Kutscher verdoppelte unbarmherzig die Peitschengabe, die Pferde, von einer wüthenden Angst erfaßt, begannen wieder zu laufen, den Kopf zwischen den Beinen, mit rauchenden Nüstern, bei jedem Schritte stoßend; aber sie liefen wie der Wind und der Kutscher peitschte immer darauf los. Neptun, auf das Fenster gelehnt, wie ein Jokey auf die Mähne eines Vollblutrenners beim Kirchthurmreiten, keuchte und schrie maschinenmäßig:

„Rasch! rasch!"

Seine zusammengepreßten Finger zerbrachen die Wand des Fiakers, er sprang ächzend auf, so oft die Schnelligkeit nachließ, er stieß einen Freudenruf aus, wenn ein plötzlicher Ruck ihm einen frischen Anlauf verkündigte.

Die Nacht brach herein, als sich endlich auf der Höhe eines fernen Hügels den Umriß der Postchaise, wie sie sich auf dem dunklen Blau des Himmels abzeichnete, gewahren ließ; zu gleicher Zeit wurden undeutlich die Lichter von Menschen sichtbar. Der Bettler feuerte noch einmal an und fiel dann erschöpft in den Fiaker zurück.

„Ein Paar Minuten später erfolgte ein heftiger Stoß: die beiden Pferde waren zugleich gestürzt; doch man war in Meulan und zehn Schritte von dem Fiaker wurden die Pferde der Postchaise umgespannt. Neptun schwang sich aus dem Wagen, warf dem Kutscher seine zehn Louid'ors zu und lief nach der Chaise; sobald dieselbe sich wieder in Gang setzte, sprang er hinten auf, klammerte sich an die Vorsprünge und fuhr so mit ab. Der Postmeister wollte dem Postillon Halt zurufen, aber die Chaise tanzte über das spitze Pflaster von Meulan, man hätte den Donner nicht gehört, zudem wurde es finster; nach einer angstvollen Minute schwand dem Bettler alle Furcht, von seinem Platze verjagt zu werden.

Unterdeß schien es, als würden die Fiakerpferde, mit fliegenden Flanken und den Kopf am Boden daliegend, nie wieder aufstehen; sie standen aber doch wieder auf und es ist guter Grund zu vermuthen, daß sie Tages darauf nicht schlechter getrabt als vorher: Fiakerpferde sind einmal so.

Die Chaise setzte ihre Fahrt im Galopp fort. Nach einer Stunde verließ sie die Straße und bog in eine breite Allee ein, deren beide Seiten mit hundertjährigen Eichen eingefaßt waren; im Hintergrund erhob sich das Schloß Rumbrye, dessen Hauptgebäude wie zu einem Feste erleuchtet war, in der Mitte wurde sie von einem hohen eisernen Gitter mit goldenen Verzierungen durchschnitten, das an dieser Seite den Park umschloß.

Der Bettler hing noch immer hinten auf der Chaise, weder Ermattung, noch die Stöße des Wagens hatten ihn vertreiben können. Die Peitsche des Postillons rief den Wächter aus seiner Hütte, die beiden Gitterthore kreischten in ihren verrosteten Angeln, die Chaise fuhr wie der Blitz hindurch; der Wächter sah Neptun nicht, zweihundert Schritte vom Schlosse sprang der Neger herunter und schlüpfte unbemerkt zwischen die Bäume des Parks.

Es war acht Uhr Abends. Die im Voraus benachrichtigten Diener hatten im Schlosse Alles zur Aufnahme der Herrschaft und ihrer Gäste vorbereitet; unmittelbar nach der Ankunft der Marquise jagten andere Chaisen die Allee herauf, der Salon füllte sich, und als der Marquis mit seiner Tochter eintraf, ging es in den Speisesaal, wo ein erquickliches Mahl die Reisenden erwartete. Jeder erwies den Speisen alle Ehre, denn die Reise hatte den Appetit Aller angeregt, unsere Unparteilichkeit fordert jedoch die Erklärung, daß Alfred Lefebre des Valees die übrigen Gäste weit hinter sich ließ; zwei Knöpfe seines englischen Unterrocks platzten vor dem Ende des Mahles ab und seine Tischnachbarin, eine reizende Frau, durfte sich über seine Schwatzhaftigkeit nicht beklagen. Alles, was er ihr sagte, war nach dem Braten die Versicherung:

„Bei meiner Ehre, Madame! ich habe nie besseres

Digitized by Google

Huhn gegessen; der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist!"

„Der Tag war herrlich gewesen, auch der Abend wahr schön, aber den Salon erfüllte eine herbstliche Wärme, welche die Luft verdickte und das Athmen erschwerte; alle Fenster des zu ebener Erde liegenden Salons standen offen, um den Gästen frische Luft zu gönnen. Hinter einem Rosenstrauche, dem einen Fenster gegenüber, kauerte Neptun und beobachtete. Der arme Schwarze hatte bis dahin nicht viel für seine übermenschlichen Anstrengungen, nach dem Schlosse Rumbrye zu kommen, gehabt; von dem Innern des Hauses ausgeschlossen, konnte er nur wüthende Blicke auf die Marquise und Carral werfen, die er instinktmäßig in dem Verdacht hatte, daß sie über Xavers Verderben brüteten. Sie saßen am Tische sehr weit von einander entfernt, aber ihr Blicke begegneten sich oft; mehr als einmal glaubte Neptun zu sehen, wie das Auge der Marquise einen Blick des Hasses gegen Xaver schleuderte.

„Wenn ich ihm sagen könnte, daß er ihr Sohn ist!" dachte der Neger. Aber ich bin dessen nicht gewiß, obwohl etwas in mir es behauptet, und wenn sie leugnet, wie soll man die Wahrheit ihr gegenüber beweisen und sie der Lüge überführen?"

Sein einfacher Verstand sagte ihm, es sey von einer Frau, die ehemals ihr Kind verlassen, nicht zu erwarten, sie werde dasselbe freiwillig wieder anerkennen und ohne Widerstand bei sich aufnehmen.

Man stand von der Tafel auf; die Marquise forderte Carral durch ein Zeichen auf, sich ihr zu nähern, dann öffnete sich die Gartenthür und einige Gruppen stiegen die Treppe hinab. Diese Gruppen gingen lachend und plaudernd bei dem Bettler vorüber, der ihrer nicht achtete, so eifrig verfolgte er die Bewegungen Carrals und der Marquise, unabläßig folgte ihnen sein Blick, er sah nicht einmal Helene von Rumbrye und Xaver, die mit einander vorbei kamen und eine nach dem Parkgitter führende gewundene Allee einschlugen.

Helene hatte ihren Arm in den Xavers gelegt. Es war das Erstemal, daß sie wirklich mit ihm allein war; bis dahin hatten sie ihre Gespräche unter den gleichgültigen, aber von Natur neugierigen Augen der Welt geführt; während sie sich immer weiter von dem Schlosse entfernten, zerstreuten sich auch die einzelnen Gruppen und gingen nach Laune, oder dem Bedürfniß der Einsamkeit Rechnung tragend, in die Seitenalleen. Bald hörte man nur noch aus der Ferne munteres Lachen oder die Diskantstimme des jungen Alfred Lefebre des Valees, der bei seiner Ehre schwor, daß die Hitze unerträglich sey, oder auch, daß seit der letzten Reise nach Rumbrye die Tage kürzer geworden, was, wie er versicherte, äußerst wunderbar war. Als die Schatten des Parks unsere Liebenden einhüllten, war aller Lärm verschwunden, sie waren allein.

Helene fühlte in ihrem Herzen eine unbekannte Empfindung, halb Freude, halb Traurigkeit. Sie ahnte in diesem Augenblicke, was ihr das Leben mit Xaver seyn würde, sie begriff zugleich den Schmerz einer Trennung; unwillkürlich schloß sich ihr Arm fester an Xaver, als fürchtete sie, ein Dritter wolle sich zwischen sie drängen, sie sprach nicht, aber ein schwermüthiges Lächeln spielte auf ihren Lippen und ihr klares, zärtliches Auge suchte Xavers Blick.

Dieser schwelgte in seinem berauschenden Glück, alle seine Hoffnungen belebten sich und wurden ihm zur Gewißheit; als er endlich Worte fand, stieß er jauchzend heraus:

„Wie glücklich werden wir seyn, Helene!"

Dieser naive Ausruf, den kein Gast des Schlosses Rumbrye ohne Lachen gehört haben würde, war gleichsam eine Antwort auf Helenens Gedanken. Er erschreckte sie nicht. Wer da sagt, daß die Unschuld ängstlich ist, der lügt: man muß die Gefahr kennen, um sie zu fürchten; die Koketterie zittert, oder stellt sich so, die Unschuld vertraut. Helene antwortete nicht, im tiefsten Grunde ihres Herzens aber klang es mit einer leichten Aenderung:

„Wie glücklich würden wir seyn!"

„Sie wissen noch nicht, daß ich jetzt nicht mehr allein stehe in der Welt," fuhr Xaver fort; „ich darf mit Liebe an einen verehrungswürdigen Vater denken, ich habe einen Namen —"

„Ist es ein adeliger Name?" unterbrach ihn hastig das Mädchen.

Wie der Griff einer eisigen Hand preßte diese Frage Xavers Herz zusammen. — „Nein," antwortete er.

Helene seufzte. — „Das ist traurig," sprach sie. „Doch mir," fügte sie hinzu, „mir ist Ihr Name werth, welcher es immer sey."

„Dank!" rief Xaver. Wie kann man doch in einer Sekunde leiden! ich fürchtete . . . doch ich habe mich geirrt. Dank!"

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Die Ausstattung der Zimmer ist verschieden. Im Ratzeburgischen findet man bei wohlhabenden Bauern Mahagonisekretäre, Sophas und Klaviere. Anderwärts ist das Hausgeräth auch bei Reichen noch sehr einfach: ein langer Tisch von Tannenholz, um welchen ebensolche Bänke stehen, ein Milchschrank, eine Lade, ein Sims, „Bort" genannt, auf dem einige Bücher liegen, ein Lehnstuhl für den Hausvater, hier und da auch das Bett — ein Monstrum seines Geschlechtes. Je höher

es auftragt, je mehr Kissen auf einander liegen, für desto nobler gilt es. Kopfkissen und Deckbett sind ringsum mit langen roth-, blau- und grünseidenen Bändern verziert, der Ueberzug ist buntgeblümtes „Kammerdauk", das Ganze kostet, wenn es „hübsch" ist, 80 bis 120 Thaler. Das Oberbett hat entsetzliches Gewicht, aber der Grundsatz der Leute, „des Nachts die von der Arbeit steifgewordenen Gliedmaßen wieder geschmeidig zu schwitzen," hilft über die Unbequemlichkeit hinweg. In einigen Gegenden findet man auch in der Stube eine Bank mit erhöhtem hölzernen Kopfstück, ein Instrument, welches der „Rökel" heißt und dem Bauer zur Mittagsruhe dient. Fenster, Tische und Bänke sind in der Regel dunkelbraun angestrichen, die vornehmere Lade dagegen, welche die Aussteuer, das Leinzeug und das Geld enthält, ist mit edleren Farben, gewöhnlich zeißiggrün oder himmelblau, geschmückt.

Neben dem Hause steht die Scheune und der „Kathen", der für die jüngeren Söhne und deren Familien bestimmt ist, wenn der älteste Sohn, bei Lebzeiten des Vaters schon „Vizebauer" genannt, das Gehöft erbt. In Holstein und Südschleswig liebt man äußere Verzierungen an den Wänden, bunten Anstrich der Thore und Fenster, Zusammenstellungen der Ziegel in den Mauern zu Sternen, Dreiecken, Kreisen und andern Figuren. In Mecklenburg kommt dieß nur selten vor. Die Fenster sind allerdings mit Oelfarbe angestrichen, die große Thür niemals. Der Balken über derselben zeigt bisweilen den Namen des Erbauers und die Jahreszahl des Baues, aber nur in wenigen Fällen einen Spruch oder Aehnliches. Auch von Blumen hält der Bauer wenig, man trifft sie nur selten in Töpfen vor dem Fenster, und dann sind es gewöhnlich starkduftende oder hellfarbige, wie Goldlack, Primeln (Stöteblaumen), Narzissen (Tiken) und Tulpen. Dagegen hält man viel auf Obstbäume und so sieht ein mecklenburger Dorf immerhin anmuthig genug aus.

Versteht man unter Volkstracht eine bestimmt nach ihren einzelnen Theilen zusammengehörige Tracht, deren Stoff durch die Ueberlieferung vorgeschrieben ist, deren Schnitt sich seit geraumer Zeit nicht geändert hat, deren Theile eine eigenthümliche Benennung haben, deren Farbe so und nicht anders seyn darf, so hat man in Mecklenburg noch Volkstrachten. Der Grundstoff des Werkeltagskleides in Mecklenburg war früher und ist noch jetzt Leinwand, von selbstgezogenem Flachs gemacht. Daneben kommen Stoffe aus Lein und Wolle vor: Bomsied oder Fünfkamm, nach Art des Atlas gewebt, indem die Fäden des fünften Kammes über die andern fallen, ein sehr dauerhaftes Gewebe, Vierkamm oder Rasch, vorzüglich zu Beinkleidern benutzt, Flanell, gewöhnlich zu Frauenröcken verwendet, endlich Fauderdauk, dem Flanell ähnlich, aber mit einem leinenen Aufzug von zwei Fäden. Sehr stark und meist schwarz gefärbt, dient es besonders den „schwarzen" Bauern bei Rostock zu Röcken. Die Männer tragen im Allgemeinen ungefärbte Leinwand, die in der Gegend zwischen Güstrow, Dargun und Stavenhagen gebleicht, sonst aber in der ursprünglichen grauen Farbe gebraucht wird. Ausnahmen bilden jene schwarzen Bauern bei Rostock und Doberan, so wie die braunen im Ratzeburgischen. Zur alten Tracht gehört ein kleiner runder Hut mit schmalem Rande. Derselbe hat jetzt an vielen Orten der gewöhnlichen Schirmmütze Platz gemacht und findet sich nur noch fast allgemein bei den Biestower Bauern, wo er bei den Junggesellen mit einer weißen, bei den verheiratheten Männern mit einer schwarzen Schnur eingefaßt ist. Früher trug man nur wollene Strümpfe und Schuhe, jetzt hat diese beinahe überall der hohe Stiefel verdrängt. Hauptstück der Volkstracht ist der lange Kittel von halbwollenem Zeug, der Sonntags mit einem Tuchrock, bei der Arbeit mit einer Schoosjacke vertauscht wird. Er ist das einzige Kleidungsstück, für welches man eine scherzende Bezeichnung hat. Das Volk nennt ihn „de olle Jakob". Regenschirme sind erst seit Kurzem in Gebrauch, dagegen gehört schon seit lange zum Sonntagsstaat eines wohlhabenden Bauern die Pfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf.

Interessanter und kleidsamer ist die Tracht der Mädchen und Frauen, unter denen man in manchen Gegenden ungewöhnlich vielen regelmäßig gebildeten Gesichtern und schlanken Gestalten begegnet. Betrachten wir ein junges Mädchen in der sächsischen (bunten) Tracht. Den Hinterkopf bedeckt eine kleine Pappmütze (Klöppel), die mit reicher Goldstickerei und vielen auf den Rücken herabhängenden seidenen Bändern (Start) geschmückt ist. Die Stirn faßt ein schmaler, fein gekräuselter „Strich" ein, der von den Schläfen abwärts etwas weiter wird. Die Brust ist mit einem niedrigen Mieder (Jope) bedeckt, das mit schwarzem oder buntem Band umfaßt ist, und unter welches die Zipfel des um den Hals geschlungenen, häufig mit Gold- und Seidenfaden gestickten Halstuches gesteckt werden. Eine herzförmige, mit Steinen besetzte Schnalle hält letzteres zusammen. Die langen bauschigen Aermel des Mieders sind oft unten mit silbernen Knöpfen versehen. Der kurze Rock hat am Schweif einen handbreiten Bandbesatz, dessen Farbe nach den Verhältnissen, wechselt, bald schwarz, bald bunt ist. Schürze und Halstuch sind bei Leichenbegängnissen weiß, die Strümpfe früher roth, jetzt ebenfalls weiß, die Schuhe sehr stark ausgeschnitten, mit Schnallen versehen und auf kleine hohe und spitze Absätze gestellt. Beim Kirchengang gehört zu Allem diesem noch ein weißes Taschentuch, ein kleiner Pelzmuff, der früher auch im Sommer getragen wurde, und das bei den Reicheren stark mit Silber beschlagene Gesangbuch. Der Hut von Span, den jede Bäuerin besitzt, wird, da er schwer und heiß ist, wenig benutzt. Die Stickereien auf dem Halstuch, oft von dem Mädchen selbst verfertigt, zeigen einen guten natürlichen Geschmack.

Eigene Trachten haben die von 1210 hierher ver-

pflanzten deutschen Kolonisten abstammenden Bewohner der Insel Poel, deren Lieblingsfarbe für die Männer graublau, für die Frauen braun ist, ferner die Zepeliner, deren Kleidung an die der Mönchguter auf Rügen erinnert, die Warnemünder, die von dänischen Ansiedlern stammen sollen, endlich die Diestower, so wie die Bauern des nordwestlichsten Theils von Mecklenburg-Strelitz, einer Gegend, wo sich die Slaven am längsten erhielten. Zum Unterschied von der bunten sächsischen Tracht heißt diese letztere allgemein die schwarze. Sonntags trägt der Mann hier, wenn er sich noch nicht zum fersenpeitschenden Gottestischrock bekehrt hat, was hier noch selten ist, eine schwarze, mit weißem Wollenstoff gefütterte Tuchjacke (Schubbjack), die bis über den Bauch fällt und hinten mit einem kleinen gefalteten Schooß endigt. Dieselbe hat einen Stehkragen und zwei Reihen runder oben platter Zinn- oder Silberknöpfe. An Werkeltagen zieht man statt dieser Staatsjacke eine von Wollengarn gestrickte, meist grau und weiß gestreifte an. Die Weste ist das alte Wams, unten ringsum zu und nur bis auf die Hälfte des Oberleibes offen, so daß sie über den Kopf gezogen werden muß, weßhalb sie „Krup in", d. h. kriech hinein, genannt wird. Sie ist gewöhnlich von Bomsied und hat eine Reihe sehr nahe aneinanderstehender Knöpfe. Das sehr weite und vielfaltige Beinkleid wird nur durch einen großen sichtbaren und einen kleinen verdeckten Knopf über den Hüften zusammengehalten, besteht aus schwarzer Leinwand und reicht nur bis zu den Knien, wo es durch Lederbändchen zusammengefaßt wird. Hohe Stiefeln, bisweilen noch weiße Strümpfe und Schuhe, ein dickes lose um den Nacken geschlungenes Halstuch, dessen Zipfel lang herabhängen, und der kleine runde, schon beschriebene Hut vollendet den Anzug.

Gleich wesentliche Verschiedenheiten von der sächsischen Tracht zeigt der Anzug der Frauen unter den schwarzen Bauern. Die Röcke sind an Wochentagen roth, Sonntags und sonst bei feierlichen Gelegenheiten schwarz, die Strümpfe roth oder weiß. Nur selten sieht man diese Bäuerinnen in Hemdärmeln gehen, während die sächsischen häufig so getroffen werden. Die Alltagsmützen haben nur einen kleinen, die Sonntagsmützen dagegen einen fast fußbreiten, am Scheitel weit abstehenden, an den Wangen sich anschließenden Strich. Sie sind schwarz wie das Band des kleinen nur den obersten Theil des Kopfes schüsselartig bedeckenden Spanhutes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der dieser Tage verstorbene Marschall Bosquet befand sich 1833 noch in der Applikationsschule zu Metz. Wie andere seiner Kameraden begann er seine kriegerische Laufbahn in Afrika und stieg hier schon 1851 nach der siegreichen Kabylenexpedition zum Divisionsgeneral empor. Der Krimfeldzug, in dem er hauptsächlich zum Erfolg an der Alma beitrug, den Lord Raglan rettete, ferner bei Erstürmung des Malakoff einen Bombensplitter in die rechte Seite erhielt, brachte ihm den Marschallsstab. Es ist aber nicht diese Verwundung, die sein frühzeitiges Ableben verursachte, sondern der in einem Zweikampf zu Paris empfangene Lungenstich, mittelst dessen ein französischer Stabsoffizier seine verletzte Hausehre rächte. Bosquet war unter den Marschällen des zweiten französischen Kaiserreichs mit Niel und Mac Mahon der am meisten befähigte, und ohne jenes Körperleiden würde ihm wahrscheinlich der Oberbefehl im italienischen Feldzug übertragen worden seyn.

Am 6. Februar ereignete sich in Königsberg ein betrübender Fall, der durch die begleitenden Nebenumstände zu einem erschütternden wurde. In dem überfüllten Konzertsaal wurde das Mendelssohn'sche Oratorium „Elias" aufgeführt. Eben hatte Elias das einleitende „So wahr der Herr, der Gott Israels, lebet", gesungen, als der Dirigent, der königl. Musikdirektor Pätzold, mit dem Taktstock in der Hand, leblos zu Boden stürzte. Der im jugendlichen Alter stehende, gesunde Mann war von einem Nervenschlage getroffen. Die Bestürzung des Auditoriums, unter welchem sich auch die Gattin des Dahingeschiedenen befand, war ungeheuer. Pätzold, früher Kantor in Erdmannsdorf in Schlesien, war Organist an der Schloßkirche und Direktor der musikalischen Akademie in Königsberg. Er ist auch in weitern musikalischen Kreisen durch gelungene Kompositionen nicht unbekannt.

Unter den Trophäen aus China, die nun im Pavillon Marsan zu Paris aufgestellt sind, befindet sich eine Uniform des chinesischen Kaisers; der Helm sieht dem preußischen ähnlich; die Einrichtung eines chinesischen Tempels und viele werthvolle Waffen mit Diamanten und Perlen besetzt.

[Eine gute Ausrede ist viel werth.] Gast: „Lieber Herr Wirth, es wäre gescheidter, statt zu politisiren und über die Preßzustände zu schimpfen, uns reinen, unverfälschten Wein zu geben" — „Das kann ich eben nicht, lieber Herr, denn wenn man keine gute Presse hat, kann man auch Niemanden reinen Wein einschenken."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 48 Sonntag, 24. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Er nahm Helenens Hand, welche diese ihm nicht zu entziehen versuchte, in die seine, dann erzählte er seine Geschichte, jedoch nicht mit der anfänglichen Begeisterung; ein einziges Wort genügte, um seine Seele abzukühlen, und dieses Wort war gesprochen, der Traum wich der Wirklichkeit.

„Ach Fräulein!“ sprach der junge Mann am Schlusse seiner Mittheilung, „wie sehnte ich mich so heiß, wie hoffte ich!“

Helene blieb stehen und versank in Nachdenken; nach längerem Schweigen begann sie:

„Ich weiß nicht, welche Zukunft Gott uns bestimmt! aber ich liebe Sie, Xaver, und werde Sie immer lieben!“

Xaver fiel vor ihr auf das Knie, Helene führte lächelnd ihre Hand an seinen Mund und sprach:

„Kommen Sie, wir sind einander angetraut. Ich werde nicht Ihre Gattin werden können, aber nie werde ich eines Andern Weib.“

Xaver drückte des Mädchens beide Hände auf sein Herz, um dessen Schlagen zu mäßigen, er fand kein Wort, seine Freude auszudrücken, kein Wort, ihr zu danken. Helene stützte sich wieder auf seinen Arm und sie schlugen den Rückweg nach dem Schlosse ein.

Unterdessen hatte Neptun die Gartenthür nicht aus den Augen gelassen, unermüdlich saß er auf der Lauer; endlich kam, was er erwartet: Frau vom Rumbrye stieg an Carrals Arme die Treppe herunter. Neptun warf sich, als sie bei ihm vorüber gingen, zur Erde, und mit jener wilden Gewandtheit, die er früher so oft entwickelt, folgte er ihnen kriechend; kein Geräusch verrieth ihn, lautlos schlüpfte er über den Rasen und verbarg sich unter jedem Fruchtbaume, jedem Blüthenbusche. Frau von Rumbrye und Carral nahmen einen anderen Weg als die übrigen Gäste, sie wandten sich um die Ecke der Allee, gingen längs des Parkes hin und traten in eine Art Rosenlaube, in deren Mitte sich eine Pyramide von hohen Dahlien erhob.

„Hier,“ sagte die Marquise, „sehen wir die Unberufenen von fern kommen und Sie können sich erklären, Carral.“

„Das will ich eben,“ erwiderte der Mulatte; „ich würde es früher gethan haben, hätte sich Ihr Sohn nicht mit in die Postchaise gesetzt. — Doch was ist das für ein Geräusch?“ unterbrach er sich.

Es war Neptun, der sich unter die Dahlienzweige geschlichen hatte.

„Nichts,“ sagte die Marquise.

Der vorsichtigere Carral bog die Zweige der Blumenpyramide auseinander, doch sah er nur eine unförmliche schwarze Masse, die er für einen Düngerhaufen hielt. Sobald er sich zurück gewendet, machte die schwarze Masse eine unmerkliche Bewegung und Neptun, seinen Kopf in dem dichtesten Laubwerk verbergend, richtete seine wüthenden Blicke auf die Beiden.

„Es ist wirklich nichts,“ sagte Carral zu der Marquise. „Bevor wir nun zur Sache übergehen, erlauben Sie mir die Frage Madame: sind Sie noch immer fest entschlossen?“

„Sie fragen noch?“ rief die Marquise heftig. „Haben Sie nicht gesehen, daß der Herr von Rumbrye in seinem Wagen diesen Bagabunden mitgebracht hat?“

„Ich habe es gesehen, ja,“ erwiderte Carral kalt.

„In seinem Wagen!“ wiederholte Frau von Rumbrye, „zwischen sich und Helene, wo mein Sohn sitzen sollte! — Haben Sie nicht gesehen, daß während des Soupers die ganze Aufmerksamkeit des Marquis nur ihm zugewendet war?“

„Es schien so,“ versetzte Carral ruhig.

„Ist in diesem Augenblicke dieser Xaver nicht mit Helene zusammen?“ fuhr die Marquise fort.

„Sie verließen mit einander den Salon,“ versetzte der Mulatte.

„Und Sie fragen noch, ob ich fest entschlossen bin?“ wüthete Frau von Rumbrye. „Es wird Zeit, Carral! wenn Du ihn mir nicht aus dem Wege schaffst, ist das Verwögen für meinen Sohn verloren.“

„Ich werde ihn diese Nacht tödten,“ sagte Carral mit merkwürdiger Kaltblütigkeit.

Neptun zitterte vom Kopf bis zum Fuße; eine solche Gefahr hatten seine unbestimmten Befürchtungen ihm nicht gezeigt.

Die Marquise antwortete nicht sogleich, ihr Kopf war auf die Brust herab gebeugt, sie war unentschlossen

oder wollte es scheinen; bald jedoch streifte sie eine überflüssige Schaam ab, sie richtete sich rasch empor, und ohne ein anderes Gefühl als das einer unruhigen Neugierde zu verrathen fragte sie:

„Wie wirst Du es ausführen?"

„Mein Dolch wird ihn befördern," antwortete der Mulatte.

Neptun legte die Hand auf's Herz und drückte es heftig zusammen: er fürchtete, die heftigen Schläge könnten ihn verrathen.

„Sie lassen sein Bett in dem äußersten linken Flügel aufschlagen, dort!" sagte Carral und sein ausgestreckter Finger bezeichnete das Eckfenster des von ihm gemeinten Flügels.

Dem Bettler entging keine Geberde.

„Ich werde dafür sorgen," flüsterte Frau von Rumbrye.

„Es ist doch kein anderes bewohntes Zimmer in dem Flügel?" fragte Carral.

„Nicht ein einziges," antwortete die Marquise.

„Gut!" sagte der Mulatte; „ich werde, wenn es geschehen ist, durch das Fenster hinaus steigen und seine Uhr und sein Gold mitnehmen, morgen heißt es dann, es seyen Diebe in das Schloß gebrochen."

„Elender!" knirschte Neptun, in dessen Busen wilder Haß kochte.

„Du bist ein guter Diener, Carral," versetzte die Marquise dem Mulatten die Hand reichend; „handle wie Du sprichst und Du sollst reich belohnt werden."

„Ich rechne darauf," entgegnete der Mulatte mit demselben ruhigen und ungezwungenen Tone, den er während des ganzen Gesprächs festgehalten hatte.

Die Luft war dumpf und elektrisch, dichte schwarze Wolken mit hellen Säumen wälzten sich am Himmel, einige große Regentropfen fielen; die Marquise wollte sich entfernen, Carral faßte sie jedoch ohne Umstände beim Arm und sagte mit zweideutigem Lächeln:

„Ich bitte, bleiben Sie, ich bin noch nicht zu Ende."

„Was haben Sie mir denn noch zu sagen," stammelte die Marquise, deren Hand leicht zitterte.

Carral sammelte sich, dann erwiderte er:

„Ich habe Ihnen zu sagen, daß ich Sie von Grund meiner Seele hasse. Sie haben Ihre Gewalt gemißbraucht, Sie haben Ihren Fuß mir auf die Brust gesetzt, und als ich um Gnade flehte, hat nur ein bitteres, grausames Lächeln meiner Bitte geantwortet. Jetzt fordern Sie ein Verbrechen von mir: gut! ich erwartete es nicht anders, ich wünschte es, denn dieses Verbrechen soll meine Kette sprengen."

„Ja, ja, Carral," versetzte die Marquise mit erheuchelter Sanftmuth, „nachher bist Du frei, ich schwöre es Dir!"

„Was gebe ich auf einen Schwur von Ihnen, Madame?" entgegnete der Mulatte; „Sie verstehen zu lügen und glauben an keinen Gott. Ich will mehr, verstehen Sie? ich will eine Bürgschaft."

„Sie sollen sie haben," sagte Frau von Rumbrye.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Das Mieder ist gleichfalls schwarz, mit rothem oder schwarzem Bande umsäumt, an der Brust durch einen bunten Latz (Boschen) geschlossen, das Tuch gewöhnlich bunt, Sonntags schwarz, beim Abendmahl weiß. Die ganze Tracht ist entschieden weniger geschmackvoll als die sächsische, namentlich sehen die großen Mützenstriche häßlich aus, und das ist um so mehr zu beklagen, als die Frauen dieser Gegenden schon an sich nicht so wohlgestaltet sind, als die vom sächsischen Stamm.

Die schwarze Tracht gestattet ferner weniger, als die bunte, soziale Unterscheidungszeichen. Letztere läßt namentlich bei den Frauen den Stand recht wohl zeigen, und das will unter Bauern noch etwas bedeuten. Die Frau des Hufners, der seine vier oder sechs Pferde im Stall hat, ist etwas Besseres, als die des Büdners, der seinen kleinen Acker mit fremdem Geschirr bestellt, diese wieder vornehmer, als die des Tagelöhners, der seine Parzelle mit dem Spaten bearbeitet. „Schultenmutter" klingt ganz anders, als „Möllerich" oder „Meiersch". Warum soll sie nicht auch ernster, würdiger auftreten, warum ihre Stellung im Dorfe nicht außer einem stattlicheren „Dickbub" (ein wohlgerundeter Bauch ist dem mecklenburger Bauer ein Ehrenzeichen, das er sorgsam pflegt) auch durch besonders viel Goldstickerei an Tuch und Mütze repräsentiren?

Im Familienleben gilt zunächst, daß der Hausvater Herr im Hause ist. Er leitet namentlich die Verwaltung des äußern, seine Frau die des innern Hauswesens. Zwischen den Kindern jeden Geschlechts besteht eine feste Rangabstufung sowohl hinsichtlich ihrer Bedeutung in der Familie, wie hinsichtlich ihrer Beschäftigung. Der älteste Sohn hat den nächsten Platz nach dem Vater und führt, sobald er erwachsen, bei der Arbeit eine Art Oberaufsicht. Doch muß er, gleich seinen Brüdern, von der Pike auf dienen, vom Gänsejungen zum Kuhjungen, von dieser Würde zum Ochsen- oder Kleinknecht, endlich zum Pferde- oder Großknecht sich emporarbeiten. Ebenso die Töchter. Auch hier findet eine Stufenfolge statt, die mit dem Departement des Federviehs beginnt und mit dem der Kühe endigt. Die Küche bleibt Reservat der Hausfrau. Von der Konfirmation an bezieht jedes Kind seinen Dienstbotenlohn, der auf der obersten Stufe für die Söhne 14—24 Thaler, für die Töchter 10—18 Thaler zu betragen

Digitized by Google

pflegt. Ungern gibt der Bauer seine Kinder in fremden Dienst, und sein Familiensinn geht so weit, daß er beim Mangel eigner Kinder lieber die von Verwandten, als fremde Knechte oder Mägde ins Haus nimmt. Auch wenn der Vater stirbt und der älteste Sohn die Wirthschaft übernimmt, bleiben die Geschwister bei ihm, die Schwestern bis zu ihrer Verheirathung, die Brüder über diese hinaus. Heirathet der Erbe, so ziehen die bei ihm verbliebenen Brüder in den zu jedem Gehöft gehörenden Kathen und gehen nun allmälig in die Stellung bloßer Dienstboten über.

Gefreit wird fast immer nur nach praktischen Rücksichten. Selten verirrt sich die Neigung eines Burschen zu einem Mädchen, welches den Eltern nicht anstehen könnte; gewöhnlich wählt er eine aus demselben Dorfe, da eine Fremde, wie man sich ausdrückt, „met anner Water döft“ — mit anderm Wasser getauft ist. Kaum kommt es vor, daß einer unter seinen Stand und Vermögen heirathet.

Einfach wie die geschilderten Verhältnisse ist auch das tägliche Leben der Leute. Den Tag über nimmt sie die ländliche Arbeit in Anspruch. Nach der Abendmahlzeit setzen sich im Sommer die jungen Leute vor die Hofthür und erzählen sich „Läuschen und Riemels“. An den langen Winterabenden bleibt man in der Stube, der Vater liest bei einer Thranlampe oder einem Talglicht in einem Buch, die weiblichen Hausgenossen spinnen oder schälen Kartoffeln, die Söhne schnitzen Löffel oder flechten Weidenkörbe. Mitunter gibt ein witziger Kopf Räthsel oder aus der Stadt mitgebrachte Kunststückchen zum Besten, häufiger spielen die Männer Karten: Scherwenzel, Solo, Finnkart, Schafskopf, Hund u. s. w. Jeder hat die Mütze auf dem Kopf, die Pfeife mit ff. grünem Jägertabak im Munde und ist bemüht, die Atmosphäre in der niedrigen Stube so angenehm als möglich zu machen, wozu bisweilen eine Brütgans hinter dem Ofen das Ihre beiträgt.

Des Sonntags geht man Früh zur Kirche, des Nachmittags in die Stadt zum Einkauf, des Abends in den Krug, doch nur selten lange. Säufer sind im Allgemeinen nicht häufig, obwohl der Bauer nur beim größten Durst Wasser trinkt. Sein gewöhnliches Getränk ist selbstgebrautes säuerliches mit gelben Wurzeln abgekochtes und versüßtes Bier und gelegentlich ein Schnaps. Letzterer ist, wie Scorpionenöl äußerlich, ein Universalmittel für alle innern Uebel, zumal gegen „Wasser in den Stiefeln“. Außerordentlich sind die Leistungen des mecklenburger Bauern auf dem Gebiet des Essens. Früh ehe man aufs Feld geht, ißt man in der einen Gegend eine breiartige Suppe aus Mehl und Milch, scherzweise „Sanftlieschen“ genannt, in der andern Kartoffeln mit Speck in Wasser gekocht, im Süden Butterbrod, wozu man Cichorienkaffee in Menge trinkt. Aechter Kaffee wird selten getrunken; doch schreibt ihm der Volksglaube große stärkende Kräfte zu. Nach jenem ersten Essen, dem „Morgenbrod“, folgt gegen 8 Uhr das „Hochimt“, auch „Kleinmittag“ genannt, bei dem es Speck und Brod in Fülle, einen Schnaps oder auch selbst gebrantes Bier gibt. Vorsorgliche Gemüther — und das sind die Meisten — nehmen sich von da ein tüchtig Stück Brod mit zur Arbeit, für den Fall, daß der Magen „grölen“ sollte. Mittags 12 Uhr folgt die Hauptmahlzeit, die aus den grünen Gemüsen der Jahreszeit mit Kartoffeln, Speck und Schinken besteht. Sonn- und Festtage fügen dazu noch Pfannenkuchen, „Appelbackbeern“ (Backobst), dicken Reis mit gekochtem Rind- oder Hammelfleisch (Grapenbraden) und getrockneten Pflaumen. Ein Lieblingsgericht ist Reis und Klöße, das beliebteste Fleisch Schweinefleisch, besonders Rippenbraten, der mit Pflaumen gestopft ist. „Gösbraden“, sagt der Bauer, „sall de beste sien, äwer Swienbraten is't.“ Um 4 Uhr folgt ein „Abendbrod“ von Brod, Butter, Speck und Schinken, dann schließt man mit der Nachtkost, die gewöhnlich wieder ein Kartoffelgericht ist.

Das Hauptnahrungsmittel ist grobes, aus ungesichtetem Roggenmehl gebackenes Brod, das dem westphälischen Pumpernickel gleicht. Waizenbrod (Stuten) gilt auf dem Lande noch allenthalben als Leckerbissen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Beim k. Obertribunal in Berlin kam vor einigen Tagen eine Anklage wegen Mordes in der Nichtigkeitsinstanz zur Verhandlung, welche in mehr als einer Beziehung, namentlich psychologisch, interessant war. Am Samstag, 18. August v. J., Mittags 12 Uhr, verließ der in Magdeburg bei seiner Mutter wohnende Knabe Paul Heß, 7 Jahre alt, seine elterliche Wohnung, um einen Kousin zu besuchen; er kehrte jedoch zu seiner Mutter nicht zurück, war auch beim Kousin nicht gewesen, so daß seine Mutter am nächsten Tage sein Verschwinden bei der Polizei anzeigte. Am Morgen des darauf folgenden Tages, 20. August, meldete sich der mehrfach bestrafte Cigarrenmacher Gust. Karl Ed. Kagelmann bei dem Gefängnißinspektor mit der Anzeige, daß er am 18. August Nachmittags den Knaben auf dem Kommandanten-Werder verlästlich in die alte Elbe gestürzt habe, um ihn zu tödten — um sich dadurch an der Menschheit zu rächen. Das Geständniß seiner gräßlichen That hat sich alsdann als ein richtiges erwiesen. Der Angeklagte ist der Sohn eines nicht unbemittelten Schuhmachers; er hat angemessenen Schulunterricht nicht ohne Erfolg genossen und wurde hiernach bei mehreren Meistern in die Lehre gethan, hielt jedoch nicht aus. Er war von Jugend auf dem Naschen und der Lüge ergeben und kam öfter in den Verdacht der Unredlichkeit. Er wurde demnächst auch wegen

Diebstahls, zuletzt mit zwei Jahren Zuchthaus, bestraft. Im Zuchthause betrug er sich sehr gut und wurde aus demselben am 25. Nov. 1859 erlassen. Nunmehr ergab er sich vollständig dem Müssiggang, indem er seinen Eltern vorlog, daß er Beschäftigung habe. Durch das Umhertreiben und durch völligen Geldmangel fing er an, über sein Leben nachzugrübeln, warf seinen Haß auf die Menschheit überhaupt, obwohl er sich nur allein die Schuld beizumessen hatte, beschloß, sich zu rächen, und zwar durch einen Mord. Dieser Entschluß reifte mehr und mehr und stand bald bei ihm fest. Mit diesem Grimm im Herzen am Samstag, 18. August v. Js., die Wohnung seiner Eltern verließ er zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, traf den ihm bis dahin völlig unbekannten Paul Heß, und seine Mordgedanken richteten sich sofort auf den unschuldigen Knaben — er beschloß, ihn zu ertränken. Er bat den Knaben, um ihn an sich zu fesseln, ihm etwas zu tragen, und machte ihm dafür Versprechungen. Er führte den Knaben umher, und dreimal, wenn er zur Ausführung seiner gräßlichen That schreiten wollte, wurde sie ihm wieder leid. Doch hielt er auf dem Wege seine Mordgedanken immer fest, bis er an die Eisenbahnbrücke gelangte, welche über die alte Elbe führt, und dort fand er bald eine Stelle, die er für sein Vorhaben auswählte. Er lockte den sorglosen Knaben an die Uferspülung, und Beide standen dicht am Wasser, als der Eisenbahnzug über die Brücke brauste. Dieß war das Zeichen — mit einem Stoße gegen die Brust warf er den arglosen Knaben in die Fluth, die sich sofort über ihm schloß. Das Gepolter des Bahnzuges machte die That lautlos. Kagelmann entfernte sich nun und war die beiden darauf folgenden Tage sehr heiter; er ließ sich seine Speisen schmecken, und das Gefühl der Genugthuung und Freude über seine wohlgelungene That kam über ihn. Bald aber ergriff ihn die Reue über die gräßliche That; er konnte keinen Schlaf finden, und schwere Träume ängstigten ihn während der Nacht. Deßhalb reifte nunmehr wieder der Entschluß in ihm, der Qual sich durch ein Bekenntniß zu entreißen. Am 20. Aug. stand er deßhalb vor 6 Uhr Morgens auf, genoß seinen Kaffee und verließ mit seinem Bruder das Haus, gleich als wollte er auf Arbeit gehen. Er lief mit demselben noch einige Zeit umher und schied dann von ihm mit den Worten: „Bleib gesund!“ Mehrere Stunden lief er dann noch rastlos umher, bis er sich endlich im Gefängnisse als Mörder meldete. Die Geschwornen erklärten den Angeklagten des Mordes schuldig, und der Gerichtshof verurtheilte ihn auf Grund des § 157 des Strafgesetzes zum Tode. Gegen dieses Erkenntniß hatte nun der Vertheidiger des Anklagten die Nichtigkeits-Beschwerde eingelegt, indem er namentlich Zweifel gegen die Richtigkeit des Geständnisses erhob. Er stellte die Sache so dar, als ob Angeklagte, von der Menschheit ausgestoßen, durch sein Umhertreiben und durch schlechte Lektüre sich eine fixe Idee gebildet habe, durch ein erdichtetes Verbrechen eine Berühmtheit zu erlangen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch sein ihm überdrüssiges Leben auf das Spiel zu setzen. Die Anträge der Vertheidigung in Betreff der Prüfung der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten waren abgelehnt worden, und die Nichtigkeitsbeschwerde behauptete deßhalb Beschränkung der Vertheidigung. Das Obertribunal hat die Nichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen und dadurch das Todesurtheil bestätigt.

Aus Rom verlautet folgende pikante Anekdote. Kriegsminister Merode hatte einige betrunkene französische Soldaten durch päpstliche Gendarmen arretiren lassen. General Goyon remonstrirte persönlich dagegen, weil zu obigem Zweck eine französische „hinreichend befähigte“ Gendarmerie existire. Der Kardinalminister, dessen Franzosenhaß bekannt ist, replizirte boshaft: „Die französischen Gendarmen waren von jeher zu Allem tauglich, z. B. zur Verhaftung Ludwigs XVI., Pius VII., der Herzogin von Berry und zweimal sogar zur Verhaftung des Prinzen Louis Napoleon.“ Goyon entgegnete zürnend, wenn Seine Eminenz nicht den Priesterrock trügen, würde er das Schwert ziehen; worauf sein hämischer Gegner erwiderte: „Das wäre Ihnen freilich sehr erwünscht; Sie bekämen dadurch eine erstmalige Gelegenheit.“ Goyon hat bekanntlich noch wenig Pulver gerochen, während im Kardinal immer noch der frühere herausfordernde Soldat zu stecken scheint.

In Bologna, der nunmehr berühmten Stadt, in welcher vor wenigen Tagen der Postwagen inmitten der Stadt angefallen und ausgeplündert wurde, geschah am Abend des Karnevalssonntag ein ähnliches Bravourstück. Es traten sieben bis an die Zähne bewaffnete Räuber in eine in der Straße Saragessa gelegene Schenke und forderte die versammelten Gäste auf, sich bei Todesstrafe ruhig zu verhalten. Indeß gingen ihrer zwei an die Kasse des Wirths, nahmen alles vorhandene Geld und entfernten sich wieder mit den Uebrigen, ohne daß von den Anwesenden auch nur einer Miene gemacht hätte, sie zu verfolgen.

Es ist nun 109 Jahre her, daß der Gregorianische Kalender in England eingeführt wurde, doch rechnet das Schatzamt noch nach dem Julianischen und bezahlt die Zinsen der Staatsschuld um zwölf Tage später, als sie verfallen; nach uraltem Gebrauch fängt das Finanzjahr am 25. März, mithin nach dem Datum der Schatzkammer, am 5. April an; so ist England heute noch in amtlicher Beziehung im Jahre 1860.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 49 Dienstag, 26. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

„Wie?“ fragte Carral ironisch, „Sie würden mir einen Schein geben, in welchem Sie erklärten: „Ich habe dem Mulatten Jonquille einen Mord aufgetragen?“

„Jonquille!“ flüsterte Neptun bei sich, „diesen Namen habe ich in den Papieren meines guten Herrn gelesen.“

Dabei versicherte er sich, daß die Papiere auf seiner Brust ruhten.

„Und Sie unterzeichneten: „Florentia Angele, Marquise von Rumbrye?“ fuhr der Mulatte fort.

„Florentia Angele!“ wiederholte der Neger, dem nun der letzte Zweifel schwand.

„Das würden Sie thun?“ fragte Carral wieder.

Die Marquise zog rasch ihren Arm zurück, nahm jene gebietende Haltung an, welche so oft den Widerstand Carrals gebrochen hatte, und versetzte, die Stirn runzelnd:

„Ich glaube, Du willst Dich wieder gegen mich empören!“

Der Mulatte zuckte die Achseln und erwiderte in sarkastischem Tone:

„Ersparen Sie sich die Mühe, die Rolle einer Königin, die Sie allerdings ganz vortrefflich spielen, zu wiederholen, ich fürchte Sie nicht mehr, denn Sie brauchen mich; noch mehr: Sie fürchten mich, weil ich um Ihr Geheimniß weiß.“

Die Marquise war nicht die Frau, welche sich so mühelos besiegen ließ, spottend antwortete sie:

„Armer Jonquille! Du weißt um mein Geheimniß! Aber ich bin die Marquise von Rumbrye und jede Beschuldigung gegen mich würde Verläumdung genannt werden.“

„Mag sie so genannt werden!“ entgegnete der Mulatte, „Sie werden dennoch nicht wagen, etwas gegen Xaver zu unternehmen; diese Verläumdung wird sich wie ein Wall zwischen Ihnen und ihm erheben und Herr Alfred Lefebre des Valees wird die zehn Millionen des Fräuleins von Rumbrye nicht heirathen.“

„Und Du, Du wirst entlarvt seyn!“ versetzte die Marquise wüthend, „mit Fingern wird man auf Dich zeigen!“

„Ich verlasse Frankreich,“ entgegnete der Mulatte ruhig.

Es trat ein längeres Schweigen ein. Große Regentropfen fielen auf die halb entblößten Schultern der Marquise, Sie achtete es nicht. Endlich begann sie in tiefem Tone wieder:

„Fordere etwas Anderes von mir, Carral, ich will es thun.“

„Ah! so stehen wir also auf gleichem Boden?“ rief der Mulatte mit einer Art von Entzücken, „Sie unterhandeln, Herrin! — Nun,“ fuhr er hohnlächelnd fort, „ich will großmüthig seyn: Sie sollen nichts schreiben, nichts unterzeichnen, Sie sollen mir nur helfen.“

„Ihnen helfen? ich?“ versetzte die Marquise erschreckt.

„Ich bin feig, wie Sie wissen, Madame,“ sagte der Mulatte, „Ihre Gegenwart wird mich den Stoß sicher führen lassen.“

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des jungen Herrn Alfred Lefebre des Valees hören, der seine Mutter rief und ihr bei seiner Ehre schwor, daß er einen Regenschirm brächte.

„Nein, nein!“ stammelte die Marquise, „dabei seyn kann ich nicht!“

„Ueberlegen Sie es, Madame, aber beeilen Sie sich,“ sagte Carral; „verweigern Sie es mir, so verlasse ich auf der Stelle das Schloß und Sie sehen mich nicht wieder.“

„Ho-hip! ho-hip!“ rief der junge Lefebre des Valees. „Der Teufel weiß, wo Sie stecken, Mutter!“

„Bin ich fort,“ hob Carral wieder an, „dann wird Xaver die schöne und reiche Helene heimführen; Herr von Rumbrye liebt ihn, seine Tochter nicht weniger —“

„Ich komme!“ flüsterte die Marquise.

„Ho-hip! ho-hip!“ schrie der große Junge. „Mögen Sie es mir glauben oder nicht, Madame, es ist schwarz wie in einem Backofen und ich weiß nicht, wo Sie sind!“

Die Marquise und Carral wendeten sich nach dem Schlosse, dessen Fenster durch die Dunkelheit herüber glänzten.

„In welcher Stunde?“ fragte Frau von Rumbrye.

„Man wird spät zu Bette gehen," antwortete Carral, „zwei Uhr nach Mitternacht."

„Ich werde da seyn," sagte die Marquise.

Der Bettler richtete sich hoch auf, sein schwarzes Gesicht ragte über die Köpfe der Dahlien hinweg, er folgte lange mit den Augen dem Mörderpaar, dann murmelte er:

„Auch ich werde da seyn!"

XI.

Xaver war von einem Bedienten auf das Zimmer geführt worden, welches die Marquise für ihn hatte bereiten lassen. Das Abgelegene dieser Wohnung setzte ihn weder in Erstaunen, noch bereitete es ihm Unruhe, voll Freude legte er sich zu Bette und schlief, von tröstenden Gedanken gewiegt, ein. In der That hatte der Marquis ihm während des Abends noch mehr Theilnahme als sonst gezeigt, und dann, hatte Helene ihn nicht auf den Grund ihres Herzens blicken lassen?

Er schlief fest bis um ein Uhr Morgens. Da wurde dreimal leise an das Fenster geklopft, er hörte es nicht und nun klopfte man stärker, dann drückte eine mit einem Taschentuche umwundene Hand die Fensterscheibe ein, welche, da ihre Scherben in den Falten des Tuches hängen blieben, ohne großes Geräusch zerbrach. Dießmal hörte Xaver, er glaubte jedoch zu träumen und schlief, ein Paar unzusammenhängende Worte murmelnd, wieder ein. Jetzt faßte eine Hand durch das Loch in der zerbrochenen Scheibe und drehte den Fensterriegel auf, hierauf stieg ein Mann auf das Brett und sprang in das Zimmer.

Das Gewitter war vorüber, der Mond trat ruhig glänzend aus den Wolken hervor, sein Licht fiel gerade auf Xavers Gesicht. Der Eingestiegene ging vorwärts und trat an das Bett; einen Augenblick betrachtete er den Schlafenden, dann faltete er die Hände: er schien zu beten; darauf küßte er die Stirn des jungen Mannes. Als er sich erhob, beleuchtete der Mond das Ebenholzgesicht des schwarzen Bettlers.

Neptun machte eine Bewegung, als wollte er Xaver wecken, er besann sich jedoch, ging wieder nach dem Fenster, schloß dasselbe, zog die Vorhänge zu und machte so das Zimmer völlig dunkel; nachdem dieß geschehen war, kauerte er hinter Xavers Bett auf dem Teppich nieder.

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, als der Neger auf dem Gange das gedämpfte Geräusch von Schritten und zwei Stimmen zu hören glaubte, welche leise einige rasche Worte wechselten; unmittelbar darauf drehte sich ein Schlüssel in Schlosse und die Thür wurde sachte geöffnet: Carral zeigte sich auf der Schwelle. Der Mulatte trug keine Waffe in der Hand, ohne Zweifel wollte er für den Fall, daß er Xaver etwa wach fände, einen nächtlichen Besuch vorschützen, den ihre freundschaftliche Stellung zu einander vollkommen rechtfertigte; hätten die Dinge ihren gewöhnlichen Verlauf genommen, so würde der junge Mann kaum sehr überrascht gewesen seyn, noch weniger aber in Carral einen Mörder gesehen haben. Aber es war ein Zeuge zugegen, der nicht getäuscht werden konnte.

Der Mulatte trat mit einem brennenden Lichte in der Hand lächelnd vor; sobald er sich jedoch überzeugt hatte, daß Xaver schlafe, nahmen seine Züge einen ganz andern Ausdruck an: seine Augenbrauen zogen sich zusammen, so daß die Falten seiner Wangen eckiger hervortraten, seine Augen glühten von einem düstern Feuer. Er griff mit der Hand unter seinen Rock und zog ein offenes Dolchmesser hervor, dann stellte er sein Licht auf den Tisch und löschte dasselbe aus, nachdem er sich sorgsam die Stelle gemerkt hatte, wohin er seinen Stoß führen mußte.

Er hob den Arm, doch in demselben Augenblicke fühlte er seinen Dolch von einer kräftigen Faust ergriffen, während eine andere ihm die Kehle zudrückte; er stieß einen lauten Schrei aus, einen einzigen furchtbaren Schrei, dann röchelte er entsetzlich und fiel rücklings nieder, schwer wie ein Stück Blei; leblos lag er da.

Der Schwarze war nach afrikanischer Weise mit ihm verfahren, er hatte seinen Feind erdrosselt.

Erschreckt fuhr Xaver empor; er hörte Nichts mehr, tiefe Stille war dem Todesschrei des Mulatten gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Milchspeisen ißt man gern, aber nicht oft. Kartoffeln genießt der Bauer von altem Schrot und Korn nur wenn er muß. Die Städter nennt er verächtlich „Kantüffelbük" (Kartoffelbäuche), eine dicke rothe Nase „Kantüffelsnut". Obgleich der See nahe, macht sich der hiesige Bauer wenig aus Fischen, höchstens befaßt er sich mit „Bütt" (Plattfischen) und „grünen", d. h. frischen Häringen. Eine Ausnahme ist die Gegend bei Dargun, wo man bei allen festlichen Gelegenheiten Fische die Hauptrolle bei Tische spielen sieht. Obstmus bekommen nur die Kinder zum Brod. Käse wird, da er nicht fett genug ist, wenig gegessen und daher auch wenig bereitet.

Von würzender Zuthat zu den Speisen kennt man fast nur Zwiebeln und Salz. Senf und Pfeffer werden selbst in den Städten weniger gebraucht als im südlichen Deutschland. Die Volksküche sieht überhaupt hier nicht so sehr auf das Was und Wie, als auf das Wieviel. Unglaubliche Massen schwerwiegender fetter Speisen werden, wenn es gilt, in stundenlangen Sitzungen dem Magen einverleibt, dessen Winkel, wenn man aufsteht,

allesammt gefüllt seyn müssen. Jeder arbeitet mit emsigem Bemühen auf Dichbündigkeit hin; denn „de Wind", sagt das Sprichwort, „weiht wol Barg tausamm, äwer keen dick Bück."

So reinlich die Leute im Allgemeinen, zumal in der Kleidung sind, so „unnasch" geht es in der Regel beim Essen zu. Das Salz wird an die Speisen gethan, um den Magen auszuscheuern, und das kann, meint der Bauer, ein Bischen Sand oder Schmutz auch. Das Tischtuch ist da, damit man sich vor dem Aufstehen Finger und Mund daran abwische. Alle essen aus einer großen Schüssel. Nach der Mahlzeit leckt man sorgfältig seinen Löffel ab, bevor man ihn an den an der Wand befestigten Riemen steckt. Im westlichen Theil des Landes, besonders unter den ratzeburger Bauern, wo überhaupt mehr Bildung und feinere Sitten herrschen, trifft man mehr Reinlichkeit und Anstand, als im östlichen und südlichen. Die Husen sind hier größer, die Bauern Besitzer, nicht bloß Pächter des Landes, auch haben diese Gegenden weniger als andere von den Nachwehen des dreißig- und des siebenjährigen Krieges zu leiden gehabt.

Die Familienfeste der Dorfbewohner beschränken sich auf Taufschmäuse, Hochzeiten und Leichenessen. Statt der Taufschmäuse gibt es jetzt in vielen Gegenden nur noch einen Kaffee mit Stuten. Mit großen Zeremonien und nicht unbedeutendem Aufwand dagegen werden die Hochzeiten gefeiert, an denen fast immer das ganze Dorf theilnimmt. Man wählt in der Regel zur Verheirathung den Herbst; für den günstigsten Tag gilt (wie in Holstein) der Freitag, doch darf er nicht auf den 13. oder 17. Tag des Monats fallen. Ein wichtiger Gegenstand bei zu diesem Zweck angestellten Familienberathung ist die Wahl der Köchin. Sie muß nicht blos gut kochen können, sondern auch wissen, was sich schickt und nicht schickt, unter Anderm, daß man Fremde nicht in die Töpfe gucken lassen darf, weil sie damit dem Brautpaar etwas anthun können, ferner, daß man bösen Zauber von Neidern, der zum Beispiel durch einen kreuzweise an das Bratenfener gelegten Strohhalm geübt werden kann, am schnellsten unwirksam macht, wenn man sofort erst über die rechte, dann über die linke Schulter spuckt u. s. w. Ein anderer Gegenstand der Ueberlegung ist Hochzeitsbitter (Köstenbidder), doch nimmt man dazu in der Regel den Großknecht des Brautvaters, und nur wenn dieser zu wenig Witz und Geschick hat, denkt man an einen andern.

Der Köstenbidder ist, wenn er seine Aufträge ausrichtet, berittes. Sein Pferd muß das beste des Stalles und gut gefüttert und gestrichelt seyn, sonst gibt es ein Unglück. Mähne und Schweif werden in viele kleine Zöpfe geflochten, der Hochzeitsbitter selbst mit Sträußen von künstlichen Binnen, Flittergold und Glasperlen an Hut, Brust und Achseln geschmückt. Dann beginnt er seinen Ritt, um den verschiedenen Gästen seine Botschaft in zierlichen Reimen vorzutragen. In jedem Hause, wo er einspricht, erhält er ein Glas Wein oder Branntwein und sein Pferd ein langes buntes Seidenband, welches an einem der vielen kleinen Zöpfe befestigt wird. Man kann sich vorstellen, welch eine groteske Erscheinung ein solcher Reiter ist, wenn er nach Ausrichtung von einem halben oder ganzen Hundert Einladungen, den Kopf voll Wein mit lautem Johlen und Jauchzen durch die Dörfer nach Hause galloppirt.

In einigen Gegenden des Landes, wo der Vater des Bräutigams die Hochzeit auszurichten hat, beginnt die letztere am Abend des Donnerstags damit, daß die Aussteuer der Braut nach der Wohnung ihres Zukünftigen „hingeblasen" wird, wobei die verschiedenen Koffer oder Laden einzeln auf vierspännigen Wagen gefahren werden. Der blaubemalte „Staatskoffer", welcher das beste Leinenzeug enthält, nimmt als Hauptstück den ersten Wagen ein. Im Dorfe sind alle Gehöfte weit geöffnet, nur das des Bräutigams ist sorgsam verriegelt, dieser stellt sich, als sähe und hörte er von dem ganzen Aufzuge nicht das Mindeste. Erst auf ein furchtbares Geschmetter der Musik, gewaltiges Peitschenknallen und Pochen an das Hofthor nimmt er von den vor letzterem haltenden Wagen Notiz, und erst durch viele Bitten und allerlei kräftige Späße des Köstenbidders ist er, der von nichts weiß, zur Oeffnung des Thores zu bewegen. Nachdem die Wagen abgeladen sind, folgt ein Tänzchen, „um die Beine für morgen geschmeidig zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

In stiller Stund'.

Abends, wenn die Blumen all'
Ihre Häupter neigen,
Wenn die Vögel müd' und matt
Schlummern in den Zweigen;

Wenn der Tag zu Ende geht
Und am Himmelsbogen
Bessre Welten friedlich still
Kommen hergezogen;

Wenn der Glocke ernster Ton
Ruft zum Abendsegen
Und die lieben Kinder mein
Still zu Bett sich legen: —

O, in solcher stillen Stund'
Fühl' ich Gottes Walten,
Und ich muß die Hände fromm
Zum Gebete falten.

Mir ist dann das reinste Glück,
Mir ist viel beschieden;
Denn ich bin mit meinem Gott,
Mit der Welt zufrieden.

Mannigfaltigkeiten.

[Theodor Mügge,] der am 18. Februar zu Berlin nach nur achttägigem, aber schmerzensvollem Leiden (Kopfrose) in der Fülle der Thatkraft gestorben ist, war am 8. November 1806 zu Berlin geboren. Er hatte Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie in Berlin studirt, um die akademische Laufbahn einzuschlagen. Aber seine Schriften „Frankreich und die letzten Bourbonen" (1831) und „England und die Reform" (1831) raubten, wie dem Zensor, der denselben die Druckerlaubniß gegeben, das Amt, ihm jede Aussicht zu einer Anstellung im Staate. Seitdem widmete er sich ausschließlich der Schriftstellerei. Seine politischen Aufsätze zogen ihm mehrfach polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen zu, namentlich seit seiner Schrift über „die Zensurverhältnisse in Preußen" (Leipzig 1845.) Im Jahre 1850 half er die Berliner „Nationalzeitung" begründen und leitete in den ersten Jahrgängen deren Feuilleton. Seine Hauptthätigkeit entwickelte er aber auf belletristischem Gebiete, wo er sich nicht nur durch unermüdlichen Fleiß, sondern auch durch leichte und anmuthige Darstellung, realistische Auffassung des Lebens, Mannigfaltigkeit der Erfindung und Reichthum der Ideen rühmlichst auszeichnete. Schon 1829 waren seine „Bilder aus dem Leben" erschienen. Seitdem dichtete er eine große Zahl von Novellen und Erzählungen, die, zuerst in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut, später verschiedene Male gesammelt wurden. In den letzten 11 Jahren gab er alljährlich das Taschenbuch „Vielliebchen" heraus. Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung verdankt ihm als langjährigem Mitarbeiter eine stattliche Reihe interessanter Erzählungen und Romane. Von seinen größeren Werken zeichnen sich namentlich der „Toussaint", der „Vogt von Sylt", die „Afraja", „Erich Randal" durch meisterhafte Schilderung der Oertlichkeiten (Hayti's, Sylts, Norwegens) aus. Auch seine Reiseschriften, namentlich über Skandinavien, sind wegen der genauen Beobachtungen, die darin niedergelegt sind, von hohem Werthe. Die Thatsache, daß viele seiner zahlreichen Dichtungen in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden sind, zeugt von der Anerkennung, welche sein seltenes Talent in der ganzen Welt gefunden hat. In seinem Nachlaß befindet sich ein eben vollendeter geschichtlicher Roman aus der Zeit der Bauernkriege.

Die „Allg. Zeitung" enthält nachstehende scherzhafte Todesanzeige: Theilnehmenden hohen Gönnern, Freunden, Verwandten und Bekannten widme ich die Traueranzeige, daß es dem unerforschlichen Rathschluß der Frankfurter Handelszeitung gefallen hat, den hochwohlgebornen Herrn Dr. Laurenz Hannibal Fischer, weiland großherzoglich oldenburgischen Geheimen Staatsrath und hochbestellten Auktionator der deutschen Flotte, am 11. Febr. d. J. zu Gießen an einem Schlaganfall in seinem 77. Lebensjahr verscheiden zu lassen. Alle, welche den Seligen, im Leben so viel geplagten Dulder, kannten, sein durch so schweren reaktionären Sündendruck nothwendig hervorgerufenes melancholisches Schmerzgefühl rührte, werden in diesem politischen Todtschlag der Sühne genug gethan, und die Erwartung gerechtigt finden, daß die löblichen Zeitungsredaktionen nun endlich mit dem Segensspruch: Requiescat in pace von dem von ihnen justifizirten armen Sünder scheiden mögen. Seinen treu gesinnten Freunden diene aber bei dieser schmerzlichen Todesanzeige zum Trost, daß sein unpolitischer irdischer Lebenstheil sich zur Zeit in dem gemüthlichen München ganz gesund und lebensfrisch ihrer fortdauernden Freundschaft und Liebe empfiehlt. — München, den 17. Februar 1861. Dr. Laurenz Hannibal Fischer, Augustenstraße 153.

Ein Engländer, Namens Chaylon, ist im Innern von Afrika über die Aequatorlinie vorgedrungen und hat dort ein hohes Waldgebirge, einen Berg, 12,000 Fuß hoch, entdeckt, wo sich die Quellen der vier großen Flüsse Afrika's, des Nil, Niger, Zambese und Congo finden; Livingston war ihm vom Süden aus ziemlich nahe gekommen; der Reisende litt viel durch Begegnung mit Riesenaffen, von denen er Skelette und Schädel, so wie 60 neue Vögelarten mit nach England brachte; Nähres wird er in der nächsten Sitzung der geographischen Gesellschaft veröffentlichen.

Wenn in den Mannigfaltigkeiten von Nr. 38 der „Erheiterungen" einige Tropfen Bittermandelöl als Zusatz zum Leberthran oder Ricinusöl anempfohlen werden, um diesen den üblen Geschmack zu benehmen, so trifft den Empfehlenden der Vorwurf grober Ignoranz und gewissenlosen Leichtsinns, da das Bittermandelöl stark blausäurehaltig ist, und seine innerliche Anwendung insbesondere bei Unerwachsenen, welche am meisten Leberthran nehmen, von den nachtheiligsten Folgen für Gesundheit und Leben ist.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 50 Mittwoch, 27. Februar 1861.

Der schwarze Bettler.

(Fortsetzung.)

Die Marquise war zitternd in dem Gange stehen geblieben; von Carral zur offenen Theilnahme an dem Verbrechen gezwungen, harrte sie und hielt sich zur Flucht bereit. Als sie das letzte Röcheln eines Menschen hörte, erbebte sie am ganzen Körper und wollte sich nach dem andern Ende der Gallerie stürzen, aber dort zeigten ihr Mondstrahlen, so glaubte sie wenigstens, die unbestimmten Umrisse einer Gestalt, welche sich langsam zu nähern schien; zum Tode erschreckt, sprang sie in Xavers Zimmer und zog die Thür hinter sich zu.

„Ist es vorbei?“ fragte sie leise.

Xaver wollte antworten, der Bettler legte ihm die Hand auf den Mund und sagte:

„Es ist vorbei!“

„Er ist also todt?“ fragte Frau von Rumbrye, sich vor der Finsterniß fast mehr fürchtend, als das Verbrechen sie erschreckte.

„Er ist todt!“ antwortete der Bettler.

„Sonderbar, Carral!“ versetzte die Marquise bebend, „ich erkenne Ihre Stimme nicht wieder.“

Xaver glaubte in einem seltsamen Traume zu liegen.

„Wo sind Sie?“ fragte Frau von Rumbrye. „Ein Leichnam!“ rief sie entsetzt, als sie an Carrals Körper stieß.

Der Bettler zog den Fenstervorhang auf und das Mondlicht fiel plötzlich in das Zimmer.

„Frau von Rumbrye!“ versetzte Xaver staunend.

Die Marquise warf einen irren Blick auf Xaver, dann beugte sie sich über Carral; als sie sich wieder aufrichtete, fielen ihre Augen auf den schwarzen Bettler, der mit gekreuzten Armen unbeweglich vor ihr stand. Sie wollte entfliehen.

„Bleiben Sie!“ sprach Neptun, „bleiben Sie, Wittwe des Kapitäns Lefebre! wir haben eine lange Rechnung mit einander abzumachen.“

„Die Wittwe meines Vaters!“ rief Xaver, „meine Mutter!“

Er rieb sich die Augen und suchte seine Gedanken zu sammeln. Die Anwesenheit des Bettlers, der Mensch, welcher neben seinem Bett am Boden lag, diese Frau, welche man seine Mutter nannte: das Alles verwirrte ihn vollständig.

Die Frau von Rumbrye und der Neger betrachteten einander mit glühenden Blicken.

„Um Gottes willen!“ rief Xaver, „was ist hier vorgegangen?“

Die Marquise gewann nach einer verzweifelten Anstrengung endlich wieder Macht genug über sich selbst, daß auch sie fragen konnte:

„Was ist hier vorgegangen? Ich komme, von dem Lärm gelockt, hierher und finde eine Leiche bei einem meiner Gäste —“

„Die Leiche eines Mannes, den ich getödtet habe, Madame,“ unterbrach sie Neptun, „getödtet habe, weil er auf Ihren Befehl Ihren Sohn ermorden wollte!“

„Ist es möglich?“ flüsterte Xaver.

„Mein Sohn?“ entgegnete die Marquise dem Neger. „Ich habe keinen andern Sohn, als Alfred Lefebre des Vallees!“

„Doch, doch!“ versetzte der Bettler, „noch einen Sohn! Sie glaubten ihn verkommen, nicht wahr? das Alles liegt, so weit hinter Ihnen und ist so tief in Vergessenheit gehüllt, daß Sie meinen, ein bloßes Ableugnen sey für Sie genug, um Alles zurückzuweisen. Sie irren sich jedoch,“ fuhr er fort, und schlug auf seine Brust, „hier ist Etwas, das Sie überführen wird. Sie haben zwei Söhne, Dieser hier ist der rechtmäßige, der Andere ist ein Bastard!“

„Neger!“ keuchte die Marquise, als hätte sie in ihrem kreolischen Wörterbuche kein empfindlicher einschneidendes Schimpfwort finden können, „Du sollst Deine Frechheit theuer bezahlen! Du bist in meinem Hause, ich bin hier die Herrin, Du wirst bereuen, was Du gethan hast. Alles, was Du da sagst, ist Lüge, ist Verleumdung!“

Der Leichnam Carral's schien galvanisirt zu werden.

„Erwache, Carral, und vertheidige mich!“ rief die Marquise mit vor Wuth verzerrten Zügen, „sprich, Carral, sprich!“

Carral richtete sich langsam auf; nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, verständliche Laute hervorzubringen, und indem er die brechenden Augen mit tiefer Hast auf seine ehemalige Herrin richtete, ächzte er dumpf:

„Dieser Mann hat die Wahrheit gesprochen — Ihr Leben war eine lange Lüge. — Gott richte Sie!"

Er sank zurück, sein Körper wand sich in den Konvulsionen des Todeskampfs.

In wildem Grimm stieß die Marquise mit dem Fuße nach ihm und knirschte:

„So stirb, Sklave!"

Carral stieß einen leisen Klagelaut aus, dann lag er still.

„Und Sie, mein Herr," wandte Frau von Rumbrye sich zu Xaver, „zittern Sie eben so wie Ihre Schuldgenossen! Es ist in meinem Hause ein Mord verübt worden, dieser Mord wird bestraft werden. Ich weiß zwar nicht genau, auf was Ihre finstern Pläne sich richten, aber ich kenne den Zweck derselben, mein Herr, ich weiß, daß Sie ein Kind ohne Vater sind, ein klägliches Subjekt, dessen Leben durch ein ihm heimlich zugeworfenes Almosen gefristet wird, ich weiß, daß Sie es wagen, Ihre Blicke bis zu dem Fräulein von Rumbrye zu erheben. Sie bedürfen einer Mutter, mein Herr, eines Namens, und Ihre Wahl ist auf mich gefallen, Sie wollen den Namen meines Sohnes stehlen. Sie sind ein elender Betrüger, mein Herr!"

Xaver, dem noch immer seine eigenen Angelegenheiten fremd waren, war so überrascht, daß er keine Worte finden konnte, um diesem wüthenden Angriffe zu begegnen, verwirrt stotterte er:

„Madame —"

„Still!" fiel der Bettler gebieterisch ein, „an mir ist es, zu reden. Nicht dieses Kind hat Sie ausgewählt, denn Ihre frühere Handlungsweise erfüllte es mit Abscheu und Bedauern; ich, nur ein blindes Werkzeug Ihres Gatten, ich bin es, der Sie aufgesucht hat. Sie leugnen vergebens, ich habe Beweise. Was diesen Mord angeht, so dürfen wir vor seinen Folgen nicht zittern."

„Wir wollen sehen!" versetzte die Marquise finster drohend.

Der Neger zog aus seiner Tasche die Papiere des Kapitäns Lefebre hervor, zündete die Kerze an und sagte, der Marquise die Schriften reichend:

„Lesen Sie!"

Die Marquise durchflog mit raschen Blicken den Geburtsschein, ein Strahl höllischer Freude erhellte ihr Gesicht und mit spöttischer Betonung sagte sie:

„Nur eine Kleinigkeit fehlt. Wo steht hier mein Name?"

Da erhob Carral sich noch einmal, er stand auf seinen Füßen und betrachtete das Papier, dann sprach er:

„Mein Name ist da — dort steht er: Jonquille. — Es ist Dein Kind, Mörderin!"

„Dieser Mensch redet irre," sagte Frau von Rumbrye, die mit der Kraft der Verzweiflung gegen die andringende Wahrheit kämpfte. „Was nützt übrigens sein Zeugniß? er ringt mit dem Tode."

Carral sank auf das Bett hin. — „Mein Gott! nur wenige Stunden gönne mir noch, damit ich sie überführen und mich rächen kann!" seufzte er, dann schlossen sich seine Augen.

„Er ist todt," sagte die Marquise und schickte sich an, den Geburtsschein zu zerreißen. „Wer wird Dir jetzt noch glauben Bettler?"

Neptun und Xaver sprangen zugleich auf die Marquise zu, um ihr die Schrift zu entreißen, aber leicht wie ein Vogel entwand sie sich ihnen und war mit einem Satze an der Thür.

„Wer wird Euch noch glauben?" wiederholte die Marquise triumphirend.

„Ich, Madame!" antwortete eine tiefe und strenge Stimme.

(Schluß folgt.)

Der Fall Gaeta's.

Der Fall Gaeta's ist ein Ereigniß, das wohl einen Rückblick lohnt. Ferdinand der Zweite hatte, auf die Erfahrungen bei der Belagerung von 1806 sich stützend, bei der Verstärkung Gaeta's sein Augenmerk hauptsächlich auf die Werke gerichtet, welche den Eingang in den Isthmus zu vertheidigen haben. Die Seite nach dem Mittelmeer hin vertheidigt sich von selbst gegen eine Landung durch ihre natürliche Beschaffenheit; nur gegen das Innere des Golfes hin waren Vertheidigungsmaßregeln nöthig; dazu wurden drei schöne Batterien errichtet, welche sich rechts und links an die Forts lehnen, die den Eingang in den Hafen schützen. Wie trefflich hier die Anlage war, beweist der geringe Erfolg, welchen die Operationen der sardinischen Flotte hatten. Eines jedoch hatte Ferdinand der Zweite nicht ins Auge fassen können: die Fortschritte, welche im Artilleriewesen gemacht wurden. Die Piemontesen hatten ihre Approchearbeiten nur gegen die fünf Linien, welche den Platz auf der Seite des Isthmus beschützten, richten können: auf den Orlando-Thurm, das besternte Fort, die Königin-Batterie, die Batterie von St. Andre und Fort Philippstadt, denen gegenüber sie ihre Batterien auf dem Augustiner-, Kapuziner-, Tortola- und Conca-Berge aufstellten. Schon am 22. Januar erwies sich die Königin-Batterie unhaltbar und wurde von den Neapolitanern aufgegeben. Am 2. Februar demaskirte die Marine-Artillerie eine Batterie in der Casa Arzana, welche ihr Feuer gegen die zwischen dem Annunziata-Fort und dem Hafen laufende Linie richtete. In der Nacht vom 3. und 4. kamen der Thätigkeit dieser Batterie noch zwei Schiffe zur Hülfe. Am 4. gegen Abend sprang ein kleines Munitionsmagazin der Batterie Santa-

Maria in die Luft — der einzige Schaden, den das Feuer der piemontesischen Batterie und Flotte für dießmal anrichtete. Von Santa-Maria bis zur Bastion Antonio zieht sich eine lange Courtine, in welcher die Neapolitaner bedeutende Arbeiten ausführten und von wo aus der Flotte ungeheurer Schaden zugefügt werden konnte. Diese Arbeiten zu verhindern, wurde von den Piemontesen gegen diese Linien hin am 5. ein mörderisches Feuer eröffnet, auf welches der Platz nur sehr schwach antwortete, weil man sich dort mit Aufführung neuer Vertheidigungswerke und Beischaffung der nöthigen Munition beschäftigte. Gegen halb fünf Uhr Abends sprang wieder ein Magazin in die Luft, dießmal aber eine furchtbare Katastrophe nach sich ziehend. In der Courtine arbeiteten in dem Augenblick eine Kompagnie Pioniere und drei Kompagnien Jäger, insgesammt 600 Soldaten, die Kanoniere nicht mit einbegriffen. Verrath war hier nicht im Spiele. Augenzeugen verglichen aber diese Explosion mit der des Malakoff: die Wirkung war eine furchtbare, die Erde weithin aufgerissen, die Mannschaft unter Mauer- und Erdtrümmern bedeckt, und die ganze Nacht durch vernahm man unter dem Donner der Geschütze das Klagen und Jammern der Sterbenden und Verwundeten. Im Platze selbst war Verwirrung und Schrecken ungeheuer. Cialdini wollte den Augenblick zur Erzwingung einer sofortigen Uebergabe benützen nnd ließ an alle Batterien den Befehl ergehen, sofort das Bombardement zu eröffnen — und einen Augenblick darnach donnerten 170 Feuerschlünde. Die Neapolitaner waren im ersten Augenblick bestürzt und schwiegen, endlich antworteten sie, aber schwach, mit einem Schuß auf zehn; von einer Uebergabe keine Idee. Am 6. wieder den ganzen Tag sehr lebhaftes Feuer, namentlich auch gegen die eingestürzte Courtine, um hier jede Reparatur zu verhindern. Der Platz antwortete schwach, gegen 10 Uhr schwieg er ganz. Am Mittag verließ eine Schaluppe mit einer Parlamentärfahne den Hafen und sofort schwiegen auch die Belagerer. Ein neapolitanischer Stabsoffizier begab sich in das Hauptquartier Cialdini's und verlangte mit bewegter Stimme einen Waffenstillstand von 48 Stunden, um die Todten begraben und die Lebenden aus den Trümmern graben zu können. Cialdini willigte ein, sandte selbst Eis und Blutegel für die erste Hülfe und bot selbst an, einen Theil der Kranken zu übernehmen; 200 wurden auch am 9. nach Castellena übergeführt, wo ihnen ein Kavalleriequartier eingeräumt wurde; den andern Tag brachte man sie in das Militärspital nach Neapel. Am 9. Morgens wurde das Feuer wieder begonnen. Es war zwar noch von einem Parlamentär eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 14 Tage gefordert, während welcher über die Uebergabe unterhandelt werden sollte. Der General verweigerte dieß, weil er damit die in den letzten Tagen errungenen Vortheile aufgeben würde, indeß solle von beiden Seiten eine Kommission zur Fortsetzung der Unterhandlungen gebildet werden. Am 9. Morgens eröffneten die Belagerer eine neue Batterie, ganz nahe an dem Hause, welches 1806 Massena bewohnt hatte. Der Platz erwiderte nur ganz schwach. Außer den Verlusten, welche die letzten Explosionen ihm beigebracht, wußte man, daß seine Hülfsmittel überhaupt nicht mehr den Anforderungen einer langen Vertheidigung entsprachen, ja noch mehr, die Erfolglosigkeit der Mühen der neapolitanischen Artillerie machte die Mannschaft selbst muthlos, wirkte im Verein mit den Eindrücken, welche die letzten Katastrophen gemacht, förmlich demoralisirend. Am 13. Morgens explodirte die Bastion Transylvania. Mittags wurden die Unterhandlungen wegen der Uebergabe wieder aufgenommen. Um fünf Uhr Abends erhielt der französische Dampfer „Mouette" die Weisung, sich nach Gaeta zu begeben und um 6 Uhr Abends war die Kapitulation unterzeichnet. Am 14. um halb 9 Uhr schiffte sich der König und die Königin, so wie die Prinzen und ihr Gefolge auf dem französischen Aviso-Dampfer „la Mouette" mit etwa 90 Personen ein. Die Königin saß auf dem Verdeck und blickte unverwandt auf Gaeta, ohne ein Wort zu sprechen, die Damen des Gefolges standen hinter ihr und waren gleichfalls schweigsam und in Gedanken versunken. Der König schien gefaßt, das Haupt geneigt; seine beiden Brüder waren blaß vor Galle, besiegt, aber nicht überwunden; die Sehnsucht nach Rache blitzte aus ihren Augen. Die Piemontesen zogen, den Prinzen Eugen und Cialdini an der Spitze, in Gaeta ein. Kurz bevor der König absegelte, übersandte er an den Grafen von Trapani, seinen Onkel, folgende telegraphische Depesche: „Von allen Mächten verlassen, sehe ich täglich meine Getreuesten umkommen, und in der traurigen Gewißheit, daß die Sterblichkeit immer mehr zunimmt, habe ich kapitulirt. Schicke mir drei Wagen nach Terracina. Francesco." Der Anblick von Gaeta ist schrecklich; ungefähr 200 Unglückliche liegen noch begraben unter den Trümmern der Bastionen. Die Soldaten, Frauen und Kinder, die unglücklichen Opfer dieser schrecklichen Katastrophe, wurden der Ehrsucht desjenigen geopfert, der dem italienischen Parlamente das heroische Werk als vollendet ankündigen wollte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus den Niederlanden: Gottlob, die Gefahr ist nun vorüber. Es wird viel, ja sehr viel gegeben und noch möchte man sagen: Was ist das unter so Viele? Der Prinz Friedrich, Oheim des Königs, hat 100,000 fl. und der König an Geld und

Lebensmitteln wenigstens 140,000 fl. (über ⅓ seiner Jahres-Zivilliste) gegeben; aber mehr als diese königliche Gabe sind die Gefahren, welche der König theilte, seine Menschenliebe, sein ganzes edles Benehmen. Er eilte sogleich den gefährlichsten Stellen zu und bewährte seine längst bekannte Aufopferung; mit dem Prinzen von Oranien scheute er keine Mühe und Gefahr, stand häufig bis über die Knie im Wasser, wagte sich auf Eisschollen, um persönlich zu helfen, zu geben, zu trösten, zu befehlen, belohnend und strafend, je nach Umständen, an Alles, nur nicht an sich selbst denkend, so sehr, daß, als man einmal fragte, wo er die Nacht zubringen wolle, seine Antwort lautete: „Warum sollte ich nicht eben so gut, wie diese armen Menschen, die Nacht hier auf dem Damme zubringen?“ Er ließ von Loo seine leinenen Zelte kommen, in Bommel auf den Festungswerken aufstellen und für seine Rechnung viele Wagen mit Lebensmitteln herbeiführen. Wie groß die Verluste sind, läßt sich bis jetzt unmöglich bestimmen, aber ohne den Schaden an Dämmen und Wegen, an verwüstetem, durchfurchtem und überschüttetem Grund und Boden zu veranschlagen, kann man vorläufig immerhin einen Verlust an Gebäuden, Vorräthen, Möbeln, Geschirr und Vieh von mindestens 25 Millionen Gulden annehmen, wenn man bedenkt, daß allein zwischen Waal und Maas sammt Bommelerwaard etliche 40 Dörfer über eine Länge von 14 und eine Breite von 1—4 Stunde überschwemmt und einige davon fast spurlos verschwunden sind.

Man schreibt aus Berlin, 20. Febr.: Auf der Schönhauser Allee hat heute Morgen eine Gas-Explosion von einer Heftigkeit stattgefunden, wie sie bisher hier selbst ohne Beispiel war. In dem Kellerlokale eines Viktualienhändlers waren Gasröhren abgerissen und so mangelhaft verstopft worden, daß während der Nacht das Gas in Masse ausgeströmt war. Als der Besitzer des Lokals heute Morgen dasselbe mit einem brennenden Lichte betrat, explodirte das so ausgeströmte Gas mit einer solchen Heftigkeit, daß namentlich das Haus Nr. 163 b. durch alle Etagen hindurch so beschädigt wurde, daß der Einsturz desselben droht. Leider sind auch drei Personen dabei schwer verletzt worden. Die Häuser gehören demselben Rentier Müller, dem erst vor Jahresfrist ein vierstöckiges Haus im Rohbau einstürzte.

Die herzoglich nassauische Regierung hat Veranlassung genommen, einen Plan in ernstliche Erwägung zu ziehen, dem zufolge die Wasserheilkunde ein obligater Lehrgegenstand an den Hochschulen werden und jeder angehende Arzt gehalten seyn soll, die nöthige Befähigung in dieser Branche ärztlichen Wissens nachzuweisen, bevor er die Facultas practicandi erhält. Als Ausbildungsanstalt hierfür ist Gräfenberg in Aussicht genommen.

Der Aufzug der Fastnachtsochsen zu Paris soll dieses Mal besonders glänzend gewesen seyn. Alle Kostüme sind erneuert worden. Die drei Ochsen, die Hauptheiden des Festes, sollen in Bezug auf Größe und Schönheit alles bis jetzt Dagewesene übertroffen haben. Als neu im Zuge ist ein geschmackvoll geschmückter Wagen erschienen, auf dem ein Hammel und zwei allerliebste Kinder, als Schäfer und Schäferin verkleidet, befindlich waren.

In Berlin beabsichtigte, der verewigte Konsul Wagener mit seiner reichen Bildersammlung den Grund zu einer Nationalgalerie zu legen. Er hat seine berühmte Sammlung, die auf 200,000 Thaler geschätzt wird und über 250 Werke umfaßt, dem Staate und der Hauptstadt vermacht, denen er die Fortführung der von ihm begründeten Nationalgalerie überläßt.

In Mainz und Frankfurt am Main hat sich ein Verein gebildet, welches seinen Namen von dem alten deutschen Maler Martin Schön führt und den Zweck hat, unter das katholische Volk statt der gewöhnlichen besser und in jener Weise, wie sie die alte deutsche Kunst festhielt, ausgeführte Heiligenbilder zu bringen.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Spricht man mich hart,
So bin in ein Gebäud
Das Glanz und Reichthum offenbart
Und oft erregt des Nachbars Neid.

Spricht man mich weich,
So komm ich ferne her,
Wohl durch ein großes nasses Reich,
Das dir bekannt als Weltenmeer.

Auflösung des Räthsels in Nro. 45:

Ochsenkopf.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 51 Donnerstag, 28. Februar 1861.

Land und Leute in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Am Freitag beginnt mit dem frühesten Morgen das Anputzen der Braut, wobei die Predigersfrau Hülfe zu leisten pflegt. Endlich tritt sie reich geschmückt, begleitet von zwei oder vier Brautjungfern aus der Kammer dem Bräutigam entgegen. Ihre Kleidung besteht aus schwarzem Wollenstoff, um den Leib trägt sie buntseidene Schärpen, um den Hals ein weißes mit Gold und Silber gesticktes Tuch, auf dem Kopfe die fußhohe Krone von Flittergold, Glasperlen, künstlichen Blumen und Silberdraht, in welcher kleine bunte Vögel sitzen, an Brust, Seiten, Schultern und Ellenbogen Sträußchen von Flittergold und Glasperlen. In der rechten Hand hält sie das Gesangbuch, in der linken das „Thränendauk." Bräutigam und Brautführer sind ähnlich ausstaffirt. Die Pferde vor dem Wagen, welcher die Leute zur Trauung führen soll, sind an Mähne und Schweif reich bebändert. Auf dem einen reitet der Köstenbidder. Die Musik eröffnet den Zug, der sich nach ihren Klängen langsam nach der Kirche begibt. Auf dem Rückweg von da fahren die Wagen mit den Spielleuten und dem Hochzeitsvater voraus, damit der Empfang der Gäste durch letzteren im Hochzeitshause ordnungsmäßig vor sich gehen kann. Jedem einzelnen der andern Wagen schallt hier ein gewaltiger Tusch als Willkommen entgegen. Man steigt aus und nähert sich dem großen Hausthor. Da wird dieses plötzlich verschlossen. Einer der Gäste pocht und bittet um Einlaß. Vergebens. Die Braut klopft und verlangt Oeffnung der Thür. Umsonst. Erst vor dem Bräutigam läßt sich der Hochzeitsvater zu Verhandlungen herbei, aber nicht eher wird aufgethan, als bis die jungen Leute das Versprechen gegeben haben, im Hause friedlich mit einander zu leben und ihre alten Eltern in Ehren zu halten. Die Thür geht nun auf, und während das Brautpaar über die Schwelle schreitet, spricht der Hochzeitsvater den Segenswunsch aus, daß man sie einst zusammen über dieselbe zur ewigen Ruhe tragen möge. Daran schließen sich die Glückwünsche der Gäste, die darauf von den Schaffnern, jungen Burschen in Hemdärmeln und zurückgeschlagenen weißen Schürzen, welche Aufwärterdienste verrichten, mit einem Trunk willkommen geheißen werden.

Das Mahl, das nun folgt, ist ein wahrhaft homerisches. Die Honoratioren haben ihren Platz in der „Dönsk", die übrigen Gäste — häufig über hundert Personen — reihen sich ihrem Rang gemäß, an langen rings um die Diele gestellten Tischen. Eine Hühnersuppe mit Klößen, in welcher die ganzen Hühner schwimmen, eröffnet die Reihe der Gerichte. Dann folgen Fleisch in allerlei Gestalt nebst Kartoffeln und gekochten Pflaumen, dicker Reis, Kuchen, Pudding aus Semmeln und Rosinen mit Pflaumensauce u. s. w. Bei großen Hochzeiten werden ganze Kühe, Kälber, Hämmel und Schweine verzehrt. Bei einer derselben verbrauchte man an Waizenmehl 25 Scheffel, an Zucker 26 Hüte.

Charakteristisch ist, daß die Butter in Gestalt eines Hahnes auf den Tisch kommt. Eine eigenthümliche Speise ist der „grote Klump", ein gewaltiger Kloß aus getriebenem Zwieback, Rosinen, Gewürzen und Butter. Er ist das volksthümliche Pfingstgericht, äußerst wohlschmeckend, aber auch sehr fett und schwer. An Getränken gibt es Schnaps, Punsch und Weißwein, den man sich mit Zucker versüßt, selten Rothwein. Die Schaffner sind während des Mahles in steter Bewegung. Sie tragen den Gästen die schweren dampfenden Schüsseln unter dem fortwährenden, zur Vorsicht mahnenden Rufe: „Hetigkeit! Hetigkeit!" zu. (Hetigkeit d. i. Heißigkeit.) Das Essen dauert gegen sechs Stunden und jeder ist mit allen Kräften bestrebt, so viel als möglich darin zu leisten. Gelegentlich läßt sich die Musik hören, für welche dann eingesammelt wird. Zum Schluß kommt die Köchin, ein Büschel glimmendes Werg in der Hand, um sich unter dem Vorgeben, daß sie beim Kochen ihre Hand verbrannt habe, von den Gästen ein Trinkgeld zu erbitten.

Nach Tische steckt man die Pfeife an und trinkt Kaffee. Dann folgt auf der Diele ein Ball, der mehrere Stunden währt, und bei welchem noch verschiedene alterthümliche Tänze getanzt werden. Dahin gehört zunächst der, welcher „Schöndör und stolz" heißt, eine Quadrille mit zwei Touren, bei deren erster vier Personen kreuzweise durcheinander (schön durch) tanzen, während sie bei der zweiten die Arme in die Seiten

gestemmt, (stolz) einhergehen. Sodann ist hierher der „Auskehr zu zählen, eine Polonaise, welche gegen das Ende der Festlichkeit von allen Theilnehmern an derselben getanzt wird. Alt und jung, jedes mit einem Werkzeug der Wirthschaft bewaffnet (nur Besen sind verboten, da sie Unglück bringen würden) zieht dabei nach der Melodie: „Un as de Grotware de Grotmoder nahm" durch das Haus, durch Thüren und Fenster, in die Ställe, auf den Heuboden, und es gibt manche ergötzliche Scene. Endlich gehört in diese Reihe der Tanz, welcher, „Rückelreih" genannt, die eigentliche Hochzeitsfeier um die Mitternacht des Freitags schließt. Sein Zweck ist, die Braut „auszutanzen," nämlich aus der Gemeinschaft der Unverheiratheten, zu der sie bisher gehörte. Zwei Bursche nehmen sie zwischen sich, um sie schließen die jungen Mädchen, sich an den Händen fassend einen Kreis, welcher wieder ebenso von den ledigen Mannspersonen umkreist wird, doch der Art, daß sich in diesem äußern Kreise zwei Männer nicht angefaßt haben. Der eine von diesen reitet auf einer Gaffel (einer beim Dreschen gebrauchten hölzernen Gabel), während der andere ihn mit knallender Peitsche antreibt. Sofort drehen sich beide Kreise um die Braut, und der Bräutigam muß nun versuchen, jene von außen her durchbrechend zu der Braut zu gelangen. Ist ihm dieß nach heftigem Kampf gelungen, so drehen sich die Kreise von Neuem und ist jetzt an den verheiratheten Frauen, sich durch dieselben hindurch zu drängen. Die Verwirrung, das Kreischen und Jauchzen bei diesem Spiel, an dem oft an fünfzig Personen theilnehmen, ist unbeschreiblich. Am Ende erhaschen dann die Frauen die inzwischen gewaltig zerzauste Braut und bringen sie mit den Resten ihrer jungfräulichen Krone in die Brautkammer, wo sie ihr die Mütze oder Haube aufsetzen, die sie zur Frau macht.

Bei großen Hochzeiten findet am Sonnabend und Sonntag noch eine Nachfeier statt, bei welcher wieder getanzt und das vom Hochzeitsschmaus übrig gebliebene Essen verzehrt wird. Nur die Gäste aus der Stadt geben Hochzeitsgeschenke, die bäuerlichen unterlassen dieß, doch will die Sitte in einigen Gegenden, daß jede geladene Familie ein Huhn zum Gastmahle beisteuert.

Die Gebräuche, die sich an Todesfälle knüpfen, haben wenig Eigenthümliches. Das Volk fürchtet den Tod im Allgemeinen nicht, da ihm ja Niemand entrinnt. Viele alte Frauen haben jahrelang das selbstgesponnene Leichenhemd in der Lade liegen und den ihnen schon bei Lebzeiten angemessenen Sarg in der Kirche stehen. Ein alter Kuhhirt ersparte sich mühsam dreißig Thaler, um sich mit Geläut begraben zu lassen. Bei der Beerdigung, an der oft mehrere Hunderte theilnehmen, geht der Leichenzug gewöhnlich, bevor er sich nach dem Grabe bewegt, einmal um die Kirche herum, damit „der Todte nicht wiederkomme." Nach vollzogener Einsenkung begibt sich das Leichengefolge entweder in den Krug oder in das Sterbehaus, wo ein Schmaus seiner wartet, der in der Regel in Schweinebraten mit dickem Reis und Pflaumen besteht. Man nennt das scherzend „de Hut vertehren," die Haut verzehren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fall Gaeta's.

(Schluß.)

Das zum freien Abzug ausgewählte Gefolge bestand aus 80 Personen, wovon 28 Militärs, unter ihnen der von Milazzo her bekannte General Bosco und die beiden Schweizergenerale Riedmatten und Schumacher. Die Besatzung zog nun mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel vor die Thore der Festung, legte hier die Waffen ab und wurde in die bereitstehenden Kriegsdampfer eingeschifft, um nach der Insel Procida gebracht zu werden. Zwölf Generale wurden nach Neapel entlassen, wo sie als Kriegsgefangene auf Ehrenwort sich frei bewegen dürfen. Die Mouette brachte ihre hohen Passagiere bald nach dem kleinen Hafen von Terracina, dem „weithin glänzenden Aurur" des Horaz, und hier, am Fuße der Trümmer des Schlosses von Theodorich, dem mächtigen Gothenkönige, bestieg Franz II., da die Hof-Equipagen von Rom noch nicht angekommen waren, eine gewöhnliche Landkutsche, ein Theil seines Gefolges that eben so, während der größere Theil worunter auch die Gesandten von Oesterreich und von Spanien, an Bord blieb, um den Weg von Civitavecchia einzuschlagen, und so ging es fort durch die pontinischen Sümpfe nach der ewigen Stadt.

Die Kapitulationsbedingungen lauten: Art. 1. Der Platz von Gaeta, seine vollständige Ausrüstung, Fahnen, Pulvermagazine, Kleidungsstücke, Lebensmittel, Equipagen, Truppenpferde, Schiffe, Barken, wie überhaupt sämmtliche der Regierung gehörende Gegenstände, sie mögen zivile oder militärische seyn, werden beim Abzug der Garnison den Truppen Sr. Majestät Viktor Emanuels übergeben. Art. 2. Morgen Früh um 7 Uhr werden den erwähnten Truppen die Thore und Pforten der Stadt von der Landseite, so wie die zu jenen Thoren gehörenden Festungswerke, und zwar von der eingeschlossenen Zitadelle bis zur Batterie Transilvania und Torre Orlando übergeben. Art. 3. Die gesammte Garnison des Platzes, mit Einschluß der dort eingeschlossenen Militärbeamten, wird mit Kriegsehren abziehen. Art. 4. Die die Garnison bildenden Truppen ziehen mit Fahnen, Waffen und Gepäck ab, und legen, nachdem die militärischen Ehren geleistet, die Waffen und Fahnen am Isthmus ab, mit Ausnahme der Offiziere, welche ihre Waffen, ihre aufgezäumten Pferde, und Alles, was ihnen gehört, behalten; auch sind sie ermächtigt, die betreffenden Trabanten bei sich zu be-

Digitized by Google

halten. Art. 5. Zuerst werden die fremden Truppen abziehen, die anderen folgen ihnen nach ihrer Feldordnung, mit der Linken am Kopfe. Art. 6. Der Abzug der Platzgarnison erfolgt durch das Landthor am 15. l. M. um 8 Uhr Früh, so daß er Nachmittags um 5 Uhr beendet ist. Art. 7. Die Kranken und Verwundeten, wie das Sanitätspersonal der Spitäler, bleiben auf dem Platz; alle übrigen Militärs oder Beamten, welche ohne rechtmäßigen Grund und ohne besondere Ermächtigung nach der im vorgehenden Artikel bezeichneten Stunde dort verbleiben, werden als Kriegsdeserteure angesehen. Art. 8. Sämmtliche die Garnison von Gaeta bildende Truppen werden Kriegsgefangene bleiben, bis die Zitadelle von Messina und die Festung Civitella del Tronto sich ergeben haben werden. Art. 9. Nach der Uebergabe jener beiden Festungen werden die die Garnison bildenden Truppen in Freiheit gesetzt; die fremden Soldaten können jedoch nach beendeter Gefangenschaft nicht mehr im Königreich verbleiben, und werden nach den betreffenden Ländern transportirt. Sie übernehmen überdieß die Verpflichtung ein Jahr lang, vom Datum der gegenwärtigen Kapitulation gerechnet, nicht gegen die Regierung zu kämpfen. Art. 10. Sämmtlichen kapitulirten Offizieren und Militärbeamten wird eine zweimonatliche Gage wie in Friedenszeiten zugestanden. Diesen Offizieren wird vom Tag an, welchem sie in Freiheit gesetzt werden, oder, wenn sie wollen, auch früher, zwei Monate Zeitraum bewilligt, um zu erklären, ob sie Dienst im Nationalheere nehmen, oder sich zurückziehen, oder von jedem Militärdienst befreit seyn wollen. Für Diejenigen, welche im Nationalheere dienen oder sich zurückziehen wollen, so wie für die übrigen Offiziere des ehemaligen neapolitanischen Heeres gelten die Normen des königl. Dekrets d. d. Neapel, 28. November 1860. Art. 11. Die Truppenindividuen, oder gemeinen Soldaten, erhalten nach der beendigten Gefangenschaft ihren vollständigen Abschied, wenn ihre Dienstzeit abgelaufen ist. Denjenigen, welche dieselbe noch nicht zurückgelegt, wird ein zweimonatlicher Urlaub bewilligt, nach dessen Ablauf sie wieder unter die Waffen gerufen werden können. Allen ohne Unterschied wird nach der Gefangenschaft ein zweimonatlicher Sold, oder auch Brod und ein Darlehen zur Abreise gegeben. Art. 12. Die nationalen Unteroffiziere oder Korporale, welche fortfahren wollen, im Nationalheere zu dienen, treten mit ihren Graden ein, wenn sie die erforderlichen Fähigkeiten besitzen. Art. 13. Den Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der ehemaligen fünf Schweizerkorps wird Alles bewilligt, wozu sie vermöge der früheren Kapitulation und Dekrete bis zum 7. September 1860 berechtigt sind. Den fremden Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, welche nach August 1859 in die neuen Korps eingetreten, und keinen Theil an den früheren genommen, wird zugestanden, was die Werbungsdekrete bis zum 7. September 1860 ihnen eingeräumt haben. Art. 14. Alle alten, verkrüppelten oder verstümmelten Militärs, wer sie auch seyen, werden ohne Rücksicht auf Nationalität in die Militärinvalidendepots aufgenommen, wenn sie es nicht vorziehen, mit täglichem Sold nach den Normen der Reglements im ehemaligen Königreich beider Sizilien zu ihren Familien zurückzukehren. Art. 15. Allen, so wohl neapolitanischen als sizilianischen Zivilbeamten, welche in Gaeta eingeschlossen waren, und den administrativen oder Justiz-Branchen angehören, wird das Ruhegehaltsrecht bestätigt, auf welches sie, vermöge des Grades, den sie am 7. September 1860 inne hatten, Anspruch haben konnten. Art. 16. Alle jene Familien der in Gaeta befindlichen Militärs, welche die Festung verlassen wollen, werden mit Transportmitteln versehen. Art. 17. Den zurückgetretenen Offizieren, welche sich auf dem Platze befinden, werden die betreffenden Pensionen im Einklang mit den Reglements bewilligt. Art. 18. Die Wittwen und Waisen der Militärs in Gaeta werden die Pensionen beibehalten, die sie bereits beziehen, so wie ihnen das Recht zuerkannt wird, solche Pensionen für die Zukunft nach dem Wortlaut des Gesetzes zu verlangen. Art. 19. Sämmtliche Bewohner von Gaeta werden in ihrer Person und ihrem Vermögen wegen der früheren Gesinnungen nicht behelligt. Art. 20. Die Militärfamilien von Gaeta, welche sich auf dem Platze befinden, werden unter dem Schutz des Heeres des Königs Viktor Emanuel gestellt. Art. 21. Auf die nationalen Militärs von Gaeta, welche aus höheren Rücksichten den Staat verlassen, werden die in den vorstehenden Artikeln enthaltenen Bestimmungen angewendet. Art. 22. Es wird bestimmt, daß nach Unterzeichnung der gegenwärtigen Kapitulation auf dem Platze keine gefüllte Mine bleiben darf; sollte sich eine solche vorfinden, so würde die gegenwärtige Kapitulation ungültig, und die Garnison wie auf Gnade oder Ungnade übergeben betrachtet werden. Eine ähnliche Folge würde es haben, wenn sich absichtlich zerstörte Waffen und Munitionen vorfänden, es sey denn, daß die Behörde die Schuldigen ausliefere, welche sofort erschossen werden sollen. Art. 23. Von beiden Seiten wird eine aus einem Artillerie-, einem Genie-, einem Marine- und einem Militärintendanzoffizier oder einem Kriegskommissär mit dem nöthigen Personal bestehende Kommission zur Uebergabe des Platzes ernannt werden. Gezeichnet: Für die sardinische Armee: der Chef des Generalstabes Oberst Viola Caselli, der Generallieutenant, Oberkommandant des Geniekorps L. F. Menabrea. Gesehen, ratifizirt und genehmigt: Der General der Armee, Kommandant der Belagerungstruppen Cialdini. Für den Platz von Gaeta: Giovanni delli Franci, Oberstlieutenant, Chef des Generalstabes der Artillerie; Gebuti Pasca, General der kgl. Marine. Der Chef des Generalstabes, General Francesco Antonelli. Gesehen, ratifizirt und genehmigt: Der Gouverneur des Platzes von Gaeta, Francesco Millen, Generallieutenant.

Verzeichniß der Personen, welche mit Sr. Majestät

dem König Franz II. Gaeta verlassen haben: Fürst v. Ruffano, Oberstthofmeister Sr. Majestät, Herzogin v. S. Cesario, Ehrendame Ihrer Maj. der Königin, Graf Capaccio Derda, Gesellschaftskavalier des Grafen Trani, der Minister Cavaliere Ulloa, der Minister General de Re, Monsignor Gallo und sein Assistent, der Sekretär Sr. Majestät Cavalier Ruitz de Ballestrera, Generallieutenant Riedmatten, General Bosco, General Schuhmacher, General Pasqua, Oberst Pisacano, Oberstlieutenant Besio, Major Winspeare, Hauptmann Ferrari, Adjutant des General Brunnuccio, Oberst Crisenolo, Hauptmann Lubeck, Adjutant des Generals Riedmatten, Hauptmann Alfonso Pfyffer, Adjutant des Generals Schumacher, Lieutenant Renda, Adjutant des Generals Bosco, Schiffsfähnrich Renda, Adjutant des Generals Pasqua, die Ministerialsekretäre Orlandi, Polpi, Menti und Necco. Die Orte, wohin die Kapitulirten von Gaeta geleitet werden: Nisida, Castell von Baja, Procida, Capri, Ischia, Ponza, Piano di Bagnoli; die Fremden nach Genua; die Matrosen und schweizerischen Invaliden bleiben in Gaeta. Der Chef des Generalstabes C. Piola Caselli.

Mannigfaltigkeiten.

[Eugène Scribe] wurde zu Paris im Dezember 1791 geboren. Frühzeitig Waise, kam er unter die Vormundschaft des berühmten Advokaten Bonnet, der ihn für den Advokatenstand bestimmte. Ein unwiderstehlicher Hang zog ihn jedoch zum Theater, und trotz aller Abmahnung fing er an, Vaudevilles zu schreiben. Anfangs wurde er mehrmals ausgepfiffen; allein er verlor den Muth nicht, was ihm freilich weniger schwer fiel, da er von seinen Eltern ein anständiges Vermögen ererbt hatte und es mit weiser Sparsamkeit zusammenzuhalten wußte. Allmählig drang er durch, sein Name wurde immer bekannter, und er brachte es dahin, daß fast ein halbes Jahrhundert lang seine Stücke auf allen bedeutenden Bühnen Europa's eingebürgert waren. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er sogar auf gewissen Theatern von Paris als unumschränkter Gebieter geherrscht. Die Zahl seiner Stücke beläuft sich auf nahe an 500, und so viele Mitarbeiter er auch zur Anfertigung derselben verwandte, so wurde doch aller Orten beinahe immer nur sein Name genannt und bekannt. Seine Popularität war unermeßlich; nicht minder war es sein Vermögen, und man kann sagen, daß wenige Schriftsteller sich je eine behäbigere Existenz zu verschaffen wußten. Im Jahr 1836 erlangte Scribe den durch Arnault's Tod erledigten akademischen Sitz. Damals war es, als Villemain in seiner Erwiderungsrede folgendes halb schmeichelhafte, halb boshafte Urtheil über ihn fällte: „Das Geheimniß Ihres Glückes auf dem Theater besteht darin, den Geist Ihres Jahrhunderts glücklich erfaßt und eine Art Schauspiele geschaffen zu haben, das unserer Zeit am meisten zusagt und ihr am Meisten gleicht.“ Trotz dieses zweideutigen Lobes werden gar manche der Scribe'schen Stücke ihre Zeit überleben. Im Privatleben war Scribe eine äußerst achtbare Erscheinung; er war in hohem Grade wohlwollend und wohlthätig, namentlich gegen manche seiner ärmeren Kollegen, und viel Gutes, das er insgeheim und geräuschlos that, wird jetzt erst nach seinem Tode offenbar werden.

Im Elberfelder Waisenhause sind in der letzten Zeit wunderbare Dinge vorgekommen, die ein neues Licht auf die Zustände in dem frommen Wupperthale werfen: religiöse Erweckungen! Die Vorgänge sind bereits amtlich untersucht und der Stadtverordneten-Versammlung in Elberfeld mitgetheilt worden, welche es aufs Tiefste mißbilligte, daß in einer städtischen Erziehungsanstalt für Waisen statt einer, der nüchternen, einfachen Hausordnung und Instruktion entsprechenden Erziehung in so auffallender Weise und ohne ihr Wissen eine Behandlung der Kinder möglich gewesen sey, welche Leib und Seele der Kinder gewaltsam erschüttert habe. Ein am 19. Februar ausgegebenes Flugblatt: „Vorläufige Mittheilungen über die in den letzten Wochen unter den Waisenkindern des städtischen Waisenhauses stattgefundene Erweckung“, berichtet darüber die wunderbarsten Dinge. Demnach scheinen diese Zustände hervorgerufen zu seyn durch Anordnung gemeinsamer Gebetsversammlungen in der Woche vom 6. bis 13. Januar. Die sog. Erweckung der größtentheils unmündigen Kinder zeigte sich in Folge dessen zuerst bei einigen Mädchen, später bei einzelnen Knaben und zuletzt wurde eine große Anzahl von Knaben, 60—70, davon ergriffen. Bei vielen derselben stellten sich Krämpfe ein, welche eine ganze Nacht dauerten, worauf Beruhigung und stilles Beten eintraten, andere schrieen, brüllten und tobten und meinten, der Satan habe sie gepackt und halte ihnen den Mund zu, damit sie nicht beten könnten. Mehrere Wochen lang haben diese beklagenswerthen Zustände bereits gedauert. (Amtliche Erhebungen des Elberfelder Magistrats haben diese Angaben bestätigt.)

[Garibaldi am Himmel.] Herr von Gasparis in Neapel hat dieser Tage einen neuen Asteroiden entdeckt, der den Namen Garibaldi führen soll.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 52 Freitag, 1. März 1861.

Der schwarze Bettler.

(Schluß.)

Die Marquise wich, vom Schrecken wie durch einen Blitzstrahl getroffen, bis in die Mitte des Zimmers zurück: Herr vom Rumbrye stand in der Thür. Er trat vorwärts, nahm seiner Frau das Papier aus der Hand, gab es dem Bettler zurück und sprach weiter:

„Ich habe Alles gehört. — Kein Wort zu Ihrer Vertheidigung, Madame! Ich kam, von dem Angstschrei dieses Mannes herbeigerufen, hierher und sah mit eigenen Augen die Schmach meines Hauses. — Gehen Sie auf Ihr Zimmer, morgen werden Sie meinen Willen vernehmen."

Die Marquise entfernte sich, ohne Etwas zu entgegnen.

Ein zufriedenes Lächeln schwebte über die Lippen des sterbenden Carrals: er starb gerächt.

Keine auch nur leise Ahnung dieses seltsamen und schaurigen Vorganges gelangte zu den Gästen im Schlosse. Am andern Morgen wohnte Frau von Rumbrye in gewohnter Weise dem glänzenden Frühstück bei, das ihre Gäste vereinigte: nur der Mulatte fehlte, aber Keiner vermißte ihn, Niemand fragte nach ihm. Leute seines Gleichen leben und sterben unbemerkt, was sie auch immer beginnen mögen.

Im Laufe des Vormittags zeigte Frau von Rumbrye an, eine unvorhergesehene und höchst wichtige Angelegenheit rufe sie nach Paris zurück. Der Hause verlief sich, wie er gekommen war, die Peitschen knallten abermals, nur versuchten dießmal kein Fiaker mit den Postchaisen eine Wettfahrt.

Herr von Rumbrye fuhr zuletzt ab, ihn begleiteten seine Tochter, Xaver und der schwarze Bettler. Dieß gab dem jungen Herrn Alfred Lefebre des Vallees Anlaß, sich über alle Maßen zu verwundern, und er schwor bei seiner Ehre, so etwas nie gesehen zu haben. Aber er war mit seinem Staunen noch nicht zu Ende, er mußte erleben, daß, während die Chaise des Marquis in die Allee einbog und die Richtung nach Paris hin nahm, der Postwagen der Creolin nach der entgegengesetzten Seite galopirte.

„Zum Teufel!" schrie der junge Herr Alfred Lefebre des Vallees, „dieser Postillon ist, bei meiner Ehre, betrunken."

Die Marquise gebot ihm mit einem Winke Schweigen und hielt die Hände vor das Gesicht, das merkbar blaß und matt anzusehen war.

„Der Teufel soll mich holen, wenn sie nicht sehr elend aussehen, Mutter!" begann der junge Herr Alfred wieder. „Ich verstehe die ganze Geschichte nicht."

„Wir werden künftig die Stadt *** in der Bretagne bewohnen," sagte die Marquise mit leiser tonloser Stimme.

„Bei meiner Ehre, Mutter!" versetzte der große Junge, „ich finde das sehr sonderbar!"

* * *

Noch oft und lange wurde in den Gesellschaften des Herrn von Rumbrye nach der Frau Marquise gefragt; ihr Gemahl antwortete jederzeit, sie halte sich ihrer Gesundheit wegen in der Provinz auf. Wir wissen nicht, ob das Verschwinden des Herrn Alfred Lefebre des Vallees großes Aufsehen machte, versichern aber können wir, daß dieser große und liebenswürdige Knabe durch Fleiß und Eifer der geschickteste Billardspieler in der Stadt *** in der Bretagne wurde.

Einen Monat nach dem nächtlichen Vorgange auf dem Schlosse Rumbrye wurde Xaver in das Kabinet des Marquis beschieden. Der alte Edelmann war sehr niedergedrückt, bei seinem ehrenhaften Charakter litt sein stolzes Gemüth schwer, seit er den Abgrund von Verderbtheit in dem Herzen der Frau ermessen, die seinen Namen trug, einen Namen, der ihm makellos von seinen Vätern überkommen war. In demselben Verhältnisse aber, wie der Abscheu gegen die Unwürdige ihn erfüllte, war die Liebe zu seiner Tochter noch inniger geworden, sie ganz so glücklich zu sehen, wie sie zu seyn es verdiente, war sein einziger Wunsch und er hatte deßhalb seinen Entschluß gefaßt.

Mit der Leutseligkeit, die er dem von ihm begünstigten jungen Manne stets gezeigt, empfing er Xaver und nach einer kurzen Einladung begann er:

„Mein Freund, ich habe fünfhunderttausend Franks Einkünfte, welche meiner Tochter gehören; Sie lieben Helene, Helene liebt Sie, ich weiß und billige es. Ich

achte und liebe Sie ebenfalls, meine Wünsche wären erfüllt, wenn Sie mein Schwiegersohn würden."

Xaver, überrascht und verwirrt durch so viel Glück, wollte seine Freude ausdrücken, er suchte jedoch noch nach Worten, als der Herr von Rumbrye fortfuhr:

„Aber ich bin der letzte männliche Sprößling eines berühmten Geschlechts, der Name Rumbrye soll mit mir nicht ganz sterben, mein Eidam muß ihn übernehmen und fortpflanzen. Viele Bewerber streiten sich, nach dieser Mitgabe lüstern, um die Hand meiner Tochter; um Heleneus, um Ihrer und um meinetwillen gebe ich Ihnen den Vorzug. Wollen Sie Marquis vom Rumbrye werden?"

Xaver schlug die Augen nieder.

„Ich habe alle nothwendigen Schritte eingeleitet," sprach der Edelmann weiter, die Bewegung, welche sich in Xavers Zügen malte, auf seine Weise deutend, „Seine Majestät haben meine Bitte gnädig gewährt, mein Eidam, wer er auch sey, wird das Recht erlangen, meinen Namen und meinen Titel zu führen."

„Herr Marquis," entgegnete Xaver zögernd, „seit einem Monat kenne ich den Namen meines Vaters; es ist der Name eines tapfern Soldaten, und mit meinem Daseyn kann ich ihn nicht aufgeben."

Der Marquis konnte sein Erstaunen nicht verbergen, er stand auf und ging einigemale etwas heftig im Zimmer auf und ab; dann blieb er vor Xaver stehen, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich würde gehandelt haben, wie Sie, ich lobe Sie darum: aber der Name Rumbrye muß mich überleben."

Sie trennten sich, Xaver war herabgestürzt aus dem Himmel, der sich ihm eben geöffnet hatte, Alles schien abgebrochen.

Aber es war noch ein Person da, die ein bedeutendes Interesse bei der Sache hatte und nicht passiv sich darein fügte, was die Männer nach ihrer Anschauungsweise kurzweg beschlossen. Die von beiden Theilen gleich geliebte holde Helene übernahm die Vermittelung und sie mußte sehr geschickt und glücklich unterhandelt haben, denn wenige Tage nach jener kurzen Unterredung zwischen dem Marquis und Xaver wurde in der Kirche Saint-Germain-des-Prés eine Trauung vollzogen, welcher auf der einen Seite der Herr von Rumbrye, auf der andern der wackere Neptun beiwohnte; der Neger vertrat Vaterstelle bei dem Bräutigam.

Indem Neptun in die Kirche trat, blickte er nach dem Balkon des benachbarten Hauses hinauf; auch der Bräutigam sah dorthin und drückte dann warm die Hand des Schwarzen.

In das Trauungsregister trug man den Namen des Marquis Xaver Lefebre von Rumbrye ein.

So kam der liebenswürdige junge Herr Alfred Lefebre des Vallees um ein Vermögen von zehn Millionen; er verwunderte sich darüber weit mehr, als er sich betrübte, um so schwerer aber wurde seine Mutter von diesem Schlage getroffen und nur eine so zähe Natur wie die ihrige konnte der zerstörenden Macht der maßlosen Wuth widerstehen.

* * *

Am Tage nach der Hochzeit kam Neptun zu Xaver; er hatte einen Reisebündel auf der Schulter und einen großen Stock in der Hand

Xaver sah ihn erstaunt an.

„Kleiner Herr," sagte der Neger, „ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen."

„Du willst mir Lebewohl sagen?" wiederholte Xaver. „Du träumst wohl, mein redlicher Freund? Wir trennen uns von jetzt an nicht mehr."

„Das hätte ich auch gewünscht, kleiner Herr," erwiderte der Neger mit schwermüthigem Lächeln, „aber ich muß fort. Mein Werk hier ist gethan, ich habe Alles ausgerichtet, was er befohlen hatte; jetzt muß ich zu meinen Brüdern gehen, die frei sind: ich gehe nach St. Domingo."

„Liebst Du mich denn weniger, als Deine Brüder?" fragte Xaver endlich.

Neptun ergriff die Hand des jungen Mannes, drückte sie zärtlich an die Lippen und erwiderte:

„Nein, o, nein! — Nicht um meine Brüder willen gehe ich, meine Brüder haben mich vergessen, ich gehe für ihn; ich will hin, um an seinem Grabe verkündigen zu können, daß sein letzter Wille vollzogen ist, ich will dort knieen, wo ich ihn sterben sah, ich will, wenn meine Stunde schlägt, an seiner Seite ruhen."

Die Stimme des Bettlers zitterte, indem er diese Worte sprach.

Xaver war auf das Tiefste ergriffen, er hatte den Muth nicht mehr, den treuen Diener seines Vaters zurückhalten zu wollen.

Neptun hob die Augen zum Himmel empor, drückte die Hand auf sein Herz, seine Kniee beugten sich und leise, mit schwärmerischer Inbrunst sprach er:

„Mein guter Herr! wenn ich hier stürbe, würde meine Seele zu weit von der Deinigen seyn; dort aber wirst Du meine letzten Seufzer hören und Deinen Diener zu Dir rufen."

Noch einmal küßte er Xavers Hand, wischte eine Thräne aus dem Auge und ging, um nicht wiederzukehren.

Land und Leute in Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Altgläubige beobachten bei Todesfällen allerlei Regeln der Vorsicht. Man darf z. B. die Leiche, wenn

sie nicht spuken soll, nicht an einem unverdeckten Spiegel vorbeitragen, sich nicht auf die Bahre setzen, nichts ins Grab fallen lassen, weil man sonst bald sterben muß. Kommt dem Todten ein Zipfel seiner Bekleidung in den Mund, so holt er seine Familie nach. Man legt ihm deßhalb, um die Bekleidung zusammenzuhalten, eine Scholle Rasen auf die Brust. Eine SteckNadel dazu zu nehmen, ist nicht gerathen, da sie schon von Jemand gebraucht seyn könnte und dieser dann sterben müßte. An manchen Orten wird im Sterbehause von der Stelle, wo die Bahre gestanden, bis zur Hausthür Asche gestreut, wobei der Streuende rückwärts geht. Anderwärts legt man sofort nach dem Hinaustragen der Leiche das Haus, ebenfalls rückwärts schreitend, und läßt Niemand eher über die Schwelle, als bis diese Reinigung vollzogen ist.

Ein Ueberblick über die Familienfeste des Mecklenburgers zeigt, daß sie sehr einfach sind und wie das ganze übrige Leben im Wesentlichen auf tüchtiges Essen und Trinken hinauslaufen. Die materiellen Genüsse sind das Wichtigste, ein voller Bauch die Hauptsache. Wird doch selbst der Weihnachtsabend im Kreise dieser Bauern nur durch einen mächtigen Schmaus gefeiert und darum vorzugsweise der „Bullbuksabend" genannt.

Die Dorffeste, welche sich an bestimmte Zeiten knüpften, sind meist der benutternden Fürsorge einer löblichen Polizei erlegen, die sie für nicht anständig genug hielt. So die Wettrennen am Pfingstfest und der Gebrauch der Hirten bei Parchim, nach welchem dieselben mit Peitschengeknall von Haus zu Haus zogen, um Gaben einzusammeln. So auch die Feier des Johannistags, wo die jungen Leute des Abends „Wiemen" (Strohwische) an lange Stangen befestigten, sie anzündeten und auf dem Felde damit im Kreise umherspranngen. Im Ratzeburgischen findet um Pfingsten noch das „Kranzreiten" statt. Die jungen Burschen reiten in langer Reihe hinter einander her und stechen nach eisernen Ringen; wer die meisten sticht, ist König des nun folgenden Tanzfestes. Interessanter ist das Erntefest, das Erntebier oder „Aufköst" genannt wird. Der Tag dazu wird in einer allgemeinen Bauern-Versammlung im Schulzenhaus bestimmt. Das Fest selbst geht bei den Hofbesitzern der Reihe nach um. Am Morgen des Tages versammeln sich die jungen Leute und flechten zunächst eine große Krone aus Kornähren und Fichtenzweigen, die mit Schnuren von Hagebutten, mit seidenen Bändern und Rauschgeld geschmückt wird. In die Mitte derselben setzt man einen aus Holz oder Tragant verfertigten Hahn, das Symbol der Fruchtbarkeit, das früher auch die Brautkrone zierte. Ist die Krone fertig, so bringt sie der Großknecht des Festhauses, dem im westlichen Mecklenburg ein langer Zug von Burschen und Mädchen folgt, durch das Dorf in das Festlokal, die Diele des Gehöfts, wo sie an einem Balken befestigt wird. Nachmittags wird hier getanzt und den bereit gehaltenen Bier- und Branntweintonnen fleißig zugesprochen. Der Wirth hat nur für reichliches Getränk zu sorgen, doch findet sich selten einer, der nicht zugleich ein Butterbrod für die Knechte und Taglöhner und einen Schweinebraten für die Bauern hätte.

2.

An Aberglauben mangelt es unter den mecklenburgischen Bauern nicht und in vielen Gebräuchen und Meinungen klingen noch Reste des alten Heidenthums nach. An den Wodanskultus erinnert vor Allem die Sitte, die letzte Garbe auf dem Felde stehen zu lassen, sie mit Bändern zu schmücken und sie dem „Wode" mit den Worten zu weihen: „Wode, hale dinem Rosse nu Boder, nu Distel un Dorn, tom andern Jahr beter Korn." Dieser Gebrauch war im 17. Jahrhundert noch sehr verbreitet; jetzt sind hier und da nur noch die Reime im Munde des Volkes. Anderwärts heißt die Garbe „de Erntewod" oder „de Wulf" (der Wolf war Wodans heiliges Thier), wieder in andern Gegenden, z. B. an der preußischen Gränze, nennt man sie „de Olle". Bei Ludwigslust führt die Binderin, welcher die letzte Garbe zu Theil wurde, das ganze Jahr den Namen „de Wolf". Bei Parchim macht man aus der Garbe eine Puppe, die man mit Bändern verziert und jubelnd auf dem letzten Erntewagen heimführt. Bei Rostock verbindet man mit diesem „Wolf" den Begriff des Schadens. Die Magd, die hier die letzte Garbe band, muß dieselbe unter dem Ausruf „de Wulf" mit geschlossenen Augen hinterrücks von sich werfen, sonst wird sie unfruchtbar. Im südöstlichen Landestheile ist die gleiche Sitte auf die Kartoffelernte übertragen worden: wer hier die letzte Stande dieser Frucht hat ausheben müssen, heißt „de Kantüffelwulf."

Andere Erinnerungen an den alten Gott knüpfen sich an die Weihnachtszeit.

In den Tagen vor den Zwölften geht er in der Gestalt des „Rugklas" unartige Kinder bestrafend umher und treibt er als der wilde Jäger Wode in den Lüften sein Wesen. In den Zwölften ferner, der Zeit des alten Julifestes, darf man keine Arbeit vornehmen, welche beschmutzt, nicht die Ställe reinigen, nicht spinnen und waschen, keine Erbsen essen u. s. w. „Wer in den Zwölften den Zaun bekleidet (Wäsche zum Trocknen darauf hängt), der muß noch in dem Jahre den Kirchhof bekleiden," sagt der Volksmund.

An Donar, den Blitz- und Feuergott, mahnen die sogenannten Nothfeuer, mit denen der mecklenburgische Bauer früher sehr allgemein Viehseuchen, namentlich die Feuerkrankheit der Schweine zu kuriren pflegte und die trotz wiederholter Verbote noch jetzt vorkommen. „Wenn wir nicht irren," sagt Fromm, „so wurde noch im Jahre 1856 auf einem Dorfe in der Nähe von Ludwigslust ein Nothfeuer angezündet, weil die Schweine von der Feuerkrankheit befallen waren." Ein Augenzeuge erzählte den Hergang folgendermaßen. Am dun-

keln Abend war die Bevölkerung auf einem freien Platze zusammengekommen, nachdem im Dorfe alle Herdfeuer und Stubenlichte ausgelöscht worden. In die Erde rammte man einen trocknen eichnen Pfahl, um welchen vermittelst eines Strickes ein Rad schnell und unaufhörlich gedreht wurde. Nahe dabei wurde ein Scheiterhaufen von siebenerlei Holz aufgethürmt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Freiherr v. Heideck.] In dem am 21. Febr. in München erfolgten Ableben des Generallieutenants und Präsidenten des General-Auditoriats, Frhrn. von Heideck, genannt Heidegger, bedauert die bayerische Armee so wie die Kunst einen der ausgezeichnetsten und geachtetsten Männer. Der Verlebte war k. Kammerherr, zweitältestes Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste, Komthur des Verdienstordens der bayerischen Krone, Inhaber des Ludwigsordens, Ritter der französischen Ehrenlegion, Großkreuz des griechischen Erlöserordens, Inhaber des russischen St. Wladimir- und des russischen St. Annenordens. Als Sohn eines Schweizer-Offiziers in französischen Kriegsdiensten zu Saaralben in Lothringen 1788 geboren, trat er 1801 in die hiesige Militär-Akademie (jetzt Kadetenkorps) und studirte zugleich die Kunst; er war 1805 Artillerie-Offizier, machte die Feldzüge von 1805, 1806 und 1809 mit. 1810 als Freiwilliger nach Spanien gegangen, diente er dort als Hauptmann bis 1813, zurückgekehrt, machte er die Schlacht bei Hanau als Major mit. 1814 ging er mit dem damaligen Kronprinzen (König Ludwig) nach London, von da nach Wien zum Kongreß und nach dem Feldzuge von 1815 als Gränzberichtigungskommissär nach Salzburg. Während dieser Zeit bildete er sich vollkommen zum Schlachten- und Genre-Maler aus; doch fing er erst 1816 die Oelmalerei zu erlernen an, vollendete aber bis 1825 bereits 67 größere und kleinere Staffeleigemälde. Von 1826 bis 1829 nahm er als Philhellene thätigen Antheil an dem Kampfe gegen die Türken. Sowohl die Expedition zum Entsatze der Akropolis von Athen, an welcher er 1827 Antheil nahm, als die Zerstörung der türkischen Haupt-Magazine in dem Kanal von Negroponte, sind Zeuge davon. Bei letzterer Waffenthat führte er den Oberbefehl über das griechische Geschwader. Kapodistrias übertrug ihm 1828 das Kommando von Napoli di Romania, bald darauf auch das Militär-Gouvernement von Argos und überdieß fiel ihm noch die Organisation der Taktiker, so wie die oberste Leitung der Militärschule und die Aufsicht über die Militäranstalten zu. Im nächsten Jahre schon mußte er aber Griechenland verlassen, zu welchem Entschlusse ihn nur ununterbrochene Fieberanfälle bringen konnten. Er kehrte durch Italien nach München zurück und wurde 1830 Oberst im Generalstabe. Die Erhebung des Königs Otto auf den griechischen Thron rief ihn 1832 wieder nach Griechenland und zwar als Mitglied der Regentschaft. Als solches leistete er Ausgezeichnetes, sowohl bezüglich der Beruhigung des Landes als in Hinsicht des Militärwesens und der Vertheidigungsanstalten Griechenlands. 1835 verließ er Griechenland auf immer und lebte seither in München, in seinen Mußestunden fast ausschließend der Kunst sich widmend. 1844 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, später zum Generallieutenant befördert, war er Referent im Kriegsministerium bis zu seiner Ernennung zum Präsidenten des General-Auditoriats. Als Maler besaß der Verstorbene bekanntlich eine lebendige Darstellungsgabe, ohne je zu übertreiben. Seine Bilder sind Erlebnisse, daher auch höchst mannigfaltig; er lieferte eine Menge der interessantesten Gemälde. Bei vielen davon ist Zeichnung und Skizzirung überaus frappant höchst geistreich, treu und in hohem Grade überraschend. Er war unermüdet in der Kunst und versuchte selbst Freskomalerei. Das in der Glyptothek in München befindliche Viergespann am Wagen des Helios ist von ihm ausgeführt.

In Erschwyl im Schwarzbubenlande (Solothurn) lebt eine Familie, welche lebhaft an die Erzväter erinnert. Der Vater ist 68 Jahre älter als seine Frau, 93 Jahre älter als sein ältester Sohn und 105 Jahre älter als seine beiden jüngsten Kinder. Dieser Methusalem heißt Jos. Borer und ist geboren den 24. Okt. 1750, also jetzt volle 107 Jahre alt. 1859 beglückte ihn seine zweite noch lebende Frau mit Zwillingen, mithin als er ein junger Ehemann von 105 Jahren war.

Die gesammte Bibliothek Alex. von Humboldt's befindet sich seit einiger Zeit in London. Ihr gegenwärtiger Besitzer, der Amerikaner Henry Stephans, beabsichtigte Anfangs, sie nach Amerika zu schaffen, doch scheint ihn die Krisis drüben von diesem Plane abgebracht zu haben, und er will sie jetzt, wie verlautet, in London öffentlich versteigern.

Von 74 lebenden Mitgliedern der Bourbonenfamilie leben nun 55 im Exil: 26 Neapolitaner, 3 Spanier, 6 alt-französische Bourbonen und 20 Orleans.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 53 Samstag, 2. März 1861.

Das Geheimniß.

Nach dem Englischen von L. Du Bois.

I.

Ungefähr dreißig Meilen von London steht in einer reizenden Gegend, an dem Ufer der Themse, eine Papiermühle, die vor ungefähr fünfzig Jahren sich im Besitze eines reichen und geachteten Mannes, Namens Wakefield, befand, welcher in dem Gebäude selbst wohnte. Er beschäftigte viele Dienstleute, die ihn wie eine Art Feudalherrn betrachteten, und von denen die meisten auf der Besitzung geboren und aufgewachsen und nach Absterben ihrer Eltern in deren Stellen und Beschäftigungen eben so regelmäßig eingetreten waren, wie Mr. Wakefield seinem Vater im Besitze des Gutes gefolgt war.

Diese Leute wohnten in einer Reihe von Hütten, die der vorige Besitzer zu diesem Zwecke erbaut hatte. Zu jeder gehörte ein Stückchen Feld und Garten, auf dem die nöthigen, zum eigenen Gebrauch bestimmten Gemüse erbaut und einige Hühner gehalten wurden, und außerdem durfte ein jeder Insasse eine Kuh auf den gemeinschaftlichen Weideplatz treiben. Ein Miethzins wurde für diese Haussitäten nicht entrichtet; dagegen mußten die Bewohner ihrem Gutsherrn gewisse Dienste leisten, z. B. seinen Garten bearbeiten, die Pferde warten, Schweine und Gänse hüten und allerlei andere kleine Geschäfte verrichten.

Unter ihnen befand sich Einer, welcher nicht auf dem Territorium des Gutes geboren war, sondern sich erst seit einigen Jahren dort niedergelassen und den Mr. Wakefield in die Stelle eines plötzlich verstorbenen Arbeiters eingesetzt hatte. Diese Abweichung von der allgemeinen Regel verursachte unter den übrigen Bewohnern der Hütten einige Unzufriedenheit, und dieß um so mehr, als Grainger, der neue Ankömmling, sich von seinen Nachbarn möglichst zurückgezogen hielt, was ihm als eine Art von Anmaßung und unpassendem Stolz ausgelegt wurde.

Er war verheirathet, aber seine Frau arbeitete nicht mit in der Mühle; denn so oft eine Aufforderung zu diesem Zweck an ihn erging, wandte er stets ein, daß sie zu schwächlich für derartige Arbeit sey, und nichts weiter thun könne, als sein Hauswesen in Ordnung halten und seine beiden Kinder warten. Sie war ein hübsches, gutmüthiges kleines Wesen, um viele Jahre jünger als ihr Gatte, an dem sie trotzdem mit großer Liebe hing, und eben so wenig geneigt, wie er, eine nähere Bekanntschaft mit den Hüttenbewohnern zu schließen, weßhalb sie von diesen spottweise gnädige Frau Grainger genannt wurde.

Die Kleinen, ein Knabe und ein Mädchen, waren nicht beide ihre Kinder, sondern der erstere eine Waise, das einzige Kind — wie Grainger sagte — eines verstorbenen Bruders, der es mutterlos und hilflos im Alter von zwei Jahren zurückgelassen, und das er kurz nach der Verheirathung mit seiner Frau zu sich genommen hatte. Letztere gewann das Kind, ein unbeschreiblich sanftes kleines Wesen lieb, und diese Neigung verminderte sich selbst dann nicht, als sie Mutter eines kleinen Töchterchens wurde. Sie verwendete auf die Kinder eine so gleichmäßige Sorgfalt, daß jeder Fremde Beide für die ihrigen halten mußte.

Roland war ungefähr sieben und Sessica drei Jahre alt, als sie mit den Eltern das zur Mühle gehörige Häuschen bezogen; und zu der Zeit, in der diese Erzählung beginnt, stand Ersterer im Alter von zwölf, und Letztere in dem von acht Jahren.

Der Knabe war hübsch und ungewöhnlich groß für sein Alter. Seine Züge waren nicht nur regelmäßig, sondern trugen auch jenen edlen Ausdruck, der fast immer das sichere Zeichen eines entsprechenden Charakers ist, während die eben so kräftigen als anmuthigen Formen seines Körpers als Model eines jugendlichen Apollo hätten dienen können.

Das Mädchen war eine reizende, blauäugige kleine Fee, scheu und zärtlich, die ihren männlichen Spielgenossen wie ein Wesen höherer Art ansah, das sie gegen jedes Uebel schützte.

So wuchsen beide Kinder in Liebe und gegenseitigem Vertrauen auf; jedes war Alles für das andere, und das Leben erschien ihnen nur wie eine schöne Sommerreise durch ein Thal, wo die Sonne ewig leuchtete, und Blumen unter ihren Fußtritten emporsprießen.

Der Vater beobachtete mit Wohlgefallen diese wachsende Neigung der Kinder, und oft funkelte, wenn er auf das jugendliche Paar blickte, das Gefühl eines geheimen Triumphes aus seinen Augen, das Niemandem erklärlich war. Kein Mensch wußte überhaupt, was in

dem Geiste dieses Mannes vorging. Etwas Sonderbares und Räthselhaftes lag immer in seinem Wesen, — Etwas, das selbst seine Frau nicht zu verstehen vermochte; denn obgleich in andern Beziehungen sein Vertrauen zu ihr unbegränzt war, so konnte sie sich doch des Gefühls nicht erwehren, daß in den Tiefen seiner Brust irgend ein Geheimniß, — sey es das Bewußtseyn eines Verbrechens, oder ein stiller Kummer, — verborgen liege.

Es war nicht bloß seine fortwährende Schwermuth, was sie zu diesem Schlusse führte, sondern häufig zeigte sich auch bei ihm eine düstere Geistesabwesenheit, wenn er unbewußt Worte von geheimnißvoller Bedeutung, bald in reuevollem, bald in drohendem Tone, zu murmeln pflegte, deren Beziehung ihr durchaus unverständlich war. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte sie ihn oft inständigst gebeten, sie zur Mitwisserin und Mitträgerin Dessen zu machen, was ihn drückte; allein als sie wahrnahm, daß sein Entschluß feststand, die Last allein zu tragen, stand sie kluger Weise von diesem wohlmeinenden, aber fruchtlosen Versuche ab, und gab sich den Schein, als beachte sie nicht die düsteren Schatten, die seinen Geist so häufig umnachteten und deren Ursprung ihr so unerklärlich war.

Grainger war kein ungebildeter Mann. Er verstand Latein, war ein ziemlich guter Mathematiker, und mit allen besseren Schriftstellern seiner Muttersprache bekannt. Auch besaß er eine kleine, gewählte Sammlung von Büchern, und fast alle seine Mußestunden widmete er dem Unterrichte der Kinder, deren Erziehung, besonders die des Knaben, der Hauptzweck seines Lebens zu seyn schien. Seine Frau pflegte zuweilen ihre Bedenken darüber zu äußern, ob es wohlgethan sey, den jungen Roland durch zu vieles Lernen über die Stellung zu erheben, welche das Leben ihm anweise; allein er antwortete darauf stets mit den Worten:

„Wir können nicht vorhersehen, Marie, von welcher Art sein zukünftiges Loos seyn wird. Wenn er etwas Tüchtiges lernt, so wird er sich zu Allem eignen, zu dem das Schicksal ihn bestimmt."

Sein Eifer in dieser Beziehung war unbeschreiblich. Nie duldete er, daß der Knabe irgend eine Art grober Arbeit verrichtete, wie sie die Söhne der Nachbarn zu thun pflegten. Wenn er ihn zufällig im Garten graben oder Wasser vom Flusse holen und tragen sah, so verwies er es ihm und sagte:

„Roland, solche Arbeit ist zu schwer für einen so kleinen Burschen, wie Du bist; überlasse sie mir."

Nichts destoweniger war er, mit scheinbarer Inkonsequenz, sehr bemüht, die Gesundheit und Kräfte des Knaben durch körperliche Uebungen zu stählen. Er lehrte ihn reiten, schwimmen, ein Boot rudern, und sogar fechten. Diese Verfahrungsart gab den Nachbarn natürlich großen Anstoß, welche offen ihre Meinung dahin aussprachen, daß es vernünftiger gehandelt seyn würde, wenn Grainger den Knaben zu regelmäßiger Handarbeit anhielte, als ihn Dinge zu lehren, welche sich nur für vornehme Leute paßten.

„Was wollt Ihr aus Eurem Sohne machen, Grainger?" fragte Mr. Wakefield eines Tages, als er ihn zufällig allein traf. „Er ist ein hübscher, kluger Bursche; schade, daß er so müßig ist."

„Er ist nicht müßig," antworte Grainger; „dafür sorge ich."

„Freilich, wie ich höre, laßt Ihr ihn so viel lernen, als wäre es Eure Absicht, einen großen Herrn aus ihm zu machen, aber ist das wohlgethan?"

„Wenn ich es nicht für angemessen hielte, so würde ich anders handeln."

„Ganz gut, aber ich würde Euch doch rathen, in Erwägung zu ziehen, welche Aussicht er im Leben hat, und ob der Weg, welchen Ihr verfolgt, nicht vielleicht dazu dient, ihn später mit seinem Loose unzufrieden zu machen."

„Ich habe es wohl überlegt, und thue, was ich für das Dienlichste zu seiner künftigen Wohlfahrt erachte; denn ich hoffe, daß er zu etwas Besserem geboren ist, als zu einem Leben harter Arbeit, wie das meinige," entgegnete er mit Bitterkeit und vor innerer Bewegung bebenden Lippen.

„Es scheint, mein guter Freund," erwiderte Mr. Wakefield lächelnd, „daß die Kenntnisse, welche Ihr so sehr bemüht seyd, Eurem Sohne beizubringen, nicht viel zu Eurer Zufriedenheit beigetragen haben, und das ist ein Beweis für die Richtigkeit meiner Warnung, sofern Ihr nicht besondere Aussichten für ihn habt, die mir unbekannt sind."

„Nein, Herr, aber ich will ihn nicht durch Unwissenheit an eine Sphäre ketten, in der er, wie ein Vorgefühl mir sagt, nicht bestimmt ist immer zu leben. Vielleicht habe ich Unrecht, aber es ist, meine feste Ueberzeugung, und was ich thun kann, um seinen Geist über die niedrige Stellung zu erheben, in der er sich jetzt befindet, soll geschehen. Wollte Gott, daß ich mehr Macht hätte, — ich würde sie nur zu diesem Zwecke anwenden."

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in Mecklenburg.

(Schluß.)

Einzelne hatten trockene Strohwische in den Händen, um die sich durch die Reibung entwickelnden Funken aufzufangen und durch Schwingen im Winde das Stroh in Brand zu setzen. „Nu" — sagte jener Augenzeuge — „ging dat Dreien los; äwerst wi drieten, dat de Hut von den Hännen güng und kriegten keen Füer. Un worüm nich? Weil Herr Pastor to Hus wier un

Licht in de Stuw harr." Sobald man dieß bemerkte, ließ man von dem Versuche ab, in der festen Ueberzeugung, daß man kein Feuer erhalten werde, da sich Licht im Dorfe befand. Aber am dritten Tage darauf, als der Pastor zufällig verreist war, versammelten sich die Leute wieder, und „dat duer keen Viertelstünn, so harren wi Füer". Die Seuche des hierauf mit vieler Mühe durch den Rauch, nahe am Holzhaufen vorbeigetriebenen Viehes soll sich sofort verloren haben.

Auch bei manchen sympathetischen Kuren lebt noch der Glaube an die heilende Macht des Feuers, selbst der Asche von Eichenholz legt man solche bei. Andere hierher gehörige Meinungen knüpfen sich an die sogenannten Donnerkeile (Dunnerpiler), denen man übernatürliche Kräfte zuschreibt, und an den Donnerstag, der jedes an ihm begonnene Werk gedeihen läßt, wogegen es für Unrecht gilt, am Mittwoch, dem Tage Wodans, eine wichtige Arbeit anzufangen.

An sehr vielen Orten ferner schöpft man noch Osterwasser, an andern hat auch das Wasser der Johannisnacht heilende und verschönernde Kraft. Glaubt man nur hier und dort noch an Hexen, so ist der Glaube an das „Verreden" und „Anthun" noch sehr allgemein. Oft ereignet es sich, daß ein böser Nachbar dem Bauer einen Nagel in den Trog schlägt, aus dem die Schweine fressen, und so bewirkt, daß eines nach dem andern stirbt. Oft verredet man einem ein Kind oder Kalb, oft schadet der „böse Blick" einer alten Frau den Bewohnern des Hauses. Häufiger indeß bewahren die Schutzmittel vor solchen Schaden, die der alte Glaube dagegen empfiehlt. Tadelt dem Bauer Jemand sein Kind, so sagt er „Steen un Been tau klagen", lobt es Jemand ohne „Gottlob" hinzuzufügen, so spricht der Vater für sich „Unverropen", nennt er es ein Ding, so antwortet er, „Keen Ding, Gott sie Dank!" — sonst wächst es nicht. Solche Regeln umgeben das Volksleben wie ein Zaun, der den Garten vor Schaden bewahrt, so lange er keine Lücke hat. Dafür muß der Mensch sorgen: er muß alle Gebräuche dieser Art im Gedächtniß haben und befolgen; denn „wo de Tun am fiedsten is, dar is am lichtsten äwerstiegen."

Die Sprache des Mecklenburgers ist reich an Kraftausdrücken, witzigen Schlagworten und kernfrischer Satyre. Dagegen hört man ihn bei Weitem nicht so viel fluchen wie den Süddeutschen und seinen Nachbar, den Holsteiner, der in diesem Gebiet ebenfalls Bedeutendes leistet. Man hört allerdings, namentlich unter jüngern Leuten, Zorn oder Ungeduld sich in einem Fluch Luft machen, aber man bleibt damit doch in den niedern Regionen, bei „Dunnerwerer", „Dunner un Hagel" oder „Düwel slah", während die südlicher wohnenden Deutschen mit ihren Anrufungen nicht hoch genug steigen können. Im Allgemeinen schwerfällig und langsam, ist der Mecklenburger auch nicht leicht in Harnisch zu bringen, aber einmal in die Hitze gejagt, ist der stille gelassene Mann nicht wieder zu erkennen. In Berserkerwuth schlägt er mit der Zunge und den Fäusten blindlings um sich, schäumt und tobt und greift sogar nicht selten zum Messer.

Ziemlich allgemein ist, wie allenthalben unter wenig kultivirten Völkern, ein gutes Gedächtniß, und es gibt nicht wenige, welche die eben gehörte Predigt fast wörtlich wiederholen können. Auch das musikalische Gedächtniß ist durchschnittlich sehr stark. Das Volk übt sich neue Melodien leicht ein und spielt sie dann entweder auf der sehr verbreiteten Harmonika nach oder pfeift sie auf dem einfachern Instrumente, das jeder in seinen Lippen mit sich herumträgt. An stillen Sommerabenden, wenn die Burschen und Mädchen auf den Steinen vor der Hofthür sitzen, geht die Harmonika von Hand zu Hand, und jeder trägt sein Leiblied mit großer Gewandtheit vor. Besonders beliebt ist das Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein, welches nicht nur fleißig gespielt und gepfiffen, sondern auch — bei Erntebieren und andern „Kösten" leidenschaftlich getanzt wird.

In jedem Dorfe finden sich Personen, welche aus eigenem Antriebe und oft ohne Unterricht ein Instrument spielen lernen, ja sich ihre Geige selbst verfertigen. Der vierzehnjährige Bube beginnt damit, daß er den Baß streicht, und bringt sich dann allmählig bis zur Violine empor. Ein Künstler wird er zwar nicht, doch lernt er genug, um bei ländlichen Festlichkeiten zur Erhöhung des Vergnügens beitragen zu können. Bei dieser Neigung zur Musik ist es zu verwundern, daß das Volk wenig singt, und daß es, wenn es nicht besondern Unterricht gehabt hat, durchweg schlecht singt, z. B. in der Kirche. Das Sprichwort „der Sachse singt nicht", ist zwar schon alt, aber es sagt nicht, weßhalb er's nicht thut. In den meisten Fällen ist das, was man Gesang nennt, nur ein Geschrei; nur wenn des Abends bisweilen die Mädchen in den Dörfern ein Lied anstimmen, hört man einige angenehme Töne.

Das gute Gedächtniß wird wenig benutzt, und so kann von eigentlicher Bildung unter dem Volke nicht die Rede seyn. Was man dahin rechnen mag, beschränkt sich auf Lesen, etwas Schreiben und Rechnen. Vor wenigen Jahren noch waren die Dorfschulen in Mecklenburg nur Beaufsichtigungsanstalten; was die Kinder von Unterricht erhielten, war Zugabe, die denn auch nach dem, was sie werth war, bezahlt wurde. Jetzt hat sich hierin mancherlei besser gestaltet; fast überall wirken tüchtige Lehrer, und das Volk zeigt im Allgemeinen Lust zum Lernen. Ob es bildsam ist, muß die Zukunft lehren, verständig ist es jedenfalls. Viele literarische Größen hat es bis jetzt nicht hervorgebracht, aber alle spiegeln in ihren Schriften einen tüchtigen realistischen Kern ab. So der Wittenburger Christian Ludwig Liscow, der Sommersdorfer Johann Heinrich Voß und der Eichhorster Ludwig Kortüm, der Verfasser der Jobsiade. So in neuester Zeit vor Allen Fritz Reuter, dessen „Olle Kamellen" entschieden das

beste Buch sind, welches die erwachte plattdeutsche Literatur hervorgebracht hat.

Mannigfaltigkeiten.

Der, wie bereits gemeldet, am 22. Februar in München verstorbene Oberappellationsgerichtsrath Dr. v. Cucumus hat ein Alter von 69 Jahren erreicht. Er hatte als junger Mann als Freiwilliger die Feldzüge gegen Frankreich mitgemacht. Bis zum Jahr 1833 trug er an der Universität Würzburg als ordentlicher Professor mit Auszeichnung bayerisches Staatsrecht vor, von welchem er auch ein geschätztes Handbuch schrieb. 1833 theilte er mit seinen Kollegen Seuffert, Brendel, Friedreich u. A. das Loos, vom Lehramt weg in eine Art Exil wandern zu müssen. Er kam als Appellationsgerichtsassessor mit Rathsrang nach Neuburg, von wo er indeß später zum Oberappelrath befördert wurde. 1848 saß er mit Herrn von Lüngenn als Vertrauensmann für Bayern in der Bundesversammlung. Er war ein Mann, der an Charakter und Wissen gleich hoch stand und den ehrenvollsten Ruf mit in's Grab nimmt.

In Rodersdorf bei Halberstadt ließ der Gutsbesitzer Abel ein kastrirtes, gemästetes Schwein schlachten, welches bei der Mastung nicht recht gedieh. Es wurde dem Schlachter schwer, das Thier zu tödten und dasselbe schlug, obwohl sein Herz förmlich durchschnitten war, nochmals um sich, als man es todt glaubte. Beim Einlegen des Fleisches und der Eingeweide in den Kessel entdeckte später der Besitzer, was dem Schlachter beim Ausnehmen entgangen war, ein zweites Herz, welches ganz in Fett gehüllt, mehrere Zoll tiefer unter dem eigentlichen durchstochenen Herzen gelegen hatte, völlig ausgebildet, mit Röhren und Kammern versehen und noch mit Blut angefüllt. Es hatte, wie die weitere Untersuchung ergab, mit dem Hauptherzen durch eine Röhre in Verbindung gestanden. Außer dieser gewiß sehr seltenen Abnormität fand sich an dem Schweine noch die nach Aussage der Sachkundigen minder seltene Abweichung, daß über der äußerlich vollzogenen Kastration im Innern des Körpers noch ein zweites Exemplar der Genitalien verborgen lag. Auch waren die Knochen stärker als bei andern Thieren dieser Art.

Dieser Tage ereignete sich in Prag ein seltsamer Vorfall. Der Kaiser Ferdinand macht nämlich, wie alltäglich, seine Vormittagspromenade, als sich ihm auf dem Altstädter Ringe plötzlich ein in ungarische Nationaltracht gekleideter junger Mann näherte, vor ihm stehen blieb, und ein überaus devotes Kompliment machte, so daß der Kaiser einige Schritte zurückwich; der junge Ungar zog indessen seinen Rock aus, breitete ihn vor dem Kaiser aus und bat, er möge über denselben hinwegschreiten. Der Kaiser soll mit einigen ungarischen Worten geantwortet haben, und der junge Mann ist von dem den Kaiser begleitenden Oberstthofmeister Freiherrn v. Airoldi bedeutet worden, den Rock von der Erde wieder aufzuheben. Dieser Vorfall ist Gegenstand des Stadtgespräches.

Der Haussperling oder Sperling, der jetzt in ganz Europa, Asien und Nordafrika lebt, hat vor 2000 Jahren in Europa nur erst eine geringe Verbreitung gehabt; damals lebte er in den Gegenden des Mittelmeeres. Mit dem Waizen- und Gerstenbau der römischen Kolonien in Deutschland verbreitete er sich in unser Vaterland, von wo er mit dem Getreidebaue bis Norwegen und später nach Sibirien kam. An der Lena (in Sibirien) erschien er im Jahr 1710, am Ob in Rußland i. J. 1735; im unangebauten Kamschatka fehlt er noch jetzt. Er variirt in der Farbe sehr, findet sich selbst ganz kohlschwarz.

In Berlin wurde kürzlich ein Invalide Ibold wegen Beleidigung des Handelsministers verurtheilt. Er hatte sich vergebens um eine Stelle im Ressort des Herrn v. d. Heydt beworben und darauf in einer Immediateingabe an den König ehrenrührige Ausdrücke gegen den Minister gebraucht. In Barmen und Elberfeld, der Heimath des Herrn v. d. Heydt, wird jetzt für den armen Invaliden Geld gesammelt, und die Barmer Zeitung theilt die eingehenden Gaben mit, für den Minister mit nicht sehr schmeichelhafen Mottos.

In der Gegend von Bromberg wurde vor einigen Tagen an der Stelle, wo früher ein Galgen gestanden, ein ziemlich großes Gefäß voll kleiner silberner Münzen im Metallwerth von circa 300 Thalern ausgegraben. Der Fund ist insofern interessant, als die Münzen, deren Gepräge noch ziemlich deutlich ist sämmtlich sehr seltene Exemplare aus dem 10. und 11. Jahrhundert sind.

In Erkheim ist der Nestor unter den Lehrern in Schwaben und Neuburg, J. Birk, im 95. Lebensjahre gestorben. Der Verlebte war allein in der Gemeinde Erkheim 65 Jahre als definitiver Lehrer angestellt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 54 Sonntag, 3. März 1861.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Mr. Wakefield schüttelte bedenklich lächelnd den Kopf, aber machte keine weiteren Einwendungen, sondern ging langsam fort, indem er zu sich selbst sagte:

„Das ist eine Art von fixer Idee. Der arme Grainger! Wenn er glaubt, daß der Knabe sich auf den Flügeln derjenigen Ausbildung, welche er ihm geben kann, ohne Beihülfe von Geld und Protektion zu einer bedeutenden Höhe erheben könne, so wird er bitter getäuscht werden."

Mr. Wakefield war selbst Familienvater; er hatte eine Frau und mehrere Kinder, von denen das jüngste, ein hübscher Knabe, Namens Harry, — fünf Jahre alt war. Nun geschah es, daß, während er mit Grainger die eben erwähnte Unterhaltung führte, der kleine Harry im Garten der Mühle allein spielte, und, durch die offen stehende Pforte verleitet, auf die Landstraße hinausging, wo in einiger Entfernung eine leere Chaise stand, ohne daß ein Kutscher, oder sonst Jemand, in der Nähe war. Die Gefahr nicht ahnend, der er sich aussetzte, kletterte der Knabe auf den Bock, ergriff die daselbst liegende Peitsche, und gab dem Pferde einen Hieb, der es augenblicklich zum Laufen brachte. Nicht wenig erschreckt, begann der Kleine laut zu schreien, und hielt sich ängstlich an dem Sitz. Der Vater, der langsam nach der Mühle gehend, ihn aus der Entfernung in den Wagen hatte steigen sehen, stürzte darauf zu, um Unglück zu verhüten, aber kam zu spät; denn das Pferd war schon zu weit voraus, und Alles, was er daher thun konnte, war, ihm nachzueilen und so laut als möglich um Hülfe zu rufen. Unbeschreiblich war seine Angst, als er das Schreien des Kindes hörte, während der Wagen sich immer mehr und mehr entfernte, und endlich, um eine scharfe Ecke biegend, auf einen abschüssigen Grasplatz rollte, welcher zu dem steilen, an jener Stelle mindestens zehn Fuß hohen Ufer des Flusses hinabführte.

„Mein Kind! mein Kind! es ist verloren! — verloren!" rief der verzweifelnde Vater.

Besinnungslos weiterstürzend, langte er an der Biegung des Weges gerade in dem schrecklichen Augenblicke an, als der Wagen am Rande des steilen Ufers umschlug und, mit entsetzlicher Gewalt das Pferd nach sich reißend, in den Fluß hinab fiel. Fast wahnsinnig bei diesem Anblicke, sprang er auf das Ufer zu, um sich auch in den Strom zu stürzen und, wo möglich, das Kind zu retten; allein sein Lauf wurde plötzlich von einem jungen Menschen aufgehalten, der, vom Boden aufspringend, auf dem er gesessen oder gelegen hatte, ihn beim Arm ergriff und mit heiterem Tone sagte:

„Seyen Sie ruhig; Harry hat keinen Schaden gelitten, er ist nur erschreckt."

Bei diesen Worten deutete er auf den Knaben, welcher im Grase unter einem Baume saß, während die Thränen über seine von der ausgestandenen Furcht noch bleichen Wangen hinabströmten.

Mr. Wakefield riß das Kind auf und drückte es an seine Brust.

„Mein Harry! mein Liebling!" rief er, „wie kommst Du hieher? wie bist Du aus dem Wagen entkommen?"

„Roland hat mich herausgerissen, Papa," antwortete der Knabe noch schluchzend; „sonst hätte ich sterben müssen."

Dann begann er von Neuem zu weinen, als wenn sein kleines Herz brechen wollte, und ließ sich nur mit Mühe durch die tröstenden Worte und Liebkosungen des Vaters beruhigen.

Inzwischen war der junge Roland zu der Stelle des Ufers hinabgestiegen, wo der Wagen mit dem Pferde hinuntergestürzt war. Er sah das arme Thier im Wasser um sein Leben kämpfen und eilte davon, um Hülfe herbeizuholen. Als er jedoch mit einigen Leuten zurückkam, die mit Stricken und eisernen Haken versehen waren, fanden sie das Pferd bereits todt im Wasser liegend, und den Wagen in tausend Stücke zerschellt.

Während die Männer damit beschäftigt waren, es an das Ufer zu ziehen, erschien auch Mr. Wakefield wieder, nachdem er sein Kind nach Hause getragen hatte, auf dem Platze, und zwar in Begleitung des Eigenthümers des zertrümmerten Wagens. Es war ein Arzt, welcher das Fuhrwerk, um einen Krankenbesuch zu machen, unter der Obhut seines Kutschers verlassen hatte, der jedoch, in der Annahme, daß das Pferd ruhig stehen bleiben werde, einem benachtbarten Bier-

hause einen Besuch abgestattet hatte. Auf diese Weise hatte sich der Unfall ereignet.

„Nun aber sage mir, mein braver Junge," wandte sich Mr. Wakefield an Roland, „wie Du es möglich gemacht hast, mein Kind aus dem Wagen zu befreien, denn es kommt mir fast wie ein Wunder vor."

„Ich weiß es selbst kaum, wie es mir glückte, „erwiderte der Knabe. „Ich kam den Weg geritten auf jenem Pony, das dort an den Baum gebunden ist, und sah den Wagen mir entgegen kommen und hörte Harry schreien. Nun dachte ich mir gleich, daß das Pferd mit ihm durchgehe, und daß er Schaden leiden oder gar in den Fluß geworfen werden würde, wenn ich ihn nicht aus dem Wagen ziehen konnte. Ich riß deßhalb mein Pferd schnell herum und ergriff, als der Wagen an meiner Seite war, Harry's Rock, und rief ihm zu, einen Sprung zu wagen. Das that er, und ich hielt ihn fest und brachte ihn glücklich über das Rad hinweg."

„Und alles Das geschah, während Dein Pony in vollem Galopp war?" fragte Mr. Wakefield erstaunt.

„Allerdings, ich mußte ja mit dem Wagen Schritt halten; aber sobald ich Harry glücklich heraus hatte, hielt ich an."

„Du bist ein braver Bursche," sagte Mr. Wakefield, ihm die Hand schüttelnd; wir müssen besser mit einander bekannt werden. Auch meine Frau wünscht Dich zu sehen und Dir für das zu danken, was Du gethan hast. Kannst Du jetzt mit mir kommen?"

Erröthend bat Roland, ihn zu entschuldigen, weil er das Pony, welches er nur entliehen, zurückbringen müsse. Sein wahrer Grund war jedoch der, daß er zu einem solchen Besuch seinen besten Rock anzuziehen wünschte. Es wurde also ausgemacht, daß er am Abend auf die Mühle kommen sollte, worauf der Knabe sich in großer Freude nach Hause begab.

Es versteht sich von selbst, daß die dankbare Mutter dem jungen Helden ihre wärmste Erkenntlichkeit ausdrückte, dem sie das Leben ihres geliebten Kindes verdankte. Sie hatte ihn bisher wenig gesehen, und war deßhalb erstaunt, zu finden, daß sein Benehmen ganz frei von jener den Bauernkindern meistens eigenen scheuen Unbeholfenheit war. Auch entging ihr nicht das schöne Ebenmaß seiner Glieder und der edle Schnitt seiner Züge.

„Roland," sagte sie, „ich wünschte Dir ein Geschenk zu machen, aber Du selbst sollst es bestimmen. Gibt es irgend einen Gegenstand, den Du gern besitzen möchtest? Wenn das der Fall ist, so sprich Dich offen aus, sey es was es sey."

Der Knabe erröthete und erwiderte etwas verlegen: „Ich möchte nicht, daß Sie glaubten, ich erwartete von Ihnen etwas; — ich habe nie daran gedacht."

„Davon bin ich fest überzeugt, mein guter Knabe," entgegnete die Dame; „auch will ich Dir kein Geschenk als Belohnung für den Dienst anbieten, den Du uns geleistet hast. Du sollst es nur als einen Beweis meiner Achtung für Dich annehmen. Also sprich! Was soll es seyn?"

Sein klug es Gesicht glühte von Entzücken, als er antwortete:

„Wenn Sie es nicht übel nehmen, — ich möchte gern einen Globus haben. Mein Oheim besitzt mehrere Reisebeschreibungen, die ich lese, und es würde mir viel Vergnügen gewähren, den Weg verfolgen zu können, den die Reisenden zu Wasser oder zu Land gemacht haben."

Die Dame versprach ihm, daß er nicht nur eine Erdkugel, sondern auch einige neue Reisebeschreibungen erhalten solle, da er so großes Gefallen darin finde; und das Gesicht des Knaben erglühte vor Freude bei dem Gedanken, eigene Bücher zu besitzen und neue Abenteuer lesen zu können.

„Das ist in der That ein merkwürdiger Knabe," sagte die Frau zu Mr. Wakefield, als dieser nach Hause kam. „Sein Benehmen ist ganz das eines gebildeten jungen Mannes, und seine geistigen Fähigkeiten scheinen mir außerordentlich zu seyn."

„Ich bin derselben Meinung, und habe so eben mit Grainger über ihn gesprochen," erwiderte der Gatte. „Der Mann ist nicht davon abzubringen, ihm eine Erziehung über seinen Stand zu geben, und ich glaube am Ende, er hat Recht; denn schon manche geistige Größe ist aus einem dunkeln Winkeln hervorgegangen. Ich habe mich deßhalb entschlossen, seinen Plan dadurch zu fördern, daß ich den Knaben drei Jahre lang auf eine hohe Schule schicke, wo er eine Ausbildung empfängt, die ihn zu einem besseren Beruf befähigt. Später müssen wir sehen, was zu thun ist. Eine Handlung, wie er sie heute verrichtet hat, läßt sich nicht durch Dank oder Geschenke lohnen. Er hat einen lebenslangen Kummer von uns abgewendet, und unsere Erkenntlichkeit muß deßhalb eben so dauernd seyn, wie die Wohlthat, die er uns erwiesen hat."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

Die Jammer- und Schreckensscenen beim Rückzug der großen Armee aus Rußlands Eisgefilden sind im Allgemeinen bekannt; es fehlt nicht an interessanten und tief ergreifenden Schilderungen; dennoch kennen wir nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des grauenhaftesten Elends, das je über Krieger verhängt wurde. Der eine erlebte das, der andere jenes, und je nach seiner Stellung und Bildung entwarf er später zur Erinnerung für sich und die Seinigen sein grausiges

Gemälde. Derartige Aufzeichnungen werden immer ihren Werth behalten.

Die nachfolgenden Schilderungen verdanken wir dem Tagebuche eines würdigen Veteranen, der die Kriege vom Jahre 1806 bis 15 mit durchgefochten und den bei der aufrichtigsten Vaterlandsliebe das Geschick dazu bestimmt hatte, die Waffen für den ehrsüchtigen Imperator zu tragen, da sein Fürst dem Rheinbunde traurigen Andenkens beigetreten war.

Unser Gewährsmann diente damals im Regiment der Herzoge von Sachsen, das aus drei Bataillonen bestand, 2800 Mann stark war und von dem braven Weimar'schen Oberst v. Egloffstein kommandirt wurde, der es schon in Tyrol und Spanien mit Auszeichnung geführt hatte. Dieses Regiment war Ende Februar nach Hamburg abmarschirt, war später nach Stralsund und auf die Insel Rügen verlegt worden und Mitte September nach Danzig abgegangen. Hier wurde die Reservedivision oder die Division princière gebildet, von den Franzosen so genannt, weil eine ziemliche Anzahl deutscher Fürsten ihre Kontigente dazu liefern mußten.

Die Division befehligte der französische General Loison; Brigadier war der französische Generalmajor Anthing, ein geborner Deutscher, der früher unter den Gothaern gedient und mit einem Hülfskorps in den Niederlanden gestanden hatte. Man erwartete von ihm, als von einem ehemaligen Landsmann, das Beste, man täuschte sich aber nicht wenig. Der Mann schien alle Sympathien für die Deutschen verloren zu haben; er war entsetzlich grob und anmaßend und machte sich dadurch bald sehr unbeliebt.

Die Division, die 20,000 Mann stark seyn sollte, aber kaum auf 15,000 gebracht wurde, marschirte am 9. November aus Königsberg ab und erreichte am 18. Kowno, den ersten russischen Gränzort. Die Mühseligkeiten begannen schon auf diesem Marsch, denn mit dem 11. November war bereits eine sehr heftige Kälte eingetreten, so daß in einer Nacht der Niemen dick zufror. Unter großen Strapazen wurde am 22. November Wilna erreicht. Nicht weniger als 150 Mann waren zurück und meist im Schnee stecken geblieben und 650 Kranke wurden in die Lazarethe gebracht. Hier nun trat der Wendepunkt ein und wir lassen sofort unsern Gewährsmann seine Erlebnisse selbst erzählen.

* * *

Dunkle Gerüchte von erlittenen bedeutenden Verlusten der vorgerückten großen Armee begannen allmählich sich zu verbreiten, und dieselben schienen durch die zunehmende Menge Verwundeter und Kranker, die aus dem Innern durch Wilna kamen, sich mehr und mehr zu bestätigen. Dieß kam uns um so wunderlicher vor, als die französischen Bulletins bisher immer große Siege und Erfolge ausposaunt hatten.

Der zweite Dezember, Napoleons Krönungstag, sollte so glänzend als möglich, mit Messe, Umzug, Parade, Illumination und Festlichkeiten aller Art gefeiert werden. So hatte es der Gouverneur der Stadt, General Haggentrop, befohlen. Die Truppen waren im tiefsten Schnee und bei schneidend kaltem Wind auf eine bei der Stadt liegende Anhöhe gerückt, und nachdem sie vor Frost klappernd lange hatten warten müssen, erschien endlich der General, um die Front abzureiten und uns defiliren zu lassen. Dieses war natürlich nur ein Vorüberwaten im fußtiefen Schnee. — Als am Abend die Stadt illuminirt wurde, ereignete sich ein bedenklicher Vorfall. Am Stadthause war ein kolossales N mit einer Kaiserkrone darüber angebracht, die beide in tausend Lampen strahlten. Plötzlich fiel die Krone herab und zertrümmerte auch einen großen Theil des N. Dieses galt natürlich als ein übles Omen.

Der Herzog von Bassano, Napoleons Minister des Auswärtigen, hielt sich damals mit dem ganzen diplomatischen Korps in Wilna auf. Er war so lange als möglich bedacht gewesen, durch äußern Glanz und Leben, durch Festlichkeiten aller Art die Gemüther zu beruhigen und über den eigentlichen Stand der Dinge in Ungewißheit zu erhalten. Daß aber irgend etwas von Bedeutung vorgehen müsse, konnten wir aus der Unruhe und nicht zu verheimlichenden Geschäftigkeit des französischen Commissaire ordonnateur schließen, der hamsterartig alles Mögliche zusammenschleppte und einpackte und mehrere Schlitten fortschickte, worauf er am dritten seine eigene Person in Sicherheit brachte. Am vierten Früh marschirten wir von Wilna aus, unsern Marsch nach Smolensk fortzusetzen. Die Kälte, von der namentlich die verzärtelten Neapolitaner sehr zu leiden hatten, war grimmig geworden. Mann und Roß fielen ihr vielfach als Opfer.

Die Haufen der uns begegnenden rückkehrenden Truppen wurden immer stärker und solches uns immer unerklärlicher. Stumm zogen sie an uns vorüber und noch war der Anblick dieses grotesken Maskenzugs für unsere Mannschaften Gegenstand des Scherzes und der Verwunderung. Schon nicht mehr in einzelnen Abtheilungen, einer Wallfahrt gleich strömte es bereits an uns auf beiden Seiten vorüber, als Oberst v. Egloffstein auf einmal von einem Vorübergehenden angeredet wurde, in dem er den württembergischen Obersten v. W. erkannte. Auf die Frage, was denn eigentlich diese Schwärme von Zurückkehrenden zu bedeuten hätten? erhielten wir die erste zuverlässige Nachricht über den Zustand und den Rückzug der Armee, und daß somit unser Marsch nicht mehr weit gehen werde.

Alles deutete mehr und mehr auf eine bevorstehende, nicht mehr ferne Entwicklung des großen Drama und wenn auch am folgenden Tage der seitherige Feldmarsch in einen Kriegsmarsch mit aufgepflanztem Bajonnet umgewandelt war, so dachte Niemand daran, daß ein Feind bereits in der Nähe seyn könnte. Wir langten

am Abend im Städtchen Osemiana an, erhielten die Weisung, uns nach Belieben einzuquartieren, und waren so sicher, daß weder an ein Postenausstellen noch an andere Sicherheitsmaßregeln gedacht wurde. Der Stab unserer beiden ersten Bataillone, so wie mehrere unserer Offiziere und der Stab des 115. französischen Regiments hatten sich in einem großen, unweit des Städtchens stehenden Hause einquartirt. Die Mannschaft hatte sich zur Fassung von Lebensmitteln und Fourage nach dem noch dort befindlichen Magazin begeben und wir waren eben im Begriff, uns an einem wohlthätig wärmenden Feuer eine Suppe zu kochen, als ein französischer Oberst mit dem Geschrei in die Stube stürzte: „Zu den Waffen, mein Herren! Die Kosaken sind in der Stadt!"

Wir lachten, weil wir den Zuruf des alten jovialen Obersten für einen Scherz hielten, und fuhren ruhig in unserem Kochgeschäft fort, als jener abermals rief: „Lachen Sie nicht, Meisieurs! Nur schnell zu den Waffen, denn, parbleu! die Kosaken sind in der Stadt!" Einige Kanonen- und Flintenschüsse, die eben fielen, wildes Geheul und Geschrei bestätigten alsbald, daß der Oberst nicht gescherzt hatte. Wir stürzten auf die Straßen, da wurden unsere Augen durch die mächtige Flamme mehrerer brennender Gebäude geblendet. Bald aber sahen wir die abenteuerlichen Gestalten der Kosaken durch die Straßen jagen und auf einzelne sich sammelnde Soldaten Jagd machen. Das wilde, verworrene Geschrei in allerlei Sprachen, das Getöse der Allarmtrommeln und der Trompeten, mit einzelnen Schüssen untermengt, die vom Feuerschein beleuchteten, leidenschaftlich bewegten Gestalten gaben ein Chaos, das heute noch frisch in meinem Gedächtniß lebt. Sobald aber eine kleine Abtheilung Infanterie sich gesammelt hatte und das Feuer derselben lebhafter wurde, waren die störenden Gäste fast eben so schnell wieder verschwunden, als sie erschienen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu den Arsenik-Essern in Steiermark bilden die Bewohner des Dorfes Whitbeck in West-Cumberland am Flusse gleichen Namens. Dieser Fluß, dessen Ursprung sich inmitten eines Gebirges befindet, das sehr reichhaltige Minen von Arsenik enthält, führt eine beträchtliche Menge von Arsenik mit sich, ungeachtet dessen sein Wasser von den Bewohnern des genannten Dorfes zu allen häuslichen Zwecken mit günstigem Erfolge verwendet wird. Enten jedoch können in diesem Flusse nicht fortkommen, und obschon die benachbarten Bäche reich an Forellen sind, so wurde doch in Whitbeck noch nie eine einzige Flosse entdeckt. Bei Menschen und Thieren, die dieses Wasser nicht gewohnt sind, zeigt sich anfänglich eine ziemliche Entzündung des Gaumens, die jedoch bald verschwindet, und die Pferde, die damit getränkt werden, bekommen alsbald jene Glätte und Feinheit der Decke, welche bei allen Pferden bemerkt wird, denen man dieses Gift in kleinen, aber wiederholten Gaben reicht. Es fragt sich, in wie weit die rosigen Wangen der Kinder in Whitbeck, so wie das hohe Alter, welches der größte Theil der Bewohner dieses Dorfes erreicht, dem Genusse dieses Arsenik haltenden Wassers zuzuschreiben sind.

Abd-el-Kader antwortete unlängst auf ein für ihn sehr ehrenvolles Gedicht der Frau Desnoir de Vergnes in Beauvais durch die nachstehenden Zeilen: „Gott die Ehre! Der Augenblick, in welchem wir deine duftigen Blätter erhielten, war für uns ein sehr glücklicher. Schon dein Brief strahlt um die Wette mit dem puren Golde, Rubinen und Perlen, und nun erst deine Verse, mit denen du Dichterin „Syrien" salbtest. Sie sind bewunderungswürdig: zart gedacht wie deine Seele, rein in der Form wie dein Körper seyn muß. Lobdichter gibt es genug; nicht aber Herzen wie das deinige. Du sagst, daß ich die Stütze eurer Söhne, eurer Väter war; aber dein Volk bleibt immer groß! Sey überzeugt, Frau, daß wir dir deine Achtung und Freundschaft mit Wucher zurückzahlen, und höre, wir bitten dich darum, nicht auf, uns zu schreiben. Dich grüßt der Arme vor seinem Gott dem Reichen. Abd-el-Kader, Sohn des Machi-Eddin."

Zu dem deutschen Sängerfeste in Nürnberg haben bereits nachstehende Kompositeurs ihre Betheiligung zugesichert: Die Herren Abt in Braunschweig, Otto in Dresden, Becker in Würzburg, Möhring in Neurupen, Neeb in Frankfurt, Lachner in München, Se. Hoheit der Herzog von Koburg, Tschirch in Gera, Hiller in Köln, Kalliwoda in Donaueschingen und Methfessel in Braunschweig. Letzterer, der Nestor deutscher Kunst und Poesie, ein Greis von 76 Jahren, hat in einem eigenhändigen Schreiben an den Nürnberger Musikdirektor Herrn Grobe eine rührende Begeisterung für das „deutsche Sängerfest" kund gegeben. Obschon halb erblindet, hat derselbe dennoch bereits ein Festlied gedichtet und wird dasselbe für das Fest in Musik setzen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 50:
Pallast — Ballast.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 55 Dienstag, 5. März 1861.

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

(Fortsetzung.)

Die Truppen blieben unter den Waffen auf dem Markte und in den Straßen stehen und die Kavallerie und eine Abtheilung Infanterie rückten zum Rekognosziren aus, während der Ort mit Vorposten umgeben wurde. Dem gewaltigen Tumult war bald wieder dumpfe Stille gefolgt. Diese wurde gegen Mitternacht plötzlich von Neuem unterbrochen. Einige Wagen, begleitet von einer Abtheilung der zum Verfolgen des Feindes ausgesendeten neapolitanischen Garden und einem Zuge Reiter verschiedener Waffengattungen in den abenteuerlichsten Aufzügen, fuhren auf dem Marktplatz auf, und bald darauf verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sey angekommen. Nach einem kurzen Aufenthalt setzte er seine Reise fort, von jener Reiterei und einem Bataillon des ersten Regiments geleitet.

Noch hatte die Stunde des Mannes nicht geschlagen; denn unrettbar war er verloren, ohne daß wir es gemerkt hätten, wenn jenes feindliche Streifkorps, statt die Stadt anzugreifen, außerhalb derselben ruhig im Hinterhalt liegen geblieben wäre.

Der Morgen des 6. Dezembers sollte uns endlich die Hauptmasse der flüchtigen französischen Armee in einer Weise vor das Auge führen, wie es bis jetzt ganz außer dem Bereich der Vermuthungen gelegen hatte, und wir so schaudernde Zeugen eines Geschicks werden, wie es sich schwerlich je wiederholen wird.

Der winterliche Morgen war mit einer selbst dort unerhörten Kälte angebrochen, da sahen wir die jenseitigen Hügel und Felder weithin wie von einem großen Ameisenhaufen belebt. Die wunderlichsten Gestalten, zum Theil in mährchenhafter Vermummung, zeigten sich dem überraschten Blick. Noch aber glaubten wir nicht anders, als daß diese chaotischen Massen, wo hie und da ein tief vermummter Stabsoffizier oder General zu Fuß neben einem auf einem kleinen polnischen Pferde sitzenden Kürassier herging, und wo man nur einzelnen Bewaffneten begegnet, nur die Vorläufer der nachfolgenden großen Armee seyen. Aber ein zu uns getretener westphälischer Regimentsarzt, der uns auf unsere Frage: bis wann wohl die Armee eintreffen könne? lachend zur Antwort gab, dieß sey sie bereits, machte auf einmal unserem bisherigen Irrthum ein Ende.

Einer Heuschreckenwolke gleich zog diese etwa 36 bis 40,000 Mann starke Masse an uns vorüber. Ein großer Theil stürzte sich, jenen Insekten gleich, gierig über die noch vorhandenen Vorräthe her und bot uns das schauderhafteste Schauspiel menschlicher Entartung, wie die Kriegsgeschichte zivilisirter Nationen wohl kein ähnliches aufzuweisen vermag. Vor den Thüren der Magazine entspann sich ein blutiger Kampf. Mit kannibalischer Wuth warf der Stärkere den Schwächeren nieder, um von den lang entbehrten Nahrungsmitteln etwas zu erbeuten. In Ermangelung der Waffen bekämpfte man sich mit Fäusten und Füßen, selbst mit den Zähnen. Vergeblich blieben alle Bemühungen der höheren Offiziere, gleichmäßige Vertheilung der Vorräthe zu bewirken. Aber bald rächte sich die Unmäßigkeit und die tigerhafte Gier, mit der namentlich auch die Branntweinvorräthe verschlungen worden waren, an den unglücklichen Opfern. Am Abend, als wir abmarschirten, lagen Häuser, Ställe und Straßen voll von Leichen, die das Ansehen Schlummernder hatten. Die Unglücklichen, durch die plötzliche Unmäßigkeit bald berauscht, hatten sich in den ersten besten Winkel hingelegt oder waren im Gehen hingestürzt, um nicht wieder aufzustehen.

Bald galt auch in unserem Lager nur das Recht des Stärkeren und wir sahen uns genöthigt, die Gäste, die wir zuerst freundlich aufgenommen, mit denen wir getheilt hatten, mit Gewalt wieder zu vertreiben oder räuberische Anfälle abzuwehren. — Scheu und furchtsam nahte sich der Einzelne und Schwache, um einen kleinen Antheil am wärmenden Feuer sich zu erbitten, hatte er aber einen Platz, den er zu vertheidigen nicht die Kraft hatte, so kam der Stärkere dem Kukuk gleich, ihn aus dem Neste zu verdrängen. Die Banden der Disziplin wurden immer schlaffer, um sich bald gänzlich aufzulösen.

In den Morgenstunden des 7. Dezember erhielt die Division den Befehl zum Rückmarsch. Das erste Bataillon des Regiments war beordert, die Geschütze zu geleiten. Die Kälte hatte den höchsten Grad erreicht und dabei war die Straße spiegelblank mit Eis überzogen. Die verhungerten Pferde stürzten jeden Augen-

blick zusammen und die Mannschaft mußte endlich die Geschütze selbst fortschieben helfen. Als auch auf diese Weise die Kräfte nicht mehr ausreichten, wurden sie zurückgelassen und seitwärts der Straße in einen Graben geworfen. Nur die eine Hälfte des Bataillons erreichte das Nachtquartier, die andere war aus Ermattung zurückgeblieben und viele kamen nicht wieder zur Truppe.

Auf diesem Marsche wäre mir beinahe das Gesicht erfroren. Schon hatten Nase, Wangen, Kinn und Ohren die weiße Wachsfarbe, ohne daß ich etwas davon merkte, als der Oberst zufällig zu mir herangeritten kam, und als er mich angesehen, zu mir sagte: „Steigen Sie schnell ab und reiben Sie sich Gesicht und Ohren mit Schnee; Ihre Nase und Ohren sind ganz weiß und erfroren." Als ich dem Obersten erwiderte, wenn dieß die Zeichen des Erfrierens seyen, so möge auch er sich dieses Mittels bedienen, seine Nase sey auch ganz weiß, so sprang auch er vom Pferde, und so rieben wir uns beide die leidenden Theile tüchtig mit Schnee.

Der Marsch sollte von Miedniki aus nach dem noch zehn Stunden entfernten Wilna fortgesetzt werden. Auf diesem Marsche, auf dem sich Schaaren der großen Armee trotz aller Gewaltmittel in unsere Reihen eindrängten, löste sich mit eintretender Nacht alle Ordnung auf, und so waren wir in das allgemeine Chaos mit verschmolzen.

Tages zuvor hatte ich meinen halb erfrorenen Fuß über ein Feuer gehalten und mir an diesem eine Brandwunde zugezogen. Diese schmerzte mich, als wir Wilna bereits nahe waren, dermaßen, daß ich nicht mehr weiter konnte. Ein treuer Kamerad und mein Bursche, eine mir treu ergebene, ehrliche Seele, hielten bei mir aus und wir bezogen ein an der Straße gelegenes, aber verlassenes und halb zerstörtes Haus. Aus den vorhandenen Baumaterialien machten wir uns ein behagliches Feuer an und mein vorsorglicher Bursche brachte zu meiner nicht geringen Ueberraschung und Freude ein paar Flaschen, mit gekochtem Kaffee gefüllt, die er von Osciana mitgenommen und in den Sattettaschen untergebracht hatte. Dieser Trank war ein Schatz in solcher Lage.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitbetrachtungen.

Einem im Jahre 1848 im Verlage von G. J. Manz in Regensburg erschienenen Werke: „Rom in seinen drei Gestalten oder das alte, das neue und das unterirdische Rom, oder die Catakomben", entnehmen wir folgende Betrachtungen des Herrn Verfassers, eines hochgestellten französischen Geistlichen, der Italien in allen seinen Theilen bereiste. Diese Betrachtungen sind um so interessanter, als manche derselben, die auf die politische Lage Bezug nehmen, sich schon erfüllt haben, andere sich noch zu verwirklichen scheinen.

„. . . . Auf dem Gipfel der Alpen, sechstausend Fuß über dem Meere, mitten im Schweigen der Natur trennt sich der Zuschauer leichter von seinen Vorurtheilen, der Blick wird schärfer, das Urtheil ruhiger, der Geist wird groß mit dem Horizont, das Herz erweitert sich, es fühlt lebhafter und reiner; man sieht die Größe oder Kleinheit der Menschen, die Wirklichkeit oder das Nichts der Dinge besser; man macht sich gleichsam eine Auswahl des Guten und Bösen, welche gestattet, die wahren Bedingungen des Ruhmes, Glückes und Lebens der Nationen kennen und würdigen zu lernen.

„Glänzendes Ausonien, das unter den Völkern wie der Diamant auf der Stirn der Monarchen schimmerte, du warst die unvergleichliche Mutter der großen Feldherren, der großen Dichter, der großen Seelente, der großen Künstler: Alma Parens, magna virum. Der Marmor, das Erz, die kostbaren Metalle erheben sich, belebt von dem Hauche deines Genies, als Statuen, Tempel, Paläste, Springbrunnen, Triumphbögen, Obelisken, als Denkmäler aller Art und bedecken deinen bevorzugten Boden prächtig und zahlreich wie die hundertjährigen Tannen, welche die luftigen Gipfel der Alpen und des Apennins krönen. Die Erde scheint für dich dem ersten Fluche entgangen zu seyn; folgsam deiner Hand, bringt sie reichlich nicht bloß das Brod, den Lebensunterhalt des Menschen, den Wein, der sein Herz erfreut, die Seide hervor, welche ihm ein königliches Kleid gibt, sondern auch die köstlichsten Früchte für seinen Geschmack, die süßesten Blumen für seinen Geruch und die lieblichsten für sein Auge.

„Anmuthig wie der Brautgürtel der Jungfrau, umgibt ein Azurmeer deine Gestade und führt dir die seltensten Produkte der fernen Länder zu; dein Klima ist so mild und gesund, daß Tausende von Kranken aus allen Ländern hier Genesung finden, während dein fast immer wolkenloser Himmel deine entzückende Schönheit beleuchtet. Glänzendes Ausonien, freue dich; du magst alle übrigen Vorzüge verlieren, so lange aber die Liebe zu den Wundern der Natur und der Kunst im Herzen des Menschen lebt, bleibst du der erste Gegenstand seiner Wißbegierde und das Endziel seiner gerechten Bewunderung.

„Erkennt indeß der ruhige und klar sehende Geist in allen diesen Vortheilen den wahren Grund des Ruhmes und Glückes Italiens? Ach! diese scheinbaren Güter sind vielmehr eine Ursache des Unheils statt eine Quelle des Segens. Ist's nicht bekannt, daß der Reichthum des Bodens der gewöhnliche Gefährte der Verweichlichung ist, daß die Verweichlichung die Verderbt-

heit erzeugt, und daß die Verderbtheit früher oder später, aber immer untrüglich zur Zerstörung der Gesellschaften führt? Was ist ferner geeigneter, unheilvolle Einfälle zu begünstigen, als so viele Güter vereint in diesem Zauberlande? Liest man in der That die dreitausendjährige Geschichte der Halbinsel, so muß man ausrufen: „Unglückliches Italien! deine Schönheit erweckte von je her die Lüsternheit aller Barbaren!“ Der Grund seines Lebens, die Seele seines Ruhmes ist die Religion. Sie war seine Stärke vor dem Evangelium und gab ihm die Herrschaft der Welt: **Nulla unquam (civitas) nec major, nec sanctior.** Seit dem Evangelium erhält sie es auf dem Throne der Wissenschaft und läßt es über die Völker herrschen, wie die Sonne unter den Sternen des Firmaments, um ihnen das Licht mitzutheilen, ihre Bewegungen zu ordnen und sie in der allgemeinen Harmonie zu erhalten.

„Ueberall das Lebensprinzip aufzusuchen, es den Blicken derer zu entschleiern, welche nach uns kommen, dieß ist der Zweck unserer langen Pilgerfahrt gewesen. Dieß Prinzip erschien uns in dem besondern Geheimniß der Vorsehung, welche Italien zum Mittelpunkt des Glaubens erlesen hat; es erschien uns in den Gräbern der Märtyrer, deren Blut noch immer diesen Boden befruchtet, in den Basiliken der Heiligen, welche das fromme Italien so kindlich verehrt, in den so zahlreichen Pilgerfahrten, in der so kindlichen Verehrung der Mutter Gottes, der Beschützerin der Unschuld und der Zuflucht der Sünde; in den so mannigfaltigen Wohlthätigkeitsanstalten, welche in alle Adern des gesellschaftlichen Lebens reichlicher und gesegneter dringen als die tausend Bewässerungskanäle in den Ebenen Toskanas oder der Lombardei; in der Ehrfurcht für das väterliche Ansehen, in dem allgemeinen Gehorsam gegen die Obrigkeit, in dem Glauben an Gott, an die Kirche, an den Papst und sein untrügliches Wort.

„Die äußern Herrlichkeiten Italiens sind nur der Abglanz dieses Lichts, die vielfache Offenbarung dieses Lebensprinzips. Möchten die Reisenden künftig behutsamer seyn und nicht mehr auf die italienischen Bevölkerungen nachtheilig einzuwirken suchen! Möchte Italien selbst sich vor allen Schlingen und besonders vor der gefährlichsten von allen, *vor der chimärischen Einheit aller seiner Provinzen unter einem gemeinsamen Zepter hüten!* Für Italien wäre dieß Utopien die Ursache des Bürgerkriegs, des Verlustes der Freiheit und die Beraubung des heiligen Stuhls.

„*Des Bürgerkriegs.* Welches soll die Hauptstadt des neuen Staates seyn? War Italien je von einem gleichartigen Volke bewohnt? Ist seine Geschichte nicht die fortwährende Erzählung der blutigen Rivalitäten der Etrusker und Samniten, der Volsker und Lateiner, der Griechen und Gallier? Haben der Toskaner und Piemontese, der Lombarde und Venetianer, der Genueſe und Parmesaner, der Römer und Neapolitaner nicht die Antipathie ihrer Ahnen geerbt? So viele entgegengesetzte Elemente in Eins verschmelzen, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Stämme durch politische Interessen aufheben und bewirken zu wollen, daß von den fünf Hauptstädten vier ihren Ansprüchen entsagen und den Oberrang einer ihrer Nebenbuhlerinnen anerkennen, ist ein Versuch, der, an sich unmöglich, gar bald Blut kosten würde.

Des Verlustes der Freiheit. Ist die Freiheit nicht die Zügellosigkeit; enthält die Freiheit das wirkliche und praktische Recht, ohne Hinderniß in der Sphäre sich zu bewegen, welche die Vorsehung jeder Stadt, jeder Provinz, jedem Individuum angewiesen hat; das Recht, seinen Gedanken kund zu geben, wenn er recht, edel, wohlthätig ist; das Recht, zu den Würden und Ehren zu gelangen, welche die Arbeit, die Wissenschaft, die Tugend, das Genie verdienen; das Recht, daß man an seiner Person, seiner Ehre und seinem Vermögen nicht gekränkt werde; mit einem Wort, das Recht für Jeden, leicht und ohne Furcht die Pflichten der doppelten Gesellschaft, der menschlichen und göttlichen erfüllen zu können: so bezeugt die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart, daß Italien, besonders Rom, eine weit größere Summe von Freiheit genießt, als jedes andere Land der Welt. Was würde aus dieser Freiheit in der Hypothese der materiellen Einheit, der Zentralisation und der Repräsentativregierung? Erhebt sich nicht ein allgemeiner Schrei der Völker gegen ein System, welches die Städte, Provinzen, Individuen in Automaten verwandeln und einem idealen, kollektiven und folglich unverantwortlichen Wesen, dem Staat, der Regierung, der Kammer u. s. w. die Erziehung, das Vermögen, die Freiheit u. s. w. zueignen will?

„*Der Beraubung des heiligen Stuhls.* Das ist das letzte Wort der Revolution, nicht bloß in Italien, sondern in ganz Europa. Wer wird glauben, daß die Apostel des jungen Ausoniens das Scepter der Halbinsel in die Hände des Papstes zu bringen suchen werden? Wäre dieß auch ihre Absicht, die Verwirklichung ihres Verhabens wäre dennoch ein Unglück. So sehr der Statthalter Jesu Christi materiell unabhängig seyn muß, so wenig darf er der Herrscher über ein großes Reich seyn. Wäre in den stürmischen Tagen, worin wir leben, sein zeitlicher Thron nicht ein fortwährendes Hinderniß für die freie Ausübung seiner geistlichen Macht? Würde nicht die Eifersucht der Mächte, die Intriguen der Diplomatie, das Mißtrauen der Völker, der Haß vielleicht Tag und Nacht ihn belagern und den Vater und Oberhirten unter der entstellten Gestalt des Monarchen verschwinden lassen? Doch wir haben schon zu viel über diese Chimäre gesprochen. In dem wirklichen Plane der künftigen Staatsverfassung würden die päpstlichen Staaten gewiß nur eine untergeordnete

Provinz, wie z. B. die Lombardei und Toskana, und der heilige Vater zinspflichtig und ein Vasall des Staates seyn. Was wird aber alsdann aus der materiellen Unabhängigkeit des Hauptes der Kirche? was wird aus der Kirche selbst? was wird aus dem Religionsunterricht und dem Glauben der Völker? was zuletzt aus der Freiheit und Zivilisation? Was aus der Harmonie des Himmels würde, wenn man die Sonne fesseln könnte.

„Indem ich einen letzten Blick auf Italien warf, traten mir alle diese Gedanken in Menge vor die Seele. Der aufmerksame Reisende vernimmt manchen dumpfen Laut, wenn er die verschiedenen Theile dieses glücklichen Landes besucht. Ein unterirdisches Feuer brennt im Schooß der Erde, es könnte eines Tages losbrechen. Möchte der Gott aller Güte, welcher Italien so offenbar beschützt, den Vulkan ertödten!"

Mannigfaltigkeiten.

Eine seltene Feier hat am 1. März das gesammte zahlreiche Personal des Münchener Hof- und Nationaltheaters in dem großen Foyer desselben vereinigt. Es galt, den achtzigsten Geburtstag der großen deutschen Schauspielerin Sophie Schröder durch ihre Kunstgenossen zu begrüßen. Von dem derzeitigen Vorstand der königlichen Bühnen, Hrn. Insp. Schmitt, und dem Regisseur Hrn. Richter über die große Treppe heraufgeleitet, erschien die noch immer sicher einherschreitende greise Frau in Mitte der Festversammlung. Hier wurde sie durch eine feierliche Anrede des funktionirenden Theater-Intendanten beglückwünscht, welcher ihr im Namen Seiner Majestät des Königs ein allergnädigstes Handschreiben nebst einem Lorbeerkranz und der großen mit des Königs Brustbild geschmückten Medaille zum „Andenken" überreichte, und sie mit warmen Worten pries, sie, die einst so lange Jahre eine Zierde der Münchener Bühne war, und als ein anerkannter Stern erster Größe im Reiche der deutschen Bühnenwelt ein halbes Jahrhundert durch glänzte. Regisseur Richter trug hierauf ein von Dr. Hermann Schmidt verfaßtes Festgedicht weihevoll vor, und Frl. Stehle überreichte der Gefeierten alsdann eine von dem gesammten Theaterpersonal ihr gewidmete große silberne Kanne von antiker Form. Zu Thränen gerührt, drückte Frau Sophie Schröder mit innigen Worten ihren Dank für die hohe Auszeichnung aus, die vom Throne kam, so wie für die Ehren, womit die Bühnenmitglieder sie beglückten. Unter den Versammelten bemerkte man auch die Dichter Geibel und Bodenstedt. Frau v. Bulyowsky überreichte der großen Künstlerin schließlich Namens der Künstler des königlichen Hoftheaters zu Dresden einen Lorbeerkranz nebst Adresse.

[Die große allgemeine Blumenausstellung zu Biebrich.] Die vielbesprochene große Blumen- und Pflanzenausstellung, die — aus ganz Europa mit prächtigen Zusendungen bedacht — am 31. d. M. in den Herzoglichen Wintergärten zu Biebrich ihren Anfang nehmen soll, ist unvermerkt näher gerückt. Die herzoglichen Gewächshäuser werden ganz besonders dazu hergerichtet, der nothwendig gewordene Anbau schreitet seiner Vollendung entgegen — Alles verspricht in gelungenster Weise schön, glänzend und großartig zu werden. Was die herzogliche Gartendirektion in dieser Beziehung zu leisten vermag, ist ja längst bekannt und rühmlichst anerkannt. Was die innere Ausstattung der Gewächshäuser, Malerei und Dekorationen, betrifft, so steht ihr dießmal auch noch das Talent der Herren Mühldorfer aus Mannheim zur Seite, Namen, die schon Bürgschaft für die Gerechtigkeit unserer Erwartung geben. — Als erster Preis für die schönste aufgestellte gemischte Gruppe von mindestens 60 Gattungen und 250 Exemplaren von Pflanzen sollen 500 fl. zuerkannt werden, ein Preis, dem sich 5 andere für die nächstschönen Gruppen dieser Art als die nachfolgenden anschließen; als zweiter Preis 400 fl. für die schönste, 400 Exemplare und mindestens 170 Arten von Rosen umfassende Gruppe. Auch diese Klasse hat wieder verschiedene niedrigere Preise. Für Rhododendron, Hybriden, Azaleen, Camellien, Zwiebelgewächse, Blattpflanzen, Cinerarien ꝛc. folgen dann noch andere Reihen von Preisen — zu 300, 200, 175 fl. ꝛc. Die Anmeldungen sind bereits sehr groß und von den verschiedensten Seiten eingetroffen. Wir erwähnen hier schon jetzt herrlicher Kollektionen von Rosen, Azaleen, Rhododendron und Blattpflanzen. Die Ausstellung dauert bis zum 18. April und verspricht somit jedem Freunde der Pflanzenwelt eine lange Reihe genußreicher Tage.

An dem Aufstande der Romagnolen 1831 gegen Gregor XVI. nahm L. Napoleon den leidenschaftlichsten Antheil. Nachdem die Aufständischen zersprengt waren, flüchtete er sich zu einem Bischof, dem er seinen Namen nannte. (Deren Häuser hatten damals noch das Asylrecht). Es war der Erzbischof von Spoleto, der sich des Flüchtlings annahm, ihn mehrere Tage bei sich behielt, ihm durch dringendes Bitten von Gregor XVI. einen Paß erwirkte und den Flüchtling sicher über die Gränze brachte. Dieser Erzbischof von Spoleto hieß Mastai. Man kennt ihn heute unter dem Namen Pius IX.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 56 Mittwoch, 6. März 1861.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

II.

Zehn Jahre waren seit den eben geschilderten Begebenheiten verflossen, und Roland, jetzt im Alter von zweiundzwanzig Jahren, stand im Begriffe, sich zu verheirathen. Die schönen Hoffnungen, die seine Jugend erweckt hatte, waren in Erfüllung gegangen; er war jetzt ein geschickter, fein gebildeter, edelherziger junger Mann. Mr. Wakefield, seinem Versprechen getreu, hatte als sein Freund und Wohlthäter an ihm gehandelt, ihm eine vortreffliche Erziehung gegeben, und ihn dann, der Neigung Rolands in der Wahl eines Berufes nachgebend, bei einem berühmten Maschinenbauer in die Lehre gebracht, wo er alle zu seiner Ausbildung erforderlichen Kosten so lange zahlte, bis der junge Mann sich selbst zu erhalten im Stande war.

Liebe zur Gespielin seiner Kindheit war mit ihm aufgewachsen und hatte tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen. Jetzt, nachdem er sich in einer Stellung befand, welche ihm die Mittel zur standesmäßigen Erhaltung einer Frau sicherte, hatte er, mit Genehmigung seines Oheims und seines Wohlthäters, den Tag zur Verbindung mit jenem schönen und liebenswürdigen Mädchen festgesetzt, welches mit der ganzen Hingebung und Innigkeit einer ersten und einzigen Liebe an ihm hing.

Grainger stand noch immer in Mr. Wakefields Diensten, aber nicht mehr in der früheren Eigenschaft, sondern als Aufseher und Buchführer. Auch wohnte er nicht mehr in einer jener kleinen Arbeiterhütten, sondern hatte ein kleines Haus in der Nähe der Mühle gemiethet, welches von Mr. Wakefield hübsch und bequem ausmöblirt worden war. Der Mann hatte Rolands Bewerbungen um seine Tochter mit einer Angst und Spannung beobachtet, die Niemand ahnte, und die sich aus den sehr mäßigen Vortheilen, welche die Verbindung gewährte, kaum erklären ließ. Allein es war seit Jahren das große Ziel seines Strebens gewesen, und nichts hatte er, nachdem Beide mit einander verlobt worden, mehr gefürchtet, als daß irgend etwas die Vollziehung der Verbindung stören möchte. Desto ruhiger war dagegen das Gemüth der sanften Jessica, deren Vertrauen zum Geliebten so endlos zu seyn schien, wie der gestirnte Himmel, und deren Herz sich an ihn schmiegte, wie der Epheu sich um die Eiche schlängelt. Mit stillem Entzücken traf sie die Vorbereitungen zu jenem glücklichen Ereigniß, und jeden Abend, wenn der Vater von seinen täglichen Beschäftigungen heimkehrte, hatte sie für ihn irgend einen neuen Theil des Brautschmuckes oder der wirthschaftlichen Ausstattung in Bereitschaft, der ihr von der Wakefield'schen Familie zum Geschenk gemacht worden war, um ihn seinen bewundernden Blicken zu zeigen.

Mr. Wakefield, dessen Frau und Harry, jetzt ein hübscher junger Mann von fünfzehn Jahren, sollten bei der Feier gegenwärtig seyn, und um das junge Paar besonders zu ehren, hatte Mr. Wakefield die Rolle des Brautführers übernommen.

Je näher der wichtige Tag rückte, desto unruhiger und aufgeregter schien Grainger zu werden. Zuweilen saß er in tiefe Gedanken versunken, sprang dann plötzlich auf und stürzte zum Hause hinaus, als wollte er sich durch schnelles Laufen von den Gedanken losreißen. Zu andern Zeiten dagegen stieg seine Heiterkeit zu einer solchen Höhe, daß er laut lachte und scherzte, — eine bei ihm ganz ungewöhnliche Erscheinung; allein es war nicht die leichte Fröhlichkeit eines wirklich sich glücklich fühlenden Menschen, sondern eine wilde, unnatürliche und aus vergifteter Quelle entspringende Heiterkeit.

Der Tag vor der Hochzeit war gekommen, und Jessica strahlte von Entzücken, denn sie erwartete ihren Geliebten von London, welcher versprochen hatte, früh am Nachmittage einzutreffen. Es war erst elf Uhr Morgens, und Grainger befand sich bei seinen gewöhnlichen Geschäften, als sein Herr in Begleitung eines Fremden in die Mühle trat. Es war eine große, aristokratische Figur, im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren, mit dunklen Augen und dickem Schnurbart, was ihm einen ausländischen Anstrich gab. Nach einem langjährigen Aufenthalt in Italien war er am vorhergehenden Abend unerwartet angekommen, um seinen alten Freund Georg Wakefield wieder zu sehen, mit welchem er die Jugendjahre wie mit einem Bruder verlebt hatte. Er schien kein besonderes Interesse für die Einrichtung der Mühle zu hegen, sondern ging gleichgültig umher, und richtete

nur hier und da gelegentlich eine Frage über gewisse Theile der Maschinerie an die dabei beschäftigten Personen. So geschah es, daß er auch zu Grainger kam, welcher beim Klange seiner Stimme plötzlich erschrack und den Fragenden mit prüfendem Blicke betrachtete. Gerade in diesem Augenblicke kam auch Wakefield hinzu.

„Nun, Grainger," sagte er, „es ist doch Alles in Bereitschaft für morgen? Um welche Zeit erwartet Ihr Roland?"

„Ungefähr um die Mittagszeit," versetzte Grainger, den Fremden unruhig betrachtend.

„Sagt ihm, ich ließe ihn bitten, heute Abend zu mir zu kommen, weil ich ihn diesem Herrn, Mr. Harrington, meinem Freunde, vorzustellen wünsche, welcher uns die Ehre seiner Gegenwart bei der Hochzeit erzeigen wird. Dieß ist der Vater der Braut, Harrington," fügte er, an Letzteren gewendet, hinzu.

Der Fremde verneigte sich leicht und vornehm, denn obgleich nicht abgeneigt, Roland, als Wakefields besonderen Günstling, höflich zu empfangen, war er doch sehr stolz, und durchaus nicht gesonnen, sich mit einem der gedungenen Diener seines Freundes in eine vertraute Unterhaltung einzulassen. Als Grainger den Namen des Fremden nennen hörte, wurde er leichenblaß, begann am ganzen Körper zu zittern, und bemühte sich vergebens, auf die Fragen seines Dienstherrn zusammenhängend zu antworten.

„Was fehlt Euch, Grainger?" rief Mr. Wakefield, „Ihr scheint mir so aufgeregt zu seyn, als wenn Ihr es währet, statt Eures Neffen, der sich morgen verheirathen soll. Seyd Ihr nicht wohl? Sprecht!"

„Nichts — nichts — nur ein vorübergehender Schwindel, — es ist schon vorbei, — ich bin wieder ganz wohl, — ganz wohl."

Mit diesen Worten grüßte er achtungsvoll, und begab sich fort in einen andern Theil der Mühle.

„Ein sonderbarer Mensch! ich habe nie aus ihm klug werden können," bemerkte Mr. Wakefield zu seinem Gaste. Dieser schien jedoch kein sonderliches Interesse für den Gegenstand zu haben, und die Unterhaltung brach deßhalb davon ab.

„Wunderbar, höchst wunderbar!" murmelte Grainger für sich, während er im Komptoir allein saß und die glühende Stirne auf seinen Händen ruhen ließ. „Höchst wunderbar, daß gerade er hierher kommen muß, um Zeuge von der Vollendung meiner Rache, und ein theilnahmloser Zuschauer derjenigen Handlung zu seyn, welche sein stolzes Herz, wenn er sie begriffe, bis in den Staub erniedrigen würde. Soll diese sonderbare Fügung mir Segen oder Fluch bringen? — Ich muß es erwarten! Aber der Tag der Wiedervergeltung ist gekommen. Beuge Dein stolzes Haupt, August Harrington, denn Deine Anmaßung wird zu Schanden werden! Ein wahrer Spruch ist es, der da sagt: „Diejenigen, die sich selbst erhöhen, sollen erniedrigt werden!"

Von diesen Betrachtungen wurde er endlich durch nothwendige Geschäfte abgezogen, allein die heftige Aufregung, in der er sich befand, verließ ihn den ganzen Tag nicht, und wurde eher noch erhöht als vermindert durch Rolands Ankunft, welcher in der heitersten Laune war und sich unaussprechlich glücklich fühlte. Der junge Mann bemerkte die bleichen Wangen des Oheims und das unnatürliche Feuer seiner glühenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die sogenannten Erweckungen im Waisenhause zu Elberfeld.

Die eingeleitete Untersuchung über die bedauerlichen Vorfälle im Waisenhause ist jetzt geschlossen und theilen wir deren Ergebniß nach den amtlichen Erhebungen in einem kurzen Auszuge nachstehend mit. Der fromme Unfug scheint durch einen Aufruf der evangelischen Allianz in England veranlaßt worden zu seyn, in welchem für die zweite Januarwoche dieses Jahres, vom 6. bis 13., allgemeine Gebetsversammlungen der gläubigen Christen ausgeschrieben wurden. Es sollte der Herr um eine erneuerte Ausgießung des heiligen Geistes angefleht werden; in Elberfeld sind dergleichen Versammlungen auch außer dem Waisenhause abgehalten worden. Im Waisenhause selbst wurden eine ganze Woche lang dergleichen Versammlungen von den erwachsenen Hausgenossen von 9 bis 10 Uhr Abends abgehalten und darin Gott angerufen, daß er seinen Geist über die Waisenkinder ausgießen möge. Erst am 13. Januar brach die fromme Epidemie auch unter den Kindern aus. Zuerst klagte ein siebenjähriges Mädchen dem Vorsteher Klug ihre Seelenangst über ihre Sünden und sagte, daß sie nach Gnade verlange und des Gebetes bedürftig sey. Aehnliche Anliegen wurden in der Zeit vom 13. bis 27. Jan. noch von sieben andern Kindern geäußert. Am 28. Jan. fand der Vorsteher Kluge einen Knaben auf der Treppe sitzend und laut um Vergebung seiner Sünden schreiend; er wurde den andern als ein nachahmenswerthes Beispiel vorgestellt und schon in der darauf folgenden Nacht standen sieben Knaben aus ihren Betten auf und beteten auf den Knieen liegend die ganze Nacht hindurch. Am 30. wurde Kluge von 30 Knaben um Einräumung eines besondern Zimmers gebeten, worin sie ihre Andacht halten könnten. Vom 31. Jan. an trat dann eine Reihe von bejammernswerthen Erscheinungen ein, worüber wir den Bericht des Oberbürgermeisters Lischke sprechen lassen wollen:

Klug hielt am Abend des 31. abermals eine allgemeine Generalversammlung, an welcher dießmal auch die Kinder, deren sich etwa 60 eingefunden hatten, Theil nehmen durften. Nach der Gebetsstunde wurde der Knabe Voller, welcher vorher die betenden Kinder

verspottet und gesagt hatte, „er wolle nicht selig werden", von einer heftigen Unruhe befallen; er lief in den Keller und fand dort Kinder, welche sich bereits dort versammelt hatten, und welche kniend im lauten Gebet Gott anriefen, daß er ihn, den Voller, bekehren möchte. Als Voller dieß hörte, fiel er in heftige Krämpfe, welche den andern Tag über anhielten und sich später noch mehrmals wiederholten. Während dieses Zustandes war er bei Bewußtseyn und sprachlos; er deutete mit den Fingern auf Bibelstellen, und wenn Klug dieselbe las und mit ihm betete, wurde er für eine Zeit lang ruhig. Am Freitag den 1. Februar kam die Bewegung insbesondere über die Mädchen. Klug fand sie in Winkeln zusammenstehend und betend.

Am Sonnabend den 1. Februar, Abends, hielt Klug abermals allgemeine Gebetsversammlung, an welcher dießmal wohl 120 Kinder theilnahmen, und welche bis halb 11 Uhr dauerte. Klug dankte in seinem Gebete dem Herrn namentlich, „für das, was er das Haus in der vergangenen Woche habe erleben lassen". In dieser Versammlung fiel dießmal zuerst eins der Kinder, ein elfjähriger Knabe, laut in das Gebet ein und dieß geschah nach einander von 7 bis 8 Kindern. Die Kinder riefen Gott an für sich, für ihre Kameraden, aber auch für die syrischen Christen, die Muselmänner, die Ueberschwemmten in Holland ꝛc. Voller fiel wieder in Krämpfe, bald darauf sang er wieder Loblieder; auch zwei Erwachsene (die Kleinkinderpflegerin Henriette Lamotte und die Haushälterin Prümers) empfanden, wie Klug sich ausdrückt, so „heftigen Schmerz im Herzen und Sündennoth", daß sie hinausgeschafft werden mußten.

Sonntags, am 3. Februar, war wiederum außerordentliche Gebetsversammlung. Während oder nach derselben vernahm Klug, daß jetzt auch die kleineren Mädchen ergriffen seyen; sie wälzten sich in ihren Betten, beteten und schrieen laut; ein siebenjähriges Mädchen betete, daß Gott dem Hülfslehrer S. (dessen Schulklasse sie besucht) verleihen möge, daß er sie das rechte Evangelium lehre; ein anderes Mädchen lag, wie Klug wörtlich sagte, „in kalter Erstarrung", was er dahin erläuterte, daß das Kind ausnahmsweise bewußtlos gewesen sey, während sonst die von Krämpfen Befallenen das Bewußtseyn bewahrt hätten. An demselben Abend ergriffe die Bewegung fast alle Mädchen, die einen knieeten in den Betten, die andern standen auf, beteten und schrieen, einzeln und gemeinsam in den Sälen, auf den Gängen, auf der Treppe; dieß dauerte bis spät in die Nacht hinein; noch um Mitternacht sangen Mädchen, auf der Treppe sitzend, geistliche Lieder.

Montag, den 4. Februar, hielt Klug auf Verlangen der Kinder abermals eine allgemeine Gebetsstunde; vier Kinder fielen von Krämpfen ergriffen nieder und mußten weggetragen werden; eins derselben, der Knabe Peter Meyer, schrie, wie Klug sagte, nachher tagelang in Seelenangst.

Am Dienstag, den 5. Februar, kamen viele Kinder jammernd über ihre Sündennoth nach Hause, 20 Mädchen verlangten von Klug, daß er mit ihnen gemeinsam beten sollte; er that dieß und etwa 20 Knaben schlossen sich an. Mit diesem Tage beginnt wiederum ein neuer Abschnitt in dieser traurigen Geschichte. Die bis dahin nur vereinzelt vorgekommenen körperlichen Krankheitserscheinungen traten massenhaft auf; es wurden in kurzer Zeit 40—50 Kinder von Krämpfen erfaßt. Zuweilen traten dieselben ganz plötzlich und ohne unmittelbare äußere Einwirkung ein; oft aber geschah es in unmittelbarer Folge davon, daß einige Kinder zum Herrn schrieen, daß er einem bestimmten anwesenden Kameraden, welcher noch nicht bekehrt sey, seinen Geist senden wolle. Dieses Anrufen scheint in einer höchst erregten Weise geschehen zu seyn. Der Vorsitzer der Direktion, Herr Grafe, welcher mir einen solchen Vorgang auf Befragen genauer schilderte, gab mir die Anrufungsworte: „Herr, fasse ihn, wirf ihn nieder, schlag ihn nieder u. s. w.", und er fügte hinzu, daß wenn dieß ein- oder mehrmals geschehen sey, der betreffende Knabe wirklich, von Seelenangst ergriffen, in Krämpfen niedergefallen sey.

Dieser Zustand selbst wurde mir von Klug stets mit dem Worte „Krämpfe" bezeichnet. In dem Berichte der Direktion wird er „Konvulsionen" genannt. Klug bemerkte aber auf den Einwand eines andern Direktionsmitgliedes: der Anstaltsarzt Dr. Urner habe gesagt, „es seyen nicht eigentlich Krämpfe gewesen, dieselben setzten eine Affektion des Gehirns voraus, während die in Rede stehenden Krankheitserscheinungen ihren Sitz im Nervensystem hätten". Der Zustand wurde näher dahin geschildert: die Kinder haben, wie mehr erwähnt, mit Bewußtseyn aber sprachlos da gelegen; sie haben geschrieen und gejammert, sich umhergewälzt, mit den Händen um sich gegriffen und, wie ein Direktionsmitglied als Augenzeuge sagte, den Kopf so heftig bewegt, daß, um einer Beschädigung desselben an der Bettstelle vorzubeugen, das Kopfkissen in die Höhe gezogen werden mußte. Dieser Zustand war von verschiedener Dauer; von einem Knaben wurde erwähnt, daß er in zweien Tagen nur eine Stunde lang der Sprache mächtig gewesen sey; manche Kinder wurden davon nur einmal, andere zwei oder drei Tage nacheinander erfaßt.

In den, seit jenem Dienstag, den 5. d. M., verflossenen 14 Tagen sind täglich solche Anfälle bei einer mehr oder minder großen Zahl von Kindern vorgekommen. Doch hat die Zahl seitdem fortgesetzt abgenommen. Vorgestern, Sonntag, den 17. d. M., sind noch 12 Fälle vorgekommen.

Die weitere Untersuchung beschäftigt sich mit der Ermittelung der Schuld des Waisenhausvorstehers und der Direktion der Anstalt. Daß die städtischen Behör-

den Alles aufbieten, damit die Schuldigen zu Rechenschaft gezogen werden, ist selbstverständlich und unsere Presse weiß nicht Worte der Entrüstung genug den Schuldigen ins Gesicht zu schleudern. Diese skandalösen Vorfälle bilden denn auch das allgemeine Tagesgespräch. Laute und offene Vertheidiger finden diese „Erweckungen" bei keiner Partei und sehr Viele, die sonst der sogenannten pietistischen Richtung nicht abhold waren, sprechen ihren unverhohlenen Tadel darüber aus. So äußert sich das Elberfelder Kreisblatt u. A. wie folgt: „Unverkennbar ist die Erscheinung das Ergebniß einer methodistischen Operation und unterliegt der unevangelischen Auffassung von der Bekehrung. Unevangelisch und schriftwidrig ist es, die Bekehrung von Krämpfen, Verzückungen und gar von Brüllen, dessen der (amtliche) Bericht der Gemeindebehörde ausdrücklich gedenkt, abhängig zu machen." An einer anderen Stelle heißt es dann:

Wahres und Falsches ist bei solchen Vorkommnissen sehr schwer zu unterscheiden; wenn sie aber von Vorgesetzten beifällig aufgenommen werden, dann ist es mit der Nüchternheit gethan, und der Betrügerei ein weites Feld eröffnet. Daß Bußprediger unter den Kindern selbst auftreten, ist, wenn die Sache erst so weit gekommen, gar nicht zu verwundern; aber wenn ein zehnjähriger Knabe zum begeisterten Redner wird, so hat ihm das die Demuth gewiß nicht eingegeben. Der zwölfjährige Jesus saß im Tempel mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte, und alle verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort; aber, daß er sich zum Bußprediger aufgeworfen hätte, davon keine Spur.

Sodann wird fortgefahren:

Was in Elberfeld großes Aufsehen gemacht, kommt in Amerika häufig vor; aber Gott wolle uns bewahren, daß das methodistische Fieber nicht epidemisch werde; es möchten sonst Zustände eintreten, wie vom 13. bis 15. Jahrhundert in fast allen Ländern Europa's mit den Flagellanten oder Geißelbrüdern, die sich massenweise selbst blutig schlugen vor Aller Augen, um ihre Sünden dadurch los zu werden. Viele sahen darin ein Gotteswerk, bis zuletzt Kirche und Obrigkeit sie mit Gewalt hemmen mußten. Ob die Form jetzt eine andere ist, im Wesentlichen stehen sich die geistlichen Stürmereien sehr nahe. Darum kann es nur beifällig aufgenommen werden, daß der Gemeindevorstand in Elberfeld zeitig in's Mittel getreten ist, unter dessen weiser und vorsichtiger Behandlung die Sache sich hoffentlich ohne Nachtheil verlaufen wird, vielleicht auch noch Einzelnen zum Heile dient. (Frst. Postz.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Kosten für das deutsche Gesangsfest in Nürnberg berechnen sich nach einem ungefähren Ueberschlag auf 35 bis 40,000 fl. Die Sängerhalle allein erfordert (unter Rückgabe des Materials) einen Aufwand von 15,000 fl. ohne Dekoration. Die Dauer des Festes ist auf 4 Tage festgesetzt. Die Eintrittspreise in die Halle sollen ziemlich hoch gestellt werden. Nach diesen Preisen würden sich, wenn alle Plätze bei jeder Produktion Abnehmer fänden, eine Einnahme von 83,000 Gulden entziffern. Das Festprogramm umfaßt zwei Hauptproduktionen, welche am Sonntag und Montag stattfinden werden, so wie eine gleichfalls dem Publikum zugängige Hauptprobe und vier Produktionen von Einzelvorträgen der verschiedenen Sängerkreise.

Man schreibt aus Turin, 24. Februar: Diesen Morgen überreichte eine Deputation von Herren und Damen, an deren Spitze der Sindaco Graf Cossilla und die Marchesa d'Adda, Gemahlin des Gouverneurs, standen, Viktor Emanuel die goldene Krone, welche ihm die Bewohner Turins zum Geschenk machten. Die Krone besteht aus einem Lorbeer- und einem Eichenzweig mit einem Stern in Diamanten. Auf dem goldenen Rand der beiden Zweige vereinigt steht die Inschrift: „Victorio Emanueli II. italici imperii restitutori, cives Taurini 1860." Auf dem gestickten Band des Kissens, auf welchem die Krone überreicht wurde, steht der Horazische Vers: „Lucem redde tuae, dux bone, patriae."

Das Programm für die zwölfte allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Köthen enthält mehrere Themata von allgemeinem Interesse, die wir hervorzuheben nicht versäumen dürfen. Der Kommissionsbericht über Einigung in der Orthographie wird mit Spannung erwartet. Allgemein interessante Besprechungen lassen sich über „Förderung des Gemeinsinnes durch die Schule", über „Erziehung zur deutschen Hausfrau durch die Schule," „öffentliche Armenkindererziehung," „der christliche Religionsunterricht in der deutschen Volksschule," „Erziehung zur sittlichen Freiheit durch die Schule," „Geschichtsunterricht in der Schule," „Literaturgeschichte in Schullehrerseminarien," besonders durch die in der pädagogischen Welt wohlklingenden Namen der Referenten voraussetzen.

[Sechsundneunzig Duelle.] Der in Zürich verstorbene Professor Vogt, Vater des bekannten Radikalen, studirte zu Würzburg Medizin und war 96mal auf der Mensur, weil er einer Verbindung zur Ausrottung des Zweikampfes angehörte.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 57 Donnerstag, 7. März 1861.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

„Was ist Ihnen, lieber Oheim?“ fragte Roland, „Sie sind so unruhig.“

„Keineswegs, mein Junge. Was sollte mir fehlen zu einer solchen Zeit! Komm laß uns trinken auf den morgenden Tag, der uns Alle glücklich machen wird!“

Bei diesen Worten ein Glas mit starkem Ale bis zum Rande füllend, wollte er es eben an die Lippen heben, als es seiner Hand entglitt, zu Boden fiel und in Stücke zerbrach.

„Das wird doch kein böses Vorzeichen seyn?“ bemerkte seine Frau, während sie den Fußboden trocknete und die Bruchstücke des Glases sammelte.

„Gebe der Himmel, daß es keines sey!“ murmelte Grainger leise; „aber es ist ein sonderbarer Zufall.“

Roland hatte dennoch die Worte gehört und erwiderte lachend:

„Was ist da zu fürchten? Das vergossene Ale ist eine dem Gott Hymen gebrachte Libation, und da sie unwillkürlich geschah, so halte ich sie für eine sehr gute Vorbedeutung.“

„Vater,“ sagte Jessica leise, „Sie haben vergessen, Mr. Wakefields Auftrag an Roland auszurichten.“

„Ich habe es nicht vergessen, mein Kind; es ist noch Zeit genug.“

„Was ist es?“ fragte Roland.

„Er wünscht Dich heute zu sehen, um Dich einem Herrn vorzustellen, welcher morgen mit ihm zur Kirche gehen und bei Deiner Trauung gegenwärtig seyn wird.“

„So wäre es wohl am besten, wenn ich gleich ginge. Das Mittagessen wird jetzt bei ihnen vorüber seyn; ich hoffe, sie werden mich nicht lange aufhalten.“

Dieser Erwartung zuwider blieb er jedoch länger als drei Stunden aus, und als er endlich kam, trug sein Gesicht einen tiefsinnigen, geistesabwesenden Ausdruck, als wenn ihm irgend etwas Störendes begegnet wäre.

„Nun, was hältst Du von dem Fremden?“ fragte sein Oheim.

„Es ist ein sehr stattlicher, würdevoller Mann,“ erwiderte Roland, „aber etwas Sonderbares liegt in seinem Wesen, was ich mir nicht recht klar machen kann. Außerordentlich stolz scheint er zu seyn, obgleich er sich gegen mich sehr freundlich und herablassend zeigte, — wahrscheinlich um Mr. Wakefields willen.“

„Was sagte er denn zu Dir.“

„Sehr wenig. Er that nur einige Fragen in Bezug auf mein Geschäft, und wünschte mir zu meiner bevorstehenden Heirath Glück. Aber das Sonderbarste war, daß er, so lange ich mich dort befand, seine Augen keine Sekunde lang von mir abwendete, und in seinen Blicken lag eine Art Zauber, denn ich kann sie nicht aus meinen Gedanken los werden. Wohin ich mich auch wende, überall schauen mich noch immer jene großen, schwarzen Augen an.“

„Lieber Roland,“ sagte Jessica, „wenn Du so seltsam sprichst, muß ich fast glauben, daß dieser Fremde ein böser Genius ist, und daß das zerbrochene Glas wirklich eine üble Vorbedeutung war.“

„O dann will ich nicht mehr daran denken, meine theure Jessica. Denke auch Du nicht mehr daran, und laß uns zum Abendessen gehen, denn ich sehe, die Tante hat heute ungewöhnliche Vorbereitungen dazu gemacht, was mich herzlich freut, da ich diesen Mittag nur ein sehr dürftiges Essen im Gasthof gehabt habe, und deßhalb gern bereit bin, mich für ihre Gastfreundschaft dankbar zu beweisen.“

III.

Das Brautpaar stand am Altare. Die junge Braut war reizend, und er, dem sie das Gelübde der Treue bis in den Tod leisten sollte, stand an ihrer Seite im Stolz eines glücklichen Bräutigams.

Links neben Jessica hatte Mr. Wakefield als Brautführer seinen Platz genommen, und hinter ihr befanden sich zwei junge Mädchen als Brautjungfern. Die Mutter stand an Mr. Wakefields Seite, und rechts neben Roland sein Oheim Grainger mit dem jungen Harry Wakefield.

Der Fremde hatte sich von dieser Gruppe etwas zurückgezogen, um, wie es schien, nicht als dazu gehörig angesehen zu werden.

Die feierliche Handlung begann. Mit tiefer, bis

in den entferntesten Theil der Kirche vernehmbarer Stimme wiederholte der Geistliche die vorgeschriebene Ermahnung an die Anwesenden: „Wenn Jemand sich unter Euch befindet, dem ein Hinderungsgrund bekannt ist, aus welchem diese beiden Personen durch das Band der Ehe nicht verbunden werden dürfen, so erkläre er ihn!“ Während er diese Worte sprach, fielen seine Blicke auf das heftig bewegte Gesicht Graingers, welcher, an allen Gliedern zitternd, sich auf das den Altar umgebende Geländer stützte. Erschreckt von seinem bleichen Aussehen, hielt der Prediger einen Augenblick inne, worauf die Augen aller Anwesenden sich nach derselben Richtung wandten, und der unglückliche Gegenstand dieser Beobachtung bewußtlos zu Boden sank.

Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte jetzt. Die Einen rannten davon, um Wasser von dem nächsten Brunnen zu holen, während Andere sich bemühten, ihn durch solche Mittel, als gerade zur Hand waren, wieder zum Leben zu bringen. Jessica kniete auf der einen, und deren Mutter auf der andern Seite; sie rieben ihm die Hände und befeuchteten seine Schläfe, bis sich endlich Zeichen von Wiederbelebung einstellten. Er schlug die Augen auf und blickte wild um sich, ohne, wie es schien, dessen bewußt zu seyn, wo er war und was sich zugetragen hatte. Der Geistliche äußerte die Meinung, daß es am zweckmäßigsten sey, ihn nach Hause zu schaffen, worauf Mr. Wakefield sogleich einige von seinen unter dem anwesenden Publikum befindlichen Leuten herbei winkte und ihnen auftrug, ihn in seinen an der Kirchenthüre wartenden Wagen zu heben und nach Hause zu bringen.

„Ich werde ihn begleiten,“ sagte Graingers Frau; „denn schon diesen Morgen schien er mir nicht wohl zu seyn, — die Aufregung war zu heftig für ihn.“

Jessica schickte sich auch an, dem Vater zu folgen, aber Rotand hielt sie zurück und flüsterte Mr. Wakefield zu:

„Die Handlung kann doch beendigt werden? Sie wird nicht lange währen; in einer Viertelstunde können wir Alle bei ihm seyn.“

Der Geistliche mochte Etwas von dieser Ansprache verstanden haben, und antwortete darauf dadurch, daß er das Buch schloß und den Altar verließ.

„Ich kann unter diesen Umständen mit der Handlung nicht fortfahren,“ sagte er; „denn möglich scheint mir, daß diesem Manne irgend ein Hinderungsgrund bekannt ist.“

„Das kann nicht seyn,“ erwiderte Mr. Wakefield; „er ist der Vater der Braut und der nächste Anverwandte des jungen Mannes. Seit Jahren sind die jungen Leute mit einander verlobt, und zwar mit seiner ausdrücklichen Bewilligung.“

„Sey dem, wie ihm wolle,“ entgegnete der Prediger; „es ist meine Pflicht, die Veranlassung zu dieser Unterbrechung zu untersuchen, ehe ich mit der Trauung fortfahre. Wir können uns deßhalb nach Hause begeben, denn heute kann nichts geschehen.“

Alle traten nunmehr getäuscht und betrübt den Rückweg an. Die Kirchthüren schlossen sich, und die Glockenläuter, welche auf ein gutes Trinkgeld gerechnet hatten, schlichen mißmuthig davon.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

(Fortsetzung.)

Bald war der Kaffee gewärmt und eben schlürften wir ihn behaglich, als sich ein abgematteter französischer Offizier heranschleppte, der uns mit rührenden Worten um einen Platz an unserem Feuer anflehte. Sein Anblick war herzerschütternd. Nase und Ohren, so wie sämmtliche Finger waren ganz schwarz und abgestorben und die Berührung seiner Finger mit der Nase gab denselben Ton wie das Klopfen eines Stück Holzes an ein anderes. Unter dankbaren Segenswünschen „für die braven Deutschen“ setzte er sich in unsern kleinen Kreis und unter den rührendsten Danksagungen und mit nie gesehener Wohllust schlürfte er einen Feldflaschendeckel voll des dargereichten braunen Trankes. Es war sein letzter irdischer Genuß. Bald nachher schlief er sanft ein, um nicht wieder zu erwachen. Das Ziel seines langen, furchtbaren Marsches war erreicht und jenes letzte Asyl sein Grab geworden. Am Morgen, als wir ihn wecken wollten, war er todt.

Mich traf in dieser Nacht ein empfindlicher Verlust: man hatte mir mein Pferd, das in einer Nebenhalle angebunden war, nebst meinem Mantelsack entwendet.

Unter unsäglichen Beschwerden erreichten wir Morgens gegen zehn Uhr Wilna. Die Kanonen des uns nachrückenden Feindes brüllten hinter uns und trieben die in der Stadt angesammelten Flüchtlinge, sich rasch wieder davon zu machen. — In Wilna hatten die Ueberreste unserer Division ihre früheren Quartiere wieder aufgesucht; aber hier war wenig Ruhe und Erholung zu finden. Schon am 8. Nachmittags ertönte die Allarmtrommel wieder. Dießmal war es ein erfreuliches Zusammenrufen der Mannschaften, denn diese wurden an die Magazine geführt, um zu fassen. Die hier noch gefüllten Speicher waren von den hungernden Jammergestalten stets förmlich belagert; die für unsere Arrieregarde befohlene Fassung konnte daher nur mit Waffengewalt durchgesetzt werden.

Am Thore zu Wilna führte mir das Geschick ein herrenloses kleines polnisches Pferd in die Hände. Ich

machte mir in Betracht meines eben erlittenen Verlustes kein Gewissen daraus, dasselbe im Drange der Umstände für gute Beute zu erklären.

Am 9. in der Nacht rasselte die Allarmtrommel wieder. Die Division wurde schnell zum Abmarsch aufgestellt. Die seitherige Nachthut, meist aus alten Garden unter den Befehlen des Marschalls Ney bestehend, war, vom Feinde bis an die Thore verfolgt, in Wilna eingerückt und bereits stritten die Kosaken in den Vorstädten herum. Was zu den aufgelösten Truppen der „großen Armee“ gehörte, beeilte sich daher, das Dunkel der Nacht zu benutzen, um einen Vorsprung zu gewinnen.

Die aufgestellten Truppen wurden sofort aufs Neue, und zwar in drei Brigaden formirt. Die einzelnen derselben, aus unserem und dem 113. französischen Regimente bestehend, führte unser braver Oberst von Egloffstein. Dessen bisheriger Adjutant wurde zur Dienstleistung beim General Loison kommandirt.

Die Nacht vom 9. auf den 10. brachten wir bivouakirend auf der Esplanade zu. Hier war ich Zeuge der grauenvollsten Scenen, von denen ich nur eine, die an unserem Feuer vorfiel, aufführen will. — Ein sterbender Franzose schleppte sich zu uns, flehentlich bittend, ihn an unserem Feuer niedersitzen zu lassen. Wir räumten ihm solches gern ein und rückten zu, kaum aber hatte er sich niedergelassen, so sank er um und war todt. Wenige Minuten darauf kam ein anderer noch ganz munterer Franzose, der mit den schönsten Redensarten denselben Wunsch aussprach. Als unsere Grenadiere Platz für ihn machen wollten, bemerkte er den hingesunkenen Kameraden, und mit den Worten: „Ah, da ist ja ein prächtiger Stuhl!“ fasste er den Leichnam an, drehte ihn herum und setzte sich darauf. Augenblicklich aber sah er sich durch die kräftigen Faustschläge seiner deutschen Nachbarn zu Boden gestreckt, und als er wieder zur Besinnung kam, sprang er auf und entfloh im schnellsten Lauf, von den ihm gebührenden Prädikaten begleitet.

Bald nach diesem Auftritt trat ein Bataillonschirurg zu mir und theilte mir mit, daß er in einem nahen Hofe ein sehr schönes Pferd aufgefangen habe, welches er mir überlassen wolle. Bei Besichtigung desselben zeigte die rothe Decke, daß es das Pferd eines Generals seyn müsse. Den Inhalt des Mantelsacks, so weit er benutzbar war, eignete sich der Finder zu, ich dagegen nahm den Sattel mit den Pistolenhalftern an mich, in denen ich ein Paar ausgezeichnet schöne Pistolen fand, und rüstete meinen kleinen ungesattelten Polen damit aus.

Mit Anbruch des Tages am 10. Dezember marschirten wir aus Wilna. Ringsum, vor und hinter uns zeigten sich die Hügel und Ebenen vom Feinde bedeckt. Marschall Ney, in einen braunen Pelz gehüllt, um den ein bunter Shawl gewickelt war, eine Pelzmütze auf dem Kopfe und einen Kantschuh in der Hand, und so nur am Pferde mit der reichen Goldschabrake als General kenntlich, führte die Arrieregarde. Einige feindliche Geschütze auf Schlitten sandten uns, als wir kaum die Stadt hinter uns hatten, ihre Kugeln zu, wodurch einige Unordnung entstand und die Kolonne ins Stocken kam. Diesen Umstand benutzte die feindliche Kavallerie und drang auf uns ein, als wir eben das Ende eines Ravins übersteigen wollten. Die Kolonne mußte Halt machen und erhielt den Befehl, den Marsch en échelons und in der Art fortzusetzen, daß ein Bataillon an der Spitze herausbreche und dem Feinde so lange die Fronte biete, bis die Kolonne an ihm vorbei marschirt sey, worauf es sich, sobald das nächstfolgende Bataillon aufgestellt wäre, dem Zuge anzuschließen habe.

Bereits hatten wir durch das anhaltende Kanonenfeuer nicht unbedeutende Verluste erlitten, da uns dieses gleichzeitig im Rücken und in der Flanke traf; denn während mehrere Geschütze der Kolonne im Rücken folgten, fuhren andere in der Flanke schnell voraus, die Kolonne im Marsch von der Seite beschießend, um wenn das letzte Bataillon vorüber war, dasselbe Manöver zu wiederholen. Von Reiterei und Geschütz gänzlich entblößt, konnten wir in der getroffenen Maßregel nur Schutz gegen die Kavallerie finden, nicht aber gegen diese vernichtende Begleitung der Artillerie. Schon hatten wir den Verlust mancher geliebten Kameraden und treuen Untergebenen zu beklagen, und die Todten und Verwundeten, an deren zerrissenen Gliedern blutfarbige Eiszapfen hingen, führten dem Blick schauderhafte Bilder menschlichen Elends in Fülle vor die Augen.

Das erste Bataillon hatte eben den Echelon gebildet, die Kolonne war an ihm vorüber und es hatte sich dieser wieder angeschlossen, während das zweite Bataillon herausgebrochen war, um sich in derselben Weise aufzustellen. Ganz unerwartet führte der Kommandeur dasselbe so weit von der Straße ab, daß es mit der Kolonne außer aller Verbindung kam, und gleichzeitig sammelte sich die russische Kavallerie auf der Straße in der linken Flanke jenes Bataillons zum Angriff und rückte vor. Oberst v. Egloffstein, glaubend, daß die im Rücken der Kolonne sich formirende Reiterei die Absicht habe, auf das eben abziehende Bataillon zu chargiren und die entstandene Lücke zwischen demselben und dem zweiten Bataillon zu dem Zwecke zu benutzen, befahl mir zurückzureiten, den Führer des ersten Bataillons von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen und ihm zu sagen, daß er sich auf den Angriff bereit halten und Front bieten solle.

Kaum war jedoch diese Bewegung vollzogen, als sich die Kavallerie in Kolonne und im Trab zum Angriff in Bewegung setzte, aber in gleicher Höhe mit dem zweiten Bataillon angekommen, sich, statt auf das erste zu chargiren, sich schnell links wandte und das zweite so in der Flanke angriff. Die linke Flügelkompagnie dieses Bataillons benutzte den Moment, durch

Herstellung einer Flanke und eine darauf abgegebene gut gezielte Salve den Angriff abzuschlagen, allein der übrige Theil des Bataillons, in einer deployirten Front aufgestellt, wurde gleichzeitig von allen Seiten, namentlich aber der rechte Flügel von einem aus einem Holze hervorbrechenden Kosakenschwarm angefallen, so daß der Widerstand jener kleinen Feuerfront vergeblich war und das Ganze bald eine bunte Masse darbot und wir sahen, wie die Säbel und Lanzen der Reiter unsere Kameraden niederwarfen. Ich mußte sehen, wie einer meiner geliebtesten Freunde, den ich besonders im Auge hatte, zusammensank, ohne ihm beistehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 27. Februar starb in Brüssel der Herzog Prosper Ludwig v. Arenberg im 75. Lebensjahre. Am 28. April 1785 zu Enghien geboren und während der Revolution mit seiner Familie aus Frankreich emigrirt, übernahm er 1803, da sein (1820 gestorbener) Vater freiwillig zurücktrat, die Regierung des in Norddeutschland gelegenen Herzogthums. Im spanischen Feldzuge ward er von den Engländern gefangen genommen und von Napoleon bei Errichtung des Königreichs Westphalen seines Landes beraubt. Seine Reklamationen beim Wiener Kongreß hatten nur den Erfolg, daß er seine Güter, aber nicht die Souveränetät zurückerhielt. Als mediatisirter Fürst gehörte er seitdem zu den Standesherren Preußens und Hannovers, lebte aber stets in Brüssel. 1853 beging er sein 50jähriges Regierungsjubiläum. Sein ältester Sohn Engelbert ist am 11. Mai 1824 geboren.

Mit Beendigung der Franklin-Expeditionen ist den Reisen nach dem hohen Norden keineswegs ein Ziel gesetzt, man betrachtet im Gegentheil die weitere Erforschung der arktischen Regionen als eines der interessantesten wichtigsten Probleme der Wissenschaft, und deßhalb sind in diesem Augenblicke nicht weniger als drei Expeditionen auf diesem Felde thätig, und ebensoviel andere sind projektirt; außerdem gilt es, die große Telegraphenverbindung zwischen der alten und neuen Welt über die eisige Zone zu führen. Unter sämmtlichen Expeditionen der letzten 30 Jahre ist die der schwedischen Naturforscher Torell, Nordenskiöld und Quennerstedt im Jahre 1858 dem Nordpol am nächsten gekommen. Ueber die Resultate dieser Reise enthält das neueste Heft (II. d. Jahrg. 1861) von Petermanns Geographischen Mittheilungen nach Otto Torell, eine wichtige Abhandlung, die sich zugleich über die physikalische Geographie der arktischen Regionen im Allgemeinen verbreitet.

In Paris ist der Photograph Nadar nun wirklich dazu gelangt, mit elektrischem Lichte ganz mit demselben Erfolge zu photographiren, wie mit dem Tageslicht. Man wendet das elektrische Licht sowohl zur Herstellung des negativen, als des positiven Bildes oder auch eines von beiden Bildern an und nach der Versicherung der französischen Journale ist nicht der geringste Unterschied zwischen den Photographien mit elektrischem und den mit Tageslicht hergestellten.

Prinz Oskar, Herzog von Ostgothland (Gemahl der Prinzessin Sophie von Nassau) ist, einer Mittheilung der offiziellen „Post och Inrikes Tidning“ zufolge, mit einer Uebersetzung von Goethe's „Tasso“ ins Schwedische beschäftigt. Man verdankt der Hand des Prinzen bereits eine sehr gelungene Uebersetzung von Herders „Cid“.

In Hildesheim werden große Zurüstungen zu der am 5. Mai d. Js. eintretenden 800jährigen Domweihfeier gemacht. Der Grundstein jenes betagten Gotteshauses wurde schon 870 gelegt. Es werden zu dem seltenen Feste viele hohe Geistliche und kirchliche Deputationen aus ganz Deutschland erwartet.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Die Anfangs-Silbe ist zwar kurz und klein,
Doch ist sie's nicht, wenn ich sie nenne —
Und alle Ehrenmänner, die ich kenne,
Sie wollen stets mein Erstes seyn.

Mein Zweites zieret jeden Stand,
Ist in der Armuth selbst zu finden;
Ja wenn der Hoffnung Sterne schwinden,
Da zeig' ich mit dem Lorberkranze
Mich erst im reinsten, höchsten Glanze.

Und du mein Ganzes! wohn' in jeder Brust,
Die sich der Menschheit ist bewußt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 58 Freitag, 8. März 1861.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden später saß Jessica, nachdem sie ihre Brautkleider abgelegt hatte, geduldig am Bette ihres Vaters, wo sie alle seine Bewegungen bewachte, und häufig seine heiße Stirne mit einer Mischung von Wasser und Essig badete; denn der Arzt war gerufen worden, und hatte sein Leiden für Gehirnentzündung erklärt. Grainger kannte Niemand und phantasierte heftig. Ruhelos wanderten seine Augen von einem Gegenstande zum andern, und unaufhörlich sprach er in unzusammenhängender Weise; aber Alles, was er hervorbrachte, schien eine geheime Beziehung auf Mr. Wakefields Gast zu haben.

„Also ist er gekommen, um die Hochzeit zu sehen, — ha, ha, ha!“ hörte man ihn sagen. „Ein herrlicher Anblick für ihn! Blut gemischt mit Wasser!“ — Aber was ist er denn, daß er sich einbildet, seine Adern durchströme eine edlere Flüssigkeit, als die Anderer? Ist er nicht ein Erdwurm wie wir Alle?“

Endlich sank er, erschöpft und etwas beruhigt durch die empfangene Arznei, in einen tiefen Schlaf, welcher mehrere Stunden währte. Als er spät am Abend wieder erwachte, war volles Bewußtseyn bei ihm zurückgekehrt, aber er fühlte sich sehr krank und schwach.

Mr. Wakefield war den Tag über mehreremale gekommen und hatte alles nur Mögliche gethan, um Roland zu trösten, welcher in Folge dieser unerwarteten Täuschung sich sehr niedergeschlagen zeigte. Jessica dagegen war von der Bekümmerniß um ihren Vater so sehr erfüllt, daß sie an sich selbst gar nicht dachte, und auf Rolands Klagen nur sanft erwiderte:

„Laß uns hoffen, daß die Verzögerung nur kurze Zeit dauerte. Diese plötzliche Krankheit wird bald vorüber gehen, und auf ein paar Tage kommt es ja nicht an. Das böse Vorzeichen worüber Du gestern Abend lachtest, Roland, hat doch seine Bedeutung.“

„Ich habe auch daran gedacht, Jessica,“ erwiderte er. „Es war ein sonderbarer Umstand; und obgleich ich sonst jeder Art von Aberglauben abgeneigt bin, so verläßt mich doch der Gedanke daran fast keinen Augenblick, und mir ist immer, als müßte noch mehr Unheil kommen.“

Graingers Frau und Roland blieben die ganze Nacht auf. Am folgenden Morgen war der Kranke, obgleich bei vollem Bewußtseyn, geistig so deprimirt und unruhig, daß der Arzt einen Rückfall befürchtete.

„Ich bin zu der Meinung gelangt,“ sagte er, „daß irgend etwas seinen Geist bedrückt; und ist dieß der Fall, so nützt alle Arznei nichts, so lange wir nicht die Last beseitigen können. Gelingt uns aber dieß, so wird die Genesung schnell erfolgen.“

Allein wie sollte diese Last beseitigt werden? Seine Frau hatte in früheren Jahren oft versucht, ihm das Geheimniß zu entlocken, — denn daß ein solches in seiner Brust vorhanden war, sah sie nur zu deutlich; allein er hatte alle derartigen, wenn auch noch so liebevollen Versuche stets zurückgewiesen, und in letzterer Zeit auf eine so heftige Weise, daß sie sich schente, den Gegenstand jetzt zu berühren, aus Furcht, ihn dadurch zu reizen und vielleicht einen Rückfall zu bewirken. Es bedurfte jedoch ihrer Bemühungen nicht, denn Grainger glaubte sich dem Tode nahe, und hatte nicht die Absicht das Geheimniß mit in das Grab zu nehmen.

Als der Morgen dämmerte, hatte Roland sich niedergelegt, um die Ruhe zu suchen, deren er nach den aufregenden Begebenheiten des vorhergehenden Tages und der angstvollen Nachtwache so sehr bedurfte. Dagegen war Jessica aufgestanden und bereitete das Frühstück für den Vater, während die Frau noch am Bette saß.

„Marie,“ sagte der Kranke, „ich verlasse Euch, — mein sündiges Leben naht sich seinem Ende.“

„O sage das nicht, mein theurer Richard! Was sollten wir ohne Dich beginnen? O nein — nein! Gott wird Dich uns noch lange erhalten. Und warum nennst Du Dein Leben ein sündiges? — Du, der Du stets so gut warst! Ich kann es nicht hören, daß Du von Dir selbst übel redest, denn ich weiß, Du verdienst es nicht.“

„Du weißt es nicht, Marie, — und doch habe ich zuweilen gedacht, Du müßtest ahnen, daß nicht Alles so ist, wie es seyn sollte. Ein schweres Verbrechen lastet auf meinem Gewissen, — ein Verbrechen, das heut noch gebeichtet werden muß, denn morgen möchte es zu spät seyn.“

„So sprich, mein theurer Richard. Was hat Dich so lange schon so unglücklich gemacht? Sprich, und sey versichert, daß, sobald die Last von Deiner Brust abgewälzt seyn wird, Du schnell besser werden wirst."

„Ja, ich will reden; aber Du darfst nicht die Erste seyn, die meine Beichte hört. Gestern hätte ich mich nicht dazu verstanden, und ich würde es selbst heut nicht thun, wenn mir noch ein längeres Leben beschieden wäre; denn selbst jetzt wäre es noch mein Wunsch, den so lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Allein es soll nicht seyn; thue also, was ich Dich heiße. Sende Roland zu Mr. Wakefield und laß ihm sagen, daß ich sobald als möglich seinen Freund Mr. Harrington zu sehen wünschte, weil ich ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen hätte. Sollte er sich weigern, so füge die Versicherung hinzu, daß ich jetzt bei voller Besinnung sey, und daß das, was ich mitzutheilen habe, ihn selbst sehr nahe angehe."

„Mr. Harrington? Kennst Du ihn denn?"

„Frage mich nicht, sondern thue, was ich Dich heiße; und wenn er kommt, so sorge dafür, daß ich ungestört mit ihm allein sey."

Die Frau dachte, der Geist ihres Mannes phantasire noch immer, aber that dessenungeachtet, was er ihr aufgetragen hatte. Roland richtete die Bestellung aus, und bald nachher wurde Mr. Harrington in das Krankenzimmer geführt.

Jessica kniete an der Seite des Bettes und las Gebete vor. Sobald aber der Fremde eintrat, verließ sie in Begleitung ihrer Mutter das Gemach, so daß beide Männer allein blieben.

„Sie erinnern sich meiner nicht, Mr. Harrington?" begann Grainger, den Kopf ein wenig vom Kissen erhebend und mit der Hand stützend.

„Nein, ich erinnere mich Ihrer nicht," lautete die Antwort, „obgleich es mir ist, als müßte ich Ihnen schon früher begegnet seyn; aber wo und wann ist meinem Gedächtniß entgangen."

„Ja, wir sind uns schon früher begegnet, — oft, recht oft! Mein Name ist Karl Morton!"

„Morton? — ist es möglich? Morton von Easthope?"

„Ja, derselbe, — der Morton, den Sie beleidigten und verspotteten, — dem Sie die Genugthuung eines Mannes von Ehre verweigerten, obgleich ich vermöge meiner damaligen Stellung ein Recht darauf hatte, und zu dem Sie mit bitterem Hohne sagten: „Ich schlage mich nur mit Personen meines Gleichen; das Blut in Ihren Adern ist nicht der Mühe werth, es zu vergießen!" Erinnern Sie sich dessen nicht, Mr. Harrington?"

„Ich entsinne mich jetzt, daß im Theater ein thörichter Streit stattfand, bei dem ich mich vielleicht ähnlicher Ausdrücke bediente. Aber wozu diese Erwähnung jetzt?"

„Weil ich, im Herzen eben so stolz wie Sie, damals das feierliche Gelübde that, diese Beleidigung zu rächen; und ich habe es gehalten. Sie besaßen ein einziges Kind —"

Der Fremde sprang auf, schlug die Hände wild zusammen und rief:

„Mein Kind! Mein Sohn, der mir geraubt wurde! Wissen Sie etwas von ihm? — Mensch, Mensch, haben Sie ihn umgebracht?"

„Nein, ich habe ihn nicht umgebracht. Der Himmel ist mein Zeuge, ich habe mehr für ihn gesorgt, als ich für meinen eigenen gesorgt hätte."

„Er lebt also? Wo ist er? — Sprechen Sie — schnell — denn ich kann diese quälende Spannung nicht ertragen!"

„Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen; ich sehe, Sie errathen die Wahrheit — Roland Grainger ist Ihr Sohn!"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

(Fortsetzung.)

Marschall Ney war in diesem kritischen Moment gerade bei der Brigade und ich traf den Oberst von Egloffstein bei meiner Rückkehr vom ersten Bataillon an seiner Seite, als der Angriff stattfand. Mit unerschütterlichem Gleichmuth sah Ney dem Ereigniß zu, wendete dann plötzlich sein Pferd und sagte: „Nun gut! Marschiren wir! Es ist vorbei!"

Das erste Bataillon mußte hierauf abziehen und der bereits weit vorausgerückten Kolonne folgen, die wir am Fuße des Defiles von Gonari erreichten. Hier fanden wir an einem Hügel und in dem hinaufführenden Hohlweg verlassenes Geschütz und Bagagewagen aller Art, darunter auch die unseres Regiments. Alles war aufgeschlagen und geplündert, und auch meine Schreibchatoulle, in deren verborgenem Schubfach ich einige kleine Ersparnisse sicher vorauszusenden gehofft hatte, lag geöffnet und geleert vor mir.

Doch zu Betrachtungen und Klagen über solche Täuschungen und Verluste, so empfindlich sie auch seyn mochten, war keine Zeit, denn der Feind schien diesen Uebergangspunkt sich zu entscheidenden Angriffen aufgespart zu haben. Der zu überschreitende Hügel war mit Wald bewachsen, der Weg von zerbrochenen Wagen und Geschützen völlig versperrt, und während nun die vordersten Bataillone den Hügel langsam erstiegen, waren die hinteru, zu denen wir gehörten, dem unausgesetzten wirksamen, durch nichts abzuhaltenden nahen Kugel- und Kartätschenfeuer der Schlittengeschütze in Rücken und Flanke bloßgestellt, wobei Schaaren von

Kosaken uns, gleich einem Fluge gieriger Raben, umschwärmten. Endlich ließ der Oberst die Brigade rechts ausbrechen, ein Stück am Fuße des Hügels hinmarschiren und dann denselben gerade hinaufsteigen. Da drangen die Kosaken stärker auf uns ein, wurden aber durch gut angebrachte Schüsse bald wieder verjagt.

Endlich erreichten wir das Plateau des Hügels, wo wir vom 29. Regiment, das ein Karre gebildet hatte, aufgenommen wurden. Unter dem Schutze desselben wurden unsere auseinander gekommenen Bataillone wieder gesammelt. Groß war unser Verlust; er bestand mindestens in einem Viertel an Todten und Verwundeten, das theils niedergehauene, theils gefangene zweite Bataillon gar nicht mitgerechnet. Am Fuße des Hügels hatte ein Bataillon des ersten französischen Regiments dasselbe Geschick gehabt, was nun Marschall Ney veranlaßte, nicht mehr staffelweise, sondern in Bataillons-Karre's marschiren zu lassen.

Mit schwerem Herzen setzten wir bis zu einbrechender Nacht den weitern Rückzug bis zum früheren Etappenort Mikity fort, unverfolgt vom Feinde, der am Destle jenes Hügels seine Blutarbeit eingestellt hatte. Dort hatte ich noch manchen treuen Gefährten unter dem unbarmherzigen Säbel und dem Geschoß des Feindes fallen sehen. Darunter war auch der Sergeant W., einer der beliebtesten Unteroffiziere des Regiments, dem eine Stückkugel beide Füße abgerissen hatte. Flehend rief er uns noch zu: „Schießt mich todt, ich bin ja doch verloren!"

Immer mehr drängte sich uns die schreckliche Gewißheit auf, daß unsere Leiden und Gefahren erst recht begonnen haben, und daß die Wiederholung der Auftritte des verflossenen Tages unser aller Vernichtung herbeiführen müsse. Rein nutzlos waren unsere Waffen gewesen, vergeblich all unsere Gewandtheit in Führung derselben; die niederschmetternden Geschütze, denen wir wehrlos preisgegeben waren, vermochten dieselben nicht fern zu halten. Der verflossene Tag war ein großes Treibjagen auf Menschen gewesen, das nun mit jedem neuen Morgen wieder beginnen sollte und wobei uns die Rolle des gehetzten und wehrlos niedergeschossenen Wildes zugetheilt war. So weit der Horizont reichte, war der nächtliche Himmel von lodernden Dörfern erleuchtet. Ohne Rücksicht auf die Nachkommenden wurden einzelne Wohnungen und Ortschaften angesteckt, da sie die bequemsten und auf weitere Strecken Wärme ausströmenden Bivouakfeuer lieferten, die dem Auge ein deutliches Bild des Höllenfeuers vorführten, in dessen schauerlichem Schein sich dämonische Gestalten ergötzten und gespenstisch bewegten. Mit Tagesanbruch aber verließen die entmenschten Schaaren diese großartigen Bivouakfeuer, und einem Heuschreckenschwarme gleich strömten sie dann wieder über die öden Schneegefilde der großen Heerstraße zu, wo der Anmarsch der Nachzut ihnen zugleich die Annäherung des verfolgenden Feindes ankündigte.

Im Bivouak angelangt, wurde ich vom Obersten von Eglofffstein beseßtigt, mich als Ordonnanzoffizier beim Divisionsgeneral zu melden, um jenem die etwaigen Befehle für die Brigade zu überbringen. In dem noch vorhandenen großen Schafstalle des Hauses war das Hauptquartier aufgeschlagen und von Grenadiren des 29. französischen Regiments umstellt. Nachdem ich mich gemeldet und den Befehl erhalten hatte, verklüftig zu verbleiben, bis der Marsch befohlen würde, suchte ich mir unter den Mannschaften der Wache ein freies Plätzchen aus und war bald eingeschlafen. Aber nicht lange währte meine Ruhe. Heftige Schmerzen an meinen erfrorenen Ohren weckten mich und die Wahrnehmung, daß mir im Schlaf meine schützenden Ohrlappen, die ich mir in Wilna verschafft hatte, entwendet worden, erklärten mir die Schmerzen. Ich stand auf und begab mich in die Nähe des Feuers in der Mitte des Stalles, in dessen Runde ein großer Theil der berühmten französischen Heerführer versammelt war. Hier saßen die Marschälle Ney, Victor, Junot und Bessières, und außer dem bayerischen General Wrede und unserem Divisionsgeneral Loison mehrere andere. Da hatte ich die beste Gelegenheit, die Verschiedenheit der Charaktere zu beobachten.

Ney saß in seiner gewohnten ruhigen Fassung da, sich gemüthlich mit dem neben ihm stehenden, anscheinend tief ergriffenen Bessières unterhaltend. Junot dagegen in seinem unbezähmbaren Leichtsinn führte ein munteres Gespräch, und selbst das Elend der Gegenwart und der Vergangenheit gab ihm noch Stoff zum Scherzen. Es war von den Verlusten des Tages die Rede, da zog er ein Papier aus der Tasche und entfaltete es mit den Worten: „Bah! da habe ich mein ganzes Armeekorps in meiner Tasche!" und las die Regimenter ab, die sein Armeekorps gebildet hatten.

In meine glücklich gerettete Pferdedecke tief eingehüllt, stand ich in einer der hintern Reihen beim Feuer, als auf einmal ein Militär in einem Soldatenmantel mich auf die Seite stieß und mich zugleich auf meinen erfrorenen und heftig schmerzenden Fuß trat. Ich meinte, es sey ein gemeiner Soldat, und schlug ihn, vor Schmerz außer mir, mit der Faust ins Gesicht; sofort aber faßte er mich an der Gurgel und drosselte mich heftig. Mit großer Anstrengung machte ich mich los, indem ich ihm zugleich zurief, ich sey Offizier, worauf er mir in der höchsten Wuth antwortete: „Sacré dieu! ich auch!" Dieser Tumult hatte die Herren am Feuer aufmerksam gemacht und General Loison stand auf, sich nach der Ursache umzusehen. Auf seine Anrede: „Zum Teufel, was macht ihr da?" erzählte ich ihm den Vorgang, worauf er sich an meinen Gegner wandte. Als er vernahm, daß dieser nicht mit zur Arrieregarde gehöre, gab er ihm mit den derben Worten: „Was wollen Sie hier, Bougre von Husaren? Marsch!" einen Fußtritt in die Seite und befahl den wachhabenden Grenadieren, ihn zum Stall hinaus zu

werfen, welcher gerechten Expedition ich allerdings nicht ohne einige Selbstbefriedigung und Ergötzlichkeit zusah. Man schien hier auf russischem Boden die französische Artigkeit etwas bei Seite gesetzt und mit der Luft gut russische Maximen eingeathmet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Korrespondenz aus Gaeta in der „Genueser Zeitung" gibt folgende Beschreibung der Stadt im Moment des Eintritts der piemontesischen Truppen: „Es ist ein erbarmungswürdiger Anblick, von dem man sich keine Vorstellung machen kann. Man kann kaum in den Straßen gehen, so sind sie ganz bedeckt mit den Trümmern der Häuser, die von den Kanonen und Bomben getroffen wurden. Da und dort sieht man Schubkarren, auf denen die zermalmten Leichname weggetragen werden, oder vielmehr die Glieder von Leichnamen, die man unter den Ruinen gefunden hat. Eine arme Frau wurde noch lebend unter den Trümmern eines Hauses, wo sie mehrere Tage zugebracht hatte, herausgezogen mit gebrochenem Bein, in einem halb eingestürzten Zimmer. In einem Straßenwinkel fand man einen sterbenden Soldaten, den man ohne Zweifel mitten in der Unordnung des letzten Bombardements vergessen hatte. Das Bild der größten Zerstörung bildet aber die siebenbürgische Batterie dar, die durch Pulvererplosionen in die Luft flog. Die zerstörten Mauern, die durch die schreckliche Explosion gespaltenen Felsen, der Boden mit Bomben und Granaten besäet, bieten ein Schauspiel, welches ein Herz schaudern macht. Die schöne gothische Kirche ist im Innern ganz zerstört, es stehen nur noch die äußern Mauern, viele andere Gebäude sind arg zugerichtet, man glaubt, wenn das Feuer noch einen Monat gedauert hätte, so existirte von Gaeta nichts mehr. Die Zahl der Kranken und Verwundeten beträgt 1700. Ein trauriger Anblick war es, als die kriegsgefangene Garnison herauskam, vor den Unsrigen defilirte und die Waffen niederlegte. Die verstümmelten Glieder, die blassen Gesichter und die schmutzigen angebrannten Kleider zeigten deutlich, was die Braven ausgestanden hatten."

Aus Möhlin (Schweiz) erzählt der „Fricktaler" folgende krasse Hexengeschichte: „In Glarus ist vor hundert Jahren die letzte Hexe verbrannt worden, in Möhlin wollte man vergangene Woche die letzte erwürgen. Die Veranlassung war eine Kuh, die in Folge Gebärens ein stark geschwollenes Euter bekam, das nicht wieder sogleich heilte. Der Thierarzt erklärte dem Eigenthümer, daß dieses nicht gefährlich sey und öfter vorkäme. Dieser aber hielt den Geschwulst für keine natürliche Krankheit und ließ sich von der fixen Idee überwältigen, eine arme, dem Almosen nachziehende Weibsperson trage Schuld daran und hätte es der Kuh angethan. Darum wurde, um Rache zu nehmen, die Arme mit Brod ins Haus gelockt, beim Eintritt in die Küche mit einem Strohband gebunden und an demselben herumgezogen, sodann das Strohband stark zusammengedreht, bis die Hexe beinahe nicht mehr Athem holen konnte und im Gesichte völlig blau wurde. Nachdem die mehrmals zu Boden Geworfene im Gesicht übel verwundet und blutend da lag, wurde das Band abgenommen und im Feuer verbrannt, und die gebüßte Hexe aus dem Hause geschafft."

Die kürzlich verstorbene Königin Desideria (Wittwe Bernadotte's), in deren Nachlaß sich unter andern eine sehr große und schöne Sammlung lebender Vögel, zumal Singvögel, vorfand, hatte in ihrem Testament derjenigen Person, welche sich der Pflege dieser Thiere für die Dauer annehmen würde, einen Jahrgehalt von 1500 Rthlr. ausgesetzt. Dennoch ließ sich Niemand dazu bereit finden und nachdem auch dem Leibarzt der Königin, Liljevalch, die Sammlung vergebens angeboten worden war, übernahm endlich die Königin Josephine, die Wittwe König Oskars, die Erfüllung dieser Liebespflicht gegen ihre Schwiegermutter.

[Rabenessier.] In Frankfurt hat sich eine neue Gastronomen-Gesellschaft gebildet, die Rabenesser, welche die bisher bei den Kulturvölkern als Nahrung verschmähten Raben zu Ehren bringen will. Die Theilnehmer richteten am 7. Februar im Gasthof zum Elephanten ein Diner ein, wobei ein Rabenfricassée verspeist wurde. Man hatte die Vögel vorher eine Zeit lang in Essig gelegt und dann der Luft ausgesetzt. Die Theilnehmer finden das Gericht sehr schmackhaft.

In Freiburg in der Schweiz ist Doktor Longchamps gestorben, ein geborner Waadtländer und sehr beliebter Arzt. Er war in jüngeren Jahren auf einer wissenschaftlichen Reise in Südamerika in die Gefangenschaft des Dr. Francia, Diktators von Paraguay gerathen und hatte erst nach vielen Jahren die Freiheit wieder erhalten.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 59 Samstag, 9. März 1861.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Harrington hatte in der That die Wahrheit errathen, und seine Brust wurde von verschiedenartigen Empfindungen bewegt, unter denen die stärkste Freude über das Wiederfinden des seit so langer Zeit verlorenen Sohnes und Erbitterung gegen den Mann waren, der ihn während der besten Jahre seines Lebens kinderlos gemacht hatte. Aber auch ein Gefühl leisen Vorwurfes gegen sich selbst, daß er sich diesen harten Schmerz durch übertriebene Anmaßung bereitet hatte, mischte sich darin; und eben so die Ueberzeugung, daß er in so fern Ursache habe, dankbar zu seyn, als er in seinem Sohne einen gebildeten jungen Mann, und nicht wie es hätte seyn können, einen rohen und gänzlich verwahrlässigten wieder fand. Diese letztere Rücksicht stimmte auch seine Gefühle milder und machte ihn zur Vergebung geneigter.

August Harrington und Karl Morton hatten zusammen die Schule besucht. Der Erstere war ein Sprößling eines edlen Hauses, Erbe eines bedeutenden Vermögens, und hatte zugleich von seinen Vorfahren jenen maßlosen Stolz überkommen, welcher unter dem schottischen Adel so gewöhnlich ist. Der Letztere war der Sohn eines Mannes von niederer Herkunft, welcher jedoch durch sein Geschäft Vermögen erworben hatte, und deßhalb seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung geben und ihm, wie es seine Absicht war, eine Offiziersstelle in der Armee kaufen konnte.

Während der Schulzeit hatten Harrington und Andere seines Standes den Sohn des gewerbtreibenden Mannes mit der äußersten Verachtung behandelt, und ihn zum Gegenstande von Spöttereien gemacht, die ein tiefen Eindruck bei ihm zurück ließen, und in seinem Herzen Leidenschaften erweckten, welche von Natur nicht darin vorhanden waren. Später, gerade da er die Offiziersstelle zu erlangen gedachte, fand jener Streit im Theater und die Beleidigung statt, für die er sich zu rächen schwor. Kurze Zeit nachher verlor sein Vater durch das Falliment eines Bankierhauses sein sämmtliches Vermögen, in Folge dessen er bald darauf starb. Jetzt war Karl Morton allein, mittellos und ohne Aussichten, da die Hoffnung auf eine Offiziersstelle mit dem Verluste des Vermögens natürlich für immer verschwunden war. Nach langen Bemühungen gelang es ihm endlich, Beschäftigung in einer Druckerei zu finden. Er legte nunmehr seinen wahren Namen ab und nannte sich Grainger, um seinen früheren Bekannten die veränderte Beschaffenheit seiner Verhältnisse zu verbergen, und heirathete einige Zeit darauf ein einfaches, aber liebenswürdiges Landmädchen, welches nie ahnte, daß er jemals einen anderen Namen als Richard Grainger führte. Dieß sind die Umrisse seiner früheren Geschichte.

Nachdem Mr. Harrington sich gesammelt hatte, forderte er den Kranken auf, ihm die näheren Umstände der Entführung seines Kindes mitzutheilen, worauf Grainger wie folgt erzählte:

„Ich wurde in Geschäften nach Schottland geschickt, und zwar in die Nähe Ihrer Besitzung. Dort erfuhr ich, daß Ihre Gemahlin nach der Geburt eines Erben gestorben, und daß das Kind ungefähr achtzehn Monate alt sey und von Ihnen vergöttert werde. Eines Tages, als ich an Ihrem Hause vorbeiging, blickte ich zufällig durch das offene Fenster eines im unteren Stocke gelegenen Zimmers, und sah den Knaben darin ruhig auf dem Sopha schlummern, ohne daß Jemand in der Nähe war."

Hier hielt er mehrere Minuten lang inne, als wollte er Muth sammeln, um das nun folgende Verbrechen auszusprechen, während der Zuhörer mit gepreßten Lippen, zusammengezogenen Augenbrauen und untergeschlagenen Armen in finsterm Schweigen das Bekenntniß erwartete. Es erfolgte in wenigen Worten.

„Sie verloren Ihren Abgott, Mr. Harrington," fuhr Grainger fort. „Ich brachte das Kind wohlbehalten und unentdeckt nach London, wo ich mich gegen meine Frau der Lüge bediente, ein Bruder, den ich auf dem Sterbebett getroffen, habe es meiner Sorgfalt und Pflege übergeben."

„Elender Mensch!" rief hier der Zuhörer, nicht fähig, seinen Zorn länger zu unterdrücken. „Wie konnten Sie eine so niederträchtige Handlung vor Ihrem Gewissen rechtfertigen?"

„Ich wage nicht, sie zu rechtfertigen; aber das muß ich zur Minderung meiner Schuld anführen, daß

Sie selbst den Samen der Rache in mein Herz streuten, die Sie geerntet haben."

„Es war eine reiche Ernte," murmelte Harrington, und fügte dann lauter hinzu: „Was haben Sie mir noch zu sagen?"

„Nur wenig. Eine Zeitlang konnte ich zu keinem Entschlusse in Betreff des Kindes gelangen; aber von dem Augenblick an, als ich Vater einer Tochter geworden war, ging mein ganzes Streben darauf hin, die Verbindung zu befördern, welche gestern Morgen so gewiß zu seyn schien. Es war ein triumphirender Gedanke für mich, daß mein unedles Blut, das Sie so sehr verachtet hatten, — das Ihnen nicht einmal des Vergießens werth erschienen war, — sich in den Adern unserer Enkel mit dem Ihrigen mischen sollte. Nach diesem Ziele strebte ich Tag und Nacht mit Geist und Körper, und glaubte es erreicht zu haben, als eine höhere Macht dazwischen trat und die Vollendung meiner Rache verhinderte. Vor ihr muß ich mich beugen. Zwar hätte ich dieses Bekenntniß zurückhalten und meinem Rachegefühl dadurch genügen können, daß ich eine schriftliche Erklärung zurückließ, die Ihnen erst nach meinem Tode und nach vollzogener Trauung behändigt wurde, — und ich dachte daran, es zu thun; allein eine Stimme in mir, die noch stärker war als mein Wille trieb an, so zu handeln, wie ich gehandelt habe. Vielleicht ist es eine gerechte Strafe meiner Sünde gegen Ihr Kind, daß ich Schmerz und Kummer über mein eigenes bringe. Gott sucht die Sünden der Väter heim an ihren Kindern! — ja, meine arme Tochter muß jetzt für die meinigen leiden. — Mr. Harrington, können Sie einem Sterbenden vergeben?"

Nach kurzem Bedenken antwortete Mr. Harrington: „Ich vergebe Ihnen, weil ich glaube, daß ich selbst gefehlt habe, und weil ich fühle, daß ich gewissermaßen für die Sorgfalt dankbar seyn muß, die Sie auf meinen Sohn verwendet haben. Allein die Verbindung darf nicht stattfinden, und von heute an muß jeder Verkehr zwischen ihm und Ihrer Familie aufhören."

Ein unterdrücktes Stöhnen war die einzige Antwort auf dieses harte Urtheil, aber die schmerzlichen Züge des Leidenden verriethen, was in ihm vorging.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

(Fortsetzung.)

Noch war es nicht ganz Tag, als der Divisionsgeneral mir den Befehl übergab, daß die Brigade nach Ewie abmarschiren und dort Position nehmen sollte. Als zum Marsch angetreten werden sollte, war mein Pferd fort. Es war gestohlen und ich sah es nie wieder. Marschiren konnte ich nur unter den unsäglichsten Schmerzen. Zu meinem Glück hatte ich ein am vorigen Tage von meinem Burschen aufgefangenes Maulthier, das ich bald umtauschen konnte. Mit Aufgang der Sonne kamen wir in Ewie an, wo ich den Befehl erhielt, für den Divisionsstab und die Stabsoffiziere der Brigade ein Haus aufzusuchen und in Besitz zu nehmen. Noch war der ganze Ort mit waffenlosen Flüchtlingen der „großen Armee" angefüllt, von denen sich aber ein großer Theil auf den Weg machte, als sie die Nachhut vorrücken sahen. Die besten Häuser waren indessen nach wie vor besetzt, namentlich eines, das noch mit Lagerstroh versehen war und mir zu dem beabsichtigten Zweck am geeignetsten schien. Aber wieder sollte ich hier mit dem vierten Armeekorps in Kollision kommen. Bei meinem Eintritt schrie der ganze Haufe mich an: „Was wollen Sie hier? Sacré dieu! Hier logirt das vierte Armeekorps und es ist kein Platz mehr für Sie!" — Ohne mich in weitere Erörterungen einzulassen, ging ich zurück, holte eine Abtheilung unseres Regiments, stellte sie am Hause auf und ging wieder hinein. Gleich ungestüme Anreden, von unzweideutigen Gesten begleitet, empfingen mich. Aber gestützt auf meinen Hinterhalt erwiderte ich lachend: „Wenn es dem vierten Armeekorps gefällig wäre zu marschiren? Aber ganz geschwind!" was auch die gewünschte Wirkung hatte, und unter dem Gelächter meiner Eskorte marschirte das sogenannte vierte Armeekorps, noch aus einigen zwanzig Mann bestehend, ohne Weiteres ab und das Quartier wurde in Besitz genommen. — Bald nach uns kam General Wrede mit dem Rest seiner Bayern an und nahm von einem auf einer kleinen Höhe liegenden Kloster Besitz, in welchem noch Ueberreste eines Magazins vorhanden waren.

Gegen Mittag rief das plötzliche Erscheinen des Feindes uns wieder unter die Waffen, und ehe wir uns aufgestellt hatten, wurden wir schon von einigen Schüssen der bekannten treuen Begleiter von gestern begrüßt. Aufs Neue ging nun die unheilvolle Jagd los und währte bis zum sinkenden Abend. Da wir in der Mitte der Kolonne marschirten, war unser Verlust an diesem Tage nicht so stark als an vorhergehenden. Im Rücken waren wir durch die hinteren Massen und die größere Entfernung etwas mehr gedeckt und in dem etwas hüglichten Terrain konnten die feindlichen Geschütze uns weniger in die Flanke kommen.

An diesem Tage zeigte sich die Treue und Liebe eines braven Dieners zu mir in ihrem vollen Lichte. Schon hatte sich der größte Theil der nicht in Reihe und Glied marschirenden Offiziersbursche die Gelegenheit zu Nutze gemacht und sich im Gewühl verloren, während der meinige mit unermüdeter Thätigkeit bedacht war, für mich zu sorgen und herbeizuschaffen, was er nur irgend auftreiben konnte. Von Osemiana und Wilna aus hatte er für Füllung der Jagdtasche gesorgt

und gleich verschlagenen Seefahrern in der Noth mit der größten Enthaltsamkeit über die Erhaltung dieser Lebensmittel gewacht, die nur für den äußersten Nothfall aufgespart waren. Er selbst litt Hunger und Kummer und rührte nichts an. Ich war daher gewiß unter den Tausenden von Offizieren der Einzige, dem bis Kowno der Genuß eines Feldflaschendeckels mit Kaffee zu Theil wurde, den er unbemerkt jeden Morgen und Abend zubereitete und mir heimlich brachte.

Am Abend erreichten wir ein Dorf, in dem wir noch ein ziemlich wohlerhaltenes Haus mit einigen Strohvorräthen fanden. In dieses kam der Stab der Division und der Brigade. Mit lange nicht gefühlter Behaglichkeit hatten wir uns hier ins Stroh vergraben und dem erquickenden Schlafe überlassen, aber auf einmal wurden wir durch das Geschrei geweckt, der Feind sey da und unser Haus stehe in Flammen. Wirklich brannte dieses und das ganze Dorf, und nur mit Mühe retteten wir uns aus den Flammen. Beim hellen Schein derselben sahen wir die unheimlichen Gestalten der russischen Lanzenreiter mit ihrem durchdringenden Geschrei unter den über die Felder nach der Straße hineilenden Flüchtlingen herumjagen und die Unglücklichen hetzen und spießen.

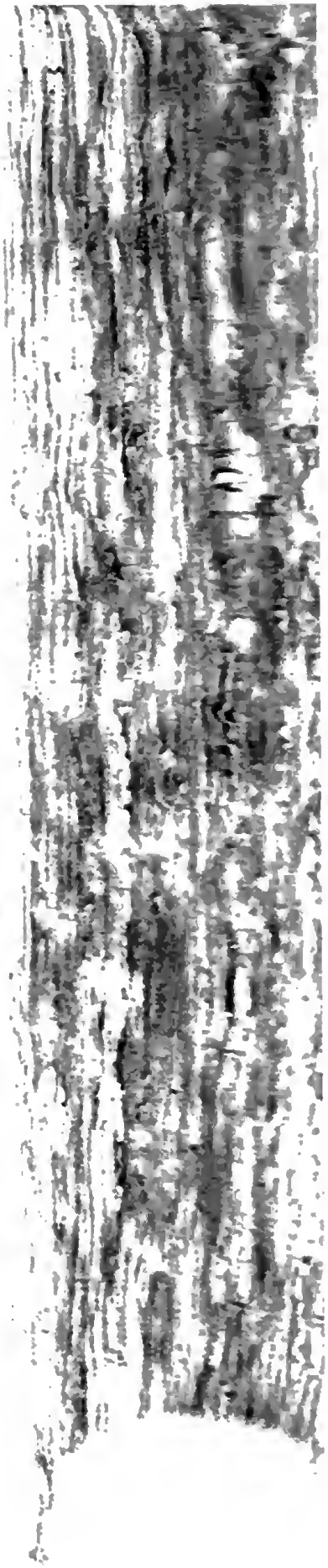
Die Nachricht von dem Anrücken des Feindes, durch die vorauseilenden Flüchtlinge verbreitet, hatte in den vorliegenden Dörfern gleichen Erfolg gehabt, und bald verkündete uns der Anblick mehrerer in Flammen aufgehender Ortschaften vor uns den Aufbruch der flüchtigen Schaaren. Noch heute sehe ich das Bild unseres einarmigen Divisionsgenerals Loison, wie er bei diesem Anblick den Stumpf seines rechten Arms zu dem ringsum von den Flammen düster beleuchteten Himmel streckte und schmerzlich ausrief: „Siehst du diese Bösewichter? Daß sie doch die Erde verschlänge!“ Nie wird dieses schauerliche Bild meinem Gedächtniß entschwinden.

(Schluß folgt.)

Der Kampf im Bärenzwinger in Bern.

Ueber dieses schauerliche Ereigniß, dessen wir bereits kurze Erwähnung gethan, liegen jetzt umständlichere Berichte vor, die indeß in den Einzelnheiten nicht genau übereinstimmen und sämmtlich die Frage, wie denn ein solcher stundenlanger Kampf möglich war, ohne daß genügende Hülfe kam, unaufgeklärt lassen. Ein Bericht vom 3. März in der Allg. Z. sagt: Drei Engländer, welche gestern Abend in einem hiesigen Gasthof zusammen ihr Abendessen genommen hatten, beschlossen, nach Mitternacht noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Den geraden Straßen Berns nachgehend, kamen sie über die Nideck-Brücke und an den Bärengraben. Da suchten sie sich mit den Bären zu belustigen. Auf der ersten Hälfte des Bärengrabens war nur der alte Mutz außerhalb des Zwingers, auf der andern sein Weibchen, das von ihm abgesperrt ist, weil es Junge hat. Da beugt sich einer der Engländer, ein Hauptmann Namens Lork, welcher den Krimfeldzug mitgemacht hat, allzusehr über das Geländer, bekömmt das Uebergewicht und stürzt, einen Arm brechend, hinunter in den Graben zu dem alten Mutz. Dieser, obschon der wildeste unter unsern Bären ist, fällt den Eindringling nicht sofort an, ja er soll sogar einen Hieb mit dem Hut von demselben mit Ruhe hingenommen haben; da aber will es das Unglück, daß der Herabgestürzte ein ihm zugeworfenes Tuch oder Seil wieder fahren läßt und beim Zurückfallen in den Graben den verwundert zuschauenden alten Mutz unsanft berührt. Da erst bricht dessen Wuth aus, und der Kampf zwischen ihm und dem Engländer beginnt. Einer seiner Freunde will herunter in den Graben, um dem Unglücklichen beizustehen, wird aber von der versammelten Menge davon abgehalten. Wahrhaft unbegreiflich ist es, daß Seitens der acht Mann starken Landjägerwache, die höchstens 30 Schritt von dem Bärengraben entfernt ist, keine thatkräftigere Hülfe gespendet ward. Erst spät konnte der Leichnam des jungen Mannes aus dem Graben geschafft werden. Er war ganz nackt und verbissen. Noch heute Vormittag um 11 Uhr sah man die Fetzen seiner Kleider und Blutlachen als Ueberbleibsel der nächtlichen Schreckensscene in dem Graben herumliegen.

Ein Bericht im Schwäb. M. schildert den Hergang „nach Erzählung von Augenzeugen, so weit von solchen in der dunkeln Nacht gesprochen werden kann“, auf folgende Weise: Vier bis fünf junge Herren, besten Standes, hatten sich bei einem splendiden Souper in einem der ersten Gasthöfe gütlich gethan, als einem derselben am frühen Morgen der unglückliche Gedanke einfiel, den Bären noch einen Besuch abzustatten. Man sagt, einer habe dem großen Bären, Mani genannt, einen Kuß versprochen, und wollte sein Versprechen halten. Mani packte nun alles Zuckerzeug vom Tische zusammen und zog die Stadt hinunter. Es war stockfinster, Gas brannte nicht mehr. Beim Bärengraben angekommen, soll der Kapitän Lork sofort über das Geländer gestiegen seyn und den Mani an sich gelockt haben. Dieser kam auch und kostete aufrecht stehend die Leckereien. Da muß Lork ausgeglischt seyn, er stürzte in den etwa 20—25 Fuß tiefen Graben und blieb besinnungslos eine lange Weile, wohl eine halbe Stunde liegen. Der Bär berührte den scheinbar Lebloſen während dieser Zeit nicht. Da erholte sich aber Lork aus seiner Ohnmacht und sah das Thier vor sich, schrie und schlug mit seinem Regenschirm um sich, statt sich ganz ruhig zu verhalten, sich todt zu stellen, was das einzige Rettungsmittel in solchen Fällen ist. Die



Begleiter waren unterdessen zu den benachbarten Häusern der Stadt und nach dem kaum 20 Schritte entfernten Landjägerposten gelaufen, um Hülfe zu holen, allein diese sey ganz ungenügend gewesen. Stricke hatte man und zusammengebundene Leintücher; allein Lork konnte sich aus Mangel an Bewegung (er scheint den rechten Arm gebrochen oder verletzt zu haben) dieser Rettungsmittel nicht bedienen. Auf den Bären schießen wollte oder konnte der Landjäger nicht, weil er kein Pulver, nach Andern keine Kugeln hatte und sonst keine Vollmacht (!) hiezu. Die Hauptwache wurde angerufen, allein sie ist sehr entfernt vom Bärengraben, und ihre Hülfe, Stricke, Laternen rc. kam zu spät. Der Bär war durch den Widerstand und das Geschrei des Unglücklichen wüthend geworden und riß ihm die Kleider buchstäblich bis auf die Unterbeinkleider vom Leibe, zerbiß ihn am Schenkel und Hals furchtbar, so daß er endlich nach ein und ein halb stündigem Kampfe an Verblutung starb. Als die Stadtbehörde um 4 Uhr auf dem Platze erschien, war ihre Hülfe zu spät, und es handelte sich jetzt nur darum, den Leichnam aus dem Graben heraufzubringen. Der Graben ist ein Oval, in der kürzesten Diagonale durch eine Mauer geschieden; im östlichen Behälter war der Mani allein; sein Weibchen mit Jungen war eingesperrt. Im westlichen Behälter befindet sich ein Paar zweijährige Bären, die durch den Vorfall ebenfalls entsetzlich aufgeregt waren. Diese wollte man nun ins Haus locken und absperren. Es gelang aber nicht. Dann stiegen etwa acht muthige Männer, worunter Hr. Oberst Kurz, in den westlichen Graben hinunter und wollten die beiden Bären einsperren, was trotz langer und gefährlicher Bemühung nicht gelang. Wäre es gelungen, so hätte man den großen Mani in den westlichen Behälter gelockt und wäre dann im östlichen von seiner furchtbaren Nachbarschaft befreit gewesen. So mußten sich jene Männer entschließen, selbst zu der Bestie hinunter zu steigen, welche so eben Lork zerrissen hatte. Mit vieler Mühe gelang es, den Leichnam in ein Garngeflecht einzuwickeln und über die Mauern zu ziehen unter beständigem Kampfe gegen das rasende Thier. Lork's Leichnam ist furchtbar verstümmelt, namentlich am Hals, Kiefer und Schenkel, und überall scheußlich zerkratzt. Schnellere Hülfe wäre vielleicht möglich gewesen; immerhin ist dem Manne, welcher sein Leben aus den Kriegen der Krim und in Indien rettete, dieser gräßliche Tod selbst beizumessen. Daß hier Alles in Bestürzung ist, läßt sich denken.

Ein Berner Blatt schreibt: Bern, Sonntag, 3. März. Heute Nacht hatten wir ein trauriges Ereigniß. Ein seit einem Monat hier im Falken logirender englischer Hauptmann Namens Lork, von Geburt ein Schwede, begab sich um 2 Uhr in der Nacht mit zwei Freunden zum Bärengraben; muthwillig stieg er über das Geländer, glischte aus und stürzte in den Graben, wo sich der ältere Bär befand. Betäubt blieb er eine Zeit lang liegen, während dessen der Bär ihn beschnüffelte. Es wäre sein Glück gewesen, wenn er die ganze Zeit über betäubt geblieben wäre. Als er aufwachte, gerieth er mit dem Bären in Kampf. Seine Kameraden schrien um Hülfe, aber es dauerte lange, bis Hülfe kam, und die wenigen Leute, welche herbeigerufen werden konnten, waren außer Stand zu helfen. Es war so finster, daß man nichts sah und nur das Geschrei des Unglücklichen hörte. Wenn auch ein Schießgewehr bei der Hand gewesen wäre, so hätte man wegen der Finsterniß doch nicht schießen können. Nach einem Kampfe, welcher wohl eine Stunde gedauert hatte, schwieg der Unglückliche. Er hatte geendet. Der Bärenwärter, welcher in einem entfernten Quartier wohnt, wurde endlich auch herbeigerufen; aber auch er wagte nicht, einzig dem Bären, welcher Blut gekostet hatte und in Folge dessen wüthend geworden war, offen im Zwinger entgegenzutreten. Wie der unglückliche Engländer todt war, ließ der Bär von ihm ab, und es handelte sich darum, den Leichnam herauszuholen. Zuerst versuchte man den Nebenzwinger, in welchem die jüngern, aber auch vollkommen ausgewachsenen Bären sich befinden, zu leeren. Aber es war nicht möglich, die wild gewordenen Thiere in den Stall zu bringen. Endlich entschloß man sich, den Zwinger gleichwohl zu betreten, um von da aus mit Leitern über die Mauer, welche beide Gräben trennt, in den andern Graben zu steigen. Während einige Männer dieses bewerkstelligten, hielten andere ihnen die Bären vom Leibe. Herr König, der Bärenvater, stieg zum Leichnam hinunter; Andere, welche sich auf der Mauer postirten, hielten mit Stangen den großen Bären ab, wenn er sich nähern wollte. Endlich gelang es, den Leichnam über die Mauer und aus den Gräben zu schaffen. Er war fast nackt; der Bär hatte ihm alle Kleider vom Leibe gerissen; er sah schrecklich aus. Die Leichenschau ergab, daß fast die ganze rechte Seite zerbissen und zerkratzt war; doch war keine tödtliche Wunde; der Unglückliche muß am Blutverlust gestorben seyn; eine Bißwunde in der Wade des rechten Beines, welche bis auf den Knochen drang, mußte eine Arterie getroffen haben. Die ganze Geschichte dauert mehr als vier Stunden. Man denke sich den Zustand der Kameraden des Unglücklichen, welche ihn in einem solchen Kampf wußten (sehen konnten sie ihn nicht) und nicht helfen konnten. So lange die Bären im Bärengraben sind, hat nie ein solches Ereigniß stattgefunden. In einem ähnlichen im 17. Jahrhundert stattgefundenen Fall konnte der Bedrohte gerettet werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 60 Sonntag, 10. März 1861.

Das Geheimniß.

(Schluß.)

Mr. Harrington erhob sich, um zu gehen. Sein Blick war kalt und entschlossen. Er reichte dem Kranken nicht die Hand, sondern sagte nur in demselben gemessenen Tone, den er bisher beobachtet hatte:

„Leben Sie wohl, Mr. Morton. Noch heute wird mein Sohn seinen wahren Namen annehmen und in die ihm gebührende Stellung eintreten. Er wird Sie noch einmal besuchen; dann aber müssen alle früheren Beziehungen zu Ihnen und den Ihrigen aufhören."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer und das Haus, ohne Jemandem zu begegnen. An der Thür von Mr. Wakefields Wohnung traf er Roland, welcher mit ehrerbietigem Gruße fragte, wie er seinen Oheim verlassen habe.

„Ich glaube, Mr. Grainger ist besser," war die Antwort. „Er bedarf in diesem Augenblicke Ihrer nicht; Sie werden mich deßhalb verbinden, wenn Sie hier so lange warten wollen, bis ich mit Mr. Wakefield gesprochen habe."

Roland wurde unruhig.

„O gewiß ist was vorgefallen," sagte er. „Sollte mein Oheim kränker geworden seyn, — oder gar —"

Er scheute sich, die auf seinen Lippen schwebende Frage zu vollenden.

„Er lebt, und sein Zustand hat sich nicht verschlimmert."

„Gott sey Dank!" rief der junge Mann mit Inbrunst, „o, Sie wissen nicht, wie theuer mir meines Oheimes Leben ist."

Eine Wolke flog über Mr. Harringtons Züge, während er seine Bitte, nicht fortzugehen, an Roland wiederholte. Dann traten Beide in das Haus, wo Letzterer in einem Vorzimmer blieb, um zu warten, bis man ihn rufen werde.

Nach Ablauf von ungefähr einer halben Stunde erschien Mr. Wakefields Bedienter, und führte ihn in ein kleines Gemach, — eine Art Schreibstube, — wo er die beiden alten Herren am Tische sitzend und, wie es schien, in sehr eifriger Unterhaltung fand.

„Setze Dich, Roland," sagte Mr. Wakefield; „wir haben Dir Etwas von größter Wichtigkeit mitzutheilen. Hast Du jemals Ursache gehabt zu vermuthen, daß Grainger in keiner Weise mit Dir verwandt sey?"

„Niemals. Man hat mir gesagt, daß mein verstorbener Vater sein Bruder gewesen sey."

„Es ist nicht die Wahrheit. Auch bist Du keine Waise, wofür Du Dich immer hieltest."

Außer sich vor Erstaunen sprang Robert auf.

„Keine Waise?" rief er. „Wer bin ich denn? Weßhalb hat man mich getäuscht? Leben meine Eltern noch? Und in welcher Beziehung stehe ich zu Mr. Grainger, wenn er nicht mein Oheim ist?"

„Mein lieber Junge," versetzte Mr. Wakefield, „ich kann nicht alle diese Fragen auf einmal beantworten. Setze Dich wieder, werde ruhiger, und Du sollst Alles hören. Erstlich hat Grainger nicht den entferntesten Anspruch auf das verwandtschaftliche Verhältniß, in welchem er vorgab, mit Dir zu stehen. Du wirst ihm sogar verzeihen müssen, wenn Du kannst, wegen des schweren Unrechts, das er Dir zugefügt hat."

„Ich ihm verzeihen?" rief der junge Mann mit edler Wallung. „Wie kann ich dem etwas zu verzeihen haben, der von jeher mein Vater, Freund und Beschützer war? Ich weiß nicht, was für ein Unrecht er mir zugefügt hat, aber nie, nie kann ich die unendliche Liebe und Güte vergessen, die er mir von frühester Jugend an bis heute erwiesen hat."

„Aber angenommen, er hätte Dich in der Kindheit aus Deines Vaters Hause gestohlen? — Dir die Rechte Deiner Geburt geraubt, — Dich aus einem Hause des Reichthums entführt, um Dich in Armuth unter seinem eigenen niedrigen Dache aufzuerziehen? Wie dann?

Bestürzt und verwirrt sah ihn der junge Mann an. Seine Lippen bebten, das Herz schlug ihm laut und heftig, und mit zitternder Stimme sagte er:

„Sagen Sie mir, — ich beschwöre Sie! — leben meine Eltern noch?"

„Dein Vater lebt und ist bereit, Dich zu empfangen."

„Wer ist er? Wo ist er?"

Mr. Harrington erhob sich langsam vom Sitze, breitete seine Arme aus, und sagte mit wankender Stimme:

„Ich bin Dein Vater!"

Der erstaunte Jüngling sprang auf und flog an

Harringtons Brust, der ihn mit väterlicher Liebe an sich drückte. Als die ersten, bei einem solchen Wiederfinden natürlichen Aufwallungen sich gelegt hatten, und Roland ruhig genug geworden war, erzählte ihm Mr. Wakefield Alles, was sich zwischen seinem Vater und dem angeblichen Oheim zugetragen hatte. Während der junge Mann diesen überraschenden Mittheilungen zuhörte, schwankte sein Gefühl zwischen der alten Neigung zum Freund und Beschützer seiner Jugend und der neuerweckten Liebe zum Vater; aber keinen Augenblick kam die Idee in seinen Geist, daß er die erwählte Braut aufgeben müsse, bis endlich Mr. Harrington sagte:

„Gott sey Dank, daß diese Entdeckung noch zeitig genug gemacht wurde, um die niedrige Verbindung abbrechen zu können, die gestern geschlossen werden sollte."

„Die Verbindung abbrechen?" wiederholte der junge Mann bestürzt und verwirrt.

Mr. Harrington war ebenfalls erstaunt. Seinem Gefühle nach war dieß eine ganz natürliche und unvermeidliche Folge der Aenderung in den Verhältnissen seines Sohnes, und groß war Anfangs seine Ueberraschung, als Roland in Erwiderung auf sein Gebot, allen Denjenigen, die ihm von früher Jugend an so theuer gewesen waren, zu entsagen, folgendermaßen sprach:

„Hören Sie mich, Vater, — hören Sie mich, Wakefield, — und möge Gott mir verzeihen, wenn ich Unrecht thue! aber ich kann und will jene mir so theuren Bande nicht zerreißen, die mein Herz umschlingen, mich nicht von der Liebe losjagen, mit der ich aufgewachsen bin, um dagegen ein Herz einzutauschen, das mir noch fremd ist. Wenn er, den ich bisher gewohnt gewesen bin, als meinen nächsten Anverwandten zu betrachten, sich eines Unrechts gegen mich schuldig gemacht hat, so geschah es, als ich noch zu jung war, um dessen Folgen zu empfinden; dagegen hat er mir während meines späteren Lebens nur Liebe und Güte erwiesen. Wenn er mir einen Vater raubte, so that er auch Alles, was in seinen Kräften stand, um den Verlust zu ersetzen; und wenn mein bisheriger Lebenslauf eine niedrigere Sphäre durchlief, als mir durch meine Geburt ursprünglich bestimmt worden, so war es bis jetzt wenigstens ein glücklicher. Mein Glück sollte aber noch viel größer werden, denn sie, die gestern am Altare stand, um sich für ewig mit mir zu verbinden, ist mir viel theurer als Rang, Vermögen und selbst das Leben, und jetzt vor Gott eben so wohl mein Weib, als wenn die Trauung vollzogen worden wäre. Keine Rücksicht soll mich bestimmen, das heilige Gelübde zu brechen, dessen Zeuge der Himmel gewesen ist, und von dessen Erfüllung mein irdisches Glück abhängt. Ich kann nicht Diejenigen verlassen, die mir durch langjähriges Zusammenleben theuer geworden sind, um mich an eine Brust zu werfen, die ich erst zu lieben lernen muß. Das sind meine Empfindungen, die ich nie verleugnen, nie aufgeben werde. Möge daraus entstehen, was da wolle, ich hoffe mindestens, daß Sie, Mr. Wakefield, mein Freund und Wohlthäter, mir Ihre Achtung nicht entziehen werden."

„Nein, Roland, nie!" erwiderte der alte Mann gerührt. „Solche Empfindungen machen Dir Ehre, und Du, Harrington, magst stolz auf einen solchen Sohn seyn, denn er ist Deiner würdig."

Auch Harrington war heftig bewegt. Während Roland sprach, hatte in seinem Gesicht ein öfterer Wechsel des Ausdrucks stattgefunden, welcher den inneren Kampf verrieth, bis vor Wakefields letzten Worten endlich die Schranke sank, mit der der Stolz bisher den Frieden seines Herzens ausgeschlossen hatte.

Noch inniger als zuvor den lange verlorenen und so wunderbar wiedergefundenen Sohn umarmend, sagte er, während Thränen in seinen Augen schwammen:

„Du hast gesiegt. Erfülle das Gelübde, das Du Deiner Braut gegeben, und ich will versuchen, den bisherigen Irrthum meines Lebens, den ich so schwer habe büßen müssen, dadurch wieder gut zu machen, daß ich ihrem Vater die Freundeshand reiche."

Zur Geschichte des Rückzugs der großen Armee aus Rußland im Jahr 1812.

(Schluß.)

Als der Feind sich wieder zurückgezogen hatte und die enteilenden Flüchtlinge unsern Augen entschwunden waren, umgab das kleine, noch unter den Waffen stehende Häuflein bald lautlose Stille. Unser Marsch wurde fortan immer langsamer, da jetzt auf und neben der Straße noch unversehrte Dörfer lagen, die für die vor uns herziehenden Haufen unwiderstehliche Anziehungskraft hatten. Dadurch entstand der Uebelstand, daß in der Gegend von Kowno, dem wir jetzt nahten, immer mehr gänzliche Verschmelzung unserer Truppe mit der großen Masse eintrat. Endlich aber, da durch das Schließen der Barrieren des Städtchens eine Stockung in der ganzen Masse eingetreten war, wobei ein Zusammenhalten des noch vorhandenen kleinen Häufleins unmöglich wurde, erfolgte die gänzliche Auflösung und wir sahen uns noch vor dem eintretenden Dämmerlicht im Strom des allgemeinen Wirrwarrs mit fortgerissen, so daß ich in diesem Gewühl selbst von meinem Obersten getrennt wurde, den ich erst in Kowno wieder traf.

Als ich endlich an der Barriere von Kowno ankam, war diese zwar durch den Druck der Massen geöffnet worden, allein wie am Ausgang eines brennenden Schauspielhauses die gedrängte Masse sich zerquetscht und zertritt, so auch hier. Alle Anstrengung, durchzukommen, war vergeblich. Schon wollte ich aus der

Kolonne ausbiegen, um über den gefrorenen Niemen zu reiten. Da stieß ich auf eine Abtheilung der alten Garde zu Pferd, etwa vierzig Mann. Diese riefen in den Haufen: „Die alte Garde! Platz da!“ und als ihr Zuruf nicht befolgt wurde, zogen sie ihre Pallasche und hieben schonungslos in die Masse ein. So und unter dem Zurufe: „En avant!“ forcirten sie den Eingang, und hinter ihnen kam auch ich in die Stadt.

In Kowno suchte ich mein altes Quartier wieder auf. Der Oberst hatte mich mit dem anbrechenden Tage in sein Quartier bestellt und mir zugleich die Weisung gegeben, alle Offiziere und Soldaten vom Regiment, die mir aufstoßen würden, an ihn zu weisen. Dort fand ich alle Räume, so wie den Hof mit Menschen angefüllt. In letzterem hatte sich ein Haufen Dragoner von der alten Garde gelagert. Im Verlauf der Nacht war ein Vorrath Branntwein im Hause entdeckt worden, der unter die derzeitigen Bewohner vertheilt wurde und wovon ich auch der Garde einen Krug hinaustragen ließ. Als ich am Morgen mit meinem Burschen in den Stall ging, die Pferde zu zäumen, wollten uns die Dragoner nicht durchlassen. Wir wurden gepackt und unter den heftigsten Drohungen und Schimpfworten zurückgestoßen. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten, ich suchte daher auf den ritterlichen Sinn der alten Brummbäre zu wirken. Ich stellte ihnen ganz ruhig vor, daß mich ihr Benehmen um so mehr in Erstaunen setze, als ich ihnen in voriger Nacht den gewiß lang entbehrten Labetrunk habe zukommen lassen. Nun waren sie die höflichsten Menschen. „Ah, Sie sind es? Pardon, Monsieur!“ Augenblicklich öffnete sich der Kreis am Feuer und wurde Platz gemacht.

Eine geschlossene Abtheilung des Regiments war nicht mehr vorhanden, eben so wenig eine zu sammeln. Alles eilte, über den Niemen zu kommen und dem unseligen russischen Boden zu entfliehen. Auf Befragen des Obersten ertheilte Marschall Ney die Weisung, die Reste des Regiments in Königsberg wieder zu sammeln, welcher Ort als Sammelplatz für die Armee bestimmt war.

Wir traten alsbald unsere Reise an; kaum waren wir aber über dem Niemen, als uns wieder der Kanonendonner die Nähe unserer Verfolger verkündete. Auf der großen Heerstraße angelangt, hielten wir nun Rath, welcher Weg einzuschlagen sey. Die Masse der „großen Armee“ vor uns mußte das Fortkommen und die Versorgung unserer Pferde sehr schwierig machen, und es wurde daher beschlossen, die Heerstraße zu verlassen und links ab von derselben den Weg nach Königsberg einzuschlagen. Unsere Karavane bestand aus dem Obersten, zwei Majors und mir, den Bedienten und sechs Pferden. Jenseits des Flusses angekommen, warfen wir noch einen Blick zurück auf das russische Ufer, wobei die gemischtesten Gefühle in uns aufstiegen. Unsäglicher Jammer und Elend, mancher treue Freund und Kamerad lag hinter uns. Eine gefährliche, mühevolle und abenteuerliche Fahrt stand uns noch bevor. Wenige Wochen waren verflossen, seitdem wir lebenskräftig und muthig den Fluß zum Erstenmal überschritten hatten; jetzt bot sich unserem Blicke ringsum nichts als Zerstörung und Jammer aller Art. An ein Zusammenhalten war nirgends mehr zu denken, jeder Einzelne war nur auf sich selbst und seine Rettung bedacht, sich um den Nebenmann nicht mehr kümmernd; hie und da tauchten wohl aus dem Gewühle einzelne bekannte Gestalten auf, aber das Wiedersehen brachte keine Freude; alle Bande des Gefühls schienen gelöst, Noth und Verzweiflung oder dumpfe Erstarrung alle edleren Empfindungen erstickt zu haben. Wer jene Zeit mit erlebt, jene grausigen Scenen geschaut, die Tausende von Beispielen des grassesten Egoismus und der Fühllosigkeit gesehen hat, nur der kann den Werth einer treuen Seele schätzen. Eine solche hatte ich an meinem Diener, dessen Liebe und Aufopferung mit der zunehmenden Noth sich steigerten.

Wir wendeten uns einem Walde zu, dessen düstere Stille uns aufnahm, während das Lärmen und Tosen von der Heerstraße her noch an unser Ohr schlug. Der nahe Feind nöthigte uns, einen Vorsprung zu gewinnen, wir setzten daher, so weit es der tiefe Schnee und die mitgenommenen Kräfte erlaubten, unsere armen Thiere so oft als möglich in Trab. Wir hatten keinen Führer in der fremden waldigen Gegend, wir konnten uns nur ungefähr nach der Weltgegend richten. Da sahen wir gegen Mittag einige einzelne Gehöfte vor uns; da wir aber nicht wußten, wie die Bevölkerung gesinnt war, näherten wir uns mit allen militärischen Vorsichtsmaßregeln, um das Terrain und die Stimmung auszukundschaften. Das Resultat war erfreulich. Brod, Branntwein und Hafer fanden sich auch vor und die warme Stube that uns sehr wohl. Nach langer Zeit fanden wir in diesen bescheidenen Wohnungen Genüsse, wie wir sie nicht erwartet hatten.

Gegen einen guten Botenlohn gewannen wir einen Führer, der sich hinter meinen Burschen auf's Pferd setzte, und so traten wir nach einer einstündigen Rast unsere Reise wieder an. Immer zogen wir in den düstern, einförmigen Fichtenwäldern fort, größere Ortschaften möglichst vermeidend, bis wir am Abend ein von Bivouakfeuern erleuchtetes Dorf vor uns sahen. Da wir nicht wissen konnten, ob es von Freund oder Feind besetzt war, mußte wieder gekundschaftet werden. Unser Bote, der durch den guten Lohn, durch das verabreichte Getränk und meine Unterhaltung in polnischer Sprache nach und nach zutraulich gemacht worden war, erbot sich, abzusteigen, sich an das Dorf zu schleichen und zu sehen, von wem es besetzt sey. Während er vorging, hielten wir uns am Ausgange des Waldes verborgen. Nach einer uns entsetzlich lange dünkenden Stunde kam er zurück und versicherte, daß Franzosen im Dorfe seyen. Er wurde nun zurück behalten, während ich selbst vor-

ritt, um mich von dieser Angabe zu überzeugen. Ich fand sie bestätigt.

Wir rückten nun in das Dorf ein und unser Bote führte uns in ein Gehöft, mit dessen Bewohnern er bekannt schien. Zu unserer großen Freude waren der vorhandenen Gäste nicht sehr viele und diese meist beritten. Unser Führer verschaffte uns einen andern, und zwar berittenen Führer, mit dem wir noch vor Tag, nachdem unsere Pferd gut gefüttert worden, still aufbrachen, und der uns auf die nach Wilkowsky führende Straße brachte, auf der wir Nachmittags drei Uhr ankamen.

Obgleich die Straße mit Flüchtigen bedeckt war, so waren dieß doch, im Vergleich mit der Tilsiter Straße, nur einzelne Haufen zu nennen, die uns nicht hinderten, unsere erholten Pferde laufen zu lassen und so bald das Städtchen zu erreichen, das vor kaum einem halben Jahre Napoleons Hauptquartier war und von wo aus der Welt der Beginn des zweiten polnischen Kriegs und die sichere Vernichtung des russischen Kolosses mit so großer Zuversicht in einer pomphaften Proklamation verkündigt worden.

Ein sehr gastfreundliches Glied des Volkes Israel nahm uns auf und das Anerbieten von Eiern und Butter eröffnete uns die Aussicht auf ein lukullisches Mahl, dessen Bereitung ich übernahm. Ich braute ein gutes Warmbier zusammen, unter den obwaltenden Umständen ein wahrer Göttertrank, der Herz und Leib erquickte. Schon der so lange entbehrte Geruch bei der Zubereitung war ein hoher Genuß.

Die Kälte war am Abend wieder sehr heftig geworden, der Himmel hatte sich nach einigen düstern, duftigen Tagen wieder aufgeklärt und die hell funkelnden Sterne verkündeten für morgen einen sehr frostigen Reisetag. Zur besseren Verwahrung unserer Füße hatte ich für mich und meinen Diener ein paar Hammelfelle zerschneiden lassen, um unsere Füße darein zu wickeln. Als die andern uns vor dem Aufbruch so sahen, machten sie solches nach, und alsbald war der untere Theil unseres Körpers ziemlich gleich, wenn auch nicht sonderlich zierlich kostümirt.

Unsere Reise ging ziemlich rasch vorwärts und noch vor Abend trafen wir in Pillgallen ein. Hier fanden wir einen preußischen Offizier als Etappenkommandanten. Einige von uns erkannten in ihm einen früheren Bekannten, und so wurden uns die besten Quartiere im Städtchen angewiesen, wo wir es uns wohl seyn ließen und uns zum Erstenmal seit dem Abzug von Oscmiana mit warmem Wasser und Seife Gesicht und Hände reinigen konnten.

* * *

Die Reisenden erreichten bald darauf zu Schlitten Königsberg, das vorläufige Ziel ihrer Reise. Von dem einst starken und schönen Regiment fanden sich dort nur noch 500 Mann, meist im elendesten Zustande, zusammen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 28. Februar in der Mittagsstunde fand zu Berlin unter sehr zahlreicher und aufrichtig empfundener Theilnahme das Begräbniß des Hofrathes Esperstedt und seiner Ehegattin statt, deren lange gehegter Wunsch, „Gott möge ihnen die Gnade schenken, daß Keiner von ihnen den Andern betrauern müsse", vom Himmel gnädig gewährt worden. Hofrath Esperstedt starb nach kurzem Krankenlager, fast 78 Jahre alt, am Sonntag zuvor, Vormittags 11 Uhr. Als seine 76jährige, ebenfalls schwer erkrankte Gattin, der man den Tod des Gatten verschwiegen, am Montag Vormittags 11 Uhr fragte: „Was macht mein Mann?" und die ausweichende Antwort erfolgte: „Er schläft", entgegnete die Kranke ruhig: „Das ist gut — auch ich will schlafen." Mit diesen Worten schloß sie zum letzten Schlummer die Augen.

In Chur starb am 21. Februar der Vizepräsident des Schweizer Nationalraths, C. v. Latour, der Sohn des ebenfalls verstorbenen Generals in römischen Diensten, H. Latour. Er gehörte einer der ältesten und angesehensten Familien Graubündens an. Als 21jähriger Student in Bologna wurde er Kapitän bei den Freiwilligen der römischen Republik und focht als solcher bei Ankona. Nach dem Mißlingen der italienischen Revolution wandte er sich der politischen Carrière in seinem Heimathland zu, welche ihm rasche und glänzende Erfolge eintragen sollte. Bekannt ist seine mit eben so viel Takt als Geschick durchgeführte Mission bei Auflösung der Schweizerregimenter in Neapel.

[Kuriosium.] Auf dem Berliner königl. Hofpostamte kam in diesen Tagen eine an die Kreuzzeitung adressirte Kiste aus Prag an. Als ausländischer Gegenstand wurde sie behufs der Revision der Poststeuerexpedition übergeben. Man fand beim Oeffnen der Kiste einen Galgen mit einer daran befestigten Puppe und dabei ein Schreiben mit der Aufschrift: „An den Großmogul, Großmaul von Vincke, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses zu Berlin."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 61 Dienstag, 12. März 1861.

Der Siegelring.

Aus den Memoiren des Geheimeraths von B*. Mitgetheilt von Heinrich Smidt.

Einleitung.

Der Geheimerath von B* galt in der ganzen Residenz für einen Sonderling, so nannten ihn die Chefs der Bureaus und deren Subalternen, so nannten ihn die jungen und alten Damen der glänzenden Theezirkel, so nannten ihn, den andern treulich nachbetend, der große Haufe. Er hatte einen sehr bedeutenden, einträglichen Posten, der mit hohem Ansehen verbunden war, ohne weitere Ursache freiwillig niedergelegt, er hatte sich aus den Zirkeln der Großen zurückgezogen und gab keine Assembleen mehr, er sagte Jedermann die Wahrheit und sprach laut über Personen und Gegenstände, die Andere nur ganz unter sich, leise zu berühren wagten. Genug für die Menge, um über den Mann ein absprechendes Urtheil zu fällen. Ich gestehe es selbst, daß ich von dem Urtheile des Publikums befangen war. Ich hatte ihn manchmal in einigen wenigen Gesellschaften getroffen, die er, — aus mir unbekannt gebliebenen Rücksichten, — von Zeit zu Zeit besuchte. Er sprach wenig, und wenn er den Mund öffnete, war es eine beißende Ironie auf Welt und Menschen, oder eine bittere Replik auf die Bemerkung irgend eines Andern. Seine sarkastischen Aeußerungen über Verhältnisse des Staatsbürgers zu dem regierenden Hause hatten ihn sogar den Haß aller derjenigen zugezogen, die mit blindem Eifer ihrem Fürstenhause zugethan waren, doch will man wissen, daß, so frei und rücksichtslos auch seine Reden waren, ihm deßhalb doch nie eine Zurechtweisung vom Hofe her geworden sey.

Einst reiste ich in das Bad zu C*. Noch mehrere Meilen von meinem Bestimmungsorte entfernt, erreichte ich eine Station, wo ich ungebührlich lange auf Pferde warten mußte. Ein durchreisender Prinz hatte allen Vorspann in Beschlag genommen. Einen eignen Wagen hatte ich nicht. Endlich wurden mir binnen einer Stunde zwei Pferde versprochen, an mehrere war vor der Hand nicht zu denken. Gleich darauf kam der Geheimerath gefahren. Da ich sah, daß er gern fort wollte, bot ich ihm meine Pferde für einen Platz in seinem Wagen an. Er war es gern zufrieden, und wir fuhren ab, nachdem ich Ordre gegeben, meine Sachen mit der ordinären Post nachzuschicken.

Er fragte mich nach der Ursache des Mangels an Pferden. Ich sagte ihm, daß Prinz Adolph — aus einer Seitenlinie des regierenden Hauses, — hier durchreise und alle Pferde bestellt habe.

So, so, — sagte er bitter lächelnd; — ja, ja, die Prinzen! Das reitet und fährt durch das Land in hellem Galopp, und pfeilschnell fliegt der Wagen dahin, ihnen gleichviel, ob über Herzen oder Steine.

Er lehnte sich mißmuthig zurück. Ich wußte nicht, was ich aus seiner Rede machen sollte und sah ihn fragend an, aber er gab mir keine weitere Aufklärung.

Auf der Reise hatte ich Gelegenheit, ihm einen wesentlichen Dienst zu leisten, und von diesem Augenblicke schloß er sich näher an mich an. Ich lernte ihn genauer kennen und fand einen Mann an ihm, der, wenn er es gewollt hätte, die Zierde der glänzendsten Zirkel gewesen wäre. Sein Umfang an Kenntnissen im Gebiete des Wissens, die seltene Gabe, leicht zu unterhalten, verbunden mit einer hohen Bescheidenheit, gaben ihm in dieser Hinsicht das Prädikat: Vollkommen. Er war nicht jener Finsterling, wofür er überall galt und gelten wollte, traurige Schicksale mußten ihn dazu bewogen haben, diese Maske anzulegen, die ihm so wenig eigenthümlich war.

Im Verlaufe der Zeit lernte ich ihn näher kennen. Er gehörte nicht zu jenen ältlichen Leuten, die, gestützt auf vieljährige Erfahrung und praktische Lebensweisheit, sich besondere Rechte über den jüngern Freund anmaßen, er belehrte mich auf die schonendste Weise und überließ es mir, aus hingeworfenen Erzählungen selbst die Resultate zu ziehen. Oft wenn ich ihn in traulichen Stunden bat, mir seine Leiden anzuvertrauen und sein Herz auszuschütten, tröstete er mich mit einem: „Bald!“ aber dieß Bald verzögerte sich von Woche zu Woche. Er war schon kränklich im Bade angekommen und wurde es jetzt noch immer mehr und mehr, an einem Sonntage Früh um 4 Uhr verschied er in meinen Armen.

Sein Tod machte große Sensation; alle, die ihn gekannt hatten, steckten die Köpfe zusammen und gingen freudiger auseinander. Viele angesehene Männer aus der Residenz, die in C* waren, folgten höflichkeitshalber seinem Sarge; Trauer bemerkte ich auf keinem Gesichte, vielleicht war ich der Einzige, der mit wahr-

haftem Schmerze der Leiche folgte. Am Abend seines Begräbnißtages gab die in C* anwesende Prinzessin Sophie einen glänzenden Ball.

Unter dem Nachlasse des Geheimenraths fand sich ein an mich adressirtes Packet, und in diesem fand ich Aufschluß über den Charakter meines Freundes und über Ereignisse, die bis dahin wohl nur Wenigen bekannt geworden waren. Die öffentliche Mittheilung war mir unter der Bedingung gestattet, daß ich die Namen verschweigen und noch lebende Personen schonen sollte.

Dieß habe ich gehalten, ich habe nur dasjenige aus den Memoiren meines hingeschiedenen Freundes entlehnt, was über seinen Charakter und seine Handlungsweise den befriedigendsten Aufschluß gibt. Die Ereignisse der Zeit, wie sie für einen kleinen Kreis von Menschen bedeutungsvoll wurden, habe ich mittheilen wollen. Die Einwirkungen, die diese auf einen größern Kreis hatten, sind bedeutender, aber noch gehören sie nicht für die Oeffentlichkeit. Es soll mir lieb seyn, wenn ich durch die Mittheilung des Nachfolgenden manchem unerfahrenen jungen Manne einen Wink gegeben habe, den er — nach reiflicher Ueberlegung zu seiner Zeit benutzen kann.

Der Siegelring.

Es war zu Anfang des Jahres 17**. Auf dem Hoftheater zu D. war zum Erstenmale Leisewitzens Julius von Tarent gegeben. Der Beifall, den dieß Meisterstück erhalten hatte, war entscheidend, der tragische Genuß war noch durch Schröders Meisterdarstellung des alten Fürsten erhöht worden. An der Table d'hôte im Gasthofe zum Stern war diesen Abend das genannte Stück der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Nach und nach verlor sich die Gesellschaft, nur einige wenige Herren, worunter auch ich mich befand, — alles genaue Bekannte, blieben noch und rückten zusammen. Vorzugsweise war es der Major v. F*, der durch eine interessante Besprechung des heutigen Stückes unser aller Aufmerksamkeit fesselte. Aber so anziehend F*'s Vortrag auch war, so fehlte demselben doch jene Leichtigkeit und Bündigkeit, die ihm sonst so eigenthümlich war, er mußte oft einen Satz, seiner Undeutlichkeit wegen, abändern und verwickelte sich mehreremale in seinen eigenen Perioden. Auch seine Zuhörer waren nicht so aufmerksam, wie sie es sonst zu seyn pflegten, sie waren Alle — ich nicht ausgeschlossen — mehr oder weniger verstimmt, es fehlte jener heitere unbefangene Sinn, der sonst in unserer Gesellschaft einheimisch war. —

Ursache dieser allgemeinen Verstimmung war ein Fremder, der, ohne daß Jemand wußte, wie? sich bei uns eingefunden hatte. Er befand sich mitten unter uns, nahm am Gespäche selbst keinen Antheil, sondern war bloß ein aufmerksamer Zuhörer, aber sein Auge ruhte bald auf dem einen, bald auf dem andern von uns, und wen eben der Blick seiner brennenden Augen traf, der mußte unwillkürlich die seinigen zu Boden schlagen. Er war lang und hager, seine Gesichtszüge schienen besonders hervorstechend, dunkle, buschige Augenbrauen beschatteten seine pechschwarzen, brennenden Augen, die Farbe seine Angesichts war bleich, sein Benehmen verrieth einen feingebildeten Mann. Sein Anzug war schwarz, ohne irgend ein Abzeichen, seine linke Hand trug er bloß, die rechte war mit einem weißseidenen Handschuhe bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die letzten Tage der Belagerung von Gaeta

wird der „Allg. Z." von Rom nach den Mittheilungen „eines der tapfersten Offiziere der Besatzung" berichtet: Ungeachtet des bedeutenden Uebergewichts der Artillerie des Feindes waren die Verluste der Besatzung bis zum 1. Februar doch ganz unbedeutend. Der Typhus hatte, Dank der Sorgfalt und Thätigkeit der Schwestern des heiligen Vinzenz,*) in den niedern untern Räumen des St. Katharinenspitals noch keine großen Verheerungen verursacht, obschon die obern luftigern Räume völlig geräumt werden mußten, weil Cialdini besonders auf diesen Punkt feuern ließ. Die Garnison war voll Muth, als am 4. Februar das Pulvermagazin Capelleti in die Luft flog. Dieses Unglück zerstörte die Batterie Capelleti und zwei Reservebatterien, welche für den Fall des Sturms erbaut waren. Sogleich gab der König Befehl, den Schaden auszubessern, und die Arbeiten begannen mit großer Energie unter der Leitung des tüchtigen Ingenieursgenerals Marschalls Traversa. Am 5. wurde lebhaft auf diesen Punkt gefeuert, als gegen drei Uhr Nachmittags das Pulvermagazin der Zitadelle und von Sant' Antonio in die Luft flog und eine weite Bresche gegen das Meer öffnete. Die Trümmer zerschmetterten einen Theil der Arbeiter an der Tages zuvor gemachten Bresche, die ganze Wachtmannschaft in der Nähe und viele Soldaten in der nächsten Kasematte, und ein großer Theil der Geniekaserne mit der eben daselbst vorhandene Mannschaft flog mit in die Luft. Marschall Traversa befand sich unter den Opfern. Der 80jährige Greis endete ruhmvoll seine lange und glänzende Laufbahn voll Ergebenheit und Treue; er diente schon bei der Belagerung Gaeta's gegen Massena. Man begegnete diesem edlen Greis zu jeder Stunde der Nacht auf den Wällen; sein Verlust war unersetzlich. Der Feind, der die Verwüstungen bemerkte, welche durch diese Explosion verursacht worden, verdoppelte sein Feuer auf die Zitadelle und Sant' Antonio. Alle Landbatterien

*) Wie die römische Korrespondenz der Times erwähnt, sollen von zehn dieser Schwestern während der Belagerung acht umgekommen seyn.

der Festung begannen nun ein furchtbares Feuer, um das des Feindes von jenem Punkt abzulenken. Dieß währte die ganze Nacht. Ungeachtet dieser zwei bedeutenden Unglücksfälle, welche zwei Breschen öffneten und 400 Mann tödteten, schlugen sich die Soldaten noch mit äußerster Erbitterung und Hingebung. Am 6. zog man trotz eines wahren Kugelregens viele Personen aus den Trümmern hervor. Abends schloß der König einen Waffenstillstand auf 48 Stunden, um die Unglücklichen, die noch am Leben waren, retten zu können. Am 7. und 8. wurden viele hervorgezogen, von denen manche nicht tödtlich verwundet waren. Am 8. wurde eine Verlängerung des Waffenstillstandes nachgesucht, weil man nicht Zeit hatte, alle Verwundeten unterzubringen. General Cialdini weigerte sich dessen. Am 9. um 10 Uhr Morgens begann das Feuer von Neuem und wurde von beiden Seiten sehr lebhaft auch am nächsten Tag fortgesetzt. Während die Soldaten sich in den Batterien auszeichneten, wandten sich die Furchtsamen an den König und baten ihn um Uebergabe des Platzes, weil man jetzt noch vortheilhaftere Bedingungen erlangen könne. Der König wies dieses Ansinnen entschieden zurück. Auf wiederholtes und dringenderes Bitten wurde ein Kriegsrath berufen, der auf den entschiedenen Antrag des Generals Riedmatten für Fortsetzung der Vertheidigung sich aussprach. Am 11., 12. und 13. schleuderte der Feind 50,000 Geschosse auf Stadt und Festung, am 13. demaskirte er zwei neue Batterien, die während des Waffenstillstandes gebaut worden waren, diese schossen vorzüglich auf das Pulvermagazin von Transilvania, worin 400 Zentner Pulver aufbewahrt lagen. Das Magazin flog in die Luft. Kanoniere, 80 Mörser, Alles verschwand. Der Verlust war unersetzlich. Nun konnte die Flotte, welche bis jetzt nichts zu beginnen vermochte, mit Erfolg einen Angriff unternehmen, ohne daß wir uns nahmhaft vertheidigen konnten. Die Kapitulation wurde also abgeschlossen. Um 6 Uhr Abends schwieg das Feuer. Am 14. Morgens besetzten die Piemontesen die Landbatterien, während die königl. neapolitanischen Truppen die Strandbatterien inne hatten. Sobald die „Mouette“ in den Hafen einlief, verließ der König die Kasematten, um den Weg des Exils zu betreten. Bei dem Erscheinen der Majestäten ertönte die Nationalhymne, und ein tausendstimmiges: Viva il Rè! Viva la Regina! brauste über das Meer. Die ganze Garnison drängte sich, um den Majestäten die Hände zu küssen: Alles vergoß Thränen. Der König hielt zum Letztenmal Heerschau über die Truppen. Die Königin war schwarz gekleidet, mit einem weißen Hut. Sie wandte sich gegen die Offiziere und sagte bloß: „Meine Herren! vergesset uns nicht.“ Bei der Einschiffung weinte sie heftig. Der König nahm sie in den Arm und flüsterte ihr leise einige Worte zu. Bevor der König Gaeta verließ, wurde noch folgender Tagesbefehl verkündet: „Generale, Offiziere und Soldaten der Besatzung Gaeta's! Das Loos des Krieges trennt uns, nachdem wir 5 Monate lang für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gelitten und die gleichen Gefahren und Entbehrungen miteinder getheilt haben; es ist jetzt der Augenblick für mich gekommen, Euren großmüthigen Opfern Gränzen zu setzen. Der Widerstand ist unmöglich geworden, und wenn ich auch als Soldat wünschen muß, das letzte Bollwerk der Monarchie mit Euch bis zum Tod unter den Mauern von Gaeta zu vertheidigen, so gebietet mir andererseits die Pflicht als König und Landesvater, Euer edles Blut zu schonen, da dessen Vergießen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur die letzte Kundgebung eines nutzlosen Heldenmuthes wäre. Für Euch meine treuen Waffengefährten, für Eure Zukunft und im Rückblick auf Eure Loyalität, Eure Beharrlichkeit und Euren Muth entsage ich dem militärischen Ehrgeize, die Angriffe eines Feindes zurückzuschlagen, der einen Platz, von solchen Soldaten vertheidigt, nicht erobert haben würde, ohne den Weg mit Leichen zu bedecken. Soldaten der Besatzung Gaeta'! Ihr kämpftet zehn Monate lang mit unvergleichlichem Muth. Der Verrath im Innern, die Wuth fremder revolutionärer Horden, der Angriff einer für befreundet gehaltenen Macht, nichts konnte Euren Muth brechen oder Eure Standhaftigkeit ermüden. Inmitten aller möglichen Leiden habt ihr die Schlachtfelder betreten und dem Verrath, der schrecklicher als Eisen und Blei, die Stirne geboten. Ihr kamet nach Capua und Gaeta, Euer Heldenmuth glänzte an den Ufern des Volturno und Garigliano und trotzte drei Monate lang in diesen Mauern den Anstrengungen eines Feindes, der über die Hülfsmittel der ganzen Halbinsel verfügt. Ihr habt die Ehre unserer Armee gerettet; Euch danke ich es, daß ich mit Stolz das Haupt erheben darf, und im Exil, in Erwartung göttlicher Gerechtigkeit, wird das Andenken der heldenmüthigen Ergebenheit meiner Soldaten der süßeste Trost in meinem Unglück seyn. Es wird Euch zum Andenken an diese denkwürdige Belagerung eine besondere Medaille zugestellt werden, und wenn meine theuren Soldaten in den Schooß ihrer Familien zurückkehren, wird jeder Ehrenmann das Haupt neigen, und die Mütter werden ihren Söhnen die wackern Vertheidiger Gaeta's als Beispiel zeigen. Generale, Offiziere und Soldaten! Ich danke Euch allen! Mit innigster Dankbarkeit drücke ich Euch die Hände. Ich kann Euch nicht Lebewohl sagen, sondern nur: auf Wiedersehen! Erhaltet mir Eure Treue, wie Euch Euer König seine Dankbarkeit und Liebe bewahrt. Franz II.

Mannigfaltigkeiten.

Der Lorberkranz, welcher, wie wir unlängst meldeten, Ihrer Majestät der Königin Marie von Nea-

pel in Anerkennung ihrer heldenmüthigen Haltung Seitens deutscher Fürstinnen überreicht werden soll, ist, so wie die „N. Pr. Z." meldet, seiner Vollendung nahe. Hervorgerufen ist diese Ehrengabe durch J. k. Hoheit die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Strelitz. Der Kranz erhält eine reich ausgestattete Hülle. Auf der Schleife des Kranzes ist in blauer Emaile die Inschrift: Gaeta. Die Namen der fürstlichen Geberinnen, welche in sinniger Weise an dem Kranze sich angebracht finden, sind folgende: Marie, Königin von Hannover. Pauline, Königin von Württemberg. Adelheid, Herzogin von Nassau, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. Agnes, Herzogin von Sachsen-Altenburg, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. Alexandra, Großfürstin Konstantin von Rußland, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Preußen. Anna, Prinzessin Friedrich von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen. Antoinette, Prinzessin von Anhalt-Dessau, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin Reuß. Augusta, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzessin von Großbritannien. Auguste, Prinzessin Herrmann von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Württemberg. Auguste, Prinzessin von Sachsen-Meiningen. Karoline, Herzogin zu Mecklenburg-Strelitz. Katharina, Herzogin zu Mecklenburg-Strelitz, Großfürstin von Rußland. Katharine, Prinzessin Friedrich von Württemberg, geb. Prinzessin von Württemberg. Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Elisabeth, Markgräfin Wilhelm von Baden, geb. Prinzessin von Württemberg. Elisabeth, Prinzessin von Baden. Feodora, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin Hohenlohe. Friederike, Herzogin von Anhalt-Bernburg, geb. Prinzessin von Holstein-Glücksburg. Friederike, Prinzessin von Hannover. Helene, Herzogin zu Mecklenburg-Strelitz. Leopoldine, Prinzessin von Baden. Louise, Prinzessin Christian von Dänemark, geb. Prinzessin von Hessen. Louise, Prinzessin von Hessen. Marie, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. Prinzessin von Hessen. Marie, Herzogin von Sachsen-Altenburg, geb. Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin. Marie, Herzogin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin von Hessen. Marie, Prinzessin von Hannover. Marie, Prinzessin von Württemberg. Marie, Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin. Olga, Kronprinzessin von Württemberg, Großfürstin von Rußland. Therese, Prinzessin Peter von Oldenburg, geb. Prinzessin von Nassau. Therese, Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

Unter den wenigen Abgeordneten, welche in der kurhessischen II. Kammer auf dem vorletzten Landtage nicht für Wiederherstellung der Verfassung von 1831 stimmten, war der Bürgermeister Dickhaut von Amöneburg. Herr Dickhaut hatte nämlich, als es zur Abstimmung kam, trotz seines antirheumatischen Namens zufälligerweise gerade — Zahnschmerz bekommen, und sich deßhalb aus dem Sitzungssaale entfernt. Es wurde ihm darauf von ungenannter Hand eine bemalte und beinschriftete Nachtmütze als Präservativ gegen Zahnweh zugeschickt, welche Anfangs in die Hände der Kasseler Polizei kam, darauf aber, nachdem Dickhaut eine Injurienklage erhoben hatte, nach Amöneburg transportirt und feierlich zu den Akten genommen wurde. Die Klage ist gegen den Apotheker Schedtler daselbst gerichtet, auf welchen der Verdacht der Urheberschaft durch einen Abgeordneten gerichtet worden seyn soll. Herr Schedtler hat aber die Beschuldigung bestritten, und so kam es dieser Tage zur Beweisaufnahme, nämlich zur Vernehmung des Abgeordneten Löber zu Merzhausen als Zeugen. In der Voraussetzung, daß die Verhandlungen öffentlich seyn würden, hatte sich ein großes Publikum eingefunden, darunter selbst Neugierige aus benachbarten Ortschaften. Allein die Erwartung wurde getäuscht: auf Verlangen des Klägers ward die Oeffentlichkeit versagt und die berühmt gewordene Nachtmütze nur bei verschlossenen Thüren vorgezeigt. Alle Welt ist natürlich auf den Ausgange dieses heiteren Anhangs zur Verfassungssache gespannt.

Der Gartenbau-Verein in Bayern zu Frauendorf zählt an 4000 Mitglieder, die über alle Welttheile zerstreut sind. Das Ziel, das sich dieser Verein gesteckt hat, ist Emporbringung der Obstbaukunde, des Gemüse- und Handelspflanzenbaues, Erziehung der Blumen und Zierpflanzen, Treiberei und bildende Gartenkunst. Beim Eintritt in den Verein entrichtet man einen einmaligen Beitrag von drei Gulden und erhält dagegen das Mitglieds-Diplom. Von der Zeit an liegt es nun an dem Mitgliede, in steter Wechselwirkung mit der Vorstandschaft in Frauendorf und mit einzelnen Mitgliedern, deren Namen durch die „Frauendorfer Blätter" veröffentlicht werden, zu bleiben und so Rath, Aufklärung in den genannten Blättern, Sämereien und Muttereremplare von dort zu beziehen.

In keiner Stadt der Erde nimmt die Bevölkerung so rasch zu wie in New-York. London z. B. hat im Jahre 1860 um 52,000 Einwohner, oder 1000 per Woche, bei einer Bevölkerung von 2,700,000, New-York bei einer Bevölkerung von 814,277 um 47,885 oder 941 per Woche zugenommen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 62 Mittwoch, 13. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war nahe, als eine jener vielen Pausen eintrat, die den heutigen Abend besonders charakterisirten, da sie sonst fast gar nicht, oder doch nur höchst selten, stattfanden.

Sie behaupteten so eben, nahm plötzlich der Fremde, gegen den Major von F* gewendet, das Wort, es sey ein hoher, beruhigender Gedanke zu wissen, daß ein Stück, wie das heutige, in unserm jetzigen Jahrhunderte nur in der Wahrheit, nicht aber in der Wirklichkeit begründet sey, und sorgenloser könne man sich dem Genusse hingeben, als die Fakta, worauf ein solches Kunstwerk beruht, in unserm aufgeklärten Jahrhunderte nur Sagen der Vorzeit wären.

Wollte Gott, fuhr er fort, als keiner etwas hierauf erwiderte, Sie hätten eben so wahr als schön gesprochen. Denn wenn auch eben heute und morgen der Bruder den Bruder um der Geliebten willen nicht ermordet, so gibt es doch noch Schreckensscenen genug, die hinlänglich sind, das Herz eines geradsinnigen Mannes zu vergiften und ihn an den Abgrund der Verzweiflung zu führen.

Hier hielt der Fremde, dessen Stimme sich gegen das Ende der Rede etwas gehoben hatte, plötzlich inne. Eine sanfte Röthe war über sein Gesicht verbreitet, sein Auge ruhte nicht mehr so stier, sondern wehmüthig ernst, auf der Gesellschaft. Da schlug es zwölf Uhr, langsam zog der Fremde den Handschuh von der rechten Hand, ein einfacher goldener Siegelring glänzte uns entgegen. Ein seltsames Wappen war auf dem rothen Karniol eingegraben, die Bedeutung desselben konnte man nicht entziffern. Der Anblick des Fremden hatte etwas ungemein Rührendes, die ganze Gesellschaft blickte mit unverkennbarer Theilnahme auf ihn hin.

Verzeihen Sie, meine Herren! sagte er, diese augenblickliche unmännliche Aufwallung. Dieser Ring ist das Andenken an einen Jugendfreund, der mir gerade heute vor einem Jahre gestorben ist. Eine Thräne um einen solchen Freund entehrt des Mannes Auge nicht. Es thut mir leid, durch meine unzeitigen ernsthaften Betrachtungen ihre frohe Unterhaltung gestört zu haben.

Er beurlaubte sich mit einer leichten Verbeugung und ging. Vergebens suchten auch wir den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen und gingen bald darauf verstimmt und mißmuthig auseinander.

Den andern Morgen dachte ich über die seltsamen Vorfälle des gestrigen Abends nach. Der Unbekannte interessirte mich, ich beschloß, ihn aufzusuchen. Muse genug hatte ich, denn noch war meine Anstellung nicht erfolgt, ich lebte durchaus frei und unabhängig. Ich überlegte eben hin und her, wie ich es am besten anfangen wollte, die Bekanntschaft mit dem Unbekannten einzuleiten, als die Thür meines Wohnzimmers sich öffnete und dieser hereintrat.

Ueberrascht trat ich zurück, doch gewann ich bald die Herrschaft über mich selbst und bat ihn, Platz zu nehmen. Er setzte sich zu mir und begann ohne weitere Einleitung folgendermaßen:

Mein Besuch scheint Sie zu überraschen, und nicht mit Unrecht. Ich will nicht ermangeln, Ihnen darüber den nöthigen Aufschluß zu geben, sobald ich Ihnen einige Fragen werde vorgelegt haben, um deren genaue Beantwortung ich Sie dringend ersuchen muß.

Ich ersuchte ihn, mich zu fragen, ich würde so viel als möglich seine Fragen beantworten.

Sind Sie Herr von B*, fragte er, der Einzige Ihres Namens hier, oder haben Sie Verwandte, die mit Ihnen einerlei Namen führen?

Ich antwortete ihm, daß ich weder Verwandte hätte, die meinen Namen führten, noch daß sonst irgend Jemand aus einer andern Linie unseres Hauses am Leben sey. Ueberhaupt schwebe über meiner Herkunft ein solches Dunkel, daß ich ihm hierüber unmöglich befriedigende Auskunft ertheilen könne.

Erlauben Sie mir eine zweite Frage: Ist Deutschland Ihr eigentliches Vaterland oder nicht?

Auch dieses weiß ich nicht, antwortete ich, ich erinnere mich nur so viel, daß ich in meiner frühesten Jugend einige Zeit in Amerika gewesen bin, wo ich unter dem Schutze einer Frau stand, die sich mütterlich meiner annahm. Aber nicht lange darauf bin ich nach Deutschland gegangen, auf welcher Reise ein alter Diener mich begleitete.

Wie hieß dieser Diener? fragte der Fremde lebhafter als gewöhnlich.

John Watkins, war die Antwort, er ist bis zu seiner letzten Stunde bei mir gewesen. Er verschied in meinen Armen. Ein Geheimniß schien auf seiner Brust zu lasten; aber die Zunge versagte ihm bereits den Dienst. Endlich gelang es ihm mit vieler Mühe, auf ein kleines Kästchen zu deuten, was auf einem kleinen Tische neben seinem Bette stand, indem kaum hörbar das Wort „Mutter" über seine Lippen ging. Gleich darauf war er in dem Herrn verschieden. Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, öffnete ich das Kästchen, worin ich ein weibliches Porträt fand. Daß dieses ein Porträt meiner Mutter ist, ist wohl außer allem Zweifel, wie aber Watkins dazu kam, und welches Gelübde seine Zunge bis zur Todesstunde band, ist mir ein Räthsel.

Darf ich das Bildniß einen Augenblick sehen? fragte hastig der Fremde. Er war in ungewöhnlicher Bewegung.

Ich weiß nicht, was mich so zu dem Fremden hinzog, daß ich ihm augenblicklich willfahrte. Ich schloß meinen Sekretär auf und holte das Bild heraus, welches ich noch keinem Menschen gezeigt hatte, um es von dem Fremden betrachten zu lassen.

Dieser hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er ausrief: Ja, sie ist es, es ist Luise! meine theure, innigst geliebte Gattin. Und du, fuhr er nach einer Pause fort, indem er mich in seine Arme schloß, bist mein William, mein langentbehrter Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Ein berühmter Gemsbock.

(Aus der Volks- und Schützenzeitung.)

Einer der ältesten, stärksten und überhaupt merkwürdigsten Gemsböcke, die im Land Tyrol die Luft und Freiheit der Alpen genießen, hat im Oktober des abgelaufenen Jahres sein vielbewegtes Leben beendet. Er fiel durch die Kugel des Gemsenjägers und Försters Hohenleitner in Mayrhofen im Zillerthale. Seine „Decke" geht jetzt in Form einer ledernen Hose um, sein Fleisch liegt in unterschiedlichen Staatsbürgern begraben, und seines Kopfes vieljährige Zierde, die stattlichen „Krucken," hängen in dem einsamen Stüblein eines Innsbrucker Jägers. Ich füge zur Erinnerung an diesen Gemsenveteranen noch einen Artikel bei, und wenn sich Jemand ärgern sollte, daß damit einem abgeschossenen Gemsbocke zu viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, so bitte ich zu bedenken, daß es gegenwärtig ja allenthalben Mode ist, über die großen Böcke zu berichten, die in der Welt geschossen werden.

Der Gemsbock zählte bei seinem Tode 12 bis 13 Jahre, denn als der Förster Hohenleitner zuerst seine Bekanntschaft machte, was vor acht Jahren geschah war er bereits 4 bis 5 Jahre alt. Ueber seine Abstammung und Jugend ist wenig bekannt, man könnte höchstens sagen, daß er hoch- und wohlgeboren war, worauf jedoch die gegenwärtige Zeit kein großes Gewicht legt. Was dieses Thier später berühmt machte, war seine seltene Größe und seine Unbezwinglichkeit. Wenn dieser Gemsbock zuhöchst auf einer Felskuppe stand und der blaue Himmel seinen Hintergrund bildete, machte er den Eindruck einer wahren Riesengemse, und der Jäger, der ihn sah, riß staunend über die Größe dieses Gratthieres die Augen auf, und das Herz klopfte ihm, denn ein so großer Bock ist selbst in der Politik kaum einmal geschossen worden. Die „Krucken" standen wie zwei Bäumchen mit umgebogenem Gipfel auf dem verwegenen Haupte des kühnen Felsenkletterers (sie haben die seltene Höhe von acht Wiener Zoll), sein irdische Hülle wog aufgebrochen zwei und achtzig Pfund. Ob die letzten theuren Zeiten auf ihn einen Einfluß genommen, und ob er früher vielleicht noch schwerer war, weiß ich nicht, da der Bock bis zum Oktober des abgelaufenen Jahres nie dahin zu bringen war, sich auf eine Wage zu setzen. Der Bock behauptete seine Herrschaft bis zum Ende seiner Tage. Weit und breit durfte ungestraft kein anderer Bock sich blicken lassen, und lange nach seinem Tode noch wagten es die jüngeren Böcklein nicht, sich in die weit verzweigte Verlassenschaft desselben zu theilen. Zu seinem Reviere wählte er sich eine Gegend aus, die man das Gibraltar vom Zillerthal nennen könnte. Es ist dieß der Ausläufer der 8000 Fuß hohe Tristenspitze, unter dem Namen „Mistler" bekannt. Wer nur einmal einen Blick in die Seitenthäler des obern Zillerthales geworfen hat, dem brauche ich nicht zu sagen, daß es da Orte gibt, deren Eroberung dem General Cialdini sicher die letzte Cigarre kosten würde. Ein solcher Ort war der, an dem unser Gemsbock lebte und wirkte. Fast senkrecht eingeschnittene, thurmhohe Klammen, die nur auf quer darüberliegenden, mit Wasser überronnenen, schlüpfrigen Steinplatten überschritten werden können, mußte der Jäger passiren, um dem Gemsbocke von der einen oder andern Seite schußmäßig beizukommen. Kurz eine so interessante gefährliche Gegend, daß sie weit mehr als die Stubaier und Oetzthaler Gletscher den Preis einiger überflüssigen Engländer werth wäre. Der Bock war offenbar ein strategisches Talent, und wenn er irgendwo sich niederließ, so legte er sich immer so, daß er den Rücken jener Gegend zukehrte, von welcher man ihm absolut nicht beikommen konnte, seine scharfen Augen aber alle anderen Punkte übersehen konnten. Rechnet man hiezu noch sein scharfes Gehör, das selbst den Schmerzensschrei eines geknickten Schneckenhäuschens vernimmt, und den Einfluß des verrätherischen Windes, der geheimen Polizei der Gemsen, die ihnen jeden Athemzug zuträgt, so kann man ungefähr auf die Hindernisse schließen, die dem

birschenden Jäger entgegenstanden. Herrn Hohenleiner war es zwar trotz alledem zum Oefteren gelungen, den Bock auf erträgliche Schußweite anzubirschen, allein da hatte der alte Kruckenträger sich so postirt, daß dessen schmalste Seite dem Jäger gegenüber stand, und so fehlte der sonst sehr geübte Schütze ihn dreimal, und nur einmal gelang es ihm, den Bock durch eine denselben streifende Kugel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern; die andernmale aber, wo er den Bock so recht in seiner Gewalt gehabt hätte, stand derselbe von so vielen Abgründen umgeben, daß er von der Kugel getroffen über die Felsen stürzend sich total zerschmettert hätte. Der Jäger konnte also den Schuß nicht wagen, wenn er mehr als einen Brei von Haut und Fleisch haben wollte. So oft aber auch das Unternehmen mißlang, der passionirte Jäger ließ sichs nicht verdrießen; er war schon glücklich, an dem Anblicke des stattlichen Thieres sich weiden zu können.

Endlich sollte der Bock, der durch so viele Jahre hindurch alle Künste und Anstrengungen des unermüdlichen Jägers vereitelte, der Kugel zum Opfer fallen. Es war auch hohe Zeit, da der Gemsenstand durch den alten Hagestolz, der in seinem einsiedlerischen Leben keine andere Aufgabe mehr sich stellte, als jeden andern Kollegen, der in seinen Revieren sich sehen ließ, mit tödtlichem Hasse zu verfolgen, zu leiden anfing. Lassen wir nun den Jäger selbst erzählen, wie er schließlich den gehörnten Siegfried erlegte:

„Als ich im vergangenen Herbste Morgens um 5 Uhr aufbrach, und am bewaldeten Mistlergebirge die Tristenspitze hinaufbirschte, kam ich meinem gesuchten Gegner ganz unerwartet bis auf 60 Schritte nahe; da ich aber ihn in dieser Gegend noch nicht vermuthete, wurde ich seiner erst gewahr, als er bereits die Flucht ergriffen. In dem Augenblicke aber, als er den letzten Satz machte, um über eine Ecke zu verschwinden, fand ich eine Lücke, ihn auf's Korn zu nehmen. Im selben Momente krachte es, und ich konnte nach dem Schusse nur noch bemerken, daß der Bock pfeilgerade und mit besonderer Eile bergab rannte. Beim Nachsuchen fand ich ihn ungefähr 300 Schritte vom Anschußplatze hinter einem gestürzten Baumstamme mit dem schönsten Schuß am Blatte verendet liegen. Die Kugel hatte ihm das Herz mitten durchbohrt." So endete dieser berühmte und berüchtigte Gemsbock, welcher der König der Tyroler Gemsen genannt zu werden verdiente.

Die Zitadelle von Messina.

Der Hafen von Messina wird durch eine Landzunge gebildet, welche die Gestalt einer nur wenig über die Wasserfläche sich erhebenden Sichel hat, woher auch der uralte Name Messina. Diese Landzunge, nach einem Einsiedler des 11. Jahrhunderts San Riniero genannt, bildet Angesichts der wilden Charybdis ein sicheres Bassin von wunderbarer Schönheit. Da, wo die „Sichel" südlich von der Stadt ausgeht, erhebt sich die Zitadelle. Gebaut wurde sie nach dem Kriege, welchen 1674 das einzige Messina gegen die ganze spanische Macht führte. Nach vielen Wechselfällen wurde die tapfere Stadt endlich zum Aeußersten gebracht, und zwar nicht nur durch die Hülfe, welche das Haus Oesterreich und das spanische Italien dem König Karl II. leisteten, sondern namentlich durch die Befehdung anderer Nachbarstädte, so wie der hohen Barone von Sizilien und Neapel. In ihrer Verzweiflung warf sich die Stadt in die Arme Ludwigs XIV., der im Nimweger Frieden die ihm vertrauende Stadt gegen die Franche-Comté an Spanien verhandelte. Zur Bestrafung der Rebellion schickte Madrid den Grafen di Santo Stefano (Franz Benavides) als Vizekönig, weßhalb 16,000 Bürger auswanderten und deren Güter konfiszirt wurden. Mit diesem Gelde baute und setzte Santo Stefano die Zitadelle den Messinesen auf den Nacken. Um den nöthigen Bauplatz zu finden, mußte das vornehmste Quartier dem Boden gleich gemacht werden, denn gerade da, wo jetzt der Alp steht, und auf der „Sichel" (jetzt Terranuova) wohnte die wohlhabendste Bevölkerung der Stadt, der Adel, die Reichen, standen Kirchen und Klöster von unermeßlichem Werth. Ein deutscher Architekt, Karl von Nüremberg, der in Flandern den Vauban'schen Festungsbau studirt hatte, wurde zum Aufbau der fürchterlichsten aller europäischen Zwingfesten berufen, deren Hauptkörper ein von Gräben und Kanälen umgebenes und der Lage angepaßtes Fünfeck ist. Dazu kommen eine Masse von Vorwerken aller Art, mit Benutzung des Meeres, dessen mehrfache Einlasse mit Schleusen und Brücken versehen sind. Seit 1848 ist die Zahl der Batterien, die 300 Feuerschlünde besitzen, namentlich dem Hafen zu, noch vermehrt worden mit dem Aufwand einer Summe von 673,937 Dukaten, die Bewaffnung nicht eingerechnet. Der Bau, welcher 1680 begann, wurde den 4. November 1683 eingeweiht. Im Jahr 1718 hielt die Zitadelle eine lange Belagerung unter österreichischen Fahne gegen die Spanier aus. Im Jahr 1848 bombardirte sie die Stadt und erleichterte deren Eroberung durch Filangieri und dessen 18,000 Schweizer und Neapolitaner. Von da an war sie der Kerker aller Sizilianer, welche den Verdacht der Regierung erregten. Es ist begreiflich, daß die Stadt die Zertrümmerung des auf ihrem Herzen lastenden Alps verlangt. Schon vom sizilianischen Parlament des Jahres 1848 war die Abtragung der Zitadelle beschlossen worden. Allein man wird sich erinnern müssen, daß auch die Neapolitaner die Schleifung des Forts Sant' Elmo verlangt und Garibaldi sie begonnen hatte, daß aber die Piemontesen, sobald sie in Neapel eingezogen waren, sie wieder einstellten. Auch die Dynastie der galantuomini will sich der Zwangsmittel nicht begeben, wegen deren

Aufrechthaltung man die der Bombenkönige so sehr geschmäht hat.

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Königreichs Bayern enthält eine Uebersicht über die Anstellungen und Beförderungen im Justizfache des Königreichs Bayern im Laufe des Jahres 1860, die für manche unserer Leser vielleicht Interesse hat. Im Laufe des abgewichenen Jahres wurden ernannt: A. Im Justizministerium: ein Ministerialrath und Generalsekretär. B. Beim obersten Gerichtshofe: zwei Direktoren, drei Räthe und ein Sekretär. C. Bei den sieben diesseitigen Appellationsgerichten: zwei Präsidenten, ein erster Direktor, zwei zweite Direktoren, sieben Räthe, sechs Assessoren, ein zweiter Staatsanwalt und zwei Sekretäre. D. Bei den diesseitigen Bezirksgerichten: drei Direktoren, neunzehn Räthe, neunzehn Assessoren, siebenzehn Sekretäre, drei erste und zwei zweite Staatsanwälte. E. Bei den Landgerichten diesseits des Rheins: neun Landrichter, sechszehn erste und achtundzwanzig weitere Assessoren, acht Bezirksuntersuchungsrichter. F. Beim Appellgerichte in der Pfalz kam keine Ernennung vor. G. Bei den pfälzischen Bezirksgerichten: ein Präsident, fünf Richter, sechs Assessoren, ein Staatsprokurator und zwei Staatsprokuratorsubstituten. H. Bei den pfälzischen Landgerichten: fünf Landrichter und ein Gerichtsschreiber. Diesseits des Rheins wurden noch sechs Advokaten und in der Pfalz drei Notare ernannt. Die Zahl der im Jahre 1860 neu Angestellten ist 71 (um 12 mehr als im Vorjahre). Nach dem Orte des Accesses oder der frühern Amtspraxis treffen hievon 8 auf Oberbayern, 12 auf Niederbayern, 8 auf die Pfalz, 8 auf Oberpfalz und Regensburg, 11 auf Oberfranken, 8 auf Mittelfranken, 8 auf Unterfranken und 8 auf Schwaben und Neuburg. Die in den diesseitigen Kreisen 63 Neuangestellten vertheilen sich nach ihrer vorherigen Amtspraxis folgendermaßen: 15 Appellationsgerichts-, 5 Regierungs- und 12 Bezirksgerichts-Accessisten, 20 Rechtspraktikanten, 2 rechtskundige Magistratsräthe, 6 Advokatenkonzipienten und 2 Staatsanwaltssubstituten. Von den 15 Appellationsgerichtsaccessisten wurden 7 zu Bezirksgerichtsassessoren, 5 zu Bezirksgerichtssekretären und 3 zu Bezirksuntersuchungsrichtern ernannt; von den 12 Bezirksgerichtsaccessisten 11 zu Bezirksgerichtssekretären und 1 zum Bezirksuntersuchungsrichter. Die 5 Regierungsaccessisten nebst den 20 Rechtspraktikanten und 2 Magistratsräthen wurden sämmtlich zu Landgerichtsassessoren, die 6 Advokatenkonzipienten zu Advokaten und die 2 Staatsanwalts-Substituten zu zweiten Staatsanwälten ernannt.

Eines der großartigsten Beispiele davon, welch ungeheure Summen in Amerika auf Annoncen verwandt werden, theilt die „New-York Tribune" vom 15. Dezember 1860 mit, in der es wörtlich heißt: „Herr H. C. Spalding hat uns den Auftrag ertheilt, eine Anzeige von einer Seite über seinen „„zubereiteten Leim"" in jeder Numer der täglichen, halbwöchentlichen und wöchentlichen Ausgabe unseres Blattes ein Jahr hindurch vom 12. November 1860 an, aufzunehmen, und uns dafür die Summe von zweiunddreißigtausend Dollars bezahlt. Es ist dieß wohl die größte Summe, welche ein Ankündiger in einem Jahre in einer Zeitung jemals bezahlt hat." Spalding kündigt seinen Leim außerdem noch in vielen andern Zeitungen an!

Vor einem Monate wurde der russischen Gräfin Korceff in Paris ihr ganzer Schmuck gestohlen: vierzig Numern der kostbarsten Kleinode, u. A. eine Nadel, die auf 10,000 Franken geschätzt wurde. Bis dahin waren die Bemühungen der Pariser Polizei, den Dieb zu entdecken, vergeblich. Jetzt ist derselbe aber in Brüssel verhaftet worden. Er ist ein ehemaliger Bedienter der Gräfin. Man fand ihn noch im Besitze der Kleinode, nur ein einziges war verkauft.

Der Photograph Wothly in Aachen liefert jetzt photographische Porträts in vollständiger Lebensgröße; derselbe hat durch einen eigens erfundenen Apparat fehlerfrei photographische Bilder von 5 Fuß Höhe und 4½ Fuß Breite erzeugt. Proben dieser größten Photographien hat Herr Wothly der französischen Akademie vorgelegt.

Viktor Emanuel ist nach historischer Quelle ein Nachkomme Wittekinds von Sachsen. Savoyen wurde vom Jahre 1000 bis 1416 von Grafen regiert, der erste Graf Berthold dessen Abstammung von Wittekind hergeleitet wird, ist der Stammvater des Hauses Savoyen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 57:

Großmuth.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 63 Donnerstag, 14. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Nachdem der erste Rausch der Freude verflogen war, nahm der Vater seinen Platz wieder ein, winkte mich schweigend zu sich und begann:

Der Name, den Du und ich jetzt gemeinschaftlich führen, ist nur ein angenommener. Mein eigentlicher Name ist v. E*.

Durch die Gunst eines vermögenden Freundes hatte ich eine glänzende Erziehung genossen und lebte nun, nachdem ich eine Anstellung beim damaligen Erbprinzen bekommen hatte, an dem hiesigen Hofe in sehr glücklichen Verhältnissen. Durch ein Schiff, welches von Afrika zu uns kam und von der Quarantäne-Direktion nicht sorgfältig genug untersucht worden war, wurde in der Residenz eine epidemische Krankheit einheimisch, welche mit solcher Schnelle und Gewalt um sich griff, daß, aller angewandten Mittel ungeachtet, diese schreckliche Seuche auch innerhalb des fürstlichen Schlosses zu wüthen fing. Der Fürst selbst und bald darauf der Kronprinz wurden von dieser Krankheit ergriffen, das ganze Schloß, sonst ein Sitz der Freude und des Frohsinns, glich jetzt einem weiten Trauerhause. Nur der Erbprinz allein widerstand der Alles hinraffenden Seuche, er begleitete seinen Vater und seinen Bruder auf ihrem letzten Gange, er besuchte Alle, die von dieser Pest ergriffen waren, aber sie konnte ihm nichts anhaben. Ich war gleichfalls von dieser Krankheit ergriffen. Der Erbprinz, mein Herr, besuchte mich zuweilen und redete mir freundlich zu. Meine kräftige Natur widerstand dem Gifte des Krankheitsstoffes; ich genas.

Endlich kehrte die Gesundheit zu allen zurück, die vom Tode verschont geblieben waren; der Krankheitsstoff hatte sich gebrochen und war durch die Kunst der Aerzte gänzlich vertilgt; aber der Engel des Todes hatte eine grauenvolle Ernte gehalten. Tausende waren das Opfer geworden, zwei Fürsten eröffneten den Zug in die Ewigkeit.

Als die allgemeine Ruhe und Ordnung, die in dieser Zeit sehr gelitten hatte, wieder hergestellt worden war, trat Prinz Theodor die Regierung an, deren Last und zweideutigen Glanz er gewiß nicht zu erwarten Ursache gehabt hatte. Er behielt mich in seinem Dienste, und durch seine Gunst erhielt ich bald einen ehrenvollen Posten. Ich sollte glücklich seyn, glücklich werden und glücklich machen, um dann auf einmal von meiner Höhe herabzusinken und andere in meinen Fall mitzureißen.

Prinzessin Luise hatte sich nach dem Tode ihrer Fürstin Mutter an dem mit dem hiesigen regierenden Hause verwandten Hofe zu S*. aufgehalten, um dort, unter der unmittelbaren Aufsicht der allverehrten und geliebten Fürstin, eine Erziehung zu genießen, die man ihr hier mit dem besten Willen nicht gewähren konnte. Jetzt wurde sie von ihrem regierenden Bruder an den Hof zurückberufen. Der Tag ihrer Ankunft erschien. Der allgemeinen Landestrauer wegen war jede Feierlichkeit untersagt, um so rührender war der Empfang der Geschwister im fürstlichen Schlosse. Mein Dienst hielt mich im Vorzimmer, ich war einer der ersten, der die erlauchte Fürstentochter mit stummer Ehrfurcht begrüßte und von ihr einiger freundlichen Worte gewürdigt ward. Welch ein seliges Gefühl mich in diesem Augenblicke durchbebte, wie, lange ihre Worte noch in meinem Innern widerhallten, das versuche ich umsonst zu beschreiben. Ich ging wie im Traume umher und hatte meine ganze Geistesgegenwart nöthig, mich zu beherrschen.

Eines Tages, nicht lange nach der Ankunft der Prinzessin, ließ der Fürst mich zu sich rufen. Ich erschien. Herr von E*., redete er mich an, ich habe versprochen, in vorkommenden Fällen für Sie zu sorgen, und es ist billig, daß ich Wort halte. Ihre Anhänglichkeit und Treue an meine Person verdient eine Auszeichnung, urtheilen Sie, ob Sie solche in dem finden, was ich für Sie gethan habe. Ich habe längst bemerkt, daß Ihr sanfter, schwärmerischer Charakter sich nicht zum Hofleben der Residenz eignet. Meine Schwester, einfach und still erzogen und an die Ruhe des Landlebens gewöhnt, wird eines meiner nahegelegenen Jagdschlösser beziehen. Ich habe Sie der Prinzessin empfohlen, und Sie stehen bereits in der Liste, als ihr Privatsekretär mit dem Charakter eines Hofraths aufgeführt. Ich hoffe, Sie werden mit ihrem neuen Stande zufrieden seyn und unser beiderseitiges Vertrauen zu würdigen wissen. Noch in dieser Woche werden Sie Ihrer neuen Bestimmung entgegengehen. Eilen Sie

jetzt, sich Ihrer neuen Gebieterin vorzustellen, aus meinem Dienste sind Sie entlassen. — Ich entfernte mich mehr todt als lebendig. Ich wollte mich freuen und betrüben, zu beiden konnte ich keine Ursache finden. Ich mußte einigemale die lange Vorhalle auf und niedergehen, um Fassung zu erringen, endlich gelang es mir, eine ruhige Stimmung zu erkünsteln. Ich ließ mich bei der Prinzessin melden und wurde unverzüglich vorgelassen.

Die Prinzessin war ganz allein, zwei Kammerfrauen, die bei meinem Eintritte noch gegenwärtig waren, entfernten sich auf ihren Wink in ein anstoßendes Kabinet. Ich weiß nicht, Herr von E*., redete mich die Prinzessin mit einer unbeschreiblichen Anmuth und Milde an, ob sie es mir Dank wissen werden, daß ich, bekannt geworden mit Ihren ausgezeichneten Verdiensten, Sie aus rein egoistischen Absichten der Residenz und ihren brillanten Zirkeln entziehe. Sie werden um so mehr verlieren, als ich meine Mußestunden nur in Gesellschaft meiner nächsten Umgebung zubringe.

Eine Anrede der Art hatte ich nicht erwartet, verwirrt schlug ich die Augen nieder. Ew. Durchlaucht haben ganz über mich zu befehlen.

Wie ich höre, fuhr die Prinzessin fort, sind sie Dichter und Maler, vielleicht gewinnen Sie für diese Talente in ländlicher Zurückgezogenheit, was Sie auf der andern Seite verlieren. Halten Sie sich im Uebrigen überzeugt, daß ich das Opfer, was Sie mir bringen, zu erkennen weiß und alle Weise belohnen werde, so viel in meinen Kräften steht.

Ew. Durchlaucht sind sehr gnädig, stammelte ich.

Als mein Privatsekretär, sagte die Prinzessin, werden Sie nur einzig nnd allein von mir abhängig seyn. Sie werden meine kleinen Geschäfte führen und des Morgens bei mir zum Vortrage kommen. Erlaubt es Ihre Zeit, so werden Sie mir die Freude nicht versagen, mich manchmal auf dem Flügel zu akkompagniren, oder mir aus einem neuen Lieblingsdichter etwas vorzulesen.

Muthig gemacht durch so viel himmlische Herablassung, erwiderte ich lebhaft: Mein Blut, mein Leben steht zu Ihren Diensten, gnädigste Prinzessin.

So gehen Sie, sagte sie, und treffen Sie Anstalten zur Abreise. Beschränken Sie sich nicht, wir finden freilich alle Bequemlichkeit dort, aber nichts desto weniger nehmen Sie Alles mit, was irgend einen Werth für Sie hat. Man hängt oft an Kleinigkeiten mit einer stillen Wehmuth, und der Abschied davon wird manchmal sehr schwer. Ich bin aber nicht gesonnen, daß Sie um meinetwillen noch mehr Aufopferungen machen sollen. Von diesem Augenblicke an sind Sie in meinen Diensten. Leben Sie wohl, Herr von E*., morgen sprechen wir uns wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Studenten in China.

Jedes nur irgend anständige Haus in China hat ein Studirzimmer, das auf den innern Hof die Aussicht hat. Thür und Fenster stehen das ganze Jahr, außer im Winter, fast beständig offen; nur sind die letzteren gegen Regen und Sonne mit Gitterladen versehen. Der Schreibtisch, an dem der Hausherr oder der Sohn arbeitet, steht am Fenster; daher heißt: er sitzt unter dem Fenster, so viel wie: er studirt; sie sitzen an demselben Fenster drückt aus: sie sind Schulgenossen; endlich bezeichnet man mit Fenster einen Studenten. Zuvörderst also wollen wir uns, chinesisch gesprochen, die „Fenster" des kaiserlichen Hauses ansehen. Die Regierung ist auf die patriarchalische Verfassung gegründet. Der Kaiser, der sichtbare Gott, begreift in seiner Person alle Gewalten: Vater und Mutter seines Volkes, ist er der oberste Leiter und Ordner des Staats und der Religion. Bei dieser Machtfülle ist es seine Pflicht, persönlich zu regieren, alle Gesetze zu kennen, Alles zu untersuchen; daher werden auch die Thronerben mit der größten Sorgfalt erzogen, Bulletins über ihre Fortschritte regelmäßig ausgegeben und im ganzen Reich verbreitet. Natürlich muß ein „Sohn des Himmels" zuvörderst lesen lernen. Nun ist aber das chinesische Buchstabensystem das verwickelteste in der Welt. Die Sprache hat freilich nur 300 lauter einsylbige Wurzeln; allein um die verschiedenen und oft logisch zusammenhängenden Bedeutungen desselben Wortes auszudrücken, bedient man sich der mannigfaltigsten Biegungen der Stimme und vier Arten von Betonung, was genau durch Schriftzeigen angegeben wird, so daß diese die ungeheure Zahl von 80,000 erreichen. Dieses Repertorium muß man im Kopfe haben, wenn man genöthigt ist, Alles zu lesen, was im amtlichen Styl geschrieben werden kann; die Prinzen müssen also unter einer unermeßlichen Anstrengung ihre Jugend verbringen, wenn sie nur die Staatsurkunden verstehen wollen.

Ein Privatmann kann sich streng genommen, mit einem Bruchtheil des Wörterschatzes begnügen; der Kaiser muß auf dem ganzen Schriftgebiet heimisch seyn. „Man muß wissen," schreibt Pater Benoit in den Lettres édifiantes 1775, „daß in der Nähe des gewöhnlichen Zimmers des Kaisers in Peking sowohl, wie in seinem Lusthause, sich die sogenannte oberste Klasse einzig und allein für die Prinzen befindet. Sobald sie das lernfähige Alter erreicht haben, müssen sie diese Klasse von Morgen bis Abend besuchen. Weder reiferes Alter, noch Staatsämter, die sie bekleiden, können sie davon entbinden. Selbst an den Tagen, wo sie im Amte beschäftigt sind, müssen sie, nach vollbrachtem Tagewerke, sich in der Klasse einfinden. Jede unbegründete Versäumniß würde der Kaiser an ihnen, ohne Rücksicht auf Alter und Würde, nachdrücklich be-

strafen. Außerdem, daß der Kaiser, wenn er Muse hat, beim Unterrichte zugegen ist, läßt er die Prinzen öfter in sein Kabinet kommen und prüft sie persönlich über ihre Fortschritte. An einem festlichen Tage war ich Zeuge, daß der Kaiser, der einem Schauspiele beiwohnte, einige seiner Söhne, die selber schon Kinder in der Klasse hatten, rufen ließ, ihnen ein Thema aufgab, das sie in einem angränzenden Zimmer ausarbeiten mußten, und daß sie nicht eher an dem Schauspiel Theil nehmen durften, bis sie die Arbeit zu seiner Zufriedenheit vollbracht hatten." Arme chinesische Prinzen! Arme chinesische Beamten! Welch eine Pferdearbeit, welch ein Riesengedächtniß gehört hier dazu, um Etwas zu werden! Dafür aber ist jeder Chinese berechtigt, nach den höchsten Würden zu streben, denn außer der kaiserlichen Familie gibt es keinen privilegirten Stand. Alle Chinesen, Kinder Eines Vaters, sind ebenso fähig, wie befugt, ihm zu dienen und unterscheiden sich nur durch die Rollen, die er ihnen zutheilt. Da er ihnen die Freiheit versagt, muß er die Gleichheit unter ihnen aufrecht halten, und das Uebergewicht, das er Einigen einräumt, geschieht nur im Dienste und zum Frommen des Staates. Die Verwaltung ist überdieß ein Meisterstück bis ins Kleinste durchgearbeiteter despotischer Zentralisation: der Kaiser mit Beistand seiner Mandarinen ists, der thatsächlich und rechtlich regiert.

Jeder Chinese kann nach der Ehre streben, das goldene Roß zu besteigen und in dem Jaspissaal zu sitzen, d. h. Akademiker zu werden. Ist er einmal dahin gelangt, so sind seinem Ehrgeiz alle Wege zu den bürgerlichen oder militärischen Stellen gebahnt; er steigt nach dem Grade seiner gelehrten Bildung. Aber wie viele Bewerber bleiben durch ihr ganzes Leben, elend und seufzend, am Fuße der hierarchischen Leiter stehen! Die chinesischen Theaterstücke und Romane, die sich, wie in keiner andern Literatur, streng an die Wirklichkeit halten und die zuverlässigsten Zeugen der Nationalsitten sind, schildern uns durchweg, mit welcher Anstrengung des Kopfes und des Muthes die Kandidaten zu ringen haben, um ihre Grade zu erlangen. Zu der abmattenden Arbeit des Ehrgeizes gesellen sich mitunter die harten Prüfungen der Noth. In einem Schauspiele, der Geizige, schleppt sich ein unglücklicher Reisender mit Frau und Kind, todtmüde, ausgehungert, von Frost erstarrt hin. Es ist ein Student, der aus der Hauptstadt, wo er im Examen durchgefallen, nach seinem Geburtsort heimkehrt. Um nicht zu verhungern, sieht er sich genöthigt, seinen Knaben um zwei Unzen Silber zu verkaufen. Die Reisen, zu welchen die Examina nöthigen, erschöpfen oft alle Mittel eines Bewerbers und seiner Familie.

Kommen wir nun zu dem Mechanismus des Unterrichts-Systems. Die Zeitdauer des Schulunterrichts ist nicht festgesetzt; überdieß, obgleich es in keiner Stadt, sie sey klein oder groß, an einer Art Gymnasium fehlt, das von einem oder zwei Mandarinen geleitet wird, bereitet man sich doch nicht in den öffentlichen Lehranstalten zu den Graden vor. Reiche junge Leute besolden vielmehr einen Hauslehrer; minder Bemittelte thun sich, ihrer acht oder zehn zusammen und unterhalten einen Lehrer auf gemeinschaftliche Kosten; bei einer größeren Zahl könnte der Lehrer in Betracht der Menge und Schwierigkeit der Schriftzeichen, nicht die gehörige Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf den Einzelnen verwenden. Der Anfang wird mit dem Lesen solcher Schriften gemacht, worin die gelassigeren Charaktere vorkommen; von diesen geht man zu den „vier Büchern", zur Schrift und später zur Uebung in kleinen Aufsätzen über. Die „vier Bücher" (Sse-schu) sind: die „große Studie", die „Unwandelbarkeit in der Mitte", die „philosophischen Unterhaltungen" (alle drei von Konfutse), der „Mengtse", der kurz nach Konfutse lebte und dessen philosophische Lehre fortsetzte. Hat der Lehrling die vier Bücher ordentlich inne, so wendet er sich mit Fleiß zu den King, den heiligen Büchern, deren es fünf gibt: das Buch der Wandlungen, das erhabene Buch (die Geschichte der alten Dynastien), das Buch der Lieder, das Buch der Gebräuche, der Frühling und Herbst. Er kann sich nun zur Erwerbung des ersten Grades — gleichsam zum Baccalaureat — melden.

Dafür findet eine Art vorbereitender Prüfung statt, wozu die Studenten von den Statthaltern der Provinzen vorgeladen werden. Diese geben die Themata der schriftlichen Arbeiten, Sentenzen aus den vier Büchern, auf; sie lesen die Abschriften durch, verwerfen die schechten und ordnen die besseren nach ihrem inneren Werth. Nach dieser Reihenfolge werden die Namen der Kandidaten, die zum regelmäßigen Examen zugelassen werden, an das Brett angeschlagen. Die Konkurrenten werden zusammen in einen großen Saal des Gouverneurs-Palastes eingeschlossen. Bevor sie die aufgegebene Arbeit fertig haben, dürfen sie den Saal nicht verlassen, noch sich mit einander unterhalten; sie werden von tatarischen Soldaten bewacht, die sie vor dem Eintritt durchsuchen, damit sie nicht Bücher, aus denen sie sich bei ihrer Arbeit Rathes erholen könnten, heimlich einschleppen. Wenn sie fertig sind, prüft sie der Präsident mit Beistand der Gelehrten, die er ausdrücklich zu diesem Behufe besoldet. Er wählt die Besten heraus und ernennt sie zu Baccalaureen. Wollen sie ihren Rang bewahren, so sind sie gehalten, sich alle drei Jahre einer neuen Prüfung zu unterziehen, wonach sie in sechs Klassen getheilt werden; die der ersten und zweiten werden als tüchtig, die der dritten als mittelmäßig bezeichnet; in die vierte oder fünfte zu kommen, gilt für einen Schimpf; die aber gar in die sechste gewiesen werden, verlieren Grad und Amt. Wer, ohne krank oder in Trauer um seine Eltern zu seyn, vor dem vom Hofe abgeordneten Examinator zu der dreijährigen Prüfung nicht erscheint, wird in die Reihen des Volkes zurückgestellt. Bejahrte Baccalaureen, die in einem letzten Examen Beweise ihrer Tüchtigkeit gegeben haben, werden von diesen

Prüfungen entbunden, behalten jedoch das Gewand, die Mütze und die Ehrenrechte, die mit dem Stande eines Graduirten verbunden sind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Chr. v. Stramberg's rheinischem Antiquarius, zweite Abtheilung, dritter Band, S. 259, findet sich eine interessante Bittschrift an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, und betrifft dieselbe den Küsterdienst in Langen-Lonsheim. Sie lautet: „Hochwürdigster, höchstmächtigster, unüberwindlichster Herr Kurfürst! Euch thue ich kund und zu wissen, wie daß der Küsterdienst zu Langen-Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich so lange gewärtet, und ich solchen Dienst mehr als würdig bin und auch Lüst dazu habe. Ja, wenn Eure kurfürstl. Durchlaucht nur einmal meine Personne sehen sollte oder singen hörete, so würden Sie sagen, der Kerl verdient meiner Seel ein Küster zu seyn. Daß aber in diesem Dorf der Schultheiß, der Berenheider, mein Feind ist, das macht sowohl, daß meine Frau einen eben so rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißen seine Frau, und sich deswegen bei den Haaren gerauft haben, meine Frau aber oben gelegen. Und wenn ich den Dienst bekomme, so mir gewiß dann angenehm ist, so will ich demnach meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen, als des Schultheißen seine Frau hat, es mag den Hunds.... verdrießen oder nicht. Und wenn ich den Dienst habe, so dann dazu gewiß ist, so müßt Ihr, mein hochgeehrtester Herr Kurfürst, es dem Schultheißen nicht zu wissen lassen, sonst stoßt der Hunds.... gewiß wieder Alles um. Und hiemit Gott befohlen und entlasse ich mich ganz gewiß darauf, und verbleibe dem hochwürdigsten Herrn Kurfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann nicht ermanglen mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als Nacht als ein treuer Freund aufzuwarten. Langen-Lonsheim den 11. April 1788. Eurer kurfürstlichen Durchlaucht dienstwilliger Ernst Funder daselben." — Die Antwort darauf lautete: „Seine kurfürstl. Durchlaucht willigen dem Supplikanten, sofern er des Dienstes fähig ist, vor allen andern, nebst 6 Dukaten, den Dienst.

Am 7. März in der Frühe erschien an einem Gitter der Tuilerien zu Paris ein Mann, der in höchster Aufregung war und seiner Kleidung nach dem Arbeiterstande angehörte. Mein Herr sagte er zu dem Portier, ich muß auf der Stelle den Kaiser sprechen. Sie werden das Dringende meines Begehrens begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß mir in diesem, dem Gotte Mars geweihten Monate, das Genie des Krieges erschienen ist: Du kannst nicht immer gewöhnlicher Porzelain-Arbeiter bleiben, sagte er zu mir: Du hast eine Mission zu erfüllen. Gehe zum Kaiser; er wird Dich zum Generallissimus seiner Armee ernennen, und Du wirst auf der Stelle abreisen, um die ganze Erde zu erobern, damit es nur einen Kaiser hier unten, wie es nur einen Gott im Himmel gibt. Sehr wohl! erwiderte der Portier, welcher sogleich sah, daß er es mit einem Narren zu thun hatte, folgen sie diesem Herrn, fügte er hinzu, indem er einem Sergeant de ville winkte, derselbe wird Sie zu dem Kaiser bringen. Aber, wendete der Verrückte ein, wenn man mir gleich ein Kommando übergeben wollte, so müßte ich doch vorher in die polytechnische Schule gehen, denn ich gestehe, daß ich ganz und gar nichts von dem Kriegshandwerk verstehe. Es sind Maßregeln getroffen, um den Unglücklichen in eine Heilanstalt zu schicken.

Am 18. v. Mts. ist der sonderbündische Gegenpräsident Jefferson Davis in Alabama inaugurirt und der neugewählte Präsident der Union Lincoln zu New-Orleans in effigie gehängt worden. Die Zeremonie ging mit amerikanisch derbem „Humor" vor sich. Lincoln war mit täuschender Aehnlichkeit als Strohmann dargestellt und hatte einen beweglichen Kopf, den ein kleiner Neger mittelst einer Schnur zum freundlichen Nicken brachte, als ein Redner der Figur ankündigte, sie werde unverweilt eine „hohe Stelle" einnehmen. Die Hängung wurde jedoch nicht bewerkstelligt, ohne daß vorher ein Neger dem Bilde Fünfundzwanzig aufgemessen hatte, wozu natürlich der Kopf wieder beistimmend nickte; und als er endlich am Stricke baumelte, wurde Feuer an den Strohwisch gelegt und der Präsident platzte in unzähligen Raketen auseinander.

Homonyme.

Nenne mir mit einem Wort,
Was da kommt aus Süd und Nord,
Was als Pflanze lieblich blüht,
Was sich leicht im Kreise dreht,
Was nach Osten, Westen flieht,
Was bewegt und fest doch steht.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 64 Freitag, 15. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Ich war — fuhr der Vater in seiner Erzählung fort — in einem Zustande, über den ich unmöglich irgend etwas Befriedigendes sagen kann. Wie von einem Traume befangen, ordnete ich meine Geschäfte und traf die schnellsten Anstalten zu einer baldigen Abreise. Die freundlichen Lobsprüche und Aufmunterungen der Prinzessin waren mein Lohn. Schon den dritten Tag reisten wir des Morgens Früh ab, des Abends gegen Sonnenuntergang kamen wir in unserem Elysium an. Der Fürst selbst gab uns das Geleite bis über die Vorstädte hinaus. In der Residenz wußte kein Mensch etwas davon, erst des andern Tages las man in der Hofzeitung: „Gestern Morgen sind Ihro Durchlaucht die Prinzessin Luise in Begleitung Ihres Hofstaates nach dem fürstlichen Jagdschlosse H*. abgegangen. Dem Vernehmen nach werden Höchstdieselben einige Zeit dort verweilen."

Selige, selige Tage, die ich hier in der Nähe eines Engels verlebte! Laß mich kurz seyn, mein Sohn, die Erinnerung an diese Zeit reißt alle alten Wunden wieder auf. Täglich lernte ich die Prinzessin näher kennen, täglich entfaltete sich ihr schönes Gemüth immer mehr und mehr. Ich war in einem steten Rausche himmlischer Begeisterung, Liebe, die reinste, heiligste Liebe hatte mein ganzes Herz erfüllt, ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, sorglos taumelte ich dem Abgrunde entgegen.

Mein Verhältniß zu der Fürstentochter gewann immer mehr und mehr Zutrauliches, selten war eines von uns ohne das andere, wir waren so an einander gewöhnt, daß uns jede Minute eine Ewigkeit dünkte, die wir nicht beisammen seyn konnten.

Wer sieht schärfer als das Falkenauge der Liebe? Luise sah es, daß ich sie liebte und zürnte nicht. Ach! ihr sanftes Lächeln, der leise Druck ihrer Hand sagte mir mehr, als mir für meine Ruhe zu wissen dienlich war. Ich las ihr eines Tages vor. Der Held des Gedichtes war ein armer Jüngling, der der Gewalt der Konvenienz erlag. Ihre Augen füllten sich mit Thränen: Guter E*, sagte sie, was hat ein Mensch so Schweres verbrochen, der, auf einen Thron angewiesen, von der Natur ein weichgeschaffenes Herz, empfänglich für die Freuden des Lebens, zur Mitgift bekommt?

Meine hohe Ehrfurcht für das fürstliche Haus, meine reine Liebe zu meiner schönen Gebieterin, und der Prinzessin hohe Begriffe von Tugend und Ehre hätten uns vor jedem Falle bewahrt, Tage ewiger Freude wären unser Loos gewesen; aber Verrath, die heimtückische Schlange, lag im Hinterhalte, der gute Geist des innern Friedens verließ uns, und der holde Genius der Unschuld zerriß weinend seinen magischen Schleier.

Ein benachbarter Hof hielt für den Thronerben um die Hand der Prinzessin Luise an. Freudig nahm der Fürst die Botschaft auf. Bescheiden, aber in den bestimmtesten Ausdrücken, lehnte die Prinzessin den Antrag ab. Der Kammerherr von W*. war dazu ersehen, den Bescheid der Prinzessin dem Fürsten zu überbringen. Ich weiß nicht, welch ein seltsames Gefühl mich durchschauerte, als ich den Botschafter abfahren sah; er war mir im höchsten Grade verhaßt; er hatte mit dem schmutzigsten Neide meine schuldloses Verhältniß zu der Prinzessin gesehen, jedesmal, wenn er an mir vorüberging, sah er mich mit einem höhnischen Lächeln an. Ich sah seinem Wagen nach, so lange ich konnte, als dieser aus meinen Blicken entschwunden war, ging ich unruhig auf mein Zimmer.

Den folgenden Tag, es war beinahe Abend, traf ich die Prinzessin, die ich seit von W*'s. Abreise nicht gesehen hatte, in einem abgelegenen Theil des Gartens. Sie hatte rothgeweinte Augen. Als sie mich erblickte, zwang sie sich zu einem Lächeln. Schüchtern fragte ich sie nach ihrem Kummer. Ach! ich kannte ihn ja nur zu gut. Vertrauensvoll schüttete sie mir ihr ganzes Herz aus. Jedes Rangverhältniß unter uns war aufgehoben. Die weitläufige Erzählung ihres Kummers hatte sie angegriffen, ich führte sie zu einem schattigen Sitze. Eine leichte Blässe überzog ihr Gesicht, theilnehmend bückte ich mich zu ihr nieder, ich hatte Alles um mich her vergessen, ich sah nur sie, süße, verwegene Worte flossen von meinen Lippen, Thränen stürzten aus ihren Augen, laut schluchzend lagend wir einander in den Armen. Es war meine erste und letzte selige

Stunde auf Erden, an die ich noch jetzt mit hoher Wehmuth ohne Erröthen denke. —

Nicht erwartend das furchtbare Gewitter, welches sich über uns zusammen zog, hielten wir uns fest und innig umschlossen, kein Laut regte sich, die Natur schien unseren Bund mit heiliger Stille zu feiern, plötzlich rief eine laute Stimme: „Prinzessin Luise!" wir fuhren erschrocken auseinander, unfern von uns stand der Fürst mit vor Zorn funkelnden Augen, in geringer Enfernung ihm zur Seite der Kammerherr von W*.

Betäubt, wie ein armer Sünder, der den letzten Ausspruch des Gerichts erwartet, stand ich da, ich zitterte heftig, kein Laut ging über meine Lippen, die Prinzessin war ohnmächtig in die Arme ihres Bruders gesunken. Dieser führte sie weg. Der Kammerherr trat auf mich zu: Gehen Sie auf Ihr Zimmer, und geben Sie mir Ihr Ehrenwort, solches nicht zu verlassen, der Fürst will vor seiner Abreise noch mit Ihnen reden. — Ich ging mehr todt als lebendig aus dem Garten und sank bewußtlos auf mein Bett.

Nach einer Stunde trat der Fürst ohne alle Begleitung zu mir in das Zimmer. Der erste, rasch lodernde Zorn war verraucht, sein sanftes Gemüth hatte den Sieg davongetragen, wehmüthiger Schmerz umlagerte seine Stirn. Unglücklicher, redete er mich an, was hast Du gethan? wie konntest Du mein unbeschränktes Vertrauen so mißbrauchen?

Ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen, als ich den Fürsten so reden hörte. Ich wollte etwas erwidern, aber er fiel mir ins Wort: Keine Vertheidigung! sie führt zu nichts. Was geschehen ist, weiß ich, wie es geschehen ist, will ich nicht wissen. Lassen Sie uns lieber einen Entschluß fassen, was für die Zukunft zu thun seyn wird. Was haben Sie über sich beschlossen, Herr von E*.?

(Fortsetzung folgt.)

Studenten in China.

(Schluß.)

Nach den Prüfungen der Zulassung und Beibehaltung hat man noch drei zu bestehen, um das Lizentiat zu erlangen. Die zwei ersten sind nur vorbereitend, die dritte ist ein Rigorosum; sie findet alle drei Jahre einmal in der Hauptstadt jeder Provinz statt. Als Examinatoren ordnet der Kaiser zwei Mandarinen ab, die bei der Prüfung den Vorsitz führen. Sie dürfen nicht aus der Provinz, in die sie abgeordnet werden, geboren seyn, eine Regel, die durch das ganze Reich streng beobachtet wird. Trotz aller dieser und vieler anderen Vorsichtsmaßregeln ist der Lizentiatentitel käuflich. Allerdings werden die Mandarinen, wenn es der Kaiser erfährt, mit dem Tode bestraft. Monat, Tag, Stunde und überhaupt Alles, was die Prüfung der Lizentation betrifft, ist durch ein Regulativ bestimmt. Sie findet an drei verschiedenen Tagen statt. Die erste Versammlung wird am 8. des achten Mondes Nachmittags eröffnet und dauert bis tief in die Nacht hinein; die Liste Derer, die die vorbereitenden Examina bestanden, wird vorgelesen. Am 9. mit Tagesanbruch gibt der erste Mandarin die Themata auf, welche die Kandidaten auszuarbeiten haben; sie werden auf Täfelchen eingegraben, und jeder Bewerber bekommt ein Exemplar.

Diese erste Sitzung dauert bis zum 10. Morgens; die zweite vom 11.—13.; die dritte vom 14.—16. Das Gebäude, in welchem die Prüfungen abgehalten werden, ist von bedeutendem Umfang. Eine lange Gallerie kleiner Zellen läuft auf einen Saal aus, in welchem der Vizekönig seine Sitzungen hält. Zu beiden Seiten des Saales befinden sich sechs Zimmer für sechs Examinatoren. Der Statthalter der Provinz wacht über die Ordnung. Tartarische Soldaten führen die Bakkalaureen jeden in seine Zelle, die verschlossen und mit dem Siegel des Vizekönigs versiegelt wird. Die Themata der schriftlichen Arbeiten werden aus den vier Büchern und dem King entlehnt. Die abgegebenen Arbeiten werden von eigens dazu bestellten Kopisten abgeschrieben, damit die Examinatoren die Hand der Konkurrenten nicht erkennen. Die Abschriften werden dann der Prüfungs-Kommission zugestellt, die sie durchliest und den Mandarinen ihr Urtheil abgibt. Diese überschicken dem Kaiser die Namen der Auserwälten, und die Liste derselben wird dann an einem bestimmten Tage ausgehängt. Der Vizekönig gibt den Neugraduirten ein großes Fest, macht Jedem im Namen des Kaisers ein Geschenk, das in einer silbernen Schale und in einer mit einem Knopf von Schmelz verzierten Mütze besteht.

Den anderen Tag erhalten sie den Besuch aller Mandarinen der Hauptstadt, den sie an demselben Tage mit großer Feierlichkeit erwidern. Die Prüfung für die Doktorwürde weicht nur wenig von der vorstehenden ab; nur wird sie in Peking abgehalten. Es werden beiläufig 150 Doktoren auf einmal promovirt, die sich in drei Klassen theilen; die erste besteht nur aus drei, die von dem Kaiser persönlich geprüft worden sind, bei der zweiten und dritten ist die Zahl nicht bestimmt. Aber auch in der Waffenkunst gibt es Bakkalaureen, Lizentiaten und Doktoren, die alle entweder Tartaren oder Tartarensöhne sind. Hier wird mehr auf Gewandtheit als auf Wissen gesehen. Diese Prüfung findet alle drei Jahre in der Metropole statt, und zwar zwei Monate nach der Prüfung der Literaten im Anfang des zehnten Mondes. Auch sie besteht in drei Abtheilungen unter dem Vorsitz des Vize-Königs. In der ersten läßt man die Bewerber mit Pfeilen schießen; in der zweiten prüft man ihre Geschicklichkeit im Reiten; in der dritten endlich müssen sie schriftliche Aufsätze über

militärische Gegenstände ausarbeiten. Die Namen der Bestbestandenen werden öffentlich angeschlagen. Das Examen der Doktoren der Waffen wird bei Hofe abgehalten, und zwar in demselben Jahre, in welchem die Doktoranden der Literatur ihre Prüfung bestehen. Die den Titel erlangt haben, können alle militärischen Stellen bekleiden, die mit den bürgerlichen Aemtern, zu denen die Literaten vermöge ihres Grades berechtigt sind, parallel laufen. Uebrigens können auch die Literaten in die Armee eintreten. Es ist nichts Seltenes, daß die Regierung einen tüchtigen Literaten zur Führung eines Krieges wählt. Alle Vorsichtsmaßregeln, die man bei den wissenschaftlichen Prüfungen anwendet, um den Uebelständen und Mißbräuchen zu begegnen, werden auch hier angewendet, ohne dadurch hindern zu können, daß China ebenso viele untaugliche Offiziere, wie unwissende Mandarinen aufzuweisen habe. Obgleich auf den Verkauf der Stimme eines Examinators der Tod steht, so wird diese Strafe doch selten angewendet; die Zahl Derer, die dem Henker verfielen, wäre zu groß, und bald hätte das Reich keinen Mandarinen. Ueberdieß fehlt es an Denunzianten. Jeder scheut es, sich mit den Gouverneuren der Provinzen zu verfeinden, die unter einem beliebigen Vorwande die Ehre des Mandarinenthums rächen würden, bald durch tyrannische Erpressungen, bald durch grausame Verfolgungen, bald durch härteste Einkerkerungen, die sie stets zu beschönigen wissen, wenn sie nur ihre Anhänger bei Hofe haben, die ihnen den Rücken decken. Ist aber auch das Urtheil der Richter um Gold nicht feil, so können sie doch von dem Verdacht nicht freigesprochen werden, sich oft von Willkür und Laune leiten zu lassen. So erzählt der Verfasser der Schrift: „Aufopferung des Tschao-li", im Jahre 25 nach unserer Zeitrechnung sey ein Bewerber um eine militärische Auszeichnung, trotz seinem Verdienste, wegen seiner Häßlichkeit zurückgewiesen worden.

Erbittert über eine solche Ungerechtigkeit, habe er sich an die Spitze einer Schaar Unzufriedener gestellt, das Räuberhandwerk getrieben und die Gewohnheit angenommen, bei seiner Hauptmahlzeit ein Stück von dem Herzen oder der Leber eines Menschen zu essen. Der Kaiser selbst, der oberste Examinator, läßt sich bisweilen von einem Vorurtheil gegen den Examinanden einnehmen. Eine Sage, die einen ziemlich bekannten mythologischen Roman zu Grunde liegt, erzählt davon ein Beispiel. Unter der Dynastie Thang lebte ein Bakkalaureus von seltsamer Gestalt: denn er hatte einen Leopardenkopf und einen Drachenbart. Er hieß Tschong-kuei. Kenntnißreich, beredt, der Erste unter den mitbewerbenden Doktoranten, wurde er in den kaiserlichen Palast befohlen; der Kaiser aber, entsetzt von seinem Anblick, verweigerte die Bestätigung der Wahl: „Nein", rief er aus, „nimmer kann ich mich entschließen, diesen Menschen zum Minister zu nehmen; er ist zu häßlich!" Tschong-kuei wollte Vorstellungen machen, der Kaiser befahl, ihn zu verhaften. Da zog der Unglückliche wüthend sein Schwert und stieß es sich in die Brust. Die Bewunderer dieses Systems heben die vortheilhaften Seiten desselben mit den Worten hervor: „Diese Einrichtung konnte nur der Ausfluß einer weisen Politik seyn; denn abgesehen von dem angeborenen Eifer der Chinesen für die Literatur, müssen diese fortwährenden Uebungen, diese häufigen Prüfungen sie in Athem halten, sie durch einen edlen Wetteifer spornen, den besten Theil ihres Lebens ausfüllen und so verhindern, daß sie, vor Unthätigkeit und Muse, darauf fallen, Unruhe im Staate zu erregen. Das Verdienst wird durch rühmliche Belohnungen gekrönt, und endlich steht in Folge des Systems das Mandarinenthum so fest, daß die Eroberer China's sich zuletzt dem Uebergewicht der großen nationalen Körperschaft beugen mußten." Einer der hervorragendsten und volksbeliebtesten Schriftsteller Chinas, ein Dichter, dessen Werke in keinem Salon, in keiner Bibliothek fehlen, ja, die man in den Küchenstuben und auf den Ladentischen finden, Tu-fu, scheiterte in den Prüfungen, die den Weg zu Amt und Vermögen öffnen. Sein unabhängiger und origineller Sinn konnte sich in die Zwangsjacke der Anstandsregeln, in welche Herkommen und Philisterthum die Literaten bannen, nicht finden. Denn darin steht die chinesische Gelehrtenzunft keiner Akademie in Europa und Asien nach. Wenn sie sich mit einander in ein Gespräch einlassen, wird ihre Diktion bis zur Unverständlichkeit blumenreich und die Gedanken in einer Fluth von Metaphern und poetischen Wendungen ertränkt; es sind gewissermaßen Räthsel, die sie einander aufgeben. Alte und neue Geschichte, persönliche Anekdoten, Gebräuche des Alterthums, örtliche Ueberlieferungen, abergläubische Anschauungen der Naturereignisse, der Eigenschaften der Pflanzen, der Gewohnheiten der Thiere, Fabeln — mit Einem Worte Alles, was nur gedacht, gedichtet, geträumt wird, muß zu den gelehrten Unterhaltungen beisteuern und die Sprache der Leute von feinerer Bildung ausschmücken. So hat sich ein Vokabularium wunderlicher und schwülstiger Redensarten, zugespitzter und aufgeblasener Ausdrücke gebildet, woraus alle Worte in ihrer eigentlichen schlichten Bedeutung verbannt sind. Verlohnt es sich auch, so langwierige Studien zu machen, durch ein ganzes Leben über den Werken der Vorzeit Gesundheit und Farbe zu verlieren, um endlich als Graduirter wie alle Welt zu sprechen und nur Ausdrücke von allgemeingiltigem Gebrauch zu verwenden! Die Tao-ße, Feinde der Mandarinen-Gelehrsamkeit und in ihrem Fanatismus eben so närrisch, wie die Literaten, tragen eine stolze Verachtung gegen die offizielle Lehrweise zur Schau. Daraus entstehen Wortgezänke, wie man sie in dem „Traum des Liu-thong-pin" lesen mag. Der Held dieses Stückes ist ein junger Bakkalaureus, der mit einem alten Einsiedler zusammentrifft; dieser schilt ihn wegen seines weltgesinnten Ehrgeizes aus: „Ruhm, Vermögen, Ehrenstellen," redet er ihn an, „sind es, die dein Herz ganz ausfüllen; und doch sind es lauter

Dinge, die veralten und vergehen. Baccalaureus, du denkst nicht an's Ende. Du begreifst weder das Leben, noch den Tod. Folge meinem Rath, entsage der Welt!" Liu-thong-piu hält Anfangs Stand und protestirt im Namen der Vernunft gegen die Wuth der Unwissenheit. Das Drama endigt jedoch damit, daß, mit Hülfe eines Orakels, der Literat sein Haupt vor dem Einsiedler beugt und Mönch wird.

Neue Kossuth-Noten in England.

Wie unsern Lesern aus der Zeitung bereits bekannt seyn wird, hat Ludwig Kossuth bei dem Londoner Lithographen Day und Söhne für ungefähr 100 Millionen Gulden alter österr. CM. ungarische Noten anfertigen lassen, genau in Form und Inhalt nach denjenigen, die während des Jahres 1849 in Umlauf gesetzt worden waren. Von der Anfertigung dieser neuen Noten war Lord John Russel durch den Grafen Apponyi, österr. Gesandten in London, in Kenntniß gesetzt worden, und natürlich vertrat dieser die Ansicht, daß sie ungesetzlich sey, in so fern sie zu einer Rüstung gegen einen zu England in freundschaftlichen Beziehungen stehenden Staat gleichkomme. Lord John Russel erklärte dem Gesandten, daß er sich nicht für kompetent halte, darüber zu entscheiden, daß er den Casus jedoch ohne Verzug dem Kabinet mittheilen und den Kronadvokaten zur Entscheidung vorlegen werde. Diese entschieden, daß das Kabinet nicht einschreiten könne, denn eine Fälschung liege nicht vor und eben so wenig eine unerlaubte Nachahmung von Werthpapieren, da die ehemaligen ungarischen Noten von der österreischen Regierung als absolut werthlos erklärt worden seyen. Am 23. Februar war Graf Apponyi von der Regierung benachrichtigt worden, daß sie, dem Gutachten der Kronadvokaten zufolge, nicht im Stande sey einzuschreiten. Er hatte dieß am selbigen Tage telegraphisch nach Wien gemeldet, und war von dort am 26. angewiesen worden, im Namen des Kaisers von Oesterreich die erforderlichen gerichtlichen Schritte zu thun, um den Druck einzustellen, und dem Drucker die Verabfolgung der bereits gedruckten Noten an Kossuth bis auf weitere gerichtliche Entscheidung zu untersagen. Dieser Weisung folgend, hat der Gesandte einen Prozeß eingeleitet, der unter dem Namen „the Emperor of Austria versus Day" (der Kaiser von Oesterreich gegen Day) geführt wird. Der erste Schritt gegen die Firma „Day and Sons" ist am 27. Februar geschehen, indem Sir H. Cairns im Namen des Klägers eine Injunktion, d. h. eine Einstellung des Drucks und der Ablieferung besagter Banknoten beantragte, die ihm auch vom Vizekanzler J. Stuart bewilligt wurde. Die betreffende Klagschrift des österreichischen Gesandten lautet der Hauptsache nach dahin: Der Kaiser von Oesterreich besitze als König von Ungarn allein und ausschließlich das Vorrecht, in Ungarn Banknoten als Währungszeichen auszugeben, oder überhaupt irgend ein zur Zirkulation in Ungarn bestimmtes Dokument mit dem Landeswappen zu versehen. Demgemäß bestehe fast Alles in Ungarn gegenwärtig zirkulirende Geld aus Noten der österreichischen Nationalbank, die unter der Autorität des Kaisers von Oesterreich als König von Ungarn ausgegeben worden seyen.

(Schluß folgt.)

Der Fürstin frühes Grab.

Am 5. März 1861.

Horch! wie so bang der Glocken Töne klagen,
Den Zug begleitend, der sich dort bewegt!
Aus der Kapelle ward ein Sarg getragen,
D'rin ruht ein edles Herz, das nicht mehr schlägt.
Sechs schwarzbehang'ne Rosse zieh'n den Wagen,
Der dieses Herz zur ew'gen Ruhe trägt,
Zum Engelsberg, dem friedlichen Asyle,
Wo Viel' der Seinen ruh'n am ird'schen Ziele.

Warum so bald kamst du, das Band zu trennen,
Das Liebe jüngst erst um zwei Seelen wand,
Du dunkler Bote, den wir schauernd nennen,
Warum so früh ward'st du zu Ihr gesandt? —
Wir fragen, ach! voll Schmerz, doch wir erkennen
In tiefer Demuth des Allmächt'gen Hand,
Die stark uns führt, — wenn wir von Harm zerrissen,
Zum hellen Licht aus dunklen Finsternissen.

Wohl kann's der schwache Menschengeist nicht fassen,
Daß Sie, die fromme Fürstin, die so mild,
So jung, so schön, Ihn mußt' so bald verlassen,
Den liebenden Gemahl, in dem Ihr Bild,
Ihr liebes, holdes, nimmer wird erblassen,
Wenn längst die Zeit den herben Schmerz gestillt;
Wohl können wir's nicht fassen, doch wir schauen
Zum Himmel auf mit gläubigem Vertrauen.

O möge Gott das theu're Pfand erhalten,
Das scheidend Sie dem Gatten ließ zurück,
Und in dem zarten Mägdlein sich gestalten
Der Mutter Bild, Ihr Herz, Ihr Geist und Blick!
Mög' ob dem Haupt des edlen Fürsten walten
In künft'ger Zeit ein glückliches Geschick! —
Und ob verklärt Sie auch von Ihm geschieden, —
Sie lebt als Schutzgeist fort mit Ihm hienieden.

A. E.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 65 Samstag, 16. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Die überraschende Sanftmuth und Milde des Fürsten schlug meinen ganzen Muth nieder, ich ergriff seine Hand und stürzte heftig bewegt zu seinen Füßen. Wir wollen uns nicht weich machen, wir haben Beide Festigkeit nöthig, Trennung ist nothwendig, Sie dürfen mich und Luisen nie wieder sehen. Mit diesen Worten ließ der Fürst meine Hand fahren und ging aus dem Zimmer. Eine Stunde nachher fuhr er mit der Prinzessin und dem ganzen Hofstaate nach der Residenz. Ich blieb unter Aufsicht des Kammerherrn von W*. auf dem Jagdschlosse zurück.

Am folgenden Tage — erzählte der Vater weiter — erhielt ich aus den Händen des Herrn von W*. ein Kabinetsschreiben des Inhalts:

„Daß der Fürst, in Erwägung der vielgeleisteten Dienste, dem Herrn von E*. hiermit von weiteren Dienstgeschäften entbinde und ihm auf sein Ansuchen die Erlaubniß zu einer Reise nach Amerika ertheile, wozu der Fürst ihm, als besonderes Zeichen seiner Zufriedenheit, auf drei Jahre eine Summe von tausend Thalern bewillige."

Zugleich erfuhr ich unter der Hand von dem Ueberbringer des Briefes, daß schon überall in den ersten Häusern der Residenz Abschiedskarten in meinem Namen abgegeben wären, und ich daher so wenig als möglich mit meiner Abreise zu zögern hätte.

Selbst nicht wissend, wie ich Alles that, traf ich mechanisch alle Anstalten zur Abreise. Am zweiten Tage war ich gegen Mittag fertig, Herr von W*. geleitete mich an den Wagen und wünschte mir höhnisch lachend eine glückliche Reise. In gestrecktem Trabe ging es der Gränze zu; am folgenden Morgen erreichte ich sie. In dem ersten Gränzdorfe gönnte ich mir etwas Ruhe. Hier holte mich ein treuer Page der Prinzessin ein, der mir auf das Schnellste in zweckmäßiger Verkleidung gefolgt war. Zu mehrerer Beglaubigung überreichte er mir den Siegelring der Prinzessin, es ist derselbe, den ich noch bis auf diesen Augenblick an meinem Finger trage, und den sie beim Beginnen unseres Verhältnisses in der Residenz hatte anfertigen lassen. Oft hatte der Fürst über das seltsame Wappen gescherzt, nicht ahnend, daß es die Zukunft seiner Schwester prophetisch versinnliche. Es war eine Fürstenkrone, die durch einen Amorpfeil von dem Sammetkissen gestoßen wurde, die obersten Spitzen der Krone berührten die Meeresfläche. Oben aus den Wellen zuckte ein Blitzstrahl. Hastig führte ich den Diener auf die Seite und fragte ihn, was er mir für Nachricht bringe. Er überreichte mir einen von der Prinzessin geschriebenen Zettel, mit der Bitte, ihn sobald als möglich mit einer Antwort wieder abzufertigen.

Ich riß das leicht versiegelte Billet auf und las:

„Ohne Dich ist mir das Leben eine Hölle! Sobald ich mir selbst wieder überlassen bin, folge ich Dir an den Ort, den Du mir bestimmen wirst. Alle Aussichten auf künftige Größe opfere ich auf um Deiner Liebe willen. Harre bis ich komme, denn ich komme gewiß, oder die Nachricht meines Todes dringt zu Deinen Ohren.

Luise."

Ich setzte mich hin und schrieb. Ich stellte ihr Alles vor, was sie verlieren könne, wenn sie bei ihrem Entschlusse, die Meine zu werden, beharre, daß ich aber, wenn sie mir folgen wolle, A*, zum Vereinigungspunkte bestimme und dort bestimmt so lange verweilen wolle, bis sie erscheine: kurz, ich schrieb Alles, was Vernunft, Hoffnung und heiße Liebe mir eingaben, ohne Wahl und Ordnung durch einander hin und fertigte den Pagen noch vor Einbruch der Nacht ab; der treue Diener begab sich unverzüglich auf den Weg.

Ich setzte unterdessen meine Reise nach A*. ununterbrochen fort, binnen acht Tagen war ich dort. Kaum angekommen, miethete ich mir ein freundliches Quartier und nannte mich von B*., eine Vorsicht, die ich für zweckmäßig hielt, und die ich auch schon der Prinzessin in meinem Schreiben mitgetheilt hatte. Aengstlich harrte ich nun bereits Wochen lang auf die Ankunft der Geliebten, aber umsonst, schon befürchtete ich, daß unser Plan verrathen sey, und wollte selbst zurückreisen, mich davon zu überzeugen, da trat eines Morgens ein junger Mann zu mir in das Zimmer, ich ging ihm entgegen, und halb weinend, halb lachend lag Luise in meinen Armen. Mein Entzücken kann ich nicht beschreiben, meine Freude gränzte an Ausgelassenheit, noch an demselben Tage wurde sie durch Priestersegen

ganz die Meine. Nun wurden Pläne gemacht und verworfen, endlich kamen wir darin mit einander überein, daß wir vor der Hand hier in A*. verweilen wollten, bis das Geschick uns nicht mehr erlaubte, im Vaterlande zu bleiben. Vor dem Meere hatte Luise große Furcht, von der Reise nach Amerika war gar nicht die Rede. Die Baarschaften, die ich hatte mitnehmen können, vereinigt mit denen der Prinzessin, sicherten uns, wenn auch kein glänzendes, doch ein anständiges Auskommen, was noch fehlte, das sollte, so hoffte ich, meine Kunst herbeischaffen. Wer so wie ich die hohe Fürstentochter gesehen hätte, wie sie sich anmuthig und leicht in dem beschränkten Kreise einer glücklichen Bürgerin bewegte! ach! es waren Tage der Wonne und Seligkeit, die nicht ewig dauern konnten, da auf Erden Alles wandelbar ist.

Zwei glückliche Jahren waren bereits entflohen, Dich, mein Sohn, hatte mir meine geliebte Gattin bereits geboren. Da kehrte ich eines Morgens von einem Spaziergange im Freien nach der Stadt zurück, eine Equipage fliegt an mir vorüber, der Kammerherr v. W*. sitzt darin, wir erkennen uns gleichzeitig, doch ehe wir Beide — gleich überrascht — einen Entschluß fassen konnten, waren wir bereits weit aus einander. Mit Furcht und Schrecken erfüllt kam ich zu Hause an, Luise sah mein verstörtes Wesen und ruhte nicht eher, als bis ich ihr Alles mitgetheilt. Ich fand sie standhafter, als ich geglaubt hatte. Durch Thränen lächelnd bat sie mich, gutes Muths zu seyn, nur bei Tage die Wohnung nicht zu verlassen, im Uebrigen aber vorsichtig nachzuforschen, ob von W*. hier durchgereist sey, oder sich hier länger aufhalte, und welche Absichten er habe. Noch denselben Abend erfuhr ich, daß sich von W*. seit acht Tagen als Resident unseres Hofes in hiesiger Stadt befände, ein Posten, den ihm der Fürst ertheilt hatte, wahrscheinlich um den schmeicheluden Verräther mit Manier aus seiner Nähe zu verscheuchen. Den folgenden Tag fand man an allen Ecken einen Anschlag, dahin lautend, daß, da ein Herr von E*., der früher in Diensten des Fürsten von * gestanden, dann aber, geheimer Ursachen willen, aus dem Reiche verwiesen sey, sich jetzt unter fremdem Namen und böser Absichten willen, deren Plan und Zweck man noch nicht ermittelt hätte, hier befände, so ersuche man jedermänniglich, auf diesen Menschen ein wachsames Auge zu haben und an die unterzeichnete Behörde jede dahin führende Anzeige gelangen zu lassen. Ein Signalement war beigefügt, der Steckbrief selbst von Herrn von W*. im Namen und Auftrag unseres Fürsten unterzeichnet.

Jetzt war keine Wahl mehr da, wir mußten fliehen, gleichviel wohin. Das Glück war unseren Wünschen hold, auf der Rhede lag ein Schiff segelfertig, um schon den nächsten Tag nach Amerika abzugehen. Mit bewundernswürdiger Entschlossenheit fügte sich Luise in das Unvermeidliche. Alle Sachen wurden gepackt und an Bord geschickt, Frau und Kind geleitete ich selbst dahin. Ich selbst ging noch einmal ans Land, um für einige noch fehlende Bequemlichkeiten Sorge zu tragen, den andern Morgen gingen wir unter Segel. Mit dem zurückkehrenden Lootsen sandte ich folgende Zeilen an den Herrn von W*.

„Freuen Sie sich, es ist Ihnen geglückt, mich von dem vaterländischen Boden zu vertreiben, aber ganz sind Ihre Pläne doch nicht gelungen. Erfahren Sie, daß Prinzessin Luise meine glückliche Gattin ist, und bereits ein holder Knabe unsere Verbindung beglückt. Wir gehen nach Amerika, dort im Lande der Freiheit können uns Ihre Heimtücken nicht mehr schaden; leben Sie wohl, und damit ich ganz unbeschwerten Herzens aus Deutschland gehe, so erfahren Sie, daß ich Ihnen eben so bereitwillig vergebe, als ich Sie herzlich verachte.

von E*."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die letzten Tage des Minister-Residenten Herrn von Minutoli

enthält die Posener Zeitung folgende Mittheilung: „Die größere Reise, welche Herr v. Minutoli im September vorigen Jahres durch den Süden von Persien unternahm, so interessant und genußreich sie auch war, wurde doch sehr gestört durch die vielen Krankheiten, denen er und seine Begleiter fast sämmtlich in Folge des Klimas unterworfen waren. Namentlich bei M. hatte sich noch ein gastrischer Zustand dazu gesellt, dem er in den letzten Jahren überhaupt vielfach unterworfen, so daß er sehr bedeutend krank war. Nach dem letzten Briefe, den wir Anfangs Dezember erhielten, hatte er sich aber davon anscheinend ganz erholt; er hielt sich wenigstens für kräftig genug, die überaus anstrengende Exkursion nach Bender-Buschir oder Abuschär, der bedeutendsten Handelsstadt Persiens, zu machen. Er trennte sich zu diesem Zwecke von seiner Begleitung, die er nach Ispahan zurückschickte, um ihn dort zu erwarten, in Schiras. Nur in Begleitung eines Neffen, des Lieutenants v. Grolmann, und eines persischen Dieners, machten sie zu Pferde diese Reise, die an beschwerlichen Wegen Alles übertraf, was sie noch erlebt. Sie wurden unterwegs überall mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen, und ging diese sehr interessante Hinreise auch ganz glücklich von statten. In Bender-Buschir war aber leider der englische Konsul, bei dem sie wohnen wollten, nicht rechtzeitig benachrichtigt und daher abwesend, so daß sie eine Gouvernements-Wohnung beziehen mußten, die, wie alle dergleichen in Persien, ohne Fenster und Thüren, nicht den geringsten Schutz gegen den Wind und die kalten, feuchten Nächte gab. So wurden Beide gleichzeitig von dem in Buschir fast beständig herrschenden bösartigen klimatischen Fieber ergriffen. Der eng-

lische Arzt, den sie rufen ließen, lag selbst daran darnieder, konnte ihnen also keine Hülfe bringen, und so entschlossen sie sich, schnell abzureisen, in der Hoffnung, die reinere Bergluft würde sie am besten von dem bösen Feinde befreien; jedoch vergeblich. Unter dem fortwährend abmattenden Fieber, zu dem noch bei M. die Wiederholung der gastrischen Zustände gekommen zu seyn scheint, da im Augenblick aller Appetit sich verloren hatte, legten sie natürlich viel langsamer diese anstrengende Strecke Weges zurück, erst noch reitend, dann auf Tragen, die auf Pferden befestigt, ein höchst unbequemes Lager darboten, ohne sonstige Bequemlichkeit und Schutz gegen das Klima, da sie nur ein paar Decken, auf das Pferd geschnallt, mitnehmen konnten, und so viel Wäsche, als sie in ihren Kleidertaschen unterbringen konnten, so wie etwas Thee. Am 4. November endlich erreichten sie eine elende Karawanserai, eine Tagereise von Schiras. Dort, auf dem Steinboden ausgestreckt, verfielen Beide vor tiefer Ermattung in Schlummer. M. war den ganzen Tag so erschöpft gewesen, daß er den Kopf kaum hatte heben können und kein Wort gesprochen hatte. In der Nacht erwachte Lieutenant v. G. von M.'s unruhigem Stöhnen, er flößte ihm fast mit Gewalt Thee ein, bedeckte ihn, so viel er konnte, erhielt aber keine Antwort auf seine Fragen und schlief, als jener wieder ruhiger geworden, gleichfalls vor Erschöpfung wieder ein. Gegen Morgen erwachte er durch den Eintritt des Dieners, und als er sich über Minutoli beugte, hatte dieser geendet. Eine halbe Stunde nachher kam der aus Schiras herbeigerufene schwedische Arzt, der nun wenigstens G. Hülfe und Beistand bringen konnte, was er auch auf die menschenfreundlichste Weise gethan. Auf dem armenischen Kirchhofe bei Schiras wurde die Leiche Minutoli's dann unter Geleit der ganzen armenischen Gemeinde nach ihrem Ritus bestattet, und so haben wir wenigstens den Trost, daß seine irdische Hülle auf einem christlichen Kirchhofe ruht, und da doch bewahrt vor Zerstörung und Entweihung, wenn gleich so entfernt, daß keine liebende Hand nur eine Blume darauf streuen kann, und so unter Fremden, daß jede Verbindung fehlt. Die Gesandtschaft ist noch in Teheran und wird wohl erst im Frühjahr oder Sommer zurückkehren, wenn nicht, was noch nicht bestimmt, indeß nicht wahrscheinlich ist, ein Nachfolger Minutoli's ernannt werden sollte."

Neue Kossuth-Noten in England.

(Schluß.)

Dagegen hätten die HH. Day and Sons Platten hergerichtet, um vermittelst ihrer Dokumente zu drucken oder zu lithographiren, die als ungarische Staatsnoten gelten sollen, und bestimmt sind, in Ungarn als Geldzeichen in Umlauf gesetzt zu werden, und zwar habe, so viel Kläger wisse, Ludwig Kossuth diese Noten bei dem hier angeklagten Drucker bestellt. Letzterer hätte sich verbindlich gemacht, solche Noten — meist Einguldennoten — im Betrage von mehr denn 100 Millionen Silbergulden herzustellen, und dieselben im Laufe der gegenwärtigen Woche an Ludwig Kossuth abzuliefern, der sie ohne Zweifel in Ungarn um jeden Preis absetzen, und nebst anderen Zwecken vermittelst derselben eine Revolution in Ungarn zuwege bringen wolle. Wogegen der Kaiser von Oesterreich eine Klage anhängig mache, in so fern er den Drucker zur Herstellung dieser falschen Noten und zum Gebrauche des ungarischen Wappens nicht ermächtigt habe. Die Suspension des Druckes und der Ablieferung wurde, wie oben bemerkt, bewilligt, aber das gerichtliche Einschreiten geschah wahrscheinlich zu spät.

Die Litographen Day and Sons werden, wie nun verlautet, demnächst gerichtliche Schritte thun, um die zeitweilige Beschlagnahme der von ihnen fabrizirten Kossuthnoten aufzuheben. Der Prozeß müßte in diesem Falle vor die Geschwornen kommen, und von diesen, wie der überwiegende Theil der englischen Presse vermuthet, wird die Beschlagnahme schwerlich aufrecht erhalten werden. Der ministerielle Observer hält es sogar für seine Pflicht — und dieß mag die Stimmung charakterisiren — die Regierung gegen den Vorwurf überwiegender Sympathien für den Kläger zu vertheidigen.

So steht im Augenblick diese nicht uninteressante Angelegenheit. Von dem Ausgang des Prozesses wird es abhängen, ob jener Versuch, den Bestand Oesterreichs durch die Steigerung seiner Finanzverlegenheiten zu gefährden und die Kosten der Revolution durch die Leichtgläubigkeit der Bauern bezahlen zu lassen, im Keime erstickt, oder als eine patentirte Verbesserung des von Herrn v. Cavour erfundenen Systems der Kriegführung gegen Oesterreich in Scene gesetzt werden wird.

Bei dem etwas langsamen Gange der englischen Ziviljustiz dürfte übrigens bis zur Entscheidung des obigen Rechtsstreites einige Zeit ins Land gehen und bis dahin bleiben jene 100 Millionen Gulden Kossuthnoten unter gerichtlichem Verschlusse in sicherem Gewahrsam; ein Vortheil, der durch die Anstrengung des Prozesses erreicht würde, selbst wenn möglicherweise das Verdikt schließlich zu Gunsten des Beklagten ausfallen sollte. Wir hoffen indeß, daß auch für diesen Fall die geeigneten Maßregeln gehörigen Orts getroffen werden, damit der Zweck der ganzen Operation vereitelt und ihrem Urheber die Möglichkeit benommen werde, seine Landsleute durch die Wiederholung eines Vorganges ins Unglück zu stürzen, welcher vor zwölf Jahren so viele Familien finanziell zu Grunde gerichtet und außerdem ihre einzelnen Angehörigen den empfindlichsten strafrechtlichen Folgen Preis gegeben hat.

Wie man übrigens von unterrichteter Seite erfährt,

hätte die erwähnte Banknotenaffaire auch ohne das Einschreiten der österreichischen Regierung und zwar aus einem ganz anderen Anlasse zu einem Rechtsstreit geführt. Da nämlich der Besteller der Noten vergessen hatte, dem Drucker den Restbetrag seiner Rechnung, wenn man nicht irrt von 10,000 Pfd. St. zu bezahlen, so war dieser eben im Begriff, eine Klage deßhalb bei den englischen Gerichten anhängig zu machen, was jedoch wegen inzwischen geleisteter Zahlung unterblieb.

So bewährte sich hier neuerdings das Sprüchwort, daß zwischen zwei Streitenden der Dritte gewinnt, indem bei dieser Gelegenheit die HH. Day und Sons, schneller als sie gehofft, zu ihrem Gelde kamen.

Mannigfaltigkeiten.

Das amerikanische Fort Sumpter, das bei dem Kampfe zwischen dem Süden und dem Norden der Vereinigten Staaten Nordamerikas eine Rolle zu spielen haben wird, ist nach General Scott das stärkste Festungswerk nicht bloß Amerikas, sondern der Welt. Auf einer künstlichen Insel gelegen, erhebt es sich als ein gewaltiges Fünfeck fast direkt aus der See. Die Mauern sind 50 Fuß hoch und 10 Fuß dick, für drei über einander liegende Geschützreihen eingerichtet und mit bombenfesten Kasematten versehen. Das untere Stockwerk ist für 42pfündige Pairhans, das zweite für 8- und 10zöllige Kolumbiaden, das oberste für Mörser und 24-Pfünder bestimmt. Das Fort beherrscht vollkommen die Stadt Charleston, welche von zwei Flüssen begränzt ist, die in ihrer Vereinigung und Erweiterung die Bucht von Charleston bilden. In dieser Bucht liegen zwei Forts, welche die Caroliner besetzt haben; Fort Sumpter ist in der Hand des Unionsmajors Andersen. Weit genug von den Ufern entfernt, kann Sumpter von den Landbatterien nicht erreicht werden, während Stadt und Kanäle in seinem Bereiche liegen. Major Andersen hatte von dem Präsidenten Buchanan den Befehl erhalten, „sich defensiv auf dem Fort Moultrie zu verhalten", verließ aber eigenmächtig das minder wichtige Fort, um Sumpter für die Union zu retten.

Man schreibt aus Wien, 10. März: Für das Haus der Abgeordneten hat sich kein passendes Lokal gefunden, da die Börse ihren Saal nicht räumen wollte. Man sah sich daher bemüßigt, einen provisorischen Neubau aufzuführen. Derselbe kommt auf das Glacis vor dem Schottenthor zu stehen, und wird einen großen Sitzungssaal, 16 Klafter lang und 9 Klafter breit, nebst Bureaux und Konversationssälen enthalten. Der Bau beginnt morgen, und wird am 25. April vollendet seyn. Unsere Zimmermeister und Bauhandwerker werden Gelegenheit haben, von der Schnelligkeit und Tüchtigkeit ihrer Leistungen eine Probe abzulegen. Das Herrenhaus soll im großen ständischen Saale tagen. Doch auch da ergeben sich Schwierigkeiten, um die Oeffentlichkeit der Sitzungen, auf welche gerade in diesem Haus ein besonderes Gewicht gelegt wird, möglich zu machen.

Ein deutscher Kaufmann in London, Herr Heinrich Wilhelm Göschen, der schon 46 Jahre in England lebt, hat dem königl. sächsischen Ministerium des Kultus in Dresden ein Kapital von 15,000 Thlrn. übergeben, von dessen Zinsen die vorzüglichsten Schüler des Gymnasiums zu Grimma Stipendien erhalten sollen. Das Stipendium, 200 Thlr. auf 3 Jahre, sollen die vorzüglichsten Schüler ohne Rücksicht auf Vermögen oder Geburt bei ihrem Abgange auf die Universität erhalten. Da der hochherzige Stifter Aufmunterung zur Wissenschaft bezweckt, so will er auch den reichsten und hochgeborenen von der Auszeichnung und Belohnung, die das Stipendium gibt, nicht ausgeschlossen wissen. Ehre diesem hochherzigen deutschen Manne!

In Wien haben mehrere vornehme Damen der Königin von Neapel ebenfalls eine Ovation zugedacht. Dieselbe wird in einem silbernen Monumente bestehen, dessen Sockel ein Festungswerk darstellt. Auf demselben hebt sich ein Cherub mit dem Flammenschwert empor, zu den Füßen des Engels liegt ein Löwe. Scenen aus dem heldenmüthigen und aufopferndhumanen Wirken der königlichen Frau und ein Denkvers von Friedrich Halm schmücken die Basreliefs.

Nach dem „Journal du Havre" besteht die neue Flagge der amerikanischen Südstaaten aus 13 horizontalen Streifen mit den abwechselnden Farben blau, weiß und roth. Anfänglich sollte ein Pelikan auf dieser gestreiften Fahne figuriren, aber da dieses Thier häßlich, schmutzig und feig ist, so hat die Louisianer Konvention dieses Symbol verworfen, und einzig obige Farben adoptirt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 66 Sonntag, 17. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Der Himmel — fuhr der Vater fort — war uns günstiger als die Menschen, nach einer kurzen und glücklichen Fahrt kamen wir in Philadelphia an. Einem treuen Freunde, den ich mir in der Zeit meines Aufenthaltes in A*. erworben, hatte ich die Regulirung meines Vermögens übergeben, er hat sich als ein Ehrenmann in der Sache benommen. In Philadelhia führten wir ein eben so ruhiges und eingezogenes Leben als früher in A*., und nur das Eine bekümmerte uns, daß wir hier nicht so für Deine geistige Ausbildung Sorge tragen konnten, wie uns das in Europa möglich gewesen wäre. Die Sorge für Dein Wohl bestimmte uns endlich, Dich unter Aufsicht eines alten, treuerprobten Dieners, John Watkins, nach Europa zu senden. Mein Freund in A*. wurde angewiesen, Dich mit allen Bedürfnissen für meine Rechnung auf das Reichlichste zu unterstützen. Von Deiner Herkunft war er nicht unterrichtet, meine Gattin kannte er nur als die Tochter eines deutschen Edelmanns.

Von Deinen Fortschritten erhielten wir von Zeit zu Zeit durch unseren Freund die günstigsten Nachrichten, wir hörten von der glücklichen Beendigung Deiner Studien, hörten, wie Du, veranlaßt durch einen mächtigen Gönner, nach dem Vaterlande Deiner Mutter gegangen seyst, und nun hatte diese keine Ruhe mehr, sie trieb mich an, nach Deutschland zu reisen und Dich zu holen. Ihre Wünsche waren die Meinigen, ich reiste ab. Ich ging nach A*., mein Freund war vor einigen Wochen gestorben. Nun eilte ich hierher, ich fand Dich gestern ganz zufällig gleich nach meiner Ankunft im Gasthofe zum Stern.

Mit Recht sehe ich Dich erstaunt, mein Sohn, so plötzlich und unerwartet Aeltern und Vaterland zu finden, so wisse denn, daß wir unserem Freunde aufgetragen hatten, um Dich durch gar nichts von Deinen Studien abzuziehen, über Deine Herkunft gänzlich gegen Dich zu schweigen, auch John Watkins hatte denselben Auftrag. Ich bin jetzt hier — und vereinige meine Wünsche mit den heißen Bitten Deiner Mutter, sobald als möglich mit mir nach Amerika zurückzukehren. —

* * *

Hier schloß mein Vater seine Erzählung, die mich auf das Lebhafteste ergriffen hatte. Bewegt umarmte er mich und bat, meine Aussichten und Pläne aufzugeben, und einem Lande nicht verpflichtet zu werden, das meine Aeltern unbarmherzig von sich gestoßen habe. Ich war von Allem dem, was ich gehört hatte, zu sehr gerührt, als daß ich einen Augenblick hätte anstehen können, ihm die Befriedigung seines Wunsches zuzusagen. Mein Vater wünschte noch wenige Tage hier zu bleiben, um alle die Plätze, die aus seinen Jugendjahren ihm noch heilig waren, zu besuchen, und während er diesen Zweck verfolgte, traf ich alle Anstalten, um baldmöglichst ohne großes Aufsehen die Reise nach Amerika antreten zu können.

Ich hatte eben einige Briefe geschrieben und war mit dem Zusiegeln derselben beschäftigt, als mein Bedienter, der meinen Vater auf einem Spaziergange begleitet hatte, hereintrat, und mit Angst und Schrecken mir ungefähr Folgendes berichtete: Der alte Herr (so nannte er meinen Vater, der ihm nicht bekannt war) sey in den Schloßgarten gegangen. Hier habe er sich ganz dem Nachdenken überlassen, habe oft geseufzt und nicht auf das geachtet, was außer ihm vorgegangen sey. Durch eine Seitenallee sey ein bejahrter, stattlicher Herr gekommen, Beide wären zusammengerennt, hätten sich höflich entschuldigt und dann näher ins Auge gefaßt. Da habe der alte Herr plötzlich ausgerufen: Ha! Herr von W*.? Dieser aber habe gleich darauf erwidert: Fürstenräuber! finde ich Dich hier? und darauf habe er nach Hülfe geschrieen und den alten Herrn nicht mehr von sich gelassen. Kaum habe Letzterer noch so viel Zeit gehabt, ihm zuzuflüstern, daß er mir sagen solle, ich möchte mich ruhig verhalten und durchaus nicht verrathen, daß wir uns kennten.

In welch ein peinliche Unruhe versetzte mich dieser Zufall. Ein Herr von W*. war dirigirender Staatsminister, es blieb außer allen Zweifel gesetzt, daß dieser derselbe sey, der früher meinen Vater mit so beispielloser Wuth verfolgt hatte. Was war für den unglücklichen alten Mann unter diesen Umständen zu er-

warten, zumal da der Fürst auf einer Reise ins Ausland begriffen war.

Unterdessen war es dem Minister von W*. zu Ohren gekommen, daß sein Arrestant sich bei mir aufgehalten habe, und ich ward zu seiner Exzellenz beschieden. Ueberzeugt, daß ich das gleiche Loos mit meinem Vater theilen müsse, wenn ich mich nannte, und mir dann jedes Mittel abgeschnitten würde, dem Unglücklichen zu helfen, sagte ich aus, daß mir der Gefangene von einem Freunde empfohlen sey, und ich ihm, Höflichkeits halber, meine Wohnung angeboten, die er auch ohne Weigerung angenommen habe. Der Minister schien mit dieser Antwort zufrieden und entließ mich. Unter der Maske der Freundschaft, deren ich ich gegen den Gefangenen mich bedient hatte, fing ich nun an, den Minister anzugehen, denselben frei zu geben, oder doch wenigstens eine Untersuchung einzuleiten, aus welcher denn baldigst erhellen werde, in wiefern der Verhaftete als schuldig anzusehen sey. Als Ursache meiner Verwendung gab ich an, daß die Rechte der Gastfreundschaft mir geboten, so für den Mann zu handeln, der meinem Schutze anvertraut worden sey. Auf alle meine Anfragen erhielt ich keinen Bescheid. Ich verdoppelte und verdreifachte meine Anforderungen, da wurde mir endlich ein Reskript des Ministeriums überbracht, zitternd öffnete ich es, der Bescheid war kurz:

„Der auf Allerhöchsten Befehl arretirte von E* ist in der letztverwichenen Nacht im Gefängnisse gestorben."

Die hellen Thränen stürzten aus meinen Augen, ich hatte einen Vater verloren, den ich kaum gefunden hatte, ich stand nun wieder verwaist da? Verwaist? Nein! noch lebte mir ja eine Mutter, auf denn, hin zu ihr! Was sollte ich in einem Lande, wo jetzt an jeden meiner Schritte eine traurige Erinnerung sich knüpfte. Meine Sachen waren bald geordnet, und mit einer unendlichen Sehnsucht in der Brust flog ich auf einem pfeilschnellen Schiffe der Küste von Nordamerika zu.

In Philadelphia angelangt, war mein erstes Geschäft, meine Mutter aufzusuchen; leicht war ihre Wohnung aufgefunden, sie saß nachdenkend in einer Laube ihres kleinen Gartens. Ich stand vor ihr, sie wurde mich nicht gewahr, mit inniger, herzlicher Rührung betrachtete ich sie. Ja, sie war es, die hohe königliche Frau, die Fürstentochter, die einst ein ganzes Reich in Entzücken versetzt hatte. Gram und Alter hatten ihre Reize vernichtet, aber ihr hoher Geist beherrschte gebietend ihren Körper. Jetzt sah sie auf und erblickte mich, sie wollte aufstehen; ihren Siegelring, den ich am Tage vor der Gefangennehmung meines Vaters von demselben zum Geschenk erhalten hatte, trug ich an meiner Rechten. Diesen hielt ich ihr jetzt entgegen, eine plötzliche, frohe Ahnung durchzuckte sie, sie sah mich fragend an. „Mutter!" rief ich aus, zitternd breitete sie mir ihre Arme entgegen, mit Thränen der Freude und des Schmerzes stürzte ich zu ihren Füßen.

Heftig ergreifend war die Freude der ehrwürdigen Mutter, ich war besorgt für sie und machte mir Vorwürfe über meine Raschheit. Doch allmächtig ist die Freude, sie gießt Lebensbalsam in den zerrütteten Körper. Neu verjüngt wurde die gute Mutter in meiner Nähe, und der Ausrufungen der Freude und der ungeheucheltsten Liebe waren kein Ende. Aber plötzlich war es, als ob ein quälender Gedanke sie ergriff, krampfhaft faßte sie meine Hand und fragte zögernd, als ahnte es ihr, etwas Schreckliches zu hören, nach dem Vater. Verlegen wich ich aus. Aber sie ließ nicht von mir ab, sie zwang mich fast, ihr Alles zu gestehen; mit möglichster Schonung berichtete ich ihr des Vaters Tod. Mit mehr Fassung, als ich geglaubt hatte, hörte sie den Bericht, ihre große Seele unterlag nicht in diesem Sturme. Als sie allmählich ganz zu sich selbst gekommen war, forderte sie mich auf, ihr alle Umstände von dem Anfange unserer Bekanntschaft an bis zu dem Tode des Vaters zu erzählen. Mit Thränen in den Augen erfüllte ich diese traurige Pflicht. Als ich geendet hatte, brach meine Mutter in laute Klagen aus: Er ist nicht mehr, sagte sie, und Du und ich stehen verwaist da; von W*. dieser schreckliche Bösewicht, hat ihn seiner Rache geopfert, er ist gefallen wider alle Gesetze und alles Recht! Ich hätte mich getröstet, fuhr sie nach einer Pause fort, wäre er in einem freien und offenen Kampfe gefallen, oder von den Wellen des Meeres verschlungen worden, aber so, o, es ist schrecklich! — Sie wurde zusehends schwächer und brach in ein lautes Schluchzen aus, und mit zärtlicher Besorgniß geleitete ich sie in das Haus. Sie war heftig angegriffen und bedurfte der Ruhe. Ich übergab sie der Sorge ihrer treuen Dienerin mit dem Bedeuten, mich alsbald zu rufen, sobald sich irgend etwas ereignen würde, ich selbst ging nicht zu Bette.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Krieg in Indien 1858.

Die Einnahme von Lucknow.

Bei Gelegenheit der wohlfeilen Phrasen, welche englische Zeitungen und Politiker in jüngster Zeit über Achtung der Nationalitäten und über die Anmaßungen der Deutschen in Bezug auf andere Völker machten, hat man in Deutschland sich des eben erst beendigten Krieges der Engländer in Indien erinnert. Dieß veranlaßt uns, nachstehende Schilderungen aus Russell's „Diary," zunächst über die Einnahme von Lucknow mitzutheilen:

„Die Vorbereitungen zum Angriff waren gemacht.

Ein von Lieutenant Stewart gezogener Telegraphendraht setzte die beiden Theile des Belagerungsheeres in Verbindung, und die vollkommene Uebereinstimmung ihrer Operationen war also gesichert. Sir Colin Campbell und Sir James Outram sollten an diesem Tage (9. März) zu gleicher Zeit den Feind vorwärts drängen. Die über die Gumti zurückgeworfene Kolonne wurde bald erschüttert und marschirte, hinter ihrer Artillerie herziehend, auf Lucknow los über die von ihren Kugeln zerrissene Ebene. Die feindlichen Kanonen antworteten nur schwach, und nach und nach von einer Stellung zur andern getrieben, zogen sie sich in der Richtung auf die zwei Brücken. Uebrigens verhüllte eine ungeheure Staubwolke die Kämpfenden, und von der Höhe der Dilkuscha merkte man das Vordringen von Sir James Outram nur am Gewehrfeuer und dem Kanoniren, welches vom Echo in einer immer der Stadt näheren Richtung gebracht wurde. Von Zeit zu Zeit kam eine Botschaft mit der Kunde, daß der Marsch von dieser Seite ununterbrochen vorwärts gehe, ohne allzu ernsten Widerstand zu finden. Der Feind, durch das Geschütz aus allen seinen Schlupfwinkeln vertrieben, zog sich gegen Badschahbagh hin zurück, jenen Palast, welcher auf der anderen Seite des Gumti fast der Stadt gegenüber liegt; er schien indessen zuvor einen anderen Palast vertheidigen zu wollen, der unmittelbar am Flusse liegt, den Tschuckerwallah-Kothin.

Zur selben Zeit, wo diese Nachrichten ins Lager der Dilkuscha kamen, ging dort der ohne viel Geräusch gegebene Befehl um, die Soldaten genau um Mittag essen zu lassen. Man weiß, was im Felde eine derartige Maßregel ahnen läßt.

Die Offiziere, welche abermals nur halb und halb merkten, bestürmten den theilnahmslosen Korrespondenten der Times, den man mit mehr als einem Geheimniß näher betraut wußte, um die Wette mit Fragen. In der That war es festgesetzt, daß man um zwei Uhr La Martinière (eine nach einem Franzosen benannte Oertlichkeit) angreifen würde. Das verdarb ihm das Schauspiel und es war fast, als ob er die Schärfe der Befehle, die allzu methodischen Kombinationen der zivilisirten Kriegskunst, bedauern sollte. In dem beabsichtigten Angriff war nichts unvorhergesehen, nichts dem Zufall überlassen. In ebenso klaren, so frostigen Ausdrücken, wie ein geometrischer Beweis, wies General Mansfield Jedem seinen Posten, seine Rolle an, und Jeder war diesen Weisungen des Generalstabs einen mechanischen Gehorsam schuldig. Vermittelst strenger Befolgung der empfangenen Befehle sollte die Position des Feindes in einer gegebenen Zeit von A und B genommen werden; ein Verfahren, wunderbar durch Genauigkeit und Bestimmtheit, welches auf Schonung von Menschen hinauslief, aber der Neugier und Gemüthsbewegung des Zuschauers wenig Raum gibt.

Zur Rechten und Linken der Dilkuscha verdoppelten zwei Batterien, von denen eine von William Peel befehligt war, ihr Feuer gegen La Martinière; sie spieen einen Hagel von Granaten, Kugeln und Rakeln hin. Die Brüstungen bekamen Breschen, die Mauern stürzten ein, die Statuen von Gyps sprangen in Splittern umher. Trotzdem hielt sich Pandy (d. i. die Sepoys) gut. Weiße Turbane und schwarze Gesichter wimmelten noch in diesem einstürzenden Palaste. Am bedeckten Orte und in der Ferne hält Pandy das Feuer mit ziemlicher Standhaftigkeit aus.

Indessen schlägt es zwei Uhr: mit der Minute, mitten unter dem Krachen der Kanonade hört man von Hof zu Hofe das Signal gehen: Vorwärts! Hinter dem Schlosse, das sie bisher deckte, zusammengehäuft, setzen sich die Angriffs-Kolonnen in Marsch. Sie haben Befehl, nicht zu schießen; die Stellung soll mit dem Bajonnet genommen werden. Kaum haben sich die ersten Glieder der Hochländer gezeigt, so verstummt die Artillerie auf einmal.

Das genügt für den Feind, um zu verstehen, um was es sich handelt. Oben von den Terrassen sieht man die Sepoys von allen Seiten in Zickzacks der Laufgräben entfliehen und um die Wette ihre Schießgräben verlassen; man sieht sie sich um alle Ausgänge drängen und sich von allen Seiten nach La Martinière stürzen. Nur Wenige denken daran, während dieses Rückzuges Feuer zu geben. Die Hochländer entfalten sich; die Sikhs werfen sich in Durcheinander auf die Seiten der von den Hochländern gebildeten Linie. Alle gerathen bald ins Laufen, Jeder will der Erste am Feinde seyn. Dieser rasche Ansturm bringt sie bald aus dem Seitenfeuer, welches ihnen, wie sie ins Freie gekommen, die ganze auf der Linie des alten Kanals schräg aufgefahrene Artillerie zusendet. Die ihnen zugedachten Kugeln treffen voll auf die Bahrenträger, welche hinterher ziehen, um die Verwundeten aufzunehmen. Die armen Kulis fallen hier und da, unbekannte Opfer, denen Niemand selbst einen Blick zuwendet. Zur Rache dafür ist Sir Colin ernstlich erbittert gegen einen „Schafskopf," der sein Regiment unter dem Feuer und geschlossen, wie zur Parade führt .... „Schnell hin! Man sage ihm, er soll seine Leute zerstreuen .... Kann man solche Dummheiten begehen? .... Wenn es sich darum handelt, das angelsächsische Blut zu schonen, ist der Obergeneral unerbittlich. Er kann sich übrigens zufrieden geben. Angekommen an den Laufgräben, welche die Sepoys eben räumen, werfen sich die Hochländer und die Sikhs wetteifernd hinein und gewinnen so, vor Kugeln geschützt, die Mauern von La Martinière. Man sieht bald die Sepoys sich über die Stufen des Palastes stürzen und durch die langen Gänge fliehen.

(Fortsetzung folgt)

Die goldene Rose in Rom.

Der vierte Sonntag der Fastenzeit heißt in der Kirchensprache der Sonntag „Lätare", weil dieses Wort den Anfang der Messe des genannten Tages gebildet. An diesem Tage weiht der Papst im vollen Pontifikal-Ornate eine kunstreich aus Gold gearbeitete, mit Edelsteinen besetzte Rose. Der Ursprung dieser Zeremonie ist folgender: An dem Sonntage, welcher in die Oktave der Himmelfahrt Christi fällt, predigten ehedem die Päpste zu Rom in der sogenannten Rotunda (St. Maria und Märtyrer) über die Ankunft des heiligen Geistes. Zur Bezeichnung dieser Ankunft warf man unter der Predigt von der Höhe des Tempels blühende Rosen herab. Von jeher liebte man es, aus dem Bereiche der Blumen Sinnbilder zu wählen. Ein geheimnißvoller Zug zieht den Menschen zum Stillleben der Pflanzen hin. Die Rose, die mitten aus Dornen heraus ihre Blüthe entfaltet, ist nicht nur ein Bild der Freude, sondern eben so sinnig ein Bild eines reinen, glühend frommen Sinnes und Lebens, die mitten aus den Dornen der Welt sich entwickeln. Während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon erlosch die Station ad St. Mariam ad Martyres, seitdem heißt der Sonntag „Lätare" oder „Rosensonntag", an dem der Papst die goldene Rose weiht. Hat er sie mit Balsam gesalbt, mit Moschusstaub bestreut und mit Weihrauch geräuchert, so wird sie auf den Altar niedergelegt, wo sie während der Messe ausgesetzt bleibt. Als dankbare Anerkennung der Ehrfurcht und Liebe, welche der Präfekt von Rom dem Papste widmete, erhielt er in frühern Zeiten diese gesegnete Rose; gegenwärtig übersendet sie der Papst gewöhnlich einem katholischen um die Kirche verdienten Regentenhause oder einem in Rom während der Rosenweihe anwesenden Souverän. Wer wird sie in diesem Jahre erhalten? Wer sie nicht erhalten wird, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen: weder der älteste Sohn der Kirche, der Kaiser der Franzosen*), noch der neu gewählte König von Italien. Wir dürfen uns kaum irren, wenn wir annehmen, daß dießmal die geweihte Rose Franz II. aus Neapel zu Theil werden wird.

Mannigfaltigkeiten.

Die in Nro. 62 dieser Blätter enthaltene Angabe: „Viktor Emanuel sey durch den Grafen Berthold ein Nachkomme Wittekinds von Sachsen", hat sich, wie so manche andere historische Ausschmückung, von einem Geschichtswerke ins andere fortgepflanzt, weil sehr wenige Geschichtsschreiber gründlichem Quellenstudium obliegen. Die älteste historische Urkunde über Savoyen ist „die alte Chronik" von 1380; diese hat allen späteren Schriftstellern als Quelle gedient und aus ihr ist jene Fabel von Berthold dem Sachsen entnommen. Erster Graf von Savoyen war aber Humbert mit weißen Händen (gest. 1048), ein Nachkomme des Königs Boso, welcher letztere nach Ludwigs des Stammlers Tod das Reich Arelate gegründet hatte. Guichenon, Hauptschriftsteller über Savoyen, nimmt zwar auch Berthold als Stammvater der Grafen von Savoyen an, aber in einem Exemplare seines Werkes (von 1661) findet sich neben der Angabe über die Abstammung des Hauses Savoyen aus der Provence folgende Note von der Hand des berühmten Genealogen Hozier, Zeitgenosse und Freund Guichenons: „Dieß (die Abstammung von Boso) ist die ächte, durch Urkunden, die ich selbst gesehen habe und die sich in den Sammlungen von St. Chastre und St. Maurice de Vienne befinden, außer Zweifel gesetzte Abstammung aus Sachsen, die keinen Schein von Grund für sich hat, obwohl das Haus Savoyen darum so sehr darauf festhält, weil es gern auf den Kaiserthron erhoben seyn möchte, und diese Hoffnung künftiger Größe nur auf die sächsische Abstammung gründen kann. Guichenon selbst hielt jenen Ursprung für den wahren, allein er wagte nicht, es in seinem Werke auszusprechen, weil das Haus Savoyen hartnäckig auf der Grille bestand, von Berthold dem Sachsen abzustammen." Die Geschichte Savoyens lehrt, daß alle Regenten es verstanden haben, ihr Haus ganz sachte zu Mehrerem und Größerem zu führen, aber der Ré galantuomo übertrifft sie doch alle im großartigen Zugreifen.

In Finkenbach (Pfalz) wurde am 8. März ein 52jähriger Mann beerdigt, der wegen seines fast wunderbaren Gedächtnisses öffentliche Erwähnung verdient. Obwohl er wegen Uebelsichtigkeit nie lesen gelernt hatte, hatte er doch durch bloßes Vorlesenhören fast das ganze neue Testament auswendig gelernt, so daß er sogleich Kapitel und Vers eines jeden Bibelspruchs anzugeben wußte; daneben hatte er noch eine große Anzahl hebräischer und deutscher Psalmen, so wie geistlicher Lieder jeden Augenblick zur Verfügung. Und diese Last war ihm in seinem vereinsamten Leben die höchste Lust.

Auflösung der Homonyme in Nro. 63:
Winde.

*) Wenn man nicht irrt, so wurde die Rose gewöhnlich der Gemahlin eines katholischen Fürsten verliehen und ist die Kaiserin Eugenie bereits im Besitz derselben aus einem früheren Jahre.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 67 Dienstag, 19. März 1861.

Der Siegelring.

(Fortsetzung.)

Den Morgen früh machte ich einen Gang in den Garten, um meinen von der Nachtwache angegriffenen Körper etwas zu stärken. Zu meiner nicht geringen Verwunderung kam meine Mutter, von ihrer Dienerin geleitet, gleich darauf ins Freie. Besorgt ging ich ihr entgegen.

Befürchte nichts, mein Sohn, sagte sie, ich bin nicht so schwach, als Du wohl glaubst. — Sie nahm meinen Arm und entfernte die Dienerin. — William! rief sie mir zu, Dein Vater ist nicht todt, so sehr kann sich ein Staatsdiener nicht gegen die Gesetze vergessen, wenn er nicht zu einem gemeinen Meuchelmörder herabsinken will. Mein Gatte lebt noch, und v. W*. lauert auf eine günstige Gelegenheit, den Fürsten bei seiner Zurückkunft zu einem übereilten Urtheilsspruche zu bewegen. Auf denn! wir eilen nach Deutschland, ein Wunder kann ihn noch bis jetzt erhalten haben. Der Herr ist in dem Schwachen mächtig. Ich will zum Fürsten, die fürstliche Schwester fleht ihren Bruder um Recht und Gerechtigkeit gegen einen Subalternen an.

Keine Bitten, keine Zuredungen halfen, meine Mutter war von ihrem Entschlusse nicht abzubringen, und ehe acht Tage vergingen, trugen uns die schaukelnden Wogen nach Deutschland. Wir kamen nach fünf Wochen in A*. an, kaum gelandet, trugen uns Kurierpferde nach der Residenz D*. Dort angekommen, erfuhren wir, daß der Fürst sich auf seinem Jagdschlosse H*. befinde. Unverzüglich reisten wir dahin. Der Fürst war eben auf der Jagd, als wir daselbst ankamen. Meine Mutter war nicht zu bewegen, auch nur auf kurze Zeit der Ruhe zu pflegen und einen gelegenen Zeitpunkt abzuwarten, den Fürsten sprechen zu können. Dort, wo sie sonst befehlend einherschritt, die Allgepriesene, Allbewunderte, dort stand sie jetzt demüthig, an der Schwelle die Ankunft des Fürsten erwartend. Dieser kam. Die Mutter hatte sich auf mich gestützt und näherte sich dem Fürsten. Dieser stand still und fragte: Was wollen Sie Madame?

Da brachen die Kräfte der so Tiefgebeugten, sie sank in einer tiefen Ohnmacht zu den Füßen des Fürsten. Dieser trat überrascht einen Schritt zurück und sah fragend auf mich. Ich war zu sehr mit meiner Mutter beschäftigt, als daß ich mich jetzt mit dem Fürsten in ein Gespräch hätte einlassen können. Statt aller Antwort riß ich den Handschuh von meiner rechten Hand und hielt ihm den Siegelring entgegen. Heftig erschüttert, eilte der Fürst ins Schloß. Kurz darauf kam der Kammerdiener des Fürsten mit zwei Damen, trug diesen auf, die fremde Dame mit sich zu nehmen, und sie mit der höchsten Achtung zu behandeln, auch ihr alle Hülfe zu leisten, die in ihrem Zustande nöthig wäre. Mir befahl er gleichfalls im Namen des Fürsten, ein Zimmer im Schlosse zu beziehen, wo ich Alles empfangen sollte, was ich brauche. Ich folgte dem Befehle auf der Stelle. Von meiner Mutter wurde ich getrennt, übrigens ward ich mit zuvorkommender Achtung behandelt.

Den andern Tag wurde ich zum Fürsten berufen. So wie ich in sein Kabinet trat, kam er hastig auf mich zu und fragte, wie ich zu dem Ringe käme? Der entscheidende Augenblick war da, ich stand vor dem Manne, der uns mit einem Worte erheben und vernichten konnte. Bauend auf sein sanftes, weichherziges Gemüth, erzählte ich ihm Alles, ich nannte mich als seinen Neffen, die unglückliche Mutter als seine Schwester, er erfuhr die Geschichte meiner Eltern von dem Augenblicke ihrer Flucht bis auf diesen Augenblick. Als ich an den Tod meines Vaters kam, rief der Fürst heftig aus: Und von Allem dem weiß ich nichts?

Ich machte den Fürsten auf den Verdacht aufmerksam, den meine Mutter geäußert hatte.

In diesem Augenblicke ward der Minister von W*. gemeldet, welcher sich eines äußerst wichtigen Geschäftes wegen aus der Residenz hierher verfügte. Der Fürst befahl mir, hinter einen Schirm zu treten und mich ruhig zu verhalten; es geschah. Der Minister trat ein. In welchem Staatsgefängnisse, donnerte ihm der Fürst entgegen, haben Sie den Herrn von E*. verborgen?

Einer solchen überraschenden Anrede war der schlaue Höfling nicht gewärtig gewesen. Er zitterte heftig und konnte keine Sylbe hervorbringen, doch wußte der Fürst ihm bald Rede abzugewinnen. Jetzt kam Alles ans Licht, in ein unterirdisches Gewölbe hatte er den Unglücklichen gesperrt, immer noch vergebens hoffend, von ihm das Geständniß zu erpressen, wo seine Gat-

tin sich aufhalte, und welchen Namen sie führe. Was den Herrn von W*. bewog, so zu handeln, das sollte ich später erfahren.

Von W*. hatte geendet, der Fürst befahl ihm, augenblicklich nach der Residenz zurückzukehren, meinen unglücklichen Vater aus dem Gefängnisse zu befreien und in seinem eigenen Wagen hierher zu führen. Der erschreckte Staatsminister gehorchte und fuhr ab.

Noch an demselben Morgen hatte der Fürst eine Zusammenkunft mit meiner Mutter. Es war eine furchtbar ergreifende Scene, die ich um Alles in der Welt nicht noch einmal durchleben möchte. Der Fürst machte ihr keine Vorwürfe, auch der Zukunft wurde nicht erwähnt. Nach einer Stunde entließ uns der Fürst und arbeitete den ganzen Tag ununterbrochen in seinem Kabinette; er ließ sich von Keinem stören.

Der Minister kam mit meinem Vater gefahren. Zu welch einem Bilde des äußersten Mitleidens war der Mann herabgesunken, wie hatte die Grausamkeit seines Peinigers, wie hatte die Kerkerluft seinen festen Körper untergraben! Der Fürst ließ ihn augenblicklich vor, der Minister mußte ihn introduziren. Wie herzergreifend war die so sorgsam vorbereitete Zusammenkunft meiner beiden Aeltern, ich war auf das Zärtlichste für sie besorgt. Der Minister wurde von dem Fürsten auf der Stelle seines Dienstes entlassen und auf eines seiner entferntesten Güter gewiesen. In der Residenz hieß es, Herr von W*. habe Kränklichkeit halber um seinen Abschied gebeten und denselben erhalten.

Nach und nach theilte uns der Fürst seine Plane mit. Meine Aeltern sollten ein fünf Meilen von dem Jagdschlosse entferntes Rittergut beziehen, welches er ihnen als freies Eigenthum überlassen wollte, ich aber sollte ihm in die Residenz folgen und eine ehrenvolle Anstellung erhalten. Beides geschah. Meine Aeltern lebten glücklich in ländlicher Ruhe und Zurückgezogenheit, ich deßgleichen in den ersten Zirkeln der Residenz, die mir mit der größten Zuvorkommenheit geöffnet wurden, als man sah, wie besonders gnädig der Fürst mir sey. Auf Anrathen desselben ward ich, um jeder unangenehmen Rückerinnerung vorzubeugen, überall als ein Herr von B*. eingeführt. — Glückliche Tage, die über uns aufgegangen waren, jedes Leid, jeder Kummer war vergessen, doch:

mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

* * *

Ich kehre für einen Augenblick in die Vergangenheit zurück. Der junge Prinz, für den damals sein, dem unsrigen benachbarter, Hof um die Hand der Prinzessin Luise angehalten hatte, fühlte sich durch die ihm gewordene abschlägige Antwort beleidigt und niedergeschlagen, beleidigt, weil er durch die verneinende Antwort unseres Hofes sich seiner Ehre gekränkt glaubte, niedergeschlagen aber, weil er die Prinzessin, die er früher an dem Hofe ihrer Tante kennen gelernt hatte, wahrhaft liebte. Der Gesandte war kaum mit dem Beschlusse unseres Hofes wieder abgereist und hatte seinem Herrn die schmerzliche Nachricht gebracht, als dieser, getrieben von Liebe, Erbitterung und Sehnsucht, sich aufmachte und zu uns an den Hof kam. Seine erste Zusammenkunft mit unserem damals noch jungen Fürsten war schrecklich, doch bald besänftigten sich die erbitterten Gemüther, und unter dem tiefsten Siegel des Geheimnisses vertraute der Fürst dem getäuschten Prinzen die jüngsten Ereignisse des Hofes. Beide erlauchte Personen schieden als Freunde, und noch ehe ein Jahr verging, vermählte sich unser Fürst mit einer Prinzessin jenes Hauses.

Drei Jahre dauerte diese Ehe, dann starb die Fürstin im zweiten Wochenbette. Der Fürst vermählte sich nicht wieder. Um die Erziehung seiner Kinder, des Prinzen Ferdinand und der Prinzessin Sophie, kümmerte er sich wenig, sie waren ihren Lehrern überlassen und trieben so ziemlich Alles, wozu sie eben Lust und Neigung fühlten. In dieser Zeit kam der damalige Kammerherr von W*. durch seine angelegten Intriguen, die ihm beispiellos gut geglückt waren, wieder an den Hof zurück. Dieser schlaue, weltkluge Hofmann wußte sich mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit in die Lage der Dinge zu schicken, es gelang ihm, durch die möglichst fein ausgeführten Pläne, durch die berechnetste Wahrscheinlichkeit, als hätten diese sich zufällig ereignet, sich das unumschränkte Vertrauen des Fürsten zu erwerben. Nicht lange darauf sah man den Mann, der früher noch in einer zweideutigen Verbannung vom Hofe lebte, von dem Fürsten mit Ehren überhäuft, zu der höchsten Staatswürde dringen und zum Erzieher des künftigen Thronerben ernannt.

(Schluß folgt.)

Der englische Krieg in Indien 1858.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später wendet sich der Obergeneral zu dem Korrespondenten der Times. „Hören Sie, Herr Russell, ich mache Sie interimistisch zu meinem Adjutanten .... Nehmen Sie dieses Fernrohr .... Sie haben bessere Augen, als ich .... Unter jenen Bäumen, rechts von La Martinière, was sind das für Leute, die ich kaum erkennen kann? .... Es waren die Hochländer und die Sikhs, die sich in der feindlichen Umhegung befanden, wo sie mitten im heftigsten Gewehrfeuer reißende Fortschritte machten. „Gut," sagte Sir Colin ruhig, „das ist der Zeitpunkt, um nach La

Martiniere zu gehen." Man bringt die Pferde, der Generalstab reitet weg, um Besitz von der neuen Eroberung zu nehmen. Einige Kugeln flogen sausend ganz nahe bei diesen kühnen Reitern vorbei, aber trafen keinen von ihnen, und bald nahten diese den Balkonen des Palastes von Claude Martin, indem sie dabei das Panorama von Lucknow in seiner ganzen Pracht vor Augen hatten, von dem das Auge auf den Terrassen der Dilkuscha nur einen Theil umfaßt. Man sah von da ohne Hinderniß die Bewegungen der Division Outram, die in guter Ordnung gegen den Tschuckerwallah-Kothie und den Badschahbagh vordrang, während ein Theil ihrer Kanonen, auf dem sandigen Gestade der Gumti schon in Batterie aufgestellt, anfing, die erste Vertheidigungslinie in der Seite zu fassen. Der Plan von Sir Colin ging Punkt für Punkt in Erfüllung.

Der Tschuckerwallah-Kothie ist — oder war vielmehr ein großes, gelb angestrichenes Gebäude auf dem Rennfelde, hart am Ufer des Flusses gelegen. Einige zwanzig Sepoys hatten sich darin eingeschlossen mit dem festen Entschlusse, sich hier zu vertheidigen und der Gewißheit, einmal umschlossen, nicht wieder lebend davon zu kommen. Der Heroismus ihres Opfers hätte die Soldaten Outram's rühren sollen, wie er Mr. Russel gerührt hat:

„Man hat sie als Wahnsinnige, als Fanatiker behandelt, sagt er uns; was sie thaten, war ganz einfach werth, von einem Tyrtäus ihres Stammes besungen zu werden. Sie kämpften, so lange als es möglich war, Alles, was ihnen nahte, tödtend oder verwundend. Als ihre Kugeln einen der englischen Offiziere, welche die Sikhs befehligten, tödtlich getroffen und zwei oder drei andere schwer verwundet hatten, zog man die Truppen vom Sturm zurück und eröffnete auf dieses Gebäude eine furchtbare Kanonade. Als die Mauern durchbrochen und an zwanzig Orten durch Kugeln und Granaten eingeschossen waren, als man glauben durfte, daß nicht Ein Mann mehr von der kleinen Besatzung aufrecht sey, stürzte sich eine Abtheilung von Sikhs in diese Ruinen. Einige Sepoys lebten noch. Man schlug sie todt, das war Gnade; aber aus dem einen oder dem anderen Grunde, den man nie ins Klare gebracht hat, wurde einer der Unglücklichen an den Beinen aus dem Schutte gezogen; man schleppte ihn auf dem Sande bis zu einem fürr das Vornehmen geeigneten Orte, das sich vorbereitete: dort hielten ihn einige seiner Henker und andere durchstachen ihm den Leib über und über mit ihren Bayonnetten, während noch Andere mit großer Mühe einige Stück Zimmerholz sammelten, aus denen sie eine Art Scheiterhaufen machten. Als Alles fertig war, wurde der Mensch lebendig verbrannt! . . . . .

„Mehr als ein Engländer wohnte dieser scheußlichen Scene bei, mehr als ein Offizier war Zeuge davon; Keiner schritt ein. Ein unvorhergesehener Zwischenfall sollte diese wahrhaft höllische Grausamkeit noch gräßlicher machen; es war der Versuch, den der halb verbrannte Unglückliche machte, sich der ihm angethanen Qual zu entziehen.

„Durch eine plötzliche Anstrengung sprang er aus dem Feuer heraus, und Fetzen rauchenden Fleisches hinter sich her schleppend, konnte er noch einige Schritte von dort entfliehen; aber man ergriff ihn von Neuem, von Neuem wurde er auf sein Flammenbett gebracht, wo man ihn mit den Bayonnetspitzen so lange festhielt, bis der Tod kam, um ihn daran festzunageln. — Ich werde nie — sagte mir der Freund, welcher mir diese furchtbare Scene erzählte — ich werde nie das Heulen dieses Menschen vergessen und das gräßliche Bild seiner Peinigung wird mich bis zu meiner letzten Stunde begleiten. — Und Sie haben nicht versucht, einzuschreiten? — Ich habe es nicht gewagt. Die Sikhs waren rasend. Sie rächten den Tod Anderson's, und unsere Leute, statt sie zurückzuhalten, munterten sie auf. Es war unmöglich etwas zu thun."

Nach der Einnahme von Tschuckerwalla-Kothie machte der Badschahbagh keinen sehr langen Widerstand. Von neun Uhr Abends ab Herr dieser wichtigen Position, konnte General Outram darin drei Batterien aufstellen, deren konvergirendes Feuer auf den Kaiserbagh fiel, die Zentralposition und letzte Zuflucht des Feindes. Am Abende dieses Tages machte Mr. Russel einen Besuch bei William Peel, der schwer verwundet war, und trotz Anfangs günstiger Vorzeichen, bald danach an seiner Verwundung sterben sollte, die durch das Hinzutreten einer Pockenkrankheit verschlimmert wurde. Als er ihn verließ, setzte er sich an denselben Tisch, an dem Major Hodson saß, ein Offizier noch voll Leben, Feuer und kriegerischer Hoffnungen; 48 Stunden später sollte Hodson tödtlich getroffen seyn. Wie viele tapfere, wie viele auszgezeichnete Offiziere hat dieser Sklavenkrieg England gekostet! Sie figuriren nicht auf der Bilanz seiner Verluste, wie sie die Statistiker der Treasury geben.

Der ganze 10. März wurde darauf verwandt, sich in dem am 9. genommenen Positionen festzusetzen und die befestigten Punkte, wo sich der Feind noch hielt, unbarmherzig zu bombardiren. Sir Colin verschwendete die Kugeln, um die Menschen zu schonen. Seine Truppen, gut geschützt in den Häusern und Gärten, welche eng an einander zwischen dem alten Kanal und Begums Kothie sich hinziehen, durchbrachen einer nach dem andern die Mauern, die sie von diesem zur Festung gemachten Palaste trennten. Die Engländer entzogen dadurch, daß sie sich auf diese Weise eine Art verdeckten Weges bahnten, sich den Gefahren eines Straßenkampfes, welchen die Anstalten des Feindes furchtbar gemacht haben würden. Barrikaden in allen Straßen, großentheils mit Kanonen bewehrt, überall versetzte Fenster, überall Schießscharten in den Mauern und hinter diesen Deckungen an 60,000 Sepoys, unterstützt von 70,000 Rudschibs oder Freiwilligen — bloßen bewaffneten Bauern, das ist richtig; aber sie schlugen sich energi-

scher und mit mehr Begeisterung, als die alten Soldaten der Kompagnie.

Während des 12. und 13. März ließ Sir Colin, um seine Soldaten zu schonen und den Straßenkampf zu meiden, die zweite Vertheidigungslinie beschießen und Einen nach dem Andern die Posten einnehmen, aus denen man die Sepoys vertrieb.

Am 14. wollte man den mohammedanischen Tempel (den Imanbarra) nehmen, zu welchen man sich bereits seit 48 Stunden einen sehr beschwerlichen Weg, der Hauptstadt von Lucknow gleichlaufend, gebahnt hatte. Schon war der Sturm für den Mittag angesagt, als die Nachricht einlief, daß man bereits den Kaiserbagh besetzt habe. Die Sepoys waren in vollem Rückzuge aus demselben auf die beiden Brücken zu begriffen, und Outram's Batterien feuerten ohne Unterlaß hinein, wie Mr. Russel bald Gelegenheit hatte, von der Höhe des Imanbarra zu bemerken. Diese Moschee lag in Trümmern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine kostbare Urkunde.] In dem Besitze eines deutschen Autographensammlers befindet sich folgendes interessante „Schriftliche Zeugniß, welches der Schiffszimmermann Pool den 15. Jänner 1698 dem Czar Peter I. dem Großen ertheilte." Die Uebersetzung aus dem Holländischen lautet: „Ich unterschriebener Garrit Claesz. Pool, Mr. Schiffszimmermann der oktroyirten ostindischen Kompagnie zur Kammer von Amsterdam, bescheinige und bezeuge als die Wahrheit, daß Peter Migayloff (zum Gefolge der großmoskovitischen Gesandtschaft gehörig, und daraus unter Denjenigen, die allhier zu Amsterdam auf dem ostindischen Schiffszimmerwerft vom 30. August 1697 bis dato dieses gewohnt und unter unserer Aufsicht gezimmert haben), sich während der Zeit seines edeln Aufenthaltes dahier als ein fleißiger und tüchtiger Zimmermann benommen hat, als da ist im Rauharbeiten, Stoßhölzeranlegen, Abtrabben, Einfügen, Behauen, Abschlichten, Bröwen, Hobeln, Bohren, Sägen, Planken- und Stoßhölzerbrennen, und was einem guten und vortrefflichen Zimmermann zu thun zukommt, und hatte eine Fregatte, „Peter und Paul", über 100 Fuß lang, von Anfang an (am Vorsteven und am Steuerbord), bis sie beinahe fertig war, machen helfen, und das nicht allein, sondern ist überdieß durch Miza (?) in der Schiffsarchitektur und Zeichenkunst vollkommen unterwiesen worden, so daß Sr. Edelen dieselben bis zum Grund versteht, und das so weit, als sie unseres Dafürhaltens praktisizirt werden kann. Zum Zeugniß der Wahrheit habe ich dieß mit meiner eigenen Hand unterschrieben. So geschehen in Amsterdam an unserem gewöhnlichen Wohnplatz Werft, den 15. Jänner im Jahre unseres Herrn 1698. Garrit Claest. Pool, Mr. Schiffszimmermann der E. E. oktroyirten ostindischen Kompagnie in Amsterdam."

Vor wenigen Tagen kam unweit von Colmar auf die seltsamste Weise ein schauderhafter Gattenmord zur Entdeckung, welcher bereits vor zwei Jahren begangen worden war, ohne daß man auch nur ein Verbrechen vermuthet hatte. Damals fand man nämlich in der Ill den Leichnam eines Mannes, welcher schon seit Wochen vermißt worden war, so ganz in Fäulniß übergegangen, daß zur Erkennung äußerer Verletzung keine Möglichkeit war. Man glaubte den Mann verunglückt und keinerlei Verdacht traf seine Wittwe. Neulich kommt nun die Tochter des Verunglückten, ein etwa vier- bis fünfjähriges Kind, zufällig in eine benachtbarte Försterei. Ein Jäger legte einen frisch geschossenen Raben auf den Tisch. Plötzlich ruft das umherspielende Kind: „Da hängt der Kopf gerade so herunter, wie bei meinem Vater, wie ihn die Mutter mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen hatte." Natürlich wurde das Kind weiter befragt, und seine Antworten gaben der Justiz die unzweifeltesten Anhalte zur weiteren Prozedur gegen die Mutter, welche ihres Verbrechens bereits geständig ist.

In London ist der Staatshenker gestorben, der politische Nachrichter, der im Tower seinen Sitz hatte und dessen Amt darin bestand, Hochverräther zu köpfen. Nun war zwar seit der schottischen Rebellion im Jahre 1746 kein Hochverräther im Tower um einen Kopf kürzer gemacht worden, aber das Amt bestand trotzdem als Sinekur fort, und sein letzter Besitzer, ein gewisser Lund, der früher in der Garde gedient hatte, bezog dafür jährlich 80 Pfd. St. und freie Wohnung. Ganz umsonst hatte er das Gehalt freilich nicht bezogen, denn er mußte zweimal im Jahre bei der Musterung im Tower erscheinen, bei welcher Gelegenheit er eine große, sorgfältig polirte Art auf der Schulter trug. Wahrscheinlich wird diese Sinekur jetzt abgeschafft werden, es müßte denn Herr Urquhart Einsprache erheben, da er den gegenwärtigen Prämier wiederholt für den Block reif erklärt hat.

Newstead Abbey, der einstige Wohnsitz Lord Byron's, ist jetzt in den Besitz eines Herrn William F. Webb übergegangen. Er kaufte das schöne Gut um 150,000 L. von den Erben des Obersten Wildman, eines Schulkameraden Byron's, der es im Jahre 1818 käuflich an sich gebracht und auf dessen Instandsetzung 2—300,000 L. verwandt hatte.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 68 Mittwoch, 20. März 1861.

Der Siegelring.

(Schluß.)

Nun hatte von W*. das Ziel erreicht, welches er sich gesteckt hatte, und welches zu erreichen er sich so unsäglich viel hatte kosten lassen. Er war jetzt unumschränkter Gebieter des Herrschenden, Wohl und Wehe des Staates hing an dem Ausspruche seines Mundes. Aber noch nicht genug, er war auch zugleich der Erzieher des Kronprinzen, er konnte den künftigen Herrscher zu dem bilden, wozu er ihn haben wollte, er konnte ihn zum Engel oder Teufel umschaffen, wie er das eben für zweckdienlich fand. Mit beispielloser Umsicht hat er seinen Zweck verfolgt, ach, Alles ist ihm nur zu gut gelungen. Nichts von jenen Grundsätzen, die er dem eben heranreifenden Knaben einprägte, und den daraus entsprungenen Ereignissen, die nachher so verderbend für das Vaterland wurden, indem sie vielbedeutend mit den Schicksalen anderer europäischer Staaten in Berührung kamen, diese Seiten an das Licht zu kehren, bleibe dem künftigen Geschichtsschreiber überlassen, ich halte mich nur an dasjenige, was ich darthun muß, um in der Geschichte unseres Hauses nichts dunkel zu lassen.

Es versteht sich von selbst, daß von W*. seinen jungen Zögling in die geheimsten Geschichten des Hofes einweihte und ihm also auch die seiner Tante, der Prinzessin Luise, mit den grellsten Farben vortrug. Von W*. fürchtete, da er die blinde Anhänglichkeit des Fürsten an seine Schwester kannte und von dem Daseyn eines Sohnes wußte, daß der Fürst durch einen Machtspruch das Recht beugen und den Sohn eines mit bitterem Hasse verfolgten Feindes auf eine Stufe der Gewalt stellen werde, wo er ihm nothwendig schädlich werden mußte. Was Wunder also, daß er diese seine Furcht auf das Geflissentlichste auch seinem Zöglinge einprägte, und ihn mit blindem Hasse gegen die unglückliche Fürstentochter erfüllte. Diese Furcht war auch die Ursache, daß er meinen Vater, als er ihn nach seiner Zurückkunft aus Amerika gefangen nahm, nicht tödten ließ, wozu er doch hinlängliche Gewalt besaß. Nein, er wollte das Uebel von der Wurzel ausrotten, Luisens und ihres Kindes Aufenthalt sollte ihm verrathen werden, um dann auf einmal Alle zugleich unschädlich zu machen. Die allwaltende Vorsehung ließ es nicht geschehen, unsere Lebensuhr war noch nicht abgelaufen.

Von W*. hatte den höchstmöglichsten Gipfel der Größe erreicht, steigen konnte er nicht mehr, er mußte fallen. Da war der Zeitpunkt unserer Zurückkunft aus Amerika, seine Verbrechen traten an das Licht, er wurde in die Verbannung geschickt.

Aber hier war der schwerbeleidigte Höfling keineswegs ruhig, eine so tiefe Demüthigung, als ihm widerfahren war, forderte Rache. Er wandte sich an seinen Zögling, den Kronprinzen, und bat ihn, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Es geschah, der Prinz begab sich zu seinem Lehrer auf die Reise. Hier fing nun von W*. an, für seine Sache zu arbeiten. Wir waren die Steine des Anstoßes, die aus dem Wege geräumt werden mußten, darüber waren Beide bald einig, über das Wie wollte man sich näher berathen, jetzt kehrte der Prinz, um alles Aufsehen zu vermeiden, nach der Residenz zurück.

So blind auch das Vertrauen war, welches der Fürst in von W*. gesetzt hatte, so hatte diesen doch die Handlungsweise des Letzteren hinlänglich belehrt, daß man keinem Menschen unbedingt trauen dürfe, und er machte sich nun die größten Vorwürfe, diesem Menschen einzig und allein die Erziehung des künftigen Thronerben überlassen zu haben. Schnell ließ er den Prinzen vor sich kommen, ach, er überzeugte sich bald, daß hier wenig mehr zu bessern sey. Der Prinz war im Laufe des Gespräches nicht vorsichtig genug, seinen Haß gegen uns zu verhüllen, er blickte nur zu deutlich aus Allem hervor, was er sagte, und zu seinem Schrecken erfuhr der Fürst, daß unser Loos, wenn er nicht mehr sey, das schrecklichste seyn würde. Auf das Aeußerste für unser Wohl besorgt, befahl der Fürst dem Prinzen, im Nebenzimmer zu verweilen, dann ließ er mich rufen. So schnell als möglich begab ich mich auf das Schloß. Mein Sohn, rief der Fürst, indem er mich bewegt in die Arme schloß, Euch steht eine schreckliche Zukunft bevor, was ich thun kann, sie zu verhindern, soll geschehen, der Himmel schenke mir ein langes Leben um Deinetwillen.

Mit diesen Worten zog mir der Fürst den Siegelring meiner Mutter von dem Finger, legte ihn vor das

Digitized by Google

Kruzifix auf einen kleinen Altar, welcher in einer Nische des Kabinets stand, befahl mir da zu bleiben und rief den Prinzen. Dieser trat ein. Der Fürst stand zur Rechten des Altars, ich mußte zur Linken treten. Tritt näher, rief der Fürst dem Prinzen zu, und schwöre mir bei diesem Allerheiligsten, schwöre bei diesem Ringe, der mit seinen geheimnißvollen Charakteren das Schicksal meiner unglücklichen Schwester verkündigte, der mich die verlorene Unglückliche zuerst wiederfinden ließ, die von mir in Schutz Genommenen eben so treu und sorgfältig zu schützen, wenn ich einst nicht mehr bin, als ich es gethan habe und thun werde, so lange mir der Himmel das Leben schenkt. Schwöre mir, diesen Jüngling, den ich hiermit als meinen Sohn erkenne, als einen Bruder zu lieben, ihm nie ein Haar zu krümmen, und gegen jeden Feind ihn zu schützen, so wahr Dir Gott in Deiner letzten Stunde gnädig seyn soll. — Der Prinz schwur. — Umarme Deinen Bruder! rief ihm der Fürst zu. Es geschah. Der Fürst ertheilte uns seinen Segen, dann entließ er uns: Mit dem gräßlichsten aller Flüche, mit dem Vaterfluche, straft der Himmel den Meineid! rief der Fürst dem Prinzen nach.

Vier Wochen nach diesem Auftritte starb der Fürst an einem Schlagflusse. Prinz Ferdinand bestieg den Thron. Kurz vorher war ich zum Geheimenrath ernannt worden. Kaum war der Fürst beerdigt, als von W*. zurückberufen und in alle seine Würden wieder eingesetzt wurde. —

Meine armen unglücklichen Aeltern haben der Rache ihres Feindes von W*. nicht entgehen können. Ein langsam tödtendes Gift machte ihrem Leben ein Ende, ich vernahm den Namen des Mörders von den Lippen meines sterbenden Vaters, er war schon zu schwach, um mir die nähern Umstände zu erzählen, meine Mutter war ihrem Gatten bereits in die Ewigkeit vorangegangen. Auf das Höchste erbittert, leitete ich einen Prozeß gegen den Mörder ein, ich wurde nicht gehört, ich wandte mich mit meiner Klage an meinen fürstlichen Bruder, dieser schlug die ganze Sache nieder und ließ mich mit meiner Klage ab- und zur Ruhe verweisen. Erbittert über solche Bosheit, wollte ich auswandern, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ein Land zu verlassen, wo die Ueberreste geliebter Aeltern und eines von mir so sehr geliebten Fürsten ruhten. Nebenbei hoffte ich auch noch von meinem Standpunkte aus, den Plänen des Ministers zum Wohle des Landes entgegenwirken zu können, als ich sah, daß mein Bestreben umsonst war, forderte ich meine Entlassung.

Nachschrift des Herausgebers.

Mein unglücklicher Freund hat nicht die Genugthuung gehabt, den muthwilligen Zerstörer seines Glückes bestraft zu sehen, aber rastlos thätig ist die unerbittliche Nemesis. Durch tollkühne Eingriffe in die Rechte des fürstlichen Hauses wurde er dem Fürsten verhaßt. Er wurde aller seiner Würden entsetzt, seine Güter wurden eingezogen, und er selbst nach einer entehrenden Strafe außerhalb des Landes gewiesen.

Im Irrenhause zu A*., dort, wo er den Vater meines armen Freundes durch Steckbriefe verfolgen ließ, lebt er schreckliche Tage, in lichten Stunden gequält von seinen Gewissen, in den Augenblicken der Raserei verfolgt von den selbstgeschaffenen Geistern der von ihm Dahingerafften. —

Der englische Krieg in Indien 1858.

(Fortsetzung.)

Eine wilde Freude bemächtigte sich der siegreichen Truppen und nun begann eine Plünderung, in welcher Hochländer und Sikhs mit einander an Gier und wüster Rohheit wetteiferten. Alle Sepoys, welche man irgendwo versteckt fand, wurden kaltblütig abgeschlachtet.

Mr. Russel begab sich auf den Hauptschauplatz der Entscheidung, den Palast Kaiserbagh; er war von Engländern besetzt, aber noch führten diese einen Kampf gegen Haufen von Feinden, die noch in den oberen Gemächern waren und zu den Fenstern herabschossen. Alles war Tumult und Chaos.

„Schwerlich sieht man ein sonderbareres, herzzerreißenderes Bild, fuhr Mr. Russel fort, aber es hatte etwas Berauschendes. Man stelle sich Höfe vor, so geräumig, wie Temple-Gardens; ringsumher elegante Pavillons mit Stuck und Gold bekleidet, deren falsche Fenster hier und da mit Freskogemälden verziert sind, während grüne Jalousien und italienische Markisen die doppelten Reihe von Kreuzstäben schützen, durch welche Luft und Sonne eindringen können. Bildsäulen, Kandelaber, Springbrunnen, Orangerien, Aquädukte, mit braunem Metalle bekleidete Kiosks zieren diese reichen Plätze. Hier nun laufen von allen Seiten, in allen Richtungen, aufs Geradewohl, mit lautem Geschrei europäische, wie eingeborene Soldaten, die nach den Fenstern schießen, aus denen von Zeit zu Zeit einige Flintenschüsse einige vereinzelte Kugeln kommen. Vor jeder Thüre drängt sich eine aufgeregte und gierige Gruppe, welche sie einzuschlagen sucht, bald mit Kolbenstößen, bald dadurch, daß man mit einem Flintenschusse das Schloß auffsprengt. Einige dieser Kolonnaden-Paläste, Residenzen der großen Kronbeamten, haben den Stürmenden bereits Eintritt gegeben und man sieht sie entlang der Korridore laufen; man schießt sich noch von Kammer zu Kammer. Wildes Geschrei, das Klirren des zerbrechenden Glases, bisweilen ein Rauchbüschel durch die Jalousiengitter sagen, was darin vorgeht. Unter den Orangenbäumen in den Alleen, darin sie stehen, liegen todte oder sterbende Sepoys, und die weißen

Statuen sind oft mit einem verdächtigen Roth gefärbt. Einer unserer Soldaten, mit dem Rücken gegen eine marmorne Venus gelehnt, ein theilnahmsloses Lächeln auf den Lippen, schnappt mit Anstrengung nach der Luft, die seinen Lungen mangelt, und jeder Athemzug kostet ihm einen Blutstrom. Eine Kugel hatte ihm den Hals durchbohrt. Hier und da kommen Offiziere, die ihren Soldaten nachlaufen: Versprechungen, Drohungen, Nichts schlägt an. Disziplin existirt nicht mehr. Aus den eingeschlagenen Thüren strömen die Plünderer, beschwert mit Beute, berauscht vom Grimm, gierig nach Gold. Shawls, reiche Teppiche, Gold- und Silberbrokat, Juwelenkästchen, schön verzierte Waffen, prächtige Kleidungsstücke, sie brechen fast unter der Last. Einige, belastet mit Porzellan oder herrlichen Spiegeln, zerschmettern sie aus Verdruß auf den Bodenquadern und eilten zurück, um bessere Beute zu suchen.

Andere sind beschäftigt, von den Degengriffen, den Pistolenläufen, den Sattelklöpfen, den Pfeifenröhren die Edelsteine loszumachen, mit denen sie geschmückt sind. Einige schleppen sich unter dichten, schweren Geweben, in denen auf einem Einschlag von kostbarem Metall Arabesken von Perlen angebracht sind; Andere, Alles nehmend, was ihnen unter die Hände geräth, kommen belastet mit Vasen von Bronze oder Nierenstein, mit Gemälden, mit ungeheuerlichen Terrakotten.

„Unter den Thorgewölben, durch welche man aus einem Hofe in den andern geht — alle ziemlich dasselbe Schauspiel darbietend — greift einem bisweilen ein entsetzlicher Bratengruch an die Gurgel. Es ist irgend ein auf drei Schritte todtgeschossener Sepoy, dessen Baumwollenkleider Feuer gefangen haben, und der langsam in der Flamme verbrennt, welcher sein Leichnam Nahrung gibt.

„Wir sind in einer völligen Sackgasse, einem engen Hofe, dessen eine Seite von offenen Wagenschuppen eingenommen wird. Darin stehen Kutschen, Kalechen, Halbkutschen, Broughams und Palankins mit goldbeschlagenem Sammet ausgeschlagen, durcheinander — kurz und gut, ein wahres Magazin von Fahrzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Brand des Bremer Schiffes Globus

haben wir bereits in Nro. 45 der Erheiterungen nach einem Schreiben des Kapitäns Blanke berichtet. Nachstehend theilen wir einen weiteren Bericht über diesen Unglücksfall, welcher, der New-Yorker Staatszeitung vom 21. Januar entnommen, auf den Aussagen eines Passagiers, des Herrn Karl Franz Maier aus Rodenbach bei Lohr beruht, und der die Handlungsweise des Kapitäns Blanke gerade nicht im günstigsten Lichte erscheinen läßt. Besagter Passagier erzählt:

„. . . . Am 12. Januar, nachdem wir bereits 49 Tage auf See waren, wurde ich Morgens halb fünf Uhr durch den Ruf „Feuer" aus dem Schlafe geweckt. Ich eilte aus der zweiten Kajüte halb angekleidet aufs Deck. Auf die Frage, wo es brenne, erhielt ich die Antwort: Unten im Schiffsraum. Ich ging in die Kajüte zurück, kleidete mich vollständig an, und hörte, als ich auf das Deck zurückkam, die Rufe: „Alles verloren! Keine Rettung!" Frauen und Kinder brachen in Wehklagen aus. Der zweite Steuermann beschäftigte sich mit den Passagieren. Auf die Rettungsboote wurde Proviant geschafft. Der Rauch wurde auf dem Deck oben sichtbar. Es war seit dem ersten Feuerrufe beiläufig eine halbe Stunde verflossen, als einer der mit Proviant gefüllten Boote ins Wasser hinabgelassen wurde. Der Kapitän, der erste Steuermann, einige Matrosen, so wie eine Dame und ein Herr aus den ersten Kajüten stiegen ein. Es war noch dunkel. Hülfeschreiend drängten sich die Passagiere an das Boot heran, doch durfte außer den erwähnten Personen Niemand einsteigen. Kurz darauf, als es eben zu dämmern begann, ging das zweite Boot ab. Zwei Passagieren gelang es, in dasselbe hinabzuspringen. Im Uebrigen waren es blos Matrosen, welche mit demselben abgingen. Gegen 6 Uhr kam der Kapitän an Bord des Schiffes zurück, holte Mehreres aus seiner Kajüte und fuhr gleich wieder ab, nachdem auf sein Geheiß noch mehr Proviant in das dritte und letzte Rettungsboot gethan worden war. Mit diesem Boote gingen die zwei letzten Matrosen ab. Ein allgemeines Drängen nach demselben fand statt. Von den Booten rief man herauf: Bleibt! wir holen Euch, wenn es so weit ist. Ich faßte rasch ein Tau, welches sich in der Nähe des herabgelassenen Bootes befand, und ließ mich herab. Mir folgte Heinrich Müllner, Apotheker aus Hannover, der jedoch in die See stürzte. Während ich mich noch am unteren Ende des Taues festhielt, kam ein Schuhmacher, der gegenwärtig in Norfolk im Spital liegt, herab, fiel mir auf den Nacken und ich stürzte in die See. Es gelang mir wieder des Taues habhaft zu werden. Ein Matrose, Namens Wilhelm, welcher entweder vergessen worden war oder an Bord bleiben sollte, machte nun auch Anstrengungen, gleichfalls in das Boot zu gelangen. Er kam am Tau herunter und schrie den Matrosen im dritten Rettungsboote, welches nur einige Klaftern von ihm entfernt war, zu, ihn doch nicht im Stich zu lassen. Mit Ausnahme Heinrich Müllners, der bereits weit weg in der See herumtrieb, hingen in diesem Augenblicke wieder Alle, die sich heruntergelassen hatten, an dem Tau. Dem Matrosen Wilhelm wurde nach anhaltendem Schreien vom Rettungsboot aus ein Ruder gereicht. Als er danach griff, hielt ich mich an seinem Rücken. Oben auf dem Schiffe ertönte um diese Zeit ein fürchterliches Geschrei. Der Matrose gelangte ins Boot, doch ich wurde zurückgestoßen. Ich klammerte mich an das Boot, beiläufig zehn Minuten hängend, ohne Gehör zu finden. Schließlich bemerkte

der Matrose Wilhelm: „Es ist Jeder froh um sein Leben", worauf ich in das Boot gezogen wurde. Die Tasche mit Proviant, welche ich umhängen hatte, wurde mir aber vom Leibe gerissen und in die See geworfen. Es währte beiläufig eine Viertelstunde, bis die drei Boote beisammen waren. Man knüpfte sie an einander. Als dieß gelungen war, wurde Proviant in eines der Boote gethan. Im größten Kahn befanden sich der Kapitän, der erste Steuermann, die zwei Passagiere der ersten Kajüte und die Instrumente. Die Mannschaft wurde auf die beiden andern Boote gleichmäßig vertheilt. Hierauf versuchte man Segelwerk anzubringen, und fuhr beiläufig eine halbe Meile vom Schiffe entfernt, um dasselbe herum. Plötzlich ertönte ein heftiges Läuten vom Schiffe. Als dasselbe ununterbrochen anhielt, ließ sich der Kapitän in einem der kleinern Boote wieder an's Schiff rudern. Nach einer halben Stunde war er wieder zurückgekehrt. Man sah, wie den Passagieren, als der Kapitän an Bord war, das Zeichen gegeben wurde, sich am Vordertheile des Schiffes zu sammeln. Als diese es thaten, stieg der Kapitän an der Rückseite des Schiffes wieder herunter. Die getrennten Boote wurden nun wieder zusammengehängt, und man fuhr einige Stunden lang hin und her. Die Matrosen drängten den Kapitän, fortzufahren, doch er weigerte sich. Endlich bemerkte er, er wolle nochmals an Bord. Sein Boot wurde daher abermals losgemacht, nach dem Globus gerudert und an denselben angehängt. Man rief aus des Kapitäns Boot den Passagieren zu, die Hand in das Kajütenfenster hinein zu halten, um zu fühlen, ob es in derselben noch heiß sey. Dieß geschah und die Passagiere riefen nein. Hierauf rief der Kapitän hinauf, es solle Jemand auf den Mast steigen und sich umsehen, ob kein Schiff heran komme. Ein Schlosser, Namens Kaspar, kletterte auf den Mast und rief, daß er kein Schiff sehe. Der Kapitän ließ ihn mehreremale den Mast hinaufsteigen. Auch die Passagiere wurden zu wiederholten Malen aufgefordert, nachzusehen, ob es in der Kajüte heiß sey. Sie antworteten stets, es sey kalt darin. Nun entschloß sich der Kapitän, nochmals an Bord zu gehen, und fragte, wer mit ihm aufs Schiff wolle. Die Matrosen sagten sämmtlich, sie wollten mit. Mit Ausnahme Zweier, die in den Booten blieben, gingen sie nun mit dem Kapitän an Bord des Globus. Nun erst wurden die Nothsignale auf den Masten aufgezogen. Ein Matrosenjunge befand sich am hintern Mast. Plötzlich rief er: „Schiff in Sicht!" und die größte Aufregung entstand auf dem Schiffe. Man setzte die Segel an und vor Ablauf einer Stunde waren die beiden Schiffe beisammen. Der Rauch auf dem Globus war inzwischen sich immer gleich geblieben. Der Kapitän des Globus begab sich in einem Boote auf den „Morning Star", das herankommende Schiff. Als er zurückgekommen war, nahm er bereits eine Anzahl Passagiere mit. Außer den drei Rettungsbooten des Globus wurde auch ein Rettungsboot des Morning Star in Anwendung gebracht. Die Boote nahmen stets zwölf bis fünfzehn Passagiere mit. Als das letzte Boot den Globus verließ, war es bereits Nacht geworden und man sah die Flammen hell aufschlagen. Der Kapitän und ein Matrose, die Letzten, welche das Schiff verließen, öffneten nämlich vorher alle Lucken. Man sah das brennende Schiff bis eil oder zwölf Uhr Nachts. Der letzte Mast war gestürzt, ehe es außer Sicht kam."

Mehrere Passagiere berichten über das Schicksal Heinrich Müllners, der sich an einem und demselben Tau mit Karl Maier herabgelassen. Er war mindestens zehn Minuten auf der Wasserfläche sichtbar, ehe er sank. Er schwamm gut und war dem Boote, worin sich der Kapitän befand, einmal ziemlich nahe gekommen. Es seyen keine Anstrengungen gemacht worden, ihn zu retten. Mit Hülfe eines Ruders hätte er gerettet werden können. Er rief anhaltend um Hülfe. Je näher er dem Boote kam, desto heftiger. Die kürzeste Distanz zwischen ihm und dem Boote konnte kaum mehr als fünfzig Schritte betragen haben. Als das Boot weiter fuhr, ohne ihn zu retten, ließ er mit dem Rufen nach. Seine ausgestreckte Hand kam nochmals zum Vorschein, nachdem er gesunken war.

Am 20. Januar kamen die Schiffbrüchigen des „Globus" mit dem Norfolk-Dampfer in New-York an; es waren ihrer 106. Die Uebrigen waren theils schon von Norfolk aus per Eisenbahn an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, theils wurden sie in Norfolk, wo die Bevölkerung sich ihrer auf's Freundlichste annahm, placirt. Mehrere derselben liegen im Norfolker Spital krank darnieder. Das Komite der deutschen Gesellschaft in New-York ließ es an keiner Sorgfalt für seine Schützlinge fehlen, denn kaum war eine halbe Stunde seit der Ankunft des Dampfers verflossen, als sich die Angekommenen sämmtlich auf dem Wege nach dem Shakspeare-Hotel befanden, woselbst alle Vorbereitungen für eine gute Aufnahme getroffen waren. Kränkliche Frauen und Kinder wurden in zwei Wagen an Ort und Stelle geschafft. Auf dem Broadway erregte diese außergewöhnliche Carawane ziemliches Aufsehen. Allen, die bedürftig waren und nicht in New-York durch Verwandte und Bekannte Unterstützung fanden, ging das Komite hülfreich zur Hand.

Berichtigung.

Bei der in Nro. 66, Seite 264 d. Bl. gegebenen genealogischen Notiz über Savoyen hat sich ein sinnentstellender Satzfehler eingeschlichen. Wir bitten deßhalb den in Zeile 19, Spalte 2, beginnenden Satz also zu lesen: „Dieß (die Abstammung von Boso) ist die ächte, durch Urkunden, die ich selbst gesehen habe und die sich in den Sammlungen von St. Chaffre und St. Maurice de Vienne befinden, außer Zweifel gesetzte Abstammung. Alle andern Ansichten sind verwerflich, besonders jene über die Abstammung aus Sachsen, die keinen Schein von Grund für sich hat" u. s. w.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 69 Donnerstag, 21. März 1861.

Die Zwillinge.

Novelle von Paul Zierlein.

1.

Die Schwestern.

Ein kalter Herbstabend begann zu dämmern. Der Tag war rauh und stürmisch gewesen. Nebelige Wolken hatten den Himmel verdüstert und senkten sich jetzt, von dem jagenden Winde auseinander getrieben, in eisigen Regenschauern hernieder.

Die Straßen von Berlin waren schon öde geworden. Jeder suchte Zuflucht an seinem Herde vor dem Eindringen der rauhen Jahreszeit.

In dem Zimmer eines Hauses der Louisenstadt befanden sich zwei Frauen im Gespräch. Nicht die Traulichkeit, nicht der Friede schien sie zusammengeführt zu haben, denn die jüngere, in tiefer Trauerkleidung gehüllte Frau, die noch nicht das dreißigste Jahr überschritten haben mochte, befand sich sichtbar in großer Gemüthsbewegung, während die ältere das Gespräch mit Gleichgültigkeit und Härte führte.

Beide Frauen waren Schwestern.

Die jüngere, Gabriele Valentin, war vor wenigen Wochen Wittwe geworden. Sie suchte sich gewaltsam der Thränen zu erwehren, welche die Worte ihrer Schwester, der Majorin Frau v. Zarkow, hervorgelockt hatten.

Das Auftreten wie auch die Bewegungen der Majorin ließen sogleich die Frau vom Stande, die Aristokratin, in ihr erkennen. Sie schien über ihre Schwester besonders in diesem Augenblicke ein Uebergewicht erlangen zu wollen. Ihr bleiches, hochmüthiges Gesicht wurde durch zwei grau gefärbte Augen mit stechenden Blicken belebt; um die feinen, etwas welken Lippen spielten Spott und Herrschsucht. Obgleich sie schon in vorgerücktem Alter stand, kleidete sie sich stets in helle, blendende Farben und in luxuriöse Stoffe. Eine schwere goldene Kette hielt ein prachtvolles, großes Medaillon auf ihrer Brust, Uhr und Ringe prunkten mit den kostbarsten Steinen.

„Ich wiederhole", sagte die Majorin mit eisiger Ironie, „daß es das Beste ist, was wir jemals von Deinem hingeschiedenen Gatten in Erfahrung gebracht haben, daß er gestorben und begraben ist. Aber meine Zeit ist kostbar und wir haben nunmehr von wichtigeren Dingen mit einander zu reden, darum eröffne ich Dir sogleich unsere Vorschläge. Es handelt sich um die Ehre der Familie, welcher Du, durch Deine heimliche und abscheuliche Verbindung mit dem Verstorbenen, zuwider gehandelt hast. Durch die bedauerungswürdige Situation, in welche Dich, Aermste, sein Tod versetzt hat, bist Du uns anheim, oder vielmehr zur Last gefallen. Es wird lediglich von Deinem Betragen abhängen, ob Du überhaupt in Zukunft noch auf Dein Erbtheil von der Mutter Ansprüche machen kannst. Gegenwärtig bist Du gänzlich verarmt, und obenein mit drei unerzogenen Kindern gesegnet, welche den Fehltritt ihrer Mutter wohl noch sehr weit vererben könnten, wenn wir dagegen nicht unsere Maßregeln zu treffen wüßten. Die Mutter will Dich indeß noch einmal berücksichtigen und verspricht Dir Verzeihung, sobald Du reuig und bußfertig zu ihr nach Breslau zurückkehrst. Sie läßt Dir hiermit sagen, daß Du in ihrem Hause Schutz suchen darfst."

Gabriele hatte ihre Thränen über die beschuldigenden, beißenden Worte der Schwester verloren. Schmerz und Erbitterung kämpften in ihr und raubten ihr fast die Sprache.

„Du sprichst wie eine Richterin," sagte sie zitternd. „Du und die Mutter und die ganze Familie wollen den Fuß auf mich setzen, weil ich hülflos bin. Dein Haß gegen meinen Gatten Edmund und Euer Zorn, daß ich durch ihn bisher Euren Demüthigungen entgangen bin, werden mir die Liebe zu dem Verstorbenen und meine Treue zu ihm nicht rauben. Niemals werde ich meine Liebe zu ihm bereuen, oder den Ort verlassen, wo sie ihn ins Grab gelegt haben, um in das Haus meiner Mutter zurückzukehren, die uns Beide mit ihrem Fluche beladen und ausgestoßen hat."

Gabriele schwieg, von ihren Gefühlen überwältigt.

Die Majorin machte gleichfalls eine Pause.

„Wenn das Deine letzte Kundgebung über diesen Punkt ist," sagte sie endlich spöttisch, „so wirst Du Dich nunmehr wohl gesammelt haben, da wir auf einen zweiten Gegenstand kommen, der, so zu sagen, geschäftlicher Natur ist. Da Du Dich weigerst, ein Unterkommen bei der Mutter zu suchen, so kommt Deine Subsistenz und die Deiner Kinder in Betracht. Du

Digitized by Google

bist unfähig, Deine Kinder zu ernähren und zu erziehen, und deßhalb ist die Familie genöthigt, Dir eine Unterstützung zu gewähren. Du würdest diese regelmäßig durch den Vormund Deiner Kinder, den Banquier Brewitz in Empfang nehmen können. Diese Unterstützung ist jedoch nur für Dich und Dein jüngstes Kind ausgesetzt. Deine Aeltesten, die Zwillinge Konstanze und Raimund, werde ich auf Wunsch der Familie und Zustimmung Deines Vormundes zu mir nehmen, da wir den Gefahren, welchen diese unter Deiner Erziehung ausgesetzt seyn würden, vorzubeugen haben. Der Vormund wird überdieß diese Maßnahmen zu bekräftigen wissen. Solltest Du aber Einwendungen dagegen machen, so würde unsere Unterstützung sofort wegfallen. Da Du in Berlin noch nicht ortsangehörig bist, so würdest Du, im Fall Du diesem Vorschlage abgeneigt wärest, Dich zu dem ersten bequemen und nach Deiner Heimathsstadt Breslau zur Mutter zurückkehren müssen. Du siehst, daß Dir bis jetzt noch die Wahl gelassen ist und daß ich in möglichster Kürze und Deutlichkeit Dir die Verhältnisse geschildert habe."

Gabriele faßte mit beiden Händen ihre Stirn. Sie hatte ihre grausame Schwester sehr gut verstanden und die bittere Wahrheit gefühlt, welche in ihren kalten Worten lag.

Der Kummer über den Tod ihres Gatten hatte ihr nicht Zeit gelassen, ihre jetzige Lage zu überdenken. Plötzlich stand das trostlose Bild derselben vor ihren Augen. Sie sah sich gänzlich verarmt, dem Elende mit ihren Kindern Preis gegeben. Ihre Schwester hatte gesagt, auch ihre Kinder sollten ihr nicht mehr gehören.

Sie starrte die Majorin sprachlos an. Der unversöhnliche Haß, den diese hochmüthige, aristokratische Frau ihr, der Abtrünnigen, geschworen, leuchtete ihr aus den Blicken derselben höhnend entgegen. Welche Bitte hätte ihr diese Unbarmherzige gewährt, welche Vorstellungen um eine günstigere Wendung ihres Schicksals, die so leicht von der Familie ausgehen konnte, würden Eingang bei derselben gefunden haben? Gabriele wußte, daß man dem Hasse gegen sie entweder den vollen Zügel schießen lassen, oder durch den verursachten Schmerz der Trennung von ihren Kindern eine niedrige Rache an ihr ausüben wolle. Sollte sie sich dem Schicksale mit ihren Kindern aussetzen, oder sich dem Willen und den Unterdrückungen ihrer Familie überliefern? Der Gedanke an den Tod, den sie mit ihren Kindern suchen konnte, erschien der Unglücklichen in diesem Augenblicke minder schrecklich.

Schon wollte sie sich, betäubt von ihrem Schmerze, der Schwester zu Füßen werfen, ihre Knie umschlingen, sie bitten und anflehen, ihre Kinder nicht von ihr zu reißen, als sich die Majorin mit ihrem spöttischen, heiser klingenden Lachen vom Stuhle erhob.

Gabriele erbebte, sie fühlte ihr Herz zusammengeschnürt, jeder Laut war ihr durch den Anblick der über sie triumphirenden Schwester abgeschnitten.

„Ich gehe," sagte die Majorin, „und werde Dich die Zeit meiner Abreise, um die Zwillinge mit mir zu nehmen, wissen lassen. Ich kann mich nicht oft vor Dir sehen lassen, da Deine Stellung eine zu erniedrigende geworden ist."

Mit diesen Worten schritt Frau v. Zarkow zur Thür hinaus, um sich nach ihrem Wagen zu begeben, der in der Nähe des Hauses hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Krieg in Indien 1858.

(Fortsetzung.)

Auf der andern Seite sind Schuppenräume, darüber ein Stockwerk mit Zimmern, Alles wohl verschlossen und verrammelt; in einem ziemlich düstern Winkel eine in Stein gefaßte Brunnenquelle; hart daneben eine Thür zu einem der obenerwähnten Magazine. Diese Thür, von einigen Marodeuren eingeschlagen, ist offen geblieben. Wir treten ein; ein Berg von Kasten, gehäuft voll mit wohleingepackten Porzellanwaaren und ungeheuren Vasen, mit Schalen, Bechern u. s. w., Alles vom schönsten Nierenstein, und folglich von ziemlich hohem Preise.

Es war da wohl eine Kameellast von Gerümpel und Absonderlichkeiten. Stewart und ich, ebenso wie zwei oder drei andere Offiziere, die sich uns angeschlossen hatten, wählten nach jedes Einzelnen Belieben einige Gegenstände aus, die wir an dem Brunnen bei Seite setzten. Es war wohlgethan, denn bald verlängert sich in dem lichten Halbkreise, welchen der Bogen der Thür auf dem Pflaster des Hofes beschrieb, der Schatten eines Mannes: erst zeigt sich ein Bayonnet, augenscheinlich in Augenhöhe, dann das Ende einer Enfieldbüchse, dann, mit gehöriger Vorsicht, der Kopf eines englischen Soldaten. . . . . Wer da? . . . . . Gut Freund? . . . . Versteht sich. . . . Kommt nur! . . . . — und drei oder vier Banditen, zu einem Regiment Ihrer Majestät der Königin gehörig, treten im Sturmschritt ein; pulvergeschwärzte Gesichter, Lederzeug von Blut geröthet, die Taschen gedunsen voll von aller Art Werthgegenständen. Die Plünderung organisirt sich nun unter unsern Augen. Die erste Thür, die man in Angriff nimmt, widersteht allen Anstrengungen, bis man das Schloß aufschießt. — Unsere Leute stürzen hinein, man hört einen Freudenschrei, sie kommen zurück und bringen armvoll die Eisenkistchen, Juwelenkästchen, Büchsen.

Es sind Juwelen, reich verzierte Waffen, Putzgegenstände. Einer der Kerle, der eben ein Schloß auf

gesprengt hat, das man für Blei gehalten hätte — es war aber gutes, schönes Silber — zieht aus dem Kästchen, welches es verschlossen, ein Armband mit Smaragden, Diamanten und Perlen besetzt, Alles von so ungewöhnlicher Größe, daß ich es gar nicht glauben wollte. Es mußte, dachte ich, irgend ein Stück Kronleuchter mit Gehängen in falschen Steinen seyn. — „Was geben Sie dafür?" sagte er zu mir; „ich lasse es für hundert Rupien, mag es werth seyn, was es wolle." — Unglück! dreifaches Unglück! Ich hatte keinen Penny in der Tasche und Stewart eben so wenig, wie auch die drei andern anwesenden Offiziere. Es ist Gebrauch in Indien, daß der Kammerdiener mit der Kasse betraut ist. Der meinige wachte mit besonderer Aufmerksamkeit über meine Taschen, in denen er weder einen Goldmohur, noch eine Silberrupie duldete. — Gut, sagte ich zu meinem Trödler, Ihr sollt Eure hundert Rupien haben; aber ich muß Euch sagen, daß, wenn die Steine nicht falsch sind, das Armband weit mehr werth ist. — Mag seyn, mag seyn, ... desto besser für Sie. . . . Aecht oder falsch, ich lasse sie für hundert Rupien. . . . . Nehmen Sie, hier — dann kommt heute Abend zum Generalstab, ... oder besser noch, sagt mir Euren Namen und die Numer Eurer Kompagnie, ich werde Euch das Geld zukommen lassen. . . . . Ach, Sie scherzen. . . . . Weiß ich, wo ich diesen Abend seyn werde? . . . . Vielleicht zu allen Geiern, mit einer guten Kugel im Leibe. . . . . Halt, ich begnüge mich mit zwei Mohurs baare Zahlung (64 Schilling) und eine Flasche Rum auf der Stelle. . . . . Es ist heute der Tag nicht, um Kredit zu geben. — Der Grundsatz war unbestreitbar, und bald war auch alles weitere Verhandeln überflüssig. Der Juwelier aus dem Stegreif steckte die herrlichen Smaragden wieder in ihr Behältniß, die mich noch in der Erinnerung blenden — und mein Glück war also auf der Stelle fehlgeschlagen. (Mr. Russel hörte später erzählen, daß die Steine dieses Armbandes, die in die Hände eines Offiziers gekommen, von ihm an einen Juwelier um 7500 Pfd. Sterl. verkauft worden sind.)

Uebrigens nahm dieser Mensch beim Abschiede gleichsam als ob er einige Reue über seine Strenge im Handel empfände — aus dem Kästchen zwei Zierrathen, die er uns als gutes Andenken und Entgeld darbot. Was mir zufiel, war ein Nasenring mit Perlen und kleinen Rubinen besetzt. Stewart, glücklicher als ich, erhielt einen Schmetterling, der eine Brosche bildete, dessen Flügel von Opal und Diamant waren. Aber das war nur eine Episod. Während wir noch feilschten, nahm die Plünderung phantastische Gestalten an. Die Soldaten schichteten im Hofe die gestickten Kleider, das Silbergeschirr, die Brokatmäntel, die Banner, Trommeln, Shawls, Schärpen, Musikinstrumente, Spiegel, Gemälde, Bücher, Medizinflaschen, Lanzen, Schilde und wer weiß was Alles, zusammen. Ein vollständiges Verzeichniß würde zwanzig Seiten einnehmen. Trunken von Plünderung — niemals habe ich das Wort besser verstanden, das ich mehr als einmal gehört — sie zerbrachen die Waffen, um nur das Gold- und Silbergewebe in einem ausdrücklich dazu gemachten Feuer, um sie in tragbare Ballen zu verwandeln. Sie zerbrachen Porzellan und Nierenstein aus reiner Zerstörungslust; sie durchstachen die Gemälde und warfen sie lappenweise in den brennenden Scheiterhaufen. Die Möbel dienten, ihn zu nähren. . . . . Allmählich fanden sich an die zwanzig Plünderer in dem eingenommenen Hofe zusammen. Der Mehrzahl nach waren es Engländer; aber es waren auch bereits einige Sikhs da. Mehr als ein Streit erhob sich schon, welcher übel zu enden drohte. Die Dinge nahmen eine immer ernstere Gestalt an. Unsere Gegenwart war von keinem Nutzen, und als gerade ein eingeborner Sapeur sich zeigte, nahmen wir ihn in Beschlag, um von ihm unsere Vasen in einen anderen Hof tragen zu lassen. Es ging auf demselben ziemlich ebenso zu, aber er war größer, und deßhalb lief man hier weniger Gefahr.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 14. März: Seit einigen Tagen macht der Selbstmord eines Schwindlers von sich reden, dessen Persönlichkeit bis jetzt noch völlig in Dunkel gehüllt ist, der aber allem Anschein nach sich seine Sporen schon an andern Orten verdient haben muß. Die Häuser Sina, Königswarter, Schöller und verschiedene andere Bankiers erhielten an einem und demselben Tag, angeblich von der preußischen Gesandtschaft, den Auftrag für 2000 Thaler österreichische Papiere zu kaufen. Obige Summe habe der verstorbene König einigen böhmischen Gemeinden vermacht, welchen durch die Gesandtschaft die Zinsen verabfolgt werden sollten. Die Schreiben waren ganz umständlich, mit Beobachtung aller Formen, und „Frhr. v. Werther" unterzeichnet; ein Diener der Gesandtschaft, hieß es weiter, werde die Papiere gegen eine Anweisung auf die Gesandtschaftskasse in Empfang nehmen. Mehrere leisteten dem Auftrag Folge, während zwei Bankiers anfragten, welches Papier denn eigentlich gewünscht werde. Dadurch wurde der Betrug entdeckt; der Kanzleichef der preußischen Gesandtschaft, Geheimrath Weymann, betrieb sofort die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln, und es gelang in der That bei einem Wechsler, sich des angeblichen Dieners zu bemächtigen, welcher auf dem Transport zur Polizei zuerst auf seinen Begleiter eine Pistole abfeuerte, und als der Schuß fehlgegangen war, sich selbst eine Kugel durch den Kopf jagte. Es fanden sich bei ihm Pässe, ächte und gefälschte, auf verschiedene Namen; hier hatte er sich für einen Ju-

Digitized by Google

genieur Schöller ausgegeben, welcher im Auftrag des preußischen Generals v. Wussow die steierischen Eisenwerke besichtigen sollte — die bezügliche Legitimation ist falsch; ein noch nicht abgesendeter Brief nach Hamburg trug die Unterschrift Goldschmidt. Alle Papiere, Siegel, Wappen u. s. w. sind getreu nach preußischen Formularen gearbeitet, aber nicht so wie sie gerade bei der hiesigen Gesandtschaft gebräuchlich; wahrscheinlich hat also der Betrüger schon in einer andern deutschen Hauptstadt Aehnliches ausgeführt. Der Selbstmörder lebte noch mehrere Stunden, ohne zum Bewußtseyn zu kommen, und der Pfarrer des Krankenhauses ertheilte ihm die letzte Oelung; bei der Leichenbeschau hat sich aber ergeben, daß er höchst wahrscheinlich Jude gewesen.

Man schreibt aus München: Sicherem Vernehmen nach hat das von Sr. Maj. dem König eingesetzte Preisgericht für die Konkurrenz von Dramen aus der bayerischen Geschichte seine Aufgabe schon längst erledigt und von allen eingegangenen Stücken nur eines „Maximilian" als preiswürdig bezeichnet. Dasselbe ist im k. Hof- und Nationaltheater bereits einstudirt und sollte am 19. März. zur erstmaligen Aufführung kommen. Nach dieser erfolgt die Ertheilung des Preises, für welche auch der Bühnenerfolg mit entscheidend ist, und die öffentliche Bekanntmachung des Verfassers, so wie jener Stücke, welche neben „Maximilian" einer auszeichnenden Erwähnung werth gefunden wurden.

[Die Kunstweberei blüht noch.] Ein schlesischer Fabrikant Fränkel hat für den Schwiegersohn des Sultans ein Damast-Tafeltuch anfertigen lassen, das zu einem selteuen Kunstwerke geworden ist. Die Zeichnung stellt Schlachtgemälde aus dem letzten orientalischen Kriege dar und kostete 3000 Frks. Bei Herstellung des Tafeltuches (40' lang und 10' breit) brauchte Fränkel 44,000 Karten. Die außerordentlich fein gewebten Gemälde scheinen auf den Grund hingehaucht zu sein; die Soldaten, Pferde, Festungen ꝛc. sind überraschend schön. Aus keiner deutschen Fabrik ist bis jetzt ein solches Kunstwerk hervorgegangen.

In New-Haven (Vereinigten Staaten) wurden auf dem Thurm des Yale College in der Nacht vom 9. bis 10. Aug. 1860 von sechs Beobachtern, die sich in die Himmelsräume getheilt hatten, alle niederfallenden Sternschnuppen gezählt, und zwar 565 in den fünf Stunden von 10 Uhr Nachts bis 3 Uhr Morgens. Der Mond störte übrigens seit 11 Uhr die Beobachtung, so daß gewiß der dritte Theil der Sternschnuppen von seinem Licht maskirt wurde; wäre dieß nicht der Fall gewesen, so hätte die Zahl 800 betragen können.

[Eine treffende Anwort.] In der Realschule zu Darmstadt prüfte dieser Tage ein Lehrer die Schüler in der Geographie und ließ sich das Erwähnenswerthe der Stadt Friedberg angeben. Nachdem die Knaben, was sie wußten gesagt, die dort bestehende Anstalt für Blinde aber nicht erwähnt, fragte der Lehrer: „Ist nicht eine Anstalt für Unglückliche dort? „Ja," rief ein Knabe, „das Schullehrer-Seminar!"

In Paris wurde am 13. d. in der großen Oper Wagners „Tannhäuser" zum Erstenmale gegeben und — ausgepfiffen; er hat, obwohl die Sänger und Sängerinnen das Möglichste leisteten, ein Fiasco gemacht, wie es dort selten vorkommt. Doch finden Einzelheiten der Oper die Anerkennung der Kunstkenner. Der Kaiser wohnte der Vorstellung bis zu Ende bei.

Man hat jetzt in Belgien mit dem besten Erfolge den Versuch gemacht, das Stroh des sogenannten Rapps zur Papierfabrikation zu benutzen. Zu 120 Theilen Papierspäne werden 40 Theile des Rappsstrohes verwandt, womit man ein weißes Papier herstellt, das weit besser ist, als das bekannte Strohpapier.

Ein Marseiller Astronom, Hr. Tempel, hat einen neuen Planetoiden, den 64. zwischen Mars und Jupiter, entdeckt und ihn Angelina genannt.

Homonyme.

Geflügelt ist's, 's ist ein Gigant,
's ist eine große Kette,
Als Knochen ist's dem Arzt bekannt,
Dir als ein Stoff, ich wette!
Man kennt es auch als goldenen Stern
Uns leuchtend an dem Himmel fern,
Ein Sträfling ist's, ihn traf ein Fluch —
Und endlich ist's ein Bilderbuch.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 70 Freitag, 22. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Welche Sünde hatte Gabriele begangen, daß sie einer so erbitterten Feindseligkeit von ihrer Familie ausgesetzt wurde?

Gabriele hatte geliebt!

Ihre eigenthümliche, ungewöhnliche Erscheinung ließ sehr bald auf ihren Charakter, ja selbst auf das Schicksal schließen, dem sie anheim gefallen war. Der lebhafte Ausdruck ihrer edel geformten Gesichtszüge verrieth ein feuriges Herz. Ihr Auge, das gewöhnlich milde und fast schwärmerisch blickte, schien dennoch eine Gluth in sich sammeln zu können, die da sagte, daß Alles, was das Herz dieser Frau ergriff, sie stets ganz erfassen mußte. Es war nicht Stolz, der Gabriele oft so fest und verschlossen zeigte — ihre tiefe Empfindungsweise machte sie zurückhaltend und in sich gekehrt. —

Sie gehörte der weit verzweigten Familie von Wandow, von altem schlesischen Adel in Breslau an.

Die gegenwärtig sehr begüterte Generation der Wandow'schen Familie schien ihre Hauptstütze in der ältesten Tochter, der Majorin v. Zarkow, zu finden, welche, kinderlos, früh Wittwe geworden und durch ihren Gatten außerordentliche Reichthümer erhalten, auch Seitens seiner Familie noch zu ererben hatte. Sie, die Majorin, war die erbittertste Gegnerin des alles nivellirenden Zeitgeistes. Mit diktatorischer Strenge bewachte sie, an der Spitze des Familienrathes, die Ehre ihres Hauses. Alsdann kämpfte sie mit dem hartnäckigsten Eifer gegen das sinkende Ansehen der Aristokratie, für die Aufrechthaltung ihrer Vorzüge und Privilegien und scheute, am wenigsten im Umkreise ihres edlen Hauses, keine Mittel, ihr angestammtes Ansehen zu hüten und zu bewahren. Nach dem Ideale des Absolutismus und den Begriffen einer vergangenen Zeit glaubte sie in dem Geiste ihrer Ahnen leben und ihren Lebenszweck hiermit auf das Schönste erreicht, diesen Geist wieder bis in das dritte und vierte Glied der Familie zu verpflanzen.

Daher der unversöhnliche Haß, den ihre Schwester Gabriele auf sich geladen, welche schon als Kind ihren unabhängigen Sinn an den Tag legte. Jener Trieb nach einer gewissen Unabhängigkeit ihrer Neigungen und Gesinnungen, der sie charakterisirte, erhielt sie schon sehr früh im steten Zwiespalt mit den Geschwistern. In der Jungfrau entwickelten sich diese Anlagen mit um so größerer Kraft, als sich diese nicht mehr als Neigungen, sondern als Willensäußerungen herausstellten. Die Anfeindungen und Verleumdungen ihrer zahlreichen Geschwister fanden bei der nicht minder hochmüthigen und tyrannischen Mutter ein stets geneigtes Ohr. Die jetzige Frau v. Zarkow, als die älteste Tochter, ließ schon damals an ihrer jüngsten Schwester, Gabriele, ihre Unterdrückungen aus und hatte hierfür die Mutter ganz auf ihrer Seite. Auf ihren Rath hatte man es sich allgemein zur Aufgabe gemacht, aus der „Abtrünnigen", wie man Gabriele nannte, eine Aristokratin zu schaffen und alle möglichen Zwangsmaßregeln hierzu in Versuch zu bringen. Die strengsten Prozeduren, und sogar körperliche Züchtigungen, blieben nicht ausgeschlossen. Das unter diesen Demüthigungen erglühende Mädchen, das hierdurch zum blinden Gehorsam gezwungen werden sollte, zur Anerkennung von Pflichten, Rechten und Formen, die ihrer Gefühlsweise ganz fern lagen, setzte endlich allen diesen Bestrebungen einen offenen Widerstand entgegen. Gabriele würde die qualvollsten Tage im elterlichen Hause verlebt haben, wenn sie an dem gütigen und milden Vater, in letzter Instanz, nicht Schutz gefunden hätte.

Aber die älteste Schwester, zum Hasse über diesen Widerstand gereizt, ruhte nicht und Gabriele war bereits Allen ein Dorn im Auge, als der Vater, ihr einziger Beschützer starb, indem er seine Gattin als die alleinige Erbin seines Vermögens und seiner Güter hinterließ.

Gabriele wäre wahrscheinlich aus dem elterlichen Hause geflohen, in welchem man ihr später nur mit offenbarer Hintenansetzung und Verachtung begegnete, wenn die Fesseln der Liebe nicht ihr Herz gefangen gehalten und sie an die Stätte gebannt hätten.

Edmund Valentin, ein junger Mann von sanfter und einnehmender Gemüthsart, gewann ihr Herz und es gelang den Liebenden, ihr Verhältniß vor den Augen der Familie geheim zu halten.

Valentin war der Sohn eines Kaufmanns. Obgleich selbst unvermögend, flossen ihm durch Gönner

hinlängliche Mittel zu, um in Breslau ein Geschäft eröffnen zu können.

Er wagte es nicht, einen Antrag um Gabriele's Hand bei der Mutter, der stolzen Baronin v. Wandow, zu thun. Neigung und das Gelöbniß der Treue, welches für Gabriele ein um so festerer Hort geworden war, als sie sich der Liebe der Mutter und der Geschwister gänzlich beraubt und von Allen als eine Geächtete behandelt sah, schlangen ein unauflösliches Band um die Liebenden.

Gabriele verließ heimlich mit Edmund das elterliche Haus — sie flohen aus Breslau.

Ein Freund Edmund's, Pfarrer in einem entfernten Städtchen, wohin sich Beide begaben, ließ sich durch ihre bestürmenden Bitten bewegen, das Paar zu trauen. Die Verehelichten, welche erst nach und nach aus ihren Himmeln sanken, erschracken zwar vor dem unbedachtsamen Schritte, dessen Folgen sich ihnen fühlbar machten, dennoch verzagten sie nicht und fanden Trost und Hoffnung in der innigen Zuneigung, welche sie verband. Seine Geschäftsverbindungen nöthigten überhaupt Edmund, zur Zurückkehr nach Breslau. In dem Glück ihrer Vereinigung wuchs auch ihr Vertrauen, so daß sie sich dem Glauben hingeben konnten, Verzeihung bei der Mutter zu finden. Bald darauf kehrten sie nach Breslau zurück.

Edmund war es vielmehr, welcher die Zweifel Gabriele's zu verwischen suchte, daß der Entschluß sich der Frau v. Wandow vorzustellen, von keinem guten Erfolge seyn würde. Sie führten ihn aus und Beide wurden in dem Hotel der Baronin vorgelassen. Alle Hoffnungen scheiterten.

Flehend um den Segen der Frau v. Wandow warfen sie sich hier derselben zu Füßen. Die in ihrem Stolze so schwer verletzte Frau belud sie, anstatt aller Antwort, mit maßlosen Verwünschungen und stieß Gabriele als enterbt von sich.

Edmund ließ sich durch diese entwürdigende Behandlung nicht abschrecken, sein Geschäft in derselben Stadt zu eröffnen, um unter den Augen der Familie das Glück seiner Gabriele zu begründen. Bald aber mußte er gewahren, daß gewisse geheime Machinationen im Werke seyen, welche es vermögen sollten, den Kredit seines Geschäftes zu untergraben. Die Hand, welche diese Intriguen leitete, handelte zwar verdeckt, aber sie ließ sich sehr bald als die der Majorin errathen. Gabrielens Verwandte bezweckten, den mißliebigen Valentin aus ihren Augen und aus der Stadt zu verbannen, wo sie eine so glänzende Rolle spielten. Valentin war zu hohen Kreditposten verleitet worden; die Zahlungen blieben aus. Er sah sich in verführerische Spekulationen verwickelt, die damit endigten, daß er fast Alles verlor. Er machte Bankerott.

Nunmehr verließ er mit seiner niedergebeugten Gattin die Vaterstadt derselben und kam mit seiner Familie nach Berlin. Er fing an zu kränkeln, das Glück war ihm nicht mehr hold. Seine Bemühungen, wieder ein eigenes Geschäft zu begründen, blieben ohne Erfolg, und so hatte er vor seinem Tode in einem Banquierhause die erste Buchhalterstelle eingenommen, welcher er jedoch nicht lange vorstellen konnte, da ihn eine Brustkrankheit ergriff. Er siechte schnell dahin; — er starb. Verzweiflungsvoll umstanden Gattin und Kinder sein Sterbebett.

So war das vergangene Leben Gabriele's gewesen, und diese Erinnerungen standen wieder vor ihrer Seele, als sich die Majorin, nach ihrem entscheidenden Besuche bei der Schwester, von der Unglücklichen verabschiedete. In der hingebenden Liebe zu ihrem Gatten, in der Hoffnung, ihn sich und ihren Kindern erhalten zu können, brachte Gabriele während seiner Krankheit die schwersten, ja die letzten Opfer da. Sie war, wie die Majorin gesagt, in der That in gänzliche Armuth gekommen.

In den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsen, empfand Gabriele dennoch kaum die Entbehrungen, welche sie schon während der Zeit ihrer Ehe zu ertragen gehabt; in der Liebe zu ihrem Gatten erhielt sie dafür stets den reichlichsten Ersatz. Jetzt war er für immer von ihrer Seite gewichen; sie stand allein. Es war nicht der Mangel, den sie fürchtete, nicht die Pein, die Noth der Armuth; sondern der Druck der Armuth, die Verlassenheit in derselben, der Raub der Ehre, welchen sie zuläßt, mit den Folgen der Geringschätzung und der Unterdrückung.

Und diese Folgen zeigten sich sehr schnell in ihrer Lage, denn ihre Kinder sollten ihr fortan nicht mehr gehören, das Theuerste, das Einzige für sie auf der Welt.

Aus eigenen Kräften vermochte Gabriele nicht, Sorge für die Zukunft ihrer Kinder zu tragen — sie bedurfte des Beistandes. Die Trennung von den Geliebten hätte von dem Wohlthätigkeitswerke ausgeschlossen bleiben können. Die Majorin wollte jedoch an den Kindern ihre Absicht vollenden, welche sie an der Mutter nicht zu vollführen im Stande gewesen. Die Kinder sollten ihr gegen die verhaßte Schwester gleichsam als eine Geißel zu Handen seyn, um der „Abtrünnigen" die Gewalt und die Macht des Reichthums und des Standes auf die schmerzlichste Weise fühlbar zu machen. Denn Frau v. Zarkow kannte weder Vergebung für den jugendlichen Freisinn Gabrielens, noch Verzeihung für ihre Mesalliance. Was sie selbst zu dem Unglück derselben beigetragen, rechnete sich die Majorin vielmehr als ein Verdienst ihrer hochadeligen Grundsätze bei. So beabsichtigte sie, die Zwillinge Gabrielens nach ihrem Systeme zu erziehen; es sollten diese endlich zwei vollkommene, würdige Stützen ihres hereinbrechenden, von eigenen Kindern nicht gesegneten, aber von Krankheiten geplagten Alters seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Krieg in Indien 1858.

(Schluß.)

Der Kaiserbagh war unwiderruflich eingenommen; aber man schlug sich noch in den Straßen von Lucknow, und mehrere Punkte, mehr oder minder wichtig, auf dem rechten Ufer der Gumti (der große Imanbarra, die Muschin-Baun ꝛc.), waren noch von ungeschwächten Rebellen besetzt. General Outram, der im Badschahbagh saß, hielt die eiserne Brücke (die östlichste, die untere Brücke) geschlossen; aber die steinerne Brücke, welche einige Hundert Schritte höher hinauf lag, stand den Flüchtigen offen, die sich zu Tausenden dorthin warfen. Outrams Batterien sandten ihnen Kugel zu, und ein gut genährtes Gewehrfeuer wurde fortdauernd in dieser Richtung unterhalten. Man hätte ihnen, wenn man über die eiserne Brücke ging, diesen Weg verlegen, und auf diese Weise die ungeordneten Massen noch ärger dezimiren können; aber man unterließ es, zum großen Schaden für die Zukunft; denn diese Menschenhaufen zerstreuten sich später und machten den Engländern als Guerilla's noch viel zu schaffen. Eine Mißhelligkeit zwischen Sir Colin Campbell und General Outram war die theilweise Ursache dieses Mißgriffes.

Während des fünfzehnten und sechzehnten zum Theil wurde Lucknow der Plünderung überlassen, trotz des hartnäckigen Widerstandes einer großen Anzahl Nachzügler, welche noch hier und da einige Quartiere, Gassen, Gebäude ꝛc. vertheidigten. Bei dieser Plünderung wurden nicht nur von Seiten der asiatischen Sikhs, sondern auch von den zivilisirten Engländern unerhörte Rohheiten und Barbareien begangen, so daß man überhaupt zu zweifeln anfängt, ob unsere Zivilisation einen Einfluß habe, die Bestie im Menschen zu zähmen. Die schändlichste dieser Schandthaten ist unstreitig die That eines englischen Offiziers und Gentlemans, der einen kaschmirischen Knaben, welcher einen blinden Greis führte, und sich ihm um Schutz flehend zu Füßen warf, nach dreimaligem Versagen seines Revolvers, und trotz des wiederholten „Pfui, Pfui," welches aus den Reihen der eigenen Soldaten tönte, aus bloßer Mordlust beim Viertenmale erst durch den Kopf schoß. Selbst den rohen Soldaten entfuhr bei der That dieses Muttersöhnleins einer noblen Familie Alt-Englands ein Schrei des Entsetzens. Seine Kameraden erzählten Mr. Russel die Geschichte mit Bekräftigung aller Einzelnheiten, aber wie man aus dem Schweigen schließen muß, dienten sie weiter mit ihm. — Englische Ehre! —

Man schlug sich noch am 18. März 1858, aber der Plünderung war Einhalt gethan. Die große Stadt lag fast wie todt da. Die Begum mit ihrem Sohne Brijeis-Kuddr und dem bekannten Mulwie von Feisabad, war bis dahin an der Spitze von fünf bis sechstausend Mann geblieben, die um Musabagh, ein großes, von Gärten und Mauern umgebenes Schloß, lagerten, das am westlichsten Ende der Vorstädte ein Stück über den großen Imanbarra und Hosseinabad hinaus liegt.

Sir Colin gedachte sie durch geschickte Mannöver aufzuheben; doch sie entkamen, da die Sepoys in geschickten Rückzügen Meister sind. Sie tauchten bald in Rohilkund an der Spitze eines feldtüchtigen Heeres auf.

Nach der Einnahme von Lucknow war das Königreich Aude noch lange nicht unterworfen; die großen Feudalherren hielten sich in ihren Kothfestungen und erwarteten, ehe sie sich ergaben, bestimmte Auskunft über das Loos, welches ihnen von dem siegreichen England zugedacht sey. Ueberall irrten bewaffnete Banden umher, welche im Namen des Aufstandes Steuern eintrieben. Die Begum war zu Bitoli, auf der Gogra; Koer-Singh schlug den Distrikt von Azimghur; ein alter Tschockeidar von Aude, Mehadie Hossein, sammelte im Westen, in Gorukpur, wie man sagte, furchtbare Streitkräfte. Nena Sahib stand auf Kalbi zu. Man mußte also die Armee in mehrere fliegende Kolonnen theilen, um das Land zu säubern.

Mannigfaltigkeiten.

[Für Mütter.] Es sind Gründe vorhanden, Mütter und Aerzte vor dem Gebrauche der sogenannten „Gummitöpfchen" auf den Saugflaschen der kleinen Kinder dringend zu warnen, da dieses so allgemein benutzte Fabrikat bis 30 pCt. und mehr Zinkoxyd (sogenanntes Zinkweiß) enthält und außerdem noch kleine Mengen Blei, welche Stoffe den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit des Säuglings ausüben müssen. Diese Gummihütchen haben ein Gewicht von zwei bis drei Quentchen und enthalten daher fast ein Quentchen Zinkoxyd! Wie viele Kinder mögen durch diese Ursache kränkeln und dahin siechen, ohne daß der Arzt den wahren Grund des Leidens erkennt! Und wie viele Tausende von kleinen hülflosen Würmchen mögen schon die Opfer geworden seyn! Laßt Euch nicht beirren, ihr Mütter! wenn vielleicht mancher Rathgeber diese Warnung für übertrieben ansieht, wenn er Euch sagt, daß Zinkoxyd unschädlich sey und als ein gutes Heilmittel öfter verordnet werde. Werft diese elenden Dinger ohne Zaudern in den Ofen, und gebraucht nur Mundstücke von Elfenbein, Knochen oder Holz, die mit weichem Leinen zu umbinden sind, wenn der Säugling schon durch die elastische Gummimasse verwöhnt seyn sollte. Laßt Euch, ihr Mütter, nicht bereden, daß dieses und jenes Kind trotz des Gummitöpfchen gediehen sey — ihr könnt nicht beurtheilen, ob das letztere schädliche Stoffe enthält, oder nicht. Mehrfach entsteht die

Frage: warum geschieht der Zusatz von Zinkoxyd, da diese Masse doch Kautschuk oder Schwefel seyn soll? Nun, dieses Gemenge ist aber schwarz, der Fabrikant will aber auch eine dem Auge gefälligere Farbe erzielen, deßhalb greift er nach dem weißen Zinkoxyde, weil unschädliches Weiß, wie Kreide, Gips u. s. w., nicht die erwünschte Masse gibt. Ob schädlich oder nicht, ist vielen Fabrikanten ganz gleichgültig, auch völlig unbekannt. Er würde in diesem Falle ebenso das noch giftigere Bleiweiß nehmen, wenn dieses in Verbindung mit dem Schwefel nicht schwarz würde, was beim Zinkoxyd nicht der Fall ist. Und wenn selbst die schwarzen Saughütchen, die nur aus Kautschuk und Schwefel zusammengesetzt sind, dem Säugling in den Mund gesteckt werden, und derselbe Tag und Nacht daran herumsaugt, so möchten schon diese nicht eben sehr zur Gesundheit beitragen, weil Schwefel und Feuchtigkeit ein übelriechendes Gas hervorbringen, das in beträchtlicher Menge äußerst giftig wird und von dem noch nicht bekannt ist, wie es in kleinen Mengen auf die Athmungs- und Verdauungsorgane des kleinen Geschöpfes wirkt. Darüber lassen sich begreiflicherweise keine Experimente anstellen. In Hamburg hat diese Warnung sofort die die ganze Presse, wie die medizinische Welt in Alarm versetzt, und es ist die beste Hoffnung vorhanden, daß Sachverständige es genau untersuchen werden, ob die ausgesprochenen Befürchtungen auch mit Recht begründet sind.

Man schreibt aus Regensburg, 15. März: gestern fand hier beim Bezirksgerichte eine sehr interessante Verhandlung statt gegen ein wohlbeleumundetes bäuerliches Ehepaar aus dem Landgerichte Riedenburg, das einer bei ihm wohnenden und dienenden ledigen Weibsperson von ohngefähr 30 Jahren vielfache Verwundungen auf deren eigenes Begehren zugefügt hatte. An dieser Person fanden sich 47 Schnitte (mit einem Rasirmesser hervorgebracht), darunter 22 an der rechten, 16 an der linken Brust; das Nagelglied des rechten kleinen Fingers hatte ihr der Bauer mit Messer und Hammer abgehackt. Die Person leidet an religiöser Verrücktheit und brachte durch ihre beständigen auf Halucinationen sich stützenden Betheuerungen, daß sie nothwendig solche Pein leiden müsse, um arme Seelen aus der Hölle und aus dem Fegfeuer zu erretten, die sehr beschränkten Leute dazu, sie in der bezeichneten Weise zu verstümmeln, ja sogar mit ihr einen Abnährungs-Vertrag zu schließen, der für die Gepeinigte äußerst günstig war. Erst spät erkannten sie, daß sie es mit einer Geistesgestörten zu thun hatten. Sie wurden wegen geminderter Zurechnungsfähigkeit (durch große Geistesbeschränktheit) zu geringen Gefängnißstrafen verurtheilt.

Man schreibt aus Uri, 13. März: Um die Mittagszeit machte sich Michael Indergand im Ried mit seinen zwei ältern hoffnungsvollen Knaben auf den Weg, um sich in seinen Berg „Bristenberg" zu begeben. In der Mitte des sogenannten Teufthales wurden sie alle drei von einem Lanisturm (Staublawinen) umgeworfen. Der Vater sah seine beiden circa 3 Schritte vor ihm hergehenden Knaben niederfallen und weiter sah er nichts mehr von ihnen; er selbst wurde an einen Felsen gedrängt und als er sich umzuwenden vermochte und gerne zur Rettung seiner Knaben hineilen wollte, kam eine zweite Lawine, der er nur mit Noth entrinnen konnte. Seit zwei Tagen waren bei 30 Mann fortgesetzt thätig, um die Knaben aufzufinden, aber alle Anstrengungen blieben bis dahin ohne Erfolg.

Im russischen Dnieper-Distrikt richten jetzt die Wölfe großen Schaden an; folgender Fall mag als Beispiel dienen, daß mit diesen hungrigen Bestien schwer auszukommen ist. „Ein russischer Geistlicher fuhr vor Kurzem mit seiner Frau und seinem 16jährigen Sohne über Land. Unterwegs werden sie von einem Rudel Wölfe angefallen. Der Sohn stürzt aus dem Schlitten, Vater und Mutter fahren im schnellsten Galopp weiter; die Wölfe folgen. Ein Ruck, und auch die Frau fällt aus dem in rasender Eile dahin gleitenden Gefährt. Unaufhaltsam stürmten die Pferde vorwärts. Da endlich stoßen sie auf einem Nebenweg im Walde auf ein unüberwindliches Hinderniß; die Thiere und der Mann sind verloren. Man hat nur die Ueberreste von ihnen gefunden; dagegen sind wunderbarer Weise Sohn und Frau von den wilden Thieren verschont geworden; sie kamen mit dem Todesschrecken davon."

Man schreibt aus Berlin: Die kürzlich ausgegebenen neuen Thalerstücke, welche das Bildniß des Königs Wilhelm tragen, sollen schleunigst eingezogen werden. Wie nämlich erst jetzt bemerkt worden, laboriren dieselben an einer kleinen Ungenauigkeit insofern, als auf dem Bruchstücke des Adlers die Initialen F. R. (Friedericus Rex) beibehalten worden sind, während dieselben auf den neuen Thalerstücken W. R. (Wilhelmus Rex) lauten müssen.

Der Auffinder des am 9. März in Marseille entdeckten Asteroiden ist ein Deutscher. Zwischen diesem und dem am 10. Februar von de Gasparis in Neapel entdeckten ist aber am 4. März in Marseille noch ein anderer entdeckt worden, so daß die Gesammtzahl der jetzt bekannten Planeten zwischen Mars und Jupiter 65 beträgt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 71 Samstag, 23. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Hatte Gabriele auch von diesen Plänen ihrer Schwester noch keine Ahnung, so fürchtete sie doch das Schlimmste, sobald ihr die Kinder entrissen würden. Obgleich im Schooße der großen Welt lebend, besaß sie weder einen Freund noch Beschützer, auf dessen Rath, da sie überdieß mit den gewöhnlichen Lebensverhältnissen gänzlich unbekannt war, sie hätte bauen können. Der Vormund erschien ihr als die einzige Person, zu welcher sie Zuflucht zu nehmen habe, und obgleich auch er, nach der Aussage der Majorin, für den Plan derselben stimmte, glaubte Gabriele dennoch, daß, wenn sie ihm ihr Leid eröffne, sie auch seine Theilnahme gewinnen würde.

Am andern Tage suchte sie die Wohnung des Banquier Brewitz auf.

Der Kaufmann empfing sie, mit Briefen beschäftigt, in seinem eleganten Komptoirzimmer. Er ließ sie nach einem oberflächlichen Gruße sitzen und warten, dann legte er die Feder bei Seite, um Gabriele anzuhören.

Der Banquier, in den Jahren noch nicht vorgerückt, zeigte sich in seinem Auftreten bemüht, zu imponiren und gewisse vornehme Manieren an den Tag zu legen, die durch das Bewußtseyn seiner materiellen Bedeutung Gewicht hielten. Er besaß ein dunkles, durchdringendes Auge und so feste Züge, daß ein Lächeln wohl niemals darauf Platz fand. Gabriele trug ihm mit ergreifenden Worten die Liebe zu ihren Kindern vor und die Grausamkeit, sie möglicherweise von ihr trennen zu wollen. Sie bat ihn, ihre Mutterrechte zu beschützen; sie bot ihre ganze Ueberredungskraft auf, um darzuthun, daß ihr keine Mühe, kein Opfer zu groß erscheine, sobald sie nur mit den Kindern vereinigt bleiben könne.

Gabrielens Aufregung, ihre Bitten, ihre mühsam verhaltenen Thränen mußten die Schönheit ihrer Erscheinung noch um Vieles anziehender gemacht haben, denn der Banquier ließ einen ungewöhnlich verbindlichen Blick auf ihr haften. Indem er sein mehr als theilnehmendes Gefühl zu bemeistern suchte, sagte er mit etwas verlegener Stimme:

„Madame, zu Ihrem eigenen Besten kann ich augenblicklich in Ihre Angelegenheit nur sagen, daß Sie wohl daran thun, sobald sich Ihre Frau Schwester zur Abnahme Ihrer beiden Aeltesten bewogen zeigt, nichts dagegen einzuwenden. Ihre Verwandte haben Ihnen nur eine sehr unbedeutende Unterstützung ausgesetzt, und Sie werden sich in Ihrem Auskommen sehr damit beschränken müssen. Ich bedaure Sie aufrichtig."

„Ich kann meine Kinder nicht geben, mein Herr!" rief Gabriele erschüttert aus.

„Machen Sie den Versuch, Madame; die Umstände sind von der Art, daß, schlimmsten Falls, Ihre Frau Schwester lediglich Recht behalten wird, sobald Ihnen an dem Verweilen am hiesigen Orte noch gelegen ist. Prüfen Sie doch nur, Madame, daß die Kinder bei der Frau Majorin eben nicht aus der Welt sind. Ich würde mich in meiner Stellung als Vormund durchaus kompromittiren, wenn ich jetzt Ihrem Wunsche willfährig seyn wollte. Ich hoffe, wir verständigen uns später darüber, ich habe als Vormund ja eine endgültige Entscheidung."

„Warum nicht jetzt?" fragte Gabriele bestürzt, ohne den Blick des Banquiers zu verstehen und sein Bestreben, die Gelegenheit zu benutzen, sich die in ihrer Trauer so reizende junge Wittwe verbindlich zu machen. „Mir geschieht ein Raub an meinen Kindern, mein Herr!" fuhr sie mit Heftigkeit fort. „Unter dem Scheine des Wohlthuns streckt meine Schwester die Hand nach meinen Kindern aus, sie will mir ihre Herzen abwendig machen, sie lehren, mich zu hassen, wie diese unselige Schwester mich mit ihrem Hasse verfolgt!"

„Sie sind zu aufgeregt, Madame, die Zeit wird Sie beruhigen und Ihre Gesinnungen ändern. Befürchten Sie nicht zu viel von den Eingriffen der Frau Majorin. Wie ich Ihnen schon vorhin bemerkt habe, werde ich Ihre Rechte, Ihre Vortheile wahrzunehmen wissen. Wir werden uns seiner Zeit darüber verständigen können, wenn Ihre Verhältnisse besser geordnet sind. Verzeihen Sie mir, aber einen tröstlichen Bescheid vermag ich Ihnen für heute weiter nicht zu geben, dessenungeachtet wird Alles zum Besten gewendet werden.

Gabriele schwieg und warf einen durchdringenden Blick auf den Banquier, der ihre Hand zu ergreifen suchte. Unwillkürlich entzog sie ihm dieselbe.

„So viel ich Ihnen erklären konnte und mußte, habe ich gethan", sagte sie düster. „Sie führen ein

Recht über meine Kinder in Ihrer Hand, möge Ihnen dieß heilig seyn und bleiben.“

Mit diesen Worten verließ sie schnell das Komptoir.

Am Grabe des verstorbenen Edmund Valentin, auf dem Friedhofe, finden wir seine unglückliche Familie noch einmal versammelt. Die Majorin hatte Gabriele benachrichtigt, daß sie am nächsten Tage mit den Zwillingen abreisen werde.

Gabriele hatte ihre letzte Zuflucht zur Ruhestätte ihres Gatten genommen. Ein kahler, von hartgefrorenem Schnee bedeckter Hügel war Alles, was die Stätte hinterließ, die Denjenigen barg, der sein heiligstes Eigenthum von Frau und Kindern vor fremden Händen nicht mehr zu schützen vermochte. Seine Angehörigen beteten, sie knieten an seinem Grabe; sie hatten Kränze auf den nackten Hügel gelegt. Kein Arm, keine Stimme erhob sich aus demselben — sie sahen den Vater nur im heißen Gebete, daß er die Hände segnend auf ihr Haupt legte. Gabriele erhob sich mit ihren Kindern; lautlos und Hand in Hand verließen sie zögernd das öde Leichenfeld. Gabrielens Abschiedsblick — er hing noch lange an dem Hügel ihres Gatten. Schon morgen sollte der Scheideblick auf ihren Kindern haften.

Ein Wagen rollte in der Frühstunde des andern Tages vor ihre Wohnung. Die Gouvernante der Majorin war angekommen, um die Zwillingsgeschwister abzuholen. Gabriele hatte sich der schweren Anforderung gebeugt. Die eiserne Nothwendigkeit sagte ihr, sie müsse entweder die Stadt verlassen, in das Haus der Mutter zurückkehren und gewärtigen, was diese über sie verhängen würde, oder sie willige in diesem Augenblicke in die Trennung. Die trostlose Mutter bekämpfte ihren Schmerz mit der Vorstellung, daß eine solche Trennung unmöglich von langer Dauer seyn könne, daß eine höhere Macht ein größeres Anrecht nicht zulassen würde.

Sie baute auf die Treue ihrer Kinder, sie herzte, sie küßte und segnete sie. „Behaltet Eure Mutter, Euren Vater im Herzen!“ Das waren die Abschiedsworte, die sie ihnen gab.

Gabriele führte die Kinder selbst an den Wagen. Mit bangen, sehnsüchtigen Blicken hingen sie noch aneinander. Dann, als der Kinder lauter Ausbruch des Schmerzes und der Klage erscholl, hatte sie sich aus ihren Armen losgerissen und war scheu in die Wohnung zurückgeflohen. Der Wagen rollte fort. Sie lauschte, bis der letzte Schall der Räder verklungen war; sie lauschte noch lange, — Alles blieb still, die Kinder kehrten nicht wieder. — Als sie sich umwandte, saß ihr drittes Kind, ein kränklicher Knabe, am Boden und weinte. Gabriele preßte ihn an ihr Herz, sank auf die Knie und betete inbrünstig.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

Das Leben in Rom, Neapel, Florenz und andern großen Städten Italiens ist uns mehr als hinreichend geschildert worden. Ueber den Charakter der Städte und Städtchen dagegen, die seitwärts von der großen Straße liegen, welche der Tourist zieht, erfährt man in der Regel nichts Genaues, und da es jetzt für Manchen von Werth seyn mag, sich auch von diesen Kleinstädten eine deutliche Vorstellung machen zu können, so soll im Nachstehenden der Versuch unternommen werden, sie aus der Erinnerung zu zeichnen. Der Verfasser hat mehrere Jahre als Soldat des päpstlichen Heeres in solchen Orten in Garnison gelegen, andere auf Märschen gesehen, und so kann er wohl behaupten, daß seine Erfahrung eine gründliche war.

Versetzen wir uns nun auf eine Landstraße, die nach einer der kleinen Städte in Umbrien, den Marken oder einem andern Theile des Kirchenstaates, führt. Dieselbe windet sich zwischen schlecht kultivirten, aber dennoch reichlich tragenden Weizen- und Maisfeldern und Rebengärten hin. Gelegentlich begegnen wir Gruppen von Olivenbäumen, bisweilen Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Ein eigentlicher Wald ist nirgends zu sehen. Wo die Berge nicht mit Weinstöcken oder andern Kulturgewächsen bepflanzt sind, tragen sie fast nur niederes Gestrüpp von Stacheleichen, Pinien, Erdbeerbäumen und ähnlichen Gattungen südlicher Vegetation. Eben so wenig trifft man Wiesen gleich den deutschen an. Auf der Straße sehen wir viele Fuhrwerke, seltener Fußgänger und fast eben so selten Reiter. In seiner eleganten Carozza fährt ein Conte oder Marchese auf sein Landgut, um einmal seine Pächter zu besuchen, deren mancher von diesen Herren mehrere Hundert hat. Da und dort kommt uns ein wohlhabender Bürger in seinem zweirädrigen Birrecino entgegen, der von einem munteren Pferdchen gezogen wird. Bisweilen auch ein Vetturino mit seinem altmodischen schmalspurigen Reisekasten und seinen dürren, traurig abgequälten Gäulen; häufig ein Bauer mit einem plumpen Karren, dessen Zugthiere, prächtig großgehörnte Ochsen, an Eisenringen gelenkt werden, die ihnen durch die Nasenlöcher gezogen sind.

Endlich erscheint vor uns die Stadt. Sie ist in der Regel mit alten Mauern und einem trocknen Graben umgeben, Resten der Zeit, wo man sich gegen die Einfälle eines herrsch- und raubsüchtigen Adels und den Parteihaß der Nachbarorte verzusehen hatte. Die Mauer mit ihren kleinen Bastionen und ihren langen Courtinen, die bethürmten Stadtthore sind allenthalben schadhaft, und aus den Ritzen sprossen Gras und Schlingpflanzen hervor, die den im Graben weidenden Ziegen zum Futter dienen.

Im Thorgewölbe tritt uns der Herr Finanzierе entgegen und fragt, ob wir etwas Steuerbares bei uns

haben. Kommen wir im Birrocino, so revidirt er das Korbgeflecht mit seinem Spieß. Haben wir eine Reisetasche oder Botanisirtrommel, so läßt er sich deren Inhalt zeigen. Doch ist er in der Regel eine gute Seele, die mit sich reden läßt und die Eigenschaft hat, daß sie, wenn wir ihr ein Silberstückchen in die Hand drücken, für alles Steuerbare im Koffer oder Ranzen blind wird. In Ermangelung von Geld kann man ihn auch mit einem kleinen Tribut an Waare abfinden, besonders, wenn dieselbe eßbar ist. Der Zoll der Bäuerinnen besteht gar nur darin, daß sie sich von dem Finanzwächter geduldig einige kleine Zudringlichkeiten gefallen lassen. Vom Thore aus führt eine große, oft zu beiden Seiten mit Arkaden geschmückte Straße in krummer Linie bis auf den Marktplatz, und von dort nach dem entgegengesetzten Thor; dieß ist der sogenannte Corso, oder die Strada maggiore, wie die Hauptstraße in den Städten heißt. Hier findet man die vornehmsten Gasthäuser, die ersten Kaffees, die schönsten Läden, die modernsten Häuser und mit Ausnahme der für die Siesta bestimmten Stunden ein starkes Menschengewühl. Das hereinströmende frisch aussehende Bauernvolk in seiner hübschen bunten Tracht gibt des Morgens dem Corso ein pittoreskes Aussehen, während gegen Abend die Kutschen der Reichen hier paradiren und die schöne Welt beim Lampen- oder Mondschein promenirt. Wir drängen uns durch das Volk nach der Piazza grande, dem Hauptplatz, von wo aus uns ein verworrenes Getöse entgegendringt. Derselbe bietet einen imposanten Anblick. Er ist gewöhnlich sehr groß und fast immer in der Mitte durch einen mächtigen steinernen Springbrunnen geziert, welcher unter dem Dreizak seines Neptun und aus den Nüstern seiner Rosse und Delphine schon vielen Geschlechtern des Ortes den silberhellen Strahl gespendet hat. Nicht weit davon befindet sich auf einer Säule das Standbild der Schutzpatronin des Ortes, welche fast immer die Madonna ist. Die den Platz umgebenden, mit Arkaden geschmückten Häuser sind meist öffentliche. Die eine Seite nimmt der Munizipalitätspalast oder die sogenannte Kommune ein, mit dreißig und mehr Fenstern Front, deren grüne Jalousien eine angenehme Unterbrechung im düstern unabgeputzten Mauerwerk bilden. Hier residirt der hochwohlweise Rath, und neben ihm die Sicherheitsorgane: rechts ist das Gendarmeriegebäude, links die Hauptwacht. Vis à vis bildet eine große Kirche die andere Front des Platzes; sie ist von Stein und verschwenderisch mit Marmor geschmückt, doch läßt ihr Baustyl kalt; sie ist nicht gothisch, nicht byzantinisch, nicht maurisch, nicht griechisch gebaut, sondern hat von allen diesen Manieren etwas an sich. Die beiden Nebenseiten des Platzes werden von dem Postgebäude und dem Steueramte, so wie von einigen Kaffees, Apotheken, Großhandlungen und Gasthäusern eingenommen. Auf einer Seite des Platzes stehen die Bäuerinnen in langer Reihe; es ist der Blumen-, Obst-, Grünzeug- und Geflügelmarkt. Die buntfarbige Tracht kleidet diese Leute sehr gut. Sie wollen alle die besten Waaren haben; eine jede schreit laut aus, was sie feil hat, wobei die dem Italiener eigene gellende Stimme den Wohlklang der Sprache bedeutend beeinträchtigt. Vor ihnen drängen sich die Städler und Städterinnen im glockenförmigen kurzen Reifrock à la Pepita und handeln und feilschen mit geläufigster Zunge und Geberde. Daneben werden Männerstimmen laut: Einer ruft Südfrüchte aus, ein Anderer schreit: „Cigari! Cigari!“ ein Dritter will seine Limonade los werden, ein Vierter Backwerk und so fort bis zum Lumpensammler, daß Einem die Ohren wehe thun möchten. Auch die Fleischbänke, welche an der nächsten Marktseite in einer Reihe stehen, bemühen sich, mit vernehmlichem Rufe anzukündigen, daß sie heute besseres Fleisch und billigere Preise als gewöhnlich haben. Dazwischen bemerkt man Verkäufer von ganzen, am Spieß gebratenen, mit aromatischen Kräutern gefüllten Schweinen, Gruppen von Gaffenden mischen sich unter die Käufer. Hier gehen einige Geistliche, schwarz von oben bis unten, mit seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, den altfränkischen Dreimaster auf dem Haupte, dort einige Signori in bewunderungswürdigem Negligée.

Plötzlich trifft unsere Nase ein ungewöhnlich widerlicher Geruch. Wir gehen dem garstigen Duft nach und kommen durch ein enges, überaus schmutziges Gäßchen in die Pescheria, d. h. den Fischmarkt. Hier begegnen wir einer namenlosen Auswahl der verschiedenartigsten Meerthiere, Fischen aller Gattungen, Seekrebsen, Seespinnen, Krabben, Austern und andern Schalenthieren, daß sich allerdings das Auge daran nicht satt sehen würde, wenn sie die Nase nicht über die Gebühr beleidigten. Der Odeur ist in der That kaum zu ertragen. Die Fische, welche an sich schon nicht besonders appetitlich riechen, gehen bei dem dortigen Klima schnell in Fäulniß über, und hundert Sorten strömen hundert Gerüche aus. Schnell kehren wir auf den Markt zurück und kommen gerade zu rechter Zeit, um einen ächten italienischen Quacksalber oder Zahnkünstler (Dentista, wie er sich nennt) seine Künste produziren zu sehen. — Er steht auf seinem kleinen Reisewägelchen und deklamirt gegen die ihn umgebende Menge mit so gewaltigen Geberden und Grimassen, daß man glauben möchte, er spiele den Othello. Vor ihm sind Medikamente der verschiedensten Art, namentlich aber auch Päckchen Fleckseife aufgelegt, welche zu fabriziren und zu verkaufen der eigentliche Zweck seines Daseyns ist. Er beobachtet stets das gleiche Verfahren. Seine Rede beginnt mit Aufzählung von einem Dutzend Empfehlungen von großen Herren in England, Frankreich und Italien, obgleich der Wackere niemals weiter gekommen seyn wird, als in die Lombardei. Was weiter folgt, geht zunächst auf Unterhaltung des Publikums und ist bald pathetisch und würdevoll, bald komisch gehalten. Dann trägt er eine Abhandlung über die Natur der Zähne, Zahnausreißen

und Medikamente zur Heilung verschiedener Zahnkrankheiten vor, und zum Schluß wird er generös, indem er als Probe für sein Wissen und Geschick einem armen Bauer, dessen er sich wohl oder übel bemächtigt hat, einen noch guten Zahn „schmerzlos und gratis" herauszieht. Mit diesem Lockvogel fängt unser Doktor Eisenbart andere in Menge, und auch die Seife findet ihre Abnehmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Es wurde von einem Attentat berichtet, das gegen das Leben des neuen Präsidenten Lincoln versucht worden seyn soll. Die amerikanischen Blätter erzählen den Hergang in sehr verschiedener Weise. Die „New-York Times" berichtet: Als Lincoln im Begriff war, von Harrisburg nach Baltimore abzureisen, erhielt er die Kunde von einer großen Verschwörung, die gegen ihn im Werke sey und es auf sein Leben abgesehen habe. Auf dieß nahm der Präsident eine Verkleidung an, die ihn unkenntlich machte, und begab sich direkt nach Washington, ohne auf einer Zwischenstation anzuhalten. Lincoln's Familie wurde bei ihrer Durchreise durch Baltimore den nichtswürdigsten Beschimpfungen einer zügellosen Pöbelmasse ausgesetzt, gegen die die Polizei nicht einmal einschritt. Ueber die Mordversuche selbst hört man, daß einmal bei Lafayette (Indiana) eine Vorrichtung zur Hebung von Waggons auf das Schienengeleise geschraubt worden war, über welches bald nachher der Eilzug mit Lincoln fahren sollte, und in Cincinnati in dem für Lincoln eingerichteten Wagen unmittelbar vor der Abfahrt ein Granate unter dem Sitze versteckt gefunden wurde, deren Zündfaden brannte, so daß in zehn oder fünfzehn Minuten die Explosion hätte erfolgen müssen.

Jefferson Davis, der Präsident des neuen südlichen Staateubundes, führte ein bewegtes, ereignißvolles Leben. Im Jahre 1807 in Kentucky geboren, wanderte er in früher Jugend nach Mississippi aus, das damals noch Territorium war, trat 1828 als Unterlieutenant in die Bundesarmee ein, machte 1831—32 die Gränzkriege mit den Indianern mit und that sich in diesen so hervor, daß er das Patent als Premierlieutenant erhielt. 1835 schied er aus der Armee und ließ sich auf einer Baumwollenpflanzung in Mississippi nieder, nachdem er General Taylor's Schwiegersohn geworden. Im Jahre 1843 hielt er in Mississippi, welches nun zum Staat geworden war, feurige Reden zu Gunsten Polks, des demokratischen Präsidentschaftskandidaten. 1845 wurde er in den Kongreß geschickt, und als bald darauf der merikanische Krieg ausbrach, wurde er von einem Regiment Freiwilliger zum Obersten erkoren. Bei Monterey und Guenna Fista verrichtete er Wunder der Tapferkeit, und seine Kaltblütigkeit rettete an dem letzteren Punkte zweimal die Ehre des Tages. Nach dem Schlusse des Krieges wurde er von seinem Staate zum Vereinigten-Staaten-Senator gewählt.

Vor fünfundzwanzig Jahren war Herr Mirès noch nicht der elegante reiche Bankier, der die schönsten Apfelschimmel und die theuersten Leidenschaften hatte, sondern er war vielmehr ein armer polnischer Jude, der nicht einmal den Accent grave über seinem e hatte, aber schon mit so großen Plänen schwanger ging, daß er seinem sterblichen Leibe nur wenig Pflege angedeihen lassen konnte — kurz Mirès litt an der plica polonica (Weichselzopf). Ein armer Chirurg behandelt ihn damals zu seiner Zufriedenheit. Mirès war dankbar. Als er anfing, in Paris ein großes Haus zu führen, ließ er den armen Chirurgen dahin kommen und zahlte ihm durch drei Jahre sämmtliche Inserate in den Journalen, und Das repräsentirt eine Summe von nicht weniger als 100,000—150,000 Franken. Heute ist dieser Chirurg einer der bekanntesten und gesuchtesten Aerzte — während Mirès in Mazas sitzt.

Dr. Baldamus zu Orauienburg veröffentlicht eine Vergiftungsgeschichte durch Lerchen. Eine Familie verzehrte zum Mittagsessen 17 bis 18 Stück Lerchen mit dem größten Appetit. Unmittelbar oder kurze Zeit nach dem Genusse stellten sich bei Vater, Sohn und Tochter alle Symptome einer Vergiftung ein, und nur durch längere ärztliche Bemühungen gelang es, sie wieder vollständig herzustellen. Die Mutter, welche die für sie bestimmten Lerchen hatte ausnehmen lassen, kam mit leichtem Erbrechen davon. Vor zwei Jahren war ein ähnlicher Fall mit unausgenommenen Krammetsvögeln passirt, der fünf Mitglieder einer Familie dem Tode nahe gebracht hatte. Die Lerchen nähren sich nämlich im Herbste vorzugsweise von Sämereien der verschiedensten Art, davon manche von giftigen Pflanzen, z. B. von Anagallis arvensis, Schierling ꝛc. Auch Grasmutterkorn hat man im Magen mancher dieser Vögel gefunden.

Auflösung der Homonyme in Nro. 69:
Atlas.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 72 Sonntag, 24. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

2.

Das Kloster.

Das alterthümliche Kloster zu Sch . . . in Schlesien zählte in neuerer Zeit, bis auf die Gegenwart, mehrere Frauen als Insassen, welche nach einem fünfjährigen Novizenstande als Nonnen, Schwestern, sich dem Dienste des Klosters widmeten, der nicht ausschließlich in klösterlichen Andachtsübungen bestand; denn mit dem Kloster war ein Schulunterricht verbunden, an welchem Kinder aus der Stadt Theil nahmen, und dem von den Klosterfrauen vorgestanden wurde. Im Uebrigen herrschte in den Sitten, als auch in der Tracht die klösterliche Strenge.

In dem altgothischen, unentwickelten Baustyle, mit den vergitterten Spitzbogenfenstern und schmalen Pforten der anliegenden Kirche, wie im Innern durch die gewölbten, engen Kellerräume, bildete das Gebäude im Ganzen eine düstere Erscheinung.

Die Zelle des Klosters lagen längs der Seiten schmaler Korridore, und über jeder Thür war das Bildniß einer Heiligen befindlich, gewöhnlich von gleichem Namen mit der Schwester, welche die Zelle inne hatte. Das Innere gab für die Bewohnerin nur die allernöthigsten Räumlichkeiten ab, um sich darin bewegen zu können. Ein Bett, über welchem hinter einem Vorhange die Bekleidungen aufbewahrt wurden, ein Stuhl, ein einfacher Schrank mit einem Kruzifix, dann ein kleines Betpult genügten, um die Bedürfnisse und die Ansprüche des Klosterlebens zu erfüllen.

In der Zelle gegen das Ende des großen Korridors befand sich die jüngste, seit vielleicht einem halben Jahre in das Kloster aufgenommene Schwester Konstanze. Sie studirte in ihren Büchern, um sich auf die Unterrichtsstunden des andern Tages vorzubereiten.

Die Schwester war die Zwillingstochter Gabriele Valentins.

Ungefähr fünf Jahre sind seit dem erzählen Abschnitte verflossen und Konstanze zur Jungfrau erblüht. Dennoch war, ungeachtet des noch so jugendlichen Alters, ihren Zügen schon ein Stempel frühzeitiger Gemüthskämpfe aufgedrückt. Eine zarte Blässe hatte sich über ihre Wangen verbreitet, ihre feinen, sanft gerötheten Lippen zeigten sich fest geschlossen, ihr helles blaues Auge war stets sinnend niederwärts gerichtet. Wenn sie es plötzlich aufschlug, um unruhig um sich zu blicken, besaß es den Ausdruck der Wehmuth, der um so beredter sprach, als sich der Glanz einer heimlich geweinten Thräne darin wiederzuspiegeln schien.

Selten wohl hatte eine zartere, anmuthigere Gestalt die schmucklose Klostertracht getragen. Ein weißes Stirnband hielt das lang geflochtene, dunkle Haar der Jungfrau zurück, der leinene weiße Schleier fiel über ihre Schulter, die Brust war mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Ein langes, ebenfalls schwarzes Tuchkleid, über welchem an der Seite der Rosenkranz hing, umschloß das kaum zur Jungfrau gereifte Mädchen, das so früh auf die Welt verzichten und ergebungsvoll in alle Entsagungen willigen wollte, um die Strenge keiner Pflicht zu empfinden, um mit Allem zu brechen, was das Leben an Freuden darbot.

Sie hörte Schritte auf dem Korridor schallen, die sich ihrer Thür näherten.

Der Präzeptor des Klosters, ein Mann in gereiftem Alter, mit scharfmarkirten Gesichtszügen, betrat ihre Zelle. Mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sey Jesus Christus!“ lüftete er sein gesticktes schwarzes Käppchen.

„In Ewigkeit Amen!“ erwiderte Konstanze zum Danke. Dann machte sie dem Klosterpater Platz, der sich zum Verweilen in ihrer Zelle anschickte und sie bald mit geheimnißvoller Miene und forschend betrachtete und anredete:

„Ich finde Sie immer über den Büchern, Schwester Konstanze, es wird fast zuviel! Ihr Weg ist wohl noch lang und auch dornenvoll. Haben Sie wohl bedacht, Schwester, werden Sie darin nie ermatten, nie weichen, niemals umkehren mögen? Mögen nicht noch Erinnerungen hinter Ihnen stehen, die Ihnen unvergeßlich bleiben werden, die Ihnen vorschweben, wenn Sie niederknien, die Sie rufen, sobald Sie beten?“

Konstanze betrachtete den Sprechenden bei diesem unverhofften Eingang mit verwirrtem Blicke. Eine leichte Röthe drängte in ihre Wangen.

„Meine Bücher sind mir eine Zuflucht", sagte sie, ihre sichtbare Aufregung bezwingend; „ich prüfe mich stündlich und bete um Kraft und Ueberwindung."

Des Präzeptors Blicke verweilten noch durchdringender auf der Jungfrau.

„Ich möchte eine Gewissensfrage an Sie richten, liebe Schwester, welche Sie mir ohne Scheu und Zwang beantworten mögen. Lassen Sie sich nicht durch meine Fragen beirren, da Ihnen die Gesetze unseres Klosters bekannt sind. Sie wissen es, daß Sie ohne die Prüfungszeit von fünf Jahren bestanden zu haben, nicht zur Einsegnung als eine der Unsrigen zugelassen werden können. Zeigen Sie mir daher Ihr Herz unverhüllt, wenn ich frage: Konstanze, würde es keiner so langen Prüfungszstunde bedürfen, würden Sie bereits die Kämpfe der Welt überwunden haben, wenn schon morgen die Stunde Ihrer Einsegnung schlagen sollte?"

Konstanze erbebte. Sie richtete einen ihrer wundersamen, wehmuthsvollen Blicke auf den Fragesteller.

„Wenn die Welt," sagte sie mit Festigkeit nach einer Pause, „dieser Schmerz, diese Liebe ist, welche ich noch in meiner Brust trage, so würde ich derselben erst dann entsagen können, wenn ich wüßte, daß diese Liebe todt, daß sie für mich verloren wäre."

„Sie lieben!" rief der Präzeptor aus, indem er in der Ueberraschung, welche dieß Geständniß auf ihn machte, einen Schritt zurückwich. Er hatte sich von seinem Befremden noch nicht gesammelt, als Konstanze mit erzitternder Stimme fortfuhr:

„Sagen Sie mir, daß das Herz meiner unglücklichen Mutter, von welcher ich so lange getrennt leben mußte, nicht mehr für mich schlägt — dann habe ich überwunden."

„Und Sie glauben sich in Ihren Empfindungen nicht zu täuschen?" fragte der Präzeptor mit einem dem Geistlichen so eigenthümlichen, sühnenden Blicke. „Ist die Beschaulichkeit für ihr tiefes Innere gereift genug, um zu unterscheiden, ob die Kindesliebe Ihr Herz auszufüllen im Stande sey? Nimmt eine Mutter, von welcher Sie, seit Ihrem Verweilen unter uns, geschwiegen haben, wirklich den ersten Platz darin ein? Ist es keine andere, weltliche, verblendende Neigung der Leidenschaft, die, auftatt jener, aus dem Herzen sprechen sollte: Nein, ich muß noch schwanken, ich habe noch nicht überwunden?"

„O, schonen Sie mich!" rief Konstanze aus, indem sie auf ihren Stuhl niedersank und den Kopf in die Hände stützte. „Bin ich denn nicht beinahe noch ein Kind? Wie könnte in mir eine andere Liebe mit der zu meiner Mutter in Streit gerathen wollen! Wer hat sich zwischen das Herz der Mutter und des Kindes gestellt, wer hat mich mit meinem Glauben an Liebe entzweien wollen? Ich habe geschwiegen und lange geduldet, ich schweige noch immer, aber der Verzweiflung bin ich nicht unterlegen. Ich werde niemals für diesen Schmerz eine andere Freude, eine Genugthuung eintauschen mögen, und auf die Erfüllung dieser Liebe zu meiner Mutter harren, fort und fort, wie auf meine Erlösung!"

Der Präzeptor betrachtete die Schwester, deren Wangen in der Aufregung ihres verborgenen Kummers noch tiefer erbleicht waren, mit schweigender Zurückhaltung.

Das heutige Erscheinen in der Zelle Konstanzens hatte, nach diesem so entschieden ausgesprochenen Geständnisse, den besondern Zweck des Paters verfehlt. Er glaubte nicht, auf diese Wärme, auf diese Festigkeit einer Liebe zu stoßen, deren Vorhandenseyn er nicht einmal ahnte, da aus Allem, was sich mit dem Schicksale der Schwester verknüpfte, er Konstanze vielmehr längst von ihrer Mutter abtrünnig hielt.

Und welche Begebnisse hatten den Lehrer dazu geführt, sie der Untreue gegen ihre Mutter für schuldig zu glauben? Hatte die jahrelange Trennung eine unnatürliche Entfremdung herbeigeführt, oder war das Band zwischen Mutter und Kind während des verflossenen Zeitraums durch fremde Hände gewaltsam gelöst und vernichtet worden?

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Fortsetzung.)

Wir treten nun in eins der benachbarten Kaffeehäuser, und zwar in das „Caffè del Commercio." Fast in jeder Stadt im Römischen existirt eines dieses Namens. Das Kaffeehaus ist für den Italiener bekanntlich, was für uns Deutsche die Bierstube. Hier bringt er den größten Theil seiner freien Stunden zu, hier werden die politischen Ereignisse besprochen, hier gibt man sich Rendezvous mit seinen Freunden, macht man Geschäfte ab. Jedes Kaffee hat sein bestimmtes Publikum und dieses wiederum seine bestimmte politische Färbung, namentlich in so bewegten Zeiten wie die gegenwärtigen sind. So kommt es oft vor, daß sich zwei Kaffees wie zwei feindliche Lager gegenüberstehen. Natürlich werden hier auch die jüngsten Stadtereignisse besprochen und es entwickelt sich so unter Männern dieselbe Klatschsucht wie in Deutschland bei gleichem Tranke unter zungenfertigen Damen; nur macht es der Italiener stiller und geheimnißvoller. In jeder Stadt gibt es eine Legion solcher Lokale, welche, von der mehr oder weniger eleganten Ausstattung oder der mehr oder weniger guten Qualität des Getränkes abgesehen, einander fast ganz gleich sind. Das „Caffè del Commercio," in welches wir eingetreten sind, ist ein Kaffee mittlerer Klasse; mit Ausnahme des Morgens trifft man hier nur Bürger bessern Standes, weßhalb man

aber nicht glauben darf, daß jeder gut gekleidet ist. In Italien existiren zwei deutsche Vorurtheile nicht: erstens „macht dort nicht das Kleid den Mann," und häufig sieht man einen nach neuester französischer Mode ausstaffirten Stutzer mit einem struppigen in Fetzen gehüllten Burschen traulich spazieren gehen, zweitens existirt dort kein solcher Kastengeist, wie in unsern biedern Gauen. Mit der Freiheit war es bis jetzt nicht weit her, Gleichheit dagegen war immer reichlich vorhanden. Im Uebrigen muß das Kaffee auch unsere Konditoreien und Lesekabinets ersetzen. — Wir treten ein und finden einen großen viereckigen Saal mit Divans an den Wänden, und vor ihnen stehen etwa ein Dutzend kleine Tischchen mit Marmorplatte. Die Wände sind mit Tapeten, goldenen Zierrathen, Spiegeln und Armleuchtern versehen. Auf der entgegengesetzten Seite ist das Buffet, hinter welchem der Kaffetiere seinen Platz hat. Hinter dem Buffet führen Thüren in die verräucherte Küche, aus welcher uns der Duft eines mittelmäßigen Mokka entgegenkommt. Einige Camerieri mit weißen Schürzen rennen rastlos hin und her, fragen die Eintretenden nach ihren Wünschen, serviren mit ungeheurem Geklirr und Geklapper, tragen das Geschirr wieder fort und begleiten Alles mit einem Schwall von Redensarten und einem Geschrei, welches stets aus der Küche beantwortet wird und im Verein mit dem Geklapper der Tassen und Kaffeebretter ein verworrenes, ohrenbetäubendes Geräusch verursacht. Wenn wir unsere Zeche berichtigen, so schreit der Kellner dem Kaffetiere ein ganzes Subtraktionsexempel entgegen, so daß alle Anwesenden genau wissen können, was man verzehrt, mit welcher Münze man bezahlt hat und wie viel man herausbekommen muß — eine uns Nordländern sehr unbequeme Manier. Wir finden den Morgenmokka nicht besonders, was daherkomut, daß früh kein frischer Kaffee gebraut, sondern der von gestern übrig gebliebene nur aufgekocht und, mit Milch genossen für hinlänglich gut erachtet wird. Wer keinen Kaffee mag, kann Chokolade, verschiedene Liqueure, Backwerk aller Art, des Abends Thee und im Sommer hier und da auch Bier bekommen. Sehen wir uns nun ein wenig unsere Nachbarschaft an. In jener Ecke sitzt eine Anzahl Menschen, größtentheils noch ungewaschen, um einen runden Tisch. Einer unter ihnen hat ein Zeitungsblatt in der Hand, und da er zufällig der Einzige ist, welcher lesen kann, so trägt er mit gedämpfter Stimme die neuesten politischen Nachrichten vor. Die Uebrigen sitzen mit offenem Munde und lauschen mäuschenstill, nur hin und wieder entfahren ihnen Worte der Verwunderung, des Beifalles oder Mißfallens. Bisweilen knüpft man über eine Sache ein allgemeines leises Gespräch an, macht Betrachtungen oder spricht Meinungen aus. Am nächsten Tisch sitzen zwei Männer in Mänteln und spitzigen Hüten mit breiter Krämpe. Ihre Mäntel sind aus mehr Farben und Flecken zusammengesetzt als eine Landkarte Deutschlands, ihre Gesichter sind eingefallen, und es drückt sich auf ihnen deutlich die Spur des Lasters aus. Sie spielen um ihren Kaffee eine Partie Briscolo und suchen sich gegenseitig zu betrügen; stoßen allerlei Flüche aus und machen im Lokale den größten Lärm. Ein zottiger Hund liegt neben dem einen von ihnen und fängt mit einem andern eine Beißerei an, welche, den allgemeinen Rumor vermehrend, unter allen Divans und zwischen unsern Beinen ausgefochten wird. Die Kellner trennen endlich die wüthenden Bestien, und wir können unser Augenmerk auf einen andern Tisch richten. Hier sitzt ein Gendarm; natürlich ganz allein, denn zu diesem Organ der Sicherheit, welcher nothwendigerweise ein Spion seyn muß, setzt man sich nur im höchsten Nothfalle, und selbst den Tisch neben ihm läßt man ihm leer. Die politisirende Gruppe spricht, nachdem er gekommen, leiser oder beginnt ein gleichgültiges Gespräch, und verliert sich sobald als möglich aus dem Lokal. Kommen wir zu Mittag oder zu Abend wieder, so finden wir das Kaffeehaus von vielen derselben Gäste besucht. Der Müssiggänger kehrt hier des Tages wohl fünf- bis sechsmal ein, womit übrigens nicht gesagt ist, daß er jedesmal etwas genieße. Abends ist das Haus am vollsten, zur Zeit der Siesta am leersten. Vor dem Eingange befinden sich ebenfalls Tischchen und Stühle, wo die Besucher, unter einer bunten Marquise gegen die Sonnenstrahlen geschützt, ihren Mokka schlürfend, den Platz oder den Corso beobachtend, mehrere beschauliche Stunden zubringen. Zu allen Tageszeiten sprechen hier Bettler vor und inkommodiren uns auf Schritt und Tritt mit ihren Anliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hopf'sche Preßprozeß in München.

Ueber diesen am 14. d. M. vor dem oberbayerischen Schwurgericht verhandelten Prozeß, der sich durch die am 18. erfolgte Freisprechung des Angeklagten (— seit dem Bestehen des Preßgesetzes der erste Fall einer Freisprechung in einem Preßprozeß bei einer Verhandlung ohne Geschworene —) zu einer Art von cause célebre gestaltete, entnehmen wir der „Augsb. Abdztg." folgenden nähern Bericht: Die Anschuldigungen zerfielen in vier Gruppen. A. In einer Reihe von Artikeln, welche die Einschaffung des Seifensieders Kölbl in die Irrenanstalt betreffen, wurde behauptet, die allgemeine Stimme sey darüber einig, daß Kölbl, obwohl nicht geisteskrank, gleichwohl auf Andringen der Familie unter Mitwirkung der Polizei und des Polizeiarztes Dr. Frank eingeschafft worden sey, und daß die betreffenden Organe der Polizei die verschriftsmäßigen Recherchen nicht gepflogen. Später wurde berichtigt, daß nicht Dr. Frank, sondern Dr. Kepp damals Polizeiarzt gewesen sey. In diesen Mittheilungen erblickt

das Verweisungs-Erkenntniß eine Schmähung der Polizei und insbesondere des Polizeiarztes Dr. Frank. B. In einem Artikel wird gesagt, daß dem Dr. Frank ärztliche Unmenschlichkeiten nach erzählt würden, und daß derselbe ein vielfach verhaßter und kompromittirter Beamter sey. In dem ersten dieser Vorwürfe wird eine Schmähung, in dem letztern eine Beschimpfung Frank's in seiner amtlichen Eigenschaft erblickt. C. Ein Artikel, der „N. Frankf. Zeitung" entnommen, erzählt vom Landrichter Ruchti, daß dieser trotz der strengen bayerischen Gewerbsgesetze in das Gewerbe der Friseure und Barbiere einpfusche, indem er einem Bauern die Haarlocken abgeschnitten. (Die Haarlocken, von den männlichen Erwachsenen in einer bestimmten Form getragen, gelten, wie die „Schlagringe", als Kundgebung der Schlagfertigkeit.) Hierin und in einigen andern gegen den Landrichter gerichteten Ausdrücken wird eine Verspottung desselben als Beamten erblickt. D. Endlich ist in den „Beobachter" ein Aufruf an das deutsche Volk aus der „Berliner Volkszeitung" über die kurhessische Frage übergegangen, in welchem, an Bayern gewendet, sich die Worte finden: „Ein Minister Eures Staates hat in öffentlicher Kammersitzung Euch mit heuchlerischen Worten berückt und Euch die Versicherung in feierlicher Erklärung abgegeben, daß es nicht die Absicht sey, die Verfassung Kurhessens zu vernichten und ein verfassungswidriges Regiment Hassenpflug's und des Bundestags aufzurichten. Die Thatsachen haben diese Versicherungen und Erklärungen zu unwürdigen Lügen gestempelt." Hierin liegt nach der Anklage eine Beschimpfung. Die Vertheidigung trat durch eine Reihe von Zeugen und Urkunden den Beweis der Wahrheit gegenüber den auf Schmähung gerichteten Anklagen an. Die Zeugen Schlemmer, Gerbel, Kratzer, Tipp, Dr. Spengel, Dr. Senger, Weinwirth Miller bekunden, daß sie den Kölbl immer als einen sehr vernünftigen Mann kannten, der mit seiner Familie in Dissidien lebte. Insbesondere wurde schon zwei Tage vor der Einlieferung Kölbl's von der Familie das Gerücht verbreitet, daß er wahnsinnig sey, was den Dr. Spengel veranlaßte, am 8. Juni 1854 sich bei Kölbl selbst nach dessen Befinden erkundigen zu lassen. Derselbe war damals noch ganz vernünftig und erklärte, seine Familie wolle ihn in ein Irrenhaus bringen lassen, er werde sich schon helfen. Noch eine Stunde vor der Einsperrung besuchte er den Tipp, welcher an ihm nicht das Mindeste auffallend fand. Die Zeugen bestätigen, daß man allgemein überrascht war, als man hörte, Kölbl sey von Sinnen gekommen, und daß man in dem Kreise der Bekannten Dieß nicht glaubte, sondern der späteren Erscheinungen als Folge des Einsteckens in eine Zwangsjacke und der Abnahme der Kaffeschlüssel betrachtete. Der Polizeiakt besteht aus losen Blättern und läßt nicht ersehen, von wem der Antrag zur Einschaffung ausging. Vielmehr beginnt das den Akt einleitende Gutachten des Polizeiarztes Dr. Kopp mit den Worten „brevi manu zurück", ohne daß zu entnehmen wäre, auf was dieses „zurück" sich beziehe. Auch enthält der Akt keine Konstatirung der Gefährlichkeit, keine Zeugenvernehmung über den Irrsinn, keine Relation des behandelnden Arztes, und Dr. Senger erklärt, Dr. Kopp sey in der Abgabe von Gutachten sehr unvorsichtig und oberflächlich gewesen. Gegenüber der auf Schmähung Dr. Frank's gerichteten Anklage wurde von den Zeugen Dr. Schlemmer, Dr. Winterthaler und Dr. Senger bekundet, daß derselbe in hohem Grad inhuman und wegwerfend sey, daß er in die Exekutive eingreife, die Armuth einen harten Mann an ihm gefunden und er eine hohe Protektion (Reigersberg) in höchst undankbarer Weise ausgebeutet habe. Dr. Senger erzählt von ihm einen grellen Akt der Untersuchung eines Dienstmädchens. Auch wurde eine Ministerialentschließung in der Schlemmer'schen Angelegenheit verlesen, worin wegen Außerachtlassung der Gebote der Humanität die Mißbilligung ausgesprochen ist. Bezüglich des Landrichters Ruchti bestätigt Vecchioni die Richtigkeit der von ihm selbst ausgehenden Mittheilungen. Trotz dieser Erhebungen hielt die mit anerkennenswerther Mäßigung auftretende Staatsanwaltschaft alle Anklagen aufrecht, erachtete den Wahrheitsbeweis nicht für geliefert und beantragte Verurtheilung Hopf's zu 30tägiger Gefängniß-, 50 fl. Geldstrafe, zur Tragung der Kosten, so wie die Verfügung, daß der „Beobachter" bis zum Vollzug des Urtheils in Bayern verboten werde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Gotha, 17. März: Zufolge einer vorgestern hier eingetroffenen Nachricht sind die Herren Steudner, Kinzelbach und Hansal am Abend des 4. März, Herr von Heuglin am Morgen des 5. März in Alexandrien angekommen; die genannten Herren, welchen sich bekanntlich noch der Ethnograph und Linguist Werner Munzinger aus der Schweiz (dieser befindet sich bereits seit acht Jahren in Afrika) anschließen wird, gehen von dort zunächst nach Kairo.

In Landshut traten Deputationen von Liedertafeln und Gesangvereinen zusammen, um über die Grundbestimmungen zur Bildung eines Sängerbundes, der die Sangesbrüder der Kreise Ober- und Niederbayern, dann Oberpfalz wenigstens jährlich einmal zusammenführen soll, zu berathen. Das Resultat der Berathung war, daß ein „bayerischer Sängerbund" mit dem Vororte Landshut gebildet wurde.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 73 Dienstag, 26. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

3.

Ein unbekannter Freund.

Wir verließen Gabriele Valentin, als sich die Frau v. Zarkow in den Besitz der Kinder ihrer Schwester gesetzt hatte, und mit ihnen nach ihrem Wohnsitze in Breslau abreiste.

Es verging eine lange Zeit, bevor Gabriele die ersten Briefe von ihren Zwillingen erhielt. Ein Lebenszeichen von ihnen ruhte endlich wieder in ihrer Hand, und was fand die sehnsüchtig Harrende darin? Die Kinder zeigten in wohlgesetzten Worten ihr Wohlbefinden an, priesen sich in ihrer Lage glücklich, und rühmten die Güte der Tante, der edlen Frau v. Zarkow.

Gabriele ahnte bald, wer hinter den Kindern gestanden, wer ihnen diese Zeilen eingeflüstert habe, und die Besorgnisse über die Absichten der Schwester steigerten den Schmerz Gabrieles zu einem noch höhern Grade.

Die Zeit verstrich.

Andere Briefe gelangten in längeren Zwischenräumen und in immer abstoßenderer Form an die Mutter und zerschnitten ihr das Herz. Kein Wort der Liebe oder Sehnsucht klang daraus hervor. Die Kinder schilderten nur mit prunkenden Farben die glänzenden Verhältnisse, in welchen sie lebten, das Glück der gediegensten geistigen Ausbildung, welche sie genossen, die Güte, die Freigebigkeit der hochgestellten Tante. So sehr alle diese Briefe den nämlichen Charakter trugen, gingen die letzten, welche Gabriele empfing, noch weiter. Diese Briefe gaben bereits eine offenbare Ueberhebung der Kinder gegen die Mutter kund. In Ausdrücken des Abscheues gegen ihren frühern Lebenswandel in dem Kreise der gemeinen Bürgerlichkeit, machten sie die Vorzüge ihrer gegenwärtigen Erziehung geltend, und verdammten jedes andere Loos, in welchem sie, ohne den Schutz der Tante, hätten verderben müssen.

Das war die Geißel, welche die Majorin für ihre Schwester geflochten hatte, und deren Streiche Gabriele noch brennender zu Herzen gingen, da ihr diese durch die Hand der Kinder zugefügt wurden.

Der Vormund, welcher mit der Majorin korrespondirte, bildete auch den Vermittler sämmtlicher Briefe, die Gabriele stets als Einlagen und unversiegelt empfing. Sie hatte den Banquier mit Bitten bestürmt, sich seines Versprechens erinnern zu wollen und ihr zur Zurücknahme der Kinder behülflich zu werden. Der Banquier hielt sie längere Zeit mit dem Versprechen hin und vertröstete sie auf die nächste Zeit. Alsdann erschien der Vormund ungerufen in Gabriele's Wohnung, scheinbar nur nach seinem Mündel, dem jüngsten Kinde, zu sehen. Seine Besuche wiederholten sich häufiger. Die junge Wittwe konnte bald nicht mehr daran zweifeln, daß ihre eigene Person Gegenstand der peinlichsten Aufmerksamkeit des Kaufmanns geworden sey. Durch einen Brief setzte sie seinen Zudringlichkeiten ein Ende. Der Brief lautete:

„Mein Herr! Ich darf Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Vormund meines Kindes das Recht nicht versagen, meine Wohnung zu betreten, um nach Ihrem Mündel zu fragen. Ich erinnere Sie an Ihr gegebenes Versprechen, mir behülflich seyn zu wollen, meine Kinder aus der Gewalt meiner Schwester zurückzufordern. Viel gelitten habe ich seit der Zeit, jedoch Ihr Versprechen habe ich nicht vergessen, weil sich meine Hoffnung daran anfrecht erhielt. Und nun frage ich Sie, wann dieser Zeitpunkt seyn wird, wo wir uns, ohne daß Sie sich kompromittiren, darüber verständigen können, daß die Kinder zurückkehren? Sie haben dieß lange hinausgeschoben! Meinerseits danke ich Ihnen für die Vorschläge, die Sie mir, zur Verbesserung meiner Lage, in der Weise gemacht haben, daß ich nur Ihrem Kassirer meine Wünsche aussprechen sollte, um dieselben zu erfüllt zu sehen. Ich werde Ihnen über mein jüngstes Kind jede erwünschte Rechenschaft geben, verbitte mir jedoch jeden Besuch, der mich selbst nur im Entferntesten berühren kann.

Gabriele Valentin."

Seitdem war der Banquier nicht mehr in der Wohnung Gabrielens erschienen. Statt dessen aber eröffnete er ihr seinen Entschluß, daß er sich stets der Zurücknahme der Kinder wiedersetzen werde, da sie in

der Erziehung der Mutter nur verkümmern konnten, während bei der reichen Tante fort und fort in einer Weise für dieselben gesorgt würde, die zu den besten Aussichten berechtige. Ferner, daß der Mutter das Recht unbenommen bliebe, in ihre Heimathsstadt zurückzukehren, indem sie ja hier schlechterdings nicht ortsangehörig wäre.

So befand sich Gabriele in der hülflosen Lage. Sie sah das Verführungswerk an ihren Kindern durch die Schwester im vollen Gange, und hatte der Glanz, der Ueberfluß, welcher die Unbefangenen täglich umgab, nicht Verlockungen und Fallgruben genug, um ihre Herzen zu bestricken und der Mutter abwendig zu machen?

Es mußten Jahre der Sehnsucht und getäuschter Erwartungen, der qualvollsten Unruhe und des Grams vergehen, um Gabriele verzagen zu lassen und sie gänzlich daniederzubeugen. Sie hatte ihre Kräfte aufgeboten, sich selbst eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Aber wie weit kann es eine Mutter bringen, die Tag und Nacht von Angst und Liebe zu ihren Kindern gefoltert ist, welche man gewaltsam von ihr entfernt hält? Sie steht nicht auf dem Boden, wo sie sich befindet, sie ist weit davon entfernt; ihr ganzes Wesen ist aufgelöst, sie denkt, sie sieht und fühlt nichts Anderes, als diesen einzigen Schmerz; sie lebt in keiner andern Weise, als im heißen Verlangen; Zeit und Raum scheinen vor ihren Augen zu verschwinden.

Das Unrecht übt eine große Gewalt aus. Es fesselt und lähmt den Betroffenen wie der magische Blick einer Schlange. Es will bekämpft seyn, oder es vernichtet sein Opfer, sobald es diesem nur an Kraft, an Schutz und Beistand mangelt. Auch Gabriele erlag. Niemand stand ihr helfend oder rathend zur Seite. Sie hatte keine zwingenden Beweise, um gesetzmäßig gegen die Erziehung der vielvermögenden Schwester aufzutreten. Der Leidenschaften heimliche Sünden und Verbrechen, welche die Welt mit Leid und Elend bedecken, haben ihr Forum bei dem unsichtbaren Richter, der den Stab über sie bricht.

Die letzten Briefe, welche Gabriele von ihren Kindern empfing, waren in so entschiedenen Ausdrücken der Entfremdung geschrieben, daß die Mutter, in ihrem verstörten Seelenzustande, an der Treue der Gesinnung ihrer Kinder zweifelte, da ihr ein Einfluß des Hasses der Schwester in dieser Höhe unmöglich schien.

Sie glaubte jetzt an die Wahrheit dieser abtrünnigen Briefe und schickte dieselben mit gebrochenem Herzen an den Vormund zurück. Sie weigerte sich, länger dergleichen Schreiben von den Zwillingen anzunehmen, welche sie, nach diesen, nicht mehr für ihre Kinder anerkennen konnte.

Der Vormund machte diese Mittheilung an die Majorin mit der Beifügung, daß Gabriele ihren Kindern entsagen wolle, und sandte auch das Schreiben derselben mit, worin die unglückliche, von der Verzweiflung hingerissene Mutter wirklich diese Worte ausgestoßen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Fortsetzung.)

Jungen kommen und bitten, wenn wir ihnen kein Geld geben wollen, ihnen wenigstens das Stückchen Cigarre zu überlassen, das wir im Munde halten. Werfen wir es zufällig in die Stube oder auf die Straße hinaus, so stürzen sich im Augenblick mehrere darauf los. Der Glückliche, welcher den Preis erringt, benutzt seine Trophäe entweder zum Selbstgebrauch, oder er sammelt solche Cigarrenstümpfe und verkauft sie an Tabakshändler, welche sie trocknen, schneiden und als billigsten Tabak verkaufen. Der Nordländer, welcher nach Italien kommt, muß sich von einer Masse von Vorurtheilen frei machen, wenn er dort mit leidlichem Behagen leben will. Im Kasse hat er sich vor Allem daran zu gewöhnen, Unreinlichkeit als ein nothwendiges Zubehör anzusehen. Schmutzige Servietten, zerbrochene Tassen, verbogene Löffel, zollhoch auf dem unausgekehrten Fußboden liegender Staub und Koth, die unabgewischten Spiegel und bestaubten Sophas, endlich die zum Theil ungewaschene Gesellschaft dürfen seinen Appetit nicht schmälern; er muß denken, daß Alles in der Natur aus so vielen Elementen besteht, daß also der Begriff „Schmutz" eigentlich nur ein Vorurtheil ist.

Wir wenden uns um, da es Sonntag ist, und wir gute Christen sind, in die Kirche.

Das Innere derselben ist überall prunkvoll, aber selten geschmackvoll. Die Kreuzform ist die üblichste. Das Presbiterium so wie die Seitenkapellen sind kuppelartig gewölbt, und das Licht fällt durch buntes Glas von oben herein. Säulen korinthischen, jonischen, dorischen und toskanischen Stiles von verschiedenfarbigem Marmor tragen das Hauptschiff, welches mit demselben Steine parquet- oder mosaikartig gepflastert ist. Durch farbige Tücher, meist roth und gold, ist die Kirche an den Wänden tapetenartigen verziert. Die Ausstattung der Altäre ist kostbar, Bilder, die oft von guten Meistern sind, verherrlichen dieselben. Bänke befinden sich gewöhnlich nur in den Nebenkapellen und den Seitenschiffen. Im Hauptschiff verrichtet die fromme Menge stehend oder knieend ihre Andacht. Fresken an den Decken so wie Bildhauerwerk, Marmor- und Alabasterzierrathen fehlen nirgends. Dagegen trifft man höchst selten eine Kanzel. Predigt einmal ein Priester oder

Mönch, so geht er an das Gitter des Presbiteriums und spricht von einem Stuhle aus; doch steht letzterer in der Regel nur pro forma da, und der Redner zieht es vor, zu seiner Gemeinde stehend zu sprechend. Orgeln sind ebenfalls sellen. Gewöhnlich ist der Chor über dem Haupteingange gegenüber dem Hochaltar angebracht; befindet sich dort wirklich eine Orgel, so ist diese meistens sehr klein, alt und verstimmt. Gibt es im Orte auch einen Organisten, so wird das Hochamt durch Musik verherrlicht; aber statt unserer herrlichen deutschen Kirchenmusik, hört man dann die Orgel fast nur bellinische oder verdische Opernarien, Walzer, Rutscher und Polkamelodien spielen. Auch eine Militärmusik hörte ich in einem Hochamte hinter dem Altar Stücke aus „i lombardi," „il trovatore," „la Norma," ꝛc. vortragen, und gerade diese weltliche Begleitung des Gottesdienstes zieht die Italiener am wirksamsten zum Besuche an. Nur an hohen Festtagen hört man ein Orchester nebst guten Sängern Messen italienischer Komponisten aufführen. Der Klingelbeutel ist fast ganz unbekannt, und ebensowenig kommen Sammlungen an den Kirchthüren vor.

Wir gehen nun nach Sättigung des geistigen Menschen durch einige Nebenstraßen nach der Osteria, um dort den leiblichen zu Mittag speisen zu lassen. Unterwegs haben wir ebenfalls Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Dieser weniger fashionable Stadttheil ist im Vergleich zum Corso sehr todt und öde. Die Straßen sind mit Gras bewachsen, welches zwischen den Pflastersteinen emporsprießt. Die Häuser haben keinen so sauberen Abputz wie dort, und vor ihnen liegen Haufen Schmutz, Kehricht und Exkremente aller Art. Einzelne Weiber sitzen strickend oder mit andern Arbeiten beschäftigt vor ihren Häusern, während ihre halbnackten Kinder im Schmutze herumkriechen, sich raufen oder um Kupfermünzen spielen, die sie emporwerfen und rathen lassen, auf welche Seite sie fallen werden. Die Seiten der Nebengassen werden oft auch durch Gartenmauern gebildet oder durch die Mauern eines Klosterhofes, über welchen einige Feigen oder Cypressenbäume, sich nach Außen beugend, hin und wieder einigen Schatten gewähren. Bisweilen kommen wir an ein größeres Gebäude, das an den riesigen Quadersteinen, aus welchen es erbaut ist, und dem schönen Portal, durch welches man in dem weiten Hofraum eine Marmorstatue oder andere Bildwerke erblickt, sofort als der Palazzo eines Adelsgeschlechtes erkannt wird. Das Wappen über dem Portal ist zu schlecht erhalten, als daß sich der Name des Besitzers ersehen ließe, und so gehen wir hinein und fragen den Custode, der in dem einzigen noch wohl erhaltenen Zimmer im Parterre wohnt. — Dieser führt uns für ein Trinkgeld in dem ruinenhaften Stammschloß des Conte di X. herum, an dem heute beinahe keine Scheibe mehr ganz, keine Thür mehr verschließbar ist. Der letzte Sproße der Familie lebt in Venedig oder Rom, und der Custode, welcher schon dem seligen Vater desselben gedient hatte, wohnt dort, um den Palast zu verwalten. Er sendet dem Conte die Revenüen seiner Campagnen, so wie die des Palastes, welchen er auf die bestmöglichste Weise zu vermiethen sucht. Das ist aber nicht recht gelungen; denn die für Menschen unwohnliche Belétage und der zweite Stock dienen als Getreideboden und die Gebäude im Hofe als Ställe für Esel und Maulthiere.

(Fortsetzung folgt.)

Belagerung und Fall der Zitadella von Messina.

Die Zitadelle von Messina hat sich ergeben, nachdem sie etwa vierzehn Tage gegenüber der ersten Belagerungsoperatien Cialdini's sich gehalten. Schon in der letzten Woche des Februar hatte man gehofft, der Kommandant Fergola werde das zuerst durch General Chiabrera gemachte, dann durch General Cialdini erneuerte Anerbieten der Kapitulation zu den Bedingungen von Gaeta annehmen; aber Fergola lehnte damals entschieden ab. Cialdini versuchte hierauf eine Vereinbarung mit Fergola zu treffen, wonach die Stadt für vollständig neutral erklärt werden sollte; aber auch eine solche wurde, trotz des Präzedenzfalles einer ähnlichen Konvention zwischen Oesterreichern und Spaniern, von Fergola verweigert. Die auf den Anhöhen von Messina in Angriff genommenen ersten Vorbereitungen zur Errichtung von Batterien waren inzwischen ausgesetzt und die daselbst bestellten Wachposten zurückgezogen worden. Am 27. Februar wurden südlich unterhalb der Zitadelle von einem von der sardinischen Regierung gefrachteten englischen Steamer Kriegsmunition und Kanonen ausgeschifft. Am 28. Februar Früh lief die Fregatte „Vittorio Emmanuele" in den Hafen von Messina ein und schiffte die an Bord gehabten Artilleriesoldaten, von Gaeta kommend, aus. Während jener Tage waren verschiedene Landhäuser und Kirchen in und um Gazzi (südlich von Messina) für die Truppen requirirt und der Feldtelegraphendienst daselbst organisirt worden. Am 28. Februar nun adressirte Fergola an sämmtliche in Messina residirende Konsuln die Weisung, ihre Schiffe binnen 24 Stunden aus dem Hafen entfernen zu lassen, indem er sich durch die mit General Medici seiner Zeit eingegangene Konvention nicht mehr gebunden fühle, da der Feind verschiedene gegen die Zitadelle gerichtete Arbeiten zu unternehmen begonnen. Die sämmtlichen Konsuln verfügten sich sofort in corpore nach der Zitadelle, um gegen ein derartiges Verfahren zu protestiren oder wenigstens eine Garantie für die Neutralität der Stadt zu erlangen; allein de Martino erklärte ihnen im Namen Fergola's, daß die Stadt Messina dem Feinde Unterstützung bietet, und daß es daher militärische Nothwendigkeit sey, denselben diese Hülfs-

quelle zu entziehen. Am 1. März wurde ein Brief Cialdini's an Fergola übermittelt, zugleich aber in der Stadt durch Maueranschlag verbreitet. Der Maueranschlag und der Brief, in welchem Cialdini seine früheren ungeheuerlichen Leistungen im Manifestenstyl noch bei Weitem übertrifft, lautet: „Messinesen! Nachdem der Gouverneur der Zitadelle dem General Cialdini schriftlich angezeigt hatte, die Ausschiffung von Kriegsmaterial lasse ihn vermuthen, daß die Belagerungsarbeiten begönnen, er gedenke daher, seine Vertheidigungsmittel nicht allein gegen die Ausschiffung zu wenden, sondern ebenso gut auch gegen die Stadt, hat General Cialdini geantwortet, wie folgt: „Messina, 28. Februar. An den Generalmajor, Kommandanten der Zitadelle von Messina. In Erwiderung des Briefes, mit dem Sie mich beehrten, muß ich Ihnen mittheilen: 1) daß, da nun König Viktor Emanuel durch das italienische Parlament zum Könige von Italien erklärt worden, Ihr Verfahren fortan als das einer offenen Empörung betrachtet werden wird; 2) daß demzufolge ich weder Ihnen noch Ihrer Garnison eine Kapitulation bewilligen darf und Sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben müssen; 3) daß, wenn Sie auf die Stadt feuern, ich nach Einnahme der Zitadelle so viele Offiziere und Soldaten der Besatzung werde erschießen lassen, als Opfer in Messina gefallen sind; 4) daß Ihre Güter, so wie der Offiziere mit Beschlag belegt werden, um die den Familien verursachten Verluste zu decken; und endlich 5) daß ich Sie und Ihre Untergebenen dem Volke von Messina preisgeben werde. Ich pflege Wort zu halten und will nicht für einen Prahler gelten; ich verspreche Ihnen jedoch, daß Sie und Ihre Leute bald in meiner Gewalt seyn werden. Nunmehr thun Sie, was Sie für gut finden; ich aber betrachte Ew. Gnaden nicht mehr als einen ehrlichen Militär, sondern als einen feigen Mörder, und ganz Europa wird Sie nicht anders beurtheilen. Der General der Armee, Adjutant Sr. Majestät, Cialdini." Meine Herren! Der Sieger von Gaeta, der tapfere Feldherr konnte keine nachdrücklichere und würdigere (?) Sprache führen. Jetzt wende ich mich an Euch und fordere Euch zur Ordnung und Eintracht auf und ermahne Euch, Euch hochherzig, wie Ihr stets gewesen, zu zeigen. Der Gouverneur der Provinz Messina D. M. Piramo." Die Aufregung in der Stadt war in Folge dieser Vorgänge eine außerordentliche; in den Straßen sah man nur bepackte Karren, Wagen, Esel und geängstigte Physiognomien, den Thoren der Stadt zueilend. Der von Fergola anberaumte Termin von 24 Stunden verlief am 1. März um 5 Uhr, und wenige Minuten nach fünf feuerte das äußerste Fort, Don Blasco genannt, fünf bis sechs Schüsse in der Richtung südlich nach den nun mit allem Ernste betriebenen Batteriearbeiten Cialdini's außerhalb der Stadt Messina. Da diese Batterien jedoch für gezogene Kanonen errichtet wurden, so lagen sie außer Schußweite der Kanonen des Forts, was wohl die Ursache gewesen seyn mag, warum man das Schießen nicht fortgesetzt. Am 2. März passirten verschiedene Munitionsdampfer den Kanal, um ihre Ladungen in Gazzi zu löschen. Die gegen die See gelegenen Forts feuerten auf dieselben, doch ohne Erfolg. Gestern Abend passirte eine Fregatte den Kanal, ohne daß auf dieselbe gefeuert wurde. So weit die direkten Nachrichten über den Verlauf der Belagerung. Die Approchearbeiten des Belagerungskorps sollten bis zum 14. März fertig seyn. Die Festung ist demnach übergeben worden, ehe noch die Belagerungsarbeiten ganz vollendet waren. Am 10. nämlich hatte König Franz von Rom aus folgendes Schreiben an General Fergola gesandt: „Da die Ehre der neapolitanischen Waffen durch die heldenmüthige Vertheidigung Gaeta's und die Haltung der Besatzung Messina's gerettet ist, halte ich es für unnütz, den Widerstand der Zitadelle länger fortzusetzen, da derselbe der Stadt großen Schaden verursachen und die treue Garnison, welche auf jener Seite des Pharus die k. Fahne mit so viel Ausdauer aufrecht erhält, opfern könnte. Von demselben Gefühl beseelt, womit ich das Bombardement Palermo's untersagte und Neapel verließ, halte ich es auch für meine Pflicht, den Stapelplatz Siziliens um jeden Preis zu verschonen. General! Sie haben ein edles Beispiel von Anhänglichkeit, Festigkeit und Muth gegeben, ich vertraue Ihnen die Unterhandlungen mit dem Feinde bezüglich der Uebergabe an. Thun Sie Alles, was der Garnison zur Ehre und zum Vortheil gereichen kann. Ich will das Blut meiner Soldaten schonen, aber zugleich auch ihre Ehre und ihre Zukunft sichern. Franz." Ob die Uebergabe der Zitadelle — welche am 12. oder 13. stattfand — eine Folge dieses Schreibens oder der von Cialdini gerühmten Wirkungen seiner Artillerie war, läßt sich noch nicht entscheiden; gegen erstere Annahme scheint immerhin der Umstand zu sprechen, daß die Uebergabe ohne Bedingungen geschah, wiewohl auch diese Thatsache noch nicht gehörig festgestellt ist.

Mannigfaltigkeiten.

In England kommen in neuerer Zeit wiederholt Fälle vor, daß Kläger in einem Prozesse abgewiesen werden, weil sie sich auf Befragen des Richters nicht zum Glauben an einen persönlichen Gott bekennen und daher nicht zum Eide zugelassen werden. So erkannte neulich der Gerichtshof in Kent auf Freilassung eines Mädchens, die wegen Diebstahls angeklagt war, weil der Kläger erklärte, an keine Belohnungen oder Strafen im Jenseits zu glauben und deßhalb nicht beeidigt werden konnte.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 74 Mittwoch, 27. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Frau v. Zarkow legte diese Schreiben der Mutter und des Vormundes den Kindern vor. Sie sagte dazu: „Die unwürdige Mutter verstößt Euch hiermit, sie hat sich dem elendesten Lebenswandel ergeben und möchte Eurer überhoben seyn."

Dieser Brief gelangte, als der einzige von der Mutter, den Kindern zu Gesicht; der Inhalt der übrigen wurde ihnen stets durch die Tante mündlich mitgetheilt oder unterschlagen. Die Antworten geschahen alsdann nach ihrem Diktat.

Seit dem Beginn ihrer Erziehung wirkte Frau v. Zarkow durch die äußerste Strenge und Geringschätzung auf das ihr anheimgegebene Kinderpaar. Ihr Prinzip bestand darin, das Bild der Mutter bei ihnen so dunkel als möglich zu malen, sich selbst dagegen als die gnadenreiche Erretterin darzustellen, die sie von dem tiefen Fall erlöse, den die Kinder durch die Schuld der Mutter gethan. Ihre Mittel, dieß zu erreichen, waren die Furcht, um auf den blinden Gehorsam der Kinder, das wachsamste Mißtrauen, um auf die Verhärtung ihres Gemüths, die Herabsetzung, um auf sie dahin zu wirken, daß sie sich kriechend einer Frau nähern sollten, die auf Schritt und Tritt ihr Ideal in Furcht und Glauben seyn wollte. Dermaßen stets bewacht und in ihrem Selbstgefühl erschüttert und unterdrückt, sahen sich die Kinder zur sklavischen Unterwürfigkeit verdammt und voll bangen Zweifels gegen ihre Liebe zur Mutter erfüllt, welche ihnen als Verbrechen angeschrieben wurde.

Wir müßten den Rahmen der Erzählung zu weit ausspannen, wollten wir hier eine ausführliche Schilderung der auf ihren Zweck berechneten Erziehungsweise der Majorin entwerfen, und von den angedrohten und vollzogenen Strafen und Zwangsmaßregeln sprechen, welche sie in Anwendung brachte, um die unbeschirmten Kinderherzen ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Frau v. Zarkow wähnte zwar ihre Bestrebungen durch den Erfolg gekrönt und das Band zwischen Mutter und Kindern gelöst, dennoch trachtete sie, um auch in Zukunft über die bereits herangewachsenen Kinder die Verfügung zu besitzen, nach einer legalen Zustimmung, wodurch der Mutter das letzte Recht aus den Händen genommen werde.

Die an den Vormund gemachte Mittheilung, Gabriele selbst wolle sich der Kinder entäußern, und der aus dem Schreiben der Mutter hervorgehende Glauben an die Untreue der Zwillinge, ließ der Majorin den Zeitpunkt für den günstigsten erscheinen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen.

In dem Komptoirzimmer des Herrn Brewitz fand eine laut geführte Unterredung des Banquiers und seines Bruders statt, von welcher die weiteren Ereignisse der Erzählung ihren Ausgang nehmen.

Neben dem Zimmer, in welchem die zwei Personen sich befanden, lag ein kleines, gemächlich eingerichtetes Kabinet, worin man sich aufhielt, um den Kaufmann zu sprechen. Ein Kommis des Geschäfts führte so eben einen Herrn in dieß Zimmer. Er nahm Platz auf einem der Polsterstühle, und da er den Banquier im lebhaften Gespräche hörte, machte er, um nicht zu stören, seine Anwesenheit nicht kund.

Werfen wir zuvor einen Blick auf den Angekommenen, der anfänglich zerstreut die Gegenstände des Zimmers musterte. Eine große, schlanke Figur zeichnete ihn aus; er mochte in der Mitte der zwanziger Jahre stehen. Die polnische Abkunft machte sich durch den edlen, eigenthümlichen Typus seines Gesichts sehr erkenntlich; er trug leicht gekräuseltes, schwarzes Haar und einen feinen Lippen- und Kinnbart. Ein fein geschnittenes Profil, braune, geistvolle Augen von schwermüthigem Ausdruck, leicht erregbare Züge, die sich öfters um die blühenden Lippen zu einem feinen Lächeln schlossen, gaben seiner Persönlichkeit ein einnehmendes Interesse. Als der Sohn des Bürgermeisters Herzford aus Sch . . . in Schlesien, studirte Philibert v. Herzford in Leipzig die Medizin, bestand dort sein letztes Examen, und war gegenwärtig nach Berlin gekommen, um einige Semester der Hospitalpraxis zu widmen. Eine zweite, an seine Anwesenheit in Berlin gebundene Familienangelegenheit, brachte ihn bald in eine sehr nahe Verbindung mit Gabrielens Schicksal.

Die von den Brüdern in dem Komptoir geführte Unterredung, auf welche der junge Mann, den wir als Philibert v. Herzford kennen gelernt haben, anfänglich wenig Acht gegeben und deren Beendigung er vielmehr

herbeigewünscht, fesselte ihn jedoch bald durch einige davon vernommene ihm bekannte Dinge und Namen, so daß er nicht umhin konnte, der Fortsetzung des Gesprächs mit Aufmerksamkeit zu lauschen. Er hörte von dem Bruder des Banquiers die Worte sagen:

„In der That, Frau v. Zarkow treibt ihre Schwester in die Enge. Jetzt verlangt sie eine förmliche Abtretungsurkunde auf deren Kindern, so daß sie über diese nach Gutdünken verfügen kann. Ich glaube aber, daß die Valentin sich gewiß nicht darauf einläßt, oder sie müßte sich sehr geändert haben."

„Sie wird darauf eingehen müssen," versetzte der Banquier mit Nachdruck. „Frau v. Zarkow droht ihr, wenn die Valentin nicht der Majorin Mutterrechte auf die Zwillinge einräumen will, mit der Entziehung der Unterstützung von den Verwandten, und dann kann sie nach Breslau zurückkehren, was die Valentin indessen nicht vorziehen wird. Und da sie am hiesigen Orte nicht ohne Unterstützung leben kann, wird sie wohl die verlangte Entsagungsschrift auf ihre Zwillinge geben müssen, und das kann sie auch um so mehr, indem die Majorin hiermit sehr gewinnbringende Bedingungen verknüpft, denn sie will ihrer Schwester für die verlangte Abtretung einen Ertragnischuß gewähren."

„Ich dächte," sagte der Bruder, „Du entledigtest Dich lieber ganz der Angelegenheit und ließest die Vormundschaft aus Deinen Händen. Es sind verdrießliche Dinge, denn hier schreibt auch Frau v. Zarkow, daß Raimund aus dem Seminar in O . . ., wohin sie ihn mit der Schwester Konstanze vor einem Jahre gebracht habe, entlaufen, spurlos verschwunden und wahrscheinlich in dem Flusse, hinter der Anstalt, während seiner Entweichung, ertrunken sey. Die Majorin hatte wohl deßhalb Konstanze aus dem Seminar zurückgenommen; denn hier schreibt die Majorin, das Mädchen wäre wieder in ihrem Hause."

„Ich täusche mich nicht," sagte Philibert leise im Nebenkabinet, nachdem er diese Worte mit gespannter Theilnahme vernommen; „diese unglückliche Frau Valentin, wird die Mutter des reizenden Kindes Konstanze seyn. Das Seminar in O . . ., Frau v. Zarkow, ihre Tante, der Bruder — es trifft Alles zusammen!"

Die Antwort des Banquiers unterbrach die Gedankenverbindung des jungen Mannes.

„Meinetwegen mag die Majorin thun, was sie will. Nach einem frühern Briefe äußerte sie sich, das Mädchen zu ihrem Wohle in ein Kloster zu stecken. Denn, meinte Frau v. Zarkow, der unbeugsame Sinn der Mutter beseele auch das Kind, es wolle durchaus keiner Vorschrift gehorchen, und um daher den späteren Fehltritten seines Leichtsinns vorzubeugen, müsse sie eine geeignete Wahl seines künftigen Lebensweges treffen. Ich weiß nicht, ob die edle Frau bereits ihre Wahl hierin getroffen hat, nur so viel steht fest, daß die Valentin ihre Kinder nicht wieder bekommen kann. Sie würden bei ihr verkümmern, da die Mutter selbst nicht mehr richtig im Kopfe ist. Man wird sie noch einsperren müssen! Sie verdient es keineswegs besser; ich hatte ihr vor einigen Jahren wirklich eine Verbesserung ihrer Lage angeboten, aber das Weib hat mir dieß auf eine hämische Weise abgeschlagen. Ich werde ihr nun ankündigen, daß sie gar keine Umstände machen und die Kinder wirklich schriftlich an die Majorin abtreten soll. Die Majorin hat mit der Anzeige verzögert, daß Raimund abhanden gekommen ist, und ich werde gegen die Valentin ein Gleiches thun. Man vermeidet dadurch ein unnöthiges Geschrei, denn Unkraut vergeht nicht und der entlaufene Junge kann ja auch jeden Augenblick wieder zum Vorschein kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Fortsetzung.)

Wir betrachten nun den Palast ein wenig näher. Durch das Portal hindurch kommen wir in eine gewölbte, auf Säulen ruhende Vorhalle, welche vom Hofe durch ein eisernes Gitter getrennt ist. Rechts und links führt eine Treppe, die sammt ihrem Geländer von Marmor ist, hinauf in den Vorsaal. Die Decke des Treppenhauses ist mit Fresken, die Wände sind mit Statuen in Nischen geschmückt, welche meist mythologische Figuren, Genien, Engel, bisweilen auch italienische Celebritäten vorstellen. Von diesem Vorsaale aus kann man auf einen geräumigen Balkon gelangen, welcher unmittelbar über dem Portale angebracht ist. Rechts und links an den Vorsaal stoßen große Empfangszimmer, die einst den Glanzpunkt des Palazzo bildeten. Heut sind die Goldverzierungen in ihnen verblichen, die werthvollen seidenen Tapeten haben Löcher, Schmutzflecke und Risse, die Thüren schließen nicht mehr, die Fenster sind seit Jahrzehnten nicht gewaschen, und Spinnenweben hängen von der Decke in solcher Anzahl herunter, daß man die Freskogemälde des Plafonds nicht mehr erkennen kann. Der Kamin ist theilweise zusammengestürzt und die zerbrochenen Skulpturwerke seines Simses so mit Staub bedeckt, daß man nicht weiß, ob sie von Marmor oder von Gyps sind. — Auf dem steinernen Fußboden liegen Vorräthe von Waizen und Mais aufgeschichtet. Dasselbe ist bei den andern Zimmern der Fall, welche in riesiger Anzahl an diese Säle anstoßen. Der zweite Stock ist ähnlich beschaffen wie der erste — überall Staub, Moder und Verfall. Im Hofe liegen Trümmer von Säulen und Statuen, welche Schlingpflanzen mit ihrem Gewebe überwuchern. Aus den Ritzen des parquetartigen Pflasters sprießt Gras hervor. Auch der Garten ist zur Einöde geworden, und

nur die Orangerie und einige Blumentöpfe erinnern an das, was er gewesen. Der Springbrunnen ist versiegt, seine Figuren in einen dichten Mantel von Unkraut und Gesträpp gehüllt, sein Bassin verschüttet und ebenfalls verwachsen, die Gartenmauer und die Säulen der ehemaligen Pavillons theils eingestürzt, theils ruinenartig mit wildem Wein, Epheu ꝛc. überwuchert. Von Blumen keine Spur, außer denen, welche auf jedem Felde wild wachsen. Wir wissen kein treffenderes Sinnbild der Verkommenheit des heutigen italienischen Adels, als solch einen Palast. Nachdem wir noch einige fünfzig Schritt durch die stille Gasse zurückgelegt haben, treten wir in die Osteria. Statt Aushängschild dient hier eine über der Thür aufgehängte Flasche, die mit Wein gefüllt ist, und unter der ein kleiner Zettel mit einer einfachen Numer den Preis des letzteren anzeigt; oder ein ausgesteckter grüner Laubast. Indeß bedarf es dessen kaum, da uns der Dust in Oel gebackener Fische und ähnlicher Speisen, der aus der Thür des Lokals strömt, schon Wegweiser genug ist. Wir treten in eine niedrige, rauchige, fast ganz dunkle Höhle, in welcher wir uns erst nach einigen Minuten Aufenthalt gehörig zu orientiren im Stande sind. Im Hintergrunde steht der Kochherd, an welchem vier oder fünf männliche Personen beschäftigt sind, verschiedene Fleischarten auf dem Rost oder am Spieß zu braten. Ein Kellner (Cameriere) mit einer Schürze, deren Farbe einst weiß war, tritt uns entgegen und fragt nach unserem Befehl, indem er uns zugleich mit einem riesigen Wortschwall belehrt, was wir haben können. Man bringt uns Teller, Messer und Gabeln, an welchen noch Spuren anderer Speisen zu finden sind. Beklagen wir uns beim Kellner über diese Unsauberkeit, so wird er die Eßwerkzeuge vor unseren Augen brevi mano mit jener gräulichen Schürze abwischen, welche uns schon beim Eintritt in die Garküche Abscheu einflößte. Wir thun darum klüger, hinaus zu gehen und an dem Brunnen Teller und Besteck eigenhändig zu waschen. Wem dabei der Appetit nicht vergangen ist, der wird die Gerichte schmackhaft finden, so einfach sie auch im Allgemeinen zubereitet werden. Der Wein, den wir trinken, ist ebenfalls genießbar, und so finden wir, daß diese Speiseanstalt übler aussieht, als sie ist.

Im Hintergrund sehen wir zwei zerlumpte Bursche die Morra spielen. Sie fahren taktmäßig mit den Händen einander entgegen wie englische Kampfhähne und schreien einander dabei mit gellender Stimme Zahlen zu.

Eine andere Gruppe genießt ausschließlich Wein, und hört dabei dem Gesange Eines unter ihnen zu, welcher sich mit einer Tenorarie aus einer der letztgehörten Opern abmüht. Bei jeder Kraftanstrengung erntet er Bravos, was einen Zweiten eifersüchtig macht und ihn veranlaßt, die Gesellschaft ebenfalls mit einem Gesangvortrag zu regaliren. Wer von den Gästen ißt, hält sich sehr mäßig: ein kleiner Fisch, ein Hühnerflügel, viel Brod und ein Glas Wein mit Wasser gemischt stellt ihn vollkommen zufrieden.

Am Ende des Raumes klappern Teller und Gläser, die hier gewaschen werden. Die nicht abgeputzten Wände sind mit Fliegen bedeckt, die uns fortwährend umsummen und wie Vogelschwärme von dem Tischtuch emporschwirren. Von der Decke hängen die Spinnenweben wie zerfetzte graue Fahnen bis fast auf unsere Scheitel herab, und der Fußboden ist mit Knochen, Fleischabfällen, Schmutz, Kartoffel- und Fruchtschalen ꝛc. bedeckt. Im Hofe spielt man die in Italien sehr beliebte Boccia, ein Kugelspiel, bei dem es hübsche Gruppen gibt. Der Speisesaal eines Albergo (Gasthauses) ist allerdings, mit einer Osteria verglichen, ein Paradies, steht aber wenigstens in den kleinen und Mittelstädten noch weit hinter unseren Gasthäusern zweiten und dritten Ranges zurück.

Freundlichere Bilder als diese Osterien und gar die Cantinen (Weinschenken in räuberhöhlenähnlichen Gewölben), zeigen die Volkslustbarkeiten in unserer Stadt. Unter diesen nimmt das Theater die vornehmste Stelle ein. Dasselbe ist hier weit mehr Bedürfniß und weit beliebter und geachteter, als bei uns in der Provinz. Kleine Städte von acht- bis zehntausend Einwohnern haben hier im Römischen Schauspielhäuser, welche sich sowohl an Größe wie an äußerem Schmuck mit den stattlichsten der deutschen Stadttheater messen können. Von Rentabilität ist natürlich keine Rede; denn das Theater ist hier nicht Unternehmen einer Gesellschaft oder eines Einzelnen, sondern wird aus den städtischen Einnahmen verwaltet, und jeder nicht ganz arme Ort findet eine Ehre darin, ein schönes Haus zu besitzen. Mit Ausnahme der Bühnenanstalten in den Hauptstädten Italiens kennt man keine stehenden Schauspiel-, Opern- und Balletgesellschaften. Alle andern Orte engagiren sich je nach dem Bedürfniß des Jahres ein- oder zweimal eine dramatische oder eine Operngesellschaft zusammen. Eine Theatersaison hat 24—36 Vorstellungen. Das Repertoir ist immer sehr arm: eine Schauspielsaison bringt höchstens 5—6 Dramen, eine Opernsaison in der Regel 3 Opern, von denen jede acht bis zehnmal hintereinander gegeben wird. Das Publikum zeigt sich stets sehr dankbar. Vom Drama versteht man in der Regel nicht viel, und so ist von Kritik nicht die Rede. Lustspiele sind besonders beliebt, doch folgt auch im ernsten Drama jedem Monolog und jeder Scene lautschallendes Bravo. Bunte Scenerie und Dekoration werden einfacher Ausstattung vorgezogen. In Betreff der Oper haben sie mehr Urtheil und Geschmack, d. h. für die italienische Oper; denn eine deutsche kommt hier sehr selten, und dann gewöhnlich verunstaltet zur Aufführung. Das Publikum verlangt, wenn es zufrieden seyn soll, eine gute Primadonna, einen tüchtigen Tenor, die in Italien häufiger sind als bei uns, und einen guten Baßbuffo. Das Uebrige ist gleichgültig. Jede Arie wird applaudirt, daß

das Haus in seinen Grundfesten erzittert. Am Ende jedes Aktes werden die Hauptheldeu herausgerufen, am Ende der Vorstellung überschüttet man sie mit Blumen, Gedichten und oft mit werthvollen Geschenken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Herzogin von Kent, Mutter der Königin Viktoria, die am 16. März im 75. Jahre ihres Lebens in London sanft verschieden ist, war eine Schwester des jetzigen Königs der Belgier und des verstorbenen Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, des Vaters des jetzt regierenden Herzogs und des Prinzen Albert. In ihrem 17. Jahre vermählte sie sich mit dem damals regierenden Prinzen von Leiningen, dem sie einen Sohn und eine Tochter gebar. Nach elfjähriger Ehe (1814) wurde sie Wittwe, und 2 Jahre später heirathete ihr Bruder Leopold die Prinzessin Charlotte, die präsumtive Thronerbin Englands. Aber schon im Jahre 1817 starb auch diese Prinzessin, und Angesichts der Wechselfälle, denen die Thronfolge nun ausgesetzt seyn konnte, vermählten sich die Brüder des regierenden Königs: der Herzog v. Clarence (später Wilhelm IV.), der Herzog v. Kent und der Herzog v. Cambridge, rasch hintereinander mit Töchtern deutscher Fürstenhäuser. Der Herzog v. Kent wählte die verwittwete Prinzessin von Leiningen, und am 29. Mai 1818 wurden in Koburg, und am 11. Juli desselben Jahres in Kew die Vermählungsfeierlichkeiten begangen. Sparsamkeitshalber zog sich der Herzog, dessen Vermögensverhältnisse stark zerrüttet waren, mit seiner Gemahlin nach Deutschland zurück. Sie lebten auf dem Gute Amorbach, das die Herzogin ererbt hatte, ein stilles Leben, und erst, als die Herzogin Hoffnung hatte, Mutter zu werden, eilte sie nach England zurück, damit das Kind, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die britische Krone zu Theil werden sollte, auf englischem Boden das Licht der Welt erblicke. Einen Monat nach ihrer Rückkunft, am 24. Mai 1819, wurde die Prinzessin Viktoria im Kensingtonpalast geboren, wo sie erzogen wurde und mit kurzen Unterbrechungen bis zu ihrer Thronbesteigung ein stilles Leben führte. Acht Monate nach ihrer Geburt starb ihr Vater. Von da an widmete sich die Herzogin ausschließlich der Erziehung ihrer Tochter; sie sah wenig Gesellschaft und vermied es sorgfältig, sich mit einer der herrschenden Parteien zu verbinden. Dadurch stieg ihr Ansehen im Lande, und es war kein geringer Beweis der allgemeinen Achtung, deren sie sich im Parlament erfreute, daß sie, als Ausländerin, von demselben mit der Regentschaft betraut wurde für den Fall, daß König Wilhelm IV. sterben sollte, bevor die Prinzessin Viktoria großjährig geworden sey. Doch starb der König erst einen Monat nach der Großjährigkeitserklärung ihrer Tochter, und als der Herzogin bei dieser Gelegenheit eine Beglückwünschungsadresse des Parlaments überreicht wurde, konnte sie mit gutem Recht der Deputation erklären, daß sie sich keiner Partei im Staate angeschlossen und seit ihrer Wittwenschaft einzig und allein damit beschäftigt habe, ihre Tochter für ihre zukünftige hohe Stellung würdig zu erziehen. —

Von Locle, Kanton Neuenburg, ist ein erhebendes Beispiel von Gemeingeist und Patriotismus zu berichten. Die Bewohner dieses Orts haben am 24. Februar den Beschluß gefaßt, eine Million freiwilliger Beiträge zu steuern, um dem sehr verschuldeten Gemeindehaushalt wieder aufzuhelfen. Herr H. Moser eröffnete die Subskription mit einer Zeichnung von 50,000 Fr., und die Erben des Hrn. Ludwig Dubois folgten ihm mit Unterzeichnung der gleichen Summe. Nach den neuesten Berichten sind bereits 602,000 Fr. und weitere Zeichnungen in sichere Aussicht gestellt.

[Ein eigenthümliches Verhängniß.] Im Jahre 1812 ließ der Kommandant Tascher zu Krasnoje auf Befehl des Prinzen Eugen dem General Grafen v. Ornano, welchen man gefallen glaubte, die letzten Ehren erweisen und 49 Jahre später, 1861, war es derselbe General, Graf v. Ornano, Gouverneur der Invaliden, welcher einen der Zipfel des Bahrtuchs bei der Leichenfeier des Grafen v. Tascher hielt.

Homonyme.

An einem Gaule sahst du mich,
An einem Fische, einer Maus,
Dein lauschend Ohr entzückte ich,
Ich bin ein groß geräumig Haus,
Vier Brüder sinds im Ringeltanze,
Vier andre, bunt im Sonnenglanze,
Dann wieder Zwillinge — von Stein,
Von Holz, Glas, Erz, von Fleisch und Bein.
Geschlagen wards in mancher Schlacht.
Erfolglos hat man's nachgemacht,
Faust hat mit Sehnsucht d'ran gedacht;
Und dennoch trägt's der Mensch bewußt
Am Kopfe stolz und in der Brust.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 75 Donnerstag, 28. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert, über das Gehörte entrüstet, machte eine geräuschvolle Bewegung. Der Banquier unterbrach sich und öffnete die Kabinetsthür, indem er höflich den jungen Mann ersuchte, einzutreten.

„Sie belieben, mein Herr?“ richtete der Banquier die Frage an Philibert, der ihn einen Augenblick fixirte, ohne sein Begehr auszusprechen.

„Ich wünsche Ihnen mein Empfehlungsschreiben zu bringen, mein Herr, indem ich die Wechsel während meiner Studienzeit in Berlin durch Ihr Haus zu beziehen wünsche, und bitte, mich zu accreditiren.

„Sehr willkommen, mein Herr, ganz der Ihrige!“ Mit diesen Worten empfing der Kaufmann das Empfehlungsschreiben Philiberts und händigte ihm sehr bald darauf die verlangte Schrift ein. Nach beendigtem Geschäft verließ Philibert, ohne die Einladung des Banquiers, bei ihm zu speisen, anzunehmen, das Komptoir.

Philibert hatte sich eine Wohnung auf der Louisenstadt genommen. Wir finden ihn in seinem Studirzimmer wieder.

Die Lampe brannte auf seinem Tische und zeigte ihn bis spät in die Nacht mit anatomischen Arbeiten, und zwar mit der Untersuchung einiger anatomischen Präparate beschäftigt. Obgleich erst kurze Zeit hier anwesend, hing er seinen Studien bereits mit dem größten Eifer nach. Auf dem Tische lagen die Werke berühmter Anatomen, dort standen Theile menschlicher Skelete, einige zur Präparirung bestimmte Organe, Fläschchen mit Weingeist, mit roth, grün und blau gefärbten Substanzen zum Injiciren der Gefäße. Alles erwies, wie das Secirmesser und die Hand Philiberts in den vergangenen Nachtstunden nicht geruht hatten.

Er legte das Secirmesser aus der Hand, um nach einem Werke Hallers, seines Lieblingsschriftstellers, zu greifen, dessen poetische Werke ebenfalls an der Wand auf dem Regale aufgestellt waren. Er öffnete das Buch, um die darin enthaltenen anatomischen Tafeln nachzusehen, welche in verschiedenen Durchschnitten die Abbildungen des menschlichen Kopfes enthielten, indem er sie mit einem Todtenschädel, der auf dem Tische vor ihm stand, verglich.

„Was suche ich wohl!“ sagte er nach langem Sinnen und Trachten, schob das Buch zurück und verließ den Arbeitstisch. „Ich bin schon ermüdet, es fängt schon an zu schwärmen in meinem Kopfe. Hier studire ich den Kopf, anstatt mit meinem Herzen zu Rathe zu gehen, worin sich seit einigen Stunden wieder Symptome bemerkbar machen, die ich aus den besten Büchern nicht entziffern würde und die geradezu diesen grinsenden Skeleten Hohn sprechen. Ist es möglich, daß das Bild einer kaum erblühten, nur mit wenigen Augenblicken begrüßten Jungfrau einen Eindruck auf mich machen konnte, der mich seitdem überall hin begleitet, und heute, da ich ein neues, unverhofftes Lebenszeichen von ihr empfing, sich sogar zwischen mich und diese ernsthaften Arbeiten stellt, mich davon treibt und mich sogar mit Abscheu dagegen erfüllt, indem ich in den angenehmen, phantastischen Träumereien, zu welchen mich diese theuren Erinnerungen verlocken, nicht zu widerstehen vermag? Konstanze! Das war ihr Name, als ich sie zum Ersten- und leider auch zum Letztenmale in der Erziehungsanstalt bei Breslau erblickte. Alles, was dieser Herr Brewitz seinem Bruder mittheilte, wovon ich so wider Willen Zeuge wurde, stimmt durchaus mit den Verhältnissen meiner Konstanze. Ich sage, meiner Konstanze! Ja, meiner Konstanze! denn je mehr ich über diese liebliche Erscheinung, die wie der schönste Traum in mein Leben getreten ist, denke und fühle, je lauter werde ich sagen, meine Konstanze, sie, welche ich liebe.“

Philibert hatte in einer immer lebhafteren Aufregung gesprochen. Er durchwandelte mit schnellen Schritten das Zimmer.

„Und welche Intriguen sind um das unschuldige Mädchen gewebt worden!“ fuhr er im Selbstgespräche fort. „Ihre Mutter befindet sich in dieser Stadt, unglücklich, unterdrückt, Beide sind gewaltsam getrennt. Die Majorin, mir selbst als eine hochmüthige tyrannische Frau aus Breslau bekannt, will die Kinder der Schwester, will Konstanze die Ihrige nennen, will sie, wie das Kind einer Sklavin, käuflich der Mutter abgewinnen! Welch neues Gewebe von Schändlichkeiten! Und was kann ich thun, um zu helfen, schnell zu helfen, bevor das Unglück Beider vollständig ist?“

Eine ernste, düstere Stimmung schien nach diesen

Worten den jungen Mann zu ergreifen. „Mein armer Vater!“ rief er aus; „auch er ein Opfer treuloser Verräther, elender Schurken! Ich, im Besitze meiner Freiheit, und er, dieser unglückliche greise Mann, der mich immerdar mit Zärtlichkeit überhäuft und mir so reichlich sein Gut gespendet hat, er, der immer gütig und redlich, ist eines schmählichen Staatsverbrechens angeklagt, der Ehren beraubt und den Gefängnißmauern überliefert! O, mein Gott! mache mich in dieser Stunde zu einem schwachen Werkzeuge Deiner Vorsehung, laß mich die rechten Mittel und Wege zur Erreichung des Zieles, zur Ehre Deines Namens finden.“

Philibert hatte eine heiße und heilige Bitte aus bedrängter Brust ausgesprochen, denn er ahnte und erkannte längst die Gewalt böser Widersacher. Er eilte wieder an seinen Tisch. Sein Geist fühlte sich neu belebt und gespannt; bald flog seine Feder über das Papier. Er entwarf einen Plan zu Gunsten der unglücklichen Gabriele, zur Befreiung seines gefangenen Vaters.

In dem Jahre 18 . . waren von der Behörde zu Sch . . . Auszahlung für erlittene Kriegsschäden aus den vergangenen Kriegsjahren an die Theilhaber gemacht worden, obgleich das hierüber lautende landesherrliche Dekret diese Abzahlungen erst zu einem spätern Zeitraume fällig werden ließ. Durch eine unverhoffte Angabe ging dem Obergerichte hiervon Kenntniß zu, und die hiernach bei der betreffenden Behörde eingeleitete Untersuchung ergab eine falsche Eintragung der Posten mit Beleg falscher Quittungen und Unterschriften des Bürgermeisters der Stadt, indem die meisten angeführten Empfänger gar keine Zahlung erhalten hatten, und auch die wirklich geleisteten Zahlungen nur mit bedeutenden Abzügen erfolgt waren. Außerdem lag ein beträchtlicher Ausfall zu Tage, der jedoch mit Anweisungen auf die großen Güter des Bürgermeisters der Stadt belegt worden. Die Assignationen und Unterschriften konnten, der übereinstimmenden Handschrift gemäß, nur von dem Bürgermeister eigenhändig ausgefertigt worden seyn. Der Kontroleur der Kasse hatte das Weite gesucht, und traf somit der schwerste Verdacht den Bürgermeister. Dieser betheuerte seine Unschuld, der Kasse weder Geld entnommen und dieß durch Anweisungen belegt, noch auch seine Hand zum Betruge der Auszahlungen geliehen zu haben, indem er behauptete, daß nur verborgene Feinde, um allen Verdacht von sich abzuwälzen, den Ruin seiner Ehre als auch seiner Habe verfolgt hätten. Er wurde seines Amtes entsetzt, eingezogen und der Prozeß gegen ihn und einige andere Beamte eingeleitet. Der in dem Inquisitoriat der Stadt Sch . . . gefangen gehaltene Bürgermeister war der Vater Philiberts von Herzford.

Philibert glaubte sich in seinen Vermuthungen nicht zu täuschen, daß Gabriele Valentin die Mutter Konstanzens sey. Er hatte die Letzte in dem Seminar zu O . . ., unweit Breslau gesehen, und in seiner, für das junge Mädchen plötzlich erwachten Zuneigung so viel Theilnahme für das Schicksal derselben gefaßt, daß er Erkundigungen über ihre Verhältnisse einzog, welche vollständig mit Allem übereinstimmten, was er über Konstanzens Familienbeziehungen im Komptoir des Banquier Brewitz vernommen hatte.

Spät nach Mitternacht erhob er sich erst von seinem Schreibtische, an welchem er zwei Schreiben vollendet hatte. Er faltete und versiegelte sie.

„Ich werde mich noch einmal genau nach der Madame Valentin erkundigen,“ sagte er, „dann werde ich ihr diesen Brief senden.“

Er ergriff das zweite Schreiben, ein Immediatgesuch an den König. „Ich will den Versuch machen, dieses unserm Landesvater selbst zu überreichen; er ist gütig und gerecht. Ich will mich damit als Bürgen für meinen unglücklichen Vater stellen, möchte dieß der Monarch genehmigen! Alle Güter meines Vaters sollen verpfändet werden, wenn man dem Unschuldigen, wenigstens bis zur Beendigung des schmählichen Prozesses, die persönliche Freiheit gewährt. O, wie viel wäre das werth! Aber dann, wenn der Rechtschaffene verliert, wenn die Lüge, wenn seine Feinde triumphiren? Keine Beweise, als die eines redlichen Lebenswandels stehen ihm zur Seite; kein Zeuge, als die Ehrwürdigkeit seines weißen Haares. Und doch sollte ein ganzes, tugendhaftes Leben durch die Federstriche einiger elender Betrüger vernichtet werden können? Nein, die Sünde kann nicht schweigen, heut oder morgen wird sie sich verrathen, und die Hand, die mit so unglaublicher Kunst die Schriftzüge meines Vaters nachgeäfft, oder Derjenige, der sie geführt hat, oder ein Anderer, der in die Genossenschaft der Betrüger verwickelt ist, wird nicht ruhen, wie niemals das Böse, bis es gerichtet ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hopf'sche Preßprozeß in München.

(Schluß.)

Der Vertheidiger Dr. Gotthelf führte aus, daß bei den Berichten über die Einschaffung Kölbl's nicht in einzelnen Worten, sondern in der Macht der Thatsachen das Verletzende erblickt werde. Diese Thatsachen seyen aber nur zu wahr. Man sey, wie die Zeugen bekunden, wirklich im Publikum der Ansicht gewesen, daß Kölbl vor der Einschaffung nicht geisteskrank war. Daß er es bei der Behandlung im Krankenhaus werden konnte, sey klar. Auch habe die Polizei und der Polizeiarzt wirklich die gesetzlichen Vorschriften außer Acht gelassen, indem gewaltsame Einlieferung nur bei Gefährlichkeit zulässig sey, Zeugenvernehmung und Relation des behandelnden Arztes vorausgehen müsse, hier aber

nichts von Alledem geschehen sey. Jedenfalls habe Hopf in gutem Glauben und aus lauteren Motiven gehandelt, indem er über Dinge Aufklärung verschaffen wollte, worüber nach seiner Auffassung bayerische Blätter den Muth, sich auszusprechen, nicht gehabt hätten. Endlich berühre der Artikel, wie aus späteren Berichtigungen hervorgehe, nicht den Dr. Frank, sondern den Dr. Kopp, sohin einen Verstorbenen. Was die Schmähung Dr. Frank's betreffe, so sey dessen amtliches Wirken dabei nicht in Frage. Die mitgetheilten Thatsachen begründeten wirklich den Vorwurf einer Inhumanität und Rücksichtslosigkeit, was im Wesentlichen mit der ärztlichen Unmenschlichkeit zusammenfalle. Das Verhaft- und Kompromittirtseyn erscheine als bloße Folge der Unmenschlichkeit und partizipire daher an dem Beweise der Wahrheit. Bezüglich des Landrichters Ruchti wurde hervorgehoben, daß aus dem Artikel keine amtliche Beziehung des Herrn Landrichters zu ersehen sey, und an sich liege in dem Abschneiden von Locken gewiß keine amtliche Handlung, sondern mehr eine Privatliebhaberei. In der die kurhessische Frage berührenden Anklage wegen Beschimpfung des Freiherrn v. d. Pfordten endlich wurde hervorgehoben, bei dem großen Akte des „Nothrechtes" sey der Standpunkt einer Beleidigung der Amtsehre viel zu klein und liege eine solche auch nicht vor. Die Vertheidigung beantragte daher Freisprechung, eventuell wegen Vorhandenseyns mildernder Umstände Verurtheilung zu 10 fl. Geldstrafe und Umgangnahme von dem Verbote der Zeitung. Die Gründe des freisprechenden Erkenntnisses sind im Wesentlichen die der Vertheidigung. Der Gerichtshof nimmt namentlich an, daß Kölbl zur Zeit der Einschaffung nicht geisteskrank gewesen, sondern Dieß erst durch die Behandlung im Krankenhause geworden sey und daß die Polizei die betreffenden Vorschriften nicht beobachtet habe. Bei Dr. Frank wird hervorgehoben, es habe sich der Vorwurf ärztlicher Unmenschlichkeit und zwar in seinem Amte vollkommen bewahrheitet, indem die Zeugen große Inhumanität und Rücksichtslosigkeit ihm zur Last legen und bemerken, daß Jeder zu bedauern sey, der mit ihm umgehen müsse, und namentlich zeuge der Fall mit einem Dienstmädchen von „indiguirender Gewaltthätigkeit" desselben. Das Kompromittirt- und Verhaftseyn erscheine bloß als Folge der Handlungen Franks, nicht als Verschulden Hopfs. In der Pfordten'schen Sache wurde bemerkt, daß keine Schimpfworte, sondern eher schmähende Thatsachen vorlägen. Hierauf gehe aber die Verweisung nicht, und es müßte jedenfalls der Beweis der Wahrheit freigehalten werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Russischer Gehorsam.] Es fand ein großes Truppenmanöver statt, welches der verstorbene Kaiser Nikolaus selber mit seiner Gegenwart beehrte, und wobei viele ausländische Offiziere hohen Ranges, Oesterreicher, Preußen, Franzosen, Engländer als Zuschauer sich befanden. Der vom Kommandirenden entworfene Plan war so eingerichtet, daß die geschlagene Armee auf Schiffbrücken über einen Strom retirirte und hinter sich die Brücke rasch abbrach, so daß der verfolgende Sieger am Ufer stehen bleiben sollte. Hier hielt der Kaiser mit der Suite, als der General Manderstjern mit der Spitze seiner Brigade anrückte und Halt machte. „Nun, Manderstjern," rief ihm der Kaiser zu, „was geschieht jetzt?" „Majestät," erwidert dieser, „daß Manöver ist zu Ende und der Feind aus dem Felde geschlagen." „Aber ein rechter Feldherr," fuhr der Kaiser fort, „begnügt sich nicht mit einem halben Vortheil, jenseits müßte man die geschwächten Truppen verfolgen." „Befehlen Majestät, daß ich es thue?" fragte der General. „Du mußt wissen, was Du zu thun hast!" sagte der Kaiser. Da sprengte der General vor die Front: „Soldaten, unser Kaiser will, daß wir dem Feinde folgen, schlagt das Kreuz! Mir nach!" Und er gibt seinem Pferde die Sporen und setzte in die reißenden Fluthen, welche Roß und Reiter augenblicklich begraben! das erste Glied der Truppen folgte ihm mit jubelndem Hurrah! Hunderte sinken, vom schweren Tornister gedrückt, obwohl sie sonst gute Schwimmer sind. Soldaten! ruft der Kaiser, daß es weit hinschallt, rettet Euren General. Abermals warfen Hunderte ihr Gepäck ab, stürzten sich in die Wogen und bringen den von alten Narben bedeckten Krieger halbtodt heraus. Die Ertrunkenen hat Niemand gezählt. Abends lag der kranke Manderstjern furchtbar fiebernd in seiner Bivouakhütte; da trat, nur von einem Adjutanten begleitet, der Kaiser bei ihm ein. „Manderstjern," sprach er freundlich sinnend, „bist Du wahnsinnig, einen Scherz so aufzunehmen?" „Majestät," antwortete der vor Frost Klapperende, ich wußte nicht, ob es vielleicht Ernst war. Konnte mein Kaiser so vielen fremden Generalen nicht durch die That zeigen wollen, wie weit der Gehorsam des Russen für seinen Herrn reicht?

Man schreibt aus Nürnberg, 25. März: In der vorgestern stattgefundenen Hauptversammlung des Sängerfestkomites wurden folgende Grundzüge des Festprogramms vorgelegt: 20. Juli. Empfang der Sängergäste und Geleitung derselben zum Rathhause. Abends 8 Uhr Fahnenzug vom Rathhause zur Festhalle und Begrüßung der Sänger durch Gesang und Rede von Seite der Nürnberger Sängerbrüder. Einzelvorträge der verschiedenen Vereine in der Festhalle. Schlußgesang: Arndt's Vaterlandslied. 21. Juli. Morgens 5 Uhr Sängerruf, 7 Uhr Hauptprobe, Nachmittags

halb 4 Uhr erste Hauptproduktion. Vor derselben Festrede und Enthüllung der Festfahne. 8 Uhr Einzelnvorträge. 22. Juli. Morgens 6 Uhr Sängerruf, 1 Uhr Festzug, nach dessen Schluß Uebergabe der Fahnenbänder, halb 4 Uhr zweite Hauptproduktion. 8 Uhr Einzelnvorträge. 23. Juli. Morgens 6 Uhr Sängerruf, 7 Uhr allgemeiner Ausflug in die Umgebungen der Stadt, 4 Uhr Nachmittags Berathungen zu Sängerzwecken, 6 Uhr Einzelnvorträge.

Am 18. März fand in Paris die zweite Aufführung des „Tannhäuser" statt. Man hatte die Stellen, welche das Erstemal dem Geschmack des Publikums als besonders anstößig oder komisch erschienen waren, größtentheils gestrichen. Nichtsdestoweniger war der Lärm noch größer. Das Pfeifen schien förmlich organisirt zu seyn, dafür trat aber auch der Beifall an einzelnen Stellen und am Schlusse um so entschiedener hervor. Daß sich die Oper unter den vorliegenden Verhältnissen auch nur noch einige Zeit auf dem Repertoir erhalte, ist nach dem zweiten Versuche sehr fraglich geworden. Es scheint nun einmal „parti-pris" des ständigen Operupublikums zu seyn, das Werk nicht aufkommen zu lassen. Der Kaiser und die Kaiserin wohnten der Aufführung bis zu Ende bei.

Christus am Oelberge.

Oratorium, in Musik gesetzt von Ludwig von Beethoven.

Würzburg, 21. März.

Gestern Abend fand im akademischen Musiksaal die öffentliche Aufführung des klassischen Oratoriums: „Christus am Oelberge" von Beethoven von Seite des königlichen Musikinstitutes zum feierlichen Schlusse des Wintersemesters statt. Ueber den Werth der Beethoven'schen Musik ist man seit Jahrzehnten einig. Sechs deutsche Namen sind es, die den Tempel der Tonkunst tragen und schmücken, sechs Männer, die unserem deutschen Volke den Ruhm erworben haben, als das erste zu gelten im Reiche der Musik. Durch sie wurden Oratorium, Oper, Sonate, Quartett und Symphonie, welche vor ihnen in erster Kindheit oder ganz ungeboren waren, zur höchsten Vollkommenheit herangebildet. Den Reigen dieser wunderbaren Erscheinungen eröffnete Georg Friedrich Händel, geboren zu Halle 1685, gestorben 1759 zu London; Zeitgenosse von ihm, zugleich gewaltiger Rival in der Komposition und dem Spiel der Orgel, und was noch seltener erscheint, sein warmer und aufrichtiger Bewunderer, ist Johann Sebastian Bach, der Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, geboren zu Eisenach 1685, gestorben 1750. Nach einigen Jahrzehnten erscheint auf anderm Felde, dem der weltlichen Musik, thätig Christoph Willibald Ritter von Gluck, geboren zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz 1714, gestorben 1787 zu Wien. Aus Bachs Schule hervorgehend, aber lieblich und freundlich in allen seinen Gestaltungen tritt dann Joseph Haydn auf, geboren zu Rohrau in Niederösterreich 1732, gestorben 1809 zu Wien; ihm folgt, von ihm bewundert und mit väterlicher Liebe umfaßt, Wolfgang Amadeus Mozart, geboren zu Salzburg 1756, gestorben 1791 zu Wien; den Schluß der großen Namen, herüberreichend in eine neue Zeit, der Zeitgenosse der großen Revolution, bildet Ludwig von Beethoven, geboren zu Bonn 17. Dezember 1770, gestorben 20. März 1827 zu Wien. In diesen sechs Männern entwickelt sich die ganze Neugestaltung moderner Tonkunst. Händel und Bach beginnen den Bau zu errichten; fortwährende Beschäftigung mit den ernstesten, heiligsten Gegenständen veranlassen sie, dem Studium der strengsten Formen bis zur Künstelei ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie geben den bestehenden Gesetzen ihre wahre Deutung, sie schaffen Muster- und Meisterwerke, und man muß bekennen, daß der Grund, den sie legen, ein sicherer und fester ist. Gluck reformirte die Oper 1762; was selbst Händel nicht durchzusetzen vermochte, gelingt ihm; er stürzt das eitle, lose italienische Machwerk und bringt Wahrheit, Kraft und große Wirkungen mit den einfachsten Mitteln hervor. Nach ihm wird Haydn der Schöpfer der Instrumentalformen, unter seiner kunstreichen Hand, beseelt von seinem kindlich heitern Geiste, entstehen zahlreiche Trios, Quartette, Symphonien; Alles aber, was bisher geleistet war im Kirchen- und Opernstyl, in der Vokal- und Instrumental-Komposition, findet seine Vollendung und Verklärung in Mozart, dem Gottgesegneten, und nur der Titan Beethoven vermochte es, im gewaltigen Ringen und unterstützt von der größern Ausbildung der Instrumente und der Technik, den Riesenkampf mit ihm zu wagen. — Die Ausführung dieses klassischen Meisterwerkes war von allen Mitwirkenden eine so ausgezeichnete, kunstgerechte und allen Anforderungen auch der strengsten ästhetischen Kritik entsprechende, daß das zahlreiche kunstsinnige Auditorium zum stürmischsten Enthusiasmus hingerissen wurde. Dem Oratorium ging eine Symphonie von Beethoven vorher. Das Orchester entwickelte einen sehr korrekten, sicheren und schwunguollen Vortrag. Die Chöre wurden präzis, gefühlvoll und mit geistiger Auffassung gesungen. Die Solopartien wurden vorgetragen von den Sopranistinnen Fräuleins Karoline Devon, Marie Rost und Reuter, dann den Herren Emil Schmitt, cand. juris., und Schulseminarist Ludwig (aus Aschaffenburg), welche ihre Sopran-, Tenor- und Baß-Recitative und Arien ausdrucksvoll, empfindungsreich und geistvoll aufgefaßt ausführten. Die ganze Produktion von Seite der Zöglinge des königlichen Musikinstituts und seiner Herren Lehrer unter der energischen und umsichtigen Leitung des Vorstandes Herrn Direktor Bratsch war eine durchaus gelungene und effektreiche, namentlich in den Ensemblesätzen mit dem starkbesetzten Orchester, wie man eines nicht leicht selbst in Residenzstädten besetzt findet, und bestätigte aufs Neue die lobenswerthe und unermüdete Thätigkeit, welche von allen Angehörigen des Instituts und vom Vorstande ausgeübt wird, und wovon in jeder Woche die öffentlichen Proben, worin alle Zweige der klassischen Musik kultivirt werden, wie Ouverturen, Symphonien, Kammermusik, Sonaten, Konzertanten, Männerchöre und Arien, und die zahlreichen Kirchenmusikaufführungen auf das Rühmlichste beurkunden. Die Produktion war außerordentlich zahlreich besucht, auch von auswärtigen Personen, welche eigens zu diesem Zwecke nach Würzburg gereist waren, und ernteten die Mitwirkenden am Schlusse stürmischen Applaus. Herrn Direktor Bratsch gebührt für diesen herrlichen Kunstgenuß, den er dem Publikum in so uneigennütziger Weise darbot, der allgemeine Dank und öffentliche Anerkennung. Hier konnte man wieder einen Vergleich zwischen den lieblichen, einfachen, aber erhabenen Musik der klassischen Meister und der überladenen, frivolen modernen Spektakel- und Zukunftsmusik zum Nachtheile der letzteren anstellen. Möge Herr Direktor Bratsch in seinem edlen und erhabenen Streben in der bisherigen Weise fortfahren.

R . . . . r.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 76 Freitag, 29. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert hatte den Vorsatz gefaßt, sogleich mit dem kommenden Morgen die Einleitung zu seinen Unternehmungen zu treffen. Er wollte sich zum Beschützer einer Unglücklichen aufwerfen, er wollte die Befreiung seines Vaters, die Entdeckung des Betruges, welchem er zum Opfer fiel, bewerkstelligen. Durch die Liebe begeistert, von seinem edlen Herzen geführt, blickte er, obgleich ihm noch alle Anknüpfungspunkte und leitenden Spuren für seine Pläne mangelten, auf den Erfolg seiner Bestrebungen mit jenem hoffnungsvollen Vertrauen, dessen ein biederer Charakter und das jugendliche Alter, in welchem er stand, allein fähig ist.

Wenige Tage nachher empfing Gabriele den Brief Philiberts. Er übte eine zauberische Wirkung auf die unglückliche Frau aus, er gab ihrem gleichsam lethargischen Zustande, worin sie verfallen war, eine neue Elektrizität.

Philibert schrieb in seinen brieflichen Mittheilungen nicht, daß ihr Sohn Raimund wahrscheinlich verunglückt sey, sondern nur, daß er sich aus dem Seminar, worin er sich zuletzt befand, heimlich entfernt habe. Er warnte Gabriele, auf das Ansinnen der Majorin, welches ihr der Vormund bald anzeigen werde, einzugehen, um ihren Kindern zu entsagen. Er eröffnete ihr seine Bekanntschaft mit allen Verhältnissen, und wie er sehr wohl wisse, daß die Zwillinge nur blinde Werkzeuge in den Händen der Frau v. Zarkow seyen, welche sie auf Schritt und Tritt bewachen ließe. Er rieth ihr, den Vormund abzusetzen, die Kinder durch das Gericht zurückfordern zu lassen, oder sie, schlimmsten Falls, selbst zu holen, da Konstanze nach dem Plane der Majorin in ein Kloster geschickt werden sollte. Philibert erbot sich zu ihrem Beistande, im Falle sie die Hülfe eines Unbekannten nicht verschmähen und ihm Vertrauen schenken könne.

Das waren die Früchte der Erziehung von Gabrielens Schwester! Der ihr anvertraute Knabe verschollen, die Tochter in ein Kloster gesteckt, die Mutter für null und nichtig erklärt! Ein nagender Schmerz überwältigte die Unglückliche. Konnte sie Alles glauben? Sie mußte es glauben, denn das Ziel der Majorin konnte kein anderes seyn. Aber hatte nicht jetzt, wo ihr Leiden bis aufs Höchste stieg, eine Freundesstimme das Herz Gabrielens getroffen? Da war eine Hand, die ihr hülfreich geboten wurde, um sich daran aufrichten zu können; da waren Worte des Rathes und der Zuversicht, deren sie über Alles bedurfte; da war kein Ankläger, kein Unterdrücker mehr; der verborgene Freund hatte ja auch ihre Kinder freigesprochen. Sie liebten ja die Mutter, ihre Herzen wurden nur von der grausamen Schwester im Bann gehalten!

Da konnte auch Gabriele wieder lieben! Dahin war ihre dumpfe Verzweiflung! Sie liebte, sie wurde geliebt, die Rettung der Kinder mußte geschehen; keine Macht sollte sie länger von ihnen trennen. Sie fühlte sich mit doppelter Thatkraft ausgerüstet. Ohne den Brief Philibert's in Zweifel zu ziehen, auch ohne die darin enthaltenen Aufmunterungen würde sie jetzt nicht mehr anders gedacht, empfunden oder gehandelt haben.

Gabriele richtete sogleich ein Schreiben an ihre Schwester, enthüllte darin die Verwerflichkeit der Handlungsweise derselben, forderte die Zwillinge so wie den vermißten Raimund von ihr zurück, oder drohte selbst zu kommen, um die Langersehnten zu holen. Ihr Brief athmete die glühendste Empfindung, er ließ keinen Zweifel, daß die ihrer Kinder beraubte Mutter als Anklägerin der Schwester, Auge in Auge, auftreten werde, um ihr mit eigenen Händen die Entzogenen zu entreißen. —

Frau von Zarkow antwortete auf das Schreiben der Schwester nicht.

Gabriele erhielt inzwischen von dem Vormunde die an sie von der Majorin gestellte Aufforderung, eine Entsagungsschrift gegen ihre Zwillinge abzugeben, verbunden mit der Drohung, daß, im Weigerungsfalle, ihr fernerhin jede Unterstützung entzogen werden solle.

Gabriele sandte den betreffenden Brief an den Banquier unbeantwortet zurück, machte dagegen die Zurückgabe ihrer Kinder bei dem Vormundschaftsgerichte anhängig.

Die Termine, die hiernach erfolgen sollten, wurden in die Länge geschoben. Es kam in der Kürze der Zeit zu keiner Entscheidung, da der Vormund ausblieb. Er hatte überdieß eine entstellte Darlegung der Sachlage dem Gerichte unterbreitet, Gabriele Valentin für

geistesunfähig, leichtsinnig und verschwenderisch erklärt, demzufolge für durchaus unfähig, ihre Kinder zu erziehen. Gabriele wartete vergeblich auf die Entscheidung des Gerichts. Sie hatte Philiberts Rath und Beistand nachgesucht; auch er war, wie sie erfuhr, gegenwärtig in Geschäftsangelegenheiten von Berlin abwesend; sie hörte nichts mehr von ihm. Jetzt faßte sie den letzten Entschluß, sich an den König zu wenden; dann wollte sie das Aeußerste wagen und Berlin verlassen. Ihr jüngstes, kränkliches Kind war dem Tode nahe.

Der Monarch hielt sich zur Zeit im Schlosse zu Bellevue im Thiergarten auf. Wenden wir dorthin unsern Blick, wo wir eine Frau mit raschen Schritten den Vorhof des Schlosses betreten und auf das Portal zueilen sehen.

„Wohin wollen Sie?“ rief ihr der Portier entgegen, bevor sie noch das Thor erreichte. „Zurück! Se. Majestät verweilen im Schlosse und werden sogleich erscheinen, um auszufahren. Zurück! Niemand hat hier Eintritt.

„Ich will zum König,“ rief die Frau, „ich will mich zu seinen Füßen werfen, er wird diese Bittschrift annehmen, stoßen Sie mich nicht zurück!“

Ungeachtet der flehenden Stimme der Frau rief ihr der Diener abermals fein: Zurück! entgegen. „Sie müssen fort, machen Sie keine Umstände, hier ist nicht der Ort, Bittschriften abzugeben. Sie müssen Ihr Schreiben auf die Post tragen, dort ist das Bureau für Eingaben an Se. Majestät. Jetzt verlassen Sie so schnell als möglich das Schloß.“

Die Frau bebte zurück, da ihr der Portier einen drohenden Blick zugeworfen hatte. Sie verließ den Vorhof und nahm ihren Weg nach der großen Allee zu, bis zu dem Orte, wo sich an der Seite der Promenade eine kolossale Statue erhebt. Ihre Unruhe, ihre Aufregung schien mit jeder Minute zu wachsen, ihre Blicke waren erwartungsvoll auf die Ausfahrt des Schlosses gerichtet.

Es war Gabriele, welche hoffte, im Schlosse selbst ihre Bittschrift, worin sie ihre Lage schilderte und des Königs Gewährung für die Zurücknahme der Ihrigen anflehte, dem Monarchen überreichen zu können. Sie sah die königliche Equipage vor dem Schlosse halten, und wollte nun den Herrscher erwarten und versuchen, ihm ihr Bittschreiben einzuhändigen.

Jetzt rollte die Equipage über den Vorhof. Gabriele sah sie pfeilschnell in die Allee einbiegen; sie wollte hervortreten, aber ihr Fuß war gehemmt, und schwankenden Schrittes sank sie gegen das Postament der Statue. Sie fühlte sich betäubt.

Schon hörte Gabriele das leichte Gerassel der königlichen Equipage ganz in ihrer Nähe. Sie versuchte sich aufzurichten, streckte den Arm aus und hielt ihr Gnadengesuch in die Höhe. Das Gespann war vorübergeflogen, und noch immer stand Gabriele. Niemand hatte ihr Schreiben abgenommen. Ohnmächtig sank sie an dem Fuße der Bildsäule nieder, so bleich und kalt wie der Marmor, an den sie sich lehnte.

Als ihr Bewußtseyn zurückkehrte, sah sich Gabriele von einer unbekannten Person unterstützt.

„Erlauben Sie mir die Begleitung,“ sagte der Herr, welcher sich um sie bemühte.

Gabriele fand kaum Worte, ihrem Beschützer zu danken, denn ihre Kräfte sammelten sich erst langsam wieder. Die Bittschrift war ihrer Hand entfallen, der Unbekannte hob dieselbe auf, um sie ihr zuzustellen.

„Wie schmerzlich ist es für mich, mein Herr,“ sagte Gabriele, „daß mir der Versuch fehlgeschlagen, dem Könige dieses Papier einzuhändigen. Mein Leben hing daran. Er fuhr hier vorüber, der Wagen fuhr so rasch, ich fühlte mich auf einmal betäubt . . .“

„Der König hat sie nicht gesehen,“ erwiderte der Herr mit Theilnahme, „ich bemerkte dieß aus der Ferne, denn ich bin desselben Weges gekommen. Verlieren Sie den Muth nicht, Madame, unternehmen Sie es zu einer günstigern Zeit. Ueberdieß wie seltsam!“ fuhr der Unbekannte fort, „wir theilen ein gleiches Schicksal. Auch ich hatte ein Gnadengesuch an den Monarchen zu stellen, und ungeachtet tausenderlei Vorbereitungen ist mir dieß dennoch nicht gelungen. Lassen Sie uns daher, Madame, einander Muth zusprechen. Richten Sie Ihre Hoffnung wieder auf!“ Mit diesen Worten geleitete er Gabriele nach der nahestehenden Ruhebank.

„Ich kann nicht mehr verzagen, mein Herr,“ sagte Gabriele mit Festigkeit; „ich war bestürzt, aber das ist vorüber. Was ich zu thun gedenke, das werde ich erreichen, aber ich werde es nicht wieder in dieser Weise unternehmen. Auch der Monarch soll mir nicht länger meine Kinder zurückhalten,“ fuhr sie verstört fort, „ich selbst, ich ganz allein werde sie mir verschaffen, denn ich frage, wem anders, als der Mutter gehören ihre Kinder?“

Der Fremde warf einen betroffenen, durchdringenden Blick auf Gabriele. „O, ich weiß, Madame,“ sagte er plötzlich, „welches Verlangen Sie hierher geführt hat. Ich kenne Ihren ganzen Schmerz, Ihr Schicksal, ja, ich darf Sie beim Namen nennen — Frau Valentin, und ich darf Ihnen den meinigen hinzufügen, denn Sie werden sich Philibert Herzfeld's erinnern.“

„O, gewiß!“ entgegnete Gabriele, indem ein Freudenstrahl über ihr Gesicht glitt. „Wie dankbar bin ich Ihnen. Ach, ich kannte Sie kaum, als ich Sie auch schon vermißte.“

„Ich ahnte es!“ gab Philibert zur Antwort. „Meines Gesuches wegen zum Könige zu gelangen, bewarb ich mich um die Fürsprache mehrerer Personen, und sah mich deßhalb genöthigt, Berlin zu verlassen. Wie in einem Märchen, gehören tausenderlei Wunderdinge dazu, die Gnade eines Königs zu erreichen.“

Wie vielmal habe ich bedauert, nicht in Ihrer Nähe

zu seyn, wie bin ich jetzt erfreut, hier mit Ihnen zusammenzutreffen!"

Beide kehrten mit einander nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Fortsetzung.)

Das geringere Personal, die Sänger zweiter und dritter Rollen haben dabei in der Regel die unglückliche Stellung, daß sie, gleichviel ob brav oder schlecht, nolens volens dem Publikum zum Spott und Hohn, zum Auszischen und Auspfeifen dienen müssen. Selten sind die Kostüme und Dekorationen der Zeit, in der die Oper oder das Drama spielt, angepaßt, sehr selten ist in der Oper von Spiel die Rede: wer eine Arie zu singen hat, tritt, um besser gehört zu werden, vorn an die Lampen. Der Souffleur sitzt ohne Häuschen frei und offen da. Das Orchester ist dagegen meist recht gut besetzt, und die jungen Löwen der Stadt bemühen sich während der Saison, durch ein Sonnett, welches an allen Ecken der Straßen angeschlagen wird, die Primadonna zu verherrlichen. Boshafte Kritik der Manier der Sänger ist geradezu unerhört.

Nächst dem Theater nimmt in den kleinen Städten des Kirchenstaats die Tombola den ersten Rang unter den Volksvergnügungen ein. Diese ist für die Stadt ein lukratives Hazardspiel. In der Regel am Kirchweihtage oder sonst einer passenden Zeit wird eine von der Munizipalität ausgesetzte Summe vermittelst der Tombola in zwei Gewinnen (Cinquina und Quindicina) ausgespielt. Aus den benachbarten Ortschaften und den Campagnen kommen unzählige Gäste zu diesem Volksfeste, um Theil zu nehmen, und lösen sich ihre Billets bei den auf offener Straße sitzenden Unterkollekteurs, wobei sie nach Träumen oder abergläubischen Berechnungen die fünfzehn Numern angeben, mit welchen sie ihr Glück zu machen hoffen. Die Einnahme, welche die Stadt hiervon hat, übersteigt die ausgesetzte Summe oft zehnfach. Nachdem nun ein großer Theil des Bauernvolks die Madonna zum Beistande angerufen hat, wogt die Menge ungeduldig auf und ab, indem sie den Augenblick des Beginns kaum erwarten kann. Endlich gibt ein Trompetenstoß vom Munizipalitätsgebäude her das Zeichen zur Ziehung. Auf dem Balkon des Hauses steht eine Urne, in welcher die neunzig Numern sich befinden. Es erscheinen die Herren vom Rath, und einer von ihnen verkündigt nach abermaligem Trompetentusch die Gesetze und Bedingungen der Tompola; gleichzeitig wird auch ein kleines Kind, als Amor oder Engel gekleidet, bei der Urne sichtbar. In den Händchen desselben ruht das Glück jedes Einzelnen, denn diese werden die Numern aus der Urne ziehen, und so richten zahlreiche Anwesende aus der Ferne einige freundliche Worte an dasselbe. Die Menge füllt nicht nur den Platz, sondern auch alle anstoßenden Straßen und Seitengäßchen. Da nur Wenige die auf dem Balkon gezogenen Numern erblicken können, so sind Ausrufer auf erhabenen Posten angestellt, welche die unter Trompetengeschmetter gezogenen Zahlen mit lauter Stimme wiederholen.

Die ersten sechs bis sieben Numern sind gezogen. Eine jede derselben wurde mit ängstlicher Spannung erwartet, die Menge war mäuschenstill, bis sie ausgerufen, von den Ausrufern wiederholt und von jedem Spielenden mit Geräusch nachgesprochen und, im Falle sie zu den von ihm gewählten gehörten, mit Bleistift auf dem Billet angestrichen wurde. Da erschallt plötzlich der Schreckensruf: Cinquina! und zwar aus mehrerern Gegenden zugleich. Es sind also einige Anwesende so glücklich, unter den sieben Numern fünf auf ihrem Billet zu haben. Sie sind die ersten Gewinner. Aber sie haben die größte Mühe, sich durch zu drängen, denn Jeder will sich an ihnen dafür rächen, daß ein Theil seiner Hoffnungen geschwunden ist. Man versperrt ihnen den Platz, knufft sie, ruft ihnen Flüche und Schimpfreden zu, und die Gendarmerie muß einige Mann detachiren, um ihnen die Passage zu bahnen.

Auf der Tribüne angekommen, nimmt man ihnen ihre Billets ab, um sie zu revidiren, und dabei ergibt sich nicht selten, daß nur einer oder zwei von ihnen wirklich Gewinner sind, während die andern entweder sich verhört haben oder nicht lesen können. Wehe diesen! Kaum unten angekommen, werden sie mit einer ohrenzerreißenden Katzenmusik empfangen und auf das Grausamste verspottet. Nachdem das Pfeifen und Zischen einige Minuten gedauert, wird die Ruhe wieder hergestellt und das Ausrufen der Numern geht den gewöhnlichen Gang ruhig fort, bis einige fünfzig Zahlen heraus sind. Jetzt wird das Publikum ängstlicher und stürmischer. Viele haben dreizehn oder vierzehn ihrer Ziffern schon bezeichnet, die fünfzehnte will durchaus nicht kommen; jeder neue Ausruf zerstört ihre Hoffnungen; sie werden vor Ungeduld bald blaß, bald roth, können nicht mehr ruhig auf einem Fleck stehen und fangen an, gegen Himmel und Erde zu fluchen. Da endlich ertönt aus irgend einem Winkel des Platzes das vernichtende Wort „Tombola!" Man hebt sich auf die Zehen, Jeder will den Glücklichen sehen. Dieselben Scenen, wie bei der Cinquina, wiederholen sich in größerem Maßstabe. Der Rufer hat in der That gewonnen und wird den Uebrigen von der Tribüne aus vorgestellt und von der neidischen Menge wieder mit einer Katzenmusik bedacht, die nur dann glimpflich ausfällt, wenn der Betreffende durch ein miserables Aussehen und zerlumpte Kleidung den Zorn entwaffnet.

Nachdem sich der Aerger ausgetobt, begibt sich die um ihre Hoffnungen betrogene Volksmasse allmählig weg.
(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Bamberg, 24. März: Durch das gestern Abends verkündete Urtheil des hiesigen königl. Appellationsgerichts wurden 1) Andreas Möhringer, verheiratheter Lebküchnermeister von Mühlhausen und dermaliger Arbeitshaussträfling zu St. Georgen, wegen fortgesetzten Verbrechens der Verleitung von Personen zum Meineide — unter Einrechnung der ihm bereits schon rechtskräftig zuerkannten 6jährigen Strafe — in eine Gesammtarbeitshausstrafe von 8 Jahren; 2) Marg. Klaus, ledige Näherin von Mühlhausen, wegen Verbrechens des Meineids, begangen in einer Untersuchungssache, zu einer 4jährigen, und 3) deren Sohn, Gg. Klaus, wegen gleichen Verbrechens zu einer 4jährigen Arbeitshausstrafe und sämmtliche überdieß noch in die nach sich ziehenden Ehrenstrafen verurtheilt, während in I. Instanz eine Freisprechung erfolgt war. Es dürfte diese Untersuchung, deren Entstehungsursache eine Taube, ein so unschuldiges Thierchen, und ein nachfolgender Injurienprozeß war, ein abschreckendes Beispiel für alle Diejenigen seyn, welche es mit einem vor Gericht abgelegten Eide, leider nur zu oft, auf die leichte Seite nehmen, nicht darüber nachdenkend, welche schweren Folgen wie in dem hier vorliegenden Falle, ein falscher Eid nach sich zieht, denn es sind nun in dieser Untersuchung Mann und Frau, so wie vier andere Personen zu mehrjährigen Arbeitshausstrafen verurtheilt. Es ist dieß ein Fall, der seines Gleichen wohl nicht mehr finden dürfte.

[Ein Doppelmord.] Das Wochenblatt der New-Yorker „Staatszeitung" berichtet über einen zu „Fort Smith" verübten Doppelmord wie folgt: 15. Februar. Gestern Abend fingen 5 Kutscher der Ueberlandspost- und Little-Rock-Compagnie in dem Spezereiladen des Deutschen Hagge Streit an; man griff zu Pistolen, und Butcher, der Barkeeper, erhielt einen Schuß durchs Herz und blieb auf der Stelle todt. Hagge wurde in die Stirne geschossen und starb heute Früh 8 Uhr. Es befinden sich drei der Kutscher, Georg Benett, Matt Ellis und Pony Farmer in dem Gewahrsam einer Militärkompagnie. Die Bürgerschaft ist äußerst erbittert. 16. Februar. Als gestern der Prozeß gegen die Mörder Hagges und Butchers seinem Schluß nahte, drang ein Volkshaufe in das Gerichtslokal und verlangte die Gefangenen, um sie zu lynchen, Pony Farmer entriß sich seinen Wächtern und wollte entfliehen, wurde aber sofort durch eine nachgesandte Kugel getödtet. Die Volksmenge bemächtigte sich dann der beiden übrigen Arrestanten und brach nach einem passenden Richtplatze auf; ehe sie aber ihr Vorhaben ausführen konnten, entrissen ihr die Behörden die Mörder, welche in dem Gefängniß zu Greenwood eingeschlossen wurden. Die Aufregung steigt stündlich.

Die „Italie" berichtet über die am 22. in Turin stattgehabte Enthüllungsfeierlichkeit des Monumentes Daniel Manin's. Man entnimmt daraus Folgendes: „Um halb 5 Uhr wurde das Tuch, welches die Statue bedeckte, unter dem Jauchzen der Menge weggenommen. Diese Statue repräsentirt die Republik Venedig in stehender Stellung, in der rechten Hand einen Palmzweig haltend, und mit der linken Hand auf ein Medaillon gestützt, auf dem der Kopf des berühmten Bürgers Venedigs eingehauen ist. Auf dem Piedestal liest man die Worte: **„A Daniele Manin — che dittatore in patria — meglio che dittatore in coilio — permedito l'Italia futura. — Italiani e Francesi. A. MDCCCLXI, IV. di sua morte."** (Dem Daniel Manin, welcher, Diktator in seinem Vaterlande und mehr als Diktator in der Verbannung, die Zukunft Italiens vorbereitet, Italiener und Franzosen). Unter dem Medaillon ließ man: **„Unificazione, indipendenza d'Italia."**

Die französische Feldarmee besteht gegenwärtig aus 387 Bataillonen, 384 Schwadronen, 227 Batterien, 13 Kompagnien Pontoniers und 32 Schwadronen Artillerietrain. Hierzu kommen noch 3 Gendarmeriekorps: die Gardegendarmerie zu Fuß, die Forstgendarmerie und die Garde de Paris, welche im Nothfall 4 Bataillone und 5 Schwadronen stellen können. — Nach offiziellen Dokumenten besitzt die französische Marine gegenwärtig 475 Fahrzeuge, theils segelfertig, theils auf dem Werft; davon sind 349 Dampfer und 126 Segelfahrzeuge.

Wie ein Wiener Blatt erzählt, lebt eine Großnichte Mozart's in ziemlich kümmerlichen Verhältnissen zu Feldkirch in Voralberg und ernährt sich und ihre fünf Kinder mühsam mit Handarbeit. Sie heißt Maria Anna Pümpel, geborne Mozart, und ist eine Enkelin des Bruders des großen Tondichters.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 77 Samstag, 30. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Und diese Zusammenkunft der zwei Personen, welche bestimmt schienen, sich zur Seite zu stehen, führte eine Bekanntschaft herbei, die, von dem Mitgefühl bereits geknüpft, durch Mittheilungen und Sympathien ihrer gleich unglücklichen Schickung befördert, bald zu einem Freundschaftsbunde sich befestigte.

Weniges konnte nur noch geschehen, um die sehnsüchtige Ungeduld Gabriele's länger zu zügeln. Endlich ging ihr auch das Erkenntniß auf ihre Klage beim Vormundschaftsgerichte zu, wonach sie abgewiesen wurde. Die Aussagen des Vormundes wurden ohne Zeugen und Beweise für gültig angenommen; der Richter wollte in überzeugender Weise in Erfahrung gebracht haben, daß die Kinder Gabrielens sich in vorzüglicher Pflege und Erziehung bei der Tante befänden, und daß man sich daher nicht bewogen finden könne, eine Aenderung eintreten zu lassen, indem für die Ausbildung der Kinder in einer Weise gesorgt würde, die zu den besten Aussichten berechtigte.

Der Knabe, das jüngste Kind Gabrielens, war inzwischen gestorben, und sie bestattete ihn auf dem Friedhofe, wo der Vater ruhte. Dann nahm sie Abschied von ihren theuren Todten, um die Hauptstadt zu verlassen, in welcher sie Alles verloren hatte. Sie hoffte auch nicht zum Zweitenmale auf die Gnade des Königs.

Philibert hatte zu gleicher Zeit sein Gesuch bei dem Könige, wenigstens bis vor die Augen des Monarchen, gebracht, jedoch ohne Erfolg. Nur nach dem Ausgange des angestrengten Prozesses gegen seinen Vater wurde ihm die königliche Gnade in Aussicht gestellt.

Gabrielens Vorhaben, nach Breslau zu gehen, um ihre Kinder zu suchen, stand nunmehr fest.

Philibert fühlte sich in die Nähe seines Vaters gezogen. Er wollte bei den Prozeßverhandlungen gegenwärtig seyn, er glaubte, sich an dem Orte selbst zur Entdeckung und Entlarvung der Betrüger am nützlichsten machen zu können. Dann durfte er, seinem Versprechen getreu, Gabriele nicht länger ohne Rath und Beistand lassen, und so reifte sehr schnell sein Entschluß, ihr zu folgen. Er gab die Fortsetzung seiner Studien in Berlin auf. Schnell ordneten Beide ihre Verhältnisse und traten die Reise nach Breslau, das Ziel der heißesten Wünsche Gabrielens, zusammen an.

4.

Eine Ueberraschung.

Die Majorin hatte ihren Plan, Konstanze in ein Kloster zu führen, schon vor der Zeit ausgeführt, ehe sie noch den letzten Brief ihrer Schwester empfing.

Mit dem Beginn dieses Abschnittes der Erzählung sahen wir Konstanze in dem Kloster zu Sch . . . . . als Novize. Jener letzte Brief Gabrielens machte auch auf die Majorin den unzweifelhaftesten Eindruck, denn sie fühlte sich überzeugt, daß ihre Schwester nicht zögern werde, selbst zu kommen. Reimund war aus der Erziehungsanstalt in O . . . . heimlich entflohen; ihn konnte also Gabriele nicht von ihr zurückfordern, sie hielt sich deßwegen außer Schuld. Anders war es mit Konstanze. Das Kloster, in welchem sich diese gegenwärtig befand, bot der Frau v. Zarkow nicht genügende Sicherheit, um die Tochter vor der Mutter verbergen zu können. Die Majorin scheute vor Allem das öffentliche Aergerniß und einen Konflikt Gabrielens mit dem Vorstande des Klosters, der nicht wußte, welches Bewandtniß es mit der Novize hatte. Konstanze mußte überdieß, sobald die Mutter mit Gewalt darauf bestand, zurückgegeben werden, da wie schon bemerkt, erst nach Ablauf der Novizenzeit von fünf Jahren die Nonnen dem Kloster unwiderruflich angehörten.

Obgleich nun Frau v. Zarkow der Schwester den Aufenthalt Konstanzens wohl nicht entdeckt haben würde, so befürchtete sie doch, hiermit auf die Länge nicht auszukommen, und so werden wir nun im weiteren Verlaufe sehen, von welcher Art und wie die Maßregeln waren, welche die Majorin traf, um Konstanze in ihrer Gewalt zu behalten, und ihrer Schwester, die sie jetzt mehr als jemals haßte, einen Streich zuzufügen, der Gabriele gänzlich daniederbeugen oder sie doch wenigstens die letzte Rache der grausamen Schwester empfinden lassen sollte.

Bevor wir die abgebrochene Unterhaltung des Präzeptors mit Konstanze mittheilen, bemerken wir, daß einige Tage vorher an der Pforte des Klosters durch

den Postboten ein Schreiben abgegeben wurde. Der Brief trug die Adresse der Vorsteherin und die Pförtnerin beeilte sich, ihn der Oberin zuzustellen.

Diese hatte kurz vorher das Gemach betreten; sie nahm das große Schreiben, welches den Poststempel der Stadt Posen trug, mit einigem Befremden in Empfang, da ihr eine Botschaft aus jenem Orte ganz unerwartet zu kommen schien.

Dennoch öffnete sie den Brief nicht sogleich, sondern legte ihn neben die brennende Lampe langsam auf den Tisch, schritt dann ihrem Betpulte zu, legte das Gesangbuch, mit welchem sie aus der Kirche gekommen war, aus der Hand und verrichtete vor dem Krnzifix noch ein kurzes Gebet.

Die ehrwürdige Mutter stand schon in sehr hohem Alter; ihre Klostertracht, ein schwarzer Tuchrock, ein Ueberwurf von demselben Zeuge, der von dem Kopfe bis über die Schulter herabfiel und nur ein schmales, blendend weißes Stirnband sehen ließ, hob die bleiche Farbe ihres eingesunkenen Gesichts noch mehr hervor.

Die Züge dieser würdigen Matrone trugen den Ausdruck der ernstesten Entsagung und einer durch sie gewonnenen unwandelbaren Ruhe.

Erst jetzt, nachdem sie sich auf den Sessel am Tische niedergelassen, machte sie sich bereit, das Schreiben mit Hülfe ihres Augenglases, welches sie in einem Etui bei sich führte, zu lesen. Sie öffnete das Kouvert und sah zwei Schriftstücke darin enthalten. Beide waren an die Oberin gerichtet; das erste von weiblicher Hand, das andere mit männlichen Schriftzügen.

So verfloß eine geraume Zeit, bevor die ehrwürdige Frau sich von dem Inhalte in Kenntniß gesetzt hatte; dann warf sie einen Blick auf die Siegel der Papiere, blätterte noch einmal darin, legte sie wieder aus der Hand und sann der erhaltenen Botschaft gedankenvoll nach. Alsdann erhob sie sich und zog an einer Klingelschnur. —

Eine Auswärterin des Klosters erschien.

„Gehen Sie doch zu dem Präzeptor hinüber," gab die Vorsteherin derselben die Weisung, „und richten Sie in meinem Namen die Bitte an ihn aus, daß ich seines Rathes in einer recht dringenden Angelegenheit bedürfe, und daß es mich sehr erfreuen würde, wenn er noch in dieser Stunde so gefällig wäre, zu mir herüber zu kommen."

Die Vorsteherin hatte nicht lange ihren Platz wieder eingenommen, als der Klosterpater das Gemach betrat. Nach ehrerbietigem Gruße nahm er der Oberin gegenüber am Tische Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in einer römischen Kleinstadt.

(Schluß.)

Die italienischen Wettrennen sind von den in England, Frankreich und Deutschland üblichen ganz und gar verschieden, nicht ein Wettreiten, sondern ein bloßes Wettlaufen der Pferde. Die Rennbahn wird nur von dem Spalier geschlossen, welches die Volksmenge — meist außerhalb der Stadt auf dem breiten Fahrwege um die Mauer — bildet. Die Pferde hierzu sind von einer kleinen Race und oft außerordentlich dürr; der Besitzer, dessen Pferd zuerst die Tour zurückgelegt hat, gewinnt eine Kleinigkeit, bisweilen auch der des zweiten. Die kleinen Klepper werden an den Punkt geführt, von wo sie ablaufen sollen; ihre Bekleidung besteht aus einem Hinterzeuge, an welchem scharfe Stacheln mit Widerhaken herabhängen; wenn das Thier sich bewegt, schlägt dieser Apparat wie eine Geißel in das Fell desselben ein und dieses beginnt zu laufen, indem es so dem schmerzenden Instrument entlaufen zu können meint. Sie werden so lange von Dienern festgehalten, bis ein Böllerschuß ihnen das Signal zum Aufbruch gibt. Die Rosse fahren vor dem Knall zusammen und thun, losgelassen, einen ersten gewaltigen Sprung, aus welchem sie, von den ihnen unbekannten Stacheln gepickelt, in eine rasende Carrière verfallen. Das Publikum macht durch Rufen und Beifallklatschen die Pferde noch scheuer und wüthender, und diese rennen, bis sie vor Ermattung nicht weiter können — ein nichts weniger als nobles Vergnügen, das stark nach Thierquälerei schmeckt, über das wir uns aber nicht wundern dürfen, da jeder gemeine Italiener ein geborner Thierquäler ist.

Der italienische Kleinstädter hat wenig von den Eigenschaften des deutschen. Er liebt gleich diesem den Klatsch und hat denselben engen Gesichtskreis, was sich theils aus der Abgeschlossenheit der einzelnen Bezirke und Orte gegen einander erklärt, die oft weniger von einander wissen, als wir von den fernsten Gegenden und Städten, andererseits aber darauf zurückzuführen ist, daß die Bildung hier selbst in den mittlern Ständen noch sehr im Argen liegt. Dieß gilt unter Anderm vorzüglich von der Geographie, und der Verfasser wurde in dieser Beziehung nicht selten durch die wunderlichsten Behauptungen überrascht. Einmal fragte ihn ein Postbeamter, ob nicht Preußen ein Kanton der Schweiz sey. Ein andermal meinte ein gut gekleideter Signore, die „neue" Kunst der Daguerreotypie sey eine Erfindung der Italiener, und als ihm dieß widerlegt wurde, wollte er es nicht glauben. Es wären ja auch die Eisenbahnen und die Telegraphen in Italien zuerst aufgekommen. Dagegen haben alle Italiener, wenigstens im Römischen, eine gute Haltung, und ein anmuthiges Geberdenspiel, wobei sie allerdings durch guten

Körperbau und ausdrucksvolle Züge unterstützt werden. Doch dürfte ihr mehr oder minder vornehmes Wesen noch mehr auf Rechnung ihrer klassischen Abstammung so wie des Umstandes zu bringen seyn, daß der Standesunterschied hier nicht so schroff wie im Norden hervortritt. Wer ungezwungen spricht und sich ohne Angst anzustoßen bewegt, wird in der Regel auch schön sprechen und durch sein Benehmen den Eindruck eines Gentleman machen.

Wenn man dem Italiener Geiz und Geldgier vorwirft, so mag das von den Orten an der großen Heerstraße gelten, wo der Fremdenzug ihn verdorben hat. Muß man auch seitwärts von dieser in den Gasthäusern um die Zeche feilschen, bevor man sichs bequem macht, so ist der Grund davon weniger Habsucht, als der Trieb, zu handeln, zu überlisten und über die Unbekanntschaft des Gastes mit den Verhältnissen oder seine geringe Lebensklugheit überhaupt zu triumphiren. Was uns als übertriebene Sparsamkeit erscheint, ist oft nur Bedürfnißlosigkeit.

Das Talent des Italieners im Auffassen und Begreifen ist ungemein groß. Außerordentlich leicht findet er sich in einen Auftrag, sehr rasch macht er sich zu eigen, was man ihm selbst über das Bereich seiner Kenntnisse auseinandersetzt, mit vielem Geschick fertigt der Handwerker ohne komplizirte Werkzeuge, was bei uns mit Hülfe von Maschinen geschaffen wird. Aber die Schulen sind allenthalben schlecht, und auf den Gewerbtreibenden lastet der schwerste Steuerdruck. So hörte der Verfasser einst in einer kleinen römischen Stadt einen armen Ciabattino mit Thränen in den Augen und lautem Weinen den Vorübergehenden klagen, daß er so eben sein ganzes erspartes Geld in Betrag, von zwölf Paoli (circa zwei Thaler) als Monatssteuer bloß für das Recht hatte hergeben müssen, in einem Winkel der Straße alte Schuhe zu flicken. Wer eine größere Werkstatt aufzuschlagen und Gesellen zu halten vermag, kann, namentlich wenn er sich mit Anfertigung von Kleidungsstücken und Frauenputz befaßt, bessere Geschäfte machen, da der wohlhabendere Italiener sich gerne gut anzieht und die Frauenwelt viel auf neue Moden hält. Fabriken aber finden sich im Kirchenstaat fast nirgends, man müßte denn die Seidenspinnereien dahin zählen, die einige Sommermonate hindurch das weibliche Geschlecht in Nahrung setzen.

Sicherlich verbirgt sich hinter der Oberfläche von Unsauberkeit und Liederlichkeit, Trägheit und Unwissenheit, der wir in diesen kleinen Orten der römischen Provinzen begegnen, ein guter Kern, der nur der Politur bedarf, um zu glänzen. Aber es wird Mühe kosten, die Bevölkerung aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie durch mancherlei Verhältnisse versunken ist.

Die trauernde Mutter am Grabe ihres Kindes.

Dort unten ist tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott Dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf Dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu Dich ein.

Und wie in gold'nen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen –
Schlaf' wohl, mein süßes Kind!

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie Dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst Du im Myrthenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still vor Mitleid an.

Und Jahre nah'n und geh'n,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiederseh'n!

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 26. März: Die eidliche Erklärung (das Assidavit), welche Kossuth „gegen seinen Kläger, den Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen" am 16. März vor dem Vizekanzleigerichtshof abgegeben hat, ist ein weitläufiges Aktenstück, worin er unter Anderem versichert und behauptet, daß der gesetzlich einberufene und konstituirte ungarische Landtag ihn am 14. April 1849 zum Gouverneur ernannt habe, und daß diese Ernennung nie zurückgenommen worden; daß der Kläger in diesem Prozesse weder de jure noch de facto König von Ungarn sey; daß er (Kossuth) die einzige Person sey, welcher der Landtag je zur Ausgabe ungarischer Noten ermächtigt habe; daß die in der Anklageschrift als „falsche Noten" genannten Werthzeichen sich für nichts Anderes ausgeben als für das, was ihre Inschrift sage, und daß dieselben keine Aehnlichkeit mit anderen in be-

sagter Klagschrift erwähnten Noten haben. Im siebenten Paragraphen dieser eidlichen Erklärung heißt es, wie folgt: „Es ist durchaus falsch, daß ich diese Noten nach Ungarn schicken wollte, um sie dort an den Mann zu bringen und in Umlauf zu setzen. Meine Absichten konnten weder dem Kläger noch seinem hiesigen Gesandten bekannt seyn. Ich erkläre hiermit, daß, nachdem Angesichts der gegenwärtigen Zustände in Europa Oesterreichs große politische Veränderungen nicht allein möglich, sondern wahrscheinlich sind, ich es für meine Pflicht erachtet habe, Vorkehrungen für derartige Ereignisse zu treffen, damit im gegebenen Falle Ungarn nicht durch Mangel an Geldzeichen zu leiden habe. Aus diesem Grunde habe ich Noten anfertigen lassen, die hier in England sicher verwahrt werden sollten, bis jene Ereignisse eintreten würden, die ihre Verwendung gestatten." Am Schluß dieser Erklärung betheuert er, daß er nie die Absicht gehegt habe, in England einen Schritt zu thun, der eine Verletzung der Landesgesetze seyn oder als eine solche auch nur gedeutet werden könnte.

Man schreibt aus Biebrich, 24. März: Die eingetretenen warmen Sommertage haben auf die Blüthen-Entwickelung der für die Ausstellung bestimmten Blumen einen merkbaren wohlthätigen Einfluß geübt. Vor zwei Tagen waren noch fast alle Kamelienknospen geschlossen, heute prangt schon hie und da einer der großen Bäume in der üppigsten Pracht. Der zauberhafte neue Floratempel ist in seiner innern Einrichtung fast ganz vollendet. Trotzdem bis jetzt der eigentliche Schatz, die Blumen, welche ausgestellt werden, noch fehlt, so bietet die architektonische Ausschmückung des Haupttempels, welche im Hintergrunde eine meisterhaft ausgeführte Dekoration, den Wiesbadener Kursaal mit seinen Cascaden-Square vorstellend, vor welchem ein 20 Fuß hoher und 16 Fuß breiter Wasserfall eine überraschende Wirkung hervorbringen wird, ein herrliches Bild.

Für die Lotterie des Papstes in Rom, in welcher bekanntlich die Geschenke ausgespielt werden, welche der Papst während des Pontifikats erhalten, sind bereits 600,000 Billets abgesetzt. Der Papst schreibt eigenhändig auf jedes Loos den Namen der Person, welche es ihm gegeben haben und bei welchem Anlasse. Unter diesen Geschenken wird eines genannt, welches für die Leute von Herz und Gefühl sehr interessant seyn wird, es ist dieß ein schöner Ring, aus Bruchstücken von Bomben gemacht, die auf Gaeta gefallen sind, und überragt von einer kleinen Statue der heil. Jungfrau. Dieses Geschenk kommt von der Königin von Neapel. Die Ziehung wird am 9. Mai geschehen. Alle Loose, und es sind unter denselben wunderbar schöne, sind im Palast Borghese deponirt, wo bereits mehrere Personen zugelassen worden sind, um sie zu besichtigen.

Ein tragisches Ereigniß, welches in Karlsruhe dieser Tage stattfand, erregt allenthalben die höchste Sensation. Zwei Liebende, denen neuerdings jede Hoffnung geschwunden zu seyn scheint, jemals vereinigt zu werden, entschlossen sich zu einem gemeinschaftlichen freiwilligen Tod, und führten diesen Entschluß auch aus. Ihr Todesmittel war Gift. Der junge Mann stammte aus einer sehr geachteten Beamtenfamilie zu Freiburg und war selbst allgemein geachtet und in dem zahlreichen Freundeskreise, dem er angehörte, sehr beliebt. Die Unglückliche, die das Todesloos mit ihm theilte, war eine sonst unbescholtene, brave Bürgerstochter von hier.

In der „Bonner Zeitung" befindet sich folgende Geburtsanzeige: Meine liebe Frau Marie geborne Borkmann ist heute von einem gesunden Knaben glücklich entbunden. Derselbe wird die freireligiöse Taufe empfangen und habe ich ihm die Namen: „Viktor Emanuel Joseph Garibaldi" beigelegt. Ich werde mich bemühen, ihn derart zu erziehen, daß er dieser Ehrennamen stets würdig seyn wird. Dieß meinen Freunden und Gesinnungsgenossen an Stelle jeder besondern Anzeige. Plittersdorf, den 21. März 1861. W. L. Schlesinger."

Ein angeblich aus englischer Quelle stammendes und auf die Aussagen der Türken selbst hin verfaßtes Dokument über die Metzeleien in Syrien gibt die Zahl der durch dieselben umgekommenen Christen, Frauen und Kinder einbegriffen, zu 16,000 an. Weggeschleppt und in die Harems der Muselmänner verkauft wurden 3000 Frauen und junge Mädchen. 70,000 Christen aller Sekten sind ohne Obdach und Nahrung. Schließlich wird nachgewiesen, daß 150 Städte und Dörfer mit den dazu gehörigen Klöstern, Kirchen und Schulen geplündert, zerstört oder in Brand gesteckt worden sind.

Der „Tannhäuser" wurde in Paris am 25. März noch lebhafter ausgepfiffen, als die beiden früheren Male. Wagner hat gleich nach der Vorstellung in einem der Oper nahen Kaffeehause einen Brief an den Direktor Royer geschrieben, worin er ihm anzeigt, daß er seine Oper zurücknehme.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 78 Sonntag, 31. März 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Sie zu mir entbieten lassen," redete die Vorsteherin den Pater an, „da mich so eben eine Nachricht über das Wohl und Wehe einer unserer Schwestern aus mehreren Ursachen so überrascht hat, daß ich mir gar nicht zu sagen weiß, ob wir der hier geschehenen Aufforderung in der That Folge zu leisten haben. Dieß Schreiben, welches Sie vor mir sehen und das vor kaum einer Stunde an unser Kloster gelangte, betrifft unsere jüngste Schwester Konstanze. Es gibt sich darin ihre Mutter, eine Frau verwittwete Valentin, zu erkennen, und erhebt dahin ihre Ansprüche auf ihre Tochter, daß sie dieselbe aus dem Schooße unseres Klosters zurückverlangt. Die Mutter theilt uns ferner mit, daß sie sich mit ihrem Schwager, einem Baron von Osinsky, zu verehelichen gedenke, und dieser zweite Brief ist von dem zukünftigen Stiefvater unserer Konstanze, unterzeichnet Baron Kaspar v. Osinsky. Was ich gelesen habe, scheint mir sehr wohl in Ordnung zu seyn, und dennoch erfüllen mich diese ganz unverhofften und so entscheidenden Bekanntschaften recht mit Bedenken. Daher lesen Sie einmal, Sie werden erfahrener in diesen Dingen seyn."

Die Oberin reichte mit diesen Worten die Papiere dem Präzeptor, der solche nicht ohne Verwunderung aus ihrer Hand nahm. Dann breitete er dieselben sorgfältig vor sich aus und las sie mit prüfender Aufmerksamkeit.

„Es ist, wie Sie sagen, ehrwürdige Mutter," erwiderte der Präzeptor, nachdem auch er sich über den Inhalt der Briefe aufgeklärt hatte. „Die Frau Majorin v. Zarkow, welche Konstanze verpflegte und endlich zu uns in das Kloster gab, hatte die Aufnahme der Jungfrau als den Wunsch von Beiden dargestellt. Auch die Großmutter Konstanzens theilte diesen Wunsch nach der Aussage ihrer Tochter, der Majorin v. Zarkow. Wir müssen daher zunächst ein Schreiben an die Mutter und den künftigen Stiefvater richten, worin wir Beiden Aufschluß über den Charakter ihrer Tochter geben, die bereits der Welt entsagt hat. Wir können unsere Erklärung ja recht gut durch die eigene Willensmeinung unserer Konstanze unterstützen . . . sie selbst mag ihr Wort hierfür einlegen."

„Damit möchte es noch sein Bewenden haben," fiel ihm die Oberin in die Rede. „Es wäre durchaus nothwendig, bei dem Kinde vorläufig sehr ausdrücklich nach ihrer Zuneigung zur Mutter zu forschen. Es kommt mir Alles so überraschend! Die Absendung Konstanzens ist in dem Briefe des Barons für so bestimmt abgeschlossen, daß, je mehr ich darüber nachdenke, mir aus Allem, was diese Angelegenheit betrifft, eine seltsame Beeilung hervorleuchtet. Lassen wir unser vorläufiges Schreiben an beide Personen dahin bewenden, daß wir ihnen die Anzeige des Empfanges ihrer Briefe machen, und daß man uns eine Frist gestatten möge, Konstanze auf den unverhofften Zurücktritt in die Welt vorzubereiten."

„Ich werde mich sogleich mit der Beantwortung beschäftigen, und Ihnen, ehrwürdige Mutter, die weitere Verfügung anheim stellen."

„Es ist mir recht, und so wollen wir uns in den Willen Gottes fügen, dessen Hand so gnädiglich auf uns Allen ruht!"

Nach diesem Gespräche schied der Präzeptor aus dem Gemache.

Nach wenigen Tagen befanden sich die Oberin und die Frau v. Zarkow im Sprechzimmer zusammen.

Die Majorin, welche in weitläufiger Verwandtschaft zur Oberin stand, war auf eine briefliche Benachrichtigung der Letzteren von dem Austritte Konstanzens aus ihrem Wohnsitze in Breslau nach dem Kloster in der Stadt Sch . . . . gekommen, um der Oberin persönlich eine verlangte Erklärung über den Austritt ihres bisherigen Pflegekindes zu geben.

Die Oberin hatte der Frau v. Zarkow die kürzlich empfangenen Briefe der Mutter Konstanzens und des Barons v. Osinsky zur Durchsicht vorgelegt. Mit gleichgültigem Blick überflog die Majorin den Inhalt der Schreiben und legte sie in die Hände der Vorsteherin zurück, indem sie einen Blick auf sie richtete, welcher die ehrwürdige Mutter zum Sprechen aufzufordern schien.

„Wir konnten nicht unterlassen," begann diese, „bevor wir den Austritt unserer jüngsten Schwester bewilligen, uns noch einmal an Sie, gnädige Frau, zu wenden. Die langjährige Pflege, welche Sie dem Kinde

haben angedeihen lassen, hat Ihnen vielleicht ein Recht an die Hand gegeben, über das Wohl desselben auch noch weiterhin bestimmen, und der Mutter, welche sich jetzt so plötzlich mit ihren Aussprüchen meldet, von einem Schritt abzurathen, der jedenfalls selbst nicht im Wunsche unserer Konstanze liegt, da wir keine ergebenere und ihren Beruf besser erkennende Schwester besitzen, als eben sie."

„Haben Sie vielleicht schon für gut befunden, Konstanze von der gemeldeten Aufforderung in Kenntniß zu setzen?" ließ die Majorin im Tone einer unbefangenen Frage hören.

„Wir haben dieß noch nicht gethan. Wir legten ein zu großes Gewicht auf die Rücksprache, die wir zuvor mit Ihnen darüber zu nehmen wünschten.

„So sehr es auch in meinem Bestreben liegen möchte," antwortete die Majorin mit Nachdruck, „daß Konstanze bereits die Reife zur Einsegnung für das Kloster erlangt hätte, um sie demselben für immer zu erhalten, so sind die inzwischen eingetretenen Umstände doch von der Natur, daß meine fernere Theilnahme an dem Schicksale des jungen Mädchens unmöglich wird. Gegenwärtig würde mich ein Einschreiten gegen die Absichten der Mutter zu weit führen, da ich mich in keiner Weise dem zukünftigen Stiefvater, des Kindes wegen, gegenüberstellen möchte, denn ich glaube dem letztern nur Wohlthaten erwiesen zu haben, welche ihre Endschaft erreichen, sobald man derselben nicht länger benöthigt ist. Also, ehrwürdige Mutter, leuchtet es sehr wohl ein, daß ich, wie die Sachen stehen, mir keine Entscheidung weiter beimessen darf, wenn ich nicht in den Verdacht gerathen will, mich mit meinen Wohlthaten unnützer Weise hervorzuthun."

„Das nicht, gnädige Frau," erwiderte die Oberin schnell, „es ist wohl möglich, es ist ganz gewiß so, daß dieses unverhoffte Einschreiten der Mutter und die damit verbundenen Umstände, Ihrem Sinne wohlzuthun, wider Willen eine Schranke gebaut haben. Ich habe eine Bitte an Sie und den Trost auf Ihre Unterstützung, den Austritt Konstanzens zu behindern und sie dermaßen vor den Gefahren der Welt zu schützen, auf die warme Zuneigung gestützt, welche Sie der Jungfrau bei der Aufnahme im Kloster bewiesen."

„Das Vorhaben meiner Schwester und ihres zukünftigen Gatten, wie die Briefe zu erkennen geben," begann die Frau Majorin mit entscheidendem Tone, „ist in einem, mir von meiner Schwester längst bekannten, unbeugsamen Sinne aufgefaßt. Für mich ist daher keine Hoffnung, durch Vermittelung etwas dagegen auszurichten. Ich darf Ihnen nur sagen, daß es räthlich ist, Konstanze auf das Verlangen der Mutter in jenem Briefe, auf die Trennung vorzubereiten. Ein seit vielen Jahren mißliebiges Verhältniß zu meiner Schwester zwingt mich überdieß zur Beobachtung einer strengen Zurückhaltung in dieser Angelegenheit, und würde es mich sehr zufrieden stellen, wenn der Vorstand des Klosters meine Unparteilichkeit nicht länger außer Acht setzen wollte, indem ich der Angelegenheit so fern als möglich zu stehen wünschte."

Schweigend faltete die Oberin ihre Briefe zusammen. „Dann mag Gottes Wille geschehen," sagte sie, „unser Segen, unsere Gebete werden die Jungfrau überall geleiten, und überall steht sie ja auch unter dem Schirme des Allerhöchsten!"

Beide Frauen schieden aus dem Sprechzimmer.

Kehren wir jetzt in die Zelle Konstanzens zurück, wo wir sie nebst dem Präzeptor verließen, in dem Augenblicke, als Konstanze demselben gestand, daß sie auf die Liebe zu ihrer Mutter, auf die Rückkehr zu ihrem Herzen fort und fort harre, wie auf ihre Erlösung. Sehen wir die Jungfrau wieder, als der Blick des Präzeptors im tiefen Ernst über dieses Geständniß auf ihr ruhte.

Wir hören ihn im ruhigen Tone sagen: „Konstanze! die Stunde dieser Erlösung hat für Sie geschlagen. Wir haben Nachricht von Ihrer Mutter erhalten, welche von großem Einfluß für Sie seyn kann."

Ueber Konstanzens Gesicht flog ein Freudenstrahl, der jedoch schnell erblich.

„Nachricht von ihr selbst?" fragte sie zögernd. „Meine Mutter lebt, sie gedenkt ihrer Tochter?"

„Mehr als dieß," versetzte der Präzeptor langsam. „Ihre Mutter verlangt Sie zurück, Ihre Mutter will Sie dem Berufe einer Klosterjungfrau entziehen."

(Fortsetzung folgt)

Der deutsche Hülfsverein in Zürich.

Es ist bekannt, wie die Deutschen im Auslande jenes Schutzes und jener Unterstützung ermangeln, deren sich die Angehörigen aller anderen großen Nationen erfreuen. Es leidet darunter der Einzelne, überdieß aber auch das Ansehen der Nation selbst. Dieß ward u. a. von den Deutschen in der Schweiz häufig empfunden. Vor fünf Jahren vereinigten sich nun die meisten unserer in Zürich wohnenden Landsleute zur Bildung eines „deutschen Hülfsvereins." Der Verein hat im Laufe dieser Zeit nicht nur seine Lebensfähigkeit erprobt, sondern eine so wohlthätige Wirksamkeit entfaltet, wie man bei der natürlichen Beschränktheit der Mittel kaum erwarten durfte. Ursprünglich nur eine Unterstützung der bedürftigen Deutschen in Zürich beabsichtigend, kam der Verein, als der einzige für diesen Zweck in der Schweiz bestehende, sehr bald in den Fall, seine Wirksamkeit auf Landsleute auch in anderen Theilen der Eidgenossenschaft auszudehnen. Es wurde nicht nur sehr oft der individuellen Noth abgeholfen, sondern der Verein mußte gar viel-

mals selbst da eintreten, wo die deutsche Heimathsgemeinde oder das Heimathsland hätte helfen sollen. Wir erinnern nur an jenen armen Handwerksburschen aus Preußen, der vor einem Jahre auf der Gemmi in einem Schneesturm sich verirrte und die Füße dermaßen erfror, daß dieselben beide ampulirt werden mußten, und für den seine Landesregierung auch das Nothwendigste nicht thun zu können glaubte, weil ihr für solche Vorkommnisse keine Mittel zur Verfügung gestellt seyen, worauf denn der gedachte Verein eintrat.

Man verdankt das, was geleistet wurde, größtentheis der ausgezeichneten Umsicht und Thätigkeit des Vereinspräsidenten, Herrn Stadtraths Runge aus Berlin (zu Zürich wohnhaft); auch verdient es die vollste Anerkennung, daß viele Schweizer selbst in bedeutendem Umfang sich betheiligten. Da sich indeß die hülfsbedürftigen Deutschen aus der ganzen Schweiz mehr und mehr an den Züricher Verein wenden, so begreift man leicht, daß die verfügbaren Mittel, trotz der sorgsamsten und verständigsten Oekonomie, nicht ausreichen können. Darum finden wir die folgenden Bemerkungen, welche der Vereinspräsident in seinem eben veröffentlichten Jahresbericht für 1860 ausspricht, vollkommen gerechtfertigt:

. . . . „Aber nicht auf dem Deutschen im Auslande allein lastet die moralische Pflicht, die bedürftigen Landsleute mit Rath und That zu unterstützen; sie lastet in noch höherem Grade auf dem Vaterlande und seinen einzelnen Staatsverbänden, welche ihre fern von der Heimath lebenden Glieder in der Noth nicht ohne Hülfe lassen können. Württemberg hat diese heilige Pflicht auch durch einen Staatsvertrag anerkannt und andere Regierungen Deutschlands sprechen sich durch Zuschüsse an im Auslande bestehende Hülfsvereine, welche die fehlenden amtlichen Organe vertreten, in ähnlicher Weise aus. Bis vor wenigen Monaten haben wir es unterlassen, bei deutschen Staatsbehörden Anträge zu stellen; mit Recht wollten wir erst beweisen, daß unser Verein nicht nur nothwendig, sondern auch lebenskräftig ist und in seinen Mitgliedern eine feste Basis besitzt. Jetzt, nach fünfjährigem, unzweifelhaft segensreichem Bestehen hat aber derselbe das volle Recht, sich den Hülfsvereinen in Paris und London als ebenbürtig an die Seite zu stellen, und die gleiche Unterstützung wie diese zu beanspruchen."

In Wirklichkeit sind dem Vereine in den letzten Wochen zwei nicht unbedeutende Beiträge, der erste von 400 Frks. aus Bremen, der zweite von 500 Frks. aus Hamburg, zugeflossen. Die nächste Veranlassung war (nach dem Jahresberichte) folgende:

„Ein Deutscher in Zürich war von einer schweren und unheilbaren Geisteskrankheit befallen worden und hatte in seine Heimath Bremen gesandt werden müssen. Gestützt auf den in ähnlichen Fällen konsequent befolgten Usus, lehnte der Senat von Bremen, trotz der Verwendung der Kantonal- und Bundesbehörden, die Erstattung der 300 Fr. betragenden Transportkosten ab. „Da die Summe von einem hochachtbaren Züricher Bürger aus eigenen Mitteln vorgeschossen worden war und wir deßhalb und aus andern in der Sache liegenden Gründen die Erstattung als eine Ehrenpflicht Bremens und Deutschlands betrachteten, so hielt sich der Ausschuß für berechtigt, sich in dieser Angelegenheit ebenfalls an den Senat von Bremen zu wenden, indem er sich vorbehielt, im Falle einer nochmaligen abschlägigen Antwort der Vereinsversammlung geeignete Anträge vorzulegen. Auch uns gegenüber blieb zwar der Senat bei seinem früheren Beschlusse, derselbe bewilligte aber zugleich ohne unsere Anregung, jedoch mit Rücksicht auf die bisherige Thätigkeit des Vereins eine Beihülfe von 400 Fr. Unter diesen Umständen beschloß die Vereinsversammlung, sofort den erwähnten Transportkostenvorschuß von 300 Frks. zu erstatten. Der edle Empfänger aber, der sich seit längerer Zeit schon unseres erkrankten Landsmannes und seiner Familie angenommen hatte, bestimmte von dieser Summe 200 Fr. für einen wohlthätigen Zweck und sandte den Rest unserer Kasse als seinen Beitrag zu."

Wir wollen wünschen, daß die Senate von Bremen und Hamburg nicht die einzigen Regierungen in Deutschland seyn werde, welche einen Verein, der wahrlich mehr als eine lokale Unterstützungsanstalt ist, in den Stand zu setzen suchen, seine ebensowohl humane als nationale Aufgabe in ausgedehntem Umfange zu lösen, und wir dürfen wohl hoffen, daß namentlich auch andere deutsche Staaten nicht zurückbleiben werden.

Der Ostermorgen.

Der Himmel strahlt in Purpurgluth
Am fernen Bergessaum.
Es strömt des Tages gold'ne Fluth
Hin durch den Weltenraum.
Die Erde jauchzet hoch empor,
Geöffnet ist des Grabes Thor,
Gesprengt des Todes Banden,
Der Heiland ist erstanden!

Die Morgenglocken hell und klar,
Erklingen durch die Welt,
Ein Himmelsthau so wunderbar,
In alle Herzen fällt.
Es ist ein sel'ger Friedenskuß,
Es ist ein froher Morgengruß
In allen, allen Landen:
Der Heiland ist erstanden!

Der Ostmorgen mahnend klopft,
An jedes Menschen Brust,
In der das Gift der Sünde tropft
Und eitle Erdenlust:
Erstehe aus der dunklen Gruft,
Dich jetzt des Engels Stimme ruft,
Zerspreng der Sünde Banden,
Dein Heiland ist erstanden.

Und flüsternd geht durch die Natur
Des Ostermorgens Strahl
Und weckt die Blumen auf der Flur,
Das Frühlingsgrün im Thal:
Auf, Erde, web' Dein Feierkleid
Und strahl' in Lenzes Herrlichkeit,
Zum Preis des Gottgesandten!
Der Heiland ist erstanden!

Auch durch die Friedhofspforte klein,
Zum Ort der ew'gen Ruh',
Da geht der Ostermorgen ein,
Neigt sich den Gräbern zu!
Schlaft sanft in tiefer Erdengruft,
Wann des Gerichts Posaune ruft,
Dann weichen Todesbanden.
Der Heiland ist erstanden!

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Hittorf, 26. März: Ein Fremder, angeblich ein zu Dortmund stationirter Eisenbahnangestellter, kehrte am 21. d. in dem benachbarten Rheindorfe Wisdorf in ein Wirthshaus ein und übernachtete daselbst. Er wurde am folgenden Morgen zum Kaffee gerufen und antwortete, daß er gleich kommen werde. Als dieß nicht geschah und man nach kurzer Weile in seine Stube trat, fand man den Fremden, der sich den Hals durchschnitten hatte, als Leiche. In einem zurückgelassenen, an seine Braut gerichteten Briefe sagt er, daß er beschuldigt sey, auf der Eisenbahn Kaffee gestohlen zu haben. Aber nicht er, sondern „der Direktor" sey der Dieb, denn dieser habe stets gewußt, in welchem Paket die beste Sorte gewesen; er, der Beschuldigte, habe nur einzelne Bohnen aufgelesen. Zugleich beklagt der Schreiber des Briefes, daß er seiner Braut nichts hinterlassen könne; er habe so gern für sie sorgen wollen. Der Unglückliche hatte, als er sein Vorhaben ausführte, sich über ein Waschbecken gebeugt, das augenscheinlich bestimmt war, sein Blut aufzufangen, damit das Zimmer nicht verunreinigt werde. Es liegt hier unzweifelhaft ein Selbstmord aus Verrücktheit vor, und es scheint fast, als ob die in der neulichen Zeibmann'schen Kriminalprozedur verhandelten Eisenbahn-Diebstähle in die Seelenstörung des Unglücklichen hineingespielt hätten.

Ein französischer Abenteurer hat sich zum König von Araucanien (ein von Indianern bewohnter Landstrich im südlichen Chili) aufgeworfen; in seiner Proklamation nennt er sich Aurélie Antoine I.; gegenunterzeichnet ist sie von seinem Justizminister Desfontaine. Durch eine Ordonanz, von seinem Minister des Innern Lachaise mitunterzeichnet, theilt er das Land in von Präfekten verwaltete Departements und diese wieder in Kantone; er führt ferner die französischen Gesetzbücher ein und bewilligt eine Verfassung, welche die Gleichheit vor dem Gesetz verbürgt.

In den letzten Tagen der vorigen Woche wurde von Fischern aus Nackenheim in einem Altwasser des Rheins der größte Theil eines riesigen Thierschädels aufgefunden. Diese Schädelreste, welche einer urweltlichen Stiergattung angehören, sind ziemlich wohl erhalten. Das Gewicht des Schädels ist 30 Pfund. Die Färbung schwarzbraun. Die beiden Hörner, welche noch fest auf beiden Seiten des Stirnbeines sitzen, haben an der dicksten Stelle einen Durchmesser von 11 Centimeter.

In der Ethenlogischen Gesellschaft zu London wurde berichtet, daß alle Bemühungen, die Feuerländer zu zivilisiren, fruchtlos geblieben, man hatte einige derselben nach England gebracht und sie dort erzogen und dann als Lehrer in die Heimath gesandt; die sie begleitenden Engländer waren aber sämmtlich ermordet worden, und als man nun durch eine zweite Expedition die Lehrmeister aufsuchte, fand man, daß auch diese wieder ganz verwildert waren.

In Jerusalem ist Anfangs des Monats März der Schnee und Regen so häufig gewesen, daß alle Cisternen der Stadt reichlichst mit Wasser gefüllt sind, was seit 200 Jahren nicht der Fall war. Im Garten des Oelberges hat man etwa sechs Fuß unter der Oberfläche eine reiche Quelle entdeckt, die unterirdischen Nösluß halte und wahrscheinlich die Quelle von Siloe speiste, die eine Stunde entfernt ist.

Vom Jahre 1848 bis Ende 1859 führte England nach seinen ostindischen Besitzungen nicht weniger als 170,079 Arbeiter ein und nach den westindischen 68,603. Die meisten dieser Arbeiter sind indische Kulis, und zwar gingen derselben 169,083 nach Ostindien, 36,091 nach Westindien.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 79 Dienstag, 2. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Konstanze glaubte zu träumen. Diese Eröffnung hätte sie zu einer Uebergläcklichen gemacht, wenn sie darin nicht eine neue Prüfung gewärtigen zu müssen glaubte.

Schnell veränderten sich ihre Züge und nahmen ihre frühere Verschlossenheit wieder an.

„Ich kam auf das Geheiß meiner Tante hierher," sagte sie mit erzwungener Stimme, „sie verfügte über mich, und ich folgte gern dem Wege in dieß Kloster, nachdem ich durch die Tante die Versicherung erhielt, daß die Mutter mir entsagt und mich unter die Verfügung der Frau v. Zarkow gestellt habe. Darf ich dann Ihrer Verheißung glauben, daß diese Vormundschaft der Tante so plötzlich erloschen, daß mir der Weg zu meiner unglücklichen Mutter frei seyn sollte?"

„Ihre Frau Mutter beabsichtigt, sich zum Zweitenmale zu verehelichen. Sie wird eine Frau Baronin v. Osinsky werden. Die edle Frau Majorin, Ihre Pflegmutter, hat somit ihre Wohlthätigkeit an Ihnen beschlossen und an den zukünftigen Stiefvater abgetreten. Sie sind daher, Seitens der Frau v. Zarkow, völlig unbehindert und wenn Ihre Mutter daher auf der Zurücknahme besteht, so verbleiben dem Kloster selbst weiter keine Rechte, unsere Schwester Konstanze länger zu besitzen, wenn diese selbst nicht die Mutter zu bewegen wüßte, sie für den irdischen, im himmlischen Berufe verharren zu lassen."

Konstanze brach in einen Thränenstrom aus. Ihr Auge leuchtete in beseligter Freude. „Keine Trennung sollte länger zwischen meiner Mutter und mir bestehen?" rief sie, zu dem Präzeptor gewendet, aus. „Es wäre nicht eine schreckliche Prüfung — eine Prüfung, o Sie sehen es ja, worin ich niemals bestehen würde!"

„Ich sehe," sagte der Präzeptor und erhob sich, „der Sieg ist nicht auf unserer Seite. Sie tragen die Erkenntniß nicht in sich, deßhalb gebricht es Ihnen auch an der Kraft der Entsagung. Leben Sie wohl. Unsere Arme bleiben Ihnen geöffnet. Bereiten Sie sich vor, von der ehrwürdigen Mutter Abschied zu nehmen."

Der Präzeptor verließ die Zelle.

Konstanze lauschte lange seinen Schritten, welche verhallend aus dem Korridor an ihre Zelle drangen. Die Trennung von ihrem einsamen Asyl stand ihr bevor, die Arme der längst vermißten, heißgeliebten Mutter waren geöffnet. Alle die jahrelang verhehlten, niedergedrückten Gefühle dieser Liebe waren entfesselt und füllten ihr Herz mit Jubel aus.

Die enge Zelle hatte keine so glückliche Insassin gehabt.

Aber nur zu bald sammelten sich die stürmischen Empfindungen wieder. Ein kurzes, aber gepröftes Leben lag hinter der Jungfrau. Sie wußte, welche Hüter bereits an ihrer Seite gestanden, daß ihre Schritte stets vorgezeichnet gewesen, ihr Schicksal von den Händen einer despotischen Frau bestimmt worden. Mußte sie ihren Schritt, den sie scheinbar so glücklich wieder in die Welt hinaussetzen sollte, nicht ängstlicher als jemals bewachen? Denn wer hatte ihr auf einmal diese Unabhängigkeit gegeben, nachdem sie jahrelang nur zum blinden Gehorsam verurtheilt war? Konnte es ihre Tante seyn, nachdem die Hand derselben so lange mit bleiernem Gewichte auf ihr gelastet hatte? War es die Mutter, welche sich mit dem Schwager verehelichen wollte? Wie fern hatte dieser, denn das wußte Konstanze aus dem Hause der Majorin, der Mutter stets gestanden; mußte dieser, als Vertreter der gestrengen Tante, nicht ihre feindlichen Gesinnungen gegen die Mutter theilen, und jetzt sollte der Baron ihr Gemahl werden! Welche Veränderungen waren vorgegangen, welche Umstände hatten das Herz der Mutter in dieser Weise umstimmen können?

Von diesen Vorstellungen gequält, sah Konstanze bald die glücklichen Träume der Zukunft entfärbt. Voll Zagen blickte sie auf die entscheidende Stunde ihres Abschiedes, auf die kommenden Dinge.

5.

Der Austritt.

Von der Kirche, welche im Zusammenhange mit dem Kloster stand, wurden die Nonnen in der Abendstunde durch die Glocken zur Kirchenfeierlichkeit gerufen, bei welcher Konstanze ihren Abschied erhalten sollte.

Der Baron von Osinsky traf bereits am vergangenen Tage im Kloster ein, um die Verlangte unter dem Vorgeben abzuholen, daß die Mutter aus Gesundheitsrücksichten die ferne Reise nicht unternehmen und daher

nicht selbst erscheinen könne. Der Vorstand hatte dem Ausscheiden der Schwester Konstanze nichts mehr entgegenzusetzen, und da der Baron die dringendsten Geschäfte vorschützte, die ihn zwangen, schon am andern Tage nach verrichteter Sache die Stadt wieder zu verlassen, so erfolgte am heutigen Tage der Austritt.

Der Baron wohnte der Feierlichkeit in der Kirche bei und nahm einen der Seitenchorstühle ein. Die Kirche war erleuchtet, die Versammlung bestand nur aus den Klosterfrauen, indem der Baron den Zutritt fremder Personen verbeten hatte.

Dem Gesange der Nonnen folgte die Abschiedspredigt, welche der Geistliche von der Kanzel hielt. Alsdann wurde Konstanze vor das Altar geführt, sie kniete nieder. Die Oberin erschien, entkleidete die Schwester langsam des Schleiers, während Konstanze ihre Hände mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Gehen Sie jetzt, meine Tochter; nicht Gott, der Wunsch der Ihrigen, Ihre Mutter, Ihre Liebe allein haben uns heut von einander geschieden; kehren Sie in die Welt zurück, der Barmherzige wird Ihren Fuß behüten, daß er nicht strauchele.

Nach diesen Abschiedsworten küßte die ehrwürdige Mutter die Scheidende, legte segnend die Hände auf ihr Haupt; dann schritt sie wieder nach ihrem Platze.

Alsdann trat der Geistliche an das Altar, vor welchem Konstanze im Gebete noch immer knieend lag. Seine Ansprache enthielt die tröstlichsten Ermahnungen, sie senkte tief die Zuversicht auf den Erlöser in ihr Herz. Dann ertheilte er ihr aus der ganzen Versammlung den letzten Segen. Als auch dieß beendet war, ging der Geistliche vom Altar, erhob die Knieende und griff sie gütig bei der Hand, um sie dem Baron entgegenzuführen, welcher von seinem Sitze aufgestanden und an den Altarraum getreten war, um sie in Empfang zu nehmen.

Inzwischen hatten sich die Nonnen erhoben, die Zeremonie war vorüber. Zu Zweien gereiht und unter dem Vortritt der Oberin, verließen sie nach der entgegengesetzten Seite mit lautem, vom Orgelspiel begleiteten Gesange, langsam schreitend die Kirche.

Konstanze richtete ihr Auge auf Denjenigen, dem sie nunmehr folgen sollte. Der Baron kam rasch auf sie zugeschritten, sein Anblick beengte ihr in dieser Stunde mehr als jemals das Herz, als sie ihm noch im Hause der Majorin, deren Vertrauen er im hohen Grade besaß, begegnete. Wohl waren es dieselben kalten, dunkeln Augen des im gereiften Mannesalter stehenden Bekannten, aber seine Blicke schienen heute verletzender auf ihr ruhen zu wollen. Sein bleiches, eingefallenes Gesicht, von schwarzem mit Sorgfalt geglätteten Haar umrahmt, däuchte ihr unheimlicher und abschreckender. Seine Haltung war gebeugter als früher, in seiner Bekleidung herrschte die größte Eleganz. Konstanze that unwillkürlich einen Schritt zurück, als der Baron ihre Hand ergreifen wollte.

„Unser Wagen steht vor der Kirche," sagte er, „kommen Sie, denn die Mutter sieht Ihrer Ankunft sehnsüchtig auf unserm Gute Lyso entgegen; sie beklagte nichts mehr, als ihre Abwesenheit in dieser Stunde."

Statt aller Antwort that Konstanze noch einige Schritte zurück. Das war nicht die Stimme eines Mannes, den sie Vater nennen mochte. Noch einmal sank sie vor dem Altar nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notizen über die Präsidenten der Staaten von Nordamerika.

Der am 4. März in sein erhabenes Amt eingesetzte Präsident der Vereinigten Staaten, Lincoln aus Virginia, ist der sechzehnte in der Reihe der obersten Beamten der Union seit der endgültigen Gründung des Staatenbundes 1789. Seine Vorgänger waren:

1.	Georg Washington	aus Virginia,	eingeführt	30. April 1789
2.	John Adams	„ Massachusetts	„	4. März 1797
3.	Thomas Jefferson	„ Virginia	„	4. „ 1801
4.	James Madison	„ Virginia	„	4. „ 1809
5.	James Monroe	„ Virginia	„	4. „ 1817
6.	John Quincy Adams	„ Massachusetts	„	4. „ 1825
7.	Andrew Jackson	„ Tennessee	„	4. „ 1829
8.	Martin Van Buren	„ New-York	„	4. „ 1837
9.	Will. H. Harrison	„ Ohio	„	4. „ 1841
10.	John Tyler	„ Virginia	„	4. April 1841
11.	James Knox Polk	„ Tennessee	„	4. März 1845
12.	Zachary Tailor	„ Louisiana	„	4. „ 1849
13.	Millard Fillmore	„ New-York	„	9. Juli 1850
14.	Franklin Pierce	„ Neuhamshire	„	4. März 1853
15.	James Buchanan	„ Pennsylvania	„	4. „ 1857

Die vorstehende Liste ist bei näherer Betrachtung gar nicht ohne Interesse. Sie zeigt zuvörderst die auffällige Thatsache, daß bis zum 4. März d. J. überhaupt nur acht Staaten der Union die Ehre hatten, einen ihrer Bürger im Weißen Hause zu Washington wohnen zu sehen; daß hinwiederum diese Ehre den drei Staaten Massachusetts, Tennessee und New-York zweimal, dem Staate Virginia aber gar fünfmal widerfahren ist; daß noch obendrein vier dieser Virginier vor Ablauf ihrer Amtsführung gleich wieder gewählt wurden und also je acht Jahre lang die oberste Würde in der Republik bekleideten. Die fünf Herren aus Virginia haben zusammen 36 Jahre lang, also die volle Hälfte der Zeit von 1789 bis 1861 regirt.

Im Ganzen haben während dieser 72 Jahre (immer ohne Berücksichtigung der letzten Wahl, welche auf Lincoln fiel) achtzen Präsidentenwahlen stattgefunden. Fünfmal wurde der jeweils im Amte befindliche Präsident wiedergewählt (Washington 1793, Jefferson 1805, Madison 1813, Monroe 1821, Jackson 1833); zwei in der obigen Liste Aufgeführte waren ursprünglich nur

zum Vizepräsidenten gewählt, nämlich die Herren J. Tyler und Millard Fillmore; sie wurden aber, da die betreffenden Präsidenten Harrison und Taylor während ihrer Präsidentschaft starben, nach den Bestimmungen der Verfassung die Nachfolger derselben bis zum Ablauf der gesetzlichen Frist von vier Jahren. Von den 18 zu Präsidenten erwählten gehören 12 den südlichen Staaten an und nur 6 den nördlichen; es saßen also 48 Jahre hindurch Südländer auf dem Präsidentenstuhl.

Aber noch von einer andern Seite ist die obige Liste von Interesse. Man ersieht aus ihr, daß in den ersten 32 Jahren der Union das Volk derselben sich im Ganzen mit fünf Präsidenten begnügte, während es in den letzten 32 Jahren gerade doppelt so viele hatte, wozu freilich der schon erwähnte Tod der Herren Harrison und Taylor mit beitrug. Wenn man aber auch diese 10 nur für 8 rechnet, so bleibt doch immer noch ein Kontrast bestehen, der nämlich, daß fünf unter den ersten sieben Präsidenten wieder gewählt wurden, von den acht folgenden kein einziger. Vielleicht erklärt sich diese auffällige Thatsache dadurch, daß im Anfang, als nur erst die Unionsverfassung in Rand und Band gekommen war, man sich allgemein befriedigt fühlte, wenn der Präsident überhaupt verfassungmäßig regierte, und daß überhaupt das Parteitreiben noch nicht so ausgebildet war, wie jetzt, wo man kaum den Zeitpunkt erwarten kann, um sich in die aufregendsten Agitationen für die nächste Präsidentenwahl zu stürzen.

Große Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in Biebrich.

Die dießjährige Blumen- und Pflanzenausstellung, welche am 31. März in Biebrich eröffnet wird, ist wohl die großartigste und prachtvollste, welche überhaupt bis jetzt in Deutschland dürfte stattgefunden haben. Wenn schon der herzogliche Wintergarten für sich allein, nach dem Urtheil der sachkundigsten Besucher, in ganz Europa vergebens seines Gleichen sucht, so hat derselbe in diesem Jahre einen neuen, hohen Reiz erhalten, theils durch die aus allen Theilen Deutschlands, Hollands und Belgiens reich beschickte, allgemeine Pflanzen- und Blumenausstellung, theils durch das an das Feenhafte gränzende Arrangement derselben. Und in der That, wenn zwei Männer, wie Gartendirektor Thelemann und Dekorationsmaler Mühldörfer aus Mannheim, jeder in seinem Fache ein genialer Meister, sich vereinigen, einen Blumenpalast zu schaffen, so darf Jeder, der jemals etwas von Thelemanns Schöpfungen im Gebiete der höheren Gartenkunst oder Mühldörfers unvergleichlichen Dekorationen und scenischen Einrichtungen gesehen hat, einen Genuß erwarten, wie er ihm wohl nicht leicht zum Zweitenmale geboten werden dürfte.

Der Eingang zu diesem Feenpalast findet durch den westlichen Pavillon der Gewächshäuser statt.

Hier treten wir zunächst in die neuholländische Gallerie ein, welche einen Durchblick zu dem äußersten Ende des Ausstellungsraums gestattet, der über 320 Fuß davon entfernt ist. Aus dem zartgegliederten Laubgewinde der Akazien, die sich von beiden Seiten zu einem Laubdache über unserm Haupte wölben, und den dunklen Blattwänden zahlreicher, immergrüner Pflanzen, ragt die Araucarie, Agave, Yucca, reckt die Dracaena australia und andere Palmen ihre saftig grünen Blätter, und blitzt in Tausenden von Blüthen die neuholländische Erika in den mannigfaltigsten Farben-Nuancen hervor. Fünf Seitengallerien, jede von etwa 100 Fuß Länge, angefüllt mit den schönsten und seltensten Pflanzen, stellen die Verbindung mit der gegenüber liegenden japanischen Gallerie her.

Unvergleichlich ist der Durchblick durch die kolossalen Blumenwände der Camellien-Gallerie, deren reizende Pracht in Tausenden von bunten Sternen, gleich einem Blumenfeuerwerk, aus dem dunklen Laubgrün hervor sprüht.

Hat man sich durch diese reiche Fülle der lieblichsten Erscheinungen der Pflanzenwelt durchgewunden, so tritt man in den eigentlichen Ausstellungsraum, einen Blumenpalast, der nach einem von Thelemann und Mühldörfer entworfenen Plane eigends zum Behufe der dießjährigen Ausstellung geschaffen worden ist. Er bildet einen Saal von 120 Fuß Länge, 80 Fuß Breite und 48 Fuß Höhe, in Form einer Basilika ähnlich, mit einem erhöhten Mittel- und zwei Seitenschiffen. Die Architektur des Ganzen, so wie die Malerei und Durchführung zeugt von einer eben so reichen Phantasie, als von dem feinsten Geschmack, der bis in das kleinste Detail auf das Konsequenteste die Haupt-Idee festhält.

Aus einer Basis von Blumenkörben, die in dem reichsten Blüthenflore prangen, erheben sich 12 schlanke Säulen, die das Mittelschiff tragen, abermals mit einem reichen Blumenkorb als Kapitäl gekrönt. Das Hängewerk des Daches ist durch zierliche Rundbogen, die aus Blumenvasen entspringen und durch reiche Malerei verdeckt. Eine doppelte Reihe von Hängevasen belebt den leeren Raum zwischen den Säulenreihen. Die Seitenwände sind von einer Landschaft bedeckt, die im südlichen Charakter und Kolorit gehalten ist und eine mächtige Wirkung hervorbringt. In duftiger Ferne bilden tiefblaue, von Ruinen zerfallener Burgen gekrönte Bergzüge einen warmen Hintergrund; die üppige Vegetation eines reichen Gartens schließt den Vordergrund ab, aus dem hochragende Palmen, Pinien und Laubgehölz mit solcher Wahrheit hervortreten, daß sie auf die natürlichste Weise in die davor gruppirte lebenden Pflanzen und Baumgruppen über gehen. Eine doppelte Fensterreihe, hinter zierlich gemalten Epheuwänden versteckt, läßt ein magisches Licht herabfallen. Die Rückwand zeigt eine Landschaft im Charakter der Rhein- und Lahngegend.

In einiger Entfernung vor derselben erhebt sich ein freistehendes Portal, auf dessen Architrav, von vier Pilastern und Karyatiden getragen, die Flußgötter Rhein und Lahn thronen, an eine Urne gelehnt, welche einen mächtigen Wasserstrahl ausgießt, der in einem Spiegel von 18 Fuß Breite und 25 Fuß Höhe in zwei Cascaden herabstürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlorne Hoffnung.

Weine nicht, mein süßes Hoffen
War ein leichter Morgentraum.
Ach! die Freude stand mir offen
Und zerrann, wie Wellenschaum.

Vielem mußt' ich schon entsagen,
Leiden wurden mir gesandt,
Vieles Ungemach ertragen,
Auch die letzte Hoffnung schwand.

Ach ich hegt' es tief im Herzen,
Doch es sank in Nichts zurück.
Und der Seele tiefe Schmerzen
Trüben jeden Augenblick.

. . . . . r.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Mülheim a. d. Ruhr, 22. März: Gestern Mittags kurz vor 12 Uhr zog sich plötzlich in unserer Gegend ein schweres Gewitter zusammen, entlud sich unter starkem Hagelschlag, und der Blitz schlug in den Schornstein des Maschinengebäudes der Zeche Wiesche. Derselbe wurde auf etwa 30 Fuß von oben bis dahin, wo er 1½ Stein dick ist, durchschnittlich 6 Zoll weit gespalten. Ein nahestehendes Gebäude, in welchem die Bergleute ihre Kleider und Geräthschaften abzulegen pflegen, wurde zertrümmert und mit 4 Fuß hohem Schutt von Dachpfannen und Bausteinen bedeckt. Hätte sich das Gewitter eine Viertelstunde später entladen, so wäre der Verlust vieler Menschenleben zu beklagen, weil dann 25 Bergleute in dem zertrümmerten Gebäude versammelt waren.

Dem Kurier für Niederbayern wird aus München folgende Anekdote erzählt: Se. Majestät der König habe bei einer Besichtigung der Osterochsen einen Münchener Metzger gefragt: ob hierher (nach München) nicht auch Mastvieh von der Ansbacher Race gebracht werde? worauf die Antwort lautete, daß dieses größtentheils nach Frankreich ausgeführt werde. Auf die weitere Frage Sr. Majestät, ob durch diese Ausfuhr kein fühlbarer Mangel entstünde, wurde naiv erwidert: Nein! Ochsen gibt's noch genug!

In diesen Tagen wird der durch nautische Erfindungen und insbesondere durch die Konstruktion eines Taucherapparates vielbekannte, gegenwärtig zu München befindliche Ingenieur Baur nach der Bodenseegend kommen, um unter Anwendung der Taucherapparate, über Lage und Hebung des Schiffes „Ludwig" die nöthigsten Aufklärungen und Mittel an die Hand zu geben.

Man schreibt aus Koblenz, 26. März: Der Komponist und Violin-Virtuos Adolf Koettlitz, seit einigen Jahren im östlichen Rußland reisend, ist zu Uralsk, in Folge eines Sturzes vom Pferde auf einer Jagd, gestorben; sein Vater lebt als Pensionär in Ehrenbreitstein.

Im Arrondissement von Moutiers (Savoyen) haben zwei Lawinen 20 Häuser und eine große Strecke Waldes zerstört. Glücklicher Weise ist jedoch kein Menschenleben zu beklagen. Die ungeheure Schneemenge, welche sich auf den Bergen befindet, läßt neue Lawinen und Ueberschwemmungen befürchten.

Charade.
(Vierfübig.)

Die erste Sylbe führet auf die Heide
Der Hirte mit dem Hirtenstab.
Die zweite Sylbe dienet oft zur Weide
Der ersten, findet dort ihr Grab.
Wohl Dir, kannst Du die beiden Letzten finden,
Von Schweiß bedeckt, als kühles Haus.
Wenn sich die ersten um die zweiten winden,
So wird das schöne Ganze d'raus.

Auflösung der Homonyme in Nro. 74:
Flügel.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 80 Mittwoch, 3. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Orgelklänge erfüllten mit feierlichen, langsam verhallenden Tönen die Kirche. Konstanze betete, ihr Auge hing an dem Bilde der Madonna, welches hinter dem Altar erhoben war und ihr himmlisches Gesicht herniederneigte.

„Gnadenreiche Mutter," betete Konstanze mit leiser Stimme, „versage dem irdischen Kinde, das da heimgehen will, die letzte Segensspende, den letzten Gnadenblick nicht!"

Dann erhob sich die Bittende schnell und gestärkt. An der Seite des Barons, welcher ungeduldig harrte, schritt sie aus der Kirche. Beide bestiegen den Wagen, welcher im raschen Trabe gezogen, zum Thore hinausfuhr, und bald seine Geschwindigkeit verdoppelte.

Konstanze befand sich im Wagen allein an der Seite des Barons, ohne zu wissen, welches das nächste Ziel dieser nächtlichen Reise sey.

Es wurde immer dunkler und mochte sehr nahe um Mitternacht seyn. Der Baron hatte sich in dem Wagensitz zurückgelehnt. Er wendete sich nicht einmal nach seiner Reisegesellschafterin, und blieb schweigend, als ob Niemand in seiner Nähe sey. Die Stille der Nacht, das Geheimnißvolle der Fahrt und die Schweigsamkeit ihres Begleiters riefen in der Brust Konstanzens neue beängstigende Gefühle wach. Warum sprach der Baron nicht zu ihr? Waren nicht tausend Dinge, die sie befragen, die er beantworten konnte? War er nicht Derjenige, den sie Vater nennen sollte? Wie lebte die Mutter; schickte sie der Tochter weiter keine Grüße, wollte er nichts von der Vergangenheit hören, oder war die Tante bereits in seinen und in der Mutter Augen gerechtfertigt? War jeder Zwiespalt ausgeglichen, durfte sie sich alsdann nicht vertraumungsvoll dem Baron eröffnen, und ihre Freude mit ihm theilen? Je lauter das Geräusch des dahinrollenden Wagens ihr Ohr berührte, je öfter sie heimliche, scheue Blicke auf den Baron warf, je ferner dünkte sie sich der Mutter entrückt, und je schwerer fühlte sie sich von einer Ahnung, daß sie, nach dem Tode der Tante, eine neue Grausamkeit erleide, belastet. Das Unglück ihrer Eltern, der Verlust ihrer Geschwister, ihr eigenes Schicksal erfüllte sie mit unendlicher Traurigkeit und Wehmuth. Ihre Besorgniß wuchs mit jeder Sekunde.

6.

Der Falschmünzer.

„Wohin führen Sie mich!" rief Konstanze mit krampfhaft gepreßter Stimme. „O, ich bitte, reden Sie, Herr Baron, ich schwebe in Furcht und Hoffnung, entdecken Sie mir, wohin führen Sie mich?"

Der Baron, von dem plötzlichen, heftigen Ausruf erschreckt, erhob sich von seinem Sitze.

„Ich war in Gedanken," sagte er, „ganz in Gedanken und ermüdet von der Reise. Wir müssen schon eine gute Strecke zurückgelegt haben und bald am Orte seyn. Sie müssen wissen, Konstanze, daß ich Sie selbst nicht nach Posen zu Ihrer Mutter führen kann. Wir befinden uns auf dem Wege nach Breslau, jedoch muß ich Sie im nächsten Orte, den wir erreichen werden, der Gräfin Hedwig v. Czacki übergeben, welche uns daselbst erwartet. In ihrer Gesellschaft werden Sie nach Posen, nach unserm Gute Lysa, reisen. Ich selbst werde mich inzwischen nach Breslau begeben, denn Sie müssen ferner wissen, daß Ihre Großmutter, die Baronin v. Wandow, gestorben ist, und daß in den nächsten Tagen die Eröffnung des Testaments stattfindet. Leider ist Ihre Mutter, die theure Gabriele, krank, sonst würde sie auch zur Testamentseröffnung kommen, und wir hätten zusammen reisen können. Jetzt müssen Sie sich schon der Gräfin anvertrauen, und dieß ist, in der Kürze gesagt, Ihr Reiseplan, mein Kind, wonach Sie sich keine unnützen Befürchtungen weiter zu machen haben."

Mit diesen Worten nahm der Baron wieder seine vorige, theilnahmslose Haltung an. Konstanze versank gleichsam in Schweigen, sie fühlte sich erleichtert, da sie hörte, daß die Fortsetzung der Reise in anderer Gesellschaft erfolgen würde.

Der Wagen hielt in diesem Augenblicke in dem Städtchen M . . . . vor dem Gasthofe. Der Baron beugte sich zum Wagenfenster hinaus und blickte umher.

„Dieß ist der Ort der Zusammenkunft mit der Gräfin," sagte er, „ich sehe ihren Wagen jedoch nicht,

sie wird noch nicht angekommen seyn. Wir wollen aussteigen, und im Zimmer warten, es wird nicht lange währen."

Beide stiegen aus, gingen in den Gasthof und betraten das Zimmer, das durch einen kleinen Kronenleuchter erhellt war. Hier nahm Konstanze schweigend einen Sessel ein, stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand, und hörte nicht auf die Frage des Barons, welcher ihr einige Erfrischungen anbot.

An der entgegengesetzten Seite des Zimmers neben dem Ofen befand sich ein dritter Gast vor einem Tischchen, auf welchem eine Flasche Wein neben einem brennenden Wachslichte stand. Der Unbekannte blätterte eifrig in seiner Schreibtafel, rauchte eine Cigarre, ohne von den Neuangekommenen Notiz zu nehmen.

Der Baron hatte einige Schritte durch das Zimmer gemacht, sich umblickend gewahrte er den Fremden, der bald seine Theilnahme zu erwecken schien. Er kehrte wiederholt in dessen Nähe zurück, als ob er sich einer gewissen Bekanntschaft seiner Person versichern wollte.

Das Geräusch eines Wagens, welcher zu derselben Zeit vor dem Hause hielt, lenkte seine Aufmerksamkeit von dem Fremden wieder ab. Er näherte sich rasch Konstanze.

„Die Gräfin wird gekommen seyn," sagte er halblaut, „ersparen wir der Dame die Unbequemlichkeit des Aussteigens. Da mein Wagen ebenfalls noch vor der Thür hält, wird sie unsere Anwesenheit schon vermuthet haben."

Konstanze erhob sich und Beide schritten wieder hinaus.

Der Wagenschlag vor der Equipage der angekommenen Gräfin stand bereits geöffnet; sie beugte sich hervor, als sie den Baron und Konstanze aus dem Hause treten sah.

„Willkommen, mein Lieber," rief die Gräfin lebhaft aus dem Wagen, „ich sehe, da sind wir ja schon mit der jungen Dame vereinigt."

„Sie ist es," gab der Baron zur Antwort, indem er mit Konstanze auf die Reiseequipage zuschritt. Mit kurzen Worten stellte er dann die Gräfin Hedwig von Czacki und Fräulein Konstanze Valentin einander vor. Konstanze zitterte, ihr Herz klopfte heftig.

„Nun, mein Fräulein," sagte die Gräfin mit Lächeln, als sie sah, daß Konstanze sich nicht anschickte, einzusteigen, „fürchten Sie sich, mit einer Dame allein zu reisen, weil es Nacht und Nebel ist? Ist Ihnen der Zweck und das Ziel unserer Reise unerwünscht? Das sind Klostersitten, welche Sie schnell ablegen müssen."

„Die Gräfin wartet," sagte der Baron ungeduldig zu der Zögernden. „Reisen Sie glücklich!"

Mechanisch gab Konstanze dem Bedienten, der am Wagentritte stand, den Arm und ließ sich hineingeleiten. Der Schlag flog zu. Noch einmal neigte sich die Gräfin heraus, nickte und rief: „Auf baldiges Wiedersehen!" Der Baron verbeugte sich, dann rollte die Equipage fort und der Baron kehrte wieder in das Zimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

Nach Einiges über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus.

I.

In den Schulen bringt die Jugend, die Hoffnung des Staates, während 8—12 Jahren täglich 4, 5, selbst bis 7 Stunden zu. Ist es daher nicht die Pflicht der vom Staate mit der öffentlichen Erziehung Betrauten, die scrupulöseste Sorgfalt zu tragen, daß alle die Gesundheit gefährdenden Einflüsse von jenen Räumen ferne gehalten werden, in welchen die in der physischen Entwicklung begriffenen Generationen einen großen Theil ihrer Zeit zubringen müssen, damit diese nicht nur geistig, sondern auch körperlich gesund und kräftig heranwachsen? Wäre es nicht ein bitterer Vorwurf für die Schule, daß sie blühende Knaben und Mädchen vom Elternhause erhält, und bebläugige, bleichsüchtige, siechende, verkrüppelte Jünglinge und Jungfrauen diesem später zurückgibt? Es lohnt sich deßhalb wohl der Mühe, die Erfordernisse, welchen die Schulgebäude in hygieinischer*) Hinsicht zu entsprechen haben, einer Betrachtung zu unterwerfen. Wir wollen hier, dem Raume dieser Blätter entsprechend, einen gedrängten Ueberblick des Nothwendigsten geben, ohne auf das Einzelne näher einzugehen. Wer sich hiefür speziell interessirt, mag die näheren Aufschlüsse aus der medizinischen Polizeiwissenschaft und aus der hygieinischen Baukunst schöpfen.

Die Schulgebäude sollen eine etwas erhabene, freie und trockene Lage haben; sie sollen so viel als möglich von Gewässern und Sümpfen, von Gerbereien, Schlachthäusern, Kirchhöfen, kurz von allen jenen Orten, wo organische Substanzen fauten, entfernt seyn und zur Grundlage ein festes, nicht feuchtes oder naßwerdendes Gestein haben. Sie sollten mit genügenden Hofräumen, Baumpflanzungen und Gartenanlagen umgeben seyn. In den zu ihnen gehörenden Räumlichkeiten oder in ihrer Nähe sollte eine gute Trinkquelle vorhanden seyn, auf daß sich die Schüler in den heißen Tagen des Sommers durch einen Trunk frischen, guten Wassers erquicken können. Die Vorplätze, Flurgänge und Treppenhäuser sollen geräumig und hoch seyn. Vorzüglich ist darauf zu sehen, daß die Gänge lang, breit, hoch, hell und hinlänglich ventilirt sind. Denn sie sollen der Jugend bei schlechtem Wetter während der Erholungs-

*) Die Gesundheit betreffend, erhaltend oder befördernd.

pausen zum Tummeln und Spielen dienen. Auch sollen sie zur Lufterneuerung der Schulsäle (wenn die Thüren der letzteren zu diesem Zwecke geöffnet werden) beitragen. Alle Theile des Schulgebäudes müssen sich durch Trockenheit auszeichnen. Längerer Aufenthalt in feuchten Räumen wird Veranlassung zur Entstehung von Scropheln, Tuberkeln, Bleichsucht, Katarrhen, Rheumatismen, Augenübeln, Hautkrankheiten ꝛc. Es sollte deßhalb in Neubauten das Schulhalten erst nach völligem Austrocknen derselben gestattet werden. Zu frühes Benützen der Neubauten wirkt nicht nur wegen der großen Feuchtigkeit, die besonders im Winter in ihnen entsteht, nachtheilig auf die Gesundheit ein, sondern auch wegen der Ausdünstungen der Firnisse und des Kalkes. Am gefährlichsten ist die Ausdünstung des Kalkes, weil dieser den Sauerstoff der Luft an sich zieht und Kohlensäure ausdünstet. Der Kalk wirkt sowohl als narkotisches, wie als zusammenschrumpfendes Gift und kann in geschlossenen Räumen selbst tödtliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus ausüben. Deßhalb sollte die Benützung frisch getünchter Schulsäle auf das Strengste verboten seyn.

Sehr gefährlich für die Gesundheit sind ferner die Ausdünstungen des Hausschwammes. Der Hausschwamm entsteht vorzugsweise, wenn das zum Baue verwendete Holz nicht trocken, auch das übrige Baumaterial feucht, und der Zutritt der Luft beschränkt ist. Seine Ausdünstungen bewirken eine wahre Luftvergiftung. Bevor er noch sichtbar wird, macht er sich durch einen widrigen, betäubenden Geruch in den angesteckten Sälen bemerkbar und ruft bei den seinen Ausdünstungen längere Zeit ausgesetzten Menschen Verdauungsbeschwerden, Mattigkeit, Neigung zum Schlafen, Athmungs- und Schlingbeschwerden, Schwämmchen im Schlunde, Augenübel ꝛc. hervor. So wie sich die ersten Spuren des Hausschwammes zeigen, müssen die inficirten Schulsäle verlassen werden und dürfen erst nach gänzlicher Vertilgung desselben wieder zum Schulhalten benutzt werden.

Die Zimmer, in welchen Schule gehalten wird, sollten nicht gegen Norden, sondern gegen Süden oder Osten gerichtet seyn. Sie müssen heller, höher und geräumiger als die gewöhnlichen Wohnungen seyn. Ihre Größe muß der Menschenmenge entsprechen, die sie aufzunehmen haben. Es sollte deßhalb ihre Höhe mindestens 10 Fuß betragen und auf jedes Kind zum wenigsten 6 Quadratfuß Bodenraum kommen.

In allen Schulsälen muß für eine hinreichende Erneuerung und Reinigung der durch die Athmungs- und Ausdünstungsprozesse vieler Menschen verdorbenen Luft gesorgt seyn. Durch die an Kohlensäure und Dünsten reiche Atmosphäre der Schulsäle wird das freie Funktioniren der Lunge und der Haut beeinträchtigt und hiedurch zu Störungen im Athmungs- und später im Ernährungsleben Veranlassung gegeben, wodurch die Entstehung der Scropheln, Tuberkeln, der Bleichsucht und des Scorbutes begünstigt wird. Eine reine Luft ist dem Menschen noch viel nothwendiger, als eine gute Nahrung. Die Wichtigkeit des Athmungsprozesses für das körperliche und geistige Leben wird in neuerer Zeit immer mehr anerkannt. Eine reichliche Lüftung der Schulsäle ist eine der wesentlichsten Gesundheitsrücksichten. Aus diesem Grunde müssen die Fenster und Thüren der Schulsäle jeden Tag mehrmals nach Entfernung der Schüler geöffnet werden und einige Stunden offen bleiben, um frische Luft einzulassen und der durch die Athmungsprozesse und andere Vorgänge zum Einathmen untauglich gewordenen Luft den Austritt zu gestatten. In starkbesetzten Schulsälen oder bei mehrstündigem ununterbrochenen Unterrichte tritt die Nothwendigkei der Lufterneuerung auch während der Unterrichtsstunden ein. Da die Lüftung durch Oeffnung der Fenster und Thüren während der Unterrichtsstunden nur in der warmen Jahreszeit und bei windstillem Wetter stattfinden kann, sollte jeder Schulsaal eine eigens eingerichtete Ventilationsvorrichtung besitzen. Diese muß so beschaffen seyn, daß durch sie kein nachtheiliger Durchzug veranlaßt wird und daß sie jeden Augenblick leicht geöffnet und geschlossen werden kann. Die Beschreibung derartiger Apparate gehört der Technologie *) an.

Daß die Zimmer, in welchen Schule gehalten wird, nicht von den Lehrern auch als Schlaf- oder gar als Wohnzimmer benutzt werden dürfen, bedarf wohl nach dem eben Gesagten keiner weiteren Erörterung.

Aus denselben Gründen müssen die Schulsäle vor den Einflüssen übelriechender, der Gesundheit schädlicher Effluvien geschützt seyn. Hierher gehören vor Allem die der Abtritte. In dem Cloakengas befindet sich eine Combination giftiger, zum Athmen untauglicher Gasarten (Schwefel-Wasserstoff, schwefelwasserstoffsaures Ammoniak und viel Stickstoff). Durch das längere Zeit fortgesetzte Einathmen der durch Ausdünstungen verweseuder Dejectionen verunreinigten Luft wird nach und nach eine Verarmung des Blutes an lebenskräftigen Bestandtheilen und endlich eine Vergiftung desselben herbeigeführt. **) Es müssen deßhalb die Abtritte in

*) Es gibt der Ventilationsvorrichtungen sehr viele. Sie kommen meist darin überein, daß sich an zwei oder mehreren einander entgegengesetzten Stellen der Lokalität Oeffnungen in den Wänden befinden, welche mit der äußeren Luft kommuniziren. Diese Oeffnungen werden am besten so gestellt, daß sich die eine Reihe in der Nähe des Fußbodens, die ihr gegenüberliegende in der Nähe der Zimmerdecke befindet. Beiderlei Oeffnungen sind mit einer durchlöcherten Metallplatte bedeckt und mit einer Klappe versehen, wodurch das Oeffnen und Schließen nach Belieben bewerkstelligt werden kann. Es gibt auch pumpenartige Ventilationsapparate, welche mittelst eines Druckes frische Luft einführen und die an Kohlensäure, Wasserdämpfen ꝛc. reiche Luft austreiben. Die englischen und französischen Schulhäuser zeichnen sich durch ihre treffliche Ventilation aus. Die Lüftung ist in ihnen meist sehr umfänglich und sinnreich.

**) Professor Pettenkofer in München hat die großen Nachtheile der Abtrittsgruben, deren Ausdünstungen den Wohnhäusern zuziehen, durch viele Belege dargethan. Unter Anderem führt er die Erfahrung an, daß man in Häusern mit schlecht

möglichster Entfernung von den Schulsälen angelegt, gut konstruirt und geruchlos gehalten werden. Die Regeln über die zweckmäßige Konstruktion derselben gehören der hygieinischen Baukunde an, die jeder Baumeister in ihrem ganzen Umfange inne haben muß.

(Fortsetzung folgt.)

Große Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in Biebrich.

(Fortsetzung.)

Wunderbar ist der Effekt der hinter diesem lebendigen Krystallschleier gruppirten Pflanzen. Zu beiden Seiten desselben speien phantastische Delphine Strahlen Wassers aus, das sich durch unterirdische Kanäle in der Mitte des Ausstellungsraums zu einem ansehnlichen Becken ansammelt und hier abermals eine reiche Fontäne empor treibt. Den Rasenplatz um dieses Wasserbecken schmücken riesige Prachtexemplare der Fächerpalmen, Araucarien, Kryptomerien und andere Corniferen aus Kalifornien und der Insel Norfolk (Australien).

Auf diesem Rasenplatze, so wie an den Seitenwänden sind die zur Ausstellung gesandten Pflanzen auf das Geschmackvollste gruppirt. Eine einzige dieser Gruppen enthält 1300 hochstämmige, blühende Rosen. Tausende von Blumen aller Gattungen, besonders Azaleen, Rhododendren, Cinerarien und Zwiebelgewächse, Alle in dem üppigsten Frühlingsflore, blenden das Auge durch ihre Farbenpracht. Nicht minder entzücken durch die Mannigfaltigkeit ihrer oft grotesken Gestalten die zahlreichen Blattpflanzen, Farren und Corniferen.

Hat man sich endlich aus diesem Feenpalaste losgerissen, so tritt man durch eine Seitenthüre in die Glasräume des herzoglichen Wintergartens zurück.

Vor unsern Augen liegt ein Garten, der durch den Zauber reizender Anmuth und schöner Harmonie die Großartigkeit der eben verlassenen Räume vergessen läßt. Die Seitenwände desselben sind hinter immergrünen Laubgebüschen, hohen ausländischen Corniferen und Palmen versteckt; der sanft ansteigende Rasenplatz durch ein Plätschern des Bassins belebt und mit Hunderten von Hyacinthen, Tazetten, Amaryllis gestickt; vor unsern Füßen ein liebliches Blumenbeet, rings umher in herrlichen Gruppen vertheilt Riesenbouquets von Magnolien, Rhododendren, Camellien, indischen Azaleen in wunderbarer Farbenmischung. Von hier tritt man in das eigentliche Palmenhaus, wo das Auge an dem frischen Grün der tropischen Pflanzenwelt, an den mannigfaltigen Gestalten und Formen der zahlreichen Palmenarten und Blattpflanzen eine angenehme Ruhe findet.

Eine Gallerie tropischer Farren-Orchideen u. s. w. führt in die 200 Fuß lange japanische Halle, die durch das herrliche Arrangement und die Massenhaftigkeit der Blüthen und Farben gewissermaßen den Gipfelpunkt der Ausstellung bildet. Auf gewundenem Pfade, an plätschernden Springbrunnen vorüber, winden wir uns durch ein Blüthenmeer, welches man an einzelnen Punkten auf einmal überschauen kann. Unbeschreiblich ist der Eindruck dieser Tausende und Abertausende von Blüthen indischer Azaleen, Camellien und Rhododendren, in allen Farbennuancen vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Purpur.

Diese Mannigfaltigkeit und allmählige Steigerung der Eindrücke, die man nach dem Besuche des eigentlichen Blumenpalastes für unmöglich halten sollte, ist in der That nicht das geringste Verdienst des Unternehmers einer so riesigen Aufgabe, des Gartendirektors Herrn Thelemann.

So ist denn in dieser Ausstellung ein Genuß geboten, der schon um deßwillen an andern Orten schwer, wo nicht unmöglich wird, weil er sich an den durch seine Schönheit und Pracht schon lange und weit berühmten herzoglichen Wintergarten anlehnt. Unter den Tausenden von Besuchern, welche die dießjährige Ausstellung anlocken wird, dürfte wohl Keiner dieselbe ohne die größte Befriedigung verlassen. Die rühmenswerthe Bereitwilligkeit der meisten deutschen Eisenbahndirektionen, die Besucher der Ausstellung, welche Eintrittskarten an den betreffenden Bahnhöfen lösen, zu einem bedeutend herabgesetzten Fahrpreis zu befördern, läßt zahlreiche Besucher selbst aus den entferntesten Gegenden Deutschlands erwarten. —

Möge dieses schöne Blumenfest eine freundliche und friedliche Vorbedeutung für das ganze Jahr seyn und die Stätte, an welcher ein kunstsinniger, deutscher Fürst mit bewundernswerther Liberalität den Besuchern aller Nationen seinen Blumentempel öffnet, von den Schrecken verschont bleiben, die vielleicht eher, als wir es ahnen, von den Wällen der nahen Moguntia herüberdröhnen.

(Didaskalia.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Prager Theater wurde am 27. Februar zum Erstenmal die neue Sicherheits-Gardine herabgelassen. Sie wiegt siebenzig Zentner, reicht bis unter das Dach und trennt den Zuschauerraum vollständig von der Bühne ab, falls auf letzterer Feuer ausbricht.

konstruirten Abtritten während der Cholera- und Nervenfieberepidemien die meisten und gefährlichsten Kranken und die größte Sterblichkeit findet. Besonders gefährlich ist das Schlafen in schlecht konstruirten Abtritten nahen Zimmern, weil der menschliche Organismus während des Schlafes eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen derartige Schädlichkeiten hat.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 81 Donnerstag, 4. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Hier fand der Baron den Fremden, welchen er bei seiner Rückkehr in das Gastzimmer besonders zu suchen schien, wieder in derselben Weise wie vorher beschäftigt, die Notizen seiner Schreibtafel zu ordnen. Der Baron ließ sich auf einen Stuhl ihm gegenüber nieder und beobachtete ihn mit noch schärferer Aufmerksamkeit. Der Unbekannte, in die Tracht der polnischen Juden gekleidet, mit seinem langen blauseidenen Talar, mit dem kleinen, breitkrämpigen Hut, das Gesicht mit einem großen Barte fast bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, ließ auf den ersten Blick nur den reisenden, polnischen Israeliten erkennen. Er schien endlich zu bemerken, daß er fortwährend beobachtet werde, und als ob er sich der unwillkommenen Aufmerksamkeit entziehen wolle, beugte sich der Mann über sein Notizbuch so tief herab, daß von seinem Gesicht unter dem Hute nichts mehr zu sehen war.

Der Baron, seiner Sache gewiß, erhob sich vom Platze. „Es ist Wesley und kein Anderer," sagte er überzeugt zu sich selbst. Dann öffnete er sein Etui, nahm eine Cigarre heraus, näherte sich dem Tische des fremden Gastes, um sie bei seinem Wachslichte anzuzünden, oder vielmehr um sich Gelegenheit zu machen, die Identität der Person in genauer Nähe festzustellen.

Hatte der Fremde vorher schon beim Eintritte des Barons denselben erkannt und war das Lesen in seinem Notizbuche nur ein kleines Manöver gewesen, um nicht beargwöhnt zu werden; plötzlich, als er bemerkte, daß der Baron nunmehr ohne Hinderniß seine Bekanntschaft suchte, steckte er rasch sein Büchlein ein, und blickte den vor ihm Stehenden gerade in das Gesicht.

In dieser Weise sahen sich Beide fragend an.

„Sie sind es, Wesley, wie kommen Sie hierher?" sagte der Baron mit dem gereizten Tone des Vorwurfs.

„Richtig, ich bin es," erwiderte der Angeredete mit einem Lächeln, worin sich weder Zwang noch Verlegenheit kund gab. „Herr Baron, Sie haben wahrhaftig ein paar wundervolle Augen. Ich, der Exkontroleur, habe auch nicht gedacht, hier mit Ihnen zusammenzukommen, und noch weniger habe ich vermuthet, daß mein Jobitsch und meine Perücke, womit ich, wie Sie sehen, maskirt bin, nicht hinlänglich Sorge tragen, den Mantel der Tugend über den steckbrieflich verfolgten Beamten zu werfen. Ich sehe, Sie sind verdrießlich, mich hier zu finden," fuhr er fort, als der Baron ihn länger unwillig betrachtete; „ich weiß, daß dieß auch wider in Abrede ist, indessen bin ich gern bereit, Ihnen sogleich die schuldige Erklärung zu geben. Nur ziehe ich in diesem Falle vor, auf mein Zimmer mit Ihnen zu gehen, denn ich bin Geschäfte halber hier seit einigen Tagen logirt. Ist Ihnen daher gefällig, Herr Baron?"

„Ich sehe wohl, daß es nöthig ist," antwortete der Baron in übler Laune; „die Zeit ist mir jedoch gemessen."

„Ein paar Worte plaudern, das ist Alles," gab Wesley zur Antwort, ergriff die noch halb gefüllte Flasche von seinem Tischchen, nahm die Wachskerze und schritt dem Baron nach seinem Zimmer voran. Sie erreichten dasselbe, ohne ein Wort inzwischen zu wechseln, und Wesley schloß die Thür ab.

„Ich bin hier, Herr Baron, wo ich freilich nicht seyn sollte," begann Wesley in derselben unbefangenen Redeweise als vorher. „Wegen der fatalen Kassengeschichte in Sch . . ., wobei unser ehrlicher Bürgermeister den größten Schaden nahm, mußte ich meinen Posten verlassen, und Sie, Herr Baron, und andere gute Freunde, denen an meinem Verschwinden so viel als mir selbst gelegen war, streckten mir die Mittel vor, damit ich nach Amerika entkäme. Warum? Weil ich, wie schon so Mancher, in der alten Welt überflüssig geworden, weil man sich überhaupt mit dem Kontroleur in der bewußten Angelegenheit abgefunden hatte."

„Und dennoch gingen Sie nicht nach Amerika, obgleich Sie Geld und Pässe von uns dazu empfangen hatten. Man hat Sie auf diese Weise nicht allein der Haftnahme entziehen wollen, sondern wir haben Ihnen hinlängliche Unterstützungen zu Ihrem Fortkommen in Amerika versprochen. Ich weiß nicht, was Sie bewegen konnte, hier zu bleiben, sich und Andere der Entdeckung auszusetzen."

„Wir brauchen unter uns," sagte Wesley ziemlich vertraulich, „kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Vaterlandsliebe fesselte mich keineswegs, aber ich traute

auch den großen Versprechungen Seitens meiner guten Freunde bis über den großen Ozean nicht; ich setzte ganz bestimmt voraus, daß diese schließlich keinen Anstoß nehmen würden, ob ich in New-York oder St. Louis oder Gott weiß wo, Steine oder Schutt karren möchte. Diese elende Auswanderung gefiel mir daher um so weniger, als ich hier durch gute Gelegenheit bessere Geschäfte machen konnte. Darum bin ich geblieben. Haben Sie jedoch keine unnütze Furcht, Herr Baron. Die Erhaltung Ihres guten Namens wird stets eine Ehrensache für mich bleiben."

„Gleichviel, Wesley," sagte der Baron, indem er den aufwallenden Verdruß bekämpfte, den die Gleichstellung des Erbeamten und der ungezwungene Ton desselben in ihm erweckte. Obgleich er Wesley einen boshaften Blick zuwarf, stimmte er seine Redeweise zu derselben Vertraulichkeit herab. „Sie haben wider unser Abkommen gehandelt," fuhr er fort, „ich frage wie wird es, wenn man Sie erwischt? Sie nehmen die Sache zu leicht. Reisen Sie lieber heute als morgen ab, ich werde Sorge tragen, daß es Ihnen nicht an Geld fehlen soll."

„Ich kann nicht, Sie mögen vorschlagen, was Sie wollen, liebster Baron. Ich müßte nur ein wenig weit ausholen, wenn ich Ihnen die Gründe sogleich deutlich machen wollte, und man weiß nicht, ob Sie sich in meine Familienangelegenheiten mischen wollen, denn Ihre edle Geburt, es könnte am Ende zu viel gesagt seyn —"

„Elender!" flüsterte der Baron und biß die Zähne zusammen, da auf des Erbeamten Gesicht ein niedriger Spott zu lesen war. „Lassen Sie Alles hören, was nöthig ist," äußerte er dann laut, „ich bin ganz Ohr."

„Desto besser, Herr Baron, denn für Leute, wie wir, kann Alles nützlich werden. Ich sprach von Geschäften, welche mich heute noch an die Provinz fesseln. Ich baue auf Ihre Verschwiegenheit, eine Hand wäscht ja die andere, und ich kann Ihnen die Dinge nicht verhehlen, damit Sie nicht glauben mögen, ich sey ein undankbarer Mensch. Vor dem Gesetze sind wir Alle gleich, und Sie, Herr Baron, und unsere anderen Kollegen, welche uns halfen, die Kasse in Sch... zu plündern, falsche Anweisungen zu schmieden und das Unheil auf den alten Herz fort zu schleudern, von Allen ist nicht Einer besser als der Andere. Als die Stunde der Kassenrevision geschlagen hatte und ich Sch... schleunigst verließ, ging ich nach Hamburg. Mein Stern oder Unstern führte mich in eine Taverne. Ich lernte daselbst zwei Menschen kennen, welche gleichfalls nach Amerika wollten. Es waren Landsleute, sie kamen, wie ich, aus Schlesien. Sie gehörten zu der Falschmünzerbande, welcher man lange schon auf der Spur ist. Sie erzählten mir, daß sie ihre Fabrik in Sch... hätten, aber dort nicht mehr sicher wären, und lieber das freie Amerika, als die Festung zu besuchen wünschten. Wir fingen an Karten zu spielen und zu trinken, und das dauerte zwei Tage und eben so viel Nächte hindurch. Als wir aufgehört hatten, war uns die Lust zum Auswandern gänzlich vergangen. Wir kehren als die besten Freunde und voll Vertrauen auf unser Glück nach unserer Vaterstadt zurück und ich entschloß mich, Kompagnon der Falschmünzer zu werden, und übernahm die Reisestelle, das heißt, den Vertrieb des falschen Geldes. Als Pferdehändler, wie Sie mich hier sehen, reise ich in dieser Eigenschaft umher. Von meinen Freunden ist der eine der sogenannte Doktor. Er sticht die Platten zu dem falschen Gelde und übt nebenbei Wunderkuren aus. Der andere wird der Braune genannt, weil er einem Zigeuner ähnlich sieht. Er ist nebenbei Taschenspieler und die ganze Gesellschaft führt, wie Sie sich denken können, ein sehr unstätes, aber durchaus kein schlechtes Leben. Die Beutel sind stets gespickt. Der Brennpunkt der Gesellschaft ist in Sch... bei meiner Frau Mutter, von welcher ich seit einem Dezennium kein Lebenszeichen erhielt. Sie diente der Bande als Hehlerin. Obenein erneuerte ich die Bekanntschaft meines jüngsten Bruders, den ich längst für todt glaubte. Er war im Inquisitoriat zu Sch... Portier; jetzt, da der Schließer mit Tod abging, avancirte er auf dessen Stelle. Unsere Gesellschaft hat an ihm einen Schutzengel für die guten Aussichten, welche wir Alle auf das Inquisitoriat haben."

Der Erbeamte unterbrach sich in seinen Mittheilungen, indem er einen lauernden Blick auf den Baron warf, um den Eindruck seiner Erzählung abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Die Fußböden der Schulsäle sollen von hartem Holze seyn; denn hartes Holz ist weniger im Stande, Flüssigkeiten, Gase und Dämpfe zu absorbiren als weiches, poröses. Sie müssen stets in gutem Stande erhalten werden, dürfen keine Spalten oder ausgetretene Löcher haben, weil der aus diesen beim Auftreten aufgetriebene Staub den Athmungsorganen lästig und schädlich ist. Da sie durch Straßenkoth und Auswurfstoffe viel verunreinigt werden, müssen sie täglich gekehrt und häufig aufgewaschen werden. Der kindliche Organismus ist gegen Schmutz und gegen unreine Luft sehr empfindlich. Viele Kinderkrankheiten haben ihre Quelle in diesen Ursachen. Unreine, schlechtgelüftete Schulsäle sind die Keimstätten mancher Epidemien unter den Kindern. *)

*) Ueberhaupt begünstigt das Zusammenseyn der Kinder in den Schulen die Ausbreitung der Epidemien sehr. Herrscht eine ansteckende epidemische Krankheit unter der Kinderwelt eines Ortes, so ist das Schließen der Schulen eine der nothwendigsten Maßregeln, um der Weiterverbreitung der Krankheit Einhalt zu thun

In den Schulsälen soll eine gleichmäßige, weder zu hohe noch zu niedere Temperatur herrschen. Sie sollte wo möglich zwischen 14—15° R. gehalten werden, nie 15° R. übersteigen. Große Zimmerwärme erregt Kongestionen nach dem Kopfe und nach der Brust (namentlich bei den Lernarbeiten), macht die Kinder matt und welk und disponirt sie zu Katarrhen und Rheumatismen. Zur Messung der Zimmerwärme sollte in jedem Schulzimmer ein Thermometer aufgehängt seyn. Für die Heizung der Schulzimmer eignen sich am besten irdene Oefen mit etwa einen Zoll dicken Wänden. Sie bieten den doppelten Vortheil, daß sie die Wärme gleichmäßig vertheilen und längere Zeit anhalten, während die eisernen Windöfen zwar eine schnelle, aber zu starke Hitze erzeugen und sich eben so schnell wieder abkühlen; auch wird die mit den stark erhitzten Metallplatten der eisernen Oefen in Berührung kommende Luft ihres Wasserdunstes beraubt, hiedurch zu trocken und in hohem Grade elektrisch, was der Gesundheit nachtheilig ist.

Die Feuerung der Oefen sollte von den Schulzimmern aus stattfinden können, theils weil man so die Regulirung der Temperatur besser handhaben kann, theils weil durch diese Art der Feuerung gleichzeitig die Lufterneuerung in den Schulzimmern gefördert wird. Die Oefen sollten soviel als möglich in der Mitte der Schulzimmer angebracht seyn. Sind sie am Ende angebracht, so frieren die entfernt sitzenden Kinder, während die in der Nähe sitzenden von der übermäßigen Hitze leiden. Die in der Nähe des Ofens sitzenden Kinder sollten durch Ofenschirme vor zu starker Wärme geschützt werden.

Das Verhältniß der Höhe der Schultische zu der Höhe der Bänke und das Verhältniß der Anzahl derselben zu der Anzahl der Schüler haben wir bereits in Nro. 289 (1860) der Erheiterungen besprochen. Die Stellung derselben in Bezug auf das einfallende Licht werden wir in dem folgenden Aufsatze besprechen, ebenso die Farbe des Anstriches der Wände der Schulsäle, die Vorhänge, Jalousieläden und andere auf den Schutz der Augen Bezug habende hygieinische Erforderniße.

Sind bei der Aufführung unserer Schulgebäude immer die Regeln der hygieinischen Baukunst befolgt? Entsprechen unsere Schulhäuser all' den angeführten gesundheitlichen Rücksichten? Leider ist dieses bei vielen nicht der Fall. Namentlich lassen die älteren Schulhäuser in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig. Da gibt es noch eine Menge von Calamitäten, welche die Gesundheit der Schüler gefährden. Manche Schulhäuser sind so von anstoßenden und gegenüber liegenden Gebäuden eingeschlossen, daß selten ein freundlicher Sonnenblick in ihre Räume dringt, weßhalb diese finster, dumpf und feucht sind. Hier sind die Dielen des Fußbodens von weichem Holze, gebrechlich, klaffend, beim Auftreten die Luft mit Staub erfüllend, unrein, dort sind die Oefen schlecht, oder gute Oefen schlecht plazirt. Hier mangelt die nöthige Ventilation, dort ist gerade das Gegentheil vorhanden, d. h. wegen mangelhaften Schlusses der Fenster und Thüren eine beständige Zugluft. Nicht selten sind die Abtritte ganz in der Nähe der Schulsäle angebracht oder schlecht konstruirt und verbreiten einen pestilenzialischen Gestank. Viele Schulgebäude haben gar keine Vorplätze, andere haben schmale, dumpfe, feuchte Gänge, in welche das Licht und die Luft auf sehr unvollkommene Weise dringen, weßhalb sie den Schulsälen, wenn deren Thüren zur Lufterneuerung geöffnet werden, eine noch schlechtere Luft als diese (die Schulsäle) enthalten, zusenden. Häufig trifft man Schulzimmer, welche für die Anzahl der Schüler, die sie aufzunehmen haben, viel zu klein oder zu nieder sind, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Bänke und Tische entspricht nicht der Anzahl der Schüler, so daß diese zu beengt sitzen und hiedurch gezwungen sind, beim Schreiben und ähnlichen Beschäftigungen eine einseitige, schiefe Körperstellung anzunehmen, wodurch allmählich Schiefwuchs herbeigeführt wird ꝛc.

All' diese Mißverhältnisse beeinträchtigen in mehr oder minderem Grade die Gesundheit der Schüler und Lehrer und verleiden beiden den Aufenthalt in der Schule. Es begebe sich einmal Jemand, der nicht an die Schulatmosphäre gewöhnt ist, in ein schlecht gelüftetes, 40 bis 50 Schüler enthaltendes Schulzimmer, welches im Verhältnisse zu seinem Raume nur 25—30 aufnehmen dürfte, und athme die mit den Ausathmungen und Ausdünstungen dieser Menschenmenge geschwängerte Luft ein, so wird er sich schon nach kurzer Zeit beengt fühlen, und nach längerem Aufenthalte eine wirkliche Athemnoth empfinden, so daß ihm im wahren Sinne des Wortes der Angstschweiß ausbricht. Darf man sich da wundern, daß Kinder, die viele Jahre täglich 5—6 Stunden diese mephitische Luft einathmen, scrophulös und später bleichsüchtig und lungenschwindsüchtig werden?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Altona, 27. März. Ein oft genannter Reisender, Hr. K. Petersen, der die Nordpol-Expedition unter Kapitän Penny, Dr. Kane und Kapitän M'Clintock als Dolmetscher begleitete und dessen Name mit der Geschichte dieser berühmten Reisen unzertrennlich verknüpft ist, kam gestern Abend von Kopenhagen in Altona an und stieg im „Elb-Hotel" ab. Er ist eben im Begriff, seine vierte Polar-Reise anzutreten und werden noch einige andere Theilnehmer mit ihm in Hamburg im „Hotel zur Sonne" zusammentreffen, um gemeinschaftlich per Dampfschiff nach Tromsö (Norwegen) abzugehen. Die jetzt bevorstehende, von der schwedischen Regierung unterstützte naturwissenschaftliche und geographische Expedition nach Spitz-

bergen ist, was die Vorbereitungen und die aufzuwendenden Kosten betrifft, ohne Zweifel die großartigste, welche jemals von Schweden ausgegangen. Nach vollendeter Ausrüstung der erforderlichen Fahrzeuge in Hammerfest und Tromsö, an welchem letzteren Orte die am 25. Februar von Stockholm abgereisten Theilnehmer der Expedition mit dem Leiter des ganzen Unternehmens, Adjunkt Torell, zusammentreffen werden, soll die Abfahrt nach Spitzbergen um die Mitte des Monats April stattfinden. Neben den auf Spitzbergen selbst anzustellenden Untersuchungen, Beobachtungen und Vermessungen, ist auch eine Eis-Polar-Reise mittelst grönländischer Hunde nordwärts von Spitzbergen in den Plan mit aufgenommen. Im Monat August wird die Rückreise angetreten. Herr Petersen brachte zu seiner Reise-Ausrüstung auch ein eisernes Boot, einige Schlitten und 5 Eskimohunde mit. (Man wird im Ganzen über 30 Hunde mitnehmen.) Die Eskimohunde ähneln unsern Spitzen, nur daß sie bedeutend größer sind. — Ueber seine letzte Polarreise gab Herr Petersen vor einigen Monaten in Kopenhagen ein Werk in dänischer Sprache heraus, welches mit vielen hübschen Zeichnungen geziert ist.

Das Festkomite des deutschen Sängerfestes in Nürnberg hat beschlossen, den erforderlichen Geldbedarf von 50,000 fl. durch Ausgabe von Aktien zu 100 fl. aufzubringen, die je nach Erforderniß der Ausgaben in Raten eingezahlt werden sollen. Die Aktienzeichnung, an welcher sich bereits mehrere Mitbürger in patriotischer Weise betheiliget haben, nimmt einen so erfreulichen Fortgang, daß bis jetzt die Summe von 38,000 fl. zugesichert ist. Da aber die würdige Ausrichtung dieses großartigen Sängerfestes die ganze Stadt innig berührt, so erlaubt sich der Finanzausschuß, eine Einladung zur allgemeinen Betheiligung bei dieser Aktienzeichnung an die Bewohner von Nürnberg ergehen zu lassen. Die auf diese Weise zugeschossenen Gelder werden aus dem Reinertrage des Sängerfestes zurückbezahlt. Sollte sich wegen besonderer ungünstiger Verhältnisse ein Abgang herausstellen, so wird sich dieser bei einer großen Zahl von Aktien voraussichtlich nur in kleinen Beträgen auf die einzelnen Aktienbesitzer vertheilen. Ergibt sich ein Einnahmsüberschuß, so gehört dieser den Aktionären, die über Verwendung in einer Generalversammlung Beschluß fassen werden.

Man schreibt aus München, 30. März: Wir hatten gestern Nachmittag zum Ersteumal in diesem Jahre ein sehr heftiges Gewitter unter Regen und Hagel; der Besuch der hl. Gräber, der bereits von Mittags an begonnen hatte, wurde leider dadurch gestört. Der Blitz hat dreimal eingeschlagen, namentlich in den Blitzableitr eines Hauses in der Kaufingerstraße. Der hiedurch in die Erde geleitete Blitzstrahl ergriff daselbst eine Gasröhre und alsbald strömte brennendes Gas aus der Erde hervor, konnte aber doch sofort wieder gelöscht werden. Wie es scheint, befand sich der Draht des Blitzableiters und die Gasröhre zu nahe nebeneinander, ein Umstand, der wohl die besondere Aufmerksamkeit der Behörden auf sich ziehen wird.

Bei dem am 24. März Früh von Prag abgegangenen Wiener Kurierzuge ist zwischen Lobositz und Raudnitz ein fünfjähriges Mädchen aus einem Koupé herausgestürzt, als der Zug mit voller Geschwindigkeit dahinbrauste. Die Thür hatte sich auf eine unerklärliche Weise aufgethan, als dem Kinde zum Entsetzen des Vaters das Unglück passirte. Auf das erhobene Geschrei hielt der Zug an, fuhr die Strecke zurück und zum allgemeinen Erstaunen fand der unvorsichtige Vater sein Kind bis auf eine ganz geringe Verletzung wohlbehalten an der Stelle des schrecklichen Unglücks.

In Aachen ist Ende vorigen Monats der Karlsschrein, der die Gebeine Karls des Großen umschließt, und seit den letzten Hohenstaufen nicht geöffnet worden war, wieder eröffnet worden. Unter Beihülfe der Aerzte sind die Gebeine geordnet und auf einer Decke von schwerer rother Seide so befestigt worden, daß sie nun vor Friktionen und einer zu schnellen Verwesung bewahrt sind. Unter entsprechenden Feierlichkeiten wurden die Gebeine in Prozession im Dome umhergetragen und dann wieder im Schreine verschlossen.

Aus Solingen, 21. März, schreibt man: Gestern hat ein von einer kalorischen Maschine getriebener Wagen seinen Einzug in unsere Stadt gehalten. Es ist begreiflich, daß das unvorbereitete Erscheinen eines so seltsamen Fuhrwerkes jeden, der dasselbe auf der Elberfelder Straße gesehen, höchlichst verwundern mußte.

Aus Wien, 29. März, schreibt man: Gestern starb in der neuen Irrenanstalt am Michelbeuerngrund, 54 Jahre alt, der Hofopern- und Hofkapellsänger Joseph Staudigl, einer der größten Sänger unserer Zeit, an der Gehirnlähmung. Er befand sich in der Anstalt seit dem 11. April 1854.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 82 Freitag, 5. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Wenn man Geld nöthig hat, Herr Baron," fuhr er dann wieder nach augenblicklichem Schweigen fort, „ist es alsdann nicht gleichgültig, ob man falsche Anweisungen wie wir, oder falsche Kassenscheine wie meine Freunde macht? Ich möchte wohl wissen, was Sie an meiner Stelle gethan hätten?"

„Unnütze Frage," erwiderte der Baron mit erzwungenem Lächeln, und strich sich das glatt gescheitelte, dünne Haar, „ich weiß nicht, wo Sie hinaus wollen."

„Ich will Ihnen nur angenehme Dinge erzählen," fuhr Wesley fort, steckte seine Cigarre in Brand und trank den Rest seiner Flasche aus, „es kommt nur darauf an, den rechten Punkt zu treffen. Jetzt von meinem Bruder, dem ältesten, dem bekannten, reichen Apotheker in Sch . . . Dieser Mensch leidet, von einem unbegreiflichen Ehrgeiz geplagt, an der fixen Idee, Stadtrath zu werden, und was er an die Erfüllung dieses ehrgeizigen Strebens setzt, das sollen Sie gleich vernehmen. Ich wußte, daß der Bürgermeister Herzford sein schlimmster Feind ist, weil er meinen Bruder stets von der Wahl zum Stadtrath verdrängte. Denn unter uns gesagt, die Offizin meines Bruders ist durch den theuren Verkauf gewisser Pülverchen und Pillen, die sich kein Arzt zu verschreiben unterfteht, übel berüchtigt. Ich ging zu ihm, obgleich wir niemals in brüderlicher Gemeinschaft lebten. Er will von uns Allen nichts wissen, weil er ein Geizhals ist und sich fürchtet, wir möchten ihm heute oder morgen zur Last liegen. Kaum hatte er aber erfahren, wie der Bürgermeister durch meine Vermittelung in das Inquisitoriat spazieren mußte, als er mir den besten Willkomm bereitete. Dennoch schüttelte er den Kopf, und verweigerte mir seine Unterstützung, denn er glaubte befürchten zu müssen, daß Herzford wieder frei käme. Am andern Tage lag ich ihm wieder an, er schien in der besten Laune zu seyn, denn vortreffliche Einfälle kommen über Nacht. Er sagte zu mir, ich würde Dir viel Geld geben, Robert, wenn Du den alten Weißkopf, der mir überall im Wege war, auch bei Seite bringen könntest. Ich gebe Dir sechs Pulver, die Tag für Tag in sein Gemüse, was er ißt, oder in sein Getränk gestreut werden müssen, dann kann er es nicht mehr lange machen, sollte er auch nur die Hälfte von dem Medikament bekommen. Wenn es in Deinen Kräften steht, so etwas zu Stande zu bringen, alsdann magst Du wieder zu mir kommen. Damit reichte mir mein Bruder sechs kleine Packete im schwarzen Umschlage und mit kleinen weißen Todtenköpfchen darauf gekritzelt. Dann gab er mir den Abschied; jetzt geh nur wieder, vollendete er, und sieh zu, was Du anfangen kannst, laß mich aber mit allen weiteren Umständen in Ruhe, denn ich habe nicht gern mit Euch etwas zu thun, Ihr seyd Alle Bettler. Wenn der Anschlag gelingt, höre, dann verschreibe ich Dir, weil ich nicht länger ein Krämer seyn will, meine ganze Apotheke. Ich nahm die schwarzen Pulver und ging ab; wurde indessen durch meine Freunde benachrichtigt, daß ich mich schnell aus Sch . . . zu entfernen habe, da mich die Polizei verfolge. Ich konnte daher bis jetzt nichts ausrichten, obgleich mir nur daran liegt, meinen jüngsten Bruder, dem jetzigen Schließer in dem Inquisitoriat, wo der Bürgermeister gefangen sitzt, die Pülverchen auf eine geräuschlose und verbindliche Weise einzuhändigen. Er wird sich dazu verstehen, sobald er von mir hört. Von meinen guten Freunden bin ich gleichfalls seit geraumer Zeit entfernt, indem ich lithauische Pferde angekauft habe. Ich habe eine beträchtlichen Zug davon in den Ställen des Gasthofes stehen, und das ist der Zusammenhang, Herr Baron, daß Sie mich hier als Geschäftsreisenden vor sich sehen."

Wesley schwieg. Sein breites Gesicht war vom Weine erhitzt, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und holte ein paar Mal tief Athem. Dann griff er in seinen Leibgürtel und brachte ein Spiel Karten und eine mit Goldstücken angefüllte Börse hervor, welche er auf den Tisch warf.

„Wollen wir abheben?" rief er, auf die Karten deutend, „hier ist Geld."

Der Anblick der Karten, noch mehr der helle Klang des zusammenschlagenden Geldes, schien auf den Baron eine elektrische Wirkung hervorzubringen. Seine Züge belebten sich, er zuckte heftig zusammen. Als ob er der Versuchung widerstehen wollte, neigte er sich mit einer raschen Bewegung über den Tisch und schob Geld und Karten mit einer gewaltsamen Geberde zurück.

Der Baron v. Osinsky war ein Spieler. Er besaß mit seinem alladligen Namen nur ein sehr geringes Vermögen, welches er in kurzer Zeit durch seinen leidenschaftlichen Hang zum Spiele verschwendete. Seine vornehme Abkunft hatte ihn in die Familie der Baronin v. Wandow eingeführt und durch Begünstigung und Vermittlung der Frau v. Zarkow heirathete er eine Tochter aus dieser Familie, die einige Jahre ältere Schwester Gabrielens. Die Gattin des Barons starb jedoch sehr jung kaum ein Jahr nach ihrer Vermählung. Der Baron hatte studirt und die diplomatische Karriere eingeschlagen; er fungirte in der letzten Zeit als Assessor bei dem Gerichte zu Sch . . . Nach dem Tode seiner Gattin führte er im Verborgenen den ausschweifendsten Lebenswandel, und sah sich bald von Schuldenmassen überhäuft. Anstatt durch das Spiel seine Finanzen zu verbessern, führte dasselbe nur mit raschen Schritten seinen Ruin herbei. Er betheiligte sich an dem Kassendefekte in Sch . . . und verließ bald darauf seine bisherige Laufbahn gänzlich. In der Folge lebte der Baron im vertrauten Umgange der sehr begüterten verwittweten polnischen Gräfin v. Czacki, und befand sich abwechselnd auf dem Gute derselben, dem Schlosse Lyssa, im Großherzogthume Posen. Die Gräfin war den Sympathien der Polen, welche sich um diese Zeit zur Wiederherstellung ihrer Nation durch eine neue Schilderhebung mit großer Thätigkeit verbreiteten, mit ganzer Seele zugethan. Sie bezweckte eine Verbindung mit dem Baron seines alten einflußreichen Namens willen, hiergegen trachtete der Baron nur nach ihren Gütern, theilte ihre Sympathien in keiner Weise, da er vielmehr dem russischen Interessen hold war. In der Begeisterung, mit welcher sich die Gräfin der neuen Schilderhebung im Jahre 1848 widmete, ließ sie es sich für die Ausrüstung einer bewaffneten Macht die großmüthigsten Opfer kosten, und der Baron, vergeblich bemüht, ihre politischen Grundsätze schwankend zu machen und den Freiheitsideen um so abgeneigter, als er sah, wie dieselben einen beträchtlichen Theil des Vermögens der Gräfin nach dem andern verschlangen, verlor bald die Hoffnung, durch eine Verbindung mit der Gräfin Hedwig v. Czacki seinem unabwendbaren Untergange vorzubeugen.

Unter diesen Verhältnissen lebte der Baron, als er sich mit Wesley im Gastzimmer zu M . . . zusammenfand und sich durch seine Theilnahme an dem verübten Betruge in die Gemeinschaft gewöhnlicher Verbrecher versetzt sah, deren Gesinnungen der Baron, ungeachtet seiner noch immer behaupteten äußern vornehmen Stellung, zu theilen anfing. Zu jeder andern Zeit würde er die Karten, die ihm Wesley zum Spiele zuschob, nicht unberührt gelassen haben; er warf einen unruhigen, sprechenden Blick zu ihm hinüber. Die beabsichtigte Vergiftung des Bürgermeisters, die Furcht vor einer Entdeckung Wesleys, welcher sehr leicht in die Hände der Behörde fallen konnte, die Vortheile, mit welcher Wesley durch Anfertigung des falschen Geldes prahlte, beschäftigte seine Phantasie im hohen Grade. Der Baron gehörte zu jenen Charakteren, welche ohne Grundsätze nur blind für ihren Egoismus leben, und hartnäckig und schamlos nur an die Befriedigung ihrer Begierden denken.

„Lassen Sie uns bei unserm Gespräche bleiben," setzte der Baron mit veränderter Stimme die Unterhaltung fort. „Ihre Unternehmungen haben Interesse für mich, es wäre nicht unmöglich, daß man gemeinschaftliche Sache machen könnte. Offen gestanden, ich bin nicht weit von meinem Ruin, ich brauche Geld."

Wesley hatte Karten und Geld wieder zu sich gesteckt, eine unverkennbare Freude ließ sich in seinen Mienen lesen, als er die Willfährigkeit des Barons bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

Belagerung einer Stadt vor Erfindung des Schießpulvers.

Wie heutezutage war es auch damals die erste Aufgabe des Belagerers, einen Posten zu fassen, nahe genug an der Mauer, um sie beschießen zu können; ohne Blutvergießen wurde er nicht besetzt und nicht behauptet. Hatte man sich durch Verpfählungen und Erdauswürfe, durch Weidengeflechte, Bretter und dergleichen einigermaßen gegen die Ausfälle und Geschosse der Belagerten geschützt, so begann die Aufrichtung der Antwerke, oder wie sie häufiger genannt werden, der Blyden. Zwischen den senkrecht einander gegenüber stehenden Stützen, die aus starkem Eichenholz seyn mußten, hing wagähnlich ein langer Balken; an dem gegen den Feind gekehrten Ende war ein mit Blei oder Steinlast beschwerter Kasten befestigt; an das andere Ende aber wurde mit Ketten oder starken Seilen eine Art Schale oder eiserner Löffel angebracht, in welchen das Geschoß gelegt wurde. Vermittelst einer Vorrichtung am Gestelle wurde das belastete Ende des Balkens in die Höhe gewunden, und so das andere Ende zur Erde herabgesenkt und in dieser Lage mit Ketten oder Seilen festgerammelt. Nun wurde das Geschoß in die Schale der Schleuder gelegt, das eingepflöckte Spannseil durch einen tüchtigen Hammerschlag losgemacht, und der beschwerte Kasten schlug mit Blitzesschnelle herab auf seine Unterlage, die aus Wollsäcken, Rasen u. dergl. bestand, während der andere Balkentheil eben so schnell stieg und sein Geschoß im Bogenwurf auf das Ziel schleuderte. Diese Maschinen hatten eigene Namen, und es gab solche, welche zwölf Zentner schwere Steine warfen. Man zertrümmerte mit ihnen schwächere Mauern oder Zinnen, und zerschmetterte die Vertheidiger; die Belagerten indessen bekämpften die Blyde mit der gleichen Wage,

Digitized by Google

oder sie suchten dieselbe in einem raschen Ausfallen zu verbrennen oder wenigstens unbrauchbar zu machen.

Während die Blyden auf die Mauern spielten, suchten die Schützen eine gedeckte Stellung, um die Vertheidiger mit tödlichen Pfeilen zu erreichen; andere rammten an den Stadtgraben und füllten ihn mit Reisbündeln und ähnlichem Materiale. Die eigentliche Bestürmung der Festung geschah auf mancherlei Weise, je nach Lage und Beschaffenheit des Bodens und der Werke. So trieb der Feind einen unterirdischen Gang in die Stadt und erwartete die Nacht oder einen allgemeinen Sturm ab; dann öffnete sich der Stollen und die Krieger stiegen heraus; so drangen Kaiser Friedrichs I. Krieger in das lombardische Alessandria, so untergruben die Türken 1453 die Mauern Konstantinopels. Gewöhnlich war es jedoch, den Stollen nur bis unter die Fundamente der Mauer zu treiben; diese stützte man hierauf mit Balken, damit sie die Grabenden nicht erdrücke, füllte dann die Höhle mit Torf und langsam brennenden Stoffen, zündete diese an und wartete, bis die verkohlten Stützbalken von dem Gewichte der Mauer zusammenbrachen; natürlich stürzte die Mauer nach und die Bresche oder Sturmlücke war geöffnet. Oft entdeckten aber die Belagerten die Mine, sie gruben entgegen und trieben den Feind mit Rauch und Feuer aus seinem Loche.

Damit hatte aber die Noth der Stadt noch kein Ende; der Feind versuchte es auch mit anderen Werkzeugen; er rückte mit „Katzen“ gegen die Mauer. Dieß waren Schirmdächer aus starken eichenen Balken, unter denen 20—100 Mann Platz hatten. Eine solche Maschine nahte sich langsam auf Rollen von der darunter befindlichen Mannschaft vorwärts geschoben; auf der Mauer lagen tüchtige Steine bereit, oder man hatte Fässer mit Steinen gefüllt, und diese wurden auf das Ungethüm hinuntergestürzt, daß es knirschte und stöhnte, aber es wurde nur selten gebrochen, weil es zu feste Eichenknochen hatte. Auch Feuer wollte nicht dagegen helfen, denn die Katze war mit frischem Weidengeflecht überzogen und dieses wieder mit ungegerbten Fellen überspannt. Unter der Katze arbeitete der Sturmbock; es war dieß ein langer, derber Balken, vornen mit einem starken spitzigen Eisen versehen, welchem wohl auch die Form eines Widderkopfes gegeben wurde; der in Ketten hängende Sturmbock wurde von den Soldaten in Schwung gesetzt und stieß gegen die Mauer, daß diese zitterte und die stärksten Steine zermalmt wurden. Doch die gewaltigste aller Maschinen war der „Thurm;“ er wurde der Höhe der zu stürmenden Mauer gleich gemacht, weßwegen er in Oberdeutschland „Ebenhöchin“ genannt ward; er war viereckig und in drei Stockwerke abgetheilt. In den unteren Stöcken waren Sturmböcke oder auch Soldaten mit Keilhauen und Brecheisen versehen, im oberen Bogenschützen und Streiter. Auf Rädern oder Walzen wurde die ungeheuere Last gegen die Mauern geschoben, gerade wie man heutzutage Häuser von ihrer Stelle rückt, ohne daß die Bewohner ausziehen(?). Ist die Maschine dicht an die Mauer gerückt, so ist die Zeit der höchsten Noth gekommen, denn jetzt wird der Feind einen allgemeinen Sturm wagen. Alle Blyden sind in Thätigkeit und schleudern große Steine auf Mauern oder Häuser, oder werfen Feuerballen in der Windrichtung in die Stadt. Den Sternschnuppen ähnlich steigen geräuschlos und langsam die Feuerpfeile. (Der Feuerpfeil hatte zwischen Schaft und Spitze eine längliche Kapsel, die mit vielen Spalten durchschnitten war; die Kapsel war mit Brennstoff gefüllt, der einmal angezündet nicht leicht mehr erlosch.) Im Lager braust es wie Windesstoßen im fernen Walde; man hört Waffenklirren und den Ruf der Befehlshaber; Signale von Hörnern und Trompeten. In der Stadt weiß man, was das bedeutet; da ist Alles ruhig. Die Schützen haben ihre Posten an den Schießscharten eingenommen; die Werkmeister stehen mit den Gesellen an den Blyden und haben sich ihr Ziel gut ausersehen; der tödliche Pfeil liegt auf der Rinne der Katapulte, einer großen Armbrust, die auf einem Gestelle steht und durch eine Maschinerie gespannt wird; die Männer auf den Mauern haben Steinhaufen neben sich und gewaltige Balken ragen über die Brustwehr, zum zerschmetternden Falle bereit gelegt; auch große Haken, wie man sie bei Feuersbrünsten zum Niederreißen der Wohnung gebraucht, sind da und dort vertheilt; daneben dampfen Gruben, in welchen Kalk abgelöscht wird, und die Weiber hitzen gar emsig unter Kesseln, in denen Wasser oder Oel sieden soll. Da plötzlich schmettern die Trompeten, die Harsthörner gellen und himmelan schallt das Schlachtgeschrei des aufstürmenden Feindes. Die „Ebenhöchinen“ und „Katzen“ zerreißen die Mauer, große und kleine Steine aus Blyden oder aus Männerhänden zeschleudert, Bolzen und Pfeile fliegen hin und her. Rühne Feinde nahen unter der Tartsche, einem großen geflochtenen Schilde, der mehrere Mann deckt, andere tragen Sturmleitern herbei und legen sie an, wo die Mauer am schwächsten besetzt scheint. Am gefährlichsten ist der Angriff von der „Ebenhöchin;“ gegen sie werden die schwersten Steine geschlendert, Pechfackeln und Feuerkugeln geworfen; auch Bienenkörbe mit Linnen umwickelt, damit die zornigen Insekten, wenn sie ihrer Umhüllung los sind, ihren eigenen Rachekrieg gegen die Männer im Streitthurme anfangen. Gelingt es, die Fallbrücke zu zerschmettern, welche vom obersten Stockwerk des Thurms auf die Mauer niedergelassen wird, so ist die größte Gefahr abgewendet, und wird gar das oberste Stockwerk von dem Feinde gesäubert, so ist der Thurm verloren, den die Belagerten mit Haken fassen, zerreißen und verbrennen. Gegen Katze und Tartschen wird ebenfalls der Feuerhaken angewandt, um sie umzuwerfen und die Mannschaft mit Steinen und Balken zu zerschmettern. Die aber mit Leitern die Mauern ersteigen oder einander emporhelfen,

werden mit allen möglichen Geschossen begrüßt, mit heißem Kalk und siedendem Wasser und was gerade bei der Hand ist; und bald stöhnen zerschmetterte und verwundete Männer am Fuße der Mauer. Mißlingt dem Feinde auf diese Weise jeder Versuch, so muß er am Ende vom Sturme ablassen, und er hat nun kein anderes Mittel, als die Stadt auszuhungern, wenn er sich selber Lebensmittel beizuschaffen weiß. So widerstand z. B. Mailand, Tortona, Faenza, Viterbo, Ankona und andere italienische Städte den Hohenstaufischen Friedrichen, und mußten sich am Ende durch Hungersnoth bezwungen ergeben; hingegen fiel Jerusalem durch Sturm in die Hände der Kreuzfahrer, als es den Männern eines Sturmthurms gelungen war, die Fallbrücke auf den Mauerkranz niederzulassen; Konstantinopel nahmen die Kreuzfahrer 1204 den Griechen durch einen Leitersturm. Indessen wird kaum ein Beispiel angeführt werden können, daß eine etwas bedeutende deutsche Stadt vor der Anwendung des Schießpulvers durch Sturm in Feindeshand gefallen wäre, wenn sie nicht durch Verrath geöffnet wurde, oder wenn nicht innere Zwietracht die Bürger verhinderte, von den Erfindungen der damaligen Kriegskunst vollständigen Gebrauch zu machen.

Mannigfaltigkeiten.

In Pompeji haben die Ausgrabungen, welche lange ruhten, unter der neuen Regierung mit regem Eifer wieder begonnen, und 220 Arbeiter sind regelmäßig dabei beschäftigt. Bekanntlich ist von der verschütteten Stadt bis jetzt ungefähr nur ein starkes Drittel zu Tage gelegt, aber freilich Dasjenige, welches die meisten öffentlichen Gebäude und die wichtigsten enthalten haben dürfte. Bis jetzt hat man zwei oder drei weitere Häuser ausgegraben, die aber weder selbst bedeutend sind, noch, außer einigen mittelmäßigen Wandgemälden, Werthvolles enthalten. Wie schon früher an manchen Häusern, bemerkt man auch an einem dieser neu ausgegrabenen eine durchgebrochene Oeffnung, woraus man schließt, daß nach dem Ausbruch des Vesuvs die geflüchteten Bewohner, oder etwa Diener des Hauses, zurückkehrten und unter dem Schutt, welcher in der ersten Zeit theilweise wohl locker und nicht sehr tief lag, nach werthvollen Habseligkeiten suchten und sie mit fortnahmen.

[Die drei Eigenschaften einer guten Frau.] Abraham a Santa Clara sagt: „Es gibt drei Dinge, denen eine gute Frau gleich seyn muß, und denen sie doch wieder nicht gleichen darf. Zuerst soll sie einer Schnecke gleichen, welche beständig ihr Haus hütet; aber sie darf nicht, wie die Schnecke, alles, was sie besitzt, auf dem Leibe tragen. Sodann soll sie einem Echo gleichen, das nichts spricht, als was man sie fragt; aber sie darf nicht, wie das Echo, immer das letzte Wort behalten. Drittens endlich soll sie wie die Stadtuhr seyn, von einer vollkommenen Genauigkeit und Regelmäßigkeit; aber sie darf nicht, wie die Uhr, so viel Lärm von sich machen, daß man sie in der ganzen Stadt hört."

Als sich am 24. März der Prag-Wiener Nachmittags-Personenzug dem vor dem Blanskoer Bahnhof liegenden Wächterhause näherte, schlüpfte ein 4jähriger Knabe durch den bereits geschlossenen Wegüberfetzungsschranken auf das Fahrgeleise. Der daselbst postirte Bahnwächter Bielek, die eigene Gefahr nicht achtend, sprang herbei, erfaßte das Kind, mußte es jedoch wieder auslassen, weil er von der mit aller Kraft daherbrausenden Maschine auf die Seite gestoßen wurde. Der Knabe gerieth nun unter den Zug, wurde von demselben einige Klafter weit geschleppt und blieb alsdann in dem Geleise liegen, ohne jedoch, außer einer unbedeutenden Beschädigung der Kopfhaut, weitere Verletzungen erlitten zu haben.

Ein kürzlich in Boston (Amerika) verstorbenes Fräulein Townsend hat in ihrem Testament die Summe von 60,000 Dollaren zur Errichtung einer „Heimathstätte" für alte Jungfern bestimmt, in welcher diese Schutz vor dem „Hohngelächter der Welt" finden sollen. Aufgenommen werden alle alten Mädchen, sie mögen aus Neigung oder durch den Zwang der Verhältnisse ledig geblieben seyn, wenn sie in Amerika geboren und niemals polizeilich beanstandet wurden.

Aus Varese wird gemeldet: Das Erdbeben am 16. März, welches in Genua nur schwach fühlbar war, sey dort ziemlich heftig gewesen. Mehrere Wohnungen wurden nicht unbedeutend beschädigt, und die Bevölkerung lagerte, trotz der kalten Nacht, aus Furcht im Freien.

Paris zählt gegenwärtig 1,737,983 Einwohner und 56,050 Wohnhäuser. Vor zehn Jahren hatte es 1,268,904 Einwohner und 40,723 Häuser.

Die letzten Nachkommen des allberühmten Ritters Bayard „ohne Furcht und ohne Tadel" leben in Grenoble als ehrsame Fuhrleute.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 83 Samstag, 6. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, daß Sie um guten Rath nicht verlegen sind," sagte der Erbeamte und reichte dem Baron die Hand, welcher ihm die seinige gleichgültig überließ. „Es geht nichts über die Protektion eines Mannes vom Stande. Denken Sie nicht etwa, daß ich hiermit spotten will; so viel ist gewiß, ich würde an Ihrer Seite keine Furcht vor dem Galgen haben. Herr Baron, könnten wir einen Fabrikort ausfindig machen, um unsere Pressen sicher aufzustellen, so würden wir Geld wie Heu haben. Zweitens müßte ein Vertrauter herbeigeschafft werden, den ich sofort mit dem Auftrage meines Bruders nach Sch . . . abschicken könnte, denn der Prozeß des Bürgermeisters ist im Gange, und die Gelegenheit wäre für uns selbst sehr günstig, den Alten zum ewigen Schweigen zu bringen."

„Das sind meine eigenen Gedanken, Wesley. Ueberlassen Sie mir die Pulver, ich übernehme die Beförderung. Was die Fabrikation der Geldpapiere anlangt, so wüßte ich bald eine gute Lokalität. In dem Weinberge des Gutes meiner Freundin in Posen befinden sich einige unterirdische Gewölbe, eine vortreffliche Anlage zu einer Münze. Ich will mich Ihrer Gesellschaft als stiller Theilnehmer anschließen. Wir reisen zusammen nach Posen, um die Lokalitäten zu besichtigen, es wird sich Alles einrichten lassen. Zuvor will ich jedoch nach Breslau, um der Testamentseröffnung meiner verstorbenen Schwiegermutter beizuwohnen. Von Breslau wollen wir Beide abreisen, sind Sie damit einverstanden?"

„Gewiß, Baron," entgegnete der Andere nachdenklich, „machen wir sogleich den Anfang. Mit diesen Worten zog Wesley aus seiner Brusttasche einige Papiere hervor, nahm ein leeres Blatt und rückte die Wachskerze herbei. Dann schob er dem Baron ein kleines Etui zu. „Hier drin stecken die Pulver," sagte er, „nehmen Sie. Das Weitere will ich Ihnen vorläufig notiren, daß Sie es sicher haben, denn zwischen heut und morgen fallen oft räthselhafte Dinge vor."

Der Baron hatte die Hand nach dem Kästchen ausgestreckt. „Es ist Ihnen doch Ernst, mich zu begleiten?" fragte er im Tone des Mißtrauens. „Sie werden doch nach Breslau kommen und mit mir nach Posen reisen?"

„Glauben Sie denn, Baron, ich traue Ihnen nicht? Ich sprach nur von Hindernissen, über die wir die Zeit verlieren könnten. Ich lege sehr ruhig mein Geheimniß in Ihre Hände. Leute wie wir dürfen keine Feinde werden, wenn sie sich nicht selber schaden wollen."

Der Baron schwieg. Bei dem Anblick des Kästchens mit den Giftpulvern, das er jetzt in seiner Hand hielt, war ein plötzlicher Gedanke in ihm aufgestiegen. Die Befürchtungen, daß durch Wesley, einen Menschen, der zu Allem fähig war, die Entdeckung der Betheiligten an dem Kassendefekt auch ihn verrathen könnte, daß er in diesem Menschen stets einen Mitwisser und Angeber zu hüten haben, machte ihn vor Allem entschlossen, sich der Person Wesleys zu versichern. Er dachte daran, schlimmsten Falls auch ihn zu beseitigen, mit den Mitteln, welche er so eben langsam in der Hand wog, und dieß um so eher, wenn er gefunden haben würde, daß das Geld, welches er fabrizirte, von keiner guten Beschaffenheit wäre.

Unbekümmert chiffrirte Wesley inzwischen mit Bleistift ein Billet. Als er zu Ende war, schob er das Geschriebene dem Baron zu und sagte: „Das ist, was vorläufig nöthig seyn würde. Ich habe hier folgendermaßen geschrieben: Der Ueberbringer geht mit diesem Billet nach Sch . . . ab, und sucht in der Rosengasse die Mutter Wesley auf. Er übergibt ihr diese Zuschrift von Robert, worin festgesetzt ist, daß Mutter Wesley meinen Bruder, den Schließer, zu sich kommen lasse, um ihn in meinem Namen das beisolgende Kästchen mit den Pulvern einzuhändigen; ferner, daß sie ihm begreiflich mache, diese Pulver, nach der Verordnung, welche auf jeder Rückseite des Einschlages besonders vermerkt ist, seinem Gefangenen, dem alten Herzford, beizubringen. Mein Bruder erfährt auch hieraus, daß wir uns nach dem Gelingen in den Besitz der Apotheke des Aeltesten theilen werden; dann wird er thun, was nur immer möglich ist. Dieß zweite Blatt hier muß gleichfalls Mutter Wesley zu lesen bekommen; ich gebe damit meinen Geschäftsfreunden Nachricht und wenn sich diese in Sch . . . aufhalten, wird Mutter Wesley dieß dem Ueberbringer sagen, der alsdann dieß Billet, mit Numer Zwei überschrieben, den

Bezeichneten zustellen muß. Ich mache meinen Freunden die Anzeige von den guten Aussichten, welche Sie mir, ohne Sie jedoch zu nennen, eröffnet haben, und daß ich in Betreff dieser Angelegenheit nach Posen verreist bin. Ich habe mich, der Sicherheit wegen, einer Zeichenschrift bedient, welche unter uns üblich ist. Wir stellen öfter eine andere her, die letzte ist mir noch nicht recht bekannt und diese uns noch Allen geläufig. Damit Sie, Baron, keinen Zweifel in meine Ehrlichkeit setzen, will ich Ihnen, des eigenen Verständnisses wegen, hier am Rande den Schlüssel dazu aufzeichnen."

Wesley entwarf demnach am Rande des Bogens ein stehendes Quadrat, von einem zweiten, auf die Spitze gestellten, durchschnitten, dann fügte er zwischen die Durchschnittslinien ein Kreuz, setzte mehrere Punkte und Einschnitte über und in die Linien, so daß vierundzwanzig verschiedene markirte Figuren gebildet wurden, aus welchen das Alphabet der benutzten Zeichenschrift bestand. Dann schrieb er die Buchstaben in die Figuren hinein.

„So weit wären wir nun gekommen, nehmen Sie Alles wohl in Acht, irgend ein Verrath würde Ihnen eine schwere Sühne kosten," sagte er dann und händigte dem Baron die Papiere zu. „Ich glaube, der Morgen dämmert schon."

Der Baron hatte die Papiere eilig ergriffen. Ich werde die Sachen in meinem Portefeuille verschließen, welches in meinem Reisewagen hängt. Sie erinnern mich, daß ich aufbrechen muß, um die Testamentseröffnung nicht zu versäumen. Wo und wann wollen wir uns in Breslau treffen?"

„Spätestens in zwei Tagen bin ich drüben. Sie sollen meine Pferde sehen, eine wahre Freude, Sie sind ja ein Liebhaber davon, und werden die kleine, feurige, unwiderstehliche Race bewundern. Ich stehe in Breslau im Gasthofe zur Weinrebe, dort können Sie über mich verfügen."

Der Baron war aufgestanden, der Andere folgte seinem Beispiele.

„Und nun," sagte er, ihm die Hand darreichend, nun scheiden wir. Versäumen Sie Ort und Zeit nicht, Wesley, mein Kopf ist mir so voll von allerlei Dingen, allerlei Geschäfte sind zu besorgen —"

„Vergessen Sie nur die Hauptsache nicht, ich werde kommen," schloß der Erbeamte und brachte den Baron bis an die Thür.

Der Morgen graute schon, als der Baron aus dem Gasthofe trat und schnell in seinen Reisewagen stieg. Die Mondesscheibe blickte noch matt durch treibendes Gewölk vom Himmel; die Pferde schauderten in der feuchten kühlen Nacht. Bald jagten sie im Galopp dieselbe Landstraße hinauf, auf welcher vor kurzer Zeit Konstanze an der Seite der Gräfin v. Czacki ihrem Ziele nach dem Schlosse Lysa im Großherzogthum Posen zugeführt wurde.

Da die ferneren Ereignisse dieser Erzählung ihre Entwickelung während der kriegerischen Begebenheiten im Großherzogthume im Jahre 1848 nehmen, mag eine Erinnerung an jenen geschichtlichen Zeitpunkt hier an die Stelle treten.

Der König von Preußen hatte über die an der Berliner Märzrevolution im Jahre 1848 betheiligten, des Hochverraths angeklagten und zu Moabit inhaftirten Polen die Amnestie ausgesprochen. Im raschen Fluge eröffnete sich jedoch hiernach, von den herrschenden Freiheitsideen getragen, im Großherzogthume Posen eine neue Revolutionsepoche. Polen wollte sich wieder erheben, um in den Wiederbesitz seiner Macht und Freiheit zu gelangen und die Aufständischen trafen in allen Theilen des Landes Rüstungen zu einer Schilderhebung. Unter verschiedenen Anführern und Parteigängern, von polnischen Priestern und Edelleuten unterstützt, wurde das Volk fanatisirt und bewaffnet.

Die Reise der beiden Frauen wurde ununterbrochen fortgesetzt, und bald befanden sie sich in der insurgirten Provinz.

Konstanze, die in der Gräfin von Czacki eine Reisegesellschafterin zu finden gehofft, welcher sie ihr trostloses von tausend Aengsten gequältes Herz eröffnen könne, sah sich völlig darin getäuscht. Die Gräfin erwiderte ihr auf die Fragen nach ihrer Mutter bestimmt und gleichgültig, daß sie dieselbe auf dem Schlosse Lysa zu erwarten habe. Im Uebrigen verbat sich die Gräfin alle Gespräche über Familienangelegenheiten, und beschäftigte sich vielmehr damit, Konstanze auf die politischen Unruhen vorzubereiten, welche in dem Lande herrschten. Dann las und schrieb die Gräfin in ihrem Wagen, denn wir haben schon oben ersehen, daß sie sich den Aufständischen als eine schwärmerische, eifrige Verbündete angeschlossen hatte.

Vor ihrem Zusammentreffen mit Konstanze war die Gräfin aus einem entlegenen Theile der Provinz gekommen, wo sie persönlich die Vorbereitungen zur Bildung einiger Freikorps getroffen hatte. Sie war durch den Wunsch ihres Geliebten, des Barons v. Osinsky, bestimmt worden, Konstanze heimlich auf ihrer Rückreise mitzunehmen, um sie auf dem Gute Lysa zu verbergen. Die Majorin v. Zarkow hatte den Baron hierfür durch Versprechungen zu bewegen gewußt, um Konstanze ihrer Mutter so fern als möglich zu entrücken.

Die Gräfin, von den exaltirten Ideen des bevorstehenden Freiheitskampfes beherrscht, sah in der Zuführung Konstanzens eine willkommene Gabe. Sie hoffte durch ihren Einfluß auf die Jungfrau zu wirken, um dieselbe den Freiheitskämpfern als ein voranleuchtendes Beispiel jungfräulichen Heldenmuthes zu zeigen, eine zweite Jeanne d'Arc aus ihr zu machen, denn sie versprach sich die größten Erfolge von dem Erscheinen eines fanatisirten bewaffneten Mädchens, das die Reihen der Polen, gleichsam unter dem göttlichem Schutze, den Unterdrückern entgegenführe.

Die Gräfin hatte mit ihrer Bekehrungssucht schon

während der Reise begonnen, fand jedoch in dem unbefangenen Gemüth Konstanzens eine ihren Plänen so ganz zuwiderlaufende Stimmung, daß sie bald von ihren Bemühungen abstand und die Umwandlung Konstanzens aus einer Nonne in eine Amazone bis zu ihrer Ankunft auf Lysa verschob, in der Meinung, daß ihr ein so unerfahrenes Mädchen, sobald dasselbe völlig in ihrer Gewalt war, keinen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Preis-Bewerbung der Dramen aus der bayerischen Geschichte.

München, 1861.

Das Ausschreiben eines Preises für dasjenige Drama, welches einen Stoff aus der bayerischen Geschichte zugleich auf eine ästhetisch werthvolle und bühnenwirksame Weise bearbeitet, hat leider den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Es scheint überhaupt klar, daß nahmhafte Dichter, denen das Theater offen steht, oder die einen Verleger zur Hand haben, ihre Werke ungern zuerst dem Spruch von Preisrichtern aussetzen, sondern lieber sogleich vor die Oeffentlichkeit treten. Die gute Absicht, dem aufstrebenden Talent den Weg zu bahnen, und dem dichterisch Werthvollen die Bühne zu erschließen, ruft auch das Unreife und Mangelhafte hervor, und es ist erstaunlich, mit welch schwachen und verkehrten Dingen die urtheilslose Selbstgefälligkeit einen Sieg zu erringen hofft. Völlig Stümperhaftes war zwar dießmal wenig eingelaufen, dafür aber viel Mittelmäßiges in leidlich gebildeter Sprache mit einzelnen glücklichen Scenen, aber ohne durchschlagende Kraft und gleichmäßige Vollendung. Die Autoren versahen es größtentheils darin, daß sie ein Stück dialogisirter Chronik gaben, statt eines nach den Gesetzen dramatischer Kunst gebauten Werkes. Die Geschichte verlangt eine epische Breite in der Entfaltung der Weltlage, der öffentlichen Interessen; es gilt aber, einen Mittelpunkt zu finden, in fortschreitendem Zusammenhang die Ereignisse aus den Charakteren zu entwickeln, durch die Einheit der Idee und des Interesses das Mannigfaltige zum organischen Ganzen zu gestalten.

Fünf Stücke wurden ausgeschlossen, weil den Bestimmungen des Programms nicht genügt war; von den übrigen 45 erschien nur eines der Art, daß es ohne Aenderung zur Aufführung mit einiger Aussicht auf glücklichen Erfolg empfohlen werden konnte.

Allein die Aufführung hat nicht befriedigt. Manche dichterische Schönheiten fielen wirkungslos zu Boden; Ungehörigkeiten, Härten und Längen traten weit mehr hervor, als es beim Lesen der Fall war. Man wird sich dabei zu erinnern haben, daß Aenderungen, Kürzungen, theatralische Anordnungen nicht in der Kompetenz des Preisgerichts liegen; auch war dasselbe zu den Proben nicht zugezogen worden. Durch das Hereinsprengen berittener Friedensherolde ward der Schluß verdorben und dem Gelächter preisgegeben. Von einer Krönung des Werkes konnte keine Rede seyn.

Der Bericht des Preisgerichts wird die Stücke nahmhaft machen, die nach irgend einer Seite hin Anerkennung verdienen. Gern hätte man dem Publikum mehrere durch die Aufführung zur Anschauung gebracht; aber bei näherer Erwägung ergaben sich gegen die dazu vorgeschlagenen Dramen immer so viele Bedenken, daß man einmal den Schauspielern eine erfolglose Mühe, den Zuschauern eine getäuschte Erwartung ersparen, dann aber den Dichtern lieber Gelegenheit geben wollte, durch zweckmäßige Verbesserungen und sorgsamere Durchbildung des Werks dasselbe mit günstigerer Aussicht an's Licht treten zu lassen. Ein Drama „Jacobäa," ein Drama „Ferdinand Maria" sind namentlich von der Art, daß jetzt für sie nur zu fürchten, bei einigen Aenderungen aber viel für sie zu hoffen ist. Der Verfasser eines andern: „Friedrich von der Pfalz," war der religiösen Frage bei der Darstellung des dreißigjährigen Krieges aus dem Wege gegangen; dadurch aber durchschnitt er selbst dem Stoff den Lebensnerv, und brachte ihn um seine Energie, um das ideale Interesse. Freilich zeigte die Aufführung des „Kurfürsten Maximilian," wie mißlich es immer noch ist, die konfessionelle Streitigkeiten mit den starken Farben, wie sie die Geschichte der Vergangenheit hat, auf die Bühne zu bringen. Solche Schwierigkeiten stehen aber dem historischen Drama in Deutschland im Wege, und sie zu überwinden wird eine Größe und Tiefe des Geistes erfordert, welche im Werke selbst die Lösung der Gegensätze auf eine befriedigende Weise geben kann.

Der König hat übrigens den Preis nicht zurückgezogen, und ein neues Ausschreiben darf erwartet werden, welches darlegt, in welcher Weise derselbe dem weiteren Ringen der Dichter ausgesetzt bleibt.

Joseph Staudigl,

welcher am 28. März im Wiener Irrenhause verschieden ist, war 1807 zu Wöllersdorf in Nieder-Oesterreich geboren, absolvirte zu Krems das Gymnasium und die philosophischen Studien und trat dann in das Noviciat des Benediktinerstiftes Mölk. Schon als Student that er sich durch seine schöne Stimme und durch große Geschicklichkeit im Zeichnen und nebenbei in allen Gesellschaftsspielen hervor. Des Klosterlebens überdrüssig, ging er nach Wien, um sich zur Medizin zu wenden. Allein die Noth zwang ihn bald, die Studien aufzugeben, und er trat in den Chor der hiesigen Hofoper. Ein Unwohlseyn des Bassisten Siebert veranlaßte die Direktion, mit Staudigl als Pietro in der „Stummen" einen

Versuch zu wagen, der so glücklich ausfiel, daß der junge Sänger fortan in ersten Partien beschäftigt und alsbald der Liebling des Publikums wurde.

Staudigl leistete auch als Maler nicht Unbedeutendes, trieb mit Eifer Chemie, war leidenschaftlicher Homöopath, spielte meisterhaft Billard, Schach u. s. w.

Staudigl erwarb als Sänger ein ziemlich bedeutendes Vermögen, doch nicht in Wien, wo er stets bescheidene Gagen bezog, sondern auf seinen Kunstreisen und ganz besonders in London. Er war ein guter Kollege und liebenswürdiger Gesellschafter und nur in den letzten seiner Krankheit vorausgehenden Jahren von ungewöhnlicher Reizbarkeit.

Staudigl befand sich seit dem 11. April 1856 in der neuen Irren-Anstalt am Michelbenerngrund. Der Sektionsbefund wies ein sehr kompaktes, festes Gehirn und einen durchgemachten typhösen Prozeß nach.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Gotha, 28. März: So eben sind ausführliche Briefe von den Mitgliedern der Heuchling'schen Expedition eingelaufen. Dieselbe befand sich am 14. März noch in Alexandrien, allwo sie wegen der Vorbereitung und wegen der Audienzen beim Vizekönig zurückgehalten war, bis zum 21. März aber in Kairo einzutreffen hofft. Der Vizekönig von Aegypten hat der Expediton bereits große Vergünstigungen gewährt, und u. A. auch eine Ordre zur Erlangung eines königl. Dampfbootes für die Expedition, von Chartum aus, bewilligt. Die vier Reisenden scheinen sich trefflich zusammen zu passen, und für ihr Unternehmen mit der größten Thatkraft erfüllt zu seyn. In Alexandrien hat sich der Gärtner Schubert aus Leipzig (Vogels Vaterstadt) der Expedition angeschlossen. Die Mittheilungen enthalten zugleich wichtige Nachrichten über ganz neue Forschungen im Innern Afrika's, über die politischen Verhältnisse in Abessinien und über den Stand des Suez-Kanal-Baues. — Für die Heugling'sche Expedition gezeichnete Beiträge, welche das hiesige Komite veröffentlicht hat, belaufen sich auf 15,872 Thlr. 19 Sgr., worunter neuerdings sich auch ein Beitrag der schweizer Bundesregierung von 5000 Franks befindet.

Auf dem Rittergute Quesitz bei Markranstädt ist in diesen Tagen ein bedauerlicher, durch Unvorsichtigkeit verschuldeter Vergiftungsfall vorgekommen. Eine der dortigen Dienstmägde nämlich hatte behufs der Rattenvertilgung eine in Form und Größe einer gewöhnlichen Bemme abgeschnittenes Stück Brod mit Fett bestrichen und mit Arsenik bestreut und, da sie vor beabsichtigter Verwendung dieser Bemme noch ein anderes Geschäft besorgen wollte oder sollte, dieselbe einstweilen wieder in einen Seitenwinkel des Schrankes zurückgelegt, aus dem sie solche genommen hatte, leider ohne irgend Jemand eine Warnung davor kund zu geben. Ein junger Mensch, früher Dienstknecht auf gedachtem Rittergute und seit Kurzem nach überstandener Militärdienstzeit wieder als Tagelöhner daselbst angenommen, tritt bald nach ihrer Entfernung an jenen Schrank, gewahrt unglücklicherweise jene Bemme, glaubt sie unbedenklich sich zueignen zu dürfen und — verzehrte sie! Sobald nun auch das gräßliche Vergehen zu Tage trat und so schnell auch Hülfe zu schaffen gesucht wurde, so war doch die genossene Dosis Gift zu groß, um besiegt werden zu können, zu klein, um schneller zu tödten. Erst nach langen und höchst qualvollen Stunden endete der unglückliche junge Mann.

[Was ist eine Milliarde?] Ein Franzose hat folgende Berechnung aufgestellt: Eine Milliarde Frankenstücke wiegt 10 Millionen Pfund. Zum Landtransport würde es ein Fahrzeug so groß wie die Arche Noah erfordern, — welche wie man weiß — 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Wenn diese 10 Millionen Pfund zu Barren von einem Zoll im Geviert geschmiedet wären, so würden dieselben hinreichen, um Paris mit einem Gitter von 10 Fuß Höhe zu umgeben. Eine Linie, gebildet aus einer Milliarde Einfrankenstücke, würde 750 französische Meilen länger seyn als die Hälfte des Umfanges der Erde. Wenn man endlich eine solche Milliarde zur Zeit der Geburt Christi in eine Maschine eingeschlossen hätte, welche in jeder Minute einen Franken auswürfe, so würde diese Maschine, um sich vollständig zu leeren, jetzt noch ungefähr 62 Jahre zu arbeiten haben.

Die Bombay Gazette erzählt folgenden charakteristischen Vorfall: „Ein Hindu-Barbier, der mit dem reichen Sir Jamsetee nach Europa gereist war, wurde bei seiner Rückkehr von der Kaste der Barbiere ausgeschlossen; denn er sey im Lande der Melokiten, d. h. der Barbaren, gereist, folglich verunreinigt. Aehnliches ist schon dagewesen; aber der Prozeß der Reinigung, dem er sich unterwerfen mußte, zeugt von zeitgemäßem Fortschritte. Er mußte sich verpflichten, 100 Reis in die Kasse der Zunft zu zahlen und 400 Kollegen ein Gastmahl zu geben, dann sollte er wieder rein seyn."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 84 Sonntag, 7. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Je näher sich die Reisenden dem Schlosse Lysa näherten, je öfter gaben sich an verschiedenen Stationen Ausbrüche und verübte Exzesse kund, denn zügellose Banden durchschwärmten die Gegenden, da wohl die Gährung, aber noch keine Organisation der Insurgenten zu Stande gebracht war.

Die fieberhafte Aufregung der Gräfin ward hierdurch mit jedem Tage genährt und mit Ungeduld beschleunigte sie das Ende der Reise, während Konstanze in eine dumpfe, verzweiflungsvolle Schwermuth verfiel. Endlich rollte der Wagen vor das Schloß Lysa. Konstanze hegte keine Hoffnungen mehr auf den Anblick, auf die Gegenwart ihrer geliebten Mutter, die Stimme ihres Innern sagte ihr, daß sie nur zum Opfer einer geheimen Intrigue ausersehen sey, und nur dem eigentlichen Zwecke sah sie mit Spannung entgegen. Sie warf einen ahnungsvollen Blick auf das einsam gelegene, weitläufige und bis auf einige anmuthige Parkanlagen und Alleen, welche die Vorderseite umgaben, düstere Schloß.

Der Wagen, der die reisenden Damen brachte, hatte sich kaum dem Schloßportal genähert, als auch schon mehrere Diener zum Empfange herbeigeeilt kamen.

Die Gräfin neigte sich hastig zum Wagenfenster hinaus, um dem zunächst stehenden Diener sogleich mit der Frage anzureden: „Was ist vorgefallen, wie geht es unseren Freunden?“

„Gnädige Gräfin,“ erwiderte der Diener und öffnete den Wagenschlag, „es sind täglich Boten in das Schloß gekommen. Sie sind sehnlichst zurückerwartet worden, man sieht dringend Waffen, Munition und Geld entgegen. Die Stimmung ist überall vortrefflich, überall Anhang und Zulauf.“

„Das ist herrlich!“ rief die Gräfin und sprang fast ohne Hülfe aus den Wagen. „Sind keine Briefe gekommen?“ fragte sie.

„Ich habe mehrere in Verwahrung nehmen müssen, wann befehlen die Frau Gräfin dieselbe zu lesen?“

„Sogleich,“ antwortete die Gräfin sehr erregt, „das duldet keinen Aufschub.“ Schon war sie einige Schritte fortgeeilt, als sie sich erinnerte, Konstanze vergessen zu haben. Indem sie mit der Hand nach ihr in den Wagen deutete, gab sie den Befehl: „Man bringe meine kleine Gefangene aus dem Wagen sogleich in Sicherheit. Sie soll das Eckzimmer auf dem linken Flügel bewohnen, man führe sie dorthin und sorge für ihre Bequemlichkeit. Auf Wiedersehen, meine Kleine!“

Mit einem leichten Gruße nach ihr und mit einem bedeutsamen Wink nach dem Diener verschwand die Gräfin unter dem Portal und eilte auf ihr Zimmer.

Auf Konstanze hatte der Abschied der Gräfin einen entsetzlichen Eindruck gemacht. Sie war eine Gefangene. Betäubt ließ sie sich von dem Kammerdiener über Treppen und Korridore nach dem angewiesenen Zimmer führen. Sie sah nicht die prachtvollen, luxuriösen Ausstattungen des Gebäudes, welche im französischen Geschmack das Innere des Schlosses hervorhoben; das Schloß trug für sie nur die düstere Farbe eines Gefängnisses. Das Eckzimmer, ihr angewiesener Aufenthaltsort, ward vor ihr geöffnet, ihr Blick überflog den Raum. Niemand harrte ihrer darin, sie war allein. Als sie ermattet auf den Divan sank, hörte sie leise die Thür des Gemachs von außen verschließen. Sie war also wirklich eine Gefangene.

7.

Die Testamentsvollstreckung.

Am heutigen Tage war das Haus der verstorbenen Frau Baronin v. Wandow in Breslau zu einem Sammelplatze der sämmtlichen Familienmitglieder bestimmt, da die Testamentseröffnung der reich begüterten Baronin statt haben sollte. Die vornehme Verstorbene hatte sich durch mancherlei Wohlthätigkeitswerke in der Stadt hervorgethan und angesehen gemacht. Nach ihrem Ableben wurden bedeutende Spenden unter die Bedürftigen der Stadt vertheilt, und Arme und Nothleidende waren gekommen, um ihre Dankgebete für die Entschlafene an dem Paradebette zu verrichten, auf welchem die Leiche in dem Hotel ausgestellt gewesen. Die Majorin Frau v. Zarkow hatte die Vertheilung der Almosen selbst angeordnet, und den Zutritt aller Derjenigen angehindert geduldet, welche dazu beitragen konnten, durch ihre Erkenntlichkeitsbezeigungen den Wohlthätigkeitssinn des

Wandowschen Hauses noch mehr zu rühmen und zu veröffentlichen.

Auch noch am heutigen Tage, da die Eröffnung des Testaments der reichen Erblichenen bekannt geworden, hatten sich einige Hülfsbedürftige vor der Thür und unter dem weitgeöffneten Portal des Hotels versammelt, ohne daß die Dienerschaft den verschiedenen Leuten den Aufenthalt verwehrte, denn die ziemlich laut geführten Gespräche derselben machten nur Lobreden und Ausdrücke der Dankbarkeit und Trauer hörbar.

Seit der zweiten Stunde des Nachmittags versammelten sich die zahlreichen Mitglieder der Wandows. Wagen auf Wagen kam geräuschvoll vor das Portal gerollt. In ehrerbietiger Entfernung wichen die vor dem Hause Versammelten jedesmal vor den Aussteigenden zurück und grüßten mit den demüthigsten Verneigungen, denn die ihrer Wohlthäterin Beraubten hielten es für das geringste Zeichen ihrer Dankbarkeit, sich unterthänig gegen Alle zu erweisen, welche sich dem Hause der edlen Verstorbenen näherten, oder in Verbindung mit demselben standen.

Durch Verspätung einiger Betheiligten hatte die Vollstreckung des Testaments bis zur sechsten Abendstunde hinausgeschoben werden müssen.

Es begann schon zu dämmern, als unter den noch immer auf der Flur harrenden Personen eine Frau erschien, deren Gesicht ein dunkler Schleier bedeckte. Sie war langsam durch das Portal geschritten und schien mit großer Theilnahme auf die Worte der Sprechenden zu hören. Von allen Seiten vernahm sie Lob und Preis über die Verstorbene.

„Gott habe das Engetherz selig!“ sagte eine Frau zu der andern an einer Krücke hängenden. Sie war die Mutter aller Armen und Verlassenen.

„Ja ja, ein wahres Mutterherz, noch im Tode hat die gottselige Frau an uns gedacht, deßhalb ist sie auch so sanft und ruhig eingeschlafen.“ Die Alte wischte sich bei diesen Worten ein Paar Thränen aus den Augen und fügte mit gerührter Stimme hinzu: „Gott segne dafür das ganze Haus.“

„Und das muß man sagen,“ hub die erste wieder an, „stolz ist die gnädige Frau nicht gewesen, das sind alles Verleumdungen und Uebertreibungen. Haben sie uns nicht bis an ihren Sarg gelassen, haben wir nicht ihre Hände nehmen und küssen dürfen? Und wie menschenfreundlich hat sich die Frau Majorin, diese edle Frau, nicht gegen uns benommen. So gut wie der Pfarrer hat sie Trost und Segen über uns gesprochen, und obenein einen Jeden mit Geschenken entlassen. Die sieht aber auch der Mutter ganz ähnlich, und wie viel Thränen hat sie geweint, ja ja, die lieben Kinder, die werden am besten wissen, was für ein Engel von ihnen gegangen ist. Denn wer an Fremde so viel wendet, wird das eigene Fleisch und Blut gewiß nicht vergessen.“

Eine dritte Frau hatte sich jetzt zu den Sprechenden gesellt, sie trug sichtbar etwas auf dem Herzen, gebrauchte aber die größte Vorsicht, es zu sagen, denn sie hielt die Hand vor den Mund. „Wir wissen doch Alle, daß es nicht gut ist, wenn auf den Todten noch im Sarge eine Thräne fällt, das ist allemal ein schlimmes Zeichen, nicht wahr? Davor muß man sich hüten, sage ich, und doch —“

„J, Gott bewahre!“ fielen die Angeredeten der Dazugekommenen erschrocken ins Wort, „ist denn so Etwas bei unserer guten gnädigen Frau passirt, das wäre ja ein wahres Unglück.“

„Das ist es, das ist es, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Sie wird keine Ruhe im Grabe haben, Gott behüte uns Alle davor. Ich glaube, die Frau Majorin selbst hat die Thräne darauf fallen lassen, denn sie stand dabei und beugte sich mit ihren verweinten Augen über die Todte, sie wollte das goldene Kreuz unter der Halskrause zurecht schieben. Die gute Seele hat sich dabei nichts gedacht, und wischte die Thräne auch gleich mit ihrem Tuche wieder ab. Ich will nichts Schlechtes reden, aber ein großes Haus hat manche verborgene Thür, und geht da Etwas hinein und heraus, was nicht Jedermanns Sache ist. Da ist vor Jahr und Tag das jüngste Fräulein vom Hause über die Schwelle gegangen, und noch hat sie kein Mensch wiederkommen sehen.“

Die Sprechenden drängten sich mit Ohr und Mund zusammen, ihre Unterredung wurde leiser und für jeden Andern unverständlich.

Die verschleierte, vor wenigen Augenblicken erschienene Frau, welche bisher auf das Gespräch hörte, entfernte sich bei den letzten Worten. Eine seltsame Aufregung schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie ging mit unsicherm Schritt über die Flur auf die breite Haustreppe zu, welche in ihrer ganzen Länge mit einem schwarzen Teppich bedeckt war.

Die Gasflammen des Kandelabers längs dem Geländer der Treppe verbreiteten eine flimmernde Helle. Die Unbekannte setzte jetzt ihren Fuß auf die erste Stiege, es schien, als wolle sie durch ein Zögern weiterzuschreiten, sich Zeit geben, eine Aufregung zu bekämpfen, welche ihre Brust durchwogte. Ihr Blick war starr vor sich hingerichtet, dann ergriff sie den Lauf des Geländers, hielt sich daran und seufzte. Jetzt schweifte ihr Blick ruhelos umher, als ob Bilder einer vergangenen Zeit vor ihrem Auge schwebten, Erinnerungen, von welchen sie schmerzlich, aber durch das Wiederfinden derselben an diesem Orte, auch mit augenblicklich wohlthuender Wehmuth erfüllt wurde. Fortgerissen von einem unwiderstehlichen Drange eilte sie nunmehr die Stiegen hinauf. Sie befand sich auf dem ersten Korridor, blickte um sich, erschrack und bebte, während ihr Blick aufs Neue umdüsterte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Einnahme der Zitadelle von Messina

bringt die „Perseveranza“ aus der Feder eines Augenzeugen folgenden Bericht: Nachdem die Zitadella vier Tage lang gegen unsere Belagerungswerke geschossen, die Stadt etwas beschädigt und uns 5 Mann getödtet und 23 verwundet hatte, eröffneten wir unser Feuer in den Morgenstunden des 12. März und brachten die Belagerten gleich nach den ersten Schüssen zum Schweigen; Artillerie und Infanterie floh in die Kassematten und ergab sich nach bloß vierstündigem Bombardement auf Gnade und Ungnade. Damit war Alles zu Ende. Der Wind war uns günstig und wühlte in dem Brand, den unser Geschütz verursacht hatte. Wohl fünf- bis sechsmal wurde die weiße Fahne aufgezogen, bevor man zum Parlamentiren kam, und doch verlangten die Belagerten dann noch 24 Stunden Bedenkzeit und Unterzeichnung der Stipulation auf einem neutralen Schiff. „Nicht zwei Minuten,“ sagte Cialdini, „entweder Ihr ergebt Euch, oder ich setze das Feuer fort.“ Darauf kam General de Martino aus der Festung heraus und erbat sich als besondere Gnade eine Frist bis Abends 10 Uhr, wo dann wirklich die Uebergabe auf Gnade und Ungnade erfolgte. Die gefangene Mannschaft wurde in den benachbarten Ortschaften kantonnirt und mit dem in der Zitadella vorgefundenen Vorrath verpflegt. Sämmtliche Artilleristen, Offiziere und Soldaten, wurden am Morgen des 13. über die Terranova transportirt, bei welchem Anlaß sich leider der ergrimmte Pöbel einige Exzesse erlaubte. General Fergola, von zwei Personen unterstützt, wurde vor den Sieger geführt, der ihm die Hand reichte; der unglückliche Greis war der Ohnmacht nahe und fand dann Aufnahme an Bord einer Fregatte. Seinen Rathgebern aber ging es schlimmer. Als Oberstlieutenant Guillomat seinen Degen abgeben wollte, erklärte Cialdini, „er wolle sich nicht die Hände damit beschmutzen.“ Nicht besser wurden Gaita, Cavalieri, der Schweizer Bratt und wohl auch de Martino behandelt, in denen man die Anstifter der Reaktion (d. h. des treuen Ausharrens, welches auch bei den Gegnern achtungsvolle Anerkennung sollte beanspruchen dürfen) erblickte. Um der Wahrheit Zeugniß zu geben, muß ich bekennen, daß Guillomat im Gefängniß eine edle Haltung zeigt; so äußerte er gegenüber von italienischen Offizieren: „Ich werde erschossen und bin auf mein Schicksal gefaßt; ich vertheidigte die Fahne, zu der ich geschworen; hätte ich Truppen gehabt, wie Ihr, so wäre es anders gegangen.“ Ueber die Besatzung hat Cialdini am 15. März verfügt wie folgt: „Die Festung wird den Truppen Sr. Majestät Viktor Emanuel in dem Zustande übergeben, in welchem sie sich befindet. Sämmtliche Generale und Offiziere werden mit dem Sold von einem Monat nach Neapel gebracht, wo es bei der Regierung stehen wird, ob sie dieselben noch ferner in der Armee verwenden will. Ein Kriegsgericht wird untersuchen, ob die verhafteten Offiziere eines Verbrechens schuldig seyen, und in bejahendem Fall die Strafe aussprechen. Se. Majestät, in deren gewohntem Wohlwollen, verlangt, daß Alle mit Achtung behandelt werden. Die Soldaten, welche ihre fünfjährige Dienstzeit noch nicht vollendet haben, werden in der Armee fortdienen. Die andern gehen mit dem Sold von einem Monat nach Hause, haben sich aber nach einem zweimonatlichen Urlaub auf den ersten Ruf wieder zu stellen.“

Einem Privatbriefe aus Messina, 17. März, entnimmt die „Preuß. Ztg.“ nachstehende Schilderung der Uebergabe der Festung: Die Beschießung der piemontesischen Batterien von Seiten der Neapolitaner begann am 9. und dauerte am 10. fort. Die Kugeln und platzenden Bomben fielen in der Gegend der Batterien dicht nieder. Am 11. und 12. wurde das Feuer fortgesetzt. An dem Morgen des letzteren Tages hatte sich eine große Menschenmenge auf den mehr zurückliegenden Hügeln gesammelt, da man wußte, daß heute der Angriff auf die Festung erfolgen werde. Gegen 12 Uhr Mittags verstummten die neapolitanischen Kanonen. Um ungefähr halb ein Uhr aber fingen die Piemontesen von der Land- und später von der Seeseite ein äußerst heftiges Feuer an, während dessen die Neapolitaner sich nicht wieder auf ihre meist unbedeckten Batterien hervorwagten und so gut wie gar nicht (mit etwa 3—5 Schüssen) antworteten. Fort Don Blasco hatten sie nach den ersten dorthin gefallenen Kugeln, nach Verlust von 2 Todten und 5 Verwundeten, in schleunigster Flucht verlassen, so daß sie sogar die Zugbrücke zur Zitadelle hinter sich aufzuziehen versäumten. Die piemontesischen Kriegsschiffe fuhren fortwährend nahe an die Festung her und feuerten ganze Salven auf dieselbe ab. Bald faßte inwendig eine Kaserne Feuer, und ihr Gebälk stand in hellen Flammen; dazu entstand eine Explosion. Nach etwa 4 Stunden steckten die Neapolitaner die weiße Fahne auf, und da diese nicht beachtet wurde, nach und nach an mehreren Punkten (Zitadelle, Salvatore, Leuchtthurm). Dennoch unterhielten die Piemontesen noch eine ganze Stunde das Feuer. Endlich erschienen drei Parlamentäre auf Terranova, denen einige von der Festung halben Weges entgegenkamen. Dem Verlangen der Neapolitaner, mit militärischen Ehren abzuziehen, wurde die Forderung entgegengestellt, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und ihnen bis Abends 10 Uhr (statt der verlangten 24 Stunden) Bedenkzeit gestattet. Daß die Eingeschlossenen nachgeben würden, war zu erwarten. Am 13. wurde die Festung geräumt, nachdem schon Tags zuvor Fort Don Blasco von den Bersaglieri besetzt worden war. Der altersschwache Fergola hatte noch beim Herausgehen über die Festungsbrücke den Unfall, von dem heftigen Wind ins Wasser geworfen zu werden.

Mannigfaltigkeiten.

In einem jüngst erschienenen Reisewerk über Cochinchina von Eduard Brown, einem Seemann, der eine Zeit lang von chinesischen Piraten an der Küste von Cochinchina gefangen gehalten wurde und nach glücklich gelungener Flucht in den Jahren 1857 bis 1858 eine Fußreise durch letztgenanntes Land machte, dessen Einwohner er hoch über die Chinesen stellt, finden sich folgende Betrachtungen über die französischen Versuche, in Ostasien Fuß zu fassen: „Bisher hatte das britische Reich in Asien auf 100,000 englische Meilen weit keinen Feind, der auch nur einer Drohung fähig war. Die Franzosen besitzen zwar Pondichery, aber Pondichery besitzt keinen Zufluchtsort für eine Flotte, und kann keine Armee mit Lebensmitteln versehen. Die Portugiesen haben die Städte Goar und Macao inne; in beiden Orten jedoch existiren sie nur geduldet, denn sie sind nicht nur europäischer, sondern selbst eingeborner Macht Unterthan. Die holländische Macht im Inselmeer ist eine Wirklichkeit, aber Hollands Politik war stets, nach Allem zu greifen und dann die Hälfte wieder herauszugeben, mit einem Seufzer darüber, daß man aus seiner Schwäche Vortheil ziehe. Die Spanier besitzen auf den Philippinen einen Stützpunkt, den eine thatkräftige Race gewaltig machen könnte, aber ihre Kolonien liegen in dem Zauberschlaf, der seit 300 Jahren das Mutterland niederhält. Keine eingeborne Macht außer China besitzt eine Flotte, wenn man ihr diesen Namen geben darf; und die chinesische Schwäche hat sich zu oft erwiesen, als daß selbst diese eitle Race sie leugnen könnte. Kein europäischer Staat kann über die halbe Welt Armeen senden; und England stand, wie man sagen kann, seit dem Siege von Plassey (1727) allein. Die Flotten der seemächtigen Staaten konnten an ihm auf seiner Bahn vorüberkommen; allein über einen Angriff, eine wirkliche greifbare Gefahr blieb es erhaben. Die Folgen waren für seine Unternehmungen und Finanzen von höchster Bedeutung. Bombay und Madras, reichere Städte als irgend eine in Asien, die nicht den Angelsachsen gehört, sind völlig unbefestigt geblieben. Calcutta zwar ist geschützt, und wahrscheinlich ist keine Stadt auf Erden vor einem Angriff von außen so gesichert, aber nicht Menschenhänden verdankt es seine Festigkeit. In Hongkong, Singapore, Luknau und Shanghai sind Stationen errichtet worden, ohne einen Gedanken daran, wie sie im Fall eines Krieges vertheidigt werden sollen. Bei Englands Meerherrschaft, und da Indien ihm als Magazin dient, war die Gewißheit seines schließlichen Sieges zu klar, um nicht die Unzufriedenheit der Asiaten und den Neid der Europäer im Zaum zu halten. Ganz anders wird sich der Fall gestalten, wenn es Frankreich gelingt, in Cochinchina ein Reich aufzubauen, oder auch nur eine Niederlassung zu begründen. Hue, die Residenz des Hofes von Anam und die Hauptstadt des Königreichs, liegt an einem großen Strome und beherrscht ein Delta, das so reich ist wie Bengalen. Eine Flotte, wie man sie nur in europäischen Gewässern sieht, könnte sich dort in vollkommener Sicherheit ausbessern. Vorräthe, Kohlen, Leute und Unterkunft wären dort alle bei der Hand; dem großen Nachtheil, an welchem Frankreich bei einem Kampfe gegen England in Asien leidet, würden diese Hülfsquellen ein Ende machen. Im Fall eines europäischen Krieges müssen wir daher entweder Bombay, Madras, Singapore, Hongkong und Shanghai befestigen oder große Flotten in Asien halten, um die Mündungen des Anam und des Amur zu bewachen.

Die verstorbene Herzogin v. Kent, die während der ersten Zeit ihres Aufenthalts in England bekanntlich mit vielerlei pekuniären Schwierigkeiten kämpfen mußte, hat, Dank ihrem wohlgeordneten Haushalte, doch ein namhaftes Vermögen hinterlassen, das zum größten Theil ihren Enkelkindern zu gute kommt, und vorerst der Königin zur Verfügung gestellt worden ist. Zum alleinigen Testamentsvollstrecker hat die Verstorbene den Prinz-Gemahl eingesetzt. Am Begräbnißtag, als ihre Dienerschaft eben vom Mittagsessen aufstand, wurde dieser ein von der Königin eingetroffenes eigenhändiges Schreiben vorgelesen, in dem Ihre Majestät sämmtlichen Personen des Haushalts ihrer verblichenen Mutter die Versicherung ertheilte, daß sie anständig versorgt werden sollen. Zu diesem Zwecke hatte die Herzogin in ihrem Testament 3000 Pfd. St. ausgesetzt; die Königin gab aus ihrer Privatkasse weitere 2000 Pfd. St. dazu, und befahl außerdem, daß die Dienerschaft nach demselben Maßstab wie ihre eigene mit Pensionen bedacht werde.

Am 11. März Vormittags wurde im Schloßhofe zu Mannheim unter Beiseyn einer großen Zuschauermenge von zwei Kavalieren eine seltsame Wette ausgetragen. Der Eine machte sich anheischig, auf einem Fuß hüpfend, den Raum des Schloßhofes vor dem Andern, auf einem Pferde galoppirend, zu durcheilen, wobei dem Hüpfenden 60 Schritte vorgegeben wurden. Der Hüpfende gewann die Wette.

Auflösung der Charade in Nro. 79:
Geisblattlaube.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 85 Dienstag, 9. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Flügelthüren des Empfangsaales standen vor ihr weit geöffnet. Sie trat hinein. Das ganze Gemach war schwarz ausgeschlagen, der große Kronleuchter verbreitete aus der Mitte des Saales einen zitternden Kerzenschein. Dem Eingange gegenüber an der Längenwand erhob sich ein Trauerbaldachin, in dessen Krönung das Wappen des Hauses hing, von schwarzem Flor umhüllt. Unter dem Baldachin hatte das Paradebett der Verstorbenen gestanden. Im Hintergrunde befand sich das Kreuz mit dem Erlöser, zu dessen Seiten noch zwei große Kerzen brannten, deren Leuchter ebenfalls umflort waren.

Die Unbekannte, noch immer tief verschleierte Frau, ging mit schwankendem Schritt über die Mitte des Saales bis unter den Baldachin. Hier sank sie mit dem leisen, ächzenden Schmerzensrufe: „O, meine Mutter!“ in die Knie.

In dem Saale befand sich, gegen die Seite der Thür sitzend, ein Kammerdiener, welcher die Aufsicht führte. Seine Hände ruhten gefaltet auf seinen Knieen, theilnehmend betrachtete er die Unbekannte, ohne sie zu stören. Der Diener saß gebeugt, sein Gesicht war bleich, das Alter hatte es mit Falten, den Kopf mit schneeigem Haar bedeckt. Er hielt die eingetretene fremde Person, welche jetzt betend vor der Trauerstätte lag, für eine jener verschämten Armen, die den Verlust ihrer verstorbenen Wohlthäterin betrauere, und gekommen sey, ihren Schmerz in dieser Weise kund zu geben. Bald aber machte ihn ihre ungewöhnliche Gemüthserschütterung aufmerksamer. Da er die Fremde immer heftigere Seufzer nnd krampfhafte Töne auspressen hörte, befürchtete er eine Ohnmacht für sie, erhob sich von seinem Platze, um sich ihr zu nähern.

In demselben Augenblick hatte sich indessen auch die Verschleierte plötzlich aufgerichtet, ihr geheimer Seelenkampf schien überwunden, die vorhin so schwankende, fast schleichende Haltung glich in nichts mehr dem muthigen und festen Auftreten, mit welchem die Unbekannte dem Diener entgegen ging. Mit einer raschen Handbewegung entfernte sie den Schleier von ihrem Gesicht. Der Diener wich betroffen einige Schritte zurück, vor den bleichen, verstörten Zügen, welche er erblickte.

„Ich bitte,“ sagte die Fremde zu ihm mit fester Stimme, „melden Sie mich der Baronin v. Wandow.

Mehr verwirrt über die eisige Bitterkeit und Entschlossenheit, welche bei dieser Anforderung aus den Mienen der Frau sprach, als über die Seltsamkeit ihres Wunsches, antwortete der Diener befangen: „Der gnädigen Frau kann ich Sie nicht mehr melden, denn sie ist gestorben und begraben; ich glaubte, Sie wüßten davon.“

„Ich wußte nichts, man ließ es mich nur errathen,“ erwiderte die Fremde kalt. „Nun aber weiß ich es doch, ich, ja, ich — o, die Tochter!“

Sie vermochte nicht ihre Rede zu vollenden.

„Mein Gott,“ stammelte der Diener und erhob die zitternden Hände, in dem er die Fremde wie im Traume anblickte, „das gnädige Fräulein! Ja, ich sehe es vor mir, Fräulein Gabriele, sind Sie in dieser Stunde, da wo Sie nicht fehlen durften, wirklich erschienen, wie mir meine Augen sagen, oder ist der Verstand des alten Daniel schon so schwach geworden, daß er an Einbildung leidet?“

„Nein, nein, Du alter Mann, Du mein guter Daniel, Du irrst Dich nicht: ich habe auch einmal zu diesem Hause gehört; ich bin Gabriele, heiße Valentin, — das ist lange her, daß Du mich hier auf Deinen Armen getragen hast. War es nicht hier! Ja, ja, es ist dasselbe Haus, aus welchem mich der Fluch meiner Mutter, deren letzte Reste hier unter diesem Trauergerüst geruht haben, wo ich eben noch ihre Vergebung erfleht, verstoßen hat.“

„Mein armes Fräulein!“ rief der Diener, während Thränen aus seinen Augen rollten, „ach, Sie kommen zu spät. Wohin soll Daniel Sie heute noch führen? Haben sie Ihnen denn noch einen Platz übrig gelassen, — o nein, ich glaube es nicht.

„Daniel,“ sagte Gabriele, nachdem sie in ihm einen ihr einst ergebenen und treuen Diener wiedererkannt hatte, „das Eine ist gut, daß wir uns hier zusammentreffen. Fürchte nichts, denn ich komme nicht als eine Bettlerin. Ich bin unter dem Schutze eines großmüthigen Freundes seit zwei Tagen in Breslau angelangt. Ich hörte von dem Tode meiner Mutter reden — es war den Meinigen viel zu viel, mir, der Verstoßenen, da-

von eine Anzeige zu machen — die Verstoßene hatte ja keine Mutter mehr! O, Daniel, ich bin auch nicht gekommen, meine verlorne Mutter zu suchen, nein, denn ich suche meine Kinder, die eigenen Kinder, welche mir der Fluch meiner Mutter, des Haß meiner Geschwister geraubt hat. O, komm, komm und hilf mir; sage mir, welche Person jetzt dieses öde Haus beherrscht, führe mich zu ihr, wenn es die Majorin, die älteste Tochter, ist."

Die steigende Aufregung Gabrielens erschütterte den alten Diener, welcher Gabriele seit ihrer Kindheit, und das traurige Loos, welches sie im elterlichen Hause gezogen, kannte und bemitleidete.

„Augenblicklich," antwortete er mit gedämpfter Stimme, „ist das Haus noch herrenlos, aber noch heute, in dieser Stunde schon, wird es sich entscheiden, wem es als Eigenthum zufällt. Ihre ganze Familie ist heute zusammengekommen, das Testament Ihrer verstorbenen Mutter wird eröffnet. Alle sind dort in dem grünen Gemache damit beschäftigt."

„Dann laß mich nichts versäumen," rief Gabriele mit unheimlicher Geberde, „führe mich hinein, oder — ich gehe selbst, ich finde mich wohl noch zurecht, es ist ja meiner Eltern Haus, ist meine Geburtsstätte."

Gabriele entfernte sich.

„Gehen Sie nicht!" rief Daniel, als er sah, daß Gabriele nach dem angedeuteten Gemache zuschritt, „gehen Sie nicht, die Alle da drinnen haben kein Herz für Sie, bleiben Sie!"

Gabriele war bereits in das Kabinet eingetreten, das zwischen dem Empfangssaale und dem grünen Gemache lag, in welchem die Waudow'sche Familie ihre Testamentseröffnung vollzog. Sie ging gerade darauf zu und legte die Hand an die Thür.

Das grüne Gemach, welches den Sammelplatz der Erben bildete, war eines der weitläufigsten des palastähnlichen Gebäudes und mit verschiedenen Zugängen versehen. Die herabgelassenen Gardinen verschlossen die Fenster nach der Straße, von der Decke hing ein strahlender Kronleuchter. In der Mitte stand ein einfacher Tisch, darauf zwei brennende Wachslichter, Akten und verschiedene Schreibmaterialien; vor dem Tische hatte der Notar, der Testamentsvollstrecker mit einem Gehülfen zur Seite Platz genommen.

Die Siegel des Testaments waren erbrochen, der Notar stand vor dem Tische und hatte mit dem lauten Vorlesen des voluminösen Aktenstückes begonnen. Ihm gegenüber bildete die Majorin von Zarkow die Spitze der erschienenen Erben. Sie hatte sich tief in ihren Sessel, ein Meisterstück der modernen Holzschnitzer- und Tapezirarbeit, zurückgelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

Noch Einiges über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus.

II.

Kurzsichtigkeit *), Gesichtsschwäche und andere Augenübel nehmen täglich mehr unter der Jugend überhand. Die Klage über die zunehmende Kurzsichtigkeit und Gesichtsschwäche unter der Jugend der Städte ist eine allgemeine.

Die Kurzsichtigkeit beruht manchmal auf einem angebornen Formfehler des Auges, meist aber ist sie eine erworbene **), hervorgerufen durch die übertriebenen Anforderungen des modernen Erziehungssystemes, welches die jungen Leute beiderlei Geschlechtes von frühester Jugend an zu einer fortwährenden Anstrengung der Augen in der Nähe (beim Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Sticken ꝛc.) nöthigt, wozu noch die Vernachlässigung der Regeln der Augendiätetik kommt. An mehreren Orten hierüber angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß die Zahl der kurzsichtigen Schüler mit jedem Jahre zunimmt, ferner, daß sie in den Volksschulen geringer ist, als in den gelehrten Schulen und höheren Erziehungsanstalten, daß sie am geringsten ist in den niedersten Klassen, dann stetig steigt und in den obersten Klassen am größten ist. Ebenso zeigen die jährlichen Militäraushebungen eine stetige Zunahme der Kurzsichtigkeit, so daß man in 10—15 Jahren wohl genöthigt seyn wird, auch junge Leute mit Brillen auf der Nase in die Heere einzureihen.

*) Das normale Auge unterscheidet kleinere Gegenstände, z. B. eine mittlere Druckschrift, in einer Entfernung von 12 bis 20 Zoll deutlich. Der abnorme Zustand des Sehvermögens, bei dem die Gränze des Deutlichsehens unterhalb die angegebene Entfernung fällt, wird Kurzsichtigkeit genannt, Weitsichtigkeit aber jener Zustand, bei dem sie über diese Entfernung fällt. Während der Weitsichtige entfernte Gegenstände deutlich erkennt, nahe aber undeutlich, erkennt der Kurzsichtige nahe Gegenstände scharf und deutlich, ferne aber undeutlich und getrübt.

**) Der Grund zu der erworbenen Kurzsichtigkeit wird fast ausschließlich in dem jugendlichen Alter zwischen dem 8. und 16. Lebensjahre — also im Alter des Schulbesuches — durch den anhaltenden Gebrauch der Augen für das Betrachten sehr naher und kleiner Gegenstände gelegt. Nach des berühmten Ophthalmologen v. Gräfe neuesten Untersuchungen wird durch den hiedurch hervorgerufenen, häufig wiederkehrenden Blutandrang nach den Augen, wozu die üble Gewohnheit der vorn übergebeugten Haltung, der Richtung des Antlitzes nach unten bei diesen Beschäftigungen viel beiträgt, ein Erweichungs-Prozeß des hinteren Abschnittes der Sklerotica (Lederhaut des Auges) eingeleitet; die erweichte Sklerotica wird durch den Einfluß der Muskeln auf den Augapfel bei den Bewegungen des letztern allmählich immer mehr und mehr hervorgetrieben, wodurch eine Verlängerung des Augapfels in der Richtung der Sehaxe entsteht. Es fällt nun die Vereinigung der Lichtstrahlen, welche von Gegenständen, die in der normalen Sehweite sich befinden, ausgehen, vor die Netzhaut des Auges, wodurch der Fernpunkt des deutlichen Sehens dem Auge näher rückt.

Es sind vorzüglich nachstehende Ursachen, welche die Entstehung der Kurzsichtigkeit, Gesichtsschwäche und anderer Augenübel in den Schulen und in den Familien begünstigen, deren Beseitigung wir den Lehrern und Eltern dringend an's Herz legen:

1) Zu schwache oder zu starke Beleuchtung. Die Schulsäle und Arbeitszimmer sollen gehörig hell, aber auch nicht durch Sonnenlicht*) zu grell beleuchtet seyn. Das Einfallen des Sonnenlichts soll durch graue oder grüne Rouleaux gemäßigt werden. Weniger passend hiezu sind Jalousieläden, welche wegen der mit schwarzen Schatten schroff abwechselnden Lichtstreifen sehr unangenehm auf die Augen einwirken. Besonders nachtheilig wirkt reflektirtes Licht von gegenüberstehenden weiß angestrichenen Gebäuden, von mit Schnee bedeckten von der Sonne beschienenen Dächern ꝛc. Eben so ist weißer oder vielfarbiger Anstrich der Schulwände den Augen schädlich. Am zuträglichsten für die Augen ist ein matter einfarbiger grauer, blauer oder grüner aus nicht giftigen Farben bestehender Anstrich.

Die Schullokale dürfen das Licht nicht von entgegengesetzten Seiten erhalten. Beim Arbeiten soll das Licht von der Seite, und zwar von der linken, und etwas von oben einfallen, wonach die Stellung der Schul- und Arbeitstische einzurichten ist. Die Schul- oder Arbeitstische darf man nie dem Fenster gerade gegenüber stellen; denn durch den Anblick des hellen Horizontes verengert sich die Pupille**), wodurch die Anstrengung des Auges beim Lesen, Schreiben und ähnlichen Beschäftigungen doppelt groß wird.

Lesen und Schreiben in der Dämmerung muß streng untersagt werden. Das Arbeiten im Dämmerlichte erfordert eine Anstrengung der Sehkraft, welcher ein normales Auge nicht auf die Dauer gewachsen ist. In den Wintermonaten beginnt es an trüben Tagen oft schon um halb vier Uhr zu dunkeln. Trotzdem kommt es vor, daß die Kinder in den Schulen bis zur gesetzlich vorgeschriebenen Stunde in diesem Dämmerlichte mit Lesen, Schreiben und sonstigen die Augen anstrengenden Arbeiten beschäftigt werden, wodurch deren Sehkraft immer mehr oder minder gefährdet wird.

Auch bei künstlicher Beleuchtung sind diese Beschäftigungen nachtheilig für die Augen. Jede künstliche Beleuchtung wirkt auf die Augen nachtheiliger ein, als das gleichmäßig ergossene Tageslicht. Es sollte deßhalb bei künstlicher Beleuchtung nie Schule gehalten werden. Aus demselben Grunde sollten die Schüler nie so mit Hausarbeiten überladen werden, daß sie genöthigt sind, viel zur Nachtzeit bei künstlicher Beleuchtung zu arbeiten. Am nachtheiligsten wird die künstliche Beleuchtung den Augen, wenn sie eine schlechte ist. Wie viele nicht bemittelte Schüler müssen in ihrem Dachkämmerlein während der Wintermonate täglich mehrere Stunden bei einer ungleich brennenden, flackernden Talgkerze oder bei einer rauchenden Lampe, die ihr karges Licht nur auf den Arbeitsgegenstand wirft und den übrigen Theil des Zimmers in Dunkelheit läßt, mit Lesen und Schreiben zubringen! Muß dieß nicht mit der Zeit Kurzsichtigkeit, Gesichtsschwäche und andere Augenübel zur Folge haben? Wer bei künstlicher Beleuchtung zu arbeiten genöthigt ist, der sey auf eine hinlänglich helle, gleichförmige, ruhige und rauchfreie Beleuchtung bedacht! Auch sorge er dafür, daß die Lampe oder Kerze immer so hoch ist, daß die Lichtflamme sich über den Augen, nie aber den Augen gerade gegenüber oder gar unter denselben befindet.

2) Bücher und Schriften mit kleinem Drucke und kleiner Schrift sind den Augen sehr nachtheilig. Durch die fortwährende Beschäftigung mit so kleinen Gegenständen muß am Ende jedes Auge kurzsichtig werden. Ebenso übt das Schreiben auf blendend weißes, glacirtes Papier und das Lesen auf solches mit Petit-Schrift gedruckter Bücher einen nachtheiligen Einfluß auf die Augen aus. Auch Bücher und Schriften mit schlechtem durchschlagenden Papiere sind den Augen nachtheilig. Man verbanne deßhalb aus den Schulen die so beliebten Miniaturausgaben der Klassiker und die Schulbücher mit schlechtem Drucke. Ferner ist das viele Aufschlagen von Wörtern in Wörterbüchern, namentlich wenn es bei künstlicher Beleuchtung geschieht, den Augen schädlich. Es findet hierbei wegen der wechselnden Form und Größe der Lettern eine beständig wechselnde Accommodation des Auges statt, wodurch das Auge sehr angestrengt wird.

Auch sollte das viele unnöthige Schreiben aus den Schulen verbannt werden. Besonders tadelnswerth ist der Brauch, den Schülern als Strafe vielfaches Abschreiben von Unterrichtsgegenständen aufzuerlegen, mit welcher mechanischen Arbeit diese oft bis tief in die Nacht hinein bei künstlicher Beleuchtung ihre Sehkraft abnützen müssen, ohne daß ihr Geist den geringsten Nutzen davon hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Durch das von der Sonne beschienene Lese- oder Schreibblatt wird eine Blendung des Auges herbeigeführt, wodurch das Auge sehr gereizt wird.

**) Das Sehloch des Auges.

Professor v. Döllinger über den Kirchenstaat.

(Aus der Allgemeinen Zeitung.)

München, 5. April.

Heut eröffnete Professor v. Döllinger die von einem Theile der Münchener Gesellschaft veranlaßten Vorträge im großen Odeonssaale. Die Versammlung bestand beiläufig aus 400—500 Hörern, wovon zwei Drittheile Damen waren. Mit einem flüchtigen Blick auf die Weltlage, und nachdem er bemerkt hatte, daß die letzten sechs Jahre der Zeitgeschichte inhaltsreicher seyen

als irgendein gleich großer Zeitraum der bisherigen Geschichte, lenkte Döllinger die Betrachtungen auf die Religion, als eine der wichtigsten Seiten des geschichtlichen Lebens, die auch heute wieder in den politischen Ereignissen eine große Rolle spiele. Er greift dann unter allen religiös-politischen Fragen der Gegenwart die brennendste heraus: die Frage über den Kirchenstaat, welche die ganze christliche Welt zur Stunde bewege. Es handelt sich darum: ob der päpstliche Stuhl ohne Länderbesitz in die Luft gestellt und der Abhängigkeit von einer fremden Macht preisgegeben sey? Der Redner glaubt in der ganzen Frage ein kompetentes Urtheil zu besitzen, da er den Kirchenstaat aus eigener persönlicher Anschauung kenne, andererseits sich auf wenig benützte, zuverlässige Urkunden stütze, nämliche auf die Gesandtschaftsberichte des englischen Geschäftsträgers in Rom, und auf die Denkschrift Raynevals über den Kirchenstaat.

Darüber, meint er, könne kein Zweifel bestehen, daß das Verfahren Frankreichs und Piemonts gegen Rom die schreiendste Ungerechtigkeit sey; Pius IX. könne auf die Forderungen dieser Mächte nicht eingehen, weil er ein Wahlfürst sey und im Kirchenstaat ein anvertrautes Gut verwalte, für dessen Erhaltung er sich eidlich gebunden habe. Unabhängig von dieser Sachlage lasse sich die Frage entscheiden: ob der päpstliche Stuhl einen Länderbesitz unumgänglich nöthig habe. Darauf antwortet sogleich die Geschichte, daß der päpstliche Stuhl zuerst 700 Jahre lang bestand ohne auch nur ein Dorf zu besitzen, daß aber nachher, als ihm ganze Provinzen geschenkt worden waren, die Päpste vom 9. bis 15. Jahrhundert — kurze Zwischenräume ausgenommen — niemals im ruhigen Besitz ihres größeren Gebiets geblieben sind; ja daß die mächtigsten Päpste, Gregor VII. und Urban II., selbst auf fremdem Boden sterben mußten. Damals (1260), als das Papstthum auf der Höhe seiner religiös-politischen Macht stand, gab es, nach dem Zeugniß eines Papstes selbst, nur zwei Städte, wo der päpstliche Stuhl mit Sicherheit verweilen konnte — Viterbo und Avignon. Rom selbst war Jahrhunderte hindurch für die päpstliche Residenz viel zu unruhig.

Zum festen Besitz seiner Lande gelangte der Papst erst vor 300 Jahren, aber was sind 300 Jahre gegen 1800? Betrachten wir die Verhältnisse im Kirchenstaat näher. Der Papst ist ein Wahlfürst — die Wahlform des Papstes ist für die Kirche ohne Zweifel ebenso vortrefflich, wie sie politisch mangelhaft ist. Noch sind alle Wahlreiche zu Grund gegangen; es fehlt in ihnen eben die angestammte Dynastie, die wechselseitige Anhänglichkeit von Fürst und Volk, das Vertrauen, welches das letztere jedem Sprößling des Regentenhauses schon von vornherein entgegenbringt. Jeder neugewählte Papst war für sein Volk mindestens fremd, nicht selten sogar ein Ausländer. Dazu kam die kurze Regierungszeit der Päpste, die gewöhnlich schon betagt, gewählt wurden. Dieselbe erlaubte nicht, daß die Regierung eines von ihnen im Volke Wurzel schlug; ein häufiger Wechsel des Systems trat mit den oft rasch sich folgenden Päpsten ein. So kamen die angesehensten Männer der Kirche, wie z. B. Bellarmin, zu dem Schluß: daß es besser seyn würde, wenn die Päpste nicht die Doppelstellung von Kirchenfürsten und Königen einnähmen.

Gewiß war die päpstliche Regierung eine der mildesten, die es je gegeben hat — nach dreißig Jahren der Revolution in unserm Jahrhundert blieben im Kirchenstaat noch immer so viele wirkliche Freiheiten gewährt, wie unter gleichen Vorgängen wohl in keinem Land Europa's — und doch herrscht unläugbar seit vierzig Jahren große Mißstimmung in der städtischen Bevölkerung des Kirchenstaats, die, bei dem Mangel alles Bauernstandes in Italien, und namentlich in den päpstlichen Provinzen, allein entscheidend ist. Seit vierzig Jahren gährten in dieser revolutionäre Tendenzen, die sich zeitweilig in Aufständen entluden. Daneben nahm die Schwäche der päpstlichen Regierung mit jedem Jahr zu, und als Pius IX. moderne Institutionen bewilligte, und mit einer umfassenden Amnestie das Pontifikat antrat, da führte er nur seine Gegner zurück, die ihm nun offen den Krieg machten.

So kam es, daß er seit 1849 von zwei fremden Mächten, Oesterreich und Frankreich, Garnisonen ins Land nehmen mußte, um sich zu erhalten. Der päpstliche Stuhl, der in der geistlichen Jurisdiktion in der ganzen katholischen Welt die unbedingteste Anerkennung fand, bot nach seiner politischen Seite den traurigen Anblick der schwächsten und hülflosesten Regierung Europa's, die sich auf die doppelte Krücke fremder Mächte gestützt erhalten mußte. Unabläßig war Pius IX., nach dem Bericht des englischen Geschäftsträgers, bemüht, Mißbräuche der Verwaltung abzustellen, seit zehn Jahren ist seine Regierung nur eine Kette von nützlichen und wohlthätigen Reformen. Aber all dieß konnte die tiefe Abneigung eines großen Theils der Bevölkerung gegen die Regierung nicht heben. Keine Majorität, keine koservativen Elemente kamen dieser stützend entgegen; es gelang ihr, nicht eine einheimische Armee zu bilden, und die fremden Söldlinge konnten nur die Verstimmung des Volkes steigern. Was der Geschäftsträger 1856 sagte: daß sich die päpstliche Regierung auf keine Klasse der Bevölkerung verlassen könne, daß im Moment eines Angriffs keine Hand sich für sie erheben werde, haben die jüngsten Ereignisse bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 86 Mittwoch, 10. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Der unbefangene Beobachter würde nicht vermuthet haben, daß die, eine vollkommene Ruhe heuchelnde Frau den Gang der Handlung, die Bewegungen aller Anwesenden mit großer Spannung verfolgte. Entweder häkelte sie nachlässig an der Uhrkette, welche an ihrer Hüfte hing, oder sie schob bald das eine, bald das andere Armband zurecht, betrachtete ihre Edelsteine und so weiter. Am wenigsten schien der Inhalt des Testaments ihr Interesse zu erwecken, denn sie ließ bemerken, daß ihr derselbe ein längst bekannter war. Erhob sie dann plötzlich ihr Auge, so schweiften ihre Blicke schnell über die Versammelten, als genüge es ihr, den Eindruck und den Erfolg auf dem Gesichte eines jeden Einzelnen zu lesen, welchem ein neuer Erbantheil zuerkannt wurde. Dann verfiel sie schnell wieder in ihre vorige Zerstreuung, indem ein verstecktes Lächeln der Schadenfreude oder der Befriedigung um ihre Lippen spielte, je nachdem sie Diesen oder Jenen mit Ungunst oder Zuneigung betrachtet hatte. Und dieses Lächeln sagte in seiner Entzifferung deutlich genug, daß die herrschsüchtige Frau v. Zarkow wohl mehr als einmal sich selbst zurufen konnte: „Alles dieß, was hier geschieht, das ist mein unwiderrufliches Werk."

Die Unruhe, welche sich bei einem Akte wie der vorgehende gewöhnlich kund gibt, blieb auch unter dem zahlreichen Personal der hier zusammensitzenden Erben nicht aus. Man erhob sich von den Plätzen, ging umher, tauschte Worte des Unmuthes oder des begütigenden Zuspruchs aus, denn Neid und Abgunst hatten bereits Raum gefunden, die feierliche Stunde, welche durch den letzten Willen und das Vermächtniß der Todten geehrt werden sollte, mit Streit und Hader auszufüllen. Ungeachtet der Vorzüge eines alten Stammbaumes drohte in dem grünen Gemache des Hotels der Wandow ein Auftritt sich vollziehen zu wollen, welcher von der Habsucht und vom Eigennutz in Scene gesetzt, einen Ausbruch niedriger Zänkerei hätte abgeben können, ähnlich den skandalösen Erbschaftsstreitigkeiten in gewissen ärmlichen Kreisen, wo die Parteien zwar nur um den Besitz einiger hinterlassenen elenden Hemden oder Röcke und Geräthe zerfallen.

Nur Frau v. Zarkow behauptete ihre stolze maßgebende Ruhe. Der Besitz des schönen Hotels war ihr außer anderen beträchtlichen Gütern in beweglichen und nicht beweglichen Objekten anheimgefallen, und sie schien den Segen, mit welcher die Hand der Verstorbenen besonders auf ihr geruht hatte, mit edler Bescheidenheit tragen zu können.

Hinter ihr befand sich, auf die Lehne ihres Sessels gestützt, der Baron Kaspar v. Osinsky, ebenfalls in theilnahmloser Ruhe über das Schicksal der Anderen, indem ihm, wie es schien, unter der Protektion der Majorin, unter deren Flügel er sich wenigstens in diesem Augenblick geflüchtet hatte, das unverkürzte Erbtheil seiner frühverstorbenen Gattin zufiel.

Der Testamentsvollstrecker hatte von seinem Sitze aus, da er unter den vorgefallenen Störungen nicht mehr im Stande gewesen, sein Amt fortzusetzen, durchdringend seine Stimme ertönen lassen. Es gelang ihm, eine Pause herbeizuführen und sich Gehör zu verschaffen. Schnell erhob er sich daher, ergriff das Testament und fuhr mit stentorischer Stimme im Lesen des nächsten Paragraphen fort. Dieser lautete:

„Meine jüngste Tochter Klementine Johanna Gabriele hat gegen meinen Wunsch und ohne meinen Konsens eine gesetzwidrige, geheime Ehe mit dem Kaufmann Edmund Valentin geschlossen und dadurch gegen meine Autorität als auch gegen die Ehre meines Hauses gehandelt. Sie hat nach dem Tode ihres Mannes ihre Wiederaufnahme in meinem Hause aus Gnaden leichtsinnig verschmäht, um ihren unadeligen Lebenswandel zu verfolgen; sie hat ihren Fehltritt weder bereut noch Besserung gelobt. Aus diesem und vielen anderen Gründen habe ich daher diesem ungerathenen Kinde entsagt und ziehe meine Hand von ihr zurück, durch den Verlust von Hab und Gut. Es soll ihr dieser mein letzter Wille zur zeitlichen Strafe dienen, doch will ich, damit sie noch immer die mütterliche Hand erkenne, ihr dieses Strafmaß nicht in seiner ganzen Ausdehnung zumessen. Ihr Pflichttheil soll ihr verbleiben, jedoch als Erbe auf ihre Kinder übergehen, und zwar unter folgenden ausdrücklichen Bedingungen:

„Bis zur erlangten Majorennität der Kinder der Gabriele sollen dieselben der Pflege und Erziehung an-

derer möglichst der Familie angehörigen Personen überlassen werden, damit auch nicht sie verderben. Die Gabriele soll die Zinsen dieses Pflichttheils beziehen und zwar verwaltet meine älteste Tochter, die Majorin Frau v. Zarkow, dieses Kapital, und vermittelt die Auszahlung dieser Zinsen. Das Kapital selbst soll den Kindern zu dem bestimmten Termine ausgezahlt werden, im Fall ihre Aufführung eine durchaus tadel- und makellose, ihre etwaige Ehe, in welche sie zu treten gedenken, eine standesgemäße ist. Meine älteste Tochter Frau v. Zarkow wird auch hierüber die Entscheidung führen. Wenn die Kinder früher sterben, so wird die Gabriele nur Zeitlebens die Interessen beziehen.

„Sollte aber die Gabriele den Versuch machen, oder es durchzusetzen wissen, daß ihre Kinder aus der anderweitigen Erziehung, Obhut und Verpflegung genommen und wieder in ihre Hände zurückgelangen, so soll die Gabriele und ihre Kinder des ganzen Erbes, und mithin auch der Interessen verlustig gehen, und das Kapital, was ich hier als Pflichttheil der Gabriele vermachen will, soll sofort demjenigen Verpfleger, derjenigen Verpflegerin, dem Stifte oder der Erziehungsanstalt, in aller Form des Rechtes dieses meines letzten Willens, also Demjenigen als Eigenthum zufallen, in dessen Händen oder an dessen Ort sich die Kinder der Gabriele zuletzt befunden haben.

„Die verschiedenen Theile des Kapitals sollen, im Fall eines oder das andere der Kinder mit Tode abgeht, den Ueberlebenden zugelegt werden, und im Fall auch das letzte der Kinder vor der Zeit ableben würde, so soll das ganze Kapital im gleichen Sinne wie vorher den Händen oder dem Ort der letzten Verpflegungsstatt der Kinder zufallen; die überlebende Gabriele jedoch noch immer die Zinsen davon überwiesen erhalten, bis an ihr Lebensende."

Während des Verlesens dieser gestrengen testamentarischen Verfügung herrschte in dem Gemache der Erben ein ununterbrochenes Schweigen. Niemand bedauerte oder bemitleidete die Enterbte, denn sämmtliche Geschwister und Anverwandte waren von demselben Kastengeiste des Stolzes und des Hochmuthes beseelt, und in diesem Punkte über die geflissentliche Erniedrigung eines abgefallenen Gliedes einig. Der Vertragende hatte bis zu den letzten Worten geendet; Aller Augen hatten sich schon vorher auf die Eingangsthür gerichtet, die sich hinter dem Notar, jedoch gerade dem Sitze der Frau v. Zarkow gegenüber befand. Auch diese blickte feindselig und erwartungsvoll nach jener Thür, in welcher sich eine Person gezeigt hatte, welche durch den geisterhaften Ausdruck ihrer Züge, durch ihre plötzliche Gegenwart in diesem entscheidenden Augenblicke, eher einer phantastischen Erscheinung, als einem wirklichen Wesen glich.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung.)

3) Häufige, lange andauernde Beschäftigung mit feinen weiblichen Arbeiten strengen die Sehkraft auf die nachtheiligste Weise an. Hierher gehört das geistlose Abzählen von Musterblättern, das anhaltende Sehen auf gegitterte Gaze, das Einfädeln von Perlen, die feinen Arbeiten in Seide und Haaren ꝛc. Schon manches weibliche Auge ist hiedurch an den Rand des Verderbens geführt worden. Die Gefährlichkeit dieser Arbeiten für die Augen wird noch dadurch erhöht, daß bei ihnen meist viele grelle Farben in Anwendung kommen. Die schädlichsten, die das Auge am meisten beleidigenden Farben sind die rothe und die gelbe. *) Wie viele Eltern erfreuen sich an der Farbenpracht der von den Händen ihrer Töchter gearbeiteten Geschenke, ohne zu bedenken, daß durch diese Farbenpracht, welche ihre Augen so entzückt, die Sehkraft der Augen ihrer Töchter abgeschwächt, vielleicht gar dem Erblinden nahe gebracht worden ist! Am nachtheiligsten wirken diese Beschäftigungen zur Zeit der Pubertätsentwicklung **) auf die Augen ein. Die Erfahrung lehrt, daß in der Periode der Pubertätsentwicklung das Auge, namentlich das des Mädchens, besonders reizbar und für die Einwirkung von Schädlichkeiten empfänglich ist. Gerade in dieser Altersperiode erlernen die Mädchen gewöhnlich jene das Auge so anstrengenden Künste. Die Mädchen der höheren Stände pflegen in diesem Alter den größten Theil der ihnen von den Unterrichtsstunden übrig bleibenden Zeit zu derartigen Arbeiten zu verwenden, weßhalb Kurzsichtigkeit und Gesichtsschwäche unter dem dieser Klasse der Gesellschaft angehörenden Theile des weiblichen Geschlechtes so häufig vorkommen.

4) Mangel der richtigen Sehentfernung vom Gegenstande der Arbeit. Die normale Sehweite beim Lesen, Schreiben, Zeichnen und andern ähnlichen Beschäftigungen ist 12 — 20 Zoll, zwischen welchen Gränzen sich der Gegenstand der Arbeit vor

*) Die gelben und die rothen Lichtstrahlen wirken auf das Auge aufregend, während die blauen mehr einen beruhigenden mildernden Einfluß auf es haben (auf letzterem beruht der Nutzen der blauen Augengläser, und auf ersterem die nachtheiligen Folgen, welche häufiges Schreiben mit rother Tinte oder häufiges Lesen mit rother Tinte geschriebener Schriften für die Augen hat). Jeder Farbenstrahl besteht außer den färbenden auch aus einer verschiedenen Anzahl von wärmenden und chemischen Strahlen, die in ungleichen Portionen darin gemischt sind; dem Roth kommt hiebei die meiste Wärmeempfindlichkeit, dem Gelb der meiste Anspruch auf die Lichtempfindlichkeit der Netzhaut des Auges und dem Blau die meiste chemische Reaktionsfähigkeit zu. Die wärmenden Strahlen sind mit dem Thermometer, die chemischen durch ihre Einwirkung auf empfindliche chemische Reagentien, z. B. Höllenstein, wahrzunehmen.

**) Die Pubertätsperiode des weiblichen Geschlechtes beginnt bei uns mit dem 13. — 16. Lebensjahre und reicht bis zum 21. und 22. Jahre.

den Augen befinden soll. Wird dieser dem Auge zu nahe gebracht, so wird die Sehweite zu sehr verkürzt, und es entsteht hierdurch allmählich Kurzsichtigkeit und Gesichtsschwäche.

Durch die üble Gewohnheit der Kinder, das Auge dem Gegenstande der Arbeit zu sehr zu nähern, wird das Auge schon in der frühesten Kindheit matt, stumpf und kurzsichtig gemacht. Lehrer und Eltern müssen daher schon frühzeitig, bevor sich bei Kindern Kurzsichtigkeit bildet, dieser üblen Gewohnheit entgegenwirken. Man halte hierbei den Grundsatz fest, daß der Gegenstand der Arbeit dem Auge nur so weit, als es zum deutlichen Erkennen absolut nothwendig ist, angenähert werde, nie aber umgekehrt das Auge dem Gegenstande.

Ist ein Kind bereits kurzsichtig geworden, so sorge man für Bücher mit großem Drucke und dulde nicht das Gewöhnen an kleine Handschrift. Man zwinge das Auge des Kindes, nach und nach in immer größerer Entfernung zu lesen und zu schreiben. Für diesen Zweck eignet sich ein transportables Pult *) mit geneigter, beliebig stellbarer Fläche. Bei dem Gebrauche dieses Pultes darf der Gegenstand der Arbeit immer nur auf dem äußersten Punkte der deutlichen Erkennbarkeit gehalten werden. Je nachdem sich die Sehkraft des Auges in die Entfernung besser, wird das Pult nach und nach flacher gestellt. Durch diese stufenweise Uebung des kurzsichtigen Auges kann man es bei Kindern dahin bringen, daß sie allmählich wieder ihre normale Sehweite erlangen.

Bevor wir zu dem folgenden Punkte übergehen, wollen wir die Lehrer und Eltern noch einmal auf die üble Gewohnheit der Kinder, mit stark nach vorne gebogenem Oberkörper und vorhängendem Kopfe zu arbeiten, aufmerksam machen. Die hiermit verbundene Zusammendrückung der Brust und des Unterleibes hat mangelhafte Entwicklung des Brustkastens und mancherlei Krankheiten der inneren Organe der Brust und des Unterleibes zur Folge. Ferner wird hiedurch Veranlassung zum Blutandrange nach dem Kopfe und nach den Augen gegeben; dieser führt allmählich jenen in der 2. Note Seite 338 näher bezeichneten krankhaften Zustand der Augen herbei, welcher Kurzsichtigkeit zur Folge hat und verschlimmert bei Kindern, die bereits kurzsichtig sind, die Kurzsichtigkeit immer mehr und mehr. Bei Kindern, welche sich durch Ermahnungen und Strafen nicht von jener üblen Gewohnheit abbringen lassen, tritt die Nothwendigkeit ein, sie durch ein äußeres, mechanisches Mittel zu zwingen, beim Lesen, Schreiben, Zeichnen ꝛc. die regelrechte, gesundheitsgemäße Körperhaltung anzunehmen. Hierzu ist der Gebrauch des Gradhalters *) von Dr. Schreber (Vorsteher eines orthopädischen Institutes in Leipzig) anzuempfehlen. Dieses einfache Instrument von dünnem abgerundetem Eisen kann mittelst einer Stellschraube an jedem Schultische und im Hause an jedem Arbeitstische angeschraubt werden. Durch eine zweite Stellschraube kann es beliebig höher und tiefer gestellt werden, so daß es sich allen Größenverhältnissen anpaßt. Der an einem senkrechten Stabe sich befindende horizontale Stab wird so gestellt, daß er gerade der Schulterhöhe des Kindes gleichzustehen kommt. Dieser Stab verhindert jeden Versuch, aus der richtigen Körperstellung zu kommen, verhindert das Schiefsitzen, (ist daher für Kinder, welche in Folge schiefer Körperhaltung zu Rückgrathsverkrümmungen disponirt sind, sehr zu empfehlen), das Vorfallen des Oberkörpers und Kopfes und das Andrücken der Brust und des Unterleibes an den Tisch.

Schreber's Gradhalter ist überall leicht anwendbar und erfüllt vollkommen seinen Zweck, ohne den Kindern die geringste Beschwerde zu verursachen. Bei bereits kurzsichtigen Kindern muß man mit seinem Gebrauche den des oben angeführten Pultes mit geneigter beliebig stellbarer Fläche verbinden, um die Annäherung des Gegenstandes der Arbeit an das Auge bis zur deutlichen Erkennbarkeit möglich zu machen. Ohne dieses Pult würden kurzsichtige Kinder mit dem Gradhalter an einem gewöhnlichen Tische nicht lesen oder schreiben können, weil sie der Gradhalter verhindert, den Oberkörper vorzubiegen und den Kopf vorzuhängen, und hiedurch das Auge dem Arbeitsobjekte zu nähern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir verstehen darunter nicht ein Stehpult (ein Pult, an dem die Kinder stehend arbeiten), sondern ein mit einem verschiebbaren Holzstabe versehenes Pult, welches auf einen Arbeitstisch gestellt wird, und den Zweck hat, dem Auge des sitzenden Kindes das Lesebuch, Schreibe- oder Zeichenblatt gerade so weit, als es zum deutlichen Erkennen nothwendig ist, nahe zu bringen. Manche Erzieher lassen die Kinder zur Verhütung unrichtiger Körperhaltung an Stehpulten arbeiten. Allein hiedurch wird meist gerade das Gegentheil herbeigeführt. Da das Stehen mehr ermüdet, als das Sitzen, nehmen die Kinder bei andauerndem Stehen um so eher schiefe Körperhaltungen an. Das Bedürfniß der Ruhe nöthigt sie, abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße zu stehen, durch welches Stehen auf einem Fuße der Oberkörper in eine verschobene, ungleichseitige Haltung versetzt und die Hüfte aus ihrem wagerechten Ebenmaße gebracht wird. Ferner pflegen die Kinder, um sich das Stehen zu erleichtern, sich mit einem großen Theil der Körperlast an das Pult zu lehnen, dabei die Brust anzudrücken und den Oberkörper und das Antlitz vorn überzubeugen.

*) Schreber's Gradhalter ist zu haben bei dem Mechanikus Reichel in Leipzig für einen Thaler 15 Ngr. Ich habe hier für einige Kinder nach dem Leipziger Modelle ganz brauchbare Gradhalter anfertigen lassen, welche nur einen Thaler kosten.

Professor v. Döllinger über den Kirchenstaat.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nicht nur im eigenen Land, in ganz Italien hat der päpstliche Stuhl Feinde, die ganze öffentliche Meinung Italien ist gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, weil man dort glaubt, daß sie das Haupthinderniß für die Realisirung der italienischen Hoffnungen und Ideale sey, der Entwicklung eines großen einheitlichen Reiches, der italienischen Nationalität. Und nirgends ist der nationale Ehrgeiz, die Begierde

unter den europäischen Großmächten eine Stelle einzunehmen, größer als in Italien. Man kann es nicht läugnen, die Vermischung weltlicher Gewalt widerspricht zur Stunde den Gefühlen der europäischen Völker. Darum sind die geistlichen Fürstenthümer in Deutschland im vorigen Jahrhundert weit weniger durch die politischen Stürme als durch die öffentliche Meinung untergegangen — 1814 erhob sich auch nicht eine Stimme für ihre Restauration.

Im Kirchenstaat ist diese Verbindung zweier Gewalten nicht ein Element der Stärke, sondern der Schwäche, weil nichts mehr erbittert, als die Anwendung weltlicher Maßregeln zur Erreichung religiöser Zwecke, und umgekehrt die Anwendung religiöser Mittel für politische Absichten. Dieser Widerwille ist nicht die Folge eines geschwächten Religionsgefühls, sondern überhaupt einer veränderten Anschauung der Sachlage. Oder würden wir in Deutschland es uns gefallen lassen, daß ein Bischof Regierungspräsident würde?

Wie geschah es aber, daß man früher diesen Mißstand weniger schmerzlich im Kirchenstaat empfand, als gegenwärtig? Früher wurde hier überhaupt weit weniger regiert und verwaltet; da Alles mehr korporativ organisirt war, so regierte es sich selber. Diese Einrichtung stieß die französische Regierung unter Napoleon I. um, es wurde eine Administration nach französischem Maßstab eingeführt, welche nach der Rückkehr Pius VII. durch dessen Minister Consalvi erhalten wurde. Jetzt natürlich mußte die durch geistliche Beamte geführte Regierung schwerer empfunden werden. 1848 gab es im Kirchenstaat 5059 weltliche und 109 geistliche Beamte, die letzteren nahmen aber die höheren Stellen ein, und verletzten damit die ersteren, die nicht zu den wichtigeren Aemtern aufwärts steigen konnten. Nothwendig mußten sich daraus, daß Geistliche die Aemter der Administration und Justiz bekleideten, Mißstände ergeben. Priester und Richter zu seyn, sind zwar völlig widersprechende Dinge — das priesterliche Verfahren in der Rechtspflege, das dem persönlichen Eindruck und der Gnade Raum gibt, ist wohl nach dem Urtheil aller Juristen der Tod jeder Rechtspflege. Das ganze Volk erhielt den Eindruck bodenloser Willkür, daß nicht nach festem Gesetz, sondern nach persönlichen Motiven entschieden werde.

Die päpstliche Regierung ist in einem schlimmen Zirkel: gewährt sie größere Freiheiten, so gibt sie ihren Gegnern nur Waffen in die Hand; verweigert sie dieselben, so erhöht sie die Erbitterung. Wie haben sich doch die Verhältnisse geändert! Als Pius VII. auf seine Absetzung durch Napoleon mit der Exkommunikation erwiderte, jauchzte ihm sein Volk enthusiastisch zu, und alle seine Unterthanen, die in französischen Diensten standen, legten ihre Stellen nieder. Und als er aus der Gefangenschaft zurückkehrte, glich seine Rückkehr im Kirchenstaat einem Triumphzug; so glücklich schien man sich zu fühlen, das französische Joch abgeschüttelt zu haben. Und doch meinte schon damals Kardinal Pacca, daß das Erlöschen der weltlichen Herrschaft des Papstes, nicht mit geringen Vortheilen für die Kirche verknüpft seyn würde, da damit vor Allem die Abneigung gegen Rom aufhören dürfte. Freilich glaubte Pacca, daß wir einer Universalmonarchie entgegengehen würden, in welcher auch der Papst, unbeschadet seiner Würde und Macht, Unterthan seyn könne. Aber an eine Universalmonarchie im Sinn des Mittelalters ist heute nicht zu denken. Der Papst jedoch kann nicht Unterthan werden, darf keinem Reich ausschließlich angehören, er muß frei und unabhängig, als der gemeinschaftliche Vater Aller sein Amt verwalten. Schon der Verdacht einer Abhängigkeit wäre für den päpstlichen Stuhl verderblich.

Daher ist die Lage des Papstes in der letzten Zeit eine vollends unerträgliche. Denn, als noch Oesterreich und Frankreich gemeinschaftlich ihre Garnisonen in Rom hatten, konnte der Papst noch frei scheinen, seitdem aber Oesterreichs Herrschaft in Italien gebrochen, und die französische Besatzung die einzige Stütze des Papstes ist, ist ein Zustand eingetreten, der nur als ein kurz vorübergehender erträglich erscheint. Es muß anders werden. Gesetzt das piemontesische Reich zerfiele wieder, und dem Papst würden seine Länder restituirt, wäre dann vielleicht geholfen? Wie die Dinge stehen, so wäre immer eine französische oder eine österreichische Besatzung nöthig, die in zwanzig bis dreißig Jahren die Finanzen des Staates noch mehr zerrütten, die Abneigung gegen die Regierung noch mehr steigern würde. Trostlose Aussicht — ein Provisorium ohne Hoffnung und Lösung! Auf solche Weise würde der Besitz des Kirchenstaats das Gegentheil von dem zur Folge haben, was er gewähren soll, und wodurch er allein gerechtfertigt wird, nämlich, statt den Papst unabhängig zu stellen, würde er ihn immer der Krücke fremder Soldaten bedürftig machen, und so ihn in der öffentlichen Meinung noch mehr sinken lassen.

Ja, wahrhaft abhängig würde er von dem, von welchem er sich die Garnison erbettelt. Frankreichs Wunsch wäre es, den päpstlichen Stuhl in seine Gewalt zu bekommen; dieß war schon der Plan Napoleons I., der an der Standhaftigkeit Pius VII. scheiterte — und der Neffe hat auch hierin die Erbschaft des Oheims angetreten. Gelänge ihm sein Entwurf, so würde allerdings unabsehbares Unheil gestiftet. Indeß der päpstliche Stuhl wird nicht nach Frankreich wandern, und so sind auch die Befürchtungen eines neuen Schisma's in der katholischen Kirche müßig. Heutzutage sind nur noch Ideen und Prinzipien im Stande, die Geister zu entzweien — wie es jetzt um die katholische Welt bestellt ist, so ist in ihr keine Disposition zu einem Schisma vorhanden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 87 Donnerstag, 11. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Es war Gabriele, welche die Thür geöffnet und unbemerkt das Gemach betreten hatte. Hoch aufgerichtet, von einer dunklen Kleidung umhüllt, stand sie vor dem Kreise der Ihrigen. Nicht die Worte der Verstorbenen, die ihr so eben durch den Mund des Notars verkündet wurden, fesselten ihr Ohr, ihre fieberhaften Blicke flohen spähend durch den Kreis der Versammelten, sie suchten verlangend nach einem Gegner, und als ihr Auge auf ihre Schwester, die Majorin, fiel, blieben die Blicke Gabrielens mit einem unbeschreiblich glühenden Ausdruck an derselben haften. Dann überschaute sie noch einmal den ganzen Kreis. Jeder sah auf die eingedrungene Verstoßene; Gabriele las auf allen Gesichtern Zorn und Abneigung und sogar die Drohung geschrieben, daß sie sich, als eine Ungebetene, von der Schwelle wegheben möge.

Gabriele antwortete mit einem unerschütterlichen, fast triumphirenden Blick, schritt alsdann in die Mitte des Gemaches und stellte sich an den Tisch des Notars, der über ihre seltsame Gegenwart betroffen zur Seite trat, sein Aktenstück weglegte, auf welches Gabriele unwillkürlich die Hand drückte, als wolle sie es jetzt zum Schweigen bringen.

„Die Stimme der Todten hat sich noch in diesem Augenblick gegen mich erhoben," rief Gabriele mit kräftiger, aber hohlklingender Stimme von ihrem Platze aus, „und ich bin nicht gekommen, um das Vermächtniß der Todten zu hören, ich bedarf dessen nicht. Der Haß der Mutter gegen mich ist ein Erbstück für Euch geworden, theilt Euch darein! Meine Liebe zu Edmund Valentin, meinem Gatten, den Ihr gestürzt habt, ist keine verbrecherische gewesen, Gott hat sie mir ins Herz gegeben, mich glücklich dadurch gemacht und stark genug, daß ich mich noch in diesem Augenblicke vor Euch auf die Treue dieser Liebe stütze. Ich habe, da ich unter Euch jetzt eine Fremde bin, nichts zu fordern, als Dasjenige, was mein ist, was ich nicht von Euch habe und was Ihr mir dennoch raubtet — meine Kinder fordere ich von Euch. Sie sind mein Eigenthum, hier über dem Grabe meiner Mutter verlange ich meine Kinder von Euch zurück. Gebt sie mir! fuhr Gabriele in Verzweiflung fort, „oder mein brechendes Herz beladet Euch mit dem unseligsten Fluche! Wehe der Frau, welche noch entzweiend aus dem Grabe den Arm zwischen die Kinder und die Mutter hervorstrecken will."

Gabriele schwankte gegen den Tisch, erlangte jedoch schnell ihre vorige Kraft zurück. Niemand hatte ihr geantwortet, oder sich ihr genähert. Die Ueberraschung durch ihre Dazwischenkunft mußte zu einer entscheidenden Pause führen. Man erwartete das Einschreiten der Frau v. Zarkow. Jeder blickte nach ihrem Sitze hin, als ob Alle nur geneigt seyen, nach der Vorschrift dieser in der Familie den Ton bestimmenden Frau Mitleid oder Spott und Verachtung über die Verzweiflung Gabrielens ergehen zu lassen.

Gabriele selbst starrte mit durchbohrenden Blicken auf die Majorin, welche sich noch immer unbeweglich in ihrem Sessel zurücklehnte. So befanden sich beide Schwestern Auge in Auge gegenüber. Das Gesicht der Majorin hatte eine fahle Farbe angenommen; aus ihren grauen Augen sprühten Haß und Bosheit; ihre Hände knitterten krampfhaft am Kleide, sie konnte ihre bebend zusammengekniffenen Lippen zu keinem Worte öffnen, oder vor dem Toben der inneren Wuth einer Bewegung mächtig werden.

Gefoltert von der qualvollen Stille, welche auf Gabrielens Aufruf folgte, trat diese nun mit wenigen Schritten dicht vor ihre Schwester, Frau von Zarkow, hin.

„Du bist es," rief Gabriele mit schneidender Stimme, „die mir meine Kinder geraubt hat! Wo sind sie? Gib sie mir zurück!"

„Elende, Wahnsinnige!" schrie die Majorin, welche über diese persönliche Anklage außer sich gebracht, emporfuhr. „Wie erfrechst Du Dich, an derselben Stelle Deine Stimme gegen mich zu erheben, von wo Du vor wenigen Augenblicken als eine Verachtete, als eine Nichtswürdige verwiesen worden bist! Hinaus, armseliges Bettelweib! Hier ist der Ort nicht, eine Wahnsinnige anzuhören. Schafft sie in ein Tollhaus."

Gabriele stieß ein bitteres Lachen aus.

„Ich rase nicht," sagte sie dann mit stolzem Hohne, „noch ist es Dir nicht gelungen, mich durch diese neue Geißel vor Dir zu beugen. O, ich bin stärker als Du

glaubst, ich komme als Deine Anklägerin! Des Raubes meiner Kinder klage ich Dich an! Wo ist meine Konstanze, wo mein Raimund? Du hast mir ihre Herzen entwendet, zur Untreue gegen mich verführt, — Du bist eine schändliche, eine entsetzliche Verbrecherin!"

Fast sämmtliche Anwesende sprangen bei diesen Worten von ihren Stühlen. Gabriele hörte Drohungen und Verwünschungen, die von verschiedenen Seiten gegen sie ausgestoßen wurden.

„Ich fordere meine geraubten Kinder von der Frau v. Zarkow zurück!" rief jetzt Gabriele mit überwiegender Kraft, „oder Euer Name, Ihr Hochmüthigen, Ihr eitlen, hoffärtigen Waudows ist gebrandmarkt von dem Verbrechen eines Kindesraubes an einer unglücklichen, unter Eure Füße getretenen Frau, welche hier vor Euch als die Anklägerin steht. Du sündiges Weib, wo sind meine Kinder?"

„Sie sind in gutem Schutze vor einer Tollsüchtigen, die sich ihre Mutter nennt," rief die Majorin kreischend und vor Gabriele zurückweichend aus, welche dicht vor sie hintrat. „Darf eine Ehrlose noch länger Kinder haben? Sollen Sie Deine Schande weiter tragen helfen? Niemals wirst Du sie zurückbekommen. Suche sie Dir, wo Du willst, suche Dir Deine Bastarde."

Ein gellender Schrei Gabrieleus durchbebte den Saal; sie hatte starr ihre Arme nach der Majorin ausgestreckt, dann sank sie entkräftet zusammen.

Die Majorin war nach einer Klingelschnur geeilt und läutete. Die Versammelten gingen bestürzt durcheinander. Mehrere Diener erschienen. Die Majorin befahl, den Tisch des Notars nach einem hintern Saale zu tragen, und ersuchte alsdann die Erben, als auch den Testamentsvollstrecker, ihr in ein anderes Gemach zu folgen.

„Wir wollen dort sogleich und bei verschlossenen Thüren unser gestörtes Vorhaben beendigen, ich bitte, halten Sie dafür, daß nichts vorgefallen ist." Zu den Dienern sagte sie, auf Gabriele deutend: „Jene Frau wird sofort aus meinem Hause nach der öffentlichen Heilanstalt geschafft; sie ist wahnsinnig."

Die Diener besorgten die Anordnungen, dann schritt Frau v. Zarkow, nachdem sie mit dem neben ihr stehenden Baron von Orsinsky einige Worte wechselte und dabei unbemerkt auf Gabriele deutete, voran und hinter ihr verließen die Uebrigen sämmtlich das grüne Gemach.

Gabriele lag am Boden und ächzte. Es däuchte ihr, daß die Lichter des Kronleuchters erblichen und zu kleinen Flämmchen zusammenschrumpften. Ein verworrenes Getöse erhob sich um sie, das immer stärker zu einem betäubenden vom Klirren der Fenster unterbrochenen Lärmen anwuchs, es war ihr, als ob das Haus zuletzt in allen Fugen bebte und krachte.

Gabriele versuchte sich zu erheben; ihre Kräfte verließen sie aufs Neue. Verstört blickte sie um sich und bemerkte, daß Jemand sich im Zimmer bewege. „Wasser! Das Fieber verzehret mich!" rief sie fast athemlos.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung.)

5) Mangel an Ruhepausen. Jedes in fortwährender angestrengter Thätigkeit begriffene Organ ermüdet und wird hiedurch zur Fortsetzung seiner Verrichtungen unfähig. Ebenso das Auge. Nur durch Abwechslung zwischen Ruhe und Thätigkeit kann es zu seinen Verrichtungen fähig erhalten werden. Es muß daher auch dem Auge die nöthige Ruhe gegeben werden, namentlich bei Arbeiten in der Nähe, wie Lesen, Schreiben, Zeichnen, Sticken ꝛc., welche es viel mehr anstrengen, als Sehen in die Ferne. Man lasse also bei solchen Arbeiten öftere Ruhepausen eintreten. Diese Pausen müssen bei Kindern, die an Gesichtsschwäche leiden, noch häufiger eintreten, als bei jenen, wo dieses nicht der Fall ist. Die Gesichtsschwäche charakterisirt sich dadurch, daß das anfangs ganz ungestörte Gesicht bei anstrengenden Arbeiten rasch ermüdet. Es stellt sich ein Gefühl von Ermüdung des Auges, von Vollseyn desselben und von Beschwerden beim Oeffnen der Augenlider ein, wozu sich oft ein drückender Kopfschmerz in der Stirngegend gesellt, das Auge fängt an zu thränen und trüb zu werden, die Sehobjekte erscheinen ihm matt, verwirrt, zusammenfließend und schwinden allmählig ganz. Läßt man dem Auge einige Zeit Ruhe, so kehrt das Gesicht vollständig wieder und die Zeichen der Ueberreizung verschwinden. Man mache die Kinder mit diesen Symptomen der Ermüdung des Auges bekannt. So wie sie die ersten Spuren der Augenermüdung bemerken, müssen sie gleich zu arbeiten aufhören und dürfen erst nach einer längeren Erholungspause ihre Arbeit wieder aufnehmen. Häufige Bähungen der Augen mit frischem Wasser sind bei dieser Gesichtsschwäche sehr zu empfehlen.

6) Vernachlässigung der Sehübungen. Zur Erhaltung und Stärkung der Sehkraft ist eine richtige Abwechslung von Nah- und Fernsehen nothwendig. Man übe deßhalb das Auge des Kindes abwechselnd im Sehen in die Nähe und in die Ferne. Es wird hierdurch das Accommodations-Vermögen *)

*) Während dem Perspektive durch des Menschen Hand eine den verschiedenen Entfernungen der Sehobjekte entsprechende Stellung gegeben werden muß, hat das Auge das wunderbare Vermögen, durch innere Vorgänge sich den verschiedenen Entfernungen von selbst anzupassen, welches Vermögen man Accommodation nennt.

und die Muskulatur des Auges geübt und gestärkt. Zum Zwecke der Sehübungen in die Ferne lasse man das Kind öfters auf Spaziergängen über grüne, mild beleuchtete Ebenen entlang einzelne entfernte Gegenstände scharf fixiren und genau betrachten und mache es dann durch Annäherung an diese Gegenstände mit deren Entfernung, Größe, Gestalt ꝛc. bekannt. Zum Zwecke der Sehübungen in die Nähe lasse man das Kind öfters kleinere Gegenstände, z. B. die Blätter verschiedener Pflanzen, gründlich anschauen und unter einander vergleichen.

7) Schließlich muß noch der Mißbrauch der Augengläser von der Jugend erwähnt werden, welcher den Augen sehr nachtheilig ist. Es gibt viele junge Leute, die ohne triftigen Grund, ohne wirkliches Bedürfniß Brillen tragen, andere, die zwar einer Brille bedürfen, aber sich einer zu scharfen bedienen, oder sich der Brille zu Beschäftigungen bedienen, zu denen sie ihnen nicht nöthig ist. Zu scharfe Brillen erhalten das Auge in übermäßiger Spannung und überreizen es, wogegen zu schwache Brillen dem Auge eine zu geringe Unterstützung gewähren und deßhalb eine zu große Anstrengung der Sehkraft hervorrufen. Brillen für Kurzsichtige dürfen in der gewünschten Sehweite die Gegenstände nicht merklich verkleinern oder in zu blendender Beleuchtung zeigen. Junge Leute, welche noch in der Entfernung von 8 Zoll eine gewöhnliche Druckschrift lesen können, sollten sich hierzu nicht der Brille bedienen; zu manchen andern Beschäftigungen, z. B. um auf eine entfernte Schultafel zu sehen, oder zum Notenlesen kann jedoch für diese Kurzsichtigen die Brille nothwendig seyn, welche dann aber nur vorübergehend angelegt werden sollte. Regelmäßiges Brillentragen beim Ausgehen ist nur bei dem Grade von Kurzsichtigkeit zu gestatten, wobei das Auge bekannte Personen auf die Entfernung einiger Schritte nicht erkennt. Noch nachtheiliger als die Brillen sind die Lorgnetten, deren sich junge Mädchen so gerne bedienen, und zwar nicht selten ohne triftigen Grund, nur aus übel angebrachter Eitelkeit. Da die Lorgnetten jedes Stützpunktes entbehren, ermüden sie die Augen durch den stets wechselnden Abstand vom Auge ungleich mehr, als die festsitzenden Brillen. Am nachtheiligsten ist die moderne Lorgnette, welche vor ein Auge eingeklemmt wird. Schon mancher junge Mensch hat durch den häufigen Gebrauch derselben sein Auge dem Erblinden nahe gebracht.

Ueber die Nothwendigkeit des Gebrauches einer Brille und über die Wahl derselben sollte stets ärztlicher Rath eingeholt werden; denn durch den unpassenden Gebrauch von Brillen wird nicht nur die Kurzsichtigkeit vermehrt, sondern es werden hierdurch auch andere gefährliche Augenübel herbeigeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Londoner Ausstellung von 1862.

Die offizielle Londoner „Gazette" enthält die Bestimmungen über die allgemeine Industrie- und Kunstausstellung des nächsten Jahres. Im Folgenden theilen wir daraus Dasjenige mit, was in Deutschland darüber zu wissen Noth thut.

Sämmtliche auszustellende Industrie-Artikel sollen seit dem Jahre 1850 erzeugt worden seyn.

In so weit die Verhältnisse der Räumlichkeiten es gestatten, können alle Zeichner, Erfinder, Produzenten und Fabrikanten ausstellen, nur müssen sie bei Zeiten die Meldung machen. Die englischen Regierungskommissäre verkehren mit den Ausstellern des Auslandes und der Kolonieen nur vermittelst der vom Auslande und den Kolonieen hiezu ernannten Kommissionen, und können ohne Genehmigung der Letzteren Ausstellungsgegenstände vom Auslande nicht zugelassen werden. Im industriellen Departement der Ausstellung werden am Schlusse Preise vertheilt werden. Den angestellten Artikeln können ihre Verkaufspreise angeheftet werden.

Zugelassen werden sämmtliche, durch menschlichen Gewerbfleiß erzeugte Gegenstände, Rohmaterialien, Maschinen, Fabrikate und Kunstgegenstände, ausgenommen: 1) Lebende Thiere und Gewächse; 2) frische thierische und Pflanzenstoffe, die rasch verderben; 3) explodirende und ähnliche gefährliche Substanzen. Spirituosen und Alkohole, Oele, Säuren, korrosive Salze und sehr entzündbare Substanzen werden nur in wohlverschlossenen Glasgefäßen zugelassen.

Die königlichen Kommissäre sind bereit, alle ihnen zugesandten Ausstellungsgegenstände vom 12. Februar bis zum 31. März 1862 inklusive in Empfang zu nehmen. Gegenstände von großem Umfang und Gewicht, deren Aufstellung viel Arbeit erfordert, müssen vor dem 1. März abgeliefert seyn, und wo Maschinen oder andere Gegenstände, die einen eigenen Grundbau oder sonst besondere Vorrichtungen erheischen, eingesandt werden, muß eine betreffende Erklärung der Anmeldung beigefügt seyn. — Jedem Aussteller, dessen Erzeugnisse füglich zusammen bleiben können, wird es freigestellt seyn, sie nach seinem eigenen Ermessen aufzustellen, vorausgesetzt, daß die Art seiner Anordnung sich mit dem allgemeinen Ausstellungsplane und der Bequemlichkeit der übrigen Aussteller verträgt.

Will Jemand einen ganzen Erzeugungsprozeß zur Anschauung bringen, so stehe es ihm frei, zu diesem Zwecke die verschiedensten Gegenstände nebeneinander auszustellen, wie sie eben zur Veranschaulichung des Prozesses erforderlich sind; doch nicht mehr, als dieser Endzweck erheischt. Jeder Aussteller muß seine Waaren im Ausstellungsgebäude abliefern, sie dort auf seine eigene Gefahr auspacken und aufstellen, ohne daß der Ausstellungskommission Fracht- und Zollspesen anheimfallen dürfen. Die Verpackungskisten müssen ebenfalls

auf Kosten der Aussteller aus dem Gebäude entfernt werden, nachdem deren Inhalt von den Kommissären in Empfang genommen worden ist. Es wird Ausstellern — vorbehaltlich einiger unerläßlicher allgemeinen Vorschriften — gestattet seyn, Schaukästen, Rahmen, Auslagetische u. dgl. nebst Allem, was ihnen zur Aufstellung ihrer Artikel am passendsten erscheinen dürfte, nach ihrem eigenen Geschmack anfertigen zu lassen.

Wenn Jemand seine Artikel gegen Feuersgefahr versichern will, muß er das auf seine eigene Kosten thun. Im Uebrigen werden die k. Kommissäre bemüht seyn, die zweckmäßigsten Vorkehrungen gegen Feuersgefahr, Diebstähle und sonstige Schäden zu treffen, auch nach Kräften behülflich seyn, wenn es sich um gesetzliche Klagen wegen Diebstahls oder absichtlicher Beschädigungen handeln sollte. Verantwortlichkeit für Verluste durch Feuer, Diebstähle u. dgl. können sie aber nicht übernehmen. Jedem Aussteller wird es freigestellt seyn, Gehülfen anzustellen, um seine ausgestellten Gegenstände in Ordnung zu halten, oder sie den Besuchern zu erklären, wenn dazu vorerst eine schriftliche Genehmigung der Kommissäre eingeholt worden ist. Doch wird solchen Gehülfen untersagt seyn, die Besucher zum Ankaufe ihrer ausgestellten Waaren aufzufordern.

Die königliche Kommissäre werden für Wasser- und Dampfkraft (Hochdruck, jedoch nicht über 30 Pfund per Zoll) sorgen, wo Maschinen in Bewegung gezeigt zu werden wünschen.

Fremde Aussteller sollen sich an die betreffende Kommission ihres Landes möglichst zeitig wenden, um sich über die weiteren etwa nöthigen Anordnungen Rath zu erholen.

Mannigfaltigkeiten.

Das Germanische National-Museum in Nürnberg hat seinen siebenten Jahresbericht, das Jahr 1860 umfassend, veröffentlicht, das sich als ein gutes bewährt und das Werk wesentlich gefördert hat. Die Pflegschaften haben sich um einige vierzig vermehrt und belaufen sich auf 281. Der Fremdenbesuch hat sich über 5000 Personen belaufen und dem Museum eine steigende Rente gewährt. Der Ausbau der Karthause ist durch die Stiftung von 21 gothischen Fenstermaßwerken weiter geführt und wird in nächster Zeit durch Restauration des letzten Stücks des Kreuzganges vollendet werden können. Die Bibliothek ist wesentlich bereichert worden durch Schenkung von 1912 Bänden und durch Ankauf von 1019; der ganze Bücherbestand beläuft sich auf 33,000 Bände. Die Zahl der Vertagsbuchhandlungen welche die Bibliothek mit ihren Verlagswerken bereichern, ist auf 383 gestiegen. Unter den Geschenken werden besonders werthvolle Handschriften und alte Drucke, darunter ein Pergamentdruck der Breidenbach'schen Reisebeschreibung von 1486 vom Grafen Stadion genannt; die Schillerjubiläumsfeier hat der Bibliothek eine reiche Schiller-Literatur zugeführt. Das Archiv ist durch Schenkung um 322, durch Kauf um 481 Urkunden und Aktenstücke vermehrt worden, und beläuft sich der ganze Archivbestand gegenwärtig auf 14,800 Stück. Die Kunst- und Alterthumssammlung erhielt 2986 Numern durch Geschenke und 416 durch Kauf und besteht jetzt aus 83,000 Stück. Gegenwärtig zählt das Generalrepertorium 91,000 Numern, das Archiv etwa 153,500 Regesten und 42,000 Repertorienzettel, die Bibliothek 103,500 Katalogs- und 82,000 Repertorienzettel, die Kunst- und Alterthumssammlung 110,300 Katalogszettel, darunter 33,000 Zeichnungen für das Bilder-Repertorium, so daß der Gesammtbestand der Repertorien sich auf etwa 581,800 Blätter beläuft. Die Einnahmen haben sich auf 32,374 fl., die Ausgaben auf 31,555 fl. belaufen; es blieb sonach ein Kassenbestand von 819 fl. Die Zahl der beitragenden Mitglieder des deutschen Volkes belief sich auf 5000.

Man schreibt aus Kassel, 7. April: Vorgestern war der Geburtstag Spohrs. Wie man hört, wollte Kapellmeister Reiß, der noch bei Lebzeiten des großen Meisters den Dirigentenplatz im Theaterorchester erhielt und bisher in ausgezeichneter Weise ausgefüllt hat, dem Andenken seines unsterblichen Vorgängers eine Erinnerungsfeier an dessen Grabe veranstalten; der Kurfürst hat aber die erbetene Genehmigung dazu versagt. Voriges Jahr wurde ein Ständchen ohne zuvorige Gestattung dargebracht; Herr Reiß erhielt daher einen Verweis, weil er nicht erst angefragt habe. Dießmal wurde angefragt, aber die Antwort war ein abschlägiger Bescheid. So ehrt man bei uns die Todten, so behandelt man die Lebenden.

Ueber die Verluste, welche die Ueberschwemmungen in den Maas- und Waal-Gegenden verursacht haben, gibt der „Staats-Kourant" nach den der holländischen Regierung zugekommenen Berichten mehrere Einzelnheiten an. Umgekommen sind 39 Menschen, 67 Pferde, 337 Stück Rindvieh u. s. w.; weggeschwemmt 284 Häuser und eine Kornmühle, eingestürzt 83 Häuser, schwer beschädigt 1711 Häuser, minder beschädigt 257 Häuser. Durch die Ueberschwemmung wurden 4903 Personen aus ihren Wohnungen vertrieben und 4437 derselben erhielten öffentliche Unterstützung; außerdem aber mußten 8768 Personen, welche durch die Ueberschwemmung zu Schaden gekommen waren, unterstützt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 88 Freitag, 12. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Person, welche sich in dem grünen Gemache aufhielt und Gabriele zu beobachten schien, war der Baron v. Osinsky. Er hatte den Ruf Gabrielens vernommen und ging alsbald auf ein Tischchen in der Ecke zu, auf welchem Wasser und verschiedene Getränke zur Erfrischung der hier Versammelten aufgestellt waren. Das bleiche Gesicht des Barons nahm einen entstellten Ausdruck an; seine Blicke spähten durch den Saal, als wolle er sich vergewissern, daß kein Zeuge bei der That, die er im Sinne führte, gegenwärtig sey.

„Ich will ihr zu trinken geben," flüsterte der Baron im Selbstgespräch und zog aus seiner Busentasche ein Pulver hervor. „Ich hatte mir die Hälfte der Pulver von Wesley zugesteckt, um die Gelegenheit wahrzunehmen, diesen Schurken selbst damit zu beseitigen. Ich werde eins davon der Gabriele in das Wasser mischen, vielleicht thut es bei der schon Erschöpften die nöthige Wirkung. Der armen Frau und mir würde dadurch geholfen seyn. Das eine ihrer Kinder, Raimund, ist bereits verschwunden; Konstanze habe ich in meiner Gewalt. Nichts leichter, als daß ich mich durch diese unbedeutende Mischung in den Besitz des Kapitals der Kinder und der Interessen der Mutter setze. Also nicht lange gezögert. Verfehlt das Gift seine Wirkung, bleibt die Frau dennoch am Leben, dann werde ich sehen, daß ich meiner Schwägerin der Frau v. Zarkow, wenn sie mir mit klingender Münze nicht erkenntlich werden will, den Gefallen nicht thue, der Mutter länger vorzuenthalten. Ich werde keine Schwierigkeiten weiter machen, denn da mir der Klostervorstand nach dem Wortlaute des Testaments das letzte Verfügungsrecht über Konstanze ausgestellt hat, erlange ich unter diesen Umständen auch das Kapital des Kindes von fünfzehn tausend Thalern. Man kann schon deßhalb etwas aufs Spiel setzen."

Der Baron bedurfte keiner Minute, um seinen düsteren Plan zu überfliegen. Ebenso rasch ging er zur Ausführung. Das Glas, in welches er das Pulver schüttete, klirrte unter dem Löffel, als er die Flüssigkeit umrührte, die sich kaum bemerkbar färbte, aber bald wieder die Farbe verlor. Dann eilte er in die Nähe Gabrielens und setzte das Glas der Bewußtlosen selbst an die Lippen. Sie trank es begierig aus und sank dann zurück. Der Baron eilte nach dem Fenster. Die Scherben des Glases, welches er hinaus geworfen hatte, klirrten auf dem Steinpflaster; dann verließ er, durch eine der Seitenthüren schleichend, den Saal.

Als einige Kammerdiener zurückkehrten, um den Befehl ihrer jetzigen Herrin, der Frau v. Zarkow auszurichten, fanden sie Gabriele in konvulsivischen Zuckungen am Boden liegen. Auch der alte Daniel war unter den Herzugekommenen. Jammernd erblickte er Gabriele in diesem Zustande; man hob sie vom Boden auf und legte die Erstarrte auf einen Lehnsessel. Ein leichter Schaum stand auf ihren vor innerer Fiebergluth zerspringenden Lippen. Von einem glücklichen Gedanken geleitet, eilte Daniel nach dem Servicetisch, um der Verbrennenden eine Erfrischung zu reichen. Seine Hand griff die mit einer aus Sahne und Mandeln gefertigen Orgeade angefüllten Garaffe, er brachte der Kranken ein Glas davon. Ihr Zustand schien sich danach etwas zu beruhigen, allmälig brach ein starker Schweiß aus und man gab ihr wiederholt zu trinken.

Indem der alte, treue Diener auf das sorgsamste um Gabriele bemüht war, gab er sogleich Anordnungen, so schnell als möglich Decken und Betten herbeizuschaffen. Er glaubte gegen den Befehl der Majorin nicht handeln zu dürfen, wollte jedoch nur mit der größten Schonung und Vorsicht die Entfernung Gabrielens ausführen. Bald trugen einige Diener ein schmales, eisernes Bettgestell herein und bereiteten darauf aus Decken und Betten ein bequemes Lager, auf welches sie Gabriele legten und durch Bänder befestigten. So wollten sie die Unglückliche nach dem Krankenhause befördern, da auch wirklich alle Anzeichen vorhanden waren, daß sie von einer schweren Krankheit bedroht wurde.

„Nun laßt uns sogleich fortmachen," rief Daniel mit drängender Unruhe, als die Anstalten beendigt waren, um seine frühere Gebieterin unbeschadet über die Straße schaffen zu können; „ich selbst übernehme die Verantwortlichkeit für unsern guten Willen."

Vier von den Dienern legten nun Hand an die Bettenden und trugen Gabriele geräuschlos und schnell aus dem Saal und die Treppe hinab.

„Ihr tragt alle eine dunkle Trauerlivree, finster ist

es bereits, Ihr werdet nicht unnützes Aufsehen erregen und so schnell und geschickt als möglich gehen," sagte Daniel, als die Träger in der Flur standen. „Geht nur über den Hof und aus der Hinterthür, denn ich sehe, vor dem Hause halten sich noch einige Leute auf."

Daniel küßte die glühende Hand Gabrielens, welche in Schlaf versunken schien; dann gab er dem traurigen Zuge, der sich jetzt über den Hof in Bewegung setzte, das Geleite. Sie kamen unter den hellerleuchteten Fenstern des Saales vorbei, in welchem sich die Wandowschen Erben zurückgezogen hatten. Man konnte deutlich die Stimme des Notars hören, welcher sein Geschäft an der Stelle wieder aufgenommen hatte, wo er durch den Eintritt Gabrielens unterbrochen wurde. Er las in demselben Augenblicke, als die Unglückliche vorübergetragen wurde, den Paragraphen ihrer Enterbung und Verstoßung zu Ende.

Daniel sah nach den Fenstern hinauf, schüttelte schmerzlich den weißen Kopf, faltete, wie seine Gewohnheit war, die Hände auf der Brust und trieb, von schmerzlicher Wehmuth ergriffen, zur Eile. Auf der Straße angekommen, schärfte er den Dienern die Richtung des Weges nach dem öffentlichen Krankenhause ein, und nannte ihnen den Namen Gabriele Valentin, unter welchem sie angemeldet werden solle. Dann schritten die Träger mit der Kranken fort und verschwanden bald den Blicken Daniels in der Dunkelheit.

8.

Die Reiseequipage.

Gabriele, welche wir so plötzlich unter den Ihrigen erscheinen sahen, um ihre Kinder persönlich von der Schwester einzufordern, war an der Seite Philiberts vor einigen Tagen in Breslau angekommen.

Philibert hatte beschlossen, nicht eher nach Sch... zu reisen, um seinen Vater zu besuchen, als bis Gabriele den Aufenthalt ihrer Kinder erfahren haben und in den Besitz derselben gelangt seyn würde. So lange wollte er ihr mit Rath und That zur Hand gehen. Die Verzweiflung Gabrielens ließ ihm keine Zeit mehr, ihre Rechte auf gesetzlichem Wege durchzufechten.

Nach ihrer Ankunft in Breslau logirten sich Beide in einem Gasthofe ein und an dem Tage, als Gabriele zunächst ihre Schritte nach dem Mutterhause richtete, trafen sie die Verabredung, daß Philibert die Rückkehr im Gasthofe erwarten würde. Sollte sie eine willkommene Aufnahme im elterlichen Hause finden und Gabriele daselbst die Nacht verbleiben, so möge sie ihm eine Benachrichtigung von ihrem Empfange am nächsten Tage zukommen lassen.

Gabriele war nicht zurückgekehrt.

Die Besorgnisse, welche Philibert am andern Tage über ihr Ausbleiben hegte, versetzten ihn in die peinlichste Unruhe. Er hatte sich schon sehr früh angekleidet und harrte von Minute zu Minute ängstlich auf eine Botschaft oder auf das persönliche Eintreffen Gabrielens. Die Erwartung macht die Phantasie zu tausend Schlüssen und Wünschen geneigt. Er stellte sich alle möglichen Fälle vor, unter welchen Gabriele vor den Ihrigen erscheinen konnte; bei den angenehmsten verweilte er am längsten, weil solche in seinem Wunsche lagen. Es schien ihm endlich unmöglich, zu glauben, daß eine andere Art des Empfanges für Gabriele stattgefunden haben könnte, als eine ihr Unglück schonende und rücksichtsvolle; er war so gern geneigt, das Gute, sogar das Beste zu hoffen und fühlte allmälig seine bedenklichsten Besorgnisse schwinden. Alsdann mischten sich die Erinnerungen an Konstanze unter seine Gedanken. Er sagte sich, daß er mit der Mutter einen Freundesbund geschlossen habe, daß er selbst dazu beitragen wollte, Konstanze in die Arme der Mutter zurückzuführen; daß er den Spuren eines Mädchens nachgehe, welches er liebte, das vielleicht noch fern und in Verhältnissen lebe, wodurch sie ihm selbst für immer entrissen werden könnte. Er dachte an das Gespräch der Gebrüder Brewitz in Berlin zurück, wodurch er in Erfahrung gebracht, daß Konstanze von ihrer Tante in ein Kloster gegeben werden sollte. War dieß bereits geschehen, und wo befand sich dieses Kloster?

So gern wir sagen müssen, daß der Beistand, den Philibert der verlassenen Gabriele zollte, aus dem edelsten Mitgefühle entsprang, so mischten sich doch, durch die Liebe zu Konstanze, einige selbstsüchtige Beziehungen hinzu, die seinen Bestrebungen zur Wiedererlangung der Kinder Gabrielens eine doppelte Spannkraft verliehen.

Da schon zwei Stunden vergeblichen Wartens verflossen waren, faßte Philibert den Entschluß, die Zeit nicht länger unbenutzt vergehen zu lassen. Er machte sich bereit, nach dem vier Meilen von Breslau entfernt liegenden Städtchen O . . . zu fahren. In der dortigen Erziehungsanstalt hatte er Konstanze kennen gelernt und so viel er wußte, war auch Raimund daselbst in Pension gewesen und seit der Zeit verschwunden. Er überlegte, daß, wenn Gabriele eine feindselige Aufnahme im elterlichen Hause gefunden haben sollte, es kein müssiges Unternehmen sey, inzwischen in der Pensionsanstalt über beide Kinder Erkundigungen einzuziehen, die über den Verblieb derselben einen bestimmten Aufschluß geben dürften.

Er hinterließ bei dem Portier die Bestellung, daß, sobald seine Reisegesellschafterin zurückkehren oder eine Botschaft von ihr an ihn gelangen sollte, man ihr mittheile, er wäre nach O . . . gefahren und kehre in wenigen Stunden zurück.

(Fortsetzung folgt)

Beinahe ermordet.

Ein Abenteuer.

Vor mehreren Jahren machte ich die Bekanntschaft eines Mannes von mittlerem Alter, der in seiner früheren Lebensperiode das interessante Gewerbe eines Tabulettkrämers getrieben hatte. Mit zwei schmalen Kisten, welche an Riemen über seinen Schultern hingen und voll gefüllt waren, machte er sich alljährlich aus seinem Wohnort auf und durchzog das Land kreuz und quer, wobei er es nicht verschmähte, selbst die abgelegensten Orte und Höfe zu besuchen, wo er oft bessere Geschäfte machte, als in den bevölkertsten Distrikten.

Jonas Parker, so hieß er, war ein Mann von einiger Erziehung, der mancherlei Wissen und namentlich eine sehr genaue Menschenkenntniß besaß, die man vorzugsweise durch vieles Reisen und die engen Berührungen sich erwirbt, zu denen der Handel so tausendfache Gelegenheit bietet.

Als ich ihn eines Tages wieder einmal traf und die Unterhaltung auf einen kürzlich unter geheimnißvollen Umständen begangenen Mord fiel, der im Publikum großes Aufsehen erregt hatte, bemerkte er, daß Umstände dabei im Spiele seyen, welche ihn an ein furchtbares Ereigniß aus seinem eigenen Leben erinnerten. Als ich ihm darüber mein Staunen und meine Neugierde zu erkennen gab, erwiderte er mir:

„Es mag Ihnen auffallen, daß ich niemals auf diese dunkle Begebenheit in meinem Leben in den mannigfachen Unterhaltungen anspielte, welche ich schon mit ihnen hatte; aber ich gestehe Ihnen, daß ich seit vielen Jahren selten in der Stimmung bin, mich einer Begebenheit zu erinnern, die selbst jetzt noch mein Blut fast gerinnen macht; da ich aber einmal darauf angespielt habe, so sollen Sie die Geschichte erfahren.

„Vor vielen Jahren," fuhr er fort, „reiste ich in meinem Geschäft durch einen dünnbevölkerten Distrikt von Wales. Es traf sich, daß mich die Nacht in einem großen, einsamen Walde zu überraschen drohte, in welchem ich auf Meilen weit nicht einmal eine Hütte gesehen hatte. Die Sonne ging unter und dichte, schwere Wolken, welche voraussichtlich bald in Regen sich auflösen mußten, verdunkelten den Horizont so, daß meine Wanderung sehr unbehaglich zu werden anfing. In der festen Ueberzeugung jedoch, daß die Straße doch irgend wohin führen und ich auf ihr endlich ein behagliches Obdach finden müsse, setzte ich meinen Weg fort; als ich aber nach einer weitern Stunde auch entfernt noch keine Spur vom Scheine eines Lichtes erblickte und die Straße sich immer mehr in einen Sumpf verwandelte, wurde ich dergestalt entmuthigt, daß ich halb und halb den Entschluß faßte, unter einem Baume Schutz zu suchen und dort die Nacht, so gut es gehe, hinzubringen.

„Doch marschirte ich noch eine halbe Stunde weiter und war nun eben daran, in der Verzweiflung alle Hoffnung fahren zu lassen, als ich plötzlich durch den Schimmer eines Lichtes erfreut wurde, das aus einiger Entfernung mir entgegen blinkte. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen, obgleich ich die Besinnung nicht ganz bemeistern konnte, es möchte am Ende wohl gar ein Irrlicht seyn, das mich necke.

„Eine weitere halbe Stunde überzeugte mich, daß das, was ich gesehen, in Wirklichkeit vorhanden sey, denn ich gelangte vor die Thüre eines Pächterhauses, aus dessen Innerem ich Stimmen vernahm. So pochte ich denn ohne Zögern an die Thüre.

„Die Stimmen verstummten augenblicklich, worauf das Wort: Herein, an mein Ohr schlug und mir mit Einemmal meine Lage einigermaßen klar machten. Ich stutzte und wäre gern wieder zurückgegangen, aber es war zu spät; die Thüre wurde hastig aufgerissen, der Schein eines düstern Lichtes fiel auf mich, und dieselbe brummende Stimme, die aus der Kehle eines stämmigen Mannes mit finsterem Gesichte kam, sagte in scharfem Walliser Accent: Wer ist da? Ich schritt unverzagt auf ihn zu und fragte gelassen, ob ich etwas zu essen und ein Obdach für die Nacht hier finden könne.

„Der Mann sah mich fast wild an, blickte scharf nach meinen Kisten und erwiderte dann etwas weniger mürrisch, mit einem gewissen höllischen Lächeln: Ja. Treten Sie nur ein.

„Ich kam der Aufforderung nach, die aber mehr einem Befehl als einem Willkomm glich, so daß ich schon im nächsten Augenblick gern ein Jahr meines Lebens hingegeben hätte, wenn ich wieder sicher auf der Straße gewesen wäre, selbst auf die Gefahr hin, die ganze Nacht in dem Unwetter hinbringen zu müssen.

„In dem engen schmutzigen Gemach befanden sich drei Männer und eine Weibsperson, die eines wie das andere ein so verdächtiges Aeußere hatten, wie ich es nie zuvor gesehen. Im Kamin brannte ein Feuer und auf einem tannenen Tisch eine Oellampe, bei deren gegenseitigem Schein ich gewahrte, daß die Gesichter sämmtlicher Anwesenden mit forschender Neugierde auf mich gerichtet waren.

„Die Männer mochten zwischen dreißig und vierzig Jahre alt seyn; sie waren schlecht gekleidet und ihre unordentlich herabhängenden Kopfhaare, so wie ihre langen Bärte und ihre schmutzigen dunkelbraunen Gesichter erinnerten mich unwillkürlich an italienische Banditen, wie man sie in Reiseberichten beschrieben findet. Das Weibsbild, eine lange, hagere Gestalt mit pergamentartiger Haut und kleinen stechenden Augen, in denen ein harter mitleidsloser Ausdruck lag, schien eine passende Genossin dieser rauhen Menschen.

„Ich sah mich verstohlen in dem Gemache um und fühlte mich einigermaßen erleichtert, als ich in einer Ecke eine Art von Schenktisch bemerkte, weil ich daraus ersah, daß das Haus eine Herberge war, und ich suchte mich durch den Gedanken zu beruhigen, daß wenigstens

zwei der Anwesenden Reisende wie ich seyn möchten. Der Wirth sperrte die Thür mit einem Riegel zu und schloß diese ab, worauf er, dem Feuer sich wieder nähernd in leisem Grabestone, der seiner Ansicht nach wahrscheinlich etwas wohlthuender als sein anfängliches Brummen klingen sollte, sagte: Legen Sie Ihr Gepäck ab, wenn es beliebt, und setzen Sie sich ans Feuer — denn Sie sind kalt und ganz durchnäßt. Ein abscheuliches Wetter draußen; Sie werden es aber hier ganz behaglich finden. Betsy, dieser Mann wünscht etwas zu essen, richte es ihm zurecht, während er sich wärmt und trocknet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eiter in der Luft.] Die letzte Numer der „Zeitschrift der Ges. d. Aerzte" enthält einen Aufsatz von Dr. Eiselt in Prag, welcher gewiß allgemeines Interesse erregen dürfte. Es gelang Eiselt, in der Luft eines Krankenzimmers, wo mehrere an Augenentzündung leidende Kinder lagen, Eiter nachzuweisen. Der Nachweis gelang dadurch, daß man die Luft durch einen Apparat streichen ließ, in welchem eine geeignete Vorrichtung war, um die in der Luft schwebenden sehr kleinen festen Körper aufzufangen, und dieselben dann mit dem Mikroskope durchforschte. Es fanden sich die charakteristischen Zellen, welche in der Eiterflüssigkeit vorkommen. Versuche Pouchets hatten schon früher die Gegenwart anderer organisirter Gebilde in der Luft dargethan. Die Wichtigkeit der Entdeckung Eiselts für die Heilkunde beruht hauptsächlich darauf, daß es vielleicht gelingen wird, auf diesem Wege die Ansteckungsfähigkeit mancher Krankheit zu erklären, und es ist, wenn sich Eiselts Entdeckung konstatirt, einleuchtend, wie sehr eine Ueberfüllung eines Krankenzimmers, oder die geringste Unreinlichkeit, endlich die so häufig noch in unsern Spitälern sehr vernachlässigte Lüftung der Zimmer zur wirklichen Verunreinigung der Luft des Zimmers beitragen und für die in demselben weilenden Personen gefährlich werden müsse.

Alexander Dumas drückt sich über die Zustände in Neapel in folgender Weise aus: „Ich bin 58 Jahre alt, habe die halbe Welt durchreist und nirgends auch nicht in Rußland, so viel von Diebereien und Spitzbuben gehört als in Neapel. Ich hatte im Jahre 1834 in Toulon 14 Tage lang 18 Galeerensträflinge unter mir, und war damals in besserer Gesellschaft als in der, welche man hier an gewissen Orten findet. Man sagt von einem Mann, der im besten Rufe steht, daß er bei irgendeiner Gelegenheit 2000 Dukaten gestohlen hat, bei einer anderen 30,000 u. s. f. Das schadet aber seinem Ruf nicht, und kümmert ihn auch gar nicht; seine Freunde hören deßhalb nicht auf, ihn täglich zu besuchen. Das beweist den völligen Mangel von sittlichem Gefühl und die traurigste Korruption. Das Echo in Neapel kennt keinen anderen Widerhall als Spion, Dieb. Auch in Frankreich gibt es Diebe und Spione, letztere werden aber in keiner guten Gesellschaft gelitten und die Diebe werden eingekerkert, auch wenn sie reich sind. Die Teste, Cubieres, Pelaprat, Mirés würden hier Gesandte und Generale werden."

Die „Milit. Ztg." kommt auf die Schießwolle zurück, über deren Bereitung und die mit ihr angestellten Versuche sie wiederholt Mittheilungen gemacht, und sagt: Zehn voller Jahre hat es bedurft, bis dieses Epoche machende Schießpräparat alle Hindernisse überwältigt hat, und jene allgemeine Anerkennung fand, welche es verdient. Bei einer so großen Artillerie, wie die österreichische, wo jede bedeutende Aenderung Hunderttausende von Gulden in Anspruch nimmt, muß wohl eine jede Erfindung allen möglichen Proben unterworfen werden, bevor man das Bestehende verwirft; nachdem aber die österreichische Schießwolle jetzt alle Feuerproben, im wahren Sinne des Wortes, glücklich überstanden hat, hoffen wir, daß nun kaum mehr so viele Monate vergehen werden, bis eine so große Anzahl Schießwoll-Batterien ausgerüstet seyn wird, um unsere Feinde, wenn nöthig, in eben so folgreicher Weise mit dieser Neuerung überraschen zu können, als sie es im Jahre 1859 mit den gezogenen Pulvergeschützen gethan haben.

Der große Lesesaal im britischen Museum zu London, welcher erst vor wenigen Jahren mit einem Kostenaufwand von 12 Millionen Gulden aufgeführt wurde und als eines der herrlichsten Baudenkmäler unserer Zeit bewundert wird, reicht für die Masse der Leser nicht mehr aus. Die Bibliothek und die Antikensammlungen wachsen so rasch an, daß die Verlegung der naturwissenschaftlichen Sammlungen in ein anderes Gebäude nicht lange mehr zu umgehen seyn wird.

Auf dem Kugelfang in München finden gegenwärtig interessante Schießproben durch Infanterie statt. Es handelt sich nämlich darum, nach dem Vorschlage eines badischen Offiziers Kartätschen (ganz kleine Kugeln) aus den Infanteriegewehren zu feuern, ein Versuch, der, als vollkommen gelungen bereits betrachtet, in seiner praktischen Anwendung von großer Tragweite seyn wird.

Redakteur: Gustav Meisert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 89 Samstag, 13. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert nahm einen Miethswagen und verließ Breslau. Bevor er noch das Städtchen O . . . erreichte, verließ er den Wagen und schickte denselben mit dem Bemerken voraus, daß der Fuhrmann ihn vor einem bekannten Gasthause in O . . . zur Zurückfahrt erwarten möchte. Dann legte er den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurück, um sich zu ergehen und die Gedanken zu unterbrechen, die im abenteuerlichen Gewirre seine Phantasie beschäftigten.

In der Pensionsanstalt zu O . . . angelangt, ließ er sich zu dem Direktor führen. Der Schulmann empfing Philibert mit jener freundlichen Einfachheit, die Männern dieses Faches in der Regel eigen ist, konnte jedoch ein Befremden nicht unterdrücken, als Philibert ihm eröffnete, in der Angelegenheit zu kommen, Nachrichten über die in seiner Anstalt vor längerer Zeit pensionirten Kinder: Konstanze und Raimund Valentin zu erbitten.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte der Direktor, „daß ich Ihnen meine Verwunderung ausdrücke. Es ist kaum eine Stunde her, daß heute ein Herr bei mir erschien, dem ich in der nämlichen Angelegenheit eine Auskunft und mehr noch als dieß geben mußte. Ich kann Sie versichern, daß sich manche unangenehme Erfahrungen durch den Aufenthalt dieser beiden Kinder an meine Anstalt knüpfen. Sie sind mir von der Frau Majorin v. Zarkow aus Breslau überwiesen worden, welche Mutterstelle an ihnen vertrat. Ich habe von ihr stets die genauesten Verhaltungsmaßregeln für die Kinder in Empfang nehmen müssen, und ich folgte in der That ihren Weisungen gern, da mir die früheren Verhältnisse der Kinder und besonders ihrer Mutter, welche sich, ich weiß nicht wo, aufhalten soll, von der Majorin als sehr verwahrlost geschildert wurden. Ich habe die Kinder mit möglichster Strenge bewacht und dennoch gelang es mir nicht, eine Unannehmlichkeit zu verhüten, welche durch die heimliche Entweichung Raimunds meiner Anstalt zugefügt wurde. Es lag lediglich im Wunsche der Frau Majorin, daß wir den Knaben zum Priesterstande vorbereiten und ausbilden sollten. Ich hege selbst, offen gesprochen, für diesen Stand eine große Vorliebe, und ließ es mir daher angelegen seyn, Raimund demgemäß zu erziehen, erntete jedoch keine Früchte, ungeachtet mancher strengen Versuche. Der Knabe zeigte stets eine unüberwindliche Abneigung dagegen, während die Majorin mit Heftigkeit darauf bestand. So rückte der Termin zu seinem Abgange nach einem Seminar in Böhmen heran. Am Abend vorher verschwand Raimund. Er mußte durch den Garten über den Fluß, der hinter unserer Anstalt fließt, entwichen seyn, denn wir haben beim Nachsuchen in dem Schiffe am Ufer seine Mütze hängen gefunden. Der Unglückliche wird wahrscheinlich auf seinem Fluchtversuche ertrunken seyn, denn alle Nachforschungen, die wir weiter nach ihm anstellten, blieben erfolglos. Kurze Zeit darauf ward Konstanze meiner Anstalt durch die Frau Majorin entzogen, und kehrte nach Breslau in ihr Haus zurück. Ich habe ebenfalls von ihr nichts weiter vernommen. Und das, mein Herr, sind die Nachrichten, die ich Ihnen über den Verbliebe der Kinder geben kann; sie sind theilweise recht schmerzlich für mich selbst, ich hoffe, Sie werden Genüge daran haben."

„Ich bin Ihnen für Ihre Güte verbunden, mein Herr," erwiderte Philibert, „und Sie dürfen in mir nur eine Person vermuthen, welcher das Wohl dieser Kinder sehr am Herzen liegt. Ich bedaure nur, nicht eine Stunde früher gekommen zu seyn, um die Bekanntschaft jenes Herrn zu machen, welcher, wie Sie sagten, in einer ganz ähnlichen Angelegenheit hier gewesen ist. Wenn Sie meine Frage nach demselben nicht unbescheiden finden wollen —"

„Das finde ich nicht, mein Herr," fiel ihm der Direktor zuvorkommend lächelnd ins Wort, „denn ich kann mir wohl denken, daß es Ihr Interesse erregt, einen unbekannten Vorgänger zu haben. Ich habe durchaus keine Geheimnisse in der Sache, und erkläre Ihnen gern, daß jener Herr, dessen Name mir bei einer wie es schien sehr beschleunigten Meldung ganz entfallen ist, mir versicherte, im Auftrage der Majorin Frau v. Zarkow zu kommen, welche ein Attest von mir über die heimliche Entfernung Raimunds aus der Anstalt und seines wahrscheinlichen Todes in dem Flusse verlangte. Ich konnte mich nicht weigern, eine solche Schrift auszustellen, da sie als Beleg über das Schick-

sal des Knaben dem Vormundschaftsgericht zugestellt werden sollte, und ich bitte Sie, mein werther Herr, den Ruf meiner Anstalt hierdurch nicht verdunkeln zu wollen, denn Sie werden gewiß schon aus dem Wenigen, was ich Ihnen mittheilte, ersehen, daß mir selbst über den beklagenswerthen Unfall eine Schuld nicht beizumessen ist."

„Sie verkennen mich, Herr Direktor, jeder Nebengedanke ist mir durchaus fremd. Ich sage Ihnen noch einmal meinen verbindlichsten Dank. Wäre ich nicht, wie ich es gethan habe, denselben Weg zu Fuß gegangen, so würde ich die für mich sehr interessante Bekanntschaft jenes Herrn nicht versäumt haben."

Bei diesen Worten Philiberts hatte sich der Direktor dem Fenster genähert, um hinauszusehen. „Wenn Ihnen, wie es den Anschein hat, so viel an dieser persönlichen Bekanntschaft gelegen ist," sagte er zurücktretend, „so könnten Sie das Versäumte vielleicht noch nachholen. Belieben Sie nur, an das Fenster zu treten, denn ich bemerke so eben, daß die Reiseequipage, in welcher jener Herr hierher gekommen, noch immer drüben vor dem Gasthause hält. Vielleicht gelingt es Ihnen, sich dem Herrn zu nähern, denn er wird unser Städtchen noch nicht verlassen haben."

Philibert sah nach der bezeichneten Richtung und erblickte in einiger Entfernung einen vornehmen Reisewagen. Da er sein Geschäft in der Anstalt für beendigt hielt, empfahl er sich bei dem Vorsteher.

Seine Bemühungen in der Anstalt hatten sich erfolglos gezeigt, denn ihm war durch die Nachfrage bei dem Direktor durchaus keine Aufklärung über den jetzigen Aufenthalt der Kinder geworden. Nur der Verdacht gegen einen neuen Feind hatte ihn ergriffen. Wer konnte sich so angelegentlich nach dem etwaigen Tode Raimunds erkundigt haben? Sollte der Besuch des Fremden wirklich nur den einfachen Zweck gehabt haben, durch eine Bescheinigung des Direktors einen gerichtlichen Beleg zu besitzen? Philibert ging über den Platz und nach dem Gasthause zu, wo der Reisewagen hielt; er wollte wenigstens einen Blick auf ihn werfen, und dann erwartete er ja auch hier das Fuhrwerk, welches ihn selbst nach Breslau zurückführen sollte. Dieses hielt jedoch nicht hier.

Er trat dem ganz verschlossenen Reisewagen näher und bemerkte an dem Schlage ein gräfliches Wappen, dann betrachtete er die vorgespannten Pferde, welche ungeduldig den Boden stampften und mit bäumendem Kopfe den Schaum von sich spritzten. Es waren junge feurige und ihrer Unruhe nach zu urtheilen schwer zu zügelnde Thiere.

(Fortsetzung folgt)

Beinahe ermordet.

(Fortsetzung.)

„Ich entledigte mich jetzt meines Gepäcks, und während ich dieß that, wandte ich den Anwesenden theilweise den Rücken zu; doch waren meine Augen deßhalb nicht müssig und ich bemerkte ein Blickewechseln, das mir großes Unbehagen verursachte. Ich ließ mir aber nichts davon merken, sondern näherte mich mit großer Selbstbeherrschung und heiterer Miene dem Feuer, indem ich bemerkte, daß es etwas sehr Angenehmes sey, in einer so stürmischen Nacht ein so behagliches Obdach gefunden zu haben.

„Ich glaube es wohl! bemerkte der Wirth zustimmend, während seine Frau aufstand und mir ihren Stuhl anbot. Lassen Sie sich hier nieder und trocknen Sie sich. Nun, ja! Sie sind so naß wie eine gebadete Maus. Mein Haus gehört zwar nicht zu den allerbehaglichsten, aber in einer Nacht wie diese ist es mir so lieb wie ein Schloß. Ich möchte um keine Welt in ein Unwetter wie das jetzige hinaus — ha! ha! Hier nehmen Sie einen Schluck, um sich zu erwärmen! setzte er mit mit einem Wink nach dem Schenktisch hinzu. — Ich danke, erwiderte ich, für jetzt wenigstens will ich es unterlassen, — ich bin nicht recht daran gewöhnt.

„Ich fürchtete nämlich, es möchte der Schnaps entweder vergiftet seyn oder etwas Einschläferndes enthalten. Und obgleich ich kaum die beiden andern Männer anzublicken wagte, wußte ich doch, daß Sie im Stillen und verstohlen mich mit ihren vier schwarzen Augen, die stechend unter ihren langen, buschigen Brauen lauerten, beobachteten.

„Der Wirth wünschte augenscheinlich mein Vertrauen zu erwecken und Alles zu entfernen, was Argwohn erregen könnte, deßhalb bemühte er sich, das Gespräch in unterhaltender Weise im Gang zu erhalten. Während die Wirthin sich mit Zubereitung des Thees zu schaffen machte und die besten Fleischstücke, die sie im Hause hatte, auf den Tisch setzte, stellte ihr Mann allerhand Fragen an mich, woher ich komme, wohin ich gehen wolle, ob ich unterwegs Geschäfte gemacht habe und Anderes mehr. Ich antwortete auf Alles mit vertrauensvoller Miene, wobei ich mir nur eine einzige Unwahrheit erlaubte, welche ich meiner Sicherheit wegen für nothwendig hielt. Ich sagte ihm, daß ich heute diese Straße schon einmal gekommen sey und in meinem letzten Aufenthaltsorte hinterlassen habe, die Nacht dort zubringen zu wollen.

„Diese Mittheilung schien mir keinen so angenehmen Eindruck hervorzubringen wie die andern, denn abermals bemerkte ich, während ich in das Feuer zu blicken mir den Anschein gab, daß Blicke gewechselt wurden, in welchen Zweifel und gierige Wünsche sich mischten.

„Endlich kündigte die Frau an, daß das Nachtessen

bereit sey, und ich rückte an den Tisch, mit dem Rücken gegen das Feuer, um den Anwesenden Gelegenheit zu geben unter einander sich besprechen zu können, ohne daß ich sie zu beobachten schien, während ich mit Auge und Ohr auf der Lauer seyn konnte, ohne darüber ertappt zu werden.

„Wie ich erwartet hatte, so fingen sie damit an, über gleichgültige Dinge zu plaudern; allmälig aber sprachen sie leiser und steckten die Köpfe zusammen, bis ich zuletzt den Schatten des Wirthes leicht, wie gegen mich hin, nicken sah und im leisesten Tone die Worte von ihm zu vernehmen glaubte: Meint Ihr, daß es so gehen wird? Ob eine Antwort darauf ertheilt wurde, hörte ich nicht; wahrscheinlich erfolgte aber dieselbe durch Nicken oder einen Blick, denn unmittelbar darauf ging die Unterhaltung auf Viehstand und Ernte über und wurde in ganz natürlichem Tone geführt. Etwas schien mir aber zuzuflüstern, daß mein Loos besiegelt sey; es überlief mich kalt und es war mir, als ob der Angstschweiß mir aus allen Poren dringe. Es war eine Glück, daß keiner der Banditen mein Gesicht in diesem Augenblick sehen konnte, denn dieses würde wahrscheinlich einen Verdacht verrathen und ohne Zweifel die Ausführung ihrer schändlichen Absicht beschleunigt haben.

„Während ich eifrig mit dem Stillen meines Hungers beschäftigt war, ging ich mit mir zu Rath, auf welche Weise ich der Gefahr entrinnen könne. Was konnte ich aber thun? Auf welche Weise konnte ich wegkommen? Ich besaß keine Waffe außer einem gewöhnlichen Taschenmesser — und selbst mit einem Pistol wäre ich nur Einer gegen Vier gewesen — denn das Weib nahm voraussichtlich Partei gegen mich.

„Nach einigen Minuten war ich aber über mein Verhalten im Reinen, und sogleich stellte sich auch wieder meine Geistesgegenwart ein. Indem ich vom Tische wegrückte, wandte ich mich wieder dem Feuer zu und begann ein munteres, lebhaftes Gespräch mit den Menschen, von denen ich überzeugt war, daß sie die Absicht hatten, mich zu morden und zu beranben. Eine halbe Stunde fuhr ich auf diese Weise fort, indem ich eine Menge lustiger Anekdoten erzählte und herzlich über die schwachen Versuche des Wirths und seiner elenden Spießgesellen, witzig seyn zu wollen, lachte.

„Endlich kündigte ich unter Gähnen an, daß ich mich zur Ruhe niederlegen wolle, weil ich morgen bei Zeiten mich auf den Weg zu machen gedenke. Ich will mein Gepäck mit mir nehmen, fügte ich in gleichgültigem Tone hinzu, als der Wirth mit einem Blick nach seinen Gefährten bereitwillig aufstand, um mir in mein Zimmer zu leuchten, denn ich habe einige Gegenstände in meinen Kisten, die ich brauche. — Ganz recht, — nehmen Sie sie nur mit sich — sie sind wahrscheinlich werthvoll, und Sie werden ruhiger seyn, wenn Sie sie in Ihrem Zimmer haben! — Was dieß anbelangt, versetzte ich, so weiß ich, daß sie hier so sicher wie dort seyn werden, — was meiner Ansicht nach seine Richtigkeit hatte, wenn auch nicht, gleich in dem Sinn, wie er meine Aeußerungen aufnahm.

„Er trug die eine Kiste und ich die andere in das kleine Schlafzimmer im zweiten Stockwerk, indem er dabei bemerkte, jetzt wundere er sich nicht mehr, daß ich ermüdet sey, da schon eine dieser Lasten ihn in einem halben Tage zu Boden drücken würde, von zweien wolle er gar nicht reden. Hierauf stellte er das Licht auf einen kleinen Tisch, drückte die Hoffnung aus, daß ich sanft ruhen werde, versprach am folgenden Morgen mich zeitig zu wecken und ging dann wieder zu seinen Kameraden hinab, um Vorkehrungen zu treffen, meinen Schlaf zu einem ewigen zu machen.

(Schluß folgt.)

Nachtrag zu dem Aufsatze II. über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, zu dem in Nro. 87 der Erheiterungen über den Mißbrauch der Augengläser Gesagten Folgendes nachzutragen:

Wir stellten dort den Satz auf, daß Kurzsichtige, welche noch in der Entfernung von 8 Zoll eine gewöhnliche Druckschrift lesen können, sich hiezu nicht der Brille bedienen sollten. Hierdurch wollten wir nicht aussprechen, daß sich Kurzsichtige der Brille nie beim Lesen, Schreiben und anderen Beschäftigungen in der Nähe bedienen sollten; können sie bei der angegebenen Entfernung eine mittlere Druckschrift nicht deutlich und ohne Anstrengung lesen, so müssen sie sich allerdings auch bei den Beschäftigungen in der Nähe der Brille bedienen.

Einige neuere Augenärzte, wie Donders und Pilz, sind der Ansicht, daß bei Kurzsichtigen die Brillen jederzeit Anwendung finden sollen, wobei Donders ausdrücklich bemerkt, daß es für Kurzsichtige nicht rathsam ist, eine Brille zu tragen, mit der sie sehr ferne Gegenstände scharf sehen, sondern eine solche, deren sie sich auch bei Beschäftigungen in der Nähe bedienen können. Professer Rau in Bern dagegen stellt in seiner Schrift über die Sinnesorgane (1859) dieselben Grundsätze auf, die wir oben ausgesprochen haben.

Zage nicht!

Zage nicht, daß deine Freude ward dem Raube,
Ich fühl's, du sind'st im Schmerz die Tröstung nicht;
Es hebe dich im Schmerz der Glaube,
Er bringt in's Erdendunkel Licht.

Schwankt auch das Schiff, wenn Wellen toben
Im wilden Sturm und Windgebraus,
Wirft doch mit Zuversicht nach Oben,
Die Hoffnung ihren Anker aus.

Starrt auch das Herz im Weltgetriebe,
Legt sich der Schmerz wie Eis daran,
So facht darin die höhere Liebe,
Die Gnad' ein stilles Flämmchen an.

Oft brennt der Schmerz, nichts kann uns retten,
Kein Hoffen und kein Trost erscheint,
Bis die Geduld mit sanften Ketten,
Das Herz mit Gottes Willen eint.

Mannigfaltigkeiten.

Man hat, wird aus Paris gemeldet, in den letzten Monaten alle Journale mit Biographien und schauderhaften Erzählungen von Jud angefüllt gesehen; man hat die Photographie des muthmaßlichen Mörders Poinsots im Eisenbahnwagen in ganz Europa vertheilen lassen; Hunderte ganz unschuldiger Personen wurden theils wegen angeblicher Aehnlichkeit oder unvorsichtiger Aeußerungen verhört und gar einige Tage eingesperrt gehalten; ja fast sämmtliche Witzblätter haben geistreiche Tiraden über den ominösen Namen des Mörders zum Besten gegeben, kurz, nicht allein die französische, sondern die europäische Polizei trägt seit Monaten diesen Namen im Munde. Nun kann Ihnen definitiv mitgetheilt werden, daß Jud, der allerdings unter ähnlichen Verhältnissen früher einen Mord begangen, gar nicht der Mörder Poinsots ist, sondern man behauptet, daß dessen eigener Schwiegersohn, d. h. der Mann einer seiner natürlichen Töchter, aus Rache den Mord begangen habe, aber die ganze Verfolgung bereits unterdrückt ist; erstens um der Magistratur keine Blöße zu geben, zweitens um Schändlichkeiten nicht zu enthüllen, deren sich der Gemordete schuldig gemacht. Man will die ohnehin große Zahl der im Zuge befindlichen unsittlichen Prozesse nicht durch einen neuen derartigen Monstreprozeß vergrößern. Ein Faktum ist, daß Poinsot, ehe er gemordet wurde, erst schrecklich verstümmelt worden ist.

In Krakau fand das Publikum am Ostermontag, als es die an diesem Tage übliche Wallfahrt nach dem Kosciuszko-Hügel machte, den Eingang zu den um dieses Denkmal angelegten Festungsbauten versperrt. Der Eindruck dieser Maßregel war ein unangenehmer und machte sich am folgenden Tage durch noch massenhafteren Zudrang zu dem Renkavkafeste Luft. Zu ihrer größten Ueberraschung fand die Volksmenge hier eine Militärmusikbande aufgestellt, welche die unerwartete Aufmerksamkeit hatte, ächt polnische Weisen zu spielen. Bedeutungsvoll war das Benehmen der höheren Aristokratie bei diesem Volksfeste. Während dieselbe früher jedes Zusammengehen mit den bürgerlichen Strebungen, selbst wenn sie mit den nationalen Interessen zusammenfielen, sorgsam vermied, mischte sie sich heute mit der größten Zuvorkommenheit unters Volk und vertheilte der alten Sitte gemäß mit großer Freigebigkeit Geld, Semmeln und Aepfel.

Viele Hauseigenthümer in Wien haben die auf sie entfallenen außerordentlichen Kriegs- und Steuerzuschläge durch Erhöhung der Miethzinse ihren Parteien auferlegt, und sich damit nicht nur vor jedem Verluste an ihrem Einkommen geschützt, sondern letzteres in den meisten Fällen durch die Ausbeutung der ihnen durch die Zeitereignisse gebotenen guten Gelegenheit beträchtlich vermehrt. Da nun der Staat durch jene Steuerzuschläge nicht die Miether, sondern die Hausbesitzer besteuern wollte, so hat man von behördlicher Seite Anlaß genommen, solche Fälle zu eruiren, und müssen nunmehr die Hauseigenthümer, welche in erwähnter Weise manipulirt haben, von den ihren Miethern auferlegten Steuerzuschlägen auch ihrerseits die hierauf entfallende höhere Einkommensteuer bezahlen.

In einer Broschüre, „die Cigarre," ist die Berechnung aufgestellt, daß, die preußische Bevölkerung auf 18 Millionen und der sechste Theil als Cigarrenraucher angenommen, von denen jeder täglich 3 Stück, durchschnittlich à 5 Pf. raucht, täglich 9 Millionen Stück Cigarren im Betrage von 125,000 Thaler in Preußen konsumirt werden, was im Jahre 3285 Mill. im Werth von 45,655,000 Thaler ergeben würde.

Im neuesten Anzeigeblatt von und für Ulm ist folgendes Inserat zu lesen: „Ein tüchtiger Kapellmeister, welcher eine Katzenmusik zum Empfang eines Abgeordneten zu leiten versteht, wird gesucht."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 90 Sonntag, 14. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert hatte nicht lange ihrem übermüthigen Treiben zugesehen, als er sich von der Seite begrüßt und angeredet hörte.

„Du bist es, Joseph," rief Philibert, und erkannte in der herzugetretenen Person einen früheren Diener seines Vaters. „Du gehörst wohl zu dem Fuhrwerke? In wessen Dienst stehst Du denn jetzt?"

„Ich fahre den Herrn Baron v. Osinsky, dieß ist seine Reiseequipage," gab Joseph zur Antwort. „Bewundern Sie nicht unsere Pferde, Herr Doktor? Das ist eine Teufelsrace, klein, aber unbändig. Der Baron hat dieses Paar Pferde erst vor einigen Tagen gekauft, und ich habe sie zum Erstenmale eingespannt. Ich habe den Herrn Baron kaum damit hierher bringen können, und wir sind mit zerrissenen Strängen angekommen."

„Das sieht Deinen Tollköpfen ganz ähnlich; wie sie schnauben und mit den schlanken Füßen schlagen," erwiderte Philibert. „Jugend muß austoben, und die werden Dir noch einige Streiche spielen, ehe sie daran denken, sich nach Deinem Gefallen lenken zu lassen."

„Oho! ich will darauf nicht warten," rief Joseph, „ich habe das zerrissene Gestränge ausgebessert, und da sie es nicht besser haben wollen, will ich ihnen die Zügel gewaltig kurz nehmen."

„Aber wo ist der Baron, werdet Ihr nicht bald abfahren?" fragte Philibert.

„Der Herr Baron hat an der Herfahrt vollkommen genug gehabt, Herr Doktor, er ist in einem Miethwagen, der hier vor dem Hause hielt, nach Breslau vorausgefahren und hat mir Wagen und Pferde überlassen. Er hat überdieß jetzt viel Geschäfte und kommt fast gar nicht aus der Reiseequipage. Auf der letzten Fahrt fuhren wir unsere vorigen Pferde fast zu Tode, denn Herr v. Osinsky hatte es sehr eilig, zur Testamentseröffnung seiner verstorbenen Schwiegermutter, der alten Baronin v. Wandow in Breslau, zu kommen. Deßhalb hat auch der Baron wahrscheinlich diese Pferde genommen, denn die alten wollten selbst unter der Peitsche so wenig vorwärts, als diese hier ganz ohne solche wie die Vögel laufen.

So unbefangen Joseph diese für Philibert so sehr erwünschten Mittheilungen machte, zögerte Philibert dennoch, ihn länger zu befragen, um nicht eine taktlose Neugierde zu verrathen. Er wußte demnach, daß der Baron Eigenthümer dieses Wagens war, daß er in der Anstalt gewesen und zur Verwandtschaft Gabrielens gehöre. Er erklärte sich die Nachfrage des Barons bei dem Direktor aus natürlichen Gründen und stellte sich vor, daß es ein glückliches Zutreffen sey, wenn Gabriele in dem Augenblicke ihr elterliches Haus betrat, wo die ganze Familie versammelt war, und daß sie vielleicht Aufschluß über Raimund erlangt habe, welchen der Baron heute Morgen ermitteln wollte. Wenn auch nicht zufrieden gestellt durch diese Vermuthungen, fühlte er sich darüber in so weit beruhigt, als er das Ausbleiben Gabrielens dadurch erklären konnte. Dennoch trieb ihn die Besorgniß zur Rückkehr nach Breslau.

„Du hast mir gesagt, Joseph," hub er wieder an, „der Baron habe sich des Miethswagens bedient, der vor diesem Hause hielt. Das ist eine üble Sache, denn diesen Schlingel von Lohnkutscher habe ich gedungen und war mit ihm hergekommen. Ich denke, ich werde Revanche dafür an Deinem Herrn nehmen und mich in seinen Wagen setzen. Was meinst Du dazu, Joseph? Ich kann unmöglich den Weg zu Fuß zurücklegen und habe auch Eile nöthig."

„Herr Doktor," erwiderte Joseph lachend, „das ist ein ganz gescheidter Einfall; ich finde ihn ganz in der Ordnung. Das muß ich Ihnen aber im Voraus sagen, wir werden uns auf einige Rippenstöße gefaßt machen müssen, denn Sie sehen, wie große Lust unsere Rappen verspüren, uns etwas dieser Art beizubringen. Unglück ist wohlfeil, und so gern ich wohl Niemand lieber, als Sie, Herr v. Herzford fahre, so möchte ich Sie doch des Spaßes wegen am allerwenigsten ins Unglück bringen."

„Du bist noch immer der Alte, ganz so wie zu Hause, Joseph. Du weißt, daß Dein alter Herr, mein Papa, immer sagte, Niemand fährt mich besser, als Joseph, denn der wittert jeden Stein schon meilenweit voraus, an welchen ich ein Bein brechen könnte. Du wirst mich auch nicht eher in ein Unglück bringen, als bis ein Gedanke daran ist, und dann ist es hauptsächlich

gut, wenn der Mensch in diesem Fall nicht allein ist. Und so fahre nur in Gottes Namen zu, je schneller, desto besser."

Joseph war nach dieser Unterhaltung seinem frühern jungen Herrn behülflich, in dem Wagen des Barons Platz zu nehmen. Dann setzte er sich selbst auf dem Kutscherbocke zurecht und fuhr aus dem Städtchen O... auf die Chaussee, welche durch eine sehr angenehme, durch Hügel abwechselnde Landschaft ging.

Die Pferde, die Anfangs im Schritte gingen, setzten jedoch bald in schnellen Galopp über, wie sehr auch Joseph seine ganze Kunstfertigkeit aufbot, die feurigen Thiere im Zaume zu halten. Der Wagen rollte immer rascher über die unebene Chaussee hin, und Philibert schaukelte auf seinem Sitze schon so stark, daß er kaum noch seinen Platz behaupten konnte. Während seines Lebens auf Universitäten, als auch im elterlichen Hause, hatte er schon manche schlimme Fahrt überstanden und fühlte sich daher auch über seine gegenwärtige Lage nicht beunruhigt. Ein heftiger Stoß, den der Wagen erhielt, warf ihn plötzlich gegen die Rückwand; der Teppich, der den Fußboden bedeckte, ward gleichfalls durch die Erschütterung halb aufgeschlagen ein Medaillon an einer Haarschnur kam darunter zum Vorschein und lag zu den Füßen Philiberts. Der Wagen flog wieder ruhiger, aber mit großer Schnelligkeit fort. Philibert bemerkte sogleich seinen Fund und hob ihn auf, um denselben zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Beinahe ermordet.

(Schluß.)

„Sobald der Wirth aus dem Zimmer war, machte ich die Thüre zu und sah mich eilig in dem Lokale um. In einer Ecke befand sich ein Bett, daneben der Tisch, auf welchem das Licht stand, so wie auch ein paar Stühle, und in einer anderen Ecke befand sich eine Art von Kasten. Aber auch ein Fenster war, wie ich hoffte, vorhanden; an dieses eilte ich und öffnete es. Wind und Regen schlugen mir ins Gesicht. Ich streckte den Kopf hinaus und konnte den Boden unten wenigstens so weit unterscheiden, um zu erkennen, daß er nicht so weit entfernt sey, und daß ich für den Fall, daß mein schlimmster Verdacht sich bestätigen sollte, einen Sprung wagen könnte. Ich schloß das Fenster wieder und ging nach der Thüre, fand aber, daß dieselbe weder durch einen Riegel noch durch einen Schlüssel verschließbar war. Sie hatte nur eine Klinke und dieß war Alles. Nichtsdestoweniger suchte ich sie dadurch einigermaßen fest zu machen, daß ich die Klinge meines Messers über der Klinke einsenkte. Dann ließ ich mich auf einen Stuhl nieder und sann nach.

„Sollte ich es wagen zu bleiben, bis ich angegriffen würde? War wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein Mordversuch auf mich gemacht werden würde? Konnte ich mich nicht in den Leuten getäuscht haben? Konnten sie nicht derb und roh, aber ehrlich seyn?

„Ich überlegte die Sache eine halbe Stunde lang hin und her, als das düstere Brennen meiner Lampe mir klar machte, daß ich mich bald im Finstern befinden werde, und dieser entsetzliche Gedanke spornte mich augenblicklich zur That an. Ja, ich wollte fliehen und zwar sogleich. Lieber wollte ich die Nacht über Wind und Wetter auf dem Wege trotzen, als da bleiben, wo ich war. Nachdem ich einmal fest mit mir im Reinen war über das, was ich thun wollte, machte ich mich auch rasch ans Werk. Ich nahm ein Leintuch vom Bett, schnitt es in zwei Hälften, löschte mein Licht aus und ließ meine Päcke aus dem Fenster hinab. Es wunderte mich ein wenig, daß, nachdem ich die ganze Länge meines Leinwandseils hinabgelassen hatte, meine Päcke noch immer nicht den Boden berührten. Die Entfernung mußte daher größer seyn, als ich vermuthet hatte. Einige Fuß mehr oder weniger machten aber nichts aus, und so setzte ich, ohne mich nur einen Augenblick zu bedenken, meine Päcke in Schwung, und schleuderte sie auf diese Weise so weit bei Seite, daß ich nicht auf sie fallen mußte, wenn mir während meines Herablassens etwas zustoßen sollte. Hierauf zog ich die Bettstatt geräuschlos an das Fenster, befestigte das andere Leintuchseil an einem Fenstergitter, und ließ mich vorsichtig bis an das Ende desselben hinab, und als ich hier den Boden immer noch nicht unter meinen Füßen fühlte, ließ ich mit vollster Zuversicht das Seil los. Aber ich fiel und fiel immer tiefer, und zwar mit solcher Gewalt, daß mir das Bewußtseyn verging.

„Hier kommt nun der gräßlichste Theil der Geschichte. Eine Grube oder ein Brunnen war unter dem Fenster meines Zimmers gegraben worden — vielleicht um dadurch Wasser zu erlangen — vielleicht um einen Reisenden darin zu fangen, der, wie ich, Argwohn schöpfte und zu entfliehen suchte, und in dieses Loch fiel ich betäubt und zerquetscht, tief unter die Sohle des Bodens.

„Glücklicherweise für mich stellten sich, als ich zu mir kam, meine geistigen Fähigkeiten völlig wieder ein, so daß ich sogleich im Stande war, mir klar zu machen, was vorgegangen; denn hätte ich nur einen Laut oder einen Seufzer hören lassen, so befände ich mich nicht mehr hier und könnte die Geschichte nicht erzählen.

„Wie es scheint, so hatten die Räuber einstweilen den Weg in mein Zimmer mit Gewalt sich gebahnt, in der Absicht, mir das Leben zu rauben und dort gefunden, daß ich durch das Fenster entflohen sey, aber nur, um in der Grube umzukommen, wie sie meinten. Ueber diese letzte Entdeckung freuten sie sich sehr, indem sie dadurch der Mühe eines Mordes überhoben worden und einige Schaufeln mit Erde genügten, mich da zu begraben, wo ich lag. Mein Gepäck befand sich vermöge der Schwingungen, welche ich ihm gegeben,

Digitized by Google

oben am Boden und es war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie mein werthvollstes Besitzthum und mein Geld enthielten und wenn dieß auch nicht der Fall wäre, so wußte man ja, wo man nach meinem Körper zu graben hätte, und daß man dort Alles finde, was etwa mit ihm eingescharrt worden wäre.

„Alles dieß hörte ich die Räuber sagen, nachdem ich meiner Sinne wieder mächtig geworden war, während sie an der Grube standen und über die Sache sprachen; Sie können sich daher wohl eine kleine Vorstellung von meinem Entsetzen machen, daß zu beschreiben ich mich außer Stand fühle.

„Unmittelbar darauf verschafften sie sich Schaufeln und fingen an, die Höhlung auszufüllen. Nun kam meine Rolle in dieser gräßlichen Geschichte, welche in der That mich rettete. Ohne ein Wort, einen Seufzer, oder irgend ein Geräusch hörbar werden zu lassen, was ihr Ohr hätte erreichen können, ließ ich die kalte, nasse Erde auf mich werfen und suchte nur so viel zu verhindern, daß mein Leib nicht ganz zugedeckt würde, und während sie allmälig die Grube füllten, machte ich mich immer mehr gegen die Oberfläche herauf. Glücklicherweise für mich warfen sie dieselbe nicht völlig zu, sondern hielten inne, als noch einige Fuß bis zur Höhe des natürlichen Bodens fehlten, indem sie sagten, dieß genüge für jetzt; worauf sie sich entfernten, um sich über ihre Beute herzumachen.

„Sobald sie sich entfernt hatten, kroch ich hervor und obgleich schwach und zerquetscht, machte ich mich durch den Wald davon, unbekümmert, wohin ich ging, wenn ich nur den Mördern entkam, die es auf mich abgesehen hatten.

„Glücklicherweise erreichte ich mit Tagesanbruch ein kleines Dorf, wo ich meine Geschichte erzählte. Die Behörden erließen augenblicklich Verhaftsbefehle gegen die vier Spießgesellen und noch vor Mittag befand sich der Konstabel in Begleitung von mir und einer Menge von Leuten aus dem Orte auf dem Wege zu ihrer Verhaftung.

„Ehe die Nacht hereinbrach, waren Alle gefangen gesetzt und der größte Theil meines Eigenthums aufgefunden; auch wurde mir nicht lange nachher die Genugthuung, alle Vier zum Galgen verurtheilt zu sehen. Wäre es gelungen, mich einzuscharren, wer hätte je etwas von meinem Loose erfahren."

Professor Döllinger über den Kirchenstaat.

(Aus der Augsburger Postzeitung.)

II.

München, 9 April.

Der Herr Redner spricht zuerst das Vergnügen aus, mit welchem er die Vermehrung seines Auditoriums bemerkt, zugleich aber sein Bedremden über die Aufregung, welche sein erster Vortrag hervorgebracht hat, und verwahrt sich gegen jede willkürliche Auslegung des Gesagten, indem er nur einfach Thatsachen, die der Geschichte für immer angehören, hingestellt habe, und die Schlüsse, die er zu ziehen sich berechtigt glaubt, allerdings dem Urtheile des Publikums preisgibt, aber dieselben nicht als Wünsche, Forderungen oder Prophezeiungen hingestellt wissen möchte.

Darum glaubt er eine Wiederholung des schon Gesagten in gedrängter Kürze nothwendig und fährt fort: „Thatsache ist, daß der päpstliche Stuhl 700 Jahre ohne Kirchenstaat existirte, 750 Jahre ohne ruhigen Besitz desselben und nur 350 Jahre lang im unverkümmerten Genusse desselben war. Die jetzige Regierungsweise, ein Erbstück der ersten Napoleonischen Herrschaft, dauert erst 45 Jahre. Weitere Thatsache ist, daß der Besitz und die Regierung eines Staates an sich durchaus nicht nothwendig ist, um dem kirchlichen Oberhaupt Ansehen zu verschaffen; daß das Fortbestehen des Kirchenstaates in der öffentlichen Meinung Italiens dem jetzt dort herrschenden Hauptgedanken eines großen einheitlichen Reiches hindernd entgegensteht, und daß endlich das eigene Land des Papstes, bis in sein Innerstes von Parteien zerwühlt, keine Klasse der Bevölkerung mehr enthielt, welche eine ernstliche, thätige, opferwillige Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl entwickelte; daß ferner seit einem Jahrhundert durch ganz Europa die Tendenz der Säkularisation geht, d. h. das Bestreben, die weltliche, politische Macht von der geistlichen zu trennen, und nirgends finden sich mehr die weltlichen Aemter in den Händen der Geistlichen. Das sind Thatsachen, aber nicht Wünsche oder Forderungen.

Um die Lage der Gegenwart erkennen zu können, muß die Sache so hingestellt werden, wie sie nun einmal ist; mit der Wirklichkeit läßt sich nicht markten. Wer in der Geschichte sich irgend etwas zurechtlegen will, muß sich außerhalb der persönlichen Empfindungen und Anschauungen stellen, muß objektiv sein. Wir wollen annehmen: die Fortdauer der gegenwärtigen Ordnung der Dinge im Kirchenstaate wäre nur dann gesichert, wenn die Mehrheit des Volkes eine wirkliche Neigung für die jetzige Regierungsform hätte; das ist aber nicht der Fall, daraus kann die Folgerung gezogen werden, daß, wenn der Papst Fürst des Landes bleiben soll, auch im Kirchenstaat eine gewisse Säkularisation eingeführt werden müsse. Nun kann und wird gesagt werden: die bisherige Regierungsweise kann und muß so bleiben, wie sie ist, ohne Rücksicht auf die Wünsche des Volkes, und will sich dieses nicht unterwerfen, muß eben zu der Hülfe fremder Truppen wie bisher gegriffen werden.

Dagegen läßt sich einwenden erstens, daß diejenigen, welche das gegenwärtige Regierungssystem haben wollen, sich nicht auf die Geschichte berufen können, da noch gar kein ernstlicher Versuch eines andern Regierungs-

systems gemacht wurde, also von einem Mißlingen desselben gar nicht die Rede seyn kann; zweitens ist geschichtlich, daß ein geistlicher Staat wirklich von Laien verwaltet werden kann; Beispiele dafür gibt das eigene Vaterland in den vielen deutschen Fürstenthümern, welche früher als geistliches Haupt Bischöfe, sonst aber nur weltliche Beamten hatten. Ein innerer Widerspruch bleibt jedoch immer zwischen geistlichem Beruf und weltlichem Amt. Das nun wird freilich vielfach bestritten und darauf hingewiesen, daß im Mittelalter oft Beides enge verbunden war. Das war wohl, allein auch der oberflächlichste Geschichtskenner weiß, daß die Zeit des Mittelalters längst vorüber ist, daß die Verhältnisse zwischen Staat und Regierung ganz andere waren. Das, was damals gut war, kann es jetzt nicht mehr seyn. In der Gegenwart ist ein Mißverhältniß eingetreten, welches nicht leicht ausgeglichen werden möchte. In dem Staate, wie er jetzt ist, zum modernen Staate paßt der geistliche Stand nicht; der moderne Staat hat sich um so viel zu kümmern, so viel gesteigerte Bedürfnisse des Lebens wie der Unterhaltung zu berücksichtigen, daß es in die Augen springt, daß der Priester dazu nicht paßt und der geistliche Stand dadurch nur entwürdigt würde. Für die Nothwendigkeit einer Umgestaltung in der Regierung des Kirchenstaats sprechen überdieß gewichtige Autoritäten, zuerst die des Papstes Pius IX. selbst. Pius IX. war die ersten zwei Jahre seiner Regierung nicht nur beliebt, sondern, man darf sagen, fast abgöttisch verehrt im eigenen Lande, wie überhaupt in ganz Italien. Seine Regierung begann er mit einer vollständigen Begnadigung aller wegen politischer Verbrechen Eingekerkerten oder Verbannten; dieser Akt vollständiger rückhaltloser Vergebung wurde von dem Volke ausgelegt, als ob der Papst mit dem bisherigen Regierungssystem brechen, ein neues, den Wünschen des Volkes entsprechendes System an dessen Stelle setzen wolle.

Diese Meinung wurde noch durch die Ernennung des Grafen Rossi, Pairs von Frankreich und Bevollmächtigten der französischen Regierung am päpstlichen Hofe, zum ersten Minister bestärkt. Es stand somit ein Mann weltlichen Standes an der Spitze der Regierung, dessen Grundsätze wohl bekannt waren, und es ist kein Zweifel, daß Graf Rossi die Verwaltung säkularisirt haben würde; daß er dieß wollte, liegt in seinen Briefen längst gedruckt vor; und die Uebergabe der Verwaltung an Laien, die gänzliche Umgestaltung der Justiz wären Folgen seiner Ernennung gewesen. Allein er wurde am 15. November 1847 durch einen Meuchelmörder getödtet, als er eben die erste konstitutionelle Versammlung eröffnet hatte, und zwar weil diese Umgestaltung der päpstlichen Regierung voraussichtlich die Sympathien des Volkes für sich gehabt hätte, und somit der Umsturzpartei, welche auf einen gänzlichen Umsturz des päpstlichen Stuhles um jeden Preis hinarbeiten wollte, im Wege gewesen wäre. —

Eine weitere Autorität ist die Denkschrift der fünf Mächte Oesterreich, Frankreich, Rußland, Spanien und England vom 10. Mai 1831, worin dem päpstlichen Stuhle der Rath mitgetheilt wird, zur ruhigen Erhaltung des Kirchenstaates allgemeine Zulassung der Laien zu allen Staatsämtern, die Prinzipien der Selbstregierung, Theilnahme des Volkes an der Regierung ꝛc. zu gewähren. Wie aber läßt sich dieser Rath erklären? Wohl nur damit, weil jene Großmächte eben nur gerade für den Kirchenstaat diese Verbesserungen unabweisbar nothwendig erachteten.

Bis daher hatten wir Thatsachen, nun aber möchte es nicht uninteressant seyn, einige Möglichkeiten, welche uns die nächste Zukunft bringen könnte, in's Auge zu fassen. Es lassen sich fünf Möglichkeiten annehmen; die erste ist die, daß, wenn nun der, wie es scheint, in Italien unausbleibliche Krieg wieder ausbricht, er vielleicht den Sieg Oesterreichs mit sich bringt und vielleicht Wiederherstellung der Lombardei und die volle Gewalt des Papstes. Dieses wären das Schlimmste von Allem, denn neuen Revolutionen wäre die nächste Folge, da das italienische Volk eine solche Restauration schlechterdings nicht ertragen würde, neue Einmischung fremder Mächte, gegen welche wieder der tiefeingewurzelte Widerwille des italienischen Volkes gegen Fremdherrschaft sich erheben würde und der Umsturzpartei in die Hände arbeitete, was nur die gänzliche Schutzlosigkeit des päpstlichen Stuhles nach sich zöge. Die zweite Möglichkeit ist, daß Piemonts Herrschaft sich befestigen, die Säkularisation des Kirchenstaats Thatsache werden und der Papst genöthigt würde, Rom auf einige Zeit zu verlassen. Selbstverständlich würden alle jene Einrichtungen eingeführt, welche der Papst um der Selbsterhaltung willen in der letzten Zeit nicht gewähren konnte, die aber in den anderen Ländern Italiens längst schon bestehen oder doch jetzt schon eingeführt sind. Gesetzt nun den Fall, daß Rom dem Papste einige Zeit entzogen würde und unter Piemonts Herrschaft alle jene Neuerungen durchzumachen hätte, welche den Kirchenstaat auf das gleiche Niveau der anderen Staaten stellen würde, wie z. B. vollständige Säkularisirung, vollständige Aufhebung aller bisherigen Privilegien des Klerus, so würde schon mit der Aufhebung der Rechtsungleichheit die Quelle aller Unzufriedenheit verstopft werden. In Deutschland sind längst alle diese Vorrechte weggefallen, und es ist das ein Glück, und wird es auch für Italien werden, und für den Fall, daß das eben jetzt sich erhebende große Gebäude des einheitlichen italienischen Staates wieder in sich zerfiele und eine Restauration des Kirchenstaates möglich machen würde, wäre das schwerste Werk gethan.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 91 Dienstag, 16. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Das Medaillon hatte eine herzförmige Form und hing an einer einfachen Haarschnur, welche die Länge eines Halsbandes hatte; in der Kapsel befand sich unter Glas eine Haarlocke verwahrt.

„Das ist ein Andenken," sagte Philibert, „welches eine Dame getragen hat, und ich zweifle nicht, daß sie den Verlust, so einfach er erscheint, recht von Herzen bedauert. Jedenfalls wird ein Mädchen diesen Schmuck getragen haben, eine Haarlocke ist immer ein theures Andenken an eine geliebte Person. Das wäre schon ein seltener Fall, wenn eine Frau das Haar ihres Gatten am Halse tragen sollte; und wenn ein junges Mädchen dieß thut, so ist das wiederum sehr bedenklich. Eine Haarlocke, welche zum Pfande der Treue einer verschwiegenen, sogenannten ersten Liebe fällt, wird nicht öffentlich getragen, sondern zwischen ein Albumblatt gelegt. Dieß Medaillon könnte zum Gedenkzeichen an den früh verstorbenen Bräutigam getragen worden seyn, es ist aber gar zu schmucklos ausgestattet für diese Annahme, und wenn man berücksichtigt, daß ich dasselbe in dem Wagen des Barons gefunden habe, der zu einer sehr reichen Familie gezählt wird, so kann ich mir gar nicht erklären, was für eine Gesellschafterin er gehabt haben muß, die dieß Medaillon aller Wahrscheinlichkeit nach während der Reise verlor. Wenn Joseph nicht mit den Pferden so sehr beschäftigt wäre, möchte ich ihn wirklich fragen, welche Dame er denn in der letzten Zeit gefahren habe. Es ist seltsam, Alles, was mir jetzt begegnet, wird mir merkwürdig, ich lebe fortwährend in der Erwartung ungewöhnlicher Dinge. Vorläufig will ich mich des Fundes bemächtigen, wenn gleich ich nicht weiß, in wie weit ich ihn als einen rechtmäßigen Fund anzusehen habe; denn gewisse Hausrechte erstrecken sich auch mit dem Begriff von Mein und Dein auf den Reisewagen, in welchem ich mich hier ziemlich unberufen befinde. Ich bin aber über die Frage, diesen Wagen des Barons zu benutzen, schon einmal mein eigener Richter gewesen und judizirte daher, daß die Aneignung dieses Medaillons ein rechtmäßiger Fund ist, erstens, weil ich den Gegenstand in gewöhnlicher Weise gefunden habe, zweitens, weil das Medaillon auch dem Besitzer dieser Equipage nicht gehören wird; es ist seiner Abschätzung nach ohne erheblichen Werth und hat an einem Orte gelegen, wo man keine Besitzthümer verbirgt. Ich habe daher dieß Medaillon keineswegs weggenommen, sondern es war verloren, und ich habe es gefunden. Bis ich mein Finderlohn dafür beanspruchen kann, werde ich es in meine Westentasche einregistriren."

Zufrieden mit seiner Sophistik steckte Philibert das Medaillon zu sich.

Diese Untersuchungen hatten ihn ganz abgehalten, die kritische Lage, worin er schwebte, zu bedenken. Er hörte in diesem Augenblicke die besorgte Stimme Josephs vom Kutscherbock, welcher ihm zurief: „Herr Doktor, ich glaube, die Pferde werden durchgehen, ich kann sie nicht mehr halten, wollen Sie nicht den Versuch machen, aus dem Wagen zu springen?"

Philibert blickte durch die Scheiben, die Fahrt ging im Sturme, sie flogen bergab an Hecken und Bäumen vorüber. „Wir fliegen wie Kuriere," sagte er.

Ein breiter Fluß eröffnete seinen Spiegel in einiger Entfernung; der Wagen hatte die Brücke über den Strom zu passiren, und die Wahrscheinlichkeit lag sehr nahe, daß die wild gewordenen Pferde das Geländer durchbrechen und in das Wasser stürzen konnten.

Philibert, die Gefahr eines Sprunges aus dem Wagen während einer solchen Fahrt höher anschlagend, als die, das Ende abzuwarten, entkleidete sich seines Rockes, um bei einem möglichen Sprunge ins Wasser, sein Heil leichter durch Schwimmen zu versuchen.

Die Pferde rannten, ohne noch auf ihren Lenker zu achten, wiederholt gegen die Böschungen, die sich längs der Chaussee erstreckten, dann wendeten sie sich weiter davon ab, und schleuderten die Equipage zurück. Durch die hierdurch erlittenen Stöße rissen die Halfter der Pferde, der Wagen schoß auf ihre Hinterfüße, und so jagten die scheugewordenen wie rasend die Anhöhe hinab und gegen die Brücke zu.

Auf dem Flusse hielten mehrere große Kähne, die Schiffsleute waren erschreckt durch die gefährliche Lage der Reisenden, in dem Fahrzeuge zusammengelaufen. Einige banden die Hülfskähne ab, um ans Ufer zu rudern und den in Gefahr Schwebenden Beistand zu

leisten, Andere riefen ein Holla! Hütet Euch vor dem Strome!

In blinder Wuth langten die Pferde vor der Brücke an. Philibert öffnete den Schlag, als der Reisewagen in einen Haufen klein geschlagener Steine fuhr, der an der Seite der Brücke aufgeschüttet lag, um die Chaussee auszubessern. Der Widerstand war aber zu plötzlich gewesen, ein heftiger Stoß erfolgte, der Wagen krachte im ganzen Gefüge und schlug auf die Seite um. Die dampfenden Pferde standen und ließen ihren feurigen Athem aus den Nüstern sprühen.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Döllinger über den Kirchenstaat.

II.

(Fortsetzung.)

Als dritte Möglichkeit liegt noch besonders nahe, daß der französische Kaiser die Frage über das Fortbestehen der weltlichen Herrschaft des Papstes einem Kongreß der katholischen Mächte zur Entscheidung vorlegen könnte, um dadurch den Vorwurf von sich abzulenken, daß er nur als blindes Werkzeug des englischen Hasses gegen Rom handle. Diese Mächte würden dann wohl Oesterreich, Portugal, Spanien, Frankreich, Belgien und wohl auch Bayern seyn, das einen katholischen König hat, dessen Einwohner der Mehrzahl nach Katholiken sind und das deßhalb wohl ein Anrecht hätte, in diesem Kongresse mitzusprechen. Auch Piemont müßte wohl oder übel zugelassen werden.

Wahrscheinlich nun würden die Mächte für die Erhaltung des noch bestehenden Besitzes und Rückgabe wenigstens eines Theiles des Geraubten stimmen, aber zugleich für eine Säkularisation des Kirchenstaates und eine Konstitution für denselben, lauter Bedingungen, ohne welche ohnehin keine Ruhe zu erwarten wäre. Freilich würden dadurch die Hoffnungen der italienischen Patrioten auf ein einheitlich italienisches Reich vernichtet, allein darin müssen sie sich dann mit Deutschland trösten, was denn doch keine so üble Gesellschaft wäre. —

Das sind die günstigsten Möglichkeiten. Aber es bleiben noch zwei weitere übrig. Bekanntlich war es schon in dem Plane des I. Napoleon, den Sitz des päpstlichen Stuhles nach Frankreich zu verlegen, und Napoleon III., um seine Sendung als Vollstrecker der auch unausgeführten Plane seines Onkels zu erfüllen, kann diesen Plan, die päpstliche Gewalt zum Werkzeug der französischen Politik zu machen, ausführen. Allein ob sich dieses überhaupt, schon wegen der Verhältnisse in Frankreich selbst, ausführen läßt, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Frankreich selbst ist in drei Parteien getheilt: die katholische oder religiöse Partei, die demokratisch-liberale, welche die vielverzweigteste ist, und die bonapartistische, die kleinste der drei Parteien, welche eigentlich nur aus den Anhängern des Kaisers oder des Napoleonischen Hauses besteht.

Die kirchliche Partei nun wäre schon deßhalb dagegen, weil jeder Einzelne in einer solchen Abhängigkeit des Papstes von einer Regierung eine Entwürdigung der päpstlichen Macht und eine Schwäche und Ohnmacht seiner Kirche sehen würde; die demokratische Partei würde darin eine Stärkung der kaiserlichen Macht befürchten, die sie ohnehin schon zu stark glaubt, so wie eine Verstärkung des religiösen Gefühles des Volkes damit in Verbindung bringen, welche in ihre Plane ohnehin störend einwirken würde; also ist anzunehmen, daß $^5/_6$ der Bevölkerung Frankreichs gegen diese Uebertragung des päpstlichen Stuhles nach Frankreich protestiren würden und die bonapartistische Partei allein möchte nicht stark genug seyn, der öffentlichen Meinung entgegen zu treten.

Die fünfte Möglichkeit endlich ist der unwiderbringlichste Verlust des Kirchenstaates. Allerdings scheint das kaum denkbar, da die Kirche die Verheißung ewigen Fortbestehens hat; allein sie hat keine Verheißung, daß der Papst Monarch eines weltlichen Reiches bleiben werde; und bei neuer Revolution möchte es besser seyn, wenn der Papst nicht angeschmiedet an die Last eines Reiches ist. Schutzlos wäre derselbe darum doch nicht, denn sollte nicht die öffentliche Meinung von ganz Europa, noch mehr, von 200 Millionen Katholiken stark genug seyn, den päpstlichen Stuhl zu schützen? Wir haben in Deutschland an der Stadt Frankfurt das Beispiel, daß die öffentliche Meinung, dieses öffentliche Gewissen, hinreichende Bürgschaft und Schutz ist für die Freiheit eines unabhängigen kleinen Staates, warum sollte nicht auch der päpstliche Stuhl Schutz in dieser öffentlichen Meinung finden? warum Rom nicht seyn was Frankfurt? vorausgesetzt, daß Rom es vorzieht, Weltstadt zu bleiben, der Sitz des Oberhauptes von 200 Millionen Katholiken aller Länder, statt Hauptstadt des piemontesischen Reiches zu seyn, auf welch letzteren Titel auch andere Städte den gleichen Anspruch haben. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß Neapel unter der Herrschaft Piemonts bleibt und ist das losgerissen, so wäre Rom Gränzstadt und um so weniger geeignet, Hauptstadt zu seyn. Rom ist durch seine Geschichte zur Hauptstadt eines geistlichen Reiches bestimmt und wird wohl nicht das Schlimmere dem Besseren vorziehen.

Die Lage des Kirchenstaates in dem jetzigen Augenblick ist eine wirklich tragische, d. h. eine solche, daß nicht menschlicher Scharfsinn einen Ausweg aus diesen Verwicklungen der Verhältnisse zu finden im Stande ist, und tritt dieser Fall einmal ein, so muß der Gerechtigkeit Gottes Raum gegeben werden. Auch die Lage

des Papstes ist tragisch; Niemand ist im Stande, ihm irgend wie Rath geben zu können; er ist völlig rathlos und kann darum auch nicht anders handeln, als er wirklich thut. Er hat die heiligsten Verpflichtungen, das ihm anvertraute Reich zu bewahren; er darf willkürlich nichts verschleudern; er muß darum gegen die Wegnahme seiner Staaten protestiren, da ein Recht dazu gar nicht da ist; seine Regierung aber ändern, das kann er mit dem besten Willen nicht, da er in seinem Reiche unter den Laien keine Männer findet, welche hinreichende Bildung und Treue haben, um eine solche Umgestaltung durchführen zu können. Es war bisher Pflicht der Selbsterhaltung, die Aemter unter geistliche Verwaltung und Bevormundung zu stellen und den Papst kann deßhalb kein Tadel und Vorwurf treffen.

In dieser gegebenen Weise aber könnte die Regierung doch wieder nicht fortbestehen, da das Volk sich nie mehr mit der geistlichen Verwaltung versöhnt haben würde. Menschlicher Weise kann daher eine Lösung dieses Knotens nicht abgesehen werden. Ist doch selbst in Deutschland die Verwirrung unlösbar für menschliche Macht, und auch da muß eine höhere Macht den Knoten lösen. Niemand kann sagen, ob nicht selbst Mitteleuropa eine gänzliche Umwälzung in nächster Zeit bevorstehe, Niemand weiß, was bleiben, was zusammenbrechen wird. Nur Eines ist gewiß, ein Institut wird siegreich aus allen Erschütterungen des Bestehenden hervorgehen, das ist der Stuhl Petri. Diese Verheißung verkündet uns die heilige Schrift und verbürgt uns die Natur der Sache selbst.

Der päpstliche Stuhl kann nie untergehen, denn er ist keiner menschlichen Gewalt erreichbar und wenn auch der Kirchenstaat zerstückelt wird, so ist doch nicht der Saum des Gewandes berührt. Was allein irdische Macht vermag, ist höchstens, den päpstlichen Stuhl zur Veränderung seiner Stätte zu nöthigen. Der päpstliche Stuhl kann nicht zerstört werden, weil er unentbehrlich und unersetzlich, der Schlußstein der Kirche ist. Diese Kirche aber ist eine Weltkirche, die einzige Genossenschaft, in deren Schooße jede Nationalität ohne eigene Beeinträchtigung Raum findet. Wird der Schlußstein hinweggenommen, fällt das ganze Gebäude auseinander und es gibt so viele Kirchen, als es Nationen und Regierungen gibt, und jeder Einzelne hätte den Glauben seiner Kirche, aber nicht der Kirche.

Das ist aber nicht so; von den 200 Millionen Katholiken haben Alle nur Einen Glauben, ohne daß dadurch die einzelnen Nationalitäten verletzt würden. Alle wollen nur der Kirche angehören, Alle sich unter die Gemeinschaft des Papstes fügen, und diese Gemeinschaft, diese Kirche wird bestehen, weil Gott es will und der Katholik es glaubt. Wohl gibt es Feinde der weltlichen Herrschaft des Papstes, keine aber der geistlichen Gewalt desselben. Selbst solche, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, wenigstens jeder Denkende wird nur die weltliche Macht des Papstes, nicht aber die päpstliche Gewalt an sich verwerfen, als den Mittelpunkt einer so großen geistigen Gemeinschaft, als geistlichen Vorstand der Völker; sich demselben aber fügen wollen sie nicht, weil er anders lehrt als sie.

Auf die Frage aber, wie soll er denn lehren, kommen von allen Enden der Welt Antworten, und was in Wittenberg von 1520—46 gelehrt wurde, was die hohe Intelligenz in Berlin, was in Genf ein Calvin, in England eine Königin Elisabeth zur Welt befördert haben, was der Czar von Rußland als Dirigent der heil. Synode ausspricht und die neue Zukunftskirche nur als Bruchstücke, als Provisorium erklärt, bis Gott die rechte Kirche ins Leben ruft, das Alles macht den gleichen Anspruch auf Wahrheit, auf ächte, allein richtige Lehre. Auf der andern Seite ist eine Gemeinschaft von 200 Millionen Gläubigen, zu welcher jedes bedeutende Volk sein Kontingent stellt, was haben nun diese? Ein Christenthum, allgemein, katholisch, nicht national — einen Glauben, der sich immer gleich bleibt, und was diese 200 Millionen glauben, das darf und kann der Papst nicht anders glauben und lehren, das muß der Papst halten und diese 200 Millionen werden auch ihn nicht fallen lassen.

Es sind schon die bereitwilligsten Opfer, schon Blut verschiedener Nationalitäten für seine edle und gerechte Sache geflossen und die nächste Zeit wird zeigen, daß durch die reichlichen Beiträge, besonders des Klerus, ihm die Mittel zu seiner fernern Existenz dargereicht werden können. Die Sage geht, daß, als Apollo geboren werden sollte, die Insel Delos aus dem Meere sich erhoben, um diesem neuen Gotte als Geburtsstätte zu dienen. Was einem Gotte der Mythe gewährt wurde, wird dem Stuhle Petri wohl kaum versagt werden und, wenn es nöthig seyn sollte, auch ihm seine Insel Delos irgendwo erstehen.

Ankunft der v. Heuglin'schen Expedition auf afrikanischem Boden.

Am 4. und 5. März sind die Mitglieder der deutschen Expedition nach Afrika glücklich in Alexandrien angelangt. Die Hinreise ist in jeder Beziehung günstig von Statten gegangen. In Wien hatte die k. k. geographische Gesellschaft Preisermäßigung für die Ueberfahrt von Triest nach Alexandrien durch die Lloyd-Schiffe erwirkt, die Wiener Gesellschaft der Aerzte hatte Medikamente und Instruktionen spedirt, Behörden und Privatleute hatten gewetteifert, den Reisenden von Nutzen zu seyn. Doktor Steudner hielt sich eine ganze Woche in Wien auf, um unter Dr. Th. Kotschy's Leitung die von diesem und Schimper in Ostafrika, Nubien und Kordofan gesammelten Pflanzen genau durchzusehen und Notizen zu machen. In Wien wurde auch Herr Martin

Ludwig Hansal, der sich mit dem größten Enthusiasmus schon unter den frühesten Bewerbern als Mitglied der Expedition gemeldet hatte, für dieselbe gewonnen. Herr Hansal wird die Expedition als Sekretär und Dragoman begleiten und den verschiedenen anderen Reisenden bei den Arbeiten in ihren Zweigen Unterstützung leisten. Hansal ist aus Mähren gebürtig. Da er während seines 15jährigen pädagogischen Wirkens Geographie und Naturgeschichte mit besonderer Vorliebe betrieben und so ein lebhaftes Verlangen zum Reisen in fernen Erdtheilen in sich genährt hatte, ergriff er im Jahre 1853 mit Begierde die Gelegenheit, sich der Knoblecher'schen Mission für Zentralairika anzuschließen. Nach besonderen Vorstudien in der arabischen und anderen Sprachen reiste er im Sommer desselben Jahres nach Chartum ab, um daselbst als Sekretär des Missionschefs und zugleich als Instruktor der Negerjugend der österreichischen Mission zugetheilt zu werden. In dieser Thätigkeit brachte er fünf Jahre hauptsächlich in Chartum und Gondokoro zu, lernte die Nilländer bis etwa zum 4° N. Br. kennen und machte verschiedene Ausflüge, wie den blauen Nil hinauf bis Wodet Medineh und von da nach Rera und Mandera. In diese Zeit fiel die Bekanntschaft mit Herrn von Heuglin, der ihm Anleitung im Präpariren zoologischer Gegenstände gab, worin er es zu einer bedeutenden Fertigkeit brachte; auch in botanischen Sammlungen hat er Schätzenswerthes geleistet, wie sein noch vorhandenes, von Schott, Fenzl und Kotschy vielfach verwerthetes und beschriebenes Herbarium beweist. Besonders aber sind seine linguistischen Kenntnisse von Belang; er spricht und schreibt gut Arabisch und Bari, eine Sprache des obern Nil. Endlich widerstand seine treffliche physische Konstitution dem gefährlichen Klima in diesen Regionen der Art, daß er nahezu alle seine Gefährten überlebt hat. Auch dieses Mannes Lokalkenntnisse und vielseitige Erfahrungen werden der Expedition von mannigfachem Nutzen seyn. Herr Kinzelbach schrieb über ihn aus Triest: „Herr Hansel, den ich seit 5 Tagen kenne, ist sehr liberaler und verträglicher Gesinnung, der Expedition mit Leib und Seele zugethan und dem Herrn v. Heuglin treu ergeben; er ist durch seine vielseitigen praktischen Kenntnisse im Stande, der Sache sowohl als uns persönlich sehr von Nutzen zu seyn; zu dem ist er sehr musikalisch und spielt mehrere Instrumente, ich habe ihn daher veranlaßt, zu unserere Gemüthsstärkung und zur Unterhaltung der wilden Afrikaner, mit denen wir zusammentreffen werden, seine Geige und sein Waldhorn mitzunehmen. Noch muß ich erwähnen, daß auch Steudner und Hansal Freimaurer zu werden wünschen, was sich in Kairo noch machen lassen wird; es möchte dieß bei unserer Berührung mit Arabern, die im Allgemeinen sehr viel darauf halten, kein unwesentliches Moment seyn, und wir wären dann wenigstens zu vier Freimaurer." Doktor Steudner bemerkt in dem letzten von der Expedition eingegangenen Briefe: „Hansals Anwerbung für die Expedition halte ich für ein großes Glück, jetzt, nachdem ich seine nähere Bekanntschaft gemacht habe."

(Schluß folgt.)

Blumen und Herzen.

Seh' ich auf der grünen Wiese
Blümchen steh'n,
Wie sie mit Millionen Blicken
Jung und hold entgegennicken,
Mag ich alle gerne seh'n.

Dennoch hat mir in der Blumen
Farbenstrauß
Eine nur zumeist gefallen
Und ich such' mir unter allen
Meinen Liebling stets heraus.

So sind auch der Menschen viele
Auf der Welt,
Aber stets nur einem Herzen
Unser Herz in Lust und Schmerzen
Sich am liebsten zugesellt.

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Folgender Fall war dieser Tage in Berlin der Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Der Schneidermeister Sonnabend kaufte vom Techniker Jahrmark eine Nähemaschine. Weil Ersterer mit der Bezahlung säumig war, sandte Jahrmark zwei Arbeitsleute, welche die Maschine wieder abholen sollten. Als diese Anstalten machten, das Nähwerkzeug mit Gewalt zu nehmen, verließ der Schneider die Wohnung und sperrte die Sendlinge des Technikers ein, bis er einen Schutzmann herbeiholte, welcher dieselben auf die Wache führte. Dafür nahm der Techniker dadurch Revanche, daß er den Schneider, als dieser ihn wegen eines gütlichen Ausgleiches besuchte, im Komptoir einschloß und eine Stunde gefangen hielt. Beide wurden nun wegen Beraubung der persönlichen Freiheit angeklagt. Der Schneider wurde vom Gerichte freigesprochen, weil er nur das Recht der Nothwehr gegen eine von den Arbeitsleuten versuchte ungesetzliche Handlung gebraucht habe; der Techniker dagegen wurde zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Redakteur: Gustav Messeri. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 92 Mittwoch, 17. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert hatte zwar einen harten Schlag davongetragen, fühlte jedoch keine erhebliche Beschädigung. Das Wagenfenster war durch die Erschütterung zertrümmert, er stieg langsam heraus, um nach Joseph zu sehen. Dieser war vom Bock geschleudert worden und lag leise wimmernd am Boden. Rasch näherte er sich seinem Leidensgefährten, der auf seinen Arm wies, und Philibert ersah bald, daß der Arm gebrochen war.

„Joseph," sagte er tröstend, „das ist wahrlich zu bedauern, aber wie gut ist es zugleich, daß Du nicht allein gefahren bist, denn nun kann ich Dir doch einigermaßen Beistand leisten." Als Arzt mit den zweckmäßigsten Hülfsleistungen unter den obwaltenden Umständen vertraut, legte er so gut als thunlich, einen Verband um Josephs Arm, vermochte jedoch nichts weiter gegen die Betäubung zu beginnen, die den Verwundeten ergriffen hatte, als etwas Wasser aus dem Flusse zu schöpfen und ihm beizubringen.

Inzwischen waren einige Schiffer an die Stelle gekommen. „Leute!" rief ihnen Philibert zu, „hier thut Hülfe noth! Ein zerbrochener Arm, ein paar wilde Pferde, ein zerschlagener Wagen, das ist, was Ihr sehet, für Einen zu viel. Wenn Ihr Zeit und Lust habt, Euch Unserer anzunehmen, so legt Hand an, die Arbeit gilt mehr wie jede andere. Hier ist meine Börse."

Die Schiffer zeigten sich sogleich willfährig und erwarteten nur die Anordnungen. Joseph sollte auf einer Trage von einigen Leuten nach Breslau in das öffentliche Krankenhaus gebracht, die Pferde von Andern heimgeführt werden. An dem Wagen war, außer einigen anderen Schäden, ein Rad zerbrochen, und man mußte an die Stelle desselben eine Stange unterbinden, um ihn fortschaffen zu können. Da die Börse Philiberts als der versprochene Lohn schwer wog, fanden sich auch bald Leute genug, Hand ans Werk zu legen.

Während die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, suchte Philibert seine Kleidung wiederzuerlangen, die er im Wagen abgelegt hatte. Er fand seinen Rock, durch das Umschlagen der Equipage herausgeschleudert, in der Entfernung von mehreren Schritten. Er bückte sich nach seinem Kleidungsstücke, als er ein Portefeuille gewahrte, das mit zersprungenem Schlosse geöffnet an einem Felssteine lag. Wahrscheinlich war dasselbe ebenfalls aus dem Innern des Wagens geflogen, obgleich Philibert sich nicht erinnerte, vorher ein ähnliches darin gesehen zu haben, jedoch konnte es in einer verborgenen Tasche gelegen haben, deren Feder durch den erlittenen Stoß sich geöffnet hatte.

Der Inhalt des Portefeuilles bestand aus zerstreut umherliegenden Papieren. Philibert wollte sie aufsammeln, als er darunter mehrere in schwarzes Papier eingeschlagene kleine Packete entdeckte, welche er aufhob, um sie zu betrachten. Er hielt sie für gewöhnliche Arzneipulver. Vielleicht, sagte er, eine kleine Hausapotheke, die der Baron, der ja so viel auf Reisen ist, wie Joseph versicherte, vorsichtigerweise mit sich führte. Mechanisch drehte er die Pulver in der Hand, bis ihm die darauf mit Dinte gekritzelten Todtenköpfe auffielen.

„Das sind ja sonderbare Rezepte," sagte Philibert, von einem unerklärlichen Mißbehagen ergriffen, „die eines solchen Warnungsschildes bedürfen und dem Baron zu Nutz und Frommen dienen sollen. Wozu diese geheimnißvolle Waare zur Reisegesellschaft!" Er öffnete eines der Pulver, um es oberflächlich zu untersuchen, dann las er auch die Verordnung, welche auf der Rückseite des Einschlags stand. „Das ist kein gewöhnliches Gift," fuhr er mit steigendem Mißtrauen fort, und griff nach den beiliegenden Papieren. Das genommene Blatt war beschrieben, aber mit einer geheimen Zeichenschrift. „Wie ist das zu deuten?" vollendete er, vor Erstaunen gefesselt, sein Selbstgespräch; „diese verdächtigen Pulver, diese geheimen Chiffren, und wo war der Aufenthalt dieser gefährlichen Dinge, daß es eines unvorhergesehenen Ereignisses bedurfte, um sie zu entdecken! Die Reiseequipage des Herrn Barons ist in der That verhängnißvoll für mich geworden."

Die Schiffer hatten indessen die nothwendigen Arbeiten zum Wegschaffen des Wagens vollendet und von ihren Kähnen eine Trage und Stroh zum Lager für Joseph herbeigeschafft. Sie riefen Philibert zu, ob sie aufbrechen sollten.

Ganz vertieft in die geheimnißvolle Entdeckung, die

er gemacht, wußte Philibert nicht gleich, wann er sich entschließen sollte. „Die Sache ist zu verdächtig," sagte er, „ich kann dieses Portefeuille mit seinem gefährlichen Inhalte nicht freigeben; ich muß wissen, was daran ist." Er legte die Papiere in die Mappe und verwahrte sie bei sich.

Joseph lag bereits auf der herbeigeholten Trage, die Schmerzen seines Armbruchs hatten sich gelindert. Philibert, welcher nach dem zugeeigneten Besitze des Portefeuilles als auch des Medaillons Grund genug fand, sich der Bekanntschaft des Barons entfernt zu halten und seine Theilnahme an dem Vorfalle zu unterdrücken, war entschlossen, sich der Rückkehr nicht anzuschließen. Er trat an Josephs Lager und sagte: „Joseph, ich habe so viel für Dich gethan, als sich unter diesen Umständen thun ließ; ist es Dir recht, wenn wir Dich nach dem Krankenhause in Breslau bringen, damit Du Deine Heilung ordentlich abwarten kannst?" Der Kranke neigte beifällig seinen Kopf. „Wohin aber sollen wir Wagen und Pferde schicken?" „Nach dem Wandow'schen Hause," gab der Patient zur Antwort.

„Nun noch Eins," fügte Philibert leise hinzu; „ich wünsche, daß Du dem Baron meinen Namen verschweigst, wie auch meine unbefugte Benutzung seines Reisewagens. Es bewegen mich tausend Gründe hierzu, die ich Dir jetzt nicht nennen kann. Also Joseph, Du beobachtest über Alles, was zwischen uns vorgefallen ist, das strengste Stillschweigen."

„Ich werde thun, wie Sie befehlen, Herr v. Herzjord," antwortete Joseph, und Philibert versprach ihm, für die nöthigen Geldmittel zu sorgen und wünschte ihm eine baldige Genesung. Dann wandte er sich zu den Schiffsleuten mit den Worten: „Ihr möget nun aufbrechen: den Kranken bringt Ihr in die Heilanstalt, die Pferde mit dem Wagen nach dem Hause der Baronin v. Wandow, werdet Ihr Euch zurechtfinden?" Die Männer bejahten seine Frage. „Ich begleite Euch nicht," fuhr er fort, „und sollte irgend ein Person die Frage an Euch stellen, in wessen Auftrag Ihr handelt, so gebt den Bescheid, daß ein Unbekannter sich des Verunglückten angenommen habe, oder noch besser, daß Ihr selbst auf eigene Hand das Werk der Menschenpflicht ausgerichtet hättet. Hört Ihr Leute, es schadet nichts, wenn man Euch Eure Bemühungen doppelt belohnt." Die Schiffer waren klug genug, ihm das Versprechen zu geben, und Philibert konnte sicher voraussetzen, daß sie seine Einmischung gänzlich verschweigen würden, um das Verdienst der Menschlichkeit allein auf sich zu nehmen, nachdem sie erfahren hatten, daß er nicht der Besitzer des Wagens war.

Man setzte sich in Bewegung, Joseph wurde vorangetragen, hinter ihm führten zwei Mann die jetzt ganz ermatteten Pferde, sechs zogen den umgestürzten Wagen. In zwei Stunden konnten Alle, da die Beförderung langsam ging, die Stadt erreicht haben.

Der Zug gelangte kaum aus der Nähe Philiberts, als dieser sich beeilte, dem Geheimnisse des Portefeuilles nachzuforschen. Der Baron und der Ruf desselben waren ihm gänzlich unbekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Ankunft der v. Heuglin'schen Expedition auf afrikanischem Boden.

(Schluß.)

Gehilfen, Diener und andere hilfsleistende Personen werden erst in Afrika engagirt, um den Reiseaufwand zu mindern und mehr oder weniger akklimatisirt und mit afrikanischen Verhältnissen bekannte Personen zu wählen. So weit die Geldmittel es gestatten, wird vorzüglich darauf Bedacht genommen werden, daß die Expedition ein möglichst zahlreiches Personal begleite, damit nicht bloß in Krankheitsfällen ein Erkrankter geschont und in Sterbefällen der Verlust so gut wie möglich ersetzt werden, sondern auch nöthigenfalls die Expedition ihren Weg forciren oder den Eingebornen so imponiren kann, daß sie dieselbe in ihren Bewegungen ungehindert lassen. Am 24. Februar brachen Doktor Steudner, Kinzelbach und Hansal von Wien auf, um sich am 27. in Triest einzuschiffen. In Triest ist es ganz besonders die außerordentliche Dienstfertigkeit des Herrn Adolf Wünsch, die rühmend erwähnt werden muß. Derselbe hat es übernommen, alle Speditions- und Bankgeschäfte der Expedition unentgeltlich zu vermitteln. Von der Lloyddampfschifffahrtsgesellschaft wurde bereitwillig Preisermäßigung für Personen und Fracht gewährt. Herr v. Heuglin, der am 9. Februar in Triest unter Segel gegangen war, wurde durch die heftigen Stürme im adriatischen und Mittelmeer so zurückgehalten, daß er erst am 17. Februar in Konstantinopel ankam. In Konstantinopel haben sich der österreichische Internuntius Freiherr v. Prokesch-Osten und der englische Botschafter Sir Henry Lytton Bulwer der Angelegenheiten der Expedition auf's Zuvorkommendste angenommen. Am 19. Februar wurde Herr v. Heuglin durch den Dragomanat-Sekretär Herrn von Mayr dem Großvezier Kesbrüli-Mehemed-Pascha vorgestellt, der sich zu allen möglichen Empfehlungen und Unterstützungen bereit erklärte. Wirklich erhielt Herr von Heuglin kurz nach dieser Audienz die angelegentlichsten Empfehlungen der Pforte für Djetta, Benghasi, Tripoli und Aegypten, und nachdem derselbe in Begleitung des Attachés beim türkischen auswärtigen Ministerium, Murad Effendi (eines gebornen Deutschen), dem Großvezier nochmals, und zwar in seiner Privatwohnung, seine Aufwartung gemacht hatte, erhielt er auch den türkischen Firman. Am 27. Februar, dem nämlichen Tage, an welchem Dr. Steudner, Kinzelbach und Hansal Triest verließen,

schiffte sich auch Herr v. Heuglin in Konstantinopel ein und kam am 5. März Morgens in Alexandrien an, während seine drei Gefährten schon am Abend vorher angelangt waren; alle vier Herren kamen nebst dem sehr werthvollen Gepäck, 39 Zentner in 24 Kisten, wohlbehalten ans Land. Sogleich am 5. März wurden von den Mitgliedern der Expedition die nöthigen Besuche abgestattet und dem nämlichen Tag noch eine Exkursion in die Umgegend der Stadt gemacht, die einige botanische und zoologische Ausbeute gab. Die Reisenden wollten bis zum 7. März in Alexandrien bleiben, weil an diesem Tage mit ziemlicher Bestimmtheit Said Pascha, der Vizekönig von Aegypten, von seinem Pilgerzuge nach Mekka in Alexandrien zurückerwartet und die Hoffnung genährt wurde, das Gepäck frei zu bekommen. Ausführliche Nachrichten stehen von Kairo aus in Aussicht. Während so unter den besten Auspizien die Thätigkeit der Expedition begann, hat auch das theilnehmende Publikum zu Hause nicht stillgestanden, sondern sendet freudig von allen Seiten her seine patriotischen Beiträge. Auch werthvolle Naturalienbeiträge sind in letzter Zeit überschickt worden.

Morgen und Nacht.

Es saß ein blühendes Mägdlein
Im duftigen Waldeshag
Und schaute mit lächelnden Blicken
In den goldgewebten Tag.

Wie liegt vor dem glücklichen Kinde
Das Leben so jugendschön,
Wie schlägt ihr das Herz so wonnig
In der Morgenlüfte Wehn.

Sie breitet entzückt die Arme
Hin nach den blauenden Höh'n,
O laßt euch umarmen, ihr Berge,
O Erde, wie bist du so schön!

Schön bist du, ewiger Aether,
Beglüht vom Aufgangsstrahl,
So herr ich die goldnen Ströme,
Die freudig wallen zu Thal!

Schön ist's, wenn die Myrthe duftet,
Der Mandelbaum rosig blüht,
Die feurig stolze Granate
In heimlicher Sehnsucht glüht

Und hold, wenn durch träumende Blätter
Ein wonniges Flüstern geht,
Und über nickenden Gräsern
Wie süßer Schauer verweht.

So fließt von der lächelnden Lippe,
Was füllt das kindliche Herz;
Ihr bietet die Erde nur Wonne,
Fremd sind ihr Thränen und Schmerz.

Schön ist der Himmel, die Sonne,
Die Blüthe, die blaue Welt',
Doch schöner, du süßes Mägdlein,
Dein Antlitz, so sonnhell.

Das liebliche Frührothy der Wangen,
Der Flechten goldnes Gezweig,
Der Glieder reizende Fülle,
Harmonisch und anmuthreich.

Geschmückt das Goldhaar, das weiche,
Mit jungen Rosen so hold,
Thautropfen rollen wie Sterne
Hinab in der Flechten Gold.

So sitzt sie, ein Bild der Jugend,
Des Glückes, am blüh'nden Hag,
Es rauscht um sie her das Leben
Mit rosigem Fittigelschlag.

* * *

Seht dort mit ärmlichem Strohdach
Die Hütte am Bachesrand,
Die Welle schleicht traurig vorüber,
Sie sucht sich das sonn'ge Land.

Schwermüthig hängen die Weiden
Die milden Zweige herab,
Hier ist es so stille, so stille,
Wohl menschlichen Glückes Grab.

Und drinnen in ärmlicher Kammer
Beim düsteren Lampenschein,
Sitzt bleich eine junge Mutter,
Stickt Blumen so emsig ein.

Die Blumen, die einst ihr geduftet,
Sind welke und abgeblüht;
Das Herz, das einst ihr zu eigen,
Ist mit den Rosen verglüht.

So sitzt sie die einsamen Nächte
Bis zum dämmernden Morgenroth
Und schafft für die armen Kleinen
Und wehret der bittern Noth.

Wohl stickt sie der Blumen viele
In glänzende Seide ein,
Thautropfen weinet ihr Auge
Still in die Rosen hinein.

Auf dürftigem Lager schlafen
Zwei Kindlein, so wunderschön,
Oft sucht sie ihr schwimmendes Auge,
Ihr Herz will in Liebe vergeh'n.

Dann tritt sie wohl leise zum Bettchen
Mit zärtlichem Mutterſinn
Und haucht auf die goldenen Locken
So sanfte Küsse hin.

Da rauscht es wie Engelsflügel
Zum Kammerfenster herein;
Und leise vernimmt sie die Worte:
„Gott wird ihr Vater seyn!"

„Dank Vater!" ruft sie und hebet
Zum Himmel die müde Hand —
Wer hätt' in dem bleichen Weibe
Das blüh'nde Mägdlein erkannt?

Mannigfaltigkeiten.

[Waldwollfabrikate.] Wie sich schon lange Chemie und Mechanik die Hände reichen und durch deren vereinigtes Wirken die großartigsten Etablissements ins Leben gerufen wurden, so hat sich in neuerer Zeit auch Industrie und Medizin zusammengefunden, und zwar in ganz eigenthümlicher Weise. Es ist nämlich einem intelligenten Fabrikanten in dem weimarischen Städtchen Remda am Thüringer Walde gelungen, aus den feinsten Theilen der Schwarzkiefernadel verschiedene Sorten Unterkleiderstoffe in gewebtem und gewirktem Zustande, Decken und Matrazzen, so wie auch Präparate zu bereiten, und deren harz- und gerbestoffhaltigen Bestandtheile sollen auf gichtische und rheumatische Beschwerden solche auffallende günstige Wirkung äußern, daß das anfänglich klein und fast belächelte Unternehmen sich in verhältmäßig kurzer Zeit bereits so empergeschwungen hat, daß dessen Versendung jetzt weit über die Gränzen des Zollvereins sich ausdehnen. Auch in Würzburg hat neuerdings Herr A. Langlotz für diese Artikel sich interessirt, und hält seit dem Herbste ein Lager sämmtlicher Waldwollfabrikate und Präparate der genannten Fabrik. Wie wir hören, haben schon nicht wenige Leidende mit erfreulichem Erfolge sich dieser Artikel bedient. Es dürfte deßhalb für Alle, welche an den obenerwähnten Uebeln leiden, oder sich dagegen schützen wollen, vielleicht der Mühe werth seyn, die Wirkung dieser Fabrikate einmal zu versuchen. Bei der leider so großen Verbreitung gichtischer und rheumatischer Leiden wäre die erweiterte Erzielung günstiger Resultate durch die Waldwolle, da es sich dabei auch nicht im Entferntesten um irgend welche Charlatanerie handelt, in der That von großer Wichtigkeit.

[Ein Kind der Gewerbefreiheit.] In Mainz starb am 3. März in noch rüstigem Mannesalter der weithin in seinem Fach bekannte Möbelfabrikant Anton Bembe, einer der reichsten, angesehensten und nützlichsten Bürger der Stadt, welcher als das beste Beispiel für den Segen der freien Arbeit aufgestellt werden kann. Seine Laufbahn begann er als einfacher Tapezierermeister und dieser einfache Tapezierermeister verdankt seine Stellung und seinen Ruf einzig und allein der Gewerbefreiheit, und einzig und allein die Gewerbefreiheit ist es, welche seine Wirksamkeit wohlthätig über die ganze Stadt verbreitete. Er war der Begründer der berühmten Mainzer Möbelfabrikation, er war der älteste dortige Möbelfabrikant, der erste vielleicht, der die Sache geschäftsmännisch anfaßte, Geschäftsreisen unternahm u. s. w. Seinem feinen Geschmack konnten selbst gekrönte Häupter vielfach die vollständige Ausmöblirung, die ganze innere Ausschmückung und Einrichtung von Palästen gegen runde Summen von Hunderttausenden überlassen bis zur Anschaffung der kleinsten Utensilien. Damit verband er eine Fabrik von Parquetböden, die, fast einzig in ihrer Art, ihn in den Stand setzte, bei der Möblirung die Einrichtung der Gemächer in Einklang mit dem Boden zu bringen. Dergleichen Erscheinungen sind gewiß nicht möglich, wo Zunftschranken der Entwickelung des Gewerbefleißes entgegenstehen. Dabei muß überdieß bemerkt werden, daß die Ausdehnung dieses Geschäftszweigs durch Bembe und seine Nachstrebenden keineswegs den Wohlstand der in kleinerer Sphäre sich bewegenden Geschäftsgenossen gehemmt, vielmehr ansehnlich gefördert hat.

In Wien hat sich ein Mädchen, etwa 18 Jahre alt, dieser Tage in der frühesten Morgenstunde am Glacis nächst dem Burgthore erschossen. Der Selbstmord wurde unter Umständen ausgeführt, die ihm einen romantischen Anstrich geben. Sie hat sich nämlich in eine ganz neue Uniform eines k. k. Lieutenants der Artillerie, die sie, wie verlautet, von ihrem Geliebten, einem Artillerie-Offiziere, genommen, gekleidet und in dieser Uniform den Tod gesucht. Der Kopf war ganz zerschmettert, das Gesicht daher unkenntlich und der Leichnam des vermeintlichen Offiziers wurde in das k. k. Militär-Spital gebracht, von dort aber, als man noch am selben Tage die gerichtliche Obduktion vornehmen wollte und die Täuschung entdeckte, in das k. k. allgemeine Krankenhaus übertragen; in den Taschen der Uniform befanden sich ein Terzerol, einige Kugeln und etwas Pulver.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 93 Donnerstag, 18. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Erst seit Kurzem hatte Philibert von dem Baron in der Erziehungsanstalt gehört, und zwar in einer Weise, die sogleich Verdacht an seine Person knüpfte. Dann führte der geringfügigste Umstand ihn selbst in die Equipage des Barons, bis in kurzer Zeit dessen eigene Pferde Ursache wurden, Philibert in den Besitz des interessanten Medaillons und des Portefeuilles zu setzen. Der junge Mann, der sich durch die Schickungen, die seinem Vater, die Gabriele Valentin und ihrer von ihm geliebten Tochter betroffen hatten, mehr und mehr geneigt fühlte, abenteuerliche Kombinationen zu schließen, ahnte bald in dem Baron eine für sein Schicksal sehr einflußreiche Person, und er schritt daher, da ihm jeder Augenblick werth schien, einer, wenn ihm auch fremden, vielleicht verderbenbringenden Anstiftung auf die Spur zu kommen, auf der Stelle zur Untersuchung. Er bestieg zur Seite eine kleine Anhöhe, auf welcher sich längs dem Flusse ein Laubwald erhob. Hier ließ er sich auf den Rasen nieder, zog das Portefeuille hervor, öffnete zuerst das verdächtige Blatt und überflog die Schrift mit spähenden Blicken.

Vergeblich bemühte er sich, die unbekannten Zeichen zu entziffern; beim Umwenden des Papiers bemerkte er eine geometrische Figur, am Rande mit Buchstaben und verschiedenen Abschnitten. „Gehört diese seltsame Figur zu der Korrespondenz, oder welche Bedeutung kann sie haben, weßhalb ist sie am Rande beigefügt?“ fragte sich Philibert. Dann zog er den Griffel aus seinem Notizbuche und notirte die einzelnen Buchstaben hintereinander. Hieraus konnte er den Schluß ziehen, daß die Buchstaben das Alphabet bildeten, und die Vermuthung lag nun nahe, daß die Figur den Schlüssel zu der Chiffreschrift angab. Immer eifriger geworden, übersetzte er mit Hülfe dieses Schlüssels das erste, dann das zweite Worte; schon hatte er die erste Zeile gelesen, der Schleier lüftete sich allmälig vor seinen Augen, um ihm ein Verbrechen zu enthüllen, das nach diesem Blatte gegen seinen eigenen Vater angestiftet war.

Das Portefeuille mit seinem gefährlichen Inhalte gehörte dem Baron, der es in einer geheimen Tasche seines Reisewagens mit sich führte. Es enthielt die Auseinandersetzung der Botschaft, die Wesley in der Nacht im Gasthofe zu M . . . für den Baron ausstellte, bezüglich auf die beigefügten dem Baron eingehändigten Giftpulver, und auf die von dem Baron den Falschmünzern versprochene Gelegenheit, eine neue Werkstatt ausfindig zu machen.

Philibert entzifferte bebend und immer tiefer erbleichend den schändlichen Anschlag Wort für Wort bis zu Ende. „Das ist eine Fügung von Gott!“ rief er erschüttert aus, und sank in die Knie, um dem Drange seines Herzens zu folgen und die Vorsehung um Schutz und um die Gabe der Standhaftigkeit zu bitten. Als er sich gesammelt wieder erhob, sagte er: „Nicht genug, daß sie meinen unglücklichen Vater zu einem Verträger gemacht, daß sie ihn dem Gefängniß überliefert haben, trachten sie ihm jetzt nach dem Leben, damit die Wahrheit begraben werde. Wesley, dieser treulose verfolgte Beamte, befindet sich also noch immer in der Provinz, er ist mit zweien seiner Brüder gegen den Vater verbunden. Und nun der Baron? Was für ein Mensch! Welche Verbindung fesselt ihn an diese Verbrecher, steht er nicht in Gemeinschaft mit ihnen, denn wie sollte er im andern Falle diese Papiere, diese Gifte mit sich führen? Der Baron ist der Mitschuldige! Und was für Geschäfte haben diese Elenden im Verborgenen zu betreiben, da diese Korrespondenz von einer ganzen Gesellschaft spricht? Wesley will in Posen rekognosziren, er empfiehlt seinen Verbündeten gewisse Weinberge eines Gutes zum geeigneten Fabrikplatze. Haben sie Alle sich gegen meinen Vater verschworen? Würde mich die Verfolgung dieser Machination nicht auf die Spur unserer Feinde bringen? Ist Wesley, ist der Baron, oder welcher ihrer Komplicen ist Derjenige, der die falschen Handschriften, welche gegen meinen Vater zeugen, angefertigt hat?“

Philibert starrte düster auf den Boden. Sollte er das Portefeuille in den Fluß schleudern? Er hätte ein Beweisstück, dessen Vernichtung nur zwecklos gewesen wäre, aus den Händen gegeben. Er warf die Mappe von sich, die Papiere steckte er ein. Das Gift, das bestimmt war, seinen alten Vater hinter den Gefängnißmauern zu tödten, war an seinem pochenden Herzen geborgen. So sicher er sich auch im Besitze dieser todtbringenden

Botschaft halten mochte, es beschlichen ihn Furcht und Muthlosigkeit, er bebte, und sein Knie brach fast zusammen vor der Macht seiner Feinde und Gegner, welche durch ihre Unvorsichtigkeit, durch ihren Angriff mit versteckten Waffen die Gefahr verdoppelten.

Der Augenblick war nicht geeignet, Philibert zur Lösung aller dieser seinen Geist schwer belastenden Fragen zu bewegen. Die beschleunigte Rückkehr nach Breslau war das Erste: er wollte eine Stunde Zeit gewinnen, um sich klar zu machen, welchen Plan er ergreifen sollte, um seinen Vater vor dem Meuchelmorde der Verfolger zu sichern. Festen und eiligen Schrittes kehrte er nach der Stadt zurück, wo auch Gabrielens unglückliche Verhältnisse seine Theilnahme mehr als je in Anspruch nahmen. Er hatte sich zu ihrem Beschützer und Vertheidiger aufgeworfen, und jetzt forderte ihn das Schicksal zu einem schweren Kampfe gegen die eigenen Feinde heraus. Welcher Pflicht sollte er zunächst gehorchen?

Ohne Aufenthalt hatte er die Stadt und bald auch seinen Gasthof erreicht. Er glaubte von Gabriele wenigstens eine Benachrichtigung vorzufinden, aber weder sie selbst, noch irgend eine Botschaft von ihr, lösten seine Zweifel über ihre Erfolge im elterlichen Hause. Er begab sich auf sein Zimmer und versank in tiefes Nachsinnen. Eine unverzügliche Abreise nach Sch . . ., um seinen Vater zu besuchen, um selbst den Unglücklichen vor den Gefahren sicher zu stellen, die ihn umgaben, und eine Unterredung mit dem Justizrathe, der den Prozeß seines Vaters führte, waren unumgänglich nothwendig; über Gabrielens Verbleiben mußte er gleichfalls im Klaren seyn. Für das Letzte blieb ihm kein anderes Auskunftsmittel, als eine persönliche Nachfrage in dem Wandow'schen Hotel.

Da die späte Abendstunde für einen solchen Besuch nicht mehr gelegen war, begab er sich am andern Tage dorthin. Der Portier des Hauses verweigerte ihm den Zutritt, da er die Baronin v. Wandow zu sprechen begehrte. Er erfuhr, daß diese gestorben und die Frau v. Zarkow Eignerin des Hauses wäre. Als er hierauf dieser Dame angemeldet zu werden wünschte, ließ man ihn ein. Der dienstthuende Kammerdiener fragte nach seinem Namen.

„Melden Sie mich als eine Person," gab Philibert mit festen Worten Bescheid, „welche die Frau Majorin in einer höchst dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche; meinen Namen werde ich der Dame sagen, sobald ich mit ihr sprechen kann."

Der Diener ging und kehrte auch bald mit der Antwort zurück: „Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, mein Herr, daß sie Jemand ohne Namen nicht empfange, und daß sie überdieß im Augenblicke mit Geschäften viel zu sehr überhäuft sey, als daß sie wichtige Dinge besprechen könne. Wenn Ihnen beliebt, möchten Sie sich zu einer gelegeneren Stunde hierher bemühen."

„Sagen Sie Ihrer gnädigen Frau," rief Philibert gereizt, „daß ich gekommen bin, um mich nach dem Wohl und Wehe der Frau Gabriele Valentin zu erkundigen, welche in diesem Hause verschwunden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

Noch Einiges über Erziehung und Unterricht vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus.

III.

Bereits in einem früheren Aufsatze (Nr. 209, 1860) haben wir auf die nachtheiligen Folgen der modernen Erziehung, welche die geistige Entwicklung auf Kosten der körperlichen betreibt, aufmerksam gemacht. Vom ärztlich-pädagogischen Standpunkte aus haben wir dort als Uebelstände unseres jetzigen Unterrichtswesens besonders nachstehende bezeichnet: Verfrühung des Beginnes des Schulunterrichts, mehrstündige Ununterbrochenheit des Sitzens der Kinder in den Schulen, Ueberlastung mit Lehrgegenständen und Unterrichtsstunden, nicht immer stufenweise vorwärts schreitender, dem Alter und den Kräften der Kinder entsprechender Unterricht und zu vieles Auswendiglernen. Der Wichtigkeit des Gegenstandes halber wollen wir die in jenem Aufsatze gegebenen Andeutungen hier etwas ausführlicher besprechen.

In den meisten deutschen Staaten erheischt das Schulgesetz den Eintritt des Kindes in die Schule mit dem vollendeten fünften Lebensjahre. Das Gehirn des Menschen erlangt aber in den bei Weitem meisten Fällen erst zwischen dem 7. und 8. Lebensjahre jenen Grad von Ausbildung und Festigkeit, der es befähigt, ohne Nachtheil geistige Nahrung aus der Außenwelt langsam und mäßig aufzunehmen und zu verarbeiten. Die Befähigung zum Beginne des Schulunterrichtes, die Schulreife, tritt daher erst im siebenten Lebensjahre, bei kränklichen, schwächlichen, in der Entwicklung zurückgebliebenen Kindern noch etwas später ein. Jedes Organ des menschlichen Körpers muß den im Verhältnisse zu der ihm zugemutheten Leistung nöthigen Grad von Reife erlangt haben, wenn es nicht darunter leiden soll. Von dieser allgemeinen Regel macht das Gehirn, das Organ des Denkens, keine Ausnahme. Den Aerzten und Lehrern bietet sich häufig die Gelegenheit dar, die traurigen Folgen zu früher geistiger Anstrengung in körperlichen und geistigen Verkümmerungen zu beobachten. Wie oft finden wir nicht, daß Kinder, die bis zum Alter des Schulbesuchs völlig gesund und kräftig waren, nachdem sie im 6. Lebensjahre oder gar noch früher einige Monate die Schule besucht haben, zu kränkeln und zu siechen anfangen! Ferner sind die Fälle nicht selten, wo sehr junge Kinder Anfangs im Lernen rasche Fortschritte machen,

Digitized by Google

plötzlich aber gegen das 10. bis 12. Lebensjahr hierin stille stehen, so daß sie von anderen Kindern, die den Schulbesuch später, aber in reiferem Alter begonnen haben, weit übertroffen werden; denn zu frühzeitiges Anspannen der geistigen Kräfte führt in den meisten Fällen nach einiger Zeit zur Schwäche und Erschlaffung des Geistes, welche sich namentlich in mangelhafter Urtheilsbildung äußert. — Während der Aufschub des Schulbesuches über den gesetzlich vorgeschriebenen Termin gewöhnlich nur auf ein ärztliches Zeugniß hin, welches die Unfähigkeit des Kindes zum Eintritte in die Schule durch Kränklichkeit oder zurückgebliebene körperliche Entwicklung begründet, gestattet wird, sollte auch der Eintritt des Kindes in die Schule vor dem gesetzlichen Termine strengstens verboten seyn. Wäre es jedoch nicht naturgemäßer, daß jedes Kind nur nach Vorweisung eines ärztlichen Zeugnisses, daß es körperlich schulreif ist, in die Schule aufgenommen werden darf? Wenn Kinder vor dem siebenten Lebensjahre im elterlichen Hause oder in sogenannten Spielschulen ohne äußern Zwang, nur aus eigner freier Neigung, spielend einige Anfangsgründe des Lesens, Schreibens, Rechnens erlernen, leichte Gedächtnißübungen vornehmen ꝛc., so läßt sich vom ärztlichen Standpunkte aus nichts dagegen einwenden.

Die Nachtheile des mehrstündigen ununterbrochenen Sitzens der Kinder in den Schulen, wodurch Schiefwuchs, Congestionen nach dem Kopfe, Beeinträchtigung der Organe der Brusthöhle, Stauungen des Blutumlaufes im Unterleibe und Becken und namentlich durch letzteres (die Stauungen des Blutumlaufes im Becken) die für beide Geschlechter so nachtheiligen Folgen habende geschlechtliche Frühreife herbeigeführt werden, ferner die Nothwendigkeit zum allerwenigsten nach zweistündigem Sitzen zur körperlichen und geistigen Erholung kleine Ruhepausen, während welcher sich die Kinder frei bewegen können, eintreten zu lassen, haben wir bereits in Nr. 288 (1860) ausführlich besprochen.

Daß unsere Jugend mit Unterrichtsgegenständen überladen ist, geben selbst unsere Pädagogen zu. In Erörterungen einzugehen, welche Lehrgegenstände nothwendig, welche unnütz, welche den betreffenden Altersklassen entsprechend oder nicht entsprechend sind ꝛc., liegt außer dem Zwecke dieses Aufsatzes. Wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung, daß es nicht darauf ankommt, daß innerhalb einer gegebenen Zeit möglichst Vielerlei*) gelernt wird, sondern daß das Gelernte gut verdaut, daß durch es die Urtheilskraft gebildet und die produktive Geisteskraft geweckt wird, und daß das Aufgenommene zu den Lebenszwecken verwendbar ist. Wird der Geist des Schülers mit Unterrichtsstoff überfüllt, so ist die gehörige Verdauung des Aufgenommenen unmöglich und es leidet darunter die Urtheils- und selbstschaffende Geisteskraft. Durch die Ueberladung mit Unterrichtsgegenständen gewinnt zwar die Jugend an Vielwisserei, aber es geht dabei die gründliche, die wahre wissenschaftliche Bildung verloren. Auch stehen viele jener Lehrgegenstände, für deren Erlernung die Jugend einen großen Theil ihrer Zeit opfert, nicht mit den praktischen Forderungen des Lebens im Einklange.

Durch die Ueberhäufung mit Lehrgegenständen wird eine zu große Anzahl von Unterrichtsstunden herbeigeführt. Gewöhnlich bringen die Kinder am Vormittage 3—4 Stunden (die sog. Stundschule mitgerechnet), und am Nachmittage 2 Stunden in den dunstigen Schulsälen zu*), und kehren in den Wintermonaten meist erst mit einbrechender Dämmerung ins elterliche Haus zurück. Hier müssen sie abermals mehrere Stunden mit Ausarbeiten der Schulaufgaben und Auswendiglernen, und mit Privatunterricht zubringen, so daß ihnen nicht die zur körperlichen und geistigen Erholung — zum Spielen, Spazierengehen, zu einem dem kindlichen Alter entsprechenden Maaß von Schlaf ꝛc. — nöthige Zeit übrig bleibt**). Im Widerspruche mit den unwandelbaren Gesetzen der Natur, denen der Mensch ebenso gut, wie das Thier und die Pflanze unterworfen ist, wird das 6—8jährige Kind fast mit derselben Schulstunden-Anzahl, wie der 14- bis 16jährige Zögling, belastet. Naturgemäß sollte, je jünger die Kinder sind, desto geringer die Zahl der Schulstunden seyn. Selbst bei älteren Kindern sollte diese nie zu weit ausgedehnt werden. Bei 7—8jährigen Kindern sollte die Zahl der täglichen Schulstunden nie das Maaß von 3 überschreiten, dann mit zunehmendem Alter auch allmählig zunehmen, bis zu einem gewissen Punkte, so daß 16jährige Zöglinge täglich nie mehr als 5 Stunden in der Schule beschäftigt sind. Auch die übrige Zeit des Tages sollte nicht zu sehr durch Privatunterricht und Ausarbeiten von Aufgaben für die Schule in Anspruch genommen werden. Es müssen die 24 Stunden des Tages auf eine naturgemäße, dem Alter

*) Non multa, sed multum, d. h. nicht Vielerlei, sondern Vieles.

*) Es gibt auch Erziehungs-Anstalten, in welchen die Kinder gewöhnlich an den Vormittagen 4—5 Stunden und an den Nachmittagen 3—4 Stunden in den Schulen zubringen (horrible dictu!). Es kommt dieses namentlich in großen Städten, wo jetzt die Lehr- und Lernmanie jede Rücksicht auf das körperliche Wohl der Seite wirft, nicht selten vor.

**) „Die Kinder haben ja," kann man hiegegen einwenden, „jede Woche einen ganzen und zwei halbe Ruhetage, an welchen sie sich hinlänglich erholen können." Hierauf erwidern wir, daß diese Ruhetage häufig zu wahren Arbeitstagen, die manchmal noch anstrengender für die Kinder, als die übrigen Wochentage sind, gemacht werden; denn ein Theil derselben wird gewöhnlich zur Erlernung der schönen Künste und zum Privatunterricht benutzt, ein anderer Theil durch die Ausarbeitung so ausgedehnter Hausaufgaben für die Schule in Anspruch genommen, daß den Kindern von diesen z. g. Ruhetagen wenig Zeit zum Spielen und Spazierengehen übrig bleibt.

entsprechende Weise auf die Zeit des Lernens*), der Erholung und des Schlafes vertheilt werden. So z. B. sollten bei 7—8jährigen Kindern 4 Stunden für das Lernen, 10 Stunden für den Schlaf und 10 Stunden für die Erholung, bei 10—12jährigen Kindern 6 Stunden für das Lernen, 9—10 Stunden für den Schlaf und 8—9 für die Erholung, bei 16jährigen Zöglingen 8 Stunden für das Lernen, 8 Stunden für den Schlaf und 8 Stunden für die Erholung bestimmt seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die schönsten Primeln.

Primeln steh'n an einem Fenster
Wunderlieb in Reihen,
Ist mir's doch, als ob die Blümchen
All' lebendig seyen;
Ist es möglich, daß auch Blumen
Küssen sich mit Freuden,
Daß die Blätter liebend flüstern,
Was soll dieß bedeuten? —

Jetzt erscheinen ein Paar Augen
Hinter Blumengittern,
Ach! bei diesen Blicken fühlt man
Froh das Herz erzittern;
Daß ihr Blumen, wie lebendig,
Grüßt mit Liebesfreuden,
Wenn ihr solche Augen sehet,
Kann ich jetzt mir deuten! —

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Eine interessante Episode läßt sich aus dem schwarzburg-rudolstädtischen Landtag mittheilen, indem ein Mitglied desselben den ganzen Landtag für unzuständig erklärte, weil nach der Verfassung nur steuerzahlende Unterthanen des Landes Sitz und Stimme haben könnten. Die Sache hat nämlich darin ihre komische Seite, daß kein einziges Mitglied des Landtags Steuer zahlt, weil seit zwei Jahren im Staate Schwarzburg-Rudolstadt weder die Klassensteuer, noch die klassifizirte Steuer erhoben wird. Die Finanzen dieses Ländchens erweisen sich bei der guten Rente der Domänen so glänzend, daß von der Erhebung der Steuern einfach Umgang genommen wird. Der rudolstädtische Ministerpräsident erklärte in der Unzuständigkeitsfrage, daß die Steuern nicht aufgehoben seyen, sondern nur nicht erhoben würden, weßhalb die Landtagsmitglieder mit gutem Gewissen auf ihren Plätzen sitzen bleiben könnten, was auch geschah.

An der Ecke des Boulevard de Strasbourg und de Magenta in Paris bemerkt man seit einigen Tagen eine neue Einrichtung; es ist dieß nämlich ein neues Wunder von Paris, eine immense Säule, die der Erbauer bescheidener Weise Nützlichkeitssäule nennt, die er aber mit größerem Rechte Universalsäule heißen dürfte. Dieselbe hat auf der Spitze einen Blitzableiter, an dem eine Wetterfahne befestigt ist. Unterhalb desselben ist ein Leuchtfeuerapparat, auf dessen Seite die Namen der Boulevards sich befinden. Dann folgt eine Abends beleuchtete Uhr, dann ein Glaskasten für Annoncen aller Art, Tag und Nachts zu lesen, dann ein Aufstandsort mit einem vergitterten „garde moeurs", dann eine Bedachung für einen Polizeiposten, ferner ein Zeitungsbureau; zwei Briefkasten, einer für die Post, und einer für Beschwerden an die Behörden, und endlich zwei hübsche Brunnen.

Aus Erding wird geschrieben, daß es dort gelungen ist, am zweiten Osterfeiertage eine aus drei Köpfen bestehende Diebsbande, welche unter Anführung des Deserteurs G. Wohlmuth von Niedergesselbach die Gerichtsbezirke Haag, Dorfen und Ebersberg unsicher machte, in dem Walde zwischen Erding und Dorfen zu verhaften und sammt Waffen und Munition und einer Menge gestohlener Gegenstände, Kochgeschirr und Proviant einzuliefern. Die Bande hatte in einem Dickicht eine förmliche Höhle, die sehr schwer zu entdecken war. Wohlmuth, welcher vom 1. Inf.-Regiment desertirt ist, trug noch sein Dienstgewehr.

Ein Memorandum über den neuen Zensus weist nach, daß die Bevölkerung Großbritanniens 1751 7,392,000 betragen habe; 1801 war sie auf 10 Millionen 917,000, mit Irland auf 16 Millionen gestiegen; der letzte Zensus von 1851 ergab 27,724,000 Einwohner; trotz Cholera und Emigration schätzt man die Zunahme seitdem auf über 2 Millionen.

*) Unter Lernen verstehen wir die Zeit des Aufenthaltes in der Schule, des Privatunterrichtes, des Unterrichtes in den schönen Künsten und der Ausarbeitung der Schulaufgaben zu Hause; unter Erholung alle jene Zeit, welche nicht in die Zeit des Lernens oder des Schlafes fällt, also die des Essens, des Spielens, des Spazierengehens, der gymnastischen Uebungen, des Badens und Schwimmens ꝛc.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 94 Freitag, 19. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Der Diener blickte Philibert überrascht und zögernd an.

„Gehen Sie," rief ihm Philibert zu, „handeln Sie als ein Mann und melden Sie mich; ich werde mich nicht abweisen lassen."

Der Diener ging abermals in das Gemach zurück. In wenigen Augenblicken öffnete sich die Flügelthür, Frau von Zarkow erschien in derselben und blieb in der Entfernung, Philibert gegenüber, mit stolzer Miene stehen.

„Ich konnte mir nicht versagen, den Unbekannten zu sehen," rief sie spöttisch, „der in meinem Hause Befehle zu ertheilen wünscht, mit einem Worte einen sogenannten guten Freund der Gabriele Valentin. Sie kommen zu spät, mein Bester; bei mir befindet sich weder die theure Freundin, noch gehört dieselbe hierher. Eingedrungen ist sie vor einigen Tagen freilich bei mir und in ähnlicher Weise wie Sie, das mag jedoch von den Sympathien herrühren, durch die Sie verbunden werden, aber ich kann Ihnen versichern, daß man ebenso schnell die Anstalten hat treffen lassen, Ihre Freundin nach ihrem zuständigen Wohnungsorte Berlin zurückzuschaffen. Es blieb Ihnen, wie ich sehe, nicht einmal Gelegenheit, der Aermsten eine glückliche Reise zu wünschen. Ich bedauere. Adieu!"

Die Majorin entfernte sich halb aus der Thür, ohne Philibert aus den Augen zu verlieren, dessen Bild sie sich fest in das Gedächtniß einzuprägen schien.

Philibert hatte sie selbst lange betrachtet.

„Zweifeln Sie nicht daran, Gnädige," rief er ihr zu, „daß wir uns noch einmal und mit größerer Muse begegnen werden, als heute. Ich gebe Ihnen Zeit, über Ihre Machinationen nachzudenken, und da wir uns jetzt gesprochen haben und damit Sie mich in Erinnerung behalten, nenne ich Ihnen meinen Namen: Herzford. Also auf Wiedersehen!"

Philibert wendete ihr den Rücken und verließ das Gemach, während die Majorin seinen Abgang bis zum letzten Schritte beobachtete. „Wer ist das?" murmelte sie, und ihre Züge hatten ganz den Ausdruck des Spottes verloren; „was für ein unwillkommener Mensch!" Dann begab sie sich in ihr Zimmer zurück.

In Zweifel gehalten, ob ihm die Majorin die Wahrheit gesagt habe, wollte er sich noch einmal bei dem Portier über den Ein- und Ausgang Gabrielens befragen. Der Diener äußerte jedoch darin seine gänzliche Unwissenheit, indem er bemerkte, daß ihm die zahlreichen in der letzten Zeit aus- und eingegangenen Personen nicht zur Hälfte bekannt gewesen wären, und da diese Aussage so zuversichtlich ausgesprochen wurde, daß ein Verdacht, die Majorin habe der Dienerschaft das strengste Schweigen über Gabriele geboten, sich nicht dadurch bestätigen ließ, entfernte sich Philibert unverrichteter Sache.

Sollte Gabriele wirklich nach Berlin zurückgekehrt seyn, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen? Das konnte Philibert unmöglich annehmen. Sie mußte noch in der Stadt seyn, so stellte er sich die Verhältnisse vor, und hatte vielleicht Zuflucht bei einem ihrer nächsten Verwandten gesucht und deßhalb die Rückkehr nach dem Gasthof verschoben. Im Hinblick auf die Rath- und Hülflosigkeit Gabrielens fühlte er, wie nothwendig eine Zusammenkunft mit ihr in diesen entscheidenden Augenblicken wäre. Sein Vater schwebte in der größten Gefahr. Philibert hat den giftigen Pfeil, der dem Gefangenen zufliegen sollte, glücklich von seiner unheilvollen Bahn abgelenkt, die Ausführung des Verbrechens war zwischen heute und morgen verhindert. Noch einen Tag wollte Philibert der Rückkehr Gabrielens harren, und wenn sie auch morgen noch nicht eintreffen sollte, dann durfte er seine Abreise nach Sch... nicht länger verschieben.

Wir sehen ihn vor dem Wandow'schen Hause nach der öffentlichen Heilanstalt schreiten. Er gelangte bald dorthin, da er völlig bekannt in der Stadt war. Bevor er Breslau verließ, lag es in seiner Absicht, bei Joseph noch einmal Nachforschungen über den Baron anzustellen. In der Anstalt angelangt, ließ er sich an das Bett Josephs führen, dessen Armbruch keine langwierigen Folgen befürchten ließ.

Nachdem Joseph auf die Fragen Philiberts nach seinem Befinden geantwortet, hob er sogleich an: „Herr v. Herzford, noch spät gestern Abend habe ich einen Besuch des Barons gehabt. Er bedauert mein Unglück

und erkundigte sich sehr angelegentlich nach einem Portefeuille, welches, wie er sagte, aus seinem Wagen verschwunden sey. Ich gab ihm die Antwort, daß, da der Wagen hart an dem Flußbette umschlug, das Portefeuille durch die zerbrochenen Wagenfenster wahrscheinlich hinaus- und in das Wasser geschleudert wurde. Ich hörte den Baron hierauf leise zu sich selbst sagen: „Das ist wohl möglich, denn ich habe bemerkt, daß die Feder der verborgenen Tasche gesprungen ist. Dann reichte er mir einiges Geld mit dem Bescheid, daß er mich nicht mehr im Dienste behalten könne, da er nach dem Gute Lysa in Posen reise. Nach etwas Anderm hat er mich nicht gefragt; habe ich es so recht gemacht, Herr Doktor!"

9.

Die Wahnsinnige.

Philibert bezeugte dem ehrlichen Joseph seine Zufriedenheit und sagte dann: „Was Deine Dienstentlassung anbetrifft, so kommt mir das sehr erwünscht. Sobald Du hergestellt bist, melde Dich bei meiner Tante; ich werde ihr sagen, daß sie Dich, bis wir zusammentreffen, aufnehme." Dann neigte er sich näher zu ihm hinüber. „Höre jetzt, Joseph, was ich Dir anvertrauen will, und äußere kein Erschrecken darüber, so entsetzlich und ganz unglaublich Dir mein Geheimniß scheinen wird." Philibert erzählte ihm die Entdeckung des Portefeuilles und den darin enthaltenen Anschlag gegen seinen Vater.

Joseph hatte kurz nach der Gefangensetzung des alten Herzford den Dienst bei demselben verloren; er wußte daher von dem Unglück des Bürgermeisters und war von seiner Unschuld überzeugt. Die beabsichtigte Vergiftung seines ehemaligen Herrn und die Theilnahme des Barons daran machte einen überraschenden und tiefen Eindruck auf den alten Diener, und Philibert konnte nur mit Mühe seine lebhaften Ausdrücke des Erschreckens unterdrücken.

„Du wirst einsehen, Joseph," fuhr Philibert fort, „wie wichtig mir nun Dasjenige ist, wornach ich Dich jetzt zu fragen habe. Sage mir, welche Reise Du in der letzten Zeit mit dem Baron gemacht hast?"

„Wir sind in Breslau, in Sch . . ., in M . . . gewesen," erwiderte Joseph.

„In Sch . . .?" fiel ihm Philibert fragend ins Wort? „was hatte der Baron in dieser Stadt zu thun?"

„Wir haben auf dieser Fahrt ein junges Fräulein aus dem Kloster geholt. Ich hielt vor der Klosterkirche, und darauf setzte sich der Baron mit der jungen Dame in den Wagen. Das Fräulein trug die Klostertracht."

„Nach welchem Orte hat der Baron das Fräulein geführt?" fragte Philibert gespannt.

„Wir fuhren mit ihr mitten in der Nacht nach dem Städtchen M . . . Dort mußte ich vor dem Gasthause halten, und bald darauf kam eine Equipage mit einer Dame gefahren und hielt an unserer Seite. Die Dame nannte sich Gräfin v. Czacki. Der Baron führte die Nonne der Gräfin zu, sie mußte in ihren Wagen, und wie ich bemerkte, mit Widerwillen einsteigen. Dann verließ uns die Gräfin mit dem Fräulein und fuhr auf dem Wege nach Breslau davon."

„Und was geschah weiter, Joseph? Ich habe Grund genug, zu vermuthen, daß dieß die Entführung einer mir sehr werthen Person gewesen."

„O, hätte ich dieß doch einige Tage früher gewußt," rief Joseph, „wie hätte ich das Kleinste beachten wollen! Der Baron verweilte noch längere Zeit in dem Gasthofe zu M . . ., kam dann, wie mir schien, sehr aufgeregt heraus, und wir fuhren nach Breslau. Die letzte Fahrt war die unglückliche, auf welcher ich Sie antraf."

„Weißt Du nicht, wohin das Fräulein aus dem Kloster von der Gräfin weiter geführt wurde."

„Nein, nein, das kann ich leider nicht angeben. Das Fräulein war äußerst traurig."

„Ihre Persönlichkeit ist Dir doch aber erinnerlich?"

„Ja, sie hatte eine sehr hübsches Aussehen, obgleich sie bleich war. Ich schätzte sie sechzehn Jahre alt."

„Hat sich der Baron denn längere Zeit in Sch . . . aufgehalten?"

„Mehrere Wochen, Herr. Gegen das Ende unseres Aufenthaltes sah ich auch die Frau v. Zarkow dortselbst; auch habe ich sie einmal in unserem Wagen nach dem Kloster fahren müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Die Erholungszeit muß nicht allein zu dem Alter entsprechenden Spielen, sondern auch zu methodischen Leibesübungen und Spaziergängen benutzt werden. Die Nothwendigkeit und den Nutzen der gymnastischen Uebungen für die Jugend haben wir bereits in Nro. 229 (1860) besprochen. Hier wollen wir noch einige Worte über die Spaziergänge beifügen. Häufige Spaziergänge, hie und da weitere Ausflüge in's Freie sind für die Förderung der Gesundheit und Körperkraft der Jugend sehr ersprießlich. Sie sollten öfter, als es jetzt Brauch oder Vorschrift ist, unter Leitung der Lehrer stattfinden. Unter der Leitung gebildeter Lehrer würden diese Spaziergänge auch zur Förderung der geistigen Bildung beitragen. Nirgends bietet sich mehr Gelegenheit zur Sinnesschärfung, zur Weckung und Ausbildung der

Digitized by Google

Beobachtungs- und Unterscheidungsfähigkeit, zur Berichtigung des Urtheils über das Beobachtete ꝛc., *) als in der freien Natur dar. Hier findet sich auf jedem Schritt und Tritt Stoff zur geistigen Anregung. Hier sollte der naturgeschichtliche Unterricht als Anschauungsunterricht in der vollsten Bedeutung des Wortes beginnen, und durch Beobachtung und Unterscheidung von Naturgegenständen, durch Aufsuchen ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, durch Erklärung ihrer Beziehungen zu den Zwecken des praktischen Lebens bei den Kindern der Sinn für das Konkrete, Praktische, Nützliche geweckt werden. Ueberhaupt sollte die Anschaulichkeitsmethode bei dem Unterrichte junger Kinder viel mehr in Anwendung kommen, als es jetzt geschieht.

Auch über die Wichtigkeit des Schlafes für die Jugend wollen wir bei dieser Gelegenheit einige Andeutungen geben. Während des Schlafes ruht das Nerven- und Muskelleben, das plastische (bildende) Leben aber dauert nicht nur fort, sondern steigert sich antagonistisch, wodurch die Ernährung des Körpers, die Neubildung, erhöht wird; ferner erholt sich durch die im Schlafe stattfindende Unthätigkeit der höheren Verrichtungen der Seele das geistige Leben von den während des Wachens gemachten Anstrengungen und gewinnt neue Kraft zu fernerer Thätigkeit. Mit Recht nennt der Dichter Tieck den Schlaf das nährendste Gericht beim Feste des Lebens. Da sich das Kind noch in der körperlichen und geistigen Entwicklung befindet, bedarf es eines länger andauernden Schlafes, als der erwachsene, bereits ausgebildete Mensch. Ebenso bedarf der zartere Organismus des Mädchens eines längeren Schlafes, als der kräftigere des Knaben. Der Schlaf muß aber nicht nur ein dem Alter und der Organisation des Kindes entsprechendes Maaß haben (d. h. er muß je jünger und je schwächer das Kind ist, desto länger andauern), sondern er muß auch ein ruhiger, unschuldiger (wie Shakspeare ihn bezeichnet), erquickender seyn. Wird das Kind genöthigt, bis in die Nacht hinein mit Ausarbeiten von Aufgaben für die Schule, mit Auswendiglernen, Rechnen ꝛc. sich anzustrengen, so legt es sich mit aufgeregtem Nervensysteme zu Bette, sein Geist gelangt nicht zur Ruhe, das aufgeregte Gehirnleben arbeitet im Traume an der Lösung der Schulaufgaben fort, der Schlaf wird ein unruhiger, unterbrochener, nicht erquickender und kann dann den ihm vom Schöpfer der Weltordnung gesetzten Zweck nicht in genügender Weise erfüllen, was für die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes sehr nachtheilige Folgen hat.

Die modernen Erzieher begehen ferner häufig den Fehler, daß sie nicht den naturgemäßen Gang der Geistesbildung abwarten *), nicht stufenweise, sondern allzurasch vorwärtsschreiten, den Unterricht nicht dem Alter, den Kräften und Fähigkeiten der Kinder anpassen. Dieß ist namentlich in Privaterziehungsanstalten nicht selten der Fall. In der künstlichen tropischen Hitze solcher Treibhäuser wird zwar bei manchen Kindern die Blüthe des Geistes rasch und glänzend entfaltet, um die darob entzückten Eltern zu blenden; allein nur zu bald beginnt der Körper in dieser unnatürlichen Atmosphäre zu kränkeln und zu siechen, und meist auch der Geist matt und welk zu werden. Vor vollendetem zwölften Lebensjahre sollte man die Kinder nie zu ernsteren, mehr abstrakten Studien anhalten. Erst nach dieser Zeit entwickelt sich das höhere Abstraktionsvermögen, und jetzt erst erlangt der Geist und Körper die Kraft, mehr andauerndem und ernsterem Lernen ohne Nachtheil obzuliegen.

Sehr nachtheilig für Geist und Körper ist das in unserer Zeit so sehr Mode gewordene viele Auswendiglernen. Am nachtheiligsten ist diese Tortur des Gedächtnisses für junge Kinder, bei welchen sie gerade am häufigsten angewendet wird. Die beständige, übertriebene Anstrengung des Gedächtnisses versetzt das Gehirn des Kindes in fortwährende Aufregung, welche Blutcongestionen nach dem Gehirne und einen gereizten Zustand des ganzen Nervensystems hervorruft, der bei längerer Andauer in körperliche und geistige Abspannung und Erschlaffung übergeht. Schon der Ausdruck „Auswendiglernen" deutet an, daß die auf diese Art aufgefaßten Vorstellungen die Seele nur auf der Oberfläche berühren, nicht das volle Eigenthum derselben werden. Dieses mechanische Einfüllen einer Masse von Kenntnissen ohne durchdringendes Verständniß, ohne Bildung des Urtheils, ist eine bloße Abrichtung (häufig nur zu dem Zwecke angewendet, damit bei öffentlichen Prüfungen Parade zu machen), eine Ueberfüllung des Geistes mit rohem, todtem Materiale, welches nach und nach die selbstschaffende Denkkraft erdrückt. Immer mit fremden Gedanken gefüttert, lernt das Kind blutwenig selbst denken.

(Fortsetzung folgt.)

*) So z. B. kann das Auge und das Ohr in der Abschätzung von Entfernungen mit nachherigem Abmessen nach Schritten, oder das Auge in der Abschätzung der Höhe von Gegenständen mit nachfolgender Höhenmessung geübt werden.

*) Wenn z. B. Kinder von 6 bis 8 Jahren Geschichte erlernen, oder Aufsätze über ein Thema (schriftliche Darstellungen einer Reihe von Gedanken, die sich auf einen bestimmten Gegenstand beziehen) machen müssen, heißt das wohl den naturgemäßen Gang der Geistesbildung abwarten?

Expedition nach Spitzbergen.

Aus Gothenburg wird gemeldet, daß Magister Torell, der Leiter der schwedischen Spitzbergen-Expedition, der über Kopenhagen dort eingetroffen war, in der Nacht

vom 3. auf den 4. April in Begleitung der Herren v. Yhlen, eines tüchtigen Zoologen, und des Kapitäns Kuylenstjerna, eines eben so wackeren Seemannes, wie trefflichen Schützen, am Bord des Dampfschiffes „Kronprinzeß Louise“ jene Stadt wieder verlassen hat. Am 10. April haben alle Theilnehmer der Expedition ihre Reise von Drontheim aus weiter nordwärts angetreten.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die gegenwärtig bereits in Ausführung begriffene naturwissenschaftliche und geographische Expedition nach Spitzbergen allgemein in Anspruch nimmt, wird es am Platz seyn, darauf hinzudeuten, daß wenn auch, wie „Aftonbladet“ vor Kurzem bemerkte, noch keine so großartig vorbereitete Expedition von Schweden ausgegangen, es doch nicht richtig ist, dieselbe als die erste größere derartige Unternehmung zu bezeichnen.

Im Jahre 1758, also schon vor mehr als hundert Jahren, wurde auf Kosten der schwedischen Akademie eine Nordpolarreise von Anton Rolandson Martin mit einem von Gothenburg für den Wallfischfang ausgerüsteten Kauffahrteischiffe unternommen. Im 20. Bande der Abhandlungen der Akademie (1759, 4. Quartal) findet sich ein kurzer Bericht über diese Reise, welchem wir mit Rücksicht auf die im Allgemeinen noch sehr geringe Kenntniß von jenen Gegenden folgende meteorologische Notizen entnehmen.

Die Abreise fand am 17. April statt, die Rückkunft am 24. Juli. Am 28. Juni erreichte Martin den 80. Grad nördlicher Breite. Auf einigen Inseln zwischen dem 79. und 80. Grad, die er besuchte, fand er am 1. Juli den ersten geschmolzenen Schnee. Es begann dort eben der Frühling. Nur der Strand am Meere war schneefrei; sonst watete man noch überall bis an die Knie im Schnee. Einzelne Rasenstellen waren von zahlreichen Eidervögeln bedeckt. Von Bäumen oder auch nur Büschen war keine Spur zu sehen, doch traf man hin und wieder einzelne Pflanzen. Des andauernden Tageslichts wegen bemerkte man vom Nordlicht nur schwache Spuren, dagegen sah man häufig Nebensonnen in schönen Regenbogenfarben. Am 5. Mai hatte Martin unter 73½° Polhöhe zum Erstenmal die Mitternachtssonne gesehen; am 21. Juni konnte er um Mitternacht seine Pfeife mittelst eines Brennglases anstecken. Die Sonne stand an jenem Tag 11 Grad über den Horizont. Schnee und Hagel kamen ziemlich oft, Regen jedoch gar nicht vor. Die Wolken erschienen nirgends in ihrer gewöhnlichen Form als dunkle und schwere zusammenhängende Massen, sondern nur wie ausgebreite graue Nebel. Am 16. Mai wird die Temperatur auf 20 Grad (Fahrenheit) unter dem Gefrierpunkt angegeben, und noch am 6. Juli war so viel Eis um Spitzbergen herum, daß man in keinen Hafen gelangen konnte. Die wärmste Temperatur zwischen dem 76. und 80. Grad hatte man am 28. und 29. Juni: + 8° F. Nach Aussage der Wallfischfänger wäre aber der Sommer des genannten Jahres dort ein besonders kalter und unwirthbarer gewesen.

Mannigfaltigkeiten.

[Sylvester Jordans] wurde am 30. Dezember 1792 zu Omes bei Innsbruck geboren und widmete sich vom 9. bis zum 13. Jahre dem Schuhmacherhandwerk. Die Trunksucht des Vaters und die Lehren eines Priesters wirkten dergestalt auf den schwärmerischen und von Heiligengeschichten erfüllten Knaben, daß dieser sich „einen Platz im Chor der Heiligen zu verdienen“ trachtete. Er brachte es dahin, daß er das Gymnasium in Innsbruck und später in München besuchen konnte; 1813 aber ging er auf die Universität nach Landshut und ward Jurist. Im Jahre 1814 ward er Hauslehrer in Wien, 1815 wieder Student in Landshut, 1817 Doktor und Sachwalter in München und Frankfurt, 1819 Privatdozent in Heidelberg, 1821 außerordentlicher Professor in Marburg, 1830 Abgeordneter in Kassel; und 1832 kehrte er unter den glänzendsten Ehrenbezeugungen des Landes und der Stadt nach Marburg zurück. Sieben Jahre später ward er wegen „Betheiligung an revolutionären Umtrieben“ in Untersuchung genommen, am 28. Aug. 1840 verhaftet, am 14. Juli 1843 — zwei Jahre nach vollständig beendeter Untersuchung — „wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath ꝛc.“ zu einer fünfjährigen Festungsstrafe neben Dienstentsetzung verurtheilt, am 17. Oktober 1845 vom Oberappellationsgerichte freigesprochen, im Verwaltungswege aber von seinem Lehrstuhle ferngehalten. Im März 1848 wählten ihn die Städte des Schwalmbezirks zum Abgeordneten. Am 20. März zog er unter Jubel in Kassel ein und empfahl Eintracht und Versöhnung, „Vergeben und Vergessen!“ Ein endloser Beifallssturm erhob sich, als er am 24. März den Ständesaal betrat, von dem ihn Hassenpflug im März 1833 ausgeschlossen hatte. Am 10. April ward er Gesandter bei der deutschen Bundesversammlung, am 13. Mai Geheimer Legationsrath, am 18. Juli Bevollmächtigter bei der Bundeszentralgewalt. Diese Stellung dauerte bis zum 13. Januar 1850, wo er zurückberufen wurde. Von da an lebte er in aller Stille, aber unter zunehmendem Siechthum, in Kassel, bis er daselbst am 15. April starb.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 95 Samstag, 20. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Die Frau v. Zarkow in jenem Kloster," dachte Philibert, „sollte da nicht Konstanze die Entführte gewesen seyn? Das Medaillon, welches ich in dem Wagen des Barons fand, könnte darüber Aufschluß geben, wenn es etwa ein Andenken von der Mutter wäre."

„Da Philibert glaubte, keine Früchte weiter aus der Unterredung mit Joseph ziehen zu können, brach er das Gespräch ab, welches sich überdieß durch die Nähe der übrigen Kranken im Saale nicht unbeobachtet auf die Länge fortsetzen ließ. Philibert schied mit herzlichen Wünschen der Genesung für Joseph, diesen noch einmal daran erinnernd, sich sobald als möglich zum Dienste bei ihm zu melden.

Er verließ den Saal und stieg zur untern Etage herab. Am Ende des Korridors, welcher sich über diese Etage erstreckte, wurde die Thür eines Saales geöffnet. Eine Kranke wurde von den Wärtern herausgetragen; sie lag auf einem Tragbette und war mit einem Riemen daran befestigt. Dennoch kämpfte die Unglückliche mit solcher Gewalt gegen ihre Fesseln, daß die Wärter schwankten und sich genöthigt sahen, abzusetzen, um den Anfall der Leidenden vorübergehen zu lassen.

Aus dem Saale waren zwei Aerzte der Anstalt getreten, der eine noch in jüngeren Jahren, der andere ein rüstiger Greis. Beide näherten sich sogleich dem Bette und beschäftigten sich mit der Kranken. Ein verzweifelndes Lachen und Weinen entrang sich jetzt ihrer Brust. Als die Thränen in ihren Augen versiegten und das Gelächter auf den mit leichten Schaum bedeckten Lippen erstarb, versank sie in einen starrsüchtigen Zustand. Auf einen Wink der Aerzte erhoben die Wärter nun schnell die Bahre, schritten nach dem Ausgange des Korridors, und beeilten sich, mit der Unglücklichen die in einer andern Abtheilung des Hauses befindlichen Zellen für die Wahnsinnigen zu erreichen.

Die zurückbleibenden Aerzte verweilten noch auf dem Korridor.

„Mein lieber Herr Kollege," sagte der Aeltere, „das Recht ist dießmal auf meiner Seite: wir werden die unglückliche Frau bald zurückholen müssen, denn sie ist nicht wahnsinnig. Ich bin zugegen gewesen, als man sie herbrachte. Sie verfiel sogleich in einen starken Paroxysmus und der wiederholt sich seitdem. Das Gemüth der Kranken scheint heftig angegriffen zu seyn. Keine Strenge, keine Gewaltmaßregeln, nur die größte Schonung muß für sie beobachtet werden. Das sind durchaus nicht die Symptome des Wahnsinns oder der Raserei; es ist kein Urgrund dazu verhanden. Sie kann sich durch den unbewußten Genuß einer schädlichen Substanz eine Vergiftung zugezogen haben, das nehme ich an, fürchte jedoch nicht das Schlimmste, da seltsamer Weise den Symptomen der Vergiftung die einer Gegenwirkung bemerkbar entgegenstehen. Der überaus reizbare Zustand der Frau könnte uns zu ganz falschen Schlüssen verleiten. Ich komme in zwei Stunden hinüber, Herr Kollege, und hoffe, Sie alsdann vollständig von meiner Ansicht zu überzeugen; bis dahin, wie ich gesagt habe, die möglichste Schonung und wirken Sie zunächst auf den Schlaf."

Mit diesen Worten vollendete der alte Arzt die kurze Berathung und ging in den ausstoßenden Krankensaal, während sich der jüngere nachdenkend und zweifelnd über die Meinung des Andern nach der Sektion der Wahnsinnigen begab.

Philibert war bisher stehen geblieben. Mitleid und ärztliches Interesse fesselten in an die Stelle, indem er der Unglücklichen, die schnell aus seinen Augen verschwand, einen mitleidsvollen Blick nachsandte, ohne zu ahnen, daß es die Frau war, welche er suchte — Gabriele Valentin.

Wie nahe hatte ihr Philibert gestanden, ohne ihr zur Hülfe eilen zu dürfen. Wie oft verkennen wir in einer entmuthigenden Schickung, welche uns betrifft, jene Weisung, die uns zum rechten Ziele lenkt.

Philibert verließ jetzt ebenfalls den Ort. Als der Arzt die für ihn so verhängnißvollen Worte einer Vergiftung aussprach, stand das Schicksal seines Vaters in schwarzen Zügen vor seinen Augen. Er kehrte heim. Hier fand er von Gabriele kein Lebenszeichen vor. Die Nacht verging und auch der Morgen ließ ihn in Ungewißheit über ihre Erlebnisse. Er setzte einen Brief an sie auf, worin er angab, wohin er reise und welche Gründe ihn dazu zwangen; nebst einer Adresse in Sch . . ., unter welcher sie an ihn schreiben sollte.

Dann fügte er dem Schreiben das Medaillon bei, mit der Frage, ob sie es als das ihrer Tochter erkenne? Einen bedeutenden Geldwechsel hatte er für Gabriele schon vor der Zeit ausgestellt. Er setzte bestimmt voraus, daß sie ihm bald Nachricht geben werde, und daß er alsdann mehr zu ihrem Beistand beitragen könne, als ihm seine Lage gegenwärtig gestattete. Nachdem er dem Besitzer des Gasthofes den Brief an Gabriele zur Einhändigung übergeben hatte, brach er zur Abreise auf.

10.

Enthüllungen.

Seitdem Gabriele von der Majorin unbarmherzig als eine Wahnsinnige den Händen der Aerzte einer öffentlichen Heilanstalt überliefert wurde, seitdem sie durch die Gewalt eines ihr mörderisch eingeflößten Giftes mit dem Tode gerungen und der einzige Freund von ihrer Seite gewichen, hatte dennoch eine theilnehmende Person an ihrem verlassenen Schmerzenslager gestanden, die voll Mitleid und in treuer Ergebenheit die Hände betend auf ihr Haupt legte — der alte Daniel.

Nachdem Frau von Zarkow ihre Herrschaft in dem Wandow'schen Hause begonnen, mußte Daniel seines vorgerückten Alters wegen den Dienst verlassen, und er wollte nach Sch . . ., seiner Vaterstadt zurückkehren, um bei seinem Sohne, der dort ein kleines Geschäft besaß, den Rest seiner Tage zu beschließen.

Gabrielens Leiden hatten ihn so tief gerührt, daß er zu ihr in die Anstalt ging, um Abschied zu nehmen. Er hoffte einen Ausweg zu finden, sie nicht gänzlich dem Schicksal preisgegeben zu sehen. Er war mit der Mutter des Gatten Gabrielens bekannt; die hochbetagte Frau Valentin wohnte in Sch . . .; diese wollte er aufsuchen und ihr das Elend der Schwiegertochter offenbaren, und er hoffte, daß seine ehemalige Gebieterin, von ihrer eigenen Familie verstoßen, den Aufenthalt bei einer zweiten Mutter nicht verschmähen werde.

Während seines Besuches bei Gabriele erreichte er jedoch nichts. Er durfte die Leidende, und auch dieß nur auf vorgängiges inständiges Bitten bei dem Arzte, einen Augenblick lang sehen, dann mußte er wortlos, mit traurigem Herzen, aber von den besten Vorsätzen beseelt, sich ihr nützlich zu machen, scheiden. Somit verließ auch Daniel die Stadt.

Gabriele genas; der Todesengel war von ihrem Lager gewichen, sie durfte sich wieder erheben.

Das Urtheil des Anstaltsarztes, von dessen Worten wir im Vorangegangenen Zeuge wurden, und welcher Gabriele für nicht wahnsinnig erklärte, hatte sich bald im Verlauf ihrer ärztlichen Behandlung bestätigt. Gabriele unterlag einem heftigen Nervenfieber, und nur der sehr aufmerksamen Schonung und Pflege, als auch ihrer eigenen, geisteskräftigen Natur hatte sie es zu danken, daß ihre Genesung mit schnellen Schritten erfolgte. Die Wirkung des ihr von dem Baron beigebrachten Giftes war theilweise durch das Getränk, welches der alte Daniel ihr kurz darauf zur Labung reichte, geschwächt und die gefährlichen Folgen desselben wurden gänzlich dadurch gehoben, daß der einsichtsvolle Arzt die Symptome der Vergiftung richtig erkannte, um dagegen verfahren zu können. Während der ganzen Zeit ihres Krankenlagers waren die Lippen Gabrielens für Mittheilungen über ihre äußern Verhältnisse gegen ihre Umgebung und selbst auch gegen die Aerzte verschlossen geblieben. Die letzten konnten nur aus den Fieberphantasien Gabrielens, welche Sehnsucht nach ihren Kindern und glühende Vorwürfe gegen die Schwester enthielten, jene Ursachen und Eindrücke entnehmen, die zu ihren Leiden Anlaß gegeben hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Populäre Medizin.

(Von Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Ueberblicken wir noch einmal die besprochenen Mißstände unserer jetzigen Erziehung, so finden wir, daß die Klagen der Aerzte und der neueren Schriftsteller, welche sich mit der allgemeinen Lehre von den Krankheitsursachen und mit der Gesundheitspflege beschäftigen, über die nachtheiligen Einflüsse der modernen Erziehung auf die körperliche Entwicklung und Gesundheit der Jugend wohl begründet sind. Während die antike Erziehung die harmonische Entwicklung und Ausbildung der geistigen und körperlichen Anlagen und Kräfte im Auge hatte, betreibt die moderne Erziehung die geistige Entwicklung auf Kosten der körperlichen. Das ist die Schattenseite der modernen Erziehung, daß sie das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper aufhebt, jenen künstlich in die Höhe schraubt, diesen gewaltsam niederdrückt. Kann bei der zu frühzeitigen, fortwährenden Anspannung des Geistes und Aufregung der Nerven, bei dem vielstündigen ununterbrochenen Sitzen und bei dem beständigen Einathmen der durch die Ausdünstung vieler Menschen verdorbenen Schul- und Zimmerluft, bei dem Mangel an Erholung, an Bewegung, am Genusse der freien Luft der Körper des Kindes in der wichtigsten Entwicklungsperiode des Lebens gedeihen, muß er nicht im Gegentheil verkümmern, und wird nicht so methodisch der Grund zum künftigen Siechthume gelegt?

Wir empfinden dieß schon merklich, die nachkommenden Generationen werden es noch mehr empfinden.

Am nachtheiligsten wirkt dieses unnatürliche, gesundheitswidrige Erziehungssystem auf das schwächere Ge

schlecht, auf die weibliche Jugend, ein, dessen zarter Organismus hierdurch in der Entfaltung geknickt wird. Statt kräftiger Frauen, die fähig sind, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und mit Neigung und praktischem Sinne dem Hauswesen und der Kindererziehung vorzustehen, werden durch die moderne Erziehung zwar mit vielerlei, aber für die Meisten nach ihrem Stande und nach ihren Vermögensverhältnissen unnützen Kenntnissen und Künsten ausgerüstete, über den häuslichen Wirkungskreis und ihre Standesverhältnisse hinausstrebende, meist schwächliche und kränkliche Wesen herangezogen, die noch schwächlichern Kindern das Tageslicht geben.*) Ist aber der Boden schlecht und ausgesogen, so könnt ihr selbst den besten Samen hineinwerfen, ohne daß dieser, auch bei der sorgsamsten Pflege, zu einer kräftigen Saat emporwächst! Diese naturwidrige Erziehung der weiblichen Jugend hat sicherlich viel zur Abnahme der Kräftigkeit der neueren Generationen beigetragen. **)

Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die moderne Erziehung durch die übermäßige Anstrengung der Geisteskräfte der Kinder eine neue Art von Seelenstörung hervorgerufen hat, die den Namen „Wahnsinn der Schulkinder“ erhielt. Die von Deutschlands Irrenärzten herausgegebene Zeitschrift für Psychiatrie (Seelenheilkunde) und psychisch-gerichtliche Medizin enthält ***) eine ausführliche Beschreibung dieser neuen Geisteskrankheit von Dr. Güntz, der wir Nachstehendes entnehmen:

„Die Wahnsinn der Schulkinder genannte Geisteskrankheit existirt erst seit 20 Jahren und gehört als Parasit der Kultur der lebenden Generation an. Sie ist dem kindlichen Alter eigenthümlich und zeigt sich am häufigsten zwischen dem 11. und 15. Lebensjahre. Sie ist eine direkte Folge der Zustände und überspannten Forderungen der heutigen Lehranstalten, namentlich der in diesen Anstalten üblichen zu frühzeitigen und zu großen Anstrengung der Geisteskräfte der Kinder. Das Vorläufer-Stadium derselben trägt den Charakter geistiger Depression und körperlicher Erschöpfung. Das Erkenntnißvermögen (das Auffassen und Urtheilen) der Kinder wird schwerfälliger und schwächer, das Gemüth verstimmt und gedrückt. Gleichzeitig nimmt die Eßlust ab, die Verdauung wird unregelmäßig, und es stellt sich Abmagerung und Ermüdung bei der geringsten Anstrengung ein. Der Schlaf der Kinder wird weniger anhaltend und häufig durch lebhafte Träume, in denen sie sich meist mit Unterrichtsgegenständen beschäftigen, beunruhigt. Diese Vorläufer dauern Wochen bis Monate lang an, bis endlich die Exaltationszustände des Wahnsinns*) mit aller Macht hervorbrechen. Die Delirien des Wahnsinnes nehmen mit den Abendstunden bedeutend zu und steigen auf der Höhe der Krankheit bei kräftigen Kindern und bei ausgeprägter Willenskraft bis zur Tobsucht. Nach der Dauer einiger Wochen verschwinden die Symptome der Reizung, die Exaltations-Zustände, allmählig, auch die körperlichen Funktionen regeln sich wieder, aber es bleiben fire Wahnvorstellungen zurück, mit denen sich die Kinder fortwährend beschäftigen. Das Charakteristische derselben besteht in dem Fortspinnen der Ideen, welche aus dem genossenen Unterrichte herübergezogen werden. So kämpft ein Kind mit kolossalen Zahlengrößen, ein anderes mit religiösen Skrupeln, ein drittes mit der Examenfurcht, mit dem Zweifel, die Summe der Forderungen bewältigen zu können, die es doch nach dem Standpunkte seiner Kenntnisse genügend zu befriedigen vermag ꝛc. ꝛc. Die Dauer des Wahnsinns kann sich auf mehrere Jahre erstrecken, doch verlieren sich die Zufälle in den meisten Fällen binnen einiger Monate. Nicht selten treten nach wiederbegonnenem Unterrichte Recitiven ein. Auch hat man den Ausgang in Blödsinn beobachtet. Der Entwicklung der Krankheit kann im Vorläuferstadium vorgebeugt werden durch Aufhören des Schulbesuches und jedes Unterrichtes, Versetzung des Kindes aufs Land und eine liebreiche, Vertrauen erweckende Behandlung.“

Bevor wir unsere aphoristischen Aufsätze über Erziehung und Unterricht schließen, wollen wir noch auf die Nothwendigkeit hindeuten, daß Jenen, welchen der Staat die öffentliche Erziehung der Jugend anvertraut, das Studium der Hygieine (der Gesundheitspflege, der

*) Um den Anforderungen der modernen Erziehung zu entsprechen, lassen jetzt nicht nur die Familien der höheren Klasse der Gesellschaft, sondern auch die der Mittelklassen ihre Töchter in fremden Sprachen, in den schönen Wissenschaften, in der Musik, Zeichenkunst, in der Malerei, im Sticken ꝛc. unterrichten. Das Streben der modernen Erziehung des weiblichen Geschlechtes geht auf Verflachung aller Ständeunterschiede und Bildungsgrade. Gleichwie die Einführung der materiellen Gütergemeinschaft (des Kommunismus) in der bürgerlichen Gesellschaft nur Unheil zur Folge haben würde, wird auch diese Art geistiger Gütergemeinschaft statt Aufbesserung unserer sozialen Zustände Verschlechterung derselben zur Folge haben. — Es ist jedoch ferne von uns, zu behaupten, daß es in unserer Zeit nicht auch Familienväter und Mütter gäbe, welche dem Dämon der Mode die Gesundheit ihrer Kinder nicht zum Opfer bringen, sondern das richtige Maaß zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung einhalten und ihre Töchter auch für den häuslichen Wirkungskreis heranziehen.

**) Die physische Herabgekommenheit der neueren Generationen zeigt sich am auffallendsten an der Kinderwelt der Städte. Von Kraft und Gesundheit strahlende Kinder mit frischen rothen Wangen, schönen weißen Zähnen, reiner Haut, gerundeten Gliedern und fester kräftiger Muskulatur sind da jetzt seltene Erscheinungen, während man eine Menge verkrüppelter, bleicher, magerer, welker Kindergestalten mit alklugen Gesichtern und schadhaften Zähnen, und besonders unter den Kindern der höheren Stände viele gracile, durchsichtige, fast ätherische Wesen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß unsere Erdenluft für sie zu rauh ist, antrifft. Wer sich die Mühe nehmen will, die Schuljugend, namentlich die weibliche, bei sich darbietenden Gelegenheiten, z. B. bei öffentlichen Prüfungen, in dieser Hinsicht einer aufmerksamen Beobachtung zu unterwerfen, kann sich von der Wahrheit des eben Gesagten überzeugen.

***) XVI., 4, 1859.

*) Die Beschreibung dieser Zustände übergehen wir als dem Zweck eines populär-medizinischen Aufsatzes nicht entsprechend.

Wissenschaft, welche lehrt, wie das gesunde Leben zu erhalten ist und wie die Einflüsse, welche die Bedingungen des normalen Lebens modifiziren und zu Erzeugern krankhafter Vorgänge machen, zu beseitigen oder zu verändern sind) zur Pflicht gemacht werde. Wenn wir auch nicht verlangen, daß sie diese Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, so halten wir es doch für nothwendig, daß sie mit den allgemeinen Grundsätzen derselben, und speziell mit jenen, die auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen Bezug haben (hygieinische Pädagogik), bekannt gemacht werden. Es würde dann so mancher gesundheitliche Mißgriff, so mancher Verstoß gegen die im menschlichen Organismus waltenden Naturgesetze bei der Erziehung der Jugend nicht gemacht werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Friedrich Freiherr v. Blittersdorf.] C. B. Lord's treffliches biographisches Lexikon der Gegenwart: „Männer der Zeit", enthält über den Freiherrn v. Blittersdorf, der am 16. d. in Frankfurt a. M. starb, folgende biographische Notizen. „In der unmittelbar vor die letzte Revolution fallenden Zeit besaß Baden eine Wichtigkeit, welche der Größe des Landes nicht entfernt angemessen war. In der zweiten Kammer war sowohl die liberale als die radikale Opposition durch glänzende Namen vertreten, und jede Rede, welche dort gehalten wurde, fand gewiß vom Rhein bis zur Memel ein Echo. Durch seinen Widerstand gegen das, was man in seinen Kreisen als ein revolutionäres Rütteln an den bestehenden Verhältnissen bezeichnete, wurde der Freiherr von Blittersdorf ebenso bekannt, wie die Welcker und Itzstein der Kammer. Eine der heftigsten der Streitigkeiten, welche die Regierung mit der Opposition hatte, fällt in die Zeit seiner Verwaltung. Der Freiherr wurde am 10. Februar 1792 zu Mahlberg im Breisgau geboren. Als Adeliger und Sohn eines Landvogts erhielt er eine Stelle in dem Pagen-Institut zu Karlsruhe, besuchte später das dortige Lyzeum und machte sich in Heidelberg und Freiburg mit der Rechtswissenschaft, der Philosophie und Geschichte und den neueren Sprachen bekannt. Mit ihm zugleich befand sich der nachherige Großherzog Leopold in Heidelberg, und es knüpfte sich eine folgenreiche Verbindung an. 1812 in den Staatsdienst eingetreten, ging er im nächsten Jahre zum diplomatischen Fach über, begleitete in den Freiheitskriegen das Hauptquartier der Verbündeten als badischer Bevollmächtigter, arbeitete eine Zeitlang im großherzoglichen Kabinet, wurde dann zum Geschäftsträger am russischen Hofe und 1821 zum Bundestagsgesandten ernannt. In Frankfurt verheirathete er sich mit einer Schwester des verstorbenen Schöffen Brentano und blieb in seiner Stellung vierzehn Jahre. 1835 trat er an die Stelle im Ministerium, die durch das Ausscheiden des Freiherrn v. Türkheim erledigt wurde. Die Ernennung eines Mannes, der von den Landesverhältnissen schlecht, von den diplomatischen Plänen hinsichtlich der deutschen Verfassungs-Angelegenheiten dagegen um so besser unterrichtet war, machte den ungünstigsten Eindruck. Ein gewisser Instinkt ließ die Opposition die geheimen Anweisungen errathen, welche der Freiherr in der That hatte. Sie wurde von ihm durch Urlaubsverweigerungen bei Wahlen freisinniger Staatsdiener, durch Versetzung mißliebiger Beamten und anderer Maßregeln mehr etwas in die Enge getrieben und machte daher den neuen Minister zum Sündenbock der Regierung. Er wurde schließlich so verhaßt, daß seine Amtsgenossen ihn der öffentlichen Meinung opferten. In der Zeit seiner Amtsführung ist ihm, wenn wir einem von ihm herausgegebenen Schriftchen glauben dürfen, Unrecht geschehen. Wie er, mit anderen Angaben in Uebereinstimmung, die Verhältnisse darstellt, hatte er nach zwei Seiten hin abzuwehren und nicht bloß dem Andrängen der Opposition, sondern auch diplomatischen Zumuthungen Widerstand zu leisten. Von 1843 bis 1848 war er bald beim Bundestag, bald beim belgischen Hofe beglaubigt. Nach dem Revolutionsjahre hat er als Publizist eine große Thätigkeit entwickelt und sich nach vielen Richtungen hin versucht, um Anhang und Einfluß zu gewinnen."

Die Republik San Domingo, welche die größere Osthälfte der Insel Hayti bildet, über 800 Q.-M. Flächeninhalt und 200,000 Einwohner, zum geringsten Theil Neger und zu gleichen Theilen etwa Weiße und Mulatten zählt, hat sich wiederum der Krone Spanien unterworfen. Diese östliche Hälfte der Insel gehörte Spanien und wurde erst 1795 an Frankreich abgetreten, nachdem der westliche Theil schon 1697 von Spanien an Frankreich gekommen war, worauf im November 1803 die Franzosen die Insel räumten und das Neger-Kaiserthum entstand. Am 27. Februar 1844 trennte der Osten (Domingo) sich vom Westen (Kaiserthum Hayti). Nach vielen Wechselfällen der Republik San Domingo meldet nunmehr der „Moniteur" aus San Domingo, 20. März: „Am 18. März hat General Santana vom Balkone des Regierungspalastes im Beisein der Truppen und der Nationalgarde die Wiedervereinigung der Osthälfte der Insel Hayti mit ihrem ehemaligen Mutterlande Spanien proklamirt."

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandischen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 96 Sonntag, 21. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Nachdem Gabriele so weit genas, daß sie Bett und Zimmer nicht mehr zu hüten brauchte, gab sie ihren Willen kund, die Anstalt zu verlassen. Man beschied sie zu dem Direktor.

Dieser stellte ihr zwei Briefe zu, die inzwischen für Gabriele eingingen. Der erste war an die Direktion gerichtet, und deßhalb schon geöffnet; er enthielt eine Geldbeilage mit der Anweisung für Gabriele, die Rückreise nach Berlin anzutreten. Der Brief war mit keinem Namen unterzeichnet. Gabriele gab den Brief an den Direktor zurück.

„Ich bedarf dessen nicht," sagte sie, „da ich nicht nach Berlin zurückkehre. Bewahren Sie ihn auf. Die Person, die ihn gesandt hat, wird sich den Erfolg dieses Schreibens auch ferner angelegen seyn lassen, und dann können Sie, wie Ihnen gefällig ist, den Brief an den Absender zurückstellen."

Gabriele vermuthete richtig, daß der Brief von der Frau v. Zarkow sey. Der Direktor händigte ihr den zweiten Brief ein. Gabriele erbrach ihn und las die Unterschrift; ein Freudenstrahl röthetete ihr bleiches Gesicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," sagte Gabriele hastig und verbarg das Papier an ihrer Brust, und da ihre Entlassung aus der Anstalt schon festgestellt war, verabschiedete sie sich von dem Direktor.

Gabriele bedurfte in dem Augenblicke, als sie die Anstalt verlassen sollte, mehr als je der Kraft und des Muthes, um in der Ungewißheit ihrer Lage den Anfeindungen und Gewaltsamkeiten der Frau v. Zarkow entgegenzuarbeiten. Seit der Einhändigung jenes zweiten Briefes schienen sich in ihr alle Kräfte, die von dem Sturme, der über sie ergangen, geknickt lagen, wieder gesammelt und zur vorigen Thatkraft aufgerichtet zu haben.

Um sich vollständig anzukleiden, begab sie sich noch einmal nach dem Krankensaale, zog hier den Brief hervor und überflog mit klopfendem Herzen die mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen. Sie lauteten:

„Meine gute, liebe Gabriele!

Wenn Du den Schmerz überlebst, den Dir Deine Familie angethan hat, dann wende Dich zu mir und komme in meine Arme. Zögere auch nicht. Ich habe Unrecht gethan, daß ich Dir bisher zürnte, vergib mir meines armen Edmunds willen. Der alte Daniel ist bei mir gewesen, er hat mir Alles erzählt. Wenn ich Dich also wiedersehen soll, so komme nur bald, ich bin zu alt, um die Reise zu Dir nach Breslau machen zu können. Ueber Deine Kinder laß Dich nicht täuschen, denn Raimund ist nicht todt, ich werde Dir Alles entdecken. Er wie Deine Konstanze stehen, wo sie auch seyn mögen, in Gottes Schutz. Verzage nicht und eile in meine Arme.

Je schneller Du kommst, desto besser.

Sehnsüchtig erwartet Dich Deine Schwiegermutter.

Margaretha Valentin."

Die in dem Briefe der Schwiegermutter ausgedrückte Befürchtung von Reimunds Tod bereitete Gabriele einen neuen Schrecken. Philibert hatte ihr bisher die Möglichkeit davon verschwiegen, um ihre Besorgnisse nicht zu vermehren, ehe der Tod ihres Sohnes gewiß war. Eine Thräne brannte aus dem Auge Gabrielens auf das Papier hernieder. Nicht nur düstere Ahnungen über das Schicksal ihrer Zwillinge, auch ein glühender Rachegedanke tobte in ihrer gequälten Brust.

„Wenn ich die Geliebten nicht mehr am Leben fände," seufzte sie mit halb erstickter Stimme, „o vergib mir, mein Gott, wenn dann ein böser Geist mich erfassen sollte, wenn das Uebermaß meines Elends mich einmal die Waffe gegen die Grausame, gegen die schuldige Schwester erheben ließe."

Die Spannung heftiger Gemüthserschütterungen wirkt bei starken Naturen stets belebend auf die geistigen Kräfte. Gabrielens Besonnenheit kehrte bald wieder. Philibert, seine Freundschaft, sein Schutz war ihr nächster Gedanke. Wo war der Freund, seitdem sie ihn verließ? Trost und Hülfe suchte sie an seiner Seite, warum erschien er nicht? Sollte sie zweifeln an seiner Treue, ihm nicht vertrauen, weil er unsichtbar geblieben? Sie wollte sich keine Rechenschaft geben, weßhalb er nicht bei ihr sey; nur vertrauen wollte sie auf seine Freundschaft, nur ihn nicht und mit ihm vielleicht Alles

Digitized by Google

verlieren. So gab das Vertrauen auf Philiberts unwandelbare Freundschaft, der Zuruf einer zweiten Mutter, der liebevoll nach jahrelanger Entfremdung ihr ertönte, der Unglücklichen die innerlichen Stützen, an welchen sie vorwärts eilte.

Gabriele verließ die Anstalt.

Festen Schrittes ging sie durch die Straßen ihrer Vaterstadt.

Ihr Weg führte sie nach dem Gasthause, wo sie mit Philibert bei ihrer Ankunft in Breslau einkehrte und die Verabredung mit ihm traf, hier wieder zusammenzukommen. Es dünkte sie, als habe sie sich erst am gestrigen Tage von ihm getrennt. In dem Hotel angekommen, wurde sie auf die Frage nach Herrn v. Herzford zu dem Besitzer geführet und von ihm sehr zuvorkommend in seinem Zimmer empfangen. Sie nannte ihren Namen.

„Meine Dame," sagte der Hausbesitzer, „Herr v. Herzford ist, nachdem er sehnlichst Ihre Rückkehr entgegensah, vor längerer Zeit abgereist, indem er mich beauftragte, dieses Schreiben Ihnen einzuhändigen. Ihr werther Name wie auch Ihre Persönlichkeit sind mir noch sehr wohlbekannt, und ich darf mich daher meines Auftrags mit Ueberzeugung entledigen. Hier ist das Schreiben des Herrn v. Herzford."

Gabriele nahm den Brief in Empfang.

Sie erschrack bei der Mittheilung, daß Philibert Breslau verlassen habe. Eilig öffnete sie das Papier, ihre Züge verwandelten sich schnell und ihren Lippen entfloh ein Ausruf des Entzückens. Beim Oeffnen des Briefes fiel ihr sogleich das von Philibert eingelegte Medaillon entgegen. „Konstanze," rief sie aus und bedeckte den kleinen Schmuck mit Küssen. Die glückliche Mutter hielt wieder ein Lebenszeichen von ihrer Tochter in der Hand, welche ihr seit einer trüben Reihe von Jahren entrissen war. Konstanze hatte das Medaillon während der Reise aus dem Kloster nach O . . . in dem Wagen des Barons verloren; es enthielt eine Haarlocke ihres verstorbenen Vaters. Gabriele hatte es ihr als Andenken bei dem Abschiede von den Zwillingen übergeben. Ein theueres Erkennungszeichen war nun daraus geworden; jetzt las Gabriele Philiberts Zeilen. Ein Augenblick der Freude ist oft im Stande, eine ganze Zukunft voll glücklicher Hoffnungen auszumalen, und so glaubte sie, jene Worte darin zu finden, die ihr sagen würden, der Freund habe ihre Sache gewonnen, er bringe ihr die Tochter zurück. Sie las vergebens; Philibert gab ihr nur Vermuthungen und tröstliche Aussichten. Dann fand sie die Beweggründe zu seiner beschleunigten Abreise; er sprach jedoch nur von einer nahen, nicht aber unüberwindlichen Gefahr, die seinen Vater bedrohte.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

Es hat allgemein die freudigste Sensation erregt, als es öffentlich bekannt wurde, daß die HH. Dr. von Döllinger, Deutinger und Haneberg gesonnen seyen, in diesem Jahre im Saale des kgl. Odeons öffentliche Vorträge abzuhalten. Den Anfang machte Herr Stiftsprobst v. Döllinger mit einem Vortrage über die weltliche Macht des Papstes. Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Weltlage geworfen und bemerkt hatte, daß die drängenden Ereignisse der letzten sechs Jahre inhaltsreicher seyen, als ganze Perioden früherer Zeitgeschichte, geht er auf die brennendste aller Fragen der Gegenwart über und stellt sich die Frage zur Lösung, ob denn der päpstliche Stuhl fortbestehen könne, wenn ihm mit der weltlichen Macht gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen würde?

Es ist auffallend, daß dieser gelehrte Forscher der Geschichte einen Gegenstand neuerdings zur Sprache bringt, der bereits in der neuesten Zeit die gründlichsten und umfassendsten Erörterungen gefunden hat. Hat er es aber dennoch für nothwendig erachtet, diese hochwichtige Frage der Gegenwart, die jedes Gemüth, ohne konfessionellen Unterschied, gleichmäßig bewegt und interessirt, wie der geistreiche Redner so wahr bemerkt, einer wiederholten Erörterung zu unterstellen, mit Recht glaubend, daß es wohl Jedem erwünscht seyn möchte, durch Thatsachen, welche der Geschichte angehören, in den Stand gesetzt zu werden, selbst ein Urtheil über die Sachlage sich bilden zu können, so war es auch seine, ihm nicht zu erlassende Pflicht, dem großartigen Gegenstande historischer Wissenschaft jede nur mögliche Sorgfalt und Umsicht zu weihen, mit seinen tiefen und gründlichen Forschungen aus den Quellen, mit Hülfe seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit den Gegenstand von allen Seiten und nach allen Beziehungen zu beleuchten, um das leichte Gewölk zu verscheuchen, das noch hie und da den geschichtlichen Horizont umschleiert und eine der großartigsten Ideen der Geschichte einigermaßen beschattet. Er mußte sich wohl hüten, durch oberflächliche und einseitige Anschauungen und prinzipienlose Deduktionen, was der offiziösen französischen Presse und ihren Organen mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, vielfache und gegründete Veranlassung zu Mißverständnissen und Entstellungen der historischen Wahrheit zu geben. Diese Forderung konnte man mit allem Recht an einen Gelehrten stellen, der einen europäischen Ruf genießt und dessen bekannte Werke sämmtlich den Stempel der Gelehrsamkeit und des gründlichen Quellenstudiums an sich tragen.

Aber wie tief sank unsere Erwartung gleich von vornherein, als der gelehrte Redner es nicht unter seiner

Würde hielt, die Berichte des englischen und französischen Gesandten, deren Tendenz auch der Argloseste durchblicken muß, zur Grundlage zu nehmen und als zuverlässige Urkunden zu bezeichnen, auf die und auf seine eigenen Anschauungen gestützt, er einen ziemlich genauen Bericht über den Zustand des Kirchenstaates zu geben im Stande seyn werde.

Hier bewahrheitet sich der Spruch des römischen Dichters: „Dormitat aliquando Homerus.“

„Die Geschichte, sagt der Redner, weist die Möglichkeit des Fortbestehens des päpstlichen Stuhles ohne weltliche Macht nach, da er bis zum 7. Jahrhunderte bestand, ohne auch nur ein Dorf zu besitzen.“ *)

Wir können nicht glauben, daß der Ausdruck: „Rom habe vor dem 7. Jahrhunderte kein Dorf besessen,“ aus dem Munde des gelehrten Forschers des historischen Alterthums geflossen seyn kann, denn er enthält eine offene geschichtliche Unwahrheit.

Hören wir die unparteiische Geschichte. Schon in sehr frühen Zeiten noch unter heidnischen Kaisern besaß der römische Bischof großen Reichthum auch in Ländereien. Es war dieser Reichthum nicht zum persönlichen Aufwande bestimmt, sondern außer den übrigen kirchlichen Bedürfnissen vorzüglich dazu, um eine große Anzahl von Geistlichen zu erziehen, zu unterhalten und reisen zu lassen, wenn sie gesandt wurden, entweder um das Christenthum zu verbreiten, oder auch die Gemeinschaft der Kirche lebhafter zu unterhalten.

Der gelehrte Kardinal Baronius hat in seiner Kirchengeschichte mehrere Urkunden veröffentlicht, kraft welcher schon der Kaiser Constantin I. im Jahre 324 an die drei Hauptbasiliken der Weltmetropole unbeträchtliche Häuser zu Rom und Antiochien, so wie in verschiedenen Provinzen Italiens, Siziliens, Griechenlands, Afrikas, Aegyptens, Phöniziens, Syriens gelegene Landgüter verschenkte, die jährlich zusammen rund 12,000 Goldstücke an baarem Geld und überdieß bedeutende Renten an kostbaren Bodenerzeugnissen, als Gewürzen, Balsam, Weihrauch, Papier, feinen Oelen abwarfen. **) Den eben erwähnten Geschenken fügte Constantin noch weitere bei. Doch wenn der römische Stuhl gegründete Ursache hatte, die kaiserliche Großmuth zu loben, so verdanken die Häupter der Kirche noch viel mehr der vom Gesetze begünstigten Freigebigkeit reicher und armer Privaten. Constantin hatte nämlich 321 eine Verordnung erlassen, welche dem Klerus die Rechte einer bürgerlichen Person ertheilte und demgemäß gestattete, daß geistliche und kirchliche Anstalten von Jedermann Vermächtnisse an beweglichen und unbeweglichen Gütern annehmen durften. ***)

Ehe Konstantinopel bestand und auch noch lange nachher war nirgends ein so unermeßliches Vermögen aufgehäuft als in Rom.

Es konnte daher nicht fehlen, als Rom selbst christlich geworden, der römische Senat in einer feierlichen Sitzung am Ende des 4. Jahrhunderts Jesum Christum als himmlischen Herrn und Beschützer des Reichs anerkannte und die alten ehrwürdigen Geschlechter Roms, die Catone, Gracchen u. s. w., das Christenthum annahmen, daß seit diesem Augenblick mittelst Vermächtnisse ein großer Theil der römischen Reichthümer, welche im Besitze der durch innere Erschöpfung allmählich aussterbenden vornehmen Geschlechter sich befanden, an Petri Stuhl gelangte. Dieß ist schon frühe und in erstaunlichem Umfange geschehen. Der heidnische Geschichtsschreiber Ammianus Marzellinus berichtet, daß gegen Ende des vierten Jahrhunderts römische Päpste wahrhaft königlichen Aufwand machten, weil die Freigebigkeit römischer Matronen stets ihre Kasse füllte.

Nach dem Briefe Gregors I., der von 590—604 der römischen Kirche vorstand, besaß der römische Stuhl bedeutende Güter und Ländereien im ganzen Umkreise von Italien, in den Provinzen, die früher unter dem Namen Tuscien, Ligurien, Umbrien, Latium, Samnium, Campanien, Apulien, Calabrien, Lucanien bekannt sind; auch in Gallien, Corsika, Sardinien und Sizilien, welch' letztere Provinz die Perle unter dem Patrimonium Petri war. Rom war sehr reich begütert in Illyrien, Dalmatien, an der Nordküste von Afrika; ja bis weit in den Orient erstreckten sich Roms Besitzthümer, wie dieß Gregors I. Briefe, die älteren römischen Urkunden und Pachtbücher nachweisen. Aus denselben geht auch hervor, daß die Päpste durch ihre Verwalter peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit über Grundholden, Colonen, Hörige, überhaupt über alle Eingesessenen der römischen Kirchengüter übten. Allein der gleiche Gerichtsbann war allen größeren Grundherren gemeinsam. Obgleich der Begriff von Landeshoheit erst im neueren Europa ausgebildet wurde und die Beantwortung solcher Fragen für ältere Zeiten ihre Schwierigkeiten hat, so ist doch so viel gewiß, daß die höhere Gerichtsbarkeit, welche das Verhältniß zwischen Freien und Freien betraf, die Päpste so wenig besessen haben, als die anderen Grundherren, und daß sie als Unterthanen des griechischen Kaisers in Konstantinopel betrachtet wurden. Seitdem aber die Einheit der katholischen Kirche zur äußerlichen Erscheinung kam, sind die Päpste als Statthalter Petri, als Häupter des Leibes der Gläubigen stets wie geistliche Fürsten im Alterthume angesehen worden. Kraft dieser Eigenschaft haben sie seit dem 5. Jahrhunderte das Gesandtschaftsrecht geübt, und zwar sowohl ihren eigenen politischen Gebietern, den oströmischen Kaisern, als fremden Mächten gegenüber. Rom wurde von nun an, was es bis auf den heutigen Tag geblieben ist — eine priesterliche Metropole.

*) Der Text ist entnommen den „Ephemeriden“, Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung, vom 9. April Nr. 85 mit der Aufschrift: „Prof. v. Döllinger über den Kirchenstaat (aus der Allgemeinen Zeitung.)“

**) Ad an. 324.

***) Cod. Theod XVI. Dist. 2. lex 4

Eine Thatsache, welche tief in die Weltgeschichte eingreift, ist hier besonders sprechend. Seit der Zeit, da die Einheit des römischen Reiches in zwei Kaiserthümer, in das östliche und das westliche, aufgelöst zu werden begann, hat nicht ein einziger der Beherrscher des Westens in Rom dauernd seinen Sitz aufgeschlagen, obgleich fast alle in Italien lebten und obgleich viele unter ihnen waren, die während der zunehmenden Schwäche des Staates die Hülfsmittel, welche der Zauber des römischen Namens bot, sehr gut hätten brauchen können. Nach dem Tode Constantins des Großen (337) hielt sich sein Sohn Constans, dem nach Ermordung seines Bruders der Westen allein zufiel, größtentheils in Gallien auf; besuchte er Italien, so findet man ihn vorzugsweise in Mailand und Aquileja. Constantius, der alleiniger Herr des Reichs wurde, wohnte, wenn er im Westen weilte, meist zu Mailand und hat überhaupt während seines ganzen Lebens Rom nur ein Einzigesmal betreten. Die zweite Theilung des Reichs, die nach Jovians Tod erfolgte, gab dem Westen Valentinian zum Herrscher, der Anfangs Mailand zum Aufenthalte wählte, aber durch die Einfälle der deutschen Völkerschaften genöthigt ward, sich häufig am Rheine aufzuhalten. Daß auch Valentinians Söhne und Nachfolger, Gratian und Valentinian II., so wie des Letzteren Mutter und Vormünderin, die verwittwete Kaiserin Justina — sofern sie nach Italien kamen — vorzugsweise zu Mailand und Aquileja Hof hielten, erhellt theils aus der Geschichte des hl. Ambrosius, theils aus anderen Urkunden.

Die dritte und letzte Theilung, die für immer den Westen vom Osten schied, fand 395 nach dem Tode des Spaniers Theodosius I. statt, welchen Gratian zum Mitregenten angenommen hatte. Seitdem erscheint nicht Rom, nicht Mailand oder Aquileja, sondern die Seestadt Ravenna als dauernder Herrschersitz der Schattenkaiser, die fast ein Jahrhundert bis zur völligen Auflösung des abendländischen Reiches regierten. Der erste germanische König Italiens, Odoaker, von welchem der letzte Weströmer Romulus Augustulus gestürzt worden war, thronte zu Ravenna. Dasselbe gilt von dem Besieger Odoakers, dem glorreichen Ostgothen Theodorich, und nach Vernichtung des ostgothischen Staates und noch fast zwei Jahrhunderte lang, von den Exarchen oder byzantinischen Oberstatthaltern Italiens, die ihren Sitz in Ravenna behielten.

Warum, fragt man mit Recht, ließ sich nun von den so vielen Fürsten, die noch den Titel römischer Kaiser führten oder Könige Italiens hießen, auch nicht ein einziger in der ehemaligen Welthauptstadt nieder, warum haben die meisten Rom nur vorübergehend, einige vielleicht nie besucht? Unseres Erachtens gibt es eine doppelte Antwort auf diese Frage: entweder scheuten sie längeren Aufenthalt zu Rom, weil sie fühlten, daß sie in einer Stadt, die einen priesterlichen Charakter angenommen hatte, nicht mehr in dem Maße, wie Könige es wünschen, die erste Rolle spielen würden, oder sie wurden durch den Geist der providenziellen Führung Gottes, gleichsam wie durch eine unsichtbare Macht von dem Boden abgehalten, der ein- für allemal zu einer priesterlichen Metropole bestimmt war. In jeder Beziehung aber ist diese Thatsache ein unwiderlegbarer Beweis nicht nur der Macht und des Reichthums, sondern auch des großen Ansehens der Päpste schon in den frühesten Jahrhunderten. — So floß von dem zweiten Jahrhundert an bis zu dem siebenten der römischen Kirche ein Komplex von Gütern und Ländereien zu, der im Zusammenhange mit dem Vorzug fürstlicher Ehren, der den Päpsten als Häuptern der Kirche zukam und überall gezollt wurde, durch Naturnothwendigkeit auf die Bildung eines unabhängigen Kirchenstaats hindrängte, dessen Anfang eine Frucht der Großmuth des Kaisers Constantin I. war und dessen Vollendung der römische Stuhl dem Kaiser Karl dem Großen verdankte.

Ueber die großmüthige Schenkung, wodurch Karl der Große den römischen Stuhl bereicherte und dadurch den Grund zu dem gegenwärtigen Kirchenstaate legte, dürfen wir uns um so weniger befremden, wenn wir erwägen, daß der römische Bischof die besonders ansehnlichen Ländereien, die er in Neapel und Sizilien, in Griechenland und in Asien besaß, durch seinen Anschluß an die fränkischen Könige und durch Gründung des Kaiserthums, theils durch die Sarazenen, theils durch die Griechen verlor. Was war da natürlicher, als daß die fränkischen Eroberer ihm durch andere Distrikte einen Ersatz dafür boten *).

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei den letzten Versuchen, welche man mit den neuen Stahlkanonen auf dem Polygon von Gavres bei Lorient angestellt, schoß man mit einer neuen Art 45 Kilogramm schwerer Kugeln. Man hat berechnet, daß ein solches Geschoß beim Einfalle in eine kompakte Masse durchschnittlich an hundert Mann tödten oder kampfunfähig machen kann. Bei solchen Vorzügen wird es natürlich in der Artillerie eingeführt werden.

*) Es waren diese Zeilen schon niedergeschrieben, als der Herr Redner sich veranlaßt sah, in seinem zweiten Vortrage den obigen Satz der Allgemeinen Zeitung: „Rom besaß vor dem siebenten Jahrhunderte kein Dorf", oder nach anderen Zeitungen: „keine weltliche Herrschaft", präziser zu formuliren und auszusprechen: „Es ist Thatsache, daß der päpstliche Stuhl 700 Jahre lang ohne Kirchenstaat bestand".

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 97 Dienstag, 23. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die seit heute Morgen erhaltenen Nachrichten von ihren Kindern, von der Mutter Valentin, von Philibert, der Zuruf, nach Sch . . . zu eilen, wo sie Sicherheit und Beistand finden würde, ließen schnell den Entschluß in Gabriele reifen, sich dorthin zu begeben. Daß Frau v. Zarkow ihre Kinder heimlich verborgen halte, daß sie alle Bestimmungen des Testaments gegen sie aufbringen und kein Mittel scheuen werde, selbst die gerichtliche Entscheidung, wie sie es schon gethan, gegen sie anzustrengen, durfte sie nicht allein bezweifeln, sie mußte das Schlimmste von dem Hasse dieser Schwester befürchten, nachdem sie dieselbe zu einem offenen Widerstande herausgefordert hatte. Sie verließ daher nach wenigen Vorbereitungen in der Frühe des nächsten Morgens die Stadt, wo sie vor den Nachstellungen der Majorin um so weniger sicher war, als sie nirgends eine Zuflucht besaß. Gegen Abend langte sie in Sch . . . an, wo sie alsbald die Wohnung ihrer Schwiegermutter aufsuchte, deren Adresse sie in ihrem Briefe erhalten hatte.

Margarethe Valentin, die Mutter Edmunds, war die Wittwe eines Kaufmanns. Ihr Gatte war Compagnon eines Geschäftes zu P . . . gewesen. Eine Geschäftsreise führte diesen nach Indien, und der Tod ereilte ihn in dem fernen Lande! Frau Valentin erhielt nur seine Todesnachricht zurück. Seitdem lebte sie von einer Pension, welche ihr das Handlungshaus lebenslänglich aussetzte.

Die Verbindung ihres Sohnes Edmund mit Gabriele war auch ohne die Einwilligung der Frau Valentin geschehen. Dennoch verzieh sie Beiden, da sie dem sich innig und treu liebenden Paare ihren Segen nicht entziehen wollte. Die ihr nicht unbekannt gebliebenen Intrigunen der Wandow'schen Familie gegen das Wohlergehen der Kinder, erfüllten sie mit Verachtung und Haß gegen die hochmüthigen Verwandten Gabrielens. Das fortdauernde Unglück in den Geschäftsverhältnissen Edmunds, sein endlicher Ruin brachte die Frau, welche nicht helfen konnte, fast zur Verzweiflung. Sie verklagte zuletzt die Kinder wegen ihres anfänglichen Vergehens und maß ihnen die Selbstschuld ihrer Bedrängnisse bei. Besonders wurde Gabriele von ihren Vorwürfen behelligt, indem sie in ihr die Urheberin des Unglücks ihres Sohnes sah. Sie entzog Beiden ihre fernere Theilnahme und Zuneigung, und blieb unempfindlich gegen das Schicksal derselben. Gabriele hatte seit dem Tode Edmunds nichts mehr von der erzürnten Schwiegermutter vernommen.

Jetzt stand sie wieder vor der Thür ihrer Wohnung. Sie wurde eingelassen.

Eine würdige Matrone saß im Armstuhle des Zimmers, die Bibel auf dem Schooße und die Hände darüber gefaltet. Ihre Blicke waren der Kommenden entgegengerichtet. Als sie Gabriele erblickte, erhob sie die Hand über die Augen, als traue sie der Wirklichkeit nicht; aber Gabriele lag schon zu ihren Füßen, und mit dem Ausrufe: „Ich bin es, Gabriele, meine gute, liebe Mutter!" barg sie ihr Haupt in den Schoos der Matrone.

„Mein armes, geliebtes Kind," sagte diese nach einer Pause, indem sie mit zitternden Händen den Kopf Gabrielens an sich drückte und aufrichtete, „bist Du es denn wirklich, habe ich Dich ganz gewiß bei mir?" So sah sie Gabriele, die keines Wortes mächtig war, in das bleiche, eingesunkene, von Thränen überströmte Gesicht. „O, mein Gott, wie schön Du gewesen bist; wie hast Du Dich aber jetzt verändert!"

„Mutter," seufzte Gabriele, „jetzt bin ich elend, namenlos elend geworden, ich habe Alles verloren."

Gabriele ließ ihr Haupt wieder in den Schoos der Matrone sinken, deren Hände es nicht zu halten vermochten. Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

„Weine nur, klage nur, ich verstehe jetzt Deinen bitteren Schmerz," sagte die Matrone, indem sie öfters das Haar Gabrielens küßte, welche die Wohlthat genoß, bei ihrer zweiten Mutter eine Stätte gefunden zu haben, wo sie ihr ganzes Leid ausklagen konnte.

„Ich habe eben in der Bibel gelesen: darum fürchtet Euch nicht vor ihnen. Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde," begann die Matrone wieder. „Gabriele, willst Du daran glauben, gibt Dir diese Bibelstelle keinen Trost, kannst Du nicht darauf bauen?"

„Ja, ich will es!" rief Gabriele. „Dein Herz habe

ich wieder, ich kann nun wieder lieben, und mit der Liebe, Mutter, da wächst auch das Glauben!"

Der fromme Zuspruch, den die Matrone mit dem angeführten Bibelverse auf Gabriele bezog, sollte sich bald durch die Wiedervereinigung der beiden Frauen bewahrheiten. Gabriele theilte ihrer Schwiegermutter alle Vorfälle mit, welche sie seit dem Tode Edmunds bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt betroffen hatten, und mit so bangen Ahnungen und Erwartungen Gabriele auch auf die nächsten Ereignisse blickte, wirkte doch die Nähe der Mutter ihres geliebten Edmunds besonders stärkend auf ihren Geist und Körper.

Die Mittheilungen der Matrone über die Kinder ihrer Schwiegertochter beschäftigen sich nur mit dem für todt geglaubten Raimund, denn Konstanzens jetziger Aufenthalt war ihr gänzlich unbekannt.

„Auf derselben Stelle, wo Du jetzt sitzest," begann sie ihre Erzählung von Raimund, „saß auch Dein Raimund das Erstemal bei mir. Er ist ganz das Ebenbild seines Vaters, unseres lieben Edmunds; ich habe ihn gleich erkannt. Eines Tages war ich auf den Wall hinausgegangen, und suchte, wie öfter, Kräuter, die ich in der Apotheke verkaufe. Da sah ich, als ich mich aufrichtete, nicht weit von mir einen jungen Menschen im Grase sitzen. Er war sehr bleich, hatte die Hände gefaltet und blickte ganz gedankenvoll von der Anhöhe in die Gegend. Ich näherte mich ihm, ohne daß er es bemerkte. Seine Lippen bewegten sich, er weinte. Da rief ich ihm zu, er möchte zu mir kommen, denn wie er da saß, so still und verzweifelt, das machte mich ganz weich und mitleidig. Als er meine Stimme gehört hatte, erhob er sich, warf mir einen scheuen Blick zu und wollte von der Seite gehen. Ich kann Dir, Gabriele, mein Gefühl nicht beschreiben; als ich ihn so wehmüthig stehen sah, darum bat ich ihn noch einmal ganz herzlich, er möchte doch nur kommen und sich mir anvertrauen. Endlich folgte er und trat mir näher; ich faßte seine Hand."

„Was fehlt Ihnen denn, fragte ich, ohne eigentlich selbst recht zu wissen, was ich mit ihm anfangen sollte."

„O, ich bin sehr unglücklich," gab er mir zur Antwort, „aber ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Dann will ich auch nicht mehr fragen," erwiderte ich, um nur sein Vertrauen nicht wieder zu verlieren: „aber das meine ich, helfen möchte ich Ihnen wirklich recht gern. Wollen Sie nicht mit mir gehen, da ich hier nichts habe, was ich ihnen anbieten könnte?"

Er neigte sich von mir weg. „Ich darf mich keinem Menschen anvertrauen," gab er mir furchtsam zu verstehen. „Sie sind eine gute Frau, das sehe ich wohl, aber lassen Sie mich lieber gehen."

„Ich will keine Gewalt brauchen," sagte ich listig „ich lasse sie nun los. Und das thät ich wirklich. Sie könnten mir aber einen Gefallen thun; ich bin schon recht alt, möchten Sie mir nicht meinen Korb mit Kräutern nach Hause tragen helfen? Da kann ich, Ihnen auch gleich etwas zurecht machen, und wenn Sie sich wieder gestärkt haben, mögen sie ja thun und lassen, was Sie wollen."

Der junge Mann, der schon ganz erwachsen war, sah mich mit seinen großen, hellen Augen forschend an. Dann sagte er, wenn Sie erlauben, und wenn Sie mich nach meiner Herkunft nicht weiter fragen wollen, dann will ich mit Ihnen gehen und den Korb tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung

des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Der Redner fährt (nach der Allgemeinen Zeitung) also fort: „Selbst nachdem die Päpste durch Schenkungen Ländereien bekamen, sind sie nie in dem ruhigen Besitze ihres größeren Gebietes (Kirchenstaat) geblieben, kurze Zwischenräume ausgenommen, so daß die mächtigsten Päpste, Gregor VII. und Urban II., selbst auf fremdem Boden sterben mußten." —

Diese Sätze, aphoristisch vorgetragen vor einem Publikum, wovon zwei Drittheile aus Damen bestanden haben sollen, ohne nähere Erörterung und Erklärung, mußten zunächst in den Zuhörern den Gedanken wecken, der Redner hege die Ansicht, als verursache die weltliche Macht den Päpsten nur Kummer und Sorge, habe sie in die Schule des Kampfes geführt, und zu Verwickelungen und Verfolgungen Veranlassung gegeben, in Folge deren die größten und mächtigsten Päpste, wie Gregor VII. und Urban II., auf fremdem Boden sterben mußten. Die Folgerung, die daraus gezogen wird, liegt auf flacher Hand: also ist die weltliche Macht den Päpsten unbedingt von großem Nachtheile.

Eine solche Darstellung jedoch ist historisch durchaus unrichtig, denn nicht der weltliche Besitz der Päpste, der im Ganzen immer nur einen kleinen Staat bildete, — sondern die Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit, — die Ideen der ewigen Wahrheit, die immer, so lange die Welt steht, ihre Feinde haben, — diese führten die Päpste als deren Verfechter auf den Kampfplatz, und deßhalb sind sie auch von mächtigen Fürsten in ihren Besitzungen beunruhigt worden. Hätten sie der Willkür und dem Despotismus der Fürsten nachgegeben, hätten sie die Freiheit des Geistes und ihre Unabhängigkeit zum Opfer gebracht, — sie hätten ruhig in ihrem Besitz verweilen können, und kein Haar wäre ihnen gekrümmt worden, obgleich wir nicht läugnen können und wollen, daß es auch von jeher raubsüchtige Fürsten wie Viktor Emanuel gegeben hat, die, lüstern nach den geist-

lichen Fürstenthümern, sich nicht gescheut haben, dieselben gewaltsam zu übersallen und ihre Besitzer zu beunruhigen. Aber wir fragen: Welcher Besitz in der Welt ist niemals angetastet worden? Ist der Besitz deßhalb verwerflich, weil es Diebe und Räuber gibt? Die Bischöfe der ersten drei Jahrhunderte mußten größtentheils, wie der Herr und die Apostel, von den Gaben der Gläubigen leben; sind sie aber deßhalb in Ruhe und Frieden belassen worden? Haben nicht die meisten von ihnen das Blutgericht des Martertums bestiegen? Und so wie in den ersten Jahrhunderten der Glaube, die feste, unerschütterliche Anhänglichkeit an denselben, sie auf den offenen Kampfplatz geführt, so waren in späteren Jahrhunderten die Prinzipien des Rechtes und der moralischen Ordnung die Ursache und die wahre Veranlassung, daß sie verfolgt und deßwegen auch in ihren weltlichen Besitzungen beunruhigt wurden, die aber bei allem dem ihnen gegen ihre Feinde öfters Schutz boten, wie dieß viele Beispiele aus der Geschichte nachweisen. Und gerade die vom Herrn Redner bezeichneten großen Kirchenfürsten sind der sprechendste Beweis für unsere Behauptung.

Gregor VII. war einer der größten Männer in der Weltgeschichte, unter den Päpsten war er der ausgezeichnetste. Wenn er auch nicht mit solcher Macht, wie Innocenz III., auftreten konnte, und die materielle Gewalt über ihn Triumphe feierte, so legte er doch den Grund zur Freiheit der Kirche, einer sittenreinen Disziplin des Klerus; und seine Maxime wurden die leitenden Grundsätze, wonach die großen Päpste vom 11. bis 14. Jahrhundert handelten.

Gregor fand in der Durchführung seiner Reformpläne, womit er die ganze Christenheit umfaßte, den größten Gegner an Kaiser Heinrich IV., der ihm überall hinderND in den Weg trat. Er gerieth deßhalb mit ihm in einen langen und heftigen Kampf, der gleichsam wie ein rother Faden sich durch sein ganzes Pontifikat hindurch zieht, obgleich seine Thätigkeit sich auf die ganze christliche Welt bezog. Dieser jugendliche, übermüthige, despotische Fürst, der ohne alle Haltung, sich ganz von seinen Leidenschaften beherrschen ließ, war mit den deutschen Fürsten und Volksstämmen ganz zerfallen. Nur Schlechtigkeit und Eigennutz waren ihm treu geblieben. Lassen wir den protestantischen Geschichtsschreiber Leo für uns sprechen: „Legen wir, sagt dieser geistreiche Historiker, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Vorurtheile bei Seite, welche Nationalgefühl und Protestantismus erzeugt haben, und versetzen wir uns in jene wahrhaft protestantische Sphäre vollkommener Freiheit des Gedankens. Von diesem Standpunkt aus gesehen, erblicken wir in Gregor einen Mann, der aus einem Stande hervorgegangen, wo damals für politische Zwecke völlige Mittellosigkeit herrschte, bloß durch die Kraft des eigenen Geistes und Willens ein ehrwürdiges Institut, das mit Füßen getreten ward, aus seiner Erniedrigung zu neuem und früher nie erreichtem Glanz erhob; in Heinrich aber einen Menschen, dem der Vater eine fast unumschränkte Herrschaft über ein für die damalige Zeit reiches und tapferes Volk hinterlassen hatte, und der trotz dieser Fülle äußerer Mittel durch die Niederträchtigkeit eigenen Sinnes in dem Schmutze der niedrigsten Laster versunken, welche die Zunge nicht gern ausspricht, zum elenden Bettler herabsank, und nachdem er Alles, was dem Menschen heilig seyn kann, mit Füßen getreten, in Erbärmlichkeit vor der Stimme jenes geistigen Helden erzitterte. In der That man muß selbst überaus roh und geistig untergeordnet seyn, wenn man die natürliche Beziehung der Nationalität so hoch anschlägt, um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen, den zu Canossa ein edler Mann über einen unwürdigen Schwächling feierte." (Geschichte Italiens, I. 459. Siehe auch dessen Jahrbücher der Universalgeschichte. 2. Aufl. 4. 125.)

Urban II., ein langjähriger Freund Gregors VII. und gleich diesem aus der Schule zu Clugny hervorgegangen, war wie selten ein anderer Papst geeignet, in die Fußstapfen jenes großen Reformators der Kirche zu treten und den Kampf mit Heinrich IV. unter noch schwierigeren Verhältnissen glücklich fortzusetzen, so daß das von seinem Vorfahrer begonnene Werk unter seinen auch nicht so begabten unmittelbaren Nachfolgern durch seine eigene Kraft bestehen konnte. Was schon Gregor in der Idee erfaßt hatte, nämlich die Kämpfe mit den Sarazenen, als den Erbfeinden der Christenheit, ins Morgenland zu tragen, sollte durch Urban II. ins Werk gesetzt werden. So wurde durch ihn ein Moment in die mittelalterliche Geschichte eingeführt, dessen Wirkung für das Papstthum sowohl, als auch für die politische Entwicklung und Zivilisation des Abendlandes von sehr großer Bedeutung war.

Zugleich wurde von dem gelehrten Redner ganz übergangen, was diese großen Päpste oder die Hierarchie im Mittelalter Großes und Ausgezeichnetes für die Menschheit geleistet haben, was sie aber ohne weltliche Macht, ohne irdischen Besitz schwerlich vermocht hätten.

Hören wir hierüber einen sehr geistvollen protestantischen Geschichtsforscher, der nur zu früh für die historische Wissenschaft starb und ganz im Geiste eines Joh. von Müller forschte. Er läßt sich also vernehmen: „Die Hierarchie oder geistliche Alleinherrschaft hat von jeher die übertriebensten Lobredner, aber auch die unversöhnlichsten Tadler gefunden. Nur Wenige haben erwogen, wie die Verfassungen, die Bildung von ganz Europa ohne die Hierarchie schwer, oder wohl ganz unmöglich gewesen wäre; nur Wenige haben erwogen, wie namentlich in jenen Jahrhunderten hier das Feudalsystem, dort die Kriege mit den Arabern, Normannen, Ungarn und Wenden eine größere Einheit der Staaten unmöglich machten, und haben die Kirche und ihre Häupter gepriesen, welche diese Einheit gaben. Der sinn- und gemüthvolle Grieche pries die ältesten Sänger,

Religionslehrer und Helden, daß sie den Zustand menschlicher Rohheit vertilgt, Barbaren wie Thiere gezähmt, Feste, Sitten und heilige Gebräuche gestiftet hatten; ihr Andenken ward hoch gefeiert in Gesängen und Festen, um ewig zu leben in dem Herzen der Nation. Wie schnöde und undankbar haben wir Neueren dagegen uns gegen unsere ersten Erzieher, gegen die Bildner der europäischen Menschheit, gegen den geistlichen Stand, erwiesen, der Europa's Wüsten und Oeden urbar machte, Wälder ausrodete, Sümpfe austrocknete, der Kunst und Gewerbe ausbildete oder erfand, der die unzähligen geschriebenen Denkmale des menschlichen Geistes und seiner höchsten Blüthen aus den Ruinen der alten Welt rettete, aufbewahrte und überlieferte! (Dippold's Skizzen der allgemeinen Geschichte. Berlin. II. Band. S. 98).

Ueber Papst Gregor äußert er sich Folgendermaßen: „Gregor war standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet und streng in seinen Sitten; denn er hatte nur Einen Gedanken. Der Kaiser (Heinrich IV.) dagegen war streitbar und wohllüstig. Dem Papste war vom römischen Volke, das alles Große bewunderte, und von den Mönchen, bei welchen er lebte, in Allem geholfen; der Kaiser war von den eigenen Großen gefürchtet, verlassen, bekämpft, von Freunden und Söhnen verrathen. Er wollte die alte Hoheit vertheidigen, Gregor mit römischem Geiste alle Nationen regieren. Also geschah es, daß, während Deutschland durch die Gewalt der Massen und Gesetze über das ganze Abendland herrschen zu wollen schien, ein Priester ohne Eisen, ohne Geld, ohne Land, weil vertrieben, gewaltig nur durch Seelenkraft, Herr der Herzen, Herr der Entschlüsse über abendländische Völker ward." (Daselbst, Seite 164.)

In demselben Geiste äußert sich der große Gelehrte Friedrich von Schlegel in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte. Er sagt: „Wichtig war besonders das Verhältniß, wodurch der römische Bischof so oft als Schiedsrichter in den größten europäischen Angelegenheiten auftrat, vorzüglich seit der Zeit Karls des Großen. Da es schon in den ältesten Zeiten eine Gewohnheit der Christen war, in Streitsachen, die sie unter sich hatten, ihren Bischof als freiwillig gewählten Schiedsrichter entscheiden zu lassen, so darf es uns nicht befremden, daß jetzt, da die Bischöfe in Deutschland überhaupt ein Stand und eine Staatsgewalt geworden waren, namentlich durch die deutschen Könige und Kaiser, selbst die Mächtigen, die Fürsten und Könige der Christenheit so oft den ersten aller Bischöfe zum Schiedsrichter anriefen. Denn durch die Fürsten selbst ist das Oberhaupt der Kirche zuerst angerufen worden, einzelne wichtige Staatsfälle zu entscheiden und überhaupt in die europäischen Angelegenheiten Einfluß zu üben. Man braucht auch keinen besonderen Grund dazu aufzusuchen in dieser oder jener eigenthümlichen Lage der Dinge; es lag der allgemeine Grund schon darin, daß das abendländische Europa in mehrere Mächte getrennt war; durch die Theilung des Reichs unter den Karolingern ward der Einfluß des Papstes besonders begünstigt. Was man auch über den Mißbrauch urtheilen mag, den einzelne Päpste von diesem Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten gemacht haben sollen, der übrigens von dem Wesentlichen der geistlichen Obergewalt ganz verschieden ist, so wird man doch, wenn man nur in das Bedürfniß, in die Lage und in den Geist jener Zeiten recht eingehen will, nicht läugnen können, daß er viel Wohlthätiges hatte, daß nicht selten die unterdrückte gerechte Sache dadurch geschützt ward, daß es oft nur die entschiedene Stimme des Volkes, die sichtbar herrschende Meinung aller Besseren war, die durch die Dazwischenkunft der geistlichen Macht zur Sprache kam, ein Gewicht und oft die Oberhand erhielt. Es schien erwünscht und wohlthätig, daß selbst gegen den mächtigsten Herrscher noch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er scheuen mußte und die niederzudrücken er durch große Gewalt nicht vermochte. Auch die päpstliche Macht war wie die kaiserliche eine Volksmacht; der Papst war der Sprecher und Schiedsrichter der europäischen Völker. Zu der eigenthümlichen Gestaltung der europäischen Bildung hat dieß viel beigetragen, indem gerade durch diesen Einfluß des ersten Bischofs die europäischen Nationen vielfach in Verbindung gesetzt und doch in Unabhängigkeit erhalten wurden. *)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Demnächst wird ein neuer Schach-Wettkampf zwischen Europa und Amerika in Scene gehen. Ein junger Wiener von 22 bis 23 Jahren, Hr. Kohlisch, kam, nachdem er als unbekannter Dilettant in Paris die Herren Harwitz und Anderson im Schachspiel geschlagen, nach London und besiegte dort nach einander alle Heroen der Kunst: Löwenthal, Staunton, Bryan u. A., so daß ihm Europa keinen ebenbürtigen Kämpfer mehr entgegenzustellen hat. Die einzige Größe, die ihn zu besiegen noch übrig bleibt, ist der Amerikaner Morphy, den er denn auch, wie der A. Z. aus London berichtet wird, in aller Form herausgefordert hat. Der Kampf soll im Laufe dieses Sommers stattfinden, und die bereits eingegangenen Wetten sollen sich auf eine ungeheure Summe belaufen.

*) Fr. v. Schlegel, Vorlesungen über neuere Geschichte. Seite 164.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 98 Mittwoch, 24. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Wir gingen schweigend zusammen nach Hause. Als wir vor der Wohnung standen, zögerte er, sein Blick haftete an dem Schilde mit dem Namen Valentin an der Thür. Ich ließ mir davon nichts merken; er machte aber keine Schwierigkeiten weiter, mir hierher zu folgen. Ich ließ ihn in den Armstuhl sitzen, und holte herbei, was ich augenblicklich hatte, um ihn zu stärken. Seitdem er meinen Namen kannte, schien er sich in meiner Nähe ganz heimisch zu fühlen.

Während ich dort in der Küche die Kräuter aus meinem Korbe zusammenlas, sah ich ihm unbemerkt zu, wie er ein wenig von dem, was ich ihm vorgesetzt, genoß. Seine Müdigkeit mußte aber größer als sein Appetit gewesen seyn, denn er schlief bald darauf ein.

Während seines Schlafes trat ich zu ihm, um ihn mir recht genau zu besehen. Sein Kopf war im Schlummer auf die Seite gesunken, so daß der Hals entblößt wurde. Ich schob das Halstuch noch weiter zurück, und hätte beinahe laut aufgeschrieen, als ich an derselben Stelle, wo Edmund das herzförmige Mal besaß, ein ganz gleiches auch bei ihm entdeckte. Nun zweifelte ich, obgleich schon vorher davon überzeugt, keinen Augenblick mehr, Deinen Neimund vor mir zu sehen. Als er erwachte, schüttelte ihn heftiger Fieberfrost; er mußte sich zu Bette legen und stand erst nach sechs Wochen wieder auf, denn er bekam das Nervenfieber.

Da habe ich nun gesessen und ihn treulich gepflegt. Ich wußte, daß es Dein Sohn war; was aber konnte ihn in dieser bemitleidenswerthen Lage hierher geführt haben? Gabriele, ich empfand die Pein dieser Ungewißheit schrecklich; ich überlind Edmund und Dich über das Elend Eures Kindes in meinen Gedanken mit harten Vorwürfen; ich haßte Deine Familie ärger als je. Dazu kamen die Irreden und Phantasien, die ich an Raimunds Bett vernahm, aus welchen ich mir so viel zusammenreimte, daß Raimund sich heimlich aus einer Anstalt entfernt habe. Vor der Majorin, seiner Tante, drückte er die größte Furcht aus, und bat flehentlich, daß man ihn nicht wieder in ihr Haus zurückbringen möchte. Dann jammerte er um seine Mutter, die, wie er sagte todt sey, um seinen verlorenen Vater, um seine Schwester.

Als er wieder genas, durfte er nicht mehr fort von mir. Nur befand ich mich in großer Verlegenheit, für wen ich ihn ausgeben sollte. Er weigerte sich noch immer, wie zuvor, über seine Herkunft zu sprechen, obgleich ich ihm sagte, wer er wäre.

„Gabriele, vergib mir, daß ich nicht nach Dir forschte, um Dir die Anzeige von Deinem Kinde zu machen. Mich trifft eine schwere Schuld dafür, daß ich böse gegen Dich gesonnen war, und hierdurch verdarb ich es auch noch bei Raimund. Denn als ich, im Gespräch mit ihm begriffen, ihm zeigte, wie genau ich von seiner Herkunft unterrichtet sey, ließ ich, weil ich glaubte, Du hättest Deine Kinder leichtsinnig von Dir gegeben, manch bitteres und hartes Wort über Dich fallen. Als Raimund sah, daß ich aufgebracht gegen Dich war, wurde seine Verschlossenheit noch hartnäckiger. Er schenkte mir kein Vertrauen mehr und blieb bei seiner Behauptung, als eine Waise in einer fremden Stadt in Pension erzogen und daraus entlassen zu seyn, weil kein Pensionsgeld mehr für ihn gezahlt worden wäre — so sey er von dort hülflos fortgewandert und hierher gekommen.

Jetzt ist mir Raimunds Verschwiegenheit ganz erklärlich. Die Furcht hielt ihn ab, sich zu erkennen zu geben; er glaubte, daß ich selbst dazu beitragen könnte, ihn zu der gefürchteten Tante zurückzubringen. Da ich nun nichts mehr besorgte, als daß er mich wieder heimlich verlassen möchte, stellte ich mich, als ob ich seinen Angaben Glauben schenkte.

„Bald nach seiner Genesung beschäftigte er sich mit allerlei Schreibereien. Darin ähnelte er wieder seinem Vater, denn er schrieb eine ebenso vorzügliche Handschrift wie Edmund. Ich freute mich über sein bewunderungswürdiges Schreibtalent und dachte darauf den Plan, daß sich Raimund, wenn ich ihn bei mir behalten könnte, dem Schreiberfach widmen möchte. Als ich mit ihm darüber sprach, zeigte er auch Lust dazu und machte mehrere Probestücke. Da ich aber nicht wußte, wohin ich ihn bringen sollte, um in dieser Weise ein Unterkommen für ihn zu finden, nahm ich mir vor, mit Raimund und seinen Probearbeiten auf die Kommandantur zu gehen, wo gute Schreiber ge-

braucht werden. Raimund widerstrebte zwar, mitzugehen, jedoch gewann ich ihn dafür durch vieles Zureden, und so gingen wir eines Nachmittags Beide nach dem Bureau. Man wies mich zu dem Sekretär, und diesem theilte ich mein Anliegen mit und überreichte ihm Raimunds Probearbeiten. Der Sekretär besah dieselben sehr lange und ertheilte ihm das größte Lob. Raimund staad bei mir, ich hielt ihn an der Hand und fühlte, daß er zitterte. Er warf scheue und ängstliche Blicke nach einem Herrn, welcher, wie es schien, zum Besuch in das Bureau gekommen war; denn er stand mit dem Hute in der Nähe des Sekretärs, und als ich diesem die Probearbeiten überreichte, beschäftigte sich auch der fremde Herr damit und betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit. Dann sprachen die beiden Herren leise miteinander.

„Sagen Sie uns doch gefälligst," hob der Sekretär zu mir an, „woher der junge Mann denn gekommen ist, den Sie hier bei uns einführen? Ist er etwa Ihr Sohn?"

Diese Frage setzte mich in die größte Verlegenheit. Der Sekretär betrachtete mich, der unbekannte Herr den zitternden Raimund mit immer forschenderen Blicken.

„Nein, mein Herr," erwiderte ich, „mein Sohn ist er nicht." Dann fing ich an zu stottern, denn was sollte ich sagen? War Raimund wirklich von seiner Tante entflohen, so hätte ich ihn verrathen, wenn ich gesagt hätte, wer er war; denn sehr leicht konnte er, wenn die Tante öffentlich nach ihm forschen ließ, dadurch ermittelt werden. Hätte ich ihn für meinen Enkel ausgegeben, so würde ich zur Rechenschaft gezogen worden seyn, aus welchen Gründen und wie ich in seinen Besitz gekommen wäre, und ich wußte doch nichts Bestimmtes von Dir, Gabriele, noch von Raimunds früheren Verhältnissen. Die Nachforschungen hätten also gleichfalls nur dazu beigetragen, ihn der Tante am Ende auszuliefern, und so machte ich, in sichtbarer Angst, dem Sekretär über die Herkunft Raimunds dieselben Angaben, die er mir darüber gemacht hatte.

Der unbekannte Herr warf mir ein spöttisches Lächeln zu und sagte: „Ich kenne den jungen Menschen besser als Sie. Er heißt Raimund Valentin, schreibt zwar eine prächtige Hand, die sich brauchen läßt, ist im Uebrigen jedoch ein mißrathener, und undankbarer Mensch. Meine Schwägerin, die Majorin v. Zarkow, hat ihn erzogen und in eine Anstalt gethan. Aus Unfolgsamkeit ist er daraus entsprungen. Ist es nicht so, Raimund?" fragte er Deinen Sohn, der bleich wie der Tod aussah, dem Herrn aber nicht antwortete.

„Wir haben uns bei der Tante ein paarmal gesehen," fuhr der Herr zu Raimund fort, „Du kennst mich auch als den Baron v. Osinsky. Wie? Du antwortest nicht? Ich weiß, Du bist ein trotziger Junge. Fürchtest Du Dich etwa vor mir?"

„Nein," antwortete Raimund mit sehr fester Stimme, und sah ihn mit einem verachtenden Blicke an.

„Dann werde ich Sorge für Dich tragen," fuhr der Baron fort, „und wenn Du Dich gut aufführst, sollst Du bei mir bleiben, da ich einen tüchtigen Schreiber nöthig habe."

Nun glaubte ich auch die Wahrheit sagen zu können, und nannte mich die Großmutter Raimunds.

„Das hilft Ihnen Alles nichts," gab mir der Herr, der sich Baron v. Osinsky nannte, zur Antwort, „erst müssen wir Raimunds Verhältnisse in Ordnung bringen, und dann wird sich das Weitere finden. Da ich im Augenblick nach dem Gerichte gehe, wird Raimund mit mir kommen. Ich empfehle mich Ihnen indessen, Herr Sekretär!" grüßte der Baron den Beamten, der sich höflich verbeugte.

Raimund sah mich entschlossen an, fiel mir um den Hals und küßte mich; ich wollte ihn nicht fortgehen lassen. Der Baron rief mir jedoch zu, ich sollte mich nicht unterstehen, einen Lärm zu erheben, sonst würde er mich anzeigen, da ich mahrscheinlich den jungen Mann verlockt habe, von seiner Tante zu entlaufen. Mir ging es durch alle Glieder; ich hörte den Baron noch zu Raimund sagen: „Du wirst mir jetzt folgen;" dann waren Beide hinaus gegangen, und ich habe Deinen Sohn bis heute noch nicht wieder gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Zu dem doppelten Ruhme, Europa seinen Glauben und seine politischen Institutionen gegeben zu haben, fügt das Papstthum mit allem Recht auch den noch hinzu, dem Fortschritt des Geistes, dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften den ersten Anstoß und kräftigsten Impuls gegeben zu haben.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts erblickte in Italien, unweit von Neapel, der große Geist des Jahrhunderts, das Wunder seiner Zeit, Thomas von Aquino das Licht der Welt. Mit außerordentlichen Gaben der Natur ausgerüstet, überstrahlte er bald alle seine Zeitgenossen durch Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Heiligkeit, nachdem die Gnade seine natürlichen Gaben über alle Maßen erhöht hatte. Noch als Jüngling gab er der bereits aufblühenden Universität zu Neapel einen raschen Aufschwung. Er, das Licht seiner Zeit, ist bis auf diese Stunde der Lehrer Europa's geblieben, und seine Philosophie ist noch immer die beste und reichste Fundgrube für tiefe und christliche Forschung.

Zu derselben Zeit setzte Peter von Apone ganz Italien in Erstaunen; von ihm ging die Sage, sieben Gei-

ster hätten ihn in den schönen Künsten unterrichtet. Im Anfange des 14. Jahrhunderts schrieb der erhabene Dante Alighieri seine divina comedia. Wie einst Homerus das freie Leben der hellenischen Welt in ewigen Gesängen verherrlichte, so stellte Dante den tiefen ernsten Geist der mit Christus beginnenden, neuen Weltordnung in dieser wunderbaren Dichtung dar. Dante's Mitbürger und junger Zeitgenosse, Franzesko Petrarca, war ausersehen, der Sprache seiner Nation die schönste Kultur und empfindsamen Lesern in seiner Laura das feinste Vergnügen zu gewähren. Das Triumvirat der großen Wiederherstelle der ästhetischen Kultur in Italien, und vorzüglich in Rom, vollendete Giovanni Boccaccio, ein Florentiner Goldschmiedssohn. Die Menschen bestimmten ihn zu einem Kaufmann oder zu einem Lehrer der geistlichen Rechte, die Natur zur Geißel der menschlichen Thorheiten. Er bildete eine Prosa, so lebhaft und einfach wie die schönsten Werke der Griechen, und führte die Musen vom Parnassus in den Kreis der Gesellschaft herab. So viel auch eine sittsame Moral an seinem Decamarone zu tadeln finden mag, wird es doch in allen Jahrhunderten ein Meisterstück der Erfindung und Erzählung bleiben. Durch diese Männer ging die Morgenröthe des guten Geschmacks zu derselben Zeit auf, als die mit den Schätzen der klassischen Literatur von Konstantinopel fliehenden Griechen liebreiche Aufnahme in Rom und bei den kunst- und prachtliebenden Mediceern fanden.

So lagen die Keime zur allgemeinen Bildung, die Elemente zu wissenschaftlichen, ästhetischen und philosophischen Bestrebungen in reichlichem Maße im Zeitalter und fanden auf den in hoher Blüthe stehenden Universitäten zu Bologna und Salerno, wohin die witzbegierige männliche Jugend aus allen Provinzen des Abendlandes strömte, um da ihre Bildung zu empfangen, rasche und weite Verbreitung. Diese Anstalten wurden Muster für unsere deutschen Universitäten. Wenn anfänglich auf jeder Universität nur Eine Hauptwissenschaft gelehrt ward, z. B. die Heil- und Naturwissenschaften zu Salerno, das Recht zu Bologna, so wurden im 13. Jahrhundert die allgemeinen Studien unter dem Namen von vier Fakultäten unter der Aegide der Hierarchie eingeführt, eine Einrichtung, die gegenwärtig dem Wesen nach auch bei uns noch besteht, in unseren aufgeklärten Zeiten aber ein gothisches Gerüst des Mittelalters genannt und mangelhaft befunden wird, da sie doch gerade auf die Grundlage des menschlichen Geistes angelegt, tief in seiner Natur begründet ist. Wohl hat Keiner die wissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Universitäten, der vier Fakultäten, wovon die erste den theologischen, die zweite den juridischen, die dritte den Naturwissenschaften oder physikalisch-medizinischen, und endlich die vierte den freien und schönen Künsten und Wissenschaften geweiht war, treffender gezeichnet, als der noch unübertroffene Raphael in seinen schönen Bildern, die einen Saal des Vatikans schmücken. Da sitzt die Theologie mit hoher Majestät und Liebe und hält das Buch der Geheimnisse offen; die Philosophie spürt mit heiterem Blicke der Natur und den Gründen aller Wissenschaften nach; die Jurisprudenz führt mit ernster Stirne Waage und Schwert; die Poesie endlich schwingt sich freundlich auf den Flügeln der Begeisterung zum Schönen und Erhabenen.

Seit drei Jahrhunderten hat man von einer gewissen Seite her nicht aufgehört, überall zu verkünden und auszurufen: Wir sind die Emanzipatoren der Vernunft, die Erlöser der Wissenschaft, die eifrigen Beschützer der Aufklärung; uns gebührt die Ehre, das Alterthum entdeckt, den Geschmack des Schönen geschaffen, den Eifer der Alterthumsforschung geweckt und die Fackel des Genie's angezündet zu haben, welche Rom auslöschte. Diesen dünkelhaften Worten, die in der Metropole der Intelligenz noch ihren Wiederhall finden, fehlt nur Eines, die Wahrheit nämlich: Ehe Luther das Hebräische gelernt, ehe Melanchthon das Griechische gelehrt, ehe Ulrich von Hutten seine Pamphlete geschrieben, ehe die Malerei unter dem Pinsel Cranachs glänzte, ehe der Geschmack des Alterthums nach Deutschland gekommen: mit einem Worte, ehe die philosophische, literarische, scientivische, artistische Bewegung jenseits der Alpen, des Rheins, der Meerenge zwischen England und Frankreich sich fühlbar machte, war sie unter dem schönen Himmel Italiens in voller Thätigkeit.

Als Papst Leo X., der berühmte Mäzenas der schönen Künste und Wissenschaften, der den Grund zum Riesenbau der St. Petrskirche legte, am 1. Dezember 1521 starb, besaß Italien schon eine Epopöe. Als Frankreich, Deutschland, England, Spanien noch keine Geschichtschreiber zählten, hatte Italien bereits Poppio Braccolini, Leonardo Aretino, Bernardo Corio; dann zeigt es mit Ruhm auf Guicciardini, Paul Jove — durch den Hauch Leo X. beseelte Genies.

Als das nördliche Europa, durch die sogenannte Reformation fortgerissen, die Statuen und Meisterwerke der Kirchen zerbrach, die Manuskripte der Klöster zerriß, bekannte sich Italien und vorzüglich Rom eifrig und leidenschaftlich zum Alterthum und zu den schönen Künsten. In Florenz begleitete das Volk mit entblößtem Haupte und mit Oelzweigen in der Hand die Statue der heiligen Jungfrau in Prozession, welche man wieder aufgefunden hatte; in Ferrara wiederholten Lastträger die Strophen des Orlando und in den Apenninen neigten sich Räuber zum Zeichen der Ehrfurcht vor dem Ariost. In ganz Italien entfalteten die Künste der Malerei, der Skulptur, der Architektur einen solchen Reichthum von Blüthen und Früchten, daß fast jede italienische Stadt, jede italienische Kirche ein Sitz der Kunst, der Bildung und der Wissenschaft war. (Rom in seinen drei Gestalten von Gaume, 1. Band. S. 336.)

Und wer waren die Männer, die diesen allgemeinen wissenschaftlichen und artistischen Leben Anstoß und Schwungkraft verliehen? Es waren die Päpste. Und

was wären sie gewesen ohne Reichthum, Macht und Ansehen?

Was sollen wir erst sagen von Rom, dem Sitze der Milde und Wohlthätigkeit, der wahren Humanität? So lesen wir schon in den Briefen Gregors I. vom Jahre 601, daß er dem Bischofe von Neapel befiehlt, eine große Summe seiner Einkünfte unter die Stadtarmen zu vertheilen. So beauftragte er im Jahre 600 den römischen Defensor Scholastikus, an den Bischof von Ortona, der wegen Armuth Unterstützung bedurfte, einige in der Nähe der Stadt gelegenen und der römischen Kirche gehörigen Ländereien gegen einen mäßigen Pachtzins abzugeben. Im Herbste des nämlichen Jahres forderte Gregor denselben Bischof auf, das Lösegeld von 12 Goldstücken, womit ein von Feinden gefangener Kleriker losgekauft werden könnte, unverweilt aus dem Einkommen seiner Kirche zu berichtigen. Der Mönch Johannes, der im 9. Jahrhundert lebte und nach Urkunden schrieb, berichtet, daß zu seiner Zeit im Archiv des Laterans ein Rechnungsbuch von größtem Umfange aufbewahrt werde, in welchem die Namen aller derer verzeichnet stünden, die von Gregor I. Wohlthaten empfingen. Eben derselbe deutet an, daß der Papst aus den Renten des heiligen Petrus nicht nur einzelne Arme, nein, das ganze Volk nährte. Da wegen der häufigen Einfälle longobardischer Raubschaaren der Ackerbau in der römischen Campagna aufhörte, da ohnehin der Handel stockte, größere Gewerbe fehlten, hätte die Stadt ohne des Papstes Hülfe untergehen, die Bevölkerung hinsiechen müssen. Zu Tausenden empfingen Arme und verarmte Vornehme aus den Magazinen der päpstlichen Hauptverwaltung, theilweise aus Gregors Küche Wein, Oel, Mehl, Fleisch, Fische, kostbare Waaren, Geld, gekochte Speisen. So ging es durch alle Jahrhunderte hindurch. Die Päpste waren stets die Väter der Armen, die Stütze der unteren Volksklassen, sie halfen, wo sie zu helfen vermochten; ja sie waren auch die Beschützer und Wohlthäter der Großen, der Mächtigen, der Fürsten, der Bischöfe, die des Glaubens oder der Tugend wegen verfolgt wurden; diese fanden Alle in Rom väterliche Aufnahme und gastfreundliche Pflege und Bewirthung.

Wer sieht nicht ein, daß nur der Besitz königlicher Mittel und Einkünfte die Päpste in den Stand setzen konnte, solche Freigebigkeit zu üben? Die in Rom und anderen Städten bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten für alle Gattungen des Elends und der Armuth sind noch sprechende Denkmale. So finden wir sehr zahlreiche, der Unschuld und Ehre des weiblichen Geschlechtes geöffnete, unter dem Namen Versorgungsanstalten bekannte Asyle, aus denen die Mädchen später entweder in eine religiöse Genossenschaft eintreten oder durch eine gemäßigte Aussteuer in den Stand gesetzt werden, sich zu verheirathen oder zuletzt in demselben auch verbleiben. Auch diejenigen Mädchen, die reuig ein unordentliches Leben verlassen, finden ein Asyl in drei frommen Zufluchtshäusern, welche sie in ihrem guten Vorsatz zu erhalten suchen. Mit noch größerer Sorgfalt sucht Rom den leiblich Elenden und Unglücklichen Erleichterung und Trost zu verschaffen: zweiundzwanzig Anstalten verpflegen die Gebrechlichen, die Armen, die Irren, die Genesenden, die Kinder und die Greise; acht öffentliche und elf Privatspitäler nehmen die Kranken auf; zahlreiche Gesellschaften sorgen für die Hausarmen und begraben die Todten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin begann am 3. April vor dem Stadtschwurgericht ein großer Prozeß gegen 43 Personen, welche theils des Laden-, theils des Taschen-, theils des gelegentlichen Diebstahls angeklagt sind. Zur Aufnahme der Angeklagten hatten fünf Anklagebänke hergerichtet werden müssen, eben so waren für die Vertheidiger, deren Zahl sich auf einige 20 beläuft, besondere Plätze und Tische aufgestellt worden. Die Angeklagten boten den kläglichsten Anblick dar; alle Alter, vom 12jährigen Knaben bis zum 60jährigen Manne, nebst Weibern jeden Alters waren vertreten. Nach der 65 Druckbogen starken Anklageschrift liegen überhaupt 113 Verbrechen vor; mehr als 100 Personen sind als Entlastungszeugen zu vernehmen.

Am 18. Juni 1860 stieß auf der Eisenbahn zwischen Ryon und Gland ein auf der Imperiale des Waggon sitzender junger Mann von Lausanne, verheirathet und Vater von zwei Kindern, mit dem Kopfe an das Gewölbe der Brücke von Berner und wurde todt auf die Bahn geworfen. Für diesen Unglücksfall wurde von der Gesellschaft der schweizerischen Westbahn Schadenersatz verlangt; das Gericht von Ryon hat nun nach stattgehabter, langer Untersuchung und nach dreitägigen Debatten sein Urtheil dahin gesprochen, daß die Gesellschaft den Kindern des Verunglückten 15,000 Franken und seiner Wittwe 5000 Franken zu bezahlen habe.

Aus dem k. k. österreichischen Generalstabe sind die Abschriften sämmtlicher Dokumente, welche auf die Kriegsereignisse von 1859 Bezug haben, dem französischen Kriegsministerium zugestellt worden. Sie sollen sehr ausführlich gehalten seyn und sind bestimmt, zur Vervollständigung eines großen Werkes zu dienen, welches über den ober-italienischen Feldzug von dem Kriegsministerium veröffentlicht werden wird.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandischen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 99 Donnerstag, 25. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Beinahe zwei Monate waren vergangen, als ich einen Brief von Raimund erhielt, einen Abschiedsbrief, den er in der größten Eile geschrieben. Ich erfuhr daraus, daß jener Herr v. Osinsky, welchen wir auf der Kommandantur verfassen, Raimund mit in seine Wohnung führte. Hier drohte er, ihn sogleich der Tante auszuliefern, sobald er ihm nicht in allen Stücken Gehorsam leisten würde. Er befiehlt Deinen Sohn bei sich, sperrte ihn wie einen Gefangenen ab und der Baron beschäftigte ihn fortwährend mit Schreiben.

Die Gefangenschaft, in welcher Raimund lebte, die steten Besorgnisse vor einer Auslieferung an die Majorin, endlich die Abneigung, welche er gegen den Baron empfand, hatten ihn den Entschluß fassen lassen, bei einer günstigen Gelegenheit, die ihm kaum so viel Zeit ließ, durch einen Brief an mich von mir Abschied zu nehmen, aus der Stadt zu entfliehen.

So habe ich bis jetzt auf ein Lebenszeichen von Deinem Sohne gewartet, aber es ist mir keines geworden," endigte die Matrone. „Nun denke Dir, meine arme, unglückliche Tochter, wie tief es mich erschütterte, als der alte Daniel zu mir kam, und erzählte, daß Deine Mutter Dich ganz verstoßen, Deine Schwester Dir die Kinder geraubt habe, und daß Du selbst auf dem Wege seyst, sie zu suchen. Nichts weiter vermag ich Dir von Deinem Sohne zu geben, als sein letztes Handschreiben."

Die Matrone war aufgestanden, ging nach einem Schranke und holte den Brief herbei. „Das ist Alles!" sagte sie, reichte ihn Gabriele und umarmte sie liebevoll.

Gabriele hatte in düsterm Schweigen die Erzählung ihrer Schwiegermutter angehört. Sie vernahm daraus, daß Raimund lebte, daß er in den Händen ihres Schwagers, des Barons v. Osinsky gewesen; wo aber weilte er nun?

Sie küßte seinen Brief mit demselben wehmüthigen Entzücken, wie sie das Medaillon ihrer Konstanze geküßt hatte. Dann verbarg sie das theure Pfand auf ihrer Brust, und setzte sich in stummem Schmerz zu den Füßen der Matrone.

„Laß uns auf Gott bauen, meine Tochter," sagte diese und schloß die Trauernde in ihre Arme, „auf ihn vertrauen, denn nur von ihm ist Versöhnung, ist Rath, ist Hülfe zu hoffen, wenn wir leiden." Dann las die Matrone leise ein Kapitel aus der Bibel.

11.

Die Falschmünzer.

Philibert, welcher Sch . . . erreichte, während Gabriele sich im Krankenhause zu Breslau befand, begab sich sofort nach seiner Ankunft in Sch . . . nach dem Inquisitoriat, in welchem sein Vater gefangen gehalten wurde.

Er sank in die Arme des Greises, glücklich ihn noch am Leben zu finden, denn die Befürchtungen um sein Leben steigerten sich, je näher er seinem Aufenthalte kam.

Philiberts Blick hing lange schmerzlich an den durchfurchten Zügen seines Vaters, an seinem weiß wie Schnee gebleichten, spärlich gewordenen Haar.

„Das sind die Kummertage, mein Sohn," sagte der gefangene Bürgermeister, als er den Blick seines Sohnes verstand; „das Haar, das meinem Scheitel entfiel, ist die Spur der Verleumdungen, ihre dürre Frucht, die von mir sank, und die Furchen, Philibert, die wie tiefe Narben mein Gesicht durchschneiden, in diese ist mein Gram um die geraubte Ehre versenkt. Wann werden diese Tage enden und werde ich ohne Ehre in den Tod gehen müssen? Ruht die ganze Last des Verbrechens noch auf meinem Haupte? Ist nichts entdeckt worden, hat der König für einen Unschuldigen keine Gnade?"

„Vater," entgegnete Philibert betrübt, „ich muß Dir heute noch mit Nein antworten. Der König hat seine Gnade nicht versagt, er hat sie nur verschoben."

„Also nur Geduld für den Gerechten und Redlichen, der schmachtet!" rief der Gefangene trostlos.

„Mein lieber Vater," fuhr Philibert bewegt fort, „Du hofftest, ich komme, um Dir die Freiheit zu bringen, und ich trage nur neue Schrecken auf dem Herzen. Wie darf ich sprechen, um das Maß Deiner Leiden übervoll zu machen!"

„Was hast Du, Philibert," fragte der Gefangene mit gespannter Bewegung, und forschte aufmerksam in

dem Gesichte seines Sohnes nach der Ursache neuer Besorgnisse. „Was habe ich denn mehr als mein Leben zu verlieren, und welchen Werth kann dieß wohl ohne meine Ehre haben? Ich bitte Dich daher, sprich! In den Gefängnißmauern werden die Stunden zu Tagen, sie machen Greise; nur die Freiheit allein erhält jung. Feig aber bin ich nicht geworden und Furcht habe ich nur vor dem Einen, daß meine Feinde über mich triumphirt haben, daß Alles, Alles verloren sey! — Ist es das, mein Sohn?"

„Nein, das ist es nicht, mein Vater, das kann und wird nicht seyn, so lange ich noch für Dich streiten kann!" rief Philibert und preßte den Vater in seine Arme. „Nach Deinem Leben haben sie getrachtet, die gütige Vorsehung hat jedoch für dießmal ihre schwarze Pläne durchkreuzt." Dann erzählte ihm Philibert tief ergriffen die Entdeckung seiner von den beiden Brüdern Wesley beabsichtigten Vergiftung.

„Meuchelmord!" rief der Gefangene mit einem ergebenen Lächeln aus, als er den gegen sich gerichteten Mordplan durch seinen Sohn erfahren hatte. Philibert übergab ihm eine Abschrift des Blattes, welches er in dem Portefeuille des Barons gefunden hatte. Der Gefangene nahm und las es, ohne daß seine Hand, die das Papier hielt, zitterte. Nach langem Nachsinnen sagte er: „Die drei Wesley sind mir bekannt; der älteste, der berüchtigte Apotheker, ist mein Feind; der Kontroleur mein Verderber, der dritte mein Gefängnißwärter. Dann aber dieser Baron v. Ossusky. Auch ihn glaube ich zu erkennen; er ist Assessor auf dem Gerichte in dieser Stadt gewesen, und man erzählt sich von ihm, daß er leichtsinnig und verschuldet sey. Also auch er gehört zu dem Meuchlerbund. Ich ahnte längst, daß der Kontroleur nicht ohne einflußreiche Helfer gehandelt haben könnte. Wo aber ist der Kontroleur, wo der Baron? Und wenn wir dieser Personen habhaft würden, wir hätten dadurch noch immer keine Geständnisse, keine Beweise. Das Recht wird nicht siegen, Philibert."

„Wir werden nicht verlieren, mein Vater, lasse Du mich auf dem Wege fortschreiten, den die Vorsehung mir geöffnet hat. Der Zweck, welchen ich verfolge, wird mich auch zum Ziele führen, ich werde in das geheime Gewebe jener Verbrecher eindringen, und Denjenigen suchen und finden, der die Schlinge zu unserem Sturze gelegt hat. Mein Plan ist gefaßt. Mehrere Justizräthe werde ich zuvor in Kenntniß von dem Mordversuche gegen Dich setzen. Dann wende ich mich an das Direktorium des Inquisitoriats, um mit Fürsprache des Gefängnißarztes die Einwilligung zu erlangen, daß Deine Beköstigung von morgen ab durch die Tante aus der Stadt bewirkt werde. Eine Anzeige des verdächtigen Schließers darf im Augenblicke noch nicht geschehen, da ich außer diesem Billet keine Beweise gegen ihn habe, jedoch werde ich ihn soweit als eine gefährliche Person zu bezeichnen wissen, daß er der Beaufsichtigung der Direktion nicht entgeht; ohne daß hierdurch der Verdacht des Schließers oder der seiner Verbündeten erregt wird, wodurch meine Nachstellungen leicht gänzlich mißlingen könnten."

„Mein Sohn," sagte der Gefangene, „Du bist jung, Du hast Muth, Vertrauen und Kraft, Du hast ein braves, treues Herz. Doch Du beginnst da mit der Hoffnung, wo ich mit der Verzweiflung endigte. Handle nach Gottes Wohlgefallen, dann will ich mich ergeben . . ."

Ehe Philibert von seinem Vater schied, füllten sie den Rest der erlaubten Sprechzeit mit Gesprächen über mehrere Geschäftsangelegenheiten, über die Verwaltung der Güter des Bürgermeisters aus; dann umschlossen sich Vater und Sohn zu einer festen Umarmung, und Philibert verließ das Gefängniß.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Der Redner geht nun (nach der Allgem. Ztg.) näher auf die italienischen Zustände ein und sagt: „Gewiß war die päpstliche Regierung eine der mildesten, die es je gegeben hat; nach 30 Jahren der Revolution in unserem Jahrhundert blieben im Kirchenstaat noch immer so viele wirkliche Freiheiten gewährt, wie unter gleichen Regierungen wohl in keinem Lande Europa's. Unablässig war Pius IX. bemüht, Mißbräuche der Verwaltung abzustellen, seit 10 Jahren ist seine Regierung nur eine Kette von nützlichen und wohlthätigen Reformen. Aber all' dieß konnte die tiefe Abneigung eines großen Theils der Bevölkerung gegen die Regierung nicht heben. Keine Majorität, keine konservativen Elemente kamen dieser unterstützend entgegen; es gelang ihr nicht, eine einheimische Armee zu bilden, und die fremden Söldlinge konnten nur die Verstimmung des Volkes steigern. Es herrscht unläugbar seit 40 Jahren eine große Mißstimmung in der städtischen Bevölkerung des Kirchenstaats, die bei dem Mangel des Bauernstandes in Italien und namentlich in den päpstlichen Provinzen allein entscheidend ist."

In einer größeren Erkaltung des religiösen Eifers, meint der Redner, möchte der Grund kaum liegen, worin wir ihm beistimmen, da die italienische Bevölkerung, namentlich die Landbevölkerung, als religiös-kirchlich und gesittet von Augenzeugen geschildert wird, obgleich die fremden Grundsätze, die täglich mehr Eingang finden, für Sittlichkeit und christliches Leben nicht wohlthätig wirken können. Unter den Gründen, die vom Redner angeführt werden und die wir unten näher kennen

lernen werden, scheint uns aber der Hauptgrund übersehen oder übergangen: und der ist der Revolutionsschwindel, von französischen Ideen getragen, der bereits ganz Italien ergriffen hat, vom Minicio bis zum Marigliano, in Folge dessen auch alle italienischen Throne bereits gestürzt sind.

Gleich der Cholera, die über ein ganzes Land dahinstürmt, um sich ihre Opfer zu holen, dann wieder auf einige Zeit verschwindet, bis es ihr wieder gefällt, ihre traurigen Besuche zu wiederholen: gerade so verfährt der französische Revolutionsgeist vom Jahre 1789. Nachdem er mit Sturmschritt Frankreich durchbraust und die Grundlage aller staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnung umgestürzt hat, so daß ganz Europa von den Erschütterungen erbebte, zog er sich wieder in seine traurigen Schlupfwinkel zurück, um zu gelegener Zeit wieder zu kommen und ein anderes glückliches Land heimzusuchen; nur mit dem Unterschiede, daß derselbe lange vorher umsichtig und mit tückischer Schlauheit seine Vorbereitungen trifft, Emissäre voraussendet, gottlose Bücher und Broschüren in Umlauf setzt, um das Gift seiner Lehre allmälig in alle Adern des Volkes einzugießen; — dann den rechten Moment ergreift, um mit aller Macht und mit allen ihm nur zu Gebote stehenden Mitteln über das unglückliche Land herzufallen. Italien ist schon seit mehr als 30 und 40 Jahren von zwei Nationen umstrickt, die es in dieser Hinsicht bedrängen; einerseits von der französischen, die ihre revolutionären Ideen, d. h. nach ihrer Sprache die Ideen der Freiheit und Civilisation, verbreiten will, andererseits von der englischen, die bestrebt ist, ihren baumwollenen Ideen Eingang zu verschaffen und jenen Felsen des Meeres zu unterwühlen, der ihr von jeher zum größten Anstoß gewesen ist.

Wir glauben diese Ansicht durch vollgültige Augenzeugen bestätigen zu können. Ein französischer Schriftsteller, eben so geistvoll als gelehrt, machte in den vierziger Jahren sechs Monate lang eine Rundreise durch ganz Italien von Genua bis nach Neapel, um die Zustände desselben, so wie seine heidnischen und christlichen Alterthümer kennen zu lernen. Derselbe schreibt in seinem Tagebuch von Genua: „Geht der Fremde durch die verschiedenen Stadtviertel, so fallen ihm vor Allem auf: der Einfluß des französischen Geistes und das Vorhandenseyn des religiösen Sinnes. Das Vorhandenseyn des religiösen Geistes im Schooße dieser rührigen Bevölkerung gab sich auf mehrere Arten kund. Alle die jungen Leute, die ich gesehen, gingen mit Geistlichen, welche sie am Arme führten, spazierten und sprachen vertraulich mit ihnen. Dieß glückliche Verschmelzen des Klerus und des Volkes erregte in mir eine sehr freudige Bewegung. Die Gesellschaft erschien mir hier in ihrem Normalzustande, während ich sie bis jetzt blos in einem gezwungenen und krankhaften Zustande gesehen hatte: den Klerus auf der einen Seite, den Laien auf der anderen, zwischen ihnen einen Abgrund. Man fürchtet nicht blos die Berührung mit dem Priester nicht, sondern jede Familie hält es für eine Ehre, unter ihren Gliedern einen Diener des Altars zu zählen. So nimmt die Religion in der allgemeinen Achtung noch immer den hohen Rang ein, der ihr gebührt.

„Ein besonderer Umstand bezeugte mir während meiner Anwesenheit diesen religiösen Sinn. Der König von Sardinien (der Vater des gegenwärtigen) hatte große Verschönerungswerke am Kai befohlen: ein herrlicher Portikus von weißem Marmor sollte sich an den Ufern des Meeres hin erstrecken und als Spaziergang und zu Magazinen dienen. Nun aber unterdrückte der von dem Architekten gezeichnete Plan mehrere Madonnenbilder, zu welchen die Genueser seit undenklichen Zeiten großes Vertrauen hatten. Dieses Projekt hatte die ganze Stadt in Aufregung gesetzt; die angesehensten Bewohner hatten sich versammelt und die Sache war dem Könige selbst vorgelegt worden, der sich zu der Zeit in Genua befand. Gegen den Wunsch der Architekten gab dieser Fürst einen wahrhaft königlichen Bescheid: „„Nie werde ich zugeben, sprach er, daß man eine religiöse Idee einer geraden Linie opfere.““

„Was aber das Eindringen des französischen Geistes betrifft", fährt das Tagebuch fort, „so darf man wohl deßhalb in Sorge seyn, Italiener! ahmet unsere Moden nach, studirt unsere Sprache, aber hütet Euch, unsere Doktrinen anzunehmen, widrigenfalls werden sie das Gift in Eure Eingeweide gießen. Eure im Ganzen so glückliche und so friedliche Gesellschaft würde bald furchtbaren Konvulsionen preisgegeben werden; und wer weiß, ob eine Krisis sie nicht hinwegraffen würde. Wie oft haben sich diese meine ersten Bemerkungen, diese Wünsche und Befürchtungen während meiner Reise nicht erneuert und wiederholt!

„Ich besuchte einen französischen Ordensgeistlichen, einen Mann von reifem Alter und mit einem merkwürdigen Beobachtungstalent begabt, der seinen Wohnsitz seit zwölf Jahren in Genua aufgeschlagen hat, mit der Seelsorge beschäftigt ist und in den günstigsten Umständen sich befand, um uns über italienische Zustände belehren zu können. Aus seinen vertrauten Gesprächen geht nun aber hervor, daß in moralischer Beziehung Italien, in den Massen betrachtet, abgesehen von einigen Unterschieden, das Mittelalter im 19. Jahrhundert ist. Hier befinden sich noch zwei Prinzipien in ihrer ganzen Kraft, welche seit dem Sündenfalle im Schooße der Menschheit sich stets bekämpften. Der Sieg wird bald dem einen, bald dem anderen zu Theil; aber mitten unter den Verirrungen bleibt gewöhnlich der Glaube aufrecht. Dieser heilsame Glaube nun heilt aber früher oder später die Wunden des Herzens und legt die Waffen in die Hand des Besiegten, der fast immer als Sieger aus dem letzten Kampfe hervorgeht. — Was die höheren Klassen betrifft, so sind sie mehr oder weniger dem Einflusse dessen unterworfen, was man jenseits der Berge die französischen Ideen nennt. Die

Beweise aller Art drängen sich zur Stütze dieser doppelten Bemerkung auf und ich muß sagen, man findet sie auf den verschiedensten Punkten Italiens von Genua bis Neapel." (Rom in seinen drei Gestalten von Gaume. 1. Thl. 56—57.)

Derselbe Schriftsteller berichtet in seinem Tagebuche von Florenz: „Ich besuchte dort einen Kanonikus der Kathedrale, einen sehr ausgezeichneten Mann, der vollkommen fähig war, mir über den moralischen Zustand von Florenz jede erwünschte Aufklärung zu geben. Dieser Greis mit weißen Haaren, ein alter Missionär von Amerika, theilte mir Folgendes mit: „Der Klerus ist zahlreich, wirkt viel Gutes; er würde noch viel mehr und leichter wirken, wenn nicht der Geist Josephs II. noch in Toskana herrschte. Die bürgerliche Macht greift so viel als möglich in die Rechte der Kirche ein und beklagt sich doch beständig über die Eingriffe des Klerus. Die Sitten wären im Allgemeinen gut, denn es herrscht Glaube und selbst Frömmigkeit in Florenz; aber die Fremden verursachen uns viel Böses. Sie verbreiten falsche Lehren, überschwemmen uns mit gottlosen Broschüren und Büchern der belgischen Nachdrucker. Man zählt gewöhnlich das Jahr 15—20,000 Fremde. Ungeachtet dieses schädlichen Einflusses von Außen, ungeachtet des Giftes, das durch die ärgerlichen Nacktheiten, welche in unseren Galerien und auf unseren öffentlichen Plätzen wie in vielen anderen Städten Italiens zur Schau ausgestellt sind, in die Adern unseres Volkes gegossen, wird die österliche Pflicht im Allgemeinen von Männern wie von Frauen erfüllt und wir haben manches Gute aufzuweisen." (Daselbst S. 222.)

Scheidend von Italien läßt sich dieser geistreiche Schriftsteller also vernehmen: „Der aufmerksame Reisende vernimmt manchen dumpfen Laut, wenn er die verschiedenen Theile dieses glücklichen Landes besucht. Ein unterirdisches Feuer brennt im Schooße der Erde, es könnte eines Tages losbrechen. Möchte der Gott aller Güte, welcher Italien so offenbar beschützt, den Vulkan ertödten. Soll die Halbinsel bestraft werden, so geschehe es durch den Verlust zeitlicher Güter, an denen sie reich ist; nie aber möge ihr Glaube, ihre Frömmigkeit geringer werden. Behält sie nur diesen doppelten Schatz unverletzt, so mag sie alles Uebrige verlieren; sie ist doch immer noch reich, mächtig und glücklich genug. Sie hat das unsterbliche Prinzip, welches Rom zur ewigen Königin der Welt und das glänzende Ausonien zu seiner geliebten Tochter machte: nulla unquam civitas nec major, nec sanctior, nec bonis exemplis ditior fuit." (Gaume, 3. B., S. 418.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei einem großen Diner, welches die Prinzessin Adelaide, Schwester des Königs Louis Philipp, im Schlosse Randan gab und wo sich die ganze königliche Familie bei Tische befand, war auch ein armer Landpfarrer aus der Umgegend geladen worden. Dieser sonst vortreffliche Geistliche hatte das Unglück, zu vergessen, daß die Weine, welche man an fürstlichen Tafeln trinkt, von anderer Qualität sind, als die, welche auf einer Dorfpfarre genossen zu werden pflegen. Er leerte deßhalb sein Glas gemüthlich eben so viele Male, als er es bei dem Mittagessen in seinem Hause zu thun pflegte. Die Folge davon war, daß er gegen Ende des Diners einschlief. Leider blieb es aber nicht ganz bei dieser negativen Thätigkeit, sondern der Athemzug des träumenden Gastes begann auf hörbare Weise zu agiren. Dieß immer hörbarer werdende unharmonische Geräusch erregte natürlich im höchsten Grade die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn, das Erstaunen theilte sich allmälig den ferner Sitzenden mit und Jeder wünschte sich lächelnd Glück, nicht an der Stelle des unglücklichen Landgeistlichen zu seyn. In diesem Augenblick gaben der König und die Königin das Zeichen, die Tafel aufzuheben. Sämmtliche Gäste erhoben sich, mit einziger Ausnahme jenes Armen, den ein glücklicher Traum umfangen hielt. Der Anblick des schlafenden Pfarrers, welcher mit größter Seelenruhe auf seinem Stuhle schnarchte, während alle hohen und höchsten Herrschaften sich bereits von ihren Sitzen erhoben hatten, war so komisch, daß nur wenige der Anwesenden eine ernste Miene behalten konnten, und ein allgemeines Lachen mit elektrischer Schnelligkeit über die Gesichter nicht nur aller Gäste, sondern auch der Bedienten zuckte. Da aber trat die Königin mit Würde vor die Versammelten und sagte: „Ihnen, meine Herren, die Sie täglich alle Arten von Wein zu trinken haben, ist es freilich leicht, bei dem Genusse dieses Getränkes Ihr Bewußtseyn zu behalten. Allein dieser Greis begnügt sich mit einer einfachen Nahrung; er leidet oft am Nöthigen Mangel, um die Armen unterstützen zu können; sein tägliches Getränk ist Wasser, und was ihm heute begegnete, ist daher sehr zu entschuldigen." Hierauf wendete sie sich zu dem Oberstallmeister und sagte: „Lassen Sie meinen Wagen anspannen und den Herrn Pfarrer nach seiner Wohnung zurück fahren. Man soll ihm sagen, daß ich ihn bitte, die Summe von hundert Franken für die Armen in seiner Gemeinde anzunehmen." Niemand wagte ferner über den armen Dorfpfarrer und sein Mißgeschick zu lächeln.

Redakteur: Gustav Wessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 100 Freitag, 26. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philiberts Anordnungen zum Schutze seines Vaters gelangen ihm nach Wunsch, und nachdem er die nöthigen Geschäftsangelegenheiten geordnet hatte, schritt er zur Ausführung seines Unternehmens.

Seine Nachforschungen, die gefährliche Verbindung der Brüder Wesley und des Barons kennen zu lernen, betrafen zunächst den Apotheker Wesley. Er suchte die Wohnung desselben auf, fand jedoch den Laden verschlossen und erhielt die Auskunft, daß der Apotheker sein Geschäft verkauft, Sch . . . verlassen habe und nach dem Städtchen M . . . im Großherzogthum Posen übergesiedelt sey. Philibert athmete leichter, denn ein gefährlicher Feind war hierdurch der Nähe des Vaters entrückt. Nunmehr wollte sich Philibert bei der Mutter Wesley's selbst als den Boten ihres Sohnes Robert Wesley einführen und erwarten, welchen Erfolg sein Besuch bei der alten Hehlerin haben würde, um sich dann weiter zu berathen. Der Sicherheit wegen entschied er sich dafür, eine fremde Bekleidung anzulegen, und zwar die Tracht eines hausirenden Juden, indem ihm das lange Haar, der Bart und der weite Mantel am zweckmäßigsten erschien, sich unkenntlich zu machen. Er kaufte die nöthigen Sachen in der Stadt ein und verbarg sie in seiner Wohnung bei der Tante, wo er sich aufhielt. Er hatte dieser ihm mütterlich zugeneigten Frau keine Mittheilungen von seinem Vorhaben gemacht, um den Vorstellungen ängstlicher Besorgnisse zu entgehen. Der Abend, welchen er zum Besuche der alten Hehlerin bestimmte, rückte heran, und Philibert hüllte sich in sein Kostüme, auf dessen Anlegung er ebensoviel Geschicklichkeit als Sorgfalt verwandte, so daß die eigene Musterung ihn vollständig sicher und befriedigt von seiner Erscheinung ließ.

Die Dunkelheit begünstigte seine Schritte; er entfernte sich aus der Wohnung ganz rasch, über den Markt und der Rosengasse zu, um an die Thür der Mutter Wesley zu klopfen.

Obleich er das Haus der Hehlerin nicht verfehlte, ward es ihm doch schwer, ihre Wohnung darin aufzufinden. Einige Personen, die er nach ihr befragte, gaben ihm übel gelaunte Antworten und zeigten, daß der Leumund der Alten von keiner guten Beschaffenheit sey. Sie wohnte im Hinterhause, und eine dunkle, baufällige Treppe führte im ersten Stocke zu ihrer Thür. Philibert mußte sein Pochen gegen dieselbe mehrmals wiederholen, ehe er von innen Schritte kommen hörte.

Eine heisere Stimme fragte, wer draußen sey.

„Oeffnen Sie nur," rief Philibert, „ich habe einen Brief abzugeben."

„Hilft nichts," antwortete die Stimme im schleppenden Tone, „ich öffne nicht einem jeden Narren."

„Ich komme von Robert," sagte Philibert, indem er seinen Mund an die Thürspalte legte. Hierauf wurde die Thür geöffnet. Ein schmutzig gekleidetes Weib, die Mutter Wesley's, erschien und hielt eine Lampe in der Hand, unter deren Scheine sie Philiberts ganze Figur mit einem Späherblicke musterte.

„Sagen Sie mir, was Sie bringen, und damit ist es gut," sagte die Alte, indem sie noch immer mißtrauisch Philibert den Eingang durch ihre Person versperrte.

„Das geht nicht," entgegnete dieser, „bei offener Thür können wir nicht verhandeln."

Die Alte brummte einen halben Fluch, dann winkte sie Philibert, ihr zu folgen. Hinter ihm verschloß sie die Thür, führte ihn durch eine Küche in die Stube und setzte die Lampe auf den Tisch. Eine große Braunweinflasche stand auf dem Tische und daneben ein Glas; es schien der ganze Luxus der Bewohnerin dieser Spelunke in diesen beiden Gefäßen zu beruhen, denn außer einer Schlafbank mit einem Strohsack und einigen Schemeln war in der Stube keine bewegliche Habe verhanden.

Die Alte mußte schon viel getrunken haben, denn ihr ganzes Gesicht war mit einer flammenden Kupferfarbe überzogen. Sie stemmte die rechte Hand in die Seite und stierte Philibert mit einem mürrischen Blicke fragend an, während sie ihren lauten Athemzügen freien Lauf ließ.

„Sind Sie allein?" fragte Philibert, nach dem er vergeblich eine Anrede erwartet hatte.

„Das ist gewiß," kreischte die Alte, „und ich denke, wir Beide sind genug, wenn Sie keinen Andern als mich sprechen wollen.

„Gut, Mutter Wesley, hier ist der Brief von

Robert; geben Sie mir nur Bescheid, wenn Sie wünschen, daß ich bald gehe."

Obgleich der Kopf der Alten vom genossenen Branntwein schon zu nicken anfing, nahm sie dennoch das Papier, welches ihr Philibert jetzt zureichte, mit lauernder Aufmerksamkeit, führte es gegen das Lampenlicht, und las sehr geläufig.

Die von Wesley mit Geheimschrift aufgesetzten Zeilen waren, wie schon erwähnt, in zwei Billets geschrieben. Das erste enthielt den Auftrag für den Gefängnißwärter, das zweite die Benachrichtigung für die Falschmünzer. Philibert behielt das gefährliche erste Billet nebst den Pulvern, und stellte nur das zweite, für die Falschmünzer geschriebene, der Alten zu.

„Auch gut, geht mich aber nichts an!" rief die Hehlerin, als sie die Nachricht Robert Wesley's gelesen hatte. „Verstehen Sie," fuhr sie mit einem mißtrauischen Blick auf Philibert fort, „'s ist zwar recht gut von Robert, aber ein für allemal, die Sache geht mich weiter nichts an. Ich will mit der Polizei nichts zu schaffen haben, und die sind wie die Stoßvögel dahinter her, das merken Sie sich. Also vorgesehen, wenn Sie das noch nicht wissen." Mit diesen Worten goß sich die Alte ein Glas Branntwein ein und leerte es in einem Zuge. Dann lachte sie heimlich vergnügt und gab Philibert das Papier zurück. „Diesem Zettel müssen Sie dem Schwarzen und dem Braunen bringen. Ich habe nichts damit zu schaffen. Der schwarze Bernhard ist der Doktor, und der braune Benjamin ist der Taschenspieler. Gehen Sie nach dem Kronenkeller, da können Sie Beide finden. Benjamin macht da lustige Kunststücke. Indem die Alte den Arm erhob und die Gegend damit beschrieb, sagte sie: „Sie müssen von hier in die erste Straße linker Hand einbiegen, gerade aus bis über die Brücke gehen, dann ist drei Häuser weiter der Keller. Fragen Sie nur den Burschen nach dem Doktor, der wird es Ihnen sagen; und nun machen Sie, daß Sie fortkommen — ich habe Geschäfte."

Die Hehlerin ergriff die Lampe und machte die deutlichste Geberde, daß Philibert nunmehr zu gehen habe, damit sie ungestört bei ihrer Flasche bleiben könne. Dennoch besaß sie die Zuvorkommenheit, ihre Lampe über die Treppe hinaus zu halten, wodurch Philibert den Ausgang leichter fand.

Als er wieder auf der Straße anlangte, beschloß er, sich sogleich nach dem bezeichneten Kronenkeller zu begeben, da er hier einige Mitglieder der Verbindung Wesley's kennen zu lernen hoffte. Er ging durch die Straße über die Brücke und fand auch bald den durch eine bunte Lampe erhellten Eingang zu dem Keller. Er stieg eine breite Treppe hinab und irrte sich sehr in seiner ersten Vermuthung, daß er in ein Schenklokal der gewöhnlichsten Art gerathen würde. Der Eintritt des Kellers bildete den Laden und enthielt einen ziemlich saubern Tisch mit verschiedenen kalten Speisen, mit Braten, einigem Geflügel, mit Butter und Käse besetzt. Ein in der Ecke liegender Haufe von Austernschaalen ließ bemerken, daß die Ansprüche der Gäste des Kronenkellers sich auch bis zur Feinschmeckerei verstiegen.

Philibert wendet sich zu dem jungen Menschen, der schläfrig, mit einem erhitzten, aufgedunsenen Gesicht hinter dem Ladentische saß, bestellte eine Flasche Wein, und fragte, wie man nach einem alten Bekannten fragt, nach dem Doktor.

„Gehen Sie nur in die dritte Hinterstube," gab der Bursche zur Antwort, „da werden Sie ihn finden."

Philibert schlug seinen Mantel zusammen und ging durch die erste, sehr geräumige, mit Gästen, mit Geräusch und Tabaksdampf angefüllte Stube. Die zweite, welche er betrat, war kleiner; es schien dieß das Speisezimmer zu seyn, denn die Tische waren gedeckt, und man hielt sich nur während des Abendessens darin auf. Am Ende eines Tisches hatten sich jedoch vier Personen darin festgesetzt. Die dritte Stube war ebenfalls nur klein, und als sie Philibert betrat, fand er nur zwei Personen darin, welche er sogleich für die von der Hehlerin als den Doktor und den Taschenspieler Bezeichneten erkannte. Der Taschenspieler trug ein Kostüme wie die herumziehenden Gaukler; auf einem Seitentische lagen blanke messingene Teller, Kugeln, bunte Fähnchen und andere Dinge, wie er sie zu seinen Kunstvorstellungen, womit er sich auch in diesem Keller sehen ließ, gebrauchte. Sein Gesellschafter, der Doktor, war ein großer, hagerer Mann mit blassem, hohläugigem Gesicht; schwarzes Haar und ein schwarzer und spitzer Lippen- und Kinnbart zierte sein Gesicht, er trug einen kurzen Sammetrock mit dicken Schnüren und weite Beinkleider. Beide Personen waren beim Eintritt Philiberts in das Kartenspiel vertieft, und er konnte sie daher unbemerkt einen Augenblick betrachten, indem er sich ihnen gegenübersetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Der Herr Redner geht zu den einzelnen Gründen über, die nach seiner Meinung eine Mißstimmung der städtischen Bevölkerung gegen die päpstliche Regierung veranlaßt haben mögen. „Betrachten wir", sagt derselbe, „die Verhältnisse im Kirchenstaate näher. Der Papst ist ein Wahlfürst — die Wahlform des Papstes ist für die Kirche ohne Zweifel ebenso vortrefflich, wie sie politisch mangelhaft ist. Noch sind alle Wahlreiche zu Grunde gegangen; es fehlt ihnen eben die angestammte Dynastie, die wechselseitige Anhänglichkeit zwi-

Erheiterungen.

Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1860.

Aschaffenburg.
Gedruckt in der A. Wailandt'schen Druckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Numern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

Ein Arzt. 1. — Aus der Praxis. 22. — Der gute Rath. 33. — Schloß Tannenburg. 50 — Die Rache ist mein. 85. — Von Paris nach Baden. 90. — Die deutsche Mutter. 116. — Die Stiefmutter. 125. — Der Flüchtling von Versailles oder die beiden Freunde. 209. — Der arme Kandidat. 222. — Die Lebensversicherung. 248. — Die Sphynx. 290. — Der Fünfthalerschein. 294. — Folgen einer Spielpartie. 300. — Der Treue Reisen. 310.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Rückblick auf das Jahr 1859. 2. — Ein Diebstahlsprozeß. 4. — Nekrolog vom Jahre 1859. 7. — Ueber die unruhigen Auftritte in Kopenhagen. 8. — Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1859. 17. — Der spanisch-marokkanische Krieg. 18. — Freiwillige Selbstbestrafung. 22. — Ein Talisman. 22. — General Skrzynecki. 23. — Der Haushalt der Stadt Paris. 23. — Preisaufgaben der historischen Kommission bei der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 24. — Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranka. 25. — Ernst Moritz Arndt. 27. — Emilia. 28. — Jakob Grimm über das Alter. 29. — Eine Pariser Gerichtsscene. 34. — Die Beschuldigung Wrede's durch E. M. Arndt. 37. — Der Akademiker Lacordaire. 38. — Der Einsturz der Pemberton-Spinnerei in Lawrence. 40. — Die Ermordung des Kaufmanns Hurtz in Wien. 41. — Admiral Brommy. 43. — Der Mord bei Aßmannshausen. 44. — Eine Frau durch Zufall. 45. — Aufruf zu einem Denkmal für Arndt. 45. — Eine interessante Gerichtsverhandlung. 46. — Vor 50 Jahren. 47. — Aktenstücke zur neuesten Geschichte. 48. — Populäre Medizin. 50. 74. 157. 175. 206. 286. — Noch einmal der Seckbacher Todte. 50. — Taucher in versunkenen Schiffen. 53. — Weibliche Laune. 56. — Eine geschichtliche Erinnerung. 57. — Was nicht mehr verschwiegen werden darf. 58. — Der Prozeß gegen Dr. Bruno Lindner. 59. — Napoleon und Viktor Emanuel. 62. — Der Krieg in Marokko. 65. — Aufruf an sämmtliche deutsche Gesangvereine zur Veranstaltung von Konzerten zum Besten des projektirten Denkmals für Ernst Moritz Arndt. 65. — Moritz Wagner. 69. — Michael Küchelbecker. 71. — Napoleon und Toskana. 71. — Das italienisch-savoyische Spiel. 72. — Dr. Eduard Vogel's Schicksal. 73. — Die Wehrkraft Frankreich's und Deutschland's. 75. — Das Konzert der Liedertafel am 28. März. 80. — Karl Ludwig Farini. 81. — Die Einweihung der neuen Synagoge zu Frankfurt. 82. — Die Persönlichkeit Napoleon's III. 89. — Die bayerischen Offiziere in Afrika. 94—95. — General Lamoriciere. 96. — Der Astrolog und Seher Karl Vogt in München. 97. — Der Prozeß Nolte vor dem Schwurgerichtshof zu Hanau. 100. — Karl Ludwig Freiherr v. Bruck. 101. — Borer-Kampf. 102. — Freiherr v. Benedek. 108. — Balduin Möllhausen's Abenteuer in den Felsengebirgen. 110. — Die Krönungsfeier in Stockholm. 115 — Auszug aus einer Chronik von Schleswig-Holstein (1709) 116—125. — Die französische Fechtweise. 117. — Die Turukunft und die Wehrverfassung im Vaterlande. 119. — Ueber die gesundheitswidrige Verwendung arsenhaltiger Farbstoffe. 119. — Ein Wechselprozeß. 120. — Ein Giftmordsprozeß. 123. — Garibaldi's Landung. 125. — Dritte Versammlung fränkischer Steuegraphenvereine am 27. und 28. Mai zu Würzburg. 130. — Für Mädchen und Frauen. 133. — Ein Cigarrenduell in Wien. 134. — Erzherzog Karl und die Schlacht bei Aspern. 135. — Wie es zugegangen, daß aus einem armen Schweinehirtenjungen ein bedeutender Maler geworden. 137. —

Digitized by Google

Erdbeben in Peru. 138. — Das schwäbische Liederfest in Biberach. 140. — Das Passionsspiel von Oberammergau. 140. — Die Einnahme Palermo's. 141. — Die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden. 148. Ein Wort über die Musikmacherei in Familientreisen. 151—158. — Prinz Karl von Bayern. 152. — Sonnenfinsterniß. 153. — Die Gesandtschaft Japan's nach den Vereinigten Staaten. 154. — Prinz Jerome. 155. — Ein Luftballon als fliegender Fisch. 156. — Die Freiwilligenmusterung in London. 160. — Die Pariser Orpheonisten in London. 161. — Einzug der ersten preußischen Gesandtschaft in Teheran, der Hauptstadt des Schah von Persien. 161. — Leichenbegängniß des Prinzen Jerome. 162. — Das große Schützenfest zu Wimbledon-Common. 163. — Aus dem Gerichtssaal. 164—165. — Petersens Modell vom Great Eastern. 165. — Beerdigung Lebendiger. 170. — Der Vulkansausbruch auf Island im Mai 1860. 173. — Schreibmaterialien der Alten. 174. — Im Schwarzwald. 176. — Reise und Ankunft des „Great Eastern." 179. — Das Turnfest in München. 181. — Die Ausstellung der deutschen National-Lotterie. 182. — Die Zusammenkunft in Teplitz. 183. — Zur Erinnerung an Kreisforstrath Sebastian Mantel. 185. — Die Einnahme von Milazzo. 186. — Das Fest der heiligen Rosalia in Palermo. 187. — Das Lager von Chalons. 188. — Das menschliche Herz. 190. — Ein napoleonischer König im Hausarrest. 191. — Eine Gebirgsparthie. 192. — Dr. Cajetan von Tertor. 194. — Zur Geschichte der letzten Ereignisse in Syrien. 196. — Ein kaiserlicher Mord. 197. — Fürst Daniele I. von Montenegro. 198. — Die neusten technischen Hülfsmittel des Kriegswesens. 200. — Eröffnung des Museums von San Martino auf der Insel Elba. 201. — Das Kölner Schützenfest. 202. — Palm's Tod. 203. 207. — Rede des Hofmarschalls und Generalmajors Frhrn. v. Lareche bei der Enthüllung des Standbildes des Feldmarschalls Fürsten v. Wrede zu Heidelberg am 18. August 1860. 204. — Heinrich Simon. 205. — Ein zweiter Nero. 209. — Das bayerische Bier in Berlin. 214. — An Deutschlands Frauen! 217. — Die neuerfundene Cigarrenfabrikations-Maschine. 218. — Eine Sklavenfahrt. 221. — Willkommungs-Rede beim vierten Studienfeste. 222. — Die Verluste in den Schlachten. 227. — Ueber Baunscheidtismus als Heilmittel. 227. — Das Kellerfest. 230. — Was der Mensch trinkt. 231. — Verbrennung eines Menschen in Texas. 232. — Die Schlacht am Volturno. 240. — Ueber das Gefecht bei Capua am 19. September. 241. — Untergang des Dampfers „Lady Elgin". 244. — Der Akrobat Blondin. 248. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. 250. — Dr. Friedrich Thiunes, Domprobst zu Würzburg. 256. — Das Treffen bei Castel-Fidardo. 257. — Die Schillerfeier am Mythenstein. 258. — Aus dem Jahre 1812. 259. — William Walker. 259. — Ein Aufruf zur Versorgung der syrischen Waisenkinder. 263. — Ueber die Feuersbrunst in Konstantinopel. 266. — Der Prozeß gegen den Direktor der österreichischen Kredit-Anstalt Franz Richter. 267. — Homöopathische Dosiologie. 272. — Die Erstürmung der Taku-Forts. 275. — Dr. Thomas v. Rudhart. 276. — Sir Charles Napier. 277. — Dr. Albrecht Rosher ermordet. 278. — Die vier neuesten Planeten. 279. — Lord Dundonald. 279. — Uebergang der neapolitanischen Truppen auf päpstliches Gebiet. 281. — Leichenausstellung der Kaiserin-Mutter. 282. — Die Leprosen im Mittelalter. 283. — Ehrentränkung durch — ein Stündchen. 288. — Statistisches aus dem Gothaischen Kalender für 1861. 288. — Der Prozeß Stieber in Berlin. 291. — Die kalorische Maschine. 292. — In der Prairie verirrt. 296. — Das 25jährige Jubiläum der königl. privilegirten Ludwigs-Eisenbahn. 297. — Die letzte Wunde. 299. — Die Ermordung des Präsidenten Poinsot. 301. — Der Militäraufstand auf Java. 302. — Anton Ritter von Schmerling. 303. — Die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking. 305. — Eine Episode aus der italienischen Revolution. 306. — Eine Beerdigung. 307. — Die Abstammung der Weihnachtsfeier aus dem germanischen Heidenthum. 307. — Die Kohlenasche Londons. 307. — Karl Friedrich v. Bever. 308. — Die Gefangenen in China. 309. — Ueber einen Aufstand in Kansas. 311.

Länder- und Völkerkunde.

Gibraltar. 19. — Zur Geschichte des Suezkanals. 36. — Savoyen und die Savoyarden. 58. — Auszug aus einer historischen Beschreibung europäischer Länder aus den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts. 69, 70, 73, 74, 78, 92. — Der Winter auf Grönland. 96. — Die Sklaven auf den Pflanzungen von Cuba. 103. — Sizilien. 123. — Aus Messina. 163. — Aus Merike. 166. — Das neue Athen. 168. — Die Drusen und die Maroniten. 175. — Der religiöse Fanatismus der Muhamedaner. 193. — Calabrien und die Basilicata. 216. — Zustände in Texas. 237. — Land und Leute um Tientsin. 293. — Madeira. 296. — Ein Winter in Lappland. 303.

Gedichte.

Ein bisher unbekanntes Gedicht von Schiller. 1. — Die Großmutter der Enkelin ins Stammbuch. 48. — Freundschaft und Liebe. 49. — Deutsches Lied. 53. — Vergeltung. 56. — Das Taufglöckchen. 60. — Ein Traum. 68. — Der Ostermorgen. 85. — Wirke, so lange es Tag ist. 89. — Eine wahre Fabel ohne Moral. 92. — Aufruf. 97. — Sagenkranz von Wertheim und dessen Umgebung. 98. 106. 309. — Die Sympathie. 102. — Die Mutter und das Kind. 104. — Mailied. 121. — Armes Deutschland! 133. — Nur Einmal noch. 135. — Himmelsschlüsselchen.

137. — Frühlingsahnung. 139. — Die Freundschaft. 147. — Die Hoffnung. 151. — An meine Mutter. 153. — Des Frühlings Scheidegruß. 154. — Der Sommer. 159. — Sonntagmorgen. 172. — Freudengruß aus dem Spessarte bei der Ankunft Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Alexandra in Höchstderen Geburtsstadt Aschaffenburg. 177. — Unter dem Lindenbaum. 180. — E. M. Arndt. 182. — Wie die Blutbuche entstand. 184. — Das Herz gleicht dem Walde. 187. — Das Fischer-Häuschen. 193. — Gedichte von Marie Clausnitzer-Hennes. 198. 199. 201. 203. 205. 257. 260. 294. — Zur Feier des hohen Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs Ludwig. 204. — Zum Ludwigstage. 204. — Verzage nicht. 211. — Vor dem Menschen schweige still. 215. — Drei Schleswig-Holstein-Lieder. 217. — Zum Aschaffenburger Studiengenossenfest am Abend des 12. September. 221. — Gedicht an den Rhein. 293. — Hab' acht auf Dich! 225. — Die Thräne. 227. — Frieden mit der Welt. 229. — Schöner Herbst. 237. — Festgruß bei der Feier der 25jährigen Amtsthätigkeit des Bürgermeisters Adalbert v. Herrlein am 11. Okt. 1860. 246. — Was ist Liebe. 249. — Ein Freudenfeuer für deutsche Herzen. 251. — Alte Schrift und alte Liebe. 253. — Die Einheit im Grabe. 263. — Meine Schätze. 264. — Erinnerung. 273. — Heimath des Mutterherzens. 278. — Herbstklang. 280. — Ave Maria. 290. — Wintertrauer und Frühlingshoffen. 297. — Der Arme. 299. — Muthig und frei. 304. — Advent. 305. — Träumen und Wachen. 306. — Winterklang. 307.

Kunst und Literatur.

17. 47. 48. 59. 64. 81. 93. 98. 105. 130. 151. 153. 157. 158. 163. 166. 169. 190. 209. 218. 226. 231. 244. 305.

Mannigfaltiges.

(Fast in allen Numern.)

Charaden und Räthsel.

6. 12. 19. 25. 30. 36. 42. 48. 54. 60. 66. 72. 78. 84. 90. 96. 102. 108. 114. 120. 123. 126. 130. 132. 135. 137. 140. 143. 146. 153. 159. 162. 165. 168. 171. 174. 177. 180. 183. 186. 195. 208. 215. 229. 234. 243. 252. 258. 266. 270. 306.

schen Fürst und Volk, das Vertrauen, welches das letztere jedem Sprößling des Regentenhauses schon von vornherein entgegenbringt. Jeder neugewählte Papst war für sein Volk mindestens fremd, nicht selten sogar ein Ausländer. Dazu kommt noch die kurze Regierungszeit der Päpste, die gewöhnlich schon betagt gewählt werden. Dieselbe erlaubte nicht, daß die Regierung eines von ihnen im Volke Wurzel schlug; ein häufiger Wechsel des Systems trat mit den oft rasch sich folgenden Päpsten ein. Die Doppelstellung des Papstes als Oberhirt der Kirche und als weltlicher Regent, welche die Vollkommenheit nach letzterer Seite hin unendlich erschwert, ja fast unmöglich macht, trägt zur Mißstimmung bei."

Diese vom Herrn Redner angezogenen Momente liegen offenbar nicht in der Natur der Sache, sondern sind gesucht, künstlich herbei gezogen; denn wenn dem Wahlreiche zum Vorwurf gemacht werden will, daß es nicht den Keim wechselseitiger Anhänglichkeit zwischen Fürst und Volk in sich trage, so darf ihm doch andererseits die Lichtseite nicht abgesprochen werden, daß bei einer so vortrefflichen Wahlordnung, wie die päpstliche allgemein anerkannt ist, viel tüchtigere Männer, größere Intelligenzen und bemerkenswerthere Persönlichkeiten zur Regierung berufen werden, als bei der natürlichen Erbfolge, wo der älteste Sohn dem Vater in der Regierung nachfolgt. Und sollte die Frömmigkeit, die Weisheit und die Liebe solcher Fürsten im Herzen des Volkes keine Wurzel schlagen? Ohnehin sind die Gewählten größtentheils Italiener, öfters Römer, so daß also das Nationalgefühl nicht verletzt wird.

Der Vorwurf des wechselnden Regierungssystems kann die römische Regierung um so weniger treffen, als gerade die Stabilität, mit der die bestehenden Regierungs-Maxime von einer päpstlichen Regierung auf die andere übergehen, in dem feindlichen Heerlager einen stehenden Posten bildet, welcher zur Veranlassung genommen wird, die päpstliche Regierung wegen Mangels zeitgemäßen Fortschrittes in allen Zweigen der Verwaltung laut und öffentlich zu tadeln. Die Behauptung, daß Kirchenfürsten keine gute Regenten seyn können, ist etwas zu gewagt, von der Geschichte bereits widerlegt; daß aber das päpstliche Wahlreich als das älteste Reich in Europa dem gewöhnlichen Schicksale aller Wahlreiche noch nicht unterlegen ist, möchte gerade ein Fingerzeig seyn, daß hier das Walten der besonderen providenziellen Führung Gottes nicht zu verkennen sey.

Ein ferneres Moment der Mißstimmung findet der Redner in der administrativen und richterlichen Organisation des Kirchenstaates. Was die Administration betrifft, so haben die Römer das Zentralisationssystem, das einst Kaiser Napoleon I. eingeführt, beibehalten. Demnach wird das weltliche Reich des Papstes in 20 Provinzen eingetheilt, jede Provinz in Distrikte, jeder Distrikt in Bezirke oder Statthaltereien. Unter den letzteren stehen die Gemeinden. In jeder Gemeinde besteht ein Munizipalrath von 16—18 Gliedern, je nach der Größe der Bevölkerung. In jedem Munizipalrathe sind einige geistliche von den Bischöfen gewählte Abgeordnete, die den Versammlungen beiwohnen und bei Angelegenheiten, welche fromme Stiftungen, Wohlthätigkeits-Anstalten und das Vermögen des Klerus betreffen, eine berathende Stimme haben. Jeder Munizipalrath erneunt und setzt die Gemeindebeamten ab. Jede Gemeinde unterhält im öffentlichen Dienst einen Arzt, einen Schullehrer, einen Sekretär, einen Steuereinnehmer und einen Gemeindediener. Zur Bestreitung der Ausgaben verwendet der Rath die Einkünfte der Gemeinde. Reichen sie nicht hin, so hat er die Befugniß, auf die Lebensmittel oder auf den Grund und Boden Steuer zu legen oder Gemeindeumlagen anzuordnen. Alle Bewohner sind im Munizipalrathe vertreten, und da auch geistliche Abgeordnete zugegen sind, so haben alle Interessen in dieser Volksversammlung ihre Organe und Vertreter.

Schon aus dieser bürgerlichen Einrichtung ist ersichtlich, daß von einer priesterlichen Vormundschaft oder geistlichem Despotismus nicht im Entferntesten die Rede seyn kann, da die Gemeinden in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten eine größere Freiheit genießen als bei uns. Wenn Herr Redner zu tadeln scheint, daß die hohen Chargen mit Geistlichen besetzt seyen, wodurch den weltlichen Beamten die Hoffnung auf Beförderung abgeschnitten wird, was bei den Beamten große Unzufriedenheit erregt, so ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß an der Spitze der Legationen und Delegationen Prälaten stehen; immer aber möge man bedenken, daß in den verschiedenen Tribunalen, Gerichtshöfen und Kongregationen, welche für die ganze katholische Christenheit bestehen und ihre Angelegenheiten besorgen, theilweise auch weltliche Beamte fungiren.

Die richterliche Organisation ist nicht minder bemerkenswerth. Der erste Grad der Jurisdiktion ist in der Gemeinde, der zweite im Hauptorte des Distrikts, wo der Statthalter über einen Werth von 200 Piastern bestimmen kann; der dritte ist im Hauptorte, wo ein bürgerliches Tribunal seinen Sitz hat; der vierte ist bei den Appellationsgerichten, welche in zweiter Instanz über Prozesse der Zivilgerichte erkennen; der fünfte ist der höchste Gerichtshof, die sacra Rota in Rom. Da das römische Recht verlangt, daß zwei gleichlautende Urtheile einen Prozeß erst zum Schluß führen können, so entsteht dadurch wohl eine Stockung in der Rechtspflege und ein Gefühl des Mißbehagens, das den Tadel mehrerer Schriftsteller hervorgerufen hat. In der Theorie läßt sich dieser Rechtssatz, da ihm ein tiefes Rechtsgefühl zu Grunde liegt, eher rechtfertigen als in der Praxis, welche eine rasche Entscheidung verlangt.

Dieser weltlichen Gerichtsorganisation gegenüber besteht eine richterliche Hierarchie, zu welcher die Parteien wie in den ersten Zeiten der Kirche ihre Zuflucht nehmen können, wenn sie beide damit einverstanden sind.

Die Bischöfe sind innerhalb ihrer Diözesen Richter in erster Instanz. Vom Bischof kann man an den Erzbischof und den heiligen Stuhl appelliren. Dieser entscheidet durch die geistlichen Gerichte der apostolischen Kammer und des Kardinalvikars. Die geistlichen Verbrechen und Anschuldigungen gegen Personen in einem Orden unterliegen dem Urtheile der geistlichen Gerichte. Verbrechen und Vergehen der Soldaten und Offiziere gehören blos zur Kompetenz der Militärgerichte. Die Vergehen endlich gegen Religion und gute Sitten ressortiren zum Inquisitionstribunal, dem mildesten Gerichte.

Das ist in wenigen Zügen die richterliche Organisation im päpstlichen Staate. Der Unterschied der verschiedenen Klassen der Bevölkerung ist sorgfältig beobachtet. Die einfachen Bürger, die geistlichen und Militärpersonen haben ihre eigenen Gerichte. Daß es in der römischen Gesetzgebung Lücken und Mängel gibt, ja daß Saumseligkeit und selbst Mißbräuche in Anwendung der Gesetze vorkommen mögen, wie dürfte man das bestreiten wollen? Aber wir fragen, wo kommen solche Uebelstände nicht vor? Haben wir in unseren konstitutionellen Staaten schon alle Mißstände beseitigt und werden wir sie jemals alle beseitigen?

Der Redner hebt ferner als einen besonderen Mißstand bei Vergebung der richterlichen Stellen hervor, daß auch Geistliche mit der Rechtspflege betraut würden. „Denn, sagt er, der Priester, dessen Beruf die Verkündigung der Barmherzigkeit und Gnade ist, kann nicht gut Richter seyn. Sein ganzes Leben, sein Studium, die geistige Nahrung, die er täglich zu sich nimmt — Alles weist ihn darauf hin, Nachsicht und Milde walten zu lassen. In der Rechtspflege aber kann das in die Länge nicht gut thun. Der Buchstabe des Gesetzes wird nach aller Strenge gehandhabt werden müssen, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen und nicht den Eindruck des Schwankens und der Willkür an dessen Stelle zu setzen. Diese Strenge nach Außen kann der Priester aber nicht durchführen, dem Volke dagegen auch die Gründe seines Handelns nicht geltend machen, und deßhalb bleibt dem letzteren eben doch nur der Eindruck bloßer Willkür."

Unseres Wissens ruht die Rechtspflege in den Händen weltlicher Beamten; ausgenommen ist das Erkenntniß über Vergehen gegen die Sitten oder die Religion, welches Richtern vorbehalten ist, die vermöge ihres Standes und ihrer besonderen Studien mehr als alle Anderen befähigt sind, mit gehöriger Vorsicht und Klugheit diese schwierigen Fälle zu beurtheilen. Wir finden diese Einrichtung nicht tadelnswerth, besonders in einem Saate, der vorzugsweise den Charaker eines christlichen Staates an sich ausprägen muß, und in welchem außer dem Codex Justinianus und den Verordnungen der Päpste auch die Vorschriften des kanonischen Rechts noch Geltung haben. Uebrigens wissen wir diesem Tadel und den obigen Vorwürfen der päpstlichen Regierung keine höhere Autorität entgegenzusetzen als die eines großen Gelehrten, eines ausgezeichneten Schriftstellers und Staatsmannes neuerer Zeit, nämlich den berühmten Graf de Maistre, der sagt: „In der Regierung der Päpste offenbart sich der wahre Geist des Christenthums. Es ist daher auch eine allbekannte Wahrheit, daß man dieser Regierung iie etwas Anderes als die Milde zum Vorwurf gemacht hat. Nirgends findet man eine väterlichere Leitung, eine größere Gerechtigkeit, ein humaneres und weiseres Steuersystem, eine vollkommenere Toleranz."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Programm über die Feierlichkeiten, welche bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Gründung des Gymnasiums zu Würzburg durch den Fürstbischof Friedrich v. Wirsberg am 28., 29. und 30. d. Mts. stattfinden werden, ist nun im Druck erschienen: am 1. Tag Vormittag 9 Uhr Zug aus der Aula des Gymnasiums zur Michaelskirche, wo der Herr Bischof ein feierliches Hochamt zelebriren wird; nach demselben im akademischen Musiksaale musikalische Vorträge und Festrede des Herrn Studienrektors, Hofrath Dr. Weidmann; Nachmittags feierliche Vesper in der Michaelskirche. Am 2. Tag Vormittag nach beendigtem Gottesdienst in der Michaelskirche ein Schulaktus im akademischen Musiksaale, bestehend in musikalisch-deklamatorischen Vorträgen; Nachmittags bei günstiger Witterung Spazierfahrt auf der Eisenbahn nach dem Veitshöchheimer Hofgarten. Am 3. Tag Vormittags 9 Uhr in der Michaelskirche Requiem für den Gründer der Anstalt, so wie deren verstorbene Lehrer und Schüler, darauf Schlußfeier im akademischen Musiksaale.

[Der Rodensteiner.] Nun wissen wir endlich woran wir sind! Es gibt Krieg, und zwar bald, denn der Rodensteiner, der gefürchtete wilde Jäger, ist ausgezogen und hat Alles niedergeworfen, was sich ihm in den Weg stellte. Wer es nicht glauben will, kann es in dem „Anzeige-Blatt für den Kreis Lindenfels" gedruckt lesen. Dort heißt es: „Telegr. Depesche. Eberbach bei Reichelsheim, 17. April, Morgens halb 11 Uhr. So eben ist „der Rodenstein mit furchtbarem Getöse ausgezogen!" Die Waldbäume liegen vom wilden Heere zerstampft am Boden. Pferde und Ochsen auf dem Felde wurden scheu. Die Leute hier glauben nunmehr fest an den Ausbruch des Kriegs!"

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 101 Samstag, 27. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert überlegte, sich zuerst an den Doktor zu wenden, denn das braune, mit einer kleinen Nase versehene Gesicht des Taschenspielers verrieth eine ungemeine Verschlagenheit; die fleischigen Backen drängten sich nach oben und verkleinerten die Augen, welche desto lustiger umherblitzten. Philibert bemerkte, daß seine Blicke öfter über die vier Personen streiften, welche in der Nebenstube am Tische saßen, dann fühlte er, daß er selbst heimlich von ihm während des Spiels beobachtet werde. Jetzt erhob sich Philibert und setzte sich in die Nähe des Doktors. Indem er sich zu ihm beugte, als ob er ihn sprechen wolle, schob er demselben das Billet Wesley's über den Tisch zu, indem er sagte: „Von Robert!“ Die vorsichtige Art, mit welcher die Einhändigung des Papiers geschah, dem Philibert hatte die Ermahnungen und die Besorgnisse der Hehlerin nicht vergessen, führte auch die beiden Personen zur Bedachtsamkeit. Der Taschenspieler warf wieder einen Blick in das Nebengemach, während der Doktor die Zeilen las. Er stimmte ein zufriedenes Lächeln darüber an und schob das Billet unter den Karten seinem Spielkameraden zu, der, nachdem er es ebenfalls gelesen, einen forschenden Blick auf den Ueberbringer warf. Philibert schwieg; er hielt zwar eine ersonnene Geschichte seiner Bekanntschaft mit Wesley in Bereitschaft, zog es jedoch vor, sich anreden und befragen zu lassen, was um so besser war, als das Billet Wesley's keine Andeutung enthielt, daß seine Gesellschaft sich mit Anfertigung von falschem Gelde beschäftige, wonach Philibert auch nicht wußte, daß der Doktor und der Taschenspieler Falschmünzer waren.

„Nachher wollen wir darüber sprechen,“ sagte der Taschenspieler zu Phlibert, „hebt den Zettel bis dahin auf.“

11.

Die Verhaftung.

Der Kellner brachte für Philibert die bestellte Flasche Wein; während er bezahlen wollte und der Bursche zwischen den Dreien stand, sagte der Taschenspieler leise über den Tisch zum Doktor: „Verschnappt Euch nicht, denn da Wesley die Zeichenschrift gebraucht hat, wird der Jude von nichts wissen. Ueberhaupt, seht Euch nur ein wenig um. Die vier Kerle in der Nebenstube haben verdammte Augen im Kopfe. Sie gefallen mir nicht. Vor Allem soll aber unser Jude die Probe machen. Wartet nur, bis wir aufhören.“ Dann rief er zu Philibert, als dieser den Wein bezahlen wollte: „Laßt das! Ich denke, wir trinken zusammen und rechnen dann nachher zusammen. Geh nur, Junge!“ Dann füllte er drei Gläser aus seiner Flasche.

Der Doktor begleitete die Andeutungen seines Kameraden mit phlegmatischem Kopfnicken. Er warf einen gleichgültigen Blick auf die vier verdächtigen Personen in der Nebenstube und auf Philibert; dann hob er gelassen die Karten ab, um ein neues Spiel auszugeben. Sie spielten, der Taschenspieler verlor.

„Nichts als Unglück!“ rief dieser, „das sitzt mir den ganzen Abend auf den Fersen. Packt Euch mit den Karten, für dießmal ist es genug!“ Er warf die Karten fort und griff in die Tasche. „Ihr habt mich vollständig ausgebeutelt, nicht einen Böhm mehr, um Euch zu bezahlen.“ Der Taschenspieler holte eine Brieftasche hervor, die mit Fünfthalerscheinen gefüllt war.

„Habt Ihr zum Herausgeben?“ fragte er den Doktor.

„Nicht die Probe,“ erwiderte dieser, „nur was ich von Euch geborgt und gewonnen habe, ist mein. Mit Nichts spielt man, mit Nichts gewinnt man.“

„Aber Ihr guter Freund,“ wendete sich der Taschenspieler zu Philibert, „wollt Ihr diesen Geldschein vielleicht wechseln? Ists Euch gleich, fünf Thaler Courant dafür zu geben? Habt Ihrs dafür?“

Philibert ahnte die Falle nicht, welche ihm durch diese Worte gestellt wurde, denn der Taschenspieler bot ihm mit dem Fünfthalerschein ein Fabrikat der Falschmünzergesellschaft. Er wollte wissen, ob der Bote Wesley's in das Verbrechen eingeweiht sey und in diesem Falle würde er das falsche Geld nicht angenommen und die Zumuthung, gutes Geld dafür zu geben, für einen Schmerz angesehen haben.

„Ich will den Schein wechseln,“ antwortete Philibert unbefangen, „ich habe so viel in der Börse.“

Die Fälscher wechselten einen Blick.

„Das ist nicht unser Mann!“ flüsterte der Taschenspieler, strich das baare Geld von Philibert ein und gab ihm dafür einen falschen Fünfthalerschein.

Einer der vier Herren aus der Nebenstube war während des Wechsels eingetreten, über das Zimmer gegangen und hatte dann wieder seinen vorigen Platz eingenommen.

Der Taschenspieler wollte sich darüber mit dem Doktor durch einen Wink verständigen, als aus der großen Weinstube der Lärm in Streit gerathener Personen hereinschallte.

Man vernahm die Stimme eines Redners, welche durch ihre Gewalt und Beredtsamkeit die der verschiedenen Parteien, die sich gegen den Sprecher erhoben, übertönte. Er forderte die Anwesenden auf, in die polnische Nationalhymne mit einzustimmen, welche er zu singen begann. Jedoch konnte er kaum den ersten Vers beendigen, obgleich einige Personen die Hymne mitsangen, denn der größere Theil unterdrückte die Fortsetzung durch Toben und Schreien. Noch einmal gelang es demselben Sprecher, sich in dem Chaos der widerstreitenden Stimmen Gehör zu verschaffen. Sein Redestrom ergoß sich begeistert für die Freiheitssache der Polen, welche gegenwärtig im Großherzogthume Posen eine neue Schilderhebung zur Wiederherstellung ihrer Nation hervorgerufen hatten. Als der Sprechende jedoch seine Gegner Feinde der Freiheit nannte und Unterdrücker der Gerechtigkeit hieß, erhob sich der Lärm aufs Neue, und die von der Politik und vom Weine erhitzten Gäste kamen nun zum vollständigen Ausbruch ihrer Streitigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Der Herr Redner fährt fort in Aufzählung der Momente, die eine Mißstimmung des Volkes gegen die päpstliche Regierung herbeigeführt haben möchten. Einen Hauptgrund findet er in den sogenannten Einheitsideen, denen gegenwärtig die öffentliche Meinung in Italien huldigt. Derselbe äußert sich folgendermaßen: „daß nun die öffentliche Meinung in Italien so sehr gegen die weltliche Herrschaft des Papstes ist, möchte wohl in den Großmachtsideen des italienischen Volkes zu suchen seyn, deren Durchführung der Kirchenstaat im Wege zu liegen scheint. Wie weit ein Volk aber gehen kann, welches einmal diesem Wahne sich hingegeben hat, das hat Frankreich gezeigt, welches die napoleonischen Herrscher nur darum erträgt, ja für dieselbe begeistert ist, weil dieselben diese Großmachtspläne nach Außen zur Durchführung zu bringen wußten.“ — Herr Redner hat hier wohl den rechten Punkt, den Kern der Sache getroffen, denn diese Einheits- oder Großmachtsideen sind es hauptsächlich, welche die Mißstimmung gegen alle italienischen Regierungen erzeugt haben.

Wir wissen nun aber aus der Geschichte, daß die Einheit aller italienischen Provinzen unter einem gemeinschaftlichen Scepter eine chimärische Idee, eine historische Illusion ist. Wir wissen aus der Geschichte, daß, seitdem das alte Rom aufgehört hat, die Weltbeherrscherin zu seyn, von den ältesten Zeiten an und durch alle Jahrhunderte hindurch die Völkerstämme Italiens niemals unter einem gemeinschaftlichen König vereinigt waren. Im Gegentheile, wir kennen nur blutige Kriege zwischen den verschiedenen Völkerstämmen, eifersüchtige Rivalitäten der großen Städte, von denen jede den Vorrang vor der anderen behaupten wollte, immerwährende Befehdungen der verschiedenen Adelsgeschlechter, die deßhalb oft fremde Fürsten, die deutschen Kaiser, zu Hülfe riefen, um den einheimischen Befehdungen und blutigen Bürgerkriegen ein Ende zu machen. Und nun soll auf einmal, aller Erfahrung und Belehrung der Geschichte zum Trotz, der Versuch gemacht werden, so viele entgegengesetzte Elemente in Eins zu verschmelzen, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Stämme durch politische Interessen in der Art zu versöhnen, daß sie alle bereit seyen, in dem König von Piemont das gemeinsame politische Haupt anzuerkennen? Und dieser Versuch soll durchgeführt werden, ohne Blut, ohne Gefährdung der italienischen Freiheit, ohne Bürgerkriege, ohne Beraubung des heiligen Stuhls? Dieß ist eine reine historische Unmöglichkeit. Dieß haben auch die Bischöfe aller katholischen Länder erkannt und deßhalb diese unglückselige Idee mit allen Waffen der Beredtsamkeit bekämpft. Dieß hat auch im Pariser Senat und im gesetzgebenden Körper, wie in der Turiner Kammer und in der Presse aller Länder die lebhaftesten Debatten hervorgerufen. Nur unser gelehrter Historiker in München ist gleichsam wie stumm über diese Lebensfrage, er berührt sie nur, höchstens daß er diese Einheitsidee einen Wahn des italienischen Volkes nennt. Und dieß geschieht in dieser schweren Krisis, in der wir leben, in einer katholischen Stadt, vor einem Publikum, das seiner Mehrheit nach unmöglich in die Geheimnisse der Geschichte eingeweiht seyn kann, und vor Zuhörern, die zuverlässig sehr begierig waren, aus einem so gelehrten Munde eine Tagesfrage, welche bereits die ganze Welt in Bewegung setzt, erörtern zu hören? Welch' eine Täuschung? Welch' eine bittere Täuschung!

Desto freudigere Gefühle aber werden dagegen in uns erweckt, wenn wir uns in Erinnerung zurückrufen, was einer der ausgezeichnetsten Publizisten und Historiker des neueren Italiens über diese Frage aussprach, derjenige, welcher die Sache der italienischen Unabhängigkeit allen anderen Interessen voranstellte und bis an

sein Ende ihr Apostel war, und der sehr vor den Abwegen warnte, die er in einer exklusiven Behandlung der Nationalitätsfrage, wie in der damals noch in der Ferne schwebenden Idee des Einheitsstaates erkannte. Dieser Redner, Namens Cesare Balbo, erhob sich nämlich in einer stürmischen Parlamentssession, zur Zeit, wo Pius IX. in Gaeta war, und Mazzini an der Spitze einer Republik in Rom stand, und empfahl in einer ausführlichen am 28. Februar gehaltenen Rede, welche die Lebenskraft sowohl theoretisch wie vom historischen Standpunkte beleuchtete, die politische Stellung zwischen Fürsten und Völkern, namentlich aber die Versöhnung mit Rom als das Mittel zur Erlangung italienischer Freiheit und Unabhängigkeit. „Die weltliche Herrschaft", sagte er, „ist der katholischen Religion als solche, der Theorie nach, nicht unentbehrlich. Aber ihre Vernichtung würde für die Religion, für die Zivilisation, für Italien, für Rom verderblich seyn. Die weltliche Papstherrschaft ist Vorgängerin, Urbeberin, Kern der italienischen Unabhängigkeit gewesen, so der uralten Gemeinde-Einigungen unter den beiden ersten Päpsten, die den Namen Gregor trugen, wie der Freiheit der Municipien. Diese Herrschaft entriß unter einem andern großen Gregor Italien und Europa der Verrottung und Servilität, indem sie der geistlichen Gewalt den Anhalt bot, dessen diese bei ihrem Regenerationswerk bedurfte, welches von glorreichen Päpsten durchgeführt ward, von Päpsten, deren Namen jedem Italiener theuer sind, von Alexander III., von Innocenz III. und IV., ihren kaum geringeren Nachfolgern in sechs bis sieben Generationen. Diese Herrschaft wurde oft angefeindet, geschmälert, gefährdet, während jener beiden großen Jahrhunderte: sie wurde nie in ihrem Prinzip verneint, bekämpft, vernichtet, und ging siegreich, gemehrt, gesichert hervor aus dem schweren Streit. Das Unglück Italiens begann dann aufs Neue, als der natürliche, maßvolle, rationelle innere Fortschritt gestört ward, als das Papstthum, nicht mehr italienisch, außerhalb Italien ein Exil oder Asyl fand, als Rom ohne seinen Papst und Fürsten blieb, als endlich der neuen babylonischen Gefangenschaft jene zwiespaltigen Wahlen folgten, die der Katholizität noch größeren Nachtheil gebracht haben, als die Häresien. Und näherliegende Jahrhunderte stellen den Zusammenhang, die Unlösbarkeit der Geschicke des Papstthums und Italiens, in noch helleres Licht. Den nepotistischen, ehrgeizigen, ruhelosen Päpsten der letzten Hälfte des fünfzehnten, den ersten des sechszehnten Jahrhunderts entsprach ein ruheloses Italien — den ruhigen, vielleicht zu ruhigen, und nachgiebigen Päpsten der beiden letzten Jahrhunderte entspricht ein sicherlich zu ruhiges und nachgiebiges. In unsern Zeiten endlich stand dem sechsten und siebenten Pius, den Gefangenen Frankreichs, ein von den Franzosen unterjochtes Italien gegenüber, und Pius IX., dem Wiederbeleber, steht ein Italien gegenüber, das nach neuem Leben strebt, das durch mehr oder minder große Anstrengungen, mit mehr oder minder großen Opfern, in kürzerer oder längerer Frist zu diesem neuen Leben gelangen wird. Der einleitende und befruchtende Akt dieser Regeneration, jener der unsterblichen Amnestie, war aber nicht ein Akt des Papstes, sondern des Fürsten; Amnestie und Reformen würden nicht erlassen worden seyn, ohne die weltliche Herrschaft; die weltliche Herrschaft leitete die große Umwälzung Italiens ein. Man mag diese zu Ende führen, wie man will: begonnen wäre sie nicht ohne die weltliche Papstgewalt."

Nicht minder zog Cesare Balbo die Folgen in Betracht, welche ein dauerndes Zerwürfniß mit dem Pontifikat, ein neues Exil des heil. Stuhls als Resultat eines solchen Zerwürfnisses nach sich ziehen würde, so für Italien, wie für die gesammte Christenheit. Er erläuterte die eigenthümliche Natur und Stellung der Päpste als Wahlfürsten und die nicht endende Transmission ihrer Rechte; das Interesse der ganzen katholischen Welt an ihrer Erhaltung und den gewaltigen Einfluß auf diese gesammte Christenheit, welche sie, zum unwiederbringlichen Nachtheil für Italien, auf die Nation, und das Land, das sie aufnehmen würde, übertragen müßten; er warnte vor drei Gefahren für die Ruhe und Einheit der Kirche, und somit für die ganze Zivilisation. „Kein Mensch, keine Nation, keine Zivilisation," sagte er, „so groß und mächtig sie immer seyn mögen, vermögen zwei oder mehrere große Unternehmungen zu gleicher Zeit auszuführen. Werden sie durch eine Aufgabe absorbirt, so müssen natürlich die übrigen darunter leiden: wollen sie allen sich gleichmäßig widmen, so verfehlen sie alle. Unsere moderne Zivilsation würde bald in ihrem nothwendigen schönen Fortschritt erlahmen, verirrte sie sich in religiöse Kämpfe und Schismen. Und jede Nation hat hienieden ihre Aufgabe wie ihre besondere Bestimmung. Erfüllt sie die Aufgabe, so erreicht sie das Ziel dieser Bestimmung, und nur dann gelangt sie zu Macht und Glück. Es ergeht hierin den Nationen wie den Individuen. Die Bestimmung Italiens aber, seit achtzehn Jahrhunderten, ist, Zentrum der Christenheit zu seyn. Zerstört ihr dieses Zentrum, so werden nicht ich, nicht ihr, nicht irgendwer auf der Welt eine neue Bestimmung ausfindig machen für unser Vaterland. Unsere Bestimmung, als Mittelpunkt der religiösen Einheit, ist eine große, eine großartige, deren Bedeutung im Wachsen begriffen ist; überdieß haben wir eine Aufgabe, welche jene fördern kann, wie sie Alles fördert, welche allen Nationen Angelpunkt ist: die Erlangung unserer Unabhängigkeit. Diese müssen wir hauptsächlich durch uns selber erlangen und uns erhalten, mit unserm Blut wie mit unserm Gut, mit unsern Gefahren wie mit unsern Opfern; aber auch mit der Hülfe und der Sympathie unserer Brudervölker. Entfremden wir uns diese nicht durch zwecklose Streiten über gegenseitige Rechte; entfremden wir uns diese nicht, indem wir in unserer Mitte zerstören, was dieselben bei uns am höchsten halten, was das seiteite

Band bildet zwischen ihnen und uns, was sie als unsere besondere Aufgabe zum Frommen der christlichen Gesellschaft, der christlichen Republik zu betrachten gewohnt sind, welche jede Nation nach ihren Kräften fördern soll. Die Gefahren aber, welche durch die Decentralisirung des Papstthums, Folge der Vernichtung der weltlichen Herrschaft, für die gesammte Christenheit heraufbeschworen werden, sind religiös, social und politisch, für Italien am größten. Und gesetzt selbst, diese Besorgnisse für die Zukunft wären übertrieben oder selbst grundlos, ist es denn weise, ist es löblich, in einem Augenblick, wo wir die Frage unserer Unabhängigkeit noch ungelöst in Händen haben, eine andere Frage, eine vielleicht noch schwierigere und bedenklichere, ohne Noth vorzubringen? Werden wir nie dem alten Irrthum, nicht unserer römischen Vorfahren, die Alles anders begannen als wir, wohl aber unserer Ahnen mittelalterlicher Jahrhunderte abschwören, welche, indem sie Alles auf einmal erlangen wollten, Unabhängigkeit und Freiheit, Demokratie und Primat, und Fürsten und Päpste verjagten, ein kraftloses und zerrissenes Italien hinterließen, gerade zur Zeit, wo die andern Nationen sich kräftigten und einigten? Gott stehe Italien bei — Gott stehe Rom bei! Gott erfülle Rom und die Päpste mit dem Geist der Versöhnung — Gott bestärke Euch und Minister und König in der Politik der Versöhnung."

So sprach Cesare Balbo vor zwölf Jahren, wenige Wochen vor jener Schlacht von Novara, in welche das Drängen der Parteien, mehr noch als das der eigenen innern Verstörung, den König Karl Albert trieb. Wie vieles von dem, was der unerschrockene Vorkämpfer der italienischen Unabhängigkeit, aber zugleich unerschütterliche Vertheidiger des Papstthums, der Historiker und Moralist, der Philosoph und Christ, damals aussprach, paßt auch auf die heutige, mehr noch denn damals ernste Lage!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Grevenbroicher Kreisblatt schreibt: „Am Ostersonntage als Mittags drei Männer aus Gustorf (im Regierungsbezirk Düsseldorf) gegen Reisdorf feldeinwärts gingen, bot sich ihren überraschten Augen ein seltsamer Anblick dar: Auf dem sanft abgedachten Höhenzuge, der von Gustorf aus gegen Nordwesten den Gesichtskreis begränzt, erschienen Heeresmassen, die sich in der Richtung von Hahnerhof und Hoheneichen den Bergerbusch hin fortbewegten und stellenweise wie im Kampfe entwickelten. Man unterschied Fußvolk und Reiterei, unterschied den Dampf der Geschütze und des Kleingewehrfeuers und sah große Schaaren hin- und hergedrängt in heftigem, wechselvollem Kampfe. Der ganze Höhenzug wimmelte von größeren und kleineren Heeresabtheilungen. Es war, als ob mindestens ein Armeekorps im Feuer manövrirt habe. Jene drei Männer gewahrten einzeln aus verschiedenen Standpunkten Dasselbe, ehe der Eine dem Andern seine Wahrnehmungen mitgetheilt hatte, und zwei andere Männer aus der Nachbarschaft haben gleichzeitig Dasselbe gesehen. Etwa anderthalb Stunden hindurch wurde die Erscheinung beobachtet, worauf dieselbe, nach Westen hinziehend, verschwand. Die Glaubhaftigkeit jener Männer bürgt dafür, daß sie nicht absichtlich Unwahres berichten. Mögen Viele das ihnen Unerklärliche als Täuschung ungläubig abweisen, so dürfte doch die Möglichkeit einer Abspiegelung, wie sie in anderen Gegenden häufig vorkommt und vor einigen Jahren auch bei Lippstadt beobachtet wurde (im Sommer des Jahres 1853, bei Büderich), hier zur Erklärung gereichen."

In Irland hat jüngst wieder ein Grundherr seine Macht gezeigt und 141 Insassen, Männer, Weiber und Kinder, vom 90jährigen Greise bis zum Säugling auf der Mutter Arm von Gerichtsvollstreckern mitleidslos aus ihren Häusern und aus ihrer Väter Heimath vertreiben lassen, mit der Weisung zu gehen, wohin sie wollten und umzukommen, wo es ihnen gutdünke. Von den Häusern blieb kein Stein auf dem andern, sie wurden alle dem Boden gleich gemacht. Unter den Ausgetriebenen war eine Wittwe mit sieben Kindern und ein Ehepaar mit sieben Kindern. Diese armen, elenden und halbverhungerten Leute suchten auf dem kahlen Berge Zuflucht und Niemand kümmerte sich darum, ob und wo sie leben oder sterben mögen. Der Grund dieser Grausamkeit des Gutsherrn ist darin zu suchen, daß im November vorigen Jahres der Gutsaufseher ermordet wurde und der Thäter unentdeckt blieb. Der Gutsherr vermuthete den Thäter unter den Pächtern und drohte mit Ausweisung, wenn derselbe nicht bekannt würde. Dieses geschah nicht und so ist dieselbe wirklich erfolgt.

Ein höchst liederlicher, dem Trunke ergebener junger Mann forderte in einer Gesellschaft in rüder Weise einen Geistlichen auf, mit ihm zu trinken. Der Geistliche erklärte sich bereit und setzte hinzu, er könne trinken wie ein Vieh. Nachdem er ein Glas Wein geleert hatte, hörte er auf. „Warum trinken Sie nicht?" fragte der junge Mann. „Ein Vieh hört auf, wenn es genug hat", erwiderte der Geistliche ernst, zur großen Beschämung des Trunkenbolds.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 102 Sonntag, 28. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Werft ihn hinaus!“ schrieen verschiedene Stimmen. „Wir brauchen keine Aufwiegler! Schlagt ihn auf den Kopf! Hinaus mit dem Republikaner!“

Andere riefen: „Prügelt die Bärenhäuter, die Weinsäufer, die Russenfreunde!“

Jetzt klirrten die Gläser, die Tische wurden geschoben, Stühle zerschlagen. Ein heftiger Tumult brach unter den Gästen der Weinstube aus. Ein durchdringender Schrei erfüllte das Kellergewölbe, der Hauptredner war als ein Opfer dieses Auftrittes gefallen: ein Messer wurde ihm in die Brust gestoßen.

Die beiden Falschmünzer und Philibert verließen ihr Gemach, um Zeuge des Tumults zu seyn. Das Speisezimmer, in welchem die Drei standen, besaß eine kleine, besondere Ausgangsthüre nach dem Hofe.

„Schade,“ sagte der Taschenspieler, „sie haben den langen Polen niedergestoßen. Ein Dutzend Kerle wie der, und Polen wäre noch nicht verloren.“

Die vier alleinsitzenden Personen aus der Speisestube hatten sich beim Beginn des Lärms gleichfalls erhoben und versperrten, indem sie sich in die Thür der Weinstube stellten, den Ausgang aus derselben, denn plötzlich füllte sich der Laden und die Weinstube mit mehreren Polizeikommissarien. Diese bemächtigten sich sogleich des Verwundeten und führten ihn in den Laden, um ihm einen Verband anlegen zu lassen, da er stark blutete; alsdann wurden die Stimmführer und die am meisten bei der Schlägerei Betheiligten verhaftet und abgeführt.

Bei dem Anblick des Kommissärs trat der Taschenspieler überrascht in den Hintergrund und zog den Doktor am Arm mit fort.

„Seht einmal,“ flüsterte er diesem ins Ohr, indem er auf die Polizeimänner deutete, „wie kommen die auf einmal in den Kronenkeller! Das ist abgekartet! Ich sage Euch, unsere vier Nachbarn von vorhin sind Polizeispione, sie sind uns auf der Spur. Sie hätten uns sicher, wenn die Schlägerei nicht gekommen wäre, und wenn wir nicht machen, daß wir fortkommen, so werden wir abgefaßt. Die Falle war für uns gestellt; die Polizei hatte das Haus umgeben! Bernhard, ein Glück, daß noch ein Loch geblieben ist, denn die Kommissäre sind wahrscheinlich jetzt alle in der Weinstube zusammengelaufen, und wir können noch aus der Hinterthür über den Hof davonkommen.“

„Falscher Lärm Benjamin,“ sagte der Doktor kaltblütig zu seinem Kameraden, „man hat jedenfalls nach dem langen Polen gefischt, der hier für die Revolution in Posen aufwiegeln wollte. Mich unterhält der Krawall, Ihr seht Gespenster.“

„Ich sage Euch kommt!“ rief der Taschenspieler, indem sein ganzes Wesen die größte Unruhe verrieth.

„Wartet noch,“ sagte der Doktor beharrlich, „Ihr seht ja, unsere vier Bekannte verhalten sich so parteilos wie wir selbst.“

„Eben das ist schlimm für uns,“ entgegnete der Taschenspieler immer hastiger, „sie wollen sich gegen uns nicht verrathen, bis sie uns haben.“

„Der Teufel auch, Benjamin, Ihr seyd betrunken.“

„Macht was Ihr wollt!“ rief der Taschenspieler, indem er sich entfernte und wie eine Katze nach dem Ausgange der Speisestube suchte und verschwand.

Die Weinstube war von den Tumultuanten geleert, die Kommissäre hatten die Mehrzahl abgeführt und nur ein Polizeibeamter hielt bei dem verwundeten Polen, der noch schwer stöhnend am Boden lag, Wache.

Erst jetzt bemerkte der Doktor die Abwesenheit des Taschenspielers, da er sich vergeblich in dem öde gewordenen Keller nach ihm umsah, denn außer jenen vorhin bemerkten, unvermeidlichen Personen, deren Zahl sich auf drei verkleinert hatte und die sich jetzt lebhaft über den Vorfall unterhielten, waren die Stuben menschenleer. Nur zerbrochene Flaschen und Teller und umherliegende Stühle, wie der Qualm zerschlagener, verlöschender Lampen und die Düfte des am Boden vergossenen Weines zeigten traurige Spuren der stattgehabten Scene.

„Nun ists Zeit, daß wir auch aufbrechen,“ sagte der Doktor zu Philibert, „ich sehe, unser Kamerad läßt uns im Stiche. Wir wollen zusammen nach Hause gehen und über dieß und das berathen. Aber die Zeche müßt Ihr heut einmal richtig machen: mein Kamerad ist mit der ganzen Kasse abgegangen und mir fehlt alles Geld. Zu Haus gebe ich Euch die Auslagen zurück, mein Ehrenwort darauf, und das gilt etwas unter

uns. Heda!" rief er durch den Keller und klingelte. Der Kellnerbursche kam verstört angelaufen. „Der Herr will bezahlen," sagte der Doktor, „was macht die Rechnung?"

„Drei Thaler fünfzehn Böhm mit Abendbrod," war die Antwort.

Philibert reichte dem Burschen den Fünfthalerschein, den er von dem Taschenspieler einwechselte, und der Junge ging vor, um den Ueberschuß zurückzubringen.

Anstatt des Ladenburschen trat jedoch eine jener, von dem Taschenspieler als Polizeileute bezeichneten Personen, aus der Nebenstube in das Gemach. Der Herr hielt den zu wechselnden Kassenschein in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung
des Vortrags des Herrn Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung.)

Die Einheits- oder Großmachtsidee, wovon gegenwärtig das italienische Volk bis zum Fanatismus ergriffen ist, ist kein fremdes Gewächs, keine Ausgeburt des Revolutionsschwindels oder des Carbonarismus, sondern eine Pflanze des fast immer wolkenlosen Himmels Italiens, von seiner warmen Luft angehaucht und von dem Glanze seiner milden Sonne erwärmt. Diese Idee ist heimisch in Italien, nur ist sie wie die Wärme in den verschiedenen Körpern größtentheils im gebundenen Zustande, sie ist schlummernd und unthätig, bis der Revolutionsgeist, der Carbonarismus, die Freimaurerei es für zeitgemäß findet, diese schlummernde Idee zu wecken, das Feuer unter der Asche zur hellen, verheerenden Flamme zu entzünden.

Man wird sich auch über diese Erscheinung nicht sonderlich wundern, wenn man nur in den Geist und den Charakter der italienischen Völkerstämme näher eingehen und sich die große Vergangenheit vergegenwärtigen will, deren sich Rom und Italien einst erfreute, und die der Römer und Italiener niemals ganz vergessen wird.

Was war Rom, das alte, heidnische Rom? Glänzend von Marmor, von Vergoldungen und von allen Meisterwerken der vorgerücktesten, materiellen Zivilisation saß Rom, die Königin der menschlichen Stärke und Kraft, auf den sieben Hügeln. In seinem ungeheuren Umfange enthielt es 46,602 Inseln oder durch Straßen getrennte Häusergruppen, 2117 Paläste von unbeschreiblicher Pracht, 424 öffentliche Plätze, 470 Götzentempel, 45 Paläste der Corruption, 856 Badanstalten mit unermeßlichem Luxus und Aufwand eingerichtet, 1352 Seen oder Wasserbehälter, 32 heilige Haine, 2 große Amphitheater, wovon eines 87,000 Zuschauer sitzend und 20,000 auf den Terrassen faßte, 2 große Zirkus, wovon einer 483,000 Plätze umfaßt haben soll, 5 Plätze, wo man Seeschlachten lieferte, 23 riesenmäßige Pferde von Marmor, 80 von vergoldetem Erz, 84 von Elfenbein, 36 Triumphbögen von Marmor, mit den kunstreichsten Bildhauerarbeiten geschmückt, 10 Bibliotheken, 48 Obelisken, 11 Forum, 10 Basiliken und ein unzähliges Heer von Statuen, aus Marmor, Erz und selbst Gold gefertigt. (Nardini's Roma antiqua p. 436.) 14 Wasserleitungen führten Rom das Wasser oder vielmehr die Ströme der nahen Berge zu; 24 Straßen, mit breiten Steinplatten gepflastert und mit stolzen Mausoleen begränzt, gingen aus den 24 Thoren der Stadt und führten von der Hauptstadt der Welt in die Provinzen.

So zeigt sich uns die Stadt der Cäsaren, die eigentliche Urbs. Aber noch haben wir kein vollständiges Bild von der Größe Roms. Jenseits der Wälle, welche die eigentliche Stadt, Urbs, schützend umgeben, entrollt sich den Augen eine neue Stadt, Civitas, eine unermeßliche Verlängerung der ersteren. Was die Vorstädte von Paris oder Wien für diese großen Städte sind, das war für das mit Wällen umgebene Rom, das Rom **extra muros**. Seine unzähligen Gebäude bedeckten die heut zu Tage öde Kreisfläche, welche sich in einen Durchmesser von sechs Meilen von Otrikulum nach Ostia, von Albano und Tivoli nach Civitavechia hin erstreckt. Hören wir die alten Schriftsteller, die von seiner Größe und Ausdehnung berichten!

Rom, sagt Aristides von Smyrna, ist die Stadt der Städte, die Stadt der ganzen Welt. Ein Tag würde nicht hinreichen, was sage ich? ja alle Tage eines Jahres wären zu wenig, um alle Städte zählen zu können, die in dieser göttlichen Stadt gebaut sind. Jenseits der Stadtmauern sind alle Plätze bewohnt, fügt ein anderer Geschichtschreiber hinzu, so daß der Schauende, welcher den Umfang Roms kennen lernen will, immer sich irre geführt sieht, denn es gibt kein Zeichen, woran man erkennen könnte, wo die Stadt anfängt und wo sie aufhört. Das kommt daher, weil die Vorstädte so mit der Stadt vereinigt sind, daß sie den Blicken das Bild Einer Stadt darstellen, welche sich ins Unendliche hinzieht. Die Stadt, fährt Aristides fort, reicht in das Meer hinab, wo der Universalmarkt und der Zusammenfluß aller Produkte des Erdballs sich befindet und die Größe Roms ist der Art, daß der Schauende, er mag seyn, wo er will, immer meinen kann, er sey im Mittelpunkte derselben.

Das also war das heidnische Rom in den Tagen seines Glanzes. Es warf über seine Mauern und Hügel seine unermeßlichen Vorstädte, die alle Städten glichen, hinaus bis nach Tibur, Otriculum, Arici und noch weiter. Nach diesen Zeugnissen hätten Rom und seine Vorstädte einen Raum von zehn Meilen im Durchmesser bedeckt. Ein im Leben Constantins erzählter

Umstand bestätigt auf besondere Weise die Wirklichkeit dieser ungeheueren Verhältnisse. Dieser Fürst war auf seinem Zuge nach Rom in Otricoli angekommen. Schon hatte er einen Theil dieser Vorstadt durchschritten, als er sich zu dem Perser Hormisdas, einem berühmten Baumeister, wandte und ihn fragte, was er von Rom dächte. Ueberrascht von der Pracht und der unermeßlichen Zahl der Gebäude, antwortete der Fremdling: „Ich glaube, wir haben schon die Hälfte hinter uns.“ Es waren aber noch weiter als 4 Meilen nach der eigentlichen Stadt. (Ammian. Marcellinus.)

In Ermangelung aller dieser Beweise würde schon der bloße Anblick der römischen Ebene den ungeheueren Umfang der alten Kaiserstadt beweisen; der ausgehöhlte, stark bearbeitete, äußerst ungleiche Boden, die auf der Oberfläche zerstreuten unzähligen Trümmer von Monumenten sind gleichsam eben so viele Stimmen, die sich auf allen Punkten der Fläche erheben und rufen: „Hier war Rom.“ Und in dieser Stadt mit ihren kostspieligen Palästen, mit ihren unzähligen Säulenhallen und unermeßlichen Denkmalen des Luxus, der Macht, des Reichthums, mit einem Wort, der materiellen Zivilisation — bewegten sich 5 Millionen Einwohner. An dem Glanze, dem Reichthume und der Größe Roms partizipirten theilweise die übrigen Städte Italiens und der Provinzen des ungeheuren Römerreiches, das sich über Europa, Asien und Afrika erstreckte.

Und nun denken wir uns den Römer, den Italiener der neueren Zeit, mit seinen materiellen und industriellen Beschäftigungen. Auf jedem Weg, den er betritt, zeigt sich ihm eine Welt von Erinnerungen, Ruinen, heidnischen Denkmälern, die sein Auge, seinen Geist fesseln; er mag an dem alten Kapitol vorübervandeln, dem Herzen des alten Roms, dem Heiligthum der alten Welt, der Zitadelle des Despotismus, oder am dem Forum, in dessen herrlichen Säulengängen, durch Meisterwerke der Kunst verschönert, sich die alte römische Welt bewegte, oder an den Triumphbögen des Titus und Constantin, welche ihn an seine glorreiche Geschichte erinnern. Am Fuße des Kapitols sieht er den berühmten, goldenen Meilenzeiger glänzen, von wo aus die vielen Wege gingen, welche zum unabläßigen Verkehre zwischen der Königin der Welt und all den Völkern dienten, die ihre Vasallen geworden. An der Hand der Geschichte vermeint er auf den breiten Steinplatten, die Kuriere hin und her eilen zu sehen, welche die Befehle des Cäsars in den Orient, oder Occident, zu den Galliern, nach Germanien, bis an die Enden Spaniens brachten, — die Befehle an die zitternden Nationen, sich den Alles beherrschenden Launen eines Nero, eines Caligula zu beugen. Es zeigten sich, alle Zugänge bedeckend, die unzähligen, an Sprache, Sitten und Trachten so verschiedenen Fremden, welche die Neugierde, die Vergnügungssucht, der Ehrgeiz, die Geschäfte jeden Tag zu Tausenden in eine Stadt führten, die weniger eine Stadt der Römer, als eine Stadt der Welt war; — er sieht die großen Frachtwagen, welche die Reichthümer jeder Art aus den Provinzen in die Hauptstadt einführten.

Betrachtet er dagegen die gegenwärtige Stadt Rom mit ihren bescheidenen 170,000 Einwohnern, und dem weiten, öden Raum, der sich von den Häusern nach dem alten Walle hin erstreckt; sieht er die Stätte, wo das alte Rom gelegen, von Weinbergen, Gärten, unbebauten Strecken, von Ruinen eingenommen, zwischen welchen man Heerden von Schafen und Rindern herumirren sieht, so wird er leicht vom Gefühle der Wehmuth, der Traurigkeit, des Schmerzes über den Verlust der ehemaligen Größe erfüllt.

Dazu kommt nun noch das zahlreiche Heer von reisenden Engländern, Franzosen, Norddeutschen und Touristen aus allen Nationen, welche das Jahr über Italien mit ihrem Besuche überschwemmen. Sie betreten in Baccano die römische, offene Ebene. Das Geräusch der Welt ist hier verstummt; keine Bewegung, keine Bäume, keine Wohnungen, keine bebauten Felder sind mehr sichtbar. Vor dem Auge des Reisenden entfaltet sich eine schrankenlose Fläche, in der hie und da einige Hirten herumirren, welche, auf ihre langen Stöcke gestützt, langsam Ziegen- und Schafsheerden folgen; ein umgeschaufelter, ungleicher, ausgehöhlter Boden, auf welchem von Strecke zu Strecke wie gebleichte Gebeine auf einem Schlachtfelde, Stücke von weißem Marmor, Trümmer von Säulen, gebrochene Friese, Gräber und Ruinen sich zeigen; überall das Bild des Todes. In der That, diese öde Fläche, einst der Thron des alten Rom, ist heut zu Tag sein Grab. Und dieß so viel hundertjährige Grab hat die Vorsehung unter der Hand der Kultur und der Industrie nicht verschwinden lassen. Es muß vor den Augen der Geschlechter als ein doppeltes Denkmal der furchtbaren Macht jenes heidnischen Roms bleiben, das Daniel (Daniel, 7, 19.) in der Gestalt eines Riesenthieres sah, das, der Schrecken der Welt, Alles unter seinen ehernen Füßen zertrat, was seine Eisenzähne nicht zermalmt hatten, — und der noch größeren Macht Gottes, welcher dasselbe stürzte. Das unsterbliche Zeugniß des vollständigen Sieges ist dieß Gemälde voll Melancholie und Majestät; auf diesem ungeheuren Grabe, im Zentrum dieses unermeßlichen Panorama's von Ruinen thront das christliche Rom, ruhig, strahlend von Jugend und Schönheit.

Anstatt aber, daß solche Gedanken und Betrachtungen diese Fremden in die Stadt Rom einführen, begleitet sie Melancholie und Mißstimmung; voll Abneigung gegen den Katholizismus schleudern sie das Urtheil, das die göttliche Vorsehung über das alte Rom ausgesprochen, auf das neue christliche Rom. Unwillig, daß nicht das gewöhnliche Geräusch und der Lärm der großen Städte, wie von Paris oder London sie begrüßt, — da sie nichts Höheres in der Welt kennen, als Eisenbahnen, Industrie u. s. w. — treten sie ein in

die ruhige Stadt, besehen größtentheils ihre heidnischen Alterthümer und Merkwürdigkeiten, ohne den noch größeren und kostbareren Schätzen des christlichen Alterthums einige Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei unterlassen sie nicht, die alten Erinnerungen ehemaliger, materieller und politischer Größe in den ruhigen Bewohnern wach zu rufen, und darauf hinzuweisen, daß das Papstthum allein die Schuld ihres gegenwärtigen Zustandes trage, und daß nur die heroische Erhebung zu einem Einheitsstaat vermögend sey, die ergiebigen Arterien des Reichthums und des Ueberflusses, die früher so reichlich für sie geflossen, wieder zu öffnen. Und wenn diese Erinnerungen in Hunderten von Flugschriften und Broschüren in Masse, wie es seit 30—40 Jahren geschieht, unter dem Volke verbreitet werden, — ist es zu wundern, wenn der schlafende Löwe geweckt wird, wenn die alten Lieblingsideen, vielfach von ihren Dichtern besungen, bis zum Fanatismus gesteigert werden?

Aber umsonst ist der Versuch. Der Leichnam des alten Roms kann nicht wieder erweckt werden. Das neue Rom hat eine höhere Aufgabe, eine höhere Bestimmung als das alte. Obwohl aller Attribute der Stärke entkleidet, ist es bestimmt, die Königin der Nationen des ganzen Erdkreises zu seyn. Mehr als zweitausend Jahre trennen uns von den Dichtern, die uns in Virgil, Tibull, Prudentius und Martial seine Ewigkeit besungen haben, und ihre prophetischen Gesänge haben nicht aufgehört, fort und fort in Erfüllung zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Geist der Freiheit regt sich in Frankreich. Man erinnert sich vielleicht, daß in den vierziger Jahren in den französischen Theatern die Oper „Karl VI." zu kriegerischen Manifestationen gegenüber dem damaligen Ministerium benützt wurde. Ihre Wiederaufführung im großen Theater zu Bordeaux am vorigen Donnerstag hat ähnliche Scenen, nur im anderem Sinne hervorgerufen. Alle Lokalblätter suchen den Enthusiasmus zu schildern, den einzelne Stellen der Oper hervorbrachten. „Es war eine Manifestation — sagt eines jener Blätter — des doppelten Gefühles, das Frankreich beseelt: der Liebe zum Vaterland, der Liebe zur Freiheit." Gleich der zweite Theil der Ouvertüre, worin die Arie: „Frankreich hat vor Knechtschaft Schauder", enthalten ist, mußte vom Orchester viermal wiederholt werden. Bei der Stelle im zweiten Akte, wo der Dauphin erklärt, daß Frankreich seine verlorene Freiheit wieder erobern werde, brach ein wahrer Beifallssturm los, Ruf und Hurrahs erschollen im ganzen Hause. Am Schluß der Vorstellung war das Publikum in einer merklich gehobenen Stimmung; trotz der Entfernung des Orchesters mußten die Schauspieler den Refrain wiederholen: „Krieg den Tyrannen! Niemals, niemals wird in Frankreich, niemals hier der Brite herrschen", wobei das Publikum zum großen Theile mitsang. Andern Tags sollte die Oper abermals aufgeführt werden, und nach den Aeußerungen der Blätter zu urtheilen, wäre die Demonstration in noch viel großartigerem Maßstabe wiederholt worden; allein ein „höherer Befehl" untersagte die Vorstellung.

Der Bäckermeister N. in dem Städtchen X., ein sehr stattlicher und wohlhabender Mann, lebte mit dem Bürgermeister in einer fortwährenden Mißgunst. Als Letzterem eines Tages ein Magistratsschreiben an den Ersteren zur Unterschrift vorgelegt wurde, welches „An Herrn Bäckermeister N." addressirt war, machte der Bürgermeister seiner Mißgunst Luft und einen dicken Strich durch das Wort „Herr". Der Bäckermeister beim Anblick der Adresse Feuer und Flamme, schritt aufs Rathhaus, um die Herren zur Rede darüber zu stellen. Sie könnten das „Herr" weglassen; aber erst hinschreiben und dann ausstreichen — so ließe er sich nicht behandeln! — Der Bürgermeister, in ruhiger Würde, sagte: das sey ganz egal, — „wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dasteht." Der Bäckermeister ging nach Hause, setzte sich hin und schrieb die Antwort auf den Inhalt des Schreibens; dann adressirte er sie: „An den naseweisen Magistrat", und machte durch das Wort „nase" einen Strich. Der Bürgermeister, nun seinerseits Feuer und Flamme, forderte den frevelhaften Bäckermeister vor. „Meine Herren," sagte dieser gleichmüthig, „Sie haben es alle gehört, was der Herr Bürgermeister gesagt hat: wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastände!"

[Eine Aeußerung des Papstes.] Einem Privatbrief entnehmen die „Briefl. Mitth." folgende Anekdote: Der Papst fragte eine in Rom anwesende hochgestellte fremde Dame, was sie in Rom am meisten interessirt habe, worauf sie ihm die Antwort gab: „Die Ruinen des Cäsarenpalastes auf dem palatinischen Berge." Der Papst erwiderte darauf: „Allerdings, es liegt eine große Lehre in jener Ruine; könnten Nero und die anderen Herrscher, welche die Christen so lange und so grausam verfolgten, einen Augenblick ihr Haupt erheben, sie würden nicht wenig staunen, diese nämliche Religion in Rom und auf dem ganzen Erdkreise mit unumschränkter Macht herrschen zu sehen!"

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 103 Dienstag, 30. April 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Sie haben diesen Fünfthalerschein so eben, wie ich gesehen habe, an den Burschen in Zahlung gegeben," sagte er zu Philibert, „ich frage, ob Sie noch im Besitze ähnlichen Geldes sind."

Philibert antwortete: „Erst heute Abend wechselte ich dieses Papiergeld ein. Ich frage, welche Berechtigung Sie besitzen, mich deßhalb zur Rede zu stellen?"

„Ich bin Polizeiinspektor und kündige Ihnen an, daß Ihr Geldpapier ein falsches ist und zwar aus der Fabrik einer Falschmünzergesellschaft hervorgegangen, welche wir verfolgen." Er wendete sich zu dem Doktor, „Sie, sagte er, der Sie sich für einen Thierarzt ausgegeben und der vorhin hier anwesende Taschenspieler, welcher die Flucht während des Tumultes ergriff, sind uns von einem Ihrer eingefangenen Mitschuldigen, dem Former Röthlich, als zu den Verbrechern gehörig angegeben und beschrieben worden."

Der Doktor strich mit einer Miene des Unbehagens stillschweigend seinen Knebelbart. Philibert erbleichte. Ueberrascht durch die gefährliche Wendung, welche sein Abenteuer nahm, sagte er: „Dieß Alles ist ein Mißverständniß, ich ersuche Sie —"

Der Beamte unterbrach ihn mit den Worten: „Sie sind uns freilich von den Eingefangenen noch nicht bezeichnet worden, es ist dieß jedoch gleichgültig. Ich habe Sie auf der That ergriffen und Sie werden jedenfalls in genauer Verbindung mit diesen Leuten stehen. Indem ich Sie, als auch den sogenannten Doktor Bernhard im Namen des Gesetzes verhafte, fordere ich Sie auf, mir das Billet zu überliefern, welches Sie diesen Männern vorhin heimlich überbrachten."

Philibert zauderte.

„Machen Sie keine Umstände," rief ihm der Doktor mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe zu, „wir sind doch nicht im Stande, unter diesen Umständen das Mißverständniß zu lösen. Mitgefangen, mitgehangen."

Philibert lieferte demnach das Billet Wesley's an den Beamten aus.

„Sie werden uns nun folgen!" sagte derselbe, und spät in der Nacht wurde Philibert und der Doktor unter der Anklage wegen Anfertigung und Verbreitung von falschem Gelde nach dem Inquisitoriat der Stadt abgeführt.

12.

Das Inquisitoriat.

Philiberts plötzliche Verhaftung im Kronenkeller gegeschah durch ein so unerwartetes Ereigniß, daß er sich derselben nicht entziehen vermochte, obgleich er sich mit dem Zutritt in den Kreis gefährlicher Menschen auf bedrohliche Entscheidungszustände vorbereitet hielt. Es blieb ihm nur die Wahl, bei dem bevorstehenden Verhör seinen wahren Charakter und die Umstände zu entdecken, die ihn nach dem Keller geführt hatten, oder die Rolle eines haustrenden Juden beizubehalten und seine Theilnahme an der Verbindung der Falschmünzer zu leugnen, oder nicht. In jedem Falle waren die Verdachtsgründe sehr stark gegen ihn erhoben, und wenn er sich auch sehr leicht als den Sohn des Bürgermeisters v. Herzford hätte legitimiren können, so würde er hierdurch die gegen seinen Vater schwebende Anklage, mit dem er jetzt in einem Hause gefangen saß, nur verschlimmert haben, da er, als der Sohn des wegen Fälschung eines landesherrlichen Dekrets eingezogenen Bürgermeisters, unter einer Bande von Fälschern ergriffen worden war. Wenn das Gericht Philiberts Angaben, auf welche Weise er den Brief Wesley's auffand, nur für leere Ausflüchte erachtete, und wenn der Doktor aus Neid und Schadenfreude ihn als einen Mitschuldigen bezeichnete, würde er dann im Stande gewesen seyn, sich von dem Verdachte der Anklage zu reinigen? War seines Vaters Schicksal alsdann nicht durch den eigenen Sohn in der peinlichsten Weise gefährdet worden? Das mißglückte Unternehmen Philiberts hatte außerdem nur den Erfolg gehabt, den wirklichen Charakter der Verbindung Wesley's und des Barons zu erfahren, und daß er mit Bestimmtheit schließen konnte, daß unter diesen Personen, welche nach dem Leben seines Vaters trachteten, der Betrug gegen denselben ausgeführt worden sey.

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten Philibert, als er in einer Zelle des Inquisitoriats auf einem Schemel sitzend, sich mit dem Falschmünzer zusammen gefangen gehalten sah. Er starrte düster auf den

Boden, mit aller Anstrengung auf einen Rettungsplan denkend.

Ein ebenso leichtfertig als spöttisch klingendes Gelächter des Doktors, der sich in seiner Nähe befand, ließ ihn aus seinen quälenden Gedanken emporschrecken.

„Seyd Ihr ein Duckmäuser," rief der Doktor, „oder was heckt Ihr aus; ich höre ja kaum Euren Athem! Bei der Dunkelheit, die in dieser verdammten Herberge herrscht, kann ich Euch auch nicht einmal sehen. Sagt mir doch, Kamerad, wo habt Ihr den Robert Wesley kennen gelernt? Wußtet Ihr denn nichts von unserem Geschäftsverkehr, und was treibt Ihr denn in der Welt?"

„Ihr fragt viel auf einmal," gab Philibert zur Antwort, bemüht, die Bekanntschaft und Vertraulichkeit des Falschmünzers auszubeuten. Und da besonders daran lag, die Art der Betheiligung des Barons an der geheimen Verbindung zu erforschen, suchte er das Gespräch auf diesen zu lenken. „Ich habe mit Wesley in keinem näheren Verhältnisse gestanden," fuhr er fort. „Da ich hausire und unter der Hand Geldgeschäfte betreibe, verhandelte ich nur mit dem Herrn Baron von Osinsky, welcher mich braucht. Ich kam aus Breslau, wo ich mit dem Baron Geschäfte hatte. Wesley war ebenfalls dort, und da ich nach Sch . . . wollte, gab mir dieser den Auftrag, das Billet an seine Mutter zu bestellen, die ich um so lieber kennen lernte, als mir die Alte bei einigen Unternehmungen sehr gute Dienste leisten konnte."

„Das kann ich Euch sagen," erwiderte der Doktor, der nicht ohne Ueberlegung die Auseinandersetzung Philiberts angehört hatte, „Wesley hat Euch hiermit ein großes Vertrauen geschenkt, Ihr müßt Euch ihm sehr verbindlich gemacht haben."

„Ihr scherzt wohl nur?" sagte Philibert. „Wenn Wesley wußte, daß seine Bestellung so bedenklich war, hätte er sich mir sehr verbindlich gemacht, wenn er lieber selbst hierhergekommen wäre."

Der Doktor lachte. „Wahrscheinlich würde dieß auch geschehen seyn, wenn sich Wesley der Sicherheit seiner Person wegen hätte unsichtbar machen können."

„Ich verstehe," fiel ihm Philibert in die Rede, „der Steckbrief des Erkontroleurs ist noch nicht erledigt. Meinetwegen hätte der Baron v. Osinsky die Sache übernehmen mögen."

„Der Baron v. Osinsky!" rief der Falschmünzer nach kurzem Schweigen aus. „Ich kenne ihn durch Wesley, und so viel ich weiß, wünscht der Baron den Erkontroleur dahin, wo der Pfeffer wächst."

„Ich versichere Euch, daß Beide zusammen nach Posen, wo der Baron auf dem Gute einer Gräfin lebt, gereist sind." Philibert zog diese Behauptung aus den Angaben Josephs als auch aus dem Briefe Wesleys'.

Der Doktor sann schweigend eine längere Zeit nach. Dann sagte er mit einer seinem gewöhnlichen Phlegma fremden Stimme: „Ihr macht mich glauben, daß diese beiden Menschen von Neuem im besten Einverständnisse stehen. Sollte sich dieser Baron wohl gar noch bestimmen, nachdem er mit dem Bürgermeister Herzford so gut fertig geworden ist, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, um seine Finanzen auszubessern? Sollte er der Gelegenheitsgeber jener Werkstatt für uns in Posen seyn, worauf Wesley durch sein Schreiben unsere Hoffnung rege macht? Ehe ich vergesse! Wenn Ihr ein Freund des Barons seyd, wie Ihr sagt, dann bestellt doch, sobald Ihr ihn wiedersehet, einige Grüße von mir."

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung

des Vortrags des Herrn Stiftsprobstes Dr. von Döllinger über die weltliche Macht des Papstes in dem großen Saale des kgl. Odeons zu München.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das neue christliche Rom hat eine viel höhere und edlere Bestimmung, als das alte heidnische Rom; es hat zwar auch viele äußere Schönheiten aufzuweisen, aber was sind sie gegen die innere Schönheit, welche die Stadt des großen Königs ziert! Wie die Königin des Heidenthums, sitzt die Königin des Evangeliums immer auf den sieben Hügeln; sie breitet sich selbst auf der andern Seite der Tiber über den Vatikan und den Janikulus hin aus; sind zwar die Namen und die Orte dieselben geblieben, so haben sich doch die Sachen geändert. Statt der heidnischen Tempel krönen dem wahren Gott geweihte Kirchen alle Anhöhen; die von Nero, Caligula, Heliogabal entweihten Orte werden von religiösen Genossenschaften bewohnt. So sehen wir auf der Höhe des Kapitols an der Stelle des Tempels Jupiters selbst die der göttlichen Jungfrau geweihte Kirche Ara Coeli glänzen. Auf dem Palatin erheben sich mitten unter den gestaltlosen Ruinen des Palastes der Cäsaren die Kirchen des heiligen Theodor und des heiligen Bonaventura; der Cölius zeigt die strahlende Basilika des heiligen Johannes vom Lateran, die Kirchen der vier gekrönten Martyrer und der heiligen Johannes und Paulus. Der Aventin, berühmt durch seinen Dianentempel, trägt die schönen Kirchen der heiligen Sabina, des heiligen Alexis, der heiligen Priska. Auf dem Quirinal, nicht weit von der Trajanssäule, glänzen Sankt Dominikus und Sixtus, Sankt Sylvester, Sankt Maria vom Siege. Der Viminal wird von der prächtigen Kirche Sankt Maria der Engel geschmückt. Auf dem Esquilin glänzen Sankt Maria die Größere, Sankt Petrus in Banden, Sankt Martin. In der Ferne zeigt sich am Horizont der Janikulus mit seinem Tempel von Bramante, und hinter der Vatikan mit dem Wunder der Kirchen, Sankt Peter.

Als Königin der Stärke und der Kraft stand das heidnische Rom auf der Höhe seiner Größe und Macht.

Lange Zeit zerdrückte sein eisernes Zepter die durch seine Waffen unterworfene Welt: es herrschte über die Leiber. Als Königin der Liebe steht das christliche Rom noch immer auf der Höhe seiner wohlthätigen Bestimmung, den freiwillig unterworfenen Nationen die sanfte Bürde des Evangeliums auflegend. Es herrscht über die Seelen, und immerdar wird es die herrschende Stadt bleiben. Zwar bekriegt es nicht mehr die Carthager, die Parther, die Dacier, die Germanen, aber es bekriegt unaufhörlich die Irrthümer und die Laster, die noch weit gefährlicheren Barbaren, als die ersteren. Gibt man der Organisation der Stadt des Romulus seinen ungetheilten Beifall, die darauf berechnet war, die Welt ihrem Despotismus zu erhalten, so wird man keinen Augenblick anstehen können, die noch weisere Kombination aller Mittel in der Stadt des hl. Petrus zu bewundern, die am geeignetsten sind, die Welt nach den milden Gesetzen des Christenthums zu regieren. Rings umgeben von der Glorie des Martyrerthums, dessen heil. Ueberreste sie in ihrem Schooße bewahrt, fremd den politischen Verurtheilen und dem kaufmännischen, spekulirenden Treiben und Geräusch der großen Fabrikstädte, stark durch seine providentielle Bestimmung, befindet sich Rom in göttlicher und menschlicher Hinsicht in der vortrefflichsten Lage, um der ganzen Erde die Wahrheit des Christenthums mit einer unwiderstehlichen Macht verkündigen zu können. Seine ganze Hierarchie ist zu dem Zwecke organisirt. Die Einheit der Macht bildete die Stärke des heidnischen Roms; über Allen zeigte sich der Cäsar, der Stellvertreter und Oberpriester Jupiters. Ebenso zeigt sich im christlichen Rom ein höchstes Haupt, der Statthalter Jesu Christi, der Hohepriester der Wahrheit, die Stirne mit einem dreifachen Diadem geschmückt. Den kaiserlichen Thron umgaben der Senat, die Patres conscripti, deren Rathschläge den Fürsten bei der Regierung der Welt leiteten. Um den höchsten Bischof sehen wir das heil. Kollegium, den ehrwürdigen Senat der Kirche, versammelt, deren Erfahrung, Erleuchtung und besondere Tugenden den heidnischen Senat des alten Roms ohne alle Widerrede überstrahlen. Den vielen weltlichen Kollegien, welche jedes in seiner Sphäre über die Interessen des Römerreiches wachten, entsprechen heutzutage die vielen geistlichen Kongregationen, Kollegien und Tribunale, bestehend aus den vorzüglichsten Doktoren und Prälaten, welche mit Umsicht den verschiedenen Erscheinungen der Zeit nachforschen und Mittel aufsuchen, die Gebrechen der Zeit zu heilen und der bedrängten Kirche zu Hülfe zu kommen. Endlich umgeben den heil. Vater die Generale der verschiedenen Orden, welche den Geist und die Disziplin der religiösen Genossenschaften in lebendiger Frische und Kraft zu erhalten suchen; immer dem obersten Hirten zu Gebote stehend, gleichwie die Legionen des Prätoriums dem Cäsar immer zur Hand waren, eilen sie überall hin, wo ihre Gegenwart nöthig ist. Seit vielen Jahrhunderten sehen die von der Häresie angesteckten Länder, wie die heidnischen Völker sie an ihren ungastlichen Gestaden landen. Bald bringen sie unter dem weißen Kleide des Dominikaners, bald unter dem braunen Habite des Franziskaners, oder unter der schwarzen Sutane des Jesuiten den Glauben in die beiden Hemisphären, und mit dem Glauben bringen sie Kultur, Gesittung und Arbeitsamkeit. So kommen von den sieben Hügeln herab noch unaufhörlich Befehle; aber es sind nicht mehr Befehle der blogen Laune, der Willkür und des unmenschlichen Despotismus, wie einst bei dem heidnischen Rom, sondern Befehle, die die Wahrheit und das Gesetz der Ordnung und der Sittlichkeit zur Geltung bringen wollen.

Das ist in wenigen Worten die Wirksamkeit Roms nach Außen, während seine innere Wirksamkeit keine geringere ist. Einheimischen wie Fremden öffnet sie ihre großartigen Unterrichts- und Bildungsanstalten, die Propaganda, das römische, das englische und das deutschungarische Kollegium.

Zu einer solchen Wirksamkeit des römischen Pontifikats nach Innen und Außen ist aber wohl Macht, Besitzthum und Einfluß erforderlich. Das haben auch schon Früh die byzantinischen Herrscher eingesehen, deßhalb haben sie den Rechten des Stuhles Petri mehr Schonung erzeigt, als sie sonst irgend einem Menschen oder einer Anstalt zu erweisen pflegten. Ohne Zweifel stolz darauf, in der Person römischer Bischöfe Unterthanen zu haben, welche mit den fernsten Völkern großartige Verbindungen pflegen, und in welchen die halbe Welt die Statthalter Christi verehrte, haben sie die heilsamsten Verordnungen erlassen, um den Stuhl Petri mit Macht und Ansehen zu umgeben. Würden wohl die abendländischen Nationen einen Oberpriester, der vom griechischen Gnadenfelde lebte, geachtet, würden sie den geistlichen Satzungen eines offenbaren Werkzeugs byzantinischer Herrschaft Folge geleistet haben? Nimmermehr! Nur vor einem freien, selbstständigen Papste beugten sie sich.

Deßhalb ließen sich auch die fränkischen Könige angelegen seyn, den römischen Stuhl mit Macht und Ansehen zu umgeben und mit Besitzthum auszustatten, da Geldreichthum damals selten war, und als er die ansehnlichen Ländereien in Neapel, Sizilien und Griechenland durch die Sarazenen und Griechen verlor, einen Ersatz dafür zu leisten, was den nächsten Grund zum Kirchenstaate legte. Karl der Große, der den römischen Stuhl von dem Druck der Longobarden und der Griechen frei machte, wirkte besonders dazu mit, daß das Oberhaupt der Kirche sich mit neuer Würde erhebe, und seine kirchliche und geistliche Gewalt in vollste Wirksamkeit setze, indem ihm dieß das zweckmäßigste und gerechteste Mittel schien, die Kirche zu reformiren, und die alten strengen Gesetze, so weit es die Umstände erlaubten, wieder in Anwendung zu bringen. Eine Reformation, die um so dringender Be-

dürfniß wurde, je mehr bei steigendem Reichthum und Staatseinfluß der Bischöfe der Fall vorkommen mochte, daß mehrere unter ihnen von ihrem geistlichen Berufe abwichen. Auch andere Kaiser, wie Heinrich III., haben in der gleichen Absicht selbst am meisten dazu beigetragen, die Macht des römischen Bischofes als eines Oberhauptes der Kirche in Anwendung zu bringen. Es waren in der früheren Zeit oft gerade die wichtigsten Kaiser, welche der geistlichen Gewalt viel einräumten; damit nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche in gleichmäßiger Verfassung und strenger Ordnung regiert werde, schien es ihnen nothwendig, neben dem aristokratischen Bestandtheil der kirchlichen Gesellschaft, der bischöflichen Macht, auch die monarchische Gewalt des allgemeinen Oberhauptes aufrecht zu erhalten.

Diesen gewichtigen Thatsachen des ganzen Alterthums durch alle Jahrhunderte hindurch, welche es für nothwendig erachteten, das Pontifikat des römischen Stuhles mit Macht, Ansehen und Besitzstand zu umgeben, um seine volle geistliche und kirchliche Gewalt entfalten zu können, und den neuesten Aussprüchen des heil. Stuhles, des Episkopates und des kathol. Volkes gegenüber, läßt sich Hr. Dr. Döllinger zu München vernehmen: „Es ist Thatsache, daß der Besitz und die Regierung eines Staates an sich durchaus nicht nothwendig ist, um dem kirchlichen Oberhaupte Ansehen zu verschaffen; daß das Fortbestehen des Kirchenstaates in der öffentlichen Meinung Italiens, dem jetzt dort herrschenden Hauptgedanken eines großen, einheitlichen Reiches hindernd entgegensteht, und daß endlich das eigene Land des Papstes bis in sein Innerstes von Parteien zerwühlt, keine Klasse der Bevölkerung mehr enthält, welche eine ernstliche, thätige, opferwillige Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl entwickelt; daß ferner seit einem Jahrhundert durch ganz Europa die Tendenz der Säkularisation geht, das heißt das Bestreben, die weltliche politische Macht von der geistlichen zu trennen, und nirgends finden sich mehr die weltlichen Aemter in den Händen der Geistlichen. Das sind Thatsachen, aber nicht Wünsche oder Forderungen. Daß diese Lage in die Länge nicht bleiben könne, war vorauszusehen, und Kardinal Pacca sagte selbst, daß er nach fünfjährigem, unausgesetztem Nachdenken über diese Sache sich mit dem Gedanken nach und nach vertraut gemacht habe, daß der Kirchenstaat aufgelöst werden müsse, und daß diese Auflösung der Kirche sogar nützen könne." — Dr. Döllinger spricht in diesen Worten unfehlbar die Ansicht aus, daß die weltliche Macht des Papstthumes völlig unhaltbar, nicht mehr zeitgemäß, ja der geistlichen Wirksamkeit desselben nachtheilig sey. Auch wir glauben, daß es besser für das Oberhaupt der kathol. Christenheit wäre, wenn dasselbe aller Sorgen um ein weltliches Regiment enthoben seyn könnte. Allein, wie ist seine geistliche Unabhängigkeit ohne seine weltliche sicher zu stellen*)? Auf diese Kardinalfrage ist Hr. Döllinger die Antwort schuldig geblieben. Er stellt zwar den Satz auf: Der Papst kann nicht Unterthan werden, darf keinem Reich ausschließlich angehören, er muß frei und unabhängig als der gemeinschaftliche Vater Aller sein Amt verwalten. — Aber wenn er kein Unterthan seyn kann und darf, muß er nothwendig ein unabhängiger Herr seyn, denn ein Drittes gibt es nicht. Daß er für den Papst, wie einst für die flüchtige Latona, ein neues Delos dem Meere entsteigen läßt, ist zwar ein schönes poetisches Bild, aber es ist keine, eines so scharfsinnigen und gelehrten Kopfes, wie Döllinger, würdige Lösung des großen Problems.

Ebenso unwürdig ist es für einen Gelehrten und großen Historiker, in Behandlung einer Lebensfrage, die schon in dem ersten christlichen Zeitalter tiefe Wurzel geschlagen, und in allen darauffolgenden Jahrhunderten immer frische Blätter und reiche Blüthen getrieben, und die in die politischen, bürgerlichen, kirchlichen und religiösen Verhältnisse einer halben Welt eingreift, so einseitig und subjektiv zu verfahren, und nicht Thatsachen, die der Geschichte angehören, sondern Gesandtschaftsberichte von Regierungen, deren wühlerische Tendenzen gegen Rom nur allzu bekannt sind, und einige Aeußerungen gelehrter Männer zur Grundlage seiner Behauptungen zu nehmen. Nicht weniger vermissen wir in diesem Vortrage den edlen, sittlichen Haß gegen das Schlechte, das Unrecht einer gewaltsamen Beraubung des heil. Stuhles, so wie die entschiedene, aufmerksame, warme Vorliebe für das Hohe, der besseren Zeit Würdige, für das Recht der Kirche; denn die bloße Erwähnung des Unrechtes kann der Forderung der Pietät nicht genügen. Ueberhaupt trägt der ganze Vortrag nicht das Gepräge eines politischen Scharfsinnes oder tiefer historischer Forschungen, sondern er repräsentirt sich als die Arbeit eines trockenen, kalten Stubengelehrten, der taktlos, si totus illabatur orbis, Ansichten der Welt verkündet, welche die schwüle Atmosphäre der Gegenwart, das Zeitalter mit seinen Ablösungstheorien und seine liberalen und zersetzenden Ideen ihm eingeimpft hat. —

Nehmen wir jedoch keinen Anstoß an diesem Vortrage, denn nicht eine kirchliche Auktorität hat gesprochen, sondern nur ein einfacher Gelehrter, der wie alle Menschen dem Irrthum unterworfen ist. X.

---

*) Einer unserer größten Historiker der Gegenwart, Professor Gefrörer in Freiburg äußert sich hierüber: „Hebt die Bedingung irdischer Besitzthümer des hl. Stuhles und die Freiheit seiner Häupter auf, so stürzt die Einheit der Kirche in sich zusammen; d. h. mit anderen Worten: Die Landeshoheit der Päpste, die Unabhängigkeit des Patrimoniums Petri ist aus dem Kern des kathol. Glaubens hervorgegangen. (Siehe Papst Gregor VII. und sein Zeitalter. V. Bd. I. Hälfte. Schaffhausen. 1859.)

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 104 Mittwoch, 1. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich lasse ihn," fuhr der Doktor fort, „der Fürsorge wegen bitten, jenen vortrefflichen jungen Menschen wieder anzuschaffen, den er gebrauchte, die Handschrift des Bürgermeisters zu fälschen. Ihr wißt ja von der Affaire, wie ich eben hörte. Wesley hat von der Geschicklichkeit jenes jungen Menschen, den sich der Baron als Schreiber hielt, so viel Rühmens gemacht, daß ich, umsomehr da mein Augenlicht täglich abnimmt, ganz begierig bin, dieses junge Genie als meinen Lehrling zu benützen."

Philibert, ohne ahnen zu lassen, welchen Eindruck diese Mittheilung des Falschmünzers auf ihn ausübte, indem ihm hierdurch die Person bezeichnet wurde, deren Habhaftwerdung so wichtig für die Entscheidung des Prozesses seines Vaters werden konnte, sagte im Tone des Gleichmuths: „Ihr hättet besser gethan, den talentvollen Schreiber zu behalten. Weßhalb habt Ihr ihn laufen lassen!"

„Warum?" antwortete der Doktor verdrießlich. „Eben darum, weil er sich nicht halten ließ. Bei Nacht und Nebel nahm er der Veränderung wegen Reißaus. Wesley erzählte mir jedoch vor seiner letzten Reise, er habe ihn auf einem deutschen Gute in Posen bei dem Städtchen Sch . . . wiedergesehen. Seine Versuche, ihn an sich zu locken, seyen ihm mißlungen. Dieser geniale Herumstreicher kennt seinen Beruf nicht, der Kunstsinn ist in ihm noch nicht geweckt. Er soll auf dem Gute eine Tochter der Hausleute aus dem See von dem Ertrinken gerettet haben, und aus Dankbarkeit behielt man ihn im Hause."

Für Philibert war keines der Worte des Falschmünzers vorloren gegangen, und das Gespräch Beider betraf nunmehr ihre gegenwärtige Lage. Der Doktor machte Philibert mit der Aussicht einer Entweichung bekannt und mit der Entdeckung, daß Wesley, der Schließer des Inquisitoriats, Robert Wesley's Bruder sey und mit den Verbrechern im Einverständnisse lebe. Philibert mußte hierüber dem Falschmünzer einen förmlichen Eid der Verschwiegenheit leisten, und wurde von demselben mit einer schweren Drohung bedeutet, sobald er von dem, was er wisse und was sich noch zutragen würde, etwas verlautbaren sollte.

Der Schließer Wesley erschien am Morgen in der Halle der Gefangenen, woselbst auch das Protokoll ihrer Haftnahme aufgenommen wurde. Wesley und der Doktor hatten sich während der Zeit durch geheime Zeichen zu verständigen gewußt. Nachdem Wesley zu Mittag noch einmal die Zelle besuchte, machte er den Gefangenen die Anzeige, daß Beide am nächstfolgenden Tage nach der Zitadelle einer andern Stadt transportirt werden sollten, und daß daher eine Flucht der Gefangenen, wenn sie mit Hülfe des Schließers bewerkstelligt werden sollte, schon am folgenden Abende zur Ausführung kommen müßte. Wesley unterzog sich inzwischen der Besorgung aller zur Flucht rathsamen und nöthigen Dinge bis auf die Vorkehrungen, welche erst zur Stunde ihres Ausbruchsversuchs getroffen werden konnten. Die Gefangenen sollten ihren Weg über die Festungswerke nehmen und an einem bestimmten Orte ein paar Pferde zu ihrer Flucht bereit finden.

Die Zelle lag im ersten Stockwerke in der Hinterseite des Gebäudes, an welches sich von außen die Bastionen und Wälle der Festungswerke um die Stadt anschlossen. Der bezeichnete Weg der Flucht wurde dadurch gefährlich, daß der Festungsgraben in Folge vorgenommener Baulichkeiten im Wasser lag, wie auch durch die Aufmerksamkeit der Wachtposten auf den Wällen und der in der Nähe liegenden Kasematte. Dennoch konnten die Gefangenen keinen günstigern Zeitpunkt abwarten, da ihnen ihre bevorstehende Auslieferung nach einem andern Gefänguisse die Hülfe des Schließers entzogen haben würde.

An dem zur Entweichung bestimmten Abend begann der Falschmünzer damit, das Schloß der Zelle mit Werkzeugen, welche Wesley gebracht hatte, abzufeilen, um jeden Verdacht von dem Schließer abzuwenden. Die Thür wurde überdieß der Sicherheit wegen von Wesley am Abend nicht geschlossen. Vor Mitternacht verließen der Falschmünzer und Philibert ihr Gefängniß; das Flurlicht brannte nicht auf dem Gange, Wesley hielt die Wächter entfernt. Auf dem Boden fortkriechend, tappte der Doktor nach der von Wesley genau bezeichneten Stelle, wo sich die Fallthür befand, welche zu einer Mine herabführte, deren Ausgang auf den Wall mündete. Mit Hülfe Philiberts wurde der verborgene

Riegel der eisernen Klappe geräuschlos geöffnet, und Beide stiegen über eine Treppe in den ziemlich geräumigen unterirdischen Gang hinab. Der ganze Raum war finster und sie gingen, mit den Händen an den Wänden tastend, vorwärts. Das eigenthümliche Geräusch des Wassers in dem Festungsgraben und das Rauschen der Fluth in dem Schilfe und in den Weidenbüschen an den Wällen verkündete ihnen bald die Nähe des Ausgangs, welcher durch eine niedrige, eiserne Thür verschlossen war. Der Dokter wendete auch hier seine Feile geschickt und erfolgreich an; die Thür ließ sich nach wenigen Bemühungen öffnen, die Nachtluft drang kühlend in den mit dumpfer Luft erfüllten unterirdischen Gang.

Der bisher von keinem Hinderniß begleiteten Flucht der Gefangenen stellten sich nunmehr die bedenklichsten Schwierigkeiten entgegen. Nachdem Beide aus der Thür auf den Wall geklettert waren, legte Philibert, um sich freier bewegen zu können, seinen Mantel ab und verbarg ihn in den Weidengebüschen. Die Böschung des Werks war an dieser Stelle äußerst steil, und sie mußten die größte Vorsicht gebrauchen, um nicht in den Sumpf hinabzurutschen, welcher das Ufer des Grabens bildete. Beim Scheine des Mondes, welcher hin und wieder aus den dunklen Wolken des Himmels hervorleuchtete, prüfte der Falschmünzer zunächst die Möglichkeit, über den Graben hinaus zu kommen. Er überzeugte sich jedoch bald, daß sie das zwar nicht hohe, aber sehr sumpfige Wasser des Grabens weder durchwaten noch durchschwimmen konnten. Sie mußten zwischen den Festungswerken eine hierzu günstigere Stelle erspähen und demzufolge hinter den Weidenbüschen am Fuße des Walls weiter gehen.

Philibert, der nicht die Gewandtheit des Falschmünzers besaß, den vom Nachtthau schlüpfrigen Pfad sicher und schnell zurückzulegen, suchte ungeachtet der Warnungen des Doktors die Brustwehr des Walles zu gewinnen. In dem Gefühle seiner Freiheit und Unschuld vergaß er ganz, mit der nöthigen Vorsicht zu Werke zu gehen. Er wurde von dem Wachtposten bemerkt, welcher unfern bei der Kasematte aufgezogen war. Er hörte sich durch das Werda! des Postens schnell dreimal hintereinander angerufen, und da er keine Antwort gab, sondern sich zu entfernen suchte, dröhnte plötzlich der erste Lärmschuß des Postens über die Wälle, dem bald ein zweiter und dritter folgte.

Der Falschmünzer war aus der Nähe verschwunden, und Philibert — die Gefahr, in welcher er schwebte, erkennend — sprang so schnell er vermochte über die Wälle, um in die Stadt zurückzuschleichen, in der Hoffnung, die Wohnung seiner Tante zu erreichen.

Die Nacht war dunkler geworden, er hatte glücklich die Festungswerke hinter sich und befand sich in einer engen, ihm noch unbekannten Straße. Er überlegte, welche Richtung er einzuschlagen habe, als der Hufschlag mehrerer Reiter durch die angränzenden Straßen erschallte. Er vermuthete, daß ein Korps Gendarmen ihn verfolge, und mit beflügelten Schritten eilte er die Straße hinauf. Da schlug eine kreischende Stimme an sein Ohr; sie kam von einer auf dem Pflaster liegenden Frau, welche augenscheinlich im Rausche hier niedergefallen, bevor sie noch die Thür zu ihrer Wohnung finden konnte. Philibert, der den Galopp seiner Verfolger immer näher kommen hörte, beugte sich in fieberhafter Aufregung zu dem Frauenzimmer hinab und fragte, wo sie ihren Hausschlüssel habe. Jedoch die Betrunkene, in deren Gesicht Philibert das der alten Hehlerin Wesley erkannte, hörte und verstand seine Frage nicht. Sie war mit einem Mantel und Hut bekleidet. Philibert griff hastig nach diesen beiden Kleidungsstücken, nahm sie der Berauschten ab, dann noch immer voll Geistesgegenwart, entschloß er sich sogleich, diese Sachen anzulegen, um seine Verfolger zu täuschen.

Die Kühnheit ist niemals verdächtig. Er setzte den Hut auf, hing den Mantel um, und zog ihn halb in das Gesicht, ahmte den taumelnden Gang einer Betrunkenen nach und ging mitten auf dem Damme seinen Verfolgern entgegen.

Bald begegnete er den Reitern, fünf Gendarmen, die zur Verfolgung der Entflohenen die Stadt galoppirend durchstreiften. „Heda! Platz da!“ schallte ihm der Ruf von dem Anführer der Truppe entgegen. Anstatt jedoch auszuweichen, machte Philibert das Manöver eines Menschen, der vor Betrunkenheit niederfällt, so zwar, daß das Pferd des Gendarmen vor ihm aufsetzte und über ihn wegsprang. „Weiter!“ rief der Anführer; „laßt die Betrunkenen ruhig liegen.“ Die Reiter entfernten sich, und als Philibert den Hufschlag in weiterer Entfernung hörte, erhob er sich unbeschädigt und eilte in die nächste Gasse.

Der Stadttheil, in welchem er sich befand, war ihm jetzt bekannt, jedoch lag er ganz auf der entgegengesetzten Seite der Wohnung seiner Tante, die er zu erreichen gewünscht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rede Professor Edels,

womit er die Eingabe des Münchner Männer-Turnvereins an die zweite Kammer begleitete, lautet:

„Ringsum droht uns allgemeine Gefahr, der wir ohne Kampf wohl kaum entgehen werden. Dieß Gefühl ist allgemein getheilt: die Einen treibt es zu Rufen nach Verbesserung unserer Bundesverfassung, die Anderen suchen Heil in Schaffung einer Zentralgewalt.

In den Kampf werden wir unter der Fahne einer Zentralgewalt wohl nicht gehen, wenn wir auch vielleicht unter ihr aus dem Kampfe hervorgehen; denn die Wiege der wahren Cäsaren ist das Schlachtfeld. Die Heere zentralisirter Staaten haben große

Vorzüge vor jenen der andern. Ausgleichung ist aber möglich durch höhere Ausbildung der Einzelnen, durch die höheren Ideen, die ein Bundesheer beseelen. So haben die Griechen gegen die Perser, die Schweizer gegen Oesterreich, Burgund und Frankreich siegreiche Schlachten geschlagen. Auch deutsche Bundesheere haben bereits den Beweis geliefert, daß Frankreichs Armee nicht unbesiegbar ist. Gymnastik war ein Hauptstück griechischer Erziehung. Auch bei uns und gerade bei uns hat sie die höchste Bedeutung, da wir uns großer physischer Kraft erfreuen, ohne uns der Behendigkeit romanischer Völker rühmen zu können. Daher bei uns der Mangel der Angriffswuth neben aller Zähigkeit des Widerstandes. Nur die Turnkunst kann hier vermitteln.

Der deutsche Patriotismus ist ein gar strengflüssiges Erz, das langsam schmilzt und oft an einem Ende schon erkaltet ist, bis es am andern glüht. Der rechte Platz zur Flüssigmachung ist der Turnplatz. Wo dieser tüchtig besucht ist, da ist gleichzeitig patriotischer Sinn gepflegt. Die Verdächtigungen und Hemmnisse, womit man Jahre lang die Turnkunst heimgesucht, haben jetzt wohl einem freieren Schalten der Vereine Platz gemacht. Immer noch geschieht aber nicht genug; und doch sollten wir, neben der Erinnerung an die ritterlichen Uebungen einer früheren Zeit, aus der neueren Vergangenheit die Lehre geschöpft haben, daß die damals neu aufgeweckte Turnkunst begleitet war von dem allgemeinen Streben nach Einigung in allen Punkten, in denen Einigung nöthig, von Vaterlandsliebe und Haß gegen Fremdherrschaft.

Gebt dem ganzen Volke Waffenfähigkeit, und wir werden siegen; wenn Alle wacker kämpfen können, so wird sich auch der Führer finden. Aus der stiefmütterlichen Behandlung, die die Turnkunst dermalen bei uns genießt, wo einerseits an Apparaten und Lokalen Mangel ist, andererseits die Theilnahme an den Turn-Uebungen vom guten Willen der Schüler und der mehr oder minder übertriebenen Zärtlichkeit der Mütter abhängt, muß die Turnkunst zu einer Staats-Angelegenheit erhoben werden, wie in Preußen, Sachsen und mehreren deutschen freien Städten; wie in Württemberg, wo erst kürzlich 20,000 Gulden zu diesem Zwecke ausgesetzt wurden. Den den Schulen in den Städten wird sich die Turnkunst auf das Land verpflanzen; ist doch auch bei uns, namentlich im Gebirge, Anlage genug und Lust hiezu vorhanden. Erkennen Sie, meine Herren, die Sache als eine politisch wichtige an, und erklären Sie dieß nicht nur durch ihre Zustimmung, sondern auch durch Willigung der nöthigen Summen, wenn es sich um diese handeln wird."

Mannigfaltigkeiten.

Ein schweizer Offizier sagt in einem (von der „Leipz. Z." mitgetheilten) Brief über die verheerende Wirkung der gezogenen Geschütze bei der Belagerung von Gaeta unter Anderm: Die gezogenen großen Belagerungsgeschütze schmettern mit furchtbarer Gewalt alle Mauern und Erdwälle zusammen und legen in zehnmal kürzerer Frist, als es andere Kanonen vermögen, Bresche. Dieß habe ich sowohl in Ankona, wie auch jetzt wieder in sehr verstärkter Weise in Gaeta gesehen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche verheerende Kraft die Kugel eines solchen Geschützes entfaltet, wenn sie einmal ihr Ziel getroffen hat, und wie keine Schutzwehr ihrer zerstörenden Wirkung zu widerstehen vermag. Dabei schießen diese Geschütze, wenn sie erst einmal ihre Distanz genau berechnet und ihren Zielpunkt richtig gefunden haben, was stets erst mehrfache mißlungene Versuche erfordert, ungemein sicher und haben dann ungleich weniger Fehlschüsse, als die alten glatten Röhren. Für den Feldgebrauch, wo, die Distanzen sich häufig verändern, wird die gezogene Kanone mehrfache Nachtheile haben, da sie ein genaueres Zielen erfordert, als eine glatte, deren Rollkugeln weitere Flächen durchspringen; für eine Festung, die gegen feste Belagerungsbatterien feuert, ist sie aber ganz unentbehrlich. Selbst die stärkste Festung der Welt, die nur glatte Geschütze besitzt, wird jetzt gegen Batterien mit schweren gezogenen Geschützen sich stets in einem solchen Nachtheil befinden, daß ihr Widerstand von nicht allzu langer Dauer seyn kann. Ich selbst bin wiederholt während dieser Belagerung in unseren am Meisten vorgeschobenen Batterien, die nur von deutschen und schweizerischen Soldaten besetzt waren, im Dienste gewesen. Anfänglich schossen die Sardinier sehr schlecht, und die Kugeln gingen weit über unsere Köpfe hinweg; als sie aber erst einmal die Distanz sicher berechnet und ihr Ziel genau gefaßt hatten, schmetterten ihre Geschosse Alles zusammen, unsere Geschütze wurden wiederholt demontirt, und unser Verlust an Menschen war so erheblich, daß zuletzt nur Freiwillige in diese Batterien genommen wurden. Hätte die Festung nicht so viele massive, ganz in die Felsen gehauene Kasematten gehabt, die freilich gegen alle Geschosse den sichersten Schutz gewähren, so wären unsere Verluste noch zehnmal stärker gewesen.

Welche Wunderlichkeiten und Scherereien das in Hannover noch in Blüthe stehende Zunftwesen in seinem Gefolge hat, davon erzählt die „Hann. Allg. Z." folgendes hervorstechende Beispiel von dort: Ein hiesiger Tischlergesell beabsichtigte sich mit einem Mädchen aus einem benachbarten Orte zu verheirathen. Der Magistrat schlug ihm dieß ab, weil ein Tischlergesell eine

Familie dauernd zu ernähren nicht im Stande sey. Hierauf erklärte der Tischlergesell, daß er sich als Handarbeiter niederlassen und verheirathen wolle. Dagegen hatte der Magistrat zwar nichts einzuwenden, verlangte aber einen Fähigkeitsnachweis und gab dem Tischlergesellen ein Handarbeiterprobestück, bestehend im Ausroden einer Hecke und im Dreschen, auf, ein Meisterstück, das in unserm an Zunftsegen so reichen Vaterlande doch wohl noch nicht vorgekommen seyn wird. Der angehende Handarbeiter unterzog sich dieser Prüfung unter Aufsicht und Begutachtung eines Senators und zweier Oekonomen, bestand dieselbe rühmlich und erhielt doch schließlich weder vom Magistrat noch von der Oberbehörde die Erlaubniß zur Verheirathung mit seiner auswärtigen Braut, weil dieselbe einmal eine Gefängnißstrafe erduldet hatte.

Der „Publizist" erzählt folgende Geschichte: Ein russischer Kaufmann, der mehrere Jahre in London gelebt und dort ein lukratives Geschäft betrieben hatte, traf kürzlich in Berlin ein, um sich nach Petersburg zurückzubegeben und dort wieder seinen Aufenthalt zu nehmen. Bei seiner Ankunft auf dem Berliner Bahnhofe fehlte sein Reisekoffer, welcher nach seiner Angabe die ungeheure Summe von 10 Millionen Thalern enthielt. Es wurde sofort durch den Telegraphen auf allen Stationen Nachfrage gehalten und am 16. April langte der Koffer, der durch Verwechselung eine Extratour von 2 Tagen gemacht hatte, hier an. Der Kaufmann, der täglich auf dem Bahnhofe erschien und durch seinen kostbaren Pelz Aufsehen erregte, war bei der Ankunft des Zuges anwesend und äußerte eine große Freude, als er bei Oeffnung des Koffers seinen Schatz unversehrt darin vorfand. Der Ueberbringer erhielt von ihm ein ansehnliches Geldgeschenk.

In Warschau machen die Soldaten jetzt Geldgeschäfte ohne eigenes Kapital. Am 15. d. durchzogen Kosacken die meist von Juden bewohnte Franziskanerstraße und konfiszirten Stöcke (beschlagene Stöcke sind jetzt zu tragen verboten). Gegen eine Entschädigung von einem Gulden per Stück ließen die Vollstrecker des Gesetzes sich herbei, die Siegerbeute wieder herzugeben. Abends vor 10 Uhr begegnete eine Patrouille einem laternenlosen jungen Mann auf der Straße, sie hält ihn an und fragt: „Warum ohne Laterne?" — „Es ist noch nicht 10 Uhr." — „Es ist nach zehn." Der junge Mann weist seine Uhr, man nimmt sie ihm ab und führt ihn durch die Hauptwache. Er schreit nach seiner Uhr, vergebens, der Beweis, daß er ein Recht hatte, ohne Laterne zu gehen, ist verloren.

Man schreibt aus Pesth, 25. April: Am Dienstag Abend brachten einige Hundert Schneidergesellen dem Schneidermeister Toth eine Katzenmusik, und zertrümmerten hierauf die Fenster in drei Stockwerken seines Hauses, in dessen Innern sie ebenfalls vandalische Verheerungen anrichteten. Nach dieser Heldenthat entfernten sich die Tumultuanten, ohne von Jemanden gestört zu werden. Diese schreckliche Rache hatte Meister Toth dadurch wachgerufen, daß er in der Schneiderzunft folgende Vorschläge machte: 1. daß die blauen Montage aufzuhören haben; 2. daß die Schneidergesellen keine Sporen tragen sollen, da man sonst den Unterschied zwischen einem Magnaten und einem Schneidergesellen nicht herausfinden könne; 3. daß von nun an die Gesellen nach der Woche und nicht nach dem Stück zu arbeiten hätten.

Man erinnert sich, daß am 21. Januar 1855 ein furchtbarer Brand das Theater und die Mürze in Brüssel zerstörte, und daß zwei Maschinisten und ein Spritzenmann, Namens Van Acker, unter den Trümmern begraben wurden. Dieser letztere erschien nun jüngst mit einem großen Barte und unter falschem Namen wieder in Brüssel, wurde aber von einem früheren Kameraden erkannt. Es soll sich jetzt herausstellen, daß er das Theater angezündet hat, weil ihm der Direktor zwei Eintrittskarten zu einer Vorstellung für sich und seine Verlobte verweigert hatte. Unmittelbar nach dem Brande, in dem man ihn umgekommen glaubte, ging er nach Frankreich und nahm Dienst in der Fremdenlegion in Algerien, nach dessen Ablauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Das Gericht hat eine Untersuchung eingeleitet.

Eine neue und sehr wichtige Entdeckung ist von dem gelehrten französischen Archäologen Mariette in den Ruinen von Memphis gemacht worden. Es ist eine auf einen Kalkstein eingegrabene Liste von 63 ägyptischen Königen. Die Bibliothek von Paris und das britische Museum besitzen bereits ähnliche Tafeln, allein sie sind bei weitem nicht so vollständig, als die von Herrn Mariette aufgefundene, welche in das neue in Aegypten selbst angelegte Museum kommen soll. Diese Tafel von Memphis ist das merkwürdigste Denkmal zur Wiederherstellung der ägyptischen Dynastien aus der vorpyramidlichen Zeit.

König Franz II. hat seine römische Besitzung, den Palast Farnese, welchen er zuerst der Königin Isabelle angetragen, nunmehr an den Kaiser Napoleon verkauft, aber mit der sehr charakteristischen Klausel, daß er während der ersten fünf Jahre diesen Palast jeden Augenblick gegen Rückerstattung des Kaufschillings wieder erwerben kann.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 105 Donnerstag, 2. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Da ihm ein nochmaliges Begegnen mit der Gendarmerie in der Stadt zu gefährlich schien, wollte er wiederholt versuchen, in der Dunkelheit über die Festungswerke zu entkommen, um so mehr, da er sich der von Wesley bezeichneten Gegend genähert hatte, wo die Entsprungenen die Pferde zu ihrer Flucht vorfinden sollten. Die Bedrängniß, in welcher er schwebte, und die ihm keine Zeit zum Ueberlegen gewährte, trieb ihn daher von Neuem auf die Festungswerke.

Vor dem Festungsgraben angelangt, fand er, daß derselbe an dieser Stelle trocken lag, denn hier betrafen die vorgenommenen Festungsarbeiten nur die Ausbesserungen der Wälle. Dennoch hatte der Graben einen sumpfigen Grund, der ihm nicht gestattete, ihn zu durchschreiten. Er suchte umher und fand ein paar schmale Bretter, die während des Baues zum Uebergange von einem Walle zum andern dienten. Er kam darauf glücklich nach dem gegenüberliegenden Wall, über dessen Anhöhe sich das Glacis unter einer Lanballee um die Stadt erstreckte. Schon am Fuße des Walles verließen ihn jetzt die Kräfte, er vermochte nicht mehr die Höhe zu erreichen. Erhitzt von den Anstrengungen seines Laufens, hatte die veränderte feuchte Luft des Sumpfes lähmend auf seine Glieder gewirkt. Indem er sich nun seines falschen Bartes, seiner lockigen Perrücke und des Frauenhutes, der ihm so wichtige Dienste leistete, entledigte und die Gegenstände spurlos in das Sumpfwasser eingedrückt hatte, mußte er sich endlich erschöpft dem Schicksale überlassen, denn er konnte den Aufenthalt unter den Weidenbüschen nicht lange für sicher halten, da er annehmen mußte, daß vor Tage die Festungswerke durchsucht werden würden. So blieb er hülflos auf dem Rasen liegen und hüllte sich bebend vor Frost fester in den Mantel, den er der alten Hexlerin während der nächtlichen Verfolgung abgenommen hatte.

Der Morgen brach herein und beschien die Blätter der Büsche mit rosigen Farben. Immer höher stieg die Sonne empor, und schon bemerkte Philibert einige Patrouillen die Festungswerke durchstreifen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung raffte er sich auf; die heftig geäußerte Willenskraft schien seinen Körper neu belebt zu haben. Er stieg den Wall hinauf und erreichte das Plateau. Schon blickte er forschend in den Laubwald des Glacis hinüber, als er zur Seite das Gespräch von Frauen vernahm, unter deren Stimmen er eine wohlbekannte zu hören glaubte. Vorsichtig näherte er sich den Personen und erblickte in der einen eine schon hoch betagte, aber ihm fremde Frau, in der andern Gabriele Valentin, welche auf einer kleinen Anhöhe saß und öfter Blicke voll Wehmuth in die Ferne richtete.

Wir wissen bereits, daß Gabriele durch ihre Schwiegermutter das Schicksal ihres Sohnes Raimund vernommen hatte. Die Stelle, an welcher sie sich gegenwärtig auf dem Glacis befand, war dieselbe, auf welcher die Wittwe Valentin mit dem umherirrenden Raimund zuerst zusammenkam. Gabriele hatte ihrer Sehnsucht nicht widerstehen können, an diesem Platze zu warten, um sich lebhafter Raimunds zu erinnern, und ihre Blicke mit den heißesten Wünschen nach ihren Kindern auszusenden. So war sie am heutigen Morgen in Begleitung der Matrone hierhergekommen, und beide Frauen hatten sich von Raimund und jener schon gedachten Scene, die hier mit ihm stattfand, unterhalten.

Plötzlich hatte Gabriele ihren Namen aussprechen gehört; sie wandte sich dem Schalle der Stimme nach, und viel mehr war es der Klang dieser Stimme, als der unverhoffte Ruf, welcher sie erbeben ließ, denn sie erkannte in ihr sogleich die Stimme ihres vermißten Freundes wieder, und schon hielt sie sich für überzeugt, ihn zu sehen, bevor er noch erschienen war.

„Herr v. Herzford, ja, Sie sind es!“ rief sie aus, als Philibert heraustrat. Bald jedoch erschrack sie vor ihm, denn sein Aussehen war verwachlässigt, bleich und verstört. Er machte schnell eine bedeutsame Bewegung, welche ihr sagte, daß sein Erscheinen mit den seltsamsten Umständen verbunden wäre. Gabrielens Blicke und auch die der geängstigten Matrone ruhten forschend auf Philibert. Gabriele begriff sogleich, daß es sich hier um ein gefahrvolles Ereigniß handle, und daß hier weniger eine Frage nach den Ursachen, als die nach der erwünschten Hülfe angebracht wäre.

„Ich bitte, machen Sie kein Aufsehen, schweigen Sie,“ sagte Philibert, aber leisten Sie mir, wenn es möglich ist, schnell Beistand. Ich werde unschuldig ver-

folgt, ich bedarf einer nahen sichern Zuflucht zum Schutze meiner Person. Ich darf die Stadt nicht betreten!"

Gabrieleus Blick richtete sich unruhig fragend der Matrone zu, welche für den Vorfall noch keine Erklärung fand. „Mutter!" rief Gabriele, „Du siehst meinen Beschützer, meinen Freund, den Herrn v. Herzfert vor uns stehen. Ein Unglück hat ihn betroffen, wo können wir in der Nähe ein Unterkommen für ihn finden?"

„Wo, wo!" fragte verwirrt die Matrone in dem ängstlichen Gefühle eines Menschen, dem es schwer wird, schnell die Kräfte seines Verstandes zu gebrauchen. „Wo! Ja, weiß ich es? Nur einen kurzen Augenblick, meine Tochter; ich habe mich schon besonnen. Wenn der Herr die Pappelallee hinabgehen will, dann stößt er gleich hinter dem ersten Felswege auf die Wohnung des Miethpachters, eines nahen Verwandten von mir. Den darf der Herr nur im Namen der Mutter Valentin um Dasjenige bitten, was er wünscht, man wird ihm nichts abschlagen. Meine alten Füße sind leider zu schwach, um mitzugehen, wenn es Eile hat, darum mag der Herr verzeihen . . ."

„Ich gebe schon, den Dank schulde ich Ihnen noch!" rief Philibert, indem er nach der bezeichneten Richtung aufbrach.

„Nicht ohne mich!" fügte Gabriele hinzu, und war schnell an Philiberts Seite. „Ihnen droht Gefahr, ich werde Sie nicht verlassen!"

Die Matrone blieb auf dem Glacis zurück. Sie sah ihre Tochter und Philibert durch die Pappelallee forteilen, bis Beide in der Entfernung hinter den hohen Gebüschen verschwanden.

Die Fortgeeilten hatten glücklich das Pachterhaus erreicht, und Philibert, nachdem er seinen Namen nannte, fand daselbst unter dem Vorwande, daß er heute Morgen unvorsichtigerweise beim Pflanzensuchen in den Festungsgraben gestürzt sey und bei seinem Unwohlseyn abzuwarten wünsche, bis er von seiner Tante abgeholt werde, eine freundliche Aufnahme.

Gabriele übernahm es, der Tante Philiberts mit der nöthigen Vorsicht die Botschaft zu überbringen, denn Philibert hatte sie, während Beide nach dem Pachterhause eilten, von seinem Abenteuer unterrichtet.

Ungefähr nach einer Stunde wurde er in einem Wagen abgeholt. Joseph, der inzwischen ebenfalls nach Sch . . . gekommen war und die Equipage führte, überbrachte ihm frische Kleidungsstücke, welche er schnell anlegte. Dann gelangte Philibert unangefochten im Wagen nach der Wohnung seiner Tante in die Stadt, woselbst noch die ernstesten Nachforschungen nach ihm angestellt wurden.

Da Philibert nach diesen Vorfällen körperlich litt, war es ihm noch nicht gestattet, weder Gabriele, von welcher er einen Brief mit ihrer Adresse bei seiner Tante vorfand, noch den Vater zu besuchen. Das überstandene Abenteuer hatte die Frucht für ihn getragen, die Personen und den Aufenthalt Derjenigen zu ermitteln, welche in dem verübten Verbrechen gegen seinen Vater die Hauptrolle spielten. Er sah sich wieder mit Gabriele und Joseph vereinigt. Er wollte in dem Kloster der Stadt Erkundigungen über Konstanze einziehen, und dann mit allen Betheiligten zu Rathe gehen, welche Mittel zu einem sichern und schnellen Erfolge zu ergreifen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Mires und was daran hängt.

Unter diesem Titel ist eine anonyme französische Broschüre erschienen, die mit Bewilligung des Verfassers von H. B. O. (Oppenheim) aus dem Französischen übersetzt worden ist. Sie ist energisch und interessant, mit der eigenthümlich pathetischen Lebhaftigkeit des Franzosen geschrieben und greift in dem Sündenbock Mires zugleich und vor Allem das napoleonische System an. Was uns hier in Deutschland interessirt, sind die zum Theil sehr pikanten Mittheilungen der Broschüre über die Persönlichkeit des Gefangenen von Mazas und die Geschichte seines Sturzes.

Der Verfasser schildert zunächst den unglücklichen Helden seiner Flugschrift.

Mires war nicht nur ein Emporkömmling der Börse, er war auch ein naturgemäßes und absichtliches Produkt des zweiten Dezembers. Als Eigenthümer des „Journal de l'Empire" und des „Constitutionel," als Aktionär des „Siecle," der „Presse," als Bürge des „Courrier du Dimanche" Herr der Oeffentlichkeit, durch seine Unternehmungen dem persönlichen Gedanken der Machthaber Ausdruck leihend, durch seine Anleihen mit der auswärtigen Politik, wie durch die Personen seiner Umgebung, deren finanzieller Beichtvater er war und die er bereichert, mit der inneren Politik verbunden, dekorirt der öffentlichen Meinung zum Trotze, war Mires wohl der baudgreiflichste und vollständigste Typus der Mediokratie, die einer Regierung nothwendig ist, welche die Intelligenz unterdrückt; aber er sollte schmählich untergehen an Glücksfällen, die den Neid erregten, als die Habsucht befriedigt war, und er wurde gefährlich, sobald er aufgehört hatte, nützlich zu seyn.

Als Finanzmann steht er unter der Mittelmäßigkeit, als Industrieller ist er nur keck und verwegen, aber ohne System, ohne Kenntnisse. Er hat keinen eigenen Gedanken gehabt, er hat nichts errathen; mit Zeitungslärm und frecher Kühnheit gelang es ihm zu steigen; er mußte fallen wie ein gemeiner Betrüger, als ihn das Glück verließ. Jedesmal, wenn er die Feder ergriff, um sich in irgend eine Verhandlung über den Kredit einzumischen, bewies er neben dem un-

vergleichlichten Eigendünkel die größte Einfältigkeit. So machte er zum Beispiel, den öffentlichen Wohlstand von der Frage über das Eintrittsgeld an der Börse abhängig. Sein einziges Talent, seine einzige Hülfsquelle war der unaufhörliche, übertriebenste Gebrauch der Reklame, des Puffs, der Oeffentlichkeit überhaupt. Mit drei Zeitungsspalten glaubte er jeder Gefahr die Stirne bieten zu können. Und deßhalb, in der Absicht reich zu werden, hat er zuerst alle Journale gekauft, und als dieß nicht mehr ging, gründete er die „Eisenbahn-Zeitung," die ihre Existenz lange von den Tributen der verschiedenen Gesellschaften gefristet hat, ehe sie von den Abonnenten leben konnte.

Mires glaubte nicht an den Verstand des Publikums, er rechnete aber auf die Dummheit. Ein sehr ehrenwerther Banquier, dessen Vermögen noch nicht den ungeheuren Umfang der heutigen Börsenheiden erreicht hat, der, seinen Eifer auf die Pflichten seines Standes beschränkend, sich an keiner gewagten Spekulation betheiligt, Herr M . . ., plauderte eines Tages mit Mires. Herr M . . ., sagte der Direktor der „Eisenbahnkasse," wissen Sie auch, warum Sie noch nicht reicher sind? „Nein! warum?" Weil Sie noch nicht wissen, wie dumm das Publikum ist. —

Mires stammt aus einer jüdischen Familie und ist ungefähr 1805 in Bordeaux geboren. Sein erstes Auftreten ist unbekannt. Er war Laufbursche, Kommis, Makler; er erfand eine ganz eigene Spekulation. Er studirte regelmäßig die Hypothekenbücher, machte sich Anmerkungen über die einzelnen Posten und wenn er entdeckte, daß einem Schuldner eine baldige Kündigung bevorstand, richtete er ein Schreiben an ihn, um ihn zu den nöthigen Maßregeln zu veranlassen. Auf jede solche Warnung folgte natürlich ein Geschenk.

Später veranstaltete er Vergnügungszüge (Trains de plaisir) nach Paris. Er verpflichtete sich für eine geringe Remuneration, die Kleinstädter, welche von einer mehr oder weniger nationalen Festlichkeit angezogen waren, in Paris herumzuführen, zu verköstigen und zu unterhalten. Er lebst führte die Pilger an, trug Sorge, daß sie mit den nöthigen Nahrungsmitteln versorgt würden, und vom Augenblick ihrer Ankunft in Paris an machte er sich zu ihrem Cicerone, wie er bis dahin ihr Lieferant gewesen war.

Im Jahre 1848 dachte Mires, daß Revolutionen dem Verwegenen günstig sind; er kam nach Paris, schwor, dieß Pflaster nie wieder zu verlassen, und stürzte sich seinem Landsmann und Glaubensgenossen, Herrn Millaud, in die Arme, dem er eine brüderliche Zuneigung schenkte und dessen bitterster Feind er natürlich heute ist.

In diese Assoziation schoß Polydore Millaud sein Talent, Zeitungen zu gründen und zu verbreiten, ein. Er war Direktor der „Audience" gewesen, einer Gerichtszeitung, die durch ihre drolligen Berichte und noch drolligeren Reklamen berühmt worden ist. Bald darauf wollten die beiden Freunde die Begeisterung für Lamartine und dessen Volksgunst ausbeuten. Dieß war ihre erste Spekulation, sie wurde eine der besten, obwohl es eine der ehrlichsten war. Sie schufen den „Conseiller du Peuple," der dann zum „Civilisateur" wurde. Einige Zeit nachher folgte die Gründung des „Pays;" Herr v. Lamartine wurde dessen Leitstern. Herr v. Lagueronnière lernte Liberalismus daraus. Aber bald hatte Mires nicht mehr nöthig, sich hinter Andere zu verstecken; er war in die Pariser Welt eingeführt, er machte sich an's Werk und arbeitete für eigene Rechnung.

Sein Vermögen wuchs mit reißender Schnelligkeit; es wäre zu naiv, voraus zusetzen, daß gewöhnliche Rechtschaffenheit genügt, um ein solches aufzubauen.

In dem Augenblicke, als der Polizeikommissär ihn aus seinen goldenen Träumen weckte, war Mires an der Spitze der römischen Eisenbahnen, der Höfen- und Gasanlagen von Marseille, der Pampeluna-Eisenbahn, der türkischen und spanischen Anleihen, welche er vor Kurzem zu Stande gebracht hatte! Die türkische Anleihe war es, wodurch Mires sich wieder auf die Beine helfen wollte, aber gerade dieser Versuch brach ihm den Hals. Alle Welt merkte, daß das ein verzweifeltes Rettungsexperiment war, und daß es sich für ihn darum handle, in einigen Wochen dreißig Millionen zu gewinnen oder rettungslos unterzugehen. Das Anleihen kam nicht oder kaum zu Stande. Mit allem Spektakeln, mit allem Appelliren an die Habgier der Freunde war nichts zu erreichen. Jeder fühlte, daß die Katastrophe nahe war. Einige Wochen erstaunte man, Mires in Paris zu begegnen. Man erzählte an bestimmten Tagen seine Verhaftung; eines Morgens wurde gesagt, er sey flüchtig, eines Abends verbreitete sich das Gerücht von seinem Selbstmord. Wer Mires nicht sehen konnte, versuchte wenigstens seinen früheren Gesellschafter Solar zu sehen, und als man diesen blaß und faßungslos fand, wiederholte man, daß die Entwicklung nahe bevorstände.

Dieses überall verbreitete Mißtrauen brachte Mires auf. Er ließ von seinem Advokaten, Herrn Mathieu, ein langes, rechtfertigendes Gutachten verfassen, in dem er mit Hochmuth gegen die Verläumdungen und die Undankbarkeit eiferte. Es schien, als ob man, um die Freundschaft des Banquiers Mires zu bewahren, das Ministerium mediziren müsse. Ohne gerade genau bezeichnet zu seyn, war die Feindseligkeit des Justizministers in dieser unpassenden Note angedeutet.

Die Schrift des Herrn Mathieu wurde dem Grafen Morny übergeben, der durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu der „Eisenbahnkasse" der natürliche und öffentliche Vertheidiger ihres Vorstandes war. Der Herr Präsident des gesetzgebenden Körpers übergab das Gutachten dem Kaiser, als dem obersten Richter des Kaiserreichs, und empfahl ihm das Interesse des verkannten Finanzgenies an. Der Kaiser wurde von den Ausdrücken und Beweisgründen dieser Advokatenrede verletzt. Er erkannte Mires nicht das Recht zu, sich über den Ver-

dacht zu erheben und ihn mit solchem Stolze zurückzuweisen. Indessen brachte man diese Verhandlung vor den Ministerrath. Da, in geheimer Berathung, wurden viele Anspielungen gemacht, viele Schäden angedeutet und berührt. Die Mauern, die stets Ohren haben, und zwar lange Ohren, erzählten, Herr v. Persigny habe lebhaft darauf bestanden, daß die Regierung mit diesen Lumpen offen breche, damit die neue Dynastie den Schlingen entginge, in die das Julikönigreich gefallen war. Kurz Mires Verhaftung wurde beschlossen, und Jeder verwahrte sich gegen den Anschein, ihn vertheidigen zu wollen. Zehn Tage lang beobachteten Polizeibeamten die Schritte des Verdächtigen; man brauchte den engen Kreis, in dem er eingeschlossen war, nur fester zuzuziehen. Die Flucht war ihm unmöglich, man konnte ihn festnehmen, ohne neue Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein zur Messe in Leipzig anwesender Verkäufer aus Hanau hätte leicht das Opfer eines großen Betruges werden können. Ein Jude aus Polen kaufte von demselben Goldwaaren im Betrage von circa 15,000 Thaler und präsentirt zur Zahlung dieses Betrages ein Accept von 20,000 Thalern auf ein bedeutendes Banquierhaus in Berlin (R. W. u. Comp.) mit dem Verlangen, ihm den Saldo baar herauszuzahlen. Der große Betrag in einem Appoint veranlaßt indeß den Hanauer Verkäufer, vor Regulirung des Geschäfts erst telegraphisch bei dem Berliner Hause wegen der Richtigkeit des Accepts anzufragen, worauf er die Antwort erhält, daß der Wechsel, resp. das Accept gefälscht sey. — Leider hat der Arm der Gerechtigkeit den guten Mann, der auf so eigenthümlichem Wege ein hübsches Geschäftchen hat machen wollen, nicht erreichen können, da Letzterer, jedenfalls durch bange Ahnung getrieben, das Weite gesucht hat.

Vor einigen Tagen ereignete sich in Mittelbrunn folgender Fall, welchen man zur Beachtung hier mittheilt. Eine arme Frau bemerkte an einem ihr gehörigen Huhne, daß es krank sey. Um dem ihr durch den Tod erwachsenden Schaden vorzubeugen, schlachtete sie dasselbe ab und fand im Innern mehrere Köpfchen von Zündhölzern. Die Wirkung des Phosphors wahrscheinlich nicht kennend, bereitete sie ein Viertel des Huhnes zum Essen zu. Unmittelbar nach dem Genusse der Fleischbrühe spürte die Frau die Wirkung des Giftes; sie schleppte sich vor die Thüre ihres Häuschens, wo sie zusammensank. Nachbarsleute eilten ihr zu Hülfe und gossen ihr warme Milch ein, während nach ärztlicher Hülfe gesandt wurde. Die Frau ist gerettet. Gegen den vermuthlichen Thäter ist Untersuchung eingeleitet.

In Philadelphia starb vor einigen Tagen die Wittwe Yturbide's, der die Mexikaner zur Selbstständigkeit führte und dafür im Jahre 1822 vom Kongreß zum erblichen Kaiser als Augustin der Erste proklamirt wurde, eine Würde, die er nur auf wiederholtes Andringen annahm. Kaum ein Jahr dauerte seine Herrschaft, da wurde er durch Santa Anna gestürzt und die Republik proklamirt. Yturbide ging ins Ausland; man bewilligte ihm eine Pension von 25,000 Dollars, proskribirte ihn aber in seiner Abwesenheit als Verräther. Nichts davon ahnend, kehrte er 1824 nach seinem Vaterlande zurück, wo er auf der Stelle gefangen genommen, zum Tode verurtheilt und erschossen wurde. Seine Wittwe lebte seitdem in Philadelphia, fortwährend eine Pension von Mexiko beziehend.

Die Tuchmacher-Innung in Zwickau hat unlängst einen Tuchmacher zum Ehrenmeister ernannt, der im 82. Lebensjahre steht und nebst einer überaus festen Gesundheit sich einer so zahlreichen Nachkommenschaft erfreut, wie sie selten vorkommt, denn es befinden sich von ihm noch 11 Kinder, 90 Enkel und 35 Urenkel am Leben.

Charade.

(Dreisilbig.)

Den Musenchor repräsentiret
Die Erste in der Heidenzeit;
Jetzt stehet sie, dem Tod geweiht,
Dem Kugelandrang exponiret.

Die Letzten sind die tiefste Quelle,
Aus der die Menschenseele trinkt,
Die vielbewegte, klare Welle,
Die bald sich hebt, bald wieder sinkt;
Bald jedes Antlitz widerspiegelt,
Bald jeden Blick der Neugier hemmt
Und ihre Pforten fest verriegelt,
Bald ihre Ufer überschwemmt.

Und nun zum Ganzen laßt uns gehen;
Ein Ding ist's, wie man's selten trifft,
Denn Augen hat es, die nicht sehen,
Ist eine Schlange ohne Gift;
Ja, was vor Allem seltsam ist:
Man's gar zu essen sich vermißt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 106 Freitag, 3. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Als er sich wieder im vollen Besitz seiner Gesundheit fühlte, suchte er Gabriele bei ihrer Schwiegermutter auf. Hier vernahm er von ihr, welcher feindlichen Behandlung sie im elterlichen Hause ausgesetzt worden; daß ihr die Schwester die Zurücksgabe der Zwillinge entschieden verweigert und ihren Aufenthalt verschwiegen habe; wogegen sie von der Schwiegermutter über Raimund Aufschluß erhielt, welchen Gabriele Philibert in derselben Weise mittheilte, wie wir ihn aus dem Munde der Matrone hörten.

Philibert folgte dieser Erzählung mit wachsender Spannung und Furcht. Konnte hier länger ein Zweifel verliegen, daß Raimund nicht derselbe junge Mann sey, dessen geschickte Federführung im Dienste des Barons von dem Falschmünzer so verdächtig bezeichnet und gerühmt wurde? Raimund hatte gleichfalls im Dienste des Barons gestanden und war wie jener Bezeichnete entflohen.

Gabriele reichte Philibert den Abschiedsbrief, den Raimund an seine Großmutter geschrieben hatte. Er ergriff das Papier mit zitternder Hand. Den Brief lesend, schlug er die Kehrseite desselben auf, welcher mit einer Quittung beschrieben war, in deren Schriftzügen Philibert sogleich die Handschrift seines Vaters erkannte. Wie kam diese Quittung auf dieses Papier? War sie ein Original, war sie eine jener künstlichen Kopien, deren Raimunds Hand so fähig seyn sollte? Hatte er diesen Bogen Papier einmal benutzt, um zum Zwecke einer Fälschung eine Probe, eine Uebung zu machen, und hatte er zufällig dasselbe Papier zu dem Briefe an seine Großmutter gebraucht, ohne dieß in der Eilfertigkeit seiner heimlichen Entfernung von dem Baron zu bemerken oder zu beachten?

Philibert zauderte, diese Vermuthung für wahr zu halten; die Angaben des Falschmünzers stimmten jedoch so genau mit Raimunds Verhältnissen überein, daß er die Wahrheit davon annehmen mußte, so sehr sich sein Gefühl auch dagegen sträubte, in dem Sohne Gabrielens, in dem Bruder Konstanzes einen von ihm verfolgten Verbrecher zu sehen.

Philibert vermochte es nicht, die unglückliche Mutter in dieses neue schmerzliche Geheimniß sogleich einzuweihen. Er selbst betrachtete auch bald das Verhängnißvolle dieses Umstandes aus einem andern Gesichtspunkte. Denn Raimund mußte ja von aller Schuld freigesprochen werden, da aus seinem Briefe hervorging, daß ihn der Baron nur zwangsweise zu dergleichen Arbeiten anhielt, bis sich Raimund seiner Nähe durch die Flucht entzog. Und dann galt es noch die Frage, ob Raimund, dem es nunmehr anheimgestellt war, den Bürgermeister zu befreien, ihm die Ehre und das Ansehen wiederzugeben, überhaupt gewußt hatte, zu welchem Betruge er durch Verführung seine Hand lieh.

Ungeachtet dieser tröstlichen Einwendungen, mit welchem sich Philibert zu beruhigen suchte, schwieg er darüber und beglückte Gabriele vielmehr durch die Entdeckung, daß er wisse, Raimund lebe auf einem deutschen Gute in Posen bei dem Städtchen R . . ., woselbst er sich durch eine aufopfernde That verdient gemacht habe. Dann übernahm er es, nachdem er seine Muthmaßungen über Konstanzens Schicksal gegen Gabriele ausgesprochen hatte, die nöthigen Erkundigungen in dem Kloster der Stadt einzuziehen.

Er begab sich dorthin.

Die Nachfrage bei der Vorsteherin des Klosters über die Novize Konstanze Valentin endigten mit der Erklärung, daß Konstanze durch den Baron v. Osinsky nach dem Schlosse Lyssa in Posen abgeholt worden war, indem die weiteren Auseinandersetzungen der ehrwürdigen Mutter Philibert das hierbei verübte Intriguenspiel der Frau v. Zarkow vollständig aufdeckten.

So ermuthigt wie er sich durch das Zusammentreffen vieler nützlichen Umstände gefühlt hatte, ließen diese Nachrichten den tiefsten Eindruck auf ihn zurück. Konstanze befand sich also in den Händen des Barons, eines Mannes, der von seinen Leidenschaften ruinirt, sich den gefährlichsten Menschen gleich gestellt hatte; der Ehrenräuber seines Vaters, der Räuber Konstanzens, des Mädchens, welches das Glück seiner Wünsche und Träume ausmachte. Ein Mann wie Philibert, der zu jedem Opfer fähig war, konnte nur treu und leidenschaftlich lieben. Ist die Liebe nicht das Eigene, das Selbst, das wir im Andern suchen und besitzen wollen, und diesen Besitz bestritten sehen, ist dieß nicht eine Herausforderung der höchsten menschlichen Selbstsucht?

Werden alsdann nicht alle Kräfte rege werden, um mit der Waffe des Hasses den Gegner zu verfolgen?"

Philibert fühlte in der Stunde, in welcher er sein Ideal in den Händen eines Räubers wußte, welche feste Wurzel die Liebe zu Konstanze in seiner Brust geschlagen hatte. Jetzt befand sich Konstanze in der Gewalt eines Elenden, und was sollte mit dem hülflosen, unglücklichen Mädchen begonnen werden, was konnte schon in der Zeit mit ihr geschehen seyn, seitdem sie das Kloster verließ! Konnte hier der Arm des Gerichtes den Verbrecher schneller erreichen, oder die von der Liebe oder vom Hasse beflügelte Selbsthülfe? Philibert legte sich besonnen jede Frage vor, er beantwortete sich nur die letzte mit einem Ja. Welche unter den Pflichten, die er gegen den gefangenen Vater, gegen die Freundin, gegen die Geliebte zu erfüllen hatte, sollte ihm am nächsten stehen? Er bekämpfte die Stimme, welche sich in ihm wieder für die letzte entschied; er stellte sie alle gleich, aber unverzüglich und eifrig wollte er an die Erfüllung gehen. Sowohl Konstanze als Raimund befanden sich in dem Großherzogthum Posen; die Stadt R . . ., in deren Nähe sich Raimund aufhalten sollte, lag auf halbem Wege, das Gut Lysa nördlich an der Warthe.

Noch einmal besuchte Philibert den Vater, um ihn von Allem Kenntniß zu geben. In gleicher Weise machte er dem Justizrathe des Vaters die nöthigen Notizen und denunzirte den Gefängnißschließer Wesley.

Nach wenigen Tagen trat er mit Gabriele und von Joseph begleitet die Reise nach dem Großherzogthum an, um die Kinder Gabrielens und mit ihnen die Feinde seines Vaters zu erreichen, welche sich um die Zwillinge gesammelt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche.

Wenn das westliche Europa nicht allzu sehr mit der eigenen politischen Zukunft beschäftigt gewesen wäre, so würde es ganz kürzlich nicht wenig von einer merkwürdigen Episode des großen diplomatischen Intriguenspiels, welches die orientalische Frage heißt, aufgeregt worden seyn. Wenn man von bedrückten Christen und von der Raja oder Heerde in der europäischen Türkei spricht, so meint man entweder die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, die Stammbrüder der Serben, deren Schicksal eine Angelegenheit für sich bildet, oder man meint die Bulgaren. Was von den christlichen Unterthanen nicht serbisch, nicht albanesisch und nicht griechisch ist, gehört zu den Bulgaren, welche vier Millionen stark alles Land zwischen der Donau und dem ägäischen Meer bewohnen, mit Ausnahme der peninsularen Glieder Thraciens und Macedoniens, wo Griechen sitzen.*) Von der Moral dieser Bulgaren läßt sich nicht viel Gutes sagen, wie von jedem Volk, welches vier Jahrhunderte lang Schmach und Knechtschaft erduldet hat. Der Bulgare, ein Riese an Körperwuchs, ist furchtsam und feige, und wird daher von den Türken gedrückt und gepreßt, gegen die er sich durch List zu wehren sucht. Indessen ist dieser Druck, so brutal er auch ausgeübt wird, nicht der Gegenstand bulgarischer Klagen, im Gegentheil sind die Bulgaren sehr loyale Unterthanen, und da sie nur die Wahl haben, türkisch zu bleiben oder russisch zu werden, so wählen sie das Erstere. Wer sie dagegen wirklich aussaugt, das ist der griechische Klerus, das phanariotische Patriarchat in Konstantinopel; und diejenigen neuhellenischen Freunde, welche den Griechen die Erbschaft des kranken Mannes zusprechen wollen, bedenken gar nicht, daß die Slaven der Türkei, die Serben so gut wie die Bulgaren, viel lieber türkisch bleiben als griechisch werden möchten.

Die Mißbräuche der griechischen Kirche sind auch schamlose. Der Patriarch muß dem Sultan bei seiner Investitur 400,000 Fr. zahlen, die er selbst wieder durch Verkauf der Prälaturen hereinbringt, indem er sich für jeden Bischofssitz 50,000 Fr. zahlen läßt, während der Bischof wieder jede Pfarrei in seiner Diözese an den Papa verkauft. Reiche Papas können bis zu 20 Pfarrsprengeln auf diese Art an sich bringen und verpachten. Bisher nun waren der griechische Patriarch und die Pforte stets die besten Freunde,**) denn die Osmanen liehen den griechischen Priestern ihren weltlichen Arm, so oft sich unter den Bulgaren schismatische Gelüste regten. Die griechische Kirche aber schor ihre Schafe mit großer Kunstfertigkeit. Nicht allein verstand sie das Zehntenheben, sondern sie wußte sich ein Einkommen durch Eheprozesse, namentlich Ehescheidungen, zu verschaffen, die nur bei reichen Leuten vorkamen, weil arme nicht bezahlen konnten. Die Mißbräuche gingen so weit, daß griechische Bischöfe der Bulgarei wegen der gemeinsten Verbrechen und Laster — wegen

*) Fallmerayer sagt in der Vorrede seiner „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" (Stuttgart 1830. V.): Das Wort Grieche selbst bezeichnet heute nicht mehr, wie ehemals, die zwischen dem Tempelthal und den Strömungen des Eurotas angesiedelten Kinder Deukalions, sondern alle jene Völkerschaften, welche im Gegensatz mit der Lehre Mahomets und der römischen Kirche, Gesetz und Glauben vom Patriarchalthron zu Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slave von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgare von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches sie gemeinschaftlich umschlingt, ist stärker als die Bande des Bluts, es ist religiöser Natur, und gleichsam die Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Lateran.

**) Daher beim Ausbruch des letzten orientalischen Kriegs der griechische Patriarch in Konstantinopel Vertrauensadressen an den Sultan veranstaltete, obgleich seine Landsleute in Epirus und Thessalien gegen die Pforte aufgestanden waren

Nothzucht und Kindesmord unter andern — in Unterſuchung gezogen werden mußten. Ehedem blieben die Beſchwerden der Bulgaren fruchtlos, denn alle Streitigkeiten zwiſchen Laien und Klerus entſchied zuletzt der Patriarch in Konſtantinopel, eine Krähe, die ihren Schweſtern kein Auge ausbackte. So wurde 1857 der Erzbiſchof von Ternowa, Herr Neophytes, ſchamloſer Erpreſſungen bei der Pforte angeklagt. Der Patriarch wußte ſich aber dieſes geiſtlichen Afterpächters ſo warm anzunehmen, daß ſeine Ankläger, Osmanen wie Chriſten, eingeſperrt wurden. Doch gelang die Intrigue nicht vollſtändig, ſondern die Wahrheit ſiegte, und Neophytes wurde von ſeinem Erzbisthum abgeſetzt. Der Wille der Türken, den Bulgaren zu helfen, iſt ſehr gut, aber das Fleiſch im Divan ſehr ſchwach, d. h. die reichen Phanarioten Konſtantinopels, welche mit dem Patriarchat zuſammenhängen, wiſſen ſtets durch Bakſchiſch die Weſſiere und die andern Räthe und Würdenträger der Pforte zu beherrſchen.

Die Bulgaren, welche früher zur römiſchen Kirche gehört haben, wurden von den Prieſtern des Lazariſtenordens oft zum Rücktritt aus der orientaliſchen Kirche bearbeitet, allein die Lazariſten verlangten von den Bulgaren, daß ſie lateiniſche Riten und Liturgie annehmen ſollten, was die Bulgaren ſtets verweigerten. Sie wollen eine eigene bulgariſche Kirche, ein bulgariſches Patriarchat, bulgariſche Liturgie und bulgariſche Riten beſitzen, und gleichſam nur in Suzeränetät zur römiſchen Kirche ſtehen, ähnlich wie die katholiſchen Armenier. Ueberdieß war ein Abfall vom griechiſchen Patriarchat vor dem Jahre 1854 kaum durchzuführen. Rußland trug bis dahin faſt alle Koſten des bulgariſchen Kultus. Es ließ bulgariſche Prieſter in Rußland ſtudiren und erziehen, es lieferte die religiöſe Schulliteratur, ja die Heiligenbilder in den Kirchen gratis. Im Fall eines Abfalls zur römiſchen Kirche hätte es, wie es auch ſpäter geſchah, den Patriarchen in Konſtantinopel unterſtützt, und die Pforte ſelbſt, ſonſt neutral in dieſen ſchismatiſchen Angelegenheiten, hätte aus inſtinktartiger Furcht vor allen Neuerungen ſich auch für den griechiſchen Klerus entſchieden. Jetzt, wo ſeit dem Krieg in der Krim franzöſiſcher Einfluß den ruſſiſchen in Konſtantinopel verdrängt hat, liegen die Dinge ganz anders. Frankreich iſt der angeſtammte Schutzherr der römiſchen Chriſten in der Levante, und alles was Rußland an Einfluß verliert, müßte Frankreich gewinnen.

(Schluß folgt.)

Die ſterbende Mutter.

Wenn du am Bett der Mutter knie'ſt,
Ihr in's erloſchene Auge ſieh'ſt,
Die Hand, die du an's Herz gedrücket
Schon kälter wie der Deinen liegt.

Wenn vor der bleichen Dulderin
Dein Herz in Thränen ſchmilzt dahin,
Und du zurück denkſt wehmuthsvoll
An manchen Trotz, an manchen Groll.

Und ſchluchzend ſprichſt in bitterer Reu':
„Ach gute Mutter, ach verzeih",
Und dir, daß ſie dein Fleh'n verſtand,
Noch ſagt ein matter Druck der Hand!

Dann magſt du fühlen tiefbewegt,
Daß nichts die weite Erde hegt
Was kömmt dem Mutterherzen gleich,
So viel Geduld, ſo liebereich.

Ach wohl dir, wenn es innen ſpricht,
Dieß graue Haar verklagt dich nicht;
Wenn nicht die Furchen, Leidensſchrift
Dein Herz mit ſtummer Geiſel trifft.

Wohl dir, wenn in der letzten Stund'
Ein Lächeln um den ſtillen Mund
Von einem guten Herbſt erzählt,
Dem nicht der Liebe Frucht gefehlt.

Wenn es dir ſagt: Du guter Sohn,
Ich künde dir des Himmels Lohn,
Du haſt mein Alter froh gemacht,
Und fröhlich ſag' ich: „Gute Nacht."

Ach dreimal ſelig iſt das Kind,
Das ſolchen Segen ſich gewinnt,
Er baut auf Felſen ihm das Haus
Schmückt innen es zum Tempel aus.

Er lacht ihn an vom Himmelsblau
Und ans des Frühlings goldner Au',
Er glänzt um ihn wie Sternenblick,
Scheucht jeden böſen Geiſt zurück,

Weht ſeinem Geiſte Kühlung zu
Und ſeinem Leiden Himmelsruh';
Er ſteht im Sterben ihm zur Seit',
Ein Engelsbild im weißen Kleid.

Er ſchließt ihm auf das Himmelsthor,
Wo ihn empfängt der Selig'en Chor
„Geh' ein, geh' ein, du guter Sohn,
Geh' ein, die Mutter wartet ſchon."

Mannigfaltigkeiten.

[Jefferſon Davis,] der kürzlich zum proviſoriſchen Präſidenten des ſüdlichen Bundes (der ſeparirten Staaten) gewählt wurde, führte ein bewegtes, ereignißvolles

Leben. Im Jahr 1807 in Kentucky geboren, wanderte er in früher Jugend nach Mississippi aus, trat 1828 als Unterlieutenant in die Bundesarmee ein, machte 1831|32 die Gränzkriege gegen die Indianer mit, und that sich in diesen so hervor, daß er das Patent als Premierlieutenant erhielt. Im Jahr 1835 schied er aus der Armee, und ließ sich auf einer Baumwollenpflanzung in Mississippi nieder, nachdem er General Taylors Schwiegersohn geworden. Im Jahr 1843 hielt er in Mississippi feurige Reden zu Gunsten Polks, des demokratischen Präsidentschaftskandidaten. 1845 wurde er in den Kongreß geschickt, und als bald darauf der merikanische Krieg ausbrach, wurde er von einem Regiment Freiwilliger zum Obersten erkoren. Bei Monterey und Buena Vista zeigte er Tapferkeit, und seine Kaltblütigkeit rettete am letzten Punkt die Ehre des Tages. Nach dem Schluß des Krieges wurde er von seinem Staat zum Vereinigten-Staaten-Senator gewählt. — Eines der hervorragendsten Mitglieder des südlichen Kongresses ist Memminger, ein geborner Würtemberger. Memminger kam als kleiner Junge mit seinen Eltern nach Charleston, wo er einen Beschützer fand, der ihn unterrichten ließ, und da der Junge Talente zeigte, ließ man ihn die Rechte studiren, und er erwarb sich bald einen Namen. Bei der Losreißung von Süd-Carolina stand er in der vordersten Reihe der „Feuerfresser," und war unermüdet um das Ziel zu erreichen, welches sich Süd-Carolina gesteckt.

[Nun werden wir Deutsche gar noch als warnendes Exempel aufgestellt!] Der Statthalter von Kalifornien ist es, der dadurch, daß er unsere Zerrissenheit seinen Landsleuten vorhält, dieselben zur Einigkeit und zur Aufrechthaltung der Union mahnt. „Blickt hin auf Deutschland," sagt er, „dort wohnt ein viel zahlreicheres Volk, als die Engländer sind, deren Einfluß doch die ganze Erde umspannt, ein Volk, dem es weder an Thatkraft, noch an Geschicklichkeit und wissenschaftlicher Bildung fehlt, und doch ist es an Macht weit zurückgeblieben hinter anderen Nationen. Seine Bürger ziehen aus nach fremden Ländern, mehren die fremden Nationalitäten und gehen für immer der eigenen Nation verloren. Obgleich zwei deutsche Staaten zu den Großmächten gehören, sind sie doch nicht im Stande, ihre Bürger in fremden Ländern gehörig zu schützen. Warum? weil Deutschland nicht einig ist." Es ist schlimm, daß der Mann Recht hat.

[Die Dicke der Erdrinde.] Die Meisten wissen heutzutage, daß unsere Erdkugel einen feurig flüssigen Kern hat, der von einer festen Rinde umgeben ist. Sehr Viele werden aber ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie hören, daß diese feste Rinde im Verhältniß zur Erdkugel viel dünner ist, als die Schale des Eies. Und doch ist dem so! Der Mittelpunkt der Erde ist etwas über 850 Meilen von der Oberfläche entfernt, und die Dicke der Rinde beträgt nur etwa 8 Meilen, d. h. $\frac{1}{100}$ jener Entfernung. Legt man aber die Stärke einer Eierschale 100mal auf einander, so übertrifft dieser Haufen viermal die halbe Eidicke. Folglich ist die Eierschale im Verhältniß zur Größe des Eies viel stärker, als die Erdrinde im Verhältniß zu der Größe der Erde. Es ist darum auch kein Wunder, daß diese dünne Rinde manchmal so stark erschüttert wird.

Nach Berichten von Herrn Dr. v. Schwarz aus Paris verbreitet sich die Gasmaschine doch rasch. In zwölf Werkstätten in Paris sind solche bis zu vier Pferdekräften aufgestellt. Eine zweipferdige Maschine treibt z. B. in der Chaumont'schen Druckerei zwei Schnellpressen mit einer Ersparniß von Einviertel gegen die Kosten der früheren Handarbeit. In Toulouse, Orleans und Marseille sind ebenfalls schon Gasmaschinen aufgestellt. In der Maschinenfabrik von Lenoir, Marinoni und Komp. sind schon gegen 600 Gasmaschinen aufgestellt, darunter gegen 50 für Deutschland. Eine Frankfurter Bäckerei wird demnächst eine in Berg bei Stuttgart gebaute Gasmaschine in Betrieb setzen.

Am 26. April wurde in Berlin nach 22tägiger Dauer der große Anklageprozeß wider die Schaufenster- und Ladendiebe vom Schwurgericht zu Ende geführt. Durch das verkündete Urtheil wurden 2 Angeklagte zu 20, 1 zu 16, 2 zu 15, 3 zu 10 Jahren Zuchthaus, die Uebrigen zu Strafen zwischen 8 Jahren Zuchthaus und 3 Monaten Gefängniß verurtheilt. Im Ganzen wurde auf 207 Jahre Freiheitsstrafe erkannt. 11 Angeklagte wurden gänzlich freigesprochen.

Im Laufe des heurigen Sommers beabsichtigt der Wiener akademische Gesangverein eine Vergnügungsreise von Wien nach München zu veranstalten. Hier ist der Aufenthalt auf vier Tage angesetzt. Von Salzburg sollen zuvor Ausflüge an den Königssee und Berchtesgaden stattfinden. Als Gesammterlag für alle Ausgaben der ganzen Reise ist einstweilen die Summe von 30 fl. österr. W. festgesetzt, angenommen, daß wenigstens 100 Gäste sich hiebei betheiligen.

Redakteur: Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 107 Samstag, 4. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

13.

Der Aufstand.

Die Schilderhebung der Polen im Großherzogthume Posen, deren Beginn wir schon in den vorherigen Kapiteln in die Erzählung eingeführt haben, nahm in kurzer Frist unter den Führern Mieroslawski und Dombrowski einen so raschen und entschiedenen Verlauf, daß schon zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte das Land in allen Theilen insurgirt war. Die Volksbewaffnung bestand aus einer wohlgebildeten Streitmacht, aus polnischen gut berittenen Ulanen, in deren Reihen sich viele Edelleute als Kämpfer befanden. Die Jäger waren mit sehr guten Büchsen bewaffnet; der Kern derselben wurde aus der Dienerschaft des insurgirten Adels gebildet. Die Geistlichkeit hatte an allen Orten durch Aufrufe, Reden und Predigten gewirkt und fanatisirte Schaaren von Sensenmännern, durch glänzende Versprechungen an die Fahnen gefesselt, strömten dem Kampfe zu. Zur Bildung der polnischen Führer hatte man sogar ein Militär-Erziehungsinstitut begründet, um den neuen Freiheitskampf mit Thatkraft und Nachdruck zu verfolgen.

Mehrere preußische Regimenter des fünften Armeekorps waren gegen die Schaaren der Aufständischen ins Feld gerückt und unweit Schroda konzentrirt worden, nachdem eine Konvention mit den Polen abgeschlossen wurde, welche allen Feindseligkeiten Einhalt that. Die Verletzung dieser Konvention von Seiten der Aufständischen führte jedoch eine Menge blutiger und hartnäckiger Einzelgefechte herbei, nach welchen endlich der offene Kampf ausbrach.

Unweit des Städtchens R . . ., als des nächsten Zielpunktes ihrer Reise, bewegte sich der Wagen, in welchem sich Philibert und Gabriele befanden. Sie hatten bereits die Umgegend der Stadt durchstrichen, um nach dem bezeichneten Aufenthaltsorte Raimunds zu suchen, wobei sie auch wirklich das von dem Falschmünzer bezeichnete deutsche Gut antrafen. Dasselbe wurde jedoch vor wenigen Tagen von den Insurgenten geplündert und fast gänzlich vernichtet. Die Bewohner waren flüchtig geworden, und so büßte Gabriele aufs Neue die Spur ihres Sohnes ein. Sie suchten daher nach ihren vergeblichen Nachstellungen das Städtchen zu erreichen, wo sich Gabriele entmuthigt über den Fehlschlag eine kurze Rast gönnen wollte.

Schon in der Entfernung der Stadt stießen die Reisenden auf starke Zuzüge bewaffneter Korps und Sensenmänner, und die Polenhaufen zeigten sich mehr und verstärkt, je näher sie der Stadt kamen, um welche sich die Insurgenten zusammen zu ziehen schienen.

Die Reisenden sahen sich mehrere Male von den Führern der Aufständischen angehalten und durchsucht. Auf die Anfragen, woher sie kämen und wohin sie wollten, nannte Philibert als Ziel ihrer Reise das Schloß Lysa an der Warthe, eine Auskunft, welche überall den günstigsten Eindruck auf die Insurgenten hervorbrachte, indem man in den Reisenden Verbündete der dem Aufstande zugethanen Gräfin von Czacki vermuthete.

Ohne erhebliche Anfechtungen setzten sie daher ihren Weg fort. Und obgleich sie genug gesehen hatten, um voraussetzen zu können, daß die Zuzüge der Aufständischen einen Ueberfall der Stadt bedeuteten, weigerte sich Gabriele dennoch umzukehren, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Für sie, welche nur in der Sehnsucht und Liebe zu ihren Kindern lebte, nach welchem es sie so mächtig vorwärts trieb, gab es nur den einen Schrecken, sie zu verlieren. Ein anderes Unglück achtete und befürchtete Gabriele in der Unruhe ihres Herzens nicht; vielmehr fühlte sie sich von einem unerklärlichen Antriebe angefeuert, die Stadt zu erreichen.

Sie langten endlich in dem ohne Ringmauern offen stehenden Orte an und begaben sich nach einem Gasthause. Hier nahm Gabriele Besitz von einem Zimmer, um sich der Ruhe zu überlassen, welche ihr zum dringendsten Bedürfniß geworden war. Philibert verabschiedete sich inzwischen von ihr und verließ mit Joseph das Gasthaus, da er sich über die politischen Vorfälle und die Unruhe, welche unter den Bewohnern der Stadt herrschte, aufzuklären wünschte.

In der Stadt gaben sich jene peinlichen und beängstigenden Zeichen kund, die in der Regel die Vorboten einer nahenden allgemein befürchteten Gefahr sind. Die Stimmung der Bewohner zeigte sich geheimnißvoll und besorgt, die Läden waren geschlossen, der Verkehr

schien ganz abgebrochen. Die Gruppen von Personen, welche sich auf dem Markte und in den Straßen blicken ließen, zerstreuten sich in der Furcht, sich zu verrathen oder zu verdächtigen, in kurzer Zeit wieder, denn die Gerüchte, daß sich starke Polenhaufen, wie auch ein Bataillon preußischer Infanterie in der Umgegend der Stadt befänden, theilte schnell die Meinungen, indem Einige die Ansicht kund gaben, daß das preußische Militär gekommen wäre, um die Stadt vor einem Ueberfalle der polnischen Insurgenten zu schützen, Andere, daß die Polen nur in die Nähe gerückt wären, um die Einnahme der Stadt durch die Preußen zu verhindern.

So waren die Bewohner, welche schon seit einer Woche von den schrecklichsten Gerüchten beunruhigt wurden, am heutigen Tage, wo sich alle sagten, daß die drohende Gefahr vor der Thür stände, zur höchsten Besorgniß getrieben. Man zweifelte nicht länger an einem blutigen Zusammenstoß der Preußen und der Aufständischen, wie auch daran nicht, daß die Stadt der hierfür bestimmte Kampfplatz seyn würde. Der Abend rückte heran, Straße und Markt wurden leerer, die Häuser zeitig geschlossen. So stand die Stadt schon gänzlich öde, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Welche Schrecken sollten sich unter dem Deckmantel der Nacht erheben? Furcht und Bangen, aber auch der Mord lauerte hinter den verschlossenen Thüren dieser wie die Gräber düsteren Gebäude.

Da wurden die Trommeln geschlagen. Eine Kompagnie preußischer Soldaten näherte sich der Stadt und zog in dieselbe ein. Der Trommelwirbel, unter welchem das Militär dem Markte zuschritt, hallte wieder in den verödeten Straßen. Die Fenster der Häuser klirrten, langsam öffneten sich die Thüren, verschiedene Personen zeigten sich wieder und folgten dem Marsche der Truppen, oder kamen ihnen von verschiedenen Seiten erwartungsvoll entgegen.

Auch Philibert und Joseph gingen dem Marktplatze zu, auf welchem die Soldaten Halt machten.

Hier versammelte sich allmälig eine größere Menschenmenge, welche sich jedoch von den Truppen unter einem Gemisch von Scheu und Spannung entfernt hielt. Die Oede, welche noch vor Kurzem in den Straßen herrschte und dieses jetzt so verwirrte Zusammendrängen zahlreicher Personen trug dazu bei, unter dem Militär Mißtrauen zu erwecken, denn außer den gaffenden Zuschauern, welche die Truppen umringten, schien man zu zögern, denselben einen gebührenden Empfang zu erweisen. Die Soldaten blieben marschfertig unter dem Gewehre stehen.

Endlich erschienen einige Magistratspersonen auf dem Platze. Die Deputation begab sich unter dem voranschreitenden Bürgermeister zum Hauptmann der Kompagnie, welcher ihr entgegenkam.

Der Bürgermeister ergriff das Wort, indem er mit großer Zuvorkommenheit dem Hauptmann die Hand drückte und seinen Dank über das Einrücken der Truppen aussprach.

„Kraft meines Amtes," sagte er nicht ohne pomphafte Betonung, „im Namen der guten Stadt R . . . und ihrer Einwohner sage ich Ihnen, Herr Hauptmann, unsern schuldigsten Dank und Willkommen für die Hülfsleistung, welcher Sie sich in diesem Augenblicke durch das Erscheinen Ihrer Truppen zu unterziehen bemüht sind, indem unsere gute brave Stadt befürchtete, als ein Opfer der Revolution zu fallen. Glücklicherweise haben sich unsere Befürchtungen als übereilt erwiesen. Es herrscht in unserer Stadt die vollkommenste Ruhe und wenn in der That noch zu dieser Stunde einige der Aufständischen in der Umgegend der Stadt, wie leider jetzt überall im ganzen Lande, die Sicherheit bedrohen sollten, so dürfte von diesen Wenigen kein ernster Ueberfall zu befürchten seyn, so daß wir länger zu gewichtigen Maßregeln zu schreiten hätten. Wir hoffen, daß bei dem patriotischen Sinne unserer Bürger die unverbrüchlichste Ruhe und Ordnung in der Stadt bewahrt bleiben werde. Herr Hauptmann, die Stadt bietet Ihnen hiermit durch das Wort aus meinem Munde den herzlichsten Willkommen zu Ihrem gegenwärtigen Einzuge und so ist auch ein jeder Bürger durch die That bereit, daß Möglichste an Quartieren, Erquickungen und Verpflegungen für Ihre ermüdeten Leute beizutragen. Verzeihen Sie, daß unsere Anordnungen zu Ihrem Empfange äußerlich als vernachlässigt erscheinen. Unsere gute Stadt hatte nicht geglaubt, die Truppen noch zu so später Stunde eintreffen zu sehen. Dennoch ist, wie schon gesagt, für Quartiere in jeder Weise bestens gesorgt, und dürfen Sie, Herr Hauptmann, den Befehl ertheilen, die nöthigen Billets in Empfang zu nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche.

(Schluß.)

Am 30. Dezember 1860 erschienen zwei bulgarische Archimandriten und drei bulgarische Priester in Begleitung von 200 bulgarischen Häuptlingen in Konstantinopel vor dem Erzbischof der katholischen Armenier und dem Erzbischof Mgr. Brunoni in der Heilig-Geistkirche, und übergaben ihnen eine Adresse an den Papst, die mit 2000 Unterschriften bedeckt war, und worin nach Aufzählung der bulgarischen Beschwerden gegen den griechischen Klerus folgende Stelle vorkam: „Gestützt auf die Dekrete der heiligen römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung, daß diese Riten un-

verlegt erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Konzil beschlossen worden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Se. Heil. Pius IX. möge unsere bulgarische Kirche in den Schooß der katholischen aufnehmen, und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch anerkennen." Gleichzeitig bitten die Bulgaren, der Papst möge den Kaiser der Franzosen ersuchen, daß er sich beim Sultan um Anerkennung der bulgarischen Hierarchie verwende, und sie vor den Umtrieben der Griechen schütze. Mit diesem Bittschreiben wurden noch Adressen aus 93 Distrikten Bulgariens überreicht, welche die Deputation ermächtigten, jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation auszusprechen.

Diese bulgarische Bewegung hatte im Oktober 1860 nach der Wahl des neuen griechischen Patriarchen begonnen. Die Bischöfe von Schumla, Sophia, Samakoff und Küprülü waren bereits aus ihren Bisthümern vertrieben worden, und wenn sich auch der berüchtigte Bischof von Ternowa noch auf seinem Sitz erhielt, so wurde doch seine Autorität nicht mehr geachtet; auch erklärten die in Konstantinopel ansässigen Bulgaren, die Wahl des Patriarchen für ungültig. Der dortige bulgarische Bischof Hilarion erhielt von seinen Landsleuten die Weisung, daß, wenn er dem neuerwählten Patriarchen huldige, er nie wieder in seiner Kirche sich zeigen dürfe. Der Bischof Hilarion schloß sich dieser Bewegung aber nur mit halbem Herzen an, und unterzeichnete zwar schon am 23. Oktober die oben erwähnte Adresse an den Papst, ließ sich aber, als im Laufe des Novembers sie übergeben werden sollte, der festgesetzte Tag gekommen war und die Deputation in Feierkleidern wartete, plötzlich krank melden, und überließ den Bulgaren auf ihre Verantwortung die Urkunden bezüglich des Uebertritts, nämlich die Adresse an den Papst und die 93 Vollmachten. Es scheint nämlich, daß in der Zwischenzeit die Gesandten Rußlands und Großbritanniens sich in den Handel mischten, und den Bischof wieder von einer Betheiligung abwendig machten. Das Interesse der Russen ist ganz klar, und ist auch nicht unbillig, denn sie dürfen nicht gleichgültig zuschauen, wenn vier Millionen Slaven von der orientalischen Kirche ab- und der römischen zufallen. Die Engländer, sonst die Feinde des Griechenthums und die angeblichen Freunde der christlichen Bewohner der Türkei, wirkten aber hier in Gemeinschaft mit Rußland für die größte Schmach im türkischen Reich, nämlich für die Fortdauer des phanariotischen Klerus und gegen die bulgarische Kirche, offenbar nur um die Erweiterung des französischen Einflusses zu hindern. Deßhalb steckten sie sich hinter den Minister des Auswärtigen, Ali Pascha, um die Bulgaren mit halben Zugeständnissen zu beschwichtigen. Ein aus Griechen und Bulgaren gemischter Ausschuß sollte über die Reform der bulgarischen Kirche berathen, und zwar in der Art, daß künftig die Bischöfe nur aus Bulgaren gewählt, sie aber doch dem griechischen Patriarchat untergeordnet werden sollten. Zum Glück für die Bulgaren wies aber der neue Patriarch diese Bedingungen von sich, und als jetzt die Pforte bei den Bulgaren Konstantinopels darauf drang, das neue Kirchenoberhaupt anzuerkennen, faßten diese den Muth, ihren Uebertritt zur römischen Kirche zu erklären. Ob nun der Uebertritt Bestand haben wird, hängt wahrscheinlich davon ab, welcher Einfluß, der französische oder der vereinigte englisch-russische, bei der Pforte in der nächsten Zeit der herrschende bleiben wird. Dann aber kommt auch viel auf die Klugheit der päpstlichen Kurie an. Sie muß die freie Stellung der bulgarischen Kirche loyal anerkennen, und die orientalischen Riten nicht antasten, sonst möchte der Rückfall ebenso rasch erfolgen als der Abfall eingetreten war. (Ausland.)

Mai.

Es jubelt seine frohen Lieder
Mein Herz in trunk'ner Melodei;
Es lebt noch, und es hat dich wieder,
Du erster sel'ger Tag des Mai!

Wie hat dein sonnig froher Morgen
Mir die Gespenster all' verjagt,
Die bald als Hoffnung, bald als Sorgen
Mich viel bekümmert und geplagt.

Wie könnte heut' ein Herz noch beben,
Wo's von Entzücken überschwillt?
Was kann die Hoffnung ihm noch geben,
Wenn es des Weltgeists Odem füllt? —

Ja heute möcht' ich Kühn vollbringen,
Was schwankend ich seither gewollt;
Zu ew'ger Klarheit möcht' ich dringen,
Durch Blüthenduft und Aethergold.

O laß, Du Ew'ger, mich behalten
Auf immer diesen höhsten Schwung,
Laß in der Seele nie erkalten
Mir diese Lenzbegeisterung!

Dann jubelt seine trunk'nen Weisen
Mein wonnebebend Herz Dir zu;
Dann lebt es neu, um dich zu preisen,
Du ew'ger Geistesfrühling du!

Mannigfaltigkeiten.

Zu der Leipziger Buchhändlerbörse, die am 25. April ihr 25jähriges Jubiläum feierte, machte den ersten Anfang im Jahre 1792 der Buchhändler Kummer, indem er mehrere Räumlichkeiten in dem damals weltberühmten Richter'schen Kaffeehause miethete, in welchem die fremden Buchhändler gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes das Geschäft der Abrechnung besorgen konnten. Nachdem man sich lange Zeit mit dieser Einrichtung beholfen hatte, stifteten 1825 auswärtige Buchhändler eine wirkliche Buchhändlerbörse, welche eine der gesammten Korporation gewidmetes Institut war, bald aber in den von der Universität gemietheten Räumen sich zu eng fühlte. Im Jahr 1833 faßte deßhalb der Verein auswärtiger Buchhändler in Gemeinschaft mit dem Verein der Leipziger Buchhändler den Entschluß, eine eigene Buchhändlerbörse zu erbauen, und diese Idee wurde mit dem größten Eifer zur schnellsten Ausführung gebracht. Man kaufte von der Universität ein zum Abbruch geeignetes Haus am Nikolaikirchhofe, lud zur Aktienzeichnung ein, sah die auf Grund des Voranschlags erforderten 35,000 Thaler schnell zusammengebracht, und konnte schon am 26. Oktober 1834 unter großen Feierlichkeiten den Grundstein zum Gebäude legen. Anderthalb Jahre später, am 26. April 1836 fand die feierliche Einweihung des Börsengebäudes statt, das zu den Zierden der Stadt zu rechnen ist. Dem Gedächtniß dieses Tages ist eben die jetzige Feier gewidmet. Die Tilgung der Aktien durch Ausloosung ist weit rascher vorwärts gegangen, als nach dem Amortisationsplane vorgesehen war, und es läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß die gesammte Aktiensumme noch vor dem festgesetzten Endtermin, 1880, vollständig getilgt seyn wird. Das ganze Jahr hindurch ist die Buchhändlerbörse der Sitz der „Bestellanstalt," eine eigenthümliche Einrichtung, durch welche beinahe die ganze buchhändlerische Korrespondenz geht. Alle Bücherbestellungen, welche bekanntlich immer nur durch die hiesigen Kommissionäre der auswärtigen Verleger vermittelt werden, werden auf Zettel notirt und nehmen ihren Weg durch die Bestellanstalt, welche sie alle sortirt und den betreffenden Kommissionären viermal täglich ins Haus schickt. Außerdem aber werden auch alle übrigen Papiere, welche die Buchhändler einander zuzusenden haben, wie Zirkulare, Rechnungsauszüge ꝛc., auf diesem Wege befördert und laufen auf der Börse zusammen. — Man wird sich daraus leicht eine Vorstellung von der Wichtigkeit und dem Geschäftsumfange dieser „Bestellanstalt" machen können. Es mögen wohl 7 bis 8 Millionen solcher durch dieselben bestellten Papiere in einem Jahre vorkommen. Während der Buchhändlermesse, welche alljährlich zu Ostern abgehalten wird, dient die Börse als Abrechnungslokal für die Buchhändler über die im Laufe des vergangenen Jahres abgemachten Geschäfte, und es mögen dabei wohl in jeder Messe 7 bis 8 Millionen Thaler umgesetzt werden.

Der Baseler „Volksfreund" meldet folgenden freundlichen Vorgang: Die silberne Hochzeit ihres Lehrers Hindermann veranlaßte die Kleinbasler, den verdienten Mann durch ein im Gesellschaftshause gegebenes Essen zu ehren, bei welcher Gelegenheit man natürlich nicht versäumte, auch seiner Gemahlin (denn es nahmen nur Herren an dem Essen Theil) die trefflichsten Bissen und manche Flasche des besten Weins in's Haus zu senden. Das kommt anderswo etwa auch vor. Allein das Beste kam beim Dessert, wo dem Jubilar eine prächtige Pendüle nebst zwei Vasen als Geschenk überreicht wurde; die Vasen waren mit dem besten Schnupftabak gefüllt da die beiden Gatten sich das unschuldige Vergnügen des Schnupfens erlauben. Wie erstaunten sie aber, als sie beim Leeren dieser Vasen unter dem Schnupftabak 600 Fr. in Gold fanden. Dabei lag ein Zettelchen, durch welches Herr Hindermann im Namen der Eltern seiner Schüler ersucht wurde, dieses Geld dazu benützen zu wollen, mit seiner Gemahlin im Laufe des Sommers einen längern Badaufenthalt zu machen, und auf diese Weise seine durch die Anstrengungen der Schule etwas gestörte Gesundheit wieder herzustellen. (Nicht überall bekommen die Lehrer so etwas zu schnupfen.)

Der Breslauer „Morgen.-Ztg." schreibt man: „Auch im hiesigen großen Waisenhause sind kleine „Erweckungsscenen" vorgekommen. Die Kinder fingen an, sich gemeinsam in Krämpfen zu versuchen, der herbeigeholte Arzt verscheuchte sie auf Nimmerwiedersehen durch ein paar wohlapplizirte Ohrfeigen. Eine darauf angestellte Untersuchung ergab unter den Mädchen fast ausnahmslos die bekannte Unsittlichkeit."

In der v. Maffei'schen Fabrik in der Hirschau sind nicht weniger als 50 Lokomotiven für die Ost-, 12 für die Staatsbahnen bestellt. Die Zahl der Arbeiter in dieser Fabrik beträgt über 600.

[Erfahrungssatz eines alten Philosophen.] Zwei Drittel aller Krankheiten kommen von Erkältungen und zwei Drittel aller Feindschaften von — Klatschereien.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 108 Sonntag, 5. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die eingezogene Kompagnie, welche auf eine vorangegangene Botschaft aus der Stadt R . . . zum Schutze derselben vor den umlagernden Insurgenten von einem preußischen Bataillone abgeschickt wurde, das ungefähr vier Meilen von der Stadt entfernt stand, gehörte zu einem Regiment, welches in der letzten Zeit durch einen beschwerlichen Felddienst, durch anhaltende Märsche und Gefechte angegriffen war, und daher langte die Kompagnie in der That schon sehr ermüdet in der Stadt an. Die abgegebene Erklärung des Bürgermeisters, daß die Truppen nicht sofort zu einem neuen Kampfe zu schreiten hätten, war für den Hauptmann keine unerfreuliche Nachricht, und daher minderte sich wohl augenblicklich sein Mißtrauen gegen den Widerspruch des erst heute Morgen angerufenen und gegen Abend schon wieder abgelehnten militärischen Schutzes für die Stadt. Der Hauptmann verfehlte auch nicht, seine Verwunderung darüber gegen den Bürgermeister laut werden zu lassen mit dem Bemerken, ob auch wohl die Behörde in dieser kurzen Zwischenfrist im Stande gewesen seyn könne, eine volle Ueberzeugung von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu gewinnen? Der Bürgermeister antwortete ihm jedoch in der vorherigen zuvorkommenden Weise, daß man in einer Zeit lebe, wo die geängstigten Gemüther, wohl verzeihlicher Weise, die Gefahren aus der Ferne schwärzer sähen, als sie in der Nähe erschienen.

Diese Versicherungen des Bürgermeisters, welcher während der Unterredung eine unerschrockene und überlegene Haltung zeigte, waren endlich wohl geeignet, den Anführer der Kompagnie zu beruhigen. Er beschloß in der Stadt das Nachtlager zu nehmen, um am kommenden Tage die Umgegend rekognoziren zu lassen.

Die städtische Deputation zog sich zurück, Quartierbillets wurden ausgetheilt und noch einmal unterbrach in der späten Abendstunde durch die Vertheilung der Soldaten, welche von den Bürgern nach den Quartieren geführt wurden, ein buntes, reges Leben die unheimliche Stille. Eine Wache wurde etablirt und der Hauptmann selbst begab sich mit einem Offizier nach einem am Markte gelegenen Gasthofe. Die Soldaten wurden mit den Offizieren theils einzeln, oder zu zwei und drei bei den Bürgern einquartirt.

Die Stadt besaß größtentheils polnische Einwohner.

Philibert hatte diesem Vorgange auf dem Markte dicht am Orte mit beigewohnt, auf welchem die Deputation mit dem Hauptmann zusammengekommen war.

Die zweideutige Stimmung der Einwohner, die Worte und die Erscheinung des Bürgermeisters hatten ihn sogleich mit Verdacht erfüllt. Kaum vernahm er die Ansprache des Bürgermeisters, als er mit Joseph, welcher neben ihm stand, befremdende Blicke wechselte. Er konnte nichts anders als die Ueberzeugung hegen, daß die Stadt von einem Ueberfalle der Polen bedroht sey, so sehr auch der Bürgermeister öffentlich und zwar mit der kaltblütigsten Gewissenhaftigkeit die Wahrscheinlichkeit der Gefahr bestritt. Seine Festigkeit bei diesen falschen Behauptungen setzte Philibert anfänglich in Verwirrung. Als er sah, daß der Beamte seinen Zweck erreicht hatte und die Soldaten in die Quartiere geschickt wurden, erschrack er über das leichte Vertrauen des Hauptmanns. So wenig Philibert eine Ahnung von dem Plane hatte, den möglicherweise die Behörde mit den Insurgenten zusammen auszuführen gedachte, wollte er sich dem Hauptmann nähern, um ihm anzuzeigen, wie er sehr wohl wisse, daß sich bedeutende Polenhaufen um die Stadt gesammelt hätten. Noch hielt ihn ein Zweifel zurück, daß der Hauptmann die Gefahr so wenig kennen sollte, und daß er auch für seine Entdeckung einen geeignetern Ort, als den öffentlichen Platz wählen müsse, als der Kommandeur schon aus seiner Nähe verschwunden war, um Befehle unter den Truppen zu geben.

Philibert kehrte zu Joseph zurück, der neugierig auf dem Markte den Verlauf der Begebenheit beobachtete.

„Joseph," sagte er mit leiser Stimme zu ihm, „hast Du gehört? War das kein Verrath? Sage mir, wer ist dieser Bürgermeister?"

„Wer es ist?" gab Joseph mit einem Lächeln zur Antwort. „Das kann ich Ihnen zufällig sagen. Auf den ersten Blick habe ich den alten Schuft wieder erkannt, obgleich er die wichtigste Miene von der Welt aufsetzte. Sie werden ihn gleichfalls kennen, sobald ich ihn nur beim Namen nenne. Dieser neugebackene Bürgermeister ist kein anderer als der Apotheker Wesley aus

Sch . . ., ein Mensch, der von jeher Kopf und Kragen daran setzte, eine Hauptrolle zu spielen. Weiß Gott, seit wann und wie er zum Bürgermeister in dieser Stadt geworden ist. Gelungen ist es diesem infamen Kerl aber, wie man sehen kann."

„Der Apotheker Wesley!" rief Philibert bestürzt, „der Giftmischer! Freilich, man sagte mir ja in Sch..., daß er seine Apotheke verkauft habe und hierher übergesiedelt sey! Was ist da zu thun, Joseph, ich frage, was führt er hier im Schilde?"

„Richtig ist es nicht," erwiderte Joseph.

„Welcher Meinung bist Du; welchen Zweck kann es haben, die Vorsicht des Militärs, das sie in ihre Häuser gastfreundlich aufnehmen, einzuschläfern?"

„Wir sind erst seit wenigen Stunden in der Stadt," antwortete Joseph, „hier ist schwer zu rathen. Ich denke, daß, wenn die Insurgenten wirklich während der Nacht plündern, der Bürgermeister helfen will, um sich dann mit der Beute fortzumachen."

„Ich glaube nicht, daß er mit solchen Plänen umgehen würde," antwortete Philibert nachdenklich. „Ein ehrgeiziger Mensch, wie dieser Schurke, will nur herrschen und regieren, und alsdann wäre seine Rolle gar zu bald ausgespielt. Nein, er wird es auf einen kleinen Staatsstreich abgesehen haben, um seine Macht und sich selbst in der Gunst, die ihn auf den Bürgermeisterstuhl geholfen hat, besser zu befestigen.

Der Marktplatz hatte sich während des Gesprächs der Beiden von Truppen als auch von Bürgern gänzlich geleert. Der Abend war vorüber, die Finsterniß hatte begonnen.

„Joseph!" rief Philibert. „Komm, und begleite mich! Ich werde nicht Anstand nehmen, den Hauptmann aufzusuchen, denn ich kann es nicht über mich gewinnen, da theilnahmslos zu schweigen, wo der Ausbruch eines Unrechts droht."

Philibert von Joseph begleitet, ging über den Markt und verschwand in der Dunkelheit, um das Quartier des Hauptmanns aufzusuchen.

Der Besitzer des Gasthofes, in welchem Gabriele mit Philibert einkehrte, war ebenfalls ein Pole.

Gabriele war während ihrer Reise als auch seit der Ankunft in der Stadt R . . . ohne Eindruck von allen sie umschwebenden Unruhen und Wirren geblieben. Ihre körperliche und geistige Erschöpfung nöthigten sie zur Ruhe, und seitdem Philibert sie verließ, genoß sie eines ruhigen erquickenden Schlummers. Ein glücklicher Traum fesselte ihren Schlaf, sie erblickte, was in der Wirklichkeit der Mutter noch immer nicht vergönnt wurde, ihre Zwillinge bei sich. Sie träumte von der Vereinigung mit ihnen, sie hielt sie fest in ihren Armen, sie preßte sie selig an ihr Herz. Da galt ein Traum, keine Vergangenheit, keine Zukunft, nur die glückbringende Gegenwart war ihr wie von ewiger Dauer vorgezaubert. So hatte Gabriele geschlafen und geträumt, und mehrere Stunden verstrichen darüber, Stunden, die ihrem Glücke in den Armen ihrer Kinder wie Minuten verflossen.

Auch die Unruhe, die seit dem Abend im Hause sich erhob, störte die Träumende noch immer nicht, so mit ganzer Macht hielt der Traum ihre Sinne umfangen. Erst eine Stunde vor Mitternacht sank der Schlummer allmälig von ihren Augen; dennoch blieb sie dem Eindruck des Traumes noch so stark hingegeben, daß sie auch noch im halbwachen Zustand die Kinder an ihrer Seite wähnte. Sie rief sie leise bei ihren Namen und beschäftigte sich unausgesetzt mit ihnen.

Das Gasthaus, worin sich Gabriele befand, war wie die meisten Häuser der Stadt, alterthümlich gebaut, von düsterm Aussehen und in seiner Bauart beengt und unregelmäßig. Das Gemach, in welchem sie schlummerte, bildete einen Alkoven, der im hintern Raume des ziemlich großen Zimmers nischenartig in die Wand eingebaut und abgeschnitten war, so daß er hinter einer Tapetenthür dem Auge völlig entgehen konnte.

Auch in dem Gasthause des Polen hatte ein Lieutenant, ein Freiwilliger und ein Tambour des eingerückten preußischen Militärs Quartier erhalten.

Das Geräusch einiger Stimmen, welches ganz in der Nähe des Schlafkabinets Gabrielens laut wurde, entriß sie ihrem halbwachen Zustande. Sie lauschte, sie glaubte noch immer die Stimme ihrer Kinder zu vernehmen, welche sich vor wenigen Augenblicken an ihrer Seite befanden. Es waren jedoch fremde, rauhe Stimmen und sonderbare Reden, die an ihr Ohr drangen. Kaum war sie zum Bewußtseyn von Allem gelangt, was sie umgab, als Gabriele sich bestürzt halb von ihrem Lager erhob. Sie konnte sich die Anwesenheit fremder Personen, deren Unterhaltung in dem anstoßenden Zimmer deutlich zwei Männer verrieth, nicht erklären. Hatte sie das Zimmer vor ihrem Niederlegen nicht geschlossen, hatte man willkürlich oder in dem Glauben, das Zimmer sey unbewohnt, aus Versehen darin Aufenthalt genommen? Gabriele vermochte sich nicht zu entsinnen, was sie in der Zerstreuung gethan, bevor der Schlaf sie überfiel.

Sie neigte ihr Ohr gegen die Thüre, um mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen. Da sie wohl reden hörte, aber die Worte nicht deutlich verstand, öffnete sie geräuschlos den Drücker der Kabinetsthür.

Der Schein von brennenden Lichtern fiel durch die Thürspalte. Sie sah in das Zimmer hinein und erblickte zwei Männer, welche vor dem Tische saßen. Sie rauchten aus kurzen Pfeifen und zwar so stark, daß sie von einer blauen Wolke umkreist wurden; der Tisch war mit Flaschen, Gläsern und Tellern bedeckt, woran Beide gegessen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gaskraftmaschine.

Im Musterlager der königl. Zentralstelle in Stuttgart ist gegenwärtig eine Gaskraftmaschine von Koch u. Komp. in Leipzig aufgestellt und wird einige Zeit in Betrieb gesetzt werden. Das große Interesse, welches diese Erfindung erregt hat, seit Lenoir dieselbe in Paris zu Tage brachte, liefert den Beweis, welche unendliche Wichtigkeit diese Maschine für Gewerbe und Industrie hat. Schon lange fehlte, besonders für kleine Kräfte, ein Motor, welcher einfach und bequem, geeignet gewesen wäre, in jeder Werkstätte Eingang zu finden und die Anwendung von Maschinen zu erleichtern. Die kalorische Maschine zeigt sich leider immer mehr als ungenügend. Dagegen erregt die Gaskraftmaschine die größte Zuversicht, sie ist ganz geeignet, in der Industrie Epoche zu machen und einen tief ergreifenden Umschwung herbeizuführen. Die Konstruktion der Gaskraftmaschine ist höchst einfach und sicher; sie besteht aus einem horizontal liegenden Zylinder, welcher, oben und unten luftdicht verschlossen, mit einem gewöhnlichen Kolben wie bei der Dampfmaschine versehen ist; das von der Straßenleitung entnommene Gas wird in einen an der Seite des Zylinders liegenden Schieberkasten geleitet, daselbst mit der von außen zuströmenden atmosphärischen Luft vermengt, bald in den oberen, bald in den unteren Theil des Zylinders geleitet und hier durch den elektrischen Funken entzündet; die nach der Verbrennung gebildeten Gase werden mittelst eines zweiten Schieberkastens und einer kleinen Röhre in's Freie geleitet und entweichen mit Spannung wie der Dampf einer Dampfmaschine. Die Gaskraftmaschine nimmt einen sehr geringen Raum ein und kann daher überall aufgestellt werden; ihr Gang wird durch einfache Drehung des Hahnens der Gaszuführungsröhre regulirt und kann durch Schließung desselben augenblicklich zum Stillstand gebracht werden. Die Maschine erfordert verhältnißmäßig sehr geringes Anlagekapital und bietet für den Besitzer und die Umgebung nicht die geringste Gefahr, sie erfordert daher auch keine obrigkeitliche Erlaubniß zu deren Aufstellung. Bei Dampfmaschinen muß den ganzen Tag das Feuer unter dem Kessel erhalten werden, ob die Maschine geht oder nicht, auch erfordert das Anheizen eine Menge Brennmaterial. Die Gaskraftmaschine dagegen kann jeden Augenblick im Gang gesetzt und gestellt werden, und verbraucht während ihres Stillstandes keine Spur von Gas; die ganzen Kosten für Terain zum Dampfkessel, Kesselgebäude, Schornstein, Pumpen und Wasserleitung fallen weg, auch sind die Maschinen so eingerichtet, daß sie selbst in oberen Stockwerken und in jedem Arbeitsraum aufgestellt werden können. Erwägt man, daß durch diese Erfindung das lange gesuchte Problem eines billigen kompendiösen und leicht zu handhabenden Motors nunmehr gelöst ist, und vergegenwärtigt man sich, welch neuer Impuls dadurch der Theilung der Arbeit gegeben werden kann, so wird man den Einfluß ermessen, welchen dieselbe auf alle Zweige der Volksthätigkeit vom größten Fabriksbetrieb bis zum Kleingewerbe herab üben muß und kann.

Philipp Jakob Fallmerayer.

Wir haben bereits in der Zeitung das am 25. April erfolgte Ableben des Professors und Akademikers Fallmerayer gemeldet. Derselbe war als der Sohn armer Landleute geboren zu Tschätsch bei Brixen in Tyrol am 10. Dezember 1791, und hat sonach ein Lebensalter von nicht ganz 70 Jahren erreicht. Im Alter von 13 Jahren kam er an die Domschule nach Brixen, wo er an 5 Jahre blieb, worauf er aber 1809 heimlich nach Salzburg entwich und dort seine Studien fortsetzte, namentlich aber jene der orientalischen Sprachen unter der Leitung des in Göttingen gebildeten gelehrten Benediktiners Pater Albert Nagnzann an der Bibliothek des Stiftes St. Peter begann. Nachher studirte er zu Landshut an der Universität neben der Rechtswissenschaft vorzüglich Geschichte, Philologie und Spracheukunde. Als Infanterie-Lieutenant 1813 ins bayerische Heer eingetreten, machte er die Schlacht bei Hanau und die Feldzüge in Frankreich mit, wo er auch noch mit der Okkupationsarmee mehrere Jahre stehen blieb, und sich die genaueste Kenntniß der französischen Sprache erwarb. 1818 ins Vaterland zurückgekehrt, trat er wieder aus dem Heere aus und kehrte zu seinen Studien zurück; erhielt eine Anstellung an der Lateinschule zu Augsburg, und wurde 1826 zum Professor der Philologie und Geschichte am Lyzeum zu Landshut befördert. 1831 machte er mit dem russischen General Grafen Ostermann-Tolstoy seine erste Reise nach dem Orient, auf welcher er Aegypten, Palästina, Syrien, Cypern, Rhodus, die jonischen Inseln besuchte, dann längere Zeit in Konstantinopel blieb, und eifrig die türkische Sprache studirte. Von dort kehrte er über Griechenland und Neapel ins Vaterland zurück. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, aber seine Lehrstelle war inzwischen wieder besetzt worden. Er ging daher 1836 durch Südfrankreich nach Florenz, Rom und Pisa, und brachte dann vier Jahre größtentheils beim Grafen Ostermann-Tolstoy in Genf zu. 1840 unternahm er seine zweite Reise nach dem Orient; diesmal die Donau hinab, über das schwarze Meer nach Trapezunt und Konstantinopel, besuchte auch den Berg Athos, Macedonien, Thessalien und einen großen Theil von Griechenland. Seine Reiseeindrücke legte er in zahlreichen Berichten an die „Allg. Ztg." und in seinen „Fragmenten aus dem Orient," von welchen er den Namen des

„Fragmentisten" erhielt, nieder. 1847 machte er seine dritte Reise über Konstantinopel, Brussa und den Olymp nach Palästina, Syrien und Kleinasien, und kehrte 1848 von Smyrna aus in die Heimath zurück. Bald darauf wurde er von München ins Parlament nach Frankfurt gewählt, wo er auf der Linken saß, und von wo er auch 1849 dem Rumpfparlament nach Stuttgart folgte, und an den bekannten Beschlüssen desselben sich betheiligte, was ihm den Verlust seiner Professur an der Münchener Hochschule zuzog. Den Winter von 1849 und die ersten Monate von 1850 lebte er in der Schweiz zu Appenzell und zu St. Gallen, und seit April des genannten Jahres wieder in München, lediglich mit seinen literarischen Arbeiten sich beschäftigend. Von diesen sind außer den schon genannten hervorzuheben seine „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt," die 1831 zu München erschien, und die „Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter," welche in zwei Bänden 1830—36 zu Stuttgart herauskam, und bekanntlich wegen der darin von ihm aufgestellten Ansichten über die Abstammung der heutigen Griechen zu zahlreichen literarischen Fehden und Gegenschriften Anlaß wurde.

Schon seit längerer Zeit an einem Rückenmarkübel leidend, hatte ihn dieses in der jüngsten Zeit zu jeder anhaltenden geistigen Beschäftigung unfähig gemacht, und diesem ist er jetzt auch nach einem vielbewegten Leben und mannigfachen Schicksalswechseln erlegen. Er war ein bedeutendes Talent, aber mehr analytischer als synthetischer Natur, und die zersetzende Schärfe seiner Kritiken, die sich vorzugsweise der Waffen der Ironie und des beißenden Sarkasmus bedienten, war allgemein bekannt.

Post varios casus et tot discrimina rerum ist er nun eingegangen zur ewigen Ruhe. Friede seiner Asche!

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin ist der Major a. D. Wilhelm August v. Mosch am Sonntag im Alter von 83 Jahren gestorben. Ein Waffengenosse Schill's und ein Veteran aus den Befreiungskriegen von 1813—15, war er einer der wenigen noch lebenden alten Krieger, die einst unter Schill kämpften. Er wurde als Offizier in Stralsund, wo Schill fiel und dessen Korps zum größten Theil aufgerieben wurde, verwundet. Der Name des jetzt nach längeren Leiden Verstorbenen steht mit auf dem Schilldenkmal bei Braunschweig.

Das Pariser Blatt „La Presse" befürwortet die Zwangspflicht der Eltern, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu senden, und beruft sich dabei auf das Beispiel des so oft von ihr geschmähten Deutschlands; es sey eine Bilanz französischer Unwissenheit gezogen worden, die wahrhaft schaudern mache und auch auf die Moralität des Volkes wirke. Von 594,761 Rekruten konnten 90,393 weder schreiben noch lesen; mehr als ein Drittel der Männer und über die Hälfte der Frauen konnten die Heirathskontrakte nicht unterzeichnen; von 5375 wegen eines Verbrechens Angeklagten seyen 2365 ohne allen Unterricht gewesen. In der Schweiz, den deutschen und skandinavischen Staaten und den Niederlanden, namentlich aber in Preußen seyen die guten Folgen der Volkserziehung durch die Zwangspflicht zur Besuchung der Schule nicht zu verkennen; wolle man Handelsverträge mit andern Völkern, so müsse man auch das eigene Volk heranbilden, daß es die Konkurrenz halten könne.

In Bristol hielten die Barbiere vor Kurzem ein Meeting über die Sabbathfrage, d. h. über die Frage, ob es sündhaft sey, am Sonntag einen Kunden zu rasiren. Es ging sehr stürmisch zu, bis ein Herr Davidge rief: „Wenn es eine Sünde ist, am Sonntag sich zu rasiren oder rasiren zu lassen, dann ist mancher guter Kirchenmann ein arger Sünder. Hab' ich etwa nicht den Bischof von Bath and Wells am Sonntag rasirt, und meint Ihr, ich werde mir von Euch die Bibel auslegen lassen?" Wie die Frage entschieden ward, ist nicht bekannt geworden.

In Neapel macht sich eine komische Demonstration geltend. Die Hunderte von Köchen, die durch die Auswanderung der reichen Familien ihre Stelle verloren haben, zerschlagen ohne Erbarmen alle Eßgeschirre, in welchen sich dieser oder jener seine Mahlzeit vom Wirthshause bringen läßt, und greifen einen solchen Transport sogar an, wenn er auch, wie sich viele dieß auswirkten, von einem Nationalgardisten eskortirt wird. Auch in andern Zweigen der ärmeren Klassen wird sich die Unzufriedenheit über den mangelnden Verdienst wohl bald deutlich zeigen.

Prinz Oskar von Schweden, der früher bereits den Herder'schen „Cid" übersetzte, hat nun auch den Göthe'schen „Torquato Tasso" in's Schwedische übertragen und der Intendanz des Hoftheaters in Stockholm eingehändigt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 109 Dienstag, 7. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Gabriele fuhr entsetzt über den Anblick zurück, denn das Aussehen der Männer war im hohen Grade abenteuerlich. Der Eine, ein großer, hagerer Mensch mit morquirten Gesichtszügen, trug einen Sammtrock mit dicken Schnüren besetzt und bis unter den Hals zugeknöpft; um den Leib hatte er einen Reitersäbel geschnallt. Auf dem Kopfe trug er einen spitzen, breitkrämpigen Hut mit einer rothen Feder, und in dem Leibgürtel steckte ein langes Dolchmesser. Der Andere war von gedrungener, kräftiger Gestalt. Sein Kopf war unbedeckt, der Rausch des genossenen Weines sprach aus seinem braunen, aufgedunsenen Gesicht, sein dunkles Haar hing verstört über die niedrige Stirn. Er trug eine weite Jacke und anschließende Lederhose; in seinem Leibgürtel steckten zwei Pistolen. Zwei mit einer langen Spitze beschlagene Lanzen, die an der Wand lehnten, machte die Bewaffnung der beiden Männer vollständig.

Beide Personen sind uns schon aus dem Kronenteller in Sch . . . bekannt. Es waren der Falschmünzer, der sogenannte Doktor Bernhard und der Taschenspieler Benjamin. Ihre Bewaffnung gab kund, daß sie den polnischen Insurgenten angehörten.

„Habt Ihr von Wesley unter unserm Korps nichts erfahren?“ hörte Gabriele den Fälscher Benjamin seinen Gefährten fragen.

„Wenn Ihr den Schließer meint,“ erwiderte Bernhard, „der mich und meinen jüdischen Genossen aus dem Inquisitoriat entschlüpfen ließ, so kann ich Euch sagen, daß er zwar in Verdacht kam, jedoch wie gewöhnlich den ehrlichen Kerl so meisterhaft spielte, daß er seinen Posten noch behauptet. Wenn Ihr, Benjamin, durch seine Vermittelung nicht hinter den Wällen mit Pferden auf uns gewartet hättet, so würde mir meine glückliche Flucht über den Festungsgraben mit Hülfe eines Kahnes, auf den ich stieß, nichts geholfen haben. So viel ist gewiß, in Sch . . . blüht für uns der Waizen nicht mehr, es war das Beste, daß wir unter die Aufständischen gegangen sind. Ich möchte nur wissen, wo der Jude, der mit mir floh, ein Ende nahm.

„Ich fragte nicht nach ihm und auch nicht nach dem Schließer,“ gab Benjamin zur Antwort. „Den Kontroleur Wesley habe ich gemeint, einer Rechnung wegen, die ich noch mit ihm abzumachen habe.“

„Der Jude, mit dem ich zusammensaß, sagte mir, er würde mit dem Baron auf einem Gute Lysa im Posen'schen seyn.“

„Ich kenne das Schloß, es liegt an der Warthe,“ antwortete Benjamin. „Da werden wir hoffentlich mit ihm zusammentreffen. Denn wenn die Affaire, die wir für heute Nacht vorhaben, gut abläuft, alsdann ist das ganze Insurgentenheer von nah und fern nach dem Norden kommandirt. Mierosławski will an der Warthe den Preußen eine offene Schlacht liefern, das Schloß Lysa, welches Ihr genannt habt, ist auf den Fall reichlich verproviantirt.“

„So sicher wie wir die Köpfe der preußischen Kompagnie schon zu haben glauben,“ erwiderte Bernhard, „ohne Lärm wird es nicht abgehen, und das Bataillon der Preußen steht kaum einige Meilen von der Stadt.“

„Und hinter uns steht eine Nachhut von tausend Sensenmännern,“ fuhr der andere Fälscher fort, und stopfte frischen Tabak in seine Pfeife, goß ein Glas bis an den Rand voll Wein und schlürfte es aus. „Meint Ihr nicht,“ fuhr er dann fort, „daß es bald Zeit sey? Sollten noch nicht Alle in die Quartiere gekommen seyn? Wir gehörten freilich zu dem ersten Trupp, der in die Stadt schlich. Am Ende ist etwas vorgefallen!“

„Nichts davon,“ sagte Bernhard, „hört doch nur, es ist still wie im Grabe draußen. Die ganze Kompagnie wird in ihren Quartieren schon im Schlafe liegen und träumt sicherlich nichts davon, wie sich die Polen hereinschlichen in die offene Stadt, wie die mit ihnen einverstandenen Wirthe leise die Hausthüren öffnen, damit den armen Teufeln von Soldaten im Schlafe beim ersten Signal durch unsere Hände das Lebensfünkchen genommen werde. Der Bürgermeister hat ja wohl aus Freundschaft für die Polen den Mordplan erfunden?“

„So ist es,“ entgegnete der Andere, „und Keiner von der ganzen Kompagnie wird davon kommen. Hernach besetzen wir die Stadt. Also drei Leute, ein Lieutenant, ein blutjunger Soldat und ein Tambour

sind hier im Hause einquartiert. Hat Euch der Wirth ihre Schlafzelle auch genau bezeichnet?"

„Ganz genau. Sie liegen eine Treppe höher. Wir werden als Zeichen vor ihrer Thür einen Stein liegen finden. Sie sind längst zu Bett gegangen und schliefen schon vor zwei Stunden."

„Wißt Ihr nicht, wie sie gelagert sind? Etwa einzeln?"

„Der Wirth sagte dieß. Zwei Betten stehen dicht neben einander, der Tambour liegt nicht weit davon allein."

„Ich übernehme also die Zwei," sagte Benjamin und griff nach den zwei Dolchen, welche auf dem Tische zwischen den Flaschen lagen und prüfte mit dem Finger ihre Spitzen und Schneiden. „Alsdann, wenn wir das Signal hören, gehe ich voran, in der Rechten einen Dolch, den andern halte ich zwischen den Zähnen. Ihr folgt dicht bei mir und geht zu den Einzelnen, und so machen wir uns Beide zum Stoße fertig. Wenn ich Zu! rufe, dann ists Zeit. Wir stoßen zusammen und Zwei müssen danach geliefert seyn. Ehe sie noch einen Laut geben, werde ich den Dritten eben so sicher getroffen haben. Werdet Ihr also auf dem Posten seyn?"

„Ich werde!" antwortete Bernhard, „und in dem Augenblicke, daß wir die That ausführen, werde ich denken, hundert Kameraden zücken wie Du in derselben Minute den Stahl auf die elenden Schläfer, und dann werde ich rufen, es lebe die Freiheit!"

„Es lebe Polen!" rief der Andere, und Beide tranken sich aus vollen Gläsern zu.

„Ich denke, der Wirth wird nüchterner seyn, als wir," sagte Bernhard, „habt Ihr noch nichts blasen hören?"

„Der Teufel auch, in Einem fort," rief Benjamin verstört, „aber ich glaube, das ist unser Signalhorn nicht, sondern der Wein, der mir im Kopf spukt. Mir saust es durch die Ohren wie eine Posaune zur Auferstehung."

Gabriele lag in dem Kabinet vor ihrem Lager auf den Knieen. Sie hatte den beschlossenen furchtbaren Mordplan der polnischen Insurgenten gehört, nach welchem mit Hülfe der Wirthe die bei den Bürgern einquartirten Soldaten im Schlafe niedergestoßen werden sollten. Sie rang die Hände, sie flehte zu Gott, ihr einen Ausweg zu zeigen, das gräßliche Vorhaben vereiteln zu können. Es war ihr, als habe sie leise und schrecklich das Mordsignal vernommen, ein wimmernder Ton, wie der Schall eines Hornes schien aus der Luft an ihr Ohr getragen zu werden. Sie sah die Stadt, sie sah die Mörder durch die Straßen und in die Häuser schleichen, sie hörte das Geächze der Gemordeten. Entsetzen ergriff sie. Die wüsten Stimmen der Gesellen im Nebenzimmer erfüllten sie mit Grausen. Sie wollte hinauseilen, die Schläfer wecken, Mord! Mord! durch die Straßen rufen. Sie bebte zurück vor dem ersten Schritte aus ihrer Kammer, der sie selbst in die Hände der Mörder liefern würde.

Nach wenigen Minuten, — vielleicht nur eine Sekunde noch, und es ist zu spät, die Schläfer zu rufen, — vergeblich, — sie erwachen nimmer wieder, — sie schwimmen in ihrem Blute! —

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist der Prinz Plonplon?

Darauf gibt eine neue Flugschrift Auskunft, welche unverkennbar in Frankreich geschrieben und gedruckt so eben in Deutschland veröffentlicht wird. Unter dem Titel, „**Monsieur Napoléon Bonaparte (Jérôme) Fribourg, Imprimerie Marchand et Comp. 1861**" werden des beredten Prinzen Leben und Thaten geschildert. Der Verfasser scheint mit seinem Gegenstand sehr vertraut, wenn er auch begreiflich nicht dem napoleonischen Lager angehört.

Napoleon Bonaparte ist im Jahr 1822 in Triest geboren, also auf dem Boden des Staates, gegen den er jetzt die Revolution ins Feld zu rufen pflegt. Er ist lang und feist, aber der Hals steckt etwas tief in den Schultern, sein Gang hat etwas Plumpes, sein Blick ist zur Erde gekehrt und unruhig. Er hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit seinem großen Oheim Napoleon I., aber auch mit den Büsten der römischen Kaiser Otho und Vitellius. Zuweilen nimmt er, wie die Broschüre behauptet, die Manieren eines gewöhnlichen Polichinell an.

Vater Jerome, der lustige König von Westphalen, sah sich genöthigt, bei andern Monarchen anzuklopfen. Unter dem Titel eines Asyls nahm er offenbar mehr in Anspruch, als die Erlaubniß bloßen Aufenthalts. So war es denn zunächst der österreichische Kaiser, dann Papst Gregor XVI., später der Großherzog von Toskana, die dem Exkönig auf seine inständigen Bitten und Verheißungen ewiger Dankbarkeit forthalfen.

Des jungen Prinzen nahm sich der König von Württemberg an, der Bruder jener edlen Fürstin Katharina, die ihrem Gatten und der Welt gezeigt hat, was es mit einem deutschen Frauenherzen auf sich hat. Wie die Flugschrift angibt, wurde Napoleon von seinem königlichen Oheim in die Ludwigsburger Kriegsschule aufgenommen, auch nach drei Jahren zum Artillerieoffizier ernannt, ohne sich jedoch in dieser Laufbahn durch etwas Anderes auszuzeichnen, als durch boshafte Streiche gegen seine Kameraden und Vorgesetzten. Man ließ ihm Vieles hingehen. Aber einem älteren Offizier, den er in unverschämter Weise beleidigt hatte, riß der Geduldfaden, er wandte sich brieflich unmittelbar an den König und bat um Genugthuung oder Abschied. Der Monarch ließ ihn kommen, erklärte ihm, daß er den Abschied nicht erhalten

werde, wohl aber Genugthuung. Er möge nur dem Prinzen eine Herausforderung schicken. — Darauf ließ der König auch den Neffen kommen und rieth, sich als Mann von Ehre zu benehmen, was auch der Prinz versprach. Er hielt aber nicht Wort. Die Forderung des Kapitäns war einfach abgelehnt und König Wilhelm ertheilte nicht diesem, wohl aber dem Prinzen den Abschied, der zugleich die Weisung erhielt, binnen zwei Tagen das Land zu verlassen.

Prinz Plonplon beschloß nun, in der Welt umherzureisen. Nach allerlei Hin- und Herzügen wandte er sich an den König Louis Philipp in einem demüthigen Bittschreiben, und bat ihn um Erlaubniß, sich unter einem falschen Namen in Frankreich aufhalten zu dürfen, da das Gesetz die Napoleoniden verbannt hielt. Der König gewährte seine Bitte, ließ ihm aber nach vier Monaten den Aufenthalt wieder kündigen, weil er in Erfahrung brachte, daß sein erkenntlicher Schützling seinen neuen Wohnsitz hauptsächlich dazu benutzte, um allerlei Intriguen anzuzetteln. Dennoch ließ er sich später durch die dringenden Supplicken des angehenden politischen Intriguanten bereden, nicht nur dem Sohn, sondern auch seinem greisen Vater eine Aufenthaltserlaubniß zu gewähren und zwar in der Hauptstadt Paris. Das war im Jahr 1847.

Sofort nach seiner Ankunft bestürmte Jerome den gutmüthigen König und dessen Minister mit der Bitte um Geld. Was aus Westphalens Staatsschatz und dem großen Vermögen der Gräfin Bartolini an Geld vorhanden gewesen, war längst in andere Hände übergegangen. Der ehemalige Monarch befand sich fast ohne Geldmittel und Louis Philipp gab den unaufhörlichen Bitten nach. Er ließ einen Gesetzvorschlag für die Kammern bearbeiten, in welchem auf Bewilligung einer Pension von 100,000 Franken angetragen wurde, die nach dem Ableben des Vaters auf den Sohn übergehen sollte, er entschloß sich sogar, ihm die Pairswürde zu verleihen. Das machte dem Prinzen Jerome neuen Muth. Er verlangte, man solle auch noch 50,000 Fr. für seinen hoffnungsvollen Sprossen zusetzen. Das war doch dem guten König zu viel, er schlug diese Forderung ab, das Gesetz sollte aber sofort den Kammern vorgelegt werden.

Durch den Ausbruch der Februarrevolution ward die Sache vereitelt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bekanntlich ist seit dem Tode des Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg Lippe zwischen Hannover und Lippe eine Differenz über den Besitz eines Theiles des Steinhuder Meeres entstanden. In der Bundestagssitzung vom 13. April hat nun Hannover seinem gestellten Antrage zufolge zunächst auf Niedersetzung eines Vermittlungsausschusses (den Vorschlag, den Streit durch eine dritte Regierung als Schiedsrichterin entscheiden zu lassen, hatte Schaumburg-Lippe abgelehnt) eine kurze Darstellung des Gegenstandes des Streites voraussetzen lassen, der wir Folgendes entlehnen. Das Steinhuder Meer ist zwischen Hannover und Schaumburg-Lippe von alter Zeit her in einer in der Darstellung genau bezeichneten Weise getheilt gewesen. Den hannover'schen Antheil hat der verstorbene Fürst Georg Wilhelm vom König Georg III. von Großbritannien und Hannover am 9. Oktober 1789 mit allen nutzbaren und hoheitlichen Rechten und Gerechtigkeiten zu Lehn empfangen, indeß nur rein persönlich, ausdrücklich nur ad dies vitae des Fürsten Georg Wilhelm, so daß das Lehen mit dessen Ableben erlöschen und die den Gegenstand desselben bildenden Rechte und Gerechtigkeiten mit der Krone Hannover wieder vereinigt werden mußten. Als am 21. November v. J. Fürst Georg Wilhelm gestorben war, ließ also dann auch die hannover'sche Regierung sofort durch ihren Kommissär am 23. November vor Notar und Zeugen den hannover'schen Meerestheil öffentlich in Besitz nehmen. Ein paar Tage später aber ließ die schaumburg-lippe'sche Regierung die bei der hannover'schen Besitzergreifung ins Meer gesenkten hannover'schen Hoheitszeichen „heimlicher und gewaltsamer Weise" wieder beseitigen, und zwar, wie sie in einem Schreiben vom 22. Januar d. J. dem hannover'schen Ministerium des Auswärtigen zu erkennen gab, „weil sie das Recht Hannovers auf dem fraglichen Meerestheil nicht anerkennen will."

— —

Johann Gottfried Seume soll zu seinem hundertjährigen Geburtstage in seinem Geburtsorte Poserna bei Weißenfels gefeiert werden. An dem auf der Stelle seines Geburtshauses stehenden Bauernhause beabsichtigt der Ortspfarrer Vornbak im Einverständniß mit dem dasigen Rittergutsbesitzer Freiherrn von Raschau eine Gedenktafel anbringen zu lassen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bereits Säkularfeier zu einer philanthropischen Stiftung für Poserna Veranlassung gibt. In dem Taufregister von Poserna steht wörtlich:

„Anno 1763
In S. Baptismate, Christi Sanguine
Ejus Regno Adscripti sunt
Sequentes:

1. Andreas Seumen, N. u. E.*) allhier, ist von seinem Weibe Christinen Reginen geb. Liebingen den 29. Januar ein Söhnlein gebohren, den 31. ej. getaufft und Johann Gottfried genannt worden. Pathen sind gewesen: 1. Anna Regina, Johann Christoph Brauers, Schneiders allhier Eheweib. 2. Christoph

*) Ortsnachbar und Einwohner.

Klöppel, N. u. E. allhier. 3. Andreas Seume, Schenkwirth in Pörsten." Diese Nachricht ist vom Ortspfarrer Christian Lebrecht Webel, der 1797 starb, eingeschrieben. Ihm folgte von 1797 bis 1809 der Pfarrer Metzner und diesem M. Joh. Georg Tinius von 1810 bis 1813, der wegen seiner Bücherwuth eines in Leipzig vorgekommenen Raubmordes dringend verdächtig, von der Kirche weggehalt und 1813 des Pfarramts entsetzt, auch 1814 zu Leipzig seiner geistlichen Würde öffentlich entkleidet und zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt ward, die er verbüßte und dann noch einige Jahre lebte und etliche Schriften herausgab, namentlich über den jüngsten Tag und eine Erklärung der Offenbarung Johannis.

Der „Times-Corresp." meldet aus Warschau, das Verbot Trauerkleider zu tragen, habe zu allerlei Absurditäten geführt; in den Ladenfenstern sehe man nur rothe Stoffe als Symbol des Blutvergießens und grüne als das der Hoffnung; der englische und preußische Konsul hätten sich für ihre Trauerkleider den Schutz des Statthalters gegen die Patrouillen erbeten und einen förmlichen Erlaubnißschein erhalten. Der Befehl, Laternen nach 10 Uhr Abends zu tragen, werde in jeder Weise lächerlich gemacht; Knaben erschienen um 10 Uhr Morgens mit Laternen in den Straßen, man sehe Droschken mit großen chinesischen Laternen an beiden Seiten. Dem Zivilgouverneur Laszinski wurde von einer Patrouille sein Stock weggenommen und sehr barsch mit ihm umgegangen, worüber er sich beim Statthalter beschwerte, der ihm rieth, künftig eine Mütze mit einem Stern statt eines Hutes zu tragen.

Jobert de Lamballe hat kürzlich zu Paris der Akademie de Medecine einen Soldaten vorgestellt, den er vor zwei Jahren am Stirnbein behufs der Entfernung einer Flintenkugel trepanirt hatte, die 22 Monate unmittelbar an der Dura mater im Schädel gewesen war, der Knochensubstanzverlust ist durch Knorpelmasse gänzlich ersetzt und das Loch im Stirnbein ganz geschlossen. Da durch diesen Fall das physiologische Gesetz über die Regeneration der Knochen außer Zweifel gesetzt ist, so ist damit auch die von der Akademie de Sciences in Paris ausgeschriebene Preisfrage, auf deren Beantwortung 20,000 Fr. gesetzt sind, eigentlich als erledigt anzusehen.

Man schreibt aus Hongkong, 12. März: Die längst angekündigte Expedition zur Erforschung des Yang-tsze-kiang ist jetzt in Nanking eingetroffen. Sie besteht aus acht Schiffen unter dem Kommando des Admirals Sir James Hope. Ein zahlreiches Personal, welches sich wissenschaftliche und kommerzielle Forschungen zur Aufgabe macht, begleitet dieselbe. Unter Andern wollen Major Sarel, Kapitän Blackiston, Dr. Barton und Herr Schereschewsky die Reise, so lange es geht, auf einem Schiffe des Geschwaders mitmachen und dann ihren Weg nach Indien suchen.

Am 30. April Abends hielt die Feuerwehr zu Augsburg ihre alljährliche Generalversammlung ab, welcher auch die Herren Regierungspräsident Frhr. v. Lerchenfeld und der 1. Bürgermeister v. Forndran beiwohnten. Der Jahresbericht legte ein rühmliches Zeugniß von der Thätigkeit und dem blühenden Stande des Vereins ab. Die Feuerwehr besteht aus drei Abtheilungen; die erste Abtheilung (Turner) zählt 330 Mitglieder, die zweite (Rettungsmannschaft) 283 Mitglieder und die dritte (Spritzenmannschaft) einschließlich 12 bezahlten Bauhandwerkern 356 Mitglieder.

Der Gewerbeverein in Karlsruhe hat in Anbetracht, daß die kommende Gewerbefreiheit dem weiblichen Geschlecht ein größeres Arbeitsgebiet anweist, den Gewerbe- und Wanderlehrer Th. Berger aus Stuttgart veranlaßt, im August einen Kursus von 36 bis 40 Unterrichtsstunden für Frauen und Jungfrauen im Buch- und Rechnungsführen ꝛc. zu geben.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die ersten Zwei hat mancher wie man spricht,
Beim Essen und beim Trinken nicht,
Der Taucher findet sie im Meere,
Der Trunkene durch eig'ne Schwere.

Die Dritte ist ein großer Spiegel,
Aus einem Stück und ohne Riegel;
Es kann sich jeder drinnen seh'n,
Er mag daneben oder drüber steh'n.

Das Ganze ist 5 Herren gut:
Zwei Kön'gen, Einem Kaiser, Einem Herzogshut,
Es richtet eine Republik
Auf solches ihren Herrscherblick.

Auflösung der Charade in Nro. 105:
Neunauge.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 110 Mittwoch, 8. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Gabriele raffte sich empor. Leise stieß sie die Thür auf. —

Die Lichter in dem Zimmer waren schon zu Stumpfen herabgebrannt und verbreiteten einen flackernden, durch die Rauchwolken verdüsterten Schein.

Nur einer der Männer saß mit dem Rücken gegen die Thür, aus welcher Gabriele hervortrat. Der andere, Benjamin, hatte in demselben Augenblicke eine Flasche ergriffen, um aufs Neue einzuschenken. Sie entfiel seiner Hand und schlug klirrend zu Boden.

Hinter dem Rücken des Andern und halb gebückt näherte sich Gabriele dem Tische, beugte sich mit einer raschen Bewegung vor und blies mit einem starken Athemzuge die Lichter aus. Dann floh sie mit schwebenden Schritten durch das Zimmer nach der Flurthür. Ihre bebende Hand fand den Drücker, sie öffnete und war entkommen.

Sie hörte sich nicht verfolgt, nur ein schwerer Fall und ein Fluch schallte ihr aus dem Zimmer nach.

Dann huschte sie den Gang entlang und suchte die Treppe. Ein bleicher Mondstrahl, der durch das Fenster fiel, zeigte sie ihr. Einem Schatten gleich flog sie die Stiegen hinauf. Ihr Fuß stieß gegen einen Stein. Das war das Zeichen der Mörder. — Dieß war die Thür.

„Oeffnet!“ rief sie fast athemlos und klopfte mit bebender Hand gegen die Thür. „Oeffnet da drinnen, um Gottes Willen!“

Immer noch regte sich Niemand in dem Zimmer. Gabriele wagte nicht, laut zu rufen, um die Mörder nicht herbeizulocken. Von Furcht gejagt, ergriff sie den Thürdrücker. Die Thür war offen, wahrscheinlich absichtlich schon vorher aufgeschlossen.

Gabriele stürzte herein.

Eine kleine Lampe erhellte das Zimmer. Die Soldaten lagen angekleidet und ruhig schlummernd auf ihrem Lager.

Gabriele flog auf den Ersten zu und berührte seine Schultern.

„Auf! auf!“ rief sie aus. „Erhebt Euch! Man will Euch morden!“

Der junge Soldat ist erwacht. Er richtet sich auf und starrt Gabriele, welche mit erhobenem Arm im todtenbleichen Angesicht vor ihm steht, wie eine nächtliche Erscheinung an.

Gabriele wendet keinen Blick von dem jungen Soldaten, ihr Auge forscht durchdringend in seinen Gesichtszügen.

Er selbst fühlte sich wie gebannt durch den Ausdruck dieser Augen.

„Mein Gott!“ ruft er, „was wollen Sie? Wer sind Sie?“

Der junge Soldat zieht die Hand über die Augen. Er will sich erheben. Mit gesteigerter Spannung betrachtet er Gabriele.

„Sehe ich eine Todte?“ ruft er aus. „Ist meine Mutter mir erschienen?“

Gabriele steht noch immer wie ein starres Bild vor ihm.

„Du bist es, mein Sohn Raimund!“ ertönt es jetzt von ihren zuckenden Lippen. „Erkenne mich, ich bin Deine Mutter!“

Gabriele fliegt auf ihn zu, umschlingt ihn und bedeckt ihn mit Küssen.

Wieder reißt sie sich aus seinen Armen, indem sie ruft: „Auf! auf! Säumet nicht länger! Hier im Hause, in der ganzen Stadt lauern die Mörder auf Euer Leben!“

Gabriele hatte in dieser Stunde ihren Sohn wiedergefunden, der junge Soldat war Raimund Valentin.

Auch er hatte sie schon wiedererkannt. Gabriele war kraftlos auf einen Stuhl gesunken, Raimunds Haupt ruhte in ihrem Schooße.

So verrinnt eine inhaltschwere Minute! Jetzt schlägt die Stunde des Kampfes!

Der Offizier wie auch der Tambour waren schon aus ihrem Schlafe emporgeschreckt. Sie vernahmen von Gabriele die Schreckenskunde, daß die Polen in der Stadt wären, um die Soldaten in ihren Quartieren heimlich zu überfallen und zu morden.

„Thue Deine Pflicht!“ ruft Gabriele ihrem Sohne zu, „ich werde Dir folgen.“

Der Lieutenant tritt vollständig bewaffnet hinaus. Er will einen Blick in die Stadt werfen. Da sich

Digitized by Google

seine Rückkehr verzögerte, eilte Raimund ebenfalls aus dem Zimmer auf den Gang. Es dünkt ihn, als höre er Lärm im Hause. Jetzt vernimmt er deutlich, wie sich die Säbel der Fechtenden kreuzen.

Der Lieutenant kehrte nicht zurück.

Plötzlich dringen aus der Höhe vom Thurme am Markte langsame, dumpfe Hornstöße.

Raimund bebt zusammen. Er schwankt in seinem Vorhaben, dem Lieutenant zu folgen, oder zu bleiben.

„Das war das Mordsignal! Hast Du gehört, mein Sohn?“ ruft Gabriele. „Rette die Kameraden, ehe es zu spät ist!“

Raimund kehrt zurück.

„Folge mir, Kamerad,“ sagte er zu dem Tambour, „der Lieutenant ist verschwunden, wir wollen thun, was uns möglich ist.“

Mit diesen Worten seine Mutter mit sich fortziehend, gefolgt von dem Tambour, eilt er die Treppe hinauf, welche nach dem Bodenraume im Hause führt.

Hier findet er eine offene Dachluke. Da er hierdurch nicht genug Uebersicht über die Stadt gewinnt, klettert Raimund auf das Dach.

„Folge mir!“ ruft er dem Tambour nach, welcher nun auch auf das Dach steigt.

Der Mond steht in Form einer Sichel am Himmel; sein nebelblauer unsicherer Schein beleuchtet die Straßen nur halb. Schräge dunkle Schatten werden von den Gebäuden geworfen, so daß Raimunds spähendes Auge von der Höhe des Daches die dunklen Massen nicht überall zu durchdringen vermag.

Dennoch sieht er die Sensenmänner in kleinen Trupps hier und dort erscheinen, wie auch nach verschiedenen Seiten einzeln verschwinden. Auch einige Trupps polnischer Jäger sieht er durchmarschiren, doch weiß er nicht, wo sie sich postiren.

Zum Zweitenmale ertönt das Horn vom Thurme. Der Klang wird von den Lüften zitternd über die Häuser getragen.

„Jetzt schlage den Generalmarsch!“ ruft Raimund dem Tambour zu. „Nimm alle Deine Kraft zusammen, vielleicht daß wir dadurch die Schläfer erwecken können!“

Gabriele liegt betend auf den Knieen.

Die Trommel wird geschlagen! Weithin schallt ihr dröhnender Wirbel über die Stadt; er findet durch das Echo in den Straßen einen vielfachen Widerhall.

„Lauter! Immer stärker, Kamerad!“ befeuerte Raimund den Tambour und die Trommel rasselt im betäubenden Wirbel.

„Zeigt sich Niemand?“ fragt Gabriele ihren Sohn. „Ist noch Alles still?“

„Ich glaube Lärm zu hören,“ antwortet Raimund lauschend. „Mir ist, als sehe ich einzelne Rotten durch die Straßen flüchten. Höre nur! Lärm hier und dort! Da blitzt der Lauf von Gewehren, die Bajonnette, — ja, es sind unsere Soldaten! Dem Allarmplatze eilen sie zu!“

Der Knall vereinzelter Schüsse dringt herauf; es war, als strichen ein paar Kugeln über die Köpfe Raimunds und des Trommlers.

Zum Drittenmale ertönen jetzt die Hornstöße, aber sie werden in dem Trommelwirbel erstickt. Größere Trupps ziehen und kreuzen hastig durch die Straßen. Die Stadt ist allarmirt!

Als der Lieutenant Raimunds das Zimmer verließ und hinabeilte, stieß er in der untern Etage auf die Insurgenten Bernhard und Benjamin, welche durch Gabrielens kühne Flucht mehr überrascht als abgeschreckt waren, da sie sich den Vorfall nicht erklären konnten. Erst nachdem sie wieder ein Licht angezündet und das Zimmer durchsucht hatten, entdeckten sie das abgelegene Kabinet und hielten sich für überzeugt, daß sie betauscht wurden. Sie hatten sich bei dem ersten Hornsignale bewaffnet, um ihren Mordstreich auszuführen. Ihre Thür stand offen, als der preußische Offizier vorübergehen wollte. Gabrielens Botschaft sagte dem Offizier, daß er in diesen beiden Abenteurern seine Meuchelmörder vor sich sehe. Er stürzte mit gezogenem Degen auf den ersten, auf Benjamin, welcher vor dem heftigen Angriff, obgleich er Anfangs taumelte, zurückwich. Dann bückte er sich tief nieder und fing mit großer Gewandtheit auf seinem Dolchmesser den Säbelhieb auf, der ihm unfehlbar in den Kopf gefahren wäre. Dann sprang er blitzschnell in die Höhe, warf sich mit Gewalt gegen den Offizier, der zu einem zweiten Schlage den Säbel über ihn schwang, und stieß ihm den Dolch in die Brust. Der Offizier stürzte lautlos zusammen.

„Wir sind verrathen!“ schrie Bernhard. „Fort von hier!“

Beide flohen hinaus und die Treppe hinab.

Zu derselben Zeit kehrte Philibert und Joseph in den Gasthof zurück. Sie stießen mit den Fliehenden auf der Treppe zusammen und wurden wüthend von ihnen auf die Seite gerannt, ohne daß es den Kommenden in der Dunkelheit möglich wurde, sich zur Wehre zu setzen, oder sie aufzuhalten. Die Flüchtigen entkamen.

Philibert, von Besorgniß um Gabriele getrieben, stürzte nach ihrem Zimmer hinauf. Hier sah er sogleich den Offizier todt am Boden liegen und im Blute schwimmen. Entsetzt durchsuchte er das Kabinet; Gabriele war verschwunden.

Er bewaffnete sich schnell mit dem Säbel des gefallenen Offiziers und eilte dem Schalle der Trommel nach. Er erreichte den Boden des Hauses, wo er Gabriele fand.

Sie flog ihm begeistert entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist der Prinz Plonplon?

(Schluß.)

Auf die erste Kunde vom Aufstande gegen Louis Philipp 1848 sah man die Glieder der Familien Bonaparte und Murat aus allen Richtungen der Windrose nach Paris eilen und der Republik ihre Huldigung zu Füßen legen. Prinz Plonplon war bereits an Ort und Stelle. Er bahnte sich am 24. Februar den Weg durch die Menge, tritt unter den feuerigsten Glückwünschen vor die provisorische Regierung, indem er um Gestattung ferneren Aufenthaltes bittet und, ohne daß es Jemand verlangt, der Republik einen feierlichen Eidschwur ewiger Treue ablegt. Zwei Tage später kam auch Prinz Louis aus London an. Die erste Maßregel, über welche sich die Bonapartes mit den Murats verständigten, war, daß sie sich in möglichst großer Zahl in die Nationalversammlung wählen lassen wollten. Ihr Familienname gab ihnen dabei einen trefflichen Vorsprung. Schon im ersten Anfang wurden zwei Bonapartes und ein Murat gewählt. Prinz Plonplon richtete eine feurige Ansprache an das Geburtsland Korsika, die von Liebeserklärungen für die Republik und Freiheit überschäumte — er ward gewählt. Während der Vorbereitungen der Versammlung blieb die napoleonische Familie nicht unthätig. Sie brachten aus allen möglichen Quellen Geldmittel zusammen, klopften bei allen möglichen alten Napoleonisten an, gründeten ein Journal, gaben Pamphlete, fliegende Blätter, Broschüren heraus, in welchen die Mitglieder der provisorischen Regierung auf alle mögliche Weise heruntergemacht wurden. Jeder wollte Oberst werden, eine Rente erhalten. Die eifrigsten Solicitanten von allen waren aber Prinz Jerome und sein wohlgenährter Sohn, so daß sich der Kriegsminister Arago einstmals veranlaßt sah, ihn zur Thüre hinauszuführen. Schon zu Ende des April gab es Kravalle, in welchen sich bereits der Ruf: Vive Napoleon! vernehmen ließ. Was weiter geschah, ist bekannt. Unter der Larve fanatischer Republikaner kouspirirten die Bonapartisten für ihr Kaiserthum. Prinz Plonplon nahm in der Versammlung auf der alleräußersten Linken Platz und spielte den entschiedensten Demokraten. Die eigenthümliche Rolle, welche Prinz Napoleon vor und während des Staatsstreiches gespielt hat, ist allbekannt. Doch können wir dem Verfasser der Broschüre darin nicht ganz recht geben, wenn er die Behauptung aufstellt, Plonplons energische Opposition gegen die Kaisergelüste seines Vetters sey bloße Verstellung und mit diesem abgekartet gewesen. Nach der Persönlichkeit des Prinzen ist eine solche blinde Unterwerfung unter die vetterlichen Interessen nicht anzunehmen, wenn auch Vieles Maske gewesen seyn mag. Jerome's Sohn ist zu sehr Egoist, Louis Napoleon ihm an Geist nicht so überlegen, daß solches Zusammengehen von Anfang bis zu Ende wahrscheinlich wäre, vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß die beiden vetterlichen Egoisten sich schon recht häufig in die Haare gerathen sind und einander von Herzen hassen, sich aber nicht wohl entbehren können. Man darf nicht vergessen, daß Plonplon kein Geschöpf des Kaisers ist, sondern schon vor diesem eine politische Rolle als Verschwörer gespielt hat, die man nicht ganz unbedeutend nennen kann und in einer Zeit wohl zu einigem Selbstgefühl berechtigen mag, wo List und Gewalt als Verdienste gelten. Wahrhaft skandalös war das Auftreten des Prinzen, seit ihn der kaiserliche Vetter zu hohem Rang und Reichthum befördert hat. Er hat sich mit einem Hofstaat umgeben, der aus Speichelleckern, Wüstlingen und Intriguanten aller Art besteht und spielt nun den Protektor der europäischen Revolution. Offenbar genügt ihm die Rolle eines appanagirten Prinzen längst nicht mehr, er trachtet auch nach einer Königskrone. Seine berüchtigte Rede in dem legislativen Körper hatte keine andere Bestimmung, als sich dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum in Italien und überall zu empfehlen, wo man Revolution macht und neue Fürsten braucht. Leider fehlt es dem mit der Zunge so kühnen Helden an militärischem Muth und Geschick. Mit großer Emphase verkündigten die französischen Blätter zur Zeit des Krieges im Osten, Prinz Napoleon habe auf seinen Wunsch das Kommando über eine Division erhalten. Der beherzte Neffe des gewaltigsten Kriegsherrn reiste mit dem Heere ab, kam aber schon nach einigen Monaten wieder zurück, indem er sich als krank melden ließ und doch mit seinen Günstlingen wahre Saturnalien in Sans und Braus abhielt. Die Soldaten nennen ihn Craint – plomb (Fürcht's-Blei). Nach seiner Abreise hingen sie im Lager vor Sebastopol ein Papier auf: „Division Napoleon Bonaparte. Rapporte: 100 Mann und 7 Offiziere getödtet. 360 Mann und 20 Offiziere verwundet. Der General der Division als Deserteur abwesend." Seine Eroberungen beschränken sich auf Feldzüge gegen das schöne Geschlecht. Er zieht der Göttin Bellona die Gottheiten Venus und Bacchus vor. Mit dieser Abneigung gegen das kalte Eisen wird Prinz Plonplon keine große Rolle in einer Periode spielen, wo „unser Herrgott überall den Kriegsmantel herumterhängt." Wie sehr sticht er gegen die braven und hochgebildeten Söhne des Hauses Orleans ab!

Kunst und Literatur.

Journal für Architekten und Bauhandwerker, herausgegeben von **G. Töbelmann** und **H. Kämmerling**.

Diese seit Kurzem in Berlin erscheinende Zeitschrift

hat den Zweck, ausgeführte Gegenstände der bau- und geräthebildenden Werkthätigkeit, ganze Gebäude- und Fabrikanlagen, so wie die interessantesten konstruktiven Verbesserungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Nebstdem beabsichtigt die Redaktion, zahlreiche Abhandlungen bauwissenschaftlichen und kunsthistorischen Inhaltes zu bieten und dabei durch anziehende Reiseberichte auch der belehrenden Unterhaltung Rechnung zu tragen.

Je raschere und mannigfaltigere Fortschritte nun gegenwärtig in Technik und Kunstindustrie erzielt werden, desto erfreulicher muß es seyn, ein derartiges Werk ins Leben treten zu sehen, das den materiellen Anforderungen entspricht, ohne jenes Mittel zu vernachlässigen, welches den guten Geschmack vor Verirrungen schützt und auf seine wahren Grundlagen hinführt: auf wissenschaftliche Klarheit in Ausübung der Kunst. Es verdient daher dieses Unternehmen als ein zeitgemäßes und höchst nützliches betrachtet und jedem strebsamen Fachmanne oder Freunde der bautichen Werkthätigkeit auf's Wärmste empfohlen zu werden.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Jokuhama, 5. Februar, wird der „Times" über die bereits mehrfach erwähnte Ermordung des amerikanischen Gesandtschaftssekretärs Heusken Näheres berichtet. Der Unglückliche war im Heimreiten von der preußischen Gesandtschaft — etwa eine halbe Meile von der Stadt — um 9 Uhr Abends, begleitet von drei berittenen Yakonins, kaum eine Viertelmeile vom Sitze der amerikanischen Legation in einer engen Straße von sieben bewaffneten Meuchelmördern überfallen worden, welche zu beiden Seiten der Straße sich versteckt gehalten hatten. Mit bestienartigem Geheul stürzten sie sich auf ihn, nachdem sie die Laternen der Yakonins ausgelöscht und dieselben umzingelt hatten, stießen ihm ein Messer ihn den Unterleib und verwundeten ihn außerdem noch am linken Arm und an der Wange. Leider hatte Heusken keine Waffe bei sich und war somit ganz der Gewalt dieser Schurken anheimgegeben. Wie es scheint, ritt er indeß noch 200 Yards weiter, bis er in Folge des Blutverlustes bewußtlos vom Pferde sank; seine Begleiter hatten bis auf seinen Reitknecht die Flucht ergriffen. Dieser hob ihn auf und legte den Verblutenden an den Straßengraben, wo ihn die durch die Yakonins herbeigerufene Hülfe fand. Der Arzt der preußischen Gesandtschaft untersuchte sofort die Wunden: die im Unterleib war acht bis zehn Zoll lang und offenbar tödtlich; die Eingeweide hingen bereits heraus. Seine Kleider waren wie mit einer Scheere zerschnitten. Die übrigen Wunden waren leicht. Nachdem ihm ein Verband angelegt worden war, kam er wieder zum Bewußtseyn, aber nur um noch einmal seine Freunde, die um ihn standen, wehmüthig anzublicken. Gegen Mitternacht verschied er.

Demnächst wird ein neuer Schach-Wettkampf zwischen Europa und Amerika in Scene gehen. Ein junger Wiener von 22 bis 23 Jahren, Herr Kohlisch, kam, nachdem er als unbekannter Dilettant in Paris die Herren Harwitz und Anderson im Schachspiel geschlagen, nach London und besiegte dort nach einander alle Heroen der Kunst: Löwenthal, Staunton, Bryan u. A., so daß ihm Europa keinen ebenbürtigen Kämpfer mehr entgegenzustellen hat. Die einzige Größe, die ihm zu besiegen noch übrig bleibt, ist der Amerikaner Morphy, den er denn auch, wie der „A. Z." aus London berichtet wird, in aller Form herausgefordert hat. Der Kampf soll im Lauf dieses Sommers stattfinden, und bereits die eingegangenen Wetten sollen sich auf eine ungeheure Summe belaufen.

Das Vermögen der Häuser Rothschild wird auf 800 Millionen Gulden geschätzt, zu dessen Fortschaffung, in Goldstücke umgewechselt, 50 Pferde nöthig wären. Der Ahnherr der Rothschild, welcher den Grund zu diesen Reichthümern legte, war ein Hausirer, der mit dem Sack auf dem Rücken sein Geschäft begann. Als er die ersten drei Gulden in einen wollenen Strumpf that, sagte er, der Strumpf muß voll werden. Unermüdlich thätig vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, und dabei äußerst sparsam, hatte er den Strumpf bald gefüllt, eben so einen Sack und zuletzt einen Koffer, bis der Mann endlich Bankier des Kurfürsten von Hessen wurde.

Bei der Schillertotterie in Dresden sind doch auch recht hübsche Sachen gewonnen worden, nur hat die launische Glücksgöttin nicht Jedem das in den Schooß geworfen, was er gewünscht oder hätte brauchen können. Von den vier zur Verloosung gekommenen Wiener Konzertflügeln gewann den ersten ein armer Schneider aus der Gegend von Pillnitz und den vierten ein armer Schornsteinfeger in Stettin.

Dicht an dem Pfarrdorfe Kammerstein (ein ehemaliges kaiserliches Kammergut im Landgericht Schwabach) stand eine mächtige 26 Fuß im Umfange messende Eiche, deren Alter man auf 900 Jahre schätzte. Da diese von unten anfing zu faulen, so wurde solche dieser Tage gefällt und ergab 22 Klafter Holz und 7 Klafter Stöcke wie auch 2 Nutzstöcke; der Kaufpreis war 158 fl. und 68 fl. der Arbeitslohn.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 111 Donnerstag, 9. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie!“ rief Gabriele aus und deutete nach Raimund. „Dort, dort ist mein Sohn! Wir haben ihn wieder!“ Dann theilte sie ihm schnell die Vorgänge, welche sie während seiner Abwesenheit erlebt hatte, und den Mordplan der Aufständischen mit.

Philiberts Bemühungen, sich dem preußischen Hauptmanne zu nähern, um ihn vor dem Verrath zu warnen, waren vergeblich gewesen. Die Zeit war darüber verstrichen. Der entstandene Lärm führte ihn nach Hause zurück.

Raimund stieg, sobald er sah, daß der Allarm in der Stadt begann, vom Dache zurück. Gabriele stellte ihm Philibert als ihren Freund und Beschützer vor. Durch ihn erfuhr Raimund, daß der Offizier gefallen war. Philibert erbot sich und Joseph zu Mitkämpfern. Raimund drückte ihm freudig die Hand und dankte für seinen Beistand. „Lassen Sie uns eilen, mein Herr,“ sagte er zu ihm, „wir müssen das Haus verbarrikadiren.“

Alle entfernen sich vom Bodenraume, um sogleich mit dem Werke zu beginnen.

Raimund sieht an dem Gasthofe mehrere preußische Soldaten in stürmischer Hast vorüber dem Allarmplatze zueilen. Er ruft sie zum Stehen an, und es gelingt ihm, fünfzehn Mann um sich zu sammeln.

Die Insurgenten, welche in immer größeren Haufen in die Stadt gekommen sind, ziehen sich nach dem Markte zusammen.

Ganz dem Augenblicke hingegeben und begeistert durch die Nähe seiner Mutter, beschließt Raimund mit seiner kleinen Schaar einen muthigen Ausfall zu machen. Er bittet, er flieht seine Mutter an, welche ihm auch in den Kampf folgen will, zurückzubleiben. Gabriele weigert sich, allein durch Philiberts Bitten und Vorstellungen, daß sie noch ihr Leben für ihre Tochter Konstanze zu erhalten habe, steht sie davon zurück und bleibt unter dem Schutze Philiberts im Gasthause. Noch einmal umarmt und küßt sie den Sohn, feuert ihn zum doppelten Muthe an und nimmt dann Abschied von ihm.

Die kleine Schaar zeigt sich bereit, dem Kommando des muthbeseelten Jünglings zu folgen. Raimund tritt an die Spitze des Trupps, welcher nun sogleich aufbricht und geschlossen unter dem Sturmmarsche der Trommel aus dem Hause gegen den Marktplatz vorrückt.

Graue Streiflichter verkünden schon den Anbruch des Tages.

Als sich Raimund mit seinen Leuten an der Mündung der Straße befindet, sieht er, daß die Polen den preußischen Hauptmann und einige Offiziere als Gefangene wegführen wollen. Er ruft den Uebrigen zu, in welcher Gefahr ihre Offiziere sich befinden und fordert sie zu ihrer Befreiung auf. Alle antworten mit einem schallenden „Hurrah!“

Raimund kommandirt seine Leute zu einer Bajonnetattaque, und kaum sind die Kommandoworte: „Fälts Gewehr! Marsch! Marsch!“ aus seinem Munde, als sich der Trupp unter Hurrahruf und dem lauten Wirbel der Trommel auf den Feind wirft.

Der muthige und unerwartete Angriff setzte die auf dem Markt zusammengerotteten Insurgenten in panischen Schrecken. Der frühzeitige Allarm, welcher durch Raimund herbeigeführt wurde, hatte den geheimen Plan der Aufständischen verrathen. Obgleich die einquartirten Soldaten in den Häusern einen Kampf mit Meuchelmördern zu bestehen hatten, entkam der größte Theil der Kompagnie dem gewissen Tode.

Die Insurgenten hielten sich von einer bedeutenden Truppenmacht umringt und angegriffen. Bestürzt entflohen sie, während das Korps Raimunds sie unter Gewehrfeuer verfolgte, welches die Fliehenden nicht erwiderten.

In der Zeit hatten sich die übrigen Soldaten der Kompagnie noch eiliger durch die vom Markte her vernommenen Schüsse am Orte versammelt, so daß die Truppen in stärkerer Zahl den Kirchhof besetzen konnten, welcher die am Markte stehende Kirche mit einer Mauer umgibt.

Die Aufständischen, welche durch die nicht nachhaltige Verfolgung erkannten, daß die Angreifenden nur schwach an der Zahl wären, kehren bald in Schaaren nach dem Marktplatze zurück, um gegen die Preußen zu stürmen, welche inzwischen eine sichere Position eingenommen hatten.

14.

Das Todesurtheil.

Ungeachtet der überlegenen Macht der Aufständischen gelang es den Preußen, bis gegen Nachmittag alle wüthenden Angriffe zurückzuschlagen. Die Kompagnie hatte sich jetzt beinahe verschossen, als der Rest ihres Bataillons, noch aus mehreren Kompagnien bestehend, zur Hülfe heranrückte.

Das Erscheinen desselben belebte auch den Muth der tapfern Truppen in der Stadt, deren Kräfte durch den hartnäckigsten Widerstand aufgerieben wurden. Das Bataillon umzingelte die Stadt und fiel von verschiedenen Seiten den Insurgenten in den Rücken. Ein blutiger Straßenkampf entspann sich. Die Insurgenten kämpften zwischen zwei Feuern mit Muth und Energie; man bemerkte polnische Jäger, welche sich eine zweite Büchse nachtragen ließen, um im steten Feuern bleiben zu können. Jedoch bei dem unregelmäßigen Kampfe, den sie führten, und bei der Verwirrung, welche der Einfall der Hülfstruppen hervorrief, verlor sich ihre Entschlossenheit und die Abtheilungen schwankten und wichen. Immer kühner drangen die Preußen von allen Seiten auf den Feind ein, der endlich geschlagen den Rückzug aus der Stadt suchte. Eine Verfolgung der Aufständischen, welche bei den erbitterten Soldaten wohl öfters zu schonungslosen Einzelkämpfen ausfiel, beendete gegen Abend den Kampf.

Während das Gewühl der Kämpfenden noch unter dem Krachen der Gewehrsalven die Straße durchwogte, verfolgte Gabriele den Ausgang des Aufstandes in verzweiflungsvoller Erwartung für das Schicksal ihres Sohnes, welcher, kaum wieder mit ihr vereinigt, einem fast gewissen Tode entgegengegangen war.

Noch bevor sich der Sieg der preußischen Truppen entschied, sah sie vom Fenster ihrer Wohnung aus, nach der Gegend des Marktplatzes, einen Verwundeten herbeiführen. Er wurde von zwei Soldaten auf einem quer gelegten Gewehre getragen und hing ohnmächtig an der Schulter des einen. Sie näherten sich dem Hause. Die Angst schärfte das Auge Gabrieles, sie erkannte schon von Weitem ihren Sohn Raimund in dem Verwundeten. Seine beiden Kameraden, an deren Seite der tapfere Jüngling fiel, trugen ihn aus dem Gefecht und langten mit ihm bei Gabriele an. Raimund war im Oberarm von einer Kugel getroffen und durch den starken Blutverlust besinnungslos geworden. Philibert brachte ihn sogleich auf ein Lager und unterzog sich der Operation, die Kugel, welche noch im Arme steckte, herauszunehmen, was der sichern Hand des jungen Arztes glücklich gelang. Raimunds Leben war nicht in Gefahr und so schmerzlich dieser Ausgang auch für Gabriele seyn mochte, fand sie nun das für eine liebende Mutter beseligendste Glück, ihrem Sohne die zärtlichste Pflege geben zu können. Da es an allen Lazareth-Einrichtungen fehlte und schon am Abend die Stadt vollständig von den Preußen besetzt, der Bürgermeister und andere Anstifter des Aufstandes zur Haft gebracht und die Sicherheit hergestellt war, verblieb Raimund während seiner Kur in dem Gasthause.

Erst im Laufe seiner Genesung kam es zwischen ihm, der Mutter und Philibert zur Unterredung über seine Erziehung bei der Tante, über seine Flucht und die ferneren Schicksale, wie wir sie in unserer Erzählung bis zu seinem Aufenthalt auf dem deutschen Gute in Posen vernommen haben.

„Auf diesem Gute," fuhr er in seinen Mittheilungen fort, „verweilte ich noch bei dem Ausbruche der polnischen Unruhen. Ich befand mich an einem Tage allein mit wenigen Leuten zu Hause, da der Gutsherr und seine Familie nach Preußen gereist war, als wir von einer Horde Sensenmänner mörderisch überfallen wurden. Wir hatten uns so gut wie möglich verschanzt. Die Insurgenten warfen jedoch Feuerbrände in die Scheunen und Ställe und bald stand das Gut an allen Ecken in Flammen. Wir zogen uns nach dem Herrenhause zurück. Um uns jedoch aus dieser Stellung zu vertreiben, legten die Polen auch hier Feuer an und bald brannten die Treppen. Wir mußten aus den Fenstern springen und fielen in ihre Hände. Nach einem verzweifelten Widerstande unterlagen meine Unglücksgenossen; die Füße wurden ihnen mit den Sensen langsam abgehackt. Ich allein wurde dem Zweikampfe mit einem wüthenden Gegner durch einige preußische Soldaten entrissen, deren Detaschement zur Hülfe herbeikam. Das Gut mit allen Vorräthen war niedergebrannt. Ich schloß mich den Soldaten an, welche zu ihrem Bataillon zurückkehrten, denn ich fühlte mich von einer unbezwinglichen Lust zum Soldatenstande ergriffen. Man führte mich zu dem Hauptmann, um Rechenschaft von dem geschehenen Ueberfalle zu geben, und ich erntete hierüber seine Freundlichkeit, da er hörte, daß ich mich nicht feig benommen hatte. Darüber wuchs mein Muth und ich eröffnete ihm, wie gern ich sogleich Soldat werden und als Freiwilliger an dem Kampfe Theil nehmen möchte. Er verweigerte mir die Annahme meiner Jugend wegen und weil überdieß kein Freikorps bestand. Ich warf mich ihm zu Füßen und verdoppelte meine Bitten. Es ist mir noch unbekannt, welchem Umstande ich endlich die Erfüllung meines Wunsches zu danken hatte. Mein Eintritt in die Kompagnie erfolgte, nachdem mir die Exerzitien geläufig waren, und somit wurde ich als Freiwilliger hierher kommandirt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung der Statue Wolfram's von Eschenbach.

Aus Mittelfranken, 2. Mai. Se. Maj. der König Max, der hochherzige Spender eines Denkmals für den

mittelalterlichen Minnesänger Wolfram v. Eschenbach, hatte den 1. Mai zur Enthüllung dieses Monumentes bestimmt. Das ehrwürdige Städtchen Eschenbach, früher belebt durch den Sitz einer Deutschordens-Kommende und durch die Frequenz der durchziehenden Heerstraße von Stuttgart über Dinkelsbühl nach Nürnberg, hatte seine alten Festungsthore und sämmtliche Häuser festlich geschmückt zur Festfeier.

Mit dem frühesten Morgen hielten unter den Klängen der Musik und Böllerschüssen zahlreiche Gesang-Vereine aus der Umgegend mit ihren stattlichen Fahnen und die Schüler des Gymnasiums und der Lateinschule Ansbachs unter Führung ihres Turnlehrers, begrüßt und geleitet von Mitgliedern des Festkomites ihren feierlichen Einzug. Ebenso eilten ununterbrochen von allen Seiten her lange Wagenreihen und ganze Züge von Fußgängern als Festgäste herbei. Auch der k. Regierungs-Präsident des Kreises, eine große Menge von Beamten, Geistlichen, Offizieren der Linie und der Landwehr aus Nahe und Ferne hatten sich zur Feier des Festes eingefunden.

Ein feierlicher Gottesdienst in der Marienkirche, von der Pütrich von Reicherzhausen (1450) berichtet, daß Wolfram von Eschenbach in derselben ruhe, und daß er selbst sein Grab dort aufgesucht und sein Gebet verrichtet habe, eröffnete das Fest. Dann folgte der feierliche Zug zum Festplatze, wo die Landwehr des Orts, die Gesangvereine mit dem Musikkorps und auf einer sehr zweckmäßigen Tribüne die besonders geladenen Festgäste die angewiesenen Plätze einnahmen.

Nach Gesang und einer trefflich verfaßten und vorgetragenen Festrede des Herrn Stadtpfarrers Schels, fiel die Hülle, welche das Monument bis dahin umgab.

Sofort folgten zwei sehr gelungene Festlieder unter Musikbegleitung, welche einen ergreifenden Eindruck hervorbrachten. In herzlichen Worten sprach hierauf der Bürgermeister der Stadt Eschenbach Namens dieser so wie der Manen ihres gefeierten Wolfram den herzlichsten Dank aus und schloß mit einem dreimaligen Hoch für den erhabenen Spender so überaus großer Ehre und Freude, den unermüdlichen Schutzherrn und Förderer der Kunst und Wissenschaft; den all- und innigstgeliebten Landesvater, Seine Majestät unsern allergnädigsten König und Herrn Max II.

Mit Begeisterung stimmte in diesen Ruf die am Festplatze und in den anstoßenden Straßen sich drängende Volksmenge ein, aus allen Fenstern und von allen Dächern der den Festplatz umgebenden Gebäude erscholl derselbe Ruf unter den lebhaftesten Zeichen innigster Freude und Aufrichtigkeit. Die Nationalhymne, in welche alle Anwesenden einstimmten, schloß den Enthüllungsakt.

Noch lange weideten die Anwesenden ihre Augen an dem herrlichen, nach dem Modelle des bekannten Künstlers Herrn Knoll in München kunstgerecht in Zinkguß ausgeführten Monumentes.

Auf einem steinernen, im Style seines Zeitalters gehaltenen Brunnen steht Wolfram in ritterlicher Rüstung mit einem Lorberkranze auf dem Haupte, die Linke am Schwertgriffe, die Rechte auf die Leyer stützend. Der Brunnen, in dessen achteckiges Becken vier Schwanen — wohl Anspielung auf die liebliche Sage vom Schwanenritter in Wolframs Parcival — reichlich Wasser spenden, trägt die Inschrift:

Vom Wasser kommt der Bäume Saft.
Befruchtend gibt das Wasser Kraft
Aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug erhellt
Wasser wäscht manche Seele rein
Daß kein Engel mag lichter seyn.
(Aus Wolframs Parcival.)

Die Vorderseite des Sockels, auf dem die Schwanen stehen, zeigt die Inschrift:

Errichtet von — Maximilian II. — König von Bayern.

In den rührendsten Worten sprach Alt und Jung den freudigsten Dank für dieses wahrhaft Königliche Geschenk aus, und laut wurde die väterliche Huld des erhabenen Gebers gepriesen, Allerhöchstwelcher die Abänderung des ursprünglich nicht auf einen Brunnen berechneten Monumentplanes in einen Brunnen gestattete, da das hochgelegene Eschenbach sich bisher nicht eines einzigen laufenden Brunnens zu erfreuen hatte und jetzt diesen Mangel für immer und durch Ueberfluß besten Wassers beseitigt sieht.

Den Rest des auch von der Witterung begünstigten Tages füllten Festessen, Musik und Gesang an mehreren Plätzen aus, bis Abends halb neun Uhr Beleuchtung des Festplatzes, Fackelzug und eine Serenade daselbst das Fest schlossen.

Kein Unfall, kein Mißton wirkte störend, und alle Theilnehmer an diesem Feste werden eine dem Herzen wohlthuende Erinnerung an dasselbe bewahren. (N. M. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die moderne Erziehung.] Die Erziehung ist das Reisekleid, mit welchem wir auf der Lebensstraße unserm Ziele näher rücken, und da sich daselbst so viele Wege kreuzen, vergehen wir uns so oft. — Die moderne Erziehung ist ein reizendes Reisekleid, mit Flittergold überstäet, das weder vor den brennenden Strahlen, noch vor den Stürmen der Leidenschaft schützt. Das moderne Erziehungssystem führt das Motto: Unter Vornehmen vornehm seyn und gegen Arme vornehm thun. — Kinder reicher Leute haben es gar bequem. Man hält ihnen Hofmeister, die gehofmeistert werden. Wissenschaften brauchen sie nicht. Statt dem Sohne die Nationeralogie zu lehren, sagte man ihm, er

sey steinreich. Von der Geographie braucht er nur einen Fluß zu kennen — den Ueberfluß. Von der Botanik weiß er, daß ihm nichts gewachsen ist. Die Rechtswissenschaft läßt er Andere üben, da er mit seinem Gelde einen kurzen Prozeß machen wird. Von der Mechanik kennt er nur eine Kraft, die seine größte — Schwäche ist, das Geld, mit welchem er Alles in Bewegung setzt, und von den Künsten ist ihm nur die eine bekannt, die Kunst, zu befehlen, ohne Gehorsam gelernt zu haben. Da darf man sich denn nicht wundern, das bei solcher Erziehung Millionäre vegetiren, die unter Millionen leben, die keine Millionen besitzen und doch millionenmal mehr werth sind, als solche Millionäre.

Zu Röllbach bei Röllfeld am Main erhielt ein Israelite ein Packet aus Nordamerika mit darauf haftendem Porto von 16 fl. 48 kr. Sey es Neugier, sey es Hoffnung, in dem schweren Päckchen etwas zu finden, was dem Porto entspricht, es wird angenommen und geöffnet. Drin aber war ein amerikanischer Backstein nebst einem Zettel mit den Worten: „Gelt! da guckst Du!“ — Ein Geistlicher im Tauberkreise hat eingeführt, daß fechtende Handwerksburschen bei ihm je einen Heller erhalten. Eines Tages erschienen zwei, von denen der eine das Haus betritt, während der andere draußen stehen bleibt. Die etwas verzögerte Abgabe der zwei Heller veranlaßte den Wartenden seiner Wege zu gehen. Nach Ostern erhält der Geistliche ein unfrankirtes Packet aus der Schweiz und findet darin — den einen Heller mit einem Briefe von dem Handwerksburschen, worin dieser sagt, daß er den andern Burschen lange gesucht, aber nicht gefunden habe und deßwegen den für diesen erhaltenen Pfennig zurücksende.

Das in Barcelona niedergebrannte Teatro del Liceo, 1845 gebaut, war nach der Scala in Mailand im Innern eingerichtet und hatte Raum für 4000 Personen, welche in 12 Minuten den Saal verlassen konnten. Der Saal faßte 168 Logen mit 1400 Sesseln. Außerordentlich reich war das Innere mit weißem Marmor, Stucco lustro, Malereien und Vergoldungen ausgestattet. Der in Brüssel angefertigte Hauptlustre aus Bronce und Krystall hatte 15 Fuß Durchmesser und 1100 Flammen. Das Theater hatte ein mit dem größten Luxus ausgeschmücktes Hauptfoyer, in jedem Range kleinere Foyers für die Raucher und auf dem Dache einen prachtvollen, terrassenförmig angelegten Garten zum Aufenthalt während der Sommermonate. Alle Logen und Plätze standen durch Sprachrohre in Verbindung, welche ebenfalls mit dem Kaffeehaus korrespondirten.

Ein in Freiburg lebendes Freifräulein v. Dalwigk hat sich durch einen satyrischen Ausfall des Münchener „Punsch“ auf ihren Vetter, den Darmstädtischen Minister, zu einer Reklamation veranlaßt gesehen, worin sie u. A. sagt: „Mein Vetter hat sich viele Feinde gemacht, daß er gegen den Nationalverein ist; ich an seiner Stelle hätte den Herren einen Saal zur Verfügung gestellt. Wenn die Deutschen nur reden dürfen, so ist dieses schon ein Sicherheitsventil, die Handlungen sind dann nicht zu fürchten.“ Dieses Freifräulein scheint wirklich eine Menschenkennerin zu seyn.

Das Journal „Abeille Jurasienne“ berichtet folgende wahre Geschichte: Ein schon ziemlich bejahrter Mann an dem französisch-schweizer Eisenbahnbau beschäftigt, fiel vor Kurzem in eine Felsenspalte und würde ohne einen Hund unwiderruflich verloren gewesen seyn. Da dieser Hund seinem Herrn nicht helfen konnte, nahm er dessen Mütze und lief nach einer Arbeiter Werkstätte; die Arbeiter, welche Hund und Mütze kannten, ließen sich nun von dem klugen Thiere an die Stelle führen, wo sein Herr verunglückt war, und kamen noch gerade zurecht, denselben vom Tode zu retten.

Der jetzige sichtbare Komet ist schon am 4. April mit dem Fernrohr in New-York entdeckt worden. Aus den bisherigen Beobachtungen ergibt sich, daß der Komet mit außerordentlicher Schnelligkeit seiner Sonnennähe zueilt und sein Lauf ihn jetzt in größere Erdnähe bringt, als es sonst bei Kometen der Fall zu seyn pflegt. Ob dieß der bereits seit einigen Jahren erwartete Komet aus dem Jahre 1556 ist, läßt sich noch nicht bestimmen.

[Leuchtendes Beispiel von Sparsamkeit!] Der Stadtrath von Göppingen hat beschlossen, daß die Straßenbeleuchtung in der mit Gaseinrichtung versehenen Stadt vom 16. April an aufzuhören habe und erst Anfang Oktobers wieder beginnen dürfe, da es im Sommer eigentlich nicht Nacht werde. Dieses Beispiel städtischer Sparsamkeit ist neu in der Geschichte des modernen Jahrhunderts.

In Wien wurde an dem neu erbauten Parlamentshause ein Portier angestellt, der sämmtlicher Sprachen, welche im österreichischen Staate gesprochen werden, mächtig ist und daher jedem Reichsrath in seiner Muttersprache Auskunft ertheilen kann.

Redakteur: Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 112 Freitag, 10. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Raimund genas wieder und Philibert schloß mit ihm einen innigen, aufrichtigen Freundschaftsbund. Erst jetzt fühlte sich Philibert geneigt, seinem Freunde Raimund zu eröffnen, welchen Mißbrauch der Baron von Osinsky von der Handschrift Raimunds gemacht habe. Dieser erschrak über die Größe des Verbrechens, woran er ohne Wissen und Willen Theil genommen hatte. Er erklärte Philibert, wie der Baron ihn zur Anfertigung der falschen Schriften gegen den Bürgermeister, ohne Verdacht zu erwecken, verleitet und ihn überdieß zu seinem Dienste durch die fortwährende Drohung angehalten habe, ihn, sobald er sich widersetze, der Tante auszuliefern. Aus Furcht vor dieser ihm verhaßten Frau, in deren Gewalt er nie wieder zu kommen wünschte, habe er gethan, was man von ihm verlangte. Raimund erklärte sich bereit, als Zeuge in der Prozeßsache Herzfords aufzutreten und bei der nächsten Behörde seine Vernehmung darüber abzugeben. Das Verhängniß, welches ihn dazu bestimmte, den Vater seines Freundes aus der schmählichsten Gefangenschaft zu befreien, schloß seinen als auch Gabrielens Freundschaftsbund mit Philibert noch fester, da die Hand der Vorsehung so sichtbar dahin wirkte, ihr Schicksal durch gegenseitige Hülfe zur Entscheidung zu führen.

Ihr nächster Bestimmungsort konnte nun wohl kein anderer seyn, als das Schloß Lysa, denn noch fehlte Konstanze ihrem Bunde, die Tochter, die Schwester, die Geliebte.

Raimund begleitete die Mutter und den Freund. Seine Wunde, obgleich geheilt, machte ihn zur augenblicklichen Fortsetzung des Dienstes unfähig. Er stellte sich dem Hauptmann vor und erhielt den erbetenen Urlaub, wie auch die Versicherung einer spätern rühmlichen Auszeichnung, mit welcher seiner unerschrockenen und tapfern Handlungsweise, die thatsächlich die Kompagnie errettete, höhern Orts gedacht werden würde; und beschied ihn, sich wieder zum Dienste zu melden, um die Laufbahn, auf welcher ihm schon so früh der Lorbeer grünte, weiter zu verfolgen.

Joseph erhielt von Philibert den Auftrag, nach Sch . . . zurückzukehren, um den Notar seines Vaters von Raimunds Bürgschaft zweckmäßig zu unterrichten und Philibert der Kürze wegen bei dem Gericht in Posen durch Instruktionen zu ermächtigen, sobald er auf seiner Reise den Baron wie auch den Kontroleur Wesley entdecken sollte, die Verbrecher verhaften zu können.

Alsdann schlugen Gabriele mit ihrem Sohne und Philibert den Weg nach dem Schlosse Lysa ein. Je mehr sie sich dem nördlichen Theile der Provinz näherten, desto zügelloser herrschte die Anarchie.

Die zwischen den preußischen Truppen und den Polen geschlossene Konvention war Seitens der Polen nicht gehalten worden und die ausgebrochenen offenen Feindseligkeiten nahmen einen immer drohenderen Charakter an. Außer den durch die Konvention gebildeten Insurgentenlagern hatten sich neue in der Nähe der Warthe und unfern des Schlosses Lysa gebildet.

Unsere Reisenden waren nur noch wenige Meilen davon entfernt, als sie sich mitten in ein Gefecht versetzt sahen, welches von einem Detachement Preußen und einer Insurgentenabtheilung geführt wurde. Die Polen kämpften längs der Heerstraße, an welcher sie die Gehöfte geplündert und niedergebrannt hatten. Ein wilder Haufen Sensenmänner, von einem Geistlichen angeführt, kam als Verstärkung herzu. Der Geistliche führte die Seinigen ins Feuer und zog sich alsdann hinter sie zurück. Plötzlich warf ihn die Kugel eines Preußen zu Boden. Kaum sahen die Sensenmänner ihren Anführer im Blute schwimmen, als sie sich zurückzogen und auf ihrer Flucht den Reisewagen attaquirten, welchen Philibert auf der letzten Station angenommen hatten. Sie rissen die Reisenden aus dem Wagen und verlangten ihr Geld und ihre Effekten.

Gabriele wurde von zwei Bewaffneten ergriffen und gewaltsam fortgeführt.

Philibert und Raimund waren nur ein Jeder mit einer Pistole bewaffnet und hätten bei der Mehrzahl ihrer Angreifer an einen erfolgreichen Widerstand nicht denken dürfen. Beide erblickten jetzt Gabriele schon eine Strecke fortgeschleppt.

Philibert schrie laut auf, als er Gabriele verschwinden sah, und erhob sein Pistol, um ihre räuberischen Entführer niederzuschießen. Ehe er jedoch abfeuern konnte, schleuderte der Faustschlag eines Insurgenten

das Pistol aus seiner Hand, dann wurde er selbst zu Boden geworfen.

Raimund, der den unbewachten Augenblick, daß sich die Meuterer über Philibert hinwarfen, benutzte, entsprang und folgte seiner Mutter nach. Er erreichte sie und streckte durch den Schuß seines Pistols den Ersten nieder, der die mit ihrer letzten Kraft sich sträubende Gabriele hinter das Gebüsch ziehen wollte. Auf den andern warf er sich mit der ganzen Kraft seiner Verzweiflung. Gabriele, welche kaum befreit den Dolch des gefallenen Insurgenten ergriff, sprang ihrem Sohne zur Hülfe und senkte seinem Gegner ihre Waffe in die Brust. Gabriele und Raimund suchten alsdann hinter den Gebüschen vor ihren Verfolgern Sicherheit.

Bald darauf sahen sie hinter den Hügeln der Heerstraße die Bajonnete der Preußen blitzen. Eine Kolonne preußischer Truppen erschien auf den Höhen; kaum hatten sie die Insurgenten erblickt, als auch ihre Schüsse unter die Plünderer krachten. Dann rückten sie im Sturmmarsche vor und das Gefecht brach auf dieser Seite aufs Neue los.

Einige der Polen hatten sich inzwischen mit Philibert in den Wagen geworfen und trieben die Pferde zur rasenden Flucht, um das unweit von dem Kampfplatze befindliche Insurgentenlager zu erreichen.

Während nach Beendigung des Gefechtes Gabriele und ihr Sohn unter dem Schutze des Militärs verblieben, langte Philibert als Gefangener in dem Lager an, wo er, als Spion angeklagt, vor den Befehlshaber gestellt wurde. Obgleich er das Schloß Lysa als sein Reiseziel benannte, war seine Bekanntschaft mit der Gräfin von Czacki und mit den auf dem Schlosse herrschenden politischen Verhältnissen von so geringer Bedeutung, daß seine Aussagen ihn von dem Verdachte eines Spions nicht befreien konnten, und da er selbst die Waffe gegen die Insurgenten erhoben hatte, traf ihn das Urtheil, in zwei Stunden erschossen zu werden.

Die Zeit verstrich für Philibert in der qualvollsten Erwartung. Seine Todesstunde hatte geschlagen. Von einer Wache gedeckt, die Hände auf den Rücken gebunden, mit entblößter Brust, wurde er auf einen Sandhügel gestellt, und zwei Mann marschirten unter dem Befehle eines Insurgentenlieutenants auf, um ihn niederzuschießen.

Philibert, der dem Tode nicht mehr zu entrinnen besste, blickte ihm jetzt standhaft ins Auge. Er warf einen festen Blick auf die zwei Leute, welche wenige Schritte von ihm entfernt, sich zum Schusse fertig machten. Nicht diese Vorbereitungen, durch welche er den Tod erleiden sollte, waren es, die er mit spähenden und immer erwartungsvolleren Blicken verfolgte, sondern forschend hing sein Auge an den Gesichtszügen dieser beiden Schützen.

„Sie sind es!“ rief er leise aus. „Ich muß mich ihnen zu erkennen geben!“

Weder eine qualvolle Minute verflog; die Leute standen schußfertig, bis zum Kommando. Schon sollte dieß gegeben werden, als Philibert selbst ein lautes „Halt!“ ausrief.

„Ich wünsche noch einmal zu reden,“ begann er zu dem kommandirenden Insurgentenlieutenant; „denn ich sehe zwei Freunde vor mir, welche meine Unschuld, daß ich kein preußischer Spion bin, klar beweisen können. Ich bitte, meine Angabe zu untersuchen, und die Exekution aufzuschieben.

Man hielt damit ein.

Die beiden als Freunde Philiberts bezeichnete Insurgenten stutzten und starrten verwundert auf Philibert, welcher mit der Hand nach ihnen winkte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Heuglin'schen Expedition.

Kairo, 9. April.

Gegen Ende vorigen Monats ist Herr v. Heuglin mit seinen Begleitern hier angekommen. Je erfreulicher es ist, daß in Deutschtand verhältnißmäßig so bedeutende Mittel zu einem gemeinnützigen Unternehmen haben zusammengebracht werden können, um so mehr bedauert man es hier, daß diese Mittel schwerlich zu irgend einem Resultate führen werden. Man hält hier die Expedition nicht für zeitgemäß. Der Vizekönig von Aegypten, welcher schon vor längerer Zeit auf Jomard's Anregung an den Sultan von Darfur geschrieben, um über Voget's (des Reisenden) Schicksal Auskunft zu erlangen, hat später in einem neuen Schreiben diesen Sultan gebeten, wo möglich die Papiere und den sonstigen Nachlaß Vogets herbeizuschaffen. Der Sultan hat seine Bereitwilligkeit, auf diesen Wunsch einzugehen, ausgesprochen und, ohne eine Garantie zu übernehmen, doch als sehr möglich hingestellt, daß er reussiren werde. Derjenige Herrscher von Madai, auf dessen Befehl Vogel ermordet worden, sey nämlich todt und sein Nachfolger ihm (dem Sultan von Darfur) befreundet.

Indessen mag man es immer als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen, daß die Deutschen die Nachforschungen nach ihrem Landsmanne nicht ausschließlich einem fremden Fürsten überlassen wollen.

Gewichtiger aber sind die Bedenken, welche sich hier, wo Herr v. Heuglin bekannt ist, gegen seine Wahl zum Leiter der Expedition erheben. Man kann über die Schwäche desselben, sich Titel beizulegen, die ihm nicht zustehen (er ist eben so wenig österreichischer General-Konsul gewesen, als er württembergischer Legations- und Hofrath ist) hinwegsehen, wiewohl unbedingte Glaubwürdigkeit auch in geringfügigen Dingen ein Haupterforderniß für einen Forschungsreisenden seyn dürfte. Aber Heuglins Antecedentien berechtigen zu dem Zweifel, ob er das Unternehmen mit dem nöthigen Ernst führen werde. Vor einigen Jahren beabsichtigte

die österreichische Regierung, die Insel Socotora behufs Anlegung einer Verbrecherkolonie zu erwerben. Der Major v. Tegetoff und Herr v. Heuglin wurden beauftragt, zu diesem Behufe Untersuchungen anzustellen, namentlich die gedachte Insel zu besichtigen. Monate hindurch blieb Heuglin hier in Kairo, bis es endlich dem österreichischen Generalkonsul gelang, ihn zum Fortgehen zu bewegen. Schließlich kam nur Tegetoff allein bis an's Ziel der Reise.

Auch jetzt beeilt sich Heuglin nicht sehr. Ueber drei Wochen ist die Expedition in Alexandrien geblieben, lediglich zu dem Zwecke, um dem Vizekönig den Orden des Herzogs von Koburg zu übergeben, welchen Heuglin mitgebracht hatte und dessen Annahme der Vizekönig auffallend lang verzögerte. Hier in Kairo bemerkt man auch noch nichts von Anzeichen einer nahen Abreise.

Es bedarf noch, so sagt man, mannigfacher Reisevorbereitungen, und dieser Begriff ist freilich sehr elastisch. Es scheint dazu auch das Vorrathtrinken zu gehören. Wenigstens erregen zwei Mitglieder der Expediton durch ihre Leistungen auf diesem Gebiete Aufsehen. Wenn die öffentlichen Blätter die Mitglieder der Expedition als die tüchtigsten Kräfte bezeichnen, so ist dabei hoffentlich noch an andere, bis jetzt weniger hervorgetretene Eigenschaften gedacht.

Uebrigens wundert man sich hier auch über die Reiseroute der Expedition. Wenn noch die Hoffnung zulässig ist, daß Vogel lebt, so sollte sich doch die Expedition beeilen, seinen muthmaßlichen Aufenthalt zu erreichen. Die Jahreszeit ist, so sagt man, ungünstig. Aber wozu hat man denn Leute gewählt, welche, wie Heuglin, Munzinger, Hansal, bereits akklimatisirt sind? Der verstorbene Neumanns hatte kein Bedenken, im April von hier abzureisen.

Ferner ist man jetzt hier allgemein der Ansicht, daß von Massawa aus Chartum nicht zu erreichen sey. Zwar soll der König Theodor von Abyssinien neuerdings den Chef der Rebellen in Tigre überwunden haben; aber abgesehen davon, daß diese Nachricht noch der Bestätigung bedarf, so soll in Tigre bereits ein anderer Gegner Theodor's unter französischem Schutze aufgetreten seyn.

Kurz, nach welchen Richtungen hin man auch das Unternehmen ansehen mag, überall erheben sich die gewichtigsten Bedenken. Möchte es der Expedition gelingen, dieselben zu Schanden zu machen!

(Aus der Berl. Kreuz-Ztg.)

Die deutschen Gränzen.

Wie mögt ihr fürder noch vermessen
Nach unsres Rheines Fluren schau'n?
Wir fragen euch, habt ihr vergessen
Die heil'gen Gränzen uns'rer Gau'n?

Sagt nicht das Lied der Niebelungen,
Sagt nicht der deutsche Heldensang,
Wo einst das deutsche Wort gelungen,
Wo Siegfrid deutsche Waffen schwang.

Und wißt ihr nicht, in welchem Lande
Gottfried von Straßburgs Wiege stand?
Und wißt ihr nicht, an welchem Strande
Der Deutsche stets noch Heimath fand?

Doch wollt ihr nicht die Dichter lesen,
Die Elsaß und Burgund gehar:
So laßt euch künden die Vogesen,
Wie groß die deutsche Heimath war.

Die Wälder, die dem Sange lauschten,
Der ihren Bergen scholl entlang,
Die Ströme, die begeistert rauschten
Bei deutscher Lieder Feierklang;

Die Haine, die verzaubert schwiegen,
Wenn eines Dichters Stimme scholl,
Und wenn er sang von Kampf und Siegen,
Von Mai und Minne gottesvoll.

Doch ist für euch das Wort verloren,
Das bis zu eurer Mosel klang,
Und tönt zu fremd für welsche Ohren
Des deutschen Volkes Heldensang:

So seht empor zum Himmel ragen
Das Werk der deutschen Meisterschaft,
So laßt euch seine Steinen sagen
Von deutscher Kunst und deutscher Kraft.

Und werden auch die Steine schweigen
Und stumm auch bleiben ein Erwin; —
So muß sein Geist dem Grab entsteigen
Und uns'res Deutschlands Gränzen zieh'n.

Sophie Gambs.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Entstehung des Bocks wird der „Südd. Ztg." von gelehrter Hand geschrieben: „Sie bringen nach den N. Nachr. eine Notiz über die Entstehung des „Bockes," die auf einem entschiedenen Irrthum beruht. Dieses wunderbare Getränk fand genau um 100 Jahre früher Eingang in Bayern, als dort angegeben ist. In Schmellers bayer'schem Wörterbuch Bd. I. S. 151 sind urkundliche Mittheilungen über den Bock gegeben, an deren Genauigkeit kein Zweifel ist. „Im Reichsarchiv zu München, schreibt Schmeller, findet sich noch eine, auf den Erfurter Bürger Cornelius Gotwalt, unterm 2. März 1553, zum Transport von 2 Wagen-

schwer Ainpeckisch Bier, von Ainpeck aus, nach München oder Landshut ausgestellte herzogliche Vollmacht. „Einpeckisch Bier, so die Nürnberger dem gnädigen Herrn geliefert," kommt auch in einer Münchener Hofrechnung von 1574 (Westenrieder hist. Cal. v. 1788 p. 195) vor. Wie aus Einbecker- oder Embeckerbier (von Eimbeck, der Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen in Hannover) dem gemeinen Mann, der in jeden ihm fremden Ausdruck gern einen haudgreiflichen Sinn legt, Ainbeck und endlich gar Bock werden konnte, ist begreiflich. Diese volksmäßige Umformung ist indessen schon ein paar Jahrhunderte alt, denn in der Land- und Polizeiordnung von 1616 f. 532 ist auch von einem „Beck-Meet die Rede, welcher nicht anders als zur Nothdurft der Kranken gesotten werden solle." Als Gegenstück zu diesem (stärker stoßenden) Bock ging, besonders aus den Bräuhäusern der Jesuiten, die etwas sanftmüthigere Galß hervor."

[Entsetzliches Ereigniß.] Belgisches Journale erzählen folgendes, wahrhaft entsetzliche Ereigniß, welches durch die Härte eines Hausbesitzers gegen seinen Abmiether veranlaßt wurde. Im Dorfe Paisance an der Barriere du Maine, nahe bei Paris, hatte ein Arbeiter ein paar Tage keine Arbeit und dazu zwei kranke Kinder. Als er am 15. April seinen Zins nicht zahlen konnte, bat er den Hausherr um Gestundung. Dieser wollte nichts davon hören, sondern erklärte, er werde sofort die Familie vor die Thüre setzen und ihre Habseligkeiten als Pfand behalten. Umsonst bot auch der unglückliche Arbeiter eine Abschlagungszahlung von 25. Franken. Abgewiesen von dem Haushern kehrte er dann in Verzweiflung in sein Logis zurück, ermordete zuerst seine beiden Kinder mit Messerstichen und erdolchte dann sich selber auf ihren Leichen. Die ungeheure Aufregung des ganzen Orts gegen den Hauseigenthümer manifestirte sich Tage lang in Aufläufen u. dgl., ehe die Polizeimaßregeln sie wenigstens äußerlich beschwichtigen konnten.

[Die gute alte Zeit.] Anno 1776 hatten es die Geheimeräthe in Darmstadt doch noch besser wie jetzt. In einem Briefe des alten Claudius an Herder (Aus Herders Nachlaß, herausgegeben von Düntzer, 1. Band, pag. 416) lesen wir Folgendes: „.... In des Geheimeraths (Hesse) Hause ist Alles wohl. Die gute Frau Geheimerähin wollte uns heute Morgen auf dem Busenberg (Rosenhöhe) mit Chocolade traktiren, das Wetter wollte aber nicht günstig seyn und so ward er im Hause getrunken und schmeckte im Hause auch recht gut. Seine Exzellenz (Geheimerath Hesse nämlich), kauften während der Zeit einen Ochsen, der gemästet werden soll." Was würde man wohl heutzutage über eine Exzellenz Geheimerath sagen, die eine derartige Industrie treiben wollte?

Seit 1856 hat bekanntlich die französische Regierung die ersten Versuche gemacht, im Süden der algerischen Provinz Constantine artesische Brunnen zu bohren, und dieß mit dem allerbesten Erfolge. In den Distrikten Ued-Hir und Hodna sind bereits 31 Brunnen gebohrt, die per Minute 33,631 Litres Wasser geben, in den Distrikten Tugourt 19, welche die Minute 2700 Litres Wasser liefern, zusammen also in 24 Stunden 52,446,249 Litres. Die Herstellung sämmtlicher artesischer Brunnen kostete 262,676 Franken, von denen aber 120,000 für den Bohrapparat verausgabt wurden. Der Durchschnittspreis eines jeden Brunnens beträgt nur 2853 Fr. und einige Centimes. Auch in anderen Distrikten ist man mit Bohren beschäftigt und sieht eben so günstigen Erfolgen entgegen, da die Bohrtiefe bisher höchstens 270 Fuß erreichte.

Aus Gothenburg wird gemeldet, daß Magister Torell, der Leiter der schwedischen Spitzbergenexpedition, der über Kopenhagen dort eingetroffen war, in der Nacht vom 3. auf den 4. April in Begleitung der Herren von Yhten, eines tüchtigen Zoologen, und des Kapitäns Kuyleustjerna, eines eben so wackern Seemannes wie trefflichen Schützen, an Bord des Dampfschiffes „Kronprinzeß Louise" jene Stadt wieder verlassen hat. Am 10. April sollen alle Theilnehmer der Expedition ihre Reise von Drontheim aus weiter nordwärts antreten.

[Zwei Deutsch-Ungarinnen.] In Graz gingen dieser Tage zwei junge Dämchen in ungarischem Kostüme vor einem Kaffeehause vorüber, vor welchem zwei Herren saßen, von denen sie im Vorbeigehen in ungarischer Sprache begrüßt wurden. Verlegen sahen sich die Beiden an, jedoch faßte sich die Eine schnell und sagte zu den Herren: „Ich bitt, wir san aus Deutsch-Ungarn."

Am 30. April trat in Köln ein Mann an die neue Rheinbrücke, zog ein Päckchen aus der Tasche, öffnete dasselbe, entwickelte daraus ein Gummi-Fahrzeug, an dessen Ende zwei hörnerartige Griffe hervorstanden, setzte dasselbe aufs Wasser und stieg hinein und fuhr dann wohlgemuth von der Brücke bis in die Nähe des Kirchhofes und zurück.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 113 Samstag, 11. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Doktor?“ rief er dem Ersten entgegen, der sich ihm näherte. „Wie habe ich es denn mit Euch verdorben, daß Ihr Euren alten Freund aus dem Kronenkeller in Sch... ohne Gnade füsilliren wollt? Da hätte ich ja lieber gewünscht, mit Euch noch im Inquisitoriat zu sitzen, als nun ein solches Ende zu nehmen. Ich bin ebensowenig ein Spion, als ein Jude, wie ich damals zu Euch kam. Ich will zu dem Baron nach Lysa in Geschäftssachen, Ihr wißt ja, wovon wir im Inquisitoriat gesprochen haben. Dann kann ich Euch noch sagen, daß ich Euren Liebling, den geschickten Schreiber, aufgefunden habe. Wenn ich am Leben bleibe, Kamerad, dann mehr davon.“

„Wahrhaftig,“ erwiderte der Herangetretene, der Philibert von oben bis unten musterte, „Eure Figur, Stimme, Augen und Eure Worte sagen mir jetzt, wer Ihr seyd. Ich weiß genug und daß Ihr unsern Schreiber habt, ist das Beste. Zu einer bessern Zeit konntet Ihr nicht appelliren, Ihr hättet im nächsten Augenblicke im Sande gelegen. Jetzt faßt nur wieder Muth.“

Der Sprechende, der in der That der Fälscher Bernhard war, ging mit raschen Schritten zu seinem Gefährten Benjamin — denn beide Fälscher waren mit den flüchtig gewordenen Insurgenten aus der Stadt R... hierhergekommen — und wechselte mit ihm und mit dem kommandirenden Lieutenant einige Worte.

Alle Drei entfernten sich alsdann und Philibert blieb unter der Wache eine marternde halbe Stunde allein zurück, zweifelnd, ob seine Reden den Eindruck auf den Fälscher gemacht haben würden, daß er durch seine Befürwortung das Leben retten könnte.

Jetzt sah er die Drei wiederkommen. Der Lieutenant trat vor Philibert mit der Verkündigung hin.

„Im Fall Sie gesonnen sind,“ sagte er, „die Waffen für die Freiheit zu ergreifen und mit Gut und Blut zu unserer Partei zu gehören, soll Ihnen das Leben geschenkt seyn. Diese Ihre beiden Freunde haben sich für Ihre Glaubwürdigkeit verbürgt. Sie sollen nicht länger als ein Spion angesehen werden, jedoch bei dem geringsten Verdachte, der auf Sie fallen sollte, ist Ihr Leben auf der Stelle verwirkt. Sobald Sie mir und diesen Zeugen Ihr Ehrenwort geben, sind Sie frei, Sie werden alsdann eintreten und Ihren Freunden folgen.“

Philibert, bei einer Weigerung mit dem Tode bedroht, legte nothgedrungen das Gelöbniß ab. Hochaufathmend stieg er von dem Sandhügel, der sein Grab werden sollte.

„Dießmal wieder mit einem blauen Auge davon gekommen, wie damals!“ sagte Bernhard, der lachend auf ihn zuschritt und die Stricke zerschnitt, die Philiberts Hände knebelten. „Wir müssen gute Freunde werden und wollen sogleich, da wir noch Zeit dazu haben, Brüderschaft trinken und Euch für die ausgestandene Angst entschädigen. Ich bin neugierig, was Ihr uns erzählen werdet. Folgt uns jetzt. Wir werden Euch Waffen besorgen und dann zusammen trinken, es sind ganz frische Vorräthe angekommen.“

Philibert schritt in der Mitte der beiden Fälscher dem Innern des Lagers zu. Er war zwar vom Tode gerettet, doch konnte ihn leicht ein unbedachtsames Wort verrathen. Da er durch die Angabe, Raimund aufgefunden zu haben, besonders die Theilnahme des Fälschers gewann, dachte er, nur sehr vorsichtig darüber zu sprechen, wie auch über sein Entkommen aus dem Inquisitoriat. Der Lärm einiger trunkenen Zecher schallte den Dreien aus der Ferne entgegen; und Philibert, genöthigt an dem Gelage Theil zu nehmen, schwang, in die Umstände sich fügend, seinen Becher so keck und zuversichtlich, wie die übrigen Trinker.

15.

Schloß Lysa.

Sehen wir endlich, welchem Schicksale Konstanze entgegenging, als sie durch die Gräfin Hedwig v. Czacki im Einverständnisse mit dem Baron und auf Wunsch der Majorin v. Zarkow nach dem Schlosse Lysa gebracht und hier verborgen wurde.

Wir müssen hier gleichfalls noch einige Bemerkungen über den Charakter der polnischen Gräfin Hedwig voranschicken. Ihre dem Aufstande gewidmete Thätigkeit war bei vieler Schwärmerei, zu welcher sich ihr Patriotismus hinneigte, nicht ohne Ehrgeiz. Sie scheute vor der Größe keines Opfers zurück, welches sie ihrem unglücklichen Vaterlande darbringen konnte, dennoch schlummerten in ihrer Brust manche verlockende Träume

die sie neben dem Thron zu erringen dachte, sobald die Wiederherstellung Polens, die Freiheit der Nation, die Nation selbst wieder eine Wahrheit geworden seyn würde. Ihr Verhältniß mit dem Baron v. Osinsky war weit weniger auf persönliche Zuneigung gestützt, als auf politische Beweggründe. Sie kannte die einflußreichen Verbindungen, welche sich an seinen Namen knüpften; durch diese vorzugsweise wollte sie sich erheben. Sie durchschaute den Charakter des Barons, hoffte jedoch, indem sie seinen Leidenschaften zu schmeicheln suchte, über ihn sehr leicht herrschen und ihn nach ihrem Willen lenken zu können, obgleich sie wußte, daß er aus Egoismus für die polnische Politik verloren war.

Daß die Gräfin sich dazu verstanden hatte, die ihr ganz unbekannte Konstanze zu sich zu nehmen, geschah nicht ohne Einsicht in die Wandow'schen Familienverhältnisse. Die Mutter Konstanzens, Gabriele, wurde der Gräfin als eine Elende geschildert, welche durch die erniedrigendsten Fehltritte aus der Familie verstoßen worden sey, und daß sie ihre Tochter nur verlangt und dem Schutze der Verwandten entziehen wollte, um sie zu verderben. Soweit erhielt die Gräfin den Glauben, daß die heimliche Entfernung Konstanzens von der Mutter nur zum Glücke der Tochter stattfände, und da die Gräfin selbst in der gegenwärtig herrschenden Politik ihrer Nation ein Ideal fand, glaubte sie in der That nur zum Heile des jungen Mädchens zu handeln, wenn sie dieselbe ihre Begeisterung und ihre Thätigkeit daran theilen ließe. Der Gedanke, wie das Herz einer Mutter darüber brechen könnte, stieg im Geiste der Gräfin nicht auf.

Wir sahen Konstanze zum Letztenmale in dem ihr von der Gräfin im Schlosse angewiesenen Gemache. Sie trug noch immer die schwarze Klostertracht, in welcher sie das Kloster in Sch . . . verließ.

Sie war nicht, wie sie hoffte, in die Arme ihrer sehnlichst erwarteten Mutter gelangt, sie sah sich betrogen und als eine Gefangene behandelt. Wohl konnte sie ahnen, daß diese Ueberlieferung ihrer Person nach einem ihr ganz fremden Orte das Werk ihrer Tante wäre. Der Gedanke, daß es aber die Mutter war, vor welcher man sie zu verbergen suchte, kam ihr am wenigsten in den Sinn. Jahre lang hatte sie nichts mehr von derselben vernommen, wie konnte sie ahnen, daß die unglückliche Mutter die höchsten Anstrengungen machte, ihr Kind wiederzuerlangen? Weßhalb aber hatte man dieß Versprechen gewählt, das fragte sich Konstanze, wenn nicht, um sie dadurch zu locken und grausam zu täuschen?

Der Baron v. Osinsky befand sich noch nicht auf dem Schlosse. Ueber eine Woche war seit ihrer Ankunft verflossen, ohne daß ihn Konstanze zu Gesicht bekam. Er hatte gesagt, die Mutter solle seine Gattin werden. Warum sah sich Konstanze von der Gräfin mit Gewalt behandelt? Durfte sie noch glauben, daß mit dem Erscheinen des Barons die ihr zweideutige Rolle der Gräfin aufhören, ihr heißer Wunsch in Erfüllung gehen, die Lüge endigen würde? Konstanze, so sehr sie sich zu diesen Hoffnungen geneigt fühlte, verneinte sich selbst diese Fragen. Sie fühlte ein unüberwindliches bis zum Hasse gesteigertes Mißtrauen gegen Diejenigen, welche sie an ihrer gegenwärtigen Lage für schuldig hielt. Sie verzweifelte und rang, je mehr das Ausbleiben des Barons ihre Pein und Ungewißheit verlängerte, mit dem Entschlusse, sich von geheimen Unterdrückern gequälten Lebens zu befreien.

Hartnäckig hatte sich Konstanze geweigert, vor der Gräfin zu erscheinen. Sie schlug jede Zerstreuung, welche man ihr zu bereiten suchte, aus, und da sie nicht dazu zu bewegen war, ihr Zimmer zu verlassen, wurde sie nur in ihrem Gemache bedient. Von den Rüstungen über den Ab- und Zugang bewaffneter Personen, von der fortfahrenden Aufregung im Schlosse schien sie nichts zu vernehmen. Ein von der Gräfin bei ihr veranstalteter Besuch, um sie für die politische Bewegung zu gewinnen, blieb gänzlich ohne Erfolg, da ihr Geist offenbar von einer starren, düstern Schwermuth gefangen gehalten wurde, die allen Anfechtungen und Versuchungen auf diesem Felde widerstand.

Wieder war eine bange, schlaflose Nacht für Konstanze vergangen. Erschöpft von der Last vergeblicher Erwartungen flehte sie zu Gott um die Wohlthat eines kurzen Schlummers, um ihre Einsamkeit, ihre Gedanken wenigstens auf Augenblicke vergessen zu können. Sie lehnte ihr Haupt in die Kissen des Sophas. Von ihrem Kummer gänzlich bedrückt, schlief sie bald darauf ein.

So hatte Konstanze nicht lange gelegen, als sie den Druck einer Hand auf ihrem Kopfe fühlte.

Sie zuckte heftig zusammen. War es die plötzliche Berührung oder Störung im Schlafe oder das Gefühl einer Abneigung, welches sie in der Nähe der Person empfand, die an ihr Lager geschlichen war? Schnell und verstört richtete sie sich auf, um die Ursache zu entdecken. Als sie die Person erkannte, welche sich über den Anblick Konstanzens betroffen einige Schritte zurückzog, wendete sie sich derselben mit entrüsteter Geberde zu.

In Konstanzens Geist und Wesen war in der kurzen Zeit ihre Entfernung aus dem Kloster eine auffallende Veränderung vorgegangen. Aus ihrem sanft blickenden Auge leuchtete jetzt öfters ein anklagender, drohender Blick. Ihre feinen, schönen Lippen schlossen sich nicht selten unter dem Eindruck eines innern Kampfes bebend zusammen und verriethen durch diesen Zug ihre Gedanken, welche nicht länger die einer Dulderin seyn wollten, sondern in dem Entschlusse gewiß waren, Gewalt mit Widerstand, Unterdrückung mit Kraft zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Hans v. Held.

Berlin, 1. Mai.

Vor sechszig Jahren lebte, wie die „Volksztg." erzählt, in Preußen ein Mann Namens Hans v. Held. Ueber diesen, sagt sie, hat einer unserer begabtesten Zeitgenossen, der jüngst verstorbene Varnhagen v. Ense, ein Buch geschrieben, das er „ein preußisches Charakterbild" nennt. Auch das Bildniß des Hans von Held ist diesem Buche beigegeben, und zwar in der Absicht, daß die Nachwelt einmal sehe, wie ein Mann aussieht, „der aus der Art schlägt und Enthüllung über Korruption, Betrügereien, Unterschlagungen und Gewaltthätigkeiten einer verdorbenen aber einflußreichen und mächtigen Beamtenwelt macht."

Hans v. Held hatte Kenntniß von den schändlichen Veruntreuungen, Betrügereien und Schwindeleien einflußreicher Herren und versuchte es im Vertrauen auf eine neue Aera, die ihm mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhems des Dritten eingetreten zu seyn schien, mit einer Denkschrift an das Kabinet. — Als er jedoch dafür nicht nur keinen Dank fand, sondern noch wegen seines unberufenen Anklagens gemaßregelt, abgesetzt und verfolgt wurde, verfiel er gar auf den Gedanken, über all den Unfug eine Schrift anzufertigen und drucken zu lassen, die unter dem Namen „das schwarze Buch" in der Geschichte Preußens berühmt wurde, obwohl die damaligen Behörden in Folge von Denunziationen so geschickt in der Konfiskation und Vernichtung des Buches waren, daß kein Exemplar dieses Buches auf die Nachwelt gekommen zu seyn scheint.

Dazumal lebten zwei Minister in Berlin, die nicht Theil hatten an den Dingen, die Held enthüllte: Schulenberg und Struensee.

Struensee hatte die Schrift Helds vor dem Drucke durchgelesen; er besaß aber doch den Muth nicht, derselben die richtige Geltung zu verschaffen.

Varnhagen theilt hierüber eine Scene mit, die es verdient, zehnmal gelesen zu werden, um zu sehen, wie damals die Dinge standen.

„Struensee," so erzählt Varnhagen, „behielt die Schrift einige Tage, und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsache für ganz richtig, allein bei Weitem noch nicht vollständig; er wisse den weiteren Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Indessen — fuhr Struensee fort — enthält das Buch Stoff genug, um dem König aufzufallen. Sie wagen viel damit! — sagte er zu Hans v. Held. — Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen, als Sie schon sind. — Abrathen will ich Ihnen nicht; mich darein meliren, kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge sind zu sehr verriegelt. — Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt sind, so werde ich, wie es wahr ist, Ja sagen. — Uebrigens hoffe ich, werden Sie, so lange ich lebe, es verschweigen, daß Sie mir das Manuskript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von Ihrem Vorsatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, so kann es die beste Wirkung haben."

Das Buch erschien, aber die „beste Wirkung" gelang nicht. Der Verfasser büßte für die Rücksichtslosigkeit seiner Enthüllungen in Jammer und Elend auf der Festung (1801); über Preußen selbst aber kamen die noch elenderen Jahre 1806 und 1807.

Mannigfaltigkeiten.

Wie sehr es eine eigene Erscheinung ist, daß in der deutschen Bundes-Festung Rastatt die Besatzung von etwa 2400 Mann beinahe aus allen slavischen Völkern entnommen ist, um so bemerkenswerther ist, daß auch die christlichen Hauptbekenntnisse durch eine namhafte Anzahl von Soldaten vertreten sind. Es gibt Soldaten vom lateinischen, griechisch-unirten und nicht unirten Ritus; vom augsburgischen und helvetischen Bekenntnisse; über 80 jüdischer Religion. Es befinden sich derzeit drei katholische Geistliche daselbst, der eine für das ungarische, der andere für das polnische und der dritte für das böhmische Bataillon. Für das italienische Bataillion wird der Geistliche erst Mitte Mai eintreffen. Auf diese Weise kann man in der katholischen Stadtkirche diese Tage hindurch böhmisch, polnisch und ungarisch predigen hören. Es wird selten eine deutsche Pfarrkirche, wie die von Rastatt, durch Predigten in fünferlei Sprachen ausgezeichnet seyn. Nimmt man hinzu, daß im Jahr 1813 und 1814 auch Gottesdienst und Anreden in russischer Sprache darin gehalten wurden, so ist dieselbe in dieser Hinsicht noch merkwürdiger.

Man schreibt aus Berlin, 1. Mai Folgendes: Gestern Früh zwischen 2 und 3 Uhr trug sich hier ein wahrhaft tragisches Ereigniß zu. Die Neuesiis erzeilte einen Raubmörder, bevor er das schwarze Wert, das er begonnen, vollendet hatte. Nach vollbrachtem Einbruch in die Wohnung des bejahrten Fräulein Heffel in der Neuenburger Straße und nachdem er bereits mehrere Silber- und Goldsachen seinen Helfershelfern durch ein Fenster auf die Straße hinab zugeworfen hatte, verletzte er das erwachte Fräulein Heffel. Dieses wehrte sich wirklich heldenmüthig und rief aus dem Fenster um Hülfe, die auch von einem Vorübergehenden mit lauter Stimme zugesagt wurde. Dieß bewog den Raubmörder zur Flucht, er wollte sich, mit den Händen am Fenster festhaltend, auf die Straße niederlassen

(Fräulein Hessel bewohnt den ersten Stock), vollbrachte den Sprung, stieß aber mit den Füßen auf ein Gesims über der Hausthür, schlug um und fiel, mit dem Kopf voran, auf das Trottoir und zerschmetterte sich den Hirnschädel. Im Blute schwimmend gefunden, wurde er in die Charite gebracht.

Am 4. Mai Nachmittags 4 Uhr sah München einen Festzug seltener Art. Unter den Klängen von drei Musikkorps bewegte sich eine mit Blumen und Fahnen reich verzierte Lokomotive, gezogen von 16 geschmückten Pferden, dann der ebenfalls dekorirte Tender zu derselben, von dem Eisenwerke Hirschau durch den englischen Garten, die Ludwigs-, Brienner- und Ottostraße über den Karlsplatz nach dem Bahnhofe. Eine Tafel mit goldenen Ziffern zeigte die Zahl 400 und der Name, den die Lokomotive trug, war „Maffei." (Dieser Name wurde derselben bekanntlich auf Befehl Sr. Maj. des Königs beigelegt.) Sämmtliche Arbeiter des Eisenwerkes in festlicher Kleidung begleiteten in langen Zügen das Produkt ihrer Hände. Trotz des schlechten Wetters hatten sich Tausende von Einwohner in den Straßen aufgestellt. Auf den Abend hatte Herr v. Maffei seine sämmtlichen Arbeiter zu einem Feste geladen.

In verschiedenen englischen Gefängnissen werden, laut amtlicher Ausweise, Kinder von 8 bis 11 Jahren für kleine Disziplinarvergehen auf das Grausamste gepeitscht und zwar nicht bloß mit Ruthen, sondern mit der „Katze." In Kuntsford z. B. erhielt ein 8jähriger Knabe 24 Hiebe, in Leicester ein 11jähriger Knabe 20 mit der Katze, und als seine Wunden geheilt waren noch 14 mehr! Aehnliche Rohheiten werden aus Morpeth, Oxford, Faverschaw, Newcastle ꝛc. gemeldet. Diese Strafen werden in einem gewölbten Gemache unter dem Gefängniß vollzogen, so daß zu ebener Erde kein Geschrei vernommen werde kann. (So etwas geschieht in England, „dem freiesten Lande der Erde!" In England, dessen Regierung einen fürchterlichen Lärm aufschlägt, wenn man in Deutschland die Lümmeleien und Rohheiten eines seiner brutalen Unterthanen [Macdonald] gebührend zurecht weist.)

Ein Schurkenstreich, der von einem englischen Hause verübt wurde und an Niederträchtigkeit wohl seines Gleichen sucht, ist in diesem Augenblick Gegenstand eines Prozesses in London. Das Haus Gloß und Elliot, welches das Telegraphentau von Majorka nach Algerien lieferte, hat vor Gericht den Beweis geführt, daß ein rivalisirendes Haus, Newal und Komp., einen Arbeiter der Werkstätte von Gloß und Elliot bestochen, um in dem Geflechte des Taues Stahlspitzen anzubringen, damit die Isolirung unterbrochen und die elektrische Strömung gehemmt wurde. Das Haus Newal und Komp. ist zu 250,000 Frs. Entschädigung an Gloß und Elliot verurtheilt worden.

Das Berliner Polizeipräsidium macht Folgendes bekannt: „Hundert Thaler Belohnung. Seit länger als Jahresfrist wird das hiesige Publikum dadurch beunruhigt, daß auf den öffentlichen Promenaden, an den Eingängen zu Theatern, ja selbst in den Kirchen und überhaupt an Plätzen, wo ein größerer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, Mäntel und andere werthvolle Kleidungsstücke der Frauen mittelst scharfer Instrumente zerschnitten worden sind, ohne daß es bisher gelungen ist, die Thäter zu ermitteln. Es wird daher Demjenigen, der zur Ermittelung derselben dergestalt behilflich ist, daß sie zur gerichtlichen Bestrafung gebracht werden können, eine Belohnung bis zur Höhe von 100 Thlr. zugesichert.

Vor einigen Tagen ist von Königsberg eine Quantität Schwefelseife zur Bereitung künstlicher Aachener Bäder, ein gegen Rheumatismus und Gicht daselbst sehr anerkanntes Mittel, auf die Kunde, daß Garibaldi an Gicht leide, an denselben mit entsprechender Adresse nach Turin gesandt worden. Der Absender sträubte sich heftig gegen das Verlangen der Postbeamten, dem Bestimmungsorte via Oesterreich beizufügen, und zog es vor, seine Sendung via Schweiz zu dirigiren. Man ist auf Garibaldi's Antwort und sein Autograph gespannt. (Der „N. Korresp." fügt hinzu: Gewiß wird sie der Königsberger rheumatischen Seifensieder würdig ausfallen.)

Mit Theilnahme erfährt man von einem Monumente, welches zur Erinnerung an den zu Koblenz verstorbenen edlen Dichter und Freiheitskämpfer Max von Schenkendorf daselbst errichtet werden soll. Ein hierfür zusammengetretenes Komite hat die Vorbereitungen dazu getroffen.

Auflösung der Charade in Nro. 109:

Bodensee.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 114 Sonntag, 12. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Dieser Ausdruck spiegelte sich in dem Augenblicke mehr als je in den Gesichtszügen Konstanzens, als sie dem Manne gegenüberstand, der durch eine verborgene Tapetenthür in der Wand ihr Gemach betreten hatte.

Der Baron v. Olinsky war nach dem Schlosse gekommen; er hatte Konstanze zu dieser Stunde aufgesucht. Konstanze betrachtete ihn mit fragenden Blicken. Da der Baron unter dem Eindrucke dieses ihres unverhofft geäußerten Muthes schwieg, redete sie ihn an.

„Kommen Sie endlich, Herr Baron?“ fragte sie mit lauter, bitterer Stimme, welche fast spöttisch klang, als sie hinzufügte: „Und warum denn allein, wider die Abrede ohne meine Mutter? Wann wird meine Mutter, Ihre Gemahlin, wann werde ich Ihre Tochter seyn?“

Der Baron zeigte eine offenbare Verwirrung über diese Anrede. Bald jedoch fand er seine gewöhnliche höfliche Haltung und Redeweise wieder.

„Es beruhigt mich schon, Konstanze, Sie nicht in Thränen schwimmen zu sehen,“ gab er zur Antwort. „Aber Sie fragen wie ein Kind, das gar keine Einsicht hat. Sind Ihnen die Augen denn noch nicht geöffnet? Ich habe Sie hierhergeführt, um Ihrer werthen Person ganz sicher zu seyn. Sie sind das Opfer einer kleinen Intrigue geworden. Und Ihre Mutter? Liebes Kind! Sie ist in Breslau geblieben, ich weiß nicht einmal, ob sie noch am Leben ist, so schlimm stand es damals mit ihr; und Sie können noch nach unserer Verheirathung fragen!“ Der Baron lachte zu diesen Worten mit glattzüngigem Spott. „Verzichten Sie also darauf, Konstanze, Ihre Mutter jemals wiederzusehen.“

„Mutter! arme, unglückliche Mutter!“ rief Konstanze schmerz- und wehmuthsvoll, und faltete krampfhaft die Hände über ihre Brust.

„Sie werden sich trösten, liebes Kind,“ fuhr der Baron mit größerer Wärme als vorher fort, indem seine Blicke mit offenbarem Behagen über die Gestalt Konstanzens schweiften. „Nicht meine Tochter werde ich Sie in Zukunft nennen, wohl aber meine liebe, meine theure Konstanze! Was werden Sie dazu sagen?“ — Der Baron näherte sich dreist dem bebenden Mädchen.

Konstanze floh vor ihm zurück.

„Ihre Unwürdigkeit entsetzt mich!“ rief sie aus. „Wenn mein bebendes Herz sich beruhigt haben wird, dann werde ich Ihnen sagen, obgleich ich mich in Ihrer Gewalt befinde, wie sehr ich Sie verachte.“

„Sie lassen mir also bis dahin Zeit zu einer Vertheidigung,“ erwiderte der Baron mit lenksamer Stimme. „Vor Allen, mißverstehen Sie mich, als auch die Gräfin, nicht. Hören Sie die Wahrheit. Ich handelte, als ich Sie aus dem Kloster hierhergeführt, im Auftrage Ihrer werthen Tante. Sie werden von Ihrer Mutter verfolgt und warum? Damit Sie gleichfalls in das Elend Ihrer Mutter hinabgezogen werden. Ihre Mutter war ungebeten zur Testamentseröffnung der alten Baronin nach Breslau gekommen, und da sie hier vernahm, daß sie enterbt und verstoßen war, wurde sie darüber verrückt. Sie verlangte obenein nach ihren Kindern, welche man, abgesehen von ihrem unzurechnungsfähigen Zustande, ihr aus besonderen Gründen, die Sie später hören werden, verweigern mußte. Man hat Ihre Mutter in eine öffentliche Anstalt untergebracht, die sie wohl schwerlich je wieder verlassen darf, wenn sie noch am Leben ist. Sie stehen daher allein, Konstanze, Ihr Bruder Raimund ist vor längerer Zeit auf der Flucht aus seiner Pensionsanstalt ertrunken; stoßen Sie daher den Freund, welcher sich Ihnen gutwillig naht, nicht zurück. Ich verspreche Ihnen eine glänzende Laufbahn, sobald Sie mir nicht trotzen, sondern folgen wollen, sonst könnte, zu spät, die Reue Sie treffen . . .“

„Nichts Schlimmeres kann mich treffen,“ fiel ihm Konstanze mit Abscheu in die Rede, „als der Zwang, Sie anhören zu müssen! O, könnte ich zu meiner Mutter!“

„Das sind Redensarten, welche Ihren Klosterfitten ganz angemessen sind,“ fuhr der Baron gleichmüthig fort. „Sie tragen überdieß, wie ich sehe, noch immer die graufiche Klosterrobe, die Ihre Reize in eine wahre Nacht hüllt. Das müssen Sie ändern, und ich habe dafür gesorgt, daß Sie es können. Blicken Sie nur um sich, denn während Sie schliefen, habe ich die beste Garderobe für Sie herbeischaffen lassen. Konstanze, geben Sie mir nur das geringste Zeichen Ihrer Auf-

merksamkeit und treffen Sie unter diesen Sachen eine geeignete Wahl. Sie werden unwiderstehlich seyn, kleine Närrin, und sogar anbetungswürdig, sobald Sie den Eigensinn abtegen."

Das Ansinnen des Barons, seine gänzliche Fühllosigkeit ließen Konstanze verstummen. Ihr Auge flammte, ihre weißen Hände ballten sich vor Zorn. Sie blickte um sich und gewahrte im Hintergrunde des Gemachs mehrere kostbare Stoffe und Geschmeide auf einem Tische ausgebreitet. Mit heftigen Schritten ging sie jetzt darauf zu. Sie ergriff eine der goldenen Ketten und zertrat sie unter ihren Füßen; dann zerriß sie mit zitternden Händen die Stoffe und schleuderte Alles auf den Boden.

„So wie ich diese Dinge vernichte," rief sie leidenschaftlich aus, „möchte ich Sie selbst vernichten! O! Ihr Anblick ist mir unerträglich! Verlassen Sie diesen Ort, ich flehe Sie darum an!"

Konstanze floh in die Nähe des Fensters, sie sank in die Knie, heiße Thränen stürzten aus ihren Augen. Sie schluchzte laut.

Der Baron verfolgte sie schweigend mit den Augen. Ein unheimlicher Ausdruck beseelte sein augenblicklich tief erbleichtes Gesicht. „Dieses junge hülflose Geschöpf wird nicht zu überreden seyn," sagte er flüsternd, „aber ich werde sie zwingen; und wenn sie sich auch nicht zwingen läßt, dann ist sie verloren."

„Sie übertreiben, Konstanze;" fuhr er dann laut gegen diese fort, und keine Spur des verhaltenen Aergers über das Mißlingen seines Angriffs war an ihm bemerkbar. „Behalten Sie meinetwegen Ihren Talar und predigen Sie immerfort Buße, oder was Sie wollen. Ich schweige und sehe hiernach sehr wohl, daß Sie viel zu hartnäckig sind, um sich den Wünschen der Gräfin zu bequemen, in deren Auftrag ich eigentlich hergekommen bin. Nur so viel merken Sie sich, daß ich kraft des Testaments Ihrer Großmutter Vormundschaftsrechte über Ihre Person, als auch über das Ihnen zugefallene Erbschaftsvermögen besitze, und daß Sie sich meinen Bestimmungen unterwerfen werden, sobald ich es ernstlich damit meine. Denken Sie einstweilen darüber nach, ich hoffe, Sie in einer bessern Stimmung wiederzusehen."

Der Baron ging aus der Thür, welche er fest hinter sich verschloß.

Konstanze erhob sich. Der Gedanke, daß ihre Mutter lebe, daß diese nach ihr verlange, daß sie vielleicht doch noch mit ihr vereinigt werden könne, hielt sie von dem eben noch gehegten verzweifelten Entschlusse ab, durch einen Sprung aus dem Fenster sich der Verfolgung des Barons zu entziehen. Konnte sie den Worten des Barons trauen, hatte er dießmal die Wahrheit gesagt? Die Mutter sollte in Breslau seyn, enterbt, verstoßen, wahnsinnig! Raimund, der Bruder, todt!

Konstanze schlich gebeugt nach ihrem Lager. Das Glück, in diesem Schlosse ihre Mutter zu finden, war zur schnödesten Lüge geworden. Sie sagte sich, daß Dasjenige, was ihr der Baron nun in Aussicht stellte, wohl die Wahrheit seyn möchte, da er ihr das Unglück verkündete. Bald besänftigte ein sanfter Schlummer die Verzagende.

Der Baron hatte bei seiner Ankunft das Schloß in einem förmlichen Belagerungszustande vorgefunden. In der Umgegend hatten sich starke Insurgentenschaaren zusammengezogen. Das Schloß selbst befand sich gewissermaßen im Vertheidigungszustande, und die Gräfin Hedwig schien die Oberherrschaft zu führen. Waren die angesehensten Edelleute nicht selten der polnischen Streitmacht mit ihrer ganzen Dienerschaft beigetreten, so hatte die Gräfin dagegen für die Freiheitssache ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt. Die Höfe, die Keller, selbst ein Theil der entlegensten Wohnungsräume des Schlosses war mit Proviant, Munition und Kriegsvorräthen aller Art versehen. Das Schloß selbst diente zum Versammlungspunkt der Insurgentenhäupter.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Aumale.

Nach der Allgemeinen Zeitung

Paris, 1. Mai.

Der Prozeß gegen den Verleger und den Drucker der Broschüre war für heute Mittag in der sechsten Kammer des Zuchtpolizeigerichts angesagt. Der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens ist in dieser Kammer ein Zuschauerraum gewidmet, welcher acht Bänke enthält, die zusammen höchstens 56 Personen aufnehmen können. Es erklärt sich dieß daraus, daß in der sechsten Kammer bloß die Vergehen des Bettelns und des Vagabundirens vorzukommen pflegen. Das Régime bleibt sich und seinem Geiste vollkommen treu, indem es eben deßhalb auch die Preßprozesse und die politischen Prozesse von großer Bedeutung an die sechste Kammer verweist.

Der Präsident derselben hatte dießmal keine oder sehr wenig Gunstbillete ausgegeben. Man sah daher die Elite des Publikums schon um 8 Uhr Morgens vor der Thür, in den Gängen und auf den Treppen warten. Es befanden sich darunter Herren, wie der Graf d'Haussonville, Montalembert, Passy. Advokaten im Amtskleide standen schon seit 6 Uhr Morgens an der Thür. Gegen so ein ausgewähltes Publikum traf man keine andere außerordentliche Sicherheitsmaßregeln, als die Aufstellung eines Polizeioffiziers mit einigen Sergents de Ville. Da Preßprozeßverhandlungen nicht veröffentlicht werden dürfen, wurde die gewöhnliche Journalistenbank dem Publikum überlassen. Doch bemerkte ich unter den Anwesenden zwei Stenographen, welche dergleichen Berichte an belgische Blätter für schweres Geld zu verkaufen pflegen, und den Korrespondenten

der „Daily News.“ Neben dem Gerichtsschreiber befand sich ein Berichterstatter für das Ministerium des Innern. Um 11 Uhr wurde die Thüre geöffnet. Zwei Minuten später war es nicht mehr möglich, ein Plätzchen zu erkämpfen. Auf der Estrade waren hinter dem aus dem Präsidenten und zwei Richtern bestehenden Gerichtshof Lehnstühle aufgestellt, welche Senatoren, Marschälle, Kassationsräthe u. dgl. einnahmen. Auf den Bänken der Angeklagten befanden sich Bettelleute, welche in weniger als in einer halben Stunde sämmtlich verurtheilt und exportirt waren. Nach ihrer Abführung bemächtigten sich kostümirte Advokaten dieser Bänke und jeden Winkels, der noch einen Mann faßte.

Noch vor Mittag rief der Präsident den Verleger und den Drucker der Broschüre, welche die Ehre hatten, es mit demselben Staatsanwalt, wie die vorausgegangenen Bettelleute, zu thun zu haben. Ich muß gestehen, daß der Staatsanwalt über dieses letztere Niveau in seiner ganzen Rede nicht mehr hinauskam. Die Broschüre, behauptete er sofort, sey eine liebberechnete Feindseligkeit gegen die kaiserliche Dynastie und gegen die Verfassung des 2. Dezembers. Sie heuchle den Schein, eine Antwort auf die Rede des Prinzen Napoleon zu seyn; aber augenscheinlich sey sie ein Parteimanifest, der Versuch eines Attentats auf die Regierung, wofür Drucker und Verleger die volle Verantwortlichkeit angenommen haben. Die Broschüre konstituire das Verbrechen der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung. Den Beweis dafür fand der Staatsanwalt insbesondere in ihrem Schlusse mit der Frage: was habt ihr aus Frankreich gemacht? und auf der Seite 12, wo von dem die Welt korrumpirenden Schauspiele der fiegenden Gewaltthat die Rede ist.

Der Staatsanwalt ließ es sich hauptsächlich angelegen seyn, das Régime des 2. Dezembers gegen die Broschüre zu vertheidigen. Den Vergleich zwischen dem 2. Dezember und der Juliregierung zog er zu Gunsten des ersteren. Er gebrauchte gegen letztere alle Gemeinplätze, welche sich in den dezembristischen Blättern längst abgenützt haben, z. B. die Reibung zwischen dem „persönlichen Gedanken“ und der Ministerverantwortlichkeit, die Parteikämpfe in den Kammern, die Unruhen in den Gassen. Gegen den Vorwurf des Wortbrechens und der Lügenhaftigkeit entgegnete er Folgendes: Haben wir nicht die Gesellschaft gerettet und die Pyramide auf ihre Basis gestellt, wie wir es versprochen hatten? In Billafranka haben wir die Ausführung unseres Programms vertagt, weil wir beherzig genug waren, unser Land nicht einer europäischen Koalition aussetzen zu wollen, und Frankreich mehr als Italien zu berücksichtigen. In Rom beschützen wir unserem Versprechen gemäß die weltliche Regierung des Papstes. In der Broschüre heißt es Seite 25, 26, 27, daß der 2. Dezember Heuchelei treibt, indem er mit den Grundsätzen von 1789 prunkt und den Bourbonen 1815 vorwirft, welches der Bonapartismus allein verschuldet hatte. Dagegen behauptete die Anklage, es bestehe genug Freiheit für die Gutgesinnten und glücklicherweise keine für die Schlechtgesinnten, und sie wiederholt die Vorlesung Persigny's über die Geschichte der Preßfreiheit in England. Die Freiheit, versprach der Staatsanwalt, werde wieder erblühen, sobald sich alle Franzosen, alle Intelligenzen und Kräfte der Gesellschaft dem Kaiser innigst anschließen wollen! Gegen den Vorwurf einer doppelzüngigen Politik in Italien verlas die Anklage die Rede des Ministers Billault in den Kammern, welche bekanntlich rühmte, der Kaiser habe in Warschau durch seine Offenherzigkeit das Vertrauen der Mächte gewonnen, welche sich gegen ihn verbinden wollten. Der Staatsanwalt glaubte die Orleans und die Orleanisten mit der Erinnerung an 1840 in Syrien zu zermalmen, wo Frankreich der Quadrupelallianz nachzab. Das Auge des Staatsanwalts suchte den Grafen Montalembert, der damals über die Erniedrigung Frankreichs geklagt hatte. Schlußfeuerwerk der Anklage: Sebastopel — Solferino — Frankreich die Hoffnung der Völker, Frankreich der Soldat Gottes und der aller großmüthigen Ideen. Schwindelhafte Höhe des Kredits, unerhörte Wohlfahrt, Vertrauen in die Dynastie, welche der Stolz der Nation ist. Dieß haben wir aus Frankreich gemacht.

Noch vor 1 Uhr ergriff Herr Dufaure, Vertheidiger des Verlegers, das Wort. Die Broschüre ist kein politischer Akt, kein orleanistisches Manifest, sondern einfach eine legitime Entgegnung auf eine persönliche Herausforderung. Sie gebraucht das Recht der Antwort auf einen muthwilligen Angriff, und sie beabsichtigt keineswegs eine Feindseligkeit gegen die Regierung. Es war dieß der erste Eindruck und die erste Auffassung des Publikums, und daher der ungeheure, blitzschnelle Erfolg. So dachten auch die Behörden, welche in ihrem Gewissen das heilige Recht der Antwort und der Erwiderung respektirten, bis sie eines Bessern belehrt wurden, jedoch kein einziges Exemplar mehr konfisziren konnten, da von ein bis halb vier Uhr Nachmittags die ganze Auflage vergriffen war. Den Zeitungen wurde jede Erwähnung der Broschüre verboten, weil sie „ein persönlicher Angriff auf den Prinzen Napoleon“ sey. Am 15. April meldete der „Moniteur“ einfach ihre Beschlagnahme. Am 20. April noch meldete der „Moniteur,“ daß sie ungeachtet der Fürbitte des Prinzen Napoleon gerichtlich verfolgt werde — wegen Beleidigung eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie. Aber nachher erschien im „Siecle“ das Schreiben des Prinzen Napoleon an den Kaiser, worin jener gegen die Beschlagnahme der Broschüre einwandte: étouffer n'est pas répondre. Dieses Schreiben, dessen Genereität man rühmte, hat zuerst die Broschüre als ein orleanistisches Manifest denunzirt und dadurch die gerichtliche Verfolgung unvermeidlich gemacht. Seltsamerweise behauptet die Regierung, die Broschüre sey gegen den Prinzen Napoleon, und dieser

behauptete, sie sey gegen die Regierung gerichtet. (Allgemeine Heiterkeit.)

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die freudige Dankbarkeit der Russen gegen Alexander II. wegen Aufhebung der Leibeigenschaft zeigt sich sehr deutlich. Bis jetzt sind im Reiche nicht weniger als 184 Kapellen und Kirchen bestimmt, nach des Kaisers Namen genannt zu werden, und zum Theil sind sie schon in Bau gegeben. Auch haben die Gemeinde-Verbände eine Generalbank zu stiften beschlossen, aus der die unbemittelteren Bauern die ihnen zur Freikaufung fehlenden Summen gegen 4 Prozent entnehmen können. Es sind bereits 18 Millionen Silberrubel gezeichnet und mehrere Gouvernements haben zusammen dem Kaiser außerdem 10 Mill. angeboten für den Fall eines Krieges gegen Frankreich oder sonstige Feinde. Jetzt, wo der russische Bauer weiß, daß er selbst und seine Habe nicht mehr unbedingtes Eigenthum seines Herrn ist, rückt er auch mit seinen Schätzen heraus, und Millionen, die lange dem Verkehr entzogen müßig in Winkeln verborgen lagerten, kommen allmählig zum Vorschein.

Die Typhusepidemie in Wien ist noch immer in Zunahme; die Spitäler sind derart überfüllt, daß auch das Versorgungshaus am Alserbache zur Aufnahme von Kranken eingerichtet wurde. Trotz Alledem ist die Herrichtung neuer Nothspitäler dringend geboten, wenn nicht aus Mangel an Unterkunft die größte Verlegenheit für die Behörde erwachsen soll; der Hauptsitz der Epidemie ist in den Vorstädten: Gumpendorf, Neubau und Laimgrube, während Roßau und Leopoldstadt, gewöhnlich zuerst von Epidemien ergriffen, einen verhältnißmäßig geringen Krankenstand haben.

Als jüngst die neu ernannten Bischöfe zur Eidesleistung in den Tuilerieen versammelt waren, sagte der Kaiser lächelnd zu dem neuen Erzbischof von Auch: „Sie wissen, Msgr., daß ich zu Ihrem Sprengel gehöre.“ Wie so? „Weil alle Souveraine seit Ludwig XIV. von Rechts wegen Kanoniker der Kathedrale von Auch sind.“ „Sire,“ erwiderte der Bischof von Nevers auf diese Berufung auf die legitimen Könige Frankreichs, „Sire, das ist wahr, aber die Souveraine Frankreichs sind auch Kanoniker der Basilica von St. Johann Lateran in Rom. In Ihrer Eigenschaft als ältester Sohn der Kirche vergessen Sie auch das nicht.“

In Rom drangen vor einigen Tagen zwei Diebe bei Nacht in die Wohnung des Marquis Bargagli, Gesandten des Großherzogs von Toskana, setzten ihm den Dolch an die Kehle und zwangen ihn zur Herausgabe seiner Baarschaft, die in 500 Scudi bestand. Doch schon des folgenden Nachmittags brachte ihm Pater Rossi von der Gesellschaft Jesu das Geld mit der Auskunft zurück, es sey ihm im Beichtstuhl übergeben. Nicht so glücklich war Msgr. Volpicelli, der seine Zimmer von Allem, was darin einigen Werth hatte, am nämlichen Tage von Dieben ausgeräumt fand.

Der größte Hammer in Europa und der schwerste ist dermalen in Essen in der Krupp'schen Eisenfabrik thätig. Er hat ein Gewicht von 400 Zentner Zollgewicht und seine Schläge erschüttern die Erde dergestalt, daß die Quellen in seiner näheren Umgebung versiegen. Die Bewohner der Gegend leiten wenigstens das Versiegen der Quelle von diesen Schlägen ab und wollen den bekannten Hammerschwinger dafür verantwortlich machen. Somit wäre die Fabel von den „erderschütternden Cyklopen“ hier wenigstens zur Wahrheit geworden.

Aus Dortmund, 7. Mai, wird geschrieben: In der Brüggemann'schen Holzsägemühle ist heute Mittags ein Ehepaar auf schreckliche Weise ums Leben gekommen. Ein Strafgefangener, der auf dem Holzplatze arbeitete, erhielt von seiner Frau das Essen gebracht und ging mit ihr — freilich gegen strenges Verbot — in den Maschinenraum, wo die Welle läuft. Hier wurde das Paar in der Umarmung von dem Transmissions-Riemen ergriffen, über die Welle gezogen und so zu Tode gequetscht.

Die Landleute aus der Bukowina, welche als Reichsräthe in Wien anwesend sind, pflegen Freunde und Bekannte, die sie zufällig treffen, in den Sitzungssaal einzuführen und neben sich Platz nehmen zu lassen. In der Samstagsitzung nun, so erzählt man sich, wollte ein solcher Freund eines ruthenischen Deputirten eben abstimmen, als dessen unberechtigte Anwesenheit bemerkt und er bedeutet wurde, sich auf die Gallerie zu begeben.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 115 Dienstag, 14. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

16.

Braut und Bräutigam.

Auf Schloß Lysa kamen die Generale der Insurgenten zusammen, um die Pläne zu entwerfen und von hier aus die Bewegungen der Aufständischen regelmäßig zu leiten. Mehrere Polenanführer hatten im ersten Flügel des Schlosses Quartier genommen und wurden hier täglich in der ausmerksamsten Weise von der Gräfin bewirthet; so glich in diesem Zustande das weitläufige Gebäude einem Ordonnanzhause und einem Arsenal. Die Gräfin deckte die Unkosten dieses kriegerischen Aufwandes bis zu außerordentlichen Summen. Sie glaubte einen sichern Grundstein damit zu dem neuen Reiche zu legen, und in der Hoffnung, sich bald selbst eine Rolle darin spielen zu sehen, achtete oder dachte sie nicht einmal an ein Mißglücken des Aufstandes, welches ihren gänzlichen Ruin zur Folge haben mußte.

Der Baron übersah sehr bald, was in der Zeit seiner Abwesenheit und im Fluge dieser stürmischen Periode vorgegangen war. Er fühlte wohl, daß er es bei der Nähe der Gräfin wie auch selbst als Pole, inmitten der Elite des Aufstandes, nicht wagen dürfe, seine wahren, dieser Politik verhaßten Gesinnungen an den Tag zu legen. Er sah die Gräfin mit vollen, opferwilligen Händen ihr Gut für eine verzweifelte Sache aufs Spiel setzen, die er seiner Ueberzeugung nach schon für verloren hielt und bei welcher ihm selbst endlich nichts übrig bleiben würde, als der Verlust aller Aussichten, durch die er sich wieder aus seinen elenden Verhältnissen aufzurichten wünschte.

Die Gräfin hatte ihn mit Begeisterung, mit offenen Armen empfangen. Sie lebte so ganz in der stürmischen Bewegung, in dem feurigen Aufschwunge der Edlen ihres Volkes, daß sie nicht anders glauben konnte, als daß sie in dem Baron ihren Ergebenen einen neuen Verbündeten zuzuführen hätte. Die trügerische Maske, welche der Baron anzunehmen verstand, täuschte sie dießmal, und die Gräfin beschloß, den Baron auf eine würdige Weise in den Kreis der im Schlosse versammelten Häupter aufnehmen zu lassen. Der Baron zeigte sich zu ihrer größten Freude in allen Stücken willfährig und zollte ihr sogleich dieselben Huldigungen, welche ihr von sämmtlichen Anführern geschenkt wurden, so daß sich die Gräfin bereits zu jenem Range erhoben fühlte, welcher das Ziel ihrer Wünsche war, das aber in Wahrheit noch sehr fern lag.

In dem Saale des Erdgeschosses, in welchem die Gräfin regelmäßig an allen Berathungen Theil nahm, fand die Aufnahme des Barons in den Stab der Insurgentenarmee bald nach seiner Ankunft statt. In der Mitte dieses Saales stand eine lange, mit Papieren bedeckte Tafel, und um dieselbe befanden sie viele uniformirte Personen verschiedenen Ranges. Die Fenster des Saales waren in der Regel ganz geschlossen; zwei Kronleuchter verbreiteten ein strahlendes Licht. Ueber der Thür und an den Wänden hingen kreuzweise die polnischen Fahnen, außerdem waren die Wände mit Waffen und Büsten dekorirt. Eine Büste Kosciuszko's, mit Lorbeer bekränzt, stand auf einem hohen Piedestal in der Mitte der Seitenwand; neben derselben waren zwei große Armleuchter mit flammenden Kerzen aufgestellt. Das festliche Ansehen dieses Saales ließ sehr bald in den Anordnungen die Hand der für die Freiheitssache schwärmenden Gräfin erkennen.

Vorbereitet auf das Kommen des Barons, sah sich dieser von allen Versammelten brüderlich mit einem feurigen Lebehoch empfangen. Er nahm die Huldigungen in seiner gewohnten Weise auf und ohne Schwierigkeit legte der Baron, in ihre Mitte geführt, den Eid der Treue ab, für Polens Sache zu fechten. Ihm wurde der Oberbefehl im Schlosse übertragen, er erhielt den Degen, alsdann gingen die Versammelten zu ihren Berathungen über, deren besonderer Gegenstand den bevorstehenden allgemeinen Kampf mit den Preußen betraf. Die Gräfin sagte für die neuen Zurüstungen, welche dieser Kampf erforderlich machte, wieder mit namhaften Summen gut. Ein schallender Jubel, ein nicht enden wollendes Hoch! wurde ihr für diese edle Handlung von den Anwesenden dargebracht; der Baron allein warf ihr einen sprühenden, höhnischen Blick zu, der jedoch in der triumphirenden Aufregung Aller verloren ging. Zum Schlusse der Berathungen erhielt der Baron eine vollständige Uebersicht aller militärischen Einrichtungen der Insurgenten, die Angabe ihrer sämmt-

lichen Streitkräfte und die Beschlüsse zukünftiger Operation, welche zur Ausführung kommen sollten, sobald ein entscheidender Schlag geschehen seyn würde.

Ein glänzendes Souper, von der Gräfin in einem andern Saale veranstaltet, beendigte die heutige Zusammenkunft. Einige der Gäste kehrten noch in der Nacht nach dem Lager zurück; diejenigen, welche im Schlosse Quartier hatten, begaben sich dorthin. Auch die Gräfin entfernte sich nach ihren Zimmern.

Hier angekommen, ließ sich die Gräfin entkleiden, und kaum hatte sie ihr Neglige angelegt, um sich zur Ruhe zu begeben, als ein Kammermädchen den Baron anmeldete.

„Der Baron?" fragte die Gräfin, weniger über das Unpassende der Stunde verwundert, da in ihrer gegenwärtigen Stellung nicht selten mitten in der Nacht Ordonnanzen an sie ergingen, als darüber, was er nach so kurzer Trennung zu sagen habe. „Was ist denn Dringendes vorgefallen," sagte sie und ordnete ihr Nachtkleid, „wir gingen eben erst von einander." Sie beorderte die Kammerfrau: „Der Baron mag die Gefälligkeit haben und erscheinen, wenn die Angelegenheit keinen Aufschub erleidet."

Noch ehe sie ausgesprochen, erschien der Baron ungerufen im Zimmer.

„Nein," sagte er lächelnd und leise, sich der Gräfin nähernd, „entfernen Sie Ihre Dienerin, denn da meine Sache eine Herzensangelegenheit ist, erleidet sie wirklich keinen Aufschub."

Die Gräfin entfernte durch einen Wink ihre Bedienung; ihr Blick heftete jedoch noch immer mit Befremden auf dem Baron.

„Mein Lieber," sagte sie, „das habe ich heute von Ihnen am wenigsten erwartet. Die Geschäfte nahmen mich sehr in Anspruch."

„Hedwig," entgegnete der Baron mit der Keckheit, die er Frauen gegenüber in der Regel behauptet, „ich sehnte mich ganz besonders danach, Sie unter vier Augen zu sprechen. Sie kommen mir jetzt ganz verwandelt vor, ich wünschte diesen Augenblick zu benutzen, um Sie einmal wieder in Ihrer wahren Gestalt zu sehen. Ich denke die Künstlerin, denn ich will nicht sagen die Schauspielerin, hat die Rolle, welche sie heute spielte, glänzend zum größten Beifall ausgeführt; sie hat sich in ihre Garderobe zurückgezogen, und die Maske ist endlich gefallen."

„Sie sprechen wahrlich in Räthseln, Baron! Wenn Sie gekommen sind, um Scherz zu treiben, so haben Sie die Zeit dießmal übel gewählt."

„Nicht doch," antwortete der Baron, „der Scherz ist meiner Meinung nach aus, und ich komme eben hierher, um den Ernst zu suchen. Begreifen Sie mich nicht? Aus Ihrem reizenden Schlosse ist eine Kaserne geworden, Sie haben die Keller mit Pulver und Blei vollgepfropft, unsere Säle starren von Waffen, Fahnen und Soldatenröcken. Sie selbst die leibhaftige Jungfrau von Orleans! Mein Gott, ich muß Ihnen sagen, Gräfin, Ihr altes Regime gefiel mir besser."

Die Gräfin betrachtete den Sprecher mit immer wachsendem Erstaunen.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Aumale.

(Fortsetzung.)

Da der Staatsanwalt die Familie Orleans anspielungsweise mit den Stuarts, welche im Ausland gegen England konspirirten, verglichen hatte, schilderte Dufaure ausführlich die tiefe würdevolle Zurückgezogenheit jener Familie seit dreizehn Jahren. Auf alle Angriffe, Schmähungen und Verleumdungen hat sie nie entgegnet. Die Prinzen Joinville und der Herzog von Aumale bedienten sich zweimal der französischen Presse, um in der „Revue des deux Mondes" Aufsätze über die Flotte, die Zuaven und die Chasseurs d'Afrique zu veröffentlichen, deren Patriotismus und edle Unparteilichkeit die sympathische Bewunderung aller Gebildeten nnd aller französischen Offiziere erregten. Zwei Söhne jenes erlauchten Hauses übten sich in den Waffen: der Herzog von Chartres zeichnete sich als sardinischer Offizier neben den unsrigen in Italien aus; der andere kämpfte unter der spanischen Fahne gegen Marokko. Herr Dufaure erging sich hierauf in der Schilderung der Umtriebe, der Verschwörungen und Gewaltthaten, wodurch andere Prätendenten sich dem Lande aufdringen wollten. Ein außerordentliches Ereigniß, eine ganz außerordentliche Herausforderung mußte sich ereignen, um die Familie Orleans zu veranlassen, aus ihrer dreizehnjährigen Zurückgezogenheit herauszutreiben.

Das außerordentliche Ereigniß, welches die Familie Orleans aus ihrer dreizehnjährigen Zurückhaltung herauszutreten zwang, fuhr Herr Dufaure fort, war die Rede des Prinzen Napoleon im Senat. Wäre die Broschüre etwas Anderes als eine Antwort hierauf, wäre sie ein Manifest, ein Programm, so müßte sie ein politisches Glaubensbekenntniß, eine Ansprache an das Volk enthalten. C'est une lutte corps à corps zwischen dem Angreifer und der Person, welche von dem Recht der Nothwehr Gebrauch macht. Der Verleger, als ein Mann von Ehre und Gewissen, konnte die Legitimität der Abwehr nicht bezweifeln und also auch seine geschäftliche Vermittlung nicht versagen. Herr Dufaure bewies aus verschiedenen Stellen der Rede die schimpfliche Herausforderung. Die Rede hatte der Orleans ausdrücklich erwähnt, und mit Worten, welche die Stenographie des „Moniteurs" wiederzugeben sich geschämt hatte. Die Rede wurde durch die Regierung in so außerordentlicher Weise veröffentlicht, verbreitet, angerühmt, die

Digitized by Google

schimpflichsten Ausfälle auf die Orleans wurden an den Thoren aller Mairien Frankreichs angeschlagen, so daß die Rede den Charakter einer kaiserlichen Proklamation annahm. Die Verbannung konnte den Herzog von Aumal der heiligen Rechte der Antwort nicht berauben. Darüber sind alle Männer von Ehre und ganz Frankreich einig. Der Prinz Napoleon hatte sich bei seiner Darlegung der französischen Politik stets des Ausdrucks Wir bedient. Er sprach stets im Namen der Regierung und gab sich den Anschein, in Italien nicht bloß etwas, sondern Alles allein gemacht zu haben. (Heiterkeit.) Da er sich die Regierungspolitik angeeignet hatte, so war es dem Herzog von Aumale unmöglich, ihm zu entgegnen, ohne die Regierungspolitik zu beleuchten. Wo sind die Gränzen zwischen einer legitimen Kritik der Regierung und der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung? Ihr wollt und könnet eben keine Diskussion vertragen. O, meine Herren, rief Dufaure aus, erst vor einigen Tagen befand ich mich in der Gironde, in meiner Heimath und in der Heimath der edlen Männer, welche für unsere Freiheit gestorben sind, und deren Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten unser ewiger Ruhm seyn wird. Mit Rührung verweilte ich vor dem von der ganzen Bevölkerung der Gironde mit Ehrfurcht erhaltenen Geburtshause des großen Barnave. Auf den Seiten 25, 26, 27 findet ihr die Aufreizung, weil der Herzog von Aumale das Juliregime mit dem zweiten Dezember vergleicht.

Hier bemächtigte sich des Vertheidigers eine bewunderungswürdige, ergreifende Bewegung. Er versicherte zögernd, suchend, gleichsam verwirrt, aus Anlaß dieser peinlichen Vergleichung nicht vergessen zu wollen, was er den Umständen, dem Gerichtshofe, und vor Allem sich selbst schuldig sey. Aber, stotterte er endlich Wort für Wort heraus, daß ich nicht reden kann, nicht reden darf, das ist der Unterschied, der ganze Unterschied, der Euch zermalmende Unterschied zwischen dem Juli und dem 2. Dezember. Hierauf zitirt er aus französischen Schriftstellern, welche Autoritäten sind, klassische Stellen über die Freiheit mit ihren Uebeln und über die Knechtschaft mit ihrer Verworfenheit. Aber, rief er aus, so lange ein französisches Herz schlägt, wird es die Uebel, die mit der Freiheit verbunden sind, den Lockungen der Knechtschaft vorziehen.

Auf die Doppelzüngigkeit der Politik in Italien übergehend, und das vom Staatsanwalt aus Syrien im Jahre 1840 geschöpfte Argument, berührend rief er aus: Auch hierüber fehlt mir die Freiheit zu reden, und ich begnüge mich zu fragen: wo seyd ihr denn heute in der orientalischen Frage? Seitdem das Staatsoberhaupt allein verantwortlich ist, erscheint es auch stets als der einzige — Schuldige. Jedermann weiß, wie sehr Walewski und Thouvenel unschuldig sind an der Politik in Italien. Indem die Verfassung von 1852 alle Verantwortlichkeit dem Staatsoberhaupt zulegte, konnte sie nicht das Strafgesetz abändern, welches die Kritik und den Tadel der Regierung zuläßt. Hier haben wir es bloß mit dem Strafgesetz zu thun, und hier stehen wir bloß vor dem Gesetz. Der Herzog von Aumale hielt sich innerhalb der Schranken des erlaubten Tadels. Derselbe Vorwurf der Zweideutigkeit wurde der Regierung in der Kammer von allen Rednern, von Keller bis Jules Favre, und im Senat vom Prinzen Napoleon selbst gemacht. Der Prinz Napoleon tadelte an der Politik seines Freundes Cavour den Mangel an Aufrichtigkeit, entschuldigte ihn jedoch damit, es sey nicht seine Schuld, sondern die der französischen Regierung gewesen, welche ihm ihre eigene Zweideutigkeit aufnöthigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Auszug aus einem Briefe aus Amerika.] Liebe Eltern und Geschwister! Die Kriegstrompete schmettert von einem Ende des Landes zum andern. Wie Ihr bereits aus den Zeitungen ersahren habt, hat Präsident Lincoln 75,000 Milizen aufgerufen, nicht minder rüstet sich der Süden mit aller Macht, berauscht durch den ersten Erfolg seines Angriffs auf Fort Sumter, dessen 78 Mann starke Besatzung sich heldenmüthig vertheidigte. Die näheren Berichte über die Einnahme werden Sie in den Zeitungen finden. Der Enthusiasmus des Volkes im Norden ist groß und der Entschluß, seine Konstitution und Freiheit mit Gut und Blut zu vertheidigen, steht felsenfest und die zu erwartende Ausdauer wird die Freiheit des Landes retten. Durch die schonende und versöhnende Politik der Regierung ist viel kostbare Zeit verloren, in welcher die Ausrüstung hätte bewerkstelligt werden können, indeß läßt sich dieses Versehen bei den großartigen zur Verfügung stehenden Geldmitteln bald ausgleichen. Was nun mein persönliches Verhalten in gegenwärtiger Krisis anlangt, so werdet Ihr nicht erwarten, daß ich die Hände feig in den Schooß legen werde. Ich habe mich bereits bei dem Gouverneur des Staats um eine Offiziersstelle, wenn möglich beim Generalstabe, beworben, außerdem sind auch einige deutsche Freunde und ich im Begriff, eine deutsche Kompagnie mobil zu machen. Gelingt unser Unternehmen, so werde ich bei dieser eine Führerstelle übernehmen. Bevor ich in das Feld rücke, werde ich Euch nochmals schreiben und nähere Bestimmungen mittheilen. Die deutsche Bevölkerung Amerika's stellt ihr Kontingent an Truppen, besonders schaaren sich die braven Turner um die Fahne der Freiheit. Das Resultat des Kampfes kann, bei dem vorhandenen ernstlichen Wollen des Nordens, nicht zweifelhaft seyn.

Eine merkwürdige Zeit — die Welt liegt in Geburtswehen — gigantisches Ringen der Prinzipien der Freiheit mit denen der Knechtschaft! Bald werdet Ihr wieder einen Brief erhalten von Eurem dankbaren Sohn und Bruder.

Man schreibt aus Maximiliansau, an der Wörther Schiffbrücke, 9. Mai. Vor einigen Tagen kam eine Chaise mit einem jungen Mann von etwa 18 und einem Frauenzimmer von ungefähr 23 Jahren hier an. Beide begaben sich in das Gasthaus und nach eingenommenen Erfrischungen in das benachbarte Dorf Pfortz. Von dort zurückgekehrt, blieben und zechten sie hier, bis ihr Geld zu Ende war, berichtigten dann ihre Rechnung, übergaben dem Wirth mehrere Briefe und entfernten sich. Statt jedoch über die Schiffbrücke zu gehen, schlugen sie einen Weg ein, der am Rheinufer hinführt. Da die beiden hier stationirten Gendarmen nichts Gutes ahnten, folgten sie ungesehen dem Paare und kamen gerade dazu, als das Mädchen ihr Schnürleibchen öffnete und der junge Mensch sich anschickte, mit einer Pistole zuerst seine Geliebte und dann sich selbst zu erschießen, was natürlich von den Gendarmen verhindert wurde. Sie verhafteten die Lebensmüden und brachten sie nach Kandel. Aus den dem Wirthe hinterlassenen Briefen ergab sich die Absicht des doppelten Selbstmordes, der wahrhaft zur Manie werden zu wollen scheint. Der junge Mensch ist aus dem Badischen und der Sohn wohlhabender Eltern, das Mädchen aus der Gegend von Passau.

Professor Heis schreibt aus Münster: „Der Komet scheint Samstag den 4. d. seinen größten Glanz entwickelt zu haben. Am 5., wo er seinen Ort um neun Mondsbreiten verändert hatte, erschien der Schweif auffallend schwach und war mit freiem Auge nicht mehr zu erkennen. Am 6. fiel es schwer, im Kometensucher den Schweif wahrzunehmen, jedoch konnte er auf etwa drei Mondsbreiten verfolgt werden; der Kopf des Kometen war ausgebreiteter als am Samstage, aber von minder intensivem Lichte. Der Komet wird am 12. den Kopf der Wasserschlange erreichen." In Uebereinstimmung hiemit steht folgende Kundmachung der Wiener Sternwarte vom 8. Mai: „Der gestrige Abend gestattete die erste hiesige Beobachtung des Kometen, der gegenwärtig bei anbrechender Nacht an der Gränze der Sternbilder der beiden Löwen und des Luchses mit freiem Auge sichtbar ist. Hält man die Stellung des Gestirnes mit den in Berlin bestimmten Orten zusammen, so ist die Identität dieses Himmelskörpers mit dem in New-York am 4. v. M. gesehenen Kometen kaum mehr zu bezweifeln. Die Bewegung erfolgt jetzt sehr rasch gegen Süden, täglich etwa 4 Grad in der Richtung zwischen Krippe (Krebs) und Jupiter auf den Kopf der Wasserschlange zu. Dem bloßen Auge zeigt sich der Komet als Stern von etwa dritter Größe mit schwer auszunehmender Nebelhülle, im Fernrohre bildet er eine Scheibe von beiläufig 20 Bogenminuten Durchmesser ohne Spur von Lichtschweif. Da die Gegend des Himmels, in welcher das Gestirn gegenwärtig steht, sternarm ist und der Mond nicht stört, so werden die nächsten Tage der Erscheinung jedenfalls ziemlich günstig seyn."

Im September vorigen Jahres strandete eine Handelsbrigg. „Alliance", bei Borkum an der hannover'schen Küste. Die norddeutschen Zeitungen brachten alsbald Berichte über das empörende Betragen der Bewohner von Borkum bei diesem Unglücksfall, und die Letztern wurden beschuldigt, nicht nur Holzwerk, Kohlen und sonstige Gegenstände von dem gestrandeten Fahrzeug sich widerrechtlich angeeignet, sondern auch das Schiff, als noch Zeit und Gelegenheit gewesen wäre, es zu retten, absichtlich oder fahrlässig ohne Hülfe gelassen zu haben. Am 3. Mai kam die Angelegenheit vor der Strafkammer in Aurich zur Verhandlung, bei welcher die Beschuldigungen sehr zusammenschrumpften; die zur Last gelegten Diebstähle betrugen nur 6 Pf. bis zu 6 Thlr. Werth, und die zuletzt angeführte Beschuldigung wurde wesentlich entkräftet. Von den 18 Angeklagten wurden 12, darunter 7 Frauen, und unter diesen die Pastorin Knottnerus, zu Gefängnißstrafen von 6 Tagen bis zu 8 Wochen verurtheilt, während 6 kostenlos freigesprochen wurden.

Charade.

(Zweisilbig.)

1.
Verachtet unter meines Gleichen
Und nie den Edeln zugezählt,
Mach' ich doch manchen Mann erbleichen,
Ist gleich des Mannes Brust gestählt!

2.
Ich bin die Zuflucht edler Damen,
Oft Schule nur, oft nur Spital;
Ein Instrument mit meinem Namen
Schlüpft, zwängt und preßt, o eitle Qual!

1—2.
Ich hab' ein hölzern Röcklein an
Und führe gute Züge,
Und mein Geschäft ist gut gethan,
Wenn ich nicht lüg' und trüge.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 116 Mittwoch, 15. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife nicht, wie Sie mir das sagen können!“ rief sie aus. „So spricht kein Pole, am wenigsten ein Patriot, welcher uns noch vor wenigen Augenblicken den Eid der Treue geschworen hat. Haben Sie den Schwur vergessen? Was ist das?“

„Was ich gethan habe, Gräfin, das habe ich Ihnen vor den Augen der Welt zu Gefallen gethan. Da ich meine wahre Gesinnung doch durchaus nicht verbergen kann, deßhalb kam ich hierher, um mich Ihnen unter dem Schutze Ihrer schönen Augen zu eröffnen. Uebrigens glaube ich, daß ich Ihnen nichts Neues sage, da Sie ja meine Grundsätze, so weit dieselben das Land Polen angehen, zur Genüge kennen. Also, Gräfin, haben wir Zeit zu einer vertraulichen Stunde?“

Die Gräfin, welche sich schnell von der Heuchelei überzeugt sah, mit welcher der Baron sich heute der Insurrektion anschloß, wollte ihn jedoch nicht sogleich verstehen, um ihm ihre Verachtung darüber fühlbarer machen zu können.

„Sie begehren eine vertrauliche Stunde zu einer Zeit,“ sagte sie stolz, „in welcher Polen, das edle, begeisterte Polen, in fieberhafter Spannung jede Sekunde für sich allein fordert, um rastlos eine Staffel nach der andern zu dem neuen Polenthrone zu erbauen. Herr Baron, Sie verlangen sehr viel, das Kostbarste, was ich Ihnen zu geben vermöchte, und das ist die Zeit.“ —

„Wenn die Zeit in der That das kostbarste Gut ist, das Sie noch besitzen,“ entgegnete der Baron mit kecker Ironie, „dann bedaure ich, daß die Zeit Ihrer ersten Jugend schon verflogen ist; ich meine, daß Sie im andern Fall noch recht lange leben und den Schatz der Zeit bewahren könnten, der das Kapital aller Bettler ist, und gegen welches das Uebrige, was Sie außerdem besaßen, und das nach dem gewöhnlichen Maßstabe berechnet, gutes Kourant heißt, welches aber in Ihrer Hand den Kurs gänzlich zu verlieren scheint, eine wahre Kleinigkeit ist. Ja, Gräfin, Sie machen wirklich das Geld zu einer Chimäre und diese kostbare Philosophie ist wahrhaftig die prächtigste Errungenschaft Ihrer Revolution, so lange diese eben dauert.“

„Was heißt das!“ fuhr die Gräfin heftig auf. „Sie erdreisten sich hiermit, mir zu sagen, daß ich mich irren könnte, dem Vaterlande mein Eigenthum darzubringen?“

„Ich glaube freilich, Hedwig, daß ich einen ähnlichen wie Ihren eben ausgesprochenen Gedanken im Sinne führte. Indessen habe ich das Feuer Ihrer Exaltation nicht geschürt und mache mich daher für die kalten Kohlen nicht verbindlich, die davon übrig bleiben und die keine Anziehungskraft für mich weiter haben werden. Wenn ich nun in diesem Augenblicke noch weiter reden darf, so rathe ich wirklich recht wohlmeinend, daß Sie einigermaßen haushälterisch mit Ihrem Patriotismus umgehen sollten.“

Die Gräfin schwieg; sie biß zornig ihre Lippen zusammen. Obschon Sie den schuöden Eigennutz des Barons in klaren Worten reden hörte, enthielten seine beißenden Worte doch einen tristigen Vorwurf, wodurch sie sich getroffen fühlte, ohne geneigt zu seyn, sich zu ändern. Die Gräfin ersah, daß sie ohne Berechnung handle, daß ihre Vermögensverhältnisse sehr bedenklich geworden waren; sie bemerkte stärker als jemals, daß nur ihr Vermögen das Band zwischen ihr und dem Baron bildete, und daß sich dieses Band aufzulösen begann. Dennoch waren ihre Hoffnungen auf eine erfolgreiche Revolution so sicher und kühn, daß sie dem Einflusse des Barons auf ihre erträumte politische Stellung keine so große Bedeutung mehr zumaß, als früher; indessen fing sie an, in ihm einen Gegner, einen Feind zu befürchten.

„Ihnen, Herr Baron, oder meinem Vaterlande meine Güter zu opfern,“ sagte sie mit Festigkeit, „das habe ich stets für ein und dieselbe Sache gehalten; erkennen Sie mich also daran, ich muß es Ihnen überlassen, davon zu denken, was Sie wollen.“

„Es ist dieß beinahe zu viel Ehre, meine Gnädige,“ antwortete der Baron mit unerschütterlicher Ironie. „Sie gaben mir einen Nebenbuhler von ungeheurer Wichtigkeit. Es ist nur Schade, daß mich dieser so schnurstracks aus dem Felde schlägt, und daß mir die Augen so spät geöffnet werden.“

„Ganz wie Sie wollen,“ gab die Gräfin zur Antwort. „Wo die polnische Fahne sich erhebt, werde ich

niemals die Hände müssig in den Schoos legen. Ich werde da mit Gold und Silber nicht geizen, wo ich auch bereit bin, mein Leben daran zu setzen. Mögen Sie spotten und kritisiren; ich bin nicht allein eine Schwärmerin, obgleich ich gestehe, daß wir in unseren glühenden Vaterlandsträumen leicht zu Schwärmern werden können; die Vaterlandsliebe, die wir fühlen, ist und bleibt eine Wahrheit, und keine Zeit und kein Joch wird sie in unseren Herzeu zur Lüge machen. Glauben Sie nur, daß Viele diese Wahrheit kennen uud fühlen, es sind nicht Alle Verräther daran und halten Sie sich für versichert, wenn sie es sich selbst nicht sagen können, daß der Verlust meiner Güter nur ein Atom von Schmerz gegen den über die verlorene Freiheit unserer Nation seyn wird. So lange wir unsere Nation nicht gerettet haben, geziemt uns nur die Buße, die Trauer."

„Nun dann ist es an der Zeit, daß Sie Klöster bauen," antwortete der Baron lachend sich erhebend. „Dabei fällt mir unsere kleine Nonne Konstanze, die wir im Schlosse beherbergen, ein: ich wollte überdieß von ihr sprechen, da Sie mir den Auftrag ertheilten, die Kleine für Ihre Politik zu gewinnen. Ich habe dieselbe besucht, meine Bemühungen bei ihr sind aber vorläufig nicht glücklich ausgefallen."

„Was dieses junge Mädchen anbetrifft," fiel ihm die Gräfin in die Rede, „so danke ich Ihnen für fernere Anstrengungen. Es empört mich, Sie den Apostel der Freiheit spielen zu sehen. Legen Sie sich also keinen Zwang weiter auf, ich werde Konstanze auffordern, unbehindert in meiner Nähe zu leben. Sie soll nicht länger in einem Hause, von dessen Thürmen bald die Freiheitsfahnen wehen werden, als eine Gefangene seufzen."

„Ich werde Sorge tragen, daß dieses nicht geschieht, das Eine, wie das Andere nicht," sagte der Baron leise zu sich selbst.

Der singende Ton einer Uhr im Zimmer verkündete in diesem Augenblick eine Stunde nach Mitternacht.

„Sie haben recht, die Zeit ist kostbar und ganz besonders die verlorene," sagte der Baron laut im trockenen Tone. Alsdann empfahl er sich. Die Gräfin machte ihm ohne Handschlag, ohne sich zu erheben, eine kurze Verbeugung.

Der Baron hatte ihr Zimmer verlassen und begab sich nach dem Parterre des Schlosses in einen andern Eckflügel, den er gewöhnlich während seiner Anwesenheit bei der Gräfin bewohnte.

In seinem Zimmer brannte Licht. Von einer heftigen Aufregung getrieben, ging er im Gemache auf und nieder, ohne einen Blick auf die Person zu werfen, welche in einem Lehnsessel am Fenster schlief.

„Die Thörin," sagte er, „sie widersteht mir mit ihren wahnsinnigen Umtrieben. Sie hat wirklich geglaubt, ich würde sie aus reiner Vaterlandsliebe zur Frau nehmen. Es geht mit ihrem Gelde ganz zu Ende, wie mich ihre Rechnungsbücher vollständig überzeugt haben; nichts bleibt von Allem übrig als dieses Schloß, und auch darauf haften schon ansehnliche Schulden. Keiner bezahlt die meinigen, wenn ich sie nicht heirathe, und wenn ich mich in das Joch fügen wollte, wer bezahlt die Schulden dann? Das polnische Königreich in spe!"

Der Baron warf sich in einen Stuhl und stierte auf den Boden nieder.

„Dieses Weib muß aus ihrer Exaltation aufgerüttelt werden, ehe es zu spät ist," rief er nach einer langen Pause. „Ich werde mich an den Strohhalm hängen, der mir bleibt. Ich werde Gewalt versuchen, nachdem meine Vorstellungen unfruchtbar blieben."

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Aumale.

(Fortsetzung.)

Herr Dufaure ging dann auf einen den Gegner sehr gravirenden Umstand über. Die öffentliche Schamhaftigkeit gebietet in Frankreich, alle Angriffe auf einen Angeklagten einzustellen. Der Prinz Napoleon hatte in seinem im „Siecle" erschienenen Schreiben an den Kaiser gesagt: étouffer n'est pas répondre. In der Praxis jedoch befolgte er die Maxime: étouffer et répondre. Es besteht in Paris eine berüchtigte kaiserliche Broschürenfabrik. Aus ihr sind seit der gegen die Broschüre eingeleiteten Untersuchungen neun Gegenbroschüren erschienen, wovon eine die andere an roher Verleumdung und Beschimpfung der Familien Orleans und des Herzogs von Aumale zu übertreffen sucht. Ganz Paris erröthet noch heute darüber. Die Verfasser von sieben Gegenbroschüren haben sich nicht zu nennen gewagt. Die achte machte dem Polizeiwitz ihrer Urheber und Anstifter alle Ehre. Sie ist von einem Grafen Montrour gezeichnet, welchen Niemand kennt, und sie trägt den Titel: La brochure du duc d'Aumale. Durch diesen Betrug lockte man das Publikum an, welches die ächte Broschüre zu kaufen meinte und in zwei Tagen zwei Auflagen verschlang und sich dann mit Entrüstung geprellt sah. So fälschte man unsere Firma und Unterschrift, um gegen den Herzog von Aumale die niedrigsten Schmähungen abzusetzen. Die neunte nannte als ihren Verfasser einen Herrn Duvernois, welcher in Algier, als der Prinz Napoleon Kolonialminister war, eine Zeitung gründen durfte, und nach dem Austritt des Prinzen aus dem Ministerium sich aus Algerien entfernen mußte. Ihr Standpunkt ist der eines übelriechenden napoleonistischen Radikalismus, einer gewissen Demokratie, welche ich anstandshalber nicht näher qualifiziren will. Thatsache ist, daß jene Gegenbroschüren durch alle erlaubten und un-

erlaubten Mittel verbreitet werden, seitdem die des Herzogs von Aumale außer Umlauf gesetzt ist.

Nicht bloß den Verleger vertheidigte Herr Dufaure, sondern er appellirte an das Ehrgefühl aller Franzosen, an die öffentliche Schamhaftigkeit, um die Freigebung der so gränzenlos feig angegriffenen Broschüre gebieterisch zu fordern. Doch setzte er wehmüthig lächelnd aus dem dritten Bande der Schriften Louis Napoleons hinzu: In der Verbannung dulde jede Unbill, jede Lüge, jede Entstellung. Wirst Du beschimpft, so versuche es nicht, zu entgegnen. Es ist ja gemeines Gewohnheitsrecht, daß der Unglückliche im Exil verleumdet werden darf, ohne das Recht der Antwort beanspruchen zu können. Die allgemeine Rührung unterbrach die Sitzung.

Herr Herbert ergriff nun das Wort für den Drucker. Dieser arme schlichte Mann, sagte er, konnte sich nicht träumen lassen, ein Verbrechen zu begehen, indem er seine Presse zu einer gerechten und mäßigen gegen eine schimpfliche Beleidigung verleiht. Ueber diesen Ehrenpunkt der Satisfaktion dachte er und fühlte er eben wie ganz Frankreich. Ueberdieß hat er ja die Pflichtexemplare deponirt und der Behörde 24 Stunden Zeit gelassen, das angebliche Verbrechen zu behindern. Wenn der arme Mann für den Fall eines Prozesses gewisse Bürgschaften verlangt hat, so that er, was heutigen Tages jeder Buchdrucker thun muß, um nicht mit jeder Schrift seine Familie der Gefahr des Ruins auszusetzen. Herr Herbert gibt zu, daß die Broschüre eine Beleidigung eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie ist. Er behauptet sogar, die Beleidigung sey noch viel zu mild und gelind in Anbetracht der Herausforderung und der ungeheuern Publizität derselben. Er weist die Herausforderung ausführlich nach. Eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung enthält und beabsichtigt die Broschüre nicht. Auch die Regierung war so sehr der Ueberzeugung, daß gegen eine Lyoner Zeitung, welche die Hauptstelle, die obiges Verbrechen konstituiren soll, veröffentlicht hatte, die eingeleitete Untersuchung niedergeschlagen wurde. Hingegen diskutirt, kritisirt und tadelt der Herzog von Aumale die Regierungspolitik. Ist er hierin lebhaft, so bedenke man die Gewaltthätigkeit der Herausforderung. Hatten denn die Orleans noch nicht genug gelitten an ihren Personen und an ihrem Vermögen?! In der Diskussion und Kritik der Regierungspolitik durfte und konnte der Herzog von Aumale streng gesetzlich noch viel weiter gehen als er gegangen ist. An Stoff hätte es ihm nicht gemangelt. Herr Herbert demonstrirte: 1) daß die Diskussionsfreiheit ein uraltes Grundrecht der französischen Nation ist; 2) daß die Verfassung von 1852 mit ihrem verantwortlichen Kaiser im Widerspruch mit jenem Grundrecht, so wie mit dem Strafgesetz und mit der Freiheit, ja mit der Moral steht; 3) daß sie jedoch das Strafgesetz nicht ändern, das Grundrecht nicht aufheben, und die Freiheit und die Moral nicht vernichten konnte.

(Schluß folgt.)

Die Hebung des untergegangenen Dampfschiffes Ludwig.

Aus Lindau erhält die „Südd. Ztg." von Herrn Ingenieur Bauer folgende Mittheilung über den Stand der am 3. April begonnenen Vorarbeiten zur Hebung des untergegangenen Damschiffes „Ludwig":

Das Dampfschiff „Ludwig" befindet sich vier Stunden von Lindau in der Courslinie nach Rorschach, in einer Tiefe von 56 Fuß, in etwas nach links geneigter Lage. Der durch den schweizer Dampfer „Zürich" erzeugte Einstoß der Wandung ist so groß, daß das Deck bis 5 Fuß, Breite 3 Fuß und die Kajütenwandung I. Klasse bis 7 Fuß Tiefe durchbrochen wurde, somit ein fast plötzlicher Untergang unabwendbar eintreten mußte. Nachdem der Verwaltungsrath der Dampfbootaktiengesellschaft die vier von verschiedenen Seiten eingereichten Propositionen durch eine technische Kommission von Ingenieuren aus Bayern, der Schweiz und Württemberg hatte prüfen lassen und deren Gutachten die von mir vorgeschlagenen Methode einstimmig als die zweckentsprechendste und am wenigsten durch Wind und Seebewegung gefährdete, wie auch billigste bezeichnet und empfohlen hatten, so wurde mir die sofortige Ausführung übertragen. Da nun der „Ludwig" inklusive der Adhäsion auf dem Lehmboden eine Hebekraft von 2500 Zentner erheischt, so wurden 120 Fuder guter Bier- und Weinfässer von 1—5 Fuder pr. Stück requirirt. Diese Fässer müssen hier die Stelle der von mir erfundenen, in England patentirten Hebekameele (Ballons mit Selbstregulirung) vertreten, weil die Beschaffungskosten der Kameele um dieses einzelnen Schiffes willen zu hoch seyn würden. Der Hebeprozeß an sich geht wie folgt vor sich: Der „Ludwig" wurde mit einer starken Kette umschlungen und diese mittelst Fallring gesperrt. Das Geländer wurde von 20 zu 20 Fuß mit einer Singualboje am Niveau verbunden, welche den Tauchern als Direktionsleinen dienen und den ganzen Plan des Schiffes auch über dem Niveau zeichnen. Die Fässer, welche mit starken Eisenverbänden versehen wurden, werden mit Wasser gefüllt und mit einem Luftschlauch versehen, dann mittelst Direktionsleinen in die Tiefe zum Schiff gezogen und durch den Taucher mit den Radkasten, Maschinen, Fenstern und Kette verbunden und sofort mit der Luftpumpe mit Luf gefüllt, zu welchem Zweck das Spundloch nach Unten steht und die eintretende Luft den Austritt des Wassers neben dem kleinen Luftschlauch gestattet, daher die Fässer gleich den Ballons gefüllt werden und wirken. Sobald die

eingepumpte Luft das gesammte Wasser aus dem Faß gedrängt hat, somit nach Unten überläuft, so zeigen die aufsteigenden Luftblasen die vollzogene Füllung an und der Luftschlauch wird durch eine Zugleine aus dem Faß gezogen, um bei einem anderen dieselben Dienste zu thun, während das Spundloch geöffnet bleibt, indem das Wasser selbst den Austritt hindert. Da nun diese Fässer nach einander angebracht und gefüllt werden, so wird auch die Last allmälig von ihnen übernommen, das Schiff endlich mit dem Hintertheil gelüftet, und dann werden immer zwei mit einander verbundene Fässer unter dem Kiel des Schiffes eingeführt, mit Luft gefüllt und so getragen, daß die jetzt hoch angebrachten Luftfässer wieder abgelöst werden können, damit das Schiff bei der Hebung auch mit seinem Körper über das Niveau des Wassers ragen kann, um betreten und ausgepumpt werden zu können. Da dieser Hebeprozeß ein rein submariner insofern ist, als keinerlei Ketten und Krahnen vermittelnd zwischen dem gesunkenen und dem über ihm stehenden Schiff nöthig sind, so kann hiebei weder Wind noch Wellengang auf die Hebung selbst störend einwirken. Dagegen unterliegt die Operation der Befestigung von Fässern und Verbandtheilen den überseeischen wie unterseeischen Strömungen und Bewegungen. Aus den elementaren Einflüssen erklärt sich der bisherige Verzug an Zeit und Resultat, denn die jüngst eingetretenen heftigen Winde verursachen so mächtige Schwankungen des Taucherboots, daß der Taucher gegen die Schiffwandung geschleudert oder plötzlich vom Boden oder der Arbeitsstelle hinweggerissen und im nächsten Moment wieder hingeworfen wird, was die Ausführung der Arbeit vereitelt.

Ein zweiter Grund der Verzögerung ergab sich bei der endlichen Ueberzeugung, daß 4 von den 6 abgerichteten Tauchern nur tauchten, um den hohen Lohn zu erhalten, oft 27 bis 30 Minuten auf dem Radkasten des „Ludwig" stehen blieben, fortwährend signalisirten, als ob sie arbeiteten, aber nicht von der Stelle rückten, noch weniger eine Arbeit vollzogen. Durch dieses tadelnswerthe Benehmen wurden die günstigen Tage nutzlos vergeudet und die Kosten für 36 Arbeitsleute resultatlos geopfert. Eine solche Zeitverschwendung konnte nach der amtlichen Verpflichtung der Taucher nicht erwartet und berechnet werden. Es hat sich aber auch ergeben, daß Weinfässer, die vermöge des angesetzten Weinsteins wohl noch Wein halten, im Wasser, wo der Weinstein sich auflöst, leicht unbrauchbar sind, indem die Luft durch die häufig sehr morschen Dauben und die Fugen austritt. Daher mußten von den 11 angebracht gewesenen Fässern 4 Stück wieder abgelöst werden, was einen doppelten Verlust an Zeit verursachte. Es ergab sich, daß bei günstiger Witterung ein Faß von 3 Fuder oder 54 Eimer in 2½ Stunden präparirt und angemacht werden konnte und in 2 Stunden in der Tiefe von 50 Fuß mittelst Luftpumpen völlig gefüllt wurde, wodurch sich also für 35 Luftfässer und die nöthigen Tauchungen (ohne das oben erwähnte Entgegenhandeln der Taucher) ein Zeitaufwand von 14 Arbeitstagen ergibt. — Es dürfte dieser kurze Bericht dem Publikum, das sich für die Sache interessirt, einstweilen genügen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Chemnitz wird geschrieben: Ein wichtiger Kohlenfund ist wiederum im Würschnitzer Becken gemacht worden. Im Hedwigsschachte zu Oelsnitz ist bei 1025 Ellen Teufe ein Flötz von nicht weniger als 4 Ellen 11 Zoll Mächtigkeit aufgehauen worden. Dieser Aufschluß ist für den dortigen Bergbau von der größten Wichtigkeit, insofern er die Erstarkung der Kohlenlager bis in die tiefern Gegenden des Beckens auf das Glänzendste konstatirt. Auch für die Oelsnitzer Bergbaugesellschaft, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist der gewonnene Erfolg eine glänzender Lohn für ihre Beharrlichkeit und Ausdauer. Der Hedwigsschacht dürfte jetzt wohl der tiefste in ganz Deutschland seyn. Die Aussicht auf die Auffindung von noch mehreren abbauwürdigen Flötzen erscheint durchaus gerechtfertigt.

Der kürzlich in Dresden verstorbene Geheime-Justizrath F. A. Dr. Biener, Sohn des namentlich um die deutsche Rechtsgeschichte hochverdienten Ordinarius der Leipziger Juristenfakultät Chr. Gottl. Biener, hat seiner Vaterstadt Leipzig, wo er am 5. Februar 1787 geboren wurde, sein ganzes Leben hindurch eine außergewöhnliche Liebe bewahrt, und dieselbe auch noch in seiner letztwilligen Verfügung kundgegeben, mittelst welcher er den größten Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens — man spricht von nahe an 100,000 Thaler — der Stadtgemeinde Leipzig zum Besten der Blindenanstalt vermacht.

Dieser Tage ward eine der ältesten Personen in Linz, Luise Eurich, die 88jährige Schwester des in der Geschichte Oberösterreichs ehrenvoll bekannten Buchhändlers und Buchdruckers Friedrich Emanuel Eurich, zu Grabe getragen. Friedrich Emanuel Eurich war ein Zeit- und Leidensgenosse Palms, verwahrte dessen von französischen Kugeln durchlöchertes Sterbehemd und mußte sich vor den Schergen des französischen Gewalthabers gleichfalls flüchten. Auch als Mann der Industrie steht sein Andenken in hohen Ehren.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 117 Donnerstag, 16. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Der Baron durchmaß wieder mit heftigen Schritten das Zimmer, dann setzte er sich an den Tisch, schob die darauf liegenden Papiere auseinander, ergriff eine Feder und schnell flog seine Hand über das Papier.

Als er geendet hatte, überlas er noch einmal seine Schrift, faltete sie dann zusammen und steckte sie sogleich zu sich. Dann stand er auf und nahm seinen vorigen Platz auf dem Stuhle wieder ein.

„So denke ich," sagte er, „werde ich der Gräfin eine gute Lektion geben. Möglich, daß ich ihren ganzen Plan vereitle, sicherlich aber säubere und rette ich wenigstens das Schloß. Dann will ich einstweilen gegen die Gnädige andere Saiten aufziehen. Habe ich ihr erst eine glänzende Niederlage bereitet, vielleicht daß sie alsdann schnell zur Besinnung kommt. Mir liegt viel an dem Besitze dieses Schlosses, ich will sehen, ob sich mit der Geldmacherei ein Geschäft betreiben läßt. Wen aber wähle ich zum Vertrauten? Wo finde ich den Boten? — Thor!" rief der Baron, indem er den Kopf emporrichtend, jene Person erblickte, die ihm gegenüber schlafend im Lehnstuhle lag. „Wesley! Ja, das ist der rechte Mann dazu! Wenn sich der schlaue Schurke nur dazu verstehen will. Er hat mich auf Schritt und Tritt nicht verlassen, so fest bant er auf mein Versprechen, ihm hier Gelegenheit zu seinen Fabrikationen zu geben. Nun gut, daß er da ist, ich darf es noch nicht bereuen, ihn geschont zu haben. Und was werde ich mit dem einfältigen Mädchen da oben vornehmen haben? Die Gräfin möchte mir schon den Streich spielen, und ihr freiere Luft lassen. Meine Gedanken sind aber darüber anderer Art. Das Erbgut Konstanzens ist nicht zu verachten. Wüßte ich, daß die Mutter noch lebt, ich würde nichts dazu sagen, wenn sie käme, um mir ihre Tochter zu entreißen, denn auch auf diese Art ist mir durch das Testament der Erbtheil Konstanzens gesichert. Aber bis dahin gefällt mir die Kleine, und auf jeden Fall ist sie mit Allem, das sie hat, die Meinige. Vorläufig muß ich sie vor der Gräfin selbst verbergen, und das soll bald geschehen. Wesley!" rief der Baron mit lauter Stimme, „Wesley, erwacht!" — Der Schläfer rührte sich. — „Ermuntert Euch, Wesley, wir müssen an die Geschäfte gehen!"

Der Angerufene im Gemache des Barons, der Exkontroleur Wesley, erhob sich und schien sich schnell gesammelt zu haben.

„Was gibt es, Baron," fragte er, „sind etwa die Preußen da?"

„Noch nicht, Wesley," erwiderte der Baron, „aber ich denke, daß sie bald da seyn werden. Kommt näher und setzt Euch mir gegenüber an den Tisch, ich habe Euch vertrauliche Dinge zu erzählen, die nicht für jedes Ohr passen!"

„Ich komme!" sagte Wesley, und bald saßen sich beide Männer im Gespräch gegenüber, indem sie sich so vorsichtig als möglich verständlich zu machen suchten.

17.

Der Raub.

Ein langer Wagenzug war am folgenden Tage vor dem Schlosse angelangt. Er bestand aus mehreren gewöhnlichen Feldwagen und wurde von Insurgenten geführt, welche aus dem in der Umgebung stationirten Lager kamen, um Proviant, Waffen und Munition von den Vorräthen zu holen, welche die Gräfin in den Räumen ihres Schlosses aufgespeichert hatte.

Zu dem Zuge unter der Mannschaft, die demselben zur Bedeckung beigegeben war, befanden sich drei uns bekannte Personen, die wir ihm Lager der Insurgenten verließen; nämlich Philibert und die beiden Falschmünzer Bernhard und Benjamin.

Philibert hatte sich in das Vertrauen der Beiden festzusetzen gewußt, obgleich er sich gegen den Argwohn des lustigen Benjamins niemals sicher fühlen durfte. Da alle Drei die Absicht hatten, nach dem Schlosse zu kommen, der Person des Barons als auch Wesleys willen, welche sie hier anzutreffen glaubten, hatte es Bernhard bei seinem Anführer dahin zu bringen gewußt, daß sie zur Mannschaft kommandirt wurden, welche mit den Wagen aus dem Lager hierher aufbrachen.

Obgleich Philibert durch seine Feinde selbst dem Ziele seiner Wünsche zugeführt wurde, sah er sich dennoch gänzlich in ihre Hand gegeben. Die Falschmünzer vermutheten in ihm einen geheimen Vertrauten des

Barons und wollten sich daher seiner gleichsam als einer Geißel bedienen, so lange die Verheißungen des Barons in Bezug auf ihre Falschmünzerei sich nicht verwirklicht haben würden. Beide hofften ihr Glück durch den Baron zu machen, und Philibert sollte ihnen dazu verhelfen; im andern Falle wollten sie auf Benjamins Verdacht hin, ihn für einen Spion der Freiheitssache ansehen, und sich an ihm rächen, indem sie ihn denunzirten.

Das Schloß lag jetzt vor Philiberts Blicken; der Zug fuhr durch das Portal in den Schloßhof.

„Ist Konstanze in diesem Hause?“ fragte sich Philibert, „oder hat man sie dieser kriegerischen Zustände wegen aufs Neue entfernt? Wo werde ich hier Aufschluß erhalten, und auf welche Weise soll ich überhaupt ihre Befreiung bewirken, da ich der Gräfin wie auch dem Baron gegenüber persönlich keine Befugniß zu diesem Schritte habe? Gabriele, welche ihre Tochter selbst wohl fordern könnte, und zu deren Beschützer ich mich alsdann aufwerfen dürfte, ist weit von mir getrennt, und dennoch gilt es ein rasches Handeln, da ich nicht voraussehen kann, wie meine Lage sich gestalten wird: ob ich nach diesem Schlosse zurückkehren oder wann ich wieder mit Gabriele zusammentreffen werde.“

Sein Blick flog längs dem Gebäude nach allen Fenstern hinaus. Umsonst spähte er nach einem Zeichen, welches ihm die Anwesenheit Konstanzens hätte verrathen können.

Unter den gegenwärtigen Umständen durfte er nicht wagen, der Gräfin oder dem Baron sich offen und feindlich zu nähern, da das Ansehen Beider zu mächtig war und er die Anführer und Beschützer einer Partei nicht angreifen konnte, zu welcher er gezwungenerweise selbst gehörte; denn obgleich er den Schmerz seines unglücklichen Vaterlandes theilte, würde er dennoch in dieser Epoche die Waffen für dasselbe nicht ergriffen haben, da der Geist dieser Revolution seinen politischen Grundsätzen fremd war.

Nach der Meldung des Zuzuges bei dem Baron blieb es Philibert nicht unbekannt, welche Rolle sein Widersacher in dem Schlosse spielte. Von Wesleys Hiersein wußte Philibert nichts. Er faßte daher den Entschluß, sich unter allen Umständen von dem Transport loszumachen und im Schlosse zu bleiben, um die Schritte des Barons bewachen zu können. Er hoffte durch Bestechung eines der Diener im Schlosse Zutritt zu den Gemächern zu erhalten, und sobald der Zug wieder ausrücken sollte, sich darin verborgen zu halten.

Der Baron hatte für die angekommene Mannschaft die Ordre gegeben, daß sie in dem Hofe ein Bivouak aufschlagen solle, indem der Transport des Kriegsmaterials nicht sogleich geschehen könne, obgleich man ihm die Dringlichkeit der Sendung vorstellig machte. Die Leute erhielten Ruhetag, und Getränke und Speisen wurden ihnen verabreicht.

Für Philibert war die Aussetzung des Dienstes erwünscht; er sah sich dadurch um so weniger in seinem Vorhaben behindert. Es gelang ihm auch, während der Zurüstungen des Bivouaks aus der Gesellschaft seiner aufgedrungenen Genossen zu kommen, und sich unbeobachtet unter das zahlreiche Schloßpersonal zu mischen, geleitet von seinem Plane, den Aufenthalt Konstanzens zu entdecken, um ihr seine Hülfe anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Aumale.

(Schluß.)

Diese juristische Debatte über den Cäsarismus, über das alte und neue öffentliche Recht in Frankreich, über den Parlamentarismus und das konstitutionelle Recht des zweiten Dezembers war ein Meisterstück voll historischer Citate und einschneidender Sarkasmen. Herr Hebert bewies, daß der Herzog von Aumale innerhalb der Schranken der Diskussionsfreiheit geblieben ist. Er las fast die ganze Broschüre und bei jeder Stelle fragte er: ist dieß etwa nicht wahr? So führte er die Vertheidigung fort und fort, indem er den Beweis der Wahrheit der inkriminirten und vieler anderer Stellen führte. Es ist unmöglich, die Geschicklichkeit, die feine Kühnheit und Sicherheit des Redners auf dieser gefährlichen Bahn zu schildern. Aus Anlaß der Stelle: „Ihr habt der Welt das korrumpirende Schauspiel einer siegenden Gewaltthat gegeben,“ vergaßen seine geistvollen als künstlerisch zu geschnittenen Anspielungen nichts von Allem, was wir seit zehn Jahren schaudernd erlebt haben. Der diplomatischen Niederlage von 1840 stellte er den Frieden von Villafranka gegenüber. Die Furcht vor der Koalition und die Schrecken von Solferino haben Euch bewogen, auf Euer prahlerisches Pragramm zu verzichten, und seitdem vermöget ihr Euch nicht mehr zu erholen, scheint es mit Euch bergab zu gehen.

Am einschneidendsten war Herr Hebert bei Gelegenheit der Heuchelei mit den Grundsätzen von 1789. Dieselben umfassen nach allen französischen Rechtslehrern die Preßfreiheit, das Versammlungsrecht und die Unverletzlichkeit der Person. Zweiundddreißig Jahre lang hat sich Frankreich in dieses Regime der Freiheit hineingelebt. Vernichtet wurde es 1793 und unter dem ersten Napoleon, unter welchem auch die Gleichheit bloß die Gleichheit vor dem Despotismus war. Ein durch seine nackte Wahrheit fürchterliches Bild entwarf Herr Hebert von den gegenwärtigen Preßzuständen. Die Amnestie, mit welcher der Staatsanwalt sich brüstete, hat das Sicherheitsgesetz nicht abgeschafft. Herr Hebert

will dem 2. Dezember seine Regime nicht vorwerfen; denn er kann eben nicht anders seyn, ohne das Regime, das für ihn eine Nothwendigkeit ist, kann er nicht bestehen. Das Sicherheitsgesetz ist für Euch eine Existenzfrage. Unter Louis Philipp konnte Louis Napoleon in öffentlichen Blättern und mittelst geheimer Pressen die Regierung maßlos diskutiren, tadeln und angreifen. Herr Hebert las einen Artikel desselben aus jener Zeit vor. Der Artikel enthielt alle Uebertreibungen und Entstellungen, womit extreme Revolutionsparteien und Prätendenten den Thron und die Regierung anzugreifen pflegen. Aber er schildert die Erbärmlichkeiten der gegenwärtigen Staatsverwaltung und Politik so treu und schlagend, daß die Zuhörer von dem Eindruck, den er hervorbrachte, lange sich nicht losmachen konnten. Jener Artikel war erschienen zu einer Zeit, wo grausame Interpellationen in den Kammern der Regierung zusetzten, wenige Tage nach der Unterdrückung einer Emeute durch die Nationalgarde, wenige Tage nach einem Attentat auf den König! Und doch hielt sich die Regierung für stark genug, um den Artikel nicht zu verfolgen. Man vergleiche damit die Broschüre, den Herzog von Aumale und den zweiten Dezember.

Zum Schlusse stellte Hebert den Herzog von Aumale und den Prinzen Napoleon, die Broschüre und die Rede einander gegenüber. Auf unserer Seite steht die Wahrheit, die Freiheit, das Recht, die gekränkte Ehre; auf der andern steht nichts als ein wohlfeiler Angriff auf Verbannte, auf Leidende. Der Eindruck der zwei Reden wurde noch durch die Persönlichkeit der Advokaten erhöht. Hebert war Justizminister, Dufaure Minister des Innern unter dem Präsidenten der Republik gewesen. Beide werden seit vielen Jahren als glänzende Muster politischer und bürgerlicher Treue und Ehrenhaftigkeit verehrt, und die beiden Biedermänner sind an literarischer und künstlerischer Vollendung, an juristischer Gediegenheit und politischer Tiefe Redner ersten Ranges. Niemals vielleicht wurde die Kunst der Mäßigung und der Selbstbeherrschung, die Zuversicht des Rechtsbewußtseyns und die Prozedur mittelst eines ganzen Systemes von Anspielungen und leiser, jedoch höchst empfindlicher Berührungen weiter getrieben als bei diesem Prozeß. Die Debatte bewegte sich fast ausschließlich zwischen der Freiheit und dem Regime. Der Prozeß ging verloren, aber die Freiheit gewann eine Schlacht. Was für sie und in ihrem Namen gesprochen wurde, war so vollkommen das Echo der öffentlichen Meinung, war so genau dasselbe, was Jedermann denkt, fühlt und sagt, daß die Debatten ohne Anregung oder profane Zugaben in den heiteren Regionen nationaler Ueberzeugungen und des öffentlichen Gewissens sich bewegen konnten. Die Vertheidiger wurden zu öffentlichen Anklägern, und die Anklage mußte schüchtern und matt sich entschuldigen, sich zu beschönigen suchen. Zwölf auf ihre Ehre und ihr Gewissen beeidigte Männer würden das Nichtschuldig ausgesprochen haben, schon wie die Jury in Straßburg, weil die Hauptperson aus dem Prozeß weggelassen wurde. Vor den Geschwornen hätten sich der Imperialismus und die Freiheit eine Schlacht geliefert, deren Ausgang Frankreich erschüttert hätte. Wünschen wir ersterem Glück dazu, daß er den Prozeß in der sechsten Kammer des Zuchtpolizeigerichts gewinnen konnte, und davon nichts als die Verurtheilung oder das Siegesbulletin in die Oeffentlichkeit dringen darf. In Frankreich hat er den Prozeß dennoch verloren.

Der neueste Komet.

Die Berliner „Volkszeitung" berichtet: „Die Erwartungen, die der jetzt sichtbare Komet bei seinem ersten Erscheinen erregt hat, werden sich laut den Berechnungen der hiesigen Sternwarte nicht erfüllen. Seine sofortige Sichtbarkeit für das bloße Auge, wie seine sehr schnelle Bewegung ließen Anfangs vermuthen, daß er eine sehr glänzende Erscheinung darbieten werde. Nachdem jedoch die Beobachtungen aus Amerika und England hier eingetroffen und man auf den Grund derselben und der fortgesetzten hiesigen Messungen seine Bahn näher bestimmt hat, ergibt sich, daß er an Helligkeit nicht sehr zunehmen und gegen den 20. d. ganz unsichtbar werden wird. Seine Bahn führt ihn sodann Anfangs Juni zu seiner Sonnennähe und auf seiner Rückreise von dort ins Weltall wird er in den Sommermonaten auf der südlichen Halbkugel wieder sichtbar werden; erst im Herbst wäre es möglich, daß er uns wieder erscheine, doch jedenfalls in so großer Entfernung, daß er nur durch die lichtstärksten Fernröhren aufzuspüren wäre.

Zum Trost für die getäuschte Erwartung können wir indessen die interessante Thatsache hinzufügen, daß dieser Komet, der keinem der bisher beobachteten gleicht, für uns sehr leicht der merkwürdigste, aller Himmelskörper hätte werden können. Die Bahn des Kometen nämlich liegt so, daß sie an einem Punkte nur 50,000 Meilen von der Bahn der Erde entfernt ist.

Am 8. Mai passirte nun der Komet diesen Punkt seiner Bahn, aber er that es zwanzig Tage zu spät, um bei uns Menschenkindern weltberühmt zu werden, denn die Erde hat bereits in ihrem Lauf am 19. April den Punkt passirt, wo die beiden Bahnen sich am nächsten liegen, und ist am 8. Mai schon über 6 Millionen Meilen von dieser merkwürdigen Stelle entfernt. Welche Erscheinung der Komet uns dargeboten hätte, wenn er und die Erde an einem und demselben Tage die zwei Punkte, wo die beiden Bahnen sich am nächsten liegen, durchlaufen hätten, das läßt sich kaum beschreiben. Der Kern des Kometen wäre uns viel größer als Sonne und Mond erschienen und seine Nebelhülle hätte den Himmels-

raum ausgefüllt. Dem Kometen aber wäre es sicher schlimm ergangen. Die Anziehungskraft der Erde hätte seine Bahn vollständig abgeändert und wer weiß, ob er nicht ein tüchtiges Stück seines Nebelmantels bei uns hätte zurücklassen müssen. Zum Glück für uns und für ihn lagen nun zwanzig Tagereisen zwischen uns und der interessanten Rendezvous-Stelle, und als der Komet am 8. Mai dort ankam, konnte er sich den Weg nahe genug besehen, den die Erde am 19. April gegangen; da jedoch die Erde keineswegs in Schienen läuft und auch keine Radspuren wie eine Kutsche im Weltraum zurückläßt, so wird er sich wohl um die Bahn der Erde so wenig kümmern, wie wir etwa um die Bahn eines Steines, der uns nicht an den Kopf fliegt. Uebrigens müssen wir zur Ehre des Kometen sagen, daß er seine Natur nicht verleugnet und bei seinen jüngsten Beobachtungen einen in der Bildung begriffenen Schweif erblicken ließ, der ihn als redlichen Kometen legitimirt.

Indem wir diesem Himmelskörper für dießmal eine glückliche Reise wünschen, haben wir schon wieder einen andern Gast am Himmel zu begrüßen, nämlich einen allerneuesten kleinen Planeten, der in Mailand entdeckt wurde. Er ist der 68. dieser sich schnell vermehrenden Familie. Wir überweisen diesen neuen Himmelsvagabunden dem vortrefflichen Berliner astronomischen Jahrbuch, das ein wahres Findelhaus für diese kleinen Rundläufer ist und das im nächsten Jahrgang nicht weniger als sechzig derselben in wohlausgerechneten Bahnen vorführen wird."

Mannigfaltigkeiten.

Großes Aufsehen macht gegenwärtig ein Streit zwischen Robert Heller und Bogumil Davison. Letzterer gastirte in Hamburg und wurde von dem bekannten geistvollen Beherrscher der Unterwelt der „Hamburger Nachrichten" scharf, vielleicht allzuscharf, aber in durchaus anständiger Form getadelt. Gereizt durch diese Kritiken veröffentlichte Davison einen lithographirten Brief, in welchem er den in ganz Deutschland geachteten Schriftsteller in schmählicher Weise beschimpfte, sich selbst aber die Lorbeerkränze zu Dutzenden aufs Haupt setzte. Nun flicht bekanntlich den Mimen die Nachwelt keine Kränze, drum muß er geizen mit der Gegenwart und seines Namens Ewigkeit voraus nehmen. Herr Davison nahm aber doch ein wenig zu viel Ewigkeit für sich voraus und so wurde er durch diesen Theil seines Briefes lächerlich, durch den andern aber, der von Beschimpfungen überströmte, in Hamburg geradezu unmöglich. Robert Heller forderte den dramatisch erregten Künstler und Herr Davison, so sagt man, nahm die Forderung an und — stellte sich unter den Schutz der hohen Obrigkeit, die da wacht über das Leben ihrer sterblichen und doppelt über das ihrer unsterblichen Unterthanen. Wie es scheint, denkt der Künstler durchaus nicht daran, seinen Richard III. und Königslieutenant in das alltägliche Leben hinüberzuspielen.

Statistische Mittheilungen in Lahore Chronicle zeigen, daß die reißenden Thiere in Indien mehr Menschenleben kosten, als man gewöhnlich glaubt. Ohne weiter in die Details der vorliegenden Tabellen einzugehen, sey nur erwähnt, daß während der beiden letzten Jahre in den Dschungeln des Pendschab nicht weniger denn 999 Kinder von Raubthieren, und zwar die meisten darunter von Wölfen, getödtet worden sind. Die Anzahl der erlegten Raubthiere war trotz der namhaften Regierungs-Prämien, nicht sehr groß. Es waren i. J. 1859 getödtet worden: 12 Tiger, 192 Leoparden, 187 Bären, 1174 Wölfe und 2 Hyänen; zusammen 1567. Und im vorigen Jahre: 35 Tiger, 163 Leoparden, 350 Bären, 2080 Wölfe und 30 Hyänen; zusammen 2856 Bestien. Von den Wölfen, die den meisten Schaden anrichten, waren im Distrikt von Lahore vergangenes Jahr 132 erlegt worden, ohne daß durch sie Jemand früher angegriffen worden wäre. Dagegen waren in derselben Zeit in Sealcote 135 Kinder von Wölfen zerrissen worden, ohne daß man ihrer mehr denn 28 erlegen konnte.

Aus Limoges ist nun Näheres über die dortige Feuersbrunst bekannt. Das Feuer brach gegen 11 Uhr in der Nacht im Hause eines Nagelschmieds aus. Es wehte ein heftiger Nordwind, so daß das Feuer sich schnell der nächstliegenden hölzernen Häuser bemächtigte und den Anstrengungen der Pompiers hartnäckigen Widerstand leistete. Im selben Augenblick aber, als man das Feuer glaubte bemeistert zu haben, ergriff es zahlreiche Waarenniederlagen, welche sich in den Häusern der Straße befanden und mit brennbaren Materialien, wie Talg, Oel, Fett ꝛc. angefüllt waren. So erhielt die Flamme neue Nahrung und unterwühlte die Häuser, welche mit Gekrach zusammenstürzten. Erst nachdem man mehrere Häuser eingerissen und so dem Feuer die Nahrung entzogen hatte, gelang es, 4 Uhr Morgens des Feuers Herr zu werden. Neun Häuser sind nebst ihren beträchtlichen Magazinen zerstört; sieben Personen sind verwundet, darunter namentlich der Präfekt, der durch den plötzlichen Einsturz einer Façade zu Boden geworfen wurde.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 118 Freitag, 17. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Schon war die Nacht angebrochen. Der Schloßhof glich mit den Zelten, welche hier aufgeschlagen waren, einem Feldlager; die Pferde standen in Gruppen zusammengekoppelt; die Gewehre und Lanzen waren rings umher in Pyramiden aufgestellt. Aus den Zelten schallte das Geräusch der Mannschaften, welche man reichlich mit Getränken versorgt hatte. Ein einziger Wachtposten versah den Dienst unter dem Portal.

Wesley, welchen wir bereits in der Nähe des Barons wiedergefunden haben, hatte sich bei dem Empfange der angekommenen Insurgenten sehr thätig gezeigt. Er leitete auf Befehl des Barons sämmtliche Anordnungen, um den Zug unterzubringen.

Es konnte nicht fehlen, daß er bei dieser Gelegenheit mit seinen alten Verbündeten, den beiden Falschmünzern, zusammentraf, mit welchen er alsbald eine Zusammenkunft verabredete.

Spät am Abend kam er aus dem Schlosse und eilte über den Hof dem Zelte zu, wo er seine beiden Kameraden vorfand. Bernhard und Benjamin lagen auf einem Heubündel und zechten von den gespendeten Vorräthen. Wesley wurde von ihnen mit Jubel empfangen und setzte sich zu ihnen. Bernhard nahm das Wort, um Wesley ihre jüngsten Erlebnisse zu erzählen, die dieser ziemlich theilnahmslos anzuhören schien. Dann bedauerte Bernhard die zufällige Abwesenheit Philiberts, um Wesley Denjenigen kenntlich zu machen, der ihnen in Sch . . . die Botschaft überbrachte. Obgleich Benjamin sein Mißtrauen gegen Philibert laut werden ließ, legte Wesley doch hierauf kein besonderes Gewicht, sondern erzählte, daß ihm der Baron gesagt habe, daß er durch einen Bekannten jene Botschaft befördert habe; eine Angabe, die sich auch so verhielt, da der Baron, um die Besorgnisse Wesleys nicht zu erwecken, diesem verschwieg, daß sein chiffrirter Brief nach Sch . . . verloren gegangen war.

Nachdem sich Wesley mit seinen Genossen in dieser Weise verständigte, kam er auf ein Vorhaben zu sprechen, welches er mit Hülfe seiner Freunde auszuführen gedachte. Ehe er anhob, steckte er noch einmal den Kopf zum Zelte hinaus, um sich zu überzeugen, daß sie von Niemand gehört oder beobachtet wurden. Dann setzte er sich wieder zwischen Beide nieder, um so leicht als möglich in seiner Rede vernommen werden zu können.

„Die Sachen stehen im Schlosse anders, als man glaubt," sagte er, „und um unsere Unterhaltung kurz zu machen, da ich keine Zeit übrig habe, muß ich Euch vor allen Dingen auf den Zahn fühlen. Sagt mir, meint Ihr es wirklich ernstlich mit Euren Piken und Pistolen, oder scheert Ihr Euch um den Eid, den Ihr der polnischen Fahne geleistet habt, nicht mehr und nicht weniger als um ein kaltes Frühstück?"

„Den Nagel auf den Kopf getroffen!" rief Bernhard lachend; „nicht mehr und nicht weniger als dieß."

„Das kommt bei mir Alles auf die Umstände an," fügte Benjamin grinsend hinzu, „Ihr macht mich sehr neugierig."

„Nun dann verstehe ich Euch," fuhr Wesley fort, „und darum ein Wort im Vertrauen. Unserm Baron geht es gerade so wie uns, er hat kein Geld und braucht doch sehr viel. Seine Geliebte, die Gräfin, ist auf dem Punkte, sich bankerott zu machen, was dem Baron so wenig gefällt, daß er die Revolution, für die sie sich aufopfert, nach dem Pfefferlande wünscht. Heute Nacht habe ich mich mit ihm darüber verständigt. Er hat die genaueste Kenntniß von allen militärischen Verhältnissen der Ausständischen und will sie, hört Ihr, an die Preußen verrathen, sie zur Hülfe rufen, ihnen Thor und Thür öffnen und die Anführer im Schlosse gefangen nehmen lassen, um auf diese Art das Schloß zu säubern und die Gräfin zur Ruhe zu bringen."

„Der Teufel!" sagte Benjamin, „Ihr habt verdammte Eile, wie Ihr saget, ich muß bemerken, daß wir mitten drin sitzen."

„Laßt den Krug stehen," fuhr Wesley fort, als er sah, daß Benjamin ganz erhitzt wieder trinken wollte, „es ist besser, daß wir uns für die Nacht nüchtern halten. Euretwegen seyd völlig unbesorgt. Hört mich nur weiter an. Ich dächte, unsere Geldgeschäfte haben bisher in zu gutem Flor gestanden, als daß wir nicht auch ferner unser Hauptaugenmerk darauf halten sollten, denn das Stück mit der Revolution spielt doch nicht mehr lange. Der Baron will ganz sicher unser Kompagnon werden, er ist mein bester Freund, wie er

selber sagt, das heißt, er würde Keinen lieber als mich aus dem Wege wünschen, wenn er mich nicht brauchte. Am linken Flügel des Schlosses hinter der Kapelle und unter den anstoßenden Weinbergen liegen beträchtliche Kellerräume, welche vorläufig noch von den eingesargten Ahnen aus dem Hause der Gräfin bewohnt werden. Diese Lokalitäten können ein wahres Eldorado für unsere Geldschlägerei werden, wenn wir sie nur bekommen. Und um endlich dahin zu gelangen, sind folgendermaßen drei Dinge nothwendig, bei welchen gar keine Zeit zu verlieren ist, sie ins Werk zu setzen. Erstens dürfen wir nicht zugeben, daß die Gräfin und somit auch der Baron das Schloß verlieren, denn noch müssen wir den Willen des Barons thun, und daher die Aufständischen bei der Wurzel fassen und sie verrathen. Daß ich hierbei nicht hinter den Koulissen stehen will, werdet Ihr daraus sehen, daß ich Euch sage: ich gehe noch in dieser Nacht mit dem Rapport des Barons in das preußische Lager, welches am andern Ufer der Warthe liegt. Nun habt Ihr meine Meinung gehört."

„Alles wohl!" antwortete Bernhard, und stieß den Dampf aus seiner Pfeife, „schade, daß unser Kamerad nicht hier ist, er hat mir gesagt, der frühere Schreiber des Barons . . ."

„Das ist ein schlechtes Geschäft," fiel ihm Benjamin mißgelaunt in die Rede, so daß Wesley die Worte Bernhards überhörte. „Kopf und Kragen sollen wir wohl daran setzen? Wollt Ihr die Kastanien aus dem Feuer holen? Geld muß man beim Handeln sehen, das sage ich Euch im Voraus. Was haben wir denn eigentlich bei der Partie zu thun?"

„Wenig genug, um Euch bei guter Laune zu erhalten," erwiderte Wesley. „So klug wie Ihr habe ich nicht vergessen, dem Baron meine Bedingungen zu dem Dienste, den ich ihm leisten soll, zu stellen. Mit einem Lumpengelde wollte ich mich nicht abfinden lassen und drang sehr lebhaft in ihn; ich kenne jedoch seine Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß er ganz leere Taschen hat. Wenn Ihr es so eilig habt, gab er mir zur Antwort, dann haltet Euch meinetwegen an den Schmucksachen schadlos, welche Ihr in den Särgen in den Kellern gesehen habt. Nehmt davon, was Ihr gebrauchen könnt, es wird der Mühe werth seyn; leider wäre aber augenblicklich keine Zeit, nach dem Schatze zu graben. Ihr müßt fort! Da ich gesehen hatte, daß die Leichen Ringe, Ketten und andern Schmuck an sich trugen, der jedenfalls von hohem Werthe ist, so gefiel mir sein Versprechen nicht wenig, und kaum sah ich Euch heute Morgen hier im Schlosse, als ich schnell den Gedanken faßte, Euch ins Vertrauen zu ziehen. Somit brachte ich Euch bei dem Baron in Vorschlag, erklärte ihm, wie Ihr hierhergekommen seyd und nannte Euch meine Freunde, was dem Baron zu gefallen schien. Dann fügte ich hinzu, daß, während ich bei den Preußen mich meines Auftrags entledigen würde, Ihr inzwischen in den Keller gehen und das Beste herausholen könntet. Verlaßt Euch auf mein Wort, daß wir einen erklecklichen Fund machen werden; es stehen fünf Särge in den Kellern, ich irre mich nicht, die Beschläge sind auch von Gold und die Gewänder der Leichname reichlich damit ausstaffirt. Wenn Ihr nun Lust dazu habt, dann bringe ich Euch noch vor Mitternacht in das Gewölbe. Wer weiß, ob wir nicht später noch in den Sälen des Schlosses zu thun bekommen. Mein Wahlspruch heißt einmal: wie die Zeiten, so die Sitten. Nebenbei haben wir aber in dieser Nacht noch eine Gefälligkeit für den Baron abzumachen. Er verbirgt nämlich ein junges Mädchen auf dem linken Flügel des Schlosses, und da er Gründe hat, sie in Sicherheit zu bringen, sollen wir die Kleine, wenn wir mit unserer Arbeit fertig sind, nach der Kapelle schaffen und sie dort einschließen. Wir werden eine Geheimthür des Gemaches offen und das junge Mädchen im festen Schlafe finden — dafür will der Baron sorgen — damit Alles so geräuschlos als möglich abgeht. Ich bin mit den nöthigen Schlüsseln versehen, und wenn Ihr nun noch Bedenken habt, dann besinnt Euch schnell."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ausgrabung in Pompeji.

(Aus dem Athenäum)

Der allgemeine Anblick von Pompeji ist wenig verändert. Das ist das Diomedes-Hotel am Eingang, eine eben so prellerische Locanda wie irgendeine im Süden Italiens, und der Ehre des Todten halber möchte ich anrathen, daß man, so lange der gegenwärtige Besitzer sein Zeichen aushängt, den Namen ändere. Welch ein Schauplatz der Thätigkeit zeigt sich jetzt unsern Blicken! In den letzten Jahren noch sah man nichts als als höchstens zwei oder drei saumselig inmitten der Mauern grabende Menschen und einen Soldaten, welcher um eine bottiglia (Trinkgeld) bat, so wie ein halbes Dutzend zerlumpte junge Bursche, die eine Mosaikarbeit polirten oder eine Thüre öffneten, welche sie eine Minute zuvor geschlossen hatten, und dann ihre Bottiglia verlangten; jetzt hingegen sind 220 Männer, Knaben und Mädchen regelmäßig an der Arbeit, und zwar einigermaßen systematisch, denn ein Aufseher mit einer Peitsche stand dabei — einem Instrument, das ich nicht für konstitutionell halte — und die Stunden der Arbeit und der Ruhe werden durch den Ton einer Trompete bezeichnet. Beim Beginn unserer goldenen Aera waren 400 Personen beschäftigt; allein nachdem der ganze obere Boden von dem gegenwärtigen Schauplatz der Thätigkeit entfernt war, wurde

ihre Anzahl auf 220 vermindert, um das Anhäufen und die Verwirrung im Innern der Häuser zu vermeiden. Die Stelle, an welcher die Ausgrabungen jetzt betrieben werden, liegt in der Strada Mercati, genau den neuen Thermen gegenüber. Eine aus vielleicht vier oder fünf Gebäuden bestehende kleine Häuserinsel ist ausgewählt, und vom Gipfel derselben der Boden, bis auf ungefähr vier Fuß vom Pflaster abwärts, weggeschafft worden. Auf die Weise wurden die Freskogemälde an den Wänden zuvörderst dem Anblick offen gelegt, vollständig untersucht und polirt, und dann endlich der niedrige Boden entfernt. Es gibt zwei Gründe für ein solches Verfahren. Erstens bildet diese niedrigere Schicht eine Art Schutz für alle werthvollen Gegenstände, welche durch die auf sie drückende schwere Last auf den Boden herabgeworfen worden sind, und zweitens kann man mit leichter Mühe eine Reihe von „Vorbereitungen" treffen, um damit die Neugier derer zu befriedigen, welchen derer Direktor eine solche Ehre zu erweisen geruht. „Wir behalten uns diese für ausgezeichnete Familien vor," sagte einer der Inspektoren zu mir, und es schmeichelte mir nicht wenig, daraus schließen zu können, daß er mich ebenfalls zu den „ausgezeichneten Familien" rechnete, denn jeder Einzelne wird im südlichen Italien eine Familie genannt — aus welchem Grunde, kann ich nicht genau sagen. Ich gab mir daher ein weit wichtigeres Ansehen als je zuvor. Wenn Sie sich ein Bild von uns machen wollen, so denken Sie sich, daß wir Alle in einem Zimmer, oder was dermaleinst ein Zimmer war, herumsaßen, während die Arbeitsleute auf uns zukamen, und die Ueberbleibsteine und die Asche, welche vor achtzehnhundert Jahren auf die andächtige Stadt herabgeschleudert worden, ausgruben und beiseite warfen. Jeder Hals ist in die Höhe gereckt, und auf das Aufmerksamste wird die ganze Arbeit verfolgt. Glänzende Lavastücke werden für Ohrringe oder Armbänder oder sonst einen andern werthvollen Gegenstand gehalten; Jedermann bildet sich ein, die Arbeit werde, so zu sagen, in einer Goldschmiedswerkstätte vorgenommen, und diese Masse Schutt sey mindestens Goldstaub. Wenn Sie je bei einer Ausgrabung anwesend waren, wird Ihnen all dieß klar seyn. Endlich wird etwas herausgeschafft. Was ist es? Ein Theil der untern Kinnlade eines alten Mannes — so sagten zwei anwesende arzneikundige Männer; und nun, bemerkte Fiorelli, werden wir die Ueberreste des Leibes und vielleicht einige kostbare Gegenstände nahe dabei finden. Die Männer gingen daher mit erneutem Eifer an die Arbeit; allein man fand nichts als drei rostige Nägel mit einigem verkohlten Holze daran. Was war aus den Ueberresten des alten Mannes und seinen Schätzen geworden? Niemand konnte diese Frage beantworten; ich aber dachte bei mir selbst: nun, wenn das Blut und die Gewohnheiten der einstmaligen Bewohner dieses Landes denen seiner heutigen ähnlich waren, so haben die Diener des alten Herrn ihn beraubt, und den armen alten Mann unter der Asche sterben lassen.

(Schluß folgt.)

Waldmeister und Maienblume.

Waldmeister sprach im Hochmuth sein
Zur sanften Maienblume klein:
„Ich bin die schönste Blume
Im Waldeshelligthume."

„Es wird mit ed'lem Wein getraut
Im Lenz mein bräunlich Blüthenkraut,
Das Haupt der Bachus-Söhne
Ich lustumrauscht bekröne."

„Wenn Wein und ich — als holdes Paar —
Uns stellen frohen Zechern dar,
So sind wir gern gesehen,
Wohin wir immer gehen."

Auch ward der höchste Ehrenpreis
Mir stets zu Theil im Waldeskreis,
Man nennt mit frohem Munde:
„Waldmeister" mich zur Stunde."

Da sprach die Maienblume zart:
„Mich ehret man auf and're Art,
Nicht sitz' ich im Pallaste
Beim Festgelag zu Gaste."

„Doch suchen mich beim Morgenschein
Im Wald unschuld'ge Kinderlein
Und lohnen Elterngüte
Mit einer Maienblüthe."

„Mich pflücket auch des Jünglings Hand
Und Liebchen nimmt das Unterpfand
Mit wonnigem Entzücken,
Die Brust damit zu schmücken."

„Bist Du gepreßt und ausgedorrt,
So wirst als unnütz man Dich fort;
Du trink'st im Lustlokale
Den Tod mit einemmale."

„Doch pflegt die Liebe immer mich
So zärtlich, süß und wenniglich;
Ihr treubesorgtes Walten
Möcht' ewig mich erhalten."

„Und wenn ich wirklich bin verdorrt,
Wirft Liebchen nimmermehr mich fort,
Legt mich in ihr Gebetbuch ein,
Daß Gott und Lieb' beisammen seyn."

Wenzlaw Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Wasser und seine Beziehungen zum thierischen und vegetabilischen Leben.] Das Wasser verbindet sich mit den Geweben des Körpers und bildet einen nothwendigen Theil seiner Struktur. Ein menschlicher Körper im Gewicht von 154 Pfd. enthält 111 Pfund Wasser. Hieraus geht hervor, wie unerläßlich nothwendig das Wasser ist. Es bildet einen Bestandtheil aller unserer Nahrungsmittel. Die Wassermenge in einem Pfund Kartoffeln beträgt ungefähr 24 Loth und wird durch das Kochen nicht beseitigt. Kohl, Pastinaken, Rüben und Möhren enthalten sogar noch mehr Wasser als die Kartoffeln. Der fleischbildende Theil (plastische Nährstoff) in den Kartoffeln beträgt ungefähr 2 Pfund vom Zentner; der wärmebildende Theil (oder respiratorische Nährstoff) ungefähr 23 Pfd. und der mineralische Theil (Gehalt an Erdsalzen) 1 Pfund, so daß wir aus den Kartoffeln ungefähr 26 Prozent fester Bestandtheile erhalten; alles Weitere ist Wasser. Wenn wir einen Zentner Kartoffeln kaufen, so kaufen wir nicht 100 Pfd. festen soliden Materials, sondern 74 Pfd. Wasser. — Ebenso ist es bei den Getränken, welche wir zu uns nehmen, z. B. Thee und Kaffee, der größte Theil nur Wasser. Gewöhnliches Bier enthält nicht mehr als ungefähr $2\frac{1}{2}$—3% Alkohol; alles Uebrige ist Wasser; sehr starke englische Biersorten wie Ale und Porter zwischen 5 und 10 Prozent Alkohol; das andere ist Wasser und Extraktivstoff. Die leichteren französischen und Rheinweine enthalten höchstens 10% Alkohol, der starke, noch mit Branntwein versetzte Portwein enthält 21—23% Alkohol, der Madeira 17—22, der Xereswein 17—19, der Bordeaux 11—15%. Der Obstwein von Aepfeln enthält 7—10% der von Birnen 9—10%, so daß dieselben bezüglich der Stärke oder des Gehalts an respiratorischen Nährstoffen noch über dem Bier stehen.

[Seltene Leute.] Eine Miethpartei in Prag wohnt seit vielen Jahren in einem und demselben Hause, ohne von ihrem Hausherrn je gesteigert worden zu seyn. Da seither allgemein die Miethzinse, wie bekannt, eine namhafte Steigerung erfahren haben, so glaubte die erwähnte Miethpartei, es erfordere die Billigkeit, daß, wenn der Hausherr schon mit keiner Steigerungsforderung hervortrete, sie selbst eine solche Steigerung anbieten sollte. Gedacht, gethan. Als der gegenwärtige Georgitermin heran kam und die Miethpartei dem Hausherrn den Miethzins überbrachte, machte sie sich aus freien Stücken anheischig, diesen zu erhöhen. Und der Hausherr? Man wird meinen, er habe den angebotenen Mehrbetrag freudig angenommen? Mit nichten. Er wies die Zinssteigerung entschieden zurück, und sagte: er werde wegen den paar Gulden nicht eine neue Zinsfassion verfassen; wenn die Miethpartei damit nicht zufrieden sey, müßte er ihr kündigen. Man weiß wirklich nicht, wer eine größere Seltenheit ist: eine solche Miethpartei oder ein solcher Hausherr?

Ein russischer Mönch, der Peter den Großen, als er einst in einem Basilianerkloster speiste, bei der Tafel bediente, hatte das Unglück, dem Kaiser ein Glas auf den Kopf fallen zu lassen, daß es zerbrach und der Wein des Kaisers Uniform begoß. Bei seiner bekannten Heftigkeit griff Peter nach seinem Knotenstock, den ungeschickten Klosterbruder durchzuprügeln, dieser aber, schnell gefaßt, half sich durch das laute Stoßgebet: „Nicht tropfenweise, sondern in Strömen, wie dieser Wein, ergieße sich die Gnade Gottes über Dein Haupt; Deine Feinde werden an Dir zerschellen, wie dieß Glas.“ — Peter hielt inne mit dem Ausbruch seines Zornes und machte den Mönch sogleich zu Archimandriten (Abt) von Potschernsk.

Der in Nizza kürzlich verstorbene hochbetagte Fürst von Salm-Dyk richtete noch kurz vor seinem Ende ein Schreiben an den König von Preußen, in welchem folgende Stelle vorkommt: „Sire, unser Herrenhaus gehört nicht mehr in dieses Jahrhundert, dasselbe repräsentirt eine Welt von Ideen, die nicht mehr aufkommen können. Man muß jedoch seiner Zeit angehören, um die Menschen zu regieren.“

Das „Journal de Brurelles“ brachte kürzlich nach französischen Blättern eine Pesther telegraphische Depesche über Paloczy's Leichenbegängniß; in der Depesche war am Schlusse bemerkt, daß ein „Herr Szozat den Trauergesang gesungen habe.“ Die gleiche Depesche steht in der Turiner „Opinione“ vom 1. d.: „Herr Szozat hielt die Leichenrede.“

Hohes Alter scheint auch im Süden zu gedeihen. Nach der letzten Volkszählung in Spanien übertrifft Madrid alle andern Städte Europas in der Zahl Hundertjähriger, wovon viele zum schönen Geschlechte gehören. Eine davon ist 117 Jahre alt, 2 andere 111 und 108, 2 jede 102 und die siebente ist eben 100 Jahre alt geworden!

Auflösung der Charade in Nro. 115:
Steiftift.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 119 Samstag, 18. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich stehe Euch zu Diensten, Wesley," bemerkte Bernhard, Ihr wickelt die Sache mit den Preußen ab, wir untersuchen das Gewölbe; das ist nicht so schlimm."

„Aber die Frage gilt noch," warf Benjamin ein, „wie wir die Beute theilen werden? Wesley, Ihr könntet leicht sagen, Ihr wollt den besten Theil haben, da Ihr die Sache ausgefochten habt; aber abgesehen davon, kann man auch nicht wissen, wie der Teufel in den Gewölben sein Spiel hat."

„Gut, daß Ihr auch auf diesen Punkt zu sprechen kommt, Benjamin. Machen wir gleich aus, wie es sich unter Kameraden eigentlich von selbst versteht, daß auf jeden Mann ein Drittheil der Ausbeute an den Kostbarkeiten kommen soll."

Mit diesen Worten erhob sich Wesley, und seine Gefährten folgten bereitwillig seinem Beispiele zum Aufbruch. —

Die eingetretene Finsterniß der Nacht hielt Wesley dennoch nicht ab, ihre Entfernung aus dem Zelt mit Vorsicht zu bewirken. Er öffnete wieder die Zeltdecke, um herauszusehen. In der Entfernung bemerkte er den rothen Schimmer einer Laterne, welche unter dem Portale brannte; der Posten hatte sich gegen die Mauer gesetzt und schien zu schlafen. In dem Hofe zeigte sich keine Person weiter, nur aus den Zelten schallte hier und da Gelächter. Die Fenster im Vordertheile des Schlosses, welchen die Gräfin bewohnte, waren hell erleuchtet; ein Gastmahl fand in den Sälen statt, und die Schatten durchgehender Personen verdunkelten öfter das Licht.

„Wir wollen einzeln das Zelt verlassen und vereinigen uns alsdann wieder hinter jener Hecke, die nicht weiter als zwanzig Schritte von uns ab ist. Ich werde zuerst und nach dem Brunnen zu gehen, um Wasser zu schöpfen, dann mag Bernhard oder Benjamin kommen, nach den Pferden sehen, sich bei ihnen zu schaffen machen und hierauf hinter dem Wagen verschwinden, um mir nachzukommen."

Wesley that wie er gesagt hatte, und als Bernhard bald darauf nach ihm sah, war er verschwunden. Jetzt folgten die beiden Anderen, welche leichtere Waffen bei sich trugen. Nach ungefähr zehn Minuten fanden sich alle Drei unbemerkt hinter der bezeichneten Hecke zusammen. Die Hecke beschattete einen zerfallenen Säulengang, der früher einen Portikus bildete, über welchen eine Galerie lief, um zwei nach hinten weit abgebaute Ecken der Hintergebäude zu verbinden.

Der Ausgang der Halle enthielt eine für den gewöhnlichen Gebrauch unbenutzte Pforte, die zu dem linken Flügel führte. Die drei Männer schritten geräuschlos darauf zu. Wesley öffnete, die beiden Andern folgten ihm auf dem Fuße. In dem Schlosse stiegen sie eine gewundene steinerne Treppe hinauf, schlossen wieder eine Thür und hielten endlich auf dem großen Korridor in der ersten Etage.

Hier zog Wesley eine Blendlaterne aus der Tasche, zündete sie an und entfernte sich, während er seine Genossen warten hieß.

„Die Gemächer zu dem Zimmer des Fräuleins sind geöffnet, die Thüren stehen angelehnt," sagte er bei seiner Zurückkehr. „Der Baron hat Wort gehalten. Nun vorwärts!"

Jetzt schritten sie dem Ende des Korridors zu, stiegen von da wieder eine Stiege hinab und standen vor der schmalen eisernen Pforte der Kapelle. Diese bildete im Anschluß an dem Gebäude einen thurmähnlichen Ausfall am Abhange der Weinberge. Die Kapelle wurde nicht mehr benutzt, und da sie auch nicht ausgebaut worden war, bestand sie in allen Theilen noch in ihrer altgothischen Bauart, während das Schloß manche Neuerungen im französischen Styl erfahren hatte. Die Kapelle enthielt ungewöhnlich starke Mauern, schmale und spitze Fenster, und diente ursprünglich zu einem Wachtthurme. Im Innern war sie gewölbt, der Fußboden gemauert. Dem Eingange gegenüber in einer tiefen Nische erhob sich ein steinerner Altar mit einem Kruzifix versehen; zu beiden Seiten befanden sich noch zwei andere Nischen.

Durch die niedrige Pforte eingetreten, hörte man bald die Schritte der Männer über den Fußboden klirren. Sie gingen den hinteren Nischen zu.

„Hier sind wir am Orte!" sagte Wesley, als er in eine der kleinen Seitennischen eintrat. Er stampfte mit dem Fuße auf den Boden, der Klang, der zurück-

hallte, gab zu erkennen, daß er auf eine eiserne Platte stieß. Er hob sie in die Höhe und leuchtete hinab.

„Nun folgt mir!“ rief er seinen Genossen zu und ging, von den Andern gefolgt, in die Tiefe voran. Ein ganz abgeschossener Vorraum, mit modriger Luft angefüllt, nahm sie jetzt auf, und nachdem Wesley die letzte Pforte aufdrückte, öffneten sich die Kellergewölbe vor ihnen.

Bernhard, der während des Durchgangs die Räumlichkeiten sehr genau in Augenschein nahm, sagte: „Wesley, ich muß Euch bekennen, der Eingang zu unserm zukünftigen Atelier ist noch kleiner als die Thür zum Paradiese. Wir werden hier keine unserer Maschinen aus Sch . . . hineinbringen können.“

„Seyd über diese Dinge ganz unbesorgt,“ erwiderte Wesley. „Vom Weinberge aus führt noch ein zweiter sehr bequemer Eingang nach dem Gewölbe. Der Baron wollte nur die Umstände vermeiden, von der Gräfin den Schlüssel dazu zu fordern; sie besitzt diesen Schlüssel, weil sie in den Kellern Munition verwahrt.“

„Wo stehen denn die Särge?“ rief der vorangehende Benjamin ungeduldig.

„Dort, rechts ab, in dem Kreuzgewölbe,“ gab Wesley zur Antwort und schritt mit der Laterne hinzu. „Die Thür ist offen. Da stehen sie.“

Beim Scheine der Laterne konnte man einen ziemlich weitläufigen Raum überblicken, in welchem sich fünf Särge, in verschiedener Richtung stehend, auf roh gearbeiteten Steinblöcken erhoben. Dieses Gewölbe bildete die Todtengruft der gräflichen Familie aus sehr alter Zeit, und waren darin nur die vornehmsten Häupter einbalsamirt beigesetzt. Das Schloß war eine Staroſtei gewesen, und unter den Leichnamen befanden sich zwei der ältesten Ahnherrn des Hauses, nebst zweien ihrer Gattinnen; der dritte weibliche Leichnam stammte aus neuerer Zeit. Sämmtliche Mumien lagen in ihrem größten Staate bekleidet, der wohl ganz verblichen, theilweise jedoch noch erhalten war im Sarge.

„Gebt mir das Licht her!“ rief Benjamin.

Er stellte die Laterne auf den Rand des Sarges und begann den Raub damit, die Ringe von den Fingern der Todten zu lösen, und wo ihm das nicht rasch genug von Statten ging, schauderte er nicht, die Verstümmelung des Todten vorzunehmen.

Bernhard folgte ruhig dem Beispiele seines Kameraden, und Wesley sah, wie Beide geschäftig die zwar unansehnlich gewordenen, aber kostbaren Schmucksachen an Ketten, Ringen, Perlen, kleinen und werthvollen Reliquien, womit man die Todten verschwenderisch ausgestattet hatte, sammelten. Ohne daß unter ihnen ein Wort gewechselt wurde, war die Beraubung der männlichen Kadaver geschehen; sie gingen nun an die weiblichen. Hier fanden sie an den mit Gold geschmückten Gewändern eine noch reichere Ausbeute.

„Ich muß jetzt auf meinen Posten,“ unterbrach Wesley die unheimliche Stille, indem er einen mißtrauischen Blick auf seine Genossen warf. „Hört Ihr, ich gehe! Ihr werdet mich hier erwarten; denn da ich das Ende meines Unternehmens mit den Preußen nicht im Voraus bestimmen kann, ist es Eurer Sicherheit wegen gut, daß Ihr an Ort und Stelle bleibet. In sechs Stunden bin ich jedenfalls wieder hier.“

Wesley verließ das Todtengewölbe. Mit der Oertlichkeit bekannt, tappte er sich nach dem Vorderraume hindurch. Er drückte die Thür hinter sich leise ins Schloß. Dann ging er die Treppe hinauf und kam in die obere Nische der Kapelle. Hier ließ er die Fallthür einsinken, so daß sie nicht von innen geöffnet werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ausgrabung in Pompeji.

(Schluß.)

Einige hübsche Stückchen Fresco und Capitäle fanden wir, und dieß war Alles, womit die Arbeiten und die Erwartungen des Tages belohnt wurden, denn die Ausgrabung von irgendetwas Belangreichem ist sprüchwörtlich ungewiß. Erst in später Morgenstunde bemerkten wir in der Wand eine runde Oeffnung, gerade groß genug, daß der Körper eines Mannes hindurchschlüpfen konnte, und nun war das Geheimniß gelöst. Hier war irgendein Römer oder ein mittelalterlicher Dieb, vielleicht gehörte er zum Hauswesen selbst, eingedrungen, welcher nach dem Unglück zurückgekehrt und unter den Ruinen nach den Reichthümern gegraben hatte, die, wie er wußte, daselbst verborgen lagen. Es gibt eine Menge solcher runden Oeffnungen in Pompeji, und regelmäßig findet man an solchen Plätzen nichts. O, diese entsetzlichen Grubengräber, welche Enttäuschung verursachten sie uns! Da die Arbeit nun ziemlich langsam von Statten ging, so zerstreuten wir uns dahin und dorthin, und stellten unsere Beobachtungen an. Das Haus, in dem wir uns befanden, war groß, und das Zimmer, welches wir verließen, war das Empfangszimmer. Die Pfeiler und Pilaster und Kapitäle, schön gearbeitet, sind Alle von dem hier so gut bekannten hochpolirten weißen Stucco, der so glatt und glänzend ist, daß man sich desselben fast als Spiegel bedienen könnte. In dem nächsten Gemach ist Signor Abbate in eifrigster Arbeit begriffen — der Mann, dem wir im Krystall-Palast die Pompeji-Ruinen verdankten. Er ist im Begriff, ein Präparat aus Wachs und Oel auf ein sehr schönes und gut erhaltenes Freskegemälde aufzulegen. „Endlich haben wir,“ sagte er, „etwas entdeckt, was diese Gemälde vor atmosphärischen Einflüssen schützen wird. In früheren Jahren wurden Versuche mit Kieselerde gemacht, allein sie waren unwirksam und ergaben schlechte Resultate. Sodann versuchte man Ter-

penthiöl und Wachs, und hernach Lavendelöl mit Wachs; das abscheuliche Ammoniakgas aber stoß stets heraus, und manches werthvolle Freskogemälde ging zu Grunde; jetzt sind uns die Versuche gelungen, denn Wachs und Benzoë-Oel — welche, nebenbei bemerkt, die Anwendung von Wärme nicht erheischen — haben sich, in vielen Experimenten, als gerade die Kompositen erwiesen, welche erforderlich ist." Und nun legte er seine Bürste auf eine Landschaft, und Figuren und Scenerie kamen wie durch Zauberkraft zum Vorschein. In dem nächsten Gemach arbeitete eine andere Person an der Abnahme der jahrhundertealten Kruste, welche Farbe und Gegenstände vollständig verbarg. Welch eine heikle und mühseligе Aufgabe! Eine Anzahl eiserner und elfenbeinerner Scalpelle und Bürsten und Mixturflaschen lagen auf den Mauern, und alle sollten gebraucht werden, um selbst den kleinsten Fleck der Oberfläche zu reinigen. Ein zu hartes Kratzwerkzeug würde die Schönheit eines ganzen Freskogemäldes zerstören, und wenn diese Reinigung stattgefunden hat, schreitet Signor Abbate herein und wendet seine Kompostition an. Ob sie die Probe der Zeit aushalten wird, ist, glaub' ich, noch zu beweisen, obgleich man gestehen muß, daß die gegenwärtigen Resultate wundervoll sind. Der Vorwurf eines Freskogemäldes, das gereinigt und polirt worden, war „die Entführung der Europa durch den Stier," und hier ist eine Neuheit in der Anordnung vorhanden: die Europa neigt sich auf die Seite des Stiers zurück und hält ihn, ihre Arme zurückwerfend, bei den Hörnern, während um sie selbst Stricke geworfen werden, welche ein fliehender Amorino in der Hand hat. Wenn wir dieses Haus verlassen, kommen wir beim Capo Lavoro vorbei, auf das jener alte Herr, dessen Kinnlade wir fanden, wohl mit Recht stolz gewesen ist. Es stellte Apollo und Daphne dar, die von dem Gott einigermaßen gewaltsam behandelt wird, während ein hintenstehender schelmischer Kobold von Amorino den Schleier beiseite zieht, welcher die Schönheit der Jungfrau verhüllt. „Quanto è bella!" sagte der Künstler, der das Gemälde kopirte, und hier darf ich anführen, daß es, mit einer bisher unbekannten Liberalität, jetzt Jedermann gestattet ist, Skizzen oder Photographien zu machen, ohne daß er lästige Gesuche, um die Erlaubniß dazu beim Hausverwalter zu stellen braucht, und ohne daß Vorbehalte gemacht werden. Das nächste Haus ist noch größer als das in dem wir so lange verweilten, und hat manche erwähnenswerthe Züge. Die Mauern sind dem Einsturz nahe, und werden durch mehrfaches in den Boden gepflanztes Pfahlwerk gestützt, und hundert Klammern sind so eben im Mörtel befestigt worden, um das Abbröckeln zu verhindern; in einem Seitenzimmer sind Blätter oder Platten des obern Theils des freskobemalten Mörtels herab- und über den untern Theil der Wand gefallen, und waren dort festgehalten worden. „Dieses Haus hat eine schreckliche Erschütterung erlitten," bemerkte Fiorelli; „es muß durch das dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangene Erdbeben geborsten seyn, und ist mehr beschädigt als die andern Häuser, da es sehr alt war. Betrachten Sie die großen massiven Steine, aus denen es gebaut ist, und die darauf hinweisen, daß es dem alten Pompeji angehörte." In der Mitte dieses Hauses befindet sich ein Hermes, der gut erhalten, aber ohne künstlerischen Werth ist. Die Einfassung der Wände ist indeß höchst anmuthig und frisch; sie besteht aus Laubwerk, in welches Trauben verflochten sind, und Vögel von schöner Farbe und Gestalt fliegen um dieselben herum. Doch sind keine sehr kostbaren Gegenstände entdeckt worden — in der That nichts als einige Bronzen, Küchengeschirre, ein Helm und ein Panzer; allein die Arbeiten haben erst seit zwei Monaten begonnen, und in dieser Zeit ist so viel geschehen wie sonst in einem ganzen Jahre. Das Haus, welches ich besuchte, ist gerade vierzehn Tag aufgedeckt, und andere daran stoßende sind im Begriff, aufgedeckt zu werden. Eine vieljährige Arbeit liegt indeß vor uns, und viele Generationen werden noch Pompeji besuchen, um Zeugen der Ausgrabungen zu seyn. Bis jetzt ist erst ein Drittheil der Stadt aus Tageslicht gefördert, und 120 Jahre waren nöthig, um dieß zu bewirken, die Arbeiten werden aber jetzt mit weit größerem Eifer betrieben. Als ich diesen Theil der Stadt verließ, sah ich Vorbereitungen treffen zur Legung einer Eisenbahn, auf welcher der Schutt nach einem weit hinter dem Amphitheater liegenden Platze abgeführt werden soll. Eine Eisenbahn durch Pompeji! Was würde Diomedes sagen? Die Schienen sagen da, und auch die Wagen waren vorhanden, und die Arbeit sollte am folgenden Tage beginnen. Aber die schrille Pfeife des Signalmannes kündigt an, daß der Zug von Pietri herankommt, und es wird einige Anstrengungen kosten, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu gelangen. Sämmtliche zweifelhafte Lumpengegenstände des Hotel Diomedes vermochten nicht mich zu verlocken, einen Tag darin zu verweilen, und ich möchte allen Reisenden im Stillen rathen, eine Butterschnitte und eine Flasche Wein mitzunehmen, und so den Prellereien des Gastwirths sich zu entziehen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Frankenthal in der Rheinpfalz, 6. Mai: Vorgestern fand hier in Gegenwart von etwa zwanzig Brauern aus Frankreich, Baden, Kurhessen und der Pfalz und unter spezieller Ueberwachung eines städtischen Beamten ein Hauptversuch mit dem neu erfundenen, aus der Kühnle'schen Maschinenfabrik dahier hervorgegangenen patentirten Dampf-Maisch-Apparate statt. Das Resultat war, wie beim ersten Versuch, ein vollständig gelungenes, und hat dasselbe alles Günstige, was in früheren Artikeln darüber berichtet wurde, in glänzender Weise bestätigt. Von

10 Uhr 35 Minuten Vormittags bis gegen Abend wurden zwei Sude Bier gebraut. Die Maische des ersten Suds nahm einen Zeitraum von 2½ Stunden in Anspruch, und die gewonnene Würze (9 Ohm rhein. = 1440 Liter von 400 Pfund Malz) war glänzend hell und wog nach dem Kaiser'schen Sacharometer 11 Prozent. Während des Siedens im Hopfenkessel wurde die Maische zum zweiten Sud vorgenommen, welche in eben so viel Zeit wie die erste von Statten ging. Bei diesem hatte man die Qualität des Wassers in der Weise vermindert, daß von 400 Pfund Malz nur 7 Ohm (1120 Liter) Würze erzielt wurden und wodurch sich der Malzgehalt nach obigem Sacharometer auf 17 Prozent erhöhte. Nach beendigter Maische war in den Malztrebern auch keine Spur von Zuckerstoff mehr zu entdecken. Hieraus folgt, daß das auf amtlicher Waage konstatirte Quantum Malz von 800 Pfund Zollgewicht ein Total-Quantum von 16 rheinischen Ohm oder 2560 Liter zum Einkochen fertiger Würze 13⅔° nach Kaiser ergab. Das in Gegenwart der Herren Brauer für die Maischung des ersten Suds verwendete Quantum gewöhnlicher Saargrubenkohlen belief sich auf 176 Pfund Zollgewicht, während der zweite nur 140 Pfund Zollgewicht in Anspruch nahm, wobei noch zu erwähnen ist, daß während der Maischung die zum Behufe der Betreibung der Schrotmühle und zum Pumpen des Wassers und der Würze sich im Lokal befindliche Dampfmaschine von zwei Pferdekraft von Zeit zu Zeit in Thätigkeit war und aus dem zum Maisch-Apparat gehörigen Dampfkessel in Betrieb gesetzt wurde. Eben so glänzend bewährte sich der ebenfalls neu erfundene, aus obiger Fabrik hervorgegangene Kühl-Apparat. Nachdem das Bier auf dem Kühlschiff abgedampft war, brachte man dasselbe in dem kurzen Zeitraum von einer Stunde mittelst dieses Apparates auf 4½° R. Es scheint somit durch die Erfindung dieser beiden Apparate das Problem wirklich gelöst zu seyn, im Sommer ein eben so gutes und dauerhaftes Bier zu brauen, wie im Winter, und wir hegen durchaus keinen Zweifel mehr, daß dieselben, besonders in den größeren Brauerein, sich schnell Eingang verschaffen werden. Im Allgemeinen dürfte man jedenfalls erwarten, daß der Fortschritt auf diesem Gebiete von den Interessenten lebhaft ins Auge gefaßt werde, indem namhafte Ersparnisse an Zeit und Material, so wie ein haltbarer Stoff wie auf dem gewöhnlichem Wege erzielt werden. Wie man vernimmt, sind in Folge dieser günstigen Resultate schon mehrere Bestellungen, zum Theil aus weiter Ferne, zur Anfertigung dieser Apparate bei obiger Maschinenfabrik eingelaufen und weitere Unterhandlungen zum gleichen Zwecke angeknüpft. Der Patentschutz für die Erfinder und Unternehmer erstreckt sich auf 16 Staaten, England und Frankreich einbegriffen.

Man schreibt aus Trier im Mai: Am 25. April d. J. verleitete ein zwölfjähriger Knabe, Sohn eines hiesigen Schneidermeistes, einen fünfjährigen Knaben zu einer angeblichen Maikäferjagd in der Umgegend von Trier. Anstatt des Abends zurückzukehren, schlugen beide Knaben den Weg durch die Eifel ein. Trotz steckbrieflicher und privater Verfolgung und trotz des Weinens und Sträubens des jüngeren Knaben gelangten Beide in der Zeit von zwölf Tagen bis in die Nähe von Köln, wo sie festgenommen und alsdann nach Köln in Verwahrung gebracht wurden. Der ältere Knabe trug auf der weiten Fußtour den jüngeren öfters auf dem Rücken, und Beide suchten, so oft es anging, auf vorüberfahrenden Wagen weiter zu kommen. Der ältere Knabe läugnete hartnäckig seine Herkunft und wird mit einem Arrestanten-Transport nach Trier zurückgebracht; der jüngere Knabe wurde per Post zurückgeschickt und traf am 12. d. M. hier ein. Die ganze Affaire hat hier nicht geringes Aufsehen erregt, und versammelte sich bei der telegraphisch vorhergesagten Ankunft des jüngeren Knaben mit der Kölner Post in Trier ein zahlreiches Publikum in der Nähe des Postamtes, um den fünfjährigen Wanderer sehen zu können. Das Aussehen des Knaben bekundet, daß er keinen Nahrungsmangel gelitten, und der Umstand, daß er auf seiner Wandertour mehrere neue Kleidungsstücke erhalten hat, zeigt, daß man ihm ausläugliche Unterstützung angedeihen ließ.

Nächsten Pfingstsonntag beginnt zu München im Kunstausstellungsgebäude gegenüber der Glyptothek die Ausstellung von nahezu 200 Kunstwerken, welche mit Bewilligung der Regierung zum Besten des Künstlerunterstützungsvereins verloost werden. Den Kern dieser Sammlung bildet eine Anzahl von Gemälden, welche bei den früheren großen Ausstellungen angekauft und verloost, aber von den Gewinnern trotz wiederholter Ausschreibungen nicht eingeholt worden. Bei dem massenhaften Fremdenbesuch sind die Loose in alle Welt verstreut worden und die Laune der Glücksgöttin scheint gerade die unachtsamsten Besitzer am meisten begünstigt zu haben. Zu diesen Bildern wurden nun von den namhaftesten Meistern noch zahlreiche Originalwerke schenkungsweise beigefügt, z. B. eine vollkommen ausgeführte Skizze des bekannten Goethebildes von Pecht, so daß sich der Schätzungswerth des Ganzen auf 12,500 Gulden gesteigert hat. Diesem entsprechend wurde nun der Verloosungsplan ausgearbeit und der Preis des Looses auf 30 kr. festgesetzt. Die Chancen sind für die Spieler größer als beim Kunstverein, und die Theilnahme dürfte von Seiten Fremder und Einheimischer voraussichtlich eine bedeutende seyn. Zum Besuch der Ausstellung berechtigt ein an der Kasse derselben zu kaufendes Loos.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 120 Sonntag, 19. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Wir haben aus dem Munde Wesleys vernommen, daß Konstanze auf einen geheimen Befehl des Barons in derselben Nacht nach der Kapelle geschafft und dort eingeschlossen werden sollte.

Gegen Abend war wie gewöhnlich der Thee für Konstanze auf ihr Zimmer gebracht worden. Sie hatte nichts davon genossen, ohne zu wissen, daß das Getränk von dem Baron mit einem Schlaftrunke vermischt war, um sie zu betäuben. Das Service blieb unangerührt auf ihrem Tische stehen.

Konstanze schlief nicht, sie hatte sich nicht einmal entkleidet.

Seit der Stunde, in welcher der Baron sie verließ, war ihr einziger Gedanke, aus dem Schlosse zu entfliehen, nachdem sie ersah, welchen gefährlichen Feind sie in der Person des Barons habe. Nirgends stand ihr ein Ausweg offen, oder nur eine Möglichkeit, einen solchen durch eine Vertraute zu finden. Ihre Bedienung geschah durch einen sehr jungen und zudringlichen Diener, dessen Vertraulichkeiten sie ernst zurückweisen mußte. Dieser behandelte Konstanze seitdem mit ungebührlicher Anmaßung und hielt sie sehr aufmerksam bewacht.

Konstanze hatte inzwischen das Mitleid und den Schutz der Gräfin anrufen wollen. Doch eingedenk des Verlangens der Gräfin, daß Konstanze sich an dem Aufruhr betheiligen sollte, verzagte sie wieder sehr bald an diesem Versuch, indem sie glaubte, das Herz einer Frau nicht erweichen zu können, welche sich dem Kriege widmete und mit dem Baron gemeinschaftliche Sache mache. Sie fürchtete ihrem Hohne ausgesetzt und einem noch härtern Zwang unterworfen zu werden. Nur ein Wagstück blieb ihr zu ihrer Befreiung übrig.

Der heutige Abend war für Konstanze in ebenso langem als fruchtlosem Ausdenken eines Fluchtversuchs vergangen. Ihr Herz war beklommen und von Furcht ergriffen. Der Gedanke, daß der Baron jetzt in dieser nächtlichen Stunde wiederkehren und sie mit neuen Drohungen angehen konnte, erfüllte sie in diesem abgelegenen Gemache mit Entsetzen. Ihre aufgeregte Phantasie malte sich bereits die Schreckbilder aus, vor welchen sie zitterte. Schon vor Augen stand ihr der Schatten, schallte ihr der Schritt des Barons in's Ohr. Ein Angstschrei entfloh ihren Lippen, sie sprang vom Sopha auf, sie wollte fliehen, doch wohin? Zitternd stand sie in der Mitte des Zimmers, Alles blieb still, sie erkannte ihre Täuschung. Ihre aufgeregten Sinne fanden wieder Sammlung. Sie ließ ihren Blick im Gemache umherschweifen.

Konstanze erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß der Baron, als er zum Erstenmale in ihr Zimmer kam, plötzlich und von einer ganz anderen Seite erschien, als durch den gewöhnlichen Eingang. Sie eilte sogleich der Gegend des Gemachs zu, von welcher sie sich erinnerte, ihn gesehen zu haben, denn sie zweifelte nicht länger, daß das Zimmer mit einem geheimen Ausgang versehen sey. Ihre Hände glitten spähend über die Tapeten der Wände, ihre Hast hierbei steigerte sich, je mehr sie sich von der Sehnsucht der Erfüllung ihres Wunsches gefoltert fühlte.

Konstanze hatte sich dießmal nicht getäuscht, denn als ihre Hand ein Feld der Eckwand berührte, gab eine schmale Abtheilung dem Drucke nach und eine kleine Thür öffnete sich ganz geräuschlos.

Sie vermochte kaum den lauten Ausruf des Entzückens zurückzudrängen. Wohin führte die Pforte? Gab sie ihr die Freiheit?

Konstanze zögerte und überlegte nicht; sie schlüpfte schnell hindurch. Ein enges, ganz dunkles Kabinet umgab sie; mit zitternden Händen fühlte sie auch hier längs den Wänden. Der kaum sichtbare Lichtstreif durch eine Spalte ließ sie wieder an eine Thür gerathen; hindurchschreitend befand sie sich auf einem schmalen Korridor. Rasch durchschritt sie diesen, welcher in eine Reihe großer Gemächer des linken Schloßflügels mündete, deren Thüren dem leisesten Drucke nachgaben, da sie sämmtlich nur angelehnt waren.

Konstanze eilte über mehrere Gemächer hinweg, sie wagte nicht, um sich zu blicken; sie glaubte den Verfolger schon auf ihrer Ferse. Der Mond, bald hinter Wolken verschwindend, bald seine klaren Lichtstrahlen durch die hohen Scheiben in die Säle werfend, ließ mit seinem Licht und Schattenspiele der erhitzten Phantasie Konstanzens drohende Gestalten vor sich erblicken, welche

ihr den Eingang zu den Gemächern zu wehren oder sich um ihre Füße zu schlingen schienen.

Um die Bilder zu bannen, um ihre Gedanken zu fesseln, suchte ihre Hand den Rosenkranz, welchen sie aus dem Kloster noch immer an ihrer Hüfte trug. Durch den heftigen Griff an denselben zerriß der Kranz, einzelne Kügelchen desselben rollten geräuschvoll zu Boden. Das Versehen und auch das plötzliche Geräusch, welches die tiefe Stille unterbrach, erschreckte Konstanze; mit beflügeltem Schritt eilte sie davon.

Da alle Ausgänge der Gemächer von dem Baron selbst nur in der laufenden Richtung nach der Kapelle zu geöffnet waren, so konnte Konstanze nicht anders als dahin geführt werden. Plötzlich stand sie in der Kapelle; das einfallende Mondlicht zeigte vor ihren Blicken den weißen Altar mit dem steinernen Kruzifix in der Nische. Furcht und Schrecken hatten die Fliehende erschöpft; es däuchte ihr, als habe sie Meilen zurückgelegt. Als sie den Altar erblickte, glaubte sie, ihr Kloster wieder erreicht zu haben. Sie floh darauf zu, als habe sie hier ein Asyl gefunden; ihre Hände wollten das Kreuz umklammern, als ihre Kräfte schwanden und bewußtlos sank Konstanze auf der Altarstufe nieder.

Philibert, welcher inzwischen seinem Projekt nachgegangen war, fand jedoch für diesen Abend keine günstige Gelegenheit, sich das Schloß zugänglich zu machen. Er wollte nach dem Zelte zurückkehren. Gegen die Gesellschaft der beiden Falschmünzer heute mehr als je abgeneigt, beschloß er, die Nacht unter freiem Himmel im Hofe zu bivouakiren, da er überdieß nicht gesonnen war, seine Nachforschungen während der Nacht aufzugeben. Er kehrte daher nicht nach seinem Zelte zurück, sondern wählte jenen, vorhin erwähnten Portikus an einer Stelle zum Aufenthalt, wo ihm unter einigen von Blattranken umschlungenen Steinstücken ein genügender Schutz geboten wurde.

Nicht lange hatte er an diesem Orte, mit seinen Gedanken beschäftigt, gesessen, als er Wesley, gefolgt von Bernhard und Benjamin, unter die Halle treten sah. Die beiden Letzten erkannte er sogleich; ihre geheimnißvolle Annäherung erweckte seinen Verdacht. Um ihr Vorhaben zu errathen, verließ er sie mit keinem Auge, bald jedoch verschwanden die Drei im Dunkel am Ende des Portikus.

„Bernhard und Benjamin!“ sagte Philibert. „Sie sind es gewesen, und der Dritte? Vielleicht der Baron, vielleicht Wesley! Dieser wollte ja ebenfalls nach Lysa kommen. Sie werden gehen, um die Gewölbe zu untersuchen, welche sie zur Ausführung ihres Verbrechens bestimmt haben.“

Mit diesen Worten hatte Philibert seinen Platz verlassen, um den Verdächtigen zu folgen. Dann hielt er wieder inne, damit er sich nicht der Gefahr aussetze, mit ihnen zusammenzustoßen. Endlich schritt er in derselben Richtung fort und gelangte an die Eingangspforte zum Schlosse.

Philibert drückte leise dagegen und sie öffnete sich, denn Wesley hatte sie nicht wieder verschlossen.

„Hier sind sie durchgegangen,“ sagte Philibert freudig überrascht, „ich will sehen, wohin der Weg führt!“ Er trat ein.

Kaum war Konstanze von Schrecken gejagt, durch die Gemächer geflohen, als wir Philibert darin erscheinen sehen. Nirgends war ihm ein Hinderniß entgegengetreten. Langsam, geräuschlos und prüfend ging er durch die Säle, welche unbewohnt und in ihren Einrichtungen sogar vernachlässigt erschienen, denn die Gräfin ließ, einer blutigen Katastrophe wegen, die sich unter ihren Vorfahren einst in diesen Gemächern zugetragen hatte, diese Etage des Schlosses unbenutzt.

Philibert war aus der Richtung der Kapelle gekommen. Die schnelle Urtheilskraft, mit welcher er begabt war, führte ihn zu dem Schlusse, nachdem er einen Blick in die Kapelle geworfen und sich schon vorher von der äußern Bauart des Schlosses Kenntniß verschafft hatte, daß durch die Kapelle der Weg nach den Gewölben führen müsse, welchen die Falschmünzer genommen haben würden. Da ihm jedoch nur daran lag, in die Zimmer zu kommen, um nach Konstanze zu forschen, kehrte er zurück und fand auch sehr bald den Weg dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe von Glarus.

Glarus, 11. Mai, Abends 7 Uhr.

Unter dem furchtbar überwältigenden Eindruck, den der unbegränzte Anblick des schauerlichen Brandfeldes darbietet, schreibe ich Ihnen diese ergänzenden Zeilen, während der Föhn fortwährend am Hause rüttelt, während das Geschick derjenigen, welche die letzte Nacht verschont blieben, an einem Funken hängt, wie sie bereits zu Tausenden wieder von dem weitem Raum des Entsetzens aufwirbeln. Gestern Abends nach 9 Uhr brach in einem Stallgebäude, vermuthlich durch Verwahrlosung glühender Asche, das Feuer aus, und zwar oben im Flecken, in der Nähe des neuen Schulhauses, am sogenannten „Zaun.“ Der rasende Föhn trug die Gluth sogleich weit über die nächsten Straßen, so daß unten im Flecken, in der Nähe der Kirche, schon Flammen aus den Häusern brachen, als die Hauptstraße noch unversehrt war. Ehe indessen die Bewohner, aus dem ersten Schlaf aufgeschreckt, die wirkliche Gefahr auch nur ahnten, flog das Feuer von First zu First, und zwar gerade in denjenigen Theil des Fleckens der in der Neuzeit durch eine Menge hübscher steinerner Gebäude glänzte.

Um 12 Uhr Nachts war der ganze Flecken, mit Ausnahme der etwas seitwärts gelegenen Gebäude, glücklicherweise sämmtlicher Fabriken, ein furchtbares Flammenmeer, in das der Föhn seine wildesten Stöße jagte. Gegenwärtig liegt der ganze eigentliche Flecken Glarus bis zur „Burg“ und bis gegen das Zeughaus, auch der nächste Theil von Oberdorf in schauerlichen Trümmern, zwischen denen einzelne hölzerne Gebäude, obgleich fast dazwischengekeilt, durch wunderbare Fügung der allgemeinen Vernichtung entgingen. Die Gluth war so schnell verbreitet, daß die in der Nähe des „goldenen Adlers“ stationirten Spritzen nicht mehr gerettet werden konnten. Daß unter diesen Umständen weder von Löschen noch von Retten die Rede seyn konnte, wird man begreiflich finden. Alle Gebäude sind durchaus leer gebraunt. Einstürzende Mauern kosteten bereits ein paar Menschenleben.

Abends 8½ Uhr. Die Mannschaften von Zürich sind angekommen und sofort plazirt worden. Der Föhn wüthet fortwährend so, daß Arbeit über die Maßen nothwendig ist. Von Chur, St. Gallen, Zürich sind Züge mit Lebensmitteln ꝛc. angelangt, Tropfen ins Meer. Nicht zehn Familien haben aus den hunderten von Wohnhäusern mehr gerettet als das dürftig geschützte Leben. — Fast nirgends liegen Mobilien ꝛc. Die meisten Bewohner liefen Anfangs dem entfernten Brande zu, und fanden nach einer halben Stunde ihr eigenes Haus in vollen Flammen.

Zehn Uhr Nachts. Der Föhn kommt immer heftiger; der Flecken — das weite Grab einer glänzenden Gewerbsamkeit — zittert von Minute zu Minute für das Letzte. Eine Menge Spritzen werden die ganze Nacht verwendet werden müssen.

Welch ein Schlag hat Glarus, die ganze Schweiz getroffen! Wird sich dieses brave Volk jemals wieder erholen können? Wir denken dabei hauptsächlich an den Mittelstand, der am schwersten betroffen wurde. Das ganze Schweizerland muß sehr einstehen, wenn nur dem größten Jammer geholfen werden soll!

Mitternacht. Weitere Hülfskorps von Zürich langen an. Da der zeitweise heranbrausende Sturm, der Lärm der Ankommenden und die Angst vor fernerer Heimsuchung allen Schlaf verscheuchen, machen wir einen Gang zur Brandstätte. Auf dem ganzen Gebiet des Schrecknisses ruht eine leuchtende Welle mit hundert kleinen Purpurflammen, die im Winde hell anzischen. Die Spritzen der umliegenden Gemeinden, ebenso die von Mels, Rapperschweil und Uster arbeiten fortwährend, die beiden Züricher Pumpwerke ünd so postirt worden, daß bei einem allfälligen schwer besorgten Umschlagen des Windes der Rest der vorhandenen Gebäude wirksam geschützt wäre. Aber die Bewohner scheinen wenig mehr auf die Kraft der Menschenhand zu bauen; denn Hunderte haben sich mit den wichtigsten Habseligkeiten unter Gottes freien Himmel gebettet. Der große Schützenplatz und die Wiesen am Gärnisch gleichen einem stummen, dunklen Bivouak, das mit dem ersten Morgengrauen verschwindet. Wir können uns nicht enthalten die Brandstätte wochmals so nahe als möglich zu betrachten; es ist ein Gemälde, das sich jedem Beschauer unauslöschlich in die Seele prägen wird. Vom sogen. Tschudirain hat man scheinbar die die ganze Feuerstätte zu Füßen; aber nur scheinbar, denn die Häuser hinter der Kirche, eine beträchtliche Zahl, sind dem Auge verborgen. Schauerlich rührend, als wollte er zwei Arme zum Himmel erheben, starrt der dachlose Kirchthurm, dessen prachtvolles Geländte ebenfalls in den Schutt gesunken.

Die Kirche hat nur noch die nackten Mauern, durch deren Risse und verkohlte Eingänge die verschonten Kreuze des weiten Friedhofs glänzen. Rings um den letzteren ist Alles niedergebrannt, und nur mit Lebensgefahr wagt man sich in das enge Quartier da herum, wo überall der Boden dampft, Kalksteine niederprasseln oder Wasserbäche den Tritt hemmen. Das Feuer kroch ganz an die Burgkapelle hinan, warf ringsum Alles nieder, verschonte indessen das Kirchlein. Dafür wurde die jenseitige Mühle, ganz einsam und fern stehend, eingeäschert, während große Holzvorräthe und Schindeldächer daneben unversehrt blieben. Augenzeugen sagen, daß es gewesen sey, wie wenn der Sturm ganze Feuergarben in die Fenster entlegener Häuser würfe.

So wenig als von geretteten Dingen ist von den entflohenen Bewohnern eine Spur zu entdecken. Nirgends wird das fürchterliche Elend zur Schau getragen; aber Hunderte von ernsten Männern schaffen still und unablässig an den Spritzen. Jetzt ist kaum mehr Gefahr zu besorgen. So eben wird von glaubwürdiger Seite mitgetheilt, es habe Rathsherr Christoph Tschudi den Umfang, daß in seinem Schopf überhaupt geplättet worden, feierlichst in Abrede gestellt, und für seine Aussage eidlich einzutreten anerboten. Dagegen wollen Nachbarn an dem verhängnißvollen Abend einen in der Umgebung wohnhaften, halbwürrischen Menschen mit brennender Tabakspfeife nach dem Stalle gehen gesehen haben. Man wird gut thun, die Resultate fernerer Untersuchung abzuwarten.

Was nun die momentanen innern Verhältnisse des unglücklichen Fleckens anbetrifft, so kann nur noch hinzugefügt werden, daß es für die Gemeindevorsteher eine fast übermenschliche Aufgabe seyn muß, hier einzustehen, abgesehen davon, daß fast alle derselben ebenfalls obdachlos sind. Gasthäuser, Metzgereien, Bäckereien, Apotheken, Magazine, Kaufläden, Buchdruckereien, Vorräthe von den nöthigsten Lebensmitteln — Alles ist verbrannt, und wenn auch durch die Rettung der Fabriken der Arbeiter das tägliche, aber seit einiger Zeit leider sehr kärgliche Brod, der Reiche sonstige Hülfsquellen hat, so lastet das Schicksal nur um so drückender auf denjenigen, die den mühsamen Fleiß vieler Jahre in

wenigen Minuten verloren. Mögen sie sich aufrichten an der hülfreichen Hand ihrer Mitleidsgenossen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 14. Mai: Ein neuer Mord ist geschehen! Der Privatagent Ignaz Binder, in den weitesten Kreisen bekannt durch seine Inserate: „Ich bitte Alles zu lesen, es kostet ja nichts," hat ein schreckliches Ende gefunden, er wurde in der Nacht zum Montag von seinem Kutscher erstochen. Veranlassung zu diesem schrecklichen Ereigniß soll Eifersucht gewesen seyn. Der Hergang wird von kompetenter Seite in folgender Weise erzählt: Herr Binder kam mit seinem Kutscher um halb zwölf Uhr Nachts von seiner Besitzung in aufgeregtem Zustande nach seiner Wohnung, Mariahilfer Hauptstraße Nr. 217, zurück, kleidete sich aus und wollte sich zu seiner Köchin begeben, wurde aber von dem Kutscher, welcher mit der Köchin ein Verhältniß hatte, zurückgehalten. Darauf entspann sich ein Streit, in Folge dessen die Köchin hinablief, um die Inwohner des Hauses, namentlich die Fleischselcherknechte, zu Hülfe zu rufen. Ihre Bitten wurden aber mit dem Bemerken abgelehnt, solche Exzesse seyen schon öfter dagewesen. Unterdessen wurde oben Alles still, der Kutscher erschien und zeigte in der linken Hand eine starke Bißwunde, welche er sich verband, um sich dann schlafen zu legen. Die Köchin schlief bei der Hausmeisterin. Als sie sich um 5 Uhr Früh hinauf begab, um zu sehen, ob der Herr noch schlafe, bemerkte sie Blutspuren, welche von ihrem Zimmer bis in das Zimmer des Herrn führten, dort schwamm Binder entkleidet in seinem Blute, eine klaffende Stichwunde in der rechten Brust. Die zerschlagenen Scheiben in der Thür und in den Gassenfenstern zeigen, daß ein hartnäckiger Kampf stattgefunden haben muß. Der Kutscher, welcher den Spitznamen „der Pinschelkutscher" führt, wurde dem Gerichte zur Untersuchung übergeben. Ignaz Binder war in Oberösterreich im Jahre 1806 geboren, heißt eigentlich Pindäus, welchen Namen er später mit behördlicher Bewilligung in Binder umänderte, und war des Lesens und Schreibens unkundig. Trotzdem war es ihm gelungen, in einer kurzen Reihe von Jahren, zumeist durch Realitäts-Geschäfts-Vermittlungen, sich ein Vermögen zu erwerben, und ein kleines Besitzthum nächst Baumgarten anzukaufen und Equipage zu halten.

In Aachen wird am kommenden Pfingstdienstage die feierliche Uebertragung der Reliquien des h. Aurelius in die seit einiger Zeit vollendete Krypta der neuen Marienkirche durch Se. Eminenz den Herrn Kardinal von Geissel vorgenommen werden. Bekanntlich ist diese Kirche, welche auch in den oberen Bautheilen der Vollendung rasch entgegenschreitet, als Votivkirche zur Erinnerung an die Erklärung des Dogma's der unbefleckten Empfängniß gegründet worden, und findet in der Krypta bereits Gottesdienst statt. Der heilige Vater hat den Leib des h. Aurelius, der in den Katakomben ad Aquas salvias in der Nähe des Ortes ruhte, an dem der h. Paulus hingerichtet worden, nach Trennung einiger kleineren Theile für andere Kirchen, der Votivkirche geschenkt, und war derselbe bis jetzt in dem dortigen Münster deponirt.

Die Bevölkerung Roms ist auf das Höchste gegen einen gewissen Antonio Boggio aufgebracht, der aus einem Keller eine Mördergrube machte. Sein letzter Mord, der eines Weibes, gab den Faden zu den übrigen Verbrechen. Man erinnerte sich, daß seit einer Reihe von Jahren Personen abhanden kamen, mit denen er in Verbindung stand. Man grub in dem Keller und entdeckte bis jetzt 5 Leichname; man glaubt aber noch mehr zu finden. Auf dem Wege zu seinen Verhören hatte er eine starke Bedeckung von Carabinieri, um ihn gegen die Wuth des Volkes zu schützen. A. Boggio, ein Maurermeister, galt übrigens für einen frommen Mann.

Die Typhus-Epidemie in Wien tritt besonders in den Vorstädten Roßau und Lichtenthal mit Heftigkeit auf. In der Apotheke „Zum Elephanten" in der Lichtenthaler Hauptstraße wurden am 10. Mai nicht weniger als 700 Rezepte expedirt, und unter diesen befanden sich 145 sogenannte Armen-Rezepte. Ein Arzt jener Vorstädte machte an jenem Tage 72 Kranken-Visiten. Die Apotheken werden des Morgens um zwei Stunden früher als sonst geöffnet. Am 12. Mai wurde im Servitenkloster in der Roßau ein Nothspital mit 50 Betten eröffnet.

Die Berliner Gerichtsboten hatten eine besondere Freude daran, daß der Polizei-Oberst Patzke, als er gefangen eingebracht wurde, Sporen an den Stiefeln trug und Einer von ihnen bemerkte lachend zu seinen Kollegen: „Na, der hat sich schön ringeritten!". Der Taufname dieses polizeiwidrigen Patzke ist: Fürchtegott Leberecht.

In Regensburg ist der Komiker Siebert, welcher am vorigen Sonntag im Stadttheater ein äußerst beleidigendes Couplet, auf die jüngste „Generalinspektion" gemünzt, gesungen hatte, zu einer sehr empfindlichen Strafe gezogen worden.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waitandl'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 121 Dienstag, 21. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Umstand erregte bald Philiberts größte Aufmerksamkeit. Zu wiederholten Malen geriethen jene kleinen Kügelchen unter seine Füße, welche Konstanze aus ihrem Rosenkranze verlor. Er bückte sich danach und sammelte so viel von den Kügelchen, als er haben haft werden konnte. Dann näherte er sich damit dem Fenster, um sie zu prüfen. Die verschiedene Größe derselben und ihre Form machten ihm leicht kenntlich, daß er die Glieder eines Rosenkranzes in Händen habe.

„Woher kommt dieser Kranz?“ fragte er sich. „Wer hat ihn getragen und weßhalb liegt er zerstreut in den Sälen umher? Ich will sehen, von wo dieser seltsame Leitfaden ausgeht!“

Demnach suchte Philibert immer eifriger nach den Kügelchen und gelangte endlich bis in das Gemach, wo Konstanze den Kranz in ihrer Hast zerriß. Darüber hinaus fand Philibert keine Kugel mehr.

„Von hier aus,“ sagte Philibert an dem Orte stillstehend, „ist die Person, welche den Kranz verlor, entweder weiter gegangen, oder diese letzten Kügelchen sind der Rest, und sie hat die Richtung dieselben genommen. Hier verweilte sie nicht, denn allem Anschein nach ist der Saal unbewohnt, auch ist keine Spur von ihrem Aufenthalt zu entdecken. Es ist sonderbar, daß alle diese Thüren bis zu jener Kapelle geöffnet sind, bis worin jene Kügelchen zerstreut liegen. Ist es Zufall gewesen, daß dieser Kranz zerrissen wurde, oder ist er in Folge eines Kampfes gewaltsam zerstört worden? Ist es ein Geistlicher, ein Mann gewesen, der ihn trug, oder eine Frau, eine Nonne?“

Philibert beantwortete sich seine letzte Frage sogleich mit Konstanze. Sie war ja Diejenige, welche er suchte, die er liebte, und würde er nicht jeden Augenblick bereit seyn, für den Gegenstand seiner Liebe zuerst zu fürchten?

„Ja, Konstanze!“ rief er erschrocken aus, „ist sie nicht auch im Kloster, ist sie nicht eine Nonne gewesen? Hat mir Joseph nicht gesagt, sie sey als eine solche entführt worden? Sie ist hier im Schlosse; Konstanze wird den Rosenkranz getragen haben! Hat sie Gewalt erlitten? Der Baron und seine Subjekte sind hier offenbar im Spiele!“

Alle diese Vorstellungen glitten in rascher Folge an Philiberts Geist vorüber.

„Nur an jenem geheimnißvollen Orte kann in diesem Fall das Verderben auf die Unglückliche lauern!“ rief er gespannt nach einer kurzen Pause. „Ich will eilen, will sehen, was dort geschieht!“

Philibert eilte ohne weitern Verzug nach der Kapelle zurück. Geräuschlos, lauschend war er eingetreten. Kaum ließ er seine Blicke umherschweifen, als er aus einer der Seitennischen Geräusch vernahm. Schnell trat er hinter ein Postament, auf welchem das verstümmelte Standbild eines Märtyrers sich erhob.

Wesley war in diesem Augenblicke aus dem Gewölbe emporgestiegen und schlug die eiserne Fallthür zu.

Das Mondlicht, welches durch die schmalen Fenster der Kapelle fiel, ließ Philibert sehen, wie Wesley aus der Nische trat und schnell durch die Kapelle aus der Pforte hinausschritt. Ein Schall, welcher laut im Gewölbe wiederhallte, sagt ihm, daß die Pforte zugeworfen worden und er eingeschlossen war.

„Die sind mir vorläufig sicher!“ sagte Wesley, als er auf dem Korridor stand und nach dem Ausgange zuschreiten wollte. „Ich denke, wenn die Schlingel den Schmuck zusammen haben, werden sie einpacken und sich damit aus dem Staube machen wollen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Sie werden nun warten, bis ich wiederkomme. Sie glauben gar nicht, daß ich sie angeführt habe. Freilich hat mir der Baron den Schatz, den ich jetzt auf eigene Hand plündern lasse, da ich allein nicht damit fertig geworden wäre, in Aussicht gestellt. Ich würde gar nicht daran denken, die Partie mit den Preußen zu übernehmen, wenn mir selbst nicht darum zu thun wäre, daß der Baron Herr in diesem Hause bliebe. Ich werde mich also für ihn bemühen; alsdann so eilig als möglich zurückkehren und die Pretiosen in Sicherheit bringen. Dem Baron könnte es später gefallen haben, die Sachen selbst in Beschlag zu nehmen. Er hat wohl nicht geglaubt, daß, als er mich zur Besichtigung der Keller in die Gewölbe führte, um mich dadurch zu locken, daß jene Todten für mich verführerisch werden könnten. Den Schlüssel, welchen ich ihm entwendete, wird er in den Sorgen, worin er schwebt, nicht sogleich vermissen. Und

dann jenes junge Mädchen," fuhr Wesley im Selbstgespräche fort, indem er nach dem Innern des Schlosses deutete, „die ich nach der Kapelle schaffen sollte? Was geht sie mich an. Ich habe keine Zeit dafür übrig und sie könnte uns, so lange wir im Keller zu thun haben, sehr im Wege stehen. Also fort!"

Wesley eilte hinaus, warf auch die äußere Pforte zu und verschwand aus dem Schlosse.

18.

Der Sturm auf Lysa.

Der anbrechende Morgen vergoldete mit seinen Strahlen die Zinnen des Schlosses. Eine angenehme Kühle hatte sich während der Nacht verbreitet. Der Thau glänzte an den Gräsern und an den Reben auf den Anhöhen der Landschaft.

Ein dumpfer Ton, dem entfernten Schall abgefeuerter Geschütze oder dem Donner ähnlich, unterbrach die Stille des schönen, sonnigen Morgens. Unmöglich konnte ein Gewitter im Herannahen seyn, denn der Azur spannte sich über den Himmel wolkenlos bis an den Horizont. Der Lärm wiederholte sich in immer kürzeren Pausen und mit doppelter Gewalt, bis sich endlich das Getöse als Geschützsalven deutlich hörbar machte und den Ausbruch eines Kampfes bekundete.

Noch bevor man im Schlosse über die plötzliche Gefahr zu den nöthigen Maßregeln schreiten konnte, langten aus dem in der Umgegend des Schlosses stehenden polnischen Lager, als auch aus der entgegengesetzten Richtung von der Warthe, mehrere Boten im Schlosse an, welche den Ueberfall und den Anzug der Preußen von beiden Seiten rapportirten.

Der Baron als der ernannte Befehlshaber im Schlosse war nicht anwesend; Niemand wußte, wo er sich aufhielt. Die Ordonnanzen gingen mithin an die Gräfin, welche schleunigst sämmtliche im Schlosse befindlichen Anführer um sich versammelte, um die Vertheidigung des Schlosses als auch die dringendsten Vorkehrungen gegen den plötzlichen Angriff zu berathen.

Während man noch im Schlosse den Feind in der Ferne vermuthete, fielen plötzlich rasch hintereinander folgende Schüsse in den Schloßhof und sprengten die bei den Munitionswagen stehenden Insurgenten auseinander, welche, in Verwirrung und Schreck gerathen, nicht sogleich Widerstand zu leisten vermochten.

Oberhalb der Weinberge zog sich eine starke Kolonne preußischer Jäger, welche das Feuer und den Angriff eröffnet hatten und ununterbrochen fortsetzten, ohne jedoch weiter als die Schußweite ihrer Kugeln reichte, vorzudringen.

Obgleich die Insurgenten nach kurzer Zeit das Feuer erwiderten, vermochten sie nicht gegen die wohlgezielten und ihre Reihen lichtenden Kugeln der preußischen Schützen Stand zu halten und flohen in die Seitengebäude. Die Preußen, welche bald darauf die Anhöhen verließen, kamen in den Hof und nahmen vorläufig eine gedeckte Stellung unter der Säulenhalle der Hinterfront ein, da sie an einem Vordringen behindert waren, indem jetzt aus den Hoffenstern auf sie geschossen wurde. Die den Preußen sehr nützliche Eroberung der jedoch noch leeren Munitionswagen, welche noch im Hofe hielten, lag ihnen zu nahe und stand so ganz unter dem Schutze ihrer Büchsen, daß sie sich bald in Besitz derselben setzten, um daraus während ihres Vordringens eine Verschanzung gegen die Kugeln der Polen zu machen.

Während der Angriff der Preußen auf eine so unverhoffte Weise stattfand und die Schloßbesatzung in das Innere zurückgedrängt wurde, trug ein anderer Vorfall dazu bei, die herrschende Bestürzung zu vergrößern.

Der Baron war noch immer nicht erschienen und die Gräfin, welche sich plötzlich nicht allein in die Aktion versetzt sah, sondern auch als die Hauptperson befehligend wirken sollte, war durch den plötzlichen Einfall des Feindes selbst verwirrt worden.

Aus dem polnischen Lager erging binnen einigen Stunden die Meldung an die Gräfin, so schnell als möglich die versprochene Munition aus dem Schlosse aufbrechen zu lassen, da dieselbe während des furchtbaren Kampfes auszugehen drohe. Die Gräfin konnte diesem Wunsche nicht mehr willfahren, denn sie war nicht mehr Herrin ihres Schlosses. Bald darauf folgten durch hastig heransprengende Boten die Nachrichten, daß das Lager von den Preußen erstürmt sey, daß die Polen nicht Stand halten könnten und zur Flucht gedrängt würden.

(Fortsetzung folgt.)

Haiti oder San Domingo.

Die neuesten Nachrichten, welche uns von dieser Insel zukommen, denen gemäß die Spanier wieder festen Fuß auf San Domingo fassen werden, veranlassen uns zu einigen Notizen über diese Insel und ihre Geschichte.

Haiti oder San Domingo ist nach Cuba die größte der Antillen; ihr Flächeninhalt beträgt 1390 Quadratmeilen. Die Insel ist gebirgig und wasserreich; ihre Vegetation die üppigste der Tropenländer und in Folge dessen ihr Reichthum an allen westindischen Naturerzeugnissen, sowohl im Thier- wie im Pflanzenreiche ein außerordentlicher. Das Klima ist ganz tropisch, kühler in den höheren Gegenden, heißer in den Küstenstrecken und Ebenen, doch auch hier durch die Seewinde gemäßigt und im Ganzen gesünder als auf den übrigen Antillen, jedoch weniger für den Europäer als für die farbigen Bewohner geeignet. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 680,000, die sich zur katholischen Kirche bekennen, theils spanisch

theils französisch sprechen und von denen die größere Hälfte aus Negern, die kleinere aus Mulatten besteht, außer denen sich jetzt nur noch sehr wenig Weiße auf der Insel aufhalten.

Neger wie Mulatten haben die Hoffnungen, welche man von ihrer Freiwerdung gehegt, keineswegs gerechtfertigt. Sie zeigen sich physisch und geistig von fast unbezwinglicher Trägheit, finden ihr einziges Vergnügen am sinnlichen Genuß, haben ehr Rückschritte als Fortschritte in der Zivilisation gemacht und bewahren noch völlig ihre alte Natur. In Folge haben davon der Ackerbau und der Handel seit der Vertreibung der Weißen von der Insel sehr abgenommen. Um einen Begriff von der Bedeutung, die Haiti unter dem festen Zügel einer europäischen Regierung haben könnte, zu erhalten, genügt es, einige Zahlen über den Zustand anzuführen, in dem sich 1779 der westliche Theil der Insel, der damals französische Kolonie war, befand. Es gab in der Kolonie 813 Zucker-, 3117 Kaffee-, 3151 Indigo-, und 789 Baumwollenpflanzungen; die Ausfuhr nach Frankreich belief sich auf 135 Millionen Franken, die Einfuhr von dorther auf 7 Millionen, und im Ganzen wurden von der Insel 141 Millionen Pfund Zucker und 70 Millionen Pfund Kaffee ausgeführt.

Durch die wiederholten Revolutionen, deren Schauplatz die Insel war, ist aber der Handel tief gesunken und erreichte in den letzten Jahren nicht einmal den zehnten Theil der oben angegebenen Beträge.

Gegenwärtig besteht die Insel aus zwei Staaten, von denen der östliche den ehemals spanischen Antheil umfaßt, und die Republik Domingo, der westliche aus dem ehemals französischen Antheil hervorgegangen, von 1849—56 ein Kaiserthum bildete, jetzt aber wieder Republik ist.

Der letztere Staat zählt auf etwa 500 Quadratmeilen ungefähr 450,000 Einwohner, die mit geringen Ausnahmen Neger und unterdrückte Mulatten sind, denn kein Weißer kann das Bürgerrecht erwerben. Den Fremden sind 6 Häfen geöffnet. Die Hauptstadt des Landes ist Port au Prince mit 15,000 Einwohnern und einem vortrefflichen Hafen. Fernere Städte von Bedeutung sind Guarico oder Cap français, Cayes und Dondon im Innern.

Haiti wurde 1492 von Christoph Columbus entdeckt und war lange Zeit wegen seines Reichthums an Gold und Silber die wichtigste Kolonie der Spanier in Amerika. Die Eingebornen der Insel wurden von den Spaniern auf das Grausamste behandelt und schon 1533 war von der fast 1 Million zählenden eingebornen Bevölkerung Niemand mehr vorhanden. Die Insel wurde wieder bevölkert mit einer großen Menge aus Afrika eingeführten Negern. Mit Hülfe der Flibustier, jener großen Seeräuberbanden, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den westindischen Gewässern hausten, entstanden im westlichen Theile der Insel französische Niederlassungen, die am Ende zu völliger Besitznahme dieses Theils der Insel durch die Franzosen und Abtretung an dieselben von Seiten Spaniens im Ryswicker Frieden (1697) führten.

Dieser Theil der Insel entwickelte sich rasch zu großer Blüthe: er zählte 1789 540,000 Einwohner, von denen aber 480,000 Sklaven waren. Diese empörten sich im Jahre 1793, ermordeten alle Weißen und wählten einen ihrer Führer, Toussaint Louverture, zum Präsidenten. Im folgenden Jahre erschien eine französische Armee auf der Insel, eroberte dieselbe, nahm den Präsidenten gefangen, mußte aber, hauptsächlich in Folge von Krankheiten, Haiti wieder verlassen. 1806 wurde der Neger Christoph zum Präsidenten erwählt, aber nicht von der ganzen Insel anerkannt. Der Mulatte Petion bildete zu Porte au Prince eine eigene Partei, der es gelang, eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten. Nach längeren Kämpfen gelang es Christoph, der unterdessen zum König gewählt worden war, Boyer, den Nachfolger Petions, zu besiegen und seine Herrschaft über die ganze Insel auszudehnen. Auch Frankreich erkannte den neuen Staat 1825 an. Im Jahre 1830 entstand eine neue Spaltung zwischen den vormals spanischen und französischen Besitzungen, nach welcher erstere die Republik San Domingo bildeten.

In der Negerrepublik, in welcher die größte Anarchie herrschte, folgten sich 5 Präsidenten, bis endlich 1847 die höchste Gewalt in die Hände eines schwarzen Generals Namens Soulouque fiel. Dieser, ein Mann von der größten Unwissenheit, der sich nur durch Grausamkeiten aller Art eine traurige Berühmtheit erwarb, ließ sich 1849 zum Kaiser proklamiren. Er ahmte in Allem die französischen Verhältnisse zur Zeit des ersten Kaiserreichs nach: er dünkte sich ein zweiter Napoleon. Er umgab sich mit einem großen Generalstabe, hielt sich eine Garde und führte zahlreiche Kriege mit der benachbarten Republik, in denen er jedoch öfter bedeutende Niederlagen erlitt, trotzdem die Bevölkerung seines Staates und in Folge dessen auch die Armee bedeutend größer war als jene San Domingo's. Dieß hinderte ihn aber nicht nach einer Niederlage im Triumphe zu Port au Prince einzuziehen. Die legislative Gewalt theilte der Kaiser mit der Deputirtenkammer und dem Senate. Die Senatoren waren auf neun Jahre vom Kaiser ernannt. Die Armee bestand aus 20—30,000 sehr schlecht gekleideter und bewaffneter Soldaten, die Marine aus 10—12 nicht mehr seetüchtiger Schiffe, welche man in den Vereinigten Staaten gekauft hatte. Die Staatseinnahmen und Ausgaben waren nie im Gleichgewichte — erstere betrugen 4,500,000 Fr., letztere immer fast eine Million mehr.

Endlich wurden aber selbst die Schwarzen der Generalherrschaft Soulouque's überdrüssig. Nach einer verunglückten Expedition gegen die Republik brach ein Aufstand in der Armee Soulouque's aus und dieser mußte das Land verlassen. Er begab sich nach Paris,

wo er bald nach seiner Ankunft starb. Der Staat Soulouque's wurde wieder eine Republik.

Wir haben oben gesehen, daß sich im Jahre 1830 der östliche Theil der Insel, die ehemaligen spanischen Besitzungen vom westlichen der ehemaligen französischen Kolonie trennte, und die Republik San Domingo bildete. Dieß ist derjenige Theil der Insel, der sich heute mit Spanien wieder vereinigen will.

Die Republik umfaßt bei weitem den größten Theil Haiti's, zählt aber auf ihren 850 Quadratmeilen nur 230,000 Einwohner, die zum geringsten Theil Schwarze, zu gleichen Theilen Weiße und Mulatten sind. Seit die Dominikaner unabhängig geworden sind, waren sie bemüht, Ordnung und Ruhe in ihrem Lande wiederherzustellen, wurden aber durch die fortwährenden Angriffe der Schwarzen in diesen löblichen Bestrebungen sehr gehindert. Die Regierung besteht aus einem auf vier Jahren gewählten Präsidenten, gegenwärtig Santana, und einem Kongresse von 15 Mitgliedern. Außerdem gelten für die Provinzen und die Gemeinden die spanischen Einrichtungen. Die Einwanderung von Ausländern wird von der Regierung befördert, während in dem benachbarten Negerstaate dieselbe gänzlich verboten ist, und dort außer den europäischen Konsuln keine Weißen wohnen dürfen.

Die Geistlichkeit hat einen sehr großen Einfluß in der Republik; sie steht unter einem Erzbischof, der zur Zeit der spanischen Herrschaft Primas von Indien war.

Die Armee besteht aus 6—7000 durch die vielen Kämpfe mit den Schwarzen kriegsgeübten Männern; die Marine aus 6—7 kleinen, aber gut armirten Schiffen. Die Haupteinnahmsquelle des Staates sind Zölle und Domänenerträgnisse, die Finanzen sind aber in schlechter Ordnung. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Acajou-Holz und Tabak — ein Zeichen, wie sehr die Bebauung der Insel seit Ende des vorigen Jahrhunderts abgenommen hat.

Hauptstadt des Landes ist San Domingo, die erste von den Europäern in Amerika angelegte Stadt. Sie wurde 1496 gegründet und zählt 15,000 Einwohner und ist der Haupthafen des Landes. Ein zweiter Hafenplatz heißt Samana. Im Innern des Landes liegen die beiden Städte Santiago und la Vega, beide jedoch ziemlich unbedeutend.

Der Grund, welcher die Dominikaner bewogen haben mag, sich unter den Schutz Spaniens zu stellen, ist wohl der, endlich einmal von den Angriffen der Neger befreit zu werden und dann ihre innere Entwicklung ungehindert fördern zu können.

Außerdem ist aber dieser Annexionsversuch in doppelter Beziehung merkwürdig. Es zeigt uns den großen Einfluß, den die Zerwürfnisse im Innern Nordamerikas bereits auf die auswärtige Politik der vereinigten Staaten ausüben. Noch vor wenigen Jahren wollte man dort Spanien gänzlich aus Westindien verdrängen und jetzt muß man sogar eine Vergrößerung dieser Macht zugeben.

Ein zweiter Punkt ist, daß die Annexion, wenn sie wirklich zur Ausführung kommt, sicher nicht ohne Nachahmung bleiben wird. Vor Allem wird Frankreich trachten, durch die Besitzergreifung des ehemaligen französischen Theiles der Insel wieder festen Fuß in Westindien zu fassen. Für die weitern Schicksale der Insel selbst aber kann es nur vortheilhaft seyn, wenn die europäischen Mächte sie wieder in Besitz nehmen, und dadurch einem Zustande ein Ende machen, dessen endliche Folgen der unabweisliche Ruin des ganzen von der Natur so sehr begünstigten Eilandes gewesen wären!

Mannigfaltigkeiten.

Die Oesterreichische Zeitung schreibt über die Judenfrage in Ungarn: „Die Juden sind den anderen Ungarn in nichts nachgestanden, was in ihrem Lande als Zeichen des Patriotismus gilt. Sie haben Zylinder und Kaputrock bei Seite gelegt, sie haben hohe Stiefel und Attila angezogen, haben ihre Schulen magyarisirt, und neben den Gebetstücken des hebräischen Puristen Esra hat auch das magyarische Idiom seinen Platz gefunden. Man betet den alten Jehova nun auch in der Sprache der Arpaden an, die, als eine orientalische, mit der hebräischen im Bau so Manches gemein hat. Das Alles hat nichts gefruchtet. Der Jude wird, wenn auch nicht verbrannt, doch wenigstens geprügelt."

Am 16. M. wurden in der königlichen Erzgießerei zu München drei Statuen gegossen, nämlich die von Seiner Majestät dem König für die Maximilianstraße bestimmte Statue Schellings, die erste Statue zum König Ludwig Denkmal, die Kunst darstellend, endlich die für Prag bestimmte des böhmischen Bischofs Pardubitz. Bei allen dreien ist der Guß unter Leitung unseres trefflichen Meisters, Inspektors v. Miller vollkommen gelungen. Wie man ferner vernimmt, läßt Se. Maj. König Ludwig das Standbild Schillers für München in Erz ausführen.

Die Briefe, die aus Amerika eintreffen, zeigen schon auf ihren Kouverts die dortige Zerrissenheit. Auf dem aus Norden kommenden findet sich die alte Devise der vereinigten Staaten, doch sind aus der Flagge so viel Sterne ausgestrichen, als Staaten abgefallen sind. Ein Gleiches aber im umgekehrten Verhältnisse zeigt sich auf den Devisen des Südens.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 122 Mittwoch, 22. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Man hatte der Gräfin gemeldet, daß ein Regiment polnischer Ulanen in der Ferne an dem Schlosse vorüber und gegen die Warthe hin aufgezogen wäre. Sie erklärte sich diese ihr unbekannte Operation ihrer Freunde in der Weise, daß die Polen sich beeilen würden, die Preußen von dieser Seite anzugreifen, um das Schloß gegen die Gefahr zu schützen, welche demselben von der Warthe aus drohte, nachdem sie eine weitere Vertheidigung des Lagers aufgaben und der vielleicht gefährlichen Position eines offenen Kampfes auswichen.

Die Gräfin hatte wiederholt nach dem Baron forschen lassen; ihre peinlichen Erwartungen, ihn endlich in dieser gefahrvollen und entscheidenden Stunde erscheinen zu sehen, blieben jedoch bis zu diesem Augenblicke unerfüllt.

Sie befand sich in dem großen Saale der Vorderetage. Das Feuer der Kämpfenden in den Höfen und das immer tobendere Geschrei der Vertheidiger im Innern der Gebäude erweckten ihren persönlichen Muth mit stürmischer Begeisterung. Das Verschwinden des Barons trug dazu bei, daß sie jetzt selbst nach den Waffen greifen wollte, denn sie hielt den Baron nicht mehr für einen Feigen, sondern, was sie seit ihrer letzten Unterredung mit ihm befürchtete, für einen heimlichen Feind. Er fehlte auf dem ihm anvertrauten Posten, er war ein Treuloser! „Ich will mich selbst an die Spitze stellen, vertheidigen und mit Polen siegen oder fallen!“ rief sie aus, im Begriff, sich einige der Waffen anzulegen, die sich im Saale befanden.

Ein Piquet polnischer Ulanen, einen gebundenen Menschen vor sich hertreibend, hielt in demselben Augenblicke vor dem Schlosse. Zwei Mann stiegen von den Pferden, nahmen den Gebundenen in ihre Mitte und erhielten Einlaß. Sie begehrten schnell vor die Gräfin geführt zu werden.

Die Gräfin, noch im Saale stehend, ließ die Angekommenen eintreten. Der erste der beiden Ulanen, ein polnischer Edelmann, kam ihrer Frage zuvor.

„Gräfin von Czacki,“ rief dieser, indem seine Sprache in verhaltener Wuth zitterte und seine funkelnden Augen den Gebundenen durchbohrten, „wir sind verrathen! Wir bringen Ihnen den elenden Verräther, dieser ist's!“ sagte er, und deutete mit der entblößten Klinge nach dem Gefangenen. „Als wir ihn durchsuchten, fanden wir diesen Anschlag in seinem Stiefel verborgen.“

Bei diesen Worten, die der Edelmann mit dem heftigsten Gefühl des Hasses aussließ, überreichte er der Gräfin ein zusammengefaltetes Papier. Es war dieß die von dem Baron angefertigte Schrift, das Schloß mit seinen Anführern den Preußen überliefern zu wollen, so bald, im Einverständniß mit dem Feinde, ein Parlamentär erscheinen würde, um zur Uebergabe aufzufordern. Außerdem enthielt die Schrift die Ueberlieferung der wichtigsten Geheimnisse der polnischen Armee. Der Gefangene war Wesley.

Die Gräfin überflog die Schrift voll Bestürzung. Sie erbleichte und zitterte, denn die Handschrift war ihr sogleich bekannt, obgleich jede Unterschrift fehlte. Sie ahnte, wer der Verräther sey. Ihre Blicke hafteten starr bald auf dem Edelmann, bald auf Wesley. Ohne eines Wortes mächtig zu seyn, zerknitterte sie in ihrer bebenden Hand das Papier und schien es verbergen zu wollen.

Der Edelmann hatte von dem, was in der Seele der Gräfin vorging, keine Ahnung. Seine Blicke beschäftigten sich ausschließlich mit dem Gefangenen.

„Der Hund leugnet!“ rief er wieder gegen diesen gewendet, da ihm das Schweigen der Gräfin Zeit ließ, seinem Rachegefühl zu folgen. „Er will nicht entdecken, welche Person ihn abschickte, oder woher er gekommen ist!“ — —

Die Gräfin sah den aufgebrachten Polen im Begriff, ein Strafgericht zu vollziehen, das sie um jeden Preis vermeiden wollte. Sie zweifelte nicht, daß der Verrath allein von dem Baron ausging. Wesley war ihr gänzlich unbekannt, dennoch mußte er in Verbindung mit dem Baron stehen, und er konnte demnach eine Entdeckung machen, die für sie, die Freundin, ja die erklärte Braut des Barons, verderblich werden mußte.

Dennoch hatte die entsetzliche Ueberraschung ihre Kräfte so gelähmt, daß sie sich unfähig fühlte, dem Beginne des Edelmannes Einhalt zu thun.

Dieser war dem Gefangenen ganz nahe getreten.

„Entdecke, für Wen Du Spion gewesen bist, oder

ich spalte Dir auf der Stelle den Schädel!“ rief dieser und schwang den Säbel gegen ihn.

Wesley, am ganzen Leibe bebend, wich zurück, er taumelte und stürzte zu Boden, da ihm die Hände fest auf den Rücken gebunden waren.

„Ich will gestehen, ich will Alles bekennen,“ äußerte Wesley kaum hörbar, da ihm die Zunge am Gaumen klebte, „schenkt mir nur vor Allem das Leben.“

Der Edelmann, durch den kläglichen Fall und durch den jämmerlichen Anblick des um sein Leben Bittenden von seinem Zorne abgelenkt, ließ plötzlich ein verächtliches Gelächter hören.

„Mit Dir kann man schon Geduld haben, Du wirst Dich erst ergeben, wenn Dir die Klinge oder der Strick an der Kehle sitzt!“ rief er aus und versetzte dem Gefangenen einen so heftigen Stoß mit dem Fuße, daß dieser davon in die nächste Ecke des Saales geschleudert wurde. Hier ließ Wesley ein lautes Stöhnen hören und blieb dann im bewußtlosen Zustande regungslos liegen.

„Gräfin, ich glaube meine Schuldigkeit gethan zu haben, thun Sie nun die Ihrige,“ sagte der Edelmann zu dieser gewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenseitiger Selbstmord.

Selbstmorde und Tödtungen von Einwilligenden nehmen in Frankreich seit einiger Zeit auffallend zu. Die Bulgärsprache von Frankreich, welche man vor den Schranken der Gerichtshöfe hörte, scheint sogar schon für die Ermordung anderer Personen das Wort „suicider“ zu brauchen. J'ai suicidé ma maitresse, sagte neulich ein Soldat, welcher vor den Schranken eines Pariser Kriegsgerichts erschien. In Paris sind solche Fälle, denen dabei ein gewisser Hauch der Romantik eigen wäre, äußerst selten; dagegen macht es einen widerlichen Eindruck, zu sehen, wie häufig Soldaten und Grisetten, heruntergekommene Schauspieler und ausgediente Modistinnen die Tragik parodiren, indem sie bei einer Flasche Champagner, eine Cigarre im Munde, sich „gegenseitig selbst morden,“ weil der letzte Francs in in die Hände des Kellners gewandert ist. Weder Melancholie, noch Blasirtheit, auch nicht die Leidenschaft edler Naturen ist hier das innere Motiv zur That, sondern jene Frivolität der Lebensanschauung, welche Alkohol und Obcönität als einzige Genien des menschlichen Daseyns betrachtet.

Ein neues Beispiel hierzu liefert der Korporal Rouard in Paris. Derselbe hatte nach Ablauf seiner Dienstzeit sich von Neuem anwerben lassen und beschlossen, die Summe, die er als Stellvertreter bezog, auf möglichst genußreiche Weise durchzubringen. In dieser Absicht suchte er die Bekanntschaft einer jungen Putzmacherin, Denise Herbin, welcher er vorschlug, seine Maitresse zu werden, 1000 Franks mit ihm durchzubringen und demnächst zu sterben. Dieser Vertrag kam auch wirklich Anfangs Dezember zu Stande und wurde in allen Punkten auf das Gewissenhafteste von beiden Theilen erfüllt. Am 9. Januar war der Augenblick gekommen, wo das letzte Geldstück ausgegeben werden mußte; man beschloß, auf dieselbe Art zu sterben, in welcher man die erste Bekanntschaft gemacht hatte, auf einem Tanzboden. Beide Theile schrieben ihren Verwandten Abschiedsbriefe, in welchen sie ihren bevorstehenden Tod anzeigten.

Als man den Tanzboden geschlossen fand, welcher zur Ausführung des Planes bestimmt gewesen war, faßte man einen andern Entschluß. Rouard und Denise Herbin ließen sich bei einem Restaurant ein besonderes Zimmer geben und beschlossen fünf Minuten vor 11 Uhr Abends zu sterben. Ein Souper wird aufgetragen, ein Dolch auf den Tisch gelegt und schließlich, damit jeder Verdacht eines Mordes beseitigt werde, von Denise Herbin ein Schriftstück unterzeichnet, in welchem sie erklärt, daß sie von der Hand ihres Geliebten auf ihren ausdrücklichen Befehl, um gleichzeitig mit ihm zu sterben, getödtet worden sey. Acht Minuten vor 11 Uhr beginnen die Vorbereitungen zum Tode, der Art, daß sich Denise auf dem Sopha ausstreckt und ihre Brust entblößt, um den Dolchstoß zu empfangen. Mit gewissenhafter Pünktlichkeit stößt Rouard in einer und derselben Minute denselben Dolch in die Brust seiner Geliebten, mit welchem er sich nach vollbrachter That durchbohrt.

Beide wurden bald darauf in ihrem Blute schwimmend, wenn auch lebend, vorgefunden, bei Beiden war der linke Lungenflügel tief verletzt. Denise Herbin starb nach zwanzig Tagen, während Rouard wieder hergestellt wurde. Des Mordes angeklagt, erschien er am 11. April vor dem zweiten Kriegsgericht zu Paris. Sein Vertheidiger berief sich auf das Vorhandenseyn eines „gegenseitigen Selbstmordes.“ Mit fünf gegen zwei Stimmen ward Rouard freigesprochen.

Die Lerche und der Sämann.

Sämann dort drunten hinterm Pflug,
Dich wundert wohl mein hoher Flug,
Daß du so sinnend stehest,
Herauf in's Blaue spähest?

Ja, Sämann, wo man pflügt und sät,
Da darf nicht fehlen das Gebet,
Dieweil an Gottes Segen
Gar Alles ist gelegen.

D'rum hab' ich mich heraufgemacht,
Und schmettre durch die blaue Pracht
Ein Loblied, nimmermüde,
Von Gottes Vatergüte.

Glüht auf der Stirne dir der Schweiß,
Dann sing' ich: Segne seinen Fleiß,
O Herr laß alle Saaten,
Laß Obst und Wein gerathen.

So wo man gräbt und pflügt und sät,
Flüg' ich zur Arbeit das Gebet:
Will gern auf Lohn verzichten,
Will nichts von all den Früchten.

Nur so viel Körnlein, als mir noth
Im Winter gegen Hungertod,
Streu für mich arme Kleine
Zum Picken vor die Scheune.

Mannigfaltigkeiten.

[Englische Justiz.] Der Allg. Ztg. wird aus London geschrieben: Vor dem Polizeigerichtshof von Marylebone standen in der vergangenen Woche vier deutsche Knaben aus Bayern, angeklagt, auf der Straße Musik gemacht und hiedurch die Ruhe des Professors Babbage gestört zu haben. Straßenmusik als solche ist nicht verboten, nur sind die Musikanten angewiesen, sich von einem bestimmten Hause zu entfernen, sobald sie vom Inhaber darum ersucht worden sind. Herr Babbage, der schon seit Jahren mit den savoyardischen Dreherglern einen erbitterten Krieg führt und alle Augenblicke sich die Genugthuung verschafft, einen armen Teufel einstecken zu lassen, behauptete nun, daß er dieses Verlangen gestellt und die Knaben erst dann habe verhaften lassen, als sie sich geweigert, seinem Wunsch zu entsprechen. So weit wäre der Fall ein sehr einfacher und würde den Polizeirichter zu einer kleinen Ordnungsstrafe berechtigt haben, im Fall er die zwölfstündige Vorhaft noch nicht für genügend gehalten haben sollte. Die Sache scheint sich jedoch ganz anders zu verhalten. Das Verfahren des Professors empörte die unbetheiligte Nachbarschaft so sehr, daß drei Hausbesitzer auf eigene Kosten einen Vertheidiger für die mißhandelten Knaben aufstellten und selbst vor Gericht erschienen, um auf Eid auszusagen, daß die Knaben sofort aufgehört hätten, zu spielen, nachdem Herr Babbage Dieß verlangt. Die Aussagen des Professors waren ferner so widersprechend, und sein Gedächtniß erwies sich unter dem Druck des Kreuzverhörs so hinfällig, daß jeder Beweisversuch kläglich zusammenfiel. Der Polizeirichter, Herr Mansfield, schien jedoch über solche Kleinlichkeiten erhaben zu seyn. Sein Urtheilsspruch wurde durch eine sehr auffällige Lobrede auf den Herrn Professor, den er die größte mathematische Celebrität Europa's nannte, eingeleitet und motivirt, und die armen Knaben wurden, allen Gegenbeweisen zum Trotz, zu je 40 Sh. Strafe oder einem Monat Gefängnißhaft verurtheilt und, da eine solche Summe natürlich ihre Kräfte übersties, in's Gefängniß abgeführt. Der jüngste, kaum zwölf Jahre alt, brach bei Anhören des Urtheilsspruchs in helle Thränen aus und klammerte sich schluchzend an den Hals seines ältern Bruders. Ein Trunkenbold, der sein Weib halb todt prügelte, wurde neulich von demselben Richter zu 10 Sh. verurtheilt — aber er war ein reicher Mann. Die jeunesse dorée, welche nach ihren Klub-Orgien die Bewohner anständiger Häuser durch Klopfen und Klingeln aus dem Schlafe zu schrecken pflegt, wird gewöhnlich mit einer väterlichen Warnung entlassen — aber es handelt sich um die Söhne von Gentlemen. Wer bekümmert sich um das Schicksal der armen, verlassenen Knaben, die nichts verbrochen haben? Wir glauben kaum, daß der Fall zur Kenntniß der bayerischen Gesandtschaft gelangt ist, da unsere größeren Blätter hartnäckiges Schweigen darüber beobachtet haben. Ein paar schlechte Witze im „Punsch" und ein Privatbrief im „Morning Advertiser" machten uns zuerst darauf aufmerksam, und wir hatten die größte Mühe, einen authentischen Bericht über die betreffenden Polizeiverhandlungen in einem obskuren Winkelblatt aufzufinden. Der erwähnte Korrespondent des „M. Advertiser" sagt: „Wir haben keine Ursache, uns über die Uebergriffe preußischer Behörden zu beschweren, wenn solche Ungerechtigkeiten in unsern eigenen Gerichtshöfen vorkommen."

[Ein neues Gewerbe.] Einer meiner Freunde, ein Journalist, machte voriges Jahr bei einem Besuch in Paris in einer Restauration in der Nähe der Stadt die Bekanntschaft eines hübschen jungen Mädchens, das für eine Arbeiterin ungewöhnlich intelligent und gebildet zu seyn schien. Im Verlauf des Gespräches mit ihr erfuhr er von ihr gleichwohl, sie sey eine Arbeiterin, und erhielt auf die Frage: was für eine Beschäftigung sie betreibe, die Antwort: „Ich bin eine avanceuse d'ouvrages (Fortsetzerin von Arbeiten)." — „Was ist denn das, wenn ich bitten darf?" fragte der Deutsche. — „Jemn, mein Herr," war die Antwort, „Sie wissen ohne Zweifel, daß es eine Menge von Damen gibt, welche alle Arten von feineren weiblichen Arbeiten beginnen: Häkeln, Stramminähen, Perlenstricken u. dgl. m., woran sie Abends arbeiten, wenn der Mann in seinen Klub, sein Kaffeehaus, in's Theater, in die Oper oder an irgend einen andern Ort geht, wohin ihn seine Gattin zufällig nicht begleiten kann oder darf. Nun hat die Dame vielleicht ebenfalls irgend einen Ausgang vor oder eine Verabredung getroffen, welche sie aus dem

Hause führt, sobald der Herr Gemahl den Rücken gewandt hat. Ihre Arbeit wird dann mir gebracht oder ich hole sie ab und besorge sie, und bringe sie am andern Morgen in aller Frühe zurück. Nach dem Frühstück zeigt dann Madame triumphirend dem Herrn Gemahl, wie gewaltig viel sie am vorigen Abend gearbeitet habe, und Monsieur lobt dann ihren Fleiß, und hat nicht die entfernteste Ahnung davon, daß Madame sich einen vergnügten Abend gemacht hat, und daß die sichtlichen Fortschritte der seinen Arbeit von anderen Händen herrühren." „Und Ihre Beschäftigung ist wohl eine sehr einträgliche?" fragte der Deutsche. — „Oh, ich bin zufrieden," erwiderte die Arbeiterin mit einem selbstgefälligen Blick auf ihre einfache, aber hübsche und geschmackvolle Toilette, „ich habe eine ziemlich große Kundschaft und stehe mich ganz gut dabei."

Der am 11. Mai und den vorhergehenden Tag zu Straubing vor dem Schwurgericht zur Verhandlung gekommene Fall bot sehr viel Interesse dar. Es saß auf der Anklagebank der 18 Jahre alte Adolph Schuhgraf, Hauptzollamts-Assistentensohn von Cham, derselbe, welcher seiner Zeit den jungen Karl Garreis, Advokatenssohn von Deggendorf, aus der Erziehungs-Anstalt Metten unter der falschen Vorspiegelung einer Erkrankung seiner Mutter herauslockte und von dessen Vater ein Lösegeld von 3000 fl. in Gold und 100 fl. in Silber mit der Drohung verlangte, wenn dasselbe verweigert würde, seinen Sohn zu erschießen. Da ihm diese Gelderpressung mißlang, so versuchte er bald darauf von dem hochbetagten Pfarrer und geistlichen Rath von Laiblfing, Mathias Zirngibl, Geld herauszulocken, indem er ihm mit vorgehaltener Pistole ein Stück Papier überreichte, worauf 1200 fl. und zugleich ein Eid verlangt wurde, 10 Tage lang Stillschweigen über diesen Vorfall zu halten; unterzeichnet war das Papier — Rosza Sandor. Darüber befragt, was er mit so viel Geld beginnen wollte, antwortete der Unglückliche, daß er nach Amerika auswandern und dort eine Luftmaschine erfinden wollte. Mit den 1200 fl. vom Pfarrer von Laiblfing gedachte er nach Kufstein zu reisen und den Rosza Sandor zu befreien. Das Gutachten der Aerzte lautete dahin, daß Adolph Schuhgraf zwar nicht geisteskrank, jedoch die Disposition hiezu besäße, weßhalb geminderte Zurechnungsfähigkeit angenommen wurde. Adolph Schuhgraf wurde zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Noch ist zu bemerken, daß die Mutter dieses Unglücklichen seit 7 Jahren in einer Irrenanstalt sich befindet, auch eine seiner Schwestern war tobsüchtig und wurde geheilt. Dieser unglückliche junge Mensch, welcher immer mit dem Wahne behaftet war, auf ihm und seiner Familie laste ein Fluch, erregte allgemeine Theilnahme.

[Mechi über Baron Liebig.] In der Sitzung des Zentral-Farmer-Clubs in London am 11. Febr. d. Js. hielt Mechi einen Vortrag über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der englischen Landwirthschaft, aus dem wir folgende Stelle über Liebig entnehmen: „Wenn wir eine genaue Berechnung über die Menge und den Werth der durch Liebig's Entdeckungen mehr produzirten Nährstoffe hätten, so würde die Welt dankerfüllt gegen ihn seyn und ihn als einen großen Wohlthäter des Menschengeschlechts verehren. Die Strahlen seines Genies haben schnell die Dunkelheit verscheucht, die in Betreff der Ernährung der Pflanzen und Thiere in der Landwirthschaft herrschte. Gleich einem großen Zauberer hat er uns gelehrt, Knochen nnd Apatit in Milch, Käse, Hammel- und Rindfleisch zu verwandeln. Er hat uns gelehrt, daß die Erde, auf der wir wandeln, einen unerläßlichen Theil des thierischen und pflanzlichen Gerüstes bildet. In dem vorbeiströmenden Lufthauche entdeckt er das Fett und die Muskeln unserer Leiber. Die längst erschöpften Weiden Cheshire's verdanken ihm erneute Fruchtbarkeit, und jeder Chesterkäse sollte dankbar ein Erinnerungszeichen an ihn tragen. Ein ausgezeichneter Chemiker sagte mir einstens, „er habe all die alten Regeln über den Haufen geworfen," wobei er die alten irrigen landwirthschaftlichen Lehren im Sinne hatte. Liebig hat sie ersetzt durch unvergängliche Wahrheiten. Er hat uns gezeigt, warum eine Messerspitze Guano mit dem großen Dunghaufen rivalisirt. Er hat überzeugend nachgewiesen, daß die Fortschwemmung unserer Sekrete durch unsere Wasserleitungen einer kolossalen Ausfuhr von Korn und Fleisch gleichkommt, ohne daß wir den Werth dafür wieder empfangen. Ich glaube fest an seine Mineraltheorie. Die Landwirthschaft wird in künftigen Zeiten ihm ein Monument zum Gedächtniß errichten, als dem Sir Isac Newton der landwirthschaftlichen Entdeckungen."

[Epilepsie in Folge frühen Tabakrauchens.] Bei dem Mißbrauche, der jetzt häufig von ganz jungen Leuten mit dem Tabak getrieben wird, dürfte nachstehendes Faktum wohl zu würdigen seyn. Den heftigsten Fall von Epilepsie, der mir überhaupt vorkam, sagt der Verfasser eines medizinischen Werkes, beobachtete ich bei einem zwölfjährigen Knaben, der damals schon seit zwei Jahren stark rauchte. Er fröhnte dieser Leidenschaft selbst dann noch, als sich bereits die ersten Symptome seines Nervenleidens zeigten. Bevor man von dieser schädlichen Gewohnheit Kenntniß hatte, wurde der Patient mit einer Menge von Heilmitteln erfolglos behandelt; nur nachdem man ihn gezwungen hatte, das Rauchen gänzlich aufzugeben, gelang es, seine epileptischen Anfälle zum Schwinden zu bringen.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 123 Donnerstag, 23. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Diese mit plötzlicher Kälte gesprochenen Worte des Edelmanns erschütterten die Gräfin; sie glaubte darin ein Mißtrauen gegen sich wahrnehmen zu müssen. Ihr Stolz empörte sich dagegen und gewann die Oberhand. Mit fester Stimme, und sich in ihrer ganzen Würde aufrichtend, gab sie zur Antwort:

„Niemals, mein Herr, so lange ich der Revolution angehöre, gab es einen Augenblick, daß es der Aufforderung bedurft hätte, meine Schuldigkeit zu thun."

„Gewiß, gewiß nicht, meine Gnädige! Pardon! Ich bin erhitzt, ich komme aus der Schlacht!" fiel ihr der Pole mit einer tiefen Verbeugung ins Wort. „Sehen Sie, der Gefangene hier ist in Ihrer Gewalt. Jedenfalls ist er nur das elende Werkzeug einer Person, welche bisher das höchste Vertrauen unserer Genossen theilte. Aber Sie werden ihn auszuforschen wissen und unserer Rache überliefern, während ich eile, um keinen Augenblick länger, dieses Elenden willen, am Kampfe einzubüßen. Es lebe Polen!"

Der Edelmann machte einen eleganten militärischen Gruß, und seinen Kameraden mit fortziehend, verließen Beide stürmisch den Saal. Im raschen Galopp hörte man bald darauf das Piquet Ulanen vom Schlosse sprengen.

Die Gräfin, noch betroffen und gedankenvoll, hatte nicht sogleich ihren vorigen Platz verlassen.

„Unmöglich!" rief sie nach einer Pause aus, „es wäre mir unmöglich, daran zu glauben, wenn ich den sichersten Beweis nicht in der Hand hätte! Er ist es, der uns verrathen hat! und dennoch, wie kommt es, daß das Schloß vom Feinde umzingelt ist, während der Spion mit seinem Anschlage das preußische Lager noch nicht erreicht hatte? Die Feinde sind von einer Seite eingefallen, wo die sicherste Ortskenntniß nöthig war, um sie dahin zu führen. O, gewiß! Auch dorthin wird der Baron gewirkt haben! Warum ist er seit gestern verschwunden? Wie ich ihn hassen und verabscheuen muß!"

Ihre Blicke flogen nach jener Seite hin, wo der Gebundene lag.

„Wenn das Geheimniß nicht zwischen mir und ihm allein bliebe!" fuhr sie flüsternd fort, indem sie jener Seite zuschritt. Sie betrachtete spähend den noch immer regungslosen Wesley, ohne, von einem gewissen Abscheu gegen ihn erfüllt, ganz in seine Nähe zu treten.

„Hat der fürchterliche Stoß des Edelmanns ihn getödtet," fragte sie sich zitternd, „oder athmet er noch?"

Noch ehe die Gräfin eine Ueberzeugung erlangte, ob der Gebundene, der mit dem Gesicht gegen die Wand lag, noch am Leben sey, drang ein wildes Geschrei von vielen Stimmen auf dem Hofe in den Korridor. Der Tumult schien sich schnell gegen den Saal zu kehren, das Handgemenge drängte sich schon vor ihrer Thür zusammen. Die Säbel klirrten und wurden mit heftigen Schlägen gegen einander geführt."

Die Gräfin hörte aufs Neue das entsetzliche Wort „Verrath! Verrath!" von allen Seiten rufen. Die Stimme des Barons schlug plötzlich an ihr Ohr. Er war es, der am lautesten jene Worte ausrief, welche die Gräfin in die höchste Erschütterung versetzt hatten.

Die hohen Flügelthüren des Salons flogen in diesem Augenblicke gewaltsam geöffnet auseinander. Eine Frau stürzte in den Saal, athemlos mit glühenden Blicken. Ueber ihr bleiches Gesicht perlten aus einer erhaltenen Wunde unter dem schwarzen aufgelösten Haar helle Blutstropfen hervor. Sie warf einen fieberhaften Blick auf die Gräfin; schnell jedoch wandte sie sich wieder dem Jünglinge zu, der ihr auf dem Fuße folgte, der sie gegen die nachdringende die Säbel über ihr schwingende Schaar, an deren Spitze der Baron stand, vertheidigte. Kräftig umschlang sie mit ihrem Arm den Jüngling und zog ihn zu sich heran und in die Nähe der Gräfin.

Der Baron erschien in der Thür. Mit raschem Schritt trat er hinter dem Jünglinge, mit welchem er selbst bis auf der Schwelle kämpfte, in den Saal. Beim Anblicke der Gräfin senkten sich alle Schwerter.

„Jetzt haben wir sie lebendig!" rief der Baron den Insurgenten zu, die den Korridor anfüllten und in ungestümer Hast in den Saal dringen wollten, um das verfolgte Paar zu erreichen. „Halt! Geduldet Euch! Sie werden nicht entkommen! Die Verräther sind Eurer Rache und des Todes gewiß, dafür bürge ich Euch. Ich habe mit der Gräfin zu reden, Ihr müßt bis dahin auf Eure Posten zurückkehren. Die sechs Vordersten

von Euch bleiben als Wache an der Thür und zu meinem Befehle zurück.

Der Baron schloß die Saalthür wieder.

„Gräfin," fuhr er dann gegen diese hervortretend fort, „es ist mir erst in dieser Stunde vergönnt gewesen, von dem mir ertheilten Befehl im Schlosse Gebrauch zu machen. Sie sehen, wie ich mein Amt beginne: ich stelle Ihnen sogleich ein paar Verräther unter die Augen, welche uns die voraussichtlichste Niederlage durch den Einfall der Preußen von dem Weinberge aus bereitet haben. Die Entdeckung und Habhaftwerdung dieser beiden Verräther dort trägt auch demnach lediglich die Schuld an der Verzögerung meines persönlichen Erscheinens. Ich glaube mich hiermit genügend vor Ihnen gerechtfertigt zu haben, und werde im Namen unserer edlen Nation den augenblicklichen Tod jener beiden Spione befehligen, welche sich beim Anscheine nach in Ihrer Nähe aller Fährlichkeiten überheben glauben."

Die Gräfin, bei dem Anblicke des Barons von Zorn entflammend, schleuderte ihm einen wilden Blick des Hasses zu.

„Sie verlangen den Tod der Verräther," rief sie aus, „ich ermahne Sie daran, daß Sie hiermit den Stab über Ihr eigenes Haupt brechen!"

Der Baron zuckte heftig zusammen. Die Blicke der Gräfin sprachen ein so drohendes Rachegefühl gegen ihn aus, daß er sich sagen und bewußt werden mochte, seine Handlungsweise sey keine verborgene mehr. Er sah voll Scheu und Furcht umher, als ob er erwarte, seinen Ankläger hervortreten zu sehen. Da er weder Wesley, der ganz abseits lag, noch ein anderes ihm auffallendes Zeichen gewahr wurde, kehrte seine Keckheit augenblicklich zurück.

„Ich bin erstaunt," erwiderte er, „wie Sie, Gräfin, den Pfeil der Anklage, ich möchte, dem Ausdrucke ihrer Augen nach, sagen den vergifteten, gegen mich richten können! Die Ueberraschung, der Schreck, trug vielleicht dazu bei, Sie in Verwirrung zu setzen. Jene Frau und jener junge Bursche, ich wiederhole es Ihnen, haben die Preußen über die Sümpfe geführt, sind mit ihnen in den Hof eingedrungen, und so eben, als die Preußen das Hauptportal stürmten, stürzten Beide hinter ihnen in das Gebäude. Die Frau geberdete sich wie eine Wahnsinnige, sie schrie nach ihrem geraubten Kinde Konstanze, gab sich für die Mutter derselben aus und mit Gewalt, von dem tollkühnen Burschen beschützt, drangen sie in der That bis hierher."

„Ein Einziger gegen zehn Memmen und Verräther!" rief die Gräfin mit Hohn. „Die beiden Verfolgten sind Ihre Feinde, ich selbst bin Ihre Feindin geworden, und daher stehen der Jüngling und seine Begleiterin unter meinem Schutze. Kein Haar soll ihnen gekrümmt werden, so lange dieses Schloß das meinige ist und worin ich jetzt noch herrsche, ganz allein herrsche!"

„Machen Sie ein Ende," lachte der Baron. „Hüten Sie sich, Verräther in Ihren Schutz zu nehmen, oder ich öffne die Thüren und meine Leute sollen das Strafgericht vollziehen, zu welchem Sie unfähig sind."

„Elender," rief die Gräfin, „Sie wagen es noch, eine Drohung gegen mich auszustoßen, und dort liegt das Werkzeug Ihrer Verrätherei zu unseren Füßen! Blicken Sie dorthin, kennen Sie den Gefangenen, Ihren Vertrauten, welcher aus dem preußischen Lager hier eingeführt wurde?"

Der Baron folgte mechanisch der Hand, mit welcher die Gräfin nach Wesley deutete. Dieser hatte sein Gesicht umgewendet; der Gebundene lebte. Der Baron erkannte ihn sogleich und erblaßte.

„Sie werden bleich," fuhr die Gräfin mit erbittertem, triumphirendem Hohne fort; „bleicher als dieses Papier, worauf Sie sich selbst zum Verräther Polens gebrandmarkt haben!"

„Sie schleuderte das Dokument, welches sie von dem Edelmanne empfing, zu seinen Füßen.

Der Baron beugte sich schnell danach und hob es auf. Seine Lippen schlossen sich krampfhaft; er zerknitterte die Schrift.

Dann herrschte eine Pause in dem Saale, nur unterbrochen von dem Getöse des Kampfes im Innern des Schlosses.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Aumale als Präsident des englischen Unterstützungsfonds für Schriftsteller.

Am 15. Mai Abends, ward in der Freemasons Tavern in London der 72ste Jahrestag der Gründung des „Royal Literary Fund" (zur Unterstützung von verdienten Schriftstellern aller Nationen) durch ein Bankett gefeiert, bei welchem der Herzog von Aumale den Vorsitz führte, und unter andern der Graf von Paris, der Herzog von Chartres, der Prinz de Condé, der Graf d'Eu, der belgische Gesandte, Lord Stratford, Lord Shrewsbury, Disraeli, Pakington, Graf Platen, Sir Rod. Murchison, Sir Henry Rawlinson, Hr. Monckton Milnes, Thackeray u. s. w. als Gäste erschienen waren. Der Vorsitzende, der mit lautem Beifall empfangen wurde, brachte den herkömmlichen Toast auf die Königin und das ganze königliche Haus mit den wärmsten Worten aus. „Ich habe kein Recht," sagte er unter Anderem, „dieß in Ausdrücken zu thun, deren sich ein loyaler Engländer bedienen würde; doch darf ich wohl sagen, daß Niemand mehr Achtung und Hingebung für Ihre Königin besitzen kann, als ich. In ihr erblicke ich die Verkörperung Ihrer edeln freien Institutionen, in ihr die Souveränin eines Landes, das meinem eigenen Geburtsland in Freundschaft verbündet ist, und hoffentlich bleiben wird (Beifall), das allen

Verbannten eine Zufluchtsstätte bietet, ohne ihnen erniedrigende Bedingungen aufzuerlegen, und ohne mehr von ihnen als die Beobachtung der Landesgesetze zu verlangen. Ich bewundere in Ihrer Königin die vorzüglichste aller Frauen, denn ich hatte selbst wiederholt Gelegenheit, ihr außerordentliches Zartgefühl zu bemerken, das unter so hochgebornen Personen eben nicht gewöhnlich angetroffen wird." (Beifall.) Nicht minder herzlich sprach der Prinz vom Prinzen-Gemahl, und nachdem die obligaten Toaste auf Heer und Flotte getrunken worden waren, brachte er den eigentlichen Trinkspruch des Abends aus: „dem Gedeihen des literarischen Unterstützungsvereins." Folgendes ist der Hauptinhalt seiner Rede:

„Ich weiß, daß ich die Ehre hier den Vorsitz zu führen nicht meinen Verdiensten, sondern Ihrer Freundlichkeit verdanke. Ich mache keine Ansprüche darauf mit Ihrer Literatur vollständig vertraut zu seyn, aber was ich davon weiß, verdanke ich zwei Umständen. Ich wurde von einem Vater erzogen, der selbst als Verbannter den Schutz dieses Landes genoß, und der Ihr Land und dessen Literatur gekannt und geliebt hat, wie nur je ein Fremder. (Hört.) Ich denke daran, wie er in meinen Kinderjahren, als wir ruhig und glücklich in Neuilly lebten, uns Kindern oft Scenen aus Shakespeare vorlas und erklärte. Das war meine erste Bekanntschaft mit der englischen Literatur. Als ich heranwuchs, war schon in Frankreich der Sinn für englische Literatur stark entwickelt. Shakespeare wurde eifrig gelesen, übersetzt und gespielt, seine unsterblichen Dramen boten unsern Malern und Bildhauern willkommene Stoffe zur Behandlung. Ich selbst habe in der Schule gar oft Walter Scotts „Ivanhoe" oder „Old Mortality" verstohlen gelesen, statt irgend einer gelehrten Vorlesung zu lauschen, und seit jener Zeit haben Romane wie „Vanity fair," „David Copperfield," „Coningsby" und „My Novel" auf dem Kontinent eben so viele Leser gefunden, wie Alexander Dumas und George Sand. Wollte ich, meine Herren, eine vollständige Uebersicht Ihrer modernen Literatur geben, dann müßte ich von Ihren Geschichtschreibern, Dichtern, Theologen, Philosophen und wissenschaftlichen Schriftstellern sprechen. Doch wäre ein derartiger Versuch von meiner Seite anmaßend und lächerlich. Lieber will ich bei einigen Zweigen Ihrer Literatur verweilen, die mir am geläufigsten und im Ausland am bekanntesten sind: der parlamentarischen Beredtsamkeit und der Zeitungspresse. Wohl weiß ich, daß erstere von Vielen nicht in die Klassifikation der verschiedenen Literaturzweige aufgenommen wird. Meiner Meinung nach mit Unrecht, und ich halte den der französischen Akademie gemachten Vorwurf, daß sie den Veteranen der Kammer bei ihren Neuwahlen oft zu großen Vorrang eingeräumt habe, für ungerechtfertigt. Demosthenes und Cicero haben durch ihre Reden mit zu dem Schönsten beigetragen, was die Literatur Griechenlands und Roms aufzuweisen hat, und schwerlich wird sich ein Engländer finden, der behaupten würde: es seyen die Reden eines Bolingbroke, Fox, Burke, Canning oder Peel nicht unter die großen Geisteswerke seines Vaterlandes aufzunehmen. (Hört.) Ich will nicht die Namen Ihrer heute lebenden großen Staatsmänner zitiren, doch die eine Behauptung wage ich auszusprechen, daß sie im Vergleich mit den Alten nichts eingebüßt haben. (Beifall.) England — ich weiß es — besitzt nicht das ausschließliche Privilegium, geschickte Redner zu bilden, und wenigstens ein Land könnte ich nennen, das in meinem Herzen die erste Stelle einnimmt, und das sich rühmen kann, Redner zu besitzen, die, wenn auch leider jetzt auf halbe Pension gesetzt (Heiterkeit), in Anzahl und Größe den Rednern keines anderen Landes nachstehen. (Beifall.) Auch bin ich überzeugt, daß sich in den anderen oder mehr weniger jungen parlamentarischen Versammlungen des Festlandes große Rednertalente herausgebildet haben oder herausbilden werden. Ihnen aber, meine Herren, ist das Glück zu Theil geworden, oder ist es als Frucht Ihrer Weisheit beschieden gewesen, daß Sie fortwährend und ununterbrochen seit einer langen Reihe von Jahren wahre Repräsentativinstitutionen genossen, deren Segnungen dem Ton Ihrer Redner einen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt haben: Humor ohne Frivolität, praktischen Sinn ohne Beimischung von Frivolität, Beredtsamkeit ohne rhetorische Schwulst, mit einem Wort eine für den modernen Parlamentarismus als Muster aufzustellende Rhetorik. Dasselbe gilt von Ihrer Zeitungspresse. Ich weiß, daß ich jetzt ein zartes Thema berühre, doch will ich mich befleißen, innerhalb gewisser Schranken zu bleiben. Freiheit ist die erste Bedingung für die Entwicklung einer guten Tagespresse. Ich will damit nicht gesagt haben, daß sie in allen Ländern vollkommen unbeschränkt oder gleichen Gesetzen unterworfen seyn solle, denn dieß hängt von verschiedenen Bedingungen ab. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß die freieste Presse oft Fehlgriffe macht, Unrecht thut und die öffentliche Meinung irre führt; aber vollkommen ist nun einmal nichts auf Gottes Welt. Einst sprach ich über diesen Gegenstand mit einem berühmten, allgemein geachteten, liberalen, aber gemäßigten Staatsmann meines Vaterlandes, dem Herzog v. Broglie, und dieser faßte, nach längerer Erörterung, seine Ansicht in folgenden Worten zusammen: „Ich bin darauf gefaßt, ehrliche und gute Männer zuweilen verläumdet zu sehen, vorausgesetzt, daß früher oder später dem Schlechten vom Ehrlichen die Maske zuverlässig vom Gesicht gerissen wird." Ich meinerseits behaupte, daß eine wahrhaft freie Presse fast immer die Gedanken und Gefühle der Mehrheit des Landes wiederspiegelt, und daß diese unter zehn Fällen neunmal sich dem besten und weisesten Wege zuwendet. Die Presse übt auf die Exekution eine stimulirende und gleichzeitig restriktive Gewalt, die sich bis in die untersten Verwaltungsschichten fühlbar macht. Ich selbst war einmal Staatsdiener, und weiß

aus meiner eigenen, leider nur zu kurzen Erfahrung, daß das Pflichtgefühl durch nichts so sehr geschärft wird, als durch das Bewußtseyn, daß seine Haltung, seine Maßregeln und Schritte von seinen Landsleuten gekannt und — nicht immer in liebevollster Weise besprochen werden. Vom literarischen Standpunkte betrachtet, ist die Presse ebenfalls nur dann von wahrem Werthe, wenn sie wahrhaft frei ist. Ich weiß, daß Preßfreiheit in größerem oder geringerem Grad auch in andern europäischen Staaten besteht, doch wurde sie durch mannigfache Umstände und Veränderungen abwechselnd so apatisch und dann wieder so fieberisch aufgeregt, daß sie oft in schlechte Bahnen einlenkte, oder doch verhindert wurde, das Gute zu erstreben, wie es ihr sonst möglich gewesen wäre. Niemand wird läugnen, daß festländische Journalisten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und einen Grad von Takt, ja oft von Muth an den Tag legen, der ihnen sehr zur Ehre gereicht. Doch kann die freie Luft, die in diesem glücklichen Lande weht, durch nichts ersetzt werden, und wir wollen nur hoffen, daß sie sich eines Tages auch über das übrige Europa ergieße. Kein Familienglück, kein Erfolg anderer, kein Ereigniß welcher Art immer, wird diese meine anerzogene Ansicht jemals zu ändern vermögen, und mit dem großen römischen Geschichtsschreiber will ich an dem Wahlspruch festhalten: „Potior periculosa libertas quieto servitio.“ Dem Ausländer, meine Herren, werden Sie es hoffentlich verzeihen, daß er bei diesem Thema länger vielleicht als billig verweilte, doch ich weiß, daß dieser Verein keine speziell englische, sondern literarische, vor Allem wohlthätige und kosmopolitische Zwecke verfolgt. Es gibt keine öffentlichen Preise an verdiente Schriftsteller, aber er unterstützt im Stillen, ohne Erniedrigung für den, der seinen Beistand empfängt. Sie helfen dem jungen kämpfenden Talente, Sie unterstützen den Greis, dem am Abend seines Lebens die Kraft des Wirkens schwindet, seine Wittwe, seine Angehörigen mit gleicher Vorsorge. Sie beschränken Ihren Wirkungskreis nicht auf diese Inseln, sondern suchen in allen Theilen der Erde diejenigen auf, die Ihres Beistandes würdig sind. Ich spreche hier Thatsachen aus, denn heute erst, als Vorsitzender dieses Mahles, habe ich das Vorrecht genießen dürfen, in Ihren Büchern zu blättern, die sonst Jedermann verschlossen sind, und nur auf Eines, das ich in ihnen gefunden habe, will ich hindeuten: daß dieser Verein es war, von dem Chateaubriand die erste geheime Unterstützung erhielt, die es ihm vielleicht möglich gemacht hat, das zu werden, was er geworden ist. Genug an diesem Beispiele. Ich trinke auf das Wohl des Vereins und seines Präsidenten, des Marquis v. Landsdowne.“

Diese von allgemeinem Beifall unterbrochene Rede wurde durch Herrn Disraeli beantwortet. Außerdem sprachen noch Milnes, Thackeray, Antony, Trollopy, Chaillu, Sir Rod. Murchison, Sir J. Pakington, Lord Stratford und der belgische Gesandte. Gezeichnet wurden an 900 Pfd. St..

Mannigfaltigkeiten.

Aus Dresden schreibt man: Der Major Serre ist bereits von mehreren Schillerloosinhabern bei dem Gerichtsamte in Dresden verklagt worden, weil die den Klägern zugefallenen Schillerloosgewinne nicht den Kaufpreiswerth haben. In diesen Tagen steht der erste Termin an. Sollte die Entscheidung für den Major Serre ungünstig ausfallen, so dürfte sich die Zahl der Kläger bedeutend vermehren. Doch müssen wir bezweifeln, daß die Schädenansprüche gegen den Major Serre sich rechtlich durchführen lassen, der an sich nur Mitglied des Hauptvereins war.

In Wien wurde am vergangenen Sonntag zum Erstenmale von einem Manne ein kleiner grünangestrichener Handwagen mit der Aufschrift: „Erster Wiener Erfrischungswagen“ durch die Straßen geführt. Von diesem Wagen aus werden dem Publikum Limonade, Himbeerwasser und Gefrornes angeboten. Von letzterer Süßigkeit kostet die einzelne Portion sammt Tasse und Löffel zehn Neukreuzer. Die letzteren Gegenstände sind nämlich auch von Zucker und gewähren daher den Vortheil, daß sie sammt der damit servirten Eisportion verspeist werden können.

Charade.

(Viersilbig.)

Im Ganzen sind dreimal drei Zeichen enthalten,
Die, wenn Du je dreie zu Silben vereint,
Sich also dem Auge und Ohre gestalten,
Daß Gleiches ertönet und Gleiches erscheint;
Wo Du auch beginnest und wo Du auch endest,
Und ob Du zur Rechten — zur Linken Dich wendest.

Doch willst Du versuchen, mich einfach zu trennen,
So wirst Du gedenken vergangener Zeit,
Vergänglichen Ruhms, wenn die Letzten Dir nennen
Den Namen, dem dort einst das Wunder geweiht,
Das Staunen erregte in seltsamen Tönen,
Wo grausam die Ersten der Willkür nun fröhnen.

Das Ganze hat einstens viel Völker zum Kriege
Geführet, zum langen, durch Sänger verklärt;
Doch als er zurückkam vom blutigen Siege,
Da hat sich ein alter Fluch ihm bewährt:
Geschleudert auf ein verruchtes Geschlecht,
Das schrecklich gefrevelt am göttlichen Recht.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 124 Freitag, 24. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Während die Gräfin wie der Baron von einander das erste Wort erwarteten und im Wechsel feindseliger Blicke sich gegenüberstanden, kniete zur Seite der Gräfin in einiger Entfernung jener Jüngling, und auf seinen Knien ruhte das Haupt der ohnmächtig am Boden liegenden Frau.

Wir erblicken in dieser Gruppe Raimund und seine Mutter Gabriele Valentin wieder.

Raimund, zärtlich besorgt um seine Mutter, schien nichts von Allem zu wissen, was um ihn vorging. Er suchte die Wunde zu verbinden, die sie an der Stirn durch einen Säbelhieb erhalten hatte. Er hauchte auf Athemzüge, welche kaum vernehmbar über die Lippen der Ohnmächtigen wehten.

Der Weg, auf welchem Beide hierher gelangten, war derjenige, wie der Baron ihn angab. Seitdem sie von Philibert nach ihrer Abreise aus S . . . in dem offenen Gefechte der Insurgenten und Preußen getrennt wurden, blieben sie unter dem Schutze der Letzteren. Gabriele, welche im Gasthause zu S . . . die Entdeckung jenes mörderischen Ueberfalles der Polen machte, vernahm zugleich in derselben Nacht aus dem Munde der in ihrem Zimmer verkehrenden Falschmünzer die Kunde von der Konzentrirung der Polen an der Warthe und dem Hauptsitze des polnischen Kommando's im Schlosse Lysa. Sie machte dem preußischen General hiervon Angabe, und da eine Erstürmung des feindlichen Lagers bereits im Operationsplane der Preußen lag, sollte zugleich eine Besetzung des Schlosses vorgenommen werden. Raimund besaß eine genaue Bekanntschaft der Oertlichkeiten des Schlosses, da er während seines Aufenthalts auf dem deutschen Gute öfters in Aufträgen zur Bebauung der Sümpfe abgeschickt worden war. Er unternahm es, die Preußen von hier aus in den Hinterhalt zu führen, aus welchem sie, wie wir gesehen haben, mit so glücklichem Erfolge hervorbrachen, gefolgt von Gabriele und Raimund, welche Konstanze im Schlosse zu finden hofften.

Der Baron war zu dieser Stunde, die er für die Ausführung seines Anschlags für reif hielt, zum Vorschein gekommen. Wider Erwarten sah er schon das halbe Schloß erstürmt. Er war der Erste, welcher das Wort Verrath! erschallen ließ, als er Gabriele und Raimund aus den Reihen der Preußen in das Schloß dringen sah. Er erkannte Raimund, den von ihm zu seinem Verbrechen in Sch . . . mißbrauchten und ihm daher zu jeder Stunde gefährlichen Mitwisser sogleich wieder. Gabriele, seine Schwägerin, die er im Saale der Wandow'schen Erben zu Breslau durch sein Giftpulver beseitigt zu haben glaubte, schien ihm freund, da ihre Züge durch den Schmerz sehr umgewandelt waren. Dennoch konnte er nicht zweifeln, daß sie es sey, da sie mit dem Rufe nach ihrem Kinde Konstanze in das Schloß stürzte. Die Beseitigung, der Tod Beider inmitten dieses Kampfgewimmels, gab ihm den ersten Gedanken ein, sie als Verräther den Säbeln der Insurgenten preiszugeben. Alsdann erschien ihm die Gelegenheit die günstigste, indem er sich für überzeugt hielt, daß die Preußen Sieger bleiben würden, selbst den Verrath zu verkünden, der hier offenbar durch den Einfall des Feindes vorlag und dadurch allen Verdacht von sich abzuwenden.

Die Gefangennahme Wesleys, sein eigener Anschlag in den Händen der Gräfin traf ihn jedoch hier im Saale wie ein Donnerschlag. Der Baron fähig, den erniedrigendsten Schimpf mit frecher Stirn zu tragen, erholte sich indessen bald von seiner Bestürzung in dem festen Vertrauen an die Niederlage der Polen, und daß er jederzeit die Kraft haben müsse, sich der Gräfin, einem Weibe gegenüber, zu behaupten.

„Sie erwarten," begann die Gräfin endlich, den Baron mit stolzen Blicken messend, „daß ich beginne. Ich werde dieß nur thun, um Ihnen zu sagen, wie tief ich Sie verachte, wie schwerzlich ich es bereue, mich durch Ihre Annäherung entwürdigt zu wissen. Sie sind unwerth des Namens, den Sie tragen, das Einzige, was Sie besessen haben. Sie sind kein Osinsky mehr! Nur die Person eines niedrigen Verräthers steht vor mir, der sich selbst sein Urtheil, danach ihm geschehen soll, gesprochen hat!"

„Zügeln Sie sich, Hedwig," unterbrach sie der Baron, „nehmen Sie den Zeitpunkt wohl wahr zu bedenken, daß Ihre große, Ihre erhabene Rolle ausgespielt ist. Sie haben keine Loose mehr zu vertheilen. Steigen Sie herab, von dem künstlichen Gerüste Ihrer

Luftschlösser, ich gebe Ihnen noch Zeit dazu, ehe Sie mit ihnen völlig zusammenstürzen. Im andern Falle, wenn Sie eigensinnig verharren, werde ich gehen und ihren Anhängern sagen, daß Sie Verräther unter Ihre schützenden Flügel nehmen. Ich werde bekannt machen, daß Sie den Verrath begünstigen, weil Sie sich fürchten, wie ein ohnmächtiges Weib sich nur fürchten kann, sobald es Blut fließen sieht; daß Sie lieber um jeden Preis Ihr Leben versichern, als Polen die letzte Ehre geben wollen. Ich werde Sie in dieser Art mit Erfolg zu entlarven wissen. Und damit Ihnen schließlich klar werde, wie wenig ich ferner Ihre Anklage zu fürchten habe, gebe ich Ihnen Ihr Beweisstück, Ihr Dokument hiermit zurück. Alle Welt mag es lesen."

Der Baron hatte das Schriftstück in tausend kleine Stücke zerrissen und durcheinandergeballt. Spöttisch lachend warf er es der Gräfin entgegen.

Die Beantwortung dieser Verleumdungen des Barons, zu welcher sich die Gräfin mit hocherglühter Stirn anschickte, wurde durch immer heftigeres Lärmen vor dem Saale, durch ein grelles Trompetengeschmetter vor dem Schlosse unterbrochen.

Nach wenigen Augenblicken wurde gegen die Saalthür gepocht. Der Baron sprang hinzu und öffnete.

Mehrere polnische Offiziere traten schnell herein.

„Was ist geschehen, was führt Sie in dieser Aufregung hierher, meine Herren? Was bedeutet dieser Lärm von allen Seiten?" nahm die Gräfin in fieberhafter Spannung das Wort. „O, ich glaube in Ihren Mienen lesen zu müssen, daß wir verloren sind!"

„Wir haben unser Leben nicht geschont," erwiderte der erste der Offiziere, „aber wir werden es verlieren. Die Preußen dringen in Uebermacht über die Höhe in das Schloß. Jener Trompetenschall, den Sie vernehmen, gehört preußischen Parlamentären an. Sie fordern eine friedliche Uebergabe oder Erstürmung des Schlosses. Wir sind gekommen, edle Gräfin, um Ihren Befehl darüber zu hören. Das Schloß, mag es stehen oder fallen, gehört unserer Vertheidigung, und wir selbst gehören nur Ihnen an."

Die Offiziere schwangen zu Ehren der Gräfin ihre Säbel in die Höhe.

„Meine Herren," gab sie zur Antwort, „ich sehe, von welcher edlen Begeisterung Sie unter der höchsten Gefahr ergriffen sind. Ich theile dieselbe, und mein Rath und mein Wunsch kann nur der aller Edlen Polens seyn, welche sich in diesem Hause befinden. Wir kämpfen um die Freiheit, und in diesem Kampfe gibt es keinen Frieden, sondern nur den Sieg oder den Tod! Bringen Sie den Parlamentären diese Nachricht!"

Die Anrede der Gräfin wurde mit einem enthusiastischen Hurrah! der Offiziere aufgenommen.

Ihr Ruf war im Saale noch nicht verklungen, als eine furchtbare Katastrophe Schreck und Entsetzen im ganzen Schlosse verbreitete. Sprachlos, erschüttert stand man sich gegenüber. Der Kampf war verstummt: Jeder hielt seinen Untergang durch einen unheilvollen Anschlag für gewiß.

Ein vulkanähnlicher Donner stieg aus dem Boden, der hinter dem Schlosse sich erhebenden Weinberge, und eine ungeheure Rauchsäule brach, mit ungestümer Kraft in die Höhe wirbelnd, daraus hervor. Sprühend wie ein Krater schossen blutrothe Flammen aus der Erde, und losgerissene Stein- und Erdtrümmer wurden weit umhergeschleudert. Das Schloß, der ganze Umkreis erzitterte unter den Stößen der Explosion. Fenster, Thüren und Mauern stürzten krachend zusammen; die schwarzen Dampf- und Rauchwolken verbreiteten sich in Massen und hüllten die Höfe und das Schloß in undurchdringliche Finsterniß.

Die starken Mauern der Kapelle am linken Flügel des Schlosses waren gleichfalls gebrochen und theilweise zertrümmert. In einem kurzen Zwischenraume wiederholte sich die Explosion nach ihrem ersten fürchterlichen Ausbruche; ein reicher Zünd- und Nahrungsstoff schien in der Erde, aus welcher sie hervorging, vorhanden zu seyn. Der Kapelle drohte ein gänzlicher Zusammensturz.

Wir wissen, daß Philibert und Konstanze sich in derselben befanden. Wesley hatte bei seiner Entfernung die Pforte verschlossen und Beide, wie auch die Falschmünzer, blieben in dem unterirdischen Gewölbe ihrem Schicksal überlassen, zu dessen Betrachtung wir uns noch auf einige Augenblicke nach jener Kapelle zurückwenden müssen.

In der Lage, in welcher Philibert sich befand, als er die Spur Konstanzens verfolgend, in die Kapelle geführt wurde, nahm er natürlich nicht sogleich Bedacht auf eine ungefährdete Rückkehr. Sobald er die Pforte in das Schloß fallen hörte, verließ er sein Versteck hinter dem Postament. Der Mondschein spendete durch die Fenster so viel Licht, daß er die Oertlichkeit im Innern der Kapelle erkennen konnte. Er ging den hinteren Nischen zu, um die Gegend zu durchforschen, aus welcher er Wesley hatte kommen sehen.

Ehe er die Seitennische erreichte, vernahm er leise Klagetöne, welche einer menschlichen Stimme angehörten, und sich umwendend, hörte er deutlich, daß sie aus der großen Altarnische hervordrangen. Er näherte sich der Stelle und sah eine weibliche Gestalt auf den Stufen des Altars. Sie hatte mit der einen Hand das steinerne Kruzifix gefaßt, mit der andern machte sie, als sie Philibert sich ihr näher treten sah, eine heftige Bewegung der Abwehr gegen ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochzeit in Paris.

In der deutschen Kolonie einer östlichen Vorstadt von Paris ereignete sich kürzlich folgender komische Vor-

fall: Ein Arzt, Namens X . . ., der nur in einer Heirath das Mittel zu finden hoffte, sich in den Besitz eines Vermögens zu setzen, lernte bei einem Konzert, die Tochter des Fabrikanten Y . . . kennen, der die Schwäche besitzt, sich gerne für wohlhabender auszugeben, als er wirklich ist und da Herr X . . . hier seine Wünsche zu realisiren glaubte, so bewarb er sich um die Hand des Mädchens, die ihm auch von Vater und Tochter freudig gewährt wurde. Der Tag zur Hochzeit wird bestimmt und da Herr Y . . . in diesem Feste eine günstige Gelegenheit sieht, die Welt im Glauben an seinen Reichthum zu bekräftigen, so wird eine für seine Tochter äußerst kostbare Ausstattung angeschafft und selbe durch acht Tage zur Besichtigung ausgestellt, dem Schwiegersohn jedoch nur eine Mitgift von 15,000 Franken zugesichert, welche er am Morgen des Hochzeitstages bekommen sollte. Diese Vermählung erregte eine ungeheure Sensation in dem betreffenden Quartiere und Viele beneideten den glücklichen Arzt, von dem man glaubte, daß er ein fürstliches Vermögen bekommen werde. Andere aber, die Herrn Y . . . schon längst seiner Prahlerei wegen nicht sehr zugethan waren, machten den Bräutigam aufmerksam, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein schlauer Fuchs und lange nicht so wohlhabend sey, als dieser die Welt glauben machen will und er deßhalb auf seiner Hut seyn möge, um nicht eine Braut ohne Vermögen zu bekommen. Herr X . . . glaubte wohl nicht sehr hieran, aber er nahm sich dennoch vor, nur mit Klugheit zu Werke zu gehen. So rückte der bestimmte Hochzeitstag heran. Eine lange Reihe prachtvoller Wagen stand bereits vor der Fabrik des Herrn Y . . . und in den Salons desselben bewegte sich eine bunte Menge reichgeputzter Damen und Herren. Die Beglückwünschungen waren längst vorüber, die bestimmte Stunde der Trauung bereits abgelaufen, aber — der Bräutigam fehlte noch. Die Braut wurde in ihrer ängstlichen Aufregung bald blaß, bald roth; der Vater sah mit jeder Minute mißmuthiger auf die Uhr und die Mutter mit sehnsüchtigen Blicken zum Fenster hinaus, die Gäste zischelten sich Verschiedenes in die Ohren und manches Mädchen lachte boshaft im Geheimen. Es schlug zwölf Uhr und da die Trauung auf 11 Uhr angesetzt war, so entschloß sich Herr Y . . ., mit dem Zeugen der Braut selbst zu Herrn X . . . zu fahren, um nachzusehen, was diesen veranlassen konnte, so lange zu zögern. Nach wenigen Minuten traten die beiden Herren bei dem Bräutigam ein und waren wie vom Schlage gerührt, denselben im Schlafrocke und mit einem Buche in der Hand auf seinem Sopha liegen und lesen zu sehen. „Ha, was machen Sie denn?“ rief Herr Y . . . dem jungen Arzt höchst aufgebracht entgegen. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie um 11 Uhr hätten zur Trauung kommen sollen?“ „Zur Trauung? Heute?“ sagte dieser befremdet, aber anscheinend ganz ruhig. „Dieß muß ein Irrthum seyn, denn Sie selbst bestimmten, daß ich am Morgen dieses Tages von Ihnen 15,000 Franken zu bekommen habe; da dieß bis jetzt nicht der Fall gewesen, so kann auch von der Trauung keine Rede seyn.“ Das Gesicht des Herrn Y . . . wurde vor Zorn und Scham zinnoberroth; er suchte aber seinen Unmuth zu unterdrücken, um sein Haus und seine Familie vor der Schande zu bewahren, aus der Heirath seiner Tochter im letzten Momente nichts werden zu sehen. Herr Y . . . hatte sein ganzes verfügbares Vermögen bei sich und dieses bestand in 6000 Franken; der Zeuge seiner Tochter gab ebenfalls 2000 Franken dazu, aber der hartnäckige Bräutigam ließ sich noch immer nicht bestimmen, zur Trauung zu gehen, sondern beharrte auf dem Empfang der ganzen Summe, um später den Frieden der Familie nicht zu stören und keine Unannehmlichkeiten zu haben. Herr Y . . . mußte sich bequemen, schnell zu einigen Freunden zu gehen, um sich den fehlenden Betrag zu borgen, und erst, als er die vollen 15,000 Franken seinem Schwiegersohne übergeben hatte, warf dieser seinen Schlafrock ab und stand nun höchst elegant in schwarzer Toilette vor seinem Schwiegervater, dem er nun mit außerordentlicher Höflichkeit folgte. Als sie im Kreise der geladenen Hochzeitsgäste anlangten, herrschte hier bereits eine peinliche Stimmung. Die Braut weinte und die Anwesenden befanden sich in der größten Verlegenheit; daß Erscheinen des Bräutigams aber verursachte sogleich eine freudige Bewegung, da sich dieser mit dem boshaften Witze entschuldigte: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, mein spätes Erscheinen, aber ich bin Arzt und mußte noch vorher einen alten Herrn schröpfen.“ Nun beeilte man sich, so schnell wie möglich auf die Mairie und in die Kirche zu kommen. Braut und Bräutigam standen bereits vor dem Altar und der Priester liest die übliche Formel; er fragt die Braut, ob sie ihrem Manne für immer angehören, Leid und Freud mit ihm tragen und ihm unterthänig seyn wolle. Und diese antwortet schüchtern und mit leiser Stimme: „Ja!“ Hierauf richtete der Priester an den Bräutigam die bedungenen Fragen und als dieser ebenfalls aufgefordert wird, zu antworten, greift er an seine Brusttasche und da er in derselben die bewußten 15,000 Franken fühlt, sagte er mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Ja!“ Die Vermählung wurde beendigt — wie wird die Ehe werden.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die unehelichen Geburten und die Kindersterblichkeit in Bayern im Verhältniß zur Gewerbefrage hat Herr Dr. Vogt in Würzburg die aus statistischen Zusammenstellungen hervorgehenden Resultate veröffentlicht, welche um so mehr Beachtung verdienen, als

gegenwärtig in allen europäischen Staaten das Verlangen nach Freigebung der Gewerbe sich kund gibt und in vielen Staaten, worunter solche, die bis vor kurzer Zeit am meisten die konservative Richtung verfolgten, die Gewerbefreiheit bereits eingeführt ist, ohne daß sich die von Vielen gefürchteten Nachtheile derselben eingestellt hätten. Es ist eine traurige, aber unbestreitbare Thatsache, daß in keinem Lande Europa's so viele uneheliche Geburten vorkommen, als in Bayern. Boudin führt in seinem Werke über Gesundheitspolizei folgende Verhältnisse an: Auf 100 Geburten kommen uneheliche: In Piemont 2, Schweden 6.5, England 6.7, Belgien 6.7, Frankreich 6.7, Preußen 7.1, Dänemark 9.3, Hannover 9.8, Oesterreich 11.3, Württemberg 11.7, Sachsen 14.9, Bayern 20.5. Aehnliche Resultate erhält Schrämli in seinem statistischen Werke. Nach von Herrmann ist das Verhältniß der außerehelichen Geburten zu den ehelichen in Bayern noch ungünstiger und war dasselbe in den Jahren 1835—1844 und 1851—1857 wie 1: 3.77. Der großen Zahl der unehelichen Geburten entspricht die bedeutende Mortalität der Kinder im ersten Lebensjahre. Es sterben nämlich in Bayern durchschnittlich 31 Prozent der Kinder im ersten Lebensjahre, während in Belgien die Sterblichkeit der Kinder dieses Alters nur 14,7 Proz., in England 14.6 Proz., in Dänemark 17.0, in Sachsen 29.0 und in Preußen 25 Proz. beträgt. In letzterem Lande war die Sterblichkeit im Jahre 1856 unter den ehelichen Kindern 18.63 Prozent, dagegen unter den unehelichen 31.24 Prozent. Die von Dr. Escherich aufgestellte Ansicht, daß die Erhebung des Bodens über die Oberfläche des Meeres die größere Mortalität der Kinder bedinge und dieselbe in direktem Verhältniß mit der Höhe der bewohnten Orte stehe, sucht Vogt zu widerlegen, indem er beispielsweise als thatsächlichen Gegenbeweis aufführt, daß im Kanton Zürich in der Schweiz die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahr nur 20 Proz. beträgt, während in dem niedriger gelegenen Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg die Mortalität 40 Prozent beträgt. Es sind vielmehr, glaubt Vogt, die mittelalterlichen gewerblichen Zustände Bayerns, der Umstand, daß ein junger Mann in den Jahren seiner Thatkraft in der Regel keinen häuslichen Herd sich gründen kann, welcher die große Zahl der unehelichen Geburten und die bedeutende Sterblichkeit unter diesen Kindern zur Folge hat. Denn in der Regel werden diese unglücklichen Geschöpfe der Pflege der Mutter entzogen und fremden Personen anvertraut, die aus Gewinnsucht die zarten Geschöpfe übernehmen, die doch der Liebe und Sorgfalt, besonders im ersten Lebensjahre so sehr bedürfen.

Zum Papst kam neulich der gelehrte Archäolog, der mit Ausgrabungen in Ostia beauftragt ist, um Geld für seine Arbeiten zu verlangen. „Ich habe nichts Ueberflüssiges," antwortete der heilige Vater, „denken Sie doch daran, daß ich von Almosen lebe. Ach," fuhr er fort, „ich habe vielen Kummer, aber doch auch manchen Trost. Rathen Sie z. B., was in diesem großen Korbe ist. Es sind die Gaben vieler piemontesischen Geistlichen. Sie sind arm, können nichts geben und haben deßhalb das Gelübde gethan, keine silbernen Schuhschnallen mehr zu tragen, sondern sie mir zu schicken." Der Papst öffnete den Korb, und man sah Tausende von silbernen Schnallen, von denen verschiedene Paare seit mehr als zweihundert Jahren sich in den Familien vererbt hatten.

Der Redakteur des seit Kurzem in Wien erscheinenden „Theaterfreund" Alexander Pann, früher k. k. Offizier, hat sich in der Nacht vom 17. Mai erschossen. Derselbe war noch am Abend vorher im Hofoperntheater, ist um 11 Uhr in heiterster Laune nach Hause gekommen und wurde, als man ihm das Frühstück bringen wollte, todt gefunden. Er lag entkleidet im Bette und hielt das Pistol in der rechten Hand. Die Kugel war durch die linke Brust gedrungen. Den Schuß hat Niemand gehört. Zerrüttete Vermögensverhältnisse sollen die Ursache des Selbstmordes seyn.

Ein Wiener Kleiderhändler kündet seine Waaren im „Volksfreund" also an: „Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen! Alles verkauft billig, — Viele wollen noch billiger verkaufen — aber ich verkaufe am billigsten, ich habe keine Spiegelscheiben, ich habe keine Mahagoni-Einrichtung, ich zahle keine enorme Miethe, ich halte keine Equipage, ich brauche kein Dutzend Kommis und Buchhalter. Alles das kommt meinen Käufern zu gut!"

In Thielt (Belgien) wurde am 3. d. Mts. eine 50jährige Frau verhaftet, die in 5 Wochen, während deren sie zum Zweitenmale verheirathet ist, nicht weniger als 7 wiederholte Mordversuche an ihrem neuen Manne machte. Dreimal warf sie ihn in's Wasser, einmal wollte sie dem Schlafenden unter dem Rufe „Diebe", „Mörder" mit einer Waffe den Schädel einschlagen und dreimal mischte sie Phosphor und anderes Gift in seine Milchsuppe. So erzählt der Brüsseler „Universel".

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 125 Samstag, 25. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Verfolgen Sie mich nicht — nicht weiter!“ brach die Knieende in einen Ausruf unnennbarer Seelenangst aus. „Entweihen Sie diese Stätte nicht, die Eigenthum des Allerhöchsten ist! Was habe ich gethan, daß Sie mich dem Kloster entrissen, mich meiner Mutter geraubt haben und elend machen wollen! Ich flehe Sie an, mich nicht weiter zu verfolgen! . . .“

Philibert, als er die Rede der Verzweifelten vernahm, blieb wie gebannt an dem Altarraume stehen. Er bemerkte sogleich, daß ihn die Verfolgte verkenne, und es unmöglich sey, ihren Irrthum in diesem Augenblicke aufzuheben. Ihre Schlußworte verkündeten ihm genügend, daß Diejenige, die hier am Altare Zuflucht genommen, die längst Gesuchte sey. Freudig stürmte es in seinem Herzen.

„Konstanze!“ rief er, alle Gefahren vergessend, mit Entzücken aus, das von dem Glücke des Wiederfindens ebenso lebendig zeugte, als von seiner Liebe zu dem unglücklichen Mädchen. Die verzweifelte Lage Konstanzens konnte nur das Gefühl seiner Zärtlichkeit vergrößern, und er wäre sicher sogleich zu ihren Füßen gesunken, um sich als ihren, als den treuesten Freund der Mutter zu erkennen zu geben, wenn ihn nicht die beschwichtigende Angst Konstanzens davon abgemahnt hätte, ihre Aufregung durch seine eigene noch mehr zu vergrößern.

„Fürchten Sie nichts, Konstanze! Kein Feind, kein Räuber ist in Ihrer Nähe!“ rief er gedrängt von seinem innersten Gefühl. „Hören Sie auf mich, Konstanze! Legen Sie alle Furcht ab, erkennen Sie mich als Ihren Beschützer, als den Freund Ihrer Mutter und Ihres Bruders. Ihre Mutter, Ihr Bruder, Beide sind nicht mehr fern, wir suchen Sie, Konstanze, wir verfolgen Ihre Entführer. Vertrauen Sie einem Manne, der Sie in die Arme Ihrer Mutter zurückführen will. Wir wissen, welche Mittel man anwandte, um Sie hierher zu bringen. Richten Sie sich auf, fassen Sie Muth und Vertrauen!“

„Nimmermehr!“ entgegnete Konstanze, ohne sich von ihrem Entsetzen zu erholen. „Das sind die Worte der Verlockung, die ich kenne! O, ich habe sie schon oft gehört, oft die Lüge gehört, ich kann nicht mehr daran glauben! Ich habe keine Mutter, keinen Bruder mehr . . . Ihr Blendwerk ist zu Ende . . . Hier, . . . hier allein ist Schutz . . . bei Gott!“

Erschöpft sank Konstanze lautlos auf die Altarstufen nieder.

Die Eindrücke des Schreckens von einer Verfolgung des Barons hatten zu mächtig auf die Sinne Konstanzens eingewirkt, als daß sie in dem plötzlichen Erscheinen Philiberts eine andere Person als den Baron hätte vermuthen können. Philiberts Geständniß seiner Freundschaft enthielt fast dieselben Worte und Versicherungen, welcher sich der Baron bediente. Ihr Vertrauen war gemißbraucht worden, und es lag in der Festigkeit ihres Charakters, daß eine an ihr begangene Treulosigkeit ihr Herz erkältete und verschloß.

Philibert hatte nicht gezögert, die Niedersinkende in seine Arme aufzufangen. Ihr Haupt ruhte an seiner Brust; er fühlte die kaum hörbaren Schläge ihres Herzens. Er neigte sich über sie, voll des Glückes, das Wesen seiner liebenden Träume nach so langer Sehnsucht zu empfangen. Er drückte einen bebenden Kuß auf ihre Lippen, und sie duldete die ersten Liebkosungen.

„Konstanze!“ flüsterte er; „an dieser frommen Stätte, wo ich zum Ersteumale meinen Arm schützend um Sie schlinge, wo mein sehnlichster Wunsch erfüllt wurde, fühle ich — sagt es mir eine höhere Stimme — daß Ihre Leiden bald aufhören werden. Alle, welche Sie lieben, werden durch die Hand des gütigen Lenkers unserer Schicksale vereinigt werden, und ich werde nicht mehr von Ihrer Seite weichen, bis dieß geschehen ist, es müßte denn der Tod dazwischen treten.“

Konstanze, in tiefer Betäubung, hörte die Worte der Zärtlichkeit und Freundschaft Philiberts nicht. Doch aber schien durch seine Nähe ihre Seelenpein etwas zu weichen. Ihre Züge nahmen einen ruhigen, fast verklärten Ausdruck an. Ihr ohnmächtiger Zustand verwandelte sich in einen ruhigen friedlichen Schlummer.

Philibert regte sich nicht von der Stelle. Er kniete vor ihr und hielt sie in seinen Armen gebettet, — viel zu glücklich, um das schnelle Verrinnen der Stunden zu bemerken.

Erst als der Morgen angebrochen war, als der erste Schall des erhobenen Kampfes im Schlosse immer stärker bis hinter die Mauern der Kapelle drang, erwachte

in ihm die Sorge für seinen theuren Schützling. Den Mantel, den er während der Nacht getragen, über den Stein ausbreitend, ließ er Konstanze sanft aus seinen Armen gleiten, so daß sich die fast noch immer Schlummernde gegen den Altar lehnen konnte.

Die vorigen Begebenheiten während der Nacht waren Philibert wegen der Zusammenkunft mit Konstanze fast gänzlich fremd geworden. Er erinnerte sich erst jetzt wieder aller Vorgänge mit Genauigkeit. Er eilte an die Pforte und versuchte vergeblich die schwere eiserne Thür zu öffnen. Dumpfe Töne aus der Gegend der Seitennische zogen ihn alsbald zu dem Orte hin, wo er Wesley in der Nacht hervortreten sah. Er lauschte. Nur einmal wiederholte sich aus der Tiefe ein dumpfer Schlag, dann blieb Alles in dem unterirdischen Raume still. Philibert glaubte, daß ihn sein Ohr getäuscht habe, dennoch waren jene heftigen Schläge in der That geschehen.

Bernhard und Benjamin in der Todtengruft immer eifriger mit der Plünderung der Särge beschäftigt, ruhten nicht eher, als bis der ganze Raub in ihren Händen war. Die Ausbeute ergab einen viel höheren Werth, als sie erwartet hatten.

Benjamin vor einem umgekehrten Sargdeckel sitzend, auf welchem er die Geschmeide und Steine ausbreitete, prüfte beim Scheine des Lichtes mit geübtem Kennerblick wiederholt jedes einzelne Stück, und obgleich er diesem Geschäft seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt hatte, verriethen doch seine Blicke, welche unheimlich den vor ihm aufgehäuften Schatz, wie die Person und die Bewegungen Bernhards belauerten, der noch immer zwischen den Särgen umherging, daß seine Gedanken über einen tückischen Plan brüteten.

Beide Falschmünzer hatten bisher nur einzelne Worte mit einander gewechsel. Müde der längern Untersuchung, kehrte Bernhard zu seinem Genossen zurück.

„Habt Ihr gehört," redete er diesen an, „Wesley hat versprochen, erst am Vormittag wieder hierherzukommen. Wir sind mit unserer Arbeit im Reinen und ich habe große Lust, noch ein wenig im Zelte oben auszuschlafen."

Mit diesen Worten verließ Bernhard die Todtengruft. —

„Das ist auch meine Meinung, Einer ist vollkommen genug!" sagte Benjamin, als er sich allein sah. „Ich wünschte, ich könnte mir Beide vom Halse schaffen; Drei sind zu viel bei dieser Partie. Kein Hahn würde nach ihnen krähen, wenn ich sie abfertigte, — erst den Einen, dann den Andern."

Benjamin verließ rasch seinen Platz, um nachzusehen, wo Bernhard geblieben war. Er hörte ihn in der Entfernung dem Ausgange zuschreiten. Dann sprang er eilig zurück, bündelte die Schmucksachen zusammen, nahm die Leuchte und wandte der Todtengruft den Rücken, den hinteren Räumen zueilend.

Er hatte ein entlegenes Gewölbe erreicht, welches mit Tonnen und Kisten, die er nicht näher prüfte, angefüllt war. Unentschlossen, wie er sich des Raubes bemächtigen und sich seiner Genossen entledigen sollte, stand er willenlos still.

Bernhard hatte inzwischen den Ausgang gesucht und gelangte auch bis in den Vorraum. Hier fand er aber die Thür fest geschlossen, und alle Anstrengungen, sie zu öffnen, waren vergeblich. Die Töne, welche Philibert in der Kapelle vernahm, waren durch die Schläge entstanden, welche der Falschmünzer gegen die Thür führte.

Verdrossen kehrte Bernhard zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Konzil der Juden in Nagy-Ida,*) im Jahre 1650.

Von E. Schwab.

Die Sehnsucht der Israeliten nach dem „Messias," seit der babylonischen Gefangenschaft und dem Verfall ihres Staats immer rege, wurde durch die Zerstörung des Nationalheiligthums und die Zerstreuung des „Volks Gottes" noch lebhafter gesteigert und der Messias, den man von Jahrhundert zu Jahrhundert erwartete, zuletzt mit allerhand sonderbaren Attributen ausgeschmückt. Seit dem Auftreten des Bar Kocheba, der unter Kaiser Hadrian die Juden zu einem Verzweiflungskampfe gegen die Römer aufrief (133—135 n. Ch.), der mit dem Tode einer Million Juden durch das Schwert der Zwingherren endete, fand unter dem leicht erregbaren Volke, welches Rache für die zum Theil mit Unrecht erlittenen Unbilden in den fremden Ländern begehrte, und von Wiederherstellung der nationalen Selbstständigkeit, ja von einer allgemeinen Theokratie und Weltherrschaft träumte, schnell jeder falsche Prophet, der sich für den Messias ausgab, Eingang; aber auch jenes Schicksal, welches die Anhänger Bar Kocheba's ereilt, ward zum bedeutenden Vorspiel der Verfolgung, welche die, ohnehin schon durch fremdartige Sitte und starre Abgeschlossenheit oft verhaßte, nun auch rebellische Sekte nach jeder solchen Erhebung traten.

Im 12. Jahrhundert allein waren neun solcher Propheten aufgestanden (selbst in Persien und Arabien); jener Messiasglaube hatte jedem Fanatiker, jedem Betrüger unter ihnen Jünger zugeführt. Zu ganz besonderem Ansehen war aber Zebbi-Sabathai von Aleppo gelangt; Smyrna, Jerusalem und das stark von Israeliten bewohnte Morea huldigten ihm, zahlreiche Schriftgelehrte seines Volkes glaubten an ihn, während sein Genosse Nathan in Europa schwärmerische Anhänger für ihn in Bewegung setzte. Die Erhebung scheiterte.

*) Nagy-Ida (d. h. Groß-Ida, ein Marktflecken im ungarischen Komitat Abauj-Torna, drei Stunden von Kaschau entfernt.

In Konstantinopel von einem polnischen Juden als Betrüger entlarvt, nahm Zebhi, um der Strafe des „Spießens" zu entgehen, den Islam an, ward aber schließlich auf Befehl Mahomeds IV. enthauptet.

Noch zitterten die Nachschwingungen der national-religiösen Bewegungen in den Gemüthern der meist talmudistischen Judenschaft, stärker als je regte sich die Sehnsucht nach dem Messias. Doch schon schwankten einige Gelehrte in der Hoffnung auf dessen Ankunft (hatte doch schon der berühmte Rabbi Manasse in seinem Werke „Spes israeli" ungescheut ausgesprochen, daß, selbst wenn der Messias ein lahmer Krüppel wäre, er längst hätte kommen müssen), ja schon keimte in dem denkenden Theile des Volkes der Zweifel. Da einigte sich das zerstreute Volk in der Idee der Abhaltung eines Konzils, welches alle über den Messias ausgegangene Prophezeiungen eingehend prüfen und durch den Mund der gewiegtesten Männer bestimmen solle, „ob der Messias bereits dagewesen sey, oder ob man noch länger seiner Ankunft harren solle."

Zur Abhaltnng einer solchen dem Judenthum so neuen Versammluug ward Ungarn als am meisten geeignet anerkannt. Die Gründe, eben dieses Land zu bestimmen, möchten in Folgendem zu suchen seyn: Ungarn enthielt schon zu jener Zeit eine starke und rührige Bevölkerung; es war — im Osten Europa's gelegen — der natürliche Mittelpunkt für die umwohnenden Juden des Abend- und für die des Morgenlandes; hier stand keine Verfolgung zu fürchten wie im Orient (wo kaum der durch Zebhi hervorgerufene Aufstand gedämpft war), in dem durch Türkenkriege und bürgerliche Unruhen sehr entvölkerten Lande (Nagy Ida's Schloß wurde 1557 nur durch 1000 Zigeuner vertheidigt, welche hier den Heldentod starben) machte schon die bunte Mischung christlicher Konfessionen die Toleranz leichter. Ferner, und das mag wohl entscheidend gewesen seyn, hätten in keinem europäischen Staate, in welchem die Juden in größerer Anzahl wohnten (Polen und Rußland, Deutschland, Frankreich) in Folge der kirchlich-politischen Verhältnisse die Juden die Erlaubniß zur Abhaltung einer solchen Synode erhalten, während in Ungarn die Stellung der Juden von altersher ungemein günstig und die Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten fast nie beirrt war. In der That ertheilten die Landesherren bereitwillig die Erlaubniß zu der angeregten Versammlung. Die Ebene von Nagy-Ida ward zum Versammlungsorte ausersehen, und reges Leben entfaltete sich schon in den Voranstalten zur Unterbringung und Verköstigung der voraussichtlich großen Menschenmasse. Am 12., nach Andern am 21. Oktober 1650 wurde die Versammlung eröffnet, zu welcher aus Europa und Asien Tausende von Juden, darunter an 300 Rabbiner herbeigeströmt waren, die nun Tag und Nacht wie einst die Väter in der Wüste, unter Zelten lagerten, welche weithin die Gefilde bedeckten. Das größte Zelt wurde zum Berathungsplatz bestimmt; in dasselbe sollten aber nach einem Vorbeschlusse nur diejenigen Einlaß haben, die 1) das Hebräische geläufig sprachen und 2) ihr Geschlechtsregister genau nachzuweisen im Stande waren. Zum Vorsitzer der Versammlung ward ein Rabbi Zacharias aus dem Stamme Levi gewählt; mit dem Antlitz gegen Sonnenaufgang gekehrt, nahm er seinen Sitz vor einem Tische ein, während ringsum die übrigen Rabbiner im Kreise sich gruppirten. Der erste Tag verfloß mit der persönlichen Anmeldung jedes einzelnen Ankömmlings, und der Untersuchung, ob er die geforderten beiden Eigenschaften nachweisen könne, welche Prüfung mit peinlicher Strenge vorgenommen ward, so daß an 600 Juden, meist aus Spanien, Frankreich und Italien, zurückgewiesen wurden, und nur in gewisser Entfernung der Berathung ohne Stimmrecht beiwohnen durften.

Am folgenden Tage eröffnete der Vorsitzende das Konzil mit einer Rede, in welcher er die Aufgabe der Versammlung auseinandersetzte, nämlich genaue Untersuchung aller messianischen Weissagungen, um danach zu entscheiden, ob der verheißene Messias bereits gekommen sey, oder ob man noch länger auf seine Ankunft warten solle. Gleichzeitig wurden die betreffenden Bücher des alten Testaments der Versammlung unterbreitet.

(Schluß folgt.)

Mein Vaterland.

Die Welt ist nicht mein Vaterland,
Ist meine Heimath nicht,
Weil ich nicht eine Seele fand,
Die, was sie denket, spricht.

Die Welt ist nicht mein Vaterland,
Ist meine Heimath nicht,
Weil ich nur Trug und Lüge fand,
Statt reiner Wahrheit Licht!

Wo ist ein Land in dieser Welt,
Wo Schein der Wahrheit weicht,
Wo's nie an Treu' und Glauben fehlt,
Wenn man die Hand sich reicht?

Wo ist das Land in dieser Welt,
Wo's wahre Freundschaft gibt,
Wo Treue nicht dem Worte fehlt,
Wo Mensch den Menschen liebt?

Ich sucht' es lang, doch fand ich's nicht
Und find' es nimmermehr,
Bis mir im Tod das Auge bricht, —
Dann leuchtet's dort und hehr!

Digitized by Google

Die Hülle bleibt der falschen Welt,
Wo ich nicht Ruhe fand;
Die Seele zieht zum Sternenzelt
In's ew'ge Vaterland!

Richard Wright.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber eine im Hofoperntheater zu Wien Hrn. Richard Wagner bei Aufführung des „Lohengrin" dargebrachte Ovation schreibt die „Oesterr. Ztg.:" „Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Schon während des ersten Akts mußte der Tondichter bei verschiedenen Stellen dem Publikum aus seiner Loge für den reichlich gespendeten Beifall danken, nach dem Aktschluß aber brach ein solcher Beifallssturm los, wie wir ihn gehört zu haben uns nicht entsinnen, und welcher auch nicht früher enden wollte, als bis Richard Wagner nach langem Zögern sich endlich dem Publikum auf der Bühne zeigte. Genau dieselben Vorgänge wie im ersten Akt wiederholten sich auch im zweiten und dritten, und nach dem Schluß der Vorstellung wurde der Gefeierte durch den ihm so reichlich gespendeten Applaus veranlaßt, einige Worte des Dankes mit bewegter Stimme auszusprechen. Wir gönnen dem schwergeprüften Manne die ihm dargebrachte Ovation von ganzem Herzen, da er ja gekommen war, um das Werk, das er selbst für sein bestes hält, in unserer Mitte zum Erstenmal anzuhören; wir gönnen ihm den reichlichen Beifall als Balsam für die Wunde, die ihm in Paris hauptsächlich seiner Nationalität halber geschlagen wurde; wir freuen uns desselben, nicht nur um Wagners, sondern auch um unser selbst willen, indem wir in diesem Beifall ein Zeichen des endlich erwachten Willens zu erblicken vermeinen, vorläufig wenigstens auf dem Gebiete der Kunst die Unabhängigkeit Wiens von dem Ausspruch des modernen Babel zu manifestiren." Richard Wagner sprach: „Ich habe heute zum Erstenmal mein Werk gehört, ausgeführt von einem Künstlerkreise, dem ich keinen zweiten an die Seite setzen kann, von einem Publikum mit so schmeichelhaften Beweisen der Aufmerksamkeit aufgenommen, daß ich durch den mir zu Theil gewordenen Beifall fast eine Last auf meinem Herzen fühle, Dieß Alles hat mich so tief bewegt, daß ich fast nicht weiß, was ich Ihnen sagen soll. Eine süße Last ist Ihre Anerkennung jedenfalls für mich, die mich erhebt und aufmuntert, in meiner Kunst fortzuschreiten. Ich bitte Sie, mich hierin zu unterstützen, indem Sie mir Ihre Gunst bewahren.

Am 6. Mai fand in Basel ein Unglück statt, das unter Umständen sehr verderblich hätte werden können. Drei Knaben, im Alter von 14 bis 16 Jahren, wußten sich Eingang auf der Leonhardsschanze zu verschaffen, wo sich ein glücklicher Weise nicht mehr benutztes Pulvermagazin befindet. Daselbst brachen sie einige der eisernen Läden auf und suchten das zwischen den Dielen befindliche Pulver zu gewinnen. Um aber genauer suchen zu können, leuchteten sie unvorsichtig mit einer Kerze umher, worauf eine Explosion erfolgte, welche das im ganzen Raum in den Fugen zwischen den Dielen befindliche Pulver entzündete, an vielen Stellen den Dielenboden emporriß, die Knaben an die Decke schleuderte und das Dach an mehreren Stellen durchbrach. Glücklicher Weise noch bei Besinnung, retteten sich die Attentäter mit brennenden Kleidern zu den Fensteröffnungen hinaus, warfen dieselben ab und schrieen um Hülfe, sich vor Schmerzen auf dem Rasen umherwälzend. Der herbeieilenden Hülfe bot sich ein schrecklicher Anblick dar. Mit vom Pulverdampfe geschwärzten blutenden Gesichtern und versengten Haaren lagen die Knaben da, Hemden und Halstücher brannten noch an vielen Stellen und nach Entfernung derselben zeigten sich namentlich bei Einem am ganzen Körper schwere Brandwunden. In Leintücher gehüllt, wurden sie in das Spital geschafft; man zweifelt an dem Aufkommen des einen derselben.

Dem „Vaterland" wird aus Pesth geschrieben: „Daß man daselbst geneigt ist, jetzt auch das Ungeheuerlichste zu glauben, möge Ihnen ein Entschluß beweisen, welchen daselbst junge Leute gefaßt. Sie beriethen allen Ernstes über die Bewachung Deaks, daß nicht auch diesen Patrioten ein unvorhergesehenes, verhängnißvolles Schicksal erreiche wie Teleki (?!), und beschlossen eine freiwillige Garde aus ihrer Mitte zu bilden, deren Aufgabe die Beschützung Franz Deaks bei Tag und Nacht seyn sollte, zu welchem Zweck je sechs von ihnen ununterbrochen Wache bei ihm halten sollten. Subskriptionsbogen zur Theilnahme wurden aufgelegt, und die Einzeichnungen waren bereits ziemlich weit gediehen als Deak, von der Absicht der jungen Leute unterrichtet, sich jede Leibgarde freundlich, aber bestimmt verbat."

In Brüssel sollte in der Akademie der Wissenschaften in voriger Woche ein korrespondirendes Mitglied gewählt werden. Vorgeschlagen waren Albori von von Florenz, Dr. Döllinger und Domkapitular Dr. Windischmann von München. Der Letztere wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt; Albori wurde für die nächste Wahl bezeichnet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 126 Sonntag, 26. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Als Bernhard einige Gänge durchkreuzt hatte, sah er am Ende des letzten Gewölbes das Licht Benjamins flackern.

„Benjamin, was habt Ihr da unten zu schaffen?“ rief er ihm mit drohender Stimme aus der Ferne zu. „Ich werde Euch die Finger dafür klopfen!“

Benjamin wurde durch den Spott seines Kameraden, der ihn auf der That erwischte, zur höchsten Wuth gereizt. Hastig vergrub er sein Bündel mit den Kleinodien in einem weichen Hügel, den er für Sand halten mochte.

In dem Kellerraume, wo sich Benjamin aufhielt, lagerten bedeutende Munitionsvorräthe. Die Fässer enthielten Pulver und verschiedene Feuerwerkskörper; der Hügel, auf welchem der Falschmünzer kniete, war ein Pulverhaufen, der aus einer beschädigten Tonne ausgeschüttet worden war.

Als Benjamin seinen Schatz in Sicherheit glaubte, wendete er sich gegen den näherrückenden Bernhard.

„Halt!“ donnerte er ihm entgegen. „Versucht es nicht, noch weiter zu gehen, ich rath's Euch, Bernhard! Ihr wollt mir eine Lektion geben! Ha! Ha! Macht, daß Ihr vorwärts geht! Hier ist nichts zu suchen.“

Bernhard stand betroffen still, da krachte ihm ein Pistolenschuß entgegen, den Benjamin auf ihn abfeuerte.

Er fühlte sich nicht getroffen; die vorüberfausende Kugel schlug gegen die Wand.

„Wenn es so gemeint ist, Kamerad, dann Auge um Auge!“ sagte Bernhard, und in demselben Augenblicke schoß er sein Doppelpistol in die Gegend ab, wo er die zu Boden niedergebückte dunkle Gestalt Benjamins wahrnahm.

Ein lauter Schrei, der gleich darauf folgte, sagte ihm, daß sein Schuß nicht gefehlt habe. Die Kugeln schlugen hinter Benjamin in den Pulverhaufen und sprengten ihn auseinander. In demselben Augenblicke hörte Bernhard einen wüthenden Fluch — einen Fall. Benjamin war gegen die Tonne geschlagen, auf die er sein Licht gestellt. Die Tonne und das Licht stürzten über ihn herab; das durch die Kugeln aufstiebende Pulver entzündete sich an der Flamme; — das Feuer ergriff sämmtliche Pulvervorräthe.

Bernhard, von einem furchtbaren Blitz getroffen, wurde gegen die Wände des Gewölbes geschleudert. An seinen unteren Gliedmaßen zerschmettert, blieb er dennoch am Leben.

Die schwarzen Dämpfe strömten aus dem unterirdischen Raum durch die Fallthür in die Kapelle, deren Boden erdröhnte und schwankte.

Der Altar, an welchem Konstanze noch immer schlafend lag, schien zitternd in die Erde sinken zu wollen. Konstanze schlug die Augen auf — ein namenloses Entsetzen malte sich in ihren Zügen. Sie raffte sich empor und entfloh den Nischen, deren Wände gleich darauf unter schrecklichem Getöse auseinander barsten und bis zur Hälfte einstürzten.

„Hierher!“ hörte sie plötzlich eine Stimme rufen. „Zu mir!“ — und schon fühlte sie sich von den Armen eines Unbekannten umschlungen, als sie bebend und des Todes gewiß in der Mitte der Kapelle niedersinken wollte.

Philibert war es, welcher die leichte Gestalt in seine Arme aufnahm. Durch die Erschütterung waren die Riegel und das Schloß der Pforte gänzlich zertrümmert worden. Dort hinaus suchte Philibert mit Konstanze den Rettungsweg. Kaum gelangte er nach einem mächtigen Satze über die Schwelle, als die Decke der Kapelle krachend hinter den Entronnenen einschlug.

Schaudernd verbarg Konstanze ihr Gesicht an der Brust Philiberts; in Todesfurcht klammerte sie sich fest um seine Brust.

Philibert warf nur einen Blick auf die bleiche, fest an sein Herz geschlossene Jungfrau, die er einem zehnfach drohenden Tode entreißen sollte, als er sich auch über alle Schrecken und Gefahren hinweggehoben fühlte. Mit ihr vereint sollte er das Leben gewinnen oder in den Tod gehen, und dieser Gedanke, enthielt er nicht die höchste Spannkraft der Liebe, um Alles zu wagen?

Glücklich hatte er den großen Korridor erreicht, aber auch hier füllte schon undurchdringlicher Rauch die Räume und das Erbeben der Mauern drohte wie überall mit dem Einsturze.

Er suchte den Hofraum zu gewinnen. Die Trümmer

flogen über seinen Kopf, — fliehend, als berühre sein Fuß schwankende Schollen, sprang er von Ort zu Ort. — Geblendet und betäubt entkam er dem schrecklichen Herde der Verwüstung. Aus den Dampfwolken hervortretend, befand er sich mitten im Schloßhofe. Die Explosion war erschöpft, eine Todtenstille folgte dem entsetzlichen Aufruhr.

Philibert war auf dem Boden niedergesunken. Der eingeathmete Dampf, die Anstrengungen hatten seine Kräfte überwunden. Konstanze stand an seiner Seite.

„Gerettet!" flüsterte er ihr zu, den ersten Blick mit Konstanze wechselnd, welche in sprachloser Angst über den Zustand ihres Beschützers sich zu ihm beugte. „Gerettet durch Gottes Barmherzigkeit! Aber, weichen Sie nicht von meiner Seite, Konstanze! Ihre Feinde sind in der Nähe, ich werde bald wieder im Stande seyn, für Sie zu wachen. Er schloß die Augen.

Konstanze kniete rathlos und verzweifelt an Philiberts Seite nieder.

Noch an demselben Tage war der Kampf entschieden, das Schloß erstürmt und von den Preußen besetzt worden.

Der Baron war entflohen.

Die Gräfin hatte an dem erneuten Kampfe selbst Theil genommen. In der Rechten ein Schwert, mit der Linken die polnische Fahne schwingend, warf sie sich, gefolgt von den begeisterten Offizieren dem Feinde entgegen. Sie bewahrte ihren letzten Muth und ihre Begeisterung bis zum letzten Augenblicke; sie hatte Wort gehalten und auch ihr Leben für die Freiheit Polens eingesetzt. Als sie, von einer Kugel verwundet, in die Arme eines Offiziers sank, rief sie diesem zu, nur die Fahne zu retten, sie selbst aber ihrem Schicksale zu überlassen. Sie drückte dem Offiziere die Fahne in die Hand und wehrte ihn an dem Schutze ihrer Person. Bald jedoch waren Beide Gefangene.

Dasselbe Loos theilten Philibert und Konstanze. Das heftige Unwohlseyn, welches Philibert ergriffen hatte, führte keine ernste Folgen herbei; er fühlte sich bald wieder erkräftigt. Nachdem der Schrecken und die Verwirrung über die Explosion sich gelegt hatten, wurden Beide von preußischen Soldaten umringt und in das Schloß geführt, wo man sie mit anderen Gefangenen in einem Saale unterbrachte.

Da Philibert bewaffnet wie die polnischen Insurgenten und am Ausgange der den Preußen im hohen Grade verdächtigen Explosion ergriffen worden, wäre seine Lage in der That eine sehr mißliche geworden, wenn durch die Anwesenheit Raimunds im Schlosse nicht jene Aufklärungen stattgefunden hätten, welche ihn von allem Verdachte befreien mußten, und wonach endlich die Vereinigung und die Befreiung derjenigen Personen geschah, welche durch böse und verbrecherische Mittel und Wege ihrer Verfolger getrennt und unglücklich gemacht werden sollten.

Raimund war dem Hauptmann der Kompagnie, mit welcher er und seine Mutter nach dem Schlosse kamen, durch seine zu R . . . bewiesene Tapferkeit auf das Vortheilhafteste bekannt geworden, auch hatte ihm Raimund das Nähere seiner Familienverhältnisse, die ihn bewogen, mit seiner Mutter nach dem Schlosse aufzubrechen, mitgetheilt. Da derselbe Hauptmann das Schloß erstürmte und besetzte, so ergab ein kurzes Verhör, welches man mit Philibert und Konstanze nach ihrer Einbringung vornahm, der gleichlautende Name der Schwester Raimunds, wie auch die weiteren Aussagen Philiberts und Konstanzens, sehr bald, daß die Gefangene die gesuchte Schwester des tapfern Raimund, daß Philibert der Freund und Beschützer dieser unglücklichen Familie sey.

Raimund war seit dem Augenblicke, als er mit seiner Mutter in den Saal der Gräfin drang, wo Gabriele verwundet und bewußtlos zusammensank, nicht von ihrer Seite gewichen. Als die Preußen Herr des Schlosses wurden, erreichte er die Vergünstigung, seine Mutter in einem besonderen Gemache zur Pflege unterbringen zu dürfen.

Philibert und Konstanze waren inzwischen eingeliefert worden. Der Hauptmann selbst, mit Raimund zusammentreffend, führte dem Bruder die verloren geglaubte Schwester und den Freund in die Arme.

Raimund kehrte zu seiner Mutter zurück. Erwartungsvoll, bebend starrte ihm Gabriele von ihrem Lager entgegen. Welche Botschaft brachte er der verzweifelt Harrenden?

Raimunds selig strahlende Züge, seine Augen, aus welchen Thränen des reinsten Glücks perlten, sagten ihr Alles.

Er kniete an ihrem Lager nieder.

„Wir haben Konstanze wieder, geliebte Mutter!" rief er aus. „Der edle Philibert, er ist ihr Retter, er wird sie in Deine Arme zurückführen. Beide sind in dem Nebensaale."

Gabriele faltete schweigend ihre Hände; ein verklärtes Lächeln überflog ihr Gesicht; ihre Augen glänzten sternenhell empor, ein inniges Gebet stieg von ihren Lippen.

Dann ergriff sie die Hände ihres Sohnes.

„O mein Raimund!" rief sie aus, „ich fürchte, ich unterliege in diesem Kampfe der glücklichsten Gefühle, die so plötzlich mein Herz überwältigen! Wiedersehen! — O, wer widerstände der Sehnsucht nur noch eine Minute! Ich vermag es nicht!"

Hastig richtete sich Gabriele auf dem Lager empor. Sie empfand keinen Schmerz, keine Schwäche mehr. Noch wollte Raimund einen liebenden Versuch machen, Gabriele länger auf den Anblick Konstanzens vorzubereiten, als die Thür schnell geöffnet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Konzil der Juden in Nagy-Ida, im Jahre 1650.

(Schluß.)

Bei den sogleich sich entspinnenden Erörterungen, die mit aller orientalischen Lebhaftigkeit vor sich gingen, ergab sich eine starke Meinungsverschiedenheit. Bald tauchte die Meinung Einiger auf, der Messias sey bereits dagewesen, ohne daß sie nachweisen konnten, in wessen Person er erschienen sey. Diese Ansicht wurde unterstützt durch Hinweisung auf den augenblicklichen elenden Zustand des israelitischen Volks, der nur eine Fortsetzung der Jahrhunderte alten Leidensgeschichte sey, für welche man keine Ursache finden könne. „Wenn ehedem," argumentirten sie, „unser Volk in der Gefangenschaft schmachtete, war die Abtrünnigkeit, der Götzendienst unserer Völker schuld; dieser Sünde haben wir uns seit den Tagen von Babel nicht mehr schuldig gemacht. Unser Elend muß also eine andere Ursache haben, und diese kann nur seyn, daß der Messias bereits angekommen ist und wir ihn nicht erkannten."

Diese Worte schienen Vielen bedeutend und Manche standen auf, welche den Messias in Elias erblicken zu müssen glaubten. Denn jener habe eine auffallende Macht besessen, die er auch in der Ausrottung der falschen Propheten bewiesen; dann sey er in Uebereinstimmung mit den Prophezeihungen — durch Ahab und Isabel — verfolgt worden; weiter sey er mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen und Gott habe ihn so geehrt, daß er ihn lebend in den Himmel aufgenommen; endlich habe er für sein Volk ganz Verzügliches gethan und es zuletzt nicht ganz verwaist gelassen, sondern den Elisäus zu seinem Nachfolger eingesetzt. Dennoch schienen der Mehrzahl in der Versammlung diese Gründe nicht gewichtig genug und lebhafter Widerspruch erhob sich von Seite derer, welche behaupteten, der Messias sey noch nicht gekommen und Ursache dessen sey die Sündhaftigkeit seines Volkes.

Nach langen und heftigen Gegenreden drang diese Anschauung bei der Abstimmung mit Stimmenmehrheit durch.

Nun aber wurde der Wunsch Vieler laut: wenn der Messias noch nicht dagewesen sey, möchten die Merkmale genau bezeichnet werden, an welchen er sich offenbaren werde. Darauf einigte sich die Versammlung in folgenden drei Punkten: 1) der Messias werde als König und großer Held erscheinen, mächtiger denn alle Könige, werde er das jüdische Volk aus den Händen seiner Feinde befreien, den Tempel neu aufbauen und den Jehovadienst wieder herstellen; 2) an dem alten Glauben nichts ändern; 3) von einer Jungfrau geboren werden.

Ein unerwarteter Zwischenfall erregte mächtig die Versammlung. Männer, welche entweder heimliche Freunde Jesu waren, oder der Abschließung ihrer Glaubensgenossen gegen Sitte und Wesen des Abendlandes ein Ende machen wollten, warfen die Frage auf, ob nicht Jesus, den die Väter gekreuzigt, der verheißene Messias gewesen seyn könne, und kämpften mit gewaltigen Gründen für diese Ansicht. Die anwesenden, weitaus zahlreicheren Talmudisten widersprachen stürmisch und hartnäckig, indem sie althergebrachte Gründe anführten: daß Christus in niedrigem Stande geboren sey, und ein Feind des mosaischen Gesetzes, während er als Messias in Glanz und Herrlichkeit hätte erscheinen müssen. Hinwieder erhob sich Rabbi Abraham, und nahm in feuriger Rede Jesus in Schutz, schilderte dessen Wunder in glühenden Farben, und fragte die Gegner, mit welcher Macht Jesus solche Thaten habe vollbringen können, wenn er nicht der Messias gewesen. Zebedeus, das Haupt der Orthodoxen, erwiderte, daß Jesus alle Wunder mit Zauberkraft bewirkt habe. Und als Rabbi Abraham deste angelegentlicher die Wunder Jesu verfocht, und solche geltend machte, die man mit solcher Zauberkraft nicht ausführen könne, entgegnete sein Widersacher, jene Blinden, Tauben, Lahmen, Gichtbrüchigen und Todten seyen bereits im Mutterleib verzaubert gewesen, und es sey mithin für Jesus, der die Magie gar wohl verstanden, ein Leichtes gewesen, jene Kranken zu heilen, jene Todten zum Leben zu erwecken. Dieses Argument, im Grunde aber das alte Aergerniß des Judenthums an einem gekreuzigten Messias, siegte bei der Zuhörerschaft, und so ward auch für weiterhin Jesus die Messiaswürde bei dem Volke Israel verweigert.

Am siebenten Tage wurde dieses Konzil auf eigenthümliche Art unterbrochen, indem plötzlich sechs Ordensgeistliche, von dem Papste zu dieser Versammlung gesendet, eintraten, und nachdrücklich zu beweisen suchten, daß Christus in der That, der verheißene Messias gewesen. Großer Aufruhr entstand darüber, und die Berathung ward sogleich abgebrochen. Am folgenden Tage kam man nochmals zusammen, aber nur um Zeit und Ort für ein künftiges Konzil zu bestimmen; man beschloß nach Ablauf dreier Jahre sich wieder in Syrien zu versammeln. Hiermit wurde das Konzil für aufgelöst erklärt.

(Aus dem deutschen Museum von Robert Prutz Nro. 30, vom 26. Juli 1860.)

NB. Ein Augenzeuge, Samuel Brestjenius, brachte eine Abschrift aller Akten dieses Konzils in seine Heimath nach England, wo sie abgedruckt wurden; auch in Dänemark erschien eine ausführliche Arbeit über dieses Konzil, über welches in Deutschland allem Vermuthen nach eine genauere Kunde noch fehlt, ja, wo es gänzlich verschollen scheint.

Mannigfaltigkeiten.

Am 22. ds. verschied zu Stuttgart der Finanzminister v. Knapp in seinem 62. Lebensjahre. Geboren am 4. Febr. 1800 zu Leonberg, begann er ohne vorhergegangene akademische Studien, nur auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt ausgebildet, seine amtliche Laufbahn im 19. Jahre als Steuerkommissär, ward 1826 Hofkammerrevisor, 1830 Hofkameralverwalter, 1838 Finanzrath, 1844 Oberfinanzrath, 1845 Direktor der Eisenbahnkommission, 1850 Vorstand des Finanzministeriums, 1852 wirklicher Minister. Im gesammten Verkehrswesen hat der Verstorbene eine sehr bedeutende organisatorische Thätigkeit entfaltet.

Bekanntlich hat sich am 5. März d. J. eine magistratische Kommission von München nach verschiedenen Hauptstädten Europa's begeben, um Schlachthäuser zu besichtigen und die gewerblichen Verhältnisse der Metzger, Wirthe, Garköche ꝛc. kennen zu lernen. Die Kommission, bestehend aus den Herren rechtsk. Magistratsrath Badhauser, Magistrathsrath Edel, Ingenieur, Zenetti, Thierarzt Niklas und Metzgermeister Sumper, hat nunmehr nach erfolgter Rückkehr über ihre Beobachtungen Bericht erstattet, der in heutiger Magistratssitzung kund gegeben wurde. Die Kommission besuchte folgende Städte: Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Köln, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Mainz, Frankfurt a. M., Mannheim, Heidelberg, Stuttgart und kehrte am 23. März über Augsburg zurück. Die vorzüglichsten Schlachthäuser fanden sie in Gent und Brügge; auch das Augsburger Schlachthaus ist trefflich ausgestattet. Der Viehmark ist nirgends gedeckt; jener in Brüssel und Gent ist schön situirt und mit Bäumen bepflanzt. Die Kommission machte ferner folgende Beobachtungen: 1) Die Trottoirs sind überall etwa 6 Zoll über den Straßen erhöht, was letzteren ein eleganteres Aussehen und den Fußgängern mehr Sicherheit gewährt. 2) Die Gasbeleuchtung in München steht den andern Städten nicht nach; in Berlin und Brüssel senden die bis Mitternacht beleuchteten Kaufläden ihre Strahlen auch nach Außen. 3) In Berlin gibt sich bei den Neubauten ein gewählter Geschmack kund, jedoch findet sich dort ein besseres Baumaterial, die Bausteine sind viel kleiner. 4) Die Berliner Straßenreinigung steht der Münchener nach, so bestehen in der großartigen Friedrichstraße noch Gräben von 2' Tiefe und 2' Breite. 5) Auch die Berliner Trottoirs zeichnen sich keineswegs durch Güte aus. 6) Eine Musteranstalt ist das Berliner Krankenhaus zu Bethanien, das 25 Morgen Fläche einnimmt und für 350 Kranke eingerichtet ist. Die Anstalt ist mit einer großartigen Dampfküche versehen, die Ventilation aber weniger ausgebildet. 7) Die berühmten Berliner Wasserwerke, durch 8 Dampfmaschinen betrieben, liefern kein gutes Resultat; das schlechteste Münchener Wasser schmecke besser als das schmutzige Spreewasser, trotz der besten Filtrirung. 8) Hamburg zeichnet sich durch seinen schönen Markt aus. 9) In Brüssel erblickt man an den Straßenecken viele elektrische Uhren, weil man dort keine Uhren auf Kirchthürmen sieht. 10) In Brügge ist die Reinlichkeit so groß, daß man die Trottoirs mit Hadern wischt, wie bei uns den Zimmerboden. 11) Die Straßenreinigung besteht im Allgemeinen darin, daß man vor die Häuser Kübel setzt, die stets ausgeleert werden. In Frankfurt a. M. hat sich seit 1848 die von der Kommune übernommene Straßenreinigung so wenig bewährt, daß nun wieder die Privaten in Mitleidenschaft gezogen werden sollen. 12) In Antwerpen fällt die große Zahl von Pisoirs auf, die sich alle 10 Schritte in ganz ungenirter Form präsentiren. 13) Den schönsten Markt, gedeckte Hallen, besitzt Brüssel, der aber wenig besucht erscheint. Was nun das Projekt eines in München zu erbauenden Schlachthauses (eines wird nicht ausreichen, Brüssel besitzt deren drei,) anlangt, so haben gegen ein solches die Köche und Wirthe protestirt, die in München zum Selbstschlachten berechtigt sind. Anderswo schlachten diese beiden Gewerbe auch in den Schlachthäusern. Der Magistrat muß nun zunächst die Frage in Erwägung ziehen, ob ein Zwang anzuwenden sey, und erst nach Erledigung dieser Vorfrage kann ein Plan für ein Schlachthaus entworfen werden.

Man schreibt aus Aachen, 19. Mai: Der erste Tag des 38sten niederrheinischen Musikfestes ist durch die gelungenen Aufführungen der zwei großartigen Werke Beethovens, der heroischen Sinfonie und der großen Messe, auf das Würdigste gefeiert worden. Das Festlokal, das Theater, dessen Bühne zu einem Kozertsaal umgeschaffen worden, welcher mehr als 500 Mitwirkende faßte, war in allen Räumen vollständig besetzt und gewährte einen recht festlichen Anblick. Herr Generalmusikdirektor Franz Lachner aus München wurde mit lebhaftem Applaus und Tusch empfangen.

Die Zahl der am 31. Dezember 1859 in den 25 Zentralgefängnissen Frankreichs befindlichen erwachsenen Verurtheilten betrug 22,419, worunter 17,735 Männer und 4684 Weiber. Entwichen waren im Laufe des Jahres 63, wovon 50 wieder eingefangen wurden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 127 Dienstag, 28. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Seitdem Konstanze wieder an der Brust ihres Bruders geruht, seitdem sie die volle Gewißheit eines Glückes empfand, dessen sie sich noch vor wenigen Stunden für immer verlustig hielt, — daß ihre Mutter unter einem Dache mit ihr lebe, ihre Mutter, welche sie suchte, und wie ihr Philibert mitgetheilt, die größten Gefahren um sie erduldet hatte, — fühlte sie sich von derselben stürmischen Sympathie fortgezogen; — Konstanze war es, welche das Gemach, worin sich Philibert befand, öffnete; sie war es, die in demselben Augenblicke mit einem leisen, bebenden Schrei an dem Herzen ihrer Mutter lag. — —

Seitdem Gabriele ihre Kinder zum Letztenmale gesehen, verrannen viele Jahre. Sie erblickte Konstanze in dieser Stunde als eine erblühte Jungfrau wieder. Konstanze kniete an ihrem Lager, Gabriele hatte die Hände auf ihr Haupt gelegt. Mutter und Tochter hingen Auge an Auge.

Welche Gefühle durchstürmten die Brust Gabrielens, als sie mit Entzücken in die schönen, edlen Züge ihres Kindes schaute? Welcher Schatten konnte so plötzlich das Gesicht der unglücklichen Mutter verdüstern, welcher Schmerz ihr Auge erkälten?

Neue Erinnerungen an die feindliche Schwester hatten sich zwischen sie und ihr Kind gestellt. Dieß war ja das theure Gut, welches ihr die Grausame rauben wollte, das Kind, welches die Verführerin lehren gewollt, die Mutter zu verachten, zu verdammen und zu verfluchen! War die Liebe der Tochter noch sicher in ihrem Herzen, oder hatte der giftige Hauch des Hasses und der Verleumdung dieselbe untergraben?

„Alles dieß hat sie mir abwendig machen wollen, mein Eigen, mein Kind!“ rief Gabriele, von tiefster Wehmuth überwältigt, indem sie Konstanze mit unsäglicher Liebe betrachtete. „Das war zu viel! O, was habe ich darum leiden müssen! Nun sprich, Konstanze, tröste Deine Mutter, nun sage ihr, daß Du die schwere Versuchung bestanden hast, daß wir gesiegt haben, daß Du Deine Mutter unwandelbar liebst!“

Ein Thränenstrom stürzte aus den Augen Konstanzens. Sie folgte dem sanften Zuge der Hand ihrer Mutter, welche sie näher und immer näher an ihre Brust hinaufzog, bis sich endlich ihre Lippen zu dem innigsten Kusse vereinigten.

Mit froher, unendlich glücklicher, ja stolzer Miene erhob sich Gabriele wieder, von den Armen beider Kinder umschlungen.

„Ihnen danke ich es in Ewigkeit!“ rief sie gegen Philibert gewendet aus, welcher hinter Konstanze eingetreten war und der Gruppe nahe stand. „Sehen Sie, mein theuerster Freund, nun habe ich meine Schätze wieder, nun weiß ich Alles, weiß, wie treu wir uns geblieben sind, und daß der Böse an unseren Herzen noch keinen Theil gehabt hat!“

Wir müssen uns von der glücklichen Gruppe zunächst einer noch im Schlosse befindlichen Person zuwenden, an deren Habhaftwerdung sich Philiberts Theilnahme im hohen Grade knüpfte. Wir meinen den gefangenen Wesley.

Philibert kannte den ehemaligen Kontroleur nicht persönlich, wohl aber Raimund, der ihn während seines Aufenthalts bei dem Baron in Sch . . . öfters in der Wohnung desselben gesehen hatte. Raimund, von dem Kassenbetruge Wesleys durch Philibert genau unterrichtet, erkannte in ihm sogleich bei dem stattgehabten Auftritte zwischen der Gräfin und dem Baron, den Verbrecher wieder; er faßte sogleich den Vorsatz, im Interesse Philiberts den Gefangenen nicht mehr entwischen zu lassen und bald nahm er demgemäß die Gelegenheit wahr, den kommandirenden Hauptmann von der Wichtigkeit der Gefangenhaltung Wesleys zu überzeugen, wonach dieser in einem besondern Kabinet eingesperrt wurde.

Obgleich die Familie Valentin, nachdem ihr längerer Aufenthalt im Schlosse unmöglich wurde, wohl nicht an eine so baldige Trennung von Philibert glaubte, so gestörten dennoch zur Ordnung ihrer Verhältnisse sehr ernste Beschlüsse, die sie in dem Sturme und Drange der letzten Periode wohl nicht veitlich zu fassen vermochten. Philibert kam ihnen indessen bald zuvor, um alle ihre Besorgnisse für die Zukunft zu zerstreuen.

Philibert liebte. Erst wenige Tage in der Nähe Konstanzens lebend, fühlte er wohl, daß seine Neigung für sie, die er längst im Herzen bewahrte, seinerseits eine unauflösliche sey. Was aber empfand Konstanze für

ihn? War es mehr als die Dankbarkeit für den Freund und Beschützer der Mutter, für den eigenen Erretter aus einer sichern Todesgefahr?

Dennoch liebte Philibert, und glücklich in dem Gedanken, der schwer bedrängten Familie ein Beschützer zu bleiben und ihr Wohl endlich zu befestigen, gewann er Gabriele für seinen Vorschlag, daß sie sich mit ihm und ihren Kindern nach Sch . . . begebe, um daselbst, so lange sie es wünsche, jedoch stets so lange, bis ihre Verhältnisse durch ihn geordnet seyn würden, Aufenthalt bei seiner Tante zu nehmen; und hätte Gabriele auch die triftigsten Gründe zur Weigerung gegen diesen Vorschlag zu erheben gewußt, ihr edler Freund hätte sie dennoch alle beseitigt. So wurde denn die Abreise aus dem Schlosse Lysa festgesetzt.

Die Familie Valentin verließ zuerst das Schloß, um sich einige Tage später in Posen zur Heimkehr mit Philibert zu vereinigen, welcher inzwischen unter eigener Obhut den steckbrieflich verfolgten Wesley an die dortigen Behörde auslieferte.

19.

Die Majorin.

Wenn gleich der frühere Besuch Philiberts in dem Hotel der Frau von Zarkow keineswegs ohne Eindruck auf dieselbe verblieb, so maß sie jedoch bald der Protektion Philiberts, obgleich er von Adel war, nur ein unbedeutendes Gewicht zu, als sie nach den angestellten Nachfragen über seine Familie in Erfahrung brachte, daß der Vater Philiberts im Gefängniß saß.

In Folge ihrer Erkundigungen über Gabriele in dem Krankenhause wurde sie davon in Kenntniß gesetzt, daß Gabriele ihren Brief nicht angenommen und Breslau schnell verlassen habe, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin sie sich begeben.

Da die Majorin Raimund für gänzlich verschollen, Konstanze auf eine sichere Weise entfernt zu haben glaubte, so war sie der Ansicht, daß, nachdem Gabriele enterbt und aus dem elterlichen Hause verstoßen wurde, genug geschehen sey, um die widerspänstige Schwester in den Staub zu beugen, ja dieselbe zu verderben, wenn sie nicht reuig und demüthig ihre Gnade erbetteln wollte.

Ein anderer Umstand trug indessen dazu bei, die Majorin sehr lebhaft mit sich selbst und ihrem eigenen Interesse zu beschäftigen.

Die hochbetagte, sehr begüterte Schwiegermutter der Majorin, die Baronin v. Zarkow fühlte ihr Lebensende herannahen. Die alte Baronin, welche sehr zurückgezogen zu Sch... lebte, führte einen frommen Lebenswandel, welchem sie in ihren letzten Jahren mit einer größern Hingebung zugethan war; und so geschah es, daß die Grundsätze der frommen Baronin sich gänzlich umgewandelt hatten. Das in früheren Jahren von ihr bereits aufgesetzte Testament entsprach nicht mehr ihren heutigen Gesinnungen, und sie beschloß daher, dasselbe aufzuheben und ein neues Testament an die Stelle des alten zu setzen, mit der Absicht, ihre irdischen Güter darin allein maßgebend nach dem Gehalt der Gottesfürchtigkeit ihrer Erben an dieselben zu vertheilen.

Die Majorin v. Zarkow hatte nicht sobald dieß Vorhaben erfahren, als sie auch sogleich den Entschluß faßte, nach Sch . . . zu der alten Baronin zu eilen, um ihr Interesse an dem nun zu entwerfenden Testamente persönlich wahrzunehmen.

Zunächst wollte sie an dem Bette der Sterbenden einen festen Platz behaupten, und sich als die liebreichste Pflegerin der Schwiegermutter geltend machen, während sie unter den Augen der Matrone die erforderlichsten Proben von frommen Gesinnungen abzulegen gedachte. Außerdem hoffte die Majorin hierbei auf den Beistand der ehrwürdigen Mutter des Klosters zu Sch . . ., einer entfernten Verwandten der Zarkowschen Familie.

Die Majorin hatte demnach Breslau verlassen und kam nach Sch . . . Ihr Empfang im Hause der Baronin war ein willkommener, da Frau von Zarkow sich bald mit wahrhaft aufopfernder Zärtlichkeit um die Sterbende bemühte und die Kunst vollkommen besaß, den Schwächen, Wünschen und Neigungen der Personen ihres Umganges zu schmeicheln.

Wenn auch die erste Aufnahme der Majorin im Hause ihrer Schwiegermutter sich sehr günstig gestaltete und sie unter den Personen, welche sich hier befanden, ein leichtes Spiel zu haben schien, so erkannte sie doch bald mit ihren stets prüfenden und mißtrauischen Blicken, daß die ehrwürdige Oberin, an deren Gunst ihr das Meiste lag, keineswegs so leicht zugänglich war, als sie glaubte.

Schon das erste Begegnen in den Gemächern der Baronin mit der ehrwürdigen Mutter ließ Frau von Zarkow erkennen, daß sie es mit einem edlen, in sich gekehrten, unerschütterlichen Charakter zu thun habe.

Die Oberin erschien regelmäßig an jedem Tage und zu einer bestimmten Stunde bei der Baronin, welche sie allein an dem Bette der Sterbenden zubrachte. Die Majorin hatte es zwar sehr geschickt versucht, sich der Gesellschaft dieser der Oberin allein gewidmeten Stunde anzuschließen, jedoch ohne Erfolg; da die alte Baronin darauf verharrte, diese jahrelange Gewohnheit des Besuches der ehrwürdigen Mutter ohne Veränderung bis zu ihrer Todesstunde festzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Föhn.

Es wurde mehrfach berührt, daß die Hauptursache der in so erschreckender Kürze erfolgten weiten Ausdehnung des Brandes in Glarus der in jener Nacht wüthende Föhnwind war. Recht anschaulich berichtet über die Herrschaft dieses Windes im Alpengebiete Fr. von Tschudi in seinem Thierleben der Alpenwelt Folgendes: „Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahm weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Föhn, im Tessin Fogn genannt. Er ist nicht ein Lokal-, sondern ein allgemeiner, europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ozean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Föhn) die brennenden Sandwüsten Afrika's. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Thäler hoch hinübergehen; aber die Kälte des Schnees kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dieß ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gläscher am kältesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf ein gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Föhn nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfangs Frühlings in den Bergthälern am häufigsten; so wie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so hauft er noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgeröthten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kältern Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der obern Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht: ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündet sich der angelangte Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgte. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluthen ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In den Thaltheilen, die der südlichen Vergmauer zunächst liegen, wüthet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluthen am regellosesten und gewaltigsten herein. Auch die thierischen Organismen leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trockenwarmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann aber erschlafft. Unruhig ziehen die Gemsen sich auf die Nordseite des Berges oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während der Föhn ihnen Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist im Wald und Feld zu erblicken. Die Menschen theilen das allgemeine Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüthe eine lastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Herdes oder Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die „Feuerwachen" rasch von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwahrloster Funke großes Brandunglück stiften kann."

Die Hülfsmittel der nördlichen und südlichen Staaten von Nordamerika.

„Harpers Weekly," ein New-Yorker Wochenblatt, stellt folgende Vergleichung zwischen den Hülfsmitteln der nördlichen Staaten oder freien Staaten der Union und den 13 Sklavenstaaten an. Die Bevölkerung der freien Staaten beträgt nach der Zählung von 1860 nicht weniger als 18,950,759 Seelen, die freie Bevölkerung der 13 rebellischen Staaten nur 7,657,395, also bedeutend weniger als die Hälfte der Bevölkerung des Nordens. In den freien Staaten steht jeder waffenfähige Mann der Regierung zu Gebote. Im Süden muß eine gewisse Anzahl Männer daheim bleiben, um die 3,912,096 Sklaven in Respekt zu halten. In Louisiana gibt es ein ausdrückliches Gesetz darüber, in den andern Staaten hat die Gewohnheit dieselbe Praxis eingeführt. In den Staatsbanken des südlichen Bundes liegen ungefähr 20,000,000 Dollars baar, in denen der Gränzstaaten ungefähr 50,000,000 Dollars. Mit Ausnahme der Banken von New-Orleans sind alle Banken der Golfstaaten, von Nordkarolina und Virginien und viele von Tenesse und Kentucky zahlungsunfähig, haben die Baarzahlungen eingestellt und Noten ausgegeben, die nur gegen bedeutenden Abzug genommen werden. In den drei Städten New-York, Philadelphia

und Boston enthalten die Banken ungefähr 51,000,000 Dollars, die Unterschatzkammern und die Münze außerdem 15,000,000 Dollars. Die Sparkassen im Süden enthalten so wenig Geld, daß es nicht der Mühe lohnt, einen Ausweis darüber anzufertigen: in Neu-England, New-York und Pensylvanien haben die arbeitenden Klassen 100,000,000 Dollars in den Sparkassen liegen. Die Regierung der Union kann ohne Mühe und zu mäßigen Zinsen zwei, drei Jahre lang 100 Millionen jährlich in New-York aufnehmen, falls so viel erforderlich ist, um die Rebellion zu unterdrücken: die rebellische Regierung nicht 10 Millionen daheim, nicht 10 Cents im Auslande. Die südlichen Staaten sind reine Ackerbauländer. Im Schatten der Sklaverei gedeihen die Künste der Mechanik nicht. Es gibt eine Waffenschmiede in Richmond in Virginien und eine oder zwei andere kleine Fabriken in andern Südstaaten, wo Arbeiter aus dem Norden ein paar Flinten machen, aber mit seltenen Ausnahmen ist jede Feuerwaffe, jeder Degen, jedes Bajonnet und Bowiemesser, jede Kononen- und Flinten-Kugel, jedes Zündhütchen, jedes Pulverkorn u. s. w. u. s. w., womit die südlichen Truppen fechten, im Norden fabrizirt. Sobald Richmond von Unionsleuten besetzt und die Blokade der südlichen Häfen hergestellt ist, verlieren die Rebellen die Zufuhr von Kriegsbedarf. Jede nachher verschossene Patrone ist ein unwiederbringlicher Verlust. Auch ist wenig Aussicht auf das Entstehen von Waffen-Fabriken im Süden vorhanden. Sklavenhalter dürfen dieß nicht erlauben. Die prächtigsten Weidegründe in Amerika bleiben unbebaut, weil der Weiße seinen Sklaven keine Sensen zum Heumähen anzuvertrauen wagt. (?) . . Was Tonngehalt betrifft, so verhält sich die Macht der Regierung zu der des Südens wie 400 zu 1. Alle große Dampfer und Klipperschiffe, alle schnellsegelnden Yachts und die Masse der kleinen Dampfer haben ihre Eigenthümer im Norden. New-York allein vermag in 30 Tagen eine Flotte auszurüsten, stark genug, um jedes südliche Schiff wegzunehmen und jeden südlichen Hafen zu blockiren. Mr. Jefferson Davis hat einen argen Bock geschossen, daß er das Kaperwesen organisirte. Er kann ein halbes Dutzend Piraten verleiten, einige unserer Kauffahrer wegzunehmen, aber schließlich bewirkt er nur, daß alle südlichen Schiffe von der Oberfläche des Weltmeeres verschwinden. Dieß wird das Werk von sechs Monaten seyn. Was kann sich also der Süden von dieser unsinnigen Rebellion versprechen?

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Zensurstückchen.] Die „K. Z." meldet aus Petersburg: Herr von Autkow, der an der Spitze der Bauernregulirung fungirt, unterbreitete vor einiger Zeit einen Aufsatz, der die Bauernfrage erörterte und in einer Zeitung veröffentlicht werden sollte, dem Kaiser, der eigenhändig einige Korrekturen hinzufügte, worauf dann dem eigentlichen Verfasser eröffnet wurde, daß der Veröffentlichung nichts im Wege stehe. Der Artikel kommt nun in die Hände des Redakteurs eines unserer gelesensten Blätter, der ihn pflichtmäßig dem Zensor für die innern Angelegenheiten übergibt. Dieser aber in übergroßer Vorsicht verarbeitet den Artikel dergestalt, daß der Redakteur die Aufnahme der verstümmelten Arbeit für unmöglich erklärt. Als nun der Artikel in geraumer Zeit nicht erscheint, erkundigte sich endlich der Kaiser nach dem Grunde und erfährt, daß seine Allerhöchst eigenen Zusätze von dem Zensurbeamten beanstandet worden seyen, worauf Se. Maj. geruhten, den Chef des Zensurwesens zu fragen, ob derselbe viele solcher Einfaltspinsel in seinem Ressort habe.

Man schreibt aus Bonn, 18. Mai: Am 11. Februar d. J. stießen zwischen hier und Godesberg zwei Eisenbahnzüge aufeinander. Es war deßhalb gegen J. Eilau, Vorsteher der Eisenbahn-Station zu Gottesberg, J. J. Manger, Zugführer, und A. Dreesen, Lokomotivführer, Anklage wegen Vernachlässigung der ihnen obliegenden Pflichten erhoben worden. Das Gericht hat gestern ersteren zu sechs, Manger zu drei und Dreesen zu vier Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt, und sie Alle zu einer ferneren Beschäftigung im Eisenbahndienst für untauglich erklärt.

Homonyme.

Es höhnt der Wand'rer kühnes Streben,
Entbrennen läßt es blut'gen Strauß,
Der Jäger fühlt's mit Todesbeben,
Und holde Gaben theilt es aus.
Du führst in mancherlei Gestalten
Es täglich wohl in deiner Hand,
Der Dichter kennt sein Zauberwalten,
Der Seemann grüßt's am fernen Strand.
Dein Auge kann's, dein Ohr beglücken,
Oft hat's der Sehnsucht Schmerz geweckt;
Doch wird's am Meisten dich entzücken,
Siehst golden Du es hingestreckt.

Auflösung der Charade in Nro. 123:
Agamemnon.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 128 Mittwoch, 29. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Da die Oberin außer dieser regelmäßigen Besuchszeit niemals einen kürzern Aufenthalt im Hause nahm und sich gegen die Majorin fast ausschließlich auf eine abgemessene Begrüßungsform beschränkte, die, wie es der letztern schien, mit jedem Tage kürzer wurde und an Kälte zunahm, so führte Frau v. Zarkow schon das Vorhaben im Sinne, sich angriffsweise der Zuneigung der Oberin zu versehen, und diese selbst in ihrem Kloster aufzusuchen, zugleich auch, um ihre Stimmung wegen der schnellen Entnahme Konstanzens zu erforschen, da Frau v. Zarkow doch wohl eine Ahnung nicht unterdrücken konnte, daß hierin eine Klippe liegen müsse, welche die Oberin von gewissen Gunstbezeigungen gegen die Frau v. Zarkow fern hielt.

Die ehrwürdige Mutter kam ihr jedoch hierin zuvor. Als diese von ihrem letzten Besuche bei der Baronin das Gemach derselben verließ, näherte sie sich der in dem Nebenzimmer verweilenden Majorin.

Freudig überrascht durch das plötzliche Entgegenkommen, eilte ihr die Majorin auf demselben Wege entgegen.

„Endlich, meine Ehrwürdige!“ rief sie aus, indem sie beide Hände der Oberin zu ergreifen suchte; „endlich habe ich wohl das Glück, einige vertrauliche Worte mit Ihnen wechseln zu dürfen, wonach mein Herz in der That recht sehnlich verlangt.“

Der Ausdruck einer unverkennbaren Abneigung mußte sich in den Zügen der Oberin über diese Anrede wiedergespiegelt und, da die verschlossenen Züge der Matrone selten einer Veränderung unterlagen, sich nachhaltig marquirt haben, denn die Majorin verstummte plötzlich.

„Es ist eine Einladung, gnädige Frau,“ fuhr die Oberin mit ernster Stimme fort, „die ich an Sie auszurichten wünsche, mit der Bitte, derselben rechtzeitig nachkommen zu wollen. Wir, der Vorstand unsers Klosters, erwarten Sie morgen Nachmittag in unserer Behausung. Es liegt uns eine recht dringende Angelegenheit zur persönlichen Besprechung vor, wobei wir Ihre Gegenwart für dringend nothwendig halten.

„O, meine Ehrwürdige, Sie dürfen zu jeder Zeit auf mich zählen,“ erwiderte die Majorin im hohen Grade zuvorkommend und ihr Befremden unterdrückend.

„Auf Wiedersehen, Frau Majorin!“ schloß die ehrwürdige Mutter und entfernte sich mit ihrer gewöhnlichen Verbeugung, wodurch sie die auf die Fortsetzung des Gespräches gespannte Frage der Frau v. Zarkow abschnitt.

Die Majorin schwankte noch in der Besorgniß, ob die so eben erhaltene Einladung eine Besprechung der übel abgelaufenen Entfernung Konstanzens aus dem Kloster oder die Testamentsangelegenheit der Schwiegermutter betreffen sollte. Für den ersten Fall hielt Frau v. Zarkow dafür, daß der Baron v. Osinsky das ganze Gewicht jener Intrigue getragen habe, ohne zu wissen, welche Veränderungen vorfielen und welche gebrechliche Stütze sie nunmehr in dem Baron noch habe.

Ehe wir am andern Tage Frau v. Zarkow nach dem Kloster begleiten, müssen wir zuvor noch auf die Entwickelung der letzten Ereignisse zurückkommen.

Der Baron, welcher während des Kampfes im Schlosse Lysa die Flucht ergriffen hatte, verließ so schnell er konnte, das Großherzogthum, in welchem nach wenigen Wochen der politische Aufstand durch die preußische Militärmacht gänzlich unterdrückt wurde.

Auf eine Versöhnung mit seiner Geliebten, der Gräfin Hedwig, durfte der Baron nach den Vorfällen auf dem Schlosse nicht mehr rechnen.

Zwischen den verzweifeltsten Entschlüssen schwankend, sich von einem schimpflichen Elende zu retten, in welches ihn die Masse seiner Schulden endlich stürzen mußte, wollte er seine Zuflucht zu der Majorin nehmen.

Er zweifelte nicht, aufs Neue von der Majorin begünstigt zu werden, da er ja im Besitze einiger Vertraulichkeiten der stolzen Frau war, und rechnete auch ferner darauf, daß sie es sich, gut oder böse, zu einer Ehrensache machen werde, den Mantel der Tugend über die zu befürchtende öffentliche Schande eines ruinirten Verwandten zu decken. Alsdann wollte er allen Ernstes eine Klage gegen Gabriele Valentin anstellen, um sich in den Besitz der Erbgüter der beiden Kinder zu setzen, indem er, gestützt auf den Wortlaut des Testaments der Baronin von Wandew, die letzte Verpflegung und Obhut der Zwillinge beanspruchen würde, wie auch, daß ihm schließlich Gabriele die Kinder gewaltsam entrissen habe. Unerklärlich war ihm die plötz-

liche Wiedervereinigung der Valentinschen Familie in dem Schlosse Lysa geblieben.

Daß Raimund von dem Verbrechen, zu welchem er ihn mißbrauchte, Kenntniß hatte, ahnte der Baron eben so wenig, als daß er von Philibert der Thäterschaft an dem Verbrechen überwiesen, selbst verfolgt wurde. Dennoch fühlte sich der Baron durch die Trennung von Wesley und durch dessen Gefangennahme im Schlosse Lysa sehr beunruhigt.

Um dieser drohenden Gefahr vorzubeugen, und über das Verbrechen und seine Theilnehmer, wie er glaubte, ein ewiges Dunkel zu verbreiten; faßte er aufs Neue den von Wesley schon einmal angeregten, aber verunglückten Plan, den Bürgermeister im Gefängnisse zu vergiften, und er wollte dießmal der Sicherheit wegen das Unternehmen persönlich betreiben.

Mit diesen Entwürfen war der Baron nach Breslau gekommen, um bei der Frau v. Zarkow um die nöthigen Geldmittel anzuhalten. Er hörte in ihrem Hotel, daß sie nach Sch . . . gereist sey, und da ihn die Ausführung seiner Pläne ebenfalls dorthin rief, begab er sich unverzüglich nach derselben Stadt.

Der Umstand, daß Frau v. Zarkow hier im Hause ihrer Schwiegermutter wohnte, hielt den Baron der direkten Besprechung seiner Angelegenheit wegen davon ab, sich der Majorin sogleich vorzustellen. Er verschob den Besuch, und fand es auch bald zweckmäßiger, vorläufig eine Zusammenkunft mit ihr zu verabreden, da er mit sich selbst noch nicht einig war, wie er die jüngsten Vorfälle mit Gabriele und ihren Kindern am einträglichsten darzustellen und auszulegen habe.

Inzwischen machte er sich bereit, den Vergiftungsversuch gegen den Bürgermeister auszuführen, und zwar auf demselben Wege, wie Wesley früher angerathen, nämlich durch Vermittlung des Gefängnißschließers Wesley im Inquisitoriat. Er erinnerte sich noch sehr genau der in dem chiffrirten Billet Wesleys angegebenen Adresse an die alte Hehlerin Wesley, und um unbehindert zu handeln, wollte er die Alte persönlich aufsuchen und durch ihre Bekanntschaft vorsichtig die Einleitungen treffen.

Ohne weitere Vorbereitungen machte er sich am Abend nach der bekannten Rosengasse auf.

Der Baron konnte das abgelegene Quartier erst nach vielem Umherfragen ausfindig machen. Endlich war er über die baufällige Holztreppe vor die Wohnung gelangt. Wider Erwarten fand er die Thür halb geöffnet, er ging hinein und befand sich in der Küche. Der Schein einer Lampe aus der anstoßenden Stube ließ ihn vermuthen, daß sich Jemand darin befände. Ohne ein Zeichen seiner Ankunft zu geben, trat er geräuschvoll ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glarner Landsgemeinde am Pfingstmontag.

Aus der Ostschweiz, 21. Mai.

Ist es schon in gewöhnlichen Zeiten ein erhebender Anblick ein ganzes, wenn auch noch so kleines Völklein die Souveränetätsrechte unmittelbar durch Berathung und Abstimmung unter Gottes freiem Himmel in würdiger Weise ausüben zu sehen, so wurde derselbe am Pfingstmontag in Glarus zu einem wahrhaft ergreifenden. In unmittelbarer Nähe der Brandstätte, wo das verheerende Feuer im Tschudi'schen Nebengebäude ausgebrochen, inmitten der Ruinen von Zweidrittheilen dieses durch Handel und Gewerbfleiß in der ganzen kommerziellen Welt berühmten, des blühendsten Wohlstandes sich erfreuenden Fleckens, bildeten an 3000 Glarner Männer den „Ring." Eben so tiefer Ernst als männliche Entschlossenheit und festes Gottvertrauen lagerte auf den Stirnen des versammelten Volks. Vor dem unversehrt gebliebenen stattlichen Schulhaus, dem Pfande, daß, wie hier die Jugend durch Unterricht einer glücklichen Zukunft entgegengeführt wird, so die männliche That ein neues schöneres Glarus aus der Asche entstehen lassen wird — war die einfache Tribüne aufgeschlagen. Landammann Heer, der zwar noch junge, aber durch Talent wie Patriotismus gleich ausgezeichnete Obmann des Landes, war leider durch Krankheit in Folge des erschütternden Ereignisses, das Präsidium zu führen, abgehalten. An seiner Statt leitete der Ständerath Weber die Verhandlungen durch eine treffliche Ansprache ein, dem als Redner die Herren Nationalrath Jenni, Rathsherr Advokat Kubli und Dr. med. Jenni von Enneda folgten, sämmtlich die außerordentlichsten Anstrengungen der Landleute und die schnelle, in ewigen Andenken bleibende Hülfe der gesammten Eidgenossenschaft in dankbarster Weise rühmend und die Anträge der Regierung bezüglich des Landraths empfehlend. Nach kaum einstündiger Verhandlung wurden dieselben ohne Widerspruch einmüthig angenommen, und der dreifache Landrath (dem großen Rath in den übrigen Kantonen entsprechend) bevollmächtigt: 1) eine Anleihe von 5 Millionen zur Deckung des mehr als 3 Millionen betragenden Verlustes der leider nur kantonalen Gebäude-Assekuranz — ein aus älterer Zeit herrührender, sich jetzt schwer rächender Fehler — so wie zu Vorschüssen an Bedürftige; 2) einen für alle Bauten obligatorischen Bauplan, und 3) ein spezielles Expropationsgesetz aufzustellen und zu entwerfen. Der Gemeindspräsident dankte den versammelten Landleuten und Mitbürgern aufs Wärmste für diese die Grundlage eines raschen und zweckmäßigen Neubaues bildenden Beschlüsse, so wie für ihre hochherzige Hülfe während des Brandes und opferwillige Unterstützung nach demselben, worin mit ihnen die gesammte Eidgenossenschaft gewetteifert habe. „Groß war unser Unglück, größer die werkthätige Liebe und Theilnahme der eidgenössischen Brüder!"

In der That fanden dieser Tage, wie Schiller den sterbenden Attinghausen so schön sagen läßt, ein einig Volk von Brüdern. Ein elektrischer Funke durchzitterte alle Bewohner der Schweiz von Ost und West, Nord und Süd; Millionen Herzen und nur ein Schlag! Dieser warme Herzensschlag galt den furchtbar betroffenen Brüdern von Glarus. Der Landsgemeinde „Ring“ umschloß dießmal alle Eidgenossen von der Rhone bis zum Rhein. Wie die Flammen hoch über Glärnisch und Wiggis und die ganze Bergkette in alle Schweizerlande, ja bis zum Schwarzwald leuchteten, so fachten sie allüberall das warme Gefühl der Nächstenliebe und Zusammengehörigkeit an, und dieses Beispiel wird zur Mithülfe aller Orten anspornen, wo der Schweizer und Glarner Name gekannt und geachtet ist. Denn der Brandschaden beträgt 14 bis 15 Millionen, fast das Doppelte der anfänglichen Schätzung, und davon sind nur 4½ Millionen, einschließlich der vom Glarner Ländchen selbst zu tragenden Häuserassekuranz, versichert. Also helfet, helfet Alle die einst sich an der Lage und dem freundlichen Aussehen des so malerisch zwischen den 7—8000 Fuß hohen Glärnisch und Wiggis gelegenen Städtchens erfreut, oder es auch nur in den zahlreichen Abbildungen gesehen; helfet Alle, Ihr, denen jeder unverschuldet Leidende der Nächste ist, wenn von ihm auch Berge und Meere den Helfenden trennen, wie Glarns nicht fragte nach der Entfernung bei den Ueberschwemmten in Holland und Java, bei der Bedrängniß der Christen in Syrien und bei dem Hamburger Brande. Wer letzteren und seine Zerstörung, Hamburg vor und nach dem Brande sah, kann sich einen Begriff von der Verheerung machen.

Hier ging sie aber, getragen von dem tobenden Föhn, noch weit rascher, vernichtender vor sich, wie die Berichte schon gemeldet. Kaum sind indeß acht Tage vorüber, so ist schon eine gewisse Ordnung in das Trümmerchaos gebracht. Straßen und selbst Gäßchen sind der freien Zirkulation zurückgegeben, der Anblick jedoch nicht wenig erschütternd. Denn um so besser läßt sich die Größe der Brandstätte, namentlich von der verschont gebliebenen Kapelle auf dem Hügel nächst dem Bahnhof, überschauen, kann man den Platz jedes der einst stattlichen Häuser, manches uns lieb gewesenen befreundeten Hauses wiederfinden. Da steht der brave Pfarrer und ausgezeichnete Redner Streif zwischen seinem mit dem geliebten Gotteshaus völlig niedergebrannten Pfarrhaus und dem mit allen Pflanzen unberührt gebliebenen Gewächshaus. Er hat Alles verloren, „doch sieh, ihm fehlt kein theures Haupt.“ Allein vier lange Stunden suchte er seine treue Lebensgefährtin, sie verunglückt wähnend. Er ist glücklicher als Oberst Schindler, der, jahrelang von seiner Gattin geschieden, sie mit eigener Lebensgefahr aus dem Kellergewölbe des in der Nähe der Kirche befindlichen Hauses ihres Bruders, Rathsherrn Trümpi, mit demselben und noch neun andern Personen rettete, sich mit ihr wieder verband, um wenige Tage nachher sie und den Schwager durch den Tod in Folge der erlittenen Angst und der Einwirkung des erstickenden Qualms wieder zu verlieren!

Doch wir wollen keine Einzelnzüge liefern, in welche sich die Feder so leicht verirrt, sondern folgen von der Brandstätte, wo das Element so grauenhafte Verwüstungen angerichtet, wieder den geebneten Straßen entlang den heimwärts kehrenden Mitgliedern der Landsgemeinde. Welche gewichtige Beschlüsse sie gefaßt, ist Allen bewußt; aber keiner murrt oder bedauert sein eigenes Opfer, sondern nur, daß er nicht noch mehr thun kann. Jedes verschonte Haus in der ganzen Umgebung ist den Obdachlosen jeden Standes offen. Die Vertheilung der überschwänglich reichen und doch nur für das erste Bedürfniß hinreichenden Gaben ist musterhaft. An 1600 Portionen Lebensmitteln werden täglich ausgetheilt. Das Gemeindehaus, der Sitz des nur aus Glarnern bestehenden Komite's ist die Heimath der selbst obdachlos gewordenen Mitglieder. Sie sorgen, da sie kein Haus mehr zu bestellen haben, für ihre ärmern Leidensgefährten.

Saget, ihr Leser im stammverwandten Lande, ist das nicht ächt germanisches Handeln, beredter als alle Worte? Selbst wenn ich Euch nicht durch Wiederholungen bei Mittheilung der Reden an der Landsgemeinde zu ermüden fürchten müßte, sprechen die Thaten im Unglück rührender als jeder mündliche oder schriftliche Jammer. Nirgends hört man in Glarus davon oder gar einem Ansprechen und Zurschautragen des Unglücks. Nur wenn man einzelnen Männern — Frauen sieht man fast gar nicht, so sehr auch Tausende von Fremden am gestrigen Tag gewöhnliche weibliche Neugierde gelockt hätten — Züge des Mitgefühls erzählt, z. B., daß die Kirchenkollekte am Pfingstsonntag in der Stadt Zürich allein 49,000 Fr. ergab, und sich darunter Gaben von 1500 und 2000 Fr. befanden, um anerkannt reichlich zu geben, da füllen sich die Augen der festen Männer mit Thränen der Dankbarkeit, und bekundet dieselbe ein stummer Händedruck.

Diese Landsgemeinde wird jedem Besucher eben so unvergeßlich als der Anblick des Trümmerhaufens seyn, in welchem so viel Wohlstand, so viele geordnete Hauswesen begraben sind, das Zeugniß der Wandelbarkeit alles irdischen Glückes. Wie viel tiefer mußte der Kontrast dieser Landsgemeinde mit der am Auffahrtstag, Tags vor dem Brande, in die Herzen aller Glarner schneiden. Damals ganz Glarus im strahlenden Glanze, jetzt buchstäblich in Asche! Aber auch dabei bewährte sich der Sinn der Väter, die Achtung vor ihren Satzungen. Die strenge Feuerordnung für die Dauer des Föhnwindes, während dessen Herrschaft alle Feuer ausgelöscht werden müssen, wurde den Anfechtungen zum Trotz aufrecht erhalten. Lange Zeit wird Niemand an ihre Aufhebung denken, aber der beste Schutz wird die Bauart der neuen Häuser seyn, von welcher die zier-

lich aussehende, aber gefährliche Schindelbedachung und Häuserbekleidung, zugleich ein Schutz gegen die Kälte, ausgeschlossen werden wird. Der neue Bauplan, vom Züricher Staatsbaumeister Wolf und Direktor Simon, dem Erbauer des neuen St. Galler Stadtviertels, einem gebornen Glarner, entworfen, wird zugleich eine bessere Einfahrt und neue Straße nach Netstall enthalten, und neben der größeren Schönheit auch den möglichsten in Menschenhand liegenden Schutz gegen das verheerrende Element gewähren. So wird die Landsgemeinde des Pfingstmontags 1861 ein historisch denkwürdiger Tag neben der verheerenden Nacht des 10. Mai in der Glarner Geschichte bleiben, und noch bei späten Enkeln wird die männliche Standhaftigkeit und Entschlossenheit der Väter in den Tagen unermeßlichen Unglücks in dankbarer Erinnerung seyn. (Allg. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich ist in Paris ein Portier gestorben. Das ist was Alltägliches; allein Portier wie dieser sind selten. Sein Oheim, Etienne Lasne, war dereinst Concierge im Gefängniß des Tempels zur Zeit, wo Ludwig XVII. starb. Der Todtenschein ist vom 12. Juni 1795 datirt, vier Tage nach dem Tode des muthmaßlichen Thronerben, und er führt die Unterschrift dieses Etienne Lasne. Jaquet, der fragliche Portier, verschied kürzlich in seinem 84. Jahre; er spielte nebst jenem Oheim im Prozesse des Grafen von Richmond eine bedeutende Rolle. Als junger Bursche war Jaquet täglich um den jungen Prinzen, und leistete ihm mancherlei kleine Dienste. Der Prinz war damals unter dem Namen die Waise des Tempels (l'Orphelin du Temple) allgemein bekannt. Sein Bild schwebte lebendig im Gedächtnisse Jaquets; er wurde zu verschiedenen Malen, da sich Zweifel über den Tod des Dauphin erhoben, gerichtlich vernommen. Die Restauration ließ die Ueberreste desselben auf dem Kirchhofe von St. Marguerite ausgraben; man fand nichts als unkenntlich gewordene Trümmer. Jaquet, der zugegen war, erklärte, auf Befehl der Quäler des unglücklichen Königssohns, Simon und Herbert, sey die Leiche in eine Kalkgrube geworfen worden; es konnte also wenig oder nichts davon übrig geblieben seyn. Mit Jaquet ist der letzte Zeuge der Gräuelscenen im Tempel verschwunden. Der Tempel selbst ist verschwunden; an der Stelle desselben ist ein Square angelegt worden. Da, wo sich die schweren, düstern Thürme erhoben, mit ihren schwarzen Eisengittern, wiegen sich jetzt die Wipfel der jungen Platanen; statt des Klirrens der Riegel und Ketten vernimmt man das Plätschern der Fontainen, und wo die unglücklichen „Kinder Frankreichs" sich in Angst und Betrübniß verzehrten, da jubeln die Kinder des Volks, die von alldem noch nichts wissen.

Man schreibt aus dem Neustädter Thal (Pfalz) 21. Mai: Der berühmte Geisbock, den Lambrecht für das Weiderecht im Deidesheimer Walde an Deidesheim alljährlich liefern muß, ist auch heuer wieder, obwohl ein Pracht-Exemplar und besonders „gut gehörnt und gut capable", zurückgewiesen worden, weil der „jüngste Bürger" Lambrechts ihn, nach Ansicht der Deidesheimer, zu spät gebracht hat. Dieß ist nunmehr der dritte Geisbock, der im Rückstande ist, und dürfte nun, wie man hört, ein Bockprozeß wieder beginnen, dessen Ausgang jedoch Dem nicht zweifelhaft seyn kann, der den Wortlaut des von dem Zweibrücker Appellhofe vor einigen Jahren gefällten richterlichen Entscheides kennt. In früherer Zeit mußte der Bock vor Sonnenaufgang abgeliefert und von Deidesheimer Behörden im amtlichen Talar empfangen werden.

In Zürich verstarb am ersten Pfingstfeiertage der Nestor der zürcherischen und wohl der schweizerischen Buchdruckerwelt, Herr Paravicin Bruppacher von Oberstraß. Derselbe trat im Jahr 1799 in die Druckerei der HH. Orell, Füßli & Comp. als Setzer, wurde später Faktor, dann Expeditor der „Neuen Zürcher Zeitung", Verwalter des Papierlagers und machte sich bis zu seinem Ende, also 62 Jahre lang, dem Geschäfte nützlich, so weit dieß seine abnehmenden Kräfte nur gestatteten. Dem Sarge folgten ein Prinzipal, der 53 Jahre, und zwölf Kollegen, von denen Jeder durchschnittlich nahezu 30 Jahre das Tagewerk des Verstorbenen getheilt haben.

Seit 20 Jahren hat Leipzig eine früher ungeahnte Ausdehnung gewonnen. Es sind in dieser Zeit 1000 neue Häuser in den Vorstädten entstanden, welche sicherlich einen Aufwand von mehr als 7 Millionen Thalern verursacht haben.

In Hamburg ist der eigenthümliche Unglücksfall vorgekommen, daß eine Katze sich auf das Gesicht eines in der Wiege schlummernden, wenige Wochen alten Kindes legte und dessen Tod durch Erstickung herbeiführte.

Einen neuen Titel hat sich der Besitzer eines neuen Kaffeehauses in Berlin beigelegt; er nennt sich „Moccalier."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 129 Donnerstag, 30. Mai 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Bei seinem Eintritt bemerkte der Baron die alte Wesley vor dem Tische sitzen; sie lag mit dem Kopfe auf ihren Armen und schien geschlafen zu haben. Durch das Geräusch des Ankommenden erweckt, sprang sie heftig erschrocken vom Stuhle auf. Sie öffnete ihre gedunsenen Augen so weit als möglich und starrte den Baron voll Unruhe fragend ins Gesicht.

„Was wollen Sie hier? Wie sind Sie hereingekommen? Wer sind Sie denn?“ schrie die Alte mit ihrer heiseren Stimme, als sie den Rest ihrer Schläfrigkeit unterdrückt hatte.

„Haben Sie keine unnütze Besorgniß,“ sagte der Baron mit kurzer Betonung, „Sie vergaßen draußen ihre Thür zu schließen, und da ich Sie suchte und Sie oder vielmehr Ihren Sohn, den Schließer, in einer höchst wichtigen Sache zu sprechen wünschte, bin ich eilig eingetreten. Ist Ihr Sohn vielleicht bei Ihnen?“

„Mein Sohn,“ sagte die Hehlerin und nahm die Lampe in die Hand, „hat heute zufällig Urlaub und dann kommt er immer zu mir, damit wir zusammen Eins trinken. Der gute Junge kann nicht viel vertragen und nun hat er sich hinten in die Kammer gelegt und schläft aus. Kommen Sie, wir wollen ihn aufwecken und dann können Sie bei ihm bleiben, so lange Sie wollen.“

Die Alte ging voran, indem sie sich nur mühsam auf den Füßen erhielt. Der Baron folgte ihr durch zwei Stuben, die beide so ärmselig wie die erste möblirt waren. Dann trat die Hehlerin an eine Kammer, öffnete die Thür und lauschte, ob ihr Sohn noch schliefe.

Nach einer Weile zog sie den Kopf zurück.

„Er schläft noch,“ sagte sie zu dem Baron, der ihr bis hierher folgte; „gehen Sie aber nur gleich hinein, stoßen Sie den Jungen tüchtig an, daß er sich ermuntert. Nehmen Sie die Lampe.“

Der Baron nahm die Lampe und schritt über die Schwelle in die Kammer. Er leuchtete umher ohne Jemand zu sehen.

„Hier sehe ich Niemand!“ rief er aus, „wo ist denn Ihr Sohn?“

Ehe er sich umwenden konnte, um die Kammer zu verlassen, erhielt er von der Alten einen so heftigen Stoß in den Rücken, daß er auf den Boden niederschlug. Als er sich aufgerafft hatte und hinaus wollte, fand er die Kammer fest verriegelt. Er rüttelte aus Leibeskräften dagegen, aber die Thür widerstand allen Versuchen sie zu öffnen.

„Schlagt Euch nicht die Fäuste wund, vor Nacht und Tag kommt Ihr nicht wieder heraus und kein Teufel hört Euer Geschrei hier!“ rief ihm die Hehlerin lachend zu: „Mein guter Sohn hat mich zur rechten Stunde vor schlechter Gesellschaft gewarnt und ich muß ihn erst sprechen, damit man sich verständige, was für einen Vogel wir gefangen haben.

* * *

Nachdem Philibert mit der Valentin'schen Familie wohlbehalten in Sch . . . angelangt und dieselbe im Hause seiner Tante aufgenommen war, eilte er in das Gefängniß zu seinem Vater, um ihm die freudige Nachricht zu überbringen, daß der Kontroleur Wesley, welcher bereits an das Gericht zu Sch . . . ausgeliefert worden, eingefangen und daß er in seinem Freunde Raimund Valentin den Hauptzeugen gefunden habe, das heimliche Verbrechen gegen den unglücklichen Greis zu enthüllen. Durch Joseph, der von Philibert schon früher hierher geschickt wurde, vernahm der Bürgermeister bereits die Kunde von den günstigen Erfolgen der Nachforschungen seines Sohnes, und die Hoffnung, sich von dem grausamen Schlage, der sein Haupt gebeugt, noch einmal erheben zu können, hatte den Greis mit neuen Kräften ausgerüstet. Das Wohlbefinden seines Vaters hatte Philibert nicht allein glücklich gemacht, sondern ihn auch von einer entsetzlichen Besorgniß befreit. Denn als Philibert das Inquisitoriat betrat, bemerkte er den Schließer Wesley noch immer hier anwesend in seinem Berufsgeschäfte. Die von Philibert bei seiner frühern, schleunigen Abreise aus Sch . . . gegen den Schließer angebrachte Denunziation war wegen ermangelnder Beweismittel ohne Erfolg geblieben, obgleich der Denunzirte zur Untersuchung gezogen wurde. Wesley stand seit einer langen Reihe von Jahren in seinem Dienste und zwar als ein unbescholtener Beamter vermöge seiner ungemeinen Schlau-

heit und Verschlagenheit entkam er bisher der Entdeckung seiner Verbindung mit den Falschmünzern. Um den gefährlichen Menschen aus der Nähe seines Vaters zu bannen, ließ Philibert durch seinen Justizrath eine zweite Denunziation gegen den Schließer erheben, welche dießmal nicht ohne das gewünschte Resultat blieb, da durch die Einziehung des Erkontroleurs und aus seinen, wegen der Vergiftung des Bürgermeisters an den Schließer chiffrirten Billet sich die nöthigsten Gründe zur Schuldstellung des Schließers beibringen ließen. Eine zweite Folge der Verhaftung des Schließers war eine sofortige polizeiliche Recherche im nächsten Tage in der Wohnung der alten Hehlerin.

Drei Polizeibeamte verfügten sich demnach am gedachten Tage in das Quartier der alten Wesley. Man durchsuchte die Stuben; in der hintersten fand man die Alte im schweren Rausche schlafend am Boden liegen, und zwar dicht vor der Thür, welche nach der Kammer führte, worin sie den Baron einsperrte, ohne ihn bis jetzt wieder in Freiheit zu setzen. Sie schien sich vielmehr gerade dieses Plätzchen zur Ruhestätte gewählt zu haben, um ihn desto besser bewachen zu können. Die Beamten, welche die Kammer nicht ununtersucht lassen konnten, schoben die Betrunkene bei Seite. Man öffnete und fand den Baron, der sich endlich hierdurch aus seiner elenden Gefangenschaft befreit glaubte, der jedoch nur zu bald erfuhr, daß er in eine noch viel schlimmere gerathen war.

Da die Ordre der Beamten dahin lautete, Alles an Personen und Sachen im Quartiere der Hehlerin festzunehmen, so wurde dem Baron seine Haftnahme sofort angekündigt. Er war übereilt genug, seinen wahren Stand und Namen zu nennen, da er glaubte, daß der vornehme Klang desselben sofort alle Zweifel, in Verbindung mit der Alten zu stehen, beseitigen würde. Die Beamten waren jedoch nur angehalten, ihre Ordre zu vollstrecken und gewährten dem Betroffenen keinen bessern Trost, als seine Unschuldsbetheuerungen, und die etwaigen Mißverständnisse, über die er sich beklagte, höhern Orts anzubringen, von wo allein seine Lossprechung erfolgen könne. Der Baron mußte sich schließlich fügen und wurde in das Inquisitoriat abgeführt.

Die Einziehung des Barons von Osinsky, von welcher Philibert schnelle Kenntniß erhielt, krönte endlich alle seine Anstrengungen zur Befreiung seines Vaters, denn nunmehr waren ja die wichtigsten Zeugen und Personen hierfür zusammengekommen. Der Prozeß begann und wurde mit dem regsten Eifer durchgeführt, begleitet von einer stets wachsenden Theilnahme für den unschuldig eingekerkerten greisen Bürgermeister.

Philibert gedachte hiermit noch nicht, die Hände müßig in den Schoos zu legen. Es lebte noch eine Person, welche er zur Verantwortlichkeit ihrer Handlungen zu ziehen wünschte. Er hatte nicht vergessen, was er der Frau Majorin v. Zarkow noch schuldete, nämlich ein unerfreuliches Wiedersehen, bei welchem die Herzlose nicht zum Zweitemale die Rolle einer Machthaberin zu spielen haben würde.

Er begab sich nach dem Kloster, worin sich Konstanze aufgehalten hatte und da der Vorstand noch immer keine Aufklärung über die mit ihm gespielten Intriguen der Frau v. Zarkow erhielt, enthüllte er der ehrwürdigen Mutter umständlich mit allen ihm bekannt gewordenen Familienbeziehungen das wirkliche Sachverhältniß der Entführung Konstanzens und der Unterdrückungen und Verfolgungen Gabrielens von ihrer Familie.

Philibert fand bei der ehrwürdigen Oberin durch seine liebevolle Beredtsamkeit nicht allein das geneigteste Gehör, sondern sie gab ihm auch das Versprechen, die unglückliche Gabriele und ihre Kinder, so weit es in ihren Kräften stehe, in Schutz zu nehmen.

Dieses Versprechen hatte die ehrwürdige Mutter zu der Einladung der Frau v. Zarkow nach dem Kloster bewogen, und kehren wir nun zu der Stunde dieser Zusammenkunft zurück.

Frau v. Zarkow hielt ihr Wort. Sie erschien zur bestimmten Zeit im Gemache der Oberin, welche mit dem Präzeptor beim Eintritte der Majorin im Gespräche begriffen am Tische saß. Der Präzeptor ging der Frau v. Zarkow mit der üblichen Begrüßung, in welche die Oberin einstimmte, entgegen, und führte sie zu einem Sessel am Tische.

Die Majorin ergriff sogleich das Wort.

„Möge der Zweck meines Kommens ein gesegneter seyn!“ sagte sie etwas hastig, da der durchdringende Blick der Oberin die Entschlossenheit, welche die Züge der Majorin angenommen hatten, einigermaßen entwaffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in Mendoza.

Ueber die schreckliche Katastrophe, welche die am östlichen Abhange der Anden in der argentinischen Republik belegene, etwa 12 bis 14,000 Einwohner zählende Stadt Mendoza am 20. März d. J. betroffen hat, sind nähere Mittheilungen durch Briefe und Zeitungen aus Valparaiso eingelaufen, denen wir nach der „Wes. Ztg.“ Folgendes entnehmen: Das Erdbeben fand Abends 8½ Uhr statt, und nach dem, was man hier erfahren hat, scheint es eins der schlimmsten gewesen zu seyn, welches jemals vorgekommen ist. Die ersten Erschütterungen waren der Art, daß Niemand Zeit blieb, ins Freie zu flüchten und alle Einwohner, welche in ihren Wohnungen waren, wurden erschlagen oder verschüttet. Sämmtliche Häuser ohne Ausnahme, so wie alle Kirchen sind eingestürzt, und in letzteren

sollen viele Menschen verunglückt seyn, da gerade während der Zeit des Erdbebens Gottesdienst abgehalten wurde. Von 100 Personen, welche im Gefängniß waren, sollen 92, von 132 Nonnen im Kloster 110 umgekommen und von Geistlichen nur vier übrig geblieben seyn. Man kann sich danach einen Begriff von dem Umfange des Unglücks machen. Die speziellen Nachrichten lauten immer grauenvoller; Anfangs hieß es, daß von den 12 bis 14,000 Einwohnern etwa zwei Drittel, später drei Viertel und jetzt sicherlich 10 bis 12,000 Menschen umgekommen seyen, und Letzteres scheint leider das Richtigste zu seyn. Ganze Familien sind verschüttet: so z. B. ist Don C. Solar, einer unserer Bekannten, mit seiner ganzen Familie und dem Gesinde umgekommen, von den Familien zweier Brüder von D. Villanueva sind nur ein kleines Kind und ein Vater übrig geblieben. Der erste Stoß muß sehr plötzlich und zugleich sehr stark gewesen seyn, denn die Häuser Mendoza's sind alle einstöckig und dabei die Straßen nicht eng zu nennen, so daß, wenn das Erdbeben nach und nach eingetreten wäre, jedenfalls Zeit zur Rettung gewesen seyn würde. Der Verlust an Menschenleben ist nur dadurch erklärlich, daß der Stoß gleich Anfangs so heftig gewesen und Alles hat fallen müssen. In den Zeitungen werden unter den Verunglückten auch zwei deutsche Namen genannt, Bergmann und Schubert; letzterer ist aber jedenfalls gerettet. Das Elend muß schrecklich gewesen seyn und es ist kaum möglich, sich einen Begriff davon zu machen; zudem sollen die Gauchos noch plündernd eingebrochen seyn und Raub und Mord wird die Lage der unglücklichen Mendozinos noch trauriger gemacht haben. Anfangs hieß es, daß auch die Stadt San Juan von diesem Erdbeben betroffen sey und durch Austreten des Flusses noch mehr gelitten hätte, allein diese Nachricht hat sich als falsch herausgestellt, und es scheint überhaupt, daß Mendoza allein gelitten hat; in Urpallata sind einige Hütten eingestürzt. Wir fügen aus südamerikanischen Zeitungen noch einige Details hinzu: Der argentinische Vizekonsul in Aconcagua berichtet, daß die Erschütterung so plötzlich und heftig eintrat, daß die furchtbare Katastrophe das Werk kaum einer Minute war. Die Erde gerieth in eine solche Schwingung, daß die Menschen in den Straßen niederfielen; dazu trat durch den aufwirbelnden Staub eine plötzliche Verfinsterung des Mondlichts ein, so daß Niemand den andern erkennen konnte, an Hülfe und Rettung war aus diesem Grunde nicht zu denken. Einem andern Schreiben entnehmen wir, daß die Erschütterung am Abend des 20. März 8 Uhr 40 Minuten erfolgte und nur 5—6 Sekunden dauerte; der erste Stoß ging von Süden nach Osten, und ein zweiter Gegenstoß folgte unmittelbar von Norden nach Westen. Ein anderer schreibt: Alles ist ein Trümmerhaufen; nur eine Säule von Santo Domingo und die Façade von San Augustin und San Francisco stehen noch aufrecht. Ich eilte durch den Ort, sobald ich mich unter zwei Wänden, die auf mich gefallen waren, losgemacht hatte. Ueberall hörte man das unterirdische Rufen der Verschütteten, die um Hülfe flehten, das Schreien der durch den Schrecken ihres Verstandes Beraubten, die um Eltern, Geschwister und Kinder wehklagten; Weiber und Kinder hingen sich an die Soutanen der Priester und flehten um Absolution, dazu das Stöhnen der Verstümmelten; und beleuchtet wurde dieses grausige Bild durch die Flammen der in Brand gerathenen Passage Soto. Die Erschütterungen dauern noch fort (am 22.). Die Menschen sind in der größten Verzweiflung. Alle Kleidung, alles Geld liegt unter den Trümmern, wir kampiren unter freiem Himmel, Lebensmittel beginnen zu mangeln. Die Landleute, anstatt zu helfen, räumen nur die Trümmer hinweg, um zu plündern. Wir müssen mit Gewalt sie zwingen, die Leichen fortzuschaffen, welche durch Fäulniß schon die Luft verpesten.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus der Ostschweiz: Im ausgedehntesten Maßstabe wird in der Schweiz eine kirchliches Fest vorbereitet: Die eintausendjährige Jubelfeier des Klosters Einsiedeln. Am 21. Januar d. Js. waren es eintausend Jahre, daß der heil. Meinrad, der erste Apostel der Christuslehre auf dem Etzelberg und im jetzigen Einsiedeln-Thale, von zwei Mördern erschlagen wurde. Die Sage theilt mit, daß die gezähmten Raben des Heiligen die Mörder verriethen, welche dann hingerichtet wurden. Bereits ging auch am letzten 21. Januar eine kleine Vorfeier voraus, doch mehr familiärer Natur für das Kloster selbst und die nächste Umgebung. Da der heil. Meinrad aus dem fürstlichen Geschlechte der Hohenzollern stammt, nahm auch das preußische Königshaus und der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen an dieser Feier Theil, in dem sie einen Abgeordneten dahin sandten mit werthvollen Geschenken und huldvollen Schreiben. Bei der hohen Bedeutung, die das Kloster als Wallfahrtsort zum wunderthätigen Marienbilde besitzt, und der außerordentlich großen Zahl Pilger, über 150,000, welche jährlich, namentlich zum Feste der Engelweihe (14. September), dorthin pilgern, hat das Stift Einsiedeln eine große Jubelfeier beschlossen, welche Ende August und Anfang September stattfinden soll. Um bei dieser Feier den zahlreichen Festbesuchenden alle möglichen Erleichterungen zu gewähren und es auch dem weniger Bemittelten möglich zu machen, an einer so seltenen Feier Theil zu nehmen, hat die Direktion der vereinigten Schweizerbahnen extra „Pilgerbillete" angeordnet, welche zu einem außerordentlich billigen Preise ausgegeben werden, für die Hin- und Zurückreise gelten und zu dem noch eine

Gültigkeitsdauer haben, wodurch dem Pilger Gelegenheit geboten ist, Hin- und Rückreise abgerechnet, drei volle von fünf Tagen in Einsiedeln verweilen zu können. Die Preisermäßigung ist so bedeutend, daß sie als eine Ersparniß an Zeit und Geld, namentlich für Fußreisende, die mehrmals übernachten müßten, die vollste Anerkennung verdient und gerade für die ärmere Klasse als eine Wohlthat zu betrachten ist. Nebenbei bietet sie jedem Festbesucher die günstige Gelegenheit, auf eine billige und bequeme Weise auch eine schöne Reise zu machen, namentlich auf der an Großartigkeit der Umgebung so ausgezeichnet schönen Strecke der Rheinthallinie und am herrlichen Wallensee. Da die „Pilgerbillete" schon vom 1. Mai an ausgegeben werden und den ganzen Sommer über in Kraft bleiben, gewähren sie auch den Einsiedlerpilgern überhaupt die Vortheile der Preisermäßigung.

— —

Der zweite Tag des niederrheinischen Musikfestes zu Aachen ist ausnehmend glänzend ausgefallen. Die Aufführung von Händels Josua hat einen Erfolg gehabt, wie man sich kaum erinnern kann, jemals an einem Musikfest erlebt zu haben; es war ein wahrer Triumph für das herrliche Werk, und für alle die unter Lachners sicherer Leitung im Solo-Gesang, Chor und Orchester auf der Tonbühne mitwirkten. Aber auch dem Publikum gereicht der überaus lebhafte Beifall, welcher zwar fast nach jeder Numer ausbrach, aber dennoch die gehaltvollsten und gediegensten Stücke auszeichnete, zu großer Ehre. Diese Begeisterung, welche nicht nur nach den trefflich vorgetragenen Solostücken, sondern hauptsächlich auch nach den mit größter Präzision und glänzender Pracht gesungenen Chören, wie ein wahrer Sturm losbrach, ist eine Bürgschaft, daß die ächte Musik nicht untergehen wird. Die Aufregung des Publikums war so außerordentlich, daß es nicht ruhte, bis der große erste Chor des dritten Theils, der mit der Trompeten-Arie Josua's beginnt: „Glorreich ist Gott — die Völker beben," wiederholt werden mußte, ebenso der berühmte Siegeschor: „Seht den Helden-Jüngling nahn!" der eine unschreibliche Wirkung machte.

———

Deutsche Blätter bringen die Nachricht, daß man einem Vergiftungsversuch gegen den Kaiser Louis Napoleon auf die Spur gekommen sey. Es ist zu vermuthen, daß dieses Gerücht auf der Untersuchung basirt, welche in Folge des jüngst gemeldeten Unwohlseyns des Kaisers der Franzosen in den Tuilerien selbst angestellt wurde, aber zu keinem Resultat führte. In der Phantasie des Kranken herrschte nämlich der Gedanke vor, der angebliche Cholera-Anfall sey in Wirklichkeit ein Vergiftungsversuch. Der Kranke gehörte bekanntlich früher „dem jungen Italien" an, und Pianori und Orsini mögen ihm die Ueberzeugung eingeflößt haben, daß die Verrathenen wirklich sich rächen wollen. Mit dem Aufhören des Unwohlseyns haben auch die Besorgnisse und die weitern Untersuchungen ein Ende gefunden, weil auch nicht der entfernteste Anhaltspunkt gefunden wurde, um dieselben fortzusetzen.

Einer der ältesten Veteranen der bayerischen Armee, Herr Mathias Lindmayer, pens. Oberlieutenant und Premier-Brigadier der Leibgarde der Hartschiere (er machte 7 Feldzüge, 12 Schlachten, 13 Treffen, 3 Ueberfälle, 2 Stürme und 5 Einnahmen mit), ist dieser Tage in München zur Erde bestattet worden. Derselbe war 1776 in Reisbach (Niederbayern) geboren. Seit 1797 war er Soldat, nämlich bis 1799 Jäger bei dem Regiment des Grafen von Salern in Bayern, bis zum Jahre 1800 Dragoner im österreichischen Regiment „Latour," dann von 1801 bis Juli 1807 bei den schwarzen Husaren in Preußen, von da an wieder in Bayern. Noch mag erwähnt seyn, daß er im russischen Feldzug zum Gefangenen gemacht wurde und achtzehn Monate am Eismeer zubrachte.

———

[Eine Bischof in Amerika.] Ein Mitglied des Provinzial-Landstandes von Maryland in Nordamerika erzählte folgende Anekdote: Neulich machte ich mit einigen Freunden einen Ausflug in die Nähe der Ortschaft Bath. Dort fand ich einen einzigen Arbeiter an einer Kapelle beschäftigt. Er hatte die Hemdärmel hoch aufgeschürzt, und sein Gesicht war mit Schweiß und Staub bedeckt. Aus Neugierde ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und sagte: „Um Vergebung, Meister, wer ist denn der Baumeister dieses Gotteshauses?" Der Arbeiter antwortete: „Ich, mein Freund." Ich fragte weiter: „Wer ist der Maurer?" Die Antwort war: „Ich." „Wer ist denn der Pfarrer?" „Ich." „Wer seyd denn eigentlich aber Ihr?" „Ich bin der Bischof." Der also Angeredete war Dr. Chan, Bischof von Natchez in Nordamerika.

Eine Naturseltenheit soll in Fünfhaus nächst Wien entdeckt worden seyn, nämlich ein Knabe mit doppeltem Gebiß, also 64 Zähnen, welche sich nur durch ihre Kleinheit von gewöhnlichen unterscheiden, während der Mund bedeutend hervorragt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 130 Samstag, 1. Juni 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Möge er es seyn!“ stimmte die Oberin wohlklingend ein, indem sie alsdann ernster fortfuhr: „Es ist eine sehr wichtige Angelegenheit, Frau v. Zarkow, weßhalb wir Sie gebeten haben. Schon einmal lag einer frühern Zusammenkunft zwischen uns derselbe Gegenstand wie heut zum Grunde, nämlich die Entlassung Ihrer Nichte Konstanze Valentin aus unserm Kloster, nachdem eine gewisse Aufforderung der Mutter und des Stiefvaters an uns ergangen war, wie sie hier in diesen Originalbriefen auf dem Tische enthalten ist. Wir selbst haben diese Briefe vielfach geprüft; unsere persönlichen Gegenvorstellungen werden Ihnen hierüber wohl noch im Gedächtnisse schweben. Wir haben unsere Pflicht gethan, bevor wir die Jungfrau den Händen des Herrn Baron v. Osinsky, Ihres Schwagers, anvertrauten. Es ist geschehen! Wir halten uns jedoch für unschuldig an dem strafbaren Mißbrauche, der mit der Entfernung der Jungfrau obwaltete. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß diese Briefe, welche hier unter Ihren Augen liegen, welche Sie kennen und geprüft haben, durchaus unächt sind; — daß Konstanze uns mit List entwendet worden, nicht um sie der Mutter zurückzugeben, sondern vielmehr von derselben entfernt zu halten. Frau v. Zarkow, ich fühle mich daher wohl befugt, die Anfrage an Sie zu richten, ob Sie im Wissen und Willen an der That, daß Ihre Nichte der heiligen Stätte unseres Klosters gewaltsam entrissen wurde, eben so rein und unschuldig sind, als wir selbst?“

Frau v. Zarkow schien sich nur mit großer Beherrschung in dem überlegenen Ansehen zu behaupten, welches nach ihrer Absicht bei dieser Unterredung maßgebend werden sollte. Sie sah sich an der Stelle als Angeklagte, wo sie eine Eroberin spielen wollte. Frau v. Zarkow hielt es daher für das Geeignetste, die Frage der Oberin nicht zu beantworten, sondern dieselbe einer herablassenden Beurtheilung zu unterwerfen.

„Ehrwürdige Mutter,“ antwortete sie, sich zum Lächeln bemühend, „die Beantwortung ihrer besorgten Anfrage liegt mir aus dem triftigen Grunde wohl ganz fern, da ich Ihnen schon früher meine Gedanken über die Entfernung Konstanzens aus Ihrem Kloster mit ganz bestimmten Worten im abweisenden Sinne bekundet habe. Da sich meine Grundsätze bis heute nicht änderten, ist es wohl überflüssig, mich zu wiederholen. Sprechen überdieß nicht jene Briefe für sich selbst und, wenn sie unächt sind, verurtheilen Sie sich nicht selbst? Und würde es nicht räthlicher gewesen seyn, den Baron von Osinsky an meiner Stelle zu zitiren, als diejenige Person, mit welcher es der Vorstand allein zu thun gehabt? Ich versichere Sie, ehrwürdige Mutter, daß jede dritte oder vierte Person zur Beheiligung dieser Sache eben so viel beitragen könnte, als ich.“

Die Majorin begleitete ihre letzten Worte mit einer fast triumphirenden Miene, denn sie hielt dafür, den Angriff auf eine eindrückliche Art abgeschlagen zu haben, obgleich sie eine zunehmende Kälte auf dem Gesichte der Oberin bemerkte.

Hätte Frau v. Zarkow die Blicke der Oberin verstanden, diese Blicke würden ihr gesagt haben, daß sie bedauert und verachtet wurde. Die Verläumdungen der Majorin gegen ihre Schwester, die Gewaltthätigkeiten gegen die Kinder der letztern, die Enterbung und Verstoßung der Verfolgten — dieß und vieles Andere aus dem Leben Gabrielens und der Majorin, beschäftigte aufs Lebhafteste den Geist der Oberin, als sie Frau v. Zarkow sprechen hörte, als die Stimme ihres Innern ihr zurief: Jene Frau besitzt ein verfluchtes Herz! —

„Frau Majorin,“ erwiderte sie, „Sie wissen wohl nicht, in wie weit Sie uns mit Ihren Worten entgegenkommen. Sie weichen unserm Ansinnen aus und stellen uns die Entscheidung anheim. Es mag also geschehen!“

Die Oberin schellte mit der Tischglocke. Eine Aufwärterin öffnete die Thür zu dem Nebengemache, aus welchem, von Philibert geführt, Gabriele Valentin mit ihren beiden Kindern erschien.

Die Oberin deutete mit einer liebreichen Handbewegung, daß sich die Eingetretenen am entgegengesetzten Ende des Tisches niederlassen möchten.

„Frau v. Zarkow,“ sagte sie alsdann, „wie Sie sehen, sind hier Ihre Frau Schwester Gabriele Valentin, Ihre Nichte und Ihr Neffe Konstanze und Raimund

erschienen. Außerdem in ihrer Begleitung der Herr Philibert von Herzford."

Gabriele ertrug den Anblick ihrer Schwester ohne Zeichen von Aufregung, fast ohne Theilnahme. Dann wandte sie sich schnell ab zu ihren Kindern, welche Hand in Hand neben ihr standen und nahm zwischen beiden Platz; Philibert gleichfalls zu ihrer Seite.

Anders die Majorin. Ihr Innerstes schien voll Empörung. Der plötzliche Anblick der ihr verhaßten Personen überwältigte ihre Festigkeit. Der Athem stockte ihr, sie rang einen Augenblick danach und zitterte.

„In der That!" rief sie mit gepreßter Stimme gegen die Oberin gewendet aus. „Ich sehe mich hier ganz aus dem Stegreif in ein förmliches Verhör versetzt! Nichts fehlt daran! Richter, Kläger und Angeklagte sind vorhanden. Befürchten Sie jedoch nicht, daß ich mich dieser interessanten Sitzung entziehen werde. O, keineswegs; ich verspreche mir viel davon! Ich erkenne mich also als die Angeklagte; muß aber in diesem Falle bemerken, daß ich mein Recht als solche gebrauchen werde und mache im Voraus darauf aufmerksam, daß, wenn jener Herr v. Herzford etwa als Zeuge gegen mich dienen soll, ich diesen Herrn verwerfe und bitte, ihn der Störung wegen zu entfernen. Ich werde kein Zeugniß von dem Sohne eines Verbrechers annehmen, da wohl Jedem bekannt ist, daß der Bürgermeister gleichen Namens sich in schwerer Haft befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Treffer und Niete.

Eine wahre Geschichte von Bernhard Wörner.

1.

Mit wirklich gebildeten Männern, auf welcher Rangstufe der menschlichen Gesellschaft sie auch immer stehen mögen, ist leicht zu verkehren; mit halbgebildeten Emporkömmlingen dagegen und rasch reich gewordenen brutalen Glückspilzen um so schlimmer. Das mochte recht tief im Herzen der Diurnist Auer empfinden, als er im Spätherbst des Jahres 18— aus dem stattlichen Bürgermeisterhause am Marktplatze zu Tiefstadt trat, und unter vielen und tiefen Bücklingen die breiten Stufen mit einer Halbwendung herunterstieg. Diese Ehrenbezeugungen galten dem derzeitigen Hausbesitzer, welcher hinter dem Scheidenden unter der Thür erschien. Glaubt aber nur nicht, daß er dem komplimentösen Skribenten, seinem Untergebenen, das Geleite geben wollte! Ach nein! — er pfiff nur seinem Lieblingshunde, welcher gerne in der Nachbarschaft herumstreunte, und würdigte all die Beweise der Ehrfurcht und Ergebenheit, welche ihm galten, nicht eines Blickes, noch weniger eines dankenden Wortes. Wer diesen Mann nur einmal in seinem Leben gesehen, kann ihn so leicht nicht wieder vergessen. Denke Dir, freundlicher Leser, eine große, vierschrötige Figur mit derben Fäusten, die den ehemaligen Arbeiter beurkunden, und eckigen und ungehobelten Gliedern; dazu einen Kopf in wo möglich noch größerem Maßstabe, mit struppigen Haaren, mit weitem Munde, einem Circumflex nicht unähnlich, und von scharf aufgeworfenen Lippen umgränzt, mit breiter, abgeplatteter Stumpfnase, à la Bulldock, und das Bildchen ist so ziemlich fertig. Die ganze Erscheinung, jeder Zug, jede Bewegung, jedes Wort, selbst jedes Kleidungsstück ist nur eine Prahlerei. Das perlengestickte Hauskäppchen mit der langen gold- und silberdurchwirkten Quaste, die wie der Kamm eines Truthahns zur Seite baumelt, die glitzernden, schweren Goldreife an jeder Hand, welche kaum die starken Finger zu umspannen vermögen, und die gliederreiche, vollgewichtige goldene Uhrkette, welche den halben Leib wie ein Gartenzaun garnirt, geben prunkendes Zeugniß von dem Reichthum ihres Besitzers, während die kleinen, grünlichen Augen mit unheimlich zuckendem Feuer und unstät brennender Gier nach mehr und immer mehr zu lechzen scheinen. Das ist also Herr Eisenbrecht, der Bürgermeister des — wie soll ich sagen? — Dorfes, Marktes, oder Städtchens. Jedes ist richtig, so sonderbar es auch klingen mag. Tiefstadt war nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein großes Dorf. Da fiel es einigen Geographen bei, wiewohl sie niemals seine blüthen- und garbenreiche Flur betreten hatten, einen Marktflecken daraus zu machen. Der Mensch gibt sich aber niemals zufrieden mit dem, was er hat und ist. Er kennt kein größeres Vergnügen, als in den Augen Anderer mehr zu scheinen, als er wirklich ist. Und die Tiefstädter waren Leute wie andere, und petitionirten fort und fort bei der Regierung, bis der unschuldige Ort vom Dorfe zum Markte und vom Markte zur Stadt erhoben wurde, und noch obendrein einen Bürgermeister erhielt, und als Zugabe statt des gutbesoldeten Marktschreibers einen minder besoldeten Diurnisten. Es war allerdings kein „rechtskundiger" Bürgermeister, aber doch auch kein Dorfschultheiß mehr, sondern ein Stadtbürgermeister. „Wenn er auch vom Prozessiren nichts versteht," meinten die Tiefstädter, „dann läßt er's um so eher gehen; er soll sich nur tüchtig um Ackerbau, Handel und Gewerbe kümmern, das wird uns mehr frommen." Und die Leute mochten nicht so Unrecht haben.

Der Diurnist hatte indessen nicht ohne Gefahr die letzte Stufe erreicht, machte, unter einem vernehmlichen: „Gehorsamster Diener, Herr Bürgermeister," die letzte Verbeugung, und eilte beflügelten Schrittes nach seiner eigenen bescheidenen Wohnung in einem entfernten Seitengäßchen. Der trübe Blick, welcher scheu und tief gekränkt am Boden gehaftet, lebte freier und immer freier auf, je mehr sich der junge Mann von dem stolzen, prahlenden Hause am Markte entfernte.

Bald blickte das große Auge wieder heiter und klar zum blauen Himmel und man konnte durch diesen kristallhellen Seelenspiegel eine ganze Welt voll inneren Friedens und hochherziger Gefühle entdecken, die jede Falschheit, jede Selbstsucht von vornherein ausschlossen und auf dem Boden einer schuldfreien, an Arbeit und Entbehrung reichen Vergangenheit sprossen und sich nährten. Und Auers Vergangenheit war mehr als schuldfrei. Wenn er überlegend zurückdachte, so mußte er trotz Armuth, trotz jeder Demüthigung mit seinem „Diurnisten" zufrieden seyn, wie Mancher seiner ehemaligen Studiengenossen als derzeitiger Advokat, Assessor, Sekretär oder Revierförster. Auer hatte nämlich auch studirt und seine Mutter, die Wittwe eines Subalternbeamten, mit ihrer geringen Pension, welche eine kunstfertige Nadel mit unermüdlichem Fleiße zu verdoppeln strebte, die nöthigen Mittel dazu beschafft. Eine langwierige Gicht, welche die arme Frau in Folge übermenschlicher Anstrengungen heimsuchte, änderte die Lage. Rasch hatte der wackere Studio seinen Entschluß gefaßt. Er verkaufte die lateinischen und griechischen Klassiker mit der Feder und trat bei einem Anwalte in Dienst. So hart Anfangs die einförmige Abschreiberei ging, der kindliche Muth wankte nicht. Wenn er am Ende des Monats fünfzehn Gulden Honorar in die Hände der kranken Mutter legen konnte, so war jede Mühe, jede Widerwärtigkeit vergessen. Durch Freudenthränen lächelte ihm der Mutter Segen, eine kostbarere Mitgift auf den Weg des Lebens, als Edelgesteine und Perlen. Anstrengende, fortgesetzte Nachtarbeiten hatten die Jugendfrische seiner Wangen etwas gebleicht und eisenstrenge Pflichterfüllung mit unbedingtem Gehorsam gegen die Vorgesetzten dem jungen Manne ein gewisses ernstes, gemessenes, sinniges Wesen aufgeprägt, wie es die staubigen Kanzleistuben nur in lauteren Seelen erzeugen.

Bevor noch der Diurnist den eisernen „Klopfer" an der Thür seiner Behausung rühren konnte, sprang diese weit auf und ein minuteer, blondlelockter Knabe von drei bis vier Jahren empfing jubelnd den Vater, sprang frohlockend an seinen Hals, drückte die hirschrothen Lippen auf seinen Mund, klammerte die runden Aermchen fester als eine Schmarotzerpflanze um seinen Nacken und ließ sich so ins Zimmer tragen. Lina, die junge, blühende Gattin des Diurnisten, gerade emsig bemüht, den Tisch für das frugale Abendmahl herzurichten, empfing den Eintretenden mit einem sehnsüchtigen Blicke, beredter als der herzlichste Gruß, und ihr Lachen drang beim Anblick der herzlichen Gruppe frisch und glockenhell über die rosigen Lippen. Lina's Vater, dem wohl siebenzig Winter schneeige Flocken auf das Haupt geschüttelt haben mochten, seit Jahren erblindet, streckte die Hand zum herrlichen Willkomm aus seinem Sorgenstuhl hinter dem Ofen hervor, und selbst die „Minz" schmiegte sich schnurrend und spinnend um die Füße des Hausherrn und hielt den Schweif vor lauter Feierlichkeit kerzengrade wie einen Mastbaum. Seelenvergnügt ließ Auer seinen Blick im trauten Kreise die Runde machen, wo ihm ein weites, weites Meer herzlichen Einverständnisses häuslichen Glückes entgegen wogte, das oft Millionäre mit allen Schätzen Kalifornien's nicht zu erkaufen vermögen. Stolz konnte er die freundlichen, liebevollen Blicke begrüßen, denn er war der Begründer, der Förderer dieses irdischen Paradieses. Mit flammenden Zügen, ewig wahr stand es in diesem Augenblicke in seiner Seele fest, daß dem Hausvater nur an eignen Herde, nur in den eignen vier Pfählen, sehen sie noch so eng, noch so beschränkt, wirkliches Glück blüht. Wer draußen im Weltgetümmel seinen Frieden sucht, beim Kredenzen der Pokale, beim Trompeten- und Paukenschall der Konzerte, im Rauschen der Bälle, wird ärmer und immer ärmer heimkehren, und zuletzt im wahnwitzigen Drange nach einem unerreichbaren Luftgebilde Leib und Seele opfern.

(Fortsetzung folgt.)

Domkapitular Dr. Joseph Helm.

(Biographische Skize. Nach stenographischen Aufzeichnungen der von Herrn Domkapitular und Dompfarrer Dr. Himmelstein gehaltenen Grabrede.)

Joseph Helm, der Theologie Doktor, Domkapitular, Kreisschorlach und Synodaleraminator zu Würzburg, wurde geboren am 16. April 1798 zu Obernburg und war der Sohn unbemittelter Bürgersleute. Nachdem er zu Aschaffenburg seine ersten Studien gemacht und mit Auszeichnung das Gymnasium daselbst absolvirt hatte, ging er an die Universität Würzburg zum Studium der Philosophie über. Nach zwei Jahren trat er in das damals zu Aschaffenburg bestehende Klerikalseminar als Alumnus ein, und erhielt am 2. September 1821 die Priesterweihe und wurde in der Seelsorge als Kaplan nach Wiesthal angewiesen. Schon nach Abfluß eines Jahres wurde Helm 1823 als Gymnasiallehrer an das damalige fürstlich Leiningen'sche Gymnasium zu Amorbach berufen, woselbst er sieben Jahre erfolgreich wirkte. 1830, als das Gymnasium zu Amerbach aufgehoben wurde, kam Helm als Pfarrer nach Gaukönigshofen, woselbst er drei Jahre pastorirte. 1833 wurde er von dem Hochseligen Bischofe Friedrich von Groß-Trotzau zum Subregens des bischöflichen Klerikal-Seminars zu Würzburg berufen, wo er mit dem späteren Domdechanten Dr. Beukert, der ihm zur Seite im Friedhofe eingesargt ruht, als damaligem Regens, die Bildung des Klerus leitete. 1834 wurde Helm an die Stelle des verlebten Domkapitulars und Professors Dr. Franz Nikolaus Rösch zum Professer der Moral- und Pastoraltheologie an der Julius-Maximilians-Universität ernannt, welche ihm so liebe Last er nach 21

Jahren im Jahre 1865 wegen körperlicher Leiden niederlegte. Im Januar 1838 wurde er zum Regens des Klerikalseminars ernannt, und noch in demselben Jahre am 21. Dezember 1838 zum Domkapitular ernannt. Am 28. Mai, Morgens 3/4 auf 8 Uhr, entschlief er. Er hat in seinem Leben, von vier bis fünf körperlichen Uebeln gepeinigt, ein wahres Fegfeuer durchgemacht, er war ein zweiter Job im Leiden. Das Domkapitel verlor an ihm eine wahre Zierde, unser Oberhirte einen treuergebenen Rath, die ganze Geistlichkeit das schöne Beispiel eines wahrhaft guten Priesters, viele Arme und Dürftige einen Wohlthäter, dessen Verlust man erst nach Versiegung der unbekannten Quelle fühlen wird. Helm hat wenig als Schriftsteller publizirt, obwohl er sehr vortreffliche theologische Schriften im Manuskripte hinterließ. Als Rector magnificus der Julius-Maximilians-Universität für das Jahr 1847/48 ließ er zur Feier des Antritts des Rektorats ein Programm „über Gott und dessen Eigenschaften im Verhältniß zu den Kreaturen" und seine an die Studirenden gehaltene Rektoratsrede über akademische Vorlesungen im Drucke erscheinen. Von Helm konnte man in Wahrheit sagen: Er hatte keinen Feind! Have, pia anima!

R.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Lindau, 27. Mai: Im Laufe heutigen Nachmittags fing nach vielfachen technischen Vorbereitungen das gesunkene Dampfboot „Ludwig" an, sich etwas aus dem Seegrunde emporzuheben. Die Steuerseite des Bootes ist gegen 20 Fuß aus dem Grunde emporgehoben und beginnt man nun starke Ketten unter das Schiff zu legen, um an denselben weitere Tonnen zu befestigen. Die Vorderseite des Schiffes ruht noch fest in dem Grunde; gelingt die Emporwindung dieses Theils, so dürfte die Anzahl bereits angefügter luftgefüllten Tonnen von etwa 30 bis 35 Stück, welche sich jedoch im luftgefüllten Zustande wieder mit Wasser zu füllen beginnen und daher ununterbrochene Füllungsprozesse durch Ventilationsapparate bedingen, wohl im Stande seyn, das Schiff vollends flott zu machen. Man ist auf die weitern technischen Vorkehrungen gespannt und hofft den „Ludwig" hier bald eintreffen zu sehen. Die Restauration des Bootes wird auf der hiesigen Werfte statthaben.

Wie jüngst bei Brünnstadt wurde auch bei Breberedorf, Landg. Arnstein, altes Geld aufgefunden. Sind es gleich keine 6 Pfund Silbermünzen wie dort, so zeichnen sich dafür die hier gefundenen 158 Stück Münzen, welche die Größe unserer Kreuzer, Groschen, Sechser und Zwölfer haben, durch Reinheit des Silbers und durch hohes Alter aus. Viele Stücke sind nur auf einer Seite geprägt, die meisten zeigen auf einer Seite das Bild eines Bischofs mit dem Krummstabe in der Rechten, ein offenes Buch in der Linken, auf der Kehrseite entweder ein Strahlenkreuz oder eine Kirche mit zwei Thürmen, Kuppel und Giebelgallerie. Eine Jahrzahl steht auf keinem Stück, Fragmente einer Umschrift tragen nur einige. Ein Stück hat eine hebräische Umschrift. Das Gepräge ist bei Allen sehr roh, die Form die eckige. Fundort war ein Rain, in welchem, als dort noch Wald stand, unter einem Baumstrunke der kleine Schatz verborgen worden war.

Jüngst traten zu Bordeaux zwei feingekleidete Damen in einen Buchladen und wünschten sechs Exemplare eines Buches zu kaufen, das nicht nur nicht vorräthig, sondern auch dem Buchhändler nicht bekannt war. Dieser versprach, das Geforderte in fünf Tagen von Paris zu verschreiben, und erbat sich die Adresse der Damen. Ganz dasselbe Stück spielte an demselben Tage in allen andern Buchläden von Bordeaux; in manchen wurden sogar zwanzig Exemplare bestellt. Nach fünf Tagen kamen die Bücher von Paris, vierhundert Exemplare, richtig an, aber die Damen waren spurlos geworden. Offenbar hatten sie dem ganz obskuren Buche nur einen hübschen Absatz verschaffen wollen.

In letzter Zeit sind wieder mehrere Boxereien in England tödtlich abgelaufen. So endete auch am 21. d. ein Faustkampf bei Sheffield nach einstündiger Arbeit mit dem Tode des einen Kämpfers. Beide Kämpfer waren junge Leute von 18 bis 20 Jahren. Der Preis war ein Pfd. Strl.! Der Sieger, Holland mit Namen, entwischte mit Hülfe seiner Freunde, wurde aber schließlich doch erwischt und wird wohl 1 bis 2 Jahre Gefängniß erhalten.

Liszt wurde am 22. Mai vom Kaiser der Franzosen zur Tafel geladen. Am Abend spielte er in den Tuilerien in Gegenwart der Majestäten und feierte einen wahren Triumph, denn er ist noch immer der geniale, unerreichte Meister seines Instruments. Mit eben so enthusiastischem Beifall ließ er sich Freitag Abends in einer Abendgesellschaft der Gräfin Walewska hören, wo die Elite der Pariser Gesellschaft vereinigt war.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 131 Sonntag, 2. Juni 1861.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Philibert erhob sich von seinem Platze ohne ein äußeres Zeichen des Unmuths.

„Ich verzeihe Ihnen Ihren gröblichen Irrthum," gab er der Majorin zur Antwort, „Sie theilen damit nur den Glauben der gemeinen Menge. Der Verdacht jenes Verbrechens, auf das Haupt meines unschuldigen Vaters gewälzt, ist seit der Stunde zu Schanden geworden, in welcher der Baron v. Osinsky, Ihr Schwager, als der Hauptverbrecher des in dieser Stadt verübten Kassenbetruges entdeckt und im Inquisitoriat festgesetzt wurde. Ich berufe mich zur Bewahrheitung dieser Meldung auf das Zeugniß des ehrenwerthen gegenwärtigen Klostervorstandes und bitte denselben zu bestätigen, daß der Baron v. Osinsky, Schwager der Frau v. Zarkow, mit seinen Genossen des gedachten Verbrechens wegen inhaftirt worden."

Von den Lippen der Oberin und des Präzeptors erfolgte die gewünschte Bestätigung.

Die Majorin starrte Philibert sprachlos ins Gesicht. Ihr Körper, ihr auf den Tisch ausgestreckt liegender Arm blieben unbeweglich.

„Ich würde Sie mit dieser Neuigkeit wahrscheinlich verschont haben," fuhr Philibert ruhig fort, „wenn Sie selbst diesen Ton nicht angeschlagen hätten. Die Mittheilung sollte keineswegs als der nächste Punkt hier zur Erörterung gelangen, jedoch füge ich nun auch die Bemerkung noch hinzu, daß Ihr Neffe Herr Raimund Valentin berufen ist, als Hauptzeuge gegen den Baron aufzutreten und ihn zu entlarven. Ihr Neffe steht überdieß vor Ihnen ausgezeichnet durch eine ruhmwürdige That in den jüngsten posen'schen Kämpfen, wovon Ihnen die Zeitungen das Nähere beibringen werden. Fräulein Konstanze ruht am Herzen ihrer geliebten Mutter und Ihre Frau Schwester nennt durch Gottes Hülfe und Rathschluß ihre theuren Zwillinge wieder ihr eigen. Verkennen Sie uns nicht weiter, denn unsere Versammlung an diesem Orte sollte nicht den Charakter der Anklage oder Verfeindung tragen, sondern vielmehr den der Versöhnung. Und es ist uns nur daran gelegen, Sie, Frau Majorin, zu dieser Versöhnung zu bestimmen, unter den wohlwollenden Bedingungen, daß Sie Ihrer im hohen Grade ungerecht verfolgten Schwester aufs Neue und zwar mit allen Ehren und Rechten den ihr gebührenden Platz in Ihrer Familie wieder eröffnen und einräumen, und zwar durch Ihre Vermittelung, Frau v. Zarkow, da Sie es ja vermocht haben, die Schwester daraus zu verdrängen."

Ein Wechsel der heftigsten, haßsüchtigsten Empfindungen prägte sich in dem Gesichte der Majorin aus und entstellte es bis zum Abschreckenden.

„Frau Valentin wird sich lediglich an den Folgen entschädigen müssen, die ihr Lebenswandel herbeizog!" rief die Majorin gegen Gabriele gewendet in äußerster Gereiztheit mit boshaft funkelnden Augen. „Ich kann das Testament meiner seligen Frau Mutter, worin sie in gebührender Weise verurtheilt worden, nicht vernichten und vergraben. Will sich die Valentin dennoch ein Recht auf die allgemeine Achtung der Familie wieder erwerben, so mag sie als eine Reuige und Bußfertige in Demuth vor uns treten. Weder Drohungen noch Bedingungen werden meine Gesinnungen hierin ändern und der Valentin bleibt somit die Wahl überlassen."

Gabriele von einem heftigen Weh ergriffen, hatte sich unterstützt von ihren Kindern, erhoben. Der Anblick und die Gegenwart der Majorin, der sie einen Blick der tiefsten Verachtung zuwarf, war ihr zur Marter geworden.

Die Oberin hatte sich gleichfalls erhoben. Sie näherte sich Gabriele, um sie bei der Hand zu ergreifen.

„Beruhigen Sie sich," sagte sie mit unendlicher Güte zu Gabriele, „Dasjenige, was Sie zu verbüßen haben, das haben Sie nur mit dem Allerhöchsten zu ordnen." Zu der Majorin gewendet sagte sie: „Der Ausdruck Ihrer Gesinnungen überraschte mich; unsere Erkenntniß ist gereift und wir werden danach zur Entscheidung kommen."

Die Oberin mit Gabriele und deren Kinder entfernten sich, vom Präzeptor gefolgt, in das Nebengemach.

Frau v. Zarkow war willenlos auf ihrem Platze geblieben. Sie fühlte sich wie bedrückt. Sie schauderte zusammen und blickte verstört um sich, als suchte sie den Ankläger. Er stand vor ihr, denn Philibert hatte das Gemach noch nicht verlassen.

Die grauen Augen der Majorin schossen einen un-

heimlichen Blick auf Philibert. Dann sprang sie hastig auf, um sich zu entfernen.

„Elender!“ rief sie, „Ihr Anblick ist Gift für mich!“ —

Philibert machte ihr eine höfliche Verbeugung. Frau v. Zarkow floh aus der Thür.

Die Majorin kehrte unverzüglich nach dem Hause ihrer Schwiegermutter zurück, woselbst sie sich auf ihr Zimmer begab. Da sie nicht die Kraft fühlte, sich angemessen in dem Zarkow'schen Familienkreise zu bewegen, hütete sie sogar unter dem Vorwande, an einem alten Uebel zu leiden, das Bett.

(Schluß folgt.)

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

Bald dampften die ungerupften Feldhühner, sonst auch Grundbirnen oder nobler Erdäpfel getauft, auf dem Tische. Man sprach ein kurzes Tischgebet und der kleine Ludwig eilte, den Großvater an der Hand herbeizuführen, indeß sein Vater den schweren Sorgenstuhl auf den eisernen Rädchen herbeirollte. „Die ganze Welt ist doch verkehrt,“ scherzte der Greis, während er sich niederließ, das Kind führt den Mann, der Knabe zeigt dem Großvater den Weg. Aber es sind nur unsere schlechten Gewerbsleute schuld. Ihr erzählt mir immer von neuen Entdeckungen, wichtigen Erfindungen und den riesigen Fortschritten in Künsten und Gewerben. Lauter viel eitel Geplander! Zu meiner Zeit war das Alles viel besser.“

„Warum denn, Vater?“ fragte ungläubig Lina. „Der Beweis hierfür dürfte Ihnen schwer werden.“

„Durchaus nicht, ich beweise es an mir selbst. Nur ein Exempel: nimm der Reihe nach all die Optiker, welche wir für meine Augen konsultirten. Diese Herren bauen lange, ellenlange Fernröhren wie Dachtraufen und wollen damit den Himmel regieren. Die Einen möchten gar gern in die Sonne schauen, was da brennt und wärmt und leuchtet; andere wollen die glitzernden Sternlein nachzählen und rechnen, ob der liebe Gott keines vergessen, wieder andere möchten den Mann im Monde Trauben naschen sehen: — und doch kann keiner mir eine tüchtige Brille, ein paar kleine Gläser, nicht größer wie ein halber Kronenthaler schleifen, mit denen ich gut sehe.“

„Will es wohl glauben,“ lächelte Auer; „das kann nur e i n Optiker.“

„O, den kenn ich auch,“ meinte der Greis; „aber der liebe Herr arbeitet nicht auf Bestellung. Er hat meine ersten Gläser gemacht und die hielten volle sechzig Jahre. Eine schöne Zeit! — jetzt kann ich mir im Dunkeln noch einmal ruhig überdenken, was ich Alles gesehen habe. Meine Kinder mögen einstweilen für mich arbeiten, wie ich sonst für sie. Das ist der Welt Tausch.“

„Recht gerne!“ riefen die jungen Ehegatten zu gleicher Zeit. „Sie dürfen nur auf Ihrem Stuhl sitzen, Vater, und angeben, was und wie Sie es haben wollen.“

„Ei, Gott bewahre!“ wehrte der wackere Greis, sich rasch eines Besseren besinnend, mit beiden Händen. „Ich bin noch kein unnützes Glied, das abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Ich kann Bohnen putzen, Zwibeln schälen, Gurken schneiden, Zwirn drehen, Flachs spinnen, Wolle haspeln und, was die Hauptsache ist, Kinder warten, sie beten lehren und erziehen. Seht ihr nicht, wie Ludwig und ich stundenlang zusammen plaudern und spielen? Da spielt ein Kind mit dem andern, d'rum geht's so gut.“

Unter ähnlichen Gesprächen ging das Abendessen vorüber und der kleine Ludwig retirirte sich unbemerkt auf den Schooß seiner Mutter, wo ein süßer Schlummer in kurzer Zeit die hochrothen Wangen des Kindes noch dunkler färbte.

„Hast Du die Abschlagszahlung bei dem Herrn Bürgermeister besorgt?“ fragte Lina ihren Gatten.

„Ja wohl!“ seufzte dieser; „es war ein schwerer Gang wie immer. Ich verstehe es nicht. Ich bringe diesem Manne Geld — und doch dünkt mir die Luft so schwül, wenn ich sein Haus betrete, der Boden brennt unter mir wie Lava und meine Füße sind schwerer, als von Blei gegossen.“

„Das will ich Euch erklären,“ fiel der Großvater seinem Schwiegersohne ins Wort. „Das Geld wird wahrscheintich nicht mit rechten Dingen bezahlt und darum dieses Bangen, dieser Widerwillen. Wo stammt denn eigentlich die ganze Schuld her?“

„Von meiner Mutter selig,“ erzählte Auer. „Am Tage nach ihrem Tode ließ mich der Bürgermeister kommen und erklärte mir, daß er der Verblichenen, so lange ich Student war, nach und nach fünfhundert Gulden geliehen habe. Er könne das vor jedem Gerichte, vor Gott und allen Heiligen beschwören und werde es auch thun. Ich möge sofort oder in Fristen zurückzahlen.“

„Und Deine Mutter hat Dich niemals davon in Kenntniß gesetzt?“ fragte Lina.

„Niemals!“

„Die Sache ist nicht ganz richtig,“ behauptete der Greis. „Ich kannte die Frau doch auch und der Bürgermeister, ein Fremdling ohne Hab und Gut, ist mir zu schnell reich geworden und prahlt viel zu sehr. Wenn Einer leicht oder mit Unrecht Geld verdient, so soll einstens der Glanz des Erworbenen die Art des Erwerbes decken, und das pochende Gewissen dämpfen. Indessen hat er Dir die Diurnistenstelle verschafft, da-

mit Du ihn bezahlen kannst, und das ist auch etwas werth."

„O, ich muß dieß jedesmal hören," versicherte Auer, „und zwar in den bittersten Worten."

„Laß das gehen!" mahnte der Greis. „Der Bürgermeister schenkt Dir nichts. Du zahlst jährlich fünfzig Gulden Abtrag, dazu fünf Prozent Zinsen, besorgst seine Schreibereien und Rechnungen, und unterrichtest noch obendrein seinen Knaben. Heil der Wohltat, die dem Armen einen Groschen borgt und sechs damit verdient! Laß gehen, — in einigen Jahren ist Alles vorbei."

„Sie haben Recht, Schwiegervater; dann kann ich wieder frei aufathmen. O, ich wollte, ich gewänne irgend woher dreitausend Gulden auf einen Schlag. Das wäre Glück!"

„Wünscht Euch nur nicht immer Geld! Suchet lieber das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Uebrige wird Euch beigelegt. Plaudert von etwas Anderem! Wo ist denn der Brief, Lina, welcher heute Mittag kam?"

„Um Gottes Willen!" fuhr hastig die junge Frau in die Höhe; „beinahe hätte ich darauf vergessen. Hier ist er."

Auer entfaltet den Brief. Bilder und Druck leuchten dem überraschten Auge in buntem Wechsel entgegen. Ein prachtvoller Landsitz mit hohen Thürmen, unzähligen Fenstern und blumenbesetzten Balkonen, von blühenden Gärten und englischen Anlagen umgränzt, ziert in einem weiten, üppigen Kranze von Blüthen und Blättern, Zweigen und Früchten den Kopf des Briefes. Ringsum laufen, durch Reben und Aehren sinnig verbunden, Garten- und Schweizerhäuschen mit sprudelnden Springbrunnen, lachende Fluren mit wogenden Garben und fröhlichen Schnittern, spiegelglatten Seeen, auch mit Schwanen und Enten bevölkert, schwer belastete Weinberge mit jubelnden, festlich bebänderten Winzern, Feld- und Waldgegenden in herrlicher, wilder Pracht! Und in der Mitte zwischen den durchbrochenen Buchstaben winken fette, scharf geprägte Zahlen, so groß und mächtig, als wollten sie mit ihren riesigen, ephenumrankten Armen Jeden anziehen und festbannen.

„Zwei Lotterieloose," erklärte Auer, nachdem er das Schreiben gelesen, und hielt die schimmernden, röthlichen Blättchen in die Höhe, daß die gewundenen Zahlen und bläulichen Wasserzeichen lustig durchschimmerten. „Das Stück kostet sieben Gulden, Beide vierzehn. Ich soll sie behalten, oder an spielende Freunde abgeben. Ein großes Rittergut am Rhein ist der Hauptpreis, im Werthe von 120,000 Gulden, und noch hundert und fünfzig größere und kleinere Geldgewinne."

„Wir behalten Beide!" rief Lina, und heftete starr den gierigen Blick auf die gespenstigen Zahlen und lockenden Bilder. „Noch keine zehn Minuten und Du wünschtest Dir dreitausend Gulden. Hier sind sie tausendfach. Das ist ein Wink von oben. Gott selbst will uns glücklich machen und sendet die Loose."

„Prrr!" spöttelte der Großvater; „diese Loose kommen von einem Frankfurter Händler; unser Herr, Gott macht keinen Lotterieagenten und Geld ist nicht immer Glück. Selbst wenn Ihr gewinnt, so ruht kein Segen auf solchem Gelde. Leicht gewonnen, leicht zerronnen."

(Fortsetzung folgt.)

Kunsthistorisches.

Weder in Dahls Geschichte und Beschreibung Aschaffenburgs (Darmstadt 1818), noch in der Geschichte und Beschreibung von Aschaffenburg und dem Speffart von Steph. Behlen und Dr. J. Merkel (Aschaffenburg 1843), noch in einem anderen derartigen historisch-topographischen Werke geschieht von Kunstschätzen Erwähnung, welche, wenn darauf aufmerksam gemacht wäre, gewiß auf Kenner der Kunst nah und fern eine große Anziehungskraft äußern würde. Ich meine nämlich die Bischerischen Gußwerke, welche die Stiftskirche ad SS. Petrum et Alexandrum zu Aschaffenburg birgt, darunter ein Sarkophag in Renaissance-Styl, auf welchem L. Becker (Kunstblatt 1846, Nro. 33) hinweist. Am Kopfe des Sarges befinden sich die Brandenburgischen Wappen mit der Inschrift: „Corpus S. Margarethae Virginis et Martyris enumero undecim millium virginum. 1536." Demnach enthielte dieser Sarg die Gebeine der heil. Margaretha. Kardinal Albert von Brandenburg, Erzbischof von Mainz ist also nach dieser Inschrift der Stifter dieses Kunstwerkes, welches schon in meiner Jugend meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte, ohne daß ich nur eine Ahnung davon hatte, aus welcher schöpferischen Hand dasselbe hervorgegangen. Der Künstler nennt sich zwar auf dem Werke nicht; ein solcher gibt sich aber auf einem andern Erzbilde in der Stiftskirche kund, welches der genannte Kardinal fertigen ließ. Es ist dieß das sieben Fuß hohe Relief, welches die Madonna mit dem Kinde auf dem Halbmonde darstellt, anscheinlich nach einem Vorbilde (Holzschnitte) von Dürer. In der Einfassung sieht man die Passionswerkzeuge, oben die heil. Veronika mit dem Schweißtuche und unten das Wappen des Kardinal-Erzbischofs Albert von Mainz. Der Meister setzte seinen Namen auf das Werk: Johannes Bischer, noric. faciebat MDXXX. Durch dieses Bild könnte sich Johannes Vischer (ein Sohn des hochberühmten Erzgießers Peter Vischer von Nürnberg — war noch 1532 in voller Thätigkeit —) auch zur Ausführung des gedachten Sarkophags empfohlen haben, so wie zur Anfertigung jenes Bronce-Kasten mit Reliquien der unschuldigen Kinder, welcher aus dem Dom in Mainz

nach der Stiftskirche in Aschaffenburg gebracht wurde. Sarkophag und Bronce-Kasten sind jeden Falls aus der Vischerischen Werkstätte — Vater: Peter Vischer und Söhne: Peter, Herrmann, Johann Paul und Jakob — hervorgegangen, da der Ursprung so vortrefflicher Kunstwerke nur hier gesucht werden kann.

Ein weiteres Kunstwerk von Peter Vischer dem Vater bildet das im Chore befindliche Monument des Albert von Brandenburg, Kardinal-Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, ein 7 Fuß hohes und 3 Fuß breites Erz-Basrelief, welches den Kirchenfürsten im erzbischöflichen Ornate vorstellt. Auf einer Tafel liest man Namen, Titel und Sterbjahr (1545) des späteren Kardinals, und der Einfassung sind die Wappen angebracht. Unten steht: „Opus petri fischer norimbergae 1525." Dieses Monument wurde also 20 Jahre vor dem Tode des Brandenburgers gefertigt und bezeichnet nicht die Grabstätte, da er in Mainz begraben liegt. Dadurch ist auch erklärt, daß das Bild denselben nicht als Kardinal darstellt.

Auf einem von Hironymus Gärtner gefertigten Brunnen im Schlosse zu Aschaffenburg befand sich auch nach J. Heller (Beiträge zur Kunstgeschichte, Bamberg 1822, S. 39) eine Statue des heil. Martin mit dem Wappen des Kardinal-Erzbischofs Albert und ohne Zweifel auch ein Vischerisches Werk. Dasselbe ist nicht mehr vorhanden. Wohin ist es gekommen? — Dürfte hierüber, so lange noch ein Mann, wie Herr Lyzeal-Professor Dr. Merkel lebt, nicht Aufschluß zu erhalten seyn?

Marktfest den 28. Mai 1861.

Ph. Molitor, k. Landgerichts-Assessor.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Rzeszow, in Galizien, wird geschrieben: Am Pfingstsonntag d. J. wurde die Bernardiner-Klosterkirche zu Lezaysk in Galizien der Schauplatz eines traurigen Vorfalls. Der Ruf: „es brennt, fliehet!" welcher während des dort abgehaltenen Gottesdienstes ertönte, trieb die versammelte Menschenmenge zur offenen Seitenthüre hinaus. Ein zweiter Ruf: „vor der Kirche, wird so wie in Warschau gemordet," bewirkte, daß die Menge wieder in die Kirche zurückdrängte, und daß die Thüre geschlossen wurde. Angst und Verwirrung bemächtigten sich der Versammelten, welche sich gegenseitig drängten und drückten, bis es endlich der Gendarmerie gelang, die Thüre wieder zu öffnen, der Menge den Ausgang in den freien Hof zu bahnen und sie von dem Irrthum zu überzeugen, in den sie versetzt worden war. In dem Gedränge hatten vier Personen den Tod gefunden, elf leichtere oder schwerere Verwundungen erlitten. Die Erhebungen, welche über diesen Vorfall eingeleitet wurden, haben bis jetzt nur das Ergebniß geliefert, daß der Schornstein des Klosters wirklich Feuer gefangen hatte, dieses aber sogleich gelöscht worden war.

Den deutschen Volksschulmeistern, deren sich in diesen Tagen an fünfthalbhundert in Köthen versammelt hatten, öffnete Arthur Lutze seine berühmte homöopathische Heil- und Lehranstalt und führte sie überall umher. Als er aber die Lehrer zu Apostel der Homöopathie machen wollte, gegen die Impfung der Schutzpocken predigte und das Impfen als einen frevelhaften Eingriff in den Willen Gottes verkündigte, da protestirte Dr. Biedermann aus Weimar energisch gegen solchen Unsinn im Munde eines Arztes und fragte, ob er die ganze Arzneiwissenschaft als Frevel über den Haufen werfen wolle.

Man schreibt dem Journal „Il Patriota" (von Parma) aus Turin: „Herr von Cavour hat seinen Kollegen, Herrn Riutta, aufgefordert, sein Portefeuille Jemand anders zu übergeben, der, wenn auch nicht würdiger, doch thätiger sey, als er, da Herr Riutta in der Kammer wie im Ministerrath, so wie überall, wo er einen bequemen Sitz finden kann, schläft. Herr Riutta hat sich geweigert, abzudanken, da ihn der Schlaf nicht verhindere, sein Portefeuille zu behalten."

In Philadelphia ist eine Eisenbahnbatterie erfunden worden, unter deren Schutz Brücken über Flüsse geschlagen werden sollen; ein aus geschmiedetem Eisen von einem halben Zoll Dicke gebauter Wagen nimmt 50 mit Minieflinten Bewaffnete auf und trägt auf einer Seite eine 24pfündige drehbare Kanone.

In Grandcour (Schweiz) ist ein junger Mann von 28 Jahren an der Wuthkrankheit gestorben. Er ist vor drei Monaten von einem wuthkranken Hunde gebissen worden; vor 6 Wochen fühlte er den Anfall kommen. Sein Leiden vor dem Tode dauerte 30 Stunden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 132 Dienstag, 4. Juni 1861.

Die Zwillinge.

(Schluß.)

Schon hatte die Majorin ein Woche in dieser hartnäckigen Zurückgezogenheit mit trostlosen Plänen und Rachegedanken zugebracht, als sie die Nachricht erhielt, daß die alte Baronin schnell am Schlagflusse verschieden sey. Die Majorin hatte bisher durch ihre Bedienung vernommen, daß der Herzog im Hause der gewöhnliche sey, jedoch die Besuche der ehrwürdigen Oberin sich vermehrt und ausgedehnt hätten, und dieselbe in den letzten Tagen unausgesetzt am Bette der Sterbenden verweilt habe. Dennoch hatte die Majorin den Muth nicht gefunden, sich den Blicken der unbequemen Klosterfrau auszusetzen, und hielt es überdieß für das Geschiedteste, durch ihre völlige Abwesenheit den Eindruck des Vorgefallenen aus dem Gedächtnisse der Oberin zu verwischen.

Die Nachricht von dem Tode der Schwiegermutter war jedoch von der größten Wichtigkeit, und Frau von Zarkow erschien wieder unter den zahlreich herbeigekommenen Familiengliedern.

Nach der prunklosen Beerdigung der frommen Baronin v. Zarkow erfolgte in wenigen Tagen die Eröffnung ihres revidirten Testaments.

Die Majorin war zu diesem Akte erschienen und füllte ihre Stelle im Saale der Zarkow'schen Erben aus. —

Wir enthalten uns, ihre Gefühle zu schildern, als sie in demselben Saale, im Kreise der Erben an der Seite der ehrwürdigen Mutter plötzlich ihre Schwester Gabriele mit den Zwillingen erblickte.

Die Majorin glaubte zu träumen, eine schreckliche Ahnung schnürte ihr Herz zusammen.

Der Testamentsvollstrecker hatte sein Amt ununterbrochen vollzogen, mehrere Paragraphen waren verlesen, in fast athemloser Spannung erwartete die Majorin den Abschnitt, welcher ihre Person zum Gegenstand haben sollte. Endlich ward ihr dieser verkündet, und er lautete:

„Ich habe meine Schwiegertochter, die Majorin Frau v. Zarkow von allem weitern Erbe an meiner Hinterlassenschaft völlig ausgeschlossen. Sollte meine Schwiegertochter im eigenen Gewissen nicht den Schlüssel dazu finden, weßhalb ich bewogen ward, ihr den Genuß des irdischen Gutes zu entziehen, so wird sie auf ihr Verlangen meine Gründe in einem versiegelten Nachtrage meines Testaments finden. Sie allein soll daher befugt seyn, dieses Siegel zu erbrechen. Außerdem stelle ich ihr anheim, als konsequent zu dieser meiner Entscheidung, daß die Majorin den Namen der Zarkow ablege und zurückkehre zu ihrem eigenen. Dagegen habe ich die Zwillinge der Frau Wittwe Gabriele Valentin, geborne v. Wandow, adoptirt, und beiden Kindern in dem über sie handelnden Paragraphen, mit den hieraus folgenden Erbgütern nach dem Stande meines Vermögens bedacht. Die Frau Wittwe Gabriele Valentin habe ich an die Stelle der ausgeschiedenen Schwiegertochter, der Majorin, gesetzt, und die Valentin in dem über sie handelnden Paragraphen meines letzten Willens mit dem ehemals der Majorin zugedachten Erbtheile beschenkt."

Sogleich nach Anhörung dieser testamentarischen Verfügung erhob sich die Majorin. Ihr Blick begegnete dem der Oberin.

„Das ist Dein Werk!" flüsterte die Majorin, und sie fand eine Bejahung in den festen, rechtsprechenden Zügen der ehrwürdigen Matrone ausgedrückt.

Mit bleichem entstellten Gesicht, ohne sich nach ihrer Schwester Gabriele umzusehen, verließ die Majorin alsdann schwankenden Schrittes den Saal. In derselben Stunde hatte sie das Haus der Verstorbenen verlassen und war nach Breslau zurückgekehrt.

* * *

Das christliche Liebeswerk der Baronin von Zarkow trug segensreiche Früchte, denn von dieser Stunde an gestalteten sich alle Wünsche und Hoffnungen der Personen, welchen wir in unserer Erzählung im Kampfe mit ihrem Schicksale begegneten, zum Wohlgedeihen.

Nur der Bürgermeister v. Herzford war der Einzige, der schon im Laufe des Jahres von dem liebenden Kreise, der sich um ihn gebildet, durch den Tod geschieden wurde. Der Greis, nur wenige Monate im Wiederbesitz seiner Freiheit, hatte sich zwar eines ehrenden Handschreibens von Seiner Majestät, über das ihm widerfahrene Unrecht zu erfreuen gehabt, dennoch hatte der einmal gehegte Zweifel an seiner

Rechtlichkeit und besonders die schroffe Anklage, seinen ehrwürdigen Charakter so tief erschüttert, daß selbst die Zeichen der nachfolgenden höchsten Achtung zu keinem Ersatze für das einmal eingebüßte Vertrauen an seiner Rechtlichkeit für ihn wurden, und so heiter lächelnd sich auch das Leben noch einmal vor ihm aufthat, trennte er sich leicht davon in dem frohen und festen Glauben, zu einem bessern und reinern einzugehen.

Gabriele hatte sich mit ihren Kindern der Herzfordschen Familie für immer angeschlossen, und wenn wir fragen wollen, wie es denn um die Herzen Konstanzens und Philiberts stehe? so mögen wir nach Jahresfrist einen Blick, nicht nach Berlin in das Komptoir des uns als den Vormund der Zwillinge bekannten Banquiers Brewitz werfen, da derselbe sehr bald seines Amtes überhoben wurde, sondern in die Wohnung des Gutsbesitzers B . . . unweit Sch . . ., als die Person, welcher späterhin mit der Vormundschaft der Zwillinge betraut worden. Hier sehen wir diesen beschäftigt, auf eine vorhergegangene Anfrage Philiberts und Konstanzens die Einwilligung auszufertigen, welche bestimmt war, die Hände und die Herzen des liebenden Paares zu verbinden.

Die glücklich Vermählten ließen sich bald darauf mit der Schwiegermutter Valentin und dem braven Joseph am Genfer See häuslich nieder, indem Konstanze wie auch ihr Gatte durch einen trauten Briefwechsel mit der Klosteroberin, ihrer Wohlthäterin, in Verbindung blieb. Philibert eröffnete sich schnell eine wirkungsreiche Praxis.

Raimund, von dem König für seine Tapferkeit in der bedrängten posenschen Stadt mit einem Ehrenzeichen dekorirt, hatte jedoch das Kriegsleben der friedlichen Militärkarriere im Vaterlande vorgezogen. Er war nach Brasilien gegangen und hatte gegen Rosa gekämpft. Ein Brief, den die Seinigen von ihm aus Mexiko empfingen, meldete, daß er bald zurückkehren werde, nicht um auf seinen Lorbeern auszuruhen, sondern um sofort nach der Türkei zu gehen und neue zu sammeln.

Wesley wie auch der Baron hatten im Verlaufe des Herzfordschen Prozesses ihre verdiente Strafe gefunden. Bernhard war gestorben.

Die Majorin verließ in kurzer Frist ihren Wohnsitz in Breslau und siedelte nach einem Schlosse am Rhein über, bei welchem einige ihre Besitzungen lagen. Nach dem herben Abschiede von ihrer Schwiegermutter schien sie mit sich und der Welt in Zerwürfniß gerathen. Sie lebte an ihrem neuen Wohnorte in der tiefsten Zurückgezogenheit unter ihrem angestammten Familiennamen. Mit ihrem Alter nahm auch ihre Bizarrerie mehr und mehr zu. Sie mied jede menschliche Gesellschaft und fühlte allein noch ein üdisches Glück in der Umgebung ihrer sämmtlichen Ahnen, mit deren Porträts sie ihr Gemach bis an die Decke hinauf ausgeschmückt hatte. Als ein Beweis, daß ihr Geist bedenklich zu sinken angefangen, konnte das Gerücht dienen, daß die Majorin dennoch eine lebende Gesellschaft in Gestalt von zwei großen Katzen bei sich aufgenommen habe, welche sie vornehmlich als ihre Zöglinge betrachtete. An diesen beiden Katzen soll sie nach Herzenslust alle Kniffe und Ränke ihrer tyrannischen Launen ausgelassen haben, bis die Gequälten endlich als ein Opfer der Brutalität der Majorin das Leben einbüßten.

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

„Wir nehmen die Loose," eiferte die Frau, welche sich schon im Besitze des schönen Landgutes wähnte. „Jedem Erdenkinde blüht nur eine Glücksstunde im Leben; versäumt es diese, so kehrt sie nimmer wieder. Man muß dem Glück die Thür öffnen, wenn es herein will. Ohne zu setzen, kann Niemand gewinnen."

„O ja! den eigenen Einsatz. Das ist ein sicherer Gewinn, der immer bleibt."

„Nur langsam und überlegen!" mahnte der Diurnist. „Vierzehn Gulden sind für einen Mann, der monatlich fünfundzwanzig Gulden einnimmt und jährlich fünfzig Gulden abzahlen muß, ein Kapital."

„Sey außer Sorgen," tröstete sogleich Lina. „Ich bedarf für den nächsten Winter ein Kleidchen. Ich will darauf verzichten und mich behelfen. Dann essen wir zwei Monate lang kein Frühbrod mehr zum Kaffee, und die Sache ist im Reinen."

„So!" schalt unwillig der Greis, „Hunger leiden und erfrieren, um das Geld zu verspielen! Eine schöne Wirthschaft! — Nicht die Spieler, die Unternehmer machen bei dieser Prellerei die besten Geschäfte, sonst würden sie die Mühe und Plage nicht übernehmen. Gewöhnlich ist Alles nur die Hälfte werth. Ich will Euch drei Numern sagen, die unbedingt gewinnen, diese setzt: Festes Gottvertrauen, rührige Arbeit und weise Sparsamkeit. Bedenkt doch, wie viele Tausende verlieren müssen, bis Einer gewinnt."

„Vielleicht sind wir die Glücklichen," besänftigte die junge Frau. „Wer kann's wissen?"

„Möglich, aber wahrscheinlich nicht," setzte Auer bei. „Ereifert Euch nicht unnöthig. Beide Loose können wir nicht brauchen. Zudem sind auswärtige Lotterien bei uns verboten; ob auch diese Art, weiß ich nicht. Ich werde morgen meiner Pflicht gemäß dem Herrn Bürgermeister den Brief vorlegen. Nimmt der ein Loos, so können wir das zweite noch überlegen."

Lina war froh, einen Aufschub erzielt zu haben. Der Großvater oppenirte fort und fort und stützte sich auf hundert Beispiele, denn er schöpfte aus dem Born langjähriger Erfahrung, in dem ein frischeres und rei-

neres Lebenswasser quillt, als die bloße Theorie uns reichen kann.

* * *

Wuth entbrannt, kehrte des andern Mittags der Diurnist, so gelassen er sonst auch seyn mochte, vom Amte nach Hause. „Hier liegt das verwünschte Loos," rief er in seinem Grimme und schleuderte den Brief auf den Tisch, daß er noch einige Extrasprünge machte. „Komm mir nur je wieder Einer mit solchen Kommissionen! Was hatte ich davon? Mühe und Arbeit, und als Dreingabe eine Portion Grobheiten. Wißt Ihr, was der Bürgermeister sagte? „Ich glaube, Er kolportirt verbotene Lotterieloose?" Wenn ich das mit Sicherheit wüßte, so würde ich ein ernstes Wort, von Polizeiwegen mit Ihm reden. Kein Wunder, wenn diese Leute zu nichts kommen. Jeder Kreuzer, der erübrigt wird, wandert in die Lotterie oder zum Krämer für Kaffee." Und so ging das Raisonniren in Einem fort. Ich schämte mich vor mir selbst."

„Wir behalten die Loose," argumentirte die Frau auf's Neue und schloß den Brief in's allerinnerste Gemach ihres Schränkchens hinein, als solle er nie mehr zum Vorschein kommen. „O, mein guter Genius täuscht mich nicht! Auch diese üble Behandlung, diese giftigen Reden des Bürgermeisters sind mir ein neuer Fingerzeig, ein höherer Wink. Laßt ihn nur plaudern und schmähen! Die ganze Stadt kennt diesen Mann, von Kopf bis zu Fuß ist er aus Unverschämtheit und Stolz, Uebermuth und Brutalität zusammengesetzt. Jedes Wort, das über seine Zunge geht, ist eine Kränkung oder eine Beleidigung."

„Es ist nur noch ein Loos," berichtigte Auer. „Nachdem sich der Herr Bürgermeister sattsam ausgelassen und Luft gemacht hatte, erklärte er ganz herablassend: auswärtige Geldlotterien seyen strengstens verboten. Güterlotterien, wie diese, seines Wissens nicht, er wolle also die größere Nummer, 13,680, behalten, denn die kleineren, wie dieses 475, gewännen selten. Das könne ich demgemäß nach Belieben sieden oder braten und werde gut thun, von der ganzen Geschichte gegen Jedermann reinen Mund zu halten. — Ich will nicht gewinnen Frau," setzte Auer nach kurzem Bedenken hinzu, „und weiß gewiß, daß wir nicht gewinnen; aber bevor ich das Loos noch einem Anderen anbiete, zahle ich es lieber dreimal. Zerreiße es, verbrenne es, schicke es zurück oder behalte es! Mir ist Alles gleich."

Die junge Frau hatte ihren Zweck erreicht. Das Loos war und blieb fester eingeschlossen als ein Heiligthum. Mit freudig verstohlenem Blicke lugte sie manchmal nach dem unscheinbaren Kästchen. Welch eine unendliche Fülle süßer, kühner Hoffnungen knüpften sich nicht bis zur Ziehung an den kleinen röthlichen Papierstreifen.

„Spiel nur zu;" plauderte halblaut der Großvater in seinem Sorgenstuhl. „Manche gute Lehre muß im Leben mit Gold bezahlt werden. Nach der Ziehung seyd Ihr um Euer Geld ärmer und um hundert Pfund Aerger, Reue und Erfahrung reicher. Jedem nach Wunsch."

2.

Wie die Braut dem langerwarteten Hochzeitsfeste, so harrte Frau Auer sehnsüchtig dem Ziehungstage entgegen. Bald zählte sie die träge Zeit nach Monaten und Wochen, bald nach Tagen, Stunden und Minuten, und hätte gar gerne, wie sie das schnurrende Spinnrädchen gewandt mit dem Fuß dahin schnellte, das kreisende Rad der Zeit in donnerndem Fluge dahinsausen lassen. Manchmal nahm sie sich ernstlich vor, gar nicht mehr an die ganze Geschichte zu denken, denn „groß' Glück kommt unverhofft;" aber die lachenden Hoffnungsbilder umgaukelten ihren ruhelosen Geist unaufhörlich, bei Tage und Nacht; sie schienen förmlich mit der Luft in ein Ganzes verwoben oder wie von unsichtbarer Hand aus dem Boden hervorgezaubert. Wenn Lina am Herde stand und kochte, leuchteten ihr aus dem kräuselnden Dampfe weite Speisesäle mit schimmernden Lüstern, lange Tafeln mit dem feinsten schleisischen Linnen und silbernen Bestecken belegt, fröhliche Gäste und steif gallonirte Diener entgegen; wenn sie noch so emsig nähte oder strickte, stiegen aus dem Boden zu ihren Füßen blumige Garten- und Wiesen-, Feld- und Waldpartieen mit fischreichen Bächen und sprudelnden Quellen hervor; wenn sie mit dem kleinen Ludwig spielte, schossen seine roth und weiß bemalten Häuschen zu reizenden Landsitzen mit weiten Hallen und Remisen in die Höhe und seine hölzernen Pferdchen zum muthigen Viergespann; selbst wenn sie scheuernd den Reisigbesen schwang, schien junges, frisches Leben die dürren Reiser zu durchwehen; sie sprossten vor ihren Augen empor zu einem blätterreichen Dache mit Blüthen und Früchten, wie nur das ferne Ausland sie erzeugt. Mehr als einmal fuhr die junge Frau aus dem Traume auf und bengte lauschend das Haupt nach dem Fenster. Hatte sie denn nicht den schallenden Hufschlag, Peitschenknall und das schmetternde Horn eines Estafettenreiters durch die stille Nacht vernommen?

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen

zu dem Aufsatze „Kunsthistorisches" in den Erheiterungen vom 2. Juni 1861, Nro. 131.

In dem oben bezeichneten Aufsatze ist angegeben, es geschehe in keinem historisch-topographischen Werke

Erwähnung von hiesigen Kunstschätzen, welche, wenn darauf aufmerksam gemacht wäre, gewiß auf Kenner der Kunst nah und fern eine große Anziehungskraft äußern würden. Es sind damit die Vischerischen Gußwerke in der Stiftskirche gemeint. Diese Gußwerke sind jedoch in der „Beschreibung der vormaligen Kollegiatstiftskirche zu den HH. Peter und Alexander in Aschaffenburg nebst der Geschichte dieses vormaligen Kollegiatstiftes" von J. May (Archiv des historischen Vereins für den Untermainkreis IV. Band zweites Heft, 1837, Seite 26—29) bereits aufgezählt und genau beschrieben, und in dem Werkchen „Aschaffenburg und seine Umgegend" von A. v. Herrlein 1857 Seite 8 und 9 wiederholt aufgeführt. Die Gewerbschule dahier besitzt seit etwa 15 Jahren Gyps-Abgüsse der Ornamente an jenen Gußwerken, welche B. Hofmann, Lehrer an dieser Schule, genommen hat, und Letzterer hat auch andere einzelne Theile des Baldachins, worauf die Reliquien einer heiligen Margaretha ruhen, vor längerer Zeit abgeformt. Die gedachten Gußwerke sind also weder unbekannt, noch unbeachtet geblieben.

Aschaffenburg am 2. Juni 1861.

Der Bezirksausschuß des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 30. Mai: Herr Joachim Lelewel ist gestern, im Alter von 76 Jahren, in einem Gemeindespital der Stadt Paris gestorben. Bekanntlich war er 1831 in Warschau als Unterrichtsminister Mitglied der provisorischen Regierung, nachdem er Professor der Geschichte an der Universität zu Wilna gewesen war. Im Jahr 1832 und eine Reihe späterer Jahre hindurch präsidirte er in Paris dem Ausschuß der Polenemigration. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Europa und Amerika gewesen, und hat zahlreiche Werke über Geschichte, Geographie, Alterthumskunde und Münzkunde verfaßt. Im letzten Athemzuge seines vielbewegten Lebens hauchte er noch das Wort: Polen! Der Greis war von Brüssel herübergekommen, um im Spital des Faubourg-Saint-Denis zu sterben! Uebermorgen wird er am Montmartre begraben. An seinem Grabe wird die polnische Emigration die gebeugten Häupter ihrer Veteranen zählen.

Der Statthalter des Königreichs Polen, Fürst Gortschakoff, welcher am 30. Mai in Warschau gestorben ist, wurde 1792 geboren, trat 1807 in Kriegsdienste, avanzirte schon 1824 zum General-Major, diente 1828 und 1829 mit Auszeichnung gegen die Türken und später im Kriege mit Polen, wurde 1843 General der Artillerie und 1846 Militär-Gouverneur von Warschau. Im Sommer 1853 wurde er zum Oberbefehlshaber der russischen Okkupationstruppen in der Walachei ernannt, erhielt im Juni 1855 an Stelle des Fürsten Menschikoff den Oberbefehl in der Krim, wo er sich durch die Vertheidigung von Sebastopol einen hohen Namen erwarb, und wurde im Februar 1856 Statthalter des Königsreichs Polen.

Ein bekannter Archäologe in Padua soll einen für die Wissenschaft äußerst kostbaren Fund gemacht haben. Bekanntlich sind von der „römischen Geschichte des Livius" 107 Bände verloren gegangen. Der erwähnte Archäologe will nun gegen 50 Bücher in einem Privat-Archive entdeckt haben, welche das Geschichtswerk des Livius beinahe vervollständigen sollen und, als unschätzbare Originalquelle der römischen Geschichte, die Wissenschaft bereichern werden. Sobald der Entdecker seine Forschungen und Studien über dieselben beendet haben wird, will derselbe sie der Oeffentlichkeit übergeben.

In New-Orleans hat Oberst Le Mat einen neuen Revolver erfunden. Derselbe hat acht gewöhnliche Läufe, unter welchen sich ein neunter Lauf von sehr starkem Kaliber befindet. Letzterer ist dazu eingerichtet, um den Feind mit einem Kugelregen zu empfangen, indem man mehrere Kugeln auf einmal in diesen Lauf laden und losschießen kann. Herr Le Mat hat diesem neunten Lauf den Namen „Gnadenschuß" gegeben.

In der Gampenrieder'schen Konditorei im Bazar in München, war dieser Tage ein sinniges Bildchen ausgestellt, das den Pseudo-Mai darstellt. Man sah hier Maikäfer vor einem Kohlenfeuer sitzen, gehüllt in Pelz und Filzschuhe. Auf einem Wegweiser stehen die Worte „Mai 1861." Die geschickt ausgeführte Humoreske wurde von J. Maj. der Königin angekauft.

Frankreich zählt jetzt 350,000 Freimaurer, theils dem großen Orient angehörend, theils dem sogenannten schottischen Ritus. Auf der ganzen Erde nimmt man 100 Millionen Freimaurer an, besonders zahlreich sind dieselben in Indien und in Amerika vertreten. In Italien ist fast jeder gebildete Mann Freimaurer, besonders der Adel, wie dieß 1789 auch in Frankreich der Fall war.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 133 Mittwoch, 5. Juni 1861.

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der Ziehungstag und noch einer und noch einer. Jede Stunde wurde der Harrenden zur Ewigkeit. Sie eilte bei jedem Schritte, bei jedem Geräusche von draußen auf den Fußtritt am Fenster und spähete die Straße auf, die Straße ab nach dem Glücksboten mit dem Posthörnlein auf der Mütze. Dabei glaubte sie so hart und fest an die freudige Kunde, daß ihr jeder Zweifel daran wie ein Frevel gegen sich selbst vorkam. Der Postbote erschien nicht; aber der Diurnist selbst hielt, als er am dritten Morgen mit Lindwig vom sonntäglichen Gottesdienste heimkehrte, den gewichtigen Brief spielend in der Hand.

„Sind wir's?“ rief Lina den Eintretenden im freudigen Aufschreie entgegen und preßte zugleich bange die Hand auf das pochende Herz.

„Beim Zahlen war ich's,“ entgegnete Auer, während er langsam das Schreiben öffnete; „denn der Brief kostete volle vier und zwanzig Kreuzer.“

„So eile Dich doch, die Ungeduld verzehrt mich. Wer wird denn so himmelschreiend langsam, so unverzeihlich phlegmatisch öffnen? Ein Ruck, ein Riß und das Loos ist entschieden.“

„Ja wohl,“ erklärte Auer, nachdem er die graue fast schmutzige Ziehungsliste, himmelweit verschieden von der prunkenden Ankündigung, herausgenommen und die enggedruckten undeutlichen Zahlen überflogen; ja wohl, das Loos hat entschieden, daß Nummer 475, das heißt, der Diurnist sammt Frau und Kind eine Niete gezogen, zu deutsch durchgefallen ist, und —“

„Und?“ fragte Lina im Tone der schmerzlichen, bittersten Enttäuschung, unfähig, die quellenden Thränen zu bannen.

„Und daß Nummer 13,680, das heißt, Herr Bürgermeister Eisenbrecht den Haupttreffer gemacht und somit das Landgut gewonnen hat.“

Ernst und feierlich sprach der Diurnist diese Worte. Wohl überrascht, doch mit männlicher Ruhe und gefaßt legte er sodann das Unglücksblatt auf den Tisch. Die junge Frau aber schlug die Hände zusammen und sank vor Schrecken fast zu Boden. Zur Trauer über den Verlust des nie besessenen Gutes gesellte sich Unwillen und offener Neid. Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und klagte und jammerte, daß es die Wände hätte erbarmen mögen. „Ist es möglich?“ rief sie im höchsten Schmerze. „Er, der überreiche Mann, der sein Geld nur zur Kränkung und zum Drucke Anderer gebraucht, gewinnt auch noch dieses Gut? Der hartherzige Filz, welcher dem Armen Luft und Licht abschneiden möchte, um es lothweise zu verkaufen, ein solches Glück — und wir, die wir das Glück in Händen hatten, die wir es ihm aufdrängen, die wir von der Hand zum Munde leben müssen und es sicherlich verdient hätten! — wir sind arm und ärmer als je! — Wo bleibt da die göttliche Vorsehung, wo die göttliche Gerechtigkeit, wenn der Reiche mit Schäffeln Gold und Güter erntet und der Bedürftige elend verkümmert?“

„Ruhig!“ donnerte der Großvater — seither ein stiller Zuhörer — hinter'm Ofen hervor und stieß seinen Stock auf den Boden, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Kein Wort mehr! Wohin führt Dich Deine neidische, gottlose Lästerzunge? Du beleidigst die Menschen und beschimpfest Gott. Noch eine solche Rede und ich nenne Dich nie mehr Tochter. Gott ist gerecht, Gott ist allweise und allgütig. Bist Du sicher, daß das Landgut Euer Glück gegründet, für alle Zeiten gegründet hätte, und daß Ihr nicht den Fußstapfen des Bürgermeisters in Hartherzigkeit und Uebermuth gefolgt wäret? Nein, nein! — Der häusliche Frieden, Euer einziges und bestes Gut wäre geflohen und der Teufel der Habsucht hätte sich frech eingenistet. Ihr habt, was Ihr braucht; thätige Hände und Gesundheit. Murre mir nicht mehr gegen die göttliche Vorsehung, welche Menschenverstand nicht ergründet! Den Unzufriedenen schlägt die Hand Gottes.“

Diese ernsten, eindringlichen Worte des blinden Greises verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Tochter, von jung auf an Gehorsam gewöhnt, bezwang wenigstens äußerlich ihren Kummer und stillte ihre Thränen, wenn auch das getäuschte Herz fortweinte und fortblutete. Sie gönnte ja den Bürgermeisterischen alles, alles Gute, nur nicht — diesen fetten Gewinn.

„Laß nur gehen, Lina,“ beruhigte sie der Gatte, während er sich zum Gehen anschickte, „wenn ich heim-

komme, bringe ich gute Nachricht. Ich eile jetzt zum Bürgermeister, um ihn von seinem Glücke in Kenntniß zu setzen, im Falle er noch keine Kunde davon haben sollte, und um ihn zu beglückwünschen. Ein sauerer Apfel das! — Doch sein Hochmuths-Rößlein wird fortan noch höher traben und ich möchte nicht gern getreten seyn. Wir gewinnen auch. Sey nur zufrieden!"

„Wie so denn?" fragte diese neugierig, und dachte im Herzen schon wieder an ein neues Loos.

„Laß Dir sagen: ich habe dem Bürgermeister das Loos gebracht und fast aufgedrungen; er hat sich das bessere auszewählt und darauf gewonnen. Einige tausend Gulden sind jetzt für diesen Rothschild eine wahre Kleinigkeit. Er könnte sie uns als Dank vor die Füße werfen. Doch wir fordern das nicht. Er soll uns nur die schuldigen dreihundert Gulden nachlassen, und wir danken ihm die Zeit unseres Lebens. Gibt man ja doch dem Boten, wenn er gute Nachricht bringt, einen Zwölfer Trinkgeld."

„Das wird er, — das soll er, — das muß er!" behauptete freudig die junge Frau; „er wäre ja sonst kälter als Marmor und härter als Eisen. Wir denken dann, so viel wäre auf unser Loos gefallen und haben gewonnen. Geh' nur! — eile Dich!"

„Fehl geschossen, — weit fehl!" behauptete der Greis auf seinem Sorgenstuhle. „Ihr werdet Euch nochmals bitter täuschen. Ich habe Niemand so stolz gefunden, als den Emporkömmling, und keinen so hartherzig, als den Glücklichen. Und für was auch all dieses Wünschen und Hoffen, Sehnen und Fürchten! Zahlt Eure Schuld und laßt Gott sorgen. Dreimal zwanzig Jahre und noch zehn dazu — und Fürst und Bauer, Millionär und Bettler liegen Einer wie der Andere im Grabe."

Auer traute kaum seinen Augen, als er die Schwelle des bürgermeisterlichen Hauses übertreten. So weit es sich vom Vorplatze aus überblicken ließ, war da Alles im herrlichsten Durcheinander und im völligsten Umsturz begriffen. In den unteren Zimmern, wo sonst die Familie des Hausherrn gewohnt, standen alle Thüren weit auf, die Möbel waren theils fortgeschafft, theils verrückt, oder ihres Schmuckes beraubt, und Dienstboten hausten und wirthschafteten darin so willkürlich und ungenirt, als sey das von jeher ihr Eigenthum mit Fug und Recht gewesen. Niemand kümmerte sich um den Eingetretenen. Knechte oder Bedienten, Mägde oder Zofen — der Charakter war schwer zu erkennen — rannten pfeifend und schreiend, singend und lärmend hin und her, und machten die allergeschäftigsten Mienen von der Welt, während nur Einer den Anderen stieß und hinderte und im Grunde nichts that. Die wohlbejahrte Christine, eine entzahnte, vergilbte Küchenmumie, polterte mit Wort und Hand in der nahen Speisekammer, und ließ sich von den Mägden nicht mehr „Jungfer," sondern „Fräulein Köchin" schimpfen. Manchmal blickte sie heraus und überschüttete die „Schreiberseele" mit den verächtlichsten Blicken, die sich denken lassen. Er hatte sie ja zu einer gewissen Zeit trotz aller Deutlichkeit nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und — verschmähte Liebe rächt sich. Selbst die Hunde, welche sonst den Diurnisten mit freudigen Sprüngen umkreisten, fletschten heute die Zähne, und knurrten und bellten laut auf. Zu allem Ueberflusse hallten noch vom oberen Stock herab der Familie fröhliches Jauchzen und des Bürgermeisters rohes, gewaltsames Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland über Alles!

Eine der größten Regungen für das sittliche und politische Wohl der Staatsgesellschaft ist die innige Verbindung ihrer Glieder und nichts ist zugleich erhebender und fruchtbringender als jene Freundschaft, welche die anstrebende Jugend und das reife Alter zu einem hohen Zwecke für das Wohl des Vaterlandes verbindet.

Diese Idee ist in der Rede, welche Herr Advokat Titus bei Gelegenheit des Fahnenfestes des Turnvereins zu Bamberg hielt, in so herrlichen Worten verklärt, daß wir dieselbe zu recht weiter Verbreitung und Beherzigung nachträglich hier folgen lassen.

„Turner!

Wenngleich Eurem Kreise, Euer Turner-Verbrüderung nicht unmittelbar als Mitglied angehörig, wenngleich vermöge meines Alters Eurer eigentlichen Thätigkeit längst entwachsen, halte ich es doch für die Erfüllung einer mir gebotenen Dankespflicht ob der an mich ergangenen und mir so schätzbaren Einladung als Festgenosse einige Worte an Euch, Ihr jungen Turner, zunächst zu richten.

Nehmt diese Worte, wie sie gemeint sind, ohne Rückhalt, ohne Deutelei, sie kommen, ich kann Euch die Versicherung geben, aus tiefem warmen Herzen.

Wenn ein kranker, von Leiden gebrochener Körper an den künstlichen Heilmitteln verzweifelt, nimmt er seine Zuflucht zu den Heilmitteln der immer gütigen Mutter Natur. Er sucht das Sonnenlicht und seine immer wohlthuende erkräftigende Wärme. So sucht auch der Mann, wenn er in Folge mannigfacher bitterer Erfahrungen an den Geschicken seines Volkes und Vaterlandes verzweifeln will, die Jugend und die immer neu belebende, neu erkräftigende Wärme der jugendlichen Gefühle.

Seit Jahren an das öffentliche Wort gewohnt, fühle ich mich doch heute in Eurer jugendlichen Mitte in der That, offen gestanden, einigermaßen befangen; denn es will mich neben dem Gefühl herz-inniger freudiger Bewegung zugleich das Gefühl der Wehmuth beschleichen. Eine längst vergangene Jugendzeit mit all' ihren Trän-

men, Wünschen und Idealen, sie steht, wenn ich meinen Blick auf Euch richte, durch die Macht der Erinnerung in lebendiger Gestalt vor mir, und es will mich fast bedünken, es will mir schier scheinen, als könnte ich in diesem Widerstreit der Gefühle nicht so recht die vollönenden Akkorde anschlagen, ohne einen Mißton hervor zu rufen.

Ich will Euch, Ihr jugendlichen Turner, nur Eines sagen.

Auf Euch, auf die deutsche Jugend zunächst, hat das Vaterland, das in kurzer Zeit vielleicht schwer bedrängte, hart bedrohte, sein Auge gerichtet. Die Jugend kennt keine Furcht, keine Engherzigkeit, keinen Egoismus, sie kennt vor Allem nicht die rücksichtsvollen Erwägungen und Bedenken des Alters, sie ist die Zeit des unbedingten, vollen Vertrauens, der rücksichtslosen Treue und Anhänglichkeit. Ihr wendet all' den Vorrath Eures unverbrauchten Vertrauens, Eurer unverbrauchten Liebe und Anhänglichkeit dem Vaterlande zu:

„An's Vaterland, an's ganze schließt Euch an,
Das haltet fest mit Euren jungen Herzen."

Vor Allem aber bewahrt die Reinheit Eures jugendlichen Gefühles, die Reinheit in Sitte und Wort auch für das Mannesalter. Sie läßt Euch all' die Widerwärtigkeiten, all' die Täuschungen und Enttäuschungen des Lebens, die sicherlich auch für Euch nicht ausbleiben werden, und die Ihr zuverlässig bei Eurem Wirken für das Edle und Gute mit in Kauf nehmen müßt, mit Gleichmuth und mit Mannesruhe ertragen, sie allein bewahrt Euch in oft trenloser Zeit vor wetterwendischem Gesinnungswechsel und vor dem Treubruch an die Fahne, der Ihr morgen als Turner Eidgenossen zuzuschwören gedenkt.

Dieses jugendlich reine Gefühl, verbunden mit wankender Treue, das bedeutet auch das Wort „fromm", wie Ihr es in Eurem Wahlspruch als Turner aufgenommen habt. Fromm, bieder, treu, wacker, in der Sprache unser germanischen Altvordern, und nicht fromm, frömmelnd in der Ausdrucks- und Auffassungsweise der Pharisäer und Geißner.

Euch vielleicht ist das Glück beschieden, die Zeit zu erleben, wo man nichts mehr weiß von einem getheilten, zerklüfteten, zerrissenen Deutschland. Wir, die Eltern, werden nicht murren und nicht mit dem Schicksal rechten und hadern, wenn wir mit unbefriedigter Sehnsucht, mit unerfüllten Wünschen von hinnen scheiden müssen; denn wir wissen, daß des einzelnen Menschen heiligste und heißeste Wünsche in keinem Verhältnisse stehen zu dem langsamen aber doch nie das Ziel verfehlenden Gange der Völker-Entwicklung. Wir sehen, wie der große und geistreiche Humboldt sagte, den Strom der Völker-Bewegung bald jäh aufschäumen, bald träge, stumpfartig sich fortbewegen, und manchmal sogar in rückwärts schlagenden Wogen hinstürzen. Aber Eines wissen wir auch, Prinzipien, Grundsätze überdauern, überleben Alles. Lebensberechtigten Prinzipien, lebensberechtigten Grundsätzen, Turner, gehört zuletzt doch die Welt, ihnen gehört zuletzt doch der Sieg, trotz alledem und alledem!

Ein solch' lebensberechtigtes Prinzip, ein solch' aller klügelnden Berechnung spottender heiliger Gedanke ist das tiefgefühlte Bedürfniß der Einigung im deutschen Volke, der deutschen Einheit. Wenngleich naturgemäß heimathberechtigt im deutschen Volke, wie kein anderer Gedanke, mußte denn doch der Gedanke der deutschen Einheit lange, allzulange, gleich einem Nomaden im eigenen Lande, im eigenen Volke von einem Kreise zum andern, von einem Herd zum andern flüchten, von den Schlachtfeldern der Jahre 1813 und 14 in die Presse, von der Presse in die unmittelbaren Kreise des Volkslebens, in die Turn- und Gesangvereine und jetzt, Turner, ich brauch' Euch das nicht zu sagen und zu erklären, weil es Jedermann auch außer uns weiß, jetzt im gegenwärtigen Augenblicke kann man keine Frage, wie sie auch heißen mag, keine politische, keine materielle, keine volkswirthschaftliche und selbst nicht die militärische Frage lösen, wenn man nicht, wie Ihr, des Vaterlandes gedenkt, des einigen Deutschlands. Das Vaterland, ein einiges Vaterland, das allein ist die geheimnißvolle Macht, welche für uns Deutsche alle Räthsel löst.

Mancher von Euch wird sich fragen, welche Berechtigung hat der Mann hier, den wir größtentheils nicht kennen, vom Vaterlande zu uns zu sprechen?

Wir freilich, ich und so mancher meiner Freunde, haben für diese unsere Worte keine Ordensbänder, keine Titel, keine bevorzugte Stellung als Legitimations-Urkunde aufzuweisen. Von Kindesbeinen auf dem Volke angehörig und bis zur Stunde noch durch unsere Berufsstellung mit dem Volke verwachsen, können wir Euch keine andere Legitimations-Urkunde vorlegen, als eine treue, nie treulos, nie trenbrüchig gewordene Liebe zum Vaterlande. Eines blos können wir in gezieuender Bescheidenheit, mit dem offenen, freien Muthe wahrheitsliebender Männer von uns sagen, daß wir seit langer, langer Zeit im Glücke wie im Unglücke, in ruhiger wie in sturmbewegter Zeit, im lauten Gewühle des öffentlichen Lebens wie in der Einsamkeit des Kerkers, in der Heimath wie in der Verbannung immer auf einer Seite gestanden sind, immer die Trikolore hochgehalten haben, deren Streifen Ihr jetzt als Sinnbild der deutschen Einheit über Euch im Festesschmucke prangen seht. Wie wir, die wir Euch an Jahren weit voran geeilt sind, auch nicht mehr „Bahn frei" rufen können, für rüstige, jugendirische und jugendlich kräftige Turngelenke; ein Recht, ein Vorrecht haben wir uns vorbehalten, „Bahn frei" zu rufen bis zum letzten Athemzuge auf dem Boden des geistigen Kampfes, „Bahn frei" zu rufen für immer für die heiligen ewigen Gedanken des Rechtes und der Freiheit.

Auf daß Recht und Freiheit bald heimisch im ganzen Vaterlande, bald Gemeingut aller deutschen Bruderstämme werden mögen, darauf bringe ich, Turner, Euch

diesen freundlichen Namensgruß: Deutschland, Deutschland über Alles!!" (Fr. K.)

Mannigfaltigkeiten.

Einen vielfach interessanten Fall beschreibt der als Auffinder und Zeichner medizinischer Kuriositäten in der medizinischen Welt rühmlich bekannte Herr Dr. Schmerbach, früher in Rothenbuch, in der „Würzburger medizinischen Zeitschrift Bd. I. Heft VI." G. Lippert von Lausach, 14 Jahre alt, mittelgroß, besitzt (neben einer regelmäßigen linken) auf der rechten Seite zwei untere Extremitäten. Die an der normalen Stelle sitzende und in die am gewöhnlichen Orte befindliche Pfanne eingelenkte Extremität hat einen wohlgebildeten Oberschenkel, das bewegliche Kniegelenk eine Kniescheibe. Der Unterschenkel besteht aus einem einzigen überhäuteten Röhrenknochen ohne Muskulatur. Der auf den Unterschenkel zurückgezogene und nach hinten aufgeschlagene Fuß ist etwa halb so breit als ein normaler und hat nur 3 Zehen. Diese Extremität wird zum Gehen benützt und ist kürzer als die linke. Die zweite untere rechte Extremität hat einen regelmäßig gebildeten, oben beweglichen Oberschenkel nach hinten von der andern Extremität; über seine Anheftung läßt sich nichts Genaues ermitteln. Die beiden Oberschenkel sind durch Haut und wahrscheinlich Muskulatur unter einander verbunden. Kniegelenk beweglich ohne Kniescheibe; der Unterschenkel hat 2 Röhrenknochen und ist nach hinten und innen auswärts geschlagen. Derselbe hat 7 wohlgebildete Zehen, darunter 2 große.

In Kuttenberg (Böhmen) fanden am Pfingstmontag arge Exzesse statt. Zwei Personen führten vor längerer Zeit einen Wortstreit im Wirthshause, ließen Kossuth, Garibaldi ꝛc. hochleben, wurden in Folge dessen arretirt, und von der Behörde mit Genehmigung des Arztes mit 20 Ruthenstreichen bestraft. Wie auf Kommando rottete sich am Pfingstmontag Vormittags ein Haufe Pöbels zusammen. Er brachte dem Arzte eine Katzenmusik und wollte später die zwei Arretirten befreien. In Kuttenberg war nur eine Kompagnie Militär, deren größter Theil zur Besetzung der kais. Tabakfabrik in Seidler und des Bezirksamtes verwendet wurde. Der Rest und die Gendarmerie richteten gegen die Menge nichts aus, welche nun einige Verkaufsläden plünderte, sich in den Wirthshäusern der Getränke bemächtigte und in die Zuckerfabrik des Herrn Teller zu dringen suchte, wo sie sämmtliche Fenster zertrümmerte. Am 21. Mai war der Tumult noch ärger. Der Pöbel drohte die Fabrik zu zerstören, die Bäcker und Müller zu plündern und auch die Speicher der Grundbesitzer zu besuchen. Die Drohungen des Militärs, Feuer zu geben, verscheuchte allerdings die Aufrührer, aber bald wiederholten sich die Plünderungsscenen, und die Aufregung wuchs. Endlich langte eine starke Infanterieabtheilung aus Caslau und ein Detachement Husaren aus Elbe-Teinitz an, welche die Masse bald gänzlich zerstreuten. Erhebliche Verwundungen scheinen nicht vorgekommen zu seyn. Die Anzahl der Verhafteten ist nicht bekannt.

Man schreibt aus Lindau, 1. Juni: Während in den letzten Tagen die Aussichten für die Hebung des gesunkenen Dampfbootes „Ludwig" günstig waren, sind jetzt durch Elementarereignisse vielfache neue Störungen eingetreten, in Folge welcher das bereits an der Steuerseite durch die Lufttonnen gehobene Boot sich wiederum zur Tiefe senkte. Die Tonnen wurden durch die Wogen des Sees abgerissen und zum Theil zerschellt; der Schaden ist nicht unbedeutend. Der für Hebung des Schiffes weiter gewährte vierwöchentliche Termin läuft kommende Woche ab; der größere Theil der für Ausführung des Unternehmens bewilligten Summe von 5000 fl. ist gleichfalls bereits verausgabt.

Eine sehr verwickelte Geschichte, schreibt man der „B. Montagszeitung" aus Wien, bildet das Riesen-Konzert, welches Kapellmeister Joseph Strauß im Laufe dieses Sommers dort zu geben beabsichtigt. Für dasselbe würden die Musiker aus sämmtlichen Wiener Orchestern, zahlreiche Dilettanten und alle anwesenden Militärmusikkapellen genommen werden müssen. Die Anzahl der Streich-Instrumente, von denen namentlich Violinen und Violas weniger durchdringen, ist allein auf 5—600 angenommen. Bässe und Violoncells sind je 50—60 nothwendig. Es fehlt übrigens in Wien namentlich an Cellisten, wie an brauchbaren Oboespielern.

Die letzten Nachrichten aus Java brachten eine genaue Uebersicht der durch die dortigen Ueberschwemmungen verursachten Verluste. Es sind dabei nicht weniger als 1558 Menschen ums Leben gekommen, 364 Dörfer und 17,800 Wohnungen wurden verwüstet, während 10 Dörfer spurlos verschwunden sind; der Schaden, welcher den Reis- und Indigo-Feldern, so wie den Kaffeeanpflanzungen zugefügt wurde, ist gleichfalls sehr bedeutend.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 134 Donnerstag, 6. Juni 1861.

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

Endlich konnte Auer ein flüchtiges Individuum, das mit Gläsern und Flaschen die Stiege hinauf wollte, zum Stehen bringen. „Ich wünsche den Herrn Bürgermeister zu sprechen.“

„Den gnädigen Herrn!“ bemerkte unhöflich der Bediente und warf den Kopf in die Höhe. Eine sonderbare Figur. Ein langer schaumfarbiger Rock, förmlich zum Hineinwachsen gemacht, umspülte wie Regenfluth die gekrümmten Glieder, eine ehemals weiße Binde schnürte die Drossel zum Ersticken, und mehrere Lagen Fett gaben dem struppigen Haare einen eklichen, widerlichen Schimmer.

„Den Herrn Bürgermeister wünsche ich zu sprechen,“ erklärte wiederholt und deutlich Auer; „ich habe ihm eine Freudenbotschaft mitzutheilen.“

„Zu spät! — viel zu spät!“ versicherte der Aufwärter. „Sie können höchstens gratuliren. Schon gestern Nacht kam ein Kurrier angesprengt und brachte eine Estafette, daß unser gnädiger Herr das schönste und größte Rittergut am Rhein gewonnen. Geld ändert Alles,“ fuhr der geschwätzige Diener in einem Athem fort und stieg eine Stufe höher. „Der neue Haushalt ist, soweit Personal vorhanden, schon arrangirt, darunter auch meine Wenigkeit. Ich war früher, wie Sie wissen, als Hausknecht in den drei Kronen angestellt. Mit der Bürgermeisterei ist's auch vorbei, mein Lieber, denn Geld macht Courage, Geld ändert Alles. Nicht mehr Herr, nicht mehr Eisenbrecht, nicht mehr Bürgermeister, sondern Herr Baron, Herr Hochwohlgeboren und gnädiger Herr Rittergutsbesitzer lautet jetzt der Titel. Sie wollen also gratuliren, oder vielmehr Sie bitten ganz gehorsamst um eine Audienz und ich soll Sie hochgefälligst melden.“

„Ich ersuche Sie darum,“ bat betäubt der Bittsteller, welchem vor lauter Erstaunen der Kopf schwirrte und summte, als sey ein Schwarm junger Bienen darin zur Welt gekommen.

Nach wenigen Augenblicken erschien der Aufwärter oben an der Stiege, und meldete mit vornehmer Stimme: „Seine Gnaden wollen ihn weder jetzt, noch später empfangen. Der gnädige Herr sind zu sehr in Anspruch genommen und befinden sich gerade bei der Frau Rittergutsbesitzerin, um einige Flaschen zu verspeisen und ein Gabelfrühstück zu trinken. Das Weitere wird ihm ein Billet des Herrn Baron zu wissen thun.“

Der Diurnist machte nach diesen Worten eine Verbeugung, als habe er den gestrengen Gebieter selbst vor sich, stammelte einige unverständliche Worte und eilte so schnell als möglich zum Hause hinaus. Heiseres Hundekläffen und ein schadenfrohes Gelächter der alten Christine gaben ihm das Geleite.

Solch einen trübseligen Sonntag hatte die kleine Diurnistenfamilie seit ihrem Bestehen noch nicht erlebt. Selbst der muntere Ludwig verhielt sich gegen alle Gewohnheit lautlos und trauerte mit den Eltern. Nur der Großvater war wie immer frohen, ungetrübten Muthes und nahm von der ganzen Geschichte wenig Notiz. Das rechte Maß des Kummers sollte jedoch erst das Billet des Herrn Bürgermeisters voll machen, welches bald nach dem Mittagstische überbracht wurde. Noch immer voll Hoffnung erbricht Auer den Zettel und überfliegt gierig dessen Inhalt. Sein Auge umdüstert sich mehr und mehr von Wort zu Wort, die Stirne zieht sich in krause Falten, die bleiche Wange entfärbt sich noch bleicher und das Blatt entfällt unwillkürlich der zitternden Hand. Bestürzt rafft es Lina vom Boden auf und liest hastig folgende Zeilen:

„In Berücksichtigung meines bedeutenden, wohl erworbenen Vermögens lege ich mein seitheriges Amt dahier nieder und verlasse schon in den nächsten Tagen die Stadt, um mein Gut am Rheine zu beziehen. Ich fordere Sie deßhalb zur Vermeidung aller Weiterungen hiermit auf, die mir noch schuldigen dreihundert Gulden sammt Zinsen von drei Monaten her, längstens binnen vierundzwanzig Stunden heimzuzahlen. Im Gezenfalle müßte ich klagend gegen Sie auftreten und die Sache einem Anwalte übergeben. Alle weiteren Besuche sind unnöthig und werden verbeten. Nichts für ungut!

E. v. Eisenbrecht,
Rittergutsbesitzer.“

Die bange Lage der armen Familie läßt sich leichter fühlen als schildern. Den blinden erfahrenen Greis ausgenommen, hatte Niemand diesen grausamen Schlag

erwartet. „Hab' mir's wohl gedacht," meinte dieser, „und wieder einmal richtig prophezeit! Eine alte Geschichte: je reicher und je unverdienter reich, desto schmutziger und habsüchtiger, und je leichter gewonnen, desto schneller zerronnen. Das Ende wird's lehren. Dieser Fall war schon hundertmal da, und wird noch hundertmal wiederkommen."

„Hätten wir nur dem Vater gefolgt," — klagte Auer und faltete besorgt die Hände, — „hätten wir nur gefolgt! Es wären uns sieben Gulden erspart gewesen, dazu zweimal vierundzwanzig Kreuzer für Porto und der Aerger über das immense Glück unseres Gläubigers; der Bürgermeister hätte kein Loos gehabt, folglich nicht gewinnen können und unsere Schuld stände noch lange Jahre gut. Statt zu gewinnen, sind wir dreifach gestraft und eine Nachsicht von diesem Manne ist nicht zu hoffen, denn das Wörtchen „Humanität" steht nicht in seinem Wörterbuche. Woher sogleich die dreihundert Gulden sammt Zinsen schaffen? Wenn der Allmächtige nicht hilft, ich sehe keinen Ausweg aus dieser Noth."

„Geh' noch einmal hin," bat Lina unter Thränen, „und gib ihm die himmelsbesten Worte! Wir wollen ja gerne zahlen, so gern als wir das Leben haben, — er soll uns nur nicht drängen."

„Nie und nimmermehr!" betheuerte mit tiefem Ernst der Diurnist; „jeder Tritt und Schritt ist da umsonst. Ehe ich wieder dieses Haus betrete, lasse ich mich verklagen und in Gottes Namen auspfänden."

Eine dumpfe, schwüle Stille lagerte gewitterschwer über dem kleinen Kreise, nur manchmal unterbrochen von den tiefen Seufzern des Gatten oder dem schmerzlichen Schluchzen der Gattin, die schon Hab und Gut im Geiste auspfänden und verkaufen sah. Alles Sinnen, alles Denken, alles Ueberlegen wollte nicht Fruchten.

„Hilf Du uns!" wandte sich endlich die junge Frau an ihren Vater, welcher die ganze Scene ruhig mit angehört, — „oder gib uns wenigstens einen guten Rath! Wir wollen gewiß das nächstemal . . .!"

„Wieder nicht folgen," unterbrach der Greis seine Tochter, — „ganz gewiß nicht. Hilf nur dießmal! Spring, Grosväterchen, spring nur, was Du kannst! — spring und schaffe Geld herbei. Finde es, leihe es, schlage es, treibe, was Du willst — nur schaffe Geld und zieh die jungen Leutchen aus der Patsche. Das ganze Jahr studirt Ihr und jetzt wißt Ihr doch keinen Rath."

„Ihr wisset und erzählet immer merkwürdige Geschichten, wo in der höchsten Noth Geld und Hülfe wie vom Himmel kommt."

„Macht's einmal nach! — Wenn wir nur einen Garten und einen alten Birnbaum darin hätten! Augenblicklich würde er umgehauen, ob nicht sein Bauch einen goldenen Kern birgt. Untersucht einmal die Wände! Vielleicht findet ihr so ein geheimes Fach, eine Mauervertiefung, wo noch von den französischen Kriegen her verborgene Schätze stecken."

Und der Sprecher klopfte muthwillig mit seinem Stocke an die Wand, ob's nicht dumpf und hohl klinge. Alles klang so fest, so hell und klar wie gegossen. „Geduld!" rief der Greis wieder, „jetzt kommt mir ein guter Gedanke. Lina, hole unser Beil! Wir zerspalten meinen Großvaterstuhl. Vielleicht hat ihn ein alter Geizkragen mit verschimmelten Kronenthaler statt mit Roßhaaren gefüttert, um einmal unglücklichen Lottospielern damit aus der Klemme zu helfen."

„Verspotten Sie uns nicht, Vater!" bat Lina; „wir sind gestraft genug."

„So! gelobt möchtet Ihr noch obendrein werden? Nein, nein, kluge Leutchen, Jedem das Seine! Wer nicht hört, muß fühlen." Doch der Kummer der jungen Leute bewegte des Großvaters Herz; er wurde ruhiger und fuhr nach längerem, stillen Nachsinnen, während dessen keines ein Wort zu sprechen wagte, fort: „Will halt sehen, wie weit der Kredit noch reicht; gebt mir Rock und Hut! Ludwig, Du wirst mich führen."

Nach einer Stunde ungefähr kehrte der Großvater mit seinem Enkel zurück und rollte die Summe in blanken Kronenthalern auf den Tisch. Freudig dankten die jungen Eheleute Gott im Herzen, dem Vater mit Wort und nahmen sich fest im Stillen vor, nie mehr zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Karl Heinrich Caspari.

(Aus der Neuen Münchener Zeitung.)

Sentiamus cum sapientibus,
Loquamur cum vulgo.

Wohl mit Recht dürfen wir dieses Motto an die Spitze des kurzen Lebensbildes eines Mannes stellen, welchem es bei aller Anerkennung der Schulweisheit, — aus ihren ihm keineswegs verschlossenen Hallen heraustretend, — dem volksthümlichen Momente so viel Rechnung zu tragen, vergönnt war. Durch Caspari's hervorragendes Talent für volksthümliche Darstellung sind in seinem leider nur zu kurzen Leben nicht wenige der köstlichsten Perlen zu Tage gefördert worden; seine Schriften haben im Herzen des deutschen Volkes eine bleibende segensreiche Stätte gefunden, ja sie haben seinen Ruf weit über die Gränzen unseres Vaterlandes hinausgetragen.

Wie überhaupt heutzutage fast Alles, was der volksthümlichen Anschauungsweise entnommen, in jeder gesund organisirten Menschenseele Wiederhall, Beifall und Verständniß gewinnt, um so mehr muß dieß der Fall seyn mit dem Wirken eines Volksschriftstellers, der es so wie Caspari vor Andern verstand, mit künstlerischer

Einfachheit seinen Werken den Stempel der Vollendung aufzudrücken; so mußten seine Schriften, ähnlich dem Volksliede augenblicklich ihren Weg finden, in die innersten Tiefen des Gemüthes bei Gebildeten und Ungebildeten, daher ihre überraschend schnelle und weite Verbreitung.

Caspari's hohe Bedeutung als Mensch, als ausgezeichneter Kanzelredner und gefeierter Schriftsteller im Einzelnen zu würdigen, kann hier natürlich nicht Aufgabe seyn, — eine Aufgabe, die überdieß unsere geringen Kräfte weit übersteigen müßte. Durch ein theures Band der Liebe und Freundschaft mit dem Verstorbenen verbunden, möge uns nur ein anspruchsloses Wort dankbarer Huldigung gestallet seyn.

Karl Heinrich Caspari war am 16. Februar 1815 zu Eschau, einem Dorfe in Unterfranken geboren, und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der daselbst Pfarrer war. Hier in den herrlichen Wäldern des Spessarts, umgeben von alten Ruinen und Schlössern, an die sich die wunderbarsten Sagen im Munde des Volkes knüpfen, erhielt sein poetisches Gemüth wohl schon die erste Anregung zu jener produktiven Thätigkeit, welche in der Folge so reiche Früchte getragen.

1829 kam er auf das Nürnberger Gymnasium, woselbst ihm unter seinen Lehrern der damalige Rektor Roth einen besonders tiefen Eindruck machte. Nachdem er dann auf den Gymnasien zu Aschaffenburg und Schweinfurt seine propandeutischen Studien vollendet hatte, bezog er 1834 die Universität Erlangen, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studieren. Ein sonderbares Mißtrauen in seine Befähigung zum Prediger veranlaßte ihn indeß hier, neben seinen theologischen Studien 3 Jahre Philologie zu treiben; dieser eigenthümliche Mangel an Selbstvertrauen ist aber für seine spätere Bedeutung als Kanzelredner und Schriftsteller von unberechenbarer Tragweite geworden, indem sich ihm durch diese gründlichen Studien die Meisterwerke des Alterthums dauernd eröffneten, so daß er nicht vorübergehend, sondern in vollen Zügen die erquickende Morgenluft der klassischen Vorzeit einzuathmen im Stande war.

Nachdem er 1838 die Universität absolvirt hatte, wurde er in das Predigerseminar nach München berufen und hier fanden seine gediegenen Predigten schon in weitern Kreisen Anerkennung. Nachdem er hierauf als Vikar in Würzburg und Kissingen gewirkt hatte, erhielt er 1844 seine erste Anstellung als gräflich Rechlern'scher Patronats-Pfarrer in Sommerhausen in Unterfranken, nach dem Tode seines Vaters die gräflich Erbach'sche Patronats-Pfarrei Eschau und 1852 die dritte kgl. Pfarrerstelle in Kulmbach, von wo er 1856 als zweiter Pfarrer nach München berufen wurde. Schon während seines Aufenthaltes im Münchener Predigerseminar hatte er seine treue Lebensgefährtin gefunden, welche ihm nicht nur eine liebevolle Gattin, ihren beiden Söhnen eine treue Mutter geworden, sondern auch, wie er selbst dankend einräumte, auf die Erfolge seiner geistigen Leistungen nicht ohne günstigen Einfluß geblieben ist.

Obwohl schon seit Jahren seine Gesundheit nicht zu den kräftigeren gehörte, so konnte er doch seinem Amte, wenn auch mit Unterbrechungen, vorstehen; erst in dem letzten Halbjahre hatte sein Brustleiden trotz der umsichtigsten und kunstverständigsten ärztlichen Behandlung, trotz der sorgfältigsten Pflege solch' rasche Fortschritte gemacht, daß er seine amtlichen Funktionen größtentheils niederlegen mußte. Sein langes und schmerzliches Krankenlager zeugte von der allgemeinen und herzlichen Liebe, welche er sich in allen Kreisen erworben. Die unermüdliche, erfinderische Liebe der Freunde umgab ihn und war von nah und fern unablässig bemüht, die Lage des theuren Kranken so viel als möglich zu erleichtern.

Besonders waren es die Beweise von Huld und Gnade Ihrer MM. des Königs und der Königin, welche den zum Tode Erkrankten bis zuletzt noch mit dankbarer Freude erfüllten.

Sein Sterben (am 10. Mai 1861) war ein würdiger Schlußstein seines edlen frommen Lebens; den schweren Abschied von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der durch sein ganzes Leben schon bewährten christlichen Fassung.

Ueber Caspari's Verdienste als Kanzelredner und Schriftsteller mögen hier nur noch wenige Worte folgen.

Obgleich die Natur ihn offenbar zur Beredtsamkeit mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet hatte — er besaß die Vorzüge einer hohen Gestalt und einer biegsamen sonoren Stimme — so hatte doch gewiß auch der feste Wille, die zur Vorbereitung verwendete Mühe und Arbeit, einen nicht unwesentlichen Antheil an seinen Erfolgen als Redner. Nur durch die Macht eines starken Vorsatzes, allerdings unterstützt von großen Mitteln, konnte es ihm gelingen, bei Auslegung des göttlichen Wortes eine so glückliche Vereinigung tiefer Gründlichkeit mit gemeinfaßlicher Einfachheit, nüchternen Nachdruckes mit poetischem Schwunge zu erzielen. Durchdrungen von der hohen Aufgabe seines Berufes, im tiefen Gefühle dessen schwerer Pflicht, voll des Vertrauens, daß ein gutes Wort auch eine gute Statt finde, sprach er in begeisterter, wohl durchdachter Rede; Beifall und Anerkennung, die ihm in so reichem Maße zu Theil geworden, konnte ihn wohl ermuntern und erfreuen, Antrieb und Führer aber wurden sie ihm nie. Lauheit und Gleichgültigkeit waren ihm auch bei den geringsten Amtsverrichtungen völlig fremd. Mit einem Worte: „Es war ihm ernst, das Herz machte ihn beredt." Und wer von Allen, die ihn jemals predigen hörten, sollte nicht erfüllt worden seyn im Innersten von dem Gefühle, daß dieses Mannes Rede aus vollster Ueberzeugung vom Herzen kam?

„Ob was vom Herzen kommt, das magst du leicht versteh'n,
Denn was vom Herzen kommt, muß dir zu Herzen geh'n."

Von Caspari's theologischen Schriften erwähnen wir

seine Predigten über die zehn Gebote, nach dem Urtheile der Sachverständigsten „ein wahres Musterwerk evangelischer Beredtsamkeit", sein treffliches Buch, „Geistliches und Weltliches zum Katechismus Luthers", ein Buch voll der segenreichsten Wirkung in Schule und Haus und endlich seinen im Auftrage der Regierung verfaßten Landeskatechismus, welcher im In- und Auslande große Anerkennung und in kürzester Zeit weite Verbreitung gefunden hat.

Wollen wir auch noch von seinen Volksschriften reden, so genügt es schon, nur ihre Namen zu nennen. Wem sind sie nicht bekannt seine „alten Geschichten aus dem Spessart, seine Dorfsagen, zu Straßburg auf der Schanz, der Schulmeister und sein Sohn, Christ und Jude"? Alle diese Erzählungen, — kräftige Zeugnisse christlichen Glaubens und christlicher Sitte, — sind unverwelkliche Blüthen im Kranze deutscher Literatur. Durch ihre Einfachheit und Wahrheit, durch ihre treue, der volksthümlichen Anschauung unmittelbar entnommene Darstellung haben sie allenthalben offene Thüren und Herzen gefunden, und, wir sind dessen gewiß, nicht allein durch ihre Anmuth ergötzt, sondern auch durch ihre ernst christliche Haltung gebessert, getröstet und erhoben.

Es erfaßt uns ein unabweisbares Gefühl der Wehmuth, wenn wir uns sagen müssen, diese reine Quelle, aus welcher das deutsche Volk noch so reiche Labung hätte schöpfen können, ist nun versiegt. Wie viele Entwürfe zu neuen Arbeiten, die ihn noch auf seinem Krankenlager beschäftigten, — Knospen, die nicht mehr zur Frucht gedeihen sollten, — sind mit ihm zu Grabe getragen? Doch, freuen wir uns dankbar des Schönen und Guten, das uns der seltene Mann aus dem reichen Schatze seines Geistes und Gemüthes in liebevoller Bescheidenheit geboten, freuen wir uns, daß sein treues segenreiches Wirken durch Wort und Schrift unvergängliche Früchte getragen und das verdiente Glück, erkannt zu werden, gefunden.

Mannigfaltigkeiten.

Von der Donau schreibt die „Paff. Don.-Ztg." über folgenden Vorgang: Gerade sind es drei Jahre, da ward J. B. Hoffmann, Wirth von Schillerswiesen bei Mitterfels, unter der Anklage des Gattinmordes vor das oberpfälzische Schwurgericht zu Amberg gestellt und von diesem zur Todesstrafe verurtheilt. Schon war der Deliquent im sog. Armensünderstübchen, und nach 24 Stunden sollte er zum Schaffot gehen. Plötzlich aber entfloh er auf unerklärliche Weise aus dem Kerker und trotz lebhafter steckbrieflicher Verfolgung konnte er seither nicht entdeckt werden. Allmählig fand das Gerücht Eingang, Hoffmann sey es gelungen, nach Amerika zu entweichen, und seine Angehörigen und zahlreichen Freunde zeigten eine größere Beruhigung. Zum allgemeinen Erstaunen nun wurde der Verurtheilte in Brennburg in Folge Verraths eines Schäfers von der königl. Gendarmerie aufgegriffen und wohlverwahrt nach Wörth eingeliefert. Es heißt nun, daß der in seiner Gegend sehr wohl gelittene Mann diese die ganze drei Jahre nicht verlassen habe, sondern von den Bewohnern, die ihm die Tödtung seines Weibes längst verziehen hatten, sorgsam versteckt, gehütet und gewarnt worden sey. Man ist gespannt, wie der Casus enden wird.

Ein Wiener der dieser Tage einen Ausflug nach Ungarn machte, erzählt: In Palota, einer Station von Pesth, sah ich etwas, was mich und die andern Passagiere höchlichst ergötzte. Ein schöner großer Pudel stand nämlich, als der Zug anlangte, unweit vom Bahngeleise auf den beiden Hinterfüßen, während er mit den Vorderfüßen die gewöhnliche bittende Stellung der Hunde einnahm. Plötzlich wurde ihm vom Postwagen herab ein Packet mit Briefen zugeworfen, das der Pudel geschickt auffing und sich damit in das Postbureau begab. Dieser Pudel kommt, wie mir der Kondukteur versicherte, jedesmal pünktlich zum Postzuge, um in der geschilderten Weise die Briefe in Empfang zu nehmen.

Man liest in der Guienne von Bordeaux: Die Gerichtsbehörde hat dieser Tage das ganze Waarenlager einer Weinfabrik wegnehmen lassen. Die Analyse ergab, daß die als Wein verkaufte Flüssigkeit auch nicht die geringste Spur eines von Trauben herrührenden Stoffs enthielt, sondern einzig aus chemischen Substanzen bestand, welche ihr den Anschein und Geschmack des Weines gaben.

Auf der Eisenbahn zwischen Edinburg und Glasgow wird der Name der Anhaltstationen nun von dazu abgerichteten Papagayen ausgerufen; die Einrichtung hat sich so bewährt und es geschieht um so viel deutlicher als durch die Kondukteure, daß die englischen Blätter die übrigen Eisenbahnenverwaltungen zur Nachahmung auffordern.

Auflösung der Homonyme in Nro. 127: Horn.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 135 Freitag, 7. Juni 1861.

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

3.

Wenn wir einen Mann, den wir vor vielen Jahren in einer unbedeutenden, niedrigen Stellung gekannt, nach längerer Zeit unter seinen Mitbürgern und einem ehrenvollen, einflußreichen Amte bekleidet und noch überdieß in Mitten eines blühenden Hausstandes wieder finden, so ist meistens ein liebloses Urtheil rasch bei der Hand. Der Neid flüstert und der Mund spricht: er hatte einflußreiche Verwandte, die ihn ohne Rücksicht auf Kennen und Wissen von Stelle zu Stelle schraubten; oder er wußte sich tüchtig einzuschmarotzen und durch allerlei Mittelchen mächtige Gönner zu gewinnen; oder er ist eben eines von den Glückskindern, die von Stufe zu Stufe geschoben werden und selbst nicht wissen, wie und warum? Wir bedenken aber nicht, daß so mancher Brave verurtheilt wird, der in seinen jungen Jahren mit Mühe und Arbeit, unter Nachtwachen und bangen Sorgen rastlos vorwärts gestrebt, der vielleicht die schönsten Tage seines Lebens mit den härtesten Schicksalsschlägen, mit Hunger und Elend gekämpft, der erst nach langem schwerem Ringen dem Glücke den ersten Sonnenblick, den ersten Schimmer einer gesicherten Existenz fast gewaltsam abgetrotzt hat. Unter die Zahl dieser Braven dürfen wir ohne Bedenken den Diurnisten Auer setzen. Nach Abgang des Herrn Eisenbrecht wählten sich die Tiefensädter einen erfahrenen, bejahrten Mann zum Oberhaupte, der sein Geschäft niedergelegt und längst den Ehrgeiz und Uebermuth der Jugend abgeschüttelt hatte.

Unter diesem fand dann Auer Gelegenheit, sich nach allen Richtungen hin auszubilden und auszuzeichnen. Er arbeitete vom lichten Morgen bis zum späten Abend und wenn es die Noth erheischte, bis wieder zum lichten Morgen, um seine mannigfachen Geschäfte in einer pünktlichen, strikten Ordnung zu erhalten. Die vorgesetzten Behörden bemerkten dieß bald und ihre Anerkennung blieb nicht aus. Manche schmeichelhafte Belobung lief zur größten Freude des alten Herrn ein. Er setzte aber das Lob nicht auf seine, sondern ehrlich auf des Gehülfen Rechnung, wohin es gehörte und erklärte mehr als einmal in den Sitzungen der Bevollmächtigten, daß der Diurnist Auer seine rechte Hand sey, und er ohne diesen bei seinen vorgerückten Jahren nicht bestehen könne. Die Bevollmächtigten meinten:

„Der Junge sey der Thater,
Der Alte sey der Rather,“

und übertrugen Ersterem nach wenigen Jahren als Zeichen ihrer Anerkennung die Verwaltung des Kirchenvermögens und sämmtlicher Stiftungen.

Dieses Aemtchen brachte ihm denn außer einer tüchtigen Portion Arbeit mehr und einer ansehnlichen Vermehrung seines Gehaltes noch obendrein den Titel als „Stiftungspfleger.“ Diesem Titel folgte bald noch ein anderer; indem der thätige Geschäftsmann nach weiteren vier Jahren zum Bevollmächtigten erkoren und in den hohen Rath eingeführt wurde.

Von da an gewann sein Wirkungskreis eine freiere, selbstständigere Haltung und sein rastloses, redliches Streben drang nachhaltig und wohlthuend durch alle Schichten der städtischen Bevölkerung.

Das häusliche Glück der anspruchslosen Familie hielt mit der gesteigerten öffentlichen Wirksamkeit des Hausvaters gleichen Schritt. Letztere schuf eine bessere Einnahme und diesen dem wackeren Paare heitere, sorgenfreie Tage und einen sonnenhellen Blick in die Zukunft. Lina stand ihrem Gatten in Liebe und Frömmigkeit, durch Sparsamkeit und klugen Haushalt kräftig zur Seite. Ihr verdankte das Hauswesen einen gewissen Wohlstand, der unbemerkt starke und immer stärkere Wurzeln schlug. Selbst die Nachkommenschaft wollte nicht zurückbleiben, denn auf Ludwig, indessen zum munteren Knaben und Jüngling gereift, folgten noch drei Schwesterchen, und der Großvater hatte die Freude, sie Alle beten und spielen zu lehren.

Und als der Greis hochbetagt und freudigen Muthes aus dem Leben schied, so verwischte wohl die Zeit den scharfen Stachel der Trauer, aber nie sein Andenken. „So pflegte der Großvater zu sagen, das war unseres Großvaters Spruch und Meinung,“ — konnte man bei jeder Erzählung, bei jeder Berathung von Eltern und Kindern hören, und seine wohl erprobten, kernigen Sentenzen galten bei Allen als Richtschnur. Heiter wie des blinden Greises Leben war auch sein Abschied. „Ich will Euch ein probates Rezeptchen gegen die Trauer ver-

schreiben," erklärte er lächelnd als die letzte Stunde heranmahte.

„Geht zum Vetter Fischbecken, der wird Euch dreihundert Gulden übermachen, die ich vor Zeiten unglücklichen Spielern lieh. Sie wurden ehrlich sammt Zinsen heimgezahlt und gehören jetzt zu Eurem Erbtheil. Möge Euch der Allmächtige vor Glück und Unglück auch ferner bewahren!"

Fast zu gleicher Zeit segnete auch der Bürgermeister nach fünfzehnjähriger Amtsthätigkeit das Zeitliche. Sein beständiger Wunsch, zum Besten des Gemeindewohles nur den Stiftungspfleger als Nachfolger zu wissen, sollte in Erfüllung gehen. Die Bevollmächtigten und Bürger Tiefeistadts traten nach seinem Ableben zusammen und wählten ohne Bedenken und einstimmig den Stiftungspfleger Auer zu ihrem Bürgermeister.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

(Aus der „D. Allg. Ztg.")

Wir veröffentlichen das nachstehende Privatschreiben eines der hervorragendsten Deutschen im Staate Maryland an einen in Deutschland weilenden Freund um so lieber, als dasselbe bei den im Ganzen so spärlich aus den südlichen Staaten der Union eintreffenden Nachrichten ein getreues Bild der dortigen Stimmung und Zustände liefert. Wenn es so in Maryland, dem nördlichsten und unbedeutendsten der Sklavenstaaten, hergeht (Maryland zählt bei einer Bevölkerung von etwa 700,000 Seelen ungefähr 90,000 Sklaven), wie mag es dann in Louisiana und Südkarolina aussehen?! Wir bemerken übrigens noch, daß sich die Sachen nach späteren Nachrichten seit der Besetzung Baltimore's durch Bundestruppen anders gestaltet haben. Das Schreiben lautet:

Baltimore, 25. April. Nachfolgend theile ich Ihnen einen getreuen, ungefärbten Bericht über die Zustände unseres Landes, namentlich aber der Stadt Baltimore mit. Obgleich Sie wohl wissen, daß öffentliche Ereignisse hierzulande stets von ungeheuerer augenblicklicher Aufregung begleitet sind, so kann ich Ihnen doch nicht vorenthalten, daß das jetzt in Aussicht Stehende alles Frühere bei Weitem hinter sich läßt. Der Süden steht gegen den Norden unter den Waffen; das erste Blut floß in Baltimore; in der Prattstraße wurde die erste Schlacht geschlagen! Nach der Uebergabe des Forts Sumter in Südkarolina erließ Präsident Lincoln seinen Aufruf zur Bewaffnung und Einstellung der Miliz aller bis dahin der Union treu gebliebenen Staaten. Die nördlichen Staaten begannen sofort zu rüsten. Virginien hatte vor wenigen Tagen seinen Austritt erklärt und bedrohte Washington. Massachusets sandte die ersten Freiwilligen zum Schutze des Kapitols; sie gingen bei Nacht per Baltimore-Ohio-Eisenbahn durch Baltimore, die Prattstraße ꝛc. Da auf einmal erschienen am vergangenen Freitag 3—4000 Mann von New-York, Massachusets und Pennsylvanien in langen Bahnzügen vor der Kantonstation, um durch die Stadt zur Weiterreise nach dem Baltimore-Ohio-Eisenbahnhof gebracht zu werden. Jetzt brach die lange geheim gehaltene Verschwörung aus. Die Marylander Secessionisten hatten ihren Hauptsitz in Baltimore. Wie ein Sturm eilen ihre Schaaren auf die Kunde der Ankunft dieser Truppen nach der Prattstraße, reißen die Schienen auf und bauen Barrikaden aus Pflastersteinen, Karren, schweren Ankern u. dgl. m. Kaspar Meyer's Waffenladen wird geplündert, andere Gewehrmagazine geben freiwillig Waffen her, und keine Polizei kann mehr fruchten. Die Truppen entschließen sich nun, den Weg durch Baltimore zu Fuß zu machen. Unser Bürgermeister Brown stellte sich an die Spitze; ihm zur Seite war Oberst May. Es war 12 Uhr Mittags, als die erste Kolonne South-Street erreichte. Hier werden die Truppen mit Steinwürfen und Pistolenschüssen empfangen. Zwei Mann liegen todt auf dem Pflaster, mehrere verwundet hinweggetragen. Da befiehlt der Führer: „Halt! Front! Feuer!" und hätte das Militär nicht die Gewehre hoch angeschlagen, ein schreckliches Blutbad wäre angerichtet worden. Wie es war, fielen sieben, und eine große Anzahl wurde verwundet. So geht der Kampf bis zum Bahnhof, wo der Zug bereit stand und die Truppen schließlich in Sicherheit brachte. Mittlerweile gab Gouverneur Hicks, der sich nach Baltimore begeben hatte, Befehl, es sollten die noch von Kanton liegenden Truppen nach der pennsylvanischen Gränze zurückgebracht werden; denn es wogte nun in allen Straßen von Bewaffneten, die herbeigeeilt waren, den Durchmarsch fremder Milizen zu bestreiten. Um 3 Uhr waren alle Baltimore-Regimenter in ihren Waffensälen; die Telegraphendrähte zerstörte der wüthende Haufe, damit keine Nachricht nach New-York kommen solle; bewaffnete Schaaren durchzogen die Straßen; alle Häuser wurden geschlossen. In der nächstfolgenden Nacht wurde die Bahnbrücke bei Kanton, so wie die fünf Meilen weiter nördlich liegende Gunpowder-Brücke von den Marylandern verbrannt, und den ganzen Sonnabend über wurden Waffen an die Bürger vertheilt. Die Halle der Turner in der Prattstraße fiel der Volkswuth zum Opfer; waren doch die Turner Lincoln's Anhänger und bereits nach Washington gezogen, wo Kapitän Gerhard ein freiwilliges Turnerkorps von 200 rüstigen Deutschen der Administration zur Verfügung gestellt hat. Das Innere der Halle wurde total zertrümmert, und als Polizei zum Schutz erschien, war das Werk vollendet, die Stadt hat den Schaden zu tragen.

Trinken zogen dann heulende Schaaren nach dem Bureau des „Wecker", um dort noch scheußlicheren Plane

auszuführen. Nichts wissend von den Vorgängen in der Turnhalle, befanden sich dort Madame Schnauffer mit ihrem jüngst geborenen Knäblein auf dem Arme, Wilhelm Rapp (Redakteur des „Wecker“) und ich. Wir beriethen, was zu thun sey. Wir hatten Schnauffer (den Herausgeber des „Wecker“) abgeschickt, um Polizei zu requiriren. Zu spät! Schon drängte die heulende Schaar von der Baltimore- und Fayettestraße in die Fredericstraße hinein, und im Nu waren wir komplet belagert. Muthig trat Madame Schnauffer mit ihrem Kinde auf dem Arme in die Thür, während Rapp und ich bei Seite standen. „We won't harm you, Madam,“ schrieen die Rasenden, „we want your damned black rascals of writers; they shall not see another day!“ (Wir werden Ihnen nichts zu Leide thun, Madame; wir wollen nur Ihre verdammten schwarzen Schurken von Schreibern; die sollen den nächsten Tag nicht mehr erleben?) „Tödtet mich erst!“ sprach die Frau; „wer will Hand an das Kind legen?!“ So hielt sie einige Minuten aus.

Da kamen die Lafayette-Dragoner (eine deutsche Schwadron) mit gezogenem Säbel; da stürzten schwerbewaffneten Polizisten mit Gewalt durch die Menge, und wir waren einstweilen gerettet. Mehrere Polizisten wurden nun eingelassen und beschworen Madame Schnauffer, die Secessionsflagge anzuziehen, als das einzige Mittel der Rettung. Dieß geschah, und der „Wecker“, der jahrelang so kräftig und muthig gegen das Gezücht der Sklavereireunde gestritten hatte, war nicht mehr! In der alten Form darf er nicht mehr erscheinen; höchstens als einfaches Anzeigeblatt. Mad. Schnauffer verließ das Haus, nachdem Rapp und ich schließlich glücklich entkommen waren. In der folgenden Nacht wurde Bureau und Druckerei demolirt (natürlich auf Rechnung der Stadt). Rapp ist entkommen. Er hat sich seinen Bart abnehmen lassen und kennte, so unkenntlich gemacht, per Eisenbahn am Sonntag nach Washington gelangen. Dr. Wiß (einer der Lincoln'schen Elektoren), der gleichfalls bedroht war, flüchtete sich mit seiner Frau während der Sonntagsnacht; Dr. Pannetti ebenso. Die übrigen Republikaner sind theilweise nach Washington, theils nach Pennsylvanien entkommen. Rübler ist mit seiner Familie nach Egg Harbor. Ich habe Schutz gesucht bei einem Freunde und gehe so bald als möglich fort von Baltimore. So sind wir alle auseinandergesprengt, nicht in Folge von Gesetzesübertretung, sondern weil wir es gewagt haben, das Panier der Freiheit emporzuhalten in einem Lande, welches sich das Land der Freiheit nennt! Am letzten Sonntag war die Aufregung hier in Baltimore ungeheuer. Keine Kirche war geöffnet; nur Kanonen rasselten durch die Stadt; Offiziere sprengten durch die Straßen; Truppen sammelten sich an allen Ecken — denn es hieß, die fremden Truppen würden die Passage durch Maryland mit Waffengewalt erzwingen. Sie lagerten wirklich bei Pikesville und erwarteten dort die Befehle Lincoln's. Frühmorgens waren der Mayor der Stadt, Hr. Brown, und Hr. Henry Winter Davis per Extrazug nach Washington gegangen, um den Präsidenten zu ersuchen, seinen Befehl zum Durchmarsch der Truppen durch Maryland zurückzunehmen, um ein schreckliches Blutbad zu verhüten. Er gab seine Zustimmung unter Vorbehalt, und so wurden die bereits zur Schlacht gerüsteten Truppen in ihre Quartiere zurückbeordert. Mehrere Kompagnien Freiwilliger haben sich in den letzten zwei Tagen gebildet; Alles geht bewaffnet umher. Roß Winans, der Millionär, der bekannte Erbauer der Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, der Russenfreund und wüthendste Secessionist, hat der Stadt 500,000 Doll. zu Vertheidigungszwecken geschenkt, und der Stadtrath hat weitere 500,000 Doll. bewilligt. Diese Summe wird nächstens verbraucht seyn, und neue Zuschüsse werden dann verlangt werden. Gestern nun wurde schließlich der Gouverneur Hicks, der bis jetzt so wacker zur Union gehalten, gezwungen, die Legislatur zusammenzurufen. Morgen ist hier Delegatenwahl, am Freitag Eröffnung des legislativen Sitzung zu Annapolis. So ist Alles zum Umsturz vorbereitet worden, und bald wird die Secessions-Erklärung von Maryland erfolgen.*) Noch ist ein Schimmer von Hoffnung für uns, die wir am treuesten zur Union gehalten haben, vorhanden; aber Sie können sich denken, wie es morgen bei der Wahl hergehen wird. Nur Secessionisten werden wählen können; von Republikanern keine Rede mehr. Die deutschen Republikaner müssen unbedingt alle Baltimore und den Staat verlassen, wollen sie ihr Leben retten. Wittich, Friedrich und Andere sind, wie ich vernehme, mit ihren Familien entkommen; Andere sind gestern auf offener Straße furchtbar mißhandelt worden; Schnauffer entkam mit Todesgefahr nach Pennsylvanien. So weit von den allgemeinen Zuständen, jetzt noch einige Worte von Baltimore insbesondere. Die Geschäfte stocken; Baltimorer Banknoten zahlten gestern beim Einwechseln 5 Prozent Agio. Die Wirthe wurden aufgefordert, einige Tage ihre Lokale zu schließen. Diejenigen, welche auf Grund ihrer Lizenz sich weigerten, es zu thun, berenten es hernach bitter; Rowdyhaufen drangen in ihre Lokale ein, zechten und raubten und prügelten noch obendrein in den meisten Fällen die Wirthe. Alles lebt in der fürchterlichsten Angst. Gegen Krieg gibt's keinen Schutz. Keine Bank wechselt ihre Noten mehr ein; alle fremden Banknoten, namentlich die der Secessionsstaaten, sind beinahe werthlos. Wie ich höre, haben fast alle Wirthe Secessionsflaggen (Roth-Weiß-Roth mit sieben Sternen im blauen Felde und Klapperschlange) aufgezogen. Wird Maryland das große Schlachtfeld zwischen dem Süden und Norden, dann ist Alles verloren. Nun noch ein Wort. Kom-

*) Den neuesten Nachrichten zufolge hat die Legislatur gegen Secession gestimmt; hauptsächlich durch den Einfluß der Repräsentanten vom Lande.

men Sie nicht hierher, Sie können nichts ändern. Bürgerkrieg ist der gräßlichste Fluch der Welt. Tritt keine Versöhnung mehr ein — und ich glaube, kein Hoffen hilft mehr — dann hat das Leben hier keinen Werth mehr. Gräßlicher, als die Welt es je gesehen, wird dann das Blut in wilden Strömen fließen. Nicht Kriegskunst versteht der Soldat hier; er kennt nur Mord. Die südlichen Truppen führen Dolche, Revolver und sechsläufige Revolverbüchsen; die Kavalerie hat Dolch, Revolver und Säbel; und alles Diebsgesindel steht unter Waffen. Auch kann Sklavenaufruhr nicht ausbleiben, sollte es dem Süden gelingen, seine Macht auf den Norden zu werfen. Gott beschütze unser seither so herrliches Land.

Mannigfaltigkeiten.

Das „Elberf. Kreisbl." erzählt: „In einer Stadt, die uns so nahe liegt, daß wir sie näher gar nicht bezeichnen können, ging eines Abends spät ein Polizeidiener durch die Straßen, um auf Recht und Ordnung zu sehen. Unser Polizeidiener war eine gute hinterpommerische Haut, geboren in der Stadt Stolp. Als er aus einer der Seitenstraße in die Hauptstraße einbiegt, begegnete er einem Spektakelmacher, der sein Liedchen singt und schüchterne Versuche macht, den Leuten die Fensterscheiben einzuschlagen, die sie nicht durch Läden geschützt haben. Unser Polizeimann nimmt ihn natürlich beim Kragen und schlägt mit ihm den nächsten Weg zum Rathhause ein. Der Lärmmacher wird dadurch nüchtern, er geht wie ein Lamm neben dem Manne der Gerechtigkeit her; als er jedoch das Rathhaus vor Augen bekommt, wird ihm unbehaglich, und er stößt auf gut Hinterpommerisch einige Verwünschungen aus. Der Polizeidiener stutzt bei den langentbehrten Heimathsklängen. „Bist Du ein Pommer?" „Ja wohl." — „Wo zu Hause?" „In Stolp!" — „Na dann schere Dich zum Teufel!"

Am 5. Mai starb zu Kopenhagen nach langen Leiden der dänische Schriftsteller Fr. Chr. Hillerup, bekannt, weniger durch seine Originaldichtungen, als durch seine Uebersetzungen aus dem Italienischen. Zu letzteren gehören insbesondere die Werke des Boccaccio, Bandello, Sacchetti und einzelne Bruchstücke des Ariost, so wie zahlreiche Gedichte von Metastasio, Parini, Zappi und Sestini. Geboren 1793, begann er im Jahre 1811 die Rechtswissenschaft zu studiren, gab aber dieses Studium bald nachher auf, um sich seiner Lieblingskunst, der Malerei zu widmen. In dieser Absicht ging er 1820 nach Italien. Kaum aber war er ein Jahr lang in Rom gewesen, als die Nachricht von der plötzlichen Verarmung seines bis dahin sehr wohlhabenden Vaters ihn in die traurigste Lage brachte und ihn zwang, jene literarischen Arbeiten zu unternehmen, welche später seinen Ruf als Schriftsteller begründet haben.

In Bamberg ist in den letzten Tagen der k. Appellationsgerichtsbote B. Fiedler im 90. Lebensjahre mit Tod abgegangen. Derselbe trat mit seinem 12. Lebensjahre in den Militärdienst als Pfeifer, und machte 17 Feldzüge mit. Bei doppelter Anrechnung derselben hat Fidler bis zu seinem Ende als Soldat und im Zivilstande die gewiß höchst seltene Zahl von 92 Dienstjahren erreicht. Fiedler war in jeder Beziehung ein Ehrenmann. Zeugniß hievon gab die außerordentliche Theilnahme aller Stände an der Leichenfeier.

Ueber das am 30. Mai zu München aufgeführte Stück von Redwitz: „Der Doge von Venedig" sind die Stimmen der Kritik getheilt. Alle loben zwar die herrliche Sprache und die Schönheit der drei ersten Akte; Manche finden dagegen den vierten Akt überflüssig und den fünften etwas langweilig und sind von dem Totaleindruck nicht befriedigt. Der Beifall, welcher in den ersten Akten ein überaus stürmischer war, schwächte sich gegen das Ende ziemlich ab. Doch wurde der Dichter nach jedem Akte gerufen.

Wie kürzlich die Wiener haben nun auch die Münchner als Antwort für die Pariser den „Tannhäuser" mit einer Art Demonstration gefeiert und bei der am 26. Mai stattgehabten Aufführung im Hoftheater die Mitwirkenden nach jedem Akt stürmisch gerufen.

Den verehrlichen Bezirks-Ausschuß des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg bitte ich auf die mir zu Theil gewordene Absertigung vom 2. ds. in Nr. 132 der Erheiterungen um Verzeihung, daß ich als Ignorant vor ihm bestehen muß und zwar in dem Grade, daß ich nicht einmal von seinem Bestehen Kenntniß hatte, außerdem ich in meiner Rathlosigkeit mich gewiß an ihn gewendet hab.n würde. Derselbe möge übrigens die Versicherung genehmigen, daß ich im vorigen Sommer, als ich die fraglichen Kunstschätze nochmals in Augenschein nahm, bei keiner der von mir angesprochenen Personen in Aschaffenburg lokalhistorischen Kalibers nur einen Anklang in dieser Sache fand und daß ich erst in jüngster Zeit von hiesländischen Kunsthistorikern angeregt wurde, die Sache öffentlich in Anregung zu bringen. Der Zweck ist übrigens erreicht, und das größere Publikum — dünkt mir — in das Interesse gezogen.

Marktsteft den 4. Juni 1861.

Molitor, Assessor.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 136 Samstag, 8. Juni 1861.

Treffer und Niete.

(Fortsetzung.)

„Kommt, Kinder, kommt! Puh, wie kalt!“ rief an einem stürmischen Winterabend Lina, die stattliche Bürgermeisterin, und eilte mit ihren drei Töchtern von der Hausflur in das warme Vorderzimmer, wo der Vater im grobblumigen Schlafrock am Schreibpulte saß, behaglich seine lange Pfeife dampfte und emsig darauf losschrieb. Es ist das nämliche große Haus am Markte, welches einst der arme Diurnist als Schuldner mit Furcht und Zittern betrat, und das er jetzt als wohlbestallter Bürgermeister bewohnte. Und ein tüchtiger Bürgermeister war's, rechtlich, wohlwollend, verständig und herzensgut von Innen, ernst und fest von Außen. Die „stadväterlichen“ Sorgen schienen aber den Körper eher zu nähren, als an ihm zu zehren, denn die freundlichen, glänzenden Augen, die leicht gerötheten, blühenden Wangen und der verrätherische Anflug eines Doppelkinns erinnerte unwillkürlich an das alte Sprüchwort:

„Aemter und Zeit
Aendern die Leut!“

„Hu, wie kalt!“ huschte Lina, und retirirte an den Ofen. „Bei diesem Wetter sollte man keinen Hund hinauslassen. Die Nase bibelt, die Ohren werden blau und der Athem bleibt gefroren vor dem Munde stehen. Husch, husch!“

„So bleibt schön hinter dem Ofen,“ rieth der Hausvater lächelnd, ohne von seiner Schreiberei aufzusehen, — „da werdet Ihr sicherlich nicht erfrieren.“

„Wir wollten ja draußen unseren Ludwig abwarten, Vater,“ erklärte Anna, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, „um ihn sogleich bei seiner Ankunft einstimmig begrüßen und Alle zusammen überraschen zu können.“

„Ueberfallen zu können, willst Du wohl sagen,“ verbesserte der Vater. „Ich will Euch einen guten Rath geben: Wenn er kommt, hört Ihr das Schlittengeläute, und wenn er da ist, werdet Ihr ihn sehen. Also Geduld!“

„Nicht wahr, Mama,“ plauderte die kleine Maria, „wenn mein Ludwig kommt, so hat er immer viel Geld und kauft mir eine große, große Puppe mit Hut und Schleier, die gehen und stehen, sitzen und knieen kann, — nicht wahr?“

„Ja wohl!“ sagte die Mutter und küßte den blauäugigen Lockenkopf auf die kirschrothen Lippen; „so kleine Personen, wie Du, gehen überall voran. Ludwig muß Alles stehen und liegen lassen, wenn er kommt, und Deine Puppe besorgen. Wenn er nur erst da wäre! Ich fürchte, ich fürchte, es ist ihm etwas passirt. Der Wind saust und heult durch die Straßen, als wolle er die Häuser wegfegen, und peitscht den gefrorenen Schnee gegen die Fenster, daß es prasselt wie lauter Glassplitter. O, wie wird's ihn frieren!“

„Warum nicht gar?“ lachte der Vater, während er seine Pfeife ausklopfte. „Ein junger Bursche von vierundzwanzig Jahren, gesund und kräftig wie eine Eiche, einen Rock wie ein Pelz, einen Schlitten, fünfelnea und trefflich gepolstert, zwei Rappen, die ausgreifen, als hätten sie Meilenstiefel, — und frieren! Eine wahre Himmelslust muß ihm diese Schlittenfahrt seyn; er jagt ja seinen Eltern und Geschwistern entgegen. Bedauert lieber Leute, die müde und hungrig, obdach- und heimathlos, ohne Geld und Freunde auf der breiten Heerstraße ziehen und ...“

„Horch! — Horch!“ rief plötzlich die Mutter.

„Klingklang! — Klingklang!“ jauchzt die kleine Maria, und hinaus stürmen sie in freudigem Fluge. Der Schlitten saust heran und hält, und das Geläute erzittert nur noch in einzelnen Nachklängen. Das ist ein Rufen und Begrüßen, ein Jubeln und Frohlocken, ein Küssen und Drücken, daß einem ordentlich das Herz aufgeht, wenn man so zusieht. Endlich bringen sie den neuen Ankömmling, einen schmucken Jüngling, herein. Das Auge strahlt vor Freude und Lust, die Wange glüht wie Feuer vor Kälte und Entzücken. Die kleine Maria auf dem Arme, die Mutter und Schwestern am Halse, reicht er dem Vater Hand und Mund zum herzlichen Willkommen.

Als die erste Freude vorüber, eilten die Frauen hinaus, um ihrem Namen Ehre zu machen, und Zimmer und Bett, Küche und Keller zu bestellen.

„Hier setze Dich her, Ludwig!“ sagte der Bürgermeister, indem er noch einen Stuhl an den Pult schob. „Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu reden. Aus guten Gründen ließ ich Dich kommen und schrieb Dir,

Du möchtest auf drei Tage Urlaub nehmen. Weißt Du wohl, warum?"

„Ja, Vater."

„Wie, Du weißt es? — Woher denn?"

„Die Mutter schrieb es ganz klein an den Rand des Briefes, welchen der Kutscher mitbrachte."

„O Weiber über Weiber!" rief lachend der Vater. „Ich hatte strenges Stillschweigen geboten, um Dich recht zu überraschen, und doch mußte es geplaudert werden. Sie können einmal nicht schweigen. Also zur Sache! Du bist jetzt volle vier Jahre auf dem Rentamt in M. Dein Herr Vorstand hat mir wiederholt geschrieben, daß er mit Deinen Kenntnissen, Fleiß und Aufführung vollkommen zufrieden ist. Unser seitheriger Diurnist dahier ist Marktschreiber in der Nachbarschaft geworden, und Du sollst nun Diurnist in Tiefenstadt werden. Bist Du zufrieden?"

„Zufrieden?" entgegnete freudig und dankbar Ludwig, — „o, glücklich, überglücklich. Ich lebte seither zufrieden, weil ich mich nähren konnte und den Meinigen nicht mehr zur Last fiel. In dieser neuen Stelle werde ich es doppelt und dreifach seyn, weil ich wieder bei meinen Eltern und Geschwistern weilen kann. In der Fremde ist man nie recht daheim."

„Die Sache wäre demnach in Ordnung. Ich schreibe so eben eine Eingabe für Dich, weil solche zu den Akten gehört. Die Stelle ist Dir gewiß. Morgen Früh will ich Dich sogleich in der Sitzung vorschlagen und Deine Wahl wird unbedingt einstimmig erfolgen. Du kannst darauf bauen; wenn ich Mittags heimkomme, werde ich Dich als Tiefenstadts und Deines Vaters Diurnisten begrüßen. Jetzt geh' in's Wohnzimmer," gebot schließlich der Vater, um allen weiteren Dank abzuschneiden, „und mache Dir es kommod. Sobald ich fertig bin, folge ich nach."

„So, das wäre geschehen! plauderte Auer nach einiger Zeit halblaut vor sich hin, während er sich erhob und sorgfältig seine Feder ausputzte. „Morgen wird die Sache bereinigt, und dann fahre ich in den nächsten Tagen selbst nach M., um mit dem Herrn Rentbeamten über den Austritt des Jungen zu sprechen. — Klopft's denn nicht? — Wahrsich ein später Besuch, Nur herein!"

(Schluß folgt.)

Die Verkündigung der Bauernbefreiung in Rußland.

Ueber die Bauernbefreiung in Rußland entnimmt die N. Pr. Z. einem Privatbriefe Folgendes: Es ist in unserm Lande Großes geschehen. 23 Millionen haben die Freiheit erlangt. Und wie haben es unsere Russen aufgenommen? Mit Gebet und Thränen — Thränen nur können aussprechen, welch' eine Last ihrem Herzen genommen. . . . Am 19. Februar, dem Tage der Thronbesteigung, war das Manifest unterzeichnet; die Nachricht hatte sich verbreitet, für die Bekanntmachung rieth man auf Ostern oder den zweiten Fastensonntag, weil Das die Kommunionwoche des Kaiserhauses ist. Kaiser Alexander wollte aber nicht in die strenge Fastenzeit den Jubel mischen; er wählte den Masliniz-Sonntag (den Karnevalssonntag). Am Freitag erging der Befehl an die Polizei, Listen zu fertigen über alle Wohnhäuser Petersburgs; es sollte geheim bleiben und am Sonntag die Arbeit eingereicht werden. In einem Tage und zwei Nächten ward bei verschlossenen Thüren das Werk geschaffen; das Wozu? ward nicht gesagt. Am Sonnabend ward dem Postdirektor angezeigt, am Sonntag um 10 Uhr bedürfe die Regierung der Briefträger; die Privatkorrespondenz könne erst Nachmittags ausgetragen werden. Petersburg ist in acht Postbezirke getheilt — mit dem Glockenschlage 10 eilten 180 Briefträger, beladen mit 25,000 Exemplaren des Freibriefs für 23 Millionen, von ihren Postkomptoirs aus in jeden Palast, in jedes Hüttchen, um die bestimmten Kouverts dem Dwornik (Thürhüter) abzugeben, und 15 Minuten nach 12 Uhr waren auch die letzte von ihrem Rundlauf heimgekehrt. Dieses geheimnißvolle Treiben der Briefträger erregte die größte Neugierde; mit langen Hälsen zog man ihnen nach; auf alle Fragen nur die Antwort: „So befohlen!" Drei bis fünf Rubel werden für ein Konvert geboten — umsonst, die Männer eilen fort, mit ihren Listen in der Hand, in jedem Hause abgebend, wie viel bestimmt. Die Polizei klebt große Plakate an; auf die sieht kein Mensch, nur die Austräger werden verfolgt. Unterdessen erfolgte die Publikation und das Dankgebet in den Kirchen, und als die Kirchgänger heimkehrten, war schon in jedes Haus das Schriftstück eingekehrt, und so überraschte der Kaiser in beiden Residenzen (Petersburg und Moskau) zu gleicher Zeit seine Unterthanen. Da auch im kleinsten Hüttchen ein Kouvert abgegeben ward, gab es manche komische Weigerung, z. B. von einer Häuslerin, einem alten Mütterchen, deren Hüttchen weit ab vom Strom gelegen („dort wo man die Flügel der Ewigkeit rauschen hört"), die sich förmlich der Abgabe widersetzte. Als sie den Postoffizianten zu ihrem Hüttchen einlenken sah, lief sie ihm dienstfertig entgegen und sagte: „Du gehst falsch, Vatuschka, ich habe keinen Brief, ich habe Niemand, der mir schreiben könnte." Sie nimmt das Kouvert durchaus nicht, vertritt ihm den Weg, er muß ihr den Freibrief gewaltsam in's Hüttchen schleudern. So still hat nie eine Masliniza geschlossen; solche Lesestübungen sind noch nie an einem Sonntage gehalten worden. Die Schaukeln, die Schaubuden, die Schenken wurden wenig benutzt, in die Kirchen drängte die Menge. Die Straßen waren Abends so still, wie in der Charwoche; solche Stille war nie an einem Sonntage, noch viel weniger zur Masliniza, wo ein toller Jubel den strengen Fasten vorhergeht.

Digitized by Google

Die Begegnenden besprachen wohl das Außerordentliche, welches Petersburg heute gleichsam aus seiner Bahn gerückt; aber kein Zusammenrotten, kein wüstes Geschrei. Lagerten auch einige halb Trunkene auf den Treppen, man hörte nur das geflüsterte, halb gesungene (und was besingt der Russe nicht?) wolja, woluschka (Freiheit, Freiheitchen — der Diminutiv ist eine ächt russische Sprechart); keine Patrouillen, keine vermehrte Wache. Das Empfangene war zu großartig, es nahm alle Sinne gefangen. Auch unser Freund N. N. versammelte seine Leute und las ihnen das Schriftstück vor; aber auch hier gab es nur Thränen und das Zeichen des Kreuzes. Möge die Weltbegebenheit in Ruhe und Frieden geordnet werden und reicher Segen Allen daraus erwachsen!

Ein furchtbarer Oelbrand.

Zu Tidiome in Pennsylvanien fand kürzlich, während ein Schacht zur Gewinnung von Bergöl gebohrt wurde, plötzlich ein so heftiger Ausbruch des Oeles statt, daß sich das Oel im Verhältniß von 70 Tonnen per Stunde ergoß und der Oelstrom auf 41 Fuß über dem Boden stieg. Ueber dieser Oelmasse erhob sich das Gas oder Benzin in einer dichten Wolke von 50 bis 60 Fuß. Sogleich wurden alle Feuer in der Nachbarschaft ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, welches in einer Entfernung von etwa 400 Klaftern brannte. Dieses Feuer entzündete dennoch das flüchtige Gas und in einem Augenblicke stand die ganze Luft in hell lodernden Flammen. Sobald das Gas Feuer gefangen hatte, stand auch die Spitze des aufquellenden Oelstromes in hellem Feuer und das siedende Oel fiel wie das Wasser einer Fontaine über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser in tausend brennenden Tropfen wie in eben so vielen Feuerkugeln zischend herab. Sogleich stand auch der Boden in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit zunahmen und durch das herabfallende Oel fortwährend vermehrt wurden. Eine Scene unbeschreiblichen Schreckens erfolgte. Die Leute wurden zu Dutzenden auf eine Entfernung von 20 Fuß niedergeworfen, während viele, schrecklich verbrannt, in ihrer Todesangst schreiend und kreischend, aus der flammenden Hölle des Unglückes stürzten. Gerade inmitten des Flammenkreises sah man vier menschliche Körper im kochenden Oele sieden; einen Mann, der eben einen Graben auswarf, um das Oel in einen tieferen Theil des Bodens zu leiten, sah man, wie er während des Grabens über den Stiel seines Spatens fiel und von dem wüthenden Elemente gebraten wurde.

Ein Herr Rouse, der einen bedeutenden Antheil an den Oelbrunnen dieser Gegend hatte, und daraus ein tägliches Einkommen von 1000 Dollars bezog, stand im Augenblicke der Explosion gerade nahe an der neuen Bohrung und wurde auf eine Entfernung von 20 Fuß weggeschleudert. Er raffte sich auf und lief noch 10 bis 15 Fuß weiter, wo er dann von zwei Arbeitern in Empfang genommen und in eine entfernter liegende Bretterhütte getragen wurde. Als er dort niedergelegt wurde, war außer seinen Strümpfen und Stiefeln keine Spur einer Bekleidung auf seinem Leibe zu sehen. Seine Haare, die Nägel seiner Finger, die Ohren und Augenlider waren weggebrannt, während die Augäpfel zu einem Nichts zusammengeschrumpft waren. In diesem Zustande lebte er noch neun Stunden. Herr Rouse hatte sogleich nach einem Notar geschickt und sein Testament gemacht, worin er den Armen der Gegend 50,000 Dollars und den beiden Arbeitern jedem 200 Dollars vermachte. Er starb jedoch, ehe er seinen letzten Willen unterzeichnen konnte.

Noch sechs andere Personen wurden getödtet, deren Namen unbekannt sind. Ferner sieht man noch Skelette von fünf Andern im Flammenkreise glühen, und eben so viele Personen werden vermißt, welche Fremde sind, die gekommen waren, um die Einrichtung und das Arbeiten der Oelbrunnen zu sehen. Man glaubt, daß noch eine Anzahl anderer Menschen dicht an der Mündung der Bohrung zu Asche verbrannt wurden. Etliche dreißig Personen wurden schwer, viele leichter verletzt.

Während der Explosion fing in der Nachbarschaft bis auf eine Entfernung von 900 bis 1000 Fuß Alles Feuer, und Bretterhütten, Maschinen- und Wohnhäuser standen in hellen Flammen. In einer Entfernung von mehr als 1200 Fuß zersprang zugleich der Dampfkessel in Dobb's Brunnen mit einem fürchterlichen Gekrache, wodurch der Ingenieur sogleich getödtet und das Entsetzen des Abends auf schreckliche Weise vermehrt wurde. Zu dieser Zeit brannte die ganze Luft lichterloh. Der in einer Höhe von 40 Fuß aufspringende Oelstrom war eine helle Feuersäule, über welches das aufblitzende, explodirende, flammende Gas gegen den Himmel brannte und die Wolken mit feurigen Zungen zu lecken schien. Während dieses schrecklichen Brandes war das Getöse der Explosionen und des Feuers so fürchterlich, daß man es nur mit dem Brausen eines Orkanes oder eines im Walde rasenden Sturmes vergleichen konnte.

Die Hitze des Brandes war so heftig, daß sich Niemand auf 150 Schritte nähern konnte, ohne sich Kleider und Haut zu versengen. Es war das schrecklichste und doch großartigste pyrotechnische Schauspiel, dessen menschliche Wesen je Zeugen waren. Des andern Tages Morgens strömte das Oel noch immer aus, und lieferte stündlich wenigstens 100 Tonnen, die eine ungeheuere brennende Fläche bedeckten. Der Verlust der Eigenthümer wird auf 20- bis 25,000 Dollars täglich geschätzt. Keine menschliche Macht vermag den Brand zu löschen, und das Oel muß brennen, bis der Brunnen erschöpft ist. Aber keine Feder vermag die gräßliche

Schönheit zu beschreiben, keine Zunge die Großartigkeit des Unglücks zu schildern.

Mannigfaltigkeiten.

Von der „Reise der österreichischen Fregatte „Novara" um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Kommodore B. v. Wüllerstorf-Urbair," erscheint demnächst, wie die „Wiener Zeitung" meldet, der erste Quartband. Die Schilderung der wichtigsten Erlebnisse und Eindrücke im Laufe einer Expedition, während welcher 51,668 Seemeilen zurückgelegt, 25 verschiedene Hafenplätze besucht, 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker und auf dem Lande zugebracht wurden, wird drei Bände umfassen. Dr. Karl v. Scherzer, der mit der Bearbeitung und Redaktion dieser Fülle des interessantesten Stoffes in deutscher und englischer Sprache beauftragt ist, hat die fehlenden zwei Bände schon so weit gefördert, daß Beide noch im Laufe dieses Jahres erscheinen werden. Auch eine dritte, holländische Ausgabe des Werkes, welche Herr Dr. Temmink in Utrecht besorgt, dürfte höchstens ein paar Wochen später erscheinen. Der erste Band der deutschen Ausgabe kostet blos 4 Gulden 50 Kreuzer, womit selbstverständlich angegeben, daß er aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei hervorgegangen ist. In der That, kein Privatverleger hätte die mit in den Text gedruckten Holzschnitten und eingebundenen Seekarten bereicherten fünfzig Druckbogen um einen, namentlich bei ähnlichen Werken, so beispiellos billigen Preis gebracht, aber auch nur bringen können. Die fast dreijährige Weltfahrt der nicht weniger als 352 Mann an Bord führenden Novara kam, die Auslagen der Ausrüstung und Herstellung des Schiffes für die Expedition mit inbegriffen, nach der fünften Beilage des ersten Bandes auf 616,560 Gulden zu stehen.

In Folge des durch die Mißernte des vorigen Jahres verursachten Nothstandes zeigt sich im südlichen Norwegen der Drang zur Auswanderung in einem so hohen Maße, wie es seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen. Am 27. April segelte von Bergen bereits das dritte Auswanderungsschiff in diesem Frühling ab, die „Hebe," Kapitän Hansen, mit 348 Emigranten. Den Hafen von Drammen haben schon sechs Auswanderungsschiffe mit zusammen 1810 Passagieren verlassen. In Christianssand liegt eine Brigg zur Abfahrt bereit, für die sich schon 250 Passagiere haben einschreiben lassen. In Stien beabsichtigen in nächster Zeit 13—1400 Personen sich nach Amerika zu begeben. Zu Tvedestrand, einem kleinen Hafen unfern von Arendal, haben sich aus den umliegenden Orten 271 Personen zusammengefunden, unter ihnen sogar viele Greise von 60 bis zu 85 Jahren, welche dort auf Beförderung nach Quebeck warten, wie denn die norwegischen Emigranten sich vorzüglich dem britischen Amerika zuwendet. Der Geistliche in Vinje, einem einzigen Kirchspiel in Thalemarken, hatte bis zum 4. Mai an nicht weniger als 201 Personen Auswanderungsbewilligung eingehändigt. In letzter Woche ging überdieß noch von Christiania aus ein weiterer Zug Mormonen, etwa 50 an der Zahl, nach Kopenhagen, um sich von dort mit dänischen Glaubensgenossen nach den fernen Ufern des großen Salzsees zu begeben.

Dieser Tage waren in Straßburg 200 ungarische Ochsen versammelt und harrten der Stunde der Abfahrt nach Paris. Einem derselben gelang es, dem Wagen zu entspringen. Auf der Eisenbahn fortstürzend, stieß er einen Bahnwärter, der sich ihm entgegenstellte, zu Boden und brach dann abseits ins freie Feld aus, wo er vielleicht noch manchen der fliehenden Arbeiter niedergestoßen haben würde, wenn er nicht, durch das Gerassel eines daher kommenden Bahnzuges aufmerksam gemacht, auf die Schienen zurückgekehrt und nun in voller Wuth der Lokomotive, die er vermuthlich auch für ein Hornvieh ansah, entgegengestürzt wäre. Der Zusammenstoß war fürchterlich. Mit seinen Hörnern zerbrach der Ochs das aus dickem Eisenblech gemachte und mit starken Bolzen befestigte Vorderblatt der Maschine; aber alsbald ergriff ihn auch einer der Puffer, warf ihn zu Boden, und im Nu hatten ihm die Räder das gewaltige Haupt vom Rumpfe getrennt.

Wie man dem „Courrier des Alpes" schreibt, hat sich in der französischen Gemeinde Jarrier folgendes Unglück zugetragen: durch das Wasser der Arvan losgeweicht, hat sich von der Höhe des Berges eine ungeheuere Erdlawine auf das Thal herabgestürzt und Alles, was ihr im Wege stand, mit fortgerissen; so unter andern auch eine Straße, auf der sich unglücklicherweise gerade 3 Menschen befanden. Die in großer Menge herbeigeeilten Bewohner der Umgegend begannen sogleich die Nachgrabungen; der eine der Unglücklichen war auch bald als Leichnam aufgefunden, den zweiten fand man jedoch erst, nachdem man 200 Meter tiefer gegraben hatte, und der dritte wurde erst in einer Tiefe von 250 Meter unter dem zweiten aufgefunden. Die Körper dieser 3 Unglücklichen waren bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 137 Sonntag, 9. Juni 1861.

Treffer und Niete.

(Schluß.)

Langsam öffnete sich die Thüre und ein junger Mensch betrat schüchtern das Zimmer. Er mochte in gleichem Alter mit Ludwig stehen, aber die unsichere, fast gebeugte Haltung, die abgemagerte Hand und der schwankende Tritt ließen ihn weit älter erscheinen. Unwillkürlich erwachte das Mitleid, wenn man diese eingefallenen, erdfahlen Wangen betrachtete, von denen jedes Fünkchen gesundes Roth gewichen war, und in diese matten Augen blickte, welche geisterhaft aus den tiefen Höhlen schimmerten. Die dünne, fadenscheinige Kleidung zeigte noch da und dort an Farbe, Schnitt und Besatz Spuren von früherer Eleganz, gönnte aber Wind und Wetter freien Durchpaß, und klebte halb durchnäßt, halb gefroren fest an den abgezehrten zitternden Gliedern.

„Und Sie wünschen?“ fragte Auer, nachdem er dem Eingetretenen einen Sitz am warmen Ofen geboten.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Bürgermeister,“ antwortete dieser wehmüthig, „daß ich bei Nacht und Nebel wie ein Dieb einbreche. Ich bin das nicht, aber ärmer und elender bin ich, als der lumpigste Bettler auf Gottes weiter Erde. Ich will mich kurz fassen. Man sagte mir in der Herberge, daß an Ihrem Amte eine Schreiberstelle frei ist. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie um Gottes Willen, geben Sie mir diesen Platz. Sie retten zwei Menschen vom sichern Untergang.“

„Das liegt nicht allein in meiner Hand,“ betheuerte Auer; „machen Sie heute noch ein Bittgesuch, denn morgen läuft der Termin für die Bewerber ab. Legen Sie die nöthigen Zeugnisse bei und suchen Sie die Herren Bevollmächtigten noch vor der Sitzung zu sprechen.“

„Dann sind wir verloren!“ seufzte der Fremde, ließ traurig das Haupt sinken und weinte bitterlich. „Armer Vater! ich kann Dir keinen Trost bringen. Der Hunger tödtete meinen älteren Bruder, er raffte meine Mutter hinweg, und uns blüht gleiches Loos. In der Heimath verriegelte man Thür und Herz vor unseren Bitten, — hier geht es nicht besser.“

„Nur Muth!“ mahnte theilnehmend der Bürgermeister. „In Ihrem Alter darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Nur Muth und Gottvertrauen.“

„Es ist zu spät, — viel zu spät! Wo soll ich Vertrauen, wo Muth, wo Zeugnisse hernehmen. O, meine Geschichte wäre die beste Eingabe, und unser Elend das völligste Zeugniß! Wir waren nicht immer arm, und dem verarmten Reichen thut Hunger und Elend dreifach weher, als dem arm Gebornen. Mein Vater besaß Häuser, Güter und Geld in reicher Fülle. Aber er kannte nur einen Stolz, nur eine Freude und Lust, die Sucht zu glänzen. Er wollte der reichste, der gefeiertste Mann im Gau seyn. Wie Schwalben zogen Fremde und Einheimische bei uns ein aus, aßen und tranken und erhoben den gastlichen Wirth bis zum Himmel. Dafür folgte ein Fest, ein Gastmahl dem andern. Land- und Wasserpartien, Bälle und Theater, Scheibenschießen, Wettrennen und Jagden reichten einander ununterbrochen die Hand. Bei all dem mußte mein Vater, unkundig der Landwirthschaft, das ganze Gut betrügerischen Verwaltern und Pächtern überlassen. Diese wurden mit den Jahren reich, wir arm. Aber meine Eltern bemerkten viel zu spät ihren Ruin. Es sollte nun um jeden Preis der alte Glanz gerettet werden, und es entstand ein furchtbares Ringen zwischen dem seitherigen Flitter und der künftigen Schande, zwischen der unhaltbaren Pracht und dem sicheren Verderben. Listige Mäkler riethen zur Spekulation auf Staatspapiere, dem gefährlichsten aller Spiele. Mein Vater kaufte und verkaufte und kaufte wieder, spekulirte und spekulirte, bis das letzte Fleckchen Land verspielt, bis die letzten hundert Gulden in fremde Taschen rollten. Die treuen Freunde meiner Eltern verschwanden nun wie Spreu, die Gläubiger fielen ein und wir wanderten von Haus und Hof.

„Wenig war geblieben, ein Wirthshaus unsere Zuflucht. Mein Vater suchte nun im Trunk und Kartenspiel Vergessenheit und Hülfe. Er sank vom Wein zum Bier und vom Bier zum Branntwein.

„Als endlich der letzte Heller verzehrt, verspielt und vertrunken war, warf uns der Wirth unbarmherzig auf die Straße. Niemand nahm uns auf, Niemand gab uns eine Rinde Brod. „Zurück! — fort mit Euch!“ riefen die Leute verächtlich und ergrimmt. „Ihr habt die Armen mit Peitschenhieben von Eurem Hause getrieben und die dürftigsten Bettler unter Hohngelächter

mit Hunden fortgehetzt. Nur fort! — versucht jetzt, wie der Hunger thut!" Und wir versuchten es. Mein Bruder und meine Mutter erlagen dem zehrenden Fieber in einer verfallenen Scheune. Meinen alten, reuevollen Vater aber trieb der schwarze Hunger trotz alles Widerstrebens hierher, wo er einst gelebt. Eine Stunde vor der Stadt brach er vor Kälte, Erschöpfung und Müdigkeit fast leblos zusammen. Ich glaubte, seine letzte Stunde sey gekommen. Hülflos, wie er selbst kniete ich mich zu ihm nieder und rief durch Sturm und Wetter zu Gott und allen Heiligen um Hülfe. Mein Gebet wurde erhört. Ein junger Herr kam mit einem Schlitten heran und nahm die Verlassenen barmherzig auf. So gelangten wir zur Herberge und er beschenkte mich noch überdieß reichlich mit Geld zur Pflege meines kranken Vaters. — Herr Bürgermeister! — Sie sind vielleicht Vater, haben Kinder? O, erbarmen Sie sich, helfen Sie! Es ist die einzige, die letzte Hoffnung!"

„Sie heißen?" fragte Auer, der gespannt diesen Worten gefolgt war, fast bebend.

„Ich heiße Georg Eisenbrecht. Mein Vater war in früheren Jahren hier Bürgermeister."

Lina, welche indeß unbemerkt eingetreten war, kann einen lauten jähen Aufschrei nicht unterdrücken und schlägt zitternd und staunend die Hände zusammen. Die braven Gatten wechseln, sobald sie sich wieder gefaßt, einen vielsagenden, bedeutungsvollen Blick. Der Bürgermeister nimmt die Eingabe, welche er so eben für seinen eigenen Sohn vollendet, rollt sie ernst und schweigend zusammen, und läßt das Blatt am Lichte in Flammen aufgehen. „Sie erhalten die Stelle," spricht er sodann milde zu dem Fremden. „Ich werde all meinen Einfluß für Sie aufbieten und den einzigen Bewerber, der vorhanden ist, zum Rücktritte bewegen. Meine Frau wird Ihnen heute noch andere Kleider und Alles Nöthige übersenden. Also morgen das Weitere."

Als der Fremde unter tausend und tausend Dankesworten das Zimmer verlassen hatte, barg Lina ihre thränenschweren Augen an der Brust des geliebten Gatten. Sie dachte zurück an die übereilten, sträflichen Worte, welche sie im Unmuthe ausgestoßen, sie dachte zurück an des blinden Greises ernste kluge Mahnung. „Wir wollen Gott kniefällig danken, Lina," — sprach bewegt der Bürgermeister, — „daß er uns vor jenem großen Loose, daß er uns von einem ähnlichen Geschicke bewahrte. Denn jener Haupttreffer wurde zur Niete und die Niete führte zum besten Treffer, zur Zufriedenheit. Sey beruhigt, der Allgütige wird noch für unseren Ludwig sorgen, wie er seither für uns sorgte."

* * *

Wenn je irgend Jemand in die Lotterie sollte setzen wollen, sey es hoch oder nieder, sey es Klassen-, Güter- oder Geldlotterie, so soll er unbedingt die drei bewährten Numern des Großvaters nehmen. Wer setzt, will gewinnen. Bei diesen drei Zauberziffern ist aber ein Verlust nicht denkbar. Jede Niete wird, hat man diesen Satz in der Hand, zur reinen Unmöglichkeit; jeder Spieler muß einen Haupttreffer machen, sollte es auch Jahre lang dauern.

Also nicht gezaudert! Die drei Glücksnumern heißen: Festes Gottvertrauen, rührige, redliche Arbeit und weise Sparsamkeit.

Die Kunst, glücklich zu seyn.

Ihr habt von der Kunst gehört, „Gold zu machen!" Was ist die Kunst, Gold zu machen?

Man mache Schuhe, Kleider, Hüte, man mache Häuser, mache fast alles, was man wolle — ausgenommen vielleicht Bücher — und man macht im Grunde genommen Gold. Das Produkt der Arbeit, möge es bestehen, worin es wolle, verwandelt sich unter den Händen des fleißigen Arbeiters auf ganz natürlichem Wege in das werthvollste Metall.

Ziemlich dasselbe ist, glauben wir, der Fall mit der Kunst, glücklich zu seyn.

Man studire Politik, Jurisprudenz, den Handel; man studire den Ackerbau, irgendeine der schönen oder technischen Künste und man studirt im Grunde genommen das Glück, weil, abgesehen von der unmittelbaren Frucht der Geübtheit in diesem oder jenem Zweige des Wissens, es keinen sicherern Weg gibt, glücklich zu seyn, als indem man eine redliche Beschäftigung mit Geschicklichkeit und Fleiß betreibt.

So wie der Mensch anfängt, darüber nachzudenken, wie er aus heiler Haut und unmittelbar glücklich werden solle, so kann er mit Sicherheit darauf rechnen, vollständig elend zu werden.

D'Alembert behauptete einmal in der geselligen Unterhaltung, das Glück wäre das ausschließliche Vorrecht derer, welche die Welt unglücklich nennt. Er wollte damit sagen, daß nur der Arme glücklich sey, und es liegt in dieser Behauptung nicht bloß viel Wahres, sondern auch ein großer Trost.

Die gewöhnlichen Güter, welche die Vorsehung unter die klugen und tugendhaften Angehörigen selbst der bescheidensten Volksklassen austheilt, tragen ohne Zweifel zum Glück ebenso viel bei als die eingebildeten und trügerischen Bevorzugungen der sogenannten Glückskinder. Wenn wir aber d'Alembert's Frage umkehren und fragen: „Wer ist der wirklich Elende?" so können wir vielleicht mit Zuversicht antworten: „Es ist der

Mensch, welcher fortwährend danach trachtet, glücklich zu seyn."

Die Erfahrung der Welt in allen Zeitaltern und unter allen Völkern, von Nebukadnezar an bis zu dem unglücklichen Schulknaben, der sogar unter der Last eines Ferientags seufzt, bestätigt diese Ansicht. Dieser Thatsache scheint übrigens eine tiefphilosophische Ursache zu Grunde zu liegen, nämlich, daß das Glück von der Natur nicht zu dem unmittelbaren Ergebniß einer Operation bestimmt ist, die in der direkten Absicht, es zu erreichen, ausgeführt wird, sondern im Gegentheil zu dem mittelbaren Ergebniß einer Verrichtung, welche direkt und hauptsächlich zur Erreichung eines andern Ziels unternommen wird, welches nach Franklin moralische Vollkommenheit und Tugend ist.

Das große Geheimniß des Lebensglücks besteht darin, daß der Mensch immer etwas zu thun hat. „Je grave", sagte der Graf von Caylus, ein französischer Edelmann, der sich in der wissenschaftlichen Welt durch die Herausgabe einer Sammlung Abbildungen von antiken Vasen mit einem gelehrten und eleganten Kommentar bekannt gemacht hat, zu einem andern Edelmann, um sich dadurch zu entschuldigen, daß er sich einer Beschäftigung widmete, welche, wie der andere glaubte, unter ihrer gemeinsamen Würde war, — „je grave pour ne pas me pendre" (Ich gravire, damit ich mich nicht aufhänge).

Allerdings hören wir zuweilen Italiener von dem dolce far niente, der „süßen Wonne des Nichtsthuns", sprechen, aber selbst auf dieser Seite fehlt es nicht an achtbaren Autoritäten zu Gunsten eines entgegengesetzten Systems.

Der Marquis von Espagnola, ein italienischer General, der sich in dem Unabhängigkeitskriege der Niederlande rühmlichst ausgezeichnet hatte, verbrachte den letzten Theil seines Lebens in Zurückgezogenheit und im Genusse einer reichlichen Pension und natürlich im vollen Genusse des dolce far niente. Da er aber einer jener Menschen war, welche, wenn sie keine ausdrückliche Beschäftigung haben, sich auch keine zu machen wissen — wie dieß mit Herren dieser Art gewöhnlich der Fall ist —, so fühlte er sich unbehaglich. Während er sich noch in dieser Lage befand, ward ihm der Tod eines seiner früheren Kriegskameraden gemeldet, der es aber blos bis zum Hauptmann oder Obersten gebracht hatte; und als der General fragte, was ihm gefehlt habe, antwortete man ihm, er sey gestorben, weil er nichts zu thun gehabt habe — „Mori della mallatia di non tenere niente a fare." — „Basta", entgegnete der unglückliche Marquis mit inniger Theilnahme an dem Schicksal seines verstorbenen Kameraden, „basta per un generale". (Das könnte auch einen General umbringen).

Dieß sind also selbst auf eine italienische Autorität hin die Freuden des dolce far niente. In andern Stellungen und Sphären des Lebens scheinen sie so ziemlich dieselben zu seyn. Man lese Lafontaine's Geschichte des lustigen Schuhflickers, der durch ein Geldgeschenk unglücklich gemacht wird und es endlich verzweiflungsvoll wieder zu den Füßen seines angeblichen Wohlthäters niederlegt, um zu seiner frohen Laune und seinem Leisten zurückzukehren. Man sehe den unglücklichen Schulknaben, auf den wir schon vorhin aufmerksam machten und der an einem Mittwoch oder Sonnabend Nachmittag, seiner natürlichen Beschäftigung entrissen, der Last des Nichtsthuns fast erliegt. Man sehe, wie er seine Mutter mit Thränen in den Augen bittet, ihm etwas zu thun zu geben, während die arme Frau, wohl wissend, daß das Uebel unheilbar ist, ihn nur dadurch trösten kann, daß sie ihn an die Rückkehr zur Schule am nächsten Tage erinnert. Man beobachte den Geschäftsmann, welcher, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen ins Trockene gebracht und sich vom Geschäft zurückgezogen hat, oder den reichen Gutsbesitzer, welcher seiner würdevollen Muße genießt. Wie schwer arbeitet er an der Aufgabe des Nichtsthuns, gerade so wie ein Schiff ohne Ballast, wenn nach einem starken Winde plötzliche Windstille eintritt, ohne einen Zoll vorwärts zu kommen, mehr arbeitet, als wenn es mit einem guten frischen Winde zehn Knoten in der Stunde zurücklegt. „Wie stöhnt und schwitzt er", wie Shakspeare sagt, „unter der Last eines glücklichen Lebens!" Wie brütet er Abends zum Drittenmale über dem Zeitungsblatt, welches er schon gleich nach dem Frühstück zweimal vom Anfang bis zu Ende durchgelesen hat! Ein reicher Kapitalist, der durch glückliche Spekulationen in diese trostlose Lage versetzt worden, hat uns versichert, daß er die Diener, welche sein Zimmer aufräumen, oft bittet, diese Verrichtung so lange als möglich auszudehnen, damit er wieder auf kurze Zeit das entschwundene Vergnügen genieße, die Ausführung einer nützlichen Arbeit zu beaufsichtigen und ihr beizuwohnen. Aber dieß ist noch nicht das Schlimmste. Kaum befindet er sich im Zustande vollkommener Ruhe und Beschäftigungslosigkeit, so drängt sich eine Schaar ungebetener Gäste — ohne Zweifel dieselben wie die, welche von dem gefänherten und gefegten Hause des Mannes in der Bibel Besitz nahmen — bei ihm ein und erklären seine Ruhe für gute Prise. Verdauungsbeschwerden reißen ihm den ungekosteten Leckerbissen vom Munde, die dampfende Bowle umnebelt seine Augen mit unnatürlicher Blindheit und bestreut sein Haupt mit dem Schnee eines vorzeitigen Alters. Die Hypochondrie zieht Furchen in seine Wangen und hüllt seine Stirn in eine immerwährende Wolke. Entzündungskrankheiten fressen wie der Geier des Prometheus an seiner Leber. Der Rheumatismus zerrt ihm an den Gelenken und die Gicht packt ihn an der großen Zehe, so daß der arme Mann an allen Nerven und Fasern Folterqualen erduldet, bis endlich der Schlagfluß — im Grunde genommen noch das gutmüthigste Mitglied der ganzen Sippschaft — ihm den Gnadenstoß gibt und ihn vom Elend seines Glücks erlöst.

Das Glück hat große Aehnlichkeit mit dem der abgeschiedenen griechischen Helden in der „Odyssee“, welche dem Ulysses freimüthig gestanden, daß sie lieber, als Oberbeherrscher über alle Schatten der Unterwelt, in der Oberwelt der geringste Tagelöhner seyn möchten. Höchstens könnte man noch die Definition aufstellen: Willst du glücklich seyn, so bemühe dich, Andere glücklich zu machen!

Die Alpenrose.

Wo schroff umhergestreuet
Auf ödem Kalksteinfeld
Das Hochgebirge dräuet,
In Trümmern eine Welt:
Die Alpenrose, die holde,
Schimmernd im Morgenthau,
Umschmiegt mit feuriger Dolde
Die Blöcke, wettergrau.

So steht ein Sternlein helle
Im Grau'n der Winternacht;
So schmückt die öde Welle
Der Lotoskelche Pracht;
So rasten Schmetterlinge
Auf welken Blumen und fern
Im Aether Engelschwingen
Auf einem verkohlten Stern.

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüst und schaurig,
Ein himmlisch Wunder flammt:
Wo nicht um Todesblüthe
Ein Lebenskranz sich schlingt,
Nicht dämmern ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe winkt!

Robert Hamerling.

Mannigfaltigkeiten.

Unsere Leser werden sich noch des Professors Babbage in London erinnern, auf dessen Veranlassung vier deutsche Knaben, angeblich, weil sie vor dem Hause des Herrn Professors Musik gemacht und auf dessen Aufforderung sich nicht entfernt hatten, von dem Zuchtpolizeigerichtshof in Marylebone zu einem Monat Gefängniß verurtheilt wurden. Die Sache hatte, nachdem sie einmal zu einer öffentlichen gemacht worden, Aufsehen erregt, sie war selbst der Gegenstand einer, wiewohl erfolglosen Interpellation im Unterhaus geworden, und es wurde schließlich eine Deputation an den Minister des Innern abgeschickt, die aber ohne Hoffnung zurückkehrte. Nachdem so alle gewöhnlichen Mittel fehlgeschlagen waren, entschloß man sich zu einer andern Taktik. „Herr Professor Babbage — wird der „Allg. Ztg.“ aus London, 30. Mai, geschrieben — hat gegenwärtig nichts zu thun, als alle die Drehorgler wegzuschicken, welche vor seinem Haus erscheinen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde erscheint ein neuer, und die einzige Abwechslung in diesem hartnäckigen Konzert soll durch das gelegenliche Auftreten eines hochländischen Dudelsackpfeifers erzeugt werden. Woher kommen alle diese fahrenden Musikanten? Wer schickt sie? Wer bezahlt sie? Genug, sie sind da. Dazu kommt nun noch, daß sich der Nachbarschaft eine bedenkliche Musikleidenschaft bemächtigt hat und Drehorgler vor Häuser zieht, von denen sie Herr Babbage nicht wegzuweisen vermag. Aber auch dabei bleibt die Sache nicht stehen. Unter der Ueberschrift: „Macht gegen Recht!“ ladet ein Riesenplakat an allen Straßenecken des Kirchspiels die Bewohner zu einem Entrüstungsmeeting auf diesen Abend nach dem Gemeindehaus ein, damit sie einen gemeinsamen Protest gegen die „magisterial tyranny“ einlegen. Präsidiren wird der Reformveteran Herr Nicholay, den Marylebone nur bei feierlichen Gelegenheiten auf die Bühne bringt. Das nächste Resultat dieser Agitation kann natürlich nur Das seyn, daß Herr Babbage Marylebone den Rücken kehrt.“

Dem Chemiker, Friedrich Hochstädter in Darmstadt ist es gelungen, eine neue Schießmasse, von ihm „Neupulver“ genannt, zu erfinden. Nach der „Allgemeinen Militär-Zeitung“ besteht dasselbe aus Papier, welches den explodirenden Stoff enthält. Es wird auf nassem Wege (durch Eintauchen des Papiers in die Zündmasse) innerhalb weniger Stunden und ohne jede Gefahr der Explosion bereitet. Dieser Umstand ermöglicht es, besonders Festungen, die Pulvervorräthe je nach Bedarf kurz vor dem Verbrauch zu ergränzen. Die Fabrikation kann ohne Mühlen oder sonstige mechanische Apparate in jedem Lokale vorgenommen werden. Obschon an eine Pflanzenfaser gebunden, hat der neue Stoff, welches weder Säure noch Schwefel enthält, keine Verwandtschaft mit der Schießbaumwolle oder mit den bekannten Knallpräparaten.

Dieser Tage starb zu Neustadt bei Koburg Frau Bürgermeister Eichhorn wie ein Patriarch des Alterthums. Die 91jährige Frau sah 92 Nachkommen um sich versammelt. Sie hatte 8 Kinder, 34 Enkel, 71 Urenkel und 5 Ururenkel; bei ihrem Tode lebten 4 Kinder, 25 Enkel, 59 Urenkel und 4 Ururenkel.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 138 Dienstag, 11. Juni 1861.

Lily.

Es war in der englischen Grafschaft Middlesex, gegen das Ende eines herrlichen Augusttages. Die Sonne ging eben hinter den hohen Gipfeln eines Tannenwaldes unter, der den Horizont begränzte, und ihre letzten Strahlen brachen sich an einer sanften Anhöhe, an deren Fuß sich ein einsamer, aber romantisch gelegener Pachthof befand.

Vor der großen Einfahrt desselben hält ein, seiner Bespannung entledigter, bestaubter Reisewagen, der aber noch mit Koffern und Kisten bepackt ist.

Der an demselben gelehnte Postillon, so wie zwei Livreebediente, zeigen an, daß der Pachthof so eben einen Besuch von wohlhabenden Gästen erhalten hat. Treten wir in den Hof, so erblicken wir mehrere Knechte und Mägde, die in geschäftiger Eile hin und hergehen. In einem geräumigen Saale des Erdgeschosses steht der Pächter, ein stämmiger Landmann mit kurzer Jacke und langen Kamaschen, seine Mütze in der Hand, vor seinen vornehmen Gästen, deren Aeußerungen und Fragen er unter tiefen Bücklingen beantwortet.

Diese Gäste waren ein bejahrter Mann und seine Tochter, eine junge Frau, wie auf den ersten Blick leicht ersehen werden konnte. Beide schenkten dem Pächter kein langes Gehör, denn ihre ganz Aufmerksamkeit war alsbald auf die Pächterin gerichtet, die ihnen ein allerliebstes, kaum ein Jahr altes Mädchen entgegentrug. Die blondgelockte, rosige, muntere Kleine war in Mousseline und Spitzen gehüllt, und trug ein Halsband von Gold- und Ambraperlen. Die junge Lady nahm sie alsbald auf ihren Schooß, und herzte und küßte den kleinen Engel mit so überschwenglicher Zärtlichkeit, daß man unschwer erkannte, sie müsse seine Mutter seyn.

Und doch war sie noch sehr jung, so daß man es kaum für möglich hätte halten sollen, es sey dieses ihr Kind. Jedermann würde ihr Alter auf 16 bis 17 Jahre geschätzt haben. Ihre Stirne, von tiefschwarzen, glänzenden Haaren umschlossen, ihre lieblichen Gesichtszüge, das holde Lächeln ihrer rosigen Lippen, Alles deutete auf jungfräuliche Reinheit, verrieth den Zauber der Jugendblüthe. Ihre zarte Hautfarbe war jedoch bleich, ihre glanzvollen Augen deckte der Schleier düstern Trübsinnes, ihr schlanker Wuchs war so zart und fein, daß man bei ihrem Anblicke von dem ängstlichen Gefühl ergriffen wurde, welches eine kaum erblühende, kostbare Blume einflößt, die man vom ersten Hauche eines kalten Nordwindes entblättert zu sehen fürchtet. Sie hatte in diesem Augenblick für keinen anderen Gegenstand Raum in ihrer Seele, als — für ihr Kind.

„Sieh doch, Olivia," sprach ihr Vater jetzt, „wie groß und stark Deine kleine Lily geworden ist, seitdem sie sich hier befindet. Du wirst es hoffentlich jetzt nicht mehr bereuen, den Rath unseres guten Doktors Simpson befolgt zu haben, der uns auf das Nachdrücklichste anbefahl, Lily die stärkende Landluft genießen zu lassen; der uns versicherte, Du selbst würdest nicht genesen, wenn Du seinen Rath verschmähtest. Und in der That, waret ihr doch Beide stets leidend in London! Und jetzt wie blühend ist das holde Kind."

„Das will ich meinen," unterbrach die Pächterin, „aber mit welcher Sorgfalt pflege ich auch die Kleine."

„Ja das erkennen wir, meine gute Magdalene, und Du kannst auf unsere Erkenntlichkeit zählen."

Olivia schwieg zwar, aber sie warf einen seelenvollen Blick auf die Pächterin, dessen Deutung diese gar wohl begriff.

„O ich liebe das Kind," rief Magdalene, „als wäre es mein eigen, ich selbst bin ja leider kinderlos! Meine kleine Lily entschädigt mich aber für diese Entbehrung. — Ich bitte um Entschuldigung, Milady, aber nicht wahr, Sie erlauben mir, daß ich sie so liebe?"

„Gewiß, gute Frau."

„Meine Treu," unterbrach der Pächter, „Sie müssen nicht glauben, daß Ihre Kleine nur heute so stattlich und vornehm aussieht — nein, sie ist alle Tage so wie jetzt. Die Leute sollen wissen, daß wir eine kleine Lady im Hause haben. Bei uns wird aber auch unaufhörlich gewaschen, geplättet und gebügelt; und das Alles der Kleinen zu Liebe."

„Sieh doch Vater," sprach Olivia, zu dem Alten gewendet, wie unser Engel lacht. Ach, wenn Alfred das sehen könnte!"

„Er wird sie bei seiner Zurückkunft sehen, und sich beglückt fühlen durch die Gesundheit seiner Gattin und seines Kindes — doppelt beglückt, da er Euch Beide kränklich verließ."

Während dieses Zwiegespräches und der Ergießungen mütterlicher Zärtlichkeit mochte der Pächter wohl be-

griffen haben, daß seine Gegenwart überflüssig sey. Er trat einige Schritte zurück, und schaute maschinenmäßig durch das Fenster ins Freie. Endlich verließ er den Saal mit den Worten: „Ich muß doch nachsehen, ob die Pferde gehörig versorgt sind."

Nach einer Weile, als er hinausgegangen war, erhob sich Lärm in dem Hofe; die Hunde schlugen laut an. Wenige Minuten später öffnete sich die Saalthüre, und es erschien ein Mann auf der Schwelle.

Die Pächterin, welche hinter Olivia's Sessel stand, erhob jetzt die Blicke, und rief mit einem Ausdrucke der Stimmen der eine Mischung von Erstaunen und Schrecken bezeichnete: „Ned Norton!"

Der Eintretende, den sie Ned Norton nannte, war ein junger Mann von hohem Wuchse und schöner Gestalt. Ein unscheinbarer leinener Kittel, den ein breiter Gürtel um die Lenden festhielt, verrieth seine Stärke und das Ebenmaß seiner Formen. Seine regelmäßigen, schönen Gesichtszüge hatten einen seltsamen Ausdruck von Verwegenheit, Sorglosigkeit und bitterem Hohn. Ein Wald blonder Haare, die durch Regen und Sonnenschein einen röthlichen Schimmer erlangt hatten, umwogte ungeordnet seine Stirn und den durch Wind, Sonne, Staub und Kälte gebräunten Nacken. Seine dunkelblauen, kühnen, beweglichen Augen schienen Blitze zu schleudern. Weitere, lederne Kamaschen, ein Hafersack auf der Schulter, ein mächtiger Knotenstock in der Rechten, und eine über die Achsel gehängte Flinte vervollständigten seinen Anzug und seine ganze Erscheinung, die sonach allerdings nicht geeignet war, einem Reisenden, der ihm des Nachts etwa am Saume eines Waldes begegnet wäre, großes Vertrauen einzuflößen.

Kein Wunder, daß die vornehmen Besucher der Meierei ihn mit erstauntem, ja befangenem Blicke maßen.

„Guten Morgen Meg," sprach Norton beherzt eintretend, ohne jene zu grüßen, „wo ist Dein Mann?"

„Er ist im Stalle, Herr Norton," erwiderte Magdalene mit fast zitternder Stimme, „aber . . . ."

„Aber er wird wohl nicht sehr erfreut seyn, mich zu sehen, nicht wahr?" sprach Norton, und fügte schadenfroh hinzu: „und gerade deßhalb komme ich."

„Vielleicht ist er auch ausgegangen."

„So werde ich warten, bis er heimkehrt."

„Ich bitte Euch Ned, thut es nicht; Ihr wißt, was Euch Tom unlängst gesagt hat. Warum kommt Ihr, nutzlosen Streit zu beginnen? Gebt meiner Bitte Gehör, erwartet ihn nicht. Oder sprecht, was verlangt Ihr? Kann ich, so werde ich es Euch geben."

„Ich weiß, Meg, daß Du ein gutes Geschöpf bist; aber Du allein kannst mir nicht geben, was ich zu verlangen gekommen bin. Ich will Deinen Mann sprechen. Schon zu lange befinde ich mich ohne Geld und ohne Erwerbsmittel. Das muß ein Ende nehmen!"

„Ohne Geld, ohne Erwerbsmittel?" entgegnete die Pächterin mit Bitterkeit; „wer trägt die Schuld daran? Warum arbeitet Ihr nicht, da Ihr einer der ausgezeichnetsten Handwerker im Lande seyn könntet?"

„Ich, Handwerker! Was fällt Dir ein gute Frau?"

Diese Worte begleitete er mit stolzer, vornehmer Miene, welche zwar in grellem Widerspruche mit seiner Kleidung stand, aber mit der edlen Regelmäßigkeit seiner Züge übereinstimmte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Millenarium (eintausendjährige Jubelfeier) des Klosters Einsiedeln in der Schweiz.

(Aus dem Frankfurter Konversationsblatt.)

Im Gebiete der Mittelalpen, auf der Streifungslinie der Alpenkalk-, Nagelfluh- und Molasse-Bildung, liegt der schweizerische Kanton Schwyz, ganz von Gebirgen durchzogen; und in der Ebene einer seiner hohen Bergthäler, 2800 Fuß über dem Meere, wild und großartig das Loreto der Schweiz, der berühmteste Wallfahrtsort Maria Einsiedeln.

In diesem Jahre, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Monats August und den ersten des September, feiert das Kloster die Jubelfeier seiner eintausendjährigen Existenz.

Bereits ging eine Vorfeier, doch mehr lokaler Natur, voraus. Am 21. Januar waren tausend Jahre verflossen seit dem Tode des heiligen Meinrad, der zuerst mit dem milden Lichte der Christuslehre den finstern Wald, die Stätte, wo jetzt Einsiedeln steht, erhellte. Diesen Tag feierte das Kloster unter der Theilnahme der umliegenden Bevölkerung als ein „Familienfest" für sich, die große und universelle Feier hinausschiebend in die Spätsommerzeit, in der bekanntlich Einsiedeln von Wahlfahrern aus fast allen Ländern Europas besucht wird. Da der heilige Meinrad, der Begründer des Klosters, aus dem Geschlechte der Hohenzollern stammt, sandte der jetzt regierende König von Preußen einen Abgeordneten für diesen Tag in der Person des Herrn Baron von Mayenfisch, der im Namen des Königs Wilhelm I. von Preußen und des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen zwei kostbare historische Gemälde überbrachte, begleitet von huldvollen Schreiben, die in der wohlwollendsten Weise die Theilnahme der hohen Herrschaften an dieser seltenen Feier ausdrücken. Die Gemälde, in prachtvoller Umrahmung, sind ausgeführt von dem gediegenen Historienmaler Mücke in Düsseldorf. Das eine stellt den heiligen Meinrad als Eremit auf dem Berge Etzel dar, wie derselbe vor einem schwunghaft gezeichneten, herrlich gruppirten Auditorium predigt. Die Mehrzahl der in dieser Gruppe dargestellten Personen sind wohlgelungene Porträte aus der fürstlich hohenzollern'schen Familie. Den Hintergrund bildet,

vom hohen Etzel aus gesehen, die Gletscherkette des herrlichen Glärnisch mit den Vorbergen, welche das Thal von Einsiedeln einrahmen. Das zweite Bild zeigt die Uebertragung des Gnadenbildes durch Hildegard, erste Aebtissin des Frauenklosters in Zürich; ebenfalls in meisterhafter Gruppirung, im Hintergrunde die beiden Mythenstöcke, kahle Felsenzacken 5558 Fuß hoch.

Ein tausendjähriger Bestand für ein Haus ist eine lange Probe; und was diese Probe besteht, was von Stürmen eines Jahrtausends nicht gebrochen oder zerstört wird, das hat seine geschichtliche Weihe erhalten: es feiert schon durch seinen bloßen Bestand ein Siegesfest über die nagende Vergänglichkeit. Den Lebenskeim zu einer so ungewöhnlichen Dauer hat der heilige Meinrad in den allerungünstigsten Bedingungen mit seiner aufopfernden Gottes- und Menschenliebe in die Furchen der Zeit gelegt.

Der heilige Meinrad, geboren ums Jahr 790 oder 797, zog nach längerem Einsiedlerleben auf dem nahen Etzel ums Jahr 850 in die Gegend des jetzigen Klosters und gründete eine Zelle, lichtete den finstern Wald und begann sein hohes Amt als Apostel der Christuslehre. Der Sage nach wurde er im Jahr 861 von zwei Räubern erschlagen, wobei seine zwei gezähmten Raben die Mörder verriethen, welche dann hingerichtet wurden. Einige Zeit lang soll Meinrads Zelle unbewohnt geblieben seyn, ja es heißt sogar, sie sey schon ganz zerfallen gewesen, bis ein späterer Ascet, Eberhard von Straßburg 909 (923?) sich hier in Meinrad's zertrümmerter Zelle ansiedelte und eine Kapelle errichtete. Allmälig erweiterte sich die kleine Einsiedelei, die Jünger St. Benedikts gegen hierher, vergrößerten das Kloster immer mehr, bis es sich endlich zu palastähnlichen Gebäuden ausdehnte und gestaltete. Die Gesellschaft wurde reich und mächtig. Ihr Abt ward Fürst des heiligen römischen Reichs und bekam eigene Erbhofämter. Ihre Besitzungen, Domänen und Einkünfte übertrafen das Hausgut manches deutschen Fürsten.

Das Kloster brannte fünfmal ab, und wurde im Jahr 1721 im italienischen Style wieder aufgebaut. Auch andere Zeitverhältnisse zogen öfters vernichtend darüber hin; das Letztemal im Jahr 1798, wo die französischen Brigaden verwüstend hier hausten. Die Mönche flohen nach Tyrol und nahmen das wunderthätige Marienbild, der verehrte Gegenstand der Wallfahrer, mit sich fort. Doch gleichzeitig entführten auch die Franzosen ein wunderthätiges Marienbild mit sich nach Paris. Die Geschichte hatte zu vielen unerquicklichen Erörterungen Anlaß gegeben; genug — die Mönche zogen wieder in ihr Kloster zurück, wollten das ächte wunderthätige Marienbild mit sich genommen und den Franzosen ein unächtes überlassen haben; die Wallfahrten begannen wieder und das Kloster blühte fort bis zum heutigen Tage.

Die Hauptzeit der Wallfahrten ist im Monat September, besonders der 14. September, an welchem Tage als dem Feste der Engelweihe sich zahllose Pilger aus allen Gauen, und fast allen Ländern Europa's einfinden. In der Mitte der Kirche steht nämlich eine Kapelle mit dem wunderthätigen schwarzen Marienbilde, welches nach der Sage von Christus und dem himmlischen Heerschaaren selbst eingeweiht wurde. Zu diesem Bilde pilgern jährlich (durchschnittlich) 150,000 Pilger, deren Mehrzahl aus Schwaben, Elsaß und dem übrigen Frankreich kommen, und welcher enorm große Pilgerzug dem Kloster und den Bewohnern des Fleckens Einsiedeln reiche Einkünfte bringt. Ist das Kloster auch nicht mehr in altreichsfürstlichem Prunke, mit Erbhofämtern und hohen und niedern Gerichtsbarkeiten dotirt, so ist es doch noch das reichste Kloster Helvetiens und erhält seinen jährlichen schönen Zins durch die gläubigen Pilgerschaaren aus Deutschland und Frankreich. Das Innere der Kirche ist überladen — Benediktiner-Zopfstyl — enthält aber einige gute und werthvolle Gemälde. Ein außerordentlich reicher und schöner Kirchenschatz ist vorhanden, der durch die Freigebigkeit reicher und hoher Gläubigen von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrt wird. Große Monstranz, zehn Pfund an Gold schwer, mit 1000 Perlen, 303 Diamanten, 857 Rubinen und vielen andern Edelsteinen. Das Kloster besitzt eine interessante Bibliothek mit guten Manuskripten (840), darunter viele Tschudiana und mehrere Unica, ein berühmtes Antiphonarium missae, und eine kostbare Rotter'sche Sequenzensammlung, von der P. Anselm Schubiger in seiner „Sängerschule St. Gallus vom achten bis zwölften Jahrhundert" mehrere mittheilt. Außerdem besitzt die Klosterbibliothek gegen 900 Incunabeln und sonst noch gegen 20,000 Bände, so wie interessante Naturalien. Gegenwärtig leitet das Kloster eine Erziehungsanstalt mit Konvikt durch alle Klassen des Gymnasiums und wird besonders von schweizerischen Jünglingen aus den katholischen Kantonen stark besucht. Die Erziehung ist streng katholisch. Unter den 60 Benediktinermönchen und 20 Brüdern befinden sich tüchtige Lehrer. Nebenbei besitzt das Kloster eine vortreffliche Oekonomie und hat gute Pferde- und Rindviehzucht — die berühmte „Einsiedler-Race". Sehenswerth ist die typo- und lithographische Anstalt der Gebrüder Benziger, die 14 lithographischen Pressen und 150 illuminirende Kinder und 60 Buchbinder mit der Fabrikation der Heiligenbilder, Gebetbücher und dergleichen beschäftigen, deren Erzeugnisse dieser Art sich bekanntlich über den ganzen Erdball verbreiten, unterstützt durch große Depots auf dem Kontinente und selbst in New-York für das gesammte Amerika. Ist's bei der Herstellung der Heiligenbilder hauptsächlich auf „Wohlfeilheit" abgesehen und muß dieser Zweck auch festgehalten werden, so liefert die Handlung doch einzelne recht hübsch gelungene Arbeiten, die bis zu einem gewissen Grade Interesse erregen können und sich über das Niveau der gewöhnlichen „Kapuzinergaben" erheben. Nebenbei edirte die Handlung auch vortreffliche Werke, unter denen wir

des gelehrten P. Anselm Schubiger's „Sängerschule St. Gallens", dieses vortrefflich geschriebene und ausgestattete Werk, obenan stellen.

Die große Jubelfeier im Spätsommer wird jedenfalls imposant an sich schon, und noch mehr gehoben durch die große Masse Pilger, welche zu dieser Zeit Einsiedeln besuchen werden. Da die Jubelfeier selbst gerade in die günstigste und lebhafteste Touristenzeit fällt, und Einsiedeln in der Umgebung des vielbesuchten Rigi liegt, möchte diese Feier auch wohl noch manchen Reisenden zu einem Ausfluge verlocken. Zur Erleichterung für die namentlich weniger bemittelten Pilger aus Süddeutschland hat die Direktion der vereinigten Schweizerbahnen die Ausgabe besonderer Pilgerbillete angeordnet, welche bei ermäßigten Taxen noch eine Zeitdauer von fünf Tagen haben, also für Hin- und Herreise gelten und zum Aufenthalte in Einsiedeln noch genug Zeit gewähren. Diese verdankenswerthe Einrichtung der Direktion bei Anlaß des Millenariums hat bereits allseitige Anerkennung gefunden. Ein Pilgerbillet von Rorschach nach Richterswyl am Zürchersee kostet bloß 8 Fr. 60 C. (4 fl.) hin und zurück, wobei noch die kleine Dampfschifflinie über den Zürchersee inbegriffen ist. Auf der Rheinthallinie und längs dem Wallensee nach Rapperswyl, jedoch ohne Dampfschiffbegünstigung, 9 Fr. 30 C. (4 fl. 18 kr.). Von hier aus kann der Reisende entweder zu Fuß oder über die 4800 Fuß lange Brücke über den See nach der schwyzerischen Halbinsel Hurden und über den herrlichen Etzelberg in vier Stunden nach Einsiedeln, oder auf dem Dampfboote nach Richterswyl, und auf der großen und bekannten Einsiedlerroute über die hübsche Schindellegi und Biberbrücke in ungefähr gleicher Zeit.

Wer seinen Aufenthalt in Einsiedeln beschränkt, kann über den 4679 Fuß hohen Haggenpaß, der eine außerordentlich schöne Aussicht nach Süden gewährt, in vier Stunden nach Schwyz, und von hier aus entweder in fünf Stunden auf den Rigi, oder über Brunnen (2 Stunden) und auf dem Dampfschiffe des Vierwaldstätterssees nach Wäggis und von hier aus in 3½ Stunden auf den Rigi. Die vorgeschobene Lage des Rigi (5541 Fuß) am Rande des Mittelgebirges und im Zentrum des schweizerischen Seegürtels, der sich vom Bodensee bis zum Genfersee erstreckt, erhob den Rigi zur berühmtesten Rundsicht Europa's, welche durch ihre malerischen Bilder bezaubert und durch einen ungeheuern Umfang (größte Durchschnittslinie von der Döle [Waadt] bis zum Bussen bei Biberach 70 Stunden) imponirt.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Courrier du Bas-Rhin" erzählt in folgenden Worten den Einzug der Pontonnier-Abtheilung in Straßburg, welche diese Stadt im November 1859 verlassen hatte, um sich nach China zu begeben, und jetzt wieder von dort zurückgekehrt ist. „Artilleriegeneral Borgella und Pontonnieroberst v. Berckheim empfingen die Abtheilung im Bahnhof. Mit Musik an der Spitze und von ihren Freunden und Kameraden umgeben, setzte sich diese kleine Schaar nach der Juden-Kaserne in Bewegung. Die Gesichter der Zurückgekehrten haben durch die Gluthhitze des himmlischen Reiches und die Beschwerden des durchgemachten Krieges eine dunkelbraune Farbe erhalten; mehrere von Ihnen trugen tartarische Pfeile, welche sie an den Lauf ihrer Gewehre befestigt hatten. Vor dem Zug marschirte eine Marketenderin, welche einen kleinen Chinesen, mit plattgedrückter Nase, kahl geschorenem Kopf und schief geschlitzten Augen an der Hand führte. Der kleine Sohn des himmlischen Reiches trug das Kostüme der Regimentskinder. Auch einen Affen sah man auf dem Tornister eines der Pontonniere seine possierlichen Gesichter schneiden. In allen Straßen, durch welche der Zug kam, wurde er auf die herzlichste Weise empfangen und in der Nähe der Kaserne wurden der kleinen Schaar Blumensträuße und Blumenkränze zugeworfen."

Man schreibt aus Ludwigsburg, 30. Mai: Ein Fall der wunderbarsten Lebensrettung ereignete sich hier am Dienstag Abend. Die Ehefrau eines hiesigen Bürgers hatte nach 8 Uhr ihr vierjähriges Knäbchen zu Bette gelegt und war, als es eingeschlafen, auf einen Augenblick fortgegangen, um Wasser zu holen. Das Kind aber wachte während der Abwesenheit der Mutter wieder auf, stieg aus dem Bettchen und ging ans Fenster, um nach der Mutter sich umzusehen. Hiebei verlor es das Gleichgewicht und stürzte nun zum dritten Stock heraus, bei einer Höhe von fast 50 Fuß schien ihm dem sichere Tod zu drohen; allein glücklicherweise blieb es auf seinem gefährlichen Wege an dem Schilde, welcher des Vaters Gewerbe anzeigt, einige Augenblicke hängen, wobei es laut seine Mutter um Hülfe anrief. Der Schild gab nach, und das Kind stürzte weiter in die Tiefe; doch wurde die Gewalt des Sturzes noch einmal durch einen Fensterladen, den es halb mit fortriß, aufgehalten, so daß es zuletzt auf dem Straßenpflaster ankam, ohne irgend welche wesentliche Verletzung erlitten zu haben.

Bei der preußischen Artillerie finden jetzt Versuche mit einem neuerfundenen, gelb aussehenden Schießpulver statt, das wohlfeiler als das allgemein übliche ist und den Vorzug hat, keinen Rückstand zurückzulassen. Bei gleicher Stärke fordert es ein geringes Quantum.

Redakteur: Gustav Niessert. — Druck und Verlag der A. Waiandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 139 Mittwoch, 12. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Um Taglohn Arbeiten," fuhr Norton fort, wie kannst Du einem Edelmann so etwas zumuthen?"

Die Pächterin zuckte die Achseln, und sprach: „Die, welche Euch gesagt, daß Ihr aus edlem Geschlechte stammet, haben Euch wahrlich einen schlechten Dienst erwiesen. Sagt nur selbst, was man durch solche Hirngespinnste aus Euch gemacht hat! Würdet Ihr Euch nicht hundertmal glücklicher fühlen, wenn Ihr ein guter, sparsamer, fleißiger Handwerksmann wäret, als ein . . . ."

„Als ein Taugenichts, ein Wegelagerer, willst Du sagen?" Er sprach diese Worte mit schwer verhaltenem Grimme, und fuhr dann fort: „Wohl weiß ich, was Ihr von mir denket, wenn ich bei Euch bin, und was Ihr in meiner Abwesenheit von mir sprechet! Aber nur Geduld, meine Rechnung soll auf einmal mit Euch abgemacht werden. Bauernpack, das mich bedienen sollte; seyd Ihr nicht Diebe und schlechtes Gesindel, da Ihr in meinem Eigenthum hauset, während ich am Wege mein Lager auf einem Steine suchen muß?"

„Was, in Eurem Eigenthume? wie so das, wenn's beliebt? Ist dieses Pachtgut nicht unser Eigenthum geworden? Haben wir es nicht gekauft, und mit gutem Gelde bezahlt?"

„An wen habt Ihr das Geld bezahlt? An mich etwa? heilloses Diebsgesindel? Habe ich etwa in den Verkauf an Euch gewilligt? Wurde mir das Gut nicht abgestohlen?"

„So überleget doch Ned, ist denn das unsere Schuld? Hätten es nicht Andere an unserer Stelle gekauft? Können wir etwa dafür, daß . . . . ."

„O ich weiß es wohl, das Lied ist mir schon oft vorgesungen worden! Sie haben meinen Vater erschossen, seine Güter eingezogen, den unschuldigen, elternlosen Sohn beraubt . . . . und das nennen sie Gerechtigkeit! Aber nur Geduld! Der elternlose Knabe ist ein Mann geworden; er weiß, wer er ist und was ihm gebührt . . . er trägt eine gute Flinte, und wird sich ihrer zu bedienen wissen!"

Ein düsteres Feuer glänzte bei diesen unheilschweren Worten in Neds wilden Adlerblicken; zugleich schlug er mit der Rechten an den Kolben seiner Flinte, und eine krampfhafte Bewegung durchzuckte seine Glieder.

Bis zu diesem Augenblicke waren Olivia und ihr Vater ruhige, wenn gleich höchst erstaunte Zeugen des ganzen Auftrittes geblieben. Jetzt aber erhob sich der Greis und sprach in sehr ernstem Tone:

„Junger Mann, Sie überlegen nicht, was Sie da sprechen. Ihre letzte Aeußerung genügt, Sie zu verderben. Was suchen und wollen Sie hier?"

Ueberrascht von dieser Anrede, warf Norton einen aufmerksamen Blick auf das ausdrucksvolle Gesicht und die weißen Haare des Alten. Einen Augenblick schien er unschlüssig; dann aber, als stachle ihn falsche Scham, erhob er das Haupt mit keckem Uebermuthe, und sprach trotzig:

„Wie kommen Sie dazu, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen?"

„Das will ich Ihnen kurz und bündig erklären," entgegnete der Greis mit würdevoller Ruhe. „Sie haben sich auf eine so ungezogene Weise hier eingedrängt, daß Ihr Benehmen dem eines Wegelagerers und Banditen glich. Sie erlaubten sich freche Beleidigungen, ja selbst lebensgefährliche Drohungen gegen eine Frau in ihrem eigenen Hause, in meiner Gegenwart. Ich frage Sie nun noch einmal: was wollen Sie hier? Und wenn Sie mir nicht auf eine schickliche und genügende Weise antworten, so werde ich Sie aus diesem Saale durch meine Leute entfernen lassen. Sollten Sie es aber wagen, den geringsten Widerstand zu leisten, so verfüge ich mich unverzüglich zum Sheriff und lasse Sie verhaften, worauf man Sie unfehlbar vor ein Geschwornengericht stellen wird. — Wollen Sie es darauf ankommen lassen?"

Einen Augenblick schien Norton lebhaft ergriffen von der imponirenden Würde des Greises, und trat betroffen um einige Schritte zurück. Dann aber gewann die Aufwallung des Zornes die Oberhand. Sein Gesicht wurde bald bleich, bald roth, seine Augen schienen Funken zu sprühen, und seine Muskeln spannten sich in krampfhaften Zuckungen. „Also da hinaus will man? schrie er; ja, ja, das Wort Bandit führt man stets gegen mich im Munde; beständig droht man mir mit dem Sheriff und den Geschworenen, und will so das Recht des Stärkern gegen mich geltend machen.

Wohl denn, so mag es drum seyn! Mir gilt es am Ende gleich — etwas früher oder etwas später; einmal muß es doch geschehen . . . ."

Hier nahmen die Gesichtszüge des jungen Mannes einen so erschreckenden Ausdruck an, daß Olivia in die peinlichste Angst gerieth, und von ihrem Sitze aufstehend ausrief:

„Kommen Sie, theurer Vater!"

Zugleich drückte sie ihr Kind an ihre Brust, und hing sich an ihres Vaters Arm.

Bei diesem Ausruf kehrte sich Norton rasch um. Er war die junge Frau bis jetzt nicht gewahr geworden; ihr unerwarteter Anblick wirkte wie ein elektrischer Funke auf ihn; er stand unbeweglich da, in ihr Anschauen versunken; seine eben noch so wilden Blicke gewannen plötzlich den sanftesten Ausdruck und hingen mit stummer Bewunderung an Olivieus Gestalt. Endlich verbeugte er sich verlegen und sprach: „Verzeihen Sie mir Miß . . . Milady, wenn ich Ihnen Angst gemacht; es thut mir unendlich leid. Allein man hat mich beleidigt, mir gedroht, und . . . ich habe rasches Blut. Entschuldigen Sie mein Betragen."

„Ich bin Ihnen deßhalb nicht gram, mein Herr," erwiderte Olivia, erfreut, daß ihr Erscheinen einen so beruhigenden Eindruck auf ihn machte, und diesen benützend, „nur bitte ich Sie, sich jetzt ruhig zu verhalten."

Mächtig ergriffen, verbeugte sich der arme Ned von Neuem, ohne auch nur eine Sylbe hervorstammeln zu können. Dann stand er wie festgewurzelt, in Olivia's Anblick versunken, unvermögend, einen Entschluß zu fassen. Als Olivia seine Unschlüssigkeit bemerkte, lächelte sie ihm freundlich zu und sprach:

„Herr Norton, unsere gute Meg und ich waren mit meiner Tochter beschäftigt; ich würde Ihnen daher sehr verbunden seyn, wenn Sie uns in diesem Genusse nicht ferner stören wollten; und da Sie ein Edelmann sind, so bin ich überzeugt, diese Bitte wird genügen."

Bei dem Worte Edelmann, von so schönen Lippen in sanftem Tone gesprochen, erröthete Ned wie eine unschuldige Jungfrau. Noch einmal grüßte er, und ging dann rücklings zur Thür hinaus, um Olivia bis zum letzten Augenblicke nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Kaum hatte er jedoch die Schwelle verlassen, so stürzte er, einem losgelassenen Pferde gleich, mit gesenktem Kopfe durch den Hof ins Freie.

Die arme Meg war immer noch in der größten Aufregung.

„Ach Milady," sprach sie endlich, Olivia's Hand ergreifend, „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet! Wie wohlthätig wirkt Ihr Erscheinen! Wer vermöchte aber auch, Ihren seelenvollen Blicken und dem Zauber Ihrer sanften Stimme zu widerstehen?"

„Sagt mir nur," sprach der Alte, „was ist das für ein Mensch?"

„Ach Herr, das ist eine traurige Geschichte, die uns vielen Kummer und Sorge macht! Sein Vater, Herr Norton, war Baronet und ein sehr angesehener Mann im ganzen Lande. Nicht nur dieses Gut, sondern auch viele Landgüter waren einst sein Eigenthum. Allein er betheiligte sich an den letzten politischen Unruhen, wurde festgenommen und zum Tode verurtheilt. Nachdem der Staat seine sämmtlichen Besitzungen eingezogen, verkaufte man sie an den Meistbietenden. Sein Sohn Eduard, den wir Ned nennen, war so schon im Kindesalter eine Waise geworden, und aller Hülfsquellen entbehrend, als Knabe zu einem Metalldreher in die Lehre gethan worden, während welcher er zu einem der geschicktesten und fleißigsten Arbeiter heranwuchs. Da lernte ich ihn kennen . . . . (Sie sprach die letzten Worte sehr bewegt, und ein Seufzer entwand sich ihrer Brust.) Er ist viel jünger als ich. Bei allem Fleiße und seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit verdiente er doch wenig Geld. — Als ich mich mit Tom Craig verheirathete, gab ihm mein Schwiegervater, ein sehr wohlhabender Mann, dieses Gut, das er um hohen Preis kaufte, zum Heirathsgute. Von diesem Augenblicke wurde Ned ein ganz anderer Mensch. Er erfuhr, er sey der Sohn eines Edelmannes, und äußerte, als solcher sey er nicht mehr im Stande, Handwerksmann zu bleiben, und mit Taglohn sein Brod zu verdienen. Er machte Bekanntschaft mit schlechtgesinnten Menschen, wurde dann Wilderer, und — man behauptet sogar, er habe gestohlen. Letzteres kann ich jedoch nicht glauben, denn Ned hat stets Ehrgefühl gehabt. Jetzt ist er allerdings zum Taugenichts herabgesunken, aber ich bin überzeugt, daß er sich nie eines Diebstahls schuldig gemacht hat."

„Ich kann das Letztere auch nicht glauben," sprach Olivia.

„Ich fürchte jedoch," fuhr die Pächterin fort, „er werde noch ein schlechtes Ende nehmen, denn ich weiß in der That nicht, wovon er lebt. Schon sehr oft ist er als Wilderer verfolgt worden, allein man wagt es doch nicht, ihn festzunehmen, denn er ist der Schrecken der ganzen Umgegend, sowohl wegen seiner Stärke als wegen seiner Unerschrockenheit. Mein Mann ist vielleicht der Einzige, der ihn nicht fürchtet. Deßhalb zittere ich auch, wenn sie mit einander zusammentreffen; denn sie hassen sich . . . wegen unseres Besitzthums . . . ."

„Und vielleicht noch aus einem andern Grunde," sprach Olivia lächelnd, indem sie einen forschenden Blick auf Magdalena warf, die zur Erde sah, ohne zu erwidern. — „Ist Tom Craig etwa eifersüchtig?"

„O gewiß nicht, Milady! Allein der arme Ned! Ich möchte gern etwas für ihn thun, aber es fehlt mir der Muth dazu. Es gibt so viele böse Zungen in der Nachbarschaft! — Kurz Ned ist wüthend, und stößt fürchterliche Drohungungen gegen Tom aus. Ich fürchte deßhalb sehr, daß es bald ein schlimmes Ende nehmen werde!"

Hier schwieg Magdalena; Thränen entrollten ihren Augen, und das Gespräch wurde auf die kleine Lily gelenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Rechenschafts-Bericht einer Mutter an ihre Tochter.

„Mein theures Kind," sprach Frau v. Klugsinn zu ihrer einzigen Tochter, „Du feierst heute Deinen dreißigsten Geburtstag noch ledig im elterlichen Hause und könntest denken, es sey Gleichgültigkeit von mir, Deine Versorgung durch ein eheliches Glück nicht schon längst bewerkstelliget zu haben. Ich finde mich deßhalb veranlaßt, Dir, mein gutes Kind, einen Rechenschaftsbericht über alle jene Herren abzulegen, die um Deine Hand schon anhielten und bei welchen ich immer triftige Gründe hatte, ihnen dieselbe zu verweigern. Du wirst daraus ersehen, daß Du Dich Deines ledigen Standes nicht zu schämen hast und ich nur immer zu Deinem Vortheile handelte. In Deinem zwanzigsten Jahre bewarb sich ein Offizier um Deine Hand. Es ist natürlich, daß ich meiner Tochter keinen Mann gebe, der ein Kommando führt, indem meinem Erachten nach, das Weib dasselbe führen muß. Ich war also gezwungen ihn abzuweisen. Zu einundzwanzig Jahren hielt ein Schauspieler um Dich an. Denke! ein Schauspieler, der das ganze Jahr so viele Rollen inne hat, nur keine Geldrollen. Er versicherte mich zwar, daß er in gutem Kredit stünde. Ich sagte, ich werde mich darum erkundigen. Zufällig ging ich Abends in das Theater. Jener Schauspieler gab den Franz Moor, da hörte ich, wie er sagte: „Die unendliche Erbarmung würde bankerott werden, wenn sie für meine Schulden all' gut sagen wollte." Diese Worte sprach er so herzlich, daß er sie nothwendig aus dem Leben gegriffen haben mußte und ich schrieb ihm deßhalb sogleich: „Mit der Heirath ist's nichts." Im zweiundzwanzigsten Jahre wollte Dich ein Papierspekulant heirathen. Mein Kind! hast Du den Bauer als Millionär gesehen? Da sagt der Vater, als man beantragte, er solle einem Fischer seine Tochter zur Frau geben: „Was, einem Fischer, so ein unsicheres Metier? bis er einen Fisch fängt, kommen ihm hundert aus." Kannst Du, diesen Spruch beherzigend verlangen, daß ich Dir einen Papierspekulanten zum Manne gebe? Ein junger Arzt hielt in Deinem dreiundzwanzigsten Jahre um Dich an; hältst Du mich aber für solch eine Rabenmutter, daß ich Dich unter die Hände eines jungen Arztes geben würde? Es war ein Freigeist, ein Oppositionsheld, ein wahrer Jakobiner, welcher, als Du vierundzwanzig Jahre zählest, um Dich ward. Du kannst Dir denken, liebe Tochter! daß dieser Liberale meine Einwilligung nicht erhielt, denn solch ein Mann liebt Liber-ale (lieber-alle) mehr als seine Frau. Fünfundzwanzig warst Du alt, als ein Juwelier Dich heirathen wollte. Jedoch meine Marime ist, ein Mann darf nur Einen Juwel besitzen und der muß seine Frau seyn. So wie er mehrere besitzt, ist das Interesse getheilt. Wer immer mit Juwelen umgeht, ist bei der Erlangung von neuen nicht überrascht. Ich konnte mich deßhalb nicht entschließen, Dich von einem Manne fassen zu lassen, welcher früher schon viel gefaßt hatte. Ein Doktor der Philosophie, dieser hielt in Deinem sechsundzwanzigsten Jahre um Deine Hand an, aber ich konnte mir ja gar nicht denken, daß der Mann seine Sache gut verstehe, denn wenn er ein Philosoph gewesen wäre, hätte er ja nicht heirathen wollen. Du zähltest siebenundzwanzig, als ein berühmter Porzellan-Händler Dich zu gewinnen suchte. Doch solch einem gefährlichen Mann konnte ich meine Tochter nicht geben. Ein Porzellanhändler! wie leicht wird so ein Mann zum Verbrecher und Du dürftest mit ihm büßen. Ein Poet besang Dich in Deinem achtundzwanzigsten Jahre und hielt in einer sehr romantischen Sprache förmlich um Dich an. Bei dieser Gelegenheit zitirte er jedoch beständig fremde Dichter. Als ich ihn fragte, warum er das thue, antwortete er: „weil er auch sehr oft zitirt werde." Dieses war genug, um ihn abzuweisen. Ein Uhrenfabrikant, ein Mann, der mir recht gefiel, wollte Dich in Deinem neunundzwanzigsten Jahre heirathen, ich hätte bei ihm nichts zu riskiren gehabt, weil ich wußte, wie es mit ihm an der Zeit war. Aber bei Deinem Alter sollte er nicht wissen, wie viel es bei Dir geschlagen hat und so mußte ich die Sache zu meinem Leidwesen wieder ablaufen lassen. Dreißig bist Du nun und heute hat ein Alterthumsforscher um Dich angehalten. Ich wies ihn ebenfalls zurück. Es wäre eine Blamage für Dich gewesen, wenn die Leute gesagt hätten: „Der Mann hat sich eine Frau erforscht." Sey deßhalb ruhig mein Kind! es ist wahr, Du bist volle dreißig alt, aber tröste Dich, Du entfernst Dich alle Tage mehr davon.

Mannigfaltigkeiten.

Aus London wird geschrieben: Die Kommissarien für die Ausstellung des kommenden Jahres halten jetzt wöchentlich mehrere Sitzungen, um die ungeheure Arbeit zu bewältigen und das Urtheil Sachverständiger in allen Einzelnheiten zu erörtern. Von Seiten des Kontinents liegen bis jetzt noch wenige Beweise allgemeiner Theilnahme an dem Unternehmen vor, was theilweise ohne Zweifel dem Mangel an Vertrauen in die friedliche Gestaltung der politischen Verhältnisse beizumessen ist. In England scheint man in dieser Beziehung minder ängstlich zu seyn, und die

Anmeldungen um Ausstellungsraum sind jetzt schon bei weitem größer, als vermuthet worden war. Der Bau selbst schreitet rasch vorwärts. Schon sind die Fundamente fertig und die Seitenmauern der Gemäldegallerie 15 Fuß über die Oberfläche des Bodens gediehen. Je weiter der Bau schreitet, desto mehr Arbeiter können beschäftigt werden, und wenn das Werk erst recht im Gange ist, werden deren 3000—3500 vollauf zu thun haben. Vor der Hand arbeiten im ausgedehnten Raume nicht über 800 Maurer und Handlanger, die in dem ungeheueren Labyrinthe von Quermauern und Holzgerüsten wie verloren sind. Doch ist schon viel geschehen. Die Grundlagen haben bis jetzt schon 100,000 Zentner Cement verschlungen und werden bis zu ihrer Vollendung über 18 Millionen Ziegel erfordern, die ihrerseits 440,000 Zentner Mörtel in Anspruch nehmen werden. Man hat die Masse des im ganzen Gebäude zu verwendenden Eisens auf 200,000 Zentner veranschlagt, und eben so groß die Masse des zu verwendenden Bauholzes. Die Belegung des Flurs allein erfordert 360 englische Meilen Bretter von 7 Zoll Breite und 270 englische Meilen Bretter von 9 Zoll Breite. Die Fenster erfordern 600,000 Fuß Länge Rahmen und 100,000 Zentner Glas zu ihrer Ausfüllung. Zur Bedachung sind 600,000 Quadratfuß wasserdichten Filzes erforderlich, und zu den Veranschlagungen mitgeordneter Gegenstände gehören 2000 bis 4000 Zentner Nägel, 12,000 Zentner Oelfarbe zum Anstrich, 6000 Zentner Dachrinnen und sonstige Röhren.

Nach den amtlichen Jahresberichten der einzelnen Anstalten zählt Bayern gegenwärtig 29 Gewerbschulen, darunter: 25 vollständige mit drei Kursen, und zwar in München, Freising, Passau, Landshut, Straubing, Regensburg, Amberg, Kaiserslautern, Landau, Speyer, Bamberg, Bayreuth, Hof, Wunsiedl, Nürnberg, Ansbach, Fürth, Erlangen, Würzburg, Aschaffenburg, Schweinfurt, Augsburg, Kaufbeuern, Kempten, Nördlingen; 4 unvollständige, mit zwei Kursen: in Zweibrücken, Lindau, Ingolstadt; mit einem Kurs: in Neuburg a. D. (1859 errichtet); die Gewerbschulen in Lindau und Ingolstadt, 1858 entstanden, sind seit Anfang des laufenden Schuljahres in die Reihe der vollständigen getreten; 10 Gewerbsschulen besitzen Handels-Abtheilungen, nämlich die in Freising, Passau, Kaiserslautern, Bamberg, Hof, Nürnberg, Fürth, Würzburg, Augsburg, Kempten; mit 4 Schulen ist eine Ackerbauschule verbunden: in Landshut, Freising, Würzburg und Nürnberg, mit letzterer auch noch eine Kreislandwirthschaftsschule. 8 Gewerbschulen sind mit Vorbereitungs-Kursen versehen: in Freysing, Regensburg, Kaiserslautern, Landau, Zweibrücken, Bamberg, Wunsiedel, Würzburg. An sämmtlichen Anstalten betrug die Zahl der Schüler mit Einschluß der Vorkurse 3827, die der wirklichen Lehrer 158, der nichtständigen 151. (Auf Unterfranken treffen 20 ständige, 15 nichtständige Lehrer und 462 Schüler.) An den Gewerbschulen befinden sich Handwerksfeiertagsschulen, an welchen Zeichnen, Geometrie, Arithmetik, Physik, Chemie, Buchhaltung und Geschäftsstyl gelehrt wird. Sie wurden 1859/60 von circa 7000 Gesellen und Lehrlingen besucht. Die 28 Studienanstalten Bayerns zählten am Schlusse des vorigen Schuljahres 6085 Schüler; davon trafen auf die Gymnasien 2152, auf die Vorbereitungsklassen 3936 Schüler.

In Sachsen ist wiederum ein außerordentlicher Kohlenfund in Hedwigschacht bei Oelsnitz im Obererzgebirge gemacht worden; ein über zweiundzwanzig Ellen hohes Flötz der schönsten Pechkohle. Später hat man dann noch ein Flötz, sechs Ellen tiefer angetroffen, dessen Mächtigkeit noch nicht genau bekannt ist. Einfache Bauern werden durch solche Funde zu Millionären. Das Dorf Bockwa bei Zwickau, z. B., war vor einem Menschenalter noch ein schlichtes, ärmliches Dorf, dessen Bauern, die barfuß zu Felde gingen, gleich Taglöhnern arbeiten mußten; das heutige Bockwa, durch die mächtigen Kohlenlager in seinem Boden, zu einem der reichsten Dörfer der Erde gemacht, sieht aus, wie das moderne Rentiersviertel einer Großstadt, und manche seiner Bewohner haben eine Einnahme von 100 Thlrn. — täglich.

Die Zahl der in Bayern pragmatisch angestellten Beamten im aktiven Zivildienst beläuft sich auf ca. 5000, wobei jedoch die Anstalten für Wissenschaften, Kunst und Unterricht nicht in Rechnung gebracht sind.

Das Ergebniß der Schweizer Volkszählung vom 10. Dezember ist nach dem „Genfer Journal" Folgendes: Totalsumme 2,534,242, worunter Katholiken 1,040,469, Reformirte 1,483,298.

Dankbarkeit.

Nie kannst du, Menschenkind, dem großen Herrn der Welten,
Was er an dir gethan, bezahlen und vergelten!
So zahle deine Schuld als Gottes Schuld dem andern,
Der läßt sie weiter fort auf neue Schuldner wandern;
Und so wird mit der Zeit ein Danklied Aller draus,
Das tönt von Mund zu Mund und geht von Haus zu Haus.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 140 Donnerstag, 13. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Mein liebes Kind," sagte endlich der Greis zu Olivia, „die Nacht ist herangerückt. Es bleibt uns kaum noch Zeit, bis zu Vetter Crawford zu gelangen. Wir müssen unsere Lily der guten Magdalena überlassen, und morgen wiederkommen."

Kurz darauf war der Wagen angespannt. Tom und seine Frau begleiteten Beide bis an die Landstraße. Als Olivia bereits Platz genommen, drückte sie noch einen Kuß auf die Wangen ihrer Tochter, und übergab sie seufzend den Händen ihrer Pflegerin, worauf der Wagen unter aufsteigenden Staubwirbeln dahin rollte.

Als Ned Norton die Meierei verlassen, hatte er seine Schritte nach dem Walde gelenkt. Die Nacht war hereingebrochen, und eben wollte er in das Gehölz treten, da begegnete er einem Manne. Dieser war groß und mager, sein Haar schon grau geworden. Er hüllte sich in einen langen, abgenützten Ueberrock; ein alter, tief über die Stirn hereinragender Schlapphut verdeckte fast seine durchdringenden Augen.

„Guten Abend Ned!" sprach er zu Norton, der an ihm vorüberging, ohne stehen zu bleiben.

„Guten Abend Turnship!" entgegnete Ned.

Turnship trat ihm zur Seite und fragte: „Woher des Weges? Wohin gehst Du? Du siehst ja verzweifelt mißvergnügt aus."

„Ich komme von Craigs Meierei . . . oder vielmehr von der meinigen, und gehe nun auf den Anstand."

„Eine glänzende Aussicht, meiner Treu! Welches Wild hoffst Du zu treffen?"

„Ha, was mir gerade der Teufel zuführen wird."

„Da wird das Wild, das ich erwarte, fetter seyn als das Deinige — auch leichter zu erlegen und zu rupfen."

„Oho! und das wäre?"

„Ein fetter Reisewagen, den ich fangen und auswaiden will. Ich biete Dir die Hälfte der Beute an, wenn Du mir helfen willst."

„Schönen Dank. Die Expedition behagt mir nicht."

„Ei ei, Du thust ja gewaltig barsch! Womit willst Du denn morgen Deinen Hunger stillen?"

„Vermuthlich, womit ich ihn heute gestillt habe."

„Trockenes Brod und frisches Gras .... ha, ha, ha — wohl bekomms! — Wenn ich Dir aber für morgen die herrlichste Mahlzeit verspreche?"

„Oho! . . . Nun wir wollen sehen."

„So etwas muß man auf der Stelle sehen. Kurz, entschließe Dich sogleich mit Ja oder Nein, und mache es nicht wie das Letztemal."

„Doch, ich werde es machen wie das Letztemal. Führt mir der Teufel diesen Abend ein Reh in den Weg, so magst Du ohne mich treiben, was Du willst. Wo nicht, so wollen wir morgen weiter darüber reden. Somit ist die Sache um 24 Stunden verschoben."

„Daß Dich der bocksfüßige Satan am Kragen hätte! Hältst Du mich für einen Gelbschnabel, der es duldet, daß man ihn also zum Besten hat? Also hältst Du es nur mit mir, wenn Du nichts Besseres weißt?"

„Du hast es erkathen. Schlimmeres kann mir ja nicht begegnen, als eine gemeinschaftliche Spekulation mit Dir!"

„Meine Seele, ein vortrefflicher Witz! — Je nun, ich sehe schon, daß man den Launen des hochadeligen Herrn nachgeben muß. — Wo treffe ich Dich morgen Früh?"

„Bei den Reds-Dogs, wie gewöhnlich."

„Schon gut; also auf Wiedersehen!"

Allein und in seine Gedanken versunken, setzte Norton seinen Weg fort, und stellte sich endlich auf den Anstand. Aber der Böse erhörte seine Bitte nicht, denn er hatte jetzt weit größern Vortheil dabei, die Hoffnung des Wilderers zu täuschen. Der angestrengtesten Aufmerksamkeit und Geduld zum Trotze konnte er nicht das Mindeste erspähen. Während mehrerer langen Stunden wurde er nichts gewahr, als die Ruhe der Nacht, die Stille der Wälder und das Säuseln kühler Winde durch die dichtbelaubten Zweige. Endlich quälte ihn der Hunger, und er rief, beide Hände auf den Magen drückend: „Nein, es ist kaum mehr auszuhalten!"

Dann eilte er einem in der Nähe befindlichen, wilden Johannisbeerstrauch zu, und verschlang gierig die herben, halbreifen Früchte desselben, während er sich an den Dornen die Hände blutig ritzte. Da gewahrte er

plötzlich, wie die vor ihm stehenden Bäume sich mit einem röthlichen Schimmer färbten. Ueberrascht kehrte er sich um, und entdeckte eine auffallende Helle, die sich aus der Ebene erhob.

„Sonderbar," dachte er, „das sieht ja einem Brande ähnlich." Er lief vorwärts, und konnte nicht zweifeln. „Die Meierei steht in Flammen!" rief er laut, und eilte nach der Richtung hin, in welcher sie sich befand. Als er fast athemlos dort ankam, stand Alles in Flammen. Eine ungeheure Feuer- und Rauchsäule wirbelte aus dem Gebäude empor, und gewann durch den Wind, der sich erhob, an verderbenbringender Thätigkeit. Schon waren die Scheunen nebst den andern hölzernen Umgebungen des Hauptgebäudes ein Raub der Flammen geworden; dieses allein stand noch aufrecht; aber der Dachstuhl begann bereits zu krachen, die Fenster spieen ein Gemisch von sprühenden Funken und schwarzem Qualme aus — und Alles schien rettungslos verloren.

Die Leute des Besitzers waren im Hofe unter wildem Geschrei beschäftigt, sowohl die scheugewordenen Pferde als auch das brüllende Hornvieh zu retten und zu bändigen — eine schauerliche Scene des Schreckens und der Verzweiflung.

Als Red an Ort und Stelle angelangt war, erkletterte er rasch die Mauer des Gemüsegartens, und eilte auf das Hauptgebäude zu. Mitten durch die Rauchwolken und Feuerregen drang er jetzt, wenn gleich in unbestimmter Absicht, in dasselbe. Da schien es ihm, als höre er Klagetöne, und vernehme eine jammernde Frauenstimme. Es durchzuckte ihn der Gedanke, er könne vielleicht Magdalena, wohl gar Olivia noch retten. Halb erstickt drang er in das Zimmer der ersteren; der geborstene Fußboden versenkte ihm die Sohlen — das Zimmer war leer .... Da vernimmt er das Gewimmer eines Kindes .... er nähert sich, und erblickt in ihrer Wiege Lily, die ihm weinend die Händchen entgegenstreckt. Schnell ergreift er sie, wickelt sie in ihre Decke, und trägt sie entschlossen von dannen. Die lodernde Treppe kracht und weicht unter seinen Tritten; mit versengten Händen, Haaren und Kleidern erreicht er den Boden, und läuft keuchend, ja bis zum Tode erschöpft, mitten in den Garten, von den Flammen verfolgt, die, durch einen Windstoß herabgedrückt, sich auf ihn zu stürzen und seine Beute ihm entreißen zu wollen scheinen. Kraftlos sinkt er endlich am Fuße eines Baumes nieder, und ist seiner Sinne nicht mehr Meister.

Nachdem er wieder zu sich gekommen, fiel sein erster Blick zu seiner großen Freude auf Lily, die unversehrt aber weinend sich an seine Brust schmiegte. Der Gedanke, Olivia werde ihm freundlich danken, wenn er die gerettete Tochter in ihre Arme lege, erfüllte seine Seele mit Jubel. Er stand auf, um sich den Leuten aus der Meierei zu nähern, deren Stimme er im Hofraume vernahm. Bald hörte er aber Aeußerungen, die ihm das Blut in den Adern fast erstarren machten.

„Das hat kein Anderer gethan als Norton!" schrie Tom, von Wuth entbrannt, „das ist die Rache, mit der er uns gestern bedrohte! Der abscheuliche Mordbrenner! Er soll mir nur in den Weg kommen; ich werfe ihn, so wahr Gott lebt, in die feuersprühenden Trümmer meines Hauses, daß er darin brate, wie in dem Höllenpfuhl!"

In der ersten Aufwallung wollte Red auf ihn zueilen, um sich zu rechtfertigen, da vernahm er aber, wie auch alle Uebrigen seinen Namen mit Beschuldigungen und Verwünschungen überhäuften. Er begriff, daß er allein gegen so Viele nichts ausrichten könne, und entschloß sich daher, rasch zu entfliehen. Er eilte in den Garten, überstieg die Mauer, und lief aus Leibeskräften dem Walde zu, wo er keuchend und außer sich anlangte, ohne sich auch nur ein einzigesmal umgeschaut zu haben. Erst in der Mitte des Waldes, auf einem kleinen, freien Platze, den man Reds-Dogs nennt, machte er Halt und sank auf einen Felsensitz nieder. Hier fand ihn Turnship bei anbrechendem Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckungen am Aequator.

Du Chaillu, ein Amerikaner französischer Abkunft, hat über seine Entdeckungen und Erlebnisse in Afrika ein Werk geschrieben, das in England großes Aufsehen macht, denn darin zuerst wird der dichte Schleier gelüftet, der bisher die heiße Zone Afrikas bedeckte. Auf Flüssen, durch Moräste und Wälder hat der kühne Reisende bisher noch unerforschte Landstriche erreicht und darin theils ganz unbekannte, theils nur unvollständig gekannte Thiere gefunden; er hat unter Stämmen gelebt, die sich von Menschenfleisch nähren, und ist auf Thiere gestoßen, welche einen Schrecken einflößten, den man bisher nur durch mysteriöse und kaum glaubhafte Traditionen kannte. Die größte Entdeckung indessen, die er gemacht, ist die Alpenkette, welche Afrika von Ost und West durchzieht und in welcher die bisher unbekannten Quellen seiner großen Ströme liegen, von deren genauer Kenntniß die ganze Zukunft Afrikas abhängt.

Du Chaillu kam 1855 nach Afrika in der Absicht, das Aequatorgebiet im Innern zu erforschen, welches man nur bis auf wenige Meilen von der Küste entfernt kannte. Die Gerüchte von Kannibalismus und einer miasmatischen Atmosphäre hielten jeden Abenteurer bisher von Versuchen ab, und auch Du Chaillu wurde von seinen Freunden dringend abgerathen. Er verweilte einige Zeit bei den amerikanischen Missionären an der Gabounküste, um sich an das Klima zu

gewöhnen, und schiffte sich dann mit einem Trupp Eingeborner auf dem Ntambonnay-Fluß ein. Bei den Negerstämmen fand er Unterstützung durch die Ehre, die sie darin setzen, einen Weißen zu bewirthen; er kam damit weiter, als durch Geschenke von Glasperlen und Muschelgeld. So war er der Gast von Dayolo, von Mbeno am Fuß der Krystallberge und jenseits derselben der der Fans, welche Menschenfleisch essen und weißes als besondere Seltenheit schätzen. Ueberall wurde ihm nach afrikanischer Sitte eine Frau als Konkubine angeboten und als er sie ausschlug, als Koch aufgezwungen. Die Quellen des Ntambonnay fand er 5000 Fuß über der Meeresfläche; dort fand er auch die ersten Gorillaspuren; seit 3000 Jahren hatte kein Weißer dieses Thier lebend gesehen. Ich wußte, sagt Du Chaillu, daß ich es mit einem Thier zu thun bekommen werde, welches der Leopard fürchtet und das den Löwen aus diesem Strich vertrieben hat, denn ohne Zweifel sind der Gorilla und der benachbarte Löwe des Attas die stärksten Thiere des afrikanischen Kontinents. In den Distrikten, die Du Chaillu besuchte, ist der männliche Gorilla der König des Waldes; kein anderes Thier bestreitet ihm seine schreckliche Supremacie. Anfangs traf er nur auf einige junge Gorillas, welche die Flucht ergriffen; es kam ihm vor, als beginge er einen Mord, wenn er auf sie schießen würde. Auf den Hinterbeinen laufend, sahen sie haarigen Menschen ähnlich, die mit gebeugtem Kopf und vorwärts gebogenem Körper laufen, um ihr Leben zu retten, dabei erhoben sie ein Geschrei, das wie ein Gebell begann und wie ein entfernter Donner endigte. Eingeborene erzählten als Beweis von der Stärke und List des Gorilla, daß er oft in den unteren Zweigen von Bäumen verbergen, Vorübergehende abfängt, sie heranzieht und erwürgt, Frauen aber fortschleppt und verborgen hält.

Seine erste Begegnung mit einem ausgewachsenen Gorillaaffen erzählt Du Chaillu in folgender Weise: „Das Gebüsch schnellte plötzlich in die Höhe und vor uns stand ein ungeheurer männlicher Gorilla; er war auf allen Vieren durch das Gesträuch gekrochen, und als er unserer ansichtig wurde, stellte er sich aufrecht und sah uns scharf ins Gesicht; so stand er etwa 12 Yards von uns entfernt und bot einen unvergeßlichen Anblick dar. Beinahe 6 Fuß hoch, von ungeheurem Körper, breiter Brust und mit großen muskulösen Armen, mit feurigen, tief liegenden grauen Augen und einem hölischen Gesichtsausdruck sah er einem Traumbild ähnlich. Er zeigte vor uns keine Furcht, blieb fest stehen und schlug seine Brust mit seinen starken Fäusten, so daß es wie von einer großen messingenen Trommel widerhallte, was seine Art herauszufordern ist; mittlerweile brüllte er ununterbrochen. Das Gebrüll des Gorilla ist das fonderbarste und schrecklichste Geräusch in den afrikanischen Wäldern; es beginnt wie das Gebell eines ärgerlichen Hundes, geht dann in ein dumpfes Gerölle über und endet wie das Rollen eines fernen Donners, für welches es oft gehalten wird, wenn man das Thier nicht sieht. Seine Augen sprühten Feuer, als wir uns bewegungslos auf der Defensive hielten, sein kurzes Haar sträubte sich; er zeigte seine Fangzähne und brüllte immer lauter; so sah er den Bildern ähnlich, die man im Mittelalter von dem Teufel entworfen. Er trat dann einige Schritte vor, brüllte wieder und kam uns zuletzt auf 6 Yards nahe; da gaben wir Feuer und tödteten ihn auf der Stelle. Mit einem Stöhnen, das etwas entsetzlich Menschliches hatte und doch voll thierischer Wildheit war, fiel er vorwärts aufs Gesicht; der Körper zuckte konvulsivisch einige Minuten, dann hatte der Tod sein Werk gethan und ich konnte den ungeheuren Körper mit Muße betrachten. Er maß 5 Fuß 8 Zoll, und die muskulöse Entwicklung von Arm und Brust zeigte die ungeheure Kraft, die er besessen."

Du Chaillu tödtete diesen Gorilla 150 Meilen von der Küste, 1 Grad nördlich vom Aequator im Lande der Fans, die ihm aus ihrer Vorliebe für Menschenfleisch kein Geheimniß machten; sie kaufen sogar die Todten der benachbarten Stämme und verkaufen diesen ihre eigenen Leichen. Er begegnete einer Frau, die einen Menschenschenkel nach Hause trug, ganz so wie wir vom Markte einen Rinderbraten forttragen. Die Fans sind tapfer, erfinderisch und gute Arbeiter von Eisen- und Töpferwaaren, kühne Jäger, kurz ein im Fortschritt begriffenes Völkchen.

Den zweiten Ausflug machte er nach Cap Lopez, 1 Grad südlich vom Aequator; auch dort wurde er gastfreundlich aufgenommen und traf Wild in Menge; er sah oft Elephanten, Büffel, Leoparden und Flußpferde. Dort entdeckte er das Njivo, ein sonderbares Thier, zum Eselgeschlecht gehörig, kurzbeinig, von schwarzer Farbe mit einem gelben Flecken auf dem Rücken und außerdem mehrere schwarze Vögel. Der Häuptling von Ngeta, einem remlichen Dorfe, dessen Häuser verschlossene Thüren hatten, gestand dem Reisenden, daß er die großen Vorzüge des Weißen anerkenne. Ihr Weißen, sagte die schwarze Majestät, seyd recht von Gott bevorzugt, der euch Flinten und Pulver vom Himmel schickt. Des Königs Bruder fügte hinzu, wie schön muß es sich in einem Lande leben lassen, wo die Flüsse aus Rum bestehen, den man das ganze Jahr hindurch umsonst haben kann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Kairo schreibt der hochwürdige Missionär und apostolische Provikar der zentralafrikanischen Mission, Herr Mathäus Kirchner, in seine Vaterstadt Bamberg: „Der Zweck meines langen Aufenthaltes in

Kairo war ein doppelter: Erstens suchte ich durch Vermittelung unseres österreichischen Konsulats, unmittelbar bei der Person des Regenten gegen die Sklaverei im Sudan, welche einen für unsere Mission so verderblichen Charakter zeigte, entgegenzuwirken. Das Resultat war ein vollkommen befriedigendes, und zwar in folgender Weise: Der Vizekönig hat versprochen, sogleich seine Anwerbungen von schwarzen Soldatenregimentern im Sudan einzustellen. Dann wurde der Befehl gegeben, heuer jedes Schiff, das vom weißen Fluß nach Chartum kommt, zu durchsuchen und im Fall Negersklaven gefunden werden, dieselben zurückzuschicken und die Schiffseigenthümer zu bestrafen. Ferner wurde das schon 1857 gegebene Verbot gegen den Sklavenhandel von Neuem aufs Strengste eingeschärft und der Mudir von Chartum mit Absetzung und Strafe bedroht, wenn er sich irgendwie Nachlässigkeit in seiner Pflicht zu schulden kommen lassen würde. Um endlich die Verschleppung von Sklaven im Innern der Negerstämme selbst zu verhindern, ist die Errichtung einer ägypt. Militärstation von Chartum aus im Hauptort und Stapelplatz der Schilluk-Länder, Hellet Kaka, in Aussicht gestellt und dem österr. Konsul in Chartum gewissermaßen die Kontrole über das Verhalten der ägypt. Beamten im Sudan rücksichtlich des Sklavenhandels in die Hände gegeben. — Hierdurch ist dem schimpflichen Handwerk des Sklavenhandels der Lebensnerv abgeschnitten. Die zweite Angelegenheit, welche mich hier so lange zurückhielt, war die Reparatur unseres eisernen Missionsschiffes, welche auf eine Summe von 580 Pfd. St. geschätzt worden und mit unserer Kasse in keinem Verhältniß stand. Ich entschloß mich daher an die Großmuth Said Paschas zu wenden und ihn um die Herstellung unserer Stella matutina auf Regierungskosten zu bitten. Dazu hatte ich natürlich die Anwesenheit und Vermittlung unseres einflußreichen Generalkonsuls v. Schreiner nothwendig, der sich gerade in Oberägypten mit seiner Familie befand und selbst auf einige Tage nach Schellal gekommen war, um sich mit mir über die Sklavenfrage im Interesse der Mission zu berathen. Bei seiner Ankunft, Ende Januars, war Said Pascha bereits nach Medina abgereist, wo er bis Ende Februar blieb. Nach seiner Rückkehr bewilligte er die Bitte und gab dem Hasis Pascha, Direktor des Arsenals, den Befehl, unser Schiff auf Regierungsweg repariren zu lassen. Unterdessen war der Ramadan (Fastenmonat der Muhamedaner) eingetreten, alle Divane wurden geschlossen und alle Arbeiten eingestellt. Da ich nicht mit halbem Erfolg abreisen wollte und neue Schwierigkeiten voraussah, so wollte ich auch diesen Monat abwarten, um die Ausführung des vizekönigl. Befehls und den Anfang der Arbeiten zu betreiben. Ostern war nahe, das heilige Land auf 2 Tagreisen von hier, ich frei von Geschäften, die Auslagen bei freier Ueberfahrt gering, wie hätte ich der herrlichen Versuchung widerstehen können? Am 12. März schiffte ich mich also mit der französischen Pilgerkaravane in Alexandrien ein, 1½ Tag hielt uns ein furchtbarer Sturm im Hafen, am 15. Früh war ich in Jaffa, am 16. Abends in Jerusalem .... Was ich im heiligen Lande gesucht, habe ich mit Gottes Gnade gefunden: Vertrauen und den Muth des Kreuzes, so daß ich getrost der Zukunft entgegensehe hier und dort.

Man schreibt aus Kaiserslautern, 8. Juni: Die Flucht zweier, sehr guten Familien angehörigen Kaufmannslehrlinge im Alter von 15 und 16 Jahren, bildet gegenwärtig dahier das Tagesgespräch. In Briefen, welche an ihre Familienangehörigen gerichtet sind, sprachen dieselben die Absicht aus, sich in die englische Fremdenlegion anwerben zu lassen, zu welchem Schritte sie ihrer eigenen Angabe nach durch länger nicht mehr zu ertragende schlechte Behandlung Seitens ihrer Dienstherrschaft veranlaßt wurden. Die Reisemittel entnahmen sie der Kasse ihrer Dienstherrschaft, welche dadurch entschädigt werden sollte, daß sie ihre Eltern zur Deckung der namhaft gemachten Summen anwiesen. Die Briefe der Flüchtigen, welche in Kufstein (Tyrol) wegen Mangel an Legitimation aufgegriffen wurden, sollen zu Gerichtshanden genommen worden seyn und Stellen enthalten, welche deren Dienstherrschaft auch in geschäftlicher Beziehung kompromittiren.

Bisher war jede Gattung Makulatur unbrauchbares Papier; in neuester Zeit wurde die Wiederbenützung der Makulatur möglich gemacht. Zwei Engländer, Evans und Lambert, haben ein Verfahren gefunden, die Druckschwärze (die bisher die Wiederbenützung des Makulaturs verhinderte) aus dem Papier auf chemisch-mechanischem Wege zu entfernen und das letztere zur Erzeugung eines neuen, festen, weißen Papiers zu verwenden. Das Verfahren ist in englischen Fabriken bereits eingeführt und in mehreren Fabriken sollen befriedigende Versuche in größtem Maße gemacht worden seyn.

In einem Marktflecken in der Nähe von Leitmeritz herrscht folgender interessante Gebrauch. Jener Ort besitzt ein kleines hölzernes Rathhaus, welches kleine Rathhaus sich einer blinden Uhr erfreut. Der Ort hält im Jahre 4 Märkte, wozu nur Handelsleute aus der nächsten Umgebung sich einstellen; dennoch wird an jedem Markttag, um die Respektabilität des Platzes zu wahren, ein Individuum gedungen, welches die Uhrenzeiger, so lange als der Markt dauert, nach einer geliehenen Taschenuhr langsam zu drehen hat.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 141 Freitag, 14. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Nun, wackerer Jägersmann," sprach der Bandit, was ist Dein Entschluß? — Hat der Herr Baronet eine gute Jagd gehabt?"

„Eine vortreffliche," entgegnete Ned mit finsterer Miene.

„Oho!" rief Turnship aus, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, Deine Haare, Deine Kleider, Deine Schuhe sind ja vom Feuer mächtig versengt. Also wäre es doch wahr?"

„Was wäre wahr?" fragte Ned entrüstet.

„Je nun, daß Du Craig's Meierei diese Nacht in Brand gesteckt habest. Ich wünsche Dir Glück, der Streich ist Dir vortrefflich gelungen . . . ."

„Verdammte Lüge ist's," schrie Ned außer sich, „wiederhole diese elende Verläumdung nicht, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf!"

Nur ruhig! Es kömmt ja hier gar nicht darauf an, Brüderchen, mich über den wahren Thatbestand aufzuklären — wenn Dich nur der Herr Sheriff nicht darnach fragt; diese Leute sind jedoch äußerst neugieriger Natur — allein ich werde Sorge tragen, daß seine Neugierde so spät als möglich befriedigt werde. Jedenfalls rathe ich Dir aber, so schnell als möglich Fersengeld zu geben, Du müßtest denn einen unwiderstehlichen Drang in Dir fühlen, die persönliche Bekanntschaft dieses hochschätzbaren Dieners der Gerechtigkeit zu machen; denn der gute Tom hat bereits diesen Morgen eine Kriminalklage anhängig gemacht, und die Konstabler sind sofort ausgesendet worden, um nach Deiner achtbaren Person zu fahnden. Erwischen sie Dich in diesem halbverbrannten Aufzuge, so wird Dein Prozeß nicht lange dauern."

Ned schwieg, starr vor Entsetzen, und bedeckte sein fieberglühendes Gesicht mit beiden Händen.

„Nur schnell, Bruder Wilderer," fuhr Jener fort, Du mußt diese Gegend augenblicklich verlassen, das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann. Es wäre Schade um die glänzende Zukunft, die Deiner noch wartet. Ich will Dir eine Empfehlung an einen alten Freund in Newgate mitgeben, und Du wirst Deinen Weg machen. Da Du jedoch für die Reise etwas Geld nöthig hast, so komme ich, Dich zu der gestern verabredeten Expedition abzuholen."

„Wie, Du wolltest . . . ." entgegnete Ned, ohne die Augen aufzuschlagen."

„Zum Teufel ja, die Stunde ist gekommen; vorwärts!" Bei diesen Worten faßte er Ned an der Schulter, und rüttelte ihn unsanft. Dadurch erwachte Lily, die, in ihre Decke gehüllt, auf dem Schooße des jungen Mannes eingeschlafen war. Sie schrie laut auf.

„Was zum Henker ist das?" rief Turnship überrascht, „ein Kind!"

„So ist es," entgegnete Ned, und nahm die Decke von der kleinen Lily. Diese schwieg, betrachtete staunend die Bäume, den Himmel, die Sonne, und begann zu lächeln, in dem sie die Händchen nach Neds Gesicht ausstreckte.

„Was Teufel willst Du mit dem kleinen Wurm? Wirf ihn doch schnell in einen Graben! — Also Familienvater; das fehlte noch!"

Lily lächelte immer noch, indem sie Ned liebkoste.

„Vorwärts," drängte Turnship ungeduldig, die Zeit ist kurz, gehst Du mit?"

„Freilich," sprach Ned nach einer Pause, wird mir keine andere Wahl übrig bleiben! Aber — dieses Kind? Zeige ich mich, um es Weg zu übergeben, so bin ich verloren . . . . und behalten kann ich es doch auch nicht."

„Das versteht sich; zu unserer-Expedition können wir kein unmündiges Kind gebrauchen. Da hätte ich einen schönen Gehülfen an Dir! Meinst Du, ich bin hierher gekommen, um eine Kindsmagd zu meinem Vorhaben abzuholen? Fort also mit dieser werthlosen Puppe!"

„Meinst Du etwa, ich habe das Kind mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet, um es zu tödten? Es bleibt mir nur ein Ausweg. — Hast Du Geld bei Dir?"

„Allerdings, aber wozu das?"

„Das sollst Du sogleich sehen." Bei diesen Worten löste er das kostbare Halsband ab, welches Lily trug, und fuhr fort: „Gib mir zwei Guineen dafür; Du kannst mindestens das Doppelte daraus lösen."

„Gut, sagte Turnship, das Halsband nehmend, ich verstehe jetzt; Du bist nicht so einfältig als ich

meinte, und hast einen ziemlich klugen Streich im Sinn. Aber nimm Dich in Acht, mein Junge, das Spiel kann gefährlich werden.

„Das wird sich zeigen," entgegnete Ned mürrisch, „wo ist das Geld?"

„Hier hast Du es, und noch ein Stück Brod in den Kauf. — Wann sehe ich Dich wieder?"

„Das kann ich nicht bestimmen — ich gehe sehr weit fort . . . . . Lebe wohl!"

Er ergriff sein Gewehr und seinen Stab, wickelte Lily in ihre Decke, und verschwand im Dickicht, ohne sich umzuschauen.

Nachdem er den Wald unaufhaltsam durchschritten, war die Sonne am Untergehen. Anstrengung und Müdigkeit hatten ihn fast gänzlich erschöpft. Lily hungerte, und sie begann zu weinen. Da näherte er sich einer einzeln stehenden Hütte und klopfte an der Thüre. Eine Frau schaute ängstlich zu einem über derselben befindlichen Fenster heraus, und fragte mit forschenden Blicken auf Ned:

„Was verlanget Ihr?"

„Könnt Ihr mir, gegen Bezahlung versteht sich, etwas zu essen geben? Ich bin hungrig und müde."

„Hier ist kein Wirthhaus," brummte die Frau; „auch seht Ihr mir nicht aus wie ein Reisender. Geht Euerer Wege."

„Sehr gern," sprach Ned bitter; „seyd aber nur wenigstens so gefällig und saget mir, wo ich hier in der Nähe etwas Milch für mein Kind bekommen kann. Die arme Kleine stirbt mir sonst vor Hunger und Durst."

„Euer Kind?" fragte die Frau überrascht.

Ohne zu antworten, nahm Ned die Decke von der Kleinen, die zu weinen aufhörte, und neugierig die Bäuerin betrachtete.

„Armes Närrchen!" versetzte diese, als sie Lily's schönen Lockenkopf erblickte; warum habt Ihr denn das nicht gleich gesagt? Ich werde Euch im Augenblicke Milch bringen; setzt Euch unterdessen auf die Bank."

Nach einer kleinen Weile öffnete sie das Fenster des Erdgeschosses, und reichte zwischen dem Gitter Ned eine Tasse mit Milch hinaus.

„Ich bin," sprach sie, „jetzt zufällig ganz allein im Hause, und kann Euch deßhalb nicht wohl öffnen. Aber hier habt Ihr Brod und Schinken; gleich werde ich Euch auch ein Glas Bier bringen, denn Ihr scheint mir äußerst ermüdet zu seyn . . . . . In der That, ein allerliebstes Kind. Gehört es Euch? Für einen Familienvater seht ihr mir sehr jung aus."

„Seine Mutter ist jünger noch als ich; ich bin eben im Begriffe, mich zu ihr zu begeben."

Der mäßige Imbiß war bald verzehrt, und Ned schickte sich zum Bezahlen an.

„Ach lasset das gut seyn," sprach die Bäuerin; Ihr scheint mir als Familienvater überhaupt nicht in den besten Umständen zu seyn. Es hat mich gefreut, Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.

Ned dankte herzlich, erkundigte sich noch, wo er wohl ein Nachtlager in der Nähe werde finden können, und machte sich auf den Weg. Nicht sehr weit von da begegnete ihm ein reisender Krämer. Von diesem kaufte er eine Tuchjacke und einen breitrandigen Strohhut, schnitt sich die Haare ab, und gelangte in dieser Verkleidung glücklich in das ihm bezeichnete Wirthshaus, wo man ihm ein Lager im Stalle anwies.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckungen am Aequator.

(Schluß.)

Als Du Chaillu ihnen zu ihrer großen Enttäuschung erklärte, daß Pulver und Rum fabrizirte Dinge wären, bot ihm der König zum Dank für die Ehre seines Besuchs alle Frauen des Dorfes an. Er konnte nicht begreifen, warum Du Chaillu dieß ausschlug, und wollte nicht glauben, daß die Weißen nur eine Frau haben dürfen. Dieß erschien ihm als das erstaunlichste von Allem, was er bisher gehört und selbst die Frauen sagten, das sey ein sonderbares, schlechtes Gesetz. Darüber aber waren alle einverstanden, daß Rum der werthvollste Besitz der Welt und die Grundlagen jeder Glückseligkeit sey.

Von Kap Lopez begab er sich nach dem Cammagebiet, $1^1/_2$ Grad südlich vom Aequator. Dort gab es gleich Anfangs Streit um ihn zwischen zwei Stämmen, die beide wollten, daß er bei ihnen sein Lager aufschlage. Ein afrikanischer Häuptling gleichviel ob er etwas zu verkaufen hat oder nicht, ist ebenso versessen auf eine Faktorei als eine amerikanische Stadt auf eine Eisenbahn. Du Chaillu ließ sich am Napoulonayfluß nieder, wo er einige Hütten baute, die er natürlich Washington nannte. Von dort aus unternahm er Streifzüge und Jagden ins Inland. Eingeborne brachten ihm einen jungen lebenden Gorilla. Alle meine Beschwerden in Afrika waren in dem Augenblick vergessen, sagte er, als ich den sich hart sträubenden Wilden ins Dorf ziehen sah, es war ein Gorilla Gamin, $2^1/_2$ Jahr alt und $2^1/_2$ Fuß hoch, aber böse und eigensinnig wie ein Alter. Die Jäger hatten seine Mutter erschossen und über die Waise ein Tuch geworfen, aber der kleine Kerl war schon so stark und boshaft, daß er sie beständig anfiel, und sie ihn nur mit einem Gabelstock durch den sie das Tuch um den Hals festdrehten, festhalten und in sicherer Entfernung eskortiren konnten. Alle Mittel, ihn zu zähmen, waren vergeblich, er war unheilbar mürrisch und böse; wenn er sich losmachte und im Zimmer herumsprang, mußte

er mit Netzen gefangen werden und vier Neger hatten ihre liebe Noth damit, denn er war so schwer zu halten, wie ein betrunkener Irländer. Er sprang gegen jeden, der sich ihm näherte, verbiß das Bambusrohr am Hause und stierte die Vorübergehenden mit giftigem, stählernem Blicke an. Der undankbare Raufbold starb nach einer Gefangenschaft von nur wenigen Wochen.

Dort traf Du Chaillu auch viele Flußpferde, Marabus, den Aegyptischen Ibis, Heerden von Pelikanen und außerordentliche fischreiche Flüsse; von hier gelangte er an den See Anengue, wo er bei niedrigem Wasserstand ganze Inseln von schwarzem Koth sah, die von Krokodilen wie besäet waren; er schoß einige von ungewöhnlicher Größe. Einst sah er ein Krokodil aus dem Wasser schnellend eine Gazelle packen und war über die Schnelligkeit des Thieres ganz erstaunt. Eingeborene erzählten ihm, daß Krokodile oft nach hartem Kampf selbst Leoparden packen.

Die wichtigste Entdeckung Du Chaillus in dieser Gegend ist die des Nester bauenden Affen, der sich, da sein Kopf kahl ist, ein Obdach baut; er bemerkte ein solches Nest auf den oberen Aesten hoher Bäume und fragte, Okabi, seinen schwarzen Bedienten, ob Jäger dort oben schliefen, hörte aber zu seinem Erstaunen, daß Affen, die Nshiego mbouve, dieses Nest bauen. Männchen und Weibchen sammeln belaubte Zweige für das Dach und Weinreben, um es fest zu binden. Letzteres geschieht so nett und das Dach ist so fest und rund, damit der Regen abläuft, daß Du Chaillu kaum glauben wollte, es sey nicht durch Menschenhand entstanden, bis er Affen im Neste sah. Das Männchen ist allein der Architekt, das Weibchen trägt das Material herbei; doch bewohnen beide verschiedene Bäume, so wie dieser Affe nie in Heerden zu finden ist. Später sah Du Chaillu abgelegene vereinzelte Nester von allen silberhaarigen Affen bewohnt, die als Eremiten sich zurückgezogen hatten.

Einmal stieß Du Chaillu auf ein Gorillaweibchen, das sein Junges säugte, er erschoß die Mutter und bemächtigte sich des Jungen, das zwar weniger wild sich zeigte, aber aus Mangel an zweckmäßigem Futter bald starb. Er drang dann weiter ins Inland vor und erreichte die Alpenkette, seine große geographische Entdeckung; sehr ermüdet und Mangel an Lebensmitteln leidend, mußte er von dort aus am Neujahrstag von 1859 die Rückreise antreten. Auf dieser entdeckte er einen andern Affen, der immer Kola-Kola schreit, und den die Eingeborenen Kola-Kamba nennen; auch fing er einen kleinen Nshiegoaffen mit ganz weißem Gesicht, worüber die ihn begleitenden Neger spotteten, den kleinen Affen seinen Freund nannten, der glattes Haar habe wie er. Dieser kleine Affe war bald gezähmt, antwortete auf den Ruf Tommy und lebte 5 Monate, blieb aber immer ein unverbesserlicher Dieb; sobald er Du Chaillu eingeschlafen glaubte, plünderte er die Hütte aus und wenn jener nur die geringste Bewegung machte, stellte er sich, als sey er so eben hereingekommen, um ihn zu liebkosen. Vor Allem liebte er schottisches Bier (Scotch Ale) und Branntwein; wenn er den Stopfen nicht herausziehen konnte, zerbrach er die Flasche und wurde dann völlig betrunken gefunden. Die größte Landplage, unter welcher Du Chaillu zu leiden hatte, waren neben Schlangen Ameisenschwärme.

Außer der Wasserscheide des inneren Afrika hat Du Chaillu mithin das Thier gefunden, daß Hanno und seine karthaginiensischen Gefährten bei ihrer Fahrt an der afrikanischen Küste als haarige Menschen des Gorillastammes schildern, welche sie wegen ihrer Wildheit nicht gefangen halten konnten, daher tödten mußten und deren Haut nach Karthago brachten, wo sie unter anderen Merkwürdigkeiten im Tempel der Juno aufgehängt wurde. Die, welche Scipio unterlagen, konnten natürlich gegen die Gorilla nichts ausrichten, denen nur mit Schießpulver beizukommen ist. Trifft der Jäger nicht auf den ersten Schuß, so wird seine Flinte wie ein Rohr zerbrochen und seine Jagdfreuden sind zu Ende.

Die Beschreibung der Negerstämme, bei denen Du Chaillu sich aufhielt, ist fast ebenso interessant als seine Erforschungen von Affen. Gegen Weiße sind sie zuvorkommend und gutmüthig, unter sich aber rachsüchtig und boshaft aus eingefleischtem und blutgierigem Aberglauben. Du Chaillu sah Strafen wegen Hexerei vollziehen, welcher die Afrikaner alles ihnen Unerklärliche zuschreiben, die an Grausamkeit Alles übertreffen.

Er sah einmal ein Negerweib an einen Baum gebunden, die an mit rothem Pfeffer ausgeriebenen Wunden gestorben war. Und derselbe Afrikaner, dessen Fetisch- und Teufeldienst ihn oft selbst zum Teufel macht, ist sonst ein glücklicher, liebenswürdiger Wilder und gar nicht ohne solche Bedürfnisse, die ihn zur Zivilisation hindrängen. Er glaubt, der Tod mache Allem ein Ende und sammelt doch Güter und Vieh; er betrachtet eine Uhr als Geist und schätzt doch ihren Werth nach Elfenbein. Diese Stämme haben einen Zukunftswerth, sie mögen völliger Zivilisation unfähig seyn, sind aber gewiß Werkzeuge in unserer Hand zur Förderung ihres eigenen Wohles, und auch des unsrigen, wenn wir diese Entdeckungen zu nützen verstehen und die Spuren dieser Pionniere der Zivilisation weiter verfolgen.

Mannigfaltigkeiten.

Den wiederholten Bemühungen des Komites des Nürnberger Säugerfestes ist es gelungen, eine Fahr-

preis-Ermäßigung auf den Eisenbahnen für die Sänger zu erwirken. Die Kompositionen welche von 16 Komponisteuren für das deutsche Sängerfest eingesandt wurden, sind folgende: 1) Becker in Würzburg: „Hymne." 2) Kalliwoda in Donaueschingen: „Danklied." 3) Abt in Braunschweig: „All-Deutschland." 4) Tschirch in Gera: „An die Deutschen." 5) Möhring in Neuruppin: „Allgemeines Schlachtgebet." 6) Neeb in Frankfurt: „Hymnus". 7) Methfessel in Braunschweig: „Festgesang." 8) Gg. Emmerling in Nürnberg: „Des Sängers Herz." 9) Otto in Dresden: „Den 23. Psalm." 10) Fr. Lachner in München: „Sturmesmythe." 11) Grobe in Nürnberg: „Unser Hort." 12) V. Lachner in Mannheim: „Frühlings-Gruß." 13) Hiller in Köln: „An das Vaterland." 14) Kücken in Stuttgart: „Der deutsche Landsturm." 15) Storch in Wien: „Ermanne dich, Deutschland." 16) Herzog Ernst zu Koburg: „An die deutsche Trikolore."

In dem in Leeds erscheinenden „Yorkshire Examiner" findet sich folgendes Kuriosum: Herr John Smith, welcher seit Jahren seine früheren Reisen in Deutschland eingestellt hatte, weil er sich in den Wirrwarr der Thaler, Gulden, Mark, Schillinge, Albus, Gute-, Marien- und Silbergroschen, Kreuzer, Grote nicht mehr finden konnte, erfuhr zu seinem Erstaunen von einem Bekannten, welcher eine deutsche Goldkrone als Kuriosum mit nach Leeds gebracht hatte, daß diese Münze bereits seit sechs Jahren existire, für das ganze einige Deutschland geschlagen, und daß gemäß Gesetz und Bundestags-Beschluß ein gleicher Kurs dafür bestimmt sey. Unser guter Smith, welcher trotz der Warnung der „Times" (von Macdonald) Sehnsucht nach dem Rheine hat, beauftragt seinen Banquier, ihm Goldkronen zu verschaffen, und reist damit fröhlich nach Aachen. Hier aber will der Wirth, der Eisenbahnbeamte, der Schneider, der Magazinier und alle Welt, womit er in Verbindung kommt, die Goldkrone nicht kennen, und er tröstet sich damit, daß man ihm die willkommenen Ausländer, Livres Sterling und Napoleons, ohne Verlust abnimmt, sogar die Eisenbahn bequemt sich dazu, und er reist mit seinen Kronen nach Köln, wo er zuerst Sachen, welche er aus England mitgebracht hat, versteuern will. Am Steueramte aber kennt man die deutsche Krone nicht, und selbst des Königs Wappen, worauf sich der Engländer bezieht, wird nicht respektirt; er reist nach Hannover, Hessen, Sachsen, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Nassau u. s. w. überall — kennt man die deutsche Krone nicht. Seine Klagen finden nirgendwo Beachtung, und die meisten Reisegefährten machen ihm sogar den Vorwurf, daß es sehr unvorsichtig von ihm gewesen sey, den deutschen Kronen zu trauen; nur einer derselben nimmt sich seiner und der armen Goldmünzen an, indem er sich bei der Rückreise zur Auswechslung empfiehlt und seine Karte überreicht als X. und Comp., Geldwechsler in Köln.

[Münchener Fortschritte in gewerblicher Beziehung.] 1) Die Obstler dürfen keinen Reis verkaufen, weil Reis kein Obst ist, sondern zu den Früchten gehört. 2) Die Früchtenhändler dürfen aber keine Erbsen führen, obwohl die Erbse als Frucht gilt. Dafür steht der Verkauf von Erbsen den Obstlern zu, obwohl die Erbsen weit entfernt sind, ein Obst zu seyn. 3) Die Obstler handeln nicht mit Häringen, das läßt sich erklären, aber die Früchtenhändler dürfen Häringe führen! Von diesen Gewerben kann man also nicht sagen: „An ihren Früchten — sondern an ihren Häringen werdet ihr sie erkennen." Sieht man an einem Obstlerladen Häringe hängen, so ist dieser Obstler kein bloßer Obstler, sondern auch ein Früchtenhändler. Gehen die Häringe ab, so gehört der Inhaber des Obstlerstandes wirklich nur zum Stande der Obstler. (Punsch.)

In diesen Tagen ist zu Berlin ein Verein ehemaliger schleswig-holsteinischer Kampfgenossen zusammengetreten, der zum Zwecke hat: 1) Besprechung gemeinsamer Interessen; 2) Gewährung von Beistand mit Rath und That; 3) Feier der wichtigsten Momente der schleswig-holsteinischen Erhebung; 4) feierliches Begräbniß verstorbener Kameraden. Mitglieder des Vereins können seyn: 1) diejenigen, welche in der schleswig-holsteinischen, oder einer andern deutschen Armee die Waffen gegen Dänemark getragen haben; 2) diejenigen, welche besondere Sympathien für die Herzogthümer hegen. Der Verein, dessen Statuten der königl. Behörde bereits zur Genehmigung unterbreitet sind, erfreut sich lebhafter Theilnahme.

Logogryph.

Gemüthlich lebt von mir der Reiche.
Nimmst du mir Kopf und Schwanz, so schwimm ich auf dem Teiche
Als Wasservogel; nimm auch diesen Schwanz
Und Kopf! so bleibt des Vogels Name dennoch ganz.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 142 Samstag, 15. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

Als er mit dem anbrechenden Tage aufgestanden war, und ein kärgliches Frühstück zu sich genommen hatte, vernahm er Pferdegetrappel, das im Hofe aufhörte, dann die rauhe Stimme eines Mannes, der mit dem Wirthe ein Gespräch anknüpfte, das ihn, als er es theilweise vernahm, vor Entsetzen schaudern machte.

„Ein Wilderer?“ wiederholte nämlich der Wirth.

„Wie ich Euch sage, der einer Brandstiftung verdächtig ist,“ versetzte der Angekommene; „ein großer Kerl, mit langen, fuchsrothen, bis über die Schultern herabhängenden Haaren, in einem blauen Kittel mit breitem, ledernem Gürtel; kurz mit einem Aussehen, wie ein wahrer Strauchmörder.“

„Groß, rothhärig . . . blauer Kittel mit Ledergürtel . . . . So ein Kerl ist mir nicht vorgekommen.“

„Sind gestern und heute keine Reisenden bei Euch eingekehrt?“

„Doch, doch;“ ein Ochsenhändler, den ich sehr gut kenne, zwei beurlaubte Soldaten, ein Ehepaar aus der Nachbarschaft, und ein junger Ackerknecht, der wahrscheinlich nebst seiner schon vorausgegangenen Frau in einen Dienst tritt, und sein Kind, wie eine Wärterin, auf dem Arme mit sich trägt . . . . sonst Niemand.

„Gut! Der Kerll hat sich wahrscheinlich nach der andern Seite gewendet, oder hält sich im Walde verborgen. Für den Fall jedoch, daß er bei Euch einkehren sollte, übergebe ich Euch hier seine Personalbeschreibung. Erscheint er, so setzet ungesäumt den Friedensrichter davon in Kenntniß.“

„Ich werde mir's merken.“

„Gehabt Euch wohl!“

Kurz darauf vernahm man davon eilende Pferdetritte, und der bleiche, zitternde Norton war für jetzt gerettet. Er athmete tief auf, nahm Lily, umarmte sie mit Entzücken, und lispelte ihr zu:

„Ich habe Dich gerettet, theures Kind, und jetzt rettest Du mich!“

Er bezahlte dem Wirth seine Zeche, und beeilte sich, diese Gegend zu verlassen.

Unaufhaltsam eilte er fort, so viel es seine Kräfte nur immer zuließen, bis er endlich in die Nähe von London gelangte. Hier glaubte er sich in Sicherheit.

* * *

In einem jener rauchgeschwärzten Dörfer, welche gleichsam den Gürtel Londons bilden, und deren lärmende Werkstätten den ganzen Tag von Hammerschlägen ertönen, erleuchtete ein schmales Fensterchen ein kleines Zimmer. An diesem Fenster stand, mit dem Arm auf dessen Brüstung gelehnt, ein Mann, der traurige Blicke auf den durch Rauch und Nebel verfinsterten Himmel warf. Der Mann war Ned Norton — jedoch mächtig verändert.

Er war in die einfache, aber reinliche Tracht eines Metallarbeiters gekleidet. Sein Gesicht hatte nicht mehr den ihm früher eigenen Ausdruck von wilder Rauhheit, wohl aber die strenge Regelmäßigkeit der Züge; seine Hautfarbe war nicht mehr gebräunt wie früher, allein sie verrieth, daß er körperlich und geistig leide. In der That war er auch in beständiger Aufregung, und jetzt wieder verdüsterte sich sein Blick, als er am Fenster seinen trüben Gedanken sich hingab.

„Welch finsterer Himmel!“ rief er endlich, „hier sieht man nichts als Rauch und Dächer! Nirgends ein Baum; nicht einmal ein Vogel! — Ein abscheuliches Leben!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und ein betagtes Weib trat ein.

„Ah, seyd Ihr es, Mutter Bradcock,“ redete sie Norton an, „wo ist Lily?“

„Sie ist unten, Herr Eduard, und sieht nach dem Pudding; ich werde sie Ihnen sogleich herbeholen.“

Die Alte deckte nun den Tisch zum bescheidenen Mahle, verließ dann das Zimmer, und kam bald, mit dem erwähnten Gerichte in der einen Hand zurück, während sie an der andern ein kleines Mädchen von drei bis vier Jahre führte, das behend auf Norton zulief, auf seinen Schooß kletterte, und ihn unter freudigen Ausrufungen umarmte. Diese unschuldigen Liebkosungen schienen Ned heiterer zu stimmen. Die finsteren Falten auf seiner Stirn verschwanden, und bald lächelte und schäkerte er mit der Kleinen, die ihn Vater nannte.

„Hat sich Lily brav gehalten, Mutter Bradcock?“ fragte er die Alte.

„Sehr brav, sie hat gelesen, sie hat genäht, wie eine erwachsene Person."

„Sehr gut. So werde ich ich sie auch nächste Woche zur Belohnung zum Polichinell führen."

Lily schrie freudig auf, und klatschte in die Händchen.

„Ein allerliebster Engel," sagte die Alte leise zu Ned; „und wie sie Ihnen ähnlich sieht, Herr Eduard."

„Meint Ihr?" entgegnete Ned mit bitterem Lächeln. „Ich finde im Gegentheil, daß sie große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter hat."

„Wie schmerzlich muß es für Sie gewesen seyn, die theure Gattin zu verlieren," fuhr die Alte nach einer Pause fort, als sie bemerkte, daß Ned von traurigen Gefühlen ergriffen schien. — „Wenn man wahrhaft liebt, thut das Scheiden so unendlich weh! — Und ich sehe es, Sie sind ihr noch immer treu. — Es wäre freilich hart für die Kleine, wenn sie eine Stiefmutter bekäme . . . . . In Ihrem Alter und als geschickter Arbeiter ist es freilich schön von Ihnen, daß Sie sich so ganz diesem Kinde widmen. Erst diesen Morgen hat es auch Fräulein Jenny gesagt."

„Ah, die Tochter des Weinhändlers!" entgegnete Ned gleichgültig . . . „Nimm Dich in Acht, Lily, Du wirst Dich brennen."

„Ich kann Ihnen sagen, daß ihr Vater Sie sehr hochschätzt; und wenn die leidige Geschichte mit James Cor nicht vorgefallen wäre, so . . ."

„Er ist ein anmaßlicher Grobian!" unterbrach sie Ned, indem er die Augenbrauen mächtig in die Höhe zog. „Wenn ich ihm begegne, so schlage ich ihm die Rippen entzwei."

Die Alte schwieg klugerweise.

„Ein frecher Bengel," fuhr Ned mit steigendem Ingrimm fort, „der sich einbildet, weil wir in derselben Werkstätte arbeiten, er dürfe mit mir umgehen . . . . . Aber nur Geduld; er ist das Erstemal viel zu wohlfeilen Kaufes davon gekommen; treffe ich ihn wieder . . . ."

„Vater," unterbrach ihn Lily, „ist es denn wahr, daß Polichinell einen doppelten Buckel hat, weil er unartig gewesen ist, und immer mit seiner Peitsche dreinschlägt?"

„Wer hat Dir das gesagt?" sprach Norton.

„Billy Fernley."

„Nun, so belehre sie, daß nicht jeder unartige und grobe Mensch buckelig ist."

„Das dachte ich doch auch!" entgegnete Lily mit nachdenklicher Miene.

Norton lachte laut auf, und nahm Lily auf den Schooß, um sie zu liebkosen.

Als bald darauf das Nachtessen beendigt, und Lily zu Bett gebracht war, blieb Norton allein mit seinen düsteren Gedanken. Seit ihm eine höhere Fügung dieses Kind anvertraut, und mit dem lieben, kleinen Wesen auch die Pflicht übertragen hatte, für dessen Wohl zu sorgen, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, auf seine freie, sturmbewegte Lebensweise zu verzichten, einen Stand zu ergreifen, den er früher verschmäht hatte, und wieder ein bescheidener, friedliebender Gewerbsmann zu werden. Aber die einförmige, sitzende Lebensweise in der Werkstätte behagte dem verwegenen Wilderer nicht, der an das unstäte, freibeuterische Leben des Waldes gewohnt war; er mußte freien Raum, Bewegung, Luft und Sonne haben.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Cavour.

(Aus dem Schwäbischen Merkur.)

Camillo Benso di Cavour ist am 14. Juli 1810 zu Turin aus einer alten Familie geboren, die jedoch erst unter Karl Albert in den Grafenstand erhoben wurde. Er schlug Früh die militärische Laufbahn ein, trat unter die Genietruppen und war bei den Befestigungsarbeiten beschäftigt, die am Fuß des Mont Cenis erbaut wurden. Da seine liberalen Ansichten seiner Beförderung im Weg standen, nahm er seinen Abschied und brachte einige Winter zu Paris zu. Zur Zeit der Reformbewegung im Jahr 1847 gründete er mit dem Grafen Balbo das liberale Journal il Risorgimento, welches hauptsächlich volkswirthschaftliche Fragen behandelte. Im Jahr 1848 während des Kriegs mit Oesterreich spielte er eine untergeordnete Rolle, da er sich von der demokratischen Partei überholt sah. Nach der Niederlage von Novara aber (23. März 1849) und dem Sturz der extremen Partei trat er in die Abgeordnetenkammer und folgte bald Santa Rosa als Handelsminister. 1851 wurde er außerdem mit dem Finanzministerium betraut. Seine Hauptaufgabe war, die durch den unglücklichen Krieg herbeigeführten Verluste wieder einzubringen und ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Die Schwierigkeiten der Lage hinderten ihn nicht, dem Beispiel der englischen Regierung auf dem Weg des Freihandels zu folgen, was eine heftige Opposition gegen ihn in der Kammer, sowohl von der linken als von der rechten Seite hervorrief. Im Jahr 1852 brach der Graf offen mit seinen Kollegen Deforesta und d'Azeglio, um sich der vorgerückten Partei zu nähern, und verließ auch das Ministerium eine Zeit lang. Doch bald kehrte er als Ministerpräsident zurück und blieb seitdem beständig, nur mit kurzer Unterbrechung, an der Spitze der Regierung, gestützt von einer starken Mehrheit, die ihm gegen die äußersten Parteien große Stärke verlieh. In inneren Fragen bekannte er sich unverrückt zu den Prinzipien von 1789: Freiheit der Presse, des Worts, des Verkehrs. Die Rechte, welche durch die Verfassung von 1848 garantirt sind, wurden von ihm stets auf's Gewissenhafteste beobachtet. Außerdem hielt er die

Rechte des Staats den Privilegien des Klerus gegenüber aufrecht. Sein Ziel war in dieser Beziehung möglichste Trennung von Kirche und Staat. In diesem Sinne setzte er den Verkauf der Güter in todter Hand durch und entzog den religiösen Körperschaften das Monopol des Unterrichts. Die letzten Schritte auf dieser Bahn zu thun, und namentlich an der Durchsetzung der Zivilehe verhinderte ihn die klerikale Opposition und die Einsprache des Vatikans. Die Hauptfrage für Piemont war jedoch die Unabhängigkeit und Einigung Italiens. Um sich zu der Durchführung der nationalen Idee den Beistand der Westmächte zu sichern, rieth Cavour dem König, sich am Orientkriege zu betheiligen. Nach dem Krieg suchte er die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich bestens auszunützen durch Gefälligkeiten, die er jener Macht erwies (Abtretung des Hafens von Villafranka). Bekanut ist, wie er auf dem Kongreß zu Paris (1856) zum Erstenmal die italienische Frage offen zur Anregung brachte, indem er die Beschwerden der unter der österreichischen und der päpstlichen Regierung lebenden Bevölkerung darlegte. Als der Kongreß sich für inkompetent erklärte, brachte Cavour die Klagen und Wünsche Italiens den einzelnen Höfen zur Kenntniß, und nun erhoben sich in Italien selbst jene nationalen Demonstrationen, die durch die Subskription für die Ausrüstung der Festung Alessandria eingeleitet wurden. Oesterreich betrachtete diese Subskription als Kriegsdrohung und rief seinen Gesandten aus Turin zurück. Aber Cavour, bauend auf die Sympathien der Westmächte und gestützt von der nationalen Bewegung, bereitete sich gerüstschlos vor auf die Wechselfälle der Zukunft. Man weiß, welch großen Antheil er an den rasch auf einander folgenden Ereignissen von 1850 bis 1860 hatte. Sein Besuch zu Plombieres im Herbst 1858 leitete die Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon ein. Am 10. Januar 1849 hielt Vittor Emanuel die bekannte Thronrede, worin er sich zum Organe des „Schmerzensschreis" Italiens machte und die Völker Italiens aufrief, sich um ihn zu schaaren. Bald darauf folgte die Heirath des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Klotilde, das öffentliche Anzeichen der Allianz mit Frankreich. Nach vergeblichen Versuchen, einen Kongreß zu Stande zu bringen, brach der Krieg aus (29. April 1859). Während des Kriegs waren die Anstrengungen Cavour's vor Allem auf Mittelitalien gerichtet. Die Herzogthümer und die Romagna erhoben sich gegen ihre Regierungen. Der Friede, welcher so plötzlich nach der Schlacht von Solferino geschlossen wurde, schien, obwohl er die Lombardei an Vittor Emanuel gab, die Triumphe der Cavour'schen Politik in Mittelitalien wieder zu nichte zu machen, und er reichte deßhalb seine Entlassung ein. Gleichwohl besaß er einen entscheidenden Einfluß auf die Bewegung, welche im Widerspruch mit den Bestimmungen von Villafranka stark genug war, die Rückkehr von Toskana, Parma, Modena und der Romagna unter ihre früheren Souveräne zu vereiteln. Am 21. Januar 1860 trat er wieder in das Ministerium ein und ratifizirte im März die Vereinigung dieser Provinzen mit der sardinischen Monarchie, indem er fast zu gleicher Zeit (24. März) mit Frankreich den Vertrag über die Abtretung von Nizza und Savoyen unterzeichnete. Bald darauf begann Garibaldi seine heimlich von Cavour unterstützte Expedition nach Sizilien und Neapel, deren glücklicher Erfolg nunmehr den Weg eröffnete zu der Anwendung von Cavour's Prinzipien auf die ganze Halbinsel, während früher auch er kaum den Gedanken gehabt haben mag, ganz Italien und namentlich auch das neapolitanische Königreich unter dem Scepter Viktor Emanuel's zu vereinigen. Sein Tod fällt gewissermaßen zusammen mit einem ersten Abschluß des italienischen Einigungswerkes, die denn seine letzte Maßregel war, die italienische Armee auf den Friedensfuß zu stellen, und ein günstiges Geschick ihm noch vergönnte, das erste Fest der italienischen Einigung wenigstens zu erleben, wenn auch nicht mehr mitzufeiern.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 5. Juni: Jetzt ist Blondin, der Seiltänzer, der Held des Tages. Die Ferien, die ihm die nordamerikanischen Vorgänge aufgezwungen haben, hat er zu einem Ausfluge nach England benutzt, und statt des Niagara-Falles sieht jetzt Sydenham und der Krystall-Palast seine Künste. Er produzirte sich am 1. Juni zum Erstenmale im Krystall-Palaste, und der Erfolg war ein ungeheurer, d. h. die Bewunderung über die Sicherheit Blondin's auf dem schwankenden Seile und das peinliche Gefühl, daß er im nächsten Augenblick zuverlässig den Hals brechen werde, waren gleich groß. Die Schaubühne, nämlich das Seil, war 350 Fuß lang und die Länge des Mitteltrausepts hindurch, etwa 180 Fuß über den Boden, gespannt. Trotz Winden und Schrauben und angehängten Gewichten betrug dessen Neigung gegen die Mitte immer noch 12 Fuß, im Uebrigen erklärte der Künstler, daß das Podium nichts zu wünschen übrig lasse. Statt des Niagara hatte er ein Menschengewühl zu seinen Füßen, und an 10,000 Neugierige hielten die Gallerien besetzt, von wo aus man das Schauspiel recht genießen konnte. Eröffnet wurde die Produktion mit „God save the Queen" („God save Blondin" wäre angezeigter gewesen), und gleich darauf erschien der Wundermann auf dem Seile, im obligaten Seiltänzerkostüme, mit einem Straußen-Federbarret auf dem Haupte. Weiter kein Einkreiden der Fußsohlen oder des Seiles wie bei gewöhnlichen Seiltänzern. Eine Balancirstange von 30 Fuß Länge und gegen 40 Pfund Schwere in der Hand, so

machte er sich ohne viel Brimborium auf den Weg. Anfangs langsam, allmälig schneller bis zur Mitte, endlich im raschen Tempo eines Menschen, der die Post nicht versäumen will und gute Lungen im Leibe hat. Denselben Spaziergang machte er hierauf rücklings, und war er müde, schlug er natürlich ein paar Purzelbäume auf dem Seile, vor- oder rückwärts, je nach Bedürfniß. Gelegentlich legte er sich auf den Rücken oder stellte sich auf das rechte oder linke Bein, oder auf den Kopf, oder er glitt auch absichtlich mit einem Fuße von Seile ab, damit es Jedem möglichst grausig ums Herz werde. Dann folgten Produktionen höherer Art, als da sind kombinirte Purzelbäume und waghalsige Stellungen, und endlich zum Schlusse ein Spaziergang über's Seil mit verbundenen Augen und mit einem Sack über dem Kopfe obendrein, der ihm bis an die Knie reichte. Wohlgemerkt, vor- und rückwärts, stellenweise rasch laufend und in der Mitte Purzelbäume schlagend. Ende gut, Alles gut, es passirte kein Unglück, auch sah seine Frau mit seinen Kindern dem gefährlichen Spiele so gemüthlich zu, als hätte der Vater auf der Terra firma Flöte geblasen. Demnächst will er noch weit gefährlichere Tänze aufführen. Den Direktoren des Krystall-Palastes hat er in freundlicher Weise angeboten, sie auf dem Buckel übers Seil zu tragen oder in einem Schiebkarren hinüber zu befördern, was einstweilen dankbar abgelehnt wurde. Doch werden sich mit der Zeit Liebhaber solcher Expeditionen finden, davor braucht ihm in England nicht bange zu seyn. —

Man schreibt aus New-York, 30. Mai: Ueber den Charakter des Ober-Kommandeurs der Unionstruppen, Generals Scott, wird der „Weser-Zeitung" geschrieben: „Der General Scott, in dessen Händen die Leitung des Feldzuges liegt, ist einer der vorsichtigsten Feldherrn, der nicht eher losschlägt, als bis er seiner Sache vollkommen gewiß ist, und bis dahin, wo dies geschieht, sehr unpopulär zu seyn pflegt. Er spielt Wochen, Monate lang mit dem Feinde Schach, kaum hier und da einen Bauer schlagend, bis er auf einmal in wenig kräftigen Zügen den Gegner matt setzt. Sein Grundsatz ist, einen Feldzug mit so wenig offenen Schlachten als nur immer möglich, zu Ende zu führen. Das mag nicht napoleonisch seyn; es ist aber gerade die Methode, die im vorliegenden Falle die angemessenste ist. General Scott geht von der Ansicht aus, daß es sich mit der Würde der rechtmäßigen Landesregierung nicht vertragen würde, sich auf eine langwierige Prügelei, deren Ausgang herüber und hinüber schwankt, mit den Rebellen einzulassen, daß er ihnen dadurch unnöthigerweise ein gewisses „prestige" verleihen würde; daß der Krieg nie den Charakter der Bundesexekution verlieren darf, daß daher die Invasion des Südens nur mit einer ungeheuren Uebermacht stattfinden darf, die allen Widerstand vollkommen zermalmt und einen, wenn auch nur temporären Sieg der Rebellen unmöglich macht. Es ist wahrscheinlich, daß die Invasion auf zwei Seilen, vom Potomac aus und am Mississippi entlang, erfolgen, und es ist möglich, daß es nicht vor dem Herbste geschehen wird, da während der heißen Sommermonate die Armee im Süden zu viel von Krankheit zu leiden haben würde. Bis dahin wird man sich mit kleinen Scharmützeln begnügen müssen. So ward vor einigen Tagen eine bei Sewells Point (vor Norfolk) im Bau begriffenen Batterie der Rebellen durch zwei Kriegsschiffe zerschossen und es wird erwartet, daß das bei Fort Monroe unter General Butler zu konzentrirende Armeekorps einige weitere Aktionen derselben Art zu bestehen haben wird. Auch ein Kampf bei Fort Pickens, das, wenn er die Errichtung weiterer Belagerungswerke nicht verhindert, in ein ähnliche Lage, wie Fort Sumter gerathen wird, ist vielleicht in naher Zeit zu erwarten."

Der vor einigen Wochen von der Königin von England unter dem Namen „Viktoria-Stiftung" in das Leben gerufenen Stiftung für die Stadt Koburg und Umgegend ist Seitens der Stifterin in diesen Tagen eine andere gefolgt, welche den Namen „Stiftung der Herzogin Viktoria von Kent" führt. Dieselbe besteht in einem Kapital von 12,000 fl., welches die Königin laut einer besondern Urkunde dazu bestimmt hat, daß von dessen Abwurf diejenigen Verwilligungen an milde und gemeinnützige Anstalten in Koburg erfolgen, welche von der Herzogin von Kent zu deren Lebzeiten alljährlich bewirkt worden sind.

Das Oktoberfest findet im laufenden Jahre Sonntag den 6. Oktober statt. Auch dieses Jahr wurde angeordnet, „daß am Tage vor dem Hauptfestsonnlage von den Endpunkten der Staatseisenbahnen nach München ein Extrazug befördert werde, dessen Theilnehmer in der Art nur die halbe Taxe zu bezahlen haben, daß sie gegen das um den Betrag der ganzen Fahrtaxe für die Herreise gelöste Billet an einem beliebigen Tage bis zum Schluß des Oktoberfestes unentgeldlich wieder zurückbefördert werden."

In der königl. Erzgießerei in München wird nächsten Monat aus Rom das Gypsmodell einer Schillerstatue eintreffen, welche für Mannheim bestimmt ist, und binnen Jahresfrist vollendet werden soll.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 143 Sonntag, 16. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

So zerbrach der unwiderstehliche Hang zur Ungebundenheit nach und nach die Kette, die ihm ein unvermeidlicher Entschluß während einiger Zeit angelegt hatte. Er brachte diese Nacht fast schlaflos zu, denn eine fieberhafte Aufregung hielt ihn wach. Er begab sich des andern Morgens spät nach seiner Werkstätte, und machte sich mit widerstrebendem Herzen an die Arbeit, der man es dann natürlich auch wohl ansah. Der Aufseher, dem seine Trägheit nicht entgangen war, warf sie ihm vor. Dieses nahm jedoch Norton höchst übel auf. In dem Augenblicke, wo sich zwischen Beiden ein heftiger Streit entsponnen hatte, trat der Herr selbst ein, und untersuchte Neds begonnene Arbeit, über die er sich dann gleichfalls höchst mißbilligend äußerte.

„Wer ist der Stümper," fragte er unwillig, „der diese Pfuscherei gemacht hat?"

„Der Stümper . . . bin ich," entgegnete Ned, sich mit wildem Blicke ihm nähernd.

„Dachte ich es doch," versetzte Jener. Glaubet Ihr etwa, daß ich Euch bezahle, damit Ihr mir mein Material verderbet?"

„Genug der Worte!" unterbrach ihn Ned, vor Zorn erglühend, und einen Hammer schwingend, Sie nennen das eine Pfuscherei?"

„Zum Teufel ja, so nenne ich es!"

Bei dieser Aeußerung zertrümmerte Ned mit kräftigen Hammerschlägen seine ganze, in den Schraubstock gespannte Arbeit, so daß der Herr vor Schreck und Aufregung um einige Schritte zurücktrat.

„Sie sind mir für vierzehn Tage Arbeitslohn schuldig," sprach Ned mit mühsam unterdrückter Wuth, „ich will meine Rechnung abgemacht haben!"

„Auf der Stelle!" versetzte der Herr — „hier ist Euer Geld; aber nun geht sogleich, und lasset Euch nie wieder in meiner Werkstätte blicken."

„Haben Sie nicht bange, daß ich auch nur einen Augenblick länger hier verweile — ich weiß, was ich, einem solchen Manne gegenüber, der höchstens zum Sklavenaufseher taugt, meinem Ehrgefühle schuldig bin."

Kaum wenige Minuten später befand er sich bereits auf der Straße, und eite mit raschen Schritten von dannen.

Während er also zwecklos durch die Straßen schlenderte, fühlte er plötzlich, daß ihm Jemand von hinten auf die Achsel klopfte. Als er sich umschaute, erblickte er zu seinem Erstaunen Turnship, und zwar in sehr guter, geschmackvoller Kleidung.

„Ein glücklicher Zufall," sprach er zu Ned, „der mich hier mit Dir zusammenführt; denn ich war gerade im Begriff, einen geschickten und verständigen Arbeitergehilfen zu suchen."

„Einen Arbeiter?" fragte Ned überrascht; „seit wann sucht Meister Turnship einen Gehilfen? In welchem Fache der Gewerbsthätigkeit bist Du denn Unternehmer geworden?"

„Das werde ich Dir sogleich begreiflich machen. Ich betreibe ein industrielles Geschäft im Großen, und das Ding geht gar nicht übel, wie Du schon an meinem Aeußern sehen kannst. Auch fehlt es mir nicht an baaren Mitteln. (Hier zog er eine handvoll Geld aus der Tasche.) Nur möchte ich den Kreis meiner Thätigkeit erweitern, und suche deßhalb einige Mitarbeiter."

„So so! Ich fange an zu begreifen."

„Du wirst mich alsbald vollkommen verstehen. Du hast Verstand, Unternehmungsgeist und etwas Aristokratisches in Deinem Benehmen, das uns Leuten von gemeiner Herkunft abgeht. Außerdem bist Du ein geschickter Metalldreher. So vernimm denn meinen Plan: Von morgen an mache ich Dich zum vornehmen Mann, Ritter, Baronet, Marquis, wie Du willst. Du sollst eine allerliebste Wohnung, eine reizende Geliebte, einen vortrefflichen Tisch und einen wohlgefüllten Keller haben. Dann suchst Du Dir Freunde in den höheren Klassen zu erwerben. Man macht sich gegenseitige Besuche — bei dieser Gelegenheit verschafft man sich auf geschickte Weise Wachsabdrücke von Schlössern; man macht die erforderlichen Schlüssel, und dann — doch das Uebrige werde ich schon besorgen. Dabei führst Du ein herrliches Leben, genießest alle Freuden des Lasters und alle Ehre der Tugend. — Nun sprich, behagt Dir das?"

„Nein!"

„Wie zum Teufel, nein? Und warum?"

„Weil . . . . weil das ehrlose Diebshandwerk nicht meine Sache ist."

„Ah so! Entschuldigen Sie, Herr Baronet; Sie stecken also lieber Meiereien in Brand?"

„Turnship! ich sage Dir, verdammter Verläumder . . . ."

„Nun was denn? — Sey die Sache nun wahr oder falsch, man glaubt daran, Brüderchen, und so läuft es am Ende auf dasselbe hinaus. Zudem sind wir nicht so weit von Midteser entfernt, daß die Geschichte nicht auch hier ruchbar geworden seyn sollte."

„Das glaube ich nicht."

„Nun wohl; die Zukunft wird es lehren. Daß ich Dich übrigens hier, während der Arbeitstunden, unbeschäftigt auf der Straße herumschlendern sehe, ist mir ein Beweis, daß es um Deine Stelle windig aussehen muß, oder daß Du sehr arbeitsscheu geworden bist. — Ich will Dir Zeit lassen, über meinen Vorschlag nachzudenken."

„Ich zweifle sehr, daß ich jemals darauf eingehen werde."

„Das wird sich zeigen. Bedenke wohl, welch' glänzende Aussicht ich Dir eröffne; und dafür verlange ich bloß ein halbes Dutzend armselige Schlüssel, die Du mir machen sollst. Wo wollen wir uns wieder treffen?"

„In der Schenke bei Runninghorse," antwortete Ned nach einigem Bedenken.

„Es sey, auf Wiedersehen!"

Turnship entfernte sich; aber der Pfeil, den er auf Norton abgedrückt, hatte getroffen. Das Schwankende seiner Lage, der geringe Verdienst, die Unannehmlichkeiten seiner untergeordneten Stellung, das Streben seines Feuergeistes, eine Rolle in der Welt zu spielen, kurz Alles verlockte ihn vom geraden Wege nach der Irrbahn, die er im ersten Augenblicke verworfen, und die ihm Turnship mit so glänzenden Farben geschildert hatte.

Fast den ganzen Tag trug er die Gedanken, die seine Brust bestürmten, im Freien mit sich herum, und kehrte erst mit der sinkenden Nacht nach seiner finstern Kammer zurück.

Lily war bereits zu Bette gebracht worden. Kaum gedachte er ihrer. Er setzte sich still an seinen Tisch, und verfiel abermals in tiefes Nachdenken über den ihm gemachten Vorschlag, der ihm mit jeder Viertelstunde annehmbarer erschien, bis er endlich zu entschlummern begann. Da schlug unversehens ein kindliches Gelächter an sein Ohr. Er kehrte sich rasch um, und erblickte Lily, die leise aus ihrem Bettchen aufgestanden war, und dann unvermerkt den Tisch erklettert hatte, um ihrem vermeintlichen Vater gute Nacht zu sagen.

Die zärtlichen Liebkosungen der allerliebsten Kleinen und ihre sinnige Anhänglichkeit rührten und ergriffen Norton über alle Beschreibung, und brachten einen tiefen Eindruck auf ihn hervor. Beim Nachdenken über die neue, ihm so lockend gebotene Bestimmung hatte er die arme Lily ganz vergessen. Was sollte, wenn er den Vorschlag annahm, aus dieser künftig werden? Und dabei fielen ihm die empörenden Worten Turnships ein: „Entledige Dich schnell dieses kleinen Wurmes!"

„Gott verdamme den Unmenschen!" rief er unwillig, indem er Lily mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust schloß.

„Meine theure Lily, meine Engelskind! Du einziges Andenken an einen seligen Tag! — Nein, Du sollst nicht die angenommene Tochter eines Diebes werden! Morgen schon werde ich mich um andere Arbeit umsehen."

Und er hielt sein Wort. Er begab sich am folgenden Tage zu Meister Cornhill, dem Geldgießer. Dieser war ein ernster, magerer, kleiner Mann, übrigens, wie man allgemein sagte, gerecht gegen seine Arbeiter. Er besaß eine der bedeutendsten Werkstätten der ganzen Umgegend.

Nachdem Meister Cornhill den sich bei ihm Anmeldenden mit forschenden Blicken betrachtet hatte, sprach er zu ihm: „Warum seyd Ihr aus dem Geschäfte des Herrn Freemann getreten?"

„Wegen eines Wortwechsels. Er hatte mich schwer beleidigt, und ich habe ihm geantwortet, wie er es verdiente."

„Ja, ja; ich habe schon von Andern sagen gehört, daß Ihr ein leicht aufbrausender Mensch seyet, ein hochfahrender, unruhiger Kopf. So etwas kann ich nicht leiden, und dulde es auch von Keinem, der in meinem Brode steht. Doch hat man mir dagegen Euch schon als geschickten, zum Trunke durchaus nicht geneigten Arbeiter gerühmt. Deßhalb will ich einen Versuch mit Euern Leistungen machen und Euch auf Probe nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Theaterzettel aus Bopfingen (Württemberg).

(Wörtlich nach dem gedruckten Theaterzettel vom 21. April 1851.)

Kennt Ihr die „Räuber" von Schiller? Gewiß, dem Namen nach. Wer sie jedoch nicht kennen sollte, dem will ich einige Worte darüber sagen: Schiller schrieb dieß Stück vor achtzig Jahren in Karlsruhe. (!) Es war damals eine Zeit, gerade wie jetzt. Man las in den Zeitungen von lauter Raub und Mord, Reisende wurden aus ihren Equipagen gerissen und geraubt, arme Wanderer geplündert, Schlösser und Klöster angezündet, der ewige Landfrieden war gebrochen, Deutschland, wie jetzt, in tausend Schwulitäten. Dieß war dem unvergeßlichen Schiller zu arg, er wollte ein warnendes Schauspiel von der Bühne herab geben, und schrieb die „Räuber". Allein die Zensur sprach: der

Dichter gehe zu weit, sein Stück wurde verboten, und er bei Wasser und Brod auf dem hohen Asperg eingesperrt. (!) Der badische (!) Gesandte befreile ihn nach Jahr und Tag und die „Räuber" durften sogar in Stuttgart gegeben werden, wo Schiller noch heutzutage als Karl Moor abgebildet ist. (!)

Kommt nun, und seht das Stück; ich führe es heute auf, wie Schiller es geschrieben. Ich selbst spiele den Franz Moor, den größten schleichenden Intriguanten, den noch die Bühne gezeigt hat. Den Karl spielt ein Urenkel (!) Schillers, Hr. Machler vom Ulm, mit erschütternder Wahrheit.

Ich mach' das edle Publikum von Vopfingen auf die großen Schönheiten dieses Trauerspieles aufmerksam. Die Räuber-Scenen im Walde sind in gräßlicher Wahrheit hingestellt. Die Schloß-Scenen mit Amalia und Franz und dem alten Moor athmen verwüstetes Familienglück und heuchlerische Tücke. Die Scene, in welcher sich Franz Moor mit der Schnur von seinem Hute erhängt, spiele ich ganz nach dem Originale. Schweizer, ein Haupträuber reitet mich, indem er durch das brennende Schloß hereinstürmt und mich abschneidet, dafür kommt Roller recte vom Galgen, mit dem Strick um den Hals, auf einem Abdeckerkarren. Eine herzzerfleischende Scene. Der Auftritt am Hungerthurm wird selbst den stärksten Nerven zu thun geben. Hermann, „mein Rabe", wird in der That von Hrn. Rabe gegeben. Den Kapuziner spielt Hr. Kirchmeyer, mehr sage ich nicht. Den Räuber-Chor singen junge, angehende Dilettanten; Hr. Krappler, den Ihr aus Eybler's Bierhaus, seiner schönen Baßstimme wegen, kennt, wird sich extra ein Räuberlied einlegen.

Die Dekorationen sind nach den Kupferstichen von Chodowiecki gemalt; das Costume neu, bis auf das der Räuber, denn diese gingen historisch in abgetragenen Wämsern herum. Es sind also keine Kosten gespart worden, um die Räuber nach der Natur darzustellen.

Preise der Plätze: die bisherigen. Die einzige Loge unseres Schauspielhauses ist bereits vergriffen. Der Anfang ist, wegen des Nachmittags-Kränzchens in Eybler's Bierhaus, um 8 Uhr Abends. — Man bittet die Hausschlüssel mitzunehmen. Vor 11 Uhr geht die Vorstellung heute nicht zu End.

Friedrich Wohler,
Direktor des Theaters in Vopfingen.

Englische Predigtenfabrik.

In englischen Blättern stößt man häufig auf folgende Anzeige: „Für Parlamentsmitglieder, öffentliche Redner, Prediger u. s. f. Ein geübter Literat versieht Staatsmänner, Klubredner, Geistliche u. s. w. mit Reden, Predigten und Vorlesungen in jedem möglichen Styl und über möglichen Gegenstände. Hierauf Reflektirende mögen sich wenden an das Bureau der Herren X. Y. Z. ꝛc." Leser auf dem Kontinente mögen geneigt seyn, dergleichen für einen schlechten Spaß zu halten. Und doch ist dem so. Der Gerichtssaal, dieser schonungslose Enthüller aller Wunden und Schwächen der Gesellschaft, konstatirte das Vorhandenseyn solcher „geistigen Fabrikation."

Vor einigen Wochen kam, wie in einem deutschen Blatt erzählt wird, vor dem Londoner Sheriffs-Court folgender „Fall" zur Verhandlung: Herr Rogers trat als Kläger gegen Herrn Havergal, einen Pfarrer in Bedfordshire, auf, um eine Schuld von zwei Pfund Sterling zehn Schilling für zwanzig gelieferte Predigten einzutreiben. Der Anwalt des Klägers gab an: „Am 28. April 1859 bestellte Herr Havergal bei meinem Klienten eine Predigt über die „glückliche Beendigung der indischen Meuterei." Sie wurde ihm zugeschickt, und kurz darauf bestellte er zwanzig Predigten über verschiedene Gegenstände. Diese zwanzig Reden, die zwei Schilling sechs Pence (nicht ganz einen preußischen Thaler) das Stück kosten, bezahlte er nicht." Der Anwalt las dann den Brief vor, welcher die Bestellung enthält. Es heißt darin: „Senden Sie mir eine Portion der besten Predigten, die Sie im Vorrath haben."

Richter: Es scheint, wir haben es hier mit einer förmlichen Predigtfabrik zu thun. (Gelächter.) Wie kommt es, daß die Predigten so billig sind? — Anwalt: Sie werden je nach der Nachfrage in mehr oder weniger Exemplaren lithographirt, und je mehr Abnahme ein „Artikel" findet, desto billiger ist das Exemplar. — Richter: Also die nämliche Predigt wird von vielen Geistlichen benutzt? Und wenn ich am Sonntag verschiedene Kirchen besuche, kann ich das Vergnügen haben, dieselbe Predigt mehrmals zu hören? — Anwalt: Allerdings. — Richter: Was sind Ihre höchsten Preise? — Anwalt: Fünf Guineen. Das ist der Preis für Bischöfe. — Richter: Ihr Klient macht also auch Predigten für Bischöfe? — Anwalt: Gewiß. (Gelächter.) — Richter: Was würde eine Predigt zur Erbauung des Lord-Mayor kosten? — Anwalt: Drei bis fünf Guineen. — Richter: Ich fürchte, nach dieser Eröffnung wird der Lord-Major nicht mehr leicht zu erbauen seyn. (Gelächter.)

Das Ende vom Lied war, der Verklagte, welcher persönlich zugegen war, aber sich durchaus nicht beschämt fühlte, wurde zur Bezahlung der Schuld und in die Kosten verurtheilt.

Peter Cornelius der edle Ritter. *)

Peter Cornelius der edle Ritter
Wollt' den König wiederum kriegen
Stadt und Festung am Parnaß;
Er thät schlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus dem Rücken,
Steckt den Krahnen in das Faß.

Als die Perücken nun waren geschlagen,
Daß man konnte Herz und Magen
Laben in Begeist'rungs-Fluß;
Schlug bei München er das Lager
Die Philister zu verjagen
Ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Und alle Tage kam so eben
Ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Meister und zeigt's ihm an,
Die Philister fouragiren
So viel als man kunnt verspüren
Goliath und Urian.

Als Cornelius dieß vernommen,
Ließ er Niebetjungen kommen,
Macht auch nicht in Sack den Faust,
Er thät sie recht instruiren,
Wie man soll den Pinsel führen,
Daß es den Philistern graußt.

Alles saß gleich zur Staffelei,
Mit Kohle, Pinsel, Kreid' und Bleie
Rückt man fleißig an der Schanz,
Freskotier und auch Oelmaler
Faßten Löhnung manchen Thaler,
'S war fürwahr ein schöner Tanz.

Peter Cornelius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall;
König Ludwig schreit auf und nieder:
Halt' Euch brav ihr deutschen Brüder;
Greift die Kunst nur herzhaft an!

König Ludwig Du kannst erheben
Jede Kunst zu neuem Leben,
Blitzgetroffen liegt der Schein.
Hoch dem Meister, der dich liebet,
Hoch dem König, der ihn übet,
Ludwig hoch, der Peter ward dein.

*) Dieses Lied, eine Nachahmung von »Prinz Eugen der edle Ritter«, von Brentano schon vor Jahrzehnten gedichtet, wurde unter großer Heiterkeit bei dem Korneliusfeste zu München am 11. d. M. von der ganzen Versammlung gesungen.

Mannigfaltigkeiten.

Der Mittheilung eines Leipziger Lokalblattes zufolge hat der daselbst lebende blinde Dichter Dr. Theodor Apel die von ihm seit längerer Zeit gehegte Idee, den denkwürdigen Boden der Leipziger Völkerschlacht, der mit dem Blute fast aller europäischen Völker getränkt wurde, durch Merksteine zu bezeichnen, welche die von den beiden feindlichen Heeresmassen am 16. Oktober 1813 und die folgenden Tage eingenommenen Stellungen angeben und fixiren sollen, jetzt zur Ausführung zu bringen begonnen. Er hat nämlich mit der Markirung des Schlachtfeldes begonnen und zunächst zwei große Sandsteine auf seine Kosten behauen und aufstellen lassen. Der erste zeigt die Stellung an, welche am 16. Oktober der Marschall Viktor mit dem zweiten Korps der französischen Armee einnahm; der zweite gilt dem Prinzen Eugen von Würtemberg und seinem aus Russen und Preußen zusammengesetzten Korps. Ist die Markirung, vollendet (und man hofft dieß bis zum fünfzigjährigen Gedenktage der großen Schlacht, 1863, zu erreichen), so bedarf der Besucher des Schlachtfeldes keines Führers und keiner Karte mehr, um sich zu orientiren. Diese dankenswerthe Thätigkeit des Dichters, von welchem übrigens auch ein Epos über die Völkerschlacht bei Leipzig in Aussicht steht, enthält eine werthvolle Ergänzung des von einem andern hiesigen Verein verfolgten Strebens, die denkwürdigsten Punkte des Schlachtfeldes durch mehr oder weniger hervorragende Monumente zu schmücken.

Wenn der nordamerikanische Krieg kein Bruderkrieg ist, so hat es noch nie einen gegeben. Selbst die Juden, deren inniges Zusammenhalten bekannt ist und selbst von ihren Feinden gerühmt wird, stehen sich dort einander feindlich gegenüber. Während beinahe auf allen Synagogen in Philadelphia und New-York schon längere Zeit die Unionsfahne weht, und mehrere Regimenter eigene Kompagnien von Israeliten zusammengesetzt haben, bilden auch in den Sonderbundstaaten (Sklaven-Staaten) die Israeliten Militärkompagnien, um dem Eindringen der Bundestruppen sich entgegen zu stellen.

Mispeln aus Japan, schöne, goldgelbe, saftige Früchte von der Größe eines mittleren Apfels werden gegenwärtig bei einigen Südfrüchtenhändlern in Wien zum Verkaufe ausgeboten. Dieselben haben einen Seeweg von mehr als 3600 geographischen Meilen zurückgelegt, um die Gaumen der Wiener Feinschmecker noch in vollkommen frischem Zustande zu ergötzen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 144 Dienstag, 18. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

So erhielt denn Norton eine Stelle bei Cornhill. Zwei Tage später beschied ihn dieser in sein Komptoir. Er befand sich, als Norton eintrat, ganz allein in demselben. Er warf einen strengen, forschenden Blick auf den jungen Mann, und hieß ihn dann die Thüre verschließen. Als Norton dieses gethan, sprach er zu ihm: „Ich habe von einer Angelegenheit mit Euch zu reden, die Euch selbst betrifft. Man hat mir nämlich heute morgen ein Billet folgenden Inhalts zugesendet: „Herr Cornhill wird hierdurch benachrichtigt, daß jener Eduard Norton, den er vor einigen Tagen als Arbeiter in seiner Fabrik angestellt hat, kein Anderer ist, als der berüchtigte Ned Norton, dessen Vater auf dem Blutgerüst endete. Der Sohn, der sich längere Zeit als Dieb und Wilderer herumtrieb, wurde zuletzt als Brandstifter in der Grafschaft Midlesex mit Steckbriefen verfolgt. Dem Herrn Cornhill wird es nicht schwer fallen, hinter die Wahrheit zu kommen. Der Einsender glaubt diese Mittheilung einem Ehrenmanne schuldig zu seyn, in dessen Absicht es nicht liegen kann, einem solchen Verbrecher eine Freistätte zu gewähren."

Norton stand wie niedergedonnert von dem Inhalte dieses Schreibens. Nach einer Pause fragte ihn Cornhill mit finsterer Miene: „Was habt Ihr hierauf zu erwidern?"

„Daß dieses Billet die frechste Lüge, die heillosesste Verläumdung enthält."

„Mag seyn, entgegnete Cornhill ernst und ruhig, aber darum handelt es sich jetzt nicht. Kurz, seyd Ihr dieser Ned Norton, auf den der Inhalt des Billets sich bezieht — ja oder nein?"

Von Schmerz, Schaam und Wuth erstickt, vermochte der arme Ned kaum einige verständliche Worte hervorzubringen.

„Ich lege zwar nicht den geringsten Werth," fuhr Jener fort, „auf eine in solcher Form vorgebrachte Beschuldigung, ja ich mißbillige sie sogar im höchsten Grade, und will deßhalb auch die Sache nicht weiter untersucht wissen, sie verhalte sich wie sie wolle. Indessen kann ich Euch nicht in meinen Diensten behalten, sondern muß Euch bitten, dieselben heute noch in aller Stille zu verlassen. Ihr habt zwei Tage lang mit großem Eifer und ausgezeichneter Geschicklichkeit bei mir gearbeitet; dafür soll Euch mein Kassier den Lohn einer ganzen Woche ausbezahlen."

Norton wollte Einwendungen machen, allein Cornhill ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern deutete mit der Hand nach der Thüre und sprach: „Genug! Es bleibt bei dem, was ich beschlossen. Ihr holet diesen Abend Euer Geld bei meinem Kassier, den ich dazu beauftragen werde."

In stummer Verzweiflung verließ Norton Cornhills Haus.

„Alles ist vorbei!" rief er auf der Straße halblaut, „mein Unstern siegt! — Aber was beginn ich jetzt? Wohin soll ich ich meine Schritte wenden? Wenn mich dieser schreckliche Verdacht überall verfolgt, wo soll ich Beschäftigung und Brod finden?"

Da fielen ihm Turnships Vorschläge wieder ein, und nicht lange nachher führte ihn der Zufall abermals mit diesem zusammen.

„Nichts für ungut, mein lieber Ned," sprach ihn dieser an, „Du kömmst mir wie gerufen, denn schon seit zwei Tagen harre ich Deiner vergebens bei Runninghorse. Laß schnell hören, wie steht es um Deinen Entschluß?"

„Noch habe ich keinen gefaßt — ich überlege."

„Zum Teufel mit dem Ueberlegen! Mir ist noch nie ein solcher Denker vorgekommen. So laß doch hören, was Dich abhält. Ich wette, daß ich es errathe."

„Und was?"

„Je nun, so etwas wie ein kleines Mädchen, das Du damals im Walde auf den Armen trugst. Aber sieh, das ließe sich ja sehr leicht einrichten. Gib die Kleine irgendwo in Kost. Mit dem vielen Gelde, das wir verdienen werden, kannst Du sie ja fürstlich erziehen lassen."

Dieser Einfall verfehlte seinen Eindruck nicht; er betäubte so zu sagen sein Gewissen, und Ned sagte endlich Turnship eine abermalige Zusammenkunft auf den folgenden Morgen zu. Sein Plan war, Lily der Mutter anzuvertrauen, bis sie das Alter erreicht habe, um in ein Erziehungs-Institut gebracht zu werden.

Als er endlich, vertieft in diesen Gedanken heimkehrte, war die Sonne am Untergehen. Hier, in stiller

Digitized by Google

Einsamkeit, erwachte plötzlich die Stimme des Ehrgefühls in seiner Brust; er zögerte und schwankte ungewiß zwischen dem Bösen und Guten. Da fielen durch sein schmales Fenster der Sonne letzte Strahlen, und beleuchteten mit goldenem Scheine das Bettchen seiner sanft darin schlafenden Lily. Norton näherte sich ihr leise, um sie zu betrachten. Niemals war sie ihm so reizend vorgekommen. Durch die unruhigen Bewegungen, die sie im Schlafe gemacht, war die Decke über ihren reichumlockten Nacken, ihre Schultern und die Arme herabgeglitten. Als nun die Königin der Gestirne ihre letzten, feurigrothen Strahlen auf sie herabsendete, da ward Norton mächtig ergriffen von der Rückerinnerung an jene Schauernacht im Meierhofe, wo er Lily aus den Flammen errettet hatte. Gerührt bog er sich über die Wiege, um seinen Liebling zu küssen.

„Papa . . . . Papa . . . . murmelte jetzt der kleine Engel im Schlafe, holdselig lächelnd, bleibe da . . . . daß ich Dich küssen kann . . . . ich will . . . alle Tage . . . brav und . . . . folgsam seyn . . . . bleibe da . . . .“

„Ja mein Engel,“ rief Norton entzückt, „Du sollst bei mir bleiben! Ich dieses Kind verlassen, nachdem ich es gerettet habe? Nein, das wäre schmachvoll, unverzeihlich! Arbeiten will ich für Dich, aber nicht stehlen!“

Er umarmte Lily, steckte ihre dürftige Habseligkeiten in seinen Quersack und eilte die Treppe hinab.

„Mutter Bradcock,“ sprach er zu der Alten, „ich habe so eben Nachrichten bekommen, die mich veranlassen, nach meiner Heimath zu eilen. Ich gedenke jedoch bald zurückzukehren. Sollte es aber längere Zeit dauern, so verkaufet alle meine Habe, um Euch für die Miethe und Eure Mühe bezahlt zu machen.“

Nach dieser kurzen Mittheilung ging er wieder hinauf, weckte Lily, kleidete sie an, nahm sie auf den Arm, eilte fort, und machte nicht eher Halt, als bis die Nacht völlig hereingebrochen war. Am folgenden Morgen betrat er London.

* * *

„Mister!“ sprach leise, die Zimmerthür öffnend, eine betagte Frau, deren Kleidung und Manieren eine Gouvernante in einem guten Hause verkündeten, „Lord Billingham hält in seiner Kalesche vor dem Hause, in Begleitung einiger Freunde. Er bittet dringend um die Erlaubniß, diese bei Ihnen einführen zu dürfen, um Ihre Werke zu bewundern. Sollten Sie jedoch allzu beschäftigt seyn, so ersucht er Sie um die Gefälligkeit, ihm einen andern Tag zu bestimmen.“

„Sagen Sie Lord Billingham,“ war die Antwort, „ich bedaure unendlich, ihn in diesem Augenblicke nicht empfangen zu können, weil ich in dringenden Angelegenheiten einen Besuch erwarte. Er würde mich daher sehr verbinden, wenn er mich später beehren wollte.“

Die Frau entfernt sich, indem sie die Thüre wieder möglichst geräuschlos zumachte.

Ihr Gebieter befand sich in einer Künstlerwerkstätte, die von der größten Eleganz und dem geläutertsten Geschmacke zeugte. Seidene Tapeten und Vorhänge, und bequeme Fußteppiche gaben ihr das Ansehen von Luxus und Eleganz. An den Wänden herum befanden sich, in geschmackvoller Mischung, reich verzierte antike und moderne Waffen von kunstvoller Arbeit. Vor einem hohen Fenster stand ein Ziselir-Werktisch, mit verschiedenen Werkzeugen bedeckt, und über demselben noch eine ganze Reihe solcher auf einem besonderen Aufsatze; rechts und links davon zahlreiche Modelle aus Wachs und Gips, glänzende Bruchstücke von Goldschmiedsarbeiten, einzelne, kleine Figuren, kostbare, theils vollendete, theils unvollendete Vasen. Neben einem schön verzierten Herde standen mehrere Schmelztiegel, eine tragbare Schmiede und ein Gießofen; weiter davon eine Drehbank mit allem Zugehör, ein chemischer Apparat, und endlich eine Materstaffelei, nebst verschiedenen Mappen, Farben und Pinseln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermächtniß.

Humoreske von Adolf Benete.

In der Gerichtsstube zu Tipplingen, einem norddeutschen Städtchen, war an einem bitterkalten Morgen des letztvergangenen Winters eine große Anzahl Einwohner, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts, versammelt, die mit Spannung, fast Aufregung an den Lippen des Gerichtsrathes hingen, der eben im Begriff war, die fünf Siegel eines kleinen Päckchens zu lösen, das in der That einen höchst wichtigen Gegenstand, nämlich das Testament der steinreichen, im hohen Alter jüngst verstorbenen Jungfrau Hobelspahn, enthielt. Es war nicht allein die Neugier, die eine solche Menge Menschen herbeigelockt, nein, das Interesse spielt auch hier, wie immer, eine Hauptrolle. Die selige Hobelspahn hatte sich ja bei Lebzeiten so eifrig ihrer Mitmenschen und besonders der Armen angenommen, hatte die Thränen so mancher unverschuldet ins Unglück geralhenen Familie getrocknet, hatte die Leiden und Schmerzen so mancher Kranken gelindert, hatte so viel, so unendlich viel Gutes gethan, warum sollte sie da nicht auch noch nach ihrem Tode Wohlthaten spenden und Segen verbreiten!

Eigentliche Erben waren nur zwei vorhanden, Vettern der Verstorbenen, und da diese schon reichlich mit Glücksgütern gesegnet, so konnten sich wohl einige der Anwesenden mit der Hoffnung schmeicheln, von der Verstorbenen mit einem kleinen Erbtheil bedacht zu seyn.

Unter diesen stand in erster Reihe die Wirthschafterin der Hobelspahn, Kathinka Schnuppfase, ebenfalls ehr- und tugendsame Jungfrau, die schon vor länger als vierzig Jahren ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert, und die gleich ihrer Herrin sich heilig und fest dem Dienste der Vesta geweiht hatte, in so fern wenigstens, daß sie sich nicht in die süßen Fesseln der Ehe schmieden lassen wollte. Freilich sprachen einige Lästerzungen, die sich auch in Tipplingen fanden — und wo finden sich diese nicht — hier von einem Sprüchlein, in dem viel vom Fuchse und von sauren Trauben vorkam, aber das waren wie gesagt, Lästerzungen, die nur Verläumdung sprachen.

Kurz und gut, diese jungfräuliche Schöne hoffte stark von ihrer seligen Herrin mindestens so viel zu ererben, daß sie der Zukunft mit dem beruhigenden Bewußtseyn, sich versorgt zu wissen, entgegenblicken könnte.

Der entscheidende Augenblick war da!

Der Gerichtsrath hatte die Siegel gelöst und begann mit einer monotonen Stimme:

„Letzter Wille der Jungfrau Albertine Ernestine Adolphine Josephine Bernhardine Wilhelmine Philippine Caroline Balsamine Hobelspahn, ehelichen Tochter des weiland Käsehändlers, auch Gewürzkrämers Hobelspahn, Peter Anton, und dessen Ehefrau Bertha Sophie, geb. Fettköter."

Und nun folgten die einzelnen Bestimmungen des Testaments, nach denen in der That ein nicht geringer Theil der Anwesenden mit Geld oder mit mehr oder minder werthvollen Angedenken beglückt ward. Die Haupterben waren freilich die beiden Anverwandten der Verstorbenen.

Jetzt aber kam die Bestimmung über das Vermächtniß an Kathinka Schnuppfase. Aller Augen blickten gespannt und Aller Ohren horchten gespannt, als der Gerichtsrath wiederum anhub:

„Meiner theuern, meiner lieben Wirthschafterin, Kathinka, die mich stets so unverzagt gepflegt, mich getröstet und mir Eltern und Geschwister reichlich ersetzt hat und die mir mehr Freundin als Dienerin war, wage ich kein schuldes Metall anzubieten (das Gesicht der Schnuppfase nahm eine sehr längliche Form an), nein, damit diese sieht, wie ich sie geliebt, wie ich sie förmlich als mit mir ein Wesen sevend betrachtet habe, vermache ich hiemit . . ."

Hier stockte der Gerichtsrath, blickte näher auf das Papier, hielt es gegen das durchs Fenster eindringende Sonnenlicht, putzte sich die Brille, blickte dann noch einmal und ersuchte darauf den anwesenden Assessor weiter zu lesen, da ihm ein Stäubchen ins Auge geflogen, und er daher unmöglich fortfahren könne.

Der Assessor nahm das Testament, las den die Kathinka Schnuppfase betreffenden Artikel noch einmal und dann an die Stelle, wo der Gerichtsrath gestockt, kommend, biß er sich heftig auf die Lippe, versuchte mit aller Gewalt ein ernstes Gesicht zu ziehen und las dann deutlich und langsam:

„— damit diese sieht, wie ich sie geliebt, wie ich sie förmlich als mit mir ein Wesen sevend betrachtet habe, vermache ich hiemit — eine Locke meines Haares.

Ein schallendes Gelächter ertönte in der Gerichtsstube, ein Gelächter, das kein Ende nehmen wollte, und die arme Kathinka stand wie weiland Lot's Ehegespons, wie 'ne Salzsäule so sehr war sie von dem „Edelmuth" der verstorbenen Hobelspahn überrascht und gerührt, das hatte sie nicht erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenskraft und Chemismus.

Wenn Männer, denen das Bewußtseyn der Existenz eines geistigen Lebens zur festen Ueberzeugung geworden, und die als Lebenszweck für den Menschen mehr die moralische und geistige Veredlung als die Erzielung eines Komforts durch Maschinen und chemische Fabriken anerkennen, es sich zur Aufgabe machen, in öffentlichen Vorträgen auf die höchste Humanität als das Ziel hinzudeuten, nach welchem Individuen so wohl als Nationen in ihrer steten, wenn auch oft unscheinbaren Entwicklung streben, und ein kräftiges Wort gegen die trostlose und unhaltbare Lehre von der Herrschaft der ewig stabilen, todten Kräfte im Reiche des Lebens und der geistigen Sphäre sprechen, so kann ein solches Streben zur Förderung der innern Glückseligkeit und zum Schutze der selbstständigen, freien menschlichen Existenz gegen die todte Kraft der Elemente nur lobenswerth genannt werden. Es soll sich indessen bei solchen Belehrungen keineswegs um spezielle religiöse Dogmen, als vielmehr um den Beweis handeln, daß es außer den todten physikalischen und chemischen Kräften auch Lebens- und geistige Kräfte gibt, deren Natur und Gesetze mit jenen der erstern nicht nur nicht identisch, sondern denselben entgegengesetzt sind. Muß man sich doch, bevor man über die Art und Weise der geistigen Veredlung und Wohlfahrt nachdenkt, vor Allem darüber verständigen, daß es überhaupt eine geistige Kraft gibt, das Leben nicht in einem Aggregat von todten Elementen besteht, und der Mensch nicht eine herumspazirende Quantität Kohlenstoff und Stickstoff ist. Wer die Aktionen des Lebens erfassen und erforschen will, und seine Untersuchung damit beginnt, das Leben überhaupt auf die Vorgänge in den Retorten zu reduziren, wird freilich nie dazu gelangen, an eine beständige geistige Entwicklung des Menschen und der Menschheit zu glauben, sondern wie die Elemente nach ewig unwandelbaren Gesetzen agiren, wie bei ihnen nur Verbindungen und Entbindungen von Stoffen stattfinden, ist auch der Mensch befangen und

eingeengt in den Gesetzen der Physik und Chemie, und an Freiheit, Entwicklung, an ein geistiges Prinzip und eine höhere Bestimmung ist nicht zu denken. Was auch die chemischen und elektrischen Psychologen von Humanität, von Moral und geistiger Entwicklung sprechen, ist nichtig, da sie durch das Läugnen der Lebenskraft auch dem geistigen Prinzip seine Existenz absprechen. Wenn wir die Athmung einen Verbrennungsprozeß, die Verdauung eine chemische Operation nennen, die Nervenaktion als einen todten Mechanismus betrachten, in Bewegung gesetzt durch eine elektrische Kraft gleich unseren Telegraphendräthen, so wäre es doch sicherlich eine Inkonsequenz hier stille zu stehen, und nicht auch die durch das Gehirn vermittelten geistigen Aktionen mit den chemischen und physikalischen Vorgängen identisch zu halten. Unaufhaltsam gelangt man zu den letzten, traurigen, zur Verzweiflung führenden Konsequenzen des Materialismus, wenn man überhaupt die Lebensaktionen nicht in ihren eigenthümlichen Gesetzen zu erforschen sucht, sondern sie auf den todten Chemismus reduzirt.

Man strebt mit Recht danach, den jeden Aufschwung der Humanität hemmenden Aberglauben zu verbannen. Worin besteht aber der Aberglaube? Es ist der Glaube an Himmelskörper, an Lichterscheinungen, es ist die Vergötterung der Zustände und Vorgänge in der Natur, überhaupt der Glaube, daß nicht der lebendige Schöpfer, sondern todte Naturkräfte die Herrschaft über den Menschen und sein Geschick inne haben. Predigen wir aber nicht noch weit mehr als der Pantheismus den Aberglauben, wenn wir das Leben und die Lebenskraft verläugnen und die todte Natur an ihre Stelle setzen? Wie kann ein geistiger Aufschwung, wie eine die materiellen Vortheile verachtende moralische Kraft, wie Freiheit, Humanität bei dem Glauben bestehen, daß der Mensch nichts als eine Zusammenstellung von todten Elementen sey?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Presse" berichtet aus Wien 3. Juni: Vorgestern und gestern kam auf der Rennbahn der Freudenau eine interessante Wette des Grafen Szirmay, welcher proponirt hatte, daß er 40 deutsche Meilen in 40 Stunden auf einem und demselben Pferde reiten werde, zum Austrag. Es galt 500 fl., außerdem wurde für und gegen stark gewettet. Graf Szirmay begann Samstag 4 Uhr auf der Freudenauer Rennbahn seine Aufgabe; er ritt bis 10 Uhr Vormittags die Strecke von 11 Meilen, ruhte bis 2 Uhr Nachmittags; von 2—8 Uhr Abends legte er 9 Meilen zurück und ruhte bis 4 Uhr Früh des Sonntags; von 4—10 Uhr Morgens legte er 10 Meilen zurück und ruhte bis 2 Uhr Nachmittags; von 2—7 Uhr 34 Minuten Abends hatte Graf Szirmay 10 Meilen und damit die ganze Strecke zurückgelegt. Reiter und Pferd sind ganz frisch und gesund.

Nach dem neuesten Hübner'schen Zeitungskatalog erscheinen von politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblättern: in den anhaltischen Ländern 6, in Baden 29, in Bayern 138, in Braunschweig 6, in Bremen 10, in Frankfurt a. M. 12, in Hamburg 12, in Hannover 57, in Hessen (Großherzogthum) 32, in Hessen (Kurfürstenthum) 13, in Hessen-Homburg 3, in Holstein 19, in Lippe-Detmold 4, in Lübeck 6, Luxemburg 2, in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz 21, in Nassau 9, in Oldenburg 10, in Oesterreich (deutsche Länder) 67, in Preußen 534, in den reußischen Fürstenthümern 12, in Sachsen 90, in den sächsischen Herzogthümern 35, in Schaumburg-Lippe 1, in den schwarzburgischen Fürstenthümern 8, in Waldeck 2, in Württemberg 59; also in den gesammten deutschen Bundesstaaten zusammen 1121.

[Wie schwer der König von Preußen wiegt.] Die „Spen. Ztg." schreibt aus Berlin: „Bei dem Besuch der landwirthschaftlichen Ausstellung erregte auch eine geschmackvoll dekorirte Tribüne die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Königs. Es war dieß eine kolossale Centesimal-Brückenwage von gegen 150 Zentner Tragekraft. Als dem Könige mitgetheilt wurde, daß diese Wage auch das Gewicht einer geringen Last höchst genau angebe, und daß der Kronprinz bereits am ersten Tage der Thierschau sich habe wägen lassen, bestieg der König ebenfalls die Wage. Mit großer Bestimmtheit ergab sich nach wenigen Augenblicken, daß Se. Majestät 192 Pfund hat. Die hierüber lautende schriftliche Bescheinigung des Werkführers der Fabrik und Wagenmeisters Hundt wurde vom Könige mit vieler Freundlichkeit entgegengenommen.

Die Schweizer in Nordamerika gedenken im Herbste dieses Jahres ein größeres gemeinsames Schützenfest abzuhalten und laden auch die Schützen in der Heimath zur Theilnahme und zu Ehrengaben ein. Das Fest soll in Highland gefeiert werden, wo in einem Umfang von 10 Quadratmeilen gegen 4000 Schweizer wohnen und wo schon seit mehreren Jahren ein schweizerischer Schützenverein besteht. Die dortige Schützen-Gesellschaft „Helvetia" hat bereits 5000 Frks. zu Preisen angesetzt. Viele Ehrengaben und Theilnahme, heißt es, seyen angekündigt.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 145 Mittwoch, 19. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

Der an dem Werktische sitzende Künstler schien mit einer schwierigen Arbeit beschäftigt zu seyn. Ueber seinen Schraubstock gebeugt, war er gerade am Vollenden einer kleinen, silbernen Figur. Seine Kleidung stand im Einklang mit der innern Einrichtung seiner Werkstätte; ein Schlafrock von Damast umschloß seine Lenden vermittelst einer seidenen Schärpe; ein Baret von grünem Sammt deckte sein Haupt, welches eine reiche Fülle blonder Locken umfloß; seine männlichen, regelmäßigen Gesichtszüge verkündeten einen ernsten und zugleich edlen Charakter. Dieser Mann war — Eduard Norton. Wahrlich, es wäre schwer gewesen, in diesem eleganten Gentleman, in dieser edlen, würdevollen Gesichtsbildung den ehemaligen unstät umherstreifenden Wilddieb zu erkennen, der die Bewohner der Meierei des Tom Craig in Schrecken setzte, oder auch selbst den aufbrausenden Arbeiter in der Fabrik des Meisters Freeman.

Er unterbrach jetzt seine Arbeit, und wandte freundlich die Blicke nach einer Ecke des Zimmers, in welcher ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren emsig mit Zeichnen beschäftigt war. Nachdem er sie eine Weile aufmerksam betrachtete, rief er ihren Namen.

Lily, denn keine Andere war es, drehte rasch das Köpfchen um, und zeigte ihr reizendes Gesicht, das die jüngst verflossenen Jahre noch verschönert zu haben schienen.

„Einen Augenblick Geduld," sprach Norton zu ihr, küßte sie auf die Stirn, und legte seine Hand auf ihr Haupt; dann fuhr er fort:

„Neige Dich ein wenig auf diese Seite .... Recht so! Bleib nun einige Augenblicke ganz ruhig."

Nun beobachtete er sie eine Weile in dieser graziösen Stellung; dann feilte er Einiges an seiner Arbeit, arbeitete eine andere Stelle mit dem Grabstichel aus, und sprach dann: „Nun ist's gut, mein Kind, ich danke Dir schön für Deine Geduld."

Lily stand auf, um die kleine Figur zu betrachten, die ihr Vater vollendet hatte.

„Das ist ja das Engelchen für das Kästchen des Herrn Bischofs?"

„Allerdings, mein Kind, erwiderte Norton, indem er Lily auf den Schooß nahm, und dabei beständig seine Arbeit betrachtete.

In diesem Augenblicke trat die Haushälterin abermals ein und meldete den Pastor Fergusson.

„Sehr willkommen!" sprach Norton erbleichend und mit wankender Stimme. Zugleich stand er auf, um den Eintretenden zu begrüßen.

„Ich bin wahrlich beschämt, Herr Pastor," sprach Norton, sein Baret abnehmend, „daß Sie sich in meine Wohnung bemühen; ich war so frei, Sie in der Ihrigen aufzusuchen ...."

„Und ich war abwesend," entgegnete der Pastor lächelnd, „es ist daher nicht mehr als billig, daß ich Ihnen Ihren Besuch zurückgebe. Es ist dieß ein wahres Vergnügen für mich, denn es verschafft mir den Genuß, Ihre Arbeiten zu bewundern, und zugleich meiner kleinen Lily guten Tag zu sagen." Bei diesen Worten streichelte der gute alte Pastor der erröthenden Lily die Wangen.

„Danke dem Herrn Pastor," versetzte Norton, „und laß uns dann allein, mein Kind."

Lily verließ das Zimmer; und als Norton mit dem Pastor allein war, schwieg er eine Weile, gleich als ob es ihm Ueberwindung kostete, ein peinliches Gespräch zu beginnen.

„Ich hatte mich in Ihre Wohnung begeben," sprach er endlich verlegen, weil ich in einer schwierigen Angelegenheit Ihres guten Rathes bedarf. Ich dachte, Ihre Erfahrung, ja selbst vielleicht Ihre Mitwirkung würden mir nützlich seyn können."

„Wenn ich kann, stehe ich mit dem größten Vergnügen zu Ihren Diensten. Ich hege die aufrichtige Achtung für Sie, welche Ihrem Talente und Ihrem musterhaften Lebenswandel gebühren, mitten unter den Lockungen aller Art, die einen Künstler unablässig umgeben. Sie können auf mich zählen."

„Diese schmeichelhafte Anerkennung ist von unschätzbarem Werthe für mich; Sie werden das mit mir einsehen, wenn Sie vernehmen, was ich Ihnen mitzutheilen habe. — Es ist von einer wahrhaft romanhaften Geschichte die Rede, die sich schon von mehreren Jahren herschreibt. — — Einer meiner Verwandten, ein junger Mann, gerieth, in Folge der über meine Familie hereingebrochenen Unglücksfälle, ins Elend, und

eben dadurch auf alle Abwege, welche sich durch die Heftigkeit seines Charakters und seine unglückliche Lage zwar erklären, aber in keiner Weise entschuldigen lassen. Als Wilderer und Landstreicher befand er sich nicht nur ohne Heimath und Obdach, sondern wurde sogar des Diebstahls und der Brandstiftung bezüchtigt. Obgleich unschuldig an diesen Greueln, mußte er entfliehen. Vorher jedoch rettete er bei jenem ihm fälschlich zur Last gelegten Brande ein Kind aus den Flammen. Er vermochte die Kleine ihren Eltern nicht zuzuführen, weil ihm deren Name und Wohnort unbekannt waren. Ebenso wenig konnte er, um dieß zu erfahren, Schritte thun, ohne sein eigenes Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen, da er mit der Todesstrafe bedroht war .... Er erzog bis jetzt dieses Kind, als wäre es sein eigenes. Allein es quälen ihn Vorwürfe, die er sich selbst macht. Die Liebe zu seiner angenommenen Tochter läßt ihn die Größe des Jammers vergessen, dem die Eltern durch ihren Verlust preisgegeben sind. Er hält es für Pflicht, ihr Kind in ihre Arme zurückzuführen; allein wie soll er dieses bewerkstelligen? Er kann sie nicht ausfindig machen, ohne sich selbst ins Verderben zu stürzen ..... Könnte denn nicht ein verständiger und verschwiegener Freund sich mit diesem Auftrage befassen."

Hier schwieg Norton, von der Macht seiner Gefühle überwältigt. Auch der Seelsorger dachte eine Weile schweigend nach; dann sprach er mit Rührung:

„Mein lieber Herr Norton, ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich Sie errathen zu haben glaube. Ich will gern der Freund seyn, dessen Vermittlung Sie wünschen. Sie haben mir einen Beweis der achtungswerthesten Gesinnungen gegeben; noch mehr, Sie dürfen sich einer edlen Handlung rühmen."

„Einer edlen Handlung!" rief Norton, „Sie täuschen sich, Herr Pastor, ich wußte nicht, was ich that. Ich gehorchte nur einem instinktartigen Gefühle, und Gott hat mich dafür über alles Verdienst belohnt. Und was war denn auch natürlicher und einfacher, als das, was ich that? Zudem ist mir selbst der größte Gewinn daraus erwachsen, eine Quelle der Tugend und nie gekannten Seelenfriedens! Gerade diese Handlung hat, als eine unabweisbare Nothwendigkeit, die Liebe zu geregelter, nützlicher Thätigkeit, zu stiller, einfacher Lebensweise, zur Ausbildung meiner geistigen Fähigkeiten in mir geweckt und gesteigert; ihr verdanke ich meine sittliche Besserung, ja die Veredlung meiner ganzen Natur. Als ich dieses Kind rettete, schloß ich meinen Schutzengel an die Brust, der mich vom Abgrunde des Verderbens zurückzog, in den ich mich zu stürzen im Begriffe stand. Diesem Kinde verdanke ich, was ich jetzt bin!"

„Sehr richtig, sprach der Pastor, so ist durch eine höhere Fügung das Kind, welches Sie gerettet haben, Ihre Retterin geworden.

(Fortsetzung folgt)

Ein Vermächtniß.

(Fortsetzung.)

Als Kathinka wieder etwas zur Besinnung gekommen, zog sie das Schnupftuch hervor, um die vor Rührung oder — man wußte es nicht genau — vor Aerger hervorquillenden Thränen zu trocknen, und fragte dann kleinlaut:

„Folgen im Testamente meinetwegen vielleicht noch weitere Bestimmungen?"

„Nein, meine Liebe," erwiderte der Gerichtsrath, „jetzt kommt der Abschnitt wegen der Vermächtnisse an verschiedene milde Stiftungen und können auf Sie bezügliche Stellen hier nicht vorkommen."

Bekümmert und niedergeschlagen wollte die glückliche Erbin der Locke die Gerichtsstube, woselbst das Testament weiter verlesen ward, verlassen, als hinter ihr ein gedämpftes „pst, pst" ertönte. Sich umwendend, erkannte sie in dem Rufer eine in Tipplingen wohlbekannte und berüchtigte Persönlichkeit, den Winkeladvokaten Kralle, der, an sie herantretend, leise sagte: „Kommen Sie, liebes Fräulein, dort in die Ecke, ich habe mit Ihnen zu reden, kommen Sie."

Kralle war, wie gesagt in Tipplingen sehr bekannt, — wie ein bunter Hund, als man zu sagen pflegt, — er, der fast den ganzen Tag über, angethan mit einem schäbigen alten Frack, dessen Grundfarbe einmal blau gewesen seyn sollte, dito etwas kurzen Beinkleidern, schwarzer hoher Halsbinde, spitzen Vatermördern, — die aber die Hand der Wäscherin seit Jahr und Tag nicht gesehen, — mit einem kleinen schwarzen Hute auf dem Haupte, einen Rohrstock, mit dem er beständig hin und her focht, in der Rechten und ein schmutziges dünnleibiges Aktenfaszikel unter dem Arme tragend, in den Straßen zu sehen war. Prozesse hatte er dabei nur wenig und dann nur solche, die ein anderer Advokat nicht führen wollte.

Als Kathinka Schnupphase, der Anweisung dieses Herrn gemäß, mit ihm in die Ecke des Zimmers getreten, sagte er in seiner kurzen abgebrochenen Redeweise:

„He, verlieren Sie den Muth nicht, noch nicht Alles verloren, fassen Sie darum Hoffnung, aber nun fangen Sie nur nicht gleich wieder an zu weinen, kann keine Thränen sehen, bei Leibe nicht; na, wie gesagt, wir können uns noch etwas retten, indem wir — vorausgesetzt, daß sie mich als Ihren Anwalt annehmen — das Vermächtniß, die Locke, beanspruchen; die Hobelspahn liegt schon seit vier Wochen im Grabe, ist also mit Schwierigkeiten, mit großen Schwierigkeiten, verknüpft, der noch eine Locke abzuschneiden, werden die beiden Verwandten auch nicht zugeben, daß die Alte dieserhalb wiederum ausgegraben wird, blamirten sich wenigstens schmählich, thäten sie's. Da wir nun aber fest und bestimmt darauf bestehen,

unser Erbtheil zu erhalten, oder eine tüchtige Summe als Entschädigung verlangen, so können wir noch ein ganz gutes Geschäft machen. Kann freilich zum Prozeß kommen, schadet aber nichts, schadet gar nichts, da wir gewinnen; verstanden, he?"

„Aber, Herr Justizrath," fragte die ob solcher Auseinandersetzung verwundert blickende Schnupphase, „sollen wir dern wegen der Locke sogar einen Prozeß anfangen?"

„Dumme Frage! natürlich; gewinnen thu ja; ich, als Jurist, muß das wissen; den beiden Goldfischen, den lieben Verwandten, Gevatter Brauer und Gevatter Handschuhmacher, kommt die Geschichte freilich dann noch theurer; kann uns aber einerlei seyn. Na, was blicken Sie wieder so dumm in die Welt; verstehen Sie mich noch nicht? wollen Sie Ihren Anspruch an die Locke nicht geltend machen, he?"

„Ja, aber bester Justizrath, das geht ja unmöglich, da die Verstorbene bereits seit den letzten zehn Jahren nicht ein einziges Haar, geschweige denn eine vollständige Locke auf dem Haupt gehabt hat."

Ha, wie freudig rollten die Augen des Herrn Kralle, welch' ein glückseliges Lächeln verbreitete sich über sein ganzes Antlitz bei solchen Worten und wie hastig sagte er:

„Viktoria, gewonnen Spiel, jetzt sollen die Beiden aber bluten, daß ihnen die Augen übergehen; Locke nicht vorhanden! also woher das Vermächtniß nehmen? müssen zahlen und das ordentlich; soll meine Sache seyn; dachte erst, da ich noch Haare bei der Verstorbenen vermuthete, so fünfhundert, aber jetzt thun wir es nicht unter zweitausend Thälerchen; verdammt theuere Locke, bähähä, ließ mir für solch' 'ne Summe den ganzen Kopf glatt rasiren und den Bart obend'rein; zweitausend Thaler! ein Bischen bittere Pille, aber die Beiden sollen sie schlucken, so war mein Name Kralle ist; dem dicken Brauer Naake, dem Jüngsten der Erben, kann ich einmal gleich solch' 'nen kleinen Vorgeschmack geben."

Inzwischen war das Testament vollständig verlesen und die Anwesenden, unter ihnen der Brauer Naake, wollten eben die Gerichtsstube verlassen, als Kralle den Letztern mit dem Ausruf: „Bitte, Herr Naake, auf einen Augenblick," noch zurückhielt.

„Nun?" fragte der Angerufene.

„Sie entschuldigen, Herr Naake," begann Kralle, „wenn ich mir die bescheidene Frage erlaube, zu welcher Zeit die Vermächtnisse Ihrer seligen Fräulein Kousine den Erben ausgeliefert werden?"

„Innerhalb der nächsten vierzehn Tage in den Morgenstunden, Herr Kralle, im Beiseyn des Herrn Gerichtsraths," war die Entgegnung.

„Danke bestens, Herr Naake, werde nicht ermangeln, mich zur bestimmten Zeit einzufinden."

„Sie, Herr Kralle? Sie haben ja nichts zu empfangen."

„O freilich, zwar nicht für meine unbedeutende Person, aber für meine Klientin, Fräulein Kathinka Schnupphase, für die ich die Locke ihrer seligen Fräulein Kousine in Empfang zu nehmen wünsche."

„Wie die Locke? hm, Sie scherzen, wie können Sie etwas in Empfang nehmen wollen, das in That gar nicht vorhanden ist."

„Ist nicht meine Sache, verehrtester Herr Naake; nach dem Tode der Erblasserin ist Ihnen die ganze Erbschaft überwiesen, und Sie haben für Auslieferung der Vermächtnisse zu sorgen; fehlen solche, nun, so haben Sie die betreffenden Personen auf irgend eine andere Weise abzufinden."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gattenmord.

München, 16. Juni.

Ein Bild schrecklicher menschlicher Verworfenheit entrollte sich am 12.—14. Juni vor dem hiesigen Geschwornengerichte. — Im Jahre 1850 hatte sich der Bauer Franz Janson, obgleich schon 47 Jahre alt, zum Drittenmale verheirathet, und zwar gegen den Rath seiner Freunde mit der Schullehrerstochter Regina Häberl von Hilgertshausen, einer erst 25jährigen leichtsinnigen Person. Die ersten Jahre der Ehe gingen ziemlich gut vorüber; die junge Frau war eine Schmeichlerin, verhehlte aber Freunden gegenüber nicht, daß sie zu ihrem Manne keine Neigung hege. Mit der Zeit wuchs ihre Abneigung und schon im Jahre 1856 fing sie mit dem Bauernknecht Augustin Huber ein förmliches Liebesverhältniß an, das Anfangs etwas geheim betrieben, bald schamlos zur Schau getragen wurde. Ihr Mann hatte volle Kenntniß hievon, doch er schwieg, weil er für sein Leben fürchtete, wenn er etwas sage. Im Jahre 1858 kam der Bruder des Augustin Huber, Johann, ein 19jähriger Bursche, zu Regina Janson auf Besuch und ward bald neben seinem Bruder der erklärte Geliebte derselben. Im Jahre 1859 kaufte sich Augustin Huber in Pischelsdorf an, und ließ seinen Bruder allein im Besitz der bisher gemeinschaftlichen Geliebten, die ihren schwachen Mann bald dahin zu bringen wußte, daß er den Johann Huber im Jahre 1860 als Knecht einstellte. Das schamlose Treiben zwischen der Bäuerin und dem Knechte nahm täglich zu. In diesem Taumel tauchte der erste Mordgedanke bei der Bäuerin auf und sie äußerte zu Joh. Huber: „wenn nur Jemand aufzutreiben wäre, der es übernähme, den Janson aus der Welt zu räumen; ich und du können es nicht thun, da auf uns der Verdacht zuerst fallen würde." Sie suchten beide lange vergeblich einen Mörder zu dingen, bis sie ihn endlich in dem Knechte Mich. Oberrain, dem Geliebten einer Dienst-

magd der Bänerin fanden. Auf Betreiben des ehebrecherischen Liebespaares trat Oberrain zu Johanni 1860 bei einem Bruder des Joh. Huber in Dienst und nach längerem Drängen und Unterhandeln erklärte er sich zur That bereit, um den Blutpreis von 100 fl., einigen Kleidungsstücken und dem Versprechen, nach der That zur Ehelichung seiner Geliebten Ther. Sedlmaier Unterstützung zu erhalten. Zuerst versuchte Oberrain durch Zauberei und „Todtbeten" den Bauer aus der Welt zu schaffen, natürlich vergebens. Aufs Neue drangen die Bänerin und ihr Geliebter in ihn, den Bauern zu tödten, weil die Zeit nahte, wo der nun 21jährige Johann Huber zur Konskription sollte. Am 4. Sept. v. J. brachte Oberrain die Nacht bis nach 12 Uhr bei Therese Sedlmaier zu und befahl ihr, wenn sie zum Dreschen aufstehe, nicht sogleich zur Hausthüre hinauszugehen, sondern den Bauern zuerst hinausgehen zu lassen.

Als nun gegen 2 Uhr Morgens Franz Janson vor die Thüre treten wollte, erhielt er einen furchtbaren Hieb ins Gesicht, so daß er anscheinend leblos niederstürzte. Während dieser Scene stand die Bäuerin in dem Wohnzimmer und wurde in dem Augenblicke, als der Mann zur Hausthüre trat, von der Magd Sedlmaier am Rocke gezupft und aufmerksam gemacht, daß jetzt der Knecht handeln werde. Der Bauer war aber nicht todt, obwohl er eine bedeutende Quetschwunde über das rechte Auge erhielt. Der ihn behandelnde Bader hielt die Verletzung zwar für verdächtig, erstattete aber dennoch keine Anzeige bei Gericht, indem er der Erzählung der Janson von einem Schlaganfalle Glauben schenkte. Während der Krankheit heuchelte das Weib die innigste Theilnahme, schüttete aber heimlicher Weise die verordneten Medizinen weg oder verdünnte sie mit Wasser. Einer Vergiftung oder Erstickung des Bauern durch den Joh. Huber widersetzte sie sich mit der Erklärung, daß ihrem Manne im Hause nichts geschehen dürfe. Franz Janson wußte recht wohl, daß man einen Mordversuch an ihm verübt hatte; theilte er doch einem Freunde mit, er habe einen Schlag ins Gesicht erhalten, sage aber, es habe ihn der Schlag getroffen, weil er mit dem Lumpenchor nichts zu schaffen haben wolle und überhaupt durch Verkauf seines Anwesens los zu werden trachte. Die Bäuerin und ihr Geliebter drängten nun noch stärker in Oberrain, weil sie das Vereiteln ihrer Plane durch den Verkauf des Anwesens fürchteten. Am Abende des 7. Dezember endtich erklärte Franz Janson, am andern Morgen nach Pfaffenhofen fahren zu wollen, um Hopfenstangen zu kaufen; sogleich gab die Bänerin dem Oberrain hievon Kenntniß und sandte Nachts über und noch in aller Frühe zu verschiedenen Malen die Therese Sedlmaier zu ihm, um ihn zu dem Morde anzuspornen. Um 5 Uhr Morgens fuhr der Bauer ab; als er in die Nähe des sogenannten Grubenhofholzes kam, stürzte Oberrain mit einem dicken Prügel hervor und führte einen Hieb über dessen Gesicht. Der Getroffene schrie laut auf, erhielt aber rasch zwei neue kräftige Hiebe auf den Kopf, die ihn sofort tödteten. Der Mörder warf nun das Wägelchen so um, daß Janson darunter zu liegen kam, und eilte dann nach Hause. Zwei Stunden später wurde die Leiche gefunden; die öffentliche Meinung bezeichnete sofort die Regina Janson, ihren Geliebten und den Knecht Oberrain als die Mörder; alle drei und mit ihnen die Geliebte des Letzteren, Therese Sedelmaier, wurden verhaftet. Schon im zweiten Verhöre machte Oberrain umfassende Geständnisse, die er auch in der öffentlichen Verhandlung wiederholte. Regina Janson und Johann Oberrain legten nur limitirte Geständnisse ab und suchten die größere Schuld sich gegenseitig zuzuwälzen. Bei Therese Sedlmaier wurde konstatirt, daß sie dem Oberrain fortwährend von der That abrieth. Von den Geschworenen für schuldig erkannt, wurde Michael Oberrain und Johann Huber wegen doppelt und Regina Janson wegen einfach qualifizirten Mordes zum Tode, Therese Sedlmaier jedoch wegen Gehilfenschaft dritten Grades, mit Ausschluß der eigennützigen Absicht zu 14 Tagen Gefängniß verurtheitt.

Mannigfaltigkeiten.

In Hamburg ließ neulich das Gericht den Sarg eines Geschäftsmannes wieder ausgraben und nach dem Hauptbuche des Kaufmannes suchen. Dasselbe war nämlich seit dem Tode des Mannes verschwunden und es entstand der Verdacht, es sey dem Todten in den Sarg gelegt worden. Man fand aber nichts.

Logogryph.

Was vorher flüssig, nun versteinert ist,
Wird euch ein Wort von einer Silbe nennen.
Setzt vorn ein Zeichen noch dazu, so müßt
Die Hoffnung künftiger Früchte ihr erkennen.
Wollt noch ein Zeichen ihr damit vereinen,
So wird des Lebens Winter euch erscheinen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 141:
Rente — Ente — nt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 146 Donnerstag, 20. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Wohl, so werden Sie Herr Pastor auch begreifen, welche Seelenangst ich bei dem leisesten Gedanken an eine Trennung von meinem Schutzengel empfinden muß! O meine theure Lily! Ihr Anblick, ihre Nähe und der süße Ton ihrer Stimme sind mir fast unentbehrlich geworden .... sie ist mein Kind, mein Trost, ja die einzige wahre Freude meines Lebens! Was hat es mich aber auch nicht gekostet, bis ich zu dem schmerzlichen Entschlusse kam, den ich Ihnen so eben anvertraut habe. Und sogar jetzt frage ich mich noch selbst: Warum soll ich denn ihre Familie erforschen, die ihrer vielleicht kaum mehr gedenkt? Wird sie meine Lily so lieben können, wie ich sie liebe? Und wird Lily selbst, die mich für ihren Vater hält, und als solchen über Alles liebt, sich, wenn sie die Wahrheit erfährt, zu dem Tausche entschließen wollen? Das ist es, was mich so lange abhielt, und zum Theil noch jetzt abhält; so daß mein Pflichtgefühl und die Stimme meines Herzens sich im peinlichen Widerstreite befinden."

Hier barg Norton das Haupt in seine Hände, ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Mißtrauisch gegen mich selbst, will ich die Entscheidung nicht von mir abhängen lassen. In Ihre reinen, uneigennützigen Hände, Herr Pastor, lege ich daher das Geschick meiner Lily, meines schützenden Engels. Sie sollen darüber urtheilen, ob ich mich von ihr trennen, ob ich dieses bittere Opfer bringen muß. Jedenfalls kann ich Ihnen nur dürftige Andeutungen über ihre Familie mittheilen. Das Leinenzeug, in welches ich Lily eingehüllt fand, als ich sie rettete, war mit den Buchstaben O. G. gezeichnet, über denen sich eine Freiherrnkrone befand. Außerdem erinnere ich mich freilich nicht ganz bestimmt, des Wappens, welches sich auf dem Reisewagen ihrer Mutter abgemalt befand; ich habe es hier aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet. Auch übergebe ich Ihnen verschiedene Notizen, die ich bis jetzt gesammelt habe. Benützen Sie gefälligst Alles nach Ihrem besten Ermessen."

„Genug, mein lieber Herr Norton! Seyen Sie überzeugt, daß ich Sie durch keinen meiner Schritte in Verlegenheit setzen werde. Sie sollen, sobald nur immer möglich, Nachrichten über den Erfolg meiner Nachforschungen haben."

„Gott gebe — und er wird mir diesen Wunsch gewiß verzeihen — daß sie fruchtlos bleiben möchten! Dann wäre mein Gewissen beruhigt, und mein Herz befriedigt."

Es klopfte an der Thüre, und als Norton sie öffnete, trat die Gouvernante ein, um zu melden, daß der Herr Sollicitor Williams um die Erlaubniß bitte, einen Besuch abzustatten.

„Ich will nicht stören," sprach der Pastor, „und ziehe mich zurück." Er drückte beim Weggehen Norton die Hand, und verließ das Zimmer fast in demselben Augenblicke, als Herr William, ein kleiner, lebhafter, lustiger Mann es betrat.

„Guten Morgen, mein Theurer!" rief er, als er kaum die Schwelle überschritten, „wie geht's? Was für ein neues Kunstwerk schafft uns denn unser Benvenuto Cellini? — Ei der tausend!" fuhr er fort, nachdem er verschiedene auf dem Werktische liegende Gegenstände betrachtet hatte, „das wird ja im höchsten Grade elegant ausfallen! und in welch erhabenem Style das gearbeitet ist! Ach beinahe hätte ich vergessen — wissen Sie, daß ich mit dem Lord Chef der Justiz gesprochen habe, und daß er Sie mit der bewußten Arbeit beauftragen will? Besseren Händen kann er sie wahrlich nicht anvertrauen."

„Schönen Dank für Ihre vortheilhafte Meinung und für den mir geleisteten Dienst. — Aber sagen Sie mir doch, ob Sie auch die bewußte Nachfrage nicht vergessen haben, um die ich Sie gebeten hatte."

„Ja so; deßwegen komme ich heute hauptsächlich zu Ihnen — gesunden, mein Bester!"

„Und was ist gefunden?" fragte Norton mit erzwungenem Gleichmuthe.

„Aber nicht ohne Mühe, denn es ist eine alte Geschichte und längst in Vergessenheit gerathen. Nicht wahr, es handelt sich um einen weitläufigen Verwandten von Ihnen, einen gewissen Red Norton, der einer Brandstiftung in Midlesex beschuldigt worden?"

„So ist es."

„Je nun, mein Verehrter, es geht aus Allem hervor, daß der vorerwähnte Norton ein Taugenichts ist!

so viel steht so ziemlich fest; nicht aber die Brandstiftung. Es wurde deßhalb allerdings eine Klage gegen ihn erheben und ein Warrant erlassen, allein in Folge der amtlichen Thätigkeit des Coroners — ich habe die Akten selbst gelesen — hat sich im Gegentheil klar herausgestellt, daß der Brand, in Folge der Unvorsichtigkeit eines Knechtes, in einer Scheune ausbrach, der sich Norton nie genähert hatte. Somit ist denn die Anklage, in soferu sie das Feuer betrifft, total ins Wasser gefallen."

Der Solliciter lachte laut auf über seinen schlechten Witz, und Norton lachte, aus guten Gründen, herzlich mit.

„Die Sache hatte demnach keine weitere Folgen," fuhr Williams fort. „Ned Norton hat sich übrigens klüglicher Weise aus dem Staube gemacht — wahrscheinlich, um sich später in einer anderen Gegend hängen zu lassen."

Dieser neue Witz wurde abermals von beiden Seiten betacht.

„Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank, Herr Williams," sprach Norton, „für Ihre dienstfertige Gefälligkeit. Diese Nachforschungeu, welche die Ehre meiner Familie so nahe berühreu, haben Ihnen viele Zeit und Mühe kosten müssen; es ist also billig, daß ich Sie dafür entschädige."

„Wie kommen Sie mir vor?"

„In allem Ernste, Sie müssen mir das durchaus erlauben ...."

„Je nun, weun Sie es denn schlechterdings so haben wollen, lieber Freund, so läßt sich das leicht bewerkstelligen. Ich mache einer höchst liebenswürdigen, jungen Dame den Hof, und möchte ihr gern ein elegantes Geschenk machen — z. B. ein Armband. Seyen Sie so gut und entwerfen Sie mir, nach Ihrem Geschmacke, die Zeichnung dazu."

„Sehr gern. Wie wünschen Sie das Armband?"

„Sinnreich, allegorisch, poetisch! Denn es ist für eine weich geschaffene, zur Melancholie geneigte Seele bestimmt — für eine junge Dame, die Sie vielleicht dem Nameu nach kennen — sie heißt Olivia Greville; sehen Sie, hier ist ihr Namenszug und ihr Wappen."

„Norton zitterte heftig, wurde leichenblaß und schwankte. Unbeweglich hefteten sich seine starren Blicke auf die beiden Buchstaben und das Wappen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vermächtniß.

(Fortsetzung.)

Herrn Naake ward etwas schwül zu Muthe und sich an die Schnupphase wendend, sagte er:

„Ist es denn Ihre feste Absicht, liebes Fräulein, die Locke zu beanspruchen?"

„Freilich," erwiderte Herr Kralle, „unsere feste Absicht, unter allen Umständen."

„Ich spreche mit Fräulein Kathinka Schnupphase, mein Herr," sagte Herr Naake entschieden.

„Und ich, in meiner Eigenschaft als Anwalt, antworte für Fräulein Kathinka Schnupphase mein Herr," sagte Herr Kralle entschieden.

„Ja, es ist meine feste Absicht," fiel auch jetzt die Schnupphase mit einer Bestimmtheit ein, daß Herrn Naake schwüler zu Muthe ward.

„Nun," begann er wieder, seinem Antlitz eine äußerst wohlwollende Miene gebend, „Sie besuchen mich wohl morgen oder an einem der folgenden Tage — ganz wie es Ihnen am passendsten ist, liebes Fräulein; wir können die Angelegenheit ja dann des Nähern besprechen."

„Ach nein, mein Herr," sagte Herr Kralle, „Sie besuchen mich wohl morgen, oder an einem der folgenden Tage — ganz wie es Ihnen am passendsten ist — auf meinem Geschäftszimmer „„goldener Winkel, Nr. 3, im Hinterhause, fünf Treppen hoch.""

„Mein Herr," entgegnete Naake, „ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß ich mit Fräulein Schnupphase rede." —

„Herr Kralle ist mein Anwalt, Herr Naake," sprach jetzt die Schnupphase, „und ich muß Sie daher bitten, mit diesem und nicht mit mir in Unterhandlung zu treten."

„Aber beste Schnupphase, ich bitte Sie, was wollen Sie denn mit der Locke beginnen? ist Ihnen so viel an Haaren gelegen, nun, so will ich Ihnen gern eine vollständige, ja sogar eine Allonge-Perrücke schenken, aber lassen Sie Ihre weiteren Ansprüche an das Vermächtniß meiner Kousine fallen."

„Wie, mein Herr," rief Herr Kralle aufgebracht, „Sie wagen dem Fräulein, das ein wahres Absalonhaar hat, eine Perrücke anzubieten, eine Perrücke von Roßhaar statt der Locke einer theuren Herrin, nein, was sage ich, einer theuren, einer unvergeßlichen Freundin? pfui, schämen Sie sich," und entrüstet wandte Herr Kralle dem Brauer die Kehrseite zu.

„Ich warne Sie, liebe Schnupphase," hub Naake, dem immer schwuler ward, auf Kralle weisend, an, „ich warne Sie vor jenem Menschen, der Sie nur um des elenden Gewinnstes willen aufhetzt, da es ihm möglicherweise gelingt, Sie zu einem Prozesse, den Sie sicher verlieren werden, zu veranlassen, ich warne Sie vor diesem — Winkeladvokaten."

„Was?" schrie Herr Kralle, „was Winkeladvokat? eine Verbalinjurie? Herrrr! das kann Sie zehn Thaler kosten, kann es, wissen Sie das?"

Jetzt aber ward es dem Brauer zu heiß im Zimmer, den Hut ergreifend, eilte er von dannen und mit

triumphirenden Blicken folgte ihm, der Schnupphase galant seinen Arm bietend, Herr Kralle.

(Schluß folgt.)

Lebenskraft und Chemismus.

(Fortsetzung.)

Wir wollen indessen nicht länger bei den traurigen Konsequenzen der Retorten-Psychologie verweilen und nicht näher erörtern, wie durch dieselbe jedes Gefühl für Recht und moralische Würde vernichtet wird, sondern nur den Satz festhalten, daß wer überhaupt ein geistiges Prinzip anerkennen will, damit beginnen muß, die Lebensaktionen in ihrer Eigenthümlichkeit als verschieden von den Vorgängen in der todten Natur zu betrachten. Um dahin zu gelangen, werden wir die Unterscheidungsmerkmale der lebendigen Natur ins Auge fassen müssen. Es sind dieß vorzüglich folgende:

1) Die lebenden Wesen bilden Individuen. Alle Theile eines Thieres oder einer Pflanze beziehen sich innerlich auf das Ganze, auf die Einheit des Lebenszweckes. Die Organe der lebendigen Geschöpfe bilden nicht wie die Theile einer Maschine ein äußeres Aggregat, sondern sie dienen dem zentralen Leben und werden gemäß der organischen Entwicklung zum Lebenszweck aus dem Keim herausgebildet. Nichts Aehnliches findet sich in der unbelebten Natur. Der kleinste Theil des todten Stoffes hat dieselben Eigenschaften als eine größere Masse und es treten nie Stoffe zu einem selbstständigen geschlossenen Ganzen zusammen, welches die Kraft zur weitern Entwicklung in sich trüge.

2) In der organischen Welt und den organischen Individuen herrscht eine fortdauernde und unaufhaltsame Entfaltung vom Niedern zum Höhern. Es ist nicht ein bloßer „Stoffwechsel“, welcher der Entwicklung der Individuen vom Keime bis zu ihrer höchsten Entfaltung zu Grunde liegt, es ist die lebendige Aktion des Erwachens zu höheren Stufen der Organisation. Nicht nur das Individuum, sondern auch die Generationen entwickeln sich zu höheren Stufen, und kann diese Veredlung durch die Pflege befördert werden. Wie die Getreidearten durch tausendjährige Kultur sich veredeln, wie eine solche Veredlung bei vielen Thieren und Pflanzen nachgewiesen werden kann, so gewinnt auch das geistige Leben eines Volkes durch Kultur und Pflege der Wissenschaften, und es liegen geistige Fähigkeiten und moralische Eigenschaften im Keime, indem sie sich vererben. Nichts Aehnliches oder im Entferntesten Analoges findet sich in der todten Substanz.

3) In der organischen Welt herrscht ein beständiger Abwurf der verbrauchten Schlacke, und eine Neubildung, Verjüngung, welche eben die organische Entwicklung vermittelt. Die Verpuppung der Raupen, das Abwerfen der Häute und der Federn sind nur die mehr ins Auge fallenden Erscheinungen des Schlackenabwurfs und der Verjüngung, welche in der ganzen organischen Schöpfung und in allen Organen stattfindet. Auch im geistigen Leben der Individuen und der Völker finden wir diese Lebensaktionen. Alte, verbrauchte Ansichten und Meinungen werden abgeworfen, während der Keim neuer Ideen allmälig sich ausbildet und zur Blüthe und Reife gelangt. Wer ängstlich am Alten hängt und die abgestorbenen Geistesschlacken nicht abzuwerfen den Muth hat, hemmt das geistige Leben, das nur in der ungestörten Entwicklung besteht und kommt endlich zum geistigen Untergang. Greise werden sich nur verjüngen, wenn sie nicht allzusehr an der „guten alten Zeit“ hängen, sondern sich dem Entwicklungsgang neuer Ideen nicht widersetzen.

Wie die leblose Natur keine Entwicklung hat, so altert sie auch nicht. Es gibt hier keine Neubildung und keinen Schlackenabwurf, sondern nur eine Veränderung im Raume und der chemischen Mischung.

4) Da die organische Welt und die todte Natur sich entgegengesetzt sind, so kann der Stoff auch nie bei irgend einer Kombination in's Leben übergehen. Alles Lebende entsteht aus Keimen und die weitere Entwicklung ist nichts als eine fortgesetzte Zeugung aus innern Keimen. Was die äußern Verhältnisse betrifft, so können diese allerdings begünstigend oder hemmend auf die Entwicklung der organischen Wesen einwirken, aber man muß sich doch wohl hüten, die Lebensbedingungen mit dem Leben selbst zu verwechseln. So wirken denn klimatische Verhältnisse ohne Zweifel auch auf die Kulturentwicklung des Menschen hemmend oder fördernd, ohne daß wir berechtigt wären, die geistige Kultur für identisch mit Wärme und Kälte zu halten. Es geben überhaupt die äußern Einflüsse nur die Anregung zur Lebensaktion, die dabei immer eine selbstständige, eigenthümliche mit den todten Stoffen nicht zu vergleichende ist. In Bezug auf die Sinneswahrnehmung hat die Physiologie längst gelehrt, daß die Außenwelt nicht als solche und direkt von uns wahrgenommen wird, daß also das Auge die Gegenstände nicht unmittelbar sieht, sondern daß die Sinne nur sich selbst empfinden, das ist: die Empfindung ist eine eigenthümliche, mit keinem Zustand oder Vorgang der anorganischen Welt zu vergleichende Lebensaktion, die allerdings durch das Licht angeregt wird, aber auch aus innern Ursachen (subjektive Empfindung) entstehen kann. In derselben Weise aber wie die Sehkraft nicht identisch mit dem physikalischen Vorgang der Lichtstrahlenbrechung ist — da außerdem auch die optischen Instrumente sehen müß-

ten — eben so sind auch die übrigen Lebensaktionen nicht identisch mit den physikalischen und chemischen Vorgängen, sondern werden durch die todte Körperwelt nur angeregt.

Weil man fand, daß die von den Thieren ausgeathmete Luft reicher an Kohlensäure ist als die eingeathmete, und beim Verbrennungsprozesse ebenfalls Kohlensäure gebildet wird, so schloß man daraus, daß die Athmung der Thiere ein Verbrennungsprozeß sey. Die Pflanzen aber athmen ebenfalls, ohne daß sie Kohlensäure aushauchen, sondern im Gegentheile Kohlensäure absorbiren und Sauerstoff aushauchen.

Der thierische Körper beherrscht die äußere Natur, er muß sich dieselbe unterwerfen. In der eisigen Kälte der Polargegenden weiß sich das Thier seine innere Lebenswärme zu erhalten, und zwar, den chemischen Theorien zum Trutz, ohne die kohlenstoffreichen Vegetabilien, sondern fast durch ausschließliche thierische Nahrung.

Je mehr das Leben sich entwickelt und das Gebiet der geistigen Kräfte berührt, desto weniger lassen sich die Maßstäbe der mechanischen Kräfte anlegen. Man kann die höheren Lebenskräfte weder wägen noch messen. Wer ist beispielsweise im Stande, die Statistik auf menschliche Geistesprodukte anzuwenden, wie solches bei mechanischen Arbeiten geschieht? Selbst das Zeitmaß bei den Funktionen des Körpers entschlüpft unserer Berechnung, und vergebens versucht man es, die organischen Wissenschaften in die Reihe der sogenannten exakten Wissenschaften zu stellen, so lange man darunter die mathematische Berechnung und die physikalischen und chemischen Gesetze versteht. Kein Geburtshelfer wird mit Genauigkeit die Dauer der Schwangerschaft oder die Intervalle zwischen manchen Sekretionen angeben können, wie der Astronom in der exaktesten Weise die Bewegungen der Himmelskörper berechnet. Es entziehen sich auch die höheren thierischen Formen sowohl der mathematischen Symmetrie, wie sie auch ihre Aktionen nicht mehr den bei anorganischen Erscheinungen anzuwendenden Maßstäben sich fügen.

(Schluß folgt.)

Im Walde.

Du Wald mit deinem Schweigen,
Du lauschiges Blätterzelt,
Was könnte wohl dir noch fehlen
Zum lieblichsten Plätzchen der Welt?

Die klarste der Felsenquellen
Beperlet dein üppiges Moos.
Die Weste ringen wie Seufzer
Aus deinem Busen sich los.

Die lustigen Vögelein wohnen
In deinem gastlichen Haus;
Ja selbst deine Schatten streust du
Auf dankbare Blümchen aus.

Was fehlte zum schönsten Plätzchen
Dir, welches so lieblich ist?
Vielleicht, daß du so verborgen,
Daß du so einsam bist?

Vielleicht, daß außer dem meinen
Kein Fuß noch je dich betrat?
Daß nie ein fühlendes Wesen
Sich deiner Stille genaht — ?

Nein, nein, das fehlte dir nimmer,
Dort steh'n ja — man merkt es kaum, —
Zwei eng verschlungene Namen,
Geschnitten in einen Baum.

Und seine Blätter flüsternd,
Und seine Krone rauscht:
„Ich habe zwei liebende Menschen
In ihrem Glücke belauscht!"

Mannigfaltigkeiten.

Am 13. Juni sprangen zum Erstenmale auf dem Schloßplatze zu Stuttgart probeweise die Wasser. Die Bassins waren mit Fackeln beleuchtet. Als die Hahnen geöffnet waren, hob sich der Strahl allmählich höher und höher; als er in beiden Fontainen eine Höhe von etwas über 50 Fuß erreicht hatte und die Röhren von der Luft befreit waren, schoß er rein und kräftig empor; in der Höhe theilte er sich, daß die Fluthen, wie ein Mantel um den Strahl sich legend, denselben verschleierten. Die Anwesenden begrüßten die ersten Fluthen des Neckars, die sich auf dem Schloßplatze ergossen und die so schön gelungenen Fontainen mit jubelnden Zurufen.

Heute Nachmittag, schreibt man aus Neisse (Schlesien) unterm 10. Juni, wurde durch die hiesige Polizeihülfe ein Trupp Zigeuner, siebzehn Personen stark, eingebracht, die zu einer noch größeren Bande gehören und von einem Zimmerpolirer aus Ottmachau verfolgt wurden, weil ihm heute Vormittag sein Söhnchen im Alter von zwei Jahren drei Monaten durch diese Leute geraubt worden seyn soll. Die eingebrachte Arrieregarde wurde im nahen Neuland ergriffen, das verschwundene Kind bei ihr aber nicht vorgefunden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 147 Freitag, 21. Juni 1861.

Lily.

(Fortsetzung.)

„Soll ich nicht," sprach Williams, diese Buchstaben und diesen Wappenschild auf das Armband graviren lassen? — Aber, um des Himmels Willen, was fehlt Ihnen? Ihre Kniee zittern ja, und Ihr Gesicht ist mit Todesblässe überzogen!"

„Es ist nichts von Bedeutung," versetzte der junge Mann, sich den Schweiß von der Stirne wischend. — Ein sonderbares, zufälliges Zusammentreffen hat mich ergriffen, und einen Gedanken in mir geweckt. Sie sagen, die Dame heiße Olivia Greville? Von Middlesex?"

„Ei bewahre, nicht von Middlesex, sondern von London. Ist sie Ihnen etwa bekannt?"

„Nicht im Geringsten. Allein ich habe schon ein Armband mit der Chiffre O. G. zifelirt; und da ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte, so bestimmte ich es für Lily, wenn sie einige Jahre älter geworden seyn werde. Es steht Ihnen mit Vergnügen zu Dienst. Um jedoch gewiß zu seyn, ob es Ihrer Angebeteuen gefällt, und um sie zu bewegen, daß sie es annimmt, so meine ich, Sie sollten sie zu mir führen, unter dem Vorwande z. B., ihr dieses Köfferchen zu zeigen, das ich für den Bischof von Durham heute fertig gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit werde ich ihr auch das Armband zeigen, und sie bitten, es zu probiren. Gefällt es ihr, so nehmen Sie Veranlassung, es ihr als eine kleine, zarte Aufmerksamkeit anzubieten; und diese wird ihren Zweck sicher nicht verfehlen."

„Allerliebst, allerliebst!" rief Williams, „Sie sind ein sehr gewandter Verführer. Ich mache mich anheischig, Lady Olivia morgen schon hierher zu bringen. Setzen Sie unterdessen immerhin das Armband in Bereitschaft."

„Setzen Sie unbesorgt, ich entspreche gern Ihrem Wunsche."

Norton befand sich in solcher innerlicher Aufregung, daß er erst dann etwas freier athmete, als sich Williams entfernt hatte, und er sich auf einen Sessel hinstrecken konnte, um seinen Gedanken nachzuhängen. War es wirklich Lily's Mutter, die er wiedersehen sollte? O gewiß! Selbst die Macht der Zeit hatte ihr so tief in sein Herz gegrabenes Bild nicht daraus zu verdrängen vermocht; und er war überzeugt, er werde sie unfehlbar wieder erkennen, wenn er jenen seelenvollen Blick sehen, jene süße Stimme vernehmen sollte. Die Angst, seine Lily zu verlieren, stieg mit jeder Minute. Allein der folgende Tage verstrich, und Williams erschien nicht. Schon wollte er diesen ganz umgehen, und war eben im Begriff, an den Pastor Fergusson zu schreiben, da meldete die eintretende Gouvernante: „Lady Olivia Greville und der Herr Sollicitor Williams."

Ungestüm erhob sich Norton — aber plötzlich blieb er zitternd stehen — Lady Olivia war eben eingetreten. Sie trug ein langes, weites Trauerkleid, welches die Blässe ihres Gesichtes noch erhöhte, das einen rührenden Ausdruck von still ergebenem Kummer hatte. Man sah auf den ersten Blick, daß sie leidend war. Mit vieler Grazie stützte sie sich auf den Arm ihres Begleiters. Norton war in diesem Augenblick nicht minder bleich als sie, und mußte sich, um nicht zusammen zu sinken, an einem Tische stützen, denn er hatte Olivia, Lily's Mutter, erkannt!

„Entschuldigen Sie, mein Herr, sprach sie freundlich lächelnd, daß ich, als Unbekannte, Sie störe, und Ihre Gefälligkeit vielleicht mißbrauche, allein ich fühle einen so unwiderstehlichen Drang, Ihre Kunstwerke zu bewundern, daß ich Herrn Williams bat, mich bei Ihnen einzuführen, und . . . ."

Hier hielt sie plötzlich inne, denn sie hatte jetzt erst einen aufmerksamen Blick auf Norton geworfen, und seine Todesblässe bemerkt. Er verbeugte sich vor ihr und wollte sprechen, allein er war kaum vermögend, einige unzusammenhängende Worte hervorzustammeln. Lady Greville trat um einige Schritte zurück und sah Williams fragend an, der nicht minder erstaunt war als sie selbst.

„Aber mein lieber Norton," rief dieser, „Sie sehen ja fürchterlich blaß aus! Fühlen Sie sich vielleicht unwohl?"

„O nein . . . . es fehlt mir nichts! . . . . Ich bitte Milady, mich zu entschuldigen, daß eine ebenso staunenswerthe als überraschende Aehnlichkeit . . . .

„Eine Aehnlichkeit?" fiel Olivia lächelnd ein.

„Und welche Aehnlichkeit?" fragte Williams neugierig.

„Gerade das kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn es ist leicht möglich, daß ich schon das Glück gehabt habe, Lady Olivia zu sehen."

„Ich kann mich dessen nicht entsinnen, Herr Norton, erwiderte freundlich Olivia. Es ist schon lange her, daß man mir Ihr Talent gerühmt hat, und daß ich, sogar auf dem Kontinent, mehrere Ihrer Kunstwerke bewundert habe. Ich habe dort einige Jahre zugebracht. Unter Andern lernte ich in Rom Lord Landsgrave kennen, der eine prachtvolle, von Ihnen gearbeitete Chaloulle besitzt. Hätte ich den Verfertiger dieses Wunstwerks jemals zu sehen das Vergnügen gehabt, so würde ich mich dessen sicher entsinnen."

„Und doch vermuthe ich, daß es sich so verhält, Milady; mein Gedächtniß, was mich freilich keineswegs wundert, scheint getreuer zu seyn, als das Ihrige. Ich glaube, Sie in Middleser gesehen zu haben."

„In Middleser?"

„Allerdings; vor etwa zwölf Jahren .... in dem Maierhofe des Tom Craig."

Dieser Name machte einen tiefen Eindruck auf Olivia; sie fuhr heftig zusammen, und warf einen durchdringenden Blick auf Norton. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn und schwieg eine Weile, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung!" rief Norton. „Wie unvorsichtig bin ich gewesen. Sicher habe ich eine peinliche Rückerinnerung in Ihrer Seele geweckt."

„Ich kann es nicht läugnen," erwiderte Olivia äußerst bewegt; allein es ist dieß ein Kummer, der seitdem unausgesetzt auf meiner Seele lastet, und bis zum Tode mich verfolgen wird. Ich hatte ein einziges, über Alles geliebtes Kind, das ich durch ein schreckliches Ereigniß verlor, welches sich in jenem Maierhofe zutrug, wo Sie mich, wie Sie versichern, gesehen haben. Sie werden meinen Schmerz begreifen; er war so tief, so unbeschreiblich, daß meine Umgebungen nicht mehr zweifelten, ich werde Verstand und Leben darüber verlieren. Man schickte mich, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, nach Frankreich und nach Italien. Auf der Reise wurde mir mein Gatte durch den Tod entrissen. — Nach so vielen Leiden, die ich erduldet, bin ich in der That hoch erstaunt, daß Sie im Stande waren, mich wieder zu erkennen."

(Schluß folgt.)

Lebenskraft und Chemismus.

(Schluß.)

Dem aufmerksamen Beobachter bieten sich in allen Erscheinungen des organischen Lebens, ohne noch von der geistigen Sphäre zu reden, Thatsachen dar, die in unwiderleglicher Weise die eigenthümliche, selbstständige Aktion des Lebens beweisen. Jedermann weiß, daß sich aus dem Hühnerei unter Einwirkung der Wärme das junge Thier entwickelt, ohne daß außer dem Dotter und dem Eiweiß andere Substanzen dem Embryo zukommen. Das eben aus dem Ei gekrochene Hühnchen aber enthält in seinen Knochen allein etwa fünfmal so viel phosphorsauren Kalk als früher im unausgebrüteten Ei sich vorfand. Es scheint daher, daß die Lebenskraft sich auch ihre nöthigen Stoffe schaffen kann.

Andere Erscheinungen beweisen in direkter Weise die Verschiedenheit der Lebensaktionen von den chemischen Vorgängen. Es ist bekannt, daß das Blut der höheren Thiere aus zahlreichen Bläschen (Blutkügelchen) und einer farblosen Flüssigkeit besteht. Im lebenden und gesunden Zustande löst sich nun der Farbestoff der Blutkügelchen nie in Serum auf, obwohl nicht der mindeste chemische Grund dieser Unauflöslichkeit vorhanden ist. Im Cadaver, wo die chemischen Kräfte zu walten beginnen, ist das Serum des Blutes allerdings roth und ist dieß auch in jenen perniziösen Krankheiten, wie Cholera, gelbes Fieber, dem letzten Stadium des Typhus der Fall, wo bereits die chemische Zersetzung während des Lebens beginnt.

Der Umstand, daß das kadaveröse Blut so wie jenes der in den letzten Stadien der genannten Krankheiten sich Befindenden sich nicht durch Berührung mit Sauerstoff röthet, beweist ebenfalls, daß diese bei der Athmung vor sich gehende Assimilation des Sauerstoffs ein Lebensakt ist, den die todten, dem Chemismus verfallenen Residuen nicht mehr ausüben können. Endlich ist auch die Wirkung des Salzwassers auf die Blutkügelchen eine Thatsache, die für die rein organische Kraft, welche im Blute thätig ist, spricht. Nach dem Tode nämlich löst sich der Farbestoff des Blutes sehr wohl im Salzwasser auf, während das im Leben nicht der Fall ist. Das Kochsalz erregt die organische Kontraktion der Blutkügelchen und wird daher auch als blutstillendes Mittel gebraucht. Die chemischen Theorieen führen weder in der Physiologie, noch in der Krankheits- und Heillehre zu den erwünschten Resultaten. Wir haben schon angeführt, daß im gesunden Zustande die äußeren Qualitäten nicht *als solche* in den Organismus treten, sondern daß sie nur als Anregung zur Aeußerung der eigenthümlichen Lebensaktion dienen. Hiebei verlieren sie ihre chemischen und physikalischen Eigenschaften, indem sie vom Organismus überwunden, assimilirt werden. Ist das Letztere aber nicht der Fall, ist entweder die Lebensenergie zu gering, oder die Qualitäten der Außenwelt von der Art, daß sie vom Leben nicht überwunden werden können, so entsteht Hemmung der Lebensaktionen, Krankheit. Die Krankheit geht von einem Heerde aus, und kann, wenn nicht hinlängliche Reaktion der Lebenskraft, bestehend in kräftiger Neubildung und Elimination der abgestorbenen Schlacken, entsteht, den ganzen Organis-

mus in den verderblichen Prozeß hineinziehen. So nennt denn auch v. Giell in seiner jüngsten, sehr werthvollen und lehrreichen Schrift *) zwei wichtige und gefährliche Krankheiten, den Typhus und die asiatische Cholera, „Intoxicationskrankheiten“, indem bei diesen Krankheiten das Blut in seinem organischen Leben eine Alteration erfährt, veranlaßt durch die mit fremdartigen Stoffen vermengte Luft.

Die Heilung der Krankheit ist und kann nichts anders seyn, als ein innerer Lebensakt, kein chemischer Vorgang. Die von jeher anerkannte Heiltraft der Natur, vis medicatrix naturae, ist das Leben selbst, die beständig wirksame innere Zeugung, die sich aus dem begonnenen Todesprozeß wieder erhebt. Medikamente können, wenn sie überwunden und assimilirt werden, nicht aber, wie bei den Vergiftungsversuchen von Thieren geschieht, den Todesprozeß einleiten, die äußere Anregung zur Einleitung des inneren Heilaktes abgeben. Aeußere wie innere Reize müssen daher dem vorhandenen Grade der Lebensenergie angemessen werden, wenn sie nicht zum Verderben des Lebens dienen sollen.

Der Glaube, daß nicht die lebendige Kraft aus sich selbst die Genesung bewirke, sondern daß die Medikamente durch eine chemische Aktion heilen, hat zu allerlei widersinnigen Experimenten Anlaß gegeben, die in der Regel den erwünschten Erfolg nicht im Entferntesten zeigten. Da der Knochen zum Theil aus phosphorsaurem Kalk besteht, bei der englischen Krankheit aber die Knochenbildung mangelhaft erscheint, so muß nach dem Urtheile der chemischen Therapeuten der Genuß von phosphorsaurem Kalk die Krankheit heilen. Aber die Ursache der Krankheit liegt nicht in dem mangelnden Material zur Bildung des Knochens. Das gesunde Kind bereitet aus denselben Nahrungsmitteln gesunde Knochenmasse, bei welchem das rhachitische Kind kranke Knochen bildet, zum Beweise, daß es die innere Hemmung der Lebensaktion ist, welche die Krankheit verursacht, nicht aber die Lebensbedingungen mangelhaft sind. Wird aber die Lebensenergie durch Anregung der Verdauung, kräftige Kost und angemessene Luft gehoben, dann wird auch die Knochenbildung nicht mehr auf niederer Stufe stehen bleiben, und die Krankheit schwindet wie immer durch die selbstständige innere Lebensaktion. Es hat sich in der That der phosphorsaure Kalk bei wiederholten und fortgesetzten Anwendungen gegen Skropheln und englische Krankheit im Krankenhause Bethanien in Berlin durchaus als unwirksam und selbst als schädlich erwiesen. (Günzburg. Zeitschrift. Jahrgang 1854. 6.)

In ganz ähnlicher Weise verhält es sich mit so vielen, auf chemische Analysen der Extretionen oder der abgestorbenen krankhaften Gebilde basirten Heilmethoden, die durch dasjenige chemische Produkt eine Krankheit heilen wollen, welches die Analyse als fehlend im Körper oder unvollkommen bezeichnet. So fand man beispielsweise, daß der Harn des Typhuskranken weniger Kochsalz enthält als jener der Gesunden. Das Verschlucken von Kochsalz soll daher den Typhus heilen. Aber der Typhus ist nicht vorhanden, weil der Harn zu wenig Kochsalz enthält, sondern die Sache verhält sich umgekehrt. Der Erfolg war auch hier ein negativer.

Wir hoffen, daß obige Notizen, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit oder Erschöpfung des großen, wichtigen Gegenstandes machen, sondern nur als ein geistiges Nahrungsmittel der Anregung zur selbstständigen Aktion des Nachdenkens bei unsern Leser seyn sollen, den Keim zur sittlichen und geistigen Erhebung erwecken mögen, welche in der Ueberzeugung liegt: „Es gibt ein Lebensprinzip, der Mensch steht über der Natur, er kann von Stufe zu Stufe geistig und moralisch sich erheben. (K. M. Z.)

*) Beobachtungen aus der medizinischen Klinik und Abtheilung des Prof. v. Giett ꝛc. zusammengestellt von Dr. A. Haug

Die deutsche Expedition nach Inner-Afrika.

Kairo 30. Mai.

Am 25. d. M. verließ die v. Heuglin'sche Expedition nach Zentral-Afrika Kairo, wo sich dieselbe längere Zeit aufgehalten hatte, um die nöthigen Vorbereitungen zu der großen Reise zu treffen, und durch größere Ausflüge die Gesellschaft an das Klima und die Strapazen einer afrikanischen Reise zu gewöhnen. Die lebhafteste Theilnahme der hiesigen europäischen Kolonie begleitet die wackern Männer auf ihrem kühnen Unternehmen. Von Suez wird sie ein eigens von der Ägyptischen Medschidieh-Gesellschaft zur Verfügung gestellter Dampfer nach Sanakin bringen, von wo aus zunächst die heißen Sommermonate, während welcher es nutlug wäre, in den Sudan sich begeben zu wollen, benutzt werden sollen, die bisher ganz unbekannten Gebirgsländer der Bogos und Bedschawäller zu erforschen, um dann über Takka nach Chartum zu reisen, von wo aus in das Innere des Kontinents eingedrungen werden soll. Dieselbe Reiserente hatte auch der zu früh der Wissenschaft entrissene Frhr. v. Neimans einschlagen wollen. Schon dieser erste und verhältnißmäßig gefahrlosere Theil der Reise verspricht eine ergiebige Ausbeute. Durch seine früheren Reisen in Nordostafrika und am rothen Meer ist Hr. v. Heuglin mit den dortigen Lokalverhältnissen, Völkerschaften, deren Sitten und Sprache mehr als jeder Andere vertraut. Unter einer umsichtigern und gewandtern Leitung könnte die Expedition nicht stehen. Bei einem so schwierigen Unternehmen wie eine Erforschungsreise in das Innere von Afrika ist, hängt aber hievon Alles ab. Hiebei handelt es sich nicht um kühnes Hineinstürmen, von dem auch die Wissenschaft keinen Gewinn zieht, sondern um be-

sonnenes und ruhiges Vordringen, wo Schritt um Schritt überdacht und berechnet ist, und die sich darbietenden Zufälligkeiten geschickt benutzt werden. Dieß erwarten wir von Herrn v. Heuglin mit voller Zuversicht. Die eingeschlagene Reiseroute ist, wie wir glauben, mit Glück und Ortskenntniß gewählt. Niemand, der mit den Verhältnissen Zentralafrika's etwas vertraut ist, wird glauben können, daß es auf einem andern Wege möglich wäre, mit einiger Aussicht auf Erfolg von Aegypten her nach Zentralafrika zu gelangen als durch die obern Nilländer. Die Karawanenstraße von Siut nach Darfur hat zwar einen großen Reiz wegen der Kürze des Weges, allein gerade von dieser Seite findet die argwöhnischte Ueberwachung der Gränze von Darfur statt. Auf der bereits von Richardson und Barth eingeschlagenen Route ins Innere einzudringen, wäre wahrscheinlich leichter gewesen, dennoch ist es kaum zu wünschen, daß auf einem noch so wenig bekannten Gebiet wie Innerafrika, eine zweite Expedition in die Fußstapfen der ersten trete. Die von Heuglin eingeschlagene Route bietet zugleich einen nicht hoch genug anzurechnenden Vortheil; während des ganzen ersten Theils der Reise durch die Bedschaländer, und auch von Chartum aus bis an die Gränze des ägyptischen Gebiets und darüber hinaus, wird es durch den regelmäßigen Karawanenverkehr möglich, seine Sammlungen und Berichte sicher nach Europa gelangen zu lassen, so daß dieser Umstand, allein schon eine reiche wissenschaftliche Ausbeute zusichert. So sind wir zu der Erwartung berechtigt, daß diese Expedition, die, durch die Theilnahme und Förderung, welche sie in allen Gauen des Vaterlandes fand, ein wahres Nationalunternehmen geworden ist, eine reiche wissenschaftliche Ernte einbringen werde. Die Richardson'sche Expedition gewann ihre Resultate durch ausschließlich deutsche Kräfte; möge auch die neue Expedition der deutschen Wissenschaft ein neues Gebiet im Herzen Afrika's erobern.

Es ist wohl eine Thatsache, daß alle jene Gegenstände, welche blank und rein sind, zuerst von den Schmeissfliegen besudelt werden. Dieser Satz fand leider auch seine Anwendung auf Hrn. v. Heuglin, denn die Feder irgend eines neidischen Kanzleihelden hatte sich gegen einen Mann gewandt, welcher, wir dürfen es sagen, augenblicklich das Vertrauen Deutschlands, wenn nicht Europa's, genießt, und der für Wissenschaft und Aufklärung mehr gethan hat, als der Korrespondent der Kreuzzeitung zu wissen scheint, welcher in einem Aufsatze der Kreuzzeitung (s. auch Nro. 112 d. Bl.) Herrn v. Heuglin und dessen ganzes Unternehmen in ein schiefes Licht zu stellen suchte.

Wie Mancher wirft sein Herz hinweg!

Wie Mancher wirft sein Herz hinweg!
Nach Reichthum jaget nimmer satt
Des Einen Herz und dennoch hat
Es Mangel selbst beim Ueberfluß,
Weil Geiz sich immer rächen muß.

Wie Mancher wirft sein Herz hinweg!
Nach Ehren jagt der and're Mann,
Das Kleinste selbst ihn kränken kann,
Der Ehrsucht ist hienieden
Ein Frieden nie beschieden!

Wie Mancher wirft sein Herz hinweg!
Ein Dritter schwelgt in Sinnenlust,
Doch unbefriedigt bleibt die Brust,
Ihm wird im Vollgenusse
Das Leben zum Verdrusse!

Wie Mancher wirft sein Herz hinweg!
Ein And'rer hat sich ganz geweiht
Der einzig theuren, süßen Maid,
Doch dieser mag von Allen
Er g'rade nicht gefallen.

So wirft das arme Herz man weg
An Allerlei, man glaubt es kaum —
D'rum ist auch unser Lebenstraum
Ein wechselndes Gebilde
Mit Farben trüb und milde!

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Die Gabelsberger Stenographen-Gesellschaft in Nürnberg strebt an, diejenigen zum deutschen Sängertag nach Nürnberg kommenden Sänger, welche zugleich Stenographen sind, an einem Abend zu vereinigen und hat zu diesem Behufe Zirkulare an die Stenographen-Vereine erlassen.

In Frankfurt a. M. erscheint jetzt eine nach Gabelsbergers System stenographirte Zeitschrift, die jeden Artikel in dreierlei Sprachen — deutsch, französisch und englisch — enthält. Ein Beweis, welcher Anwendung und Ausbreitung die Gabelsberger Stenographie fähig ist.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 148 Samstag, 22. Juni 1861.

Lily.

(Schluß.)

„Mir genügte es, Milady, fuhr Norton fort, „Sie einmal nur gesehen zu haben, um Sie niemals wieder zu vergessen!“

„Mein lieber Norton,“ unterbrach ihn Williams, dem die Wendung, welche das Gespräch zu nehmen begann, sehr mißfiel, „an solchen Aeußerungen erkenne ich Ihre gewöhnliche Galanterie; um so mehr, als Ihr früheres Zusammentreffen mit Lady Greville sehr kurz gewesen seyn muß, da sie sich dessen nicht einmal mehr erinnert.“

Diese boshafte Deutung entging Olivien nicht, und sie war deßhalb bemüht, den üblen Eindruck derselben zu verwischen.

„Seyen Sie überzeugt, Herr Norton,“ sprach sie mit bedeutungsvoller Betonung, daß ich unseres heutigen Zusammentreffens nicht nur besser eingedenk, sondern auch bemüht seyn werde, unsere Bekanntschaft fortzusetzen .... doch heute war ich ja eigentlich gekommen, um die Erzeugnisse Ihres Kunstfleißes zu bewundern; ich gedenke nicht, auf diesen Genuß zu verzichten.“

Norton zeigte ihr nun mehrere seiner neuesten Arbeiten, und als er an ein noch unvollendetes Armband kam, sprach er: „Das ist noch nicht vollendet .... allein ich habe ein anderes Armband gemacht, das mir weit besser gefällt (bei diesen Worten gab er Willi aus heimlich ein Zeichen des Einverständnisses). Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn sie es besehen wollen; meine Tochter trägt es in diesem Augenblicke.“ Bei diesen Worten öffnete er das anstoßende Zimmer und rief: „Lily! Komm einen Augenblick herein, mein Kind!“

Bei diesem Namen fuhr Olivia heftig zusammen, erbleichte abermals, und war genöthigt, sich zu setzen.

Lily lief eilig auf ihren Vater zu, den sie allein glaubte, blieb aber plötzlich schüchtern stehen, als sie eine fremde Dame erblickte, und verneigte sich erröthend.

„Guten Tag, Miß Lily,“ sagte Williams zu ihr. „O sehen Sie doch, Milady dieses wunderschöne Kind!“ Olivia betrachtete sie mit großer Theilnahme.

„Das ist .... Ihre Tochter, Herr Norton?“ fragte sie, ihn ansehend, schlug aber alsbald die Augen nieder bei dem Feuerblicke, welchem sie begegnete.

„Ja, Milady,“ versetzte er, „das ist meine — Lily.“

Der eigenthümliche Ausdruck, mit welchem er diese Worte sprach, erschütterte Olivia von Neuem; sie betrachtete bald ihn, bald Lily, und brach dann in Thränen aus. Befremdet schmiegte sich die Kleine an Norton, während sie mit mitleidigem Erstaunen die fremde Dame betrachtete.

„Herr Norton,“ sagte endlich Olivia, ihrer Gefühle nicht mehr mächtig, „wie kömmt es, daß Sie mich so gut kennen? Warum martern Sie mich durch die Wiederbelebung meines namenlosen Kummers? Wußten Sie denn, daß meine Tochter, meine Lily ....“

„Ja, Milady,“ unterbrach sie Norton, „aber, verzeihen Sie mir, ich wollte dessen gewiß seyn, bevor ich Ihnen meine Lily zeigte. In ihrem lieblichen Gesichte glaubte ich große Aehnlichkeit mit Ihnen zu entdecken. .... Auch der Name, den sie trägt, knüpft sich an eine Ihnen so unendlich theure Erinnerung. Ich würde mich sehr glücklich fühlen, wenn sie, in Rücksicht auf dieses doppelte Zusammentreffen von Umständen, Ihr Wohlwollen und Ihre Zuneigung sich zu erwerben vermöchte.“

„O gewiß,“ entgegnete Olivia gerührt über die tiefe Empfindung, welche in seinen Worten lag; dann nahm sie Lily bei der Hand, zog sie auf ihren Schooß, und sagte zu ihr: „Komm, mein gutes Kind, laß Dich umarmen. Wie alt bist Du?“

„Zwölf Jahre, Milady.“

„Und wo ist Deine Mutter?“

„Ach, ich habe keine,“ antwortete Lily, warf einen Blick auf Norton, und fügte hinzu: „ich habe sie verloren.“

„Verloren hast Du sie, gutes Kind!“

Und auch Olivia warf jetzt einen bedeutungsvollen Blick auf Norton, der bleich und verstört das Haupt mit der Hand stützte.

„Ist das wohl schon lange her?“ fuhr Olivia mit zitternder Stimme fort.

„Allerdings Milady .... ich habe sie nie gekannt. Das ist ein großes Unglück für mich — aber ich habe es nicht viel empfunden, denn mein Vater ist so gut und lieb mit mir!“

Hier streckte sie die Hände nach Norton aus, der,

in derselben Stellung bleibend, kein Wort zu erwidern vermochte.

„Du hast keine Mutter, Lily," sprach Olivia begeistert, und ich — ich habe kein Kind mehr! Ich hatte eine Tochter, die Deinen Namen trug — ich habe sie verloren, ehe sie im Stande war, ihre Mutter zu kennen — sie würde jetzt gerade in Deinem Alter stehen! Willst Du an ihre Stelle treten?"

„Ich, Milady!" stammelte Lily verlegen, wendete sich dann zu Norton, ergriff seine Hand, und sagte ungeduldig: „Vater, liebster Vater, so sprich doch!"

„Mein Kind," versetzte Norton mit tiefer Wemuth, mich mußt Du nicht fragen, denn . . . . ich kann, ich darf Dir keine Antwort darauf ertheilen! Doch wird sich die Antwort am besten aus diesem Armband hier ergeben, das Du trägst, und auf welchem der Name — Deiner Mutter steht."

Verlegen, und ohne den Sinn dieser Worte zu fassen, erhob Lily ihren rechten Arm; Olivia ergriff ihn rasch, und warf einen ungeduldigen Blick auf die beiden Buchstaben, mit denen das Armband geziert war.

„Allmächtiger Gott! rief sie fast außer sich, was bedeutet das? — Lily! — Herr Norton! — O täuschen Sie eine unglückliche Mutter nicht! — Sprechen Sie — erklären Sie mir in des Himmels Namen! — O reden Sie schnell!"

„Milady! — ich bin nicht Lily's Vater!"

„Nicht ihr Vater! Sie nicht? — Gütiger Gott!"

„Nein! Sondern ich habe sie bei jenem Brande der Meierei in Middlesex mit Gefahr meines Lebens aus den Flammen gerettet, und bis heute wie mein Kind, wie mein köstlichstes Kleinod bewahrt und erzogen."

Olivia stieß einen durchdringenden Schrei aus, machte eine Bewegung, um Lily in ihre Arme zu schließen, sank aber dabei ohnmächtig zur Erde nieder.

Wir beendigen unsere Erzählung mit dem kurzen Berichte, daß Lily ihre Mutter wiederfand, ohne deßhalb ihren Vater zu verlieren, denn wenige Monate später segnete der ehrwürdige Pastor Fergusson das eheliche Bündniß der schwergeprüften Lady Olivia Greville mit dem jetzt so hochbeglückten Baronet Eduard Norton.

Ein Vermächtniß.

(Schluß.)

Vier Wochen nach dem eben beschriebenen Auftritte war in der Gerichtsstube zu Tipplingen wiederum eine große Anzahl von Einwohnern des Städtchens versammelt, unter denen uns verschiedene bekannte Personen, der Gerichtsrath, Herr Kralle, Herr Naake, Fräulein Schnupphase begegnen, und wiederum war es eine wichtige Angelegenheit, die behandelt ward, nämlich der Prozeß der Letztgenannten gegen den Brauer Naake und dessen Vetter, wegen Auslieferung des Vermächtnisses der seligen Hobelspahn.

Heute war der Tag der Entscheidung des Prozesses, auf die man im höchsten Grade gespannt und neugierig schien. Aufmerksam horchten die Anwesenden, als der Gerichtsrath jetzt den Mund öffnete und zu lesen begann:

„Geschehen in der Gerichtsstube zu Tipplingen am 4. Januar 1861.

Gegenwärtig:
Gerichtsrath Piepenstrang,
Assessor Käsebier,
Aktuar Nierensett.

In Sachen

der unverehelichten Kathinka Amalusuntha Schnuppshase, vertreten durch den hier ansässigen Advokaten Amadäus Petersilius Tiphonius Kralle **contra** den gleichfalls hier ansässigen Brauer Peter Anton Naake und dessen Vetter, Handschuhmacher Karl Fritz Schluckauf, **in puncto** Auslieferung eines Vermächtnisses, bestehend in einer Locke der verstorbenen Jungfrau Albertine Ernestine Adolphine Josephine Bernhardine Wilhelmine Philippine Karoline Balsamine Hobelspahn, eventuell Auszahlung einer Geldentschädigung anstatt des gedachten Vermächtnisses, ward verhandelt:

Da durch Zeugen, namentlich durch den Friseur Kämme, erwiesen, daß zur Zeit der Aufnahme des Testaments, vor 12 Jahren die pp. Hobelspahn noch einige Spuren von Haar auf ihrem Haupte gehabt, von dem man im Nothfalle noch eine Locke hätte bilden können, im Uebrigen auch eine Locke nicht ein bestimmtes Maaß sowohl in Beziehung auf Länge, als auf Dicke zu haben braucht, die pp. Schnuppshase auch auf Befragen ausgesagt, daß sie mit der von den Haaren **quaestionis** nöthigenfalls gebildet werden könnende Locke vollständig zufrieden gewesen, sich nun aber herausgestellt, daß benannte Haare zur Zeit des Todes der Erblasserin nicht mehr vorhanden, die Haupterben aber testamentarisch verpflichtet sind, für Auslieferung der Vermächtnisse unter allen Umständen zu sorgen, oder aber, fehlen solche, die Betreffenden mit Geld abzufinden, die pp. Schnuppshase resp. deren Anwalt, benannter Amadäus Petersilius Tiphonius Kralle, auch erklärt, daß genanntes, nicht mehr vorhandenes Vermächtniß als ein theures Angedenken an eine gleichfalls theure Freundin ihr der pp. Schnuppshase — unnmer feil gewesen seyn würde, sie aber unter bewandten Umständen und aus besonderen Rücksichten gegen die Herren Naake und Schluckauf gegen Zahlung einer Abfindungssumme von 2000 Thalern alle Ansprüche an bemerkte Locke fallen zu lassen bereit sey, so wird hiemit zu Recht erkannt, daß

1) aus bereits oben benannten Gründen entweder

das Vermächtniß quaestionis von den Haupterben herbeizuschaffen, oder

2) der unverehelichten Kathinka Amalasuntha Schnupphase die Summe von 2000 Thalern buchstäblich:

Zweitausend Thaler Courant

binnen einer Frist von vierzehn Tagen auszuzahlen ist.

Von Rechtswegen,

(gez.) Piepenstrang, Gerichtsrath.
(gez.) Käsebier, Assessor.
(gez.) Nierenfett, Aktuar."

Das gab eine Bewegung in der Gerichtsstube! Alles drängte sich an die glückliche Erbin, Alles wünschte ihr Glück, Alles wollte ihr die Hand drücken, so daß die arme Person endlich ganz verwirrt wurde und froh war, als Herr Kralle ihr seinen Arm bot und sie aus der Gerichtsstube führte, woselbst sich die Herren Naake und Schluckauf vom Gerichtsrathe Piepenstrang den Rath geben ließen, ja nicht an eine höhere Instanz zu appelliren, da sie das Testament gegen sich hätten und sie sich daher durch Appellation nur unnütze Kosten verursachen würden.

* * *

Die Haupterben, die schon so viel Aerger von dem Vermächtniß ihrer Cousine an die Schnupphase gehabt, zahlten schon acht Tage nach Eröffnung des Urtheils die zweitausend Thaler an die Erbin aus, die nun mit dem ruhigen Bewußtseyn, sich versorgt zu wissen, der Zukunft entgegen sah.

Doch wie erstaunten die guten Tipplinger, als einige Wochen später die „Stadtleuchte", das dortige Wochenblatt, folgende Anzeige brachte:

Eduard Knickebein
und
Cathinka Amalasuntha Schnupphase
empfehlen sich als Verlobte.

und als an demselben Abend Herr Kralle den „goldenen Schwan", das Wirthshaus der Tipplinger Honoratioren, betrat, wie rief er, sich an die Gäste wendend, ärgerlichen Tones:

„Nun, was sagen Sie, meine Herren, ist's nicht haarsträubend, nicht empörend, daß diese Schnupphase, diese alte Schachtel, sich mit dem Knickebein, dem ich kaum ein Alter von zwei und zwanzig Jahren zutraue, sich mit diesem häringsbeflissenen Süßholzraspeler verlobt hat?

„Mir, Amadäus Petersilius Tiphonius Kralle, mir gibt sie, als ich sie vor vierzehn Tagen um ihre Hand gebeten, mir gibt sie einen Korb, mir, dem sie so viel dankt, mir gibt sie einen Korb! Niederträchtig!

„Und nun errichtet dieser Knickebein, dieser Dütendreher, mit dem Gelde seiner Braut hier in Tipplingen ein Geschäft, und zwar in unmittelbarer Nähe des Hauses, in dem ich meine bescheidene Wohnung aufgeschlagen, o es ist entsetzlich," und laut rief Herr Kralle: „Herr Wirth, schnell eine kühle Blonde und einen spanischen Bittern, mit etwas französischem Einfluß, damit ich meinen Aerger hinabspüle."

* * *

Kathinka Amalasuntha Schnupphase vermählte sich bald darauf mit Eduard Knickebein, und soll die Ehe derselben eine musterhafte seyn.

Deutsches Sängerfest.

Nach der neuesten Zusammenstellung sind 162 Städte mit 214 Sängervereinen (etwa 4390 Sänger) beim bevorstehenden „deutschen Sängerfeste" in Nürnberg vertreten. Im Nachstehenden theilen wir die Namen dieser Städte nebst ihrer Sängerzahl mit: Aichach 16, Aub 18, Annaberg 41, Apolda 64, Altdorf 37, Amberg (2 Vereine) 85, Ansbach (4 Vereine) 96, Amorbach 4, Augsburg (3 Vereine) 117, Bamberg 52, Bayreuth 55, Burghaslach 20, Berchtesgaden 9, Berneck 4, Burglengenfeld 13, Berlin 7, Bremen 6, Braunschweig 6, Baiersdorf 8, Bruck 4, Burgebrach 46, Coburg (2 Vereine) 119, Chemnitz 24, Castell 19, Cassel 44, Culmbach 33, Carlsruhe 11, Cronach 24, Constanz 33, Crimmitschau 28, Dinkelsbühl 21, Detmold 2, Dettelbach 14, Dittenheim 24, Deggendorf 30, Durlach 5, Dresden 65, Edenkoben 19, Erding 4, Eisenach 30, Ellwangen 30, Ettlingen 7, Mkt.-Erlbach 14, Erlangen (3 Vereine) 170, Eschenbach 4, Eggenfelden 7, Frankfurt (16 Vereine) 235, Fürth (5 Vereine) 148, Friedberg (Bayern) 10, Friedberg (Hessen) 21, Freising 34, Fürstenfeldbruck 16, Görlitz 12, Gotha 85, Griesbach 9, Güstrow 4, Gunzenhausen 20, Hof 32, Hilpoltstein 13, Heilbronn 5, Hall 14, Harburg 9, Helmbrechts 6, Hersbruck (3 Vereine) 85, Hermannstadt 3, Heilsbronn 5, Hirschau 4, Heidelberg 4, Immenstadt 7, Ischl 12, Kiel 13, Kelheim 14, Kitzingen 20, Kamenz 23, Kasendorf 4, Kahla 4, Künzelsau 10, Landshut 44, Ludwigsstadt 8, Lauf 28, Laufen 6, Lohr 23, Ludwigsburg 4, Leipzig 39, Lübeck (2 Vereine) 14, Landsberg 14, Lichtenau 5, Lichtenfels 4, Linz 80, München (5 Vereine) 143, Moosburg 12, Mühldorf 8, Marktbreit 12, Mindelheim 13, Mannheim 30, Hann. Minden 6, Magdeburg 31, Münchberg 22, Meißen 5, Meerane 26, Nördlingen 16, Neuburg v. W. 17, Neuburg a. D. 28, Neustadt a. W. 16, Neustadt a. D. 14, Neustadt a. A. 23, Neustadt a. S. 15, Neustadt a. d. Orla 2, Nürnberg (10 Vereine), Offenbach 14, Oettingen 25, Oberzenn 4, Plauen 27, Peguitz 10, Prichsenstadt 12, Passau 48, Preßburg 14, Rosteck 20, Rothenburg 25, Rudolstadt

(2 Vereine) 64, Mkt.-Redwitz 17, Reisbach 7, Regensburg (3 Vereine) 86, Roth 20, Stuttgart 32, Snhl 24, Stadtamhof 14, Straubing 33, Salzburg 60, Steinbühl 27, Stafelstein 9, Schleußingen 15, Schillingsfürst 22, Schauenstein 10, Schwabach (2 Vereine) 80, Schwabmünchen 21, Sulzbach 27, Schwerin 21, Steyer 2, Salzungen 4, Speyer 14, Stein 5, Trostberg 5, Tannhausen 19, Trannstein 7, Thierstein 4, Thurnau 4, Ulm (2 Vereine) 40, Uffenheim 8, Vilshofen 10, Wiesbaden 12, Weißenburg 66, Wunsiedel 48, Weilheim 12, Windsheim 32, Weiden 19, Wertheim 17, Waismain 13, Würzburg (2 Vereine) 164, Wendelstein 4 und Wien 60. (Schweinfurt hat sich angemeldet, aber sein Sänger-Verzeichniß noch nicht eingereicht.)

Der Herr sieht das Weinen gern.

O haltet doch das Weinen nicht zurück,
Ihr armen, stolzen Menschenkinder,
Denn wisset, daß ein thränenvoller Blick
Kann euren Gram und Kummer lindern.

Gott sieht gar gerne fromme Thränen,
Wenn Einige sich vor ihm knie'n,
Er sieht ihr Harmen, sieht ihr Grämen,
Spricht huldreich stets: „Euch ist verzieh'n!"

Ihr braucht euch, wenn ihr weinet, nicht zu schämen,
Wenn euch auch oft verlachen eitle Thor'n;
Ihr seyd, es die der Herr zu seinen Jüngern zählet,
Ihr seyd es, die er hat sich in sein Reich erkor'n.

D'rum haltet doch das Weinen nicht zurück,
Ihr armen, stolzen Menschenkinder!
Denn wisset, daß ein thränenvoller Blick
Kann euren Gram und Kummer lindern.

J. Heimann.

Mannigfaltigkeiten.

In Leipzig hat sich kürzlich ein Streit über den Namen Garibaldi als Taufnamen erhoben. Ein Vater hatte seinen Täufling zur Kirche geschickt und angeordnet, daß derselbe die Vornamen Viktor Emanuel Garibaldi erhalte. Die Taufe fand statt, aber ohne den Namen Garibaldi. Der Vater brachte die Sache an die öffentlichkeit und bat um Aufschluß. Diesen gab der Superintendent Dr. Lechler dahin, daß bei einer christlichen Taufe nur solche Namen zugelassen werden, welche entweder zu den bisher unter den Christen üblichen Taufnamen gehören oder, falls solche neu gebildet würden, in ihrer Bedeutung nichts Anstößiges haben. Viktor sey ein altchristlicher Taufname, Emanuel sogar ein biblischer Name; Garibaldi sey aber kein Taufname, sondern ein Familienname. Gegen diese Behauptung tritt nun ein Artikel des „General-Anzeiger" auf, welcher geschichtlich nachzuweisen sucht, daß der Name Garibaldi ein alter deutscher, christlicher, heiliger Name sey. Aber nicht nur dieß, es wird aus der Rangliste der sächsischen Armee nachgewiesen, daß sich dort ein Artilleriemajor mit dem Vornamen Oberon, ein Oberstlieutenant der Reiterei mit dem Vornamen Sadin Iskador Islani befinde. Das seyen doch offenbare türkische oder gar heidnische Vornamen. Auch die „Zeit" sagt: „Garibaldi ist ein deutscher Name, den bayerische und longobardische Fürsten trugen und der als der „Speerkühne" oder „der rasche Kämpfer" gedeutet werden kann. Die italienische Endung ist ebenso wenig polizeiwidrig, als wenn ich meinen Sohn Louis oder meine Tochter Fanni nenne."

Man schreibt aus London, 14. Juni: Auf einem der reizendsten Punkte in der Nähe der Hauptstadt wurde dieser Tage durch Sir Anthony Rothschild der Grundstein zu einem Erziehungsinstitut für israelitische Kinder gelegt. Grund und Boden war von einem Gemeindemitglied geschenkt worden, und die Kosten des Baues und der Einrichtung, welche auf 25,000 Pfd. Sterl. veranschlagt wurden, werden durch freiwillige Beiträge gedeckt.

In Hamburg ist am 13. d. M. das wahrscheinlich älteste Mitglied der deutschen Tagespresse, der auch als Dichter bekannte Mitarbeiter des „Hamburger Correspondenten" Karl Gottlieb Prätzel, 75 Jahre alt, gestorben. Er war am 2. April 1786 zu Halbau in Schlesien geboren, und hatte seit dem 19. März 1807 ununterbrochen seinen Wohnsitz in Hamburg.

Viktor Hugo lebt seit einiger Zeit in völliger Zurückgezogenheit in der Umgegend Lüttichs, um hier in ländlicher Einsamkeit seinen Roman Les „Misérables" zu vollenden, für den er 300,000 Frks. verlangt, bis jetzt allerdings noch nicht bekommen hat.

In Berlin fand in den jüngsten Tagen die Trauung eines Negers mit einer jungen Berlinerin statt. Ein zweiter Neger war Trauzeuge.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 149 Sonntag, 23. Juni 1861.

Der Seehof.

Von Fanny Lewald.

Erstes Kapitel.

Man nimmt es den alten Leuten immer übel, wenn sie die Tage ihrer Jugend rühmen, wenn sie dieselben besser finden, als die Gegenwart, und doch sollte man sie deßhalb mehr beklagen als tadeln; denn jene Behauptung spricht es nur aus, daß sie nicht mehr im Stande sind, der fortschreitenden Bewegung des Lebens und der Geister zu folgen, daß ihnen das abwägende Vergleichen und damit die Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit unmöglich geworden sind. Indeß ohne noch an solcher Stufe des Alters zu stehen, gelangt man zu einem Punkte, in welchem jedes Rückerinnern zum Vergleichen auffordert, weil man sich nicht verbergen kann, daß die Zeit und die Menschen in ihr sich geändert haben. Es fallen einem dann unwillkürlich Dinge und Geschichten ein, die man erlebt hat, die geschehen sind, und von denen man sich doch sagen muß, daß sie jetzt nicht mehr in gleicher Weise geschehen könnten. Damit wird dann leicht die Lust erregt, sie aufzuzeichnen, um ihr Andenken nicht untergehen zu lassen, und zu solcher Aufzeichnung nehme ich dieses Blatt zur Hand.

Es war ein Zufall, der mich heute in die Vergangenheit zurückführte. Ich hatte ein altes Dokument zu suchen, und während ich damit beschäftigt war, gerieth mir ein kleines Miniaturgemälde in die Hände, das ich seit langen Jahren nicht mehr angesehen hatte. Es stellt ein ganz junges, sehr schönes Mädchen dar, das nach der Sitte, welche im vorigen Jahrhundert herrschte, als Priesterin oder doch als Opfernde gemalt ist. Dieses Bildniß stammt aus dem Nachlasse meines Urgroßvaters her, der wie alle meine Vorfahren Kaufmann, und zur Zeit der ersten französischen Emigration ein sehr angesehener Handelsherr in unserer Vaterstadt Hamburg gewesen ist.

Ich hatte das Bild zum Erstenmal noch bei Lebzeiten meiner Urgroßmutter gesehen und von ihr selber erfahren, daß es eine französische Prinzessin darstelle. Das war aber noch in den frühen Jahren gewesen, in welchen ich alle Menschen, die nicht meine Eltern waren, für meine Onkel und Tanten hielt, und so hatte sich denn in mir auch der Gedanke festgesetzt, diese Prinzessin sey meine Tante gewesen. Mich darüber zu wundern, war mir niemals eingefallen, denn Kinder wundern sich über nichts, weil jeder Tag ihnen neue Erfahrungen bringt, die alle etwas Wunderbares für sie haben. Indeß in meiner Phantasie hatte sich der Glaube an jene Tante einmal festgesetzt, und als dann meine Ansichten von den Verhältnissen und Zuständen um mich her sich allmählich berichtigten, hatte ich von jenem Erlebniß und von dem Bilde nicht zu sprechen gewagt.

Ob dieß aus der Furcht geschah, man könne mir den Glauben an die schöne Tante zerstören, oder ob ich mich erinnerte, daß die Urgroßmutter das Bild mit einer gewissen traurigen Heimlichkeit beseitigt hatte, und ob ich also aus Bescheidenheit nicht darnach fragen mochte, das weiß ich jetzt nicht mehr. Dafür aber schweben mir noch deutlich alle die phantastischen Ideen vor, die sich in meinem kleinen Kopfe in Bezug auf jenes Bild entsponnen hatten, und ich war schon ein ganz erwachsenes Mädchen, als ich mich, wenn ich mit meinem Nähzeug still da saß, noch oftmals mit der schönen Prinzessin beschäftigte und allerlei romanhafte Geschichten erfann, deren Heldin sie war, und die ich dann immer in näheren oder ferneren Zusammenhang mit unserer Familie zu bringen versuchte.

Wir Mädchen waren damals, d. h. vor dreißig Jahren, viel romantischer gesinnt als die jetzige Jugend, weil unsere Beschäftigung, selbst in den wohlhabenden Familien, eine ganz praktische war. Wenn wir den Tag über in häuslicher Arbeit thätig gewesen waren, konnten uns Schilderungen der arbeitenden Stände, wie sie jetzt in Dorf- und Stadtgeschichten und in allen den tausend kleinen Erzählungen Mode sind, nicht sonderlich reizen. Wir hatten an unserer eigenen Arbeit genug, trugen also kein Verlangen nach arbeitenden Bauern-, nach Dienstboten- und Handwerkergeschichten, oder nach Schilderungen der häuslichen Mühen und Familiennöthen, mit denen wir selbst zu thun hatten, und die zu bekämpfen und zu überwinden wir von unserer Kindheit an erzogen wurden. Wenn am Abend unser Nähzeug fortgelegt, der Haushalt besorgt, für den Bedarf des nächsten Tages unter der Mutter Leitung das Nothwendige vorbereitet war, wenn die Lichter

angezündet wurden, und nun die Ruhe des Feierabends begann, deren Genuß nur der Thätige kennt, so wollten wir für diese Zeit der Muße auch etwas Besonderes haben. Wir wollten nicht mehr an Dasjenige denken, was wir eben selbst geleistet hatten, wir trugen auch gar kein Verlangen, unser Leben und unsere Zustände in einer besonderen Verklärung vor uns zu sehen, sondern wir sehnten uns nach etwas Höherem, wie wir es nannten, nach etwas, das uns dem täglichen Leben entrückte, das wir anstaunen und bewundern konnten; und ein Roman, der uns erbauen sollte, mußte sich um andere Dinge und Figuren bewegen, als um Landleute, Nähmädchen, Kommis und Kammerjungfern, wie es jetzt geschieht. Ohne ein adeliges Fräulein, ohne eine Gräfin thaten wir es nicht, und sollte die Sache uns zu Herzen gehen, so mußte eine edle, schöne Frau das Opfer ihrer rücksichtslosen, unglücklichen Liebe werden, oder wir mußten, wie in den Romanen der guten Amalia Schoppe, wo möglich irgend eine Hofdame haben, die, in tugendhafter Liebe für einen schönen Kronprinzen entbrannt, sich schweigend zurückzog, und ein erhabenes Muster der Entsagung für uns wurde.

Jetzt freilich lächeln Viele über die Rührung, der wir uns damals mit solchem Genusse überließen. Die Vorzeit erscheint der jetzigen Jugend empfindsam und überspannt, denn diese letztere ist vernünftig. Entsagung gilt ihr für Thorheit oder Schwäche, die unglückliche Liebe ist aus der Mode gekommen. Die jungen Männer trösten sich in geschäftlichen Spekulationen über eine fehlgeschlagene Liebeshoffnung, den Mädchen spricht man, wie mir scheint, sehr vor der Zeit, von der Erziehung für die Ehe, und das mag recht vorsorglich, recht verständig seyn, ich tadle auch diejenigen nicht, die so empfinden, oder besser die so denken können. Jedoch das Menschengeschlecht besteht nicht nur aus hülfsbedürftigen Kindern. Es sind auch Männer auf der Welt, die Anspruch haben an das Weib, und ehe das Mädchen zur Mutter heranreift, muß es sich gebildet und erzogen haben durch die Liebe und die Leidenschaft für den Mann. Die Mädchen trugen auch sonst weniger Verlangen nach der Ehe, als nach der Liebe, und mag die jetzige Generation auch noch so viele Vorzüge haben, leidenschaftlichere und zärtlichere Liebhaberinnen waren wir und unsere Mütter, und vollends unsere Großmütter gewiß. Eine recht romantische, eine unglückliche Liebe galt uns wie ein Adelsbrief des Herzens, und in meiner Jugend brüsteten wir uns schon etwas damit, wenn uns einmal eine recht romantische Liebesgeschichte in der Familie vorgekommen war.

In unserer Familie jedoch war zu meiner Zeit von Romantik nichts zu spüren. Wir bewohnten ein großes, helles Haus, hinter dessen hohen, spiegelblanken Fenstern ein ungewöhnliches Ereigniß gar nicht an seinem Platze gewesen wäre. Meine Onkel und Tanten von beiden Seiten der Familie waren eben so behaglich eingerichtet, und selbst in dem alten Gebäude, in welchem unser Urgroßvater sein Geschäft begründet hatte und in dem die Großeltern wohnten, sah Alles so bürgerlich tüchtig und so einfach aus, daß man gar nicht darauf kommen konnte, auch nur an irgend eine Spukgeschichte, geschweige denn an einen Roman zu denken. Man machte sich sogar eine Art Familienstolz daraus, keine Geheimnisse zu haben und Alles, was die Einzelnen oder die Gesammtheit betraf, in Gegenwart der Kinder besprechen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Rhein-Main-Sängerfest zu Wiesbaden am 15. und 16. Juni.

I.

Der 15. und 16. Juni waren festliche Tage für Wiesbaden. An dem ersten derselben feierte der Volksgesang in unserer Stadt zum Erstenmale seinen Triumph, und am zweiten Tage erlebte der Neroberg ein großartiges Volksfest.

Das Konzert hat seine eigene Geschichte, deren Details eine lange Erzählung bilden würden, deren Quintessenz aber folgende ist. Das Zusammentreten verschiedener Vereine der Rhein- und Maingegend zu einem Bunde hatte den schönen Zweck, durch jährliche, an den verschiedenen Orten abzuhaltende Gesangsfeste den Volksgesang zu befördern. Wiesbaden traf es zuerst, den Turnus zu beginnen. Es zeigte sich im Anfange viel Theilnahme für die Sache, die indeß auch hin und wieder sofort erkaltete, als man zwei Tage zur Abhaltung des Festes proponirte, einen Tag für das Konzert und einen Tag für das Volksfest. Dem Einen schien das für ländliche Vereine zu aristokratisch, er wollte das Konzert mit dem Volksfeste verschmolzen wissen, der Andere dachte, die Sache würde sich nach dem Pompe des mittelrheinischen Musikfestes zu arm ausnehmen. Beide aber verloren den Zweck aus dem Auge: Repräsentation des Volksgesanges und Hebung desselben. Es stiegen nun die Schwierigkeiten, die man dem Ganzen verschiedener Seits entgegen setzte, wie Pilze aus der Erde, Gerüchte der verschiedensten Art rumorten umher, kurz, es glaubten am Ende nur noch Wenige an das Gelingen des Unternehmens. Als aber auch der Kursaal demselben seine Räume verschloß, da schien es ganz und gar in Frage gestellt, um so mehr, als nur noch acht Tage bis zu dem bestimmten Feste übrig blieben. Da kam eine unerwartete Hülfe: Se. Hoh. der Herzog überließ zur Abhaltung des Konzerts die geräumige Reitbahn im herzoglichen Schlosse, nebst den nöthigen Dekorationen. Sogleich wurde das Ganze mit frischem Muthe wieder auf-

genommen und in dem kurzen Zeitraum von sechs Tagen war Alles geordnet.

Am Morgen des 15. Juni trafen die auswärtigen Vereine in Wiesbaden ein, wurden von den dortigen Bundesfreunden empfangen und ein stattlicher Zug bewegte sich durch die zum Theil festlich geschmückten Straßen der Stadt. Um halb 11 Uhr fand die Generalprobe für die Gesammt-Chöre mit Instrumental-Begleitung statt und um 3 Uhr begann das Konzert. Alles war überrascht durch den reichen Besuch desselben; die vorgesehenen Sperrsitze reichten nicht aus und es mußten sofort noch neue Arrangements für solche getroffen werden. Es hatten sich namentlich viele Besucher aus dem hiesigen Kurpublikum eingefunden. Zur Aufführung kamen 3 Gesammt-Chöre mit Instrumental-Begleitung: „Die Ehre Gottes in der Natur" von Beethoven, die „Hymne" des Herzogs Ernst von Koburg und „Das deutsche Lied" von P. Fr. Schneider. Diese schwungvollen, füllereich und kräftig gehaltenen und von den 400 Sängern korrekt und feurig vorgetragenen Chöre machten einen bedeutenden Eindruck und rissen zu dem lebhaftesten Beifall hin. Inzwischen fanden auch die Einzelvorträge der Vereine statt, und zwar derjenigen von Geisenheim („Sängers Morgenfahrt" von Abt), Langenschwalbach („Die Frauen" von Reichard), Hattersheim („Nachklang und Sehnsucht" von Kreutzer), Rauenthal („Potpourri"), Biebrich („An die Freude" von Gregor), Wiesbaden, „Concordia" („Gottes Allmacht", 19. Psalm, von Schnabel), Rüdesheim („Waldlied" von Mangold), Usingen („Der neue Bürgermeister" von Knutze), Wiesbaden, „Liederkranz" (drei Volkslieder von Mendelssohn), Schierstein („Sängergruß" von Lambinus), Idstein („Die Wünsche" von Frech). Diese Einzel-Chöre gingen zumeist sehr gut und gaben sowohl Zeugniß von der Mühe und Sorgfalt, die man auf dieselben verwendet, wie auch von dem anerkennenswerthen Standpunkte; der fast durchgängig erreicht worden war.

Nach dem glücklich gelungenen Unternehmen fühlte sich jede Brust um so höher gehoben, als durch die endlosen Hindernisse, die man dem Unternehmen entgegen gestellt hatte, fast aller Muth gesunken war.

Am Abende vereinigten sich die Sänger in verschiedenen geräumigen Lokalen der Stadt zu geselliger Unterhaltung mit Musik.

Lied fahrender Schüler. *)

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten,
Den allersonnigsten Sonnenschein
Laßt uns der Himmel kosten.

Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zu guter Sommerzeit
Ins Land der Franken fahren.

Der Wald steht grün, die Jagd geht gut,
Schwer ist das Korn gerathen,
Sie können auf des Maines Fluth
Die Schiffe kaum verladen,
Bald hebt sich auch das Herbsten an,
Die Kelter harrt des Weines:
Der Winzer Schutzherr Kilian
Beschert uns etwas Feines.

Wallfahrer ziehen durch das Thal
Mit fliegenden Standarten,
Hell grüßt ihr doppelter Choral
Den weiten Gottesgarten.
Wie gerne wär' ich mitgewallt . . .
Ihr Pfarr' wollt mich nicht haben!
So muß ich seitwärts durch den Wald
Als räudig Schäflein traben.

Zum heil'gen Beit von Staffelstein
Komm ich emporgestiegen,
Und seh die Laube um den Main
Zu meinen Füßen liegen:
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite, stromdurchglänzte Au . . .
Ich wollt' mir wüchsen Flügel!

Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zu mähen,
Ich seh ihn an der Halde draus
Bei einer Schnitt'rin stehen.
Verfahrner Schüler Stoßgebet
Heißt: Herr, gib uns zu trinken!
Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange winken.

Einsiedel, das war mißgethan,
Daß du dich hubst von hinnen!
Es liegt, ich seh's dem Keller an
Ein guter Jahrgang drinnen.
Hoiho! die Pforten brech ich ein
Und trinke, was ich finde . . .
Du heil'ger Beit von Staffelstein,
Verzeih mir Durst und Sünde!

*) Aus dem „Allgemeinen deutschen Kommersbuche." Beim Heidelberger Preisfragen wurde die Komposition dieses Liedes von Musikdirektor B. E. Becker in Würzburg mit einem Preise gekrönt.

Kunst und Literatur.

Heidelberg, 14. Juni.

Die Preisentscheidung der für das „Allgemeine deutsche Kommersbuch" bestimmten und beim Heidel-

berger Preissingen vom Mannheimer Quartett theilweise vorgetragenen Kompositionen der „Neuen Lieder aus dem Engern in Heidelberg“ hat bei der außerordentlich großen Zahl der eingesandten Kompositionen (über 400) erst jetzt erfolgen können. Einstimmig wurde von sämmtlichen Preisrichtern (Ausschuß des Badischen Sängerbundes) in Uebereinstimmung mit den studentischen Verbindungen den Kompositionen des „Liedes fahrender Schüler: Wohlauf die Luft geht frisch und rein“ mit dem Motto: „O quam bonum atque jucundum, poculis fraternis gaudere“, so wie von „Ein ander Lied vom Rodenstein: Wer reit't mit zwanzig Knappen ein zu Heidelberg in Hirschen?“ mit dem Motto: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder! Böse Menschen haben keine Lieder“ Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Als Komponisten ergaben sich beim Oeffnen des Kouverts beim ersteren Hr. V. E. Becker, Musikdirektor in Würzburg, beim zweiten Hr. Karl Appel, Herzogl. Konzertmeister in Dessau. Fast einstimmig wurde den Kompositionen der Lieder: „Perkeo. Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß“, Motto: „Frei ist der Bursch“ Komponist: Hr. Stephan Gruwe, Referendär in Burgsteinfurt, und „Rodenstein's Auszug: Es regt sich was im Odenwald“, Motto: „Feuchtfröhlich und gescheut“, Komponist: Hr. C. Hering, Musikdirektor in Berlin, ebenfalls Preise von je 5 Dukaten zuerkannt. Seitens der Verlagsbuchhandlung wurde sodann noch der nicht konkurrirenden schönen Komposition von Hrn. Musikdirektor Zimmermann in Mannheim zu dem Scheffel'schen Liede: „Alt Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich“, so wie der mit unendlichem Jubel aufgenommenen Komposition zu Hornseck's „Trinke nie ein Glas zu wenig“ von Hrn. Hofkapellmeister Lachner in Mannheim Preise von je 5 Dukaten bestimmt. Der Schluß der Redaktion der sechsten Auflage des deutschen Kommersbuches wird nunmehr sofort erfolgen und das Kommersbuch in einigen Wochen wiederum in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Im englischen Unterhaus fragte Forster, ob die Regierung Schritte thun werde, um das schauderhafte Schauspiel des Seiltänzers Blondin zu verhindern und ihm wenigstens zu verbieten, sein Kind mit auf das Seil zu nehmen. Der Minister erklärte, er habe eine Warnung an die Direktion des Krystallpalastes gerichtet und hoffe, sie werde wenigstens verhindern, daß ein so junges Kind künftig in Gefahr gebracht werde. Blondin war nämlich vorigen Samstag mit einem geschlossenen Korb auf dem Rücken auf dem Seil erschienen und hatte in Mitte desselben den Korb hingestellt und ein 7jähriges Mädchen, seine Tochter, herausgezogen, welche dann vom Seil aus Blumen und ihre Karten „Adele Blondin“ unter die Zuschauer warf. In Briefen an englische Zeitungen wird darauf hingewiesen, daß, wenn das Kind von einer Höhe von 150 Fuß heruntergefallen wäre, Blondin als Mörder vor Gericht hätte gestellt werden müssen, da das Kind nicht freiwillig auf das Seil gekommen, sondern von ihm in Korb dorthin gebracht worden war.

[Ein geschickter Beamter kann ein kaiserliches Stirnrunzeln prächtig glätten.] Im russischen Reich wurden einst die Schulen gezählt und entdeckt, daß daß kleine Polen noch einmal so viel Schulen habe, als das weite russische Reich. Kaiser Nikolaus war darüber erstaunt und befahl, ihm nächstes Jahr das Verzeichniß wieder vorzulegen. Das geschah und der Vergleich war viel günstiger. Rußland zählte zwar nicht eine Schule mehr, Polen aber 150 Schulen weniger. Der kluge Gouverneur hatte gerade so viele geschlossen.

Aus den Provinzen Polens gehen mehrfach Nachrichten ein über Unglücksfälle, die der Blitz innerhalb der letzten acht Tage angerichtet. So sind mehrere Menschen getödtet und an manchen Orten Gehöfte angezündet worden. Ein merkwürdiger Fall ereignete sich in Razijewo, wo der dortige Bürgermeister und dessen Dienstmädchen am 10. d. Nachmittags vom Blitze getroffen und getödtet wurden, während Letzteres dem Ersteren ein Glas Wasser überreichte; die mit den Getödteten im selben Zimmer befindlichen andern Personen blieben ganz unversehrt.

In Schriesheim an der Bergstraße wurde (nach Mittheilung eines ärztlichen Berichtes) ein Kind geboren, das bei sonst vollständig normaler Gestaltung der Arme in der Weise entbehrt, daß die Hände unmittelbar an den Schultern beginnen. Dasselbe ist männlichen Geschlechts und durchaus lebensfähig.

Der einst vielgenannte Schmied von Gretna Green, der so viele englische Liebespärchen in Ehefesseln schlug, ist, 63 Jahre alt, gestorben. Er hieß John Murray.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Walland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 150 Dienstag, 25 Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Nur über einen Bruder meines Großvaters, der Emil geheißen hatte, und als ein nachgeborenes Kind, der Liebling seiner Eltern gewesen seyn sollte, sprach man nicht. Alles, was ich und meine Altersgenossen über ihn gelegentlich erfahren oder eigentlich errathen hatten, beschränkte sich darauf, daß er sehr jung nach Amerika gegangen und nicht zurückgekommen war. In einer Handelsstadt, in einer Familie von Kaufleuten, in welcher die Männer, die sich fast ohne Ausnahme in fremden Welttheilen versucht, und mannigfache Gefahren überstanden hatten, lag aber in solchem Verschwinden eines jungen Menschen nichts, was uns Nachlebende wesentlich hätte beschäftigen können, und als ich später aus der Familie in die Welt getreten war, dachte ich viele Jahre hindurch nicht an den verschollenen Großonkel oder gar an sein Geschick. Nur bei dem Tode meines Vaters, der einige Jahre nach des Großvaters spätem Ableben erfolgte, wurde ich an den Großonkel erinnert. Mein Vater hatte nämlich ein kleines Besitzthum desselben, ein Landhaus, aus der Erbschaft des Großvaters überkommen, und es fragte sich jetzt, da mein Vater gestorben war, wer fortan die Beaufsichtigung desselben übernehmen sollte. Es war von diesem Landhause wohl gelegentlich einmal gesprochen worden, aber trotz der großen Pietät, mit welcher Jeder in der Familie den Willen der verstorbenen Großeltern aufrecht zu erhalten bestrebt war, hatte ich doch zu bemerken geglaubt, daß schon mein Vater die Erwerbung des Seehofs eher als eine Last denn als eine Annehmlichkeit für sich betrachtet hatte. Im Ganzen war jedoch, wie schon gesagt, von dem Landhause sehr selten die Rede gewesen, und ich wußte nur, daß es dem verschollenen Großonkel Emil gehört, und daß die Urgroßmutter es in ihrem letzten Willen ausdrücklich festgesetzt hatte, den Seehof nicht eher zu verkaufen, als bis achtzig Jahre nach der Geburt ihres Sohnes Emil, des Besitzers von Seehof, verflossen seyn würden.

So lange ich denken konnte, war Niemand von der Familie im Seehof gewesen, obschon er kaum eine Tagereise von Hamburg gelegen war, und so viel ich mich erinnern konnte, hatte ich auch keine Schilderung des Besitzers machen hören. Nur einmal hatte mein Großvater bei einem Anlasse, der mir dunkel ist, die Aeußerung gethan: so lange sein Bruder Emil noch leben könne, müsse wenigstens dieses Fleckchen Erde ihm erhalten bleiben, und wer von den Kindern oder Enkeln es unternehmen würde, den Seehof vor dem Jahre achtzehnhundertfünfzig zu verkaufen, der habe ihn nicht geliebt und sein Andenken nicht in Ehren gehalten.

Als daher bei der neuen Erbschaftstheilung die Rede sich wieder einmal auf den Seehof wandte und mein Bruder, als der Aelteste der Familie, den verwaltenden Besitz des Landhauses über sich nahm, fragte ich, was es mit diesem letzteren eigentlich auf sich habe.

Ich weiß es im Grunde selbst nicht, antwortete er, und bin so wenig als Du jemals dort gewesen. Die Großeltern und der Vater hatten entschieden eine Art von Scheu vor dem Hause, und doch irgend einen Grund, es nicht zu veräußern; denn daß Emil jetzt, wo er in den Sechzigen seyn müßte, nach einer vierzigjährigen Entfernung noch an eine Rückkehr denken sollte, ist mir unwahrscheinlich. Der Seehof hat ihm gehört, und er muß dort mit einer Geliebten gewohnt haben, oder irgend etwas der Art dort geschehen seyn. Hast Du aber Lust dazu, so können wir uns das verwünschte Schloß ja einmal ansehen, da es nicht außer der Welt gelegen ist.

Damit ward an jenem Tage die Sache abgethan. Sie blieb mir aber doch im Sinne, und als mein Bruder im Laufe des Frühjahrs daran dachte, sich durch irgend einen kleinen Ausflug zu erfrischen, machte ich den Vorschlag, die früher angeregte Besichtigung des Seehofes zu unternehmen. Mein Bruder erklärte sich damit einverstanden, es wurden Postpferde bestellt, und am folgenden Tage machten wir uns in aller Frühe auf den Weg.

Es war ein prächtiger Junimorgen, den wir doppelt genossen, weil es der erste war, welchen wir in diesem Jahre im Freien verlebten. Die Frische der Natur und das ruhige, einsame Beieinanderseyn, welches uns Vielbeschäftigten seit Jahren nicht in solcher Weise zu Theil geworden war, schloß uns die Herzen auf,

machte uns das Gemüth empfänglich und regte unsere Phantasie an.

Es hat wirklich etwas Wunderbares und Amüsantes zugleich, sagte mein Bruder, der jetzt der Chef des alten Handelshauses war, wie wir Beide hier hinaus fahren, ein Landgut zu entdecken, das seit Menschenaltern der Familie namhafte Summen gekostet hat, und von dem nie Jemand das geringste Vergnügen oder den kleinsten Vortheil bezogen in all der Zeit.

Ich fragte, ob es denn schlecht verwaltet worden sey? Mein Bruder lachte.

Das ist eben das Wunderliche, daß ich über alle diese Dinge nicht das Geringste in den Büchern oder in den Privatpapieren habe finden können. Der Großvater und unser Vater müssen gewußt haben, wie die Sachen stehen, haben es aber offenbar nicht für nöthig erachtet, mir irgend eine Mittheilung darüber zu hinterlassen; und Alles, was ich aus den Privatpapieren habe entnehmen können, sind vierteljährige, regelmäßige Quittungen über die Summe von siebenundfünfzig Thalern. Sie sind alle deutlich mit L. Dubois aus Seehof unterzeichnet. Ich weiß aber nicht einmal, ob dieser Name einem Manne oder einem Weibe angehört, so vertrackt und kritzelich ist die Handschrift. In des Großvaters wie in des Vaters Privatausgaben steht vierteljährig als fester Posten: Fünfundsiebenzig Thaler nach Seehof; aber von irgend einer Rechnungsablegung über diesen Seehof, von irgend einer dorther kommenden Einnahme ist keine Spur vorhanden. Ich bin deßhalb selbst gespannt, zu erfahren, was und wen wir dort finden werden, und wem ich vom ersten Juli ab, als Erbe des Geheimnisses die Pension zu zahlen habe.

Eine Weile unterhielten wir uns mit scherzenden Vermuthungen, diese führten aber durch allerlei Nebenwege auf die neueren Familienverhältnisse zurück, und wir waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als auf der letzten Station der Postillon sich von einem Fuß-Postboten die Straße nach dem Seehof beschreiben zu lassen anfing. Das währte eine ganze Weile, denn Postillone, welche es gewohnt sind, immer nur ihre gerade Chaussee entlang zu fahren, finden sich viel schlechter auf Landwegen zurecht als der erste beste Bauernbursche, und Alles, was mein Bruder und ich aus den verschiedenen Rechts und Links entnehmen konnten, war, daß wir noch etwa zwei Stunden zu machen haben würden, und daß der Weg keinesfalls ein besuchter seyn müsse.

Darin hatten wir uns auch nicht getäuscht. Gleich vor dem Posthause bog die Straße ab. Wir fuhren eine Viertelstunde über eine Haide hin; dann kamen wir mitten zwischen zwei Kornfeldern durch, während der Boden hügelig wurde. Dörfer fanden wir gar nicht, und nur hier und da sahen wir ein einzelnes Gehöft. Endlich, als wir einen der Hügel hinangefahren waren, erblickten wir vor einem Laubwalde, der den Horizont abschloß, einen großen Teich, der allenfalls den Namen eines See's verdienen konnte, und zwischen diesem See und dem Walde lag anmuthig genug der Seehof.

Das ist also die Familien-Domäne! sagte mein Bruder scherzend, als wir das kleine Landhaus mit seinen geringen Nebengebäuden vor uns erblickten; aber der Scherz hielt nicht Stich vor einer Art schweigender, banger Rührung, die sich Unserer bemächtigte, ohne daß wir sie einander eingestehen mochten, ohne daß wir im Stande gewesen wären, uns den Grund derselben klar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Rhein-Main-Sängerfest zu Wiesbaden am 15. und 16. Juni.

II.

Der zweite Tag, Sonntag der 16. Juni, war der Tag des Volksfestes. Am Morgen desselben fanden sich die Sänger auf der reizend gelegenen „Dietenmühle", zu welcher der Kursaal-Promenade-Weg führt, zusammen und verlebten bei den Klängen der Musik und dem frohmachenden Weine heitere und trauliche Stunden.

Um 1 Uhr traf der Zug auf den Neroberg vor dem Kurhause an. Voran marschirte das Bürger-Schützenkorps, ihm folgten in verschiedenen Abtheilungen, mit den kleinen Knaben der Wiesbadener Turner-Gesellschaft anfangend, die Turn-Vereine von Biebrich-Mosbach, Erbach, Eltville, Neudorf, Schierstein, Mainz, Wiesbaden. Sodann schlossen sich die siebenzehn Gesang-Vereine des Bundes und noch andere Korporationen an. Die stolzen Fahnen wehten prächtig aus den Reihen heraus und die Schaar zog mit verschiedenen lustig dreinschmetternden Musikkorps durch die nunmehr allenthalben dekorirten Straßen der Stadt. Eine unübersehbare Menschenmasse schloß sich dem Zug an, der langsam dem Neroberge zuschritt.

Das buntbewegte Leben, das hier herrschte, läßt sich nicht beschreiben.

In einer bekränzten Halle ließen sich die Sänger, je nach den Vereinen geordnet, nieder. Nahe derselben war eine Bühne hergerichtet zum Aufstellen sämmtlicher Mitwirkenden der Gesangchöre, im Hintergrunde über derselben schwebte eine Estrade für die Tanzmusik, links entlang der Festhalle reihte sich eine Schenkbude an die andere, bis unten zum Abhange des Berges, wo die Turner ihre Geräthe aufgestellt hatten. Auf der anderen Neigung des Berges hatten sich die Schützen zur Abhaltung des Sternschießens aufgestellt.

So weit das Auge nach allen Richtungen hinreichte, überall Kopf an Kopf, geschaart um die improvisirten

Restaurationen. Man mochte den Wald bis in die entlegensten Theile durchwandern, überall fand man Gruppen in gemüthlicher Behaglichkeit auf der Erde hingestreckt. Ein Maler hätte hier reichen Stoff zu allerlei niedlichen Genre-Bildern gefunden. Hier hatte eine lustige Gesellschaft einen Tanzplatz improvisirt, eine Dreh-Orgel herbeigerufen und bewegte sich im tollen Ringelreihen; dort gab ein Magier seine Künste zum Besten, nicht weit davon sangen wandernde Virtuosinnen unter dem Akkompagnement von Guitarre oder anderen Instrumenten, aus der einen Richtung her erschallte das Knallen der Büchsen, aus der anderen die Chöre der Sänger, überall Lust und überall Freude und Jubel.

Doch einmal wurde es auf kurze Zeit, wenigstens in einem gewissen Rayon, stille, es ertönte „das deutsche Lied", von Schneider, aus 500 Sängerkehlen, und wer von dem Standpunkte aus, den er durch Herzudrängen gewonnen, nur einen Ton erhaschen konnte, der lauschte. Dem Chore folgte die Festrede des Herrn Redakteur Trabert, welcher mit derselben betraut worden war. Es waren kräftige Worte, von patriotischer Wärme durchdrungen und deutsch, wie „das deutsche Lied". Ein donnerndes Hoch auf das Vaterland folgte denselben. Andere Gesammt-Chöre reihten sich noch an, desgleichen auch Einzel-Chöre; Musik und Gesang wechselten fortwährend. Später bildeten sich noch weitere Konzentrationspunkte um die Turner, um die Schützen rc. So ging es fort bis zum Abende. Die Wege zum Neroberge waren fortwährend mit endlosen Prozessionen bedeckt.

Am späten Abende, als es schon dunkelte, kam wieder Gestalt in diese wirren, wogenden Massen; der Zug bildete sich wieder und marschirte alsdann mit farbigen Windlichtern der theilweise illuminirten Stadt zu. Den Ausgangspunkt erreichte er bei dem vor dem Kurhause aufgestellten Fest-Monumente, einem von unserem wackeren Bildhauer Möldermanns in Gyps gegossenen und auf einem hohen Postamente aufgestellten Riesenkopf der „Polyhymnia".

Die Scheidenden bezeichneten sämmtlich diesen Tag als einen so volksthümlich festlichen, wie sie vorher noch keinen erlebt hätten.

Der Bund hatte die schöne Befriedigung, sein Werk von unerwartetem Erfolge gekrönt und von allgemeinen Sympathien begleitet zu sehen. Mögen ihm in seinem Turnus der ungetrübten Feste noch viele werden!

Ein Vergnügen ganz eigener Art wurde demselben noch auf dem Nerveberg: er wurde mittels einer telegraphischen Depesche von Männen in Hannover, das zu derselben Stunde ein ähnliches Fest feierte, begrüßt. Der Gruß wurde selbstverständlich sofort aufs Herzlichste erwidert.

Lieder.

1. Mannesthräne.

Thränen sind wie Perlen
Frühen Morgenthau's;
Labung fließt und Schönheit
Edlen Seelen draus.
Doch des Mannes Thräne,
Um das Volk geweint,
Ist ein Stern der Hoffnung,
Der im Unglück scheint.

2. Gerechtigkeit.

Was sich regt und lebet
Und nicht kommt zur Ruh,
Endlich deckt's der Himmel
Doch mit Frieden zu:
Ringet nur ihr Völker
Nach dem ew'gen Recht,
Einst wird's doch begilden
Unser arm Geschlecht.

3. Trost.

Trauernd welken Blumen
Hin im heißen Strahl,
Doch der Nächte Kühle
Labt sie allzumal:
Trag' dein Leid gedultig,
Du mein armes Herz;
Ist die Gluth vorüber,
Fliehet auch dein Schmerz!

Mannigfaltigkeiten.

[Die Glocken.] Zu den ersten Zeiten der christlichen Kirche, wo es noch nicht räthlich war, Aufsehen zu erregen, geschah die Ankündigung des Gottesdienstes durch Zusammenberufung der Gläubigen — convocatio —, der dazu aufgestellte Diener hieß cursor oder auch monitor. Später, als die Kirche mehr Frieden von Außen erhielt, gab man das Zeichen mit Trompeten, mit hölzernen oder metallenen Klappern, endlich mit Schellen. Von diesen kam man zuletzt auf die Glocken (Campanae, nolae), die in Thürmen aufgehängt wurden. Ueber ihren lateinischen Namen berichtet Walafried Strabo, Abt in Reichenau, daß Italien das Vaterland der Glocken sey, welche zuerst in der Stadt Nola in Campanien verfertigt wurden, woher der Name campana für die größeren und nola für die kleineren Glocken oder Schellen herrührte. Das deutsche Wort glocca kommt vor dem 9. Jahrhundert nicht vor. Nach Grimm ist das althochdeutsche Wort diu (die) cloca von clocken, d. i.

schlagen, klopfen, abzuleiten. In angelsächsischer Sprache hieß die Glocke cluzza, im Isländischen Klucka. Um das Jahr 550 wurden die Glocken in Frankreich und von da aus anno 680 in England eingeführt, in Deutschland endlich durch den Engländer Winfried oder Bonifazius circa 650. Den Ritus der Glockenweihe enthielten schon die Pontificalia des 8. Jahrhunderts. Unter Kaiser Karl dem Großen (784—814) waren die Glocken in Regensburg nicht nur schon bekannt, sondern auch auf dem flachen Lande bereits eingeführt; denn 864 wird in dem Traditionsbuche von St. Emeran von der in der Oberpfalz liegenden Dorfkirche Puebach gemeldet, daß sie bereits eine eherne Glocke und eine Schelle (tintinabulum) besitze. Inschriften aber erhielten sie erst viel später. Die älteste instribirte Glocke in Bayern ist wohl jene in Gilching unweit Bruck an der Amper, die circa zwischen 1162 und 1194 entstanden seyn mag. Circa 950 beobachtete man schon vielfach die Harmonie des Geläutes: doch große Glocken begannen erst im 11. und 12. Jahrhundert, die größten entstanden im 15. Jahrhundert, z. B. die Glocke des Doms zu Erfurt (Maria gloriosa) im Jahre 1497: sie wiegt 275 Zentner, ihr Umkreis beträgt 15 Ellen, ihre Höhe 5 Ellen, ihre Dicke ½ Elle; ihr Klöpfel ist 3½ Ellen lang und 11 Zentner schwer. — Im Münsterthurme von Schaffhausen hängt jene Glocke, deren Inschrift: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" — durch ein Meisterwerk Schillers bekannt ist.

Wie der Phare de la Loire berichtet, hat in der kleinen Stadt Bouin, während der Schulzeit, der Blitz in das Schulgebäude eingeschlagen. Die Kinder hatten sich gerade zum Gebet niedergekniet, als sie plötzlich Steine, Holzsplitter und Kalk auf sich niederfallen und eine kleine feurige Kugel, mit außerordentlicher Schnelligkeit, durch ihre Reihen hinfliegen sahen. Der Schrecken des Lehrers und der Schüler war gleich groß. Mehrere Kinder waren theils stark verbrannt, theils von den herabfallenden Steinen schwer verwundet worden, und einem Knaben von acht Jahren, dessen Platz sich zufällig unter der Lampe befand, hatte der an derselben herabgleitende Blitz getödtet.

In Gera starb vor einigen Tagen der letzte männliche Nachkomme jenes Kohlenbrenners Schmidt, der sich durch die Gefangennahme Kunz v. Kaufingen's beim sächsischen Prinzenraub einen Namen in der Geschichte erworben und bekanntlich den Beinamen Triller erhielt. Es war dieß der Wagnermeister Frhr. von Triller. Der Verstorbene wurde, als auf ihn der Freiherren-Titel überging und er Senior der Trillerstiftung wurde, von den Herzogen von Altenburg und dem König Johann von Sachsen durch verschiedene Auszeichnungen erfreut. Sein Handwerk aber trieb er auch als Freiherr fort bis zu seinem Ende und starb, wie er gelebt: als schlichter deutscher Handwerksmeister.

[Der Magnet und das Erdbeben.] Die Japanesen haben entdeckt, daß wenige Sekunden vor einem Erdbeben der Magnet zeitweilig seine Kraft verliert, und scharfsinnig ein leichtes Gerüst gebaut, das einen Hufeisen-Magnet trägt, unter welchem sich ein Becher von Glocken-Metall befindet. An der Armatur hängt ein Gewicht, so daß, wenn der Magnet paralysirt wird, das Gewicht niederfällt, an den Becher schlägt und ein Alarmzeichen gibt. Jedermann im Hause sucht dann, um sich zu retten, das Freie zu gewinnen.

Im Süden der Freistaaten von Nordamerika tritt man jedes Gesetz mit Füßen. In die Kategorie der „Verdächtigungen" werden jetzt in Tenesse auch solche „Fremde" gesetzt, die sich erdreisten, von ihren Schuldnern Guthaben einzufordern. Mehreren solchen „Feinden", harmlosen Geschäftsleuten aus St. Louis, hat man in Memphis Haupthaar und Bart zur Hälfte abrasirt, die andere Hälfte mit Theer verkleistert und ihnen ihre ganze Habe abgenommen! Alle solche Nichtswürdigkeiten geschehen unter Sanktion der Behörden!

Charade.

Du kannst unmöglich das Zweite seyn,
Ist dein Herz wie das Erste beschaffen.
Das Erste ist groß wie Berge, und klein,
Es stumpfet und schärfet die Waffen.

Das Zweite willkommen wohl überall ist,
Es zieret das Kind, wie den Krieger;
Doch werden die Macht und die Hinterlist
Im Leben gar oft seine Sieger.

Das Ganze, bereitet durch Feuersgluth —
Es zeigt sich in vielen Gestalten;
Zum Dienste des Hauses ziemt es sich gut,
Ist d'rin nur viel Gutes enthalten.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 145:
Eis — Reis — Greis.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 151 Mittwoch, 26 Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Mein Bruder hatte unsere Ankunft gemeldet. Schon aus der Entfernung sahen wir daher einen Knecht in der Thür stehen, der uns zu erwarten schien und bei dem Nahen unseres Wagens in das Haus ging. Gleich darauf kehrte er mit einer behäbigen Person zurück, die, halb städtisch, halb ländlich gekleidet, eine Wirthschafterin oder sonst so etwas seyn konnte. Sie öffnete selbst den Schlag des Wagens für uns, knixte dazu mehrmals in altmodischer Weise und sagte: Die Mamsell wäre gern selbst gekommen, die Herrschaften zu empfangen, denn sie hat es ganz gut verstanden, daß es die Herrschaften wären; aber Sie wissen wohl, sie ist schwach geworden in ihren hohen Jahren!

Wir begriffen das viel weniger, als irgend eine Mademoiselle von unserem Eintreffen begriffen haben konnte, und ohne sich auf etwas Anderes einzulassen, fragte mein Bruder: Beißen Sie Dubois, liebe Frau?

Nein! ich heiße Holzmann, Christine Holzmann, und bin keine Verwandte von unserer Mamsell, wenn ich schon von Jugend auf bei ihr gewesen bin, und sie auch nicht verlassen werde! antwortete selbstgefällig die Gefragte, sichtlich erstaunt über unsere Unwissenheit.

Kann man Mademoiselle Dubois also sehen? fragte mein Bruder.

Ja, gewiß! gewiß! rief die Haushälterin, wir haben schon lange auf Sie gewartet, und da sie ohnehin nicht schläft, habe ich sie schon um vier Uhr Morgens anziehen müssen, und sie sitzt nun seitdem so da. Aber freuen wird sie sich! Ach Gott: sehr freuen, die arme Seele! Denn früher, wie sie bei Kräften war, dachte sie doch immer, daß der Herr noch wiederkommen würde.

Mein Bruder und ich sahen uns betroffen an. Die Haushälterin schien von einer Kranken zu sprechen, die ihres Verstandes nicht völlig mächtig war, und wir wußten kaum, was wir aus ihr selber machen sollten, als sie mit jener altmodischen Förmlichkeit, die sonderbar gegen ihre derbe Gestalt abstach, vor uns hergehend in das Haus eintrat.

Es war ein einstöckiges, von außen ganz schmuckloses Gebäude, sechs Fenster breit, in deren Mitte die Eingangsthüre lag. Hätte sich nicht an die linke Seite des Hauses ein kleines Treibhaus angeschlossen, wären nicht die Spuren von leichter Stuckarbeit über der Thür und über den Fenstern, wenn auch in gänzlichem Verfalle, sichtbar gewesen, so würde der Seehof sich von den Bauernhäusern der Umgegend durch nichts weiter unterschieden haben, als durch den kleinen Garten, der ihn rings umgab, und der trotz seiner Verwahrlosung noch frühere sorgfältige Anlagen errathen ließ.

Mit wenigen Schritten hatten wir diesen kleinen Garten durchmessen und wurden durch den schmalen Hausflur in ein Zimmer hineingeführt, das uns, obschon wir uns auf irgend welche Wunderlichkeit gefaßt gemacht hatten, doch auf das Aeußerste überraschte und betroffen machte.

Das Zimmer war ziemlich groß und unverhältnißmäßig hoch. Die Fenster lagen nach der Gartenseite, eine Glasthür, dem Eingang gegenüber, führte in das Treibhaus, eine andere, mit Vorhängen verhüllte, nach einer Hinterstube. Dunkelgraue Damast-Tapeten bedeckten die Wände, vor den Fenstern hingen Gardinen von blaßblauem Gros de Tours, vor den Thüren eben solche Portieren, und auch die Möbel von lackirtem Holze waren mit demselben Stoffe überzogen. Die vielscheibigen Spiegel in versilberter Fassung, der Glas-Kronleuchter, die ausgelegten, weitgeschweiften Schränke, die lackirten Etageren fehlten nicht. Schmale Sopha's standen an den Wänden, ein Paar Lehnstühle auf einem Teppich vor dem Kamine, das Fußkissen lag noch davor, und auf dem Marmorsims desselben küßten sich zwischen chinesischen Vasen verschiedene Schäferpaare und Liebesgötter von Sevres-Porzellan.

Dieser kleine altfranzösische Saalon in dem einsamen Landhause, mitten in Norddeutschland, mitten in unserer Zeit, hatte geradezu etwas Märchenhaftes, das nur erhöht wurde durch die Zeichen des Verfalles und der Verlassenheit, welche trotz der sichtlich darauf verwandten Sorgfalt, überall unverkennbar hervortraten. Die Damast-Tapeten hatten hier und da Schlitze bekommen, die kostbaren Vorhänge und Möbelüberzüge waren ganz verblaßt, die Spiegel blind und fleckig geworden von der Feuchtigkeit des unbewohnten Raumes. Den zärtlichen Schäfern fehlte hier ein Arm und dort ein Bein, und die Liebesgötter mochten ihrer Flügelchen

lange, schon lange beraubt seyn. Einige Pastell-Porträts an den Wänden sahen in bläulicher Erloschenheit in die stille Stube hinein. Man konnte sich der Vorstellung kaum erwehren, daß sie trauernd den Hauch der Verwitterung empfänden, der auf dem ganzen Raume lag, und dessen Melancholie selbst die strahlende Frühlingssonne nicht zu zerstören, oder auch nur zu erhellen vermochte, die heiß und leuchtend bis mitten in das Zimmer hineinschien, und den Duft des starken, frischgeiüllten Potourrie fast betäubend machte.

Es war ein sonderbar gemischter Eindruck, den man hier empfing. Traurig und geheimnißvoll, rührend und spukhaft zugleich, konnte man sich ihm nicht entziehen, und wir befanden uns wie unter einem Banne, als die Thür, durch welche wir eingetreten waren, sich öffnete und die Haushälterin und der Knecht Mademoiselle Dubois, die Bewohnerin des Hauses und die langjährige Pensionärin unserer Familie, hineinführten, um sie auf einen der Lehnstühle am Kamine niederzusetzen, denn sie konnte sich selbstständig nicht mehr auf den Füßen halten.

Wie alt sie seyn mochte, war schwer zu bestimmen, doch mußte sie an den äußersten Gränzen des Lebens stehen. Ihr Kopf war tief auf ihre Brust gesenkt, ihr Körper, der niemals groß und stark gewesen seyn konnte, war von der Last der Jahre zusammengebeugt und gekrümmt, ihre fattigen, mageren Hände, ihr Gesicht hatten eine bräunliche Mumienfarbe bekommen und selbst ihre dunklen Augen schienen schon umschleiert zu seyn. Dennoch hatte ihr Erscheinen nichts Unangenehmes, denn sie war in ihrer ganz altmodischen Tracht, mit dem weißen Kopftuche und weißen Brusttuche, mit dem Kleide von dunklem Kattun, aus dessen engen, kurzen Aermeln die verdorrten Arme hervorsahen, noch ein Muster von Sauberkeit; und sie schien, nach der Sorgfalt, mit welcher man sie behandelte, auch noch immer eine Herrschaft über die Personen auszuüben, welche ihr dienten.

Als sie eintrat, hob sie den Kopf ein wenig in die Höhe, tastete suchend mit den Augen umher, und als man sie dann niedergesetzt und sie uns wahrgenommen hatte, sprach sie mit zitternder Stimme in vortrefflichem Französisch: Ah, ich wußte es wohl, daß Sie kommen würden, daß Sie kommen würden, mein Herr! mir die Augen zu schließen. Aber es war wohl Zeit, denn ich bin sehr alt, sehr alt.

Hatten wir vorher nicht gewußt, was wir denken sollten, so wußten wir es jetzt vollends nicht. Es schien aber, als ob die arme Alte, die uns zu Ehren wohl ihre Kleidung geändert hatte, von Kälte litte, und mein Bruder befahl, trotz der Wärme, die im Zimmer herrschte, ein Feuer im Kamine anzumachen. Sie sah das gern.

Oh, Sie sind immer noch der Alte, Monsieur Emil! rief sie: immer gut! immer verbindlich! und es ist wahr, es ist kalt hier! Es kommt Niemand in die Zimmer Ihrer Hoheit! Ich selbst wage nicht hineinzugehen, seit . . . Sie unterbrach sich und fügte dann in Thränen ausbrechend hinzu: Welche Erinnerungen! Welche Erinnerungen!

Das wird ja ein vollständiges Abenteuer! sagte mein Bruder leise, zu mir gewandt. Was ist denn hier vorgegangen? — Und sich zu der Alten niedersetzend, fragte er, um wo möglich irgend welche Aufschlüsse über die Räthsel zu erlangen, welche uns hier von allen Seiten umgaben: Aber weßhalb benutzten Sie diese Zimmer nicht, da Niemand sonst sie bewohnte?

In dem Augenblicke loderte das Feuer im Kamine auf, das die Dienerin angezündet hatte, und wie von einem Entsetzen erfaßt, stöhnte die Greisin: Ach, machen Sie das Feuer aus! Es hat kein Feuer hier gebrannt, seit die Leichen hier gestanden haben! — Gehen Sie! Flüchten Sie, Monsieur Emil, damit Sie sich erretten, denn die Todten sind doch todt! —

Sie rang die mageren Hände, die Dienerin fragte erschrocken, was geschehen sey, da sie das Französische nicht verstand, und weil die Greisin durch den Anblick des Zimmers oder durch unser Kommen gar zu sehr erschüttert zu werden schien, so befahl mein Bruder, man solle sie in ihre Stube zurückführen, und bat zugleich die Haushälterin, wiederzukehren, wenn sich Mademoiselle Dubois beruhigt haben, und sich in ihrem gewohnten Zustande befinden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein patriotisches Volksfest in Köln.

Keine Stadt, vielleicht seit Dezennien, hat am 18. Juni den schönen Tag bei Waterloo so großartig gefeiert, wie gerade Köln, wo es galt, den Sympathien für die unbemittelten Helden-Greise, welche das französische Joch brachen und dem Vaterlande wieder seine Freiheit zurückgaben, Ausdruck zu verleihen.

Der zoologische Garten, der sich unter der Leitung des Herrn Dr. Bodinus von Tag zu Tag aufschwingt, war zu diesem Feste sinnig mit Wimpeln, Fahnen, Guirlanden, Laub und militärischen Emblemen geschmückt. Gleich bei dem Eingange erhob sich ein größtentheils aus Waffen aufgebautes Gerüst, an welchem die Namen aller Fürsten und Feldherren prangten, die bei jenem blutigen Befreiungs-Drama mitwirkten. Hoch oben segelten im Winde zwei Kriegsschiffe en miniature, die vom Volke als würdige Repräsentanten der deutschen Flotte bezeichnet wurden. Dicht hinter diesem hohen Gerüst war ein mit Lorbeeren bekränzter Mörser aufgestellt, und zwar so, daß seine Mündung aufwärts schaute nach der Devise:

„Oft sprach ich Donnerton ich laut für unsʼre Fahnen,
Heut' sag' ich ohne Laut für unsʼre Veteranen:
Die alten kennen mich als treuen Kameraden.
Für sie laß ich von Euch mich bis zur Mündung laden."

Es bedurfte von Seiten eines Freundes der Veteranen, der neben dem Mörser die Wache bezogen, nur der Worte: „Dieses ist der bekannte Mörser!" und Jedermann, der in den Garten trat, legte ein Scherflein, als Unterstützung für die Veteranen bestimmt, in das Geschütz. Diese patriotischen Opfergaben flossen so reichlich, daß man den Mörser zweimal abfeuern mußte; dießmal nicht auf den Feind, sondern in die Unterstützungs-Kasse. Es regnete in der That Silber in das Geschütz und darunter auch manches Goldstück, sogar ein Napoleonsd'or, gespendet von einem — Franzosen! Am Morgen Früh um 6 Uhr leiteten Kanonenschüsse das Fest ein und nach kurzer Zeit hatte der Garten schon 5- bis 6000 Personen aufgenommen, welche den Vorsatz gefaßt, einmal im Freien zu frühstücken — ein Vorhaben, das aber in Folge der starken Nachfrage nur allmälich ausgeführt werden konnte. Als später die ganze Garnison zu sehr ermäßigten Preisen Einlaß erhielt, also circa 5- bis 6000 Soldaten noch hinzu kamen, da war der Garten so ziemlich besetzt und blieb es auch noch, nachdem das Militär sich wieder entfernt hatte. Fortwährend mögen 8- bis 10,000 Personen im Garten anwesend gewesen seyn. Das Entrée war so billig gestellt, daß die Theilnahme sich bis in die untersten Schichten der Bevölkerung erstrecken konnte; ein Umstand, der ein Volksfest ermöglichte und wirklich ins Daseyn rief. Die Gesammt-Militärmusik unserer Garnison sorgte ununterbrochen für die Unterhaltung und ein für das Fest auf die Melodie: „Bekränzt mit Laub", gedichtetes Lied erfreute sich eines Beifalles, namentlich die Stelle:

„O bleibe unentwollt auf des Fortschritts Bahnen,
Mein Preußen, Deutschlands Hort,
Es schalle laut, wie bei den kräft'gen Ahnen:
Vorwärts! sey das Losungswort.
Für's Vaterland, für unsers Königs Ehre,
Für Freiheit, Recht und Licht,
Hebt unser Volk, zum Kampf bereit, die Wehre,
Steht fest und wankt nicht!"

Der Hauptglanzpunkt dieser hehren Festivität hob am Abende an, als man alle Gebäude und Anlagen des Gartens illuminirte und zwar mit einem Lichtmeer, welches aus den verschiedenfarbigsten Flammen zusammengesetzt war. Außerdem brannten bengalische Flammen und spielten andere Feuerwerk-Künste, einen Anblick zu gewähren, welcher dem Feuereiche entliehen schien. Unbeschreiblich pittoresk nahmen sich die Fontainen, Kataraktken und Weiher aus! Inmitten dieser „Scenen aus Tausend und eine Nacht" denke man sich das mächtige Musik-Chor, welches spielend durch die 20 Morgen großen Anlagen zog. Wie sich dabei die Thierwelt betrug? Während die russischen Bären singend förmlich tanzten, entfloh ein Eisbär und der andere richtete sich hoch auf in seinem Zwinger, als wolle er sehen, was es denn eigentlich da draußen gäbe. Der Fischotter konnte nicht zur Ruhe kommen und fand es bedenklich, das Bassin zu verlassen, wogegen die Löwen so ruhig und verständig drein schauten, als sey es ganz in Ordnung, daß man ihnen, den Königen, huldige.

Der dießjährige Waterloo-Tag hat hinlänglich den Beweis geliefert, daß, falls man das Fest jährlich wiederholt, unsere Veteranen am Abende ihres Lebens nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben. Sie verdienen es auch; denn wer in der Jugend redlich kämpft, der soll im Alter nicht darben! (Didaskalia.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den neuen sardinisch-italienischen Ministerpräsidenten, den Florentiner Ricasoli (der Accent auf dem a) schreibt ein in die italienischen Verhältnisse gutunterrichteter Mitarbeiter des „Schw. M.": „Wenn Cavours ganze Erscheinung etwas recht gut Bürgerliches hatte, wenn er als ein äußerst lebhafter, geistsprudelnder John Bull (freilich ein Widerspruch!) erschien, so ist jede Bewegung Ricasoli's adelig — im italienischen Sinne. Die Gestalt ist hoch und edel, die Bewegung fein, ja graziös, der Ton der Stimme in der Regel human, zumal soll er dieß gegen Leute aus dem Volke seyn, und es gab kein bunteres, kein komischer gemischtes Publikum, als das in seinem Vorzimmer, während der Sprechstunden, in den Räumen des wie für Riesen gebauten Palazzo vecchio in Florenz. Wo es aber gilt, einer Gemeinheit entgegenzutreten, soll er vernichtend seyn. Wenn irgend Einer, ist gewiß er der Mann, Garibaldi von Irrwegen zu sich selbst zurückzuführen. War keines der guten Bilder, welche es vom Grafen Cavour gibt, im Stande, das auf seinem Munde jede Sekunde anders spielende Wetterleuchten des Geistes, des Witzes wiederzugeben, so vermögen die Bilder von Ricasoli nur sein feines Profil zu geben, etwa den tiefen Ernst, ja die Trauer in seinen Zügen anzudeuten, aber das Nervenzucken, welches unverkennbar aus einem tiefen Leiden entspringt und während der Unterredung Mitleiden einflößt, entgeht der darstellenden Kunst. Wie Cavour, hielt er es für seinen Stolz und für Pflicht, die großen Güter seiner Familie (das größte wurde ihr von Friedrich Barbarossa zu Lehen gegeben) zu Musterwirthschaften zu erheben, wie denn der national und liberal gesinnte Adel des Geistes und der Geburt in Toskana für Landwirthschaft, Seidenzucht, Kredit- und Verkehrsanstalten, und die Damen desselben für Volkserziehung Großes geleistet haben. Die Sehnsucht nach seinen Landgütern, nach Er-

holung, und ein großer nationaler Ehrgeiz schienen sich um Ricasoli zu streiten; er ließ auch sein Toskana nicht leicht aus seiner Hand und aus seinem Schutz. Denn er hatte es seit der Abreise des Großherzogs im April 1859 gegen die unermüdlichen feinen und groben Versuche Napoleon's zu vertheidigen gehabt, bis das Lösepfer Savoyen-Nizza vollendet war. Das ist sein Verhältniß zu Napoleon. In der Person Ricasoli's tritt jetzt ein Nichtpiemontese in die erste Stelle der Gewalt, was gewiß in der Lombardei eben so gut aufgenommen wird, wie in Toskana.

[Kolossale Prellerei!] Wer jemals im bayerischen Oberlande reiste, wird sich auch des früheren Gastgebers und Posthalters zu Mittenwald nächst dem Schernitzpasse als einer in obiger Beziehung gefürchteten Persönlichkeit erinnern. Die Lehre, welche ihm König Ludwig von Bayern angedeihen ließ, ist aber zu originell, um nicht mitgetheilt zu werden. Der kunstsinnige Fürst hatte bei einer Durchreise durch Mittenwald beim Herrn Postmeister, während des Pferdewechsels eine Tasse Kaffee getrunken und diesen höchst mäßigen Genuß mit 18 Gulden bezahlen müssen. Seitdem war manches Jahr vergangen. Als aber der König einmal wieder durch Mittenwald kam und die Pferde wechseln ließ, bemerkte der pflichtschuldigst am Thore stehende Postmeister, der das Frühstück schon bereit hielt, zu seinem Entsetzen, daß der König sich seinen Kaffee selbst im Reisewagen bereitete. An den Schlag tretend, frug der Hr. Postmeister unterthänigst an, ob Se. Majestät vielleicht etwas zu wünschen geruhe, erhielt jedoch die geschichtlich wohlverdiente Antwort: „Nein, lieber Postmeister, Ihr Kaffee ist mir zu theuer!" Und König Ludwig fuhr weiter, während der verblüffte Postmeister noch immer gleich einer Salzsäule dastand. (B. Tgbl.)

Großes Aufsehen erregt in Wien die Verhaftung einer 17jährigen Kindsmörderin aus einer achtbaren Familie. Die jugendliche Verbrecherin wurde dem k. k. Landesgerichte überliefert und ist in Folge ihres großen Seelenleidens ein paar Tage darauf verschieden. Die Unglückliche liebte einen jungen Bukarester, der zu wiederholtenmalen um deren Hand anhielt; sie wurde ihm beharrlich verweigert, weil er sich nicht im Besitze eines genügend großen Vermögens befand, um eine Frau „glücklich zu machen." Die unglückliche Leidenschaft siegte; sie verheimlichte ihre Schwangerschaft und gebar ein Knäblein. Wahnsinnige Verzweiflung, bis zur Energie des Verbrechens gesteigertes Schamgefühl mochte die Unglückliche erfaßt haben, als sie das unschuldige Würmchen in den Kanal stürzte. Die Bedienerin der Familie hörte das Gewimmer des neugebornen Kindes im Schlauche des Abortes und rief den Hausmeister herbei, welcher das Kind noch lebend aus dem Kanal zog. Nach einigen Stunden verschied es, trotz der rasch angewandten ärztlichen Hülfe.

[Blausäure zur Vergiftung des Wallfisches.] Um den Wallfisch, so wie er von der Harpune getroffen ist, augenblicklich zu tödten, hat man Versuche mit Gift gemacht. Zu diesem Zweck wurden ungefähr 4 Loth Blausäure in eine Glasröhre verschlossen. An jeder Seite der Harpune, nahe den Wiederhaken, war ein Stück starken Kupferdrahtes befestigt, dessen oberes Ende schräg über die durch denselben festgehaltene Glasröhre durch ein schräges Loch im Harpunenschaft ging: von hier lief er bis zu einem Bug im Tau, wo er wieder befestigt war. In dieser Weise muß die Glasröhre, wenn die Harpune im Körper des Fisches festsitzt, und das Tau straff angezogen wird, brechen, und die auslaufende Blausäure das Thier auf der Stelle tödten. Beim ersten Versuche, welcher mit der Giftharpune gemacht wurde, schoß der wohlgetroffene Wallfisch plötzlich in die Tiefe, doch nach kurzer Zeit erschlaffte das Tau und der todte Körper erschien wieder auf der Oberfläche. Fortgesetzte Versuche bewiesen, daß diese Methode des Wallfischfanges sich mit genügendem Erfolge ausführen lasse.

Von den Offizieren des ehemaligen Schill'schen Korps leben gegenwärtig noch in Pension: Generallieutenant v. Winning in Liegnitz, Generallieutenant v. Heuduck in Schweidnitz, Generallieutenant v. d. Horst in Bückeburg, Generallieutenant v. Fuchs in Berlin, Generallieutenant Trützschler v. Falkenstein in Königsberg i. Pr., Generalmajor v. Dassel in Lüneburg, Oberstlieutnant v. Kessel in Breslau, Oberstlieutenant v. Stankar in Fraukenstein, Major v. Werner in Oels, Geh. Regierungsrath a. D. Bürsch in Koblenz.

[Familiensegen.] Zu Titz, einem Dorfe im Kreise Jülich, wohnt ein fast unbemittelter Bauersmann, dessen Frau ihm zweiundzwanzig noch lebende Kinder geboren hat. Jemand, der zufällig in das Haus dieses Mannes kam, bemerkte daselbst 48 Paar Stiefel und Schuhe. „Wem gehören denn all' diese Fußbedeckungen?" Der Mann antwortete ruhig: „Sie gehören meiner Frau, mir und meinen Kindern."

Auf dem Promenadeplatz zu München kommen fünf Monumente zu stehen, nämlich das große für Churfürst Max Emanuel, dann die Standbilder Kreitmayrs, Westenrieders, Glucks und Orlando di Lasso's. Sämmtliche Monumente bekommen die Stelle nach Süden, weßhalb auch jene Westenrieders und Kreitmayrs umgesetzt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 152 Donnerstag, 27. Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

So viel war uns klar geworden, daß hier irgend ein Roman gespielt, irgend welche Ereignisse, und zwar traurige Ereignisse, vorangegangen seyn mußten, deren Held unser Großonkel Emil gewesen war, und als deren muthmaßliche Heldin aus meiner Erinnerung nun plötzlich die Prinzessin hervortauchte, deren schönes Bild mir schon in meiner Kindheit so oft zu denken gegeben hatte.

Während dessen sahen wir uns weiter in der Wohnung um. An den Salon stieß ein Schlafzimmer, das in demselben Geschmacke und mit demselben Luxus eingerichtet, aber noch viel verfallener war. Aus dem großen zweipersonigen Bettgestelle waren die Kissen und Polster fortgenommen. Nur die untere Matraze lag darin, und an dem Himmel des Bettes waren noch dunkelgrüne, ganz vergilbte Lamberquins befestigt, die Behänge des Bettes fehlten jedoch, und auch von dem Waschtisch und der Toilette war der größte Theil der Geräthschaften verschwunden. Was uns aber am meisten zu denken gab, war eine Wiege in dem Nebenzimmer, die vollständig und unversehrt mit allen ihren Zuthaten erhalten, auf das Sauberste mit dichter Bedeckung vor dem Staube geschützt, und sichtlich niemals gebraucht worden war. —

Das ganze Landhaus, die ganzen Vorgänge wurden uns immer anziehender und räthselhafter zugleich, weil man sie in der Familie so geheimnißvoll behandelt, weil selbst mein Vater gegen meinen Bruder dieses Besitzes nie in irgend einer Weise erwähnt hatte, welche einen besonderen Antheil daran verrathen hätte; und während wir über diese Thatsache redeten, traten wir in das Gewächshaus hinein, das eigentlich noch merkwürdiger war, als die ganze Einrichtung des übrigen Gebäudes.

Wie das ganze Haus, mußte es einst sorgfältig gehalten und mit Luxus ausgestattet gewesen seyn. Noch immer standen in einigen Kübeln die starken Stämme verdorrter Orangenbäume da, und an den wenigen freien Stellen der Wände sah man die Spuren gemalter Vögel in erloschenen Farben schimmern. Aber aus den zerfallenden Kübeln wuchsen hohes Gras und krause Wolfsmilch hervor, die Orangenstämme waren mit Schmarotzerpflanzen überzogen, die Wände mit dunklem, kleinblättrigem Epheu dicht bedeckt, dessen Ranken sich bis zu den Orangenstämmen ausgestreckt, sich an denselben festgeklammert und sie ganz umsponnen hatten. Und da bei dem sehr verfallenen Dache und den scheibenlosen Fenstern Luft, Regen und Sonne seit Menschenaltern hier freien Zutritt gehabt, so war der Fußboden mit allem möglichen Unkraut überwuchert, und vor Allem hatten in der Feuchtigkeit und unter dem Schutze der Mauern die Blätter des wilden Meerrettigs eine fast tropische Kraft und Größe gewonnen.

Als wir die Thür des Treibhauses öffneten, das seit langen Jahren Niemand betreten haben mußte, denn die Bänder der Thür waren in den Angeln fast eingerostet und ließen sich nur mit großer Anstrengung bewegen, flogen ganze Schaaren von Vögeln in die Höhe, die hier in der Sicherheit ihre Nester gebaut hatten, und rund um uns her sang und zwitscherte es von allen Ecken hernieder. Ein paar Eidechsen schossen blitzschnell auf den Fensterrahmen dahin, überall kam etwas Lebendiges zum Vorschein, während unser Fuß sich von dem Geranke am Boden gehalten und gefangen fühlte. Dieses wilde, üppige Naturleben bildete einen auffallenden Kontrast gegen die ängstliche Aufbewahrung der leblosen Dinge in der schweigenden Wohnung, und als bei unserer Rückkehr in die Stube die Stutzuhr auf dem Spiegeltische die Mittagsstunde schlug, und dabei mit leisem Glockenspiel ein alte französische Romanze zu erklingen begann, standen wir befangen und lauschend da, als wären wir in einen verzauberten Bezirk gerathen. Wir kannten Beide die alte Melodie, und unhörbar, das leise Singen der Uhr durch unser Gespräch zu unterbrechen, wiederholte ich mir in meinem Innern unwillkürlich den Text dieser sanften Florian'schen Romanze, welche im vorigen Jahrhunderte von Frankreich aus den Weg durch die Welt, und das Entzücken unsere Aeltermütter gemacht hatte.

Mir selbst waren dabei die Tage meiner ersten Kindheit lebendig geworden, in welchen unsere alte Französin uns mit heiserer Stimme diese vielstrophige Romanze zu unserer größten Erbauung zu singen pflegte, als das Spielwerk nach zweimaliger Wiederholung der

Melodie das sanfte Nachspiel erklingen ließ und dann mit plötzlichem Abbrechen verstummte.

Ich war förmlich gerührt worden, meinem Bruder aber wurde es des Wundersamen und Unverstandenen zu viel, und als in dem Augenblicke die Haushälterin zurückkam, uns in einem ganz altmodischen Dejeunerservice mit kleinen Tassen, Kaffee und Brod und Butter vorzusetzen, als das Einzige, was sie zu bieten hätte, nahm mein Bruder die Gelegenheit wahr, sie über Mademoiselle Dubois auszufragen. Was sie wußte, war jedoch nicht wesentlich mehr, als wir hier durch den Augenschein erfahren hatten.

Schon die Mutter der Haushälterin hatte hier gedient, und diese selbst war in dem Hause aufgewachsen. Sie sagte, so viel sie gehört, sey die Mamsell, mit welchem Namen sie Mademoiselle Dubois immer schlechtweg bezeichnete, mit einer vornehmen Herrschaft aus Frankreich hiehergekommen, die hier gestorben, und deren Körper man mit großen Kosten nach Frankreich zurückgebracht habe. Als aber die Mutter der Haushälterin bei der Mamsell in Dienst getreten, wäre die Herrschaft schon todt, und Alles gerade so gewesen wie jetzt.

Mein Bruder wollte wissen, ob Land zu dem Hause gehöre und wie dieses verwaltet würde. Die Haushälterin antwortete, es wäre ein Gemüsegarten da und ein paar Morgen Acker. Sie hätten zwei Kühe, mästeten auch immer ein paar Schweine. Der Knecht habe den Acker bestellt, den Garten bearbeitet und das Vieh in Acht genommen. Etwas Federvieh habe sie alle Jahre gezogen. Das Getreide und das Gemüse, welches man erübrigen könne, wäre immer im nächsten Flecken verkauft worden; die Mamsell habe von auswärts regelmäßig Geld bekommen, und einigemal auch größere Sendungen von unbekannter Hand, so daß sie wohl etwas Erkleckliches besitzen müsse. Sie hätte der Wirthschafterin lange schon versprochen, daß sie ihre Erbin werden und ihre Kleider und all ihr Geld und Gut erhalten solle. Vor langen Jahren, als die Mamsell noch ganz rüstig und bei Kräften gewesen sey, habe sie das auch aufgeschrieben, und das Testament liege drüben, wo sich überhaupt Alles befinde, was der Mamsell gehöre. Was hier in diesen Zimmern, in den Schränken und Kommoden liege, gehöre nicht der Mamsell zu. Diese habe vielmehr ausdrücklich befohlen, die Haushälterin möge in den guten Zimmern die Gegenstände sorgfältig bewahren, weil sie einer Herrschaft in Hamburg zukämen, der man einmal ihr Testament schicken solle, und die dann kommen und Alles in Ordnung bringen und Jedem das Seine geben werde.

Wir wollten wissen, seit wie lange Mademoiselle Dubois sich in diesem Zustande der Geistesschwäche befinde. Die Haushälterin vermochte das nicht genau zu sagen, wie denn Ungebildete selten klare Begriffe über den Verlauf der Zeit besitzen. Es sey so allmählich gekommen, meinte sie, und von sich wissen thäte die Mamsell auch jetzt noch sehr gut. Sie sey bloß nur zu gerührt gewesen, aber wenn wir uns jetzt zu ihr begeben wollten, würde es besser gehen.

Wir nahmen also das kleine Frühstück ein, und suchten die Greisin in ihrer Stube auf, die sauber und wie die Wohnung einer Pächter-Familie anzusehen war. Ohne sich irgend wie auf die Vergangenheit einzulassen, erklärte mein Bruder ihr, er sey der Sohn der Hamburger Herrschaft, und sey gekommen, zu hören, ob sie irgend welche Bedürfnisse oder Wünsche habe. Sie verstand das auch vollkommen, dankte und zeigte sich erfreut, ihm, wie sie es nannte, ihre letzten Dispositionen anvertrauen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Franz von der Trenk.

Die seltsamen und von ungewöhnlicher Charakter- und Körperstärke zeugenden Schicksale und Thaten der beiden Vettern von der Trenk scheinen eine außerordentliche Anziehungskraft für die produzirende Literatur so wie für das lesende Publikum zu besitzen. Wir könnten fünf bis sechs Schriftsteller nennen, welche innerhalb der letzten Monate die beiden Trenk theils einzeln, theils in ihrer Verbindung mit einander, entweder in kürzeren Erzählungen oder in bändereichen Romanen behandelt haben. Die jüngste dieser Produktionen ist wohl die, welche die Schriftstellerin Louise Mühlbach herauszugeben angefangen hat unter dem Titel „Marie Theresia und Franz Freiherr von der Trenk.“ Wir entlehnen dieser ersten Abtheilung eine Episode aus dem Leben des berüchtigten Panduren-Obersten, die die Verfasserin in ihrer bekannten drastischen Weise in verschiedenen Abschnitten erzählt. Noch in den ersten Jünglingsjahren lernte Trenk eine junge Dame von hohem Range kennen, deren Reize ihn dermaßen fesselten, daß eine heiße Liebe zu ihr sich seiner bemächtigte. Er suchte sich ihr zu nähern und glaubte bald zu sehen, daß auch sie nicht gleichgültig gegen ihn sey. Man weiß, daß Trenk in seiner Jugend einer der schönsten Männer seiner Zeit war.

Beide Theile wurden allmälig vertrauter, Trenk erhielt die Erlaubniß, die junge Dame auch allein zu sehen, und die heftigste Leidenschaft gewann in seinem Herzen immer mehr Raum. Seine Bemühungen um die Gunst des schönen Mädchens konnten natürlich nicht ganz verborgen bleiben, und einige seiner Bekannten hielten es für ihre Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Gegenstand seiner Liebe bereits über ihre Hand verfügt haben solle und zwar zu Gunsten eines schon bejahrten, aber sehr reichen Mannes. Trenk verschmähte es, diesem Gerüchte Glauben beizumessen, und wurde noch mehr in dieser Ansicht bestärkt, da

seine Geliebte ihm hoch und theuer schwur, ihre Hand sey noch frei und werde Niemandem als ihm zu Theil, ja selbst über die Koketterie, die sie gegen ihren angebeteten Verlobten übte und die er bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hatte, wußte sie ihn zu beruhigen. Dessenungeachtet wurde die Versicherung von der anderweitigen Verlobung Trenk von mehreren Seiten wiederholt, und man behauptete sogar, das Mädchen habe seine Mutter dringend gebeten, seine Verlobung zu verheimlichen, damit es noch einige Zeit das süße Spiel seiner Koketterie mit dem leidenschaftlichen Slavonier fortführen könne. Trenk mußte sich Gewißheit verschaffen, und ein Maskenball sollte ihm dieselbe gewähren. Der jungen Dame erklärte er, er werde auf dem Balle nicht erscheinen, da er unwohl sey. Sie lud ihn daher schriftlich zu einem Rendezvous auf den folgenden Tag, wo sie ihm die Erfüllung aller Wünsche in Aussicht stellte. Gleichzeitig erfuhr er aber, daß sie dem Balle nicht fern bleiben werde, obgleich er erwarten durfte, sie werde ihn aus Rücksicht auf ihn meiden. Schon das verstimmte ihn. In einer unkenntlichen Maske begab er sich ebenfalls auf den Ball und fand bald das Mädchen seiner Liebe, sah sie mit steigender Eifersucht mit dem alten Manne, den man als ihren Verlobten bezeichnet hatte, kokettiren und folgte ihr endlich in den Garten, wo sie mit jenem Manne ein einsames Bosket aufsuchte. Mit unhörbarem Schritte näherte er sich ihrem Sitze, hörte sie die zärtlichsten Liebesversicherungen mit ihrem Begleiter austauschen und vernahm auch, daß sie über ihre angebliche Verbindung mit Trenk spottete und lachte. Ein furchtbarer Grimm ergriff ihn. Keines Wortes mächtig, stand er einer Bildsäule gleich hinter dem Liebespaar, bis es sich wieder in den Tanzsaal zurückbegab. Erst jetzt kam wieder Leben und Bewegung in ihn; er stürzte ihnen nach, trat mitten im Saal der jungen Dame entgegen, riß ihr die Maske vom Gesicht, schleuderte die seinige zu Boden, und als sie erbleichend ihn anstarrte, schrie er außer sich, indem er dem zitternd neben dem Mädchen stehenden Verlobten deren Billet zuwarf: „Lernen Sie die Verrätherin kennen!“ Ein heftiger Schlag brannte auf der Wange des Mädchens, und Trenk stürzte wie ein Rasender davon.

Zehn Jahre waren seit jener That vergangen, als Trenk wieder in Wien erschien. Er hatte inzwischen in russischen Kriegsdiensten gestanden, dort glänzende Beweise seiner heldenmüthigen Tapferkeit abgelegt, war aber wegen der maßlosen Heftigkeit seines Temperaments gezwungen worden, aus der russischen Armee zu scheiden. Er kam jetzt nach Wien, um sich ein Generalpatent bei der Kaiserin Maria Theresia auszuwirken, weil ihm in Essegg wegen der eigenmächtigen Vertheidigung der Ränder an der türkischen Gränze der Prozeß als Mörder und Hochverräther gemacht worden war. Bei der Audienz sah er in den kaiserlichen Gemächern seine ehemalige Geliebte, die jetzt in zweiter Ehe lebte und Ehrendame der Kaiserin war. Ein Zufall brachte ihn in ihre Nähe. Sie schien die frühere Beleidigung, die sie von ihm empfangen hatte, ganz vergessen zu haben und nur den Wunsch zu hegen, das von ihr begangene Vergehen in seinen Augen milder erscheinen zu lassen; deßhalb lud sie ihn zu einem nächtlichen Rendezvous für denselben Abend ein. Trenk sagte zu, doch vorsichtig und klug, wie er war, ahnte er in dieser Einladung eine Falle und beauftragte einen seiner Diener, der mit ihm von gleichem Wuchse war und in seinen Kleidern wohl für seine Person gehalten werden konnte, an den Ort des Stelldicheins zu gehen. Heimlich folgte er seinem Stellvertreter und fand bald Gelegenheit, seine Vorsicht zu preisen; denn kaum befand sich Miko mit dem Begleiter, den ihm die Gräfin entgegengesandt hatte, außerhalb der Thore Wiens, als sich noch zwei Männer zu ihm gesellten, denen sich bald noch mehrere anschlossen. In der Nähe des Flügchens Wien verkündete ihm ein greller Todesschrei, daß das Opfer unter den Händen der Mörder gefallen sey, und es fand im Wasser sein Grab. Trenk bedauerte flüchtig den armen Diener, der für ihn gestorben, gelobte sich, für seine Angehörigen zu sorgen und eilte nach Slavonien, wo er für seine Kaiserin das berüchtigte Freikorps zu sammeln und auszurüsten hatte, das in den Kriegen gegen Bayern eine so furchtbare Berühmtheit gewann. Man kann sich das Entsetzen der Gräfin Löwenthal denken, als derjenige, den sie längst in den Fluthen der Wien begraben wähnte, in die Thore der Hauptstadt mit seinen Kroaten einzog und von der Kaiserin sehr gnädig empfangen wurde. Sein Tod war beschlossen, aber dießmal wollte sie selbst das Henkeramt verwalten. Sie verschaffte sich ein schnell tödtendes Gift, und Trenk erhielt von ihr eine abermalige Einladung, sie in ihrer Villa in Mödling zu besuchen. Bei seiner Audienz bei der Kaiserin hatte sie alle ihre Liebenswürdigkeit aufgeboten, um ihn zu überzeugen, daß die alte Zärtlichkeit für ihn in ihr wieder erwacht sey. Trenk unternahm dießmal das gefährliche Abenteuer in eigener Person, aber wohl bewaffnet und für alle drohende Gefahr wachsam. Doch sein Argwohn schien unbegründet. Der Garten, in den er durch ein Seitenpförtchen trat, war leer, im Pavillon war nur die Gräfin, und selbst, als er von ihr in ihr Schlafgemach geführt ward und wie scherzend die Möbeln, das Bett untersuchte, fand sich nirgends eine Spur von Verrath. Die Gräfin durfte wohl über Mangel an Vertrauen klagen und ihn endlich auffordern, im Wein ihr Beicheid zu thun. Schon hatte er den ihm dargebotenen Becher in der Hand und führte ihn zum Munde, da glaubte er in dem flüchtigen Blitz ihres Auges, der ihn traf, einen Todesboten zu entdecken. Er setzte den Becher wieder auf den Tisch und ergriff den ihrigen, indem er sie bat, den seinigen zuerst zu versuchen, das sey das sicherste Zeichen des gegenseitigen Vertrauens. Die Gräfin erblaßte, zögerte

und weigerte sich endlich geradezu, auf den Vorschlag einzugehen. „Also Gift!“ rief er, und der Zorn röthete seine Stirn. In demselben Augenblicke brachte das Mädchen der Gräfin die Nachricht, daß Graf Löwenthal unerwartet schnell von seiner beabsichtigten Jagd zurückgekehrt sey. Trenk stutzte, denn er ahnte einen neuen Verrath; doch die sichtbare Verzweiflung der Gräfin ließ ihn bald von dem Gedanken zurückkommen, und er gab sich sogar dazu her, in einen großen Schrank zu steigen, um dem Gemahl auszuweichen. Graf Löwenthal schien offenbar von der Zusammenkunft zu wissen, denn er beharrte dabei, mit den Freunden, die er mitgebracht, in dem Zimmer seiner Gemahlin zu bleiben und sogar daselbst sein Abendessen einzunehmen. Ein Wink der mit ihm einverstandenen Zofe belehrte ihn auch über den Versteck seines angeblichen Nebenbuhlers. Da schlug er plötzlich vor, in dem Zimmer der Gräfin nach der Scheibe zu schießen, und das Ziel sollte der Schrank seyn, in welchem Trenk verborgen war. Dieser hatte mittelst der Oeffnungen im Schnitzwerk der Schrankthür Alles mit angehört und angesehen. Er war entschlossen, nicht ohne Kampf sein Leben zu lassen. Er nahm seine Pistole aus der Tasche, setzte sie in Stand, und in demselben Augenblicke, wo der Graf auf ihn abdrücken wollte, zerschmettete seine Kugel ihm den Arm. Krachend brach fast in derselben Zeit die Thür zusammen, Trenk verschwand und ward nicht mehr gesehen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Lindau, 24. Juni: In den letzten Tagen zeigte das gesunkene Dampfboot „Ludwig“ in Folge fortgesetzter Versuche Neigung, wiederum nach der Oberfläche zu kommen; ein Dampfboot ging bereits Samstag Mittags nach dem Lagerungsorte ab, um möglichen Falles eine erneute Bugsirung vernehmen zu können; eingetretene Umstände jedoch ließen am bemerkten Tage das Vorhaben nicht zur Ausführung gelangen. Gestern hob sich das Dampfboot in der förderlichsten Weise, bis im Laufe des Nachmittags ein heftiges Gewitter mit orkanmäßigem Wüthen der Elemente eintrat, das gehobene Dampfboot großen Schwankungen unterwarf und eine Zersprengung von vielen luftgefüllten großen Lagerfässern herbeiführte, wodurch auch das Dampfboot augenblicklich wiederum zum Sinken gebracht wurde, und den umlaufenden Gerüchten nach das Boot selbst nunmehr tiefer als an den früheren Lagerungsstellen von 56 bis 70 Fuß Tiefe auf dem Seegrunde liegt. Bei diesen fortgesetzt vereitelten Vorarbeiten zur Ausführung des Unternehmens, die nunmehr über ein Vierteljahr im Ganze sind, glaubt man, daß von weiteren Versuchen der Hebung mittelst der Luftfässer abgestanden und keine weitere Frist für erneute Vorkehrungen gewährt werden wird. Die Kosten sind bereits sehr beträchtlich und erreichen nahezu den Betrag von 12,000 fl.

Im Spitale zu Wiener-Neustadt starb vor einigen Tagen ein Bäckergeselle aus Gleißenfeld; nach einiger Zeit starb auch dessen Nachfolger, als er erst einige Tage in Arbeit gestanden. Die Sache machte Aufsehen und es wurde die Sektion des Leichnams von Letzterem vorgenommen, wobei sich herausstellte, daß dieser an Vergiftung gestorben ist. Bei der hierauf beim Bäckermeister abgehaltenen Hausdurchsuchung fand man in der Backstube eine Flasche aufgelösten Bleizuckers, von welchem der Vergiftete getrunken haben mag und welchen der Bäcker, der zugleich auch Wirth ist, zum Fälschen des Weines bestimmt haben mochte. Da man nun vermuthete, daß auch der erste Bäckergeselle an dieser Vergiftung gestorben sey, so wurde am 15. d. die Leiche desselben auf dem Wiener-Neustädter Friedhofe unter Zulauf einer großen Menschenmenge ausgegraben und der Magen desselben untersucht, wobei die gehegte Vermuthung sich bestätigte. Der Bäckermeister wurde bereits dem Wiener-Neustädter Kreisgerichte übergeben.

In Lemberg ist der interessante Fall vorgekommen, daß ein Beamter durch einen Pudel und einen Kanarienvogel in den Besitz eines Kapitals von 7000 Gulden gekommen ist. Ein in Berlin vor Kurzem verstorbener Sonderling hatte testamentarisch die Pflege seiner beiden Lieblinge seinem in Lemberg wohnhaften Verwandten zur Pflicht gemacht und für den Pudel 6000 fl., für den Vogel 1000 fl. vermacht mit der Klausel, daß nur in dem Falle, wenn seine Lieblinge ohne legitime Nachkommen das Zeitliche segnen sollten, der Verwandte sie zu beerben habe. Es ist dieß keine Fabel, sondern eine wirkliche, bei den dortigen Gerichten bekannte Begebenheit. Die Luftveränderung scheint indeß den kleinen Berliner Kapitalisten nicht sehr dienlich gewesen zu seyn, denn kurz nach ihrer Uebersiedelung nach Lemberg haben sie ihr Leben beschlossen.

Die Durchsprengung des Eisenbahntunnels bei Waldshut im Badischen, welcher eine Länge von 1150 Fuß hat und erst gegen das Ende vorigen Jahres in Angriff genommen wurde, ist so günstig von Statten gegangen, daß am 10. Juni die von beiden Seiten her arbeitenden Mineurs genau an der vorgezeichneten Stelle aufeinanderstießen.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 153 Freitag, 28. Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Auf ihr Verlangen mußte ich aus einer Schieblade, welche sie mir bezeichnete, das Testament hervorsuchen, und mein Bruder es eröffnen. Es war an unseren verstorbenen Großvater adressirt, und kurz vor dessen Ableben, also nahezu vor fünfzehn Jahren verfaßt. Sie dankte darin, daß man ihr das Gehalt, welches Herr Emil ihr festgesetzt, bis an ihr Ende gelassen habe, sprach von ihrer Haushälterin, die sie wirklich zur Erbin eingesetzt hatte, wie von einem jungen Mädchen, und übersandte dem Großvater zugleich einen Brief von der Handschrift meines Großonkels Emil, der französisch geschrieben aa Mademoiselle Louise Dubois im Seehof adressirt war, und also lautete: „Ich will, meine liebe Dubois, daß nichts in dem Hause geändert werde, an das alles Glück und Leid meines Lebens geknüpft ist. Sage das meiner Mutter, der Einzigen, die mich nicht verdammt hat und die ich anflehe, mir dieses Eigenthum durch ihren Einfluß zu erhalten. Sie wird auch für Dich Sorge tragen. Bleibe im Seehof, denn ich werde wiederkehren, um einst meine Ruhestätte da zu suchen, wo ich das Glück meines Lebens genossen habe."

Der Brief erschütterte uns in seiner Kürze. Er war aus Amsterdam vom 4. November des Jahres siebenzehnhundert dreiundneunzig datirt. Wir hatten die Handschrift des Großonkels nie gesehen, und die wenigen vergilbten Zeilen gewährten uns plötzlich einen ahnungsvollen Einblick in sein Schicksal.

Auf unsere Frage, ob Mademoiselle Dubois unsere Urgroßmutter gekannt hätte, antwortete sie verneinend. Es sey nie Jemand von der Familie des Monsieur Emil hier gewesen, als einmal sein Vater mit dem Herrn Herzoge. Aber kaum war sie auf diese Erinnerung gekommen, als sie wirr durch einander zu sprechen anfing, so daß wir uns bald überzeugen mußten, daß ihre Gedanken nur noch das Nächste zusammenzuhalten im Stande waren, und daß wir über die Vergangenheit dieses Hauses und seiner Bewohner nichts Sicheres von ihr zu hören hoffen konnten.

Mein Bruder nahm also, wie sie es wünschte, ihr Testament, einige nicht werthvolle Schmucknadeln und Ringe und die Dokumente an sich, die ihren Besitz ausmachten, der sich auf etwa fünfzehnhundert Thaler belief, und versprach, Alles dieses nach ihrem Tode der Haushälterin zurückzugeben, deren Treue und Redlichkeit sie dankbar rühmte. Sie händigte meinem Bruder auch die Schlüssel von den Schränken in den anderen Zimmern aus, bat ihn, sich zu überzeugen, daß sie Alles gut im Stande gehalten habe, und nichts daran zu rühren, denn sie selber sehe noch danach, und es müsse auch Alles liegen bleiben, damit Monsieur Emil es fände, wenn er wieder käme.

Darauf trennten wir uns von ihr, denn sie war sehr erschöpft und angegriffen von dem ungewohnten Verkehr mit uns beiden Fremden, und wir gingen, die Herrlichkeiten zu mustern, über die sie bis dahin Wache gehalten hatte. Und Herrlichkeiten waren die Gegenstände in der That zu nennen, welche wir in den zierlichen Schränken und den ausgelegten Behältern fanden.

Alles, was im vorigen Jahrhundert zur Ausstattung einer reichen und eleganten Frau gehörte, Alles, dessen man für ein neugeborenes Kind bedürfen konnte, war dort, auf das Geschmackvollste gewählt, vorhanden und lag sauber geordnet da, als solle es in dem nächsten Augenblicke wieder in Gebrauch genommen werden. Die Frauengarderobe, die Frauenwäsche war nicht reichlicher, als eine Dame sie auf Reisen brauchen konnte, aber sie war kostbar und fast prächtig, während das eben so werthvolle Kinderzeug auch der Masse nach sehr vollständig genannt werden konnte. Die Frauentoiletten waren, wie man sehen konnte, getragen worden, das Kinderzeug aber offenbar niemals gebraucht.

Schweigend betrachteten wir die langen Schleppkleider, die breiten Taillenbänder, die Brusttücher mit Mechelner Kanten besetzt, die Haarbänder, Hauben, Fächer, Nähgeräthe, und alle jene Kleinigkeiten, welche der Luxus jener Tage zu Bedürfnissen erhoben hatte, und die uns jetzt schon so fremd erschienen, während das liebevoll vorausbesorgte und nie benutzte Kinderzeug etwas höchst Trauriges für mich hatte.

Es ist mir zu Muthe, als wohnte ich in Pompeji einer Aufgrabung bei! rief mein Bruder aus, nur daß die Sache uns nahe genug angeht! Was beginnt man hier mit diesen Dingen?

Mir selbst war es auffallend, daß die anerkannte

genaue Sparsamkeit meiner Großeltern diese immer in gewissem Sinne noch werthvollen Gegenstände hier dem Zufalle Preis gegeben hatte. Wir trafen aber in dem Glauben zusammen, daß es nur auf einen ausdrücklichen Befehl der Urgroßmutter also geschehen seyn könne. Und da mein Bruder sich nicht entschließen mochte, der Mademoiselle Dubois, deren Seele an diesen Sachen zu hängen schien, dieselben plötzlich fort zu nehmen, so entwarfen wir nur ein oberflächliches Verzeichniß davon, sagten der Haushälterin, das wir später einmal darüber bestimmen würden, und daß wir sie bis dahin für die gute Aufbewahrung des Ganzen verantwortlich machten. Dann fuhren wir, nachdem wir die Greisin über die Fortdauer ihrer Pension beruhigt und von ihr Abschied genommen hatten, nach dem nächsten Flecken zurück, in dem sich die Poststation und auch die Kirche befanden, in welche der Seehof eingepfarrt war.

Konnten wir irgend etwas Genaueres über die einstigen Bewohner des Hauses erfahren, so mußte es sich in dem Kirchenbuche finden, und mein Bruder rechnete mit ziemlicher Gewißheit auf dasselbe, da die Fremde im Seehof gestorben war, und also in der Kirche eine Anzeige davon gemacht worden seyn mußte. Der Pfarrer jedoch, an den wir uns wandten, und der augenblicklich das Kirchenbuch jener Jahre nachsah, konnte nichts darin entdecken, was uns anging. Er war ein junger Mann und wußte kaum etwas von den jetzigen, geschweige von den früheren Bewohnern des Seehofs; doch meinte er, von dem alten Küster einmal irgend etwas darüber gehört zu haben, und ließ diesen auf unsere Bitte zu sich rufen.

Der Küster indessen hatte auch nichts Anderes zu berichten, als eine Erzählung seines emeritirten Vorgängers, nach welcher zu Emigranten-Zeit eine junge und sehr schöne Madame Dubois den Seehof gekauft und eingerichtet haben sollte. Eine ältere Schwägerin von ihr, die noch lebende Mademoiselle Dubois, sey gleich mit ihr eingezogen, und ihr junger Schwager, ebenfalls ein Herr Dubois, immer nur zeitweise zu ihnen gekommen. Sie sollten alle vornehme Leute gewesen seyn, obschon sie ganz für sich gelebt hätten und nach dem Seehofe nie Besuch gefahren wäre. Nur als die junge Frau gestorben, wären plötzlich ihr Mann und ihr Vater eingetroffen. Ihr Mann habe sich aus Gram das Leben genommen, worauf man die Eheleute in zwei Gräbern neben einander im Garten des Seehofes beerdigt habe. Später aber, nach der zweiten Franzosenzeit, hatte man sie ausgraben und nach Hamburg geholt, um sie zu Schiff nach Frankreich in ihre Familiengruft zu bringen.

Diese Mittheilung war wenig geeignet, uns Licht zu schaffen, aber um so mehr dazu angethan, unsere Neugier zu reizen, unsere Vermuthungen zu vermehren, und wir brachten nach Hamburg statt der Erquickung, die zu suchen wir ausgefahren waren, jene Niedergeschlagenheit mit zurück, welche der Hinblick auf vergangene und leidensvolle Existenzen in dem denkenden Menschen unwillkürlich hervorrufen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mord der rheinischen Missionäre auf Borneo.

Am 7. und 10. Mai 1859 wurden von den Dajakken auf Borneo die Missionäre der rheinischen Mission: Ferd. Rott, Ernst Hofmeister nebst Gattin, Fritz Wigand nebst Gattin, Wilhelm Kind nebst Gattin getödtet. Rott's Frau allein, die bereits mit ihrem, von einem vergifteten Pfeile in der Brust tödtlich verwundeten Gatten nach entschwundener letzter Hoffnung auf Rettung sich in den Strom geworfen hatte, wurde wunderbar mit zweien ihrer Kinder gerettet und befindet sich wieder im deutschen und bayerischen Vaterlande. Es ist jetzt eben ein näherer Bericht über jene Katastrophe erschienen, der wohl auch im weiteren Kreise Theilnahme finden wird. Ein Verwandter Rott's, Konrektor Otto Brauns, hat auf Grund der Mittheilungen von Rott's Lehrer, dem bekannten Missionsinspektor Wallmann zu Berlin; ferner der durch die Güte unseres Landsmannes, des Missionsinspektors Dr. Fabri in Barmen, ihm zugestellte Berichte und Briefe Rott's selbst und der Aufzeichnungen von dessen Gattin „das Leben, Wirken und Ende des Ferdinand Rott" (Hermannsburg, Missionsdruckerei 1861) zum Besten der Wittwe und ihrer Kinder herausgegeben. Der Preis ist sehr niedrig, nur zu 8 Sgr. gestellt. Wir lassen Einiges aus dem Berichte des Büchleins über die Katastrophe hier folgen. Die Nacht auf den 7. Mai (der Vorabend von Rott's 35. Geburtstag) war, bekannt mit der Gefahr wie alle waren, in schweren Aengsten durchwacht. Es war Morgen geworden; die ausgestellten Wächter waren in ihre Häuser zurückgekehrt, auch die Bedrohten und Geängsteten hatten sich etwas zur Ruhe begeben: da erhebt das Kindermädchen der Rott, eben während sie der kleinen Lina auf der Hintergallerie des Hauses den Reisbrei gibt, den Ruf: Da kommen die Leute, welche die Tuans (Missionäre) ermorden wollen. Mutter Rott hört den Schrei zuerst, bringt ihn ihrem Gatten, eilt nach ihren Kindern, insbesondere nach dem Töchterlein im Arme des Kindermädchens draußen, sieht aber dieses schon mit dem Kinde weit entfernt im Laufe nach dem Walde. Sie kommt zu den Freunden im Hause zurück, und beschäftigt wie sie nun mit ihren Kindern ist, wird sie nicht gewahr, wie Rott, der mit den anderen Gefährten zur Abwehr vor das Haus auf die Vordergalerie hinausgetreten war, zurückkehrt und alsbald nach seinem Eintritt auf einem Stuhl niedersinkt. „Marie", ruft

Wigands Frau ihr zu, „Marie, sieh doch deinen Mann!“ Er war von einer vergifteten Lanze tief in der Brust verwundet und in eine starke Ohnmacht gesunken. Sie wäscht schnell dem Gatten die Wunde aus, legt etwas Arnica darauf und verbindet sie mit ihrem Hauptschuh. Beim Erwachen aus seiner Ohnmacht ruft Rott: „Jetzt muß ich hinaus zu den Brüdern, es müssen die Leute sehen und wissen, daß ich noch lebe“ — und die Mutter verläßt die Kinder, um mit dem todtbleichen Gatten an die Stelle der größten Gefahr, vor die Galerie des Hauses zu treten. Ein dichter Nebel benimmt die fernere Aussicht, doch sieht man eine große Menge mit Spießen, Pfeilen und Blasröhren das Haus in einiger Entfernung umstehen, welche von den beiden bis jetzt noch nicht verwundeten Brüdern Kind und Wigand in beweglich bittenden und ernsten Worten zur Abwehr angesprochen wird. Kind aber hatte die rettungslose Lage vollkommen erkannt und beim Heraustreten der Mutter Rott an der Seite ihres Gatten es kund gegeben: „Unsere Frauen (kleinen Fahrzeuge) sind weg, es ist keine Rettung; laßt uns auf den Tod gefaßt seyn!“ Mutter Rott ließ nun den Gatten, an einen Pfeiler gelehnt, um den andern Frauen mit den Kindern im Hause ihre schreckliche Lage mitzutheilen. Der Entschluß der Frauen ist gefaßt: „wir wollen nun zu unsern Männern gehen und mit ihnen zusammen bleiben.“ Als sie heraustraten, war Alles noch in der alten Stellung; aber Rott ist dem Zusammensinken nahe. Ihn hält seine Gattin, und die Kinder umklammern beide. Da leuchtet noch einmal ein schwacher Hoffnungsstrahl. Mahnworte der Brüder an die Mörder, daß sie doch die Rache des unschuldig vergossenen Blutes ihrer Lehrer und Wohlthäter scheuen, sich mit deren Gut und Habe zufrieden geben und sie ruhig abziehen lassen sollten, hatten — so schien's — einen Eindruck gemacht. „Geht denn“, war ihre Antwort, „wir werden eine Frau bringen;“ und einige gingen an den Fluß, die dort stehenden Frauen zu lösen, während die Andern aufhörten, mit Pfeilen auf sie zu schießen. „Wir verließen denn unser Haus und gingen“, erzählte Frau Rott, „zu beiden Seiten von den Brüdern Kind und Wigand geschützt, Rott auf mich gelehnt, zur Anfurth am Fluß. Nun ward der Trug offenbar. Ein Theil Volkes hatte sich aufs Haus zur Plünderung geworfen, die Uebrigen umstellten uns am Ufer in geringer Entfernung, eine Rettungsfrau war nicht vorhanden, und Pfeile, Erdklöße und Holzstücke fielen dicht wie Regen auf uns nieder. Rott lag in meinen Armen, mein Kind Hans stand an meiner Seite, mit meiner Marie betete Schwester Kind, und ihr Gatte stand schützend zur Seite vor uns; Schwester Wigand saß mit ihrem sechs Wochen alten Kinde nieder, und vor beiden stand ihr Mann. Wir waren zum Tode gefaßt und bangten nur vor Einem, daß man uns die Männer todten und uns entweder zu Tode peinigen oder zu einem Schrecklicheren bewahren würde. Deßhalb riefen wir uns den Entschluß zu: „Wenn sie es merken, daß wir uns nicht mehr wehren können — denn die Brüder hatten keinen Schießbedarf mehr — und auf uns loskommen, so wollen wir uns in den Fluß werfen, damit wir mit unsren Männern sterben.“ Mein Mann hatte um den Brand in seiner Wunde und heißen Durst, und ich kühlte mit Wasser, im Schuß geschöpft, seine brennende Hitze; Bruder Kind hatte einen Pfeil gerade in die Brust erhalten; er wie Bruder Wigand hatten nichts mehr in den Gewehren. Man stürmte auf uns ein. Wir alle umarmten uns, mein lieber Mann mit dem Seufzer: „Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Schwester Kind mit Maria auf dem Arme — so warfen wir uns in den Fluß. Ich sah noch, wie sie mit Lanzen auf uns loskamen. Auf einmal fühlte ich, wie mein lieber Rott aus meinen Armen entschwand; auch mein Hans war mir genommen; es deckte alle ein Grab. Jedoch dauert es nicht lange, da fühlte ich mich mit kräftiger Hand gefaßt und herausgezogen. Man setzte mich in eine Frau, und als ich mich im stummen Schmerze umsah, sah ich, daß man meinen Hans dahin trug. Dringend bat ich: Laßt mich und mein Kind mit den Andern sterben und bei meinem Gotte seyn; man antwortete mir: Du sollst nicht sterben, und damit Du Dich tröstest, haben wir Dir auch Dein Kind gelassen. Auch das entflohene Kindermädchen hatte Lina, das andere Kind, zurückgebracht. Frau Rott war mit ihren Kindern allein gerettet, jetzt freilich nur für etwas Härteres, als der gemeinsame Tod in den Fluthen gewesen wäre; aber nach drei finstern Nächten und drei bangen Tagen wurde sie durch die Dazwischenkunft eines Kriegsdampfers gerettet. Wir wollen nicht weiter exzerpiren, sondern verweisen den fühlenden Leser auf das Büchlein selbst. Es kann ja der schwer geprüften Wittwe und ihren Waisen, mit welcher auch die Dajakkenfrauen Mit-eid empfanden, im Kreise der christlichen Frauen die Theilnahme nicht fehlen.

Kunst und Literatur.

Deutsche Männer-Gesangs-Beitung. Es gibt keinen Zweig des Wissens und Könnens mehr, welcher nicht seine Vertretung durch ein Organ der Presse gefunden hätte, warum sollte es also nicht auch der Männergesang, der das Interesse so vieler Tausenden berührt und wodurch alle Stämme des großen Vaterlandes schon lange vor politischen Zentralisationen in sozialer, brüderlicher Weise eine Vereinigung durch Herz und Geist gefunden haben und finden? Die Angelegenheiten des Männergesanges waren bisher nur nebenher in den Musikzeitungen vertreten und deren Gunst verfallen. Der Gedanke, ihnen einen eigenen Heerd zu gründen, ist im Schooße des

märkischen Zentral-Sängerbundes bereits seit längerer Zeit gehegt, namentlich aber von dem Dirigenten dieses aus über dreißig Filial-Sängerchören bestehenden Verbandes, Rudolph Tschirch, angeregt worden. Unter der Redaktion desselben erschien vorläufig für ein Vierteljahr der Stoff im Selbstverlage. Alsbald jedoch durch die Zahl der Theilnehmer auf monatlich eine Nummer anwachsend, wurde diese erste „Deutsche Männergesangs-Zeitung" einem Verleger von Fach, E. Schotte & Comp. in Berlin, in Kommission gegeben, durch welchen die zwölf Numern eines Jahrgangs für einen Thaler (ohne Postverhöhung) zu beziehen sind. Den Inhalt bilden Leitartikel, Vereinsnachrichten, Mittheilungen über Gesangsfeste, Empfehlungen guter, brauchbarer, neuerschienener Männergesänge, eine Art Feuilleton unter der Aufschrift Füllhorn und endlich eine gediegene Original-Komposition für Männergesang von einem bewährten Komponisten. Es liegen bis jetzt fünf Numern dieses anspruchslosen, und in treffend populärem Tone geschriebenen Blattes vor, das von einem durchaus anzuerkennenden, seiner Sache liebevoll ergebenen, Bestreben geleitet wird, so daß es Allen empfohlen werden kann, welche sich um diesen Zweig der Kunst, besser und weitgreifender zu sagen, um eine edle Angelegenheit oder um die Veredlung des Volkes durch sittlichen Gesang, bekümmern. Daß der Verfasser in dieser letzteren Beziehung gerade auf die Vereine einwirken will, sie zu sich herausziehend und sie abziehend von allem seichten Treiben, dem diese Konvente leicht verfallen, das beweist der Aufsatz: „Ueber die Wahl der Lieder." Eine andere kleine Abhandlung läßt sich über die Nothwendigkeit der technischen Heran- und Vorbildung vernehmen, er heißt: „Wie steht's um das Notenlesen?" wobei der Verfasser hindeutet, daß in dieser Beziehung die Schule weit mehr thun müsse, wenn sie in der wahrlich nicht kurzen Frist der Schulpflichtigkeit von 8—14 Jahren für das Erlernen der musikalischen Zeichenschrift Sorge zu tragen verpflichtet würde. Die bisher von der Zeitung gebrachten Lieder sind durchaus korrekt und interessant und während sie ein edles Streben bekunden, sind sie ganz geeignet, sich in den Vereinen schnell beliebt zu machen.

Mannigfaltigkeiten.

[Abdul-Medschid.] Der am 25. Juli in Konstantinopel gestorbene Kaiser Abdul-Medschid war der Sohn des Padischah Mahmud II. Geboren am 23. April 1823, folgte er seinem plötzlich verstorbenen Vater in der Regierung am 2. Juli 1839. Er war der 31. Herrscher vom Stamme Osmans und der 28. seit der Eroberung von Konstantinopel. Er hinterläßt 14 Kinder, wovon das älteste, Sultan Mehemet Murad Efendi, am 21. Sept. 1840 geboren wurde. Sein ihn überlebender Bruder, Abdul Aziz Efendi, wurde geboren am 9. Februar 1830. Nach der bisher bestehenden Thronfolge, welcher gemäß der älteste Prinz des Hauses Osman succediren soll, muß dieser Bruder auf den Thron gelangen.

Die Münchener Turnerschaft hat eine prachtvolle Fahne zum Geschenke erhalten. Diese Fahne, deren Knauf und Spitze aus reinem Silber gearbeitet ist, ist nicht etwa aus einer veranstalteten Sammlung hervorgegangen, sondern das Geschenk einer einzigen Familie gewesen, nämlich der reichen Familie Knorr, deren Name weit über Münchens Weichbild hinaus bekannt ist, und die eine sehr ausgebreitete Verwandtschaft in Bayern zählt. Die Rede, mit der Frau Knorr den Turnern die Fahne überreichte, lautete: „Turner! Im Namen meiner Familie und Freunde überreiche ich Euch diese Fahne. Sie möge viele Jahre über Euch wallen zu fröhlich frischer Turnerei, aber auch, wenn es gilt, die gewonnene Kraft im ernsten Kampf für das Vaterland zu gebrauchen. Schwarz-roth-geld sind ihre Farben, zum Zeichen und Gelöbniß, daß, wie die deutsche Turnerei in der Liebe zum Vaterlande wurzelt, auch ihr heiligster Zweck die Vertheidigung desselben ist. Schon einmal hat dieß die deutsche Turnerschaft bewiesen, als sie sich auf Jahns Ruf für die Ehre und Unabhängigkeit in allen deutschen Ländern erhob. Blau und weiß sind die Wimpel der Fahne, die Farben unseres Bayerlandes, in dessen Gauen unter dem Schutze einer weisen Regierung die Turnerei in der Neuzeit so bedeutenden Aufschwung gewonnen hat. Auch diese Farben sind uns theuer, weil wir erkennen, das nur in der Gliederung des großen Vaterlandes und in der nothwendigen Selbstständigkeit seiner einzelnen Theile die wahre bürgerliche Freiheit gesichert ist. Diese Fahne mit den Farben des einigen Vaterlandes möge die Turner zur steten Einigkeit, die so sehr noth thut, mahnen; um dieser Einigkeit willen widme ich auch diese Fahne nicht einem einzelnen der hiesigen Turnervereine, sondern allen Turnern Münchens. Der Männer-Turnverein aber möge sie in Empfang nehmen, mit der Verpflichtung, sein Wächteramt einst demjenigen Vereine zu übertragen, der ihn überdauert. Ein bescheidenes stilles Wirken ziemt der deutschen Frau, und so wollte ich auch durch diese meine Handlung keinen öffentlichen Akt vollbringen, sondern Euch nur leise ein Zeichen geben, daß die Frauenwelt Euer Streben achtet und ehrt. Ich bitte Euch, liebe Turner, daher, auch bei Uebernahme meines Geschenkes gegenüber der Oeffentlichkeit von meinem Namen gänzlich abzusehen. Liebe Turner! so bewahrt denn diese Fahne vor jeder Entehrung! Gut Heil! den Münchner Turnern! Gut Heil! der deutschen Turnerei!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 154 Samstag, 29. Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Jener Besuch im Seehof hatte im Sommer des Jahres achtzehnhunderteinunddreißig stattgefunden, und es verging eine geraume Zeit, ehe wir den Eindruck desselben in uns überwinden konnten. Mein Bruder gestand mir, daß ihm jene Scenerie oftmals im Traume als Hintergrund der wunderbarsten Vorgänge erscheine, und ich selbst wurde das Andenken daran nicht los. Immer wieder sah ich die Stuben mit ihrem verblaßten Mobiliar, das leere Bett, die unbenutzte Wiege oder das verwilderte Treibhaus vor Augen, immer wieder schwebte mir die greise Französin vor der Seele, und wenn ich mich damit beschäftigte, was sie Trauriges in dem verlassenen Landhause erlebt haben mochte, tönte mir jedesmal die schwermüthige Melodie der Spieluhr im Gedächtniß wieder.

Zu thun war augenblicklich in dieser Angelegenheit nichts. Das Landhaus mußte noch im Besitze der Familie bleiben, obschon es kaum anzunehmen war, daß der Großonkel nach der vierzigjährigen Entfernung von der Heimath, während welcher er gar keine Kunde von sich gegeben hatte, noch am Leben seyn sollte; und erst im Herbste, als Mademoiselle Dubois gestorben war, traf mein Bruder andere Einrichtungen. Er nahm die sämmtlichen Kleidungsstücke, und was dazu gehörte, aus den herrschaftlichen Zimmern mit nach der Stadt, sorgte, daß die Haushälterin ihr Erbe erhielt, und setzte einen Gärtner, der lange in unserer Familie gedient hatte, als Verwalter des Seehofes ein. Es wurden Vorkehrungen getroffen, durch Reparaturen aller Art den gänzlichen Verfall des Grundstückes zu verhindern; man that das Nothwendige, dem Garten, dem Acker und dem Treibhause so weit als möglich aufzuhelfen, und allmählich gewöhnte mein Bruder sich daran, das Landhaus als einen Ruhesitz für den alten Diener anzusehen, und zufrieden zu seyn, wenn er von dort gelegentlich einen Korb Gemüse geschickt erhielt, ohne daß er wie früher eine jährliche Rente nach dem Seehof zu zahlen hatte.

Kurze Zeit darauf hatte mein Bruder sich verheirathet, seine glückliche Ehe und seine große merkantilische Thätigkeit nahmen ihn gänzlich in Anspruch. Ich aber hatte mich durch verschiedene Rücksichten zu einer Uebersiedelung nach Paris veranlaßt gefunden, wo ich mich förmlich eingerichtet und schon Jahr und Tag gelebt hatte, als meine Jungfer eines Morgens mit der Meldung bei mir eintrat, daß ein Fremder mich zu sprechen wünsche, der sich indeß geweigert habe, ihr seinen Namen zu nennen, oder ihr seine Karte zu geben.

Dann weisen Sie ihn ab, sagte ich, Sie wissen, daß ich solche geheimnißvolle Gäste nicht liebe und nicht annehme.

Das habe ich dem Herrn schon gesagt, antwortete sie mit einer ihr sonst fremden Unsicherheit, er besteht aber darauf, er müsse Sie sprechen. Es ist ein alter, großer Herr mit grauem Haar. Er sieht ganz sonderbar aus in seinem Anzuge, er war auch gewiß noch niemals hier, und doch kommt er mir bekannt vor, als hätten wir ihn schon gesehen.

Das machte mich neugierig. Ich ließ den Fremden bitten, einzutreten.

Einen Augenblick darauf stand er vor mir: ein alter, großer, stattlicher Mann mit schneeweißem Haare, der auch mir durchaus bekannt erschien, denn seine Aehnlichkeit mit unserer Familie war so auffallend, daß sie mich überraschte. Die starke, wohlgeformte Nase, die freie Stirn, die großen braunen Augen unter starken Brauen, die breiten Wangen, die Kraft des Mundes und des Kinnes, das Alles war mir wundersam vertraut. Um so fremder aber erschienen mir die Kleidung und das Behaben meines Gastes.

Er trug die Tracht, welche zu Anfange unseres Jahrhunderts Mode gewesen war, und der man noch auf den Kupferstichen aus jener Zeit begegnet. Es waren der damals übliche braune Ueberrock mit der kleinen Pellerine, die grauen, kurzen Beinkleider, die faltigen Stiefeln mit den gelben Stulpen, die Klappenweste von weißem Piqué, daß große Battist-Jabot, die Busennadel und die großen Uhrbreloques; aber sie sahen unter unseren Zeitgenossen eben so befremdlich aus, als sie zur Zeit des napoleonischen Konsulates elegant gewesen seyn mußten. Und doch hatte die Erscheinung des Greises etwas so durchaus Würdevolles,

daß es selbst durch seine auffallende Kleidung nicht im Geringsten beeinträchtigt wurde.

Ohne mir Zeit zur Verwunderung oder auch nur zu einer mündlichen Begrüßung zu lassen, trat er vor mich hin, ergriff meine beiden Hände und sagte in deutscher Sprache, indem er mit seinem Blicke sinnend und forschend auf mir verweilte: Du bist also die Erste, die ich wieder sehe.

Betroffen wich ich einen Schritt zurück, denn auf ein solches Begegnen hatte ich unmöglich gefaßt seyn können.

Der Unbekannte wurde es gewahr. Er richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und sprach in einer festen, gelassenen Weise: Vergib! ich hatte es vergessen, daß Du nichts von mir wissen kannst! Vergib!

Aber wer sind Sie? unterbrach ich ihn, von einer plötzlich aufdämmernden Ahnung ergriffen.

Diese meine innere Bewegung entging dem scharfen, beobachtenden Auge meines Gastes nicht. Er neigte sich zu mir nieder, legte seine Rechte auf mein Haupt und bat, indem er mich mit freundlichem Blicke ansah: Besinne Dich! spricht nichts in mir Dich als ein Bekanntes, als etwas Befreundetes an?

Sie gleichen im höchsten Grade meinem Urgroßvater, sagte ich, und — jetzt, wie Sie Sich zu mir so hernieder neigen — jetzt erinnern Sie mich auf das Lebhafteste auch an meinen theuren Vater, der freilich Ihre Jahre nicht erreicht hat.

Ich fühlte mich dabei von dem Blicke des Greises sehr gerührt, auch er wurde bewegt. Erinnere ich Dich, erinnere ich Dich? Nun, so sind doch nicht alle Bande zerrissen zwischen mir und ihnen, rief er aus, und die folgerechte Natur hat aufrecht erhalten, was das Leben zwischen uns zerstörte.

Es entstand eine kurze Pause, ich fühlte mich mehr und mehr zu meinem Gaste hingezogen, und erst viel später ist es mir einmal aufgefallen, daß ich kein Mißtrauen gegen ihn, gegen einen mir ganz fremden Mann empfunden habe, der sich in so seltsamer Weise bei mir eingeführt hatte.

Hat man Euch nie erzählt, sagte er nach kurzem Schweigen ernsthaft, daß ein Glied der Familie ausgestoßen worden, daß . . . .

Ich ließ ihn nicht enden. Sie sind Emil! Onkel Emil! der Verschollene! der Todtgeglaubte! rief ich aus.

Du weißt also von mir, sie haben mich nicht vergessen! nicht vergessen! wiederholte er mit bebender Stimme, und indem er mich tief erschüttert umarmte, fühlte ich seine Thränen auf mich herniederer tropfen. Plötzlich aber richtete er sich auf, trat vor das Bild meines Urgroßvaters hin und sagte, nachdem er es lange still betrachtet hatte: Er ist wieder da, der Emil, der verlorne Sohn! — Aber Du bist nicht mehr da, mein Vater! setzte er nach einer Pause hinzu, das Lamm zu schlachten für des Sohnes Rückkehr! Und was gäbe ich darum, könnte ich hintreten und zu Dir sprechen: Vater, da bin ich! Vater, nimm mich auf! —

Er legte die Hand einen Moment über die Augen, schüttete das schöne greise Haupt, als wollte er damit den Schmerz von sich werfen, und sagte dann tiefaufathmend: Das ist vorbei! — Aber das Bild mußt Du mir geben, Kind! das Bild muß mein seyn!

Gewiß, gewiß! antwortete ich, und es war mir zu Muthe, als müsst ich es gleich herunter nehmen von der Wand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Forstverwaltung Bayerns.

Nach ihrem dermaligen Stande beschrieben vom k. Ministerialforstbureau München 1861.

Die Bedeutung großer zweckmäßig vertheilter Waldkomptere für das Klima eines Landes und den ganzen Haushalt eines Volkes wird wohl heutzutage Niemand ernstlich mehr läugnen wollen. Gar manche Länder, wie z. B. Frankreich, Spanien, Sizilien, Aegypten, Palästina, Griechenland, Kleinasien u. s. w. haben erfahren, wie lange die Versündigung an der Pflege der Wälder auf einem Lande fortlastet, wie bitter eine unverständige Devastation dieses schönen natürlichen Schmuckes für die Folge sich rächt. Bayern ist glücklicherweise noch ein Land das mit Recht stolz auf seine herrlichen Forsten seyn darf, das einer günstigen Vertheilung des Waldlandes sich erfreut, und in welchem zeitig die Erhaltung dieses Naturschatzes gepflegt wurde. Nahezu ein Drittheil des Gesammtareals von Bayern ist produktives Waldland; unter 100 Tagwerken gehören 60 der Landwirthschaft an, während 32 Tagwerke produktives Waldland sind, nur 8 Tagwerke Fläche nehmen die Oedungen, die Haus- und Hofräume, Straßen, Gewässer, Felsen u. dgl. ein. Die Bewaldung beträgt z. B. in Schweden und Norwegen 67, in Rußland 38, in Oesterreich 29, Polen 28, Preußen und Türkei je 24, im deutschen Bund überhaupt 22, in der Schweiz und in Frankreich je 16, in Griechenland 14, in Italien 9, in Holland, Belgien und Spanien je 7, in Dänemark 6, in Portugal 5, und in Britannien 1 Prozent der gesammten Landesfläche. In Württemberg steht das Verhältniß des ganzen Areals zur forstwirthschaftlich benützten Fläche wie 100 zu 31, in Baden nimmt die bewaldete Fläche etwa 1/3 der Gesammtfläche des Landes ein. Bayern ist somit eines der waldreichsten Länder Europas.

Die vorliegende 34 Bogen zählende Denkschrift bespricht in zehn Hauptabschnitten zuerst die geognosti-

Digitized by Google

schen, klimatischen und forstlichen Verhältnisse, so wie die Hauptwerthschaftsregeln in allgemeinen Umrissen, geht dann über auf die gegenwärtige Forstgesetzgebung, auf die Organisation des Forstdienstes und auf die Forstbezirkseintheilung, den Forstunterricht und die Staatsdienerschaftlichen und sonstigen Verhältnisse des Forstpersonals, hierauf folgen ausführliche Detailmittheilungen über die Staats-, Gemeinde-, Stiftungs-, Körperschafts- und Privatwaldungen mit höchst interessanten Notizen über den Materialertrag sämmtlicher Waldungen in Bayern, über deren Geldertrag und Kapitalwerth, über Holzhandel, Holzpreise und Holzsurrogate; der letzte Abschnitt behandelt das Jagdwesen. Außer einer Reduktionstabelle bayerischer Maße und Gewichte in fremde befindet sich noch in dem Werk eine im 600,000theiligen Maßstab ausgeführte Uebersichtskarte der geognostischen und Forstbezirkseintheilung Bayerns nach dem gegenwärtigen Stande. Da in vorliegender Schrift alle zur Zeit in Kraft stehenden Hauptverwaltungsnormen, welche die bayerischen Forstbehörden und das Forstpersonal überhaupt berühren, in gedrängter Fassung aufgenommen sind, so ist dasselbe zugleich ein praktisches Handbuch für unsere Forstbeamten geworden, welches sie der Mühe überhebt aus der großen Zahl, zum Theil veralteter und vielfach zerstreuter Verordnungen, Gesetze, Normativentschließungen u. s. w. die für die gegebenen Fälle einschlägigen jetzt gültigen Bestimmungen auf zeitraubenden und dabei oft doch noch unsicher bleibenden Umwegen aufsuchen zu müssen.

Gegenwärtig zählt Bayern 7,525,027 Tagwerk Waldland überhaupt, wovon 6,959,444 Tagwerke bestockte Fläche sind; 336,422 Tagwerke sind unproduktive Flächen, wie z. B. Viehtriften, Alphütten, Forstdienstgründe u. dgl., 229,161 Tagw. sind zwar produktionsfähig und zur Holzzucht bestimmt, aber zur Zeit noch unbestockt. Auf eine Familie treffen durchschnittlich 6,8 und auf einen Kopf der Gesammtbevölkerung 1,6 Tagw. Gesammtwaldfläche. Im Verhältniß zur Gesammtbodenfläche hat die Pfalz, Unterfranken und die Oberpfalz das größte Waldareal, Schwaben das kleinste.

In Oberbayern bestehen Gerichtsbezirke mit Waldflächen im Umfang von 56,000 bis 130,000 Tagwerken, in Niederbayern von 59,000 bis 108,000, in der Pfalz von 35,000 bis 69,000, in Oberpfalz von 41,000 bis 62,000, in Oberfranken von 28,000 bis 43,000, in Mittelfranken von 39,000 bis 45,000, in Unterfranken von 30,000 bis 78,000, in Schwaben von 25,000 bis 40,000 Tgw. Die größte zusammenhängende Waldmasse des Königreichs bildet das bayerische Hochgebirge mit den Algäuergalpen; hieran reihen sich der Größe nach an; der bayerische Wald in Niederbayern, der Pfälzerwald auf dem Hardtgebirg und im Westrich der Pfalz, der Spessart im westlichen Unterfranken und dem bayerischen Antheil des Odenwaldes bei Amorbach, das Fichtelgebirg in Oberfranken und der Oberpfalz, der fränkische Wald zwischen den oberfränkischen Städten Kronach und Münchberg und der Reichsgränze; das Rhöngebirge in Unterfranken und der Nürnberger Reichsforst in Mittelfranken; außerdem hat aber auch noch jeder Regierungsbezirk einzelne größere Waldkomplexe aufzuweisen.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Das jüngste Heft des Familienbuchs des österr. Lloyd reiht sich würdig an seine Vorgänger an. Ein sinniges Gedicht: „zwei Blumen" eröffnet den Reigen. Darauf folgt ein einfaches, aber treu nach der Natur gezeichnetes „Stück mährischen Dorflebens", dem sich interessante „Erinnerungen an den Staatsstreich Louis Napoleons" von Schmidt Weissenfels anschließen. Sehr anziehend geschildert sind auch die „Bilder aus dem klassischen Alterthum" von dem in diesem Gebiete so bewanderten Dr. A. Wolterstorf, so wie eine Episode aus Beethoven's Leben von Max Ring. Den größeren Beiträgen stehen kleinere Aufsätze wie: „organische Beimengungen des Wassers und der Luft", Vorurtheile gegen gewisse Thiere ꝛc. wohl an Umfang, nicht aber an Gehalt nach. Die artistischen Beilagen, der Felsblock der heiligen Katharina, der Schutzengel und der Raucher sind diesmal besonders gelungen.

Mannigfaltigkeiten.

Garibaldi hat kürzlich wieder einen Beweis von Muth und Entschlossenheit gegeben, der verdient erwähnt zu werden: „Am 12. Juni war es, als das französische Schiff „La Pintade", welches sich nach der Insel Sardinien begab, in der Nähe von Caprera durch einen heftigen Sturm in große Gefahr gerieth. Garibaldi bemerkte dieses, und in ein kleines Fischerboot stürzend und dem Schiff zu Hülfe eilend, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Kapitän, sagte er mit der Familiarität eines gewöhnlichen Lootsen, überlassen Sie mir das Steuer und ich führe Sie aus der Gefahr. Der Kapitän, welcher sich in diesen gefährlichen Seestrichen nicht auskannte, gab gerne seine Einwilligung und der General setzte sich an's Steuer und ließ das Schiff mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit manövriren. Als sie außer Gefahr waren, bezeichnete er dem Kapitän die Richtung, welche er einschlagen

müsse, reichte ihm die Hand und wünschte ihm glückliche Reise. Der Kapitän, welcher nicht wußte, daß es Garibaldi war, der ihm aus der Noth geholfen hatte, wollte seinen Retter nicht so gehen lassen, sondern bot ihm ein Geldgeschenk an, und da dieses nicht angenommen wurde, so bat er ihn, wenigstens ein Glas Rum mit ihm zu trinken, aber der General schlug jeden Dank aus, sprang in sein Boot und ruderte rasch von dem Schiff weg. Der Kapitän war von dem Benehmen dieses Mannes mit Bewunderung und Erstaunen erfüllt, was den höchsten Grad erreichte, als er bei seiner Ankunft erfuhr, daß sein Retter der berühmte General gewesen war."

König Ludwig ist seit dem verflossenen Jahr in Wien eine populäre Gestalt geworden; diese Popularität setzt sich in diesem Jahre fort. Ist sie einerseits in dem glänzenden Wirkungskreise begründet, den sich der erste Mäcenas des 19. Jahrhunderts durch ein ebenso unermüdliches als erfolgreiches Wirken auf dem Gebiete der Kunst und der Poesie geschaffen hat, so hat der Zauber, der seine Person umgibt, in Wien einen ganz lokalen Grund, denn sein Erscheinen in den Ateliers der Wiener Künstler ist ein in der Geschichte der hiesigen Kunst seltenes Ereigniß. Der König ist auf seinen Atelierzügen meist von seinen beiden Töchtern, der Erzherzogin Hildegarde und der Herzogin von Modena, begleitet. Die Liebenswürdigkeit und kindliche Verehrung, womit die beiden hohen Damen dem Vater entgegenkommen, an dem bei aller Geistes- und Körperfrische die Spuren des Alters doch hervortreten, gewinnt die Herzen aller, die Zeugen des schönen Familienverhältnisses sind. Für Züge der Art ist der biedere Oesterreicher, speziell der Wiener, von jeher sehr empfänglich gewesen.

Privatberichten aus Aden zufolge hat nahe beim Dorfe Edd, an der abyssinischen Küste (13° 57′ n.) eine starke vulkanische Eruption stattgefunden. Am 8. Mai Früh wurden die Bewohner des genannten Dorfes durch heftige Erdstöße aus dem Schlafe geweckt. Nachdem diese eine Stunde ungefähr angehalten hatten, begann gegen Sonnenaufgang feiner, weißer Staub herabzufallen. Gegen Mittag wurde dieser Staub röthlicher und bald darauf so dicht und schwarz, daß die Tageshelle in die schwärzeste Nacht verwandelt wurde. Gegen Abend lag der vulkanische Staub knietief vor und auf den Häusern; am 9. war der Fall schwächer geworden, doch hörte man noch immer Eruptionsgetöse, und die Nacht über sah man aus dem etwa eine Tagereise im Innern gelegenen Berge Jebel Dubbeh Feuer- und Rauchsäulen aufsteigen. Der Berg selbst ist nicht bewohnt, war jedoch bisher nicht als Vulkan bekannt gewesen.

Am Vorabend des 25jährigen Dienstjubiläums des Herrn Kapellmeisters Lachner wurde demselben in Mannheim von sämmtlichen Männergesangvereinen bei glänzender Beleuchtung eine Ovation dargebracht, die ihres Gleichen nicht leicht finden dürfte. Als Festoper gibt das großh. Hoftheater heute „Jakob und seine Söhne", in welcher der geehrte Jubilar zum Erstenmale den Dirigentenstab führte. Bei dieser Gelegenheit soll demselben eine kleine Ueberraschung bereitet werden.

Ein Fall von Bigamie ist zu Genf vor Gericht gekommen. Der Angeklagte, Bourgeois, Mann zweier lebenden Frauen, erhielt nur ein Jahr Gefängniß, weil er bei seiner zweiten Verheirathung im Glauben gestanden, daß sich die erste Frau ums Leben gebracht habe. Dieselbe war allerdings von ihrem Aufenthalt Besançon verschwunden, lebt aber noch als Dienstmagd in Paris.

Charade.
(Dreisilbig.)

Nimm mich! so ruft die erste Sylbe zu,
Ich bin der Hebel aller Dinge,
Nichts ist, was nicht durch mich gewiß gelinge;
Ich mache dich mit Fürsten Du und Du,
Und Alles, was die Erdengötter haben,
Soll dich, du Glücklicher, durch mich auch laben.

Nimm mich, verlangt das zweite Sylbenpaar,
Ich trug den Himmel oft auf meinem Rücken,
Auf mir erscheint, was edel ist und wahr,
Was Menschen kann erheben und entzücken;
Und weißt du mich gehörig zu behandeln,
Kannst du mich selbst in Nummer Eins verwandeln.

Der neue Herkules am Scheidewege
Stand ich. Doch als ich mir es überlege,
Da fällt mir ein, die Sylben zu vereinen:
Das ganze Wort gibt Alles, sollt' ich meinen.
Weg war der Zauber, nichts blieb beiden nun zusammen,
Als nur ein Flitterstaat, an Puppen und Programmen.

Auflösung der Charade in Nr. 150:
Steingut.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 155 Sonntag, 30. Juni 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Ich befand mich überhaupt in der eigenthümlichsten Verfassung. Alle die Generationen meiner Familie, welche ich gekannt und vor mir hatte hingehen sehen, standen in meiner Erinnerung plötzlich wieder vor mir auf. Mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter, welche so ängstlich Sorge getragen, diesem Sohne seinen kleinen Besitz zu erhalten, mein Großvater, welcher dieses Bruders offenbar mit liebendem Bedauern gedacht, mein eigener lieber Vater, der ihm den Seehof so lange verwaltet, und der den Onkel Emil noch in seiner Jugend gesehen, allen diesen Menschen hatte er angehört, mit Allem, was mir lieb gewesen in meiner Kindheit und Jugend, war er verwandt! Er gehörte zu mir, ich gehörte zu ihm! Ich kannte den ländlichen Besitz, an dem sein Herz gehangen, ich hatte das Bild der Frau gesehen — in diesem Moment zweifelte ich gar nicht mehr daran — deren Verlust ihn in die Welt getrieben, ich hatte an der Wiege des Kindes gestanden, welches er erwartet hatte, und das ihm nicht geboren seyn mußte! Ich fühlte mich ihm verbunden und doch war er mir fremd; ich wußte so viel von ihm und kannte doch sein Schicksal nicht! Aber eine unwiderstehliche Sympathie zog mich zu dem schönen Greise hin, und mein ganzes Bestreben war für jetzt darauf gerichtet, ihn empfinden zu machen, daß er in seiner Familie, daß er in derselben unvergessen und hoch willkommen sey. Denn hoch willkommen mußte der schöne Greis mit seinen sanften, klugen und noch immer feurigen Augen jedem Menschen bei dem ersten Anblick werden.

Ich fragte nicht, woher er käme, nicht, wo er so lange geweilt; und da sein Vater nicht mehr da war, ihm das Mahl zu rüsten, wie er es vorher genannt, ließ ich, so gut ich es in der Eile konnte, ein Frühstück auftragen, zu dem wir uns kaum niedergesetzt hatten, als er selbst zu reden anfing.

Es ist gut, sagte er, daß der Zufall mich zuerst zu Dir geführt hat. Du hast Verstand und Herz, denn Du legst Dir die Thatsachen wohlwollend zurecht, ohne nach ihren Ursachen zu fragen. Das ist gut für Dich und wohlthuend für Andere. Der hamburgische Konsul, von dem ich in London Deine Anwesenheit in Paris erfuhr, sagte mir, daß Du unverheirathet wärest. Du wirst also wohl ein paar Tage übrig haben für den alten Großonkel, der sich neben Dir allmählich daran gewöhnen möchte, daß er seiner Heimath und seiner Familie entgegen geht.

Er fing dann an, nach den Schicksalen der verschiedenen Familienmitglieder zu fragen, und war über dieselben weit mehr unterrichtet, als ich es irgend erwartet hatte. Theils hatte ihm der obenerwähnte Konsul, der ein Landsmann und Jugendgenosse von uns war, die erbetene Auskunft gegeben, theils aber hatte er, wie er sagte, schon in Amerika, wohin so viele Hamburger in Handelsangelegenheiten kommen, oftmals von den Seinen sprechen hören. Da ich nun auf diese Weise erfahren hatte, daß er in Amerika gelebt, wagte ich endlich die Frage, wie es möglich gewesen sey, daß durch jene Hamburger nicht auch irgend eine Kunde von ihm zu seinem Vater oder später zu seinen Geschwistern gekommen sey.

Laß das ruhen für heute! antwortete er mir. Es findet sich bald die Zeit, von mir zu reden, obschon ich es nicht gewohnt bin. Ich habe gelernt, allein zu leben und zu schweigen.

Ich fragte, ob er verheirathet sey. Er verneinte das kurz, und wollte dann wissen, ob ich von dem Seehof gehört, den er einmal besessen habe, und was aus demselben geworden sey.

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, erzählte von unserm Besuche im Seehofe, von dem Zustand, in welchem wir die Dinge dort gefunden, von den Vorkehrungen, welche mein Bruder für die Erhaltung des Besitzes getroffen hatte, und von dem Ableben der alten Französin, die dort haushgehalten.

Der Onkel schien hingenommen von den Erinnerungen, welche meine Erzählung ihm erweckte, und sehr ergriffen von dem Tode dieser Frau.

Ich wußte es, sagte er, daß sie kaum noch leben konnte, und doch habe ich mich oftmals der Hoffnung nicht erwehren mögen, dieses treue Geschöpf noch wiederzu finden, dessen Namen ich in den Tagen meines Glückes, wie in der Trauer und in der Einsamkeit meines Exiles geführt, und der mir so zur Gewohnheit, mir so zu eigen geworden ist, daß ich Mühe habe,

darauf zu achten, wenn man mich jetzt wieder mit unserm Familiennamen anspricht.

Durch solch zufällige Aeußerungen erfuhr ich im Laufe der Mahlzeit einzelne Thatsachen, die sich mehr und mehr verknüpfen, und mich deutlichere Anschauungen von seiner Vergangenheit und von seinem Schicksale gewinnen ließen. Er war unter dem Namen Dubois nach Nordamerika geflüchtet, als er Europa verlassen, hatte dort, wie es schien, Jahre eines mühsamen Erwerbes durchgemacht, dann war er, da er von Jugend auf ein Blumenfreund und tüchtiger Botaniker gewesen, auf den Gedanken gekommen, eine Gärtnerei zu errichten und Handelsgärtner zu werden, was ihm eingeschlagen seyn, und ihm eine auskömmliche Existenz bereitet haben mußte. Reich war er nicht, wie er sagte, aber völlig sorgenfrei, und in der Lage, wohl auch einem Hülfsbedürftigen zu Hülfe kommen zu können. Als ich ihm die Bemerkung machte, ob er keinen Anspruch an sein väterliches Erbe erheben könne, schüttelte er verneinend das Haupt.

Ich bin nicht zurückgegangen, als mein Vater starb, sagte er, und fügte dann halb schmerzlich, halb spottend hinzu, während eine leichte Wolke über seine edle Stirne flog: Was sollte der Phantast, der Verbrecher, unter Menschen, die ihn verdammten! — Und jetzt — da mehr als ein Menschenalter darüber hingegangen ist, jetzt da Kinder und Enkel sich eingelebt haben in den Besitz dessen, was mein Erbtheil hätte seyn können, jetzt es zu beanspruchen, wäre thöricht für den Einsamen, der kein Mißgefühl erwecken möchte, wo er Theilnahme zu erregen und liebenden Antheil zu nehmen gekommen ist.

Wir blieben den ganzen Morgen ruhig beisammen. Am Nachmittage machten wir einen Spaziergang durch die Straßen, und ich konnte mich nicht erwehren, ihm zu sagen, wie märchenhaft es mir sey, wie es mich ein Traum bedünke, daß ich mit ihm, dem Todtgeglaubten, hier ihm fremden Lande lustwandeln gehe.

Es kann Dir nicht traumhafter seyn, versetzte er nachdenklich, als es mir der Anblick von Paris gewesen ist, da ich es nach einem Zeitraume von so langen, langen Jahren wiedersah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Forstverwaltung Bayerns.

(Schluß.)

Die Gesammtwaldfläche Bayerns vertheilt sich nach den Eigenthümern in folgender Weise. Es befindet sich

im Besitze der	unproduktives, produktives, bestocktes aber unbestocktes Waldland. Tagwerke:			Somit Waldland im Ganzen Tagwerke:
Staatsforstverwaltung	251,868	72,002	2,358,648	2,682,518
Gemeinden u. Körperschaften	36,240	33,250	978,120	1,047,610
Stiftungen	1,177	2,536	130,297	134,010
Privaten	47,137	121,373	3,492,379	3,660,889

Sonach gehören unter 1000 Tagwerken produktiver Waldfläche ungefähr 500 (also die Hälfte) den Privaten, 340 (ein Drittheil) dem Staat, 140 den Gemeinden und Körperschaften und 20 den Stiftungen. Weitaus die größte produktionsfähige Staatswaldfläche liegt in Oberbayern, einschließlich des Salinenbezirkes, dann in der Oberpfalz, der Pfalz und in Unterfranken.

Die meisten Forstfrevel fallen in der Pfalz vor: dort kommt schon auf 5 Einwohner je ein Forststraffall, während in Unterfranken erst auf 10, in Oberfranken auf 17, in der Oberpfalz auf 21, in Mittelfranken auf 30, in Schwaben auf 64, in Niederbayern auf 227, und endlich in Oberbayern mit dem Salinenbezirk nur auf 257 Einwohner je ein Forstfrevel trifft.

Die Belastung der Staatswaldungen durch Servituten ist in Bayern eine sehr manchfache, gegenwärtig ruhen noch auf 1,895,744 Tgw., d. i. auf 77 Prozent des ganzen produktiven Staatswaldareals, Holz- oder Streu- oder Weiderechte oder auch alle drei Rechte zugleich. Im beiläufigen Geldanschlag beläuft sich der Werth aller Forstberechtigungen auf 1,616,273 fl. im Königreich.

Im Ganzen besitzen in Bayern 4774 Gemeinden, 2361 Stiftungen, und 277 Körperschaften Waldungen. Von der produktiven den Privaten (einschließlich der Standes- und Gutsherren) gehörenden 3,613,752 Tagwerken Waldfläche liegen in Niederbayern 24, in Oberbayern und der Oberpfalz je 17, in Schwaben 9, in Ober- und Mittelfranken so wie im Salinenbezirk je 8, in Unterfranken 7, in der Pfalz nur 2 Prozent. Von der Gesammtfläche der Privatwaldungen gehören 528,546 Tagw., d. i. 14 Prozent, dem Großbesitze (mit mindestens 500 Tgw.) an.

Der jährliche Holzertrag sämmtlicher Waldungen Bayerns einschließlich der Saalforste beläuft sich auf 2,723,503 Klafter Stamm-, 298,076 Klafter Stockholz und 527,928 Hunderte Wellen. Der höchste Ertrag per Tagwerk wird in den Staatswaldungen erzielt. —

Der Aktivholzhandel Bayerns dürfte sich im Durchschnitt auf jährlich 182,207 Klafter Bau-, Nutz- und Werkholz berechnen.

Im allgemeinen Durchschnitt stehen gegenwärtig die Holzpreise bei den Versteigerungen im Walde noch am tiefsten im Salinenbezirk und in der Oberpfalz, am höchsten in Unterfranken und in der Pfalz. Das Bau- und Nutzholz ist in der Zeit von 1831 bis 1858 im großen Durchschnitt um 64, das Brennholz um 58 Prozent im Königreich gestiegen; am höchsten stehen die Brennholzmarktpreise in Würzburg, Fürth, Bamberg

und Bayreuth mit 20 bis 23 fl. für das Buchenholz und mit 14 bis 15 fl. für das Föhrenholz: am niedrigsten in Reichenhall und Cham.

Außer Stein- und Braunkohlen ist für Bayern noch der Torf ein wichtiges Brennholzsurrogat. Von den im Königreich zur Zeit bekannten Torflagern in einer Gesammtfläche von 183,739 Tagwerken befinden sich 33,582 Tgw. im Besitz des Aerars, 8944 Tgw. sind Eigenthum der Kommunen, und 141,213 Tgw. sind im Privatbesitz. Die Mächtigkeit der Torflager wechselt zwischen 1 bis 30 Fuß; das Maß von 8 bis 10 Fuß wird jedoch in verhältnißmäßig nur kleinen Strecken überstiegen. Die Ausbeute der Torflager berechnet sich gegenwärtig auf jährlich ungefähr 470,700 Klafter aber $2^1/_2$ Klafter per Tagwerk. Die ausgedehntesten Torflager besitzt Oberbayern (mit 86,023 Tagwerk), Schwaben (mit 49,666 Tgw.), der Salinenbezirk (27,661), die Oberpfalz (6878) und Niederbayern (mit 5296 Tgw.) Der dichteste Verbreitungsbezirk der oberbayerischen Torfmoore fällt in den Bereich der Braunkohle. Der Torfverbrauch hat bis jetzt die weiteste Ausdehnung gefunden in Oberfranken, in der Pfalz und Oberpfalz, die geringste in Nieder-, Oberbayern und Unterfranken.

Verhältnißmäßig das meiste Edelwild, um auch noch etwas über die Jagd in Bayern zu sagen, hat der Forstenrieder und Grünwalder Park, das meiste Damwild der Eichstädter und das meiste Schwarzwild der Speßharter Park. In den Park-, Leibgeheg- und Reserveiagden Sr. Majestät des Königs war 1858/59 der Wildstand folgender: 6527 Stück Edelwild, 1170 Stück Damwild, 1228 St. Schwarzwild, 7047 Gemsen, 6592 St. Rehwild, 206 Murmelthiere, 9163 Hasen, 500 Lapins; an Federwild: 1261 Stück Auer-, 1710 Stück Birk- und 2425 St. Haselwild, 264 Schneehuhn, 20 Steinhühner, 2650 Fasanen, 9455 Wildenten u. s. w. Die Jagdausbeute belief sich im Jahr 1858 auf 592 Stück Edel-, 168 St. Dam-, 229 Stück Schwarz-, 266 Stück Gems- und 780 Stück Rehwild, 3109 Hasen, 1497 Fasanen, 3439 Feldhühner u. s. w.

Die Feier des Stiftungstages der Münchner Universität.

München, 27. Juni.

Gestern Früh 11 Uhr wurde in der kleinen Aula der Ludwigs-Maximilians-Universität der Stiftungstag der hiesigen Universität in seiner weise gefeiert. Der derzeitige Rektor magnifikus Dr. Seitz eröffnete die Feier mit einer trefflichen Rede. Nach einem kurzen Ueberblick, wie die Universität durch die allerhöchste Gnade ein Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Lehrer aller Fakultäten geworden, wie ihre Sammlungen eine reiche Ausbeute für das wissenschaftliche Streben bieten, wie Fremde und Gönner ihr als Vorkämpferin für deutsche Wissenschaft beistünden, geht Redner auf sein Thema über, das bis jetzt noch nie an dieser Stätte besprochen worden: „Die akademischen Leibesübungen“. Als im Beginn des vergangenen Wintersemesters von dieser Stelle aus die Studirenden zu eingehendem Betrieb der Wissenschaft gemahnt worden, seyen sie schon zur Erholung, Kräftigung und Abhärtung des Körpers in den Mußestunden, durch Bewegung in der freien Luft, durch Muskelübungen, im Turnen, Fechten, Reiten, Ringen, Schwimmen aufgefordert worden, und es wäre Beschränktheit, die akademische Jugend immer in Hörsäle und Studierzimmer zu bannen, ein innerer Zug des Herzens führe sie aus der engen Schule hinaus in die freie Natur, wo sie frische Luft, den nöthigen Sauerstoff, die Lebensbedingung jeglicher Gesundheit und kräftiger körperlicher Bildung, einathmeten. Bei jedem Gang in's Freie werde die Brust erweitert, die Thätigkeit des Herzens und der Nerven angeregt, und nicht weniger vortheilhaft seyen die Eindrücke der Natur durch die Sinne auf den Geist und das Gemüth. Von noch größerer Wichtigkeit und Einfluß auf den Körper seyen aber die Bewegungen und Leibesübungen, die mit einer größern Anstrengung der Muskeln verbunden seyen. Die nöthige körperliche Ausbildung sowohl als das darauf gegründete Selbstvertrauen seyen die Vorbedingungen, daß das Knaben- und Jünglingsalter tauglich sey, dem Vaterlande seine Dienste zu weihen. Darum galten bei den ältesten Völkern, besonders bei den Römern und Griechen, Leibesübungen als ein wichtiger Bestandtheil der Erziehung, und im richtigen Verständnisse der Doppelnatur des Menschen strebte die hellenische Erziehung geistige und leibliche Ausbildung in gleicher Weise an; eine solche Erziehung habe die Griechen zu den bewunderungswürdigsten Kriegsthaten tüchtig gemacht, die sie nicht minder unsterblich machten, als ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen. Auch in Deutschland seyen beide Momente der menschlichen Natur entsprechend gepflegt und ausgebildet worden, und biete hiefür die Geschichte unserer Väter die glänzendsten Beispiele, ein Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, die Geschlechter der Hohenzollern, der von Waldburg, der Badenhausen, Pappenheim, Fugger und der edelsten deutschen Familien, die alle gleich ausgezeichnet an Kriegsruhm und wissenschaftlichem Streben waren. Herzog Ludwig der Reiche, der gewaltige Kriegsherr, habe der Welt ein dauerndes Denkmal seiner Liebe zu den Wissenschaften an der Universität hinterlassen, ebenso der Sohn seiner Enkelin, Pfalzgraf Philipp v. Hessen, der neben seinen Studien in Padua den ritterlichsten Uebungen oblag. Aber auch die Studierenden blieben nicht hinter diesen leuchtenden

Vorbildern zurück und als Luther und andere Wittenberger Theologen zur Stipulation nach Leipzig kamen, wurden sie von circa 200 Studenten begleitet, welche mit Spießen und Hellebarden neben ihnen herritten; auch in Ingelstadt scheinen die Studenten die Kämpfe der Humanisten mit den Scholastikern mit den Lanzen unterstützt zu haben.

Nicht selten kam es vor, daß Studenten sich gänzlich dem Kriegshandwerk widmeten und umgekehrt Landsknechte den Wissenschaften. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden die Fechterschulen gegründet und waren die ersten Waffen Schwerter, Hellebarden, lange Spieße und Dolche; aber auch die Bürger in den Städten übten sich im Waffenspiele nicht minder wie die adeligen Jünglinge auf ihren Burgen, wie Hans Sachs so lieblich erzählet. An den Universitäten wurden die Fechterschulen unter den Schutz der Universität gestellt und die Fechtmeister standen unter der Gerichtsbarkeit der Universität; der 30jährige Krieg hatte dann die ritterlichen Uebungen in neues Ansehen gebracht und gingen viele Studenten ganz in den Kriegern auf, so der gewaltige Friedländer zu Altdorf, die Häupter der Liga, Marr l. und Kaiser Ferdinand, die zu Ingelstadt studirten. Diese Universität betheiligte sich aber auch an der feierlichen Beerdigung der im Dienste des Vaterlandes gefallenen Helden, so bei der des Grafen Jakob Fugger, der bei Nördlingen 1623 gefallen, welchem sie eine Ruhestätte in den Hallen der Universität einräumten. Daß die Sitten der Studenten verwilderten, darf nicht in Erstaunen setzen; noch verderblicher als die Ungebundenheit der Sitten war das Hereinbrechen fremden Wesens aus Italien und Frankreich, und es schien als ob in demselben Kriege, mit dem herrlichen Stücke Landes auch die deutsche Geisteskultur verloren gehen sollte; Ball- und Billardspiel, Transchiren und Tafeldecken „galt" als guter Ton auf Universitäten. Der Schmuck der Studenten war ehemals bei öffentlichen Aufzügen blanke Säbel, welche nun dem fremdländischen Degen Platz machten. Im Jahre 1692 wurde auch eine Reitschule erbaut und durch Senatsbeschluß der Auftrag ertheilt, für die Reitübungen eine passende Zeit ausfindig zu machen, und am 31. Mai desselben Jahres gaben die adeligen Studenten ein Turnier in der Reitschule, zu dem alle Professoren eingeladen waren. Den zahlreichsten Aufzug veranstalteten die Studenten in Jena, als Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar mit seinem Bruder Friedrich nach Jena ging und zum Rektor erwählt wurde; 100 Studenten hoch zu Roß empfingen die beiden Prinzen und geleiteten sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Jeder Herzschlag des Menschen dauert eine Sekunde, folglich schlägt das Herz 3600mal in einer Stunde und 86,400mal in einem Tage. Bei jedem Herzschlage springen aus der linken Höhlung 2 Unzen Blut, um in die große Pulsader zu fließen. Weil also das Herz 3600mal in einer Stunde schlägt, gehen in derselben Zeit 7200 Unzen Blut aus ihm hervor. Da nun erfahrungsmäßig die ganze Blutmasse, welche in dem Körper eines ausgewachsenen Mannes befindlich ist, gewöhnlich nicht 80 Pfund übersteigt, so geht diese Blutmasse in einer Stunde 25mal durch das Herz. Um eine einzige Bewegung der Zusammenziehung zu bewerkstelligen und das Blut in die Pulsader zu treiben, braucht das Herz eine Kraftäußerung von 100,000 Pfund.

[Waldmeister als Gesundheitstabak.] Zahlreiche Menschen, berichtet man der „Prag. Ztg." aus Kaaden, eilen gegenwärtig auf die hohen Berge des nahen Erzgebirges, um Waldmeister in großen Quantitäten zu sammeln. Erst voriges Jahr wurde man auf die Pflanze aufmerksam gemacht. Leider hat der Weinbau bei uns gänzlich aufgehört, um den Waldmeister zu dem beliebten Maitrank zu verwenden; dagegen wird er sehr stark unter Tabak gemischt und man will dadurch nicht nur eine Verbesserung bezwecken, sondern man glaubt noch an eine heilsame Wirkung für die Lunge. Getrocknet wird der Waldmeister zur Verwendung aufbewahrt.

Auf der Great-Northern-Bahn ist am 18. Juni eine berühmte und hochgeschätzte Persönlichkeit verunglückt, während der Fahrt — ehe man den Zug anhalten konnte — im Wagen verbrannt: der Derby-Renner „Klarikoff". Lord St. Vincent hatte zwei Tage vor dem Derby-Rennen für den halben Antheil am Besitze dieses Pferdes 5000 Guineen gegeben.

Man schreibt aus Berlin, 24. Juni: Die Erfindung eines Ersatzes für das Schießpulver, und zwar aus lauter inländischen Ingredienten, durch einen preußischen Artillerie-Hauptmann, beschäftigt jetzt die Militärs sehr lebhaft und sollen die Versuche, sowohl mit Büchsen als von der Artillerie angestellt, die Erwartungen, die der Erfinder hegte, durchweg bestätigen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 156 Dienstag, 2 Juli **1861.**

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Sie haben Paris also früher besucht?

Als ich es verließ, sagte er im eigenen Rückerinnern, war man mitten in der Bewegung der Revolution. Welche Zeit der Hoffnungen, welche Zeit der Sorge, der Angst, der Enttäuschung!

Er brach ab, ich konnte seinem Gedankengange nicht deutlich nachkommen, und er selbst wandte die Unterredung auf näher liegende Dinge. Wir hatten während dessen das Portal des Hauses erreicht, in welchem ich wohnte, der Onkel wollte sich von mir trennen. Er logirte unfern in einem Gasthofe, so daß wir einander leicht erreichen konnten, und ich fragte, wann wir uns am nächsten Tage wiedersehen würden. Während er dieß überlegte, zog er, wie man das oft unwillkürlich thut, wenn man an eine Zeitbestimmung denkt, die Uhr aus seiner Tasche, und indem er auf das Zifferblatt schaute, erblickte ich auf der Rückseite der ganz altmodischen, aber kostbar in Brillanten gefaßten Uhr ein weibliches Bildniß.

Ach, die Prinzessin! rief ich unwillkürlich aus.

Der Onkel hob den Kopf empor und sah mich an. Was weißt Du von ihr? fragte er in einem Tone, der fast streng zu nennen war, und der mich verwirrte oder erschreckte, daß ich mir wie ein Kind vorkam, welches sich über einer unerlaubten Handlung ertappt fühlt.

Ich habe einmal dieses Porträt, das heißt ein Bild dieser Frau, bei der Urgroßmutter gesehen, und sie hat mir gesagt, daß es eine französische Prinzessin sey.

Und wo ist dieses Bild jetzt? fragte der Onkel lebhaft weiter.

Ich besitze es! gab ich ihm zur Antwort. Er stand einen Augenblick in Gedanken, als ob er weiter sprechen wollte; aber er erwiderte nichts auf meine Antwort und wir trennten uns, nachdem wir eine Verabredung für den nächsten Morgen getroffen hatten.

Drittes Kapitel.

Mein Verkehr mit meinem Großonkel währte damals etwa eine Woche, während welcher wir eine herzliche Zuneigung zu einander faßten. Er war ein Mann von klarem Verstande und von reicher Erfahrung, und eben darum von großer Duldsamkeit und Milde. Da seine reife Jugend in die Zeit der ersten französischen Revolution gefallen, und er überhaupt von seiner Mutter in den schwungvollen Ideen jener Zeit erzogen worden war, hatte er sich die Theilnahme für alles Menschliche, Gute und Vernünftige bewahrt, die man bei den Jüngern jener Epoche zu finden pflegte; und sein Leben in den freien Staaten Nordamerika's hatte den edlen Sinn der gesunden Vernunft, der alle Lehren der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nur als vernünftig anerkennt, auf das Höchste in ihm ausgebildet. Er war dabei aber gar nicht geneigt, Doktrinen aufzustellen oder über Theorieen zu streiten, eben weil ihm das Vernünftige natürlich und nothwendig erschien, und er das Unvernünftige nicht der Rede werth hielt.

Von seinen Erlebnissen in Amerika, von der Mühe, welche er gehabt, sich Anfangs durch die Welt zu bringen, von seinen Erfolgen, wie von den bedeutenden Personen, welche er in Amerika kennen gelernt, redete er gern und gut. Von der Zeit seiner Jugend, welche seiner Flucht vorangegangen war, sprach er nie ein Wort. Seine Erkundigungen nach der Heimath beschränkten sich fortan nur auf die noch lebenden Familienglieder und auf den Seehof, und als wir uns in Paris trennten, sagte er mir, daß er gesonnen sey, den Seehof zu bewohnen, das dazu gehörende Land in einen Garten zu verwandeln, und daß er sich freuen würde, wenn ich ihn in Jahr und Tag zu besuchen käme, um zu sehen, was er dort geschaffen haben würde.

Diese unerwartete Rückkehr des Onkels machte natürlich das höchste Aufsehen in der Familie. Er war eine Zeit hindurch der Gegenstand einer allgemeinen, unruhigen Theilnahme, bis die Verwunderung sich schnell in Zutrauen und in Neigung verwandelte, und Alle es sehr zufrieden waren, den trefflichen Greis noch zu besitzen. Mein Bruder, der am meisten mit ihm zu thun hatte, rühmte die Leichtigkeit und Feinheit, mit welcher er alles Geschäftliche behandelte, das zwischen ihnen wegen des Seehofes abzumachen war, und nachdem der Greis so lange in Hamburg verweilt, als nöthig war, die ganze Familie dort kennen zu lernen,

fuhr er nach dem Seehof hinaus, den er zu seinem Wohnsitz ausersehen.

Im Laufe des Sommers und des Herbstes kam er mehrmals nach der Stadt. Er hatte Bestellungen und Einkäufe zu machen, um sein Haus und die Wirthschaft auf einen schicklichen Fuß zu bringen. Er nahm Handwerker hinaus, engagirte einige Gartenarbeiter und einen Gärtner, der unter seiner Leitung die Einrichtung der Gärten und des Treibhauses übernehmen sollte; und als die Kälte des Winters herankam, hatte er sich eine behagliche Heimath und eine neue Thätigkeit geschaffen, da er einer solchen nicht entbehren konnte. Schon im Laufe des ersten Jahres kaufte er einige Morgen Land dazu, und als er mich etwa achtzehn Monate nach unserem ersten Begegnen aufforderte, ihn zu besuchen, konnte er mit Fug und Recht von sich sagen, daß ich zwar nur zu einem Arbeiter, aber zu einem solchen kommen würde, der Freude an seiner Arbeit habe.

Erst den zweiten Sommer nach der Rückkehr des Onkels Emil, wie man ihn in der Familie nannte, wurde es mir möglich, nach Deutschland zu gehen und der Einladung nach dem Seehofe zu folgen. Ich fand denselben aber so verändert, daß ich über die große Thätigkeit des jetzt fast siebenzigjährigen Mannes nicht genug erstaunen konnte.

Schon die Straße, die dahin führte, war den Postillonen jetzt nicht mehr unbekannt. Neue Wegweiser zeigten sie dem Wanderer, und es waren Gewerbtreibende und Nothleidende genug vorhanden, welche gelernt hatten, diesen Weg zu gehen. Das Haus war völlig hergestellt, die verfallene Stukkaturarbeit dauerhaft ergänzt. Schon von Weitem sah man die bedeutenden Treibhäuser, welche sich an das alte, kleine Treibhaus anschlossen, und zur anderen Seite des Gebäudes waren kleine, artige Häuschen für die Gartenarbeiter und verschiedene Wirthschaftsgebäude entstanden, während wir, ehe wir den Seehof erreichten, schon eine ganze Strecke zwischen Gartenanlagen hinzufahren hatten.

Vor der Thür des Seehofes nahm der Onkel mich in Empfang, und auf meinen Ausruf, daß ich das Gut nicht wiedererkenne, daß er hier in der kurzen Zeit fast unwahrscheinliches geleistet habe, sagte er mit heiterer Ruhe: Vorwärts zu kommen, das lernt man drüben in Amerika, wo man so oft genöthigt ist, das Haus erst zu zimmern, in dem man übernachten will; und diese Gewohnheit, rasch vorwärts zu gehen, kommt dann dem Alter sehr zu Statten, das doch auch noch etwas schaffen möchte, und nicht viel Zeit dafür übrig hat.

Auch im Innern des Hauses war Alles hergestellt, ohne daß man jedoch in den Roccoco-Zimmern eine Neuerung vorgenommen hätte. Man hatte nur das Schadhafte ergänzt, und sie sprachen mich daher als ein Altbekanntes an. Der Onkel hatte seine eigentliche Wohnung in diesem Salon und in dem Schlafzimmer daneben. Die Stube, in welcher die Wiege gestanden, war in eine Arbeitsstube für ihn verwandelt worden, zu der man vom Flur aus den Zutritt hatte, und auf der anderen Seite des Hauses, welches Mademoiselle Dubois inne gehabt, waren ein Eßzimmer und ein paar Fremdenstuben eingerichtet, hinter denen sich das Wirthschaftsgelaß befand. Ein alter Diener, den der Onkel aus Amerika mit sich gebracht, und die Haushälterin von Mademoiselle Dubois, welche er zu sich genommen, überwachten das Hauswesen, und rund umher herrschte in Garten und Feld eine so rüstige Thätigkeit, ein so ersichtliches Gedeihen, daß der melancholische Hauch, welcher über den Zimmern des Onkels lag, doppelt fühlbar dadurch wurde, daß die klagende Melodie der Romanze, welche die Spieluhr noch immer durch die Zeilen sang, nur um so rührender tönte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier des Stiftungstages der Münchner Universität.

(Schluß.)

Bei der Uebersiedelung nach Landshut wurde ein eigener Platz zur Erbauung einer Reitschule ausgesucht und die nöthigen Pferde aus dem Marstall zur Verfügung gestellt. Im vorigen Jahrhundert bekamen Reiten und Fechten ein bedeutendes Uebergewicht über das Studium und in Göttingen ging der Universitätsstallmeister dem außerordentlichen Professor an Rang vor (!) und in Ingolstadt bezog ein Exerzitienmeister einen höheren Gehalt, als heutzutage unsere außerordentlichen Professoren. Es war eben eine finstere Zeit und von grassem Aberglauben beherrscht, kein Wunder, daß sich die Studenten von der Geistlosigkeit der Vorträge abgestoßen fühlten, und die körperliche Ausbildung mit einem wüsten liederlichen Leben vertauschten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren es Kant, Schelling, Fichte, Lessing, Schiller und Göthe, die der Jugend neues Leben einhauchten und ihr Gemüth entzündeten für Wahres und Schönes. So wurde denn auch die Turnkunst 1793 ins Leben gerufen und 1804 zuerst an der deutschen Universitätsstadt Erlangen eingeführt, worauf sie 6 Jahre später von Jahn nach Berlin übergesiedelt ward. „Das deutsche Volk, dessen Sinn von jeher der höchsten Bildung und Freiheit des Geistes erschlossen war, darf, wenn es seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen soll, hinter keine Nation der Erde an kerniger Kraft und Wehrhaftigkeit zurückstehen und auf der nationalen Er-

ziehung der Jugend zur höchsten leiblichen und geistigen Ausbildung beruht die Hoffnung einer großen Zukunft unseres Volkes, auf sie gründet sich die Zuversicht, daß, wenn es einen Kampf für's Vaterland gilt, die akademische Jugend geeinigt so weit die deutsche Zunge klingt, zum guten Schwerte greift, der Sieg wird dann unser seyn und bleiben, und die Deutschland gebührende Herrlichkeit der Lohn unseres Sieges seyn." Es folgte nun eine statistische Darlegung der Verhältnisse der Universität über Ordensverleihungen, Ernennungen, kurzen Nekrologen der verstorbenen Mitglieder der Universität, Dr. Förg, Dr. Tiedemann aus der medizinischen Fakultät, Dr. v. Schubert, Dr. v. Rudhardt, Dr. Fallmerayer und Dr. v. Lasaulx. Der Stand der Professoren beträgt 59 ordentliche, 13 außerordentliche, 15 Honorar-Professoren und 22 Privatdozenten; es promovirten 11 Theologen, 1 Jurist, 28 Mediziner und 7 Philosophen; Studierende sind im Ganzen 1324 dahier, und nimmt München nach Berlin den ersten Rang ein. Dem wissenschaftlichen Geiste, dem Fleiße und moralischen Verhalten der Studirenden kann das rühmlichste Zeugniß ausgestellt werden. Hierauf gibt Se. Magnifizenz das Resultat der Preisbewerbungen bekannt, und zwar zuerst für die theologische Fakultät, welche zwei Fragen gestellt hatte. Die erste Frage wurde von einem Studirenden bearbeitet und sein Elaborat mit dem Preise gekrönt, der Name des Verfassers ist Joseph Zimmern aus Mannheim. Die zweite Frage „eine Geschichte der päpstl. Reservate" wurde von zwei Kandidaten bearbeitet, jedoch nur die mit dem Motto „tibi dabo claves regi coelorum" von Matthias Hansmann aus Abensberg mit dem Preise gekrönt. Der zweiten Bearbeitung von Karl Vogel aus Grünstadt bei Speyer wurde eine öffentliche Belobung zu Theil. Die juristische Aufgabe wurde von fünf Studirenden bearbeitet, von denen die dritte mit dem Motto „tentare licet" von Karl Reinhold aus Ansbach öffentlich belobt, die vierte „haec portio mea" von Friedrich Klee aus Freising und die fünfte von Johannes Wiedenmayer aus Lindau mit dem Preise gekrönt wurden. Die staatswirthschaftliche Preisfrage fand nur eine Bearbeitung, welche eine öffentliche Belobung erhielt. Ihr Verfasser ist Georg Mayer, Rechtskandidat aus Würzburg. Die neue Aufgabe ist: „eine Darstellung der volkswirthschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges in Deutschland." Für die medizinische Frage lief keine Bearbeitung ein, und wurde als neue gegeben: „Eine Untersuchung über die abnormen Anhäufungen von Harnbestandtheilen im Blute und deren Folgen." Die philosophische Fakultät hatte zwei Fragen gestellt: 1) „über die Jakobische Philosophie", welche zwei Bearbeitung fand, von denen die erste von Eberhard Zirngibl aus Rothenburg gekrönt wird, die zweite wird öffentlich belobt; ihr Verfasser ist: August Kickl aus Pirna in Sachsen. Die zweite Aufgabe ist botanischer Natur, welche keine Bearbeitung fand, und deßhalb noch einmal gegeben wird. Als neue Aufgabe kommt noch hinzu: „eine Biographie des Ritters Franz von Sickingen mit besonderer Berücksichtigung seiner vier letzten Lebensjahre."

Grabhügel zu Walkersbrunn und Heroldsberg in der Umgegend von Erlangen.

Ostwärts von Erlangen bei Walkersbrunn und Pommer, am Fuße des Hesselberges, befindet sich eine wilde Begräbnißstätte, worüber bisher nur Dunkles und Sagenhaftes bekannt war*). Die Stätte liegt in einem kleinen Walde, wo gegen 20 einzelne Grabhügel regelmäßig in Reihen geordnet ziemlich genau von West nach Ost laufen. Die Höhe derselben beträgt 4 bis 7 Fuß, der Durchmesser 15 bis 20 Fuß, ihr Umfang 50 bis 80 Fuß. Die Erde, mit welcher die Hügel bedeckt waren, weicht von der sie umgebenden Erde ab. Sie ist nämlich ziemlich fetter Lehm, welcher vom Hesles herab gebracht zu seyn scheint, während die Erde, auf welcher sie ruhen, sandig ist. Bei einem dieser Hügel, welcher am 25. Oktober 1857 eröffnet wurde, stieß man in der Tiefe von etwa 2 Fuß auf eine aus großen Kalkplatten gebildete Decke, unter welcher drei menschliche Skelette in der Richtung von Ost nach West lagen. Das mittlere davon gehörte einem weiblichen Individuum, die zu beiden Seiten befindlichen Männern an. Die Knochen der Skelette waren durch den Druck der schweren Kalkplatten sämmtlich zerbrochen. An den Schädelfragmenten waren einige Abweichungen vom germanischen Schädeltypus zu bemerken; es konnte jedoch keine genauere Bestimmung darüber getroffen werden. Als ein slavischer Schädel wurde der des weiblichen Individuums erkannt. Zwischen den Skeletten lagen die eiserne Klinge eines Messers, zwei eiserne Ringe und mehrere eigenthümlich geformte Steinchen. Unter den Gerippen standen etwa 4 bis 5 größere Gefäße, welche aber sämmtlich zertrümmert waren. Zwei davon enthielten neben Asche noch kleinere Bruchstücke menschlicher Knochen. Eines der Gefäße stellte eine flache Schüssel dar, eines hatte eine krugförmige Gestalt. Außer diesen Grabhügeln befinden sich noch andere Denkmale der ältesten Einwohner der Umgegend in der Nähe des Marktes Heroldsberg, zur Feier irgend eines religiösen oder politischen Festes. Dieser Hügel sind drei. Sie liegen im Forstrevier Kleingeschaidt in einem dichten Fichtenwalde und in einer geraden, von West nach Ost verlaufenden Linie. Die zwei äußersten westlichen wurden leider in früherer Zeit zu einem höchst prosaischen Zweck, nämlich zur Erlangung von Steinen für Anlegung eines

*) Nähere Aufschlüsse darüber finden sich in Haas Beitrag zur ältesten Geschichte des Nordgaues, S. 5, 7, 8, 10 und 42 ff.

Waldweges, durchwühlt und das wenige sonst Gefundene bei Seite geworfen. Der äußerste, östliche, wurde am 14. September 1860 einer Untersuchung unterzogen. Dieser Hügel hatte eine Höhe von 9 Fuß und einen Umfang von beiläufig 90 Fuß. Es wurde eine schachtförmige Oeffnung in der Mitte nach unten getrieben, wobei man auf sehr große Steinmassen stieß. Aus der etwa 8 Fuß im Durchmesser haltenden schachtförmigen Oeffnung wurden an etwa 12 Fuhren guter Sandsteine zu Tage gefördert. Nachdem man die Sohle des Hügels erreicht hatte, stieß man auf eine etwa einen halben Fuß dicke Aschenschichte, welche außer einigen unverbrannten Kohlen von weichem Holze und einigen angebrannten Knochensplittern von Thieren nichts Bemerkenswerthes enthielt. Nach Entfernung der Aschenschicht traf man auf eine Anzahl in regelmäßiger Ordnung gestellter Gefäße. Es befanden sich da 3 große krugförmige Gefäße, deren größtes 1 Fuß 3 Zoll im Durchmesser hatte, und um diese 12 kleine schüsselförmige von 5 Zoll Durchmesser. Die 3 großen enthielten Ueberreste von Speisen. In einem fanden sich auch Thierknochen, welche sich als Hasen- und Kälber- oder auch Schafsknochen erwiesen. Die Speise scheint ein aus grobem Getreidemehl bestehendes Mus gewesen zu seyn, denn es konnten darin unter dem Mikroskope theils Stärkmehlkörner, theils Theilchen der Samenhüllen (Kleie), auch die Gegenwart von Kochsalz in diesem Muse erkannt werden. Neben diesen Speiseüberresten befand sich in dem größten dieser 3 Gefäße noch ein sehr kleines zierliches Schüsselchen, dessen Inhalt eine moderige Masse war, welche der Rückstand der Verwesung eines thierischen Stoffes (Fleisch oder Blut) zu seyn schien. In einem der anderen größeren Gefäße wurde eine Masse gefunden, deren Struktur vollkommen die des Brodes war; auch in dieser konnten Stärkemehlkörner und Kleientheilchen erkannt werden. Die drei größeren Gefäße sind auf ihrer äußeren Fläche sehr sorgfältig mit Graphit überstrichen, wodurch dieselben ein glänzendes Aussehen erhielten. Zwei davon sind außerdem mit zwar höchst einfachen, aber Sinn für Regelmäßigkeit und Geschmack verrathenden Verzierungen aus um das Gefäß parallel laufenden Linien, zwischen welchen andere sich kreuzende

Linien von dieser Figur: XXX verlaufen, verziert.

An dem größeren Gefäße setzen sich diese parallellaufenden Linien bis in den schmalen Hals fort, während an dem anderen kleineren Gefäße bloß ein einzelnes Paar dieser Linien vorhanden ist. Das dritte Gefäß zeigt gar keine Verzierungen. Nachdem man auf der Sohle des Hügels angelangt war, wurde die Aschenschicht entfernt, wobei man auf einen Kreis von aufrechtstehenden Steinen traf, welche einst das Feuer umgaben. Auf der inneren, dem Feuer zugekehrten Seite waren die Steine geschwärzt. Außerhalb dieses Steinkreises fand sich außer einigen Fragmenten roher plumper Gefäße nichts Bemerkenswerthes vor.

Mannigfaltigkeiten.

Vom englischen Handelsministerium war vor länger Zeit ein Ausschuß von Sachverständigen niedergesetzt worden, der sein Gutachten über das Mißlingen so vieler unterseeischen Telegraphen-Leitungen abgeben sollte. Dieser Ausschuß hat das Ergebniß seiner Untersuchungen veröffentlicht. Es waren 11,346 Meilen unterseeischer Kabel versenkt worden und nur 3000 haben sich praktisch bewährt. Zu Grunde gegangen waren: 2000 Meilen des atlantischen Kabels, 3499 M. von dem im rothen und indischen Meere versenkten, 700 Meilen von dem zwischen Sardinien, Malta und Korfu gelegten, endlich 550 Meilen des zur Verbindung von Singapur und Batavia bestimmten Kabels. Das sind traurige Resultate, und von mancher Seite ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß die Schwierigkeiten auf diesem Meeresgrunde unübersteiglich seyen. In dem erwähnten Gutachten findet sich keine Spur eines derartigen Zweifels, vielmehr wird der schlechte Erfolg in jedem einzelnen Falle auf die mangelhafte Fabrikation der Kabel und auf die ungenügende Versenkungsmethode zurückgeführt, somit auf Hindernisse, die sich sämmtlich überwinden lassen.

Zu Kaiserslautern hat sich ein Vogel-Schutz-Verein gebildet, dessen Statuten wir Folgendes entnehmen: „Der Verein der Vogelfreunde und Vogelzüchter erachtet Schutz der Wald- und Singvögel als seine erste Pflicht, und kann deßhalb Niemand Aufnahme als Mitglied finden, der als Vogelfänger, Schlupf- oder Leimruthensteller schon bestraft worden ist, oder Eier ausgehebt und Nester zerstört. Jedes Mitglied verpflichtet sich, wenigstens einen Kanarienvogel zu halten. In jedem Monat findet eine Versammlung der Vereinsmitglieder statt zur Besprechung über Wartung und Fütterung, überhaupt zur Beobachtung in der Vogelzucht. Jedes Mitglied zahlt monatlich 3 kr. Die eingehenden Beträge werden theils zur Anschaffung schöner Exemplare von Kanarienvögeln, theils als Preise für diejenigen Mitglieder verwendet, welche die meisten jungen Kanarienvögel erzielt haben. Alljährlich im Monat Oktober sollen die angekauften Kanarienvögel unter die Mitglieder verlooft werden. Der Vogel-Schutz-Verein zählt dem Vernehmen nach bereits gegen 70 Mitglieder.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 157 Mittwoch, 3. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Aber hier so wenig als damals in Paris erwähnte er seiner Jugend, und obschon er an den Schicksalen der einzelnen Familienglieder herzlichen Antheil nahm, obschon er sich um die kleinsten Vorgänge im Leben seiner Arbeiter väterlich sorgend bekümmerte, obschon Jeder, der sich an ihn wandte, auf ein achtsames Gehör und so weit als möglich auf seinen Rath und seinen Beistand rechnen durfte, schien ihn eine heilige Scheu von jeder Enthüllung seines Innern zurückzuhalten. Das war um so auffallender, da er, wie gesagt, von seinen späteren äußeren Erlebnissen gern und viel erzählte, ganz vortrefflich sprach, und entschieden liebebedürftig war.

Seine Lebensweise war eine sehr regelmäßige. Er stand früh mit seinen Arbeitern auf, und die Zeit bis zum Mittage seiner Leute brachte er immer mit und unter ihnen zu. Dann nahm ihn eine weitverzweigte, theils geschäftliche, theils freundschaftliche Korrespondenz in Anspruch, und die Stunden, welche seiner Mahlzeit vorangingen, das heißt von drei bis sechs Uhr, pflegte er mit Lektüre oder mit botanischen Studien auszufüllen. Von der Mahlzeit ab gehörte er dann seinem Gaste, da er stets einen oder den Andern seiner Verwandten bei sich hatte; und was dann die Lage des Seehofes irgend Angenehmes gewähren konnte, das wurde aufgeboten, den Gast zu vergnügen. Spät, wenn Alles im Hause die Ruhe suchte, ließ der Onkel sich im Salon noch die Kerzen auf einem kleinen eingelegten Schreibpulte anzünden, den er am Tage niemals benutzte, und dann pflegte er noch einige Stunden zu wachen und zu schreiben, wenn Alles schlief und Nichts um ihn lebendig war, als die Erinnerungen seines Lebens, an deren Aufzeichnung er an diesem Schranke arbeitete.

In dieser Weise hatte er noch fast zehn Jahre auf dem Seehofe gelebt, ein Menschenfreund in der edelsten Bedeutung des Wortes, als ein ruhiger Tod den fast Achtzigjährigen dahin nahm. Meilenweit in die Runde hatte sein Einfluß sich geltend gemacht, und ohne daß er irgend welchen bestimmten sozialen oder philantropischen Ideen gefolgt wäre, hatte er, indem er einfach mit Rath und That zu Hülfe kam, wo eine Hülfe nöthig war, auf die Kultur des Landes und auf die Lage seiner Bewohner höchst wesentlich und vortheilhaft gewirkt. Der Seehof aber war in seinen Händen zu einer werthvollen Besitzung geworden, welche er meinem Bruder vererbt hat, in dessen Armen er gestorben ist, und den er zu entschädigen wünschte für die Opfer, welche unser Vater und mein Bruder auf die Erhaltung des Seehofes verwandt.

Mein Bruder wurde damit auch der Erbe seiner Papiere. Was sich in denselben auf des Onkels inneres Leben, auf die Schicksale seiner Jugend bezog, fand sich Alles in dem kleinen lackirten Schranke des Salons beisammen, an dem er immer nur bei nächtlicher Weile gearbeitet hatte. Es waren mehrere Hefte Memoiren, in deren Aufzeichnung der Greis sich offenbar mit feierader Liebe versenkt hatte. An Einsamkeit gewohnt und deßhalb nicht geneigt, sich durch Gespräche über die Vergangenheit den Genuß belebter Erinnerungen zu bereiten, waren diese Blätter ihm die Freunde gewesen, denen er sich anvertraut, je nachdem das Andenken an entschwundene Zeiten in ihm mächtig geworden war. Bald war es eine lange fortlaufende Erzählung, bald wie ein Ausruf zärtlichen Gedenkens, dann kamen wieder längere Bruchstücke. In dieser Weise hatte er seine ganze Kindheit und sein Jugendleben behandelt, und obschon die einzelnen Kapitel dem Anscheine nach zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben worden waren, bildeten sie doch ein verständliches und fortlaufendes Ganze. Diese Aufzeichnungen aber sind es, welche meinem nothwendigen Vorberichte folgen. Er hatte sie überschrieben:

Erinnerungen aus einem Menschenleben.

Indem ich mich hinsetze, meine Erinnerungen aufzuschreiben, so begannen die Memoiren, habe ich keinen anderen Zweck, als meine eigene Beirriedigung. Ich will Nichts beweisen, ich will mich weder anklagen, noch mich vertheidigen. Jedes Leben ist eine Reihe von Ursachen und Folgen, die zum Theile nicht in uns liegen. Glücklich genug der Mensch, der ohne schwere Reue zurückschauen kann, der sich an einen Wechsel von Freuden und von Schmerzen zu erinnern hat, der sich nicht sagen muß, ich konnte nicht herstellen und

nicht sühnen, was ich durch meine Irrthümer zerstört und gefehlt, ich konnte denen nicht lohnen, diejenigen nicht beglücken, die ich liebte, und welche mich geliebt haben.

Mein Vater war ein Hamburger Kaufmannssohn und hatte in ganz jungen Jahren seine kaufmännische Lehrzeit in Italien und in Frankreich durchgemacht. In diesem letzteren Lande hatte er sich viele Bekanntschaften und einflußreiche Gönner erworben, und als er sich in Hamburg etablirt, und ein für die damaligen Zeiten umfangreiches Geschäft begründet hatte, wurde er durch Vermittlung seiner auswärtigen Freunde zum französischen Konsul in unserer Vaterstadt ernannt. Das veranlaßte ihn zu einem wiederholten Besuche von Frankreich und von dessen Handelsstädten, und es war in Bordeaux, wo er meine Mutter kennen lernte und zur Frau gewann.

Meine Mutter stammte aus einer sehr angesehenen Familie. Einer ihrer Onkel und ihr Bruder bekleideten wichtige Verwaltungsposten in Paris, und sie selbst hatte in einem Pariser Kloster, in welchem meist nur die Töchter des höchsten Adels als Pensionärinnen aufgenommen wurden, durch Verwendung ihrer Familie den Zulaß, und eine sorgfältige Erziehung genossen. In jenem Kloster entspannen sich die ersten Fäden des Geschickes, das über mein ganzes Daseyn entschieden hat.

Die Ehe meiner Eltern war eine ehrenhafte und schickliche. Sie hatten Achtung vor einander, die sie auch Beide fordern konnten, und ihre beiderseitigen Neigungen trafen gut zusammen. Mein Vater war ein galanter Mann, der noch als Greis die huldigenden Rücksichten für seine Frau nicht außer Acht ließ. Meine Mutter wußte ihm ihre Anerkennung dafür durch freundliches Eingehen auf seine Wünsche zu danken. Mein Vater war prachtliebend, meine Mutter verstand es, seinem Hause Ehre zu machen, und weil damals die Bildung und die Sitten der guten Gesellschaft durchweg in Europa einen französischen Zuschnitt hatten, so war es meiner Mutter nicht schwer geworden, sich in ihrer neuen Heimath heimisch zu fühlen.

Gleich in den ersten Jahren ihrer Ehe wurden meinen Eltern in schneller Folge zwei Söhne geboren, und damit schien die Reihe ihrer Nachkommenschaft geschlossen zu seyn. Je mehr aber diese Kinder heranwuchsen, je freier sie die Zeit meiner Mutter ließen, welche der Reichthum meines Vaters der kleinlichen Sorge um ihr Hauswesen enthob, um so mehr bemächtigte sich ihr ein inneres Unbehagen.

Während mein Vater mit seinem blühenden Geschäfte, mit seiner hochgeachteten Stellung, mit seiner schönen und tugendhaften Frau sich im Kreise seiner heranwachsenden Kinder vollständig glücklich fühlte, bildete sich in meiner Mutter die Ueberzeugung aus, daß sie das wahre, höchste Glück des Herzens, daß sie die rechte Liebe nie gekannt habe, wenn schon ihr ein schönes, befriedigendes Lebensloos zugefallen sey.

Sich zu zerstreuen, nahm sie zur Lektüre ihre Zuflucht, und Rousseau, den mein Vater in seinen philosophischen Schriften bewunderte, wurde für meine Mutter der Evangelist der Liebe, nachdem ihr die „Neue Heloise" bekannt geworden war. Sie las nun Alles, was er schuf und dichtete, und wie meines Vaters stolzer, bürgerlicher Freiheitssinn sich in dem Contrat Social befriedigt fand, so schwärmte meine Mutter mit Madame de Wollmar und Saint Preux für das höchste Ideal der Liebe, um wie ihre Heldin darauf als tugendhafte Gattin Verzicht zu leisten. Aber sie wünschte sich noch einen Sohn, um ihn nach dem Vorbilde von Rousseau's Emil zu einem freien und vollkommenen Menschen erziehen zu können. Indeß Jahre vergingen, ohne daß dieser Wunsch sich ihr erfüllte, und schon hatte sie der Hoffnung entsagt, noch einmal Mutter zu werden, als diese sich ihr zu ihrer großen Freude eröffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Sklavenjagden in Afrika.

Aus Alexandria werden der Köln. Z. von Herrn Winkler empörende Schilderungen des Treibens mitgetheilt, mit dem sich in Afrika die weiße Race zur Befriedigung barbarischer Eitelkeit und kannibalischer Habgier schändet. Diese Schilderungen verdienen auch bei uns bekannt zu werden.

Said Pascha, der von seinen Schmeichlern als human und gerecht geschilderte Vizekönig von Aegypten, hat im Sudan förmlich den Wiederbeginn des Sklavenhandels proklamiren lassen; er hat Aufträge zum Ankauf von 500 Schwarzen für seine Leibgarde gegeben und dadurch den fluchwürdigen Menschenhandel wieder in vollen Flor gebracht. Darüber schreibt nun ein Bekannter des Hrn. Winkler aus Chartum, dem eigentlichen Sitz dieser Menschenjagden:

„Der k. k. Konsul Dr. J. Natterer hat Chartum verlassen müssen, weil er seines Lebens keinen Augenblick mehr sicher war; hiesige Sklavenhändler hatten geschworen, diesen energischen Eiferer gegen eines der rentabelsten Geschäfte brevi manu kalt zu machen, wo sie ihn treffen würden. Natterer ging in der letzten Zeit nur mit einem schußfertigen Revolver zur Hand durch die Straßen, mußte es sich jedoch selbst zugestehen, daß diese Vorsichtsmaßregel keinen Schutz biete gegen meuchlerische Angriffe, und zog es deßhalb vor, heimlich auf einer Nil-Barke Chartum zu verlassen.

Sie entkommen sich zweifelsohne noch, daß vor etwa

vier Jahren der General-Statthalter von Aegypten nach Chartum reiste, um mit Theodosius I. von Habesch freundnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen; bei dieser Veranlassung proklamirte Said Pascha das Verbot der Sklaven-Ausfuhr, welches ihm durch europäische Traktate diktirt war.

Somit hörte zwar der Sklavenhandel unter der Hand niemals ganz auf, bestand aber auch nicht rechtlich, bis derselbe endlich in neuester Zeit wieder, protegirt von der ägyptischen Regierung, zur schönsten Blüthe gedieh und die giftigsten Früchte trug. Said Pascha, der ein großer Soldatenfreund ist, scheut keine Ungerechtigkeiten, sogar nicht die Verletzung mit anderen Mächten geschlossener Traktate, um seiner Soldaten-Manie zu fröhnen. Hebeit hat einen gewissen „Schech Achmed", der hier ansässig ist, den Auftrag geben lassen, für ihn 500 gesunde, kräftige, schöngebaute Neger einzufangen, er zahle pro Mann 700 Piaster ägyptisch (47 Thlr. Preuß. Kour. circa) und wolle sie zu Soldaten benutzen. Schech Achmed nahm diesen Vorschlag mit Enthusiasmus an, war aber nicht klug genug, es zu verschweigen, daß er einen Auftrag von der ägyptischen Regierung habe. Sobald eine Autorität dergleichen erlaubt, zögert natürlich kein Mensch mehr, das gute Geschäft wieder aufzunehmen, und die Herren Sklavenhändler sagten ganz richtig: „Was Schech Achmed im Interesse der ägyptischen Regierung darf, das dürfen wir auch für uns!" Bald ging eine kleine Flotte unter Segel, welche, wie ihre Eigenthümer sagten, zum Elfenbein-Ankauf ausgerüstet war; jedes Schiff hatte seinen besonderen Eigenthümer, der einen Wekil (Stellvertreter) an Bord hat, welcher mit seinen wohlbewaffneten Berberinern auf die Menschenjagd eingeübt ist.

Der Auftrag Said Pascha's auf 500 kräftige Neger kostet, Alles in Allem gerechnet, den Sudanländern 10,000 Menschenleben. Dabei erwähne ich noch gar nicht des Schadens, welchen der Handel dadurch erleidet, da es Kaufleuten oder Forschern, so lange die Menschenjagd dauert, und noch lange Jahre nachher unmöglich seyn wird, den weißen Nil zu befahren.

Es wiederholen sich jetzt am weißen Fluß hinauf jene Raubzüge, deren entsetzliche Szenen man nicht beschreiben kann. Es wurden Massen von Sklaven bei Heli Kaka ausgeschifft und forttransportirt, so daß es den europäischen Konsulaten in Chartum nicht verborgen bleiben konnte und nicht stillschweigend von ihnen übergangen werden durfte. Dr. Natterer, der mehrere Konsulate gleichzeitig vertrat, schritt wiederholt mündlich und schriftlich bei der Muderie (Statthalterei) dagegen ein, erhielt jedoch entweder gar keine oder nur nichtssagende und ausweichende Antworten, noch weniger that das Gouvernement etwas gegen diese Uebergriffe seiner Unterthanen; Schech Achmed wurde so frech, daß er sich nicht entblödete, seine für Said bestimmten Sklaven öffentlich, auf die bekannte grausame Weise (durch Halsgabeln) gefesselt, durch Chartum führen zu lassen. Die europäischen Kaufleute Delphin Barthelemy (Franzose), Andre Debono und dessen Neffe Aimable Main (Malteser), von denen es bekannt ward, daß ihre Schiffe Sklaven gebracht hatten, erklärten sich nicht für verantwortlich dafür, wenn ihre Schiffsleute ein Nebenbeigeschäftchen mit Sklaven machten, und doch wußte man, daß die Herren ihren Schiffsleuten vor der Abreise versprochen hatten, sie mit Sklaven zu bezahlen, um die Berberiner zu veranlassen, im eigenen Interesse Prachtexemplare jener Unglücklichen einzufangen. Da die hier vollkommen isolirt stehenden Konsulate ohnmächtig waren, so war die natürliche Folge, daß nur noch mehrere zu dem leichten, rentablen Geschäfte griffen und sich nur Wenige mit dem ehrlichen Handel befassen wollten; zu diesen Wenigen gehörten aber sämmtliche hier ansässige Deutsche, was ich zu ihrer Ehre sagen muß.

Ich will es nun versuchen, Ihnen die Art und Weise zu schildern, wie die Sklavenhändler zu ihrer menschlichen Waare kommen. Alle Barken, die den Fluß hinauf gehen, dessen Quellen noch immer unbekannt sind, versehen sich reichlich mit Tauschartikeln, welche aus großen, bläulich-weißen Glasperlen (sogenannten Taubeneiern), so wie aus Eisenwaaren (Lanzenspitzen, Messern, Scheeren, Schwertklingen), kleinen Spiegeln, Spieldosen, ordinären Wollstoffen ꝛc. bestehen; hiemit tauschen Manche auf ehrliche Weise von den Negern am weißen Fluß Gold und Elfenbein ein; Andere gehen zu den Bagara — einem großen arabischen Kriegerstamme, welcher sich weit bis über Kordofan hinaus erstreckt und der stets Krieg mit den Negern führt — bei diesen Arabern tauschen sie Sklaven ein; dieses ist die minder grausame Art und Weise, Negersklaven zu erhalten. Andere, welche sogar die geringen Tauschgegenstände sparen wollen, führen auf eigene Faust Krieg, der nur wenig Pulver und viel Blut kostet und welchem an Grausamkeit nichts gleichkommt.

(Schluß folgt.)

Die Kette.

Hör', deutsches Volk, den Sänger,
Er singet deutschen Sang;
Singt von der Lieb' und Treue
Und singt vom Schwerterklang.

Die deutschen Volksstämme —
Nicht Einer steh' allein —
Als Glieder eng verschlungen
Soll'n eine Kette seyn.

Doch keine Kett' als Fesset
Für Geist und Wort und Hand!
Sie fess'le nur die Herzen
Zum Heil für's Vaterland.

Solch' Kette fest geschmiedet
Kein Feind zerreiße sie!
Der Rost der Zwietracht nage
An dieser Kette nie.

Der Kette Glanz beflecke
Nie eines Frevlers Hand!
O zeuge nie Verräther.
Mein deutsches Vaterland!

Und wollte wer zersetzen
Das theure Vaterland:
Den muß vernichtend treffen
Des Deutschen Rächerhand!

Und wer je wollt' bekriegen
Das Vaterland des Teut:
Fürwahr! Der wird zermalmet
Daß er den Krieg beren't.

Der Deutschen Männer Jeder
Steht ein für's Vaterland,
Und Muth und deutsche Treue
Ward nimmermehr zu Schand!

Und so wie Muth und Treue
Im Herz des Deutschen glüh'n:
So soll auch Recht und Freiheit
Im ganzen Deutschland blüh'n!

Leninger.

Mannigfaltigkeiten.

Wir meldeten den Empfang der siamesischen Gesandten in Fontainebleau. Schon am Eingang der Gallerie Henri II., bekannt durch ihre ungeheure Länge, ließen die Anbeter des weißen Elephanten sich auf die Kniee nieder und rutschten so bis an die Stufen des kaiserlichen Thrones. Konnte schon hiebei die Kaiserin das Lachen kaum unterdrücken, so war dieß schlechterdings nicht möglich, als die Gesandten, wie Augenzeugen berichten, den Rückzug unter Geberden antraten, die man bei uns zu Lande Purzelbäume heißt. Da J. Majestät, wie man behauptet, seit dem Tod ihrer Schwester nicht mehr gelacht hat, so ist man den siamesischen Gesandten zum höchsten Dank verpflichtet.

Man schreibt aus München, 19. Juni: In der Pfarrkirche der Vorstadt Giesing fand gestern Vormittag eine Trauung statt, die mit einer heiteren Episode eingeleitet wurde. Braut und Bräutigam aus der arbeitenden Klasse standen vor dem Altare und beantworteten verschiedene Fragen, die der Priester vor der Einsegnung an sie richtete, u. A. auch, wie viel Personen es in der Gottheit gebe? Rasch erwiderte der Bräutigam: „11 Personen und 3 Musikanten" — er hatte ja „Hochzeit" statt Gottheit verstanden. Die Umgebung konnte sich natürlich bei dieser fatalen Verwechslung des Lachens nicht enthalten, ebenso wenig die Betheiligten, und es dauerte eine Weile, bis die Versammlung wieder den nöthigen Ernst bekam.

[Gesellen-Stammbuch.] Der Buchbindergeselle Christoph Felber, der gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und nach demselben von Wien aus bis nach Danzig und bis nach Konstantinopel wanderte, ahnte wohl schwerlich, daß nach zweihundert Jahren sein Stammbuch als ein „Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruchpoesie und des deutschen Kulturlebens überhaupt" in einem zierlichen Bändchen in Druck erscheinen würde. (Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch von Dr. Robert Keil. Lahr, Schauenburg, 1861.) Ein Spruch desselben, eingeschrieben von dem „Badt-Junger" Hans Jakob Mollert am Tage Philippi und Jakobi 1658, ist leider noch heute in Deutschland nicht veraltet:

Wan wir alle hetten einen glauben,
Gott vndt gemeinen Nutz vor Augen,
Ein Maß, ein gewicht, und guetes gelt,
So stündt es besser in aller Welt.

Ein komischer Schnitzer befindet sich in dem neuesten Reskript des Königs von Württemberg, durch welches derselbe die vertagten Stände auf den 2. Juli einberuft. Er befiehlt, „daß sich die Mitglieder beider Kammer an diesem Tage zur Eröffnung ihrer Sitzungen dahier versammeln und die unterbrochenen Verhandlungen wieder aufnehmen." Das Reskript ist datirt: „Ragaz den 21. Juni" Man hat vergessen, das Reskript aus Stuttgart zu datiren oder das Wort „dahier" zu ändern; denn die Stände können doch unmöglich in das schweizerische Bad (St. Gallen) folgen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandl'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 158 Donnerstag, 4. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter, die sich sehr jung verheirathet hatte, stand in ihrem zweiunddreißigsten Lebensjahre, mein jüngster Bruder war achtjährig, als ich geboren wurde, und meine beiden Eltern habe ich es oftmals aussprechen hören, daß meine Geburt ihnen eben so viel, wenn nicht mehr Freude gemacht habe, als die ihres ersten Kindes. Es ist aber ein großes Glück für einen Menschen, ja, es ist eigentlich ein Segen für sein ganzes Leben, mit Freuden begrüßt, von Liebe, Muth und Hoffnungen bewillkommt zu werden bei seinem Eintritt in die Reihen der Menschen, und ich habe immer Mitleid gehabt mit jenen Geschöpfen, die von ihren Eltern gleichsam als nothwendige Lasten mit sorgendem Erbarmen aufgenommen werden.

Mein Vater sah in seinem reichen Hause das Wachsen seiner Familie mit Vergnügen. Er hatte Ansehen, Ehren und Mittel genug, uns Alle damit auszustatten. Meine älteren Geschwister waren entzückt über den Neugeborenen, der ihnen in seiner Hülflosigkeit ein Gegenstand der Neugier und des thätigen Wohlwollens wurde, in dem die Kinder so viel Befriedigung finden, und für meine geliebte Mutter war mit meiner Geburt der Anfang eines neuen Daseyns aufgegangen. An ein Ideal der Liebesleidenschaft dachte sie jetzt nicht mehr, sie gelobte sich der Mutterliebe an, und mich, den nachgebornen Sohn, dem sie ans Herz Liebe für Rousseau den Namen Emil beigelegt hatte, auch, wie man es damals nannte, à la Jean Jaques Rousseau zu erziehen, das war ihr höchstes Streben.

Mein Vater, den ihre Schönheit immer sehr erfreut, hatte aus Sorge für die Erhaltung derselben meine älteren Geschwister von fremden Frauen säugen lassen. Er wollte dieses Aushunftsmittel aus gleichem Grunde auch für mich in Anwendung bringen, aber dießmal verweigerte meine Mutter es entschieden, um selbst meine Amme zu werden. Sie hatte mich mit gesteigerter Freude erwartet, sie hängte sich fester an mich, sie liebte mich mehr als ihre älteren Kinder, weil sie mich selbst ernährte, ja, weil sie mich selbst in einer Weise wartete und pflegte, welche damals für eine Frau von ihrer gesellschaftlichen Stellung und von ihren persönlichen Ansprüchen etwas Unerhörtes war. Sie war immer eine gute Gattin und Mutter gewesen, jetzt strebte sie doppelt danach, ein schönes Familienleben um sich her zu verbreiten, um ihrem Lieblingskinde nur reine und gute Eindrücke zukommen zu lassen; und wenn meine Geschwister in gewissem Sinne mir den Vorzug wohl zu neiden gehabt hätten, welchen die Zärtlichkeit meiner Mutter mir einräumte, so gewannen sie doch auch ihrerseits wesentlich durch die neue Richtung, welche die Seele meiner Mutter genommen hatte. Ich habe also den Trost für mich, daß meine Geschwister mich alle liebten, daß meine Geburt ihnen geistig nichts entzog.

Ich wuchs in der glücklichsten Lage heran. Mein Vater, der selbst ein stattliches Aeußeres und eine vortreffliche Haltung hatte, begünstigte alle Unternehmungen meiner Mutter, welche es bezweckten, mich, und mit mir meine älteren Brüder, körperlich abzuhärten und auszubilden. Wir lebten den größten Theil des Jahres auf unserem Landhause in freier Luft, wir lernten unsere Glieder zur Arbeit und in allen männlichen Künsten brauchen, und wir gediehen, da wir die kräftige Körperanlage meines Vaters ererbt hatten, vortrefflich dabei.

Mit dieser körperlichen Erziehung ging aber, soweit es mich betraf, eine eben so große Sorgfalt für die Entwickelung meiner geistigen Fähigkeiten Hand in Hand. Meine Mutter sing an, sich mit mancherlei Wissenschaften zu beschäftigen, welche ihr bis dahin fern gelegen hatten, um mich selbst unterrichten zu können. Ich lernte von ihr fast spielend das Englische und Französische, während wir andere Dinge trieben, und auch die Anfangsgründe der Musik kamen als etwas Gelegentliches durch sie an mich heran. Da ich von Natur mäßig in meinen Wünschen war, und wir in einer Behaglichkeit lebten, welche uns obenein wenig zu wünschen übrig gelassen hätte, selbst wenn unsere Verhältnisse weiter gegangen wären, so hatte man mir selten etwas abzuschlagen; und da ich bei den Eltern wie bei den erwachsenen Geschwistern der größten Zuvorkommenheit begegnete, so bedurfte es von meiner Seite keiner besonders glücklichen Anlage, um mich vor der frühen Entwickelung übler Leidenschaften zu bewahren. Meine gute Mutter rühmte es als einen Erfolg ihrer Erziehungs-

Methode à la Jean Jaques, daß ich zehn Jahre alt geworden sey, ohne daß sie je eine Unwahrheit, ohne daß sie je eine Anwandlung von Neid, von Zorn an mir bemerkt habe. Sie glaubte ein Meisterstück zu vollführen, und bedachte nicht, wie sehr sie mich gewöhnt hatte, Alles zu erlangen, was ich wünschte, wie völlig fremd es mir war, auf irgend einen Widerstand zu stoßen. Die Erziehung eines Menschen wird aber in seinen ersten Lebensjahren gemacht, und die Grundzüge seines Charakters bilden sich eben so früh.

Seit ich mich erinnern konnte, hatte man in meiner Gegenwart häufig von den Pflichten gesprochen, welche Eltern für ihre Kinder, von der Verantwortlichkeit, welche sie für das Glück derselben hätten, und eben so oft hatte ich es sagen hören, daß Jeder seine Wünsche nach seinen Anlagen zu gestalten habe. Kinder aber sind viel klüger, sind viel schärfere Beobachter, als man glaubt, und wissen aus dem, was sie vernehmen, ohne es recht zu verstehen, sich mit großem Egoismus die ihnen gemäßen Schlüsse zu ziehen. Daß ich Pflichten gegen meine Eltern hätte, davon sprach man nicht mit mir, denn ich war ein gutes Kind, und während ich mich also mit voller Unbefangenheit für den Mittelpunkt des Daseyns für meine Eltern ansah, hielt ich mich, eben weil ich ein so gutes, bescheidenes Kind seyn sollte, auch für ein besonderes Wesen, dem einmal, wenn es erst groß seyn würde, auch ein ganz besonderes Schicksal und ein ganz besonderes Glück zu Theil werden müßten.

Nach Rousseau's Prinzipien und nach dem Willen meiner beiden Eltern sollten alle ihre Söhne ein Handwerk erlernen. Man meinte das ernstlich, nahm es aber nicht ernsthaft, und die Geschicklichkeit, welche meine Brüder sich als Stellmacher und Schlosser erworben hatten, wäre kaum ausreichend gewesen, sie in einer Werkstatt irgend wie brauchbar zu machen. Mich ließ man, da ich viel Liebe für Blumen zeigte, unter der Anleitung eines Gärtners arbeiten, und diese Beschäftigung im Freien, die mir wohl gefiel, erzeugte in mir schon in der Kindheit den Wunsch, ganz auf dem Lande zu leben. Meine Mutter war durch diese meine Richtung sehr erfreut. Sie sah auch darin eine Wirkung ihrer Erziehungs-Methode, welche mir den Zusammenhang mit der Natur zum Bedürfniß gemacht, mich im Zusammenhange mit der Natur erhalten hatte, und da mein Vater, wie fast alle reich gewordenen Kaufleute, das Verlangen trug, einen Theil seines Vermögens den Wechselfällen des Handels zu entziehen und in Grundbesitz anzulegen, so kam man leicht darin überein, daß ich Landwirth werden, und einst ein Gut für mich gekauft werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Sklavenjagden in Afrika.

(Schluß.)

Die Neger, schlau genug, um sich in einen offnen Kampf gegen die gefürchteten europäischen Donnerbüchsen nicht einzulassen, nahen sich in der Jetztzeit den Schiffen nicht mehr auf Schußweite, und die Sklavenhändler sind gezwungen, zur List ihre Zuflucht zu nehmen. Sie legen z. B. mit freundlicher Geberde Kleinigkeiten an's Ufer hin und ziehen sich zurück; die neugierigen Schwarzen kommen näher und werden, wenn sie es am allerwenigsten erwarten, überrumpelt. Wer sich vertheidigt, wird niedergeschossen, die Uebrigen werden gefangen fortgeführt. Dabei machen sich die Sklavenjäger von Zeit zu Zeit das Vergnügen, alten Männern oder Frauen, die ihnen nichts nützen, die Hände abzuhacken, Ohren und Nasen abzuschneiden und sie, nachdem man ihnen diese Fleischstücke am Halse aufgehängt hat, nach ihren Dörfern zurückzuschicken, mit dem Auftrage, ihren Brüdern zu sagen: sie sollten sich hüten, sich zu vertheidigen, wenn man ihnen die Wohlthat erzeigen wolle, sie mit nach Chartum zu nehmen. Ein anderer Kunstgriff ist der, friedfertig — mit dem Revolver unter dem Rock — am Lande zu bivouakiren und die von Weitem zusehenden Neger zum Essen einzuladen. Da diesen das Gastrecht heilig ist, so fürchten sie nichts, legen die Waffen ab, um zu essen, werden plötzlich überfallen und fortgeführt. Von nächtlich überfallenen Dörfern und gelegten Hinterhalten, welches sehr ergiebige Jagdarten sind, hört man hier täglich.

Außerdem treiben die Räuber den armen Leuten das Vieh fort und tödten es aus reinem Uebermuthe, wenn sie es nicht anders verwerthen können.

Wie ist es anders möglich, als daß durch diese und durch noch hundert andere Grausamkeiten auch der Schwarze, welcher von Natur sanftmüthig ist, endlich zum Tiger wird? Sie ziehen sich vom Flusse nach dem Innern zurück, haben unsere Missionäre verjagt, und es darf kein ehrlicher Kaufmann mehr wagen, gewisse Distrikte, wo die Sklavenhändler hausten, zu besuchen. Die Neger haben bemerkt, daß eine abgeschossene Büchse nicht mehr werth ist, als eine Keule, und daß sie mit ihren vergifteten Pfeilen schneller schießen können, als die Europäer mit ihren Gewehren. Das Resultat der Ueberlegung war, daß vor nicht gar langer Zeit bei nächtlicher Weile ein Verhack von den Negern überfallen wurde, worin die Räuber gestohlenes Vieh getrieben hatten, bei dem sie friedlich schliefen. Die Metzelei war entsetzlich! Die Revolver der Ueberfallenen waren in der Finsterniß fast unnütz; die Messer der Neger wirkten indeß fürchterlich: 120 Mann blieben auf dem Platze, und es wäre vielleicht keiner von den Angegriffenen zu den Schiffen entkommen, wenn nicht die Neger mehr an ihr durch daß Schießen

und Geschrei schen gewordenes Vieh als an die Rache gedacht hätten.

Man hat Haarsträubendes erzählt von dem häringsartigen Einpferchen der Negersklaven auf europäischen Schiffen; ärger jedoch als auf den Nilbarken kann es nicht seyn. Die Unglücklichen, von welchen man so viele wie möglich aufnimmt, haben nur gerade Platz genug, um zu hocken wie die Affen; sie können sich weder bewegen noch ausstrecken und erdulden diese Folterqual während der ganzen, oft wochenlangen Reise. Ihre Nahrung besteht in roher Durrah (einer Art türkischen Waizens) und Wasser; Brod erhalten sie nie. So hocken sie, von der Sonne beschienen, nackt, vom Nachthau durchkältet in den eigenen Extrementen. Viele bekommen die Blattern und werden einfach am Ufer, den wilden Thieren zur Speise, ausgesetzt oder noch kürzer in den Nil geworfen, wo die Krokodile sie nicht lange leiden lassen. Die jungen Mädchen und Frauen dienen vor den Augen ihrer Eltern oder Männer im Guten oder mit Gewalt den viehischen Gelüsten ihrer Entführer.

Natterer hat sein Möglichstes gethan; aber es war Alles ohne jeden Erfolg. Er hat sich Todfeinde zugezogen, und das ohne jeden Nutzen; denn es kommen hier täglich Sklaven an. Natterer's Unbeliebtheit (welche ihm nur zur Ehre gereicht) war in der letzteren Zeit so groß, daß diejenigen türkischen Unterthanen verhaftet und verhört wurden, welche es wagen, mit dem verhaßten Sklavenfreunde zu verkehren.*)

Das einzige und sicherste Mittel, dem Sklavenhandel in Sudan den Todesstoß zu geben, ist, in Heli-Kaka eine Militärstation von 200 Mann (weniger würden sogleich von den erbitterten Sklavenjägern überfallen und ermordet werden) zu errichten, welche die strengste Ordre hätten, jedes Schiff anzuhalten, zu durchsuchen, etwaige Sklaven zu befreien und die ganze Mannschaft gefangen nach Chartum zu schicken oder bei der geringsten Widersetzlichkeit über die Klinge springen zu lassen. Wenn Said Pascha Soldaten nöthig hat, so käme es weit billiger, wenn Se. Hoheit ein Werbeschiff hinausschickte, dessen Mannschaft streng überwacht wäre. Das Werbeschiff könnte gleichzeitig eine Art Flußpolizei führen, um den entsetzlichen Sklavenhandel endlich ganz zu unterdrücken.

*) Natterer ist inzwischen wohlbehalten in Alexandrien angekommen und bestätigt obige Nachrichten.

Lord Campbell.

Der am 23. Juni im Alter von 83 Jahren verstorbene Lordkanzler John Campbell war der zweitgeborne Sohn von Dr. George Campbell, zum Clan der Campbell-Argyles gehörig, und ein Schotte durch und durch. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien kam er nach London, in der Absicht, Theologie zu studiren, doch wendete er sich bald der Jurisprudenz zu. Um die Kosten seines Londoner Aufenthalts zu bestreiten, wurde er beim „Morning Chronicle" Parlamentsberichterstatter und Theaterkritiker. Lord Brougham und Andere erinnern sich seiner als Theaterkritiker noch sehr gut; damals hätte wohl Niemand in dem nichts weniger als von der Natur glänzend ausgestatteten jungen Campbell den zukünftigen Lord Kanzler von England vermuthet. Dabei studirte er aber mit Eifer in seinem Fache und legte im Jahre 1806 sein Bereiter-Examen ab. Von da an erwarb er sich bald eine ehrenvolle Praxis, aber es dauerte noch viele Jahre, bevor er sich eine hervorragende Stellung erobern konnte. Im Jahre 1821 verheirathete er sich, und dem Einflusse seines Schwiegervaters, des nachmaligen Lord Abinger, hatte er es muthmaßlich zu verdanken, daß er im Jahre 1827 endlich den lange angestrebten Seidentalar und den Bereiterplatz erhielt. Die Whigs hatten nun diese Zeit allmählig ihren Einfluß im Lande ausgebreitet, und Campbell beschloß, sein Glück in einer parlamentarischen Laufbahn zu versuchen. Demzufolge trat er (1830) als Kandidat in Stafford auf und vertrat diesen Flecken im Unterhause zwei Jahre hindurch. Als er im November 1832 zum Solicitor-General ernannt worden war und die Reform neue Wahlen nöthig machte, kandidirte er für Dudley, wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt, erhielt später (1834) die Stelle des Attorney-General, mußte sich als solcher einer Neuwahl unterziehen, und — fiel durch. Damit war seine politische Zukunft arg gefährdet. Doch ward zum Glück bald hernach durch die Anstellung des berühmten Francis Jeffrey als Lord of Session ein Sitz in Edinburg erledigt. Er bewarb sich um denselben, ward gewählt und vertrat seit jener Zeit die schottische Hauptstadt im Parlamente bis zu seiner Erhebung in den Pairsstand, 1841. Es ist hier nicht der Ort, die bedeutendsten Rechtsfälle anzuführen, bei denen er eine hervorragende Rolle gespielt hat und die ihm in der juridischen Sphäre Englands so großes Ansehen erwarben. Die hervorragendsten darunter waren der berühmte Kasus „Hansard von Stockdale", in dem Hansard, der Drucker des Parlaments, unter einer Libellanklage stand, und bei welcher Gelegenheit Campbell seine berühmte Rede zur Vertheidigung der Privilegien des Parlaments hielt, sodann die skandalöse Klage gegen Lord Melbourne wegen eines angeblichen ehebrecherischen Verhältnisses mit Mrs. Norton. Campbell war der Vertheidiger des Angeklagten und erwarb sich durch sein geschicktes Plaidoyer große Anerkennung und Popularität. Er wurde vom Whigministerium im Jahre 1841 zum Kanzler von Irland ernannt; als im darauffolgenden Jahre das Ministerium Melbourne fiel, resignirte auch er mit dem Pairstitel und einer

Pension von jährlich 4000 Pfd. St. Die Pension lehnte er sofort ab und und lebte während der nächsten 5 Jahre ohne Amt, Gehalt und Praxis. Im Oberhause nahm er dafür desto lebhafteren Antheil an den Debatten, und Lord Brougham lernte in ihm einen ebenbürtigen Gegner kennen. In diese Periode fällt auch der bedeutendere Theil seiner literarischen Wirksamkeit. Die erste Abtheilung seiner Biographien der Lordkanzler erschien Anfangs 1846 und wurde rasch populär. Ihnen folgten bald weitere Abtheilungen, denen sich später seine Biographien der hervorragendsten englischen Oberrichter anschlossen. Im Jahre 1846 trat er auch wieder, als Kanzler des Herzogthums Lancaster, unter Lord John Russell ins Ministerium und wurde im Jahre 1850 Lord Denman's Nachfolger als Chief Justice der Queen's Bench, bis er endlich im Jahre 1859, unter Lord Palmerston's Premierschaft, die Lordkanzlerstelle erhielt.

Deutsches Sängerfest.

Nürnberg, 30. Juni.

In der gestrigen (achten) Generalversammlung des Komites für das deutsche Gesangfest wurde von dem Herrn Vorsitzenden über die bisherige Thätigkeit der einzelnen Ausschüsse Bericht erstattet. Die Bemühungen, von der Generaldirektion der k. b. Verkehrsanstalten eine Ermäßigung der Fahrtaxen für die Sänger zu erlangen, waren vergebens, zwei Gesuche, das letzteingereichte mit der Motivirung des patriotischen Zweckes des Festes, wurden abschlägig beschieden. Es ist nun ein drittes Gesuch an das Handelsministerium in dieser Angelegenheit gerichtet worden und zu hoffen, daß dem billigen Wunsche doch noch entsprochen werde. Nach einem Schreiben des k. Kabinetssekretariats fänden Se. Maj. der König keine Veranlassung, eine Deputation zur Einladung auf das Gesangfest anzunehmen; es wird dieser Tage eine besondere schriftliche Einladung an den Monarchen von dem Komite abgehen. — Der Gesammtkostenvoranschlag für das Gesangfest entziffert die Summe von 47,000 fl., der Zimmermeister erhält für die Halle 18,000 fl., die Gasbeleuchtung kostet 2000 fl., die Dekorirung 3000 fl. Als Spruch für das Stadtbanner (der auch bereits komponirt wurde) hat man nach manchen Erörterungen (trotzdem er von einem Aesthetiker herrührt, wird er doch vielfach durchgehechelt) folgenden angenommen: „Deutsches Banner, Lied und Wort, Eint in Liebe Süd und Nord." — Die Zimmerleute haben bei der Hebung der Halle 100 fl. Gratifikation erhalten. Ferner wurde beschlossen, daß auf dem Gesangfest, obwohl nach dem Programm nur die eigens für dasselbe bestimmten neuen Kompositionen vorgetragen werden sollen, auch den alten Kernliedern ihr Recht werde. Am Schlusse des Empfangstages wird gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland," am Sonntag in der Abendproduktion: „Du Schwert an meiner Linken," an den beiden folgenden Tagen: „Deutschland über Alles" und: „Es klingt ein hoher Klang." Von Interesse ist eine vorläufige Zusammenstellung unserer Sängergäste nach ihren Heimathländern. Oesterreich sendet 334, Bayern 1384, Württemberg 163, Baden 112, die beiden Hessen 109, die freien Reichsstädte 257, Nassau 12, Braunschweig 12, Hannover 10, Oldenburg 4, Holstein 17, Mecklenburg 44, die sächsischen Herzogthümer 341, Sachsen 390, Preußen (Berlin 7, Magdeburg 31 ꝛc.) 131, Schweiz (Basel) 4, Konstantinopel 1. Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß das deutsche Gesangfest mehr einen süddeutschen Charakter haben wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Großer Komet.] Herr Professor Heis schreibt aus Münster vom 1. Juli, Abends 12 Uhr, Folgendes: „Nachdem seit acht Tagen der Himmel fortwährend mit Wolken bedeckt gewesen war, klärte sich derselbe heute Abends gegen 10 Uhr für eine kurze Zeit gegen Norden auf. Plötzlich entfaltete sich zwischen den zertheilten Wolken mehr und mehr ein prachtvoller Komet, mit einem Kerne, der an Größe und Helligkeit die Venus übertraf, und mit einem Schweife, der an Länge dem des prachtvollen Donati'schen Kometen von 1858 bei seiner größten Ausdehnung gleich kam. Der Ort des Kometen war im Sternbilde des Luchses, nahe an der Gränze dieses Sternbildes und des benachbarten, des großen Bären, rechts vom Kopfe des letzteren (nahe bei 113° Rectascension und 56° nördlicher Deklination). Der Schweif reichte, so weit sich bei der dunstigen Luft erkennen ließ, bis über β und γ des kleinen Bären hinaus."

Aus Toulon wird gemeldet, daß am 16. Juni um 2 Uhr Morgens der „Lawson", ein amerikanisches Schiff von 600 Tonnen, verbrannt ist. Die Feuersbrunst war furchtbar, weil das Schiff, das in einem kalifornischen Hafen mit Schiffsbauholz für die Werfte von La Seyne bei Toulon befrachtet war, eben im Ausladen begriffen und Gefahr vorhanden war, die Feuersbrunst werde auf den Werften um sich greifen. Der Verlust wird auf 300,000 Frks. angegeben; es war jedoch Alles versichert. Das Feuer begann im Rumpfe, wo eine Menge Pechtonnen lag.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 159 Freitag, 5. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Es war damals die Zeit des Humanismus und der philanthropischen Ideen. Meine Mutter hing ihnen von ganzer Seele an und sah mich im Geiste schon auf meinem Gute, einen vollendeten Menschen, an der Seite einer eben so vollkommenen Gattin, an der Spitze einer glückseligen Kolonie, für deren Verwaltung meine ganze Bildung mich vorbereiten sollte. Diese Bestrebungen waren in gewissem Sinne phantastisch, aber die Quelle, aus welcher Sie entsprangen, war rein.

Auf mich hatte der Idealismus meiner Mutter eine doppelte Wirkung. Er gab mir eine leidenschaftliche Liebe für sie, Theilnahme für meine Mitmenschen, er zerstörte in mir alle Standes- und Religionsvorurtheile, welche damals in meiner Vaterstadt noch sehr im Gange waren. Ich erhielt ein starkes, reines Selbstgefühl, aber mein Herz ward zu weich gemacht, meine Empfänglichkeit zu sehr gesteigert, und ich lernte es nicht, einzusehen, daß das Leben wenig Vollkommenes erzeugen könne, und daß allem idealen Wollen durch die bestehenden Verhältnisse schwerfällige Hinderungen und enge Schranken gesetzt sind. Und so war ich denn mit sechzehn Jahren sehr erwachsen, recht unterrichtet, und ein liebevoller, zärtlicher Schwärmer, der es sich wohlgefallen ließ, einen poetischeren Lebensberuf zu haben, als seine älteren Brüder, und von der Mutter als der Erfüller ihrer Hoffnungen mit besonderer Liebe bevorzugt zu werden.

Meine Mutter hatte bis dahin eine gute Gesundheit genossen. Jetzt fing sie zu kränkeln an, und die Aerzte riethen zu dem Gebrauch der Bäder von Spaa, welches damals seines größten Rufes genoß, und zugleich einen Vereinigungspunkt für die elegante Gesellschaft von Deutschland und Frankreich bildete; denn in jenen Tagen reisten auch die Gesunden noch zum Vergnügen in das Bad. Daß ich meine Mutter begleiten müsse, davon sprach man gar nicht besonders, es schien Allen selbstverständlich. Mein Vater, welcher einige Jahre vorher Senator geworden war, setzte ohnehin seinen ganzen Stolz darin, seine Frau in dem weltberühmten Badeort reich und vornehm auftreten zu lassen, und er bedauerte es nur, daß er und seine anderen Söhne die Mutter nicht ebenfalls begleiten konnten, um eine noch imposantere Familie darzustellen, und ihre Equipage und Dienerschaft noch ansehnlicher auszustatten. Sogar meine beiden Brüder, die bereits seit Jahren als Theilnehmer in dem Geschäft meines Vaters thätig waren, hatten bei ihrer Herzensgüte und Freigebigkeit offenbar eine Genugthuung darin, die geliebte Mutter die Früchte ihrer Arbeit genießen zu sehen, wie ihr das so wohl anstand, und schon im Beginn des Frühjahrs hatte mein Vater eine Wohnung in Spaa bestellt, eine neue Reisekutsche bauen lassen, und zwei neue Wagenpferde und ein Reitpferd angeschafft, welche Letztere mit einem Kutscher uns vorangehen, und uns im Bade zu Spazierfahrten und Landpartieen dienen sollten.

Nach monatelangen Vorbereitungen, bei denen die Verhandlungen mit Schneidern, Putzmacherinnen und Juwelieren keinen kleinen Theil eingenommen hatten, brachen wir endlich, von den Wünschen der ganzen Familie geleitet, von Hamburg auf. Wir waren mit Empfehlungsschreiben an Geschäftsfreunde für die Orte versehen, an denen wir unterweges verweilen sollten, und der Ruhepunkte gab es nur zu viele. Unser Wagen war mit Vorräthen aller Art ausgestattet, die Kammerjungfer meiner Mutter und ein treuer Diener, dessen Brauchbarkeit mein Vater schon auf seinen eigenen früheren Reisen erprobt, saßen auf dem Bocke, und so fuhren wir, von vier Postpferden gezogen, unter dem Segen des schönsten Sonnenscheines in die Welt.

Es war Mitte Juli, als wir in Spaa anlangten, und im . . . . hause die für uns gemiethete Wohnung bezogen. Sie bestand aus einer halben Etage von fünf Zimmern, außer den Stuben für die Dienerschaft. Weil dieß in der That für unsere Bedürfnisse sehr geräumig war, weil obenein mein Vater, noch ehe wir angekommen waren, eine ganze Ladung von Dingen an den Wirth gesandt hatte, welche er für die Bequemlichkeit seiner Gattin wünschenswerth glaubte, und weil endlich das Auftreten meiner Mutter eben so elegant als würdig war, so bildete sich in dem Hause, ohne daß wir es Anfangs bemerkten, bald das Urtheil, daß wir irgend eine vornehme Herrschaft wären,

die unter bürgerlichem Namen zurückgezogen zu leben wünsche.

Das Leben in dem Bade gefiel uns gleich von Anfang sehr. Die Gegend war schön, der Verkehr leichter als in unserer Vaterstadt, und da sich viel Franzosen unter den Kurgästen befanden, so genoß meine Mutter das lange entbehrte Vergnügen, sich einmal wieder unter ihren Landsleuten zu bewegen, welche sie, als Frau eines französischen Konsuls, doppelt zu den Ihrigen zählten.

Was mich anbetraf, ich genoß diese Zeit der ersten Freiheit mit wahrhaftem Entzücken. Zu Hause hatte ich bei aller Nachsicht, welche man mir von Seiten des Vaters und der Brüder angedeihen ließ, doch immer das beschämende Gefühl gehabt, kein Arbeiter zu seyn wie sie. Und selbst wenn ich dem hochmüthigen Gedanken nachgehangen, zu etwas Besserem bestimmt zu seyn, so hatte ich doch dazwischen immer wieder meines Müßiggehens gedacht, und gewünscht, die höheren Sphären des Lebens kennen zu lernen, aus denen ich dann, wie meine Mutter es nannte, mit geläutertem Sinne zu den Arbeiten des Lebens zurückkehren sollte. —

Hier in dem Badeort hörte das drückende Gefühl meiner Sonderstellung plötzlich auf. Niemand arbeitete, Alle suchten sich zu vergnügen, ich that also genau so viel, als alle die Anderen, und die Zwanglosigkeit, mit welcher der Verkehr der Badegäste unter einander stattfand, machte mich glauben, daß in der guten, großen Gesellschaft die Standesvorurtheile abgethan wären, wie die Gespensterfurcht. Wer mit äußerem Anstand auftrat, gut französisch sprach, gefällige Sitten hatte, konnte hier in der Gesellschaft keinem Hindernisse begegnen, und meine Mutter und ich fanden uns bald in einen Kreis hineingezogen, der weit ablag von dem Bereiche, in welchem wir uns zu Hause bewegten. Das war durch einen Zufall herbeigeführt worden.

In dem Hause, in welchem wir wohnten, hatte eine Herzogin das Rez-de-Chaussee und den Garten gemiethet, aber trotz der großen Zimmerreihe, welche sie inne hatte, meinte sie noch einer Stube zu bedürfen, und ließ meine Mutter fragen, ob sie nicht geneigt wäre, ihr eine der Domestikenstube zu überlassen. Meine Mutter erklärte sich dazu bereit, unter der Bedingung, daß man uns den Besuch des Gartens und eine Laube in demselben zu unserem Gebrauche gestatte, und das Uebereinkommen kam auf diese Weise bald zu Stande. Wir gaben das Zimmer ab, das nur zur Aufbewahrung der Koffer gedient hatte, und ließen uns dafür an dem nächsten Morgen mit unserem Frühstück in der Laube des Gartens nieder, froh des trefflichen Tausches, den wir gemacht hatten.

Da meine Mutter sich seit meiner Kindheit gewöhnt hatte, sich zeitig zu erheben und die Morgenstunden mit mir in der freien Natur zuzubringen, so waren wir auch hier in Spaa immer mit unter den Ersten, welche sich an den Brunnen begaben, und wir hatten uns an dem Tage, an welchem wir uns das erste Frühstück in der Laube des Gartens versprechen durften, besonders zeitig aufgemacht. Obschon es aber eben erst fünf Uhr war, als wir an die Quelle kamen, fanden wir schon einige Personen dort. Unter ihnen befand sich eine Dame, die uns den Rücken zugekehrt hatte, und welcher ihr Diener eben den gefüllten Becher darreichte. Sie hatte das Capuchon ihres schwarzen Mantelets über den Kopf genommen, weil der Morgen noch kühl war, aber ihre Gestalt war so hoch und edel, daß sie mir auffiel, und gerade als ich meine Mutter auf sie aufmerksam machte, wandte die Dame das Haupt um. Sie mußte es also gewahren, daß wir sie betrachteten, und schien ihrerseits ebenfalls durch irgend etwas in dem Wesen meiner Mutter überrascht zu werden, denn sie sah sie förmlich forschend an, drehte sich, nachdem sie sich schon entfernt hatte, noch mehrmals um, und meine Mutter machte die Bemerkung, daß für sie in dem Gesichte der Fremden irgend eine Aehnlichkeit liege, daß sie meine, ihr schon begegnet zu seyn, ja, daß sie sie durchaus kennen müsse. Der Dame aber mußte es eben so gegangen seyn, denn sie kreuzte auf der Promenade mehrmals absichtlich unseren Weg, und als wir dann abermals am Brunnen zusammentrafen, näherte sie sich uns, und sagte zu meiner Mutter: Es ist gewiß sehr selten, daß man in den Zügen einer Frau noch die Physiognomie eines Kindes wiederfinden kann. Aber es müßte mich Alles täuschen, wenn Sie nicht einst Pensionärin im Kloster der Karmeliterinnen in Paris gewesen wären wie ich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Adolph Schlagintweit's.

Die indo-britische Regierung hat jetzt verschiedene auf den Tod Adolph Schlagintweit's bezüglichen Aktenstücke veröffentlicht. Sie stimmen der Hauptsache nach mit dem bisher bekannt Gewordenen überein, doch lassen wir hier das Wesentliche der offiziellen Darstellung folgen. Schlagintweit war, wie noch im frischen Andenken ist, im Jahre 1857 aufgebrochen, um seine naturhistorischen Forschungen in der chinesischen Tatarei fortzusetzen. Kokand war sein Reiseziel, und da das Reisen in jenen Gegenden mit großen Gefahren verknüpft ist, hatte er sein schweres Gepäck und seine Papiere nach Ladakh vorausgeschickt und seinem Diener Murad, einem Juden, eine Geldanweisung übergeben. Lange war von ihm keine Nachricht eingetroffen, bis sich endlich das Gerücht verbreitete, er sey ermordet worden. Seine Diener Murad und Abdallah erschie-

nen in Jahre 1859 in Lahore mit dem angeblichen Schädel des Bielbetrauerten, und um dieselbe Zeit traf auch ein Brief in Peschawer aus Kokand ein, geschrieben von Schlagintweits vornehmstem Diener, Mohamed Emin. Er stimmte in allen wesentlichen Punkten mit den Aussagen der beiden anderen Diener überein. Schlagintweit war, demselben zufolge, ohne Unfall von Sugeit nach Yarkand gelangt, einer in der chinesischen Tatarei gelegenen Stadt, die von den kokandischen Truppen erst vor Kurzem den Chinesen weggenommen worden war. In Yarkland wurde er freundlich aufgenommen; da diese Stadt jedoch durch die Chinesen bedroht war, die zuletzt wieder einige Vortheile gegen das Heer von Kokand errungen hatten, reiste er nach Kaschgar weiter, das durch einen syndischen Häuptling, Wali Khan, mit dem Beinamen „der Heilige", von den Chinesen vor Kurzem erobert worden war. Eine Station vor der Stadt schickte Schlagintweit seinen Diener, Mohamed Emin, mit Shawls und Seidenstoffen als Geschenken für den genannten Häuptling voraus. Zum Dank dafür sandte ihm dieser einen Munschi entgegen, damit er ein Inventar seines Gepäcks aufnehme, und ließ ihm seine Waffen abfordern. Dagegen protestirte S. und begab sich nach dem Lager des Häuptlings, um seine Beschwerde vorzubringen. Um seinen Reisezweck befragt, antwortete er, daß er als Gesandter der ostindischen Kompagnie nach Kakand zu gehen beabsichtige, worauf er sofort gebunden und enthauptet wurde. Seine Diener wurden als Sklaven verkauft. Abdallah entkam nach Peschawer, Mohamed Emin wurde später in Freiheit gesetzt und ging nach Kokand, während der dritte, Murad, sein Leben nur dadurch rettete, daß er sich zum Islam bekehrte. Das Unglück Schlagintweits war, daß er in Kaschgar gerade zur Zeit ankam, als die Chinesen verzweifelte Anstrengungen zur Wiedereroberung des Platzes machten, die ihnen einen Monat später auch in der That gelangen, die aber lange früher den Verdacht der Mohamedaner gegen jeden Fremden wach gerufen hatten. Von den Reiseeffekten des Ermordeten ist nie wieder etwas zum Vorschein gekommen, und sein trauriges Schicksal ist eine neue Warnung, daß das Reisen in jenem wilden Gränzlande unter allen Umständen mit Lebensgefahr verknüpft ist. Trotzdem fehlt es im gegenwärtigen Augenblick nicht an englischen Offizieren, die, im vollen Bewußtsein der ihnen bevorstehenden Gefahren, das Wagestück bestehen oder bestanden haben. Der bei Weitem merkwürdigste Fall dieser Art war die im vorigen Jahre unternommene Reise eines britischen Offiziers von Teheran über Herat nach Kandahar und von da nach der Peschawergränze. Er ritt in voller Uniform, unbewaffnet, die ganze Strecke. Ein beispielles kühnes Unternehmen, wenn man bedenkt, wie lüstern die Afghanen nach englischem Blute sind.

Schafarik.

Paul Joseph Schafarik war geboren am 13. Mai 1795 in dem Dorfe Kobeljarowo im nördlichen Ungarn, wo sein Vater evangelischer Prediger war. In seinem 13. Jahre trat er in das Gymnasium zu Rosenau ein. Vom Jahre 1810 bis 1815 studirte er auf dem Lyzeum zu Käsmark Philosophie, Theologie und das ungarische Recht. Hier erweckte die Lektion einiger czechischer Werke, vorzüglich aber eine Abhandlung über den Werth der Muttersprache und die Herrlichkeit einer nationalen Bildung in dem Jüngling die Liebe zum Studium der slavischen Sprachen. Er begann, die Volkslieder seiner Nation zu sammeln, und schrieb eine Reihe von Gedichten, die 1814 in Lentschau herauskamen. 1815 bezog Schafarik die Universität Jena. Hier studirte er Theologie, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften und übersetzte die „Wolken" des Aristophanes und Schiller's „Maria Stuart" ins Czechische. 1819 erhielt er eine Professur und das Direktorat an dem neuerrichteten griechisch-nichtunirten Gymnasium zu Neusatz. Dieses letztere Amt ward ihm aber 1825 abgenommen, weil er — Protestant war. Deßhalb resignirte er 1833 auch auf die Professur und zog sich nach Prag zurück, um sich hier vorzüglich der Pflege der czechischen Literatur zu widmen. Während des langjährigen Aufenthaltes in Neusatz hatte sich Schafrik bereits so bedeutende Kenntnisse im Slaventhum angeeignet, daß er bald einer der glänzendsten Sterne am slavischen Gelehrtenhimmel wurde. Schon 1823 war eine Sammlung slowakischer Volkslieder von ihm im Druck erschienen. Hierauf folgten in kurzen Zwischenräumen eine Reihe streng wissenschaftlicher Werke, zunächst die „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten" (Ofen 1826 bei Hartleben), ein Werk, das Schafarik's europäischen Ruf begründete. Es mangelt uns der Raum, alle die gediegenen Werke des Dahingeschiedenen aufzuzählen, wir erwähnen daher nur seine „Slavischen Alterthümer" (Prag, Museum. 1005 Seiten in gr. 8), von denen in den Jahren 1836—37 der erste, historische Theil erschien, als ganz besonders epochemachend in der ganzen slavischen Gelehrtenwelt. Während der große Gelehrte an seinen zahlreichen, von unendlicher Gelehrsamkeit und dennantenem Fleiße zeugenden Werken arbeitete, mußte er zugleich seine geistigen und mehr noch die physischen Kräfte an Beschäftigungen verschwenden, welche weit von seinem Gegenstande entfernt lagen oder doch zu kleinlich und unbedeutend für ihn waren. So war er von 1837 an als Zensor angestellt, führte von 1838 bis 1843 die Redaktion der Zeitschrift des böhmischen Museums, wirkte vom Jahre 1841 bis 1848 als Kustos an der kaiserlichen Universitätsbibliothek, deren Bibliothekar er im letztgenannten Jahre wurde und bis in den Herbst des vorigen

Jahres blieb. Diese letztere Stellung sicherte ihm endlich die nothwendige Freiheit, wie sie seiner allseitig anerkannten Gelehrsamkeit würdig war, wie sie seine schwache Gesundheit erforderte. Er wurde Ritter des Franz-Josephs-Ordens und des Ordens pour le mérite, und die meisten gelehrten Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede; doch der größte Lohn ward ihm in der Liebe und dankbaren Ehrfurcht zu Theil, mit der seine Nation zu ihm aufblickte.

Glosse.

Der Diamant strahlt nicht im goldenen Kleid;
Betrügerisch schimmert der unächte Stein;
O! laßt Euch nicht blenden — 's ist nichtiger Schein;
Das Aechte muß bleiben für ewige Zeit!

Oft zieht sich in tiefe Bescheidenheit
Das edelste Streben zurück
Und fördert das menschliche Glück.
Der Diamant strahlt nicht im goldenen Kleid! —

Die Freundschaft der Welt ist gar selten nur rein;
Wie Manches verletzet die Pflicht,
Indem es die Treue Dir bricht,
Betrügerisch schimmert der unächte Stein! —

Mit Täuschung durchwirkt ist das irdische Seyn;
Wo Reichthum und Glück man vereint
Bei Vielen zu finden gemeint,
O! laßt Euch nicht blenden — 's ist nichtiger Schein! —

Nur, wer sich dem Schönen und Guten geweiht,
Ist sich in zufriedener Brust
Des eigenen Werthes bewußt;
Das Aechte muß bleiben für ewige Zeit! —

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Grab des Sultans Abdul Medschid.] Auf einem der höchsten Punkte Stambuls, an der nördlichen Seite der Moschee des Sultans Selim, ließ vor ungefähr zwei Jahren Sultan Abdul Medschid sein Grab aus weißem Marmor erbauen. Der vom Architekten entworfene geniale Plan wurde rasch ausgeführt und das Ganze war binnen etwas mehr als Jahresfrist vollendet. Der mit dem Baue betraute Baumeister, überzeugt, für die prompte und rasche Ausführung einige Anerkennung zu finden, machte die Meldung, daß das Gebäude vollendet und zur gefälligen Ansicht bereit wäre. Aber wie vom Donner gerührt war er, als der Sultan ihm zurief: „Was, mein Grab schon fertig? Allah, Allah! kann ich Euch nicht früh genug sterben, Ihr verfluchten Hunde? Wie lange mußte ich auf die Vollendung meines Theaters, meiner übrigen Paläste warten, schreitet nicht ihr Bau, gleich wie mir zum Trotz; dem Gange einer Schnecke gleich seinem Ende entgegen und wie lange kann ich noch darauf warten? Nur mit meinem Grabe beeilt Ihr Euch. Aber ich werde Euch Schurken zeigen, daß ich noch lebe und daß man mir nicht trotzen darf; auf der Stelle reißt das Grab nieder!" Und so wurde ein Werk, auf welches man enorme Summen verwandte, welches hinsichtlich seiner architektonischen, seiner Bildhauer-Arbeit unter den neueren Kunstwerken seines Gleichen suchte, binnen Kurzem wieder vernichtet, und einige Marmorblöcke und die kahlen, hoch in die Lüfte ragenden Gerüste bezeichnen den Platz, wo Sultan Abdul Medschid noch nicht liegen mochte.

Man schreibt aus Leipzig, 29. Juni: So eben bringt das Leipziger Tagblatt eine kurze Notiz, welche hier nicht geringes Interesse erregen wird. Wie Chambers' Journal erzählt, ist aus Nordafrika ein Gerücht nach England gedrungen, dem zufolge unser Landsmann Dr. Eduard Vogel, der todtgesagte Reisende, nicht nur nicht ermordet sey, sondern als eine Art Großwesstier oder Rath im Dienste des Sultans von Wara lebe. Obgleich sehr gut durch den Monarchen behandelt, werde er doch sehr streng bewacht, daß jeder Fluchtversuch unmöglich sey. Hoffen wir, daß an dem Gerüchte etwas Wahres ist; jedenfalls wird Herr v. Heuglin, der nach dem Vermißten forscht, bald bestimmte Nachrichten geben können.

„Leberström," der Name, unter welchem Polizei-Oberst Patzke seinen Fluchtversuch machte, ist in Berlin ein Schimpfwort geworden; kürzlich wurde ein Nachtschwärmer, der einen Nachtwächter „Leberström" genannt hatte, wegen Amtsehrenbeleidigung zu 7 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Zu Mikulicy in Galizien haben die Bewohner zwei Leichen auf dem Friedhofe ausgegraben und — geköpft, weil die Verstorbenen für Vampyre gehalten wurden und schlechte Witterung veranlaßt haben sollten.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 160 Samstag, 6. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

In dem nächsten Augenblicke reichten die beiden Frauen einander ihre Hände, die Namen Pauline und Valerie ertönten mit gegenseitiger Freude. Die Frauen waren angenehm überrascht, sich fast nach einem Menschenalter so unerwartet wieder zu finden, sie fragten sich um die Länge der Zeit, welche man schon in dem Badeorte zugebracht, um die Wohnung, die sie inne hätten, und auf die Bemerkung meiner Mutter, daß sie in dem .... Hause logire, sagte die Fremde: Nun denn, so sind wir wieder Hausgenossen, wie einst in unserem Kloster, und ich habe Ihnen bereits für die Gefälligkeit zu danken, mit welcher Sie mir Ihr Zimmer abgetreten haben.

Meine Mutter sah daraus, daß ihre Jugendgenossin, die Tochter einer ganz mittellosen, aber edlen Familie, eine glänzende Heirath gemacht, und daß sie in ihr die Herzogin von Valmont vor sich habe. Trotz ihres bürgerlichen Selbstgefühls, trotz ihrer freien Ansichten über die Gleichheit der Menschen, machte diese Entdeckung sie zurückhaltend und änderte ihren Ton. Aber die Herzogin wollte dieß offenbar nicht bemerken, denn sie fragte mit solcher Freundlichkeit nach den Verhältnissen meiner Mutter, daß diese mich herbeirief, um mich als ihren jüngsten Sohn vorzustellen. Die Herzogin sagte mir etwas Verbindliches, erzählte dann, daß sie eine zahlreiche Familie habe, daß sie bereits Großmutter sey, daß aber keines ihrer Kinder sie begleitet habe, außer ihrer jüngsten Tochter, die jedoch, von der Reise ermüdet, bis jetzt unwohl gewesen wäre, und erst heute ihr Zimmer verlassen würde.

Es kamen dann andere Personen hinzu, welche die Herzogin begrüßten, und meine Mutter verabschiedete sich. Das war der Anfang des Tages, der über mein ganzes Leben entschieden hat.

Jenes erste Begegnen mit der Herzogin führte gleich an demselben Morgen ein zweites Gespräch zwischen den beiden Frauen im Garten herbei. Wir nahmen unser Frühstück in der Laube ein, als die Herzogin ebenfalls in den Garten kam. Sie hatte ihre Tochter an der Hand, und geraden Weges auf uns zugehend, sagte sie: Sie haben mir heute Ihren jüngsten Sohn vorgeführt, dieses ist meine jüngste Tochter, meine kleine Claudine! — Damit blickte sie zärtlich zu dem Mädchen hinunter, das uns mit unschuldiger Neugier freundlich ansah.

Es war das schönste Menschenwesen, das meine Augen jemals gesehen, und ein Herz wie das ihre habe ich auf der ganzen Erde nicht wieder gefunden. Sie kam mir in jenem Augenblicke wie eine himmlische Erscheinung vor, und wie eine solche ist sie durch mein Leben gegangen. Sie hat es erleuchtet, sie hat mir ein Paradies geschaffen, und als sie von dem Leben schied, floh ich, ein Ausgestoßener aus dem Paradiese, in die Welt, die mir leer war und kalt, und die mir keinen Ersatz zu bieten hatte für die Verlorene, für Claudine.

Die Herzogin war eine Aristokratin, wie jene Zeit sie in Frankreich vielfach aufzuweisen hatte. Unangefochten in ihrer Stellung, in ihrem Besitze und in ihren Rechten, hatte die französische Aristokratie damals jene Leichtigkeit des Tones, jene sichere Zuvorkommenheit, welche jeden Aufgeklärten, jeden Gebildeten freundlich willkommen hieß. Man fürchtete noch nicht, daß geistige Gleichberechtigung den Nichtaristokraten jemals ermuthigen könne, an den Vorrechten der Aristokratie zu zweifeln oder gar an denselben zu rütteln. Die vornehme Welt in Paris verkehrte vertraulich mit ihren berühmten Schriftstellern, mit ihren schönen Geistern. Der amerikanische Freiheitskrieg hatte den Liberalismus zur Mode erhoben, mancher Graf und mancher Herzog bekannte sich zu demselben, wie zu den Schriften eines Voltaire, eines Rousseau. Die Lehren des Letzteren hatten, soweit sie die Erziehung betrafen, auch in Frankreich vielfach Eingang und Anhänger gefunden. Das Alles jedoch hatte keineswegs die Folge gehabt, daß die Aristokratie die Gelehrten oder den Bürger als ihres Gleichen ansah. Man räumte ihnen gefällig das Vorrecht ein, zur guten Gesellschaft zu gehören; aber man würde den bürgerlichen Dichter schnell auf seinen Standpunkt zurückgewiesen haben, hätte er es sich einfallen lassen, jene Zugeständnisse als sein Recht zu fordern.

Die Herzogin befand sich in dem gleichem Falle meiner Mutter gegenüber. Es war eine Gefühlsaufwallung gewesen, welche sie bewogen hatte, dieselbe

anzureden, und als sie in ihr eine angesehene, gebildete Frau bemerkte, die obenein ihre Hausgenossin und, was die Rousseau'schen Ideen anbetraf, eine Gleichgesinnte mit ihr war, hielt sie es gerade diesen Ideen und ihrer Freisinnigkeit angemessen, meine Mutter unter ihren Schutz zu nehmen, sie der übrigen Gesellschaft vorzustellen und sich dem häuslichen Verkehre mit ihr zwanglos zu überlassen, wie die Gelegenheit es bot. Meine Mutter täuschte sich weder über die Gesinnungen ihrer Jugendfreundin, noch über die Beweggründe, aus welchen dieselben entsprangen; aber sie hatte den Grundsatz meines Vaters zu dem ihrigen gemacht, daß man, um vorwärts zu kommen, jeden dargebotenen Fußbreit Erde benützen müsse, sich darauf zu stellen und zu behaupten. Der Titel eines Emporkömmlings, den man gewohnt ist, zu verspotten, wenn er mit falschen Ansprüchen verbunden ist, hatte in dem Sinne meiner Eltern nichts, was sie erschreckte; denn sie hatten das Verlangen, ihren Kindern eine Stellung in der Welt zu bereiten, von welcher aus sie sich frei bewegen konnten, und möglichst Vieles ihnen erreichbar werden sollte. Meine Mutter nahm den Schutz und die Einführung durch die Herzogin also ohne Weiteres an, weil sie sich in der besten Gesellschaft mit Recht nur an ihrem Platze glauben durfte, und weil es ihr erwünscht war, mir, dem sie eine vollständige Ausbildung zu geben strebte, die Vortheile meiner Erziehung begreiflich zu machen, und mich zugleich an freiere Umgangsformen mit den Personen der verschiedensten Stände zu gewöhnen.

Was aber Anfangs ein gewährter und angenommener Schutz gewesen war, das wurde zwischen den Frauen bald zu einer gegenseitigen Neigung, und gerade das Bewußtseyn, welches sie Beide über die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung behielten, gab dieser Neigung einen gewissen leidenschaftlichen Zug. Die Herzogin fand ein romantisches Genügen darin, eine Kaufmannsfrau zur Freundin zu haben und sie, gegenüber der fragenden Gesellschaft, als eine Jugendgespielin zu behaupten. Die Familie meiner Mutter war auch nicht unbekannt; sie selbst setzte ihren Stolz darin, den Adel ihres Bürgersinnes neben der Aristokratie zu beweisen, und unter den Augen unserer Mütter genossen wir ein Glück, das schöner keines Dichters Phantasie erträumen konnte. Ich sage: wir, — ich meine Claudinen und mich.

Sie hatte eben ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, aber in dem schlank aufgeschossenen Körper, in den feinen, biegsamen Gliedern knospete schon die sanfte Fülle der werdenden Jungfrau, und in dem fröhlichen Blicke ihres Auges, in dem Lächeln ihres Mundes lag damals schon all der Zauber verhüllt, mit dem die Liebe des Weibes zu beglücken vermag. Ich begriff dieß nicht mit meinen sechszehn Jahren, aber ich empfand es.

In der Heimath hatte ich eine Ehre darin gesetzt, für einen jungen Mann zu gelten, jetzt fühlte ich mich glücklich, noch so jung zu seyn, daß Claudine mich für ihren Kameraden gelten lassen wollte, und da ich keine bestimmte Beschäftigung hatte, nahm ich an allen den ihrigen Theil. Die Herzogin hatte eine Spinet herbeigeschafft, Claudine spielte es schon in jenem frühen Alter mit natürlichem Gefühl, und ich lernte es bald, mich mit meiner Flöte den kleinen Abweichungen anzupassen, die sie sich immer erlaubte, wenn ihre Empfindung es ihr gebot. Man hatte mich von Jugend an im Zeichnen unterrichtet, und da die Herzogin sah, daß ich hier und da eine Blume matte oder eine skizzirte, bat sie mich, den Lehrmeister Claudinens zu machen, damit diese ihre Zeichenstudien nicht unterbreche. Dann wieder gab es Stunden, in denen wir, ohne zu ermüden, Federball spielten, und nie werde ich die Anmuth vergessen, mit welcher sie den Ball in die Luft warf, während ihr leichter Körper sich so schwungvoll hob, als wolle er ihm folgen. Promenirten unsere Mütter bei der Abendkur am Brunnen, so fanden wir Beide uns leicht zusammen. Sie erzählte mir dann von Paris, von ihrem Schlosse in der Normandie, von ihren Gärten und von ihren Wiesen, von ihrem kleinen Pferde, auf dem sie den Vater und die Brüder begleitete, von diesem Vater und von Brüdern selbst. Vor Allem aber erzählte sie gern von ihrer Schwester, dem ältesten Kinde ihrer Mutter, die früh verheirathet und nun schon Wittwe war, und als sie mir einmal den Schmerz dieser Schwester bei dem Tode ihres Gatten beschrieb, rief sie aus: Sehen Sie, Herr Emil, ich begriff nicht, wie sie es überleben konnte! Wir dachten auch Alle, daß sie sterben würde in ihrem Kummer, und ich müßte auch sterben, gewiß, ich müßte sterben, wenn ich von meinem Gatten getrennt würde!

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Mauer.

Die „Times" bringen folgenden interessanten Brief eines Engländers, Fonblanque, welcher von Tientsin aus dieses Riesenwerk asiatischer Despotie besuchte, das wohl den ersten Bewegungen jener wilden Horden der asiatischen Hochebene, welche einige Jahrhunderte später Europa überschwemmten, seine Entstehung verdankt.

Wenige Plätze waren bisher dem Europäer unzugänglicher als die große chinesische Mauer; ich komme so eben von dort zurück und bringe einen von derselben genommenen Backstein mit, den ich der United Service Institution nach England sende. Begleitet von unserem Dolmetscher Dick verließ ich Tientsin am 18. März und nach einem Ritt von drei Tagen durch das un-

interessanteste Land der Welt kam ich an die massive Mauer, welche die lange Masse von Ruinen und Koth einschließt, die man Peking nennt. Die besten chinesischen Dörfer sehen traurig und erbärmlich aus, auf diesem Wege aber, wo kurz zuvor die Kriegsfurie gewüthet hatte, machte die Verwüstung und das Elend einen niederschlagenden Eindruck. Sey es, daß der lange Druck und die Gewohnheit, Alles zu ertragen, den chinesischen Bauer gegen alle Leiden fühllos gemacht, oder daß er, ein Heide, die christliche Tugend des Vergebens übt, ich muß gestehen, daß mich ein Gefühl der Schande überkam, als wir zwei unbewaffnete Fremde an Haufen von Männern, Weibern und Kindern vorüberkamen, die an den Ruinen ihrer Häuser und bei ihren zerschmetterten Göttern standen, ohne daß wir einem ärgerlichen Blick begegneten, ja wir erhielten auf jede Frage eine freundliche Antwort. Vielleicht sind sie uns noch dankbar dafür, daß wir ihr Leben schonten, was sie von ihren Landsleuten, den Rebellen, nicht zu erwarten gehabt hätten. Einige Dörfer, die wir passirten, waren Trümmerhaufen, andere sahen noch menschlichen Wohnungen mehr oder weniger ähnlich. In Hosiwoo, einem großen Dorf, fanden wir noch an Thüren und Mauern unsere Inschriften, Offizierwohnung, Hospital, Kommissariat u. s. w. In allen Häusern, welche wir bewohnt hatten, fehlte das Holzwerk, welches zum Kochen verwendet worden war. Ein berühmter Laden eines Pfandleihers, der geplündert worden, war noch nicht wieder hergestellt, allein hier muß ich bemerken, daß im Plündern und Verwüsten die Chinesen den Engländern und Franzosen weit voraus sind; sobald der Zwang aufhört, hat ein himmlischer Pöbel keinen patriotischen oder religiösen Skrupel, einen Mandarin, Priester oder Bauer auszuplündern, was er bei der Plünderung des Sommerpalastes und des Lamatempels bewährte, deren heilige Zierrathen noch heute zu enormen Preisen in den Läden Tientsins öffentlich verkauft werden. Wir fanden in Hosiwoo einen französischen Missions-Bischof, der nach 25jährigem Aufenthalt in China nach Europa zurückkehrte; er war ganz im Nationalkostüm, bis zu dem Zopf, die ungläubige Menge begegnete ihm mit großer Ehrfurcht, sie strömte herbei, um den Mandarinpriester zu sehen. Die französischen Missionäre, von denen es hier zu Lande und in Siam an 1500 gibt, zeichnen sich durch Aufopferung, Eifer und einfache Lebensweise sehr vortheilhaft aus, und üben dadurch einen gewissen Einfluß aufs Volk, obschon sich dieser nicht durch zahlreiche Konversionen bewährt. Wir passirten nun die schöne steinerne Brücke von Palichon, welche noch deutliche Spuren der französischen Kanonen zeigt, und auf welcher unser armer Brabazon gelöpft wurde, und kamen dann auf den breiten gepflasterten Weg, der nach Peking führt, der aber so schlecht erhalten ist, daß wir einen parallel laufenden Fußpfad vorzogen, der uns, nach vierstündigem Ritt durch Staubwolken an das Chanyung-Thor von Peking brachte. Wir ritten nun durch eine drei Meilen lange Straße mit Bäumen auf beiden Seiten, die mehr dem Zugang zu einem Dorf als dem Innern einer volkreichen Stadt ähnlich sah, und gelangten dann an das Portal von Liangkungsu, der für die britische Gesandtschaft bestimmten Residenz, einem weitläufigen Gebäude, das man nie zu einer geeigneten Wohnung für einen Gesandten und seinem Gefolge wird herstellen können.

Europäer sind in Peking immer noch etwas Neues. Einige Vornehme, die vor uns vorübergetragen wurden und einige Mandarinen zu Pferd mit zahlreichem Gefolge wandten die Augen von uns fremden Teufeln ab, die Kaufleute aber blieben vor ihren Läden stehen und starrten uns neugierig an, während der Pöbel und namentlich die Jugend uns in Haufen folgte und uns manchmal mit zudringlichem Geschrei begrüßte; das Geschlecht der Gamins ist so ziemlich dasselbe über die ganze Welt. Drei Tage bummelten wir in Peking umher, natürlich nur in dem Fremden zugänglichen Theil, da das Beamtenquartier hermetisch verschlossen ist, fanden aber wenig Sehenswürdiges, mit Ausnahme der Mauer und einem Platz, Payhay genannt, wo eine Anzahl zwischen Bäumen versteckter Tempel an einem Teich liegt; sonst fanden wir in der Hauptstadt des Herrn von zehntausend Jahren nicht als Schmutz, Ruinen und üblen Geruch.

Als ich meine Absicht aussprach, die große Mauer zu besuchen, welche etwa fünfzig Meilen nördlich von Peking ist, wurden mir die unübersteiglichen Hindernisse vorgehalten, die Gefahr, Räubern oder Rebellen in die Hände zu fallen und, was die größte Gefahr wäre, dem Kaiser auf seinem Marsch nach Peking begegnen zu können, allein als alter Reisender im Orient an solche Prophezeihungen gewöhnt, machte ich mich mit Dick auf den Weg, überzeugt, daß schlechte Wege und magere Kost das Schlimmste sey, was wir zu befürchten haben würden. Wir verließen die Stadt durch das Antinthor und ritten etwa zwei Meilen vom Weg ab, nach dem russischen Kirchhof, wo ein häßliches steinernes Monument dem Andenken unserer ermordeten Landsleute errichtet worden ist. Kein Engländer kann vor dasselbe treten, ohne zu fühlen, daß für diesen verrätherischen Mord nicht genügende Rache genommen worden und die Verwüstung eines elenden Palastes und ein Paar Tausend Pfund nur eine armselige Kompensation für so werthvolle Menschenleben waren; man hätte auf Bestrafung der Schuldigen bestehen müssen und würde dieß auch erreicht haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Statistisches aus Frankfurt.] Aus den von der Standesbuchführung veröffentlichten „Statistischen Mittheilungen über den Zivilstand der freien Stadt Frankfurt und ihren Landgemeinden im Jahre 1860" ersieht man, daß in der Stadtgemeinde während dieses Zeitraumes die Zahl der Getrauten auf 434 Paare (im Jahre 1859: 409 Paare), die der Geborenen auf 1415 (1859: 1483) und die der Gestorbenen auf 1243 (1859: 1287) sich belief. Unter den 434 getrauten Paaren zeigten sich zwei fremde Frauen als des Schreibens unkundig. Die Zahl der Ehen, durch welche Kinder legitimirt wurden, betrug 30, die Gesammtzahl der legitimirten Kinder 41. In das Ehescheidungsregister wurden 9 rechtskräftige Scheidungs-Urtheile eingetragen. Unter den 1415 geborenen Kindern (741 Knaben, 674 Mädchen) befanden sich 1018 Einheimische und 397 Fremde. Uneheliche Geburten kamen 242 vor und zwar 75 von hiesigen und 167 von fremden Müttern. Unter den 1243 Verstorbenen (worunter 687 männliche, 556 weibliche) befanden sich 809 Einheimische und 434 Fremde. Für die gesunde Lage unserer Stadt legt der Umstand ein erfreuliches Zeugniß ab, daß die Zahl der erst im vorgerückten Lebensalter Verstorbenen eine sehr bedeutende ist. So finden wir außer 133 zwischen 60 und 70 Jahren Verstorbenen, 125, der zwischen 70 und 80 Jahren, 35, die zwischen 80 und 90 starben, und 4 zwischen 90 und 100 Jahren. In unsern Landgemeinden (11,303 Seelen) wurden im verflossenen Jahre getraut 86 Paare; Geburten fanden 486 und 268 Sterbefälle statt.

[Folgen eines großen Treffers.] Den Haupttreffer der Kreditloose pr. 250,000 fl. im Monat Januar v. J. machte ein Kürschner in Krakau, Namens Rzikowsky. Um augenblicklich in den Besitz des gewonnenen Geldes zu gelangen, zahlte er bei 11,000 fl. Eskomptgebühr. Als Rzikowsky das Geld im Hause hatte, war es auch um seine Ruhe geschehen. Er sah nichts Anderes mehr als Diebe und Räuber, gegen welche ihn nur eine Wertheim'sche Kasse sicherstellen konnte. Diese wurde angeschafft, in dem finstersten Winkel eines sicheren Gewölbes verborgen und gegen lüsterne Blicke durch die Verhüllung mittels eines großen Reisepelzes verwahrt. Mehr als zehnmal des Tages enthüllte Rzikowsky das Geheimniß hinter dem Pelze, und eben so oft überzeugte er sich von dem Inhalte der feuer- und diebessicheren Kasse. Die beständige Aufregung war aber Ursache eines Nervenfiebers — und dieses befreite erst vor Kurzem den bekümmerten Besitzer von seinem Mammon und von allen irdischen Sorgen.

Man schreibt aus Westphalen, 30. Juni: Aus dem Dorfe Ostheeren berichtet man folgendes Kuriosum: Um den Schlüssel zum Spritzenhause immer zur Hand zu haben, hat man ihn dem Nachtwächter an's Horn gebunden. Als nun vor acht Tagen Nachts Feuer ausbrach, lief der Nachtwächter mit seinem Horne in der Nachbarschaft umher, um Feuerlärm zu machen, ohne daß die, welche den Schlüssel suchten, ihn hätten einholen können. Schließlich blieb nichts übrig, als was auch sonst geschieht, wenn ein Schlüssel verloren ist, man brach das Spritzenhaus mit Gewalt auf.

Die bürgerliche Schützengesellschaft zu Schweinfurt sendet als Ehrengabe zum deutschen Schützenfeste in Gotha ein Fäßchen daselbst gebauten Weines. Dasselbe, oval, in Eisen gebunden und in der Holzfarbe lackirt, enthält auf dem vorderen Boden folgende Inschrift:

Nach Gotha!
Nicht Gold, nicht Silber, nicht Edelstein
Erzeugen uns die Berge am Main;
Im Eichenkleid' unser gold'ger Wein
Kann d'rum wohl uns're Gabe nur seyn!

Die Schützenmeister, Schützen und Schützengesellen zu Schweinfurt zum deutschen Schützenfeste 8. — 11. Juli 1861.

Die Neu-Almaden-Quecksilberminen in San Francisco sind in voller Thätigkeit und liefern ungeheuere Erträge. Die Kompagnie läßt jetzt einen neuen Schmelzofen bauen, welcher fünfmal so groß wie der frühere werden soll. Quecksilber ist ungefähr 45 C. per Pfund werth und sechs Mann schlämmen täglich zwischen 8- und 900 Doll. an Werth.

Homonyme.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Oefter schwing ich mich zu eig'ner Freude
In die Frühlingsluft.

Auflösung der Charade in Nr. 154: Goldpapier.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 161 Sonntag, 7. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Die Thränen standen Claudine bei der Erzählung von dem Tode ihres Schwagers in den Augen, und ich dachte gar nicht daran, daß es ein Kind war, welches also zu mir sprach. Ich war gerührt über das Schicksal ihrer Schwester, über die ersten Thränen, welche ich sie vergießen sah. Und ich wußte doch nicht, wie oft ich die süßen Augen noch weinen sehen sollte, und daß sie sich ihr eigenes Schicksal prophezeite.

Die glücklichsten Augenblicke aber waren es, wenn wir unter den Augen ihrer Gouvernante abwechselnd das eben erschienene Meisterwerk Bernardins de Saint Pierre lasen, das die Herzogin als eine Neuigkeit von Paris mit sich gebracht hatte, und welches damals alle fühlenden Herzen entzückte. Es waren nicht Paul und Virginie, deren Liebe mich rührte, es war Claudinens Gestalt, es war Claudine selbst, die ich in dem reinen Bilde Virginiens wiederfand, und alle die aufopfernde Liebe des glücklich unglückseligen Paul war nicht stärker, als die Lust, welche ich fühlte, mein Leben für Claudinen hinzugeben. Wenn meine ganze Seele überwallte bei den Worten Pauls, dann lobte die Gouvernante meine Art zu lesen, und meine Aussprache, die für einen Fremden wirklich rein sey. Claudine aber hörte mit liebevollem Lächeln zu, und sagte, ich hätte ein gefühlvolles Herz!

Sechs Wochen gingen bald vorüber. Sie hatten ausgereicht, mich die Liebe in ihrer heiligsten Reinheit kennen zu lehren, und als sie vorüber waren, erschien mir Alles wie ein Traum.

Meine Mutter hatte ihre Kur früher beendigt als die Herzogin. Wir sollten aufbrechen von Spaa, das wußte ich seit Tagen. Aber wie es seyn würde am andern Morgen, wenn ich nicht mehr in den Garten gehen, wenn ich nicht mehr Claudinen erblicken, ihre Stimme mich nicht mehr bewillkommen hören würde — das begriff ich nicht. Den ganzen Tag, welcher unserer Abreise vorherging, hätte ich sie immer fragen mögen, ob sie denn glaube, daß wir uns morgen nicht mehr sehen würden? Indeß ich hatte sie niemals noch allein gesprochen, als wenn wir auf der Promenade einige Schritte fern von unseren Mütter waren, und gerade an dem Tage befand sich die Herzogin in größerer Gesellschaft, Claudine fuhr allein mit ihrer Gouvernante aus, und ich hatte meine Mutter bei ihren Abschiedsbesuchen zu begleiten.

Am Mittag zog ein Gewitter auf. Es stürmte und regnete heftig; gegen Abend wurde es hell. Meine Mutter überwachte die Vorkehrungen für die Reise, die Herzogin machte mit Gästen eine Kartenpartie in ihren Zimmern, und ich hatte mich in dem Pavillon des Gartens hingesetzt, das Haus zu skizziren. Ich hatte bisher in dem Gefühl des sicheren Besitzes nicht daran gedacht, daß ich eines Andenkens bedürfen könne, daß ein Tag kommen könne, an welchem ein solches mir unschätzbar seyn würde.

Während ich zeichnete, kam Claudine mit ihrer Gouvernante in den Garten. Die Sonne schien schon wieder, und obwohl sie sich zum Untergange neigte, trocknete sie bereits die Gipfel der Bäume, welche sie berührte, aber die Erde war aufgeweicht, und Gras, Strauch und Blumen tropften noch überall von Perlen, die farbig in dem rothen Glanze des Spätabendes schillerten, und die Luft war feucht und kühl.

Claudine hatte ein weißes Kleid an und nur eine dünne Hülle übergeworfen, ihre Gouvernante war deßhalb besorgt. Es ist zu kalt! hörte ich sie sagen, treten Sie in den Pavillon ein, ich will hinausgehen, Ihnen ein Entredeur zu holen. Treten Sie ein, ich komme gleich!

Claudine gehorchte; die Gouvernante, die mich beschäftigt sah, wünschte mir einen guten Abend und ging so schnell, als ihre Jahre es erlaubten, davon. Wir Beiden blieben allein. Ich wollte mich erheben. Bleiben Sie! sagte Claudine, ich will sehen, was Sie machen. — Sie trat herzu, kniete neben mir auf einen Stuhl und betrachtete meine Arbeit.

Ach, Sie nehmen das Haus auf! bemerkte sie.

Ich will es zum Andenken haben, entgegnete ich, ohne daß ich wagte, den Kopf zu erheben, denn sie hatte sich nah zu mir herübergebeugt, und ich fühlte ihren frischen Athem meine Wange berühren.

Ja, es ist wahr, Sie reisen morgen. Das ist recht schade! meinte Claudine. Ich werde recht allein seyn ohne Sie!

Und ich? Und ich? rief ich aus, und die Thränen traten mir in die Augen.

Claudine erhob sich und fragte zagend und erschreckend zugleich: Sie weinen? aber weßhalb weinen Sie, Monsieur Emil?

Weil ich scheiden muß, und weil ich Sie nicht wiedersehen werde! antwortete ich ihr, unfähig, meine Gedanken zu verbergen.

Nicht wiedersehen? wiederholte sie in einem Tone, als sey diese Vorstellung ihr noch nicht gekommen. Oh, freilich werden wir uns wiedersehen! Ihre Mutter hat es gesagt, Sie werden nach Paris kommen, Ihre Erziehung zu beenden! Ich rechne darauf, daß Sie nach Paris kommen werden.

Aber wo werden Sie dann seyn? fragte ich unwillkürlich. Sie werden eine große Dame seyn, Sie werden eine Herzogin seyn, wie Ihre Frau Mutter, und — Sie werden mich vergessen haben!

Claudine schwieg. Ja, sagte sie nach einer kleinen Weile, es ist wahr, man wird mich verheirathen, wenn ich erwachsen bin.

Sie hatte sich niedergesetzt und den Kopf auf die Hand gestützt, ihre langen braunen Locken bedeckten ihren ganzen Arm. Sie wußte mir keinen Trost zu geben, ich konnte gar nicht sprechen. Es ist merkwürdig genug, daß die Brust eines so jungen Menschen den ganzen Schmerz der stärksten Leidenschaft empfinden kann.

In dem Augenblicke erschien die Gouvernante in dem Thor des Gartens.

Hören Sie, Herr Emil! rief Claudine schnell und heftig, hören Sie, glauben Sie es nicht, ich werde Sie nicht vergessen, niemals! aber weinen Sie nicht! — und sich schnell umwendend, nahm sie eine Scheere, die auf dem Tische lag, trat hinter einen Pfeiler, hinter welchem ihre Gouvernante sie nicht sehen konnte, schnitt eine ihrer Locken ab und sagte noch einmal: Da! nehmen Sie! ich werde Sie nicht vergessen, aber weinen Sie nur nicht! weinen Sie nicht mehr!

Sie reichte mir flüchtig die Hand, eilte zum Pavillon hinaus, verließ mit ihrer Gouvernante den Garten, und am folgenden Morgen reisten wir ab, ohne daß ich sie noch einmal wiedergesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die deutsche Maß- und Gewichtsfrage.

Einem seit uralten Zeiten in Deutschland bestehenden, oft schon tief gefühlten, jedoch nie thatkräftig behandelten Bedürfnisse soll in unsern Tagen die sehnlich erwartete Befriedigung zu Theil werden. Eine Kommission von sachkundigen Gelehrten, zu Frankfurt a. M. zusammengetreten, hat in Bezug auf die Feststellung eines allgemeinen deutschen Maß- und Gewichtssystems Beschlüsse gefaßt, welche dem Einsender Dieses aus einem sehr wohl geschriebenen Aufsatze der deutschen Vierteljahrs-Schrift (Stuttgart, 1861. Nr. 95) zur Kenntniß gekommen sind. So lebhaft dessen Freude über die darin niedergelegten Resultate ihrer eifrigen und mühevollen Arbeiten gewesen ist, so schmerzlich mußte es denselben berühren, daß die Grundeinheit des deutschen Maßes aus einer französischen Quelle geschöpft werden soll. Der Meter der Franzosen soll zum Maße der Deutschen gestempelt und dem seit uralten Zeiten bestehenden, durch geschichtliche Traditionen fest im deutschen Handel und Wandel gewurzelten Fuße, ohne irgend eine gebieterische Nothwendigkeit, vorgezogen werden.

Dieser französische Meter ist bekanntlich aus einer allerdings sehr großartigen, durch ungewöhnliche Geistes- und Körperkräfte gleichberühmten Gradmessung hervorgegangen. Aus einem kunstreich gemessenen bedeutend großen Bogen des Pariser Erdmeridians schloß man auf die Größe des Quadranten dieses Meridians, nahm von dieser Länge den zehnmillionten Theil und nannte ihn Meter. Er beträgt 3 Fuß 2 Zolle + ... rheinl. Maß und ist (nach dem zehntheiligen Systeme in 10 Dezimeter, 100 Centimeter und 1000 Millimeter getheilt) in Metall oder Holz zum praktischen Gebrauche dargestellt worden. Wäre dieser physische Meter nun zufällig verloren und man wollte die kolossale Messung und Rechnung wiederholen, so ist nichts gewisser, als daß dessen Länge von der bisher bekannten mehr oder weniger abweichend gefunden würde. Ja es ist selbst in den primitiven Rechnungen ein Fehler entdeckt worden. Daher bleibt für den praktischen Gebrauch kein anderes Mittel, als die zu wählende Grundeinheit der Maße, nach Erwägung der maßgebenden Verhältnisse festzusetzen und körperlich sichtbar darzustellen.

Für eine allgemein gültige deutsche Maßeinheit gibt es offenbar nichts Zweckmäßigeres, als die Annahme eines deutschen Fußes und es ist eben so einfach, als der deutschen Gesinnung entsprechend, denselben aus deutscher und durchaus nicht aus französischer Quelle zu schöpfen. Man vergleiche die in deutschen Landen bestehenden deutschen Fußmaße miteinander und die Vergleichung wird eine bedeutende Abweichung ihrer Länge darbieten. Nun wohl! Man verfahre hier, wie bei so vielen Anwendungen in der Wissenschaft und im Leben, nehme zwischen den größeren und kleineren ein arithmetisches Mittel. Dieses wird allen, den größern und kleinern, nicht störend, sondern alle verbindend entsprechen und somit ein rein deutsches Urmaß bilden. Die Auflösung ist ganz einfach diese. Aus dem oben bemerkten Aufsatze in der deutschen Viertel-

jahrs-Schrift S. 6 geht folgende Uebersicht hervor: Wenn man den Badischen (oder den ihm gleichen Nassauer) Fuß in 300 gleiche Theile theilt, so hat der bestehende Fuß

in Hessen-Darmstadt	290	dieser Theile
in Sachsen-Weimar	282	" "
in Schwarzburg-Rudolstadt	282,2	" "
in Sachsen-Meiningen	283,1	" "
im Königreich Sachsen	283,2	" "
in Sachsen-Altenburg	283,8	" "
in Frankfurt a. M.	284,6	" "
in Württemberg	286,5	" "
in Gera ebenfalls	286,5	" "
in Hamburg	286,6	" "
in Gotha deßgleichen	286,6	" "
in Lübeck	287,6	" "
in Hessen-Kassel	287,7	" "
in Braunschweig	288,4	" "
in Bremen	289,3	" "
in Lippe	289,5	" "
in Schaumburg-Lippe	290,1	" "
in Mecklenburg	291	" "
in Bayern	291,9	" "
in Hannover	292,1	" "
in Waldeck	292,4	" "
in Oldenburg	295,9	" "
in Nassau	300	" "
in Koburg	301	" "
in Preußen	313,9	" "
in Oesterreich	316,1	" "
in Baden	300	" "

Die Summe beträgt . . 7822

Da nun diese Zahl den Gesammtbetrag der 27 an Größe meist verschiedenen Fußmaße deutscher Staaten bildet, so darf dieselbe nur durch 27 dividirt werden, um die mittlere Größe eines mittlern deutschen Fußes zu bestimmen. Man findet 289,7, wofür die reine ganze Zahl 290 gesetzt werden kann. Der aus deutschem Boden hervorgegangene deutsche Fuß beträge demnach 290 solcher Theile, deren der Badische Fuß 300 enthält. Auch ist seine Länge eine solche, welche von den übrigen nicht bedeutend abweicht. Er soll in 2, 4, 8 gleiche Theile getheilt werden, um Halbe, Viertel, Achtel deutsche Fuße zu bilden. Zwei derselben würden sodann die deutsche Elle darstellen.

Auf diesem einfachen, der deutschen Gesinnung zusagenden Wege bedarf es keines französischen Erborgens und Deutschland bestimmte sich selbstständig seine deutsche Maße.

Sehr leicht ist es auch, dieses deutsche Urmaß auf den französischen Meter zu reduziren und hierdurch jeglichen Verkehr mit diesem Nachbarstaate zu erleichtern. Es sind nämlich die oben bemerkten 27 Fußmaße nach Theilen des Meters (nach Millimeter) bestimmt. Das deutsche Grundmaß beträge demnach auch 290 Millimeter oder 2 Dezimeter und 9 Centimeter, wodurch die Reduktionen aus deutschem Maße in französisches und umgekehrt sehr einfach auszuführen wären.

Würden noch mehrere deutsche Staaten, außer den obigen 27, beitreten, so hätte man nur eine ähnliche Rechnung durchzuführen, um sich zu überzeugen, daß das zu findende Resultat von der Zahl 290 nur sehr unmerklich abweiche, wodurch diese Zahl unverändert bleiben kann.

Durch diese unmaßgebliche Vorschläge würde das neue deutsche Urmaß nicht als entlehnte Frucht des französischen Bodens, sondern als selbstständig erzeugte rein deutsche Pflanze auf deutschem Boden sich kräftig erheben und, indem sie als solche dasteht, auch dem französischen Nachbarstaate im gegenseitigen Verkehre nützlich seyn.

Der große Komet.

Herr Professor Heis berichtet über den großen, jetzt sichtbaren Kometen aus Münster vom 3. ds. das Nachfolgende:

„Gestern, Dienstag Abends, war nach 10 Uhr der Himmel theilweise bewölkert, so daß es bis nach 11 Uhr nur von Zeit zu Zeit vergönnt war, den hellen Kopf des Kometen und den zunächst liegenden Schweif wahr zu nehmen. Zu der Zwischenzeit von 11¼ bis 11¾ Uhr war der Himmel so aufgehellt, daß der Komet ganz vollständig vom Kopfe bis zum äußersten Schweife, wie wir ihn Tags zuvor zu sehen nicht Gelegenheit hatten, sich unseren Blicken darbot. Der Kopf des Kometen, welcher seit Montag seinen Stand bedeutend geändert, hatte seinen Weg auf den großen Bären zu genommen und die Gränze des Sternbildes desselben und des Luchses bereits überschritten. Er befand sich in der Nähe des an der Schnauze befindlichen, mit o bezeichneten, Sternes dritter Größe. In 24 Stunden hatte der Komet am Himmelsgewölbe einen scheinbaren Weg von nicht weniger als 10 Graden, beiläufig 20 Mondbreiten, zurückgelegt, hatte somit, woraus sich auf eine große Nähe des Kometen bei der Erde schließen läßt, eine Geschwindigkeit gezeigt, welche nahe der scheinbaren des Mondes gleich kommt.

„Der Kopf des Kometen hatte einen runden planetartigen Kern von ruhigem weißem Lichte, der ringsum von einer, in den Schweif sich verlierenden, Nebelhülle umgeben war. Die schöne Form des gleich einem gebogenen Faden sich ausbreitenden Schweifes des Donatischen Kometen von 1858 ging dem Schweife des neuen großen Kometen ab, vielmehr war dieser streifenförmig und fast der ganzen Länge nach von zwei Grünglinien, die etwa fünf Mondbreiten von einander abstanden, ein-

geschlossen. Nur in der Nähe des Kopfes war der Schweif etwas breiter und heller, als an den übrigen Stellen. Eine Krümmung nach der Seite des großen Bären zu war zwar schwach, aber nicht zu verkennen. Einen ähnlich gestalteten Schweif hatte der große Komet von 1843.

„Der neue Komet zeichnet sich von seinen Vorgängern durch die enorme Länge des Schweifes aus. Die ungemeine Klarheit der Luft sowohl, als die bis um Mitternacht zunehmende Dunkelheit ließen den Schweif bis zu seinem Ende, das sich in den Himmelsraum verlor, deutlich erkennen. Der Schweif hatte eine solche Größe, daß man genöthigt war, sich umzukehren, um den jenseits des Zeniths liegenden Theil zu verfolgen.

„Der Schweif berührte die beiden Sterne λ und κ im Drachen, setzte sich zwischen ϑ und ε im Drachen fort und endete deutlich im Sternbild des Herkules in der Nähe des Sternes μ. Die Länge betrug, in Graden ausgedrückt, nicht weniger als 85; den Donati'schen Kometen erblickten wir in seiner größten Ausdehnung nur in einer Länge von 35 Graden; der Schweif des Donati'schen Kometen war jedoch wegen der größeren Breite und größeren Helligkeit imposanter zu nennen. Wäre es möglich, den jetzigen Kometen am hellen Tage zu erblicken, so würden wir am Dienstage gegen 2 Uhr Mittags den Kopf in der Nähe des Zeniths, das Ende des Schweifes dagegen an den Horizont anstoßen gesehen haben.

„Der Komet wird in den nächsten Tagen dieser Woche sich zwischen dem großen und dem kleinen Bären bewegen und zunächst seinen Weg nach dem Drachen nehmen. Donnerstag Abends wird er in der Nähe des Sterns λ im Drachen sich befinden. Er wird in Bezug auf den Horizont noch mehr an Höhe zunehmen, noch immerfort während der ganzen Nacht am nordwestlichen und nördlichen Himmel sichtbar seyn. Ob er noch an Größe und Helligkeit zunehmen wird, werden die nächsten Tage lehren. Er nimmt seine Richtung von der Sonne weg und befand sich vor nicht langer Zeit in der Nähe der Sonne, in deren Strahlen er sich verlor. Als der fremde Himmelskörper vor etwa zehn Tagen sich zu entwickeln begann, so daß er hätte gesehen werden können, verhinderte die weit verbreitete trübe Witterung das Erkennen. Wahrscheinlich wird uns in Kürze von amerikanischen Astronomen die Kunde zugehen, daß der Komet bereits im letzten Drittel des Juni von ihnen gesehen worden ist."

Mannigfaltigkeiten.

Aus Nancy erfährt man das Ableben eines deutschen Prinzen. Eine dortige Zeitung berichtet hierüber: „Die protestantischer Kirche von Nancy vereinigte am 26. Juni einen zahlreichen Zug, welcher dem Sarge eines Mannes folgte, der ungeachtet seines deutschen Ursprungs, unser Mitbürger geworden war. Er war in Nancy unter dem Namen Baron von Falkner bekannt, sein wahrer Name war Franz August, Prinz von Hessen-Philippsthal. Jüngerer Sohn des Prinzen Ernst Konstantin, Landgrafen von Hessen-Philippsthal, folgte er frühzeitig der militärischen Laufbahn und war 1837 Major in der österreichischen Armee. Ohne Ehrgeiz verzichtete er auf die glänzende Laufbahn, welche ihm seine hohe Geburt, seine wissenschaftliche Bildung und seine militärische Talente verbürgten. Er vermählte sich 1841 mit einem Mädchen niederen Standes und ließ sich in Frankreich nieder unter dem Namen Baron von Falkner, wo er in der größten Einfachheit den schönen Künsten und Studien lebte."

In dem vierten Bande seiner Memoiren erzählt Guizot folgende Geschichte: Als Louis Napoleon nach dem Straßburger Putsch von Louis Philipp nach Amerika entlassen wurde, erschien auf der Fregatte kurz vor dem Absegeln der Unterpräfekt von Lorient und fragte Louis Napoleon, ob er, in New-York angekommen, Geldmittel finden werde. Auf dessen verneinende Antwort erklärte der Unterpräfekt: „Der König beauftragt mich, Ihnen diese 15,000 Franken einzuhändigen, welche sich in Gold in diesem Kistchen befinden." Der Prinz nahm das Kistchen, der Unterpräfekt kehrte ans Land zurück, und die Fregatte segelte nach Amerika. Später hat sich der Kaiser für diese Gabe gegen die Erben Louis Philipps durch Beschlagnahme ihrer Güter glänzend revanchirt, wie männiglich bekannt.

Das Leichenbegängniß Braidwoods, des Chefs der Londoner Löschanstalten, der vor zehn Tagen beim großen Brande sein Leben eingebüßt hat, war das Großartigste, das London seit der Bestattung des Herzogs von Wellington gesehen hat. Der Trauerzug, der sich mitten durch die mit dichten Menschenmassen angefüllten Straßen der City, bewegte, hatte eine Länge von drei englischen Meilen. Alle Läden waren geschlossen und Aller Häupter waren entblößt.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 162 Dienstag, 9. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Als ein ganz veränderterter Mensch kehrte ich in meine Heimath zurück. Ich war stolz geworden und demüthig, ich fühlte mich meiner ganzen Umgebung überlegen, und hatte dabei doch zugleich das Gefühl, daß ich Nichts sey, und daß ich Etwas werden, daß ich etwas Ausgezeichnetes leisten müsse, um mich der Geliebten, denn als solche sah ich Claudinen an, zu nähern. Sonst war es mir als eine Bevorzugung erschienen, daß ich ein Gutsbesitzer werden und in der Natur leben sollte. Jetzt dünkte ein solches Daseyn mir unerträglich, und mein ganzer Sinn war darauf gerichtet, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, ein berühmter Mann zu werden, und auf diese Weise die Ebenbürtigkeit mit der Geliebten zu erreichen. Daß Claudine noch eine Kind war, hinderte meine Bestrebungen nicht, sondern diente nur dazu, meinen Muth zu erhöhen, weil es mir Raum ließ, etwas aus mir zu machen.

Es war damals eine Zeit der Wiedergeburt in allen Künsten, eine Zeit, in welcher man die Künstler feiernd ehrte. Der Ruhm des jugendlichen Göthe erfüllte ganz Europa, er hatte am Hofe zu Weimar eine ebenbürtige Aufnahme gefunden, er beherrschte als erster Vertrauter des Fürsten das Land. Alfieri war in Italien in Aller Munde, der Bildhauer Canova, die Maler Tischbein und Hackert wurden von den Fürsten gesucht und belohnt, und weil ich mir ein poetisches Empfinden, eine gewisse künstlerische Begabung zuerkennen durfte, meinte ich zum Dichter, zum Künstler geboren zu seyn, meinte ich mir als solcher die Herzogstochter gewinnen zu können.

Die unverstandenen Ansichten, welche ich aus meinem Rousseau über die Würde des Menschen geschöpft, die Zuvorkommenheit, welche die Herzogin in augenblicklichem Gefallen uns bewiesen, meine sogenannten freisinnigen Ideen und mein Bürgerstolz mischten sich in mir mit dem thörichtsten Verlangen nach Rang, nach Ehren, nach Vornehmheit, und es ist mir jetzt selbst oft ein Räthsel, wie so widerstrebende Dinge sich in mir zu irgend einer Einheit zusammen finden konnten.

Mein Vater hatte die Absicht gehabt, mich nach der Rückkehr aus dem Bade nach England zu senden, wo ich zuerst die Sprache, und dann die Landwirthschaft erlernen sollte, und ich begrüßte diesen Plan mit Freude. In Begleitung meines ältesten Bruders durchreiste ich Holland, dessen Kunstschätze mich in meinem Verlangen, ein Künstler zu werden, nur bestärkten, und fand mich dann im Winter fürs Erste in einem englischen Pfarrhause installirt, in welchem ich die vollste Muße genoß, allen meinen Träumen nachzuhangen. In Holland hatte ich gedacht, ein Maler zu werden, in England, wo ich meine Kenntniß der Sprache auch durch das Studium der englischen Dichter zu vervollständigen suchte, meinte ich zum Dichter geboren zu seyn. Ich las und machte Verse, ich fing an, einen Roman zu schreiben, ein Trauerspiel zu entwerfen, und mehr und mehr ein phantastischer Müßiggänger zu werden. Früher war ich das freilich in aller Unschuld auch gewesen, jetzt wurde ich es aber aus Ueberzeugung und mit Selbstbewußtseyn. Ich begann zu malen, ich musizirte, ich ging oftmals nach London, um die Theater zu besuchen, ich blieb endlich ganz in London und mischte mich in die Gesellschaft, soweit sie mir zugänglich war, aber ich that dieß Alles, wie ich glaubte, nur um mir die Kenntnisse und die Welterfahrung anzueignen, welche ein Dichter haben mußte; denn ich wollte und mußte ein Dichter werden, um in der höchsten Gesellschaft als ein Eingeborner zu leben.

Zu meinem Glücke hatte ich aber nicht nur die poetische und schwärmerische Seele meiner Mutter, ich hatte auch etwas von dem tüchtigen Verstande meines Vaters ererbt, und je reifer ich wurde, je mehr ich die Werke der Dichter ihrem Geiste nach verstehen lernte, um so weniger wollten meine eigenen Versuche mir gefallen. Ich dichtete zwar noch immer fort, aber nur um meiner stillen Liebe zu genügen, und nachdem ich es Jahr und Tag bald mit der Poesie, bald mit den anderen Künsten versucht hatte, gestand ich mir endlich ein, daß ich keine Anlage habe, in irgend einem Kunstgebiete mir Lorbeern zu erwerben. Der Kunst entsagen, hieß jedoch meinen Träumen, hieß allen meinen bisherigen Hoffnungen entsagen. Ich war sehr nieder-

geschlagen darüber, und wußte nicht, was mit mir beginnen, als der Befehl meines Vaters mich endlich auf das Land versetzte.

Die ganz veränderte Umgebung brachte mich zur Besinnung. Der Verkehr mit jungen Männern, die, einer rein praktischen Thätigkeit ergeben, Genuß und Erholung fanden in den Freuden der Jagd, wie in allen männlichen Uebungen, regte in mir die Kraft der Jugend wieder auf, die in meiner bisherigen Lebensweise zu erschlaffen gedroht hatte. Da ich mir nicht mehr schmeichelte, meinem Namen in der Zukunft unter den geistigen Größen glänzen zu sehen, wandte sich mein ganzer Ehrgeiz jetzt darauf, einer der Ersten zu werden in allen den körperlichen Fertigkeiten, welche die jungen Engländer besaßen und die ich mir anzueignen hatte. Im Reiten und Schwimmen, im Fechten und Boxen gelang es mir besser als im Gebiete der Kunst, und wenn ich nach gemeinsamem, oft lärmendem Mahle, nach der ermüdeten Arbeit in Wald und Feld, am Abende mein Lager suchte, so wollte Claudinens Bild mir nicht mehr wie sonst erscheinen. Ich empfand das als eine Strafe, und ich rief sie bald nicht mehr, aus Furcht mich durch diese Strafe gedemüthigt zu fühlen.

Durch meine Mutter hörte ich immer seltener von der herzoglichen Familie und Claudinen. Der Begegnung im Badeort war zwar ein lebhafter Briefwechsel gefolgt, in welchem die Mittheilungen noch vertrauter, der Gedankenaustausch noch inniger geworden war, als in dem persönlichen Verkehr, weil die Ferne Alles aufhob, was die Frauen etwa von einander gehalten, und weil die Einsamkeit, in der er sich befindet, dem Schreibenden das Herz erschließt; aber gerade diese völlige Aufrichtigkeit störte allmählich das Verhältniß.

Die Herzogin hatte sich in der Freundschaft mit einer Dame des dritten Standes gefallen, hatte die Verdienste und die Ansprüche dieses Standes mit einsichtiger Aufrichtigkeit anerkannt, so lange in Frankreich die ihr gewohnten Verhältnisse gedauert hatten. Sie sowohl als ihr Gatte gehörten dem aufgeklärten Theile des hohen Adels an, der die Mißbräuche und Uebelstände in Frankreich kannte, und für ihre Abstellung manches Opfer zu bringen bereit war. Aber auch sie meinten nur Zugeständnisse machen, nicht Forderungen bewilligen zu müssen, und die ersten Anzeichen der revolutionären Bewegung in Frankreich änderten, wenn nicht die Gesinnung und Einsicht des Herzogs, so doch die Stimmung seiner Gattin, und allmählich auch das gute Einvernehmen, welches bis dahin zwischen ihr und meiner Mutter geherrscht hatte.

Je weiter die Umwälzung in Frankreich vorwärts schritt, um so mehr verdammte die Herzogin die Anmaßungen des dritten Standes, für dessen berechtigtes Verhalten meiner Mutter, als Tochter des dritten französischen Standes und als Bürgerin einer freien Reichs- und Hansestadt, begeistert war. Beide Damen nahmen in den Kreisen, in denen sie lebten, eine bevorzugte Stellung ein. Beide waren Frauen von Geist und behaupteten sich als solche; Beide waren von den Ereignissen in Frankreich sehr ergriffen. Statt der Herzensergüsse und der literarischen Unterhaltungen, trat jetzt also die Politik in die vertrauten Briefe ein, und bald war durch sie die Korrespondenz ihres friedlichen Reizes in einer Weise beraubt, daß man die Nothwendigkeit fühlte, in diesem Augenblicke den Briefwechsel abzubrechen, sollte die Neigung, welche man noch immer für einander hegte, nicht darunter leiden. Es war ein verständiger Entschluß, eine freundschaftliche Uebereinkunft, aber doch immer eine Trennung.

Mich berührte die Nachricht von diesem Zerwürniß nicht eben tief. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte fröhliche Genossen, mancherlei Interessen, war selbst lebhaft hingenommen von den Vorgängen jenseits des Kanals, für und wider welche man in England leidenschaftlich Partei nahm, und obschon ich das größte Verlangen trug, nach Frankreich zu gehen, so hatte meine frühere Leidenschaft für Claudine doch keinen eigentlichen Antheil daran. Ich hatte sie freilich nicht vergessen, ich trug mit phantastischem Sinne noch immer ihre Locke auf dem Herzen, aber ich wußte nicht mehr, wie sehr ich sie geliebt hatte, ich wußte es nicht, daß der Gedanke, die Liebe dieses Fürstenkindes besessen zu haben, mir ein Talisman gegen jedes Versinken in die wilde Lust der Jugend um mich her geworden war. Ich schrieb den Lehren meiner Mutter, der Erinnerung an sie, und meinen eigenen Grundsätzen eine Kraft zu, welche sie nicht besaßen, und war gebunden durch die unbewußte Erinnerung an die reine Schönheit eines Kindes.

Die Zeit, welche man für meinen Aufenthalt in England bestimmt hatte, war während dessen zu Ende gegangen, und mein Vater verlangte meine Rückkehr in die Heimath. Was ich dort beginnen sollte, wußte man freilich noch nicht. Der Augenblick war nicht dazu angethan, meinen Vater zu dem Ankauf eines Gutes für mich zu bestimmen, und während man noch über meine nächste Zukunft berieth, trat einer jener Zufälle ein, welche das Loos eines Menschen umgestalten, ein Zufall, welcher meinem Leben unerwartet eine neue Bahn anwies.

Der älteste Bruder meiner Mutter, ein angesehener Mann, und einer der Vertreter des dritten Standes, verlor seinen Sohn, sein einziges Kind, und verlangte, daß man mich zu ihm senden solle, die Lücke in seinem Daseyn möglichst auszufüllen. Das Mitleid mit dem Schmerze ihres Verwandten, die Rücksicht auf die Vortheile, welche mir durch meines Onkels Liebe erwachsen konnten, ließen meine Eltern nicht anstehen, ihre Einwilligung zu geben, und im Anfang des Jahres eintausend siebenhundert und neunzig reiste ich von Dover nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Mauer.

(Schluß.)

Heute noch ist der feige Mörder Brabazons in seiner hohen Stelle; Niemand wurde bestraft; hätten wir aber diese Elenden auf dem höchsten Thurme Pekings aufgehängt, so würden wir der chinesischen Regierung eine bessere Lehrer von Menschlichkeit gegeben haben, als durch alle Traktate oder Predigten der Missionäre. Ein alter Chinese und scheinbar frommer Christ ist der Aufseher dieses Kirchhofs; er zeigte uns die verschiedenen Gräber unserer Landsleute, die sich indeß durch nichts unterscheiden oder andeuten, daß unter dem sandigen Boden Leichen ruhen; Bruce hat nun, seitdem ich dort war, Grabhügel aufwerfen lassen. Wir kamen nun an dem Lamatempel vorbei, der uns als Stall für die Artilleriepferde gedient und der noch sehr verwüstet aussieht, in einem unfruchtbaren Landstrich, und gelangten nach dem Dorf Hareilungkoun, wo wir in einem kleinen Wirthshaus schliefen, in welchem gerade etwa dreißig mongolische Soldaten, die wie Banditen aussahen und gegen die Rebellen zogen, auch übernachteten.

Am nächsten Tag erreichten wir Chataou am Fuß der großen Mauer. Die letzten fünfzehn Meilen des Weges waren so schlecht, daß wir unsere Pferde in Nankan zurücklassen und Tartarenpony's miethen mußten. Nur diese mageren kleinen Thiere konnten uns über die Gebirgspässe bringen, die wir nicht zu Fuß passiren konnten, weil wir schon auch einem Marsch von einer Meile über die scharfen Felsen unsere Schuhe verloren haben würden.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch erkletterten wir die höchste Spitze der Berge und hier standen wir auf der großen Mauer und bedachten die ungeheure Thorheit dieses wunderbaren Werkes menschlicher Industrie, welches 200,000 Menschen kostete, die an Erschöpfung starben. Die Mauer, aus Stein und Backsteinen erbaut, ist zwanzig Fuß hoch und fünfzehn Fuß breit, und von einer doppelten Brustwehr überragt, mit Schießlöchern an der Nordseite. So weit das Auge über die Gebirgskette reicht, windet sich die Mauer an den Abhängen der abschüssigen, schwarzen Felsen hin, wie eine dahin kriechende Riesenschlange, die mit ihrem Athem alles ihr Nahekommende vergiftet, denn wohin man auch den Blick wendet, überall sieht man nur düstere Felsen ohne Grasreuchs oder Moos. Die Laune eines Tyrannen baute eine Mauer dahin, wo die Natur bereits eine Barriere geschaffen hatte, stärker als sie menschliche Kunst errichten konnte, da steht sie aber nun nach 2000 Jahren, ein Monument der grausamen Narrheit eines einzigen Mannes und der in Geduld ertragenen Leiden vieler Tausende. Nachdem ich vergeblich versucht, die Landschaft aufzunehmen, um irgend einen bemerkenswerthen Punkt dieser Wildniß zu finden, nahm ich meinen Backstein und stieg herunter, um zurückzukehren.

Unser Führer wollte kaum seinen Sinnen trauen; gewiß zweifelt er an den unserigen. In Nankan hatte mich schon mein Wirth gefragt, warum wir an die große Mauer gingen, meine aufrichtige Antwort fand keinen Glauben. Er fragte mich, ob es denn anderswo keine Mauern gäbe und die Mauer von Peking nicht weit schöner sey? Und ob, wenn wir Wild schießen wollten, wir es nicht vor unserer Thüre auf dem Markt kaufen könnten? Er war sicher überzeugt, daß wir irgend einen feindlichen Zweck hätten, als wir aber zurückkamen und er den Backstein sah, brach er in ein lautes Gelächter aus und hielt uns für ein paar harmlose Wahnsinnige.

Ehe wir nach Peking zurückkehrten, besahen wir uns den Sommerpalast und gelangten ohne Hinderniß bis ins Innere der Ruinen; er ist gründlich zerstört und nicht das Geringste ist zu seiner Reparatur geschehen. Häuser und Pagoden, Aschenhaufen, verkohlte Balken und verbrannte Bäume waren Alles, was wir dort sahen. An einem der Hauptthore standen zwei ungeheure Löwen aus Bronce, deren Metall mindestens 5000 L. werth ist, unversehrt auf ihren massiven Piedestalen; die konnte man freilich nicht mitnehmen. Ich bedauerte die armen Leute in den Dörfern, deren Hütten verbrannt worden, hier konnte ich aber kein Mitleid empfinden; ich dachte an den russischen Kirchhof und da that es mir leid, daß der Kaiser und sein Hof bei der Plünderung nicht im Palast gewesen.

Am inneren There hielten mich einige Enrechoz-Soldaten an und während ich mit ihnen sprach, erschien ein Mandarin mit zahlreichem Gefolge und ersuchte mich umzukehren, da, wenn ich bleiben oder gar weiter gehen würden, es ihm seine Stelle, vielleicht selbst den Kopf kosten würde. Er war sehr höflich, ich ebenfalls; ich gehorchte und ritt weg. Als ich mich unserer Legation in Peking näherte, sah ich die Trikolore auf der ihr gegenüberliegenden Mauer, der französische Gesandte war an demselben Tage eingezogen, Bruce kam am nächsten Morgen. Ich hoffe, unsere Flagge ist nun auch aufgezogen worden, obschon ich ein altes erfahrenes Mitglied der Legation äußern hörte, man solle die Gefühle der Chinesen schonen und die Flagge nicht aufziehen. Wir haben von dieser falschen, verdorbenen Regierung mehr zu fürchten, wenn wir ihren Vorurtheilen nachgeben, als wenn wir uns kühn und selbstständig zeigen, und letzteren Weg wird Bruce sicher einschlagen, wenn er nur seinen eigenen Eingebungen zu folgen hat.

Bayerische Einwanderer in der Krim.

Burluk an der Alma, 4. Juni.

Vor wenigen Tagen hatten wir die Freude, hundert und etliche deutsche Landsleute zu begrüßen, welche mit dem Dampfschiffe aus Odessa in Sebastopol angekommen waren. Schon einige Wochen früher hatten sich einzelne Einwanderer aus dem Württembergischen eingefunden; diese aber sind sämmtlich aus dem bayerischen Oberlande und größtentheils in der schmucken ländlichen Tracht desselben — doch waren auch ein Paar Krinolinen aus unserer lieben Vaterstadt München darunter zu bemerken. Diese Leute sind von einem Gutsbesitzer, Namens Schatiloff, zur Bearbeitung seiner Besitzungen in der Gegend zwischen Feodosia und Karasu Bazar unter bestimmten Bedingungen gemiethet. Wir halten es für unsere patriotische Pflicht, diese Bedingungen zu Nutz und Frommen unserer Landsleute, die vielleicht noch hieher überzusiedeln gedenken, näher zu beleuchten. Oben besagte Einwanderer haben nämlich bereits in Bayern, unkundig der hiesigen Verhältnisse, ihren Kontrakt abgeschlossen; derselbe geht im Wesentlichen dahin, daß die Leute sich verpflichten, gegen einen Jahreslohn von siebenzig Rubel Silber (nach den jetzigen Kursverhältnissen circa 120 fl. rheinisch). — NB.! Mann und Weib zusammen, als eine Person gerechnet —, so wie gegen freie Nahrung, Wohnung und Kleidung fünf Jahre lang hindurch sich zu Landbauarbeiten verwenden zu lassen. Nach Ablauf dieser Zeit verpflichtet sich der Gutsbesitzer, einem Jeglichen ein Stück Land in Pacht zu geben. Die Kosten der Reise nach der Krim übernahm der engagirende Gutsherr in der Weise, daß die Ankömmlinge auf Eisenbahnen und Dampfschiffe in 2. Klasse befördert würden. In Sebastopol angekommen, zeigte sich bereits mehrfache Unzufriedenheit unter den Leuten, indem sie klagten, daß man sie, im Gegensatze zu dem eingegangenen Kontrakte, auf dem Dampfschiffe Plätze 3. Klasse habe einnehmen lassen. Außerdem hatten sie bereits in Odessa eingesehen, daß die in Bayern stipulirte Miethsumme rücksichtlich der hiesigen Preisverhältnisse aller Arbeit und Waare zu gering ist und sie damit keineswegs die gehoffte sichere Existenz finden werden. Daher sehen denn Viele schon in gedrückter Stimmung der nächsten Zukunft entgegen. Wir selbst wollen über ihre günstige oder ungünstige Zukunft nicht absprechen. — Diese hängt natürlich von der Ehrenhaftigkeit des Herrn Schatitoff und der mehr oder minder großen Ausdauer und Energie unserer Landsleute ab; aber um ein für allemal nach Rußland wanderungslustige Landsleute vor Schaden zu bewahren, müssen wir bemerken, daß das Geld, hier zu Lande konsumirt, gelindest ausgedrückt höchstens die Hälfte seines Werthes in Bayern hat. Dieß ist schon daraus ersichtlich, daß, während obige Einwanderer sich paarweise, d. h. Mann und Frau, um 70 R. S. jährlichen Miethlohnes dingen ließen, hiesige Gutsbesitzer bereits 100 und 120 R. S. Jahrlohn an einzelne eingeborne Arbeitsleute bezahlen. Uebrigens halten wir es für viel vortheilhafter, wenn die Einwanderer, falls es ihnen die Vermögensverhältnisse einigermaßen gestatten, auf eigene Kosten hieher ziehen und an Ort und Stelle selbst, nachdem sie die Land- und Geldverhältnisse persönlich kennen gelernt, ihre Kontrakte abschließen, welche ihnen jedenfalls unter den günstigsten Bedingungen gewährt werden, da in Folge der Auswanderung der muhammedanischen Bevölkerung die Konkurrenz der Gutsherrn, welche Arbeiter oder Pächter suchen, eine ungeheure ist, indem ihr Land außerdem größtentheils öde und brach liegen müßte. Sonst müssen wir allerdings gestehen, daß der billige Preis und die Fruchtbarkeit der Ländereien bei einer fast alljährlich sicheren Ernte (Hagelschlag kömmt in der Krim fast gar nicht vor, nur sind zuweilen die ungeheuren Heuschreckenschwärme zu fürchten) fleißigen und nüchternen Kolonisten Aussicht auf reichlichen Lebensunterhalt gewähren, wie Dieß die bereits im taurischen Gubernium bestehenden, durchgehends reichen und blühenden deutschen Kolonien, deren Zahl hundert übersteigt, beweisen. Wir hoffen, daß die Darlegung dieser Verhältnisse weitere Verbreitung in deutschen patriotischen Blättern finden werde.

Mannigfaltigkeiten.

In den brasilianischen Bergwerken hat man kürzlich eine merkwürdige Substanz gefunden; man nennt sie Carbonado oder amorphen Diamant; sie ist eine Art Zwischenstufe von Diamant und Holzkohle, und besitzt die Härte des Ersteren neben dem schwarzen gleichförmigen Charakter des letzteren. Eine genaue Untersuchung zeigt merkwürdige Spuren eines Ueberganges von dem einen Zustand in den anderen.

Das Pariser „Pays" berichtet wörtlich: „Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich ist am 22. Juni von Luxemburg (soll heißen Laxenburg) nach Possenhofen (dort war sie gar nicht) zu Ihren Eltern gereist und von dort am 24. zur See nach Korfu gegangen, welcher Aufenthalt Ihr von den Aerzten verordnet worden ist. (Von Possenhofen zur See nach Korfu!!! O Franzosen!)

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 163 Mittwoch, 10. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Es war im ersten Frühling. Der König und der Hof residirten bereits lange in den Tuilerien, die kurze Zufriedenheit, welche der Aufenthalt des Königs in der Residenz erregt hatte, war schon vergessen, und die Nationalversammlung arbeitete rüstig fort an den Gesetzen, mit denen ein großer Theil ihrer Mitglieder die Ruhe herzustellen, und die Versöhnung zwischen dem Könige und dem Volke immer noch zu Wege zu bringen hoffte. Die Erklärung der Menschenrechte, die Aufhebung der Privilegien, des Religionszwanges, der Mönchsorden waren bereits erfolgt, viele Deputirte des tiers état hatten damit mehr erreicht, als sie zu fordern jemals geneigt gewesen waren. Sie hätten sich, und mein Onkel gehörte zu ihnen, jetzt gern befriedigt erklärt; aber die Macht der gesammten Bewegung war stärker, als der Wille des Einzelnen, und wer nicht den Verdacht erregen wollte, die Bewegung zu hemmen, mußte sich von ihrem Strome vorwärts tragen lassen.

Mein Onkel war tief gebeugt durch den Tod seines Sohnes, und eben so tief erschüttert von der Lage seines Vaterlandes. Wer sich nicht absichtlich verblendete, wer nicht von fanatischem Hasse gegen den Hof, gegen den Adel und die Geistlichkeit eingenommen war, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch von ihrer Seite jetzt viel und schwer gelitten wurde, und mein Onkel zählte zu denen, welche dieß beklagten, weil die harten Schicksalswechsel mit den Schuldigen auch Tausende von Schuldlosen betreffen mußten. Die Emigration war schon lange im Gange, ich und die meisten meiner Altersgenossen sahen sie als eine Wohlthat für das Land an, und jung und unbesonnen wie ich war, hatten die Ideen, welche damals die große Masse in Frankreich beherrschten, mich so sehr ergriffen, daß ich mich fragte, wie jemals die Würde und Haltung der Herzogin mir habe imponiren können, wie es möglich gewesen sey, daß ich ihre Tochter geliebt, daß ich solches Verlangen getragen, mich dem Adel anzuschließen, und wo möglich an einem Hofe zu leben?

Ich schämte mich des Kultus, den ich so lange mit der schönen blonden Locke der kleinen Aristokratin getrieben, und an dem Tage, an welchem ich mein Haar zum Erstenmal ohne Puder trug, legte ich die Locke mit stolzem Selbstgefühle ab, um sie, wie ich meinte, nie wieder anzusehen.

Gerade in diesem Zeitpunkt erfuhr ich zufällig von der Anwesenheit der Herzogin in Paris. Bei der Verwüstung, welcher so viele Besitzungen des Adels im Innern des Landes anheimgefallen waren, hatte sie sich mit ihrer Tochter in ihrem Schlosse nicht mehr sicher geglaubt, und die Sorge um ihren Gatten, der, ein treuer Anhänger der Dynastie, in der National-Versammlung unermüdlich für dieselbe kämpfte, war ihr ein doppelter Antrieb geworden, sich nach der Residenz zu begeben. Die Herzogin bewohnte ihr Hotel jenseits der Seine; aber obschon man mir sagte, wo es gelegen sey, machte ich keinen Weg, es zu sehen, gestand ich mir nicht ein, daß mich dieß eine Ueberwindung koste. Es schmeichelte mir so sehr, ein Demokrat zu seyn, daß ich mich selbst betrog, um nur in der mir wohlgefälligen Einbildung zu verharren.

Eines Abends, als ich mit meinem Onkel von einem Geschäftsgange desselben nach Hause zurückkehrte, fanden wir, daß das Volk in Massen nach dem Palais Royal hinströmte. Man war in jenen Tagen der Zusammenläufe, der Volksversammlungen so sehr gewohnt, man hatte bereits so entsetzliche Scenen erlebt, daß Männer wie mein Onkel, welche sich seit Jahren in der Bewegung befanden, einen stoischen Gleichmuth gewonnen hatten. Mich aber, dem diese Vorgänge etwas Neues, der noch voll von Illusionen war, mich reizten sie augenblicklich auf, und ich verlangte, in das Palais Royal zu gehen, das damals den Mittelpunkt für solche Zusammenkünfte bildete.

Mein Onkel widersetzte sich meinem Verlangen nicht. Geh! sagte er, sich, was es gibt, und schweige! Es sind ohnehin genug Personen dort, die unnütz reden! —

Mein Onkel entfernte sich, ich ließ mich von der Masse fortziehen. Alle die kleinen Straßen, welche nach dem Palais Royal führten, waren gedrängt voll Menschen, die Eingänge waren kaum zu erreichen, innen aber, unter den Hallen, auf dem Platze wogte eine jubelnde Menge. Volksredner standen auf den Posta-

menten der Statuen und lasen etwas vor, ein donnerndes Bravo erscholl von allen Seiten, und überall ließ man die Nationalversammlung leben. Sie hatte an dem Tage noch eine späte Sitzung gehalten, und fortgerissen Einer von dem Andern, hatte man alle Orden, alle Titel aufgehoben.

Mir ging es wie der Menge um mich her, ich fühlte eine Genugthuung bei der Nachricht! Ich lief ihr Beifall, wie die Uebrigen alle, ich freute mich an dem Witze, mit welchem einer meiner Umgangsgenossen, dem ich zufällig begegnete, die Verzweiflung jener Adeligen schilderte, deren ganzes Daseyn auf ihrem Titel beruhte, und die ohne denselben in das Nichts versanken; und ich befand mich noch in dieser Laune, als dicht neben mir ein Weib von widrigem Ansehen sich zu einer schamlos entblößten Dirne wandte, und lachend zu ihr sagte: Oh, guten Abend, meine schöne Herzogin! wo haben Sie Ihren Hof gehalten diesen Tag, wo sind die Prinzessinnen, Ihre lustigen Schwestern?

Die Worte trafen mich wie ein Schlag. Eine ganz andere Reihe von Vorstellungen trat in mir hervor. Ich sah die schöne würdige Gestalt der Herzogin Mutter plötzlich im Geiste vor mir, ich dachte, mit welcher Empfindung sie diese Nachricht empfangen würde. Ich sah auch Claudinen wieder vor mir, und eine unbeschreibliche Verehrung für die Mutter, eine angstvolle Sehnsucht nach dem einst geliebten Kinde erfüllten mein Herz.

Und wenn Niemand sie Herzogin nennt, so wird sie es bleiben! rief ich unwillkürlich.

Was hast Du? fragte der Freund, der mich begleitete, ganz verwundert, von wem sprichst Du?

Ich dachte an eine schöne Frau, die ich gekannt habe, als ich selbst noch ein Kind war!

Und Du hast sie geliebt, als Du noch ein Kind warst? forschte mein Gefährte lachend.

Ich bejahte das kurz, weil ich damit der bedenklichen Unterredung am schnellsten zu entgehen meinte.

Um so besser für Dich! sagte mein Begleiter, um so besser ist für Dich das Dekret der Versammlung — vorausgesetzt, daß Deine Erherzogin Dir jetzt noch nicht zu alt ist.

Wir trennten uns damit, und ich ging nach Hause, aber ich fand keine Ruhe, ich schloß kein Auge die ganz Nacht.

Immerfort beschäftigt mit dem neuen Gesetze, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, daß Jemand der Herzogin, daß Jemand Claudinen die schuldige Anrede, den ihnen angeborenen Titel verweigern könne, und noch ehe der Morgen tagte, war ich entschlossen, mich zu ihnen zu begeben, nur um sie in der ihnen gewohnten Weise anzureden. Mein Verstand mißbilligte das als eine Thorheit, mein Herz brachte ihn zum Schweigen, und als wolle das Schicksal selbst mich in meinem Vorsatze bestärken, erhielt ich früh am Morgen einen Brief von meiner Mutter, der mich nöthigte, zu thun, was zu thun ich ohnedieß gewillt war.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Hebungsversuche mit dem Dampfschiff „Ludwig".

Von dem Ingenieur Bauer geht der „Südd. Ztg." Folgendes zu:

Geehrtester Herr Redakteur! Nachdem ich aus den Zeitungen eine von dem Verwaltungsrath der Dampfschifffahrts-Aktiengesellschaft in Lindau ausgehende Bekanntgabe über anderweitige Versuche, das Dampfschiff „Ludwig" zu heben, entnehme, unter Beifügung, daß dieser Hebeprozeß unter direkter Leitung der Gesellschaft selbst vor sich gehen, somit die von mir bereits dreimal vollzogene Hebung in ein Licht stellen soll, welches die Unzulänglichkeit meines Verfahrens vor der Oeffentlichkeit ziehen möchte, so bitte ich, mir zur Darlegung der Wahrheit einigen Raum zu gewähren.

Ich habe schon früher berichtet, wie vom 3. April bis 3. Mai theils durch Wind und Wetter, theils durch verschiedene Agitationen, Mittel und Zeit verloren wurden. Am Ludwig waren erst 4 Fässer befestigt, während 33 Stück dazu bestimmt waren. Endlich hatte ich 3 gute Taucher und konnte schaffen —, aber die Herren Beamten der Verwaltung wußten nicht, wo das im Kontrakt bedungene zweite Schleppschiff aufzutreiben sey, und so mußten die Fässer an Ankern gehalten, im See von den Wellen gepeitscht und zerschellt werden. (Daß die Fässer nur ein Nothbehelf statt der von mir erfundenen schwimmenden Ballons seyen, hatte ich sogleich Anfangs erklärt; doch der Verwaltungsrath entschied sich für dieses wohlfeilere Mittel.)

Am 27. Mai kam es endlich so weit, daß ich mit 49 kleineren Fässern den Ludwig mit dem Hintertheil nahe an das Niveau hob, so daß man das Verdeck auf 10 Fuß unter dem Wasserspiegel sah. Ich eilte nach Lindau, und bat, bis zum 29. Früh ein Dampfschiff, 20 Schiffspumpen, Taue u. s. w. an die Arbeitsstelle bringen zu lassen — doch die Verwaltung konnte keinen Dampfer zur Verfügung stellen. Deßhalb sollte ich bei Steigung des Vordertheiles vom Ludwig eine Flagge aufziehen und mit einer kleinen ¾ Zoll Kanone schießen; dann solle ein Dampfer aus Rorschach herauskommen und uns sammt Ludwig gegen Land ziehen. Wie nun abgemacht, ließ ich am 29. alle Pumpen spielen und vom Beginn des Steigens an ließ ich fünfmal schießen, die Flagge hissen, den vorbeifahrenden Schiffern zurufen. Alles, Alles umsonst, von 10½ bis 2 Uhr harrten wir des Dampfers, der Hülfe; händeringend sahen wir dagegen ein Gewitter im Westen aufsteigen und nahen; ein Sturm bricht los, die

hochschwimmenden Fässer zerschellen, von den Wogen geschleudert; um 2¼ Uhr sinkt unsere Freude mit dem Ludwig wieder in die Tiefe. Auf meine Anfrage, warum der Verabredung nicht entsprochen wurde, erhielt ich die lakonische Antwort: „Die in Rorschach haben das Schießen wahrscheinlich nicht gehört, und der dortige Bootsbinder muß auch beim Ein- und Ausladen der Schiffe helfen; der wird das Zeichen nicht gesehen haben, und sonst haben wir Niemand zur Verfügung"!!

Ich begann ungesäumt bei günstiger Witterung die Wiederfüllung und den Ersatz der Fässer soweit als nöthig, und am 7. Juni hob ich das Vordertheil zuerst bis nahe an das Niveau. Doch gewitzigt durch meine vorige Erfahrung, bestand ich nun darauf, daß ein Dampfschiff am 8. Früh am Ort sey, erhielt auch zwei ganz neue Schlepptaue und anderes Material; die Herren Mitglieder des Verwaltungsrathes so wie die Herren Regierungskommissäre betraten mein Arbeitsschiff und überzeugten sich von der gelungenen Hebung. Da kam die Zeit, wo die neuen Schlepptaue an Ludwig befestigt werden sollten — doch da war mein Auftrag: „der Dampfer soll den Tauen*) den Krangl (Torsionskraft) ausfahren", nicht vollzogen — es wurde ja vergessen — und so konnte man sie nicht brauchen; auch war jetzt wirklich keine Zeit mehr dießi, denn das Vordertheil konnte jeden Augenblick aufsteigen. Man bringt zum Ersatz das Schlepptau des Dampfers, welches wohl gut, aber doch schon gebraucht war, und die Stelle der zwei neuen nicht verkreten konnte. Dieses Schlepptau wurde am Ludwig befestigt und auf den Krahn des vor Anker gelegten Dampfer „Stadt Lindau" gebracht. Kaum fertig, erhebt sich 5½ Uhr der Ludwig in horizontal schwimmender Lage, getragen von 49 Fässern mit der Tragkraft von 2400 Zentnern. Ein Hallob, ein Stammen und Erwarten bemächtigt sich der vielen Zuschauer; drei Fässer stoßen sich ab, doch die hochschwimmenden übernehmen deren Tragkraft. „Langsam vorwärts" rufe ich dem Dampferkrahnen zu. Schon sind wir Alle, d. h. der Ludwig sammt 46 Fässern und zwei Schleppschiffen, circa 30 Fuß durch die Wirkung des Krahnes versetzt, als der verkehrt gegen uns gestellte Dampfer sammt Anker gegen uns treibt; ich kommandire: „mit Dampf langsam vorwärts", und glücklich, ohne irgend ein Hinderniß, fahren wir eine Strecke von 1200 Schritt. Da verwickelt sich der verkehrt stehende, nicht steuerfähige Dampfer in sein Ankerzeichen (Boye) er hält, macht sich los, und fährt nun mit Gewalt in das Schlepptau; dasselbe schwirrt durch die Luft und reißt. Man ruft mir zu: „wir sitzen fest auf Grund, sonst wäre das Tau nicht gerissen." Der Schiffszimmermeister der Verwaltung, A. Dörir, fährt mit der Gondel zum Ludwig, lothet die Tiefen ab und gibt mir 36 und 27 Fuß Tiefe als Grund an. Diese Angabe erschien glaubwürdig, weil unser nächstes Zeichen bei 24 Fuß Tiefe nur 140 Fuß vor uns lag. Der Herr Verwalter und andere Herren kommen und gratuliren mir zu diesem schönen Erfolg, zur Lösung eines Problemes von großer Zukunft u. s. w. Ich ersuchte, der Dampfer möge sogleich die auf der alten Stelle festliegenden Anker aufnehmen, damit wir dieselben zu den bereits ausgelegten 3 Ankern festmachen können — doch es war bereits 6½ Uhr Abends, der Herr Verwalter und sein Personal fahren sofort, unbekümmert um die Anker oder sonst möglichen Bedürfnisse, nach Lindau zurück und ich, in der Ueberzeugung, daß Hr. Dörir richtig gelothet hat, lasse die hochschwimmenden Fässer ihrer Luft entledigen, damit der Ludwig auf der Sandbank sicher liegen bleibe. Mit dem nächsten Tourdampfer fuhren auch wir nach Lindau, die 5 Wächter bei den Schiffen zurücklassend.

(Schluß folgt.)

*) Das neue Tau, das zum Erstenmal ins Wasser kommt, bildet zahlreiche Knoten, die durch ein straffes Anspannen („der Krangl ausfahren") beseitigt werden müssen.

Festlied zum deutschen Sängerfest zu Nürnberg.

Welch herrliches Bild,
Erhaben und mild,
Umstrahlt von der festlichen Sonne.
Rings Leben und Lust —
Es hebt sich die Brust
In hoher, olympischer Wonne!

Von fern und von nah,
Germania,
Entsandtest du traulich Schaaren,
In feurigem Drang
Mit machtvollem Klang
Den Hort des Gesanges zu wahren!

O feiert den Bund
Mit Herzen und Mund!
Laßt rauschen die deutschen Fahnen!
Kühn steige empor
Der brausende Chor:
Das mächtige Deutschland zu mahnen.

Von Süden der Klang,
Der nordische Sang —
Sie tönen harmonisch zusammen:
Gesangfreud'ger Muth
Und Vaterlandsgluth
Zur höchsten Begeist'rung entflammen!

O köstlicher Klang,
Du Männergesang,
Erstarke in edelster Reinheit!
Triumph, wenn nun bald
Weitjubelnd erschallt
Das Lied von der deutschen Einheit!

Mannigfaltigkeiten.

[Die Krinoline im Jahre 1598.] Die bauschigen Reifröcke, mit welchen unsere Damen dem unteren Theile des Körpers eine anmuthige Fülle zu geben suchen, waren schon bei unseren Ur-Ur-Großmüttern ein sehr beliebter Toilettenartikel; das zarte Geschlecht, seit Eva's Zeiten her seinen Beruf erkennend, hat auch in vergangenen Jahrhunderten schon darnach gestrebt, der Gegend um die Hüften herum eine schwellende Rundung zu verleihen und diesem Zwecke scheinen Reifröcke immer am besten zu entsprechen. Die Regierungen indessen, welche sich in der guten alten Zeit in Alles, auch in die Toiletten-Angelegenheiten der Frauen zu mischen beliebten, fanden diese Tracht polizeiwidrig und erließen Verordnungen dagegen; als ein Exempel solcher Aktenstücke theilen wir hier unseren Lesern ein Verbot mit, welches der Polizeiordnung Kaiser Rudolf's II. für Oberösterreich entnommen: Da vnder den Burgerlichen Weybergeschlecht, sonderlich den Jungkfrauen bey einer Zeit her dise Hoffart vnd Frechheit aufthumen, das sie vnden herumb Iren Röckhen Raiff, strich vnd Fischpan, so man Hürligall nennt, heuffig tragen, dadurch sie in der Grösse fast einem zimblichen khachetofen oder Lachspoting gleich seyn, Also wirdt es auch durch sie mit den Langen Röckhen, das man offt mer als ein halbe oder Viertl Elln im Khott vnd staub auf der Erdten, wie dem Pfauen der schwantz, nachschleppen mueß, Item daß sie auch an denselben Ihren Röckhen oben herumb zu merer Größe vnd Ausfüllung Schürtzl, Wuerst oder Pluntzen tragen, hiedurch der Zeug vnd das gelt ohne alle noth heuffig verderbt vnd verschwendet wirdt, welches Ihnen auch mer ein Vezier, darzue an sich selbst eine sonndere Leichtfertigkeit und vbermeßig Hochfart zuerkhennen gibt, auch zur Haußwirthschaft nit dinlich noch notwendig ist, So soll die vnnutze Tracht hiemit alls Ernstes genuzlich abgeschafft werden."

Ein New-Yorker Blatt bringt eine Korrespondenz aus Alabama, wonach der bekannte ehemalige deutsch-katholische Prediger in Danzig, Hr. Dowiat, von einem grauenvollen Loose ereilt worden wäre. Dowiat, der nach Abbüßung seiner politischen Haft in der Festung Weichselmünde nach der Schweiz und von dort nach Amerika gegangen ist, lebte zuletzt in Alabama bei einer deutschen Familie, Namens Knäusel. Ein anderer Deutscher, Namens Esmann, welcher seit einigen Monaten als Spion sein Wesen dort treibt, brachte in Erfahrung, daß Dowiat früher in Waterloo (Staat Illinois) Herausgeber und Redakteur einer Zeitung gewesen sey, welche für Abschaffung der Sklaverei thätig war, und verschaffte sich den Besitz eines Exemplars dieser Zeitung. Dieses genügte, um die sklavenhaltende Bevölkerung, welche in diesem Augenblicke Alles, was des Abolitionismus verdächtig ist, grausam verfolgt, gegen Dowiat in furchtbarer Weise aufzuregen. Er wurde von einer wüthenden Rotte überfallen, der Kleider entblößt, an einen Baum gebunden und mit Stockstreichen und Peitschenhieben bis auf's Blut mißhandelt; sodann wurden ihm die Kopfhaare rasirt und zwei Pfannen heißen Theeres über seinen Körper gegossen, worauf die entmenschte Bande ihn unter allem erdenklichen Hohn mit Federn bewarf. In einer darauf gehaltenen Versammlung wurde beschlossen, Dowiat die nöthigen Kleidungsstücke zu geben und ihn als abschreckendes Beispiel drei Tage auf den Pranger zu stellen und dann aus dem Lande zu jagen. Die Augen Dowiat's sollen durch den heißen Theer so gelitten haben, daß er fast erblindet ist.

[Einhunderter Sänger-Noten.] Daß die Sänger kein Recht zur Noten-Ausgabe, wie die Staatsregierungen und Hr. Kossuth sich herausnehmen, besitzen, beweist folgender Fall: Einige Theilnehmer des Kremser Sängerfestes kamen auf die Idee, ihre Abschiedskarten an die Kremser in der Form der Hundertnoten herauszugeben. Das Blatt, auf Banknotenpapier gedruckt, zeigt an den oberen beiden Enden die Zahl 100 wie die Banknoten, nur daß es „100 Grüße" heißt, in der Mitte oben halten zwei Engel eine Lyra; die beiden Seitenfiguren stellen die Muse des Gesanges und einen deutschen Sänger vor. Die Worte „Oest." — „Lebe" sind den beiden Figuren mit rothen Buchstaben eingedruckt. Unten in der Mitte erscheint Mozart's Büste mit musikalischen Emblemen umgeben. Auf der Karte steht zu lesen:

100 Grüße. 100 Grüße.

Viribus unitis.

Zur Erinnerung
an das erste österreichische
Sängerfest.

Es knüpft das deutsche Lied, ein unauflöslich Band,
Uns fest an unser Volk,
an unser Vaterland.
Lied wird That, früh oder spat,
Lied macht reich — Lied erhebt,
Und alle gleich, — Beseelt, belebt,
Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.
Treue, Würde, Harmonie,
Fühle, froher Sänger, sie.

Krems, am 30.6.1861.

So wenig Verwandtes nun das Ganze mit einer Banknote hat, so glaubt man doch, daß auf dem Lande eine oder die andere „Einfalt vom Lande" leicht einem Betrug zum Opfer fallen könnte. Es wurde demnach die Konfiskation der bereits gedruckten Karten angeordnet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltaud'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 164 Donnerstag, 11. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Der Brief meiner Mutter schloß ein Schreiben an die Herzogin in sich. Ganz Deutschland, und natürlich auch Hamburg, waren damals bereits voll von französischen Emigranten, und die Erzählungen, welche sie voll Abscheu über die Vorgänge in ihrem Vaterlande machten, mußten den Zustand desselben und die Lage der Zurückgebliebenen noch schlimmer erscheinen lassen, als sie wirklich waren. Diese Schilderungen hatten in meiner Mutter treuem Herzen die Sorge um die unvergessene Freundin wachgerufen, und nach einem fast zwei Jahre langen Schweigen nahm meine Mutter plötzlich den Briefwechsel wieder auf, um die Herzogin dringend zur Flucht zu ermahnen, um ihr und ihrer Familie im Namen meines Vaters jeden Beistand für dieselbe und die freundlichste Aufnahme anzubieten, falls sie sich entschließen sollten, Hamburg zu ihrem Aufenthalte zu machen.

Am Mittage passirte ich den Platz Louis XV., um mich über den Pont Royal nach dem Faubourg Saint Germain zu begeben. Ich hatte seit längerer Zeit die reichgestickten Kleider abgelegt, wie die Mode unter den Patrioten und Liberalen es mit sich brachte, an jenem Morgen aber hatte ich mich besonders frisiren und pudern lassen, und mein reichstes Kleid angelegt, nicht um den Damen, welche ich zu sehen ging, einen angenehmen, sondern nur um ihnen keinen unangenehmen Eindruck zu machen.

Jenseits der Seine war es sonst immer sehr still. Die Thore und Fenster der Hotels waren fast überall geschlossen, denn viele ihrer Bewohner befanden sich im Auslande, und diejenigen, welche die Liebe für die Ihren, die Treue für das Königshaus, die Sorge um das Wohl des Vaterlandes in Paris zurückgehalten hatte, ließen sich nicht sehen, wenn nicht eine Nothwendigkeit sie dazu zwang.

Heute aber war ein unruhiges Treiben in der Gegend zu bemerken. Spottende und beobachtende Volksmassen zogen durch die Straßen, warfen mit Steinen gegen die Wappenschilder der Hotels, oder sahen es mit höhnender Lustigkeit an, wie man bemüht war, sie zu entfernen. Vor einigen Gebäuden nahmen Arbeiter die eisernen Helme und Embleme von den Mauern ab, welche die Höfe umschlossen. An dem Hotel der herzoglichen Familie war dieser Akt der Gleichmachung bereits vollendet, nur die Eisenstangen, welche das Wappen Jahrhunderte hindurch getragen, ragten noch über dem Portale und von dem Dache kalt und leer in die Luft. Es hatte etwas sehr Melancholisches für mich, und als ich die Wipfel der Bäume sah, welche aus dem Garten hinter dem Palaste sichtbar wurden, that es mir wohl, zu denken, daß man ihnen doch wenigstens noch den Schatten ihrer alten Bäume nicht genommen habe.

Als ich schellte, öffnete ein Pförtner ohne Livree mir das Portal und fragte nach meinem Begehren. Ich verlangte die Frau Herzogin zu sprechen. Der Pförtner sah mich mißtrauisch an. Sie wissen wohl, sagte er, daß es keine Herzoginnen mehr gibt, und Madame hat schon seit langer Zeit keine Besuche von Fremden mehr empfangen, weil sie leidend ist.

Ich habe ihr aber einen Brief von Freunden aus dem Auslande zu bringen.

Madame und Monsieur haben keine Freunde im Auslande, die ganze Familie ist in Paris! versetzte der Pförtner, der für solche Fälle unterrichtet war, mit wachsendem Mißtrauen, das freilich in jenen Zeiten, in denen das Spioniren an der Tagesordnung war, nur allzu gerechtfertigt erschien.

So geben Sie der Frau Herzogin diesen Brief, und ich will warten, bis sie ihn gelesen hat.

Damit war der Pförtner zufrieden. Er klingelte, ein Diener erschien aus dem Hause, nahm den Brief und hieß mich warten. Ich gewann dadurch Zeit, mich umzusehen. Der Hof lag voll Kalkstücke, voll Stangen, voll Steine und voll zerbrochener Steinarbeit. Bei der Eile, mit welcher man die Wappen von den Mauern heruntergenommen, waren diese und jene beschädigt worden, und die Arbeiter hatten sich das Fest gegeben, die Wappen vollends zu zertrümmern, weil sie doch nichts mehr nütze waren.

Während ich noch die Trümmer betrachtete, erschien in der Thür des Hotels der Diener, welcher meinen Brief empfangen hatte, und mit ihm ein anderer, den ich augenblicklich wiederkannte. Es war Jaques, der alte Kammerdiener der Herzogin, den sie bei der Bade-

reise mit sich gehabt hatte; aber auch er trug keine Livree, und er sah gedrückt aus, trotz der Geflissenheit, mit der er mich willkommen hieß.

Treten Sie ein! seyen Sie sehr willkommen, mein Herr! rief er aus, während die große Halle des Hauses mich empfing. Wie Sie gewachsen sind! Nicht zu erkennen und doch derselbe! Madame werden erfreut seyn, Sie zu sehen! — Ach, es ist sehr selten, daß Madame jetzt erfreut ist, einen Fremden zu sehen! — Die Zeiten haben sich sehr geändert, mein Herr, die Zeiten sind sehr schwer! — sagte er, sich in einzelnen Pausen zu mir wendend, während er die breite Treppe hinauf stieg, mich durch einen Saal führte, dessen Bogenfenster nach dem Garten lagen, und dann leise vorausgehend noch eine Reihe von Zimmern vor mir öffnete, ehe wir in das Gemach der Herzogin gelangten.

Alles in den Räumen hatte einen Anstrich von Ruhe und Größe, Alles war reich und edel darin, nirgend ein falscher Aufputz, nirgend eine Ueberladung oder ein leeres Prunken zu bemerken. Vor Allem einfach war das Zimmer der Herzogin. Die dunkelgrauen Damasttapeten, die blaßblauen Vorhänge und Möbel bildeten den ruhigsten Hintergrund für die hohe Gestalt der Bewohnerin, die mir entgegnen trat, als Jaques die Thüre für mich öffnete.

Sie trug ein Kleid von grauer Seide und hatte die Brust und das Haupt mit schwarzen Spitzentüchern verhüllt, so daß nur einige Locken sich aus dem Kopftuche auf ihre Wangen hervorstahlen; aber ihre Wangen waren bleich, ihr Haar war ganz weiß geworden. Sie hielt sich jedoch so hoch und stolz wie sonst, und hieß mich wie sonst freundlich willkommen.

Man muß der Sohn Ihrer Mutter seyn, sagte sie, um in solchem Augenblicke anzulangen.

Ich bin schon längere Zeit in Paris! versetzte ich, um ein Verdienst von mir abzulehnen, das ich nicht besaß.

Und sie suchten uns nicht auf? fragte sie im Tone eines freundlichen Vorwurfs, fügte dann aber gleich selbst hinzu: Unsere traurigen Hotels sind freilich jetzt kein lockender Aufenthalt für die fröhliche Jugend!

Wie können Sie denken, Frau Herzogin, rief ich aus, daß . . .

Sie ließ mich nicht vollenden, und mit einem Lächeln, das eben so stolz als traurig war, sagte sie: Hüten Sie Sich, mein junger Freund! Diese Höflichkeit ist bedenklich — und ich kann sie entbehren!

Es entstand eine Pause, ich wußte vor Bewegung Nichts zu sprechen. Die Herzogin kam mir zu Hülfe. Sie ließ sich auf das Sopha nieder, wies mir einen Sessel neben sich an, und fragte nach meiner Mutter. Ich erzählte, daß ich sie seit vier Jahren nicht gesehen, gab über ihr Befinden und über mein Leben auf den Wunsch der Herzogin Auskunft, sie sprach aber nicht von sich, noch weniger von ihrer Tochter. Es war, als hätte sie vergessen, daß ich Claudine jemals gekannt, und nun erst stieg in mir die Frage auf, ob sie noch bei ihrer Mutter, ob sie in Paris und ob sie nicht schon lange verheirathet sey. Ohne daß ich hätte sagen können, weßhalb, verwirrte und quälte mich die Vorstellung, und mir fehlte der Muth, mich durch eine Frage der Thatsache zu versichern. Die Herzogin machte mir dieß auch unwillkürlich dadurch unmöglich, daß sie auf den Brief meiner Mutter und auf deren Vorschläge überging.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Hebungsversuche mit dem Dampfschiff „Ludwig".

(Schluß.)

Am nächsten Morgen 5 Uhr fuhren wir wieder zur Stelle, um die paarweise verbundenen Fässer unter den Kiel des Ludwig zu bringen und so das Schiff bis unter die Fensteröffnung über das Niveau zu heben, auszupumpen, den eingefahrenen Leck mit einem eigens hiefür gefertigten Polster zu verschrauben und den Ludwig dann direkt im Schlepptau nach Lindau zu dugsiren. Doch welches Staunen: der Ludwig hatte keine Sandbank unter sich, sondern eine Tiefe von 73 Fuß — Dörir mußte auf das auf dem Verdeck des Ludwig befindliche Getreide statt auf Seegrund gelothet haben, oder . . . Durch Ablassen der Luft aus den hochschwimmenden Fässern so wie durch die vielen undichten Fässer am Ludwig senkte sich derselbe in der Nacht unter den Wasserspiegel und endlich auf den Grund von 73 Fuß.

Nach zehn Minuten stummer Enttäuschungsgefühle wurde der erneute Angriff beschlossen. Am 22. Juni hatte ich den Ludwig zum Drittenmale soweit gehoben, daß dessen völlige Steigung nur noch durch Anbringung von 3 Ersatzfässern bedingt war; ich erhielt auch einen Dampfer und 3 Fässer, diese aber waren so leck, daß sie als unbrauchbar wieder vom Ludwig abgelöst werden mußten und kleine Fäßchen in Ersatz kamen. Hiedurch verlor ich den Tag mit nutzloser Arbeit und der Dampfer konnte nicht zum Wegschleppen verwendet werden, wodurch einige Langeweile für die Herren erzeugt werden mochte. Auch sah man am Horizont ein nahendes Gewitter für die Nacht kommen; daher ersuchte ich den Hrn. Verwalter, mich bei dem Verwaltungsrath zu entschuldigen und um die Stellung des Dampfers auf den 23. Früh nachzusuchen. Noch war ich der Ueberzeugung, daß der Verwaltung wirklich daran liege, die Sache einer glücklichen und raschen Er-

ledigung entgegenzuführen, daher die mit circa 20 fl. Kosten verbundene Stellung eines Dampfschiffes — dessen beabsichtigte Reinigung ebenso gut vor Anker wie im Hafen vorgenommen werden konnte — unmöglich auf Schwierigkeiten stoßen könne. Um 8 Uhr am 23. war das Hintertheil bereits 2 Fuß vom Grunde frei, aber noch war kein Dampfer für uns da. In der steten Erwartung des Eintreffens ließ ich nur langsam fortpumpen, rief wieder den nach Lindau fahrenden Schiffen zu, der Dampfer möge sogleich geschickt werden, doch vergeblich. Um 10 Uhr zeigt sich ein ziemlich heftiges Grundgewell; ich lasse mit dem Pumpen einhalten, aber der Ludwig beginnt zu rollen, macht sich aus der Adhäsion frei und steigt unaufhaltsam an das Niveau. Wieder stehe ich wie am 29. Mai hilflos ohne Dampfer auf dem freien See! — Man erinnert sich des am Sonntag den 23. Juni hereingebrochenen Sturmes; um 11½ Uhr war die Frucht unserer tägigen Arbeit durch die unbegreifliche Verweigerung des Dampfers wieder in die Tiefe gesenkt.

Der Sturm tobte so, daß selbst das Postdampfschiff von Rorschach nach Lindau uns nicht aufnehmen konnte. Nachmittags, endlich in Lindau angekommen, fand ich in meinem Quartier ein Schreiben des Verwaltungsrathes, vom 22. Juni datirt, folgenden Inhaltes: „Nachdem auf Ihr Ansuchen ein Dampfboot den heutigen Tag zwecklos an der Arbeitsstelle beim Ludwig zugebracht hat, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß Ihnen ein Dampfer zum Bugsiren des „Ludwig" auf eine leichtere Stelle nur mehr bewilligt werden kann, wenn der Ludwig wieder bis zu einer Tiefe von circa 20' unter dem Wasserspiegel gehoben ist, und selbst dann unter dem Vorbehalte, daß gerade über ein Schiff verfügt werden kann."

Und zum Viertenmale erklärte ich mich bereit, das Schiff zu heben in 5—6 Arbeitstagen, aber nur unter der Bedingung: 1) daß die Verwaltung die erwachsenden Kosten trage; 2) daß ein Dampfschiff gestellt werde, selbst auf die Gefahr hin, daß es ein oder zwei Tage zwecklos an der Stelle warten müsse; 3) wenn kein Dampfer gestellt werden solle, so lasse man mich meine 6 Ballons bauen — dann bedarf ich den Dampfer nicht, weil die Ballons nicht wie die Fässer zerschellen können. Darauf wurde nicht eingegangen.

Ich breche hier ab, da ich dem Leser nur zur Beurtheilung der Frage, wer die Schuld trägt, daß der Ludwig nicht schon längst geborgen im Hafen von Lindau liegt, das nöthige Material liefern wollte. Ueber die Behandlung, die mir widerfahren, und die Art, wie mein Kontrakt erfüllt worden ist, habe ich später vielleicht noch Anlaß, mich öffentlich auszusprechen.

Eine Sage von dem Kreuze in der Busch-Allee zu Aschaffenburg.

(Frei bearbeitet von Hustav Stolz.)

I.

Zu Stockstadt eine Herberg' in alten Zeiten stand;
Der Wirth „zur güld'nen Rose" war weit umher bekannt;

Bei ihm war gute Tafel, er schenkte klaren Wein,
Die Musikanten spielten, die Zecher jauchzten drein;

Doch mehr, als dieses, lockte die Gäste jederzeit
„Schön Kätchen aus der Rose", des Wirthes holde Maid;

Sie hatte ein Paar Augen — so schwarz und dennoch klar,
Als käm' in Milch geschwommen ein schwarzes Kirschen-Paar;

Die Wangen blühten prächtig, wie Paradieses-Au,
Die erste Schlange war noch versteckt im Grübchen schlau;

Durch Purpurlippen glänzte der Zähne Diamant,
Wie wenn ein Thautropfen blitzt an der Rose Rand.

Vom Scheitel floß herniieder ein weicher Lockenkranz,
Ihr Wesen war so zierlich, wie junger Espen Tanz;

Doch war sie nicht nur lieblich, sie war auch sittenrein
Und reichen Erbtheil lachte dem eing'nen Töchterlein.

Ob freundlich sie wohl Allen, war Einem nur sie gut
Und zugethan von Herzen mit jugendlicher Gluth;

Er war ein hübscher Jüngling und heiterer Gesell
In Sitten unbescholten und, wenn es galt, zur Stell'.

Die Eltern hatten längstens der Beiden Herz durchschaut,
Bald hieß das holde Pärchen sich Bräutigam und Braut;

Doch wurde noch verzögert die Hochzeit auf ein Jahr,
Bis stattlich ausgewählet der Beiden Mitgift war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Gotha, 2. Juli: Die Rüstwoche zum deutschen Schützenfest hat begonnen. Schießstände, Trink- und Speisehallen um das Schießhaus gehen ihrer Vollendung entgegen. Täglich bieten die Kaufleute Stoffe zu Fahnen, bestes Scheibenpulver, welches Kugelblei aus. Die Sammlung der Preise an Bechern, Büchsen, Pistolen, silbernen Bestecken, Jagdutensilien, Stickereien, Porzellan, Glas, Stein- und

Taschenuhren vervollständigt sich, und beläuft sich auf 250 Nummern. Unstreitig wird die Whitworth-Büchse des Prinzen Albert den ersten Preis bilden. Sie ist in englischer Art ganz schmucklos, ohne Ziselirung und Holzschnitzwerk. Der Kolben aus Nußbaumholz ist nicht einmal lackirt. Ohne Stecher, aber von eben so starkem wie empfindlichem Federwerk. Spitzkugel. Kenner finden alle Einzelheiten der Büchse von außerordentlich sorgfältiger Arbeit. Unter den zahlreichen Bechern und Pokalen stehen die des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Preußen obenan. Es sind Thierköpfe, die gefüllt nicht hingestellt, sondern in der Hand behalten und geleert seyn wollen. Aus der Gegend von Mainz trifft ein Ohm 1857er Rheinwein ein, nicht als Preis, sondern auf der Schießstätte zu verschenken. Schützendeputationen kommen aus allen Gegenden Deutschlands, aus Nürnberg und Lübeck, aus Frankfurt a. M. und Berlin. Tyroler werden Gäste des Herzogs Ernst II. seyn. Auch eine Dame aus Schlesien ist als Festtheilnehmerin angemeldet; es wurde um Frauenprotektion für sie gebeten, die gern gewährt werden wird. Von morgen ab erscheint eine „Schützenzeitung" mit Prolog von Gustav Freytag. In der Vorwoche will das Blatt alles Einleitende, Entstehungsgeschichte des Festes, Anmeldungen, Aufzählung der Preise, Schießordnung, Festordnung bringen, um vom 8. bis 12. Juli selbst die Tagesereignisse, Namensverzeichnisse der Gäste, beste Schüsse u. s. w. zu bringen. Die schwarz-roth-goldene Fahne wird vorherrschen, ohne den Partikularpatriotismus für Schwarz-Weiß, Roth-Weiß (Thüringen), Grün-Weiß (Sachsen) u. s. w. zu beschränken.

Aus Wien wird von dortigen Blättern die schreckliche That eines Jähzornigen berichtet: In der Silberwaarenfabrik des Herrn Eduard Schiffner am Schottenfeld bestand zwischen dem Maschinisten Friedrich Steiner und dem Silberarbeiter Anton M. seit längerer Zeit ein tiefer Groll. Am 28 Juni geriethen Beide abermals in Konflikt. Der Maschinist Steiner nahm sich heraus, dem M. vorzuwerfen, daß dieser schon einmal wegen Diebstahl abgestraft worden sey. Kaum waren die Worte über die Lippen, so war es auch schon um ihn geschehen. Von höchster Wuth erfaßt, stieß ihn M. in das Schwungrad der Maschine, vor welchem Beide standen. Die Maschine war in vollster Thätigkeit, das Rad ergriff den Unglücklichen und zermalmte ihn im buchstäblichen Sinne des Worts. Als die Fabrikarbeiter herbeistürzten, und das Rad außer Thätigkeit gesetzt worden war, da wartete Aller ein Anblick des Entsetzens und Grauens. Der Leib des Friedrich Steiner war in zwei Theile zerschnitten, die Knochen des Schädels lagen zerstreut im Maschinenhause, die Kopfhaut hing in Fetzen herab, das Gehirn war zerquetscht, Brustblatt und Schultern zerbrochen und gespalten. Die Verhaftung des zornmüthigen Arbeiters erfolgte sogleich, er ließ Alles ohne Widerstand über sich ergehen, ohne ein Wort zu sprechen.

Das Viktoriatheater in Berlin wurde am 1. Juli wegen gänzlicher Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse und in Folge dessen eingetretener gründlicher Verwirrung in der administrativen Leitung bis auf Weiteres geschlossen. Die Montagszeilung enthält folgende für die Zustände an dieser Bühne charakteristische Anzeige: „Jeder, der mir behilflich ist, die Direktion des Viktoriatheaters aufzufinden, so daß ich sie dem hohen Ministerium des königlichen Hauses zeigen kann, erhält von mir ein dem Werthe des Objekts angemessenes Finderlohn. Louis Julius, Schauspieler an genannter Bühne."

Man schreibt aus der Pfalz, 3. Juli: Heute ging die von den Schützengesellschaften Frankenthal, St. Lambrecht, Landstuhl, Ludwigshafen, Kaiserslautern und Neustadt a. d. H. für das erste deutsche Nationalschützenfest in Gotha angekaufte Ehrengabe, bestehend aus 125 Flaschen 1858er Pfalzwein, eines der besten Erzeugnisse dieses Jahrganges, an den Ort seiner Bestimmung ab, und sind 25 Flaschen davon bestimmt, bei Gelegenheit der Preisvertheilung zum Versuchen kredenzt zu werden. Bis künftigen Sonntag wird auch die Deputation, welche die Pfalz bei gedachtem Feste vertreten soll, ihre Reise nach Gotha antreten.

Die Emanzipation der russischen Bauern hat die Pariser Friseure sehr verstimmt; sie verlieren dadurch ihre Hauptbezugsquelle für helles Haar, bisher hat der russische Adel ihnen das Haar vom Kopfe der Bäuerinnen verkauft, das französische Perückenmacher, die im Lande herumreisten, ihnen abkauften und die Bäuerinnen bezeichnen, die geschoren werden sollten.

[Ein wichtiger Herr.] Der Friseur der Königin von England ist ein Franzose, Namens Isidore, der die Verpflichtung hat, der Königin zweimal täglich das Haar zu machen und dafür einen Gehalt von jährlich zweitausend Pfund Sterling bezieht. Er muß sich immer in der Nähe der hohen Frau befinden und als er neulich, da sie von London nach Schloß Windsor abreiste, einen Augenblick zu spät kam, sah sich die Direktion der Bahn bewogen, denselben mit einem Extrazug auf seine Kosten nachzusenden.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 165 Freitag, 12. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Ich erkenne in dem Briefe das treue, großmüthige Herz meiner Freundin wieder, und ich würde kein Bedenken tragen, ihr Anerbieten zu benutzen, sagte sie, wenn ich den Herzog und meine Söhne überreden könnte, Frankreich in diesem Augenblicke zu verlassen. Sie halten sich verpflichtet, neben ihrem Könige auszuhalten; es ist also auch meine Pflicht, neben ihnen zu bleiben, und meine Töchter denken wie ich. Diese Zeit, die uns viele schlimme Erfahrungen gebracht, hat uns dafür auch auf's Neue gezeigt, wie stark die Bande der Liebe sind, die uns miteinander verknüpfen, und das ist ein Trost.

Diese Antwort klang so ablehnend, daß ich es für schicklich hielt, mich zum Aufbruch zu erheben. Die Herzogin ließ dieß geschehen. Aber als ich schon vor ihr stand, sagte sie: Ich weiß kaum, ob ich Sie einladen darf, wiederzukehren. Sie haben vielleicht schon mit diesem Besuche ein Opfer gebracht.

Ich wollte ihr das Gegentheil betheuren, sie kam mir zuvor.

Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen dieß verarge! sprach sie lebhafter. Sie sind jung, Sie gehören dem dritten Stande an, die Ideen, welche dieser leider ausgearteten Bewegung zum Grunde liegen, waren die Ideen Ihrer Mutter — sie waren und sind in ihrer geistigen Reinheit auch heute noch die meinigen. Aber der Baum ist nicht geworden, was sein Saame verhieß, und Sie würden in meinem Hause auf Personen, auf Ansichten stoßen, welche den Ihrigen widersprechen. — Sie hielt einen Augenblick inne, dann fügte sie mit jener sanften Traurigkeit, die sie in meinen Augen wie ein Heiligenschein umgab, freundlich hinzu: Verstehen Sie mich recht! Wenn man einem lieben Gaste keine frohe Gastlichkeit zu bieten hat, so scheint es mir das Einzige, was man für ihn thun kann, daß man ihm unwillkommene Berührungen erspart. Wollen Sie wieder kommen, so wissen Sie ja, daß es mich immer freuen wird, den Sohn meiner Freundin, der ich noch heute schreiben werde, bei uns zu sehen.

Ich hatte damit meine Entlassung erhalten, bot nochmals für alle Fälle meine Dienste an, mußte dem eintretenden Diener, nachdem die Herzogin geschellt hatte, meine Adresse geben, und wurde von ihm ehrfurchtsvoll durch die lange Zimmerreihe zurückgeführt, ohne daß er wie früher zu mir gesprochen, ohne daß ich ihn gefragt hätte, was zu wissen mir am Herzen lag.

Sechstes Kapitel.

Seit diesem Besuche war meine bisherige Ruhe verschwunden. Eine quälende Sehnsucht, die ich Neugier nannte und zu verlachen strebte, wollte nicht von mir weichen. Ich mußte wissen, ob Claudine vermählt war, ich mußte sie in jedem Falle wiedersehen. Weßhalb, zu welchem Zwecke? das fragte ich mich nicht, ich wollte es, aber mit Leidenschaft, und diese trübte mein ganzes Urtheil.

Ich hatte Anfangs die würdige Resignation der Herzogin bewundert, schon am folgenden Tage empörte mich der Hochmuth, mit dem sie, wie ich meinte, selbst die Dienste eines Bürgerlichen abgewiesen hatte. Ich ging mit Absicht durch die Rue de Varennes, in welcher ihr Hotel gelegen war, und sah mit Freude die niedergeworfenen Wappenschilder an ihrem Hause; ja, ich dachte, daß es damit nicht genug sey, daß man den Stolz dieser alten Aristokratie nicht tief genug beugen, daß man ihn und sie selbst für immer zu vernichten streben müsse.

Es war damals keine große Kunst, solche Gedanken zu hegen, man hörte sie an allen Ecken und Enden wiederholen. Dann kamen wieder Stunden in der Nacht, in welchen eine Angst ohne Gleichen mich bei der Verstellung überfiel, es könne gegen die Aristokraten zu ähnlichen Scenen kommen, wie sie der Hof bereits mehrmals erduldet hatte, und voll Entsetzen sprang ich von meinem Lager auf, um mich beim Grauen des Tages zu überzeugen, daß das Hotel des Herzogs ruhig in seinem Garten da lag, um mich darüber zu entzücken, daß nichts den Schlummer von Claudinen gestört.

Drei Tage waren mir so vergangen. Am Morgen des vierten erschien ein Diener, der mich ersuchte, mich um elf Uhr in das Hotel der Herzogin zu begeben. Man sagte mir nicht, was ich dort solle, ich wußte

nicht, ob es eine gesellschaftliche Einladung oder was es sonst gälte, und da ich mich in diesen Tagen heftiger als je in der Abneigung gegen alle aristokratischen Ansprüche bestärkt hatte, so war es eine Art von Trotz, mit welcher ich der Weisung folgte.

Ich fand bei meiner Ankunft die Herzogin wieder in demselben Zimmer, und aus einem anstoßenden Gemache trat gleich darauf der Herzog ein. Er war ein Greis von mehr als sechzig Jahren, eine große, militärische Figur, noch lebhaft in seinen Bewegungen, mit strengem Auge, mit kurzem, befehlendem Wesen, mit stolzer Miene. Die Herzogin stellte mich ihm freundlich vor, er ging auf ihr Empfehlung aber gar nicht ein, sondern sagte: Madame hat mir den Brief mitgetheilt, welchen Sie ihr neulich gebracht haben, und in dem Ihre Frau Mutter uns ihre Dienste in gefälliger Weise angeboten hat. Ich darf also annehmen, daß Sie ihre Gesinnungen theilen, und daß man auf Sie bauen kann.

Diese Weise beleidigte mich, und ich wollte sie ablehnen, aber die Herzogin mochte meine Empfindung errathen, denn sie bemerkte einlenkend: Ich habe Ihnen ja gesagt, mein Freund, daß ich Herrn Emil als heranwachsenden Jüngling gekannt, daß er der Spielkamerad Claudinens gewesen ist, und daß ich volles Zutrauen zu ihm hege.

Ich fühlte die Berechnung in ihren Worten, und doch besänftigten sie mich. Es war das Erstemal, daß ich Claudinens Namen wieder nennen hörte, mir klopfte das Herz, und ich wartete, sie nun auch selber zu sehen, aber es blieb Alles ruhig und nur der Herzog sagte: Ich höre, daß Sie längere Zeit schon in Paris sind. Madame — er nannte seine Gattin im Laufe der ganzen Unterredung nicht einmal die Herzogin — Madame hat mir gesagt, daß Ihr Herr Vater ein Handeltreibender ist, daß Sie selbst aber nicht sein Gewerbe ergriffen haben. Würde es Ihnen trotz dem möglich seyn, hier und da in einer nicht auffallenden Weise, eine oder die andere Summe Ihrer Frau Mutter zu übermachen? Es ist dieß Alles, was mir für den Augenblick nothwendig erscheint!

Er machte diesen Zusatz in der Weise eines Herrn, der einem Diener seine Befehle ertheilt, und trotz der Empfindung, welche mich noch eben erwärmt, fühlte ich mich zu einer ablehnenden Entgegnung geneigt, als die Herzogin abermals dazwischen trat.

Mein Mann, sagte sie, wünscht für Nothfälle, deren Möglichkeit wir uns leider nicht verbergen können, irgend einen Rückhalt im Auslande zu haben, und die Freundschaft Ihrer Mutter hat uns die Hand dazu geboten, diese Vorsicht anzuwenden. Es handelt sich darum, die Summe von hunderttausend Franken, welche wir allmählich realisirt haben, ins Ausland zu schicken. Würde Ihr Herr Vater geneigt seyn, eine solche Summe für uns aufzuheben und zu verwalten?

Man würde ihm natürlich den üblichen Vortheil dabei gewähren, schaltete der Herzog ein.

Ich befand mich wie auf einer Schaukel, bald gehoben von der Freundlichkeit der Herzogin, bald herabgedrückt von ihrem Gemahl, und das Gefühl der Kränkung, welche er mir zufügte, gewann so sehr die Oberhand, daß ich ablehnend erwiderte: Ich bin nicht hierher gekommen, mein Herr! vortheilhafte Geschäfte für meinen Vater zu machen, sondern Ihrer Familie, deren Sicherheit meine Mutter bedroht glaubte, eine Zuflucht in meinem Vaterhause anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Museum Wallraf-Richartz in Köln.

Der Prachtbau des Museums „Wallraf-Richartz" in Köln ist vollendet und am 1. Juli eröffnet worden. Priester Ferdinand Franz Wallraf, Professor der Botanik (geb. 1748), der schon in frühester Jugend den Hang zum Sammeln werthvoller und kostbarer Gegenstände näherte, wurde der Gründer einer bedeutenden Bilder- und Kupferstichsammlung, an welche sich ein allgemeines Kunstkabinet mit einer Mineraliensammlung anschloß. Kaum stieß seinem suchenden Auge ein Gemälde oder ein Holzschnitt ꝛc. auf, so mußte es angekauft seyn. Seine Liebhaberei ging so weit, daß er Kälte und Hunger erdulden, ja selbst oft den gastlichen Tisch eines Freundes aufsuchen mußte. Seine Hauptthätigkeit konnte er bei der Ankunft der Franzosen entfalten, und in dieser Zeit hat er manches werthvolle Buch, manche Urkunde, manches kostbare Denkmal vor der Verschleppung bewahrt. Seine Sammlerleidenschaft erhielt aber dadurch die Weihe, daß er 1813 seine Vaterstadt Köln zur Erbin testamentarisch einsetzte. Die Sammlung umfaßte 1616 Gemälde aus der kölnischen, altdeutschen, italienischen, niederländischen und französischen Schule; 19,000 Kupferstiche, 41,000 Holzschnitten und Arabesken ꝛc., 4086 Münzen, 323 geschnittene Steine, 9928 Exemplare von Mineralien. Die Bibliothek enthält 18,500 Nummern. Der erste Konservator nach des Stifters Tode (1824), De Noël, erhielt durch königliche Ordre den kurkölnischen Hof zur Aufstellung der Sammlung angewiesen. Die Saat Wallraf's ging auf; denn die Liebe zur Kunst fing an wieder Wurzel zu schlagen, und die Zahl der Schenkgeber mehrte sich. De Noël selbst überwies seine Antiquitätensammlung der Stadt; ihm folgte Sulpitz Boisserée. Aber der kölnische Hof war zu klein und dazu noch baufällig, und man mußte das Augenmerk auf den Neubau eines Museums richten. Langjährige Verhandlungen hinsichtlich der Mittel wurden gepflogen, bis der Retter aus dieser Noth erschien. Das zweite

Beispiel achten Bürgersinnes war Johann Heinrich Richartz, ein Kaufmann, der mit kleinen Mitteln sein Geschäft anfing, durch Umsicht und Thätigkeit aber sich ein großes Vermögen erwarb. Als die Sammelfonds zum Neubau eines Museums bei Weitem nicht ausreichten, beschäftigte ihn der Gedanke, einen Theil seines Vermögens zu diesem Zwecke zu verwenden. Ein Schreiben vom 3. August 1854 an den Bürgermeister verwirklichte diesen patriotischen Gedanken, indem Richartz der Stadt Köln 100,000 Thlr. gegen eine, mit seinem Tode erlöschende Rente von 4 pCt. anbot, was der Gemeinderath mit Dank annahm. Nachdem der Entwurf und der Kostenanschlag genehmigt war, entzifferte sich die Bausumme auf 127,000 Thlr., welche durch das Geschenk Richartz's und die gesammelten Gelder gedeckt wurde. In diese Summe war aber der Kostenpunkt für den Kreuzgang nicht eingerechnet, so daß Richartz sich abermals veranlaßt sah, 30,000 Thaler der Stadt zur Verfügung zu stellen, welchen später 20,000 und endlich noch 5000 Thlr. folgten. Selbst während des Baues gab er nochmals 8000 Thlr. zur Verblendung der Façaden mit Tuffsteinen und 3000 Thaler zur Herstellung von Parkettböden. Das Gebäude selbst ist im angelsächsischen Charakter, des germanischen Baustyls ausgeführt; der Grundriß war durch den bereits vorhandenen Kreuzgang des Minoritenklosters gegeben. Auf einer steinernen Freitreppe gelangt man in eine Halle, die in ein überwölbtes Vestibulum führt. Zwei Thüren führen in die beiden Seitenbauten, welche Rüstungen, Waffen, Münzen, Gemmen aufzunehmen bestimmt sind. An diese schließen sich die Flügel an, worin der östliche Gemälde der altkölnischen Schule aufnehmen, der westliche dem Kunstverein als Ausstellungslokal dienen wird. Im Kreuzgang werden feinerne Monumente aufgestellt. Die Spitzbogenfenster des Vorplatzes des ersten Stockwerks enthalten Glasmalereien en grisaille, das Treppenhaus soll mit Freskomalereien ausgeschmückt werden, zu welchem Zwecke Richartz abermals 24,000 Thaler und zur Beschaffung von Statuen für die Ostfront 5000 Thaler hergab. An das Museum stößt ein im reinsten germanischen Styl erbautes Baudenkmal, die Minoritenkirche an. Sie sollte dem profanen Zwecke einer Arbeitsanstalt entrissen und wieder der ursprünglichen Bestimmung anheimgegeben werden. Zur würdigen Wiederherstellung stiftete Richartz 30,000 Thaler und testamentarisch 9000 Thaler. 100,000 Thaler wies er letztwillig zur Herstellung eines Irrenhauses an, mit der Maßgabe, die Zinsen in den ersten 10 Jahren (= 50,000 Thlr.) zum Ankauf von Gemälden **zu verwenden. Richartz ist im Laufe dieses Jahres gestorben.**

Eine Sage von dem Kreuze in der Busch-Allee zu Aschaffenburg.

(Frei bearbeitet von Gustav Stoll.)

(Fortsetzung.)

II.

Wochen waren so verflossen unter süßen Liebesschmerzen,
Denn wie Stunden flieh'n die Tage jedem frohvergnügten Herzen;

Da mit Einemmale sprengte durch das Dorf ein stolzer Reiter,
Nur mit Mühe konnte folgen ihm zu Rosse sein Begleiter.

Von dem blanken Helme wogten farbig schöne Federn nieder,
Eine reiche Rüstung schloß sich um die schön geformten Glieder;

Plötzlich hält er an, damit er von der langen Reise raste,
Schwingt vom Pferde sich und setzt sich in der güld'nen Rost zu Gaste. —

Alles war verwundert, als es diesen schönen Ritter schaute,
So daß selbst des Wirthes Tochter kaum den eig'nen Augen traute;

Tief errötend sah das Mädchen jetzt mit schüchternem Gemüthe
Einen schmucken Ritter vor sich in der Jugend schönster Blüthe

Und sie zagte still verlegen, als ihr aus dem blanken Schilde
Schaamerglühend widerstrahlt ihr eig'nes Bild mit Einemmale;

Doch der Fremdling that so gütig und so herzlich unterdessen,
Daß das arme Mädchen bald die früh're Sprödigkeit vergessen;

Ja! sie fühlte froh ihr Herz in wonigem Entzücken pochen,
Als der Fremdling ihr beim Scheiden bald'ges Wiedersehn versprochen! —

Trefflich hielt der Edle Wort; ch eine Woche noch vergangen,
Durfte sie den lieben Gast mit freudigem Willkomm empfangen. —

Immer öfter sah'n sich Beide, wenn die dunkle Nacht sich nahte,
Denn der Dämon der Verführung wandelt immer stille Pfade,

Bis der Ritter um das arme Kind sein Sündennetz gezogen,
Und den früh'ren Bräutigam um all sein Erdenglück betrogen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Professor Karl Vogt in Genf erzählt in der neuesten Numer der „Gartenlaube" beiläufig folgende Anekdote: „Ein gewisser Regazzoni durchzog vor einigen Jahren aller Herren Länder und beutete die Leichtgläubigkeit mit Magnetismus, Hellseherei, Somnambulismus und ähnlichen Kunststücken aus, zu deren Ausführung er einige treffliche Sujets hatte. Namentlich war eines seiner Weibsbilder ausgezeichnet in Vorstellungen körperlicher Unempfindlichkeit; sie lag in magnetischem Schlafe und gab nicht das geringste Zeichen von Empfindung, selbst wenn man ihr die peinlichsten Schmerzen verursachte. Für den Kundigen konnte dieses Resultat stoischen Studiums nicht allzu überraschend seyn. Es ist unglaublich, welch entsetzliche Erfindungsgabe zur Selbstquälung Weiber schon dargelegt haben, die sich bemerklich machen wollten. Die Annalen der Medizin sind vollgepfropft von Fällen, wo Schwindlerinnen sich Verletzungen, welche bis zum Rande des Grabes führten, nur deßhalb selbst zufügten, um den leichtgläubigen Arzt zu bewegen, eine Broschüre über den außerordentlichen Fall zu schreiben. So ertrug denn auch Regazzoni's Stoikerin ohne das mindeste Zucken wirkliche Qualen, und weithin erschallte ihr Ruf und derjenige des berühmten Professors, und von allen Seiten trugen die Leute ihre Thaler herbei, um gläubig das Wunder anzustaunen. Aber in Frankfurt ging es zu Ende. Einer meiner Freunde beschloß, den Betrug zu entlarven. Er hatte einen lebenden Frosch in der Tasche, den er plötzlich der unempfindlichen Schläferin in den Rücken hinabgleiten ließ. Ein Aufschrei, ein Zucken, die Scene war ausgespielt."

Man schreibt aus München, 29. Juni: Dem von Sr. Maj. dem König im Jahre 1854 an die historischen Vereine in Bayern ergangenen Wunsch entsprechend, daß von ihnen eine topographische Geschichte der vorzüglichsten Städte des Königreichs zur Bearbeitung komme, wurde von Seite des oberbayerischen historischen Vereins insofern entsprochen, daß so eben der erste Band ausgegeben wird, welcher die Geschichte von fünf Städten enthält, und zwar die von Aichach, verfaßt von dem dortigen Stadtpfarrer Danhauser; von Rain, verfaßt vom Landgerichtsassessor Fischer; von Reichenhall, verfaßt vom Oberbaurath Hermann; von Traunstein, verfaßt vom Schulbenefiziaten Wagner; und von Wasserburg, verfaßt von dem dortigen ehemaligen Stadtschreiber Heiserer. Diese ausführlichen trefflichen Bearbeitungen enthalten neben genauester Lokalbeschreibung die chronistische Geschichte seit ältester Zeit mit umfassenden statistischen Notizen, Verzeichnissen der Reihenfolge der Pfleger, Kastner, Bürgermeister, Pfarrer, und sonstiger in die Lokalgeschichte verwebten Persönlichkeiten. Städtepläne und Karten sind beigegeben. Dieser erste Band, welchem andere bald folgen mögen, ist ein reicher Zuwachs für die Kunde der Geschichte unseres Vaterlands, und als Quellenwerk von Bedeutung.

Das Gesammterträgniß des Tabakmonopols in Oesterreich hat in dem letzten Halbjahr — November bis April — 24,525,617 fl. und um 167,145 fl. weniger als voriges Jahr abgeworfen. In Ungarn und den Nebenländern beträgt der Mindererlös 1¼ Million, in den andern Kronländern ist die Einnahme um 1,100,000 fl. gestiegen. Am meisten Tabak konsumirte Böhmen, nämlich um 4,100,000 fl.

In einer Restauration in Magdeburg war eine Sammelbüchse in Form eines Schiffchens angebracht, in welche freiwillige Gaben für eine künftige deutsche Flotte gelegt wurden; vor einigen Tagen wurde das ziemlich wohl gefüllte „Flottenschiffchen" gestohlen.

Bei der Ankunft des Kaisers Napoleon in Vichy fühlte eine exzentrische junge englische Dame sich so begeistert, daß sie ihre Spitzenmantille abnahm und sie vor dem Kaiser ausbreitete; dieser jedoch hob dieselbe auf und legte sie seiner exzentrischen Verehrerin wieder um die Schultern.

Logogryph.

Vier Zeichen bilden mich
Und sechsmal wechsle ich.
Mit B verein'ge ich,
Mit F erfreu' ich dich,
Mit M red' ich zu dir,
Mit H bin ich ein Thier,
Mit R dem Kreise gleich,
Mit S sehr wasserreich.
Laß erste Zeichen fort,
Bin ich ein Biudewort.

Auflösung der Homonyme in Nro. 160:
Trauermantel.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 166 Samstag, 13. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Kaum aber hatte ich das ausgesprochen, als ich es bereute, als ich mir bitter vorwarf, dem schwer getroffenen Greise gegenüber, mein Selbstgefühl geltend gemacht zu haben. Des Herzogs Miene wurde noch düsterer. Er sah mich einen Augenblick ernst und prüfend an, und sagte dann: Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu verletzen, mein Herr! ich war aber stets der Meinung, daß ehrliche Rechnung gute Freunde macht. Lassen Sie uns nicht weiter davon reden. Ich habe kein Recht, Ihnen Bedingungen vorzuschreiben. Sagen Sie mir, ob und in welcher Weise Sie die Uebermachung des Geldes an Ihren Herrn Vater möglich glauben.

Beschämt, verwirrt, sann ich darüber nach. Ich war der kaufmännischen Verhältnisse wenig kundig, ich schlug vor, mich mit meinem Onkel zu berathen. Der Herzog wollte davon nichts wissen. Er nannte die Anfrage bedenklich für sich und mich, er hielt die kaufmännische Vermittlung überhaupt für langwierig, er schien daran zu denken, daß ich Paris verlassen und jene Summe mit mir nehmen könne. Ich war aber entschlossen, noch in Paris zu bleiben, und nach längerem Ueberlegen kamen wir darin überein, daß das Geld, in einzelne Posten vertheilt, an meine Eltern und Brüder abgesandt werden sollte, wovon ich sie in Kenntniß zu setzen hatte.

Die Herzogin lud mich darauf ein, an dem Frühstücke Theil zu nehmen, und indem ich ihr und ihrem Gatten folgte, gingen wir aus dem Seitenflügel des Hotels eine Treppe in den Garten hinunter, zwischen den Orangenbäumen und Buchsbaum-Pyramiden, welche den Hauptweg einfaßten, nach einem chinesischen Gartenhause, in welchem das Frühstück aufgetragen war.

Ich hatte mit Zuversicht erwartet, Claudinen jetzt endlich wieder zu sehen, aber nur der Sohn des Hauses, den man mir als den Marquis von ** bezeichnete, und die verwittwete Tochter mit zwei schönen Kindern waren anwesend. Man wußte von mir und von der Verhandlung, zu welcher die Herzogin mich eingeladen hatte, offenbar nichts. Das machte meinen Empfang feierlich und kalt, und ich fing an, die Freundestreue meiner Mutter mehr und mehr zu bedauern, da sich mir der Glaube aufdrängte, Claudine habe die Familie verlassen und sey vermählt.

Während dessen erschienen die Diener mit dem Service, der Haushofmeister meldete, daß man bedient sey, und nun erst blickte der Herzog sich um, als vermisse er Jemanden, und sagte: Mein Sohn, wo ist Deine Schwester? Ich sah sie mit Dir vorhin im Garten.

Da kommt sie, mein Vater! bedeutete der Marquis, und in dem Augenblicke trat sie aus einer Taxushecke hervor.

Ich werde den Moment, ich werde den Eindruck nicht vergessen, ich habe ihn nie vergessen können. All die Liebe, die ich als Knabe für sie gefühlt, all die Leidenschaft, welche die Trennung von ihr mir damals aufgeregt, waren in ihrer ganzen Stärke in mir lebendig. Ich fühlte nicht mehr, daß es eine Zeit gegeben, in welcher ich ihrer kaum noch gedacht. Ich liebte sie, wie ich das Licht liebte, in dem wir athmen, ich empfand sie als die Bedingung und den Zweck meines Daseyns, so wie mein Auge sie wieder erblickte.

Sie war damals gerade siebenzehn Jahr alt, und konnte für das Urbild weiblicher Jugendschöne gelten, so kräftig und so fein war ihre schlanke Gestalt, so vollendet die Pracht ihrer Glieder, welche die damals gar Mode gewordene enge Tracht in all ihrem Reize zur Geltung kommen ließ. Sie hatte ein klares, weißes Kleid an, durch das ein rosafarbiges Unterkleid sichtbar wurde, und ihr Busen war nur wenig durch einen Ueberwurf von leichter Gaze verhüllt. Ihr Haar, das noch immer den goldigen Schmelz auf seinem reichen Braun bewahrte, floß ihr tief über den schlanken Rücken hernieder, während von den Schläfen und hinter den Ohren einige künstliche gekräuselte Locken auf ihre Brust herab fielen, und das rosafarbene Band berührten, das ihr Busentuch zusammenknüpfte. Sie hielt einen Strauß frischgepflückter Rosen in der Hand, und sie war selbst wie die Göttin der Rosen anzuschauen.

Schon von fern gewahrte sie mich. Sie kam schnell auf den Pavillon zu, da sie bemerkte, daß man ihrer

harre, und kaum stand sie auf der Schwelle, als sie mit einem Blicke des Erstaunens erst mich, dann ihre Mutter, dann wieder mich ansah, und plötzlich sich zu mir wendend, mit freudigem Tone ausrief: Aber gewiß Sie sind es, Monsieur Emil! Welche Ueberraschung! Wie kommen Sie hieher?

Sie hatte mir dabei die Hand gereicht und die meinige herzlich gedrückt, und ihr Gesicht war so voll Güte, so voll unschuldiger Freude, daß ich mich kaum zu fassen wußte.

Dieser Empfang stach so vollständig gegen die Haltung der übrigen Familie ab, daß dieselbe sich entschließen mußte, ihre Weise zu ändern, sollte das Benehmen Claudinens nicht als ein unpassendes erscheinen, und der Marquis, der vorhin sich am kältesten gezeigt, war nun der Erste, der mit dem Ausrufe: Welches liebenswürdige Herz! sie verliert ihre Heiterkeit nicht! — die Scene in das Gleichgewicht zu bringen trachtete.

Soll ich denn nicht erfreut seyn, wenn ich plötzlich einen Gefährten meiner fröhlichen Kindheit wiederfinde? meinte Claudine. — Und nicht wahr, Monsieur Emil, wir waren sehr frohe Kinder damals? Es war sehr schön in Spaa?

Man hatte während dessen Platz genommen, Claudine saß am andern Ende der kleinen Tafel. Sie hatte ihren Rosenstrauß neben sich liegen, von dem sie eine voll erblühte Blume an ihren Busen steckte, und nie seit jener Stunde habe ich blühende Rosen gesehen, ohne daß jene glückliche Stunde, ohne daß die Geliebte in all ihrer Schönheit in meinem Geiste lebendig geworden ist. Ich konnte kein Auge von ihr wenden, ich konnte mich nicht satt an ihrem Anblick sehen.

Niemand beachtete das. Die Herzogin richtete zwar ab und zu einmal das Wort an mich, aber ihre Theilnahme galt ihrer verwittweten Tochter, die krank war, und um welche die ganze Familie sich bemühte, während eine Bonne, die hinter den Stühlen der beiden Enkelkinder stand, diese bediente und versorgte. Die Unterhaltung war sehr einsylbig. Von den Ereignissen des Tages zu sprechen, mochte sowohl die Anwesenheit der Dienerschaft als die meinige, die Familie abhalten, und doch hatte man den Sinn offenbar damit beschäftigt, denn die gleichgültigen, kurzen Reden und Gegenreden, welche man wechselte, dienten nur dazu, das Schweigen nicht auffällig zu machen. Auch Claudine hielt sich nach jener ersten Aufwallung sehr still, und als in der Mitte der Mahlzeit der Marquis sich mit der Frage an sie wandte, ob sie keinen Brief erhalten habe, antwortete sie mit einem kurzen Nein, und verstummte dann gänzlich.

So ging die ganze Mahlzeit vorüber. Man erhob sich nach kurzer Zeit. Der Herzog und der Marquis griffen nach den Zeitungsblättern und Pamphleten, die ein Diener herbeibrachte, die Herzogin mit ihren Töchtern und Enkeln trat aus dem Pavillon hinaus, und setzte sich unter das breite Dach, das den Vorplatz um denselben beschattete.

Wie! rief Claudine, als ich nun Anstalt machte, mich zu empfehlen, Sie wollen fort, ehe ich noch weiß, wie Ihre Mutter sich befindet? Ich habe Sie noch gar nicht gesprochen, und ich denke, ein wenig sind Sie doch auch für mich gekommen!

In dem Munde jedes Mädchens hätte diese Frage den Eindruck einer anmuthigen Koquetterie machen, und als solche einem jungen Manne wohl thun und schmeicheln müssen, der sich hier auf einem ihm fremden Boden in einer ohnehin sonderbaren Lage befand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Unterschleifs-Prozeß in Verona.

Die Verhandlungen über den in Verona im Zuge befindlichen großen Unterschleifs-Prozeß nahen nun ihrem Ende, und es dürfte die Verkündigung des bezüglichen Urtheilsspruches nächster Tage erfolgen. Die denselben zum Grunde liegenden Thatsachen sind nach dem Berichte der „Triester Zeitung" folgende: „Die Firmen Leopold Weiß und Ignaz Weil-Weiß, wenn auch in den Registern der Veroneser Handelskammer als getrennt fungirend aufgeführt, bilden dennoch in Wirklichkeit nur ein einziges Haus mit gemeinschaftlichen Gütern, Regstern und Agenten. Dieses Haus bewirkte seit mehreren Jahren den größten Theil der Lieferungen, namentlich von Getreide, Reiß, Holz und Heu, für die im lombardisch-venetianischen Königreiche dislozirte zweite Armee. Jede dieser Lieferungen wurde regelmäßig kontrahirt und die bezüglichen Kontrakte bald von einem, bald vom andern der Firmaführer unterzeichnet. Der mit der Beaufsichtigung des Verpflegswesens der zweiten Armee betraute Ober-Kriegskommissär Schlesinger entdeckte bei seinen im August und Oktober 1859 vorgenommenen Visitirungen mehrere grobe Unterschleife, namentlich daß das Brod nicht das vorgeschriebene Gewicht habe und daß bei Verfertigung desselben nicht die gehörige Portion Salz verwandt werde, so wie auch, daß die ärarischen Waagen alterirt seyen und nicht das richtige Gewicht bezeichnen. Auf die hierüber erstattete dienstliche Anzeige wurde die gerichtliche Untersuchung eingeleitet, welche bald wichtige Resultate zu Tage förderte. So gestand z. B. der Verpflegs-Intendant in Verona, Franz König, daß ihm schon bei seiner Amts-Uebernahme am 1. September 1857 von seinem Vorgänger Karl Hofer entdeckt worden sey, daß die Gepflogenheit seit Jahren bestehe, daß die Lieferanten bei Einkassirung ihrer Gelder dem Intendanten 1 pCt. ihrer Einnahme zukommen ließen. Da vom Juni 1857 bis Mai 1859 die Firma Weiß

allein für ihre Lieferungen die Summe von 2,034,806 Fl. 82 Kr. bezog, so betrug die unrechtmäßige Einnahme des Intendanten allein über 20,000 Fl. in diesem Geschäfte, ungerechnet die andern Bestechungen und Veruntreuungen, welche zusammen beinahe das Doppelte ausmachten. Dafür wurden natürlich a conto des h. Aerars dem Lieferanten so manche Gefälligkeiten erwiesen, wie z. B. demselben dazu verholfen, daß er die verschiedenen Pönale, in die er verfallen war und welche sich auf mehr als 50,000 Fl. beliefen, nicht zu zahlen brauchte. Auch die anderen Beamten und Bediensteten der Militärverpflegs-Verwaltungen machten sehr erbauliche Geständnisse, nämlich daß sie von der Firma Weiß bedeutende Geldgeschenke theils in größeren unbestimmten Beträgen, theils sogar als förmliche fixe Zulagen bezogen, natürlich nicht ohne dafür entsprechende Gegendienste zu leisten. Mit diesem Einkommen waren jedoch die erwähnten Organe der Militärverpflegs-Verwaltung noch immer nicht zufrieden, sondern suchten ihre Einnahmsquellen noch dadurch zu vermehren, daß sie im Einverständnisse mit den Frachtbeistellern, den Arbeiter-Aufnehmern und Salz-Lieferanten Frachten-Gebühren, Arbeiter-Verwendungen und Salzzasfungen verrechneten, die nicht existirten, wobei natürlich der Gewinn getheilt wurde. Die Intendanten König, Hofer, die Verpflegsoffiziale Reitinger, Hribar, Pogazar, die Bäckermeister Mayer, Saltner u. m. A. wurden bereits durch die Militär-Gerichte abgeurtheilt und bestraft. Herr Ignaz Weil-Weiß und dessen Prokura-Führer Neumann, welchen bei der Arretirung des Intendanten König nicht wohl zu Muthe gewesen seyn muß, entzogen sich den Folgen ihren Handlungen durch die Flucht ins Ausland, indem Weil-Weiß nach Nizza, Neumann nach Amerika sich begab. Der Kompagnon des Ignaz Weil-Weiß, so wie der Frachtenbeisteller Hingerle, die Arbeits-Aufseher Adrogna und Gregolerie, so wie der Salzverschleißer Merandini wurden jedoch verhaftet, und sie sind es eben, über welche die Schluß-Verhandlungen von einem Fünfrichter-Kollegium geführt werden. Das ganze Gericht ist aus fremden Beamten zusammengesetzt, weil der Umfang des Prozesses ein so großer ist, daß die vollkommene Kenntniß der deutschen und italienischen Sprache von Seiten der sämmtlichen Gerichtsmitglieder erwünscht war und daher nur solche Personen verwandt wurden, welche beider Sprachen vollkommen mächtig sind. Die Angeklagten beobachteten bisher ein System des absoluten Leugnens, und namentlich Leopold Weiß sucht sich damit zu vertheidigen, daß er angibt, daß er wohl die meisten Lieferungs-Kontrakte unterschrieben, nie aber in die Details der Ausführung eingedrungen sey, da sein Vetter Weil-Weiß das Ganze geleitet habe."

Eine Sage von dem Kreuze in der Busch-Allee zu Aschaffenburg.

(Frei bearbeitet von Huslan Stoll.)

(Fortsetzung.)

III.

Zu Stockstadt in der Rosen
Da saß ein Mägdelein,
That mit dem Buhlen kosen
Am Erkersenstersein;

Jetzt trat mit blankem Schwerte
Der Bräutigam zu ihr
Und rief mit Muthgeberde:
„So hält's Du Treue mir?"

Dann sprach er: „Ihr, Herr Ritter
Beschimpfet Euer Kleid,
Ihr seyd ein „Johanniter",
Habt das Gelübd' entweiht,"

„Ein Mägdlein wollt Ihr küren,
Das doch mein Eigen war,
Wollt doch und könnt nicht führen
Sie hin zum Trau-Altar."

Da blickt beschämt zur Erden
Die falsche Maid und spricht:
„Mag Deine Braut nicht werden
Und war sie auch noch nicht! —"

„Und kannst Du jetzt so sprechen,
Weil dieser Dich verführt,
So will ich's an ihm rächen,"
Spricht er, „wie sich's gebührt!"

„Herr Ritter! — Auf zum Kampfe! —
Es gilt mein höchstes Gut! —
Daß meuchlerisch nicht dampfe
Mein Schwert von Eu'rem Blut!"

Als spottend d'rauf der Ritter
Erwidert: „Zu's Gefecht
Läßt sich kein Johanniter
Mit einem schnöden Knecht!"

Da lodt die Zornes-Hyder
Im schwer Gekränkten fort —
Er droht: „Wir seh'n uns wieder
An einem andern Ort!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach einer Aufstellung des Ausschusses für Verbreitung des Turnwesens zu Berlin ist die Zahl der Turnvereine Deutschlands vom 1. Januar 1860 bis zum 31. März 1861 von 224 auf 506 gestiegen, und zwar im Kaiserthum Oesterreich (deutsches Bundesgebiet) von 2 auf 4, Königreich Preußen von 45 auf 144, Königreich Bayern von 13 auf 37, Königreich Hannover von 20 auf 29, Königreich Württemberg von 28 auf 36, Königreich Sachsen von 47 auf 77, Großherzogthum Baden von 2 auf 14, Großh. Mecklenburg-Schwerin von 1 auf 4, Kurfürstenthum Hessen von 1 auf 11, Großherzogthum Hessen von 8 auf 21, Großherzogthum Oldenburg von 2 auf 4, Großherzogthum Luxemburg auf 1, Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach von 9 auf 16, Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg von 9 auf 16, Herzogthum Nassau von 1 auf 16, Herzogthum Braunschweig von 6 auf 9, Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen von 9 auf 14, Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha von 2 auf 6, Herzogthum Anhalt-Dessau-Köthen auf 1, Herzogthum Sachsen-Altenburg von 3 auf 8, Fürstenthümer Reus von 2 auf 6, Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt von 1 auf 5, Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen von 1 auf 2, Freie Reichsstädte: Hamburg von 3 auf 4, Lübeck von 5 auf 7, Bremen von 2 auf 6, Frankfurt von 2 auf 8. Da die Zahl der Turner noch immer in steiger starker Zunahme begriffen ist, so werden wir (die Nachhaltigkeit dieser Bewegung vorausgesetzt) in kurzer Zeit und ohne erheblichen Vorschub von oben, rein aus freier urkräftiger Volkserregung hervorgegangen, eine gar nicht zu verachtende Macht auf den Beinen haben; eine Macht, die überdieß den Staat keinen Heller kostet. Daß aber eine turnerisch durchgebildete Bevölkerung, die zugleich auf den zahlreich neu entstehenden Schießstätten die Feuerwaffe mit Geschick handhaben lernt, bei einem Kriege eine wirkliche Macht ist, das würde auch ohne die treffliche Ausführung des Majors Radowicz-Oswieciński (vergleiche dessen Schrift: „Die deutsche Wehr; Leitfaden für die Bestrebungen des deutschen Volkes zur Einigung, behufs der Vertheidigung des Vaterlandes in Gemeinschaft mit dem stehenden Heere") jedem Unbefangenen sofort einleuchten. Allerdings müßten es die Turnvereine sich zur Aufgabe machen, die unmittelbar praktischen Uebungen im Laufen, Springen, Klettern, Ueberschreiten schmaler und schwankender Flächen, Bewältigung schwerer Lasten und insbesondere die Massen-Freiübungen gegen die eigentlichen Kunst-Turnübungen an Reck, Barren ꝛc. mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Es ist in der That zu verwundern, wie letztere, deren Gipfel doch nur schließlich im Zirkus erreicht wird, so häufig noch überschätzt werden, während die ersteren, die wahre Grundlage aller Wehrbarkeit, so häufig zurückstehen müssen. Soll der Aufschwung, den das Turnen zur Zeit genommen hat, nachhaltig bleiben, so wende man sich entschiedener als bisher dem praktischen Volksturnen zu und zeichne die Leistungen auf diesem Gebiete auf den großen Turnfesten vorzugsweise durch Ehren und wo möglich auch durch Gaben aus. Letztere werden den Turnern gewiß nicht minder gespendet werden, wie jetzt schon den Schützen, wenn es erst einmal klar geworden ist, daß es sich auf den Turnplätzen nicht um Einübung einiger Kraft- und Gewandtheitsstücke handelt, sondern um die Heranbildung einer, gegen Wind und Wetter gestählten, marschtüchtigen und flinken Mannschaft, gleich sehr vorbereitet, bei drohender Gefahr entweder sofort in das stehende Heer einzutreten, oder als Volkswehr den Feind durch unaufhörliche Angriffe zur Verzweiflung zu bringen.

Das seit dem 9. d. Mts. in München ins Leben getretene Institut der städtischen Packträger hatte schon am ersten Tage seiner Wirksamkeit viele Geschäfte zu besorgen. Der Unternehmer hat gleiche Institute auch in Stuttgart, Berlin und Dresden eingerichtet. Die Zahl der verpflichteten Dienstleute beträgt vorläufig dreißig, von welchen jeder eine Kaution von tausend Gulden stellte. Wenn sie dienstfrei sind, stecken sie auf ihre Mütze ein kleines rothes Fähnchen. In den Instituts-Bureau befinden sich ihre photographischen Porträts, damit sogleich der betreffende gefunden werden kann, dessen Numer Jemand vergessen hat. Von den Hauseigenthümern und Ladenbesitzern wurden auch schon einige dieser Männer zu Straßen- und häuslichen Diensten monatlich gemiethet. Noch eine bequeme Einrichtung ist darin getroffen, daß diese Leute auch eigens gezeichnete Regenschirme besitzen, wo mit sie Jedermann gegen eine billige Gebühr begleiten. Die Abzeichen bestehen in den drei Buchstaben „S. P. J." (städtisches Packträger-Institut.)

Vor Kurzem machte eine Erzählung von entsetzlichen Greuelthaten, welche im Süden der „Vereinigten Staaten" gegen den deutsch-katholischen Sprecher Dowiat verübt seyn sollten, die Runde durch die meisten Blätter. Jetzt meldet die „Anclamer Zeitung", daß eine ihr zu Gesicht gekommene Notiz Dowiat's die Erzählung für eine reine Erfindung erklärt.

Die „Turiner Volkszeitung" hat vorgeschlagen, den neuen Kometen Cavour zu nennen, und der etwas wunderliche Vorschlag allgemeinen Anklang gefunden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 167 Sonntag, 14. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Gekommen, Beistand anzubieten, sah ich mich von den beiden Männern hochmüthig behandelt, und doch mit dem Selbstbewußtseyn der Aristokratie, die sich ihrer Anmaßungen eher im großen Ganzen, als im persönlichen Verkehr entäußert, für ihre Zwecke benutzt. Indeß eine Frau, die uns gefallen will, stellt uns nicht nur neben sich, sondern über sich, und hätte ich nicht ohnehin das Gefühl meiner völligen Freiheit und Gleichberechtigung in mir getragen, so würde die Gewißheit, derjenigen willkommen und werth zu seyn, die ich allein in diesem Hause suchte, mir meine Unbefangenheit erhalten haben.

Ich blieb also noch eine Weile dort. Ich erzählte Claudinen, was ich ihrer Mutter schon zuvor erzählt, und die Freude und Kindlichkeit, mit welcher sie zu der Herzogin und zu ihrer Schwester von unseren Spielen und von unseren Studien in dem Badeorte sprach, erheiterte auch die anderen Damen, während sie mich bezauberte.

Als ich dann endlich aufbrechen mußte, sagte sie: Wenn Sie wiederkommen, will ich Ihnen zeigen, daß ich die Skizzen noch alle habe, die ich damals unter Ihrer Leitung machte. Unbedeutend wie sie sind, geben sie doch ein Bild des Hauses und des Gartens, und Mama und ich haben sie deßhalb immer gern gehabt! Sie aber haben die Blätter wohl nicht mehr? Die Männer haben keinen Sinn für solche Angedenken.

Im Gegentheil! antwortete ich, der Aufenthalt im Bade, nach dem ich mich bald von meiner Mutter trennte, war eine der großen Epochen meines Lebens, und ich habe jedes Andenken an dieselbe wie ein Heiligthum bewahrt! — Ich hatte damit nichts gesagt, als was die damaligen Begriffe von Galanterie erforderten; ich hatte es auch so eingerichtet, daß Claudine nicht an das Geschenk ihrer Locke gemahnt wurde, wenn sie desselben nicht mehr gedachte. Aber ihr schnelles Erröthen bewies mir, daß sie sich desselben in diesem Augenblicke erinnern mußte, hätte sie es auch bis jetzt vergessen gehabt. Sie brach die Unterhaltung ab, und endlich machte ich mich auf meinen Weg.

Als ich ein paar Schritte von dem Pavillon entfernt war, hörte ich mich von dem Herzoge rufen. Ich hielt an, er kam die Stufen herunter und erklärte, daß er mich bis an das Haus begleiten wolle. Diese Verbindlichkeit mußte mir auffallen, und sie hatte natürlich auch ihren besondern Grund. Denn kaum waren wir weit genug von den Damen entfernt, um nicht von ihnen gehört zu werden, als der Herzog in seiner ernsten Weise und ohne den kalten Ausdruck seiner Züge zu verlieren, mir sagte, daß er noch etwas mit mir zu reden habe.

Sie sind jung, sprach er, aber Sie gehören einer respektablen Familie an, und ich bin überzeugt, daß Sie ein Mann von Ehre sind, dem man vertrauen kann. Sie leben hier lange genug, um die wachsende Gefahr unserer Lage zu kennen, und einzusehen, daß Paris jetzt kein sicherer Aufenthalt für Frauen ist. Nichts desto weniger hat meine Gattin sich geweigert, sich jetzt, wo es noch Zeit ist, wo ihrer Reise kein Hinderniß im Wege stehen würde, von mir zu trennen, und ich habe nicht darauf bestehen mögen, denn die steigende Zahl der Auswanderer wird das Gesetz gegen dieselben, das man vorbereitet, nur um so gewisser der Annahme empfehlen. Aber — — er hielt inne, als kämpfe er mit einer Unentschlossenheit oder mit einem Mißtrauen, dann sagte er schneller, als es sonst in seiner Art lag: Es können Fälle eintreten, in denen ich meiner Tochter befehlen würde, Paris auch ohne ihre Mutter zu verlassen. Ihr Herr Vater ist französischer Konsul. Glauben Sie, daß er sich bewegen lassen würde, Pässe für die Damen auszustellen?

Ich antwortete, daß mein Vater, als er Senator geworden, das Konsulat niedergelegt habe.

Und würde der hiesige Vertreter Ihrer Vaterstadt, den Sie ja kennen müssen, geneigt seyn, uns den Dienst zu leisten? fragte er weiter.

Unser hiesiger Konsul ist ein Verwandter meines Vaters, versetzte ich. Wenn ich ihm den Brief meiner Mutter an die Frau Herzogin zeigte, fuhr ich fort, von dem Verlangen des Herzogs überrascht, so halte ich es für möglich, das Gewünschte zu erhalten, denn — er ist kein Freund der jetzigen Zeit und der Bewegung.

Und Sie? fragte der Herzog plötzlich, fügte dann jedoch eben so plötzlich hinzu: Aber lassen wir das!

Sie sind jung, Sie gehören dem dritten Stande an, Sie müssen Hoffnungen hegen — und Sie werden schwere Enttäuschungen erfahren! Lassen wir das! Kommen Sie morgen wieder! Wir sprechen dann mehr von dem Dienste, welchen ich von Ihnen für die Damen fordern möchte.

Er hatte mich damit gleichsam in einer mir zusagenderen Weise verpflichten, oder auch die Last der möglichen Dankbarkeit von sich abwenden wollen, und nachdem er mich aufgefordert, am anderen Tage die Mittagsmahlzeit bei ihnen einzunehmen, entließ er mich.

Wie ein Berauschter verließ ich das Hotel. Die Stadt mit ihrem Gewühle, die Begegnung mit meinen Bekannten, das Gespräch mit meinem Onkel während der Mahlzeit, das sich um die Tagesereignisse drehte, Alles das fiel mir unerträglich. Die Zeit existirte für mich nicht mehr; die blutigen Parteikämpfe waren für mich nicht mehr vorhanden. Alles, was ich seit Jahren erlebt, versank für mich in Nichts, und nur zwei Momente meines Daseyns traten mir aus der Erinnerung deutlich und als lebenswerth hervor: mein früherer Aufenthalt in Spaa und die Stunde, die ich eben jetzt an der Seite Claudinens zugebracht hatte.

Alles Werdende ist abhängig von der Stunde und von dem Boden, denen es seinen Ursprung verdankt. Zeiten der leidenschaftlichen politischen Erregungen erzeugen auch in allen anderen Bereichen starke Empfindungen, und in einem noch unentweihten Herzen wurzelt die Liebe schnell und tief. Jetzt, da ich aus so weiter Ferne auf jene Tage zurückblicke, jetzt kann die Vernunft es mir sagen, daß, wäre ich damals beschäftigt gewesen, hätte ich mich in ruhiger Umgebung befunden, die Leidenschaft für Claudinen mich vielleicht nicht so gewaltig ergriffen, mich vielleicht nicht so vollständig erfüllt haben würde. Aber ich war freier Herr meiner Zeit, Alles um mich her befand sich in Aufregung, ich sah die Geliebte von Gefahren bedroht, ich wurde zu ihrem Beistand aufgefordert, ich war zwanzig Jahre, in der vollsten, ungebrochenen Kraft jugendlicher Männlichkeit, ich ersehnte ein Weib, und das Ideal meiner frühen Vergangenheit trat mir in aller seiner holdseligen Güte, in seiner unvergleichlichen Schönheit entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novara im südindischen Ozean.

Erdumsegelungen gehören nicht mehr zu den Großthaten der Seefahrer. Ein Schiff, das rund um unsere Welt fährt, steuert nicht mehr ins Unbekannte hinaus. Seine Mannschaft weiß, wo und wann sie gefährliche Meerströmungen und Stürme zu erwarten hat, und kennt jede Stelle, wo die Wache im Mastkorbe nach Sandbänken oder Riffen scharf auslugen muß. Für wissenschaftliche Zwecke und zur Ausbildung der Seeleute sind Erdumsegelungen immer noch von hohem Werth. Junge Marinen führen sich durch die glückliche Ausführung eines solchen Unternehmens in die Weltflotten als ebenbürtig ein. Der Kiel eines Schiffes, das mit den Wogenbergen am Vorgebirge der guten Hoffnung und mit den Sturzwellen am Kap Horn Brüderschaft gemacht hat, ist geadelt worden. Sein Ruf kommt der ganzen Flotte des Landes zu gut und stellt sie in den Augen der Welt um eine Stufe höher. Vor mehr als zwanzig Jahren lenkten die Weltumsegelungen der Louise, eines Schiffes der preußischen Seehandlung, selbst die Augen englischer Sachkenner auf eine Flotte, von der man bisher angenommen hatte, daß ihre Schiffe nichts Besseres zu thun wüßten, als Getreide, Holz und Thran von einem Ostseehafen zum andern zu fahren. Inzwischen haben die als langsam verschrieenen Oesterreicher die rührigeren Preußen in einer wichtigen Beziehung weit überholt. Der Kaiserstaat besitzt eine Kriegsflotte, mit der die preußische an Zahl und Größe der Schiffe sich nicht messen kann, wie auch der österreichische Kriegshafen Pola geräuschlos zu einer starken Festung geworden ist, während man in Preußen darüber gestritten hat, ob der Jahdebusen oder der Jasmunder Bodden oder diese und jene andere Oertlichkeit für Marinezwecke besser geeignet sey.

Eines der schönsten Schiffe dieser jungen österreichischen Marine, eine schmucke Fregatte, erinnert durch seinen Namen Novara an die glorreichste der Schlachten, welche das österreichische Heer in Italien geschlagen hat. Eben dieses Schiff hat seinen Namen durch eine Weltumsegelung in die Annalen der deutschen Marine eingeschrieben. Das Unternehmen wurde in großem Styl angelegt und aufs Wackerste ausgeführt. Offiziere und Matrosen bewährten sich in den fernen Meeren als tüchtige Männer, hundert Häfen wurden mit den Erzeugnissen des österreichischen Kunst- und Gewerbfleißes bekannt gemacht, die wissenschaftlichen Resultate der Neuzeit durch die Arbeiten der naturforschenden Mitglieder der Expedition ansehlich vermehrt. Es ist ein reiches Material, das auf dieser Weltumsegelung für die Hydrographie und für fast alle Zweige der andern Naturwissenschaften gewonnen wurde. Die Verarbeitung desselben ist tüchtigen Händen anvertraut. Der Reisebericht selbst ist im Erscheinen begriffen, und wir freuen uns, den ersten Band schon jetzt unsern Lesern vorführen zu können.*) Der Verfasser ist ein Naturforscher von bewährtem Namen, Dr. Karl v. Scherzer;

*) Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858 und 1859. Wien, aus der kaiserlichen Hof- und Staatsdruckerei, in Kommission bei Karl Gerold.

die Ausstattung ist die elegante, welche sich von dem weltberühmten Institut der kaiserlichen Staatsdruckerei in Wien erwarten ließ.

Die Novara lief im April 1850 in der Dogenstadt vom Stapel. Sie ist über Deck 165 Fuß lang und 44 Fuß breit. Sie ist für 42 Geschütze gebohrt, doch wurde für diese Reise die Anzahl auf 30 vermindert, weil man Raum gewinnen wollte. Auf der Fahrt zeigte sich das Schiff als vorzüglichen Segler und wurde auf seinem ganzen Wege von 51,686 Seemeilen (60 auf den Grad) nur dreimal überholt, jedesmal von Klippern. Für die Erhaltung der Gesundheit der Mannschaften waren die verständigsten Anordnungen getroffen worden. Fast den ganzen Bedarf an süßem Wasser, gegen achthundert Maß täglich, lieferte ein Destillirapparat. Getrunken wurde nur dieses gereinigte Meerwasser, wovon man in den Tropen, wo das Fluß- und Quellwasser oft böse Wirkungen hervorruft, den besten Erfolg sah. Sehr wohlthätig wirkten ferner die Sturzbäder, welche man die Mannschaft Tag für Tag nehmen ließ, und der Genuß der mitgenommenen gepreßten Gemüse. Der Gesundheitszustand befriedigte auf der ganzen Reise.

Am 8. April 1857 lichtete die Novara in der Bucht von Muggia die Anker. Das Ufer war wie besäet mit Menschen, in deren Erinnerung dieser Tag ewig haften wird. Von Triest wurde mit 21 Stückschüssen unter dem Zuruf von Tausenden Abschied genommen. Bald war die Südspitze des italienischen Festlandes umsegelt, bald Gibraltar erreicht. Die Novara rauschte nun in die blauen Fluthen des atlantischen Ozeans hinaus und steuerte mit schwellenden Segeln gegen Madeira. In Funchal konnten sich die Reisenden den Genuß einer Schlittenfahrt im Sommer verschaffen. Die Wagenkasten stehen nämlich auf Kufen, die über die glatten Steine des Pflaster wie auf einer Schneebahn dahingleiten. Auf der weiteren Fahrt beschäftigte man sich mit dem Problem der höchsten Meerestiefe. Man ließ das Senkblei bis zu 24,300 Fuß englisch herab, wozu 2 Stunden 51 Minuten gebraucht wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Thronbesteigung des neuen und Bestattung des verstorbenen Sultans.

Ueber diese Feierlichkeiten berichtet der Moniteur: Am 25. Juni, um 1 Uhr Mittags, verließ Abdul-Azis in Begleitung des Großvezir's, des Seraskier's und des Kapudan-Pascha das alte Serail und begab sich nach dem Schloßhof, welcher denselben Anblick bot, wie bei den Feierlichkeiten des Bairamsfestes. Unter der großen Halle war der Thron aufgestellt; demselben gegenüber befand sich das kaiserliche Musikkorps, und zu beiden Seiten standen die Diener des Palastes, welche während der ganzen Zeremonie die gebräuchliche Formel hersagen mußten: „Gott erhalte den Sultan 1000 Jahre!“ In einem großen Kreis, welcher von Soldaten gebildet war, befand sich die Volksmenge. Abdul-Azis nahm unter dem Klang der Musik und dem Donner der Artilleriesalven Platz auf dem Thron. Ein Gemurmel der Befriedigung durchlief die Reihen der Zuschauer bei dem Anblick des mannhaften Auftretens des neuen Herrschers. Nach einem kurzen Gebet begann die Handkußfeierlichkeit. Der Großadmiral befand sich zur Linken des Sultans und versah das Amt des Kammerherrn. Er hielt in der Hand die Fransen des Thrones, welche die Unterbeamten zu küssen hatten. Nachdem Abdul-Azis die Huldigungen der Würdenträger des Reichs entgegengenommen hatte, zog er sich in das Innere des Palastes zurück, um daselbst ein Lamm zu opfern. Er stieg hierauf in sein Parade-Kait und kehrte, diesmal nur von dem Großadmiral begleitet, nach Dolma-Bagdsche zurück. In dem Augenblick, als Abdul-Azis auf dem Thron Platz nahm, wurde nach allen Seiten hin dem Volk durch öffentliche Ausrufer den Tod Abdul-Medschid's und die Thronbesteigung seines Nachfolgers verkündet. Gleich nach der Abreise des neuen Sultan's nach Dolma-Bagdsche wurden die Anstalten für das Leichenbegängniß getroffen. In demselben Hof und kaum zwanzig Schritte von dem Ort, an welchem wenige Augenblicke vorher der Thron gestanden hatte, wurde ein großer Tisch hingestellt, welcher mit einem rothen, mit Goldfransen versehenen Stoff bedeckt war. Auf diesen Tisch wurde unter dem Gesang einer großen Anzahl Ulema's der Sarg gestellt. Der Scheik-ul-Islam, von seinen Priestern umgeben, näherte sich demselben und sagte einige Gebete her. Hierauf stiegen die Beamten zu Pferd und der Leichenzug, setzte sich in Bewegung. Dem Herkommen gemäß wurde der Zug von denjenigen Beamten, welche den niedersten Rang einnehmen, eröffnet und von dem Großvezier und von dem Scheik-ul-Islam beschlossen. Hinter diesen kam der Sarg, von zwanzig Dienern getragen und mit Kachemir und Seidestoffen bedeckt, auf welche Koransprüche gestickt waren. Auf dem Sarg lag die Mütze Abdul-Medschids mit dem Reiherbusch. Den Schluß bildeten die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, Kammerherren und Sekretäre Abdul-Medschids und drei Offiziere zu Pferd, welche beständig kleine Goldstücke unter die Menge warfen. Von Top-Capou bis zur Moschee des Sultans Selims, in welcher sich Abdul-Medschid sein Grab hatte herrichten lassen, brauchte der Zug nicht weniger als drei Stunden, da die herbeigeströmte Menge sehr beträchtlich war. Während der Sarg in der Gruft beigesetzt wurde, sagte der Scheik-ul-Islam noch einige Gebete her, und hiermit war die Zeremonie beendigt.

Eine Sage von dem Kreuze in der Busch-Allee zu Aschaffenburg.

(Frei bearbeitet von Gustav Stoll.)

(Fortsetzung.)

IV.

Es senkte vom Himmel der Abend sich nieder,
Da rollte manch' bitteres Thränlein so bang
Beim Abschied des Ritters auf's bebende Mieder
Dem ahnenden Käthchen von trauriger Wang'. —

Zum „Ave Maria" war längst schon geläutet —
Die Welt war entschlummert in friedlicher Ruh —,
Als sinnend der Johanniter noch reitet
Waldeinwärts den Thoren Aschaffenburg's zu.

Jetzt springt aus dem Busch, wie ein wüthender Leue,
Ein nächtlicher Mann — da steiget und wiegt
Sich bäumend das Roß in solch rasender Scheue,
Daß plötzlich der Ritter am Boden liegt.

Nun ging's an ein wildes, verworrenes Ringen —
Es dröhnte der Schlag und es kreuzt sich der Stoß,
Bis zischend und heiß von den kämpfenden Klingen
Der Beiden Ergrimmten das Blut sich ergoß! —

Da plötzlich durchbohret mit rächendem Schwerte
Der wüthende Gegner das tückische Herz
Des Ritters — der taumelnd hinsinket zur Erde
Und zürnend sich wälzet in grausigem Schmerz.

Der Feind ist gefallen — und trauernd bescheinet
Die Sichel des Mondes das Leichengesicht; —
Der Haß ist verschwunden und bitterlich weinet
Der nächtliche Mann bei dem Todten und spricht:

„Du hast mir die Braut, hast mein Alles genommen! —
Um Frieden, um Ehr' und mein Glück mich gebracht,
Hast mich aus dem Jüngling, dem guten und frommen —,
Verzeih' Dir's der Himmel, zum Mörder gemacht!" —

Dann warf er verzweifelnd und reuig darnieder
An selbiger Stelle die blutige Wehr —
Schlug still in des Waldes Gebüsche sich wieder
Und Niemand erforscht' den Verschwundenen mehr! —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Verwaltungsrath der Dampfboot-Aktien-Gesellschaft Lindau veröffentlicht gegenüber der auch von uns erwähnten „Geschichte der Hebungsversuche mit dem Dampfboote Ludwig" von Herrn Ingenieur Bauer (s. Nr. 163 u. 164 der Erheiterungen) eine Erklärung, wonach die Darstellung des Herrn Bauer ein Gewebe von Unwahrheit und Entstellung des Sachverhaltes ist, indem der ganze Erfolg der mehrmonatlichen Arbeiten und eines sehr beträchtlichen Geldaufwandes sich darauf beschränkte, das Boot ein paarmal an dem einen Theile auf beiläufig 20 Fuß unter dem Wasserspiegel zu heben, während der andere sich in größerer Tiefe befand. Der Verwaltungsrath in seiner Gesammtheit mußte daher die Ueberzeugung gewinnen, daß das Verfahren des Herrn Bauer nicht zum Ziele führe, und daß er überhaupt nicht der Mann sey, die übernommene Aufgabe zu lösen, weßhalb sodann der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, auf eine Verlängerung des Vertrages zum Viertenmale nicht einzugehen.

[Statistisches über das Bier.] Folgende Nachweise gibt ein Ministerialbeamter in München über das Bier. Mehr als die Hälfte der jährlichen Gerstenernte, 1,200,000 Schäffel, und 50,000 Zentner Hopfen werden in Bayern jährlich zur Bierfabrikation verwendet. Dieß Material kostet circa 15 Millionen Gulden Die Kosten der Bereitung, Kapitalinteressen eingerechnet, sind 12,600,000 fl., die Steuern 8 Millionen. Die Zahl der Brauereien ist 4858; das Bierquantum jährlich beträgt 8,400,000 Eimer. Der Export desselben ist dagegen verhältnißmäßig gering; er belief sich 1856 nur auf 165,236 Eimer, also nicht ganz zwei Prozent des gebrauten Gerstensaftes.

In Brüssel hat man eine Erfindung gemacht, welche eine vollständige Veränderung in der Bewaffnung des Militärs bewirken wird. Es handelt sich um eine neue Feuerwaffe mit Entfernung der Zündhütchen. Die Entzündung des Pulvers wird bewerkstelligt durch eine plötzliche Verdichtung einer Luftsäule, welche unmittelbar mit der freien Luft in Verbindung tritt. Die Zündhütchen sind bekanntlich manchen Nachtheilen unterworfen und erfordern bedeutenden Aufwand an Zeit und Geld. Es wäre also von großer Wichtigkeit, wenn dieselben durch diese Erfindung entbehrlich würden. Der Erfinder ist eine Franzose, gegenwärtig in Brüssel.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 168 Dienstag, 16. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Der ganze Tag, die ganze Nacht vergingen mir in Entwürfen. Die Liebe und die Sorge um die Geliebte machten mich schöpferisch. Ich ersann immer neue Gefahren, ich ersann immer neue Mittel der Rettung, und alle liefen darauf hinaus, mir Claudinen als den Preis ihrer Befreiung zu zeigen, mir ein Glück ohne Ende an ihrer Seite zu versprechen. Ihr Rang, ihre Familie hielten meine Phantasie nicht auf, denn was waren jetzt diese Titel und Würden, deren Existenz gesetzlich vernichtet worden war? — Ich dankte meinem Schicksal, welches mich diese Zeit der Befreiung, der Menschlichkeit, hatte erleben lassen. Ich pries mich glücklich, daß Claudine von ihrer Mutter in Grundsätzen erzogen worden war, welche ihr den Verlust, den sie mit allen ihren bisherigen Standesgenossen erlitten hatte, nicht schmerzlich scheinen lassen konnte. War doch ihr Frohsinn auch ungetrübt gewesen, hatte doch auch sie Alles um sie her vergessen, um wie ich, nur unserer Kindheit und des Augenblickes zu gedenken! —

Noch am Tage vorher hatte ich mich gerührt gefühlt, als die Herzogin mir verwehrte, sie mit diesem Titel anzureden; jetzt empfand, jetzt genoß und feguete ich die welterlösende Kraft der Freiheit und der allgemeinen Gleichheit, welche mir die Geliebte und mich ihr entgegen brachte.

Die stolze Kälte des Herzogs und seines Sohnes fochten mich nicht mehr an. Ich beklagte sie Beide als solche, die es nicht verstanden und nicht verdienten, in dieser Zeit zu leben. Ich sah im Geiste ein neues Geschlecht vor Augen, das frei geboren und dem alle Vorurtheile der Vergangenheit unglaublich seyn würden, und ich liebte dieses Geschlecht der Zukunft, weil ich wähnte, es werde besser seyn als wir. Der Mensch selbst ist aber niemals besser, als in jenen Augenblicken seiner inneren Erhebung, in welchen er, weil er groß und wahr empfindet, den Sieg und die Herrschaft des Wahren auch für unfehlbar hält. Es war ein schöner Tag voll schwungvoller Erhebung! — Es war ein kurzer Tag!

Siebentes Kapitel.

Als ich mich am nächsten Mittage, der Einladung des Herzogs zu folgen, in das Hotel desselben begab, war es gegen zwei Uhr und sehr heiß. Man führte mich wieder in den kleinen Salon der Herzogin, in dem man die Fenster und die schweren seidenen Vorhänge geschlossen hatte, um die Wärme und die Sonne abzuhalten. Es war also kühler, aber auch dämmerig in dem Raume, und gleich bei dem Eintreten sah ich Claudinen, welche mit einer Filetarbeit an einem kleinen Tische unweit des einen Fensters saß.

Auf die Meldung des Dieners hatte ich ihre Stimme annehmend antworten hören, aber schon diese Stimme hatte nicht den frischen Klang gehabt, wie an dem verwichenen Tage, und als ich in ihr Antlitz blickte, fand ich den Glanz des Frohsinns davon gewichen. Sie hieß mich niedersitzen, befahl dem Diener, die Herzogin von meiner Ankunft zu benachrichtigen, und sagte dann, als er hinausgegangen war, die Mutter habe sie beauftragt, mich zu erwarten, da sie selbst anderweit in Anspruch genommen wäre.

In England würde mir dieß nicht auffallend gewesen seyn, in Frankreich war es eine ungewöhnliche Abweichung von der Sitte, aber ich dachte damals darüber nicht weiter nach. Mein ganzes Interesse beschränkte sich darauf, die Ursache von Claudinens Verstimmung zu erfahren, und ich fragte sie um dieselbe.

Ach, sagte sie, wie kann Ihnen diese auffallend scheinen? Ich wundere mich nur immer, wenn ich noch eine Spur meiner alten Heiterkeit in mir wiederfinde. Alle Welt um uns her ist traurig. Jeder Tag bringt meinem Vater neue Sorgen, meiner Mutter neue Schmerzen. Meine Schwester stirbt dahin und kann sich nicht entschließen, das wärmere Klima aufsuchen zu gehen, von dem die Aerzte ihre Erhaltung erwarten, und nun vollends heute . . .

Heute? fragte ich sie unterbrechend, ist Ihnen heute eine üble Nachricht gekommen?

Sie schüttelte verneinend das schöne Haupt. Nein, sagte sie, aber man hat den ganzen Morgen von der Auswanderung gesprochen.

Und Sie möchten Frankreich nicht verlassen? Sie möchten Ihr Vaterland nicht verlassen?

Mein Vaterland? wiederholte sie mit einem Tone,

der mir auffiel, dessen Bedeutung ich aber nicht verstand. Mein Vater hat uns immer gesagt, die Frauen hätten kein Vaterland außer dem Hause ihres Vaters und ihres Gatten. Es ist vielleicht deßhalb, daß ich kein so lebhaftes Vaterlandsgefühl empfinde, als die Männer; und das Frankreich, das ich jetzt vor Augen habe, ist auch nicht gemacht, uns Liebe einzuflößen. Ich sehe den guten König, die schöne, huldvolle Königin mißkannt, beleidigt und verhöhnt. Mein Vater, meine Mutter werden in ihren Rechten angetastet, werden gekränkt; wir sind nicht mehr sicher in unserem Schlosse, nicht in unserem Hause hier. Es ist schon so viel Blut geflossen, daß man täglich neues Blutvergießen fürchtet. Alle meine Träume sind damit erfüllt. Hundertmal habe ich im Traume meinen Vater sterben sehen, wie der unglückliche Herr von Favras, wie Andere gestorben sind. Man wagt nicht mehr, von einem Tag auf den anderen zu rechnen! Und Sie können glauben, daß ich dieses Frankreich liebe? daß ich Vaterlandsliebe empfinde? Ich versichere Ihnen, ich verabscheue dieses Land, wie es jetzt ist! Der ärmste Bürger ist ja glücklicher als wir!

Sie hatte mit großer Leidenschaft gesprochen, sie schwieg nun plötzlich still, und sich besinnend, sagte sie: Verzeihen Sie, daß ich mich hinreißen ließ! Der Gedanke, zu einem Freunde zu sprechen, riß mich fort und machte mich vergessen, daß Sie vielleicht ganz andere Gesinnungen hegen, und daß Sie für segensvoll halten, was mir entsetzlich scheint.

Ich hatte die Gewaltthaten der Revolution, selbst wo sie herausgefordert worden waren, immer beklagt, und es werden in jenen Tagen in Paris nicht viele Gebildete gewesen seyn, die den reinen Enthusiasmus für die Revolution zu fühlen vermochten, mit welchem die glücklichere Nachwelt auf sie zurückblickt. Aber der klagenden Geliebten gegenüber dachte ich weder an die Segnungen, noch an die Gewaltthaten der Umwälzung. Ich hatte nur das Verlangen, Claudinen heiter zu sehen, sie einer Umgebung zu entreißen, in der sie leiden mußte, und voll von diesem Wunsche, fragte ich: Aber warum erschreckt Sie denn der Gedanke an das Ausland?

Weil ich — weil ich allein in das Ausland gehen müßte!

Allein? sprach ich ihr nach, die Frau Herzogin und Ihre Frau Schwester würden Sie nicht begleiten?

Nein! antwortete sie. Meine Mutter wird den Vater nicht verlassen, und welche Frau könnte sich in der Stunde der Gefahr von ihrem Gatten trennen? Meine Schwester würde, wenn sie sich überreden ließ, nach Italien gehen müssen, und . . .

Sie würden Ihr dahin nicht folgen? unterbrach ich sie.

Nein! mein Vater will, daß ich nach England gehe. Seine Schwestern sind dort, und — auch der Graf ist dort! fügte sie mit einer mir auffallenden Zurückhaltung hinzu.

Der Graf? fragte ich.

Der Graf von Lanteuil! bedeutete sie in derselben Weise. Sie schien anzunehmen, daß der Name mir bekannt sey, ich mußte ihr des Gegentheil erklären, und mit sichtlichem Erstaunen sprach sie: Hat meine Mutter Ihnen nicht gesagt, daß ich verlobt bin?

Es kam mir vor, als erbleiche sie bei diesen Worten, aber ich wußte selbst nicht, was ich sah. Es war wie ein vernichtender Schlag auf mein Haupt hernieder gefallen, der Boden, auf dem ich stand, schien mir unter den Füßen zu schwanken. Sie war verlobt, sie war gegen ihren Willen verlobt, daran konnte ich nicht zweifeln, und mich, mich wollte man dazu benutzen, sie ihrem ihr verhaßten Bräutigam, einer ihr verhaßten Ehe entgegen zu führen!

Es ist mir oft begegnet, daß unerwartete Eindrücke mein Gedächtniß auch auf unerwartete Erinnerungen, auf vergessene Erlebnisse zurückgeführt haben. Kaum hatte daher Claudine die verhängnißvollen Worte ausgesprochen, als unser Abschied in dem Gartenhause zu Spaa in völliger Deutlichkeit in mir hervortauchte, und an jenen Abend denkend, rief ich: O, Sie hatten es mir ja gesagt, man würde Sie verheirathen, wenn Sie erwachsen seyn werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die Novara im südindischen Ozean.

(Fortsetzung.)

Der jedem Seemann bekannte Wolkengürtel, der in den Breiten der Windstillen den Himmel ewig bedeckt, meldete die Nähe des Aequators an. Die Linie wurde bei völlig heiterm Himmel durchschnitten. Das Meer hatte hier die grünliche Farbe des seichten Wassers. Sie rührt von einer Unzahl kleiner Thierchen her, welche unter der Lupe die Form von Blattfischen mit einem verhältnißmäßig sehr langen rothen Bart annehmen. Den nächsten Besuch erhielt das reizende Rio de Janeiro. Triest steht mit der brasilianischen Hauptstadt in so reger Verbindung, daß der Plan regelmäßiger Dampfschiffsfahrten mehrfach angeregt worden ist. Um diesen Verkehr zu erhöhen, veranstaltete die Novara eine Ausstellung österreichischer Erzeugnisse.

Am Kap wurden die Weltfahrer von einem Sturme rauh begrüßt. Die See schien ihnen beweisen zu wollen, daß der erste der afrikanischen Südspitze beigelegte Name des Cabo tormentoso oder Sturmkaps ein wohlberechtigter gewesen sey. Die Sonne schien hell und warm, aber das Meer wälzte riesige Wasserberge mit Schaumspitzen einher und in den Masten sauste der Sturm.

Es lag ein ganz eigenthümlicher Dualismus in dieser Naturerscheinung, in der Lieblichkeit des Himmels und dem wilden Toben des nassen Elements. Als der Hafen der Simonsbai endlich erreicht wurde, entschädigte ein längerer Aufenthalt in der Kapstadt die Reisenden für die Verzögerung ihrer Ankunft.

Der nächste Besuch der Novara galt den Inseln St. Paul und Amsterdam. Alexander von Humboldt hatte den Wunsch ausgesprochen, daß diese Eilande des südindischen Ozeans näher untersucht werden möchten, und deßhalb beog die Fregatte von ihrem Wege weit gegen Süden ab. St. Paul und Amsterdam sind 1633 entdeckt worden und werden neuerdings von Robbenschlägern und Fischern besucht. Sie sind gleich weit, 3150 Seemeilen, von der afrikanischen Südspitze und von Australien entfernt. St. Paul ist jetzt von einigen Menschen bewohnt und französisches Eigenthum. Die Insel ist ein gehobener Bulkankegel, wie die Gestalt seines Binnenhafens, eines regelmäßigen Kraters, und sein Gestein, Basaltlaven mit eingemengtem Olivin und Magneteisen, selbst dem Unkundigen verrathen. Die Novara setzte ihre Naturforscher ans Land und wurde bald darauf durch einen Sturm genöthigt, in hohe See zu gehen.

Ein Mulatte Ferdinand machte den Führer. Scherzer erzählt von dem ersten Besuch: „Auf dem Gange nach dem Plateau, wohin von der Ansiedlerhütte an der Nordseite des Kraterrandes ein schmaler, steiler und an mehreren Stellen ungemein beschwerlicher Pfad führt, kamen wir an einem Brutplatz des gelbbuschigen Spring-Pinguins (Eudyptes chrysocome) vorüber, auf dem sich mindestens 500 bis 600 dieser wunderlichen Thiere befanden, welche mit langen gelben, buschigen und in Halbzirkelform über den Augen vertheilten Federn geziert sind, und, wie die Naturforscher des Lion sehr richtig bemerken, wegen ihres eigenthümlichen Gefieders und der fast schuppenartigen Bedeckung ihrer flossenähnlichen Flügel einigermaßen an die Fischbildung erinnern. Einen Theil des Jahres im Wasser lebend, den andern meist an Festlande zubringend, hat die Natur sie in einer Weise ausgestattet, welche diesen beiden Zwecken gerecht wird. Das häßlich gelbbraune Gefieder der Jungen sticht so gewaltig von dem schmucken Kleide der Eltern ab, daß sie auf den ersten Anblick kaum als zu derselben Art gehörige Thiere erscheinen. Die Weibchen legen nur ein oder zwei Eier, und zwar im Oktober, so daß ihre Jungen zur Zeit unseres Besuches bereits ungefähr anderthalb Monate alt waren.

Diese Pinguins, so gelenk und behende im Wasser, ihrem eigentlichen Elemente, zeigen sich ziemlich schwerfällig auf dem Lande und sind daher sehr leicht zu fangen oder mit dem Stock zu erschlagen. Nur muß man sich vor ihrem langen scharfen Schnabel hüten, mit dem sie leicht ihrem Verfolger nicht unbedeutende Verletzungen beibringen können. Sie haben von ihrem Brutplatze aus seit einem über Jahrhunderte reichenden Besuche bereits einen förmlichen Pfad nach dem Meeresufer ausgetreten und es zeugt zugleich von dem wunderbaren Instinkt dieser Thiere, daß dieser Ort fast der einzige Punkt auf der ganzen Insel ist, welcher vom Meere aus erreicht werden kann. Es bietet ein eigenthümliches Schauspiel dar, eine Anzahl jener Spring-Pinguins zu sehen, wie sie, nachdem sie sich mit Muße im Meere gebadet und Nahrung für ihre Jungen gesammelt haben, mit ihren zierlichen Köpfen aus dem Wasser auftauchen, und wohlberechnend von der heranstürzenden Brandung sich ans Ufer spülen lassen, oder wie sie, mit gebücktem Kopfe von Stein zu Stein hüpfend, sich plötzlich gleich gewandten Trampolinspringern in die wilde Fluth stürzen!

Nicht weniger ergötzend ist das Treiben dieser Thiere, nachdem sie von ihrer mühesamen Wanderung (die sie zwei bis dreimal des Tages wiederholen) mit Futter für ihre Jungen, wankenden Schrittes wie die Enten, zurück am Brutplatze anlangen. Immer geht eines dieser Thiere gleichsam als Führer und Ausspäher voraus, und die übrigen, in der Regel zehn bis fünfzehn, folgen ihm in einer Kolonne nach. Am Brutplatze, einer schiefen Ebene, angekommen, erheben sie ein fürchterliches Geschrei und sind nichts weniger als friedfertig gegen ihre Nachbarn, besonders wenn diese sich ihrer gewohnten Plätze bemächtigt haben. Fortwährend ist Anlaß zu Zank und Hader, und ihre krächzende Stimme tönt noch spät hinein in die Stille der Nacht. Für ihre Jungen zeigen sie große Zärtlichkeit, hüten dieselben ungemein sorgfältig und vertheidigen sie mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit gegen die südliche Raubmöve (Stercorarius antarcticus), welche fortwährend den Brutplatz umschwebt, oder selbst gegen den Angriff von Menschen durch heftiges Stoßen und Beißen mit dem Schnabel. Immer uneinig in den gewöhnlichen Verhältnissen, werden sie jedoch zu den treuesten Verbündeten in den Momenten gemeinsamer Noth und Gefahr. Das Fleisch der alten Spring-Pinguins hat einen so unangenehmen Geruch, daß dasselbe nur im äußersten Nothfalle von den Bewohnern der Insel genossen wird; das der Jungen hingegen soll einen besseren Geschmack haben. Der Brutplatz der Spring-Pinguins befindet sich ungefähr 300 Fuß über der Wasserfläche des Kraterbeckens. Ein zweiter Brutplatz, und zwar noch ausgedehnter, aber auch unzugänglicher als der eben beschriebene, befindet sich an der nordwestlichen Küste der Insel. Weitere 400 Fuß mühevollen Steigens und Kletterns bringen den Wanderer endlich auf das Plateau, von dessen höchsten Punkten derselbe nun so leichter einen Blick über den größten Theil der Insel gewinnt, als diese völlig baumlos ist.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Sage von dem Kreuze in der Busch-Allee zu Aschaffenburg.

(Frei bearbeitet von Gustav Stoll.)

(Schluß.)

V.

Am Platz, wo fiel der Johanniter,
Da steht ein Christusbild von Stein;
Bei diesem Kreuze kniet ein Ritter
Und faltet fromm die Hände sein.

So oft der Sterbtag wiederkehrte,
Ging Käthchen hin im Trauerkleid,
Sein theures Angedenken ehrte
Mit Kränzen sie noch lange Zeit. —

Doch eines Tages schmückt nicht wieder
Das Ritterbild ein Blumenstrauß —
Zu Stockstadt singt man Trauerlieder,
Geleitet eine Leich' hinaus. —

Da sitzt am Weg mit wildem Haare,
Von Gram verzehrt, ein Pilgersmann,
Der schließet sich der Todtenbahre
In gläubigen Gebeten an;

Doch wie er höret, daß zum Schooße
Des Grabes das Geleit man gibt
Dem „Käthchen aus der güld'nen Rose",
Das er dereinst so heiß geliebt;

Da sieht er, daß nochmals er sehe
Ihr nie vergess'nes, theures Bild —
Ein Thränenstrom mit tiefem Wehe
Beim Anblick auf den Bart ihm quillt.

D'rauf sieht man ihn zum Kreuze gehen,
Wo er den Ritter einst erschlug;
Hier muß zu seinem Schreck er sehen,
Daß dieß des Mörders Namen trug.

Zerstückelnd schlägt mit scharfen Steinen
Den eig'nen Namen er heraus *)
Und ruft zum Kreuz mit bitt'rem Weinen
Versöhnlich noch die Worte aus:

„O! Herr, laß einmal Friede werden
Und schenk' Uns Dreien Deine Ruht —
Es deckt ja doch der Schoos der Erden
Den Haß und auch die Liebe zu!

Als dieß Gebet er noch gesprochen
In seinem Jammer, seiner Noth,
Ist auch des Pilgers Herz gebrochen —
Am Kreuze lag er Morgens todt.

*) Die Inschrift auf dem Piedestal des Kreuzes in der Buschallee, bei welchem eine steinerne Ritterstatue betend kniet, lautet folgendermaßen:
Anno 1627 den 6 Februarii ist an diesem Ort erbärmlicher und unvermehener weise mit vier tödtlichen Schossen von . . . . . ermordet worden der Wohlehrwürdige und Wohledle herr Johann Walter von Kerpen St. Johannesordens Ritter in dem 25 Jahr seines alters etc. etc.
Der Name des Mörders ist ausgeschliffen; nach Einigen soll er aus einem armen, aber edlen Geschlechte aus Aschaffenburg abgestammt haben.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein interessanter Prozeß.] Die „Preßb. Zeitung" enthält ein Schreiben aus Breslau über ein Ereigniß, welches sich in dieser Gegend zugetragen hat, und über das in Kürze die Gerichtshöfe ein Urtheil zu fällen haben werden. Ein Pompier war in Folge einer Unverdaulichkeit, die er sich durch Trunkenheit zugezogen hatte, gestorben. Ein Kommando unter einem Oberrottmeister begleitete den Leichnam des Entschlafenen zu seiner letzten Ruhestätte. Schon war der Sarg der militärischen Trophäe, die ihn bedeckte, entledigt, in das Grab herabgelassen worden, und die Ehrenschüsse hatten ihren Trauerklang mit dem Gebete des Priesters vermischt, als bei dem letzten Schusse des Rottmeisters sich aus dem Grabe ein dumpfes Seufzen hören ließ, daß die Umstehenden vor Schrecken erstarrten. Den Sarg aus der unglücklichen Grube zurückziehen, den Deckel abzunehmen, ist das Werk eines Augenblicks. Und nun sieht man den in ein blutiges Leintuch eingehüllten Pompier sich in die Höhe richten. Der linke Schenkel war von der Kugel durchbohrt, die der Rottmeister aus seinem Gewehre herauszuziehen vergessen hatte. Jetzt klagt nun der Geschossene seinen Retter auf Schadloshaltung an, und dieser behauptet dagegen, daß jener ihm eher eine Belohnung als eine Bestrafung schuldig sey, weil der Scheintodte ohne den ihm verursachten Aderlaß das Geschick gehabt haben würde, lebendig begraben worden zu seyn. Die Gerichte werden nun darüber entscheiden.

Im „Kölner Domblatt" klagt der Vorstand des Zentral-Dombau-Vereins über die Abnahme der Kollekten und legt insbesondere den Vereinsgenossen und Mitbürgern ans Herz, daß er die schwere Aufgabe hat, im laufenden Jahre für die Beschaffung von 52,000 Thalern zu sorgen. Es wird daran erinnert, daß „zwei Dezennien unverdrossener Anstrengung hingereicht haben, um in der That auszuführen. was man Jahrhunderte hindurch sprüchwörtlich als die unbezweifelbare Unmöglichkeit zu erwähnen pflegte: der Dom ist nahezu fertig, und wird und muß nun rasch vollendet werden."

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 169 Mittwoch, 17. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Sie hatte ihre Arbeit in der Hand, aber die Hand sank ihr nieder, und ihr Auge voll tiefer Schwermuth zu mir erhebend, sagte sie traurig: Ich habe oft daran gedacht! aber damals wußte ich noch nicht, was es heiße — verheirathet zu werden!

In dem Augenblicke trat die Herzogin herein. Die Bewegung ihrer Tochter, meine völlige Verwirrung entgingen ihr nicht; sie war jedoch weit davon entfernt, dieß durch irgend eine Frage zu verrathen, sondern sie sagte mit der ruhig ausgleichenden Weise, welche sie nie verließ, sich zu mir wendend: Ich sehe, daß meine Tochter Ihnen von den Absichten ihres Vaters gesprochen, welche er Ihnen gestern schon selbst mitgetheilt hat. Sie sollte keine solche Schwäche zeigen, wenn es die Beruhigung ihres Vaters gilt; indeß ich habe sie verwöhnt. — Sie reichte der Tochter dabei die Hand, welche diese küßte, und fragte mich dann, ob ich mit unserem Konsul Rücksprache genommen hätte.

Ich konnte ihr eine zufriedenstellende Antwort geben. Sie machte genaue Erkundigungen, und als diese ihr genug gethan hatten, rückte sie die ganze, ihr offenbar sehr wichtige Angelegenheit mit der Bemerkung in die Ferne und in das anscheinend Gleichgültige: sie hoffe, man werde nicht in den Fall kommen, meine Bemühungen in Anspruch zu nehmen.

Madame Nangis, sagte sie, Madame Nangis kann und muß nach Italien gehen, denn die Entfernung aus dieser Stadt und die Verpflanzung in eine gleichmäßigere Atmosphäre sind ihr nothwendig. Ich habe ihr begreiflich gemacht, daß sie die Pflicht hat, sich für ihre Kinder zu erhalten, und eben jetzt hat sie sich bereit erklärt, zu reisen. Ihr Vater wird schon morgen den Paß für sie verlangen, und krank wie sie ist, wird ihre Abreise Jedermann natürlich dünken.

Meine Schwester verläßt uns? rief Claudine mit Bestürzung.

Was befremdet Dich daran, mein Kind, da Du es weißt, wie sehr sie dieser Reise bedarf? versetzte die Herzogin, und wie vorhin fühlte ich mitten durch den freundlichen Ton ihrer Worte eine gewisse Kälte oder Schärfe heraus, die ich bei meinen beiden ersten Besuchen nicht wahrgenommen hatte.

Mein Schwester geht fort? wiederholte Claudine, und setzte dann schüchtern bittend hinzu: aber ich, Mama, ich bleibe doch bei Ihnen?

Du bleibst noch bei uns! entgegnete die Mutter, und von dem ganzen Auswanderungsplane war nicht mehr die Rede. Weder die Herzogin noch der Herzog, der bald darauf erschien, gedachten desselben gegen mich. Man behandelte mich freundlicher noch, als an dem vergangenen Tage, man wußte, worauf man rechnen konnte, und behielt es sich vor, über mich zu bestimmen, sobald und wie man meiner bedürfen würde.

Die Zeit verstrich mir schnell. Man sprach von der Reise der älteren Tochter, die, bleicher noch als am verwichenen Tage, sich noch nicht in das bevorstehende Ereigniß finden konnte. Der Herzog und der Marquis erzählten von ihren beiderseitigen Erlebnissen in Italien, man machte der Kranken Hoffnung, ihr zu folgen, sobald die Zustände sich etwas ruhiger gestalten würden — ich hörte die ganze Unterhaltung, aber ich war nicht dabei. Ich konnte nichts denken, als daß Claudine Braut, daß sie unglücklich sey, und daß man mich benutzen wolle, sie einem ihr verhaßten Gatten zuzuführen. Mein Herz empörte sich gegen das, was ich einen Mißbrauch des Vertrauens nannte, in nie gefühltem Grimme, und ich gelobte mir, Nichts zu thun, als was Claudine selber von mir fordern würde.

Nach der Mahlzeit, bei der sie schweigend dagesessen hatte, suchte ich in ihre Nähe zu kommen, und einen Augenblick benutzend, in welchem ich mich unbemerkt befand, sagte ich zu ihr: Rechnen Sie auf mich! Sie sollen nicht reisen gegen ihren Willen!

Ach, Sie kennen meine Familie nicht! antwortete sie mir. Sie verließ mich darauf schnell, und ich sprach sie nicht mehr, denn sie hielt sich eben so geflissentlich fern von mir, als sie mich am vorigen Tage unbefangen aufgesucht hatte.

Mehr als ein Vierteljahr verging. Frau v. Nangis hatte Paris ohne alle Schwierigkeiten verlassen, die Absendung des Geldes war nach einer Rücksprache mit unserem Konsul, der aus Freundschaft für meine Eltern mir seinen Beistand zugesagt, in bequemer und sicherer Weise besorgt worden. Es war also eigentlich für den

Augenblick weiter nichts zu thun und meine Anwesenheit in dem Hotel der Herzogin, war nicht nothwendig. Trotz dem wurde ich öfter zu ihr entboten, und sie wußte mich mit den verschiedensten Erkundigungen in ihrem Interesse zu beschäftigen.

Ich traf die Herzogin meist allein. Sie behandelte mich mit der größten Freundlichkeit, sprach jedesmal mit mir von meiner Mutter, gelegentlich auch von den vergangenen Tagen, in welchem ich und Claudine sorglos unter ihren Augen gespielt hätten, und in denen man nicht habe voraussehen können, welchen schweren Prüfungen man entgegen ging. Sie war dann ganz Milde, ganz Fassung und Entsagung, und verfehlte es niemals, mich zu gewinnen und Eindruck auf mich zu machen. Fügte es sich, daß die Tochter zugegen war, so wurde ich kürzer abgefertigt, und niemals gelang es mir, dieselbe in ein Gespräch zu verwickeln, oder gar einen Augenblick allein mit ihr zu reden, selbst nicht an den Tagen, an welchen ich zur Mahlzeit eingeladen wurde. Die Männer waren meist sehr beschäftigt, sehr ernst und wortkarg. Der Herzog gab sich Mühe, dieß zu verbergen und ruhig zu erscheinen; den Marquis aber hinderten seine Erbitterung und sein Haß gegen die Revolution daran, irgend welchen Schein zu wahren, und nur die Unterordnung unter seine Eltern legte ihm einen Zügel an, wenn er sich in heftigen Worten gegen die Männer der Bewegung äußern wollte.

Ich war mit lieben Erinnerungen, mit einer großen Neigung zum Verehren in die herzogliche Familie eingetreten. Ich hatte ihr gegenüber die volle Freiheit eines Menschen gefühlt, der nichts zu begehren hat, und der gekommen war, in großer Bedrängniß theilnehmend und freiwillig seine guten Dienste anzubieten. Weil ich die Existenz der Familie von außen her angegriffen und bedroht sah, war es mir ein Bedürfniß gewesen, sie mir im Innern um so einiger und glücklicher zu denken. Weil sie sich mit sicherer Fassung der gewohnten Titel entäußerte, hatte ich vorausgesetzt, daß ihr Sinn zu groß sey, um Werth darauf zu legen. In meiner jugendlichen Verblendung hatte ich sie für Menschen gehalten, deren innerste Ueberzeugung mit der neuen Ordnung der Dinge eigentlich zusammenfiel, und ich hatte geglaubt, als der Sohn einer Freundin von der Herzogin auch mit Freundschaft, mit einem Worte, als ein Gleichberechtigter empfangen worden zu seyn.

Man erzählt aber ein Mährchen von einem Zauber, der dem Menschen die Augen öffnet und ihn plötzlich hellsehend macht. Ein solcher Zauber war die Klage der Geliebten für mich gewesen. Der Vertrauende vergißt es, zu beobachten, und wird darum so leicht getäuscht. Seit ich jedoch die feste Zuversicht zu den Personen verloren hatte, mit denen ich in Berührung gekommen war, seit ich, aufmerksam gemacht, aufmerksam wurde, sah ich die Absichtlichkeit, mit welcher man mich behandelte, und erkannte auch ihren Zweck. Man wollte meine Ergebenheit erhalten, sich meiner Dienste versichern, und doch in der Lage bleiben, mich zu beseitigen, sobald man mich nicht zu bedürfen glaubte.

Die Herzogin, welche, durch die Revolution empört, ihre früheren humanen Anschauungen als eben so viele Irrthümer verläugnete, besaß die ruhige, unerschütterliche Selbstsucht des Adels, die sich für berechtigt hält, Alles für ihre Zwecke zu benutzen, die des Glaubens lebt, daß Jedermann Befriedigung darin finden müsse, diesen Zwecken seine Dienste zu weihen. Die Treue meiner Mutter, meine ehrfurchtsvolle Hingebung, meine warme und dankbare Erinnerung an das frühere Leben in ihrer Nähe hatten sie in ihren Ansichten in einem Augenblicke bestärkt, in welchem eine solche Zuversicht ihr doppelt willkommen gewesen war, und sie genoß meine Unterordnung in ihren Willen, wie man den Sonnenschein in trüben Tagen genießt, mit Freuden und mit Mißtrauen zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novara im südindischen Ozean.

(Fortsetzung.)

An mehreren Stellen fanden wir den Boden zwar warm und an jener ungefähr 600 Fuß breiten schlammigen Strecke, welche bereits die Naturforscher des Lion erwähnen, gerieth man in der That in Gefahr, mehrere Fuß tief in das heiße und weiche Erdreich einzusinken, wenn man sich nicht mit großer Behutsamkeit darüber fortbewegte. Von den feurigen Flammen hingegen, welche Maeartney vom Deck des Schiffes aus des Nachts auf den Höhen der Insel bemerkt haben will, und die viele Aehnlichkeit mit jenen berühmten nächtlichen Feuern (Pietra mala) in den Bergen zwischen Florenz und Bologna gehabt haben sollen, konnte gegenwärtig nichts mehr wahrgenommen werden.

An der nordwestlichen Seite der Insel, gegen das Meer zu, erheben sich einige Schlackenkegel mit eingestürzten Spitzen, welche durch ihre schönen regelmäßigen Formen sehr bald die Aufmerksamkeit unseres Geognosten auf sich zogen und später einer der Brennpunkte seiner Thätigkeit geworden sind. In der Nähe derselben zeigten sich viele Spuren von Lavaströmen, welche noch ganz deutlich die Richtung erkennen lassen, in der sie ihren Zug genommen haben. Vom obern Rande des großen Kraterbeckens gegen das Meer herrscht eine allmähliche Abdachung, welche indeß plötzlich in einem schroffen Abgrunde von 150 bis 200 Fuß Tiefe endigt.

Um nicht auf demselben Pfade zurückzukehren, schlugen wir unserm Führer, dem dienstfertigen Ferdinand vor, uns auf einer andern Wegspur, als der im Heraufklettern verfolgten, zum Ufer hinabzugeleiten, worauf derselbe an einer fast senkrecht abfallenden Stelle des

obern Kraterrandes stehen blieb, den üppigen Grauwuchs mit beiden Händen aus einander bog, und indem er einige Schritte vorwärts that, uns einlud, ihm zu folgen. Wir erschracken im ersten Augenblick vor dem Gedanken, auf solche Weise nach der Tiefe gelangen zu sollen, fanden aber bald das Fortbewegen minder gefährlich und grauenerregend, als es uns Anfangs erschien, da man sich ohne Bedenken auf das hohe dichte Gras, welches durch seine kräftigen Halme sogar eine sichere Stütze gewährte, niederlassen und ansehnliche Strecken auf demselben hinabgleiten konnte.

In weniger als dreiviertel Stunden waren wir vom obern Kraterrande wieder nach der Ansiedlung zurückgelangt und schickten uns nun zur Rückkehr nach der Fregatte an. Ein ziemlich starker Nordostwind hatte sich inzwischen eingestellt, und machte die Fahrt in unserm kleinen, kurzen, für die gewaltigen Wellen des indischen Oceans nicht besonders vortheilhaften Fahrzeuge äußerst unbehaglich. An der Fregatte angekommen, ging die See so hoch und hatte sich die Schwierigkeit anzulegen dermaßen gesteigert, daß man anfänglich versuchte, auf den am Spiegel hängenden sogenannten Jakobsleitern das Deck zu erreichen. Als aber einer der Seemänner, welche bekanntlich im Klettern weit größere Fertigkeit als gewöhnliche Erdenkinder besitzen, während er eine dieser Leitern erfaßte, von einer heranstürmenden Woge erreicht wurde und mit dem halben Körper ins Wasser sinkend fast Gefahr lief, von einem Haie erhascht zu werden, da zogen es die noch im Boote befindlichen Naturforscher vor, sich in demselben nach der Steuerbordseite bringen zu lassen, um von dort an weniger schwankenden Fallreep ihren mächtigen Hort wieder zu erreichen."

Bei einem Franzosen Biot konnten Erkundigungen über das Wetter eingezogen werden.

„Schnee soll nach Biot's Aussage im Winter nicht häufig fallen und in Folge der wärmeren Temperatur des Bodens nicht lange liegen bleiben. Dagegen ist Hagel eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung. Regen fällt sehr oft und in großer Menge. Biot konnte nicht müde werden, sein Erstaunen über die Größe der Regentropfen auszudrücken, welche er manches Jahr in St. Paul hatte fallen sehen. Die Kälte ist manchmal ziemlich empfindlich, doch hindert der fast gänzliche Mangel an Brennmaterial (denn sogar animalischer Dünger ist nicht in solcher Menge vorhanden, daß sich dessen Anhäufung lohnen würde) die zeitweiligen Bewohner der Insel, sich den Genuß einer künstlichen Erwärmung zu verschaffen. „Wenn uns der letzte Sturm nicht eine Hütte niedergerissen hätte, würden wir längst kein Brennholz mehr haben," bemerkt einmal naiv der alte Franzose auf ein dürftiges Lager hingestreckt und sich sorgfältiger in seine grobe wollene Decke hüllend. Der Winter beginnt im Mai und dauert bis Ende September.

Während dieser Zeit sind die Nordwinde oft sehr stark. Am 27. Juni 1857 tobte sechs bis acht Stunden hindurch ein dermaßen heftiger Sturm, daß sich die Bewohner von St. Paul nicht aus ihrer Hütte wagten, aus Furcht, von demselben niedergeworfen zu werden. Diese Wirbelstürme wüthen zuweilen in einem solchen Grade, daß sie große Wassermassen aus dem Kraterbecken bis zu einer beträchtlichen Höhe in wildem Wirbel mit sich fortführen, was um so erklärlicher ist, als die Bahn der Orkane des südlichen Oceans, welche in den Gewässern von Rodriguez und Mauritius oft so furchtbare Verheerungen anrichten, zuweilen bis zu den Inseln St. Paul und Amsterdam reicht. Im November, dem Anfange der besseren Jahreszeit, treten zugleich die veränderlichen Winde ein, welche bis Ende März anhalten, worauf dann wieder Nord- und Nordwestwinde zu wehen beginnen; diese bringen häufig Regen und ungünstiges Wetter, indeß bei dem Winde von West bis zu Süd in der Regel kalte, aber heitere und trockene Witterung sich einstellt. Während unserer Anwesenheit machten wir wiederholt die interessante Beobachtung der regelmäßigen Wiederkehr gewisser Winde in einer bestimmten Reihenfolge. Nachdem z. B. einige Tage lang Nordostwind vorherrschte, stellte sich Nord- und Nordwestwind ein, der allmählich in West- bis Südwind überging, worauf der Wind gewöhnlich einhielt und sodann wieder mit Nordost begann; eine Erscheinung die sich mit überraschender Genauigkeit alle sechs Tage wiederholte.

Nebel sind sehr häufig im Herbst, dagegen sollen Gewitter nur selten vorkommen und niemals von besonderer Stärke seyn. Während eines achtzehntägigen Aufenthalts sahen wir das hundertheilige Thermometer in der Stube weder eine höhere Temperatur als 19°, noch eine niedrere als 12° zeigen. Macartney gibt die mittlere Höhe des Wärmemessers während seines Besuches im gebrnar 1793 auf 62° F. (16.6° C.) an.

Was die Erdbeben betrifft, eine Erscheinung, an deren Vorkommen auf St. Paul sich das größte Interesse knüpft, so behauptet Biot, während der sechzehn Jahre, als er die Insel abwechselnd besuchte, weder jemals solche verspürt noch über deren zeitweiliges Vorkommen auf derselben irgend etwas gehört zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Tagesanbruch.

Ein Windstoß kam vom Meer zur Nacht,
Der sprach: „Ihr Nebel, Platz gemacht!"

Dem Schiff er seinen Gruß entbot:
„Fahr' zu, mein Schwan, ins Morgenroth!"

Landeinwärts sauste er sodann,
Und rief: „Wacht auf der Tag bricht an!"

Er sprach zum Walde: „Putz dein Haus,
Häng' deine grünen Wimpel aus!“

Und in den Hof hinein: „Du Hahn,
Stoß in dein Horn! Der Tag will nah'n.“

Er flüsterte zum Korn im Hag:
„Neig' dich, und grüß' den jungen Tag!“

Doch leis am Friedhof zog er dort
Und seufzt': „Noch nicht! Schlaft ruhig fort!“

Georg Pertz.

Mannigfaltigkeiten.

Professor Gfrörer, der in Karlsbad gestorben, war 1803 zu Calw in Württemberg geboren. 1821 bis 1825 studirte er in Tübingen protestantische Theologie. Nach einem längeren Aufenthalt in der Schweiz und in Italien wurde er 1828 an dem evang. theol. Stift in Tübingen Repetent, 1830 Bibliothekar in Stuttgart und 1846 Professor der Geschichte in Freiburg, 1848 war er Reichstagsabgeordneter für den württemb. Wahlbezirk Ehingen-Münsingen. 1853 beim Beginn des Kirchenstreites trat er öffentlich zur katholischen Kirche über, nachdem er alle seine früheren anti-katholischen Schriften widerrufen hatte. Seine Hauptwerke sind: Geschichte des Urchristenthums, Geschichte Gustav Adolfs und Geschichte Gregors VII. und seiner Zeit. Letzteres Werk, das er als die Hauptaufgabe seines Lebens ansah, konnte er jedoch nicht mehr vollenden; es sind erst einige Bände davon erschienen, während das Ganze auf 8—9 Bände berechnet war.

Nach einem Schreiben der „Monde“ ist in Rom ein eigenthümlicher Gesandter angekommen, nämlich ein polnischer Bauer Namens Golomb, aus Kossowa in der Nähe von Krakau. Seine Gemeinde hat von ihrem Pfarrer den Schmerz des heiligen Vaters vernommen, was ihr so zu Herzen ging, daß sie sofort beschloß, einen Abgeordneten zum Troste Pius IX. nach Rom zu senden. Golomb, welchem diese Ehre zu Theil wurde, durchwanderte Deutschland und Italien zu Fuß. Er hatte bloß einige Gulden in der Tasche, von denen ihm noch ein Theil in Bologna gestohlen wurde. In Cisena erlitt seine Reise eine Unterbrechung, indem ihn die Piemontesen für einen kreatischen Emissär hielten und ihn auf 8 Tage ins Gefängniß warfen; wieder freigelassen, setzte er seine Reise nach Rom fort, und eines schönen Morgens zog er durch die Porta di Popoli in die ewige Stadt ein. Ein polnischer Künstler, welcher sich zufällig in der Nähe befand, erkannte das vaterländische Kostüm des Bauern, ging auf ihn zu und fragte ihn: „Woher kommst du? Bist du nicht ein Pole?“ — „Ich bin ein Pole von Gottes Gnaden und komme von Kossowa“, lautete die Antwort. — „Zu welchem Zweck kommst du hieher?“ — „Um den Papst zu trösten.“ — Der Künstler beeilte sich, Golomb zu einigen geistlichen Ordensbrüdern zu führen, welche den polnischen Landmann aufs Freundschaftlichste aufnahmen. Pius IX., welcher von der Mission des Bauern hörte, war darüber sehr gerührt und ließ demselben sagen, daß er ihn zu sehen und seinen Trost zu empfangen wünsche.

[Erzwungener Vatermord.] Ein Vorfall macht in Rosenberg (Westpreußen) viel von sich reden. Vor acht Tagen beauftragte der Exekutor St. seinen neunjährigen Sohn, mit einem Zündhölzchen das Pulver auf die Pfanne eines von ihm vorher geladenen Karabiners, an dem der Hahn fehlte, anzuzünden. Der Knabe weigerte sich, zu gehorchen, und erst nach wiederholten, durch Mißhandlungen verschärften Befehlen, befolgt er den Auftrag. Das Pulver blitzt von der Pfanne und verbrennt des Knaben Hand. Der Vater schüttet frisches Pulver auf und erneuert, den Lauf auf seinen Mund gerichtet, energisch sein Verlangen. Der wiederholte Widerstand des Sohnes wird wiederum durch Mißhandlung bewältigt. Mit blutiger Wange und zitternder Hand steckt dieser das Pulver wiederum in Brand, und der Exekutor liegt in seinem Blute. Er war ein ordentlicher und pflichttreuer Mann; Eifersucht soll das Motiv zu diesem eigenthümlichen Selbstmorde gewesen seyn.

Suys, einer der berühmtesten Architekten Belgiens, ist, 79 Jahre alt, gestorben. Nicht nur als Baumeister berühmt, denn er baute viele Kirchen, das prachtvolle Schloß von Mariemont, und legte auch das Quartier Leopold an, hat er sich in der gelehrten Welt einen Ruf gegründet durch seine beiden klassischen Werke „Le Pantheon“ und „Le Palais Massini“.

Das Oldenburger Schulblatt stellt die Frage auf: Welches ist die größte Grausamkeit — und antwortet darauf: Wenn man einem Lehrer, welcher Frau und Kinder und 175 Thlr. Gehalt hat, einen guten Appetit wünscht.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 170 Donnerstag, 18. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Daß die Herzogin meine Liebe für ihre Tochter kannte, daran zweifelte ich nicht. Wie sie darüber denken mußte, war mir ebenso gewiß, und ich hätte es ihr verziehen, wenn sie mich aus der Nähe der Geliebten verwiesen hätte. Aber daß sie selbst meiner Liebe schmeichelte, indem sie mich immer wieder an die Zeit ihres Ursprungs erinnerte, daß sie meine Leidenschaft anfachte, indem sie mich Claudinen sehen und nicht sprechen ließ, daß sie mich nur als ein Mittel für ihre Zwecke betrachtete, auf dessen Empfinden, auf dessen Glück und dessen Verzweiflung man gar keine Rücksicht zu nehmen habe, das löste die Bande, durch die ich mich ihr verpflichtet glaubte, und Claudinens Klagen, ihre sichtliche Traurigkeit und endlich die Kenntniß ihres Schicksals gaben meinen Ideen eine ganz neue Richtung.

Ich hatte Anfangs vergebens darnach gestrebt, auch nur zu erfahren, wer jener Graf von Lanteuil, wer Claudinens Verlobter sey. Alles in dem Hause hatte so gewiesene Wege, die Dienerschaft war so wohl geschult, daß dem Zufall kaum ein Spielraum gelassen war, und erst nach mehrfachen Versuchen gelang es mir, den alten Kammerdiener der Herzogin einmal zur Rede zu bringen, als er mit einem Auftrage derselben in meine Wohnung kam.

Vorsichtig und mißtrauisch, wie Dienstbarkeit und Alter es machen, wich er zuerst meiner Frage standhaft aus; endlich aber, als ich davon sprach, daß Mademoiselle sehr leidend aussehe und sich wohl nach dem Verlobten sehnen möge, sagte er kopfschüttelnd: Ich glaube das nicht! Mademoiselle weiß es, daß ihre Eltern Sorge haben, das macht sie traurig.

Aber wie konnte ihr Bräutigam sie verlassen in einer solchen Zeit?

Des Herrn Grafen Gesundheit ist nicht gut, und er war auf seinen Gütern, wie man sagt, nicht sehr geliebt! antwortete der Kammerdiener.

Wenn er krank ist, wenn seine Leute ihn nicht lieben, rief ich, wie konnte Mademoiselle ihn wählen?

Der Alte sah mich mit überlegener Verwunderung an. Mein Herr, sagte er mit einer Vornehmheit, wie der Herzog selbst sie nicht stärker ausdrücken konnte, bei uns in Frankreich wählen junge Damen ihren Gatten nicht. Monsieur de Lanteuil ist der Freund unseres Herrn, und obschon unser Herr ein reicher Herr ist, so hat er doch drei Söhne zu versorgen, die ihren Rang in der Welt behaupten müssen, und — —

Aber liebt Mademoiselle den Grafen von Lanteuil? fragte ich, von meiner Leidenschaft fortgerissen.

Gewiß! entgegnete der Alte, da ihr Vater ihn für sie gewählt hat! Und zudem — Monsieur de Lanteuil hat einen sehr schönen Namen, ist sehr prächtig und sehr gern gesehen in Versailles.

Ich konnte von dem Greise keine weiteren Thatsachen erfahren, aber ich wußte jetzt, was ich wissen mußte, und ich gelobte mir, Claudinens Beistand, ihr Freund zu werden, selbst wenn sie mir meine Neigung nicht erwidern sollte, selbst wenn ich sie einem geliebteren Manne zu erhalten hätte. Ich fühlte einen bitteren Groll gegen ihre Eltern. Die Tyrannei, welche sie gegen die Tochter übten, das starre Gepräge urtheilsloser Abhängigkeit, welches die Art ihrer Herrschaft dem Diener aufgezwungen, empörten mich. Ich bestärkte mich geflissentlich in der Ansicht, daß dem Adel und seinem Stolze nur sein Recht geschehe, wenn man ihn zu vernichten strebe, und während ich diese Gedanken in meinem Innern trug und hegte, bannte mich die Liebe für eine Herzogstochter an ein Herzogshaus, unterjochte mich immer wieder die Gewohnheit der Herzogin, auf Gehorsam und Unterordnung zu rechnen.

Achtes Kapitel.

So waren das ganze erste Jahr meines Pariser Aufenthaltes und das ihm folgende verflossen. Im Frühling von Zweiundneunzig starb mein Onkel. Er hatte seit dem Tode seines Sohnes seine Gesundheit eingebüßt, er war auch den Stürmen der rastlos fortschreitenden Revolution nicht gewachsen gewesen, und der Kummer über den Verlust seines Sohnes und über die Lage seines Vaterlandes rieben ihn auf und brachen ihm das Herz. —

Damit war eigentlich der Zweck meines Pariser Aufenthaltes beendet, und meine Eltern forderten meine

Rückkehr nach Deutschland. Indeß ich wußte meine Tante zu überreden, daß es ersprießlich sey, mich, so lange die verwickelte Vermögensordnung meines Onkels nicht beendet wäre, bei sich zu behalten, und ich erlangte die Bewilligung, noch in Frankreich zu bleiben, wo meine Anwesenheit für meine Tante auch wirklich nicht ganz ohne Nutzen war. Ich selbst hatte ein Legat von achtzigtausend Franken von meinem Onkel ererbt, und befand mich damit trotz meiner Minderjährigkeit, nach seinem ausdrücklichen Willen im Besitze eines unabhängigen, wenn auch kleinen Vermögens, das mir unschätzbar dünkte und auch später unschätzbar für mich wurde.

Während dessen war, seit der mißglückten Flucht des Königs und seiner Familie, das Königthum in Frankreich immer schneller seinem Untergange zugeschritten. Der Haß und das Mißtrauen des Volkes gegen den König, gegen die Emigranten und gegen die wenigen in Paris zurückgebliebenen Adeligen, welche aus Liebe und Treue für den König in dessen Nähe verweilten, hatte eine furchtbare Stärke gewonnen. Schon lange von Mangel gedrückt, hegte das Volk die Ueberzeugung, daß die fremden Heere sich auf Paris werfen, der König und seine Aristokratie sich flüchten würden, und daß man die Stadt und ihre bürgerlichen Bewohner der Hungersnoth und dem Untergange Preis zu geben beschlossen habe. Der König war schon seit seiner Flucht ein Gefangener in den Tuilerieen, die Auswanderung war schwer und gefährlich geworden, und in der herzoglichen Familie schien keine Rede mehr von derselben zu seyn.

Der Krieg an der Nordgränze hatte bereits begonnen, die beiden jüngeren Söhne des Herzogs waren zum Heere abgegangen, den Marquis hatten Unruhen auf den Besitzungen seines Vaters dorthin geführt. Der Herzog und seine Gemahlin, welche in den Zeiten der Ruhe wenig am Hofe erschienen waren, setzten ihre Ehre darin, in diesen Leidenstagen durch doppelte Ehrfurcht und Ergebenheit das Königspaar von ihrer Treue zu überzeugen. Sie waren täglich in den Tuilerieen, und ihre Tocher lebte in der Umfriedung ihres Hauses ein fast klösterliches Daseyn, in welches nur die Sorge um die Ihrigen und die Aufregung, worin die immer wiederkehrenden Aufläufe und Zusammenrottungen des Volkes die Aristokratie erhielten, eine Art von Wechsel brachten.

Ich selbst hatte keine Rast und keine Ruhe. Meine Liebe zu Claudine war zur heftigen Leidenschaft geworden, und doch hütete ich mich, dieselbe zu verrathen, um das Glück nicht zu verlieren, welches ich fühlte, wenn ich sie nur sehen durfte. Gesprochen hatte ich sie nie wieder allein, als endlich ein Zufall mir dazu in einem Augenblicke verhalf, der die ganze übrige Stadt in Aufregung versetzte.

Es war am zwanzigsten Juni, an dem Tage, an welchem man durch einen Aufstand den König zur Annahme eines Dekretes gegen die nicht vereideten Priester und gegen die Emigranten zwingen wollte. So sehr man der Aufläufe, der Zusammenrottungen gewohnt war, hatte das Unternehmen dieses Tages doch von Anfang an einen besonderen Charakter gehabt, und nicht ohne Schrecken hatte ich gesehen, wie die Schaaren bewaffneter Männer und Weiber sich von den Vorstädten aus nach den Tuilerieen hindurchwälzten, hier und da die Häuser bedrohend, in welchen Anhänger des Königs wohnten. Je weiter der Tag hinauf stieg, desto gewaltsamer wurden die Vorgänge. Das Volk hatte sich mit Gewalt den Zugang in die Tuilerieen eröffnet, der König hatte den Tag über den Massen Stand zu halten. Außen in den Straßen verlangten einzelne Gruppen, man solle ein Ende mit ihm machen, um dem Kriege und der Noth ein Ende zu machen. Und da die ganze Menschenmasse nicht Raum in dem Schlosse und in dem Garten finden konnte, fingen einzelne Züge an, sich unter wildem Lärm über die Brücke nach dem andern Ufer der Seine zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novara im südindischen Ozean.

(Fortsetzung.)

Amsterdam ist nicht bewohnt und kaum zugänglich. Wie schwer es den Reisenden wurde, das Ufer zu erreichen, und was sie dann sahen, sagt uns Scherzers ausführliche Schilderung.

„Nachdem wir endlich der Insel bis auf wenige Kabeln nahe gekommen waren, trafen wir große Flächen schwimmender Seegewächse, welche, indem sie die Ruder umstrickten, unsere Fortbewegung nur mit großer Anstrengung möglich machten. Es war der nämliche antarktische Riesentang (Macrocystis pyrifera), welcher auch bei St. Paul die Inselbänke an der Ostseite bildet. Seekälber, von denen ältere Schriftsteller erzählen, kamen nicht zum Vorschein, dagegen hatten wir Gelegenheit, uns von dem ungeheuren Fischreichthum der Inselküste in wahrhaft staunenerregender Weise zu überzeugen, obschon uns der amerikanische Wallfischfänger darauf aufmerksam gemacht hatte. Vorn und hinten am Boote wurden Angeln ausgeworfen und mehrere Matrosen waren unaufhörlich mit dem Einziehen der Leine beschäftigt, an der gemeiniglich ein zwei bis drei Fuß langer Fisch zappelte. Es war dieselbe Umberart, welche auch auf St. Paul in großer Menge vorkommt, wo sie durch ihre Vorzüglichkeit das Lieblingsgericht unseres allerdings höchst frugalen Mahles bildete.

Nach anderthalb Stunden fleißigen Ruderns, und nachdem wir uns bereits in unsern Booten ungefähr

sieben Seemeilen von der Fregatte entfernt hatten, trafen wir endlich zwischen zwei Felsriffen, welche dammartig ins Meer hinausragten, eine ruhigere Stelle, und warfen nun den Bootsanker aus. An eine förmliche Landung war aber auch hier nicht zu denken. Man mußte vom Boote erst einen Sprung auf einen Felsblock wagen und über halb von der Fluth bespülte Steine hüpfend den Strand zu erreichen suchen. Indeß gelangten wir alle ohne Unfall auf die rauhen Felsen und standen nun wenigstens auf dem festen Boden der Insel Amsterdam, an einer Stelle, die, wenn nicht ein Gescheiterter, gewiß noch niemals früher ein menschlicher Fuß betreten hatte. Denn nur bei völlig ruhiger See, wie eben jetzt ausnahmsweise der Fall war, vermag man hier ans Land zu steigen.

Welches Bild wildester Verwüstung und unzugänglichster Einsamkeit bot sich jetzt unsern Blicken? — Ringsum nichts als ungeheure basaltische Lavablöcke, die einen von der Brandung abgerollt und von halb nassen Algen überzogen, so daß man bei jedem Schritt zu stürzen fürchten mußte; andere eckig und zackig, als hätten sie sich eben erst aus ihrer früheren Lage gewaltsam losgerissen. Und hinter diesen Riesenblöcken eine völlig senkrechte Felsmauer von 200 Fuß Höhe, gebildet von regelmäßig horizontal über einander liegenden basaltischen Lavaschichten, mit rothen oder braunen Schlacken und gelben Tuffen wechselnd. Große Löcher und Höhlen in der Felswand, so wie die leeren Räume ausgebrochener, herabgestürzter Steine, oder große Blasenräume in den Lavaströmen dienten einer zierlichen Seeschwalbe mit sammtschwarzem Kopfe, silbergrauem Leibe und karminrothem Schnabel und Füßchen, die eleganteste, vorzuchmite Farbenmischung, die man wohl an einem Vogel zu sehen im Stande ist, zum stillen Aufenthaltsort. Diese zierlichen Thierchen gewährten den Jägern vielfache Unterbrechung, so wie sich der Geolog unten an der steilen Felswand über die petrographische und geognostische Beschaffenheit der Insel mehr Belehrung und Aufschluß verschaffen konnte als oben, wo alles von dichtem Graswuchse bedeckt zu seyn schien. Aber dem Botaniker und Zoologen bot der Strand wenig Ausbeute. Dieselben Algen, dieselben Gräser, dieselben Patellen wie auf St. Paul, sogar die Asseln wimmelten auf den Grasbüscheln in ebenso zahlloser Menge umher. An mehreren Stellen rieselte frisches, vollkommen gutes süßes Quellwasser von der Höhe, und wir vermögen daher die Angabe älterer Seefahrer zu bestätigen, daß die Insel frisches Trinkwasser besitzt: ob an zugänglichen Stellen, bleibt freilich noch eine offene Frage.

Da wir uns durch mehrfache Versuche und Anstrengungen die Ueberzeugung verschafft hatten, daß ein Erklettern der Felswand von diesem Punkte aus unmöglich war, so wurde beschlossen, nachdem die Matrosen ausgeruht hatten, und mit dem Sextanten noch einige Beobachtungen gemacht worden waren, sich wieder einzuschiffen und einen andern günstigeren Landungspunkt aufzusuchen. Wir verließen unsern ersten Ankerplatz gegen zwei Uhr Nachmittags und ruderten an der in nordöstlicher Richtung streichenden Küste fort. Der Charakter derselben blieb ziemlich unverändert. Der steile Uferrand nahm zwar etwas an Höhe ab, mochte sich aber doch noch immer mindestens 100 Fuß über den Meeresspiegel erheben. An verschiedenen Stellen kamen jetzt zwischen Tuffschichten schwarze Basaltgänge und abgebrochene Schlackenkegel, aus rothbraunen Schlacken bestehend, zum Vorschein, wie auf St. Paul. Am meisten aber wurde unsere Aufmerksamkeit durch den Anblick von kleinen Bäumen und niederm Strauchwerk erregt. Anfänglich, als wir noch entfernter waren, konnten wir bloß dunkle und saftig grüne Stellen in der im Allgemeinen schmutzig olivengrün aussehenden Vegetationsdecke der Insel unterscheiden; jetzt, wo wir ganz nahe an der Küste ruderten, sahen wir deutlich kleine Bäume, welche mit Nadelhölzern noch die meiste Aehnlichkeit hatten, daneben hellgrünes, sehr dicht und geschlossen aussehendes Buschwerk, das große Flächen am mittlern und untern Gehänge der Bergінsel bedeckte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

So weit die Zivilisation auf dem Erdboden reicht, behauptet die von dem zweiten französischen Kaiserreich oktroyirte bauschige Krinoline, trotz der mächtigen Geißel der Satire, die dagegen geschwungen ward, und der zahlreichen Opfer an Frauenleben, die sie bereits gefordert hat, seit einem Lustrum ungeschwächt ihren Einfluß. In der Krinoline spiegelt sich der Geschmack der Zeit. Ihr Wesen liegt im Schein. Von Westen her breitete die Krinoline ihre Macht über die Erde, und von Osten tritt ihr ein gewaltiger Feind entgegen. Nirgends wurde mit der Krinoline solcher Mißbrauch getrieben, wie in Galizien. Dort wird der Bürgerstand vornehmlich durch das Judenthum repräsentirt. Die Juden wohnen aber meistentheils in engen Ghetto's. Zur Zeit, als letztere entstanden, waren die Frauenanzüge eng anliegend und nicht so raumbedürftig als die weitreichende Krinoline. Die Synagogen, als Sammelort der Schönen an Feiertagen, erwiesen sich wegen der neumodischen Anzüge unzureichend und waren der Schauplatz von Zank und Streit wegen verletzter Krinolinen. Endlich hat sich der gewaltige Chassidismus ins Mittel gelegt und die Krinoline als Teufelsteig deklarirt, das nicht in die geheiligte Stätte paßt. Der Krakauer Rabbiner hat den Anfang mit der Verdammung der Krinoline gemacht. Seinem Beispiele folg-

ten dann die chassidischen Rabbiner Galiziens. Namentlich wirkte der Sandecer Rabbi energisch, und in Folge eines von ihm in Tarnad veröffentlichten Verbotes sanken die Krinolinen in den Orkus der Rumpelkammer. Aber einige beherzte Damen der dasigen Judenschaft wollten eine Ausnahme machen und erschienen am 4. d. M. unter männlicher Begleitung in Krinolinen. Eine Menge aus der Hefe der Judenschaft, mit Stöcken und Messern bewaffnet, warf sich unter Anführung mehrerer Chassidim auf die Unglücklichen, welche trotz aller Abwehr sich kaum mit dem Leben in ein Haus flüchten konnten. Dieser Skandal, welcher bis 12 Uhr Nachts andauerte, gab Anlaß zu einer sehr gefährlichen Prügelei, und wenn er auch nicht tödtliche Folgen hatte, so sah man dennoch viele Personen bis aufs Blut verwundet. Die Polizei hat die „Autonomie" der Tarnower Judenschaft geachtet und sich neutral verhalten.

Ueber den Aufenthalt der Kaiserin von Oesterreich in Corfu schreibt ein Korrespondent der „Times" d. d. Corfu, 28. Juni: „. . . Das Ihrer Majestät zur Verfügung gestellte Landhaus, unter dem Namen Kasino bekannt, liegt auf einer die See frei überschauenden, sanften Anhöhe, ungefähr eine englische Meile von der Stadt Corfu. Es war von Sir Fred. Adams dorthin gebaut, und hat ringsum hübsche Anlagen, befindet sich jedoch, da es nie regelmäßig bewohnt war, nicht im besten Zustande. Auch an Möbeln mangelte es, und nachdem die zum Gebrauch Ihrer Majestät bestimmten nicht vor Ende der Woche aus Wien eintreffen konnten, wurde das Nothwendigste aus den kaiserlichen Dampfern hingeschafft. Es fehlen trotzdem noch manche Komforts, die sich in jedem gewöhnlichen englischen Landhause vorfinden, und für eine Kaiserin ist dieß wahrlich eine sehr bescheidene Wohnung. (Das wird sich seitdem geändert haben.) Für den kaiserlichen Gast fühlt hier Jedermann die lebhafteste Theilnahme, und es gereicht mir zur Freude, mittheilen zu können, daß seit Ihrer Majestät Ankunft sich in ihrem Befinden schon einige Besserung zeigt."

[Ein Kleiderreformer.] Ein in Paris lebender ungarischer Arzt wird dieser Tage eine heftige Broschüre gegen die Krawatten und Halstücher herausgeben. In dieser Schrift wird der Verfasser nachweisen, daß die meisten apoplektischen Anfälle durch diese Halsbekleidung entstehen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das enge Zuschnüren des Halses der Gesundheit höchst nachtheilig: es ist aber auch gewiß, daß wir arme Söhne Adams kaum ein einziges Kleidungsstück tragen, gegen welches man nicht im Interesse der Gesundheit eine Broschüre schreiben könnte. Wir setzen uns auf den Kopf einen seidenen Rauchfang, der uns weder gegen die glühenden Strahlen der Sonne, noch gegen den nassen Zorn der Wolken schützt. Wir stellen uns in eine geschwänzte Zwangsjacke, die Gottes Ebenbild in eine Schwalbe verwandelt und wir tragen eine Fußbekleidung, die uns so viel wie möglich am Gehen hindert und die Hühneraugenoperateure reichlich in Nahrung setzt. Das Komischste aber ist, daß wir Alle das Unbequeme, Ungesunde und Lächerliche unserer Kleidung wohl einsehen, daß wir aber sogleich Denjenigen spotten, der den Muth hat, sich vernünftiger zu kleiden, als wir.

In Newstead-Abbey wurden am 5. Juli wieder mehrere Reliquien Lord Byron's versteigert. Einige davon erzielten sehr hohe Preise. Die interessantesten Gegenstände waren etwa noch die erste Ausgabe jener Jugendgedichte mit Anmerkungen von des Dichters Hand, dann die Punchbowle, aus der er mit seinen Kameraden in Newstead gezecht hatte, und ein paar Dutzend von ihm vergessener Flaschen Rheinwein von anno 1818.

Räthsel.

Es gibt eine Hauptgebirg mit Höhlen,
Drein Mancher fremde Waare bringt;
Die Höhlen sind so gut geborgen,
Daß in's Gebirg kein Regen dringt.

Mit Grün bewachsen ist es nimmer;
Man liebt es weder weiß noch roth:
Denn so gefärbt von bösen Geistern
Bringt seinem Herrn es manche Noth.

Ein steter Zug strömt durch die Höhlen,
Führt oft auch süßen Duft hinein;
Doch der Gesang, der d'raus ertönet,
Wird nicht beliebt bei Kennern seyn.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 165:
Sund—Fund—Mund—Hund—Rund—Sund—Knd.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 171 Freitag, 19. Juli 1861.

Der Seehas.

(Fortsetzung.)

Schon seit Monaten hatte der Gedanke mich verfolgt, daß es einmal zu einem Angriffe auf die Hotels des Adels kommen könne. Vielmals hatte ich in meinen Träumen solche Scenen mit Grausen und Entsetzen erlebt, und als ich jetzt den Weg der empörten Menge gewahrte, eilte ich von Angst und Sorge getrieben, das Hotel des Herzogs zu erreichen.

Als ich vor demselben ankam, war Alles in der Straße ruhig. Das Gitter war geschlossen wie immer, die Thür des Hotels stand offen, daß man durch die Säle des Erdgeschosses in den Garten hinaus sah, der ruhig im heißen Sonnenlicht des Nachmittags dalag. Aber gerade der Gegensatz, welchen diese Stille mit den Scenen des wilden Aufruhrs in den Tuilerieen bildete, hatte etwas sehr Bewegendes und machte mir die Vorstellung, auch hier die Zerstörung und Verwüstung hereinbrechen zu sehen, nur noch furchtbarer.

Der Portier, der mich kommen sah, öffnete mir von selbst. Ich fragte nach seiner Herrschaft. Sie haben sich Beide in der Frühe zu Ihren Majestäten begeben, antwortete der Diener mit einem Seufzer und fügte dann hinzu: Ich wollte, sie wären erst wieder heimgekehrt. Mademoiselle hat verschiedenemale ausgeschickt, Nachrichten zu erhalten, aber es ist unmöglich, bis in die Gemächer Ihrer Majestäten durchzudringen!

Ich wollte mich melden lassen, aber auf ihren Boten wartend, hatte Claudine mich kommen sehen und ging mir bis in den Vorsaal des oberen Stockes entgegen. Sie war, obschon es gegen Abend war, noch im Morgenkleide, ihr Haar hing in natürlichen Locken auf ihre Schultern herab, sie hatte gar keinen Schmuck irgend einer Art an sich, und diese Einfachheit, verbunden mit der Blässe ihrer Wangen und der Angst, die in allen ihren Zügen lag, machten sie in meinen Augen nur noch schöner.

Reden Sie, reden Sie, mein Freund! rief sie mir entgegen, was ist geschehen? was geschieht?

Ich sagte, was ich wußte und gesehen hatte. Ich sprach von dem Durchzuge des Volkes durch den Garten und das Schloß, indem ich es versuchte, denselben als ein Ereigniß darzustellen, wie man deren schon viele erlebt; aber sie hatte bereits Kunde davon erhalten, wie sehr das Leben des Königs und der Königin bedroht gewesen war, und ihre Phantasie war nicht davon abzubringen.

Trösten Sie mich nicht! sagte sie sehr sanft. Wer unser Freund ist in diesen Tagen, muß uns darauf vorbereiten, den Kelch bis zu seiner Hefe zu leeren! Sie werden den König und die Königin ermorden, und wir werden mit ihnen untergehen; denn der Haß des Volkes gegen uns ist furchtbar. Aber, fügte sie hinzu, und ihre Stimme bebte, es ist sehr hart, gehaßt zu werden für Missethaten, die man nicht begangen hat.

Sie sah dabei so rein und schuldlos aus wie ein Engel, der über die Sünden der Menschheit weint. Mein ganzes Herz wollte ihr entgegen, und meiner selbst nicht mächtig, rief ich: Wer könnte Sie hassen, der Sie sähe, so heilig, so schön, so jung!

Sie schüttelte abwehrend das Haupt, und als hätte sie nur meine letzten Worte vernommen, entgegnete sie: Ich bin nicht mehr jung, und es scheint mir, als ob Niemand es seyn könnte, in der Lage, in welcher wir uns befinden. Wenn man immer um das Leben der Seinigen zittert, wenn man seit Jahren die wechselndsten Erregungen durchlebt hat, vergißt man, daß man jung ist, und welch ein Vorrheil wäre es denn auch, jung zu seyn? . . . Sie brach ab und sagte dann: Ein Kind seyn, das ist Alles, denn bei uns in Frankreich, dünkt mich, sind jetzt nur die Kinder noch glücklich!

Aber warum in Frankreich verweilen? Warum versuchen Sie es nicht, Ihre Familie zur Auswanderung zu bewegen? Sie ertragen den Zustand der Angst nicht lange, Sie werden unterliegen! sagte ich, von der zärtlichsten Sorge um sie ergriffen.

Was thäte daß? versetzte sie mit bitterem Tone, aber ebenso schnell, als dieser Ausdruck ihr gekommen war, ging er vorüber, und zu der Weiche und Innigkeit zurückkehrend, welche den Grundzug ihres Wesens bildeten, sprach sie: Sie nehmen Theil an mir, ich weiß das, und es war mir oft ein Trost. Aber wenn ich Ihnen werth bin, sprechen Sie nie von Auswanderung! Niemals! ich will Frankreich nicht verlassen!

Sie brach plötzlich ab, und wir hatten einander

nichts mehr zu sagen. Wir standen auf dem Balkon, der sich vor dem mittleren Saale nach der Gartenseite hinzog. Sie hatte den Arm auf die Balustrade und das Haupt auf den Arm gestützt. Die Sonne war hinter den großen Bäumen schon herabgesunken, ein leiser Luftzug hatte sich erhoben und spielte mit Claudinens Haar und Gewand. Die Fülle köstlichen Duftes stieg von dem Garten empor. Ich war wie in einem wundervollen und doch quälenden Traume. Ich war wie aufgelöst in Liebe, ich hätte vor ihr niederstürzen oder sie in meine Arme ziehen mögen. Ich sagte ihr in meinem Innern Alles, was ich für sie fühlte; aber ein Zauber schloß mir die Lippen, daß ich kein Wort zu sprechen, daß ich mich nicht zu regen vermochte. Ich stand und stand, und sie war neben mir und in Gedanken versunken wie ich, und der Wind fächelte immer leiser und wärmer, und die Blumen dufteten immer stärker, und die Dämmerung fing an, sich über den Garten auszubreiten. Ich wußte nicht, was mit uns werden sollte, ich wußte nicht, wie ich nach dieser Stunde leben sollte, ohne sie zu sehen, ohne in ihrer Nähe zu athmen.

Ein Diener, den sie ausgesandt hatte, und der jetzt zurückkam, weckte mich aus diesem Brüten. Er brachte die Nachricht, daß es gelungen sey, das Volk zum Rückzuge aus den Tuilerieen zu bewegen, und daß die Ruhe sich herzustellen anfange. Wir fragten nach dem Könige und seiner Familie, Claudine wollte wissen, ob irgend Menschenleben geopfert worden wären, ob der Umgebung des Königs Gefahr gedroht habe. Der Diener antwortete, den eigentlichen Kern dieser Erkundigungen verstehend, er habe von den Herrschaften nichts erfahren können; so viel man aber außerhalb des Schlosses vernommen, sey nirgends ein Angriff gegen das Leben der Bewohner desselben vorgefallen. Das beruhigte Claudine in etwas, und mit dieser Beruhigung mochte das Gefühl ihr kommen, wie ungewöhnlich und unstatthaft unser langes, einsames Beisammenseyn gewesen sey. Sie fragte nach der Dame, welche ihr sonst in Abwesenheit ihrer Mutter Gesellschaft leistete, und als man ihr meldete, daß Schreck und Angst sie unwohl gemacht, bot ihr dieß den Vorwand, mich zu entlassen, und uns Beide aus der verwirrenden Befangenheit zu erlösen, die über uns gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novara im südindischen Ozean.

(Schluß.)

Vergeblich spähten wir an dieser merkwürdigen Stelle nach einem Punkte, um zu landen, und hinaufzuklettern; erst nachdem wir neuerdings mehrere Seemeilen an der Küste weiter gerudert waren und verschiedene vorspringende Inselecken mit kleinen Felsen passirt hatten, kamen wir gegen drei, ein halb Uhr Nachmittags zu einer Anzahl herabgestürzter Lavablöcke, welche zwischen dem Meere und der Küste einen natürlichen Damm bildeten und eine Landung zu ermöglichen schienen. Wiederum wurde der Bootshaken ausgeworfen und mittelst einiger geschickten Sprünge das feste Ufer zu erreichen versucht, eine Landungsweise, die freilich für Pinguins annehmlicher und geeigneter gewesen wäre, als für Menschen!

Am Strande und zwischen den Felsblöcken lagen Trümmer gescheiterter Schiffe, Stücke von Masten und Raaen, stumme Zeugen menschlichen Unglücks. Der Uferrand war hier weniger steil. Die in wüster Unordnung sich aufthürmenden Steinmassen boten hier mehr als am frühern Landungspunkte, wenn schon mit großer Mühseligkeit die Möglichkeit eines Erklimmens der Höhe. Die Herren Dr. Hochstetter, Zeleber, Fregattenfähnrich Krouewetter und ein Matrose wagten nun aufs Neue den Versuch. Ein mit Gras und Binsen bewachsener Grat, der sich von oben nach unten zog, erschien als die geeignetste Stelle, um auf die Insel zu gelangen. Zuerst ging es über das kolossale Blockwerk in der Brandung, dann über Binsenbüschel und Erdhöllen, an denen erstere hafteten, und über lockere Schlackenmassen aufwärts. Es war eine wahre Sisyphusarbeit; auf den unter den Füßen wegkollernden Felstrümmern machte man einen Schritt vorwärts und zehn zurück, und um eine Höhe von nicht viel mehr als 100 Fuß zu erklettern, bedurfte es fast einer Stunde. Endlich standen die kühnen Kletterer auf der Insel, auf einem kleinen, kahlen Schlackenkegel, und vermochten einen Theil derselben zu überschauen. Dichtes, mannshohes, binsenartiges Gras bedeckte die ganze Fläche, halb verdorrt, halb frisch grün, hier vom Sturm und Regen geknickt, dort gerade aufstehend.

An ein weiteres Vordringen war nicht zu denken, nicht einmal bis zu jenem grünen Gebüsche, das wir bereits von den Booten aus wahrgenommen hatten, obschon sich dasselbe kaum einige hundert Schritte entfernt an den flach ansteigenden Gehängen befand, und dessen genauere Untersuchung manchen interessanten Aufschluß über die Vegetationsverhältnisse der Insel zu geben versprach. Man hätte entweder durch verdorrte, jeden Augenblick durchbrechende Binsenhaufen, oder über dichtes, frisches, schlüpferiges Gras sich den Weg bahnen müssen, um in die Nähe jenes nadelholzähnlichen Gesträuches zu gelangen. Beides war, namentlich bei der kurz bemessenen Zeit, unausführbar. Der Abend brach herein, man mußte an die Umkehr denken, da mindestens noch eine Entfernung von acht Seemeilen bis zur Fregatte zurückzulegen blieb. Mit Hülfe der Taschentücher, welche sie an die Binsen gebunden hatten, fanden die Wanderer leicht die Stelle wieder, an welcher

sie heraufgekommen waren, und gelangten nun rasch wieder nach dem improvisirten Landungsplatze, wo sich inzwischen die am Ufer zurückgebliebenen Naturforscher mit Sammeln am Strande und auf den Felsen der nächsten Umgebung beschäftigten. Ein seltsames Schauspiel bot sich jetzt den erstaunten Blicken. Ein paar unbedacht weggeworfene Zündhölzchen hatten die dürren Binsenfelder in Brand gesteckt, und dichte schwarze Rauchwolken stiegen oben auf der Fläche auf. Im dürren Grase fand das hastig fliehende Feuer schnell eine grauenerregende Verbreitung, und bald stand ein beträchtlicher Theil der Ostküste der Insel in hellen Flammen.

Den Novara-Reisenden schien sich jetzt das nämliche Schauspiel zu bieten, wie den Naturforschern der Recherche, als Dentrecasteaux vor einigen sechzig Jahren an der Insel vorbeisegelte. Fast mit Bestimmtheit mag angenommen werden, daß das Feuer, der dick aufwirbelnde Rauch auch damals wie heute durch Menschenhände und nicht durch unterirdische Kräfte entstanden ist, vielleicht durch Fischer angefacht, welche diese unwirthliche Inseln von dem fast undurchdringlichen, nutzlosen, jede Fortbewegung so sehr hemmenden Unkraut reinigen, dieselbe wegsamer und kulturempfänglicher machen wollten.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember 1858 war der Himmel wolkenlos und klar; die Flammen prasselten und loderten am Ufferrande hoch auf, von einer elliptischen Stelle, die wenigstens zwei Seemeilen im Durchmesser haben mochte. Eine dicke, kupferfarbig beleuchtete Rauchwolke stieg fast senkrecht in die Höhe, legte sich dann horizontal und eine meuhlich lange Rauchschichte zog in südöstlicher Richtung bis an den fernsten Horizont, die obere Hälfte der Insel völlig bedeckend. Um zwei Uhr in der Nacht soll das Schauspiel, wie uns der wachthabende Offizier erzählte, noch großartiger und imposanter gewesen seyn. Der Brand hatte damals bereits immense Flächen ergriffen, die Phantasie mochte sich leicht den Ausbruch eines feuerspeienden Berges vorstellen, glühende Lavaströme, ausgestoßene Aschenmassen, zum Himmel aufsteigende Feuergarben.

Glücklicher Weise verursachte diese riesige Lichtung der wilden, größtentheils nur von Binsen bedeckten, unbewohnten Insel mehr Vortheil als Schaden, denn ohne eine dem Menschen nützliche Vegetation zu zerstören, wird sie spätern Forschern eher eine Untersuchung ermöglichen und auch Fischern und andern abenteuerlichen Genossen, welche sich daselbst zeitweise niederzulassen gedenken, den Aufbau erleichtern.

Die Novara verließ nun das unwirthliche Eiland und eilte den sonnigeren Breiten des indischen Ozeans zu. Sie auf diesem Wege nochmals zu begleiten und mit ihr einen Besuch in unbekannteren Gegenden zu machen, behalten wir uns vor.

Deutsches Sängerfest.

Das Programm des deutschen Sängerfestes in Nürnberg ist erschienen und theilen wir nachstehend das Wesentlichste daraus mit: Samstag den 20. Empfang der Sänger, Geleitung derselben mit Musik zum Rathhause, daselbst Vertheilung der Sängerzeichen, Quartierbillets, Fahnenbänder 2c. Abends 7 Uhr Fahnenzug vom Rathhause zur Festhalle. Um 9 Uhr Begrüßung der Gäste durch Lied und Wort. Begrüßungschor vorgetragen von der Augsburger Liedertafel. Einzelvorträge und Instrumentalmusik. Um halb 12 Uhr gemeinschaftlicher Vortrag von Arndt's Vaterlandslied, in directer Verbindung mit einem von Kapellmeister Lux in Mainz componirten Festmarsch. Schluß in der Halle um 12 Uhr. Erster Festtag: Sonntag den 21. Juli 5 Uhr Früh Sängerruf, 7 Uhr Hauptprobe für das erste Konzert, 3½ Uhr Nachmittags erste Hauptaufführung, Festrede, Enthüllung der Festfahne. Empfangsgruß des ersten Bürgermeisters der Stadt Nürnberg Hrn. v. Wächter. Programm des Konzertes: 1. Abtheilung. Der 23. Psalm, componirt und dirigirt von Julius Otto, Musikdirektor in Dresden. Die Solis vorgetragen von den Gesangvereinen Orpheus, Liedertafel und Liederkreis in Dresden. 2) Festgesang, komp. und dir. von Hofkapellmeister A. Methfessel in Braunschweig. Das Solo vorgetragen von der Liedertafel in Erlangen. 3) All-Deutschland, komp. und dir. von Hofkapellmeister Franz Abt in Braunschweig. Das Solo vorgetragen vom Liederkranze in Bayreuth. 4) An das Vaterland, komp. und dir. von Ferdinand Hiller, Kapellmeister in Köln. Die Halbchöre vorgetragen von der vereinigten Sängergesellschaft Liedertafel, Bürgersängerzunft und Neuvaravia in München. 2. Abtheilung. 5) Sturmesmythe, komp. und dir. vom Generalmusikdirektor Frz. Lachner in München. 6) An die deutsche Trikolore, komp. von Ernst Herzog zu Sachsen, dir. vom herzogl. sächsischen Kapellmeister Krämer in Koburg." 7) An die Deutschen, komp. und dir. von Musikdirektor Tschirch in Gera. 8) Des Sängers Herz, komp. und dir. von G. Emmerling, Direktor des Sängervereins in Nürnberg. Das Solo vorgetragen von der Liedertafel in Augsburg. Abends 8 Uhr gemeinsamer Vortrag der Chöre „Stehe fest, o Vaterland" von Nägeli und „Du Schwert an meiner Linken" von Weber. Einzelvorträge. 2. Festtag. Montag den 22. Juli. Früh 6 Uhr Sängerruf. 8 Uhr Probe. 1 Uhr Festzug durch die Stadt. 4 Uhr Nachmittags zweite Hauptaufführung. 1. Abtheilung. 1) Hymnus, komp. und dir. von B. E. Becker in Würzburg. Das Solo vorgetragen von der Liedertafel und dem Sängervereine zu Würzburg. 2) Unser Hort, komp. und dir. von Jul. Grobe, Direktor des Liederkranzes in Nürnberg. 3) Frühlingsgruß

an das Vaterland, komp. und dir. von Vinzenz Lachner, großh. Hofkapellmeister in Mannheim. 4) Der deutsche Landsturm, komp. und dir. von F. Kücken, k. Hofkapellmeister in Stuttgart. 2. Abtheilung. 5) Hymnus: „Frisch auf zum Siegen," komp. und dir. von Musikdirektor Heinrich Neeb in Frankfurt a. M. Das Solo vorgetragen von der Liedertafel in Würzburg und dem Neeb'schen Vereine in Frankfurt. 6) Gebet vor der Schlacht, komp. und dir. von Möhring, Musikdirektor in Neuruppin. 7) Ermanne dich Deutschland, komp. und dir. von Kapellmeister Storch in Wien. Das Solo vorgetragen von österreichischen Vereinen. 8) Danklied, komp. und dir. von Kapellmeister Kalliwoda in Donaueschingen. Abends 8 Uhr gemeinsamer Vortrag der Chöre „Stimmt an mit hellem hohem Klang" von Methfessel und „Deutscher Trost" von Berner. Einzelnvorträge. 3. Festtag. Dienstag den 23. Juli 6 Uhr Morgens Sängerruf. 7 Uhr Ausflug nach Dutzendteich und Schmausenbuck. 3 Uhr Nachmittags Zusammenkunft der Vereinsdirektoren zur Besprechung in Sängerangelegenheiten. Abends 8 Uhr gemeinsame Chöre. Einzelnvorträge. Instrumentalmusik. Schluß des Festes.

Mannigfaltigkeiten.

In der Gefangenschaft des Kreisgerichts Halberstadt ereignete sich am Mittage des 8. d. Mts. ein Fall ganz eigenthümlicher Art. Der Strafgefange Kranig, welcher vorzugsweise in der Küche der Anstalt beschäftigt wird, hatte den Auftrag erhalten, für einen Schuldgefangenen, welcher auf eigene Kosten beköstigt wird, das Mittagessen auf dessen Zelle zu tragen. Auf dem Wege dorthin mochte die bessere Kost den Appetit des Kranig ganz besonders reizen, er nimmt aus dem ihm anvertrauten Napfe ein heißes Stück Fleisch und steckt es in den Mund. Die geringe Zeit, welche er, ohne Aufsehen zu erregen, zu Erledigung seines Auftrages hatte, zwang ihn vielleicht, das Fleisch, ohne es gehörig mit den Zähnen zu zermalmen, nieder zu schlucken. Dieses zu heiß und zu rasch verschluckte Stück Fleisch ist nun die Veranlassung des Todes des Kranig geworden, denn kurz nach seinem Weggange kam er wieder auf den Hof gestürzt, nach Wasser schreiend, und da ihm dieß nicht sofort gereicht wird, so läuft er selbst zum Brunnen, stürzt jedoch, daselbst kaum angekommen, todt zu Boden. Nach den ärztlichen Ermittlungen soll ein Stickfluß den Tod Kranigs so rasch herbeigeführt haben.

Das Podagra, nach den Ueberlieferungen der alten Aerzte, im Alterthum bei Hebräern, Griechen, Römern, im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten des neueren Zeitalters eine der häufigsten Krankheiten, ist jetzt eine viel seltenere Plage der Menschheit geworden. Als Ursache dieser Abnahme bezeichnet Professor Alphons Corradi in Modena die vollkommene Umwälzung in der Ernährungsweise der zivilisirten Völker. Während nämlich in früherer Zeit Fleisch und Brod fast den ganzen Küchenzettel ausmachte, bildet jetzt die Pflanzenkost einen großen Theil derselben. Für diese Thatsache sprechen die vom Verfasser angestellten, höchst interessanten Nachforschungen über die Ernährungsweise in den verschiedenen Geschichtsepochen.

Bei dem Auszug der Schützen und Turner in Gotha erregte besonderes Interesse eine Abtheilung von 28 Mann Turnerschützen aus Koburg, die erste Kompagnie deutscher Volkswehr mit blauen Blousen, Leinenhosen, Regenmantel und Miniegewehren, Tambour, Trompeter und einen stattlichen Anführer voran. Sie sind bereits trefflich einexerzirt, traillirten ausgezeichnet und waren bald die erklärten Lieblinge des Publikums. Konnte man sie als deutsche Zuaven bezeichnen, so glaubte man in dem mit scharlachrothen Blousen bekleideten Zeigerkorps eine Abtheilung Garibaldini vor sich zu haben.

In Troja, einer nordamerikanischen Stadt, haben die hübschen Mädchen einen eigenen Einfall gehabt, um für die Krieger, die für die Union in das Feld ziehen, Geld zu verdienen. Sie setzen sich hin und lassen sich küssen. Jeder Kuß kostet 12½ Cents. Ein Mädchen soll an einem Abend auf diese Weise 62 Dollars aufgebracht haben. Wie viel Küsse macht das?

Der K. k. N. berichtet von einer seltenen dreifachen Feier, welche in den nächsten Tagen in Geiselhöring begangen wird. Der dortige 75jährige Lottokollekteur Hr. Georg Engelhart feiert nämlich: 1. seine goldene Hochzeit, 2. sein 50jähriges Dienstjubiläum als Lottokollekteur und 3. sein 50jähriges Dienstjubiläum als Chorrist bei der dortigen Pfarrkirche.

In England, wo bei den offenen Kaminen die Gefahr allerdings größer ist, als in Deutschland, sind nach den Forschungen eines Arztes seit der Einführung der Reifröcke (Krinoline) schon einhundertundachtzig Mädchen und Frauen durch diese Tracht dem Feuertod überliefert worden. Zu keiner Zeit waren derartige Unglücksfälle so häufig, wie gegenwärtig.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 172 Samstag, 20. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Ich hatte den weitesten Umweg gemacht, mich dem Gewühl der lärmend heimkehrenden Volksmassen zu entziehen, und war eben erst in dem Hause meiner Tante angelangt, in welchem diese sich vorbereitete, Paris zu verlassen, um sich nach einem kleinen Orte zu begeben, wo sie bei Verwandten mehr Ruhe zu finden hoffte, als eine Botschaft der Herzogin mich erreichte, welche mich aufforderte, mich noch an diesem Abende zu ihr zu begeben.

Ich machte mich also augenblicklich wieder auf den Weg, und es mochte gegen elf Uhr seyn, als ich das Hotel zum Zweitenmale erreichte. Bei meinem Eintritt fand ich die Familie in dem Zimmer der Herzogin beisammen. Die Dorsäle hatte ich dunkel gefunden, die Hausordnung hatte zum Erstenmale Störungen erlitten.

Die Herzogin saß in halb liegender Stellung auf einem Sopha, ihre Kleidung, ihre Frisur waren beschädigt und verdorben, ohne daß man sagen konnte, worin diese Beschädigungen bestanden; sie sah sehr bleich und erschöpft aus. Der Herzog schrieb an dem Tische seiner Gemahlin, es standen verschiedene Kassetten, es lagen Päcke von Papieren auf den anderen Tischen umher. Das war Alles ganz ungewöhnlich. Die Gesellschafterin Claudinens, Mademoiselle Charpentier, bereitete in der Ecke des Zimmers den Thee, kein Diener war anwesend. Claudine war um die Mutter beschäftigt, beide Frauen hatten geweint. Aber während die Herzogin matt und hinfällig aussah, überraschte mich ein finsterer Ernst in den Zügen der Tochter, und eine gewisse kalte, entschlossene Haltung erschien mir als etwas völlig Fremdes an ihr.

Die Herzogin, welche es sonst nie an den herkömmlichen Formen der Begrüßung fehlen ließ und immer erst auf zahlreichen Umwegen zu dem Zwecke gekommen war, um dessentwillen sie mich hatte rufen lassen, wich heute auch von dieser Regel ab.

Sie finden uns in wahrhafter Zerstörung, aber welch ein Tag war das! rief sie mir entgegen, sobald der alte Diener die Thür hinter mir geschlossen hatte. Zwölf Stunden der Todesgefahr haben wir den König wie einen Helden, wie einen Märtyrer erdulden sehen! Zwölf Stunden der Folterqual haben die Ungeheuer ihm bereitet. Hundertmal haben wir geglaubt, daß seine, daß unser Aller letzte Stunde geschlagen hätte! Zu Fuß, am Arme eines National-Gardisten, mitten durch eine Menge, die uns fluchend den Untergang drohte, habe ich meine Wohnung erreicht, ohne noch beruhigt zu seyn über meinen Gatten! Welch ein Glück, daß meine arme Tochter und meine Enkel diesem Abgrunde entronnen sind! Keine Stunde der Sicherheit ist uns mehr vergönnt, und wir werden unterliegen!

Nach diesem Ausbruche ihres Gefühls und Entsetzens wurde sie ruhiger. Sie wußte, daß ich im Hotel gewesen war, und dankte es mir. Es kommt mir fast unmöglich vor, daß noch irgendwo Treue und Freundschaft zu finden ist! sagte sie, und doch habe ich an Sie gedacht und auf Sie gerechnet mitten in der Qual dieses Tages. Jetzt muß das Schwanken und Zögern ein Ende haben. Meine Tochter muß fort! Wie werden ruhiger seyn, wenn wir nicht mehr für sie zu zittern brauchen, und Sie haben doch sicher den Paß für sie in Reserve?

Ich war über diese Voraussetzung erstaunt, denn man hatte seit mehr als einem Jahre nicht mehr von der Auswanderung gesprochen, und ich machte sie darauf mit dem Zusatze aufmerksam, daß ich trotzdem hoffe, innerhalb vierundzwanzig Stunden einen Paß besorgen zu können, nur müsse ich natürlich wissen, für wie viele Personen, und für wen man ihn verlange.

Der Herzog hatte bis dahin ununterbrochen geschrieben. Selbst die Klagen seiner Gattin hatten ihn nicht in seiner Arbeit gestört. Jetzt erhob er sich. Haben Sie die Güte, sagte er sehr ruhig, einen Paß zu fordern für Ihre siebenzehnjährige Schwester und deren vierzigjährige Begleiterin, Mademoiselle Charpentier. Als Ziel der Reise nennen Sie London und wenn es sich um den Zweck derselben handelt, so geben Sie an, daß man Ihre Schwester der Unruhen wegen aus einer Pariser Pensions-Anstalt in eine englische versetzen wolle.

Aber Sie mein Herr! und die übrigen Glieder Ihres Hauses? fragte ich.

Ich und meine Söhne, die wir Unterthanen und Diener unseres Königs sind, bleiben in der Nähe unseres Souverains, und Madame findet ihren Trost darin, sich nicht von uns zu trennen, wenn wir unsere Töchter in Sicherheit wissen.

Er sprach das mit einer mich erschütternden Festigkeit, wie mir überhaupt die Haltung des Herzogs immer Achtung gebot, sobald ich mich ihm persönlich gegenüber befand. Es lag etwas Erhabenes in der Entschiedenheit, mit welcher er sich den neuen Gesetzen unterordnete, in der Selbstverleugnung, mit der er sich und seine Söhne zu opfern bereit, neben seinem Könige ausharrte, nur darauf bedacht, die Töchter zu retten, deren Anwesenheit in Frankreich von keinem Nutzen für den Herrscher seyn konnnte.

Auch in diesem Augenblicke flößten der Herzog und seine Gemahlin mir eine verehrende Theilnahme ein, und doch dämpfte der Anblick von Claudinens finsterer Entschlossenheit jene Empfindung, so daß ich an sie denkend die Frage aufwarf, ob Mademoiselle denn ohne männliche Begleitung reisen solle.

Wir rechnen auf Sie, antwortete der Herzog, meine Tochter bis Havre zu führen. Es ist das der kürzeste Weg, Frankreich zu verlassen. Dort kann es in diesem Augenblick nicht an Schiffen fehlen, die nach England gehen, und es wird Ihnen also nicht schwer fallen, für die Ueberfahrt meiner Tochter eine sichere Gelegenheit zu schaffen, und dort für sie bis zu ihrer Ueberfahrt Sorge zu tragen. In England aber findet sie meine Schwestern, die ihr auf die erste Nachricht von ihrer Ankunft entgegengehen werden, und in deren Schutze sie für das Erste bleiben soll.

Die Hoffnung, Claudinen zu begleiten, ergriff mich auf das Lebhafteste, aber das Verhängnißvolle „für das Erste“ schlug meine Freude nieder. Eine Wahl war mir im Grunde nicht gelassen, und doch fühlte ich ein inneres Schwanken, das Claudinens beobachtendem Auge nicht entgangen seyn mußte; denn sie wandte sich zu mir und sagte: Verfagen Sie mir Ihren Beistand nicht! Wenn meine Eltern darauf beharren, mich zu entfernen, so muß ich mich fügen, aber mein Loos ist dann sehr traurig! Und wieder fiel mir die Veränderung auf, welche ihr Ausdruck und ihre Stimme in den wenigen Stunden erlitten hatten.

Ohne längeres Zögern sagte ich also zu. Alle nöthigen Verabredungen wurden getroffen. Der Herzog ordnete verschiedene Papiere, welche er mir schon heute übergeben wollte, um sie seinen Schwestern zu übermachen. Die Herzogin hatte sich entfernt, und Mademoiselle Charpentier war fortgesandt worden, aus dem Zimmer des Herzogs eine Landkarte herbei zu holen.

Den Augenblick benutzte Claudine, und wie zufällig an mich herantretend, drückte sie mir ein kleines, zusammengefaltetes Papier in die Hand, das ich schnell verbarg, da die beiden Damen fast gleichzeitig wiederkehrten.

Es war weit nach Mitternacht, als ich daran denken konnte, mich zu verabschieden. Die Herzogin war sehr angegriffen und war mehr und mehr gerührt worden, je genauer wir die Einzelheiten der Flucht und der Reise besprachen, die ihr erst dadurch zur Wirklichkeit wurde.

Claudine hatte sich ganz ruhig verhalten und keine Meinung, keine Besorgniß, keinen Wunsch geäußert. Als ich mich aber empfohlen hatte, und auf dem Punkte stand, das Zimmer zu verlassen, warf sie sich plötzlich ihrer Mutter in die Arme und rief mit flehendem Tone: Stoßen Sie mich nicht von Sich, theure Mutter! zwingen Sie mich nicht, mich von Ihnen zu trennen! Noch ist es Zeit! — und sich dann zu ihrem Vater wendend, wiederholte sie: Lassen Sie mich hier, mein Vater! Lassen Sie mich hier mit Ihnen leben oder sterben! Ich verlange es nicht anders! Sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen, und wiederholte dann mit matter Stimme, die gefalteten Hände gegen die Brust gepreßt: Wenn Sie mich lieben, zwingen Sie mich nicht, Sie zu verlassen!

Die Herzogin weinte wie ihre Tochter und blickte bald diese, bald ihren Gatten an, dessen Antlitz sich mehr und mehr verfinsterte. Ohne von den Klagen seiner Tochter gerührt zu werden, ergriff er ihre Hand und sagte gebietend: Keine Schwäche, mein Kind! Unsere Tage sind nicht für Schwächen des Herzens gemacht! Es kommt darauf an, Muth zu haben und sich in das Unabänderliche mit Vernunft zu fügen. Soll ich Empörung finden selbst in meinem Hause? selbst im Schooße meiner Familie?

Die Tochter blieb sprachlos vor ihm stehen, auch die Herzogin schwieg. Aber es zuckte über Claudinens Gesicht ein gewaltiger Schmerz, sie trat an mich heran, reichte mir die Hand und sagte: Nun denn, wir werden also gehen! Ich bane auf Sie! — und damit verließ sie das Zimmer.

Von den verschiedensten Empfindungen bestürmt, trat ich meinen Heimweg an. Das Billet Claudinens brannte auf meinem Herzen, aber ich wagte nicht, es hervor zu ziehen, so lange ich mich noch im Bereiche des Hotels befand. Erst als ich die ganze Straße hinter mir hatte, in welcher es lag, blieb ich stehen und öffnete das Schreiben, es bei dem erlöschenden Lichte einer Straßenlaterne zu lesen. Es enthielt nur die Zeilen: „Nach England zu gehen, ist für mich schlimmer als der Tod. Auch ich habe das Gefühl meiner Menschenrechte! Schaffen Sie mir einen Paß nach Deutschland, helfen Sie mir, mich zu erretten!“

(Fortsetzung folgt.)

Rasche Fortschritte in der Stenographie.

Am 15. Mai feierte der Gabelsbergische Stenographen-Verein, der älteste im Königreich Preußen, sein zehntes Stiftungsfest. Derselbe besitzt in ganz Schlesien und weit über dessen Gränzen hinaus korrespondirende Mitglieder und hat bisher in verschiedenen Unterrichtskursen gegen 500 Schüler ausgebildet.

Am 19. Mai wurde zu Bremen, in Verbindung mit dem Stiftungsfeste des dortigen Gabelsberger'schen Stenographenvereins unter dem Vorsitz des Geheimen Regierungsrath Häpe aus Dresden, die erste Wanderversammlung der Gabelsberger'schen Stenographen des nordwestlichen Deutschlands abgehalten. Bei der Berathung über den Bamberger Antrag auf Errichtung einer stenographischen Akademie beschloß die Versammlung, allerdings mit der schwachen Mehrheit von nur einer Stimme, sich einem neuerdings von Würzburg ausgegangenen Antrage anzuschließen. Ferner wurde eine gemeinschaftliche Kasse zu Förderung der Gabelsberger'schen Stenographie gegründet und die alljährliche Wiederholung dieser Wanderversammlungen beschlossen.

Am 20. Mai haben die Gabelsberg'schen Stenographen Thüringens zu Eisenach ihre diesjährige Wanderversammlung abgehalten. In Thüringen bestehen jetzt 15 Gabelsberger'sche Vereine, nämlich zu Apolda, Bürgel, Coburg, Gera, Gotha, Hildburghausen, Jena, Leutenberg, Neustadt an der Haide, Neustadt an der Orla, Ronneburg, Rudolstadt, Schmölln, Sonneberg und Weimar, mit 272 Mitgliedern. Die nächste Wanderversammlung der Thüringer soll am 2. Sept. 1862 in Weißenfels stattfinden.

Auch die Gabelsbergerianer in Mecklenburg haben während des Pfingstfestes zu Güstrow sich versammelt.

Neue Gabelsberger'sche Vereine sind gegründet worden: (130) zu Weilheim in Oberbayern, (131) zu Torgau und (132) zu Delitzsch in Preußen, (133) zu Blumenthal und (134) zu Geestemünde in Hannover, (135) zu Neustadt bei Coburg, (136) in Schmölln im Herzogthum Altenburg und (137) zu Manchester in England.

Die Handelskammer zu Pilsen hat einen ihrer Beamten nach Prag gesendet, um denselben dort von dem vortheilhaft bekannten Lehrer Simon Bleyer in Gabelsberger's Kunst unterrichten zu lassen.

In Rudelstadt wird jetzt ebenfalls ein Gabelsberger'scher Stenograph zur Aufnahme der Landtags-Verhandlungen verwendet.

Nach Gabelsberger's System wurden ferner stenographisch aufgenommen: Die Verhandlungen des am 13. Mai zu Heidelberg eröffneten deutschen Handelstages, der am 23.—25. Mai zu Dresden versammelten Direktionen der Gasbeleuchtungs-Anstalten Deutschlands, der am 20.—23. Mai zu Köthen abgehaltenen allgemeinen deutschen Lehrerversammlung und der am 6. und 7. Juni in Leipzig versammelten mitteldeutschen volkswirthschaftlichen Gesellschaft.

Zahlreichen Vorgängen in Oesterreich, Bayern und Sachsen folgend, hat sich auch in Stuttgart ein erster stenographischer Verein gebildet. Am 14. Juni d. J. konstituirte sich derselbe. Den Vorsitz über die etwa 30 Mann starke Gesellschaft führt nach einstimmiger Wahl der Kanzleivorstand der Kammer der Standesherren, Herr Kanzleirath Krieg. Erst seit etwa zwei Jahren beginnt die stenographische Kunst auch in den höheren Lehranstalten Eingang zu gewinnen. Am Gymnasium und an der polytechnischen Schule zu Stuttgart wird der betreffende Unterricht von dem Stenographen der Kammer der Standesherren, Herrn Beyerlen, ertheilt.

Gruß zum deutschen Schützenfest in Gotha.*)

Aus Schleswig-Holstein.

Von der Elbe grünen Borden,
Von des Meeres fernem Strande,
Schallt ein Gruß aus deutschem Norden,
Aus dem treusten deutschen Lande
Jedem wackern deutschen Mann,
Der die Büchse führen kann.

Heute weilt an Gotha's Herde
Mancher, der schon im Gefechte
Stand auf Schleswig-Holsteins Erde,
Für des Landes ew'ge Rechte;
Einen Druck der Bruderhand
Sendet ihm das treue Land.

Nur zum Spiel ihr wackern Schützen
Wollt ihr heute euch vereinen,
Doch wenn Deutschlands Waffen blitzen,
Wahrlich so vermißt es keinen,
Dann wird Ernst das leichte Spiel,
Deutschlands Einheit ist das Ziel!

Das ist deutscher Schützen Weise:
Fester Sinn und rasch entschlossen,
Fest im Glied und fest im Gleise,
Kurz gezielt und rasch geschossen,
Sich'res Auge, sich're Hand
Und ein Herz für's Vaterland.

*) Obiger Gruß lief auf telegraphischem Wege während des deutschen Schützenfestes dort ein.

Mannigfaltigkeiten.

[Fürst Adam Czartoryski.] Der am 15. ds. Mts. in Paris verstorbene Fürst Adam Czartoryski war am 14. Januar 1770 geboren und hatte sich schon an Kosciusko's Freiheitskampf tapfer betheiligt, als er 1795 als Geißel nach Petersburg kam, wo der Großfürst Alexander sich mit ihm befreundete und ihn gleich nach der Thronbesteigung zum Minister des Auswärtigen ernannte. Fürst und Kaiser blieben noch lange unzertrennliche Freunde, auch als ersterer nicht mehr dem Staate diente. Im Jahre 1815 ward er Senator-Palatin von Polen, und 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Sapieha. Seit 1821, wo er um Novosilzow's Demagogen-Riecherei willen das Kuratorium der Universität Wilna niederlegte, lebte er auf seinem Stammsitze Pulawy nur der Wissenschaft; bei der Revolution von 1830 aber erschien er als Präsident der provisorischen Regierung wieder auf der politischen Bühne. Vom 30. Januar bis 17. August 1831 war er Vorsitzender der National-Regierung, dann legte er sein Amt nieder und trat als gemeiner Soldat in das Korps Romarino, das im September nach Oesterreich überging. Seitdem lebt er, von der Amnestie ausgeschlossen und seiner Güter beraubt, in Paris. Seine Güter in Galizien wurden 1846 von Oesterreich sequestrirt, ihm aber schon nach zwei Jahren zurückgegeben. Im März 1848 forderte er in einer Proklamation die Vertreter Deutschlands und Frankreichs auf, zur Wiederherstellung Polens mitzuwirken.

Ein 80jähriger Tanzmeister ist gewiß ein lebendiger Beweis, daß die schöne Kunst rhythmischer Körperbewegung der Gesundheit keineswegs nachtheilig ist. Es spricht uns aber auch jene Bezeichnung in einer Weise an, der sich eine Beigabe von Wehmuth nicht abstreiten läßt. Wie viel schöne Jugend- und Lebensfreude mag ein Mann gesehen haben, der unter choreographischen Künsten und Uebungen ein so seltenes Alter erreicht! Doppelt wehmüthig aber wirkt das Bild, wenn es uns lebend vor die Augen tritt, wie es gegenwärtig in Wien der Fall ist. Der 80jährige Tanzmeister Herr Schmucher, eine der bekanntesten dortigen Persönlichkeiten, hat, da ihm sein Alter die Ausübung seiner Kunst nicht mehr erlaubt, sich ein Walzenspielwerk in einem Kästchen angeschafft und erscheint damit im Prater und anderen öffentlichen Orten, wo ihm, da er überall Bekannte findet, viele Gaben zufließen. Aber häufig sieht man seine Blicke wie die der Gäste, die ihm eine Gabe reichen, bei diesem Geschäfte sich feuchten, und kaum ist der Alte fort, so erzählt man stundenlang von den heiteren Abenden, die man in seinen Tanzsalons dereinst gefunden.

Man schreibt aus Wien: An den Treffer der Kredit-Loose mit 20,000 fl. in der letzten Ziehung knüpft sich ein doppelt interessantes Spiel. Den Treffer hat nämlich der Geschäftsführer in der Handlung des Herrn D. gemacht. Dieser, ein noch junger Mann, hat sich bei der Südbahn um eine Anstellung beworben und für den Bureau-Chef ein Kredit-Loos dem betreffenden Gesuche beigelegt. Der Bureau-Chef übergab das Loos der Direktion. Diese konfiszirte es zu Gunsten des Armenfondes, wogegen der Bittsteller rekurrirte und den Rekursbescheid erzielte, daß das Loos auszufolgen sey, weil die Bestechung eines Staatsbeamten nicht vorliege. Dieses Loos hat nun den Treffer mit 20,000 fl. gemacht und kann die Richtigkeit dieser Mittheilung ihrem vollen Inhalte nach verbürgt werden.

Die „Neue Preußische Zeitung" berichtet: Eine neue Huldigungsgabe an die Königin Marie von Neapel ließen etwa 170 Damen des höchsten Adels von Wien anfertigen. Sie besteht aus einer 22 Zoll hohen plastischen Gruppe aus gediegenem Silber, die Festung Gaeta darstellend, aus der sich ein gepanzerter Genius mit ausgebreiteten Flügeln erhebt, mit geschwungenem Schwert und einem Schild mit der Inschrift: „Der Engel des Herrn findet sich im Kreise Jener, die ihn fürchten, und wird sie erretten."

Die deutsche Nation darf sich beruhigen, Graf Karl Zay, Mitglied des ungarischen Oberhauses, erklärt heute in einer Zuschrift an den „Wanderer," daß er zwar auf seiner Erklärung im Landtage: „er wolle lieber als Magyar in die Hölle fahren, denn als Deutscher in den Himmel ziehen" — bis an seiner Tage Ende beharren werde, aber nicht „aus Geringschätzung des deutschen Stammes." Wie uns diese Versicherung tröstet!

Sachsen zählt gegenwärtig fünf landwirtschaftliche Kreisvereine mit 168 Spezialvereinen und 10,082 Mitgliedern, so daß fast auf je $1^1/_2$ Quadratmeile ein landwirthschaftlicher Verein kommt. Bei dieser Gelegenheit sey erwähnt, daß, übereinstimmenden Nachrichten aus allen Theilen des Landes zufolge, die Ernteaussichten bis jetzt außerordentlich gut sind.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 173 Sonntag, 21. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Eine ungekannte Freude dämmerte in mir auf. Ich wagte nicht zu glauben, daß Claudinens Abneigung gegen die Heirath mit dem Grafen in irgend einem Zusammenhange mit mir stehen könne; aber daß sie mir vertraute, daß sie ihre Zukunft in meine Hände legte, daß sie, wie ich nach jenen Zeilen glaubte, zu meiner Mutter flüchten wollte, das beseeligte mich, indem es mir zugleich Fassung und Entschlossenheit verlieh, obschon ich alle Schwierigkeiten meiner Lage übersah. Daß ich Claudinen bestehen müsse, sich der ihr verhaßten Heirath zu entziehen, das stand zweifellos fest in mir; daß meine Mutter und vollends mein Vater nicht gewillt seyn würden, die Tochter der herzoglichen Familie aufzunehmen und zu beschützen, welche sich derselben durch die Flucht entzog, das wußte ich eben so zuversichtlich; indeß das steigerte nur den Enthusiasmus, mit dem ich das Vertrauen der Geliebten aufnahm.

Meine Aufregung hielt mich ab, mich zur Ruhe zu legen, aber die kurze Sommernacht verging mir wie im Fluge. Die Aussicht, mit Claudinen zu reisen, sie zu beschützen, sie zu bedienen Tage und Tage hindurch, erfüllte mich mit Entzücken, und dieses Glück kam mir so unerwartet, schien mir so groß, daß ich es kaum auszudenken wagte, daß es alle meine Wünsche befriedigte. Daneben beschäftigten mich die Pläne für die Flucht.

In aller Frühe begab ich mich zu unserem Konsul. Da ich ihm vor einem Jahre von der Verbindung meiner Eltern mit der herzoglichen Familie gesprochen hatte, und die Geldsendungen derselben durch seine Hände gegangen waren, so fiel es mir nicht schwer, die Pässe, wie man sie verlangte, zu erhalten, und ich ließ zugleich den meinigen für eine Reise durch England und Holland nach Deutschland ausstellen. Diese Pässe wurden ohne alles Bedenken von den französischen Behörden visirt, da man mich als einen Deutschen erkannte, und damit war die erste und größte der Schwierigkeiten überwunden.

Ich machte dem Herzoge die Anzeige, daß der Paß bereit sey, und die Reise wurde für den folgenden Abend festgesetzt, da ich erst noch meiner Tante das Geleit zu geben hatte. Nachdem diese Paris verlassen hatte, war ich frei, und nie in meinem Leben habe ich eine wonnevollere Erwartung in der Seele getragen.

Am folgenden Abende war Alles zur Abreise in Bereitschaft.

Ich hatte die Abrede getroffen, um sechs Uhr noch einmal in das Hotel zu gehen, um zu erfahren, ob es bei dem Uebereinkommen bleibe. Auf meine Frage, ob ich die Frau Herzogin sprechen könne, sagte man mir, die Damen wären ausgefahren. Das war, wie man es vorher bestimmt. Sie hatten sich nach dem Orte des Rendezvous begeben — wir reisten also! Mit welcher Empfindung sagte ich mir das in jener Stunde!

Ich wurde zum Herzoge geführt. Er arbeitete in seinem Kabinette, kam mir jedoch gleich in das anstoßende Zimmer entgegen.

Es ist Alles in Ordnung! sagte er, Sie werden die Damen an dem bezeichneten Orte finden.

Seine Stimme war gepreßt, und er sah bekümmert aus. Während ich vor ihm stand, erwartend, ob er mir noch etwas mitzutheilen habe, richtete er sich aber wieder auf, und sprach mit großer Würde:

Ich hatte nicht geglaubt, daß ich jemals in die Lage kommen könnte, eine meiner Töchter einem fremden Schutze zu übergeben. Die Zeit zwingt mich dazu. Denken Sie daran, junger Mann, und wachen Sie über die Sicherheit meiner Tochter! Ich vertraue Ihrer Ehre! — Er reichte und drückte mir damit die Hand, und verließ das Zimmer, unfähig, seine Bewegung zu verbergen, unwillig, sie zu zeigen.

Ich fühlte mich wie von einem Banne getroffen. Ich stand auf dem Punkte, den Herzog zurück zu rufen, ihm zu sagen, daß ich sein Vertrauen nicht verdiene, daß er seiner Tochter einen anderen Begleiter geben solle; aber die Sophistik der Leidenschaft, der Liebe trug den Sieg davon, und ich kehrte in meine Wohnung zurück, vor welcher mein Wagen mich schon erwartete.

Im Hause der Herzogin hatte man seit dem letzten Aufstande die Nachricht verbreitet, daß die Familie sich doch wieder auf das Land zurückziehen werde, welches im Vergleich zu dem jetzigen Zustande der Haupt-

stadt eine größere Sicherheit bot, und da der Marquis wirklich dorthin gegangen war, so konnte die Dienerschaft es nicht auffällig finden, daß man die Tochter ihm nachzusenden beschloß, um sich dann später ebenfalls nach der Normandie zu verfügen. Nach diesem Vorgeben hatte man das Gepäck Claudinens besorgt, der alte Kammerdiener, den man in das Vertrauen gezogen, war bestimmt worden, mit der Tochter und ihrer Gefährtin abzureisen, und die Herzogin hatte ihr bis zu der ersten Station das Geleit geben wollen. So hatte man das Hotel, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, verlassen. Ich aber sollte Claudinen eben auf dieser Station begegnen, sie und ihre Begleiterin in meinen Wagen mit mir nehmen, während der Kammerdiener wirklich mit der einen Kalesche nach der Normandie ging, den Marquis zu holen, und die Herzogin noch an demselben Abende in ihr Hotel zurückkehrte.

Es war sieben Uhr Abends, als ich Paris verließ. Obschon ich wußte, daß ich es so bald nicht wiedersehen würde, hatte ich doch in jener Stunde durchaus nicht das Gefühl, welches sonst der Abschied von einem Orte einflößt, an dem man lange Zeit verweilt, und in welchem man viel erlebt hat.

Meine Phantasie war einzig auf den Augenblick gerichtet, in dem ich Claudinen wiederfinden würde. Ich stellte mir es vor, wie ich eintreten, wie ich zu ihren Füßen sinken, wie sie mit freudig ihre Zukunft anvertrauen, wie das Glück meines Lebens mit dieser Stunde anheben werde, und während ich dieß Alles dachte, während meine Wangen glühten, mein Herz mir schneller und schneller klopfte, fuhr die Equipage der Herzogin an mir vorüber, nach der Stadt zurück. Sie beachtete meinen Wagen und erkannte ihn und mich, aber wir hatten verabredet, daß ich es vermeiden sollte, mich hinaus zu lehnen oder zu grüßen, damit ihre Dienerschaft mich nicht bemerke, und nicht gewahre, daß ich ebenfalls und auf derselben Straße wie Claudine Paris verlasse.

Von dem Momente ab hatte der letzte Rest meiner Ruhe mich verlassen. Nun war Claudine allein, nun gehörte sie mir. Ich trieb den Postillon, alle Vorsicht vergessend, zu einer Eile an, die sehr geeignet gewesen wäre, seinen Verdacht zu erregen, und doch war die Sonne schon lange untergegangen, als ich Versailles und den Gasthof erreichte, in welchem Claudine mich erwartete.

Wie ich nach dem Zimmer der Damen gefragt habe, wie ich die Treppe hinaufgekommen bin, weiß ich noch in diesem Augenblicke. Noch jetzt, da mehr als vierzig Jahre mich von jener Stunde trennen, fühle ich mein Herz erzittern bei der Erinnerung, und die Wärme der Jugend kehrt mir zurück, mich die entschwundene Wonne noch einmal empfinden zu lassen.

Athemlos, mit zagendem Finger klopfte ich an die Thür, Mademoiselle Charpentier rief, daß man eintreten solle, und in dem nächsten Momente stand ich vor der Geliebten, die mit einem anderen Namen zu bezeichnen, mir jetzt in meinem Innern nicht mehr möglich war.

Aber kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als meine wonnevolle Erregung vor dem Anblicke schwieg, der sich mir darbot. In einem Zimmer, das im Vergleiche zu den Räumen, in welchen ich Claudinen bisher gesehen, ärmlich und traurig erschien, saß sie da, bleich und niedergeschlagen, die Augen von vergossenen Thränen gerötthet. Ihre dunkle, einfache Reisekleidung kam mir dürftig, sie selbst kam mir verändert und krank vor, weil man ihr schönes Haar zusammengeflochten und unter eine Art von Haube verborgen hatte. Ihr Gepäck lag in einer Ecke des Zimmers am Boden, Mademoiselle Charpentier, ebenfalls in Thränen, war mit demselben beschäftigt, und Claudine erhob sich nicht von dem Sessel neben dem Tische, auf welchem ein Paar Kerzen unbeachtet und deßhalb trüb und dunkel brannten.

Alle meine Freude, alle meine goldenen Hoffnungen verstummten, alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse, welche mir drohten, die Lage, in welche Claudine sich durch ihre Flucht versetzen wollte, standen mir mit allen ihren Schattenseiten vor der Seele, und die Vorstellung, die Geliebte leiden und entbehren zu sehen, that mir schon jetzt wehe, wo noch kein Mangel irgend einer Art an sie herangetreten war. Ich hatte mir so oft wiederholt, was ich ihr sagen, wie ich mir ihr angeloben wollte — nichts von allem dem kam jetzt in meinen Sinn. Beklommen und niedergeschlagen trat ich an sie heran. Ich wagte nicht, ihre Hand zu nehmen, und Alles, was ich vorzubringen wußte, war die Bemerkung, daß ich der Herzogin auf der Hälfte des Weges begegnet wäre.

Ja! versetzte Claudine, in diesem Augenblicke wird sie zu Hause seyn! — und es dünkte mich, als klinge aus diesen Worten eine Sehnsucht und ein Bedauern hervor, denen ich nichts entgegen zu stellen wußte, als die Bemerkung, daß sie sich in England ja bald wieder unter dem Schutze von Personen befinden werde, die ihr nahe ständen und Sorge für sie tragen würden. Ich wollte ihr damit nur andeuten, wie sie Herrin über ihre Entschlüsse wäre; sie aber sah mich mit einem langen, ernsten Blicke an und sagte dann ruhig: Lassen Sie uns denn aufbrechen, um unser Ziel so früh als möglich zu erreichen.

Ich gab den Befehl, die Pferde kommen zu lassen, und um zehn Uhr fuhren wir von Versailles wieder ab.

(Fortsetzung folgt)

Der Komet.

(Bekanntmachung der Wiener Sternwarte vom 13. Juli.)

Die Anfangs sehr deutliche fächerförmige Anordnung der Lichtmasse um den Kern herum verlor sich immer mehr. Am 4. d. M. konnte man noch unterscheiden, daß die gegen die Sonne gerichteten Lichtbüschel nun im umkehrenden Fernrohre sich links von der Schweifaxe zeigten, während sie früher rechts standen. Der auffallende Lichtbogen vom 2. Juli war beinahe verschwunden, die früher scharf begrünzte dunkle Linie in der Mitte des Schweifes verschwamm ganz in der lichten Umgebung. In gleicher Weise nahmen diese Einzelheiten während der folgenden Tage an Wahrnehmbarkeit ab; am 12. d. M. war nur eben noch der Umriß des Fächers, dem senkrechten Durchschnitte eines Pilzkopfes ähnlich, zu erkennen und fortan die Erforschung dieser Details nur allenfalls noch stärkeren Fernröhren möglich, als dem Wiener Observatorium zu Gebote stehen. Sehr merkwürdig waren die Modalitäten, unter welchen bei ganz heiterem Himmel der Lichtschweif erschien. Zuerst am 4. Juli erkannte man ganz deutlich, daß die Ausbreitung des Schweifes in seinem ersten Drittel, vom Kerne weggezählt, einem zweiten Schweife angehört, der für das freie Auge stark nach links gebogen sich an dem ersten, weit längeren und geraden Schweife projizirt. Wo die rechte Kontur des geraden Schweifes von der des krummen Schweifes durchschnitten wurde, bildete sich eine Einbiegung, die bei oberflächlicher Betrachtung dieser Seite des Schweifes einen konkaven Umriß gab. Auf der anderen, linken Seite des längeren Schweifes konnte man sehr wohl den dunklen Himmel zwischen beiden Schweifen unterscheiden. Unter den vielen räthselhaften Dingen, welche diese Himmelskörper zeigen, gehört eine solche Gestaltung zu den unerklärlichsten; die Biegung des kürzeren Schweifes läßt sich durch die Bewegung des Himmelskörpers um die Sonne und die Lage jenes Fortsatzes begreifen, aber schon die Bildung zweier Schweife und vollends die gerade Richtung eben des längeren bietet allen bisherigen Hypothesen über die Natur dieser Schweife Trotz. Die Abnahme des Schweifes im Ganzen an Glanz und Länge war übrigens in den letzten Tagen sehr rasch; während derselbe sich am 2. Juli über 90° erstreckte, betrug er am 12. d. M. kaum mehr 30°. Der Kern, der anfänglich Sterne erster Größe überstrahlte, zeigte sich zuletzt dem freien Auge etwa als Stern zweiter Größe. Die Bahnbestimmung des Herrn Assistenten Murmann hat nicht nur die Bemerkung des Herrn Brorsen, daß am 26. v. M. noch keine Spur des Kometen zu sehen war, vollkommen bestätigt, sondern auch die Unmöglichkeit nachgewiesen, vor dem 30. v. M. das Gestirn in unseren Breiten zu sehen. Am 30. Juni, bis zu welchem Tage der Komet immer nur entweder ganz unter unserem Gesichtskreise sich aufhielt oder doch zugleich mit der Sonne über denselben stand, hatte er sich vermöge der beinahe auf die Ekliptik senkrechten Lage seiner Bahn dem Nordpole so rasch genähert, daß er nun sich die ganze Nacht über unserem Horizonte befand. In der Nacht vom 28. zum 29. Juni stand er nahe zwischen Sonne und Erde, für diese aber immerhin noch mehrere Grade westlich von jener, so daß ein Vorübergang des Gestirnes vor der Sonne, an den man bei dieser Sachlage denken konnte, nicht stattgefunden hat. Am 2. Juli hatte der Schweif eine Länge von 4,700,000 g. M., betrug also kaum die Hälfte der Ausdehnung des Donati'schen Kometen vom Jahre 1858, obschon der Schweif des letzteren nur 60° lang erschien, während der Schweif des jetzigen, wie gesagt, sich über 90° erstreckte; die Erklärung hiervon liegt in der verschiedenen Entfernung von der Erde, die bei Donati 11 Mill. g. M., bei dem jetzigen Kometen am 2. Juli 3 Mill. M. betrug. Der Halbmesser des Querschnittes des Schweifes in der Gegend der Erdbahn war bei dem Durchgange des Kometen durch die Ekliptik etwa 114,000 g. M.; da die Erde aber zu derselben Zeit noch beiläufig 660,000 g. M. von dem Punkte ihrer Bahn entfernt war, an welchem der Schweif des Kometen dieselbe kreuzte, so kann man ein eigentliches Eintreten der Erde in den Schweif, wie es von anderer Seite vermuthet war, nicht füglich annehmen, wenn man auch auf die Krümmung des breiten Schweifes zur Ekliptik hin gehörig Rücksicht nimmt. Bemerkenswerth und ein auffallender Beweis für die Feinheit des Objektes, so wie für seine Empfindlichkeit gegen die mindeste Störung durch nicht vollkommene Heiterkeit oder stärkere Dämmerung ist die ungewöhnliche Verschiedenheit in den Angaben der Schweiflänge, selbst von ganz kompetenten Seiten; dieselben variiren von 15° bis 90°. Die Helligkeit des Kernes ist gegenwärtig nahe auf das Zehntel der Helligkeit vom 2. d. M. gesunken. Wenn so zu erwarten steht, daß der Komet sich dem bloßen Auge bald entziehen werde, so ist doch ein längeres Verfolgen des Gestirnes durch starke Fernröhren noch ganz gut denkbar. Gelingt Dieses in hinreichendem Maße, so wird man in die Lage kommen, über die Bahn des Himmelskörpers entscheidende Rechnungen zu führen und nicht wie bisher auf parabolische Bahnen sich zu beschränken, wenngleich diese schon das Gestirn einstweilen z. B. als ein, soweit unsere historischen Aufzeichnungen reichen, bisher nicht gesehenes erkennen lassen.

Mannigfaltigkeiten.

Vielleicht ist keiner der jetzt lebenden gekrönten Häupter so oft und vielfach aus augenscheinlicher Lebens-

gefahr gerettet worden, als König Wilhelm von Preußen. Wer die stattliche Posttur, die feste energische Haltung, die Strapatzen, welchen der König sich unterzieht, ins Auge faßt, der begreife es wahrlich nicht, daß man in früher Jugend wegen seiner augenscheinlichen Körperschwäche für dessen Leben bangte. Nach der Schlacht bei Leipzig lebte er 1813 und 1814 im Heerlager, und stand bei la Rothiere, 16 Jahre alt, im dichtesten Kugelregen. Bei einem Besuche in St. Petersburg stürzte er in die Newa und war dem Tode nahe. Bei der Ersteigung des Thurmes in Stargardt in Pommern fiel das Fallgitter auf denselben nieder und er schwebte in Todesgefahr. Mehr denn dreißigmal stürzte er mit dem Pferde, so noch im vorigen Jahr bei einem Manöver in der Nähe von Berlin. Als im Juni 1849 der Feldzug in Baden eröffnet wurde, sandte die Hand eines irre geleiteten Bewohners des Oberlandes auf den Wagen, welcher den Prinzen begleitete, eine Kugel. Die Kugel ging dem Stangenpferde durch den Hals, dem Postillon durch den Oberschenkel; der Prinz von Preußen, der jetzige König, blieb unversehrt. Bei einem Besuch in Frankfurt brach in der Nacht in dem Nebenzimmer des Prinzen Feuer aus, der Prinz wurde aus augenscheinlicher Gefahr, ohne irgend eine Verletzung davonzutragen, gerettet.

Die Hauptanträge, welchen die Berathungen am Nürnberger Sängerfeste gewidmet sind, hat derjenige gestellt, welcher das ganze Fest zuerst angeregt, der thüringische Liederdichter Müller von der Werra. Sie lauten: „I. Die deutschen Sänger, resp. deren Vertreter, beschließen: die Gründung eines allgemeinen deutschen Sängerbundes. Der Zweck desselben ist: 1) die Förderung des deutschen Volksgesangwesens im In- und Auslande mit vereinten Kräften anzustreben; 2) Reformen auf dem Gebiete des Sängerthums anzubahnen; 3) eine Arndt-Zelter-Stiftung ins Leben zu rufen, um etwaigen hinterlassenen Wittwen und Waisen anerkannter Liederdichter und insbesondere verdienstvoller Liederkomponisten eine Unterstützung angedeihen zu lassen; 4) geistigen und geselligen Austausch durch das bereits begründete Bundesorgan, „Die Sängerhalle“, deutsche Gesangvereins-Zeitung für das In- und Ausland, betitelt, zu pflegen; 5) sich gemeinschaftlich mit den Vereinsfahnen um die deutsche Sängerfahne des Bundes zu scharen; 6) ein allgemeines deutsches Sängerzeichen, welches neben dem Vereinszeichen zu tragen ist, einzuführen; 7) Erbauung einer Sängerwallhalla im Herzen Deutschlands, in Koburg, Nürnberg oder auch in Frankfurt a. M. II. Die Vertreter des deutschen Sängerthums, welche in Nürnberg tagen, beschließen: Es soll alle zwei Jahre nacheinander ein deutsches Sängerfest stattfinden und das nächste derartige Fest im Juli 1863 in Frankfurt a. M. oder in Heidelberg gefeiert werden.“ Zum Verständniß des bei Ziffer 3 erwähnten Namens Zelter sey bemerkt, daß dieser die erste Liedertafel in Deutschland gegründet.

Aus dem so eben erschienenen Schematismus der Aerzte Bayerns ist zu entnehmen, daß am 30. Juni v. J. im ganzen Königreich 1321 Zivilärzte waren, während deren Zahl im Jahre 1854 sich auf 1216 belief. Bei einer Gesammtbevölkerung von 4,513,772 Seelen kommen 3417 Einwohner auf einen Zivilarzt. Im Jahre 1854 war das Verhältniß der Zivilärzte zur Bevölkerung wie 1 : 3679. Die relativ meisten Aerzte sind in Oberbayern, wo ein Arzt auf 2579 Einwohnern kommt, während Niederbayern die relativ wenigsten Aerzte besitzt, indem in diesem Regierungsbezirke erst auf 4646 Einwohner ein Arzt kommt. — Aus den Rechenschaftsberichten des Pensionsvereins für Wittwen und Waisen bayerischer Aerzte pro 1860/61 geht hervor, daß das Vermögen des Pensionsfondes 140,000 fl. beträgt, und jenes des Stockfondes (Reservefondes) 35,000 fl. Der Verein zählt 647 Mitglieder und zwar 418 ordentliche, 164 außerordentliche und 65 Ehrenmitglieder. Pensionen beziehen im Gesammtbetrage von 2400 fl. 24 Wittwen, 68 Waisen, 3 Doppelwaisen, so wie 6 Waisen Erziehungsbeiträge erhalten. Im Jahre 1860 wurden aus dem Reservefond 7 Aerzte eingekauft, so wie die rückständigen Beiträge derselben ebenfalls aus diesem Fond bestritten wurden.

Bis zum 13. Juli zählte Kissingen 3166 Kurgäste. Aus Deutschland gehören die größte Zahl derselben, nämlich 878 Preußen an, dann folgt Bayern mit 593, Sachsen 105, Frankfurt 84, Baden 66, Hessen-Kassel 57, Oesterreich 54, Hamburg und Hannover je 51 ꝛc. Aus dem Auslande stellte das größte Kontigent Rußland mit 372, England 157, Frankreich 76, Schweiz 52, Holland 47, Amerika 29, Wallachei 18, Dänemark 12 ꝛc.

Wie dem Breslauer Schillerverein mitgetheilt worden, hat der Vorstand der allgemeinen Schillerstiftung den Herren v. Holtei und Leopold Schefer als ehrenvolle Auszeichnung jedem eine Pension von 300 Thlr. bewilligt. Dr. Gutzkow hat das Amt eines Generalsekretärs mit einem Gehalte von 500 Thaler übernommen (was wohl auch als eine Pension unter anderem Titel betrachtet werden muß?).

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 174 Dienstag, 23. Juli 1861.

Der Sechof.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war wunderwoll hell und warm. Claudine saß mir im Wagen gegenüber. Sie hatte den Kopf leise zurückgelehnt, daß ihr schönes Antlitz, vom Monde beleuchtet, sich gegen das dunkle Kissen deutlich abzeichnete und ich jede ihrer Mienen sehen konnte; aber sie schaute gedankenvoll vor sich hin, und wir sprachen keine Silbe mit einander. Ihre Begleiterin hatte zu weinen angefangen, als wir aufs Neue den Wagen bestiegen, und war dann eingeschlafen. So fuhren wir die ganze Nacht.

Wenn wir an den Stationen halten mußten und ich Claudinen irgend eine Erfrischung anbot, lehnte sie dieselbe freundlich ab, und einmal bemerkte sie dabei: Man muß sich entwöhnen, so viele Bedürfnisse zu haben.

Ein andermal, als sie einen Trunk Wasser von mir begehrte, that sie es mit dem Zusatze: Glauben Sie mir, daß es mir sehr schwer fällt, Ihnen Mühe zu verursachen!

Dieß war Alles vollkommen anders, als ich es mir geträumt hatte, und es machte mich so befangen, daß es mir den Muth nahm, irgend etwas dagegen zu thun. Ich war über die Maßen traurig. Ich wußte mir gar nicht zu erklären, was geschehen sey, ich wußte noch weniger, was Claudine beabsichtige, und hoffnungsreich, wie ich gewesen war, ging ich nun zu einer tiefen Traurigkeit über.

So hatten wir in der Nacht eine tüchtige Strecke zurückgelegt, obschon seit der verunglückten Flucht des Königs alle Postmeister sich berechtigt und verpflichtet glaubten, die Päße der Reisenden zu untersuchen.

In der Frühe aber mußten wir in einem Flecken liegen bleiben, weil man uns keine Pferde geben konnte; und weil es mir immer unerträglicher fiel, in dieser Gedrücktheit neben der Geliebten zu seyn, machte ich ihr den Vorschlag, einen Weg durch den Ort zu machen, um sie und mich zu erheitern. Sie nahm das an, und Mademoiselle Charpentier wollte sich eben zu uns zugesellen, als Claudine sie bat, zurückzubleiben.

Es werden Wege genug kommen, sagte sie, die ich ohne Deine Begleitung machen muß, und man thut wohl, das Unvermeidliche je eher je lieber zu erlernen.

Obschon auch diese Bemerkung melancholisch klang, war Claudine doch gefaßter. Der Tag schien ihr Muth zu geben, die Frische des Morgens auch sie zu erfrischen. Es war das Erstemal, daß sie am Arme eines fremden Mannes, ohne ihre Mutter die Straße betrat, und eine neue Befangenheit überfiel sie, da sie sich auf dem Wege als einen Gegenstand der Neugier angesehen fand. Sie derselben zu entziehen, bogen wir in eine Seitengasse ein und erreichten bald das freie Feld.

Die Gegend war der schönsten eine. Zwischen hügeligem Boden, der hier und da sich bis zu ansehnlichen Höhen erhob, strömte die Seine mit reicher Wasserfülle hindurch. Laubholzgekrönt stiegen die Höhen empor, eine Burg sah mit ihren starken Zinnen von dem anderen Ufer majestätisch zu uns herüber, und die reinste Himmelsbläue wölbte sich über unserem Haupte, während die Lerchen sich jubelnd emporschwangen.

Nachdem wir eine Weile gegangen waren, kamen wir an eine Stelle, auf welcher eine Gruppe von großen Steinen lag. Die Sonne hatte schon den Thau davon getrocknet, und eine Hecke von Brombeergesträuch schützte sie jetzt vor ihren Strahlen. Hier setzte sich Claudine, um ausruhend umherzuschauen, und ich ließ mich neben ihr nieder.

Schon während wir gingen, hatte ich der Wonne kaum zu widerstehen vermocht, in welche das Alleinseyn mit der Geliebten, in der Schönheit dieses Morgens, mich versetzte. Jetzt aber, da ich mich neben ihr befand, fernab von allen Menschen, jetzt kam eine so süße, unaussprechliche Rührung, eine so rein menschliche Freude über mich, daß ich zu den Füßen der Geliebten niedersank und ihre Hände ergreifend, ausrief: Warum erheitert sich Ihr Auge nicht Claudine? Ist diese schöne Welt nicht dazu gemacht, daß wir sie genießen sollen? Sind Sie denn einsam, sind Sie verlassen, wenn ich neben Ihnen bin? Wenn der Mann zu Ihren Füßen liegt, der Sie geliebt hat, Sie allein, seit den Tagen seiner Kindheit, und der sein Leben hingeben würde, Ihr Auge wieder einmal freundlich auf ihn gerichtet zu sehen, wie in jener wundervollen Zeit!

Ich hatte aus vollem Herzen, mit der ganzen Kraft

einer lange zurückgehaltenen Leidenschaft gesprochen, aber Claudine wandte sich von mir ab, und kaum hörbar sagte sie: Unter dem Dache meines Vaters, unter dem Schutze meiner Mutter, hätten Sie nicht also zu mir gesprochen! — Sie verhüllte dabei ihr Gesicht mit den Händen, und ich sah, daß sie weinte.

Jetzt erst begriff ich, was ich gethan. Voll Schmerz, ihr Schaamgefühl beleidigt, ihr richtiges Empfinden gekränkt zu haben, flehte ich um ihre Vergebung, gelobte ich ihr, daß kein Wort, keine Miene sie mehr an das erinnern solle, was ich für sie fühle. Ich beschwor sie, über mich zu bestimmen, mich als den Diener ihres Willens zu betrachten, und, sagte ich: wenn ich diesem Versprechen auch nur in einem Augenblicke treulos werde, so verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, und ich werde gehen.

Sie hatte ihr Haupt empor gehoben, ihre Thränen zu trocknen gesucht, ihr Auge ruhte schwermüthig auf mir.

Dann reichte sie mir mit einer zaghaften Bewegung die Hand und sagte: Ja, ich weiß, Sie werden es nicht vergessen, daß ich allein bin, und daß ich Schutz bei Ihnen suchte!

Es lag dabei ein solcher Zauber der zartesten Weiblichkeit über ihr ausgebreitet, daß ich es mir nicht vergeben konnte, sie erschreckt zu haben, und mit dem festen Vorsatze, mich nie wieder zu gleicher Aufwallung hinreißen zu lassen, so lange sie in meinem Schutze war, fragte ich sie, was sie über sich beschlossen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das eintausendjährige Braunschweig.

Am 20. August, dem Tag ihres ehemaligen Schutzpatrons, des heil. Autor, will die Stadt Braunschweig das Fest ihres tausendjährigen Bestehens feiern. Denn urag bei einem Orte, der ganz allmählich heranwuchs, ein Begründungsjahr schwer festzustellen seyn, die alten Braunschweiger Chroniken nehmen mit Uebereinstimmung das Jahr 861 als dasjenige an, wo **Brunonis vicus** unzweifelhaft bereits vorhanden war. Zur Einleitung des Festes erschien in der Monatsschrift für deutsches Städtewesen (1860, Heft 4) ein gedrängter historischer Abriß Braunschweigs, hinsichtlich der architektonischen Erscheinung der Stadt, des städtischen Regiments, des Handels und der Gewerbe, so wie des sozialen Lebens. Der Braunschweigische Kalender trat heuer als Jubelkalender auf, ist mit Abbildungen alter Stadtsiegel (von 1130 und 1445), einer Stadtmünze (Autorgroschen von 1498), den ältesten Kirchen, dem Altstadtrathhause von 1253, des Turnierhauses, auch mit verschiedenen (unhistorischen) Porträten braunschweig-lüneburgischer Fürsten geziert, und enthält von dem unermüdlich aus den städtischen Archiven sammelnden Registrator Sack manche schätzbare Notizen. Um Einheimischen und Fremden ein schönes Fest zu bereiten — und die Braunschweiger verstehen sich darauf, wie sie bei Anwesenheit der deutschen Lands- und Forstwirthe, des deutschen Künstlertags, bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum Herzogs Wilhelm bewiesen — wurde schon vor Jahresfrist eine Kommission niedergesetzt, deren Programm bevorsteht. Das prächtige neue Theater soll am Festtag eröffnet werden.

In der That darf die Stadt Braunschweig mit einer gewissen Genugthuung auf ihre Vergangenheit zurückblicken. Der durch die Jahrhunderte gehende Verjüngungsprozeß hat die krummen Straßen allmählich ziemlich gerade gebogen, hat die dem Verkehr zwischen den Häuserreihen gegönnten Spalten zu ganz- und fahrbaren Straßen ausgeweitet, hat Symmetrie und frische Luft geschaffen, doch ist eine große Anzahl heiliger und profaner Bauwerke, die zum Theil bis auf Heinrich den Löwen reichen, und dann fast alle folgenden Jahrhunderte charakterisiren, bis dahin geschont und erhalten worden, daß der Sinn für das Alterthümliche erwachte, und dem Verfall durch sorgfältige Abhülfe verbeugte.

Die städtische Verfassung hatte viel Eigenthümliches. Längst vertheidigten Wälle und Gräben den Ort nach außen als eine Gemeinschaft, als noch die ursprünglichen fünf Weichbilder Altewik, Altstadt, Neustadt, Hagen, Sack eine gewisse Selbstständigkeit hinsichtlich des Grundvermögens und der Verwaltung, besonderen Rath mit eigenem Rathhaus und Wappen (dem Löwen mit dem Rade, mit dem Anker ꝛc.), so wie innere Ringmauern und Thore behaupteten. Ein kleiner Städtebund! Da Verschmelzung und Vereinfachung im Mittelalter stets sehr verschiedene Dinge waren, so hat das große Stadtregiment des 14. und 15. Jahrhunderts nicht weniger als 14 Bürgermeister und 90 bis 100 Rathsglieder aufzuweisen.

Herzog Otto, der Enkel Heinrichs des Löwen, übte noch alle Hoheitsrechte über Braunschweig, Gerichtsbarkeit, Kirchenpatronat, Kriegswesen, Münze, Zölle. Aber die Welfenfürsten theilten ihre Macht und vereinzelnigten sich. Es kam vor, daß sie zwei Vögte über die Stadt setzten. Mit zweien war von Seite des Raths besser zu unterhandeln als mit einem. Die Stadt besaß mehr Geld als die Herzoge. Gegen Kaufsummen, Vorschüsse, Pfandverfall entließen die Herzoge den einen und den andern Stadttheil aus ihrer Vormäßigkeit; allmählich besaß die Kommune alle zu ihrer Selbstständigkeit erforderlichen Gerechtsamen. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts räumten die Fürsten die Stadt vollständig, erst zu Ende des 17. Jahrhunderts benglten sie dieselbe wieder unter die Landeshoheit. So

heftige Fehden indeß zwischen den Herzogen und der Stadt bestanden (und im Reformationszeitalter wurde der Kampf mit allen zeitgemäßen Waffen, nicht bloß mit Feldschlangen und Donnerbüchsen, sondern auch mit Spottgedichten und Prägung anzüglicher Münzen, mit dem Rebellenthaler, Lügenthaler, Mückenthaler geführt, bis der Friedensthaler folgte) — als letzten Rest der Anerkennung von herzoglicher Oberhoheit verweigerte Braunschweig nie die Martinsgeschenke an den Hof zu Wolfenbüttel zu senden.

Als fast reichsfreie Stadt ist Braunschweig dreizehnmal belagert und nur einmal erobert worden. Aber an den üblichen innern Kämpfen haben es die Bürger nicht fehlen lassen. Goldringe und Silberringe, Rath und Stadthauptleute standen einander gegenüber. Mehrfach stiftete die Hansa Frieden zwischen den Parteien, die auf dem Rathhause zu Lübeck zu Recht stehen mußten, und Abbruch aller Handelsbeziehungen verschaffte dem Spruch den Gehorsam. Am schrecklichsten endete das demokratische Regiment zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit der Hinrichtung Henning Brabandts und seiner Genossen.

Handel und Gewerbe Braunschweigs waren im Mittelalter sehr angesehen. Wie Straßburg den deutschen Süden mit Glocken und Geschützen versah, so versorgte Braunschweig den Norden; wie Nürnberg dort den Markt mit Kupfer, Messing- und Zinnwaaren beherrschte, so Braunschweig hier. In Braunschweig ließen viele Reichsstände, Fürsten wie Städte, ihre Münzen prägen, weil die Braunschweiger solide Bedingungen, hinreichende Sicherheit boten. Geld- und Silberarbeiten gingen von dort nach Dänemark und dem weiteren Norden. Von der Münze, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts Exportartikel wurde, sagt Krünitz' Encyklopädie aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts: daß sie unter dem Aequator sauer werde, bei der Ankunft auf dem Kap der guten Hoffnung oder in Indien aber schmackhafter erscheine als zuvor.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich schon 1681 national-ökonomische Spekulation in Braunschweig regte, jedoch bei den herzoglichen Behörden nach Unterwerfung der Stadt. Es wurden die Meßbeschränkungen aufgehoben, wonach nur der Fremde mit dem Einheimischen handeln durfte, nicht der Fremde mit dem Fremden; es wurde ein sachverständiger Bevollmächtigter nach Sachsen, Böhmen, Schlesien geschickt, dortige Fabrikanten zur Uebersiedlung nach Braunschweig einzuladen. In einem Braunschweiger Meß- und Kaufmannskalender von 1791 finden sich 872 größere Meßbesucher aus zum Theil sehr entlegenen Ländern verzeichnet, während ein Verzeichniß aus derselben Zeit von Leipzig 929 Firmen aufweist. Wie die Meßzeit zu Braunschweig die schönen Künste begünstigte, mag daraus ersichtlich werden, daß 1780 zur Sommermesse der große Eckhof mit seiner Familie und einigen Hunden aus dem Streb eines Hamburger Frachtwagens hervorstieg, um vor versammeltem Hof und den versammelten Kaufleuten den Orest und den Odoardo zu spielen.

An dem regeren Leben der Wissenschaft und der Nationalliteratur gewann Braunschweig durch sein Karolinum Antheil. Zacharia, Ebert, Eschenburg, Arnold Schmid, dem Klopstock'schen Kreis angehörig, weilten in Braunschweig. Leisewitz, der Verfasser des Julius von Tarent, war geborner Braunschweiger. Lessing trat von Wolfenbüttel aus in den Kreis jener Rococodichter; er starb zu Braunschweig, und hat hier sein herrliches Monument von Rietschel bekommen.

Erst 1831 erlangte die Stadt ein billiges Maß jener Selbstständigkeit wieder, die ihr 1661 in Folge der Eroberung und unter Berufung auf die vor 1308 von den Herzogen geübten Rechte genommen war. Schöne Rechtskontinuität! Seitdem hat Braunschweig die städtischen Freiheiten (die Gewerbefreiheit ausgenommen!) ausgebildet, aber nicht mißbraucht. Möge es Garantien finden, dieselben unter allen Umständen in Zukunft zu behaupten. (Allg. Z.)

Deutsches Sängerfest.

Nürnberg, 20. Juli.

Gestern Mittag begann unsere Stadt Teilette zu machen zum würdigen Empfang der Sängergäste, die aus allen Gauen unseres großen Vaterlandes heute eintreffen. Von den Häusern in den Hauptstraßen bis in die entlegensten Gassen flattern riesige Fahnen in den deutschen und bayerischen Farben, frische Kränze und Gewinde aller Art mit weißrothen ꝛc. Schleifen zieren die Fronten der Häuser bis an die ornirten Stockwerke; Sinnsprüche, fröhliche „Willkommen," Lyren und deutsche Adler fallen überall in die Augen. Einen vorzüglich schönen Eindruck werden die künftigen Dekorationen der Thore in ihrer Verbindung mit der Malerei mit der Plastik machen. Herr Direktor Kreling hatte hier Gelegenheit, sein vielseitiges Talent zu entfalten, und haben die Künstler und seine Zöglinge etwas geschaffen, dem man nur eine längere Dauer wünschen möchte. Wahrhaft prachtvoll nimmt sich die große Halle auf dem Bahnhofe und die beiden Einsteigzallen nebenan aus; eine Menge riesiger Ampeln mit Lampen in buntester Pracht zu Arabesken in den weichsten Formen geschlungen, zieren dieselbe, und Gehänge und Kränze umwinden die Säulen und Tragpfeiler; dazwischen sieht man die Wappen aller an den Eisenbahnlinien liegenden bayerischen Städte. Bereits sind an etlichen unserer historisch-merkwürdigen Häuser die entsprechenden Gemälde angebracht, z. B. am Nielershaus (Krebsstock) die Darstellung des adeligen Gesellenstechens im Jahr 1446! am Pirkheimerhaus (Herrenmarkt) die Einführung des Kaisers Maximilian in die Werkstätte Albrecht Dürers durch den kaiserlichen Rath Pirkheimer u. s. w. Gestern Abend entwickelte sich auf

dem Marsfeld ein fröhliches Treiben; in 34 Wirthsbuden ist Vorsorge getroffen, um mit unserem bayerischen Getränke jedem Begehr nach erfrischender Labung gerecht zu werden, dazwischen sieht man eine Menge Buden, in denen Eßwaaren aller Art, Cigarren ꝛc. zu haben sind. Die Festhalle bietet in ihrem Innern einen wirklich imponirenden Anblick dar; als mit Einbruch der Nacht die riesigen Gaslüstres entflammten, um den die Nacht hindurch schaffenden Arbeitern bei ihren Verrichtungen zu leuchten, da erschien den außen Wandelnden die riesige Halle wie ein Feentempel, denn die transparenten Fenster des ganzen Gebäudes erglänzten wie die feinsten ächten Glasmalereien. — Gestern Nachmittag fand in dem großen Rathhaussaale wieder Probe mit Musikbegleitung von den hiesigen und Fürther Vereinen statt, Herr Hofkapellmeister Lachner aus München dirigirte seine Komposition und sprach am Schlusse seine Zufriedenheit mit der Leistung aus, dazu bemerkend, es bleibe ihm nichts zu wünschen übrig, ein Lob, auf das unsere Sängervereine und ihre Dirigenten stolz seyn dürfen, da es aus dem Munde eines Meisters kommt, der den Ruf genießt, daß er vorzugsweise im Staude sey, große Massen mit seinem Generalstabe zu beherrschen. Außer Herrn Lachner sind bereits eingetroffen Musikdirektor Neeb von Frankfurt, Julius Otto von Dresden, Becker aus Würzburg. Heute um 7 Uhr Morgens begab sich der Empfangs- und Sängerausschuß des Komite's auf den Bahnhof, um die erst ankommenden Sänger von Norden zu begrüßen und in die Stadt zu geleiten. Es wird ein lebhafter Tag werden heute, denn schon wimmeln die Straßen von Festgästen und jeder Bahnzug bringt neue von allen Richtungen her. Der Himmel hat sein Feierkleid angezogen, das Fest wird einen schönen Verlauf nehmen.

Nürnberg, 21. Juli.

Das war gestern ein Auf- und Abwogen in den Straßen, wie wir es seit Dezennien nicht sahen, und wie hob sich die Stimmung, als Morgens die ersten Sänger mit der Fahne kamen! Brüderlicher Handschlag begrüßte die Schleswig-Holsteiner, die von den äußersten Marken des deutschen Vaterlandes herbeikamen; denn an einem deutschen Feste, wo alle Stämme vertreten sind, dürfen die nicht fehlen, welche eine Deutschland feindliche Politik listig uns allmählich zu entfremden bestrebt. Ein großer über 60 Wagen zählender Zug brachte Nachmittag die Sängerbrüder aus Süden; da waren die wackern Schwaben vertreten, die Südbayern, Tyroler, Oesterreicher, und das Hütesschwenken, Hurrarufen und Händedrücken wollte kein Ende nehmen. Vor dem Bahnhofe reihte sich sodann Verein an Verein an, die Spitze bildete ein treffliches Musikkorps; wie der erste Verein durch das so reich gezierte Königsthor in die Stadt einzog, da begann erst der Jubel recht, besonders freudig empfing die Volksmenge alle außerbayerischen Vereine, unter diesen zeichneten sich durch stattliche Vertreter, die Wiener, Oberösterreicher und Tyroler aus. Man sah es ihnen an, wie ihnen das Herz anfing, im Anblick aller der Freude, die ihnen entgegenwinkte; wo sie ein hübsches Gesicht an den Fenstern sahen, und es gab recht viele, da schickten sie Grüße hinauf, den Dank durch Schwenken der Tücher entgegennehmend. Später kamen die Sachsen, die Thüringer trugen die Farbe ihres schönen Waldes, die Nassauer und die Rhein-Pfälzer, allen wurde derselbe stürmische Empfang in der Stadt. Einen stattlichen Zug bildeten unsere Brüder aus der Ostpfalz, von dem Städtchen am Böhmer Walde und den Donaustädten, an sie hatten sich die Oberösterreicher angeschlossen, ein prächtiger Menschenschlag. Alle Fahnenträger der Oesterreicher zeigten sich in der bekannten Anlatracht und es sind in der That recht schmucke Leute. Jeder Bahnzug brachte Sänger und alle wurden von ihren hiesigen Brüdern zum Rathhause geleitet, wo sie ihre Quartierbillete erhielten. Eine Masse Jungen machte sich ein Geschäft daraus, die Herren zurechtzuweisen. — Pünktlich wie Soldaten erschienen alle Sänger — und es dünkt uns, es seyen deren mehr denn 4400 — um 7 Uhr Abends auf dem Rathhaussaale, wo sie ihre dort niedergelegten Fahnen wieder aufnahmen, und nun ging es strammen Schrittes auf das Marsfeld, das von Festbesuchern aus Nah und Fern schon wimmelte. Die Festhalle hatte sich in ihrem Parterre bald angefüllt, oben an den Gallerien links und rechts wurden die Fahnen der Vereine, deren 239 sich angemeldet, aufgesteckt, sie bilden einen prächtigen Kranz, über den Namen der deutschen Kompouisten und den heimischen Wappen der Vereine, welche an den Säulen angebracht sind. Schnell füllte sich das Podium, das vom Direktionsplatz beherrscht wird, der große Raum der Halle läßt die Sänger, steht man an dem ihnen entgegengesetzten Eingange, wie eine Masse in einander verschwinden und doch ist die Akustik so gelungen, daß man in dem Begrüßungschor der Augsburger Tafel an Nürnberg, die einen trefflichen Baßsänger besitzt, das so zart gehaltene Piano des Quartetts in jedem Ton weit hinten vernahm. Der Festmarsch Lachners wurde jubelnd begrüßt der Sängergruß von W. Emmerling fand allen Beifall, aber mit wahrer Begeisterung wurde Arndt's Vaterlandslied gesungen. Ja wir haben ein Vaterland, uns bindet eine Sprache, ein Gefühl, ein Streben, und was das große Ziel der Einigung fördert, das findet erkräftigende Unterstützung, das zeigt unser deutsches Gesangfest, dessen Vorabend nicht schöner sich schließen konnte, als mit den Worten: „das ganze Deutschland soll es seyn!“ (Nürnb. Kur.)

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Bielandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 175 Mittwoch, 24. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Mit demselben schwermüthigen Blicke, der mir schon vorher die Seele bewegt hatte, sah sie mich an, und es schien mir, als scheue sie sich auszusprechen, was sie denke. Aber sie gewann die Herrschaft über sich und sagte: Als ich in meiner gewohnten Umgebung war, däuchte mir mein Vorhaben so berechtigt, meine Plane schienen mir so leicht ausführbar, ich hatte ein ruhiges Gewissen, ich fühlte Muth, und jetzt . . .

Und jetzt? wiederholte ich.

Jetzt scheint mir die Welt sehr groß, sehr fremd! — Nicht einmal der Sorge kann ich Herr werden, daß Sie übel von mir denken! antwortete sie schnell und fügte dann hinzu: Aber wenn Sie wüßten, welchem Schicksale ich mich zu entziehen habe, welch ein Loos meiner wartete — Sie würden Mitleid mit mir haben.

Ich bedurfte dieser Anmahnung nicht, und als ich sie bat, mir zu vertrauen, sagte sie: Wir haben uns nie allein gesprochen, ich muß anknüpfen an die Tage unserer Jugend, um Ihnen verständlich zu seyn. Als wir aus Deutschland zurückkamen, war ich dreizehn Jahre alt, und man brachte mich, wie es auch mit meiner Schwester geschehen war, in das Kloster der Engländerinnen. Ich wußte, daß ich bis zu meiner Verheirathung in demselben bleiben würde, denn auch meine Schwester hatte die guten Nonnen nur verlassen, um sich mit unserem Vetter zu verbinden, dem sie bestimmt war, und den sie seit ihrer Kindheit geliebt hatte. So jung ich war, hatte ich doch schon ihr Glück gesehen, und nach dem Tode ihres Gatten hatte sie es stets geliebt, mir von ihrem entschwundenen Glücke, von ihrer Liebe und Treue für den Geforbenen zu sprechen, vielleicht weil ich die Einzige war, welche ihr nicht sagte, daß sie sich trösten und eine neue Ehe schließen müsse. Sie besuchte mich, da sie immer in Paris lebte, oftmals im Kloster, wir liebten einander sehr. Eines Tages, als sie wieder zu mir kam, schien sie mir trauriger als sonst, und ich fragte sie, was ihr geschehen sey.

Es ist mir nichts geschehen, versetzte sie. Meine Kinder sind wohl, aber — man wird Dich verheiraten!

Claudine machte eine kleine Pause, dann fuhr sie im Tone der Entschuldigung fort: Ich war damals sechszehn Jahre — was wußte ich von der Welt!

Ich fing an zu lachen bei den Worten meiner Schwester. Ach! rief ich, so werde ich also endlich dieses einsame Kloster verlassen und glücklich werden, wie Du es gewesen bist. —

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Der Gatte, den man Dir bestimmt, sagte sie, ist nicht, wie mein theurer Franz es war! Weil ich Dich beklage, hielt ich es für mein Pflicht, Dich darauf vorzubereiten. —

Ich war aus allen meinen Himmeln gestürzt. Ich beschwor sie, mir den Namen meines Zukünftigen zu nennen, sie verweigerte es, weil das nur unserer Mutter zustehe. Als wir uns darauf trennten, blieb ich in einer Angst und Sorge zurück, wie ich sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Acht Tage vergingen indessen, ohne daß irgend eine Nachricht von außen zu mir gelangte, und ich fing an, wieder Muth zu fassen, als eines Tages meine Mutter mit einem Herrn an das Gitter kam, der mir in seiner schwarzen Perrücke und mit seinen düsteren, zusammengewachsenen Augenbrauen sehr häßlich und älter als mein Vater erschien.

Meine Mutter sagte mir, daß er ein Freund meines Vaters sey, den er schätze, und der Antheil an mir nähme, und der Graf sagte mir, daß ich groß wäre, wie eine Frau, und daß ich sicher das Kloster nicht mehr nach meinem Geschmacke fände. Er unterhielt sich dann mit der Oberin, die meine Kenntnisse gegen meine Mutter lobte, und als er uns verließ, war ich überzeugt, den Vater meines Zukünftigen, nicht aber diesen selbst gesehen zu haben.

Damals war das Edikt wegen Aufhebung der Klöster bereits erlassen, und man fing die Ausführung desselben damit an, daß man die Pensionäre in ihre Familien zurückschickte. Eines Morgens langte denn auch für mich der Wagen meiner Eltern mit der guten Charpentier an, die meine Gesellschafterin werden sollte, und ich verließ meine Nonnen, um auf das Schloß meiner Eltern gebracht zu werden. Anfangs war ich sehr glücklich, zu Hause zu seyn. Meine Eltern behandelten mich mit besonderer Güte, meine Gesellschafterin,

die gute Louise, gefiel mir sehr, mein Unterricht bekam eine neue Wendung. Ich las die Dichter meines Vaterlandes mit meiner Mutter, und die englischen Dichter, die englischen Romane mit Louisen, die lange in England gelebt hatte, und eine höhere Welt ging mir damit auf. Hier fand ich Alles wieder, was meine Schwester mir sonst von dem Glück der Liebe gesprochen hatte, nur daß es noch höher und schwunghafter war, und daß ich jetzt ganz anders mit zu empfinden, mir anzueignen vermochte, als zuvor. Ich ersehnte mir selbst ein solches Glück, ich hatte ein Ideal, dem ich mich angelobte, dem ich nicht entsagen wollte.

Sie brach plötzlich ab, ihre Farbe wechselte, sie war verwirrt und konnte sich nicht zu zurecht finden. Ich erwartete, den Namen ihres Geliebten, meines Nebenbuhlers, zu vernehmen, aber sie fuhr leicht mit der Hand über ihre Stirn, erhob sich und sagte: Lassen Sie uns gehen! Es ist thöricht, von Zeiten zu reden, die vergangen sind! Lassen Sie uns gehen! Wir werden hoffentlich abreisen können!

Ich hatte versprochen, ihrem Willen zu folgen, ich folgte also, und wir brachen auf.

Zehntes Kapitel.

Wir fuhren in starken Tagereisen. Claudine wurde des Reisens wie des Zusammenseyns mit mir gewohnter, und ich war glücklich in ihrer lieben Nähe, glücklich, sie auf mich angewiesen zu denken. Die Anwesenheit ihrer Gesellschafterin störte mich darin nicht. Mademoiselle Louise hing mit einer Zärtlichkeit an ihrer jungen Herrin, die eben so viel von der Mutterliebe als von der Freundschaft einer Schwester an sich hatte, und die dabei doch niemals jenen Anstrich freiwilliger Dienstbarkeit verlor, deren nur wirklich hingebende Naturen fähig sind. Claudine sprach oft von ihren Eltern, von ihrer verlassenen Heimath, und weil ich bemerkte, daß diese Erinnerungen sie immer traurig machten, so bat ich sie, nicht auf denselben zu verweilen.

Nein! entgegnete sie mir, lassen Sie mir nur! Auf diesen mich betrübenden Erinnerungen beruht mein Recht, mich der Herrschaft meiner Eltern zu entziehen, und ich muß mir immer wieder vorhalten, wie viel man mich hat leiden machen, um keine Reue über meinen Ungehorsam zu empfinden. Ich habe Ihnen neulich gesagt, fuhr sie an dem Tage nach einigem Ueberlegen fort, daß ich Anfangs sehr zufrieden war, im Vaterhause zu seyn. Indeß, diese Zufriedenheit war nur von kurzer Dauer, denn nach kaum zwei Monaten kündigte meine Mutter mir an, daß man mich mit dem Grafen Lanteuil verheirathen, und daß er kommen werde, mein Wort zu empfangen. Ich spreche Ihnen nicht von meiner Verzweiflung darüber, nicht von dem Entsetzen, welches des Grafen kaltes, finsteres Wesen mir einflößte. Ich beschwor meine Mutter, von dem Gedanken abzustehen, ich flehte meinen Vater mit tausend Thränen an, mich nicht so unglücklich zu machen, ich erlangte keine Aenderung ihres Entschlusses. Mein Vater bedeutete mich, daß es eine Ehre für mich seyn werde, den großen Namen der Grafen von Lanteuil zu tragen und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Meine Mutter war von meinen Bitten gerührt, aber sie hielt mir die Pflicht des Kindes vor, dem Vater zu gehorchen, die Pflicht des Weibes, sich für seine Familie hinzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Sultan.

Bei Lebzeiten Abdul Medschid's — so heißt in einer Korrespondenz der „Times“ aus Konstantinopel — war jeder Schritt des jetzigen Sultans mit so großer Eifersucht überwacht worden, daß er blos durch seinen Arzt und Musikmeister mit der Außenwelt in Berührung stand. Alles, was man von ihm in Erfahrung bringen konnte, war, daß er ein kräftig gebauter Mann sey, geneigt zu stärkendem, gesundem Zeitvertreib, zum Reiten, Schießen und Rudern. Es verlautete ferner, daß er sich für Ackerbau interessire, großen Antheil an der Entwickelung alles Dessen, was sich auf Dampfmaschinen bezieht, nehme und Geschmack und Gedulb genug besitze, um Musik zu lernen. Man sagte allgemein, er besäße starke Willenskraft, die jedoch eine traurige Richtung eingeschlagen habe, und sich in unliebsamer Weise fühlbar machen werde, in soferne er in religiöser Beziehung höchst unduldsam sey. Dagegen versicherten Andere, er sey wohl ein rechtgläubiger, aber durchaus kein fanatischer Muselmann. Das Eine erkannten jedenfalls Alle an, daß die Wirthschaft in seinem Palaste eine ungleich geordnetere war, als in dem seines Bruders, des Sultans, ohne daß man eben sagen konnte, ob dieß sein oder seiner Mutter Verdienst sey. Aus seinen ersten Regierungs-Maßregeln Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen, wäre jedenfalls voreilig, doch scheinen sie von guter Vorbedeutung zu seyn. Die Wahl Ramik Pascha's beweist jedenfalls, daß er zur alten Türkenpartei hinneigt. Und doch wieder beweist einer seiner ersten Regierungsschritte, daß er kein blinder Fanatiker seyn kann. Signor Guatelli, der Kapellmeister des verstorbenen Sultans, hatte dem jetzigen Sultan vor seiner Thronbesteigung Musikstunden gegeben. Er meldete sich am Tage nach der Thronbesteigung wie gewöhnlich im Palaste. Der Sultan ließ ihn sofort vor sich und frug ihn nach dem Zweck seines Kommens. „Um Ew. Majestät wie gewöhnlich eine Stunde Unterricht im Piano zu geben,“ war die Antwort, worauf der Sultan ihm sagte: „Sie sollten wissen, daß ein Pascha keine Musikstunden geben kann.“

Auf diese Weise erfuhr Signor Gualelli zum Erstenmale, daß er zum Range eines Pascha erhoben worden sey. Des Sultans Arzt, Marco Bey, gleichfalls ein Christ, erhielt denselben Rang. Ueber das erste Auftreten des neuen Sultans den Frauen und Kindern seines verstorbenen Bruders gegenüber berichtet der Pariser „Temps“: Kaum im Serail von Dolma-Badsche angekommen, verbot Abdul-Aziz den Genuß jeder Art geistiger Getränke, die sich in übergroßem Vorrath in dem Selam Ak (den Wohnungen der männlichen Beamten) vorfanden. Er fand daselbst auch die über ihr Schicksal tief beängstigten Söhne seines Bruders. Er beruhigte sie, forderte sie auf, in ihren bisherigen Gemächern zu bleiben, versprach ihnen väterlichen Schutz und theilte reiche Geschenke unter sie aus, unter andern seine Lustyacht und ein großes Gut in Kleinasien, das er seinem ältesten Neffen Abdul-Murad gab. Gleichzeitig gab er ihnen gute Lehren und ermahnte sie zur Sparsamkeit, zum Studium und zur Arbeit. Er beruhigte auch die trostlosen Frauen seines Bruders. Zwei Paläste Gul Hane und Beylerbey wurden ihnen angewiesen und reiche Jahresgehalte bewilligt. Doch sollen sie leben, wie es türkischen Frauen geziemt: ohne Luxus und Schaugepränge; die Spazierfahrten sollen seltener, die überflüssigen Ausgaben vermieden oder wenigstens sehr beschränkt werden. Nur die Prinzessin Zirphiras, die Lieblingssklavin Abdul Medschid's, die durch ihren unsinnigen Aufwand mehr Schulden gemacht hatte, als der ganze übrige Harem zusammen, wird in dem Palaste Top-Capu eingesperrt. Noch an demselben Tage wurde der Münzdirektor in das Serail beschieden, wo man ihm die mannshohen Leuchter und schweren Wärmpfannen von Gold und Silber übergab, um Geld daraus zu prägen. Man glaubt, daß sie ungefähr 30 Millionen Piaster liefern werden. Die kostbaren Möbel, zum Theil von edlem Metall, und die reichen Serailswagen sind vorläufig mit Beschlag belegt.

Deutsches Sängerfest.

Nürnberg, 22. Juli.

Durch die Klänge des Sängerrufes um 5 Uhr Morgens aus kurzem Schlafe geweckt, haben die Sänger sich gestern schon um 7 Uhr zu einer Probe in der Festhalle versammelt. Sonntag war's, und reichlich ersetzten die Zuflüsse aus der nächsten Umgebung die Folgen der nun allmählich in der Frequenz der weiterherkommenden Bahnzüge eintretende Ebbe. An Zahl waren die Besucher Nürnberg's gestern gewiß abermals gestiegen; doch war die Ueberfülle in minderem Grade bemerkbar. Die bisherige Konzentration auf die von den ankommenden Sängerzügen zu durchschreitenden Strecken hatte aufgehört; die Bewegung sich gleichheitlicher über alle Straßen und Plätze verbreitet. Mehr als bisher zogen die zerstreuten, besonderen Interesses volleren Punkte die Fremden an sich, und die mannigfachen Schilderein in den mehr abgelegenen Straßen, die verschiedenen künstlerischen und historischen Monumente, die Sammlungen, Fern- und Rundsichten waren gestern die vorherrschenden Wanderungsziele. Zudem hielt bis Mittag die Festhalle an 6000 Sängergäste und zahlreiche Hörer fest, und auf dem weiten Plane um die Halle herum tummelten sich andere Tausende, theils den nach außen dringenden Tönen zu lauschen, theils den lieben Gästen freundlich entgegen zu harren. Ein gut Stück der Stadt und ihrer dermaligen fremden Bevölkerung war draußen schon längst versammelt, als um halb 4 Uhr Nachmittags die erste Hauptaufführung begann. Ein neues Bild bot im hellen Tageslichte die vorgestern durch Gasflammen erleuchtete Halle. Welches das schönere, schien Anfangs unentschieden. Die Einen priesen Erwünschtes in dem durch das Licht des Tages schärferen Hervortreten der architektonischen Linien des Baues und seiner Dimensionen, und in der leichteren Erkennbarkeit aller Wappenschilder der vertretenen Städte, aller Gedenktafeln für Meister in Dichtkunst, Musik und Sang und aller die vielen sinnigen Sprüche. Die Anderen betorzugten den vorausgegangenen abendlichen Anblick, bei welchem Alles in weniger scharfem Ausdrucke und in einer Art von phantasievoller Unbestimmtheit und Unbegränztheit verblieben war, die so trefflich zu der idealen Stimmung paßte, welche die Macht des Sanges hervorgerufen hatte. Als aber mit Einemmale die bisher etwas verschleierte Sonne siegend aus den Wolken hervortrat und ihre südwestlichen Strahlen durch die Glasgemälden ähnlichen transparenten Fenster und Rosetten der Halle warf: da war der Zweifel rasch gelöst. Das war ein feenhaftes Bild; die Scenerie zu einem orientalischen Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Die Produktion eröffnete die Enthüllung der Festfahne, vom ersten Vorstand des Festausschusses Herrn Rechtsanwalt Dr. Lindner, markig mit warmen, von der Versammlung mit glühender Begeisterung aufgenommenen Worten begleitet. Die den lieben Gästen zu Ehren reich geschmückte Noris — sprach der Herr Redner — rufe ein Willkommen zu den Männern und Jünglingen, die aus allen Gauen Deutschlands zahlreich hieher geeilt, um ein Friedensfest zu feiern, unsere Lieder, deutsche Lieder kunstvoll zu singen. Das Lied, aller sanften Gefühle Begleiter und Sporn zu allem Großen und Herrlichen, besänftige bald, bald wecke es die Leidenschaften, gleich dem Meere, das bald in glatter Ruhe schlummert, bald wild brausend sich bewegt. Töne, Melodien, Worte seyen die jedem Liede gemeinsamen Bestandtheile: eine schwere Bedeutung habe das deutsche Lied. Ueberall gesungen, wo Deutsche

wohnen, und darum überall gesungen, weil überall Deutsche wohnen; in Deutschland selbst ein Bindemittel aller deutschen Stämme, stark genug, um „fluchwürdige Bestrebungen“ zu bewältigen, sey es ein „Zeichen deutscher Einheit“ für alle Die, denen es noth thue, zu wissen, daß ganz Deutschland sich eins fühlt, wenn es gilt, das Vaterland zu wahren. Das zu zeigen, genüge zwar noch nicht: Deutschland müsse geachtet und, wenn es so geboten, gefürchtet seyn. „Nicht durchaus so“ stehe es zwar dermalen um's Vaterland, dahin zu gelangen, müsse man einig seyn nach innen, stark werden nach außen und treu bleiben den Fürsten. Eine Wiederkehr jener Zeit des Verrathes und der Schmach, in welcher deutsche Stämme gegen deutsche Stämme fochten, müsse das Volk unmöglich machen. Wer auch vermöchte sie abermals heraufzubeschwören, wenn das Volk nicht wolle? Eins im Gesang — eins in der That: Das sey der Grundgedanke des gegenwärtigen Festes. Daß dieses möglich, danke man dem Könige, und darum, wie das deutsche Volk das Gute, was gute Fürsten gethan, stets dankbar als Goldeswerth erkannt, bringe er „dem deutschen Fürsten,“ der, wie sein Vater gethan, alles Gute und Schöne in seinen beständigen Schutz nehme, dankbaren Tribut durch den Ruf: „Hoch lebe König Max II. von Bayern!“ Nachdem der tobende Jubel, mit welchem vieltausendstimmig dieser Aufforderung entsprochen wurde, verhallt war, ließ der Herr Redner die Festfahne entfalten. Heute ein Friedenszeichen, sey sie die Braut, deren Bräutigam — das deutsche Volk ihre Treue gelobe für gute und schlimme Tage. Komme die Zeit, wo man mit Beschimpfung und Entehrung sie beträuen wolle, dann werde das Volk um das schwarz-roth-goldene Banner sich schaaren und es wieder aufrichten, wenn es je einmal zum Sinken gebracht werden sollte. Den Schlußworten des Vortrages: „ein ganzes Deutschland, ein einig Deutschland lebe hoch,“ von allen Sängern wörtlich dreimal nachgesprochen, folgte langanhaltender donnernder Zuruf. Freudige Gewährung fand auch die nun folgende Aufforderung des ersten Herrn Bürgermeisters v. Wächter, den Sängergästen, die er eine freundliche Erinnerung an den gewiß aufrichtig herzlichen Empfang dahier in die Heimath mitzunehmen bat, einen lauten Gruß des Willkomms zuzurufen, in dessen Erwiderung ein feurig-beredter „Sänger vom Niederrhein“ der altberühmten, jetzt festlich geschmückten Stadt Nürnberg den Dank der Tausende von Gästen aussprach, die aus jedem Theile Deutschlands sich hier zusammengefunden, und welche die Eine große Ueberzeugung mit sich heim tragen würden, daß wenigstens ein großer Theil des deutschen Volkes: die deutsche Sängerwelt unzugänglich sey allen partikularen Interessen. Fahre sie nur fort, wie bisher mit Arndt zu bekennen: „das ganze Deutschland soll es seyn“ — dann werden sie Tausende und mählich aber Tausende mit sich fortreißen. Nach würdigender Darstellung der mit solchem Feste verbundenen Schwierigkeiten und der Ausdauer und des energievollen Geschickes, womit dieselben hier überwunden worden, forderte er die Sangesbrüder zu einem Hoch auf das Nürnberger Festkomité auf. Fast 6000 Stimmen antworteten der Mahnung: noch lauter aber ertönte der Jubel und der rasch eingreifende Gesang des: „Heil unserm König, Heil!“, als der Herr Bürgermeister von Wächter ein so eben von Scheveningen eingelaufene telegraphische Depesche Sr. Maj. des Königs Max vorlas, welche die Worte enthielt: „Ich grüße meine treue Stadt Nürnberg und ihre Gäste.“ (Nürnb. Korr.)

Mannigfaltigkeiten.

Gutzkow ist nach Weimar übergesiedelt; der Großherzog zeichnet ihn durch Verleihung eines hübschen Prädikats aus, und böse Menschen wollen sogar wissen, er sey zum Nachfolger Göthe's bestimmt. Außer Gutzkow verliert Dresden noch einen andern Dichter, Robert Giesecke, welcher nach Koburg übersiedelt, um dort eine neu zu gründende „Koburger Zeitung“ zu redigiren.

Homonyme.

Ich bin dem Feuer eng vereinet,
Wenn ich der Küche dienen muß,
Und schaffe, wie der Kenner meinet,
Dir oft den köstlichsten Genuß.

Ich falle auf die Felder nieder
Und — würden sie auch streng bewacht, —
Zerstör' der Erde Segen wieder,
Die Ernte oft in einer Nacht.

Ich werd' erzeugt vom Feuchten Nassen,
Und werde von der Zeit genährt,
Vernichte selbst die festen Massen,
Den spitzen Dolch, das scharfe Schwert.

Auflösung des Räthsels in Nro. 170:
Nase.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 176 Donnerstag, 25. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter vertraute mir, daß Unglücksfälle das Vermögen meines Vaters betroffen hätten, die ihn genöthigt haben würden, den verkäuflichen Theil seiner Güter, das Erbe meiner jüngeren Brüder, zu veräußern, wäre der Graf ihm nicht zu Hülfe gekommen. Mein Vater befände sich in der Unmöglichkeit, mir eine Mitgift zu geben, und würde sich eben so in der Unmöglichkeit befinden, der fälligen Forderung des Grafen zu genügen. Es sey also in jedem Sinne ein Glück für mich, daß der Graf mich zur Frau begehre; denn es sichere mir eine Zukunft, halte die Ehre unseres Hauses aufrecht und befreie meine Eltern von drückender Sorge. — Claudine unterbrach sich bei den Worten. Dann rief sie: Was brauche ich Ihnen mehr zu sagen? Man zwang mich zur Folgsamkeit! — Ich fügte mich! — Ich wollte mich damit trösten, mich geopfert zu haben, ich wollte gehorchen, ich versprach es — aber ich bin es nicht im Stande, dieses Versprechen zu halten!

Ihre Wangen waren heiß geworden, ihre Augen leuchteten vor Erregung. Sie ergriff die Hand ihrer Gefährtin. Ohne sie, sagte Claudine, ohne diese treue Hand, hätte ich jene Tage nicht überstanden, lebte ich nicht mehr! — Ein leichter Schauer flog über ihre Glieder, indeß sie unterdrückte ihn, und entschlossen, sich mir völlig mitzutheilen, fuhr sie fort: Ich hatte damals keinen Vertrauten. Meine Mutter gehorchte meinem Vater aus Ueberzeugung und aus Pflichtgefühl, meine Schwester gehorcht aus Schwäche Jedem, der ihr befiehlt, denn sie ist krank. Meine Brüder haben es immer sagen hören, daß sie die Stützen unseres Hauses sind, wir Schwestern kamen daneben nur wenig in Betracht. Sie wünschten mir Glück zu meiner Heirath, und Niemand hatte eine Herz dafür, daß es die Entwürdigung des Weibes sey, daß man seine Menschenrechte unter die Füße trete, wenn man es zwinge, sich einem verhaßten Manne zu verbinden. Niemand dachte daran, wie ich diesen Stolz der alten Geschlechter, wie ich diesen Adel verabscheuen mußte, den ich aufrecht zu erhalten bestimmt war. Niemand überlegte, wie ich mich innerlich von denen abwenden mußte, die mich ihren eigenen Interessen fühllos zum Opfer bringen konnten!

Claudine hatte das mit einer Schärfe und Bitterkeit gesprochen, die ich aus ihrem Munde zu hören nicht für möglich gehalten. Sie bemerkte das und meinte: Ich scheine Ihnen heftig, ich scheine Ihnen ungerecht! — Aber ich habe oft gedacht, wenn man die Härte des Volkes in unseren Sälen verdammte: man wird es gezwungen haben, hart zu werden! Und indem ich selbst die Ausbrüche seiner Wuth mit Grausen gewahrte, fühlte ich Mitleid mit dem Volke, denn man ist sehr unglücklich, wenn man sich empören muß!

Sie sprach an dem Tage immer in abgerissenen Sätzen, ihre Erinnerungen mußten lebhaftet seyn als sonst, und ich wagte es nicht, sie zu stören. Denn wie die Geliebte mich sonst durch ihre Sanftmuth bezauberte, so riß sie mich nun vollends hin, da die Tiefe ihres Wesens sich mir zum Erstenmale offenbarte. Und ich hätte sie nicht lieben, ich hätte nicht selbst von dem Geiste jener Zeit ergriffen seyn müssen, hätte ihr Entschluß, zu fliehen, mir nicht bewundernswerth und groß erscheinen sollen.

Auf meine Frage, wann derselbe in ihr zur Reife gekommen sey, antwortete sie: Am Anfange dachte ich nicht an Flucht, ich dachte nur an den Tod. Ich flehte zu Gott, daß er mein Leben enden möge, und an dem Tage, an welchem man meine Hochzeit festgesetzt hatte, weil der Graf Frankreich zu verlassen wünschte, wie unsere Prinzen es gethan, an dem Tage, — ich weiß nicht, wie ich Ihnen dieses Geständniß machen soll, — an dem Tage würde ich mein Leben beendet haben, ohne die rettende Hand meiner Louise, meiner zweiten Mutter, meiner Schwester!

Sie umarmte dabei ihre Gefährtin, und ehe diese es hindern konnte, hatte Claudine sich herabgeneigt, ihre Hände zu küssen, sey es, daß dankbare Erinnerung sie dazu antrieb, oder daß sie mir den Anblick ihrer Verwirrung und ihrer Reue verbergen wollte.

Es entstand eine lange Pause. Ich war von diesem Bekenntniß der Geliebten erschüttert, wie sie selbst. Meine Phantasie sah sie todt, sah ihre Schönheit als Leiche entseelt, und voll von diesen Vorstellungen rief ich: Schwören Sie mir, daß Sie nie wieder solch entsetzlichen Gedanken in Ihrem Innern Raum geben

wollen. Schwören Sie mir, daß Sie leben wollen — ich konnte nicht weiter reden. Ich hatte sie anflehen wollen, für mich zu leben, ich durfte dieses nicht wagen, ohne meinem geleisteten Versprechen untreu zu werden, und ohne recht zu wissen, was ich that, sagte ich: Wie konnten Sie an eine so untugendhafte Handlung denken, wie kam eine solche Sünde gegen Gottes Gebote in Ihr Herz?

Sie sah mich ernst und fest an, und mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen habe, sprach sie: Ich sehe, Sie sind nie unglücklich gewesen! Bewahre der Himmel Sie davor, daß Sie es lernen, wie man zum Verbrechen sich hingedrängt findet, daß Sie es nie erfahren, wie der Moment gewaltig ist, in welchem sich uns der Blick eröffnet auf ein langes Leben voller Verzweiflung.

Ihr Ton war so traurig, ihre Stimme klang so prophetisch, daß ich davor verstummte. Claudine war jünger als ich, aber sie übte in dem Augenblicke eine große Herrschaft und Ueberlegenheit über mich aus und ich fühlte in meinem Herzen einen Schmerz, eine Angst, einen Schrecken, die noch stärker waren, als die Erschütterung, welche ich durch Claudinens Erzählung erlitten hatte, es rechtfertigen konnte. War es eine Ahnung, daß auch ich einst auf ähnlichem Punkte stehen, daß auch ich mich fortgerissen finden würde zum Verbrechen? zum Verbrechen aus Verzweiflung? aus Entsetzen vor der langen Zukunft ohne sie? — —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Sängerfest.

Nürnberg, 22. Juli.

In der gestern Nachmittags stattgefundenen ersten Hauptproduktion machte die Ausführung der Gesänge, die in der Reihefolge des Programms vorgetragen wurden, den tiefsten Eindruck auf jedes musikalische Ohr und den unauslöschlichsten auf jedes Herz. Sämmtliche Vorträge wurden von den Komponisten derselben selbst dirigirt, mit Ausnahme des Festgesangs von Methfessel und des Liedes an die deutsche Trikolore von Herzog Ernst zu Sachsen-Koburg, dessen Direktion Hr. Konzertmeister Krämer von Koburg übernommen hatte, aber, wie Herr Methfessel, verhindert war, zu dem Feste zu kommen. Für beide Herren übernahm Herr Musikdirektor Grebe von hier die Leitung der betreffenden Gesänge. Wiederholt gesungen wurden auf das stürmische Verlangen des Auditoriums der prachtvolle Chor von Generalmusikdirektor Franz Lachner „Sturmesmythe“ und „an die deutsche Trikolore“ von Herzog Ernst zu Sachsen-Koburg. Alle Komponisten, die Herren Otto („23. Psalm“), Franz Abt („All-Deutschland“ von Müller v. d. Werra), Ferdinand Hiller („an das Vaterland,“ von Müller von Königswinter), Franz Lachner, Tschirch („an die Deutschen“ von G. Estermann) und G. Emmerling von hier („des Sängers Herz“ von C. Weiß) wurden unter enthusiastischem Beifall gerufen. Nach beiläufig einstündiger Pause begann um 8½ Uhr die abendliche Produktion. Den Abend füllten, bis fast die mitternächtlichen Sterne glänzten, Einzelnvorträge der Sängergesellschaften aus Linz, Würzburg, Bayreuth, Schillingsfürst, Passau, Wien, Konstanz, Schweinfurt, Koburg, Regensburg, Dresden, Innsbruck und aus vielleicht noch einigen, vom Schreiber dieser Zeilen übersehenen Städten. Eine kritisirende Aufgabe ist diesem Berichte nicht gestellt; nur erzählend sey darum mitgetheilt, daß die Vorträge von Linz, Wien und Koburg die lebhaftesten Begrüßungen hervorriefen, die sich zur jubelndsten Freude emporschwangen, als Innsbruck gesungen, dessen Vertreter — in Abweichung von der aufgestellten Norm — so stürmisch zur Wiederholung aufgefordert wurden, daß sie dem Verlangen nicht widerstehen konnten. Zwischen den Einzelnvorträgen erfolgten Mittheilungen des Ausschußvorstandes über theils durch telegraphische Depeschen, theils durch Briefe eingelaufene Grüße deutscher Sangesbrüder aus Paris, New-York, Aarau, Frankfurt, Judenburg, Celle, Rostock, Prag, Laibach, Gratz, Josephstadt, Aschaffenburg, Ingolstadt, Hof und Salzburg. Besondere Theilnahme erweckte ein Schreiben des Grafen der „sächsischen Nation“ in Siebenbürgen (Baron Salmen), worin er die aus Hermannstadt hier eingetroffenen Sänger als Urenkel jener Deutschen bezeichnete, die vor 700 Jahren sich am Fuße der Karpathen niedergelassen und vor 400 Jahren das Rechtsbuch, welches ihnen noch jetzt Gesetz, sich aus Nürnberg geholt. Der beiläufig in der Mitte der abendlichen Unterhaltung erfolgte Gesammtvortrag von: „Stehe fest, o Vaterland,“ gedichtet von K. Göttling, komponirt von Nägeli, und von Körners Schwertlied, komponirt von K. M. von Weber, gewährte durch den Ernst des Eindrucks eine eben so wohlthuende als würdige Unterbrechung der lauten Lust und des hochgehobenen Jubels, die sich bald darauf wieder der ganzen Versammlung bemächtigten und sich noch lange Zeit auch außerhalb der Halle begleiteten. So endete der erste Tag des deutschen Sängerfestes in Nürnberg.

Nürnberg, 23. Juli.

Der Morgen des zweiten Festtages brach unter etwas zweifelhaftem Wetter an, doch bald gewann die Sonne wieder die Uebermacht über die drehenden Regenwolken, und gleich nach dem Sängerruf erfüllte die Stadt das gleiche festliche Treiben wie gestern. Die Probe zur zweiten Hauptproduktion rief die Sänger nach dem Festplatze und mit ihnen viele der Gäste, die es vorzogen, die Vormittagsstunden dem geistigeren Genusse zu widmen und der Probe beizuwohnen. Für den Nachmittag war der große Festzug angeordnet

Gleich nach Mittag begaben sich die einzelnen Vereine nach dem Schrannenplatze, von dem der Zug ausgehen sollte, um sich daselbst zu ordnen. Wieder stiegen trübe Wolken am Himmel auf und schienen das schöne Fest stören zu wollen, der Zug setzte sich um 2 Uhr unter einem leichten Gewitterregen in Bewegung, aber bald verscheuchte zum Zweitenmale die Sonne das drohende Gewölk, und der Himmel klärte sich auf. Dem Festzuge, der ganz nach dem Programme geordnet war, das wir in seinen Hauptzügen bereits mitgetheilt, kam wohl keiner gleich von allen, die Nürnberg bei früheren Festen gesehen, gewiß nicht in der Zahl der daran Theilnehmenden und ebensowenig in Beziehung auf den Charakter und die Originalität, die ihn auszeichnete. Das ganze deutsche Vaterland war hier vertreten, alle Stämme deutscher Zunge durchzogen vereint und jubelnd die Straßen der Stadt, in denen die Tausende der Bewohner und Gäste ein Spalier bildeten, das ununterbrochen bis auf den Festplatz und zur Festhalle reichte und von dem unausgesetzter freudiger, enthusiastischer Zuruf die Sänger all begrüßte. Aus den dichtbesetzten Fenstern der Häuser regnete es im ganzen Sinne des Wortes Blumen und Kränze auf die Dahinziehenden und flatterten die Tücher der Damen zum freudigen Gruße und erscholl nimmer endenwollender Hochruf zu Ehren jedes Vereins, jeder Stadt, die im Zuge vertreten war. Die so warm und herzlich, so laut und offen sich kundgebende Freude der Bewillkommenden steigerte natürlich den Jubel der lieben Sängergäste zu enthusiastischer Erwiderung für all die Beweise inniger Zuneigung. Jeder Verein sang seinen Wahlspruch in den Straßen, Hochrufe und Liederkränze wechselten unausgesetzt ab, bis endlich der Zug auf dem Festplatze erschien, wo er vor dem Einzug in die Sängerhalle vor dem daselbst versammelten Festcomite vorüberzog und unter Schwenkung seiner Fahnen seinen Wahlspruch sang. Es war unbeschreiblich schön, von der Festhalle aus diesen unendlichen stattlichen Zug mit seinen vielen Hunderten von Fahnen unter dem Klange der Musik heranziehen zu sehen, wie er im Hintergrund zwischen den Bäumen hervortrat und in mannigfachen malerischen Windungen des Weges näher und näher kam, es war ein herzerhebender Augenblick: wenn jetzt ein Verein vom höchsten deutschen Norden, und gleich nach ihm ein anderer vom südlichen Gränzwall deutschen Landes mit Jubelruf und Liederschall die Beweise seiner Liebe und Zuneigung zum gemeinsamen großen Vaterland und zu der Stadt fand gab, die alle deutschen Stämme in ihren Vertretern zu diesem schönen Feste vereint hatte. Jene Scheidewand zwischen Nord und Süd, von deren Bestehen so viel geklagt, so viel geschrieben wird: an diesem unvergeßlichen Tage war sie in Nichts zusammengesunken vor der zur flammenden Begeisterung angewachsenen Festfreude der deutschen Sängerbrüder. In so herrlich gehobener Stimmung begann die zweite Hauptproduktion mit Becker's erhabenem Hymnus „Singt dem Herrn ein neues Lied.“ Jeder der Komponisten wurde von dem Auditorium beim Betreten des Dirigentenplatzes mit unendlichem Jubel begrüßt, und jeder fand die ehrendste Anerkennung seines Werkes. Die Sänger lösten die schwierige Aufgabe, nach einem so langen, erschöpfenden Festzuge die verschiedenen Theile des Programms würdig durchzuführen, auf das Glänzendste, unter dem Eindruck der Begeisterung, welche die Erhabenheit der Kompositionen an sich und insbesondere die patriotische Tendenz der meisten in ihnen nicht erkalten ließ. So wurde „Unser Hort“ von Hölzl, komponirt von Musikdirektor Grobe hier, wiederholt verlangt und Komponist wie Dichter stürmisch gerufen. Gleichen Beifallsjubel erregten „Frühlingsgruß an das Vaterland“ von Hofkapellmeister W. Lachner und „der deutsche Landsturm“ von Kücken, für welchen Musikdirektor Grobe dirigirte. Durch eine warme patriotische Rede von Dr. Gerster nicht minder gehoben, wuchs die Begeisterung des Auditoriums, besonders bei der herrlichen Komposition von Kapellmeister Reeb in Frankfurt a. M.: „Frisch auf, frisch auf zum Siegen!“ (gedichtet von Stolze) zum wahren Beifallssturm an, so daß nach der Stelle „Hurrah! Wir Deutsche, wir ziehen zum Rhein“ der Vortrag minutenlang unterbrochen wurde. Gleiche Wirkung erzielten Körners „Schlachtgebet“, komponirt von Musikdirektor Möhring, und „Ermanne dich Deutschland“ (von Wagner), komponirt von Kapellmeister Storch in Wien. Beide Komponisten wurden mit großem Beifall und Hervorruf ausgezeichnet. „Ein Danklied“ von Kalliwoda, in dessen Abwesenheit von Musikdirektor Grobe dirigirt, bildete den würdigen Schluß der Produktion.

An Cornelius.*)

Nach Rom! nach Rom! Bald führt es Dich zurücke,
Nur in dem Süden sich es wirklich lebt;
Und lange da begeist're und entzücke,
Du Großer, der das Ideal erstrebt.

Im ewigen Rom der Zeiten Maß verschwindet,
Ist es gleich alt, veraltet wird es nie;
Das Schönste, Höchste sich in ihm verbindet,
Es blühet immer in der Phantasie.

Nicht eignest Du Dich zu dem kalten Norden,
Geboren für des Südens Herrlichkeit,
In ihm bist dieser Künstler Du geworden,
Der rührnlichste, der hehrste mit'rer Zeit.

*) Se. Maj. König Ludwig von Bayern hat an den Direktor v. v. Cornelius bald nach dessen Ankunft in Berlin, bei seiner jetzigen Rückkehr aus Italien, die nachfolgenden Verse gerichtet, welche dem deutschen Publikum als einen Beweis der engen auf wahrer Hochachtung ruhenden Freundschaft, die den König mit dem edlen Künstler verbindet, gelten mögen.

O möchte ich in Rom Dich wieder sehen,
Wo wir einander wurden einst bekannt.
Ob Menschenalter schnelle auch verwehen,
Es währt das uns vereinigende Band.

Der Samen wurde reichlich da gelegt,
Und es entwickelte sich froh der Keim,
Es fand in Teutschland sich die Kunst erregt,
Es kehrte die erhab'ne wieder heim.

Des Schönen, welches damals ward geboren,
Hat edle Früchte viele man gesch'n;
Es gehet nie und nimmermehr verloren,
Erneuernd wird es immer fort besteh'n.

Berchtesgaden, 13. Juli 1861.

Ludwig.

Mannigfaltigkeiten.

Der neue Hofkanzler für Ungarn, Graf Anton Forgach (spr. Forgatsch), aus der jüngeren Linie des altmagyarischen, schon im 13. Jahrhundert bekannten, seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gräflichen Geschlechts (Forgach zu Gacs) ist 1819 geboren. Er begann seine Dienstleistungen bei der ungarischen Statthalterei zu Ofen, dann beim Gubernium in Fiume, war 1848 einer der ersten ungarischen Magnaten, welche sich der österreichischen Regierung zur Verfügung stellten, und wurde, als die Herstellung der Ordnung begann und vorläufig ein neuer Organismus geschaffen werden mußte, Distrikts-Oberkommissär in Preßburg, 1851 Distriktsvorgespan für das gesammte Statthaltereigebiet Kaschau, welches zehn nordungarische Komitate umfaßte. Im Jahre 1853 wurde Graf Forgach Statthalterei-Vizepräsident in Prag, später Sektionschef im Ministerium des Innern, im Herbst 1860 Statthalter in Mähren und kehrte bald darauf, als Frhr. v. Mecsery in das Ministerium berufen wurde, als Statthalter nach Prag zurück. Graf Forgach ist ein jugendlich kräftiger Mann von äußerst gewinnendem Aeußern, ist der ungarischen, slavischen, lateinischen, französischen und italienischen Sprache in gleichem Maße vollkommen mächtig und hat sich in jeder Stellung die Achtung seiner Untergebenen erworben.

Das neue Paradies.

Oratorium in drei Abtheilungen nach der heiligen Schrift bearbeitet von **A. H.**, in Musik gesetzt von **Ernst Reiter.**

Würzburg, 20. Juli.

Das königliche Musikinstitut dahier hat am 17. ds. Mts. das vorstehende Oratorium in Gegenwart des Komponisten, der gegenwärtig Musikdirektor in Basel ist, als Schlußproduktion zur öffentlichen Aufführung gebracht. Die Wahl dieses neuen Tonwerkes kann um so günstiger bezeichnet werden, als Herr Ernst Reiter vor mehreren Jahren selbst Lehrer und Dirigent an der genannten Anstalt war, und sowohl die schöne Komposition als auch die in allen Theilen so sehr gelungene Aufführung, trotz der großen Länge und der vielen Schwierigkeiten, das äußerst zahlreiche Publikum zum lautesten Beifalle hinrissen. Die Komposition selbst ist ein Produkt der neuern, welches das Gute der älteren mit dem Fortschritte der neuern Tonmeister verbindet und dadurch den Hörer, sey er Kenner oder Laie, sehr anspricht, hebt und begeistert. Anlage und Erfindung sind in allen Theilen des Oratoriums wohlgeordnet, mannigfaltig und dabei höchst interessant durchgearbeitet, wozu der Text freilich sehr viel Veranlassung gibt. Die Motive sind edel, die Melodien sehr sangreich und dankbar, die Harmonie-Fortschreitungen naturgemäß und klar, neben in allen Numern so viel Fließendes, was den Zuhörer sehr angenehm berührt. Die Recitative und Solis sind wahr und ausdrucksvoll, dabei sehr pikant instrumentirt; die Chöre athmen viel Leben und Feuer, namentlich gilt dieses von den Doppelchören, die immer in Gegensätzen stehen, mit vielem Fleiße und Geschicke geführt, sehr wirkungsvoll sind und den besten Beweis liefern, daß Herr Reiter im Satze und Kontrapunkte sehr tüchtig ist. Das ganze Tonwerk ist übrigens mehr dramatisch als eigentlich im Oratorienstyl gehalten, welche Richtung die neueren Tonsetzer überhaupt einzuschlagen haben, und demgemäß nicht als Vorwurf gelten kann. Ein Glanzpunkt ist das Recitativ und die Arie des David im zweiten Theile des Oratoriums mit obligater Harfenbegleitung, die das Publikum ungemein ansprachen; ebenso die Mojes-Arie und der darauf folgende Chor.

Die Aufführung des Oratoriums war in allen Theilen sehr genau und gerundet. Schon gleich die Ouverture bewies durch die festen und kräftigen Einsätze, so wie durch die zarte Behandlung der weichen Stellen die Sicherheit und Tüchtigkeit des Orchesters, welches sich später auch durch direkte Begleitung der Solis auszeichnete. Die Solosänger, sowohl Recitative als Arien, deren durch den Stoff sehr viele gegeben sind, wurden in den einzelnen Partien für Sopran, Mezzo-Sopran und Alt von den Damen Fräuleins Maria und Julie Benz, Elise Bauer, Karoline Debon, Anna Feineis und Marie Reuter, und jene für Tenor, Bariton und Baß von den Herren cand. juris Friedrich v. Herrnböck, cand. juris Emil Schwitt, Gesanglehrer Rauch und Schullehrer-Seminarisen Ludwig (aus Aschaffenburg) mit vieler Wahrheit und richtiger Deklamation und nebstdem mit vieler Empfindung vorgetragen. Die Chöre, namentlich die Doppelchöre, und die große Schlußfuge wurden von den Schülern und Schülerinnen der königlichen Musikinstituts mit großer Begeisterung und Präzision gesungen, was auf die Zuhörer einen mächtigen Eindruck machte, der sich in lebhaften Applaus aussprach. Zugleich gab diese Aufführung den unwiderlegbaren Beweis, daß das ganze Tonwerk mit vielem Eifer und Fleiße eingeübt, vortrefflich ausgeführt wurde und gab ein schönes Zeugniß von dem guten Stand und Unterricht des Instituts. Herr Direktor J. G. Bratsch leitet das Ganze mit vieler Umsicht und Energie und gebührt ihm alle öffentliche Anerkennung für die großen Anstrengungen, welche er am Schlusse jedes Semesters durch Aufführung gediegener Oratorien dem kunstsinnigen Publikum in so uneigennütziger Weise bietet.

Am Schlusse des Oratoriums brachte Dr. Direktor Bratsch dem anwesenden Komponisten ein „Hoch" aus, welches dieser in einer kurzen Rede seinen Dank und seine volle Zufriedenheit über die Aufführung vor dem Publikum öffentlich aussprach und mit einem „Hoch" auf die deutsche Kunst und Wissenschaft endigte, wodurch wir am besten dem Auslande imponiren können.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 177 Freitag, 26. Juli 1861.

Der Sechof.

(Fortsetzung.)

Wir waren in Havre angekommen. Der Hafen lag voll Schiffe, aber es war schon seit zwei Tagen völlige Windstille eingetreten, die Schiffe lagen regungslos vor Anker, keines ging in See, wir mußten warten — warten in banger Sorge, warten in stiller Angst.

Aber die Windstille, die uns umgab, die stille Sorge, in welcher wir äußerlich lebten, waren nur schwache Bilder des Zustandes, in welchem ich selber mich befand. Ich hatte das Vertrauen von Mademoiselle Charpentier gewonnen. Von ihr hatte ich erfahren, wie sie meine Geliebte einst entdeckt, schon halb entseelt vom Kohlendampfe, wie sie sie zurückgerufen in das Leben und von ihr das Versprechen erlangt habe, ihr Daseyn niemals wieder anzutasten. Sie erzählte mir, wie sie ihre junge Herrin in ihr Herz geschlossen, wie sie derselben, um sie von dem Gedanken des Todes abzuziehen, geschworen habe, ihr im Nothfalle selbst zur Flucht zu helfen und sie niemals zu verlassen, wenn Claudine sich nicht entschließen könne, des Grafen Frau zu werden, und wie sie Weide dann endlich lange genug zu Rathe gegangen wären, ehe sie es gewagt hätten, mich in das Geheimniß zu ziehen.

Claudine hatte mir niemals gesagt, welche Plane sie für ihre Zukunft entworfen, und es wäre mir unmöglich gewesen, sie darum zu befragen. Es lag etwas so Hohes und so Ungewöhnliches in ihrem ganzen Wesen, daß man, wenn man sie anblickte, den Gedanken an eine irdische Nothdurft vergaß. Sich diese ätherische Gestalt auf eine Arbeit gebückt, diese Hände für das tägliche Brod schaffend vorzustellen, war kaum möglich. Dennoch trug die vornehm Gewöhnte sich mit diesem Plane. Dennoch war sie gesonnen, wie ihre Gefährtin mir vertraute, unter der Anleitung und dem Beistande derselben ihr Brod zu gewinnen, und die Fertigkeit der beiden Frauen in künstlicher Arbeit sollte ihnen die Mittel dazu bieten. Mademoiselle Charpentier wollte den Verkehr mit den Käufern besorgen, Claudine in stiller Verborgenheit arbeiten, und jene versicherte mir, sie hätten Stunden, in denen Claudine mit einer Art von Freude an die Freiheit und Zurückgezogenheit denken könne, welche sie zu suchen ging, und zu finden hoffte.

Ich hingegen, dessen Seele voll Leidenschaft war, ich konnte nicht glauben, nicht verstehen, daß Claudine solcher Opfer fähig sey, wenn nicht die Kraft einer verborgenen Liebe ihr dazu ihren Beistand leihe, und ich drang in ihre Gefährtin, mir den Gegenstand derselben zu nennen. Ich versicherte ihr, das Geheimniß ihrer Herrin solle in meiner Brust für ewig verborgen seyn, und da alle meine Bitten vergeblich blieben, da alle meine Vorstellungen von ihr mit der Entgegnung abgewiesen wurden, daß Claudine kein Herzensgeheimniß habe, vermehrte dieß meine Unruhe, statt sie zu besänftigen. Bald hoffte ich, daß in einem freien Herzen meine Leidenschaft Liebe erwecken müsse; bald schlug mich der Gedanke nieder, daß Claudine sich nicht an mich gewandt haben würde, wenn irgend ein anderes Gefühl als das einer freundlichen Erinnerung, sie für mich belebte. In einer Stunde wollte ich in enthusiastischer Ergebenheit und Entsagung ihr, der Hochgeborenen, meine Liebe verschweigen, damit sie meine Dienste sich unbesorgt gefallen lasse; in der folgenden Stunde verspottete ich die Standesunterschiede, welche vergangene Zeiten aus selbstsüchtigen Zwecken zwischen den Menschen aufgebaut hatten, und fühlte mit stolzer Freude meine reine, glühende Liebe für diese schöne Mädchen, als mein Mannesrecht. Und stand ich dann vor ihr, sah ich in ihr sanftes, blaues Auge, sah ich die süßgeschwellten Lippen und die weiße, ernste Stirn, die in sich so Schweres schon erwogen hatte, die so Schweres auf sich nehmen wollte, so schmolz mein ganz Denken und Wollen dahin in gerührter, anbetender Liebe, und ich verlangte nichts weiter in der Welt und von dem Leben, als ihre Stimme zu vernehmen, als Claudinen sorglos und glücklich zu wissen.

Elftes Kapitel.

Drei Tage hatten wir schon gewartet. An jedem Abende begaben wir uns hinaus nach dem Hafen, zu sehen, ob noch kein Wind die leichten Flaggen auf der Spitze der Masten bewege, ob das Schiff, das uns gemeinsam in die Ferne führen sollte, noch immer auf seinem alten Platze liege. Auch am vierten Abende gingen wir hinaus.

Der Tag war sehr heiß gewesen. Kein Luftzug regte sich, als wir uns auf den Weg machten. Ich führte Claudinen am Arme, durch die Stadt voll bewegten Treibens kamen wir an den Hafen hinaus. Die Sonne stand, da man in der Mitte des Sommers war, noch sehr hoch am Himmel, aber sie war von Wolken verdunkelt, die ihren Schatten hernieder warfen auf die breiten Quais. Mitten durch Wagen, von denen man Fässer ablud, mitten durch Arbeiter, welche von den Schiffen Produkte an das Land, oder vom Lande Waaren in die Schiffe trugen, durch das Drängen und Zurufen der Eilenden, über die Taue und Ketten hinweg, welche die Schiffe an die Pfähle banden, leitete ich die Geliebte vorwärts, die mir nie zarter und holdseliger erschienen war, als hier, wo rauhe Arbeiter und eine achtlose Menge sie umgaben. Aber was Andere an ihrer Stelle vielleicht beängstigt haben würde, das erheiterte Claudinen und reizte ihre Neugier. Ihr Sinn war auf ferne Länder und fremde Weltheile gerichtet, sie fragte um Vieles, ich gab ihr Bescheid. Ich erzählte von den Reisen, welche meine Brüder nach Amerika gemacht hatten, von meinem Verlangen, jenen Erdtheil ebenfalls kennen zu lernen, und Claudine sprach von ihrer Tante, einer schönen Kreolin, welche die Sehnsucht nach ihrem Heimathlande, nach der lieblichen Insle de France niemals verloren hatte. So waren wir aus den Reihen der Schiffe und aus dem Hafen an das offene Meer hinausgekommen, das sich vor uns austhat mit seiner unerfaßbaren Weite und Majestät.

Es war ein Gewitter im Anzuge, aber noch war Alles still. Ein schwarzer Streif grünzte am Horizonte die ruhenden Wassermassen gegen den Himmel ab. Schwere Wolken stiegen im Westen, von der Sonne glühend durchleuchtet, aus dem Meere empor, die Möven schossen unruhig durch die Luft und über das Wasser hin, daß man kaum ihrem blitzgezackten Fluge folgen konnte, wenn sie mit ihren silberweißen Flügeln die Fluth der Wellen berührten, die sich allmälig hoch und höher zu heben begannen, während ein sprühender, flüchtiger Schaum auf ihrem Rücken bemerklich wurde. Ein fernes Grollen ließ sich vernehmen, ohne daß man sagen konnte, ob es aus der Tiefe stamme oder aus der Höhe, und Alles verkündete einen nahen Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Sängerfest.

Nürnberg, 23. Juli.

Dem Sängerrufe gehorsam, der auch heute in früher Stunde, aber nicht, wie an den zwei ersten Festtagen als Mahnung zur ernsten Sangesprobe; sondern als Einladung zum heiteren Ausfluge nach Dutzendteich und und Schmausenbuck ertönte, fanden sich wohl an 12,000 Personen am erstgenannten Orte zusammen. Die Sänger waren nur in bedeutender Minderzahl erschienen. Viele Einzelne waren bereits abgereist, Andere und auch ganze Vereine waren zur Abreise schon gerüstet, und wieder Andere benützten die Muße des ersten unbeschäftigten Vormittags zu Besichtigung der Stadt, namentlich auch des germanischen Museums. Die sich aber einzeln oder in Vereinen dem Ausfluge angeschlossen, weckten und genossen volle Lust. Die bisher durch die Raumverhältnisse der Festhalle immerhin etwas erschwerte Verschmelzung der Sängerbrüder aus den verschiedenen Theilen des Vaterlandes fand hier geeigneten und freudig betretenen Boden. Traliche Rede wechselte zwischen den Gästen unter sich und den gastlichen Einwohnern Nürnbergs; dazwischen ertönten Einzelnlieder, Chorgesänge und manche muntere Ansprachen. Dasselbe Bild des Frohsinns zeigte der Schmausenbuck, wenn auch nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar unter Musikschall dahin gezogen war. Der Abend rief — zum Letztenmale — in die Sängerhalle. Nur zögernd, als gälte es, den Lebensfaden des Festes so viel wie möglich fortzuspinnen, begann der sichtlich gelichtete Chor der Sänger den Vortrag von „Deutschland über Alles", gedichtet von Hoffmann von Fallersleben, komponirt von J. Haydn; nach diesem den Vortrag der Lieder: „Es klingt ein heller Klang", gedichtet von M. v. Schenkendorf und: „Jägers Abschied vom Wald", gedichtet von Eichendorf, komponirt von Mendelssohn-Bartholdy. Hiemit war die Reihe der durchs Programm verheißenen Gesammtvorträge an ihr Ende gelangt und es richtete nun der Ausschußvorstand, Herr Dr. Gerster, Worte des Dankes an die Sänger, die aus allen, selbst den entferntesten Theilen Deutschlands hieher geeilt, um ein Gesangsfest zu begehen, welches aber in freudiger Entwicklung ein „Volks-Bundestag" geworden sey. Nachdem der schließlichen Aufforderung des Herrn Redners zu zwei Toasten auf König Max von Bayern und auf Deutschland laut jubelnd entsprochen worden war, und hierauf die Innsbrucker Sänger, herzlich begrüßt, ein Lied und einige Volksweisen vorgetragen hatten; hefteten ein Sänger aus Berlin und ein Sänger aus Innsbruck mit und nebeneinander die Estrade des Dirigenten, um auf diese Weise gleichzeitig den Dank der norddeutschen und der süddeutschen Sänger für die ihnen gewordene herzliche Aufnahme auszusprechen. Eine lebhaft zündende Ansprache erklang dann aus dem Munde eines Baseler Gastes. Vor wenigen Wochen erst habe ein deutscher Mann bei einem schweizerischen Nationalfeste ein Hoch ausgebracht auf die „Freundschaft zwischen Deutschland und der Schweiz" und habe damals der Schweiz zugerufen: „Schweiz, sey bedächtig, aber nicht mehr als mächtig!" Dieser Spruch, nur etwas abgeändert, wolle er heute Deutschland mit den Worten zurufen: „Deutschland, du bist gar zu bedächtig, wolle nur; so bist du

mächtig!“ Den Toast aber wolle er unverändert wiederholen, und sey es auf einem schweizerischen, sey es auf einem deutschen Nationalfeste, wie das heutige eines sey: immer werde er rufen: „Hoch lebe die Freundschaft zwischen Deutschland und der Schweiz!“ Nach kurzen Liedervorträgen der Annaberger und Magdeburger Sänger, einem im Namen der Komponisten der vorgeführten Musikstücke vom Hrn. Kapellmeister Tschirch allen Sängern erstatteten Danke und einem Hochrufe auf die deutschen Dichter zeigte der zweite Bürgermeister der Stadt, Herr Seiler, den Sängern an, daß der von den Deutschen in Bern als Ehrengabe für den bestsingenden Verein übersandte silberne Pokal nach einstimmigem Ausspruche sämmtlicher Vorstände der anwesenden Sängergesellschaften dem Wiener Männergesangverein zuerkannt worden sey. Wäre ein zweiter zu vertheilen gewesen, würde ihn Innsbruck erhalten haben. Der Uebergabe des Ehrengeschenkes folgte ein treffliches Dankeswort des Vorstandes der so gefeierten Gesellschaft, welche unmittelbar darauf durch den Vortrag von Gumbert's „Ständchen“ ihrem ersten Tenor (Hofopernsänger aus Wien) Gelegenheit gab, seine Virtuosität in solchem Maße zu entwickeln, daß der jubelndste Beifall, selbst nach Wiederholung des Gesangstückes kein Ende nehmen wollte. Als dieß endlich doch geschehen, sagte Herr Bürgermeister Seiler im Namen des Komite's und Nürnbergs den Sängergästen Lebewohl. Das gemeinsam gefeierte Fest, fügte er hinzu, sey größer geworden, als man geahnt habe, sey zu einem „Ereigniß in Deutschland“ emporgewachsen. Im Herzen Deutschlands habe deutsches Herz zu deutschem Herzen gesprochen. Der große Eindruck des Festes habe aber seine Wurzel nicht in dem Gesange allein, durch welchen die Herzen zu einander gesprochen, sondern vielmehr in einem Gefühl, dessen wir bisher vielleicht noch gar nichtbewußt gewesen, dessen Stärke jetzt aber gewiß von Allen erkannt worden sey. Dieß Gefühl und die Erinnerung daran, wie es jetzt sich hier geltend gemacht und geoffenbart habe, möge ein Jeder getreulich in die Heimath tragen, und dann werde man getrosten Muthes rufen können: Das einige Deutschland lebe hoch! — Die warm gesprochenen Worte fanden heißen Empfang, und das Schwingen der Hüte und Tücher und die stürmischsten Hochrufe währten noch lange fort, als schon der Chor der Sänger begonnen hatte, zur Bekräftigung der Worte des Redners und zum Schlusse des Festes zu singen:

„Was wir still gelobt im Wald,
„Wollen's draussen ehrlich halten;
„Ewig bleiben treu die Alten,
„Bis das letzte Lied verhallt.“

Das letzte dieses Festes war verhallt. Alte und neue Freunde drückten sich die Hand. Es leerte sich die Halle und in ihr erloschen eine um die andere der Flammen. Wird die Begeisterung, die in diesen Tagen in so glühender Lohe emporschlug, demselben Schicksal verfallen? Nacht deckte bald die Sängerhalle und verkündigte mit beredtem Schweigen das Ende des deutschen Sängerfestes in Nürnberg.

(Nürnb. Korr.)

Ulmer Spatzen-Lied.

Marschlied der Ulmer Sänger auf dem Nürnberger Gesangfest.

(Melodie: «Blaue Luft, Veilchenduft».)

Spargele, Margele,
Spätzle und Salat;
Schwabeland, luftig's Land,
Ulm, du schöne Stadt!
Mädle nett, und Bier und Wei —
s ist prächtig gan und flau!
Wer uns des net glauba will,
Der ka's ja bleiben lau.

Wenn ma uns, mit Vergunst,
Ulmerspatze hoißt,
Macht uns des gar net bös,
Weil ja Jeder woißt,
Daß die Ulmerspatze sind
Net gar so fürchtig dumm:
Gat es net de grade Weg,
So dreht ma 's Hälmle rum.

Und wat heut d'Schwabe freut,
Daß 's in Nüreuberg
Brave Leut, gescheidte Leit,
Die net überwerg;
Ja, des sind die G'scheidteste
Im ganze Bayerland:
D'Nüreuberger heutet koin,
So lang f'en no net haut.

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Wilhelm Ritzsch †.] Aus Leipzig, 22. ds. schreibt man: Heute Früh starb auf dem Wege ins Kollegium, wo er in der Erklärung der Odyssee fortfahren wollte, unser berühmter Philolog Gregor Wilhelm Ritzsch, Professer der klassischen Alterthumswissenschaften und Mitdirektor des königlichen philologischen Seminars an unserer Universität. Geboren am

22. November 1790 zu Wittenberg, wo sein gleichfalls berühmter Vater, Karl Ludwig Nitzsch, einen Lehrstuhl der Theologie inne hatte, ist er mithin nicht ganz 71 Jahre alt geworden. Nitzsch war ein alter Portenser und Altersgenosse von Nobbe, Prälat Professor Schilling, Domherrn Steinacker, die Alle an unserer Hochschule habilitirt sind. Er selbst gehört der Universität Leipzig erst seit August 1852 an. Bis dahin war er an der Universität Kiel. Im Juni jenes Jahres ward er bekanntlich mit sieben andern Professoren durch eine dänische Gewaltmaßregel seines Amtes und Gehalts entsetzt, nachdem er seit 1827 als Professor der alten Literatur und Direktor des philologischen Seminars erfolgreich gewirkt hatte. Nitzsch war zugleich ein Veteran der Freiheitskriege. Von der Wittenberger Universität, die er im Jahre 1810 bezogen hatte, ging er nach der Völkerschlacht mit dem Thielmann'schen Korps ins Feld, und nahm erst nach Beendigung des Feldzuges seine pädagogische Thätigkeit an den Gymnasien zu Wittenberg und später zu Zerbst wieder auf. Was Nitzsch auf dem Felde der Homerischen Forschung geleistet hat, ist eine Bereicherung der Wissenschaft im eminenten Sinne. Seine Hauptwerke sind die drei Bände der bei Hahn in Hannover erschienenen „Erklärenden Bemerkungen zu Homers Odyssee (1820, 1831, 1840)" und die drei Bücher „Die Sagenposte der Griechen kritisch dargestellt." Außerdem haben wir eine ziemliche Anzahl kleinerer Schriften über Homer, die Eleusinischen Feste, „Ueber Reform der Gymnasien als allgemeine Bildungsanstalten, ein pädagogisches Gutachten mit Bezug auf die Gymnasialanstalten Schleswigs-Holsteins und die Projekte der Rendsburger Lehrerversammlung;" eine Gedächtnißrede auf den Kieler Juristen Cramer; eine Rede bei der Todtenfeier Christians VIII. u. s. w. Nitzsch's Lehrthätigkeit an unserer Universität war keine besonders lebhafte, dessenungeachtet stand der bis in die letzten Tage geistesfrische, wenn auch zuweilen arg zerstreute Greis bei der Studentenschaft in großer Gunst. Vor wenigen Jahren konnte sie ihm das durch die That beweisen, als er von einem jüngeren Docenten allzu keck angegriffen worden war. Jener Docent mußte sich eine derbe Demonstration zu Gunsten Nitzschens in seinem eigenen Kolleginm gefallen lassen.

Man schreibt aus Stralsund, 15. Juli: Ein beklagenswerthes Unglück hat sich gestern Abend auf unserer Bühne zugetragen. Die Tänzergesellschaft des Herrn Pasqualis gab dort ihre vorletzte Vorstellung und die Damen Scheller und Fossi waren gegen den Schluß der Vorstellung eben in einem Pas de deux beschäftigt, als das Gewand der Ersteren an einem der Proscheniumslampen Feuer fing und die Gestalt der Tänzerin im Nu von lodernden Flammen umzüngelt wurde. Fräulein Fossi, im ersten Augenblick zur Rettung hinzueilend, wurde ebenfalls von den Flammen ergriffen. Einige in den Proscheniumsloge anwesende Herren sprangen auf die Bühne und vereinigten ihre Anstrengungen mit denen des Herrn Pasqualis, die Unglücklichen zu retten. Bei Fräulein Fossi gelang dieß so weit, daß sie, wenn auch an heftigen Brandwunden leidend, doch von dem dirigirenden Arzte des städtischen Lazareths, wohin beide Tänzerinnen sogleich gebracht wurden, außer Lebensgefahr erklärt ist. Fräulein Scheller aber ist von den Flammen so entsetzlich zugerichtet, daß an einer Erhaltung gezweifelt wird. Herrn Pasqualis selbst sind beide Hände erheblich verletzt und in gleicher Weise sind auch die übrigen zur Rettung Herbeieilenden meist nicht ohne Brandwunden geblieben. Einer derselben hat überdieß, wie man hört, einen namhaften Geldverlust zu beklagen, indem er unehrere hundert Thaler in Papiergeld bei sich trug und ihm diese wahrscheinlich bei Abwerfen des Rockes abhanden gekommen sind. Nachschrift: Die Tänzerinnen, welche in Stralsund am 14. Juli bei einer Vorstellung der Pasqualis'schen Gesellschaft an ihren Kleidern Feuer fingen, Frl. Scheller und Frl. Fossi, sind Beide ihre n Brandwunden erlegen. Erstere ist am 16., letztere am 20. gestorben.

[Charakteristik Napoleon's III.] Die „Armonia" enthält über die kaiserliche Politik in Italien eine Würdigung, die wir als Kuriosum mittheilen: „. . . Und doch, welche Reihe unglaublicher Ereignisse haben wir seit 1859 gesehen! In Villafranka umarmte Napoleon den Kaiser von Oesterreich, und dann . . . . In Paris nahm er den Großherzog von Toskana als Bruder auf und dann . . . . In Zürich gab er sich den Anschein, die Sache der Herzoge von Parma und Modena zu unterstützen, und dann . . . . Zu Gaeta war er es, welcher den König von Neapel berieth und beschützte, und dann . . . . Seine Regierung gab dem französischen Konsul in Ancona Befehl, gegen die Invasion der Piemontesen zu protestiren, und dann . . . . Er rief Herrn v. Talleyrand aus Turin ab, und dann . . . . Er versprach den Papst Gewährleistung für die Integrität der päpstlichen Staaten, und dann . . . . Er wollte für den Papst alle seine Rechte als weltlicher Herrscher, und dann . . . . Jetzt macht er ausdrückliche formelle Vorbehalte wegen Rom's, und dann, und dann, und dann . . . . Unter den Souveränen Frankreichs rühmt man Charlemagne wegen seiner Geradheit, den heiligen Ludwig wegen seiner Frömmigkeit, Napoleon I. wegen seines militärischen Genie's. Welches ist denn der Charakter Napoleons III.?"

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Baisland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 178 Samstag, 27. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Claudine hatte das Meer noch nie in seiner Erregung gesehen, und wie in Anbetung versunken, mit gefalteten Händen, stand sie neben mir. Der Wind fing während dessen an, sich zu erheben, ihr blondes Haar, ihr leichtes Gewand flogen unter seinem Hauche. Ich mahnte zur Heimkehr, sie verlangte noch zu bleiben. Ein Paar Schiffe, die, in der Ferne sichtbar, alle ihre Segel aufgesetzt hatten, den Hafen vor Ausbruch des Gewitters zu erreichen, einige Fischerkähne, die näher zum Ufer mit angstvoller Hast demselben zusteuerten, hatten ihre Aufmerksamkeit gefesselt, ich aber beachtete das Alles wenig; ich war solcher Scenen gewohnt. Ich sah nur sie, nur ihr helles, flatterndes Haar, ihre schlanke Gestalt, deren herrliche Form die bewegten Gewänder mir verriethen, und wie wir so neben einander waren an dem Ufer des aufbrausenden Weltmeeres, kam mir auf natürliche Weise die Erinnerung an jene Tage, in welchen wir einst die zärtlichen Leiden und Freuden von Paul und Virginie gelesen hatten, und unwillkürlich rief ich aus: Ach, daß sie für ewig vorüber sind, jene Tage der glücklichen Kindheit.

Claudine blickte mich an, eine sanfte Rührung glänzte in ihren Augen, und mit mildem Tone sagte sie: Wie stark solche Erinnerungen sind! Auch ich dachte daran, wie wir einst bei einander saßen in dem kleinen Gartenhause, wie wir uns freuten mit Paul und mit Virginie, wie ihr tragisches Ende unsere Herzen bewegte . . .

Ich ließ sie nicht vollenden. Claudine! rief ich. Sie dachten daran? Sie haben es nicht vergessen?

Eine leuchtende Hoffnung zuckte in mir auf, ich ergriff ihre Hand, sie wandte ihr Antlitz von mir, aber ich fühlte, wie ihre Hand in der meinigen zuckte, ich sah, wie ihr schneller Athem ihren Busen hob, und hingerissen sagte ich: Dieser Augenblick wird uns nicht wiederkehren, wie jene Tage der Kindheit uns nicht wiederkehrten. Morgen, Claudine, morgen, wenn der Wind, der sich jetzt erhebt, die Segel unseres Schiffes schwellen wird, wenn wir diesen Boden Ihres Vaterlandes verlassen haben werden, dann Claudine, dann thut eine neue Welt sich für uns auf! dann — Ich konnte nicht weiter reden, ich wußte sie nicht vorzubereiten auf das, was mich einzig belebte, und ihren schlanken Leib in meine Arme ziehend, flehte ich: O, finde Deine Heimath an meinem Herzen, finde Deine Heimath in meinen Armen, in den Armen, des Jünglings, der Dich liebte, seit er Dich zuerst erblickte, dem Dein himmlisches Bild ein Schirm und Schutz gewesen ist bis auf diese geheiligte Stunde!

Meine ganze Seele hatte ich in die Worte gelegt, aber Claudine schauerte in sich zusammen, machte sich sanft aus meinen Armen los, und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, während sie sich auf einige Balken niedersetzte, die als Reste eines gestrandeten Schiffes aus dem Ufersande hervorragten. Ich war wie vernichtet, als sie mich verließ. Ich folgte ihr nach, ich kniete vor ihr nieder, ich beschwor sie, zu mir zu sprechen. Sie schüttelte das Haupt. Endlich, als sie es fühlte, wie meine Thränen auf ihre Hände niederflossen, sagte sie: Gott, mein Gott! warum liebe ich ihn so sehr!

Ich traute meinen Sinnen nicht. Ich vermochte nicht, als ihren Namen zu rufen in der Wonne meines Herzens; aber ich umschlang sie auf das Neue, ich bedeckte sie mit meinen Küssen, und sie wehrte mir nicht. Sie hing voll Zärtlichkeit an meinem Halse, sie war beseligt, wie ich selbst.

Mit Einemmale ließ sie mich los.

Es ist genug! sagte sie, genug für ein ganzes langes Leben!

Ich verstand sie nicht, ich wollte sie nicht lassen. Ihre Miene und ihre Stimme hatten aber etwas Feierliches, das mich beherrschte, und ihre Hände auf meine Schultern legend, sagte sie: Weil ich Dich lieben werde mein Leben lang, wie Du mich geliebt hast Dein Leben hindurch, darum soll diese Stunde uns genug gethan haben für alle Zeiten? Niemand außer meinem Gott kennt meine Liebe für Dich, und ich hatte mir gelobt, daß auch Du sie niemals kennen solltest. In der Stille meines Herzens wollte ich mich ihr erhalten; ich wollte sie nicht entehren in den Armen eines Anderen. Aber ich hätte Dich nie um Beistand angefleht, hätte ich gewußt, daß diese Flamme auch in Deinem Herzen brennt, hätte ich geglaubt, daß Du mehr für mich fühltest, als eine mitleidige Freundschaft.

Ich wußte ihr nichts zu entgegnen, denn das Unerwartete befängt unseren Sinn. Ich konnte ihr stolzes Selbstgefühl, ich konnte die große Zartheit ihres Empfindens, ich begriff also den Kampf und das Widerstreben in ihrem Innern; aber ich wußte, daß meine Liebe den Sieg davontragen würde über ihre Vorsätze, weil ihr eigenes Herz mein heimlicher Bundesgenosse war. Und obschon ich dieß wußte, war ich traurig wie sie selbst, mahnte ich selbst sie zum Aufbruch; denn der Abend sank herab, das nahende Gewitter verdunkelte ihn mehr und mehr, der Wind wehte heftig, und die Wellen fingen an, sich so hoch zu thürmen, daß sie weit und gewaltig dahin flossen, wenn sie sich auf dem Sande brachen, und das Ufer überspülten.

Claudine fröstelte vor den Stößen des Windes, ich zog sie an mich, sie zu schützen, ich hob sie und trug sie über die Stellen, die das Wasser schon erreicht hatte. Sie ließ es sanft und still geschehen, aber ihre Traurigkeit wich nicht von ihr. So erreichten wir unsere Wohnung, so geleitete ich sie an ihr Zimmer. Ich wollte ihr in dasselbe folgen, wie ich sonst auf der Reise hier und da gethan, sie ließ es nicht zu. Vor ihrer Thür gab sie mir die Hand: Lebe wohl! sagte sie, und denke, daß dieser glückliche Tag nicht wiederkehrt!

Der Sturm währte die Nacht und den folgenden Tag und noch die nächste Nacht. Ich hatte Claudinen wieder gesehen, aber nur in Gegenwart ihrer Gefährtin, und sie war ruhig und schweigsam gewesen. Mademoiselle Charpentier glaubte, daß sie den Abschied von Frankreich fürchte, denn den nächsten Morgen sollten wir in See gehen. Claudine widersprach dieser Voraussetzung nicht.

Am Abende, bei der Mahlzeit, die wir immer gemeinsam genommen hatten, weil wir für Geschwister galten, fing sie von der Reise zu reden an. Ich hatte die Damen mit den Pässen, welche der Herzog in meinen Händen gesehen, auf ein englisches Schiff einschreiben lassen, und diesem Schiffe hatten wir auch die Kiste übergeben, welche den Schmuck Claudinens und die ihrer Tante bestimmten Papiere enthielt. Sie war an die Tante adressirt und wir durften darauf rechnen, daß sie dieser zu Händen kommen würde, auch ohne daß Claudine und ihre Gesellschafterin England erreichten. Damit war die Möglichkeit einer Entdeckung erschwert, wenn man Claudinen zu vermissen anfing, und ich hatte für mich und die Frauen Plätze auf einem nach Amsterdam bestimmten Schiffe bestellt. Alles war vorbereitet, die englische Brigg hatte den Hafen bereits verlassen, und jetzt erst erklärte mir Claudine, daß sie nicht mit mir reisen, daß sie bleiben, und eine andere Gelegenheit erwarten wolle. Ihre Gefährtin konnte diese Sinnesänderung nicht verstehen. Meine Bitten, meine Vorstellungen, Claudinens Entgegnungen, meine Leidenschaft und der Geliebten bange Thränen klärten ihr das Räthsel auf, und enthüllten ihr zugleich unser Geheimniß, unsere Liebe. Ich verlangte Beistand von ihr, sie war rathlos wie ich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Zum deutschen Sängerfeste.

Von den mancherlei von fremden Sangsgenossenschaften vertheilten Festgrüßen theilen wir nachstehend einige mit:

I.

Der Männergesang-Verein von Wien an die Stadt Nürnberg.

Fern, am Strand der Donauwoge,
Schlug Dein Ruf an unser Ohr,
Nürnberg! Uns're Banner grüßen
Festlich Dein bethürmtes Thor!
Nimm uns auf — nicht Fremde nahen
Dir, Du alte Stadt der Franken;
Längst um Deine Giebel schwärmten
Uns're Sinnen und Gedanken;
Gleicher Laut tönt uns vom Munde,
Gleiche Lieder singen wir,
Und die Farben, d'rin Du prangest,
Sind auch uns'rer Fahnen Zier;
Längst in uns'ren Gauen weckten
Uns Verehrung im Gemüthe
Deines alten Dichters Weisen,
Später Früchte, jüngste Blüthe;
Längst dem größten Deiner Söhne,
Dem die Palme Kunst beschied,
Weih'n auch wir auf uns'ren Höhen,
Gleich wie Du, ein Feierlied!
Nimm uns auf denn! laß uns schwören
Heut in frohbewegter Stunde
Frieb' und Lieb' und ew'ge Treue
Diesem neuen Städtebunde,
Der die beiden Hitterinnen
Der erblich'nen Kaiserpracht
Auf des Reiches Trümmern wieder
Durch das Lied sich nah gebracht!
Laß uns schwören Bruderliebe
Bei den Ahnen, bei den Särgen,
Die in Deiner Kirchen Dunkel
Edler Geister Hüllen bergen;
Laß' uns schwören, treu zu schirmen
Uns're Sitte, unser Lied
Bei dem Zeugen alter Zeiten,
Der zu Dir herunter sieht!
Aber Du, der Gottesliebe
Unterpfand, Du Segensreiche,
Schwinge, Eintracht, Dich hernieder
In den Schutz der deutschen Eiche;

Weihe, die des Liedes Zauber
Hat geeint als Sängerschaar,
Zu Verfechtern deutscher Ehre
In der Stunde der Gefahr!

II.

Dank der Oesterreicher

Von den Linzer Sängern.

Zwei Jahre sind's — noch ist es nicht vergessen —
Als schweres Mißgeschick auf Oest'reich lag.
Gezwungen zu dem Kampf der Selbsterhaltung
Entsandte Oest'reich in die Lombardie
Sein Heer. Ein Theil der Truppen nahm den Weg
Durch deutsches Land, durch Sachsen und durch Bayern.
Da fühltet ihr — die Enkel Barbarossa's, —
Daß Oesterreich am Po und am Ticin
Nicht seine Sache bloß, auch deutsches Recht —
Ein Recht, schon tausend Jahre alt — beschirme.
Ihr fühltet es, und sprachet es aus durch Worte,
Die heute noch in unsrer Seele tönen.
Noch feuchtet sich das Auge unsrer Krieger,
Wenn sie gedenken jenes Fest-Empfanges,
Den Bayerns Volk den Söhnen Oesterreichs
Auf ihrer Fahrt zum blut'gen Kampf bereitet.

„Bavariam salutant morituri“ —
So dachte mancher unsrer Heldensöhne,
Der seines Lebens letzte Frendenblüthe,
Als er von München schied, verwelken sah.
Doch eine Blüthe, die Erinn'rung heißt,
Die welket nicht — sie gleicht der Lotosblume,
Die selbst in Lethe's Fluthen Wurzeln triebe.
Und all' die duftgewebten Blüthenkeime,
Flicht Oesterreich zum Kranze, den es heut
Als Dankeszoll den treuen Nachbarn weiht.

Vorüber sind sie, jene dunklen Tage;
Ein neuer Hauch, der Athemzug der Freiheit
Weht frisch durch Oest'reichs weite Lande wieder.
Ein deutscher Mann, aus Frankfurt Euch bekannt,
Führt jetzt sein Steuerruder, — jener Mann,
Der laut verkündet: „Wissenschaft ist Macht“ —
Der warm für Kunst, die Göttliche, empfindet.
Des Volkes heiligstes Palladium:
Das freie Wort, das uns der Kaiser gab
Als uns'res Rechtes schirmende Aegide,
Ist unverstanden in dem deutschen Liede!

Ein Banner flattert stolz zu unsern Häupten,
O seht, es trägt die Fahnen schwarz—roth—gold
Als ernstes Symbolum der Weltgeschichte,
Das die Vergangenheit, die Gegenwart
Und auch der Zukunft Schleierbild entrollt.
Ja, deutsche Brüder, wir empfinden heute,
Was dieses Banner tief prophetisch spricht,
Und klar wird uns, daß schwarz—roth—gold bedeute:
„Aus dunkler Nacht — durch's Morgenroth — zum Licht.“

III.

Die Münchner Sängergenossen ihren Brüdern in Nord und Süd.

Ihr Brüder und Vettern von Sanges wegen!
Wohl ist man Euch viel in den Ohren gelegen,
Mit Liedern, Chören, Tutti's, Solis,
Mit Reden, Toasten, Bruderschaft und Schmolis,
Daß Euch, wie weiland Magister Faust,
Ein Mühlrad in dem Kopfe braust.
Doch drängt es mich, Euch noch ein Paar Wörtlein zu sagen,
Die Euch — so Gott will — aus den bewegten Tagen
Der poetischen Gegenwart, wie ein Wandersegen,
In die stille Heimath geleiten mögen. —
Ihr habt von Deutschlands Größe und Einheit,
Von seines Namens Glanz und Reinheit,
Euch expektorirt in Lied und Worten,
Daß Euch die Kehlen wund geworden.
Nun versucht einmal ein Stücklein That,
Gebt Zeugniß, daß Eure Red' nicht des Windes Saat,
Die Preußen und Oesterreich — reicht Euch die Hand,
Die ein einziges deutsches Vaterland!
Wir verpönen das Wort — das heillose Wort,
Wir kennen kein Süd, wir kennen kein Nord,
Wir verfluchen die Phrase — der Teufel hol's —
Wir sind geschnitten aus Einem Holz —
Wir sind wie Blätter der Blumenkron',
Ein Blatt ist nichts — ist des Windes Hohn —
Wir kennen kein Westen und kein Osten!
Soll uns're Ehre verkümmern und verrosten,
Wenn die heillose Phrase, die gottverfluchte,
Noch einmal den Weg über die Lippen suchte.
Taufst der Vater die Söhne mannigfalt,
Sind sie verschieden an Gestalt,
An Art und Sitte — so ist das nur
Ein wandelbar Gesetz der Natur,
Doch sind sie nur eines Hauses Erben,
Verbunden, verkittet vom Leben zum Sterben,
Ein Riß in der heiligen Kette, ein Bruch —
Und des Hauses Segen geht über in Fluch!
Mein Vaterland — Du so theuer, werth,
Sey Du uns'r Heimath, Haus und Herd,
Du, das Ganze, ungetheilte, große,
Nicht zerfetzt durch die Querstrich der Windrose;
Wir kennen kein Süd, wir kennen kein Nord,
Verflucht sey das heillose Jammerwort —
Das wollen wir künden — Einer dem Andern —
Wohin wir zieh'n, wohin wir wandern,
Von den Alpen zur Donau und zum Meere,

Der Einigung wahre Missionäre.
Herrgott im Himmel, wir schwören dir's zu,
Gib uns den Muth und die Kraft dazu.
Das sey die Krone, das sey der Knauf,
Den wir dem Festdom setzen auf —
Wir leben und wir sterben d'rauf. — Amen.

IV.

Festgruß des Sängerkranzes zu Neustadt a. d. S.

Der Ruf, den man zum Fest der Lieder
Durch Deutschlands Gauen hat gesandt,
Drang freundlich auch zu uns hernieder
Ins Thal, dort an der Saale Strand;
Und wie da deren Silberwogen
Rasch hin zum Bett des Maines flieh'n,
So drängt's auch uns, — und freudig zogen
Wir zu dem Kreis der Brüder hin.

Nun lasset uns die Stunde preisen,
Die uns in Eurer Mitte lacht,
Und nach des Sängers ächten Weisen
Sey treulich unser Gruß gebracht! —
Und wie die Aeste grüner Eichen
So traulich grüßend lieben sich,
So lasset uns die Hände reichen
Zum Bruderbund auf ewiglich!

Die Sängerbrust, aus der entsprossen
Manch Lied, das allem Schönen sang,
Sie sey vor Allem heut erschlossen
Der Töne hellen Zauberklang.
Sie singe laut vom deutschen Lande,
Von Freiheit, Lieb' und Biederkeit,
Und rüge streng der Knechtschaft Bande,
Den Trug, so wie der Zwietracht Zeit.

Und was am Feste wir besungen,
Es töne hin durchs weite Land;
Die Eintracht, die uns hält umschlungen,
Sey aller Deutschen heil'ges Band! —
Dann Heil dem Vaterland, dem schönen,
Das so in Lieb' und Freiheit blüht,
Hoch allen, die sich Deutsche nennen,
Und Heil dem freien, deutschen Lied! —

Mannigfaltigkeiten.

In Weißensee wohnt ein reiches Bauernpaar, das nur ein einziges Kind, ein blühendes Mädchen von etwa sieben Jahren, besitzt. Das Kind ist der Abgott der Eltern. Man kann sich daher ihren Schmerz denken, als dasselbe plötzlich vom Schlage getroffen, todt niederfiel und alle Belebungsversuche eines so schnell als möglich herbeigeholten Arztes vergeblich waren. Das Kind war nach der Ansicht des Arztes todt, es wurde der Todtenschein ausgestellt und die jammernden Eltern richteten Alles zu einer ihres einzigen Kindes und ihrer Vermögensverhältnisse würdigen Begräbnißfeierlichkeit her; dieselbe sollte am dritten Tage stattfinden. Schon war dieser Tag angebrochen. Die kleine Leiche lag im offenen Sarge, umkränzt mit Blumen, der Vater stand weinend daneben; da kam es ihm plötzlich vor, als wenn eine Röthe über die Wangen des Kindes komme. Er, der schon kaum an den Tod seines Lieblings glauben wollte, hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als in die Stadt zu senden und einen zweiten Arzt holen zu lassen; dieser kam alsbald, und wer beschreibt den Jubel der Eltern, als der Doktor, nachdem er den Körper des Kindes genau untersucht hatte, anordnete, daß derselbe sofort aus dem Sarge genommen und ins Bett gebracht werden, daß man auch alle Vorbereitungen zur Beerdigung beseitigen solle, damit das Kind, das bald aus dem Starrkrampf, in dem es sich befinde, erwachen werde, nichts davon merke, wie nahe es der lebendigen Beerdigung gewesen. So geschah es auch, und zwei Stunden später schlug das Kind die Augen auf und war so munter und gesund, daß die beglückten Eltern sofort alle Kinder aus dem Dorfe zusammenholten und mit diesen den zweiten Geburtstag ihres Kindes unter dem lautesten Jubel feierten.

Ueber die Lebensweise des Königs von Preußen in Baden gibt das „Journal des Deb." folgende Schilderung: „. . . Der König lebt in Baden auf nämlichen Fuße, wie ein Privatmann in Montmorency oder Ville d'Avray; ja es gibt Bankiers, welche in den Umgebungen von Paris hundertmal mehr Lärm machen, als dieser König von 18 Millionen Menschen in Baden. Der König hat weder Kammerherrn in hofmäßiger Kleidung, noch Jäger, Stallmeister oder Wachen um sich. Er führt ein Landleben in einfachster und bescheidenster Weise, welches mit den deutschen Sitten in vollkommenem Einklang steht. JJ. Majestäten leben hier mit ihrem Schwiegersohne, dem Großherzog von Baden, auf dem vertraulichsten Fuße. Der Zutritt zu gewissen Senatoren in Paris ist viel schwieriger, als derjenige zu JJ. Majestäten, und vielleicht findet man bei diesen, so unbekannt man auch sey, einen viel liebenswürdigeren und verbindlicheren Empfang, als bei den französischen Präfekten und gewissen Ministern u. s. w."

Nach dem „Dresd. Journal" ist Herrn Gutzkow allerdings die Stelle eines Generalsekretärs der Schillerstiftung angeboten worden, derselbe hat aber das ihm für seine Mühewaltung angebotene Gehalt vorläufig abgelehnt.

Redakteur: Gustav Nesselt. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 179 Sonntag, 28. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Mit aller Beredtsamkeit, welche mir zu Gebote stand, drang ich in Claudinen, mir ihre Zukunft zuzusagen. Ich sprach ihr von der Liebe, welche meine Mutter für sie gehegt, ich erinnerte sie an die Freundschaft, welche zwischen derselben und der Herzogin bestanden, ich malte ihr die Nachsicht und Zärtlichkeit aus, die mein Vater mir immer bewiesen, und ich gedachte auch des Ansehens, welches er in unserer Heimath genoß, und das uns zum Schutz und Schirme werden konnte. Sie hörte das Alles mit an, ohne daß es ihre Meinung änderte. Ich fragte sie, ob sie meinen Worten nicht glaube, ob sie mir selber nicht vertraue?

Ich glaube und vertraue Ihnen wie mir selbst! antwortete sie mir; aber obschon Sie älter sind, als ich, haben Sie noch nicht erfahren, was die Familie ist. Auch meine Eltern liebten mich, auch meine Mutter hat ein sanftes Herz, auch ich habe ihre Güte und Nachsicht genossen. Hat das sie gehindert, mich ihren Zwecken aufzuopfern? — Und wenn Ihre Liebe in mir auch keinen Fehl entdeckt, fuhr sie lebhafter fort, wenn Sie, theurer Emil, mich werth halten, Ihre Gattin zu werden, wenn ich selbst meine höchste Glückseligkeit darin fände, Ihre Familie wird in mir nichts erblicken als die ungehorsame Tochter, die ihren Eltern entflohen ist! Ihrer Familie werde ich nichts seyn, als ein Mädchen, das sich Ihnen aufgedrungen hat. Man wird mich nicht aufnehmen, wird mich den Meinen zurückgeben wollen, und ich habe mein Vaterhaus nicht verlassen, um Zwietracht in das Ihre zu bringen, um mit Schande bedeckt zu meinen Eltern zurückzukehren! Der Tag wird kommen, an dem Sie mir es danken werden, schloß sie, daß meine Liebe für Sie mich bewog, von Ihnen zu lassen und Ihnen zu entsagen!

Was ich auch thun mochte, ihren Sinn zu ändern, es gelang mir nicht. Ich fand sie zärtlich und voll sanfter Freundlichkeit, aber fest entschlossen, sich von mir zu trennen. Endlich bewegte ich sie, wie es vorher festgesetzt worden war, nach Holland abzureisen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich noch in Havre bleiben, und mit dem nächsten Schiffe, welches nach Deutschland gehen würde, in meine Heimath zurückkehren sollte. Wie der Tag uns verging, wie wir uns trennten, ich weiß es nicht mehr. Wie ich versprechen konnte, sie nicht aufzusuchen, sie niemals wieder zu sehen, ich begreife es jetzt nicht; denn nur die Jugend ist solcher Opfer fähig. Ich wünschte so sehr ihr meine Liebe zu beweisen, daß ich ihr Alles zugesagt haben würde, was sie von mir fordern konnte; denn großer Schmerz banut die Seele so an den Augenblick fest, daß sie nicht über ihn hinaus zu denken vermag, und daß sie sich Alles zutraut.

Als der andere Tag seine Höhe erreicht hatte, war ich allein. Ich befand mich in dem Zustande eines Menschen, dem eine himmlische Erscheinung zu Theil geworden ist. Ich ging unter den anderen Sterblichen umher, und Niemand konnte ahnen, was mich von ihnen schied, was mich über sie erhob. Ich war so erfüllt von meinem Glücke und von ihrem Bilde, daß ich mein Alleinseyn gar nicht empfand. Erst als ich sie auf dem hohen Meere wußte, und vollends als ich mir sagen konnte, daß sie in Holland angekommen seyn werde, fing ich an, sie zu vermissen, die Entfernung zu empfinden, um sie zu sorgen, und meine Lage ohne sie unaushaltbar zu finden. Ich schalt ihre Mäßigung und meine Nachgiebigkeit eine Schwäche, ich beschloß ihr nachzueilen; aber kein Schiff ging nach Holland ab, und da mein Verlangen nach ihr und meine Angst um sie mir keine Ruhe ließen, gab ich alle meine Pläne, alle meine Versprechungen auf, kehrte mit der Post nach Paris zurück, wo ich es sorgfältig vermied, mich zu zeigen, und erreichte ohne alle Hindernisse, wenn auch langsam von dort aus die holländische Gränze.

Zwölftes Kapitel.

Es war spät am Abende, als ich auf dem Polizei-Bureau von Amsterdam die Wohnung der beiden Frauen aufgefunden hatte. Der Tag war regnerisch gewesen, die Kanäle sahen trübe aus, die Wege an den Grachten dampften eine dumpfe Feuchtigkeit aus, die ganze Luft hing voll Nebel, daß die Straßenlaternen weite Lichtkreise um ihre trüben Flammen verbreiteten; und das Volk, das sich eilig und still durch die Straßen bewegte, schien sich nur zu hasten, um sich dieser

unheimlichen Atmosphäre schleunigst zu entziehen. Unwillkürlich dachte ich an das lustige, helle Faubourg St. Germain, an das Hotel des Herzogs, und der Gedanke, daß Claudine dieß Alles aufgegeben habe aus Liebe zu mir, schwellte mir das Herz mit Rührung und mit Entzücken.

Unten in dem Hause, welches sie bewohnte, war ein Tabaksladen. Ich trat in denselben ein und fragte, ob Madame und Mademoiselle Dubois hier wohnten. Die Frau, welche das Geschäft besorgte, sah mich mißtrauisch an. Es wohnen seit einer Woche ein paar Französinnen hier, aber es sind anständige Frauen, die keine Besuche empfangen! gab sie mir zur Antwort.

Ein Schreck kam über mich, ich dachte zum Erstenmale, in welch bedenkliche Lage die Geliebte gerathen konnte, alles Blut stieg mir nach dem Kopfe, und dem beleidigenden Verdachte vorzubeugen, sagte ich schnell: Ich bin ein Verwandter der Damen, wo wohnen sie? — vier Stiegen hoch zur Rechten! entgegnete die Wirthin, und ich hörte, wie sie, als ich mich entfernte, sagte: Honnette Verwandte pflegen die Wohnung zu wissen, und nicht bei Nacht und Nebel zu kommen.

Ich eilte die Treppen hinauf, ich stand an der bezeichneten Thüre, sie war niedrig und eng. Ich hielt den Drücker in der Hand, ich wagte kaum zu klopfen. Ich fühlte eine Scheu, sie in der niedrigen Umgebung zu erblicken, ich wußte nicht, wie sie mich aufnehmen würde, da sie mir verboten hatte, ihr zu folgen, und doch konnte ich den Augenblick nicht erwarten, in dem ich sie wiedersehen würde.

Es war ganz dunkel auf dem Flur. Als ich die Thüre öffnete, schwamm es mir vor den Augen, und doch konnte das sparsame Licht des Zimmers mich nicht blenden. Ich blieb wie gefesselt, ich blieb beklommen stehen. Es war ein Moment, ein kurzer, flüchtiger Moment, denn in dem nächsten hing sie an meinem Halse, preßte ich sie an mein Herz, lag ich zu ihren Füßen.

Ich wußte nicht, was ich that, sagte sie unter Thränen, als ich Dich bat, mich zu verlassen! Ich wußte es nicht, daß ich nicht leben kann, ohne Dich zu sehen!

Wir kannten unseres Glückes kein Ende, wir schwuren uns, einander zu gehören für Zeit und Ewigkeit, und wir haben einander Wort gehalten.

Bei guter Zeit verließ ich den Abend das Haus. Ich kam Früh am andern Tage wieder. Seit sie mir zugesagt, mein Weib zu werden, war ein neuer, ein anderer Sinn in mir aufgegangen. Die Sorge für das Schicksal einer geliebten Frau reift den Jüngling zum Manne.

Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen, aber ich war weit davon entfernt gewesen, mich wie sonst in wachen, süßen Träumen zu wiegen. Ich hatte die Stunden in ernstem Ueberlegen zugebracht, und weil ich Claudinen schon jetzt als die Meine ansah, weil ihre Ehre die meinige war, beschloß ich, sie so bald als möglich zu verlassen. Ich wollte versuchen, wie und wo ich eine Heimath für uns finden, und ob ich meine Eltern nicht allmälig für unsere Wünsche zugänglich machen könne.

Claudine stimmte mir bei, wir trennten uns zum Zweitenmal, und ich setzte meine Reise nach meiner Vaterstadt fort.

Ich hatte mein Vaterhaus als ein Jüngling von siebenzehn Jahren verlassen, ich stand in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, da ich es wieder betrat. Ich war es gewöhnt worden, für mich selbst zu denken und zu handeln, jetzt fühlte ich mich plötzlich der Herrschaft meines, keinen Widerspruch ertragenden Vaters, der Bevormundung meiner ältern Brüder gegenüber, die mich mit Fragen über mein bisheriges Treiben, mit Rathschlägen für meine Zukunft bestürmten. Daß ich meiner Absicht, Landwirth zu werden, entsagen sollte, darüber waren wir schon brieflich einig geworden, als ich England verlassen, und mich nach Frankreich zu meinem Onkel begeben hatte; aber jetzt zeigte es sich, daß man über meine nächsten Jahre schon bestimmt, und daß man mich meinem Bruder, zum Gehülfen zu gedacht hatte, der eine Kommandite unseres Hauses in Petersburg begründen sollte. Man behandelte mich dabei wie einen Menschen, der noch keinen eigenen Willen, keine eigene Plane haben konnte, und ich selbst dachte doch daran, mir einen eigenen Herd, eine eigene Familie zu gründen. Daß es nicht thunlich sey, in diesem Augenblicke mit meinen Absichten offen gegen meinen Vater hervorzutreten, wußte ich nur zu gut. Ich suchte also Zeit zu gewinnen, ich sprach mit meiner Mutter von einer heimlichen Liebe, deren Gegenstand ich ihr noch nicht nennen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Drittes Mainthal-Sängerfest.

Darmstadt, 16. Juli.

Der Mainthal-Sängerbund beabsichtigte, seinen dritten Sängertag dieses Jahr am 11. August in unserer Stadt zu feiern, und alle Vorbereitungen dazu wurden aufs Eifrigste betrieben. Mittlerer Weise ging von Berlin aus ein Aufruf an die deutschen Turner auf der ganzen Erde, am 11. August das Andenken an die Gründung des ersten deutschen Turnplatzes auf der Hasenhaide und zugleich die Grundsteinlegung des Jahn-Denkmals in ihren Heimathorten mitzufeiern. In Erkennung der Anforderungen der Zeit, hat nun allwärts in Deutschland das Turnen die mit Recht verdiente Würdigung und Duldung gefunden, so daß einem Turnfeste, das jedenfalls hier und in den Nachbarstädten gefeiert werden wird, durch Abhaltung

eines Gesangfestes am selben Tag kein Abbruch geschehen darf. Das Zentral-Komite glaubte deßhalb den Wünschen der hiesigen wie auswärtigen Gesangvereine, so wie des Publikums entgegen zu kommen, indem es den Beschluß faßte, das Sängerfest auf 8 Tage zu verschieben, also am 18. August zu begehen. Nach der Thätigkeit zu urtheilen, welche die verschiedenen Kommissionen für letztgenanntes Fest entfalten, scheint dasselbe sich den in bestem Andenken stehenden Festen der Jahre 1844 und 1856 würdig an die Seite stellen zu wollen. Werden wir auch keine große Oratorien-Musik zu hören bekommen, da der Bund nur die Hebung und Pflege des Volks- und Männer-Gesanges erstrebt, so wird doch Alles aufgeboten, um das Fest-Konzert zweckentsprechend auszustatten. Zur würdigen Durchführung haben sich sämmtliche hiesige und Bessunger Männer-Gesangvereine, acht an der Zahl, mit ohngefähr 250 Sängern vereinigt und es sind aus den verbündeten Städten Aschaffenburg, Friedberg, Homburg, Offenbach und Groß-Umstadt über 450 Sänger angemeldet, so daß ein Chor von 700 Sängern die gemeinschaftlichen Gesänge vortragen wird. Dieser Männer-Chor wird noch verstärkt durch mehr als 200 Knaben- und Mädchenstimmen aus den unter der Leitung unseres Stadt-Kantors Völsing trefflich geübten Stadtschülern, eine Mithülfe, die sich anderen Ortes nicht so leicht beschaffen lassen dürfte. Die Direktion des musikalischen Theiles ist dem als langjährigen Direktor des Mozart-Vereines bewährten großherzoglichen Hofmusikmeister Herrn Wilhelm Niederhof übertragen. Zur Aufführung werden gelangen: 1. Unter Mitwirkung der Kinder: a) „Lobet den Herrn", große Kantate von Ritter von Neukomm. b) „Der deutsche Rhein", eigens für das Fest komponirte Kantate von Heinrich Neeb. 2. Festgesang an die Künstler von Mendelssohn-Bartholdy. 3. Spezial-Chöre der Vereine aus den verschiedenen Städten und 4. eine Instrumental-Piece, ausgeführt von der bei den Gesammt-Chören mitwirkenden Musik des 3. Infanterie-Regiments und einzelnen Mitgliedern der großherzoglichen Hofkapelle. Zur Abhaltung des Konzerts hat der Großherzog den von dem Militär als Turnplatz benutzten alten Theaterhof zu bewilligen geruht, der in akustischer Beziehung sich trefflich dazu eignet und beiläufig 1000 Mitwirkende und 4000 Zuhörer faßt. — Das bereits festgestellte Festprogramm enthält, wie wir hören, folgende Tagesordnung: Sonntag den 18. August, Morgens 9½ Uhr, Empfang der Gäste an dem Bahnhof, Ordnen des Zuges und Festzug zum neuen Theaterhof; dort einfaches Frühstück und um 11 Uhr Beginn der Hauptprobe. Nach derselben Geleiten der auswärtigen Sänger in ihre Quartiere. Um 4 Uhr Beginn des Fest-Konzerts, zu dem vorher Karten zu 1 fl. 30 kr., 1 fl., 36 kr. und 18 kr. hier und in den Nachbarstädten zu haben seyn werden. — Nach beendigtem Konzert findet Restauration und gesellige Unterhaltung sämmtlicher Sänger in den Räumen des Chausseehauses statt, wovon man sich erfahrungsgemäß einen sehr heiteren und genußreichen Abend versprechen darf. Für den zweiten Tag ist ein Morgenspaziergang in die herrlichen Waldanlagen in unserer Nähe vorgesehen, der auf der „Ludwigshöhe" mit einem Frühstück endigen wird, woselbst gleichzeitig eine Berathung der Vorstände der Vereine über Angelegenheiten des Bundes abgehalten werden soll, während die Sänger bei Musik und Gesang in geselliger Unterhaltung die Zeit verbringen. Mittags 4 Uhr Abschiedsfeier im Gasthirth Schröderschen Lokale. Begünstigt uns das Wetter nur einigermaßen, so dürfte das bevorstehende Fest dazu beitragen, den Ruf des gemüthlichen, frohen, ungezwungenen Lebens, den sich Darmstadt zu erringen wußte, immer fester zu begründen.

Mannigfaltigkeiten.

Seit vielen Jahren schon werden die in Stettin bestehenden Zucker-Raffinerieen systematisch bestohlen, und zwar von Wesen, denen weder polizeilich noch gerichtlich beizukommen ist, nämlich von Bienen. — Früher nahm man von diesen Zuckerdieben keine weitere Notiz; aber im Laufe der letzten zehn Jahre hat sich die Zahl der Bienenstöcke in der Umgegend jener Fabriken verzwanzigfacht, da selbst auswärtige Bienenzüchter ihre Stöcke nach Stettin in Pflege gegeben haben, um sie auch an der billigen Zuckerweide prostituren zu lassen. In der Entomologischen Zeitung, deren Herausgeber, Hr. Dohrn, selbst Direktor einer der Zucker-Raffinerieen ist, wird nun berichtet: „Die geplagten Siedereien entschlossen sich zu organisirter Abwehr. Sobald nämlich in einem der verschließbaren Räume, vorzugsweise in solchen, welche einfallendes Licht haben, eine größere Anzahl von Bienen schwärmt, so werden sämmtliche Thüren und Fenster gesperrt, und ein instruirter Arbeiter stellt unter das helllste, von den eingeschlossenen Bienen natürlich vorzugsweise heimgesuchte Fenster eine große Wanne mit heißem Wasser, bespritzt mittels eines großen Maurerpinsels die am Fenster herumrirrenden Bienen und bewirkt dadurch, daß sie in die Wanne fallen, aus welcher sie dann in Eimer geschöpft und in die Zuckerpfannen zum Auskochen geschüttet werden. Dadurch, daß man die Zahl der in einem solchen Eimer enthaltenen Bienen gezählt und auf 65—66,000 festgestellt hat, war es möglich, auch die Durchschnittszahl der in den letzten Jahren auf diese Art getödteten Biene zu ermitteln. Sie beläuft sich jährlich auf ungefähr 11,000,000, und es wird aus den ausgekochten Bienen jährlich ein Zucker-Quantum gewonnen, welches den Werth von etwa 300 Thlrn. hat. Da aber nach

muthmaßlicher Schätzung schwerlich auch nur der vierte oder fünfte Theil der flüchtigen Zuckergäste ertappt und rassiuirt wird, so wird bei Weitem nicht der Schaden gedeckt."

An die deutsche Turnerschaft ward folgender Aufruf zum zweiten allgemeinen deutschen Turnfest zu Berlin am 10., 11., 12. August d. J. vom hiesigen Fest-Ausschusse erlassen: „Die Unterzeichneten haben sich zum Fest-Ausschuß für das zweite allgemeine deutsche Turnfest vereint, welches am 10., 11. und 12. August d. Js. zu Berlin abgehalten werden soll. Sie laden hierdurch die gesammte deutsche Turnerschaft zu zahlreicher Theilnahme an dem volksthümlichen Feste ein, durch welches das 50jährige Bestehen des deutschen Turnens und das Andenken an den Begründer der Turnkunst, Friedrich Ludwig Jahn, gefeiert werden soll. Auf, Ihr deutschen Jünglinge und Männer, die Ihr auf deutschen Turnplätzen Kraft und Mannheit zu erringen und zu bewahren bemüht seyd, sammelt Euch zu dem Jubelfeste Eurer edlen Sache in einmüthiger Freude und zeigt dem deutschen Volke, wie Ihr durch die Turnerei zu Einheit, Kraft und Vaterlandsliebe erhoben worden. Möge durch Eure zahlreiche und rege Theilnahme ein großes würdiges Fest bereitet werden; möge, gestärkt durch dieses Fest, die Turnkunst noch frischer und blühender im ganzen Vaterlande gedeihen, und möge endlich diese Blüthe des Turnens dem deutschen Vaterlande Heil und Segen bringen! Die Turner, welche zum Feste nach Berlin kommen werden, ersuchen wir, ihre Ankunft dem Berliner Turnrath anzuzeigen. Berlin, den 10. Juli 1861. Der Fest-Ausschuß." (Folgen die Unterschriften.)

Aus Berlin vom 16. Juli wird berichtet: „Als am Sonnabend der Extrazug von hier nach Stettin abgehen sollte, hatte man den Zug aus so viel Wagen zusammengestellt, als nach der Zahl der ausgegebenen Fahrbillets zur Fortschaffung der Theilnehmer nothwendig waren. Gleichwohl reichten die Wagen nicht aus, alle Fahrgäste zu fassen, es mußte erst ein Wagen angeschoben werden, dann ein zweiter, ein dritter und noch immer nahm die Zahl der Fahrgäste nicht ab, die noch befördert seyn wollten. Natürlich erregte dieß das Befremden der betheiligten Beamten, man fand sich deßhalb veranlaßt, der Ursache dieser auffallenden Erscheinung näher nachzuforschen und soll endlich entdeckt haben, daß ein großer Theil der bereits abgenommenen Billets gefälscht, den ächten aber so täuschend ähnlich waren, daß die Beamten dadurch irre geführt wurden. Natürlich war jetzt nicht mehr festzustellen, welche Personen die gefälschten Billets abgegeben hatten und konnte deßhalb Niemand von der Mitfahrt ausgeschlossen werden. Der Fälscher hatte jedenfalls ein gutes Geschäft gemacht."

Franz Raffelsperger, Inhaber einer Kunstdruckerei, Erfinder der Kunst, Landkarten durch die Buchdruckerkunst darzustellen, ist am 14. d. M. in Wien gestorben. R. wurde zu Modern in Ungarn den 23. September 1793 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in Wien und erlangte ausgezeichnete geognostische Kenntnisse, so daß er schon im Alter von 20 Jahren den Bau, die Einrichtung und Leitung der Gypsbrennereien zu Direnberg in Niederösterreich übernehmen konnte. 1820 erhielt er eine Anstellung bei der k. k. Post und trug durch seine literarischen und artistischen Leistungen unbestreitbar Vieles zur Hebung des Postwesens bei, wofür ihm von den Souveränen Europa's zahlreiche Auszeichnungen zu Theil wurden. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Erfindung: Landkarten durch die Buchdruckerkunst darzustellen (1836), durch sein allgemeines geographisches Postlexikon und andere geographische und chartographische Werke.

Charade.

(Dreisilbig.)

Mein Erstes ist ein Ort, in dem du gern verweilst,
Wohin du nach der Last des heißen Tages eilst,
Dich in des Abends Kühl im Laubgang zu erzeh'n,
Und Floras üppige Welt in ihrer Pracht zu seh'n.

Mein Zweites stehet fest auf einem Fundament,
Es trotzt dem Regen, Sturm, doch gibts ein Element,
Das mich zerstöret, und zur wüsten Stätte macht,
Mich, das ich Jedem Schutz gewähr' bei Tag und Nacht.

Mein Ganzes findest du im ersten Sylbenpaar;
Es weilt in mir so gern die munt're Sängerschaar;
Sie baut ihr niedlich Nest in meinem grünen Kleid,
Wenn du mich suchst und lauschst zur schönen Jahreszeit!

Nun rathe lieber Freund, und knacke auf die Nuß,
Du gabst vielleicht in mir dem Liebchen manchen Kuß,
Und hieltest schon in mir beim silbern Mondenschein
Zur mitternächt'gen Stund' ein trautes Stelldichein.

Auflösung der Homonyme in Nro. 175:
Rost.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 180 Dienstag, 30. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter hatte mich fünf Jahre entbehrt, unsere Eintracht, unser Einverständniß waren noch immer innig, und sie erlangte es, daß ich um ihretwillen in dem Hause meines Vaters arbeiten, mit dem von meinem Onkel ererbten Vermögen als stiller Theilnehmer in die Handlung treten, und in ihrer Nähe bleiben konnte, während ein fremder Gehülfe meinem Bruder nach Rußland mitgegeben ward.

Ich hatte nun einen Stand, ich hatte Aussicht auf eigenen Erwerb, ich war in meiner Heimath, aber ich fühlte mich ihr nicht angehörend. Ohne Rast und Ruhe verbrachte ich meine Tage, bis ein Brief Claudinens eine Stunde der Erleichterung mir gewährte, und meine Mutter hätte nicht ein Mutterauge haben müssen, hätte der Zustand ihr entgehen können, in welchem ich lebte. Mehrmals schon hatte sie sich bemüht, mein Vertrauen zu erhalten, aber ich kannte ihre und meines Vaters Grundsätze zu genau, ich wußte zu entscheiden, wie Jeder von ihnen, von seinem Standpunkte aus, über die unumschränkten Rechte der Eltern über ihre Kinder dachte, um mich vereitig zu verrathen So oft auch die Angelegenheiten der herzoglichen Familie, oder die Weise, in welcher ich die Flucht der Tochter bewerkstelligen gehelfen hatte, zwischen uns und mit Freunden besprochen worden waren, hatte ich mein Geheimniß doch sorgfältig gehütet.

Da gelangte im September eines Tages durch den Pariser Korrespondenten meines Vaters, durch den Konsul, der mir zu Claudinens Flucht behülflich gewesen war, die gelegentliche Nachricht zu uns, daß der Herzog, bei dem Sturme des Volkes auf die Tuilerien, in der Vertheidigung seines Königes sein Leben verloren, daß die Herzogin wenige Tage später dem Schrecken über dieses Ereigniß, dem Grame über ihren Verlust erlegen sey.

Ich befand mich bei meiner Mutter, als mein Vater ihr diese Kunde brachte. Die Empörung des Letzteren, die Trauer der Ersteren machten es möglich, daß meinen Eltern mein Entsetzen, meine Verwirrung entgehen konnten. Der Gedanke an Claudinens Lage, wenn diese Botschaft sie unvorbereitet treffen sollte, sträubte mir das Haar auf dem Kopfe, und doch — so eigensüchtig ist das Menschenherz — doch empfand ich selbst in diesem schreckensvollen Augenblicke eine Art von Erleichterung und Freude durch die Vorstellung, daß Claudine ihrerseits nun der elterlichen Herrschaft entrissen, daß sie frei sey. Aber das zuckte nur wie ein grelles Licht durch mein Gehirn, und die zärtlichste Angst und Sorge um den Schmerz der Geliebten nahmen mich schnell wieder gefangen.

Mein Vater ging bald von uns, meine Mutter dachte mit Thränen der gestorbenen Freundin. Sie beklagte es, daß dieselbe es verschmäht, Zuflucht bei ihr zu suchen, als es noch Zeit gewesen war, sie sprach liebevoll von ihr, und in ihren Klagen tönten die Worte: Arme, unglückliche Claudine! von ihren Lippen.

Vor diesem Laute, vor diesem Namen schmolzen alle meine Vorsätze, schmolz meine Festigkeit dahin. Ein unwillkürlicher Ausruf entrang sich meiner Brust, ich warf mich in einen Sessel und weinte schmerzlich. Meine Mutter sah mit Erstaunen auf mich hin. Sie stand auf, trat an mich heran und legte ihre Hand auf meine Schulter. Sie mochte erwarten, daß ich sprechen sollte, aber ich vermochte es nicht. Da hob sie mit leiser Bewegung mein gebeugtes Haupt empor, wie sie es oft gethan in meiner Kindheit, wenn sie meinen Unmuth besänftigen wollte, und sagte mit ihrer milden Stimme, die niemals ihre Wirkung auf mich verfehlte: Du hast sie sehr geliebt, die kleine Claudine, als Du noch ein Knabe warst, und Du hast es, wie ich sehe, nicht verlernt, sie zu lieben, mein armer Sohn!

Sie ist mein Leben; rief ich aus, und daß ich jetzt, jetzt nicht bei ihr bin, daß ich nicht da bin, ihre Thränen zu trocknen.

Meine Mutter ließ mich nicht vollenden. Unglücklicher, was sprichst Du! warnte sie mich. Die Tochter des Herzogs, die Gattin des Grafen von Lankenil! was sprichst Du, mein Emil!

Mein Gattin wird sie werden, meine! rief ich, Alles vergessend, aus, wer lebt jetzt noch, der ihr gebieten könnte . . .

Und wieder unterbrach mich meine Mutter. Mein Sohn, sagte sie, laß solche wahnsinnige Gedanken nicht aufkommen in Dir und nicht zu Worten wer-

den, ich bitte Dich darum! Du sprichst von einem Ehebruche! —

Ihr angstvoller Ton brachte mich zur Besinnung, ich schwieg. Meine Mutter setzte sich zu mir, sie faßte meine Hand. Das also war der Kummer Deines Herzens, das war Dein schwermüthiges Aussehen, Deine Unruhe, mein Emil? fragte sie mit dem Tone sanften Trostes. Ach, es muß hart seyn zu entsagen, wenn man jung ist wie Du!

Ich konnte ihr nicht gleich antworten, ich wußte nicht, was ich ihr entgegnen sollte. Endlich trug mein Verlangen nach Wahrheit den Sieg davon, und ich erklärte, daß ich Claudinen nie entsagen würde, weil ich ihrer Liebe sicher sey.

Die Bestürzung meiner Mutter wuchs mit jedem meiner Worte.

Ich stand auf dem Punkte, ihr Alles zu entdecken, nur die Besorgniß, sie würde ihren Willen zur Vertrauten zu machen, hielt mich davon zurück, als ich bemerkte, daß der ganze Ausdruck in ihren Zügen sich verändert hatte. Sie saß nicht mehr an meiner Seite, sie stand neben mir und hatte ihre Hand auf den Tisch gestützt. Ihre feinen Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, ich sah, daß sie nach einer Fassung rang, die ihr fehlte. Endlich sprach sie mit mühsam erkämpfter Ruhe: Emil, mein Leben hat Dir gehört, seit der Stunde Deiner Geburt. Was ich Gutes, Großes und Erhabenes kannte, habe ich Dir zu vererben, auf Dich zu übertragen gestrebt. Dein Vater hat in Dir einen ehrenhaften Mann von mir zu fordern, denn er hatte mir die Erziehung Deiner ersten Jugend überlassen. Deines Vaters, unseres Hauses Ehre und Sitten sind makellos. Du kannst nicht ehrlos handeln, ohne die Liebe Deiner Mutter als Schwäche anzuklagen und sie pflichtvergessen vor Deinen Vater hinzustellen! — Du darfst es nicht! Du sollst es nicht!

Ihre Hand zitterte, ihre Stimme bebte. Ihre Worte erschütterten mich, weil ich wußte, wie sehr sie ihr vom Herzen kamen, aber vor der Gewalt der Liebe, die mich an Claudinen fesselte, verstummte das Mitleid mit der Mutter; und da man immer hart wird, wenn man gegen seine bessere Einsicht eine weiche Regung in sich besiegen will, sagte ich: Ihre Liebe, Ihre Erziehung würden wenig Dank verdienen, Mutter, wenn Sie mich nicht zum Manne gebildet hätten, der für sein Thun und Handeln die höchste und letzte Rechenschaft nur sich selber ablegt.

Der Ton, in welchem ich das aussprach, klang schärfer, als ich es beabsichtigt hatte. Meine Mutter blieb unbeweglich vor mir stehen.

Du mußt ein schweres Unrecht zu verbergen haben, denn Du stößest die Theilnahme Deiner Mutter von Dir! rief sie aus. — Dann hielt sie inne und fragte erst nach längerem Schweigen: Wo ist Claudine? Du weißt es, und ich will es wissen!

Diese Herrschaft, welche sie über mich auszuüben strebte, reizte mich auf das Aeußerste, ich wollte mich derselben mit einem Schlage entziehen.

Ich habe Claudinen entführt, und sie ist mein Weib! sagte ich fest und schnell, während die heiße Röthe der Scham meine Wangen bedeckte, als ich die Lüge aussprach, als ich meine und der Geliebten Ehre in frevelndem Trotze also Preis gab.

Meine Mutter schlug ihre Hände vor ihrem Antlitz zusammen, als wolle sie mir den Anblick ihres Schmerzes entziehen. Sie hatte sich niedergesetzt, denn die Kraft mochte ihr versagt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Telegraphie und Aerostatik.

Vor der Schlacht von Solferino ließ Ludwig Napoleon die Position des Feindes von einem Luftballon aus rekognosziren. Es ging ihm dabei aber der Vortheil der sofortigen Mittheilung aus der Höhe ab. Herrn Professor Lowe in Washington, dem bekannten Aeronauten, der schon seit einem Jahre mit dem Plane umgeht, eine Ballonfahrt über den Ozean zu unternehmen, ist es gelungen, die erste telegraphische Depesche aus der Luft zu befördern.

Am 18. Mai d. Js. stieg er in einem an einem 5000 Fuß langen Seile befestigten Ballon mit einem Telegraphisten von dem Arsenalplatz in Washington aus in die Höhe. Der Ballon hatte einen Umfang von 20,000 Kubikfuß und war mit den nöthigen Signalflaggen und einem sehr starken Telestep versehen. Da die Aeronauten spät am Nachmittag und zwar lediglich in der Absicht aufstiegen, um den Beweis der Möglichkeit zu liefern, daß ein elektromagnetischer Strom von einem Ballon aus unterhalten werden und operiren könne, so wurde kein weiterer Versuch zur Rekognoszirung des Terrains gemacht. Ein Strom wurde dadurch hergestellt, daß einer der die Stadt Alexandria mit dem Bureau des Kriegsdepartements verbindenden Telegraphendrähte mit schneckenförmig gewundenen, mehrere hundert Fuß langen Drähten verbunden wurde, welche auf dem Platze, von welchem die Aufsteigung unternommen wurde, auf eine Winde gerollt waren. Die schneckenförmigen Drähte waren von sehr feiner und biegsamer Beschaffenheit und standen in Verbindung mit einem sehr elegant gearbeiteten Morse'schen Taschentelegraphenapparat, welchen der Telegraphist im Ballon mit sich führte. Die Drähte wurden ebenso rasch von der Winde abgerollt wie das Seil, an welchem der Ballon befestigt war. Sie stiegen etwa 5—600 Fuß hoch und der Telegraph arbeitete ausgezeichnet.

Die erste Depesche dieser Art, welche Professor Lowe aus der Höhe durch das Bureau des Kriegsdepartements an den Präsidenten Lincoln sandte, lautete

wie folgt: „Ballon Entreprise, 19. Mai 1861. An den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Von diesem Observationspunkte aus bietet die Stadt Washington mit dem sie umgebenden Gürtel von Lagern und Befestigungswerken einen prachtvollen Anblick dar. Es gereicht mir zur großen Freude, daß ich die erste Depesche an Sie sende, welche jemals von einer Luftstation aus telegraphirt ist. Ich versichere Sie dabei meiner Dankbarkeit für die Ermuthigung, die Sie mir für die Bewerkstelligung haben zu Theil werden lassen, daß die Wissenschaft der Aeronautik dem Militärwesen des Vaterlandes von großem Nutzen seyn kann. T. S. C. Lowe."

Nachdem so dem Professor Lowe der erste Versuch des Telegraphirens aus der Luft gelungen war, wurde er mit seinem Ballon ungefähr eine halbe Meile weit durch die Straßen der Stadt bis auf den freien Platz südlich vom Weißen Hause, der Residenz des Präsidenten, gezogen, wo der Ballon sicher für die Nacht vor Anker gebracht wurde und zwar in der Absicht, um am folgenden Tage einen Versuch zur Rekognoszirung des auf virginischem Gebiet befindlichen feindlichen Lagers in Gegenwart des Präsidenten und seines gesammten Kabinets vorzunehmen.

Es braucht wohl nicht eines Weitere erläutert zu werden, von welcher unberechenbaren Bedeutung eine solche aerostatisch-telegraphische Rekognoszirung und Berichterstattung in Kriegszeiten für die kommandirenden Feldherren ist.

Es mag hier auch am Platze seyn, einer auf dem Gebiete der Telegraphie gemachten deutschen Erfindung zu erwähnen, welche so eben von ihrem Erfinder, einem kurhessischen Hauptmann, der amerikanischen Regierung unter sehr annehmbaren Bedingungen angeboten ist. Der Erfinder hat sein System vor ganz Kurzem in einer Broschüre erläutert, welche den Titel führt: „Ein Postulat der Gegenwart. Aus der Sphäre des Feldherrn, betreffend die Potenzirung seiner Wirksamkeit am Tage der Schlacht. Akustische Armee-Telegraphie, zu engerer Verbindung und besserer Vereinigung der Armee in der Hand des Feldherrn, bei Schlachten ꝛc. von einem Generalstabsoffizier." (Kassel, Ludwig Döll.)

Die Vortheile, welche diese neue Erfindung zu vereinigen sucht, lassen sich ungefähr in folgende Punkte zusammenfassen: 1) die Einrichtung soll ein wandernder Telegraph seyn, der sich allen Bewegungen der Armee und des Feldherrn von selbst akkommodirt und folglich an keine Lokalität gebunden ist, wie alle andern Telegraphen*); 2) soll derselbe unzerstörbar seyn; 3) in seiner Organisation die Vortheile der Disziplin und der eigenen Intelligenz in sich tragen; 4) soll derselbe sich nicht erst aufsuchen lassen, sondern seine Dienstleistungen gewissermaßen selbst aufsuchen, indem er sich den betreffenden Kommandostellen anzuschließen bemüht; 5) soll er im Telegraphiren mit Zahlen das Geheimniß bewahren, im Telegraphiren mit Worten die Operation bedeutend abkürzen und endlich in dringenden Fällen das Mittel bieten, zugleich als Kurierrelais zu dienen, das ganz für sich thätig seyn und verwendet werden kann, ohne das Telegraphiren im Geringsten zu unterbrechen, 6) sollen keine Tageszeit und keine Witterungsverhältnisse seine Thätigkeit verhindern, daß mithin 7) hiermit die vollständigste und sicherste Verbindung zwischen dem Feldherrn und der Armee hergestellt ist, welche Beiden so willkommen seyn muß, als sie ihnen nöthig ist.

Das in Darmstadt erscheinende Literaturblatt zur allgemeinen Militärzeitung (eine bekannte Autorität in militärischen Angelegenheiten) spricht sich sehr günstig über die Erfindung aus, indem es sie ernst und nachdrücklich zur Beachtung und zu Versuchen praktischer Ausführung empfiehlt.

*) Den oben erwähnten, dem Erfinder wahrscheinlich noch unbekannten aerostatischen ausgenommen.

Zum deutschen Sängerfest.

Der „Fränk. Kurier" berichtet: „Wenn wir nach dem Abschlusse des Sängerfestes trocken auf dasselbe zurückkommen, so thun wir dieß, um einzelne Momente besonders hervorzuheben, und wir treffen hier zunächst auf die Brüder aus Oesterreich. Klarer, herzlicher, kräftiger, als wie es geschah, konnte wohl nicht bewiesen werden, wie fest dieser herrliche Volksstamm den Deutschen an das Herz gewachsen ist. Es hat sicher unter den vielen Tausenden von Menschen aus allen Gauen Deutschlands keinen gegeben, der ihnen nicht einen Gruß, einen Blick der Begrüßung entgegengebracht hätte. Mit wundervollem Takte haben sich aber auch unsere Freunde aus Preußen benommen. Als es sich darum handelte, zu entscheiden, wer den von den Deutschen in Bern gestifteten silbernen Pokal erhalten solle, waren es die HH. Tschirch aus Berlin und Hiller aus Köln, welche diese aus der Schweiz gekommene Brudergabe dem Wiener Männergesangverein zuerkannten, und der ganze Norden unseres Vaterlandes war eine volle Stimme für diesen Antrag. Mögen die Männer aus Oesterreich, die Alle, alle ihren Theil haben an dieser Gabe, nicht vergessen, daß ihr ganzer, ihr einziger Halt an Deutschland ist! — Weiter berühren wir die Abschiedsrede des Bürgermeisters Seiler, deren wir schon in Nr. 177 der Erheiterungen gedachten. Er sagte: „Meine Herren, vergönnen Sie mir im Namen meiner Vaterstadt, die ich vertrete, wie Namens des Festausschusses, daß ich Ihnen noch ein herzliches Lebewohl zurufe. Ich reiche Ihnen allen, allen, die Hand zum Abschiedsgruß. Reisen Sie glücklich in Ihre Heimath, und wenn Sie heimkommen, erzählen Sie es überall,

was Sie in Nürnberg gesehen und erlebt haben. Wir haben ein Fest vollendet, das viel herrlicher geworden, als wir es je erwartet, ja geahnt haben. Es war in der That nur ein Gedanke, ein Gefühl, das Alle beseelte. Als wir Sie einluden, die Brüder im fernen Norden, wie unsere näher gelegenen Vaterlandsgenossen, da war das unser Einziger Gedanke, unser Einziger Wunsch, daß es uns gelingen möge, die Einigkeit Deutschlands durch unser Fest neu zu befestigen und dieß unser Hoffen ist wunderbar Wahrheit geworden. Das, was wir in diesen Tagen erlebten, das war nicht von Menschen gemacht. Wir haben es deutlich erkannt, es war ein unbewußtes Sehnen Aller, einmal Ort und Gelegenheit zu finden, wo sie sich aussprechen und von Mund zu Mund es sagen konnten, daß sie Eines Volkes Söhne, einig unter einander seyn wollen. Und so ist denn unser Fest in der That in Deutschlands Geschichte ein Ereigniß. Hier im Herzen Deutschlands, in der alten Noris, da hat deutsches Herz deutschem Herzen sich erschlossen und die Macht des deutschen Liedes war es, die Solches ermöglichte. Bewahren wir es treu, was wir in diesen Tagen empfunden und begeistert einander geschworen, auf daß gute und heilsame Frucht geerntet werde von dem Saamen, der gesäet ist. Und jetzt zum Schlusse unseres Festes noch einmal aus voller Seele und vollem Herzen: Deutschland, das ganze große Deutschland, es lebe hoch!"

Anschließend an diesen Nachtrag zum Sängerfeste mögen auch noch die beiden hier folgenden Sängergrüße Platz finden.

V.

Sängergruß der Augsburger Liedertafel.

Wahlspruch: Sehet wie lieblich, sehet wie gut Brüder in Eintracht wohnen.

Seyt uns gegrüßt zu Fest des Liederklanges!
Seyt uns gegrüßt du edle Sängerschaar!
Froh bringen heut' am Sitz des Meistersanges
Augustas Boten ihre Lieder dar.
Die vollen Herzen wollen sich erschließen,
In Tage drängt es durch die bange Nacht,
Da muß im freien Strome sich ergießen
Des deutschen Liedes unbezwung'ne Macht.

Und dieses Liederstromes mächt'ge Wellen,
Sie sind bewegt durch jenes hohe Wort,
Das jedes Deutschen Brust macht höher schwellen,
Seyn's tief im Süden oder hoch im Nord.
In jedem Herzen steht's mit Flammenzeichen:
„O theures Vaterland, Gott gebe dir
Einheit und Größe unter deinen Eichen,
Und Freiheit für dein heiliges Panier!"

So brause denn empor in vollen Tönen
Du deutsches Lied, dem dieses Fest geweih't,
Zum Preise alles Edlen, Hohen, Schönen,
Als gold'nes Kleinod uns'rer Einigkeit.
Und ist des Festes Rauschen auch verklungen,
Zieht jedes Fähnlein wieder heimathwärts,
Das, was begeist'rungsvoll wir hier gesungen,
Schwellt immerdar des treuen Sängers Herz.

VI.

Telegraphirter Gruß an die in Nürnberg tagenden deutschen Sänger, dargebracht vom Gesangvereine „Melomania" zu Aschaffenburg am 21. Juli 1861.

Seyd gegrüßt aus Ost und Westen, seyd gegrüßt aus Süd und Nord
Deutsche Sänger! — Mahnen wollt Ihr Euer Volk durch Lied und Wort,
Wie zu einem großen Zwecke wir Euch heut' vereinigt sehen,
Soll das ganze, deutsche Volk auch jederzeit zusammenstehen! —
Auf! und singet und das schöne Vaterland stimmt mit Euch ein:
„Einig wollen wir im Innern — kampfbereit nach Außen seyn!"
In dem Frieden schmücke Kunst die Sängerfahn' mit zarter Hand
Doch im Kampf soll an dem deutschen Banner weh'n ein Siegesband! —

Berichtigung. In dem in Nro. 177 der Erheiterungen gebrachten Bericht über das Nürnberger Sängerfest ist zu berichtigen, daß der erste Tenor des Wiener Männergesangvereins, welcher in der letzten Produktion Gumbert's „Ständchen" vortrug (Dr. Dischbauer), nicht Hofopernsänger, sondern Notariatskonzipient ist. Ein Opernsänger war überhaupt nicht unter den Mitgliedern des Vereins.

Mannigfaltigkeiten.

Bekanntlich ist Major Serre, der Veranstalter der Lotterie zum Besten der Schiller-Tiedge-Stiftung, von einem Advokaten Pappermann in Dresden, der von Elise von der Recke, Tiedge's Freundin, „Alles mit Ausnahme ihrer Achtung für die deutsche Literatur" geerbt hat, verklagt worden, weil ein Gewinn nicht, wie versprochen war, den Werth eines Thalers habe. Das Gericht erster Instanz hat den Kläger abgewiesen, „weil der Geldwerth der Gewinne in der Schillerlotterie nicht nach der Abschätzung des Herrn Dr. Pappermann, sondern nach der bestimmt werde, welche der gebildete Theil des deutschen Volkes ihnen beilege, und diese Lotterie nicht zur bürgerlichen Geschäftsspekulation, sondern zur Förderung eines großen, sittlichen Zweckes gedient habe.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 181 Mittwoch, 31. Juli 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Die Tochter meiner Freundin! rief meine Mutter endlich schmerzlich aus. Die Tochter des Mannes, dem wir selbst, dem Deine Eltern ihr Haus als Zuflucht, ihren Beistand angeboten, der uns, der Dir vertraute! — Das ist entsetzlich, das ist unerhört, das ist ehrlos, Emil!

Jede dieser Anklagen traf mich wie ein Schlag. Ich kam mir in doppeltem Sinne wie gebrandmarkt vor, und ich konnte der Gewalt der Wahrheit, der drückenden Schaam kaum widerstehen, welche mich antrieben, vor meiner Mutter niederzusinken, ihr die Lüge zu bekennen, und ihre Hülfe, ihren Beistand, und vor Allem ihre Liebe zu erflehen. Aber jener Dämon des jugendlichen Mannes, der falsche Stolz, hielt mich davon zurück, und — so räthselhaft mir das selber war — ich fühlte eine Art von Triumph darin, meiner Mutter so straftbar zu erscheinen.

Es entstand eine lange Pause.

Meine Ueberlegung war mit meiner Reue zugleich erwacht. Ich wollte meine Mutter versöhnen, ich wollte auch einlenken, denn ich hatte für Claudinen einzustehen und zu sorgen. Ich ging zu meiner Mutter, ich setzte mich zu ihr, und sagte bittend: Helfen Sie uns, Mutter! einen befriedigenden Ausweg zu finden. Helfen Sie uns, unsere Leidenschaft unter Ihren Augen zu heiligen.

Meine Mutter hatte sich von mir abgewendet, ich wartete vergebens auf ein Zeichen, daß sie mich höre und erhöre, und während dessen fühlte ich die Versündigung, welche ich gegen die Geliebte begangen hatte, immer schwerer und verdammenswerther.

Endlich ertrug ich es nicht länger. Ich kniete vor meiner Mutter nieder, ich erfaßte in meiner Qual ihre Hände: Mutter! rief ich, vergessen Sie, was der Wahnsinn einer verlangenden Leidenschaft, was der unglücklichste Trotz gegen Sie, mich frevelnd reden machte. So wahr Gott lebt, ich habe Claudinen nicht entführt, kein Engel vor dem Throne des Höchsten ist reiner als sie. Aber ich liebe sie, sie hat sich mir zum Weibe zugesagt, kein Vater, keine Mutter haben die Selbstbestimmung der Unglückseligen jetzt mehr zu hindern. Werden Sie mein Fürsprecher bei Claudinens Brüdern, bei meinem Vater! Lassen Sie Ihren Sohn, Ihren Emil, aus Ihrer Hand das reine Glück seines Herzens empfangen, und mein und Claudinens ganzes Leben sollen dem Danke gegen Sie gewidmet seyn!

In herzklopfender Angst hing ich an den Mienen meiner Mutter, denn es war nicht mein, es war auch der Geliebten Schicksal, das ich in ihre Hände legte. Aber meine Mutter blieb unbewegt, sie glaubte meinen Worten nicht. Selbst wahrhaft bis auf das Aeußerste, beleidigte sie der Gedanke, daß ich sie hintergangen hatte.

Wer seine Mutter zu täuschen, wer die Tochter einer edlen, vertrauenden Familie zu entehren vermochte, der wird auch kein Bedenken haben, seiner Mutter die Entehrte in das Haus zu führen! sagte sie mit einer Kälte und mit einer Verachtung, die mir bis in das tiefste Innere drangen; und ich war zu sehr ihr Sohn, zu sehr Blut von ihrem Blute, als daß ihr Verhalten in mir nicht den Widerhall hätte erzeugen sollen.

Ich erhob mich, wir standen einander bleich und sprachlos gegenüber.

Ich habe also auf Ihre Vergebung, auf Ihre Theilnahme nicht zu hoffen, Mutter? fragte ich endlich.

Es würde mir übel anstehen, an den heimlichen und sündhaften Liebeshändeln meiner Söhne Theil zu nehmen! antwortete sie in der früheren Weise.

Diese Rede, so wehe sie mir that, entmuthigte mich noch nicht. Ich hatte vorhin aus falschem Stolze gesündigt, ich wollte mich demüthigen, denn ich hatte den Irrthum aufzuklären, den ich selbst in meiner Mutter hervorgerufen hatte. Ich hinderte sie, mich zu verlassen, ich nöthigte sie, sich noch einmal zu mir niederzusetzen, ich erzählte ihr, wie Claudine und ich uns gefunden, wie man sie zu einer Heirath mit einem ungeliebten Manne hatte zwingen wollen, wie wir Beide unsere Leidenschaft für einander zu beherrschen gestrebt, wie wir mit diesem Vorsatze die Reise angetreten hätten. Meine Mutter hörte mir ernst und schweigend zu. Als ich darauf des Abends gedachte, da in Havre unsere Liebe uns überrascht, da wir sie uns eingestanden, erhob meine Mutter sich plötzlich.

Wo ist Claudine? Ist sie in England? forschte sie noch einmal, aber ihr Blick, ihr Ton waren so

entmuthigend, daß ich es nöthig fand, vorsichtig zu Werke zu gehen.

Haben Sie kein Verständniß mehr für die Liebe unserer Herzen? Keine Theilnahme für mein Geschick? fragte ich ausweichend. Habe ich nichts von den Erinnerungen Ihres eigenen Herzens zu erwarten, theure Mutter?

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: Du bist mir die Antwort schuldig geblieben auf meine Frage. Claudine ist also Deine Maitresse, und — sie ist hier!

Nein! bei Gott im Himmel schwöre ich es Ihnen, nein! rief ich aus, und fügte dann als Mahnung für mich selber und für sie, die Worte hinzu: Bedenken Sie, was Sie sagen, Mutter!

Schwöre nicht, ich glaube Dir nicht mehr! antwortete sie mir und schritt der Thür zu. Ich blieb schweigend zurück. Eine unübersteigliche Scheidewand hatte sich zwischen uns erhoben mit dem Schmähworte, welches sie gegen meine Geliebte ausgestoßen, und ich selber war es gewesen, dessen trotzige Unwahrheit sie dazu berechtigt hatte. Das kettete mich nur noch fester an Claudinen.

In der Thüre wandte sich meine Mutter nochmals um. Emil! sagte sie, ich weiß es, ich kenne Dein Herz! Ein Verführter bist Du, kein Verführer! Ich will es glauben, daß Claudine nicht hier, daß sie in England ist, aber bedenke, daß keine Pflicht der Erde Dich an ein Wesen bindet, welches Dich Dir selbst und Deinen Eltern und Deiner Ehre untreu machte. Ich werde schweigen und zu vergessen suchen — damit Du Zeit gewinnst, Dich loszureißen und zu vergessen, wie Du es mußt. Das aber beherzige Emil! Der Vater soll nicht sagen können, daß meine Ansichten Dich zum Schwärmer erzogen, daß meine Schwäche für Dich, Schande gebracht habe durch Dich über ihn und über unser Haus. Denn so lange meine Augen offen stehen über diesem Hause, so lange ich an Deines ehrwürdigen Vaters Seite in demselben lebe, soll unser reiner bürgerlicher Name nicht dazu gemißbraucht werden, die Schande eines entlaufenen Mädchens zu bedecken, und wäre es zehnfach eine Herzogstochter!

Meine Mutter verließ das Zimmer. Weder sie den Glauben gewonnen, daß Claudine in England sey, begriff ich nicht. Ich hatte nichts davon gesagt. Aber zwischen mir und meiner Mutter war jetzt keine Verständigung mehr zu hoffen. Die Ueberzeugungen Ihrer Jugend waren jetzt nicht mehr die ihrigen, die unglückliche Liebe fand kein Erbarmen mehr bei ihr, wenn sie ihr in ihrem Hause, in ihren Absichten störend entgegen trat. Meine Mutter hatte immer Scheu getragen vor irgend einem offenen Zwiespalte mit meinem Vater, dessen Zorn sie fürchtete. Sie wollte nicht die Mitwisserin meines Geheimnisses werden, nicht wieder den Vorwurf hören, die Urheberin meiner romantischen Richtung gewesen zu seyn. Sie hoffte wohl auch, ich würde anders denken lernen, weil die Jahre sie selbst anders denken gemacht. —

Ich hatte nichts von ihr zu erwarten! Claudine und ich hatten also Beide jetzt auch nichts mehr zu verlieren und zu scheuen. Wir standen frei und einsam, Mann und Weib, inmitten der Welt auf uns selber angewiesen, berechtigt, unser Glück zu suchen auf unsere eigene Weise.

Und ich war nicht der erste Mann, der sich seine Philosophie und seine Moralgesetze nach seinem Bedürfniß modelte, Claudine nicht das erste Weib, welches ihre Ueberzeugung aus den Händen des Geliebten annahm und nach seinem Willen handelte, weil ihr eigenes Herz ihm zustimmte.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard v. Closmann.

Am 24. Juni wurde zu Kaisheim (bei Donauwörth) der Regierungsrath v. Closmann zu Grabe getragen, ein Mann, dessen mühevolles rastloses Wirken dem Wohl der gefallenen Menschheit gewidmet war. Lange schon hielt den schwachen Leib nur noch der kräftige lebhafte Geist aufrecht, und als endlich schwere Krankheit des Körpers die geistige Thätigkeit unterbrach, riß der Lebensfaden ab. Alle, welche den liebenswürdigen rührigen Mann gekannt, werden sein Andenken hochhalten, und mit Rührung seiner Freundlichkeit und heitern Geselligkeit gedenken. Von nah und fern hatten sich Bekannte und Freunde an seinem Grabe eingefunden, und viele Thränen sind ihm geflossen.

Bernhard v. Closmann war geboren zu Alzey am 8. Mai 1794. Seine Familie hatte früher schöne Besitzungen in der Pfalz, die ihr alle in Folge der französischen Revolution entrissen wurden. Mit Mühe gelang es dem Vater, ein kleines Lieblingsgut bei Alzey sich zu retten, und auch das konnte er sich nur dadurch erhalten, daß er einen seiner Söhne für den französischen Militärdienst bestimmte. Sein Sohn Bernhard trat aus diesem Grund in seinem 16. Jahr in die französische Armee, und machte sogleich die Feldzüge in Spanien mit. In Folge der Katastrophe in Rußland mußte sein Regiment in Eilmärschen nach Deutschland aufbrechen. Closmann focht in dem blutigen Treffen bei Hagelberg (27. August 1813) in Davousts Korps. Von dort wurde sein Regiment zur Deckung von Kassel bestimmt, und dann nach Holland gesendet. Er machte die Schreckensnacht der Amsterdamer Erhebung durch, und wurde beim Rückzug seines Korps, in Folge der Uebergabe der Festung Deventer, kriegsgefangen. Sein durch die großen Strapazen im Felde geschwächter Körper hatte jetzt Ruhe nöthig. Sein Vater war indessen kurhessischer Legationsrath geworden, und galt sowohl

im Rathe seines Fürsten als beim König Max in Bayern sehr viel. Er vermittelte während eines Aufenthalts in Baden, wo König Max alljährlich weilte, die Aufnahme seines Sohnes in bayerische Militärdienste, welche im Herbst 1814 erfolgte. Den Kriegszug im Jahre 1815 machte Clesmann in der bayerischen Armee gegen Frankreich mit, wo er mit Fallmerayer (dem Fragmentisten) gleichzeitig Regimentsadjutant war. Die Erlebnisse des jungen — gleich seinem Vater durch und durch deutsch denkenden — Offiziers bei dem Okkupationskorps in Frankreich bildeten stets seine Lieblingsunterhaltung. Militärs, welche jetzt die höchsten Stellen in Bayern bekleiden, wurden damals seine Freunde fürs ganze Leben.

Nach dem Friedensschluß bestimmten ihn Privatverhältnisse zum Uebertritt in den Zivildienst, für welchen er sich mit rastloser Anstrengung vorbereitete. Bald kam er in die Strafanstalt in Kaiserslautern als Rechnungsführer, wo er sich unter einem Gefängnißvorstande wie Obermayer mit dem Gefängnißwesen vertraut machte. Damit hatte er nun endlich eine Laufbahn betreten, welche — wie uns jetzt klar bewiesen vorliegt — sein eigentlichster ausgesprochenster Lebensberuf war, und auf welcher er wohl noch für spätere Geschlechter seinen Namen den glänzendsten Namen der Gefängniß-Reformatoren beigestellt hat. Um Weihnachten 1845 ernannte ihn die Regierung zum Polizeikommissär und Vorstand der Strafanstalt Kaisheim. Hier begann das segensreiche Wirken, welches nach sechzehnjähriger rastloser Thätigkeit nur der Tod endete.

Als wahrer Menschenfreund hatte er von nun an noch das Wohl der ihm anvertrauten Büßer im Auge, und als treuer Beamter den wahren Nutzen des Staats. Während er die musterhafteste Ordnung in der ihm anvertrauten Anstalt herstellte, wußte er sich auch zugleich das unbeschränkte Vertrauen der Büßer zu erwerben. Ohne je den Zweck der Strafe aus den Augen zu verlieren, wußte er hauptsächlich durch Liebe zu wirken, und Tausende von Verbrechern, welche durch ihn als nützliche Glieder der Menschheit zurückgegeben wurden, sagen ihm heute für seine Strenge und seine Liebe Dank. Von allem Anfang an war sein Streben dahin gerichtet, alle Beschäftigungsarten aus der Anstalt zu verbannen, welche den Geist tödten, und durch andere zu ersetzen, durch welche die Gefangenen vor Allem angeregt, dann dauernd gespannt erhalten werden, und gleichsam ohne daß sie es merkten oder wenigstens den Zwang schmerzlich fühlten, lernen konnten. Erziehung für das neue Leben, das der Gefangene nach seiner Freilassung beginnen muß, war sein erster Grundsatz, Erziehung durch zweckmäßige, das Interesse rege erhaltende und Gesundheit stärkende Arbeit das Mittel. Den Vorwurf, daß er durch seine Milde oft dem Zweck der Strafe schade, wies er stets mit Entrüstung von sich, indem er sagte: „Ist es nicht Strafe genug, wenn ich dem Menschen ganz seine Freiheit und seinen Willen nehme, wenn er nicht einen Schritt thun darf, ohne daß es ihm befohlen oder erlaubt wird, wenn er gerade nur das zu thun gezwungen wird, was ich ihm befehle?“

Wie vor Allem seine Gesinnung eine milde war, so war er auch kein prinzipieller Gegner des Zellensystems, nur bekämpfte er es stets in seiner konsequenten Ausdehnung und seiner ganzen Härte. Er setzte hielt eine gewisse Anzahl von Zellen für fast unentbehrlich für jede Strafanstalt, um solche absondern zu können, welche schlimmen Einfluß auf ihre Mitgefangenen üben, oder die erst durch Zusprech empfänglich gemacht werden müssen für die heilsame Strafe in der Anstalt. Mit großer Freude begrüßte er deßhalb auch den jüngsten Entschluß des k. Ministeriums, eine größere Anzahl Zellen in Kaisheim einzurichten, und war im Begriff, Hand an den Bau derselben zu legen, als der Tod ihn seiner Wirksamkeit entriß.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Lemercier'sche Maschine zum Aufschrauben der Schuhsohlen mittelst Messingdrahts ist seit einigen Tagen im Parterresaal der Legionskaserne in Stuttgart in Thätigkeit und hat eitrige Besucher zunächst des Schustergewerbes aus Stadt und Land um sich versammelt. Herr Bauer aus Frankfurt, der ihre Handhabung mit viel Geschick und großer Gefälligkeit verweist, ist Agent des Pariser Hauses, das dort die Fabrikation im Großen mit 200 Gehülfen betreibt und fast ein ganzes Stadtviertel für sich einnimmt. Herr Bauer arbeitet mit einer solchen Maschine seit April v. Js., namentlich auch für die Frankfurter Garnison, wie denn Lemercier die in Folge des Feldzugs 1859 stark geleerten Schuhdepots der französischen Infanterie im vergangenen Jahre zu ergänzen beauftragt war und auch in kurzer Frist ergänzte. Die französische Armee soll die Vorzüge dieser neuen Methode, größere Haltbarkeit der Sohlen bei billigerer Arbeit, auf ausgedehnten Reisemärschen erprobt und schon jetzt soll fast jedes Infanterieregiment eine solche Maschine zum Preis von 1000 Franken für sich angeschafft haben. Diese Arbeitserspariß ist eine bedeutende; ein Arbeiter liefert mit dieser Maschine so viel wie drei aus freier Hand; wenigstens überzeugten wir uns durch Augenschein, daß eine Sohle nebst Absatz in der Zeit von 6—10 Minuten durch die Maschine festgeschraubt wurde. Der weitere Vortheil dieser neuen Methode besteht darin, daß nur gutes Material dazu verwendet werden kann, die Käufer also schon hierdurch die Garantie für gute Waare erhalten. (Schw. M.)

Herr von Watteville, der rühmlichst bekannte Statistiker, hat dem französischen Ministerium des Innern einen Bericht über die Taubstummen und Blinden in Frankreich vorgelegt. Die Anzahl der Ersteren beläuft sich auf 21,576 und zwar 12,325 männlichen und 9251 weiblichen Geschlechts, im Verhältniß zur Bevölkerung 1—1669, wovon männliche 1—730, weibliche 1—939. In armen und in Gebirgsgegenden stellt sich das Verhältniß wie 1—1158, in den ackerbautreibenden wie 1—2285. Es ist im Süden um ein Drittel größer als im Norden, am stärksten unter der deutschen Race, am schwächsten unter der normännischen. Die Anzahl der Blinden beträgt 30,214, wovon 16,469 männlichen und 13,745 weiblichen Geschlechts. Das Verhältniß zur Bevölkerung ist 1—587 und 1—714; sie sind am zahlreichsten im Süden 1—1080, die Gebirgs-Gegenden nehmen hier nur den sechsten Rang ein, in der Ebene bleibt es wie oben. Die lateinische Race zählt deren mehr als die gallische. Zu den vielen Ursachen dieser Gebrechen rechnet der Verfasser Heirathen von Verwandten und solche, wo beide Theile gleiches Alter haben und hauptsächlich solche, wo der Mann jünger als die Frau ist.

Als die deutsche Flotte „versichert" werden sollte, schrieben die Damen in Brake an den jetzt verstorbenen Admiral Brommy: er möge die Flagge, welche sie eigenhändig gestickt hatten, vor dem Flottenverliger retten. Darauf antwortete Brommy: Meine Damen! Durchdrungen von demselben Gefühle, welches Sie in diesem verhängnißvollen Augenblicke beseelt, wagte ich es, Ihrem Wunsche zuvorzukommen, als ich sah, daß die Stunde der Entscheidung für die deutsche Marine gekommen war. Die mir in einer Zeit des Glaubens an ein einiges Deutschland von Ihnen an Bord des Barbarossa überreichte Flagge, welche ich als Palladium zu schützen versprach, darf nicht von der Sache, der sie geweihmet war, getrennt werden! So lange das deutsche Geschwader noch besteht, soll diese Flagge nur auf dem Schiffe, das meine Flagge führt, über meinem Haupte wehen, und hat endlich die deutsche Marine zu Deutschlands unauslöschlicher Schmach aufgehört zu bestehen, dann werde ich sie als ein heiliges Zeichen der Erinnerung verschwundener hehrer Tage, eines schönen Traumes aufbewahren. Einst aber soll diese Flagge, welche ich so glücklich war, den Feinden des Vaterlandes zuerst im offenen Kampfe entgegenzuführen, wenn die Täuschungen der Gegenwart auf immer geschwunden sind, meine irdischen Reste im kühlen Grabe schützend umhüllen, wie ich im Leben und trotz aller Widerwärtigkeiten treu und redlich geschützt habe! Bremerhaven, an Bord der Dampffregatte Hansa, 8. April 1852. Brommy, Admiral.

Der „Nürnb. Anz." schreibt unterm 26. ds.: Am Dienstag Früh, als der Sängerruf durch die Straßen schallte, wurde dem hiesigen Nadlermeister Fehn ein Knabe geboren. In voller Festbegeisterung sprach der Vater aus: er wolle versuchen, ob nicht einer der hier zum Feste anwesenden gefeierten Komponisten — nämlich der durch seine Leistungen und durch seine Leutseligkeit hochgeachtete Hr. Neeb von Frankfurt a. M. — die Pathenstelle übernehmen wolle. Mit pochendem Herzen ging der Vater an's Werk, erlebte aber die ihm Freudenthränen entlockende Ueberraschung, mit der größten, liebenswürdigsten Bereitwilligkeit seinen Wunsch erfüllt zu erhalten. Heute nun, Früh 10 Uhr, wurde der kirchliche Akt der Taufe an dem kleinen Sprößling vollzogen und Herr Neeb war persönlich als Pathe anwesend.

In Wien lebt eine Dame, Amerikanerin, welche Mutter von 24 Kindern und Großmutter von 50 Enkeln ist, die sich sämmtlich noch am Leben befinden. Vor Kurzem war der 80. Geburtstag dieser würdigen Matrone, und eines ihrer Kinder hatte ihr die Ueberraschung bereitet, aus Nah und Fern, selbst von Ohio her, sämmtliche Familienmitglieder zum Besuche nach Wien zu laden. An diesem Tage fanden sich auch Alle in der Sommervilla der Ahnfrau ein, und es war ein imposanter Anblick, an der Tafel von 100 Gedecken, unter dem Vorsitze der rüstigen Greisin Großmama, vielleicht die zahlreichste Familie der Welt beisammen zu erblicken.

Der Schütze Dorner aus Nürnberg führte bei dem Gothaer Schützenfest folgendes Kunststück aus: Er legte die Büchse an, zielte, nahm dann mit der linken Hand den Hut vom Kopf und legte ihn auf das Visir oder den Diopter, während die Rechte unbeweglich und ohne das Zucken eines Pulsschlages in der Richtung blieb. Nun drückte er ab, und die Kugel traf das Zentrum. Auf Ersuchen wiederholte er einigemal dieß Kunststück mit großer Ruhe und sicherer Hand und stets mit gleichem Erfolge.

In England ist Sir James C. Melvill gestorben, ein Mann, dessen Namen Allen, die sich in den letzten 30 Jahren mit indischen Angelegenheiten beschäftigt haben, geläufig ist. Er hatte der Kompagnie ein halbes Jahrhundert lang mit Auszeichnung gedient und war erst dann aus ihrem Dienste getreten, als sie selbst als Regierung zu existiren aufgehört hatte. Von 1834 bis 1858 war er ihr Sekretär en chef gewesen und daneben Regierungsdirektor aller indischen Eisenbahngesellschaften.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandtschen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 182 Donnerstag, 1. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Man hat Zeiten im Leben, in welchen Alles unseren Zwecken entgegenkommt, Alles sich zurechtlegt, uns den Weg zu bahnen, den wir zu gehen wünschen, Alles uns recht eigentlich auf demselben fortzuziehen scheint, wenn wir, zweifelnd und in unserem Gewissen uneins, anhalten und vielleicht nicht weiter gehen möchten. Diese Erfahrung machte ich in jenen Tagen meiner Jugend.

Ich war in Sorgen gewesen, wie man Claudinens Flucht auf die Länge ihren Eltern werde verbergen können, ein schneller Tod hatte ihre Eltern beide hinweggerafft. Ich erwartete von Tag zu Tag mit wachsender Spannung die Anfrage ihrer Brüder, wohin Claudine gekommen, was aus ihr geworden sey. Die Anfrage wurde nicht gethan. —

Gerade dieses räthselhafte Schweigen beängstigte die Geliebte, die nach dem furchtbaren Tode ihrer Eltern doppelt danach verlangte, bei mir zu seyn. Sie wähnte, und ich theilte diese Befürchtung, daß man ihrem Entweichen auf die Spur gekommen sey, daß man sie schweigend verfolge, um sie sicher verweilen zu machen, wo sie war; und ich selbst konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem ich sie in meiner Nähe wissen, in welchem ich ihr ein Beschützer werden konnte. Aber ich hielt es nicht für möglich, ihr zu einem Aufenthalte in Hamburg zu rathen, wo alle Welt mich kannte, wo es den Meinen ein Leichtes seyn mußte, sie augenblicklich zu entdecken und sie ihren Brüdern zu verrathen, und ich war noch zu keinem Entschlusse gelangt, als ein Brief des Marquis ein neues Stadium in unserer Lage erzeugte. Mit kurzen Worten meldete er meinem Vater den Tod seiner Eltern und den Untergang des Schiffes, auf welchem seine Schwester die Reise nach England unternommen hatte. Er dankte mir die Sorgfalt und Treue, welche ich ihr und ihnen allen bewiesen, er ersuchte meinen Vater, das bei ihm deponirte Geld im Interesse der herzoglichen Familie noch länger zu verwahren und zu verwerthen, und, so schloß er seinen Brief: „Wenn einer von uns Brüdern dem Untergange entrinnt, dem alles Bestehende und Heilige in Frankreich geweiht zu seyn scheint, so wird der Zeitpunkt kommen, in welchem es uns möglich seyn wird, Ihnen und Ihrem Herrn Sohne zu vergelten, was er und Sie für unsere Familie gethan haben."

Unerwartete Glücksfälle haben an sich immer etwas Erschreckendes. Dieser Zufall, welcher Claudinen und mir zu Hülfe kam, während er ihre ohnehin schwer gebeugten Brüder und ihre kränkelnde Schwester noch mit dem Grame um Claudinens Verlust belastete, machte mir einen entsetzlichen Eindruck, besonders als ich gerade in demselben Augenblicke eine ansehnliche Summe in der Stadtlotterie gewann. Ich hatte sonst niemals gespielt, und das Loos nur genommen, weil ich mich des Juden, der es mir anbot, gar nicht zu entledigen vermochte. Nun fiel mir plötzlich das Geld zu, dessen ich für Claudinen bedurfte, und es fiel mir in dem Momente zu, in welchem Niemand mehr daran denken konnte, nach ihr zu fragen und zu forschen. Ich kam mir vor wie Einer, der mit dem Verluste seines Seelenheils sich dem Teufel verschrieben, und sich dafür vollendetes irdisches Gelingen erkauft hätte. Ich mußte mich besinnen, um zu wissen, wie ich diese Glücksfälle nutzen und was ich für uns thun sollte. Diese Zwiespältigkeit meiner Empfindung, dieser Hinblick auf ein heißersehntes Ziel, dem ich mich doch nicht mit vollem, freiem Herzen nahen konnte, machte mich Anfangs düster und schweigsam. Meine Familie, meine Mutter fanden das natürlich und berechtigt, und die Letztere besonders, welche mir jetzt einen falschen Verdacht abbitten zu müssen glaubte, versuchte sich mir tröstend zu nähern. Ich wies sie zurück, weil ich es eben so wenig ertragen konnte, sie aufs Neue zu täuschen, als Claudinens wie einer Gestorbenen erwähnen zu hören. Meine Mutter fühlte sich davon beleidigt und gekränkt, die Entfremdung zwischen uns steigerte sich dadurch, und mir war es dazumal eine Wohlthat, mich von den Meinigen loszureißen zu denken, weil es mich vieler Reue und Sorgen enthob.

Meines Vaters Geschäfte waren in dem Jahre von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, mein eigenes kleines Vermögen trug mir in demselben reichlichen Zins, mein Lotteriegewinn, den ich verborgen hielt, gab mir größere Freiheit. Aber meine Niedergeschlagenheit war un-

bezwinglich, meine Sehnsucht nach Claudinen ließ mir keine Ruhe mehr, und selbst mein Vater, dem die Mutter es vertraut hatte, daß ich die verstorbene Tochter des Herzogs geliebt, dachte daran, mir durch eine Zerstreuung die verlorene Heiterkeit wieder zu geben. Man schlug mir vor, zu einer befreundeten Familie, die im Holsteinischen anfässig war, auf das Land zur Jagd zu gehen. Ich nahm diesen Gedanken lebhaft auf, denn ich war mit meinen Planen fertig, und diese Entfernung aus Hamburg diente denselben.

Eigenes Verschulden und ein Zusammentreffen von Umständen hatten uns auf einen Punkt gebracht, auf welchem es für uns nicht möglich war, auf unsere Vereinigung durch eine öffentliche Vermählung zu hoffen, und ich hielt mich überzeugt, daß an eine Aufklärung unserer Verhältnisse, daß an eine Rückkehr zur Wahrheit nur dann zu denken seyn könne, wenn Claudine mit mir verheirathet, und unsere Verbindung nicht mehr rückgängig zu machen wäre. Denn ich glaubte meine Familie darauf zu kennen, daß sie sich eher dazu verstehen würde, eine heimlich geschlossene Ehe anzuerkennen, als mir ihre Zustimmung zu einer auffälligen und in ihren Augen verwerflichen Heirath zu gewähren, und die Liebe eines hingebenden Frauenherzens ist so groß, daß ich wenig Mühe hatte, Claudine meinen Ansichten geneigt zu machen. Ihre Liebe war damals ausschließlicher und größer als die meine, denn sie überwand in jener Zeit selbst das Gefühl der Reue ganz in ihr.

Während ich dieß schreibe, liegt das Blatt vor mir, dessen jetzt halb erloschene Züge mir ihre Zustimmung verkündeten, und noch heute strömt die Fülle ihrer Liebe daraus in meine Seele. „Warum bittest Du mich so sehr," schrieb sie mir, „Dir zu gewähren, was Dein ist? Oder wem sollte ich folgen, zu wem mich wenden wollen auf der Erde, als zu Dir, für den ich Vater und Mutter verlassen habe? Ich habe keine Eltern, keine Heimath mehr. Meine Brüder haben mir niemals Liebe bewiesen. Meine Schwester lebt für ihre Kinder, mein Verlust wird sie nicht lange schmerzen. Du bist mein Leben und meine Welt. Ich wußte, daß ich fremde, rauhe Pfade gehen müsse, um den Erdenweg mit Dir zu wallen; aber wo ich Dich finden werde, wird mein Himmel seyn. Befiehl mir, und ich gehorche. Sage mir, was Du willst, und ich werde es thun. Nur verlange nicht, daß ich Dich noch länger entbehre!"

Wenige Tage, ehe meine Eltern mir das Anerbieten zu dem kleinen Ausfluge gemacht hatten, war durch die Zeitung eine Besitzung in der Nähe Hamburgs zum Kaufe, oder auch zur Miethe angeboten worden. Ich fuhr, als ich die Stadt verließ, nicht nach Holstein, sondern begab mich nach dem Seehof, ihn in Augenschein zu nehmen. Er entsprach allen meinen Wünschen. Haus und Garten waren trefflich gehalten, ich konnte den Landsitz in einem Tage von Hamburg aus erreichen, der Kaufpreis, den man dafür forderte, war verhältnißmäßig nur gering, und ich wußte, welche Wohlthat es für Claudinen seyn würde, hier in der Einsamkeit zu leben, hier nicht mehr dem Verkehre mit Menschen ausgesetzt zu seyn, die ihr fremd und deren Annäherung peinlich für sie war.

Ich that, als stehe die Besitzung mir nicht an, aber ich schrieb augenblicklich an Claudinen, daß sie dieselbe durch ihre Gefährtin auf ihren Namen miethen lassen solle, weil das in jenen Tagen von Seiten einer französischen Emigranten-Familie nicht auffallen konnte, und noch im Hause meiner holsteinischen Gastfreunde erfuhr ich mit Genugthuung, daß der Seehof für Madame Dubois, das war der Name, unter welchem Claudine lebte, gemiethet worden sey. Mademoiselle Charpentier, die als Mademoiselle Dubois für die ältere Schwägerin meiner Geliebten galt, verstand sich dazu, voranszuziehen, und die innere Einrichtung des Seehofs zu besorgen, und sie empfing von mir die Anweisung und die Mittel, die Zimmer, in welchen Claudine leben sollte, so herzurichten, daß sie ihr heimathlich und vertraut entgegen träten.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard v. Closmann.

(Schluß.)

Weil immerhin ein großer Theil der Insassen der bayerischen Strafanstalten aus Leuten vom Lande besteht, die bei dem Feldbau aufgewachsen sind, und weil für die noch größere Klasse von Sträflingen, welche als „Taglöhner" bisher gelebt haben, der allem Kräftigung des Körpers und harte Arbeit im Freien zunächst zweckmäßig erscheint, so verschaffte er diese Gelegenheit, auf einem großen Areal, welches Se. Maj. der König von einer benachbarten Hofdomäne zur Benützung stellte, sich zu üben und eine verbesserte Pflege des Bodens zu erlernen.

Für die Handwerker richtete er eigene Werkstätten ein. So namentlich die Fabrik für landwirthschaftliche Geräthe, wo nicht bloß schon gelernte Handwerker beschäftigt werden, sondern auch andere Bursche, welche Lust und Liebe zu einem der dort getriebenen Handwerke zeigen, oder hiezu jung genug und geeignet sind, unterrichtet werden. Diese Fabrik begann er im Jahr 1853 mit einem kleinen Schlosser-Amboß und einer elenden Hobelbank, wobei etwa 6 Mann beschäftigt werden konnten. Jetzt sind gegen 100 Mann, Schlosser, Schmiede, Schreiner, Böttticher ꝛc., in Kaisheim beschäftigt, und das Inventar der Fabrik, die in den Werkstätten arbeitenden Maschinen (welche alle wieder in der Anstalt selbst gemacht wurden) hat einen Werth

von vielen Tausenden. Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Kaisheims finden gegenwärtig nicht bloß im Inlande große Anerkennung und Absatz, sondern gehen in Massen auch nach Oesterreich, der Schweiz und Württemberg. Mit seltener Liberalität ließ auch das Ministerium und die Regierung dem ausgezeichneten Manne stets freie Hand, und ermöglichte so die großen Fortschritte, welche Kaisheim unter Closmann machte.

Das sind die glänzenden äußern Resultate seiner Bestrebungen und seines eisernen Fleißes. Das größte aber der gewonnenen Resultate ist: daß von den in der Fabrik beschäftigten Büßern bis jetzt nicht mehr als zwei Prozent rückfällig wurden, und von den zum Feldbau verwendeten kaum eine größere Anzahl.

Während es sonst schwer hält, entlassenen Sträflingen Beschäftigung zu verschaffen, und hiefür eigene Vereine thätig seyn müssen, sind die Kaisheimer Handwerker so gesucht, daß fast jeder von der Anstalt weg feste Unterkunft erhält. Auch der pekuniäre Nutzen, den der Staat durch diese Beschäftigungsarten der Gefangenen hat, ist nicht zu gering anzuschlagen. Die Strafanstalt Kaisheim kostet, so viel bekannt, von allen bayerischen Anstalten dem Staate verhältnißmäßig am wenigsten. Kann irgendeine andere Haltung und Beschäftigungsart der Gefangenen auch nur annähernd ebenso günstige Resultate aufweisen? Diese Beschäftigungsarten hat aber Closmann zuerst eingeführt, und seiner Beharrlichkeit und seiner Sachkenntniß gelang die Durchführung.

Außer den großen Arbeiten an der Anstalt Kaisheim, die im Durchschnitt 800 Insassen zählt, hatte er vor ein paar Jahren den ehrenvollen Auftrag erhalten, die neue Zwangsarbeitsanstalt Rehdorf bei Eichstätt einzurichten, welche hauptsächlich auf landwirthschaftlichen Betrieb basirt werden sollte. Mit Insassen von Kaisheim baute er binnen Jahresfrist das ehemalige Kloster ganz um, und richtete es für den neuen Zweck aufs Beste ein. Gerade an seinem Begräbnißtage waren es zwei Jahre, seit er diese Anstalt eröffnet hatte.

Der Nutzen, den die bürgerliche Gesellschaft aus diesen Verbesserungen in der Haltung und Beschäftigung der Arbeitshausgefangenen zog, ist ein unendlich großer und nicht genug zu schätzender, aber eben so groß ist wohl der Nutzen, welcher der Landwirthschaft in Bayern durch Closmann zuging. Welche Massen verbesserter Werkzeuge und Maschinen erhielt sie in den letzten Jahren aus Kaisheim! Wie verbreitet wurde durch diese Anstalt die Drainage, da in derselben auch die besten Drainirröhren, und zwar zu sehr billigem Preise, in großen Massen fabrizirt werden! Auch diese Fabrikation verdankt ihr Entstehen in Bayern dem verstorbenen Vorstand von Kaisheim.

Mit Recht darf hier ausgesprochen werden, daß in den letzten Jahren kein Fortschritt in dem landwirthschaftlichen Gewerbe in Bayern gemacht wurde, der nicht von Kaisheim aus aufs Kräftige unterstützt worden wäre. Die Theilnahme an dem zu frühen Hinscheiden Closmanns ist deßhalb auch namentlich unter den Landwirthen und Gutsbesitzern Bayerns eine allgemeine.

Das k. Ministerium ließ so große Verdienste nicht unbelohnt. Nachdem Closmann vor einigen Jahren zum kgl. Regierungsrath befördert worden war, wurde er mit dem Verdienstorden vom heil. Michael und vor zwei Jahren mit dem Verdienstorden der bayerischen Krone geschmückt.

Ueberblickt man das, was er geschaffen, so ists kaum glaublich, daß die Thätigkeit eines Mannes dazu ausreichte, besonders wenn man weiß, daß er dabei seine Gefangenen alle aufs Genaueste kannte. Es ist nur erklärlich durch den Umstand, daß er sich nie mehr als ein paar Stunden Nachtruhe gönnte und der früheste Morgen ihn immer wieder bei der Arbeit fand; es ist nur erklärlich durch die ungewöhnliche Lebendigkeit und das — man darf sagen — geniale Geschick, mit dem er alles Gute ergriff und angriff, und die große Energie und Sachkenntniß, mit der er das einmal Ergriffene, unbeirrt von allen Hinderuissen, durchzuführen wußte.

Ist der Verlust, den das deutsche Gefängnißwesen durch den Tod eines so ausgezeichneten Gefängnißreformators, die Strafanstalt Kaisheim durch den Tod eines so ausgezeichneten Vorstandes, endlich der Staat durch den Tod dieses treuesten Dieners erlitten, ein beinahe unersetzlicher, so ist der Verlust ein ganz unersetzlicher für seine Familie; denn sie beweint in ihm den treuesten Gatten und den trefflichsten, liebevollsten Vater.

Kunst und Literatur.

Den vor Kurzem erwähnten oberbayerischen Städtegeschichten, die auf den ausdrücklichen Wunsch Seiner Majestät des Königs vom historischen Vereine zu München veröffentlicht wurden, schließt sich auch eine der unterfränkischen an. Es ist die „Historisch-topographische Skizze der Stadt und des vormaligen Klosters Amorbach. Nach den Quellen bearbeitet von A. Debon, k. Landgerichtsassessor. Mit Federzeichnungen von L. Müller." In gedrängter Kürze gibt der Herr Verfasser zuerst die geographische Beschreibung des Gebietes von Amorbach, knüpft daran die Gründung der Benediktineransiedlung um das Jahr 714 durch den heil. Primiuus vom Fossatenserkloster in Neustrien, der seinen Schüler, den heil. Amor, hier zurücklieβ und verbreitet sich hierauf über die Gründung und Dotirung des Klosters von Seite des frommen Grafen Ruthard von Frankenberg, der zuletzt das Kloster zu seinem Universalerben ein-

setzte. Nachdem die manchfachen Wechselfälle des Klosters, dessen Anblühen und Verfassung erzählt sind, folgt eine kurze Skizze der Stadtgeschichte, der sich die Beschreibung der vorzüglichsten Privat- und öffentlichen Gebäude anschließt. Unter den durch ihr Wissen ausgezeichneten hier erwähnten Männern, deren Wohnsitz Amorbach und dessen Kloster war, heben wir nur beispielweise die Theologen Wilh. Stumpf, Siegfr. Schlünlein und Bienker, den Dichter Joh. Agricola, die Philosophen Dan. Schöning und Magnus Gramklich hervor, Männer, deren Ruf weit über Amorbachs Mauern hinausdrang. Möge die königliche Aufmunterung recht viele Forscher veranlassen, gründliche topographische Städtegeschichten zu liefern, damit aus ihnen ein reichhaltiges Material zur Landesgeschichte erwachse.

Mauniglaltigkeiten.

Der „Messager du Midi" gibt sehr interessante Details über die Deportation der Gefangenen nach Cayenne. „Die 32. Sendung Verurtheilter, heißt es darin, ist heute Morgen auf der „Amazone" nach Cayenne abgesegelt. Durch diese Sendung stellt sich die Zahl der Verurtheilten, welche seit der Aufhebung der Bagno nach dieser Strafkolonie geschafft wurden, auf 10,000. Der Bagno von Toulon, welcher augenblicklich 5750 Individuen zählt, wird durch diese Deportationen niemals geleert werden. Die Ausfuhr beläuft sich nicht über Tausend per Jahr, während die Zellenwagen regelmäßig 1000 bis 1200 Sträflinge bringen. Der Abgang einer Sendung nach Cayenne bietet immer sehr merkwürdige und dem Publikum ganz unbekannte Einzelheiten dar. Sobald die Wahl des Personals beendet ist, wird dasselbe in einen besonderen, von dem Bagno getrennten Saal eingesperrt. Die erste Operation besteht darin, daß zwei Pfund schwere Eisen, welches jeder Gefangene trägt, zu entfernen und durch einen Ring von einem Pfund zu ersetzen. An dem Tag der Einschiffung hat jeder Sträfling bei Vorlesung seiner Nummer den Saal zu verlassen und sich ganz nackt anzuziehen, damit er auch nicht den geringsten Gegenstand von Kontrebande verbergen kann; man übergibt ihm alsdann ein Hemd, eine Hose, eine wollene Blouse eine grauwollene Mütze und ein Paar Schuhe. Wenn er sich vollständig angekleidet hat, übergibt man ihm ein kleines Packet, welches eine zweite Kleidung zum Umwechseln enthält, und schickt ihn zu seinen Gefährten, die bereits zur Abfahrt harrend am Ufer aufgestellt sind. Besteht die Sendung aus 400 oder 500 Mann, so dauert dieser Kleiderwechsel gewöhnlich 3 oder 4 Stunden."

Man schreibt aus Kempten, 29. Juli: Nach einem vierzehntägigen schweren Krankenlager verschied heute der Nestor des deutschen Buchhandels und älteste Bürger Kemptens, Herr Tobias Dannheimer, in einem Alter von nahezu 92 Jahren. Am 17. Oktober 1769 dahier geboren und der Sohn eines unbemittelten Schuhmachers, arbeitete er durch eigene Kraft sich zu Wohlstand und Ansehen empor. Als er am 15. Januar 1794 seine Buchdruckerei um 7066 fl. erkaufte, befand er sich im Besitze eines Baarschaft von 50 fl. Doch zwei edel gesinnte Männer, welche den Werth des jungen Mannes zu würdigen wußten, garantirten für Kapital und Zins. Mehr als sechszig Jahre hindurch, und so lange seine Kräfte es erlaubten, war er von früh Morgens bis spät am Abende in strengster Thätigkeit; ja bis in die letzten Wochen vor seinem Ende konnte er den Arbeitstisch nicht ganz entbehren. Seine Ordnungsliebe und Mäßigkeit in allen Dingen kam seiner Arbeitsamkeit gleich. Mit dem gleichen Eifer, wie seinen eigenen, ja fast mit noch größerem, widmete er sich den öffentlichen Angelegenheiten, schon unter der Reichsstadt im Kollegium der Zwanziger, später als Magistratsrath und Landrathsmitglied. Da der Verstorbene bis zu der Zeit, wo das Alter selbst eine Krankheit ist, einer festen Gesundheit sich erfreute, so war sein Leben ein im Ganzen höchst glückliches zu nennen. Doch das Schicksal, welches Keinen verschont, traf auch ihn mit schwerer Hand. Im Jahre 1843 verlor er seine Gattin, die ihm 48 Jahre zur Seite gestanden, und zwei Söhne und zwei Töchter sanken im kräftigsten Alter vor ihm in ein frühes Grab. Die Liebe seiner überlebenden Kinder und Enkel und die Arbeit hielten ihn aufrecht.

Bei dem Schützenfest in Gotha ereignete sich folgender komische Unfall: vier Flaschen Johannisberger waren als Ehrenpreis eingesendet. Das Komite hatte sie kühl stellen lassen, und mit Wasser gefüllte, wohlverbleite und beetikettete Flaschen standen dafür auf der Parade der Ehrengaben-Halle. Der genannte Umstand wurde aber im Laufe des Festes vergessen. Ein württembergischer Schütze aus Buchau am Federsee gewinnt den Johannisberger. Es wurden ihm 10 Thaler dafür geboten, aber vergebens. Bei der Heimkehr ist ein Familienfest zu feiern. Die Gäste ziehen lange Gesichter hinter dem Glase. Der Schütze schreibt einen zornigen Brief an das Komite. Die Sache klärte sich indeß schnell auf und der ächte Johannisberger folgte alsbald nach.

Einem Buchdruckereibesitzer in Berlin soll die Konzession zu 50 promenirenden Anschlagkästen gegeben worden seyn. Dieselben sollen von Dienstleuten getragen und Abends illuminirt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bath'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 183 Freitag, 2. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Jetzt, da ich den Ort kannte, den Zeitpunkt bestimmen konnte, im welchem ich Claudinen wiederfinden würde, jetzt zum Erstenmale kamen wieder Freude und Lebenslust in mein Herz. Jetzt konnte ich warten, denn die Hoffnung erhellte mir den Blick in die Zukunft. Ich kehrte gefaßt von meinem Ausfluge in das Vaterhaus und in das Geschäft zurück. Ich war eifriger bei der Arbeit, und häuslicher als je zuvor. Mein Vater fing an, sich dem Glauben hinzugeben, daß er aus mir, wie aus seinen älteren Söhnen, einen tüchtigen Geschäftsmann erziehen werde, und ich wünschte sehr, ihn in jedem Betrachte zufrieden zu stellen, um etwas in seiner guten Meinung voraus zu haben, wenn ihm einst mein Geheimniß enthüllt werden mußte. Auch gelang mir dieß vollkommen. Es war gegen den Jahresschluß hin im Geschäfte viel zu thun, ich war der Erste und der Letzte im Bureau, mein Vater bemerkte das wohlgefällig, und als Weihnachten heran kam, sagte mir meine Mutter, daß der Vater mir irgend eine besondere Freude, eine besondere Belohnung zu bereiten beabsichtige, und daß ich ihr vertrauen möge, was ich wünsche. Ich sprach ihr das Verlangen aus, eine eigene Wohnung vor den Thoren zu haben. Sie schien zuerst befremdet darüber, aber da in jener Zeit mein ältester Bruder mit seiner Familie, und die sämmtlichen Handlungsgehülfen in unserem Hause lebten, so war ich wirklich schlecht und enz logirt, und ich erlangte daher die Erfüllung meiner Bitte.

Damit aber hatte ich wesentlich an Freiheit gewonnen, und weil mein Vater mich pünktlich in meinem Berufe, pünktlich in allen Verpflichtungen des Familienlebens fand, so erhielt ich zu Ende des Januar leicht seine Zustimmung dazu, mich abermals für eine Jagdpartie vom Hause und von dem Geschäfte zu entfernen. Ich hatte als das Ziel meiner Reise das Gut eines Freundes im Hannöver'schen bezeichnet, mit dem ich in England viel zusammen gelebt, und ich ging auch direkt zu ihm, aber nur, um ihn nach zwei Tagen zu verlassen, und zu der Geliebten zu eilen, die ich nun endlich, endlich wiedersehen, und selber nach dem indessen eingerichteten Seehofe geleiten wollte.

Vierzehntes Kapitel.

Man muß Tage, Wochen, Monate lang von einem ersehnten Menschen, von einer Geliebten entfernt gewesen seyn, man muß die Stunden, die Meilensteine bis zur Ankunft gezählt, man muß sich den Augenblick des Wiedersehens in allen seinen Einzelheiten vorgestellt und ausgemalt haben, um es zu wissen, was es heißt, im Hause der Geliebten anzukommen, und sie nicht zu finden.

Auf meine Bestürzung, auf mein Fragen nach ihr erhielt ich die Antwort, Madame Dubois haben in der letzten Woche einen greisen Landsmann, einen Ausgewanderten, in der Kirche gefunden, in welcher sie die Messe gehört, und da derselbe seitdem erkrankt, sey sie täglich zu seiner Pflege in sein Haus gegangen; doch erwarte man ihre Rückkehr in jedem Augenblicke.

Es war sehr kalt. Ich stand am Fenster und thaute mit meinen heißen Händen, mit meinem Athem die dichtbefrorene Scheibe auf, um sie zu sehen, wenn sie in die Straße trat. Ich stand und stand! Ich preßte meine Stirn gegen das eisige Fenster, ich konnte nicht errathen, wer der Fremde sey, ich konnte Claudinens Handlungsweise nicht begreifen, die sich dem Verkehre aussetzte, während wir so viel, während wir Alles zu befürchten hatten, wenn irgend einer der zahlreichen in Hannover lebenden Emigranten sie erkannte.

Endlich bog eine weibliche Gestalt um die Ecke. Sie war in einen schweren, dunklen Mantel gehüllt, eine schwarze weite Haube mit dichtem Schleier bedeckte das Haupt. Es war die Kleidung der älteren Frauen des Bürgerstandes, und nur der leichte Gang, nur mein klopfendes Herz verriethen mir, wen ich hinter der fremden Tracht zu suchen hatte. Ich wollte die Treppe hinabeilen, sie zu empfangen, sie in meine Arme zu schließen, ich hatte sie so lange nicht gesehen. Ich mußte bleiben und warten, ich durfte mich nicht verrathen. Ach, wie beneidete ich in dem Momente alle diejenigen, welchen es vergönnt ist, ihre Liebe offen zu bekennen, ihres Glückes froh zu werden vor den Augen der Welt! — Noch eine Minute und noch eine, und Claudine lag in meinen Armen.

Welch ein Wiedersehen! Mitten in den Entzückungen der Liebe flossen ihre Thränen um ihre gestorbenen Eltern, mitten in der Freude unserer Herzen hatten wir unsere Sorgen und Befürchtungen, unsere Entwürfe, Pläne und Vorsätze auszutauschen. Jetzt erst, da ich bei ihr war, gestand ich ihr, wie wenig Aussicht ich hatte, jemals die Zustimmung meiner Familie zu einer Verbindung mit ihr zu erhalten, und daß vielmehr alle meine Hoffnung darauf beruhe, ihre Liebe zu mir werde stark genug seyn, sie eine heimliche Ehe mit mir eingehen zu lassen. Ich versicherte ihr, daß meine dankbare Zärtlichkeit, daß meine Hingebung nie enden würden, ich sagte ihr Alles, was die tiefste Leidenschaft dem Menschen einzugeben vermag, sie hörte mit nachdenkender Ruhe zu.

Warum betheuerst Du mir, was ich weiß? fragte sie mich. Warum erklärst Du mir, was ich Dir vorausgesagt habe? Es kommt Alles, wie ich es mir gedacht, und es wird auch enden, wie es muß!

Sie sah bei diesen Worten sehr traurig aus, und ich verlangte, daß sie sich erklären solle. Sie verweigerte es mir:

Wozu Dich mit trüben Ahnungen plagen? sagte sie mit ihrer sanften Freundlichkeit. Es wird Zeit genug seyn zum Leiden, wenn das Unglück kommt. Wir, die wir so trübe in die Vergangenheit zurück zu blicken haben, deren ganzer Horizont so düster ist, wir brauchen nicht ängstlich vorwärts zu schauen, um vorauszu empfinden, was uns noch Alles bedroht. Du hast es mich singen hören, als ich noch ein Kind war, und die Spieluhr in dem Zimmer meiner Mutter hat es mir oftmals wiederholt: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux! fügte sie wehmüthig hinzu.

Aber nachdem sie das gesprochen, schien sie es zu bereuen, und als wolle sie mich erheitern, fing sie an, von den Tagen unserer ersten Begegnung zu plaudern. Wenn jedoch das Herz betrübt und der Sinn sorgenvoll ist, gleicht auch das heitere Gespräch nur einer blühenden Wiese unter einem schweren, grauen Himmel. Die heiteren Farben verlieren ihre Frische unter dem kühlen, grauen Schatten, der über ihnen ruht. Wir wollten uns unserer Kindheitsscherze erfreuen, aber wir mußten dabei an die frohe, zuschauende Zärtlichkeit unserer Mütter denken, und wir hatten Beide den Verlust derselben, Jeder auf seine Weise, zu beklagen. Still und schwermüthig saßen wir bei einander, bis Claudine ausrief: Arme Kinder, die wir sind! wir haben den Frohsinn verloren und das Lachen verlernt!

Diese Klage hatte in ihrer Einfachheit etwas Herzerreißendes.

Ach! rief ich aus, laß mich nicht denken, daß ich das Unglück Deines Lebens bin!

Sie sah mich mit ihren klaren, seelenvollen Augen an, als begreife sie diesen Ausruf nicht.

Du vergissest, daß ich es war, die Dir ohne Dein Verlangen folgte! sagte sie, und wieder kam das traurige Schweigen über mich und sie. Da richtete Claudine sich plötzlich daraus empor.

Höre mich! hat sie, und denke, daß ich reiflich erwogen habe, was ich Dir sage. Ich trage alle Schuld der Lage, in welcher wir uns befinden, denn ich habe Dich geliebt von meiner Kindheit an, ich habe Dir folgen wollen, als ich mein Vaterhaus verließ, wennschon ich es mir damals nicht eingestanden hatte. Ich habe kein Vaterland mehr, keinen Rang, keine Familie, kein Vermögen. Ich besitze nichts als mich selbst. Ich habe Dich mit den Deinigen entzweit, und ich weiß es, jede Sünde fordert ihre Strafe, ihre Buße, auch wenn die reinste Liebe sie begehen machte. Ein Opfer wird zur Sühne fallen, und da Gott gerecht ist, werde ich dieses Opfer werden.

Ich that einen Ausruf des Schreckens, ich begriff nicht, woher diese ihr sonst fremde Reue, woher diese düsteren Vorstellungen ihr kämen. Ich wollte sie nicht weiter sprechen lassen, sie aber fuhr in ihrer sanften Weise fort; Glaube nicht, daß diese Ueberzeugung mich ängstigt. Sie steigert nur meine Liebe für Dich und meinen Wunsch, Dir dieselbe in jedem Augenblicke zu beweisen. Du verlangst mich zur Frau, Du denkst die Deinen mit unserer Liebe versöhnen zu können, wenn ich Deinen und ihren Namen trage. Ich glaube das nicht. Aber auch ich wünsche Dir anzugehören, ich will die Deine und mit Dir glücklich gewesen seyn, wäre es auch nur für eine kurze Zeit; und ich hoffe den Priester gefunden zu haben, der uns verbinden wird, wenn er es einsieht, daß es ihm nicht möglich ist, uns von einander zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mordgeschichte in Northumberland Street.

London, 26. Juli.

Es sind ungefähr 14 Tage, da stürzt ein anständig gekleideter Herr — Major Murray — aus einem Hause in Northumberland Street auf die Straße und wendet sich an einen Polizeimann um Hülfe, denn er sey in einem Hause, das er bezeichnet, mörderisch angefallen worden. Die Polizei dringt in das bezeichnete Haus und findet im Salon des ersten Stockes, der alle Spuren eines mörderischen Kampfes an sich trägt, einen zu Tode getroffenen Mann, der aus vielen Wunden blutet. Das ist der Bewohner des Salons, Herr Roberts. Er und Major Murray, der ebenfalls lebensgefährlich verwundet ist, werden ins Hospital geschafft. Murray ist kräftig genug, eine Aussage zu machen, die Anfangs Niemand glaubt und auf die wir später zurückkommen; Roberts will sich dagegen über den Vorfall nicht weiter aussprechen, behauptet nur, Major

Murray habe sich selbst durch einen Schuß verwundet und stirbt vor wenigen Tagen, ohne ein weiteres Geständniß abgelegt zu haben. Der Major, der mittlerweile ebenfalls in Lebensgefahr schwebt, versichert wiederholt, daß er diesen Roberts nie gekannt, nie gesehen habe, sich den Angriff nicht erklären könne, und die Hausbewohner wissen von diesem wenig mehr, als daß er sich seit einiger Zeit auf Pistolen eingeschossen habe. Vergebens wühlte die Polizei in den Papieren Beider, es ist in denselben nichts, was auf eine Bekanntschaft und Feindschaft schließen ließe. Roberts stirbt, wie gesagt, ohne eine Aussage gemacht zu haben; Major Murray aber erzählt sein fürchterliches Abenteuer folgender Weise:

„Am 12. d. Mts., als ich eben durch Hungerford Market ging, redete mich ein Mann an und fragte mich, ob ich Major Murray sey. Als ich ihm dieß bejahte, ließ er sich in ein Gespräch über eine Actien-Gesellschaft, zu deren Direktoren ich gehöre, mit mir ein und lud mit schließlich in sein an der Ecke der Straße gelegenes Bureau, um ein von dieser Gesellschaft beabsichtigtes Geldanlehen zu besprechen. Northumberland Street war mir als respektable Straße bekannt, so folgte ich denn dem Unbekannten nach seinem Bureau. Ich hatte es früher nie betreten. Er bat mich, Platz zu nehmen, und verließ auf einen Augenblick die Stube, die mit staubigen Papieren, alten prachtvollen Möbeln und zerbrochenen Flaschen angefüllt war. Er kam gleich wieder zurück, und ich bat ihn um seinen Namen. Er sagte: „Ich werde Ihnen meine Karte geben", ging zu einem hinter mir stehenden Tisch, um anscheinend eine Karte aus dessen Schublade herauszusuchen, und — da fühlte ich plötzlich etwas in meinem Nacken, in demselben Augenblick einen Schuß, und ich sank vom Stuhle auf den Teppich. Meine Glieder waren gelähmt, doch war ich bei vollem Bewußtseyn. So lag ich eine Weile regungslos neben dem Kamin auf dem Boden. Allmälig fühlte ich jedoch, daß wieder Leben in meine Gliedmaßen zurückkehrte, ich versuchte, mich auf dem rechten Ellbogen aufzurichten, da trat der Andere an mich heran und schoß ein zweites Pistol gegen meine Schläfe ab. Zum Zweitenmale sank ich zusammen und strömte mir das Blut reichlich über die Stirn und die Augen. Er aber scheint sich in diesem Momente über mich gebeugt zu haben, um zu sehen, ob ich todt sey, denn ich fühlte seinen Athem an meiner Wange. Noch war ich bei vollem Bewußtseyn, aber ich bewegte mich absichtlich nicht und stellte mich todt. Erst als ich hörte, daß er sich von mir entfernte, öffnete ich langsam meine Augen. Zu meiner Seite erblickte ich die Kaminzange, ich fühlte Kraft in meinen Gliedern, sah, daß mein Mörder nach dem entgegengesetzten Ende der Stube gegangen war, und zum Kampfe entschlossen sprang ich, die Zange fassend, vom Teppich auf. So standen wir uns gegenüber. Mein erster Streich mit der Zange nach ihm ging fehl, mit dem zweiten, den ich nach seinem Gesicht führte, fällte ich ihn zu Boden. Nun stützte ich mein Knie auf seine Brust und versuchte, ihm mit der Zange den Schädel einzuschlagen. Aber dazu war sie zu lang, und er kriegte sie mit beiden Händen zu packen. Er war eben so stark, wie ich, so daß ich nach langem Ringen wohl einsah, daß ich sie ihm nicht werde entwinden können. Deßhalb schaute ich mich nach einer andern Angriffswaffe um, und da ich mir zur Seite eine große schwarze Flasche auf dem Boden erblickte, faßte ich diese und führte mit ihr einen so gewaltigen Streich nach seiner Stirn, daß die Flasche in Stücke sprang. Sein ganzer Körper zuckte unter diesem Streiche zusammen; dessen ungeachtet ließ er die Zange nicht fahren. Noch schleuderte ich eine metallene Vase gegen seinen Kopf und da ich ihn damit nicht traf, begann der Kampf um die Feuerzange von vorn. Endlich gelang es mir, sie ihm zu entreißen. Und nun schlug ich auf ihn mit verzweifelter Kraft so lange los, bis ich ihn bewußt- und regungslos niedergestreckt hatte. Jetzt versuchte ich, aus der Stube zu entkommen; aber die Thüren waren verschlossen, und nochmals raffte sich mein Gegner auf, worauf ich ihm wieder einen gewaltigen Hieb über den Kopf versetzte, und ihn zum Letztenmale zu Boden fällte. Während des ganzen furchtbaren Kampfes hatte Keiner von uns Beiden ein Wort gesprochen. Jetzt rief ich das Fenster auf und rief zweien Männern, die im Hinterhofe arbeiteten, zu, mir zu Hülfe zu kommen. Sie versprachen, sofort zu sehen, ob sie die Thür öffnen könnten; ich aber dachte, daß sie wohl auch Mordgesellen seyn könnten, nachdem sie ruhig mit angehört hatten, wie in der Stube über ihren Köpfen geschossen worden. Durch diesen Verdacht zum Aeußersten getrieben, sprang ich, so wie ich sie die Treppe heraufkommen hörte, durchs Fenster in den Hof — eine Höhe von ungefähr 14 Fuß —, kletterte von da über eine niedrige Mauer in den Hof des Nachbarhauses und gelangte durch dieses in die Straße.

Diese Aussage ward vom Major sofort, als er halb sterbend ins Hospital geschafft worden, abgegeben, und natürlich erregte sie allgemeinen Zweifel, denn weßhalb sollte Herr Roberts, ein Mann in guten Vermögens-Verhältnissen, ihn auf seine, in einer belebten Straße gelegene Schreibstube gelockt haben, um ihn, einen ihm völlig Unbekannten, zu ermorden? Und doch scheint sich nach Allem, was vorliegt, die Sache so verhalten zu haben. Es ist durch Zeugenaussagen klar erwiesen, daß Major Murray diesen Roberts nie gekannt, ja, von dessen Existenz nie eine Ahnung gehabt hat. Er lebte aber seit vielen Jahren in wilder Ehe mit einem Mädchen, das ihm treu anhing, ihm ein Kind geboren hatte und seit geraumer Zeit sogar seinen Namen führte. Diese war die unschuldige Ursache der ganzen Geschichte. Sie hatte sich auf Empfehlung einer Freundin vor langer Zeit an diesen Roberts gewandt,

um ohne Wissen des Majors von diesem 15 L. zu borgen. Roberts scheint ein Pfandverleiher und Wucherer gewesen zu seyn. Die Frau konnte ihren Schuldschein nicht zur gehörigen Zeit einlösen. Sie war schön, und Roberts, der übrigens Weib und Kinder hat, machte ihr verliebte Anträge. Diese scheinen, nach Allem, was vorliegt, zwar zurückgewiesen worden zu seyn, aber sie kam doch oft auf das Bureau von Roberts, ließ sich von ihm verschiedene Male Wagen zu Spazierfahrten zur Verfügung stellen und nahm von ihm kleine Geschenke für ihr Mädchen an. Sie fürchtete eben Anfangs, daß Major Murray von der kleinen Anleihe erfahren und darüber ungehalten seyn werde, und später fürchtete sie noch mehr, daß er von ihren Besuchen bei Roberts Kenntniß erhalten und sie übel deuten könne. Letzterer war offenbar bis zur Raserei eifersüchtig auf den ihn unbekannten Major, das geht aus einzelnen Briefen hervor, die sich nachträglich gefunden haben, und so scheint der Entschluß in ihm gereift zu seyn, seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Die einzige vom verstorbenen Roberts gemachte Aussage, daß der Major sich auf seiner Stube selbst eine Kugel in den Nacken geschossen habe, war von Anfang an unwahrscheinlich; die ärztliche Untersuchung der Schußwunde hat seitdem zur Genüge nachgewiesen, daß sie nicht stichhaltig sey. Die Geschworenen der Todtenschau erklärten, daß Murray den Anderen aus Nothwehr getödtet habe, und was noch sonst an diesem Vorfalle räthselhaft ist, hat dieser mit ins Grab genommen.

Mannigfaltigkeiten.

Von Berlin aus ist ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn ergangen, welcher sich den beiden um des Vaterlandes Befreiung hochverdienten Männern, E. M. Arndt und dem Freiherrn v. Stein, in fördernder Thätigkeit zur Erweckung deutscher Männlichkeit und Kraft anschloß. Er ward der Gründer des volksthümlichen deutschen Turnens, eröffnete 1811 den ersten deutschen Turnplatz in der Hasenheide zu Berlin und sammelte später durch Wort und Beispiel die deutschen Turner unter die vaterländischen Fahnen. Turner, Turnfreunde und Freunde des Vaterlandes haben in Berlin einen Ausschuß erwählt, um die Errichtung eines Denkmals für Friedrich Ludwig Jahn (am passendsten wohl auf der Hasenheide bei Berlin) vorzubereiten und auszuführen. Zur Erreichung des Zwecks fordert man zur Bildung von Zweigvereinen und zu Sammlungen in den Lehranstalten auf. Beiträge nimmt Hr. Heyl der Aeltere, Schatzmeister des Ausschusses, Charlottenstraße Nr. 67 in Berlin, in Empfang.

Die reiche Plantinische Druckerei ist eine der größten Merkwürdigkeiten Antwerpens, eine Offizin des siebenzehnten Jahrhunderts, wie Europa keine zweite besitzt. Das ganze überreiche Material in Typen und Stöcken u. s. w. der weltberühmten Druckerei ist noch vorhanden, selbst noch das für dieselbe eigens fabrizirte Papier, und wird die Druckerei als eine Familien-Reliquie aufbewahrt, ganz in ihrem ursprünglichen Zustande. Das Festkomite Antwerpens hat nun beschlossen, den Theilnehmern und den Förderern des Festes ein Gedenkblatt mit den alten Typen und Holzschnitten auf dem alten Papiere mit der Presse der Offizin drucken zu lassen.

Das Pariser Zuchtpolizeigericht hat einen Literaten, Herrn Mendès, Sohn, wegen Abfassung eines unmoralischen Gedichts zu einem Monat Gefängniß und 500 Franken Geldbuße und den Vater desselben solidarisch in die Kosten verurtheilt, weil er seinen Sohn nicht hinlänglich überwacht und die Veröffentlichung des Gedichtes nicht verhindert habe.

Homonyme.

Es kannten einst mich die Hellenen
In ihren Prachtgebäuden nicht;
Doch kam ich ohne Haar und Sehnen
Schon bei den Römern zu Gesicht.

Jetzt bin ich freilich wohl versehen
Mit Sehnen von besond'rer Art.
Ich werd' geführet, kann nicht gehen,
Hab' Haare, aber keinen Bart.

Ich bin zu holden Melodien
Ein allbekanntes Werkzeug jetzt.
So hab' den Tod ich nie verliehen,
Doch hab' ich so schon oft verletzt.

Auflösung der Charade in Nro 179:
Gartenhaus.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 184 Samstag, 3. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Ich war außer mir vor Freude. Voll Liebe und Leidenschaft, wie ich es war, hörte ich von ihren Worten nur die Zusage, welche sie mir machte, die Meine zu werden, und die Aussicht, daß ich sie besitzen solle. Ich sank zu ihren Füßen, ich bedeckte ihre Hände mit meinen Küssen, ich war so glücklich, daß ich nicht merkte, wie traurig ihre Seele, wie herzzerrissen sie war, und wie selbst in diesem Augenblicke die Ahnung sie nicht verließ, daß sie dem Untergange geweiht sey.

Ich vermochte mir das nicht zu deuten, ihre Antwort auf meine dahinzielende Frage löste mir das Räthsel. Ich erfuhr von ihr, daß jener kranke Landsmann, den sie eben besucht, ein emigrirter Geistlicher sey, der Beichtvater des Klosters, in welchem Claudine ihre Erziehung erhalten. Sie hatte ihn plötzlich neben sich gesehen, als sie, wie es ihre Gewohnheit war, eines Tages in früher Morgenstunde der Messe in der Kirche beigewohnt. In ihrer sie verhüllenden Tracht hatte er sie unbemerkt an sich vorübergehen lassen, während sie den greisen Lehrer und Freund augenblicklich erkannt hatte. Alle Vorsicht vergessend, war sie ihm gefolgt, als er die Kirche verließ, um den Weg nach seiner Wohnung einzuschlagen. Sie schilderte mir die Ueberraschung, mit welcher er sie erblickt, die schmerzliche Freude, mit der sie einander in dem fremden Lande wiedergefunden. Sie gestand mir, daß sie ihm Alles vertraut, weil es ihr ein Bedürfniß gewesen sey, ihr Herz wieder einmal durch die Wohlthat der Beichte zu erleichtern, welchen Trost sie habe entbehren müssen, seit sie Frankreich verlassen. Diese Beichte nun hatte zwar in gewissem Sinne ihr Herz befreit, aber die Unterredungen mit dem Greise hatten den Gedanken an ihre Sünde, und an die nothwendige Buße derselben in ihr geweckt. Mit aller Strenge seines Amtes, mit der Würde seines Alters und seiner Persönlichkeit, hatte er Claudinen überreden wollen, abzulassen, von mir und von dem Wege, den wir, Einer den Anderen fortreißend, gemeinsam gegangen waren. Er hatte von ihr gefordert, daß sie ihre Brüder von ihrem Leben, von ihrer Flucht benachrichtigen, daß sie heimzukehren versprechen solle, wenn man sie von der Verpflichtung befreie, die Gattin des Grafen zu werden. Er hatte ihr vorgehalten, was sie gegen ihre verstorbenen Eltern, gegen ihre Familie gethan, und sie darauf hingewiesen, daß sie auch gegen mich und gegen sich selbst ein schweres Unrecht begangen, indem sie, meiner verschwiegenen Leidenschaft entgegenkommend, sich von dem ihr angewiesenen Lebenswege entfernt, und mich mit meiner Familie in einen kaum zu lösenden Zwiespalt gebracht habe. Er hatte sie daran erinnert, daß selbst unser religiöser Glaube nicht derselbe sey, und er hatte ihr endlich die Absolution verweigert, falls sie sich nicht von mir losſagen und zu den Ihrigen, in die ihr von Gott angewiesenen Verhältnisse zurückkehren würde.

Indeß es war ihm damit nur gelungen, die Unglückliche noch tiefer zu beugen, nicht aber sie von mir zu trennen; denn die Liebe hatte ihre besondere Ueberzeugung, und Claudine fühlte sich unantastbar in derselben.

Sie haben die Macht, mein Vater, hatte sie ihm in der Trübsal ihres Herzens geantwortet, mir den Trost der Absolution zu versagen, aber ohne die Begegnung mit Ihnen würde ich denselben auch noch haben entbehren müssen. Indeß keine Macht der Erde wird mich dahin bringen, mich freiwillig von dem Geliebten zu trennen, und Sie dürfen und werden nicht verrathen, was ich Ihnen unter dem heiligen Siegel der Beichte anvertraute. Sie haben mich einsehen machen, deutlicher als ich es sonst gefühlt, was ich gesündigt, und daß ich eine schlechte Tochter, daß ich keine gute Schwester gewesen bin, daß eigenwilliges Verlangen nach Selbstbefriedigung meine Handlungen bestimmt. Sie nennen mein Leben ein verlorenes, weil es denen keine Freude bereitet hat, für die der Himmel mich geboren werden ließ. Nun denn! so lassen Sie mir den einzigen Trost, der für mich möglich ist, den Trost, das Glück des Mannes gewesen zu seyn, dem ich mich eigen fühle! Lassen Sie mir den Trost, wenigstens einer Pflicht, der Pflicht der Liebe gegen ihn, getreu zu seyn. Komme dann über mich, was mir beschieden ist! Ich werde mein Loos segnen und ruhig sterben, wenn auch Niemand meine letzte Beichte hört, als der Allmächtige, der diese Liebe in mein Herz gelegt, und meinen Eltern das Erbarmen mit meinen flehenden Bitten versagt hat.

Während sie mir dieses erzählte, hatten Thränen oftmals ihren Bericht unterbrochen.

Ich sah es, welchen schweren Kampf sie gekämpft, wenn auch die Liebe den Sieg davon getragen hatte. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß der Priester sich entschließen werde, unsere Ehe zu segnen; Claudine aber hatte ihre Hoffnung auf ihn gebaut, und sie betrog sich nicht.

Nach Tagen der Unterredung und der Ueberredung, nach meinen und Claudinens Vorstellungen und Betheuerungen überzeugte sich der Greis, daß er es nicht vermöge, uns zu trennen. Und wie er bis dahin die Strenge seiner Kirche walten lassen, so übte er jetzt ihre Milde gegen uns aus, indem er uns den Weg zu gehen half, auf welchem allein eine innere Versöhnung für Claudine und, wie ich glaubte, endlich auch eine Herstellung unserer äußeren Verhältnisse zu hoffen war.

Er selbst, der Claudinens Jugend geleitet, der theilnehmend um sie sorgte, fand endlich eine Beruhigung darin, sie im fremden Lande doch unter dem Schutze ihres Gatten zu denken. Er sprach ihr die Hoffnung aus, daß es ihr gelingen werde, mich ihrem Glauben zu gewinnen, wenn sie als meine Frau einst dauernd an meiner Seite leben würde.

Er verlangte mein Versprechen, daß unsere Kinder in dem Glauben ihrer Kirche erzogen werden sollten. Und wie hätte Claudine, die sich Eins mit mir fühlte, seine Hoffnung nicht theilen sollen? Wie hätte ich in dem Augenblicke, wäre mein kirchliches Bewußtseyn selbst lebhafter gewesen, irgend ein Bedenken haben können gegen die Kirche, in der das reinste der Herzen, in der die Geliebte erwachsen war und ihren Trost fand?

Fünfzehntes Kapitel.

Es war Früh, in der Morgendämmerung.

Der bleiche Schein des beginnenden Wintertages fing an, über den hohen Häusern der Altstadt zu zittern, als ich Claudine aus ihrer Wohnung holen ging. Der Schnee knisterte unter unseren Füßen. Hier und da blinkte noch ein Stern am Himmel, hier und da sah ein Licht aus den Fenstern hervor und erhellte unseren Weg.

Das sind unsere Hochzeitsfackeln! sagte ich.

Claudine gab mir keine Antwort, sie schmiegte sich nur fester an mich. Ich hätte sie in meinen Armen durch die Welt tragen mögen!

Der Priester wohnte in einem alten, thurmartigen Gebäude, nahe am Thore der Stadt. Die Thüre des Hauses war schon geöffnet, doch war es noch nächtlich und still in demselben.

Schweigend und tastend stiegen wir die leise knarrenden Treppen hinauf.

Unser Weg ist dunkel! bemerkte Claudine, und ich fuhr zusammen, als werde mir ein unheilvolles Orakel verkündet.

Ihre trüben Ahnungen waren in den Tagen unseres Beisammenseyns auch über mich Herr geworden. In unregelmäßigen Lebensverhältnissen zucken sie auf, wie Irrlichter in schwüler Nacht.

Wir klopften, der Priester öffnete uns seine Thür, wir traten in seine Stube ein. Es war ein enger, ärmlicher Raum. Der einzige Tisch in demselben war in die Mitte gerückt und mit einem Tuche bedeckt, zwei Kerzen brannten auf demselben, ein Gebetbuch lag dazwischen — das war unser Traualtar.

Ich nahm Claudinen den Mantel und den Hut ab, sie stand schmucklos vor mir, die Tochter eines fürstlichen Geschlechtes, in der Trauerkleidung, welche sie seit dem Tode ihrer Eltern trug.

Ihre starke, opferfreudige Liebe überkam mich in dem Moment aufs Neue, wie eine Beseeligung, und noch in meiner Todesstunde wird sie mir hellstrahlend als das Glück meines Lebens, als eine Gnade erscheinen.

Ich hatte am verwichenen Abende einen Kranz von Myrthen, einen Strauß von Orangenblüthen gekauft. Ich konnte es nicht entbehren, sie bräutlich geschmückt zu sehen. Als ich den Kranz auf ihr Haupt drückte, als ich den Strauß in ihre Hand gab, schlug sie die sanften Augen zärtlich zu mir empor, aber die Thränen flossen über ihre Wangen, als werde sie unserer Verlassenheit jetzt doppelt inne, und unsere Hände in einander schlagend, knieten wir einsam nieder vor dem Priester, der uns verband für alle Zeit. Und es ist etwas Wunderbares um das Einssein, zu welchem man sein Leben an ein anderes hingibt! Es ist etwas Wunderbares um das Einssein, zu welchem man sich verpflichtet um das Opfern und Empfangen, um das Aufgeben und Gewinnen, auf dem die Ehe beruht, die in der Liebe ihre Wurzeln hat.

Als ich das Haupt erhob, auf dem die segnende Hand des Greises geruht, als ich Claudinen an mein Herz zog, fiel der erste helle Strahl der Sonne durch das Fenster in die Stube und streifte leuchtend über uns hin.

Oh, möge die Sonne hell scheinen über uns wie in dieser Stunde, immerdar, immerdar! rief Claudine aus, indem sie ihre Arme um meinen Nacken schlang, und mit unaussprechlicher Empfindung schloß ich mein Weib an meine Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Die ältesten Wittelsbachisch-Bayerischen Orden.

Der Ritterorden vom heil. Hubertus gilt noch heutigen Tages als der erste und auch älteste

unserer bayerischen Orden. Forscht man jedoch seiner Entstehung genauer nach, so findet man bald, daß er streng genommen, zu den rein-bayerischen Orden gar nicht gehört; denn sein Vaterland ist der Nordwesten Deutschlands, und sein Gründer der mit Wittelsbach nur entfernt verwandte Herzog Gerhard V. von Jülich und Berg. *)

Bekanntlich im Jahre 1444 zum Andenken an einen Sieg gestiftet, den Gerhard bei Ravensberg am St. Hubertustage (3. Nov.) über Arnold von Egmont erfochten hatte, blühte der nach St. Hubert benannte Orden (anfänglich hieß er von der aus Jägerhörnern gebildeten Halskette, woran das Bild dieses Heiligen hing, auch der Orden vom Horn), bis zum Jahre 1609, in welchem mit Herzog Johann Wilhelm der (weibliche) Stamm des Stifters, und mit ihm der Orden selbst wieder erlosch.

Ein für Bayern eben nicht freudiges Ereigniß rief ihn hundert Jahre später ins Leben zurück. Als nämlich nach der Achterklärung des Kurfürsten Max Emanuel, das an der bayerischen Kur haftende Erztruchsessen-Amt mit der Oberpfalz und der Grafschaft Cham vom Kaiser dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zugesprochen worden, gab dieser, wie sich Häuser ausdrückt, seine Freude über das glückliche Ereigniß auf seine Weise kund: er erneuerte als Besitzer eines Theils des Landes, welchem der Orden ehemals angehörte, am 29. September 1708 die frühere Stiftung, verbesserte die Statuten, und erklärte sich selbst zum Großmeister.

Seine Nachfolger konfirmirten und erweiterten die Statuten noch öfters, so namentlich 1718, 1744 und 1760.

Erst die glückliche Wiedervereinigung der Pfalz mit Bayern unter Karl Theodor machte den St. Hubertusorden zu einem bayerischen, als welcher er unterm 30. März 1800 vom Könige Max I. die landesherrliche Bestätigung erhielt.

Sehen wir von dem St. Hubertus-Orden ab, so müssen wir, um zu dem nächstältesten bayerischen Orden zu gelangen, beinahe dritthalb hundert Jahre herabgehen, bis zum Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts.

In diesen (auf den 29. September 1693) fällt die Stiftung des Ritterordens vom hl. Michael durch den Kölnischen Kurfürsten und Herzog von Bayern Joseph Clemens.

Der St. Michaelsorden war von Anfang an nicht so fast für Köln als für Bayern berechnet, wurde am 11. September 1808 vom Könige Max I. neuerdings bestätigt, und am 16. Februar 1837 vom Könige Ludwig I. unter Aufhebung der bisherigen Statuten in einen bloßen Verdienstorden umgeschaffen.

An den St. Michaelsorden reiht sich dem Alter nach der Ritterorden vom hl. Georg.

Zwar fehlen sich dessen Anfänge in die Zeit der Kreuzzüge verlieren, aber alle und jede bestimmtere Nachricht hierüber mangelt, so daß uns nichts übrig bleibt, als ihn nach seinem bekannten Stiftungsdatum (28. März 1729) hier einzureihen.

Richtig ist allerdings, daß schon Max Emanuel an die Erneuerung dieses angeblich vor Jahrhunderten bestandenen Ordens gedacht hatte, allein vom Tode überrascht, konnte er seine Absicht nicht mehr zur Ausführung bringen, was dann im gedachten Jahre von seinem Sohne und Nachfolger, dem späteren Kaiser Karl (Albert) VII. geschah.

Aeltere Orden, als die eben berührten, und als namentlich der vom heiligen Hubertus sind unseres Wissens in Bayern bisher nicht bekannt, und doch lassen sich solche mit aller Bestimmtheit nachweisen, wie denn auch theilweise die Literatur der Ritter-Orden und sonstige Werke ähnlicher Tendenz freilich meist kurz genug, davon Erwähnung machen.

Vor Allem gehört hier der sog. Ritterorden des heil. Antonius (holländisch Teunis), welcher im Jahre 1382, also noch um 62 Jahre früher, als der St. Hubertus-Orden, von einem Wittelsbacher, dem Herzoge Albert I. von Bayern, Grafen von Hennegau und Seeland, gestiftet wurde. *)

Ueber das Stiftungs-Jahr dieses Ordens stimmen alle Quellen vollkommen überein. Nicht so steht es hinsichtlich des Ereignisses, das zu seiner Gründung Anlaß gab.

Die gewöhnliche Annahme geht dahin, Albert habe einen Zug gegen die Türken und Mohren vorgehabt, und bei dieser Gelegenheit, indem er sich und seine Begleiter dem besonderen Schutze des hl. Anton empfahl, Letzterem zu Ehren den Orden gestiftet.

Richtiger scheint mir in diesem Punkte die Erzählung Vinchant's, daß der Kriegszug, welchen Albert vorhatte, den heidnischen Preußen galt, zu deren Bekämpfung er dem deutschen Orden unter Anführung seines Sohnes Wilhelm ein Heer zu Hülfe senden wollte,

*) Außer Jülich und Berg hatte auch das ehemalige Herzogthum Bar seinen Hubertus- (früher Windspiel)- Orden, welcher im Jahre 1416 von König Ludwig I. gestiftet, nach der Einverleibung von Lothringen und Bar in Frankreich auf dieses Land überging. Er bestand dort noch vor der Juli-Revolution.

Noch kommt ein St. Hubertus-Orden in Köln vor, wo er von dem Kurfürsten und bayerischen Herzoge Clemens August 1746 gestiftet wurde, nach der Angabe des Frhrn. v. Biedenfeld aber schon mit seinem Stifter wieder erlosch.

*) Das noch 20 Jahre früher vom Herzog Mainhard von Oberbayern mit vielen bayerischen Adeligen errichtete Bündniß kann nicht hieher bezogen werden, denn es war, wie schon Westenrieder in seiner akademischen Denkrede „Ueber Berichtigung der Regierungsgeschichte des Herzogs Meinhard" S. 18 richtig bemerkt: trotz seiner großen Aehnlichkeit mit den damals üblichen Geselligkeitsorden im Grunde doch nur ein um den jungen Fürsten gezogenes Netz, worin die ihn beherrschende Partei denselben gefangen halten wollte.

denn aus Joh. Voigt's Geschichte von Preußen erfahren wir, daß dieser Kriegszug im Jahre 1387 wirklich stattgefunden habe.

Eine sonst sicher sehr zuverlässige, weil bestunterrichtete Autorität, der einstige Direktor der Seeländischen Akademie, W. H. J. van Westreenen berichtet in Essai Historique Sur Les Anciens Ordres De Chevalerie Institués Dans Les Pays-Bas über die Entstehung unseres Ordens Folgendes:

Im Jahre 1382 waren Hennegau und die benachbarten Lande von einer furchtbaren Epidemie das heilige oder St. Antons-Feuer genannt, arg heimgesucht, gegen welche sich der Besuch einer Kapelle, die dem hl. Anton geweiht, und im Gehölze von Havré (Havreeq, Havrech, Havrez-Hopferreich) bei Mons gelegen war, als bestes Schutzmittel bewährte.

Da habe der Herzog Albert dem Heiligen zu Dank und Ehren den Ritterorden vom heil. Antonius gegründet.

Im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte des Mönchsordens der sog. Antoniter oder Hospitaliter des heiligen Antonius, welche ganz in derselben Weise erzählt wird, halte ich jedoch dafür, daß der oben genannte Autor hierin den gleichnamigen Ritter- und Mönchsorden verwechsle.

Von dieser Verwechslung ist fast keiner der Schriftsteller, welche den Ritterorden des heil. Antonius kennen, völlig frei geblieben, was sich namentlich durch die Hereinziehung des Papstes in die Ordensgeschichte, dann bei der Beschreibung der Ordens-Insignien, so wie einer angeblich für die Ritter bestimmten Ordenskapelle zeigt.

Ich will übrigens hier nur von den beiden Letzteren handeln.

Avbertus Miraeus, indem er vom Ordo Equitum S. Antonii apud Hannonios spricht, läßt sich darüber vernehmen:

„Equitum isigne erat torques aureus, in formam eremiticae cordae contextus, cui scipio „seu fulcrum cum campanula aurea appendebat:“

Aehnlich heißt es bei Jac. Bar, Le Roy im Anhange zum alten niederländischen Chronisten Balduin van Avesnes.

Also bestanden die Insignien des Ordens, zu dessen Mitgliedschaft jedoch nur hohe Geburt, hervorragende Tapferkeit oder ausgezeichnetes Wissen berechtigte, in einer (goldenen) Halskette, nach Art eines Pilgrim-Gürtels gestaltet, woran ein kleiner goldener Stab mit einem Glöckchen von gleichem Metalle, oder, wie Andere wollen von Silber, hingen.

Offenbar lag hierin eine theilweise Nachahmung der bei den Hospitalitern (später auch regulirte Chorherren des heil. Anton von Vienne genannt) gebräuchlichen Ordensabzeichen, denen Papst Bonifazius VIII. ein auf der linken Brustseite zu tragendes blaues T (andere sagen ein halbes Kreuz) vorschrieb, wozu dann wohl nun auf die eigentlichen Zwecke des Ordens: Aufsuchung und Unterstützung von Kranken, Gebrechlichen ꝛc. hinzudeuten, noch ein Krückenstock (potentia) und ein Glöckchen kamen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Folgende Geschichte hat sich kürzlich in Paris zugetragen. Ein Bäckergesell, welcher an einer schmerzlichen Krankheit litt, war über seinen Zustand ganz schwermüthig geworden und sprach einige Male davon, sich zu entleiben. Da er öfters längere Zeit vom Hause abwesend war, so erstaunte es Niemand, seine Thür seit einiger Zeit verschlossen zu sehen. Indessen hatte sich im ganzen Hause ein verpesteter Geruch verbreitet, man forschte nach der Ursache und fand, daß er von dem Zimmer des Bäckergesellen herkam. Die Thür dieses Zimmers wurde erbrochen, aber kaum hatte man sie geöffnet, als den Eindringenden ein solcher Verwesungsgeruch entgegenkam, daß sie genöthigt waren, erst die Luft mit Chlorkalk zu reinigen, ehe sie das Zimmer wieder betreten konnten. Als dieses endlich möglich war, bot sich ihnen ein sonderbarer Anblick dar. Der Bäckergeselle lag auf seinem Bett und war schon seit einem Monat todt. Die Verwesung hatte die inneren Gewebe zerstört und war nur die Oberhaut geblieben, so daß er einem ungeheuren Spinnengewebe von grünlicher Farbe glich, unter welchem Myriaden von Würmern wimmelten. Es ist dieß das Erstemal, daß man Gelegenheit hatte, ein so sonderbares Phänomen zu beobachten und es ließe sich die Frage aufwerfen, ob nicht der Merkur, dessen sich der Bäckergeselle bediente, die Ursache ist, daß die Haut unversehrt blieb, während alle übrigen Organe, die sie bedeckte, zerstört waren.

Im Laufe dieser Woche, also 613 Jahre nach der Grundsteinlegung, wird der ganze Dom zu Köln völlig eingedeckt seyn; an dem Gedächtnißtage der Grundsteinlegung wird der Dachdecker Esser die Dachfirst mit dem üblichen Strauß zieren. Auch der Mittelthurm des Domes, der erste von den drei Hauptthürmen, wird in nur einigen Wochen als vollendet zu bezeichnen seyn.

In Wien ist ein neuer Titel erfunden worden. Dem Kaufmann J. Ritter daselbst wurde, wie die „Wiener Zeitung“ meldet, der Titel eines „kaiserlichen königlichen Hof-Nürnbergerwaarenhändlers“ verliehen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 185 Sonntag, 4. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Unsere Reise währte vier Tage. Sie waren aus Stunden voll der höchsten Freude, voll des reinsten Glückes zusammengesetzt. Alles, was uns drückte, Alles, was wir zu befürchten und zu bereuen hatten, ward vergessen in der Liebe, die uns verband, in der süßen Befriedigung und Ruhe, die uns die Ehe gegeben hatte. Wir fühlten uns so unauflöslich verbunden, daß der Gedanke in uns nicht aufkam, man könne jemals versuchen wollen, uns zu trennen.

Am Morgen des fünften Tages langten wir in dem Seehof an. Die geschäftige Treue der guten Louise hatte in den verwichenen Monaten Alles für unsere Ankunft vorbereitet, und sparsam und sinnig zugleich, mit den Mitteln, welche ich ihr angewiesen, eine der zierlichsten Wohnungen für uns hergestellt.

Durch den beschneiten und festgefrorenen Gartenweg führte ich die Geliebte in den freundlichen Flur, und als Louise uns die Thüre des Zimmers öffnete, traten wir Beide betroffen zurück, denn vor uns lag der Salon der Herzogin, nur im verkleinerten Maßstabe. Die grauen Damastapeten, die Stühle und Sopha's von blauem Seidenzeuge, die Aufstellung der Möbel, Alles sprach mich betreundet an. Die Spiegel hingen, wie sie dort gehangen, die Sessel standen an dem Kamine wie dort, dieselbe, damals sehr beliebte Pendule war an der Wand befestigt, und kaum hatten wir das Zimmer betreten, als bei dem Schlage der Uhr die sanfte Melodie der Romanze von Clemence Isaure sich hören ließ.

Mich entzückten diese Erinnerungen, Claudine aber wurde schmerzlich davon getroffen.

Was hast Du gethan! sagte sie in klagendem Tone zu ihrer Freundin, und als vollends die Melodie der Spieluhr ihren Refrain wiederholte, rief sie: Du hättest mich nicht daran erinnern sollen, daß liebende Herzen nicht für das Glück geboren sind!

Indeß dieser erste, wehmüthige Eindruck konnte nicht lange bestehen vor unserer Freude, uns in dem eigenen Hause zu finden. So eng es war, in wie prächtigen Schlössern Claudine von ihrer Kindheit an gelebt, an welche Räumlichkeit und Breite des Daseyns ich selber gewohnt war, es dünkte uns Beiden, als gäbe es keine Herrlichkeit, welche unserem Besitze gleich zu stellen wäre, und wenn wir einander das Glück der Liebe dankten, das wir fühlten, so dankte Claudine mir zugleich mit kindlicher Freude die neue Heimath, die ich ihr bereitet, und das kleine Eigenthum, das ihr geworden war.

Nur einen Tag und einen halben konnte ich in meinem Hause, bei meiner jungen Gattin weilen. Der Termin, welchen ich meinen Eltern für meine Rückkehr angegeben, war bereits verstrichen, und ich mußte eilen, nach Hamburg zu kommen. Ich fuhr den Abend hindurch, bis in die Nacht hinein. Ich erreichte meine Stadtwohnung nach Mitternacht, und Früh um die gewohnte Stunde ging ich zu meinen Eltern und begab mich in das Komptoir.

Es war eine wundersame Empfindung, mit welcher ich an dem Morgen in dem großen, düsteren Raume vor dem alten Pulte stand. Was ich erlebte hatte, kam mir wie ein Traum, kam mir unglaublich vor, und noch unglaublicher dünkte es mich, daß ich mich hier befand. Ich hatte nie ein Weib geliebt, nie ein Weib besessen außer Claudinen. Das Entzücken hatte mich ganz hingenommen, so lange ich in ihrer Nähe gewesen, und ich hatte, mädchenhaft wie sie selbst in ihrer gewährenden Liebe war, in ihr nur das sanfte Mädchen geliebt. Jetzt, getrennt von ihr, dachte ich ihrer nur als meiner Frau, gedachte ich ihrer ernst und mit der Sorge dessen, der sich ein Haus, eine Familie gegründet hat. Düster, wie das Komptoir mir erschien, gegen die sonnigen, kleinen Räume, in welchen sie weilte, war ich doch williger und mit großer Genugthuung bei der Arbeit, deren Ertrag sie mit mir theilen, deren Ueberschuß ihr Freude machen sollte, und diese Lust an dem Geschäfte und an dem Erwerbe wuchs in mir um ihretwillen von Tag zu Tag. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, ich hoffte bis zu meiner Volljährigkeit so viel gelernt und mit meinem Kapitale in dem Geschäfte meines Vaters so viel erworben zu haben, daß ich ein eigenes Geschäft beginnen und mich unabhängig machen konnte, ehe ich ihm meine Verheirathung gestand, und die vielfachen Geschäftsreisen, welche der Verkehr unseres Hauses erforderte, und welche mein Vater gern von mir besorgt sah, mußten mir in

nicht zu fernen Zwischenräumen die Gelegenheit hieten, einzelne Tage zu erübrigen, um in meinem Landhause meine Frau und mein Glück zu finden.

Das ganze Jahr dreiundneunzig ging so hin. Während Länder und Völker den Sturm der französischen Revolution in sich nachdröhnen fühlten, während in Frankreich der Terrorismus wüthete, während in meiner Vaterstadt und in dem Geschäfte meines Vaters sich die Unginst der Verhältnisse sehr bemerklich machte, drang von dem Allem k ne Kunde in das kleine Haus, das mein Heiligthum umschloß.

Claudine fragte niemals nach den Ereignissen der Außenwelt, niemals nach ihrem Vaterland oder nach ihren Geschwistern, und ich halte nur zu viel Grund, ihr die Trauerbotschaften zu verschweigen, welche ich von ihnen erfahren hatte.

Wie Hunderte seines Standes hatte der Marquis sein Leben unter dem Beile der Guillotine geendet, sein zweiter Bruder war bald nach dem Tode seiner Eltern in einem Gefechte an der Gränze schwer verwundet, aber hergestellt worden und hatte, aller Hoffnung für sein Vaterland entsagend, sich aus Frankreich mit seinem jüngsten Bruder durch eine gefährliche Flucht entfernt.

Von Koblenz aus war ein Schreiben der beiden Brüder, welche jetzt als die Letzten ihres Hauses den Titel des Herzogs und des Erbsohnes, des Marquis angenommen, zu uns gelangt, in dem sie die Hälfte der bei uns von ihrem Vater niedergelegten Summe erhoben, und ihren Besuch in Hamburg angekündigt hatten, ohne den Zeitpunkt desselben irgend wie zu bestimmen.

Es war im Herbste, als wir die Kunde erhielten, und ich hatte mich gehütet, sie meiner Frau zu melden, so sehr es mich beunruhigte, mir die beiden Brüder diesseits der Gränze innerhalb Deutschlands, oder vollends gar in Hamburg, zu denken. Freilich sagte ich mir zu meinem Troste, daß sie nicht im Stande seyn würden, mir meine Frau zu entreißen, ja, daß sie, wie die Verhältnisse waren, nicht einmal gewillt seyn konnten, es zu thun. Ich begriff auch nicht, auf welche Weise mein vorsichtig behütetes Geheimniß von ihnen entdeckt werden könnte. Aber der Besitz macht sorgenvoll, und das Glück trägt, wie seinen Schatten, die Sorge vor dem Verluste desselben mit sich. Ich bangte um die Sicherheit meiner Frau, ich verlor die Ruhe, wenn ich von ihr fern war, ich führte die Gelegenheit sie zu besuchen, immer gestissentlicher herbei, und fand endlich keine Rast mehr in Hamburg, wenn ich nicht fast täglich Nachricht von ihr hatte.

Meine Arbeitsamkeit und mein Ernst in den Geschäften, meine Unermüdlichkeit in den Reisen für unser Haus hatten meines Vaters großen Beifall erworben.

Mein Verhältniß zu meiner Mutter hatte sich so weit hergestellt, als es zwischen Personen möglich war, von denen die eine der anderen den eigentlichen Inhalt ihres Lebens verbarg. Ihrer Beobachtung entging es aber nicht, wie wenig ich mit dem Herzen an dem geselligen Leben der Familie Antheil nahm, wie ich kein Interesse hatte für die Menschen, mit denen ich zusammenkam, wie gleichgültig die Zerstreuungen der Jugend, wie kalt die Frauen mich ließen, deren Freundlichkeit mir hier und da wohl ermunternd begegnete.

Um die Weihnachtszeit kehrte mein Bruder von Petersburg zum Besuche in das Vaterhaus zurück. Er fand mich verändert, denn wir hatten uns seit Jahren nicht gesehen. Man hatte ihm von meiner Ungeselligkeit gesprochen, meine Mutter mochte ihm auch ihre Besorgniß darüber mitgetheilt haben, und er war es, der eines Tages in Gegenwart meiner Eltern die Bemerkung machte, daß ich in meinem vierundzwanzigsten Jahre stehe, und daß es Zeit für mich sey, mich zu verheirathen.

Sie haben unseren Bruder als Ihren besonderen Liebling erzogen, theure Mutter! sagte er scherzend, und wenn unser Vater und wir Anderen Ihre Experimental-Erziehung à la Jean Jaques damals auch mit zweifelndem Auge betrachteten, so haben Sie mit Ihrem Emil doch Recht behalten. Die Rousseau'sche Ungeselligkeit abgerechnet, ist unser Bruder auch ein ganzer Mann geworden, der vor uns Uebrigen noch ein gewisses Etwas in seinen Manieren voraus hat, was ihm bei den Frauen zum Vortheil gereicht. Thun Sie also ein Letztes! Suchen Sie diesem männlichen Musterbilde sein weibliches Ebenbild, suchen Sie für Emil eine Sophie — und Sie werden sehen, ehe ein Jahr zu Ende ist, ist es auch mit seiner Hypochondrie zu Ende!

Er hatte diesen Vorschlag in heiterster Weise gethan, meine Mutter nahm ihn mit sichtlicher Zufriedenheit auf, und mein Vater, der sonst zum Scherze mit seiner Familie wenig geneigt war, ließ sich dieses Mal denselben wohlgefallen. Er sagte mir, als habe er nur den Anlaß erwartet, daß er mit mir schon vor einiger Zeit über den Gegenstand zu reden beabsichtigt, weil er ein Mädchen für mich im Auge habe, welches sicher ein Musterwesen genannt werden könne.

Freilich, fügte er gutmüthig hinzu, entbehrt das Mädchen den Vorzug, Sophie zu heißen, um damit die romantischen Ideen Deiner Mutter vollständig zu verwirklichen. Indeß Dir wird der Name nichts zur Sache thun, und das reiche, schöne, wohlerzogene Kind, das ich mir zur Schwiegertochter auserseben habe, gefällt Dir, wie ich weiß, auch selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die ältesten Wittelsbachisch-Bayerischen Orden.

(Schluß.)

Dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Insignien des Ritterordens vom hl. Antonius, wie van Westreenen sie beschreibt, im fünfzehnten Jahrhundert in der erwähnten goldenen Kette, dann in einem T (dem Anfangsbuchstaben des holländischen Namens Anton „Teun“) von (blauem?) Schmelz und in einem silbernen Glöckchen bestanden, das unter dem T von der Kette herabhing.

Entweder hatte sich der frühere Pilgrim-Stab im Verlaufe der Zeit, wie Frhr. v. Biedenfeld annimmt, zu einem T gestaltet, oder man war allmälig auch hierin dem Vorbilde des gleichnamigen Mönchordens gefolgt.

Die berühmte k. Bildergalerie im Haag soll noch Anfangs dieses Jahrhunderts ein lebensgroßes Porträt von Frank v. Borselen, dem letzten Gemahl der unglücklichen Jacobäa von Bayern-Holland, enthalten haben, worauf derselbe mit dem St. Antoniusorden dekorirt abgebildet ist.

Van Westreenen, welchem ich diese Notiz entnommen, knüpft daran die weitere interessante Mittheilung, daß auch das Gegenstück zum besagten Porträt, das gleichfalls im Haag (noch?) vorhandene Bild der Jacobäa mit den Insignien des nämlichen Ordens geschmückt erscheine.

Den Streit über die Richtigkeit der Letzteren würde ein Blick auf diese für Bayern so historisch denkwürdigen Gemälde leicht entscheiden. Doch ist auch aus dem Privilegienbuch der alten holländischen Lehenkammer die Abbildung eines St. Antonius-Ordens-Ritters in seinem Ordensfestum in die Acten übergegangen, welche van Wyn zu Wagenaar's „vaderlandsche Historie“ veröffentlicht hat.

Leider bekam ich das Buch nicht zur Hand, und mußte also Helyot Ersatz bieten, in dessen 8. Band der Histoire des Ordres Monastiques, Réligieux et Militaires (Paris 1719) sich ad pag. 290 ein Chevalier de St. Antoine mit gürtelartig verschlungener Kette abgebildet findet, von welch letzterer ein T und Glöckchen herabhängen. Auf eine anderweitige Zeichnung, welche die Uebersetzung von P. Philipps Bonanni Ritterorden bringt (der mit Pilgrim-Stab und Glöckchen an einem breiten Halsgürtel geschmückte Eques S. Antonyi in Hannonia gleicht eher einem Odysseus, als einem Ritter zu Ende des 14. Jahrhunderts) dürfte kein allzugroßer Werth zu legen seyn.

Ein zweiter Punkt, hinsichtlich dessen der Ritter- mit dem gleichnamigen Mönchs-Orden verwechselt wird, scheint mir in der Angabe zu liegen, nach welcher Herzog Albert dem Orden ein eigenes Gotteshaus eingeräumt „quibus templum insigne haud procul ab Hauraea arce attribuit“ ꝛc. und, wie Frhr. v. Biedenfeld behauptet, noch eine Stiftung für sieben beim Gotteshaus wohnende Priester, dann ein Hospital u. s. w. hinzugefügt habe.

Aus Winchant läßt sich eher entnehmen und erfahren wir dieß auch aus anderen Werken, daß besagte Stiftung nicht dem Ritter-, sondern dem Mönchsorden angehörte, welch Letzterer von Vienne, dem Mutterkloster aus, in Barbefosse bei Harrecq eine Filiale errichtete. Auch geschah dieses erst mehrere Jahre nach Herzog Albert I. Tod, nämlich zwischen 1415 und 1425.

Ich komme schließlich auf die Dauer des Ritterordens vom hl. Antonius zu sprechen.

Van Westreenen gibt hierüber seine Vermuthungen dahin kund, daß er noch nach der Errichtung des Ordens vom goldenen Vies (10. Januar 1430) existirt habe, was allerdings der Fall gewesen seyn muß, da noch, wie wir oben gehört, Frank v. Borselen dessen Insignien trug. Bekanntlich aber starb Frank erst im Jahre 1470.

Frhr. v. Biedenfeld dagegen äußert sich, daß der Orden schon unter Albert's Nachfolger „fast spurlos“ verschwunden sey, während Hospital und Kirche noch lange sich erhalten hätten.

Das Letztere, offenbar wieder nur auf den Orden der Hospitaliter anwendbar, mag, inseferne allerdings richtig seyn, denn 1777 mit den Maltesern vereinigt, hörte der selbstständige Antoniter-Orden erst um diese Zeit auf.

Van Westreenen (in dem oben erwähnten Buche) beschreibt noch einen zweiten von einem Wittelsbacher gestifteten Orden, der, was das Alter betrifft, über die Stiftung des St. Hubertus-Ordens hinausreicht.

Es ist dieß der selbst Biedenfeld unbekannt gebliebene, und auch sonst nur selten angeführte Orden vom Garten (l'ordre du Jardin, holländisch Tuin), angeblich im Jahr 1405 vom Herzoge Wilhelm von Bayern und Grafen von Holland, dem Sohne und Nachfolger Albert's I. zum Gedächtniß an die glückliche Eroberung der von ihm und seinen Alliirten belagerten Festungen Gasperne, Hagestein und Everstein gestiftet.

Die Ordens-Insignien bestanden, wie die Uebersetzung der Wagenaar'schen Geschichte der Niederlande sich ausdrückt, „in einer runden goldenen Hecke oder einem Zaune, der mit einem Verschlage von Latten zugeschlossen war.“

Diese in Medaillonform aus Gold und Silber gearbeitete Dekoration wurde an einer goldenen Kette um den Hals getragen, und soll später auch auf die Siegel und Münzen der Grafen von Holland gesetzt worden seyn, auf welchen man in der That unter dem Bilde einer Jungfrau (als Hollandsche Maagd bekannt) das holländische Wappen in einer Hecke eingeschlossen erblickt, gemeinhin der holländische Zaun (Hollandsche Tuin) geheißen.

Man wollte die Bedeutung dieses Ordenszeichens

von der Belagerung der oben erwähnten Festungen entlehnen, welche von Wilhelm mit einem Zaune von starkem Pfahlwerke, das wieder mit Weidenzweigen unter sich verbunden, und mit Erde und Reisig angefüllt wurde, umgeben, und so durch Hunger allmählig zur Uebergabe gezwungen worden waren.

Van Westreenen weist jedoch nach, daß der Orden vom Garten nicht erst 1405 gestiftet seyn könne (zumal Herzog Wilhelm die Insignien desselben schon im Jahre 1390 dem Herzoge von Lancaster nach England überbrachte), sondern daß der Orden wahrscheinlich dem nämlichen Herzoge Albert sein Entstehen verdanke, der uns bereits oben als Stifter des St. Antonius-Ordens begegnet ist.

Wir haben also zwei neue noch dem vierzehnten Jahrhundert angehörige Ordensstiftungen kennen gelernt, die ihr Daseyn Mitgliedern derselben erlauchten Familie zu danken haben, welche seit 1180 in ununterbrochener Reihenfolge Bayern glorreich beherrscht.

Genaueres vermag ich hierüber vorerst nicht mitzutheilen. Es genügt mir, den beiden gedachten Wittelsbach'schen Instituten, welche bisher bei uns wenig oder gar nicht bekannt waren, die ihnen gebührende Bedeutung gegeben zu haben. Sie zur verdienten historischen Geltung zu bringen, bleibe einer besseren und sachkundigeren Feder anheimgestellt.

Um mehr denn ein halbes Jahrhundert älter, als der St. Hubertus-Orden, haben sie vor demselben noch das voraus, sich direkt und unmittelbar von Wittelsbachern (und namentlich der St. Antonius-Orden), von einem Sohne Kaiser Ludwigs des Bayers herzuleiten.

Ueberhaupt zählen wir nicht viele (noch bestehende) Orden, deren Stiftungsalter über jenes vom Antonius-Orden hinausreicht.

Hierher gehören etwa der englische Hosenband- und der päpstliche Christus-Orden (eigentlich nur eine aus Portugal stammende Fortsetzung des 1312 aufgelösten Templer-Ordens); der im Königreiche beider Sizilien und im Herzogthume Parma vorkommende St. Constantins-Orden; der Polnische (jetzt russische) weiße Adler-Orden; der schwedische Seraphinen-Orden, die k. spanischen Militär-Orden von Calatrava, Alcantara und Unserer Lieben Frau zu Montesat und die sardinischen Orden der Verkündigung (Ordine supremo dell Annunziata) und von St. Moritz und Lazarus ꝛc.

Freilich gäbe es noch eine Menge europäischer Orden, welche die Ehre eines höheren Alters für sich in Anspruch nehmen, aber ihre Anfänge sind meist so dunkel unbestimmt und sagenhaft (mitunter offenbar erdichtet), daß man diesen Angaben nicht so leicht trauen darf.

Neueren Ursprungs, mehr bekannt, aber nicht eigentlich hierher gehörig, ist noch ein weiterer Wittelsbachischer Orden, der vom Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz um 1524 gestiftete Mäßigkeits-Orden zum goldenen Ring, welcher mit dem sogenannten hessischen Temperanz-Orden und dem sächsischen Orden gegen das Fluchen die gleiche Tendenz verfolgte: gegen die Derbheit der dortmals an den meisten Höfen herrschenden Sitten im Sinne einer von oben ausgehenden Besserung nach Kräften anzukämpfen.

Hierauf will ich meine Darstellung schließen, und glaube nicht wiederholen zu müssen, daß diese Zeilen keine andere Absicht haben, als die Aufmerksamkeit der Forscher und Geschichtsfreunde auf mehrgedachte Institute zu lenken, welche durch ihre Stifter nunmehr der bayerischen Geschichte angehören.

Bereitwillig füge ich mich besserem Verständnisse und berichtige gerne etwaige Irrthümer an fremder, gut gemeinter Belehrung.

Dr. Christian Häutle.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Hannover'sche Zeitung" berichtet, daß der Ausschuß der Legitimisten in Frankfurt seine Beschlüsse über den Ehrenschild für Franz II. gefaßt hat. Der Bourbonen-Schild wird silbern, König und Königin kommen in die Mitte. Die Königin legt tröstend und segnend die Hand auf das Haupt eines verwundeten Kriegers; der König drängt mit hochgeschwungenem Schwert (!) gegen die anstürmenden Schaaren der Revolution, die hohnlachend und einander überstürzend schon die königliche Waffe berühren. Der Fels, auf dem das Königspaar steht, trägt die Inschrift: Gaeta, auf dem Kreuze, an das die beiden lehnen, liest man: Dei gratia. Zwei Cherubim tragen die königliche Krone zum Himmel empor, die himmlischen Heerschaaren umgeben sie und harren gezückten Schwertes, daß ihnen aus Wolkenhöhen der Befehl erschalle, mit ihren strahlenden Waffen die Schaaren der Revolution zu vernichten. Franz II. scheint aber nicht auf die himmlischen Heerschaaren warten zu wollen.

Die Wiener Sänger haben, wie ein Wiener Blatt meldet, auf der Nürnberger Fahrt drei der erlesensten Jünglinge aus dem liederreichen Bunde verloren; dieselben blieben in der alten Noris zurück, gefesselt von jungen Bräuten, die sie sich in drei Tagen erfungen hatten. Nach demselben Blatte wären die Kölner Sänger von Nürnberg weggeblieben, weil sie die Theilnahme der Wiener erfuhren, und ihren über dem Kanal erworbenen Ruhm nicht in die Schanze schlagen wollten.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Vailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 186 Dienstag, 6. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Ich war sehr bestürzt über diese Zumuthung, aber in der Heiterkeit, der man sich überlassen hatte, bemerkte man dieß nicht, und das Einzige, was meinem Vater auffiel, war, daß ich gar nicht um den Namen der für mich Erwählten fragte. Ich erklärte also, daß ich die ganze Sache als einen Scherz betrachte, daß ich gar nicht daran denke, mir jetzt eine Frau zu nehmen, und daß, wenn diese Lust mir einmal kommen würde, ich viel zu sehr der Zögling meiner Mutter sey, um mir meine Frau nicht selber auszusuchen.

Ich hatte mich bemüht, die Antwort auf demselben Tone der Munterkeit zu halten, in welchem die Unterhaltung sich bis dahin bewegt hatte. Meine Eltern wurden jedoch Beide dadurch verstimmt, und mein Bruder rief verwundert aus, wie ich so aus der Art geschlagen seyn könne, daß ich, stark und gesund wie unser ganzes Geschlecht, nicht schon seit Jahren das Verlangen getragen hätte, eine Frau zu haben.

Das Gespräch war indessen damit für den Augenblick zu Ende; doch währte es nicht lange, daß die einzelnen Mitglieder meiner Familie darauf zurückkamen, wenn ich mich mit Einem oder dem Anderen von ihnen allein befand.

Meine Mutter nahm an, daß die Erinnerung an Claudine in mir den Gedanken an eine neue Liebe nicht aufkommen lasse. Sie war davon theilnehmend bewegt, sie schalt mich zärtlich, daß ich ihr mein Vertrauen entzogen, und forderte mich auf, mein Herz vor ihr zu enthüllen. Denn nur eine Wunde, die ausgeblutet habe, sey zu heilen, nur ein Herz, das sich genug gethan in der Mittheilung seines Leidens, könne genesen; und genesen und Lebenslust gewinnen, müsse ich wieder, wenn sie selbst meiner froh werden solle. Ich erkannte ihre gute Absicht an, indeß der Konflikt, um den es sich handelte, war nicht der Art, durch ihren Trost gemildert, oder durch ihre Vermittlung hergestellt zu werden, und je mehr ihre Zärtlichkeit sich mir zuwandte, um so mehr quälte mich die Gewißheit, in nicht zu ferner Zeit in schweren und peinlichen Zwiespalt mit ihr zu gerathen. Ich vermied sie also, wie ich es früher schon einmal gethan hatte, und meine Mutter ertrug diese anscheinende Undankbarkeit von meiner Seite mit tiefem Schmerze.

Mein Vater schwieg Anfangs gänzlich von dem Gegenstande, aber mein Bruder theilte mir eines Tages mit, daß meine Weigerung, auf die für mich gemachten Plane einzugehen, meines Vaters Mißtrauen erregt habe, daß er befürchte, ich möchte auf meinen Reisen irgend eine Verpflichtung ohne sein Wissen eingegangen seyn, oder gar eine Maitresse unterhalten.

Ich lehnte das ab, und mein Bruder meinte, er für seinen Theil habe selber an jene Voraussetzungen auch nicht geglaubt.

Dergleichen ist höchstens denjenigen nachzusehen, sagte er geringschätzend, die keiner ehrbaren Familie angehören, und nicht in der Lage sind, eine schickliche Ehe zu schließen, wenn es dazu Zeit ist. Wer wie wir in seinem Hause gelernt hat, was die Ehre der Frauen und die Manneshre ist, und wer in diesem Hause zu jeder Stunde ein Obdach für eine ihm zuständige Frau zu finden gewiß seyn kann, der wäre in meinen Augen ein Schurke, wenn er ein Weib zum Spielball seines Leichtsinnes machte.

Der Vorwurf traf mich, und traf mich nicht. Es ging mit ihm wie mit den allgemeinen Sätzen überhaupt. Sie enthalten eine Wahrheit, die im besonderen Falle meist nicht zupaßt. Aber ich war gewarnt, und diese Besorgniß vor einer plötzlichen Entdeckung meiner Ehe fiel in einen Zeitpunkt, in welchem ohnehin schwere Sorge auf mir lastete.

Etwa vierzehn Tage vor der Ankunft meines Bruders hatte ich es, bei Anlaß einer Geschäftsreise, durch starke Tagestouren möglich gemacht, meine Frau für einige Stunden zu besuchen, und von ihr das süße Geständniß erhalten, daß sie sich Mutter fühle. In dem Aufwallen, in der Liebe für den Ungebornen und für mein Weib, hatte es mich gedrängt, mit dem freudebebenden Vaterherzen an das Vaterherz zu flüchten. Ich hatte es einen Augenblick lang nicht für möglich gehalten, unter solchen Verhältnissen zurückgewiesen zu werden. Ich hatte mir gesagt, mein Vater könne das erste Kind seines Sohnes nicht in Sorgen, nicht in Einsamkeit geboren werden lassen. Aber schon der nächste Moment machte mich einsehen, wie trügerischen Hoffnungen ich mich überließ, und hätte ich mich in mei-

ner Freude auch darüber täuschen mögen, so würde Claudine mich daran verhindert haben.

Die Zurückgezogenheit, in welcher sie lebte, hatte sie um viele Jahre gereift. Sie war sehr ernst und nachdenkend geworden, und da sie in allem ihrem Wollen und Thun von voller Einheit war, hatte sie sich auch in ihre Einsamkeit und in alle neuen Verhältnisse ihres Lebens, so fern ab sie von dem Wege ihrer Jugend lagen, vollkommen gefunden. Mittellos, wie sie es war, hatte sie es ohne Widerstreben angenommen, daß ich ihre Einrichtung in dem Landhause besorgte; ja, sie hatte Anfangs der Sache gegen mich mit keinem Worte erwähnt. Als ich aber, etwa drei Monate nach unserer Verheirathung, sie zum Erstenmale besuchte, hatte sie mit mir davon zu reden begonnen. Da ich unerwartet ankam, fand ich sie mit einer Seidenstickerei beschäftigt, während die Geräthschaften zum Malen und zum Verfertigen künstlicher Blumen in dem Zimmer auf den Tischen lagen. Verwundert über ihre Beschäftigung, wie über jene Geräthschaften, fragte ich sie, was sie treibe.

Ich muß mich doch mit etwas beschäftigen! antwortete sie freundlich, und da man seinen guten Vorsätzen niemals untreu werden soll, so haben Louise und ich, die wir Frankreich mit der Absicht verließen, Arbeiterinnen zu werden, unsere in Amsterdam und Hannover gekauften Vorräthe und begonnenen Arbeiten hier benutzt und vollendet.

Sie zeigte mir dabei einige sehr zierliche Miniaturen für Dosen und Fächer, einige seidene Arbeitsbeutel, und vor Allem mehrere Schachteln voll Blumen, deren Schönheit mich überraschte. Aber was willst Du mit all diesen Dingen machen? wendete ich ein.

Wie kannst Du das fragen? Ich will sie verkaufen, um mein Brod zu gewinnen! rief sie aus, und fing dann an, mir die Vorzüge ihrer Arbeiten mit Genugthuung begreiflich zu machen. Ich hörte aber kaum, was sie mir sagte. Ihre Worte, so ruhig sie dieselben ausgesprochen hatte, enthielten für mich etwas Trauriges und Kränkendes zugleich. Ich mochte nicht daran denken, sie etwas entbehren oder sie arbeiten zu lassen, und ich erklärte ihr, daß sie mit solchen Bestrebungen von ihrer Seite meine Mannespflichten und meinem Ehrgefühl entgegen und zu nahe träte.

Sie ließ mich ruhig sprechen, dann sagte sie ernsthaft: Emil! steht es uns an, Vorurtheile zu haben? uns, die wir uns das Recht anmaßten, allem Herkommen und allen Vorurtheilen entgegen zu handeln?

Die Wahrheit in ihren Worten hatte etwas Unwiderlegliches, aber statt mich zu beruhigen, verstimmte sie mich nur tiefer. Da trat Claudine an mich heran, setzte sich zu mir nieder, und ihren Arm um meinen Hals legend, sprach sie in dem Tone der Erzählung, der von ihren Lippen einen wahren Zauber hatte: Das Leben meiner armen Mutter hatte oft Trübsal aller Art. Wenn sie die Geldverlegenheiten meines Vaters bemerkte, wenn sie genöthigt war, einen Aufwand zu machen, der ihre Mittel überstieg, so hörte ich sie die Frauen der Handwerker, die Frauen der Kaufleute beneiden, die uns bedienten, und sie sagte dann oftmals: Wie glücklich sind sie, daß ihre Bedürfnisse nicht groß, daß sie im Stande sind, sich selber zu erwerben, was sie brauchen!

Sie hielt inne, und sich an mich schmiegend, fügte sie hinzu: Ich bin die Frau eines Kaufmannes, soll ich das Glück einer solchen nicht haben dürfen? Willst Du mir nicht gönnen, zu arbeiten wie Du selbst, und in dem Hause, das Du mir bereitest hast, Dich an meinem eigenen Tische von dem Ertrage meiner Arbeit zu bewirthen?

Ihrer Liebe, ihrer Anmuth, ihrer Vernunft zu widerstehen, wäre dem falschesten Stolze nicht möglich gewesen. Sie sprach mit Feuer von den Lehren der Revolution, in deren Mitte wir einander gefunden hatten. Sie gab mir zu bedenken, daß ich selber noch nicht reich sey, und sie erlangte es von mir, daß ich sie in ihrer kleinen Industrie gewähren ließ, bei der die praktische Gewandtheit Louisens ihr wesentliche Dienste leistete.

Im Laufe des Jahres hatten sich dann das Leben und die Einrichtungen in dem Seehofe völlig nach Claudinens Absichten umgestaltet. Die kleine Landwirthschaft und der Gartenbau wurden unter der Aufsicht der Frauen von den Leuten, welche man dort vorgefunden, nicht ohne Erfolg betrieben, und in jedem Monate einmal fuhr Louise nach Hamburg, um dort in einem Magazine, welches sich ihr angewiesen hatte, ihre Arbeiten zu verkaufen, neue Bestellungen anzunehmen, und die Erfordernisse für dieselben zu besorgen. Sie sprach dann in meiner Wohnung vor, um Nachrichten und Briefe zu bringen und zu empfangen, und Claudine hatte, ihre Sehnsucht nach mir abgerechnet, sich in diese stille und arbeitsame Lebensweise so hinein gefunden, als hätte sie niemals eine andere gekannt oder ersehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Gotha und sein Volk.

Der bekannte Schriftsteller Schmidt-Weißenfels hatte vor einigen Jahren die Residenz Gotha auf längerer Zeit zum Aufenthalt gewählt und während des letztern Gelegenheit gehabt, die dortigen Verhältnisse und Zustände kennen zu lernen. Eine Frucht dieser Studien war der im „Leipziger Sonntagsblatt“ (1861, Nr. 17) von ihm veröffentlichte Aufsatz „Gotha und der Herzog Ernst“, den er, nach seinem eigenen Geständniß, lediglich vornehmlich deßhalb verfaßt hatte, um ein getreues, lebensvolles Bild des Herzogs Ernst zu bieten. Da

es dem Verfasser bei seinem Vorhaben um Wahrheit und Treue zu thun war, so ließ es natürlich oft die Thatsachen allein so wie die Urtheile der Masse aus der Charakteristik heraus sprechen. So wurde denn in dem Aufsatz auch eine Anzahl von Klagen aufgeführt, welche die Gothaer über ihren Fürsten führen und die im Allgemeinen darauf hinauslaufen, daß der Herzog sich um die große Politik zu viel und um die eigenen Unterthanen zu wenig kümmere, daß er vielmehr die letztern unterschätze, ihnen zu wenig Aufmerksamkeit schenke und zu den einflußreichsten Stellen im Staat Ausländer berufe; daß er überhaupt die Regierung seines Landes für eine viel zu winzige Beschäftigung im Verhältniß seiner Fähigkeiten ansehe ꝛc. Herzog Ernst, weit entfernt, dadurch sich verletzt zu fühlen, nahm im Gegentheil hieraus Veranlassung, über diese Punkte sich gegen den Verfasser des Aufsatzes umständlich auszusprechen, da dieser ja doch dieselben „nicht selbst ganz zu ergründen vermochte", und dieses Schriftstück ist es, welches Schmidt-Weißenfels, dem der Verfasser desselben die freie Verfügung darüber gestattet hatte, jetzt sammt seinem eigenen vorhergegangenen Aufsatz in dem Büchlein, das wir hier besprechen, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Wir haben nämlich schon auf diese Schrift hingewiesen, glauben aber, daß sie anziehend genug ist, um nochmals auf dieselbe zurückzukommen und nach der „D. Allg. Z." unsern Lesern einen kurzen Abriß ihres Inhalts zu geben.

Gleich zu Anfang überrascht das scharfe Urtheil, daß des Herzogs Ahnen mütterlicherseits (die frühern Herzoge von Gotha-Altenburg) „entweder geniale, einer gewissen Exzentrizität sich ergebende Männer" gewesen seyen, oder „sich in gänzlicher Unbedeutenheit verloren hätten. Unter diesen übrigen durch strenge Rechtlichkeit und Sittlichkeit ausgezeichneten Fürsten, die fast alle Regierungsgeschäfte ihren Beamten überließen, erhob sich das Land und zumal die Residenz zu einem gewissen Grade von Bildung, der sich noch heute nicht abgestacht hat. Im Jahre 1826 fiel Gotha an das Haus Koburg, und schon damals empfing uns kein Enthusiasmus". Die allmächtige Bureaukratie, der stolze Adel, die durch den Hof verwöhnte Bürgerschaft freuten sich nicht auf einen Regenten (des Herzogs Vater), der hell zu sehen und kräftig zu handeln gewohnt und welchem gegenüber eine dauernde Opposition unmöglich war. Ein neues frisches Leben ergoß sich aber jetzt in alle Zweige der Staatsregierung. Im Jahre 1842 trat der jetztregierende Herzog mit Sitz und Stimme ins Ministerium und weihte sich in die Geschäfte ein; die Stärken und Schwächen der damaligen Regierung waren ihm bald gründlich bekannt. Und hier möge wörtlich eine Stelle folgen, welche für die Beurtheilung des Herzogs höchst charakteristisch ist.

„Seit meiner frühesten Jugend huldigte ich demnach instinktmäßig liberal-demokratischen Prinzipien. Ich war im eigentlichen Sinne des Worts das Kind meiner Zeit. In monatelangen Aufenthalten zu Paris, London und besonders Brüssel, wo wir beiden Brüder uns der Studien halber aufhielten, hatte es die Stellung unserer Familie und unser innerer Trieb leicht mit sich gebracht, daß wir in den geistigen Umgang mit bedeutenden Männern gezogen wurden. Theilnahme an Politik und am großen Staatsleben war früh in uns erweckt und ausgebildet worden, so daß ich, vollkommen in meinem Innern mit mir im Klaren, die Universität Bonn bezogen hatte, auf der gerade im Gegensatz zu den reaktionär-aristokratischen Professoren und beinahe oppositionell sich die liberale Tendenz durch ein ernstes Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft fest einwurzelte. Nach alledem war es wohl begreiflich, daß ich, in das Geschäftsleben der Heimath eingeführt, ehrgeizigen Ansichten einer oft nur scheinbar liberalen Beamtenwelt entgegentreten mußte, und da ich, die Rücksichten auf meinen Vater nicht aus den Augen lassend, einen förmlichen Bruch mit jenen Elementen noch zu meiden hatte, so war es wenigstens sehr erklärlich, daß sich alle jene Leute wenig zu mir hingezogen fühlten. Die damalige Zeit bot auch in den geselligen Kreisen der Heimath wenig Männer von Bildung und geistiger Gleichstimmung. Ich stand also auf dieser Seite ziemlich allein, und verwöhnt durch den anhängigen Umgang mit den Bedeutenden in den großen Städten, zeigte ich vielleicht ein geringeres Interesse für Personen in der Heimath, welche sich für bedeutend hielten und mir nie vergessen konnten, daß ich sie nicht nach Wunsch beachtete."

So kam der Tag heran, welcher in Folge des unerwartet schnellen Todes des Vaters dem jetzigen Herzog Ernst die Zügel der Regierung in die Hand gab (29. Januar 1844). Während im Herzogthum Koburg bereits seit 1821 eine konstitutionelle Verfassung bestand, fristete in Gotha die alte landständische noch ihr kümmerliches Daseyn; alle auf Umgestaltung der gothaischen Verhältnisse gerichteten Bestrebungen des reformfreundlichen Herzogs scheiterten aber an der geschlossenen Opposition der Stände, der Mehrheit der ältern Beamten und des Residenzpublikums. Der Adel versuchte den jungen Fürsten mit dem Worte zu höhnen, derselbe sey der einzige Demokrat in seinem Lande; die Spießbürger rümpften die Nase, als der Herzog, um zum Erwecken geistiger Elemente in der fast ausschließlichen materiellen Genüssen fröhnenden Gesellschaft Gotha's durch sein Beispiel beizutragen, in einer öffentlichen Versammlung einen wissenschaftlichen Vortrag über Psychologie und Anthropologie hielt; Niemand auch wollte begreifen, daß, Angesichts der drohenden politischen Stürme, die alte Lehre, daß nur in ruhigen Zeiten mit Segen reformirt werden kann, doppelte Beachtung verdiene.

Da kam das Jahr 1848. In der furchtbaren Aufregung jener Tage stand Herzog Ernst — allein; seine Beamten hatten den Kopf, die Gutgesinnten den Muth

verloren, und dem Fürsten blieb es überlassen, mit den Massen allein und persönlich zu unterhandeln. Und hier zeigte sich recht deutlich, was ein Mann und ein Charakter werth sind in schwerer Zeit: von allen Seiten kam dem fest und gerade auftretenden Landesherrn unbedingtes Vertrauen und wunderbarer Gehorsam entgegen, und die gothaische Revolution verlief sehr bald in Jubel, Festen und Freuden. Ja, es ging so weit, daß selbst die allgemeinen deutschen Angelegenheiten ziemlich früh hinter die partikularistisch-provinziellen Interessen zurücktraten, und die Einzigen, welche nach wenigen Monaten in der Residenz in deutsch-patriotischem Sinne noch thätig waren, — waren der Herzog und einige wenige Gesinnungsgenossen.

Derselbe Mangel an Theilnahme zeigte sich (was kaum glaublich erscheinen wird) erst recht bei dem schleswig-holsteinischen Kriege; während der Herzog von Gotha, der Sieger von Eckernförde, und seine wackern Truppen überall in Deutschland mit Jubel und Enthusiasmus begrüßt, während überhaupt überall die ausziehenden und heimkehrenden Krieger von ihren Mitbürgern freudig und festlich empfangen wurden, wurde den gothaischen Truppen in Gotha nur eine kühle Behandlung zu Theil, und der Herzog entging einem gleichen Schicksal ebenfalls nicht. „Diese auffallende Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Interessen unseres großen Vaterlandes ist bis zur Stunde (einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet) unverändert geblieben"; und daraus ist wohl zu erklären, wenn der Herzog gesteht: „Vom Jahre 1850 an wandte ich mich fast ausschließlich den deutschen Angelegenheiten zu." Aber auch in Bezug auf letztere und die Rolle, welche ihr Fürst dabei spielte, blieben sich die Gothaer gleich, so daß der Herzog mißmuthig ausruft: „Wäre die Stimmung in der Stadt Gotha eine andere gewesen, so würde mir (ich kann es ohne Unbescheidenheit sagen) wohl überall Jubel und die Aussage warmer Anerkennung von Seiten der eigenen Staatsangehörigen gespendet worden seyn. So begnügte man sich mit einer oberflächlichen Beurtheilung, ja blieb in manchen wichtigen Augenblicken vollständig theilnahmlos, und, um mich kurz zu fassen: meine gesammte Thätigkeit für die Interessen des Gesammtvaterlandes kam mir in der Handhabung der eigenen Regierungsgeschäfte nicht zu gute." Dann gibt der Fürst noch eine Skizze der jetzigen gothaischen Zustände, welche von außerordentlich scharfer Beobachtung zeugt und bei deren Lesung vielleicht manchem Gothaer die Ueberzeugung aufdämmern wird, daß er dem Auge seines Herzogs und Herrn weit weniger entgangen sey, als er wohl glaubt.

Zuletzt verwahrt sich der fürstliche Autor noch gegen die etwaige Unterstellung, als ob er bei seiner scharfen Kritik sich selbst eine Ausnahmestellung angewiesen hätte. „Ich bin fern davon, meine Person vom Volke zu trennen, ich rechne mich vielmehr zu ihm und fühle mit ihm. Und gerade, weil es mir gelungen ist, von Jugend auf den Standpunkt zu verlassen, von dem die meisten meiner Standesgenossen das Volk und dessen Treiben beurtheilen, verlange ich um so Edleres und Höheres von der Gesammtheit." Um die stets vorwärts treibende Fluth des Volksgeistes rein und in ihren Ufern zu erhalten, bedürfe es der Theilnahme des Volkes selbst, und dieses dürfe sich nicht fremd zu den Männern stellen, welche dazu geschaffen sind, die Leitung in die Hand zu nehmen. „Sicher ist es verwerflich, nach seiner Popularität in dem allgemein gebräuchlichen Sinne zu ringen und auf Kosten der gestellten Aufgabe sich künstlich populär zu machen. Aber eben so irrig ist es, zu glauben, daß ohne die warmen Sympathien des Volks, ohne alle Popularität im richtigen Sinne, jene patriotischen Männer dennoch im Stande seyn könnten, segenbringend die Masse zu führen. Das Volk muß die Namen seiner Führer heilig halten, es muß sie selbst vor Verunglimpfung schützen und darf nie vergessen, daß gegenseitiges Vertrauen von gegenseitiger milder Berücksichtigung unzertrennlich ist. Möchten alle meine theuern Gesinnungsgenossen, welcher Farbe sie auch angehören, dieser Worte stets eingedenk bleiben!" Und dazu sagen wir Amen, wenn wir auch sonst den politischen Bestrebungen des Herzogs uns nicht durchweg anschließen können. (N. W. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

In den nächsten Tagen feiert die Universität Breslau ihr 50jähriges Jubiläum. Es sind noch zwei Professoren am Leben, die bereits vor 50 Jahren bei der Inauguration Professoren waren; diese zwei sind noch dazu Brüder: Friedrich von Raumer, der Historiker in Berlin, und Karl von Raumer, der Professor der Mineralogie in Erlangen, der vor Kurzem sein 50jähriges Lehrerjubiläum feierte; Beide gesund, frisch an Körper und Geist. Friedrich von Raumer wird von Berlin zum Jubiläum kommen; Karl von Raumer, jetzt zur Kur in Brückenau, ist die Reise vom Arzte widerrathen worden. Er wird aber durch seinen ältesten Sohn vertreten werden, den Professor der deutschen Philologie, Rudolph von Raumer, der in Breslau geboren ist und zugleich als Abgeordneter der Universität Erlangen dahin abgeht.

Ein in Bunzlau zusammengetretenes Komite erläßt einen Aufruf zur Theilnahme an der Errichtung eines Denkmals für Martin Opitz von Boberfeld, geboren 1597 zu Bunzlau, gestorben 1639 zu Danzig. „Opitz ist der Vater der neueren Poesie und der Dichtersprache unseres Volkes", sagt der betreffende Aufruf.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 187 Mittwoch, 7. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Mir aber hatten das Verlangen nach ihrer Nähe und die Sorge um sie nie Ruhe gelassen, und vollends jetzt, da ich sie Mutter wußte, da man mich überreden wollte, eine andere Ehe zu schließen, schien es mir unerträglich, sie länger in der Verborgenheit und fern von mir zu halten. Ich vertraute ihr also die Pläne meiner Eltern, ich sagte ihr, daß die Ankunft ihres Bruders in Hamburg zu erwarten stehe, daß es mir unmöglich scheine, ihm zu begegnen, so lange sie nicht neben mir als meine Gattin lebe. Ich stellte ihr alle Möglichkeiten vor, die eine Entdeckung ihres Aufenthaltes und unsere Ehe herbeiführen konnten. Ich bewies ihr, daß die Länge der Zeit nichts dazu beitragen würde, den Zorn meiner Eltern zu mildern, die Schwierigkeit unserer Lage zu ändern. Ich gab ihr zu bedenken, daß es mir leichter sey, den Kampf mit meiner Familie endlich zu bestehen, als das geliebte Weib meiner freien Wahl zu verbergen, und das Daseyn meines erwarteten Kindes wie ein Verbrechen zu verheimlichen.

Wir haben gefehlt, sagte ich, indem wir uns Beide dem Willen unserer Familien entzogen, wir werden das, wenn wir es ihnen jetzt entdecken, in Tagen schwerer Zerwürfnisse büßen müssen; aber wir werden uns nicht mehr zu verbergen brauchen, und wenn man mich auf das Aeußerste kreibt, so werden wir Europa verlassen, um jenseits des Meeres eine neue Heimath, ein Leben der Arbeit und der Sorge, aber in jedem Falle auch ein gemeinsames Daseyn voll Liebe und voll Freiheit zu finden.

Claudine hörte mir freundlich und oft mit Rührung zu, wenn ich also zu ihr sprach, indeß meine Worte vermochten sie nicht zu überzeugen. Sie war unfähig, sich meinem Verlangen nach vollem, ruhigem Glücksgenusse hinzugeben, oder gar auf einen solchen zu hoffen, denn hier trat mir ihre religiöse Anschauung als unüberwindliche Schranke entgegen. Seit der Begegnung mit dem geistlichen Lehrer ihrer Jugend hatte der Gedanke an ihre Schuld sie nicht mehr verlassen, und sie fühlte sich nicht berechtigt zu irgend einem vollen Anspruche an das Leben und an seine Freuden. Was das Geschick mir Gutes gönnt, sprach sie immer, nehme ich mit Dank als eine Gnade hin. Nach Besserem zu streben, halte ich mich nicht berufen, es würde eine Vermessenheit von mir seyn. Ich liebe Dich, ich bin hier in Ruhe, warum sollte ich Dich also in Kämpfe verwickeln, deren Ausgang zweifelhaft, und für mich selber vielleicht ohne alle Bedeutung ist?

Ich verstand nicht, was sie damit meinte, ich bat sie, sich zu erklären, und ohne im Geringsten aus ihrem Gleichmaß zu kommen, sagte sie: Ich habe mich hier eingewohnt und eingerichtet, als sollte ich hier für lange Jahre leben. Aber es ist ein unabweisliches Gefühl in mir, daß meine Laufbahn nicht lang seyn wird. Die Uhr singt mir es in jeder Stunde vor: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux!

Ich sprang auf, ich wollte das unheilvolle Geräth aus dem Zimmer entfernen, Claudine hinderte mich daran.

Laß mir die Uhr! bat sie. Die Melodie ist so süß, fuhr sie fort, die Mahnung ist so sanft, und da der Zufall durch Louisens Hand sie mir bereitet hat, ist sie mir so werth geworden, wie den Frommen das Memento mori! Ich würde am Tage etwas vermissen, und in der Nacht nicht schlafen, ohne die leisen, lieblichen Töne.

Es war vergebens, daß ich Claudinen aufmerksam darauf machte, daß sie nicht krank sey, daß nichts ihren frühen Tod befürchten lasse.

Ich werde auch noch nicht sterben, jetzt noch nicht! tröstete sie mich. Allein sollst Du nicht bleiben in der Welt. Wenn ich Dir das Kind gegeben habe, dann werde ich hingehen, denke ich mir, und dann bringe das Kind zu Deinen Eltern. Ihm werden sie vergeben, was sie mir nie verzeihen können! Laß mich die Zeit der Erwartung in Ruhe und Frieden verleben; ich verlange das von Dir als den größten Liebesbeweis. Ueberlebe ich diese Zeit, nun, dann thue, was Dich befreit, und Alles soll mir recht, es soll mir nichts zu schwer seyn, was dann über uns kommt.

Ich konnte mich solchen Bitten nicht verschließen, aber die Vorstellung meiner Frau, daß sie dem Tode geweiht sey, zerriß mir das Herz, und sie selber brachte mich, wenn sie meine Trauer sah, wieder davon ab. Indeß der Gedanke, sie zu verlieren, wich nicht mehr

von mir, und als wolle ich sie und mich von demselben losreißen, indem ich Pläne und Maßregeln für eine weite Zukunft traf, kaufte ich im Frühjahre auf Claudinens Namen den Seehof an, den ich für einen sehr geringen Preis erstehen konnte, weil sein Besitzer sich außerhalb Deutschlands aufhielt, und der Sorge für das kleine Gut entboten seyn wollte. Wider mein Erwarten begegnete Claudine eine große Freude über diese Nachricht. Sie war überhaupt munterer geworden. Sie schrieb mir, daß der Gedanke an ihr Kind ihr eine Sehnsucht zu leben einflöße, daß er ihr doppelte Lust zur Arbeit gebe, und daß sie sich reich vorkomme in dem eigenen Hause, mit der Fähigkeit zu erwerben, die sie in sich kennen gelernt habe.

Wie es aber zu gehen pflegt, überfiel die Besorgniß um die Geliebte mich gerade in dem Zeitpunkt, in welchem sie von ihr gewichen zu seyn schien, mit doppelter Stärke. Ich konnte keine Ruhe finden, wenn ich sie eine Woche nicht gesehen, und nachdem ich alle möglichen Vorwände erschöpft hatte, meine häufigen Entfernungen zu erklären, fing ich endlich an, ohne alle Erklärung fortzugehen.

Jeder, der sich einmal in seinem Leben in einer Lage befunden hat, deren Zwiespältigkeit ihn drückte, während er sich verpflichtet hatte, vorläufig in derselben nichts zu ändern, wird Anwandlungen eines ähnlichen fatalistischen Trotzes empfunden und durchgemacht haben. Fern von meinem Weibe zu seyn, mein Daseyn in lauter Heimlichkeiten hinzubringen, mein Kind wie einen Bastard in der Verborgenheit geboren werden zu lassen, das waren mir Schmerzen und Kränkungen, die mich immer schwerer drückten, die ich um jeden Preis von mir abzuwerfen wünschte, nur nicht um den Preis von Claudinens Ruhe. Hundertmal hatte ich auf dem Punkte gestanden, zu meinem Vater zu gehen und ihm zu sagen: Ich habe ein Weib, und dieses Weib ist die todtgeglaubte Claudine, nehmt sie als Eure Tochter auf, oder ich kann Euer Sohn nicht seyn! Und eben so oft hatte Claudinens Bitte, ihr den Frieden zu gönnen in der Zeit der Erwartung, mich davon abgehalten. Endlich kam ich zu jener tolldreisten Stimmung und Handlungsweise, welche die letzte Entscheidung des eigenen Schicksals, aus Verzweiflung und aus Schwäche, in die Gewalt des Zufalls legt.

Ich wollte mich nicht erklären, nicht verrathen, während ich doch in einer Weise handelte, daß mein Thun zum Verräther an mir werden konnte. Indeß wider mein Erwarten sah man eine Weile meinem unregelmäßigen Erscheinen im Geschäfte und in meinem Vaterhause, nur mit versteckem Tadel zu, und die Entscheidung, welche ich in frevelndem Trotze so oft herbeigesehnt, sollte von einer anderen Seite über uns hereinbrechen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war im Juni. Die Geburt unseres Kindes stand im Laufe der nächsten Monate bevor, Claudinens Gesundheit war sehr angegriffen und hatte Störungen mancher Art erlitten. Der Arzt aus dem nächsten Städtchen, den wir in Ermangelung eines besseren zu Rathe gezogen, hatte die größte Sorgfalt und Vorsicht für sie empfohlen, sie selbst aber war zuversichtlich und guten Muthes, und sah mit rührender Mutterzärtlichkeit in die Zukunft, die ihrem Kinde angehören sollte.

Ich für meinen Theil hielt mich mit großem Zwange in Hamburg und bei meinen Geschäften zurück, denn ich hatte die Absicht, später eine längere Entfernung von Hause zu machen, um meiner Frau in der entscheidenden Stunde nicht zu fehlen. Jeder Tag aber war mir in jenen Monaten eine Qual, jeder erschien mir unabsehbar lang mit seinen Stunden, weil jede Stunde mit Sorge und Sehnsucht erfüllt war, und die Spannung und der Mißmuth, in welchen ich mich befand, fingen allmälig an, mich auch körperlich unwohl zu machen. Unruhig am Tage, schlaflos in der Nacht, konnte es nicht fehlen, daß ich nicht gesund aussah. Meine Mutter befragte mich deßhalb, mein Vater schien es nicht zu bemerken. Eines Tages aber, als er am Abend, eines bestimmten Anlasses wegen, wider seine Gewohnheit noch einmal in die Stadt und in das Komptoir kam, fand er mich und den Lehrling, dem es oblag, die Räume zu schließen, noch allein in demselben. Der Bursche stand gelangweilt am Fenster und sah in den Hof hinaus, denn die Arbeitszeit war vorüber, ich war auf meinem Platze vor Ermüdung eingeschlafen, und der arme Junge hatte nicht gewagt, mich zu erwecken.

Mein Vater that es an seiner Statt. Er trat an mich heran, schüttelte mich, und nachdem er den Lehrling in das Nebengemach geschickt, dort die Läden zuzumachen, sagte er kurz und fest, wie es in seiner Weise war: Wie kann man sich so bloßstellen vor seinen Untergebenen! Ein Leben, wie Du es führst, reibt freilich Körper und Geist auf! Geh nach Hause und lege Dich zur Ruhe. Vergiß aber nicht, daß Dein vierundzwanzigster Geburtstag nahe ist, und daß ich keinen Müßiggang in meinem Hause dulden, in mein Geschäft aufnehmen will!

Ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, die auch, schlaftrunken und ermüdet, wie ich es war, sicher nicht von Bedeutung gewesen seyn würde, verließ er mich, und ich blieb mit dem widerwärtigsten Eindruck zurück. Indeß meine Abspannung war so groß, daß ich selbst über die Drohung meines Vaters, der seine beiden älteren Söhne nach vollendetem vierundzwanzigsten Lebensjahre öffentlich als Theilnehmer in die Handlung aufgenommen hatte, mir weiter keine Sorgen machte. Hatte ich doch immer vorgehabt, an diesem Geburtstage, an dem mein Kind schon geboren seyn mußte, das Geheimniß meines bisherigen Lebens zu enthüllen und, falls man sich mit demselben nicht aussöhnen

vermochte, mit meiner Familie Europa zu verlassen. An dem gedachten Abende glitt das Alles jedoch nur wie im Traume durch meinen Sinn, und in meiner Wohnung angekommen, versank ich augenblicklich wieder in einen tiefen Schlaf, der der Verkünder und der Beginn eines Nervenfiebers war.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Fr. Fick.

Am 10. Juli ist in Kassel ein Mann zu Grabe getragen worden, dessen segensreiche Wirksamkeit auch Bayern zu statten kam, und dort vor fünfzig Jahren bereits gewürdigt wurde. Dr. Friedrich Fick, geb. 1783 bei Ansbach, der Sohn des bekannten Schriftstellers und Grammatikers, bereits mit 18 Jahren Bau-Inspektor in Erlangen, entfaltete daselbst im Brücken- und Straßenbau eine so glänzende Thätigkeit, daß die Universität Erlangen sich berufen fühlte, dem jungen, auch als theoretischer Mathematiker hochgefeierten Ingenieur das Ehrendoktorat zu verleihen. Schon damals regte Fick in einer größern Broschüre den Gedanken an: den von Karl dem Großen projektirten Donau-Main-Kanal, welchen König Ludwig etwa 40 Jahre später ausführte, zu bauen, und diese in historischer wie mathematischer Beziehung interessante Arbeit wurde durch die große goldene Medaille von dem König von Bayern ausgezeichnet. 1819 erhielt Fick einen Ruf nach Hessen-Kassel, um die sprüchwörtlich elenden Straßen dieses Landes zu reguliren. Mit den geringsten Mitteln brachte er dort in wenig Jahren einen Zustand hervor, der nach damaligen Begriffen für musterhaft galt, und noch nach Jahrzehnten hielten die Fuhrleute an den Brücken bei Marburg und Wabern an, um den Bau-Inspektor Fick ein „Vivat" zu bringen. Sein größtes Verdienst jedoch bleibt es, ohne Hülfe des Staats, ohne besonderes Gesetz, ohne direkte Aufmunterung der höhern Behörden, durch bloße Vernunftgründe und herzliches Zureden die Bauern Hessens, die zu dem „Landfolgedienst" verpflichtet waren, dahin zu bringen, daß sie mit freiwilligen Geldbeiträgen sich von dieser Verpflichtung ablösten, und daß durch diesen Fond ohne Ausschreibung neuer Steuern die vorzüglichste Pflege des Straßen- und Brückenbaues ermöglicht wurde. Im Jahre 1838 berief Fick mit noch jugendlichem Eifer eine Versammlung für Eisenbahnbau zusammen, und legte als Präsident des Ausschusses Pläne und Berechnungen der Regierung vor. Der Kurfürst verwarf die „Neuerungen", und der „gefährliche Schwärmer" zog sich seine Ungnade zu. Der Himmel aber vergönnte ihm ein langes heiteres Greisenalter, um seine Pläne noch nach 20 Jahren verwirklicht zu sehen. Ein edler schöner Greis, das Ebenbild seines Landsmannes Jean Paul, mild und vorurtheilsfrei, verehrt von seinen Mitbürgern, verehrt von seinen Töchtern und Söhnen, von denen der älteste, ein gefeierter Anatom Prof. Ludwig Fick in Marburg, in der Blüthe seiner Wirksamkeit vor kurzer Zeit starb, die beiden jüngern der juridischen und medizinischen Fakultät zu Zürich als Professoren zur Zierde gereichen, verschied er in vollster Gemüths- und Geistesfrische in seinem 78. Lebensjahre.

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen ist in Itzehoe der fast 70jährige ehemalige Advokat Reiche in Schleswig gestorben, einer der wackersten schleswig-holsteinischen Patrioten. Als sich die provisorische Regierung für Schleswig-Holstein in Rendsburg im März 1848 konstituirt hatte, sandte sie Reiche nach Braunschweig, um den Herzog zu bewegen, an der Spitze seiner Truppen den Schleswig-Holsteinern zu Hülfe zu eilen. Der Herzog willfahrte sofort, und seine Truppen nahmen schon an der Schlacht bei Schleswig (Danewirke) einen rühmlichen Antheil. Reiche wirkte sowohl während des Krieges als nach demselben mit allen Kräften und großen pekuniären Opfern. So war er während der letzten Session der holsteinischen Ständeversammlung in Itzehoe und der schleswig'schen in Flensburg, um den Abgeordneten seinen bewährten Rath zu ertheilen, sie zum Ausharren anzufeuern, Korrespondenzen an verschiedene Blätter und Broschüren zu verfassen ꝛc. Trotz seiner, seit seiner Absetzung als Ober- und Landesgerichtsadvokat in Schleswig bedeutend verringerten Einnahme, trotz seines hohen Alters und der persönlichen Gefahr, der er sich aussetzte, fuhr er unermüdlich in seiner Agitation für Das, was er als recht und wahr erkannt hatte, fort.

In der Gottesackerkirche zu Ebern in Unterfranken stand seit längerer Zeit unbeachtet ein altdeutsches Gemälde, das früher in der Pfarrkirche daselbst sich befunden und vor der Restaurirung derselben als Altarblatt am Hochaltare gedient hatte. Das Gemälde besteht, wie alle gothischen Altarbilder, aus einem Hauptblatte und zwei Flügelthüren. Von fremden Kunstkennern, welche das Bild in der neuern Zeit sahen, auf dessen Werth aufmerksam gemacht, ließ der Stadtmagistrat von Ebern dasselbe einer genauen Besichtigung durch einen bewährten Künstler und Restaurateur unterstellen. Hiebei wurde die überraschende Entdeckung gemacht, daß das Hauptbild eine Arbeit des berühmten Malers Michael Wohlgemuth, des Lehrers von Albrecht Dürer, ist, während die Flügelthüren von der Hand eines guten Schülers unter des Meisters Aufsicht ge-

malt sind. In der That fällt auch die Erbauung der Pfarrkirche zu Ebern in die Blüthezeit des Meisters Wohlgemuth. Dieselbe wurde nämlich im Jahre 1490 eingeweiht, während der genannte Künstler von 1434 bis 1519 lebte. Für Kunstfreunde möchte es von Interesse seyn, eine kurze Beschreibung und Beurtheilung des Gemäldes, wie sie von dem besichtigenden Künstler gegeben wurde, zu vernehmen. Das Mittelbild, ungefähr 10 Fuß hoch, 8 Fuß breit, stellt Christus am Kreuze, rechts von trauernden Frauen und Jüngern des Herrn, links von Kriegsknechten mit ihrem Hauptmann umgeben, dar; eine großartige schöne Komposition von nahezu vierzig Figuren. Der Kopf des Christus ist höchst edel und voll Ruhe. Die erste Stelle nimmt die im Vordergrunde der Gruppe befindliche, vom hl. Johannes unterstützte in Ohnmacht sinkende Madonna ein. Der Kopf dieser Figur ist voll des seelenvollsten Ausdrucks, voll von Ergebung in den göttlichen Willen; um die zarte Gestalt, die mit gefalteten Händen zusammensinkt, zeigt sich dem Beschauer in edeln Falten und großenartigen Motiven ein weißer Mantel. Zunächst der Madonna sind es Johannes und Veronika, das Antlitz Christi dem Beschauer entgegenhaltend, welche durch tiefen Ausdruck und sorgfältige Durchführung aussprechen, wie überhaupt sämmtliche Figuren tiefgefühlt und der Handlung im hohen Grade angemessen ausgeführt sind. In der Gruppe der Kriegsknechte suchte der Maler in Ausdruck und Empfindung das Gegentheil von den Heiligen zu geben: Rohheit und Spott ist in den Köpfen ausgedrückt; die Gewandungen und silbernen Rüstungen sind von höchstem Interesse für die Geschichte des Kostüms mit großer Schärfe und Meisterschaft durchgeführt. Die Flügelbilder, von 4 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe, je in drei Abtheilungen, stellen auf der Innenseite Christus am Oelberge, die Gefangennehmung Christi, Christus vor Pilatus, die Verspottung, die Kreuznagelung und Christus im Grabe dar, in figurenreichen Kompositionen. Wenn auch die Flügelthüren dem Hauptbilde untergeordnet sind und vielleicht zu der Annahme berechtigen, daß bei den vielen Aufträgen des Meisters derselbe deren Ausführung einem bevorzugten Schüler oder Gehülfen überließ, so ist doch der Geist des Meisters in Allem erschichtlich und die Ausführung so vortrefflich, daß diese schon als Einzelnbilder betrachtet eine bedeutende Stellung in der altdeutschen Malerei einnehmen. Die Figuren sind edel und von schönem Ausdruck, besonders ist es eine, die Figur des Christus, welche in allen Bewegungen und Drapirungen vorzüglich genannt werden muß. Der Werth des Gemäldes wird auf 9000 bis 10,000 fl. angeschlagen. Dasselbe gehört hienach unstreitig zu den großartigsten Leistungen der altdeutschen Malerei und würde für jede größere Galerie eine bedeutende Zierde bilden. Es ist nur zu wünschen, daß nun die nothwendig gewordene Restaurirung desselben auch einer sachkundigen Hand anvertraut wird.

Die englische Presse hat einen Feldzug gegen die Krinolines eröffnet, veranlaßt durch die sich mehrenden Todesfälle durch Verbrennen. Eine Frau Brodhurst ist trotz der Hülfe ihres Mannes und dreier Bedienten jammervoll verbrannt. Am obern Theile des Körpers wurden die Flammen mit leichter Mühe erstickt, aber die Elastizität der Reife machte alle Bemühungen zur Rettung der Unglücklichen unnütz. Der „Evening Star“ wendet sich bittend und beschwörend an Englands Frauen und Jungfrauen, sie möchten endlich einmal einer Tracht entsagen, die neben einer großen Anzahl Unbequemlichkeiten für Andere das Leben selbst bedrohe und oft einen schauderhaften Untergang herbeiführe.

[Ein beflügeltes Kalb.] Bei einem Fleischermeister in Neumark (Pr. Schlesien) befindet sich ein ganz munteres schwarzscheckiges Kalb (aus Blumerode), dem auf der einen Seite des Rückens ein fast 2 Fuß langer Flügel ausgewachsen ist; derselbe hat mehrere Gelenke und ist beweglich, mit Haut und Haaren überwachsen und hat vollständigen Blutumlauf.

Sylben-Räthsel.

Ich kenn' ein Wort, es hat drei Stücke,
Das theil' ich in drei Theile ein
Und wünsch' es mög' von Deinem Glücke
Das Ende doch das erste seyn.

Das zweite — nur Artikel — brauchet
Man anders auch, wenn man's so muß.
Wer in das dritte untertauchet,
Der taucht in einen mächt'gen Fluß.

Das Ganze zeigt in jenen Landen,
Wo es zu Haus', ein kläglich Bild:
Wo stolze Pracht und Größe schwanden,
Bleibt nur der Name ruhmerfüllt.

Und will man dich verfänglich fragen:
Was wird den Franken einst zu Theil?
Sollst du die Sylben einzeln sagen —
So will's des Deutschen Ruhm und Heil.

Auflösung der Homonyme in Nro. 183:
Bogen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 188 Donnerstag, 8. August 1861.

Der Sechst.

(Fortsetzung.)

Tage und Wochen hindurch lag ich bewußtlos da. Mein Vater konnte es sich nicht vergeben, mich im Momente meines Erkrankens hart angelassen zu haben, meine Mutter hatte sich in meiner Wohnung eingerichtet und verließ mich keinen Augenblick. Als der Zustand der todtähnlichen Lethargie vorüber war, als das Fieber und das Irrreden begannen, bezeugten meine zusammenhanglosen Worte, womit meine Seele beschäftigt war. Ich rief nach Claudinen, ich sprach von Weib und Kind, aber man hielt Claudinen seit Jahren für gestorben, und selbst der Verrath, den ich unwillkürlich an mir beging, klärte die Meinigen nicht völlig auf, obschon er anfing, meine Mutter zu beunruhigen.

Man war lange vor meiner Krankheit darüber einig gewesen, daß ich einen heimlichen Liebeshandel haben, eine Geliebte unterhalten müsse. Man hatte angenommen, daß der Schmerz um Claudinens Verlust, daß das Bedürfniß mich zu betäuben, mich zu dieser Verirrung getrieben habe. Aber weil die genaueste Beobachtung keine bestimmten Resultate geliefert, hatte man nicht mit Behauptungen gegen mich herausgehen wollen, für die man keine Beweise bieten konnte. Mein Vater hegte den Grundsatz, daß Eltern niemals oberflächliche Anklage gegen ihre Kinder wagen dürften, weil es ihrer Würde zu nahe träte, Unrecht gegen die Kinder zu haben.

Während meine Mutter an meinem Krankenbette darüber nachsann, in welcher Weise man mir Ruhe bereiten, und mich zu einem geregelten Leben führen könne, während sie sich der Härte anklagte, weil sie mir nicht zärtlicher begegnet sey, mein Vertrauen nicht durch jedes Zugeständniß zu gewinnen gesucht, und mich nach ihrer Ansicht dadurch an den Rand des Grabes gebracht hätte, überlegte mein Vater, wie man erfahren könne, wer meine Geliebte sey, und wie man sie, während meiner Krankheit bewegen könne, mich und den Ort zu verlassen, an dem ich sie unterhielt. Er hoffte in der Schwäche der Genesung Herr über meinen Willen zu werden und, wie er es nannte, dieses Nervenfieber zu einer allseitigen glücklichen Krisis, zu einem Wendepunkte meines Lebens zu machen, nach welchem ich die Heirath schließen sollte, die er seit Jahren für mich bestimmt hatte. Denn er war nicht der Mann, seine Pläne aufzugeben, oder irgend etwas Anderes für unbedeutend zu halten, als seinen eigenen Willen.

Er hatte mit Zuversicht darauf gerechnet, daß Briefe für mich eingehen würden, und sich das Recht zugekannt, die Briefe seines kranken Sohnes zu eröffnen. Aber es kamen keine solche an, denn ich hatte immer die Vorsicht gebraucht, sie nicht unter meiner Adresse senden zu lassen, und die Person, welche sie für mich empfing, war angewiesen, sie ruhig aufzubewahren, wenn ich nicht selbst kam, sie abzuholen. So entschwanden drei Wochen, in welchen ich nichts von mir wußte, in welchen Claudine auf alle ihre Briefe keine Nachricht, keine Antwort von mir erhielt. Ihre Angst ließ ihr endlich keine Ruhe mehr, und in der Verzweiflung ihres Herzens sandte sie Louisen in die Stadt, um nachzufragen, was geschehen sey, um durch die erprobte Gefährtin persönliche Kunde von mir zu erhalten.

Die treue Louise war seit einem Jahre in jedem Monate einmal in meiner Wohnung gewesen, und immer unter dem Vorwande gekommen, mir irgend welche feine Arbeit zum Kaufe anzubieten, was damals in keiner Weise auffallen konnte, da viele Emigranten aus allen Ständen ihr Leben durch ähnliche Industriemittel zu fristen gezwungen waren. Mein Hauswirth, mein Bedienter kannten sie, und ohne gehindert zu werden, gelangte sie auch dieses Mal bis in mein Vorzimmer. In den anderthalb Jahren, welche sie in Deutschland zugebracht, war sie, die im Sechst ausschließlich mit den Leuten zu verkehren hatte, der deutschen Sprache ziemlich mächtig geworden, und als sie im Nebenzimmer nach mir fragte, gab man ihr die Antwort, daß ich zum Tode krank, und eben erst auf den Weg der Genesung gekommen sey, daß ich also ihr dieses Mal nichts von ihren Arbeiten abkaufen würde.

Der Wärme wegen hatte man die Thüre des Vorzimmers ein wenig geöffnet, und obschon man nur flüsternd sprach, vernahm mein durch die Krankheit geschärftes Ohr doch den Ton der bekannten Stimme.

Ich winkte mit der Hand, ohne zu bedenken, daß die Schirme, welche mein Bett umgaben, die Außenstehende dieß Zeichen zu sehen verhinderten. Meine Mutter aber, die an meinem Lager saß, fragte nach meinem Begehren, und ich verlangte, daß man die Fremde zu mir führen solle. Es war das Erstemal, daß ich mich auf irgend einen Vorgang um mich her achtsam zeigte. Meine Mutter war höchlich darüber erfreut, doch zögerte sie, meinem Verlangen Folge zu leisten, und erst als sie sah, daß ihre Weigerung mich heftig aufregte, gab sie mir nach.

Mit dem Ausdruck des höchsten Erschreckens trat die bewährte Freundin an mein Lager, und wie mit Einemmale kam jetzt die völlige, bewußte Erinnerung an meine Lage, an meine Krankheit und an die Verlassenheit über mich, in welcher die unglückliche Claudine sich befunden haben mußte.

Wie geht es ihr? rief ich mit matter Stimme, und alle meine Liebe und Angst drängten sich in die wenigen Worte zusammen.

Gut, es geht uns gut! antwortete Louise mit der Geistesgegenwart, welche sie nie verließ, aber Sie sind krank gewesen, mein armer Herr, fügte sie hinzu, und Sie dürfen noch nicht sprechen. Ich werde wiederkommen!

Sie wollte sich damit entfernen, ich hielt sie bei der Hand zurück. Ob man jetzt mein Geheimniß entdeckte, war mir gleichgültig. Ja, ich sehnte mich danach, Claudine dem Schutze meiner Mutter anzuvertrauen, da die Vorstellung, die mir sonst schon in einzelnen lichten Momenten nahe getreten war, ich könne sterben und mein Weib in fremdem Lande hülflos zurückbleiben, mich jetzt plötzlich lebhafter als je erfaßte.

Mutter, sagte ich, ich bin verheirathet. Sie kommt von meiner Frau. Schneide mir eine Locke ab, damit Claudine ein Lebenszeichen von mir erhalte!

Gott im Himmel! rief meine Mutter, und schlug, wie es ihre Art war, erschreckend die Hände vor ihre Augen.

Mich aber focht das gar nicht an. Ich hatte nur das Verlangen, Claudinen meine Locke zu senden.

Schneide mein Haar ab! bat ich noch einmal, schneide mein Haar ab! wiederholte ich endlich so dringend, daß meine arme, bestürzte Mutter mir willfahrte, obschon die Hand ihr zitterte, mit der sie's that. Als sie mir die Locke reichte, streifte ich einen Ring vom Finger, den ich immer trug, und ihn der armen Louise gebend, sagte ich: Gehen Sie, bringen Sie ihr das, und sagen Sie ihr, daß ich kommen werde, daß sie leben solle, denn auch ich werde leben.

Ich hatte damit aber meine Kräfte erschöpft, und unfähig, meine Gedanken länger zusammen zuhalten, versank ich in einen Halbschlaf, dessen ich mir bewußt war, den ich aber nicht zu überwinden vermochte. Ich nahm es wahr, daß Louise sich entfernte, daß meine Mutter ihr folgte, ich hatte eine unklare Vorstellung davon, daß dieses Zusammentreffen von großer Wichtigkeit für mich sey, und mit jener Art von gleichgültiger Neugier, die man im Traume allem Unwahrscheinlichen gegenüber empfindet, dachte ich daran, was jetzt geschehen werde. — Dann aber schwand mein Bewußtseyn ganz dahin, und es vergingen viele Tage, ehe es mir völlig wiederkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Kometen.

In dem letzten Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Paris (Comptes rendus, 15. juillet 1861) theilt Le Verrier die Resultate seiner Berechnung der Bahn des am 30. Juni zuerst gesehenen großen Kometen mit. Er hält nach seiner Berechnung (die mit der des englischen Astronomen Hind übereinstimmt) die Bahn für eine parabolische. Wir hätten demnach diesen Kometen früher noch niemals sehen können und würden ihn auch niemals wieder zu Gesicht bekommen, da die Parabel keine in sich geschlossene Linie ist und ein auf einer solchen Bahn laufender Körper niemals an denselben Punkt wieder zurückkehrt, sondern nach seinem Perihelium fast gradlinig in den endlosen Weltraum, aus dem er kam, zurückläuft. Doch spricht Le Verrier Dieß durchaus noch nicht mit Bestimmtheit aus. Interessante Beobachtungen über den Kometen, besonders über die Art seines Lichtes, theilt noch Secchi aus Rom in einem an die Akademie gerichteten Schreiben vom 8. Juli mit. Es ist nämlich bekannt, daß das Licht der Planeten polarisirt ist, weil es nicht direktes eigenes, sondern nur reflektirtes Sonnenlicht ist, während das Licht aller Fixsterne keine Polarisation zeigt. Man hat also im Polarisationsapparat ein sicheres Mittel, um von einem Himmelskörper sofort zu erfahren, ob er mit eigenem oder nur mit von einer Sonne erborgtem Lichte leuchte. Arago wendete Das zuerst im Jahre 1835 auf die Kometen an, über die man noch vollständig im Unklaren war, ob dieselben eigenes Licht hätten, oder nur als von der Sonne beleuchtete Körper, wie die Planeten, leuchteten. Er fand das Licht der Kometen polarisirt, folglich sendeten dieselben kein eigenes, sondern nur reflektirtes Sonnenlicht in unsere Augen. Nun schreibt aber Secchi von dem neuen Kometen: „Das interessanteste Faktum, welches ich beobachtet habe, ist folgendes: Das Licht, welches von dem Schweife des Kometen und den Strahlenbüscheln nahe an dem Kerne ausging, war sehr stark polarisirt während der ersten Tage, aber der Kern selbst zeigte keine Spur von Polarisation, selbst nicht in dem Polarisep von Arago. Dagegen am Abend des 3. Juli und an den folgenden Tagen, als der Komet sich schon wieder sehr bedeutend von der

Sonne entfernt hatte, zeigte der Kern ziemlich merkliche Polarisation, ungeachtet seines außerordentlich kleinen Durchmessers, der gestern den 7. Juli Abends kaum 1 Sekunde groß gefunden wurde. Ich halte diese Erscheinung von der größten Wichtigkeit, denn es scheint daraus hervorzugehen, daß der Kern während der ersten Tage eigenes Licht ausſendete, vielleicht in Folge der Glühhitze, der er bei seiner großen Annäherung an die Sonne ausgesetzt war." Nach den „Astronom. Nachrichten", herausgegeben von Prof. Peters in Altona, sind über den großen Kometen jetzt auch Nachrichten aus Brasilien eingegangen. Am 11. Juni, also am Tage seiner Sonnennähe, wurde er in Rio de Janeiro von Hrn. E. Liais im Sternbilde des Eridanus (AR. 4 St. 4 Min., Decl. — 27 Grad 23 Min.) aufgefunden und bis zum 18. Juni betrachtet. Am 14. Juni wurde der Schweif in eine Länge von 40 Graden gesehen; der Kopf glich einem Sterne zweiter bis dritter Größe.

Ein päpstlicher Freiwilliger vor Gericht.

Im Sitzungssaale des k. Bezirksgerichts München l. J. spielte ein trauriges Nachspiel der Schlacht von Castelfidardo. Ein junger Mann, E. St. H., von stattlichem, militärischem Aeußern, früher im bayerischen, dann im päpstlichen, zuletzt im Frankfurter Militärdienste, war angeklagt, in Wien und München als päpstlicher Major sich in Gasthöfen eingemiethet, den Wirthen vorgespiegelt zu haben, er habe mehrmonatliche Gagerückstände zu erhalten, und so sich eine längere Verpflegung verschafft zu haben, durch welche den Wirthen ein Schaden von mehreren hundert Gulden zuging. St. H. hatte sich vor Einleitung der Untersuchung von München entfernt, und sein Aufenthalt zu Frankfurt war erst nach seiner rechtskräftigen Verweisung bekannt und seine Auslieferung bewirkt worden. So kam es, daß er in öffentlicher Sitzung zum Erstenmale vernommen wurde. Er führte seine Vertheidigung mit gewinnendem Anstande, schilderte, wie er aus der Gefangenschaft von allen Mitteln entblößt nach Wien gewerfen, dort von der päpstlichen Nuntiatur beschäftigt, mit seinen Ansprüchen auf vertragsmäßige Abfertigung wiederholt vertröstet, endlich dienstlich nach München in solcher Eile gesendet wurde, daß er nicht einmal in seinen Gasthof habe zurückkehren können. Er habe seine Verhältnisse stets offen dargelegt, und der irrig ihm beigelegte Rang beruhe auf einer gebräuchlichen Abkürzung seines wahren: er wäre nämlich Sergeant-Major in der päpstlichen Armee. Aehnlich sey es ihm hier ergangen, wo er gehofft habe, die Mittel zur Rückkehr nach Rom oder zur Reise nach Brüssel zum dortigen Werbedepot zu erhalten. Dem gegenüber sagte ein päpstlicher Offizier aus, die bewährte Abfindung sey nur bei freiwilliger Auflösung der Fremdenregimenter durch die päpstliche Regierung versprochen gewesen; die ausgelieferten Gefangenen dagegen seyen aufgefordert worden, in den Dienst zurückzukehren, und der Termin hiezu mit Dezember v. Js. abgelaufen. Ein solcher Anspruch sey also hier weder gestellt noch anerkannt worden. St. H. sey hieher nicht in dienstlicher Eigenschaft gekommen und habe nur um Unterstützung nachgesucht, wie ihm eine solche auch schon zu Wien gereicht worden sey. Hieraus nahm die Staatsbehörde Anlaß, auf „Schuldig" zu plädiren, wenn auch unter dem Bedauern, daß politische Ereignisse den sonst tüchtigen Soldaten in diese Lage gebracht hätten. Die Vertheidigung beantragte Freisprechung. Der Gerichtshof beschloß Zurückverweisung zum Untersuchungsrichter behufs weiterer Erhebungen. Als Besonderheit mag erwähnt werden, daß der Kurszettel als wesentliches Beweismittel benützt wurde, um die in österreichischer Währung erhobenen Schadensbeträge auf die bayerischen Werthe zu reduziren.

Mannigfaltigkeiten.

Das ausführliche Programm für das bevorstehende Turnfest ist jetzt veröffentlicht worden. Die Gäste werden den 9. August Abends in der Festhalle in der Charlottenstraße begrüßt; dort ist auch das Hauptbureau zur Anmeldung und zur Erlangung von Unterkunft, drei andere hier in der Nähe der Bahnhöfe. Sonnabend Früh erfolgte der große Festzug nach dem Turnplatz in der Hasenhaide. Der Zug besteht aus vier Abtheilungen nach Landesmannschaften; preußische Fahnen und eine Anzahl Turner und Musik eröffnen jede Abtheilung, die einzelnen Vereine tragen ihre Banner und Fahnen. Alle Theilnehmer tragen im Knopfloch eine Schleife, ein weißes Band mit rothen Randstreifen und der Inschrift: „Zweites deutsches Turnfest, Berlin 1861." Auf dem Turnplatz wird die Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen des deutschen Turnens und an Vater Jahn, den Begründer, mit Gesang und Rede gefeiert; darauf Mittagsmahl im Krell'schen Lokale, Eisenbahnfahrt nach Spandau und Kahnfahrt nach den Pichelsbergen. Sonntag Nachmittag begibt sich wieder ein Zug auf langem Wege zum Schauturnen nach Moabit; Augerstein aus Berlin hält die Eröffnungs-, Georgi aus Eßlingen die Schlußrede; am Abend Zug durch den Thiergarten nach dem Odeum. Montag Früh beginnt die Berathung in der Festhalle, die sich zumeist auf die geeigneten Mittel zur Hebung und Förderung des Turnens, auf die Verbindung zwischen Turnen und Wehrverfassung, auf die Errichtung eines Jahn-Denkmals u. s. w. beziehen soll, am Abend Festvor-

stellung im Viktoriatheater, wobei Bilder aus der neuesten deutschen Geschichte von Turnern dargestellt werden, neben Deklamation und Gesangvorträgen. Zu dieser Vorstellung können nur die fremden Turner Eintritt erhalten, für die hiesigen soll später eine Wiederholung folgen. Zu den Kosten des ganzen Festes hat die Stadt einen Beitrag von 2000 Thalern bewilligt; viele Einwohner haben neben Geldbeiträgen Quartier und Verpflegung für Turner angeboten; die Stadt Spandau bereitet ebenfalls einen festlichen Empfang vor.

[Neue Militär-Charge.] In der österreichischen Armee wurde eine neue Militär-Charge kreirt, welche jedoch nur in Kriegszeiten in Wirksamkeit tritt und zur Besorgung der Feldpolizei bestimmt ist. Es wird nämlich zur Leitung aller Maßregeln, welche die Sicherheit und Ordnung im Bereiche einer im Felde stehenden mobilen Armee oder eines Armeekorps im Allgemeinen erheischen, dann in den Hauptquartieren unter den unmittelbaren Befehlen der Kommandanten den Generaladjutanten und Korpsadjutanten ein „Generalgewaltiger“ oder ein „Armeekorpsgewaltiger“ beigegeben und untergeordnet. Der Generalgewaltige ist ein Stabsoffizier, der Armeekorpsgewaltige in der Regel ein Rittmeister. Sie sind bestimmt, durch zweckmäßige Anordnung und Ueberwachung des Dienstes der Abtheilungen des Gendarmerie-Kriegsstandes zur Handhabung der Feldpolizei in den Hauptquartieren und deren nächster Umgebung und nach Umständen im Bereiche der ganzen mobilen Armee, beziehungsweise eines Armeekorps, ferner in wichtigen Momenten durch Anwendung der ihnen zustehenden Disziplinarstrafbefugniß und des ihnen eventuell verliehenen Rechtes, über jeden Schuldigen augenblicklich strenges Gericht halten zu lassen, diejenigen Verbrechen und Vergehen hintanzuhalten, die bei häufigem Vorkommen selbst die höchsten Interessen der Armee gefährden könnten.

Ein schreckliches Unglück ist in diesen Tagen in Ilsenburg passirt. Eine Familie aus Berlin, bestehend aus Mann, Frau und einem Kinde, kehrte von dem Besuche des Brockens, auf Eseln reitend, zurück. Das Elternpaar freute sich unterwegs über das stattliche Aussehen ihres reitenden Lieblings und vermochte dem Wunsche desselben, daß er allein und ungeführt die Reise beende, nicht zu widersprechen. Kaum ist das Thier von dem Führer losgelassen, so fängt dasselbe an zu bocken, schüttelt den kleinen Knaben ab, der unglücklicher Weise mit dem einen Fuße im Steigbügel hängen bleibt, und setzt sich nunmehr den Berg hinab in rellen Lauf. Trotz der größten Eile und Anstrengung gelang es dem Führer nicht, das Thier einzuholen, und erst im Thale wurde man seiner habhaft. Allein zu spät! Das Kind war bereits zur unkenntlichen Leiche geworden.

Mehrere Blätter enthalten folgendes Inserat: Wasser nöthig habenden Gegenden gebe ich Unterzeichneter zur Nachricht, daß artesische Brunnen in jeder Formation, sey es Felsen, Lehm oder Sand, gebohrt werden können und, daß das Bohren sicher zum Ziele führt, davon habe ich mich selbst überzeugt. In einem sehr harten Kalkgesteine, unweit meiner Mühle, hat mir Herr Kohlenberger, artesischer Brunnenbohrer aus Nürnberg, in kurzer Zeit mit einem sehr guten Resultate einen dergleichen Brunnen hergestellt: derselbe gibt in einer Stunde 300 Eimer Wasser und kam mich auf 400 fl. zu stehen. Die Kosten belaufen sich je nach Beschaffenheit der Erde und Tiefe. Dieß bezeugt Gg. Nikolaus Müller, Mühlbesitzer in Meeder bei Koburg.“

Eine auch für das größere Publikum interessante Bereicherung hat die Heilkunde durch die Anwendung des Garcia'schen Kehlkopfspiegels erfahren. In diesen Tagen ist darauf die erste chirurgische schneidende Operation ausgeführt worden. Professor Dr. Bruns in Tübingen hat einem seiner Verwandten mittelst eines 6 Zoll langen gebogenen Messers von zwei Klingen einen unterhalb der Stimmwerkzeuge gewachsenen Polypen, welcher seit drei Jahren den Klang der Stimme unterdrückte hatte, zerschnitten und dadurch den Gebrauch der Stimme vollständig hergestellt.

Die Befreiungshalle bei Kelheim wird noch prachtvoller als die Walhalla. Der Außenbau ist bis auf die große Freitreppe vollendet; das Belegen der untersten großen Haupt-Kunderrasse mit Quadern wird im Laufe der nächsten Woche ausgeführt werden und es erübrigt dann nur noch die auf dieselbe vor den Pilastern, worauf die 18 Fuß hohen Frauengestalten mit den Tafeln der deutschen Volksstämme sich befinden, zu stehen kommenden achtzehn 22½ Fuß hohen Kandelaber von weißem Marmor aufzustellen.

In Wien hat ein sehr reicher Mann (Grohmann) sich bei der Nachricht entleibt, daß ein Prozeß, den er wegen seines Gutes zu St. Wolfgang bei Ischl führte und wo er eine Waldung im Werthe von 100,000 fl. der Gemeinde abzutreten hatte, verloren worden sey.

Redakteur: Gustav Meisert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 189 Freitag, 9. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

Als ich Herr meiner selber wurde, galt meine erste Frage jenem Besuche aus dem Seehof. Ich wußte nicht, ob die dunkle Erinnerung, welche ich hatte, sich auf ein Erlebniß oder auf einen Traum bezog. Meine Mutter sagte mir, daß Mademoiselle Charpentier, sie nannte sie gleich bei diesem ihrem rechten Namen, nicht wiedergekommen sey, und daß es Claudinen gut gehen müsse, denn sie wäre mit Jener übereingekommen, daß man sie benachrichtigen solle, wenn im Seehofe irgend etwas Bedrohliches geschähe. Sie sprach das gelassen aus, indem sie ihre Hand auf meine Stirn legte. Ich fühlte mich von ihrer Stimme, wie von ihrer Bewegung wunderbar getröstet, und da ein Genesender solch ein Verlangen hat, zu leben und des Lebens froh zu werden, küßte ich die Hand, welche mich so sanft berührte.

Ich könnte so glücklich seyn, sagte ich — und wir haben viel ertragen, mein armes, theures Weib und ich! fügte ich hinzu.

Ich fühlte, wie meine Mutter vor diesen Worten erschreckend zusammenzuckte, doch überwand sie es und sprach in ihrer früheren Weise: Denke nicht daran mein Sohn, nur an Deine Genesung denke. Es wird sich Alles finden, wenn Du erst gesund bist, und ich hoffe, wir lernen dann uns wieder verstehen.

Je mehr meine Kräfte sich hoben, desto öfter sprach ich von der Geliebten, und meine Mutter ging immer ruhig darauf ein, da sie bemerkte, wie wohl es mir that, wie sehr es mir das Herz befreite. Sie war durch Mademoiselle Charpentier von allen Umständen unserer Flucht, unserer Trauung und unseres Lebens unterrichtet. Sie zeigte sich voll Mitleid, soweit es mich betraf, sie beklagte mich, wie man ein Kind beklagt, dem ein Fremder ein Unrecht zugefügt. Sie versuchte unmerklich unser ganzes Unglück als die Folge von Claudinens Leichtsinn darzustellen; aber ich konnte mit allen meinen bestimmt gestellten Erklärungen und Fragen nicht ermitteln, ob und wie weit mein Vater in diese Verhältnisse eingeweiht war, ich konnte mit meinen Bitten um ihren Schutz und um ihren Beistand für mich und für meine Frau keine irgend sichere Zusage erhalten. Mit sanften Beruhigungen, mit Ermahnungen, mich zu schonen, wich sie mir immer aus, und als ich ihr eines Tages erklärte, daß dieser Zustand der Ungewißheit für mich quälender und darum nachtheiliger sey, als jeder andere, daß ich mich daher endlich mit meinem Vater in das Reine setzen wolle, sagte sie mir, daß mein Vater am verwichenen Abende eine kleine Reise angetreten habe, von der er jedoch wiedergekehrt seyn würde, noch ehe ich das Zimmer verlassen hätte.

Diese plötzliche Reise meines Vaters, für den kaum eine Nothwendigkeit zu einer solchen denkbar war, und der Hamburg seit Jahren nicht mehr verlassen hatte, machte mich auf das Aeußerste betroffen. Ich wollte die Veranlassung zu derselben kennen, meine Mutter sagte mir, der Arzt habe ihr ausdrücklich anbefohlen, nicht von Dingen mit mir zu reden, die mir noch ferne lägen, die Reise gehe mich nichts an, und ich würde seiner Zeit schon das Nähere erfahren. Es kam mir dabei vor, als lächle sie verlegen, und da sie mich bald darauf verließ, hatte ich Muße, über den Sinn ihrer Worte, über die Bedeutung ihrer Mienen nachzudenken. Daß die Reise mir und meinen Angelegenheiten gälte, daran zweifelte ich nicht im Geringsten, aber in welchem Sinne und zu welchem Zwecke sie unternommen worden, darüber konnte ich nicht in das Klare mit mir kommen. Es schien mir unmöglich, daß mein Vater gegen mich, den vom Tode Erstandenen, gegen Claudinen, in dem Zustande, in welchem sie sich gerade jetzt befand, irgend etwas Feindliches unternehmen könne. Ich war geneigt, von der Güte meiner Eltern jede Handlung der Vergebung und der Großmuth zu erwarten. Ich hatte Stunden, in welchen jeder Schritt, der auf der Treppe erschallte, mich erzittern machte, weil ich meinte, mein Vater werde kommen, mir die Geliebte, die Gattin zuzuführen; aber diese Stunden waren selten, und sobald ich im Stande war, die Feder zu halten, schrieb ich Claudinen, daß ich umgehend Nachricht von ihr verlange, und sandte den Brief, jetzt, da ich nichts mehr zu verbergen hatte, durch einen reitenden Boten, den mein Diener mir geschafft, nach dem Seehof hinaus.

Meine Gesundheit war so weit hergestellt, daß meine Mutter nicht mehr bei mir wohnte, und ich konnte also am folgenden Abende, als der Bote mir

die Antwort der Geliebten brachte, mich dem Entzücken über dieselbe ungehindert überlassen. Mit jener einfachen Anmuth, welche nur sie allein besaß, beschwor sie mich, ohne Sorge um sie zu seyn und nur an mich zu denken. Sie sey wohl und kräftig, nichts habe ihre Ruhe und ihre Einsamkeit unterbrochen, meine Mutter habe sich gegen Louisen nicht unverhöhlich gezeigt, mein Vater habe nichts von sich hören lassen, sie gebe sich also Hoffnungen auf eine frohe Zukunft hin, die sie bisher nie zu hegen gewagt. Jeder Posttag solle mir Nachricht von ihr bringen, sie aber bedürfe derselben nicht, denn wenn sie mich dem Leben erhalten wisse, so sey ich auch ihr und unserer Liebe erhalten, und mehr verlange sie nicht.

Der Brief, der meinem Herzen Ruhe gab, that mehr für mich, als alle Mittel meines Arztes. Ich denke noch mit Freude an den sanften Schlaf, der mich die folgende Nacht erquickte, an die lieben Träume, welche mich wiegten, an das wonnevolle Gefühl der Stärkung, mit dem ich erwachte. Als meine Mutter mich gegen den Mittag besuchen kam, zeigte ich ihr den Brief meiner Frau. Sie zögerte Anfangs, ihn zu nehmen, dann trugen Neugier und Antheil den Sieg in ihr davon, und sie las denselben, während ich mit Spannung ihre Mienen überwachte. Indeß ihr Gesicht blieb ruhig, und den Brief auf die Seite legend, sprach sie: Wie traurig, daß solche Liebe auf keinem reinen Boden aufgewachsen ist, daß ich mich ihrer nicht für Dich erfreuen kann!

Ich wollte auffahren, aber ich unterdrückte es, denn ich hielt mir vor, daß ich auf Widerstand gefaßt gewesen, daß ich meine Mutter zu schonen und ihre Verzeihung für mich, ihre Theilnahme für uns zu erbitten hatte. Ist's Dir nicht möglich, theure Mutter, sagte ich in freundlicher Weise einlenkend, mir ein Glück zu gönnen, weil ich es nicht auf dem gewohnten Wege fand? Ist's Dir nicht möglich, Dich mit Schritten auszusöhnen, welche Dir einst Thränen des Antheils und der Bewunderung erpreßten, wenn die Helden der Dichtungen sie thaten, die Du liebst? Verdient das Schicksal, das Lieben und das Leiden lebender Menschen weniger Nachsicht, weniger Erbarmen, weniger gerechte Würdigung, weniger Berücksichtigung der sie zwingenden und fortreißenden Verhältnisse, als die Schicksale erdichteter Gestalten sie überall finden, und auch bei Dir stets gefunden haben? Willst Du härter seyn gegen Deinen Sohn . . .

Meine Mutter unterbrach mich mit sichtlicher Ungeduld. Zwinge mich nicht zu Erörterungen, mein Sohn, sagte sie, sich mühsam beherrschend, für die es zwischen uns noch nicht die Zeit ist. Aber vergiß nicht, daß Du Dein Schicksal freiwillig heraufbeschworen hast, während wir, Dein Vater, Deine Brüder und ich, ohne unser Verschulden die Unehre auf uns lasten fühlen, die Du über uns gebracht hast! Vergiß nicht, daß wir Dir einen reinen Namen mitgegeben haben in das Leben, und daß wir unseren Namen rein und unbefleckt hinab nehmen wollen in die Erde, wenn es Gott gefällt, uns abzurufen!

Ich wußte jetzt, woran ich war. Meine Krankheit hatte den Sinn meiner Eltern nicht gewandelt. Dennoch versuchte ich alle möglichen Einwendungen, alle ersinnlichen Vorstellungen. Sie scheiterten sämmtlich, und meine Mutter verließ mich weinend und im Zorne. Ich schrieb sogleich an Claudine, daß ich mich besser befände, daß ich Hoffnung hätte, am nächsten Tage mein Zimmer zu verlassen, und daß ich mich zu ihr verfügen würde, sobald ich erst einmal in das Freie gekommen wäre und frische Luft geathmet haben würde. Ich konnte mich der Vorstellung nicht erwehren, daß mein Vater sich zu ihr begeben habe, daß ihr von dieser Seite irgend ein Schreck, eine Härte drohe. Aber auch diesmal erhielt ich als Antwort die Nachricht, daß es ihr wohl gehe, daß sie ruhig lebe, und der Brief war so sanft, so liebevoll, daß er mich bewegte, noch einmal eine Unterredung, eine Ausgleichung mit meiner Mutter zu versuchen.

Es war zeitig am Tage, als ich mich, den ersten Fußweg nach der Krankheit machend, zu ihr begab. Der schöne warme Morgen, das Gefühl wiedergekehrter Kräfte machten mich heiter. Die Stadt und ihr reges Leben gefielen mir, als hätte ich es nicht von Jugend an gekannt. Die Vierländerinnen mit ihren Blumenkörben mochten mir die gute Stimmung ansehen, denn sie boten mir von allen Ecken Blumen an, und ich kaufte einen schönen Strauß, ihn meiner Mutter mitzubringen. Als ich in mein Vaterhaus kam, fand ich sie jedoch nicht zu Hause. Man sagte mir aber, sie werde bald wiederkehren, sie sey nur zu einer kleinen Besorgung ausgefahren, die sie abzumachen wünschte, ehe sie am folgenden Tage wieder auf das Landhaus hinausziehe. Ich ging also in das Wohnzimmer, sie zu erwarten, und setzte mich an den Platz vor ihrem Arbeitstische nieder. In ihrem Strickkorbe lag unter der Arbeit ein Brief, er trug die Handschrift meines Vaters. Ich nahm ihn hervor, er war mehrere Tage alt und von Berlin gestempelt. Mir hatte man gesagt, daß der Vater in Bremen sey, und einer unserer Kommis, der mich am vorigen Abende besucht, hatte es auch nicht anders gewußt. Wie mein Vater plötzlich nach Berlin gekommen sey, was er dort zu suchen habe, war mir nicht klar, und von meinem sorgenvollen Mißtrauen getrieben, schlug ich den offenen Brief auseinander, ihn zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Rudolph Freiherr von Holzschuher.

Am 20. v. Mts. starb in Nürnberg in seinem 85. Lebensjahre Freiherr Rudolph Dr. von Holzschuher, einer der letzten Repräsentanten des reichsstädtischen Nürnberger Patriziats, einer der geachtetsten Bürger der Stadt und ein Name von gutem Klang durch ganz Deutschland.

Rudolph Christoph Karl Sigmund von Holzschuher wurde am 22. Januar 1777 geboren. Sein Vater war Senator und jüngerer Bürgermeister, auch Mitglied des Polizei-Departements. Nach dem ersten Jugend-Unterricht, den er von Privatlehrern erhielt, besuchte er die beiden Oberklassen des Nürnberger Gymnasiums unter Konrektor Sattler und Rektor Schenk und hörte sodann die collegia publica, die damals eine Zwischenstufe zwischen dem Gymnasium und der Universität bildeten, und neben diesen noch ein Privatissimum über juristische Encyclopädie. Schon zu jener Zeit übte er sich in literarischen Arbeiten und öffentlichen Vorträgen; so hielt er in einer mit seinen Mitschülern — den genialen nachherigen Vikar Lochner an der Spitze — gegründeten Gesellschaft am 16. Januar 1795 eine Vorlesung unter dem Titel: Gemälde Nürnbergs im 16. Jahrhundert. An Ostern 1795 bezog er die Nürnberg'sche Universität Altdorf. Ohne alle Neigung zum juristischen Studium, zu welchem er, als durch die Geburt zur künftigen Regierung Nürnberg's berufen, bestimmt worden war und dem er den späteren Theil seines Lebens mit solcher Liebe widmete, suchte er eine andere Nahrung zur Befriedigung seines lebhaften Geistes in stillen Abendstunden, deren Erzeugniß 1796 bei Späth in Augsburg unter dem Titel: „Philosophische und moralische Gedanken über einige der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens von R. von H., enthaltend Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit", in Druck erschien. Nach zweijährigem Aufenthalt in Altdorf und einjähriger Fortsetzung seiner Studien in Jena schrieb er seine, in allen damaligen kriminalistischen Lehrbüchern angeführte Dissertation: de poena extraordinaria deficiente plena criminis probatione neutiquam decernenda, nach deren öffentlichen Vertheidigung (er selbst hatte bei juristischen Doktorpromotionen zweimal die Rolle des Opponenten übernommen) er am 25. April 1799 die juristische Doktorwürde erlangte. Seinem Diplom steht das Motto voran: Famam non unice a majoribus sumere, sed illis addere gloriosum. Keiner hat dieß Motto gewissenhafter und ehrenvoller erfüllt, als Holzschuher, Keiner ist, mit allen Ansprüchen der Geburt und des Geistes ausgestattet, vorurtheilsfreier aus dem alten in das neue Jahrhundert getreten, das doch durch seine gewaltigen Umwälzungen und durch gänzliche Veränderung aller Zustände und Verhältnisse, in welchen er geboren und erzogen war, seine glänzendsten Aussichten in die Zukunft vernichtete. Zum Staatsdienst war, als Holzschuher, mit klassischem Wissen reich ausgerüstet, die Universität verließ, geringe Aussicht; er erlangte deßhalb durch Rathsdekret vom 2. April 1799 die Advokatur, wurde durch Dekret vom 17. Dezember 1802 zum Syndikus und unterm 22. März 1805 zum Rathskonsulenten der freien Reichsstadt Nürnberg ernannt. Letztere Ernennung erfolgte nicht ohne Schwierigkeit, denn da H. schon damals als ein Mann des freien Wortes bekannt war, der rücksichtslos nur Dem huldigte, was er für Recht und Wahrheit erkannt hatte, so ahnte der, wegen des Schuldenwesens der Reichsstadt Nürnberg bestellte kaiserliche Kommissions-Subdelegat bald in ihm einen waffenkundigen Oppositionsmann und erließ deßhalb eine Verfügung, welche die Ernennung Holzschuher's zum Rathskonsulenten für ungültig erklärte. Der Rath setzte aber beim kaiserl. Reichshofrath dieselbe dennoch durch und erlangte die kaiserl. Bestätigung für H. und die zugleich mit ihm gewählten Doktoren Lorsch und Brunner. Als Konsulent wurde H. vorzugsweise für das Kriminal-Departement, sein damaliges Lieblingsfach, verwendet, seine Hauptbeschäftigung fand er jedoch im anwaltschaftlichen Beruf. Auf seine unerschrockene und kenntnißreiche Vertretung richtete etwas später auch der unglückliche Buchhändler Palm seinen Blick, der unkluger Weise, obwohl von den Franzosen verfolgt, nach Nürnberg zurückgekehrt, hier aber verrathen und verhaftet worden war. H. begleitete ihn nach Ansbach ins französische Hauptquartier, erkannte aber bald, daß fremde Gewalt das Urtheil Palm's schon im Voraus diktirt hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Lord Herbert, der bisherige englische Kriegsminister ist am 2. August auf seinem Familiensitze in Wiltshire gestorben. Er war im Jahr 1810 in Richmond geboren und war ein Sohn des Grafen von Pembroke, der mit einer Worowzoff vermählt war. Schon im Jahr 1832 trat er ins Unterhaus. Robert Peel ernannte ihn zuerst zum Sekretär der Admiralität und später (1845) zum Kriegssekretär. Seit Peel's Tode wurde er zu den liebenswürdigsten und tüchtigsten Männern der kleinen Partei gezählt, die den Namen der Peeliten erhielt. Einen Ministerposten hatte er erst wieder unter Lord Aberdeen's letztem Ministerium erhalten. Er war Kriegssekretär zur Zeit des russischen Krieges. Denselben Posten übertrug ihm auch Palmerston wieder. Er hat sich — man kann Dieß ohne Uebertreibung sagen — in der Erfüllung seiner Amtspflichten zu Tode gearbeitet. Der reiche Erbe der

Pembrokes, dem alle Genüsse der Erde zu Gebote standen, entsagte den größten Theil des Jahres fast allen geselligen Freuden, und bis spät in die Nacht, wenn selbst in Pall Mall schon alle Klubfenster dunkel geworden waren, braunte dort im Kriegsministerium oft noch eine einsame Lampe: in Herbert's Arbeitsstube, die er nicht selten erst bei Tagesgrauen verließ. Im verflossenen Herbst stellte sich ein leichtes Unwohlseyn bei ihm ein. Alles, was seine Familie über ihn vermochte, war, daß er der anstrengenden Nachtarbeit im Unterhause entsagte. Er trat als Lord Herbert of Lea ins Oberhaus; aber mittlerweile hatte sich ein unglückseliger Krankheitskeim in ihm ausgebildet. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Generallieutenants Charles Ashe a'Court hinterläßt er 2 Töchter und 4 Söhne, von denen der älteste erst elf Jahre alt ist.

Aus Wien schreibt man der M. Z.: Eine nicht üble Geschichte passirte neulich im Cafe Damm. Ein Herr im einfachen Zivilanzuge betritt das viel besuchte Lokal in der Frühe, bestellt seinen Kaffee und verlangt von dem Kellner ein Wiener Morgenblatt. Der dienstbare Geist entschuldigt sich, die Blätter seyen sämmtlich „in der Hand". Der Gast blickt um sich, und auf einen Hauptmann deutend, sagt er zum Kellner: „Der Herr dort hat drei Journale, bitten Sie um eins!" Der Marqueur gehorcht der Anweisung, bringt aber nur die ziemlich barsche Antwort mit zurück, daß der Inhaber der drei Blätter vorläufig keins entbehren könne, übrigens sehr schnell fertig seyn werde. Der Gast wartet nun fünf Minuten und schickt nun den Kellner aufs Neue zu dem Hauptmann mit den laut gesprochenen Worten: „Sagen Sie dem Herrn, in der Zeit wäre ich längst mit den Journalen fertig; ich wünsche jetzt eins zu haben!" Eben so laut entgegnet der Offizier dem Boten: „Sie Ochse! lassens mich in Frieden!" Nach kurzem abermaligen Warten erhebt sich nun der Fremde selber, auf dessen Worte natürlich schon alle Anwesende horchten, und fragt kurz angebunden: „Also kann ich eine von Ihren drei Zeitungen haben!" „Ich habe Ihnen schon durch den Kellner antworten lassen!" lautete die Antwort. Ohne eine Sylbe zu erwidern, entfernt sich der Zivilist, ehe aber eine Viertelsstunde vergangen, erscheint er wieder an der Seite eines Generals, der dem Hauptmann befiehlt, sich ohne Weiteres zum Proseß zu verfügen — der Zivilist war der Minister Lasser.

Am 29. Juli Abends ist in Magdeburg eine schauderhafte That verübt worden. In Diensten des Dreborgelspielers und Karousselbesitzers Karl Falk stand der 34jährige Arbeiter Klobedanz. Diesen schickte sein Brodherr auf den Schützenplatz, um dessen Kinder von der Wache bei dem Karoussel abzulösen und dieselbe von 10 Uhr ab für die Nacht zu übernehmen. Dem ersten Theil des Auftrages kam Klobedanz nach, er wollte die Kinder bis an das Thor zurück begleiten und sie veranlassen, mit ihm den Weg an der Seilerbahn entlang nach der Schleuse zu nehmen. Hierauf gingen die Kinder nicht ein und es wurde der Weg an der Stremelbe eingeschlagen. Vor den ersten Kohlenstrecken bei der Schleusenbrücke angekommen, ergreift Klobedanz plötzlich das 13- bis 14jährige Mädchen und schneidet ihr mit einem Taschenmesser die Luftröhre bis auf die Knochen durch. Auch den 9- bis 11jährigen Knaben soll der Mörder zu ergreifen gesucht haben, doch dieser entläuft ihm, flieht nach der Stadt und treibt die Eltern hinaus, die um 11 Uhr schreiend und entsetzt bei der Schreckensstätte ankommen, wo ihr Kind auf eine so fürchterliche Weise umgebracht ist. Um Mitternacht stellte sich der Mörder auf der Polizei als Arrestant, da er den anfänglich gefaßten Entschluß zu einem Selbstmorde aufgegeben hatte. Rache an den Eltern des Kindes scheint der Grund der schrecklichen That gewesen zu seyn.

[Seltsamer Tod eines Kindes.] Ein bei einer achtbaren Familie in Mariahilf (bei Wien) im Dienst stehendes Kindsmädchen hatte sich vor mehreren Tagen mit dem ihm anvertrauten Säugling auf das Burggacis begeben und dort das Kind auf das Gras niedergelegt, um in einiger Entfernung davon mit einem Liebhaber zu plaudern. Als sie wieder zu dem Kinde zurückkehrte, fand sie dasselbe in regungslosem Zustande und mit verzerrten Gesichtszügen. Erschreckt hob sie es auf, und in der Hoffnung, es zu sich zu bringen, wandte sie vergebens verschiedene Mittel an. Nun trug sie jammernd das Kind zu seinen Eltern, es ward ein Arzt gerufen und dieser erklärte sogleich, daß der Säugling erstickt sey. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß dem Kinde eine Maus in den Mund und von da in die Kehle geschlüpft war. Das Thier wurde ebenfalls erstickt aus dem Schlunde des Kindes hervorgezogen.

Laut Bekanntmachung des kgl. Oberprokurators zu Düsseldorf hat die Bankdirektion daselbst als Prämie für Denjenigen, welcher die Verhaftung des flüchtigen Bankkassendieners Wilh. Reichennow, welcher vor einigen Wochen der Bank den auf der Post empfangenen Betrag von 102,500 Thlr. entwendet, so wie die Herbeischaffung des gestohlenen Geldes bewirkt, die Summe von 5000 Thalern ausgesetzt, und auch für nur theilweise Wiedererlangung des Gestohlenen und Nachweisung einer sicheren Spur des Verbrechers namhafte Belohnungen zugesichert.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 190 Samstag, 10. August 1861.

Der Sechste.

(Fortsetzung.)

Es ist noch in meinen Händen, dieses unheilvolle Blatt, und ich setze seinen Inhalt hierher: Gestern endlich ist der junge Herzog gekommen, hieß es gleich zum Anfange. Sein Aeußeres ist hochmüthig, wie seine Briefe es erwarten ließen. Wir hatten Beide keinen Grund, das schriftlich vielfach Erörterte nochmals zu berühren, konnten also gleich zur Sache gehen, und der Herzog that dieß auch.

„Ich bin nicht im Stande, es Ihnen Dank zu wissen, mein Herr!“ sagte er, „daß Sie mich von dem Leben einer Dame unterrichtet haben, die selbst gefühlt hat, daß sie für ihre Familie todt seyn müsse. Wenn ich dennoch Ihrer Aufforderung zu einem Rendezvous Folge leistete, so geschah dieß in der Absicht, Ihnen einen Vorschlag zu machen, dessen Annahme ich von Ihrer Seite wohl erwarten darf. — Ihr Herr Sohn hat die jüngste Tochter meines Vaters“, der — Herzog nannte sie nicht einmal seine Schwester — „entführt, nachdem er ein namhaftes Kapital von uns in Händen hatte, und sie ist ihm angetraut mit ihrem freien Willen. Ich enthalte mich jedes Urtheils über diese Handlungsweise, und gehe gleich zu meiner Anerbietung über!“ —

„Ich war wenig begierig, dieselbe kennen zu lernen, da sie bei der hochmüthigen Sprechweise des jungen Herzogs mir im Voraus mißfiel, doch sagte ich, daß ich bereit sey, dieselbe zu vernehmen —“

„Mir muß daran gelegen seyn,“ sprach er kurz und schnell, wie er alles Vorhergehende auch gesprochen hatte, „mir muß daran gelegen seyn, ich rede als zu einem Ehrenmanne freimüthig zu Ihnen, die junge Dame, welche Ihr Sohn entführt hat, in eine Lage zu bringen, in welcher ihre und unsere Wege sich künftig in keiner Weise kreuzen. Nehmen Sie also die Frau Ihres Herrn Sohnes, wie sie ein Recht hat, es zu fordern, in Ihre Familie auf, lassen Sie sie immerhin als eine verwittwete Dubois gelten, damit unser Name bei dieser Angelegenheit aus dem Spiele bleibe, und empfangen Sie dagegen die Hälfte des bei Ihnen von meinem verstorbenen Vater niedergelegten, und noch in Ihren Händen befindlichen Kapitals als die Mitgift Ihrer Schwiegertochter.“

„Er sprach das mit einer so anmaßlichen Zuversicht, als mache er uns ein Zugeständniß damit, als müsse ich die Großmuth dieses Anerbietens bewundern, dessen Beleidigendes er in seinem aristokratischen Hochmuthe gar nicht zu ahnen schien. Ich ließ ihn aber die Antwort nicht lange erwarten.“

„Ich finde es sehr natürlich, mein Herr Herzog, sagte ich ihm, daß Sie nur an die Wahrung Ihrer Ehre und Ihrer Familieninteressen denken, denn ich bin meinerseits ganz mit denselben Absichten für meine Familie hierhergekommen. Also Familie gegen Familie, Ehre gegen Ehre, Name gegen Name! Denn meine bürgerliche Ehre und mein bürgerlicher Name sind mir eben so heilig und sind eben so makellos, als Ihr Wappen es nur seyn kann! Darum aber, mein Herr Herzog, und auch ich rede als ein Ehrenmann zu einem Ehrenmanne, darum aber ist mein Haus eben so wenig dazu gemacht, die ausgestoßenen Mitglieder des Ihren in sich aufzunehmen, als es einen Preis gibt, um welchen ich meinen Namen dazu herleihe, die Schande eines Frauenzimmers zu verbergen, das sich einem jungen Manne leichtfertig in den Weg und in die Arme geworfen hat!“

„Sie sprechen von Ihrer Frau Schwiegertochter, mein Herr!“ sagte der Herzog mit bitterm Spotte.

„Ich spreche von Ihrer Mademoiselle Schwester, mein Herr Herzog!“ erwiderte ich ihm.

Er schwieg und biß die Lippen zusammen. Dann sagte er plötzlich und schnell: „Die Ehe Ihres Herrn Sohnes mit der jungen Dame, die er entführt hat, ist eine Thatsache!—“

„Die heimliche Ehe zweier Minderjährigen ist eine Posse!“ entgegnete ich ihm.

„Ein noch lebender Priester unserer Kirche hat Ihren Sohn mit seiner Frau getraut, die Ehe ist in unserer Kirche unauflöslich, und es werden sich Mittel finden, Ihren Sohn und Sie zur Anerkennung derselben zu zwingen!“ rief er heftig.

„Mein Sohn ist minderjährig,“ antwortete ich ihm, „Er hat kein Recht, irgend eine Ehe ohne meinen Willen zu schließen, und . . .“

„Was denken Sie also zu thun?“ unterbrach er mich schnell.

„Ich werde alle meine väterliche Gewalt gebrauchen!“ versetzte ich.

„Das heißt also?“ fragte er.

„Ich werde, wenn mein Sohn mir nicht Gehör gibt, oder wenn Sie Ihre Schwester nicht mit Sich nehmen, den Fehltritt derselben in Ihrer Familie zu verbergen, die Gelichte meines Sohnes durch die Behörden zu entfernen, und meinen Sohn zu der Heirath zu bestimmen wissen, die ich für ihn mit der Tochter eines meiner Freunde seit Jahren schon beschlossen habe.“

„Da er sah, daß es mir Ernst war, blieb er eine Weile still, als gehe er mit sich zu Rathe. Danach fragte er mich in festem Tone: Sie würden also nöthigen Falles die Oeffentlichkeit nicht scheuen. Sie würden zur Wahrung Ihrer Ehre, Ihren Namen der Böswilligkeit des Gerüchtes Preis geben?“

„Die öffentliche Meinung meiner Mitbürger und Standesgenossen wird unbedenklich für mich seyn, wenn ich Alles anwende, mein Wort zu halten und die Sitten meines Hauses rein zu bewahren. Sie würde sich gegen mich wenden, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich ein entehrtes Mädchen als Tochter aufnähme in mein unbescholtenes Haus, wenn ich dem strafbaren Leichtsinne eines Jünglings durch meine Billigung Vorschub leistete. Aber, fügte ich hinzu, weil ich für Sie und für mich dieses Aeußerste zu vermeiden wünsche, weil ich meinem Sohne, der eben eine tödtliche Krankheit überstanden hat, die Aufregung solcher Kämpfe ersparen möchte, habe ich diese Besprechung mit Ihnen gefordert. Und wie Sie mir die Annahme des in meinen Händen befindlichen Kapitals anboten, zur Ausstattung für meine Schwiegertochter, so biete ich Ihnen die gleiche Summe an, als Kapital für den Neffen oder für die Nichte, welche Ihre Schwester Ihnen geben wird!“

„Der Herzog fuhr auf in heftigem Zorne; ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.“

„Anerbieten gegen Anerbieten! Preis gegen Preis! sagte ich, so ist es Sitte unter den bürgerlichen Geschäftsleuten, zu denen ich gehöre.“

„Des Herzogs Miene war sehr finster geworden, der leichtfertig hochmüthige Ton, mit welchem er die Sache Anfangs behandelt, war ganz verstummt. Er wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte, er hatte seine Beleidigung zurückbekommen, wir waren quitt! Das machte mich ruhig.“

„Sie beharren also bei Ihrem Vorsatze? fragte er endlich. Sie würden die Gerichte anrufen gegen die Frau Ihres eigenen Sohnes?“ —

„Ich würde, wie ich Ihnen sagte, antwortete ich, nöthigen Falles die Gerichte anrufen gegen die Tochter des Herzogs von ***, gegen Ihre Schwester, welche meinen minderjährigen Sohn zu einer heimlichen Ehe verleitet hat!“

„Das kostet Ihnen fraglos Ihren Sohn, wenn er kein Elender ist! rief der Herzog.“

„Mein Sohn ist eben fraglos für mich, für meine Familie und für meine Vaterstadt verloren, wenn er der Gemahl Ihrer Schwester bleibt. Unsere Sitten sind Gottlob noch rein!“

„Der Herzog ging im Zimmer ein paar Mal auf und nieder.“

„Ist Ihr Herr Sohn im Seehof?“ fragte er darauf.

„Ich konnte dieß verneinen.“

„Er besann sich dann noch eine Weile, und plötzlich mit ganz veränderter Haltung an mich herantretend, sagte er: „Ein Ausweg muß gefunden, der Name meines Hauses darf nicht vor die Gerichte geschleppt werden in solchem Handel! Sie mag erraten, was sie gesäet hat, und da Sie es fest verweigern, sie in Ihre Familie aufzunehmen, so muß ein Kloster sie verbergen, sobald es thunlich ist. Aber ich bedarf Ihrer Mitwirkung für diesen Zweck.“

„Als ich ihn auf solchem Punkte angelangt fand, ließ sich weiter reden. Wir kamen überein, was zu thun nöthig, wie seine Schwester vom Seehofe und aus dem Bereiche Emils zu entfernen sey; und morgen gehen wir, Jeder für sich, nach dem Seehofe ab.“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Rudolph Freiherr von Holzschuher.

(Schluß.)

Holzschuher's anwaltschaftliche Funktionen waren mehrere Jahre lang fast einzig auf Vertretung der patrizistischen Gerechtsame beschränkt, indem die Familien ihn für ein Honorar von 800 fl. in Sold genommen hatten; er zog jedoch nach wenigen Jahren vor, freiwillig aus dieser Stellung zu scheiden und sich als Anwalt ein größeres Publikum zu suchen.

Nach einer beinahe 40jährigen anwaltschaftlichen Praxis zog H. sich mehr in den Kreis rein wissenschaftlicher Studien zurück und legte sein umfassendes Wissen im Jahre 1843 in einem zus controversum unter dem Titel: „Theorie und Kasuistik des gemeinen Zivilrechts“ in 3 Bänden nieder, welchen im Jahr 1854 ein Supplementband folgte. Dieses von Theorie und Praxis gleich geschätzte Werk hat ihm einen Namen unter den Juristen Deutschlands und reiche Anerkennung von den Gelehrten des In- und Auslandes erworben. Lange Jahre widmete er sich nun noch, neben der Verwaltung seiner Familienstiftungen, vorzugsweise der Administration derjenigen Nürnberger patrizistischen Stiftungen, welche durch einen Ausschuß aus dem vormaligen Patrizist selbst vertreten werden, und segens-

reich und im höchsten Grade nutzbringend war auch hier sein Wirken.

Mit einer reichen Fülle von Kenntnissen vereinte Holzschuher einen eisernen Fleiß und so tief war ihm das Wissen in succum et sanguinem übergegangen, daß Alles, was er in einer Unzahl von juristischen Gutachten und Deduktionen, in seinen anwaltlichen Arbeiten wie in seinen Werken niederlegte, ihm in jedem Moment seines Lebens zu Gebote stand und daß er mit seinem Rath und Urtheil in jedem ihm vorgetragenen Falle sofort fertig war, denn er war mit ebenso scharfer Auffassungs- als klarer Urtheilskraft reich begabt. Dabei gerichtete er dem ganzen Anwaltsstande durch hohe Ehrenhaftigkeit zur Zierde und war stets bestrebt, dem Sinnspruch der Holzschuher'schen Familie: eadem virtus Holzschuheriana hodie est quae per tot secula fuit, alle Ehre zu machen. Nicht am wenigsten hervorragend war, bei seinen großen Leistungen und Verdiensten, seine patriarchalische Einfachheit und oft schüchterne Bescheidenheit und, obwohl er sich so lange Jahre fast ausschließlich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, sein reger, empfänglicher Sinn für alles Schöne in Natur und Kunst in ihren verschiedensten Zweigen und Gestaltungen. Um diesen Sinn zu befriedigen, machte er noch am Abend seines Lebens, als er sich der beengenden Geschäftsverhältnisse mehr entledigt hatte, viele größere und kleinere Reisen, und überall, wo er hinkam, wurde dem bedeutenden Manne Anerkennung und Auszeichnung zu Theil.

Am 22. März 1855 hatte er die Freude, das 50jährige Jubiläum seiner Anstellung als Rathskonsulent zu erleben, ein Tag, welchen die Anwalte Nürnbergs festlich begingen und der dem Jubilar von allen Seiten, von allen Behörden und Ständen, wie von Freunden, die reichsten Wünsche und Festgaben brachte, während Se. Maj. König Max ihn durch Verleihung des St. Michaelsordens auszeichnete. Noch immer war sein Geist frisch und lebendig, sein Thätigkeitstrieb unüberwindlich, weßhalb er noch im Jahre 1857 nach mehrjähriger Arbeit eine zweite Auflage seiner „Theorie und Kasuistik" herausgab, in welche er die ganze neuere Literatur seit dem Erscheinen der ersten Auflage aufnahm, eine Arbeit, durch die er sich ein weiteres dauerndes Monument in der deutschen Juristenwelt errichtete. Zu seinen liebsten Erinnerungen gehörte seine Studienzeit, insbesondere die in Jena verlebte; diese Erinnerung nach mehr als 50 Jahren bei dem im Jahre 1858 stattgefundenen Jubiläum der Universität Jena an Ort und Stelle auffrischen zu können, war längere Jahre sein sehnlichster Wunsch, und hohen Genuß gewährte es ihm, diesen Wunsch erfüllen und persönlich als einer der ältesten Kommilitonen dem seltenen Fest beiwohnen zu können.

Hochgeachtet von Alt und Jung verlebte der edle Greis auch die letzten Jahre in ungebeugter geistiger Kraft, die ihn auch vielfache schmerzliche Erfahrungen seines bewegten Lebens hatte überwinden lassen, unter denen der Verlust vier erwachsener hoffnungsvoller Kinder sein treuliebendes Vaterherz am schwersten traf. Seine Mitbürger werden sich noch lange des ehrwürdigen Haupts mit den Silberlocken und der steten gutmüthen Freundlichkeit erinnern, die er, noch aus dem vorigen Jahrhundert herüber, Allen, mit denen er zusammenkam, hoch oder niedrig, ganz gleichmäßig entgegentrug. Aber auch noch den kommenden Geschlechtern wird dieser der Reichsstadt Nürnberg eigenthümliche Typus, welchen H. repräsentirte, im Bild erhalten bleiben; denn unverkennbar war die Aehnlichkeit seines Ahnherrn Hieronymus Holzschuher, dessen von Albrecht Dürer so meisterhaft verewigtes Bildniß Eigenthum der Familie Holzschuher ist und von dem jetzt Verstorbenen den Fremden häufig selbst mit stets gleicher Bereitwilligkeit und Freundlichkeit gezeigt wurde. Bis ein halbes Jahr vor seinem Tode war er rüstig und munter und liebte es, den Abend bei einem Glas Bier in Gesellschaft befreundeter Männer zuzubringen. Endlich mußte auch seine, bisher so normale Körperkonstruktion der Natur den Tribut zollen, und er gab in Folge einer allgemeinen Entkräftung seinen reichen Geist diesseits auf, um in jenem Leben, wie er zuversichtlich hoffte, einer noch reicheren geistigen Entfaltung entgegenzugehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Korkeiche und der Kork.] Der Kork entsteht unmittelbar unter der Oberhaut, aber nicht aus der eigentlichen Rindenschicht, sondern aus einer zwischen beiden liegenden eigenen Schicht, deßhalb kann man die Korkschichte abschälen, ohne dem Baum zu schaden, im Gegentheil wächst die entrindete kräftiger, als die unberührt gebliebene Korkeiche. Bäume, deren Stämme unten und oben geschält waren, wurden nach einigen Jahren an diesen Theilen dicker als in der unberührten Mitte. Dagegen vermindert das Entrinden den Fruchtansatz, entrindete haben stets viel weniger Eicheln. Gehörte nun der Kork den eigentlichen lebensfähigen Rindenschichten an, so würde seine Wegnahme ähnlich wirken, wie das Ringeln der Obstbäume, d. h. den Fruchtansatz befördern. Die frisch geschälte Eichenrinde wird zuerst im Schatten unter offenen Schuppen getrocknet, dann wieder befeuchtet und die äußere holzige Schicht durch Schabemesser mit zwei Griffen abgezogen, darauf die Korkstreifen verpackt und den Fabrikanten zu weiterer Verarbeitung überliefert. Diese lassen den Kork in großen Wasserkesseln 15 Minuten lang sieden, schneiden ihn dann in schmale Streifen, zerschneiden diese wieder in kleinere Stücke, lassen selbige in Netzen eingeschlossen nochmals eine Viertelstunde kochen und darauf werden sie in einen feuchten mit Steinen gepfla-

sterten Raum 4—5 Tage zum Austrocknen gebracht, bevor sie zu Stöpseln geschnitten werden. Läßt man den Kork 2 oder 3 Jahre liegen, so gewinnt er sehr an Güte, wird dichter und elastischer. Alle höckerigen und mehrmals abgesprungenen Stücke kommen in Abfall, welche die Fischer zu verschiedenen Zwecken verwenden.

Der Besuch des Germanischen Museums in Nürnberg ist seit dem Sängerfeste, wo nicht nur Tausende von Sängern, die freien Eintritt hatten, sondern auch einige tausend andere Fremde es besuchten, überaus stark wie kaum je zuvor. Es scheint nach und nach der nationale Zweck des Museums erkannt zu seyn und nicht mehr diese Arbeitsstätte deutschen Fleißes mit Museen gewöhnlicher Art verwechselt zu werden. Um so reichlicher werden auch die Mittel fließen. Nachdem neuerdings die Regierungen mehrerer deutschen Staaten ihre Beiträge erhöht und erneuert, wie auch dieser Tage Baden den Jahresbeitrag von 200 fl. auf 400 fl. erhöht hat, darf wohl auch vom bayerischen Landtag erwartet werden, die an denselben gebrachten Bitten des Museums bei Berathung des Budgets berücksichtigt zu sehen, zumal doch Bayern auch den größten materiellen Vortheil von dieser deutschen Anstalt hat.

Eine neue Erfindung im Gebiet der medizinischen Elektrizität macht in der gelehrten und kranken Welt viel Aufsehen. Es ist dieß die volta-elektrische Metallbürste von Jul. Jmme und Komp. in Berlin. Dieselbe soll die Wohlthat der Elektrotherapie unter dem großen Publikum mit glänzendem Erfolge verbreiten helfen, und namentlich soll sie gegen Rheumatismus, gichtische Zufälle, Nervenschmerzen, Krämpfe, Lähmung und andere Nervenleiden heilsam sich erweisen. — Die Metallbürste ist geistreich durchdacht, und verbindet mit einem bürstenartigen Frotteur eine Voltaische Säule, ihre Wirksamkeit ist daher eine Wahrheit, eine vollendete Thatsache, und kann sich jeder Gebildete durch den Galvanometer von dem elektrischen Strome in der Metallbürste Gewißheit verschaffen. — Die Metallbürste ist bereits in mehreren Staaten patentirt und werden in ganz Europa Debit-Komptoirs errichtet.

Man schreibt aus München, 3. August: Ein hiesiges Blatt erwähnt des Ergebnisses der Prüfung in einem der bestrenommirten hiesigen Pensionate, wobei sich herausgestellt, daß eines der Mädchen den Rhein nicht gekannt, und sich damit entschuldigt habe, daß die Geographie nicht deutsch, sondern französisch gelehrt werde. Es fehlt nur noch, daß man dem bezüglichen Unterricht auch französische Lehrbücher zu Grunde legt, die sich wegen ihre anerkannten Brauchbarkeit bestens hiefür empfehlen. Einen recht hübschen Beleg hiefür bietet der „Almanach de la cour, de la ville et des départements pour 1861. Paris Denin," von L. Jane. In diesem interessanten Buch figurirt nämlich unter der Ueberschrift: „Souverains de l'Europe," auch der Kaiser von Brasilien und der Schah von Persien!

Für das Jahn-Denkmal auf der Hasenheide bei Berlin ist der originelle Plan gefaßt, einen Unterbau von Felsblöcken oder Steinen aus allen Gauen Deutschlands und aus anderen dem deutschen Volke befreundeten Theile der Erde (Schweden, England, Schweiz, Nordamerika) zu errichten, und die Einsendung solcher Felsstücke von den betreffenden Turngemeinden zu fordern. Am 1. ds. kam ein erstes Granitfelsstück vier Zentner schwer als Eilgut wohlverpackt von Regensburg an. Es trug eingehauen die Inschrift: „Turnerschaft der Feuerwehr von Regensburg."

Wie man sich erzählt, soll in Berlin ein neuer Prätendent auf den kaiserlichen Thron von Frankreich aufgetaucht seyn, ein Mensch, der durch eine entfernte äußerliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit dem großen Kaiser sich zu der fixen Idee hat verleiten lassen, sich für einen Sohn des großen Kaisers zu halten. Er soll schon in Hamburg deßhalb Kollision mit der Polizei gehabt haben und jetzt lediglich nach Berlin gekommen seyn, um dort am k. Hofe seine Stellung geltend zu machen. Augenscheinlich ist der arme Unglückliche geistesgestört und dürfte deßhalb auch hier bald seine Rolle ausgespielt haben.

Der türkische Polizeiminister hat sich in diesen Tagen zur Veröffentlichung eines Reglements über das Verhalten auf den öffentlichen Promenaden Konstantinopels veranlaßt gesehen. Für die Benützung der Promenaden und einiger öffentlichen Lokalitäten sind gewisse Tage für die Frauen, andere für die Männer bestimmt, ein bescheidenes und anständiges Benehmen wird anempfohlen. Jene, welche dem Reglement zuwider handeln, werden mit Geld- und Gefängnißstrafe bedroht.

Der Lohnkutschereibesitzer Hr. Deseroir zu München hat ein sehr anerkennenswerthes Institut gegründet, nämlich eine neue Omnibus-Rundfahrt zu den Sehenswürdigkeiten Münchens. Dieser Omnibus wird täglich 9 Uhr von der Prannersgasse nach allen jeweiligen für den betreffenden Tag geöffneten Sehenswürdigkeiten die Rundfahrt machen und nachdem er täglich die entferntern Punkte, als Bavaria, Auerkirche ꝛc. berührt hat, Abends 5 Uhr zurückkehren.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 191 Sonntag, 11. August 1861.

Der Seehof.

(Fortsetzung.)

„In acht Tagen spätestens denke ich zu Hause zu seyn. Sorge dafür, Emil so lange ruhig und wo möglich im Zimmer zu halten. Ist die Sache erst beendet, sieht er, daß gar keine Hoffnung für ihn da ist, so wird er sich finden, und mir einst danken, was ich für ihn gethan habe. Du aber, nimm Dir seinen augenblicklichen Kummer und seine Verirrung nicht so zu Herzen. Freilich hast Du die romanhaften Neigungen in ihn gepflanzt, und ich habe Dich immer vor den Folgen derselben gewarnt. Aber so weit er sich auch vergessen hat, so ist er doch ein Geschäftsmann geworden, der diesen Komödienstreich bald selbst anders und im richtigen Lichte betrachten wird. Er wird dieser sogenannten heimlichen Ehe und ihrer kostspieligen Unbequemlichkeit wohl auch müde seyn. Er wird es uns Dank wissen, wenn man diesem Handel keine Verbreitung gibt, sondern ihn, wie es geschieht, im Stillen unterdrückt. Und an der Seite der ihm bestimmten schönen und verständigen Frau wird er sich dieser Jugendthorheiten schämen, bis er sie vergessen haben wird."

Der Brief überraschte mich nicht, er warf mich auch nicht nieder, er gab mir vielmehr das volle Gefühl der Gesundheit zurück. Ich vergaß es, daß ich krank gewesen war, ich empfand nur, wohin ich jetzt gehörte und was ich zu thun hatte.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, verließ ich das Haus. Ich sprach selbst auf der Post vor, mir eine Kalesche und Pferde nach meiner Wohnung zu bestellen, steckte Geld und ein Paar Pistolen, ohne die ich nie zu reisen pflegte, zu mir, und als die Glocke Mittags zwölf vom Thurme schlug, fuhr ich zur Stadt hinaus — um sie durch mehr als vierzig Jahre nicht wieder zu betreten.

Erst als ich mich auf dem Wege befand, und Stunde um Stunde an mir vorüberzog, begann ich mich zu fragen, welches die nächsten Absichten des Herzogs und meines Vaters mit Claudinen seyn könnten, und wohin man sie bis zur Geburt unseres Kindes bringen werde. Erst jetzt fing der Gedanke mich zu quälen an, daß ich zu spät kommen, daß man sie entfernt, sie mir entrissen haben könnte. Ich malte mir aus, wie man bei ihr eingedrungen, ich sah ihr Entsetzen bei dem Anblick ihres Bruder und meines Vaters, ich hörte ihr Flehen und ihr Klagen — es riß an meinem Herzen.

Bald stellte ich mir das leere Haus vor, in das ich kommen würde, bald fragte ich mich, wem ich dort begegnen würde, ob dem Herzoge oder meinem Vater. Ich dachte die Reden und Gegenreden durch, welche Statt haben mußten, ich wollte mich fern halten von allen Rechtfertigungen und Erklärungen, welche die Liebe mir eingab, und, mich ganz wie jene Beiden auf dem Standpunkt der Vernunft haltend, meine Rechte, meine Pflichten beweisen, und darthun, wie ich entschlossen sey, mit Claudine Europa zu verlassen. Ich hatte Augenblicke, in denen mir es unmöglich schien, daß ich kein Gehör finden könne, andere, in denen ich darüber nachsann, wie ich Claudine auffinden solle, wenn man sie fortgeführt hätte, wie ich meinen Vater dazu zwingen könne, meine Ehe anzuerkennen und die Freiheit meines Handelns nicht anzutasten. Ein Gedanke, eine Möglichkeit jagten die anderen, und als die Dämmerung endlich einbrach, empfand ich nichts mehr, als die vernichtende Unruhe, an mein Ziel zu kommen, und eine das Herz beklemmende Angst. Zehnmal war ich auf dem Punkte gewesen, vom Wagen zu springen, um laufend die Qual des Stillesitzens nicht zu fühlen, welche die größte Eile der Postillone mir nicht erleichtern konnte. Es waren schwere, lastende Stunden, bis ich den Hügel hinanfuhr, von welchem man am Tage den Seehof erblicken konnte, den mir jetzt die Dunkelheit verhüllte.

Siebenzehntes Kapitel.

Mein ganz Lebens war in meinen Augen, und doch traute ich ihnen nicht.

Siehst Du kein Licht? fragte ich den Postillon, der mich die Straße schon früher ein paar Mal gefahren.

Licht? im Seehof? fragte er, indem er langsam hinschaute und noch langsamer sprach: da ist Alles dunkel!

Ich hätte um Alles eine andere Antwort haben

mögen, denn die Zimmer, welche Claudine und Mademoiselle Charpentier bewohnten, lagen Beide nach der Straße. Es war heißes Wetter, die Läden, die Fenster mußten offen, ein Licht in den Zimmern mußte sichtbar seyn, wenn die Bewohner in dem Hause waren.

Ich verlor die Lust zum Sprechen, und doch verkürzte es mir die Zeit. Ich hatte schon auf der Station Erkundigung darüber eingezogen, daß in den letzten Tagen keine Postpferde nach dem Seehofe genommen worden waren, aber in Lagen, wie die meine damals, möchte man von jedem Menschen einen Zuspruch haben, während man doch Scheu vor jedem fremden Worte trägt.

Hast Du irgend welche Wagen die Tage her hier nach dem Seehof fahren sehen?

Ich? Wagen? wiederholte er, nicht Einen! Da fährt ja außer Ihnen keine Seele hin!

Ich hatte eine augenblickliche Beruhigung, der Mond ging während dessen auf, und endlich erblickte ich Licht in den Zimmern zu beiden Seiten der Thüre. Sie waren also da! Sie mochten ruhig im Garten gewesen und jetzt erst in die Stuben zurückgekehrt seyn. Ich athmete zum Erstenmale frei und erleichtert auf. Nach zehn Minuten, und noch zehn — meine Kalesche hielt vor der Thüre! — —

Aber noch zwei andere Wagen standen mit angespannten Pferden in dem Hofe.

Ich eilte in das Haus, die Thüren des Flures waren offen, der Knecht, die Magd schrieen auf, als ich kam. Eine völlige Verstörung war hereingebrochen. In dem Wohnzimmer brannten Lichter auf dem Tische. Männerhüte, ein Reisemantel lagen auf dem Sopha. Niemand hörte mein Kommen. Aus der Schlafstube schallte ein leises Aechzen an mein Ohr. Ich stürzte hinein, ich sah Claudine blaß und entstellt auf ihrem Lager liegen, die Augen geschlossen, eine Sterbende.

Claudine! mein Weib! schrie ich und warf mich vor ihr nieder, sie in meine Arme schließend.

Da öffneten sich ihre Augen, da sah ich noch einmal ihren sanften, ihren zufriedenen Blick.

Ach! sagte sie kaum hörbar, indem ihr Kopf sich an meine Brust lehnte, nun ist's gut! nun ist Alles gut!

Ich konnte nicht fragen, was geschehen sey — ich wußte Alles. Ich konnte auch Claudine nicht trösten, nur still im Arme halten konnte ich sie, nicht einmal weinen. Ihr Athem berührte kaum fühlbar meine Wange, ihre Hand ruhte matt und schlaff in der meinen. Sie wollte sprechen, es fiel ihr schwer.

Endlich sagte sie leise: Ich hätte doch nicht leben können ohne Dich! Und dann nach einer Weile: Ich muß es sühnen!

Das waren die letzten Worte, die ich von ihren Lippen hörte.

Es regte sich nichts in dem Zimmer, ich saß und hielt sie an mein Brust, lange, lange! Endlich sank ihr Haupt herab — es war zu Ende! Und weinend warf ich mich auf den geliebten Leichnam, weinend hielt ich die Trümmer meines Glückes in meinen Armen.

Plötzlich fühlte ich mich emporgerissen.

Fort von ihr! rief der Herzog, dessen Erschütterung sich im Zorne Bahn brach. Fort von ihr, Ehrloser!

Ich sprang auf, er packte mich an der Brust. Ihn von mir abwehrend, sah ich, daß er seinen Degen zog, ich riß ihm denselben aus der Hand und warf ihn zerbrochen vor seine Füße nieder. Meine Pistolen lagen auf dem Tische, auf den ich sie bei meinem Eintritte hingelegt.

Rasend vor Wuth nahm der Herzog die eine, ich griff zur anderen, wir schossen Beide — und lautlos sank der Herzog zu meinen Füßen. — —

(Schluß folgt.)

Cavour über Napoleon III.

Im Augustheft des „Quarterly Review" findet sich ein interessanter Artikel über Frankreich und Italien, und in diesem wird eine Unterhaltung zwischen dem Grafen Cavour und einem ihm befreundeten Engländer erzählt, deren Hauptgegenstand der jetzige Kaiser der Franzosen war. Cavour, der den Charakter des Kaisers richtiger als die meisten der jetzt lebenden Staatsmänner erfaßt zu haben schien, sprach sich in diesem Zwiegespräch folgendermaßen über ihn aus: „In seinem Gehirne befinden sich eine Masse politischer Ueberzeugungen in der Schwebe, aber keine einzige hat noch den Zustand der Reife erreicht. Sie scheinen insgesammt nichts Anderes als auf bloßen Instinkt basirte Ueberzeugungen zu seyn. Er wird keine einzige Idee unverrückt festhalten, wenn ihm ein ernstes Hinderniß in den Weg tritt, sondern sie lieber fallen lassen, um sich einer neuen zuzuwenden. Dieß ist das Räthsel seiner Politik. Indem ich diese Eigenthümlichkeit seines Charakters stets im Auge behielt, gelang es mir, seine Plane zu durchkreuzen, oder ihn zur Annahme der meinigen zu vermögen. Das einzige Prinzip, welches seinen verschiedenen Ideen einen Zusammenhang gibt, ist — wenn es überhaupt ein Prinzip genannt werden kann — die Befestigung seiner Dynastie und die Ueberzeugung, daß ihm dieß am besten gelingen werde, wenn er der Eitelkeit des französischen Volkes Nahrungsstoff zu bieten vermag. Er hat — so fuhr Cavour fort — edle Regungen und ein starkes Gefühl der Dankbarkeit gegen Jeden, der ihm gedient und Freundschaftsdienste erwiesen hat. Im Grunde seines Herzens ruht eine starke Vorliebe für Italien, an dieses knüpfen sich seine Jugenderinnerungen. In seinem Hasse gegen Oesterreich und in seinen Wünschen für

die Befreiung Italiens ist er bis auf den heutigen Tag Carbonari geblieben. Auch hat er die gastfreie Aufnahme, die ihm als Flüchtling in England zu Theil geworden, nicht vergessen. Er bewundert die englischen Institutionen und den Charakter des englischen Volkes. Doch wiegt dieß Alles ganz und gar nichts gegen den Gedanken, seine Dynastie zu befestigen, an dem er wie an einem religiösen Dogma festhält. Sollte er in irgend einem gegebenen Momente irgend ein Opfer zur Verwirklichung dieser Idee für nothwendig erachten, dann wird er es bringen, mag es noch so ungeheuer seyn und seinen Gefühlen noch so sehr widerstreben. . . . Er hat mich stets versichert, sein oberster Gedanks sey, mit England in Frieden und gutem Einvernehmen zu leben. Ich glaube selbst auch, daß es ihm aus alter Zuneigung sowohl wie aus politischen Beweggründen mit dieser Versicherung ernst ist, und daß er nur im Drange der äußersten Noth, und von der Ueberzeugung gedrängt, daß sein Ansehen in Frankreich gefährdet seyn, von ihr ablassen würde. Aber ein solcher Moment kann kommen, und die Engländer wären Wahnsinnige, nicht darauf gefaßt zu seyn." Das oben Mitgetheilte erzählt ein hochgestellter Tory, der mit dem verstorbenen Grafen innig befreundet war. Es stimmt mit Dem überein, was sonst über den Charakter Louis Napoleons vielfach gedacht und geschrieben worden ist. Auch Lord John Russell mag Aehnliches im Sinne gehabt haben, als er in seiner letzten bedeutungsvollen Rede die Bemerkung fallen ließ, der Kaiser könnte früher oder später einmal durch die „Stimme Frankreichs" wider seinen Willen zu einer feindseligen Politik gegen England gedrängt werden.

Ein gelehrter Bauer.

Was menschliche Willenskraft (und Naturanlage) auf jedem Gebiete vermag, selbst wenn alle Vorbedingungen mangeln, die zu einem wissenschaftlichen Schaffen auf demselben für unerläßlich gehalten werden, haben wir an einer interessanten Persönlichkeit erkannt, die vor einiger Zeit in unserer Stadt Nürnberg weilte. Ein schlichter Mann von etwa 60 Jahren, Hr. Stephan Heuß von Breitenau, im Landgerichte Feuchtwangen gebürtig, und gegenwärtig als „Schriftsteller" und Besitzer einer Druckerei in Schwäbisch-Hall ansässig, durchpilgert Deutschland als Verleger und Verbreiter seiner eigenen Werke auf dem praktischen Wege der Kolportage. Von Bauerseltern abstammend, hat er sich ohne allen anderen Unterricht als den einer gewöhnlichen Dorfschule durch eisernen Fleiß Kenntniß der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache verschafft und ist sogar im Stande, französische und englische Gedichte zu machen. Seine bisher erschienenen deutschen Poesieen ernster und humoristischer Art und naturphilosophischen Aufsätze füllen vier kleine Bände, aus denen er jetzt einen Auszug in einem Bande erscheinen lassen will, wozu er Subskribenten sammelt. Diese Opera bilden in Anbetracht seines Bildungsganges ein überraschendes Bild von der Leistungsfähigkeit des Naturdichters auf dem poetischen Felde, wenn sie auch nicht frei von Auswüchsen und Trivialitäten sind, so enthalten sie doch auch Vieles, was in Form und Gedanken die poetische Begabung kundgibt. Doch sind es gerade diese Erzeugnisse nicht, auf welche der Verfasser selbst besonders viel hält. Bei Weitem mehr gibt er auf seine bereits in zwei Bänden erschienenen mathematischen Lehrbücher, in denen er von der niedern Rechenkunst und Algebra an bis zur Geometrie und Trigonometrie durch eine gründliche und faßliche Darstellungsweise kundgibt, daß er seine Methode der Selbstbelehrung auch auf Andere überzutragen versteht. Dafür sprechen auch die Zeugnisse der Professoren Dr. L. Seidel in München und Dr. Reuschle in Stuttgart, die den letztgenannten Büchern vorgedruckt sind.

Wörterbuch einer Universalsprache.

Unter der Ueberschrift „Wörterbuch einer Universalsprache" gibt Hechholz in der „Illustrirten Zeitung" zwei bezüglich ihres Inhaltes werthvolle Artikel. Er bringt in ihnen zur allgemeinen Kenntniß, daß ein ihm anonym eingesichtes Manuskript, als dessen Verfasser er aus inneren Gründen ein Oesterreicher vermuthet, die Idee, eine Weltsprache zu schaffen, zu realisiren vermöge. Dieses Projekt ist an und für sich nicht neu; der deutsche Philosoph Leibniz beschäftigte sich bereits mit der Entdeckung einer Universalsprache, um mit ihr dem Entwicklungsgange und dem Einverständniß der gebildeten Menschheit raschere Bahnen zu eröffnen, und auch das Ausland weiß hierin Versuche aufzuweisen, sie scheiterten indessen alle an jetzt nicht näher anzugebenden Gründen. Dagegen hat das angezogene Werk die Durchführbarkeit seine Voraussetzung wirklich schon bewährt; es ist zur Hälfte fast fertig, das Wörterbuch bis zum Buchstaben M ausgearbeitet, ist für siebenerlei Sprachen abgefaßt und enthält die Analyse von 30,000 Wurzeln und abgeleiteten Wörtern. Diese Sprache, versichert der Verfasser, sey leicht und in kurzer Zeit erlernbar, schreibe und lese sich gleich, habe keine begleitenden oder bloß stummen Consonanten-Buchstaben, kenne keine Ausnahmen, und keinem Buchstaben fehle in ihr die Bedeutung. Eine jede Nation vermag in ihr Anklänge des Heimathlichen zu finden, sie ist die Repräsentantin der bestehenden Sprachen und hat nicht nöthig, eine andere Sprache zu verbannen, oder auf Kosten oder gar zur Beeinträchtigung einer Mutter-

sprache an's Licht zu treten. Sie umgeht also geschickt die Klippe, welche den früheren Experimenten zum Verderben war. Sie würde unparteiisch über den Nationalsprachen stehend auf der Tribüne das Wort und in der Administration die Feder führen und gleichwie die Muttersprache das Band der Vereinigung und Uebereinstimmung ist für eine Nation, so wäre die Universalsprache ein Mittel, dieses Band um alle Völker zumal zu schlingen. Wir sind nicht gewillt, uns in der Aufzählung ihrer Vorzüge weiter zu ergehen, bemerken nur noch das Eine, daß ihre Erlernung nicht Sache des anzustrengten Gedächtnisses, sondern des geistigen Verständnisses ist. In dem letzteren Punkte überhaupt, in der Weise der Einführung der Universalsprache ins Leben, verweisen wir auf den Vorschlag ihres Verfassers und wünschen ihr zum Schlusse, in Erwägung ihrer unverkennbar außererdentlichen Förderung der wissenschaftlichen und sozialen Verhältnisse gerechte Prüfung der Sachverständigen und Anerkennung im Staate.

Mannigfaltigkeiten.

Am 30. Juli kam in Berlin Abends gegen halb 11 Uhr die Potsdamerstraße herauf ein mit einem Damensattel gesatteltes Pferd, welches seine Reiterin angenscheinlich abgeworfen hatte, in vollster Karriere gesprengt und rannte in der Linkstraße mit solcher Gewalt gegen eine ihm entgegenkommende Droschke, daß es die Scheere derselben zerbrach und selbst augenblicklich anscheinend leblos zusammenstürzte. Während sich sofort Hunderte von Menschen um die Scene versammelten, um dem gestürzten Pferde aufzuhelfen, und die Droschke auszuspannen, kam eine Reiterin und bald darauf auch ein Reiter, blaß wie der Tod und mit fliegenden Haaren in athemloser Hast dahergesprengt, ängstlich nach dem Schicksal der zweiten Reiterin fragend, die Niemand gesehen. Aus ihren Erzählungen ergab sich, daß sie in der Dunkelheit von einem Spazierritt heimkehrend, plötzlich von einer Schaar erwachsener Jungen umringt, an den Kleidern gezupft und gezerrt und anderweit inkommodirt worden seyen, worauf plötzlich das eine Pferd sich hoch aufgebäumt und mit seiner Reiterin zügellos im tollsten Laufe davon gejagt sey, so daß sie ihnt nicht zu folgen vermocht hätten. Was aus der abgeworfenen Reiterin geworden, ob sie verunglückt oder schon in Sicherheit sey, wußte Niemand zu sagen.

In Irland hat jüngst eine neue Volkszählung stattgefunden, die abermals eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung ergibt. Die Gesammtbevölkerung betrug 1840 über acht Millionen Seelen, jetzt nur noch 5,764,543! In den letzten 10 Jahren allein haben nach dem Bericht der Auswanderungskommissionen 1,230,986 Menschen als Auswanderer ihrer Heimath verlassen und die gegenwärtige Bevölkerungszahl würde noch bei weitem geringer seyn, wenn nicht Einwanderungen aus England und Schottland stattgefunden hätten. Von den übrigen Bewohnern sind 4,490,583 Katholiken, 678,661 anglikanische Protestanten, 598,922 Presbyterianer und 8414 von anderen Religinen.

Unter den jährlichen Ausgaben der Stadt Paris, die, beiläufig bemerkt, nicht weniger als 172 Millionen Franken betragen, befindet sich als denkwürdiger Posten eine Pension von 10,000 Franken für einen ehemaligen Pagen des Kaisers Napoleon I., welcher dem Munizipalrath von Paris die Geburt des Königs von Rom anzeigte und dafür obige Pension (10,000 Franken!!) erhielt.

Dem besten Schützen auf dem Gothaer Schützenfeste, Herrn de Leuw, ist das Glück in Amsterdam abermals günstig gewesen; derselbe erzielte in dem letzten Schießen daselbst 8 Preise, darunter die drei ersten, und außerdem für seine Gesellschaft den aus einem schweren silbernen Pokale bestehenden Gesellschaftspreis.

[Komische Orthographie.] Der Moniteur nennt in seinem Bulletin vom 1. August das Wiener Parlament beharrlich den „Reischratz“.

Logogryph.

Wenn Frühlingswonne neu geboren
Des Herzens tiefsten Sinn entzückt,
Steh' ich im Wechseltanz der Horen
Als Blumenkönigin geschmückt,
Und schöne Mädchen winden mich zu Kränzen,
Als Schmuck auf ihrer Locken Gold zu glänzen.

Doch setzt du vor das letzte Zeichen,
Als Götterknaben schau'st du mich.
Zeus muß sich meinem Willen beugen,
Ich quäle, ich beglücke dich.
Aus meinen Händen fallen dir die Loose,
Doch ohne Dornen reich' ich deine Rose.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 187:
Niederrhein (Nie der Rhein.)

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 192 Dienstag, 13. August 1861.

Der Seehof.

(Schluß.)

Mein Vater stand am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ich saß wieder an Claudinens Lager, die Leiche des Herzogs hatte man auf das Sopha gelegt, Louise und die Dienstboten waren um ihn beschäftigt. Da trat mein Vater zu mir heran.

Denkst Du hier zu bleiben? fragte er kurz.

Ich sah in die Höhe. So elend er mich gemacht hatte, es war mein Vater, es waren die Züge, die ich von Jugend an geehrt. Ich war erdrückt von meinem Unglück, mein Weib, meine Zukunft, meine Hoffnungen, Alles war mir verloren — und ich hatte den Bruder meines Weibes getödtet.

Ich warf mich an meines Vaters Brust, ich würde ein tröstendes Wort, ein Wort der Barmherzigkeit von seinen Lippen, ihm mit einem Leben voll Liebe gedankt haben, ich hätte es als die größte Wohlthat empfunden. Mein Vater gewährte es mir nicht — ich hatte es freilich auch nicht von ihm zu fordern.

Denkst Du hier zu bleiben? fragte er noch einmal, und da ich schwieg, sagte er: Du hast Kummer genug gebracht und Elend genug über mich und mein Haus. Sollen die Mutter und ich es erleben, Dich in den Händen der Kriminal-Justiz, Dich als Gefangenen zu sehen?

Ich wußte nicht, was er von mir wollte. Der Gedanke, mein eigenes Leben zu enden, lag mir näher, als der Gedanke zu fliehen. Und doch, auch zu sterben fühlte ich mich nicht fähig, so lange die holde Gestalt der Geliebten mir noch sichtbar war.

Ich hatte mich wieder zu ihr niedergesetzt, ich wollte sie sehen, mir ihr Bild einprägen, mein Schmerz schien mir das einzige berechtigte in dieser Welt. Eine geraume Zeit mochte so vergangen seyn, als mein Vater aus dem anderen Zimmer meinen Namen rief. Ich begab mich zu ihm.

Es ist Mitternacht vorüber, sagte er. Was hier zu thun ist, werde ich thun. Morgen Mittag um zwei Uhr geht unser Schiff mit der Fluth in die See. Wenn Du jetzt von hier abfährst, kannst Du um zehn Uhr auf dem Schiffe seyn. Siehe zu, daß Du davon kommst.

Ich habe nichts zu suchen im Leben und in der Welt, sagte ich.

Du hast Dein Leben zu erhalten, damit Deine Mutter Deinen Tod nicht zu betrauern braucht! entgegnete er mir kurz und fest.

Die Erinnerung an meine Mutter riß mich empor und erweichte mir wieder den Sinn.

Und Sie, mein Vater, rief ich, haben Sie kein Wort für den Sohn, der von Ihnen geht, in . . .

Er ließ mich nicht zu Ende sprechen.

Ich habe den Befehl für ihn, sich nicht meinen Sohn zu nennen! sprach er streng. Und mit hervorbrechender Leidenschaft fügte er hinzu: Ich habe Dir das Leben gegeben, und einen guten Namen und ein glückliches Loos. Du hast meinen Namen beschimpft, Dein Leben verschwendet, und zum Danke für das glückliche Loos, das ich Dir bereitet, legst Du mir die Nothwendigkeit auf, mir, dem alten, unbescholtenen Manne, dem Senator, Deine Frevel zu verbergen, für Deine Missethaten Rede zu stehen. Mich dünkt, Du hättest nicht eben viel an mich zu fordern. — Ich aber, ich fordere von Dir, ich befehle Dir, daß Du meinen Namen fortan nicht als den Deinigen nennest, ich befehle Dir, von meinem Hause fern zu bleiben, das, so lange ich in demselben lebe, Dein Fuß nicht wieder betreten soll.

Wir standen stumm und regungslos einander gegenüber. Endlich richtete ich mich auf.

Vater, sagte ich, ist das Ihr letztes Wort?

Mein Schiff steht Dir zu Diensten, versetzte er. Im Uebrigen thue, was Du willst. Ich kann Dich nicht hindern, hier zu bleiben und meinen Namen in die Hände der Justiz zu überliefern.

Ich hatte keine Wahl, aber ich hatte noch eine Pflicht zu erfüllen.

Dieses Besitzthum ist mein, sagte ich, und mein Vermögen ist hinreichend, es mir dauernd zu erhalten. Ich wünsche, daß Mademoiselle Charpentier, wenn sie es will, hier verweile, und von den Zinsen meines Vermögens unterhalten werde.

Was Dein ist, wird Dir bleiben. Du hast darüber zu bestimmen, antwortete mein Vater. Hast Du sonst noch irgend welche Wünsche oder Verpflichtungen, so nenne sie.

Ich wünsche, daß man meine Frau hier in dem

Garten unter den beiden Linden zur Ruhe bringe, sagte ich, und der Gedanke, daß man sie in die Erde legen, daß alle diese Schönheit und Holdseligkeit vergehen werde, packte mich wie Wahnsinn an.

Mein Vater bemerkte das nicht.

Willst Du sonst noch etwas? fragte er noch einmal, wie Jemand, der eine lästige Sache ein- für allemal beenden will. Willst Du sonst noch etwas?

Nein, nichts! entgegnete ich.

So lebe wohl! sprach mein Vater, und verließ das Gemach — und ich sah ihn niemals wieder.

Ich ging in das Schlafzimmer, ich saß noch eine Weile an Claudinens Lager, ich sah sie noch zum Letztenmale.

In dem Augenblicke, da ich mich aufraffte zu gehen, schlug die Uhr, und melancholisch tönte ihre Melodie durch die Stille: Les coeurs sensibles sont nés pour être malheureux!

Es war die Todtenklage um mein Weib und um mein Kind, das mit ihm starb.

Als ich sie verlassen hatte, fuhr ich einsam und verwaist, ein Verstoßener, ein Flüchtling, durch die Nacht dem Meere zu.

Achtzehntes Kapitel.

Damit endeten die Aufzeichnungen, welche das Jugendleben meines Großonkels betrafen. Seine späteren Tagebücher und Memoiren haben mit dem Seehofe nichts gemein. Aus einem Briefe seiner Mutter, der sich unter seinen sorgfältig geordneten Papieren fand, konnte man ersehen, daß er, als er in einem arbeitsvollen Leben mit sich zur Ruhe gekommen war, sich an die Mutter gewandt, und durch sie eine Versöhnung mit seinem Vater nachgesucht hatte. Der Vater hatte sich zu derselben geneigt gezeigt, er hatte dem Sohne auch eine Unterstützung an Geld angeboten, ihn in seinen Geschäften vorwärts zu bringen, aber er hatte gefordert, daß er nicht nach Hamburg zurückkehren solle, um vergessene Ereignisse nicht in der Erinnerung seiner Mitbürger wach zu rufen. Diese Bedingung und diese Art der Versöhnung waren von dem Sohne zurückgewiesen worden, und der Vater hatte danach jeden Verkehr mit dem Ausgestoßenen verboten, den die Mutter nie vergessen, den die Brüder beklagt, und auf dessen Rückkehr sie nicht verzichtet hatten.

Später, als mein Urgroßvater gestorben war, that man Schritte, den Verstoßenen aufzusuchen. Aber seine Mutter war nicht mehr am Leben, und eine innere Erbitterung gegen seine Familie hatte in ihm Platz gegriffen. Sie hatte ihn bewogen, kein Zeichen seines Lebens auf die Aufforderungen zu geben, welche man erlassen. Erst das milde machende Alter hatte ihm die Sehnsucht nach der Heimath, nach den Seinen, und dem Orte eingeflößt, an den alle seine Erinnerungen ihn gebunden hielten.

Wie es meinem Urgroßvater gelungen, die Vorgänge im Seehof, den Tod Claudinens und des Herzogs, den Nachforschungen der Gerechtigkeit zu entziehen, darüber fanden wir keine Auskunft irgend einer Art. Indeß in jenen Tagen allgemeiner Bewegung, in welchen Tausende von Flüchtlingen in Deutschland ein abenteuerndes Leben in wechselnden Verhältnissen führten, und bei dem Ansehen, welches unser Ahnherr in der ganzen Umgegend, als Senator seiner Vaterstadt, genoß, mochte er weniger Schwierigkeiten dabei gefunden haben, als es in unseren ruhigeren Zeiten der Fall gewesen seyn würde.

Dagegen war eine Notiz vorhanden, daß die einzig Ueberlebenden der herzoglichen Familie, der zweite Bruder Claudinens und deren verwittwete Schwester, zur Zeit des Kaiserreichs in ihr Vaterland zurückgekehrt, die Leichen der im Seehof beerdigten Geschwister nach Frankreich hatten bringen lassen, um sie in der Familiengruft des Stammschlosses zur Ruhe zu bestatten.

Und damit mögen denn diese Erinnerungen an das Leben eines Menschen schließen, der uns theuer war durch seines Herzens Milde, wie durch seinen klaren Sinn. Und der Ausspruch, mit dem er seine Jugendgeschichte beginnt, soll auch das Ende dieser Aufzeichnungen machen: „Jedes Leben ist eine Reihe von Ursachen und Folgen, die zum Theil nicht in uns liegen. Glücklich genug der Mensch, der ohne schwere Reue zurückschauen kann, der sich an einen Wechsel von Freuden und von Schmerzen zu erinnern hat, der sich nicht sagen muß: ich konnte nicht herstellen und nicht sühnen, was ich durch meine Irrthümer zerstört und gefehlt, ich konnte denen nicht lohnen, diejenigen nicht beglücken, die ich liebte und die mich geliebt."

Ein englisches Damen-Meeting gegen die Krinoline.

London 5. August.

Die vielen Unglücksfälle, welche durch die abgeschmackte Mode der Krineline verursacht werden, haben englische Damen veranlaßt, Mittel zu Abschaffung dieses gefährlichen Kleidungsstückes zu berathschlagen. Eine große Versammlung der vornehmsten Engländerinnen fand dieser Tage in der Hanover-Square-Rooms statt. Die Verhandlungen wurden durch die Herzogin von Argyle eröffnet. Sie sagte, daß sie von Ihrer Maj. der Königin den Befehl erhalten habe, die gegenwärtige Versammlung zu berufen, und da sie höre, daß man deßhalb von ihr erwarte, daß sie die Verhandlungen leite, so wolle sie den Präsidentensitz einnehmen. Ihre Majestät habe ihr ebenfalls befohlen, zu sagen, daß die in Folge des Gebrauches der Krinoline so häufig vorkommenden Todesfälle Ihr königliches Herz sehr betrübt hätten, und daß Ihre Majestät ernstlich wünsche, die gegenwärtigen Verhandlungen möchten zu der Annahme von Maßregeln führen, wodurch das

Wiedervorkommen solcher Unglücksfälle verhindert würde. Sie habe ferner den Auftrag, zu sagen, daß Ihre Majestät bereit sey, jede Maßregel, deren Annahme wünschenswerth erscheine, selbst zu unterstützen.

Die Herzogin von B. stellte folgenden Antrag: „daß diese Versammlung, große Theilnahme mit den Verwandten derjenigen Personen hegend, die ihr Leben dadurch verloren, daß ihre durch Stahl oder andere Reifen zu unnatürlicher Weite ausgedehnten Kleider Feuer fingen, — der Meinung sey, daß kein anderes Mittel wirksam seyn könne, als das völlige Aufgeben solcher Kleidungsstücke, und sich daher verbindlich mache, es von ihren Toiletten zu verbannen. (Gemischtes Murmeln der Zustimmung und des Nichtzustimmens.)

Mehrere Damen, Alle vom höchsten Rang (die Eintrittskarten mußten von den Lady Baronesses von Almaks unterzeichnet seyn) — sprachen sich für den Antrag aus, allein Lady E. meinte, sie erinnere sich nicht gehört zu haben, daß irgend eine vornehme Dame in Folge des in Frage stehenden Gegenstandes ihr Leben verloren habe. Was sie anbetreffe, so siegle sie niemals ihre Briefe, sondern gebe dieselben ihrem Mädchen zu siegeln, und wenn es dieser Person gefalle, sich in dünnes Material zu hüllen, so thue sie es auf ihre eigene Gefahr, und sie (Lady E.) sehe nicht ein, wie man von ihr ein so großes Opfer verlangen könne, nur um eine Person ihres Standes vor den Folgen ihrer Eitelkeit und Putzsucht zu schützen.

Baroneß F. sagte, die Schwierigkeit der Sache liege hauptsächlich darin, daß diejenigen, die sich gern vernünftiger kleideten, nicht den moralischen Muth hätten, sich durch Abweichen von der Mode lächerlich zu machen. Sie müsse gestehen, daß sie nicht gern die Einzige in ihrem Zirkel von Bekannten seyn möchte, die eine weniger gefährliche Art des Anzuges annehme.

Die Herzogin von Argyle erwiderte darauf, daß die Königin mit dem Beispiel in dem Modewechsel vorangehen werde und sie überzeugt sey, daß man dem Beispiel in ausgedehnter Weise folgen werde. Verschiedene Damen schlugen krinolinlose Feste in Cremorn-Garten u. s. w. vor. Die Herzogin von K. meinte, es würde höchst wünschenswerth seyn, wenn man die Zustimmung der Kaiserin Eugenie zu dem Modewechsel erlangen könne, denn sie wisse, daß dieselbe von vielen der höchsten Damen in England als ein Muster des Geschmackes in der Kleidung betrachtet werde.

Die Vicomtesse L. sagte, daß sie die Mitwirkung Ihrer kaiserlichen Majestät versprechen könne. Sie wisse bestimmt, daß von Seiten des französischen Hofes die allerstärkste Neigung vorhanden sey, eine entente cordiale mit diesem Lande zu unterhalten.

Lady M. war nicht gegen den Antrag; „allein sie möchte gern wissen, wie es möglich seyn würde, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu unterscheiden, wenn der Gebrauch dieses Kleidungsstückes aufgegeben werde."

Lady N. klärte sie dahin auf, daß die mittleren und niederen Klassen ganz eben so weite Kleider trügen, wie die höchste. Der Reichthum des Materials unterscheide die Herrin von der Dienerin, und so würde es bleiben, wenn die Krinoline unorgen abgeschafft werde.

Lady O. äußerte, „sie müsse sagen, daß sie diese Affektation der Philanthropie hasse. Sie könne nicht einsehen, warum Damen von Rang und Fashion Vogelscheuchen aus sich machen sollten, weil die untern Klassen die Mauieren der höheren nachäffen." (Gemurmel des Mißfallens.)

Lady P. bedauerte, eine solche Bemerkung zu hören. Es sey nicht oft der Fall, daß Damen in ihrer Stellung eine Gelegenheit hätten, etwas zu thun, wodurch sie der Gesellschaft eine Wohlthat erweisen könnten, und sie sey zu sehr erfreut, die gegenwärtige Gelegenheit zu ergreifen, um der Menschheit einen Dienst zu leisten.

Lady O. sagte, daß sie die Sache nicht so ganz von dieser Seite ansehen könne. Sie habe zu verschiedenen Zwecken unterschrieben, sowohl in London, als in ihrem eigenen Ort auf dem Lande, und im Winter gebe sie etwas zur Suppenküche, aber sie müsse sagen, die Armen seyen ziemlich undankbar.

Die Herzogin von A. bat, bei der Frage zu bleiben, ob die Versammlung sich verbindlich machen solle, den Gebrauch der Krinoline aufzugeben. Bis jetzt habe sie noch nichts gehört, ihre Ansicht zu erschüttern, daß nichts als das Beispiel der höchsten Klassen die Masse der weiblichen Gemeinschaft bewegen werde, die weiten Anzüge aufzugeben. Da sie die besten Gründe hätte, zu erwarten, daß die höchste Dame im Lande die erste seyn wolle, aus Menschlichkeit einen Schritt zu thun, und daß die hohe Dame auf der anderen Seite des Kanals an der Bewegung Theil nehmen werde, so hoffe sie, daß die Versammlung einstimmig den Vorschlag annehmen werde. — Die Herzogin von B. bat dann die Präsidentin, den Antrag der Versammlung zu stellen. Das geschah und der Beschluß wurde gefaßt, wenn auch nicht einstimmig, so doch nemine contradicente.

Dann wurde Eis gebracht, und die Versammlung theilte sich in kleine Gruppen, in welchen die Frage noch mit großer Lebhaftigkeit diskutirt wurde. Es schien jedoch die allgemeine Ansicht, daß die Rückkehr zu den Reifröcken unserer Großmütter kein Schritt zu Gunsten des guten Geschmackes gewesen sey, und daß eine Annäherung zur Klassizität in den Konturen der Kleidung nicht weniger ästhetische Verbesserung als ein Mittel seyn würde, den Verlust vieler Menschenleben durch Feuer zu verhindern. —

Ich habe Ihnen diese Verhandlungen in einiger Länge mitgetheilt, da die Sache nicht nur alle Damen interessiren wird, sondern auch in mancher andern Hinsicht merkwürdig ist. Ich wollte, Männer faßten einen ähnlichen Beschluß in Bezug auf unsere Hüte, die wenigstens ebenso abgeschmackt sind, wie die Krinoline, wenn sie uns auch nicht gerade in Gefahr bringen. (A. P. Z.)

Ida Pfeiffer.

Der bekannten Weltreisenden letzte Reise, nach Madagaskar — deren Folgen die kühne Frau 1858 erlag —, ist jetzt von ihrem Sohne (Wien bei K. Gerold) nach ihrem eigenen Tagebuch herausgegeben worden. Die sechszigjährige Frau hatte sich, um in dieses, einem Europäer fast völlig verschlossene Land einzudringen, einem Manne zugesellt, der dort die Ausführung politischer Pläne beabsichtigte und eine Verschwörung gegen die Königin von Madagaskar, ein Scheusal von Grausamkeit und Blutdurst, eingeleitet hatte. Dieses Beginnen aber wurde entdeckt, und auch Ida Pfeiffer gerieth in Gefahr, hingerichtet zu werden. Die Königin begnügte sich jedoch, sie zu verbannen und die unglückliche Reisende auf den schlechtesten Wegen und Umwegen und durch die tödtlichsten Fiebergegenden möglichst langsam nach der Küste transportiren zu lassen, um sie während der Reise am Madagaskar-Fieber sterben zu lassen. Das gelang zwar nicht nach Wunsch, Ida Pfeiffer unterlag weder den peinlichsten Strapazen noch dem Fieber, aber die unheilvollen Folgen wurden doch ein Jahr später tödlich, sie starb daran in ihrer Heimath Wien. Dem Werke ist eine sehr schätzbare Beigabe vorgedruckt, eine Biographie Ida Pfeiffer's nach größtentheils eignen Aufzeichnungen. Durch diese empfangen wir ein wahrhaftes und psychologisch interessantes Bild der eigenthümlichen Frau; wir sehen, wie bei ihr ursprüngliche Charakteranlage, sehr sonderbare, in Bizarrerie ausartende Erziehung von väterlicher Seite und unglückliche, größtentheils durch Härte der Mutter herbeigeführte Schicksale sich vereinigen, um eine Lebensentwickelung in so eigenartiger Weise zu gestalten. Ida Pfeiffer hatte den Mann ihrer Liebe, den Lehrer ihrer Jugend nicht heirathen dürfen, ihre Mutter verfagte die Einwilligung mit unerbittlicher Härte ohne vernünftige Motive, selbst als gefährliche Krankheit sich zu den Seelenleiden der Tochter gesellte. Das Mädchen wies sechs Jahre lang jeden Heirathsantrag zurück. Die steten Mißhelligkeiten mit ihrer Mutter brachen endlich den zähen Willen, sie heirathete den Advokaten Pfeiffer von Lemberg, einen Mann von bravem Charakter, den sie wenigstens achten konnte. Aber dieser Vorzug war kein Verderben; er hatte Willkürlichkeiten und Erpressungen hoher Beamten muthig aufgedeckt, und durch deren Einfluß verlor er seine Advokatur, und alle spätern Unternehmungen schlugen durch die Thätigkeit seiner Feinde fehl. Seine Frau verlor ihr väterliches Vermögen gleichzeitig durch einen Bankerott. Nun begann die materielle Lebensnoth. „Gott allein weiß, was ich durch achtzehn Jahre meiner Ehe litt!“ schreibt Ida Pfeiffer. „Nicht durch rohe Behandlung von Seite meines Mannes, sondern durch die drückendsten Lebensverhältnisse, durch Noth und Mangel! Ich stammte aus einem wohlhabenden Hause, war von frühester Jugend an Ordnung und Bequemlichkeit gewöhnt, und nun wußte ich oft kaum, wo ich mein Haupt niederlegen, wo das Bischen Geld hernehmen solle, um mir das höchst Nöthige zu verschaffen. Ich verrichtete alle Handarbeiten, ich fror, ich hungerte, ich arbeitete im Geheimen für Geld, ich ertheilte Unterricht in Zeichnen und Musik, und doch trotz aller Anstrengungen gab es oft Tage, an welchen ich meinen armen Kindern kaum etwas mehr als trockenes Brod zum Mittagessen vorzusetzen hatte. Allerdings hätte ich bei meiner Mutter oder meinen Geschwistern Unterstützung suchen und finden können; allein dagegen empörte sich mein Stolz. Jahrelang kämpfte ich mit der Noth und verheimlichte meine Lage; oft war ich der Verzweiflung so nahe, daß mich nur noch der Gedanke an meine Kinder aufrecht erhielt. Endlich brach das Uebermaß der Leiden meinen Sinn, und ich nahm verschiedene Male die Hülfe meiner Brüder in Anspruch.“ Der Tod der Mutter verschaffte ihr endlich wieder ein kleines Vermögen, das sie zunächst zur Erziehung ihrer beiden Söhne verwendete. Erst nach vollendeter Erziehung und gesicherter Stellung derselben tauchten in Ida Pfeiffer wieder die schon früher oft gehegten Reisegedanken mit aller Kraft auf. Aber die Ausführung des Planes, die Welt im größten Umfange des Wortes zu sehen, bot Schwierigkeit genug. Sie konnte nur allein reisen, denn ihr Mann war den Strapazen körperlich nicht gewachsen, und Geld war sehr wenig vorhanden. „Doch war ich bald über diese wichtigen Punkte mit mir einig,“ heißt's in ihrem Tagebuche, — „was den ersten anbelangt, daß ich als Frau allein in die Welt hinaus wollte, so verließ ich mich auf meine Jahre (sie zählte damals 45), auf meinen Muth und auf die Selbstständigkeit, die ich in harter Schule des Lebens erlangt hatte, als ich nicht nur für mich und meine Kinder, sondern auch mitunter für meinen Mann sorgen mußte. In Betreff des Geldpunktes war ich zur größten Sparsamkeit entschlossen. Unbequemlichkeiten und Entbehrungen schreckten mich nicht. Ich hatte ja deren schon genug, und zwar gezwungen, ertragen; wie viel leichter mußten die freiwillig auferlegten, mit einem bestimmten Ziele vor Augen, zu ertragen seyn!“ Ida Pfeiffer bestritt die Kosten ihrer späteren Weltreisen von kleinen Ersparnissen, von dem Honorar für ihre Schriften und von dem Erlöse, den ihr der Verkauf ihrer Sammlungen abwarf. Die österreichische Regierung hat ihr einmal 1500 fl. beigesteuert; Dieß ist die einzige Unterstützung gewesen, welche sie je zu ihren Reisen von 38,000 deutschen Meilen zur See und 5000 zu Lande empfing.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 193 Mittwoch, 14. August 1861.

Die Schlieffen und die Adebar.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts.

Erzählt von Amelie Godin.

Hoch angesehen unter den edlen Geschlechtern, die vor Alters in der Stadt Kolberg hausten, waren vor Allem die Familien der Schlieffen und der Adebar und Jedermann erwies ihren Gliedern alle Ehren guter Edelleute. Das Verhältniß beider Geschlechter zu einander war von jeher ein freundschaftliches, sie hatten sich gar manchmal verschwägert und so ergab es sich denn von selbst, daß zwei junge Männer, die denselben angehörten, sich zu einer fast sprüchwörtlich gewordenen Freundschaft verbanden.

Benediktus Adebar war um mehrere Jahre älter als Niklas Schlieffen und hing mit brüderlicher Wärme an dem sanften Jugendfreunde, der sich von frühester Kindheit an den energischen, lebhaften Gefährten innig angeschlossen hatte. Beide theilten jede ritterliche Uebung und Kurzweil, wohnten und schliefen zusammen, und Keiner vermochte ohne den Andern irgend eine Lust zu genießen. Selbst Benedikus' Verlobung mit der holden Richmondis Carit, der Schwester des nachmaligen Bischofs von Kammin, hatte bis jetzt nichts an diesem innigen Verhältniß zu ändern vermocht, obgleich Niklas Schlieffer nur mit Schmerz und heimlicher Eifersucht des nahen Beilagers denken konnte, das in etwa vier Wochen stattfinden und ihn des steten Zusammenseyns mit dem geliebten Freunde berauben sollte.

Um diese Zeit ward in Kolberg ein Fest gefeiert, das ganz Pommern in gleichzeitige Aufregung versetzte. Nach einer Trennung, welche beinahe zweihundert Jahre gedauert hatte, war das Pommerland endlich wieder dem Scepter eines Fürsten unterworfen; Herzog Wratislaw war im Dezember 1478 zu Bard gestorben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen und dadurch das gesammte Pommern unter die Herrschaft Bogislaws X. vereinigt worden. Da man diesem Fürsten mit Recht viele großartigen Eigenschaften zuschrieb, ward sein Antritt der Herrschaft im ganzen Lande hoch gefeiert, und so fand denn auch in Kolberg ein festliches Gastmahl statt, das alle Ritter und Edle vereinigte. Es währte bis tief in die Nacht hinein, alle Gemüther waren hoch erregt, und die beiden jungen Freunde saßen wie gewöhnlich Seite an Seite und gaben sich mit fröhlichem Sinn der heiteren Stimmung hin, die den ganzen Kreis beseelte.

Niklas Schlieffen, welcher kaum dem ersten Jünglingsalter entwachsen war, ermüdete aber trotzdem gegen Ende des Festmahls so sehr, daß er dem Freunde gute Nacht zuwinkte und sich nach Hause begab, um sich zur Ruhe zu legen. Etwa eine Stunde später trennte sich die ganze Versammlung und auch Benedikus begab sich nach Hause.

Als er an die Thür des Zimmers kam, das er mit dem Freunde gemeinschaftlich bewohnte, ergriff ihn in der Weinlaune die Lust, Niklas zu necken; er pochte an die Thür und rief mit verstellter Stimme ein Scherzwort hinein. Niklas, der schon bei dem Schall der Tritte seines Gefährten erwacht war, erkannte ihn sogleich und sprang aus dem Bette, um den Riegel zurückzuschieben und ihn einzulassen. Als Benedikus ihn aufspringen hörte, wollte er den jungen Freund erschrecken und stach mit seinem Schwerte durch eine Spalte der Thür, aber durch ein unseliges Ungefähr bohrte sich der scharfe Stahl, den Niklas in der dunklen Stube nicht sah, ihm tief in den Unterleib, als er eben im Begriff war, den Riegel zurückzuschieben. Mit einem lauten Aufschrei taumelte der unglückliche Jüngling zurück, hatte aber noch die Kraft, den Riegel wirklich zu öffnen, und sank dann mit dem Seufzer zu Boden.

„Benedikus, Du hast mich hart gestochen!"

In wortlosem, todesbleichem Schreck stand Adebar, die Fackel in der Hand, vor dem verblutenden Freunde. Sobald seine erstarrten Glieder wieder einer Regung fähig waren, stürzte er an die Seite des geliebten Jünglings nieder, zerriß die Schärpe, die er trug und verband mit zitternder Hand die Wunde so gut er es vermochte, während er Niklas mit brechender Stimme anflehte, ihm zu vergeben, was er im tollen Jugendmuth so ahnungslos verschuldet hatte. Dann bettete er den stöhnenden Freund sorglich auf die Kissen des so lange liebevoll getheilten Lagers und stürzte fort, um aus dem nächsten Kloster einen Arzt herbeizuholen.

Trotz der späten Stunde gelang es ihm, den alten Mönch, dessen Kunst in großem Rufe stand, bald zu

dem Verwundeten zu bringen und mit Todesangst hing er an den Blicken des Greises, von dessen Ausspruch Leben oder Tod abhing. Nach kurzer Untersuchung erklärte der Mönch, daß keine Kunst der Erde den Getroffenen erhalten könnte. Niklas fühlte selbst, daß sein Ende herannahte und beschwor mit seiner letzten Kraft den Freund, sogleich zu fliehen, um nicht dem rächenden Arm der Schlieffen anheimzufallen.

In jenen Tagen war die Vergeltung einer verhängnißvollen That nicht Sache der bürgerlichen Gesellschaft oder der Obrigkeit; das Leben des Einzelnen gehörte ihm selbst oder seiner Familie. Es war die Aufgabe des Geschlechtes, aus dessen Reihen ein Opfer fiel, für das vergossene Blut des ihm Angehörigen Rache zu nehmen; dieß war sogar eine Ehrenpflicht, deren Berechtigung feststand. Wie bei allen wenig kultivirten Völkern, machte damals auch bei unseren Vorfahren nicht die Absicht das Verbrechen — die That war geschehen, und der einfache Begriff, daß Derjenige, welcher Menschenblut vergossen, auch wieder mit seinem eigenen Blute dafür sühnen müsse, ließ keine Unterscheidung zu, ob böse Absicht oder Uebereilung die Veranlassung des Unheils gewesen war.

So wußte denn auch Benediktus mit Gewißheit, daß der Tod sein unvermeidliches Loos seyn würde, wenn er sich finden ließ. Dennoch vermochte ihn keine Bitte des Freundes, kein Zureden des alten Arztes, sich von dem sterbenden Jüngling zu entfernen. Der Mönch, von dem leidenschaftlichen Schmerz Benediktus, tief gerührt, beschwor ihn wiederholt, die Stille der Nacht zur Flucht zu benutzen und gelobte hoch und theuer, für den Verwundeten zu sorgen, als wenn er sein eigener Bruder wäre. Adebar schien ihn aber kaum zu hören, starrte ihn nur zuweilen mit irrem Blick an und ließ Niklas nicht aus seinen Armen.

Als der alte Mann sich endlich überzeugte, daß alles Drängen vergebens blieb, ging er, die Eltern des Sterbenden von Dem, was geschehen war, zu benachrichtigen. Bald füllte sich das Gemach mit erblaßten, schmerzvollen Gesichtern, trostloses Wehklagen umgab die jammervolle Gruppe der beiden unglücklichen Freunde und kaum eine Stunde später brach das Auge des jungen Niklas, der die Hoffnung und der Stolz so vieler Herzen gewesen war. Der letzte Blick des Jünglings galt seinem unseligen Freunde, mit einem letzten Druck umschloß seine starre Hand Benedikts Rechte, während dieser, die heißen trockenen Augen unverwandt auf ihn gerichtet, neben ihm kniete, sein Arm ihn stützte und er diesen Platz mit einem solchen Blick der Verzweiflung vertheidigte, daß Niemand wagte, ihm denselben streitig zu machen.

Sein Schmerz schien so berechtigt, daß für den Augenblick alles Andere darüber vergessen ward; als aber der letzte Seufzer des Jünglings ausgehaucht war und der grauende Morgen Alle, die ihn umgaben, zuerst wieder zum Bewußtseyn der wirklichen Welt zurückrief, ward auch die Erinnerung daran wach, daß Benediktus Adebar den tödtlichen Stoß versetzt hatte. Der älteste Bruder des Getödteten, Curd Schlieffen, ergriff den widerstandslosen Benediktus und führte ihn, wie es sein Recht war, in ein festes Gefängniß, was die Schlieffen den Adebars zu wissen thaten, sobald der Tag vollends angebrochen war.

Sogleich begab sich Richmondis Bruder, der Doktor Martinus Carit, schon zu dieser Zeit ein hochangesehener Priester, zu Niklas' Vater, um sein Beileid auszusprechen; zugleich bot er im Namen der Adebar und seines eigenen Geschlechts jede Sühne an Gut und Gold, die von den Schlieffen bestimmt werden möchte, wenn sie Benediktus losgeben wollten. Mit feuriger Beredtsamkeit stellte er ihnen vor, wie innig befreundet die beiden Jünglinge gewesen seyen, wie schwer die Folgen seiner Unbedachtsamkeit die Seele des unglücklichen Benedikkus schon belasteten, und bat und beschwor sie als Freund und Priester, dießmal von ihrem Rechte abzustehen.

Sein Antrag ward mit geziemender Rücksicht und Ehrfurcht angehört, dennoch aber bestand der alte Maximilian Schlieffen auf seinem Recht der Sühne durch Blut, und wollte von keiner Abfindung hören. Er rief ein feierliches Gericht zusammen, um seine Anklage alsbald zur Geltung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Manasses.

Ueber die Schlacht bei Manassas berichtet der bekannte Korrespondent der Times, Herr W. Russell, aus Washington vom 22. Juli: Am Sonnabend (20.) beschloß ich, mich zu General M'Dowell's Armee zu begeben. Gerüchte von einer großen Niederlage füllten die Stadt, und allgemein hieß es, M'Dowell habe von General Scott Befehl erhalten, einen Angriff auf Manassas zu machen und bis spätestens 12 Uhr im Besitz der feindlichen Linien zu seyn. Wenn Dem wirklich so war, dann hat General Scott die Ordre gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern gezwungen durch das Drängen rücksichtsloser Regierungsmitglieder ertheilt. Die kleine Schlappe der Bundestruppen bei Bull's Run war übrigens stark übertrieben worden. Man sprach von 1500 Todten und Verwundeten; der offizielle Bericht wußte nur von 6 Todten und 37 Verwundeten. Am Sonntag (21.) Morgen machte ich mich in einem Kabriolet nach dem etwa 25 Meilen südwestlich von Washington gelegenen Centreville auf den Weg. Dieser Theil von Virginien ist dicht bewaldet, und wellenförmig dehnt sich das Land unter Baum- und Kornpflanzungen, zwischen denen sich die tiefliegende holprige Landstraße hindurchwindet. Um halb zehn Uhr Mor-

gens hörte ich aus der Ferne den ersten Kanonenschuß herübertönen, und von da an hörte ich das Schießen den ganzen Tag. Wenige Minuten später kam ein Haufen Leute in der Richtung von Centreville her, die ich nie für Soldaten angesehen hätte, wären sie nicht bewaffnet und uniformirt gewesen, so unordentlich sahen sie aus. Es stellte sich bald heraus, daß es ein ganzes Regiment war, welches nach Hause abrückte. „Wo gehen Ihre Leute hin?“ frug ich einen der Offiziere. „Nach Hause, nach Pennsylvanien“ — lautete die Antwort — „denn unsere dreimonatliche Dienstzeit ist um“. — „Es scheint harte Arbeit da hinter Ihrem Rücken zu seyn, dem Feuern nach zu schließen“ — bemerkte ich. „Scheint so“ — erwiderte er — und marschirte mit seinen Leuten gemüthlich weiter. Ich aber dachte, wie es einem General ums Herz seyn müsse, der am Morgen der Schlacht eine halbe Brigade ruhig abziehen sehen muß, weil eben ihre dreimonatliche Dienstzeit abgelaufen ist; und dann dachte ich auch, was das für Leute seyn müssen, die ihren Brüdern am Schlachttage den Rücken kehren, nachdem sie wochenlang Patriotismus gebrüllt und Jeden niedergeschlagen hätten, der nicht an die Allmacht der alten Union glaubte. Es war das 4. pennsylvanische Regiment. Um 11 Uhr erreichten wir endlich die Gränze des streitigen Territoriums vor Fairfax Court House, das erst kürzlich von den Sonderbündlern geräumt worden war. Man sah es den Verschanzungen, die sie hinterlassen hatten, auf den ersten Blick an, daß sie bloß zum Schein aufgeworfen worden waren, um den Gegner nach Manassas Gape zu locken, wo er in eine böse Falle gerathen sollte. Dort und bei Manassas Junktion befinden sich die stärksten Positionen von Virginien, nirgends ließe sich Richmond besser vertheidigen, und General Beauregard hatte als tüchtiger Artillerist und Oberfeldherr das Seinige gethan, um diese Positionen aufs Vortrefflichste auszubeuten. Es schlug 12 Uhr, als ich Fairfax Court House erreichte — ein ärmliches Dorf von 30—40 Häusern, so genannt, weil hier das Gerichtshaus des Distriktes sich befindet. Etwa 1000 Mann von M'Dowells Armee standen hier als Reserve; die Dorfbewohner gehören mit Leib und Seele den Sezessionisten an. Centreville war noch 7 Meilen vor uns, doch drang der Geschützdonner schon sehr laut aus den Thalgründen zu uns herauf. Ueber den Gipfeln der bewaldeten Hügel tauchten die blauen Massen der Alleghanies auf, und Manassas, das wußte ich, liegt an einem ihrer freien Vorsprünge. Endlich kam Centreville in Sicht — anscheinend wenige Häuser, in deren Hintergrunde ein kahler, mit Zelten, Pferden und Bagagewagen bedeckter Berg, dessen höchstes Plateau voll von Leuten war, die sich die Schlacht ansehen wollten. Zu beiden Seiten der Straße waren noch überall Spuren von den Lagern der Sonderbündler vorhanden, und in den Häusern lagen allenthalben Unionstruppen einquartirt. Im Rücken des Berges stand eine starke Abtheilung Infanterie — 2 Regimenter Ausländer, meist Deutsche, mit einer leichten Feldbatterie. Mein Wagen brachte mich die Anhöhe hinauf. Dieselbe war, wie gesagt, mit Zuschauern bedeckt, als gelte es, ein Wettrennen anzusehen. Sie ahnten Alle nicht, daß sie bald selbst um die Wette laufen würden. Ich bemerkte da eine Dame mit einem Operngucker, verschiedene Gruppen von Politikern und Gesetzgebern, diverse Zivilpersonen zu Pferde und auf dem Abhange ein Regiment, das seine Bajonette gekreuzt hatte und die Schlacht kritisirte. Denn vor uns lag die Landschaft offen bis zu den Füßen der Alleghanen. Zu unserer Linken dehnte sich der Wald und zwischen der Anhöhe, auf der wir standen, und die etwa 150 Fuß hoch war, bis zu der nächsten uns gegenüberliegenden niedrigsten Elevation der Alleghanen streckte sich eine ungefähr 5 Meilen weite, wie mir schien, durchaus dichtbewaldete Fläche, welche durch einzelne Lichtungen unterbrochen war und aus der kleine Bäche herausleuchteten. Von unserer Anhöhe führte eine schmale Straße gerade in dieses waldige Terrain hinein, sie war, so weit man sie verfolgen konnte, mit Bagagewagen vollgefüllt. Links führt ein Weg in den Gape, d. h. den Paß oder die Schlucht von Manassas, nicht zu verwechseln mit der näherliegenden Junktion gleichen Namens, die der Knotenpunkt der westlichen virginischen mit der Alexandria-Eisenbahn ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zweites deutsches Turnfest.

Berlin, 10. August.

Unter einer allgemein großen und regen Theilnahme begann heute das zweite deutsche Turnfest. Die Festtheilnehmer, weit über vier Tausend, hatten sich gestern Abend fast vollzählig in der Zentralhalle eingefunden, wo eine Begrüßung durch den Vorsitzenden des Berliner Turnrathes, Dr. E. Angerstein, und den Bürgermeister von Berlin, Herrn Hedemann, stattfand. Seit diesem Morgen prangten alle Straßen, welche der Festzug berühren sollte, im Festschmuck, fast an keinem Hause fehlten Laubgewinde, Kränze und Fahnen in den preußischen und deutschen Farben, vielfach hatte man auch Laubgewinde quer über die Straßen gezogen. Nach 9 Uhr setzte sich der Festzug zur Grundsteinlegung für das Jahn-Denkmal in Bewegung; einen imposanteren Eindruck hat Berlin wohl noch nie durch eine ähnliche Veranstaltung empfangen, als durch diesen Zug. An der Spitze vor dem Musikkorps ritt, von einer Anzahl reitender Schutzmänner begleitet, der Verwalter des Polizeipräsidiums, Herr Rath v. Winter; hinter dem Musikkorps folgte das prachtvolle Banner des Berliner Turnrathes, dann der Festausschuß, Magistrat und

Stadtverordneten, Direktoren und Lehrer der Gymnasien und Schulen, so wie die Ehrengäste, unter Anderm die Vertreter von vier deutschen Turnvereinen aus Amerika, nämlich aus New-York, aus Philadelphia (2) und Cincinnati, unter Vortragung des Sternenbanners. Es folgte nunmehr ein zweites Musikkorps, eine preußische Fahne, umgeben von Berliner Turnern, dann Schwaben, Franken, Badensern, Bayern, Oesterreichern (jedem Stamm wurde ein Wappenschild mit dem Namen vorangetragen). Einem dritten Musikkorps folgten unter Führung hiesiger Turner Sachsen, Thüringer, Hessen, Oberrheiner und einem vierten die sämmtlichen preußischen Provinzialvereine. Keine Provinz war unvertreten, die Hauptstädte waren meist durch prachtvolle Fahnen kenntlich gemacht. Aus den deutschen Staaten waren Oesterreich, Bayern, Sachsen und Thüringen am zahlreichsten vertreten; die süddeutschen Deputationen, namentlich die schmucken Wiener, wurden mit enthusiastischen Zurufen begrüßt. Den Schluß machten die Berliner Gymnasiasten und Bürgerschüler. Der Zug brauchte fast eine halbe Stunde zu seiner vollen Entfaltung und wurde überall mit lautem Zuruf empfangen; aus allen Fenstern wehten Tücher, und vielfach warf man den Turnern Blumen aus den Häusern zu. Um 10¾ Uhr langte der Zug auf dem Turnplatz der königl. Gymnasien an, in dessen Mitte das Standbild Jahn's sich erheben soll. Vier laubumkränzte Masten umgaben die Grube, in welche der Grundstein gesenkt werden sollte. Die Schüler der königl. Gymnasien bildeten ein Spalier, Direktor Professor Ranke begrüßte in einer kurzen Ansprache die Festtheilnehmer, in deren Namen der Geh. Reg.-Rath a. D. Kerst einen Dank sprach. Es folgte nun die Absingung des Liedes: „Ein Ruf ist erklungen" und hierauf die Festrede, gleichfalls von Herrn Kerst gehalten. Der Redner sprach über die Bestrebungen Jahns für das Turnen in Deutschland und über die Bedeutung des Turnens für die Einigung der deutschen Stämme durch Wehrbarmachung des deutschen Volkes, gedachte der Verdienste preußischer Männer um die Turnerei und der Förderung derselben durch den verewigten, wie durch den jetzt regierenden König und schloß mit einer Hinweisung auf die Hoffnungen, welche sich an die Errichtung des Jahn-Denkmales knüpfen. Hieran schloß sich die Weiherede, gehalten von dem Prediger Bauer aus Belzig, (einem Vorturner aus dem Jahre 1811) und der Akt der Grundsteinlegung selbst. In die Grube wurden versenkt: die Urkunde über den Akt, Jahns Werke, Aufruf zum Jahn-Denkmal eine Uebersicht der deutschen Turnvereine, ein Exemplar der deutschen Turnzeitung und eine Turnmarke aus dem Jahre 1811. Den Anfang mit den Hammerschlägen machten die Mitglieder der Behörden, den Schluß der greise Maßmann, der Schulvorsteher Marggraf, der zu den ältesten Turnlehrern Berlins gehört, der jüngste Festtheilnehmer: ein Knabe von 7 Jahren, und ein Enkel Jahns. Gesang beschloß die Feier, welche durch die ganze Anordnung einen imposanten Eindruck machte. Das Publikum hielt die gröss'e Ordnung aufrecht, kein Unfall störte das Fest. Diesen Mittag findet ein gemeinsames Mahl in Krolls Garten und dann eine Fahrt nach Spandau statt.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Bern, 5. August: Vorgestern ist im Berner Oberlande auf einer Bergpartie eine Dame, eine Französin, verunglückt. Ein Engländer, der mit noch vier anderen seiner Landsleute den Montblanc besteigen wollte, stürzte ebenfalls in einen Abgrund, konnte aber durch die Führer noch gerettet werden. — Vor einigen Tagen haben Prof. Simmler aus Chur und ein Herr Sand aus St. Gallen den Pitz-Rusein, eine der Spitzen des Tödi, bestiegen. Bis jetzt war noch Niemand auf diese Höhe gelangt.

In den drei Nächten vom 12.—15. Juli ereignete sich in Turin ein in gegenwärtiger Jahreszeit sehr seltenes Phänomen. Es fiel nämlich ein dichter Schnee wie im Winter, und man fürchtet, daß den Reben, welche schon mit vielen Trauben beschwert sind, dadurch großer Nachtheil erwachsen seyn möchte.

Auf Korsika ist der große Wald von Tantaggine völlig ein Raub des Feuers geworden. Man schätzt den Schaden auf wenigstens 150,000 Fr. Mit der außergewöhnlichsten, fast übermenschlichen Anstrengung gelang es, die nahegelegenden Waldungen von Melaga und Montegrosso zu retten.

Homonyme.

Ist fruchtlos Euer Thun und Rennen,
So ist es Das nur, was ich bin.
Was Ihr wohl mögt verschenken können,
Bezeichne ich im andern Sinn.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 191:
Rose — Eros.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 194 Donnerstag, 15. August 1861.

Die Schlieffen und die Adebar.

(Schluß.)

Im großen Bankettsaale des Schlieffen'schen Hauses versammelten sich in Folge dieses Aufrufes, am Tage nach dem der Unglücksthat, die Richter und Schöppen und alle angehörigen Männer des Klägers sowohl, wie des Angeklagten. In der Mitte des geräumigen, getäfelten Gemaches stand auf einer mit schwarzem Tuch überkleideten Erhöhung die Bahre, die den Körper des jungen Niklas trug, und die sein stolzes Geschlecht mit allem Pompe umgeben hatte. Dreißig hohe Wachskerzen warfen ihren Schein auf das schöne, blasse Gesicht, dessen friedlicher, verklärter Ausdruck dem Gedanken an Mord und Sühne zu widersprechen schien.

Der Bahre gegenüber saßen, um den gleichfalls schwarz behangenen Eichentisch, der nur ein silbernes Kruzifix und den Stab des Richters trug, die zwölf Schöppen, denen der Spruch oblag. Ihnen zur Rechten waren die Schlieffen, zur Linken die Adebar in stummen ernsten Gruppen vereinigt.

Als des obersten Richters silberne Klingel das Zeichen gegeben hatte, trat Benediktus ein, von Martinus Carit begleitet, dem sein Priesteramt das Recht gab, von dem brüderlich geliebten Jüngling nicht zu weichen. Benediktus Adebar näherte sich mit festen Schritten dem Richtertische, als er aber an der Bahre vorbeikam, überwältigte der Schmerz den sonst so energischen Mann in solchem Grade, daß er mit einem dumpfen Ausruf stille stand und fast sinnlos einen Kuß auf die blonden Locken des verlornen Bruders drückte.

Alle Anwesenden wurden bei diesem Anblick tief ergriffen, und als der alte Mariuilian Schlieffen vortrat, um als Vater des Getödteten seine Anklage und seine Forderung auszusprechen, daß Benediktus' Leben, als Sühne für Niklas' Tod, enden müsse, bebte seine Stimme so sehr, daß er nur stockend und mit oft unterbrochenem Laut dieser Aufgabe genügen konnte.

Der junge Adebar hatte sich bald ermannt und stand nun hoch aufgerichtet seinem Kläger gegenüber, mit ruhig ernstem Blick das Urtheil erwartend, dessen Ergebniß für Alle keinem Zweifel unterworfen seyn konnte. Als der Oberste der Schöppen mit langsamen Worten das Todesurtheil über ihn aussprach, neigte er leise das Haupt und es lag es etwas wie Befriedigung auf den edlen Zügen.

Ehe aber noch der Richter den schwarzen Stab gebrochen hatte, trat der alte Schlieffen noch einmal vor und erklärte mit starker, weithin schallender Stimme, daß er nun bereit und willig sey, Benediktus Adebar loszugeben, da sein Geschlecht sein Recht erhalten hätte. Er solle seines Lebens und seiner Freiheit sicher seyn für alle Zeit und keine fernere Sühne würde von dem Geschlechte der Schlieffen geheischt werden.

Bei diesen Worten hob Benediktus rasch das gesenkte Haupte, trat mit festem Schritte zur Bahre und rief, indem er seine Hand auf Niklas' Haupt legte, mit freiem Ausdruck:

„Nie und nimmer nehme ich mein Leben als Gnadengeschenk! Hättet Ihr mich freigegeben, ehe ich vor den Richterstuhl trat, so hätte ich es mir um Richmondis' und der Meinen willen gefallen lassen. Nun aber bin ich und bleibe ich ein Verurtheilter, und viel lieber will ich bei meinem guten, brüderlichen Gesellen seyn, der von meiner Hand fallen mußte, als fortan ein verachtetes Leben führen. Nicht unfrei mag ich meine Tage hinbringen, nicht mit dem kläglichen Gefühl eines geschenkten Lebens einhergehen. Kein Adebar ist bis heute ehrlos gewesen, darum werde der Richterspruch erfüllt — ich nehme Eure Gnade nicht an!"

Betroffen trat Schlieffen zurück, die Freunde Adebars aber umdrängten ihn mit Theilnahme und Beifall, denn auch sie theilten seine Meinung, daß für einen Verurtheilten das Leben länger nicht von Werth sey.

Damit war nun Alles zu Ende, der Spruch war rechtskräftig gethan, der Verurtheilte hatte die angebotene Gnade zurückgewiesen, und so ward nach der Anschauungsweise jener Tage sein Tod als etwas Unvermeidliches betrachtet, worin seine Angehörigen sich fügen mußten, wie in die Schläge des Schicksals, die kein Sterblicher abzuwenden vermag. Selbst die junge Richmondis Carit, die mit ganzer Seele an dem Jünglinge hing, der ihr verloren ward, ehe er ihr noch zu eigen gewesen, wagte weder Bitte noch Vorwurf, als sie unter ihres Bruders Begleitung den Verurtheilten in seinem Gefängniß aufsuchte, in das er nach dem richterlichen Spruch freiwillig zurückgekehrt war. Die rührende Kindlichkeit der

Begriffe jener Zeit war ja auch ihr eingeimpft, und kein Gedanke darüber, daß Benediktus um ihretwillen seinem Gefühl von Ehre hätte untreu werden und das geschenkte Leben annehmen sollen, verbitterte den letzten Abschied. Richmondis bezahlte sich aus dem Gefängniß des Verlobten sogleich in das Jungfrauenkloster von Kolberg, um dort als Novize einzutreten und das verlorene Erdenglück als Gottes Braut zu vorschmerzen, so weit das menschliche Herz dieß vermag.

Als der Tag herannahte, an dem das Urtheil über Benediktus vollzogen werden sollte, war ganz Kolberg in Bewegung. Nicht als Missethäter sollte der hochherzige junge Mann den Tod erleiden, und deßhalb war auch der Kirchof zu seiner Richtstätte bestimmt worden.

Die verhängnißvolle Stunde war gekommen. In seine beste Rüstung, mit dem vollen Waffenschmuck bekleidet, rüstete sich Benediktus zu seinem letzten Gang; weder der Nachrichter noch seine Diener hatten ihn berühren dürfen, feierlich hatten ihn die Edelsten seines Geschlechtes dabei bedient. Unter dem Geläute aller Glocken der Stadt zog er dahin, von den Seinigen rings umgeben und von dem gesammten Rath von Kolberg, allen Edlen und angesehenen Bürgern begleitet.

In der Nacht vorher war dichter Schnee gefallen und dunkel zeichneten sich die Schaaren des Volkes, das aus der Stadt und Umgegend zusammengeströmt war, von der schimmernden, sonnebeglänzten Landschaft ab; Schluchzen und Wehklagen ertönte laut aus mancher Gruppe dieser erregten Zuschauer, die bis zum Kirchhofe folgten.

Als der Zug bei dem Jungfrauenkloster anlangte, welches dicht vor dem Thore gelegen war, öffneten sich die Pforten desselben unter dem eintönigen Geläute der Klosterglocke und in langer Reihe wallten die frommen Schwestern heraus. An ihrer Spitze befand sich Adelhars älteste Schwester, die Aebtissin des heiligen Hauses; sie trat ihm mit einem Kruzifix in der Hand entgegen und sprach mit fester Stimme zu ihm:

„Vertraue auf Gottes Gnade, mein Benediktus, und stirb muthig in Deinem Glauben!“

An ihrer Seite stand Richmondis, weiß wie die Schneedecke rings umher war ihr Gewand, ebenso weiß die zarte Wange der Jungfrau, die heldenhaft das Zittern ihrer Glieder bekämpfte, um das geliebte Antlitz noch ein Letztesmal zu schauen. Ohne Thränen und Worte blickten Beide sich lange an, ihre bebende Hand reichte ihm eine der langen, blonden Locken, die bald Alle unter der Scheere des Priesters fallen sollten; dann wendete sich der Zug der Nonnen zurück ins Kloster und die Schaar, die Benediktus das Geleite gab, bewegte sich durch das Thor hinaus dem Kirchhofe zu.

Erschüttert von dem schweren Abschied, aber fest und ruhig, schritt der Verurtheilte dahin, sein ausdrucksvolles Auge sandte einen sprechenden Blick gen Himmel und ein verklärter Zug lagerte sich auf dem schönen Antlitz. Sobald der Kirchhof erreicht war, eilte Benediktus um einige Schritte voran, kniete auf dem frischen Hügel nieder, der seines jungen Freundes Hülle umschloß, und betete dort wenige Minuten. Dann nahm er sich selbst den Helm und Halskragen ab und rief mit heller Stimme den Seinigen ein letztes Lebewohl zu; darauf drückte er die blonde Locke still an seine Lippen, bekreuzte sich und senkte das junge Haupt, das nach wenigen Sekunden durch einen wohlgeführten Schwertstreich fiel.

Die Schlacht bei Manasses.

(Fortsetzung.)

Gar friedlich lag die Waldlandschaft vor uns, und nur der weiße Dampf, der da und dort aus dem Walde aufstog, und der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehre verriethen, daß hart unten eine Schlacht geschlagen wurde. Selten gelang es mir, mit meinem Fernrohre auf wenige Augenblicke Abtheilungen der Kämpfenden zu erspähen, und Wald und Staub verdeckten die Aussicht, und weiter vorwärts reiten konnte ich erst, nachdem mein Pferd gefüttert war. Wie ich so nothgedrungen wartete, kam ein Offizier mit einem Haufen Soldaten aus dem Dorfe heraufgerannt. „Wir haben sie auf allen Seiten geschlagen — schrieen sie — wir haben ihre Batterien, sie befinden sich auf der Retirade“. Da gab's groß Geschrei. Die nobles Zuschauer riefen Bravo! die Irländer riefen Hurrah! und die Deutschen schrieen ihr Hoch! In diesem Augenblick wurde mein Pferd vorgeführt, und ich ritt den Berg hinab. Aber mit der Eile wars bald zu Ende. Bei einer Brücke stieß ich auf einen Haufen Bagagewagen, der den Weg versperrte und mitsammt Haufen von Leuten, die ich Anfangs nicht für Soldaten hielt, uns gerade entgegenkam. Sie waren in großer Aufregung und riefen: „Zurück, zurück! wir sind geschlagen.“ So liefen sie und stießen einander an die Pferden vorbei, daß man vor lauter Staub nicht 10 Schritte weit sehen konnte. „Was gibts?“ rief ich einem Offiziere zu, der an mir vorüberrannte. „Geschlagen, geschlagen, Das gibt's“ — kenchte er als Antwort und lief weiter. Seinen Säbel hatte er im Stich gelassen, und nun fingen auch die Fuhrleute der Lagerkarren an „Zurück, zurück, umgekehrt!“ zu schreien, was natürlich die Verwirrung nur noch größer machte. Noch sah ich viele Offiziere an mir vorüberrennen, die alle riefen, die ganze Armee sey furchtbar geschlagen, und der verwundete General Tyler wurde an mir vorübergefahren; aber noch immer sah ich nicht den Grund dieser schmählichen Flucht und auch nichts, was einem wirklichen Rückzuge ordentlicher

Truppen ähnlich sah. Dagegen traf ich, als ich von der Straße, die nachgerade unwegsam geworden war, seitwärts in die Kornfelder hineinritt, immer mehr Soldaten, die einzeln oder gruppenweise des Weges kamen; ihre Gewehre, Tornister und Kochgeschirre hatten sie von sich geworfen, die Verwirrung auf der Straße wurde immer ärger, Hunderte, die gar nicht verwundet zu seyn schienen, fuhren in den Ambulancen daher, und Andere, die den Namen Soldaten nimmer verdienen, kamen auf Pferden und Maulthieren dahergerannt, die sie mitsammt dem Geschirr von den Bagagewagen weggenommen hatten, um rascher zu entkommen. Und doch sah und hörte ich nirgends den Feind, vor dem sie Reißaus nahmen. Das Geschützfeuer vernahm ich nur aus ziemlich weiter Entfernung. Je weiter ich vorwärts kam, deste mehr Gewehre, Säbel, Patrontaschen, Mäntel, musikalische Instrumente, ja selbst Zwieback und andere Eßwaaren sah ich rechts und links auf dem Boden, und erst nach einer guten Weile stieß ich auf die erste ordentlich retirirende Infanterieabtheilung, die anständig, aber eilig zurückmarschirte. Die Leute sahen nicht darnach aus, als ob sie im Feuer gewesen wären. Ich war ungefähr drittehalb Meilen vom Hügel vorwärts geritten, da kam ich auf offenen Grund, der halbmondförmig vom Walde eingesäumt war. Zwei Feldgeschütze standen hier abgeprotzt, um die Straße zu bewachen. Einzelne Kanonenschüsse tönten vor uns aus dem Dickicht heraus, auf unserer Linken war das Feuer verstummt. Plötzlich knatterten rechts Gewehre, und ein Haufen Soldaten kam aus dem Walde herausgestürzt, und wenige Augenblicke später kam ein ganzes Regiment heraus. „Kavallerie ist uns auf den Fersen, wir sind in Stücke gehauen," rief einer der Vordersten, und wie er's sprach, kamen einige Kugeln geflogen und wieder ein Haufen Leute aus dem Walde herausgerannt. Jetzt ward ich zu meinem Erstaunen gewahr, daß die Artilleristen sich aus dem Staube gemacht und eine ihrer Kanonen im Stich gelassen hatten, um mit der Bespannung das Weite zu suchen. Von einem Kavallerieangriff aber war weiter nichts zu sehen, und Murat selbst hätte sich dazu in einer so tiefliegenden waldumsäumten Straße schwerlich entschlossen. So viel war mir jetzt klar — der Rückzug hatte allen Ernstes begonnen, obwohl ich noch wenige Verwundete erblickte, auch nicht unter dem Regimente, das eben aus dem Walde herausgestürzt war und von einem Kavallerieangriff erzählte. Keiner wußte Bestimmtes zu berichten, und die Offiziere faselten wie gewöhnlich von maskirten Batterieen. Nur ein Einziger von ihnen ließ sich etwas vernünftiger über die starken Stellungen des Feindes, den Mangel einer Reserve, schlechte Führung und erbärmliche Haltung mehrerer Regimenter vernehmen. Allesamnt jedoch dachten sie höchstens an einen Rückzug bis Centreville und nicht weiter. Die Staubwolken der Flüchtigen auf der Straße wurden mittlerweile immer dichter, und ich war 30 Meilen von Washington entfernt, wo ich allein auf ein Nachtlager hoffen konnte. Ich kehrte daher mit den Andern um und ritt längs der vollen Landstraße durchs Korn, so rasch mein Pferd traben konnte. Auf der Straße selbst drängten sich Infanteristen und Bagagewagen um die Wette, jeder warf weg, was ihn am Fliehen hinderte, von Verfolgern war keine Spur. Auch die Anhöhe, wo vor Kurzem so viele Neugierige gestanden hatten, war leer geworden. Dagegen stand noch eine Batterie von Feldgeschützen aufgefahren, und Centreville wäre in der That eine geeignete Position gewesen, die flüchtigen Regimenter zu sammeln und die Schlacht zu erneuern. Doch davon war keine Rede weiter, obwohl der Feind nicht verfolgte und selbst das Feuern aufgehört hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In den letzten Tagen der vorigen Woche gab es in den Salzburger Alpen heftige Gewitter mit so starken Regengüssen, daß nicht nur die kleinen im Sommer gewöhnlich ausgetrockneten Bäche, sondern auch viele Fußsteige des Gebirgs sich in wild dahin stürzende Wasserfälle verwandelten. In der erwähnten Zeit stieg der Obergerichtsanwalt Migus aus Göttingen mit einem Begleiter auf Gebirgspfaden in der Gegend von Paß Lueg in eine enge, rings von hohen Bergen eingeschlossene Schlucht hinab. Die Wanderer hatten kaum einige Schritte auf der Sohle derselben gethan, als die von allen Seiten der Berge herabstürzenden Gewässer die Schlucht so plötzlich füllten, daß sie sich unversehens bis über die Schultern im Wasser befanden. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich schwimmend dem Strome des Wassers anzuvertrauen. So erreichten sie glücklich den Vorsprung eines Berges, von welchem aus sie sich unter dem äußersten Aufgebot aller Kräfte auf einen ganzbaren Pfad hinarbeiteten. Aber im Gesicht und am ganzen Körper hatten beide so zahlreiche und bedeutende Wunden davon getragen, daß sie mehrere Tage im Gasthause zu Lend liegen bleiben mußten, bevor sie sich nach einem Orte begeben konnten, wo sie eine bessere ärztliche Pflege fanden. Daß sie mit dem Leben davon gekommen, wird von der Lokalität Kundigen als ein halbes Wunder betrachtet.

Man hielt bisher für gewiß, daß der Strauß seine Eier in den Wüstensand lege, und es der Sonne überlasse, sie auszubrüten. Reisende fanden oftmals an einer nackten dürren Stelle ein einsames Straußenei und zogen daraus jenen Schluß, der sogar in zoolo-

gische Lehrbücher überging. So unnatürlich das erscheint, so unbegreiflich wird es, wie der frisch aus dem Ei kommende Vogel für sich selber sorgen, wie er der Beutegier vorüberziehender Raubvögel entgehen könne. Auch fand man, daß die Strauße in der Gefangenschaft ihre Eier selbst bebrüten, wie alle anderen Vögel. Nach der Erzählung von Georg Bham baut der Strauß ein großes Nest, indem er allmälig das Gras niederzieht, so daß man den Bau erst in unmittelbarer Nähe gewahrt. Das Weibchen legt drei oder vier Eier und trägt eines davon in einiger Entfernung vom Nest, es seinem Schicksal überlassend. Den größten Theil der Nacht hindurch sitzt es auf seinen übrigen Eiern, während das Männchen am Tage diese Elternpflicht übernimmt. Die Bestimmung jenes ausgesetzten Eies aber zeugt von einer merkwürdigen Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß zu dem abgesonderten Ei und schlägt es auf. Sogleich wird es von den blauen Schmeißfliegen in Beschlag genommen, die ihre Eier hineinlegen, die sich zu Maden entwickeln, ehe die jungen Strauße ihre Schaalen sprengen. Die Mutter führt nun die Jungen zum Ei, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten.

Ein ehemaliger Artillerie-Unteroffizier, Namens Calin, hat an das Journal „La Gironde" ein Schreiben gerichtet, in welchem er um die Eröffnung einer Subskription bittet, um eine von ihm erfundene Kanone anfertigen zu können. Nach seiner Behauptung ließen sich mit dieser Kanone 500 konische Kugeln und 10 Kartätschen auf einmal abfeuern, die Tragweite sey, je nach der Ladung 2500 bis 3000 Meter. In dieser Entfernung könnten die Kugeln durch eine Vorrichtung auf einen Raum von 30 Meter beschränkt werden, oder eine Ausdehnung von 250 Meter Front und 2 Meter Höhe erhalten. Die Kanone wiegt 1500 Kilogramm und sey mit Leichtigkeit zu handhaben. 20 Mann würden zu ihrer Bedienung genügen. In der Stunde könnte man 30 Schüsse abfeuern, ohne daß jemals eine Erhitzung zu befürchten wäre. Durch eine sinnreiche Vorkehrung seyen die Schüsse so gut wie gewiß, aber selbst wenn nur 250 Projektile träfen, könnte man doch mit 10 Schüssen binnen 20 Minuten ein ganzes Regiment vernichten.

Das „Schw. Tgbl." erzählt: Am Dienstag den 30. v. Mts. kam eine Mannsperson in die Hofriethe der Wittwe Elisabetha Hofmann zu Maibach, gab sich für einen Gerichtdiener-Gehilfen aus und forderte von dem gerade allein zu Hause anwesenden Sohne der Hofmann, Kaspar, 7 fl. 48 kr. für einen Militärfreischein seines Bruders Joh. Kaspar, nahm von ihm das Geld in Empfang und stellte demselben auch eine Quittung darüber aus, unterzeichnete: Leber, Gerichtsdienergehülfe, worauf er sich entfernte. Das ganze Vorbringen dieser z. Z. noch unbekannten Mannsperson bezüglich dieses Freischeines ist ein unwahres, so wie zweifellos auch Name und angegebene Eigenschaft fingirt ist. Es ist gegen dieselbe Späße verfügt.

Ein Berliner Spekulant war bei dem Polizei-Präsidium um die Erlaubniß vorstellig geworden, auf öffentlichen Plätzen fünfundzwanzig sogenannte „Kurierdroschken" zustellen zu dürfen. Es sollten Dieß leicht gebaute, nur zwei Personen fassende, mit zwei schnellen Pferden bespannte Chaisen seyn, deren Hauptaufgabe darin bestehen sollte, das Publikum auf Verlangen in der schnellsten Weise von einem Orte zum andern zu befördern. Das Gesuch ist im Interesse der persönlichen Sicherheit, und weil zu schnelles Fahren in den Straßen Berlins gegen bestehende Polizeivorschriften verstößt, abgelehnt worden.

Bei der am 5. d. Mts. stattgehabten Festfahrt auf der Ruhr-Sieg-Eisenbahn sind zwischen Grevenbrück und Altenhunden sechs mit Festgenossen aus Siegen vollständig besetzte Personenwagen in Folge eines Federbruchs auf einer acht Fuß hohen Dammstrecke entgleist. Zwei dieser Wagen wurden an den Fuß des Dammes hinabgeschleudert, ein dritter blieb auf der Dammdossirung liegen, die übrigen wurden auf den Bahnschwellen gewaltsam fortgeschleift, wobei eine aufgerissene Schiene einen Wagenboden durchbohrte. Glücklicher Weise sind alle auf dem Zuge befindlich gewesenen Personen vor Verletzungen bewahrt worden.

Eine Lyoner Zeitung kündigt die Ankunft einer photographischen Druckmaschine aus Amerika an, welche in einer Stunde 4000 Photographien von einem einzigen negativen Bilde drucken kann. Das gebrauchte Papier soll mit Gelatin präparirt und Silber-Jodio getränkt seyn, dem andere Substanzen beigemengt sind, welche es äußerst empfindlich machen. Es wird auf einen Zylinder gerollt und durch ein Uhrwerk in der Weise abgewickelt, daß jeder Theil etwa eine Sekunde dem Negativ gegenüber bleibt, welches, während das Papier sich abwickelt, durch dieselbe Maschinerie mit einem Deckel verdeckt wird. Die Sonnenstrahlen sind durch eine kräftige Linse auf dem Original konzentrirt. Vermittelst dieser Maschine kann man die Abdrücke für einen Sou das Stück liefern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 195 Freitag, 16. August 1861.

Geschick bringt Glück.

I.

Es war zehn Uhr Abends. Ich befand mich, es war vor Jahren, in Paris.

Verwaist, voll Begierde, die Welt zu sehen, hatte ich mich entschlossen, mit einigem Vermögen, einigen Kenntnissen ausgerüstet, mein Glück in der französischen Hauptstadt zu suchen.

Und schon seit drei Monaten war ich hier, aber ich hatte für meine Zukunft nichts gewonnen als das Herz eines Mädchens und einige Gasthofbekanntschaften. Indeß die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft verließ mich nicht. In solchen Glücksträumen führte mich mein Weg am Palais-Royal vorüber. Feenhaft strahlten mir die hellerleuchteten Gallerien entgegen, welche seine Gärten umschließen. Noch hatte ich nie am Abend diese gewaltigen, kostbar geschmückten Räume betreten und unwillkürlich fast trugen mich meine Füße diesen strahlenden Herrlichkeiten zu, die auch in so später Stunde noch von Besuchern erfüllt waren. Ich trat ein. Welch ein Anblick! Zwischen den Verkaufsläden hängen in der Verbindungsgallerie Spiegel, aus welchen die Gasbeleuchtung widerstrahlt, und magisch ist die Wirkung, welche dieser Nester an dem Glasgewölbe hervorbringt. Lange ließ ich, auf und nieder wandelnd, mein Auge sich an dem schönen Augenblick weiden. Einst Marien als meine Gattin mit solcher Pracht umgeben zu können — welch ein Traum!

Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. Es war ein junger Franzose, den ich einigemal gesehen und mit dem ich, da er immer freundlich und zuthunlich war, öfter einige Worte gewechselt. „Wahrscheinlich sind Sie zum Erstenmale des Abends in dieser Gallerie, mein Herr," sagte er mit jener angeborenen einnehmenden Artigkeit in Ton und Wesen, welche den Franzosen charakterisirt. „Nicht wahr, es gibt nur ein Palais-Royal?"

„Ich bin bezaubert, von dem Eindruck, den das Ganze auf Auge und Gemüth macht."

„So willigen Sie ein," und er legte seinen Arm vertraulich in den meinigen, „daß wir noch ein halbes Stündchen nebeneinander hinwandeln? Ich könnte Sie vielleicht auf manche interessante Einzelheit aufmerksam machen, die dem Auge des Fremden nur zu leicht entgeht."

Gern nahm ich seinen Antrag an, wie im Fluge verrann die Zeit. Zuletzt wie zufällig fragte mein Begleiter: „Sahen Sie jemals eine Pharobank?"

„Niemals; aber ich kann nicht läugnen —"

Da hatte er schon nach Ersteigen einer Treppe eine Thür geöffnet, wir traten in einen Saal, wo um eine große, grüne, mit Goldbanken bedeckte Tafel — kurz, wir standen an einer der damals geduldeten Pharobanken. Ein wechselvolles Spiel, in seinem beständigen Umschwung so interessant schon für den unbetheiligten Zuschauer, wenn es zugleich nur nicht so gefährlich für ihn wäre!

„Kommen Sie, sagte mein neuer Bekannter, „lassen Sie uns einige Goldstücke daran wagen."

„Ich spielte noch niemals, mein Herr, und werde nicht spielen."

„Glauben Sie nur nicht," erwiderte er lächelnd, „daß ich ein Spieler von Profession bin, der Böses mit Ihnen im Sinne hat. Nein, Nein! Nur lockt es mich unwiderstehlich — indeß, bevor Sie mich verkennen, lassen Sie uns lieber gehen."

Es that mir leid, meinen freundlichen Begleiter durch einen Argwohn zu kränken, aber spielen wollte ich nun einmal nicht. „Ich fürchte wenig in der Welt," sagte ich, „aber ich fürchte das Spiel. Wissen Sie — spielen Sie allein, ich will den Zuschauer machen."

„Wenn Sie es mir verzeihen — es ist unartig, dieses abscheuliche Gelüste."

Er setzte und hatte in wenigen Minuten vielleicht 30 Louisd'or gewonnen. Mein Herz pochte vor Begierde, meine Kniee zitterten, meine Hand faßte unwillkürlich nach der Börse. „Soll ich es wagen?" flüsterte ich dem andern ins Ohr.

„Wagen Sie, doch bestimmen Sie vorher eine Summe, die Sie daran setzen wollen; ist sie verloren, hören Sie auf."

„Es sey."

Vorsätze, welche die Begierde und mein Unglück wie Strähchen fortblies. Während sein Gewinn sich verdoppelte, leerte sich meine Börse. Ich erbleichte, er bemerkte meine Aufregung. „Sie haben verloren?" Alles verloren?" fragte er mit einem theilnehmenden Blick. Ich bejahte.

„Wenn Sie in der That weiter zu spielen für gut halten," bemerkte er darauf mit entgegenkommender Höflichkeit, „so steht Ihnen meine Börse zu Diensten."

„Nein," sagte ich nach einigem Kampfe entschlossen, „es ist genug. Gehen wir."

Als wir die Stufen hinunterstiegen, sagte er zu mir: „Nun rathe ich Ihnen selbst, nie wieder zu spielen, Sie verstehen es nicht." Wir schieden voneinander, als Freunde uns die Hände drückend, ohne unsere Namen zu kennen; ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Spielen Sie nie wieder!" O, hätte ich seinen Rath befolgt; aber immer schwebten seine gewonnenen Goldstücke vor meinen Augen, meiner Phantasie, in Verbindung mit den Herrlichkeiten des Palais-Royal, die ich Marien zu Füßen legen wollte. Konnten nicht an einem glücklichen Abend mir unermeßliche Reichthümer zufließen? Genug, ich spielte am folgenden, spielte am dritten Abend und nach acht Tagen war ich — ein Bettler.

Ich erschoß mich zwar nicht, stürzte mich auch nicht in die Seine — aber taumelnd, wie von den Furien des Verbrechens gepeitscht, wankte ich am andern Morgen zu Marien, die ich seit acht Tagen nicht gesehen hatte, weil meine Raserei des Nachts mich völlig unfähig machte, ihren Anblick am Tage zu ertragen.

Acht lange Tage nicht gesehen! Eine Ewigkeit für ein liebendes Mädchenherz, jeder Tropfen Zeit ein Tropfen Qual! Sie saß mit dem Rücken der Thür zugewandt, gedankenvoll, doch schnell drehte sie den Kopf beim Geräusch meines Eintritts.

„Mein Freund!" rief sie aufjauchzend, und ehe ich noch Zeit hatte, die Thür hinter mir zu schließen, hing sie schon an meinem Halse.

„Marie!" rief ich — mit einer Empfindung, mit der etwa ein Schuldiger vor seinen Richtern steht, „Marie, ein Glücklicher schied ich von Ihnen, ein Unglücklicher kehre ich zu Ihnen zurück!"

„Mein Gott! Wo waren Sie diese langen acht Tage?" fragte die Mutter mit forschendem Blick mich messend.

„Wo ich war, Madame? An einem Orte, den schon Viele, die ihn reich, in der Fülle des Glückes betraten, als Bettler verließen. Ich habe gespielt — zum Erstenmal in meinem Leben gespielt und verloren.

„Viel?"

„Alles!" Ein banges, peinliches Schweigen. „Aber beruhigen Sie sich, Marie, blicken Sie nicht so streng, Madame! Nein, ich habe nicht Alles verloren, noch habe ich ja Sie, Marie, meine Kenntnisse und meinen Muth."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte da die Mutter, „aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß Marie noch die Ihrige ist!"

Leise wand sich die Geliebte aus meinem Arm und schlich zum Sopha, in dessen Polster sie ihr Gesicht verbarg.

„Um des Himmels willen, welch hartes, niederschmetterndes Wort?" sagte ich verstört. „Kann ein Fehltritt —"

„Nicht also," fiel die Mutter mit milder Stimme ein, „Sie irren auch, Herrmann, wenn Sie glauben, daß Ihr Fehltritt Sie von Marien trennt. Ich glaube, ich weiß beinahe gewiß, daß Sie niemals ein Spieler waren, und die bittere Lehre, die Sie empfingen, macht mich sicher, daß Sie niemals einer werden könnten. Aber die Folgen Ihrer Unbesonnenheit trennen Sie von meiner Tochter. Ich konnte dem Fremdlinge, der sein Glück in Paris zu machen herkam — es war schon viel gewagt — aber ich konnte ihm meine Tochter versprechen, so lange er im Besitz von gewissen, wenn auch unbedeutenden Geldmitteln war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Manasses.

(Schluß.)

Ich ritt also weiter gegen Washington. Plötzlich ließen sich hinter mir wieder Kanonenschüsse vernehmen; wo? von wem? gegen wen? vermag ich nicht zu sagen, aber von diesem Augenblick gab es auf der Straße von Centreville gegen Washington ein Rennen und Fliehen, wie es nur bei einer völlig demoralisirten Armee möglich ist. Bei jedem neuen Schuß aus der Ferne kam ein konvulsivisches Zucken durch die erschreckten Massen; selbst Reiter saßen ab und ließen ihre Pferde im Stiche, um zu Fuße rascher fortzukommen, und wieder ertönte der Schreckensruf „Kavallerie kommt angerückt." — „Aber wofür fürchtet Ihr Euch denn so entsetzlich?" sagte ich zu einem Manne, der neben mir herlief. „Nicht vor Dir" — antwortete der Schuft und zielte mit seinem Gewehre auf mich. Zum Glück verfagte es, und ich nahm mir's zur Lehre, künftig etwas wortkarger zu seyn. Das Rennen dauerte ununterbrochen fort; ich im Galopp mittendrein, aber noch weit vorne hörte ich den unglücklichen Ruf, daß die Kavallerie hinten drein sey. Zum Erstenmale begegnete mir hier ein ordentlich aussehendes Regiment, und von diesem wurde ich angehalten. Ich versicherte dem Offizier, daß ich kein Ausreißer, sondern ein Engländer sey, der sein Bestes gethan habe, die schmähliche Flucht aufzuhalten. Trotzdem wollte man mich nicht weiter lassen, bis ich meinen Paß von General Scott vorzeigte. Der wurde respektirt, und ich durfte weiter reiten. In Fairfax Court House standen die Leute erwartungsvoll auf der Straße, die Infanteristen unter Gewehr, und Alles

wollte Neues von mir wissen, obwohl vor mir schon Hunderte von Flüchtigen den Ort passirt hatten. In einem Hause, wo ich um Wasser für mich und mein Pferd bat, erhielt ich die Versicherung, daß bald 20,000 virginische Reiter den Herrn Flüchtlingen auf den Fersen seyn werden (wir sind hier in Feindesland), und wieder ritt ich auf meinem Pferde weiter. Es waren noch an 18 Meilen bis Washington, von wo am nächsten Tage die Post nach Europa abging. Mein Pferd hielt sich tapfer, aber wunderbarer war die Fußfertigkeit der Infanteristen, die ich auch hier noch nicht ganz überholt hatte. Der Mond beleuchtete die holperige Straße, und unter anderen Bekannten traf ich einen Offizier, der einen Wagen eskortirte, in dem der verwundete Brigade-Kommandant Obrist Hunter fortgeschafft wurde. Dieser Offizier war selbst, wie ich höre, Major und zweiter Kommandant desselben Brigade, und doch hatte er diese tun Stich gelassen, um einen Verwundeten zu eskortiren! Er schimpfte übrigens weidlich auf die schlechte Führung ꝛc. ꝛc., schien etwas viel getrunken zu haben, und rief immer lustig den Fliehenden oder den am Wege stehenden Pikets zu: „Nun, wir sind famos ausgeschmiert worden" und Dergleichen mehr; während ich, als Fremder, immer bemüht war, den Leuten Muth zuzusprechen. Ich ritt vorwärts durch die stille Nacht, bis ich — es war vor 11 Uhr — an den Brückenkopf von Washington gelangte. Gerüchte von einer verlorenen Schlacht waren schon in die Stadt und in mein Hotel gedrungen; aber die Wenigsten wollten an die Flucht der „großen Armee des Nordens" glauben, und auch mir kam es wie ein Traum vor, als ich am andern Morgen erfuhr, daß die Armee in voller Flucht bis nach Arlington zurückgewichen sey, um die Hauptstadt zu decken, und beinahe 5 Artillerie-Batterien, 8000 Musketen, ungeheure Vorräthe und alle Verwundeten und früher gemachten Gefangenen im Stiche gelassen habe. Mögen die amerikanischen Blätter die Geschichte nach ihrer eigenen Façon erzählen. Ich habe berichtet, was ich mit eigenen Augen gesehen. Seit heute Früh regnet es in Strömen, so daß Operationen im freien Felde kaum möglich seyn dürften, sonst könnte Hr. Davis in diesem Augenblicke schon nahe bei Arlington stehen. Daß er berechtigt ist, seine Anerkennung als „kriegführende Macht" zu fordern, hat er einstweilen gezeigt. Der Norden aber wird, trotz des Schlages, schwerlich den Kampf deßhalb ohne Weiteres aufgeben, es müßten denn rasch noch viel ärgere Schläge fallen. Heute spricht Alles von maskirten Batterien, Flankenmanövern und Kavallerieangriffen, die an allem Unheil Schuld gewesen seyn sollen. Der wahre Grund aber scheint der gewesen zu seyn, daß die Truppen überarbeitet worden waren, daß man sie 12—14 Stunden ohne Führung und Organisation dem feindlichen Feuer ausgesetzt gelassen hatte. Dann folgte die schwierige Operation, sie Angesichts des Feindes zurückzuführen. Die Bagage war nicht gedeckt, und die ungeübten Fuhrleute verursachten bei den ersten Kugeln, die unter sie einschlug, eine unheilvolle Verwirrung. Der Norden wird sich anstrengen müssen, die Schmach des gestrigen Tages vergessen zu machen. Zahl und Vertheilung der Truppen wurden mir hier am Tage vor der Schlacht folgendermaßen angegeben: General Patterson kommandirt 22,000 Mann mit 3 Batterien, und unter Herrn Mansfeld, der die Armee von Washington und die zur Deckung des Kapitols bestimmte Reserve befehligt, stehen 16,000 Mann, fast lauter Freiwillige. General M'Dowell hat in seinen Verschanzungen am rechten Ufer des Potomac ebenfalls starke Abtheilungen, um die Brücken und die nach Alexandria und Fairfax führende Straßen zu decken. Die in Maryland unter General Banks stehende Division zählt 7400 Mann, die größtentheils um Maryland konzentrirt sind, mit mehreren Feldgeschützen. Die in den Festungen Munroe und Hampton stehenden Korps unter General Butler sind 11,000 Mann stark und haben ebenfalls Feldbatterien. General Lyon, der mit entschiedenem Erfolg in Missouri operirt, hat ungefähr 6500 Mann, während General Prentis mit einer Abtheilung von 6000 Mann und zwei Feldbatterien Kairo besetzt hält. Außer den hier aufgezählten befinden sich noch mehrere vollständige Regimenter im Felde. Die bei Manassas stehende Armee des Feindes unter General Bauregard wird hier auf 60,000 Mann geschätzt, doch da müßten die Reserven und ein Theil der in den Verschanzungen auf der Straße nach Richmond stehenden Truppen mit eingerechnet seyn. Um Richmond selbst steht ein Korps von 15,000 Mann; in Norfolk deren 18—20,000; die Acquia Creek 8—9000, während Johnston's Korps ebenfalls auf 10,000 Mann angewachsen seyn dürfte. Den Sonderbündlern stehen die südlichen Eisenbahnen offen, so daß sie sich rasch konzentriren und füglich 150,000 bis 160,000 Mann in Virginien sammeln können. An Kavallerie sind sie überlegen, doch ist das Terrain für diese erst bei Richmond günstig. An leichter Artillerie stehen sie den Föderalisten nach; besitzen aber dafür viele schwere Batterien und Positionsgeschütze. Die Truppen des Nordens sind besser equipirt, auch ihre Munition ist besser; die Disziplin dürfte in beiden Heeren auf derselben Stufe stehen.

Zweites deutsches Turnfest.

Berlin, 11. August.

Der heutige zweite Tag des allgemeinen deutschen Turnfestes reiht sich dem gestrigen ersten Tag in wür-

diger Weise an. Der Vormittag wurde von den fremden Turnern hauptsächlich zur Besichtigung der Stadt Berlin benutzt; die Berliner Turner bildeten dabei die Führer. Neben den Turnern wogten die aus Anlaß des Festes hieher gekommenen Fremden massenweise durch die Straßen. Die Zahl der Fremden schätzt man auf 100,000. Seit gestern Früh waren alle Eisenbahnzüge, welche ankamen, überfüllt und an die gewöhnlichen Züge reihte sich unaufhörlich noch ein Extrazug an den andern. Die Eisenbahnverwaltungen konnten kaum genug Waggons auftreiben, um all die Fremden, die hierher wollten, zu befördern. Inzwischen hat das festliche Aussehen der Stadt in dekorativer Beziehung noch bedeutend zugenommen, da nunmehr auch diejenigen Straßen, durch welche der Festzug heute seinen Weg nimmt, ihren Festschmuck angelegt haben. Nachmittags 2½ Uhr sammelten sich die Turner mit ihren Fahnen und Musikchören wieder in der Albrechtsstraße in Schäfers Salon und Garten, von wo nach beendigter Aufstellung der Festzug sich gegen 3½ Uhr in Bewegung setzte nach Moabit zum Schauturnen auf dem Schützenplatze daselbst. Die Ordnung des Zuges war dieselbe wie gestern. Alle Straßen, durch welche der Zug kam, waren auf's Reichste mit Fahnen, namentlich mit schwarz-roth-goldenen, und Kränzen und Laubgewinden geschmückt. Auf der ganzen ungeheuren Strecke, deren Länge auf eine deutsche Meile wohl angeschlagen werden kann, standen die Menschen, bis weit in die angränzenden Straßen sichtbar, dichtgedrängt da, einem Meer von Köpfen gleichend. In den Thorwegen waren Tribünen improvisirt, wo ein Kopf über den andern ragte. Kein Fenster war da, wo man, bis zum höchsten Giebel- und Dachfenster hinauf, nicht ebenfalls wieder Alles Kopf an Kopf gedrängt erblickte. Derselbe endlose Jubelruf des unzählbaren Volkes, dasselbe freudige Tücherwehen der Damen aus allen Fenstern grüßte die Turner, wie gestern, wieder; und Seitens der Turner erfolgte denn auch durch beständiges Hochrufen und Mützenschwenken derselbe Gegengruß wieder, wie gestern. Am Palais des Königs, wo sich auch das Standbild Friedrich des Großen befindet, erschollen die Hochs der vorüberziehenden Turner in ganz besonderer Kraft. Das Imposante des Zuges trat heute durch das eingetretene schöne Wetter noch entschieden glänzender hervor, als gestern. Auf dem von Tausenden und Abertausenden Menschen umgebenen Moabiter Schützenplatze angekommen (es war gegen 5 Uhr), wurde zunächst mit Musikbegleitung das Lied: „Herbei, herbei, du deutsche Turnerschaft" gesungen, worauf der Vorsitzende des Berliner Turnraths, Dr. Angerstein, die Festrede hielt. Nach Beendigung derselben wurde unter Begleitung der Musikchöre das Lied „Geturnt, geturnt mit voller Kraft" gesungen, und dann nahm das Schauturnen seinen Anfang, und zwar unter spezieller Leitung des Oberturnwarts Kluge aus Berlin. Zuerst erfolgten „Freiübungen an Ort" im Wechsel der Rotten. Nach Beendigung dieser Freiübungen folgte das Turnen am Geräth. Auf dem ganzen Turnplatze sind 200 solcher Turngeräthe aufgestellt, je 2 für jede Riege. Alle 200 Riegen turnten zugleich; am ersten Geräth dauerte das Turnen eine halbe Stunde, am zweiten Geräth dann ebenfalls eine halbe Stunde. Einen wahrhaft herrlichen Genuß bieten diese Uebungen deutscher Kraft und Gewandtheit dar. Der bejahrte Mann — denn es befinden sich auch ganz graue Häupter darunter — scheint von der Kraft und Frische der Jugend nichts verloren zu haben, und die Jugend wetteifert wieder mit dem vollkräftigen Manne. Das Schwerste ist Jedem leicht, und die fabelhaftesten Leistungen scheinen gewissermaßen spielend ausgeführt zu werden. Der Beifallruf der zahllosen Menge, welche den Turnplatz Kopf an Kopf umsteht, begleitet das Turnen von Anfang bis zu Ende. Eine große Fanfare kündigte endlich das Ende des Turnens an, und alle Abtheilungen lösten sich dann auf zu einer halbstündigen Rast auf dem ganzen Platze. Dem Turnen wohnten namentlich auch viele höhere Offiziere bei. Wer den Sieg davongetragen hätte, ist schwer zu sagen; einer übertraf eben den andern immer, und es wurde der erfreuliche Beweis geliefert, daß die edle Turnerei sich in allen deutschen Volksstämmen auf einer seltenen Höhe der Vollkommenheit befindet. Nach beendigter Rast wurden die Fahnen wieder abgeholt und die einzelnen Abtheilungen stellten sich wieder zum Zuge zusammen, der dann zur Rednerstätte vorrückte, wo das Deputationsmitglied Georgii aus Eßlingen die Schlußrede hielt. Zum Schlusse wurde, wieder unter Begleitung der Musikchöre, das Lied „Ich hab' mich ergeben" gesungen, und dann erfolgte der Rückzug nach dem Odeum (einem an der südwestlichen Seite des Thiergartens belegenen prachtvollen Vergnügungslokal mit großem Garten) zu einem gemeinschaftlichen Abendbrod. Hier wurde während des Abendtisches das Lied „Die Alten hielten frohen Sang" gesungen, worauf von W. Augerstein, Verfasser der Festschrift „Friedrich Ludwig Jahn, ein Lebensbild für das deutsche Volk", ein Toast auf Jahn ausgebracht und dann zum Schlusse des heutigen Festtages noch das von dem Rektor der deutschen Turnerei, Prof. Maßmann, eigens gedichtete Festlied „Im Dorfe Lanz bei Lenzen, Dort auf der Prignitz Plan, Da ward ein Mann geboren, Hieß Friedrich Ludwig Jahn" u. s. w. nach der Melodie des Hoferliedes „Zu Mantua in Banden" gesungen. Morgen Früh 8 Uhr Beginn des Turntages im Lokale der Walhalla.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 196 Samstag, 17. August 1861.

Geschick bringt Glück.

(Fortsetzung.)

„O, Madame," fiel ich überrascht und gereizt ein, „nie hätte ich geglaubt, daß so kleinliche Beweggründe —"

„Sie verkennen mich wiederum. Nicht das Geld an sich war es, woran mir lag, aber das Geld als Mittel, um Ihren Kenntnissen und Talenten in Paris Beachtung, Anerkennung und endlich einen Wirkungskreis zu schaffen, der Ihre und Mariens Zukunft gesichert hätte. Alles strebt nach Geld, Wohlstand, nur danach. Der Arme, der Bettler wird in Paris weder beachtet noch gesucht, hätte er zehnmal mehr Talent als Sie. Oder glauben Sie nicht, daß viele hundert kenntnißreiche Fremdlinge und Eingeborne durch die Gassen laufen, die, von gestern noch hungrig, auch heute nicht wissen, was sie zu Mittag essen werden?"

„O Madame, Sie vernichten mich! So wäre ich auf ewig von Marien getrennt?"

Das Mädchen wandte ihr Gesicht zu mir hin und sah mich mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, in denen Liebe und Entsagung den härtesten aller Kämpfe streiten. Ich trat zu ihr, ich ergriff ihre Hand, meine Thränen strömten mit den ihrigen vereinigt darauf nieder. „Es thut mir wehe," sagte die Mutter bewegt, „aber Sie begreifen, wie viel ich der Ehre meines verstorbenen Gatten vergeben würde, wenn ich der Tochter eines französischen Majors" länger ein Verhältniß mit einem jungen Fremdlinge erlaubte, der nichts ist und nichts hat, nicht einmal Aussichten. Kehren Sie mit solchen zurück, und wenn Mariens Herz noch das Ihre ist — wir werden ja sehen."

Marie preßte meine Hand fest zwischen ihre beiden kleinen Hände.

„Leben Sie wohl!" sagte die Mutter.

Leise lösten sich Mariens geschlossene Finger. Noch einmal traf mein Auge jenen unbeschreiblichen Blick. Vernichtet stürzte ich aus dem Hause.

II.

Schmerz vergeblicher Liebe ist schlimm, aber Hunger noch schlimmer und beständiger. Meine Uhr, mein Siegelring, meine Tuchnadel wanderten den Weg — zwar nicht alles Irdischen, doch aller Preziosen zur Zeit der Noth. Das wenige daraus gelöste Geld zerrann unter meinen Händen und ewig neuen Entwürfen. Die Miethe für den kommenden Monat mußte vorausbezahlt werden und außerdem hatte jeder Tag noch seine eigenen Bedürfnisse, welche Ansprüche an meine geringe Kasse machten. Es mußte etwas unternommen werden, auch um Mariens Mutter nicht Recht zu lassen.

So stand ich denn eines Morgens im Vorzimmer des Marquis von St. und wartete auf den Erfolg der Meldung. Ich wartete nicht lange, nur eine Stunde. Da wurde ich in das Kabinet des Marquis gerufen.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte der Marquis, indem er aufstand und mit ausgezeichneter Artigkeit mir entgegentrat.

„Ich bin ein Deutscher, mein Herr, und habe erfahren, daß Sie für Ihre Söhne einen deutschen Lehrer und Erzieher wünschten."

„Ach! Setzen Sie sich doch. Es ist lange her, daß Sie Ihr Vaterland verlassen haben?"

„Einige Monate."

„Ich liebe Deutschland, die Deutschen, ich wünsche, daß meine Söhne eine deutsche Bildung erhalten. Wie gefällt Ihnen Paris?"

„Vielleicht zu sehr für einen Deutschen."

Nun sprachen wir über Paris, kamen auf das Unterscheidende im deutschen und französischen Charakter, der Marquis sprach unterrichtet, geistreich, wir schienen außerordentlich zufrieden miteinander. Endlich fragte er: Sie sind musikalisch?

„Ich kenne die Musik und spiele das Piano."

„Vortrefflich, ich bin entzückt, mein Herr. Sie sind zugleich Literat?"

„Ich habe meine Studien auf Universitäten gemacht."

„Oh," sagte der Marquis, „ich hoffe, daß wir uns einigen. Haben Sie die Güte," setzte er hinzu, indem er seine geöffnete Hand mir hinhielt.

Ich glaubte, es gälte einen deutschen Händedruck und war einfältig genug, schon meine Hand entgegenzustrecken.

„Vergeben Sie," meinte er lächelnd, „ich wünsche Ihre Papiere, Ihre Empfehlungen."

„Ich habe keine, mein Herr; ich glaubte, daß Papiere aus der Fremde hier in Paris kaum einigen Einfluß haben dürften, und daß der Mann selbst und seine Leistung die beste Empfehlung seyn müßten."

„Sie haben vollkommen Recht," erwiderte er, „indessen sind Sie unstreitig bei hiesigen angesehenen Personen empfohlen und eingeführt."

„Auch das nicht, mein Herr, ich bin unbekannt in der Stadt."

„Ah — so!" sagte er, indem er aufstand. „Nun wohl, mein Herr, ich muß Ihnen sagen, daß es eigentlich nicht meine Absicht war, sogleich eine Wahl zu treffen, und daß es damit noch anstehen dürfte. Indessen bin ich erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Geben Sie mir doch gefälligst Ihre Adresse, damit ich über kurz oder lang in Stand gesetzt bin —"

Erröthend zog ich meine von mir selbst geschriebene Karte mit dem bescheidenen „au quatrième" hervor und reichte sie ihm. Mit der verbindlichsten Miene steckte er sie in sein Portefeuille und verneigte sich dann. Ich empfahl mich. So erging es mir in fünf, sechs Häusern, wo ich, Paris zu Fuß durchlaufend, eine Anstellung als Privatlehrer suchte. Variationen über dasselbe Thema! Dabei brach der November herein, es regnete viel und ich bemerkte, daß die Spuren meiner nassen Stiefeln auf dem spiegelblanken Parket das Erste waren, was von meinem Ich nicht nur der Dienerschaft, sondern auch der Herrschaft in die Auge fiel. In einem Hause fand ich, in das Besuchzimmer geführt, sogar Gelegenheit, eine Probe meiner Fertigkeit auf dem Piano abzulegen. Man war entzückt, man bat um eine und noch eine Pièce, meine Brust schwoll von Hoffnung und ich spielte immer besser. Aber zuletzt kam immer der hinkende Bote nach, die Frage: „Mein Herr, bei welchen Personen von Bedeutung sind Sie eingeführt?"

Es war nichts damit. Was nun? Ich bemühte mich um eine Stellung auf Kontoren, in Buchhandlungen, um ein Engagement als Sekretär bei einem vornehmen Herrn. „Aber," hieß es, „Paris ist überfüllt mit Leuten, die solche Stellen suchen und nicht finden können, ja, die noch dazu angelegentlichst empfohlen sind." Ich dachte an die Mutter meiner verlorenen Marie! „Warten Sie," hatte man an einigen Orten, wo man weniger höflich mit mir verfuhr, aber doch aufrichtig zu seyn schien, endlich geäußert, „es läßt sich im Augenblick in dergleichen Dingen durchaus nichts thun, suchen sie bekannter zu werden, Freunde zu erwerben, unterdeß hält man eine Gelegenheit fest." Ach Freunde suchen, warten, wo man in seiner Kasse schon ganz nahe an dem letzte Fünffrankenstück ist, wo die letzte Woche des vorausbezahlten Miethsmonats drohend herarückt und jeder Tag noch nähere Sorgen viel dringenderer Art mitbringt!

Das Leben des Menschen ist eine Masse von Furcht, Hoffnungen, Widerwärtigkeiten, Entwürfen, Geschäften, wo sich hier und da ein Augenblick Freude anhängt, der oft Schmerz und Reue in seinem Gefolge hat. Könnten wir in der Geburt ahnen, was uns das Schicksal bestimmt, so würden die meisten aus dem Schooße der Mutter sogleich wieder in den Schooß der Erde zurückkehren wollen. Es gibt eine Stufe der Rathlosigkeit, die statt des Muthes sich mit jenem entsetzlichen Stumpfsinn waffnet, bei dem man nichts mehr hofft und nichts mehr fürchtet, kaum noch denkt. In solchem Zustande — Stimmung kann man es nicht nennen — verließ ich ein Haus, wo man mich wiederum abgewiesen, um nach meiner Wohnung zurückzukehren, das Entbehrliche von meiner Kleidung zu veräußern, um den Hunger noch einge Tage zu stillen.

(Fortsetzung folgt.)

Zweites deutsches Turnfest.

Berlin, 13. August.

Am frühen Morgen des 12. versammelten sich die Turner in ihrer Zentralhalle in der Wallhalla. Um 9 Uhr eröffnete Dr. Angerstein die Verhandlungen mit der Aufforderung, daß die Deputirten der fremden Vereine sich zur Feststellung der Liste zu melden hätten. Nachdem dieß geschehen, zeigte er an, daß 100 telegraphische Grüße von Turnvereinen eingegangen seyen, darunter aus Moskau, Flensburg, London und Rendsburg. Alsdann folgte die Mittheilung, daß mehrere briefliche Grüße eingegangen seyen. Zuerst von dem Kronprinzen, den Prinzen Adalbert und Albrecht und dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha. Hierauf erklärte Dr. Angerstein den zweiten deutschen Turntag für eröffnet und übertrug den Vorsitz dem Präsidenten des ersten Turntages, Herrn Georgii aus Eßlingen; dieser lehnte dieß ab, ersuchte den Dr. Angerstein, den Vorsitz zu behalten und ihm die Stellvertretung zu übertragen, womit die Versammlung einverstanden war. Als Schriftführer wurden ernannt die Herren W. Angerstein aus Köln und Friedländer aus Elbing. Die Debatte, welche sich nun über die einzelnen Punkte der Tagesordnung erhob, war leider etwas eine parlamentarische. Die Schuld davon trifft weniger die Vorsitzenden, denn diese thaten ihre Schuldigkeit im vollen Maße, als vielmehr die Anwesenden, welche nicht gewohnt sind, in parlamentarischer Ordnung zu berathen. Die ersten auf der Tagesordnung stehenden 8 Punkte: Bildungsmittel zur Hebung und Förderung des Turnens, gaben Veranlassung zu dem Antrage, sie von der Tagesordnung abzusetzen, da sie bereits auf dem ersten Turntage erledigt seyen. Zunächst gab die Versammlung durch Aufstehen zu erkennen, daß sie dem

Jahn'schen Turnsystem den Vorzug vor dem schwedischen gebe. In der hierauf fortgesetzten Diskussion wurde der Antrag gestellt: Die auf dem zweiten deutschen Turntage in Berlin versammelten Turner schließen sich der von der vorigen Versammlung in Koburg erlassenen Erklärung nach ihrem ganzen Umfange an und sprechen ihre Ueberzeugung aus, daß die Vereine dafür Sorge tragen werden, daß den resp. Regierungen möglichst bald der Inhalt der Denkschrift mitgetheilt wird." Nr. 3 der T.-O.: „Es ist nach Einheit und Methode des Turnens zu streben", ist ein Wunsch, dem die Versammlung sich anschloß. Die Punkte 4 und 5: „Besprechung über Einheit in der Turnsprache" und „Es sind Grundsätze der Uebungs- und Kraftmessung festzustellen", wurde einer Kommission von Sachverständigen anheimgestellt. Dr. Angerstein machte hierauf die Mittheilung, daß die hier anwesenden Sachsen sich nicht für berechtigt erachteten, an den Berathungen und Beschlüssen Theil zu nehmen und sich deßhalb nicht betheiligen würden. Herr Georgii erwiderte, daß hier Jedermann mitstimmen könne, da nichts beschlossen würde, was gegen die Gesetze verstoße. Die Punkte 6, 7 und 8 der T.-O. sind unerheblich, und es wurde zu Punkt 9 übergegangen. „Bildung eines deutschen Turnerbundes." Hierzu wurde ein Antrag gestellt, dahin gehend: „Alle deutschen Turnvereine vereinigen sich zu einem Hauptverein und bilden einen Zentral-Ausschuß, dessen Befugnisse und Pflichten bestehen: 1) in der Vertretung der turnerischen Gesammtinteressen, 2) in der Oberaufsicht, 3) in der Verwaltung einer zu bildenden Hauptkasse und 4) in der letztinstanzlichen Entscheidung von Streitigkeiten. Alljährlich hat das Komite ein allgemein deutsches Turnfest zu veranstalten; die Haupt-Unterstützungskasse würde dadurch zu bilden seyn, daß jeder Verein nach seinen Mitteln Beiträge zu zahlen hat." Herr Maßmann erklärte, daß er nicht über etwas abstimmen könne, was er nicht kenne, deßhalb müsse die Tendenz und Form des Turnerbundes erst näher gekennzeichnet werden. Herr Ravenstein aus Frankfurt am Main: Niemand werde prinzipiell gegen einen deutschen Turnerbund seyn; derselbe könne aber nach mehreren Richtungen hin gedacht werden, einmal nach der Richtung des geistigen Ursprungs und zweitens nach der Richtung der äußeren Form. Diese zweite Richtung sey in dem vorgelegten Antrage zu scharf angedeutet, als daß man denselben annehmen könne. Der deutsche Turner sey ein freier Mann, der sich nicht zu sehr binden wolle. Es existirten viele Bündnisse ohne Satzungen. Streite man über Satzungen, so entstehe Zwiespalt. Der Turnerbund müsse und könne auf Grund einfachen und geistigen Verständnisses festgestellt werden. Es könne von Fest- zu Festjahr ein Ausschuß für die gemeinsamen Angelegenheiten ernannt werden, und sey er dafür, daß namentlich ein geistiges Bindungsmittel durch eine einheitliche Turnzeitung geschafft werde. Ein Turner erklärte sich gegen die Bildung eines Vereins, weil derselbe politische Tendenzen verfolgen würde, von denen die Turnerei sich fern halten müsse, weil sie ihr nichts nützen, sondern schaden, wogegen ein Anderer erwiderte, daß die einzelnen Vereine wüßten, woran sie sich zu halten hätten, wenn ein deutscher Bund existirte; ein solcher würde alle Streitigkeiten zwischen Nord und Süd ausgleichen. Wir bemerken noch, daß die Bildung eines deutschen Turnerbundes mit 941 gegen 467 Stimmen abgelehnt wurde. Bei dieser Abstimmung wurden jedoch von einzelnen Deputirten, als Vertretern von ganzen Verbänden, 20, 30 und 40 Stimmen abgegeben.

Zum 11. August 1861.

Zum zweiten deutschen Turnerfest in Berlin hat der um die Turnerei so verdiente ehrenwerthe Professor Maßmann folgendes Gedicht als Festgabe überreicht.

Weise: Zu Mantua in Banden ꝛc.

Im Dorfe Lanz bei Lenzen
Dort auf der Priegnitz Plan,
Da ward ein Mann geboren,
Hieß Friedrich Ludwig Jahn.
Dem gab Gott in zerriss'ner Zeit
Ein Herz so groß, so stark, so weit
Für's heil'ge Vaterland.

Ein Buch ist uns geblieben,
Wie Gluth hat es gebrannt,
Das hat er, jung, geschrieben,
Und Volksthum es genannt.
Das kündet uns'res Volkes Ruhm,
Zugleich der Menschheit Heiligthum:
Ein Denkmal deutscher Treu'. —

Als nach den blut'gen Tagen,
Die man bei Jena schlug,
Man fast nur Trauerklagen
Um Schill und Hofer trug,
Ist Jahn gewandert rastlos treu,
Zu werben auf die Stunde neu,
Da Gott Erlösung rief.

D'rauf in der Hasenhaide
Hat er 'ne Saat gesä't,
Die nur zum Linnenkleide,
Zu Seiden auf nicht geh't,
Doch die zum Sieges-Eichenkranz
Und zu der Freiheit blut'gem Tanz
Um Friesenhügel blüh't.

Und, daß der Freiheit Werber
Sein Wort auch mache wahr,

Er stellte dem Verderber
Lüthow's verwe'gne Schaar.
Und selbst trat er in Reih' und Glied,
Und wie Magnet das Eisen zieht,
Auch Körner flog herbei.

Doch als das Schwert zur Scheide
Dort an der Seine glitt,
Kehrt' Er zur Hasenhaide,
Zur Jugend seinen Schritt;
Dieweil in Turngenossenschaft
Nachwächst der ew'gen Jugend Kraft
Dem heil'gen Vaterland. —

Nun sind es fünfzig Jahre:
Das Senfkorn wuchs zum Baum.
An uns'res Danks Altare
Verwirklicht sich Sein Traum. —
Ja, heil'ges deutsches Vaterland,
Wir schwören dir mit Herz und Hand
Wir wollen einig seyn! —

Mannigfaltigkeiten.

Ein französisches Kriegstransportschiff, die „Sybille", welches aus den südamerikanischen Kolonien Truppen nach Frankreich zurückbrachte, stieß einen Tag nach seiner Abfahrt aus Cayenne auf hoher See auf ein kleines Fahrzeug mit 9 Sträflingen, die aus einem jener Deportationsorte entwichen waren. Sie hatten aus einem Stück getheerter Leinwand ein Segel gefertigt, zwei Holzstücke dienten als Mast und ein indianisches Ruder als Steuer. Der Kommandant der „Sybille" ließ auf die Unglücklichen Jagd machen und nahm sie an Bord. Hier erzählten sie, daß dieß ihr fünfter Entweichungsversuch sey; jeder der früheren hätte ihnen 40 Stockschläge eingetragen und dieselbe Strafe erwarte sie auch jetzt wieder bei ihrer Rückkehr nach Cayenne. Ihre Absicht sey gewesen, sich nach Demerary (englisch Guyana) zu begeben, um sich daselbst als redliche Leute von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. An diesem Orte befänden sich bereits gegen 100 Verurtheilte, die aus Cayenne entwichen wären; die englischen Behörden nähmen dieselben mit Vergnügen auf, weil die meisten von ihnen geschickte Arbeiter seyen und sich sehr gut aufführten. Als der Kommandant einen der aufgefangenen Sträflinge fragte, warum er nicht lieber um Gnade nachgesucht und sich zu dem Zweck seinem Zuchtmeister durch gute Aufführung bemerklich gemacht habe, erwiderte dieser: das sey unmöglich, dazu reiche die Zeit nicht, denn in Cayenne halte es ein Sträfling nicht länger als 3 Jahre aus. In Martinique wurden die armen Leute dem französischen Gouverneur zur Verfügung gestellt.

Der Gesammtausschuß für das deutsche Sängerfest war am 11. August Mittags in Nürnberg im großen Saale des Museums zu einem Festmahle versammelt, welches gewissermaßen den Abschluß des Festes bildete. Die Reihe der zahlreichen Trinksprüche eröffnete Dr. Lindner (als Vorsitzender des Festausschusses) mit einem Hoch auf Se. Maj. den König Max. Bürgermeister v. Wächter drückte dem Festausschuß den Dank der Stadt in herzlichen Worten aus, worauf Hr. Advokat Korte die Verdienste schilderte, welche die Herren Bürgermeister v. Wächter und Stadtkommissär Regierungsrath Schrodt sich um das Fest erworben hätten, indem sie, obgleich selbst nicht zum Ausschusse gehörig, doch demselben stets mit Rath und That in freundlichster Weise zur Seite standen. Unter einem dreifachen Hoch der Versammlung wurde ihnen das Festzeichen der Komitemitglieder durch Herrn Frhrn. v. Aufseß überreicht. Herr Regierungsrath Schrodt gab einen kurzen Rückblick auf die Feste, welche Nürnberg in den letzten Jahren in rascher Reihenfolge gefeiert — das Schillerfest, die Feier des 18. Oktober, das deutsche Sängerfest, welch' letzteres ein Gedenkstein der Einigung Deutschlands werden soll, zugleich aber auch ein scharfkantiger Eckstein, an dem die Verdächtigungen und Verleumdungen zerschellen, mit denen man das schöne Fest zu entwürdigen suchte. Der Redner schloß mit einem Hoch auf Nürnberg und das einige Deutschland.

[Für Hundeliebhaber.] Das Verzeichniß von 560 Hunden, welche bei der Versammlung der Königl. Ackerbau-Gesellschaft in der Stadt Leeds in England ausgestellt waren, liegt gedruckt war. Die Hunde sind in 13 Klassen getheilt. Bei jedem Hunde ist dessen Name, Alter und Preis, neben dem Namen des Ausstellers bezeichnet. Bei vielen Hunden ist auch die Abstammung angegeben. Der theuerste Hund war von einem Geistlichen W. H. Coulthurst ausgestellt. Der Hund gehört der 35. Klasse an, heißt „Tiny", ist 5 Jahre 6 Monate alt und sein Preis ist 5000 Pfund Sterl. oder circa 33,000 Thlr. Pr. Krt. Herr Gustavas Nathan, ein Hamburger von Geburt, hat zwei vollkommen dressirte spanische Bull-Packer, jedem zum Preise von 1000 Pfd. Sterl. ausgestellt. Sie sind beide 1½ Jahre alt. Zu 1000 Pfd. Sterling übrigens finden wir viele Hunde.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 197 Sonntag, 18. August 1861.

Geschick bringt Glück.

(Fortsetzung.)

Mein Weg führte nicht durch die Rue de Savoie, dennoch fand ich mich plötzlich darin. Damals glaubte ich, daß meine Achtlosigkeit mich diese Straße einschlagen ließ, jetzt weiß ich, daß es der Finger Gottes war. Die Straße war ziemlich leer. Etwa dreißig Schritte vor mir ging ein wohlgekleideter Mann. Ich bemerkte, daß er ein Tuch aus der Tasche zog, und daß gleich darauf etwas Weißes auf der Erde lag. So schnell ich konnte, eilte ich ihm nach, um das verlorene Papier aufzuheben und ihm einzuhändigen, aber noch bevor ich ihn erreichte, war er kurz vor mir in ein Haus getreten. Ich hatte einen Brief gefunden. Es blieb nichts übrig, als ihm nachzugehen. Vor dem Hause war ein Bronzearbeiterschild. Ich trat hinein.

„Ist nicht eben ein Herr in dieses Haus gekommen?"

„Ja, der Meister; wenn Sie ihn sprechen wollen, belieben Sie nur da hineinzutreten."

Man führte mich in ein Zimmer. Ich fand muntere, schwarzhaarige Knaben, eine hübsche, modisch gekleidete junge Frau und der Meister war offenbar der Mann, den ich auf der Straße vor mir gesehen hatte.

„Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, mein Herr. Vermissen Sie nicht vielleicht etwas?

„Das ich nicht wüßte," sagte er verwundert.

„Besinnen Sie sich; könnten Sie nicht vielleicht auf der Straße etwas verloren haben?"

Er suchte an und in seinen Taschen herum und kam endlich an die hintere Rocktasche. Sein Gesicht verfärbte sich auf einen Augenblick. „Mein Himmel, der Brief! Amalie, ich habe den Brief verloren," sagte er halb zu seiner Frau gewendet.

Lächelnd reichte ich ihm meinen Fund hin und ergötzte mich an dem Wechsel seiner Züge.

„O, mein Herr," sagte er, „Sie wissen nicht, wie vielen Werth dieser Brief für uns hat! Er enthält eine Menge wichtige und einträglicher Bestellungen, die mir bis von Lyon, ja, bis von weither zugekommen sind und die ein dortiger Freund aus Gefälligkeit alle in einem Briefe für mich zusammengefaßte hat. Ich bin unvorsichtig mit dem Briefe umgegangen; wäre er verloren, so hätte ich wieder nach Lyon schreiben müssen; aber auch das wäre vergeblich gewesen; denn mein Freund schreibt mir, daß er im Begriff sey, auf vier Wochen zu verreisen. Sie sehen selbst ein, welch ein bedeutender Verlust mir daraus erwachsen wäre, wenn Sie den Brief nicht gefunden und sich um mich bemüht hätten. Ich danke Ihnen herzlich. Nicht wahr, Sie werden mit einem kleinen Abendbrod bei uns vorlieb-nehmen?"

Ich schlug, immer schon im Begriff, zu gehen, dieß Anerbieten keineswegs aus und saß bald mit der treuherzigen Familie um eine zwar nicht kostbare, aber schmackhafte und reichlich besetzte Abendtafel. Frau und Kinder zogen sich bald nach dem Abendessen zurück; der Meister aber und ich, wir fanden bald Gefallen aneinander. Er erzählte mir aus seinem Leben, von seinen Wanderungen, Geschäftsverhältnissen, von seinen Kindern und von tausend Dingen. Ich hatte auch viel, recht viel auf dem Herzen und keine theilnehmende Brust in dieser unermeßlichen Stadt, in die ich meinen Kummer hätte ausschütten können. Ich war ganz aufrichtig gegen meinen neuen Freund, ich erzählte ihm Alles — Alles! Die Mitternacht übereilte uns, ehe wir es merkten.

„Wohnen Sie weit von hier?" fragte mich mein gefälliger Wirth, als ich aufbrechen wollte.

„Eine halbe Meile etwa."

„Es ist spät. Wie wäre es, wenn Sie lieber die Nacht hier schliefen? Ich habe oben ein kleines Gastzimmer mit einem fertig aufgemachten Bette. Kein Mensch wird dadurch genirt. Bleiben Sie immer!"

Ich war den ganzen Tag umhergelaufen und herzlich müde. Der freundliche Vorschlag kam mir sehr gelegen und ich sah keinen Grund, ihn abzulehnen. Ich blieb. Als ich am anderen Morgen erwachte, fand ich mich in einem freundlichen Stübchen, zierlich nach Bürgersitte ausmöblirt. Die frühe Morgensonne blickte lachend zu mir herein und lockte mich an das Fenster. Es ging hinaus auf das Gärtchen des Hauses, dessen saubere Gänge und mit Herbstblumen geschmückte Beete und darüber die im Schmuck des Spätjahres prangenden Bäume erquickend in mein Auge fielen. Ich weiß nicht, war es Ahnung oder eine andere Empfindung, aber ich fühlte mich unbeschreiblich heimisch

innerhalb dieser mir fremden Wände. O, dachte ich, diese einfachen freundlichen Menschen, unbekannte mit überfeinerten Genüssen, unbekannt mit dem, was wir so stolz höhere Bildung nennen, wie glücklich leben sie eins durch das andere in ihrem stillen abgeschlossenen Kreise, sie verlangen nicht hinaus über die blauen Berge, ihr Haus ist ihre Welt. Und ich? O Marie! Und ein Paar große, große Thränentropfen rieselten über meine Wangen, die mit meinem Hungerkummer nichts gemein hatten. Es waren die Thränen der Sehnsucht nach einer Heimath.

Um 7 Uhr kam ein sauber gekleidetes Dienstmädchen und brachte mir Kaffee. In meiner Wohnung au quatrième brachte mir ihn Niemand schon seit mehr als zwei Monaten. Endlich erschien auch mein freundlicher Wirth. Ob ich nicht einen Blick in seine Werkstatt thun möchte, fragte er. Ich folgte ihm mit Vergnügen und fand — nun eben eine Werkstatt, aber eine bedeutende und höchst saubere, in welcher sechs Gesellen arbeiteten und mehrere Burschen. Ich trat zu einem alten Manne und sah, wie er modellirte. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen seit früher Jugend. Der alte Herr arbeitete langsam und mühsam. Ich bat meinen jungen Wirth, mir zu erlauben, mich mit dem Modelliren beschäftigen zu dürfen. Mich trieb eine unwiderstehliche Lust.

„Herzlich gern," sagte er lachend, „es wird aber nicht gehen, es will gelernt seyn." Er ersuchte den alten Herrn, mir Wachs, kurz Alles darzureichen, was ich verlangte. Er war so artig und führte mich in ein Stübchen dicht neben der großen Werkstatt, in dem ich ungestört arbeiten könne, bis zu seiner Rückkehr. Ich sollte durchaus noch den heutigen Tag im Kreise seiner Familie verleben. Damit drückte er mir herzlich die Hand, als ich in seinen Wunsch einging, und empfahl sich. Ich ließ mich nicht stören, suchte mir, mit Hülfe des alten Herrn, Alles zusammen, was ich brauchte, und war glücklich; ich arbeitete! dankerfüllt! Arbeit ist das kräftigste Gebet.

Der junge Meister hatte mir einige Scenen aus der Julirevolution mit wahrhafter Begeisterung am Abend vorher erzählt, in seinem Zimmer hingen wohlgetroffene Porträts. Ich eilte hinauf und holte sie herbei. Rasch entwarf ich eine Gruppe. Ludwig Philipp, wie er mit dem linken Arm Lafitte umarmt und mit der rechten Hand die dreifarbige Fahne faßt, die ihm Lafayette auf dem Stadthause darreicht. Die Lust förderte auf eine wunderbare Weise die Arbeit. In kaum sechs Stunden standen alle drei Helden jenes Ereignisses, wenn auch noch nicht ganz vollendet, fein ausgearbeitet, aber zu meiner höchsten Freude lebendig ähnlich und im Ausdruck der Situation angemessen vor meinen Augen. Der Meister war noch nicht zurückgekehrt. Mein Frühstück stand unberührt da. Ich hatte es im Eifer meiner Arbeit ganz vergessen. Ich trank ein paar Gläser Wein, setzte mich wieder an meinen Tisch und entwarf andere Zeichnungen. Auch diese Arbeit ging mir rasch und keck von der Hand. Da trat der Meister zu mir herein. Er sah mit Verwunderung, was ich vollendet. „Aber sagen Sie mir, mein Herr, sind Sie ein Tausendkünstler?" Dabei betrachtete er mit Kennermienen die Modelle. Dann nahm er die Zeichnungen zur Hand. „Ich erstaune, und weiß nicht, was ich sagen soll."

Ich erzählte ihm, daß ich in meiner frühen Jugend an dieser Beschäftigung großen Gefallen gefunden, daß ich bei einem mir befreundeten Modelleur ein wenig in die Schule gegangen und dort oft halbe Tage beim Modelliren zugebracht hätte. Der Meister schwieg nachdenkend eine lange Weile, während er unablässig die Modelle und die Zeichnungen besah und nach allen Seiten hin und her drehte. Er wollte etwas sagen — wollte auch nicht — und wollte wieder. Deutlich war es in seinem Gesicht zu lesen, daß er ein Wort nicht über seine Lippen bringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

Nach dem Englischen von D. B.

St. Sever ist eine mittelmäßige Stadt in der Auvergne, welche einen Telegraphen hat, wie jetzt jede gut eingerichtete Ortschaft. Dem Bureau dieses Telegraphen steht ein Direktor vor, der in früheren Jahren Kalifornien nach allen Richtungen durchreist hat. Eins der dort erlebten Abenteuer erzählt er in der Tour du Monde folgendermaßen.

In einer Nacht des Monats September schlief ich am Ufer eines Wassers, das sich, wie ich später sah, in den Rio-Verde ergoß, als ich plötzlich von einem fernen Grunzen erwachte, welches von Bären herzurühren schien, aber so furchtbar war, wie ich es nie in meinem Leben gehört hatte. Sobald der Tag anbrach, lud ich meine Waffen, und zwar mit eisernen Kugeln; denn es war etwas in der Luft, was eine böse Ahnung bei mir erweckte, und ich empfand eine Beengung in der Brust, die mir zu sagen schien: „nimm dich in Acht!" Ich folgte der Warnung und setzte meine Reise gegen neun Uhr fort. Da der Fluß in derselben Richtung lief, welche ich zu verfolgen hatte, so schritt ich bis gegen Mittag das Ufer entlang, und war eben im Begriff, mich links in den Wald zu schlagen, als meine Aufmerksamkeit durch ein fernes Geschrei erregt wurde. Nach Art der Indianer legte ich das Ohr auf den Boden, und hörte das wilde, verworrene Schreien deutlicher. Mit einem Satz hinter ein aus Weiden und wilden Kirschbäumen bestehendes Gebüsch springend, welches sich dicht am Ufer befand, duckte ich mich, meinen

Karabiner in der Hand, nieder, wie ein Fuchs, der den Jäger gewittert hat, und wartete. Nach mehreren Minuten sah ich eine Bande Indianer von jedem Geschlecht und Alter, auf der gegenüber liegenden Seite des Flusses dem Ufer zueilen und gleich Fröschen in das Wasser springen. Anfangs glaubte ich, daß sie einen mir geltenden Angriff beabsichtigten, aber sah bald meinen Irrthum ein; denn die armen Indianer schienen selbst von zu großem Schrecken ergriffen zu seyn, daß ich hätte glauben können, sie wollten mir etwas anhaben.

Männer und Weiber schwammen um die Wette; allein die Letzteren, fast sämmtlich ein oder zwei Kinder mittelst Birkenrinden befestigt auf dem Rücken tragend, konnten den Männern nicht mit gleicher Schnelligkeit folgen, welche, sobald sie das Ufer erreicht hatten, ihre Flucht fortsetzten. Nur drei von ihnen blieben zurück und trieben durch Zurufungen und Gesticulationen die armen Squaws an, sich zu beeilen. Ich erwartete auf der andern Seite des Flusses eine Abtheilung Indianer als Verfolger erscheinen zu sehen, und war schon im Begriff, mich tiefer in den Wald zurückzuziehen, als plötzlich das furchtbare Grunzen, welches mich in der Nacht erweckt und wach erhalten hatte, aus geringer Entfernung an mein Ohr schlug, und in demselben Augenblicke sah ich von der Höhe des Ufers eine schmutzig graue Masse von ungeheurem Umfange hinabrollen, aus der, sobald sie sich wieder erhoben hatte, um ins Wasser zu stürzen, ein grauer Bär wurde, — jenes entsetzliche Thier, der Schrecken aller zaghaften Herzen und der König aller Kreaturen in jenen Gegenden. Er schwamm mit einer solchen Kraft und Schnelligkeit, daß er der letzten Squaw bald nahe kam, einer armen jungen Mutter, die auf ihrem Rücken zwei Kinder schleppte, welche unaufhörlich schrieen, wenn das Wasser ihnen nicht den Mund füllte. Die am Ufer stehenden Indianer suchten seine Annäherung dadurch anzuhalten, daß sie ihm vergiftete Pfeile entgegen schieuderten, allein die Entfernung war zu groß, und der Bär wurde deßhalb nicht von ihnen erreicht.

Vor einer so herzzerreißenden Scene konnte ich nicht müßiger Zuschauer bleiben und trat aus meinem Versteck hervor. Nachdem ich zuvörderst die Indianer, welche bei meinem Anblick sehr geneigt schienen, die Flucht zu ergreifen, gezwungen hatte, das Spiel mit den Pfeilen so eifrig als möglich fortzusetzen, legte ich meinen Karabiner auf den Ast einer Weide, um mit völliger Sicherheit zielen zu können, und schoß auf eine Entfernung von ungefähr dreihundert Schritten. Meine Kugel traf den Kopf des Ungeheuers, den es sogleich unter das vom Blut geröthete Wasser steckte, und die Schnelligkeit seines Laufes ließ bedeutend nach. Hierauf ergriff ich einen der Indianer, welcher mir der Gatte der armen Squaw zu seyn schien, und nöthigte ihn, sich in das Wasser zu begeben und seiner unglücklichen Frau Beistand zu leisten, welche, von Furcht gelähmt und von der Last erdrückt, kaum noch zu schwimmen im Stande war; aber nicht eher verstand sich der Elende dazu, als bis ich ihm mit meinem Revolver drohte. Dann legte ich meinen Karabiner von Neuem an, und eine zweite Kugel traf den Kopf der Bestie und hielt sie genügend auf, um die Indianerin das Ufer erreichen zu lassen, wo sie mit dem ersten Tritte fast leblos zu Boden sank. Ich gab den drei Indianern, welche Vater, Gatte und Bruder derselben waren, durch Zeichen zu verstehen, daß sie die Unglückliche in den Wald tragen und in Sicherheit bringen sollten, und entschloß mich dann, durch den bisherigen Erfolg ermuthigt, die nähere Bekanntschaft eines so furchtbaren Wildes zu machen. In dieser Absicht ließ ich zwei Kugeln in meinen Karabiner laufen, warf ihn über die Schulter und erstieg eine der am Ufer stehenden Weiden. Kaum befand ich mich dort, und hatte noch nicht Zeit gehabt, mich mit Hülfe meines Gürtels an einen Zweig festzubinden, um nicht durch einen Fehltritt hinabzugleiten, als das Ungeheuer sich bereits am Stamm der Weide aufrichtete, den Rachen aufriß und mir seinen stinkenden Athem entgegenblies. Damals wußte ich noch nicht, daß kein grauer Bär einen Baum ersteigt und schoß deßhalb, um ihn von mir abzuhalten, beide Läufe meines Karabiners in seinen weit offenen Schlund ab. Er stieß ein furchtbares Gebrüll aus und machte eine verzweifelte Anstrengung, mich zu erreichen, aber sank am Fuße der Weide auf den Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Während der Tage des Turnfestes in Berlin hat daselbst, wie die Neue Preußische Zeitung berichtet, zugleich eine Versammlung von deutschen Turnlehrern, stattgefunden. Der Verein der Berliner Turnlehrer, der seit dem Jahre 1856 besteht, hat eine solche veranstaltet, zu derselben eingeladen und ein Programm aufgestellt, welches die Turnsache von ihrer pädagogischen und methodischen Seite erfaßte, und welches zu eingehenden und gründlichen Berathungen über Leitfaden für das Schulturnen, die deutsche Turnsprache, Heranbildung von Turnlehrern aus dem Lehrerstande selbst ꝛc. führte und wobei eine sehr erfreuliche Uebereinstimmung dieser zum Theil mit reicher Erfahrung ausgestatteten Männer in allen Hauptfragen hervortrat. Die Veröffentlichung der Verhandlungen, so wie die Wiederholung einer solchen Turnlehrerversammlung im nächsten Jahre ward beschlossen. An den beiden Versammlungstagen, am 9. und 11. August, nahmen 84 Turnlehrer Theil, von denen 46 aus Preußen, 8 aus

Oesterreich, 24 aus den andern deutschen Bundesstaaten, 4 aus der Schweiz und 2 aus den Niederlanden hieher gekommen waren.

Von dem berühmten Organisten und Komponisten Bach erzählt man, daß er einst in eine Dorfkirche gekommen und hinter der Orgelbank dem Choralspiele des Schulmeisters achtsam zugesehen. Als der Letztere dieß bemerkte und den gar simpel angethanen Mann fragte: ob er vielleicht auch etwas von dieser Kunst verstehe? dieser aber: „ein Wenig!“ antwortete, lud der Schulmeister ihn ein, den nächstfolgenden Choral zu spielen. Bach setzte sich auf die Orgelbank und als das Vorspiel beginnen sollte, legte er sich mit beiden Armen auf die Klaviatur, und drückte, die Ellenbogen nach Außen gewendet, sämmtliche Klaves zugleich nieder, so daß ein herz- und seelenzerreißender wahrhaft entsetzlicher Schrei durch das Heiligthum auffuhr. Darauf aber fing er an, in einem so wundersamen alle Gemüther ergreifenden Präludium die furchtbare Dissonanz allmählig in die heilige Harmonie des reinen Akkords aufzulösen, daß selbst der alte Organist entzückt war, den Gast umarmte und rief: „Bei Gott! entweder sind Sie Bach oder der Satan selbst!“

Man schreibt aus Frankfurt, 12. August: Auf mehrfach angeregten Wunsch freundnachbarlicher Stenographen-Vereine hatte die hiesige „Frankfurter stenographische Gesellschaft“ gestern eine Versammlung zur Besprechung stenographischer Angelegenheiten hierher berufen. Die Vereine von Beckenheim, Darmstadt, Hanau, Wiesbaden und Würzburg waren durch Deputationen vertreten, ebenso die korrespondirenden Mitglieder aus Karlsruhe. Nach gemeinschaftlich eingenommenem Mittagsmahle fanden die Verhandlungen auf einem hierzu festlich geschmückten Platze des „Sandhofes“ statt. Nach Schluß der mehrstündigen Verhandlungen wurde der Rest des Abends in heiterer Unterhaltung, gewürzt durch humoristische und Gesangsvorträge, zugebracht. Alle aber schieden mit dem Versprechen, nach Kräften in ihren heimathlichen Kreisen dahin zu wirken, daß die Stenographie immer mehr sich ausbreite, um so einst ein Gemeingut Aller zu werden.

In Heidecke hat neulich ein ganz kurioser Fall vielen Stoff zum Lachen gegeben. Kurz vor Ankunft des ersten Zuges sah man, wie aus der auf dortigem Bahnhofe neuerbauten Retirade ein junger Mann mit lautem Geschrei hervorstürzte, der augenscheinlich in seinem Geschäft gestört worden war. Gleich darauf drang ein dichter Qualm aus dem kleinen Gebäude, und es fand sich, daß das in der Abtrittsgrube befindliche Stroh durch ein hineingeworfenes noch brennendes Zündhölzchen in Flammen gerathen war. Glücklicher Weise wurde das Feuer rasch gelöscht. Der Brandstifter wider Willen ist mit dem Schrecken und einigen ungefährlichen Brandwunden davon gekommen.

Man schreibt aus München, 12. August: Demnächst will der Direktor der Packträger, Herr Mrosek, sich nach Nürnberg verfügen, um sein Institut, das hier so vollkommen reussirt hat, versuchsweise dort gleichfalls wirken zu lassen. Magdeburg, Stuttgart, Berlin, Breslau, Chemnitz und München sind bis jetzt im Besitz dieser praktischen Anstalt; Augsburg, Nürnberg, Dresden, Prag und Wien sind die nächsten Städte, die bedacht werden sollen.

In Paris ist ein berühmter Publizist gestorben: Gauchois-Lemaire, welcher die Regierung mit seinem Nain Jaune und seit 1815 viel zu schaffen machte. Er war 1830 Redakteur des Constitutionnel, unterzeichnete 1830 den Protest der Journalisten und gab später den Bon sens heraus. Er war jetzt Chef der legislativen Sektion in den kaiserlichen Archiven.

Logogryph.

Durch der Empfindungen Tausch, durch Wechsel ihrer Gedanken
Werden Herzen von mir, Geister mit Geistern vermählt,
Durch mein geselliges Band erhebt der Sterbliche weit sich
Ueber jedes Geschöpf, welches die Erde bewohnt.
Nimmst du zwei Füße mir weg, so werd' ich ein strafbares Laster,
Das mit erbitterter Wuth Böses mit Schlimmerm vergilt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 193:

Vergeblich.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 198 Dienstag, 20. August 1861.

Geschick bringt Glück.

(Fortsetzung.)

„Sprechen Sie nur, mein Herr," sagte ich, „und fürchten Sie nicht, daß ich meinem freundlichen, lieben Wirthe etwas übel deuten könnte. Nicht wahr, diese Arbeiten haben ihre Mängel. Aber bedenken Sie, daß sie ein Laie gemacht."

„Ach nein, nein, bewahre," sagte er aus voller Brust, „davon ist gar nicht die Rede! Aber — nun, frei heraus denn, ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie sehen, mein alter Modelleur ist stumpf und es geht ihm Alles so langsam von der Hand, daß ich oft in Verzweiflung gerathen möchte. Er ist nicht ungeschickt, aber Sie sind viel geschickter; dabei jung und teufelmäßig rasch! Wie wäre es, mein Herr, wenn Sie sich entschlössen, in meinem Geschäfte mitzuarbeiten, bei mir — wissen Sie, in dem obern Stübchen vor der Hand — zu wohnen und ganz der Unserige zu bleiben? Ich habe ohnedieß eine Vorliebe für deutsche Arbeiter. Aber verzeihen Sie mir die Dreistigkeit, ich würde niemals gewagt haben, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, wenn Sie mir nicht selbst gestern Abend gesagt hätten, wie wenig Aussichten —"

Ich war beim Anfang seiner Rede blutroth geworden und freute mich herzlich, daß der wohlmeinende Mann es nicht gemerkt hatte. Aber ums Himmels willen! Ein deutscher Gelehrter — und ein Bronzearbeiter! Freilich auf der andern Seite auch wieder: Hunger oder ein Bronzearbeiter! Könnte ich nicht in die Heimath zurückkehren und als Volksschriftsteller dem Publikum die allermerkwürdigsten Dinge schreiben?

„Mein lieber Freund" — ich wollte etwas sagen, aber der Meister ließ mich in der Freude seines Herzens nicht zu Worte kommen.

„Meine Frau, meine Kinder, wir Alle haben Sie gestern in den wenigen Stunden liebgewonnen durch Ihr offenes, unbefangenes Herz und Sie sollen selbst die Freude sehen, wenn ich Ihren Entschluß den Meinen verkünde. Gewiß, Sie werden bei uns seyn wie ein Kind im Hause. Sie brauchen nicht mehr für Ihre Zukunft zu sorgen. Sie werden erstaunen, wie ich Ihre schöne Talente benutzen werde. O, ich bin ein Praktikus, ich habe Spekulationen. Zwei, drei Jahre bei mir im Hause und — dafür lassen Sie nur mich sorgen. Ich müßte nicht Gérard heißen, wenn Sie nicht, bei Ihrem Fleiße, mit Ihren Kenntnissen und bei meiner Thätigkeit in drei Jahren ein schönes Kapital besäßen. Mein Schild soll prangen mit Ihrem Namen, Gérard und Komp.!"

„Theuerster Herr Gérard," fiel ich ihm lächelnd ins Wort, „Sie überhäufen mich mit Güte, aber — verzeihen Sie, aber denken Sie doch, daß ich weder ein Wanderbuch noch einen Gesellenbrief aufzuweisen habe."

Gérard lachte laut auf. „Was soll das? Wollen Sie nicht lieber gar von Empfohlen- und Vorgestelltseyn reden? Nein, bei uns heißt es nur: Komm her und zeige, was Du kannst! Nun gut, Sie haben gezeigt, was Sie können, Ihre Kenntnisse sollen uns nützlich werden und Geld einbringen. Schlagen Sie ein; rascher Entschluß, guter Entschluß!" — Ich sann eine Weile nach; ich gedachte der Rathlosigkeit, der Verlassenheit, in der ich mich befand und die mich unausbleiblichem Verderben entgegenführen mußte; ich dachte, daß es keine Schande sey, eine in der Jugend erworbene und von der Natur begünstigte Geschicklichkeit zu benutzen, um sein Brod zu gewinnen; ich dachte der Sehnsucht nach der Heimath, die mich heute Morgen prophetisch auf dem Stübchen da oben beschlichen hatte — „fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edlen Seele." Ich schlug ein und — war Modelleur bei einem Bronzearbeiter.

III.

Meister Gérard und seine Familie lebten auf das Glücklichste, fleißig und rührig, zufrieden und immer wohlgemuth. Drei Jahre war ich nun schon in dem Hause meines theilnehmenden, rechtschaffenen Freundes, meines Erretters, und wurde von allen auf das Innigste geliebt; denn der weniger Gebildete ist immer erfreut, wenn der höher Begabte — nicht zum Schein, sondern aus wahrem und herzlichem Wohlwollen — zu ihm hinabsteigt. Sogar ein Piano hatte Gérard angeschafft, als er hörte, daß ich darauf zu spielen verstände, und ich hatte die Freude, diesen guten Men-

schen manchen frohen Abend zu verschaffen. Einsame Stunden widmete ich der Lektüre oder einem Spaziergange, glücklich, soweit ich es seyn konnte; denn durch all mein Denken und Thun zog sich der Gedanke an meine verlorene Marie.

Eines Abend wanderte ich wider meine Gewohnheit der Chaussee d'Antin zu. Ich dachte ihrer, ich war in Träume versunken und meine Augen waren bis auf wenige Schritte vor mir dem Erdboden zugewendet, sie hafteten daran. „Abwesenheit ist ein Probirstein für Liebesgefühle," murmelte ich. Da hörte ich plötzlich von einer mir nur zu bekannten Stimme die Worte laut aussprechen: „Da ist er!"

Elektrisch durchzuckte es mein Herz. Ich blickte auf. Kaum zehn Schritte von mir entfernt sah ich Marie mit ihrer Mutter, mir gerade entgegenkommen. Ausweichen konnte ich nicht mehr, es wahr unmöglich. Welch ein Zusammentreffen! Mein erster Blick fiel auf Marien. Sie sah blaß aus, aber ihre Augen leuchteten mir liebend, freundlich entgegen und sprachen wie die süßen Töne ihrer Lippen: „Da ist er!" — Ich war noch nicht vergessen.

„Hermann, mein lieber Hermann, wo waren Sie so lange, wie geht es Ihnen?" begann die Mutter.

„Marie!" sagte ich kaum vernehmlich, indem mein Auge noch wie angewachsen an dem ihrigen hing. Die Mutter mußte ihre Frage wiederholen.

„Verzeihen Sie, Madame, aber gewiß, es war nicht meine Schuld — dieß Zusammentreffen, diese peinliche Verlegenheit —"

„Seyen Sie doch nicht thöricht, Hermann! Wie kann hier von Verzeihung die Rede seyn? Die Chaussee d'Antin, dünkt mich, ist frei für jeden. Doch wie geht es Ihnen? Was treiben Sie? War es recht, mehr als drei Jahre so gar nichts von sich hören zu lassen? Haben Sie denn geglaubt, daß wir gar keinen Antheil an Ihnen nehmen?"

„Und konnten Sie von mir erwarten, Madame, hielten Sie mich für so unehrenhaft genug, um mir zuzutrauen, daß ich Ihr so deutlich ausgesprochenes Verbot übertreten würde?"

Sie schwieg; wir gingen ein lange Weile stumm nebeneinander hin. „Doch noch immer," sagte die Mutter dann, „haben Sie mir meine Frage nicht beantwortet, wie geht es Ihnen? Wahrhaftig, ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Geschick!"

„Madame," erwiderte ich, all meinen Muth zusammennehmend, „der neben Ihnen geht, ist nichts als ein Modelleur!"

„Ein —"

„Ein Modelleur bei einem Bronzearbeiter."

Eine ängstliche Stille; nach einer Weile sprach sie rasch: „Begleiten Sie uns, Hermann, wir reden zu Hause!" Wir gingen nun stumm unseres Weges, ihrer Wohnung zu. Nur einmal fragte Marie, indem sie sich über ihre Mutter zu mir neigte: „Und es ist schwer, das Modelliren nicht war?"

„Nein, der Meister versicherte mir, es sey mir etwas angeborenes!"

(Schluß folgt.)

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblick erhob er sich jedoch wieder. Ich hatte nicht die Zeit, meinen Karabiner von Neuem zu laden, und wollte mich deßhalb des Revolvers bedienen; allein in der Heftigkeit meiner Bewegungen hatte er sich mit meinem Gürtel und den Zweigen der Weide dergestalt verwickelt, daß ich ihn nicht sogleich losmachen konnte. Ich verlor indeß keine Zeit, sondern ergriff mein Beil und richtete einen kräftigen Schlag auf den Kopf des Thieres. Eins seiner Augen war getroffen worden, und das aus der Wunde spritzende Blut bedeckte mich. Der Bär fiel zu Boden und blieb etwa drei Sekunden lang unter wüthenden Zuckungen liegen. Während dessen konnte ich meinen Revolver losmachen, und da ich auf meinem erhöhten Standpunkte, den das Thier nicht zu ersteigen vermochte, vollkommen sicher war, so nahm ich mir Zeit, gut zu zielen und ihm auch das andere Auge zu durchbohren. Von da an wurde es mir leicht, mit der furchtbaren Bestie fertig zu werden. Des Gesichts beraubt, umkreiste der Bär fortwährend den Stamm meiner Weide und riß mit seinen mächtigen Zähnen und Klauen große Stücke der Rinde ab. Endlich machte noch ein Schuß aus meinem Karabiner seinen Todesqualen ein Ende, welche fast zwanzig Minuten gedauert hatten, und während deren er die Wurzeln des Baumes so bloß gelegt hatte, daß er bereits zu sinken begann.

Der graue Bär ist wegen seiner Kraft der König und Tyrann aller Thiere in den Felsengebirgen der nördlichen Andes und den großen amerikanischen Prairien. Nicht selten findet man unter ihnen Exemplare von zwei- bis dreitausend Pfund Gewicht. Sie ersteigen keine Bäume wie die andern Bärenarten und sind weniger gelehrig. Ihr langes Haar ist von einem röthlichen Grau, und die Farbe der spitzigen Ohren und wilden Augen nähert sich einem röthlichen Braun. Die Tatzen haben mindestens elf Zoll Länge, und die daran befindlichen Krallen sechs. Diese furchtbaren Vertheidigungsmittel schnitt ich dem erlegten Thiere ab und schlug ihm die Zähne mit dem Beile aus, um sie, nach Art der Indianer, als Trophäen zu benutzen. Dann öffnete ich den Bauch und untersuchte, wie es Jägersgebrauch ist, welchen Lauf die Kugeln genommen hatten; das Herz und die Lungen waren dreimal durchbohrt worden. Während ich noch auf diese Weise beschäftigt

war, kamen die Indianer mit ihren Squaws zurück und begannen einen wilden Tanz im Kreise um mich, der von einem Gesange begleitet wurde, dessen gastronomische Bedeutung ich zu verstehen glaubte, da mehrere mir bekannte indianische Worte oft darin wiederholt wurden. Ich ließ ihnen ihren Willen, setzte mich auf die leiste Seite meines Bären und stimmte mit ein. Hierdurch ermuntert, ergriffen sie meine Hand, zogen mich in ihren Tanz hinein und schienen über meine Fügsamkeit entzückt zu seyn.

Als wir im Begriffe waren, uns zu trennen, trat einer der Indianer vor, welcher etwas Spanisch verstand, und hielt eine emphatische Rede, deren weise Schlußworte waren: „Die Dankbarkeit ist eine Tugend der Rothhaut; die Undankbarkeit aber ist ein Bleichgesicht!“

Ich wußte nicht, was ich auf diese verständige Bemerkung antworten sollte, und ging. Kurze Zeit nachher hätte ich es gewußt; denn zwei Tage später sah ich mich in der wüsten Gegend verlassen und meiner geringen Habseligkeiten beraubt, und zwar von denselben Indianer, dessen Weib und Kind ich gerettet, und der darauf bestanden hatte, mich als Führer zu begleiten. Das war aber noch nicht Alles. Am folgenden Morgen, beim Aufgang der Sonne, während meine Gedanken sich weniger auf jene sonderbare Art indianischer Dankbarkeit, als auf mein fernes Vaterland richteten, von dem viele tausend Meilen mich trennten, wurde ich aus diesen Träumereien durch das Zischen eines Pfeiles geweckt, welcher kaum einen Schritt vor mir in den Boden fuhr. Ich schaute suchend nach der Richtung, woher er gekommen seyn mußte, aber konnte den Urheber dieses Angriffs nicht entdecken. Nach wenigen Minuten kam ein zweiter geflogen, und, wie es mir schien, von demselben Orte wie der erste, einem steilen, auf meiner rechten Seite belegenen Hügel, welcher von einer etwa hundert Fuß hohen Kuppe überragt war. Dieser zweite Pfeil drang in den Cederstamm, an den ich mich lehnte, wenige Zoll von meiner Schulter. Das schien mir etwas zu arg. Ich schlich hinter einen andern Baumstamm, der mir als Schild diente, blickte vorsichtig durch die Zweige und entdeckte richtig einen Indianer, in welchem ich den undankbaren Räuber erkannte, der mir alle meine Effekten gestohlen hatte. Er verbarg sich hinter einem Felsstück und blickte spähend nach allen Seiten, um meinen jetzigen Zufluchtsort zu ermitteln. An der röthlichen Farbe der Pfeilspitzen sah ich, daß sie vergiftet waren und erkannte die mörderische Absicht des Angreifers. Mein Entschluß war deßhalb schnell gefaßt; ich legte auf ihn an, und meine Kugel traf seine Schulter. Er sank auf den Fels nieder und blieb mit hängenden Armen regungslos liegen. Im nächsten Augenblick warf ich den Karabiner über die Achsel und begann, mich an Felsspitzen und Baumwurzeln haltend, zu ihm hinauf zu klettern. Allein da es ein sehr mühsamer Weg war, so verfloß so viel Zeit, daß er sich erholen konnte, ehe ich den Felsen erreichte. Obgleich schwer verwundet, sah ich ihn mit einer nicht zu begreifenden Behendigkeit die höhere Bergkuppe erklimmen, und konnte ihm nicht einmal einen zweiten Schuß nachsenden, da ich bei der Schwierigkeit des Weges kaum auf meinen Füßen zu stehen vermochte. Als ich endlich selbst die Kuppe erstiegen hatte, war er bereits eine Viertelmeile vor mir voraus und stieg über die Hochebene. Ihm folgen zu wollen wäre Thorheit gewesen; ich begnügte mich deßhalb, ihm meinen Wunsch einer glücklichen Reise in Gestalt einer Spitzkugel nachzusenden, welche ihn jedoch nicht erreichte, da er schon zu entfernt war.

Ich stieg wieder hinab und kam an dem Felsstück vorbei, hinter dem der Indianer sich verborgen hatte und von meiner Kugel getroffen worden war; sein Blut klebte noch daran. Nach einem dürftigen Frühstück setzte ich hierauf mißmuthig und von trüben Ahnungen erfüllt meine Wanderung durch den Wald fort. Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, schlug plötzlich ein verworrenes, dumpfes Geräusch an mein Ohr. Ziemlich muthlos legte ich mich auf den Boden nieder, um zu horchen, und erlangte bald die Ueberzeugung, daß eine Abtheilung indianischer Krieger mich verfolgte. Flucht war unmöglich, und mich zu verbergen wäre eben so unnütz gewesen und hätte mir nur die Verachtung der Feinde zugezogen. Ich vertraute mich deßhalb meinem guten Stern, lehnte den Rücken an einen Baumstamm und erwartete festen Fußes den Feind. Nach wenigen Minuten sah ich die Verfolger nur noch sechszig Schritte von mir entfernt und ihre Pfeile, gegen welche mich die vorstehenden Bäume schützten, an meinen Seiten niederfallen. Meine erste unwillkürliche Bewegung war die, nach meinem Karabiner und Revolver zu greifen, um mich zu vertheidigen; allein als sie mir näher und näher kamen und ihre vergifteten Pfeile nach mir schleuderten, zog ich es vor, mich zu ergeben. Die Erinnerung an mein Vaterland gab mir diesen klugen Gedanken ein. Ich legte die Waffen am Fuße des Baumes nieder und ging ihnen entgegen. Sie empfingen mich mit gespanntem Bogen und bereit, eine neue Ladung Pfeile auf mich abzuschießen; aber als ich durch Zeichen meine Absicht, mich ergeben zu wollen, zu erkennen gab, füllte ein wildes Kriegsgeschrei die Luft, und im nächsten Augenblick war ich umringt, zu Boden geworfen und an Händen und Füßen gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Möglichkeit des Scheintodes und der daraus folgenden schrecklichen Katastrophen hat zu allerlei Versuchen

geführt, von denen jedoch keiner das gewünschte Resultat hatte. Der französische Arzt Plouviez hat nun eine äußerst sinnreiche und vollständig sichere Methode gefunden, das Eintreten des Schein- und des wirklichen Todes beim Menschen zu konstatiren. Um zu erkennen, daß ein alle Symptome des Todes darbietendes Individuum wirklich zu leben aufgehört hat, genügt es, in der Herzgegend eine lange, feine, scharf zugespitzte Nadel bis in das Herz hinein zu stechen. Ist der Tod ein wirklicher, so bleibt die im Herzen steckende Nadel unbeweglich, im entgegengesetzten Falle geben die Oscillationen der Nadel von jedem noch so geringen Pulsschlage Kunde. Die Anwendung dieser Methode zerstört ein sehr gewöhnliches Verurtheil, dem zufolge jede noch so unbedeutende Verletzung des Herzens den augenblicklichen Tod herbeiführt. Doktor Plouviez hat mannigfache Experimente an Thieren gemacht, unter anderen an einem Kaninchen, welches mittels Chloroforms in den Zustand scheinbaren Todes versetzt wurde. Mittels des Stethoskops konnte man an dem Thiere nicht die geringste Pulsation entdecken, aber die in das Herz gesenkte Nadel begann alsbald schwächer und dann immer rascher zu oscilliren. Mit den gewöhnlichen Mitteln wurde das Kaninchen wieder zum Leben erweckt, und eine halbe Stunde darauf spielte und fraß der Held des Experiments, als ob mit ihm nicht das Geringste vorgefallen wäre. Dasselbe Experiment hat Doktor Plouviez an stärkeren Thieren mit demselben Erfolg versucht.

Man schreibt Wiesbaden, 10. August: Vor einigen Tagen fuhr der Herzog mit dem Herrn Oberjäger Köpp auf die Jagd. Es war gegen Abend. In der Nähe des hiesigen Gymnasial-Turnplatzes ging ein alter Mann, der, als er den Wagen in seine Nähe kommen sah, Folgendes zum Herzog, welcher im Jagdkostüme war, sprach: „Ihr könnt' meich metnemme, eich bin en aler Mann un hunn noch weit se gihn.“ Der Herzog, der selbst die Zügel führte, erwiderte hierauf: „Es sey kein Platz im Wagen.“ Der Alte ließ sich dadurch nicht abschrecken und erwiderte scharfsinnig: „Ihr kennt' meich doch zu Eich nemme, do vorne bei Eich is je Platz genung, ich will jo aach en Trenkgeld gäwe.“ Diese Aeußerung gefiel dem Herzog; er hieß den Bauer auf den Wagen steigen, was dieser auch sogleich that. Der Herzog frug darauf den Alten, woher er wäre. Der Alte, erwiderte, er sey aus Hahn im Amte Marienberg. Weiter unterhielt sich der Herzog mit dem Gaste über den Stand der dortigen Ernte und andere Verhältnisse recht lebhaft. An der Stelle, wo der Herzog anhielt, war das ihn erwartende Forstpersonal bereits versammelt und es grüßte denselben mit dem gebührenden Respekt, worauf abgestiegen wurde. Der Bauer bedankte sich recht schön und der Herzog wünschte ihm Glück zu seiner Weiterreise. Der Empfang des Forstpersonals machte auf den Alten einen ängstlichen Eindruck und er frug darauf den Diener, wer denn das wäre, mit dem er bis hierher gefahren sey. Als ihm der Diener erwiderte: das war unser Herzog; wußte sich der alte Mann vor Verlegenheit nicht zu helfen; er entfernte sich zitternd und vergaß sogar das „Trenkgeld gäwe.“

Ein gräßlicher Fall wird der Ostdeutschen Post aus Altbunzlau (Böhmen) gemeldet: Am 4. Aug. zog eine in guten Verhältnissen lebende Frau ihre beiden kleinen Töchter recht festlich an, mit dem Vorgeben, sie in die Kirche führen zu wollen. Statt jedoch nach der Kirche schlug sie den Weg nach der Elbe ein. Dort angelangt, warf sie beide Mädchen nacheinander in den Fluß und stürzte sich sodann selbst hinein. Alle drei ertranken. Die Leiche der Mutter und des einen Kindes wurde bald aufgefunden, jene des zweiten Mädchens wird noch gesucht. Es wird allgemein angenommen, daß Irrsinn die Ursache der schaudervollen That war.

Die Partitur des „Don Juan,“ das Manuskript von Mozart's eigener Hand, befindet sich im Besitze der berühmten Sängerin Frau Pauline Viardot-Garcia, die es für hohen Preis auf einer Londoner Auktion erstanden hat. Es ruht in ihrem Salon in einem Ebenholzkästchen auf einer Säule, heilig gehalten wie eine Reliquie und mit Ehrfurcht betrachtet von den Künstlern und Kunstfreunden, die Frau Viardot allsonntäglich um sich zu versammeln pflegt. Genannte Dame ist, wie man weiß, die eifrigste und größte Vorkämpferin deutscher Musik in der französischen Hauptstadt.

[Verbesserte Straßenbeleuchtung.] Ein Behälter mit Kohlen-Naptha, in der Nähe einer Gasflamme angebracht, verdoppelt die Kraft des Lichtes. Mit einer hierauf gegründeten und schon patentirten Erfindung hat eine Gesellschaft in der Londoner City sehr glücklich ausgefallene Versuche angestellt. Die Beleuchtungskosten, heißt es, werden durch die neue Vorrichtung um die Hälfte verringert werden.

Ein Meteorolog in Wien hat die Absicht, ein Bureau zu gründen, in welchem an Private über die muthmaßliche Witterung des Tages Auskunft ertheilt wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 199 Mittwoch, 21. August 1861.

Geschick bringt Glück.

(Schluß.)

Wir saßen alle drei um den wohlbekannten Theetisch; an derselben Stelle, die ich so oft vor Jahren eingenommen. Marie reichte mir dieselbe große, blaue, goldrandige Tasse hin, die damals immer ausschließlich für mich bestimmt war. Ihre Hand zitterte. Welche Gefühle wogten in meiner Brust, als ich jetzt meine Schicksale erzählte.

„Und welche Aussichten haben Sie nun?" fragte die Mutter, als ich geendet.

„O, die günstigsten, Madame!" erwiderte ich. „In einigen Monaten spätestens werde ich Herr meines eigenen Geschäftes seyn, wenn ich mich von meinem Kompagnon trennen will."

„Wohl! Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen sagte, wenn Sie Aussichten hätten, möchten Sie zu uns zurückkehren und wir würden sehen?"

„Wie konnte ich es wagen, Madame! Marie von Rasillon und ein Bronzearbeiter!"

„Ich will Ihnen offen gestehen," fuhr sie fort, „daß ich nicht so unbekannt mit Ihren Verhältnissen bin, als ich mich anfänglich stellte, um Ihre Aufrichtigkeit zu erproben. Erfahren Sie auch, mein junger Freund — doch meiner Tochter Auge sagt Ihnen mehr, als meine Worte vermögen. Ja, die liebevollste Erinnerung an Sie ist nicht einen Augenblick aus Mariens Herzen gewichen, und wenn Sie ihre Wangen bleicher sehen als einst, so errathen Sie die Ursache. Mein einziges Kind schwand in vergeblichem Sehnen hin und ich bereute schon, Sie so ganz aus unserer Gegenwart verbannt zu haben. Da überraschte mich vor einiger Zeit die Nachricht, daß einer unserer entfernten Anverwandten gestorben, und daß mir durch seinen Tod eine ziemliche bedeutende Erbschaft zugefallen sey. Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt; ich wandte alle Mittel an, um Ihren Aufenthalt zu erforschen, aber lange vergeblich, bis endlich der Zufall mich ihn finden ließ. Ja, ich habe sogar Herrn Gérard gesprochen, und hätten wir uns heute nicht getroffen, würde Sie morgen eine Einladung zu uns gerufen haben. Denn wer, wie Sie, reich an Kenntnissen und höherer Bildung, aber verlassen von jeder Gelegenheit, sie geltend zu machen, zum Handwerk greift, der hat überall Aussichten, auf der ganzen weiten Erde, der verdient die Hand eines edlen, ja des edelsten Mädchens zum Lohne, daß er noch etwas zu seyn vermochte, wo wenige mehr den Muth zu einer neuen Laufbahn gehabt hätten! Und hier" — sie stand auf und ergriff meine und Mariens Hand — „nehmen Sie meine Tochter hin, sie ist die Ihrige!"

Ein Freudenruf und Marie lag an meinem Herzen. Wir konnten lange nicht sprechen.

„Und nun lassen Sie es genug modellirt seyn!" meinte die Mutter. „Legen Sie Ihr Handwerkszeug nieder und leben Sie fortan nur der Liebe und den Ihrem Geiste angemessenen Beschäftigungen! Marie bringt Ihnen ein Vermögen zu, groß genug, um Sie für die Zukunft jeder Lebenssorge ledig zu machen."

„Nein!" sagte ich bescheiden, aber fest. „Mein Handwerk öffnete mir im größten Sturm einen sichern Port, als mir jeder andere verschlossen war. Wie treulos, wollte ich von der Fahne weichen, zu der ich im Unglück geschworen, jetzt, da das Glück mir lächelt! Oder verlangen Sie, daß ich in müßiger Ruhe hinträumend meine Tage verbringe, ein Schmarotzer an dem Tische meiner Gattin? Nimmermehr!"

„Lieber Hermann!" flüsterte Marie bittend, indem sie mit ineinander gefalteten Händen an meiner Schulter hing, auf welche ihr Köpfchen sich stützte.

„Süße Marie, soll ich undankbar, treulos seyn, um ein Tagedieb zu werden?"

„Gut, Hermann," bemerkte die Mutter. „Ich achte, ich ehre Ihre Gründe, doch dünkt mich, es ließe sich ein Ausweg finden. Finden sie Lust und Fähigkeit in sich, einer Maschinenfabrik vorzustehen?"

Mit leuchtenden Augen, mit pochendem Herzen bejahte ich. „Während dieser drei Jahre habe ich vielfache Gelegenheit gehabt, den Wink des braven Gérard zu befolgen und Blicke in die Theorie dieser Kunst zu thun, wenn ich auch des Praktischen noch nicht mächtig war."

„Wohlan, suchen Sie mit Hülfe Ihrer neuen braven Freunde ein Fabrikwesen der Art für mich anzukaufen oder einzurichten. Ich bevollmächtige Sie dazu; die nöthigen Summen liegen in Bereitschaft, Sie sehen, daß ich nicht eigensinnig, sondern praktisch

bin, nicht verdienstlos auf die Verdienste meiner Ahnen poche, sondern gern dem Bürgerthum und vor Allem der Bürgertugend meine Hand reiche."

Und nun? Brauche ich noch zu erzählen, daß ich glücklich, daß ich Mariens Gatte bin, in guten Wohlstande unter den besten Freunden? Das versteht sich von selbst, und mein ganzes Geschick, wenn ich es jetzt überdenke, ist nichts als eine Anekdote aus dem guten, alten, strebenden Paris, das hoffentlich noch nicht gestorben ist.

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Ich redete Denjenigen, welcher der Anführer der Bande zu seyn schien, mehreremale an, allein er gab nur einige Worte in indianischer Sprache zur Antwort, die ich nicht verstehen konnte. Ein langer und heftiger Wortwechsel fand zwischen ihm und seinen Leuten statt, aus dem ich endlich entnehmen zu können glaubte, daß die herrschende Meinungsverschiedenheit sich um die Frage drehte, ob ich getragen werden, oder selbst gehen sollte. Der Anführer neigte sich zu der ersteren Art von Beförderung, während die übrigen Krieger, nicht gesonnen, einen solchen Frohndienst zu übernehmen, auf die letztere bestanden und glücklicher Weise ihren Willen durchsetzten. Meine Banden wurden also von den Füßen abgenommen, und ich begann, fortgeschleppt von den Indianern, den Marsch durch den Wald.

Gegen 2 Uhr Nachmittags gelangten wir an einen Fluß, welcher durchschwommen werden mußte; und einer der Stärksten unter den Kriegern erhielt den Auftrag, mich auf den Rücken zu nehmen, wo ich mit Riemen von Büffelleder festgebunden wurde. Ich muß gestehen, daß ich diese Operation nicht ohne Furcht an mir vernehmen ließ, denn da meine Hände gebunden waren, drohte mir ohne Zweifel große Gefahr, wenn sich der Indianer nicht als ein sehr guter Schwimmer bewies. Ich that alles Mögliche, um dem Anführer begreiflich zu machen, daß ich selbst zu schwimmen im Stande sey, und daß ich, wenn er die Fesseln abnehmen lassen wollte, so gut wie irgend einer von ihnen den Fluß durchschwimmen könne; allein entweder verstand er meine Zeichen nicht, oder er traute mir nicht, kurz, alle Vorbereitungen zu meinem Transport in der angegebenen Weise wurden getroffen. Meine Jagdtasche, die Gewehre und das geschossene Wild wurden in die Bärenhaut gewickelt und zugleich mit mir in das Wasser geworfen. Der Indianer, welcher mich trug, war, wie ich bald bemerkte, ein guter Schwimmer, und wir erreichten nach kurzer Zeit das jenseitige Ufer, wo in einer kleinen, von Binsen und anderen Wasserpflanzen umwachsenen Bucht Halt gemacht wurde. Da es sehr heiß war, so trocknete ich bald wieder; denn man hatte sich nicht die Mühe genommen, mir meine aus Thierhäuten bestehenden Kleider abzuziehen, ehe ich ins Wasser geworfen wurde. Wir folgten hierauf dem Laufe des Stromes noch etwa eine Stunde lang, und gelangten dann zu einem Seitenfluß, an dessen Ufer wir weiter gingen, und fanden etwa zwanzig Minuten später drei unter Weiden versteckte Canoes, oder Nachen, welche nach indianischer Sitte aus Baumzweigen geflochten und mit Birkenrinde überzogen werden. Wir ruderten den Fluß hinauf, und nach etwa dreistündiger Fahrt sah ich in der Entfernung von kaum zwei englischen Meilen eine weite Ebene vor mir, die mit zahllosen haufenartigen Erhöhungen bedeckt war, welche ich für Heuschober gehalten haben würde, wenn nicht aus der Spitze mehrerer von ihnen ein bläulicher Rauch aufgestiegen wäre, an dem ich erkannte, daß es die Hütten eines Indianerstammes waren. Sobald wir die Hauptbucht erreicht hatten, wo viele Pirogen und Canoes befestigt lagen, wurden wir von den Einwohnern gesehen und mit einem gellenden Freudengeschrei empfangen, und mehr als tausend Weiber, Kinder und Greise kamen an das Ufer geeilt. Diejenigen, welche am ungeduldigsten waren, mich zu sehen, warfen sich mit seltsamen Grimassen und Verdrehungen ihres Körpers in das Wasser und umschwammen das Canoe, unter dem die Kinder, wie junge Meerschweine, auf und niedertauchten.

Ich wurde ergriffen und, umgeben von einer zahllosen Volksmenge, an das Land gebracht. Wir traten in eine breite Straße, welche nur von zwei Hüttenreihen gebildet wurde, und begegneten hier dem uns entgegenkommenden Häuptlinge des Stammes. Er gab, wie ich an seinen Mienen und Bewegungen zu erkennen glaubte, den Befehl, die Volksmenge zu entfernen, welche mich dergestalt umdrängte, daß ich fast erstickte. Der Weg, welchen wir verfolgten, stieg aufwärts, und bald sah ich die Hütte des Häuptlings links vor mir, die sich durch ihre bedeutendere Höhe und Weite von den übrigen unterschied, auf deren Spitze jetzt eine Menge Indianer beider Geschlechter saßen, um eine freiere Aussicht auf mich zu haben. Statt jedoch geraden Weges auf die Hütte zu zu gehen, schlugen meine Begleiter einen Seitenweg ein und führten mich durch ein Labyrinth von Hütten, bis sie endlich vor einer derselben stehen blieben, wo ich mit dem Häuptling und drei untergeordneten Anführern eintreten mußte.

Der dichte Rauch, welcher das Innere erfüllte, verhinderte mich Anfangs, die darin befindlichen Gegenstände zu sehen; aber nachdem ich in den hintern Theil der Hütte geführt worden war, erkannte ich, auf einer Matte liegend, den Indianer, welcher am vorhergehenden Morgen durch einen Schuß von mir verwundet

worden war. Seine Squaw, oder Frau, und alle Verwandte saßen an seiner Seite. Der Häuptling fragte mich in spanischer Sprache, ob ich den Indianer kenne, und ich erwiderte durch ein Zeichen bejahend. Dann hob er die ihn bedeckende Büffelhaut auf, deutete auf die durch meine Kugel verursachte Wunde und befragte mich von Neuem, ob ich den Ursprung derselben kenne. Ich leugnete nicht, daß sie von meiner Hand herrühre.

Nachdem mein Verbrechen auf diese Weise festgestellt war, wurde ich, gefolgt von einer großen Menschenmenge, nach der Hütte des Häuptlings geführt, wo sich der Kriegsrath zu versammeln pflegte und die, obgleich höher und weiter als die anderen Wohnungen, in Bezug auf die Bauart in keiner Weise von ihnen abwich. Sie bestand aus geflochtenen Eichenzweigen, welche mit Tonerde überworfen waren. Die Indianer dieses Stammes waren groß, wohlgebaut und kräftig, hatten meist Adlernasen und ein stark vorspringendes Kinn. Die Weiber besaßen diejenige Art von Schönheit, welche man in der Regel bei den Indianerinnen findet; nur die alten hatten schwere Arbeiten zu verrichten, und die jungen genossen, wie bei fast allen Indianerstämmen, die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechts ohne Schranken. Nach meiner Karte gehörte dieses Dorf dem großen Stamm der Timpabachen, einem Zweige der Pah-Utahs, und lag am Ufer des San-Juan, welcher sich in den Rio Grande ergießt.

Beim Eintreten in die Hütte des Häuptlings fand ich die ersten Anführer, vier an der Zahl, im Hintergrunde derselben versammelt, die meiner warteten. Sie waren, nach dem Glanze der Farben zu urtheilen, welche ihre wilden Gesichter schmückten, frisch tätuirt. Jeder von ihnen hatte seine Streitaxt, Tomahawk genannt, an der Seite und trug Adlerfedern im Haar, während Hals und Handgelenke von menschlichen Zähnen und Bärenklauen geschmückt, und ihre Hüften von Wolf und Fuchsschwänzen umfangen und bedeckt waren. Verschiedenartige Kriegstrophäen zierten das Innere der Hütte und bestanden namentlich aus menschlichen Schädeln mit daran befindlichem Kopfhaar, Waffen aller Art, Tiger- und Bärenfellen und der Haut einer riesigen Schlange, welche ich selbst, merkwürdiger Weise, vor kurzer Zeit in der Sierra-Wah durch zwei Schüsse getödtet hatte, deren deutliche Spuren ich jetzt noch an dem scheußlichen Kopfe erkennen konnte. In der Mitte des Raumes brannte eine Kohlenpfanne von ungeheurem Umfange und ließ ihren Rauch, wie immer, durch die in der Spitze der Hütte befindliche Oeffnung abziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Gränzboten“ bringen folgenden an seine Beamten und Untergebenen gerichteten Erlaß des Grafen Kuno Hahn, Stiefsohn der bekannten Gräfin Ida Hahn-Hahn, welcher junge (1832 geborne) Graf seinem kürzlich verstorbenen Vater im Besitze des größten Theils der in Mecklenburg gelegenen Güter der gedachten Familie folgte. Das Aktenstück lautet: „An meine sämmtlichen Beamten und Dienerschaft, die mein Brod essen, und denen mich Gott zum Herrn gesetzt. (Folgen die Namen) — Jeder, der es gelesen, schreibe seinen Namen in aller Unterthänigkeit nebenan — damit ich mich überzeuge, daß Jedem mein Wille bekannt geworden ist, und daß Selbige auch die ihnen untergeordneten Leute dazu anhalten werden. Da die guten alten Sitten der Hahnschen durch die vielen neuen ausländischen Beamten und Diener, welche anzunehmen ich mich leider genöthigt sehe, da viele der eingebornen Hahn'schen ihr Amt untreu warteten, immer mehr schwinden — auch von denen, die noch unter meinen hochverehrten, in Gott seligen Eltern gedient haben, nicht mehr aufrecht erhalten werden, so bemerke ich — von Gott als der Herr über die von mir abhängigen Bedienstenten eingesetzt: — durch das Recht und die Pflicht, die die Herrschaft hat, Ehrerbietung und Unterthänigkeit in Wort und Werk von ihren Beamten und Dienern entgegen zu nehmen, Folgendes: Jeder Beamte oder Diener, der dem Tagelöhner an Bildung überlegen, und wiederum über Andere mir Untergebene gesetzt ist, um sie in Gottesfurcht zu treuem unterthänigsten Dienste anzuhalten — hat eine doppelte Verpflichtung, solchen Dienst nicht nach seinem natürlichen Menschen als eine Erniedrigung, sondern in der rechten Christentreue als eine höchst wichtige Pflicht seines Berufs anzusehen, und wenn sein Herz in der rechten Ehrerbietung, Dienstergebenheit, Gehorsam, Liebe und Werthschätzung zu seiner Herrschaft steht, wie uns das vierte Gebot gelehrt, um sich dadurch den Segen desselben zu erwerben, wird er auch um Gottes Willen die guten alten Hahn'schen Sitten, die Unterthänigkeit in Wort und Werk von Herzen seiner Herrschaft darbringen. 1) Wenn eine in meinem Dienst stehende Person der Herrschaft eine Meldung zu bringen hat, oder zu kommen befohlen ist, hat selbige mit anständiger züchtiger Manier an der Thür stehen bleibend, die Hände auf dem Rücken liegend, oder das Stallpersonal stramm beide Arme militärisch anlegend, sein: „Unterthänigst guten Morgen,“ „guten Tag,“ oder „guten Abend“ zu sagen, dann die Meldung zu machen — oder Befehle entgegen zu nehmen, und endlich beim Hinausgehen z. B. Abends, mit dem Gruße: „Unterthänigst gute Nacht“ sich zu entfernen. 2) Jeder in meinem Brode Stehende hat, wenn er Privatbitten oder Anliegen bei seiner Herrschaft vorzubringen hat, in weißer Halsbinde und weißen

Handschuhen zu erscheinen und nicht anders. — 3) An allen herrschaftlichen Geburtstagen, zu der Gratulation zu Neujahr — wird von jetzt ab Keiner herzugelassen, der anders als in weißer Halsbinde und weißen Handschuhen, und die höheren Beamten in weißen Westen selbige seiner Herrschaft ausspricht. 4) Eben so wünsche ich, daß alle meine Beamten an Sonn- und Festtagen in weißen Halsbinden gehen, und auch nie anders vor ihrer Herrschaft erscheinen; Alltags erscheinen sie mit meiner Genehmigung in ihrem ordentlichen, einfachen Werktagsanzuge. 5) Begegnet ein Glied der herrschaftlichen Familie oder derselben nahe Anverwandte einer in meinem Dienst stehenden Person, so hat jeder Beamte oder Diener stehend, mit zur Herrschaft gewandtem Gesicht zu grüßen, und eben so streng die ihm untergeordneten Leute dazu anzuhalten. — 6) Beamten, denen ich Dienstpferde halte, haben ebenfalls stehend, d. h. mit ihrem Pferde Front machend, der vorübergehenden oder fahrenden Herrschaft des Tages Zeit zu bieten. — 7) Sollte die Herrschaft, zu Fuß gehend, Jemand ihrer reitenden Beamten ansprechen, so hat derselbe, sofort vom Pferde springend, zu Fuß seiner Herrschaft zu antworten, aber nicht vom Pferde herab. — Dieses alles sich eigentlich so sehr von selbst Verstehende, besonders in einem so alten Familienbesitzthum, wie das mir von meinem hochseligen Vater überkommene, wo der Sohn vom Vater schon die unterthänigen, sich zu seiner Herrschaft gebührenden Manieren lernt — ist mir eine ernste Pflicht geworden, den von mir abhängigen Beamten und Dienerschaft aufs Neue einzuprägen. Wie viel lieber wäre es mir, nicht erst an solche für mich so kleine und doch für das ganze Hahn'sche so wichtige Dinge zu erinnern zu brauchen! — Geht aber die Unterthänigkeit der mir von Gott untergeordneten Personen erst im äußeren Wesen, in Worten und Manieren zu ihrer von Gott ihnen gesetzten Herrschaft verloren — — so wird bald, wenn die feine äußerliche Zucht des Menschen dahin ist, auch in sein Herz der Geist des Hochmuths und der Hoffahrt einziehen — — und die Diensttreue, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat — immer mehr schwinden. — Gott aber, der mich zum Herren berufen, gebe mir, Kraft und Strenge, — Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten, allewege zu seines Namens Ehre."

Folgender Unglücksfall wird aus dem französischen Orte Landes gemeldet: Als sich vor einigen Tagen mehrere Damen am Ufer des Meeres badeten, kam plötzlich eine mächtige Woge, welche sechs von ihnen wegriß und in das offene Meer hinausführte. Auf die verzweifelten Angstrufe stürzte sich ein gewisser Herr Milhas, welcher in der Nähe gebadet hatte und dessen Frau sich unter den Fortgerissenen befand, in das Wasser. Kaum hatte er sich der verhängnißvollen Stelle genähert, als er sich von einer der Frauen mit der letzten Kraft der Verzweiflung an beiden Armen gepackt sah und nur mit der größten Mühe gelang es ihm, wieder Herr seiner Bewegungen zu werden. In demselben Augenblicke fühlte er einen Körper unter seinen Füßen durchschwimmen. Rasch tauchte er unter das Wasser und es gelang ihm auch, diese Dame zu ergreifen. Herr Milhas befand sich jetzt in einer verzweifelten Lage, er wußte, daß seine Frau mit fortgeschwemmt worden war, und doch konnte er die beiden Damen, welche er in den Händen hatte, nicht ihrem Schicksal überlassen. Da, auf Einmal, sieht er seine Frau ganz in seiner Nähe zum Vorschein kommen, rasch greift er nach ihr und ist so glücklich, sie zu fassen. Er versuchte nun, mit seiner dreifachen Last an's Ufer zu schwimmen, aber da dieß unmöglich war, so ließ er eine der Damen an einer etwas gesicherten Stelle zurück und rettete die beiden übrigen. Kaum aber waren sie am Ufer angekommen, als eine zweite Woge die zurückgelassene Dame wieder in das offene Meer hinausführte. Der indessen herbeigeeilten Hülfe gelang es jedoch, Letztere zu retten; von den übrigen drei verunglückten Damen war aber keine Spur mehr aufzufinden. Die Aufopferung und Unerschrockenheit des Herrn Milhas verdient um so mehr Anerkennung, als er durch eine Wunde, welche er im Krimkriege erhalten hatte, des Gebrauchs seiner linken Hand beraubt war.

In Paris wird jetzt ein merkwürdiger Handelszweig mit gutem Erfolg betrieben, nämlich der Krötenhandel. Aus England hat man in Erfahrung gebracht, daß die englischen Gemüsegärtner zur Vertilgung der Schnecken und ähnlichen Gewürms Kröten in ihren Gemüsegärten halten, und dieß nachgeahmt. Die Krötenzucht und der Krötenhandel nimmt in Paris mit jedem Tage zu, da sich das Mittel gegen jenes Ungeziefer vollkommen bewährt hat. Man führt jetzt schon von Paris aus viele Kröten, das Dutzend zu 2 Frs. 50. Cts., nach England aus, wo sie mit 6 Sh. das Dutzend bezahlt werden. Die Krötenzucht wird bald einen so großen Umfang nehmen, wie im Süden die Gartenschneckenzucht. Neben den Kröten wird man in den Gemüsegärten um Paris auch die beschuhten Hühner, damit sie nicht scharren können, einführen, wie sie längst in England zur Vertilgung der Kellerasseln u. dgl. in den Gärten benutzt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 200 Donnerstag, 22. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

Eine Erzählung, mitgetheilt von Christian Hoeppl.*)

1.

Das Alpglühen.

Einer der schönsten Sommeraufenthalte in dem an reizenden Punkten so reichen bayerischen Hochgebirg ist unstreitig Partenkirchen. Während er für Leidende durch das kaum eine Viertelstunde entfernte Kainzenbad mit seinen jod- und schwefelhaltigen Wässern seit einem Jahrzehend ein sehr besuchter Kurort geworden ist, bietet es doch vor Allem Demjenigen, der müde des städtischen Treibens oder Ruhe suchend von anstrengenden Berufsarbeiten ein paar Wochen im Frieden der Ländlichkeit und im Genuß einer pittoresk-großartigen Natur verbringen und sich zu neuem Thun im bewegten Leben der Städte stärken will, einen ersehnten Zufluchtsort. Vielleicht sollte ich sagen „bot" statt „bietet", denn wohl mag die nun von München nach Starnberg führende Eisenbahn auch dieses stille Gebirgsthal dem Strome jener Reisenden geöffnet haben, die, wenn sie auch gerade keine Engländer sind, doch gleich diesen die Virtuosität besitzen, den wirklichen Freund der Natur, der für sich oder in Gesellschaft weniger Gleichgestimmter die Reize und Wunder einer Gegend still genießen will, durch ihre professionsmäßige Begeisterung und Schaulust im höchsten Grade zu langweilen, ja zu ärgern. Wenigstens ist es heutzutage schwer, ein an Naturschönheiten reiches Plätzchen zu finden, das nicht im Sommer und Herbst von Gewohnheitstouristen aller Art überschwemmt würde, wie manche Gegenden Arabiens von Heuschreckenschwärmen. Und wie durch diese alle Vegetation und alles grüne Leben zerstört wird, so üben jene Touristen aus Mode auf unsern Geist und unsere Phantasie gegenüber den Reizen einer schönen Natur eine ähnliche Wirkung aus, denn kaum sind sie da und kramen in reichem, nicht enden wollendem Wortschwall ihre pflichtschuldige zumeist angelernte Naturbegeisterung aus, so erscheint uns plötzlich die ganze Gegend ihres Zaubers entkleidet und alles ringsum farblos, Grau in Grau, als mache es die Natur wie die mimosa pudica, die sofort ihren Kelch schließt und die duftigen Farben ihrer Blüthe verbirgt, wenn eine unzarte Hand sie neugierig berührt. So habe ich es wenigstens in den wonnigen Thalgründen und auf den waldigen Bergkuppen meines lieben Thüringen getroffen, das ich vor fünfzehn Jahren als Student so oft durchwanderte, und das nun förmlich eine Domäne der Berliner in Langeweile Reisenden geworden ist.

Ob es Parteukirchen auch so ergangen im Laufe der Zeit? Ich weiß es nicht. Meine Geschichte, die ich erzählen will, fällt in frühere Jahre, wo sich noch kaum der erste Anflug dieser modernen Reisewuth zeigte.

Es war im Jahre 185*, als ich nach mehrjährigem Aufenthalt in norddeutschen Städten zu Beginn des Herbstes Mittel und Muße zu einer größeren Erholungsreise fand, und nach kurzem Ueberlegen bestimmte ich als Ziel meiner Fahrt Partenkirchen, das mir durch die Erinnerung an ein schönes, warmes Freundschaftsband, welches ich dort während eines Sommeraufenthaltes einst geschlossen, doppelt lieb und theuer war. Ohne mehr als durchaus nöthig mich aufzuhalten, flog ich auf den Schienenwegen hin, die aus Spree-Athen, der Metropole der „Intelligenz" (welchen Ausdruck boshafte Menschen nach der Analogie des lucus a non lucendo erklären wollen), nach Isar-Athen, der Metropole des behaglichen Lebensgenusses, führen. Ich hielt auch hier nur kurze Rast und fuhr sogleich am Morgen nach meiner Ankunft mit dem Omnibus über Murnau und Staruberg nach Partenkirchen.

Wer sie nie gesehen, diese Gegend, der kann sich unmöglich auch nur eine entfernte Vorstellung von der Großartigkeit des Eindrucks machen, den sie, weil zugleich auch milde, fast idyllische Schönheit neben dem Gewaltigen unser Auge trifft, auf unsern Geist hervorbringt.

Dicht vor uns die Bergriesen „Alpspitze" und „Zugspitze," nach Westen ein herrliches, üppiges Thal, von der Leisach durchströmt, dessen Abschluß fürs Auge der „Daniel," der „Karawendel" und andere höchst respectable Berge bilden. Gegen Osten wie ein Schatten über das Dorf hereinragend der „Krotenkopf." Nach Norden fern verschwimmend die kleineren Vorposten des Gebirges, allmälig sich abdachend bis zur bayerischen Hochebene, die vom Auslauf der Alpen bis an die Donau sich erstreckt.

*) Aus dem Frankfurter Konversationsblatt.

Es war einer jener eigenthümlichen, zauberhaften Herbstabende, wie wir sie eben nur in jener Gebirgswelt finden, als ich in Partenkirchen ankam, wo ich auf der Straße nach Garmisch hin in einem der letzten Häuser zu meiner großen Freude noch ein Zimmer=chen mit reizender Aussicht unbesetzt fand. Aber bald drängte es mich, herunterzugehen vor das Haus, um das wundervolste Schauspiel, das es in der Natur gibt, den Sonnenuntergang im Gebirge, recht voll genießen zu können. Noch war die Sonne nicht hinter die Berge verschwunden und das Dorf Garmisch mit dem ganzen Loisachthale lag in duftigem Glanz und Schimmer. Allmälig aber, wie die Sonne hinter die Berge trat, legte sich Schatten über die Ebene, den Fuß der Berge umhüllte ein nebelartiger Duft und nun zeigte sich meinem Blick wieder jenes Wunder der Natur, das man „Alpglühen“ nennt, in seiner überraschenden Pracht und Schönheit. Während um den Fuß der Berge Schatten und Duft sich immer mehr verdichten, begann die obere Hälfte derselben zuerst in sanfterem, dann immer intensiver werdendem Lichte zu schimmern, bis endlich der Berg völlig durchglüht erschien, wie rothglühendes Eisen. Von Minute zu Minute verengte sich dieser Gluthraum mehr nach dem Gipfel des Berges zu, während die von derselben verlassenen Theile völlig die graue Farbe der Asche annahmen, um so die Täuschung wie von glühendem und allmälig erkaltendem Eisen vollkommen zu machen. Das richtigste Bild von diesem Glühen der Berge gibt wohl dem, der es nie gesehen und sich doch einen Begriff davon machen will, das Verglühen eines Räucherkerzchens, wenn wir dasselbe unten anzünden und nach oben verglühen lassen. Während zuletzt noch die oberste Spitze desselben hell glüht, ist der übrige Theil von unten nach oben zu grauweiße Asche. Je mehr nun das „Glühen“ der Berge emporrückt und sich zuletzt ganz auf den ewig mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel beschränkt, um so wunderbarer und herrlicher wird der Anblick, weil die glänzenden, glatten Schnee= und Eismassen noch mehr den Charakter durchsichtiger Gluth anzunehmen im Stande sind, als der steinige, theils von Gestrüpp durchzogene Felsen. Ein anderes wunderbares Schauspiel entfaltet sich jetzt vor unsern Blicken, das uns fast den glühenden Berggipfel vergessen läßt. Aus dem Thale haben sich beim Schwinden der Sonne die feuchten Dünste erhoben, die nun um die Mitte der Berge in duftigen Wolken schweben, seltsamen nebelhaften Gestalten gleich, die einen lustigen Reigen um den Berg führen, phantastische Figuren, die sich zu haschen scheinen, ähnlich den Dampfwolken der Lokomotive, wenn sie der Wind hintreibt, nur viel zarter und duftiger. Es sind die Berggeister, wie die Leute sagen, die ihren nächtlichen Tanz beginnen. Tanzen sie mehr um die untere Hälfte des Berges, so gibt es für den andern Tag schönes, helles Wetter, schwingen sie sich aber höher nach dem Gipfel zu, so sind sie erzürnt und rufen den Regen für den kommenden Morgen. Meteorologisch ist dieser einfache Aberglaube leicht zu erklären.

Indessen ist die Gluth der Berggipfel matter und matter geworden, bis sie allmälig ebenfalls die Aschenfarbe angenommen haben. Da geht es wie ein Schauer durch die Gegend und ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl des Verlassenseyns ersaßt die Seele, als ob etwas Großes und Herrliches auf immer dahin wäre, tiefer und mächtiger als jene Empfindung, die uns ergreift, wenn ein Feuerwerk zu Ende ist, wie eben die Wunder der Natur auch mächtiger sind als die Künsteleien der Menschen. Die Luft wird plötzlich mit Einemmale sehr kühl und das Frösteln, das unsern Körper durchzieht, treibt uns auf unser Zimmer oder in die große Stube unten, die für alle Gäste des Hauses gemeinsam ist.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Zwei mit dem Tomahawk bewaffnete Indianer bewachten die Eingangspforte, welche, da die Häuptlinge sich durch das Geschrei der außerhalb versammelten neugierigen Menschenmenge belästigt fühlten, auf Befehl derselben mit einer Bärenhaut verhängt wurde. Hier begann die Feierlichkeit mit der Zeremonie der Friedenspfeife. Der älteste Häuptling beschrieb einen Kreis auf der Erde, umgab ihn mit kabalistischen Zeichen, und ließ sich dann eine Kohle dahin bringen, an der er die Nationalpfeife anzündete, welche dem großen Manitu, der Sonne, der Erde und den vier Himmelsgegenden dargeboten wurde, während die Häuptlinge mit ernster Miene der Zeremonie zusahen. Dann wurde ihnen die Pfeife der Reihe nach behändigt, und keiner bediente sich ihrer auf dieselbe Weise, wie die Anderen, denn jeder hatte dem großen Manitu geschworen, sein ganzes Leben lang auf eine ihm allein eigenthümliche Weise zu rauchen. Zu meinem großen Bedauern wurde sie mir nicht angeboten; an ihrer Stelle zeigte man mir einen noch mit feindlichem Blute gefärbten Tomahawk, welcher wahrscheinlich die Waffe des Henkers war. Ein Krieger schwang ihn mit drehender Geberde über meinem Kopfe, aber hatte glücklicher Weise die Kraft, mit seiner Bewegung zur rechten Zeit inne zu halten; denn da meine Hände gebunden waren und mir keinen Schutz gewähren konnten, so würde mein Kopf in Stücke gespiegen seyn, wenn er die Waffe hätte fallen lassen.

Als diese Zeremonie vorüber war, wurde die Streitart an ihren Platz über einem gräulichen Bilde zurück-

gehängt, welches mit groben Zügen auf einem an der Wand der Hütte befindlichen Stücke Birkenrinde gezeichnet war und die Sonne vorstellen sollte, die nach dem Glauben der Timpabachen der Wohnsitz des großen Geistes ist.

Nach diesen Einleitungen wurde die Frau des von mir verwundeten Indianers hereingeführt, worauf derjenige Häuptling, welcher die Sitzung eröffnet hatte, sie darüber befragte, was sie in Betreff der mir schuldgegebenen Handlung wußte. Ich sah, daß das arme Weiben mehr zu meinen Gunsten als zu meinem Nachtheile sprach, und erkannte am Ausdruck ihrer Züge und Bewegungen, daß sie sich meiner annahm, in so weit es ihre Stellung als Frau des Verwundeten zuließ. Sie schilderte die Scene des Kampfes mit dem Bären, und wie ich sie gegen sicheres Verderben geschützt hatte.

Bei dieser Erzählung breitete sich ein Schein von Wohlwollen über die Gesichter der Mitglieder des Rathes, und nach einer kurzen, aber sehr lebhaften Debatte richtete der erste Häuptling die folgenden Fragen in spanischer Sprache an mich:

„Aus welchem Grunde ist das Bleichgesicht in diese Gegend gekommen und hat den Krieg gegen die Timpabachen erklärt? Er antworte! Der große Häuptling dieser Nation wartet auf seine Rechtfertigung."

„Das Bleichgesicht," erwiderte ich, „hat keinen Krieg erklärt, sondern ist angegriffen worden, und hat sich nur vertheidigt."

„So zeige es die Wunden, welche ihm sein Angreifer zugefügt hat."

„Ich habe keine Wunden empfangen, aber ich mußte Wunden zufügen, um mein Leben zu retten."

„Ein solches Recht hatte das Bleichgesicht nicht. Nachdem es gegen den Bären so tapfer gekämpft hatte, würde es besser gehandelt haben, nachsichtig zu seyn und vor den Pfeilen des Timpabachen zu fliehen, von denen es nicht erreicht worden wäre. Das Bleichgesicht hat Blut vergossen, und sein Blut muß wieder fließen. Der große Häuptling, die geheimte Schlange, und der versammelte Rath sind der Meinung, daß es den Tod verdient habe."

Nach dieser Erklärung sagte die Indianerin noch einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, und hob dann die vor der Thür hängende Bärendecke auf und verließ die Hütte. Sobald sie fort war, begann eine neue Berathung der Häuptlinge. Einige Zeit schien es mir, als wenn ihre Meinungen über mein Schicksal getheilt wären; allein der erste Häuptling führte durch seinen Einfluß eine schnelle Entscheidung herbei, ließ sich von Neuem die Streitart bringen, legte sie mir wie vorher auf den Kopf und sagte einige Worte in indianischer Sprache, während seine Augen auf das Bild der Sonne gerichtet waren. Ich entnahm daraus, daß er mein Todesurtheil ausgesprochen hatte, und unwillkürlich erwachte in mir der Gedanke an mein Vaterland und an die theuren Wesen, die ich in diesem Leben nicht wiedersehen sollte.

Im Hintergrund der Hütte stand der Stamm einer Eiche, an den ich mittelst eines Lederriemens befestigt wurde, welcher durch einen Ring lief, dessen innere glatte Seite mich vermuthen ließ, daß er schon mehr als einem Opfer gedient hatte. Ein Bündel trockener Binsen wurde gebracht, worauf sich die Indianer mit ihren Pfeifen niederließen und eine leise Todtenklage zu murmeln begannen, die mich, in Folge meiner übermäßigen Erschöpfung, allmälig in Schlaf lullte.

Zwei Tage und Nächte verflossen, ohne daß Veränderungen in meiner Lage eintraten. Am Morgen des dritten wurde meine Aufmerksamkeit durch eine ungewöhnliche Bewegung und lautes Stimmengewirr im Lager erweckt. Die ganze Nacht hatte mich eine unheilvolle Ahnung wach erhalten, welche sich jetzt bewahrheitete; denn bald nachher erschienen die vier Häuptlinge in ihrem höchsten Staate und in Begleitung von mindestens hundert Kriegern vor mir, von denen Manche Bogen, Pfeile und hölzerne Schilder, mit einer grauen Bären haut überzogen, und Andere Feuergewehre trugen. Die bereits erwähnte Streitart wurde dem großen Häuptling überreicht, worauf er den Todesmarsch eröffnete. Mir wurden die Fesseln der Füße abgenommen, und mit einem Strick um den Hals ward ich aus der Hütte geführt, weßhalb mir kein Zweifel bleiben konnte, daß jetzt meine letzte Stunde gekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Gemeinnützige Wochenschrift" enthält in Nr. 33 einen beachtenswerthen Aufsatz über die Suppen- und Kleinkinderbewahranstalt zu Erlabrunn, Landg. Würzburg I/M., von Herrn Pfarrer Barazzi daselbst. Die Suppen-Anstalt besteht seit 1856. In diese werden nicht alte, gebrechliche, arbeitsunfähige Arme, sondern auch arme Schulkinder aufgenommen. Die Schulkinder gewießen ihre Suppe in der Anstalt und erhalten so viel, als zu ihrer Ersättigung erforderlich ist; die Erwachsenen tragen ihre Suppe nach Hause. Die Suppen-Anstalt hat sich bis jetzt als eine recht wohlthätige Anstalt erwiesen. Der Nutzen derselben besteht vor Allem darin, daß die Noth vieler Armen zur härtesten Zeit des Jahres um ein Bedeutendes gemildert wird. Hiefür sprechen die Zahlen, da in 6 bis 10 Wochen (Ende des Winters und Anfang des Frühjahrs), je nach den Zeitverhältnissen, 2000 bis 3000 Portionen Suppe nebst Brod verabreicht werden. Ferner hat diese Anstalt den großen Nutzen, den über-

haupt jede Naturalunterstützung hat. Die Kleinkinderbewahranstalt besteht seit dem März 1860. In diese Anstalt werden nicht nur die Kinder bis zum 6. Lebensjahre aufgenommen, sondern, um die Nützlichkeit der Anstalt noch mehr auszudehnen, ist es auch gestattet, daß Schüler der kleineren Schule, welche ihre Eltern in der Arbeit noch nicht unterstützen können, nach der Schule, welche im Sommersemester täglich Früh 9 Uhr geschlossen wird, in der Anstalt verweilen, wo ihnen zugleich Zeit und Gelegenheit geboten ist, ihre Schulaufgaben zu erlernen. Da diese Anstalt nur für eine Landgemeinde bestimmt ist, so währt die Anstalt auch nur für die Zeit, in welcher die Einwohner mit Feldbau beschäftigt sind. Die Anstalt wird daher jährlich zu Ende des Monates März oder im Anfange Aprils eröffnet und nach der Weinlese geschlossen. Außer den Wintermonaten bleibt die Anstalt auch an allen Sonn- und Feiertagen geschlossen. Für die Aufsicht zahlt jedes Kind täglich ½ kr. Ganz armen Kindern wird auch dieser kleine Beitrag erlassen, da die Unterstützung aus distriktiven Mitteln, welche bis jetzt der Anstalt wohlwollend zugewiesen wurden, diese Befreiung möglich macht.

In der Umgebung Wiens treibt sich seit einiger Zeit ein Industrieritter herum, welcher die so beliebte Mode sich photographiren zu lassen, auf folgende Weise zu seinem Vortheile und zum Nachtheile der Betheiligten benützt. Derselbe geht von Haus zu Haus, gibt dort seine Adresse (selbstverständlich mit falscher Namens- und Wohnungsangabe) und ladet Jedermann ein, sich photographiren zu lassen, da der Preis nur 50 kr. betrage. Gleichzeitig verlangt er 10 kr. als Vorschuß, da er angibt, seine photographischen Apparate herausbringen zu müssen, um dann die Photographirung in größerem Maßstabe vornehmen. Der billige Künstler findet großen Zuspruch, da man ja seiner Adresse versichert zu seyn glaubt; willig zahlen in jedem Hause einige Leichtgläubige den von ihm gewünschten Vorschuß- und Versicherungsbetrag, und erhalten die Zusage, am andern Tage um dieselbe Stunde ihr wohlgetroffenes Konterfei zu erhalten. Doch der folgende Tag und die bezeichnete Stunde kommt — nicht aber der Photograph, der sich über die vielen Dupirten und die vielen herausgelockten „Zehnerln" ins Fäustchen lacht und seine Gannerei vielleicht in demselben Augenblicke auf einem andern Dorfe versucht. Man hat berechnet, daß der Industrieritter in manchem größeren Dorfe eine Lesung von 20 bis 30 fl. an einem Nachmittag gemacht haben dürfe, jedenfalls ein rentables Geschäft.

Der Ausschuß der betannten religiösen Gemeinde auf dem Kirschenhardthof bei Marbach in Württemberg hat unter der Leitung von Chr. Hoffmann einen Aufruf zum Beitritt zu dem „Deutschen Tempel" erlassen. Das Wesentlichste des Programms lautet: 1) Der Zerrüttung der Familie muß gesteuert werden; 2) die richtige Verwendung der äußern Mittel ist kein unwichtiger Theil der Geschäfte des Tempels; 3) Sache des Deutschen Tempels ist es, den Sinn der deutschen Nation auf Unternehmungen zu richten, die den Deutschen nach Leib und Seele helfen können, 4) die Erziehung der deutschen Jugend ist eines der Geschäfte des Tempels; 5) die Aufgaben einer deutschen Zentralgewalt erhellen aus dem Vorstehenden, und der Anfang des Deutschen Tempels ist dadurch gemacht worden, daß am 19. Juni d. J. eine Anzahl Männer aus Württemberg, Baden und Bayern, Protestanten und Katholiken, aus den bestehenden Kirchen ausgetreten sind, sich zu einer selbstständigen religiösen Gemeinschaft mit Festhaltung der im Obigen bezeichneten Ziele verbunden, Priester und Aelteste eingesetzt und die Abhaltung von regelmäßigen Synoden beschlossen haben. Zur Sicherung der Einheit der Lehre und der Ziele haben dieselben für nothwendig gefunden, einen Bischof des Deutschen Tempels in der Person des Herrn Chr. Hoffmann einzusetzen.

Denjenigen, welche sich wundern, wo das viele Geld herkommt, welches im Umlauf ist, diene die Nachricht, daß nach Fr. v. Kebell Ungarn und Siebenbürgen jährlich gegen 3000 Pfund, der Ural 18,000 Pfund, Amerika 350,000 Pfund, Rhein (Basel bis Mannheim) 45,000 Franken liefern, während die Ausbeute von Kalifornien noch nicht hinlänglich bekannt ist. Nach dem Ueberschlag des Engländers Jakob ist der Verbrauch an Gold und Silber für Luxusgegenstände in Europa auf 67 Millionen Gulden zu schätzen.

Logogryph.

Ein silbernes Dach hat das ganze Wort.
Nimm einen Buchstaben weg von vorn,
So zeigt sich dir ein silbernes Korn.
Noch einen Buchstaben streiche fort,
So gleich ein silberner Boden erscheint.
Ich geb's nicht schwer Dir, rathe Freund!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 197:
Spra„e — Rache.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 201 Freitag, 23. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

2.

Die blaue Gumpe.

Des andern Morgens machte ich mich noch vor Tagesanbruch mit einem Alpstecke auf, um das an Naturreizen jeglicher Art so reiche Rainthal zu besuchen. Nur wenige hundert Schritte vom Dorfe entfernt führt da durch die „Klamm" ein schmaler Fußpfad an der steilen Höhe rechts hinauf, während unten in der tiefen Schlucht, eingeengt in ein schmales Felsenbett, die Partnach hinbraust. Immer höher empor führt der Pfad, immer enger wird die Schlucht, und zuletzt sehen wir den wohl hundert Fuß tief unter uns brausenden Bergstrom nicht mehr, nur sein kataraktähnliches Getöse dringt noch zu unserm Ohr, so wild und mächtig, daß wir oft schwindeln auf unserm Pfade, der auf der einen Seite von der steilaufstrebenden Felswand begränzt, auf der andern jäh abgeschnitten durch die wilde Schlucht so schmal sich hinwindet, daß nur mit Noth zwei sich begegnende Personen einander ausweichen können. Auf dem höchsten Punkte führt über die Schlucht nach der gegenüberliegenden Felswand eine Brücke von so zweifelhafter Festigkeit, daß uns bei ihrem Anblick ein leises Frösteln anwandelt und wir uns glücklich schätzen, daß unser Weg nicht da hinüber, sondern geradeaus führt und sich erweitert über ein — freilich im Monat Juli oder August ein etwas seltsamer Anblick für einen Nichtgebirgsländer — oben mit einer dichten, starken Eiskruste bedecktes Schneefeld. Diese Ueberraschung wird, wenn wir eine zeitlang gegangen, noch vermehrt, wenn wir sehen, wie die Partnach, die hier oben in geringer Tiefe zu unserer linken Seite hinfloß, etwa siebzig Fuß hoch herniederstürzt aus einer Art Höhle, ihrem eine lange Strecke unterirdisch fortlaufenden Bette. Denn sind wir oben auf dieser Höhe angelangt, so sehen wir den Bergstrom nicht mehr, sondern gehen ruhig über ihn hin, ohne zu ahnen, daß vielleicht kaum eine Elle unter der Eisdecke, auf der wir wandeln, ein recht wildes Bergwasser seinen Lauf verfolgt. Seltsam ergreifend ist der Anblick, wenn wir oben direkt über der Oeffnung stehen, aus der die Partnach herunterstürzt, und das Toben, Schäumen und Brausen in dem Wasserbassin siebzig Fuß unter uns betrachten, das der Wasserfall sich gewühlt und dessen Sprühregen bis hier herauf unser Gesicht netzt. Mit Lächeln gedachte ich eines kleinen tragikomischen Intermezzo's, das ich vor vielen Jahren hier erlebte. Wir hatten — eine Anzahl Damen und Herren — unter Begleitung eines alten Bergführers damals eine Parthie ins Rainthal unternommen. Wir standen eben hier oben über dem Partnachfall. Der alte Führer, sein von ihm ungertrennliches kurzes Tabakspfeifchen, „Stummel" genannt, im Munde, trat, um uns das Hervorströmen des Wassers aus dem unterirdischen Bette recht deutlich zu demonstriren, zu nahe an den äußersten Rand und stürzte, da er plötzlich auf dem glatten Boden den Halt unter seinen Füßen verlor, zu unserm Entsetzen die Höhe hinab in den Strudel. In wahrer Todesangst sahen wir ihn da in der tobenden Wassermasse bald auftauchen, bald wieder verschwinden. Ich eilte seitwärts, so schnell es der gefährliche Pfad zuließ, die schiefe Eisebene hinab. Nichts Anderes erwartete ich, als daß er zerschmettert oder doch tödtlich verwundet sey. Wie ich unten ankam, kroch er jedoch zu meiner Ueberraschung aus dem Bassin an das eisige Ufer. Kaum aber war er am Land, so fing er entsetzlich zu lamentiren und zu heulen an. Trotz alles Fragens konnte ich lange nicht erfahren, wo er sich wehe gethan, bis ich zuletzt zu meinem höchsten Ergötzen erfuhr, daß er ganz heil davon gekommen sey und nur über den Verlust seiner Pfeife, die er selbst während des furchtbaren Sturzes fest zwischen den Zähnen behalten, aber beim Auffallen auf dem Grunde des Wassers zerbrochen hatte, so kläglich jammerte. Erst als ich ihm einige Cigarren in die Hand drückte und ihm im Namen der übrigen Anwesenden ein Dongeur versprach, von dem er sich wohl fünfzig solcher Pfeifen kaufen konnte, ward er wieder in etwas beruhigt. Er erinnerte mich lebhaft an den alten Soldaten in der „Türkenpfeife", der, als ihm in der Schlacht der Fuß von einer Kanonenkugel weggerissen wurde, zuerst nach der Pfeife, die er im Stiefel mit sich trug, und dann erst nach seinem Fuße griff. Dem alten Bergführer ging es allerdings nicht so schlimm, aber die Rippen mochten ihm von dem Falle doch tüchtig schmerzen;

gleichwohl vergaß er die Schmerzen und das eistalte Bad, und dachte nur seiner zerbrochenen Pfeife. — Sind wir Menschen nicht überhaupt alle so, wenn auch nicht immer unsere Narrheit in so komischer Weise an den Tag tritt? Eine eitle wandelbare Geliebte, die uns untreu wird, erregt so tiefen Kummer in uns, daß wir unser ganzes künftiges Schicksal, unser Ringen, Streben und Leiden, ja das Wohl und Wehe aller anderen Menschen darüber vergessen und diesen Verlust für den höchsten und herbsten halten, obwohl wir wissen sollten, daß die Treue eines Weibes so zerbrechlich ist wie eine thönerne Pfeife. Euripides hat Recht, wir Römer wären gottgleiche Wesen, wenn es keine Weiber auf Erden gäbe. Wurden doch schon Engel der neu erschaffenen Welt durch die Reize irdischer Weiber verführt, daß sie aus Liebe zu diesen leichtfertigen Geschöpfen den Himmel verließen und gegen Gott sich empörten, der sie denn auch auf immer verstieß von seinem Angesichte. Das war Anno so und so viel vor der Sündfluth und heute ist es noch nicht anders. Mit dem Adam, der sich durch sein Weib verführen ließ, und deßhalb das Paradies verlor, fing diese traurige, „alte Geschichte, die ewig neu bleibt“ an, und erst mit dem letzten Manne auf Erden wird sie ein Ende nehmen. Eines Weibes Liebe und Treue und — eine zerbrechliche Pfeife! Wie nahe verwandt ist Beides! Und doch lächelte ich damals höhnisch und stolz über den alten Bergführer, der, anstatt Gott zu danken, daß er bei dem furchtbaren Sturz den Hals nicht gebrochen, einzig über den Verlust seiner Pfeife klagte. Heute lache ich höhnisch über mich selbst, daß ich Jahre lang alles andere in der Welt vergaß und nur allein dem Kummer und Gram nachhing über eine treulose Geliebte.

Und kaum von meiner Bergpartie zurückgekehrt, sollte ich aufs Neue Aehnliches erfahren: wie ein großer, edler, reichbegabter Mensch zu Grunde ging, auch um eines Weibes willen, das ihm treulos geworden. Doch ich muß, eben um auf diese höchst ergreifende Geschichte, an der ich damals gewissermaßen ein Mitwirkender wurde, zu kommen, erst meine Tour in das „Rainthal“ und zurück vollends erzählen. Die Gegend hatte paßt so vollkommen in diese große, wunderbare Natur voll schroffer Felsen, brausender Kataraste und wieder lieblicher, duftiger Thalgründe und stiller, einsamer Seen, daß diese in der That die nothwendige Staffage bilden, um nicht das Bild zu schaurig, zu weltschmerzlich erscheinen zu lassen. Wäre Alfred de Müsset in den Alpen oder auf der See eines kühnen Todes gestorben aus Liebe und Sehnsucht, nach dem treulosen Weibe — sein Tod würde uns tief ergreifen ohne einen Widerwillen in uns zurückzulassen und Gerhard de Nerval's Leichnam von Kugeln durchbohrt in der Schlacht oder hängend am Galgen wie der Jellinit's würde seine gewisse Versöhnung seines Liebesgrames seyn, während die Dachrinne in der Rue Lepelletier, an der man ihn eines Morgens erhängt fand, einen gewissen Ekel in uns erregt. Wer kühn stirbt, sey selbst das Motiv seines Todes ein unrühmliches, ja unwürdiges, der zwingt uns immer ein gewisses Gefühl der Achtung ab.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Mit der Entschlossenheit eines Soldaten ergab ich mich in mein Schicksal, und trat den Marsch mit so viel äußerer Festigkeit an, als meine bebenden Glieder mir gestatten wollten. Als wir die Hütte verlassen hatten, bestiegen die zu meiner Eskorte gehörigen Indianer-Pferde, welche prächtige Tiger- oder Bärendecken trugen, und an deren Gebisse menschliche Kopfhäute hingen.

Die weite Ebene, welche die Wigwams der Timpabachen umgab, war in ihrer ganzen Ausdehnung mit Indianern bedeckt, an deren Zahl und verschiedenartiger Tracht ich leicht erkennen konnte, daß auch fremde Stämme sich darunter befanden; und die neugierige Menge drängte mit solcher Gewalt auf mich ein, daß die bewaffneten Krieger meiner Begleitung sie nur mit Mühe zurückhalten konnten.

In der Mitte der Ebene erhob sich ein mit Rasen bedeckter Hügel, auf dessen Höhe der vom Blitz gespaltene Stamm einer jungen Eiche stand. Das war der Kriegspfahl, zu dem ich geführt, und an den ich sogleich gebunden wurde.

In dieser Lage befand ich mich mehrere Minuten lang, als sich der große Häuptling mir in Begleitung eines Mannes näherte, der, obgleich in der indianischen Tracht, eine europäische Farbe und Gesichtsbildung hatte. Er mochte ungefähr sechzig Jahre alt seyn, und war von hoher Gestalt und breiter Brust. Gegen die Sitte der Indianer trug er einen langen rothen Bart. Seine Begleitung bestand aus ungegerbten Pantherhäuten und erhöhte noch den wilden Ausdruck seiner Züge. Im Gürtel trug er eine Axt und einen Revolver, und über der Schulter eine Büchse.

„Der an meiner Seite stehende große Häuptling der Timpabachen,“ sagte er in gutem Englisch zu mir, „hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß Sie zum Tode verurtheilt worden sind. Seine Weisheit hat ihm diesen Entschluß aus verschiedenen Gründen eingegeben: erstlich und hauptsächlich, weil Sie ein Amerikaner sind, und zweitens, weil Sie einem Krieger seines Stammes auf dem Gebiete der Timpabachen eine gefährliche Wunde beigebracht haben. In Erwägung der guten Handlungen jedoch, welche ihm in Betreff Ihrer erzählt worden sind, will er Ihnen die gewöhnlich dem

Tode vorangehenden Martern erlassen, welche ich nicht billigen kann, und denen ich mich, obgleich Indianer von Herzen und Engländer von Geburt, wahrscheinlich widersetzt haben würde."

(Schluß folgt.)

Aus einem Privatschreiben eines Offiziers im Blenker'schen Regiment.

New-York, 29. Juli.

Am 15. Juli brachen wir von unserem Lager bei Mount Vernon auf, marschirten durch Alexandria und lagerten des Nachts im freien Feld unweit Fairfax Court house. Von da ging es weiter bis einige Meilen vor Centreville, nahe bei Manassas Junktion. In dieser Nacht hatte ich mit meiner Kompagnie die äußersten Vorposten. Wenn schon die Ausrüstung des Regiments eine höchst mangelhafte genannt werden muß (ein großer Theil der Mannschaft hatte nicht einmal Patronentaschen und mußte die Munition in den Hosentaschen tragen), so fiel auf dem Marsche selbst so Manches vor, was mir die Augen öffnete. Wir trafen auf feindliche Lager, kaum verlassen, die Feuer noch brennend, das Fleisch noch warm, an manchen Stellen das Essen servirt. Keine Verfolgung, der Feind entschlüpfte, seine Straße mit Teppichen und andern Gegenständen bezeichnend. Es durfte nichts genommen werden, nicht einmal die Speisen oder Eßwaaren; ja bei allem Mangel (wir hatten nichts als Speck und Brod) durften wir nirgends etwas requiriren, bei schwerer Strafe, obwohl wir in Feindesland waren. Die Farmen waren verlassen, die Pferde, Kühe frei herumschweifend, die Häuser leer, häufig schon zerstört, und zwar von den Eigenthümern selbst (wie in Moskau 1812). An den Ziehbrunnen waren die Seile oder Ketten genommen, oft tranken wir aus kleinen Bächen, oft aus Pfützen, deren Wasser voll Erde. Doch waren wir guten Muths und voll froher Siegeshoffnung. Aber auch diese ist am 21. zu Schanden geworden. Nachdem wir drei Nächte auf dem rauhesten Boden kampirt hatten, wurden wir am 21. Morgens 3 Uhr allamirt, marschirten aber erst um 6 Uhr auf eine Anhöhe bei Centreville, welche um diese Zeit erst zu befestigen versucht wurde. Ich wurde kommandirt, mit meiner Kompagnie das Hauptquartier zu bewachen, hatte aber kaum die Posten ausgestellt, als ich schon wieder von einer Kompagnie des Einstein'schen Regiments (aus Pennsylvanien) abgelöst, und wieder zu meinem Regiment, das in der Reserve stand, zu stoßen beordert wurde. Um 8 Uhr ertönten die ersten Kanonenschüsse. Mir schlug das Herz vor Erwartung. Der Kanonendonner mehrte sich, aber zu sehen war nichts, ein dichter Wald deckte Alles. Erst links, dann rechts und immer weiter rechts zog sich die Schlacht, zu sehen war nichts. Die Nachricht des Sieges verbreitete sich. Auf einmal ertönte das Kommando, und wir marschirten ungefähr 200 Schritt, vor dem Walde faßten wir Posten, aber kaum standen wir, so erschien schon der erste Flüchtling der Unsrigen. Welch ein Anblick? — verwundet, sich kaum fortschleppend, und doch in ängstlicher Hast. Sie mehrten sich immer mehr und kamen endlich so gedrängt, daß wir Offiziere Alles aufbieten mußten, unsere Reihen nicht durchbrechen zu sehen. Der Rest Zuaven rückte an, fast alle verwundet, aber sie stehen nicht gleich den andern, sie stellten sich auf an unsern rechten Flügel, bereit, den Kampf aufs Neue zu beginnen. Nun kam das Gros der Armee, in wilder zügelloser Flucht an uns vorbeistürzend und zur eiligen Folge auffordernd. Unser Regiment aber stand, solche Aufforderung mit Verachtung, ja mit Hohn beantwortend. Dann kam unsere Kavallerie daher rasend, feige um sich blickend, fort war sie. Und so ging es weiter fort und fort, endlich nur noch einige Nachzügler und dann waren wir allein. Aber wir standen zur Ehre unserer Jungen, namentlich meiner Kompagnie, die ich genau beobachten konnte, Keiner zuckte, Keiner zagte. Alle waren bereit, zu sterben. Der Regiments-Kommandant, Oberstlieutenant Stahel, hatte eine Fahne zwischen meiner und der achten Kampagnie aufpflanzen lassen und sie unserer Ehre anvertraut mit den Worten: Bringt sie zurück, verlaßt sie nicht. Nun, als ich meine Kompagnie fragte: Wollt Ihr mit Eurem Leben für sie einstehen, wollt Ihr nur todt sie verlassen, wollt Ihr, wenn auch sterbend, sie zurückbringen, da erscholl ein so freudiges Ja und so lautes Hurrah, daß ich wußte, wir Alle würden fallen, ehe die Fahne in Feindesbände käme. Und so standen wir bis die Feinde anrückten, leider auf dem linken Flügel, aber eine einzige Salve und unsere entschlossene Haltung scheuchten sie zurück. Wir standen so bis halb 12 Uhr, dann kam der Befehl zum Abmarsch und so ging's fort bis Washington, 42 englische Meilen in einer Tour. Es regnete die ganze Nacht, den ganzen Tag, und durchnäßt bis auf die Haut kamen wir an. Eine wildere Flucht ist mir noch nicht vorgekommen. Auf unserem Marsch trafen wir eine Anzahl Bagagewagen an, umgestürzt, zertrümmert, die Bagage umhergestreut. Decken, Mäntel umhergestreut. Wagen voll Proviant, Schinken, Krackers, Mehl ꝛc. auf der Erde und im Koth. Wir haben wenigstens die Ehre des deutschen Namens gerettet und den Feind mehr als drei Stunden im Schach gehalten und so die Flucht der andern gesichert. Zur Flucht war keine Ursache vorhanden, höchstens Rückzug auf uns, die Reserve, die aus 6 deutschen Regimentern bestand: Blenker, Garibaldi-Garde, Steinwehr, Einstein und das De Kalb-Regiment, zusammen ca. 5000 Mann.

Das dritte Mainthalsängerfest.

Darmstadt, 19. August.

Die Begehung des dritten Mainthal-Sängerfestes erfüllte gestern die vielfach geschmückte Stadt. Um 10 Uhr des Morgens hatten sich in dem Bahnhofe, von welchem herab Fahnen grüßten, die auswärtigen Vereine versammelt. Innerhalb des Rheinthores war eine einfache, mit den Wappen der Städte, welche die einzelnen Gesangvereine in sich schließen, geschmückte Pforte mit dem Zuruf: „Willkommen!“ errichtet. Durch sie zogen die zahlreichen Genossen von Aschaffenburg, Offenbach, Homburg, Friedberg, Umstadt und Bessungen, empfangen von acht hiesigen Vereinen (der Musikverein hatte sich ausgeschlossen). Als der weite, von den wehenden Fahnen angeführte Zug an mehreren der nächsten Häuser gigantische Reichsfahnen in ihren drei Farben erblickte, wurden sie von lebhaften Zurufen begrüßt. Im Theaterhof, der das Gesangfest beherbergte, wurden die Gäste von dem Oberbürgermeister Kahlert und dem Vorstand des Festkomite's, Felsing, begrüßt.

Der weite Theaterhof, auch in akustischer Beziehung mit Glück gewählt, hatte sich in einen ungeheuren Festsaal verwandelt, dessen Decke der azurblaue Himmel bildete: Alles beherrschend, wallte die gigantische Reichsfahne. Das Tonfest begann mit dem gelungenen Vortrage einer Kantate des Ritters Neukomm: „Lobet den Herrn“, an welchem alle Kräfte Theil nahmen. Hierauf Leistungen einzelner Vereine: der sechs Offenbacher Vereine, der drei Friedberger, des Aschaffenburger Vereins und der drei Homburger Vereine. Die hiesigen Vereine trugen in Verbindung mit einem der Bessunger zwei sehr ansprechende Volkslieder vor. Hierauf Produktion der Ouverture zu Beethoven's „Fidelio“ durch das Musikkorps des vierten Infanterieregiments und zwei von Instrumentalmusik begleitete Gesammtvorträge: „An die Künstler“ von Mendelssohn-Bertholdy, und: „Der deutsche Rhein“ von Fried, für das Fest komponirt von Heinrich Neeb, der auch so freundlich war, die Leitung in die eigene Hand zu nehmen, was bei seinem Erscheinen, so wie nachher, von dankbarem Zurufe begrüßt wurde. Inhalt, gelungene Komposition und glücklicher Vortrag des Liedes wirkten so herrlich zusammen, daß auf das lebhafteste Verlangen des Publikums das Tonbild zum Zweitenmale an ihm vorübergeführt werden mußte.

Das Lied hat, wie man von allen Seiten hört, einen tiefen Eindruck gemacht und einen gewaltigen Nachhall hinterlassen, besonders in seiner letzten Strophe:

O schütz', daß stets in Friedenstrahle,
O Himmel, glänz' die reine Fluth,
Daß nimmermehr in sie die Schaale
Ein Dämon geuß voll Gift und Blut!
O schütze, daß sie niemals trübe
Das fremde Laster, fremder Tand!
Bewahr' den Geist der Treu' und Liebe,
Den deutschen Rhein, das schöne Land!
So stimmt in das Gebet mit ein:
O schütze Gott, den deutschen Rhein!

In gehobener Stimmung verließ die Menge die Stätte, um sich am Abend mit den Gästen in einem Wirthsgarten wieder zu finden. Hervorzuheben ist noch, daß während des Konzertes Grüße von Nürnberg herüberflogen und von dort eine Deputation mit dem Auftrage ankam, die brüderliche Hand zu reichen. Auch nahm die hiesige Turngemeinde am Feste regen Antheil. Heute Morgen versammelten sich die Gäste des Gesangfestes mit ihren Wirthen auf der waldreichen Ludwigshöhe, auf welcher sich eine Restauration befindet, um in den letzten Stunden des Zusammenseyns der Geselligkeit mit ihren Freunden zu leben. Erst am Nachmittage kam die Stunde der Trennung, und doch zu früh für die Scheidenden. Den deutschen Brüdern in Nürnberg wurde durch ein dreifaches Hoch der feurigste Dank dargebracht.

Schließlich sey noch erwähnt, daß von den Spezialchören der der Aschaffenburger Melomania mit großem Applaus aufgenommen wurde, nicht minder auch ihr Festgruß, der also lautet:

Zum Drittenmal vereinigt sind wir heute,
Seit wir geschlossen unser theures Band;
Nach Darmstadt zogen dießemal mit Freude
Zu Euch, Ihr Brüder! — wir vom Mainesstrand! —
Kein Vorurtheil kann je den Sänger trennen,
Kein Gränzpfahl zwängt das Herz in Schranken ein,
Ob wir uns Bayern oder Hessen nennen —
Wir Alle wollen brave Deutsche seyn!

Wenn dann an uns'ren ernsten Liederweisen
Vom lieben, deutschen Volke wird erkannt,
Daß wir nicht als ein Ideal nur preisen
Ein einig großes, deutsches Vaterland,
Wenn Sänger sich aus Süden und aus Norden
Die Hände reichen ohne Bruderzwist, —
Dann sieht das Volk bekehrt an allen Orten,
Daß ihm ein mahnend Bild der Sänger ist.

Doch laßt bei Liedern es nicht mehr bewenden,
Wenn man die Art an Deutschlands Eiche setzt —
Die Wehr ergreift dann mit starken Händen,
Daß unser Heiligthum man nicht verletzt!
Will Tyrannei das deutsche Land bedrängen —
Dann Sänger! — singen wir den Schlachtgesang
Und statt der Lyra friedensvollen Klängen
Ertöne siegend unser Schwerterklang.

So soll der deutsche Sänger immer gehen
Zu seinem Volk als mahnender Prophet;
Der bald zur Einheit mahnt mit mildem Flehen,
Bald kampfgerüstet vor dem Feinde steht;
Dann wird die deutsche Eiche nicht zerspalten —
Aus ihrem Holze schnitzt man uns kein Joch, —
Wenn Stamm und Zweige fest zusammenhalten,
Dann wachsen Beide kräftig, frisch und hoch!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 202 Samstag, 24. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Rasch eilte ich über das Eisfeld vorwärts, die Gegend bot hier wenig Interessantes. Bald gelangte ich, als die Schneefläche überschritten war, in ein enges Bergthal, wo die Vegetation wieder begann und nur rechts und links die schneeigen Häupter der Bergriesen an die kalte Zone mahnten. Es war dieß das „vordere Rainthal", mein Weg führte aber stracks nach dem „hinteren Rainthal"; wohin das Naturwunder, „die blaue Gumpe", mich lockte und anzog. Eine süße Erinnerung aus meiner früheren Gebirgsfahrt machte mir diesen Ort besonders werth. Ich wollte jenen Nachmittag wieder recht lebendig in meiner Seele werden lassen, wo ich mit der blonden Elise, dem feinen, zarten Kinde, deren Name „Mondschein" ganz ihrem ätherischen, schon vom Todesengel angehauchten Wesen entsprach, ein paar Stunden hier verträumte. Rein, jung und schön haben sie die Götter hinweggenommen, ehe noch der GiftHauch des gesellschaftlichen Lebens ihre Seele befleckt und die Erbärmlichkeit der Welt einen Schatten auf ihren klaren Geist geworfen. Treu liebend starb sie und treu geliebt. Sie ist die einzig ganz heilige Erinnerung in dem wilden, dunkeln, sturmvollen Leben, das nach dem Tode meiner Mutter für mich begann. Wenn ich das weibliche Geschlecht in seiner Eitelkeit, Treulosigkeit und Selbstsucht verdamme und verfluche, dann tritt ihr Schatten versöhnend vor mich, ich werde milder und verzeihe um ihretwillen.

Unter solchen Resterionen war ich im hinteren Rainthal angekommen und links, vielleicht 15 bis 20 Fuß unter mir, lag sie da die ersehnte „blaue Gumpe". Es mag wunderlich klingen, aber ich vermag das Räthsel dieses Naturwunders nicht wissenschaftlich zu erklären. Weil heilige Erinnerungen für mich daran sich knüpften, wollte ich keine Erklärung dieses Wunders. Vielleicht ist, die wunderbar blaue Farbe des Wassers abgerechnet, die Erklärung eine ähnliche wie die beim „todten Meere". Für Diejenigen, welche diese Blätter lesen und das Wort „Gumpe" nicht kennen sollten, bemerke ich, daß in Tyrol „Gumpe" genannt wird, was man in manchen Gegenden Deutschlands „Tümpfel" nennt, nämlich ein kleiner Weiher.

Ringsum ist Alles kahl; einzelnes kleine Gestrüpp, fast ganz blätterlos, dürr und todt wie der sandige und felsige Boden umher bildet die einzige Vegetation an der blauen Gumpe. Kein Rohr, kein Schilf wächst am Rande des Wassers, das nie von einem Lufthauch bewegt wird, Alles todt und still rings um das tiefblaue Wasser, das einer polirten Stahlplatte gleicht. Dieses eigenthümliche, tiefe, fast ins Schwärzlich spielende Blau ist beiden nah an einander liegenden „Gumpen" gleich, nur tritt es bei der größeren, südlicher gelegenen Gumpe mehr hervor als bei der kleineren, wo das Blau heller aber weniger durchsichtig erscheint. Ich setzte mich auf einen Felsblock. Kein Insekt zeigte sich an dem fast ganz nadellosen Föhrengestrüpp neben mir. Still betrachtete ich das ruhige Wasser der Gumpe. Hier wäre der rechte Ort für einen Klausner, der ganz allem Leben absterben will. Die Todtenstille ringsumher ist wahrhaft beängstigend. Kein Laut, kein Leben. Nur ein Geräusch unterbricht zuweilen diese Stille. Als Vorbote des Gewitters, oft stundenlang bevor noch am Himmel ein Wölkchen sich zeigt, beginnt der kleine See da oben auf dem Berge links, etwa 2000 Fuß über meinem Haupte, zu brausen und zu toben. Ich habe deßhalb den Berg, dessen Namen mir entfallen, den „kleinen Pilatusberg" getauft. — Noch war es still dort oben.

Ich schaute noch immer nach der Gumpe, in Erinnerungen an vergangene Zeiten versunken. Die ewige Stille begann mich allmälig zu ängstigen. Mein Auge sehnte sich nach etwas Lebendigem, mein Ohr nach irgend einem Geräusch. Es blieb still. Ich starrte fortwährend in die mährchenhaft blaue Fluth. Siehe da schwebte eine Libelle, die netzartigen Flügel von noch dunklerem Blau als die Gumpe, fast schwarz, still und langsam über das todtenstille Wasser. War es die Seele der Einsamkeit, die hier wohnte und trauerte an diesem ängstlich einsamen Orte?

Oder war es dein Geist, Elise, der vorüberschwebte, wachgerufen aus dem ewig dunklen Nichts des Todes durch mein lebhaftes, sehnsüchtiges Denken an dich?

3.

Der gespenstige Reiter.

Horch! was war das? Wie ferner Donner klang es. Doch rings am Himmel kein Wölkchen. Wieder

donnerähnliches Geräusch. Ein mächtiges Brausen dringt an mein Ohr. Ich sehe empor. Mein Blick fällt auf den Pilatusberg. Richtig, so ist es, der See da oben wird rebellisch. Jetzt gilt es zu eilen. Der Weg ist weit nach Parteikirchen und bei gutem Wetter kaum vor Sonnenuntergang zu erreichen. Schon steigen einzelne Wölkchen am Horizonte empor, die sich bald zu dunklen Wolkenmassen verdichten werden.

Kaum hatte ich auf eiligem Rückweg das Eisfeld überschritten und noch nicht die höchste Höhe der „Klamm" erreicht, als das Wetter in einer so furchtbaren Weise losbrach, wie es eben nur in dieser kolossalen Gebirgsortsnatur, wo jede Naturerscheinung großartig und ungewöhnlich wird, möglich ist. Der Regen goß in Strömen hernieder, und bald waren die bisher trockenen Bergrisse die Bette mächtig brausender Ströme geworden, und gewaltig tobende Wasserfälle stürzten von den jäh aufsteigenden Felswänden hernieder. Den schmalen Streifen Himmels, welchen die riesigen Felsenwände, die zu beiden Seiten der engen Schlucht sich erhoben, über mir frei ließen, verdunkelten bald dichte schwarze Wolken zur völligen Nacht, und nur die von Zeit zu Zeit aufflammenden Blitze, die auf einige Augenblicke die ganze Gegend umher schauerlich erhellten, zeigten mir so weit den Weg, daß ich die vom Regenguß ausgehöhlten Löcher überspringen und die Richtung des schmalen Pfades so weit einhalten konnte, daß ich nicht in den nun zu meiner rechten Seite gähnenden Abgrund hinabstürzte.

Endlich kam ich auf jenen engen Bergpfad der „Klamm", den ich vorher schilderte, wo kaum zwei einander begegnende Personen sich ausweichen können. Jäh unten zu meiner Rechten donnerte die Partnach, durch den Regenguß mächtig angeschwellt. Ich mußte mich, um auf dem nassen, schlüpfrigen Wege nicht auszugleiten, wodurch ich unfehlbar in den tiefen Abgrund, in dem der Bergstrom tobte, hinabgestürzt wäre, an den Zweigen der kleinen Bäume und dem Gestrüpp der Felswand zu meiner Linken mit den Händen beim Weitergehen festhalten.

Es war an der schmalsten, gefährlichsten Stelle, als ein furchtbarer greller Blitz Alles umher bis zur Tageshelle erleuchtete. Ein plötzlicher Schauder erfaßte mich, daß ich fast den Zweig, an dem ich mich eben hielt, fahren ließ. Denn was sah ich? War es ein Gespenst? War es der „wilde Jäger" in eigner Person? Etwa 50 Schritte vor mir sah ich auf einem Pfade, wo kaum ein Maulthier Fuß zu fassen vermochte, einen Reiter hoch zu Roß. Bei der grellen Beleuchtung konnte ich Alles genau sehen. Ein schwarzer Hut in Form der sogenannten Heckerhüte bedeckte sein Haupt, eine schwarze um die Taille eng angezogene Joppe und lange Stiefeln, die bis unter die Joppe heraufragten, bildeten seinen Anzug.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer des Baron Wogan in Kalifornien.

(Schluß.)

„Ich danke Ihnen," erwiderte ich, „für diese Versicherung, welche Ihrem Herzen Ehre macht, muß Sie aber bitten, dem großen Häuptling zu sagen, daß er sich in Betreff meiner Nationalität im Irrthum befindet, denn ich bin kein Amerikaner; und wenn ich einen jener Indianer verwundet habe, so geschah es nur zu meiner Selbstvertheidigung und in der Erbitterung über die Undankbarkeit jenes Menschen, dessen Weib und Kinder ich den Klauen eines grauen Bären entrissen hatte. Ist es überdieß nicht in der Natur des Menschen begründet, sich zu vertheidigen, wenn sein Leben bedroht wird?"

Ohne mir direkt zu antworten, fuhr der Redner fort: „Ihre Lage erregt mein Mitleid. Haben Sie keine Familie, keine Frau, Mutter oder Schwester, die Ihren Tod beweinen werden?"

„Ja," erwiderte ich, „und Alle werden tiefe Trauer empfinden, wenn sie mich nicht zum väterlichen Herde zurückkehren sehen; allein sie werden die Art und Weise, wie ich Ende genommen habe, nicht erfahren. Im Uebrigen hat der Tod keine Schrecken für mich, denn das Unglück hat mich gelehrt, ihn zu verachten. Als ich die Reise durch das Felsengebirge unternahm, war ich darauf vorbereitet, mein Leben zu opfern. Ich bin Soldat und werde diesen Barbaren zeigen, daß ein Franzose eben so brav zu sterben vermag, wie ein indianischer Krieger."

Bei diesen Worten sah ich die Züge des Mannes weicher werden, der mir vorher so wild erschienen war.

„Ich habe Alles versucht," sagte er, „um Ihre Begnadigung von den Indianern zu erlangen, allein eine sehr mächtige Partei im Rathe der Häuptlinge war entgegen und verhinderte es. Der von Ihnen verwundete Indianer ist der Schwager einer der einflußreichsten Krieger des Stammes."

„Ich danke Ihnen nochmals," antwortete ich, „und bitte Sie nur um den letzten Dienst, dahin zu wirken, daß meine Todesqualen möglichst kurz seyen, und das Medaillon, welches ich auf dem Herzen trage, einer Landsmännin von Ihnen übersenden zu wollen, die ich bei meiner Abreise nach Amerika in Frankreich zurückgelassen habe. Ich wünsche nicht, daß dieses Bild, welches mich an die Züge des mir theuersten weiblichen Wesens erinnert, nach meinem Tode von jenen Barbaren profanirt werde. Sie haben vielleicht bald einmal Gelegenheit, nach Sakramento oder San Franzisko zu reisen, und werden dann dort leicht einen Franzosen treffen, der sich bereit finden läßt, mein Vermächtniß zu übernehmen und der Dame anzuzeigen, daß ich hier meinen Tod gefunden habe."

„Ihr Wunsch soll mir heilig seyn," versetzte er.

„Um ihn zu erfüllen, werde ich sogleich die Reise dahin antreten, und versprech' Ihnen auf meine Ehre als englischer Gentleman und indianischer Häuptling, daß ich Ihren Auftrag gewissenhaft ausführen werde."

„So bitte ich Sie, mein Pelzwamms zu öffnen, unter dem das Medaillon befindlich ist."

Er that es, und feuchten Auges die Züge des Porträts betrachtend, sagte er mit wehmüthigem Tone:

„Wie unglücklich sind Sie, ein so schönes Wesen verlassen zu müssen, dessen trüber Blick die Gefahren zu ahnen scheint, denen Sie auf Ihrer Reise unterliegen mußten."

Ein paar Thränen, welche auf die Pelzkleidung fielen, waren meine einzige Antwort. Im Innern der Metallkapsel, welche diese theure Reliquie enthielt, hatte ich den Namen der Dame geschrieben. Er las ihn und fragte mich staunend, ob es auch der meinige, und ob ich von nicht englischer Abkunft sey.

„Ja," erwiderte ich, „und ich bin stolz darauf. Meine Vorfahren folgten dem Schicksal der Stuarts und verließen Vermögen und Vaterland, um ihren verbannten König nach Frankreich zu begleiten, der—"

„Dann müssen Sie," unterbrach er mich, „von jenem Wogan abstammen, dessen Tapferkeit der Verfasser von Waverley so treu geschildert hat; und wenn dieß so ist, so darf ich, ein Abkömmling von Lennor, Herzog von Richmond, das Blut eines Mannes nicht vergießen sehen, dessen Vorfahren das ihrige für die Sache meiner Ahnen vergossen haben. Rechnen Sie auf Lennor, im Leben und im Tode!"

Nach diesen Worten entfernte sich der Mann, dessen Name ich auf eigenthümliche Weise erfahren hatte, mit den übrigen Anführern seines Stammes. Ich wartete ungefähr eine Viertelstunde, während deren meine Gedanken nach der Heimath schweiften, bis ich aus diesen Träumen durch eine plötzliche und geräuschvolle Unruhe erweckt wurde, welche sich im Lager bemerkbar machte und sich auch den Kriegern mittheilte, die den Todespfal umgaben. Es war das Kriegsgeschrei der Stämme, wie es einem Kampfe vorher zu gehen pflegt. Von der Anhöhe, auf der ich stand, konnte ich deutlich sehen, wie der brave Lennor den Stamm, der ihn zum Häuptlinge erwählt hatte, an dem Saume des Waldes aufstellte, während die Timpabachen die Ebene besetzt hielten.

Einige Zeit nachher bemerkte ich, daß die Häuptlinge aller anwesenden Stämme zur Berathung zusammentraten; aber ihre Konferenz dauerte dieses Mal nur wenige Augenblicke. Sie nahten sich mir, mit Lennor an der Spitze, welcher meine Bande mit dem Dolche zerschnitt und mir Leben und Freiheit wiedergab. Ich sank in seine Arme und drückte ihn mit dankerfülltem Herzen an meine Brust.

Die weite Ebene, noch vor wenigen Augenblicken nahe daran, der Schauplatz eines Kampfes zu werden, verwandelte sich jetzt in ein großen Festlichkeiten bestimmtes Feld, zu denen alle anwesenden Stämme eingeladen wurden. Die Häuptlinge baten mich, noch einige Tage bei ihnen zu verweilen und der Feier beizuwohnen, welche von den Timpabachen veranstaltet wurde, und ich mußte mich ihrem Wunsche fügen.

So rettete mich, schließt der Erzähler seinen Bericht, die unerwartete Begegnung eines Mannes, der jetzt in Kalifornien durch seinen abenteuerlichen Sinn und seinen großen Einfluß auf die Indianerstämme sehr bekannt geworden ist, von einem gewissen und grausamen Tode. Lennor that aber noch mehr. Unter seinem Schutze wurde es mir möglich, ohne Hinderniß den Rio Colarado abwärts und den Rio Virgin aufwärts zu fahren, und endlich die Gegend der Goldgräbereien, das große Grasthal, zu erreichen, von wo ich ausgegangen war, und wo man mich schon lange für todt gehalten hatte.

Mannigfaltigkeiten.

Der Bau des Londoner Ausstellungsgebäudes für 1862 ist in raschem Fortschritt begriffen, und sogar die Kuppeln aus Schmiedeisen nahen sich schon ihrer Vollendung. Jede Kuppel wird ungefähr 600 Tonnen (1200 Zentner) Eisengewicht haben. Die Kuppeln selbst werden die größten seyn, die man je gebaut hat. Sie sollen eine zwölfeckige Gestalt haben, 250 Fuß hoch und 160 Fuß im Durchmesser seyn. Prachtvoll werden die Erfrischungssalons werden. Jede Halle wird 300 Fuß lang und 75 breit seyn. Außerdem sollen zwei Arkaden, jede 1500 Fuß lang und 25 breit, den gastronomischen Zwecken gewidmet seyn. Die Ausstellungskommissäre haben beschlossen nach dem 30. September keine Anmeldung um Ausstellungsraum, von wem sie auch immer kommen möge, mehr anzunehmen. Der 30. September, sagt die „Times," muß ganz entschieden der allerletzte Termin seyn. England und die Kolonien allein haben natürlich fünfmal mehr Raum verlangt als das ganze Gebäude hat. Die Kommissäre wollen daher das Schlimmste wissen, ehe sie an die nothwendige Reduktion so vieler ausschweifenden Forderungen gehen. Könnte man ein Verzeichniß der bis jetzt eingegangenen Gesuche veröffentlichen, so würde dieß eine sehr ergötzliche Lektüre geben. Die wunderlichsten Zumuthungen werden an die Komissäre von dem zahllosen Geschlecht der Erfinder gestellt. In der Regel bemerkt man, daß Geschäfte und Beruf der Erfinder nicht im entferntesten Zusammenhang mit ihren schätzbaren mechanischen, chemischen und militärischen Entdeckungen stehen. Ein Geistlicher z. B. sendet Modelle neu erfundener Bomben ein, während ein Buchhalter Raum verlangt für das Modelle eines neu erfundenen selbst agirenden englischen Abtritts. Der

fruchtbarste Erfinder ist ein Buchhändler, der eine Unzahl von Gegenständen auszustellen gedenkt, z. B. eine endlose Suspensionsmaschine, wodurch Brücken und Wasserleitungen aller Pfeiler entbehren können; ein Schirmdach für den Zeiger beim Scheibenschießen; ein neues Schaufelrad für Dampfschiffe, ein neues Eisenbahnsignal für Tag und Nacht u. s. w. Ein Orgelbauer erklärt nach einer weitläuftigen Korrespondenz den Kommissären, er könne noch nicht sagen, wie viel Raum er brauchen werde. Ein Verfertiger landwirthschaftlicher Instrumente hat nicht weniger als 2,250,000 Quardratfuß verlangt. Merkwürdig sind auch die Begriffe mancher Leute von dem, was in eine Gemäldegallerie gehört. Wie soll man mit einem Enthusiasten fertig werden, der sein Modell „einer Schusterwerkstatt mit sanitätsgemäßen Einrichtungen, Kochgeräth und Bett“ nirgends anderswo als in der Gallerie der bildenden Künste untergebracht sehen will? Ein anderer Enthusiast bestimmt für dieselbe Abtheilung einen „architektonisch gearbeiteten Vogelbauer.“ Diese Zumuthung ist aber sehr vernünftig im Vergleich mit der eines Gentleman der einen Platz in der Gemäldegallerie verlangt zur Ausstellung — eines Gedichts! Wie viele Quardratfuß seine Verse füllen werden, hat der malerische Dichter nicht gesagt. Hoffentlich werden die Kommissäre das Kunstwerk sehr hoch hängen. Zur Klassifizirung der verschiedenen Artikel ist ein höchst merkwürdiger Katalog angelegt worden. Er enthält über 6000 Rubriken — 6000 Bezeichnungen besonderer Gewerke und Manufakturen. Von Hunderten derselben hat das Publikum gewiß nie den Namen gehört, und viele sind vielleicht den Kommissären selbst so unbekannt wie dem Publikum.

In Marburg starb am 8. August nach langen schweren Leiden der Hauptmann v. Ditfurth. Zwar sollte es ihm nicht vergönnt seyn, auf dem Schlachtfelde sich Lorbeern zu erwerben; aber um so ausgebreiteter und anerkannter war seine Thätigkeit als militärischer Schriftsteller. Das Jahr 1848 traf ihn ohne Amt in Kassel. Noch ist in Aller Erinnerung, wie er da sofort nach den Märztagen mit Vorschlägen zur volksthümlicheren Umgestaltung des deutschen Heerwesens auftrat, wie er dann mit Geschick und raschem Erfolg die in Kassel neben der Bürgergarde sich bildende Schutzwache militärisch einrichtete. So war es natürlich, daß er zum aktiven Dienste wieder herangezogen wurde; Anfangs im Kriegsministerium beschäftigt, erfuhr er zu allgemeinem Bedauern schon 1849 eine Versetzung nach Fulda, von wo er später zum Kommandanten der sog. Garnisens-Kompagnie in Marburg ernannt wurde.

Das „Journal de Constantinople“ meldet unterm 5. d. M.: „Letzten Samstag fuhr die Sultansgemahlin, von zwei Ehrendamen begleitet, durch die Peraſtraße, um sich nach dem Palaste von Dolmabagdsche zu begeben. Die verschiedenen Posten in der Peraſtraße präsentirten das Gewehr, als Ihre kaiserliche Hoheit vorbeikam. Man bewunderte die Eleganz und Einfachheit der nach europäischer Sitte gelenkten Equipage; ein Kawaß des Palastes zu Fuße schritt den Pferden zum Zeichen der Ehrerbietung voraus. Diese Neuerungen in der Etiquette fanden den lebhaftesten Beifall.“

Ein neuer Caligula ist im Lager von Chalons aufgetaucht. Der kaiserliche Prinz geht jeden Morgen allein im kaiserl. Quartier spazieren, er kam an einer in der Krim durchlöcherten Fahne vorüber, blieb stehen und sah sie an. Der Hauptmann glaubte, er wolle den glänzenden Adler sehen und neigte die Fahne, da küßte sie der Prinz und „alle Krieger brachen in unendlichen Jubel aus“ über die Scene, über den „jugendlichen, ächt napoleonischen Geist.“

Griechenland hat 7000 Mann präsent und zählt diese Armee dennoch: 1 General (Marschall), 2 Generallieutenants, 10 Generalmajore, 20 Oberste, 40 Oberstlieutenants, 50 Majore, 555 Subalternoffiziere — wozu noch die Reserve kommt mit 5 Oberstlieutenants, 5 Majoren 160 Subalternoffizieren. Das Mißverhältniß zwischen Offizieren und Gemeinen ist somit größer, als in irgend einem anderen Lande.

Der größte Kaufladen der Welt ist wohl der von Clafflin, Wellen und Komp. in New-York, der 375′ Länge, 80′ Tiefe und 5 Stockwerke hat, die durch Krahnen miteinander in Verbindung stehen. Das Gebäude kostete 700,000 Dollars und es sind 200 Kommis und 40 Auslaufer darin beschäftigt; wie man sagte, fing die Firma vor 17 Jahren mit 50,000 D. an; sie besitzt jetzt 4 Millionen.

In Leipzig ist seit dem Umhauen vieler alter Bäume auf den Promenaden und durch den furchtbaren Staub der macadamisirten Straßen die Lungensucht von 10 auf 20 Prozent gestiegen. Ein Arzt hat diese Angabe gutachtlich der städtischen Behörde erstattet und Abhülfe dringend empfohlen.

In Magdeburg feierte kürzlich ein Färbergeselle sein 60jähriges Gesellenjubiläum. Er ist 1781 geboren, ging 1801 in die Fremde, wanderte 35 Jahre und ist bereits seit 25 Jahre bei einem Färbermeister in Magdeburg in Arbeit.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 203 Sonntag, 25. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Eben bäumte sich der Rappe, den er ritt. Da verschwand die Blitzeshelle, tiefe Nacht umhüllte Alles. Zum Erstenmale seit meinen Kinderjahren erfaßte mich wieder Gespensterfurcht. Endlich fing ich an zu lachen. Welch tollen Streich hatte mir doch meine aufgeregte Phantasie gespielt! Gespenster gibt es ja nicht und ein wirklicher, menschlicher Reiter konnte es nicht seyn, denn daß auf diesem Felspfade ein Pferd schreite, ist ja absolut unmöglich. Ich suchte den Gedanken an diese Erscheinung zu verbannen und tappte in der dicken Finsterniß meinen gefährlichen, jeden Augenblick den Tod drohenden Pfad weiter fort, so gut es ging. Plötzlich zuckte wieder ein Blitz durch die Nacht, die ganze Schlucht stand wie im Feuer und die Schneekuppen der Berge frahlten in blaugrünem Lichte. Himmel, was ist das? Dort vorne auf meinem Pfade aber schon weiter entfernt als das vorigemal, erscheint an der gefährlichsten Stelle des Weges wieder ganz deutlich — der gespenstige Reiter. Nur einen Moment sah ich ihn, denn der dem Blitz unmittelbar folgende gräßliche Donnerschlag, den das Echo der Berge noch gräßlicher wohl zehnfach wiederholte, benahm mir völlig die Sinne. Halb ohnmächtig hielt ich mich an einem Baumast fest. Wie bewußtlos setzte ich endlich in dem wilden Aufruhr der Elemente unter steter Lebensgefahr meinen Weg durch die Klamm fort bis ins Thal, das, wie ich beim Schein der Blitze sah, völlig in einen See verwandelt war. Nach Nord-Osten durchströmte das Thal die Partnach, wie sollte ich in der Finsterniß durch die Wasser, die mir jetzt schon bis über die Kniee reichten, mich zurecht finden, ohne den Strom zu kreuzen, dessen Fluthen mich unrettbar verschlungen hätten! Ich wartete auf einen neuen Blitz, der sicher das ganze Thal erhellen mußte. Wenn ich in diesem Momente die Häuser von Partenkirchen sah und die Richtung des Ortes mir genau merkte, so konnte ich möglicherweise den Fluß vermeiden und durch das überschwemmte Thal durchwaten bis zum Ort. Der Blitz zuckte wieder, ich sah in seiner Beleuchtung das Dorf mir gerade gegenüber und kam, indem ich, hie und da vom Leuchten der Blitze unterstützt, manchmal wohl bis an die Mitte des Leibes im Wasser watend, möglichst die gerade Richtung einhielt, spät in der Nacht glücklich in Partenkirchen an. Im „Gesellschaftszimmer“ unseres Hauses waren noch Gäste wach, darunter zwei erst spät am Abend angekommene Schleswig-Holsteiner. Man hatte Grog gebraut und mit dankendem Herzen nahm ich Durchnäßter und Erkälteter das dampfende Glas, das mir bei meinem Eintritte der eine der Schleswig-Holsteiner entgegenreichte. Rasch goß ich es hinunter, neues Leben durchströmte mich, und bald war ich so in die politische Unterhaltung der Anwesenden, die das Vaterland und vor Allem den bedrängten Bruderstamm im Norden betraf, mit hineingerissen, daß ich beim Bettegehen die Schrecken und Gefahren meines Weges und mit ihnen den gespenstigen Reiter völlig vergessen hatte.

4.

Der Maler Arnold.

Als ich nach einem tiefen, erquickenden Schlafe am andern Morgen neu gestärkt erwachte, machte ich, da die Wasser im Thal sich bereits völlig verlaufen hatten, in der erquickenden Morgenkühle einen Spaziergang nach der „Klamm“ hin, um den malerischen Anblick der hoch angeschwollenen, nun doppelt wild durch die enge Schlucht brausenden und tobenden Partnach zu genießen. Wie gewaltiger Donner klang das Rasen des Stroms, der mächtige Scheiter Treibholz aus den höchsten bewaldeten Theilen der Berge mit sich führte, die in wildem Uebereinanderstürzen oft halb haushoch im Wasser sich aufthürmten. Ich glug dießmal auf dem andern Ufer, wo die riesigen Farrenkräuter, welche mir oft bis an die Mitte des Leibes reichten, durch den Regen, den sie, noch naß von gestern und vom Thau der Nacht, bei jeder Berührung aus ihren Blattfächern niedergossen, mich bald zur Umkehr zwangen.

Wieder im Orte angelangt, setzte ich mich in den Garten meines Hauswirthes, um in der Laube behaglich meinen Kaffee mit der herrlichen, aromatischen Sahne des Gebirgs zu schlürfen. Eine höchst geschmackvolle Villa mit parkartigem Garten drüben an der Chaussee fesselte da meinen Blick und erregte, da sie bei meinem früheren Hierseyn noch nicht gestanden,

meine Neugierde. Ich fragte die dicke, muntere Wirthin, die mir eben den dampfenden Kaffee in die Laube brachte, wer in diesem schönen Landhause wohne?

„Ei, das gehört ja dem Herrn Arnold," antwortete sie in einem Tone, als ob sich von selbst verstünde, daß das Jedermann wisse.

Bei dem Namen Arnold durchzuckte es mich wunderbar seltsam. „Was ist der Herr Arnold? Was treibt er?" fragt ich weiter.

Fast unwillig erwiderte die Frau: „Er ist ein Maler. Wo kommen Sie denn her, daß Sie den berühmten Maler Arnold nicht kennen, den Wohlthäter der ganzen Gegend, den Freund und Beschützer aller Armen und Gedrückten?"

Ich hörte ihre letzten Worte fast nicht mehr, so tief war ich plötzlich beim Klange dieses Namens in alte, liebe Erinnerungen versenkt. Fast unwillig entfernte sich die Wirthin, weil ich ihr so wenig Theilnahme für diesen Mann zu empfinden schien. Und doch wie mächtig war mein Inneres erregt!

„Ja, er ist es, er muß es seyn, der theuerste Freund meiner Jugend, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen, von dem ich nur Kunde durch die Zeitungen erhielt, wenn irgend eines seiner neuesten Werke rühmend besprochen wurde. „Aber wie kommt er in dieses stattliche Landhaus?" — „Es ist sein eigen," sagte die Wirthin. — „Ist die Kunst der Farben eine materiell so lohnende, daß er, der Arme, Bedrängte, nach kaum zehn Jahren in so günstige Lage kommen konnte?" Diese Gedanken durchkreuzten mein Hirn so lebhaft, daß ich sie, wie ich zuletzt erst bemerkte, laut vor mich hingesprochen hatte.

Ich müßte weit ausholen, wenn ich die Geschichte meines Freundes Arnold ausführlich erzählen sollte, und euch in die romantischen Thäler der fränkischen Schweiz, nach Gösweinstein, nach den Ruinen der Riesen- und Rosenburg und von da wieder nach der Saale, nach dem wonnigen Thüringen führen, wo die Ruinen Rudelsburg und Saaleck hoch thronen und die Namen Giebichenstein, Wittekind, Ilsenstein und Wartburg träumerisch an unser Ohr klingen, Sagen und Geschichten alter Zeiten in unserer Erinnerung wach rufen; und von da wieder an die Donau ins alte Regensburg, nach der Walhalla und dem Stausen, dann in die Brauhäuser Münchens und ins Loisachthal an den Fuß der Alpspitze und von da weiter hinein nach Tyrol über den Sonnenstein nach Reutti, über Insbruck nach dem sonnigen Meran und von da in das schöne herrliche Italien hinein, dem ewigen Ziele der Sehnsucht einer jeden ächten Künstlerseele.

Mein Geist hatte in wenigen Minuten alle diese entfernten Räume durchflogen und alle Erlebnisse jener Lage jugendlicher Wanderzeit wieder durchlebt. Und doch brauchte ich Bände, alles das wirklich zu schildern, diesen unendlichen Reichthum einer in inniger Freundschaft durchlebten Jugendzeit. Doch ich muß eilen, zum eigentlichen Kern meiner Geschichte zu kommen, und will mich deßhalb nur darauf beschränken, in wenigen Zeilen das Leben meines Freundes Arnold zu schildern bis zu der Zeit, wo wir ihn wiedersehen in seiner Villa bei Partenkirchen und ihn die Erlebnisse der letzten achtes, acht Jahre selbst schildern lassen.

Arnold, den Sohn eines Landpredigers in Franken, lernte ich zuerst in Erlangen kennen, wo er Theologie studirte, obwohl schon damals die Kunst sein höchstes, sehnsüchtiges Streben war. Wir schlossen uns bald innig an einander an und zogen beide von dort gemeinsam nach der alten berühmten Stadt der Gottesgelehrtheit, nach Halle, um unsere Studien fortzusetzen, fanden aber beide mehr Befriedigung in der Philosophie, Aesthetik und den schönen Künsten, als in den trockenen Streitfragen der Theologie und auf dem sterilen Felde der Dogmatik, Hermeneutik und Exegese. Da ihn die Sehnsucht, sich zum Künstler auszubilden, nach München trieb, so ging auch ich, der ich mit ihm der Theologie Valet gesagt und philologischen Studien mich zugewandt hatte, zugleich nach München, wo Namen wie Thiersch, Müller, Neumann für einen nach allen Quellen der Sprachkunde Dürstenden mächtig anzogen. Dort gingen wir von Thiersch, aus dem klaren gedankenreichen Hellas, zu Müller, um mit Hafis in den heiteren, üppigen, liebestrunkenen Orient zu schwelgen, und von da wieder zu Neumann, um den Sau-See-King, das Fibelbuch steifer chinesischer Moral und Philosophie, zu entziffern.

Ich will nicht sprechen von jener wunderbar romantischen Zeit des Studentenlebens, wo wir alle aus dem Urbarbrunnen der Poesie tranken, jener Zeit, die ein seltsam Gemisch von fantastischer Idealität und derbem Realismus ist, wie die Dichtungen der „Stürmer und Dränger" des vorigen Jahrhunderts. Und doch sind diese beiden Gegensätze so nothwendig zur Ausgleichung, damit ein richtiges natürliches Maß hergestellt werde, denn die eine oder die andere Richtung führt, wenn sie allein vorherrscht, zum Ruin des Individuums. Besonders war es das Studium des Hafis und seiner Zeitgenossen, was unserer streng idealistischen Richtung allmählig ein natürlicheres, gesünderes Kolorit gab, wozu bei meinem Freunde noch die Antike in ihrer nackten Kraft und Ursprünglichkeit kam und die Zeichnungen nach der Natur, die mehr auf lebensfrische, volle Formen des menschlichen Körpers hinwiesen und dadurch der sentimentalen Idealität des platonischen Liebesflechthums als heilendes und stärkendes Medikament zu statten kommen.

(Fortsetzung folgt.)

„Die Krankheit" Louis Napoleons.

Herr Doktor W. Schlesinger veröffentlicht in der „Wiener medizinischen Wochenschrift," I. J. Nr. 30,

nachstehende interessante Mittheilung. „Wenn Könige bauen, haben die Kärner zu thun," und, wenn sie leidend sind, die — Zeitungen! Wir alltäglichen, kleinen Sterblichen dürfen ein Bischen leidend, krank seyn, und dagegen auch eine kleine Kur gebrauchen; große Herren und Herrscher müssen stets große, lebensgefährliche Krankheiten haben und dagegen auch große, heroische Kuren anwenden. Solche Diagnose und Therapie machen und verordnen gewöhnlich die — Zeitungen. Ist es z. B. für einen Korrespondenten interessant zu melden: Se. Majestät, so oder so, an Magenkatarrh oder Rheumatismus leidend, werden heuer die Bäder von Vichy oder Plombières gebrauchen? Nicht sonderlich! Wenn er aber mit mysteriöser Rabenstimme verkündet: Sr. Majestät, an einem alten, hartnäckigen, bedenklichen Unterleibs- und Rückenmarksübel leidend, ist von seinen Aerzten der Gebrauch von Vichy und Plombières äußerst dringend empfohlen worden, so ist das sicherlich sehr pikant und interessant. Welche weitschweifende Raisonnements und weittragende Konjekturen lassen sich daran knüpfen?! Bleiben wir bei der „Krankheit" Louis Napoleons, die jetzt das so zartbesaitete Nervensystem der europäischen Politiker und Börsen alterirt. Der Name seiner, so viel und mannigfach gedeuteten und benannten „Krankheit" ist auch uns bekannt, aber von den Mitteln, von der Kur, die da angewendet wurde, läßt sich doch mit großer Wahrscheinlichkeit ein Schluß auf ihren Charakter und ihre Bedeutsamkeit ziehen. Der Kaiser war in Vichy. Ich kenne das nichts weniger als elegante und komfortable Vichy nicht nur aus eigener Anschauung, sondern wir Aerzte wissen, daß es zur Klasse der alkalischen Säuerlinge zählt, daß es bei Katarrhen des Magens, der Athmungswerkzeuge, der Blase, bei junger Gicht recht gute, bei Gallen- und Nierensteinen und Zuckerharnruhr aber sehr zweifelhafte Dienste leistet, welche Wunder ihr auch in der letzteren Beziehung Durand Fardel nachrühmen will! Die ganz bescheidenen, harmlosen böhmischen Wässer, wie das Billiner und Gießhübler, das oberkrainische Preblauer u. s. w. sind dem Wasser von Vichy chemisch wie therapeutisch vollkommen ebenbürtig und können, nach bestem Wissen und Gewissen, seine Heilwirkung kühn in die Schranken fordern! Daß französische Badeärzte doppelt so großsprecherisch und doppelt so geschickt in Reklamen wie die deutschen, gerne alle Kranke Europa's nach Vichy zusammentrommeln möchten, darüber belustigt sich selbst ein französischer balneologischer Schriftsteller. Doktor Roubond in seinen sehr lesenswerthen „Eaux minérales de la France" bemerkt hierüber: „Les thermes de Vichy sont, sans contredit, les plus frequentés de la France; il n'est pas de maladies, qui n'ait pas la prétention d'être guerie par les eaux de Vichy!"

So wenig also ein intelligenter deutscher Arzt einen schweren Kranken, einen an Zuckerharnruhr Leidenden nach Billin oder Fachingen schicken wird, so wird dieß ein intelligenter französischer Arzt bezüglich Vichy's thun. Und die wirklich konstituirenden Aerzte Louis Napoleons stehen auf voller Höhe medizinischer Intelligenz. Nun wird Allarm geschlagen, Louis Napoleon werde nach Karlsbad gehen. Es ist entsetzlich! Hunderte aus den entferntesten Welttheilen wallfahrten nach Karlsbad. Sind sie deßhalb den finsteren Mächten des Todes verfallen? Ein Kaiser aber muß stets „aufgegeben, rettungslos verloren" seyn, wenn er nach Karlsbad geht! Es war dieß auch, als er vor drei Jahren nach Plombières — unser Gastein — ging, dessen warme Quellen uns heißer als ihm gemacht!

Ich habe Louis Napoleon dreimal gesehen, und ich kann durchaus nicht sagen, daß mir seine Gesammt-Konstitution den Eindruck des „krankhaften," „diabetischen" machte. Ich sah ihn das Erstemal im Jahre 1855 auf dem Hotel de Ville-Ball, welchen die Stadt Paris zu Ehren der Anwesenheit der Königin von England gab. Er sah damals sehr leidend aus; man sagte, es wären die Mühen und Sorgen ob des — orientalischen Krieges! Es war dieß jener wunderbare Ball, von dem der „Moniteur" die berühmten Worte berichtete: „Imperatrice n'a pas danse!" Welch zarte Andeutung für die interessanten Umstände der Kaiserin! Dem so leidend aussehenden, und überdieß nicht in erster Mannskraft stehenden Kaiser hätte ich es nicht angemerkt, daß er auch im — Privatleben Alles durchzusetzen vermag.

Das Zweitemal sah ich Louis Napoleon im Jahre 1857 in Baden-Baden, an der Seite des jetzigen Königs von Preußen. Der Kaiser war damals viel kräftiger, stämmiger und gebräunter geworden. Das Letztemal sah ich ihn voriges Jahr in Paris vor seiner Reise nach Savoyen und Algier. So unbedeutend, alltäglich sein Exterieur, er machte doch den Eindruck eines bedeutenden ungewöhnlichen Menschen, an dem kein schweres, körperliches Leiden nagt. Er muß sogar bei trefflichem Appetit gewesen seyn; denn er hatte eben — Savoyen und Nizza verschluckt! — Soll seit einem Jahre der Gesundheitszustand Louis Napoleons so tiefgehende Störungen, so unheilbare Zerrüttung erlitten haben?! Ich glaube es nicht! — Doch auf der Tagesordnung der europäischen Presse muß immer, wenigstens ein schwer darniederliegender Kaiser, König oder — Papst stehen!! — Ueber Louis Napoleon aber jetzt schon so voreilige Nekrologe schreiben, das ist ja ein wahrhaft redakteurlicher — Selbstmord! Wer liefert den Zeitungen reichhaltigeren Stoff, interessantere politische Krankengeschichten als Er? Und von dem sie so überreich leben, den lassen sie so vorzeitig sterben!"

Mannigfaltigkeiten.

Das königl. Gerichtsamt zu Chemnitz hat unterm 12. August an die Ortsgerichte und Gemeindevertreter

seines Bezirks folgende Bekanntmachung erlassen: „Ein schwarzes Verbrechen ist vor wenigen Tagen in unserm Bezirke verübt worden. Eine Mutter hat (es sträubt sich die Feder, es niederzuschreiben), eine Mutter hat ihr eigenes Kind erwürgt! Wenige Wochen zuvor ist ein gleiches entsetzliches Verbrechen in hiesiger Stadt begangen worden. Wie die bisher angestellten Erörterungen darthun, scheinen die unglückseligen Mütter die Veranlassung zu den schwarzen Verbrechen in den Lehren der sogenannten heiligen Männer gefunden zu haben, welche unter dem Deckmantel christlicher Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit allerhand Irrthümer verbreiten, durch welche beschränkte Menschen nicht nur in ihrem Innersten geängstigt, sondern sogar auch zur Verzweiflung getrieben werden, und diese Menschen nennen sich „heilige Männer.“ Auch in unserm Bezirke haben sie ihr Unwesen begonnen und bereits in mehreren Orten das Gift ihrer Irrlehren ausgestreut. Dem muß mit Entschiedenheit entgegengetreten werden, und damit nicht noch mehr Menschen sich und Andere unglücklich machen, fordere ich die Ortsgerichte und Gemeindevertreter hiermit auf, so weit nur immer möglich, aufklärend, verständigend und warnend einzuschreiten, während ich von den Ortsgerichten erwarte, daß sie sofort Anzeige machen werden, wenn diese sogenannten heiligen Männer in unserm Bezirke wieder ihr Unwesen beginnen sollten.“ — Das „Chemnitzer Tageblatt“ bemerkt hierzu: „So entsetzlich der Umstand ist, daß in kurzer Zeit zwei Mütter aus religiösem Wahnwitz zu Kindesmörderinnen geworden, so laut ruft derselbe Allen die Warnung vor falschen Propheten zu. Die Obrigkeit allein kann dem finstern Treiben nicht steuern; nur wenn alle Gutdenkende, namentlich Alle, denen das reine und lautere Evangelium Gewissenssache ist, zur Ausrottung des Unkrautes, sobald es sich zeigt, freiwillig mitwirken, kann der weitern Ausstreuung des bösen Samens mit Erfolg entgegengearbeitet werden.“

Stahlfedern, welche die stellen und theuer gewordenen Gänsekiele zum Schreiben fast gänzlich ersetzt haben, wurden noch vor Kurzem beinahe ausschließlich in Birmingham in England gefertigt und in ungeheurer Menge, man schätzt sie auf 500 Millionen Stück jährlich, in den Welthandel gebracht. Inzwischen ist auch seit etwa sechs Jahren in Berlin eine bedeutende Stahlfedernfabrik von Heinze und Blanckertz entstanden, welche es wohl verdient, allgemein gekannt und gewürdigt zu werden. In derselben werden bei den ganz sauberen, feinen und auch lohnenden Arbeiten insbesondere Arbeiterinnen (Mädchen und Frauen) beschäftigt, welche mittelst Handpressen die Federn nach ihrer Form in Plättchen schneiden, sodann lochen, stempeln, schleifen und spalten, die fertigen Federn endlich nach Gros verpacken. Eine geübte Arbeiterin kann in zehn Arbeitsstunden bis 30,000 Stück schneiden. Der Wochenlohn beträgt von 1½ bis 3 Thaler. Es werden in dieser Fabrik wöchentlich etwa 1,008,000 Stück verfertigt, wozu gegen 15 Zentner Stahl erforderlich sind. Auch ist hiermit eine großartige Fabrik von Federhaltern verbunden, wozu wöchentlich an fünf Klaftern (à 108 Kubikfuß) Holz und gegen 4 Zentner Metall verbraucht werden.

Aus Petersburg schreibt man, daß sich in dortiger Ungend die sibirische Pest in beunruhigender Weise verbreitet. Seit Mitte Juni sind an dieser Seuche gefallen: im Kreise Zarskoje-Sselo 260 Pferde und gegen 100 Stück Rindvieh, im Kreise Nowaja-Ladoga 230 Pferde und 30 Stück Rindvieh und im Kreise Schlüsselburg 150 Pferde und 130 Stück Rindvieh. In dem zuerst genannten Kreise erkrankten an derselben Krankheit 13 Menschen, in dem zuletzt genannten 1 Mensch; davon genasen 2 und starb einer.

In neuerer Zeit sind bekanntlich wiederholt Unglücksfälle auf den Bühnen dadurch entstanden, daß namentlich Tänzerinnen den Gasflammen an den Rampen zu nahe kamen und verbrannten. Es empfiehlt sich zur Vermeidung solcher Vorfälle die Anwendung einer Erfindung, welche vor Kurzem in Paris gemacht worden. Seit Mitte Juni sind bei der kaiserlichen Oper daselbst die Rampen von der Scene beseitigt worden. Die Gasflammen befinden sich jetzt dem Zuschauer unsichtbar unter der Bühne, und das Licht wird durch Reflektoren, die mit Silber belegt sind, auf die Scene geworfen.

Homonyme.

Ich wachs im Tannenwalde,
Ein Philosoph ich bin,
Schrieb Bücher von Gehalte
Von hohem, geist'gem Sinn;
Ob ich gestorben bin,
Steh' ich im Walde grün.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 200:
Greis — Uris — Eis.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 204 Dienstag, 27. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Weit entfernt von der rohen, rein materiellen Auffassung des Lebens lernten wir gleichwohl in der Hauptstadt des Genusses Reize des Lebens kennen, die unsern theologisch wohl dressirten Herzen in den Ringmauern Erlangens und Halle's völlig fremd geblieben waren. Und doch war es ein Gewinn, auch ein geistiger, indem wir der Göttin der Idealität, die wir verehrten, zu dem himmlischen Strahlendiadem nun auch die irdische Bürgerkrone des naiven Lebens- und Sinnengenusses auf die keusche Stirne drückten und mit Faust das Endliche dem Unendlichen vermählten.

Doch bald mußte ich München in Folge seltsamer Verkettungen des Schicksals verlassen, ohne daß ich eine Ahnung von den wahren Verhältnissen meines Freundes Arnold hatte. Seine stete Begleiterin durch dieß abenteuerliche Jugendleben war, wie ich leider erst später erfuhr, immer die Noth und die drückende Sorge gewesen. Er hatte aber dieß mit solcher Virtuosität allen und auch mir zu verbergen gewußt, daß ich jetzt noch darüber staune. Er machte oft bei einem Ausflug oder sonst einer festlichen Gelegenheit mehr Depensen als wir. Daß er, im tollsten Schwärmen alle übertreffend, nachher unwohl wurde, fand bei seiner zarten, fast schwächlich erscheinenden Gestalt Jeder ganz natürlich. Nach jeder solchen Gelegenheit hütete er einige Wochen das Zimmer. Später erst, als ich ihn in besseren Verhältnissen traf, erfuhr ich, daß er immer während dieser Zeit ganz gesund war, aber sich, um die gemachten Depensen auszugleichen, mehrere Wochen auf eine geringe Ration Wasser und Brod täglich gesetzt hatte. Alles unter dem Vorwand des Krankseyns. Eine solche energische Natur konnte zu Großem berufen seyn, Verwünschen möcht ich darum das Weib, daß ihn durch ihre Treulosigkeit in der Blüthezeit seiner Kraft dem Untergang entgegentrieb!

Ich will die nächsten Jahre überspringen; es wäre zu peinlich, die Noth, die er später in München ausgestanden, zu schildern. Nach einigen Jahren traf ich ihn durch Zufall wieder in Thüringen in einem Dorfe am Ufer der Saale als Erzieher in einer höchst liebenswürdigen, achtungswerthen Familie. Er hatte durch eine Zeitungsannonce eine Erzieherstelle gesucht, da seine Verhältnisse in München immer peinlicher und drückender geworden waren, wie ich jetzt erst durch ihn selbst erfuhr. Der Vater der Familie, Verwalter eines adeligen Gutes, ein Wittwer, machte schon beim ersten Anblick jenen wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ihn stets ein ehrenwerther, edler Charakter auf uns macht; seine Schwester hatte jenes vielgeschäftige, vielleicht etwas reizbare Wesen an sich, wie es unverheiratheten Frauenzimmern in mittleren Jahren eigen ist, die etwas darin suchen, ein gutes, wohlwollendes Herz unter erkünstelter Herbe zu verbergen, wohl auch wirklich etwas herb und bitter geworden sind in den Gedanken an einen geliebten Mann, der sie einst treulos verlassen und dadurch in eine Situation gebracht hat, die nur scheinbar den Wirkungskreis eines Weibes ausfüllt.

Sonst waren bei meiner Ankunft im Hause noch zwei der Schüler Arnold's da; das Mädchen eine einfache, aber ächt weiblich Erscheinung, und ein Knabe, in dem Uebergangsstadium zum Jüngling, dessen Anblick mich eigenthümlich wehmüthig ergriff, weil ich auf seiner breiten, hochgewölbten Stirne unverkennbar den Kainsstempel des Genies eingeprägt sah, ein Brandmal des Geistes, das zu ewigem, unsterblichem Ruhme führen kann, aber noch öfter auf die Pfade des Verderbens und der Verzweiflung führt. Auch diese Beiden stellte Arnold mir vor.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat eine Mädchengestalt, schlank und zart wie eine Else, vielleicht etwas zu groß, aber von unendlichem Liebreiz. Jene süße Schüchternheit, wie sie nur den edelsten weiblichen Wesen beim Uebergang vom Mädchen- zum Jungfrauenalter eigen, gab dieser herrlichen Erscheinung einen neuen Reiz. Mein Herz bebte unwillkürlich, ich dachte an Venus Anadyomene, wie sie aus dem Schaum des Meeres als die letzte und herrlichste Göttin emporsteigt.

„Meine Schülerin, Fräulein Ada," sagte Arnold bei ihrem Nähertreten, indem er mich ihr vorstellte. Eine leise Gluth flog über ihr wunderbar edles und schönes Gesicht, aber ich fühlte, daß es nicht die Ueberraschung beim Anblick eines Fremden hervorbrachte, ich sah, daß die Blicke Ada's und Arnolds sich

kurz, aber vielsagend getroffen hatten und auch über sein Gesicht ein dunkleres Roth sich ergoß.

„Armer Arnold, du faustische Zwiegeburt von Idealismus und Realismus, welche Schmerzen und Kämpfe wird dieses Weib noch über dein ruheloses Herz bringen," dachte ich bei mir. Zum Glück bat der Vater Ada, die Ouvertüre zum „Tannhäuser," der damals en vogue war, wie Alles, was Lärm machte, auf dem im Besuchzimmer stehenden Klavier zu spielen. Das brachte mich auf andere Gedanken und fast mußte ich lachen über die Verlegenheit Arnolds der so gerne „seine Ada" (so nannte er sie, wie ich später erfuhr, vertraulich immer) bei ihrem Spiel unterstützt, wenigstens nur die Notenblätter gerne umgewandt hätte, wenn eine Seite zu Ende gespielt war; aber leider konnte er das nicht bemerken, da er auch nicht das Geringste von Noten und Musik verstand.

Sie liebten sich, sie hatten es sich gestanden Beide, sie liebten sich mit jener unendlichen Gluth und Innigkeit, wie nur ein sechzehnjähriges Mädchen (so alt war Ada damals) und eine ächte Künstlerseele, wie die Arnolds war, lieben können. Die Zeichnenstunden, die bei seinem Unterricht nur Nebensache waren und die er Ada, weil er besonderes Talent zum Zeichnen bei ihr wahrnahm, allein gab, hatten ihre Herzen zusammengeführt.

Was soll ich sagen über diese Liebe? Es ist der seligste und heiligste Anblick, zwei Herzen in dieser edelsten aller Leidenschaften vereinigt zu sehen. Auch mir schien jetzt, daß Ada das Weib sey, das Arnold wahrhaft glücklich machen könne und die erhaben und groß genug dachte und fühlte, um die Schwächen leidenschaftlicher Reizbarkeit und Heftigkeit, die meinem Freunde wie jeder erregten Künstlerseele eigen waren um seiner großen, edlen Eigenschaften willen, die er in reichem Maße besaß, zu vergessen.

Ich schied nach einigen Tagen aus der liebenswürdigen Familie, da ich längere Zeit auf Reisen im Norden zubringen wollte. Selbstverständlich wurde ein fleißiger Briefwechsel zwischen Arnold und mir festgesetzt, und es es geschah auch so. Wir korrespondirten zwei Jahre lang aufs Lebhafteste. Seine Briefe athmeten Glück und tiefinnern Frieden. „Meine Ada" — diese Worte klangen durch alle seine Briefe wie ein Gebet und zugleich wie ein Zauberwort, das alle dunklen Dämonen aus seiner fieberisch erregten Künstlerbrust verbannte. In der letzten Zeit jedoch klang oft eine Mißstimmung durch, die ich aber natürlich fand, wenn ich bedachte, daß sein Künstlerehrgeiz schmerzlich berührt seyn mußte, weil ihm nicht diejenige Anerkennung vor der Welt zu Theil wurde, die seine früheren kleineren Skizzen, „Das blinde Mädchen," „Der Pirat," „Das Begräbniß der Selbstmörderin," so wie seine „Sakontala," welche die Riedels an tiefer, dem orientalischen Geiste gemäßer Auffassung weit übertraf, wirklich verdienten, während geringe, rein das Technische und Mechanische kultivirende Talente zu Ehre, Anerkennung und Reichthum gelangten. Ueber das durch seine Liebe zu seiner Schülerin Ada hervorgerufene Bild „Abälard und Heloise," dessen Skizzirung er mir bei meinem Zusammentreffen an der Saale gezeigt hatte, schrieb er mir nichts, noch hörte ich irgendwie, daß es in der Oeffentlichkeit erschienen sey.

Indem in der letzten Zeit seine Briefe spärlicher wurden und wie ich bereits bemerkte, nicht mehr jene innere Ruhe und göttliche Begeisterung verkündeten wie früher, blieben sie zuletzt ganz aus und ich hörte gar nichts mehr von ihm, außer einmal, wo ich sehr günstige Berichte über ein von ihm in eine Kunstausstellung gesandtes Bild „Liebesleben in tropischer Wildniß" und ein späteres Bild „Hafis als Liebender" in den Blättern las.

Das ist in sehr gedrängter Form, was ich über meinen Freund Arnold erzählen mußte, um meine Begegnung mit ihm in der Villa von Partenkirchen klar und verständlich zu machen.

Diese ganze Vergangenheit schwebte, während ich in dem Gartenhaus meines Partenkirchner Hauswirthes den Kaffee trank, an meinem Geiste vorüber.

So ward es 10 Uhr. Auf dem Lande ist die Etikette, welche in der Stadt eine bestimmte Stunde für einen Anstandsbesuch vorschreibt, nicht so streng. Ich machte mich also auf nach der Villa, denn mein Herz sehnte sich sehr, den geliebten Freund meiner Jugend wieder zu sehen.

Am Gartenthor zog ich die Schelle. Ein Bedienter kam. Ich überreichte ihm meine Karte mit dem Bemerken, mich zum Besuch bei seiner Herrschaft anzumelden.

Er ging nach dem Hause und kam sehr schnell wieder. „Herr Arnold ist nicht zu Hause, die gnädige Frau heißt Sie in seinem Namen willkommen. Bitte einzutreten." Der Mann führte mich durch einen Laubgang in das Haus. Wir gingen durch das Vorzimmer in ein reizend mit eben so viel Pracht als feinem Geschmack eingerichtetes Gemach. „Die gnädige Frau wird sogleich erscheinen, sie kleidete sich eben an." Mit diesen Worten verschwand der Bediente, nachdem er mir einen prachtvollen Fauteuil zum Niedersitzen zurecht geschoben hatte.

Mit Staunen sah ich umher, die wahrhaft fürstliche Pracht dieses Zimmers frappirte mich. „Arnold und Ada," dachte ich, „so seyd ihr nun vereint, der Abälard der Kunst hat seine reizende Schülerin eingeführt in die Prunkgemächer des Hauses, das er sich durch seine Kunst erworben."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Briefe von Johann Sebastian Bach.

I.

Monsieur
Monsieur J. S. Bach Chanteur et Inspecteur de Gymnase
à
p l'occasion. Schweinfourt.

Leipzig den 6. October 1748.
Hoch-Wohl-Edler ꝛc.
Hochgeehrter H. Vetter.

Ich werde wegen Kürtze der Zeit mit Wenigem viel sagen, wenn sowohl zur gesegneten Weinlese als bald zu erwartenden Ehe-Segen Gottes Gnade und Beystand herzlich apprecire. Mit dem verlangten exemplar der Preußisch. Fugen kann voritzo nicht dienen, indem justement der Verlag heute consumirt worden; (sindemahl nur 100 habe abdrucken lassen), wovon die meisten an gute Freunde gratis vertheilt worden. Werde aber zwischen hier und neuen Jahres Meße einige wieder abdrucken lassen; wenn dann der H. Vetter noch gesonnen ein exemplar zu haben, dürfen Sie mir nur mit Gelegenheit, nebst Einsendung eines Thlrs. davon post geben, so soll das verlangte erfolgen. Schließl. nochmalen bestens von uns allen salutiret beharre

Dero Hoch-Wohl-Edl.
ergebener
J. S. Bach.

P. S. Mein Sohn in Berlin hat nun schon 2 männliche Erben, der erste ist ungefähr um die Zeit gebohren, da wir leiter! die Preußische Invasion hatten; der andere ist etwa 14 Tage alt —

II.

A Monsieur
Monsieur J. S. Bach Chanteur et Inspecteur des Gymnasiastes de la Ville Imperiale
à
Franque Coburg. Schweinfourt.

Leipzig den 2. November 1748.
Hoch Edler ꝛc. ꝛc.
Hochgeehrter Herr Vetter.

Daß Sie nebst Frauen Liebsten sich noch wohl befinden, versichert mich Dero gestrigen Tages erhaltene angenehme Zuschrift, nebst mitgeschickten kostbaren Fäßlein Mostes, wofür hiemit meinen schuldigen Dank abstatte. Es ist aber höchlich zu bedauern, daß das Fäßlein entweder durch die Erschütterung im Fuhrwerke, oder sonst Noth gelitten, weiln nach dessen Eröffnung in hiesiges Ohrtes gewöhnlicher visirung es fast auf den 3ten Theil leer u. nach des Visitatoris Angebung nicht mehr als 6 Kannen in sich gehalten hat; und also schade, daß von dieser edlen Gabe Gottes das geringste Tröpflein hat sollen verschüttet werden. Wie nun zu erhaltenem reichen Seegen dem Herrn Vetter herzlichen gratulire, als muß hingegen pro nunc mein Unvermögen bekennen, um nicht im Stande zu seyn, mich reellement revengiren zu können. Jedoch quod differtur non auffertur, und hoffe occasion zu bekommen, in etwas meine Schuld abtragen zu können. Es ist freilich zu bedauren, daß die Entfernung unsere beiden Städte nicht erlaubet persönlichen Besuch einander abzustatten; ich würde mir sonsten die Freiheit nehmen, den Herrn Vetter zu meiner Tochter Ließgen Ehrentage, so künftig Monat Januar 1749 mit dem neuen Organisten in Naumburg, H. Altmikol, vor sich gehen wird, dienstl. zu invitiren. Da aber schon gemeldete Entlegenheit, auch unbequeme Jahreszeit es wohl nicht erlauben dörfte, den Hr. Vetter persönlich bei uns zu sehen; So will mir doch ausbitten, in Abwesenheit mit einem christlichen Wunsche ihnen zu assistiren, wormit mich denn dem Herren Vetter bestens empfehle, und nebst schönster Begrüßung an Ihnen von uns allen beharre

Ew. Hoch Edl.
ganz ergebener treüer Vetter
und willigster Diener
Joh. Seb. Bach.

P. S. M. Birnbaum ist bereits vor 6 Wochen beerdiget worden.

P. M.

Ohnerachtet der Herr Vetter sich geneigt offeriren, fernerhin mit dergleichen liqueur zu assistiren, so muß doch wegen übermäßiger hiesiger Abgabe es depreciren; denn da die Fracht 16 gr. der Ueberbringer 2 gr. der Visitator 2 gr. die Landaccise 5 gr. 3 dl. u. generalaccise 3 gr. gekostet hat, als können der Herr Vetter selbsten ermessen, daß mir jedes Maaß fast 5 gr. zu stehen kommt, welcher dann vor ein Geschenk alzu kosthar ist ꝛc.

Nota 1. Der im ersten Briefe erwähnte Sohn zu Berlin ist der sogenannte Berliner Bach „Karl Philipp Emanuel Bach" — zweiter Sohn des großen Johann Sebastian Bach — geb. zu Weimar den 14. März 1714, gest. zu Homburg den 14. Sept. 1788.

Nota 2. Joh. Seb. Bach starb erblindet den 28 Juli 1750 — 65 Jahre alt. Die vorliegende circa 1½ Jahr vorgeschriebene Briefe lassen auf Abnahme seiner Sehkraft noch nicht schließen.

Vergleiche übrigens: Forkel über Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke (Leipzig 1802).

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Prüm, im August: Bekanntlich hat Kaiser Karl des Großen Enkel, Kaiser Lothar, des Herrschens müde, seine letzten Lebenstage in der hiesigen altberühmten Benediktiner-Abtei zugebracht, und ist daselbst im Mönchsgewande gestorben. Sein Leib wurde in der Klosterkirche beigesetzt, und noch in der vorletzten Kirche zeigte man sein Grab. Dasselbe verschwand erst, als die gegenwärtige Kirche, im Styl der Renaissancezeit, auf der Stätte der früheren gebaut wurde. Nachdem die jetzige Kirche als Pfarrkirche übergeben war, fanden wiederholt Nachforschungen nach dem Grabe Lothar's Statt. Aber es ward keine Spur des Grabes aufgefunden. Vor Kurzem endlich sind die ersten und wohl wichtigsten Theile des verschollenen Grabes entdeckt worden. Bei dem Abbruch des alten Hochaltars, der durch die Munificenz eines hiesigen Einwohners durch einen neuen im gothischen Style ersetzt worden, öffnete man zufällig 2 Kisten, die seit undenklicher Zeit als Untersatz für die Altarleuchter gedient hatten, und fand dieselben angefüllt mit Gebeinen, die zum Theil in feine weiße Linnen gefüllt waren. Dabei lagen Zettel von fast vermodertem Papier mit lateinischer Beschreibung, welche sich auf ein, leider abhanden gekommenes Inventarium des alten Kloster-Archivs beziehen. Einer der Zettel trägt die Inschrift: „Ossa Lotarii“ — Lothar's Gebeine —. Von diesem merkwürdigen Funde, dessen Zustand sofort durch eine notarielle Urkunde konstatirt wurde, ist durch den hiesigen Herrn Pfarrer bereits an den königlichen General-Konservator Herrn Quast zu Berlin Anzeige erstattet worden. Ein hiesiger Sachverständiger, der durch seine wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Petrefakten rühmlichst bekannte Kreisphysikus Doktor Bretz, dem wir auch diese Mittheilungen verdanken, hat durch seine Untersuchungen der aufgefundenen Körperreste schon anthropologisch sehr merkwürdige Resultate erreicht. Unter den vielen Gebeinen, die vier mehr oder weniger vollständigen Skeletten angehören, zeichnen sich jene einer riesigen Gestalt aus. Ein Ober- und Unterschenkel, zeigen die bemerkenswerthe Länge von 3 Fuß 3 Zoll, welches Maß auf die Höhe der lebenden Person, die dieses Skelett als knöcherne Unterlage trug, von 6 Fuß 2—6 Zoll schließen läßt. Der dazu gehörige Schildknorpel des Kehlkopfes ist in seiner Hälfte 1 Zoll 8—9 Linien breit und vollständig verknöchert. Der Schädel eines zweiten Skeletes zeigt eine sehr schön ausgebildete Stirnnaht, die den Frankenschädeln auszeichnend eigenthümlich seyn soll.

[Interessanter Prozeß.] Aus Untersteyermark wird der „Grazer Tagespost“ folgender interessanter Fall mitgetheilt: In einer größeren Stadt Untersteyermarks fand eine hübsche, reiche Bäckerstochter Gefallen an einem Marschohne von sehr gewinnendem Aeußern. Sie liebten sich alle Beide recht innig und beschlossen demgemäß, einander zu heirathen. Die Eltern des Mädchens waren dessen zufrieden, nur stellten sie die Bedingung, der Bräutigam solle der militärischen Laufbahn entsagen. Die Liebe überwog alle Bedenken des Soldaten und er quittirte seinen Dienst. Nachdem er dieß Opfer gebracht, hoffte er den Lohn dafür in der verdoppelten Zärtlichkeit seiner Braut zu finden, aber er hat die Rechnung ohne die — Uniform gemacht; das Herz, das so heiß für den Offizier geschlagen, es fühlt nicht die leiseste Regung für den Zivilisten. Der arme junge Mann hat — was der Uebel geringeres — nicht nur eine Frau, er hat auch seine Stellung verloren, seine Karriere verdorben. Ein langwieriger Prozeß entspinnt sich durch alle Instanzen; dieser Tage nun entschied die oberste Instanz dahin: die Eltern der Braut seyen gehalten, dem verschmähten Bräutigam „lebenslänglich die von ihm bezogene jährliche Gage von 525 fl. zu bezahlen und das Urtheil wird auf die Realitäten der Verurtheilten intabulirt.“ Ob dasselbe die Abneigung der frackfeindlichen Schönen mildern, ob der oberste Gerichtshof hier zum Eheprokurator geworden, ist noch unbekannt.

Man schreibt aus Triest, 18. August: Bei dem feierlichen Hochamt das heute am Geburtstage des Kaisers in der Kathedrale von St. Just abgehalten wurde, führte man eine Messe des achtjährigen Sohnes des verstorbenen italienischen Maestro Ricci auf. Das Riesentalent dieses merkwürdigen Kindes hat sich besonders in der letzten Zeit so sehr entwickelt, daß der junge Kompositeur nicht nur die Partitur ganz allein zusammengestellt hat, sondern auch noch, wie es heute der Fall war, persönlich das Orchester leitete.

Auch die italienischen Turner haben beschlossen, zum Jahnsdenkmal Felsenbeiträge zu senden. Bereits hat der Turnverein zu Turin, der auch die Söhne des Königs Viktor Emanuel zu seinen Mitgliedern zählt, einen weißen Marmorblock 50 Pfund schwer, an den Berliner Turnrath übersendet. Auch die skandinavischen Turner haben aus den nordischen Hochgebirgen sechs Granitblöcke sprengen lassen und werden solche zum Jahnsdenkmal senden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 205 Mittwoch, 28. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Ihr Glücklichen! Selten ist das Loos der Sterblichen ein solches, daß Hoffen und Sehnen auch so glänzend in Erfüllung geht! Ada, Venus-Anadyomene, einfache Tochter eines Dorfes an der Saale, hier in diesen Räumen mußt du dich erst zu Hause fühlen mit deiner edlen, für alles Schöne und Herrliche schwärmenden Seele!"

„Ada" bebte es wieder über meine Lippen, da bewegte sich eine Thüre, ich sah mich um und eine hohe, junonische Gestalt trat in das Zimmer und auf mich zu. Ich erhob mich rasch, mich verbeugend, von meinem Sitze.

„Sehen Sie herzlich willkommen," sprach sie leise mit einem etwas fremden Accent. „Wie wird mein Mann sich freuen, den liebsten Freund seiner Jugend wiederzusehen. Er spricht so oft und mit so warmer Begeisterung von Ihnen. Gegenwärtig ist er ausgeritten — ich erwarte ihn in wenig Minuten zurück," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

Ich war keiner Erwiderung mächtig, „Ada", bebte es noch einmal, aber ganz leise über meine Lippen. Ich erwartete, als ich aus den Worten des Bedienten vernahm, daß Arnold verheirathet war, unbedingt Ada als sein Weib wiederzusehen.

Doch faßte ich mich bald und sah die herrliche Gestalt vor mir mit scharfen Blicken an. „Ada Venus-Anadyomene" war es nicht, aber Juno und Minerva würden stolz darauf gewesen seyn, diesem Weibe zu gleichen. Voll und doch nicht üppig, groß und doch nicht steif, Augen, dunkel wie eine Kohle und doch sanft wie die einer Taube, das Gesicht edel und ebenmäßig in allen seinen Formen, blaß der Teint, aber nicht kränklich, bleich überhaucht von jener Wärme, wie sie gewöhnlich Südländerinnen eigen. Dieß Gesicht war umrahmt von einer Fülle tiefschwarzer Haare. Es war ein königlicher Eindruck, den das Weib auf mich machte.

Mit jener Grazie und legeren Gewandtheit, deren nur Menschen, die sich von Jugend auf in den höchsten und besten Kreisen bewegt haben, mächtig sind, griff sie, indem ihre Hand mir winkte, mich wieder zu setzen, nach einem Stuhl und nahm mir gegenüber Platz.

„Sie werden es sonderbar finden, mein Herr, wenn ich Sie als Freund anrede, aber wer mit meinem Manne in Verbindung steht, und namentlich in so naher, inniger Verbindung wie Sie, der ist auch mir nahe gerückt, ist auch mir — ein Freund," sagte sie, als ich immer noch befangen schwieg, mit einer lieblichen, Zutrauen erweckenden Stimme.

Ich sah sie wieder an und fast entschuldigte ich Arnold, daß er — wie ich meinte — „seiner Ada" untreu geworden um eines solchen Wesens willen.

Bald kam das Gespräch in Gang und vor mir entfaltete sich überraschend und bewältigend ein reicher Geist, verbunden mit dem reinsten, edelsten Herzen, der mich rührte und entzückte zugleich. Ich dachte nie, daß es ein Weib von solchen Eigenschaften in der Welt gebe. Wir unterhielten uns lange. Da bemerkte ich zuletzt eine gewisse Angst in ihren Zügen. Mehrmals unterbrach sie ihre Unterhaltung mit dem Ausruf: „Daß Arnold immer noch nicht da ist!" Dann sprach sie weiter über das, was gerade Thema unserer Unterhaltung war.

So war wohl eine Stunde vergangen, da erhob sie sich und mir war es, als ob ihre Gestalt leise zittere, und mit zitternder Stimme sprach sie: „Es ist hier so warm, wollen Sie nicht hinausgehen in den Pavillon, da sehen wir nach der Chaussee und — Arnold schon von Weitem kommen."

Ich folgte ihr, denn sie ging bereits hastig voran. Ein Wink vorher hatte den Bedienten belehrt, dort eine Erfrischung aufzustellen. Wir setzten uns. Ich trank, sie nippte von dem kostbaren Weine. Da ich bemerkte, wie sie immer unruhiger, aufgeregter wurde und oft den Blick nach der Landstraße richtete, wo Arnold herkommen mußte, so ließ ich allmälig die Unterhaltung fallen und versank in eine Art Andacht bei dem Gedanken, wie innig und tief dieses herrliche Weib ihren Mann liebe, da sie, nachdem seit Jahren die Flitterwochen um, noch so ängstlich und sehnend nach seiner Rückkehr von einem gewöhnlichen, täglichen Spazierritte ausschaute.

Ich mochte lange so nachsinnend gesessen haben, als ich durch den lauten, fast jubelnden Ruf „Er

kommt!“ aus meinen Träumen aufgestört wurde. Wie ich aufsah und mein Blick zuerst auf ihr Gesicht fiel, da ergriff es mich wunderbar. Dieses Antlitz leuchtete in verklärtem Schimmer wie das eines Seligen, unwillkürlich hatte sie die Arme ausgebreitet wie zu herzlichem Empfang. Seltsam überrascht war ich, als sie plötzlich meine Hand ergriff, sie warm drückte und wieder lebhaft ausrief „Er kommt — dort!“ Das letzte Wort begleitete sie mit einer Geberde nach der Chaussee, wo ich nun auch, aber in weiter Entfernung, einen Reiter in rasender Eile heranjagen sah.

Eben ging der Bediente, rasch das Gartenthor zu öffnen, denn immer wilder brauste es heran. Mich erfaßte, als ich nun den Reiter deutlich erkennen konnte, ein heftiger Schreck — ich dachte an das „zweite Gesicht“ der Schotten. „Er muß sterben“, sagte ich mir, „er ist es, dessen Gesicht ich gestern beim Schein der Blitze auf dem Felsenpfad der Klamm als gespenstigen Reiter gesehen.“ — „Armes Weib“, dacht ich, „wenn du jetzt ahntest, daß er in kurzer Zeit dir durch den Tod entrissen wird!“ So hatte mich also die Gebirgsluft angesteckt und mir jene dämonische Eigenschaft vertieben, die, allerdings höchst, höchst selten, auch bei den Bewohnern dieser Berge vorkommt, — das zweite Gesicht!

Der Thorweg führte am Pavillon vorüber. Da sollte ich die Kunst des Reiters bewundern! In gestrecktem Galopp jagte er herein, mitten im raschesten Lauf hielt er dann das Pferd plötzlich an, das sofort fest wie eine Mauer stand. Mit einem kühnen Sprung war der Reiter auf dem Boden und warf, indem er das Thier noch ein paarmal mit der Hand liebkoste, dem Bedienten die Zügel zu, der den Rappen, welcher vorn ganz weiß von Schaum war, durch die Wege im Garten zur Abkühlung langsam hin und herführte. Ich hatte nicht leicht so ein edles Thier gesehen; die rein arabische Race war auf den ersten Blick unverkennbar.

Sie war bereits an seiner Seite. „Ich bin lange ausgeblieben, liebe Jadwiga,“ hörte ich die liebe, traute Stimme des Jugendfremdes sagen.

„Auch heute?“ fragte sie mit einem unsagbar schmerzlichem Ton, indem ihre Lippen leise bebten.

„Du bist ein Kind mit deinen Sorgen und trüben Gedanken. Heute waren sie aber doppelt überflüssig. Ich war in Reutti wegen der jungen Pfirsichbäume, darum blieb ich so lange,“ erwiderte Arnold.

Bei dieser Mittheilung flog ein süßes, freudiges Lächeln über ihr edles, schönes Gesicht.

Er hätte sie beim Empfange leicht geküßt, sein Wesen ihr gegenüber war unendlich freundlich und mild, fast weich, aber nicht glühend, nicht enthusiastisch wie das ihrige.

(Fortsetzung folgt.)

Der Werth der Abfälle.

(Aus Chambers' Journal.)

Als Lord Palmerston unter der Premierschaft Lord John Russels Ministerstaatssekretär des Innern war, lag ihm die Sorge für die Reform des Gesundheitswesen, so wie für viele andere Gegenstände ob, welche der auswärtigen Diplomatie, mit der sein Name ganz insbesondere verknüpft ist, sehr fern standen. Während er nun sich damit beschäftigte, stellte er einen aphoristischen Satz auf, der sowohl seiner epigrammatischen Zierlichkeit als seiner Wahrheit wegen vortrefflich ist: „Schmutz ist nur ein Gegenstand an unrechtem Platze!“ Wenn die Gesellschaft genau dieser Wahrheit gemäß handelte, so würden wir alljährlich Millionen ersparen; wenn wir, statt Schmutz und Abfälle, Kehricht und Abhub ꝛc. als werthlose Dinge zu betrachten, uns zu dem Glauben bringen könnten, daß dieß gute Dinge am unrechten Platze sind, würde es mit unserer Gesundheit und unserem Geldbeutel vielfach besser stehen als jetzt. Praktische Chemiker haben dieß schon längst gewußt; die Aerzte prägen es nicht selten ihren Patienten ein; Patente neuer Erfindung zeigen oft, daß man die Sache zu würdigen weiß und die Welt wird hierin mit jedem Tage weiser. Einige Monate nach dem Schluß der großen Ausstellung von 1851 hielt Dr. Lyon Playfair eine Vorlesung über einige Ergebnisse dieser wundervollen Entwicklung und nahm zum Hauptgegenstand seiner Abhandlung die neuerlichen Fortschritte in der industriellen Chemie. Die Erzeugung der Parfüme war nicht das mindest merkwürdige der von ihm angeführten Beispiele. Er zeigte, daß schöne Parfüme jetzt aus den alltäglichsten und oft aus den stinkendsten Stoffen bereitet werden. Wenn dieß Alles wäre, so würde es ein Triumph der Chemie und eine Wohlthat für die Menschheit seyn; allein unglücklicher trat die gesunkene Moralität, mit der wir Alle nur sehr bekannt sind, dazwischen, und half einem System der Täuschung und des Betruges auf die Beine. Es ist wissenschaftlich aus abgenützten und unansehbaren Stoffen ein Parfüm zu gewinnen, das an Geruch dem aus einer schönen Frucht oder Blume gewonnenen ähnlich ist; aber es ist unredlich, es nach dem Namen dieser Frucht oder Blume zu nennen und sonach einen hohen Preis darauf zu legen. „Ein besonders stinkendes Oel, sagte Dr. Playfair, genannt Fuselöl, bildet sich, wenn man Branntwein und Whisky macht; dieses Fuselöl gibt, wenn man es mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destillirt, das „Birnöl.“ Das „Apfelöl“ wird aus demselben Fuselöl durch Destillation mit Schwefelsäure und doppeltbromsaurem Kali bereitet. Das „Ananasöl“ wird gewonnen aus einem Produkt der Wirkung fauten Käses auf Zucker, oder dadurch, daß man eine Seife mit Butter bereitet und sie mit Alkohol und Schwefelsäure destillirt; sie

wird jetzt in England bei der Bereitung von „Ananas-Ale“ vielfach angewendet. „Traubenöl“ und „Cognacöl,“ die man gebraucht, um dem britischen Branntwein den Wohlgeschmack französischen Cognacs zu geben, sind wenig anderes als Fuselöl. Das künstliche „Bittermandelöl,“ das jetzt bei der Parfürmirung der Seife und zum Wohlschmeckendmachen von Zuckerbackwerk so häufig in Anwendung kommt, wird durch die Wirkung von Salpetersäure auf die stinkenden Gastheeröle gewonnen. Manche schöne Stirn wird mit Eau de Millefleurs beseuchtet, ohne daß man weiß, daß sein wesentlicher Bestandtheil von der Trockenlegung von Kuhställen herrührt. — Wir wollen indeß nicht länger bei der Unredlichkeit verweilen, die mit allen solchen in dieses oder jenes Gewand gehüllten Benennungen verknüpft ist, sondern lieber einen Blick auf einige unter den fast unzähligen Beispielen ehrlicher Rührlichmachung von Stoffen werfen, die man früher unnütze nannte, oder meist als solche betrachtete, welche kaum einigen reellen Werth besäßen. Dr. Lyon Playfair hob einige dieser Beispiele hervor:

„Die Abschnitzel des wandernden Kesselflickers werden mit den Pferdehufabfällen von der Schmiede, oder den weggeworfenen wollenen Gewändern der Bewohner der Schwesterinseln gemischt, und zieren bald hernach in Form von glänzenden blauen Farben das Kleid der Hofdamen. Der Hauptbestandtheil der Tinte, mit welcher ich schreibe, war möglicher Weise einmal ein Theil eines zerbrochenes Reifes eines alten Bierfasses. Die Knochen der todten Thiere liefern den Hauptbestand der Zündhölzchen. Die Hefen von Portwein — sorgfältig weggeworfen von dem Portweintrinker beim Ablassen seines Lieblingsgetränkes — werden Morgens in der Form von Seidlitz-Pulver von ihm eingenommen, um die Wirkung seiner Schlemmerei vom Tage zuvor zu beseitigen. Der Abfall der Straßen und der Waschungen von Steinkohlengas erscheint, sorgfältig aufbewahrt, wieder in dem Riechfläschchen der Damen, oder wird von ihr gebraucht, um „blanemanger“ für ihre Freundinnen schmackhaft zu machen.“ Erst kürzlich ist dieser höchst interessante Gegenstand weit umfassender von P. L. Simonds, einem erfahrenen Gewährsmann in Allem, was die Materialien für Manufakturen betrifft, behandelt worden. In einem im Kunstverein vorgelesenen Aufsatze gab er eine wundervolle Mannigfaltigkeit von Beispielen über die Benutzung anscheinend unwichtiger Stoffe. Eine bloße Aufzählung derselben würde unsere Gränzen überschreiten; allein man wird sehen, daß —, selbst wenn wir Alles auslassen, was sich auf das Ersinnen neuer Nahrungsformen für menschliche Wesen bezieht, Alles was die Entdeckung neuer Faserstoffe für die Papierverfertigung, so wie alle die Pläne betrifft, um den Inhalt der Stadtkloaken als Argrikulturdünger verwendbar zu machen — die Mannigfaltigkeit noch eine sehr bemerkenswerthe ist.

Wenn wir mit thierischen Stoffen und mit solchen Theilen derselben beginnen, welche zur Haut, zum Haar und zur Wolle gehören, so finden wir, daß die gute Haut des Hundfisches gebraucht wird, um eine dem Sandpapiere ähnliche abschabende Substanz zu bereiten. Die Aalhaut wird von den Amerikanern zu Tauen und Peitschenriemen verarbeitet. Meerschlehnhaut (von einer Art Plattfisch), wird, nach Art der Hausenblase, zur Leuterung des Kaffee's und anderer Flüssigkeiten gebraucht. Meerschwein- und Wallroßhäute werden zu Schuhleder gegerbt. Die Alligatorhaut wird von den Teranern zu Leder gegerbt, das große Aehnlichkeit mit schönem Kalbleder hat. Schlangenhaut wird zugerichtet, um Chagrin nachzuahmen. Alte Stiefel und Schuhe werden in Monmouth Street und in Pettikoat Lane „ausgebessert,“ die Brüche mit „Klobber“ geheilt, den man aus geriebenen Kohlen und Teig macht, so daß dieselben dann noch eine Zeitlang nützliche Dienste leisten können. In Yorkshire gibt es „Abfallkrämer,“ welche alle Fetzen von den Wollenfaktoreien aufkaufen und sie an „Shoddy“ Fabrikbesitzer in Leeds, Dewsbury und Batley verkaufen. Die Fabrikbesitzer verarbeiten die Abfallwolle in „Shoddy“ oder „Mungo,“ mischen sie mit ein wenig neuer Wolle und spinnen und weben daraus Broadkloth (eine Art feines Tuch), Doeskins, Matrosenzeuge, Drogette, grobe Teppiche, Boi und Tischtücher.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte Grubhuisen gab 1808 eine kleine Druckschrift heraus über das Nachgefühl des Schmerzes in den Köpfen und Rümpfen enthaupteter Verbrecher, in welcher er aus zahlreichen Beispielen, unter andern bei der Hinrichtung des berüchtigten Schinderhannes und seiner Bande, dann aus Versuchen mit geköpften Thieren, nachweist, daß der Kopf eines warmblütigen Thieres erst dann stirbt, wenn man an ihm die bekannten Krämpfe in den Gesichts-, Kau- und Luftröhrenmuskeln bemerkt, und daher nach der Enthauptung noch einige Minuten Nachempfindung fortbestehet. Die alten Chroniken bieten merkwürdige Beispiele hievon aus früheren Zeiten, in denen die Lebenskraft des Menschen weit energischer gewesen zu seyn scheint, als heut zu Tage. — Fries erzählt, 1337 —: Der fränkische Ritter Diez von Schaumburg, welcher wegen Landfriedensbruches mit seinen vier Knappen zum Tode verurtheilt worden, habe vor der Hinrichtung die Richter inständig gebeten, ihn und seine Leidensgefährten in einer Reihe, jeden 8 Schuhe vom andern entfernt, aufstellen und ihn zuerst enthaupten

lassen zu wollen. Wenn er nun nach der Enthauptung wieder aufspringen und durch die Reihe seiner Knappen (welche unschuldig und von ihm verführt worden seyen) hindurchlaufen würde, sollte Letzteren das Leben geschenkt seyn. Nachdem er diese Bewilligung erhalten, stellte er die Knappen in die Reihe und empfing den Todesstreich. Kaum war aber sein Haupt gefallen, so erhob sich der Rumpf, durchschritt die Reihe und fiel dann leblos zu Boden. — Der Nürnberger Scharfrichter Meister Franz berichtet in seinem blutigen Tagebuche Nachstehendes: „1602, den 14. September, habe ich Georg Praun von Mansfeld, einen Lebkuchner und Fechter, mit dem Schwert gerichtet. Dessen Kopf hat sich auf dem Stein hin und her gekehrt und bewegt, als ob er sich umsehen wollte, die Zunge bewegt, den Mund aufgethan, als ob er reden wollte, bei einer guten halben Viertelstunde, was ich bei all meinen vielen Hinrichtungen nie beobachtet habe."

[Das sogenannte Wetterleuchten.] Dieses ist eine elektrische Erscheinung der Athmosphäre, d. h. jener blitzähnliche Lichtschimmer und jenes Aufleuchten der Wolken ohne eigentlichen Zickzackstrahl, das ohne hörbaren Donner am meisten in geringer Höhe und am Horizonte, selten in der Nähe des Zenithes, beobachtet wird. Unter dem Volke wird diese Erscheinung auch mit den Worten bezeichnet: das Wetter kühlt sich, und ist dieß namentlich der Fall, wenn die Erscheinung bei wolkenleerem Himmel Abends sich zeigt. Elektrischer Natur ist dieselbe gewiß. Dagegen kann es nicht zweifelhaft seyn, daß das Wetterleuchten hinter Wolken am Horizont nichts Anderes als das Blitzen ferner Gewitter ist, wenn man auch keinen Donner hört. — Die Entfernung nämlich, aus welcher der Donner eines Gewitters vernommen wurde, hat niemals $3^1/_2$ Meilen betragen. Nur einmal hat Arago zwischen Blitz und Donner Zeit gehabt, 72 Sekunden zu zählen, die nächstgroße war nur 49 Sekunden. Die Schnelligkeit des Schalles zu 1075 Fuß bei 8 Grad R. angenommen und die deutsche Meile zu 22,850 Pariser Fuß gerechnet, betrug jene größte Entfernung nicht $3^1/_2$ Meilen, die nächstgroße nur etwas über 2 Meilen. Während die erderschütternden Ausbrüche eines Vulkans bis 200 Meilen weit gehört worden sind, verstummt mithin der in der Höhe erzeugte, durch den Uebergang in Luftschichten von verschiedener Dichtigkeit geschwächte Schall des Donners schon in der geringen Entfernung von $2^1/_2$ Meilen. Von allen in solchem Abstand um uns herum vorkommenden Gewittern sehen wir daher nur den Schimmer der Blitze.

Der römische Senat hat bekanntlich beschlossen, den General Lamerciere als Beweis der Anerkennung mit einer Medaille auszuzeichnen. Mit der Anfertigung dieser Medaille wurde der berühmte Münchener Münzgraveur Herr Voit, welcher sich gegenwärtig in Urlaub in Rom befindet, betraut und er verfertigte die Medaille zur Bewunderung Aller, die sie sahen; es ist ein wahres Meisterstück von Graburkunst, welches der deutschen Kunst alle Ehre macht. Der Senat war darüber so erfreut, daß er beschlossen hat, Herrn Voit das Ehrenbürgerrecht in Rom zu verleihen, und zwar in der Art, daß es sich sogar auf Voit's Nachfolger erstreckt.

In der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien beginnt jetzt die Drucklegung eines eben so seltenen wie interessanten Werkes. Der Gelehrte, Professor Dr. Jälg in Krakau, läßt eine Sammlung von kalmückischen Märchen in kalmückischer Sprache drucken, ein Druck, der außer etwa in Petersburg oder Kasan anderwärts eine Unmöglichkeit wäre. Mit Recht hebt die Wiener Zeitung, der man diese Mittheilung entnimmt, bei diesem Anlasse den Dienst hervor, den Hofrath v. Auer neuerdings durch die Möglichkeit, ein solches Werk zu veröffentlichen, der Wissenschaft leistet.

Man schreibt aus Paris, 23. August: Es ist jetzt viel davon die Rede, an der französischen oder algierischen Küste Schwammpflanzungen anzulegen. Das Material dazu soll von der syrischen Küste, wo es bekanntlich die besten Schwämme gibt, geholt und unter dem Wasser nach dem betreffenden Ort gebracht werden. Da sich die Schwämme sehr rasch vermehren, so hofft man schon in 4 bis 5 Jahren mit dem Ernten beginnen zu kennen.

Im Jahre 1859 sind in England 25 Männer und 56 Weiber im Alter von hundert Jahren, und darüber gestorben. Der älteste Mann jener Liste starb in Sunderland 107 Jahre alt; aber eine Frau in Derbyshire wurde 108, und zwei Frauen im Monmouthshire und in Wales wurden 110 Jahre alt. Von diesen hundertjährigen Greisen fanden sich acht in London und sieben in Somersetshire.

Ein Prager Handlungshaus hat in Paris eine bedeutende Partie von Guttapercha-Spielwaaren bestellt. Als die Sendung dieser Tage dort anlangte, waren die einzelnen Gegenstände in Folge der großen Hitze, welche während des Transports von Paris dahin herrschte, in einen einzigen Klumpen zusammengeflossen, so daß die ganze Sendung unbrauchbar war.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 206 Donnerstag, 29. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Ich sah ihn jetzt genauer an. Kaum war es mir möglich, den Freund noch zu erkennen. Das todtenbleiche Gesicht umrahmte ein dichter, langer, stark mit Grau vermischter Bart, die Lippen umzuckte ein schmerzlicher Zug, tiefe Furchen durchzogen die gewaltige, breite Stirne. Die Haare zeigten sich, da er den Hut abgenommen, ebenfalls stark mit Grau vermischt. Nur die dunkeln Augen leuchteten noch in jenem wunderbaren Glanze wie sonst. Die Gestalt war sehr hager geworden und er erschien dadurch größer als früher. Ich begriff dieses frühe Altern des Mannes nicht, nur so viel sagte mir der ganze Ausdruck dieses bleichen abgemagerten Gesichtes, daß er nicht glücklich sey.

„Rathe, wer hier ist?“ rief Jadwiga. Das war der Name der jungen Frau, wie ich eben aus seiner Begrüßung gehört hatte.

Strahlenden Antlitzes führte sie ihn mir, der ich eben aus dem Pavillon zur Begrüßung hervortrat, entgegen.

„Tristan, du hier!“ rief er mit einer eigenthümlichen Betonung, die halb freudig, halb schmerzvoll klang.

Tiefbewegt reichte ich ihm die Hand, die er nach alter Gewohnheit heftig drückte.

Jadwiga, die eben nach dem Hause gegangen war, während wir uns begrüßten, kam jetzt mit einem Glase Milch zurück, das sie Arnold kredenzte.

„Nein, heute nicht!“ rief er fast heftig. „Ich will heute Wein trinken, wir haben Cyperwein im Keller, Gregor soll ein paar Flaschen herbeibringen.“

Das schöne, junge Weib stand wie versteinert. Nur ihre Augen lebten und sahen überrascht und verwundert bald Arnold, bald mich an.

Dann trat sie rasch auf mich zu, griff nach meiner Hand und rief: „O Himmel, wer sind Sie? Sie sind ein Zauberer. Seit ich Arnold kenne, hat er nie einen Tropfen Wein getrunken, Milch und Wasser allein war sein Getränke, ganz würdig eines Klausners. Ist es denn wirklich wahr, Arnold, du wirst heute Wein trinken? — O wie danke ich Ihnen, Freund meines Mannes, daß Sie diese wunderbare Umwandlung bei ihm hervorgebracht! Ich habe stets umsonst versucht, ihn zu bestimmen, daß er, wenn Besuche bei uns sind, mit ihnen heiter und fröhlich zeche, wie es Männersitte ist bei uns in meinem lieben Vaterlande Polen, und dadurch sich Erholung und Rast gönne von seinen eifrigen und unausgesetzten Studien und Arbeiten.“

Und mit der liebenswürdigsten Grazie füllte sie, da Gregor indessen die Flaschen herbeigebracht, unsere Gläser mit dem Feuerwein Griechenlands. Arnold nahm eines der bereitstehenden Gläser und goß es voll, dann reichte er es Jadwiga, indem er sagte: „Dein verehrter Gebel soll leben! Wir wollen sehen, ob er recht hat, wenn er von diesem Weine singt:

Heiß rinnt er durch die Adern, durch die Glieder,

und dann weiter ihm die Kraft zuschreibt, daß er die Vergangenheit in ihrer ganzen Lebendigkeit und Leibhaftigkeit vor unsere Seele zu führen vermöge. Doch was Vergangenheit — unterbrach er sich plötzlich — ich *habe* keine und *will* keine haben. Was thue ich heute mit den Kleidern, die ich vor Jahren getragen und abgetragen? Es gibt keine Vergangenheit, so wenig als es eine Zukunft gibt!“ Diese letzten Worte stieß er fast heftig heraus und der Ton, in dem er sprach, klang so bitter, daß er mich fast unangenehm berührte.

Ich sah ihn befremdet an, dann Jadwiga. Sie schien solche Aeußerungen gewöhnt zu seyn, denn ihr Gesicht blieb ruhig, wenn auch ein schmerzlicher Ausdruck sich zeigte, der sich, seit Arnold in hastiger Eile einige Gläser Cyperwein hinuntergestürzt hatte und in der Unterhaltung statt heiterer immer trüber und herber wurde und namentlich in seinen Aeußerungen über politische und soziale Fragen eine Verbitterung zur Schau trug, die eine fast krankhafte Reizbarkeit zeigte, noch vermehrte.

Doch war dieses sich Gehenlassen Arnolds, das zuletzt aus der Verbitterung in Hohn über die Welt überging, bald vorbei, er hatte selbst bei seinen bittersten Bemerkungen die Gesetze des feinsten Anstandes genau beobachtet und der gebildete Mann mit dem kavaliermäßigen Benehmen trat immer in den Vordergrund. Aber kalt war und blieb sein Benehmen trotz

aller Feinheit und Zuvorkommenheit und das that mir weh. Ich hatte den Freund anders zu finden gehofft.

Um so freundlicher war mein Herz berührt durch das warme, innige Benehmen Jadwiga's, die mir wie ein höheres, überirdisches Wesen erschien, ebenso durch geistvolle Aeußerungen, wie durch das vornehme, edle und doch so natürliche und reine Gebahren, das sie charakterisirte.

Die Aufregung Arnolds hatte jedoch nur kurze Zeit gedauert. Bald wurde er wärmer und herzlicher. Jadwiga nahm seine Hand in die ihrige, er blickte sie freundlich und innig, fast ehrerbietig an.

„Sie waren schon früher hier," fragte mich plötzlich Jadwiga. „Sie kennen die nächste Umgegend. Waren Sie schon in der Klamm?"

Ich bejahte ihre Frage.

„Zu Fuß oder sind Sie geritten?" fragte sie weiter.

„Geritten" — frug ich erstaunt entgegen — „glauben Sie wirklich, gnädige Frau, daß selbst das vortrefflichste Maulthier jenen Felsenpfad begehen könne?"

„Ach, ich meine zu Pferd!"

„Sie scherzen. Zu Pferd! Kein Pferd der Welt vermöchte jenen Pfad empor zu klimmen, es würde unfehlbar in den Abgrund stürzen."

„Ausgenommen das meinige!" rief Arnold laut, ehe ich kaum noch ausgesprochen.

Ich lächelte ungläubig bei dieser Aeußerung, indem ich nach Jadwiga blickte. Ihre Augen waren feucht und zwei große Thränen perlten über ihre bleichen Wangen. Auch ihr Blick traf jetzt den meinigen.

„O Gott!" rief sie, indem sie heftig aufsprang, in „Der leidenschaftlichsten Erregtheit, „und er reitet täglich durch die Klamm nach dem vordern Rainthal. O bekehren Sie ihn von diesem waghalsigen, frevelhaften Beginnen!" fügte sie mit fast flehendem Tone hinzu.

„Der gespenstige Reiter!" rief ich unwillkürlich aus, und nun war mir Alles klar, jetzt erst begriff ich auch Jadwiga's schmerzliche Frage von vorhin, als Arnold zurückkam, „Auch heute?" Jetzt verstand ich ihr aufgeregtes Wesen, jetzt erst mußte ich das Zittern ihrer Stimme bei den Worten, „daß Arnold immer noch nicht da ist!" zu deuten.

Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe; ich fühlte, daß hier ein geheimnißvolles Etwas waltete, das ich nicht zu durchschauen und zu erklären vermochte. Jadwiga fragte mich, was mein Ausruf „der gespenstige Reiter" bedeute. Die Antwort brachte mich in Verlegenheit, denn schwerlich wußte sie, daß Arnold bei dem gestrigen schrecklichen Unwetter durch die Klamm zurückgeritten sey.

„Gestern Abend überraschte mich in der Klamm ein heftiges Gewitter," stotterte ich endlich zögernd hervor.

„Mein Rappe hat es gespürt, als ich während desselben durch die Klamm ritt; hätte ich ahnen können, daß du auch denselben Weg machtest, ich hätte dich mit mir nach Hause gebracht und dadurch wohl Jadwiga versöhnt, die heftig schmollte über meine tolle Reiterei. Aber daß du gestern schon hier warst und uns nicht besuchtest, ist in der That sehr unrecht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Werth der Abfälle.

(Fortsetzung.)

Wollene Lumpen, so schmutzig sie auch seyn mögen, werden aufgekauft, zu Fetzen zerrissen, gereinigt, in ein gering haltigeres Shoddy verwandelt und zu den wohlfeilsten Arten von Matrosenstüchern, Beaverteens, Petershams, Mohairs, Talmas, Raglans, Paletots und anderen solzmanigen Wollenfabrikaten verarbeitet. Wie man sagt, reproduzirt Leeds allein alljährlich aus Lumpen so viel Wolle als die Vliesse von 400,000 Schafen liefern würden. Diese Lumpen können die Ueberbleibsel von abgetragenen Kleidungsstücken, Schneiderabschnitzeln, alten wollenen Strümpfen, Teppichen ꝛc. seyn; auch werden, zur Aushülfe für die inländischen Vorräthe, große Massen von auswärts eingeführt. Ein geringer Theil wird für Zwecke der Tapezierer verarbeitet, und ein anderer, zumeist Teppichabfälle, dient zur Ausstopfung von Matratzen und auch als ein Ingrediens bei der Bereitung von preußisch Blau. Alle die zarten Materialien für Damenkleider, bekannt unter den Namen Balzarinus, Orleans, Koburgs, Alpacas ꝛc., werden jetzt durch Mischungen von Wolle und Baumwolle nachgeahmt, obgleich sie ursprünglich wirklich wollen oder baumwollen gewesen seyn mögen. Diese Mischungen erleiden, wenn sie durch langes Tragen zu Lumpen geworden sind, eine Metempsychose; man verwendet Chemikalien, um die Baumwolle zu zerstören, und der Ueberrest wird dann mit ein wenig neuer Wolle zu Tuch verarbeitet. Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, daß einiges von der Wolle in dem heutige Balzarinekleid einer Dame einen Theil von ihres Mannes vorjährigem Oberrock bildete. Kuhhaare werden verwendet zur Herstellung von Mörtel, zur Verfertigung von Filz, Tauen und Teppichen und als verschiedene Ersatzmittel für Roßhaar. Und wenn der Scharfsinn des Menschen keine weiteren Manufakturgegenstände finden kann, für die sie sich benützen ließen, so ist stets noch der Landmann bereit, sie als Dünger zu kaufen; 2½ Pfund Lumpen sollen ebenso viel befruchtende Kraft enthalten, wie 100 Pfund Bauerpoldünger.

Wenn wir uns nun zu dem Skelett und den innern Theilen des Thieres wenden, so werden wir sehen, daß der von geringfügigen Dingen herrührende Werth nicht minder Beachtung verdient. Von den Knochen werden die besten Theile zu Messerheften ꝛc., zu Dreh-

arbeiten und zu einer Menge anderer Produkte verarbeitet. Einige Theile werden auch zur Verfertigung von Beinschwarz oder thierischer Kohle gebraucht, andere werden gesotten, um Klebestoff für Färber und Tuchmacher daraus zu gewinnen, und alles Uebrige wird zu Dünger für die Landleute vermahlen. Wie man sagt, wird in England die fast unglaubliche Summe von 800,000 Pfd. St. (5½ Mill. Thaler) alljährlich für Knochen bezahlt. Hörner und Hufe gebraucht man zu so vielen Zwecken, daß es kaum möglich seyn würde, dieselben aufzuzählen: viele werthvolle chemische Stoffe gewinnt man aus diesen Quellen. Wallfischbeinabschnitzel und Abschabsel dienen zur Ausstopfung von Kissen ꝛc., zu Ofengitterrathen und zur Bereitung von preußisch Blau. Hundsfett wird zur Verfertigung von bockledernen Handschuhen in Paris gebraucht und eignet sich auch zur Gewinnung eines Oels als ein wohlfeiles, vielleicht betrügerisches Surrogat für Stockfischleberöl. Wollscheerabfälle, in welchen Talg oder Fett irgend einer Art stets ein Ingrediens bildet, liefern nun das Material für Stearinkerzen. Das Blut geschlachteter Thiere wird zur Zuckerraffinirung, zur Herstellung thierischer Kohle, zur Erzeugung der einstmals berühmten Türkischrothfarbe und auf viele andere Weisen gebraucht. Die Ochsengalle dient als Reinigungsmittel für Wolle oder Tuch, als Arzneimittel, bei den Malern zur Reinigung der bei Miniaturen gebrauchten Elfenbeintäfelchen, zur Fixirung von Kreide- und Bleistiftzeichnungen und zur Mischung mit gewissen Farben. Fischschuppen werden zu Armbändern und Ornamenten, und Fischaugen für unentwickelte Knospen bei Kunstblumenverfertigung gebraucht. Metzgers- und Abdeckersabfälle werden in solcher Art abgekocht, daß sie sich als Nahrung für Katzen und Hunde eignen. Blasen und Gedärme werden für Würste und derlei Nahrungsartikel, zu wasserdichten Deckeln für Krüge und Apothekergefäße, zu Saiten für Violinen und Guitarren und zu der den (etwas zweideutigen) Namen „Goldschlägershaut" führenden schönen Membran verwendet. Die Franzosen kaufen unsere alten beschriebenen Pergamente und bringen sie in Form von bockledernen Handschuhen zu uns zurück. Alle Abfälle von Haut und Pergament jeder Art sind Korn für die Mühle des Leimsieders. Kalbsfüße werden gesotten, um Rindsfußöl für die Lederbereitung zu gewinnen; die Schafsfüße zur Gewinnung von Schafsfußöl, das unsern Haarölmachern nicht unbekannt ist. Fischgedärme sind, sey es an unsern Fischstationen, oder auf Märkten wie Billingsgate, stets als Dünger verkaufbar. Im letzten Herbste lieferte eine einzige Häringsbank auf der Höhe von Lowestoft, eine solche über allen Bedarf der Häringsesser gehende Menge dieser Fische, daß die Fischer dieselben um 4 Sh. 6 Pence per Tonne an die Bauern verkauften. Manches schöne Hopfenfeld in Kent ist durch einen Dünger von Sprotten und alten wollenen Lumpen fruchtbar gemacht worden. Der Versuchung, noch ein weiteres Beispiel der Benutzung thierischer Stoffe zu erwähnen, können wir nicht widerstehen. Es gibt gewisse kleine braune häusliche Plagegeister, deren Namen man vor zarten Hausfrauen nicht einmal aussprechen darf, und welche die verhüllende Bezeichnung „B flats" erhalten haben. Nun, Australien hat das Mißgeschick, sehr fruchtbar an diesen „B flats" zu seyn, und ein unternehmender Kolonist hat das Mittel ersonnen, aus denselben eine nützliche braune Farbe zu gewinnen. Da wir wissen, welche Art rother Farbe von dem Cochenill-Insekt zu erlangen ist, so schenken wir dieser Angabe in Betreff eines anderen kleinen Wesens unbedingten Glauben. Der Kolonist wird ein wahrer „Segen für Mütter" und für Haushalte überhaupt seyn, wenn es ihm gelingt, dieses eigenthümliche Material nutzbar zu machen.

Es würde kaum möglich seyn, selbst wenn es sich der Mühe lohnte, zu bestimmen, ob das Pflanzen- oder Thierreich eine größere Masse nützlicher Abfälle liefere; es genüge die Bemerkung, daß die pflanzlichen Beiträge an Mannigfaltigkeit fast endlos sind. Wir wollen mit den Fasern, dem wichtigen Material für Gewebe, beginnen. Wenn die Baumwollspinner sich mit der Verarbeitung der Hunderte von Millionen Pfund Baumwolle beschäftigen, welche unsere Liverpooler und Glasgower Kaufleute alljährlich kaufen, so gibt es fünf Arten von Abfällen, die in der Fabrik zerstreut herumliegen — strippings, flyings, droppings, blowings und swoopings (diese Namen ließen sich vielleicht deutsch geben mit: Streifsel, Fliegsel, Fallsel, Blasicht und Kehricht). Alle werden sorgfältig gesammelt, nicht bloß um der Gesundheit und Reinlichkeit in den Arbeitsräumen willen, sondern weil sie einen Geldwerth haben. Die „Baumwollabfallkrämer" werden für die Strippings und Flyings ungefähr die Hälfte oder zwei Drittel des Werthes der neuen Baumwolle, und für die andern drei Arten einen Preis von etwa einem Achtel oder Zehntel des ursprünglichen Preises zahlen. Man nimmt an, daß nicht viel unter 500,000 Tonnen solcher Abfälle in Großbrittannien erzeugt werden; sie werden zu groben Hemdenzeugen und Bettdecken verarbeitet, oder an einen Druckpapierfabrikanten verkauft, um mit leinen Lumpen gemischt zu werden.

In den Vereinigten Staaten verarbeitet man die Baumwollabfälle zu Papiermaché für Theeplatten und andere Artikel. Leinene Lumpen werden, außer ihrem hervorragenden Gebrauch in der Papiermacherei, in großem Umfang auch zu Charpie für Wundärzte während der Kriegszeit verwendet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Giftmischerin.] Aus Rom, 13. August, läßt sich die „Voss. Ztg." schreiben: Seit dem Bestehen der Eisenbahnverbindung zwischen hier und Civitavecchia sind dort Seebäder eingerichtet, welche von Römern viel besucht werden. Ein dort vorgekommenes tragisches Liebesabenteuer wird hier viel besprochen. Graf T., dessen Vater einer meiner Freunde als einen Biedermann näher kennt, hatte sich in Civitavecchia vor einigen Tagen eingefunden, der Signora B., die mit ihrem kränkelnden Manne das Seebad gebrauchte, näher zu seyn. Letzterer wurde von Tag zu Tag schlechter, was die Gattin zur Rückkehr nach Rom veranlaßte. Bei der Abreise ging es etwas eilig her; Signora B. vergaß ein von dem Grafen, ihrem Liebhaber, ihr geschriebenes Billet, des Inhalts: „Adeline verstärke die Dosis, Dein Mann ist kräftig." Der Telegraph eilte, die betreffende Behörde in Kenntniß zu setzen, und die Dame ist bereits in San Michele in Haft. Graf T. fand Gelegenheit, nach Genua zu entkommen. Das Hinwelken des Signor B. wird vorläufig als thatsächlicher Beweis betrachtet, daß die Gattin seine Vergiftung begonnen hat.

Man schreibt aus London: Nach einem parlamentarischen Ausweis ist Edwin Chadwick, Beauftragter der Unterrichts-Untersuchungs-Kommission, zu dem Schlusse gelangt, daß die üblichen vielen Schulstunden die Jugend entnerven und außerdem zum Träumen und Trödeln verleiten. Nach der Aussage guter Schullehrer sehen drei Stunden täglich gerade die Zeit, in welcher auf eine freiwillige, scharfe Aufmerksamkeit von Seiten der Kinder gerechnet werden könne; was sie in dieser Frist lernen könnten, sey gerade so viel als der Geist eines Kindes in sich aufnehmen könne; jeder Augenblick mehr sey reine Verschwendung. Er dringt darauf, den Rest der Schulzeit auf gymnastische Uebungen zu verwenden, und in allen Schulen das militärische Exerzitium einzuführen.

Dem Herrn Mrosek, der das Packträger-Institut in München eingerichtet hat, ist vom Stadtmagistrat zu Augsburg die Genehmigung zur Errichtung einer ähnlichen Anstalt in dieser Stadt ertheilt worden. Es werden daselbst zwanzig Packträger aufgestellt, für welche vom Unternehmer eine — wie es scheinen möchte, sehr ungenügende — Gesammtkaution von 500 fl. zu erlegen ist.

Hahnenstolz.*)

Ich bin der Hahn! Mein Urahn
War der berühmte Gockelhahn;
Die Mutter in des Adels Schmuck
War eine Gräfin Kluckluckluck.
Ihr Küken und ihr Hennen hier
Seyd alle unterthänig mir;
Das merke dir, du Federvieh! —
Kikriki!

Ich bin ein Hahn von altem Stamm,
Mein Ruf ist stark und groß mein Kamm;
Ich führ' in ritterlichem Zorn
Den Schnabel und den Hahnensporn.
Weh euch, ihr Küken, wenn mir wild
Der Kamm im edlen Feuer schwillt!
D'rum lerne jetzt, du Federvieh:
Kikriki!

Wer irgend kommt in meine Näh',
Der halt den Schnabel, wenn ich kräh'!
Wer Lust nach meinem Brode hat,
Der warte, bis ich selber satt;
Und wer mir bietet seinen Gruß,
Der mache einen Kratzefuß
Und beug' in Ehrfurcht dann sein Knie! —
Kikriki!

Palindrom.

Lieb' und Treue, schwuren Beide,
Wollten sie sich ewig weih'n,
Nicht im Glücke, nicht im Leide
Sollt' das Wort vergessen seyn.

Später kehrt von weiter Reise
Er zurück nach jenem Ort;
Sah' er sie auf gleiche Weise?
Nein, gebrochen ist das Wort.

Sag, wer hat das Band zerrissen?
Ob wohl Die, ob Der es ist?
Wer von Beiden, kannst Du wissen,
Wenn das Wort Du rückwärts liest.

Auflösung der Homonyme in Nro. 202:
Fichte.

*) Aus dem Kladderadatsch. Mit Bezug auf den Erlaß des Grafen Hahn-Hahn (s. Nr. 199 der Erheiterungen).

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 207 Freitag, 30. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Ich bemerkte Arnold hierauf, daß ich erst heute sein Hiersein erfahren. Jadwiga war still und in sich gekehrt, als betete sie in ihrem Innern. Es lag in diesem Augenblick etwas Madonnenhaftes in der jugendlichen Gestalt. Die junge Frau schien kaum zwanzig Jahre alt zu seyn, obwohl sie nach einer ihrer Aeußerungen während unserer Unterhaltung nahe an sechsundzwanzig Jahre seyn mußte, da sie bereits einundzwanzig Jahre alt gewesen sey, als sie Arnold heirathete.

Aus Arnolds Mienen, während er über seinen Ritt durch die Klamm sprach, erfaß ich, daß hier, so gerne ich den Wunsch der schönen Frau erfüllt hätte, ein Abmahnen von dieser lebensgefährlichen Reiterei nicht am Orte war; ich kannte des Jugendfreunds fast krankhaft hartnäckigen Charakter zu gut, als daß ich glauben konnte, irgendwie in dieser Beziehung auf ihn einzuwirken. Deßhalb suchte ich die Unterhaltung möglichst rasch auf ein anderes Thema zu bringen, indem ich von einigen bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Malerei sprach.

Arnold urtheilte über die meisten derselben streng, fast zu streng, „aber" fügte er hinzu, „nicht den Malern, sondern der Zeit und ihrer sozialen Verkümmerung ist es zuzuschreiben, daß so tüchtige und wirklich berufene Kräfte gleichwohl nichts leisten."

Jadwiga erhob sich jetzt und lud mich in der liebenswürdigsten Weise ein, über Mittag da zu bleiben. Dann sich mit den Pflichten der Hausfrau entschuldigend, wandte sie sich, nach dem Hause zu gehen, Arnold ergriff rasch ihre Hand, drückte einen Kuß darauf und sagte mit einer tiefen Innigkeit, deren nur seine Stimme fähig war: „Zürnst du mir, Jadwiga?"

Fast krampfhaft preßte sie seine Hand an ihre schöne, volle Brust indem sie erwiderte: „Dir, Arnold, zürnen? Dann müßte ich meinem Leben zürnen!"

Er erhob sich und küßte sie leise auf die Stirne. Sein Gesicht war in diesem Momente noch bleicher als bisher und fast schien es mir, als ob seine muskulöse Gestalt erbebe.

„Vergangenheit — wenn es keine gäbe!" wandte er sich zu mir, als Jadwiga den Pavillon verlassen; „Simondis hatte recht, zum Glück ist nur eine Kunst nöthig, die, zu vergessen. Wer uns sie lehrte!"

Fast traulos sank er bei diesen Worten auf seinen Stuhl nieder, düster blickte sein Auge. Plötzlich griff er in die Brusttasche seiner Joppe, zog eine Pistole hervor und schoß durch das offene Fenster des Pavillons. Die Kugel schlug in das Schwarze einer ziemlich weiter Entfernung stehenden Scheibe ein.

Ich sagte ein paar Worte der Bewunderung über seine Sicherheit im Schießen, da er, wenigstens so lang ich ihn kannte, nie im Gebrauch dieser Waffe sich geübt hatte.

„Ich hatte einmal die Absicht, mich zu erschießen, und da wollte ich doch anstandshalber auch der Waffe Herr seyn, die mich vom Leben zum Tode befördern sollte. Nachher kam es anders, aber das Schießen mit der Pistole wurde seitdem bei mir förmlich zur Leidenschaft. Man hat da sein Schicksal in der Hand, es ist so leicht, Vergangenheit und Zukunft mit einem Drucke des Fingers zu vernichten. Die Werkstätte der Gedanken, die eine Welt aus den Fugen heben und umgestalten möchten, demolirt ein Loth Blei. Armseligen Hochmuth der Menschen! Aber es ist feig, einen so raschen und schmerzlosen Tod zu wählen, auch den Tod, muß man kosten mit allen seinen Qualen, sonst hat man nicht ganz gelebt!"

Ich fühlte bei Arnolds Reden, daß diese keine Phrasen waren, der bittere Ernst sprach aus seinen Zügen. Wie sollte ich mir dieß Räthsel lösen? Ein schönes, herrliches, geistvolles, von inniger Liebe und Hingebung zu ihm durchdrungenes Weib an der Seite, in günstigen Verhältnissen lebend, berühmt und geliebt und geachtet von Allen — war dieser Mann dennoch nicht glücklich, sondern sogar unendlich unglücklich, wie ich aus Allem ersah. Mir wurde zuletzt ganz unheimlich zu Muthe und fast wünschte ich, meine Reise in dieses Thal nicht unternommen zu haben, denn lieber hätte ich den Freund nie mehr gesehen, als daß ich ihn so wiederfand.

Als der Bediente kam und uns zu Tische rief, war mir, ordentlich wohl, aus dem beängstigenden Alleinseyn mit ihm befreit zu seyn. Die Nähe Jadwigas wirkte wie die eines höheren Wesens. In ihrer Gegenwart

kam es wie der Friede Gottes über mich, auch Arnold wurde ruhig, fast heiter. Wahrhaft rührend aber war für mich sein höchst zartes und stets aufmerksames Benehmen gegen die junge Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Der Werth der Abfälle.

(Schluß.)

Coir, die fibröse Hülse der Cocosnuß, gebraucht man als Material für Matten, Säcke, Tauwerk und andere Artikel, besonders wo es einer Widerstandskraft gegen die Angriffe von Insekten bedarf. Moos aus den Wäldern der Mississippi-Gegenden ist in ausgedehntem Gebrauch bei Verfertigung von Säcken oder Ballen, in welchen die Baumwolle verschifft wird, und wenn es diesen Dienst geleistet hat, bietet die Papierfabrikation eine weitere Hülfsquelle. Seetang wird in Frankreich für viele und sehr verschiedene Zwecke verwendet: man macht Papier daraus; man benutzt es als Verkleidungsmaterial für Decken und Mauern wegen seiner unverbrennlichen Eigenschaften und seiner Widerstandskraft gegen Würmer; auch wird es von Manufaktur-Chemikern als ein Stoff benutzt, aus dem man Jod- und Essigsäure gewinnen kann.

Die minderen Benutzungen der vielen anderen Bestandtheile der Pflanzenwelt sind außerordentlich verschieden. Raps-, Lein- und Baumwollsamen zeigen, nachdem das Oel aus denselben ausgepreßt ist, die Form hülsiger Kuchen, die, sowohl an sich selbst, als in dem noch in ihnen enthaltenen Oeltheil, als Viehfutter sehr werthvoll sind, für das sie äußerst fettmachende Eigenschaften besitzen. Ein auffallendes Beispiel der schändlichen Fälschungssucht unserer Zeit bietet der Umstand, daß es viele Faktoreien gibt, in denen Hülsen und Abfall von Reis zu einer Substanz verarbeitet werden, die man „Shude“ nennt, und die man nach Tausenden von Tonnen verkauft, um den Oelkuchen zu verfälschen, dem jene Substanz sehr ähnlich zu werden geeignet ist, der indeß die öligen Eigenthümlichkeiten des letzteren fehlen. Traubenhülsen werden verkohlt zu der Bereitung der intensiv schwarzen Farbe verwendet, mit welcher man die Banknoten druckt.

Die Rosinenstengel und Häute, die sich in den Händen britischer Weinmacher anhäufen, bilden den allerbesten Filtrirapparat für den Gebrauch der Weinessigfabrikanten, und daher entspringt ein gewisser Vortheil daraus, wenn man diese beiden Prozesse in einem Etablissement durchführt, wie es die berühmte Firma Bea foy in Baurhall thut. Reishülsen und das zarte Häutchen, welches das Korn einschließt, werden vielfach gebraucht als Stallstreu, so wie als Ersatz für Sägemehl und als Futter für den Viehstand und das Geflügel. Die Kleie oder der Abfall vom Mahlen und Beuteln des Korns ist eben so nützlich als Futter für Vieh, wie als Material beim Gerben, als Reinigungsmittel beim Kalikodruck und Zinnblecherfertigen, so wie zur Ausstopfung von Kissen und Puppen. Der Träber von Bierbrauern und Branntweinbrennern findet große Nachfrage als fettmachendes Futter für den Viehstand. Die Rinden von Brodlaiben und anderm überbackenen Brod werden als Ueberzug für Schinken, und in manchen Bezirken von armen Leuten als Surrogat für Kaffee gebraucht. In Paris zerstößt man sie, wenn sie, verkohlt sind, siebt sie und verkauft sie als Zahnpulver. Die Runkelrübenfaser wird, nachdem der Saft der Wurzel zur Zuckerbereitung ausgepreßt worden ist, von den festländischen Bauern gern als ein Befruchtungsmittel gekauft, während die Hauptabfälle vom Sieden des Zuckers das Viehfutter vermehren. Diese selbe Faserart wird mit andern Substanzen gut als Material für Papier und Papier-maché-Theeplatten u. dgl. verarbeitet. Der „Trasch“ oder die Faser des Zuckerrohrs wird nach Auspressung des Saftes von den westindischen Pflanzern als Brennstoff benutzt, obgleich die Chemiker behaupten, daß er immer noch ziemlich viel schätzbaren Zucker enthalte, der gewinnbringender verwendet werden könnte. Die Molassen, welche als Residuum bei der Runkelrübenzuckerbereitung zurückbleiben, können destillirt werden, um einen Spiritus zu gewinnen und liefern dann noch einen nützlichen Betrag Pottasche.

Die Lohgrubenabfälle, eine Mischung vieler vegetabilischen und einiger thierischen Substanzen, werden in Treibhäusern und Schwitzbädern, so wie zur Bereitung einer besonderen Art Kohle verwendet. Der Mais wird in Amerika, außerdem, daß er einen wichtigen Nahrungsartikel für den Menschen bildet, auf sehr mannigfaltige Weise benützt; das Korn eignet sich zur Spiritus- und Oelbereitung; der Stengel liefert Zucker und Molassen; das Blattwerk ist ein annehmbares Viehfutter, und die Hülse wird verwendet zur Verpackung von Orangen und Cigarren, zur Ausstopfung von Matratzen, zur Papierbereitung und als ein wohlfeiles Surrogat für Roßhaar. Die Kortabschneidemaschinen werden als Piston-Packung für Dampfmaschinen, als Füllung für Betten und Polster, als Schwimmmaterial für Rettungsboote und Gewänder, und in einer Mischung mit Asphalt als Straßenmaterial für Hängebrücken gebraucht; die elegante Hängebrücken in Battersea-Park liefert ein Beispiel letztgenannter Art. Verfaulte Kartoffeln, schadhaftes Korn und Reisabfälle sind Stoffe, welche eine vortreffliche Stärke liefern. Roßkastanien, die man, ausgenommen als gelegentliches Futter für Schafe, für werthlos zu halten pflegte, werden jetzt zerrieben, mit ein wenig kohlensaurem Natron zur Neutralisirung des Bitterstoffes gemischt, weiß gewaschen, und zur Be-

reitung von Mehl, Stärke, Vermicelli und Macaroni verwendet. Der aus den spitzen Blättern und Stengeln der Theepflanze bereitete Ziegelthee ist ein wohlfeiles und versendbares Surrogat für regelmäßigen Thee, allein der Lügen-Thee, gemacht aus dem Abfall der Theepflanzungen und dem Kehricht der Honigmagazine in Canton, wird nur zu oft verfälscht verkauft. Eicheln werden geröstet, und in Frankreich gemahlen als Kaffee verkauft. Die Malzkeime, der Abfall der Darre, bilden eine der zahlreichsten Kaffeeverfälschungen, während sie, redlich verwendet, einen schätzbaren Dünger geben.

Der sterbende Dichter.

Was steht an meinem Lager
Noch hoffend ihr umher?
Mich an die Welt zu fesseln,
Gibt's keine Mittel mehr!

Seht ihr den Wandervogel?
Nun, da der Frühling schwand,
Zieht's wieder unaufhaltsam
Ihn in sein Morgenland. —

Ich hab' euch frisch gesungen,
So lang mein Lenz geblüht!
Doch seine Blüthen stehen,
Verklungen ist mein Lied!

Und tiefes Heimweh zieht nun,
Da hier mein Lenz verdorrt,
Zum ew'gen Morgenlande
Mich unaufhaltsam fort!

Mannigfaltigkeiten.

[Verkehr des deutsch-österreichischen Postvereins im Jahre 1860.] Auf der im Jahre 1859 zu München abgehaltenen dritten Konferenz des deutsch-österreichischen Postvereins war beschlossen worden, statistische Aufzeichnungen über die Verkehrsbewegung im gesammten Vereinsgebiete zu machen, und Oesterreich übernahm es, die ihm zukommenden, nach einem gemeinsamen Formular verfaßten Einzelnachweise der verschiedenen Staaten in ein Ganzes zu vereinen. Der erste derartige Ausweis seit dem Bestehen des Vereins (1. Juli 1850) ist nunmehr erschienen und wird jetzt veröffentlicht. Er enthält die Verkehrsergebnisse des deutsch-österreichischen Postvereins im Jahre 1860. Der gesammte Briefverkehr im Bereich des Vereins hat sich im vorigen Jahre auf die namhafte Summe von ungefähr 348 Millionen Stück erhoben. Gleichzeitig haben die Vereins-Postanstalten für das letztverflossene Jahr einen Zeitungsversandt von nicht weniger als 157,663,207 Exemplaren aufzuweisen. Was den Briefverkehr anbelangt, so steht Preußen darin mit etwa 120 Millionen in erster Linie; ihm folgt Oesterreich mit 109 Millionen, dann kommt Bayern mit 24 Millionen. Anders ist das Verhältniß für den Zeitungsverkehr. Auch hierin steht Preußen mit fast 60 Millionen voran; an Preußen reiht sich Bayern an mit fast 38 Millionen Zeitungen, und nun erst kommt Oesterreich mit einem Versandt von 24½ Mill. Zeitungen. Der durch die Fahrpost vermittelte Verkehr von Personen, ordinären Packeten, Geld- und Werthsendungen war gleichfalls ein höchst bedeutender. So wurden im Vereinsgebiete im Jahre 1860 66,127,988 Stück Frachten der mannigfaltigsten Art und in den verschiedensten Richtungen befördert. Die Vereins-Post-Anstalten hatten nicht weniger als 251,051,396 Pfund ihrer Bestimmung zuzuführen, und ihnen lag im Laufe des Jahres für einen Sachwerth von 6,844,935,443 Gulden die Haftung ob. Ueberdieß wurden 5,236,808 Personen durch den Fahrpostendienst befördert. Den Schluß der statistischen Nachweisungen bilden die während des vorigen Jahres im Postvereins-Gebiete vorgekommenen Nachnahmesendungen und baaren Einzahlungen. Erstere erreichten 11,258,254 fl., letztere 19,759,058 Gulden. Die Nachnahmesendungen sind eine der neueren postalischen Einrichtungen und bedürfen erst noch einer allgemeineren Ausbreitung, um auch verhältnißmäßig bedeutendere Resultate zu liefern. In Oesterreich selbst wurde damit erst im Juni 1860 der Anfang gemacht. Das Geldanweisungssystem durch baare Einzahlungen ist aber selbst bis zur Stunde in Bremen, Luxemburg und Oldenburg noch nicht geregelt.

Alte Noris!

Ein Wort an die deutschen Sänger.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte die neueste Numer der in Leipzig bei C. Schäfer erscheinenden Deutschen Gesangvereinszeitung für das In- und Ausland, „Die Sängerhalle", nachstehenden Artikel, um dessen Abdruck die deutsche Gesammtpresse von dem Verfasser freundlichst gebeten wird.

Die herrlichsten, ja für das gemeinsame Vaterland hochheiligsten Erinnerungen knüpfen sich an das jüngst gefeierte deutsche Sängerfest, denn dasselbe war ein wahres Fest der Freiheit, des Friedens und der Fröhlichkeit im Hochgesange, es war ein Fest sittlicher Erhebung und Verbrüderung, es war ein Triumph Deutschlands! —

Jedes Sängers Herz schlägt höher und mächtiger bei der Erinnerung an die in Nürnberg verlebten Festtage. Gefühle der Liebe und des Dankes steigen mit dem Drange nach vaterländischer Einheit und Einigkeit, nach Größe, Macht und Ruhm des deutschen Reiches in der Brust des Mannes empor und krönen die alte deutsche Stadt, die uns Sänger so überaus gastfreundlich beherbergte.

Alle deutschen Gauen hallen wieder von der Ehre, die sich die „alte Noris“ durch das Fest glänzend erworben.

Deutsche Sängerbrüder! Sepd der Gastfreundschaft und Hochherzigkeit, die Nürnbergs Einwohnerschaft für Euch großartig bezigte, eingedenk und beweist nicht allein durch Worte, sondern auch durch eine edle That, daß Ihr der Wohlthat, die Euch während des Festes in reichster Fülle zu Theil geworden, dankbar gedenkt. Ich unterbreite Euch deßhalb einen Vorschlag, dem Ihr gewiß Euere Zustimmung nicht versagen werdet.

Wir können weder mit Diplomen, noch durch Geschenke unsern Dank, den wir der lieben Nürnberger Einwohnerschaft schulden, abtragen; wohl aber ist uns ein Mittel in die Hand gegeben, wodurch wir einen Beweis wärmster Erkenntlichkeit für die erwiesene Aufmerksamkeit an den Tag zu legen vermögen. Es war von jeher Sitte und Brauch, bei seltenen Festlichkeiten einen edlen Akt zu vollziehen. Deßhalb fordere ich alle Sängervereine, die an dem deutschen Sängerfeste in Nürnberg theilgenommen haben, hierdurch auf, durch Abgabe eines Ehrensoldes für ein neues Lied mit neuer Komposition ein Geschenk für den würdigsten jungen Künstler im Fache der Malerei oder Bildhauerei, der seine Vaterstadt durch irgend ein Kunstwerk zum Feste verschönern half, zu seiner weiteren Ausbildung darzubringen. Zu diesem Zwecke habe ich ein Lied „Alte Noris!“ gedichtet, welches so eben für leichten Männerchor von Franz Abt in Musik gesetzt wurde und das heute als musikalisches Lorbeerblatt die „Sängerhalle“ (Nr. 9) schmückt.

Alte Noris, neu verjünget
Hast du dich gezeigt im Glanz,
Hast um deine Stirn gewunden
Einen frischen Sängerkranz!
Und es stieg aus ihrem Grabe
Deine alte Künstlerschaft,
Ja, wir sah'n im Geiste grüßen
Dürer, Bischer, Stoß und Krafft!
Alte Noris, von dem Feste
Reden uns're Enkel noch;
Hoch! es singen deine Gäste:
Alte Noris, lebe hoch!

Alte Noris, hast getrümmet
Wieder von dem deutschen Reich,
Haß die deutsch Stämm' erhetzt,
Ohne Streit und Schwertesstreich!
Alles war ein Herz, ein' Seele,
Reichte sich die Bruderhand,
Alles schwur vor deinen Augen
Heil'gen Eid für's Vaterland!
Alte Noris, von dem Feste
Reden uns're Enkel noch;
Hoch! es singen deine Gäste:
Alte Noris, lebe hoch!

Alte Noris, sey gegrüßet
Mit dem schönsten Freierklang!
Lebe, blühe und gedeihe,
Folge deinem hehren Drang!
Da erschallet deine Losung:
„Deutsches Banner, Lied und Wort,“
Daß es mächtig widerhallet:
„Eint in Liebe Süd und Nord!“
Alte Noris, von dem Feste
Reden uns're Enkel noch;
Horch! es singen deine Gäste:
Alte Noris, lebe hoch!

Die Sängervereine werden nun gebeten, das Noris-Lied vor Ablauf dieses Jahres einmal bei einer öffentlichen Aufführung vorzutragen und dafür durch freiwillige Groschen- oder Kreuzersammlung einen Ehrensold von mindestens einem Gulden oder Thaler zu geben. Dieser Ehrensold ist an mich zu entrichten und es wird dafür öffentlich in der „Sängerhalle“ quittirt. Am Schlusse des Jahres, zu welcher Zeit hoffentlich keine Vereine mit dieser Sängergabe mehr im Rückstande sind, wird die ganze Ehrensoldsammlung nebst Lied und Verzeichniß der eingegangenen Beiträge dem hohen Bürgermeisteramt der Stadt Nürnberg mit einer Dankesurkunde zur Verfügung gestellt.

Geliebte und theuere Sangesgenossen! Lasset meine Bitte nicht unerfüllt verhallen. Zeigen wir, daß der Deutsche ebenso dankbar als patriotisch ist. Darum öffnet, freudig an Nürnbergs Sängertage erinnert, Herz und Hand und spendet mit den Worten:

Alte Noris, von dem Feste
Reden uns're Enkel noch;
Horch! es singen deine Gäste:
Alte Noris, lebe hoch!

die kleine Gabe, um die ich Euch im festem Vertrauen auf Euren wohlwollenden Sinn freundlich angesprochen habe. Mit herzlichem Sängergruße und warmem Handschlag

Leipzig den 23. August 1861.

Müller v. d. Werra.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wigland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 208 Samstag, 31. August 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

5.

Abälard und Heloise.

Nach Tische führte mich Arnold, indem Jadwiga die eben angekommenen neuesten Zeitschriften durchblätterte, in sein Atelier, und hier endlich sollte mir das seltsame, schmerzliche Räthsel klar werden, dessen Lösung ich bisher vergeblich versuchte. Das Atelier, so wie das an dasselbe angränzende Zimmer Arnolds war im höchsten Grade einfach. Mit einer bei Künstlern seltenen Bescheidenheit zeigte er mir seine neuesten Bilder. Da war ein „Galilei vor dem geistlichen Tribunal", ein anderes Bild zeigte „Keppler, in Regensburg auf elendem Strohlager, dem Tode nahe". Am tiefsten ergriff mich eine Skizze, wo „Vanini auf dem Hochgericht mit seinen Henkern um das Leben kämpft."

„Für ihn war die Vergangenheit, der Gedanke an die Liebe seiner Schülerin zu ihm keine Qual, sondern sein einziges, höchstes Glück, darum hatte ihm das Leben noch so viel Werth, daß er sich sogar mit seinem Henker darum balgte," bemerkte Arnold fast spottend zu dieser Skizze. Hierauf wandte er sich nach einem großen, mit einem Tuche verhüllten Gemälde. Rasch entfernte er die Hülle. „Ada", rief ich überraschend aus. —

„Es ist Abälard und seine Schülerin Heloise, wie du wissen wirst, oder die alte Geschichte von Pygmaleon, wenn du so lieber wirst."

Ich hörte kaum seine in hohlem, schmerzlichem Tone gesprochenen Worte, so mächtig fesselte mich dieses Gemälde.

Es war ein herrliches Bild; zwei Figuren fast in Lebensgröße; in dem Gesichte des Mannes, der sich leicht zu dem jungen Mädchen, die ein Buch vor sich liegen hatte und eben fragend zu ihm aufsah, niederbeugte, waren einzelne Züge, die an Arnold erinnerten; namentlich die gewaltige breite Stirne und die dunkelbraunen schwärmerischen und doch kühn blickenden Augen waren ganz wie bei ihm.

Mit Entzücken aber weilte das Auge auf dem jungen Mädchen. Es war ein ganz getreues Porträt Ada's. Ihre schöne reine Stirne, ihre graublauen Augen, die ein tiefes, geistiges Wesen verkündeten, der schöne, feingeschnittene Mund, die zarten weichen Wangen, die vollen üppigen Haare — das ganze reizende Gesicht, diese hohe schlanke in allen Formen ebenmäßige Gestalt: Alles das ergriff mich mächtig, ich mußte wieder an Venus-Anadyomene denken, an die schaumgeborene Göttin.

Arnold blickte mich fest an, als wolle er den Eindruck, den das Bild, auf mich mache, recht genau beobachten. Er schien zufrieden damit zu seyn. Lebhaft ergriff er meine Hand und drückte sie heftig. „Sie ist es. Du hast sie ja auch gesehen!" rief er dann bewegt. „O Simonides, wie recht hattest du! Ja, vergessen! wer die Kunst des Vergessens uns lehren könnte!"

„Aber," warf ich ein, „wie kam es, daß . . ."

„Halte ein," unterbrach er mich rasch, „heute Abend gehen wir zusammen in die Klamm, da erzähle ich dir Alles. Nur jetzt nicht! — Ich denke dann in einigen Wochen das Bild ganz fertig zu haben, dann . . ."

Hier hielt er plötzlich inne. Ich betrachtete noch einige Minuten still das Gemälde. Dann nahm er mich am Arm mit den Worten: „wir wollen hinunter, Jadwiga erwartet uns zum Kaffee."

Obwohl ich von dem lebhaftesten Gedanken an Ada, das schöne Mädchen aus dem Dorfe an der Saale, erfüllt in den Pavillon, wo wir den Kaffee einnahmen, trat, so drängte doch das edle liebreizende, ächt weibliche Wesen Jadwiga's bald diese Erinnerung in den Hintergrund; ich verglich ihre Züge, ihr ganzes Wesen mit dem Ada's, und fast mußte ich gestehen, daß die junge Frau, wenn auch keinen so raschen, blendenden, doch vielleicht einen dauernderen, nachhaltigeren Eindruck auf mein Herz üben könnte, als das Kind von der Saale.

Der Zauber ihrer Unterhaltung wirkte so mächtig auf mich, daß mir der Nachmittag eilig vorüber zu fliegen schien, als wären es wenige Minuten. Auch Arnold schien ganz ruhig und glücklich. Ein gewisser Stolz leuchtete aus seinen Zügen, wenn Jadwiga oft mit der größten Unbefangenheit, als wäre es etwas ganz Gewöhnliches, die feinsten, geistvollsten Bemerkungen über Kunst, Literatur und Menschenleben machte.

So war es Abend geworden. Da erhob sich Arnold. „Wir wollen ja noch in die Klamm gehen. Meine liebe Frau wird uns zwar nicht begleiten, aber nicht etwa aus Furcht vor dem gefährlichen Weg, denn daß sie keine Furcht kennt, hat sie in Ostende bewiesen, wo sie während des furchtbarsten Sturmes allein in einem Nachen hinausfuhr in das Meer, um eine arme Fischersfamilie zu retten, deren Boot am Untergehen war, ohne daß einer der Schiffer es gewagt hätte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Sie geht vielmehr deßwegen nie nach der Klamm, weil sie dieselbe haßt in der Meinung, mir drohe dort Gefahr. — Ich werde wohl erst spät nach Hause kommen, liebe Jadwiga," setzte er hinzu, indem er sie leise zum Abschied küßte. „Du brauchst ja heute keine Sorge um mich zu haben, da ich dießmal zu Fuß gehe und noch dazu in Begleitung unseres Freundes."

Wir verließen die junge Frau, indem ich ihr noch das Versprechen geben mußte, am andern Morgen ja recht bald mich einzufinden.

Bald waren wir durch das Dorf über den Wiesengrund nach dem Eingang zur Klamm gelangt. Schon begannen die Berge zu leuchten im ersten Alpglühen. Majestätisch wie ein ruhender Löwe lag zu unserer Rechten der „Daniel". Der Schimmer der untergehenden Sonne machte das Bild eines liegenden Löwen, das der Berg in seiner eigenthümlichen Form darbot, noch täuschender. Wir gingen nun rascher und gelangten bald in die düstere Schlucht der Klamm, in die bereits kein Sonnenstrahl mehr drang. Im raschen Weiterschreiten kamen wir an jene gefährlichste Stelle des Bergsteiges, die ich vorher geschildert habe. Hier hielt Arnold, der bisher schweigend neben mir hergegangen war, plötzlich an, indem er sich zu mir wandte und sagte: „Glaubst du, daß ein Pferd im Galopp über diesen Weg sprengen kann?"

„Ich habe es nemlich während des Unwetters gesehen, sonst würde ich es nicht glauben. Aber das ist ein Zufall; das Naturgemäße wäre ein Sturz in die Tiefe."

„Sage es umgekehrt!" — erwiderte er hastig — „sage, es sey ein Zufall, wenn das Pferd hier ausgleitet und in den Abgrund stürzt. — Ja, ein Zufall, ich will es so, es muß ein Zufall seyn, sonst ist meine ganze Berechnung falsch," fügte er fast heftig hinzu.

„Ein Zufall, sage ein Zufall!" rief er noch einmal, indem er mich hastig am Arm ergriff. „Ich brauche einen solchen Zufall, denn hier muß es seyn. Nur das arme treue Thier that mir leid; aber es muß seyn, ich kann nicht anders."

Ich sah ihn bei diesen Worten erschrocken an, aber sein Antlitz war ganz ruhig. Wie sollte ich diese Worte deuten? Mich überkam eine entsetzliche Angst. Wir gingen noch etwa hundert Schritte weiter bis an den Felsensteg über den Abgrund. Dort hielt mein Freund an. „Wollen wir uns setzen," — sagte er. — „Hier Angesichts dieses Abgrunds ist der rechte Ort. Ich werde dir jetzt meine Geschichte erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Giftmischerin vor den Geschwornen.

In Straubing fand am 19. und 20. August Verhandlung vor dem Schwurgericht statt gegen Anna Froschhammer, 36 Jahre alt, Güttersehefrau von Tegernbach, Landgericht Abensberg, und Adam Hobmaier, 28 Jahre alt, ledigen Bauerssohn von dort und Soldat des k. 2. Inf.-Reg. (Kronprinz), wegen doppelt qualifizirten Mordes, begangen im Komplotte im Okt. 1860 an dem Güter Joseph Froschhammer von Tegernbach. Allein die Verhandlung mußte in der Richtung gegen Hobmaier vertagt werden, nachdem dieser zwei Tage vor der Verhandlung in Irrsinn verfiel, so daß er nach gerichtsärztlichem Gutachten absolut zur Zeit außer Stand ist, vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten; es wurde sonach die Verhandlung gegen Anna Froschhammer allein gepflogen.

Anna Froschhammer verheirathete sich in ihrem 20. Lebensjahre im Jahre 1845 mit dem damals 41 Jahre alten Joseph Froschhammer, Bauer zu Gundertshausen, und zwar, da sie zu demselben keine Neigung verspürte, lediglich auf Andringen und Zureden ihres Vaters, der sich unter dieser Bedingung sogar zu einem höheren Heirathgut verbeließ. Sechzehn Jahre liebten Joseph und Anna Froschhammer, welche inzwischen ihr Anwesen zu Gundertshausen verkauft hatten und auf ein kleineres Anwesen zu Tegernbach gezogen waren, in ruhiger Ehe, was die bekannte Gutmüthigkeit des Mannes ermöglichte, der Alles auf sein Weib hielt und dasselbe im blinden Vertrauen gegen jede üble Nachrede in Schutz nahm, obwohl es offenkundig war, daß das Weib schon in Gundertshausen in Ehebruch lebte. Die Frau ihrerseits kam dem Manne mit der schmeichelndsten Nachgiebigkeit entgegen, die ihn selbst in seinem blinden Vertrauen nur um so fester machte. Zu Tegernbach lernte Anna Froschhammer den Adam Hobmaier kennen und knüpfte um mit diesem ein Liebesverhältniß an, das drei Jahre währte und in das ungebundenste ehebrecherische Leben ausartete, welches den Leuten etlichemals Veranlassung gab, bei dem trügerischen Benehmen der Anna Froschhammer gegen ihren Mann die Beförchtung auszusprechen, sie möchte einmal ihren Mann schnell bei Seite räumen, um den Hobmaier heirathen zu können. Nachdem der sonst ausnehmend gesunde Joseph Froschhammer seit 1858 zu kränkeln angefangen hatte, erkrankte er plötzlich in der Nacht vom 16. auf 17. Oktober v. Js. sehr ernstlich an Durchfall und Erbrechen, und nachdem dieser

Zustand sich immer mehr verschlimmert hatte, verstarb Froschhammer am 22. Oktober 1860 Mittags. Sofort entstand das Gerücht, der Mann müsse von seinem Weibe vergiftet worden seyn; das Untersuchungsgericht nahm sich auch der Sache an, die Leiche wurde secirt, allein es konnten Anhaltspunkte zum Nachweis einer Vergiftung nicht geführt werden.

Hobmaier und Anna Froschhammer waren in Folge dieses Sectionsresultats lustig und guter Dinge und betrieben bereits ihr Heirathsvorhaben auf das Eifrigste, das sie schon zu Ostern d. Js. zu realisiren hofften. Allein Mitten in ihren Heirathsbestrebungen wurden Beide verhaftet; Magen und Eingeweide der Leiche nämlich waren vom k. Untersuchungsgerichter zur chemischen Untersuchung übergeben worden und fand in der That „Arsenik" vor. Nach anfänglichem Läugnen fingen Beide an zu gestehen, daß sie zu Ende 1860 beschlossen hätten, um sich ehelichen zu können, den Joseph Froschhammer zu vergiften, und daß je dieses Vorhaben auch durchführen; nur suchte Jedes sich als den verführten Theil hinzustellen und die Schuld der Verführung auf das Andere hinüber zu wälzen. Das Geständniß, welches Anna Froschhammer in öffentlicher Verhandlung ablegte, ging im Wesentlichen dahin: Sie sey von Hobmaier, der sich durch ihre Ehelichung in den Besitz des Froschhammer'schen Anwesens setzen wollte, so sehr gedrängt worden, ihren Mann um das Leben zu bringen, daß sie diesem Drängen zu widerstehen gar nicht mehr im Stande gewesen sey, obwohl sie mit ihrem Ehemann ganz glücklich gelebt und über ihn gar keine Klage gehabt habe. Hobmaier habe ihr viermal Gift gebracht und seinem Drängen nachgebend, habe sie endlich eingewilligt, dasselbe ihrem Manne zu geben; sie habe jedoch, — wie sie gleich wieder beifügte — nicht geglaubt, daß es ihrem Manne schaden werde, obwohl sie gestehen mußte, gewußt zu haben, daß sie ihm Gift gebe, und mit Hobmaier die Pindharter Kirchweih — 21. Oktober — als den äußersten Termin verabredet zu haben, an welchem sie dieses thue. Aber schon am 16. Oktober habe sie ihrem Ehemann von dem Gifte in den Morgenkaffee gethan, den derselbe auch genoß, hierauf aber dennoch den Tag über lustig und wohlauf gewesen und erst in der Nacht erkrankt wäre. Bei ihrer Einlieferung in die Frohnveste hatte Anna Froschhammer der Gerichtsdienersehefrau Nußwurm gestanden, am 16. Oktober Abends, weil der Mann auf das am Morgen erhaltene Gift des Tages über gesund geblieben sey, demselben wieder Gift in einem Zwirlmuße gegeben zu haben, worauf er dann Nachts erkrankte; von diesem Geständnisse wollte aber die Angeklagte in der Verhandlung nichts mehr wissen. Am 17. Oktober gestand sie in öffentlicher Sitzung weiter, habe sich Hobmaier nach dem Zustande ihres Mannes erkundigt und ihr Vorwürfe gemacht, daß sie ihm eine zu geringe Dosis Gift gegeben; sie habe deßhalb am Abend dieses Tages ihrem Ehemann im Essen wiederholt Gift gegeben, worauf dann sein Zustand ein sehr schlimmer geworden. Am 18. Oktober habe sie Reue gefühlt und einen Arzt holen wollen; allein der Mann habe es nicht angehen lassen, und aus freiem Antriebe holte sie den Arzt nicht. Am 19. Oktober sey bereits der Hals offen geworden, es habe den Vergifteten fürchterlich gewürgt und sein Zustand sey ein elender gewesen; Hobmaier habe sich wieder bei ihr eingefunden und obwohl sie ihm den Zustand des Leidenden geschildert und ihm die Versicherung gegeben habe, daß derselbe nicht mehr aufkomme, glaubte Hobmaier dieses doch nicht, sondern wollte sich von dem Fortgange des Vergiftungsprozesses selbst überzeugen und schlich sich demnach in das Zimmer des Kranken, um diesen zu beobachten. Am 21. Oktober habe sich Hobmaier wieder eingefunden und ihr heftige Vorwürfe gemacht, „daß sie gar nicht weiter mache." Am sechsten Tage endlich, als sich bereits die Anzeichen des nahenden Todes einstellten, sey sie nun auf ihres Mannes Bitte selbst zuerst zu einem Geistlichen, dann zu dem Arzte geeilt; als letzterer jedoch kam, war Joseph Froschhammer seinen Leiden bereits erlegen.

Dieses schreckliche Geständniß machte Anna Froschhammer, ein keineswegs anziehendes Weib, mit keckem Gesichtsausdrucke, ganz ruhig, mit allem Gleichmuthe, ohne eine Spur von Reue.

Das Gutachten der Sachverständigen geht dahin, daß dem Joseph Froschhammer Arsenik in lebensgefährlicher Quantität beigebracht wurde, und daß diese Vergiftung nothwendig nach allgemeiner Natur und ohne Zwischenumstände tödtlich war.

Anna Froschhammer wurde durch Urtheil des Gerichtsbotes zur Todesstrafe verurtheilt.

Der Traum.

Ein dumpfes, düst'res Schweigen
Durchzog die Sommernacht.
Es rauschte in den Zweigen
Der Wind so ängstlich sacht;

Verstohl'nes Wetterleuchten
Durchbrach den Wolkenflor,
Aus dessen finst'rem Schleier
Kein Sternlein hell hervor.

Schon träumten meine Brüder
Im stillen Schlafgemach,
Nur meine Augenlider
Hielt noch der Kummer wach.

Es blickte nach dem Zimmer
Mein Auge thränennaß,
Wo noch beim Lampenschimmer
Der gute Vater saß.

Am Schreibtisch sah ich sitzen
Ihn noch im regen Fleiß,
Sein Haupt sah ich ihn stützen,
Sein Haupt, schon silberweiß.

Schwer drückten ihn die Sorgen,
Es hielt ihn wach der Harm
Um uns, die wir geborgen
Schon lagen weich und warm. —

Nicht länger konnt' ich's sehen,
Ich stand vom Lager auf,
Schlich leise auf den Zehen
Zum lieben Vater d'rauf,

Und küßte seine Wange
Und sprach zu ihm mit Fleh'n:
„Mir wird's im Herz n bange!
Willst Du zur Ruh nicht geh'n?

Bald graut's im Osten wieder,
Sieh da! es dämmert schon!"
„Mein Kind, o leg Dich nieder!"
Sprach er mit sanftem Ton.

„Ein Vaterherz voll Treue
Gern für die Seinen wacht,
Das stärkt der Herr auf's Neue,
Wenn's nicht geruht bei Nacht!"

Doch wie mich hielt umwunden
Sein Arm voll Liebe kaum,
Da war er mir entschwunden. —
Es war — es war ein Traum!

Hin über eis'ge Auen
Ging der Dezembersturm,
Durch düst'res Wintergrauen
Scholl's Mitternacht vom Thurm.

Wohl schliefen meine Lieben
Im stillen Kämmerlein,
Doch auf dem Friedhof drüben
Da lag der Vater mein! —

Mannigfaltigkeiten.

Bis zum 1. August d. Js. belief sich die Zahl der Mitglieder des Nationalvereins auf 14,260; bis zum 15. sind dann noch 967 in Zugang gekommen. Von den obengenannten 14,260 fallen auf Preußen 7493, auf Anhalt Bernburg 6, Baden 714, Bayern 328, Braunschweig 307, Bremen 300, Frankfurt a. M. 422, Hamburg 517, Hannover 461, Hessen-Darmstadt 937, Kurhessen (wegen des Verbots) nur 2, Mecklenburg-Schwerin 17, Nassau 513, Oesterreich 7, Oldenburg 103, Reuß 146, Sachsen (Königreich) 67, Sachsen-Altenburg 35, Sachsen-Koburg-Gotha 285, Sachsen-Meiningen 139, Sachsen-Weimar 263, Schwarzburg-Rudolstadt 7, Schwarzburg-Sondershausen 48, Waldeck 76, Württemberg 332, Schleswig-Holstein (bis zum Verbot) 203, Frankreich 7, England 372, Holland 10, Italien 17, Rußland 5, Schweiz 55, Türkei 65, Asien 1.

Der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München hat in seiner Sitzung vom 27. August im Jahre des Heils 1861 unter Andern auch eine für Bayerns Industrie und Gewerbe hochwichtige Angelegenheit zu entscheiden gehabt, worüber Münchener Blätter wörtlich berichten: Die Besitzerin einer Lizenz zur Anfertigung von „Waffeln, Winde, Dampf-, Rohr- und Kartoffelnudeln, Hohlippen, Ochsengurgeln, Schuckfen und Wespennestern" wird, weil sie sich beigehen ließ, auch „ausgezogene Küchelu" zu backen und zu verkaufen, wozu nur die konzessionirten Küchelbäcker berechtigt sind, für dießmal verwarnt, für den Wiederholungsfall aber mit einer Geldstrafe bedroht. (Die Frechheit dieser lizenzirten Waffeln-Wind-Dampf-Rohr-und-Kartoffelnnudeln-Hohllippen-Ochsengurgeln-Schuckfen-und-Wespennester-Bäckerin wird in der ganzen zivilisirten Welt mit gerechter Entrüstung vernommen werden.)

Man schreibt aus Düsseldorf, 24. August: Wir erfahren, daß am 13. d. an unserer Sternwarte durch Dr. R. Luther der 71. der kleinen Planeten entdeckt und bis zum 15. beobachtet wurde, der von drei anderen Sternwarten bereits anerkannt ist und durch mehrere am 20. August in Dresden anwesende Astronomen den Namen Niobe erhalten hat.

Am 13. d. ist in Dresden der durch seine dramatischen Dichtungen und durch seine literarische Fehde mit Heinrich Laube über die Autorschaft der Tragödie „Esser" bekannte Berliner Stadtgerichtsrath Karl Ludwig Werther gestorben.

[Eine kalendarische Hochzeit.] In dieser Woche verehelichte sich in Wien ein Fräulein Sonntag mit einem Herrn Freitag und unter den Beiständen war ein Herr mit dem Namen Winter, während der andere Sommer hieß.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 209 Sonntag, 1. September 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

6.

Ada.

Es war schon sehr spät, als wir uns erhoben, um den Rückweg ins Dorf anzutreten. Ich war in tiefster Seele von der Erzählung Arnolds ergriffen. Es war ein großes, edles Herz, das sich mir da zeigte zerrissen und gebrochen und wenn er selbst auch nicht ganz frei zu sprechen und mit Schuld war an all den Schmerzen, die über ihn gekommen waren, wenn aus Heftigkeit, Reizbarkeit und Unbesonnenheit viel von seiner Seite gefehlt ward, so waren doch selbst diese Fehler einer an sich schönen und herrlichen Leidenschaft, der glühendsten, hingebendsten Liebe entsprungen.

Ich will versuchen, in kurzem Umriß wiederzugeben, was er mir an jenem Abende, beim Tosen des Bergstromes unter uns, ausführlich und mit jenem tief ergreifenden Tone erzählte, der immer zu Herzen geht, weil er von Herzen kommt.

Etwa ein Jahr lang nach meinem damaligen Besuche in dem Dorfe an der Saale dauerte das Liebesglück Arnolds ungestört fort. Er lebte ein Leben der höchsten Seligkeit. Allmälig jedoch stiegen Wolken am Himmel der Liebenden auf, Ada wurde reizbar, empfindlich und wollte sich in dem engen Familienkreise nicht mehr glücklich fühlen; sie wünschte lebhaft mit Arnold fort ziehen zu können, weg aus dem Dorfe an der Saale, aus einer Umgebung, von der sie, wie sie glaubte, nicht geliebt, nur geduldet wurde. Das war für Arnold eine herbe Qual, da seine Kunst ihm noch keine selbstständige Stellung ermöglichte. Unterdessen waren seine Schüler und Schülerinnen herangewachsen und es war an der Zeit, daß er sich nach einer anderen Stellung umsah. Es fand sich wieder eine Erzieherstelle in weiter, weiter Entfernung von dem friedlichen Dorfe an der Saale. Arnold reiste aus dem Hause, wo er vier glückliche Jahre verlebt hatte, mit schwerem Herzen nach seinem neuen Bestimmungsorte ab. Der Abschied von Ada war ein herzzerreißender. Eifriger Briefwechsel sollte nun das bisherige Beisammenleben Beider ersetzen. Ada's Briefe waren Anfangs ganz der Abglanz ihrer reinen edlen Seele, der innigsten hingebendsten Liebe. Allmälig aber enthielten sie erst nur Klagen über ihre Umgebung, von der sie sich gehaßt wähnte und die sie, anstatt ihr freundlich und liebevoll entgegen zu kommen, in diesem ihrem falschen Wahne immer mehr gegen sich verstimmte und aufbrachte. Zugleich waren Aeußerungen in den Briefen, die wenigstens Arnold als eine Anklage gegen ihn auslegte, daß er noch immer nicht im Stande sey, die Geliebte zu sich zu nehmen und selbst einen häuslichen Herd zu begründen.

Ohnedieß sich in seiner neuen Stellung unglücklich fühlend und von heißer Sehnsucht nach Ada erfüllt, drückten ihn diese Briefe geistig noch mehr nieder, so daß er endlich in eine schwere Krankheit verfiel, in der ihn ein so tiefes Heimweh nach ihr und dem Dorfe an der Saale erfaßte, daß er kaum genesen seine Stellung aufgab und nach dem Heimathsorte der Geliebten reiste. Es waren acht glücklichte Tage, die er dort im Kreise der von ihm innig verehrten Familie und bei seiner geliebten Ada zubrachte. Dann mußte er scheiden, um auf's Neue eine Existenz sich zu suchen, vorher aber seine geschwächte Gesundheit durch einen Landaufenthalt in seiner Heimath wieder herzustellen.

Auch die Briefe, die er hier von Ada erhielt, athmeten Klagen über ihre Lage und reizten Arnold allmälig gegen das Schicksal, das ihm Vermögen und Glück versagt hatte, und erregten zuletzt eine tiefe Erbitterung gegen alle Menschen, namentlich gegen Ada's Umgebung, so daß er sich in seiner krankhaften Aufgeregtheit in seinen Briefen an die Geliebte die bittersten Vorwürfe, ja die heftigsten, völlig ungerechten Anschuldigungen gegen dieselben erlaubte.

Dabei beging er, wie er offen gestand, außerdem noch gegen diese edlen Menschen, die ihn vier Jahre lang mit der wärmsten und herzlichsten Freundschaft in ihrem Hause ordentlich verwöhnt und verzärtelt hatten, Taktlosigkeiten, die ich bei einem so gebildeten und edlen Menschen, wie Arnold, für ganz unmöglich gehalten hätte. Der dämonische Einfluß Ada's war es, der ihn zu solchen Unwürdigkeiten hinriß. Sie war bereits seine Herrin geworden, er ihr Sklave. Seine Liebe zu ihr aber war in dieser Zeit heftiger, glühender als je, sie erfüllte sein ganzes Wesen.

Unterdessen hatte sich eine ziemlich günstige Stellung in der Nähe von Ada's Heimath für ihn gefunden. Doch sie sah er auf der Hinreise nicht, die Dissonanz zwischen ihm und ihrer Familie war bereits so weit gediehen, daß ein Besuch, wenigstens zur Zeit, nicht thunlich war.

Er sah sie später noch zweimal, nur ganz kurz. Ihre Liebe zu ihm war noch so lebendig wie früher, der Zauber ihres Wesens, ihre süßen Worte befestigten ihn. Sie schwuren sich aufs Neue ewige, unveränderliche Treue. Ada's Familie wollte nun auch einen Briefwechsel nicht mehr dulden; Arnold aber, der den edlen Charakter von Ada's Vater und Tante zu gut kannte, als daß er zweifelte, sie würden, wenn nur erst seine Stellung ihm die Gründung eines eigenen Herdes gestattete, seinem und Ada's Glück hindernd in den Weg treten, war ruhig und träumte von einer schönen Zukunft. Es dauerte nicht lange, da bot sich ihm in einer benachbarten Stadt eine Stelle als Hauptlehrer an einer Kunstschule dar und nun wollte er nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um Ada's Hand von ihrem Vater zu erbitten.

Da kam um diese Zeit ein Brief Ada's, worin sie sich auf das Bitterste über die ihr von Vater und Tante widerfahrene Behandlung beklagte und Arnold, dem seine Leidenschaft nicht gestattete, ruhig zu überlegen, wo er gewiß milder geurtheilt hätte über das Benehmen der Angehörigen seiner Geliebten, deren reizbarer Charakter diese zu einer allerdings nicht ganz zu rechtfertigenden Strenge und Härte gegen sie zwang, ja herausforderte, — Arnold ließ sich hinreißen, in einem Briefe an Ada die empörendsten Schmähungen gegen den Verwalter und dessen Schwester, die ihn stets mit so viel Liebe, ja Aufopferung behandelt hatten, auszusprechen. Unglückseliger Weise gerieth dieser Brief in die Hände der Geschmähten und der Bruch wurde dadurch vollständig. Hätte Arnold den Beiden sagen können, in welcher Aufregung, die ihn fast unzurechnungsfähig machte, er diesen Brief geschrieben, hätte er sie persönlich um Verzeihung bitten können, sie hätten ihm gewiß noch einmal vergeben. Aber wie die Verhältnisse einmal standen, war dieß unmöglich.

Der Briefwechsel zwischen den Liebenden war nun völlig abgeschnitten. Aber Arnold, dessen ganzes Sein in Liebe zu Ada aufging und der von ihrer eben so standhaften Gegenliebe felsenfest überzeugt war, hoffte gleichwohl noch für die Zukunft. Ganz durchdrungen von diesem Glauben lebte er fort, keine Anstrengung scheuend, die ihm den Weg zu einer glänzenden Zukunft bot. Alles, was er that, war ja für Ada und dieser Gedanke machte ihm die Arbeit süß. Sein Name war damals bekannt und beliebt, seine äußere Erscheinung war eine einnehmende. Man wollte ihn fesseln und manch reiches, junges Mädchen strebte darnach, die Gattin des geachteten Künstlers zu werden. Es waren, wie er mir gestand, unter diesen namentlich zwei Mädchen, die ihn sehr interessirten, aber er riß sich rasch, fast unhöflich von ihnen los, als er erkannte, daß sie mehr für ihn fühlten als bloße Freundschaft, und vermied von da an den Umgang mit Frauen ganz, da er selbst im bloßen geselligen Umgang mit ihnen eine Treulosigkeit gegen Ada zu finden vermeinte. Um so entsetzlicher wirkte auf ihn die Mittheilung eines Freundes, der ihn damals besuchte. Derselbe hatte eine verheirathete Schwester in H., einem bekannten kleine Badeorte an der Saale, und erzählte ihm, daß Ada, seit längerer Zeit bei ihr zu Besuch, sich in ihn verliebt, und zu dieser seiner Schwester geäußert habe, sie hätte Arnold nicht wahrhaft geliebt, bloß das Bedürfniß nach Liebe in ihrer liebelosen Umgebung habe sie dazu getrieben, ihm Liebe zu heucheln; wirklich geliebt habe sie ihn in der That nie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jubelfest der Stadt Braunschweig.

Die Feier des 1000jährigen Bestandes der alten Welfenstadt wurde durch manche Festivitäten begangen, zu der viele Städte Norddeutschlands besondere Deputationen gesendet hatten. Originell war besonders der Festzug am 21. August. Diesen eröffneten Trompeter und das Konnte mit zierlichem Geräth, das von den neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete zeugte, der Landbau-Verein, zugleich einen äußerst zierlich aufgebauten Wagen mit Garben, Feld- und Gartenfrüchten daher führend, den die stattlichsten Ochsen zogen. Ihm folgte die Gilde der Zimmerleute, kräftige, blühende Gestalten, zum Theil in der kleidsamen, braunen Handwerkstracht des 16. Jahrhunderts, die blanken Aexte auf der Schulter; nach ihnen die Schmiede, die ihren Wagen zu einem Felsen umgewandelt hatten, in dessen Grotte der alte Vulkan mit seinen Gesellen hämmerte, daß die Funken flogen. Dann kamen, überall als die humoristischen Lieblinge des Publikums mit lautem Hurrah begrüßt, die Schornsteinfeger, sie hatten auf ihrem Wagen ein kleines Haus, aus dessen Schornsteinen die schwarzen Gesellen auftauchten, zuletzt der Lehrbursch, dann gar die Meisterin, die dem Letzteren mit dem Besen eine Lektion gab: bis die Männer dann die „aus dem Häuschen gerathene" böse Sieben Hals über Kopf wieder in den Schlot hinunterjagten: witzige, wenn auch wenige metrische Verse zeugten, daß Posie und Humor in unserm deutschen Handwerkerthum doch noch nicht ganz erloschen sind. Vor dem Herzog, der von der Residenz aus den Zug ansah, gerieth sogar der Schornstein beabsichtigtermaßen in Brand, und nun ging es an ein hastiges, kunstgerechtes Löschen. Auch die Nagelschmiede hämmerten wacker auf ihrem Amboß, und glühten mit rieſigem Blasebalge ihr Eisen roth; die Schlächter führten einen Ochsen daher, der werth

gewesen zum Wahlfest eines deutschen Kaisers zu Frankfurt auf dem Markt gebraten zu werden; auch sie, wie die später folgenden Gassenschlächter (d. h. solche, die in den Häusern schlachten) thaten sich durch tüchtigen Humor in ihren Zuschriften hervor. Die Schuhmacher hatten an der Spitze des Wagens ihren Hans Sachs, der seine Gedichte von Zeit zu Zeit unter das Volk warf, und ihren Hans von Sagan, weiland den muthigen Retter Königsbergs, der den Schuhmachern bis auf diesen Tag den Reichsadler im Gildewappen erwarb, mit der schwarz-weißen Ordensfahne der deutschen Ritter in der Hand. Die Sattler hatten nicht nur ihren Wagen, der einen prächtigen Pavillon darstellte, mit ihren feinsten Arbeiten geziert, sondern sie führten auch hintereinander eine Reihe Pferde, die der herzeglichen Marstall ihnen gestellt, mit der historischen Entwickelung des Sattels vor. Die Leinweber hatten eine politische Zuschrift: „Geliebtes deutsches Vaterland, zu weben Dir der Einheit Band, wär unserer Arbeit höchste Zier." Was sie nach ihrer frommen Art nur wünschten, hatten die Hutmacher bereits fertig gebracht: sie hatten das Problem gelöst, Deutschland unter Einen Hut zu bringen, denn unter einem Riesenhut mit deutscher Kokarde hingen friedlich im Kreise die 32 Landeswappen der deutschen Bundesstaaten. Dagegen zeigten die Friseure einen bedenklichen Hang zur Reaktion: um ein Schachbrett saßen 4 Perücken und Zöpfe, und steckten die Köpfe darunter so tiefsinnig zusammen, daß der Puder flog. Die Schlosser führten eine stattliche Burg, in dessen offenem Thor der rothe Löwe (aus Braunschweigs Stadtwappen) sich bäumte und auf dessen Thurme ein gewaltiger Vulkan thronte. „Wie Stahl und Eisen fest sich an einander fügen, vereinigt durch des Feuers und des Hammers Kraft, so wollen wir, um nie zu unterliegen, einig seyn, denn Einigkeit macht stark." Kammmacher, Goldschmiede, Glaser, Drechsler, Seiler führten ihre zierlichen, oft sehr kostbaren Arbeitsstücke auf ihren Wagen vor; vor den Klempnern ritten zwei blanke geharnischte Ritter, deren Rüstungen zwei kürzlich gelieferte Meisterstücke der Gilde waren. Allgemeine Heiterkeit erregten die Bäcker, mit einer Reihe Semmeln, die bis an das zweite Stockwerk reichte, einem wandelnden Riesentopfkuchen und einem Wagen, unter dessen Produkten, die später den begierig haschenden Händen zugeworfen wurden, die berühmten Braunschweiger Pfeffernüsse natürlich nicht fehlten. Die Böttcher führten unter ihren großen und kleinen Tonnen im Wagenstiefe den Diogenes im Faß: („Diogenes im leeren Faß, o welch ein großer Inhalt das!") Vor den Brauern triumphirte natürlich auf erhabenem Sitz Gambrinus und unter seinem Scepter ruhten an langer Tafel die „Kneipiers" aller Zeiten und Stände. Die Wagen der Korbmacher und Knopfmacher zeichneten sich durch zierliche wie sinnige Arbeiten aus; ein wandelnder Treegarten aber war der Wagen der Kunstgärtner: hier saß wirklich das Mädchen aus der Fremde auf einem Blumenthron, und theilte (so weit es ging) Jedem eine Gabe aus. Die Turner führten den alten Jahn in seiner Büste daher; vor den Sängern ging das herrliche Paar Uhlands: Der Alte mit der Harfe, der ritt auf schmuckem Roß; es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß. Der prächtigste Wagen aber im ganzen Zuge war wohl der, von vier schönen weißen Zeltern gezogene der Kaufleute, auf dem, über den Produkten und Bewohnern der vier fremden Welttheile, Merkurius auf hohem Sitze thronte. Die Buchdrucker hatten Redefreiheit und Religionsfreiheit zur Zuschrift, druckten mit einer Schnellpresse Zettel, die sie unter die Menge warfen, und führten hinter dem Wagen, von einem Trauerrosse gezogen, die Zensur im schwarzverhangenen Sarge, auf dem die umflorte Perrücke und Scheere prangten. Folgte nun ein „1000jähriger Jubelkaffee," hervorgegangen aus der Fabrik von O. Bleibtreu und Hauswaldt, ein Riesen-Cichorien-Paquet, aus der ein unerschöpflicher Regen kleiner in-natura-Paquete unter die Menge flogen. Alle Gewerbe waren mehr oder minder witzig vertreten, den Schluß bildeten die Zucker-Fabrikanten, die eine riesige Zuckerrübe durch Bauern in Nationaltracht vorantragen, dann aber eine ganze Zuckerfabrik mit hochragendem Schlot und am Ende des ganzen Zuges einen Zuckerhut folgen ließen, so groß, daß die Bewohner manches deutschen Städtleins ein Jahr lang damit ihren Kaffee süßen könnten. — Auf dem Exerzierplatz angekommen, löste sich der Zug, und die Tausende ergaben sich der frischen, harmlosesten Freude.

Mannigfaltigkeiten.

Am 15. August wurde Garibaldi der Degen überreicht, welchen ihm die Italiener in Melbourne (Australien) zum Geschenk machten. Derselbe ist von prächtiger Arbeit. Das Stichblatt stellt Italien dar mit erhobenem Arm und dem Dolche des Spartacus in der Hand. Garibaldi antwortete auf die Adresse, welche dem Degen beigefügt war, Folgendes: „Meine Herren! Indem Sie mir einen Degen während der Zeit eines so schimpflichen Waffenstillstandes anbieten, scheinen Sie auf jenes heroische Mittelalter Anspielung zu machen, wo eine Anzahl ausgewählter Ritter den Kämpen eines unterdrückten Volkes mit allen Waffenstücken ausrüstete. — Meinen Dank für das reiche Geschenk! Meinen Dank für das Symbol, welches ich in demselben sehe. Wir möchten, meine Gefährten und ich, das Volk bis zu dem Tage führen, wo es von der großen Liebe, welche man dem Vaterlande schuldet, und welche alle anderen Empfindungen niederhält, durchdrungen ist. Aber vermögen wir es vor der kolossalen Furcht, welche die Seele derjenigen erfüllt, die uns regieren, und

welche sich Tropfen für Tropfen in das Blut dieser Menge einimpft, die, um wahr zu sprechen, derselben nicht zu sehr bedarf. Nun dann, ich gestehe Ihnen, meine Herren, daß mich bei dem Gedanken an das, was ich immer mit großer Heiterkeit betrachtete, oft eine große Traurigkeit überfällt. Ich möchte noch auf einige Jahre der Kraft und des Lebens rechnen können, um meine Pflicht als Patriot zu erfüllen. Und ich leide schmerzlich durch die Verzögerung, welche die Feigen und Albernen nicht aufhören zwischen das beleidigte Italien und meine Pflicht zu stellen. Mit der größten Liebe verbleibt immer Euer. Joseph Garibaldi."

[Altböhmische Strafpredigt gegen den Tanz.] In Alfred Waldau's Kulturstudie: „Geschichte des böhmischen Nationaltanzes", finden sich folgende Auslassungen Simon Lowicky's, der unter Rudolph II. gekrönter Hofpoet war, über das Lieblingsvergnügen der Frauen: „Der Tanz ist ein überflüssiges Abhetzen des übermüthigen Leibes ausgelassener Leute, die ihre Schritte oder Sprünge zu ihrer Erlustigung mit dem weiblichen Geschlechte seltsam formiren, hinauf und hinunter springen, sich vor einander beugen, Possen treiben, sich gegenseitig umarmen, bei den Händen führen und allerlei Kurzweil hiebei treiben, wie sie solche der Teufel gelehrt hat; denn der Satan ist der Urheber des Tanzes . . . . Und in Wahrheit, erstaunenswerth erscheint vernünftigen Menschen die Thorheit, also zu tändeln und zu tanzen, weil man sogar über vernunftlose Wesen zu lachen und zu staunen hätte. Denn wenn unser Esel, unser Pferd, Maulesel oder Beck vor uns auf öffentlichem Schauplatze also springen und tanzen würde, wie es die Tänzer thun, traun, wir alle würden kichern und lachen!" — — „Der Tanz ist eine überaus schwere und seelentödtende Sünde, eine überaus abscheuliche That vor dem Herrn Gotte und seinen Heiligen, schon längst von der heiligen Schrift und vielen heiligen Doktoren mit Schande belegt und verboten . . . Die Tanzenden überschreiten nicht bloß das Zehngebot, sondern lassen sich auch alle sieben Todsünden zu Schulden kommen . . . . Aber die Tanzenden begehen nicht allein die Todsünden, sondern sie handeln und sündigen auch gegen alle sieben Sakramente der Kirche . . . . Und da also gestalten der Tanz Leib und Seele gar stark befleckt und den Weg in den Himmel versperrt, deßhalb geziemt es sich, daß alle christlichen Jungfrauen, Wittwen, Jünglinge, Männer und Weiber sich vor ihm hüten, vor ihm fliehen und ihn gründlich verachten."

In der Nacht vom 24. auf den 25. ist im Palais des Herzogs von Altenburg in Hannover ein äußerst frecher Diebstahl mittelst Einbruch verübt worden. Die Diebe sind durch die Souterrainräume in die oberen Salons gelangt und haben hier nicht allein an Werthsachen an sich genommen, was sie fortschaffen konnten, sondern auch Nippsachen, Uhren u. dgl. zertrümmert, Spiegel zerschlagen und größere Möbelstücke beschädigt. Da der Herzog abwesend ist und der Castellan im Nebenhause wohnt, so konnten die Bösewichte, als es ihnen gelungen war, in die Lokalitäten einzudringen, mit aller Gemächlichkeit zu Werke gehen. Sie haben in mehreren Zimmern die vorgefundenen Wachskerzen angezündet, um Alles genau untersuchen und danach die Wahl treffen zu können. Daß die Polizei in voller Thätigkeit ist, läßt sich leicht denken. Ein Theil der gestohlenen Silbersachen ward gestern Vormittag in dem Graben aufgefunden, welcher die an der Bult sich hinziehende Weidenallee von der Eilenriede trennt.

In den letzten Tagen wurde vom Schweizergebiete aus, auf Grund eingegangener Wetten, die Schnelligkeit der Taubenpost Untersuchungen unterzogen und sind zu diesem Zwecke 375 gezeichnete Lüttticher Tauben nach Basel gebracht worden. Viele Duzend Tauben zogen vor, zu Basel zu verbleiben, während einige Stücke Morgens um 6 Uhr den Ausflug begannen. Ein Viertel vor 11 Uhr Mittags langte die erste Taube in Lüttich an und bis 12 Uhr hatten mehrere Dutzend Tauben die Strecke zurückgelegt. Bis Abends war der größte Theil angelangt und hiemit die Wette gewonnen.

Wie bekannt, sind viele geistliche Stellen der anglikanischen Kirche außerordentlich gut dotirt. So bezieht, um nur ein Beispiel anzuführen, der Rektor von Doddington, Diözese Ely, nicht weniger, als 7300 Pfd. jährlich. Der jetzige Rektor Rev. Alger Poyton besitzt die Pfründe seit 1811, hat demnach aus derselben schon 365,300 Pfd. St. = 2,374,450 Thlr., bezogen.

Charade.

Mein Erstes zeigt ein Mähren an,
Ein Wörtchen ist's, das eint und bindet,
Auch gibt's die Würde einem Mann,
Den man in Tunis jetzt noch findet.
Die zweite Sylbe ist wohl meist
Mit Schmerz und Schaden eng verbunden,
Auch wird, so wie's im Sprüchwort heißt,
Der Hochmuth oft davor gefunden.
Das Ganze gebt Ihr, wenn Ihr wollt,
Es freut gewiß stets den Empfänger;
Wenn Ihr es diesen Zeilen zollt,
Ist hoch beglückt der Sylbensänger.

Auflösung des Palidroms in Nro. 206:
Eid — Die.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 210 Dienstag, 3. September 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

7.

Bis zum Abgrund

Da kam es wie düstere Nacht über Arnold, er haßte sich und die Welt — nur das untreue, verächtliche Geschöpf, Ada, liebte er noch. Diese Liebe war sein Leben. Aber diese Liebe war auch sein Untergang. Im wildesten Taumel des Lebens, indem er in Bier- und Weinhäuser ging, wo die rohesten Zecher saßen, verstürmte er die Abende und Nächte. Sein zäher Körper hielt das aus, aber der Schmerz, die Qual über diese entsetzliche Täuschung wühlte in seinem Gehirn, daß er dem Wahnsinne nahe kam. Schlaflos lag er die Nächte auf seinem Lager. Nur ungeheure Quantitäten Rum, die er, so oft ihn der Dämon der Verzweiflung und des Wahnsinns packen wollte, hinunterstürzte, schafften durch die darauf folgende Betäubung einige Erleichterung. Er achtete Ada nicht mehr, aber er liebte sie immer noch, fast noch glühender, fast noch leidenschaftlicher als zuvor. Er konnte zuletzt gar nichts mehr denken als sie, gleich als ob ein Zaubertrank ihn auf ewig ihr zu eigen gemacht hätte.

Während er sonst nur in den besten und gebildetsten Kreisen, wo man dem geistvollen Künstler mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit entgegenkam, sich bewegte, fand man ihn jetzt in den gemeinsten Kneipen und in Gesellschaft Solcher, denen Zechen und rohe Späße zur andern Natur geworden waren. Die Folge davon war selbstverständlich, daß die bessere Gesellschaft sich von ihm zurückzog.

In dieser Zeit wurde ihm eine Stellung weit entfernt von seinem bisherigen Wohnort angetragen. Das war zufällig auch zu Ada's Ohren gekommen. Da erhielt er wenige Tage vor seiner Abreise an seinen Bestimmungsort plötzlich einen Brief von Ada, voll der zärtlichsten Liebesversicherungen und der verzweifeltsten Klagen darüber, daß er nun so weit aus ihrer Nähe wegzöge. Zugleich bat sie ihn flehentlich um ein Zusammenkunft in einer benachbarten Stadt, indem sie Tag und Stunde, wo er sie dort in einer Konditorei finden würde, genau bestimmte. Er fand sich dort ein, ein Zufall hinderte sie jedoch, ihr Versprechen zu halten. Dieß erfuhr er aus einem Briefe, den er nach einigen Tagen bei seiner Zurückkunft von einer kleinen unaufschiebbaren Reise in seiner Wohnung vorfand. Der Brief bestimmte ihm einen andern Tag zu einer Zusammenkunft in derselben Stadt. Mit tiefem Schmerze sah er aus dem Datum, daß dieser Tag bereits vorbei war, da der Brief während seiner Reise ankam und mehrere Tag gelegen hatte.

Da wuchs seine Verzweiflung, er verwünschte aufs Neue sein Schicksal. „Sie würde sterben aus Gram, wenn sie ihn nicht noch einmal sehe vor seiner Abreise in die ferne Gegend, sie habe ihm so unendlich viel abzubitten, aber ihr Herz, ihre Liebe gehöre ganz und allein ihm und nur „Verhältnisse" hätten sie eine Zeit lang zu einer scheinbaren Untreue gegen ihn gezwungen," hieß es in diesem Briefe.

Arnolds aufgeregtes Wesen steigerte sich dadurch zur Verzweiflung. Der Gedanke, daß sie ihn vergeblich erwartet, daß sie, ohne Ahnung des Sachverhalts, sein Nichtkommen als Lieblosigkeit ausgelegt habe, ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er schrieb die zärtlichsten, innigsten Briefe, aber jede Möglichkeit, dieselben an sie gelangen zu lassen, war ihm versagt. Mit diesem Stachel im Herzen reiste er an seinen neuen Bestimmungsort ab. Er hatte ihr zwar, wie sie ihm angedeutet, unter einer Chiffre in einer benachbarten Zeitung einen Gruß und ein paar freundliche Worte gesandt; aber das war auch das einzige Lebenszeichen, das er ihr geben konnte. Das Unternehmen, für das er engagirt war, scheiterte bald; er freute sich fast darüber, und anstatt eine andere dort ihm proponirte sehr vortheilhafte Stellung anzunehmen, eilte er wieder zurück nach jener Stadt in der Nähe von Ada's Heimathsort. Bald trat er wieder als Lehrer in das Institut ein, wo man sein Talent und seine Kenntnisse wohl zu schätzen wußte. Der Gedanke, ihr so nahe zu seyn und sie doch nicht sehen, ihr nicht einmal schreiben zu können, umnachtete sein ganzes Wesen aufs Neue so sehr, daß er bald zu den alten Betäubungsmitteln wieder seine Zuflucht nahm. Als er nun gar nach einiger Zeit erfuhr, daß Ada sich mit einem geistig höchst unbedeutenden, wie auch materiell keineswegs

günstig gestellten Manne, den nichts auszeichnete als eine fast riesenhafte Größe, verlobt habe, als er später durch Zufall diesen Menschen, der überdem häßlich und von rohem, plumpen Benehmen war, sah — da erwachten alle finsteren Dämonen der Hölle in ihm, er ergab sich dem Trunk in der wildesten, tollsten Weise und die Treue, die er bisher Ada so innig bewahrt hatte, ward er nun im bittern Ingrimm gegen Alles, was edle Frauenliebe heißt. Er sank immer tiefer und auch seine materiellen Verhältnisse wurden allmälig immer zerrütteter, da er in diesen Jahren des Kummers und wahnsinniger Liebessehnsucht kein Bild mehr geschaffen hatte, ja seiner Kunst im edleren Sinne des Wortes völlig untreu geworden war.

Er verachtete jetzt Ada — aber seine Liebe zu ihr hatte trotzdem nicht ab, sondern, wenn möglich, noch zugenommen. Ich möchte bei der Geschichte meines unglücklichen Freundes fast an das alte Märchen vom Liebeszaubertrank glauben. Als er später noch erfuhr, daß Ada ihren Verlobten geheirathet, und als kaum ein Jahr darauf ein böser Dämon auch die Kunde zu ihm gelangen ließ, daß sie ein Töchterchen geboren — da erwachte in ihm die Sehnsucht, das Kind der Geliebten zu sehen, es zu küssen und dann auf ewig Abschied zu nehmen von Allem, was ihn noch an diese Gegend gefesselt hatte. Ein Kuß auf die Lippen von Ada's Kind hätte ihn, wie er meinte, retten können und für ein neues, reines Leben weihen.

Alle seine Versuche, das Kind zu sehen, waren vergeblich. Endlich las er in einer benachbarten Zeitung die Todesanzeige des kleinen, ihm, ohne daß er es kannte, so unendlich lieben Wesens — es war ja Ada's Kind und darum mußte er es lieben. —

Es ging nun rasch abwärts mit meinem lieben Freunde. Nach einiger Zeit gab er seine bisherige Stellung auf und verließ die Stadt und Gegend an der Saale. Er durchstreifte fast ganz Deutschland. In einer Stadt im äußersten Norden traf er zufällig einen Reisenden aus jener Gegend an der Saale. Er erkundigte sich nach Ada und allen ihm noch so lieben Personen im einsamen Dorfe. Ein neuer Schmerz sollte ihn hier ihm werden. Wie der Reisende erzählte, hatte der Gatte Ada's das junge, schöne Weib treulos verlassen und war, wie man vermuthete, nach Amerika entflohen. Wie gerne wäre Arnold hingereist, die Verlassene zu trösten, ihr seine treue, innige Liebe als Ersatz für den Verräther zu bieten. Er hätte selbst das vergessen, was er ihr so schwer anrechnete, daß sie nicht etwa einen geistvolleren, oder einen schöneren oder reicheren Mann ihm vorgezogen, sondern einen, der in jeder Beziehung tief unter ihm stand. Allein schon hatte der Kummer und Gram um die treulose Geliebte Arnold so weit heruntergebracht, daß er fast ein Bettler war und nur noch von dem Wohlwollen seiner Freunde lebte. Welchen Schutz, welchen Trost konnte er ihr in dieser Lage bieten?

Zuletzt unterlag seine zähe, kräftige Natur, welche den äußersten Ausschweifungen bisher Trotz geboten, dem tiefen Seelenleiden, dem neuen Kummer um Ada. Schwer krank, mit völlig zerrütteten Nervensystem, blieb er in einem Gasthaus unterster Klasse in Hamburg liegen. Dieses Verlassenseyn von aller Welt machte ihn unendlich bitter und menschenfeindlich. Bald aber kehrte sich sein Hauptgroll gegen Ada und seine thörichte, treue Liebe zu ihr. Er gedachte der schönen, geistvollen, berühmten Schauspielerin in H., die ihm einst Herz und Hand und damit ihr enormes Vermögen anbot. Er hatte sie um Ada's willen kalt zurückgewiesen. Er gedachte der sechzehnjährigen Isabella, die ihm ihre Liebe gestanden, deren reicher Vater ihn, den damals noch geachteten Künstler, so gerne als Schwiegersohn aufgenommen hätte. Auch sie, das liebliche, junge Wesen hatte er aus Liebe zu der verrätherischen, treulosen Ada von sich gestoßen. Und jetzt in dem elenden Dachkämmerchen einer Wirthspelunke, wo nur verkommene Matrosen ihre Herberge aufschlugen, vergessen von der Welt, da er seit Jahren kein Kunstwerk mehr geschaffen, verachtet von seinen Kunstgenossen, die früher um seine Gunst buhlten, — bemitleidet und geflohen von seinen Freunden, denen er jetzt als Bettler zur Last fiel! Wie wohl hätte dem Armen die Theilnahme, die Pflege eines freundlichen Wesens jetzt gethan, wie er so dalag, gebrochen an Geist und Körper, gewärtig jeden Augenblick, von dem Hauswirth auch aus diesem elenden Asyl vertrieben und auf die Straße gestoßen zu werden. Denn daß er aller Mittel entblößt, war dem Wirthe kein Geheimniß, er überließ dem Armen diese elende Kammer nur aus Barmherzigkeit.

Wenn er jetzt dachte, daß er ohne diese unglückliche Liebe sich zu den höchsten Höhen der Kunst emporgeschwungen hätte und einer der Geachtetsten und Angesehensten im Vaterland wäre, da wurden ihm die Augen feucht und tiefe Seufzer stiegen aus seiner Brust. Und doch — auch jetzt noch, um einen Blick aus Ada's Augen, um ein Lächeln ihres süßen Mundes hätte er Alles, Alles vergessen, und sein größter Kummer in diesem Elende war die Trauer darüber, daß sie auch nicht glücklich war, seyn konnte, von ihrem treulosen Gatten im Stiche gelassen.

Eines Tages lag er wieder so in tiefer Trauer auf seinem elenden Lager, als der Hauswurth eintrat und ihn in seinem Plattdeutsch fragte, wie er sich befinde. Fast hätte er ihm nicht geantwortet, denn diese Laute erbitterten ihn noch mehr, da auch Ada's treuloser Gatte, aus dem höchsten Norden gebürtig, in seiner Sprache häufig plattdeutsche Anklänge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß wider die Kaiserin Eugenie.

Vor dem Zivilgericht in Paris schwebt ein interessanter Prozeß. Der Kläger ist der schwedische General-Konsul Jules Lerour, die Geklagte ist Niemand anders als die Kaiserin Eugenie.

Der Gegenstand des Prozesses ist folgender: Im Jahre 1855 wollte die Kaiserin für ihre Verwandten eine fürstliche Wohnung in Paris aufführen und kaufte zu dem Ende das in den elyseischen Feldern gelegene prachtvolle Haus des Herrn Lauriston für 14 Millionen Franks und gab demselben den Namen „Hotel Alba." Einmal im Besitz des Hauses, wollte man auch den daranstoßenden Garten in einen förmlichen Park verwandeln und trat in Unterhandlung wegen Erwerbung der angränzenden zwei großen Gärten, wovon einer Herrn Emil Girardin, der andere dem schwedischen General-Konsul Herrn J. Lerour gehörte. Der frühere Besitzer Herr Lauriston hatte vergeblich große Summen für die beiden Gärten geboten; allein was man ihm nicht überlassen hatte, mochte man der Kaiserin nicht abschlagen. Emil Girardin verkaufte sein ganzes Grundstück mit Ausnahme eines kleinen Viereck's um seine Villa. Was Herrn Leraur betrifft, so willigte er in den Verkauf seines Gartens, welcher den Hauptreiz seiner Wohnung bildete, nur unter der Bedingung, daß er die Aussicht auf denselben behalte, mittelst einer Terrasse, die, durch ein Glashaus mit seinem Speisesaal verbunden, ihm die Gelegenheit bot, wenigstens mit den Blicken sich noch ferner in dem zu seinen Füßen liegenden theuren Garten ergehen zu können. Diese Bedingung erschien hart; dieses Recht der Aussicht war genannt; allein man fügte sich endlich, indem man die Gegenbedingung stellte, daß jenes Aussichtsrecht nur ein lebenslängliches seyn und mit Herrn Lerour, sey es, daß er stürbe, oder daß er sein Hotel verkaufen würde, aufhören sollte. — Nachdem die Dinge einmal so geregelt waren, verbrachte Herr Lerour manche Stunde des Tages auf der Terrasse und ergötzte sich an dem Anblicke der prächtigen hundertjährigen Bäume. Da starb die Herzogin von Alba. Man weiß, wie sehr sich die Kaiserin den Tod dieser ihrer Schwester zu Herzen nahm. Sie wollte nichts mehr von dem Hotel wissen, sie wollte es nicht einmal mehr sehen, und da die Großen dieser Welt das Verrecht haben, ihrem Schmerze Alles zu opfern, so wurde denn auch beschlossen, das „Hotel Alba" niederzureißen. Mit dem Hotel fielen auch Hunderte von den großen Bäumen; der Raum wurde der Spekulation zu Baustellen überlassen und eine Straße mitten durch den ehemaligen Garten gebrochen. Herr Lerour protestirte laut gegen diese Verwüstung, aber umsonst; seine Verzweiflung stieg auf das Aeußerste, als er vernahm, daß einige Schritte vor seiner Terrasse die Mauer eines sechs Stock hohen Hauses aufgeführt werden solle.

Er machte nun eine Klage gegen die Kaiserin anhängig und verlangt, daß dieselbe die Bäume, welche in einer Ausdehnung von 1200 Meter den von ihm abgetretenen Garten zierten, wieder in den früheren Stand bringe. Er hat das ganze Chaos der gefällten Bäume photographiren lassen.

Er weist jeden Vergleich von sich und fordert, daß man ganz ähnliche Bäume, von derselben Art, derselben Größe ꝛc. wieder pflanze. Die Kaiserin dagegen will um keinen Preis beim Vorüberfahren durch die Bäume des Parks an ihre verstorbene Schwester gemahnt werden, und so schwebt nun der Prozeß, in welchem demnächst das Gericht die Entscheidung fällen soll.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine unbekannte Schlacht im Jahre 1860.] In der Mitte des vorjährigen Sommers fand am Dniester in Rußland eine der merkwürdigsten Schlachten statt — eine Heuschreckenschlacht. Die Heuschrecken, welche nach dem Auskriechen aus ihren Eiern eine Zeit lang noch nicht fliegen können, setzten sich in drei Heerzügen gehend in Bewegung. Der eine dieser Züge durchschwamm in einer fast 8 Zoll dichten Masse und einer Breite von dritthalb Stunden unterhalb der Stadt Bender den Dniesterfluß, und verbreitete sich dann über das diesseitige Land. Hier aber thaten sich die Einwohner, 14,000 Mann stark, zu ihrer Vertilgung zusammen, und kämpften 8 Tage lang mit den Unholden. Der eine Theil der Kämpfenden war an Gräben aufgestellt, welche man eiligst gezogen hatte, und tödtete mit Besen und Staucheggen die hineinstürzenden Heuschrecken. Der andere Theil, durch Ochsen- und Pferdeheerden verstärkt, zertrat und zerschlug die Thiere im Innern des von ihnen eingenommenen Bezirkes, während umherstreifende Reiter die Bewegungen des Feindes beobachteten und die Kämpfenden nach den Stellen hinriefen, an welchen derselbe in größerer Zahl vordringen und die Gränzlinie durchbrechen wollte. In dieser Weise wurden vom 1. bis zum 8. Juli die Feinde bekämpft und Millionen derselben getödtet. Am 9. Juli aber hatten die Heuschrecken ihre Flügel vollständig entwickelt, sie erhoben sich daher als fliegende Schwärme in die Luft, und nun hatte natürlich der Kampf mit ihnen ein Ende. Allein es waren in der achttägigen Schlacht Dreiviertel der ganzen Heuschreckenmasse getödtet worden, und der Rest richtete einen verhältnißmäßig nur geringen Schaden an. In anderen Theilen von Südrußland dagegen, in welchen man keinen Kampf mit den Heuschrecken begonnen hatte, fraßen diese fast die ganze Ernte auf.

Auf der General-Versammlung des „Nationalvereins“ zu Heidelberg kam durch die Unverschämtheit einiger Engländer ein kurioser Zwischenfall vor. In später Stunde setzten die Herren sich zu einer Gesellschaft von Nationalvereinsmitgliedern, die das deutsche Vaterlandslied sangen. Die Söhne Albions fanden dieses Lied ohne Zweifel nicht englisch genug, denn sie fingen an zu pfeifen; die Sänger verstummten, worauf auch das Pfeifen aufhörte; die Sänger setzten wieder ein und das Pfeifen begann von Neuem. Damit nicht genug, als die Deutschen trotz dieser frechen Provokation ruhig blieben, fingen die Engländer an, mit Korkpfropfen nach den Sängern zu werfen. Jetzt war nun freilich das deutsche Lied wie die deutsche Geduld zu Ende und die Eindringlichen erfuhren, was deutsche Schläge sind, wenn es gilt, einige Macdonalds hinauszuwerfen; unter den schmerzlichsten Eindrücken und dem Rufe „verfluchte Nation“ zogen sich die Korkpfropfen-Schleuderer zurück. Die Herren Engländer sind Short Vater und Sohn und ein Kapellmeister Namens Dallas.

Letzter Tage starb in Paris Frau v. Montliort, die Mutter Karl Alberts. Nach dem Tode von des Letzteren Vater, dem Herzog v. Carignan, heirathete sie den römischen Fürsten v. Montliort, und hat seit dem fast immer in Frankreich gelebt. Vor mehreren Jahren noch war ihr Salon noch ein sehr gesuchter, besonders von Seiten der republikanischen Partei; in der letzten Zeit jedoch lebte sie sehr einfach und zurückgezogen. Beziehungen zwischen ihr und ihrem Enkel, dem König Viktor Emanuel, scheinen keine stattgefunden zu haben, so wie man denn auch nie etwas davon gehört hat, daß die Prinzessin Clotilde mit ihrer Urgroßmutter Umgang pflege.

Ein Herr Antonio Esquinas Garzia in Almerien hat aus dem Spartogras vegetabilische Wolle hergestellt. Wir haben, schreibt eine spanische Zeitung, viele Proben des neuen Produktes und eines daraus verfertigten Filzes gesehen und finden deßhalb vollkommen die Lobsprüche gerechtfertigt, welche der „Imparcial“ von Almerien Herrn Esquinas ertheilt. Man irrte, wenn man glaubte, daß das Spartogras zu weiter nichts, als zur Verfertigung von Schnüren und anderen wohl bekannten Gegenständen diene. Vom Papier bis zur Tapete und von der feinsten Leinwand bis zum Filz kann man das Spartogras benutzen, indem es die Fern annimmt und dem Verfahren entspricht, wozu es dienen soll.

[Wie sich die Zeiten ändern!] Der „K. Z.“ schreibt man u. A. von Berlin: Zur rechten Würdigung des jüngst begangenen Jahnfestes möge doch die Thatsache unvergessen bleiben, daß das hiesige Polizeipräsidium noch Akten Derer bewahrt, die 1819 verdächtigt und verfolgt wurden, weil man ihnen nachsagte, daß sie — „geheime Turner“ seyen und in Wohnungen Turnübungen machten. In jener Zeit wußte sich Mancher die ihm widerfahrenen Plackereien nicht zu erklären und konnte unmöglich ahnen, daß ein solcher Verdacht auf ihm laste.

[Eine schauderhafte Verbrecherin.] In Konstantinopel wurde kürzlich eine Sizilianerin, eine unter dem Namen Theresa bekannte Kupplerin, wegen Verdachtes, einen jungen Menschen ermordet zu haben, gefänglich eingezogen, ihr Haus durchsucht und umwühlt. Die Reste von Menschen, welche man dabei gefunden, sollen ihr das Läugnen unmöglich gemacht haben, so daß sie gestanden, sie habe nach und nach 14 Personen mit ihren Helfershelfern umgebracht. Die Menge der Reste soll aber auf eine größere Zahl schließen lassen. Die Mörderin ist nun verurtheilt worden, vor ihrem Hause öffentlich gehängt zu werden, was in den nächsten Tagen geschehen soll.

In einem Feuilleton-Artikel des Pariser Moniteur heißt es unterm Andern: „In Baden erinnert uns nur noch die Geographie daran, daß wir in Deutschland sind. Was man hier spricht und thut, scheint gegen diese Thatsache zu protestiren. Man führt französische Stücke auf, man spricht die Sprache von Paris und der Entschluß, Baden im Sommer zu französiren (francisor), ist so unwiderruflich, daß die Deutschen sich resignirt haben, unsere Sprache zu lernen.“

Wien feiert im nächsten Jahre das 400jährige Gedächtniß der ersten Gründung einer Buchdruckerei in seinen Mauern. Ulrich Haan schlug 1462 seine Offizin auf, verließ aber, trotz des Schutzes Kaisers Friedrich's IV., schon 1470 Wien, um sich nach Rom zu begeben, wo er eine Druckerei errichtete, in welcher in demselben Jahre die Meditationen des Kardinals Torquemada erschienen.

In Hattenhofen bei Göppingen, Königreich Württemberg, ist ein Mäusevertilgungsapparat von einfacher Konstruktion erfunden worden, vermittelst dessen in einigen Stunden Hunderte von Feldmäusen sicher getödtet werden können. Der schon vielfach erprobte Apparat kann um den festen Preis von fünf Guldenrhein. sammt genauer Anweisung bezogen werden von Herrn Flaschnermeister Wißner in Göppingen und dem Amtsboten Krauß in Hattenhofen.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 211 Mittwoch, 4. September 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Fortsetzung.)

Der Wirth suchte nun Arnold in höchst rührender Weise, da er sich bemühte, so delikat und zart, als es ihm eben möglich war, die Sache zu behandeln, mitzutheilen, daß er ihm Hülfe schaffen werde. Er habe gleich gesehen, fügte er in seiner derb herzlichen Weise bei, daß er kein gewöhnlicher Landstreicher sey, sondern den bessern Ständen angehöre und wohl ohne Verschulden in so tiefe Armuth gerathen wäre. Deßhalb sey er heute zu dem Herrn Frohberg, einem sehr reichen und als Wohlthäter aller Bedrängten wohlbekannten Kaufherrn in Hamburg, gegangen und habe ihm von dem kranken, fremden Manne gesprochen, der in seinem Hause liege. Es sey das, bemerkte er wieder, ein saurer Gang für ihn gewesen, da er nicht gewöhnt, mit so vornehmen Herren zu sprechen. Der Kaufherr habe ihm erwidert, er wolle soleich seinen eignen Hausarzt bitten, daß er den Kranken besuche, und der werde nun wohl heute kommen.

Mit einer linkischen Verbeugung gegen seinen armen Gast, dem er gleichwohl anmerkte, daß er einer höheren Lebensstellung angehöre, verließ der brave Wirth die elende Dachkammer.

Nach ein paar Stunden öffnete sich wieder die Thüre und ein Mann in mittlerem Alter mit feinem, wohlwollenden Gesichte trat herein, indem er sich als den von Herrn Frohberg gesandten Arzt ankündigte. Er betrachtete den Kranken eine Zeitlang, dann richtete er seine ärztlichen Fragen an ihn, aus denen jedoch Arnold sofort erkannte, daß der Arzt ihn bereits so durchschaut hatte, um zu sehen, daß sein Krankseyn mehr psychischer als physischer Art sey. Er plauderte etwa eine Viertelstunde unbefangen mit dem Patienten und verabschiedete sich dann, indem er sagte, Herr Frohberg werde wohl seinen Schützling gegen Abend selbst besuchen. So geschah es auch; mit großer Herzlichkeit begrüßte der alte, dicke Herr meinen Freund. Er setzte sich an sein Bett und sprach ihm in der liebevollsten Weise Trost zu. Zuletzt fragte er, mit dem Beifügen, er thue dieß nicht aus Neugierde, sondern nur, um ihm seiner früheren Lebensstellung gemäß, wenn er wieder gesund, eine Unterkunft verschaffen zu können, nach Namen und Beruf Arnolds. Dieser theilte ihm das Nöthigste mit. Aber kaum hörte der alte Herr, wer Arnold sey, als er in ein heiteres lautes Lachen ausbrach, indem ihm zwei große Thränen über die dicken Wangen rollten, und rief: „Ei, wie mich das freut! Ich habe ja Ihr schönes Bild „Dafnis als Liebender“ in der Berliner Gemäldeausstellung gekauft und es hängt in meinem Salon in guter Gesellschaft, lauter Bilder tüchtiger Meister. Aber wo sein Bild ist, da muß auch der Maler seyn. Ich werde Sie nachher in einer Sänfte nach meiner Wohnung abholen lassen. Ihr Wirth ist zwar ein recht guter Mann, aber Sie haben hier doch nicht die richtige Pflege,“ sagte er, indem er sich in der elenden Dachkammer umsah und mit einem kurzen à revoir durch die Thüre eilte.

In Frohberg's Haus erholte sich Arnold bei der sorgsamsten Pflege sehr bald so weit, daß ihn der edle Kaufherr seinen Gästen vorstellen und in seinen Gesellschaften auftreten konnte. Eines Tages trat der brave Mann in Arnolds Zimmer mit einem sehr trüben, fast traurigen Gesichte. „Wir müssen scheiden, lieber Freund, der eigensinnige Doktor will es so. Er behauptet, Sie könnten hier nicht völlig genesen. Sie sollen auf ein paar Wochen nach Paris, wohin ich Ihnen Empfehlungen mitgeben werde, um in dem bewegten Leben der Weltstadt sich zu zerstreuen, und dann auf zwei Monate nach Ostende gehen, da nur die dortige Luft und die Seebäder Ihre Nerven wieder so stärken können, daß Sie zu neuem künstlerischen Schaffen gekräftigt sind. Ich liebe einen raschen Abschied unter Freunden. Es ist daher bereits Alles zu Ihrer Abreise gerüstet, der Wagen steht unten vor dem Hause bereit.“ Er drückte Arnold warm die Hand, während ihm die Augen feucht wurden.

„Apropos — rief er ihm noch aus der Thüre zu, indem er ihm eine Brieftasche reichte. — hier sind die Empfehlungsbriefe, und was das Uebrige betrifft, da sind Sie mir durchaus keinen Dank schuldig. Sie schicken mir einmal ein Bild und dann ist Friedebert Frohberg Ihr Schuldner!“

8.

Jadwiga.

Ueber Arnolds Aufenthalt in Paris, während dessen er jeden Morgen eine Wallfahrt nach dem Pere Lachaise zu dem Grabe von Abälard und Heloise machte und über den Erinnerungen an Ada brütete, will ich kurz weggehen. In Ostende sehen wir ihn wieder, wo er, da ihn Herr Frohberg reich mit Geldmitteln versehen hatte, hauptsächlich mit der Elite der Badewelt umging. Daran zurückdenkend, wie tief er einst gesunken war, gab er sich das Versprechen, von nun an jedes geistige Getränk für immer zu meiden, und verzichtete sogar auf die vom Arzte den Badenden vorgeschriebene Flasche Bordeaux jeden Tag.

Unter den Badegästen war es namentlich ein polnischer Graf, der sich eng an Arnold anschloß, ein hochgebildeter und geistvoller Mann, dabei eine feiner Kunstkenner und enthusiastischer Verehrer der Malerei. Er hatte kaum Arnolds Namen erfahren, als er sich sehr warm und anerkennend über dessen „Liebesleben in tropischer Wildniß" und „Hafis als Liebender", welche beiden Bilder er in der Brüsseler Gemäldeausstellung gesehen, aussprach. Die letzten politischen Bewegungen in seinem Vaterlande, wo er als einer der begeistertsten Patrioten an der Spitze stand, waren bekanntlich unterdrückt und die hervorragendsten Führer derselben proskribirt worden. Auch der Graf K . . . . y mußte, nachdem er glücklicherweise einen großen Theil seines ungeheuren Vermögens durch Niederlegung an der englischen Bank gerettet hatte, eiligst flüchten, wenn er nicht eine Deportation nach Sibirien erwarten wollte.

Schon seit Jahren leidend, war Graf K . . . . y durch den Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes noch hinfälliger geworden und nur sein lebendiger Geist und die Liebe zu seiner Tochter Jadwiga, die ihn mit hingebender, aufopfernder Zärtlichkeit pflegte, hielten ihn noch aufrecht. Arnold, ein feiner Kenner von Frauenschönheit und Verehrer edler Weiblichkeit, fühlte sich unendlich wohlthuend berührt durch die Nähe dieses an Geist und Körper gleich ausgezeichneten Wesens. Nur eine Heldenthat, die alle übrigen Badegäste stets mit Enthusiasmus erwähnten, die Rettung einer armen Fischerfamilie bei einem furchtbaren Sturm, rechnete er allein Jadwiga nicht zum Lobe an, da er vom Weibe nur Weichheit und Empfindung, aber keinen männlichen Muth verlangte.

Jadwiga und Arnold, der kranke Graf schlummerte bereits auf seinem Lager, wandelten eines Abends am Meeresstrande hin. Sie schlug ihm eine Fahrt auf die herrlich vom Abendschimmer beleuchtete See vor; er erklärte darauf, er hasse das Meer, seit es ihr Veranlassung zu einer unweiblichen Heldenthat gegeben. Als er sie anblickte, standen Thränen in ihren Augen. „Von Ihnen thun mir so herbe Worte unendlich wehe", erwiderte sie, indem eine plötzliche Röthe sich über ihr schönes, bleiches Gesicht ergoß. Beide wandelten still weiter. Er fühlte, daß sie ihn liebe, er hatte es längst geahnt, sein Herz war ihr unendlich zugethan, aber Ada's Schatten stand zwischen ihm und ihr, er wollte, er konnte nicht sprechen, obwohl sein Herz laut pochte, indem das schöne liebende Weib an seine Seite, leise von seinem Arm gestützt, neben ihm durch den Uferſand dahin ging.

Als sie stumm und schweigend, da Jedes zu sprechen vermied, um nicht durch den Ton der tiefe, seelische Ergriffenheit und Weichheit der augenblicklichen Stimmung merken zu lassen, nach dem Hotel zurückkehrten, kam ihnen der Garçon desselben eiligst entgegen, indem er sagte, der Herr Graf sey sehr unwohl geworden und wünsche sofort seine Tochter und Herrn Arnold zu sprechen. Zitternd lehnte sich Jadwiga bei dieser Nachricht an Arnold, aber bald ermannte sie sich wieder und beide gingen nun nach dem Zimmer des Grafen.

(Schluß folgt.)

Das Künstlerfest in Antwerpen.

Der in Antwerpen bestehende Verein für Kunst, Literatur und Wissenschaft hatte nach dieser Stadt einen allgemeinen internationalen Künstlerkongreß berufen, um Fragen, deren Lösung den Künstlern aller Länder am Herzen liegen muß, zur Berathung und Entscheidung bringen zu lassen. Mit dem Kongreß sollten zugleich allgemeine Festlichkeiten verbunden werden, die von der Stadt veranstaltet waren. Den Einladungen entsprechend, hatten sich gegen 12—1400 fremde Künstler aus Holland, Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien eingefunden; am stärksten vertreten war Deutschland, da der größte Theil der Mitglieder der deutschen Kunstgenossenschaft, die in Köln versammelt waren, dem an sie ergangenen Rufe Folge leistete. Es waren, nach einem Bericht der „Nat. Ztg.," gegen 700 deutsche Künstler und Kunstfreunde anwesend, darunter Stubenrauch aus Oesterreich; Förster, Folz, Schwind, Carriere, Dietz, Pilety, Arnold, Achenbach, Schirmer, A. Wolf, Hosemann, Ludwig, Lange, Klaus Groth, Begas, Graf Kalckreuth u. s. w. Der spezifische Charakter auch dieses außerhalb deutschen Bodens gefeierten Festes war wieder die Idee der Zusammengehörigkeit aller Stämme Germaniens, die sich hier in dem Zuge der Belgier und Holländer nach Deutschland hin offenbarte. Die Festlichkeiten begannen am 17. mit der Einweihung der von Ducajon ausgeführten Statue des berühmten belgischen Volksheiden Boduognat, welcher der Empfang der deutschen Künstler vorausging. Letztere zogen, unter den lebhaftesten Zurufen der Bevölkerung und unter dem Klange belgischer und deutscher Nationalmelodien, in die Stadt ein. Ihnen folgten die Holländer, diesen

die Belgier, Franzosen und Engländer. Am Abend desselben Tages fand der feierliche Empfang der Künstler statt. Der Stadtrath von Antwerpen, Herr Delvaux, bewillkommnete dieselben im Namen der Einwohner. Seine Rede wurde von Ernst Förster aus München mit warmen Worten erwidert. Er schloß mit einem Hoch auf „Antwerpen.“ Hierauf zog die ganze Versammlung in das Rathhaus, wo der Bürgermeister der Stadt die Gäste noch einmal begrüßte. Seine Ansprache wurde von den Engländern Thomas und Donaldson, dem Franzosen Hugelmann, dem Deutschen Dietz aus München und dem Holländer Hodyck beantwortet. Dietz erinnerte in seiner Rede unter Anderm an die Beziehungen, welche von alter Zeit zwischen Belgien und Deutschland bestanden und die durch das jetzige Fest noch inniger geworden. Am Sonntag, den 18. August, gab die Stadt den fremden Gästen ein großartiges Bankett im niederländischen Styl, dem sich Abends und Nachts ein glänzendes Gartenfest mit Konzert und Beleuchtung, veranstaltet von der Gesellschaft „Harmonie,“ anreihte. Einem Berichte der „Köln. Ztg.“ über beide Festlichkeiten entnehmen wir Folgendes: Das Bankett fand um 4 Uhr in den prachtvoll geschmückten Räumen des Theaters des Variétés statt, in dessen Hallen Tafeln von mehr als tausend Gedecken aufgestellt waren; trotz dieser ganz ungewöhnlichen Anzahl saß Alles bequem, und die Gäste wurden mit einer Ordnung und Aufmerksamkeit bedient, die man anderswo geradezu für unausführbar gehalten haben würde. Viel trug dazu die niederländische Sitte bei: von allen Gängen und Gerichten allen Gästen ihr Theil schön appretirt und tranchirt zu gleicher Zeit vorzusetzen. Für diesen Zweck waren beim Bankett im Nebensaal fünfundzwanzig Vorschneider und eine mehr als genügende Menge von Dienern thätig. Das Büchlein der Festlieder enthielt vier vlaemische und zwei französische Lieder. Am meisten sprach das „Dietsch of deutsch in Spraak en Kunst“ von J. Dautzenberg an, dem der Dichter auch eine hochdeutsche Uebersetzung beigefügt hatte. Es schließt mit folgender Strophe:

Antwerpen, o Du prächt'ger Ort,
Wo Blum' und Frucht so frendig sprießt,
Sie wie das deutsch' und dietsche Wort
Wohlklingend hier zusammenfließt!
Bring bunte, dietsche Farbenpracht
Auf tiefen, deutschen Minnergrund,
Dann ist hier auf dem Erdenrund
Das Schönste schön zu Stand gebracht!

Erhebt denn laut, zum Sang bereit,
Die Stimm' in vlämischen Weisen,
Des großen Stamms Alleinigkeit
In Lied und Chor zu preisen!

Das Gartenfest mit Konzert und Beleuchtung, welches die Société royale d'Harmonie d'Anvers den Eingeladenen gab, war eine wahre italienische Nacht, von lichtem Mondschein und blauem Himmel begünstigt. Aber der Mondschein erblaßte vor der feenhaften, überreichen und geschmackvollen Beleuchtung, von welcher die zu diesem Zweck hergerichteten Arkaden und Tempel, sodann die Rondels und Bassins mit ihren Statuen und Springbrunnen, sogar eine malerisch improvisirte Ruine und alle Laubgänge des großen Gartens strahlten. Schon vom Stadtthor an war die Straße durch die Festungswerke und die schöne breite Chaussee nach Berchem, an welcher das Lokal der „Harmonie“ eine starke Viertelstunde vor der Stadt liegt, durch aufgerichtete Lampenpyramiden, die je zehn Schritte von einander standen, erleuchtet. In der Mitte des Gartens war eine Tonbühne für die Sänger und das Orchester erbaut. Hier wurde ein förmliches Konzert in zwei Abtheilungen gegeben. Das Programm enthielt theils Instrumentalstücke, theils Vorträge der Männergesangvereine. Es wurde hier übrigens nur französisch gesungen. Am Montage fand die Eröffnung des ersten internationalen Kunstkongresses statt. Die Gegenstände, welche hier verhandelt werden sollten, sind in nachfolgendem Programm verzeichnet: Materielle Fragen. Entwurf eines internationalen Gesetzes, die völlige Unterdrückung der unerlaubten Nachbildung von Kunstwerken betreffend. Artistische Fragen. 1) Steht der Ausdruck der monumentalen Kunst im Einklang mit den übrigen Kundgebungen unseres Zeitgeistes? 2) Ist in der monumentalen Kunst das Bündniß der Architektur, Skulptur und Malerei nicht unerläßlich? Welche Reformen wären in dem Unterrichte der schönen Künste vorzunehmen, um dieses Bündniß zu Stande zu bringen? 3) Könnte die monumentale Kunst aus obigem Bündnisse nicht die Elemente eines neuen Styls schöpfen, der unser Zeitalter charakterisirte? Philosophische Fragen. 1) In welcher Beziehung stehen Kunst und Philosophie zu einander? 2) Uebt die Kunst nicht einen gewissen Einfluß auf die geistige und moralische Entwicklung eines Volkes aus? 3) Welchen Einfluß auf die heutige Kunst muß man dem modernen Zeitgeist zuschreiben? Besitzt unsere Epoche kein neues Grundprinzip, das den plastischen Künsten neuen Ausdruck und Richtung verleihen kann? 4) Wenn die Kunst durch ihre Erzeugnisse den Augen Aller ein Symbol unserer jetzigen Denkweise vorhalten soll, welcher Art müssen die Werke seyn, um diesen Zweck am besten zu erreichen?

Mannigfaltigkeiten.

[Gartenmord aus verletzter Eitelkeit.] Am 15. Juli stand vor dem k. k. Landesgericht in Pesth eine junge Bäuerin von ausnehmender Schönheit unter der Anklage des meuchlerischen Gattenmordes, und wurde bei dem erwiesenen Thatbestande und ihrem reuevollen Geständnisse zu zehnjährigem schweren Kerker

verurtheilt. Ein hohes psychologisches Interesse bot die gerichtliche Verhandlung in der Schilderung der liebevollen Anhänglichkeit und großen moralischen Kraft, welche der durch Scheidewasser vergiftete und langsam hinsiechende Gatte der Verurtheilten trotz der Ueberzeugung, daß er von ihr vergiftet sey, bis an sein qualvolles Ende bewies, indem er auch nicht ein die Verbrecherin kompromittirendes oder anklagendes Wort verlor. Erst als sie in Folge eines von anderer Seite erwirkten Verdachtes ein gerichtliches Geständniß abgelegt hatte, und längeres Schweigen seinerseits nutzlos war, gab er unmittelbar vor seinem Tode eine umfassende Aussage zu Protokoll. Als Motive ihrer verbrecherischen That gab die Verurtheilte Beschämung und verletzte Eitelkeit bei der wiederholten Verspottung der Dorfbewohner an: „daß sie, das schönste Weib in der Umgebung, mit einem stetternden Mann verheirathet sey."

Von folgendem schrecklichen Naturereigniß berichtet die Overland Singapore free Press: „Die Insel Simo, zu der Batu-Gruppe an der Westküste Sumatra's gehörig, wurde am 9. März von einem schrecklichen Unglücke heimgesucht. Die Insel zählte vor der Katastrophe, von der wir jetzt berichten, 120 Häuser mit 1045 Bewohnern. Am Abend des 9. März verspürte man ein ziemlich starkes Erdbeben, die Einwohner liefen daher nach den offenen Plätzen zwischen den Gebäuden, begaben sich aber nachher auf das freie Feld, da man fürchtete, die Häuser, welche schon große Risse bekamen und zu wanken begannen, würden einstürzen. Kurz darauf vernahm man aus der Ferne mehrmals hinter einander ein furchtbares Krachen, wie von Kanonenschüssen, und gleich darauf sah man weit draußen im Meere eine riesige schaumweiße Wege, welche mit Blitzschnelle dem Lande zuschoß; ihr folgte gleich eine zweite und dann noch eine dritte, und alle drei erreichten die fliehenden Bewohner und nahmen Alles — Menschen, Thiere, Häuser und Bäume — mit sich, da sie mit derselben Blitzesschnelligkeit, in der sie gekommen, auch wieder zurückströmten. Von 282 Personen, welche da versammelt waren, wurden 206 vom Wasser fortgerissen, und von den 120 Häusern und 1045 Bewohnern der Insel wurden 96 Häuser zerstört und kamen 675 Menschen um, ohne die 103 zu rechnen, welche fremd und zufällig auf der Insel anwesend waren. Von den 4000 Bäumen einer Plantage blieben nur 6 stehen. Nach der Katastrophe bot die Insel ein Bild der entsetzlichsten Verwüstung dar und die Menge der umherliegenden verwesenden Leichname verpestete die Luft, obschon der größere Theil der Umgekommenen in der Tiefe des Meeres begraben liegt.

Man schreibt aus Nürnberg, 30. August: Der hiesige Turnverein erhielt in diesen Tagen in prachtvoller Ausstattung folgendes Dankschreiben der Münchener Sängergenossenschaft: Der Nürnberger Turnerschaft sagt die Münchener Sängergenossenschaft: Gut Heil! — Wir danken Euch, liebe Freunde und Brüder, daß Ihr so wacker mitgeholfen habt am Gelingen eines großen, vaterländischen Festes, das Zeugniß gegeben von unserer gleichen Stimmung, von dem gleichen Takte, nach dem alle deutschen Herzen schlagen. Ihr habt Sängerwacht gehalten, wie der „Konstabler auf der Schanze," nur nicht gegen Sold und Löhnung, sondern mit jener ächt deutschen Uneigennützigkeit und Hingebung, wie sie einer edlen Sache würdig ist. Das vergelte Euch unser Herr Gott am Wachsthum und Blühen Eures Vereines, an den sich manche Hoffnung für unsere Zukunft anklammert. Eurem „Frisch, fromm, fröhlich, frei" bringen wir unseren Sängerspruch entgegen: Schneidige Wehr, Blanke Ehr, Lied zum Geleit Gib Gott allzeit. München, im Juli 1861. Liedertafel, E. Fentsch. Münchner Sängerzunft, C. Stühr. Neu-Bavaria, Gsottschneider. Liederkranz, Rochenstein.

Die Zahl der Jesuiten in Frankreich hat seit der Regierung Louis Napoleons ganz außerordentlich zugenommen. Von den 7000 Jesuiten des Ordens zählt Frankreich 2000, die Provinz Paris allein über 1000 Mitglieder. Sie haben 25 Gymnasien, 16 Seminare, 7 Novizenhäuser, 36 Residenzen und 31 Missionsstationen. Außer dieser unmittelbaren üben sie eine große Wirksamkeit durch eine große Anzahl von Anhängern, Mitgliedern von Klöstern Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten. Der Orden des heiligen Vincenz de Paula zählt allein in Paris 300 Genossenschaften, in Frankreich über 800, fast die Hälfte der über die Erde verbreiteten. (Denn Frankreich mitgerechnet gibt es im Ganzen 1700 Genossenschaften des hl. Vinzenz mit etwa 200,000 aktiven und 500,000 hinzugenommen und Ehrenmitgliedern, die ein Vermögen von 4 bis 5 Millionen Franks besitzen.)

Man schreibt aus New-York, 10. August: In City-Hall hat sich dieser Tage eine herzerreißende Scene zugetragen. Eine Frau erschien mit ihrem zweijährigen Kinde auf dem Arm in dem Bureau des Bürgermeisters und bat um Unterstützung. Ihr Mann befindet sich in dem Anderson'schen Zuaven-Regiment, und sie sucht sich mit ihren drei Kindern kümmerlich zu ernähren. Das Hülfs-Komite konnte ihr nichts geben, da ihr Mann augenblicklich nicht in aktivem Dienst ist. Während sie noch ihre traurige Geschichte erzählte, sah diese arme Frau plötzlich ihr Kind in ihren Armen sterben. Hunger und Krankheit hatten es getödtet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 212 Donnerstag, 5. September 1861.

Ein verlorenes Leben.

(Schluß.)

Bei ihrem Eintritte streckte er ihnen die Hände entgegen. „Kinder — rief er aus — ich fühle, daß mein Stündlein gekommen ist und ich bald da hingehen werde, wo ich die alten Helden meines Volkes wiedersehe. Nur, mein liebes, theures Kind Jadwiga, daß ich dich allein zurücklassen soll, bekümmert mich tief. Doch nicht allein — Herr Arnold wird dich beschützen. Edler Freund, ein Sterbender darf sagen, was wohl sonst nicht schicklich wäre; ich weiß: Jadwiga liebt Sie aus tiefster Seele, sie hat es dem Vater gestanden, und ihre Liebe ist viel werth, denn Sie sind der erste Mann, für den ihr Herz, das bisher ganz allein ihrem Vater gehörte, Liebe empfand. Wie ein düsterer Schatten verschwand in diesem Momente die ganze Vergangenheit vor Arnold; er war hier zum Schutze eines verlassenen edlen Wesens aufgerufen, es gab wieder etwas, was ihn an die Welt binden konnte, die Pflicht. Leise schlang er den Arm um Jadwiga's herrliche Gestalt und drückte einen Kuß auf ihre feinen, blühenden Lippen. Sie sah ihn mit einem beseligten Blicke an, dann weinte sie still, indem sie ihr Haupt an seine Brust verbarg.

Die Augen des Grafen, der zusehends schwächer wurde, schimmerten in feuchtem Glanze. „Jadwiga!“ rief er. Da fiel sie vor seinem Lager nieder, seine Rechte mit Küssen bedeckend und leise betend, während ihre Linke immer noch die Hand Arnolds festhielt.

Auf des Grafen Wunsch, der noch ein paar Tage lebte, segnete ein Priester Arnold und Jadwiga ein. Bald nachdem der Todte bestattet, verließ der Maler mit seinem schönen, jungen Weibe Ostende. Der Graf hatte ihm sein ganzes, großes Vermögen testamentarisch hinterlassen, so daß er, der Arme, Verlassene, nun über nach gewöhnlichen Begriffen gewaltige Reichthümer gebieten konnte. Die Neuvermählten reisten ein ganzes Jahr in Frankreich, Spanien und Italien und kauften dann auf ihrer Rückreise aus Italien nach Deutschland in Partenkirchen die schöne Villa, deren Besitzer, ein angesehener Advokat, sich vor Kurzem wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse erschossen hatte. Arnold ließ die Villa, da Jadwiga besonderes Wohlgefallen an dieser Gegend fand, vielfach verschönern und einen kleinen Park darum anlegen, bis sie endlich der reizende, prachtvolle Landaufenthalt wurde, wie ich sie sah.

9.

Bis zum Tode.

Seltsames Räthsel du Menschenherz. Arnold hatte nun ein schönes, junges, edles Weib an der Seite, die ihn fast abgöttisch liebte, aus deren geistvoller Unterhaltung ihm stets neue Anregung zu künstlerischem Schaffen kam, sein Künstlername war indeß ein in der Welt gefeierter geworden, alle Annehmlichkeiten des äußeren Komfort standen ihm bei seinem fast fürstlichen Reichthume zu Gebote, die ganze Umgegend verehrte ihn als den Wohlthäter und Freund aller Bedrückten und Armen; auch sein politischer Ehrgeiz war befriedigt, da er in den Landtag gewählt durch die Energie seines Geistes und die Macht seiner Beredtsamkeit in der vorjährigen Session im ganzen Vaterlande sich den Namen eines der edelsten und charakterfestesten Patrioten errungen hatte. Er mußte auch zugestehen, daß er Ada tief und warm liebe als die treueste, innigste Freundin seiner Seele. Und, o unerklärliches Menschenherz, dennoch war er nicht glücklich, dennoch fühlte er sich in tiefster Seele elend und zerrissen.

Ada's Bild war es, das immer wieder vor seinem Geiste auftieg und ihm keine Ruhe ließ Tag und Nacht. Im Gedanken an sie arbeitete er seit längerer Zeit schon mit Aufbietung aller seiner Kräfte an dem oben bereits erwähnten Bilde „Abälard und Heloise“. Es soll sein Schwanengesang seyn. Er hat längst beschlossen zu sterben, aber er möchte Jadwiga nicht den Schmerz anthun, als Selbstmörder hinzugehen. Sein Tod soll ein Zufall seyn oder wenigstens scheinen, deßhalb seine gefährlichen Ritte in die „Klamm“. Er liebt Jadwiga, aber Ada's Bild verfolgt ihn immer, er fühlt, daß sein ganzes Seyn ihr angehört, die Sehnsucht nach ihr wird immer heftiger, immer wilder, nur der Tod kann seiner schmerzdurchwühlten Brust Ruhe geben und das unglückselige Räthsel seines Daseyns lösen. Seit einem Jahre etwa ist die Leidenschaft für Ada wieder ganz mit ihrer alten, dämonischen Gewalt in ihm erwacht. Er klagt sich des Undanks gegen

Jadwiga an. Seine Seele wird immer unruhiger. Vielleicht daß, wenn sein Ehe mit einem Kinde gesegnet gewesen wäre, ihn dieses an's Leben gefesselt, mit dem Geschicke versöhnt, seine unglückselige Liebe zu Ada verrathirt hätte. Aber immer dunkler wurde es so in seinem Innern, der Zwiespalt seines Wesens peinigte ihn auf das Gräßlichste. Hier Jadwiga, die er liebte, wie ein höheres Wesen in Demuth verehrte, und dort Ada, deren Bild immer und immer wieder vor ihn trat und wie mit Zaubergewalt all sein Fühlen und Denken zu sich zog.

Weyt mochte die Erinnerung an Ada so mächtig auf ihn wirken, weil er immer noch der Ueberzeugung war, daß sie trotz Allem, was vorgefallen, ein wirklich edles, reines Wesen sey, und seine Liebe zu ihr so viele Jahre lang seitt ganzes Seyn erfüllt hatte. Eine so tiefe, gewaltige Liebe hat eine Kraft und Dauer, die unendlich ist. Er gab sich immer mehr der Ueberzeugung hin, daß Ada unter andern Lebensverhältnissen das Ideal eines Weibes geblieben wäre, als welches er sie zuerst hatte kennen lernen.

Es war indessen Nacht geworden über seiner Erzählung. Er erhob sich, tief erschüttert folgte ich ihm. Als wir an jener gefährlichsten Stelle des Felsensteiges ankamen, drehte er sich um und sah mich fest an, sein Gesicht war todtenbleich, aber ruhig. So kamen wir an das Dorf, ohne ein Wort zu sprechen. Dort drückte er mir heftig die Hand und ging den Weg nach seiner Villa zu. Ich sah ihm nach, bald verschwand seine Gestalt im Dunkel.

Ich hatte eine schlaflose Nacht. Als es Morgen wurde, war bereits mein Entschluß gefaßt. Es wäre mir unmöglich gewesen, die Villa und ihre Bewohner wieder zu sehen, ich wäre mir in Jadwiga's Gegenwart wie ein Mitschuldiger vorgekommen, und doch wußte ich, daß es unmöglich sey, auf den starren Charakter Arnolds einzuwirken, nachdem ihn der unheimliche Dämon der Leidenschaft bereits ganz in seiner Gewalt hatte.

Rasch packte ich meine Reisetasche, ließ ein Billet an Arnold zurück, worin ich meine unvermuthete schnelle Abreise durch Briefe aus München, die ich gestern Abend in meiner Wohnung vorgefunden, entschuldigte, und wanderte in der Morgenkühle über die Berge nach dem Ammersee, brachte im Kloster Andechs die Nacht zu und war am andern Tage wieder in München, um im Gewühle des städtischen Treibens die schmerzliche Erinnerung an die Bewohner der Villa bei Partenkirchen zu verscheuchen. Ich beschloß, vorläufig in München zu bleiben und schrieb Arnold, indem ich ihm meine Adresse angab. Jedoch erhielt ich keine Antwort.

Es mochten etwa vier Wochen vergangen seyn, da fand ich eines Abends bei meiner Nachhausekunft einen Brief von Arnolds Hand vor. Heftig bewegt erbrach ich ihn. Er enthielt nur wenige Zeilen. Hier sind sie:

„Das Bild ist vollendet, es wird Dir ausgehändigt werden, sende es an Ada. — Sey meiner lieben Frau ein Freund und Beschützer für die Zukunft, sie, die Verlassene, bedarf eines solchen.

Dein Arnold."

Ich wußte nun, was kommen würde, und doch war ich furchtbar erschüttert, als ich schon am nächsten Tage in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Nachricht las, daß der in Partenkirchen lebende geniale Maler Arnold vorgestern bei einem seiner gewöhnlichen Ritte durch die „Klamm" gerade an der gefährlichsten Stelle mit dem Pferde ausgeglitten und in den Abgrund gestürzt sey. Man habe ihn und das Pferd fast ganz zerschmettert aufgefunden.

Noch denselben Tag versiel ich in ein hitziges Fieber, so tief hatte diese Nachricht, auf die ich doch hätte vorbereitet seyn sollen, mich, der ich ohnehin schon seit mehreren Tagen sehr unwohl war, erschüttert. Als ich wieder genesen, fand ich eine Kiste in meinem Zimmer vor; ich vermuthete, was es sey. Ich wollte das Bild noch einmal sehen und öffnete die Kiste. Der Kopf Abälards hatte jetzt noch mehr Aehnlichkeit mit Arnold, als da ich das Bild in seinem Atelier gesehen. Ada's Antlitz strahlte in wahrhaft himmlischer Anmuth, die schönste Heloise darstellend, welche die Phantasie sich nur zu denken vermag. Hierauf verpackte ich das Bild wieder sorgfältig in die Kiste und sandte es an Ada.

Kaum genesen, eilte ich nach Partenkirchen, um Jadwiga zu beruhigen und zu trösten, so weit hier überhaupt ein Trost möglich war. Die Villa aber fand ich verschlossen und nicht mehr bewohnt. Jadwiga war, wie ich im Orte erfuhr, schon vor mehreren Wochen gleich nach dem Tode ihres Mannes weggereist. Niemand wußte wohin. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

1.

Ein Pirat wider Willen.

Im Oktober 1856 war in Folge des Krieges zwischen den Briten und den cantonesischen Behörden auf Hongkong eine große Stockung in der Schifffahrt eingetreten, und unter den entlassenen Seeleuten befand sich auch Edward Brown, dessen abenteuerliche Erlebnisse in den chinesischen Gewässern und in Cochinchina kürzlich veröffentlicht worden sind und großes Glück gemacht haben. Weil er keinen Platz auf einem Schiffe fand, diente er drei Monate lang unter der Landpolizei

auf Hongkong, bis er eines Morgens eine schmucke chinesische Lorcha mit der britischen Flagge am Mast in der Siu-ham-pu-Bay vor Anker gehen sah, und von der cantonesischen Mannschaft erfuhr, daß sie ohne Kapitän fahre und längst schon einen solchen suche. Brown bot seine Dienste an, begab sich zu dem Rheder, dem das Schiff gehörte, wurde mit ihm Handels einig, und verfügte sich zu seinem britischen Vorgesetzten, um seine Entlassung aus dem Sicherheitsdienste zu begehren. Diese wurde ihm zwar nicht vorenthalten, doch stellte ihm der Polizeihauptmann das Tolldühne seines Wagnisses vor, da die Mandarinen in Canton 100 Teals (1 Tael = 1½ Unze) Silber auf den Kopf jedes Engländers gesetzt hätten, und die Küste außerdem von Piraten schwärme. Der Entschluß des Seemannes war aber nicht zu erschüttern, und bald stach er mit der Lorcha Shanloi, beladen mit Salz und trockenen Früchten, am 18. Februar 1857 nach Waihow in See.

Das einzige nautische Instrument an Bord war ein chinesischer Kompaß, der in 24 Theile getheilt ist. Karten suchte man vergeblich, denn die Cantonleute steuern angesichts der Küste von Vorgebirge zu Vorgebirge, um bei aufsteigenden Wettern sich nach der Küste flüchten zu können. Dennoch gelingt es solchen Dschunken von Tien-sing nach Canton während des Nordostmonsuns zu fahren, und zwar auf hoher See, ohne je Land zu sehen, bevor die Lema-Inseln oder irgendein anderer Platz in der Nähe von Hongkong sichtbar wird. Wie sie das bewerkstelligen, bleibt ein Räthsel, äußerst selten aber fahren sie über ihr Ziel hinaus, denn geschähe es, so würden sie ihr Schiff nicht mehr gegen den Monsun hinaufbringen können. Schon am ersten Abend begann es zu stürmen. Brown traute der Lorcha nicht sehr viel, denn sie war schlecht geladen oder vielmehr das Verdeck überladen (top-heavy). Die chinesischen Seeleute meinten, es sey am besten, das Schiff vor dem Wind zu halten. Brown war anderer Meinung, wartete aber, bis man ihn fragen würde. Als die See immer wilder wurde, wendete man sich an ihn. Er ließ zuerst die Wasserkommen anbohren, um das Schiff zu erleichtern. Dann rieth er, wenigstens zwei Kanonen über Bord zu werfen. Dieß ging den Chinesen zu Herzen, und jedesmal, wo sie ansetzten, fanden Einige, daß das Wetter sich bessere. Endlich half nichts mehr, und zwei Stücke flogen über Bord. Dieß geschah am andern Morgen. Das Verdeck wurde auch sonst noch erleichtert, die andern Kanonen in dem untern Raum geborgen und dem Schiff dadurch ein fester Gang gegeben, so daß sich Browns Herz wieder völlig erleichterte. In der dritten Nacht legte sich der Sturm. Das Reiseziel hatte man längst überschossen, da es aber an Wasser fehlte, so mußte man zunächst darnach trachten, Land zu erreichen. Die Lorcha wurde also gegen Westen gedreht und in dieser Richtung gesteuert. Es verging Tag und Nacht, ohne daß Land sich zeigte. Am zweiten Morgen hatte man aber auf 30 englische Meilen eine Küste vor sich. Als man ihr bis auf 10 englische Meilen nahe gekommen war, erkannte man an einem schornsteinartigen Felsen, daß man sich an der Küste von Cochinchina in der Nähe des wegen seiner Seeräuber berüchtigten Kaps Varela befinde. Der chinesische Steuermann kannte in der Nähe eine versteckte Bucht, wo man die Lorcha zu verbergen gedachte, auch stieß man bald auf Fischersleute, und erfuhr von ihnen, daß keine Piraten in der Nähe seyen, was freilich nicht viel sagen wollte, da die Küstenbewohner in der Regel mit den Seeräubern auf gutem Fuß stehen. Man ließ daher die Kanonen wieder auf Deck schaffen, und für einen etwaigen Angriff auch die Stinktöpfe in Bereitschaft halten. Diese Töpfe sind irdene mit Pulver und andern brennbaren Stoffen gefüllte Gefäße, welche angezündet und vom Mastkorb aus auf das feindliche Verdeck geschleudert werden, um zu zünden. Waffen und Munition an Bord waren von englischem Fabrikat und vortrefflich, die Lorcha auch sonst ein guter Segler, also einem Feinde gewöhnlichen Schlages gewachsen.

Noch war aber die Lorcha nicht völlig in ihren Hafen geschlüpft, als die Wache sieben große, cantonesische Fahrzeuge oder Teimungs anzeigte, die offenbar Piraten angehörten und auf die Lorcha Jagd machen wollten. Augenblicklich suchte man daher wieder die hohe See, denn drei Kugeln, die aus unschädlicher Entfernung nach der Lorcha abgefeuert wurden, mußten alle Zweifel über den Charakter der Schiffe beseitigen. Als die Jagd begann, hatte die Lorcha noch 3 englische Meilen Vorsprung, und so lange die Brise anhielt, gewannen die Feinde wenig. Beim Sinken des Windes aber mußte gerudert werden, und da die Lorcha so dünn bemannt war, daß sie keine Ablösung für die Ruder hatte, kamen die Piratenschiffe ihr immer näher. Brown ging an die Kanonen. Er hatte zwar nie auf einem Kriegsschiffe gedient, aber Pulver wie Geschütze waren vortrefflich, und mit zwei wohlgezielten Kugeln zwang er den nächsten Teimung, dahinten zu bleiben, da er ihm den Vordermast abgeschossen hatte. Die Gegner schossen sehr schlecht, doch wurde auf der Lorcha ein Mann getödtet und drei verwundet, schmerzliche Verluste, da es ohnedieß schon an Händen fehlte, und die Rettung nur möglich war, wenn man sich bis zur Dunkelheit hielt.

Die Piraten waren jetzt schon auf Kartätschenschußweite herangekommen, und fragten, wie man später erfuhr, durch rothe Flaggensignale: ob die Lorcha vielleicht selbst auf einem Piratenausflug begriffen sey. Brown befriedigte ihre Neugierde mit einem Traubenschuß gegen das nächste Schiff, welcher das Takel- und Segelwerk dermaßen beschädigte, daß auch dieses Fahrzeug zurückblieb und nur noch fünf die Jagd fortsetzten. Die Piraten griffen jetzt rüstig zu den Rudern, und waren bald neben der Lorcha. Statt zu fechten, verkroch sich das Schiffsvolk unter Deck, und nur Brown

mit dem Revolver in der Hand blieb oben, während es links und rechts Stinktöpfe herabregnete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage ist zum Erstenmale der Versuch gemacht worden, die russische Seestadt Taganrog in direkte telegraphische Verbindung mit London zu bringen, und zwar mit glänzendem Erfolg. Die Schriftzeichen ließen auf beiden Seiten nichts zu wünschen übrig, und es wurden zwei wichtige kommerzielle Depeschen mit einer Geschwindigkeit von acht Worten auf die Minute gesandt. Die Leitungen von Tangarog nehmen den Weg über Odessa, Warschau nach Berlin und von da durch Haag über die submarine Linie der Elektric und International Telegraph Kompany nach London. Die Entfernung, welche der elektrische Strom auf diesem Wege zu durchlaufen hat, beträgt mehr als 2000 engl. (400 deutsche) Meilen, — sicher ein Zeichen der Tüchtigkeit der Leitungen, so wie der Fortschritte, welche die Telegraphie in neuerer Zeit gemacht hat.

Die aufgefundenen Ueberreste der drei Bergführer, welche vor 41 Jahren (20. August 1820) bei der Montblancbesteigung des Dr. Hamel verunglückt sind, wurden dieser Tage in Chamounix feierlichst beerdigt. Die zwei vordern Enden des Sargtuches trugen die überlebenden zwei Gefährten, die zwei hintern der Maire und der Kommissär. Dann folgten der damalige erste Bergsteiger und die Anverwandten. Die anwesenden Engländer stritten sich um die Knöpfe und Fußeisen, welche bei den Knochen gefunden worden waren und wogen dieselben mit Gold auf. Einer derselben war so glücklich, drei Knöpfe zu kaufen. Auch eine Laterne kam zur Steigerung. Es ist auffallend, daß nicht auch noch die Taubenfedern versteigert wurden, die man vorgefunden hat. Einer der Steiger hatte nämlich zur Zeit, wo die Lawine fiel, in seinem Korb eine Taube, mit welcher oben eine Flugprobe hatte angestellt werden sollen.

Die neulich gemeldete gutachtliche Aeußerung des Medizinal-Assessors bei der Leipziger Kreisdirektion, Professor Dr. Wunderlich, über die Beschwerden und Nachtheile, welche der immer mehr überhandnehmende Straßenstaub für die Einwohnerschaft Leipzigs mit sich führe — ist Veranlassung zu einem vom Stadtbezirksarzt Dr. Sonnenkalb abgefaßten Gegengutachten geworden, in welchem der Nachweis geführt, daß gerade die stets im Freien lebenden Arbeiter (Maurer, Fiakerkutscher, Seiler und namentlich die Steinsetzer) trotz alles Staubeinathmens am seltensten von Lungenkrankheiten heimgesucht werden.

In Folge einer Weisung k. k. niederösterreichischen Statthalterei hat die Wiener Polizei-Direktion eine Kundmachung erlassen, durch welche das Putzen der Fenster, während sie eingehängt sind, auf das Strengste untersagt wird, weil das Hinausneigen von Personen bei dieser Arbeit leicht lebensgefährliche Folgen haben kann. Fenster, welche geputzt werden sollen, müssen künftig vorerst ausgehoben und dürfen nach der erfolgten Reinigung auch nur durch verläßliche männliche Personen wieder eingehängt werden.

[Leben im tiefen Meer.] Bei den von den englischen Dampfern Fox und Bulldog behufs der Legung des atlantischen Telegraphentaus von den Faroers nach Island vorgenommenen Sondirungen wurden Seesterne aus einer Tiefe von 1260 Faden (über 6000 Fuß) heraufgebracht. Daß so hoch entwickelte Thiere noch unter diesem Wasserdruck leben, ist eine neue Thatsache für die Zoologie. Freilich ist der Druck aufgewogen durch das Wassergefäßsystem, das den Körper dieser Thiere durchsetzt.

Charade.

(Dreisilbig.)

Willst die Hoffnung Du vergleichen
Mit der Blüthen Herrlichkeit,
Wirst Erfüllung Du erreichen
In des Ersten schöner Zeit.

Aber alle Blüthen schliefen
Ewig in des Keimes Nacht,
Wenn nicht meine Zweiten riefen
Sie zu ihrer Farbenpracht.

Nebel schwinden — glänzt das Ganze —,
Wie der Trug die Wahrheit flieht;
Doch es wohnet Schmerz im Glanze,
Denn die Blüthen sind verblüht.

Auflösung der Charade in Nro 209: Beifall.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 213 Freitag, 6. September 1861.

Irrthum und Sühne.

Nach dem Französischen von A. G.

I.

An einem Abende des März 18.., ungefähr gegen zehn Uhr, schritten zwei Männer gleichzeitig, jedoch in entgegengesetzter Richtung, über den zu jener Stunde verödeten Platz des Parvis Notre-Dame. Der Eine, im Anzuge eines Arbeiters, wandte sich gegen die Insel St. Louis; der Andere, viel jünger in Jahren und wie ein Bürger gekleidet, schien von dort zurückzukommen. Der Himmel hatte sich nach mehrstündigem Regen aufgehellt, und die Strahlen des von keinem Gewölk verhüllten Mondes spiegelten sich mit gebrochenem Lichte in den Wasserlachen des durchnäßten Pflasters.

Gleichweit entfernt von den beiden Fußgängern und in derselben Linie, auf welcher sie sich in ihrem Wege einander näherten, lag ein Gegenstand auf der Erde, welcher ihnen anfänglich nur wie ein schwarzer Fleck erschien. Zu gleicher Zeit trafen sie bei diesem Fleck zusammen, zu gleicher Zeit bückten sie sich darnach und legten die Hand auf eine Brieftasche. Jeder suchte sie festzuhalten und sich des Fundes zu bemächtigen, allein sie zogen mit so ebenmäßigen Kräften, daß, nachdem sie sich eine Weile scharf angeblickt, der Arbeiter ausrief:

„Theilen wir! Es ist der einzige Ausweg, und übrigens auch gerecht."

„Sey es!" antwortete der Andere.

Sie lösten das Band der Brieftasche und öffneten sie.

„Oho, Kamerad!" sagte der Mann in der Blouse, „ich glaube, was darin ist, gehört bei einem anderen Lichte gezählt zu werden, als bei dem unseres Herrgottes da droben."

Er blickte um sich.

„Niemand hat uns gesehen. Komm mit mir."

„Ihr wollt mir entwischen!"

„He? Ich bin ein ehrlicher Mann, wie Ihr vielleicht, ... wenn Ihr auch einen Hut tragt und ich eine Mütze! . . . . Morgen werde ich mir auch einen Hut kaufen! Kommt mit mir, sage ich, und wenn Ihr etwa meint, ich möchte Euch durchgehen, so haltet Euch an meiner Blouse; sie ist ganz neu, Ihr habt nicht zu fürchten, daß Euch die Fetzen in der Hand bleiben."

Sie traten in eine Schenke an der Ecke der Rue St. Christophe.

„Kellner! eine Flasche Wein und zwei Gläser," sagte der Arbeiter, indem er ohne Aufenthalt durch das Schenkzimmer schritt.

Dann stiegen die Beiden eine Treppe hinauf zu einem schlecht beleuchteten, großen Gemach, dessen Luft ganz mit dem Geruch von Speisen und starken Weinen gesättigt war. Sie setzten sich auf hölzerne Stühle vor einen langen Tisch, und als der Kellner das Verlangte gebracht und sich wieder entfernt hatte, flüsterte der Arbeiter:

„Wir sind allein, allen wir uns. Sapersot! Das Ding hat so viel Banknoten in sich, wie der Karpfen Eier im Bauch. Ein guter Fischzug, fürwahr!"

Nach einigen Minuten, während welchen der Jüngere die Bewegungen des Anderen ängstlich beobachtet, und dabei eben so ängstlich gehorcht hatte, ob Niemand heraufkäme, sagte der Letztere:

„Hier ist Euer Theil, und nun auf Eure Gesundheit und guten Abend; es ist nicht nöthig, daß wir uns näher kennen lernen. Geht nach Hause; ich will die Zeche bezahlen."

Der Arbeiter steckte die Brieftasche mit seinem Antheil in die Blouse, und trieb den Anderen nochmals an, sich hinwegzubegeben. Dieser entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen, er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Sein Gefährte, welcher nach ihm hinunterstieg, sah, daß Jener sich umwandte, um gewiß zu seyn, daß man ihm nicht folgte.

Der Arbeiter grüßte nochmals und verschwand dann in der Rue de la Calandre in dem Augenblick, als der junge Mann, sich rechts wendend, den Kai von der Seite des kleinen Marché-Neuf erreichte. Dieß war jedoch von Seiten des Blousenmannes nur eine List, um seine Bewegungen zu verbergen. Er beeilte seinen Schritt und stieg die Treppe eines schmalen, düsteren Durchganges hinunter, welcher damals von der Rue de la Calandre gegenüber der Rue aux Fèves auf den Marktplatz führte. Indem er dann zwischen der Brustwehr und den Buden der Butter- und Fischhändler den Kai entlang schlüpfte, gelangte er auf die Brücke

St. Michel, ohne den jungen Mann aus den Augen verloren zu haben, gerade als dieser das entgegengesetzte Ende derselben erreichte.

Zwei Minuten später saß der Arbeiter hinten auf dem Fiaker, welcher den andern hinwegführte.

„Der sieht mir wie ein „Herr“ aus“, sprach er bei sich, „und es dürfte ihn eines Tages verdrießen, an den Vorfall von heute Abend erinnert zu werden. Es thäte mir nicht leid, aus Vorsorge, seinen Namen zu kennen. Man kann nicht wissen, es möchte später einmal nützlich seyn.“

Er that wohl, noch am nämlichen Abende seine Erkundigungen einzuziehen, denn am folgenden Morgen reiste der junge Mann nach England ab.

2.

Sieben Jahre später, an einem düsteren Novembertage, hielt ein von der Rue St. Martin kommender Miethwagen vor dem Hause 34, Rue Montmorency. Eine junge Dame stieg aus. Sie war in einen großen Mantel gehüllt und ein schwarzer, an einem dunkeln Sammthut ohne Verzierung befestigter Spitzenschleier verbarg fast völlig ihre Züge.

Beim ersten Anblick konnte dieser einfache Anzug keine besondere Aufmerksamkeit erregen. Wenn aber auch der Seidenstoff des Ueberkleides, so wie das Gold der Agraffe, welche es zusammen hielt, etwas von ihrem Glanz verloren hatten, so blieb doch der Erscheinung jene Eleganz des guten Geschmackes und jene unverkennbare Grazie, welche die Gewohnheit des Reichthums verleiht.

Die Dame verließ den schmutzigen Fiaker mit der ängstlichen Vorsicht einer Person, welche stets nur die bis auf den Boden niedergelassenen Stufen eleganter Equipagen hinabgestiegen; auch konnte es nicht fehlen, daß dabei unter den Falten ihres leicht erhobenen Kleides ein Fuß so klein und eine Chaussüre so sorgfältig gewählt zum Vorschein kamen, daß Beides nur einem Mitgliede der höheren Stände angehören konnte.

Es war sichtlich eine vornehme Dame, mit oder ohne Titel, welche aus Laune oder Nothwendigkeit in einen Stadttheil gekommen, dem sie weder die Ehre ihres Luxus noch ihres eigenen Wagens angedeihen lassen wollte.

Kaum hatte sie den Fuß auf die Erde gesetzt, als eine kurze, dicke Frau, welche auf einer Bank vor einer mit abgenutzten Verkaufsgegenständen aller Art angefüllten Bude gesessen hatte, sich erhob und ihr laut zurief:

„Was suchen Sie, meine schöne Dame? Kann ich Ihnen mit Etwas dienen? Was werde ich die Ehre haben, Ihnen zu verkaufen?“

Die Dame wollte eben mit höflichem Weigern antworten, als sie auch von der andern Seite her von einer Nachbarin der ersten Verkäuferin in gleicher Weise angesprochen wurde.

„Kommen Sie hier herein,“ sagte sie, „wir werden gewiß einig werden. Ich habe prachtvolle Stoffe, Sie wollen doch welche?“

„Nein, nein,“ erwiderte die junge Dame, „ich danke.“

Indem die junge Dame um sich blickte, bemerkte sie sich bereits von einer ziemlichen Anzahl Leute umgeben, die sie mit jener unverschämten Neugierde betrachteten, durch welche sich das Volk von Paris besonders auszeichnete. Dieß machte sie verlegen, und sie bereute es fast, sich allein in diesen Stadttheil gewagt zu haben.

„Sie ist hübsch!“ sagte einer der Umstehenden.

„Biete ihr doch Deinen Arm, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen,“ erdreistete sich ein Anderer hinzuzufügen.

Sie war im Begriff, in den Fiaker zurückzusteigen, weil die schaulustige Menge ihr völlig den Weg zu versperren drohte; allein sie bedachte, daß sie sich dadurch noch mehr dem Gespötte preisgeben würde. Sie wandte sich daher an die Frau, welche zuerst gesprochen und sagte:

„Wohnt nicht in diesem Hause ein Kaufmann Namens Loustal?“

„Ich bin seine Frau, Madame, treten Sie ein. Sie wollen mit meinem Manne sprechen? Sie bedürfen Schmuck- oder Toilettengegenstände? Im dritten Stockwerk, Madame, ich will Sie hinaufführen. Erlauben Sie . . . ., das heißt, ich weiß nicht, ob Loustal vielleicht ausgegangen ist. Ich will nachsehen. Warten Sie zwei Minuten, Madame, ich gehe hinauf und komme sogleich wieder herunter.“

Die Frau führte sie darauf in das Hinterzimmer des Ladens und bat sie, sich zu setzen. Allein die Dame fühlte kaum Lust dazu. Es war das Erstemal, daß sie einen jener düstern Orte betrat, die der arbeitsvollen Armuth zum Aufenthalt dienen.

Sie überblickte mit Erstaunen den engen Raum, in welchen Licht und Luft nur mühsam Eingang fanden. Sie begriff nicht, wie man hier leben und athmen konnte; und es erregte fast ihre Bewunderung, eine so umfangreiche und buntscheckige Anhäufung von Waaren in einer Weise geordnet und aufgestellt zu sehen, daß auch kein Zoll breit des beschränkten Gemaches unbenützt gelassen war.

Wie sie versprochen, kehrte die Frau bald zurück.

„Wenn Sie sich hinaufbemühen wollen, Madame,“ sagte sie, „Loustal ist in seinem Magazin.“

(Fortsetzung folgt)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

Mit einem entsetzlichen Geheul wurde die Lorcha geentert, und unser Seemann machte sich gefaßt auf den letzten Verzweiflungskampf, weil er nichts als die größten Grausamkeiten bisher von chinesischen Piraten gehört hatte. Anfangs schien man ihn gar nicht zu beachten, dann aber rief ihm einer der Räuber englisch zu, man denke nicht daran, ihm ein Leids zuzufügen. Er erkundigte sich nach der Herkunft, der Fahrt und der Ladung des Schiffes, und versprach Wasser, wornach man schon lange lechzte. Die Schiffsmannschaft wurde gefesselt und der Supercargo dabei absichtlich mehrmals mit Messern verwundet, wie er denn den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt blieb, weil die Piraten meinten, er habe eine Opiumtracht an Bord versteckt und sie ihn durch fortgesetzte Qualen zum Geständniß zu bringen hofften. Bereitwillig sendeten übrigens auf das erste Verlangen die Piraten Fleisch, Fische, Wasser und etwas Branntwein für die Gefangenen. So brach die Nacht herein. Unser Abenteurer schlief nur wenig, denn obgleich er wider Erwarten gut behandelt wurde, so besorgte er noch immer, daß man sich zuletzt durch Foltern wegen seiner hartnäckigen Vertheidigung an ihm rächen werde.

Am nächsten Morgen, als das Geschwader die Verelabucht wieder erreicht hatte, erschien der Piratenhäuptling Tsing Ahling an Bord der Lorcha, und wandte sich sogleich an Brown, den er in die Kajüte einlud, wo er mit Hülfe eines Dolmetschers ihm gleißnerisch auseinandersetzte, daß er nicht sowohl ein Pirat als ein Taiping oder „Rebell," ein „Bruder" der Engländer sey, und schließlich ihnen bei der Eroberung von Canton noch behülflich zu werden gedächte. Vor der Hand jedoch laure er auf die Schiffe des Königs von Cochinchina, die von Turon her eine Silberladung bringen sollten. Er gestand ferner, daß er bei dem gestrigen Gefecht, nachdem das erste Teimung kampfunfähig geworden war, die Jagd auf die Lorcha aufgegeben haben würde, wenn er nicht an Bord einen Europäer, unsern Verfasser, entdeckt hätte, denn es sey längst sein Wunsch gewesen, einen Europäer unter seine Schiffskapitäne zu zählen, und von ihm die Mannschaft im Gebrauche der schweren Geschütze unterrichten zu lassen. Während dieser Eröffnung verlangte er Browns Uhr und Kette zu sehen, und steckte beide, als sie ihm gereicht wurden, gelassen und ohne ein Wort der Entschuldigung zum Nimmerwiedergeben in die Tasche. Der Abenteurer wurde dafür zur Tafel des Piratenadmirals gezogen, und ihm zuvor das Flaggenschiff gezeigt, welches mit zehn 6—9pfündigen trefflichen, meist englischen Geschützen bewaffnet war. Unter der Munition befand sich auch eine eigenthümliche Sorte von Traubenschüssen, nämlich Bündel von cochinchinesischem Cash, oder Blechmünzen, die für die Piraten wenig Werth besassen, im Gefecht aber vortreffliche Dienste leisten sollten. Auf Tsching Ahlings Frage, ob er die Teimungs stark genug halte, Fahrzeuge mit europäischer Takelage anzugreifen, gab der Seemann die ausweichende Antwort, daß sie jedenfalls den cochinchinesischen Schiffen gewachsen seyen, worauf der Häuptling vergnügt ihm ankündigte, daß er ihn zum Befehlshaber des zweiten Teimungs ernenne und er die Mannschaft für die Bedienung der Geschütze einzuüben habe. Die Tafel selbst war sehr reich besetzt gewesen nach chinesischem Geschmack, auch fiel es dem Seemann auf, daß während derselben vor einem Götzenbild in der Kajüte Kerzen und Weihrauch angezündet und ihm die Speisenschüsseln vorgesetzt wurden, bevor sie auf der Tafel erschienen. Die chinesischen Piraten verwenden viel Aufmerksamkeit auf diese Schutzpatrone, weil sie von ihnen Glück im Handwerk zu erhalten hoffen.

Brown trat nun seine Dienste auf den ihm zugewiesenen Teimung an, das von Kanonen funkelte und dessen Mannschaft ihn höflich und verbindlich empfing. Mit dem Exerzieren wollte es jedoch nicht gehen, es gelang dem Seemann nicht einmal so viel, daß Jeder sich das Geschütz merkte, dem er zugetheilt war. Am eilften Morgen nach der Gefangennehmung gab eine weiße Flagge auf dem Admiralschiff den Befehl in See zu stechen, und als man sich im Südosten vom Hafen befand, wurde eine andere Flagge aufgezogen, welche den Befehl gab, zur Jagd und zum Gefecht sich bereit zu machen. Eine Dschunke war in Sicht, gegen welche alle Segel beigesetzt wurden. Das Fahrzeug segelte schlecht, wurde bald von drei Teimungs eingeholt, ließ seine Segel fallen und ergab sich ohne einen Schuß Pulver. Als Brown mit seinem Schiffe, welches, beiläufig bemerkt, nicht sehr hurtig war, die Prise erreichte und auf das Verdeck stieg, fand er Alles schon in größter Verwirrung, die Koffer der Passagiere lagen aufgebrochen und standen in Oel, welches aus eingestoßenen Fässern quell. Da die Ladung zum großen Theil aus Früchten bestand, so hatten die Piraten, denen nichts an einer solchen Beute lag, die vollen Säcke über Bord geworfen, um rascher nach andern werthvollen Dingen zu suchen. Eine Menge Schweine liefen losgelassen umher oder schwammen um das Schiff herum. Glücklicherweise hatten sich eine Menge Fischerboote, welche den Piraten wie die Geier den Schlachtfeldern nachziehen, bereits eingefunden und aufgefischt, was über Bord gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine wahre Zopfgeschichte.] In der österreichischen Armee sind in der letzten Zeit mehrere Neuerungen in der Militärmontur eingeführt worden, welche bei Vielen Mißfallen erregen, die mehr auf die Kleidsamkeit, als auf den praktischen Nutzen sehen. Aus diesem Anlaß erzählt ein alter Soldat in der „Militär-Zeitung" folgendes pikante Histörchen: War im Jahre 1805, wo wir Helme, etwas kürzere und engere Röcke erhielten und — den Haarzopf verloren. Ließ mein Oberst P. — Gott habe ihn selig! ein vortrefflicher Mensch, aber durch und durch Pedant — alle Offiziere vorladen, um ihnen den Befehl wegen Aufhebung der Zöpfe mitzutheilen. Muß bemerken, daß in jener Zeit im Zivile höchst selten Zöpfe, sondern meist die sogenannten Titustopffrisuren getragen wurden. Wir Offiziere durften uns in den größeren Garnisonen der Zivilkleider bedienen und benutzten zumeist, wenn wir in Uniform erscheinen mußten, falsche Zöpfe, die entweder an der Kopfbedeckung oder mit einigen Häkchen in den Haaren befestigt wurden. Davon hatte unser strenger Oberst natürlich keine Ahnung. Nachdem er die Erlässe laut vorgelesen, richtete er folgende, mir noch heute erinnerliche Worte an uns: „Meine Herren! Sie haben gehört, um was es sich handelt. Es ist der Wille Sr. Majestät, daß wir künftig ohne Haarzopf und Seitenlocken, und nur mit kurzgeschnittenem Haare erscheinen. Ich bin weit entfernt, eine Anordnung unseres allergnädigsten Herrn zu bekritteln, gestehe Ihnen aber, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von einer Gewohnheit trenne, die seit vierzig Jahren mir zur zweiten Natur geworden. Indessen, der Wille des Kaisers muß vollzogen werden, wenn es auch noch größere Opfer kosten sollte." Auf einen Wink des Kommandanten erschien der Regimentsfriseur. Der Oberst ließ sich nieder und in wenigen Minuten fiel — sein Zopf. Nun stand er wieder auf und sagte: „Ich, der Oberst, bin bei dem Vollzuge des Befehls vorangegangen. Meine Herren! ich begreife, daß vielen unter Ihnen diese Neuerung schwer fallen wird; damit nun keiner derselben sich zu entziehen versuche, habe ich Sie hierher beschieden, um in meiner Gegenwart die Sache zu Ende zu bringen. Geniren Sie sich nicht, wir sind unter uns! Friseur! Mache er es jetzt mit dem Herrn Oberstlieutenant so, wie mit mir." „Hat nicht Noth," sagte lachend dieser, langte nach rückwärts und warf den Zopf auf den Tisch vor den Obersten. „Hm, hm, — habe den Herrn Oberstlieutenant immer des Haarwuchses wegen beneidet," meinte mein Oberst scherzend, „und sehe nun, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Bin alter Haudegen noch immer besser am Platze." — Nun legte der erste Major seinen Zopf ebenfalls auf den Tisch; — mein Oberst schaute ihn verwundert an. Der zweite Major war nicht beim Regimente, würde es ebenso gemacht haben. Kamen die ältesten beiden Hauptleute, machten ihre Verbeugung und präsentirten a tempo die Zöpfe. Der Oberst schüttelte den Kopf. So ging es fort. Wie die Oberlieutenante an die Reihe kamen, fiel mein Alter in den Stuhl zurück. Bald lagen sie, die Zöpfe nämlich, aufgethürmt und nur vier Offiziere hatten die Dienste des Friseurs in Anspruch genommen. „Glaubte nimmer zu erleben," sprach wehmüthig der überraschte Kommandant, „daß die Ordre Seiner Majestät in solcher Weise hintergangen werden konnte, sehe, daß es Zeit ist, auszuspannen. Adieu, meine Herren! wenn Sie ohne Zopf Dienstmänner seyn können, — ich bin es nicht im Stande." Sprachs und übergab das Kommando, um nach einigen Monaten ob des verlorenen Zopfes das Zeitliche zu segnen.

Vor einigen Tagen begegnete Se. kgl. Hoheit der Kurfürst von Hessen-Kassel in Begleitung eines seiner Adjutanten durch die Gänge des Schlosses zur Wilhelmshöhe gehend, einem Manne, der in diesem Augenblicke etwas eilig unter seinem Rocke verbarg. Das Attentat Becker's ist noch in zu frischer Erinnerung, als daß der Kurfürst die verdächtige Bewegung hätte nicht bemerken sollen. Sogleich ertheilte er dem Adjutanten den Auftrag, die Persönlichkeit des Menschen und den Zweck seines Aufenthaltes in dem Schlosse zu erforschen. „Wie heißen Sie?" so redet dieser den Verdächtigen an. „„Ich heiße G."" „Was sind Sie?" „„Wildprethändler"". „Was wollen Sie hier im Schlosse?" „„Ich warte auf Jemand."" „Was haben Sie da unter dem Rocke versteckt? zeigen Sie es her." Dieß geschah, und die vermeintliche Mordwaffe wies sich nach als eine gewöhnliche — Rehkeule, welche der jetzt in allerhöchste Ungnade gefallene Wildprethändler G. für die fürstliche Küche zu liefern beauftragt war.

Laut dem Briefe eines Franzosen aus Mendoza vom 8. Juni ist die Stadt durch das Erdbeben völlig vernichtet, auch nicht ein einziges Gebäude stehen geblieben. Von 20,000 Bewohnern sollen nur 400 die Katastrophe überlebt haben, aber auch meist verwundet. Von hundert und einigen Franzosen, die dort wohnten, sind drei Viertel umgekommen.

Der neue Sultan geizt ernstlich mit Zeit und Geld. Der berühmte Lithograph Kaiser in Wien bat ihn um Erlaubniß, nach Konstantinopel reisen und ihn nach der Natur zeichnen zu dürfen. Der Sultan ließ ihm zurückschreiben, es fehle ihm jetzt 1) die Zeit zu sitzen und 2) das Geld, um einen so tüchtigen Künstler angemessen zu bezahlen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 214 Samstag, 7. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Die Frau öffnete der Dame die Thüre des Hinterzimmers und diese befand sich nun im Hausgange, welcher rechts in einen kleinen, durch ein Eisengitter abgetrennten Hof ausließ, dessen feuchte, gelb-graue Mauern nur einen bleichen Schimmer des Tageslichtes auffingen. Dieser Dämmerschein gestattete zur linken Seite ein hölzernes Geländer und die ersten Stufen einer Treppe zu unterscheiden.

Madame Gabriele Lascourt, dieß war der Name der Madame, zögerte die Stufen zu betreten, und wäre die Frau des Kaufmanns nicht an der Thüre stehen geblieben, so wäre sie wahrscheinlich wieder umgekehrt. Sie zitterte, als ob sie das Haus in strafbarer Absicht besucht hätte, und gleichwohl entsprang der Wunsch dazu in einer sehr unschuldigen Ursache. Die ganze Sache war in der That so unbedeutend, daß es ihr gar nicht eingefallen, ihren Gatten davon zu unterrichten. Sie beruhigte sich indeß, indem sie hinaufstieg; und heimlich über ihre verlegene Aengstlichkeit lächelnd, versprach sie es sich, noch am nämlichen Abende ihrem Manne zu erzählen, wohin der Dämon der Eitelkeit sie geführt hatte.

Als sie das dritte Stockwerk erreicht hatte, las sie auf einer Thür mit rothen Buchstaben den Namen Loustal. Sie drehte den Drücker, und beim Geräusch einer Klingel, die das Oeffnen der Thüre in Bewegung setzte, erschien augenblicks der Kaufmann.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit schwerfälliger Haltung und gemeinen Gesichtszügen. Seine kleinen grauen Augen zeigten einen Ausdruck der List, welcher den der Kühnheit nicht ausschloß. Er wandte sich gegen Madame Lascourt, welche er nicht kannte, und befragte sie um ihre Befehle in Worten, welche vermuthen ließen, daß, wenn er auch nicht gerade sorgfältig erzogen worden, er doch eine gewisse Gewohnheit besaß, mit Personen höherer Stände zu sprechen.

„Sie hätten mir die Ehre erzeigen sollen, zu schreiben, Madame," sagte er; „ich würde dann zu Ihnen gekommen seyn und mir Ihre Befehle erbeten haben. Welche Gegenstände wünschen Sie, daß ich Ihnen zuerst vorlege?"

Während er sprach, machte Madame Lascourt dieselben Bemerkungen, wie in dem Magazin zu ebener Erde. Die Wände des Zimmers waren durch große Schränke verborgen, hinter deren Glasthüren man alle Arten Kostüme, Stoffe und Zierrath erblickte. Auf einem langen Tisch aus Nußbaum befanden sich antike Uhren, Ringe, Hals- und Armbänder, daneben in buntem Gemisch ächte Spitzen, Helme und sonstige Rüstungsstücke; sogar an der Wand, zwischen zwei Kisten und als ob sie jene hinaufkröchen, drei ausgestopfte Eidechsen.

Das Fenster war, ungeachtet der vorgerückten feuchten Jahreszeit, halb geöffnet, um die Luft des Raumes zu bessern und den scharfen Geruch siedenden Leimes zu mildern, der auf einem Kohlenbehälter in Bereitschaft stand, um dem Kaufmann bei der Verfertigung kleiner Kisten, womit er seine Muße ausfüllte, zu dienen.

Loustal, welcher die Gedanken seiner Besucherin errieth, sagte:

„Mein Magazin ist ohne Zweifel nicht so elegant, wie diejenigen, welche Sie, Madame, zu besuchen gewohnt seyn dürften, dafür aber werden Sie es um so zufriedener verlassen. Das Kleid macht nicht den Mönch, wie man sagt. Darf ich fragen, wie meine Adresse zu Ihrer Kenntniß gelangt?"

„Eine meiner Freundinnen," entgegnete Madame Lascourt, „Frau von Berneuil . . . ."

„Ich kenne sie," fiel der Kaufmann ein; „ich bediente sie vor einigen Tagen mit sehr schönen Spitzen; es sind noch einige Ellen davon übrig, ... wäre es vielleicht deßhalb, daß Madame . . . ."

„Nein, mein Herr; Frau von Berneuil sagte mir, daß sie bei Ihnen sehr schön gearbeitete Kameen bemerkt. Wollen Sie mir einige zeigen."

„Sogleich, Madame."

„Ich habe kürzlich eine solche verloren und möchte sie ersetzen. Dann wünsche ich auch, Fächer von geschnitztem Elfenbein mit Emailverzierung zu sehen, wenn Sie deren haben."

„Sie werden nirgends ähnliche finden, wie ich sie Ihnen anbieten kann."

Er öffnete einen Behälter und legte die Kameen der Dame vor. Diese prüfte sie und fand bald, daß

es nicht der Mühe werth gewesen war, den abgelegenen Laden aufzusuchen. Allein Loustal kam seiner Waare zu Hülfe und entfaltete seine ganze Beredtsamkeit. Er erging sich in unerschöpflichen Lobpreisungen über die Schönheit der Steine und die Vollendung der Arbeit. Er hatte dieses Bijou am nämlichen Morgen zu hohem Preise erstanden, jenes einem fürstlichen Kunstliebhaber mit großen Opfern abgekauft, für ein anderes sogar vor einer Stunde den Preis von fünfzehn Louisd'or als zu gering ausgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

In der Dschunke befanden sich eine Menge chinesischer Reisender, welche alles Werthvollen, selbst der Kleider, beraubt wurden. Es gehörten dazu auch zwei junge Frauenzimmer unter zwanzig Jahren, die von je zwei Piraten auf das Verdeck in das stinkende Oel geworfen und festgehalten wurden, während ein dritter sie ihrer Kleider beraubte, um nach Geld und Juwelen zu suchen. Jedes Kleidungsstück, welches sich nicht leicht entfernen ließ, wurde mit einem Messer aufgeschnitten, bis beide Frauen gänzlich entblößt waren. Als man sie losließ, rafften sie eilig ein paar Kleiderfetzen zusammen, und eilten damit unter das Deck, verfolgt von lüsternen Seeräubern, deren Angriffen sie schwerlich entgangen seyn mögen, da Tsching Ahling grundsätzlich an Bord seines Geschwaders keine Frauen duldete. Dieß Alles geschah in Gegenwart der Männer und der Kinder der Unglücklichen, Niemand aber wagte aus Furcht vor den Barbaren den geringsten Widerstand zu leisten. Nachdem die Oelfracht des Schiffes an Bord der Teinungs gebracht worden war, überließ man, da plötzlich der Admiral abermals Bereitschaft zur Jagd signalisirte, die Dschunke ihrem Schicksal.

Das zweite Schiff, welches rasch eingeholt wurde, war ein cochinchinesischer Kauffahrer in Ballast, auf dem Weg von Turon nach Hainan. Das Schiff hatte keine werthvolle Ladung, und die ärmliche Mannschaft trug nichts auf dem Leibe als einen Lendenschurz. Man ließ daher die Dschunke „laufen," und gab ihr den Rath, sich ein andermal nicht erwischen zu lassen.

Nach etlichen Rasttagen ward abermals die weiße Flagge aufgehißt und wurden Morgens die Anker gelichtet. Um 9 Uhr entdeckte ein Matrose auf Browns Teimung ein Segel, und zeigte es durch einen Kanonenschuß auf der Leeseite an. Es dauerte zehn Minuten, ehe auf dem Admiralschiff die rothe Flagge, das Jagdsignal, aufgezogen wurde, denn die Piraten, aus Furcht, auf ein Kriegsschiff zu stoßen, besinnen sich und beobachten genau, bevor sie sich an ein fremdes Segel wagen. Bald jedoch erkannte man in diesem Fall, daß man es mit einer Fu-kien-Dschunke zu thun habe, die in der Regel gut bewaffnet sind, und von der man umsomehr einen hartnäckigen Widerstand zu erwarten hatte, als eine große landmannschaftliche Erbitterung zwischen den Fu-kien und den Kantonleuten herrscht, zu welchen letztern die Piraten größtentheils gehörten. Die Dschunke, Anfangs sieben englische Meilen voraus, wurde bald eingeholt, und auf eine Entfernung von 800 Ellen begann Brown das Gefecht. In jedem Britten steckt ein gutes Theil Raufinst, und unser Abenteurer focht daher gegen die Dschunke mit einer Bravour, als ob er unter der Flagge seiner huldreichen Königin, nicht an Bord eines chinesischen Seeräubers gewesen wäre. Schon die zweite Kugel aus dem Zwölfpfündner erreichte den Feind, und bald war man so nahe, daß sechs Geschütze zugleich gegen die Dschunke spielen konnten. Diese wehrte sich verzweifelt, allein da ihre Geschütze von geringerem Kaliber waren und mit chinesischem Pulver geladen wurden, welches nach der Matrosensprache „wie Sägespäne brennt," so litt man wenig unter dem Feuer. Als jedoch zwei Piraten gefallen, zwei andere verwundet worden waren, geriethen die übrigen in solche Wuth, daß sie kein Kommando mehr hören wollten. Jeder Einzelne arbeitete an den Geschützen, wie es ihm gerade einfiel. Statt in gehöriger Entfernung zu bleiben, ging man kampfeswüthig immer näher, und verlieh dadurch auf 70 Ellen Entfernung in einen Schauer kleiner Kugeln, die abermals fünf Piraten niederstreckten. Nach einer halben Stunde stellte die Dschunke ihr Feuer gänzlich ein, wurde mit Stinktöpfen überschüttet und geentert. Brown blieb an Bord seines Teimung, und hörte nur aus der Ferne das Geschrei der niedergemetzelten Feinde. Endlich trieb ihn das Gespötte der Piraten, ob er sich etwa vor den Fokienleuten fürchte? hinüber. Am Bord der Dschunke erwartete ihn der grauenvolle Anblick einer Schlächterbank. Mehr als fünfzig Leichen schwammen im eigenen Blut. Köpfe, Arme, Hände lagen abgetrennt umher, denn kein Pardon war ertheilt worden, und Brown erkannte an diesem Beispiele, daß Alles, was man ihm von der Grausamkeit der Piraten erzählt habe, wahr gewesen sey, und daß er so wie die Mannschaft der Lorcha einem gleichen Schicksale nur entgangen war, weil die Seeräuber damals gerade frische Mannschaft brauchten, und die Bemannung der Lorcha aus Cantonleuten bestand.

Vom Flaggenschiff kam das Signal, daß alle Piraten bis auf je fünf von jedem Teimung die Dschunke zu verlassen hätten, die wegen ihres völlig zerschossenen Takelwerkes ins Tau genommen werden mußte. Die Leichen der gefallenen Seeräuber wurden in Säcke genäht, um am

Lande beerdigt zu werden, weil die Chinesen das nasse Begraben der Unsterblichkeit ihrer Seele für nachtheilig halten. Im Ganzen waren zehn gefallen und 137 verwundet worden. Da es keine Wundärzte unter den Piraten gibt, und die Chinesen als große Liebhaber der Unreinlichkeit nicht einmal zu bewegen sind, ihre Wunden rein zu waschen, so kommen nur wenige Verwundete mit dem Leben davon. Die Dschunke war mit neun großen und drei kleinen (Gingals) Kanonen bewaffnet gewesen. Die letzteren waren gut aus Erz gegossen und zum Rückwärtsladen eingerichtet. An Bord fand man eine reiche Ladung von Lebensmitteln, Thee, Seide, Blei, Opium, Cash und in der Kajüte des Superkarge drei Kästchen mit Silberbarren und ein kleines Kistchen mit Goldbarren, an edlen Metallen zusammen etwa 20,000 Dollars. Die Prise mochte daher auf 50,000 Dollars geschätzt werden und wurde als ein reicher Fischzug betrachtet. Jede 1000 Dollars hatten aber den Piraten je zwei Leute an Kampfesunfähigen gekostet. Nachdem die Prise rein ausgeplündert worden war, wurde das Verdeck zusammengeschlagen, um die Planken als Brennstoff zu verwenden, woran man damals Mangel litt, und dann das Fahrzeug versenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Glarus, wie es jetzt ist.

Fast vier Monate Zeit sind schon hingezogen seit der Schreckensnacht des 10. Mai. Die tiefklaffenden Wunden hat Bruderliebe schneller geheilt, als es sonst der alles verwehenden und versöhnenden Zeit möglich geworden; der Glaube an Menschenliebe und Menschentreue mußte auch bei dem ärgsten Zweifler wiederkehren, wenn er sah, wie aus allen Theilen der Erde, aus aller Herren Länder die reichlichsten Gaben flossen in der hochherzigsten und sinnigsten Weise. Das Register zieren die Namen von mächtigen Herrschern und armen Arbeitern — beide stehen gleich groß im ewigen Buche der guten Werke. Christlicher Sinn nennt der große Haufe die That der guten Werke, und wir nennen sie zugleich die alles umfassende Menschenliebe, denn es sind auch viele Juden und Türken unter den Gebern und Leute mit ganz aparten Göttern. Die heiße Zone der Tropen und der eisige Norden sandten ihre Gaben zumal an einen Ort, den sie vielleicht vorher nie gekannt, von dem sie nur gehört, daß er arm geworden, daß er aller und jeder Hülfe bedürfe. Unter der Wärme und den tröstenden Resultaten dieses tiefinnerlichen Menschengefühls erhob sich der Muth und das Vertrauen des schwer heimgesuchten Glarner Völkleins wieder frisch und kräftig, und ertrug mit neuen Hoffnungen den zweiten Abschnitt des schrecklichen Ereignisses: die gänzliche Demolirung der Brandstätten und somit vollständiges Verwischen des alten Glarus. Es ist jetzt nur noch ein Haufen Schutt und Gerölle, eine weite lichte Fläche. Ach, eine schauerliche Fläche, todesstill! Verstummt sind die fröhlichen Lieder des saugeslustigen Völkleins, verstummt ist der Klang der Glocken, verstummt der Gesang der Vögel, die scheu den Ort des Schreckens und Verderbens fliehen, verstummt ist Leben und Belebtheit — eine graufige Oede und Leere. Vereinzelt trifft man einen Arbeiter, der im aufstaubenden Schutte wühlt, um vielleicht noch einige verschonte Habseligkeiten zu erringen. Ist der Abend ins Thal gesunken, geht er heim in seine einstweilige Zufluchtsstätte, und auch der einzige monotone Laut der Hacke ist verstummt. Nur eine Laterne, auf die Schuttwälle der Kirche aufgesteckt, verbreitet ein spärliches Licht, um den etwa nach Niedern Heimkehrenden über die Schutthaufen und Trümmerfelder hinüber zu helfen. Das ist für den zur späten Abendzeit Wandernden das einzige Merkmal, daß er in der Nähe von Menschen ist. Sonst glaubt er sich durch die Oede weit von lebenden Wesen.

Wir kamen vom Pragelpaß her durch das herrliche Plönthal und wanderten der rauschenden Löntsch nach gen Glarus. Im goldenen Lichte der scheidenden Sonne schimmerte die hohe Gebirgswelt in glührother Färbung und ließ vergessen, daß wir uns dem Orte des namenlosen Elends nahen. Auf höchst genußreichem Wege, über schäumende Wasser und durch dichte Baumgruppen betraten wir Niedern, auf einer sanft abfallenden Höhe lauschig hinter Bäumen versteckt. Traulich grüßten die vor den Häusern gruppirten plaudernden Menschen mit dem treuherzigen schweizerischen Gruße „Grüezi“, eine wohlthuende Sitte, die sich in der ganzen deutschen Schweiz auf dem Lande findet. Zwischen Gärten und Feldern hindurch gelangten wir zu einigen bewohnten Häusern und standen plötzlich im Dämmerlichte vor den Schutthaufen von Glarus. Der Kontrast der gemüthlichen Gruppen von Niedern und der Todesstille von Glarus schnitt tief ein und stimmte traurig.

Dem Schweizer ist Ernst und Ergebung im Unglück eigen. Er weiß sich nicht verlassen von seinen Mitleidsgenossen, wenn Mißgeschick, und gar unverschuldetes, über ihn hereinbricht. Gibt ihm die unausbleibliche Hülfe vielleicht auch nicht alles Verlorene wieder, so bleibt er doch nicht arm, und im Gottvertrauen beginnt er wieder von Neuem mit Kraft und unverdrossenem Muthe, sich wieder seine „Heimath“ zu gründen und das Verlorene zu vergessen. Das Vertrauen stärkt ihn, und da er weiß, daß Kummer die Arbeit nicht fördert, so finden wir ihn froh in den Reihen der Fröhlichen sein Lied singen, — auch wenn aus dem ehemals wohlhabenden, unabhängigen Manne nur ein bescheidener, untergeordneter Arbeiter geworden.

So finden wir auch die schwer betroffenen Glarner muth- und vertrauensvoll an die schwere Arbeit gehen,

die hingesunkene Stadt wieder aufzubauen. Die Herren Architekten Simon in St. Gallen und Wolf in Zürich, zwei geniale Baumeister, wurden berufen zur Ausarbeitung eines Planes zum Wiederaufbau von Glarus, und bereits ist der Plan genehmigt, und Glarus wird als eine schöne, freundliche Stadt sich neu erheben. Der Schutt soll als Ausfüllungsmaterial benutzt werden, da seine Hinwegschaffung außerdem nur mit großen Kosten geschehen könnte.

Die bis jetzt eingegangenen Gaben mögen mehr als anderthalb Millionen betragen. In der Schweiz ist nun eine Nationalsubskription eröffnet, den Glarnern das benöthigte Geld zu billigem Zins auf eine gewisse Reihe von Jahren zu verschaffen. An der Spitze dieser am nachhaltigsten wirkenden Hülfe steht die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft. Einzelne Kantone haben beschlossen, von sich aus an Glarus ein billig verzinstes Anlehen zu geben, und auch große Bankiers von Zürich, Basel und Genf werden sich, wie wir von verschiedenen Seiten hörten, dabei namhaft betheiligen.

Zur Unterbringung von Reisenden wurden Privathäuser in Gasthöfe umgeschaffen und in der Nähe des Bahnhofes einige hölzerne Gebäude zu diesem Zweck errichtet. Man wird nun bald die Vorarbeiten zum Wiederaufbau beginnen.

Es hat in der Schweiz einen ungemein günstigen Eindruck hervorgebracht, daß sich Deutschland und selbst ganz kleine Orte so reichlich an der Hülfe für Glarus betheiligten. Bei einem so tieferschütternden Ereigniß gibt es keine Gränzen. Möge es auch dann keine Gränzen geben, wenn ein anderer gütiger Föhn die Hülfe des Einen oder Andern nöthig macht!

Mannigfaltigkeiten.

Ein Berliner Konditor hat eine neue sehr pikante Methode erfunden, um sich Nahrung zu verschaffen und sein Geschäft in Aufnahme zu bringen. Er läßt nämlich in verschiedenen Zeitungen sogenannte Heirathsannoncen einrücken und nimmt darauf die eingehenden Meldungen der heirathslustigen Männer in Empfang. Demnächst läßt er von seiner Frau oder einer andern Bekannten — die Damen gehen bekanntlich auf solche kleine Scherze sehr gern ein — ein Briefchen an den Heirathskandidaten schreiben, in welchem die Zeit der ersten Zusammenkunft festgesetzt und als Ort derselben die Konditorei des schlauen Gewerbetreibenden bestimmt ist. Ein solches Rendezvous wird nie versäumt, der dupirte Herr wartet jedesmal mehrere Stunden, verzehrt in dieser Zeit eine Menge Kuchen, ja kommt sogar mehrfach wieder, wenn ihn ein Briefchen benachrichtigt hat, daß aus diesen oder jenen Gründen die Dame nicht erscheinen können, genug, er setzt den Konditor recht tüchtig in Nahrung — und weiter hatte es ja keinen Zweck. Die Konditorei wimmelt oft von solchen Heirathskandidaten zur größten Freude des Konditors und seiner Familie, die oft beim Anblick des gefüllten Lokals ihre so vortheilhafte Spekulation belachen müsse.

Der Abbe Richard, Professor am Gymnasium zu Montlieu, genießt in Frankreich einen großen Ruf als Entdecker verborgener Wasserquellen. Selbst in Gegenden, die ihm vorher ganz fremd waren, weiß er sofort genau die Stelle, und meistens auch die Tiefe anzugeben, wo Quellwasser zu finden ist und er hat durch diese wunderbare Gabe schon mancher Gegend und Gemeinde die größte Wohlthat erwiesen. Derselbe wird in etwa 14 Tagen in Berlin eintreffen, um auch dort seine Kunst zu üben und von weit und breit sind schon Gesuche von Wasserbedürftigen an seinen dortigen Korrespondenten eingelaufen, daß der Abbe auch sie besuchen möge. Derselbe läßt sich außer seinen Reisekosten nur einen kleinen Beitrag für wohlthätige Zwecke bezahlen.

Wie die „Gironde“ meldet, ist ein gewisser N..... von der Polizei verhaftet worden, welcher, zu dem Zwecke das Kreuz der Ehrenlegion zu erhalten, zu einem 14jährigen Kinde gesagt haben soll: Laß Dich in die Garonne fallen, ich werde Dich retten, und wenn ich eine Belohnung erhalte, so gebe ich Dir 10 Franken. Als Aufmunterung habe er ihm 1 Franken gegeben. Das Kind gab sich zu diesem strafbaren Betruge her, aber unglücklicherweise war der gewählte Ort nicht günstig und das unglückliche Kind ertrank. N... vermochte es ungeachtet aller Anstrengungen nicht zu retten. Der Leichnam ist noch nicht aufgefunden.

[Gläser †.] In der Nacht vom vorigen Donnerstag auf Freitag ist in Kopenhagen der dortige Hofkapellmeister Franz Joseph Gläser gestorben. Im Jahre 1798 in Böhmen geboren, war er zuerst in Wien, dann in Berlin, zuletzt in Kopenhagen angestellt. Die bekannteste unter den von ihm komponirten Opern ist: „Des Adlers Horst.“

„Das Käthchen von Heilbronn“, Oper von Kühner, ist kürzlich in Wiesbaden aufgeführt worden, doch in den Nachmittagsstunden, und nur vor hoffähigen Personen. Der pseudonyme Komponist, Prinz Peter von Oldenburg, ist, unseres Wissens, die dritte unter den jetzt lebenden deutschen Fürstlichkeiten, die sich mit der Tonsetzung befassen.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 215 Sonntag, 8. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Loustal sprach mit solcher Geläufigkeit, daß Madame Lascourt keine Zeit fand, ein Wort der Kritik in das Lob des Verkäufers einfließen zu lassen. Er zeigte ihr überdieß hundert verschiedene Gegenstände, die sie gar nicht zu sehen verlangte und begleitete jeden derselben mit einer weitschweifigen Erklärung.

Ganz verwirrt durch dieses Kreuzfeuer von Redensarten, sah Madame Lascourt maschinenmäßig auf Alles hin und beklagte im Stillen den armen Mann, der sich umsonst so viele Mühe gab. Allein der verschmitzte Händler kannte seine Leute; je weniger die Dame befriedigt schien, desto mehr verdoppelte er seine Gefälligkeit; er sah voraus, daß nach einer gewissen Zeit, wenn er sein Waarenlager ganz durchwühlt haben würde, die Dame sich beschämt fühlen müßte hinwegzugehen, ohne wenigstens etwas gekauft zu haben. Auch suchte Gabriele Lascourt schon in der That nach einem Gegenstande, den sie mit sich nehmen wollte. Sie öffnete und schloß die vor ihr aufgehäuften Etuis, während Loustal, immer thätig und zuvorkommend, mehrere Fächer herbeibrachte.

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriele unter verschiedenen in einem Karton befindlichen Sachen eine alte, abgenutzte Brieftasche von dunkelrothem Maroquin, und dicht daneben ein Medaillon mit dem Bilde eines noch jungen Mannes mit schönen, edlen Gesichtszügen. Dieses Porträt schien eine verworrene Erinnerung in ihr hervorzurufen. Sie beharrte wortlos, den Blick darauf geheftet, als ob sie sich bestrebte, ihr Gedächtniß wieder aufzufrischen. Ungewisse Sylben eines Namens, den sie nicht völlig auszusprechen vermocht hätte, schwebten auf ihrer Zunge, und ihr erstes Erstaunen wurde zu einer Ueberzeugung, ohne daß sie zu einer klaren Vorstellung gelangte.

Loustal näherte sich ihr.

„Hier, Madame," sagte er und entfaltete die Fächer, wobei er sie in das möglichst vortheilhafteste Licht zu bringen suchte. Dießmal jedoch ging seine Zungengeläufigkeit an Gabriele spurlos verloren. Während sie die Emailarabesken zu betrachten schien, richteten ihre Blicke sich immer verstohlen auf das Medaillon.

Loustal, ganz seinem Erwerbseifer hingegeben, hatte nicht bemerkt, daß die Brieftasche und das Medaillon zum Vorschein gekommen waren. Madame Lascourt dagegen, indem sie sich noch mehr bückte, las auf dem Portefeuille, in halb verblichenen Goldbuchstaben den Namen, auf den sie sich vergebens zu besinnen gesucht hatte.

„Duvegrier?" sagte sie zu sich selbst, „ja, ganz recht, Duvegrier."

Nachdem sie sich zu fassen bestrebt hatte, und sicher zu seyn glaubte, daß kein Beben ihrer Stimme ihre Bewegung verrathen möchte, nahm sie mit gleichgültiger Miene, als ob sie es jetzt erst bemerkte, das Medaillon in die Hand.

„Wessen Porträt ist dieß?" fragte sie.

„Ich weiß weder den Namen des Originals, noch des Malers," erwiderte Loustal. Das Bild fand sich in einer der Taschen dieses Portefeuilles, es hat durchaus keinen Werth."

„Ja," sagte Madame Lascourt, „man müßte die Person, welche es darstellen, gekannt haben. Aber die Malerei ist außerordentlich schön, es ist eine herrliche Miniatüre, und ich versichere Sie, daß ein Kenner es als ein Kunstwerk kaufen würde."

„Wäre es Ihnen vielleicht genehm, Madame?" fragte Loustal.

Seiner Gewohnheit entgegen, sprach er diese Worte sehr langsam; und als ob er aus der Miene der Dame einen verborgenen Gedanken herausfinden wollte, heftete er einen verstohlenen, scharfen Blick auf sie, welcher bei jeder anderen Gelegenheit sie verwirrt und verletzt haben würde.

Allein sie war auf einen Angriff dieser Art vorbereitet, und deßhalb fing sie, mit der Gewandtheit und Feinheit einer in der großen Welt heimischen Frau, den Kaufmann in derselben Schlinge, welche er ihr gelegt hatte.

Sie erwiderte lächelnd:

„Ich entschließe mich nicht so leicht, wie Sie schon bemerkt haben werden, mein Herr, und ich bin wahrhaft beschämt über die viele Mühe, welche ich Ihnen verursacht habe. Wenn ich dieses Porträt kaufte, so geschähe es mehr, um mein Gewissen zu beruhigen und

Ihnen einige Entschädigung zu bieten, als um einer Laune zu genügen. Welchen Preis verlangen Sie dafür?"

„Nun, es scheint mir," sagte Loustal, „daß drei Louisd'or . . . ."

„Vergebung, mein Herr," unterbrach ihn Madame Lascourt, „Sie vergessen so eben, daß Sie vor einem Augenblick das Bild für ganz werthlos erklärten."

Loustal biß sich die Lippen.

„Ich habe mich Ihrem Urtheil über die Malerei untergeordnet und spreche nach Ihrer Entscheidung," sagte er.

„Das heißt, wir wechseln die Rollen. Sie wollen mich, die Käuferin, die Waare schätzen lassen, die Sie mir anbieten. Darauf kann ich nicht eingehen. Das Porträt ist hübsch, es ist wahr; aber drei Louisd'or für einen Gegenstand, mit dem ich eigentlich nichts anzufangen wüßte! Es ist ein Familienporträt, wie sich vermuthen läßt, wahrscheinlich das des Herrn Duvegrier," fügte sie hinzu, indem sie einen zerstreuten Blick auf das Portefeuille warf, „weil das Medaillon sich in der Brieftasche befand."

„Wahrscheinlich," sagte Loustal, welcher die Spur verloren hatte.

„Aber da ich niemals Jemand dieses Namens kannte, und sich für mich keine Erinnerung an das Porträt knüpft, so könnte ich es nicht so theuer bezahlen."

„Und welchen Preis würden Sie bieten?"

„Zwanzig Franken."

Der Kaufmann machte eine Geberde entschiedener Weigerung.

„Nun, mein Herr, ich biete Ihnen fünfundzwanzig Franken; ich bin einsichtsvoll, denn ich verlange nicht, daß dieses zerrissene Portefeuille im Kauf mit einbegriffen sey. Ich denke auch nicht, daß es einen Theil Ihrer Raritätensammlung ausmacht."

„Nein, Madame, nein; es ist nicht zu verkaufen," entgegnete Loustal, indem er mit einer Art Ehrfurcht die Brieftasche aus Madame Lascourt's Händen nahm; „sie kam diesen Morgen aus Versehen und in Folge veränderten Arrangements hieher. Sie ist sehr alt und abgenutzt, aber ich würde sie selbst zu einem sehr hohen Preise nicht hergeben."

„Wirklich?" sagte Madame Lascourt.

„Ja, Madame; ich betrachte sie wie einen alten Diener, auf den ich viel halte. Ich erinnere mich nicht mehr, durch welchen geringfügigen Umstand ich in ihren Besitz kam. Aber ich knüpfe eine abergläubige Idee daran, ich glaube, daß sie mir Glück bringt. Ich hatte sie eines Tages bei mir, als mir etwas sehr Glückliches widerfuhr, und seitdem habe ich mich nicht davon trennen mögen. Ich sehe sie an wie einen Talisman, und so lange ich sie besitze, scheint es mir, daß ich das Elend nicht zu fürchten habe."

Indem er so sprach, ließ Loustal die Brieftasche in einen im Schiebfache des nebenstehenden Bureaus befindlichen Korb gleiten, und nachdem er es verschlossen hatte, fügte er mit halb salbungsvollem Tone hinzu:

„Was ich sage, setzt Sie in Erstaunen Madame. Aber wir armen Leute müssen auch einen Glauben, einen Aberglauben haben, der uns tröstet. Dieß ist der meinige und er hat mir schon oft über böse Tage hinweggeholfen."

Es gibt bei der Lüge keine härtere Prüfung, als für den, der sie gebraucht, die Ueberzeugung, daß er nicht durchschaut wurde. So lange er an seinem Erfolg zweifelt, wägt er seine Worte und ist besorgt auf seiner Hut; sobald er jedoch sicher zu seyn wähnt, läßt er sich hinreißen, ohne Nothwendigkeit geschwätzig zu werden; er bestrebt sich, geistreich zu erscheinen, und erregt Argwohn, selbst da, wo keiner vorhanden war.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

Die schauerlichen Auftritte, welche Brown erlebt hatte, brachten ihn zur Besinnung, daß er nicht länger Helfershelfer von Mördern und Räubern bleiben könne, und er faßte den löblichen Entschluß, weitern Verbrechen keinen Vorschub mehr zu leisten. Am nächsten Tage setzte er deßhalb die Uebungen mit seiner Mannschaft aus, und als ihn der Admiral darüber zur Verantwortung ziehen ließ, erklärte er trocken, da bei dem letzten Gefechte die Piraten seinen Befehlen nicht gehorcht hätten, so sey es ganz nutzlos, mit ihrer Abrichtung fortzufahren. Am nächsten Tage begab sich Brown an Bord des Flaggenschiffes, wo er sehr kühl empfangen, von Tsching Apling auch nicht vorgelassen, sondern ihm bedeutet wurde, daß er sich vom Geschwader entfernen möchte, wenn er nicht gehorchen wollte. So waren in Mißstimmung und Unthätigkeit andere sieben Tage verstrichen, als abermals die weiße Flagge aufgehißt wurde. Eben wollte das Geschwader auslaufen, als man ein europäisches Schiff signalisirte, welches auch wirklich hart an dem Piraten-Schlupfwinkel in nur $1^1/_2$ englischen Meilen Abstand vorüberzog, leider aber kein Kriegsschiff, sondern ein Kauffahrer unbekannter Nationalität von etwa 500 Tonnen war, und in sehr unsectüchtigem Zustand sich zu befinden schien. Hätten die Seeräuber nicht eine so gründliche Furcht vor allen Europäern gehabt, die Barke wäre ihnen nicht entgangen. Brown konnte sich nicht enthalten, ein Lebenszeichen zu geben. Er tauchte ein blaues Hemd ins

Wasser, band es an einen Bambusstab und schwenkte es, mehrmals in die Luft. Die Piraten kamen aber eilig herbei und untersagten ihm diese Signale. Er entschuldigte sich damit, daß er nicht habe winken, sondern das Hemd nur trocknen wollen, auch hing er es, als das Schiff außer Sicht war, um den Verdacht zu beschwichtigen, wieder zum Trocknen auf.

Noch an dem nämlichen Tag ging das Geschwader unter Segel, mußte aber wegen rauhen Wetters am 3. Mai 1857 Zuflucht in dem Hone-cohe-Hafen vor einem kleinen cochinchinesischen Fischerdorfe suchen, wo Wasser eingenommen wurde. Brown ging mit an das Land und fand die Eingebornen so gefällig, sanft und aufmerksam gegen ihn, daß er gar nicht zum Geschwader zurückgekehrt wäre, wenn er ein wenig der Sprache dieser Leute mächtig gewesen, und nicht gefürchtet hätte, sie möchten ihn aus Furcht den Piraten ausliefern; auch ekelte es ihn vor dem Unrath, dem Ungeziefer, den Hautkrankheiten und andern Unreinlichkeiten in den Hütten und an den Personen der Cochinchinesen. Die meisten von ihnen waren ganz nackend, andere mit einem Lendentuch gegürtet, Frauen, aber nirgends zu erblicken, da sie stets beim Anblick von Piratensegeln ins Innere des Landes geflüchtet werden. Auffallend war es, daß Niemand unsern Abenteurer anbettelte, obgleich sich Alle beeilten, ihm Dienste zu erweisen. Als er spät Abends an Bord des Teimung zurückkehrte, setzte ihn sein Dolmetscher zur Rede, weßhalb er so lange ausgeblieben, und warum er überhaupt wieder gekommen sey, da Tsching Ahling ihn nicht mehr an Bord zu behalten wünsche, wenn er seinen Befehlen nicht gehorchen wolle.

Am nächsten Morgen entschloß er sich mit dem Häuptling offen zu reden und verlangte an Bord des Flaggenschiffes gerudert zu werden. Man verweigerte ihm aber diesen Dienst, und meinte spöttisch, er solle eine „Sandpfanne" nehmen und sich selbst rudern. Dieß sind kleine Boote mit einem Ruder am Hintertheil, dessen Führung eine ganz besondere Uebung erfordert. Brown sprang in das Fahrzeug, konnte es aber nicht regieren, und wurde von Wind und Fluth ab- und nach dem Ufer zugetrieben, wo die Brandung seine Nußschale an den Felsen zerschellte, so daß der Seemann Mühe hatte, sich selbst zu retten und die Hütten der Fischer zu erreichen, von denen er, obgleich er den Leuten nichts zu bieten hatte, bewirthet und was ihn ins höchste Erstaunen setzte, nach der Mahlzeit sogar mit einem unerwarteten Luxus, nämlich mit einer Opiumpfeife, bedient wurde, die er jedoch ablehnte. Er schlief diese Nacht neben einer Hütte, und als am Morgen ein Piratenboot landete, kehrte er mit diesem zu seinem Teimung zurück.

Kaum war er oben an Bord, als ihn das Geschrei: „Schlagt ihn nieder!" empfing, und dreißig seiner Leute mit Speeren und Dolchen sich auf ihn warfen. Es blieb ihm nichts übrig, als über Bord zu springen, aber selbst in der See war er nicht aus dem Bereich seiner Verfolger, die mit den Steinen des Schiffsballastes nach ihm warfen und ihn mehrfach verwundeten. Vergeblich bat er ein anderes Teimung, ihn aufzunehmen. Auch von dort drohte ihm die Mannschaft mit Speeren und verscheuchte ihn mit Steinwürfen. So blieb ihm nichts übrig, als dem Lande zuzuschwimmen. Kaum war er aber 50 lange Ellen entfernt, so wurde ein Flintenfeuer nach ihm gerichtet. Die Piraten waren schlechte Schützen und nur eine einzige Kugel verwundete ihn leicht in dem fleischigen Theile des Schenkels. Ein- oder zweimal dachte er daran, daß seine Kräfte ihn verlassen würden, denn er mußte gegen den Wind kämpfen. Er nahm sich aber zusammen, und näherte sich dem Ufer bis auf 300 lange Ellen. Nie aber hätte er es völlig erreicht, wenn nicht die Eingebornen ihn gesehen und mit ihren Kähnen ihm entgegengekommen wären, gerade als er vor Erschöpfung ohnmächtig wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 4. September: Im Dezember v. Jahres wurde ein raffinirter Verbrecher, der 25jährige Dienstknecht Jakob Golling von Neukirchen, wegen Raubes IV. Grades zum Tode verurtheilt, die erkannte Strafe aber auf dem Gnadenwege auf lebenslängliches Zuchthaus gemildert. Noch vor Publikation des Erkenntnisses meldete sich Golling zum Verhör und erklärte, daß er die ihm zur Last gelegte Handlung nicht begangen habe, daß er aber, um nicht unschuldig verurtheilt zu werden, ein anderes Verbrechen bekennen wolle, das er wirklich begangen. Er erzählte nun, daß er am 29. Oktober 1859 den Zieglerssohn K. Heining von Rappersell im Nachhauseweg von Aschach, wo sie gefrevelten Wild verkauft hatten, mit Vorbedacht und Ueberlegung ums Leben gebracht habe, indem er denselben, der unbewaffnet, die Hände in der Hosentasche steckend, 6 Schritte vor ihm hergegangen, mit einem Schuß in den Kopf zu Boden streckte. Dieses Bekenntniß wiederholte Golling im Laufe der Voruntersuchung und die gerichtlichen Erhebungen über die Zeit der That, den Leichenbefund ꝛc. stimmen damit überein. Er war auch bereits im Jahre 1859 wegen dieser That in Untersuchung gewesen, dieselbe jedoch mangelnden Beweises halber eingestellt worden. Golling weicht auch in öffentlicher Sitzung vor seiner Angabe nicht zurück. Als Motiv des Verbrechens gibt er den Haß an, den er gegen Heining gefaßt, als ihm dieser einige Wochen vorher aus Eifersucht mit dem Erschießen gedroht hatte. Er bittet die Geschworenen, sie mögen ihn dieses Mordes für schuldig erkennen;

„lieber sterben, als nochmal ins Zuchthaus zurückkehren!“ Sein Wunsch kann vielleicht in Erfüllung gehen; er wurde dem Wahrspruche gemäß zum Tode verurtheilt. Die Ausführung des Vertheidigers, daß der Angabe seines Klienten, der, um nur von dem verhaßten Zuchthaus loszukommen, vor der abgeleimtesten Lüge nicht zurückschrecke, kein Glauben geschenkt werden möge, fand kein Gehör.

[Ersteigung des Finsteraarhorns.] Am 31. Juli, Mittags 12½ Uhr, erstieg in Begleitung der Führer Kaspar, Melchior und Jakob Blatter Dr. A. Roth, Redakteur des „Bund“ und Verfasser der „Gletscherfahrten,“ bei schönstem Wetter die Spitze des Finsteraarhorns, den höchsten Punkt der Berneralpen (13,150 Fuß ü. M.) Die Reise, obwohl etwas beschwerlich, war ohne den geringsten Unfall zurückgelegt worden. Die Nacht vor Ersteigung der Spitze bivouakirten die kecken Bergsteiger auf dem sogenannten Eiken in der Nähe des Oberaarjoches (circa 9000 Fuß ü. M.), eben so die Nacht nach der Ersteigung am Vieschergletscher, von wo aus bei Viesch die Rückkehr zur Menschheit vollzogen wurde. Auf dem Gipfel des Finsteraarhorns wurde eine rothe Fahne aufgepflanzt.

Ueber einen seltsamen Selbstmord, verübt in Höngg, K. Zürich, bringt die „Limmat“ folgende Erzählung: Ein junger Bursche von etwa 20 Jahren, ein eigentlicher Taugenichts, im höchsten Grade arbeitsscheu, verlangte von einem Knaben eine kleine Kanone mit der Bemerkung, daß er sich damit erschießen wolle. Dieß wurde natürlich nicht für Ernst gehalten, und als ihm die Kanone eingehändigt worden war, lud er sie vor den Augen einiger Knaben mit dem von ihm mitgebrachten Pulver, einer Spitzkugel, und füllte den Lauf noch vollends mit Wasser. Nachdem er sich den Lauf in den Mund gerichtet und mit einem Streichhölzchen die Zündschnur entzündet, mochten die ihn beobachtenden Knaben wohl einsehen, daß es Ernst daraus werden sollte; doch schon zu spät, da in diesem Augenblick der Schuß losging und den Kopf des Unglücklichen buchstäblich abriß und in Stücke jagte.

Unter den „Mannigfaltigkeiten“ brachten wir in Nro. 179 der „Erheiterungen“ die Nachricht, daß der am 14. Juli in Wien verstorbene Franz Raffelsperger, Erfinder der Kunst sey, Landkarten durch die Buchdruckerkunst darzustellen. Diese Angabe ist aber irrig, und die Erfindung datirt weit vor dessen Geburt schon in das Jahr 1773, wo sie von dem in Karlsruhe als Kirchenrath verstorbenen August Gottlieb Preuschen gemacht wurde. Dieser hat zuerst in „Essais préalables sur la Typométrie ou le moyen de dresser les cartes géographiques à la façon des Imprimeurs, Charlésroue 1776“ und dann im „Grundriß der Typometrischen Geschichte, Basel 1778“ seine Erfindung veröffentlicht. Letzterer Schrift sind auch drei sauber gedruckte Karten beigegeben.

Ueber die Erfindung des russischen Manufaktur-Rathes Gutschkow und des Ehrenbürgers Solodownikow, Schlittenzüge auf dem Eise mit Dampf zu treiben, hat eine besondere Kommission in St. Petersburg Untersuchung angestellt. Die Lokomotive hatte bei dieser Gelegenheit vorn gezahnte Leiträder, hinten Schlittenkufen und zog bei einer Druckkraft von 6 bis 7 Atmosphären eine Ladung von 200 Pud auf einer vorher geebneten Eisbahn mit der mittleren Geschwindigkeit von 18 Werst in der Stunde. Die größte Geschwindigkeit betrug 26 Werst in einer Stunde. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß die ganze Maschinerie zwar noch bedeutender Verbesserungen bedürfe, aber großen Nutzen verspreche.

Räthsel.

Kannst du den Talisman mir sagen,
Den schönsten Schmuck, der Männer ziert?
Nicht allen gönnt man ihn zu tragen,
Doch Heil dem Mann, dem er gebührt!
In seinem Schutze steh'n die Staaten,
Dein Haus und deiner Liebe Glück;
Denn mehr als Wälle gilt er Staaten,
Er schützt sie oft mit einem Blick.
Nicht schaffen kann er, nur vernichten,
Doch leicht erwirbt er Geld und Land;
Die größten Kriege muß er schlichten.
Und wird vom Frieden doch verbannt,
Ja Wunder hat und kühne Thaten
In Mädchenhänden er gethan,
Ein Räthsel löste, nie errathen,
Ein König durch den Talisman.

Auflösung der Charade in Nro 212:

Herbstsonne.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 216 Dienstag, 10. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Dieser Umstand entging nicht dem Scharfblick der Madame Lascourt. Sie kannte keineswegs die Wahrheit, allein sie fühlte, daß es im Interesse dieses Mannes lag, zu Lügen; dennoch konnte sie ihr fragendes Forschen nicht verlängern, ohne sich selbst bloszustellen; und um sich nicht einem zweiten stechenden Blick dieser kleinen grauen Augen auszusetzen, sagte sie:

„Ich werde auf jeden Fall diesen Fächer nehmen. Fünf Louisd'or, nicht wahr? Was das Porträt betrifft, so weiß ich noch nicht."

Madame Lascourt näherte sich dem offenen Fenster, als ob sie die Malerei genauer prüfen wollte, und dachte:

„Duvegrier! . . . . ja, ich erinnere mich immer deutlicher! . . . . ich sehe ihn noch! . . . . Aber wie kamen Brieftasche und Porträt in dieses Mannes Hände und durch welchen Zufall finde ich Beides?"

Sie neigte sich einen Augenblick zum Fenster hinaus, um eine weniger erstickende Luft als die des Zimmers einzuathmen. Gerade als sie auf die Straße hinabblickte, hielt ein Kabriolet hinter dem Miethwagen, der sie hierhergebracht und auf sie wartete. Ein elegant gekleideter Herr warf die Zügel einem Livreebedienten zu, stieg schnell aus und trat, ohne sich aufzuhalten, oder an die noch vor der Thür sitzende Frau eine Frage zu richten, in den Hausgang.

Von einer unwillkürlichen Vorahnung ergriffen, faßte Madame Lascourt einen plötzlichen Entschluß.

„Mein Herr," sagte sie zum Kaufmann, „es scheint, daß Jemand zu Ihnen kömmt. Ich habe das größte Interesse, daß man mich nicht sehe; man glaubt, ich sey gegenwärtig gar nicht in Paris. Sie haben doch noch ein anderes Zimmer?"

„Ja, Madame," erwiderte Loustal, indem er auf eine Thür hinter ihr deutete, „neben dem Fenster."

„Ich will hineingehen und es erst wieder verlassen, wenn Sie allein seyn werden. Legen Sie noch eine Kamee zu dem Fächer, den ich gekauft habe. Der Preis ist gleichgültig . . . . Aber es kann doch Niemand hineinkommen?"

„Niemand, Madame. Es ist übrigens ein Riegel im Innern."

Sie schlüpfte in's Nebenzimmer und zog die Thür zu, gerade als der neue Besucher in's Magazin trat. Ihr Herz klopfte heftig, ohne daß sie sich über die eigentliche Ursache dieser Gemüthsbewegung Rechenschaft ablegen konnte. Ihre erste Sorge war, das Fenster zu öffnen, noch während Loustal das dadurch verursachte Geräusch nicht vernehmen konnte, da er seinem neugekommenen Kunden entgegenging.

„Wie! Sie sind es, mein Herr?"

„Ja, ich," erwiderte eine Stimme in kurzem, scharfem Tone, während Loustal sich in höflichen Begrüßungen erschöpfen wollte.

„Hier sind die zweitausend Franken," fuhr der Besucher fort, „welche Sie von mir verlangten. Ich habe es vorgezogen, sie Ihnen selbst zu bringen, da ich keine Lust mehr habe, mich fortwährend brandschatzen zu lassen. Unterhandeln wir ein für alle Mal, da ich doch in gewisser Art in Ihren Händen bin, und Sie weder Ruf noch Vermögen zu riskiren haben. Würden Ihnen baare fünfundzwanzigtausend Franken genügen?"

„Ich würde sie aufzehren, wie die andern. Es paßt mir besser, nach Sicht auf Sie zu ziehen, wenn es nöthig ist."

„Aber Alles muß doch eine Gränze haben! Also dreißigtausend Franken, aber geben Sie mir . . . ."

„Still!" flüsterte Loustal, „sprechen Sie nicht so laut, es ist Jemand daneben."

Beide gingen gegen das Fenster, und sich auf die Brüstung stützend, hatten sie eine lange Unterredung.

Indeß gerade diese Vorsicht verrieth sie. Gabriele hatte deutlich die ersten Reden gehört, dann war Alles still geworden. Umsonst hatte sie am Schloß und den Thürspalten gelauscht; sie vernahm nichts mehr. Dann traf von Neuem der verworrene Laut von Stimmen ihr Ohr, ... sie horchte. Der Wind trug ihr abgebrochene Phrasen zu, halbe Worte, welche sie vollendete, deren Sinn sie, die Zwischenräume ergänzend, errieth; und von Augenblick zu Augenblick verbreitete sich für sie mehr Licht über das verhängnißvolle Zwiegespräch.

Das Klingeln der Thür zeigte ihr endlich an, daß Loustal wieder allein war. Sie blieb noch am Fenster

stehen, bis sie dieselbe Person wieder das Kabriolet besteigen, und sich entfernen sah. Mit gewaltsamer Anstrengung ging sie ins Magazin zurück, nachdem sie ihren Schleier herabgelassen hatte. Es war nahe an vier Uhr und die Tageshelle im Abnehmen, so daß der Kaufmann, trotz seiner Neugierde weder ihre Blässe, noch ihre Verwirrung bemerken konnte.

„Hier ist eine Kamee, wie Sie verlangt haben," sagte er. „Wollen Sie auch das Porträt behalten?"

„Ja. Wie viel schulde ich Ihnen?"

„Einhundertfünfundachtzig Franken. Befehlen Sie eine Rechnung?"

„Es ist nicht nöthig. Adieu."

„Darf ich Ihnen meine Adresse einhändigen, Madame?"

„Ich werde die Ihrige nicht vergessen."

„Ich hoffe ein anderes Mal so glücklich zu seyn. Ich hoffe auch, Madame, daß Sie Niemandem begegnen werden, ... was mich betrifft, ich bin verschwiegen."

Madame Lascourt, durch die in diesen Worten vielleicht verborgene dreiste Muthmaßung verletzt, wandte sich um, und betrachtete ihn mit einer so kalten, verachtenden Würde, daß er einigermaßen außer Fassung gerieth. Er verbeugte sich und sie verließ das Magazin, ohne dessen Besitzer noch weiter eines Blickes zu würdigen.

Kaum war sie wiederum im Wagen, als ihre erkünstelte Kraft zusammenbrach. Sie verbarg das Gesicht in den Händen und Ströme heißer Thränen überflutheten dasselbe. In ihrer schimmernden Wohnung angelangt, gab sie Unpäßlichkeit vor, legte sich nieder und befahl, Niemanden zu ihr zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

2.

In cochinchinesischer Gefangenschaft.

Brown wurde ohnmächtig von den gutmüthigen Fischern der Hone-rohe-Bucht in ein Haus gebracht und dort gepflegt. Die Wunden der Steinwürfe waren nicht sehr gefährlich, die Kugel aber, die in dem fleischigen Theile des Schenkels stack, konnte Niemand herausziehen. Die Seeräuber schienen sich nicht mehr um das Schicksal des Deserteurs zu kümmern, nur eines Abends traten etliche von ihnen zu Browns Schrecken in seine Hütte. Es waren jedoch nur Leute von der cantoneser Lorcha, die sich theilnehmend nach ihm erkundigten und im 4000 Blechmünzen als Geschenk zurückließen. Brown wollte sie zur Flucht überreden, allein sie fürchteten mit Recht, daß die cochinchinesischen Behörden sie ohne Weiteres als Seeräuber hinrichten lassen würden. Am nächsten Tage verließ das Piratengeschwader die Bucht, und bald nachher kehrten die Frauen der Fischer in das Dorf zurück, die übrigens, was die Tracht oder den Mangel an Tracht betraf, von ihren Ehegerrn nicht zu unterscheiden waren, nur trugen sie das Haar aufgerollt und mit zwei oder drei Nadeln verziert. Sie besaßen wenig von dem, was zum Rang des schöneren Geschlechtes gehört, und vernachlässigten sich noch mehr, als die Männer. Brown war bald wieder im Stande, sich im Freien zu bewegen, litt aber, abgesehen von seiner Wunde, für die es ihm an reinlichen Verbänden fehlte, viel von dem heißen Boden, den er, weil er sein Schuhwerk verloren hatte, barfuß betreten mußte, so wie auch von den Zecken, dort Tschigus genannt, die sich in die Fußsohlen fressen und, wenn man sie nicht herausschneidet, Eiterbeulen verursachen. Durch Zeichen und Geberden, ließ ihm der Dorfälteste wissen, daß er seine Anwesenheit den Behörden angezeigt habe, und daß er sich glücklich preisen möge, ein Ho-mow-yan (Engländer) zu seyn, denn ein Franzose müßte sich wegen der damals drohenden Feindseligkeiten auf das Schlimmste gefaßt machen. Die Fischer theilten unterdessen mit ihm, was sie hatten, und zwar bestand ihre Hauptnahrung, abgesehen von tropischen Obstsorten, aus Reis, Mais, Erdeicheln, Zwiebeln, Knoblauch, Erbsen und süßen Kartoffeln. Etwas animalische Nahrung erbeuten die Schlangenjäger, welche die Reptilien mit einer Peitsche zu tödten pflegen, deren Schlag den Thieren den Wirbel bricht. Selbst das Fleisch von Nattern wird, und mit recht, sorglos genossen und als ein hoher Leckerbissen gepriesen.

Am 32sten Tage nach der Flucht vom Piratengeschwader kamen zwei Segel der cochinchinesischen Marine, und Brown wurde zwei wohlbekleideten Offizieren oder Beamten vorgestellt. Die guten Leute hatten keinen rechten Begriff, daß es auf der Welt noch andere Menschen geben könne, als Cochinchinesen. Als der Seemann ihre Fragen nicht verstand, ließen sie ihn näher treten, um ihn, wie einem Tauben, ins Ohr zu schreien.

Da dieß nichts fruchten konnte, schrieben sie ein Blatt Papier voll mit ihren Schriftbildern, und konnten sich nicht überreden, daß der Fremdling diese Prosa nicht verstehen sollte, sondern versuchten, ihm den Lautwerth einzelner Buchstaben abzutragen. Immerhin trösteten sie sich einen Ho-mow-yan (Engländer), keinen Franzosen erwischt zu haben. Am nächsten Morgen, 12. Juni 1857, verließ Brown an Bord der Mandarinenschiffe das Fischerdorf Cocab, nicht ohne daß der alte Mann,

der ihn beherbergt hatte, einen rührenden Abschied nahm, sein einziges Huhn zum letzten Imbiß schlachtete und dem scheidenden Gast eine Rolle Tabak in die Hand drückte. Auch die andern Bewohner des Dorfes drängten sich zum Abschied herbei und nöthigten dem Seemann noch einen Trunk Rue (einheimischer süßer Branntwein) auf. Im Laufe von 24 Stunden erreichte man den sichern und vielbesuchten Hafen der Stadt Hone-cohe, die freilich, was ihre Bauwerke betrifft, so ärmlich aussah wie das Fischerdorf Cocah. Später erkannte Brown, daß nur die Küstenplätze so dürftig sind, weil sie, schutzlos den Heimsuchungen der Seeräuber preisgegeben, nicht stattlich sich entwickeln dürfen. Dreizehn Tage mußte Brown an Bord seines Fahrzeuges bleiben, bis es dem Quong oder Präfekten von Hone-cohe beliebte, ihn vorzulassen. Nicht sehr ermuthigend war es, daß er am Audienztage mit zwei an Bambusstangen geflochtenen Verbrechern vorgelassen und ihm vor dem Quong das Kau-tau, d. h. eine Berührung mit der Stirn, zugemuthet werden sollte. Endlich erschien der Mandarin in dem Amtsgebäude, und ließ sich auf einer erhöhten und mit Matten bedeckten Bühne in der Stellung eines Buddhabildes nieder. Das Kau-tau wurde nicht völlig vollzogen, sondern der gute Wille für die That genommen. Nachdem der Quong ausfindig gemacht hatte, daß Brown ein Ho-mok-han sey, verhieß er ihn landeinwärts zu dem nächsten Oberpräfekten zu schicken, und mittlerweile erhielt ein Mandarin den Auftrag, für Kost und Bekleidung des Seemanns zu sorgen, auch warf ihm der Quong selbst eine Schnur mit 600 Blechmünzen zum Einkauf von Tabak und Rue (Liqueur) zu. Damit man den Mann für nicht allzu freigebig halte, setzen wir hinzu, daß jene Summe nach unserm Geld etwas über 20 kr. werth war. Jetzt erst bekam der Abenteurer Wasser zum Auswaschen seiner Wunde, in welcher sich bereits Würmer einzunisten drohten.

Am achten Tage nach dieser Audienz wurde Brown unter Aufsicht eines Mandarins und begleitet von drei Soldaten nach Quong-tu, sieben deutsche Meilen landeinwärts, gebracht. Der Weg führte zuerst über den weißen und heißen Sand der Küste, der unter der senkrechten Sonne wie frischer Schnee strahlte, dann kam man an dürstenden Reisfeldern, an Zuckerrohrpflanzungen, an Theegehölzen und blühenden Baumwollenfeldern vorüber, überhaupt durch hoch kultivirte Gegenden. Die Nacht blieb man in einem stattlichen, aus Backsteinen erbauten Mandarinenhause. Während der nachfolgenden Fußmärsche Browns durch Cochinchina war sein Aufsichtsbeamter stets mit einem Tschop versehen, das heißt mit einem amtlichen Befehl, nach welchem ihm Jedermann Obdach und Kost unentgeltlich zu verabreichen hatte. Am nächsten Tage sah man Cocoswälder und Betelpflanzungen, auch führte der Weg durch ein Stück Dschungel, wo man das Dickicht in einer Breite von 300 langen Ellen gelichtet hatte. Es geschieht dieß in der Absicht, um die Reisenden vor den häufigen Angriffen der Tiger zu schützen, denn am Tage wagen diese Bestien nie einen Menschen anzugreifen, wenn sie ihn nicht mit einem Satz zu erreichen vermögen; auf Lichtungen gehen sie ihm gern aus dem Wege. Die nächste Nacht schlief man in einem Rasthause für Reisende. Die Wirthin, eine äußerst menschenfreundliche Frau, brachte dem Briten Salbe für seine Wunde, und wusch seine Füße in einem stärkenden und erfrischenden Kräuterabsud, behandelte ihn auch sonst als wäre es ihr Sohn gewesen. Am dritten Tag Abends erreichte man Quong-tu, eine Stadt von einer viertel Meile (engl.) Ausdehnung ins Gevierte, und geschützt von einem Erdwall mit Graben. Dort wurde Brown einem andern Mandarin übergeben, mit dem er sich, da er aus Canton stammte, zu verständigen vermochte. Bei diesem blieb er 38 Tage, und da dieser etwa 30 Soldaten unter sich hatte, so war Brown täglich Zeuge, wie ein halbes Dutzend dieser Krieger mit Prügeln bestraft wurde. Bei einer solchen Exekution werden in Cochinchina die Patienten mit dem Leibe auf die Erde, und wenn es mehrere sind in eine Reihe gelegt, Füße und Knöchel geknebelt und ausgestreckt an Pfähle gebunden, dann, mögen es Männer oder Frauen seyn, entblößt, und mit langen Rattangeißeln ihnen das Maß nach Gutdünken der Mandarinen aufgezählt, wobei sie oft ein Geschrei ausstoßen, das stundenweit zu hören ist.

Am 11. Juli, nachdem sich während der Ruhezeit die Schußwunde, obgleich die Kugel noch darin steckte, bedeutend gebessert hatte, ging die Reise wieder zurück nach Hone-cohe. Unterwegs sprach man abermals bei der freundlichen Wirthin ein, welche die größte Freude hatte, Brown wieder zu sehen, abermals Salben und Kräuterbäder brachte, und beim Abschied dem Seemann noch eine Schnur mit 500 Blechmünzen aufnöthigte, die sie für ihn, wie sie sagte, von anwesenden Reisenden zusammengebettelt hatte. Diese Frau ist der Typus des cochinchinischen Volkes, von dem unser Abenteurer nur die größte Theilnahme und Menschenliebe erfuhr. Um so mehr zu bedauern ist es, daß diese gutherzigen Leute unter dem asiatischen Druck ihrer Mandarinen schmachten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Farben der Brief-Oblaten.

Es ist keineswegs gleichgültig, mit welchen Farben die Briefoblaten versetzt sind, denn man erweicht dieselben vor dem Gebrauche gewöhnlich im Munde, wobei leicht Theilchen davon zurückbleiben, die dann in den Magen gelangen. Diese Umstände bewogen Herrn Professor Wittstein in München, die verschiedenen farbigen Oblaten auf ihr Kolorit theils selbst zu unter-

suchen, theils durch Hrn. W. Müller aus Backnang unterfuchen zu laſſen. Das Reſultat war folgendes: Die rothen Oblaten, welche von allen Sorten am meiſten verwendet werden, ſcheinen auf den erſten Blick mit Zinnober gefärbt zu ſeyn; allein es zeigte ſich bei näherer Prüfung, daß nicht Zinnober, ſondern Mennig (ein Bleipräparat) darin iſt, und zwar enthielt eine Sorte 42 Prozent (in 1 Oblate faſt 1 Grau), eine andere Sorte 25 Prozent davon! Die gelben Oblaten waren mit Chromgelb (chromſaurem Bleioxyd) zu 14 Prozent gefärbt. Die grünen Oblaten enthielten den ſogenannten grünen Zinnober (ein Gemenge von chromſaurem Bleioxyd und Berlinerblau), und zwar $13^1/_2$ Prozent auf den Chromgelbs-Antheil. Die Menge des Berlinerblaues, als einer unſchädlichen Farbe, wurde nicht beſtimmt. Von blauen Oblaten lagen 4 Sorten vor, von denen drei mit Ultramarin und eine mit Berlinerblau gefärbt waren. Die Berlinerblau-Sorte und die dunkelſte Ultramarin-Sorte enthielten keine andere ſchädliche Farbe; in den beiden hellern Ultramarin-Sorten fand ſich indeſſen auch Bleioxyd, in der blaſſeſten zu $7^1/_3$ Prozent als Bleiweiß, in der dunklern nur eine höchſt geringe Menge. Es dürfte daher von einem abſichtlichen Zuſatze einer Bleiverbindung zu dieſer mittelbauen Sorte wohl keine Rede, ſondern das Blei zufällig dadurch hineingekommen ſeyn, daß man den Apparat, worin der Teig zu den bleihaltigen Oblaten angemacht war, ohne vorherige ſorgfältige Reinigung wieder zu andern Sorten benutzt hatte. Auch in roſarothen, violetten, fleiſchfarbigen, braunen und weißen Oblaten konnte Blei, jedoch gleichfalls nur in Spuren, nachgewieſen werden, und es erklärt ſich dieſer Bleigehalt wohl ebenſo, wie bei der einen Ultramarin-Sorte. Die Farben der roſarothen, violetten und fleiſchfarbigen waren Lacke, die braune Sorte war durch Eiſenoxyd gefärbt, und die weiße beſtand aus bloßem Mehlteig. Dieſen Unterſuchungen gemäß iſt bei dem Gebrauche der blaß-blauen, grünen, gelben und ganz beſonders der rothen Oblaten die größte Vorſicht nöthig; und es dürfte kaum einem Bedenken unterliegen, daß die Verwendung giftiger Farben, wie Mennig, Bleiweiß und Chromgelb zum Färben der Oblaten von der Sanitätsbehörde verboten werden muß. Am räthlichſten wäre es, ſich nur der eines jeden Farbenzuſatzes entbehrenden, alſo der weißen Oblaten zu bedienen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 4. September wurde in dem bei Höchſt gelegenen herzogl. naſſ. Orte Nied der neuerrichtete Kirchhof eingeweiht. Der Erſte, der beſtimmt war, daſelbſt den ewigen Schlaf anzutreten, war der proteſtantiſche Ortsgeiſtliche, der im blühendſten Lebensalter ſtand und deſſen Beerdigung bei Gelegenheit des Einweihungsaktes ſtattfand. Bei Schließung des alten Kirchhofs hatte der Hingeſchiedene in einer ergreifenden Rede auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen hingewieſen und die Möglichkeit hervorgehoben, daß vielleicht Einer, der jetzt noch in Rüſtigkeit einhergehe, auserſehen ſey, als Erſtling auf dem neuen Begräbnißort ſeine Ruheſtätte zu finden. Leider war er der von der Vorſehung dazu Beſtimmte. Seine Beſtattung fand unter großer Theilnahme und ehrender Anerkennung ſeiner bei Lebzeiten geübten verdienſtlichen Wirkſamkeit ſtatt.

Für einen Deutſchen iſt ein ſeltenes Schauſpiel, die Londoner Freiwilligenſchaar ausrücken zu ſehen, welche alle durch ein deutſches Lied, durch das Rücken'ſche: „Wer will unter die Soldaten," zu ihren Drillplätzen geleitet werden. Wirklich hat dieſes Lied nicht bloß einen europäiſchen Ruf erlangt, ſondern in der kurzen Zeit eine Reiſe um die Welt ausgeführt, da nicht nur die Milizen von Neuholland auch nach dieſer Marſchweiſe ſich bewegen, ſondern auch die Schaaren der Nordamerikaner unter dieſem Geſange ins Treffen gegen die Vertheidiger des Sklaventhums ausrücken.

Im Speichellecken thun es die franzöſiſchen Regierungsblätter allen andern zuvor. Der kleine kaiſerl. Prinz ſcheint ſich unter den Soldaten im Lager von Châlons recht gut zu amüſiren. Das „Pays" macht nun bei der Notiz, daß der Lieblingspony des Prinzen ein Schecke ſey, die geiſtreiche Bemerkung: „Das war auch die Farbe des Schlachtroſſes Türenne's" und das entzückte Blatt ſieht ſchon den Prinzen „auf einem Roſſe von dieſer Farbe" an der Spitze der franzöſiſchen Krieger die Gloire der großen Nation vermehren.

In London beſteht ſeit dem vorigen Jahre in der Great Coram Street die große Druckerei „Viktoria", welche nur Frauen beſchäftigt und ſehr gute Geſchäfte macht. Alle Stellen der Offizin ſind jetzt mit Frauen beſetzt, ſowohl in der Setzerei, als in der Druckerei. Außer dem „English woman's Journal", ſind in der letzten Zeit mehrere bedeutende Werke aus dieſem Inſtitute hervorgegangen.

Redakteur: Guſtav Meſſert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'ſchen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 217 Mittwoch, 11. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

3.

Wir müssen jetzt den geneigten Leser, nachdem wir ihm in den zwei vorigen Kapiteln eine Einleitung zu dem eigentlichen Verlauf dieser Erzählung gegeben, eine neue Persönlichkeit vorführen und ihn einladen, derselben in ihren Bewegungen zu folgen.

Es war ein junger Mann, welcher an einem sternhellen, kalten Dezemberabende des Jahres 18.., etwa einen Monat später, als Gabriele Lascourt bei dem Antiquitätenhändler ihre Einkäufe machte, unter den Gallerien des Palais-Royal auf- und abging. Man konnte jedoch eigentlich nicht sagen, daß er einen Spaziergang machte, denn sein Schritt war bald langsam, bald übereilt und bezeugte durch seine Unregelmäßigkeit eine große innere Aufregung, so wie den Kampf zweier sich widerstrebenden Ideen. Kein Nebel oder Gewölt umhüllte die klare Mondscheibe, welche am kaltblauen Himmel thronte, während eine reiche Sternenzahl gleich Diamantenfunken daneben glitzerte. Die Lichter des Firmaments, welche sich im Eise und dem hartgefrornen Schnee der Wege wiederspiegelten, mischten ihren ruhigen Schein mit der allmälig ersterbenden röthlichen Flackerhelle der Kaufläden und Kaffeehäuser.

Von Zeit zu Zeit schüttelte ein Windstoß die weißen Häupter der Bäume, und streute durch Gitter und Bogenöffnungen ein lustiges, tanzendes Heer von Schneeflocken.

Es war schon spät, und die zunehmende Kälte hatte auch die müßigsten, hartnäckigsten Besucher dieses Zufluchtsortes beklagenswerther Freuden und Zerstreuungen verscheucht. Die tausend Bazars des Pariser Luxus, welche zu jener Zeit noch nichts von ihrem Glanz verloren hatten, bekleideten sich nach und nach mit ihrer düstern, einförmigen Nachthülle, und ihre Thätigkeit entschlummerte hinter schwarzen, verriegelten Thüren. Die langen Gallerien, einige Stunden zuvor so lebendig und lärmerfüllt, glichen jetzt in ihrer Verödung und hie und da von einem schräg hineinfallenden Mondstrahl erhellt, den Bogengewölben eines verlassenen Klosters.

Die Gedanken des einsamen Fußgängers jedoch waren zu unstät und sorgenvoll, um den Kontrast zwischen der Physiognomie des Ortes bei Tag und Nacht zu bemerken. Er schritt in seinen Mantel gewickelt und gesenkten Hauptes weiter, und nur dann und wann blickte er seufzend auf.

Zuweilen stand er still und schien bereit, in eines jener Häuser einzutreten, in welchen das „Rouge et noir“ und „Trente et un“ ihre verlockenden Herrschaften übten; dann aber wandte er sich schnell wieder ab mit der Miene eines Mannes, welcher eine lästige Idee von sich scheucht. Dennoch wollte diese Idee sich nicht so schnell verjagen lassen, und während ein verhängnißvolles Schwanken sich seiner bemächtigte, glitten seine Finger mechanisch in eine der Taschen seines Rockes und klimperten mit den wenigen Fünffrankenstücken, welche für den Augenblick sein ganzes Vermögen ausmachten. Seine Phantasie malte sich die verlockendsten Chancen des Glückes aus und Banknoten wie Goldstücke tanzten vor seinen Augen. Aber neben diesen Luftschlössern zeigte ihm die Vernunft die Nachtseite des Bildes, den Abgrund, in welchen seine armseligen fünfzig oder sechszig Franken sich auch möglicherweise verlieren könnten, ... und was dann am nächsten Morgen??

Es war das Erstemal, daß der Gedanke, ein Spielhaus zu besuchen, von ihm Besitz genommen.

Er wäre nicht so unentschlossen gewesen, wenn er schon die Emotionen des grünen Tisches gekannt, wenn er dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung schon empfunden gehabt hätte, dieses Stillstehen und wieder Aufflutheu des Herzblutes, die quälende, stechende Angst beim Verlust, das Aufathmen beim wiederkehrenden Glückslächeln, den geheimnißvollen Reiz des Unbekannten, welches bei jedem Umschwung des Rades, bei dem Umschlag jeder Karte sich enthüllt. Er hatte diesen vergifteten Honig noch nicht gekostet, und die ihn jetzt belästigende Idee war nur zufällig in ihm aufgestiegen, als eine Möglichkeit, sich aus seiner gegenwärtigen bedenklichen Lage zu retten. Wenn er sie gleich von sich geworfen hätte, so würde sie keine Spur in seinem Geiste zurückgelassen haben, allein unvorsichtig hatte er dabei verweilt und ihr gestattet, ihm lockend

zuzuflüstern, so daß sie sich jetzt mit der Gewalt einer keimenden Leidenschaft seiner bemächtigte.

In seiner fernen Erinnerung lebte noch das Andenken einer Wohlhabenheit, welche der Wechsel des Glückes vernichtet hatte. Er wußte noch recht wohl, daß seine Kindheit im Hause seiner Eltern inmitten Gemächlichkeit und Luxus verflossen war; aber böse Tage waren jener guten Zeit gefolgt; und die Vergnügungen der Jugend kannte er mehr vom Hörensagen als aus Erfahrung. Seine eigene Jugend hatte er zum Theil in einem Provinzstädtchen mit Mutter und Schwester verlebt. Er hatte niemals Zeit gehabt zu lieben, oder sich jenen süßen Träumen zu überlassen, die man so leicht und gern mit zwanzig Jahren hegt. Sobald sein Geist des Nachdenkens und ernsterer Thätigkeit fähig geworden, hatte die Nothwendigkeit ihn den Berechnungen und Spekulationen eines Handlungshauses angekettet. Das einzige Ereigniß, welches den Lauf dieser Einförmigkeit unterbrach, war eine Reise nach Amerika, welche er im Auftrag seines Prinzipals unternahm.

Unglücklicherweise und ungeachtet aller Mühe und Vorsicht, führte die Spekulation, welche jene Reise veranlaßte, den Ruin des Handlungshauses herbei. Alexander Laville ging darauf nach Paris, wo er andere Hülfsquellen zu finden hoffte; jedoch schon seit achtzehn Monaten lebte er in der gewagtesten, ungesichertsten Weise. An dem in Rede stehenden Dezembertage war er wieder unermüdlich gewesen, sich eine Stelle zu erringen. Verschiedene Mal hatte er sich bei Personen gemeldet, welche ihm versprochen, sich für ihn verwenden zu wollen.

Er wußte, daß ein Verzug von nur wenigen Stunden ihm nachtheilig seyn könnte; und in Folge der Widerwärtigkeit, welche ihn nicht verlassen zu wollen schien, hatte er seine Protektoren nicht anzutreffen vermocht, während die von ihm erhoffte Stelle schon am nächsten Morgen vergeben werden sollte!

Inmitten dieser traurigen Grübeleien hatte die Versuchung, von der wir gesprochen, sich ihm genaht.

Im Augenblick, als er dem Erliegen kaum mehr entgehen konnte, ließ sich hinter ihm eine heitere Stimme vernehmen, welche ein Liedchen trällerte. Er wandte sich um und erkannte einen jungen Mann, mit dem er einige Zeit nach seiner Ankunft in Paris häufig zusammengetroffen war. Nachdem er so lange mit seiner Vernunft unterhandelt, wollte er Niemandem das Vorhaben, welches ihn beschäftigte, mittheilen; er nahm deßhalb die Gesellschaft des neuen Gefährten ohne Zögern an.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

Von Houe-cohe ging der Weg über Quong-nam, eine Küstenstadt, die wegen der Seeräuberfurcht ebenso elend gebaut war wie ein Fischerdorf. Dort wurde Brown einem fünften Mandarin für den Transport nach Kang-war-ting übergeben. Die erste Rast wurde in des Mandarins eigenem Hause gehalten, wo der Fremde der Mutter und der Frau des Beamten vorgestellt wurde. Beide Damen waren häßlich und schmutzig, aber so freundlich und liebevoll, daß sich Brown bei ihnen wie zu Hause fühlte. In ihrem Betragen gegen Fremdlinge gleichen die dortigen Landeseingebornen wenig den Chinesen, welche selbst in den europäischen Häfen, Schanghai und Amoy, nicht aufhören, beim Anblick der fremden „Teufel“ ihren Abscheu erkennen zu lassen. In Cochinchina hatte Brown höchstens nur von der Neugierde der Eingebornen zu leiden, die sich überall zusammendrängten, um den Ho-mow-yan anzugaffen. Bei einem Dorfe vor Kang-war-ting begleitete oder lief vielmehr dem Reiseriden ein Bube von 16 Jahren, nackend wie er auf die Welt gekommen, voraus, um bei jedem Hause die Ankunft des Wundermenschen zu melden, damit Niemandem das Vergnügen entginge, ein solches Exemplar zu sehen.

Kang-war-ting entsprach den Erwartungen von einer Provinzialhauptstadt nicht, denn es zeichnete sich vor Quongsu nur durch sein größeres Volumen aus. Ein Erdwall mit Graben und Bastionen umgab die Stadt, deren Häuser oft recht stattlich aus Backsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt waren. Die Zahl der Feuerstellen schätzte Brown auf 200 und die Einwohner auf 2000, wie denn im Vergleich mit China die dortigen Binnenstädte unglaublich dünn bevölkert sind. Zu seiner größten Betroffenheit wurde unser Seemann hier im öffentlichen Gefängniß untergebracht. Zwar wurden ihm nicht wie den andern Gästen des Hôtel Ringe um Fuß und Nacken und zehn Pfund schwere Ketten angelegt, welche Wunden in das Fleisch rieben, in denen Würmer nisteten; man tröstete ihn auch, daß er nicht als Gefangener, sondern nur zu seiner eigenen Sicherheit untergebracht werden sollte, aber doch blieb er seiner Freiheit beraubt und auf die Gefängnißkost angewiesen. Des Zuchtmeisters Hütte lag innerhalb des Gefängnisses, und dort mußte er mit diesem Würdenträger und zwölf Soldaten des Nachts in einem Gemach schlafen. So befand er sich in einer Art von Staatsgefangenschaft. Es scheint nämlich Vorschrift zu seyn, jeden Europäer anzuzeigen, festzuhalten und zu bewachen, bis ein Kabinetsbefehl über sein Schicksal erfolgt. Jeder Beamte bürgt dann mit seinem Kopfe für

den fremden Vogel. So hatte das Gemeindehaupt im Fischerdorf ihn an den Quong von Hone-tohe, dieser ihn an den höheren Präfekten in Quongfu, und dieser ihn endlich an den Statthalter in Kang-war-ting überliefert. Die Gefangenen wurden vom Staate sehr wohlfeil verpflegt, denn jeder Kopf kostete täglich nur 1½ kr. Dafür wird ihnen allerdings nur ein halbes Pfund Reis geliefert, und die armen Schelme müßten verhungern, wenn ihnen nicht verstattet wäre, durch Korbflechten und andere Handarbeiten sich nebenbei Geld zu verdienen, welches Manchen so weit bringt, daß er sich eine kräftige Mahlzeit, Tabak, Oel, Grog, ja selbst Opium verschaffen kann, obgleich mit Tode bestraft wird, wer dieses letztere gefährliche Genußmittel einschmuggelt oder raucht. Noch andere treiben Handel, sie kaufen von ihren Mitgefangenen die Flechtwaren, und versenden sie nach Märkten, wo die Waare gesucht und hoch bezahlt wird, bei welchem Geschäfte sich sogar ein kleines Vermögen ersparen läßt. In dieser Lage befand sich ein 60jähriger Gefangener, der sehr viel Anstand zeigte und dem für sich und seine Familie, bestehend aus einem jüngeren Weibe und zwei Kindern, ein besonderes Gemach eingeräumt worden war. Alle übrigen Sträflinge, so wie der Zuchtmeister selbst, erwiesen ihm große Ehrerbietung. Er war nun 22 Jahre der Freiheit beraubt und hatte schon der Vorschrift gemäß 84 Gesuche um Begnadigung, aber vergeblich eingereicht. Politischer Verdacht hatte ihn in das Gefängniß gebracht, das er lebend nicht mehr zu verlassen hoffte. Man machte ihm übrigens seinen Kerker leicht, denn die Ringe, an die man ihn geschmiedet hatte, waren so weit, daß er, wenn er wollte, heraus schlüpfen konnte. Er war über die politischen Ereignisse Südostasiens auf dem Laufenden, erkundigte sich nach dem Stande der chinesischen Rebellion und nach der Lage der Briten in Singapur. Auch sagte Brown, mit dem er in der Jolienmundart verkehrte, richtig voraus, man werde ihn zuletzt nach Yar-ding-ting (Saigon) schicken, und ihn dort so lange festhalten, bis man ihn einem britischen Schiff überliefern könne. Prügelstrafen waren das tägliche Schauspiel in dem Zuchthause, und zwar wurde geschlagen bis das Fleisch in Fetzen an den Geißeln hing. Das geringste Versehen war für eine solche Bestrafung hinreichend, es durfte nur einer den Kantan oder Stirngruß vor dem Zuchtmeister nicht korrekt vollzogen, oder beim Kochen seiner Mahlzeit zu viel Rauch verursacht haben, so drohte ihm der Kattan. Oft wurden die Leute geschlagen, ehe noch die alten Wunden heil waren, und in Folge dessen erlagen während Browns Aufenthalt drei der Unglücklichen dieser grausamen Behandlung.

Am 4. September, am 27sten Tage nach seiner Ankunft in Kang-war-ting, wurde der Seemann endlich in den Palast des Präfekten gebracht. Auch dieser Mandarin erließ ihm huldvoll das Kantau; da sich aber Brown nicht verständlich machen konnte, so mußte er nach dem Zuchthause zurückkehren, bis ein Dolmetscher gefunden werden würde; ein Geschenk an neuen Kleidungsstücken von Seiten des Präfekten war daher der einzige Gewinn dieser Audienz. Ins Zuchthaus zurückgekehrt, wurde unser Verfasser Zeuge, wie ein Sträfling seine Frau verkaufte. Der Mann hatte einen Sack Reis gestohlen und war dafür zur Kerkerstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt worden. Wegen seiner guten Aufführung hatte er jedoch nach Ablauf von zwölf Monaten, die Erlaubniß erhalten, daß er seine Familie, sein Weib, zwei Mädchen und einen Buben ins Gefängniß kommen lassen durfte. Nach sechs Monaten schon verkaufte er seine 6jährige Tochter um 50,000 Blechmünzen (32—33 fl.), sechs Monate später sein 3jähriges Mädchen um 20,000 Blechmünzen (12—13 Gulden). Ein Jahr später wurde der 5jährige Knabe für 17,000 Blechmünzen (10 fl.) losgeschlagen, und jetzt trennte er sich von seiner noch hübschen 27jährigen Frau, mit der er zehn Jahre gelebt hatte. Das arme Weib weinte bitterlich und wendete mit Zeichen des Abscheues ihrem herzlosen Gatten den Rücken, der sie drei wild aussehenden Männern mit dem Verkaufsvertrag gegen eine Summe von 80,000 Blechmünzen (50 fl.) auslieferte. Er bedurfte dieses Geld durchaus nicht zur Bestreitung dringender Bedürfnisse, sondern um das Laster des Opiumrauchens trotz allen Verbotens fortsetzen zu können.

Endlich nach dreimonatlicher Haft hatte sich ein Dolmetscher gefunden, und am 9. November erhielt Brown abermals ein Gehör vor dem Quong. Der Dolmetscher war aus Kang-war-ting gebürtig, aber schon in seiner Jugend nach Singapur gebracht worden, wo er seine Muttersprache etwas verlernte und dafür ein verderbtes Englisch sich aneignete. Er betrieb jetzt einen Einfuhrhandel mit englischen Produkten, Waffen, metallenen Theekesseln und Zeugen, gestand auch, daß er daran die Kleinigkeit von 200 Prozent verdiene, wenn er gegen baares Geld, und 400 Prozent wenn er gegen Landesprodukte verkaufe. Der Quong war, sobald ihm der Dolmetscher die Erlebnisse des Seemannes mitgetheilt und ihm seine britische Herkunft bestätigt hatte, sehr gnädig, ließ unserm Verfasser Kuchen, Thee, Cigarren und Betelnüsse vorsetzen, und fragte ihn, ob er im Lande zu bleiben, als Seemann Dienste zu nehmen, oder wohin er gebracht zu werden wünsche. Brown lehnte den ersten Antrag ab, eingedenk des herrschenden Prügelsystems, und bezeichnete Singapur, als den Ort seiner Wahl. Der Mandarin erkundigte sich hierauf, wie der Fremdling mit Kost und Obdach zufrieden sey, und als über die erstere geklagt wurde, befahl er, daß ihm in Zukunft frisches Fleisch vorgesetzt werden solle, so oft es solches gebe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ehre, dem Ehre gebührt.] Mit der an alle „ächt bayerisch gesinnten Zeitungs-Redaktionen“ gerichteten Bitte, das Folgende in ihre Blätter aufzunehmen, wird in der Landshuter Ztg. ein begeisterter Dank an den unvergleichlichen Redner Wodack für sein sinniges Auftreten in der Gewerbefrage veröffentlicht, den auch wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Der Dank lautet: „Bravo! ertönt es in Altbayerns treuen Gauen. — Bravo Wodack! du bist ein ächter Bayer! — Gehoben fühlt sich jedes Bayern Brust bei deinen kernigen Worten, und wie elektrischer Blitz durchzückten dieselben die für Thron und Vaterland schlagenden Pulse. — Die reine Flamme der Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland lodert hell empor zur blau und weißen Fahne, die du als treuer Vorkämpfer für Bayerns Wohl und Bürgerglück entfaltet. Tausende von Altbayern sammeln sich unter dein Panier, um das fernere Rütteln an den Grundpfeilern altbayerischer Treue zu verhindern, und mögen die modernen nordischen Herren und die liberale Partei es auch versuchen, durch gleißnerische Worte die Anhänglichkeit an Thron und Vaterland zu schwächen, ihre Versuche werden stets an des ächten Bayern stählernen Brust zerschellen. Wackerer Wodack! empfange den herzlichsten Dank von vielen tausend ächten Bayern, daß du so männiglich für Bayerns Wohl gesprochen; und wenn längst Bayerns Erde deinen Leib bedeckt, so wird der Lorbeer glänzend noch auf deinem Leichenhügel grünen, den du dir im Erntemonat 1861 errungen. — Wodack! — nimm diese wenigen Worte als Dankadresse von vielen tausend ächten Bayern hin und vereint bleibe stets unser Losungswort: „treu dem Thron und Vaterland!“ Z.....r im Namen aller ächten Bayern.“

Am 30. August brach in London eine große Feuersbrunst in der Nähe der Docks aus. Im untern Theil der Zuckersiederei von HH. Harison und Wilson erheben sich plötzlich Rauchmassen, und da alle Arbeiter in dem 9 Stock hohen Gebäude noch beschäftigt und meistens oben waren, so entstand eine furchtbare Scene. Die Leute konnten nicht mehr über die Treppen herab und flüchteten nach und nach bis auf das Dach und von da mittels einer kurzen Leiter auf das 25 bis 30 Fuß niedrigere Dach eines anstoßenden Magazins. Bei dieser natürlicher Weise wilden Flucht stürzten 3 Arbeiter von der Leiter und wurden gefährlich verwundet; 2 andere werden vermißt. Eine Stunde darauf war trotz der Anstrengungen von ungefähr 13 Spritzen das Feuer Herr des Gebäudes geworden, und die verschiedenen Böden fielen nacheinander mit donnerartigem Getöse ein. Die Flammen loderten in dem ausgehöhlten Gebäude bis Mitternacht fort. Den Schaden schätzt man auf 30,000 Pfd. St.

In Sorbais (Frankreich) hat sich folgender merkwürdiger Fall ereignet: Eine Bauersfrau trank eine Schale kalte Milch und verschluckte dabei eine lebende Eidechse. Sie spürte zwar, daß sie Etwas mit hinuntergeschluckt hatte, gab aber nicht weiter Acht darauf. Andern Tag's stellten sich jedoch sehr heftige Magenschmerzen ein, die täglich zunahmen, so daß sie, nach drei Wochen der entsetzlichsten Leiden glaubte sterben zu müssen. Da gelang es ihr endlich, nach unerhörten Anstrengungen, eine große Menge unverdauter Stoffe durch Erbrechen von sich zu geben, worunter sich glücklicher Weise die Eidechse befand. Dieselbe lebte noch zwei Stunden. Die Bauersfrau ist jetzt wieder ganz hergestellt.

In Karlsbad begingen polnische Kurgäste einen der Tage, die neuerdings in Polen zu Demonstrationen bestimmt worden, auf eine merkwürdige Weise. Sie verzehrten ihrer 200 ein raffinirtes Diner, so gut der „Schwabe“ es liefern konnte, in tiefem Schweigen. Die Labitzkis, die sich geweigert, ein in Oesterreich verpöntes polnisches Lied zu spielen, züchtigte man dadurch, daß man fortan nur ihre uneutgeltlichen Konzerte besuchte. Die Trauer um Verlorenes wird Jeder achten, so eitel sie seyn mag, Schweigen und Fasten hat seinen guten Sinn, aber die Trappisten beim Champagner sind ein Gegenstand für einen Juvenal.

[Schmelzender Bienenstock.] In einem an einer sehr warmen Stelle des Kyllthales befindlichen Bienenhause haben, wie die „Trier Ztg.“ berichtet, in voriger Woche die glühenden Sonnenstrahlen die Zellen aufgelöst, so daß der zugleich äußerst flüssig gewordene Honig mit den unglücklichen Bewohnern dieses Hauses zur Thür hinausströmte. Es soll ein ergreifender Anblick gewesen seyn, zu sehen, wie die Ueberschwemmten mit dem klebenden Strome um ihr Leben rangen. Gewiß eine seltene Ueberschwemmung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 215:

Schwert.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 218 Donnerstag, 12. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Dieser erzählte ihm, daß er sich zu einem Hochzeitsball begebe, welcher in den Salons von Grignon stattfände. Nach einigen Minuten, als sie im Begriff waren, sich wieder zu trennen, schlug Alexanders Bekannter diesem vor, mit ihm auf den Ball zu gehen.

Der junge Mann weigerte sich anfänglich.

„Warum?“ sagte der Andere, „Sie sehen verstimmt und nachdenklich aus, es wird Sie zerstreuen. Ich werde Sie vorstellen, ich kenne die Familie des Bräutigams genau, und übrigens ist eine Ueberfülle von Leuten da: mehr als vierhundert Personen sind eingeladen. Da kommt es auf eine mehr oder weniger nicht an. Nun?“

Alexander überblickte seine Toilette. Dank der Nothwendigkeit des Besuchmachens im Laufe des Tages war sein Anzug von tadelloser Eleganz. Was ihn aber am meisten bestimmte, den Vorschlag anzunehmen, war der Gedanke, daß er auf diese Weise verhindert würde, auf die Idee des Spiels zurückzukommen, oder doch wenigstens wieder in das vorige peinliche Schwanken zu verfallen. So ließ er sich hinwegführen.

Kaum waren sie eingetreten, als der Strom der Tanzlustigen, welche beim nenen Aufruf des Orchesters den geeigneten Plätzen zustürzten, sie von einander trennte. Eine halbe Stunde später hatten sie sich nicht wiedergefunden und dachten nicht mehr an einander.

Alexander Laville war ohne Lust auf diesen Ball gegangen und dennoch blieb er, ohne zu forschen, welcher Reiz ihn dort festhielt. Wer hat sich übrigens nicht schon gefragt, was ihn eigentlich zu diesen Versammlungen zieht, in denen er meistens Demonstrationen einer unaufrichtigen Artigkeit ausgesetzt ist, und von denen er mit müden Gliedern und schmerzender Stirn heimkehrt?

Nicht immer sind die Frauen sicher, zum Lohn für diese Inkonvenienzen ihre Nebenbuhlerinnen zu überstrahlen. Manche wüßte wohl in dieser Hinsicht von traurigen Erfahrungen zu sprechen, und wie sie das Herz aber vielmehr ihre Eitelkeit voll blutender Wunden, sich die Inschrift, welche Dante der Höllenpforte gab, beim Betreten eines Ballsaales erklären konnte.

Auch die Männer finden dort nicht immer die Blicke, welche sie suchen, und die Hand, die, vom parfümirten Handschuh umschlossen, die geheimnißvolle Sprache der ihrigen erwidert.

Es ist sicherlich ein ziemlich insipides Vergnügen und jeder Art Würde ermangelnd, während eines Abends als springender Kavalier zu dienen; und Manchem dürfte es sogar ein unerträglicher, die Gränzen des gewöhnlichsten Anstandes überschreitender Anblick seyn, wenn eine Frau wohl zwanzigmal in den Arm immer wieder eines andern Mannes übergeht, und Jedem ein Stück von sich selbst zurückläßt: die Frische ihre Toilette, die Weichheit ihrer Bewegungen, den Glanz ihrer sich trübenden Augen, ihres erblassenden Teints.

Wohl Jedermann hat einmal diese Betrachtungen gemacht und sich über die Müdigkeit, Langweile und Eifersucht beklagt, und doch kehrt man immer wieder in die Schlinge zurück, welche täuschend gleich einer Luftspiegelung Auge und Sinn verblendet.

Aber der Zauber, er liegt im Vergessen. Die Wirklichkeit, d. h. Unruhe und Sorge um thatsächliches Elend, bleiben im Vorzimmer bei Mänteln und Lakaien; die Illusion allein betritt die schwimmenden Räume. Dort ist der gegenwärtige Augenblick Alles, man lebt ein erkünsteltes, elegantes, geschmücktes, thörichtes und vergessenes Daseyn. Man ist glücklich, denn man kann sich reich wähnen, reich während weniger Stunden; für die es keine Zukunft gibt, und über welche man nicht hinausdenkt, der junge Mann wie der Greis, der, welcher zu Fuß oder im Miethwagen gekommen, wie der, dessen Pferde im Hofe wiehern, ... Alle empfinden sie das Behagen des der Sorge entledigten Augenblicks.

Ein Ball ist der Traum einer Nacht ohne Schlaf; und in diesem Wirbelwind, welcher die verschiedensten Existenzen bunt durch einander wirft, bildet der Lurus, welcher anderswo immer die Menschen trennt, hier die vereinigende Gleichheit.

Es war ein Eindruck dieser Art, ein ähnlicher Rausch, welchen Alexander Laville, vielleicht ohne sein Wissen empfand. Er vergaß nach und nach die Mühseligkeiten des Tages, und sogar die Versuchung, der er mit genauer Noth entwischt war. Seine Besorgnisse für die Zukunft entschlummerten beim verworrenen Ge-

summe der Stimmen, welche von Geschäften, Vergnügungen und Liebe sprachen, und er ließ sich sanft von der Fluth und Ebbe dieser wogenden Menge schaukeln, in welcher er sich wie ein Glücklicher mehr verlor, ohne daß es Jemandem einfiel, ihn um sein Recht, an der Freude Aller theilnehmen zu dürfen, zu befragen.

Das Orchester gönnte den Tanzenden einige Minuten Ruhe. Er bemerkte während dieser Pause, die wunderbare Schönheit von Hals und Schultern einer Dame, welche vor ihm herging, indem sie sich auf den Arm eines ältlichen Herrn stützte, mit dem sie plauderte. Er überholte sie, um ihr Gesicht zu sehen; dabei fiel ihm auf, daß sie bei seinem Anblick eine unwillkürliche Betroffenheit zeigte, und plötzlich in ihrer Unterhaltung stockte.

Der junge Mann konnte Anfangs glauben, sich geirrt zu haben, als er aber einige Zeit später ihr wieder begegnete, überraschte er sie nochmals auf einem neugierigen, forschend auf ihn gerichteten Blick. Einige Schritte weiter wandte er sich um und fand, daß die Augen der Dame ihn noch nicht verlassen hatten.

Was konnte die Ursache dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit seyn? Er vermochte es nicht zu enträthseln. Sie schien fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zu zählen. Sie war sehr schön, und die ausgesuchte Eleganz ihrer Kleidung erhöhte noch die Anmuth ihrer Erscheinung.

Man sah beim ersten Blick, daß diese Frau die Gewohnheit des Reichthums hatte.

In ihren schwarzen, glänzenden Haaren schimmerten Diamantenähren; die übrige Toilette verdunkelte durch ihren Reichthum fast alle andern; aber sie trug diesen Luxus mit solcher Grazie, daß man ihn ihr als den natürlichen Schmuck ihrer Schönheit verzieh.

Uebrigens verrieth nichts bei ihr die Befriedigung der Eitelkeit, welche Nebenbuhlerinnen zu verdrängen sucht. Sie schien mehr resignirt als stolz in ihrem Glanze, und ihre Augen trugen den Ausdruck eher der Trauer als des Triumphes. Ihre durchsichtige Haut, ohne von jener vergänglichen Weiße zu seyn, welche so schnell entschwindet, ließ dennoch die ganze Beweglichkeit ihrer Empfindungen zu Tage treten. Sie war beim Anblick Alexander Laville's abwechselnd erröthet und erblaßt; und wie seltsam auch dem jungen Manne diese Hartnäckigkeit, ihn mit dem Blick zu verfolgen, scheinen mochte, sie war stärkstich nicht Herrin ihrer Neugierde, der sie unaufhörlich wider Willen nachgab; und wenn sie auch zuweilen sich bestrebte, der Unterhaltung ihres Begleiters Aufmerksamkeit zu schenken, so geschah es nur, um eine Bewegung zu verbergen, welche, wenn erspäht, verdrießliche Deutungen hervorrufen konnte.

Aber in dem Grade, wie diese Szene sich verlängerte, fühlte Alexander seinerseits sich verwirrt. Ein Anderer an seiner Stelle, der dreister und den Verleitungen des Eigendünkels mehr zugänglich gewesen wäre, hätte gesucht, sich der Dame zu nähern, und in einer jener Unterhaltungen, zu denen ein Ball berechtigt, das Geheimniß zu erobern, das dem sichtlichen Interesse an ihm zu Grunde lag. Allein anstatt aus der Gelegenheit Vortheil zu ziehen, wich er vor dieser ausdauernden Beobachtung zurück, und er verlor völlig die Fassung, als er sah, wie sie einen Augenblick, da sie sich nicht bemerkt glaubte, leicht mit dem Finger auf ihn deutete und so weit er aus der Bewegung ihrer Lippen errathen konnte, ihren Begleiter fragte:

„Kennen Sie diesen jungen Mann?"

Er blickte um sich, hoffend, daß er endlich denjenigen finden möchte, der ihn auf den Ball gebracht. In diesem Moment hörte er, wie Jemand einen Andern fragte:

„Hast Du Fourry nicht gesehen?"

Dieß war der Name des jungen Mannes, der ihn hergeführt.

„Er war noch zu einer andern Gesellschaft eingeladen, und ist bereits fort," lautete die Antwort.

Es wäre wohl auch in der zweideutigen Lage, in der sich Laville befand, das Beste für ihn gewesen, fortzugehen; aber es gibt Umstände, unter denen man weniger dem eigenen Willen, als man weiß nicht welcher übernatürlichen und geheimnißvollen Macht nachzugeben sich gezwungen fühlt. Das eine Ende des Salons lief in eine Reihe kleinerer Gemächer aus, welche zum größeren Theil von Spielern besetzt waren. Der junge Mann trat in eines derselben und flüchtete sich hinter einen Tisch, an dem man Ecarté spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

Gern hätte Brown in einer Privatwohnung sich einquartirt gesehen, dieß konnte der Präfect aber nicht verstatten. Indessen gab er die Erlaubniß, daß er täglich in Begleitung eines Soldaten einen Spaziergang in oder um die Stadt machen dürfe, so lange er sich gut aufführe, namentlich schärfte er ihm ein, nie ein Frauenzimmer zu verfolgen, oder anzureden, auch kein Haus zu betreten, in welchem sich eines befände. Bald, tröstete er ihn weiter, würden auch die Pferderennen und Theaterspiele abgehalten werden, die er besuchen dürfe, denn von seiner Abreise, könne nicht eher die Rede seyn, als bis über ihn nach Hof berichtet worden und von dort ein großer Tchep (Kabinetsbefehl) zurückgelangt wäre. Zum Schluß erkundigte sich der Mandarin noch angelegentlich, ob die Franzosen ihre Kriegs-

drohungen gegen Cochinchina ausführen und die Engländer eintretenden Falls den Eingebornen beistehen würden, welches letztere Brown stark bezweifelte. Der Präfekt ließ dann Tinte, Feder und Papier kommen, damit ihm Brown schriftlich bestätige, daß er freundlich im Land aufgenommen und verpflegt worden sey, denn es bestände zwischen England und Cochinchina durch gegenseitiges Wohlwollen ohne schriftliche Uebereinkunft das Herkommen, verunglückten Unterthanen des andern Theils in den beiderseitigen Höfen die nöthige Hülfe zu erreichen.

Seine neue Freiheit benutzte Brown, um sich zu baden und in der Stadt umzuschauen. Er besuchte die Elephantenställe und die sonstigen Merkwürdigkeiten des Ortes. In mehreren Hütten sah er Weberwerkstätten, wo aus sehr grobem Garn schmale, nur 13—15 Zoll breite Zeuge gewoben wurden, und zwar bediente man sich dabei der Weberschiffchen, wie sie in Europa gebräuchlich sind. Es gab aber auch Werkstätten wo blumige und damazirte Seidenzeuge angefertigt wurden. Allenthalben war Betriebsamkeit und verzüglich bei den Frauen sichtbar. In den Zuckerfeldern wird das Rohr auf französische Art, nämlich mit diagonaler Einsenkung des Reises gepflanzt, und als Brown sich erkundigte, wer ihnen diese Kultur gelehrt habe, machten die Eingebornen das Zeichen des Kreuzes, woraus der Seemann schloß, daß es katholische Missionäre gewesen seyen. Die Zuckersiedereien sind in den Händen weniger Kapitalisten, welche den Pflanzern Vorschüsse machen und die Ernte auf dem Halm kaufen. Die Hauptfrucht bleibt jedoch der Reis, der auf Feldern gebaut wird, die auf vier Seiten mit Dammerhöhungen versehen sind, um das Wasser festzuhalten. Auf Beeten in einem Winkel des Feldes werden aus Samen die jungen Pflanzen gezogen, und wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, wie bei uns der Salat, mit dem Finger auf dem Feld verpflanzt.

In der Stadt besuchte Brown viele Schulen, wo die Kinder nach chinesischer Art durch beständiges Hersagen ihrer Uebungen einen betäubenden Lärm verursachten. An jedem der sechs Stadtthore befand sich ein Wachthaus für etwa 100 Mann mit geräumigen Waffenkammern für Speere, Bogen, Schwerter, Bambusschilde und alte französische Musketen. Oft begegnete man Leuten in Kleidern aus europäischen Zeugen oder Segelwerk, an dem mitunter noch die Schnittzeichen sichtbar waren, wie auf dem Rücken einer solchen Jacke zu lesen war: „Mittel-Topmast-Leesegel.“ Für fremde Dinge scheint die Fassungskraft des Cochinchinesen nicht sehr weit zu reichen. So brachte ein Eingeborner dem Briten ein eingerostetes Taschenmesser, mit dem er offenbar nichts anzufangen gewußt hatte. Brown zeigte ihm unter einer maulaufreißenden Gallerie die Art, wie man die Klingen öffnen und zuklappen müsse. Trotz aller Wiederholungen konnte der Eigenthümer den Mechanismus nicht begreifen, denn drei Tage hintereinander kam er mit dem Messer, um Unterricht im Gebrauche zu nehmen. Da unser Abenteurer übrigens jetzt täglich 100 Blechmünzen als Taschengeld empfing, so konnte er Tabak, Obst und eine Pinte Rue (Liqueur) sich gönnen, überhaupt alle kleinen Bedürfnisse reichlich befriedigen.

Am 8. Februar 1858 gerieth Kauz-warsking in keine geringe Aufregung, denn es wurde ein großes Volksfest gefeiert. Auf einem nach europäischer Art mit Pfählen und Stricken abgesperrten Platz, wurde zunächst ein Rennen zwischen 12 Pferden, abgemagerten, zwerghaften Jammergestalten, eröffnet. Die armen Thiere sahen eher aus, als bedürften sie eine Handvoll Hafer, um nicht umzufallen, anstatt, daß sie rennen sollten. Da die Cochinchinesen ihre Thiere nur mit Reis füttern, so können diese auch niemals feuriges Blut bekommen. Nur drei der Klepper gelang es in ein scharfes Tempo zu bringen, die andern blieben halbwegs zurück. Besser nahm sich das Elephantenrennen aus, denn obgleich nur im Schritt gehend, waren diese Thiere doch noch flinker als die Pferde. Jeder Elephant hatte vier Mann auf dem Rücken und je einen Führer auf beiden Seiten. Sieger blieb ein weißer Elephant, ein bemoostes Haupt, weil er nach der landesüblichen Zeitrechnung schon 15,000 Tage, d. h. 40 Jahre alt seyn sollte. Nach den Elephanten rannten 20 Männer und nach diesen 10 Knaben, die ihre Sachen gut machten. Dann begann das Schützenfest. Zuerst wurde mit dem Bogen auf 50 lange Ellen Abstand gegen Schilde geschossen, aber kaum einer von fünf Pfeilen berührte das Ziel. Dann schoß man mit einer Art von Kugelarmbrust, die irdenen Kugeln flogen lustig durch die Scheiben, und manche ziemlich nahe am Mittelpunkt. Die Lustbarkeiten schlossen mit einem Schauspiel, welches unter einem bedeckten Hause von 5000 Quadratfuß Flächenraum gratis aufgeführt wurde. Der Quong war anwesend und saß auf einer erhöhten Bühne, mit einer Trommel vor sich, die er schlug, so oft er seinen Beifall zu erkennen geben wollte, worauf sein Schatzmeister jedesmal eine Schnur Blechmünzen den Schauspielern zuwarf, welche begierig darnach griffen. Von der Aufführung selbst verstand unser Autor nichts, und erzählt uns auch nicht mehr, als daß die Schauspieler in Seide, Atlas und Brokat geprunkt und sich in allerlei seltsamen Stellungen gezeigt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Pilsener Kreise wird berichtet: In dem von Böhmen und Deutschen bewohnten Dorfe B. lebt ein vermöglicher Bauer, welcher sammt seinem

Weide rein deutscher Abkunft ist — dieses Ehepaar läßt seinen Sohn in Prag studiren, und kam derselbe nach mit Auszeichnung beendeter sechster Gymnasialklasse eben auf Ferien nach Hause. Die Mutter empfängt den geliebten fleißigen Sohn mit einem herzlich deutschen Gruß, so auch der Vater — der Sohn aber kehrt ihnen stumm den Rücken. Als die beiden Alten verwundert über dieses Benehmen den Sohn um Aufklärung fragten, öffnet sich dessen Mund nach langer Pause, um den guten Eltern in gutem Böhmisch nicht allein anzukündigen, daß er mit ihnen nur dann sprechen wird, wenn man ihn böhmisch anspricht, — sondern der Junge ertheilte auch seinen Eltern eine strenge Rüge, daß sie sich so vergessen, in Böhmen geboren, auf böhmischer Erde lebend, böhmisches Brod essend — in Böhmen deutsch zu sprechen. Um nun doch das Vergnügen nicht zu entbehren, mit dem studirten gelehrten Sohne sprechen zu können, bemühen sich die beiden Alten, statt den Herrn Sohn ordentlich durchzuwichsen, so gut als es geht böhmisch zu radebrechen und versprechen mit der Zeit noch tüchtige Exemplen zu werden. So geschehen Mitte August 1861. (Das Gescheidteste wär' gewesen, dem Burschen auf böhmisch hungern zu lassen, bis er zahm geworden und wieder deutsch um sein Mittagessen gebeten hätte.)

[Der Kabinetwein auf Johannisberg.] Im Jahre 1716 kam der Johannisberg, den früher die Benediktiner besessen, an den Fürst-Abt von Fulda. Einer von den Fürst-Aebten, die mit ihrem Krummstabe aus so weiter Ferne den Weinberg regierten, hatte einmal den Befehl zur Weinlese zu geben vergessen. Die Trauben an den Stöcken waren beinahe schon faul, als man zur Ernte schritt. Und siehe, die faulen Trauben gaben den allerbesten Wein. Seitdem hält man stets auf dem Johannisberge so spät die Weinlese und sondert auch dann noch die überreifen Beeren von den bloß gewöhnlichen reifen; die leicht angefaulten geben noch immer den besten Wein erster Sorte. Die erste und allerhöchste Sorte von den „faulen" Beeren ist der sogenannte Kabinetswein, der nur in die Keller der allerhöchsten Potentaten verabreicht wird, und von dem an Ort und Stelle eine Flasche 11 bis 12 Gulden kostet.

Ein bedeutender Konsumtions-Artikel, mit welchem sich Schweden vom Auslande her versorgt, sind Hühnereier. Ein einziger Stettiner Händler liefert während des Sommers wöchentlich 500 Schock nach Stockholm. Wie einträglich dieser Handelsartikel seyn muß, geht daraus hervor, daß man von hier aus in Italien Bezugsquellen sich eröffnet hat. So kamen z. B. am 4. d. M. vom dort her über Triest per Bahn 500 Schock Eier in Tonnen mit Häcksel wohlverpackt in Stettin an, um nach Schweden weiter versandt zu werden. Wiewohl die Fracht eine bedeutende, wird mit Zuschlag derselben zu dem Kostenpreise der in Stettin marktgängige Preis noch nicht erreicht. Die Eier sind frisch und schön und haben durch den Transport durchaus nicht gelitten.

In Liverpool sollen kürzlich im St.-George's Dock mit einer neuen Art von Schwimmapparaten gelungene Versuche gemacht worden sehen. Zwei Personen, die einen Schwimmrock anhatten, sprangen ins Wasser und hielten sich darin, Cigarren rauchend und Bier trinkend, eine halbe Stunde auf. Ein Dritter setzte sich auf einen kleinen Polster zur Gesellschaft und saß darauf wie auf einem Stuhle. Der Vorzug dieser patentirten Apparate soll darin bestehen, daß sie nicht aufgeblasen werden brauchen. Ein Schwimmrock nimmt auf dem Leibe des Schwimmenden nicht mehr Raum ein als ein gewöhnliches Kleidungsstück.

Im Hafen von Stralsund neckte eine englische Brigg das deutsche Nationalgefühl durch Aufziehen einer dänischen Flagge. Die Hafenbeamten verzogen kein Gesicht darüber, aber einige Strafsunder Seeleute ließen die Sache nicht so hingehen: in einer Nacht verschwand der Danebrog vom Maste. Der Engländer fluchte den ganzen Tag ein Goddam nach dem andern, daß ihm die Deutschen seine Flagge gestohlen, aber die Deutschen waren grundehrlich zu Werke gegangen: denn am andern Morgen wehte die Flagge wieder auf seinem Schiffe, nur war mit unauslöschlichen Farben ein großer Eselskopf hinein gemalt.

Homonyme.

Bald eilt es hin mit Blitzesschnelle,
Bald steht es unbeweglich fest:
So schau'st Du's von derselben Stelle
In Nord und Süd, in Ost und West.

Bisweilen ruht es auf dem Herzen
Und fühlt der Pulse warmen Schlag;
Wenn Milde heilt des Kummers Schmerzen,
Dann strahlt es hell am hellen Tag.

Und schau'st Du Deinem Freund in's Auge,
So nah' Du kannst, so fest und treu,
Als prüftest Du, wie viel er tauge:
So siehst das Ding Du auch dabei.

Redakteur: Gustav Wetzstein. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 219 Freitag, 13. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Einer der Theilhaber erhob sich eben mit einer Geberde der Ungeduld. Während des ganzen Abends hatte die Seite, welche er jetzt verließ, entschiedenes Unglück gehabt und der Verlust belief sich auf mehrere tausend Franken.

„Es bedarf einer neuen Hand, um Aenderung in das Spiel zu bringen," sagte Jemand.

„Mein Herr," sprach ein Anderer, Alexander anredend, „Sie haben noch nicht gespielt, nehmen Sie doch die Karten."

Der junge Mann setzte sich der Thür gegenüber, welche in das Spielzimmer führte; eine doppelte Reihe von Zuschauern und Wettenden verbarg ihn fast völlig. Es mußte in den Sternen geschrieben seyn, daß in dieser Nacht der Dämon des Spiels sich seiner bemächtigen sollte.

Die Spielenden, von Neuem Vertrauen fassend, leerten ihre Börsen. Alexander seinerseits zog einige Fünffrankenstücke hervor und ließ bescheiden zwei davon auf den Tisch gleiten.

Er machte ein Debüt wie jene Turnierritter, welche stets nach gewöhnlichen Kämpfen ankommen, und mit Leichtigkeit Wunderthaten verrichten. Schon bei der ersten Parthie war er Sieger.

Ein zweiter Gegner wurde eben so schnell geschlagen. Ein Dritter und Vierter hatten dasselbe Schicksal. Beim Fünften und Sechsten schwankte der Sieg. Beträchtliche Summen bedeckten bereits den Tisch. Alexander Laville, etwas berauscht von seinem Glück, hatte immer dublirt; er wagte nun von Neuem seinen ganzen Gewinn! dreihundertzwanzig Franken. Unter den Spielenden der Gegenpartei machte sich einiges Zögern bemerklich.

Während dieser kurzen Pause lehnte sich der junge Mann zurück und blickte durch Zufall gerade vor sich aus. An der Thür des Salons stand wieder die Dame und betrachtete ihn mit derselben Aufmerksamkeit. Auf der That ertappt, wandte sie rasch den Kopf und verschwand. Diese langen auf ihn gerichteten Blicke machten den jungen Mann erbeben; die Einsätze wurden gemacht, ohne daß er darauf achtete, und man mußte ihn daran erinnern, die Karten zur Hand zu nehmen.

Diese Zerstreutheit, deren Ursache Niemand muthmaßte, schien sonderbar, und veranlaßte ein Flüstern unter den Umstehenden. Bald aber verwischte das Interesse der Parthie jenen Eindruck.

Alexander gewann wieder, und er überließ sich nun dem Spiel mit einer Art fieberhafter Hitze.

Sein Gegner, wie es stets in solchen Fällen geschieht, überschritten die Gränze der Vernunft und überließen sich der unbesonnenen Hartnäckigkeit. Wiederholte Verluste hatten sie unwillig gemacht und blindlings stürzten sie neuen entgegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte Alexander Laville nahe an fünfzehnhundert Franken in Gold vor sich. Das Erstaunen wurde um so größer, als nach und nach nicht mehr das schnelle, blinde Glück zu walten schien, sondern der siegreiche Spieler hartnäckigen Widerstand zu bewältigen hatte.

Hundert Blicke folgten gespannt den verschiedenen Phasen des Spiels.

„Das ist wunderbar," sagte Jemand laut, „es ist das Zehntemal, daß dieser Herr gewinnt."

„Das zwölfte," riefen mehrere Stimmen.

„Welches Glück!"

„Und es scheint noch fortdauern zu wollen."

„Wirklich!"

Die eben vernommenen Bemerkungen machten Alexander auf eine ihm drohende Gefahr aufmerksam. Sein unerhörtes Glück konnte zu den beschimpfendsten Muthmaßungen Veranlassung geben. Dennoch mußte er fortfahren. Die Worte, welche er aus der Lippenbewegung der Dame mit den Diamantenähren errathen zu haben glaubte, vernahm er jetzt deutlich um sich her.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte man.

„Nein; und Sie?"

„Nein."

„Und Sie?"

„Ich auch nicht."

Diese Frage und Antwort machte die Runde des ganzen Tisches. Alexander hatte nur noch die Hoffnung, die nächste Parthie zu verlieren, um schicklicherweise aufstehen zu können. Sein neuer Gegner zog aus seinem Portefeuille ein Fünfhundertfrankenbillet.

„Halten Sie den Einsatz mein Herr?" fragte dieser.

„Ja, mein Herr."

„Ich verdoppele ihn," fügte Jener hinzu.

„Sey es."

Zwei Minuten später hatte die Summe den Besitzer gewechselt.

„Meine Revanche, wenn es den Herren genehm ist," sagte der Spieler.

Die Parthie begann von Neuem. Die Person, welche gegen Alexander die Karten hielt, war ein alter, geübter Spieler, und entschlossen, ein scharfes Auge offen zu halten. Der junge Mann duldete, ohne daß er darauf zu achten schien, daß Jener seine Miene und die Bewegung seiner Finger aufs Genaueste bewachte.

Das Schweigen, das nun ihn her herrschte, hatte für ihn etwas Beleidigendes. Niemals wünschte ein beim Spiel dem Ruin Anheimgefallener mit größerer Begierde zu gewinnen, als Alexander einmal zu verlieren hoffte. Er ging so weit, sich einer Betrügerei schuldig zu machen; es gelang ihm unvermerkt den König und Trumpfbuben zu entfernen und .... Dame und Aß kamen zum Vorschein. Er gewann wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines brittischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Fortsetzung.)

Am 20. März wurde Brown abermals zum Quong beschieden, wo er die freudige Nachricht von der Ankunft des königlichen Kabinetsbefehls für seinen Transport nach Singapur empfing. Wenn er gut zu Fuße sey, fügte der Mandarin hinzu, so wolle er ihn nach Yar-ding-ting (Salgen) senden, wo er am ehesten Gelegenheit habe, europäische Schiffe zu finden. Zur Ausstattung auf der Wanderschaft gab er ihm zwei ganz neue Anzüge, einen von Seide und einen von Baumwolle, leider aber fehlten die Schuhe, da solche Luxusartikel in der Stadt nicht aufzutreiben gewesen waren. Gleichwohl, als der Tag der Abreise (19. April) gekommen war, marschirte Brown, von einem Mandarin und drei Soldaten begleitet, barfüßig, aber fröhlich von dannen. Am zweiten Tag kam man in bergiges Land, und begegnete dort einer Horde wandernder Malayen, Männern und Frauen, wovon die ersten nur einen Lendengurt, die andern einen Hüftenreck trugen, und eine Haut zeigten, schwarz wie die Neger Afrika's. Diese Malayen leben wie bei uns die Zigeuner vom Betteln, Stehlen und andern Kunstfertigkeiten, werden auch überall mit Geringschätzung behandelt. Manche unter ihnen sind große Tigerjäger, doch stellen sie dem gefürchteten Raubthier auf die bekannte bengalische Art nach, daß sie auf die Fährte der Bestie, um einen Köder herum Blätter streuen, die auf der einen Seite mit Vogelleim, auf der andern mit Gift bestrichen sind. Klebt dem Tiger an der Tatze ein solches Stück an, so sucht er es loszumachen, behängt sich dadurch mit immer mehr solchem Blattwerk, wirft sich vielleicht auf den Rücken, und arbeitet so lange, bis sich ein vergiftetes Blatt seinem Auge nähert, worauf augenblickliche Erblindung eintritt. Er brüllt dann voller Schmerz, und dieß ist das Signal für die lauernden Jäger, dem Thier den Rest zu geben.

Auf dem weiteren Weg stieß Brown auf Pfeffer-, Muskat- und Zimmetpflanzungen. Die Cochinchinesen lassen den Zimmetbaum hoch werden, ehe sie ihn schälen, daher bekommen sie Rinden von $^7/_8$ bis $^1/_4$ Zoll Dicke, die aber sehr geringen Gewürzgehalt besitzen. Wegen ihrer Wohlfeilheit, nehmen die Chinesen ganze Dschunkenladungen solcher Rinde außer Land, sollen aber die Rinde nur als Heilmittel benützen. — Immer südwestlich vordringend, erreichte der Abenteurer bald die See, der entlang er von da ab sich bis nach Saigon fortbewegte. Unterwegs, als man ein Mandarinenhaus erreichte, war Browns Schenkelwunde neuerdings wieder so schlimm geworden, daß eine Rast nöthig gewesen wäre. Die Soldaten waren aber nur 15 Tage mit Lebensmitteln versehen, und hätten für jeden Zeitverlust sich selbst verköstigen müssen. Da erbot sich der barmherzige Eigenthümer des Mandarinenhauses, sämmtliche fünf Wanderer auf seine Kosten, bis zur Genesung des Freundlings, zu unterhalten. Es wurde jetzt ein Rindenabguß, als äußerliches Heilmittel angewendet, worauf schon nach zwei Tagen die geeiterte Wunde aufbrach, und eine kleine Kugel aus einer schädlichen Metallegirung herauspfiel, welche eine ein paar Zoll tiefe klaffende Wunde zurücklieg. Unter den Tropen heilt aber Alles leicht und schnell, so daß Brown nach zehn Tagen schon rüstiger denn je seinen Marsch fortsetzen konnte.

Endlich, als man eines Tages den Rand eines Küstentafellandes erreicht hatte, breitete sich zu den Füßen der Reisenden, eine unbegränzte Ebene mit einem Flußnetzwerk aus, in deren nordöstlichem Winkel die Stadt Toastaiting lag, wo der Abenteurer abermals zur Erwartung einer neuen Beförderungsgelegenheit in Haft verbleiben mußte. So neugierig war das Stadtvolk, ihn zu betrachten, daß es eine Hütte stürmte, in welcher Brown Zuflucht gefunden hatte. Gegen den Briten selbst war Jedermann höflich und unermüdlich im Anbieten von Erfrischungen. In dieser Stadt wohnte Brown einem öffentlichen Kriminalschauspiel schauerlicher Art bei, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der leidenden Hauptperson, Vater und Sohn, welche im Verdacht waren, 10,000 Blechmünzen und vier Anzüge

gestohlen zu haben. Die Kleidungsstücke waren auf das Leihhaus gebracht, und bei den Angeschuldigten hatte man die Pfandzettel gefunden. Es war also große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie den Diebstahl begangen hatten, Beide aber betheuerten hartnäckig ihre Unschuld. Nach dem üblichen Prozeßverfahren sollte jetzt die Folter nachstehen. Sie wurde an ihnen öffentlich unter Gegenwart des Duing und der Priesterschaft vollstreckt. Auf das Verbrechen selbst stand die Todesstrafe, so daß ein Geständniß das Leben gekostet hätte. Zuerst kam der Rattan an die Reihe. Beide Patienten schrieen, aber nur der Jüngere suhr fort, seine Unschuld zu betheuern und das Mitleid der Richter anzuflehen. Nach der ersten Probe erschienen ein paar Henkersknechte mit glühenden Zangen, mit denen sie die Unglücklichen minutenlang in den linken Schenkel brannten. Der Jüngere sank glücklicherweise rasch in Ohnmacht, der Alte aber ließ sich zu keinem Geständniß bewegen. Ob damit der Prozeß geschlossen war, konnte Brown nicht erfahren, denn er verließ erschüttert und dem Umsinken nahe die Schauderstätte.

Nach siebentägigem Aufenthalt wurde ein neuer Reisepaß ausgefertigt, mit dem unter der herkömmlichen Bedeckung unser Verfasser Tao-tai-ting verließ, das etwa auf dem halben Weg nach Saigon liegt. Der Marsch folgte der Richtung der Küste, ohne daß sich Landschaft und Kultur wesentlich geändert hätten. Der begleitende Mandarin wurde übrigens unterwegs krank, und mußte ein paar Tage liegen bleiben. Diese Frist benutzte Brown zu einer Erhebung cochinchinesischer Art, nämlich einer Eidechsenjagd, indem er sich den Soldaten seiner Bedeckung anschloß. Das Verguügen ist übrigens sehr einfach, indem man die Reptilien aus ihren Höhlen herausgräbt, der Ertrag vierstündigen Scharrens bestand aber in 23 Eidechsen von 6—12 Zoll Länge, welche von den Landeskindern als große Leckerbissen verzehrt wurden.

(Schluß folgt.)

Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern.

Rede des Hofmarschalls, Generalmajors Freiherrn Du Jarrys de la Roche bei der Enthüllung des Monumens Kurfürst Max Emanuels am 6. September

Ein neues, großartiges Monument, eine Zierde für Bayern und seine Hauptstadt haben wir in diesem gegenwärtigen Denkmale vor uns, hervorgegangen aus der Munificenz Sr. Maj. des Königs Ludwig, dem wir schon so viele der ausgezeichnetsten Schöpfungen zu verdanken haben, und dessen ganzer Lebenslauf ein fortwährendes Schaffen ist. Unser uralteingeborenes Regentenhaus Wittelsbach, das in ununterbrochener Reihenfolge bereits sieben Jahrhunderte segenvoll über uns waltet, gab uns nur wohlwollende, für unser Edelstein, für unsern Ruhm denkende Fürsten, und wo es gilt, mit Tapferkeit für und mit ihren Bayern einzustehen, da blieb keiner zurück. — Die Geschichte erinnert uns, wie schon Pfalzgraf Otto von Wittelsbach im Jahre 1155 durch die so ruhmvolle Waffenthat am Engpasse von Chiusa den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa mit seinem Herre rettete, und wie ihm dieser später die That mit dem Herzogthume Bayern bleibend lohnte; sie führt uns durch die ruhmvollen Zeiten Kaiser Ludwig des Bayern, ebenso durch die des großen Kurfürsten Maximilian I., — und sie zeigt uns unter vielen auch einen der allertapfersten, und dieser war der Kurfürst Maximilian Emanuel. Ihm, dem glorreichen Helden, gilt das gegenwärtige Denkmal. Max Emanuel, geboren dahier zu München am 11. Juli 1662, war aufstrebenden Geistes, erfüllt von jugendlicher Kraft und brennendem Verlangen, sein Bayern glanzvoll zu erheben, und sich als dessen Fürst ruhmvoll auszuzeichnen. Er war im Alter von 21 Jahren, als der Nachbarstaat Oesterreich und mit ihm das gesammte deutsche Reich von der damals fürchtbaren Macht der Türken aufs Höchste bedroht wurde. Sultan Mehemed IV. sendete unter seinem Großvezir Kara Mustapha ein Heer über 200,000 Mann stark an die Donau heraus bis vor die Mauern Wien's, wo es im Juli 1683 eintraf. Beim Anblick dessen und der engen Umschließung von einer solchen Macht stieg der Schrecken und die Gefahr der Kaiserstadt von Tag zu Tag. Sehnsuchtsvollst blickte sie, ja die ganze Christenheit, nach Rettung. Und es kam der Polenskönig Johann Sobiesky mit einem Heere von 25,000 Mann; gleichzeitig der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen mit 11,400 Mann, aber auch unser Kurfürst Max Emanuel kam mit einem beiläufig gleichstarken Heere von 11,300 Bayern zu Hülfe; nebstdem mit andern Reichstruppen Fürst Georg Friedrich von Waldeck, und unter weiters noch anwesenden Fürsten finden wir fünf Wittelsbacher, Pfalzgrafen aus der Linie Neuburg. Bereits waren 60 Tage hoher Bedrängniß unter Starhembergs glänzender Vertheidigung dwchlitten, als am Abende des 11. Septembers ein emporgestiegenes Zeichen die höchste Gefahr kund gab. Aber die ersehnte Hülfe war bereits da, — und diese nun vereinigt mit dem kaiserlichen, bisher nicht stark genug gewesenen Heere unter dem Herzog Karl von Lothringen, erfocht hierauf am 12. September den so glorreichen, ewig denkwürdigen Sieg und Entsatz von Wien über den damals gröbten und furchtbarsten Feind der Christenheit. Und wie hier Max Emanuels erstes Auftreten glanzvollst sich zeigte, so steigerte sich auch alsbald dessen Ruhm von That zu That. Noch im Oktober desselben Jahres 1683 war er bei der Eroberung von Gran; im folgenden Jahre 1684 eilte er zur Belagerung von Ofen, im Jahre 1685 am 19. August erstürmte er Neuhäusel, im Jahre 1686 den 2. September erstürmte er nun

mit seinen Bayern, deren Oberst v. Pechmann sich unsterblichen Ruhm erwarb, das seit dem Jahre 1529 siebenmal vergeblich belagerte, stets den Türken noch verblieben gewesene Ofen, eine That, die sein Heldenherz glanzvoll bewährte. Ja persönlich kämpfend wurde er wiederholt niedergeworfen und fast verschüttet, allein sich emporschwingend und immer wieder in den Kampf stürzend, siegte er dennoch mit, und Ofen war genommen. Hierauf am 12. August 1687 verhalf er zum großen so wichtigen Siege bei Mohacz. Man fand Max Emanuel immer im wüthendsten Gemenge; sein Hut, sein Federschmuck wurden zerfetzt, ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen; doch war er der Erste im feindlichen Lager, und das eroberte, dann mehrfach beschriebene Zelt des geschlagenen Großvezirs kam zum Andenken bald darauf nach München. Endlich aber im Jahre 1688, als Max Emanuel wegen Erkrankung Karls von Lothringen einziger und oberster Feldherr wurde, erstürmte er am 6. September, es war am heutigen, ewig denkwürdigen, ruhmvollen Tage vor 173 Jahren, — die Veste Belgrad, jenen damaligen Erzschlüssel gesammter Christenheit, jenes für nahezu unüberwindlich gehaltene Bollwerk. Wie immer, so auch hier persönlich kämpfend, sah man ihn an der Spitze seiner Bayern und der ihm anvertrauten kaiserlichen Truppen, auf der Bresche seinen Degen schwingend, wie er die größten Hindernisse überwand, auch bereits verwundet wurde, und wie er den Stürmenden zurief: „Schaut mich an, sehet was ich thue, folgt mir nach!“ Von den Truppen, die uns hier umstehen, waren Stammtheile des Regiments König, damals kurbayerisches Leibregiment, und das Regiment Kronprinz, damals Velhenz, ruhmvollst dabei. Und dahier zu München in unserer altehrwürdigen Liebfrauenkirche, zu deren Thürmen wir von diesem Platze aus emporblicken können, ist im Innern hoch oben an einem Pfeiler eine errungene Türkenfahne zum ewigen Andenken befestigt. Max Emanuel von Bayern war es, unser Kurfürst, der sie uns als ein bleibendes Siegeszeichen mitgebracht. Aber zwei Fahnen noch sendete er nach Rom an den Papst, denn der Sieg galt ja auch der ganzen abendländischen Christenheit, welche Jubel und Dank erfüllte. Den Türken, jenen damals stets heraufdrängenden, hartnäckigen Feinden war er furchtbar geworden. Sie nannten ihn nur den blauen König, und wo er sich zeigte, da wurde meistens ihre Kraft gebrochen. Möge uns nun dieser fürstliche Held in dem Standbilde, das ihm König Ludwig hier setzte, glorreich und hell entgegentreten, indem dessen Hülle falle!

An den hochwürdigen Herrn P. Haßlacher nach dem dritten von ihm gehaltenen religiös-wissenschaftlichen Vortrage.

Willkomm! Gesegnet sey der Tag, die Stunde,
Da Dich zu uns Dein Wanderschritt getragen:
Die schwierigsten, die fühnsten aller Fragen
Die Lösung finden sie aus Deinem Munde.

Geist ist und Herz in Dir in schönem Bunde,
Drum folgen wir mit wachsendem Behagen;
Stets heller fühlen wir im Geist' es tagen,
Seit Du uns gibst die lang ersehnte Kunde.

O fahre fort, verehrter Mann, enthülle
Der Gottheit Abgrund und der Liebe Fülle,
Sich spiegeln laß' in Deines Geistes Klarheit

Das lebenswarme Bild der ew'gen Wahrheit,
Daß wir, was glaubend wir im Herzen tragen,
In Liebe wachsend, zu erkennen wagen!

— f —

Raunigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München vom 4. September: In der kgl. Erzgießerei wird nun alsbald mit dem Guß der Reiterstatue Königs Ludwigs begonnen, wozu bereits alle Vorkehrungen getroffen sind. Auch beschäftigt man sich mit dem Guß des für Mannheim bestimmten Schiller-Standbildes, dessen Modell von Kunstkennern allgemein bewundert wird. Das großartige Portal für das Kapitol von Washington, woran seit einigen Jahren im Auftrage der Regierung der Vereinigten-Staaten gearbeitet wird, schreitet rasch seiner Vollendung entgegen und wird in etwa 14 Tagen in einem Lokale dieser Anstalt öffentlich ausgestellt werden. Man bewundert daran die herrlichsten Reliefs, welche die Geschichte der Vereinigten-Staaten von der Entdeckung Amerika's an bis auf die Freiheitskriege und die Bildung der Union, und somit die Glanzpunkte der Kulturentwicklung der neuen Welt veranschaulichen. Wir sehen da die großen Helden, die im Unabhängigkeitskriege, wie durch die Werke des Friedens für die Freiheit, Einigkeit und Größe der unter dem ruhmreichen Sternenbanner der Vereinigten-Staaten gekämpft und gerungen haben. Daß die Vollendung dieser herrlichen Kunstschöpfung in eine Zeit fällt, wo die kostbaren Errungenschaften eines Jahrhunderts von so schwerer Gefahr bedroht und von den wärmsten Freunden der Union als dem Verfalle nahe erachtet werden, bietet Stoff zu tiefen und traurigen Betrachtungen.

Redakteur: Gustav Nieffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 220 Samstag, 14. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Viertausend Franken lagen meistens in Gold und Banknoten vor ihm. Die Blicke der Umstehenden wurden immer bedenklicher und verletzender. Fast schwanden ihm die Sinne, als er Jemand sagen hörte:

„Suchen Sie doch den Namen dieses Herrn zu erfahren."

Und dennoch konnte er nicht aufhören, so lange ihm das Glück nicht wenigstens einmal den Rücken gewandt. Er setzte den vierten Theil seines Gewinnes ein und verlor endlich.

Er erhob sich, ließ dem, welcher seinen Platz einnahm, einige hundert Franken Silbergeld liegen, und blieb noch eine Weile hinter dessen Stuhl stehen. Aber man fuhr fort zu flüstern, und wohin er auch sehen mochte, überall begegnete er mißtrauischen Blicken. Man sprach nur von diesem unerhörten Glück und mehrere Personen, welche nicht zugegen gewesen waren, ließen sich den merkwürdigen Spieler zeigen. Niemals war ein Sieger durch seinen Ruhm mehr belästigt. Alexander keuchte unter dem Gewicht seines Glückes.

In einem Augenblick, als er sich weniger beachtet glaubte, versuchte er das Zimmer zu verlassen, aber noch ehe er die Thür erreicht hatte, sah er von Neuem alle Blicke auf sich gerichtet, und fast schwankend durchschritt er die doppelte Reihe seiner Opfer, denen dieser Rückzug seinerseits als Flucht galt.

Er war beschämt und wie durch eine Art Schwindel vorwärts getrieben, betrat er den Ballsaal, in welchem die Menge sich zu lichten begann. Die junge Dame, welche er vor zwei Stunden nicht anzureden gewagt hatte, war allein; er näherte sich ihr.

Sie glaubte, er wolle sie zu dem Walzer auffordern, welcher eben anfangen sollte; und schnell, noch ehe er sie anreden konnte, sagte sie:

„Ich walze niemals, mein Herr."

Alexander, fast ohne zu wissen, was er that, setzte sich neben sie und als er sah, daß sie eine Bewegung wie zum Aufstehen machte, sprach er mit flehender Stimme:

„Bleiben Sie, Madame, bleiben Sie aus Barmherzigkeit, nur einige Minuten, ... daß man glauben könne, ich hätte die Ehre, Sie zu kennen, ... sonst bin ich verloren."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?"

„Es ist mir etwas Fürchterliches begegnet. Ich habe im Spiel in einer so auffallenden Weise gewonnen, daß man an meiner Redlichkeit zweifelt. Man sucht zu erfahren, wer ich bin, und Niemand kann es sagen, denn Niemand kennt mich hier. Ich kam durch Zufall hierher, mit Herrn Fourry, welcher mich nicht vorstellte und bald sich wieder entfernte. Ich glaubte zu bemerken, Madame, daß Sie mich in der Menge auszeichneten . . . ."

„Sie täuschen sich, mein Herr . . . ."

„Ja, Madame, ja; ich habe mich getäuscht, wenn Sie wollen. Aber seyen Sie so barmherzig, mir die erbetene Güte zu erweisen. Sie sind allein, nehmen Sie meinen Arm und machen Sie mit mir einmal die Runde des Saales. Durch Sie geschützt, kann ich dann wieder erhobenen Hauptes und von ungerechtem Verdacht gereinigt, vor denen erscheinen, welche ihn zu hegen wagten. Fürchten Sie nicht, daß ich jemals Ihre Güte mißbrauchen werde. Ich kenne Sie nicht und schwöre Ihnen, daß ich niemals versuchen werde, es zu erfahren. Wenn ich Ihnen noch je begegne, so werde ich Sie fliehen, nie ein Wort an Sie richten. Willigen Sie ein Madame?"

In dem Zustande der Aufregung, in dem er sich befand, nahm er, ohne nur eine Antwort abzuwarten, ihre Hand und zog ihren Arm unter den seinigen.

„Madame," fügte er dann hinzu, „ich werde das Versprechen, das ich Ihnen gegeben, Sie nicht wieder zu sehen, gewissenhaft halten; aber erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Namen sage."

Er fühlte sie erzittern.

Darauf fuhr er fort:

„Wenig kann Ihnen, ich zweifle nicht, daran liegen, ihn zu kennen; allein es möchte Ihr künftiges Daseyn einen Tag, einen Augenblick bringen, wo die Ergebenheit eines Menschen Ihnen nützlich seyn könnte. An diesem Tage werde ich Sie wiedersehen, und Sie werden über mein Leben gebieten können. Vergessen Sie nicht den Namen Alexander Laville."

„Alexander Laville!" wiederholte sie; und ihre

Züge zeigten den Ausdruck des Zweifels und Nachsinnens.

Er führte sie durch den Saal bis an die Thür des Spielzimmers. Es war Zeit, daß er dort erschien. Verdächtige Muthmaßungen gleichen der wachsenden Lawine, und die Dame las den Argwohn auf allen Mienen. Ihre Gegenwart bewirkte eine Reaktion zu Gunsten Alexanders. Leise sprach sie zu ihm:

„Ich kann nicht länger mit Ihnen verweilen. Sie können sich jetzt entfernen."

Und ihren Arm dem seinigen entziehend, setzte sie laut hinzu:

„Herr Laville, haben Sie die Güte, sich zu erkundigen, ob mein Wagen unten wartet."

Er verbeugte sich und ging fort.

„Sie kennen diesen jungen Mann?" fragten mehrere Personen, welche die Dame kannten und überrascht waren, sie und den verdächtigen Spieler beisammen gesehen zu haben.

„Seit langer Zeit," erwiderte sie; und dann sogleich das Gespräch ändernd, sagte sie:

„Ich glaubte meinen Onkel hier zu finden, welcher mich begleitete und nun nach Hause führen soll."

„Ich habe ihn eben in dem Zimmer an der andern Seite des Saales gesehen," lautete Jemandes Antwort.

„Ich danke Ihnen; ich will zu ihm gehen."

Eine Viertelstunde später verließ sie den Ball.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft eines britischen Seemannes bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochin-China.

(Schluß.)

Endlich näherte man sich Yar-ding-ting oder Saigon. Schon der stärkere Verkehr auf den Straßen verkündigte eine große Stadt, das Betragen der Eingeborenen gegen den Fremdling änderte sich aber auf ungünstige Weise. Man starrte ihn zwar nicht mehr an, denn die Leute von Saigon verkehrten zu viel mit Europäern, als daß diese ein Gegenstand ihrer Neugierde seyn könnten; man erwies ihm aber auch keine Gefälligkeiten mehr, sondern begegnete ihm eher mit finstern Blicken. Saigon selbst, am Rand eins Sumpfes gelegen, sieht mit seinen langen Festungslinien unwohnlich und unbewohnt aus. Drinnen ist aber viel Gewühl, die Leute laufen hastig aneinander vorüber, den Kopf voller Geschäfte. Die Stadtmauer ist aus Steinen erbaut, 40' hoch, 30' breit von einem tiefen 100' breiten Graben geschlossen, aber nur von sieben schwachen Forts vertheidigt. An der Stadt vorüber fließt der Dongmai, ein breiter muntrer Strom, welcher noch etliche Meilen oberhalb die größten Schiffe zu tragen vermag. Saigon ist daher die zweite Stadt und der erste Handelsplatz des Reiches, daher auch der Sitz eines Vizekönigs, gewöhnlich eines Prinzen von Geblüt. Einschließlich seiner 30,000 Fremden, nämlich Chinesen, Siamesen, Malayen und Cambodschen, besteht die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte aus 80,000 Köpfen. Hunderte von chinesischen Dschunken und ebenso viele siamesische, aber nur wenige europäisch gebaute Fahrzeuge, letztere sämmtlich im Besitz chinesischer Rheder aus Singapur, legen jährlich vor Saigon an. Europäer und ganz besonders Franzosen werden argwöhnisch fern gehalten, und so wurde selbst Brown nicht in die Stadt gelassen, sondern mußte in einem großen Thorwachthause bleiben. Es dauerte nicht lange, so fühlte er sich von einem Wechselfieber ergriffen, und als dieses ihn nach neun Tagen nicht verließ, begehrte er einen einheimischen Arzt. Der Künstler ließ nicht warten, und sey es nun, daß er ein heimlicher Christ war, oder er den Kranken nur nach christlicher Façon behandeln wollte, er begann mit Hülfe eines Kreuzes und unter Kreuzschlagen seine Beschwörungen. Zuletzt jedoch verschrieb er ein Heilmittel. Es bestand aus Kräutern von starkem üblen Geruch, die in einen Napf mit Wasser geworfen und dem Patienten in diesem Geschirr zwischen die Schenkel gestellt wurden. Man bedeckte ihn dann mit Matten und zwang ihn eine Stunde lang zu schwitzen. Diese Kur wurde vier Tage fortgesetzt, und der Kranke fühlte sich, solange dieses Verfahren beobachtet wurde, fieberfrei.

Da sich vor Saigon kein europäisches Schiff befand, so kam nach 11 Tagen der Befehl, den Briten nach dem Hafen Artienting, oder wie er in Europa besser gekannt ist, nach Con-kow, 200 englische Meilen südwestlich von Saigon zu schaffen. Wegen seiner Fieberzustände bewilligte der Quong unserm Verfasser ein Boot mit sechs Rudern, welches auf den Kanälen nach Con-kow fahren sollte, auch wurde der Patient mit Thee, Zucker, allerhand Lebensmitteln und als Taschengeld mit 10,000 Blechmünzen ausgestattet, über deren richtigen Empfang er quittiren mußte. Am 12. Juli verließ er Saigon, und bei dieser Gelegenheit sah er etwas von der Stadt und ihren Vorstädten, in welchen letztern namentlich viel Cantonesen und Fukienleute verkehrten. Beide Ufer des Stomes sind mit Magazinen besetzt, die sich füllen und leeren. Zucker und getrocknete Fische schienen die vornehmsten Exportgüter zu bilden.

Auf seiner Kanalfahrt sah Brown nur wenig, da er wegen seines Fiebers, die meiste Zeit in der Kajüte des Bootes zubrachte. Am sechsten Tage erreichte sein Ruderschiff den großen Cambodscha-Fluß (Mekiang), die Gränze zwischen Cochinchina und Cambodscha. Auf dem eine englische Meile breiten Wasser tummelten sich

zahlreiche malayische Canoes. Auch unterscheiden sich die Eingebornen von den Cochinchinesen durch ihre beinahe schwarze Hautfarbe und die gänzliche Abwesenheit von Kleidungsstücken. Den nächsten Tag erreichte man eine größere Stadt, deren Namen der Reisende jedoch nicht angibt, und wo er wieder von den Einwohnern mit liebevoller Freundlichkeit bewirthet wurde. Wahrscheinlich machte Saigon in Bezug auf seine Ungastlichkeit nur deßwegen eine Ausnahme, weil die vielen dort seßhaften Chinesen die Eingebornen mit ihrem blinden Europäerhaß angesteckt haben. Am nächsten Reisetage begegnete man einer Kriegsdschunke unter Segel, die ihre Enterhaken nach der Barke warf und diese heranzog. Fünf Bewaffnete sprangen an Bord, welche das Schiff zu durchsuchen begannen. Schon fürchtete der vielgeprüfte Seemann, noch einmal in die Hände von Piraten gefallen zu seyn, als es sich ergab, daß man einem einheimischen Küstenwächter begegnet war. Der Mandarin der Dschunke ließ sich die Pässe zeigen, und wurde sehr höflich, als er den Tschop des Quong von Saigon sah. Die Nächte auf dem Strom waren wegen der zahlreichen Moskitos mit Höllenqualen gewürzt, und freudig begrüßte daher der Fieberkranke am 26. Juni 1858, 14 Tage, nachdem er Saigon verlassen, Artienting oder Con-kow, einen kleinen befestigten Platz mit geräumigen Vorstädten. Auch hier fehlte es nicht an Magazinen und einem äußerst regen Verkehr, denn dort werden die Ausfuhren des Landes, Zucker, Reis, Salz, getrocknete Fische, Seide, Baumwolle, Gummigutt für die europäischen Fahrzeuge auf Lichterschiffe geladen, denn es ist jenen nicht erlaubt, bis nach Con-kow zu kommen, sondern sie müssen 30 englische Meilen abseits auf der unsichern Rhede von Campat ankern. Der jährliche Umsatz beträgt eine Million Dollars an Ausfuhren, gegen kaum 100,000 Dollars in Einfuhren, an Baumwollen-, Wollen-, Messerschmiedwaaren und Opium. Letzteres wird den Verboten zum Trotz mit Hülfe chinesischer Unterhändler ins Land geschmuggelt. Etwa sechzig Fahrzeuge unter europäischen Flaggen kommen jährlich nach Compat, und auf einem von diesen, dem „Punch," hatte der Quong von Con-kow einen Platz nach Singapur für Brown gemiethet. Er hatte, als er von den Cochinchinesen Abschied nahm, 5000 Blechmünzen in der Tasche, so wie einen seidenen noch nicht gebrauchten Anzug in Vorrath, so daß er, wenn er auch mancherlei, theils durch die Landesgewohnheiten, theils durch Klima zu leiden gehabt hatte, doch dankbar scheiden mußte. „Käme," schließt daher der Verfasser, „ein Cochinchinese entblößt nach England, und erhielte er dort englische Kost, Obdach und Kleider, so würde ihm dieß Alles eben so seltsam und unbequem erscheinen, wie mir ihre Art zu leben und sich zu kleiden gewesen ist. Sonst war ich aber mit ihrem Betragen zufrieden, und bis zu meinem Tode will ich dafür zeugen, daß die Cochinchinesen ein menschenfreundliches und gastfreies Volk sind, und in jeder Beziehung höher stehen als ihre Nachbarn, die Chinesen."

Mannigfaltigkeiten.

So eben ist folgender Aufruf erschienen, zu dessen Weiterverbreitung wir gern beitragen: „An das deutsche Volk. Es ist in unsern Tagen in Deutschland die Idee für Errichtung volksthümlicher Ehrendenkmäler mehr als jemals zur That geworden; man sucht durch große bedeutende Bauwerke, Bildsäulen und Denksteine die Erinnerung an große Männer und große Thaten für die Nachwelt zu erhalten. So ist der Gedanke an die Denkmäler für Arndt, Jahn, Stein ꝛc. entstanden und gewiß von jedem Vaterlandsfreunde mit Freuden begrüßt worden. Dabei ist aber vergessen, daß noch eine Ehrenschuld abzutragen ist, daß noch ein ächtes Volksthumsdenkmal unvollendet daliegt und seiner Vollendung wartet: das Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde! Wenn das deutsche Volk so viele Erinnerungszeichen aufrichtet, dann dürfte es wohl an der Zeit seyn, daß es jetzt auch an das längstbegonnene denkt und, wenn es die Vollendung nicht bis zum jüngsten Tage aufschieben will, sofort rüstig zum Werke schreitet. Wir, die Unterzeichneten, haben uns zusammengethan, um hieran zu erinnern; wir bitten und ermahnen jeden Deutschen, nach Kräften zur Vollendung des Werkes beizutragen. Deßhalb fordern wir auf, Vereine zu diesem Zweck zu bilden und etwaige Anzeigen oder Briefe an Albert Delius (in Firma E. A. Delius u. Söhne) in Bielefeld oder Wilhelm Angerstein in Köln zu richten. Wir bemerken gleichzeitig, daß in Bielefeld seit Jahren ein solcher Verein besteht, welcher erbötig ist, Geldbeiträge unter der Adresse „An den Hauptverein zur Vollendung des Hermanns-Denkmals zu Händen der Herren Belhagen und Klasing in Bielefeld" entgegenzunehmen und darüber öffentlich Rechenschaft abzulegen. Schließlich ersuchen wir alle deutschen Zeitungen, diesen Aufruf freundlichst in ihre Spalten aufzunehmen. Düsseldorf, 25. August 1861. Wilhelm Angerstein aus Köln. Ludwig Berger, Kaufmann aus Witten a. d. Ruhr. Albrecht Delius, Seiden-Fabrikant aus Bielefeld. Ludwig Huber, Bürgermeister aus Bielefeld. Ludwig Jüngst, Professor aus Bielefeld. Klasing, Buchhändler aus Bielefeld. Dr. F. A. Lange aus Duisburg. — Die „Köln. Ztg." bemerkt dazu: „Die Sammlungen und der Bau des Hermanns-Denkmals wurden gegen Ende der dreißiger Jahre eingeleitet, 1841 erfolgte die feierliche Grundsteinlegung und 1846 wurde der Grund- und Unterbau in der bekannten Gestalt des Säulentempels beendet. Seit jener Zeit ruht die Arbeit. Um dem deutschen Volke das Eigenthumsrecht an dem un-

vollendeten Werke sicher zu stellen, hat später das in Detmold bestehende Komite sich selbst unter Wahrung der nationalen Rechte zum Eigenthümer durch einen gesetzlichen Aktus bestellt und darüber eine Urkunde ausfertigen lassen. Der Bildhauer v. Bandel in Hannover, der ideale Schöpfer des Denkmals, ist bereit, das Werk fortzusetzen. Plan und Kostenanschlag liegen fertig, doch können dieselben, da zur Vollendung der Statue des Hermann, von welcher auch bereits einige Theile fertig, jedoch bis jetzt noch leider verpfändet sind, nach diesen noch 20,000 Thlr. erforderlich sind, nach Umständen noch modifizirt und in ein passendes Verhältniß zu den gesammelten Beiträgen gebracht werden. In Westphalen und besonders im Lippe'schen wird thätig und tagtäglich gesammelt und steht die Beendigung in nicht zu ferner Aussicht, wenn das deutsche Volk auch in dieser Beziehung die vaterländische Idee, seinen eigenen Ruhm, seine Ehre und Pflicht nicht vergißt."

Aus Ostende wird folgender Vorfall berichtet: In Brüssel lebt ein ehemaliger Schreiber beim Friedensgericht, Namens Mestrieau, der vom Justizminister Tesch vor zwei Jahren wegen unmoralischen Lebenswandels abgesetzt wurde. Dieser ehrenwerthe Herr hat seitdem ein Dutzend Broschüren gegen Herrn Tesch losgelassen. Noch mehr, er verfolgt ihn auf Schritt und Tritt mit einem starken Rohrstock bewaffnet, den er zwischen den Fingern spielen läßt. Schon mehr als einmal hat man den Minister auf seinem Wege zur Kammer in dieser seltsamen Begleitung gesehen. Da Herr Tesch nun in Ostende baden wollte, war Mestrieau ihm dahin gefolgt und bekleidete ihn tagtäglich mit seinem Rohrstock auf den Deich. Der Bürgermeister in Ostende wollte seinen Eifer zeigen und ließ einen Gendarmen hinter Mestrieau hergehen, mit dem Befehl, ihn keine Minute zu verlassen. Mehrere Tage sah man so den ehemaligen Gerichtsschreiber auf dem Deich umherspazieren, gefolgt von einem Gendarmen, was viele Fremde beunruhigte, so daß der König von Preußen, dem davon zu Ohren kam, dieses Individuum wahrscheinlich für einen zweiten Becker hielt und den Bürgermeister rufen ließ. „Wenn Sie," sagte er zu ihm, „diese Vorsichtsmaßregel meinetwegen getroffen haben, so bitte ich Sie, dieselbe aufzugeben, denn sie ist vollkommen unnöthig." Der Bürgermeister erzählte dem König die Geschichte, der sehr darüber gelacht und ausgerufen haben soll: „Der arme Herr Tesch!" Der Minister aber ärgerte sich zuletzt über diese beständige Begleitung und entschloß sich, Ostende zu verlassen und nach Spa zu gehen. Der Erste, der ihm beim Aussteigen aus dem Zuge dort begegnete, war — Mestrieau.

[Verschiedene Heilmittel.] Auf einem Maskenballe, zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Arzneiwaaren ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Madagaskar-Oel für Diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für Diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunderfalbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohrenbalsam für Diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für Diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mixtur gegen die Einseitigen. — Peruanischer Balsam zur Einreibung für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflösende Pillen für verhaltene Seufzer. — Kühlender Saft für Diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Niederschlagendes Pulver für zu hohe Ansprüche. Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Milch, um seine ungerechten Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für Diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Flüssigkeit, um dem Mantel der christlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

Man hat kürzlich in Frankreich einige Versuche angestellt, zu erfahren, wie lange Pferde unter besondern Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben können. Man hat dadurch folgende Resultate erlangt: Ein Pferd kann 25 Tage ohne feste Nahrung leben, wenn es nichts als Wasser trinkt. Es kann nur 5 Tage leben, wenn es feste Nahrung, aber nichts zu trinken hat. Hat es 10 Tage lang festes Futter, aber ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt. Diese Fakta zeigen die Wichtigkeit des Wassers in der Erhaltung der Pferde und wie dieselben darnach verlangen müssen. Ein Pferd, dem man drei Tage lang kein Wasser gegeben hatte, trank 11 Gallonen (gegen 90 Schoppen) in drei Minuten.

Aus den Untersuchungen von 623 menschlichen Schädeln hat sich ergeben, daß die teutonische oder angelsächsische Race das größte Hirn besitzt, die alte peruanische und australische dagegen das kleinste. Die wilden amerikanischen Stämme haben ein größeres Hirn als die halbzivilisirten Peruaner und Mexikaner. Die alten Aegypter hatten das kleinste Hirn von irgend einer kaukasischen Race, ausgenommen die Hindu.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 221 Sonntag, 15. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

4.

Alexander Laville durchschritt, sobald seine Beschützerin ihm die Möglichkeit eines ehrenhaften Rückzuges verschafft hatte, den Saal, und eilte, sich in seinen Mantel wickelnd, auf die Straße; er ging wie ein Trunkener und tausend Gedanken durchwirbelten sein Gehirn. Der eisige Nachtwind schlug ihm ins Gesicht; er mußte stillstehen, um freier athmen zu können.

Was er an diesem Abende erlebt, erschien ihm wie ein Traum; das Geräusch des Balles summte noch in seinen Ohren, er sah sich noch beargwöhnt, auf dem Punkte beschimpft zu werden, ohne die Anschuldigung sofort siegreich wiederlegen zu können; und wenn er der unverhofften Hülfe gedachte, welche ihm zu Theil geworden, so fragte er sich, durch welche Eingebung ihm der Gedanke gekommen sey, einen solchen Schutz zu beanspruchen, und welches Interesse diese Frau vermocht, ihm denselben zu gewähren. Seine Stimme war allerdings flehend gewesen und hatte in ihrem Ton den unverkennbaren Ausdruck der Wahrheit gehabt; ein Antrieb der Großmuth dürfte ebenfalls ihre Bereitwilligkeit erklären können, wenn sie nicht schon bei seinem ersten Anblick so viel Verwirrung gezeigt hätte. Warum diese forschenden Blicke, welche ihn so oft verfolgten? Es lag ein Geheimniß darin, in dessen Abgrund sein in vergeblichen Muthmaßungen sich erschöpfender Geist sich völlig verlor.

Alexander war mit einem bemerkenswerthen Aussehen begabt. Seine regelmäßigen Züge trugen den Ausdruck des Edelsinnes und unbefleckter Offenheit; seine großen, dunkelblauen Augen glänzten mit einem gleich sanften wie durchdringenden Strahl; seine Manieren sowohl, als Kleidung waren die eines mehr durch seinen Charakter, als durch Reichthum ausgezeichneten Mannes, und gefielen gerade durch ihre Einfachheit, welche eine unstudirte Eleganz nicht ausschloß.

Konnte die Unbekannte aber nur die Zeit gehabt haben, alles dieses zu bemerken? Wenn sie ihn nicht schon früher, bei einer Gelegenheit, die er nicht kannte, und welche sie sich nicht mehr deutlich erinnern konnte, gesehen hatte, wie konnte er vermuthen, daß ein Wesen, so jung, schön und reich, ohne Zweifel von Huldigungen und Schmeicheleien umgeben, plötzlich eine jener unwiderstehlichen Leidenschaften sollte empfunden haben, welche zuweilen dem Herzen entspringen, wie der im Kiesel schlummernde Funke, beim ersten Stoß, der ihn hervorrufen soll!

Dennoch, indem er weiter grübelte, konnte er sich überzeugen, daß es gewisse Umstände gibt, unter denen die Seele vorbereitet ist, vertheidigungslos eine Umwälzung zu erfahren, welche sie noch einen Augenblick vorher nicht für möglich gehalten hätte.

Aber er wollte diese Vorstellung nicht bereitwillig in sich aufnehmen, vielleicht in der Furcht, sie später wieder aufgeben zu müssen; und so fuhr er fort, achtlos auf seine Erregtheit, welche ihm die Vorfälle des Abends bis ins Wunderbare vergrößerte und verklärte, sich mit dem Auffinden einer anderen Enträthselung abzumühen.

Der auf die Dame hervorgebrachte Eindruck, ihr von ihm bemerktes unfreiwilliges Erbeben und ihre unwillkürliche Ueberraschung, als er seinen Namen nannte, standen sie mit einem Irrthum in Verbindung oder mit einem Geheimniß, in dessen Besitz sie ihn glauben mochte?

Er überblickte sein vergangenes Leben, seinen Aufenthalt in Amerika; er stieg Tag für Tag, Schritt um Schritt die letzten Jahre zurück, aber sein Gedächtniß gab ihm keine einzige ungewöhnliche Begebenheit, deren Zeuge oder Vertrauter er gewesen wäre. Zuweilen auch dachte er, daß der Zufall ihn vielleicht einem andern, bis dahin ungekannten Geschick verbinden wollte; daß der Dienst, den man ihm erwiesen, nur deßhalb um so bereitwilliger gewährt worden, weil die Ergebenheit, welche er gelobt, bald auf die Probe gestellt werden sollte.

Seine Phantasie betrat dann mit ausgebreiteten Fittichen eine Welt der Illusionen, seltsamer Ideen und phantastischer Abenteuer. Alle diese Vermuthungen waren eben so wohl gleich unwahrscheinlich als sie sich eben so wohl bewahrheiten konnten.

Während sein Geist hin- und herirrte, blieb Alexander, der Kälte nicht achtend, welche ihn immer mehr durchdrang, auf derselben Stelle stehen. Schon zog die

Digitized by Google

Liebe, ohne daß er es sich gestand, in sein Herz. Das Geräusch eines Wagens riß ihn für dießmal aus seiner gefährlichen Träumerei, und kaum hatte er den Kopf nach der Richtung desselben gewandt, so flog ein elegantes Gefährt mit der Schnelle des Blitzes an ihm vorüber. Die Fenster desselben waren geschlossen. Ein Luchs hätte darauf verzichtet, ins Innere zu blicken; allein der junge Mann sah deutlich, zwar mit andern Augen als denen des Kopfes, den Schimmer einer Diamantenähre auf der Stirn der reizenden Unbekannten. Es war ein plötzlicher Glanz, eine letzte Lichterscheinung in der Dunkelheit.

Das Geräusch des Wagens verhallte, und Alexander erreichte zu Fuß und trübselig das bescheidene Gemach, welches er in einer öden Straße des Faubourg Saint-Germain bewohnt. Die Nacht war weit vorgerückt, dennoch brauchte er noch längere Zeit, um einzuschlafen, und während dieses Schlafes erfüllte ein einziger Gedanke seine Träume, erschien ein einziges Bild vor seinem Geiste.

In wenigen Augenblicken hielt der Wagen, den Alexander hatte vorübereilen sehen, vor einem Hotel in der Rue du Helder. Eine Stunde später saß die Dame, welche darin nach Hause zurückgekehrt war, noch wachend in ihrem Schlafzimmer am Kamin.

Gabriele Lascourt hatte, nachdem sie sich ihrer Balltoilette entledigt, ihre Zofe entlassen. In eine seidenweiche Causeuse versenkt, bestrebt sie sich, nachdem sie gefunden, daß der Schlaf sie nicht aufsuchen wollte, in der Lektüre eine schirmende Zerstreuung gegen die Gedanken zu finden, welche sie verfolgten.

Allein nur ihre Augen waren bei dem Buche, und bald sank dasselbe aus ihren Händen auf die Kniee. Sie blieb in tiefem Nachsinnen befangen und ihr starrer Blick unterschied keinen der sie umgebenden Gegenstände. Alles war für sie verschwunden, sogar das Schweigen und die Einsamkeit ihres Gemaches. Es däuchte ihr, als ob die lärmende Menge sie noch umgäbe, und inmitten dieser fremden oder befreundeten Gesichter erblickte sie immer und immer wieder ein edles, jugendliches Antlitz mit blauem, strahlendem Auge, erhebte sie von Neuem beim Klange des Namens Alexander Laville.

Ihre Zerstreutheit war so groß, daß sie das Rollen eines Wagens im Hofe überhörte, so wie der Ton von Schritten, welche sich ihrem Zimmer näherten.

Es klopfte leise an ihre Thür.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es, liebe Gabriele,“ erwiderte die Thür halb öffnend ihr Gatte, Herr Eugen Lascourt, „ich kam so eben nach Hause und Deine Kammerfrau, welche noch Deine etwaigen Befehle erwartet, sagte mir, daß Du nach der Rückkehr vom Balle hättest wach bleiben wollen. Deßhalb wage ich, in dieses Zimmer einzudringen, ohne erst die Erlaubniß eingeholt zu haben. Muß ich Dir nicht danken . . .“

„Und wofür?“ fragte sie.

„Für die Ursache Deines Aufbleibens,“ entgegnete lächelnd Herr Lascourt. „Wenn eine Frau zu ihrer Dienerschaft sagt, sie wolle nicht schlafen, obwohl es spät und sie ermüdet ist, so gibt sie dem Gatten das Geheimniß dieser Sprache zu errathen, und ich habe es errathen. Hast Du nicht gewünscht, noch mit mir zu plaudern, da wir uns den ganzen Tag nicht gesehen haben?“

Gabriele hatte ihren Platz wieder eingenommen. Ihr Mann rückte einen Fauteuil herbei und setzte sich ihr gegenüber.

Wenn jemals eine Frau sich in der Lage fand, durch ihr Glück Neid zu erregen, so war es Madame Lascourt. Auch bei der sorgfältigsten Durchforschung jedes Augenblickes ihrer Existenz hätte sich nicht die geringste Spur eines Kummers, oder auch nur der leichtesten Widerwärtigkeit herausfinden lassen. Ihr Leben war in jeder Art beworrechtigt. Sie brauchte es nur Tag um Tag vorbeigleiten zu lassen, ohne Bedauern der Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft.

Als junges Mädchen hatte sie heimlich, mit einer Neigung unschuldig und ruhig wie die Freundschaft, den Mann geliebt, welcher später ihre Hand begehrte und erhielt. Die Ehe welche so oft zur unmoralischsten Spekulation herabgewürdigt wird, war für Gabriele frei von Betrug und Heuchelei geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münchener Thierschutzverein,

im Jahre 1841 gegründet, feiert in diesem Jahre noch seinen 20. Geburtstag. Er liefert den Beweis, wie viel ein Mensch erreichen kann, wenn er, den irrigen Ansichten und den Vorurtheilen seiner Zeit mit einer richtigen Idee entgegentretend, diese mit Muth und Beharrlichkeit verfolgt. Der Verein trat, mit Hohn, Spott und Hindernissen der verschiedensten Art begrüßt, sogleich zur Zielscheibe für die erbärmlichsten Witze an öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Blättern auserkoren, und, kaum geboren, auch schon mit direkter Bosheit bekämpft, in die Welt. Mit größter Mühe und durch wenige Freunde unterstützt, konnte sein Gründer Hofrath Perner ein Paar hundert Mitglieder zusammenbringen (zusammen betteln, dürfte man sagen), und nur indem er aus eigenen Mitteln mehrere tausend Gulden vorschoß, wurde es ihm möglich, eine große Anzahl der ersten Schriften drucken und verbreiten zu lassen.

Der Münchener Verein, an dessen Spitze Prinz Adalbert steht, ist jetzt nicht nur der weitaus größte, der existirt, sondern durch ihn wurden auch alle andern

europäischen Vereine mit Ausnahme des Vereins in London und 2 oder 3 deutscher, von denen wieder ein Paar als bloße wieder aufgegebene Versuche erschienen, ins Leben gerufen, theils direkt, durch Mittheilungen von Schriften, Formularien, Information, in einzelnen Fällen auch durch Geldunterstützung, theils indirekt. Er selbst zählt jetzt theils in München und etwa 150 Filialvereinen in Bayern, theils im Auslande (und auch dort zum Theil in Filialvereinen) in runder Summe 6000 Mitglieder, hierunter eine Menge aus den höchsten Ständen.

In das Innere oder Materielle der Thätigkeit des Vereins, so wie der ausländischen Vereine näher einzugehen, gestattet hier der Raum nicht; wir müssen auf die ein reichhaltiges Material enthaltenden Vereinsschriften und Bekanntmachungen hinweisen. Nur das soll herausgehoben werden, daß diese Schriften in hunderttausenden, theilweise in Millionen von Exemplaren, und schon unzähligemal übersetzt ins Französische, Italienische, Schwedische und viele slavische Sprachen, in unzähligen Ländern, auch außereuropäischen, verbreitet wurden, und daß, wenn der Verein sonst gar nichts, als das Vorurtheil gegen den Genuß des Pferdefleisches, mit Erfolg bekämpft, er schon ein unschätzbares Verdienst um die Menschheit sich erworben hätte. Er hat hiedurch die Summe der menschlichen Nahrungsmittel mit dem Fleische von einem der größten, gesündesten, reinlichsten und reinlichst gehaltenen Thiere — dieses selbst zugleich von einem gränzenlos elenden Alter befreiend — in einem so reichen Maße vermehrt, daß der Gewinn jetzt schon, in so kurzer Zeit, sich nach Millionen von Zentnern berechnet. Die Berichte geben hierüber weitläufige statistische Anhaltspunkte, obwohl sich natürlich nicht Alles berechnen läßt. Nur ein Paar Beispiele aus der allerjüngsten Zeit. Nach dem „Hannover-Kurier“ wurden in der Stadt Hannover allein im Jahre 1860 254 Pferde geschlachtet und lieferten 70—80,000 Pfund Fleisch und Fett für den menschlichen Konsumo, was der Ernährungskraft von etwa 240,000 Pfund entspricht, und seit 16 Jahren besteht, vom Thierschutzverein eingeführt, bereits die Pferdeschlächterei in Hannover. Durch den Filialvereinsvorstand Kordier in Ebersberg, einem Marktflecken bei München, veranlaßt, lieferte die Pferdeschlächterei in einem Theile des kleinen einschlägigen Bezirkes im Jahre 1860 von 42 Pferden 12,600 Pfund Fleisch ohne das Fett. Und so in einem großen Theil von Europa.

Doch bildet die Pferdefleischfrage, vom Münchener Verein siegreich gelöst, nur einen einzigen Radius von der Gesammtthätigkeit, die von München als dem Zentralpunkte aus über Europa, und schon in andere Welttheile, sich ergoß, überall auf allen möglichen Wegen dem gemeinschaftlichen Ziele entgegenstrebend, Mitleid mit den Schwächern und hiemit wahre Humanität zu verbreiten, dieses Ziel bei den Erwachsenen und besonders bei der Jugend, bei der ersten Erziehung, zu erreichen, und der ganzen Welt, vor Allen den mächtigsten und Einflußreichsten, den so lange und so unbegreiflich verkannten Satz klar zu machen: „daß die Grausamkeit gegen die in die menschliche Gewalt gegebenen Thiere das Gemüth auch gegen die Menschen verhärtet.“

So wenig hier alle die zahllosen einzelnen Wege zu diesem Ziele, alle die verschiedenartigen Mittel für den hochwichtigen Zweck, eben so wenig können hier die Personen alle bezeichnet werden, die sich durch besonderen Eifer und durch besondere Opfer hervorgethan haben.

Alle die Thierschutzvereine und ihre Zweigvereine arbeiten gemeinschaftlich mit dem Münchener Verein durch Einwirkung auf die Schulen, auf die Erziehung überhaupt, so wie auf die öffentliche Meinung, in Predigten, Kindervereinen, in landwirthschaftlichen Vereinen, in thierärztlichen Richtungen, in der Presse, auf dem Theater, in Kalendern, durch Uebersetzungen der Münchner, Wiener und andern Schriften, und durch Einfluß auf die Gesetzgebung und die Behörden. Bayern hat weitaus die größte Anzahl von Verordnungen erlassen, und diese werden im Auslande allmälig überall nachgeahmt, modifizirt natürlich nach Umständen, Landes- und Lokalverhältnissen. Die „loi Gramont“ in Frankreich, fast wörtlich aus Münchener Schriften entnommen, gilt schon längst für alle französischen Kolonieen in allen Welttheilen.

Zwanzig Jahre, wie kurz ist diese Spanne Zeit für die Weltgeschichte! Wer kann die Folgen der von dem Verein in die Welt gestreuten Idee, „Grausamkeit gegen die uns untergeordneten schwächern Wesen hat von jeher das Gemüth auch gegen die Menschen verhärtet,“ für die Unermeßlichkeit der Zukunft berechnen?

Ueber die Bewohnbarkeit neuerbauter Häuser.

In den Verhandlungen der norwegischen ärztlichen Gesellschaft bringt Professor Holst die Frage über die Bewohnbarkeit neuerbauter Häuser in Anregung. Es ist eine alte und allgemein anerkannte Wahrheit, daß der längere Aufenthalt in einer feuchten Kalkatmosphäre für die Gesundheit äußerst schädlich sey, und daß deßhalb neugemauerte Wohnungen erst dann bewohnt werden sollen, wenn sie vollkommen trocken sind. In Oesterreich besteht die Verordnung, daß jedes neugebaute Haus erst dann bewohnt werden darf, wenn es von einer aus einem Techniker, einem Arzte und Administrativbeamten bestehenden Kommission für bewohnbar erklärt worden ist. Wenn diese Kommission nun bei sehr trockenem Wetter, offenen Fenstern und Thüren in den vorher geheizten und gelüfteten Zimmern an der Oberfläche der Mauern keine nassen Stellen und keinen Kalkgeruch wahrnimmt, steht sie in der Regel nicht an,

das Haus für bewohnbar zu erklären, ohne weiter darauf zu achten, ob die Austrocknung der nach der bestehenden Bauordnung zwei bis drei Fuß dicken, aus Steinen aufgeführten Mauern vermöge des Zeitraums, der seit Ausführung des Baues verflossen ist, auch nur annähernd möglich sey oder wie sich die Wände der Zimmer wohl erhalten würden, wenn die Fenster und Thüren durch einige Stunden oder eine Nacht hindurch geschlossen gehalten würden. Während in andern Ländern neue Gebäude vielleicht einige Jahre lang stehen müssen, bevor sie bewohnt werden dürfen, kommt es in Norwegen nicht selten vor, daß Neubauten schon nach einigen Monaten, ja selbst nach wenigen Wochen für bewohnbar erklärt werden — zum großen Nachtheil der Bewohner. Aber selbst ein ziemlich lange gemessener Zeitraum genügt noch nicht, um allen Nachtheil fernzuhalten, was man leicht aus dem dabei stattfindenden chemischen Vorgange ersieht. Wenn der Kalk gelöscht wurde (wie er als Baumaterial benutzt wird) hält er fest an dem Wasser, mit dem er gelöscht wurde, und läßt dasselbe nicht früher fahren, als bis er Zeit gehabt hat, sich mit der nöthigen Menge Kohlensäure zu verbinden. Zeit, Wärme, Luftzug u. s. w. machen also für sich allein die Wohnung noch nicht trocken und unschädlich; es gehört dazu eine gewisse Menge Kohlensäure. Die menschlichen Athmungswerkzeuge, die allerdings immerwährend Kohlensäure erzeugen, werden aber doch fürwahr nicht als die tauglichsten Maschinen angesehen werden, um jenen Zweck zu erreichen. Billiger, schneller und ohne Beschädigung der menschlichen Gesundheit kann Dieß nach Dr. Flecks Methode mittelst Verbrennen von Holzkohlen oder Coaks bewerkstelligt werden. Binnen 8 Tagen kann durch diese Methode, wobei die erzeugte Wärme die Austrocknung befördert, ein Zimmer bewohnbar gemacht werden. Sechs Pfund Kohlen entwickeln 22 Pfund Kohlensäure, zu denen ungefähr 1500 Kubikfuß Luft verbraucht werden; 22 Pfund Kohlensäure sind im Stande, nahezu 37 Pfund Kalkhydrat zu zerfetzen und in kohlensauren Kalk umzuwandeln. Dieß genügt zur Austrocknung eines mittelgroßen Zimmers. Wird dieser Prozeß zwei bis dreimal wiederholt und das Zimmer durch einige Tage dem Luftzuge ausgesetzt, so kann Letzteres als bewohnbar angesehen werden.

Mannigfaltigkeiten.

In Ansbach ging der Haupttag des Königsschießens bei herrlichstem Wetter vorüber. Von der Lindenallee des königlichen Hofgartens aus entwickelte sich der Festzug durch die Stadt zum Festplatz. Der Zug war in drei Abtheilungen, jede unter Vorantritt eines Musikkorps, eingetheilt, und hatte derselbe eine Ausdehnung von einer viertel Stunde. Den Glanz des Festzuges bildete unstreitig die große Betheiligung der Damen und der Gewerbsinnungen. Auch unter den vielen Fremden herrschte nur eine Stimme darüber, daß ein „Volksfest," welches den Namen eines solchen mehr als das dortige verdiente, sich nicht wohl denken läßt.

[Buchstäblich wahr.] Eine in der jüngsten Zeit an einen deutschen Monarchen gerichtete Bittschrift eines Landmannes trug die folgende Adresse: „J. Hochwohlgeboren Herrn Königl. Majestät des Königs und seiner Gemahlin Ehefrau in ** (Zum allerhöchsten Selbsterbrechen.")

Charade.

Die erste Sylbe.

Wohl zittert Alles, wenn ich walte
Und Berg und Thal erdröhnen laut,
Und Städte beben, wenn ich schalte,
Und Vesten, mir zum Trotz gebaut.

Das letzte Paar.

Ich bin ein leichtes sanftes Wesen,
Und bin so heimlich, traut und still,
Und das zu deuten auserlesen,
Was jedes Mädchen weiß und will.

Alle Drei.

Doch möcht' es wieder, traun! erliegen,
Wenn wir, von starker Hand gepaart,
Uns wollten an die Schwache schmiegen,
Wir, ein Gemächt ganz andrer Art.

Vermag doch selbst im Männerkreise
Jetzt selten einer uns're Wucht,
D'rum wird es nach beliebter Weise
Mit Pappe vor der Hand versucht.

Auflösung der Homonyme in Nro. 218:

Stern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 222 Dienstag, 17. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Eugen Lascourt war ein Freund ihrer Familie, sie hatte mit ihm, als Gegengabe ihrer Jugend und Schönheit und ihres Vermögens, das Glück gesucht und gefunden.

Thätig, gewandt, mit besonderem Geschäftsgenie begabt, erfolgreich wie alle Leute, welche den Werth der Zeit kennen und reussiren wollen, welche bei ihren Anstrengungen nur ein Ziel vor Augen sehen, von dem keine Verlockung sie abwendig machen kann, hatte Lascourt, ohne eigenes Vermögen, ohne mächtige Beschützer, sich selbst allein zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen. Er hatte es beschlossen, reich zu werden, und sobald er als Frucht seiner Arbeit eine bedeutendere Summe in Händen hielt, war es ihm gelungen, ein Bankhaus zu gründen.

Gabrielens Mitgift hatte ihn in den Stand gesetzt, seinen Geschäften einen größeren Aufschwung zu geben, und während der fünf Jahre seiner Ehe hatte das Glück ihn nicht für einen Augenblick verlassen.

Alles, was er berührte, wurde Gold unter seiner Hand, und seine Betheiligung an einem Unternehmen sicherte deren Gelingen. Niemals hatte ein Argwohn den Ruf seiner Redlichkeit getrübt. Auch machte er von seinen Reichthümern den besten und edelsten Gebrauch. Seine Wohlthaten hatten seiner ganzen Familie aufgeholfen, welche arm war.

Die drei Kinder seines viel ältern Bruders verdankten seiner Freigebigkeit ihre Erziehung; er hatte sogar eine der beiden Töchter bei ihrer Verheirathung reichlich ausgesteuert und man zweifelte nicht, daß die andern dasselbe erhoffen durften.

Die Sorge um seine Geschäfte, sein stets wachsender Thätigkeitskreis, erlaubten ihm nicht so oft bei Gabriele zu seyn, als er es wünschte; allein er setzte ein unbeschränktes Vertrauen in sie, und ließ sie freie Herrin ihrer Zeit und ihrer Handlungen.

So hatte sie sich auch an diesem Abende, in Begleitung eines Onkels, zu jenem Hochzeitsball begeben, während er seinerseits einen Theil der Nacht damit zugebracht hatte, mit andern Unternehmern die Chancen einer neuen und ungeheueren Spekulation auszurechnen.

In den Augen der Welt, welche die Gatten nur selten beisammen sah, glich diese Ehe der Mehrzahl der reichen Ehen von Paris, in denen jeder Theil für sich eine Freiheit beansprucht, von der er dem andern keine Rechenschaft ablegt. Man vermuthete nicht, daß eine wirkliche Intimität das Paar verband, und daß Lascourt sich dieselbe wohlweislich als eine Belohnung für sein bewegtes, angestrengtes Leben aufbewahrt hielt.

Voll Aufmerksamkeit und Rücksichten gegen seine Frau, aber immer kalt vor der Welt, nahm er nur einen vertraulichen Ton an und duzte er sie nur, wenn sie allein waren. Indem er auf diese Weise einen Theil seiner Existenz im Schatten ließ und ihn den indiskreten Blicken der Menge entzog, wahrte er der Dauer und Sicherheit des Besitzes den vollen Reiz der Neuheit und des Geheimnisses. Gabriele lieh bereitwillig dieser ehrlichen Lüge ihre Mithülfe, und Beide hatten sich so sehr an diese unschuldige Verstellung gewöhnt, daß es ihnen niemals begegnete, sich zu verrathen.

Indeß, mitten in der Beständigkeit dieses Glückes, war die junge Frau vor nicht langer Zeit traurig geworden; die Welt schien sie nicht mehr zu zerstreuen. Wohl suchte sie noch ihre Vergnügungen, hoffend im Glanz und Geräusch der fixen, hartnäckigen Idee, welche sie beherrschte, zu entrinnen, allein kaum auf einem Feste angelangt, sehnte sie sich schon wieder nach Einsamkeit.

Alles, was sie gewöhnt gewesen war, zu glauben und zu ehren, hatte plötzlich der Zweifel wie ein vergifteter Pfeil berührt; Ehre, Pflicht, Tugend, Alles wovon sie früher eine so bestimmte Vorstellung besessen, daß kein Sophismus dieselbe hatte verdunkeln können, schwankte nun in verworrenen Bildern vor ihrer Seele. Es schien ihr, daß es keine Richtschnur mehr gäbe für die Handlungsweise, keinen Zügel für den Wunsch; und wenn sie, um sich zu beruhigen, da wo sie liebte, ihre Stütze suchen wollte, so fühlte sie eine tödtliche Kälte an's Herz dringen, und ihre letzten Illusionen erstarben. Seit einem Monat ungefähr verzehrte sich ihr Leben in diesen innern Kämpfen; ihre Schönheit verlor nach und nach von ihrem Glanze und die Schwermuth legte sich wie ein Schatten auf ihre Züge.

Digitized by Google

Herr Lascourt nahm vom Kaminsims das Etui, welches die am Abende getragenen Diamanten seiner Frau enthielt. Er zog sie hervor und sie auf Gabrielens Haar legend, betrachtete er sie mit dem Lächeln des befriedigten Stolzes.

„Wie schön mußt Du gewesen seyn, meine Gabriele," sagte er, „und wie bedauere ich es, daß ich Dich nicht begleiten konnte. Sey aufrichtig, hat man Dir viele Schmeicheleien gesagt? Hat man Dich recht mit Bewunderung betrachtet? Ja, nicht wahr? denn alle Welt muß doch Augen haben, wie ich. Wen hast Du auf dem Balle gesehen?"

Sie nannte ihm ungefähr ein Dutzend Familien und Namen ihrer Bekanntschaft.

„Ich habe nicht zur Ruhe gehen wollen, ohne Dich noch zu sehen," fuhr er fort; „aber wenn Du der Ruhe bedarfst, so ziehe ich mich zurück; Du wirst müde seyn?"

„Nein," entgegnete sie, „ich habe nicht getanzt."

„Und warum nicht? Weil ich nicht da war? Ich kann Dir allerdings nicht böse darüber seyn, daß Du meine Gegenwart gewünscht hast, und ich werde gewiß deßhalb keinen Streit mit Dir suchen; aber Du bist nicht vernünftig, Gabriele. Wenn ich auch nicht stets bei Dir bin, so beschäftige ich mich doch unablässig mit Dir und Deinem Glück. Ist es nicht mein höchster Genuß, durch meinen Reichthum alle Deine Wünsche zu befriedigen? Hast Du irgend einen Kummer?"

„Ich!" rief sie, „wie kömmst Du auf diese Idee?"

„Ich habe zu bemerken geglaubt, daß Du traurig warst."

„Du hast Dich getäuscht, Eugen."

„Nein, ich sah es noch gestern; Du glaubtest Dich allein und Du seufztest. Gabriele, sey offen, wünschest Du etwas? Hast Du irgend eine Laune, ein kostspieliges Verlangen, das Du mir nicht zu gestehen wagst? Sprich, ich habe Dir niemals etwas verweigert. Warum denkst Du, daß ich heute nicht dasselbe Vergnügen empfinden würde, Dir zu gewähren, was Du verlangst?"

„Aber ich wünsche nichts, ich versichere Dich."

„Das thut mir leid," erwiderte Eugen Lascourt, „denn heute Abend hättest Du meine Freigebigkeit auf die Probe stellen können. Wirf mir nicht vor, daß ich Dich vernachlässige, mich zu viel meinen Geschäften überlasse. Ich habe stets den Grundsatz gehabt, daß das Glück seine Zeit hat und das meinige ist noch nicht erschöpft; ich benutze dieß und verlange vom Erfolg Alles, was er mir zu geben vermag. Aber in einigen Jahren werde ich zu Dir zurückkehren, mich Dir ganz widmen können, und Du wirst reich seyn, wie die reichste Herzogin Frankreichs. Du wirst durch Deinen Luxus alle Frauen von Paris überstrahlen. Ich verspreche es Dir, ich, den das Glück bei seiner Geburt so schnöde empfing und der es zwang, ihm zu lächeln! Ah!" fuhr er mit einer Art begeisterter Entrüstung fort, „die wahre Macht heutzutage ist das Geld! Die Millionen sind die einzigen legitimen Könige! Du weißt nicht, Gabriele, daß vor einer Stunde zwanzig meiner Standesgenossen mich einstimmig einen Mann des Genies genannt haben? Ich habe ihnen in unserer Versammlung die Grundzüge einer glänzenden und ganz unfehlbaren Spekulation vorgelegt, man hat alle meine Ideen gutgeheißen. Morgen werden wir die Fonds eingehändigt werden; was mich betrifft, so habe ich diesen Abend einen Nettoprofit von fünfmalhunderttausend Franken gemacht."

„Ich verstehe nichts," sagte Gabriele, „von der Wissenschaft der Zahlen. Nur fürchte ich immer, daß das Glück des Einen den Ruin des Andern herbeiführt."

„Wenn man so denken wollte, meine schöne Moralistin," erwiderte Lascourt, „so würde man sich zur Unthätigkeit verdammen. Es läßt sich nicht läugnen, daß das Geld, welches ich heute gewinne, gestern einem Andern angehörte. Wenn es denn doch in andere Hände übergehen soll, warum nicht in die meinigen, welche sich zu öffnen verstehe, um es zu empfangen? Aber lassen wir das. Es ist übrigens ein zu trockener Gegenstand, über den wir uns wohl nicht, wie ich fürchte, vereinigen würden. Du urtheilst mit dem Gefühl, ich mit dem Verstande."

„Ja," sagte sie; „es gibt vielleicht gewisse Dinge, welche man nicht suchen soll zu ergründen."

Ihr Gatte sah erstaunt in ihr Gesicht.

„Wirklich, Gabriele, Du beunruhigst mich. Du verbirgst mir ein Geheimniß: Wärest Du gar eifersüchtig?"

„Wenn ich es wäre, so würde ich es gesagt haben. Nein, es mag eine Neigung zur Traurigkeit seyn, ohne daß ich es selbst weiß. Frage mich deßhalb nicht mehr, denn ich könnte Dir ja nicht antworten."

„Nun wohl, es sey, obschon ich Dir nicht ganz aufrichtig glaube. Ich hoffe indeß, daß, wenn Du jemals einen Vertrauten wählst, Du mir den Vorzug geben wirst."

(Fortsetzung folgt.)

Enthüllte Geheimmittel.

Nachstehendes Verzeichniß, dessen löblicher Zweck die Aufdeckung des Geheimmittelhandels ist, und wobei sich Herr Professor Doktor Wittstein in München ein besonderes Verdienst erworben hat, glauben wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. 1) Kräuterseife von Doktor Borchardt in Berlin, das Stück von 5 Loth zu 5 Sgr., bräunlich olivengrün, angenehm aromatisirt, ist nichts als grün gefärbte Oelseife, enthält von Kräutern keine Spur. 2) Kräuterthee von Le Roi, wird durch

Oehme und Müller in Braunschweig verbreitet, soll gegen 75 Krankheiten Wunder thun, besteht aus einer Mischung von mehr als 20 verschiedenen Pflanzentheilen, die sinnlos zusammengemischt sind, und wird für das zwanzigfache seines Werthes verkauft. 3) Lilionese wird von Hamburg aus in Handel gebracht und als Schönheitsmittel angepriesen. Der Inhalt des Flacon besteht aus einer aromatisirten gesättigten Auflösung von Pottasche und die Herstellung desselben kostet kaum 3 Sgr., während ein Flacon mit 25 Sgr. bezahlt werden muß. 4) Nervenpillen, Hiltons, empfohlen von Dr. Fleischer in Wien. Diese Pillen werden in zwei Sorten nebst einer Broschüre durch Vermittlung eines Leipziger Buchhändlers verbreitet und sollen gegen alle erdenklichen Leiden wirksam seyn. Die Dosis von 100 Stück kostet 1 Thlr.; 7 Dosen zusammen kosten 6 Thlr. Die Hauptbestandtheile der einen Sorte sind: Lakritzen, wahrscheinlich Aloe, Myrrhe, Safran und andere geringe Beimischungen; die der andern Sorte: Lakritzen, Baldrianwurzel, Stärkemehl und Sand. 5) Ohrenpillen, Pinters'. Diese Pillen sind in einer Leipziger Buchhandlung zu bekommen, nebst der von einem gewissen Dr. Feldhäuser geschriebenen Broschüre; sie werden vom Apotheker Gerhausen in Wien versertigt. Eine Schachtel mit sechzig Pillen kostet 1 Thlr., jede Pille wiegt 2 Gran und ist nichts als eine Mischung von Bleipflaster und Kampfer. 6) Palamond des Turcs besteht aus Maismehl, gerösteten Eicheln und Zucker. 7) Paté nutritive für Redner, Professoren, Kinder und Genesende, besteht aus Gelatine, Gummi und Zucker. 8) Pillen von Morison (Morison'sche Pillen) bestehen aus den angreifendsten Abführmitteln, als: Gummigutt, Aloe, Coloquinten, und müssen, so wie überhaupt alle die vielen zum Abführen und als Blutreinigungsmittel empfohlenen Pillen, als höchst gefährlich erklärt werden. So bestehen z. B. die berühmt gewordenen Kaiserpillen vom Apotheker Möhrle in Neustadt an der Linde in Württemberg aus Coloquinten, Aloe, Calomel, Scammonium und Cardamomen. 9) Pomade zur Beförderung der Transpiration, Auroraspomade, ist nichts als mit Veilchenwurzel versetzte Cacaobutter; das Töpfchen enthält 2 Quentchen und kostet 1 Gulden. 10) Racahout des Arabes ist eine Mischung von schwach gerösteten Eicheln, Chokolade und Zucker, und doch kosten 8 Loth davon 2 Thaler. 11) Reinigungspillen von Dr. Lang kommen von München aus in Handel in Schachteln zu 48 Stück für 1 Thlr., bestehen aus Kieruß und Calomel mit Kugellack. Die Seiffert'schen Reinigungspillen, welche von Hamburg in den Handel kommen, bestehen aus Lakritzen, Aloe und Fenchel. 12) Restitutor von Reinhard. Reinhard's Restitutor wurde durch die Brodmann'sche Buchhandlung in Schaffhausen nebst einer Broschüre verbreitet und soll gegen Ruhr, Cholera ꝛc. helfen; besteht aus Zucker, Stärke, Veilchenwurzel und Zwetschkenmuß — und die Masse, welche man mit 30 kr. bezahlen muß, kann man sich für 3 kr. selbst bereiten, darf aber von dieser unschuldigen Mischung keine Resultate erwarten. 13) Rheumatismusketten von Goldberger. Der großartige Unsinn dieses Mittels ist zur Genüge aufgedeckt. 14) Schraders Pflaster, indisches Pflaster, allein zu haben bei August Schrader in Stuttgart, Kronprinzstraße Nr. 38. Die Unze davon kostet 30 kr. und ist kaum 3 kr. werth. Man erhält dasselbe in 3 Numern, von welchen jede Numer gegen eine besondere Reihe von Krankheiten Wunder thun soll. Alle Numern enthalten aber dieselben Bestandtheile, nur in verschiedenen Mengen, nämlich: Fett, Bleiglätte, Knochenasche, Sand, Gyps, Alaunerde, Eisenoxyd, Magnesia und Wasser. 15) Schutz, der persönliche von Laurentius in Leipzig. Außer einer so betitelten Schrift, die im Buchhandel früher für einen Dukaten, jetzt für 2 fl. 24 kr. zu haben ist, wird von genanntem Verfasser eine Tinktur als Heilmittel versendet, von welcher eine Flasche voll (100 bis 120 Unzen enthaltend) 70 Gulden kostet. Die Hauptbestandtheile dieser Tinktur sind schwefelsaures Chinin, Chloreisen, Weinstein (von einem Zusatze von Wein herrührend) und Alkohol (auch von zugesetztem Wein herrührend). Die Herstellung kostet nur wenige Gulden. 16) Seidlitz-Powder. Unter dem Namen wird ein Pulver verkauft, welches nichts als Brausepulver ist. 17) Sommersprossensalbe von Wien in Töpfchen von 1—1½ Unzen Inhalt, ist eine Mischung von salpetersaurem Quecksilberoxydul mit Baumöl. 18) Waschwasser, Kummerfeld'sches, ein ausgezeichnetes Heilmittel gegen Hautkrankheiten aller Art. Von Dr. Karl Schwabe wird dieses Mittel in einer besonderen, bei Jansen in Weimar erschienenen Broschüre empfohlen, als unfehlbar, die Flasche voll kostet 2½ Thl. und ist weiter nichts als eine Mischung von etwas Schwefel, Kampfer und Brunnenwasser. 19) Zahnbalsam, Hofmanns, ist nichts als eine weingeistige, aromatisirte Auflösung von Catechu. — Dieses Register ließe sich noch um eine erkleckliche Anzahl anderer sogenannter Geheimmittel von nicht größerem Werth vermehren.

Mannigfaltigkeiten.

[Ungarische Justiz.] Aus Debreczin wird der „Pesth-Ofener Zeitung" aus guter Quelle, über deren Zuverlässigkeit kein Zweifel obwalten kann, geschrieben: „Im Mai lieferte der Szobosloer Stadtrichter Olah den Urlauber Erdös an den Sicherheitskommissär Barcza nach Böszörmeny, dem Hauptsitze des Haiducken-Distriktes, zur Untersuchung wegen angeblich begangener Diebstähle ab. Da Erdös nicht gutwillig gestand, ließ Barcza ihm die Hände mit Ketten auf den Rücken zusammen-

schließen und mittelst eines an den Ketten befestigten Seiles den Gefangenen über einen Querbalken der Decke im Arrestlokale in die Höhe ziehen. Dort hing der Unglückliche dann unbestimmte Zeit in der Luft, bis sich Bewußtlosigkeit einstellte; ja es wurde diese furchtbare Operation viermal wiederholt, bis die Arme ausgerenkt wurden und senkrecht in die Luft starrten. Außerdem erhielt dieses Justizopfer in 5 Verhören 200 Karbatschhiebe auf ein bloßes Leinenhemd; zwei Panduren wechselten sich bei Vollstreckung dieser Strafe ab, und wenn sie Beide müde waren, setzten sie sich, der eine auf das Genick, der andere auf die Füße des Inquisiten, während ein dritter Pandur mit dem Kantschu weiter darauf loshieb. Die Panduren hießen Motlika, Banga und Kiß. Die Berufung Erdös auf seine Eigenschaft als Militär wies Barcza mit den Worten ab: „Kerl, ich laß Dir die Haut über die Ohren ziehen und schicke sie Deinem Regiment.“ Auf Grund des so erpreßten Geständnisses wurde Erdös zu 3 Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Da seine Auslieferung dem Militär-Stations-Kommando in Debrezin verweigert wurde, ließ ihn daselbst mit Gewalt aus Bösżörmeny abholen. Gegen Barcza ist wegen Mißbrauch der Amtsgewalt, so wie gegen Erpressung die Untersuchung eingeleitet.

Ueber den Durchstich des Mont Cenis schreibt die „N. Zür. Ztg.“: „Die Maschinen der Herren Grattoni und Sommeiller bewähren sich in merkwürdig vortheilhafter Weise. Sie arbeiten mit 250 Pferdekraft gleichzeitig von beiden Seiten nach der Mitte zu. Sie wirken durch komprimirte Luft und setzen ungeheure Instrumente in Bewegung. Während im Beginn das Werk mit der Handarbeit von je zwölf Grubenarbeitern im Tag nur um 40 Centimetres avanzirte, repräsentirt jede Maschine 2500 Arbeiter, und der tägliche Fortschritt ist jetzt zwei Metres, nämlich ein Metre auf jeder Seite. In einigen Monaten hofft man es auf 3 Metres zu bringen. Der Tunnel wird 12 Kilometer (ungefähr 3 Stunden) lang, liegt 1330 Metres über dem Meere und 1060 Metres unter der Spitze des Mont Cenis. Seine Steigung ist ½ per Mille mit Abdachung vom Zentrum, so daß er auf der einen Seite nach Savoyen, auf der andern nach Piemont abfällt. Ein inmitten der Straße liegender Kanal von 8 Decimetres Weite führt das durchsickernde Wasser ab. Alle zwei Wochen wird eine Rekognition über Richtung und Nivellement unternommen. Jedesmal, wenn die von den Maschinen gemachten Löcher mit Pulver gefüllt sind und es zum Schießen kommt, ziehen sich die Arbeiter um 100 Schritte hinter Schutzwände von Blech zurück. Nach dem Schießen wird ein Luftzug hergestellt, durch welchen der Rauch herausgetrieben wird, und die Arbeit beginnt sofort wieder. Der Schutt wird auf Schienen weggeschafft. In 6 Jahren hofft man mit dem Durchstich fertig zu seyn, und hat dann 738,000 kubische Metres von Erde und Stein, oder eine Milliarde Kilogramme Schutt herausgeschafft. Jetzt erfordert die Fahrt von Paris nach Turin 30 Stunden; ist der Tunnel hergestellt, so genügt es an 17 Stunden. Zur Durchfahrt durch den Tunnel genügen 26—30 Minuten.“

Der vor Kurzem in London verstorbene Georg Bishop, der sich um die Astronomie so große Verdienste erworben hat (die von ihm 1837 erbaute Sternwarte in Regentspark kostet eine Million), war Besitzer einer der größten Brauereien in London, die ein ganzes Arbeitsheer beschäftigte und ihre Gewinne nach Millionen berechnete. In dieser Brauerei gab er einmal ein großes Fest, von dem viel gesprochen und geschrieben wurde. Die Gäste, deren Zahl sich über 500 belief und unter denen sehr hochgestellte Personen waren, fanden die Tafeln des Gastmahls in einer der großen Braupfannen, die sehr kostspielig verziert war, gedeckt. Der Ball, welcher das Fest beendigte, fand in zwei andern großen Braupfannen statt, in denen 3000 Personen die ganze Nacht getanzt haben sollen. Man stieg in diese Braupfannen auf großen, mit Teppichen bedeckten Treppen hinab und auf jeder Stufe stand ein Bedienter Bishop mit einer Fackel in der Hand. Die Astronomie bildete das Lieblingsstudium und Erholung dieses reichen Brauherrn, der seine Sternwarte mit den vollkommensten Instrumenten, die er mit Gold aufwog, ausstattete und gleichzeitig ein Siebengestirn junger strebsamer Astronomen an derselben anstellte.

Vor einigen Tagen kam in München auf der Gasse ein Mann auf einen Postboten zugegangen, der eben seine Paquets austrug, aber noch nicht gar lange im Postdienste war, mit der Frage: „Haben Sie nicht ein Paquet mit 36 fl. an mich,“ und gibt Name und Wohnung an. Ja, bekam er zur Antwort, — nun, so kann ich Ihnen einen Gang ersparen, ich unterschreibe Ihnen das Buch sogleich in dem nächsten Hause nebenan. Der Postbote gibt es zu und gibt das Geldpaquet dem Fremden. Nach zwei Tagen aber kam der wahre Adressat, der Postbote aber sogleich um seinen Dienst.

Ein Wiener Gasthofbesitzer ist auf den originellen Gedanken gekommen, seine Lokalitäten in der Form einer alten Ritterburg umzuwandeln. Die Kellner sollen als Ritter gekleidet mit bunten Schärpen umhergehen, alle Ankommenden werden mit Trompetenschall empfangen, Troubadours lassen ihre Laute erklingen, kurz alles soll nach der Rittersitte eingerichtet werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandi'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 223 Mittwoch, 18. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Er trat ihr näher, und sie wie zum Abschiede auf die Stirn küssend, fügte er hinzu:

„A propos, war Frau von Verneuil auf der Hochzeit?"

„Ich habe sie nicht gesehen, Eugen."

„Der Portier übergab mir, als ich nach Hause kam, ein Billet von ihr, worin sie mich an ein Versprechen erinnerte, welches ich ihr vor einigen Tagen gemacht hatte. Ich möchte ihr nicht ungefällig seyn, aber ich habe ganz dasselbe auch einer ganz andern Person zugesagt, welche mir ebenfalls einen Vorwurf daraus machen würde, ihr nicht zu willfahren."

„Und wovon handelt es sich?"

„Ah, Gabriele, jetzt ist die Reihe an Dir, neugierig zu seyn. Es handelt sich darum, mein liebes Kind, einen Glücklichen zu machen, aber nur Einen, und beide Proteges sind gleich gut empfohlen. Ich bin wirklich verlegen."

„Wenn ich wüßte, was Du sagen willst, so könnte ich Dir vielleicht einen Rath geben."

„O ja, aber ich werde Deinem Beispiel in der Verschwiegenheit folgen und Dich Deinerseits das Räthsel errathen lassen, zu dessen Lösung Du mir dennoch behülflich seyn sollst. Du kannst ganz ruhig seyn, wie die Entscheidung auch ausfalle, es wird immer eine gute, wohlangebrachte Handlung seyn. Eben fällt mir etwas ein, um aus der Verlegenheit zu kommen...."

Er stand rasch auf und zog die Klingel.

„Was machst Du?" fragte sie.

„Julie," sprach er zu der eintretenden Kammerfrau, „bringen Sie uns ein Spiel Karten."

„Warum?" fragte Gabriele erstaunt.

Als die Kammerfrau das Verlangte herbeigebracht und sich wieder entfernt hatte, setzte sich Eugen Lascourt dicht neben seine Frau.

„Erinnerst Du Dich," sprach er, ihre beiden Hände nehmend, „daß, als Du noch ein ganz junges Mädchen warst, Deine alte Gouvernante Dich mit der, nach ihrer Meinung ganz untrüglichen Kunst vertraut machte, die Zukunft zu ergründen? Als Du mir dieses Geständniß machtest, spottete ich der abergläubischen Schwäche, obschon ich mich im Grunde nicht darüber zu beklagen hatte, — da die Karten Dir einen Gatten voraussagten, den Du lieben und von dem Du geliebt werden würdest. Ich will mich heute Deiner Wissenschaft bedienen, falls Du sie nicht vergessen hast."

„Aber," fiel Gabriele ein, „als ich mir die Karten legte, wußte ich, was ich wünschte."

„Was thut das zur Sache? Sagen sie nicht immer was man wünscht, daß sie sagen möchten? Wählen wir zwei davon heraus: Piquekönig, ... gut; und diese ....? Treffkönig! Wohl ein gutes Zeichen für Einen von Beiden. Ich will einen Namen auf jede der beiden Karten setzen. Die eine stellt mir die von Frau von Verneuil empfohlene Person vor; die andere ist der zweite Kandidat. Jetzt wollen wir annehmen, es handle sich für sie um .... eine Heirath, wenn Du willst, ... sie bewerben sich Beide um dieselbe Frau .... Welcher wird den Sieg davon tragen? Das ist die Frage. Der Zufall soll entscheiden. Nun, meine schöne Sybille, bereite Dein Zauberbuch und gib mir Deine Orakel."

Ein Lächeln überflog Madame Lascourt's Züge; es schien, daß dieser Einfall ihres Mannes sie aufheiterte, indem er die rosigen, friedlichen Erinnerungen ihrer ersten, harmlosen Jugend in ihr wachrief. Sie breitete die Karten vor sich aus mit einer halb ernsten, halb komischen Miene der Wichtigkeit, welche vermuthen ließ, daß sie die Anweisungen ihrer Gouvernante noch nicht ganz vergessen hatte. Ihr Gatte bemerkte es, und annehmend, daß sie die letzten Jahre nicht hatte vorübergehen lassen, ohne insgeheim ihre Kunst zu üben, fing er wieder an, sich über ihre Glaubenswilligkeit gutmüthig lustig zu machen.

Sie begegnete seinen Scherzreden mit einer seit lange ihr nicht mehr eigenen Lebhaftigkeit, und es gefiel ihm, diese noch mehr herauszufordern.

„Du bist ein starker Geist," sagte Gabriele, „Du glaubst an nichts, weder an das Schicksal, noch an Vorahnungen. Ich glaube fest daran und ich bin gewiß, daß Treffkönig gewinnen wird."

„Und ich bin gewiß, es wird der Piquekönig seyn," erwiderte lachend Herr Lascourt.

„Willst Du wetten?"

„Wenn Du aber betrügst!"

Digitized by Google

„Nein, ich werde ehrlich verfahren; aber, ... wo ist Coeur Neun? Du hast mich sprechen machen, und dabei habe ich falsch gezählt. Man muß noch einmal anfangen: hebe ab."

Trotz ihrer Prophezeiung schien sich Alles Anfangs zu Gunsten des Piquekönigs zu entscheiden, aber das Spiel mußte dreimal wiederholt werden; der Treffkönig gewann neue Vortheile, und nachdem die letzte Kombination vollendet war, verkündete Gabriele ihn als Sieger.

„Ich wußte es wohl," rief sie mit triumphirender Miene, „wirst Du noch länger ungläubig seyn?"

„Ich bin ganz bekehrt, und Frau von Verneuil wird mir morgen danken. Es thut mir leid um den andern Bewerber, aber das Schicksal hat gesprochen. Ich hatte kaum ein anderes Mittel, um mich zu entscheiden. Gleiche Fähigkeiten, gleiche Ansprüche an Theilnahme von beiden Seiten. Wenigstens werden wir das Geheimniß dieser kabalistischen Operationen bewahren müssen. Reiche mir Dein Schreibgeräth, ich will sogleich die Entscheidung zu Papier bringen."

Er schrieb rasch einige Zeilen und faltete den Brief zusammen.

Gabriele, welche aufgestanden war, um das Schreibgeräth herbeizubringen, lehnte sich jetzt über den Stuhl, auf dem Eugen saß und sagte:

„Soll ich denn nicht endlich erfahren, von wem die Rede ist?"

„Ich verhindere Dich nicht, mir zuzusehen," antwortete er, indem er sich anschickte, die Adresse zu schreiben.

Sie neigte den Kopf über seine Schulter, und indem sie den Bewegungen der Feder folgte, las sie Buchstabe um Buchstabe den Namen:

„Alexander Laville."

Sie erstickte einen Ausruf der Ueberraschung.

„Du kennst diesen jungen Mann?" fragte sie.

„Ich habe ihn niemals gesehen; aber Frau von Verneuil interessirt sich für ihn."

„Und warum schreibst Du ihm?"

„Um ihm anzukündigen, daß er morgen die Stelle meines Kassirers einnehmen soll, welcher mich verläßt. Man ertheilt seiner Klugheit und Rechtschaffenheit das größte Lob. Aber kennst Du ihn vielleicht? Denn woher weißt Du, daß es ein junger Mann ist?"

„Ich sagte es zufällig."

„Die Karten werden es Dir verrathen haben; er mußte wohl Glück haben, Alexander ist der Name des Treffkönigs. Es unterlag keinem Zweifel und ich hätte nicht ernstlich wetten mögen."

„Die Karten haben falsch gesprochen. Ich habe betrogen."

„Gewiß?"

„Gewiß."

„Meiner Treu! um so schlimmer. Was geschehen ist geschehen, und Herr Alexander Laville ist mein Kassirer. In einigen Stunden wird er diesen Brief erhalten. Aber wirklich, es muß bald tagen. Du schickst mich fort, nicht war . . . . ?"

„Ich glaube, ich sollte jetzt zur Ruhe gehen," erwiderte sie.

„Dann gute Nacht."

„Gute Nacht."

Sobald Gabriele allein war, sank sie erschöpft auf die Kaiseuse nieder. Sie blieb einige Zeit, das Gesicht in den Händen verborgen, sitzen, und der Schein der Lampe, welche auf dem Tische brannte, erbleichte vor den ersten Lichtern des Morgens, noch ehe sie daran dachte, sich zu Bett zu begeben.

Herrn Lascourt's Kammerdiener erhielt den Befehl, den Brief an Alexander Laville diesem zu überbringen. Als er gegen neun Uhr Morgens von diesem Gange wieder heimkehrte, meldete er seinem Herrn, daß ein Mann von gemeinem Aussehen und Wesen vom Portier wiederholt verlangt habe, den Bankier allein sprechen zu können. Dieser willigte ein, ihn zu sehen.

Der Mann betrat das Kabinet, in welchem Lascourt sich allein befand, und indem er sich mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihn hinstellte, sagte er in festem, entschlossenem Tone:

„Es thut mir leid, Sie zu stören, aber ich brauche dreitausend Franken."

„Schon wieder!" rief Lascourt.

„Ich muß sie haben."

„Gehen Sie. Sie sollen die Summe empfangen."

(Fortsetzung folgt.)

Schreckens-Scene in Nord-Missouri.

(Aus dem Missouri Republican übersetzt durch F.)

Aus völlig glaubwürdiger Quelle erfahren wir Einzelnheiten über die blutigen Gräuel, welche der Nord-Missouri-Eisenbahn entlang stattfanden, welche wirklich schrecklich sind: „Unser Bericht über das Hängen des Lieutenants Jäger und Benjamin Sharp war nur zu wahr: Lieutenant Jäger, von der Bundesarmee, war verwundet, und Hauptmann Sharp erbot sich, denselben in seinem Einspänner mit sich zu seiner Wohnung in Danville zu nehmen und ihn dort verpflegen zu lassen. Benjamin Sharp war Hauptmann einer Landwehr-Kompagnie in Danville und eifriger Unionsmann. In einer kurzen Entfernung von Martinsbury, während Beide in dem Buggy saßen und Sharp fuhr, passirten sie ein kleines Gehölz, als plötzlich auf sie gefeuert und Beide verwundet wurden. Jäger stürzte aus dem Wagen, und das durch das Schießen wild gewordene Pferd rannte mit Sharp nach Martinsbury zurück. Der Letztere war in die Seite verwundet; indem die Kugel gerade über der Hüfte eingedrungen und

durch den Leib gegangen war. Als das erschrockene Thier bei Coyle u. Komp. Laden vorbeiraste, rannte es das Fuhrwerk gegen einen Pfosten, so daß selbiges zerschmettert wurde, und Sharp auf den Boden fiel. Man trug ihn in Coyle's Laden, und war dabei, seine Wunden zu verbinden, als eine Rotte von 32 Secessionisten mit Jäger eindrangen, Sharp ergriffen, dann Beide fortschleppten und in einem nahen Gebüsche erhängten. Die flehentlichsten Bitten der schon tödtlich verwundeten Männer, sie mit einer so schimpflichen Todesart zu verschonen, machten keinen Eindruck auf die Böswichter.

Dieß war am Freitag. Am Sonntag Morgen erschien eine Kompagnie von Obrist Smiths Zuaven in Danville und arretirte vier Bürger, welche in dem Verdacht standen, an der obigen Schandthat betheiligt zu seyn, nahm sie mit außerhalb der Stadt, zwang sie zum Niederknieen und erschoß sie in dieser Position.

Nachbarn, welche man zum Theil für den Zweck mitgenommen, trugen dann die Leichen der Erschossenen zu deren Angehörigen zurück. Die Namen dieser Männer waren Granville Nunley, Robert Terill, ein Advokat und der frühere Herausgeber des „Danville Herald," und ein gewisser Hughes und dessen Sohn. Nunley, obwohl durch die Brust geschossen, starb erst, nachdem man ihn in seine Wohnung gebracht hatte; die andern aber stürzten sofort, von mehreren Kugeln getroffen, todt zusammen.

Am folgenden Tage erschoß man zwei Leute, nahe bei der Stadt Meriko (nicht zu verwechseln mit der Hauptstadt des Staates Meriko) unter folgenden Umständen: Hauptmann Smith erfuhr, daß ein halbes Dutzend von Jägers und Sharps Mördern in einem drei Meilen von der Stadt entfernten Hause wären, und machte sich sofort mit einiger Kavallerie auf den Weg, dieselben einzufangen. Als er sich dem Hause näherte, gab eine in der Pforte stehende Frau den Rebellen, welche gerade bei dem Mittagsessen waren, ein Warnungszeichen, worauf sich dieselben auf ihre Pferde schwangen und zu entfliehen suchten. Die Kavallerie verfolgte und feuerte auf sie, und tödtete zwei, wovon der eine, Moultrie mit Namen, Hauptmann einer Rebellen-Kompagnie in Meriko war. Die Uebrigen entkamen. Die Bundes-Soldaten erklärten öffentlich, daß sie von ihren Oberen Befehl erhalten hätten, keine Gefangenen zu machen, sondern alle Verdächtige, so wie dieselben in ihren Weg kämen, sofort niederzuschießen." (N. W. Z.)

Auszug aus einem Privatbriefe aus New-York.

Nürnberg 13. September.

Wie die Sachen jetzt stehen, würden Sie nichts gewonnen haben, wenn Sie hier geblieben wären. Tausende sind außer Arbeit, und für Männer ist keine andere Wahl, als daß sie zur Armee gehen, wo sie 13 Dollars per Monat, Rationen und Kleidung bekommen, also nicht zu verhungern brauchen. Die Weiber und Kinder gehen in das Armenhaus und werden vom Volke unterhalten. Bis jetzt haben wir nicht die geringste Aussicht auf eine Besserung, und was die Leute nächsten Winter thun werden, weiß der liebe Gott; ich wage gar nicht, daran zu denken. In der That, Freund S., unser schönes Land, welches, wie Sie wissen, der Stolz eines jeden Amerikaners ist, ist zu Grunde gerichtet und unsere Kondition ist schlechter, als die Derjenigen, welche in despotischen Ländern leben. Viele nennen mich Secessionist, weil ich viel von den willkürlichen Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit von Washington ausgehen, nicht billigen kann. Niemand ist sicher und Verhaftungen finden täglich statt in den größeren Städten, für keinen anderen Grund, als weil die Angeklagten sich für Frieden aussprechen. Mehrere Zeitungs-Bureaux im Osten wurden belagert und zerstört, weil sie auf Seite der Friedenspartei standen, unter Anderem erst gestern eine in Pennsylvanien. Wir wissen natürlich nicht, was die Unionsarmee treibt, wir wissen jedoch, daß Washington nicht sicher ist, da erst letzten Montag die Gouverneurs der nördlichen Staaten die dringendste Aufforderung erhalten, jeden Mann zu senden, der anzutreiben war, was zeigt, daß sie sich durchaus nicht komfortable fühlten. Beinahe alle Schnittwaarenhäuser haben fallirt, unter den letzten war das große Haus von Claflin Mellen und Komp., man sagt mit Passiven von 9 Mill. Dollars. Die Mannergebäude in Broadway können jetzt zu so vielen Hunderten gemiethet werden, als sie voriges Jahr Tausende kosteten. Wir haben jetzt etwas Neues für dieses Land, d. h. eine Einkommensteuer von 3% auf das Einkommen jeder Person, die über 800 Dell. das Jahr einnimmt. Meiner Meinung nach wird es sehr schwierig seyn, eine solche Steuer einzusammeln, und wenn die gegenwärtige Lage des Landes noch 6 Monate fortwährt, ist es zweifelhaft, ob es noch, welche geben wird, die ein Einkommen von 800 Dollars haben. Unsere Banken haben eben dem Gouvernement 150 Millionen für Schatznoten, $7^{30}/_{100}$% Interessen tragend, geliehen. Dieses liefert Geld genug für die nächsten 3 bis 4 Monate. Die Kosten sind jetzt circa eine Million per Tag. So lange das Geld ausreicht, werden wir Krieg haben und so lange dieß auch seyn möge, das Ende dieses unglücklichen Krieges kann kein anderes seyn, als die Anerkennung und Unabhängigkeit der südlichen Staaten, und sollte das Resultat der nächsten Schlacht wieder ein unglückliches seyn, so werden unsere Banken keine Vorschüsse mehr machen, Schatznoten, welche jetzt mit 3- und 4% unter pari zu kaufen sind, werden im Januar kaum mit 20% Diskonto zu verkaufen seyn.

Mannigfaltigkeiten.

In der Vorstadt S. Anteine in Paris soll nun ein Quartier für Arbeiter erbaut werden, das 20,000 Quadratmeter einnehmen wird. Jeder Arbeiter erhält für 10 Franken monatlich ein Zimmer mit Bett, Tisch und zwei Stühlen. Hinter der Façade werden 83 Häuser für Arbeiterfamilien gebaut, jedes von 4 Stockwerken und für 16 Haushaltungen eingerichtet. Im Ganzen können dort 4000 Personen untergebracht werden. Die Familienwohnungen enthalten 3 Zimmer und ein Kabinet für eine Wiege. Parterre in einem Seitenbau wird eine Kinderbewahrungsanstalt und ein Hospital errichtet, mit einer Apotheke und ärztlichem Personal im ersten Stock; in ein anderes Gebäude kommt die Schule, die Bibliothek, ein Arbeitszimmer für Frauen und die Verwaltung. In besonderen Werkstätten sollen Schreiner, Schlosser, Tapezierer ihr Handwerk erlernen, auch Mechaniker und Bildhauer herangebildet werden. Die Maschinen werden von einer Dampfmaschine von 14 Pferdekraft getrieben; über den Werkstätten sind die Schlafsäle der Lehrlinge mit 550 Betten. Auch eine allgemeine Restauration mit großen Speisesälen, ein Badhaus, worin man zu jeder Stunde für 25 Cent. baden kann, eine Wasch- und Trockenanstalt und eine gemeinschaftliche Heizung durch einen Zentralofen werden eingerichtet. Jedes Haus hat Wasser auf jeder Etage. Das Ganze ist nach dem Muster des vor etwa 10 Jahren in dem Londoner Stadtviertel Pimlico von dem Baumunternehmer Cubbit für seine Arbeiter erbauten Quartier projektirt. Der Munizipalrath hat beschlossen, daß der Bau demnächst in Angriff genommen werden soll.

Man schreibt aus Marburg: Seit Jahren pflegen sich am kurfürstlichen Geburtstage viele Leute in der Universitätsaula, in welcher dann ein feierlicher Aufzug der Professoren und eine Festrede stattfindet, einzustellen, jedoch bloß um den eigentlichen Moment zu genießen, in welcher der die Festrede haltende Professor schließlich das übliche Hoch auf den Landesherrn ausbringt, ohne daß irgend Jemand einstimmt. Der dießjährige Prorektor Professor Röstell scheint dem letzteren Uebelstande abhelfen zu wollen, er entbot beim Herannahen des „höchsterfreulichen" Tages die Vorstände der Studentenverbindungen zu sich und stellte ihnen die Nothwendigkeit, in das Hoch einzustimmen, vor. Der Aufforderung, sich in der Aula einzufinden, leisteten die Studenten zwar Folge, aber bei dem von Prof. Henke ausgebrachten Hoch herrschte abermals lautlose Stille.

Man schreibt aus Eisenach, 7. September: Major Serre war dieser Tage hier, um in Wilhelmsthal eine Audienz vor dem Großherzog zu haben, dem er nach dem Jagdschloß Zillbach ihm Eisenacher Oberlande nachgereist ist. Die Veranlassung hiezu liegt in dem tragi-komischen Geschick des Schillerlooses, auf das der Hauptgewinn, die Villa bei Eisenach, gefallen. Dieses Loos soll einen Schaden erlitten haben, der seine Anerkennung als das richtige erschwert und die Uebereignung des Gewinnobjektes bis jetzt verzögert hat. Nach der Ziehung betrachtete sich der Großherzog nicht mehr als Eigenthümer und überließ die Sorge für den Gewinn natürlich dem glücklichen Gewinner. Da dieser jedoch nicht genügend legitimirt erschien, blieb der Garten einige Zeit unbewirthschaftet, bis die Munifizenz des Großherzogs sich desselben wieder annahm. Man ist auf den Ausgang gespannt.

In der Heidelberger Versammlung des Nationalvereins kam folgender Zwischenfall vor: Als am zweiten Tage Schiffskapitän Wraa den Zusammenhang der Flottenangelegenheit mit der schleswig-holsteinischen Frage nachgewiesen hatte, kam ein schwarzwälder Bauer auf ihn zu und übergab ihm 500 fl. für die Flotte: mehr habe er heute nicht mit; aber wenn er heimgekehrt, solle seine Frau und sein verheiratheter Sohn jedes auch noch 500 fl. geben, damit man im Norden sähe, daß auch im Schwarzwald es Leute gäbe, die für die Sache des großen Vaterlandes fühlen und handeln.

Man schreibt aus München, 30. August: Das berühmte Atelier des k. bayerischen Hofphotographen Albert, dessen Bilder durch ganz Europa verbreitet sind, liefert jetzt lebensgroße Porträts, die keiner Retouche bedürfen und darin unübertroffen sind, daß sie nur aus einem Stück bestehen und nicht, wie die französischen, aus mehreren Theilen zusammengesetzt werden. Das ca. 7 Fuß hohe Porträt einer russischen Dame wurde dieser Tage vollendet und geht sofort an seinen Bestimmungsort nach Petersburg ab, wo es verdientes Aufsehen erregen wird. Ein ähnliches Bild will Herr Albert auch zur Londoner Weltausstellung senden.

An der Raaber Eisenbahn versehen jetzt Frauen gemeinschaftlich mit ihren Männern den Bahnwärterdienst; sie sind mit einer blauen Blouse und einem schwarzen runden Filzhute uniformirt und empfangen jährlich 108 fl., der Mann jedoch 200 fl. Gehalt. Die Frauen besorgen meist den Signaldienst, während der Mann den Oberbau im Stande zu halten hat.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 224 Donnerstag, 19. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

5.

Alexander Laville stand in großer Achtung bei seiner Portiersfrau, eben so wohl wegen seines soliden und regelmäßigen Lebenswandels als um der geduldigen Freundlichkeit willen, mit welcher er die häuslichen Dienstleistungen, die er ihr übertragen hatte, beurtheilte.

Als sie einen Livreediener sich ihrer Loge nähern sah, überfiel sie die Lust, diesen zum Plaudern zu bewegen; allein Pierre, so hieß des reichen Mannes erster Diener, ohnehin wenig geschwätzig von Natur, war zu stolz in seiner Eigenschaft als Zugehöriger eines großen Hauses, um sich so leicht zur Vertraulichkeit mit kleinen Leuten herabzulassen. Er begnügte sich daher, den Brief mit der Anempfehlung zu übergeben, denselben so bald als möglich einzuhändigen.

Von dieser Seite zurückgestoßen, stieg die würdige Frau sofort die drei Treppen bis zu Alexanders Zimmer hinauf, von dem sie einen freundlicheren Empfang erhoffte. Aber vor der Thür stand sie still, ihre Empfindungen getheilt zwischen ihrer Neugierde, und der Furcht, den jungen Mann, welcher ganz seiner Gewohnheit entgegen, erst gegen 4 Uhr Morgens nach Hause gekommen war, so früh schon wieder aufzuwecken.

Das bessere Gefühl siegte in ihrer Brust, und um sich für das Warten zu entschädigen, begab sie sich zu einer ihrer Gevatterinnen der Rue Saint-Guillaume, um sich in Vermuthungen über das große Ereigniß zu ergehen.

Sie hätte indeß immer an Alexanders Thür klopfen können, ohne seine Ruhe zu unterbrechen. Nach einem nur zweistündigen, späten Schlafe war er, von einem seltsamen Traum verfolgt, schon wieder erwacht.

Alexander erblickte immer, das bleiche, schwermüthige Frauenantlitz vor sich, und es schien gleich einem Schutzengel über ihn zu wachen, während aus dem Dunkel der Lärm von sich kreuzenden Degen, und ein Geräusch wie Weinen und Aechzen ertönte. Als er gewaltsam den Traum abschüttelnd, die Augen öffnete, sah er, noch unter dem peinlichen Eindruck seiner Phantasiegebilde, den lustigen Morgensonnenstrahl durch die Nebel der Frühe und die Eisblumen der Fensterscheiben sich Bahn brechen, und die Wände seines Zimmers erheitern.

Der erste Gegenstand, auf den sein Auge fiel, war der Gewinn in Gold und Banknoten.

„Ich bin gestern zu glücklich gewesen," sagte er, sich erhebend, „es kann mir heute Nichts gelingen. Wenigstens kann ich jetzt noch eine Zeit lang geduldiger zuwarten; aber ich werde nicht mehr spielen."

Er überzählte nochmals seinen Gewinn, dann machte er zwei Theile davon und schloß den kleinen in seinen Schreibtisch.

Darauf schrieb er an seine Mutter, daß, obschon er die Stelle, um welche er sich bewarb, noch nicht erhalten, er doch Geld genug in Händen hätte, um ihr durch eine Anweisung auf die Post, zweitausend Franken schicken zu können.

Der Brief war lang, voll Zärtlichkeit und Trost; er sprach darin von der Zukunft mit einem Vertrauen, das er selbst nicht besaß: vielleicht aber auch mischte die Erinnerung an seine Beschützerin eine unbestimmte Hoffnung in seine Entmuthigung und verlieh ihm jenes Ueberströmen des Herzens, das sich wider Willen in frommen Lügen kundthut.

Er kleidete sich an und machte den Plan des Tages. Zuerst wollte er sich nach dem Resultat seiner Bemühungen erkundigen, und da er auf ein Fehlschlagen gefaßt war, so theilte er die übrige Zeit ein.

Das Wetter war herrlich und er dachte, die öffentlichen Spaziergänge der bessern Gesellschaft zu besuchen. Seine Wegkarte begann bei den Tuilerien und verlängerte sich durch die Champs-Elysees bis zum Ende des Bois de Boulogne. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß ein heimlicher Gedanke ihn solche Vorsätze fassen ließ, und ihm diese Promenadelaune einflößte. Konnte er nicht unter den fröstelnden Schönheiten, welche geschützt durch kostbare Pelzhüllen, sich an einem sonnigen Wintertage aus ihren Gemächern wagen, die junge Dame des Balles wiederfinden? Es ist wahr, er hatte ihr versprochen, sie nicht wiedersehen zu wollen; dennoch welchen Vorwurf konnte sie ihm machen? Er hatte sich nicht verpflichtet, Paris zu verlassen. Der Zufall konnte ihn eben so wohl als sein Wille ihr wieder entgegenführen. Und übrigens, ... wenn sie ihn auch noch einmal erblickte, von welcher Bedeutung wäre diese

flüchtige Begegnung für ihr Leben? Eine ganze Welt trennte sie: er wußte nichts von ihr, nicht einmal ihren Namen.

Alexander nahm den Hut, um auszugehen, als die Portiersfrau bei ihm eintrat.

„Schon auf!“ sagte sie, „angezogen und fertig auszugehen! Sie schlafen also gar nicht, Herr Laville? Und ich wollte vor zwei Stunden nicht anklopfen, aus Furcht, Sie zu stören! Das thut mir jetzt recht leid, denn ich glaube, ich bringe Ihnen gute Nachrichten.“

„Was denn?“

„Einen Brief, den mir ein großer, betreßter Lakai gegeben hat. Das muß, sicherlich, aus irgend einem vornehmen Hause kommen; das Papier ist parfümirt, ... irgend eine adelige Dame schreibt Ihnen wohl. Und sie hätte keinen schlechten Geschmack . . . . mit einem Aussehen wie das Ihrige, ... hm, ich habe wohl recht gerathen, denn Sie sehen so vergnügt aus.“

„Ja, ja, es ist eine gute Nachricht,“ sagte Alexander, nachdem er Herrn Lascourts Brief gelesen hatte; „das Schicksal hat mich entschieden unter seinen Schutz genommen. Ich bin glücklich! Alles fällt zu meinem Besten aus!“

Er mußte sich eine Augenblick sammeln, dann fügte er mit leiser Stimme hinzu:

„Meine Begegnung von gestern hat mir Glück gebracht!“

„Nun, nun,“ sagte die Frau, „was murmeln Sie da zwischen den Zähnen? Man meint, Sie richteten ein Gebet an die Madonna.“

„Und nie empfing die Madonna,“ rief feurig der junge Mann, „ein innigeres, aufrichtigeres Dankgebet. Ich kann es kaum begreifen, mein Verstand verirrt sich, und ich muß mich doch fassen, um mich mit ernsten Dingen zu beschäftigen.“

Ohne auf die vielfältigen Fragen seiner Haushälterin zu achten, öffnete er nochmals den Brief an seine Mutter und fügte die eben erhaltene Nachricht bei. Dann eilte er unverzüglich nach der Rue du Helder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Ausstellung 1862.

Mit dem 1. Oktober geht der Termin zu Ende, an dem Anmeldungen um Ausstellungsräume angenommen werden. Je näher dieser Tag heranrückt, desto mehr häufen sich die Anmeldungen. So weit sie bis jetzt vorliegen, könnten sie als Beweis gelten, daß das Ausland, richtiger gesagt, die Industriellen des Auslandes, der projektirten Londoner Ausstellung größere Aufmerksamkeit schenken, als die Englands. Von letzteren waren beim Schluß der Anmeldungslisten im Jahr 1851 8213 vorgemerkt gewesen, während ihre Zahl bis zur Stunde noch nicht ganz 7000 beträgt. Möglich, ja wahrscheinlich, daß in den nächsten drei Wochen sich noch sehr Viele melden, die lieber knapp vor Thorschluß, als gar zu früh kommen, möglich aber auch, daß die englischen Industriellen, unter denen es bei der ersten Weltausstellung so viele Enttäuschungen gegeben hatte, gegen derartige Unternehmungen kalt geworden sind. Ehrlich gestanden, waren sie auch vor 10 Jahren nichts weniger denn enthusiastisch auf die Idee des Prinzen Albert eingegangen. Damals wurden besondere Kommissäre in die einzelnen Manufakturdistrikte entsandt, um Aussteller zu werben, denn es waren tausendfache Vorurtheile und Bedenken mitunter sehr abenteuerlicher Art gegen die Beschickung der Ausstellung entstanden; die Industriellen scheuten Mühe und Kosten, deren entsprechende Verzeichnung problematisch schien, und wenn sie sich schließlich doch in großartiger Weise betheiligten, verdankte man es zumeist dem Zureden jener Spezialkommissäre und der Presse, welche den Industriellen ins Gewissen redeten, und ihnen sehr eindringlich im Interesse ihrer selbst, des Nationalcharakters und der englischen Industrie im Allgemeinen die Beschickung ans Herz legten. Stolz und Patriotismus waren als Haupthebel angesetzt worden, und bis auf den heutigen Tag behaupten Manchester, Sheffield, Birmingham u. s. w., daß ihnen die Ausstellung des Jahres 1851 keinen Nutzen gebracht habe, und daß die englischen Fabrikate, d. h. jene, in denen England speziell florirt, von einer neuen allgemeinen Ausstellung keinen Aufschwung zu erwarten haben. Anders denken die Industriellen und Produzenten des Auslandes und der britischen Kolonien. Denn während im Jahr 1851 sich bloß 1710 französische Aussteller um Platz bewerben hatten, ist dießmal ihre Zahl auf 7000 angeschwollen, und zwar beanspruchen diese 7000 Franzosen allein mehr Ausstellungsraum für sich, als das ganze projektirte Gebäude zu bieten vermag. Im Jahr 1851 hatte, wie man sich erinnern wird, England die eine Hälfte des Gebäudes ausschließlich für sich in Anspruch genommen, seinen Kolonien und der übrigen Welt war die andere Hälfte zugewiesen worden. England sammt seinen Kolonien okkupirten damals 544,000 Quadratfuß, dem Auslande blieben 403,000 Quadratfuß. Von dieser Bodenfläche waren aber diejenigen Räume abzuziehen, die den Durchgängen und Restaurationen eingeräumt werden mußten, so daß thatsächlich bloß 207,000 Fuß den englischen und 131,000 Fuß den ausländischen Ausstellern zur Verfügung gestellt werden konnten. Diesmal behält sich England wieder die eine Hälfte vor, nämlich 200,000 Quadratfuß; von der anderen Hälfte soll Frankreich den Löwenantheil (100,000 Quadratfuß,) erhalten; ihm zunächst kommt mit seinen Raumansprüchen Oesterreich, dann folgen die Vereinigten Staaten, Belgien, Preußen und Rußland. Jeder einzelne dieser Staaten klagt jedoch, daß seinen Raum-

anforderungen nicht Genüge geleistet werde. Frankreich zumal ist ungehalten über die ihm auferlegte Beschränkung. Im Jahre 1851 waren jedem französischen Aussteller, im Durchschnitt genommen, 26 Quadratfuß Raum eingeräumt worden. Dießmal wird er für jeden durchschnittlich auf 6 Quadratfuß reduzirt werden müssen, nachdem die Zahl ihrer Anmeldungen auf mehr denn das Vierfache gestiegen ist. Wie wäre es auch anders mögtich, wofern man nicht das Gebäude sammt und sonders den Franzosen einräumen, oder den Bau, der ohnedieß weitläufig genug ist, um das Vierfache vergrößern wollte! Im ersteren Falle wäre es eine exposition française, gegen die zweite Alternative streiten finanzielle und Zweckmäßigkeitsgründe. Lauter noch als die Industriellen klagen die künstterischen Ausstellungskommissionen über die nichtswürdige Raumbeschränkung. Trotzdem, daß die eben im Bau begriffenen Gemäldeausstellungsräume bei weitem die größten sind, die jemals noch einen Bilderfreund an den Abgrund der Verzweiflung und Migraine geführt haben, und trotzdem, daß bloß die Kunstschöpfungen der letzten 100 Jahre vertreten seyn sollen, fühlten sich die Malerschulen aller Länder doch zu den kläglichsten Ausrufen über Mangel an Raum-Entfaltung veranlaßt; 69,000 Quadratfuß Wandraum sind für Gemälde zu vergeben, von denen England, zum Entsetzen seiner eingeborenen Pinsel, die Hälfte (somit 38,500 Fuß) der außerbritischen Malerwelt abtritt. Aber siehe da! Frankreich allein fordert 40,000 Fuß Wandraum, Belgien 17,000 Fuß, ja selbst Rußland davon 10,000 Fuß für seine Gemälde. Nun erst Deutschland, Holland, Schweden, Dänemark, Italien, die Schweiz! Auch Kalifornien, Tasmanien, die Honolulu-Inseln, Mosquito und Patagonien versichern, zahllose unsterbliche Maler zu besitzen. Man müßte die Ebene von Satisbury unter ein Glasdach bringen, und auch dann noch wäre kaum Platz genug für alle diese Unsterblichkeiten. Man wird nach Kräften zusammenrücken müssen, wie im Jahr 1851, wo unter andern, namentlich Rußland, Oesterreich und die Vereinigten Staaten gewaltig mehr Raum verlangt hatten, als sie ausfüllen konnten, um ihn später mit Vergnügen einigen überfüllten Nachbarn, der Schweiz und dem Zollverein, abzutreten. Aber trotz des freundnachbarlichen Zusammenrückens dürfte das Parterre doch sehr gedrängt werden. Denn ist auch der Gesammtausstellungsraum etwas größer als im Jahr 1851, sind dafür einige Klassen von Gegenständen zulässig geworden, die damals ausgeschlossen waren, abgesehen davon, daß sich einige Kolonien Englands betheiligen werden, die vor zehn Jahren noch in den Windeln lagen, und seitdem stark aufgeschossen sind. Die fruchtbarste jener neuen Klassen verspricht die mit Nr. 29 bezeichnete zu werden. Sie soll Alles umfassen, was zu Erziehungszwecken gehört: Modelle und Aufrisse für zweckmäßige Schulgebäude, Lesezimmer, literarische und Handwerkervereine, Waschkabinette, nebst den zur Heizung, Beleuchtung und Lüftung derselben erforderlichen Apparaten. Dazu 23 Unterabtheilungen für Schulbücher und andere Erziehungsinstrumente; 5 Abtheitungen, die bloß der körperlichen Erziehung, der Gymnastik, den höheren Spielwaaren, den Behelfen athletischer Spiele gewidmet sind, und endlich 4 Abtheilungen: Modelle naturhistorischer und anderer Sammlungen zum höhern Schulgebrauch. Diese Abtheilungen allein können, zumal von englischer Seite aus, wo diesen Spezialitäten neuester Zeit große und empfehlenswerthe Aufmerksamkeit zugewendet wird, ganz unglaublich große Räume füllen, ohne daß man ihnen darob gram werden dürfte. Die Photographie ist seit zehn Jahren stark in die Breite und Höhe gewachsen, und da die Abtheilung, die ihr eingeräumt ist, Proben ihrer mannigfattigen Erzeugungsmethoden, und daneben natürlich aller ihrer Lampen, Cameras, Linsen, Scheiben, Flaschen und sonstigen Apparate umfassen soll, verspricht sie ziemlich überhäuft zu werden. Auch Weine sollen ausgestellt werden dürfen, obwohl es nicht recht klar ist, wie dieß zweckmäßig zu bewerkstelligen seyn wird. Doch man kennt das Geschlecht der Weinhändler, dessen Fehler eben nicht allzugroße Schüchternheit ist. Sie werden die Gelegenheit benützen, ihre Firma auf die gefälligste Weise vorzuführen, und — man verlasse sich darauf — in gedrängter Masse erscheinen. Was die Kolonien anbelangt, zeigt sich bei ihnen insgesammt ungleich mehr Interesse für die bevorstehende Ausstellung als vor zehn Jahren. Das kommt daher, daß sich ihr Wohlstand und ihr Selbstbewußtseyn seitdem gehoben, und daß sie im Jahr 1851 gelernt haben, was sie mit Aussicht auf Nutzen nach Europa schicken könnten. Von ihnen werden mehrere ihr erstes Debut machen: Viktoria, das im Jahr 1851 eben erst aus dem Ei gekrochen war, und von dem wir eine umfassende, systematisch geordnete Veranschaulichung seiner Goldgewinnungsmethoden sammt Allem, was damit zusammengehört, erwarten dürfen; Columbia, das Proben seiner Metalle und Feldfrüchte und Queen'sland, welches Muster seiner Baumwolle einschicken wird, die der amerikanischen am nächsten kommen soll. Alles schreit nach Raum, und zwar nach mehr Raum als bewilligt werden kann.

Die Preismedaille für die Ausstellung des kommenden Jahres, entworfen von Wyatt und Maclise, befindet sich bereits in den Händen des Graveurs. Vorläufig erst die Obverse. Sie zeigt im Mittelpunkt die konventionelle Britannia auf dem Thron sitzend, ihr zu Füßen der britische Löwe. In ihrer Rechten hält sie einen Kranz, in ihrer Linken einen Oelzweig. Sinnbildliche Gestalten, welche das Fabrikwesen, die Rohprodukte und die Kunst der Maschinen darstellen, entfalten vor Britannia ihre Schätze und Attribute, während die Malerei, die Bildhauerei und die Baukunst, der Entscheidung Britannia's harrend, sich hinter dem Thronsessel gruppiren. Die Zeichnung der Medaille soll besser seyn als jene von 1851, die Größe ist ge-

nur dieselbe, doch werden dießmal nur bronzene, keine goldene und silberne Medaillen vertheilt werden.

Die deutsche Eiche.

Horch — was ächzt die deutsche Eiche?
Ihr Gezweige wird belebt;
Ihre Blätter ängstlich zittern,
Ihre Wurzeln Unheil wittern,
Ihrer Krone Wucht erbebt!

Das sind Zeichen, — keine guten,
Vorbereitung ist's zum Streit!
Ihre Zweigen will sie prüfen,
Ob ihr Mark — weil lang sie schliefen,
Nicht vertrocknet durch die Zeit.

Ob sie einig, treulich halten
Aus im Kampfe, wenn er naht;
Ob sie ihr auch ebenbürtig —
Kampfesmuthig, — stammeswürdig.
Sich bewähren in der That!

Rüttelnd prüft sie ihre Wurzeln,
Ob nicht in der eig'nen Brust
Angesetzt der Fäulniß Motten,
Die geheim von ihrem Boden
Ab sie nagend — unbewußt!

Ob sie sicher kann vertrauen,
Ihrer eig'nen, innern Kraft;
Daß ihr Fuß sich festgetettet
An die Erde, eingebettet
Ihre Wurzeln riesenhaft!

Ihrer Blätter Lebensfrische
Zeugen ihr von gutem Saft;
Zeugen ihr, daß gut der Boden,
Daß der Pflege viel geboten,
Daß der Nachwuchs nie erschlafft.

So bereitet — hebt sie wieder
Kühn empor ihr mächtig Haupt.
Schutz und Trutz kann so sie bieten.
Ob die Stürme toben — wüthen
Sie steht fest und dicht belaubt!

Sie steht fest die deutsche Eiche,
Sie erbebt und wanket nie!
Sie kann wohl im Sturm sich beugen,
Aber nie vom Boden weichen;
Wodan schützt vor'm Falle sie!

Adolph F . . . . . .

Mannigfaltigkeiten.

In dem Augenblicke, wo der Kampf zwischen Omer Pascha und den Montenegrinern entbrannt ist, wird folgende Schilderung des Kriegsschauplatzes nicht ohne Interesse seyn. Der See von Scutari erstreckt sich, etwa eine Stunde von der montenegrinischen Gränze, von der Einmündung des Moracaflusses von Nordost nach Südwest in einer Länge von 4 deutschen Meilen, seine größte Breite beträgt kaum mehr als eine Meile. Das obere Ende des Sees wird durch die kleine Feste Zablsak geschützt, von der es nur eine Viertelstunde entfernt ist, und die in einem schlammigen, von der Moraca und einem anderen kleinen Flüßchen gebildeten Delta liegt. Weiter nördlich von Zablsak, ebenfalls an der Moraca, liegt die Festung Podgorizza und an der nördlichsten Spitze der türkischen Gränze die Festung Spuz. Zablsak besteht nur aus etwa 120 Häusern und ist mit Mauern aus Backsteinen umgeben, an deren vornehmsten Ecken große runde, und dazwischen kleinere Thürme in angemessenen Entfernungen aufgeführt wurden. Zur Ergänzung dieses Fortifikationssystems wurden auf den nahen Inseln Branzina und Lesendria Verschanzungen errichtet. Die Absicht der Montenegriner ist, sich zwischen Ober- und Unter-Spizza, wo die Landung der Garabaldianer erwartet wurde, bis an's Meer auszudehnen und Antivari zu bedrohen. Antwari ist zwar durch eine Zitadelle gedeckt, allein diese befindet sich in elendem Zustande. Sie ist mit fünf unregelmäßigen Bastionen versehen, deren Kourtinen ohne Wall und ohne Brustwehr und nur durch eine zwei Schuh dicke und sechs Schuh hohe Brustmauer gedeckt sind. Unter den 3500 Einwohnern von Antivari sind nur 1200 Mohamedaner und gegen 800 griechisch nichtunirte Slaven, die andern 1500 Katholiken.

Charade.

Vier Sylben hat mein kriegerisches Ganze,
Es schimmert in des Ranges hohem Glanze
Und hat der Kämpfer viele unter sich.
Die ersten prangt am schönsten wohl mit Aehren,
Die zweite wird ein Kleidungsstück gewähren,
Gibt Bildung ihr der beiden letzten Stich.
Und wenn auch manchmal diese letzten beiden
Nicht eben viel Erhabenes bedeuten,
So sind sie doch, nimmt man die Sache recht,
Beim Schüler das, was Herr ist für den Knecht.

Auflösung der Charade in Nro 221:
Sturmhaube.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 225 Freitag, 20. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Obgleich er pünktlich zu der von Herrn Lascourt bestimmten Stunde ankam, so war dieser doch abwesend. Ein unvorhergesehenes Geschäft hatte ihn genöthigt, auszugehen. Die Person, an welche er sich im Komptoir wandte, indem er seinen Namen angab, übermittelte ihm die Entschuldigungen des Bankiers und führte ihn, wie dieser es angeordnet, in den Salon, wo er gebeten wurde, zu warten.

Der junge Mann näherte sich dem Kamin, und indem er den durch doppelte Vorhänge halb verhüllten Fenstern den Rücken wandte, musterte er mehrere englische Gravüren und Albums, von denen einige auf ihren Maroquineinbänden in Golddruck den Namen Gabriele Lascourt trugen. Die Ausstattung des Salons war prächtig; Alles sprach von Reichthum und Luxus, und indem er diesen Glanz bewunderte, gedachte Alexander Laville seufzend der ärmlichen, schmucklosen Wohnung, in welcher seine Mutter und Schwester, nachdem sie die Freuden der Wohlhabenheit gekannt, sich in ein mühevolles, ungesichertes Daseyn ergeben mußten.

Diese traurigen Betrachtungen wurden durch einen Ausruf der Ueberraschung unterbrochen, der ihm wider Willen entfuhr. Indem er seine Blicke durch den Raum schweifen ließ, fielen sie auf das Porträt einer Frau, und diese Frau trug die Züge seiner Beschützerin des Balles! Er glaubte sich anfänglich durch eine Vision verfolgt. Aber er täuschte sich nicht: sie war es wirklich, die er sah, im Ballanzuge, Arme und Schultern entblößt wie am vorigen Abende. Und im Haar und auf der Stirn funkelten Diamanten, und diese Frau nannte sich Gabriele Lascourt! Er hatte geglaubt, sie nie wiederzusehen, und nun sollte er in demselben Hause mit ihr leben! Es waren ihre edlen reinen Züge, das durch lange dunkle Wimpern verschleierte Auge!

Aber dieses Bild schien ihm zu lächeln, und ein sanftes Roth belebte die Wange, und die Blicke zeigten nicht, wie auf jenem Feste, den Ausdruck einer träumerischen Trauer! Dennoch, für ihn war sie immer gleich schön, ob traurig oder heiter! Wenn aber nicht eine Schmeichelei des Malers gewaltet, welcher geheime Kummer hatte diesen Glanz getrübt? Welcher Schmerz, den Niemand kannte, hatte dieses Roth gebleicht und das Auge verdüstert, das sich auf ihn gerichtet?

Wie lange er betrachtend vor diesem Bilde verweilte, wie lange diese Art bezauberten, wachen Traumes dauerte, er hätte es nicht zu sagen vermocht; und diese Liebe, welche er noch eine Stunde vorher als Chimäre von sich weisen wollte, sie bemächtigte sich seines ganzen Wesens in dem Maße, als der Zufall sich darin zu gefallen schien, dem Schatten Festigkeit, und seinen verwegensten Wünschen eine Wirklichkeit zu verleihen.

Dennoch mußte er sich zu beherrschen suchen und er war schon ruhiger, als die Thür des Salons sich öffnete. Er wendete sich um, und anstatt Herrn Lascourt, wie er vermuthete, sah er Gabriele im Eingange.

Diese, sey es, daß sie von Alexanders Anwesenheit nichts wußte, oder daß sie nur geflissentlich Ueberraschung zeigen wollte, machte Miene, sich zurückzuziehen, noch ehe der junge Mann ein Wort der Anrede gefunden hatte.

Aber ohne Zweifel bedenkend, daß eine solche Verwirrung verrathendes Benehmen ihrerseits eine gefährlichere Deutung veranlassen könnte, als eine Unterhaltung von einigen Minuten über gleichgültige Gegenstände, grüßte sie Alexander und entschloß sich, in den Salon einzutreten.

Er erwiderte ihren Gruß, ohne zu wagen, sie anzublicken. Es war ihre Aufgabe, zuerst das Schweigen zu brechen. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Ihr Gesicht zeigte keine Spur mehr von Bewegung und ihre Stimme bebte nicht.

„Sie erwarten meinen Mann, mein Herr?“

„Ja, Madame,“ entgegnete Alexander, ich erhielt heute Morgen einen Brief von ihm. Er theilte mir mit, daß auf die Verwendung einer Ihrer Freundinnen, Frau von Bernemil, er mir die Stelle seines Kassiers anvertraut.“

„Mein Mann hat mich davon in Kenntniß gesetzt; ich war sogar dabei, als er Ihnen schrieb.“

„Und Sie haben sich diesem Entschluß nicht widersetzt?“

„Ich, mein Herr? Sie erlauben mir wohl, über diese Frage zu erstaunen. Warum sollte ich es gethan haben?“

„Das, was sich gestern auf dem Balle zugetragen hat, Madame, hätte Ihnen Mißtrauen einflößen können. Ein Spieler! . . . . ein Mann, welcher sich gewissermaßen betrügerisch unter Personen eingedrängt hatte, die er nicht kannte, und deren Börsen er leert, ohne mit seinem Namen für dieses beleidigende und beargwöhnte Glück verantwortlich seyn zu können! Dieß war gestern meine Lage. Ich habe Ihnen nicht danken können, wie ich sollte. Aber ich danke Ihnen heute, Madame. Ich will nicht allein einen verletzenden Zweifel von mir weisen; ich will und muß Sie auch beruhigen und Ihnen sagen, daß das Vertrauen Ihres Gatten wohl angebracht ist. Ich bin kein Spieler, ich schwöre es Ihnen. Ich habe kein Interesse mißachtet, keine Pflicht verrathen, um die Leidenschaft des Spiels zu befriedigen; und um jeder bösen Versuchung zuvorzukommen, gelobe ich Ihnen auch, niemals mehr in meinem Leben eine Karte anzurühren."

„Das ist ein Gelöbniß, welches Ihnen freisteht, auszusprechen, mein Herr, das aber Niemand das Recht hat, von Ihnen zu verlangen. Hätten Sie sich," fügte sie lächelnd hinzu, „man muß nicht Versprechungen machen, die man nicht gewiß ist, auch halten zu können."

(Fortsetzung folgt)

Ein Besuch auf Caprera.

Maddalena, 30. August 1861.

Meinem Versprechen gemäß, schreibe ich Ihnen von hier aus einige Zeilen, um Ihnen das merkwürdige Leben Garibaldi's in seiner Zurückgezogenheit zu schildern.

Caprera, eine kleine Insel, oder besser gesagt, eine aus den Gewässern des mittelländischen Meeres hervorragende Klippe, ist ungefähr 5 Seemeilen von Maddalena, einem kleinen Hafen mit circa 1200 Einwohnern, meist Fischern, entfernt. Große Sandstein- und Granitblöcke, chaotisch übereinander liegend, geben der Insel ein wild romantisches Ansehen; die wenigen ebenen Punkte sind mit Sand bedeckt, und entweder von sehr geringer oder gar keiner Feuchtigkeit. Mitten in dieser Wüste von Sand und Stein lächelt dem Besucher von Ferne schon das kleine bescheidene, jedoch sorgfältig reingehaltene Haus entgegen, welches dem unstreitig volksthümlichsten Manne Italiens als Wohnung dient. Vier Zimmer, mit einer fast unglaublichen Einfachheit möblirt, eine dem kleinen Gebäude angemessene Küche und eine Vorrathskammer bilden die Räumlichkeiten der Wohnung des großen Volksführers.

Die Zahl der Bewohner selbst ist in diesem Augenblicke folgende: Garibaldi, Menotti, dessen älterer Sohn, Canzio und dessen Gattin (Garibaldi's Tochter), Basso, des Generals Sekretär, Froscianti, Stanietti und Carpinetti, drei Offiziere vom Gefolge des Ex-Diktators in Sizilien und Neapel, endlich ein gewesener Soldat, der jetzt die Dienste des Kochs versieht, und eine achtzigjährige Matrone mit noch pechschwarzen Haaren, welche rüstig und behend den weiblichen Arbeiten vorsteht.

Diese sämmtlichen Bewohner Caprera's bilden eine Familie, als ob sie Alle wirklich durch Bande des Blutes verbunden wären, arbeiten wie Taglöhner, um das tägliche Brod zu gewinnen, und ich muß es gestehen, sehen äußerlich bei weitem nicht dem ähnlich, was sie waren und eigentlich noch sind. Wenn ich mich erinnere, vor weniger als einem Jahre fast alle diese Leute in Palermo, Messina, Neapel und Caserta auf prächtigen Pferden, unter lautem Jubel der Bevölkerung siegreich einziehen gesehen zu haben und jetzt ihre sonnverbrannten Gesichter, die mit Schwielen bedeckten Hände, die ungeschwärzten mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhe, ihr einfaches rothes Flanellhemd und ihre groben Segeltuchhosen betrachte, dabei aber den Umstand in Erwägung bringe, daß diese Menschen in Hülle und Fülle, von allen möglichen Bequemlichkeiten umgeben, in jeder beliebigen Stadt Italiens leben könnten und die Einwohner dieser Stadt mit Stolz und Freude erfüllen würden: ergreift mich ein Gefühl von Bewunderung für den Mann, der allein, wie ich glaube, so etwas thun kann.

Der Gesundheitszustand des Generals ist seit drei Wochen nicht sehr erfreulich, denn mit einem heftigen Rheumatismus im linken Bein behaftet, muß er das Bett hüten, was für einen Mann von so außergewöhnlicher Thätigkeit besonders schmerzhaft seyn muß. Die übrigen Gefährten Garibaldi's mit Ausnahme Teresitta's, seiner lieblichen Tochter, welche den kranken Vater mit kindlicher Sorgfalt pflegt, beschäftigen sich den größten Theil des Tages hindurch mit Jagd und Fischerei, um den Hausbedarf herbeizuschaffen.

Gleichzeitig mit mir kam Marquis Trechi, Oberstlieutenant vom gewesenen Hauptquartier Garibaldi's, dermalen Ordonnanzoffizier des Königs Viktor Emanuels mit einem eigenhändigen Schreiben desselben in Caprera an. Der General empfing uns mit seiner gewohnten herzlichen Freundlichkeit, umarmte und küßte uns, sich im Bette aufrichtend, und lud uns ein, neben seinem Schmerzenslager Platz zu nehmen. Da mir Trechi's Mission bekannt war, bat ich den General, unter dem Vorwande, die Insel ein wenig zu besehen, mich zurückziehen zu dürfen, und ich benutzte die Zeit, mir die Räumlichkeiten zu besehen, von denen ich Ihnen am Anfang dieses Briefes eine flüchtige Schilderung zu geben versucht habe.

Als Trechi geendigt hatte, kehrte ich abermals zum General zurück und entledigte mich mit Muße meiner Sendung, die übrigens mehr Privat- als politische Zwecke hatte.

Garibaldi sprach mit einem Enthusiasmus von sei-

ner Insel, der mich in Erstaunen versetzte, erzählte mir, daß es ihm bereits gelungen sey, Weinreben, Melonen, Feigen u. dgl. mit Erfolg zu pflanzen und traktirte mich mit Cigarren und schwarzem Kaffee.

Im freundlichen Gespräch vergingen einige Stunden sehr schnell. Garibaldi empfahl seiner Tochter, heute besonders für den Tisch zu sorgen, und wir speisten bald darauf in Canzio und Teresitta's Zimmer. Alle vereint ein frugales und doch für die Bewohner Caprera's außergewöhnliches Mahl: Fischsuppe, einen gesottenen, dann einen gebackenen Fisch, Salat, Früchte verschiedener Gattung, Käse, und nahmen nach Tisch eine Tasse schwarzen Kaffee. Diejenigen, welche Wein trinken wollten, konnten dessen genießen, Garibaldi selbst und seine Gefährten tranken bloß Wasser. — Ich muß hinzufügen, daß ich sehr oft während des sizilianisch-neapolitanischen Feldzuges die Ehre hatte, am Tisch des Generals zu speisen, aber ich sah ihn auch da nie einen Tropfen Wein genießen. Desto mehr liebt er den schwarzen Kaffee, von dem er im Stande ist, 6 bis 8 Tassen des Tages zu nehmen, während er ordinäre Cigarren raucht.

Nach Tische führte mich Canzio auf der Insel umher und zeigte mir die verschiedenen Steppen, welche sämmtlich von der Hand des Generals bepflanzt und mit einer trockenen Mauer aus Bruchsteine umgeben sind. Auch einen Theil seines Hauses, das er etwas vergrößert, wollte er selbst bauen, aber ein Maurer aus Maddalena, welcher die Arbeit besichtigte, sagte ihm: „General, Ihr seyd ein vortrefflicher Feldherr, aber ein schlechter Baumeister!" Hierauf erwiderte Garibaldi mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Gut, bauet Ihr das Haus, ich werde Euch die Steine herbeitragen."

Gegen Abend nahm ich einige Briefe vom General in Empfang, und nachdem er uns ebenso freundlich verabschiedet, als er uns Morgens empfangen hatte, fuhren wir mit unserer Barke nach Maddalena zurück.

Gleichzeitig mit uns verläßt Menotti Garibaldi die Insel, um seinen jüngeren Bruder Risciotto abzuholen, welcher seit sechs Jahren in England sich dem Handelsstande widmend, nun seine Lehrzeit beendet hat und auf kurze Zeit seinen Vater zu besuchen kommt.

(Nat.-Ztg.)

Die Krönung in Königsberg.

Königsberg, 13. Sept

Zu der am hier am 18. Oktober stattfindenden Krönungsfeier machen sich überall die Vorbereitungen bemerkbar; überall wird gezimmert und renovirt. Die vom Hofmarschallamt hier niedergesetzte Kommission, an deren Spitze der Polizeipräsident steht, sucht für die Gäste des Königs, die Prinzen, die Minister, die hohen geistlichen Würdenträger, das diplomatische Korps entsprechende Wohnungen, deren Kosten, soweit sie nicht unentgeldlich dargeboten werden, der König trägt, während derselben Kommission obliegt, für die Zeugen der Krönung, also für die Abgeordneten beider Häuser des Landtags und die von den Provinziallandtagen gewählten 96 Mitglieder, die Wohnungen mindestens nachzuweisen. Es wird für beide Zwecke ein Bedarf von etwa 900 Wohnungen seyn. Der Minister des Innern machte bei seiner neulichen Anwesenheit von dem genügenden Vorhandenseyn bereiter Wohnlichkeiten die Feier der Krönung in Königsberg abhängig, worüber er die beruhigendsten Versicherungen erhielt. An der Tagesordnung sind nun die fabelhaftesten Erzählungen von den gewährten Miethpreisen, wobei natürlich die Engländer, als die geschröpfteste Nation Europa's, als Hauptakteurs figuriren. Thatsache ist, daß ein vornehmer Engländer für ein kleines zu seiner Verfügung gestelltes Haus nebst Equipage 200 Pfd. St. bezahlt. Der Kronprinz soll für die untere Etage des „deutschen Hauses", unseres größten, wahrhaft prachtvollen Gasthofes, täglich 800 Thlr. bezahlen. Da außer den offiziellen Gästen noch eine Menge Fremde erwartet werden, so wirft sich die Privatindustrie auf ein wahrhaft massenhaftes Angebot von Wohnungen, die eine stehende Rubrik unserer Zeitungen in langen Spalten bilden. Fast jeder Privatmann sucht sein häusliches Budget für diese Zeit durch eine Extraeinnahme zu verbessern; und Preise von 5 bis 10 Thaler täglich für ein Zimmer sind die Regel, ob nun das Zimmer noch so klein und in dem entferntesten Stadttheile gelegen sey. Eine große Verlegenheit wird der Mangel an einer genügenden Zahl Equipagen bereiten, besonders wenn, wie zu erwarten, unser regenreiches Oktoberwetter sich einstellt. Von den Preisen dafür erhalten Sie eine Vorstellung durch die Thatsache, daß ein fürstlicher schlesischer Standesherr von einem hiesigen Fuhrhalter eine Equipage für täglich 12 Thlr. gemiethet hat und man allgemein den Fuhrhalter als thöricht wegen seiner „Billigkeit" betrachtet. Viele fürchten auch ein bedeutendes Steigen der Lebensmittel für diese Zeit und beabsichtigen, sich bei Zeiten mit Vorräthen zu versehen. Man berechnet die Summe, die von auswärts für diese Zeit hier einströmen wird, auf etwa zwei Millionen. Es wird sich überhaupt bei diesem Krönungsfeste eine größere Pracht entfalten, als bei derselben Feier im Jahre 1840. Die Uniformirung des Domchors, die Zuziehung einer Gesammtvertretung der Armee deutet augenscheinlich darauf hin. Auf dem Schloßhofe werden umfassende Tribünen errichtet, die nebst den andern Räumen nahe an 20,000 Personen fassen sollen. Der von der Freitreppe des Schlosses nach der Schloßkirche führende Weg, den die königlichen Majestäten mit den Prinzen nehmen, wird mit rothem Tuche belegt werden und unter einer fortlaufenden Reihe von Baldachins hinführen. Um 9 Uhr Morgens beginnt

der Krönungsgottesdienst mit Gesang und Liturgie, der sich die Predigt anschließt. Im Jahre 1840 wurde sie vom Königsberger Oberhofprediger, Generalsuperintendenten Dr. Sartorius gehalten; zum 18. Oktober ist sie dem hiesigen Oberkonsistorialrath, Hofprediger Dr. Snethlage, übertragen. Nach der Predigt setzt sich der König, sie vom Altar nehmend, die Krone selbst auf das Haupt. Eine Reihe feierlicher Huldigungsreden wird sodann im Thronzimmer an den König gerichtet werden, und hierauf beginnt die Feier im Schloßhofe, bei welcher der König, von sämmtlichen Prinzen umgeben, auf dem, auf dem Balkone errichteten Throne Platz nimmt. Auf die dabei gehaltene Anrede beabsichtigt Se. Majestät, selbst das Wort an die große Versammlung zu nehmen. Die Abreise von hier erfolgt am 20. Okt: das Königspaar begibt sich zur Feier der Enthüllung des Denkmals Friedrich des Großen nach Danzig, dann nach Bromberg und Frankfurt, und am 23. Oktober wird der feierliche Einzug in Berlin erfolgen. Die Illumination an diesem Abend dürfte die großartigste werden, welche Berlin je gesehen hat. Der König läßt sämmtliche öffentliche Gebäude erleuchten, u. A. soll das Zeughaus durch 30,000 Lampen illuminirt werden, ebenso werden zur Erleuchtung der Statuen, der Brücken und Thore besondere Vorkehrungen getroffen, bei denen farbige Feuer und elektrisches Licht in der umfassendsten Weise zur Anwendung kommen werden. — Das Kostüm der Königin bei der Krönung wird aus einer weißen Moiree-Robe, dicht mit Goldspitzen garnirt, bestehen. Die Schleppe und der mit Hermelin gefütterte bis zur Erde fallende Hermelinmantel werden von rothem Sammet und abwechselnd mit goldenen Kronen und schwarzen Adlern gestickt seyn. Der Mantel ist an den Schultern mit Diamant-Agraffen befestigt, läßt also das Leibchen, das bekanntlich bei solchen Gelegenheiten mit den Kronjuwelen geschmückt ist, vollkommen frei.

Mannigfaltigkeiten.

Es ist schon früher mitgetheilt, daß im Beginn dieses Sommers bei Forchheim (zwischen Karlsruhe und Rastatt) auf Anordnung des Bundes und in Anwesenheit von Mitgliedern der Bundesmilitärkommission längere Schießversuche angestellt wurden, um die Verwendbarkeit der in der Bundesfestungen vorhandenen Lafseten nichtpreußischen Systems auch für die neuen gezogenen Festungsgeschütze beurtheilen zu können. Die Resultate sind, daß die bayerische 6pfünder Festungslaffette für gezogene Sechspfünder, die bayerische 12pfündner Festungslaffelte für gezogene Zwölfspfünder, die bayerische 18pfünder Laffette für gezogene Vierundzwanzigpfünder unter der Bedingung der durch die Dimension der Rohre angezeigten Abänderungen mit vollem Vertrauen adoptirt werden können, daß die bayer. Festungslaffette sich vorzugsweise vor allen bisherigen Laffetten zum Gebrauch für gezogene Geschütze eignet, und daß, wo Feldlaffetten in die Armirung der Wälle aufgenommen sind, die bayerische wie die preußische 12pfünder Feldlaffette, auch die unverstärkte des Modells von 1842, unbedenklich für gezogene Sechspfünder angewendet werden können.

Die preußische Marine besitzt mit den im Neubau begriffenen Schiffen 40 Kriegsfahrzeuge, und zwar 2 Fregatten: Thetis und Gefion; 4 Korvetten: Arkona, Gazelle, Danzig und Amazone; 1 Brigg: Hela; 2 Transportschiffe: Merkur und Elbe; 3 Dampf-Aviso's: Loreley, Ittis und Grille; 1 Wacht- und Kasernenschiff: Barbarossa; 19 Dampf-Kanonenboote: Chamäleon, Comet, Cyclop, Delphin, Fuchs, Hay, Habicht, Hyäne, Jäger, Krokodil, Natter, Pfeil, Salamander, Schwalbe, Scorpion, Sperber, Tiger, Wespe und Wolf; ferner: im Neubau begriffen: 4 Korvetten: Vineta, Hertha, Medusa und Nymphe; 4 Kanonenboote: Basilisk, Blitz, Drache und Meteor. Endlich 40 Ruderjollen und mehrere Marine-Bordinge.

Die evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig arbeitet gegenwärtig in Ostindien mit 11 Missionären, 2 ordinirten eingebornen Kandidaten, 27 Katecheten, 26 Vorlesern und 53 eingebornen Schullehrern; die Zahl der Schüler betrug im vorigen Jahr 1287, die der sämmtlichen Gemeindeglieder 4661. (Im Ganzen arbeiten in Indien 18 Missionsgesellschaften.) Die „Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle, herausgegeben von Dr. Graul und Dr. G. Kramer" erhalten sich in ihrem gediegenen Werth. Sie erscheinen bereits in ihrem 13. Jahrgang.

In Preußen stehen Reformen in Aussicht. Die Minister werden künftig drittehalbzoll breite Litzen an ihren Galahosen tragen. Die Räthe zweiter Klasse bekommen Litzen von $1^3/_4$ Zoll Breite, und so herunter. Auch an den Fracks und Westen sind mancherlei einschneidende Aenderungen getroffen.

Vom 1. Oktober an kann in England Niemand mehr zu einem Eid vor dem Kriminalgericht gezwungen werden; wer einen Eid mit seiner religiösen Ueberzeugung unvereinbar hält, kann einfach erklären, er wolle die Wahrheit sagen, aber nicht schwören.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 226 Samstag, 21. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„O, ich werde es halten, Madame; ich erkenne, welchen Beweis des Vertrauens man mir gibt, ich soll über den Kredit, über einen Theil des Vermögens Ihres Gatten verfügen, und meine Ehre muß, wie die seinige, frei von jedem Flecken, unzugänglich jedem Argwohn seyn. Wenn der Verdacht nur einmal einen Mann berührt, so kann er leicht für immer verloren seyn! Sie wissen nicht Madame, was es ist, unschuldig verdächtig zu seyn! Ich, ich weiß es . . . ."

Er hielt inne und überraschte Gabriele, wie sie einen jener langen, traurigen Blicke auf ihn heftete, welche bis auf den Grund seines Herzens drangen. Sie erröthete leicht und wandte das Haupt.

Alexander fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Ja, ich werde dieses Versprechen halten, und Sie werden mir heute glauben, wie Sie mir gestern glaubten, denn Sie sind eben so gut, ... wie schön . . . ."

Bei diesem ganz leise gesprochenen Wort nahmen die Züge der Madame Lascourt plötzlich den Ausdruck eisiger Strenge an, sie unterbrach ihn, indem sie sagte:

„Mein Herr, erinnern Sie mich nicht daran, daß Sie gestern sich auch verbindlich machten, mich nicht wieder zu sehen. Das war es, was ich sagen wollte, als ich eben auf unüberlegte Versprechungen anspielte."

„Ich darf doch wenigstens hoffen, daß Sie mich nicht für den Zufall verantwortlich machen werden. Ich kannte Ihren Namen nicht, es war das Erstemal, daß ich Sie sah, Madame."

„Auch ich, mein Herr. Ich erwarte nicht, nochmals für einen Dienst Danksagungen zu empfangen, den ich bereits vergessen hatte; und Sie werden mit mir darin einverstanden seyn, daß man an sich unbedeutenden Vorfällen nicht mehr Wichtigkeit beilegen soll, als sie verdienen. Ich lege Ihnen nicht die Verpflichtung auf, nicht mehr darüber zu sprechen; wenn Sie jedoch beharren, der Sache eine Bedeutung zu geben, welche sie nicht besitzt, in dem Zufall mehr als den Zufall zu sehen, so würde ich Sie doch bitten müssen, gänzliches Schweigen darüber zu beobachten."

Alexander war nicht genug an ein solches seines Kampfspiel mit Worten gewöhnt, um der so eben empfangenen Andeutung nicht sofort Folge zu leisten. Er fühlte sich durch diese Taktik, welche seinen Gedanken in der Schlinge fing, noch ehe er ihn ausgedrückt hatte, und welche zu gleicher Zeit durch die besonnene Zurückhaltung der Sprache, jeder Entgegnung auswich, in Befangenheit versetzt. Es wollte ihm nicht gelingen, in der Hülle dieser flüchtigen Schattirungen die zweifache Natur zu ergründen, welche so leicht von der Theilnahme zur Gleichgültigkeit übergeben konnte, so eben bewegt und verwirrt, dann plötzlich kalt und Herrin ihrer selbst. Er erwiderte:

„Ich werde gehorchen, Madame, und Sie werden mir keinen Vorwurf zu machen haben. Aber wir mögen uns doch einiger meiner Aeußerungen erinnern dürfen. Vergessen Sie nicht, daß Sie auf meine Ergebenheit zählen können, falls Sie deren je bedürfen sollten."

„Ich hoffe nicht, sie jemals beanspruchen zu müssen, mein Herr; aber ich nehme Ihr Anerbieten an."

Sie stand auf; gerade als sie sich entfernen wollte, trat Herr Lascourt in den Salon. Nach einigen Worten der Entschuldigungen bat er Alexander, ihn in die Bureau zu begleiten.

„Sie sind Schuld, mein Herr," sagte er dabei lachend, „daß man mich von einer Seite mit Vorwürfen überhäuft. Liebe Gabriele," fügte er gegen seine Frau gewendet hinzu, „Sie müssen suchen, Herrn Lewis wieder mit mir auszusöhnen, welcher es mir nicht verzeihen will, daß ich mein Versprechen nicht hielt. Ich übertrage Ihnen die Unterhandlungen."

Und als sie die Lippen öffnete, um sich zu vertheidigen, näherte er sich ihr, und sagte leise, indem er ihr die Hand küßte:

„Sie können es mir nicht abschlagen. Dieser junge Mann ist Ihr Schützling. Sie allein sind schuldig, besonders wenn es wahr ist, was Sie gestern sagten, daß Sie zu seinen Gunsten beim Kartenlegen betrogen haben."

Alexander, welcher hinter Herrn Lascourt stand, sah, daß eine leichte Röthe Gabrielens Wangen überflog und ihre Blicke sich unwillkürlich nach ihm hinrichteten. Dieß war für ihn ein neues Räthsel. Es war die Rede von ihm und sie verwirrte sich!

Alexander befand sich auf einem Boden voller Ueber-

raschungen und unsichtbarer Fallstricke; er fühlte sich wahrhaft erleichtert, als Lascourt sagte:

„Wollen Sie mich gefälligst begleiten, mein Herr; ich bin gewiß, daß nach Allem, was ich von Ihnen Lobenswerthes gehört, und was Sie sicher rechtfertigen werden, ich meine Entscheidung nicht zu bereuen habe, selbst wenn es Madame Lascourt nicht gelingen sollte, mich mit dem Beschützer Ihres Mitbewerbers auszusöhnen."

Alexander und Madame Lascourt verneigten sich gegen einander, und die beiden Männer verließen den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erstürmung der Stadt und Festung Belgrad im Jahre 1688.

Vermöge Vertrags-Abschluß am 29. Mai 1683 zwischen dem Kaiser, dann Kur-Bayern, Sachsen, Polen, ingleichen den Kreisen von Franken und Schwaben, verbanden sich dieselben zu einem Schutz- und Trutzbündniß gegen die Türken.

Kurfürst Max Emanuel von Bayern (geboren am 11. Juli 1662, regierte von 1679—1726, und starb am 26. Februar 1726) rüstete sich, dem Kaiser Leopold zu Hülfe zu ziehen und sendete im Monat September dieses Jahres 7800 Mann zu Fuß und 3500 Mann zu Pferd nach Ungarn ab.

Dieser Krieg gegen die erklärten Feinde des christlichen Namens dauerte vom Jahr 1683 bis Ende 1688.

Nach damaliger Art Krieg zu führen war es gebräuchlich, daß jedes Jahr mit eintrendem Frühling die Feindseligkeiten begannen und mit anbrechendem Spätherbste sich endigten, wonach Freund und Feind die Winterquartiere bezogen.

Im Jahre 1688 am 8. Mai wurden die militärischen Operationen durch die Einnahme von Stuhlweißenburg eröffnet.

Von Seite Bayerns waren für dieses Jahr als Kreisquantum festgesetzt: 3260 Mann.

Kurfürst Max Emanuel übernahm den Oberbefehl über die kaiserliche Armee, da der Herzog von Lothringen erkrankte. Bis zur Ankunft des Kurfürsten, von München, übernahm einstweilen der kaiserliche Feldmarschall Caprara den Auftrag, die Armee bei Effect zu versammeln (am 11. Juni), wobei als bayerisches Kontingent sich befanden: 5 Regimenter zu Fuß, als:

1. Leibregiment, 2. Regiment Steinau, 3. Gallenfels, 4. Beldentz und 5. Seboltsdorf; dann an Reiterei:

2 Regimenter Kürassiere: 1. Arco und 2. Latour.

1 Regiment Dragoner: Soyer, nebst einiger Artillerie, und den Generalen Beck und Tauffkirchen.

Am 29. Juni marschirten diese Truppen von Effect nach Michalobza, bezogen am 30. Juni eine Stunde entfernt von dem Saveufluß ein Läger. Nach einigen Ruhetagen zogen sie sich über genannten Fluß und zwar im Angesicht der Türken, um Verschanzungen anzulegen. Der Auftrag wurde beherzt und glücklich vollführt. Allein die „Grenatiers," namentlich die vom Leibregiment, wurden dabei hart mitgenommen, indem sie, Mann gegen Mann, gegen die weit an Zahl überlegenen andringenden Janitscharen sich wehren mußten.

Kurfürst Max Emanuel kommandirte hier die Armee en Chef.

Am 28. Juli erhielt der Kurfürst den Oberbefehl über die gesammte zur Belagerung Belgrads bestimmte Armee. Dieselbe zählte nunmehr im Ganzen: 17,700 Mann Fußvolk, 15,800 Pferde; in S. S. 33,500 Mann mit 98 Stücken Geschütz, und wobei sich an Hülfstruppen befanden:

7000 Mann Bayern, 3300 Mann schwäbische und 1700 Mann fränkische Kreisvölker.

Vom 31. Juli bis 6. August zogen die Truppen trotz aller Hindernisse bis nach Semlin; nahten sich der Festung Belgrad und bezogen auf einer Anhöhe, in der Entfernung von einer halben Stunde, ein Lager.

Mit dem 12. August hatte die Belagerung Belgrads begonnen. Der bayerische Generaladjutant von Ligneville blieb an diesem Tage; ferner: der Rittmeister Baron v. Lichtenstein vom Kürassierregiment Latour; der Rittmeister Brand vom Regiment Salaburg; der Kapitän-Lieutenant Barat und Lieutenant Landwerg vom Kürassierregiment Arco; die Fähndrich Hilden vom Drogonerregiment Soyer.

Am 14. August: Treffen bei Kastanowitz; die Türken wurden geworfen. Markgraf Ludwig von Baden nebst andern, kommandirte hier; Tages darauf (15.) mußte Kastanowitz sich ergeben.

Am 22. August wurde an den Belagerungsarbeiten vor Belgrad fleißig gearbeitet. Als kommandirende Offiziere der bayerischen Truppen in dieser Periode werden genannt: Arco, Reichberg, Tauffkirchen, Maßler, Winkelhof, Zacco, Törring, Beck, Seiboltsdorf, Häusler u. a.

Am 5. September kam es zur Schlacht bei Ternewitz. Die Türken wurden abermals in die Flucht gejagt.

Am frühen Morgen des 6. September, zwischen 5 und 6 Uhr, marschirten die Regimenter in aller Stille auf die ihnen angewiesenen Plätze. Gegen Mittag 12½ Uhr erfolgte das verabredete Signal und und unter furchtbar tönendem Feldgeschrei „Gott mit uns und Emanuel!" — geschah der Anlauf.

Das kurfürstliche Leibregiment (jetzt erstes Infanterie-Regiment König Ludwig) überstieg die ersten feindlichen

Schanzen und gelangte, über einen breiten Graben setzend, in das Innere der Stadt.

Die Festung ward erobert, geplündert und Alles was Waffen trug, niedergemacht.

Kurfürst Max Emanuel den Degen in der Faust und ihn hoch über seinem Haupte schwingend, stieg muthig voran über Mauertrümmer und alle Zeichen der Zerstörung, den Nachfolgenden als ermuthigendes Vorbild dienend.

Ein dichter Hagel von Geschossen aller Art, von Kugeln und Pfeilen ward den Stürmenden entgegengesendet.

Der Kurfürst ward durch einen Pfeil an der rechten Wange verwundet. Doch nichts vermochte die tapfern Bayern zurückzuschrecken und das Schwert wüthete unter den Türken.

Zu den Tapfern dieses Tages gehörte namentlich die kurfürstliche berittene Leibwache der „Hätschiere," welche zu Fuße ihrem mit Todesverachtung vorwärts drängenden Anführer kampflustig folgte.

Am 8. September, zwei Tage nach der Eroberung Belgrad's, traf im Lager des Kurfürsten eine türkische Gesandtschaft ein. Um denselben Furcht und Entsetzen zu verursachen, wurden die umherliegenden türkischen Leichname auf Haufen gelegt, um dann in die Donau geworfen zu werden. Bei der Audienz saß Max Emanuel auf einem großen Sessel mit Lehnen, die Türken aber auf zwei niedrigen, ohne Lehnen. Die Hätschiere umgaben als Leibwache das Gezelt. Der erbetene Friede wurde bewilligt. Die Armee bezog sodann die Winterquartiere.

Da aber von Seite Frankreichs dem Kaiser und Reich der Krieg erklärt worden, so zogen die bayerischen Regimenter mit Ende November aus Ungarn wieder in die Heimath, dezimirt durch Krankheit ꝛc. Der Kurfürst Max Emanuel aber selbst übergab dem Feldmarschall Caprara das Kommando, reiste nach Wien und von dort nach München zurück.

Mit Anfang des Jahres 1689 treffen wir den Kurfürsten und seine Truppen schon im neuen Kampfe und zwar bei Philippsburg.

Aus der Zahl der Vielen nach Bayern mitgebrachten türkischen Kriegsgefangenen, errichtete Max Emanuel die erste türkische Musik in seiner Armee und zwar im Leibregimente, welche sie zuerst erhielt, und welche Musik nach und nach auch bei den andereu Regimentern Eingang fand.

Der sogenannte „Belgrad-Marsch" stammt sonach nicht aus dieser Periode, sondern aus einer viel späteren Zeit, nämlich den 1730er Jahren, zur Zeit des Helden Prinzen Eugen.

M. Gr. Morawitzky.

Das Buch der Wilden.

Eine der größten Lächerlichkeiten, die jemals einem Gelehrten und einem die Gelehrsamkeit unterstützenden Ministerium passirt ist, ist bekanntlich das vom Grafen Walewsky in Paris auf Staatskosten herausgegebene „Manuscript pictographique américain", das mit großen Prätensionen eine neu entdeckte Originalenthüllung indianischer Kultur, Mythologie, Kunst und Philosophie darzubieten meint, und schließlich bei dem ersten Blick, den ein Deutscher hineinthat, sich als nichts Anderes entpuppt hat, denn als die mit großen Kosten der französischen Regierung lithographirten und edirten Schmierereien eines nicht erfindungsarmen, aber recht ungezogenen Jungen von deutschen Auswanderern, der irgend wo im Hinterwalde auf dickes schlechtes Papier seine ersten bildlichen Darstellungen versucht und mit den, den Franzosen unbekannten deutschen Buchstaben und Worten sie erklärt hat.

Die Einzelnheiten dieser ridikulen Bilder können wir wohl bei dem Publikum als bekannt voraussetzen, da wir schon früher dieser Blamage französischer Eitelkeit und Kurzsichtigkeit bereits erwähnt haben. Nur mit wenigen Worten kommen wir auf die Einleitung des gelehrten Herrn Abbé Emil Domenech, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, noch zurück. Er widmet das Opus Herrn Paul Lacroix und die Dedikation dient ihm dazu, das Publikum von seiner eigenen Person zu unterhalten. Herr Paul Lacroix ist es gewesen, welcher die ersten Schritte „des jungen Mannes, bleich, traurig, leidend, trämmend, ähnlich einer jener erotischen Pflanzen, welche neben Gräbern wachsen und verkümmern," unterstützte. Hr. Paul Lacroix war es, der dem jungen Domenech zurief: „Courage, avancez!" Aus einem kleinen Bach wird allmählig ein großer Strom, und Ruhm, Achtung und Reichthum wird Ihnen zu Theil werden." Der Herr Abbé ist diesem Rath gefolgt, und bringt in dem vorliegenden Werk, auf die erworbenen Freunde, das Wohlwollen und die Unterstützung der Regierung, die ihm zu Theil geworden, deutend, Herrn Lacroix seinen Dank dar. „Ohne Sie, sagt er, würde vielleicht noch immer in einer dunklen Ecke Frankreichs oder des Auslandes diese unter den Tropen erblühte, unbekannte, geruch- und farblose, aber originelle Pflanze schmachten, welche nur die Unterstützung und Sorge einer Freundeshand bedurfte, um die Eigenschaften nach außen zu entfalten, die ihr die Vorsehung verliehen." Der alte Gönner Sr. Ehrwürden, der berühmte Bibliophile, Herr Paul Lacroix, Konservator der Arsenalbibliothek, welche das kostbare Manuskript besaß, hat denselben auf den Schatz aufmerksam gemacht; fast wäre ein gelehrter, aus den Vereinigten Staaten zurückgekommener Missionär Hrn. Domenech in der Veröffentlichung und Auslegung dieser seltenen Urkunde zuvorgekommen. Es gelang aber dem

Verfasser, dieses Unheil abzuwenden, „denn er glaubte, daß Frankreich die Ehre dieser Veröffentlichung gebühre, Frankreich, welches diese stummen Zeugen seines kanadischen Besitzes so lange erhalten, und das durch die Herausgabe desselben seine Sympathien für ein Land beweise, das so lange seine Geschicke getheilt habe.“ Der Herr Staatsminister und Minister des kaiserlichen Hauses schloß sich „den patriotischen Intentionen“ des Hrn. Abbé an, und gewährte die Mittel zur Veröffentlichung. Jetzt erfährt man, daß der kaiserliche Herr Staatsminister sich bewogen gefunden hat, die Vernichtung seiner neuesten Sorge um die Wissenschaften zu dekretiren. Und nicht nur eingestampft sollen die vorhandenen Exemplare des Domenech'schen Werkes werden, man läßt auch mit schweren Kosten die ausgegebenen Exemplare aufkaufen, um sie gleichfalls zu vernichten. Das Werk, in seiner Art auch ein Beispiel der modernen Kulturgeschichte, wird also in kurzer Zeit eine große Seltenheit, wenn nicht ein deutscher Verleger für seine Uebersetzung und Vervielfältigung schon gesorgt hätte.

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich besuchten einige preußische Landwehrmänner in Leipzig auch die Gemäldegalerie im neuerbauten Museum auf dem Augustusplatze. Während der langsamen Windung durch die Säle bleiben sie plötzlich vor Heine's bekanntem Bilde: „Verbrecher in der Kirche“ stehen. Durch die Stille der Anschauung ertönen auf einmal aus dem Munde eines nicht gerade pfiffig aussehenden Landwehrmannes die Worte: „Das ist falsch, das Bild hat einen Fehler!“ Zwei Professoren der Universität und ein Maler, welche sich in der Nähe befinden, lächeln ob dieses Ausspruches und ersuchen den Tadler, ihnen den Fehler zu nennen. Ohne Zögern wies er im Bilde auf die zwei an der Thür stehenden Schildwachen und sagte: „Ein Wachtposten im Zuchthause hat sein Gewehr zu jeder Stunde geladen, und da darf er nicht, wie dieser hier, seinen Arm auf die Mündung des Gewehres stemmen, das weiß jeder Rekrut.“ Die gelehrten Männer mußten dem ehrlichen Musketenträger vollkommen Recht geben, der einen Fehler an einem berühmten Gemälde entdeckte, das vor ihm Tausende angeschaut. (Aehnliches ist schon dem Zeuris passirt, dem ein Schuster einen Fehler an den Schuhen auf einem seiner Gemälde nachwies. Als dann der siegreiche Kunstkritiker noch Das und Jenes an dem Bilde zu bemängeln anfing, rief ihm der berühmte Maler das seitdem zum Sprichwort gewordene: „Schuster, bleib bei deinem Leisten,“ zu. Ein zweites Seitenstück sind die Sporenschnallen am Standbilde des Kurfürsten Max in München.)

In Augsburg wurde dieser Tage in einem Kaffeehaus ein wohldurchdachtes Gaunerstückchen verübt. Ein unbekannter Gast, von der bösen Sorte der sogenannten „gutgekleideten“ Personen, ließ sich in der Nähe des Buffets nieder und geruhte ein Glas Zuckerwasser zu bestellen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß man in diesem Kaffeehaus noch der patriarchalischen Sitte huldigt, das Zuckerwasser in großen Gläsern zu credenzen und sothanem Glase einen schweren silbernen Eßlöffel beizugeben, welche Sitte davon Zeugniß gibt, daß noch Glaube und Rechtschaffenheit der Menschen in der Welt besteht. Der gut gekleidete Gast trug aber im Wesentlichen nichts dazu bei, diesen löblichen Glauben zu bestärken. Kaum hatte er das Zuckerwasser erhalten, als er der Kellnerin erklärte, er wolle sich schnell beim nahen Charcutier eine Lieblingsspeise holen. Die Kellnerin, welches nichts Arges denken konnte, da sie den schweren Löffel im Wasser stecken sah, ließ den Gast getrost von dannen. Erst, als der Mann mit seiner Lieblingsspeise nicht mehr zurückkehrte, schlich sich Mißtrauen ein, man besah den Löffel, und fand, daß der süße Gast mit seltener Fertigkeit den silbernen Löffel ausgetauscht und einen schönen Löffel von Neusilber zurückgelassen hatte. Man wird wohl in der Neuzeit allda das Neusilber allgemein einführen.

Von dem bei dem Berliner Turntag zur Vertretung der Turnsache in Deutschland gewählten Fünferausschuß bestehend aus Th. Georgii, Ed. Angerstein, Ferd. Götz, J. C. Lion, K. Friedländer, sind noch zur Ergänzung des Ausschusses gewählt worden: Professor Röppel in Breslau, Wilh. Angerstein in Köln, Hesse in Fürth, Jakobi in Hamburg, Lades in Frankfurt a. M., Boppenhausen in Kassel, Krickel in Wien, v. Gerhard in Königsberg, Pfaff in Mühlhausen, Dr. Gießler in Pforzheim. Die deutschen Turnvereine sind aufgefordert, sich bis zum 15. Oktober über diese Wahl zu äußern, zugleich bis dahin auf je 100 Mitglieder 1 Thaler zur Bestreitung allgemeiner Kosten einzusenden und sich über die Wahl des nächsten Festortes, Leipzig oder Nürnberg, auszusprechen.

Nach der neuesten Volkszählung beläuft sich die Einwohnerzahl des vergrößerten Paris, welches jetzt in 20 Arrondissements und 80 Quartiere eingetheilt ist — auf 1,696,000 Seelen. Im Jahre 1856 — damals zählte Paris nur 12 Arrondissements — betrug sie 1,174,346.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 227 Sonntag, 22. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Er liebt mich!“ sagte Gabriele, sobald sie allein war, „er liebt mich schon! Ah, ich hätte es vorhersehen können. Ich hätte tausend Mittel suchen und finden müssen, seinen Eintritt in dieses Haus zu verhindern. Aber wenigstens wird er mich verstanden haben: die Kälte meiner Sprache und meines Benehmens wird ihn die Bewegung vergessen lassen, welche ich bei seinem Anblick nicht unterdrücken konnte. Ich habe Unrecht, mich so zu beunruhigen; er wird nie Ursache zur Hoffnung finden, und ich bin sicher, mich nicht zu verrathen.“

Nach Verlauf einiger Tage war Alexander Laville definitiv als Kassier in den Bureaux des Hauses Lascourt angestellt. Die angestrengte Arbeit, welcher er sich hatte unterziehen müssen, um sich mit dem Stande der Geschäfte vertraut zu machen, hatte ihn glücklicherweise von andern Gedanken abgezogen, die sich schlecht mit der Genauigkeit der Zahlen vertragen hätten.

Während der ersten Monate hatte er nicht ein einziges Mal Gelegenheit, Madame Lascourt zu erblicken.

Eines Tages, als er nach kurzer Abwesenheit wieder heimkehrte, und einen Brief suchte, den er mit sich zu nehmen vergessen hatte, bemerkte er, daß einige Papiere auf seinem Schreibtisch verschoben worden waren. Man sagte ihm, daß Madame Lascourt mit ihrem Manne, in der Erwartung, ihn zu finden, dagewesen sey, und daß sie eine Summe von tausend Franken in Gold zu haben wünschte.

Alexander hätte diesen Vorwand ergreifen können, um sich ihr zu nähern; allein er begnügte sich, ihr das Geld zu senden mit der Bitte um Entschuldigung, daß er sie habe warten lassen. Man wußte, daß er eilig ausgegangen gewesen war, um vor Abgang der nächsten Post einen an seine Mutter adressirten Brief zu befördern.

Eugen Lascourt war voll des Lobes über die ausgezeichneten Fähigkeiten und die Gewissenhaftigkeit seines neuen Kassiers, und es begegnete ihm oft, beim abendlichen Alleinseyn mit seiner Frau, der großen zwischen Pigneköning und Treffköning gelieferten Schlacht Erwähnung zu thun; und indem er sich stellte, als nähme er die Sache ernstlich, dankte er ihr für den glücklichen Einfall, insgeheim den Letzteren zu beschützen.

Alexander seinerseits fühlte eine aufrichtige Dankbarkeit für Lascourt, der ihn mit großer Güte und einer Achtung, wie sie für seine Jugend kaum zu erwarten stand, behandelte. Oft fragte der Principal den Kassier um Rath, und mehr als einmal von der Schärfe seines Urtheils überrascht, sagte er dann:

„Sie werden Ihrerseits Ihr Glück machen, junger Mann, und wir wollen sehen, wie sich dazu behülflich seyn läßt.“

Laville erblickte in Lascourt seinen Wohlthäter, und er würde es als ein Verbrechen betrachtet haben, nur mit dem leisesten Gedanken einen Verrath gegen ihn zu beabsichtigen. Er unterwarf sich, ohne einen Versuch der Aenderung zu machen, der Stellung, welche Madame Lascourt ihm andeutend vorgezeichnet hatte, und deren Dauer sie sich alle mögliche Mühe gab, zu verlängern.

Er sah sie nicht, allein er hatte jeden Tag die Hoffnung, sie zu sehen; jeden Tag hörte er ihren Namen aussprechen, und das Haus, das sie bewohnte, war sein Aufenthalt.

Umsonst, um sich Ruhe zu geben, stellte er die kalte, hoffnungertödtende Gegenwart der sonderbaren Verkettung von Umständen entgegen, welche ihn dieser Frau nahe gebracht hatte, ... dem ersten zwischen ihnen geborgenen Geheimnisse, welches vielleicht noch ein anderes in sich schloß, das sie hartnäckig nie bekennen wollte. Die Liebe ist eine Krankheit, welche sich nicht durch, halbe Mittel heilen läßt: man muß sie tödten, oder man wird von ihr getödtet. Keine Vernunft hält ihren Sophismen Stand; und das Herz, in dem sie Wurzel schlug, wird stets, früh oder spät, ihre bitteren Früchte ernten.

Alexander spielte mit der Gefahr, ohne sie zu kennen, und während er seine einsamen Abendstunden damit zubrachte, sich Vernunft zu predigen und sich die einzig ehrenhafte Weise seines Benehmens immer und immer wieder vorzuzeichnen, drang der Pfeil unablässig tiefer in die unheilbarer werdende Wunde und der Gedanke, den er von sich stoßen wollte, daß Gabriele das Idol seiner schweigenden Anbetung sey, wurde der einzige, Alles beherrschende seines Lebens.

Wo lag das Mittel für den jungen Mann, diese geheime Liebe zu besiegen und zu vergessen, welche sich von einer flüchtigen Erinnerung nährte, Nichts verlangte und im Schatten der Hoffnungslosigkeit erwuchs!

Er hätte fliehen, Paris verlassen können, aber seine Mutter und Schwester, deren Stütze und Trost er war! Und um ihm Kampf und Sieg noch zu erschweren, bot ihm Herr Lascourt, was er nicht ausschlagen konnte, auch eine Wohnung in seinem Hause an!

Sonst bot ihm das Nachhausegehen nach vollbrachter Arbeit noch einige Erholung; auch das schlug jetzt fehl. Wenn er jetzt sein Zimmer betrat, so verließen seine Blicke nicht mehr die Fenster der gegenüberliegenden Gemächer der Madame Lascourt. Er erspähte den Moment, wenn sie in den Wagen stieg, um sich zum Ball oder Schauspiel zu begeben, und dann erwachte in ihm der heftige Wunsch, ihr folgen zu können, und unsägliche Qualen, indem er sich die Verwunderung ausmalte, die sie in ihrer Schönheit hervorrufen würde! Und wenn sie allein zu Hause blieb, so litt er ebenfalls, weil er sie nicht während dieses Momentes sah!

Dennoch veranlaßte ihn diese wahnsinnige Leidenschaft zur Vernachlässigung keiner der ihm obliegenden Pflichten. Bei jeder Aeußerung der Zufriedenheit seines Prinzipals dachte er, daß sie vielleicht hinter diesen seidenen Vorhängen, die er nicht durchdringen und den vergoldeten Thüren, deren Schwellen er nicht überschreiten konnte, wiederholt werden würde. Und er täuschte sich nicht. Niemals erfuhr Eugen Lascourt einen Widerspruch von seiner Frau, wenn er ihr seine wohlwollenden Absichten bezüglich ihres „Protégés," wie er Alexander noch immer scherzend nannte, auseinandersetzte. Diese Absichten waren der Art, daß es im Hinblick auf die Zukunft nöthig wurde, ihn näher zu kennen. Alexander erhielt eine Einladung zum Mittagessen.

Sein Herz klopfte, als er denselben Salon betrat, in den er das Erstemal eingeführt worden war. Seine Blicke wandten sich sogleich auf das Porträt. Zu gleicher Zeit erschienen Herr und Madame Lascourt. Er fürchtete, auf ihren Wangen die Frische und den Glanz wieder zu finden, welche ihr Abbild verschönten; aber er sah sie noch bleicher als damals bei der Begegnung auf dem Balle, und als er sie Tags darauf allein gesprochen hatte. Woher kam diese Veränderung? Welche Gedanken hatten sie während dieser Trennung von fünf Monaten beschäftigt?

Niemand hätte es sagen können. Aber in der That belastete eine unbekannte Qual das Leben dieser Frau; ihre Gesundheit war angegriffen und ihre Stimmung, sonst von vollkommener Heiterkeit, war ungleich geworden. Nichts gefiel ihr auf die Dauer, sie ging von einer Laune zur andern über; sie liebte den Putz und dennoch blickte sie mit Widerwillen auf die noch kurz zuvor gewünschten Nichtigkeiten, sobald sie in ihrer Hand waren.

(Fortsetzung folgt.)

Jahreskonferenz des Germanischen Museums.

Nürnberg, 14. September.

Heute Morgens 10 Uhr fand in der Kunsthalle des Germanischen Museums die Schlußsitzung der diesjährigen allgemeinen Jahreskonferenz statt, nachdem letztere fast vier volle Tage in Anspruch genommen hatte. Der Geschäfte waren deßhalb mehrere und dringendere, weil in den beiden letzten Jahren nur eine Kommission von sieben Mitgliedern des Verwaltungsausschusses zusammengekommen war, in diesem Jahre aber, als dem dritten, der ganze Verwaltungsausschuß statutengemäß sich zu versammeln hatte. Am Dienstag Abend wurden in der Trinkstube des Germanischen Museums die ankommenden Gäste empfangen, von denen wir die bedeutendsten sowohl aus dem Verwaltungswie aus dem Gelehrtenausschusse hervorheben wollen. Von Wien waren anwesend: der k. k. Rath Bergmann, der kais. kgl. Kustos von der Bibliothek Birk und der Universitätsprofessor Sickel; von Berlin Direktor Frhr. v. Ledebur, Direktor Waagen und Prof. Maßmann von München; Bibliothekar Föringer und Hr. v. Rettberg; von Tübingen Professor A. von Keller; von Mannheim Professer Fickler; von Gießen Professor Ritgen; von Weimar Professor Biedermann; Professer Haßler von Ulm; Freiherr von Löffelholz von Wallerstein; Professor Klein von Mainz; Professor Bartsch von Rostock. Am Mittwoch in der Eröffnungssitzung, welche in der Kunsthalle stattfand, begrüßte der erste Vorstand des Museums die Versammlung und erstattete dann durch den Sekretär Bericht über die Arbeiten und Fortschritte des verflossenen Jahres. Nach demselben sind die jährlichen Geldbeiträge um mehr als 5000 fl. gewachsen, die Ausgaben betrugen etwa 25,500 fl., die Einnahmen über 27,000 fl., so daß sich auf eine glückliche und sichere Zukunft des Museums die besten Aussichten eröffnet haben. Auch die Sammlungen sind hauptsächlich durch Geschenke, weniger durch käufliche Erwerbungen, beträchtlich gewachsen; die Bibliothek um fast 2000, die Kunstsammlung um etwa 2500 Nummern. Ebenso sind die Repertorien mit ununterbrochener Arbeit fortgeführt und um viele tausend Zettel vermehrt worden. Nach Verlesung des Berichtes wurde durch die Herren von Ledebur und Fickler über das Wirken der Hülfsvereine in Berlin und Mannheim Bericht erstattet und auch hier ein glückliches Fortschreiten dargethan. Dieser ersten allgemeinen Versammlung folgte eine vorberathende Sitzung des Gelehrtenausschusses, wie auch schon eine

ähnliche des Verwaltungsausschusses vorausgegangen war. Es wurden drei Sektionen gebildet, eine kulturhistorische, eine literarhistorische und eine besondere numismatische, und die von diesen getrennt zu berathenden Fragen festgestellt. An den folgenden Tagen von Früh 8 Uhr bis spät in die Nacht vollzogen diese verschiedenen Ausschüsse und Sektionen, zugleich mit den zur Prüfung der Sammlungen und Arbeiten ernannten Kommissionen, ihre Geschäfte. Der Verwaltungsausschuß prüfte zuerst die Rechnungen des verflossenen Jahres, stellte dann den Etat für das beginnende Rechnungsjahr fest und nahm mancherlei die inneren Angelegenheiten des Museums betreffende Fragen in Angriff, insbesondere das Verhältniß der Sammlungen des ersten Vorstandes zu dem Museum, in Betreff welcher beschlossen wurde, daß sie im Laufe des nächsten Jahres durch beeidigte Taxatoren unter Kontrole des Lokalausschusses abgeschätzt werden sollen, um darnach feststellen zu können, ob und wie dieselben als Eigenthum des Museums erworben werden können; dann die Stellung der Beamten, insbesondere der wissenschaftlichen, und einige andere Fragen. Die Sektionen des Gelehrten-Ausschusses beriethen hauptsächlich über die Zeitschrift des Museums und die noch ferner herauszugebenden Schriften. Es wurde beschlossen, die Zeitschrift, den „Anzeiger," in der jetzigen Form fortbestehen zu lassen, den Druck von Denkschriften einstweilen noch auszusetzen, dagegen ein dem Museum zu diesem Behuf anvertrautes werthvolles Manuskript aus dem 14. Jahrhundert, welches für die Kulturgeschichte außerordentlich interessante Zeichnungen enthält, mit erläuterndem Texte herauszugeben, mit dessen Abfassung der bekannte Kunsthistoriker Herr v. Rettberg betraut wurde. Später, wurde weiter beschlossen, solle man diesem Werke ähnliche kulturhistorische Monumente folgen lassen. Auch das Verhältniß des Museums zu den deutschen historischen Vereinen wurde besprochen, die engere Vereinigung zwischen Beiden für höchst wünschenswerth erklärt, jedoch beschlossen, erst die Ergebnisse der in diesen Tagen stattfindenden Versammlung in Altenburg abzuwarten. Außerdem wurde noch der Gelehrtenausschuß um zehn neue Mitglieder, der Verwaltungsausschuß um zwei — ein auswärtiges, Professer Haßler in Ulm, und ein einheimisches, Dr. Zehler — ergänzt. Die Beschlüsse so wie die übrigen Resultate der Verhandlungen wurden in der heutigen Schlußsitzung durch den ersten Verstand mitgetheilt.

Erste Ausstellung landwirthschaftlicher Maschinen und verbesserter Geräthe zu Würzburg am 14., 15., 16. und 17. September 1861.

Würzburg, 20. September.

Wir betreten die Räume des festlich geschmückten Huttenschen Gartens. Ein Thoraufsatz von der Künstlerhand des Herrn Herrle dahier zeigt uns in malerischer Gruppirungen mehrere zum Betrieb der Landwirthschaft geeignete Maschinen, während ein darunter angebrachter Sinnspruch: „Reicht Industrie der Landwirthschaft die Hand, Folgt Segen Beiden, Heil dem Vaterland" auf den Zweck der Ausstellung hindeutet. Reges Leben und Treiben entfaltete sich durch die zahlreiche Anwesenheit der Landbewohner, besonders der eigentlichen Landwirthe, in allen Theilen des Gartens, und manche vorgefaßte Meinung gegen die Anwendung von Maschinen mußte vor der augenscheinlichen Brauchbarkeit derselben zurücktreten. Während im Vordergrunde des Gartens drei durch Pferdegöppel in Bewegung gesetzte Dreschmaschinen, unter diesen besonders die auch zur Vorloosung angekaufte von Späth in Dutzendteich bei Nürnberg, erfreuliche Resultate lieferten, wurde in der Tiefe des Gartens durch eine kalorische Maschine eine Dreschmaschine aus der mechanischen Werkstätte der k. Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule dahier in Bewegung gesetzt. Es ist dieß unseres Wissens der erste derartige Versuch, und wir waren erstaunt, mit welcher Leichtigkeit beide Maschinen zusammen arbeiteten, so daß wir in der kurzen Zeit von sechs Minuten zehn Garben Gerste rein vor uns ausgedroschen liegen sahen. Wir gewannen durch dieses erfreuliche Resultat die Ueberzeugung, daß den kalorischen Maschinen besonders als Triebwerke landwirthschaftlicher Maschinen noch ein weites Feld und eine große Zukunft eröffnet werden kann. Die kalorische Maschine, welche hiebei nur mit drei Viertheilen ihrer Kraft in Anspruch genommen worden war, ging aus der Maschinenwerkstätte der Herren Kramer und Klett in Nürnberg hervor, und veranlaßte, weil bereits am ersten Tage verkauft, wegen ihrer Solidität und offenbaren Raum- und Kostenersparung mehrere Bestellungen. Den Ausstellungsplatz durchschreitend gewahren wir in reicher Auswahl nach einzelnen Gruppen geordnet: Dresch-, Säe-, Mähe-, Häckselschneid-, Wurzelschneid- und Getreidereinigungsmaschinen, eine Ent- und Bewässerungsmaschine, zum Betriebe mit Hand-, Pferde- und Dampfkräften geeignet, dann Mühlen und Pressen für Kartoffeln, Thon ꝛc., darunter eine Drainröhrenpresse, welche letztere für die staunenden Besucher in ständiger Thätigkeit erhalten wurde, ferner Jauchenpumpen und Branntweinbrennereiapparate; endlich Werkzeuge und Handgeräthe zum besseren Betrieb der Landwirthschaft in Haus, Garten und Feld. Zunächst fesselt uns das Arrangement des Herrn Fabrikanten Blumenthal aus Darmstadt: Wir sehen hier mit einer Lokomobile von 5—6 Pferdekräften eine große Dreschmaschine, welche das ausgedroschene Getreide sogleich vollkommen gereinigt und sortirt in den angehängten Sack lieferte, dann mehrere Häckselschneidmaschinen, eine Fegmühle und eine Zirkulirsäge gleichzeitig in Bewegung gesetzt und erhalten. Eine Mäh-, dann eine Ent- und Bewässerungsmaschine von demselben Fabrikanten konnten leider wegen Mangels an Zeit einer

Probe nicht unterstellt werden. Neben den sauber gearbeiteten Säemaschinen von verschiedenen Fabrikanten finden wir Pflüge mit und ohne Vordergestelle von den mannigfachsten Formen zu verschiedenen Zwecken; sie wurden auf einen nahegelegenen Acker einer befriedigenden Probe unterstellt. Hiebei fanden besonders die Kartoffelpflüge von Scheer Anklang durch Bestellung und Ankauf zur Verloosung.

(Schluß folgt.)

Das Feuerwerk.

Ein Feuerwerk ward abgebrannt
Im Garten dort von Künstlerhand;
Es anzuschau'n, eilt Alt und Jung,
Voll Neugier und Begeisterung.

Doch mich zog nimmer es dahin,
Für's Feuerwerk hatt' ich nicht Sinn;
Mir war es nur ein leerer Tand,
An dem ich niemals Freude fand.

Ich wandelte allein umher
Und harrte still der Wiederkehr
Der heißgeliebten theuren Maid,
Der ich in Liebe mich geweiht.

Ein Feuerwerk, so hell, so rein,
Sah ich in Liebchens Aeugelein;
Ich sah darin ein Engelsbild,
So anmuthreich, so lieb, so mild.

Was soll mir dort der Feuerschein? —
In meines Liebchens Aeugelein
Da winkt der Liebe Wonne mir;
Nach Anderm hab' ich nicht Begier.

Sey, theures Liebchen, d'rum begrüßt,
Die mir des Lebens Leid versüßt.
Geliebte, komm in meinen Arm,
Dann schwindet aller Lebenharm.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Wie das „Journal le Droit" berichtet, hat man in Paris eine vollkommen organisirte Bande Spitzbuben, die über ganz Paris verbreitet war, aufgehoben, und dabei eine ganz sonderbare Entdeckung gemacht. Es besteht nämlich in der Hauptstadt eine Gesellschaft Männer und Frauen, immer auf das Eleganteste gekleidet, die ersten Logen der Theater und selbst die vornehmen Zirkel besuchend, welche von der Abgabe leben und Aufwand machen, die ihnen die Diebe entrichten müssen. In der Spitzbubensprache heißen sie Fileurs, kennen die Sprache, Zeichen und Gebräuche der Professionsdiebe ganz genau und halten sich stets in der Nähe des Ortes auf, wo ein Handstreich gemacht werden soll. Durch die Furcht, von ihnen entdeckt zu werden, hielten sie bis dahin die Spitzbuben und Taschendiebe in solcher Abhängigkeit, daß diese ihnen von je 20 Franken ihres Erwerbes 3 Franken abgaben. Mehrere dieser neuen Industrieritter sind bereits verhaftet.

Graf Hahn macht bedenkliche Studien darüber, wie verdrießlich es seyn kann, ein berühmter Mann zu seyn. Die „N. St. Ztg." meldet aus Loitz (Kr. Stralsund): Am 10. September hatten wir das große Glück, den Herrn Grafen auf seiner Rückreise von Eydtkuhnen hier ankommen und durch sein Fuhrwerk abholen zu sehen. Er hatte sich hier eines sehr feierlichen Empfanges zu erfreuen. Es wurden auf Veranlassung zweier auswärtiger Herren einige Arbeiter engagirt, die mit weißen Handschuhen, weißen Binden und großen Vatermördern bekleidet wurden, und so in diesem Kostüm den Herrn Grafen bei dessen Ankunft mit einem „Allerunterthänigsten guten Abend" begrüßten und dann bei seiner Abfahrt, indem einer dieser Leute den Wagenschlag öffnete, sich mit „Allerunthänigsten Adieu" empfahlen.

Charade.

Wen die letzte wild umher geschleudert,
Daß das Ziel vor seinem Auge schwand,
Und er Rettung nicht in öder Wüste fand,
Wird, wenn er die erste sieht, erheitert.
Friedlich hofft er schon auf ihr zu schlafen,
Doch oft scheitert noch das Schiff im Hafen.
Wenn ihr beide eint, so tönen Waffen:
Es erglüh'n des Krieges wilde Flammen,
Doch was nur gemeine Noth geschaffen,
Hält nur mit genaner Noth zusammen.

Auflösung der Charade in Nro 224:
Feldzeugmeister.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 228 Dienstag, 24. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Ihr Mann willfahrte allen ihren Gelüsten und suchte sogar noch neue Liebhabereien in ihr zu erwecken. Sie war ihm aufrichtig dankbar, aber dessenungeachtet wuchs ihre Schwermuth von Tag zu Tag.

Während des Sommers empfing Alexander öfters Einladungen von Herrn Lascourt. Zwanzig Gelegenheiten boten sich, Gabriele allein zu sprechen, aber immer schwieg er.

Was brauchte es der Worte? Sie mußte wissen, daß sie geliebt war, und dennoch duldete sie ihn in ihrer Nähe! Ein Geständniß hätte sie vielleicht erschreckt. Und dann gedachte er ihres Mannes, und das Blut stieg ihm ins Gesicht und er bereute! Aber er konnte nicht darauf verzichten, ihr auf tausend andere Arten zu erkennen zu geben, daß er sie liebte. Besaßen sie nicht dieselben Neigungen, waren sie nicht derselben Eindrücke fähig? Ein gewisses gegenseitiges Uebereinkommen herrschte zwischen Beiden, sie duldete sein Gefühl für sie unter der Bedingung, daß es schweigend blieb. Aber wie lange konnte dieß dauern?

Im Laufe des folgenden Winters sahen sie sich noch häufiger. Lascourt behandelte Alexander als Freund, und vertraute ihm auch seine Besorgnisse hinsichtlich der Gesundheit seiner Frau.

Alles dieß überlieferte den jungen Mann dem Märtyrerthum. Um die Mitte des Winters, sey es, daß er über seine Rolle beschämt, oder nicht mehr sicher war, Herr seiner Empfindungen bleiben zu können, ließ er unter verschiedenen Vorgängen in seinen Besuchen nach, und schon hatte er vierzehn Tage lang Gabriele nicht mehr gesehen, als er zu einem großen Balle, den Herr Lascourt gab, eingeladen wurde, und natürlich auch dort erschien.

Er hatte so eben mit Gabriele getanzt und führte sie, ihr den Arm reichend, in ein anstoßendes Zimmer. Beim Anblick eines Spielers, welcher sich über Unglück beklagte, sahen Beide sich unwillkürlich an. Jemand, den er bisher noch nicht bemerkt hatte und den er jetzt nicht gleich wiedererkannte, näherte sich Laville und bot ihm seinen Platz am Spieltische an.

„Ich spiele niemals," entgegnete Alexander.

„Das heißt, mein Herr, Sie spielen nicht mehr," bemerkte der Andere, „denn ich habe es auf eigene Kosten erfahren, daß Sie sogar sehr glücklich spielen. Vor einem Jahre, auf einem Balle bei Grignon, habe ich gegen Sie gewettet. Sie erinnern sich wohl noch, Madame, daß Sie uns Herrn Lavilles Namen nannten. Niemand kannte ihn außer Ihnen."

„Ja, ... ich erinnere mich," fiel Madame Lascourt ein.

Und sie entfernte sich, von Alexander begleitet, ohne zu bemerken, daß ihr Mann dicht in ihrer Nähe war. —

Er hatte die letzten an sie gerichteten Worte vernommen.

„Was sagten Sie so eben?" fragte er den entmuthigten Spieler.

„Ich erinnerte an eine Ecartéparthie, deren Held Herr Laville war, vor einem Jahre bei Grignon . . . . Sie waren nicht dort . . . . Er spielte ein Teufelsspiel und mit einem Glück!! So sehr, daß man Verdacht hegte, ... Glücklicherweise für ihn sah man ihn gleich nachher, wie er Ihrer Frau Gemahlin den Arm gab, und sie sagte uns, daß sie ihn kannte."

„Ah! . . . . ja, ... ja, in der That, ... wir kannten ihn . . . .," stammelte Lascourt. Er sah dabei gegen das Ende des Zimmers, und bemerkte Gabriele und Alexander in leisem Gespräch.

Ein Schleier schien ihm von den Augen zu fallen.

„Sie kannte ihn!" murmelte er; welches Geheimniß besteht zwischen ihnen? Ah! ich werde es erfahren!"

6.

Einige Tage waren seit der verhängnißvollen Entdeckung verflossen, welche Eugen Lascourt gemacht. Er hatte seinerseits einer gewaltigen Anstrengung bedurft, um sich im entscheidenden Moment zu beherrschen, und vor den Augen Aller den fürchterlichen Argwohn zu verbergen, welcher seine Krallen ihm ins Herz schlug.

Die Frau, die er so sehr geliebt, deren leiseste Wünsche zu befriedigen er sich stets bestrebt hatte; diese Seele, welche er so schuldlos und rein gekannt, ... sie war falsch und heuchlerisch geworden. Er hatte sich

über ihr Kränkeln beunruhigt, und ihre Gesundheit litt nur unter den Angriffen einer strafbaren Leidenschaft. Es waren die letzten Kämpfe der Pflicht mit dem Treubruch, vielleicht schon der Vorwurf des Gewissens, dieser Vorwurf, welchen der Taumel der Sünde so leicht in Schlaf wiegt! . . . . und dann, gewöhnt an Lüge und Verstellung, würde sie wohl die Frische ihrer Jugend und das so lange verlorene Lächeln wiedefunden, und sich, ... für den Geliebten, ... mit neuer Schönheit schminken! Und zu wessen Gunst betrog sie ihn? Um eines jungen, vermögenslosen Mannes willen, den er als Freund behandelte, dessen Wohlthäter er war, und den sie schon früher gekannt und geliebt hatte, weil sie sich so kühn für seine Ehrenhaftigkeit verbürgte!

Es schien ihm, daß ein solcher Verrath eine schreckliche Rache verlangte, eine Rache, ausgesonnen im Dunkel des Geheimnisses, wie jenes Verbrechen selbst. Seine Geschäfte lieferten ihm tausend Vorwände, um sich nicht zu oft in der Gegenwart seiner Frau zu befinden, und vielleicht ihre Befürchtungen durch irgend einen nicht zu bemeisternden Zornesausbruch zu erwecken; über seine Verschlossenheit würde sie sich sicher jetzt nicht beklagen.

Was Alexander betraf, so war er in völliger Sicherheit; er sollte darin verbleiben bis zu dem Tage, an dem die zugedachte Vergeltung plötzlich über ihn hereinbrechen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Ausstellung landwirthschaftlicher Maschinen und verbesserter Geräthe zu Würzburg am 14., 15., 16. und 17. September 1861.

(Schluß.)

Unter den sich hieran anreihenden Häckselmaschinen heben wir wegen ihrer ausgezeichneten Leistung im Schneiden von Werrstroh hervor die des Fabrikanten K. Behrisch von Radeburg, dann die Hebelhäckselmaschine aus der mechanischen Werkstätte der Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbsschule dahier und die des Fabrikanten Golz in Schweinfurt. Ebenso befriedigt wie die versammelten probirenden Landwirthe waren wir von den Leistungen der von Reck und Joachim, Maschinenfabrik in Schweinfurt, ausgestellten Getreidereinigungsmaschinen. Nicht unerwähnt dürfen wir eine Dreschmaschine neuer Konstruktion von Fr. Behringer in Hardheim, Amts Walldürn, lassen. Wir wohnten der Probe derselben in der Schrannenhalle bei und waren von deren Leistungsfähigkeit erstaunt. Die Maschine hat Aehnlichkeit mit einem englischen Schollenbrecher und kann zugleich als Feldgeräthe benutzt werden. Wir würden zu weitschweifig werden, wollten wir alles Gute einzeln aufführen; wir fanden die Aussteller durch Auffauf ihrer Maschinen und Geräthe und durch zahlreiche Bestellungen und die anwesenden Landwirthe sämmtlich durch die Leistungsfähigkeit der ausgestellten Gegenstände befriedigt, und hörten oft den Wunsch aussprechen, es möge eine derartige Ausstellung bald wieder ins Leben gerufen werden. Die Prüfung der Preiswürdigkeit und der Ankauf landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe wurden von der aufgestellten Kommission am 3. Tage der Ausstellung in sorgfältigster Weise bethätigt. Die Prüfungskommission war gebildet aus den Herren: 1) Fabrikbesitzer König und Bauer in Zell, 2) Gutsbesitzer Dr. Barrentrapp auf dem Nittheimer Hof, 3) Oekonom Schäfer auf dem Deutschhof, 4) Oekonom Schirlinger in Würzburg, 5) k. Mechaniklehrer Heß daselbst, 6) Oekonomie-Inspektor von Breithardt zu Weißenbach, 7) Oekonomieverwalter Euler zu Thüngen, 8) Oekonom Wilke auf Waitzenbach, 9) Oekonom Roth auf dem Straußhof. Zur Verloosung wurden nur neue solid konstruirte und wirklich brauchbare Gegenstände bestimmt. Zur Vornahme der Preisvertheilung und Verloosung waren die Nachmittagsstunden des 4. Ausstellungstages bestimmt worden. Die Preisvertheilung eröffnete der kgl. Regierungs-Assessor Herr Braunwart als zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg mit einer passenden Ansprache an das zahlreich versammelte Publikum. Der Redner dankte vor Allem Namens des Vereins den verehrten Ausstellern für ihre ebenso reichhaltige als gediegene Beschickung der Ausstellung; wies dann auf die großen Fortschritte hin, welche im unaufhaltsamen Entwickelungsgange unserer Zeit auch die Landwirthschaft neuerlich gemacht habe, betonte den engen Zusammenhang zwischen Industrie und Landwirthschaft, wie solche sich vor Jedermanns Auge gerade in der gegenwärtigen Ausstellung klar darlege, hob ferner den unausbleiblichen Segen hervor, der aus diesem engen Bunde Beider zum Wohle der Gesammtheit hervorgehen müsse und insbesondere in der allmäligen Verallgemeinerung der sogenannten rationellen, d. h. industriell betriebenen, in Folge dessen einträglicheren Landwirthschaft sich kundgebe und schloß mit einem Hoch auf Seine Majestät den König, den erhabenen Förderer aller materiellen und geistigen Interessen seines Volkes, welches von der zahlreichen Versammlung in lebhaften Rufe dreimal erwidert wird. Hierauf wurde von dem ersten Sekretär des landwirthschaftlichen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg der Aufruf der Namen der mit Preisen oder Preis-Diplomen bedachten Aussteller und die Aushändigung der Medaillen und Diplome bethätigt. Nachdem die mechanische Werkstätte der Marschule in Würzburg die Preismedaille zu Gunsten der übrigen Aussteller abgelehnt hatte, erhielten die Medaille noch die Herren:

J. Späth, Maschinenfabrikant in Nürnberg, wegen vorzüglicher Leistung der ausgestellten Maschinen. Blumenthal, Maschinenfabrikant in Darmstadt, wegen reichlicher Ausstellung und befriedigender Qualität. J. Scheer's Söhne in Darmstadt wegen vorzüglicher Kartoffelpflüge. Fr. Behringer von Hardheim, Amts Walldürn, für Ausstellung einer neu konstruirten Dreschwalze. W. Krackhardt in Schweinfurt für vorzügliche Arbeit besonders an dem Dampfbrennapparate. J. Jordan in Darmstadt wegen vorzüglicher Arbeit besonders einer Drainröhrenpresse. Durch Preisdiplom wurden ausgezeichnet die Herren: Klett u. Komp. in Nürnberg für vorzügliche Leistung der ausgestellten kalorischen Maschine. K. Behrisch in Radeburg für vorzügliche Leistung besonders der ausgestellten Häckselmaschinen. Reck und Joachim in Schweinfurt für besondere Strebsamkeit im landwirthschaftlichen Maschinenbau, besonders Getreidereinigungsmaschinen. L. Golz in Schweinfurt für reichliche Zusendung von Maschinen, besonders einer Jauchenpumpe. H. Hummel in Marktbreit als Aufmunterung für Einführung des neuen Industriezweiges der Cementsteine. Gebrüder Dittmar in Heilbronn für vorzügliche Arbeit an den ausgestellten Gartenfinstrumenten. Haag, Maschinenschlosser in Würzburg, für vorzügliche Arbeit der ausgestellten Kalterspindel. Die ganze Aufmerksamkeit der Versammlung wandte sich nunmehr dem Verloosungs-Geschäfte zu, welches unter der Kontrole des anwesenden Polizeikommissärs in schönster Ordnung von Statten ging. Im Ganzen waren 7121 Loose umgesetzt worden, auf welche 264 Gewinne trafen. Das Glück war von dem Herrn Redner ausgesprochenen Wunsche der allmälichen Verallgemeinerung der industriell betriebenen Landwirthschaft günstig, indem die Mehrzahl landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe durch das Loos eigentlichen Landwirthen zufiel, und in allen Gauen Unterfrankens zerstreut wurden. So können wir schließlich die trotz des ungünstigen Wetters von über 7000 Menschen besuchte Ausstellung als eine durchaus gelungene bezeichnen, und die Hoffnung aussprechen, daß sie, ein neuer Hebel zur Förderung der ökonomischen und industriellen Bestrebungen, zum Segen gereichen werde unserem ganzen geliebten Vaterlande. (W. St.-u. Lbs.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bezug auf Oskar Becker, dessen Prozeß vor dem Schwurgericht zu Bruchsal am 23. September zur Verhandlung kommt, theilt einer seiner Verwandten mit, daß er dem Vater desselben bereits am 17. Febr. 1858 brieflich angezeigt, wie nach seiner und eines Lehrers Meinung Becker einem Zustand des Irrsinns entgegengehe und der Vater deßhalb eine ärztliche Autorität über ihn hören möge. Dieß geschah, indem ein Professor der Medizin aus Kiew ihn untersuchte. Ueber das Ergebniß dieser Untersuchung wurde nicht weiter gesprochen, der obenerwähnte Brief ist aber jetzt aus Odessa wieder mit nach Deutschland eingeschickt worden. Der Vater Oskar Beckers schrieb aus Odessa am 30. August d. J. an einen seiner Verwandten u. A. Folgendes: „Deine freundlichen Zeilen vom 17. August haben mich in der festen Ueberzeugung bestärkt, daß Oskar, so ungeheuerlich auch seine That erscheinen mag, mit einem gemeinen Verbrecher nicht auf Eine Stufe gestellt werden dürfe. Von der fixen Idee ergriffen, daß er für sein Vaterland etwas Großes thun müsse, hat er in seinem durch übermäßige geistige Anstrengung zerrütteten Verstande zu einem Mittel gegriffen, das von keinem vernünftigen Menschen gebilligt oder, abgesehen von seiner Abscheulichkeit, nur dem Zweck entsprechend entschuldigt werden kann. Jeder erkennt das Frevelhafte seines Unternehmens, und begreift, daß, wenn dergleichen unlogische Gedanken Raum finden können, der gesunde Menschenverstand eine verkehrte Richtung genommen haben müsse. Wie kann bei einem Menschen, der von Jugend auf aufs Sorgfältigste erzogen wurde, der immer dem Bessern nachstrebte, und Gemeinheiten und Schlechtigkeiten sich nie zu Schulden kommen ließ, wie kann bei einem solchen eine Idee Wurzel fassen und zur That reifen, welche nur die Folge einer vernachlässigten Erziehung, eines ruchlosen Lebens, eines langen Umgangs mit verworfenen Menschen seyn kann? Bei meinem unglücklichen Oskar liegt von alledem nichts vor, und deßhalb wird Jeder, der das menschliche Herz kennt, nicht anders urtheilen können, als daß die Frevelthat von keinem Bösewicht, sondern von einem Irren, der etwas Großes zu thun glaubte, vollführt worden sey. Einem Geisteskranken und deßhalb Unzurechnungsfähigen kann man es doch unmöglich anrechnen, daß er gegen alle Moral, alle Vernunft und alle Rücksicht für sich und seine Familie gehandelt habe! Niemand kann und wird mehr leiden als ich, der unglückliche Vater, dessen ganzes Lebensglück für immer zerstört ist; aber weit entfernt, den Unglücklichen zu verdammen, habe ich nur Thränen für den armen Menschen, der in dem eifrigen Streben, sich vor allen auszuzeichnen, seine Gesundheit untergraben hat, und, ohne es zu wollen und zu wissen, zu einem Verbrecher geworden ist. Man wende mir nicht ein, daß ein Irrer sich nicht wochenlang für eine bestimmte That vorbereiten und mit Schlauheit sein Verbrechen verbergen könne. Jeder Irrenarzt wird ähnliche Beispiele von Leuten aufführen können, die im Uebrigen ganz vernünftig, nur in einem Punkte, und das ist eben die fixe Idee, unvernünftig waren. Nach Allem, was man mir mittheilt, und was ich auch selbst in den Zeitungen gelesen habe, daß Oskar die fixe Idee, in welche sich sein irrer Geist hineingearbeiten

hat, bis jetzt nicht verlassen; er benimmt sich überall mit beispielloser Festigkeit und will als Märtyrer für die gute Sache sein Leben auf dem Schaffot endigen. Wäre er nicht verrannt in dem Gedanken, daß er so und nicht anders habe handeln müssen, so würden sich Spuren von Reue, von Rücksichten für sich und seine Familie bei seinem Verhöre in Baden gezeigt haben; aber nein! er ißt und schläft gut, und bittet nicht um Nachsicht, weil er für die schöne Idee der Einheit sein Leben zu opfern beschlossen hat. Wüßte er, wie unsinnig das von ihm gewählte Mittel ist, und wie das Attentat auf einen unschuldigen König, der sich durch Freisinnigkeit und Rechtsgefühl vor andern auszeichnet, zu keinem Resultate in der von ihm gewollnschten Richtung führen kann, so würde er einsehen, daß er wie ein Wahnsinniger gehandelt habe. So lange dieser Gedanke bei ihm keinen Raum findet, muß man ihn für unzurechnungsfähig halten und darf sein schweres Verbrechen nicht als solches bestrafen."

Ueber den Unfall, der den Great Eastern auf seiner Fahrt nach Amerika betroffen, sind bis jetzt folgende Einzelnheiten bekannt: Er hatte Liverpool am 10. September mit 400 Passagieren und einer stärkeren Ladung verlassen, als dem vielfach geprüften Fahrzeug je früher anvertraut worden war. Die letzten schönen Ueberfahrten, die er gemacht, hatten das Vertrauen in seine Leistungen gehoben und fast sämmtliche Kabinen ersten Ranges waren besetzt. Alles ging vortrefflich von Statten, als das Schiff vorigen Donnerstag (am 12.), 280 Meilen westlich vom Kap Clear, von einem fürchterlichen Sturm gepackt wurde, der ihm beide Schaufelräder wegriß. Das war das Schlimmste nicht, aber gleich darauf brach auch der Steuerruderpfosten, eine Eisenstange von nicht weniger denn zehn Zoll Durchmesser, und damit war die Möglichkeit genommen, das Schiff zu lenken. Von Donnerstag Abend bis Sonntag Mittag lag das Fahrzeug hülflos wie ein riesiger Balken mitten in der sturmgepeitschten See. Es wurde so heftig von einer Seite auf die andere geworfen, daß die Schanzen beinahe das Wasser berührten, daß die Passagiere mit Heftigkeit gegen einander und zu Boden geschleudert wurden, daß das Möbel der Kabinen in Trümmer ging. Die Passagiere konnten nichts thun, als beten; sie fürchteten zwei lange Tage und drei Nächte hindurch, daß das Schiff versinken werde. Vom Oberdeck war Alles bald in die See gespült; ein großer Theil der Bagage ging verloren, ein Verschlag mit zwei Kühe wurde mitten in die große Damenkabine hineingeschleudert, an 20—30 Personen wurden theilweise sehr erheblich verletzt, und jede Stunde war an Schrecken reich. Am Sonntag Abend gelang es endlich, ein Nothsteuer einzusetzen; damit und mit Hülfe der Schraube, die das Schiff mit einer Geschwindigkeit von neun Knoten per Stunde vorwärts brachte, hat es der Kapitän nach Cork zurückgeführt. Am Dienstag Nachmittag um 3 Uhr wurde vom Ufer aus die Nothflagge erspäht, worauf der Dampfer Adoice sofort hinausfuhr und das unglückliche Fahrzeug ins Schlepptau nahm. Um 9 Uhr Abends ankerte es eine Meile vor dem Hafeneingang von Cork, und da endlich waren die Passagiere von all ihren Schrecken und Leiden erlöst. Der Great Eastern selbst wird wahrscheinlich nach Liverpool weiter gehen, wo er ausgebessert werden soll.

Der Verfertiger der seit einiger Zeit vorgekommenen falschen Banknoten der französischen Bank, die so täuschend nachgemacht sind, daß selbst die Bank sie kaum von den ächten zu unterscheiden vermochte, ist endlich in dem Städtchen Saint-Jean d'Angely, wo sich seine Hauptwerkstätte befand (er besitzt mehrere Häuser in Paris) aufgehoben worden. Eine erste Haussuchung blieb ohne Resultat; bei der zweiten aber, die kürzlich vorgenommen wurde, entdeckte man viele zur Fälschung nöthigen Werkzeuge und zuletzt auch die gravirten Platten. Man hatte schon Alles durchforscht, und dachte schon, die Platten müßten sich wo anders befinden, als dem Instruktionrichter noch einfiel, einen Haufen alter leerer Fässer genauer zu betrachten. Erst nach mehrmaligem Suchen entdeckte man auf der innern Seite des Bodens eines kleinen, unscheinbaren Fasses die Platten, die mit Klammern dort befestigt waren. Sämmtliche Gegenstände wurden dem Parquet in Paris übersandt. Wie man sagt, hat die Bank für mehr als eine Million dieser falschen Banknoten eingelöst. Wie viele ihrer noch im Umlauf sind, läßt sich noch nicht bestimmen.

Als König Friedrich Wilhelm IV. noch Kronprinz war, wurde er von einer Damengesellschaft erwartet. Herr v. Kleewitz suchte den Kronprinzen auf und meldete ihm das Verlangen der Damen. „Unterhalten Sie die Damen. Geben Sie ein Räthsel auf." — „Königliche Hoheit sagen Sie mir eins. Will mir keines einfallen." — „Na, eine zweisylbige Charade: Mein Erstes frißt das Vieh, mein Zweites hab' ich nie, das Ganze ist eine Landplage." Herr v. Kleewitz richtete es pünktlich aus und erntete ein schallendes Gelächter. Am folgenden Morgen ließ der König den Kronprinz rufen und machte ihm Vorwürfe, daß er einen treuen Diener des Königl. Hauses durch das Räthsel beschimpft und beleidigt habe. — „Woher denn?" — „Nun, die Auflösung ist Kleewitz." — „Nein, die Auflösung ist Heuschreck."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 229 Mittwoch, 25. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Als an jenem Ballabende sich nur noch wenige Personen im Saale befanden und auch diese im Aufbruch begriffen waren, näherte sich Lascourt dem jungen Manne und sagte, seinen Arm nehmend:

„Mein Freund, wir haben Morgen unsere Loge, Sie gehen doch mit uns, nicht wahr? Aber verfügen Sie nicht, ich bitte, über Ihren Abend übermorgen, wir wollen zusammen diniren, Sie und ich allein, wenn Sie wollen, als Junggesellen! Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen und es spricht sich besser tête-à-tête."

„Ich willige mit Freuden ein," erwiderte Alexander.

Sie trennten sich. Herr und Madame Lascourt empfingen die Verabschiedungen der letzten Gäste, und der junge Mann zog sich in sein Zimmer zurück.

Als eine Stunde später der Bankier aus dem im ganzen Hause herrschenden Schweigen glaubte schließen zu können, daß man ihn nicht überraschen würde, verließ er sein Zimmer und ging in die Büreaux hinunter; seine Seele war jetzt jeglichem Argwohn offen, und er suchte nach allen Beweisen, deren er bedurfte. Uebrigens war Laville ein Spieler, wie man ihm gesagt hatte! Man war auf dem Punkte gewesen, ihn als Schelm zu entlarven? Wie hatte er sein Vertrauen benutzt?

Lascourt öffnete die Kasse, durchsah die Bücher, verglich die Einnahmen und Ausgaben. Alles war in Ordnung. Nur fehlte eine Summe von fünfzehnhundert Franken. Es konnte ein Rechenfehler seyn; eben so gut aber auch eine Entwendung.

Er notirte sich die am nächsten Tage zu machenden Zahlungen, und zog sich zurück. Am folgenden Abende überzeugte er sich mit gleicher Sorgfalt von dem Zustande seiner Kasse und fand die fehlenden fünfzehnhundert Franken ersetzt.

Es blieb ihm noch eine zu große Anklage gegen Alexander, als daß er sich bei dieser Entdeckung lange aufhielt, und er würde das Ganze vielleicht völlig vergessen haben, wenn sich nicht noch mehr zugetragen hätte, über das, was er für schmähliche Intriguen hielt, ein neues Licht zu verbreiten.

Ein Besuch bei dem Antiquitätenhändler in der Rue Montmorency, zwei Tage nach dem Balle, bereicherte ihn mit einer fürchterlichen Enthüllung; aber wie gewiß ihm auch dieser Beweis schien, er bekämpfte sich noch; und entschlossen, die beiden Schuldigen in derselben Schlinge zu fangen, machte er Alexander den Vorschlag, den er ihm bereits angekündigt hatte, und mit dem auch der Leser bald bekannt gemacht werden wird. —

Die Ereignisse mußten sich jetzt überstürzen. Es lag nicht mehr in Jemandes Macht, die Entwickelung der Begebenheiten aufzuhalten; kein Wille konnte dagegen Etwas ausrichten.

Zwei Tage, nachdem Lascourt und Laville zusammen dinirt hatten, ließ der Letztere Gabriele bitten, ihn am Abend empfangen zu wollen. Es wurde ihm bewilligt. Sie empfing ihn in einem an ihr Schlafzimmer stoßenden Gemache, in welchem sie sich gewöhnlich aufhielt, wenn sie keine Besuche erwartete. Es war nicht das Erstemal, daß er in demselben Raume einen Abend mit ihr zubrachte, aber niemals war er in einer solchen Gemüthsbewegung, wie die, welche er jetzt empfand, dort eingetreten. Er näherte sich einem entscheidenden Moment. Von Herrn Lascourt gedrängt, einen Entschluß zu fassen, mußte er sich endlich erklären; er stand im Begriff, dieses verborgene Leben, zu dem er sich resignirt hatte, zu ändern, vielleicht auf immer zu zerstören; dieses Schweigen voller Reiz und unendlichen Glückes zu brechen, und vor einer Wirklichkeit, welche er nicht kannte, den traumhaften Freudenstrahl erbleichen zu lassen, der allein sein Leben verschönte.

Madame Lascourt saß am Kamin. Eine Lampe brannte auf dem nebenstehenden Tische und beleuchtete ihr noch mehr mit Blässe als gewöhnlich überzogenes Antlitz. Es schien, als ob sie die Vorahnung neuer Schmerzen empfände. Als Alexander eintrat, grüßte sie ihn leicht und mit melancholischem Lächeln, und ihre Blicke senkten sich darauf zur Erde.

„Arme Frau!" dachte er, „ein Kummer tödtet sie. Sollte, ... sollte sie mich lieben? Und ich, dessen Pflicht es wäre, ihr den Sieg über sich selbst zu erleichtern, ich muß das Mittel zurückstoßen, daß mir unwissentlich dazu geboten wird!"

Digitized by Google

Er rückte einen Stuhl herbei und setzte sich neben sie. Da dieß schon häufiger geschehen war, so schwiegen Beide gleichsam ungezwungen einige Augenblicke. Endlich sprach er:

„Sie sind noch immer leidend?“

„Ja,“ erwiderte sie, „und ich fürchte fast, daß es für immer seyn wird.“

„Diejenigen, welche Sie .... kennen, sind weit entfernt, gleich Ihnen jede Hoffnung aufzugeben.“

„Was ist zu thun? Es scheint wirklich kein dauerndes Glück zu geben! Ich bin jung, reich, von meinem Manne geliebt, den ich wieder liebe, und Alles dieses sichert mich nicht gegen das allgemeine Menschenloos der Leiden! Warum? Ich weiß es nicht. Aber ich bin unglücklich!“

„Auch ich leide,“ fiel Alexander ein, „und Ihnen, Madame, möchte ich meinen Kummer vertrauen.“

„Mein Herr ....“

„Ist es zu viel Anmaßung von meiner Seite zu hoffen, daß ich mir mit der Zeit einiges Anrecht an Ihre Theilnahme erworben habe? Fürchten Sie nichts, ich habe nie etwas Anderes als Freundschaft zu erwarten gewagt, nie mich in kühnen Wünschen vergangen; und hätte ich dieß je, hingerissen von meinem Gefühl gethan, so würde ich genug Herrschaft über mich selbst, genug Dankbarkeit und Achtung gegen Sie und Ihren Gatten besessen haben, um ein ewiges Geheimniß daraus zu machen. Es ist eine traurige Geschichte, welche ich zu erzählen habe, und sie betrifft nur mich; ich kann Ihnen nur ein Gefühl einflößen: das des Mitleids; und ich wende mich an Sie, weil Sie mir vielleicht, nachdem ich Ihnen Alles gesagt, einen Rath geben werden, und weil ich auf der ganzen Welt mich Niemanden als Ihnen anvertrauen möchte.“

Sie blickte ihm mit ihren großen Augen voll in's Gesicht, und es schien Alexander, als ob eine Thräne an ihren langen Wimpern hing.

Nach einer Pause begann er wieder:

„Herr Lascourt hat mich mit gewissen Plänen, die er für meine Zukunft hegt, bekannt gemacht. Hat er sie Ihnen bereits mitgetheilt?“

„Er hat mir nichts gesagt. Ich weiß nur, daß er sie liebt, und daß es seine Absicht ist, Ihnen nützlich zu seyn.“

„Ja, Madame, und jeder Andere als ich, würde ihm danken und mit Freuden einwilligen. Herr Lascourt's Nichte, Fräulein Marianne, ist jetzt achtzehn Jahre alt, er wird sie ausstatten, wie er ihre Schwester ausgestattet hat. Er will mir ihre Hand gewähren.“

„Ah,“ unterbrach ihn Madame Lascourt, „daß wußte ich ganz und gar nicht.“

Alexander hielt inne, überrascht, daß sie die Nachricht mit so wenig Bewegung aufgenommen. Dann aber dachte er, daß ungeachtet ihrer entgegengesetzten Behauptung, sie doch vielleicht schon von dieser Absicht unterrichtet seyn mochte. Er fuhr fort:

„Fräulein Marianne ist hübsch und liebenswürdig, es wäre eine Parthie, zu der ich mich niemals berechtigt geglaubt haben würde. Ihr Gatte hat mir drei Tage erlaubt, um mich zu entscheiden und mir auch gestattet, Sie um Rath zu fragen. Morgen muß ich ihm Ja oder Nein antworten; und ich fürchte, für so viel Güte undankbar zu erscheinen, ich fürchte ihn durch eine Ablehnung zu verletzen: denn ich werde ablehnen.“

„Und warum, mein Herr?“

„Warum?“ entgegnete Alexander. „Ich liebe die Frau nicht, welche man mir vorschlägt, aber ich würde sie einst lieben und versprechen können, sie glücklich zu machen, wenn mein Leben mir angehörte; wenn nicht von einem Tage zum andern, morgen vielleicht schon, mir die Nothwendigkeit nahe treten könnte, es auf's Spiel zu setzen.“

„Mein Gott, was wollen Sie sagen?“ fragte sie mit erschreckter Miene.

„Ich danke Ihnen für diesen Antheil, Madame; aber zittern Sie nicht für mich. Das Schicksal wird mir kaum diese Freude gönnen, und den Schwur, den ich, obwohl noch sehr jung, abgelegt, werde ich vielleicht niemals Gelegenheit finden; zu halten. Ich habe auch noch andere Gründe der Weigerung, und da ich Niemand als Ihnen das Geheimniß, welches auf meinem Leben lastet, anvertrauen möchte, so bitte ich Sie, Madame, mich bei Herrn Lascourt zu rechtfertigen, und ihn von dieser Idee abzubringen. Und sollte ich seine Freundschaft für immer verlieren, ... ich kann seinen Vorschlag nicht annehmen.“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ sagte Gabriele in resignirtem Tone, „ich höre.“

Er sammelte sich einen Augenblick, wie ein Mann, welcher noch zögert; die Stirn in eine seiner Hände gestützt, seufzte er schwer und tief. Bleich und unbeweglich betrachtete ihn Gabriele.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jahrmarkt von Ostrowna.

Der nordöstliche Winkel von Sibirien, ein öder, unwirthlicher Landstrich, wird von Tschuktschen bewohnt, einer Völkerschaft, die bis auf den heutigen Tag noch sehr wenig bekannt ist. Dieses Volk ist nicht zahlreich und zählt kaum 3—4000 erwachsene Männer, welche sich in zwei Klassen theilen, in die seßhaften und in die nomadischen Tschuktschen. Die letztern ziehen und wandern über Berg und Thal und waiden sehr große Heerden zahmer Rennthieren auf den allenthalben vorkommenden Flechten, webei sie denn gelegentlich auch

der Jagd obliegen und mit Pfeil und Bogen wilde Rennthiere und die verschiedenen Pelzthiere erlegen, welche ihnen aufstoßen. Die seßhaften Tschuktschen wohnen in kleinen Dörfern an den Ufern der Flüsse und an der Meeresküste und leben vorzugsweise von Fischen und sonstiger thierischer Kost.

Die Russen führen einen Tauschhandel mit diesem Volke, und zu diesem Behufe wird alljährlich eine Art Messe oder Jahrmarkt in Ostrowna am Flusse Anyn abgehalten, welch letzterer in den Kolyma auf seiner rechten Uferseite einmündet. Ostrowna liegt unter dem 60. Grad nördlicher Breite, und da der Jahrmarkt im Februar abgehalten wird, so ist die Kälte so streng, daß eine Temperatur von — 30 Gr. R. noch für eine gewöhnliche gilt.

Zuerst kommen etwa 20—25 Kaufleute von Jakutsk mit ihren Packpferden zu Nischnei-Kolymsk an, und eröffnen ihre Buden zum Verkauf von Tabak, Thee, Zucker, Branntwein, Leinwand, Taschentüchern ꝛc.; sie tauschen diese Waaren gegen Felle vom rothen, schwarzen und Stein-Fuchs, vom Zobel und Marder, und gegen Mammuths-Stoßzähne um. Sobald dieser vorläufige Verkehr der Vormesse zu Ende ist, so erscheint ein Kosack und meldet den Anzug der Tschuktschen gegen Ostrowna. Bei dieser Nachricht setzen sich die Kaufleute, ihren Vorsteher an der Spitze, in ihre Narten oder mit Hunden bespannte Schlitten, um die Zusammenkunft zu besuchen. Sie finden in Ostrowna etwa dreißig Häuschen und Jurten unregelmäßig über einen ziemlichen Flächenraum zerstreut, und unter diesen zeichnet sich das Fort oder Ostrog augenfällig aus. Dieß ist ein nicht sehr umfangreiches, von einem starken Pallisadenzaun umschlossenes Gehöfte mit einem Thorthurm. Der Thurm ist mit einem Flaggenstock versehen, aber das Fort enthält weder Kanonen noch Munition. Während des Jahrmarkts sind innerhalb des Hofraumes zwei Hütten errichtet für den Aufseher und seine Kosacken. Da die vorhandenen Gebäude zur Unterkunft der vielen Meßbesucher nicht hinreichen, so lassen sich diese gewöhnlich neben ihren Waarenladungen in Bivouaks nieder, und suchen es sich so gut wie möglich mit Hülfe ungeheurer Holzfeuer behaglich zu machen.

Die Tschuktschen schlagen ihre Uraſſen oder Jurten, d. h. mit Rennthierfellen gedeckte Zelten, auf einer kleinen Insel unweit dem Marktplatz auf. Die Jurten sind immer in gesonderten Gruppen von je zehn oder zwanzig aufgestellt. In der Mitte jeder Gruppe ist, an einen Baum sich anlehnend, der hohe Uraß des Aeltesten oder Häuptlings der Gruppe aufgeschlagen. Rund herum sind ihre Schlitten und die besten von ihren sorgfältig gekoppelten und gefesselten Rennthieren zerstreut; die übrigen dürfen draußen auf dem weiten, mit Flechten überwucherten Sumpfe weiden. An den Baumästen hängen in buntem Durcheinander Bogen, Köcher mit Pfeilen, Kleidungsstücke, verschiedene Felle und Hausgeräthschaften. Da und dort sieht man irgend einen der Tschuktschen selbst, in Pelz eingehüllt, zwischen den Uraſſen im Freien schlafen, und sich durchaus nicht um die furchtbar strenge Kälte kümmern.

Aus jeder Jurte steigt eine hohe dicke Säule röthlichen Rauches empor, die gelegentlich auch Funken sprüht, und langsam zu dem dunkelblauen, mit Sternen besäeten Firmament emporsteigt. Fern im Norden zucken und spielen der Nordlichter bleiche Strahlen, und das tiefe Schweigen wird nur bisweilen durch das lange Geheul der Zughunde unterbrochen. Eine Kälte von 35 Gr. R. gibt dem Europäer den fühlbaren Beweis, daß er dem Eismeer nicht mehr fern ist.

Die von den Tschuktschen zur Messe gebrachten Waaren bestehen aus Fellen des schwarzen und dunkelbraunen Fuchses, des Steinfuchses, Marders, der Fischotter, des Bibers und des Bären, aus den Stoßzähnen des Walrosses, aus der in Streifen geschnittenen Haut desselben, aus Schlittenläufen, die aus Walfischrippen ververfertigt sind, aus Säcken von Robbenfellen und Parky oder Oberhemden von jungen Rennthierfellen.

(Schluß folgt.)

Oskar Becker's Prozeß.

Bruchsal, 22. September.

Eine große Zahl Fremder ist bereits eingetroffen und trifft noch täglich ein, so daß seit dem 20. d. Mts. kein Zimmer in unseren Gasthäusern mehr zu haben ist und viele Fremde sich bei Privatpersonen einquartieren müssen. Diese Zugkraft übt die morgen bevorstehende Verhandlung des Oskar Becker'schen Prozesses, zu dem auch noch verschiedene juristische Autoritäten aus Bayern, Hessen, der Schweiz und Frankreich angemeldet sind. Wie der kleine Schwurgerichtssaal, der etwa höchstens 200 Personen faßt, die Menge von Zuhörern in sich aufnehmen wird, läßt sich bis jetzt noch nicht ermessen. Die Presse ist in einer ausgedehnten Weise vertreten; es sind Repräsentanten aus Berlin, Köln, Paris, London, und aus vielen andern deutschen Staaten hier eingetroffen, und obgleich von Seiten des Präsidenten des Schwurgerichts, Hrn. Hofgerichts-Direktor Bohm, auf das Zuvorkommendste für die Herren Sorge getragen ist, so ist es auch hier zweifelhaft, wie die Herren genügenden Platz zur Abfassung ihrer Berichte erhalten werden. Was nun den Prozeß selbst anlangt, so hat die Vertheidigung Beckers, der Obergerichtsadvokat Dr. Rée, rühmlich bekannt aus seiner Thätigkeit bei der Frankfurter Nationalversammlung, übernommen. Die Anklage ist, wie bekannt, auf vollendeten Mordversuch, auf Grund der §§ 205, 206, 207 und 214 unseres Strafgesetzbuches, erhoben und wird Becker beschuldigt, mit Vorbedacht den bestimmten

Vorsatz gefaßt zu haben, Se. Majestät den König Wilhelm von Preußen zu tödten, und daß er diese von ihm beabsichtigte Tödtung in der Art auszuführen begonnen habe, daß er Alles that, was von seiner Seite zur Vollendung des beabsichtigten Verbrechens nothwendig war, wobei jedoch der von ihm beabsichtigte Erfolg der wirklichen Tödtung nur durch andere dazwischen getretene Umstände, welche ihren Grund nicht in dem Willen, in der eigenen Handlungsweise des Thäters hatten, abgewandt worden sey.

Der Anklageakt enthält auch den Wortlaut des bei Becker gefundenen Briefes, worin er unter Anderm sagt: „daß ich mich zur That entschlossen habe, weil ich der Meinung bin, daß Se. Maj. der König von Preußen trotz vieler anerkennenswerther Bestrebungen nicht im Stande seyn wird, die Umstände zu beneistern, die sich der Lösung der Aufgabe entgegensetzen, die er als König von Preußen in Bezug auf die Einigung Deutschlands zu erfüllen hätte ꝛc."

Obwohl aus diesem Briefe die Absicht des Angeklagten klar hervorgeht, so wird der Prozeß dennoch in ein eigenthümliches Stadium treten, da, wie mir so eben aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird, der Angeklagte sich plötzlich entschlossen haben soll, seine sämmtlichen früheren Zugeständnisse zu widerrufen und besonders gegenwärtig zu bestreiten, daß sein Schuß Sr. Majestät dem Könige von Preußen gegolten habe. Es ist dieß auch eine Eigenthümlichkeit in Becker's Charakter, die man hier Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, daß er eine Zeit lang starr an einem einmal gefaßten Gedanken festhält und dann plötzlich in das Gegentheil überspringt und dieses eine Zeit lang wiederum so starr festhält. Auf diesen Umstand wird auch die Vertheidigung ein besonderes Gewicht legen. Becker's Leben im Gefängnisse ist, wenn ich es so nennen darf, ein ganz gemüthliches. Das Essen und Trinken — er darf sich noch selbst beköstigen — schmeckt ihm, und in einem Briefe an seinen Vater sagt er unter Anderm: „Das Essen und Trinken schmeckt mir, und wenn ich einen schlechten Witz machen wollte, so würde ich sagen, ich schlafe den Schlaf der Gerechten ꝛc." Hieraus geht hervor, daß ihn über seine verbrecherische That noch keine Reue erfaßt hat, doch sollen in neuester Zeit einige Zeichen an ihm wahrgenommen worden seyn, die darauf schließen lassen, daß sein Gemüth anfängt, weich zu werden. Becker hat eine große Sucht zu schreiben, doch hat ihm die ertheilte Erlaubniß wieder entzogen werden müssen, weil er Mißbrauch damit getrieben hat. Beckers Bruder, Ingenieur aus Leipzig, ist hier eingetroffen, eben so ein Brief von Beckers Vater, worin derselbe nachzuweisen sucht, daß nach dem ganzen Leben Beckers die That nur aus einer fixen Idee entsprungen seyn kann. Bemerkenswerth ist noch daß der Vertheidiger Dr. Rée gestern ein ganzes Packet revolutionärer Zuschriften aus London erhalten hat, worin besonders der Königsmord vertheidigt wird. Diese — natürlich anonymen Zuschriften — soll er dem Angeklagten mittheilen!?

Mannigfaltigkeiten.

Der von einigen britischen Offizieren gemachte Versuch, durch China und Thibet nach Indien vorzudringen, ist mißlungen. Von Kwei-Chaw-Zu, das etwa 1200 englischen Meilen von Shanghai entfernt ist, waren sie nach Wan gereist, und als sie daselbst weder Kulis noch Pferde auftreiben konnten, auf dem Wasser nach Chunking weiter gefahren, wo sie am 25. April anlangten. Hier wurden sie vom kommandirenden Tartarengeneral nicht vorgelassen, und der französische Bischof, der nun schon 25 Jahre in der Provinz Secheners residirt, warnte sie vor einem gegen sie ausgesponnenen Mordplane. Seinen Bemühungen hatten sie es zu verdanken, daß sie eine Schutzwache erhielten, doch mußten sie sich gewaltige Erpressungen gefallen lassen. Von dem Traktate scheint in diesem Theile des Reiches nichts bekannt geworden zu seyn. Sie kamen nun durch mehrere große Städte, die alle mehr oder weniger aus Furcht vor den Rebellen abgeschlossen waren und gelangten am 18. Mai nach Sui-chaw. Hier trafen sie vor der Stadt, angeblich zu deren Schutz, eine Rebellenarmee, in deren Reihen die Uneinigkeit so gewaltig war, daß die Soldaten gegen einander feuerten. Die Stadt hatte ihre Thore verschlossen und unsere Reisenden, die Einlaß begehrten, erhielten vom Stadtpräfekten die Antwort, daß er es nicht wagen könne, die Stadtthore zu öffnen, jedoch bereit sey, die werthen Gäste in Körben über die Mauer zu befördern. Dieses Anerbieten glaubten sie ablehnen zu müssen, doch befanden sie sich in sehr bedrängter Lage, da sie wegen der überall schwärmenden Rebellenhaufen weder zu Lande noch zu Wasser weiter reisen konnten. Ihr einziger Ausweg war, nach Pinz-schan zu gehen; aber auch hier war es unmöglich, Lastthiere, Kulis oder Bootsleute aufzutreiben. Zum Ueberfluß drohten die Einwohner, sie zu erschießen, wenn sie nicht sofort weiter zögen. In derselben Nacht wurde die Stadt von den Rebellen angegriffen; mit Noth entkamen unsere Reisenden, wanderten nach Sui-schaw zurück, und da sie sich nun überzeugt hatten, daß unter den gegenwärtigen gestörten Verhältnissen des Reiches die Expedition unausführbar sey, traten sie den Rückweg nach Shanghai an, wo sie am 9. Juli eintrafen.

Redakteur: Gustav Meissen. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 230 Donnerstag, 26. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Man muß," begann er, „der Frau, welche man heirathet, doch wenigstens einen Namen geben, und der, welchen ich trage, ist nicht der meinige: ich heiße nicht Laville."

Gabriele blieb stumm.

„Nein Madame," fuhr der junge Mann fort, „denn der Name, den ich von meinem Vater empfing, ich verberge ihn! Man würde ihn mir gleich einem Schimpf ins Gesicht schleudern! Wenn ich ihn, als ich dieses Haus betrat, ausgesprochen hätte, so würde man mir die Thür geschlossen haben, ... denn dieser Name ist vor den Gerichten herumgeschleppt worden, entehrt . . . ."

„Mein Herr," rief Gabriele, „genug, ... genug, ... ich bitte Sie."

„Und an Stelle des Mannes, der ihn trug, an den Schandpfahl befestigt worden!"

„Genug!" rief sie abermals, „sehen Sie denn nicht, daß Sie mich tödten?"

Aber Alexander hörte sie nicht und fuhr fort:

„Es ist der eines betrügerischen Bankerotteurs!"

Madame Lascourt stieß einen durchdringenden Schrei aus. —

„Und dennoch," fügte er, eine ihrer Hände ergreifend, hinzu, „bezeuge ich vor Gott, daß dieser Name ungerecht befleckt wurde! Ich, der ich gelernt habe, dem Urtheile der Menschen zu mißtrauen: ich, der um nicht wie diese mich selbst zu täuschen, nur für drei Dinge auf dieser Welt einstehen würde; die Reinheit meiner Schwester, die Tugend meiner Mutter und die Ihrige, Madame, ich schwöre bei diesem Glauben, daß mein Vater unschuldig war!"

Er sah, daß sie weinte und er fühlte ihre brennende Stirn sich auf seine Hand stützen, die sie noch immer hielt, als ob sie sich vor ihm demüthigte und ihn um seine Gnade bäte.

„Ah! Sie glauben mir," sagte er, „Sie glauben mir, nicht wahr? Und Sie werden jetzt verstehen, warum ich Ihnen so sehr dankte, als der Verdacht über mir schwebte; warum ich Ihnen eine unbegränzte Ergebenheit gelobte! Vergeben Sie mir nicht Ihre Thränen, Madame. Es ist das Erstemal, seit ich meine Mutter verlassen habe, daß ich zu Jemandem von meinem Vater spreche, das Erstemal, daß ich den Namen Duvegrier auszusprechen wage. Lassen Sie mich Ihnen sagen, welche traurigen Verhältnisse den Ruin meiner Familie herbeiführten. Da ich das Bekenntniß begonnen, so muß ich es auch vollenden. Mein Vater war Kaufmann, Madame. Die Unredlichkeit eines jungen, bei ihm angestellten Mannes, welcher der Sohn eines seiner in der Provinz ansässigen Freunde war, brachte ihm einen ungeheueren Verlust. Mein Vater wollte den Namen des Schuldigen nicht den Gerichten überliefern, er benachrichtigte insgeheim dessen Familie: der Onkel des jungen Mannes kam nach Paris. Man hatte Besitzungen verkauft und auf diese Weise Geld herbeigeschafft. Eines Abends empfing mein Vater, in einem Hause der Insel St. Louis, wo jener Onkel wohnte, die Summe von hunderttausend Franken in Bankbilleten, welche er in eine Brieftasche schloß, die seinen Namen trug. Die Beiden trennten sich etwas nach neun Uhr. In derselben Nacht verließ der Onkel des jungen Mannes Paris und kehrte nach Marseille zurück. Mein Vater war allein und wollte, ehe er nach Hause ging, mit einem Kaufmanne des Quai des Orfévres sprechen, welchen er vor zwei Tagen gebeten hatte, sich wegen der Zahlung eines Wechsels zu gedulden. Er ging über den Platz du Parvis Notre-Dame. Es war gegen Ende des Winters, mein Vater hielt unter seinem Mantel die Brieftasche und einige Papierbündel. Er glaubte in einer der kleinen Straße zur Rechten den Lärm von sich streitenden Personen zu vernehmen. Fürchtend, an diesem öden Orte Unannehmlichkeiten zu begegnen, wandte er sich schnell um und schlug den Mantel dichter um sich. Dann beschleunigte er den Schritt.

„Kaum bei dem Kaufmanne, den er sprechen wollte, angelangt, bemerkt er, daß ihm die Brieftasche entfallen war. Aber wo hatte er sie verloren? Außer sich, ging er den Weg zurück, den er genommen hatte, aber er sah Nichts. Was war zu thun? Am nächsten Tage sollten Zahlungen gemacht werden, und es blieb ihm kein Mittel, diesen zweiten Verlust zu ersetzen. Er lief zu seinen Gläubigern und theilte ihnen sein Unglück mit; er bat nur um Zeit, allein sie wollten seinen Worten nicht glauben.

„Ein Einziger glaubte ihm, ein Einziger, der denselben Namen trug wie Ihr Vater, Madame, welcher von den Thränen und der Verzweiflung des Greises gerührt war, und nicht argwöhnte, daß er seine weißen Haare durch eine Lüge entehren wollte.

„Durch den Verkauf des Schmuckes meiner Mutter, des Silberzeugs, nebst einiger Hülfe naher Freunde gelang es ihm, die Ungestümsten zu beruhigen. Er machte seine Erklärung bei der Polizei, an allen Mauern wurden Ankündigungen angeschlagen, alle Blätter verbreiteten die Nachricht. Jedermann wußte, daß das Portefeuille von dunkelrothem Maroquin gewesen, daß es den Namen Dwegrier in Goldbuchstaben getragen, daß eine der Taschen ein Medaillon mit dem Porträt meines Vaters in seiner Jugend enthalten hatte .... aber diejenigen, welche es gefunden, behielten es!

„Mein unglücklicher Vater, welcher seinen Verbindlichkeiten genügen wollte, stürzte sich in eine gewagte Spekulation, eine zweite folgte, dann eine dritte, ... er verlor die Besinnung und .... verschwand. Sein Bankerott wurde erklärt, und als betrügerisch erklärt. Er hatte einen ersten Verlust von hunderttausend Franken angegeben; um aber nicht die Familie zu entehren, welche denselben ersetzte, hatte er in seinen Büchern keine Spur davon gelassen, kein Beweis lag vor; und man behauptete, daß diese Summe, die erste Ursache seiner Verlegenheiten, unterschlagen worden war, daß das die hunderttausend Franken enthaltende Portefeuille eine Lüge gewesen sey, um den Diebstahl zu verbergen!

„Mein Vater war in Marseille gewesen, er hatte von jenem Freunde verlangen wollen, zur Rettung seiner Ehre die Wahrheit an den Tag zu bringen. Es war zu spät. Die Familie hatte Frankreich verlassen. Meine Mutter erhielt einen Brief, einen letzten Brief meines Vaters, in welchem er von uns Abschied nahm .... Er tödtete sich!"

(Fortsetzung folgt.)

Oskar Becker's Prozeß.

Bruchsal, 23. September.

Niemals hat das Residenzschloß des einstigen Bischofssitzes Bruchsal seinen nun zur Halle der Gerechtigkeit gewandelten Raum so dicht gefüllt von einer bangbewegten Hörermenge gesehen, als am Morgen des 23. Septembers 1861. Schon vor 7 Uhr umlagerte eine Schaar von Menschen das Hauptportal des Schlosses. Der vorbehaltene Eingang für die Korrespondenten und früher Angemeldete war schon zuvor geöffnet worden. Das aufsehende Personal war bemüht, dem beschränkten Raume mit rücksichtsvoller Vorsorge die möglichste Anzahl von Plätzen abzugewinnen. Gegen 7¾ Uhr erschienen einige russische Notabilitäten, welchen man Räumlichkeiten reservirt hatte. Fürst und Fürstin Mentschikoff, Bariatinski u. A.

Wenige Minuten vor 8 Uhr treten die Geschwornen ein. Die bewegte Spannung des Augenblickes lastet sichtlich auf ihnen. Mit dem Glockenschlage erscheint, geleitet von einem Gendarmen, schwarz gekleidet der Angeklagte, eine Gestalt wenig über Mittelgröße, mit blassen, interessanten, doch geistig wenig bedeutenden Zügen. Die ganze Erscheinung macht den Eindruck einer noch nicht zum Manne gereiften Jugendlichkeit. Er unterhält sich sofort lebhaft und ungezwungen mit seinem Vertheidiger, Obergerichtsadvokat Ree, blickt ohne Scheu im Saale umher und hört stehend die Verlesung der Geschwornen an, nachdem die Mitglieder des Gerichtshofes ihre Plätze eingenommen haben. Der Präsident begrüßt die Geschwornen und schildert die vorliegende, ihre erste Aufgabe. Nicht die Erregtheit der Entrüstung aber, sondern nur ein unparteiisches Prüfen der historischen Thatsachen, hat die Geschwornen hierhergeführt. Sie werden diese Aufgabe treu erfüllen. Doch glaubt der Präsident, ohne diesen Standpunkt vollster Unparteilichkeit zu verletzen, seinem Dankgefühle über die Rettung des Königs Worte geben zu dürfen. Nachdem noch der Angeklagte gewandt und fließend die Fragen nach Name, Geburtsjahr ꝛc. beantwortet, erfolgt die Ziehung der Geschwornen und ihre Beeidigung. Staatsanwalt und Vertheidiger machen von dem Ablehnungsrechte reichen Gebrauch und lassen vorzugsweise die gebildeten Elemente zu. Die geladenen Zeugen sind, mit Ausnahme des Kaufmanns Falcke von Hohenstein, erschienen; sie sind schon beeidigt in der Vorunterſuchung und werden zunächst entlassen. Die Sachverständigen bleiben anwesend.

Der Sekretär verlas hierauf die Anklageschrift, deren Hauptpunkte wir herausheben:

Oskar Becker, zu Odessa 1839 geboren, ist der Sohn des russ. wirkl. Staatsraths Paul Adam Becker. Der Angeklagte ist der ältere Sohn aus erster Ehe. Der 16jährige Oskar sollte in Dresden (der Großvater war aus Sachsen) sich zum Universitätsstudium vorbereiten. Von der Kreuzschule in Dresden 1859 entlassen, ließ sich Oskar Becker als Student der Rechte und Kameralien in Leipzig immatrikuliren. Verschlossenen Naturells lebte er seinen Studien ohne innige Bekanntschaft mit Altersgenossen oder Familien. Seine Geldverhältnisse auf der Hochschule waren stets geordnet. Durch Nebenverdienst mittelst Uebersetzungen vom und in das Russische und Besorgung von Korrekturen, Zeitungslektüre und Politik ohne gleichzeitige Mittheilung an Andere bildeten Einseitigkeit seines Naturells heraus. So entstand im Beginn des laufenden Jahres die absolute Idee in ihm, die Einigung Deutschlands könne nur durch Preußen erreicht werden; der König von Preußen, als seiner Aufgabe nicht gewachsen, müsse beseitigt werden. So reifte der Gedanke in ihm, das

Werk selbst zu vollbringen und den König in Baden-Baden zu erschießen. Die Leitung im Pistolenschießen erhielt er durch einen seiner Schüler, Karl August Bruno Sparig, ohne daß dieser eine Ahnung seiner Mitwirkung hatte. Der Ankauf zweier doppelläufiger Pistolen und des übrigen Schießgeräths erfolgte den 10. Juli. Außerdem kaufte er eine Brille und eine Photographie des Königs.

Der Schnellzug brachte ihn (von Freitag den 12. Mittags) Samstag den 13. Nachmittags nach Baden, wo er sich eifrig nach den gewohnten Gängen des Königs erkundigte. In den Gasthof zurückgekehrt, schrieb Becker folgende in den Zeitungen mehrfach aber unvollkommen erwähnten Brief: „Ich habe mich entschlossen zur That, die ich begehen werde, deßhalb weil ich der Meinung bin, daß Se. Maj. der König von Preußen trotz vielfacher anerkennenswerther Bestrebungen nicht im Stande seyn wird, die Umstände zu bemeistern, die sich der Lösung der Aufgabe entgegensetzen, die er als König von Preußen in Bezug auf die Einigung Deutschlands zu erfüllen hätte.

Ich weiß, daß Viele meine That mißverstehen werden; Viele werden sie daher reprobiren, sogar lächerlich finden. Ich kenne die bedauerlichen Folgen, welche diese That für meine Person haben wird; aber mich trägt die Hoffnung, daß sie von wohlthätiger Wirkung für die Zukunft Deutschlands seyn werde. Mögen doch endlich die Deutschen vom fruchtlosen Hin- und Herreden sich zur That wenden. Geschrieben in Baden, den 13. Juli 1861. Oskar Becker, Student der Rechte in Leipzig."

Am Tage der That lud Becker die beiden Läufe des einen Doppelterzerols mit je einer Bleikugel und begab sich nach 6 Uhr auf die Promenade, wo nach etwa einer Stunde der König eintraf. Becker folgte ihm gegen 8 Uhr auf die Lichtenthaler Allee. Auf dem Fußwege rechterseits an den Hügeln überholte und grüßte Becker den König mehrmals.

An der Kettenbrücke, etwa in der Mitte der Allee, schloß sich Graf Flemming dem König an. Becker folgte Beiden, und plötzlich fiel, etwa 150 Schritte jenseits des Hirtenhäuschens, ein Schuß. Sofort fühlte der König einen Schmerz an der linken Seite des Halses und eine Dröhnung im ganzen Kopfe und rief: „Mein Gott was war das?" In einer Entfernung von etwa 5 Schritten stand regungslos Becker und erwiderte gelassen dem Grafen, er habe auf den König geschossen. Becker hatte nach seinem Geständnisse, in dieser nächsten Nähe auf den Rücken zielend, beide Läufe abgedrückt. Eine Kugel hatte in schiefer Richtung von hinten nach links des Königs Rocktragen durchbohrt, die Halsbinde gestreift und eine Quetschung am Halse hervorgerufen, die eine mehrtägige ärztliche Behandlung erforderte. Keine Kugel wurde gefunden, beide Terzerolenläufe erwiesen sich leer, nach Innen wenig mit Pulver geschwärzt. Die Untersuchung hat weder Mitschuldige noch Verschworene ergeben. Die That gehört einem einzelnen Exaltirten an. Die Beschuldigung geht deßhalb dahin: daß Oskar Becker mit Vorbedacht den bestimmten Vorsatz faßte, Se. Maj. den König Wilhelm von Preußen zu tödten, und daß er diese von ihm beabsichtigte Tödtung der Art auszuführen begann, daß er Alles von seine. Seite zur Vollendung des beabsichtigten Verbrechens Nothwendige that, wobei der von ihm beabsichtigte Erfolg der wirklichen Tödtung nur durch andere dazwischen getretene Umstände, die nicht in dem Willen oder der eigenen Handlungsweise des Thäters ihren Grund hatten, abgewendet wurde, und daß sich Becker damit eines beendigten Mordversuches im Sinne der §§ 205, 106 und 107 des St.G.B. schuldig machte.

Aufmerksamen Ohres und Auges folgt der Angeklagte der Verlesung; insbesondere seines Briefes; das blasse Antlitz ist nur wenig geröthet; nur ein nervöses Drehen des Kopfes zeigt die innere Erregung.

Auf die Frage des Präsidenten Bohm, ob er auf die Anklage eine Bemerkung zu machen habe, erwidert der Angeklagte, *der Thatbestand sey unrichtig angegeben. Es liege nur ein Scheinattentat vor; die Unerhörtheit der That sollte moralisch wirken. Der Kronprinz würde ja nicht anders handeln, als der König selbst. Die moralische Wirkung des ja auch ohne tödtenden Erfolg gebliebenen Orsini'schen Attentats sey für ihn maßgebend gewesen.* Mehrmals im Laufe seiner zuerst fließend, später etwas stotternd, mit fremden Wortversetzungen vorgetragenen Widerrufserklärung, sinkt der Angeklagte bei der Erinnerung an Deutschlands Geschick und an seine Verwandten schluchzend in höchster Aufregung nieder, indem er sein Taschentuch vor das Antlitz drückt. Seine Haupterklärung geht nach mancherlei Verwickelungen dahin, er habe zwei bereits mit Kugeln geladene Läufe eines Doppelterzerols — was er nicht mehr wußte — noch einmal mit Pulver geladen. Aus Versehen — denn er wollte sein *zweites*, noch nicht geladenes Terzerol bloß mit Pulver laden. Die geladene Terzerole, die in Leipzig mit Kugeln geladen, sey durch Vergreifen nochmals mit Pulver geladen worden. Nur daraus sey es erklärlich, daß zu seinem Schrecken der König doch getroffen sey. In dieser Scheinthat lägen zwar alle Voraussetzungen des Hochverraths, weil eine Umstürzung der Bundesverfassung beabsichtigt sey, aber nicht der Thatbestand des vollendeten Mordversuchs. Er fühle wohl, daß er sich durch diese Erklärung lächerlich mache, aber er thue diese der Wahrheit gemäß und seinen Verwandten zuliebe. Die erste sey falsch gewesen.

(*Fortsetzung folgt.*)

Mannigfaltigkeiten.

Vom Mont-Blanc wurden dem „Genf. Journ." über die Ankunft des Berliner Dr. Pitschner sehr interessante Dinge berichtet, die freilich Keinen überraschen werden, der die Gletscherwelt aus eigener Erfahrung kennt: „Die Herren Naturforscher (es sind außer Hrn. Pitschner noch drei) haben in ihrer Gletscherwelt viel zu leiden, aber nicht von der Kälte, denn gegen die sind sie hinreichend geschützt, sondern von der trocknen Luft. Obschon sie keine starken Körperanstrengungen machen, werden sie von beständigem unersättlichem Durst gequält und fühlen sich in einem Zustande, der dem eines Menschen gleicht, welcher sich aus schwerer Krankheit zu erholen beginnt. Sie sind mit den nöthigen Lebensmitteln, namentlich auch mit frischem Fleisch, gut versehen, allein der Appetit fehlt, sie essen nur mit Widerstreben und verlangen nur immer nach Flüssigem. Um sich gegen die vom Schnee zurückprallenden Sonnenstrahlen zu schützen, die bekanntlich jedem Gletscherfahrer schon in einem Tage die Gesichtshaut zerreißen, schützen sich die Herren mit Visagères (unser Diktionnaire übersetzt dieß mit: Vordertheil einer Weiberhaube), allein gleichwohl sind ihre Gesichter fast unkenntlich geworden, aufgeschwollen und verbrannt. Man glaubt gar nicht mehr Europäer vor sich zu haben, sondern Menschen von irgend einer mittelasiatischen Race. In Chamounix nimmt man an, die Herren werden es da oben nicht mehr lange aushalten, ohne bleibenden Schaden davonzutragen; bekanntlich wollten sie ihre Forschungen über einen ganzen Monat ausdehnen. Auch die mitgebrachten Thiere zeigen die gleichen krankhaften Erscheinungen von Ermattung und Uebelkeit. Die Katze leidet am meisten und will lieber sterben, als sich im Geringsten anstrengen, um nach einer Nahrung zu schnappen; der Hund bellt nicht mehr; nur die Tauben scheinen es den Vierfüßern an Rüstigkeit zuvorzuthun." So berichtete ein Träger vom 10. Tage des Aufenthaltes der Gelehrten bei den Grands-Mulets. Seitdem haben sie, wie man in den Blättern liest, in der That den für nothwendig befundenen Rückzug angetreten.

Kürzlich vergnügten sich einige junge Leute an der französisch-belgischen Gränze damit, einen sehr umfangreichen Papierdrachen steigen zu lassen. Plötzlich riß die Schnur und der Drache flog weit nach Belgien hinein, wurde indessen noch glücklich eingeholt. Nach einiger Zeit kehrten die Burschen wieder über die Gränze nach Frankreich zurück und führten das wieder hoch in den Lüften schwebende Ungethüm mit sich. Die Zollbeamten sahen dem Spiel arglos zu, ohne zu ahnen, daß dort oben in den Lüften eine nicht unbeträchliche Anzahl „Cigarren" eingeschmuggelt wurden.

Bekanntlich klagt man in Preußen, namentlich im Rheinlande allgemein über Steuerüberbürdung. Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Königs in Köln am vorvergangenen Sonntag wurde die Stadt illuminirt und dieser Klage zur allgemeinen Heiterkeit durch folgende flammende Festinschrift Ausdruck gegeben: „Wilhelm, uns Allen so theuer, vermindere etwas die Steuer."

In Kassel ist eine neue Oper, „Otto der Schütz," von dem dortigen Kapellmeister Karl Reiß, mit großem Erfolg aufgeführt worden. — In Hamburg hat das Publikum des Thalia-Theaters sich ein trauriges Zeugniß ausgestellt, indem es den „Erbförster" von Otto Ludwig ausgepfiffen und mit Lachen und Verhöhnung aufgenommen hat.

Ein in seinen Kuren nicht glücklicher Arzt in Trier, zeigte seine Wohnungsveränderung unter der Ueberschrift: „Wohnungs-Anzeige" an. Durch Zufall oder Satyre des Setzers wurde aber „Warnungsanzeige" daraus.

Charade.

Von den beiden ersten Sylben
Spricht man in der Regel gut.
An die beiden letzten Sylben
Kalt zu denken, fordert Muth.
In den beiden letzten Sylben
Stecken meine ersten zwei,
Und die beiden letzten Sylben
Schafft man für die ersten neu.
Doch das Ganze kennt ihr Alle,
Einen armen Handwerksmann,
Den auf diesem Erdenballe
Nur ein Schiff entbehren kann.

Auflösung der Charade in Nro 227:

Landsturm.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 231 Freitag, 27. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Alexander hielt einen Augenblick inne: Thränen erstickten ihn fast. Er zog einen Brief hervor, und ihn Madame Lascourt zeigend, sagte er:

„Hier ist er, und diese Stelle enthält, was mein Vater für mich geschrieben hatte."

Die Stelle lautete:

„Sage meinem Sohne, den Namen zu ändern. Der meinige ist in zu abschreckender Weise berühmt geworden. Nach einem ehrenhaften Leben lasse ich ihm als einzige Erbschaft Armuth und Schande! . . . . Ich verurtheile ihn, allein zu leben, weder Gatte noch Vater zu seyn! Jede Spur von mir soll verschwinden, jede Erinnerung sich verwischen, da fünfzig Jahre der Rechtschaffenheit in der Wagschaale der Menschen kein Gewicht hatten. Aber ich lege ihm die Verpflichtung auf, meine Ehre wieder herzustellen, mit allen Mitteln, welche sich ihm bieten möchten. Ich habe ihm das Leben gegeben, und ich verlange von ihm, daß er immer bereit sey, es für meine mißkannte Unschuld zu opfern."

„Ich beendete meine Studien in einem Kollege der Provinz," fuhr Alexander fort, „als diese traurigen Begebenheiten sich zutrugen, und man ließ mich Anfangs in Unkenntniß derselben. An dem Tage, an welchem mein Vater für ehrlos erklärt wurde, beugte sich meine Stirn; inmitten der Beifallsbezeugungen meiner Kameraden, unter der Würde des Preisträgers der Klasse, und bald darauf unter der Last der Schmach. Dieß war mein Eintritt in das Leben!

„Meine Mutter, meine Schwester und ich, wir wanderten fort gleich drei Pilgern und verbargen unser Elend in einer kleinen Stadt der Bretagne. Meine Arbeit ernährte uns Alle, wir waren so resignirt! Die beiden theuern Wesen gedachten nicht mehr des einstigen Reichthums und begnügten sich bescheiden mit dem Stück Brod, das sie nährte! Darauf kamen andere unglückliche Umstände, welche mich zwangen, sie zu verlassen. Ich ging nach Paris, und hatte endlich das Glück, in dieses Haus einzutreten, wo ich meine Zuflucht gefunden zu haben glaubte und das ich jetzt werde verlassen müssen."

Gabriele war außer Stande, Alexander zu unterbrechen. Sie weinte nicht mehr und ohne das schwere, schmerzliche Athmen, welches ihre Brust hob, hätte man sie, nach der Starrheit ihres Blickes und der erschreckenden Blässe ihrer Züge, für das Leben beraubt wähnen können. Sie schien sich nur dann etwas zu erholen, als der junge Mann sagte:

„Wenigstens wenn meine Weigerung mich des Wohlwollens meines Beschützers verlustig macht, wenn ich gezwungen bin, anderwärts eine neue Karriere zu beginnen, wenigstens werde ich dann nicht mehr allein seyn, meine arme Mutter und Schwester zu stützen. Seit einem Jahre, beinahe ungefähr seit der Zeit, in der der Zufall mich Ihnen nahe brachte, hat meine Mutter verschiedene Male ansehnliche Summen erhalten; ich habe mich schon oft versucht gefühlt, Ihnen dafür zu danken, denn ich habe Sie immer als meinen guten, glückbringenden Engel angesehen. Sie hat anfänglich geglaubt, daß es von mir käme, allein eine unbekannte Hand hat es ihr geschickt, und man hat ihr dabei um sie zu bewegen, es anzunehmen, geschrieben, daß es nur ein schuldiger Ersatz wäre, eine heimliche Schadloshaltung, und daß man hoffe, ihr in einigen Jahren die hunderttausend Franken wieder geben zu können, welche mein Vater verloren hatte. Möge Gott diese späte Reue ermuthigen! Allein es sind nicht diese hunderttausend Franken, eine in sechs Monaten von so Vielen verzehrte Summe, deren ich bedarf; es ist mein Name, die Ehre meines Vaters; und der Mann, der sie gestohlen, und wäre es mein bester Freund, mein Wohlthäter sogar, der Retter meines Lebens, ... ich würde ihm zurufen: „Mein Vater vor Allem!" und ich würde ihn tödten, wenn er sich weigerte, das durch ihn veranlaßte Unheil zu sühnen!"

Er schwieg abermals durch die Gewalt seiner Gemüthsbewegung erschöpft. Dann sprach er wieder:

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Madame. Sie werden das Geheimniß bewahren, das ich in Ihrem Herzen niedergelegt habe: wenn ich noch andere in mir trage, so werden Sie dieselben nicht hören. Sie sehen, mein Leben ist zur Einsamkeit verdammt, und wenn ich ein Wesen liebte, so geschehe es in Verborgenheit und Schweigen."

„Mein Herr,“ entgegnete sie, „ich beklage Sie, ... ich kann Ihnen meine Verwirrung nicht verbergen, ... aber Ihr Unglück ist zu groß, als daß Sie vermuthen könnten, ein anderes Gefühl machte meine Thränen fließen . . . . Ich werde mit meinem Manne sprechen, ich werde diese Heirath verhindern, welche nicht stattfinden kann, und Sie werden dennoch seine Freundschaft bewahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Oskar Becker's Prozeß.

(Fortsetzung.)

Bruchsal, 23. September.

Die außerordentlich verwickelte Vertheidigungsmethode des Angeklagten wird es nicht unnöthig erscheinen lassen, seine Hauptgründe noch einmal zusammenzufassen, zumal sie im spätern Laufe der Verhandlung noch in ein viel helleres Licht gestellt wurden und die Natur der Zeugenaussagen uns gestattet, bei ihnen sehr kurz zu seyn.

Oskar Becker stellt folgendes System auf: Ich kam nach Baden mit der Absicht, den König zu tödten und damit der deutschen Einigung eine neue und thatkräftige Wendung zu geben. Allein ich gedachte nicht, diese Absicht schon Sonntag den 14. Juli, am Tage meiner That, auszuführen. An diesem Tage hatte ich mein Wirthshaus verlassen, um meine, ich gebe es zu, gleichsam kindischen Schießübungen fortzusetzen. Als ich jedoch den König so unmittelbar nahe, so völlig zugänglich sah, da schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß mein Zweck der moralischen Einwirkung auf ihn und das deutsche Volk ja auch durch die einfache Thatsache des Schusses auf ihn ohne tödtliche Folge erreicht werden könne. Beleg dafür war mir das Attentat Orsini's, welches auf Napoleon für Italien in gleicher Weise dieselben Folgen geübt hatte. Mein doppelläufiges Terzerol war, meiner Ansicht nach, nur mit einer Pulverladung versehen und ich hatte es, den Lauf nach Oben, in die Brusttasche gesteckt. Allein nun zeigten sich zwei Dinge. Ich hatte mich in dem Pistol vergriffen und dasjenige, welches schon von Leipzig her mit einer scharfen Doppelladung versehen war, noch einmal mit Pulver blind geladen. Diese blinde Ladung war, da sich das Terzerol in meiner Tasche drehte, und sie mit einem Propfen nicht versehen war, herausgefallen. So kam es, daß ich auf den König in der That mit zwei Kugeln schoß und Niemand war erschreckener als ich selbst, da ich hörte, daß er in der That verwundet sey. Ich weiß wohl, daß ich mich mit diesem Geständnisse lächerlich machen werde. Allein mein ursprünglicher Plan war allerdings, den König zu tödten und er wandelte sich erst in jenem einzigen Momente, der mich so unerwartet in seine nächste Nähe brachte. Freilich hätte ich schon dem Untersuchungsrichter ganz dasselbe erklären können, was ich erst heute vor dem Schwurgerichte erkläre. Doch auch dafür habe ich einen entscheidenden Grund. So lange ich glaubte, daß ich einer Anklage auf Hochverrath entgegengehe, häufte ich alle Erschwerungsgründe in meinen Aussagen, um als Märtyrer der deutschen Einigung zu sterben. Nachdem aber meine Verwandten in mich gedrungen sind und nachdem die Anklage auf gemeinen Mordversuch gegen mich gerichtet ist, habe ich keinen Grund mehr, die Wahrheit zu verhehlen. Dieser Anklage und dem Zuchthause gegenüber will ich mich retten. Der Anklage auf Hochverrath und dem Tode gegenüber wollte ich sterben.

Oskar Becker machte diese Aussagen nicht in diesem strengen Zusammenhange, sondern mehr vereinzelt und ohne überall da, wo sich Gelegenheit gegeben hätte, sie ganz scharf zu betonen. Zweimal sank er während derselben, von Schmerz überwältigt, schluchzend zusammen. Die früheren protokollarischen Aussagen, welche der Präsident gegenüberstellen ließ, stehen allerdings damit im schroffsten Widerspruche, der aber von dem Angeklagten, wie erwähnt, zu erklären versucht wird. Die Zeugenaussagen des Königs selbst, des Referendär Schill, des Rechtsanwalts Süfle, des Privatier Brand von Berlin, der den Angeklagten stets „dieser Mensch“ nennt ꝛc., die ferneren Angaben der Leipziger Zeugen bringen nichts wesentlich Neues, Nichts, was nicht schon annähernd in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre; ebensowenig die Zeugnisse über den Charakter der Verwundung.

Weit bedeutsamer sind die Zeugnisse über den Geisteszustand des Angeklagten. Nirgends zwar ist der Beweis einer Geistesstörung erbracht. Nur ist erwiesen, daß die Großmutter Beckers ein Jahr an Geisteskrankheit litt, und daß sie sich Gewissensbisse machte, die Ehe von Beckers Eltern, als so naher Verwandter (Geschwisterkinder) gestattet zu haben. Zeugnisse und Urtheile früherer Lehrer über Becker selbst stimmen überein über den Fleiß und die Kenntnisse des Angeklagten. Aber dieser Fleiß ist auf zu verschiedenartige Dinge gerichtet, diese Kenntnisse sind verwirrt und versplittert; ein Eigendünkel, eine sich genial dünkende Ueberhebung machen sich überall an ihm geltend. Gleichwohl hat er in juristischen und kameralistischen Gebieten Preisaufgaben gelöst. Mit besonderer Vorliebe spricht er auch in der Verhandlung von diesen und von einer Arbeit über Macchiavel, deren Motte heißt: „Schlecht seyn ist sowohl eine Wissenschaft als eine Kunst d. h., schlecht seyn ist berechtigt als Mittel zum guten Ziele.“ Ueberhaupt eine Eitelkeit des Angeklagten, ein Stolz auf vermeinte Geistesgaben macht sich auch in der Verhandlung geltend. Oft und viel spricht er von sich und sei-

nen Arbeiten, er sieht gleichsam mit Genugthuung auf die zahlreichen Korrespondenten, die sich heute mit ihm und nur mit ihm beschäftigen.

Nach zwei Uhr wird die Verhandlung bis vier Uhr geschlossen, um mit dem Gutachten über den Geisteszustande des Anklagten wieder zu beginnen.

In einem vortrefflichen Gutachten erörtert Medizinalrath Fäßlin die Frage der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten. Thatbestand, Familienverhältnisse, Lebensverlauf, Zeugenaussagen, Angaben von Verwandten und Kommilitonen, Aufschlüsse in väterlichen Briefen, Protokolle des Angeschuldigten, Briefe und Arbeiten geben ihm die Anhaltspunkte für sein Urtheil. Aus allen zum großen Theil schon früher geschilderten Verhältnissen und Zuständen, insbesondere aus seinen politischen Arbeiten, namentlich dem Aufsatze über Machiavel, weist der Medizinalreferent nach, daß ohne alle körperliche Mißzustände der Gedanke des Fürstenmordes als erlaubtes Mittel zu einem vermeintlich guten Zweck sich in Beckers Leben einschlich. Sein ganzes Lebensbild liegt hinreichend ausgebildet vor uns zur Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit. Weder das Bewußtseyn der Strafbarkeit, noch die Willkür ist in ihm aufgehoben. Umsicht, Willenskraft und Klugheit sind nirgends aufgehoben durch körperliche Krankheit. Die krankhafte Schwermuth der Großmutter, die enge Verwandtschaft seines Elternpaares haben keine nachweisbare Wirkung auf den Geisteszustand des Angeklagten geäußert. Sein ganzes Geistesleben gehört der Verstandesthätigkeit an; die ganze ideale Seite des Jugendlebens fehlte ihm; nirgends Spuren eines kindlich-frommen Sinnes. Die schaurigen Seiten aus klassischen Werken pflegte er mit besonderer Vorliebe. Fürstenmord ist der Lieblingsgegenstand seiner Lektüre, daher seine Machiavel. Nirgends ist ein Halt in seiner geistigen und sittlichen Zerfahrenheit. Vernachlässigte und verfehlte Willensbildung durch eigene Schuld liegt vor. Von einem moralischen Wahnsinn kann man sprechen, aber nicht von einem strafgesetzlichen. Für den Gerichtsarzt ist der Angeklagte zurechnungsfähig. Auf die Frage des Präsidenten bezüglich der heutigen Erklärung des Angeklagten gibt der Medizinalreferent die auf seinen Verkehr mit dem Angeschuldigten gestützte persönliche Erklärung, daß die ersten Aussagen nach seiner Ueberzeugung die wahrheitsgetreuen sind. Wäre die That aus der übrigens viel bestrittenen Monomanie hervorgegangen, so hätte diese den Angeklagten auch heute noch begleitet.

Hierauf begründete Staatsanwalt Haas in längerem Vortrage die Anklage. Ausgehend von der hochgeehrten Persönlichkeit des Königs, schildert er in sehr starken Worten die Entrüstung in Deutschland und insbesondere in Baden. Glaubte man in der That ein Zeichen werdender Entsittlichung anfänglich zu sehen, so war die allgemeine Entrüstung aller Parteien, von der sie betroffen wurde, ein Zeichen der deutschen Gesittung. Heute soll die Weihe des Gesetzes dem Spruche der öffentlichen Meinung verliehen werden. Ein Strahl jener Gnade, welche den König beschützte, fällt auch zum Theile auf den Angeklagten. Er konnte nur das Mordverfuches angeklagt werden. Heute hat der Angeklagte plötzlich einen Rückzug ergriffen, der seinem Verhalten noch den Rest der Männlichkeit nimmt, der ihm bisher geblieben war. Mit einem Schein-Attentate, mit einem leeren Schusse Pulver will er Deutschland umgestalten. Sein früheres Verhalten soll Komödie gewesen seyn. Aber die badischen Geschwornen und die badischen Gerichte lassen nicht Komödie mit sich spielen. Diese „abgeschmackte und ungereimte Ausrede, diese Frucht feiger Furcht" will sich noch beschweren, daß nicht eine Hochverraths-Anklage aufrecht erhalten werde. Angesichts dieses Rückzuges wagt es Becker, von seinem Opfer für deutsche Einigung zu sprechen. Die Anklage stellt die einzelnen Thatsachen zusammen, um den Widerruf, den sie zugleich unnütz und bedauerlich findet, auf sein Nichts zurückzuführen. Die Beweggründe zur That sind klar. Noch als Kind ist der Angeschuldigte in russischer Luft von den 1848er und 49er Einflüssen betroffen worden. Eitel, unklar, sich selbst überschätzend und verworren, hielt sich der Angeklagte für eine geniale Natur. Seine Lehrer lebten in Furcht, er werde überschnappen aus Eigendünkel; sein Bestreben war, ein Universalgenie zu werden. Als widerwärtiger, unbefriedigender Sonderling gemieden, beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit Büchern, die er in rathloser Verschrobenheit durchwühlte. So gerieth er an Machiavel und wollte nun mit aller Gewalt ein politischer Märtyrer werden. Ein überstudirtes und politisch verkommenes Genie allein konnte den Brief vom 13. Juli schreiben. In satanischer Weise hielt er auch das Mittel des Meuchelmordes für berechtigt. Das deutsche Volk bedarf aber für seine Interessen keiner bluttriefenden Mittel und stößt den politischen Mörder als gemeinen Meuchelmörder von sich; es findet eine Bernhigung in dem Umstande, daß die Wiege des Mörders nicht auf deutschem Boden stand. Je ruchloser ein Verbrechen ist und je unsinniger sein Gedankengang, um so mehr entfernt es sich natürlich von dem Boden der gesunden Vernunft. Das darf aber kein Maßstab für die Zurechnungsfähigkeit seyn, sonst käme der schwerste Verbrecher in das Narrenhaus statt in das Zuchthaus. Hier entscheidet nur die Frage: War Erkenntniß der Strafbarkeit und Willkür vorhanden? In weiterer Erörterung der Zurechnungsfähigkeit schließt sich der Staatsanwalt wortentlich dem Medizinalreferenten an. Der Angeklagte ist ein politischer Fanatiker, aber er kannte seine Strafbarkeit und hatte seinen freien Willen. Seine That war das Verbrechen eines Einzelnen, es war keine Spur einer Verbindung aufzufinden. Der Staatsanwalt hält die Anklage in ihrem ganzen Umfange aufrecht. Die Geschworenen werden das Vertrauen rechtfertigen, das je-

der deutsche Ehrenmann in sie setzt; sie werden die Schuld bejahen und jede Milderung verneinen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von europäischen, darunter ca. 25 preußischen Offizieren, welche in die Armee der Vereinigten Staaten eintreten wollen, theilweise eingetreten sind, werden in nordamerikanischen Blättern einige deutsche Stabsoffiziere und 2 Offiziere Garibaldi's, die Mitte Juli in New-York resp. Washington angelangt sind, besonders hervorgehoben. Zunächst der preußische Garde-Rittmeister von Radowitz und Herr von Hardenberg, seit mehreren Jahren im Generalstab der badischen Armee, der mit den Franzosen in Algier und mit den Russen im Kaukasus gewesen und im Besitz zahlreicher Orden ist. Ein anderer der dort angelangten Offiziere hat den italienischen Feldzug unter den Oesterreichern mitgemacht. Er sieht nun in denselben Reihen mit den Garibaldinern Oberst Luigi Ravone und Achilles de Vecchi. Diese Letzteren — schreibt man von New-York — erregen sowohl durch ihre Kleidung, als durch ihre herkulischen Gestalten allgemeines Aufsehen. Oberst Ravone ist schon mit 17 Jahren Offizier gewesen und trägt die Narben von 14 Wunden auf seinem muskulösen Körper. Oberst de Vecchi ist erst 24 Jahre alt, hat aber schon vier Jahre unter Garibaldi gedient, und ist sechs Fuß zwei Zoll hoch.

[Eine gesalzene Salzburger Rechnung.] Vor einigen Tagen traf eine englische Familie, bestehend aus fünf Personen, in Salzburg ein und nahm mehrere Zimmer in einem der dortigen größeren Gasthöfe. Als die Familie nach drei Tagen abreiste, wurde ihr vom Zimmerkellner ein Rechnung im Betrage von — 1100 fl.! überreicht. Der Engländer, entrüstet über eine derartige Ausbeutung seiner geneigten Nationalität, begab sich zum Bezirksgerichte, erklärte, daß er zwar nicht an der Höhe der Summe, wohl aber an der Unverschämtheit der Berechnung Anstoß nehme. Er forderte das Gericht auf, die Rechnung zu prüfen, und bemerkte, daß er den Betrag, um welchen das Gericht die Rechnung kürzen werde, einem Wohlthätigkeitsfonde in Salzburg widme. Hiermit deponirte er die 1100 fl. und reiste ab. Das Bezirksgericht fand sich in der That bewogen, die Rechnung auf 600 fl. zu ermäßigen und den Rest von 500 fl. dem Armenfonde zuzuweisen.

Am 20. September ist zu Florenz Giovanni Battista Niccolini im 76. Lebensjahre gestorben. Seit 50 Jahren hatte er die Professur der Geschichte und Mythologie, so wie das Bibliothekariat an der Akademie der schönen Künste in Florenz bekleidet und eine große Anzahl von Dramen gedichtet. Sein erstes Trauerspiel „Polissena“ wurde 1810 von der Crusca gekrönt. Der gegen Napoleon gerichtete „Nabucco“ erschien in London 1819. Die berühmtesten Tragödien von ihm sind „Antonio Foscarini“ (1827), „Giovanni da Procida“ (1830), „Arnaldo da Brescia (1835), und „Filippo Strozzi“ (1847). Alle hatten eine bestimmte politische Tendenz; der „Arnaldo da Brescia“ eiferte gegen das fremde Joch, so wie gegen die Weltherrschaft des Papstthums und kam deßhalb in den Index. Im letzten Jahrzehent war Niccolini ganz verstummt.

Wir haben einen neuen und wenigstens originellen Virtuosen in Deutschland zu erwarten, Herrn Nagy-Jacob, der in Rußland jetzt auf einer ganz kleinen Schäferflöte ganze Konzerte bläst. Diese Flöte ist ein ganz kleines Instrument von Hollunderholz mit sechs Löchern, jedoch ohne Klappe, aus welcher der Künstler nach den öffentlichen Berichten Töne von unglaublicher Weiche und Stärke zu ziehen versteht; das Zwitschern der Lerche und den Gesang der Nachtigall soll noch Niemand je so täuschend nachgeahmt haben. Herr Nagy-Jacob will Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich und England unternehmen.

In Baden sind Ruinen von der bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Elsaß am linken Rheinufer gelegenen Stadt Rheinau aufgefunden worden. Letztere, von dem Rhein mehrmals zerstört, wurde zuletzt von ihm ganz verschlungen. Der Rhein hat inzwischen seinen Lauf so verändert, daß die gedachten Ruinen gegenwärtig am rechten Ufer des Stroms liegen. Wird vielleicht Louis Napoleon sein ehemaliges Territorium reklamiren? (Zeitschr. des Arch. u. Ing. Ver. f. d. K. Hannover aus Försters Allg. Bauztg.)

Ein Kongreß zur Gründung einer „Societé universelle d'ophthalmologie“ (allgemeine Gesellschaft der Augenkunde) wird am 10. Oktober in Paris zusammentreten. An die deutschen Regierungen sind Einladungen zur Beschickung dieser Versammlung ergangen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 232 Samstag, 28. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Dank, Madame," sprach Alexander, „aber ich werde Sie verlassen, ... denn dieses Bekenntniß nimmt mir den Rest meiner Kraft! Mein ganzes Herz geht auf meine Lippen über und alle meine Geheimnisse entwischen mir. Ich bin ein Unsinniger .... Es ist nur Mitleid, ich weiß es wohl, ... aber ich habe Sie nicht weinen sehen können, nicht Ihre Hand drücken und Ihre Stirn sich auf die meinige neigen fühlen; .... ich liebe Sie!"

Gabriele wandte sich ab und suchte ihm ihre Hände zu entziehen. Das Zimmer, in dem sie sich befanden, stand in Verbindung mit dem Salon und einem andern Gemach, welche die Breite des Hotels einnahmen, und seine Fenster waren denen des Speisezimmers gegenüber gelegen, welches auf der andern Seite des Hofes gleichfalls einen vorspringenden Flügel bilden half. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und hinter denen des Speisezimmers sah sie einen Schatten sich langsam bewegen.

Sie stand plötzlich auf, stürzte gegen die Thür und stieß hastig den Riegel vor.

„Mein," sagte sie, „mein Mann, der ohne Zweifel hierherkommt .... Entfernen Sie sich, ... gehen Sie in dieses Zimmer und zeigen Sie sich nicht...."

„Warum fliehen, Madame, was haben Sie zu fürchten?"

„Aber sehen Sie denn nicht, in welchem Zustande ich bin! .... Bleich, mit von Weinen geschwollenen Augen .... Wenn er Sie hier findet, ... was soll ich ihm denn sagen? Das, was sie mir mitgetheilt haben? .... Es ist unmöglich! .... Ah! aus Barmherzigkeit, gehen Sie in dieses Zimmer und verlassen Sie es erst, wenn er wieder fort seyn wird. Ich will es, ich verlange es, Sie haben gelobt, mir zu gehorchen."

Sie nahm ihn bei der Hand, er ließ sich führen und die Thür schloß sich hinter ihm.

Eugen Lascourt klopfte leicht an den äußeren Eingang des Zimmers. Gabriele schob geräuschlos den Riegel zurück und öffnete. Sie sah ihren Mann an: seine Züge waren ruhig.

„Du warst allein?" fragte er, indem er rasch um sich blickte.

„Ja," entgegnete Gabriele, indem sie sich zu fassen strebte.

„Er ist noch hier," dachte Eugen, der ihre Anstrengung bemerkte. „Ich glaubte Alexander zu treffen," setzte er laut hinzu.

„Er war wirklich hier, aber er ist fort."

„Hat er mit Dir von meinem Plane gesprochen."

„Ja."

„Nun, was denkst Du davon?"

Lascourt sprach so ruhig, daß sie sich allmälig erholte.

„Er scheint nicht entschlossen, den Vorschlag anzunehmen," sagte sie.

„Hast Du nicht gesucht, ihn zur Einwilligung zu bewegen?"

„Gewiß. Aber er glaubte, nicht beistimmen zu können, und er hat mir Ursachen angegeben ...."

„Welche Du vortrefflich findest?"

„Ich werde sie Dir sagen. Uebrigens eilt es ja nicht so sehr .... Marianne ist jung, und wenn Herr Laville sich noch nicht verheirathen will ...."

„Er liebt vielleicht eine Andere."

„Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es, ich habe den Beweis davon."

Madame Lascourt beobachtete völliges Schweigen; ihr Mann fuhr fort:

„Und ich glaube, daß er wieder geliebt ist."

„Du täuschest Dich vielleicht."

„Nein. Uebrigens muß er mir ja morgen seine Gründe auseinandersetzen. Liebe Gabriele, befinden sich nicht in diesem Schranke Deine Diamanten?"

„Ja."

„Gib mir den Schlüssel."

„Ich habe ihn nicht zur Hand," gab Gabriele zögernd zur Antwort.

„Doch, da liegen ja Deine Schlüssel neben Dir auf der Causeuse."

„Was willst Du damit?"

„Ich möchte deinen Schmuck sehen. Neulich zeigte man mir Etwas, das Dir, wie ich dachte, gefallen

würde. Ich habe es bedingungsweise genommen.“ Dabei zog er ein Packet, in Seidenpapier gewickelt, hervor.

„Zeige es mir,“ unterbrach ihn Gabriele, in der Hoffnung, daß ihr Mann seinen ersten Gedanken vergessen möchte, „zeige es mir.“

„Ich fürchte, dieser neue Schmuck ist sehr demjenigen ähnlich, den ich Dir vor sechs Monaten gegeben habe. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ... Du hast ihn kaum zweimal getragen.“

„O, ich erinnere mich aber ganz genau. Zeige mir den neuen, ... wir brauchen nicht zu vergleichen.“

„Warum willst Du nicht?“ fuhr Lascourt fort.

„Ah; es ist nicht schön von Dir Bedingungen an ein Geschenk zu knüpfen.“

„Aber noch weniger schön von Dir, mir eine so einfache Sache abzuschlagen . . . . Gib mir den Schlüssel, oder ich nehme ihn mit Gewalt.“

„Aber, Eugen, ich kenne Dich nicht wieder. Wann sprachst Du je mit mir in solchem Ton? Was hast Du denn? Du erschreckst mich!“

„Ah, Du hast Ursache zu zittern!“ rief Lascourt, der jetzt nicht mehr an sich hielt. „Freiwillig oder mit Gewalt, ... ich werde diesen Schrank öffnen.“

Sie wollte ihn aufhalten, aber er stieß sie heftig zurück, ergriff den Schlüssel, öffnete den Behälter, und indem er die sämmtlich leeren Schachteln und Etuis nach einander auf den Boden warf, blickte er seine Frau mit nun unverstellter Wuth an.

(Fortsetzung folgt.)

Oskar Becker's Prozeß.

(Schluß.)

Bruchsal, 23. September.

Der Vertheidiger Dr. Nee erhielt hierauf das Wort und begann: „Meine Herren! Wer heute in diesem Saale spricht, redet vor einem Gerichtshofe, dessen Schranken weit über die Gränzen unseres engeren und weiteren Vaterlandes hinausgehen; er spricht vor einem Gerichtshofe, der die ganze zivilisirte Welt umfaßt. Die That und ihre Motive sind so gearbeitet, daß sie jeden Denker beschäftigen; sie sind für uns Deutsche von um so größerer Bedeutung. Indem ich also das Wort als Vertheidiger ergreife, fühle ich das ganze Gewicht meiner Aufgabe. Nicht darin liegt der Schwerpunkt, daß ich in dieser Sache das Wort zu ergreifen habe, sondern die Sorge ist es, die rechte Farbe zu finden, um Ihnen ein Gemälde der Entstehung der That vorzuführen, von dem Sie sagen müssen, daß sich in ihm die Natur der Dinge selbst abspiegelt. Wahrheit und Gerechtigkeit sind auch die leitenden Sterne der Vertheidigung, und unter diesem Schutze glaube ich mich dem Ziele nähern zu können. Noch tönen die Worte des Staatsanwaltes, welche, wie ich bedauere, nur zu sehr durch die Lauge des Spottes gezogen sind, in unseren Herzen wieder, gerichtet gegen ein Verbrechen, das Oskar Becker früher bekannt hat, als gerichtet gegen eine von Gesetz und Sitte geheiligte Majestät, gegen einen König, dem alle nicht gerade von Parteihaß erfüllten Gemüther mit Hochachtung entgegenschlagen, dem so viele Herzen in Liebe und Treue angehören! Ja, ein solches Verbrechen ist ein sehr großes. Die hohe Person, welcher der Anschlag gegolten hat, ist kein gegen Recht und Gesetz wüthender Tyrann, gegen den die Waffen der unterdrückten Freiheit sich richten, mit dessen Fall Tausende zu neuem Leben erwachen — nein! es wurde das Leben eines Fürsten bedroht, der nach langem ungerechtem Mißtrauen sich die Anerkennung und Liebe der Völker gewonnen hat. Ich weiß, daß das, was ich hier spreche, mit dem Geschrei einer kleinen revolutionären Partei in grellem Widerspruch steht, einer Partei, die mir erst vorgestern und noch heute Abends Insinuationen zufließen ließ, die ich mit Abscheu zurückweise, für welche ich nicht einen Gedanken habe. Es ist nunmehr die erste Pflicht, die Persönlichkeit näher ins Auge zu fassen, welche so schreibt, wie Becker, und so handelt, wie er, und man ist dadurch besonders aufgefordert, das Material zu sichten und zu prüfen, welche Angaben des Angeklagten als wahr anzunehmen sind. Man sagte heute, Becker sey ein Russe; dem ist aber nicht so, denn dem Vater wurde das Heimathrecht vorbehalten und also auch den Söhnen. Vorzugsweise bestimmten Beckers Vater die mächtigen Sympathien seines Sohnes für Deutschland, diesen dorthin zu senden. Was nun Deutschland im Vergleich mit Rußland in geistiger und sozialer Beziehung gewinnt, das sehr verliert es, wenn der Eintretende sieht, wie in Deutschland eine Zerfahrenheit des politischen Lebens sich überall manifestirt. Neben diesem Eindrucke, den der Angeklagte lebhaft empfunden, ist zu berücksichtigen, daß derselbe Becker unter dem Einflusse der Jahre 1848 und 49 gelebt, den orientalischen Krieg und seine Folgen durchlebt hat, daß er auf die Einheitsbestrebungen Italiens hinabblickte, die Orsini'sche That auftauchte, den französischen und österreichischen Ringkampf erlebte, — er hört die Vorwürfe, die man Preußen machte, schon früher in den deutschen Kreisen Odessa's, daß es seine Aufgabe nicht erkenne, und nehmen Sie hinzu die persönliche Haft, welche dem jungen Manne so eigen, so werden Sie sagen, es war für einen solchen Jüngling bei seinem Eintreten in Deutschland die größte Gefahr vorhanden! Unter den Verhältnissen, in denen der Angeklagte in Deutschland eintrat, mußten in ihm verschiedene Pläne auftauchen, und wenn man von anderer Seite diese Pläne billigte, so beobachtete man die Quelle derselben nicht, welche so nahe lag. Der Angeklagte sah sich als Fremder viel-

fach verachtet und zurückgewiesen und übte sich deßhalb mit Energie in deutschen Uebungen ꝛc. Dabei war er verschlossen, ohne Lebenserfahrung, ohne Freunde, die eigentliche Würze des Lebens. Er hatte viele freie Zeit und diese verwandte er zu literarischen Arbeiten. Ueber diesen Bestrebungen vernachlässigte er seine äußere Bildung; es zeigte sich, daß nicht Gyrgezi es war, welcher ihn zu literarischen Arbeiten verleitete, sondern daß das Geldinteresse ihn leitete. Als er als Student nach Leipzig kam, arbeitete er zuerst, ohne einen Erfolg zu sehen, in großer Zurückgezogenheit und Verschlossenheit. Obwohl er die Kollegien nicht fleißig besuchte, machte er doch bedeutende Fortschritte in seiner Fachwissenschaft und verfaßte zwei gekrönte Preisschriften. Auch bei den Preisschriften hatte er mehr das Geldinteresse, als den Ruhm im Auge, und zu diesem Ende übersetzte er auch und fertigte Korrekturen für Buchhändler an. Als Becker nun noch jene bekannte Geistesprodukte in die Hände bekam, verkehrte sich seine Geistesrichtung; er suchte den Geist des Buches von Machiavelli, „Der Fürst," mit gierigen Zügen einzuschlürfen und verdarb dadurch sein ganzes Wesen; es regte sich die Nachahmungssucht in ihm; er kannte keinen Freund, an dem er sich bildete, gehörte keinem Vereine von Studenten an, er war nicht Mitglied irgend eines politischen Vereins — und nun trat das Ossini'sche Attentat in den Vordergrund und hat den schwärmerischen Jüngling mit dem tiefsten Eindruck erfüllt, zumal er schon ähnliche Grundsätze in sich trug. Und doch war der Mensch gutmüthig, wie ihn alle seine Lehrer schildern. Gerade wegen seiner Gutmüthigkeit verursachte es allgemeine Bestürzung, als er aus seiner Dunkelheit mit einem Mordanschlage hervortrat, und zwar aus politischen Motiven; man wundert sich, wie ein Mensch, der sonst so gutmüthig war, der nur studirte, der sittlich lebte und nie eine Strafe erlitten hatte, einer hochachtbaren Familie angehörte, — wie ist es möglich, daß dieser den Tod eines Fürsten beschließen konnte, welcher, wie er selbst sagte, in hoher Achtung bei ihm stand? Seine überspannte Natur erklärte dieß! Trotz jenes Wissens fehlte ihm die Basis — das Licht, welches die Wissenschaft in ihm angezündet hatte, war nicht von begleckender Wärme. Er war einmal ein Wunderling; man konnte nicht recht klug aus ihm werden; er wurde nicht leicht verstanden. Meine Herren! Sie haben eben noch gehört, wie sehr unklar der junge Mann Jedermann erschienen ist; daher kam es auch bei dieser Unklarheit und Ueberspanntheit, daß er sich überschätzte. Ein anderer Zug des Angeklagten ist der Eigensinn, die Hartnäckigkeit, mit der er Alles erfaßt und festhält, dabei eine Reizbarkeit des Nervensystems, welche wir heute mehrmals an ihm wahrgenommen haben.

„Die Absicht liegt mir fern, die Zurechnungsfähigkeit Beckers in vollem Umfange zu bestreiten; allein ich sage, ein solcher exaltirter junger Mann kann bei seiner Isolirtheit von einem einzigen Gedanken so sehr beherrscht werden, daß man sagen muß, er ist nahezu seines Willens nicht mehr mächtig. Wir haben gehört, daß der Angeklagte Konzessionen auf dem Kopfe hatte, daß ihm Schröpfköpfe angesetzt werden mußten, und ich glaube, auf diesen Umstand die Herren Geschworenen aufmerksam machen zu müssen. In Folge der durch seine Studien erfolgte Ueberreizung hatte er sich mit jener fixen Idee so vertraut gemacht, daß er zu ihrer Ausführung schritt. Vielfach hatte man ihn als Deutschen nicht anerkannt — man warf ihm seine russische Erziehung vor! einer solchen Natur, wie die Beckers, war dieß ein fast unüberwindlicher Antrieb, sich für das deutsche Vaterland zu opfern, um zu zeigen, daß er nicht ein Russe, sondern seiner innersten Ueberzeugung nach ein Deutscher sey. Hier ist nicht der Ort, das Mißbehagen gegen die deutschen Zustände auszusprechen.

„Wir Alle fühlen es, von den deutschen Thronen bis zu den letzten Hütten des Dorfes, daß die Zeit gekommen ist, ernst an die Besserung der deutschen nationalen Zustände Hand anzulegen. Was in den Jahren 1848 und 1849 den einzelnen Bestrebungen nicht gelungen ist, wird und muß den vereinigten Kräften gewiß gelingen. Der unglückliche Dualismus der beiden deutschen Großmächte hindert dieß, aber dieser Dualismus wird sich auflösen. Wer möchte darüber klagen, daß sich jetzt das nationale Bewußtseyn des deutschen Volkes regt! Freilich bedarf aber ein großer, dauerhafter Bau eines gerechten Planes, klarer Erkenntniß und pflichtmäßiger Ausdauer. Die deutsche Einheit ist eine nationale Nothwendigkeit und darum eine Gewißheit. Was soll aber bei dieser Lage der Dinge der wahnwitzige Plan dieses Jünglings in dem Momente, da die Hoffnung des ganzen Deutschlands auf dem Fürsten ruht, gegen den der frevelhafte Angriff geschah. Daraus erklärt sich auch der schrille Schrei des Entsetzens über Beckers That. Man erklärte gleich im Volke, daß es ein Wahnsinn sey, ein solches Attentat auszuführen.

„Was sollte auch aus dieser That resultiren? Ein wahres Wort ist es: Le roi est mort, vive le roi! Müßlang sie aber, so war zu erwarten, daß der Reaktion Thür und Thor geöffnet werde. Mit Recht sagt daher die deutsche Nation, diese That sey ohne logischen Zusammenhang, nach Absicht und Wirkung. Es ist eine That, welche wir nur durch die fixe Idee des Angeklagten erklären, der für sein Vaterland sterben wollte, es aber tief verwundete.

„Den Angriff Ihres Wahrspruchs, meine Herren Geschworenen, haben Sie nicht zu fürchten, um so weniger, als Sie dadurch der deutschen Ehre Rechnung tragen, indem Sie aussprechen, daß es keinen Deutschen gibt mit vollem Verstande, mit allen seinen gesunden Sinnen, der fähig wäre, einen Fürstenmord zu begehen.

„Möge die heutige Verhandlung einen Beitrag dazu

liefern, nicht nur den ernsten Willen zu kräftigen, das Bedürfniß nach Einheit zu erhöhen, sondern auch das rechtliche Gefühl in der Ueberzeugung zu heben, daß nur auf dem gesetzlichen Wege die großen Zielpunkte der Nation zu erreichen sind."

Die Rede des Vertheidigers dauerte fast 1½ Stunde. Der Staatsanwalt, ihm antwortend, griff die Behauptung einer geminderten Zurechnungsfähigkeit, noch mehr die angeblich nothwendige Rücksicht auf die Motive, die als nothwendiges Resultat des Becker'schen Lebenslaufs dargestellt worden, an, und wiederholte schließlich seinen Antrag auf Schuldigsprechung.

Der Vertheidiger entgegnete kurz und bat nochmals um das Wort für seinen Klienten. Dieser suchte nochmals in längerer Ausführung das von ihm behauptete Schein-Attentat glaubhaft zu machen, indem er u. A. wiederholte, daß die Selbst-Anklage sein leitender Gedanke gewesen; davon hätten ihn die traurigen Familien-Ereignisse zurückgebracht. Er erzählt dann in weiter Ausführung, wie er auf den Gedanken eines Attentates gekommen, und was er, da in Deutschlands Gerichtstafeln ein solches bis jetzt nicht verzeichnet sey, für eine kolossale Wirkung sich davon versprochen habe; er habe in Baden eingesehen, daß ein Schein-Attentat dieselben Folgen haben würde, wie ein wirkliches; „aber die Welt wird durch Einbildung beherrscht", und deßhalb klagte ich mich des wirklichen Attentats an; seine sämmtlichen protokollarischen Angaben setzen in dieser Absicht von ihm vorher überlegt und sogar niedergeschrieben, um jeden Verdacht eines Schein-Attentates fern zu halten. „Ich opfere mich für eine Idee — jedes Mittel ist für mich gut!" rief er dann in höchster Ekstase unter Thränen zusammenbrechend aus.

Nochmals sich auffraffend, sucht der Angeklagte die leichte Möglichkeit einer Verwechselung des geladenen und ungeladenen Terzerols nachzuweisen, dem Untersuchungsrichter, wie ihm, sey es fortwährend schwer gewesen, sie zu unterscheiden. Nochmals alles zu seiner Vertheidigung Vorgebrachte erzählend, schließt der Angeklagte mit den Worten: „Ich habe gestrebt für die Einigung Deutschlands, dafür wollte ich sterben!" Darauf brach er schluchzend zusammen und verzichtete auf weitere Erklärungen.

Nach einem übersichtlichen, das Wesentliche der Verhandlung zusammenfassend halbstündigen Resumé legte der Präsident des Schwurgerichts den Geschworenen folgende zwei Fragen vor:

„1) Hat der Angeklagte in Folge eines mit Vorsatz gefaßten Entschlusses, den König Wilhelm von Preußen zu tödten, am 14. Juli dieses Jahres in der Lichtenthaler Allee zu Baden die mit einer Kugel geladenen Läufe eines Doppelterzerols auf Se. Majestät den König gleichzeitig abgeschossen, durch welchen Schuß der Rockkragen des Königs und die Halsbinde zerrissen und der König eine Kontusion am Halse erlitt?

„Befand sich der Angeklagte bei Ausführung der That in einem Zustande, in welchem das Bewußtseyn der Strafbarkeit seiner Handlung oder die Willkür des Handelnden nahezu fehlte?"

Nach einstündiger Berathung bejahten die Geschworenen die erste und verneinten die zweite Frage, worauf der Gerichtshof den Angeklagten des vollendeten Mordversuches für schuldig erklärte und demgemäß zu einer Strafe von zwanzig Jahren Korrektionshaus, von denen die ersten neun in sechs Jahren Einzelhaft verbüßt werden sollen, und zur Landesverweisung verurtheilte.

Der Angeklagte hörte mit großer Fassung das Urtheil an. (Nach dem Frkf. Journ. u. d. Köln. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Heidelberg, 23. September: Der heute verstorbene Professor Friedrich Christoph Schlosser war 1776 in Jever (Oldenburg) geboren. Ein kräftiger Körper hatte es ihm möglich gemacht, mit einer Ausdauer zu arbeiten, wie Wenige, und jene geschichtlichen Werke zu liefern, die durch Gründlichkeit, Reichhaltigkeit, scharfsinnige Beurtheilung und streng sittliches Gepräge ihm die hohe Achtung der Zeitgenossen erworben haben. Er hat auf die Verbreitung des geschichtlichen Wissens in Deutschland und auf die herrschenden Ansichten von Staat und Kirche einen sehr mächtigen Einfluß geübt und das Richteramt der Weltgeschichte mit hohem sittlichen Ernst verwaltet. Im vorigen Jahre erlebte er noch die Beendigung der neuen Ausgabe seiner zu 8 Bänden angewachsenen Geschichte des 18. Jahrhunderts.

Die Stadt Missolunghi beabsichtigt dem Lord Byron ein Monument zu setzen; der Platz, wo die irdischen Reste des großen Dichters ruhen, wurde provisorisch mit einer kleinen Pyramide bezeichnet und durch Anpflanzungen vor Entweihung geschützt. Wie man hört, leistet die englische Gesandtschaft diesem Plane allen Vorschub.

Der berühmte Baryton[illegible] Beck ist jetzt bei der Wiener Hofbühne unter gleichzeitiger Ernennung zum k. k. Kammersänger lebenslänglich, und zwar mit einem jährlichen Gehalte von 10,000 fl. und einer Pension von 4000 fl. engagirt worden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 233 Sonntag, 29. September 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott!“ rief Gabriele, „mein Gott, habe Erbarmen mit mir! Was soll ich antworten, ... er ist da!“ flüsterte sie, mit Angst auf die Thür sehend, durch welche Alexander sich entfernt hatte.

„Hören Sie,“ sagte Lascourt, „hören Sie, Madame; diese Heirath, an welche ich früher dachte, will ich jetzt selbst nicht mehr stattfinden lassen. Ich habe nur deßhalb zu ihm davon gesprochen, damit er es Ihnen mittheilen, damit er mit Ihnen fürchten, weinen und verzweifeln sollte, um mir das Vergnügen zu geben, zwei Schuldige zu martern. Es ist der Anfang meiner Rache!“

„Aber was denkst Du denn?“

„Was ich denke? Ich denke, daß dieser Mann Sie liebt, und daß Sie ihn wieder lieben!“

„Ich!“

„Ja, Sie! Betrachten Sie sich doch, Madame,“ sagte er, sie vor den Spiegel zerrend, „sehen Sie doch, was aus Ihrer Schönheit geworden ist! Sagen Sie mir doch, warum heute Abend, nachdem er Sie verlassen, der Strahl Ihrer Augen in Thränen erlöscht ist, Ihr Busen bewegt, Ihre Haare in Unordnung! Wagen Sie doch zu wiederholen, daß Sie ihn nicht lieben, daß Sie ihn nicht kannten, als ich ihn bei mir aufnahm! Sie, die Sie ihn bei seinem Namen genannt und sich in einem Salon, vor zwanzig Personen, für seine Ehre verbürgt haben!“

Vor dieser Anschuldigung erbebend, welche durch seine blinde Wuth eine seltsame Mischung von Wahrheit und falschem Schein wurde, und keine Zeit zur Antwort findend, stammelte Gabriele nur einige unverständliche Laute; sie hing sich an ihren Mann, welcher sie wieder von sich stieß, und dessen Wuth durch den langen Zwang, den er sich auferlegt, nur noch vergrößert war.

„Ja, Sie kannten ihn, und ich wußte es nicht! Und Ihre Liebe war doppelt schmachvoll, denn es war Ihnen auch bekannt, daß er ein Spieler war, dessen Hände untreu seyn konnten; und um seine Verunstrenungen zu verbergen, mußten Sie Ihre Diamanten verkaufen, und Sie haben sie verkauft!“

„Ah! mein Herr! . . . .“

„Und ich habe sie vor drei Tagen bei einem Händler von Paris wieder gefunden, welcher sie von einem andern gekauft hatte . . . . Sagen Sie doch, daß dieß auch nicht wahr ist!“

„Ah! das ist des Schimpfes zu viel, und so werde ich mich nicht anklagen lassen!“

„Ich bin es, der Sie rechtfertigen wird, Madame, fiel plötzlich erscheinend Alexander ein.

Bei seinem Anblick stürzte sich Lascourt auf ihn.

„Ich wußte wohl, daß er hier war, und daß ich ihn zwingen würde, sich zu zeigen!“

Gabriele warf sich zwischen Beide.

„Sie werden nicht vor mir die Hand an ihn legen!“ rief sie, ihren Mann aufhaltend. „Herr Laville, entfernen Sie sich! Nicht in Ihrer Gegenwart darf ich antworten. Entfernen Sie sich, ich befehle es! Ich bitte Sie darum, wenn Sie wollen, daß ich mich rechtfertige.“

„Ich gehorche, Madame,“ erwiderte Alexander. „Ich weiß nicht, ob das, was ich Ihnen gesagt habe, zum Beweise Ihrer Unschuld dienen kann, ... Alles hier ist Geheimniß für mich . . . . aber mein Bekenntniß gehört jetzt Ihnen, und ich enthebe Sie der Verpflichtung des Schweigens, das ich von Ihnen erbeten habe.“

Er ging. Lascourt machte eine Bewegung, ihm zu folgen. Aber Gabriele hielt ihn mit krampfhafter Gewalt zurück. Unfähig, zu sprechen, betrachtete sie ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens; kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten, und ihre Haare fielen, der letzten Bande entfesselt, langwallend über ihre Schultern.

„Eugen,“ sagte sie mit ersterbender Stimme, „Du hast mich beschuldigt, ... und ich, was ich Dir zu sagen habe ist noch fürchterlicher! . . . . O! Stütze mich, ... stütze mich doch . . . . Ich sterbe!“

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, ... schwankte und fiel zu Boden.

„Elende! . . . .“ rief Lascourt, „wie sie für ihn zittert: Ob sie lebe oder sterbe, wenigstens wird sie sich jetzt nicht mehr zwischen mich und ihren Geliebten werfen!“

7.

Alexander suchte, nachdem er Madame Lascourt verlassen, nicht sein Zimmer auf. Er ging aus dem Hause und befand sich nach wenigen Augenblicken auf den Boulevards. Die ganze Nacht hindurch irrte er im Freien umher. Besser als irgend Jemand konnte er Gabrielens Tugend das rechtfertigendste Zeugniß geben, besser als irgend Jemand wußte er, daß sie keine ihrer Pflichten verrathen hatte; allein er glaubte jetzt auch ohne allen Zweifel von ihr geliebt zu seyn. Er überdachte diese unerklärliche Fatalität, welche seit einem Jahre ihr beiderseitiges Daseyn mit einander verflochten hatte, welche die Handlungen des Einen von denen des Andern abhängig zu machen schien, ohne daß er die geheimen Springfedern errathen konnte, welche ihre Bewegungen in dem gleichen Kreise bedingten.

Die Beschuldigung, welche Lascourt gegen seine Redlichkeit geschleudert hatte, war falsch, und er konnte sie leicht auf Nichts zurückführen; Gabriele ihrerseits würde beweisen, daß sie sich durchaus nicht ihres Schmuckes entäußert hatte, um den gemuthmaßten Diebstahl zu verbergen, ... aber dennoch hatten für den Bankier Veranlassungen bestanden, solchen Argwohn zu fassen. Die Diamanten seiner Frau waren verschwunden, und sie war vor diesem Beweise stumm geblieben! und seine Mutter und Schwester hatten von einer bis dahin unbekannten Hand Wohlthaten empfangen!

Es fiel ihm plötzlich gleich Schuppen von den Augen: Gabriele war es, die ihrer Armuth zu Hülfe gekommen. Er erinnerte sich, daß einer der Gläubiger seines Vaters den gleichen Namen mit dem von Gabrielens Vater getragen, sie hatte vielleicht von der Geschichte sprechen hören.

Sie war eines Tages in sein Schreibzimmer gekommen, sie konnte dort den Brief gesehen haben, den er an seine Mutter geschrieben und mitzunehmen vergessen hatte: sie mochte auf diese Art deren Aufenthalt erfahren haben.

Allein dieses Mitleid mit einem Unglück, welches in keiner Beziehung zu ihr stand, durch was anders hatte es ihr eingeflößt werden können, als durch ein Gefühl, das sie verbergen mußte, das sie vielleicht in ihren eigenen Augen durch eine großmüthige Lüge rechtfertigen und heiligen wollte, indem sie ihm einen andern Gegenstand unterschob? Welches Dunkel ihn aber auch noch nach mancher Seite hin umgab, so viel war klar für ihn, daß es ganz unmöglich sey, länger in Lascourt's Hause zu bleiben. Er mußte, ohne vergessen zu können, was er gefunden, anderwärts Schutz und Schweigen suchen. Allein es war auch durchaus nöthig, daß Lascourt seine Ehrenhaftigkeit anerkannte und ihn von dem Schimpf reinigte, mit dem er ihn befleckt hatte.

Gegen sechs Uhr Morgens, nicht wissend wie viele Stunden er umhergeirrt war, schlug er den Weg nach dem Hotel ein, entschlossen, an Lascourt zu schreiben und die Genugthuung von ihm zu verlangen, welche er von seiner Gerechtigkeit erwartete. Er schloß sich in sein Zimmer ein und schrieb; als er damit fertig war, ging er hinunter; im Augenblick aber, als er dem Diener, welcher im Hofe mit einigen Personen plauderte, den Brief einhändigte, kam der Bankier, welcher während der Nacht sich mehrmals erkundigt hatte, ob Alexander heimgekehrt sey, ihm entgegen.

Die Erklärung zwischen Beiden war schrecklich. Sie dauerte nur eine Minute und war der Art, daß sie einen blutigen Ausgang erheischen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jahrmarkt von Ostrowna.

(Schluß.)

Die Russen bringen Tabak, Kessel, Aexte, Messer, Feuerstähle, Nadeln, hölzerne und blecherne Geschirre und eine Menge farbiger Glasperlen zu Markt. Von Branntwein ist nur der aus Beerenfrüchten bereitete zugelassen. Die Tschuktschen sind leidenschaftliche Verehrer von starken gebrannten Wassern, und im Stande, wenn sie betrunken sind, um ein Glas Branntwein Hab und Gut hinzugeben. Thee und Zucker und einige andere Artikel werden für den Verbrauch der russischen Bewohner von Ostrowna auf den Jahrmarkt gebracht.

Der Jahrmarkt wird nicht nur von den Tschuktschen, sondern auch von den Jukaghiren, Tungusen und Korjäken besucht, von denen manche aus Entfernungen von 1000 bis 1500 Werßten herbeikommen, zum Theil zu Pferde, zum Theil auf Hundeschlitten. Ehe der Jahrmarkt eröffnet wird, erscheinen die russischen Kaufleute und die Aeltesten der Tschuktschen vor dem Kommissär, um die bei dem Tauschverkehr zu beobachtenden Bestimmungen zu erfahren, und bestimmen dann, auf Grund allgemeiner Uebereinkunft, die Preise, welche von beiden Seiten zu machen sind, ein Geschäft, bei welchem es nicht ohne hartnäckiges Markten und Feilschen und bedeutendes Streiten und Hadern abgeht. An den vereinbarten Preisen muß dann streng festgehalten werden, und Jeder, welcher während des Jahrmarkts Waaren unter diesem Preise verkauft, verfällt in eine Strafe und wird für dieses Jahr vom Markte ausgeschlossen.

Die Eröffnung des Jahrmarkts ist von folgenden Feierlichkeiten begleitet: Ein Pope, welcher extra von Kolymsk verschrieben worden ist, hält den Gottesdienst in der verfallenen Kapelle, und die Flagge wird auf dem Thurme aufgezogen. Die mit Speeren und Bogen bewaffneten Tschuktschen ziehen nun ganz nahe an das Fort heran, und stellen ihre Schlitten am Abhang

des Hügels in Gestalt eines Halbmonds auf. Die Russen nehmen in ähnlicher Weise die gegenüberliegende Seite ein, und erwarten ungeduldig das erste Läuten der Glocke. Mit dem letzten Glockenschlage stürzen Männer und Weiber, Alt und Jung, geräuschvoll und in wirrem Haufen auf die Tschuktschen zu und bemühen sich, einander zuvorzukommen, um die besten Waaren zu bekommen und für ihre eigenen Waaren die besten Preise zu erzielen.

Wie ungeduldig und begierig die Russen aber auch seyn mögen, die Tschuktschen bleiben immer kalt und gleichgiltig. Auf ihre Speere gelehnt, stehen sie neben ihren Schlitten und lassen sich von dem Lärmen gar nicht anfechten. Schweigend nehmen sie die Waaren von dem Kaufmann in Empfang, und schweigend reichen sie den Tauschwerth dafür in ihren eigenen Waaren hin. Die Tschuktschen gebrauchen weder Maaß noch Gewicht, sondern ersetzen die Stelle derselben mit dem Auge und dem Tastsinn. Wenn sie 2 Pud Tabak (ein Pud gleich 36 Pfd. Zollgewicht) mit den Händen aufheben, vermögen sie ohne Irrthum schon den Abmangel von einem einzigen Pfund zu entdecken.

Der Jahrmarkt währt gewöhnlich drei Tage, worauf die Tschuktschen wieder in ihre Heimath zurückreisen, und die übrigen Meßfremden sich wieder je nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten zurückbegeben. Der Ort des Jahrmarkts wird nun wieder zur Einöde. Fuchs und Vielfraß stellen sich ein, um die Knochen und andere Bruchstücke und Ueberreste von Lebensmitteln aufzulesen, bis das nächste Schneegestöber einbricht und Ostrowna zudeckt, so daß nur noch der Thurm und der Flaggenstock als einsame Landmarke aus dem unabsehbaren Schneegefilde emporragen.

Zum Twesten'schen Duell.

Berlin, 23. September.

Als Thatbestand der Sache stellt sich nunmehr aus der gerichtlichen Verhandlung heraus: Montags, den 27. Mai, Nachmittags 2 Uhr, begaben sich der General von Manteuffel in Begleitung des Generals von Rieben und der Stadtgerichtsrath Twesten in Begleitung des Justizraths Dorn und des zum Sekundanten bestimmten Regierungsraths Gabler, so wie des Sanitätsraths Reich mit der Eisenbahn nach Potsdam und fuhren hier, nachdem sich dem General v. Manteuffel noch der General Hiller von Gärtringen und der Assistenzarzt Dr. Schröder angeschlossen hatten, auf der Wittenberger Chaussee zu einer hinter den Scheßständen des Gardejägerbataillons belegenen Stangenholzung. Nachdem hier die Absteckung des Kampfplatzes (fünf Schritt Barriere mit drei Schritt Abstand für jeden), die Verloosung der Plätze und Pistolen und die Ladung der letzteren den Kampfbedingungen gemäß erfolgt war, traten die beiderseitigen Sekundanten zu einem nochmaligen Ausgleichungsversuche zusammen und kam auch zwischen ihnen, nachdem die beiden Sekundanten des Generals von Manteuffel auf einer öffentlichen Erklärung des rc. Twesten beharrt hatten, eine Einigung dahin zu Stande, daß Twesten erklären solle, daß seine Beurtheilung der dienstlichen Wirksamkeit des Generals von Manteuffel in nicht hinreichend genauer Kenntniß derselben beruht habe. Twesten, welchem dieser Entwurf von seinem Sekundanten mitgetheilt wurde, lehnte dessen Unterzeichnung ab. In Folge dessen wurde zur Vollziehung des Zweikampfs geschritten. Nachdem der General von Hiller zu dessen Beginn das Zeichen gegeben, ging Twesten von seinem Standpunkt aus einige Schritte vorwärts, erhob die Pistole, zielte und gab Feuer, schoß jedoch fehl. Herr von Manteuffel, der auf seinem Platze stehen geblieben war, die Pistole aber ebenfalls erhoben hatte, senkte dieselbe, jetzt und redete, an die Barriere herantretend, Twesten an. Seine Worte enthielten die Erklärung, daß er keinen Groll gegen Twesten im Herzen trage, daß er aber seiner Stellung und Ehre schuldig sey, die geforderte Erklärung zu verlangen und die Anfrage an Twesten, ob er diesem Verlangen nicht jetzt, nachdem er sich zum Kampfe gestellt, nachgeben wolle. Twesten erwiderte darauf einige Worte der persönlichen Anerkennung, schloß jedoch mit der Erklärung, daß er von seinem öffentlichen Urtheil nichts zurücknehmen könne. Nun kehrte Herr von Manteuffel um, ging auf seinen früheren Standpunkt zurück, erhob hier seine Pistole und schoß sie auf Twesten ab. Die Kugel traf dessen rechten Unterarm und verletzte die Knochen desselben.

Bekanntlich erkannte der Gerichtshof auf dreimonatliche Einschließung. Es heißt in dem Erkenntniß, daß die Worte „unheilvoller Mann“ und „unheilvolle Stellung“ (in der Twestenschen Flugschrift) allerdings beleidigend seyen; wenn der Angeklagte erkläre, daß er mit diesen Ausdrücken nicht habe beleidigen wollen, so wolle der Gerichtshof an dieser ausgesprochenen Absicht nicht zweifeln, dennoch sey die Broschüre, in welcher diese Worte enthalten seyen, öffentlich erschienen und die Beleidigung also öffentlich geschehen. Obgleich nun das Duell durch das Strafrecht verboten sey, so sey es doch die allgemeine Meinung, daß es nicht zu umgehen sey, namentlich sey diese Ansicht bei dem Offizierstande vorherrschend. Dieser Ansicht habe Herr von Manteuffel gefolgt, als er die Herausforderung gestellt; aber auch der Stadtgerichtsrath Twesten würde „an der Aestimation“ seiner Kollegen verloren haben, wenn er die Herausforderung nicht angenommen hätte. Dennoch habe erkannt werden müssen, wie geschehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Freiherren v. Strizow in Tyrol.] In Tyrol auf einer hügeligen Anhöhe, erzählt die Schützen-Zeitung, liegt ein stilles Dörflein, und am Eingang in selbes winkt ein stattliches Wirthshaus. Von diesem weg sieht man einen Felsenschopf, der in geringer Entfernung sich erhebt, auf dem Kamm mit Gebüsch bewachsen, die Abhänge steil und schroff, und es hat den Anschein, es wäre nicht menschenmöglich, da hinaufzuklimmen. Besagtes Dörflein lockt zur Sommerszeit durch seine liebenswürdige Lage und weitreichende Fernsicht viele fremde Zugvögel hinauf aus der nahen Stadt. Unter denselben sind gar oft Söhne aus der weiten sandigen Mark Brandenburg, und diese richten an den Wirth gewöhnlich die Frage: „Sagen Sie uns einmal, guter Alter, springen auf dieser Höhe da wehl recht viele wilde Gemsen herum?“ Der Wirth nimmt sodann sein Käpplein vom Kopf und entgegnet: „Ja, etliche seyn thun schon da. Aber ich weiß halt auch nicht, ob sich gerad' heut' eine sehen läßt.“ Darauf geht er mit seinem Gast hinaus vor die Thür, hält sich die rechte Hand über die Augen, auf daß ihn die Sonne nicht blende, und spät sorgsam nach allen Richtungen umher. Endlich nimmt er voll Freude den Fremden bei der Hand, deutet nach dem Felsengipfel und sagt: „Schaut, schaut! dort oben guckt just eine herfür aus dem Gestäud!“ Und wirklich streckt oben eine Gemse ihren Kopf aus dem Gebüsch, und der Reisende staunt sie lange Zeit an, und ist voll Vergnügen. Sobald diese Gemse sich zurückzieht, schreibt er in sein Tagebuch: „Ach, meine süße Minna! Vor mir auf einer Felsenzacke steht jetzt eine Gemse. Die hat so schöne Aeuglein und ist so zahm wie Du, mein süßer Engel, und läßt sich anschauen, so wie mir's gefällt. Ist dieß Tyrol ein romantisches, gottvolles Land! In jedem Busch ein Bär und auf jedem Stein eine Gemse!“ .... Allerdings! Aber blos für solche Fremde, die auf jedem Stein eine Gemse erschauen wollen. Unser Wirth hat sich die seinige von einem Bilderschnitzer machen lassen, und so oft Reisende über den Berg heraufsteigen, sagt er zu seinem Buben: „Du, Hansel, krarl schnell auf den Felsen und stell 's Gambs herfür, Preußen kommen!“ Böse Zungen behaupten auch, der schalkhafte Wirth lasse bei der Rechnung allemal „ein Zwanzigerl fürs Gambs“ hineinschlüpfen .....

In Rugby (England) wird gegenwärtig ein Prozeß verhandelt, bei welchem es sich um eine Schurkerei in der höheren Gesellschaftsklasse und um eine Jahresrente von 14,000 Pfund Sterling handelt. Ein Herr Hill, Neffe eines Banquiers in Dublin heirathete ein Pflegekind der millionenreichen Miß Burdett Couts. Im Ehekontrakt war bestimmt, daß, wenn die Ehe kinderlos bleibe, dem Manne eine Jahresrente von 14,000 Pf. St. zufallen solle. Madame Hill genas aber im Jahre 1859 auf einer Reise von Dublin nach London eines gesunden Knaben, den der Vater im Kirchenbuche zu Rugby unter falschem Namen eintragen ließ, 14 Tage später brachte er ihn mit Bewilligung der Mutter in Pflege nach London, ließ ihn aber ihr nicht mehr zu Gesicht kommen, indem er ihr bald vorspiegelte, er sey vortrefflich versorgt, bald, er sey gestorben. Endlich nahm die gequälte Mutter ihre Zuflucht zu einem Advokaten, mit dessen Beihülfe und mit einem der tüchtigsten Polizeimänner Englands gelang es nach vieler Mühe, den jungen reichen Erben in Lumpen gekleidet, mit wunden Füßchen, schmutzbedeckt und verwahrlost bis zum Erbarmen bei einem Bettelweibe, dem das Kind bei ihrem Erwerbe dienen mußte, aufzufinden. Der saubere Vater steht jetzt vor Gericht.

Aus Jastrebinst im Gouvernement Petersburg wird ein merkwürdiger Fall von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit berichtet, der sich vor etwa 4 Wochen dort zugetragen hat. Drei Kinder hüteten eine Herde, als das jüngste zehnjährige von einem Wolfe ergriffen und fortgeschleppt wurde. Das zweite zwölfjährige stürzte sich mit einem Knüppel auf den Wolf, der seine Beute nun fahren ließ und sich gegen den Angreifer wandte, den er gefährlich verwundete, als das älteste Kind, ein vierzehnjähriges Mädchen, mit bloßen Händen in das nahe Feuer griff und der Bestie die glühenden Kohlen ins Gesicht warf, worauf diese die Flucht ergriff.

In einer Gemeinde an der Gränze zwischen Krain und Steiermark ist eine Kellnerin — Bürgermeister-Substitut und Protokollführer. In der Gemeinde kann nämlich keine Seele lesen und schreiben, außer dem Herrn Pfarrer und der bei dem Bürgermeister im Dienste stehenden Kellnerin. Diese verfaßt daher alle Schriftstücke, führt das Protokoll bei den Sitzungen, stellt Zeugnisse und Heimathscheine aus u. s. w.; den Namen des Bürgermeisters unterfertigt sie mit Stempel.

Wie man hört, hat die Berliner Hutmacherinnung beschlossen, bei der Einholung des Königs nach der Rückkehr desselben von der Krönung einen großen Hut mit einem Durchmesser von 25 Fuß und darunter kleine Hüte in der Zahl der deutschen Staaten und in den verschiedenen Landesfarben derselben auf der Spitze einer Stange zu tragen. So wird man Deutschland endlich einmal — wenigstens symbolisch — unter einen Hut gebracht sehen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 234 Dienstag, 1. Oktober 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

Als Gabriele besinnungslos zu Lascourt's Füßen niedergesunken war, war dieser ganz von dem Durst nach Rache hingerissen, Alexander nachgeeilt. Als er ihn nicht fand, wartete er eine volle Stunde, ihn seiger Flucht bezüchtigend und bedauernd, daß er ihn entwischen ließ. Die Zeit verstrich und der junge Mann kam nicht wieder. Dann erst gedachte er der unglücklichen Frau, welche er in ohnmächtigem Zustande verlassen hatte. Er kehrte zu ihr zurück, Gabriele hatte sich, als ihr Bewußtseyn wiedergekehrt war, bis zum Kamin geschleppt und geschellt. Ihre Kammerfrau hatte sie zu Bett gebracht; aber ein heftiges Fieber war zum Ausbruch gekommen. Sie antwortete auf keine der an sie gerichteten Reden: sie heftete auf das bleiche und erzürnte Gesicht ihres Mannes einen starren Blick, der ihn nicht zu erkennen schien, und in ihrem Delirium sprach sie Worte ohne Sinn, in denen jedoch Alexanders Name sich ohne Unterlaß wiederholte.

„Immer er!" sagte Lascourt, „immer nur er! Wie sehr muß sie ihn lieben!"

Dieser Name gab ihm seine ganze Wuth wieder. Er entfernte sich von Neuem. Der sogleich herbeigerufene Arzt kam und verblieb die Nacht bei der Kranken. Nach einigen Stunden, ließ die nervöse Aufregung nach. Sie war zu erschöpft, um lange zu leiden; sie verfiel in eine Art Bewußtlosigkeit, welche bis zum Morgen dauerte. Als sie aus diesem lethargischen Schlummer erwachte, hatte sie fast die Erinnerung an die Begebenheiten des vorigen Abends verloren. Es blieb ihr ein verworrenes Gedenken von harten Worten und Drohungen, von Furcht mehr als Gewißheit eines Unglücks.

Nach und nach wurde dieses traurige Vorgefühl bestimmter. Sie erinnerte sich Alexanders Erzählung, die schreckliche Scene, welche gefolgt war, ihre Ohnmacht .... Aber dann verschwand wieder Alles, Alles senkte sich in Dunkelheit. Was hatte sich seitdem zugetragen? Hatten sich die beiden Gegner, keiner von ihnen die Wahrheit kennend, getroffen, ohne daß sie dieselben hatte trennen können? Der Zweifel tödtete sie und sie beschloß, ihm ein Ende zu machen. Sie verabschiedete den Arzt; und achtlos auf die Leiden ihres gebrochenen Körpers, stand sie auf und wartete, daß ihr Mann, den sie von ihrem Wunsche ihn zu sehen, benachrichtigen ließ, zu ihr käme.

Die Zeit, welche bis zu dieser Unterredung verstrich, brachte ihr die entsetzlichsten Qualen! Sie würde sich nicht so unglücklich gefühlt haben, wenn sie sich schuldig gewußt hätte, wenn anstatt anzuklagen, um sich zu vertheidigen, sie das Haupt hätte beugen müssen und sich zu Schimpf und Entehrung bekennen.

Sie nahte dem Augenblick, indem das fürchterliche Geheimniß, welches seit länger denn Jahresfrist langsam ihr Leben verzehrte, sich Bahn brechen mußte. Dieses Geheimniß hatte bereits den Glanz ihrer Schönheit, ihr Glück der Gegenwart und ihre Freuden der Zukunft verschlungen; sie mußte ihm jetzt auch die Sicherheit, das Glück und die Freuden des Mannes zum Raube überliefern, den sie noch immer liebte, und dessen Ruhe sie auf Kosten der ihrigen so lange geschirmt hatte! Dieser Gedanke war gräßlich und marterte sie, gleich einem Gewissensbiß; sie flehte zum Himmel, ihr ein anderes Mittel der Rechtfertigung zu zeigen und ihr die Hoffnung zu lassen, daß Lascourt vielleicht zur Erkenntniß seines Irrthums gebracht werden könne, ohne daß sie ihn nöthigen mußte, vor ihr zu erröthen. Sie wollte geduldig und ergeben seyn, mit dem Ausdruck der Wahrheit seinen eifersüchtigen Argwohn zerstreuen, ihm ihr ganzes vergangenes, so ruhiges und reines Leben vorhalten, und dann vielleicht würde er ihr glauben.

Allein es sollte anders kommen.

Es schlug zehn Uhr, als Lascourt bei ihr eintrat. Ungeachtet aller Mühe, welche sie sich gegeben hatte, um sich zu beruhigen, war Gabriele doch bei seinem Anblick so verwirrt, daß sie nicht gleich die Unordnung seines Anzuges bemerkte. Die Halsbinde hing, ihm locker um, seine Kleider waren zerdrückt und schmutzig, das Haar legte sich feucht und flach an seine Schläfe. Aber sie sah nur sein bleiches Gesicht und seinen mehr kalten und verachtenden, als erzürnten Blick.

Er schloß die Thür, zog den Schlüssel ab, und näherte sich Gabriele mit der Miene eines Mannes, für den es keine Zögerung mehr gibt, sondern welcher kraft einer klaren Ueberzeugung, eines unwiderruflichen Entschlusses handeln will.

„Setzen Sie sich, Madame," sagte er, „und hören Sie mich an."

Sie gehorchte und er setzte sich ihr gegenüber. —

Aber noch ehe er ein anderes Wort an sie richten konnte, fiel sie auf die Knie und sagte mit gefalteten Händen:

„Eugen, Eugen, verurtheile mich nicht, ohne mich erst zu hören . . . ."

„Stehen Sie auf, Madame," erwiderte er.

„Nein, hier werde ich bleiben, zu Deinen Füßen, ich werde mich demüthigen, ich werde stehen bis Du versprochen hast, mich anzuhören . . . . Alles klagt mich an, aber ich bin nicht schuldig . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Amerika und sein wahrscheinlicher Ausgang.

(Von einem deutschen Militär, der so eben die nördlichen und die südlichen Staaten Nordamerika's besucht hat.)

Wie sehr auch das Gefecht bei Bulls Run die Hoffnung auf Erhaltung der Union erschüttern mußte, hat man ihr doch noch nicht überall entsagt. Eine Analyse der Faktoren, durch welche der Ausgang des Krieges bedingt wird, ist ganz geeignet, jenen Glauben völlig zu zerstören. Das Unerwartete spielt zwar in der Politik ebenso wie bei kriegerischen Unternehmungen eine große Rolle. Indessen gibt es doch wichtige Momente, deren Erwägung den Ausgang des Krieges, wenn auch nicht mit entschiedener Sicherheit vorherbestimmen, doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt. Vor Allem kommt es natürlich auf die Beschaffenheit der kämpfenden Heere an. Die Streitkräfte der nördlichen Staaten bestehen aus der Armee der Union, der Miliz und den Freiwilligen. Die Armee zählte vor dem Kriege etwas über 12,000 Mann, und ihr verhältnißmäßig starkes Offizierkorps ging aus der Militärakademie in Westpoint hervor, zu der nur geborene amerikanische Bürger Zutritt hatten. Die Mannschaft dagegen bestand fast aus ausschließlich gewordenen Fremden, namentlich Irländern, Engländern und Deutschen, die, zwar gut bezahlt, aber ohne Aussicht auf Avancement, von ihren Offizieren durch eine schroffe Scheidewand getrennt blieb. Die Disziplin war nicht nur streng, sondern rücksichtslos, ja demüthigend für den Soldaten. Beim Beginne der Verwicklungen entsagten die aus dem Süden stammenden Offiziere ihren Anstellungen. Indem sie die Treue gegen ihre Staaten der gegen die Union vorzogen, verlor die Armee, wie man allgemein sagte, die tüchtigsten Männer. Ueberdieß wurden seit dem Beginne des Krieges neue Regimenter errichtet, die dazu erforderlichen Offiziere aber nicht aus den Unteroffizieren der Armee, sondern aus amerikanischen Bürgern, meist Offizieren der Miliz und der Freiwilligen, gewählt. Auf diese Weise trat natürlich eine wesentliche Verschlechterung des Heeres ein. Auch sahen sich die alten Offiziere dadurch gekränkt, daß die Regierung Lincolns ganz unerfahrene Leute ihnen vorzog und zu höhern Stellen beförderte. Von der Miliz, die in dem Gesammtgebiete der Union früher über zwei Millionen Köpfe zählte, wurden in den nördlichen Staaten beim Beginne des Krieges etwa 80,000 Mann aufgeboten. Diese standen und stehen noch jetzt hinsichtlich ihrer taktischen Leistungen über keiner Bürgergarde alten Stylis. Für ihren kriegerischen Geist, ihre Ehre und Vaterlandsliebe ist aber das ein trauriger Beleg, daß nicht nur ganze Regimenter, sondern auch größere Abtheilungen bei bevorstehender Schlacht die Armee verließen, weil ihre Dienstzeit abgelaufen war. Den ansehnlichsten Theil der Streitkräfte der nördlichen Staaten bilden die Freiwilligen. Es würde ein großer Irrthum seyn, zu glauben, daß diese sämmtlich von Begierde brennen, die Union retten zu helfen. Die Meisten sind offenbar nur durch die Noth zum Dienste gezwungen worden, indem die beim Ausbruche des Krieges eintretende Stockung des Handels und der Gewerbe sie ihres Unterhalts beraubte. Schon die Weise, wie solche Freiwilligenkorps zu Stande kommen, erweckte kein günstiges Vorurtheil hinsichtlich ihrer künftigen Leistungen. Es vereinigen sich nämlich mehrere Individuen, deren frühere Beschäftigung durchaus nicht als eine Vorbereitung zum Kriegsdienst betrachtet werden kann, zur Errichtung eines Regiments. Sie vertheilen unter sich einstweilen die höhern Offiziersstellen und laden durch Maueranschläge und Zeitungsanzeigen Dienstlustige in ein bestimmtes Wirthshaus ein, wo sich fortan das Hauptquartier befindet. Reden werden gehalten oder, wie der Deutsch-Amerikaner in seiner eleganten Redeweise sich ausdrückt, „Speeches" gemacht, Getränke und Geld gespendet und zum Eintritt in die Kompagnien aufgefordert. Diese werden natürlich um so schneller vollzählig, je ausgebreiteter die Bekanntschaft der Offiziere mit Leuten aller Art ist und je nachhaltiger der Durst der Rekruten gestillt werden kann. Es gehörten also zur Errichtung von Kompagnien und Regimentern nicht unbedeutende Mittel, die aber meistens nur in der Hoffnung aufgeboten werden, später reichlichen Ersatz dafür zu finden. Dabei kommt es auch vor, daß Jemand eine Kompagnie oder ein Regiment bis zu einem gewissen Grade vollzählig macht, dann aber durch Intriguen und Geldspenden eines Andern verdrängt, d. h. für untüchtig erklärt wird. Sind endlich die vollzähligen Kompagnien zu einem Regiment vereinigt und die Offiziere von der Mannschaft endgültig gewählt, so wird an den Gouverneur des Staats, je wie an den Kriegsminister berichtet und Letzterer um die Aufnahme des Regiments in den Dienst der Union gebeten. Die Waffen werden vom betreffenden Staat geliefert, die Uniformen und sonstigen Ausrüstungsgegenstände da-

gegen aus Privatmitteln, namentlich durch Sammlungen, beſchafft. In dieſe Freiwilligenregimenter ſind Deutſche in großer Zahl und viele von ihnen thörichterweiſe in ſolche Korps eingetreten, die von unfähigen Amerikanern befehligt werden. Es beſtehen aber, wie bekannt, auch eigentlich deutſche Regimenter, und dieſe bilden bei Weitem die beſten Truppen, über welche der Norden verfügt. Wohlhabende Deutſche haben bedeutende Summen gegeben, um die Errichtung und Ausrüſtung ſolcher Regimenter zu ermöglichen. Unter den Offizieren ſind viele, die ſchon in Europa den Degen geführt oder wenigſtens getragen haben; freilich auch ſolche, und dieß in höherer Stellung, denen die Eigenſchaften und Kenntniſſe eines Kommandeurs nachweisbar abgehen. Indeſſen werden ſelbſt die von ſolchen Männern befehligten deutſchen Regimenter noch vortheilhaft gegen die amerikaniſchen abſtechen, von welchen eines beim Empfang des Marſchbefehls durch Poliziſten auf die Schiffe gebracht werden mußte und bei der Ankunft auf dem Kriegsſchauplatze maſſenweiſe deſertirte. Ueberhaupt dürfen die eigentlich amerikaniſchen Freikorps nach den Erfahrungen, die bereits vorliegen, als durchaus unzuverläſſige Abtheilungen betrachtet werden. Viel beſſern Truppen ſind die Iren; doch iſt ihre Anhänglichkeit an die Union nicht gar groß. Nur unter den Deutſchen findet man Leute, die ſich dankbar des Schutzes erinnern, den ſie, die einſt Flüchtigen, im Weſten gefunden haben, und die ihre Betheiligung am Kampfe als eine Ehrenſache betrachten. Die guten Dienſte, welche die Deutſchen den nördlichen Staaten zu leiſten vermögen, würden weit mehr hervorgetreten ſeyn, wenn man ſie nicht nur in Kompagnien und Regimenter, ſondern auch in Brigaden und Diviſionen vereinigt hätte. Allein das haben die eiferſüchtigen Yankees nicht erlaubt. Sie werden ihnen möglichſt wenig Ehre laſſen, möglichſt viel Schimpf aufbürden und, wenn der Krieg vorüber iſt, die bekannten Worte aus „Fiesko“ auf ſie anwenden. Zerſtreut wie die Regimenter ſind, wird ihre ſelbſt noch ſo große Tüchtigkeit ſich nur ſchwer zeigen können, da die Generale, von welchen ihre Verwendung abhängt, ohne Zweifel die unfähigſten ſind, welche jemals auf einem Kriegsſchauplatze aufzutreten die Keckheit hatten. Lincoln hat nämlich keine Aenderung in die alte Praxis gebracht, daß dem Sieger die Beute, d. h. der herrſchenden Partei die Stellen gehören. Er hat Leute zu Generalen befördert, die ſich bei der Präſidentenwahl um ihn verdient gemacht, von militäriſchen Dingen aber gar keinen Begriff haben. Um dieß zu entſchuldigen, hat man mit Unrecht an die franzöſiſche Revolution erinnert. Damals ſind Leute aus den Gliedern allerdings raſch zu höheren Stellen befördert worden; ſie hatten aber im Kriege bereits ihre Talente gezeigt und waren wenigſtens im Stande, das zu begreifen und mit Energie aufzuführen, was die wiſſenſchaftlich gebildeten Offiziere ihres Stabs ihnen vorſtellten. Allein ergraute Advokaten, ja einen alten Schuſter, der von militäriſchen Dingen keine Ahnung hat, zum General zu ernennen, das überſchreitet denn doch die äußerſten Gränzen der Zweckmäßigkeit. Selbſt tüchtigen und gebildeten Offizieren würde es nicht ſo leicht fallen, in die aus Heer, Miliz und Freiwilligen jeglicher Nationalität beſtehenden Streitkräfte Einheit zu bringen, Vertrauen in die Führung zu erwecken und die Disziplin zu befeſtigen. Die von Lincoln und ſeinem Kriegsminiſter, der auch kein Militär iſt, ernannten Herren werden es noch viel weniger vermögen.

(Fortſetzung folgt.)

Ich gedenke, ich gedenke.

Nach dem Engliſchen des Thomas Hood von W. ſt.

Ich gedenke, ich gedenke
Deiner, trautes Vaterhaus,
Seh', wie durch das kleine Fenſter
Sonnenlicht ſtieg ein und aus;
Wo der Tag mir nie zu lange,
Nie das Herz mir voll und ſchwer,
Ach, und jetzt iſt all mein Wünſchen,
Daß ich erſt geſtorben wär'.

Ich gedenke, ich gedenke
Duft'ger Roſen, weiß und roth,
Kleiner Veilchen, ſchlanker Lilien,
Die der Frühling freundlich bot,
Und des Flieders, den ein Vöglein
Still zum Neſt ſich auserſieht,
Den der Bruder mein gepflanzet,
Der noch immer grünt und blüht.

Ich gedenke, ich gedenke
Jener Schaukel hoch und leicht,
Wo ich oft in Kinder Wünſchen
Hab' die Schwalbe im Flug erreicht,
Wo mein Geiſt noch friſch und helle,
Den jetzt Trübſinn überwand,
Wo kein friſches Lüftchen kühlet
Meiner Stirne heißen Brand.

Ich gedenke, ich gedenke
Jener Fichte hoch und ſchlank,
Wo ich wähnte, daß ihr Gipfel
Bis zum blauen Himmel drang,
O, es war ein thöricht Wähnen.
Doch voll Trauer iſt mir klar,
Daß ich ferner jetzt vom Himmel,
Denn als ich ein Knabe war.

Mannigfaltigkeiten.

Ein wahrer Gegenstand des Neides für jeden eifrigen Bibliothekar muß die Bibliothek des britischen Museums seyn. Ihr jährlicher Zuwachs an Büchern beträgt 20 bis 30 Tausend Bände. Rings um den Lesesaal ist ein eisernes Gehäuse aufgeführt, welches 1,400,000 Bücher jeden Formats aufnehmen kann. Im heurigen Jahre sind für Anschaffungen von Büchern 10,000 Pfd. St., von Handschriften 2600 Pfd. St., für das Einbinden von Büchern 7500 Pfd. St., für das Einbinden von Handschriften 900 Pfd., für Bücherkästen 6030 Pfd., für Handschriftenkästen 190 Pfd., für den Druck von Bücher- und Handschriftenkatalogen 500 Pfd. ausgesetzt. Abgesehen von diesen riesigen Dotationen, wie sie wohl keine zweite Bibliothek der Welt besitzt, erhält das Museum noch besondere Summen, so oft sich Gelegenheit bietet, irgend eine werthvolle Sammlung zu kaufen. Die Bücher, alle solid, mitunter prächtig eingebunden, stehen theils in Glaskästen aus Mahagony mit Messingleisten, theils in eisernen Kästen; alle Bretter, auf denen sie stehen, sind mit Leder beschlagen, damit die Einbände beim Herausnehmen nicht leiden, und alle Bücher im Innern des Hauses werden auf niedrigen Wagen transportirt, die ebenfalls mit Leder gefüttert sind. Die Diener dürfen nie mehr als einen Band in der Hand tragen, damit sie die Bücher nicht fallen lassen können. Eigenthümlich ist die Art der Aufstellung, die Bücher werden nämlich nicht nach Klassen und Inhalt, sondern nur nach dem Datum des Einreihens und dem Format gestellt — weil dadurch angeblich bei sorgsamer Führung des Katalogs das Auffinden erleichtert wird.

In Guzerat in Indien gibt es eine Art Dorf-Barden (Bhats), die vom Singen und Betteln leben, auch als Sterndeuter und Hauspriester sich nützlich machen. Dieses Poetengeschlecht war seit undenklichen Zeiten steuerfrei. Jetzt endlich fand die englische Regierung für gut, sie zur Einkommensteuer heranzuziehen. Jeder dieser Dorfpoeten soll 4 oder 6 Rupien jährlich zahlen. Monate lang petitioniren sie gegen diese Verletzung ihrer Vorrechte. Man suchte endlich die Steuer durch Militärgewalt einzutreiben. Viele, die sich mit Dolchen zur Wehre setzten, wurden entwaffnet. Die anderen, etwa 2000 an der Zahl, begannen darauf ihre Dolche gegen sich selbst zu kehren, versetzten sich Schnitt- und Stichwunden am ganzen Leibe, mit der Verwünschung, daß ihr „unschuldiges Blut“ über das Haupt der Steuereinnehmer kommen möge. Auch die Weiber und Kinder der Bhats griffen zu solchen Rachethaten und bespritzten die Polizeileute mit ihrem „unschuldigen Blute.“ Der Tumult wurde nicht ohne Mühe gestillt. Einige Männer und Frauen verloren dabei das Leben, viele hatten sich gefährliche Wunden beigebracht.

[Eine Annonce des Prager Stadtrathes.] In den Prager Blättern ist folgende Ankündigung des Stadtrathes zu lesen: „Zur Lieferung von Steinkohlen wird die schriftliche Offertverhandlung ausgeschrieben. Den gehörig verfaßten und eigenhändig gefertigten Offerten ist eine Kaution, dann das Muster der zu liefernden Kohle im Gewichte von einem Zentner beizuschließen, und ist dieselbe durch das Einreichungs-Protokoll des Prager Stadtrathes einzubringen.“ Jeder Leser wird nun die Frage aufwerfen, wie besagte Probekohle dem Gesuche einzuverleiben sey? Soll der verlangte Zentner in ein Briefkouvert eingeschlossen und dem Gesuche angehängt werden, um so demselben mehr Gewicht und Nachdruck zu verleihen, und hat man schon, falls zahlreiche Konkurrenten sich melden, im Einreichungsprotokolle einen provisorischen Schoppen erbaut, der zur Beherbergung der Konkurrenzwaare dienen könnte? Ueber alle diese unwillkürlich sich aufdrängenden Fragen wäre im Interesse der Lieferanten und Nichtlieferanten eine Aufklärung erwünscht.

[Naivität eines Bänkelsängers.] Unter den vielen Leierkastenmännern und Absingern von Mordgeschichten, die sich alljährlich auf der Dresdener „Vogelwiese“ einzustellen pflegen, versammelte dießmal ein aus Berlin herübergekommener Barde ein besonders zahlreiches Auditorium um sich. Der Mann sang aber auch gar zu schön und seine Lieder waren klassisch in ihrer Art. So schilderte das eine die Geschichte des bayerischen Hiesels und darin kam wörtlich folgender Vers vor:

„Er hatt' auf dieser schönen Welt
Nicht einen einz'gen Dreier Geld,
Darum erschlug er diesen Mann;
Ein Jeder nährt sich, wie er kann!“

Ein sonderbarer Fall ereignete sich dieser Tage bei einem Wiener Zahnarzte, wo die Operation des Zahnausnehmens mittelst Chloroform schmerzlos gemacht werden sollte. Als nämlich der Patient die Flüssigkeit eingeathmet hatte, fiel die Flasche, die sie enthielt, auf den Boden, das Chloroform wurde verschüttet und äußerte sogleich seine einschläfernde Wirkung auf alle Anwesenden, die einige Zeit im Zustande der Empfindungslosigkeit blieben.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 235 Mittwoch, 2. Oktober 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Keine Thränen, keine Bitten, Madame, keine unnöthigen Lügen! Ich bin nicht hierher gekommen, um mich durch Ihre Fragen rühren zu lassen, um mich zum Glauben an Ihre Unschuld zu bekehren. Stehen Sie auf: an mir ist es zu sprechen, an Ihnen zu schweigen. Ich überlasse Ihnen die Wahl, an welchen verborgenen Ort Sie sich für die Zukunft zurückziehen wollen ...."

„Wie!" rief Gabriele, „eine Trennung! ohne mich zu hören, ohne mir meine Rechtfertigung zu wollen! Es ist unmöglich! Eugen, Du täuschest Dich, ich liebe Dich noch immer."

„Danken Sie mir, Madame, anstatt mich anzuklagen, danken Sie mir, daß um Ihnen öffentliche Schande zu ersparen, ich nicht von den Gesetzen verlange, was Sie mir bewilligen würden, und was ich von Ihnen verlangen könnte, ohne meinen Namen der Verhöhnung zu überliefern, jetzt, wo ich an dem Einen der beiden Schuldigen selbst Gerechtigkeit geübt und gezeigt habe, daß ich Niemandes Hülfe bedurfte, um den zu strafen, der mich beleidigte."

„Eugen," fragte Gabriele ahnungslos, „Du hast den jungen Mann wiedergesehen?"

„Ich habe ihn getödtet."

„Getödtet!" rief sie, einige Schritte zurückweichend.

„Ja, Madame," entgegnete Lascourt kalt. „Wir begegneten uns am Morgen, ich habe ihn vor zehn Zeugen ins Gesicht geschlagen, und vor einer Stunde versetzte ich ihm einen Degenstich in die Brust. Sie waren nicht da, um ihn zu beschützen und uns zu trennen!"

„Getödtet!" wiederholte Gabriele, „so haben Sie den Sohn getödtet, wie Sie den Vater getödtet haben!"

„Was wollen Sie damit sagen, Madame?"

„Ja, den Sohn wie den Vater!"

„Madame!"

„Der Mord nach .... dem Diebstahl! Und dieser Mann beschuldigt mich! Er ist es, der mich ehrlos nennt! Der mich anklagt, seine Ehre befleckt zu haben! Ihre Ehre, mein Herr! um sie zu behüten, habe ich meine Ruhe, fast mein Leben hingegeben .... Ich sterbe, weil ich Sie immer liebte, obwohl ich Sie verachten mußte! Ihre Ehre! aber ich machte mich zu deren Sklavin, ich hing mich daran, wie das Leben an einen Leichnam; ich opferte ihr die meinige, und gestern ließ ich mich beschimpfen, ohne zu antworten. Wenn ich nur ein Wort gesagt hätte, mein Herr; so wären Sie vor ihm auf die Knie gefallen, Sie hätten von dem Andenken seines Vaters Vergebung erfleht, wie Sie jetzt vor mir niedersinken werden, um Gott um Vergebung für das zu bitten, was Sie gethan haben, Gott der mich nicht zur alleinigen Sühne annehmen wird."

„Madame," sagte Lascourt, „ich verstehe diese Sprache nicht .... Es scheint, daß der Schmerz Ihren Verstand verwirrte. Was reden Sie von Diebstahl? .... vom Vater dieses jungen Mannes? .... Ich kenne nur den Sohn .... Er hat mich beschimpft, ... ich habe ihn gestraft. Wo liegt das Verbrechen?"

„Da, mein Herr," entgegnete Gabriele, ihm ein Medaillon hinhaltend, „kennen Sie dieses Porträt?"

„Das seinige! ...."

„Nein, aber das seines Vaters. Und dieses Porträt befand sich in einem Portefeuille, auf dem der Name Duvegrier geschrieben stand!"

„Duvegrier! Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Und dieser junge Mann, den Sie getödtet haben, änderte seinen Namen, weil der Name seines Vaters der eines betrügerischen Bankerotteurs geworden war! Und sein Vater, der aus Verzweiflung zum Selbstmörder ward, wurde nur deßhalb für ehrlos erklärt, weil er mit jenem Portefeuille hunderttausend Franken verlor, welche es enthielt; und dieses Portefeuille wurde eines Abends, vor länger als acht Jahren, auf dem Platze des Pavis Notre-Dame von zwei Männern gefunden, welche die Habe einer Familie als Raub unter sich theilten ...."

„Genug, Madame, genug," sagte Lascourt, und ließ sich dabei auf einen Stuhl zurückfallen.

Gabriele neigte sich über ihn und fuhr fort:

„Das Portefeuille ist noch im Besitz eines dieser beiden Männer, welcher seinen Schatz verschwendet hat; und der Andere, welcher arm war, ist mit der Hülfe des gestohlenen Geldes reich geworden. Und jetzt geht der Reiche zu dem Armen, welcher jenen in seiner

Gewalt hält, und bietet ihm an, diesen Beweis, der ihn verderben kann, ihm abzukaufen; und wenn er dem dreisten Mitschuldigen, welcher gemein sein Schweigen feil hält, Gold gegeben, um ihn wieder für eine Weile unschädlich zu machen, dann geht er in die Welt zurück, vergißt die unreine Quelle seines Vermögens, spricht von Ehre und Redlichkeit, und ist ruhig, weil er glaubt, es wisse Niemand, daß er lügt!"

„Gabriele!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Amerika und sein wahrscheinlicher Ausgang.

(Fortsetzung.)

Die Truppen der südlichen Staaten bestehen aus Miliz und Freiwilligen. Sie waren vor einigen Wochen noch sehr weit in ihrer Ausbildung zurück, während sie nach der Zeit, die manche von ihnen unter den Waffen stehen, viel besser ausgebildet seyn könnten. Allein die Zahl der sachkundigen Männer ist im Verhältniß zu den versammelten Streitkräften auch im Süden sehr gering. Ihrer Zusammensetzung nach erscheint die Armee der Konföderation gleichartiger als die des Nordens. Es gibt zwar französische Regimenter, diese stammen aber aus den ehemals französischen Besitzungen, bestehen somit aus Landeskindern und können bei ihrem Haß gegen den Norden als vorzugsweise zuverlässige Truppen betrachtet werden. Deutsche befinden sich auch zu Tausenden in der Armee; doch hat man ihnen aus Mißtrauen nicht erlaubt, besondere Regimenter zu bilden. Sie stehen entweder ganz vereinzelt oder bilden höchstens Kompagnien, die in der Armee zerstreut sind. Hinsichtlich der einzelnen Waffengattungen sind die Konföderirten ihren Gegnern an Reiterei überlegen, was daher rührt, daß es im Süden verhältnißmäßig mehr Leute gibt, die Reitpferde halten. Diese von den Truppen des Nordens so sehr gefürchteten berittenen Farm- und Plantagenbesitzer würden einer europäischen Armee gegenüber kaum die Bedeutung irregulärer Kosacken haben. Aber die erbärmliche Beschaffenheit der amerikanischen Heere läßt ihre in kleinen Abtheilungen geleisteten Dienste bedeutender erscheinen. In Abtheilungen von mehreren Schwadronen können sie sich schon gar nicht mehr bewegen; auch ist dieß wegen der bedeckten Beschaffenheit des Landes weniger nöthig. Die Infanterie zeigt sich etwas beweglicher als die des Nordens und versieht den Vorpostendienst mit größerer Aufmerksamkeit. Hierbei sind jedoch diejenigen nördlichen Regimenter ausgenommen, welche aus Deutschen bestehen und von brauchbaren Offizieren geführt werden. Durch diese ist ein eigentlicher Vorpostendienst erst eingeführt worden; denn noch vor wenigen Monaten stellte man entweder gar keine Vorposten aus oder behielt sie so nahe beim Lager, daß sie keinen Nutzen gewährten. Die Yankee-Staabsoffiziere beschweren sich nun sehr lebhaft über die deutsche Art, durch welche ihnen beim Visitiren der Feldwachen weite Spazierritte zugemuthet werden. Die Artillerie der Konföderirten müßte der ihrer Gegner eigentlich weit nachstehen, da man im Norden vier reguläre Regimenter von Hause aus zur Verfügung hatte. Indessen wurden diese durch den Abgang vieler Offiziere desorganisirt, so daß sie jetzt nicht viel besser sind als die Batterien der Freiwilligen und die Artillerie des Nordens sich eben so schlecht und unbrauchbar erweist wie die des Südens. Feldbefestigungen spielen bei den Konföderirten eine große Rolle; doch läßt sich aus dem äußerst primitiven Charakter der zahlreichen Verschanzungen schließen, daß es an brauchbaren Ingenieuroffizieren fehlt. Die Befestigungen der Armee des Nordens sind besser konstruirt; doch würden europäische Offiziere, was Lage und Gestalt der Werke betrifft, hier und da wohl auch andere Grundsätze befolgt haben, als die Yankees.

In einem Lande, in welchem jeder einzelne an allen politischen Vorgängen Antheil nimmt, müssen die Beweggründe zum Kampfe natürlich einen bedeutenden Einfluß auf den Geist der streitenden Heere haben. Es fragt sich nun, auf welcher Seite die stärkeren Motive sind, und inwiefern sie eine Wirkung auf die Armee äußern. Nach dem Zensus von 1860 haben die sieben südlichen und acht Gränzsklavenstaaten zusammen eine weiße Bevölkerung von etwa 8,280,000 Köpfen. Rechnen wir auf die Familie fünf Menschen, so leben in den genannten Staaten etwa 1,650,000 weiße Familien. Unter diesen sind etwa 350,000, welche Sklaven besitzen. Es bleiben also ungefähr 1,300,000 freie weiße Familien. Hiervon befinden sich Manche im Dienste der Sklavenhalter; andere, namentlich die Kaufleute und Handwerker, sind von den Sklavenbesitzern, welche die reichsten Leute des Landes sind und denen beinahe vier Millionen Sklaven als Konsumenten zur Seite stehen, in ihrem Unterhalte direkt abhängig. Man wird sich also nicht darüber wundern, daß sie die Sklavenbesitzer in ihrem Hasse gegen die schwarzen Republikaner des Nordens, wie sie die Abolitionisten nennen, noch zu überbieten suchen. Die einzigen Gegner der Sklaverei sind die freien Farmer. Da, wo diese, wie in Delaware, Maryland, Missouri, Westvirginien, Ostennessee und einem Theile von Texas in größerer Zahl zusammen wohnen, haben sie ihren Wünschen Ausdruck gegeben. Wo sie dagegen zerstreut leben, geht ihr Interesse mit dem der Sklavenbesitzer, welche die Abnehmer ihrer Produkte sind, zur Zeit Hand in Hand. Deßhalb haben auch sie sich der leitenden Partei des Südens angeschlossen. Die Sklavenbesitzer waren längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß durch die Verbindung

mit dem Norden ihr Eigenthum an Menschen entschieden bedroht sey, und die Resultate des Zensus von 1860 haben sie in dieser Meinung nur bestärken können. In Delaware und Maryland hat die Zahl der Sklaven in den letzten zehn Jahren nicht unbeträchlich abgenommen, und in Missouri ist der Zuwachs der schwarzen Bevölkerung im Vergleich mit der weißen sehr gering. Hätte der Norden daher dem Süden hinsichtlich der Ausdehnung der Sklaverei selbst weitere Zugeständnisse gemacht, so würde trotzdem, vorausgesetzt, daß die Einwanderung Weißer unbeschränkt fortgedauert hätte, die Sklaverei nach und nach beseitigt worden seyn. Die Sklavenbesitzer sind daher, und mit ihnen die übrige Bevölkerung des Südens mit Ausnahme der erwähnten Landestheile, fest entschlossen, die Verbindung mit dem Norden ein- und für allemal und um jeden Preis aufzuheben. Da nun die Armee der Konföderation aus eben diesen Leuten besteht, so ist sie einmüthig von dem Wunsche erfüllt, die Trennung vom Norden zu erkämpfen. Neben der Sklavenfrage gibt es übrigens noch andere Gründe für die Absonderung vom Norden. Namentlich dürfen die merkantilen Verhältnisse nicht übersehen werden. Die Kaufleute des Südens waren nämlich seither nur Agenten der nördlichen. Die europäischen Häuser hatten zu diesen das meiste Vertrauen und kauften vorzugsweise von ihnen die Produkte des Südens. Abgesehen von New-Orleans und Charleston besaß der Süden fast gar keinen überseeischen Handel. Seine Bedürfnisse gingen ihm vom Norden zu, oft in schlechter Qualität und immer zu hohen Preisen. Dauerte nun seine Verbindung mit dem Norden fort, so würden auch die seitherigen Verhältnisse unverändert bleiben, da die Handelsbeziehungen des Nordens mit Europa einmal geregelt sind. Man will aber künftig mit Europa direkt Handel treiben. Wer den Süden seit dem entbrannten Kriege auch nur flüchtig bereist hat, wird überhaupt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die dortige Bevölkerung, so wie die aus ihr hervorgegangene Armee durch kein Zugeständniß des Nordens zum Wiedereintritt in die Union bewogen werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Freifrau Louise v. Baumbach, geb. v. Geusau, des Versuches der Vergiftung ihres Ehegatten angeklagt, vor dem Schwurgerichtshof zu Bruchsal.

Freitag, 27. September.

Das Unglaubliche ist geschehen, und auf der Bank der Angeklagten sitzt eine Dame, die hier zu sehen fast an eine Fabel gränzt. Wohl erinnern wir uns der Zeit, als die Angeklagte in Bruchsal als Gattin eines Stabsoffiziers (ihr Gatte war damals Major im großh. 2. Dragonerregiment Markgraf Maximilian) in glänzenden Verhältnissen lebte, und noch ergreifender muß dieß Drama für die Bewohner von Karlsruhe seyn, welchen die Angeklagte als Gattin des großh. Hofmarschalls v. Baumbach bekannt ist. Fast überwältigend ward uns der Eindruck, als wir unter den Zeugen sowohl den Ehemann als die jugendliche Tochter derselben erblickten. Doch zur Sache!

Den Vorsitz führt Hofgerichtsdirektor Bohm, als Vertreter der Staatsbehörde fungirt der zweite Staatsanwaltsubstitut der Hofgerichtsassessor Junghanns. Die Geschworenen sind, mit Ausnahme eines, der seither erkrankt ist, erschienen. Von den aufgerufenen Zeugen fehlen einige, denen theils wegen Ortsabwesenheit die Vorladungsverfügung nicht zugestellt werden konnte, und die theils sich durch ärztliche Zeugnisse über Krankheit entschuldigten. Nach den übereinstimmenden Anträgen der Staatsbehörde und der Vertheidigung beschloß der Gerichtshof, die Verhandlung deßhalb nicht zu vertagen und die Aussagen der fehlenden Zeugen zu verlesen, behielt sich jedoch ein etwaiges Straferkenntniß vor.

Ueber ihre persönlichen Verhältnisse befragt, gab die Angeklagte ihren Namen, Alter (42 Jahre), und die einundzwanzigjährige Dauer ihrer Ehe mit ruhiger Stimme an, erhob sich jedoch sehr mühsam von ihrem Sitze und erhielt auf Bitten ihres Vertheidigers von dem Präsidenten wegen bescheinigter Krankheit die Erlaubniß, fernerhin sitzend zu antworten. Die Angeklagte ist ganz schwarz gekleidet und sieht sehr leidend aus; ihre Blicke sind meistens in das Leere oder gegen den Gerichtshof, niemals gegen die Zuhörer gerichtet.

Ihr Ablehnungsrecht übte die Angeklagte durch den Vertheidiger vollständig aus, indem elf Geschworene (aus dem Stande der Landwirthe) abgelehnt wurden. Von Seiten der Staatsbehörde wurde Niemand abgelehnt und besteht dießmal das Geschworenenkollegium fast ausschließlich aus Kaufleuten.

Nunmehr wird die Anklageakte verlesen. Als bemerkenswerth erwähnen wir die erste Antwort der Angeklagten über die Anklageschrift, welche lautete: „Ich kann nur meine frühere Erklärung wiederholen, daß diese Anklage auf der abscheulichsten Verleumdung beruht, indem mir mein Mann nie Anlaß zu Unzufriedenheit gab, und unsere Ehe eine so glückliche war, daß ich jeder andern Ehe das gleiche Glück wünsche.“ Ueber die einzelnen Inzichten befragt, gibt die Angeklagte laut, vernehmlich und ruhig die Auskunft, worin sie jede Schuld von sich ab- und den Dienstboten zuwendet; indessen dauerte das Ganze kaum eine Viertelstunde, indem der Präsident bemerkte, daß die spezielle Einvernahme im Laufe des Zeugenverhörs stattfinden solle.

Von der größten Erheblichkeit ist die Aussage des zuerst als Zeugen einvernommenen Apothekers Röder von Karlsruhe, welchem die Dienstboten die erste Mit-

theilung gemacht hatten, und er bezeugt, daß ihm die Baumbach'schen Dienstboten, Fritsche und die Leist, mit dem vollen Eindruck der Wahrheit die Entdeckung des Giftes und ihren Verdacht gegen die Angeklagte mitgetheilt haben, und daß dieselben eigentlich nur dadurch zur Mittheilung bewogen worden seyen, weil Apotheker Röder in Besürchtung eines Unglücksfalles in dieselben drang, um die Wahrheit zu sagen.

Aus der Aussage des nunmehr einvernommenen Geh. Hofraths Buchegger heben wir hervor, daß die Angeklagte im vorigen Jahre ihm einmal mitgetheilt habe, ihr Mann habe ihr eine geladene Pistole auf die Brust gesetzt. Die Angeklagte erklärte dieß auch für richtig und als Folge eines ganz unbedeutenden Zwistes, dessen sie sich nicht mehr erinnere, weßhalb sie auch jene Bedrohung als einen Akt von Geisteskrankheit angesehen habe; übrigens versicherte Geh. Hofrath Buchegger, daß er von solcher Krankheit nichts bemerkt habe.

Es werden nunmehr die Leumundszeugnisse der drei Dienstboten verlesen, welche für Fritsche sehr gut und für die Kammerjungfer Leist wahrhaft glänzend lauten, während die Köchin Heiß wenig gut prädizirt ist, namentlich wegen einer Liebschaft und wegen Verdachts von Veruntreuungen, die jedoch keinen positiven Anhalt haben.

Der Diener Fritsche erzählt nunmehr, wie ihm die Heiß und die Leist ihren Verdacht mitgetheilt; wie er dann dieselben zur Vorsicht ermahnt und von ihnen am Pfingstmontag Abend bei der Rückkehr aus dem Theater das im Biere gefundene Phosphorstückchen erhalten und solches zu Apotheker Röder gebracht habe, der darin Gift erkannte und ihn anwies, bei dem Hausarzte oder Hausgeistlichen Anzeige zu machen; worauf Fritsche dieß bei Geh. Hofrath Dr. Buchegger gethan habe.

Fritsche machte einen durchaus günstigen Eindruck und versicherte in festem Tone, daß ihm sein gutes, treues Gewissen der beste Zeuge der Wahrheit seiner Aussagen sey, und daß er nach bestem Willen und Gewissen im Interesse seiner Dienstherrschaft gehandelt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor etwa 14 Tagen ertrank im Lager von Aldershott ein Soldat vom 2. Garde-Regiment, als er des Abends beim Zapfenstreich von einem Spaziergang heimkehrte. Das Lager ist auf einer Seite von einem Kanal begränzt, über den eine Schiffbrücke führt, die — wegen der den Kanal befahrenden Fahrzeuge — erst des Abends herumgeschwungen wird. Dieß war so nachlässig geschehen, daß der Soldat in der Dunkelheit in eine zwischen der Brücke und dem Ufer offen gebliebene Stelle fiel. Bei dieser Gelegenheit theilt die „Army and Navy Gazette" mit, daß der ertrunkene Soldat nicht das erste, sondern das fünfzigste, sage fünfzigste, Opfer derselben Fahrlässigkeit sey. Fünfzig Mann seyen einer nach dem andern in dieselbe Lücke gefallen und ertrunken, ohne daß Jemand dafür verantwortlich gemacht oder eine bessere Einrichtung getroffen wurde. Die Mittheilung der „Army and Navy Gazette" wurde von der „Times" aufgenommen, und ist bis jetzt nicht widerrufen oder bestritten und eben so wenig besprochen worden. Jetzt widmet das „Chronicle" dem Vorfall einen Artikel und dringt auf Untersuchung.

Die bronzene Reiterstatue des Königs Ernst August, welche am 21. September in Hannover enthüllt wurde, ist von Professor Wolf in Berlin modellirt, in der Bronzefabrik von Bernstorff und Eichwede zu Hannover in Erz gegossen. Zuoberst des Sockels erhebt sich ein gewaltiger Granitblock, welcher, vom Brockenfeld heruntergeholt, in Goslar geschliffen wurde. Auf der einen Seite trägt er die Inschrift: „Ernst August, König von Hannover," auf der andern die Worte: „Dem Landesvater sein treues Volk." Das Ganze ist kolossal gehalten, zur Herstellung des Pferdes allein wurden 100 Zntr. Metall verwendet. König Ernst August erscheint in voller Husaren-Uniform, seiner Lieblingsuniform. Des Reiters Positur ist straff. Die mächtigen und adeligen Gesichtszüge sind schön wiedergegeben. Der Kalpak bietet den Vortheil, die Stirn nur wenig zu verdecken, so daß diese mit Angenwölbung und Nase ihre ganze Wirkung behält.

Ein Oesterreicher gab einem Preußen folgendes prosaische Räthsel auf: „Es fängt mit einem A an und ist ein Glied des menschlichen Körpers. Nun, so rathen S' halt." — Nachdem der Preuße alle mögliche mit A anfangenden Glieder des menschlichen Körpers unter fortwährendem Kopfschütteln des Oesterreichers hergezählt hatte, sagte dieser ernsthaft: „Sie rathen sehr schlecht, ich muß es Ihnen halt sagen: Es ist a Paar Stiefel."

Auflösung der Charade in Nro 230:
Todtengräber.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 236 Donnerstag, 3. Oktober 1861.

Irrthum und Sühne.

(Fortsetzung.)

„Ich habe noch nicht Alles gesagt," fuhr Gabriele fort. „Der Zufall oder vielmehr die Vorsehung führte, wie das zweite Gewissen des reichen und geehrten Mannes, zu dem verarmten Mitschuldigen desselben eine Frau, welche früher, bei ihrem Vater, einen Greis Namens Duvegrier gesehen, einen Mann mit weißen Haaren, welcher unter Thränen sein Unglück erzählte, welcher für Weib und Kinder bat, sich dieser Frau, welche damals noch ein junges Mädchen war, zu Füßen warf und zu ihr sagte: „Glauben Sie mir, wenigstens Sie, die Sie jung und schön sind, und vielleicht eines Tages es nöthig haben werden, daß man Ihnen glaube, wenn man an Ihrer Ehre ungerecht zweifeln sollte. Zweifeln Sie nicht an der meinigen und bitten Sie Ihren Vater für mich .... Diese Frau, welche das schöne, edle Antlitz des sterbenden Greises in der Erinnerung bewahrt hatte, fand das Porträt und den Namen Duvegrier auf der Brieftasche wieder. Sie verbarg sich im Nebenzimmer, und belauschte die beiden Mitschuldigen, welche ihre Worte in den Wind zu werfen glaubten, und vielleicht nicht einmal daran dachten, daß Gott sie hörte! Einer dieser beiden Männer nennt sich Loustal, der andere .... Lascourt! .... Die Frau .... bin ich!"

„Ah! Vergebung! .... Vergebung!"

„Ja, ich, die man anschuldigt! Zu der man gesagt: Sie sind eine Ehebrecherin! Sie waren mit Ihrem Geliebten eingeschlossen, Ihr Busen ist bewegt, Ihre Haare sind in Unordnung! Sie sind treulos! Der Kummer tödtet Sie, Ihre Schönheit verblüht, Ihre Augen sind voller Thränen .... eine verbrecherische Liebe ist daran Schuld, nichts Anderes! .... Das ist es, was man zu den Frauen sagt, welche leiden, weil sie denjenigen noch lieben, den sie nicht mehr achten können, welche von ihren Häuptern den Schmuck reißen, der sie wie eine Dornenkrone brennt, und mit dem Erlös des eitlen Schimmers, dem Bruchtheil des gestohlenen Luxus, den armen Opfern der Unredlichkeit heimlich ein Stück Brod zustecken! Ehe man diese Frau ehrlos heißt, fragt man sich nicht einmal, ob sie denn auch eigentlich wisse, was die Schande ist, ob sie begreifen können; daß es einen Ehebruch geben mag, ob sie denn fähig sind, zwei Männer gleichzeitig zu betrügen!"

„Gabriele! .... schone mich, Gnade ...."

„Haben Sie mich geschont, weil ich mit einem jungen Manne Mitleid hatte, welcher mich liebte, ohne zu wagen, es mir zu bekennen, der mich mehr achtete, als Sie es thaten? Sie beschuldigten ihn der Unredlichkeit, und mich, seine Liebkosungen zu bezahlen und mit meinem Golde seine Verirrungen zu verbergen! Ja, ich habe ihn gesehen, am Vorabende des Tages, an dem er in dieses Haus kam, einen Monat später, nachdem ich bei Loustal das Porträt seines Vaters wieder gefunden und Sie dort gehört und Alles erfahren hatte; als mein Herz schon den Keim tödtlichen Kummers empfangen hatte, ... ich habe ihn gesehen, auf einem Balle, auf dem Sie nicht anwesend waren; ich habe ihn bemerkt, weil seine Aehnlichkeit mit dem erworbenen Porträt mir auffiel. Ich sagte, daß ich ihn kannte, weil er sich mir näherte und anflehte, seine ungerecht beargwöhnte Ehre zu schützen, und weil ich mich, als er sprach, der Worte des Greises, dessen Züge er mir zurückrief, erinnerte, und der mir sagte: „Glauben Sie mir, denn einst möchten auch Sie wünschen, daß man Ihnen glaube!" Der Zufall und Sie thaten das Uebrige; der Zufall gab die Sühne in Ihre Hände .... Sie tödteten den Armen!"

„Gabriele!" sagte Lascourt, vor seiner Frau niedersinkend, „Gabriele, kannst Du mir vergeben? Ich liebe Dich und die Eifersucht machte mich rasend. Ich liebe Dich, seit ich Dich sah, und um Dich zu erlangen, mußte ich reich seyn. Aber ich schwöre, daß ich das Unglück nicht kannte, das ich verursacht. Am nächsten Morgen schon verließ ich Frankreich und ging mit dem Gelde nach England. Dort blieb ich längere Zeit .... Als ich wiederkam, hörte ich von nichts mehr sprechen; .... ich will mich nicht in Deinen Augen rechtfertigen, nein, ... Du, Du würdest nicht abgereist seyn, um Dein Gewissen einzuschläfern und mit dem ungerechten Funde zu wuchern; .... an meiner Stelle würdest Du zu dem Manne gesagt haben: „Wir werden diesen Schatz nicht theilen und ich werde Euch eher tödten, als daß ich es dulde, daß dessen rechtmäßiger Besitzer darum betrogen wird ...." Du, Gabriele, Du bist ein Engel, und ich bin Deiner unwürdig!

Loustal hatte die Brieftasche behalten, ich wußte nichts von dem Porträt, nichts von dem Namen Duvegrier; und als nach drei Jahren dieser Mann mich aufzusuchen kam, fürchtete ich mich vor ihm, ich wollte sein Schweigen erkaufen. Ich hatte auch schon meiner Familie aufgeholfen, ich konnte bereits auf einige gute Thaten blicken. Möge Gott sie mir anrechnen, und auch Du, Gabriele!"

Sie fühlte seine Thränen, welche über ihre Hände strömten, und sein Schmerz rührte sie. Sie vergaß das Vergehen, um nur die Reue zu sehen.

„Ja, Eugen," sagte sie, „ja, ich erinnere mich des Guten, das Du gethan .... Höre, ... oft war ich im Begriff, Dir dieses Geheimniß zu enthüllen, und dann hätte ich zu Dir gesagt: „Wir sind reich, wir können unser Vermögen theilen! Und Du würdest eingewilligt haben, nicht wahr?"

„Ja, mit Freuden, wie ich jetzt einwillige. Aber wie hast Du den wahren Namen des jungen Mannes und den Aufenthalt seiner Mutter erfahren?"

„Durch einen Brief, den er geschrieben und auf seinem Schreibtisch vergessen hatte; als ich eines Tages mit Dir dort eintrat, verbarg ich ihn wegen des Namens Duvegrier unter Papieren. Du sahst ihn nicht, und das war ein Unglück, denn Du bist gut, ich weiß es, aber ich wollte es Dir ersparen, vor mir zu erröthen; ich glaubte diesen Kummer, diese Traurigkeit, welche Du für die Folge einer strafbaren Liebe hieltst, besiegen zu können .... Eugen, noch immer Geliebter, erhebe das Haupt und sieh mich an ...."

„Ah! niemals werde ich es wagen!"

(Schluß folgt.)

Der Krieg in Amerika und sein wahrscheinlicher Ausgang.

(Fortsetzung.)

Im Norden ist eine ähnlich Uebereinstimmung nicht vorhanden. Wie sehr auch die dortige Presse die Einmüthigkeit der Bevölkerung preisen mag, läßt sich doch schon aus denselben Zeitungen ersehen, wie sehr die Ansichten hinsichtlich des Ziels vom Kriege auseinander gehen. Es gibt eine Partei, welche den Süden ziehen lassen will, weil sie ihm entweder das Recht dazu einräumt, oder dem Norden nicht die Kraft zutraut, die Union zwangsweise herstellen zu können. Die zahlreichste Partei war aber, wenigstens vor Kurzem noch, diejenige, welche die Herstellung der Union für möglich hält. Sie ist ihrer Mehrheit nach nicht für Aufhebung der Sklaverei. Dieß kann schon aus der Erklärung des Repräsentantenhauses gefolgert werden, daß nämlich der Krieg nicht den Zweck habe, in Privatrechte einzugreifen. Mit einem durch Aufhebung der Sklaverei ruinirten Süden wäre den Kaufleuten des Nordens nicht gedient. Auch müßten alle Lasten des schweren Krieges später von diesem getragen werden, da der Süden beizutragen völlig außer Stande seyn würde. Der Befehl, daß entlaufene Sklaven künftig von der Armee zurückgewiesen werden sollen, ist nicht nur eine Folge dieser Anschauungsweise, sondern auch aus anderen Gründen nothwendig. Im Norden können nämlich die Sklaven keine Beschäftigung finden, da wegen der Stockung des Verkehrs schon die weißen Arbeiter brodlos geworden sind. Auf Staatskosten Tausende, vielleicht Hunderttausende von Sklaven zu ernähren, ist wenigstens unter den jetzigen Verhältnissen ganz unmöglich und wäre auch sehr ungerecht gegen die darbende weiße Bevölkerung. Außerdem darf man nicht glauben, daß die Neger sich nach unabhängiger Arbeit sehnten. Wenn sie ihren Herren entlaufen, mag eine harte Behandlung zuweilen die Ursache seyn. In den meisten Fällen geschieht es aber aus Sehnsucht nach einem trägen, ungebundenen Leben. Diejenige Partei, welche den Krieg als eine Gelegenheit benutzen will, das Institut der Sklaverei mit Einemmale zu beseitigen, ist lange nicht so zahlreich, als man in Europa zu glauben scheint.

Daß Lincoln der Mann sey, die ihm zugefallene schwierige Aufgabe zu lösen, dagegen lassen sich unbedingt Zweifel erheben. Wie schon seine Erlasse beweisen, fehlt es ihm an Bildung und Takt. Wenn ihm z. B. die Gründe seiner Gegner „etwas dünn," ihre Angaben „überzuckert" erscheinen, so ist das eine Ausdrucksweise, die für ein Staatsoberhaupt gewiß nicht passend ist. Seinem politischen Glaubensbekenntniß nach gehört er zu den entschiedensten Gegnern der Sklaverei. Indessen konnte es ihm bei Besteigung des Präsidentenstuhles nicht entgehen, daß er selbst im Norden einen sehr großen Theil der Bevölkerung gegen sich habe, und daß er seine Tendenzen wenigstens zur Zeit nicht verfolgen dürfe. An seiner Ehrlichkeit zweifelt Niemand; aber schon die Wahl Derjenigen, welche von ihm zur Rettung der Union berufen sind, spricht nicht für seine Klugheit. Man kann zugeben, daß eine gewisse Berücksichtigung Derjenigen, welche sich um seine Wahl bemüht hatten, der amerikanischen Praxis entsprach. Allein unter den jetzigen Verhältnissen Leute in Stellungen zu bringen, in welchen sie durch ihre Unkenntniß den größten Schaden thun, wie namentlich die Ernennung gänzlich unfähiger Generale beweist, war ein thörichtes Beginnen. Die Rettung der Union mußte ihm über die Dankbarkeit gegen seine Unterstützer gehen. Jeffersohn Davis ist bei Ernennung seiner Gehülfen glücklicher gewesen und hat sich, was Scharfblick und kluge Berechnung der Umstände betrifft, seinem Gegner überlegen gezeigt. Namentlich scheint er die Lage der streitenden Heere richtig erkannt zu haben, da er sich durch die ersten Erfolge nicht hat hinreißen lassen. Die

Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes ist nämlich den Absichten des Nordens, der den Süden zu etwas zwingen will, nicht günstig. Alle Offensivoperationen müssen gegen bestimmte Objekte gerichtet werden. Ist der Staat, mit welchem man Krieg führt, sehr zentralisirt, so kann die Einnahme seiner Hauptstadt als des Hauptsitzes der Macht, der Intelligenz und des Reichthums möglicherweise zum Frieden führen. Wenn dieß nicht zu erwarten steht, werden die Unternehmungen gegen solche Landestheile gerichtet, deren Einnahme die Hülfsquellen des Feindes schwächt, die eigenen vermehrt, oder die Operationen des Feindes lähmt, die eigenen dagegen erleichtert. Natürlich können solche Objekte nur dann erreicht werden, wenn die feindlichen Streitkräfte unterliegen. Die südlichen Staaten bieten aber wegen der ungeheuren Ausdehnung ihres Gebiets und ihrer verhältnißmäßig sehr geringen Bevölkerung wenig Operationsobjekte von entscheidender Wichtigkeit dar. Für den als Angreifer auftretenden Norden handelt es sich zunächst darum, Virginien und Missouri von den Konföderirten zu säubern. Beide Staaten sind so weit von einander entfernt, daß die Kriegführung in keinem direkten Zusammenhang mehr steht. In Missouri, dessen Behauptung wegen der Verbindung mit dem Westen von großer Wichtigkeit ist, mußte man sich auf die Vertheidigung beschränken. Denn um den Mississippi in seinem untern Laufe zu beherrschen, war zunächst ein Vordringen in Kentucky nothwendig. Dadurch würde man sich aber in schwierige Operationen verwickeln, ansehnlicher Streitkräfte bedürfen und die Bundesregierung nöthigen, für zwei große Heere gleichzeitig zu sorgen. Schon aus finanziellen Gründen mußte man sich daher in Missouri auf die Vertheidigung zu beschränken und Kentucky so lange als möglich in seiner Neutralität zu erhalten suchen. Offensiv durfte man nur auf dem östlichen Kriegsschauplatze verfahren, wo beim Vordringen in Virginien die verschanzte Hauptstadt dieses Staates das erste Operationsobjekt bildete. Richmond ist gegenwärtig Sitz der Regierung der Konföderation. Sobald diese Regierung aber verlegt wird, sinkt die Stadt in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Durch ihre Einnahme würde daher niemals ein Zwang auf die Entschließung der südlichen Staaten geäußert werden. Dagegen träte man mit Fort Monroe in Verbindung und könnte sich des als Arsenal für die Flotte so wichtigen Norfolk wieder bemächtigen. In West-Virginien handelte es sich um Unterstützung einer kräftigen unionstreuen Bevölkerung, die, von Truppen unter einem geschickten Führer unterstützt, wahrscheinlich auch Osttennessee, wo ziemlich viel freie Farmer beisammen wohnen, der Union zu erhalten vermöchte. Beide Landestheile könnten dann zu einen neuen Staat vereinigt werden, der, zwischen die feindlichen Distrikte geschoben, von großem Nutzen für die nach Süden vordringende Armee seyn würde. Die zwischen den Alleghanies und dem Meere operirende Armee müßte gleich der macedonischen in Asien stets mit der Küste in Verbindung bleiben, um von dort Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse auf kürzestem Wege heranziehen zu können.

(Schluß folgt.)

Freifrau Louise v. Baumbach, geb. v. Geusau, des Versuches der Vergiftung ihres Ehegatten angeklagt, vor dem Schwurgerichtshof zu Bruchsal.

(Fortsetzung.)

Nunmehr deponirte die Köchin Babette Heiß, welche wahrnahm, wie die Angeklagte am Pfingstmontag Abend in die Küche kam und in den für bestelltes „Warmbier" bestimmten gestoßenen Zucker griff, wobei die zwei ersten Finger der greifenden Hand offen, die drei anderen aber geschlossen waren, und daß es der Zeugin vorkam, als ob in den geschlossenen Fingern etwas gesteckt habe und in den Zucker praktizirt worden sey; denn unmittelbar nach der Entfernung der Angeklagten sey von ihr und der Heiß das Gift im Bier gefunden worden. Auf Veranlassung des Vertheidigers demonstrirt Zeugin sehr anschaulich mittelst einer von demselben beigebrachten Düte und Mandel, wie dieß geschehen sey.

Diesen Vorfall schildert die Kammerjungfer Leist ganz übereinstimmend. Den Vorfall vom Pfingstsonntag erzählen die beiden Mädchen so, daß auch damals im Warmbier des Hrn. v. Baumbach fremde Körperchen gefunden worden seyen, die beim Zerdrücken rauchten, und daß auch damals die Angeklagte in die Küche gekommen und etwas, übrigens Unverfängliches mit dem Bier gemacht habe.

Amalie Leist sagt geradezu, daß sie nach allem Ueberlegen denken müsse, nur die Angeklagte könne das Gift in das Bier gebracht haben.

Auch bei diesen Zeugenaussagen behält die Angeklagte ihre kalte Ruhe, widerspricht übrigens, daß sie in den Zucker gegriffen habe, indem sie nur darüber hingefahren sey.

Die Geschichte mit der Zuckerdose am Sonntag 26. Mai l. J. erzählt die Leist so, als ob man dadurch sie habe in Verdacht bringen wollen.

Ein erheblicher Widerspruch entsteht zwischen Amalie Leist und dem Diener Fritsche dadurch, daß die Leist behauptet, Fritsche habe ihr am Pfingstmontag noch einen Rest seines Rattengiftes gezeigt, während Fritsche behauptet, er habe damals gar keines mehr besessen. Es ist dieser Umstand sehr erheblich, da bisher und in der Voruntersuchung immer behauptet wurde, es sey kein Gift im Hause gewesen, müsse also von fremder Hand gebracht worden seyn.

In Anklagesachen gegen Freifrau Louise von Baumbach wurde nach einer zweistündigen Pause die Verhandlung mit Einvernahme der Zeugen fortgesetzt, wovon besonders die Aussage der Kammerfrau Rösner erheblich ist, welche damals bei einer im Baumbach'schen Hause wohnenden Dame diente, und der die Heiß und Leist ihre Wahrnehmungen über das Auffinden des Giftes in der gleichen Weise, wie vor Gericht, erzählten, und die sich über beide, so wie über Fritsche sehr günstig aussprach.

Der Zeuge Fritsche hat nun den Präsidenten, daß die Amalie Leist nochmals darüber vernommen werde, ob er ihr wirklich am Pfingstmontag noch einen Giftvorrath gezeigt habe, worauf die Amalie Leist sagte, sie habe allerdings an diesen Tagen mit dem Fritsche über seinen Giftvorrath gesprochen: allein ob er damals diesen auch gezeigt, oder ob dieß bei einer früheren Gelegenheit geschehen, das könne sie jetzt nicht mehr sagen. Dabei versicherte sie, daß ihr Fritsche nicht etwa seit heute Morgen eine bestimmte Aussage zugemuthet, sondern sie nur gebeten habe, sich nochmals genau zu besinnen, wobei sie denn allerdings in der Zeitangabe sehr ungewiß geworden sey. Auf Antrag des Hrn. Staatsanwaltssubstituten befragt, bestätigte nachträglich die Amalie Leist ihre frühere Angabe, daß die Angeklagte beim Erscheinen in der Küche einen eigenthümlich harten Zug im Gesicht gehabt habe.

Alle Zeugen stimmen darin überein, daß die Baumbach'sche Ehe eine glückliche gewesen sey; jedoch wird ein Stadtgespräch vielfach erwähnt, wonach Herr von Baumbach mit einer gewissen verwittweten Dame ein Liebesverhältniß haben solle, während freilich kein Zeuge etwas Thatsächliches darüber anzugeben wußte, außer einer früheren Kammerfrau dieser Dame, die angibt, daß einmal Hr. v. Baumbach, obwohl ihn der Diener abwies, in das Schlafzimmer der Dame gehen wollte und dessen Thüre öffnete, jedoch von der Zeugin belehrt, daß die Dame, welche noch Toilette mache, nicht zu sprechen sey, sich ganz artig zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Kometen, welcher in den ersten Julitagen dieses Jahres für die Nordhalbkugel der Erde eine so imposante Erscheinung namentlich durch seine kolossale Schweif-Entwickelung darbot, enthält die (N. H. Z.) einen lehrreichen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Der Komet ist seit etwa einer Woche nur noch teleskopisch sichtbar, und bald wird er auch den kraftvollsten optischen Werkzeugen entschwinden, um erst nach ungefähr 1568 Jahren wieder in die Sonnennähe zurückzugelangen. Durch keine Vorausberechnung angezeigt, tauchte der Komet in seiner ganzen Pracht plötzlich aus den Sonnenstrahlen für Europa heraus und begann durch seine merkwürdigen, rasch wechselnden fächerförmigen, der Sonne zugewandten Kopfausströmungen, durch die eigenthümlichen Nebeleinhüllungen dieses Kopfes und durch die Art seiner Schweifbildung eine Reihenfolge der lehrreichsten Erscheinungen zu entwickeln. Auch auf der anderen Seite des Aequators hat es nicht an aufmerksamen Beobachtern gefehlt. Aus Australien liegen die Berichte der Sternwarten von Sidney und von Williamstown, so wie aus Südamerika die Beobachtungen der Observatorien von Rio de Janeiro und von St. Jago di Cheli jetzt vor. Hiernach wurde der Komet zu Sidney schon am 13. Mai dieses Jahres von einem Liebhaber der Wissenschaft, Herrn Tebbutt, teleskopisch entdeckt, und fing am 8. Juni an, dem freien Auge wie ein Stern vierter Größe sichtbar zu werden. Die brasilianischen Beobachtungen beginnen mit dem 11. Juni, wo der Schweif bereits zu einer Länge von 40° beschrieben wird. (Ein Grad am Himmel nimmt ungefähr den Raum von vier Vollmondsbreiten ein.) Was die Längenausdehnung des Schweifes betrifft, so übertraf der jetzige Komet den Donati'schen (1858) ganz bedeutend. Auch scheint derselbe mindestens ebenso hell und breit gewesen zu seyn. Der Komet stand der Erde bedeutend näher als der Sonne, und zwar an der inneren Seite der Erdbahn, zwischen der Erde und Sonne. — Von den bis jetzt berechneten 233 Kometen kennen wir nur etwa 18, deren Periodizität mit Sicherheit erkannt worden, und außerdem ungefähr 28, deren Umlaufzeiten zwischen 129 Jahren und 102,000 Jahren sich belaufen, deren Wiederkehr durch die Erfahrung noch nicht bestätigt worden ist. Von der großen Zahl der übrigen kennt man nur die Lage und die Austheilung der Bahn, so wie ihren kleinsten Abstand von der Sonne.

Vor den Assisen von Caen (Calvados-Departement) ist am 15. Sept. der ehemalige Gendarmerie-Offizier Leprovost zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, in Anbetracht seines vorgerückten Alters aber die Zwangsarbeit in Gefängniß verwandelt worden. Er hatte gemeinschaftlich mit seiner Tochter Adele, welche Postverwalterin war, große Unterschleife begangen. Die Tochter hatte sich durch Verschlucken von Stecknadeln freiwillig das Leben genommen.

[Ehrenjungfrauen ohne Krinoline.] Den ausgewählten 100 Ehrenjungfrauen in Berlin, welche bei den bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten zu fungiren haben, ist in ihren Toilettevorschriften der beschränkten Räumlichkeit halber die Krinoline untersagt worden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 237 Freitag, 4. Oktober 1861.

Irrthum und Sühne.

(Schluß.)

„Ich habe Dir eben Schimpf für Schimpf zurückgegeben," fuhr Gabriele fort, „ich habe meinen Schmerz und das mir zugefügte Unrecht dem Unglücke dieser armen Familie beigestellt .... Das Unheil ist entsetzlich, ... aber Du bist nicht so strafbar als ich sagte, Du wußtest nicht Alles! .... Eine Frau, die man beschuldigt, ihren Mann nicht zu lieben, empört sich, vertheidigt sich mit Erbitterung und wünscht in demselben Vorwurf die verschiedensten Dinge. Mein Gott, das Geld, wir wissen nicht, was es heißt, es ersehnen, ... wir haben nur eine Versuchung, die es auszugeben, um zu glänzen, um uns zu schmücken; und diejenigen, welche uns lieben, müssen es erwerben, um uns gefällig zu seyn! Sieh mich an, Eugen, ... ich liebe Dich noch immer, und dieses Gut brauchst Du nicht hinwegzugeben, diese Liebe gehört Dir allein, ist Dein rechtmäßiges Eigenthum. Auch er liebte mich, aber er hat es mir nur einmal gesagt, gestern Abend, und ich wollte ihm antworten, als Du gekommen bist; ich hieß ihn sich verbergen, wegen meiner Aufregung und meiner Thränen: er hatte mir den Tod seines Vaters erzählt."

„Ach, wenn Alexander noch lebte, so würdest Du, Gabriele, seine Verzeihung für mich erlangen."

„Und ist denn keine Hoffnung mehr ...."

„Der Stoß in die Brust, nahe dem Herzen .... Das Eisen ist in der Wunde gebrochen, ... der Arzt hielt sie für tödtlich! ...."

„Horch!" rief Gabriele. Sie eilte an das Fenster und die Vorhänge zurückschlagend, sagte sie:

„Sieh, er ist es, man bringt ihn hierher! O, wenn Gott Dir diesen Vorwurf ersparen wollte!"

„Bete für mich, Gabriele!"

Alexander, noch immer besinnungslos, wurde in sein Zimmer gebracht. Am ersten Tage schien es mehrmals, als wollten die Vorhersagungen des Arztes sich erfüllen; allein am andern Tage und in der folgenden Nacht konnte man eine, obgleich ganz schwache Hoffnung fassen. Vierundzwanzig Stunden später schien die Heilung möglich. Endlich siegte die Jugend und Kraft des Kranken.

Während der langen Dauer seiner Genesung sah Alexander Herrn Lascourt nicht; allein dieser schrieb ihm mehrere Briefe, in denen er sein Unrecht bekannte und sich der Heftigkeit anklagte.

In dieser Zwischenzeit ging die Brieftasche in Lascourts Hände über. Er hatte kein Geldopfer gescheut, um Soustal's Habgier zu verlocken, und endlich hatte dieser nachgegeben.

Als der Arzt erklärte, daß Alexander ohne Gefahr die Ermüdung eines Besuches und einer Unterredung ertragen könne, ließen der Bankier und seine Frau sich eines Morgens bei ihm anmelden. Wenn Lascourt seinem ersten Antriebe gefolgt wäre, so hätte er dem jungen Manne Alles gestanden; allein Gabriele verlangte nicht von ihm, daß er sich eines Vergehens anklagte, das er, so weit es jetzt noch möglich war, auch ohne eine Demüthigung gut machen konnte.

Als Beide eintraten, konnte Alexander, bewegt und überrascht, kein Wort der Anrede finden. Er blickte auf Lascourt, und wurde von dessen auffallender Veränderung erschreckt. In diesen zwei Monaten war er um zehn Jahre gealtert.

Eugen streckte ihm die Hand entgegen.

„Können Sie mir vergeben, Herr Duvegrier?" sagte er.

„Wie, Sie wissen!"

„Meine Frau hat mir Alles gesagt. Sie konnte mir nicht länger die Ursache ihrer Verwirrung an jenem verhängnißvollen Abende verbergen; und wenn ich sie gleich, nachdem Sie uns verlassen, angehört hätte, so würde ich nicht heute ein großmüthiges Vergessen von Ihnen erbitten müssen. Alles hat sich aufgeklärt .... Die Diamanten hat mir meine Frau am nächsten Tage gezeigt. Ich weiß, mein Herr, welches Ihre Empfindungen waren, aber ich weiß auch, daß Sie dieselben in Ihrer Brust verborgen hielten; und um einer heilig verschwiegenen Liebe willen, hatte ich weder das Recht, Sie zum Duell zu zwingen, noch Ihre Ehre zu beargwöhnen. Ich erbitte Ihre Vergebung, mein Herr; und wenn es wahr ist, daß Sie einige Freundschaft für mich hegten, so werden Sie, nebst meinem Bedauern das Vorgefallenen, auch das Anerbieten annehmen, das ich Ihnen machen will."

„Mein Herr," sagte Alexander, „ich bin es jetzt, der Sie bittet zu vergessen, was ich nunmehr bin, um sich nicht zu erinnern, was ich einst in Ihren Augen unter einem andern Namen war."

„Nehmen Sie den Ihrigen wieder an, und tragen Sie ihn ohne Scham und Furcht. Schreiben Sie Ihrer Mutter und Schwester, nach Paris zu kommen. Mein Vermögen beläuft sich auf zwei Millionen, hier sind die Beweise, welche es feststellen. Verfügen Sie über siebenhunderttausend Franken, um die Schulden Ihres Vaters zu bezahlen und sein Andenken zu reinigen."

„Mein Herr, ..." fiel Alexander ein.

„Es ist eine Entschädigung," fuhr Lascourt fort, „welche ich dem Manne schuldig bin, dessen Tod ich nahezu verursachte, und ich biete sie meinem Associe an . . . ."

„Wie! . . . . Sie wollen! . . . ."

„Als ich jung war, wie Sie, fand ich . . . . Hülfe . . . . Beschützer; erlauben Sie, daß ich das Gute, das ich empfangen, meinerseits wiedergebe."

„Aber, ich kann nicht einwilligen, und Madame Lascourt wird verstehen, warum ich . . . . ablehnen muß . . . ."

„Meine Frau und ich," entgegnete Lascourt, „verlassen noch heute Abends Paris. Meine Gesundheit hat einen zu harten Stoß erlitten . . . Sie waren in Todesgefahr, und es ist fürchterlich, denken zu müssen, daß man einen Menschen getödtet hat! Ich bedarf der Zerstreuung und wir werden zwei Jahre lang reisen. Ich lasse Ihnen die Unterschrift meines Hauses. Alle Einrichtungen sind getroffen, alle Korrespondenten benachrichtigt. Bei unserer Rückkehr wird Marianne Ihre Gattin seyn, nicht wahr? Sie werden sie lieben, und wir können noch glücklich zusammen leben, wenn Gott es erlaubt, daß ich Sie wiedersehe."

„Sie werden wiederkehren, um die Segenswünsche meiner Mutter zu empfangen."

„Leben Sie wohl, mein Freund. Ich bin jetzt der Kränkste von uns Beiden. Leben Sie wohl, Ihre Hand . . . ."

„In meine Arme!" rief der junge Mann und lange hielt er Lascourt an sich gedrückt, ohne daß er noch Worte finden konnte.

Als er sich endlich losmachte, wagte er kaum, die Augen auf Gabriele zu erheben.

Sie war bleich, und ein schwermüthiges Lächeln schimmerte durch ihre Thränen.

Es folgte ein Augenblick des Schweigens.

Dann nahm sie den Arm ihres Mannes und sagte leise:

„Leben Sie wohl, . . . auf Wiedersehen, Alexander."

„Leben Sie wohl, Madame, gab er kaum hörbar zurück.

Der Krieg in Amerika und sein wahrscheinlicher Ausgang.

(Schluß.)

Um die Schwierigkeiten zu begreifen, mit welchen die Armee der nördlichen Staaten beim Vordringen in den Süden zu kämpfen hätten, braucht man sich nur an die Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen zu halten. Der Süden ist fast überall mit Wäldern bedeckt. In diesen liegen zerstreut die Farmen, Plantagen und Städte, welch letztere in der Regel kaum die Größe unserer Dörfer haben. Verbunden sind die bewohnten Orte durch Wege und einzelne Eisenbahnen, die, durch dichte Wälder führend, Engpässe bilden. Dringt nun die Armee des Nordens in diesem Lande vor, so bilden ihre Abtheilungen lange Kolonnen, um so länger, als die Lebensmittel, überhaupt alle Bedürfnisse nachgeführt werden müssen. Die Spitzen dieser Kolonnen haben sich natürlich den Durchgang zu erkämpfen, und da, wo die Oertlichkeit eine Entfaltung von Streitkräften gestattet, einen verzweifelten Feind aus verschanzter Stellung zu vertreiben. Dabei würden die Kolonnen selbst in ihren Flanken und in ihrem Rücken beunruhigt, hier und da wohl auch durchbrochen, einzelne ihrer Abtheilungen abgeschnitten, gefangen oder niedergehauen werden. Unter solchen Verhältnissen darf also die Armee nicht vordringen, ohne ihre Verbindungen gehörig zu sichern. Wichtige Straßenknoten und Flußübergänge müssen befestigt und die Bewohner des Landes, insofern sie bleiben, durch militärischen Zwang im Zaume gehalten werden. Hiernach soll also auch im Rücken der vordringenden Armee ansehnliche Streitkräfte erforderlich, und je weiter vorgedrungen wird, desto mehr steigern sich die zu überwindenden Schwierigkeiten. Das Klima der südlichen Staaten ist im Sommer sehr heiß, im Winter zuweilen empfindlich kalt, und da die bewohnten Orte meist klein sind und zerstreut liegen, so müssen sich die Truppen unter den kleinen Zelten behelfen, deren Einrichtung man der französischen Armee entlehnt hat. Das Wasser ist an vielen Orten schlecht, und der reichliche Genuß desselben führt Krankheiten herbei. Hierzu kommt dann noch die bodenlose Schlechtigkeit der amerikanischen Militärverwaltung, die bei einem Angriffskrieg in solchem Lande um so greller hervortritt. Diese Schlechtigkeit ist nicht nur eine Folge der Unkenntniß der betreffenden Beamten, sondern beruht mehr noch auf ihrer Gewinnsucht so wie auf der Habgier Derjenigen, welche für den Soldaten zu sorgen berufen sind. Nach den Erfahrungen, welche im merikanischen Kriege, beim Zuge gegen die Mormonen und seit dem Beginn des gegenwärtigen Kampfes gemacht wurden, spricht man es ganz offen aus, daß von den 500 Millionen Dollars, die der Kongreß zu Kriegszwecken verwilligt hat, vielleicht die Hälfte unterschlagen werden wird. Eine

Abhülfe gegen diese die Disziplin der Armee untergrabenden Betrügereien ist bei der durch alle Instanzen gehenden Demoralisation nicht zu erwarten. Auch hat Lincoln, indem er seine Anhänger für die bei der Präsidentenwahl gebrachten Geldopfer mit höhern Offiziersstellen belohnte, gewissermaßen noch dazu aufgefordert.

Wer dieß Alles gehörig erwägt, wird wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Armee der nördlichen Staaten in ihrer jetzigen Beschaffenheit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Erfolge erzielen wird, die man erwartete. Es ist wahr, daß die meisten Gebrechen der Armee des Nordens sich auch bei der des Südens zeigen, und daß diese letztere ziemlich auf derselben niedrigen Stufe militärischer Ausbildung und Tüchtigkeit steht. Allein ihr Werth wird durch mancherlei Umstände relativ bedeutend vermehrt. Während die Wünsche und Absichten im Norden getheilt sind — eine Spaltung, die vermöge der politischen Zustände des Landes auch in die Armee übertragen wird —, setzt die Bevölkerung des Südens in Jefferson Davis unbedingtes Vertrauen. Sie hat nun einen Gedanken, den der Trennung vom Norden, und ist überzeugt, daß diese unter Davis Leitung herbeigeführt und gesichert werden wird. Die Einmüthigkeit des Südens hinsichtlich seines politischen Zieles macht auch die südliche Armee zu einem festeren Gegner. In ihr sind alle Klassen der Bevölkerung und namentlich die ersten vertreten. Das nördliche Heer besteht dagegen vorzugsweise aus Leuten, die nur durch die Noth zum Kriegsdienst bestimmt wurden und deren geringer Eifer bei der überall hervortretenden Unfähigkeit und Betrügerei sehr bald gänzlich erkalten mußte. General Scott scheint eingesehen zu haben, daß ausgedehnte Operationen mit der ihm anvertrauten Armee einem entschlossenen, von der Bodenbeschaffenheit begünstigten Feinde gegenüber nur zu Niederlagen führen könnten. Indem er sich seit Monaten darauf beschränkte, die Hauptstadt zu decken und Westvirginien matt zu unterstützen, entsprach er durchaus nicht den Wünschen der Bevölkerung. Diese hatte sich die Unterwerfung des Südens sehr leicht gedacht, und die heftigsten Gegner der Sklaverei schoben die Erfolglosigkeit auf die Unterlassung der Emanzipation. Gesetzt, die Sklaven wären zum Aufstande wirklich so bereit, wie man im Norden annimmt, so würde, um einen Sklavenkrieg zu entzünden, die Armee nach Süden vordringen müssen. Hierzu ist aber das Benehmen derselben bei Bulls Run kein versprechender Anfang gewesen. Ohne das Vordringen der nördlichen Armee sind erfolgreiche Sklavenaufstände kaum zu erwarten. Es könnten da, wo einzelne weiße Familien unter Hunderten von Sklaven wohnen, allerdings Plantagen verwüstet, Häuser verbrannt und Weiße ermordet werden. Hierdurch wird aber die Wuth der südlichen Bevölkerung voraussichtlich nur gesteigert. Die Zahl der Weißen beträgt, selbst nach Abzug der Armee, in welcher natürlich nur Weiße dienen, mehr als das Doppelte der Schwarzen. Die Weißen sind bewaffnet, und alle Diejenigen, welche nicht zur Armee abgegangen sind, bilden eine Art Landsturm, durch welchen die Neger streng überwacht werden. Außerdem besteht selbst in den kleinsten Orten ein Sicherheitsausschuß, der alle Fremden examinirt, ihre Papiere untersucht und ihre Schritte beobachtet, um Agenten des Nordens sofort ausfindig zu machen. Ein wichtiges Moment bei der früher sehr allgemein gehegten Ueberzeugung der endlichen Niederlage des Südens bildete die Thatsache, daß der Norden über die größere Bevölkerung, über mehr Geld und Kredit verfüge. Dabei übersah man aber, daß die südliche Armee, begünstigt von der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, lange nicht so stark zu seyn braucht als die nördliche, und daß bei dieser die pünktliche Auszahlung aller Gebühren viel wesentlicher ist, um ihre Auflösung zu verhüten. Ferner hat es sich zur Genüge herausgestellt, daß man im Norden die zur Kriegführung nöthigen Mittel aus den Zolleinkünften, dem Verkauf von Staatsländereien so wie durch Anleihen nicht aufzubringen vermag. Die Einführung einer direkten Besteuerung, deren Höhe mit der Dauer des Krieges wächst, wird bei den an Auspfändung nicht gewöhnten Amerikanern die Neigung zum Frieden bedeutend steigern, und dieß um so mehr, als die Ueberzeugung sich immermehr verbreiten muß, daß man mit Zahlen nicht siegen kann. Auch im Süden wird das Bedürfniß nach Friede immer mehr gefühlt werden, und diese Gegenseitigkeit wird wohl die Aufstellung von Bedingungen, so wie deren endliche Annahme herbeiführen. Bis dahin wird der Krieg unter wachsender Ermattung beider Theile mit dem von allen Handlungen der Amerikaner unzertrennlichen Humbug in den Gränzstaaten fortgeführt werden. Aber die Auflösung der Union ist nicht vom Ende, sondern vom Beginn des Krieges zu datiren.

Freifrau Louise v. Baumbach, geb. v. Geusau, des Versuches der Vergiftung ihres Ehegatten angeklagt, vor dem Schwurgerichtshof zu Bruchsal.

(Fortsetzung.)

Die zuletzt vernommenen Zeugen, nämlich der Gatte und die Tochter der Angeklagten, sprachen sich sehr entschieden zu deren Gunsten aus, indem sie das Glück ihres Familienlebens und die Tugenden der Angeklagten mit glänzenden Farben schildern, wobei insbesondere der Ehemann das Ganze als Komplott der Dienstleute erklärte. Uebrigens gab derselbe zu, daß er im vorigen Sommer einmal seiner Frau die Pistole auf die Brust gesetzt habe, was aber nur eine Folge

seiner damaligen krankhaften Reizbarkeit ohne Verschulden seiner Frau gewesen sey. Auch behauptete er, daß es nur ein Terzerol und nicht geladen gewesen sey. Nach Angabe des Herrn v. Baumbach habe er immer die Vermögenssachen gemeinsam mit der Angeklagten besorgt, in welcher Beziehung wir nachtragen müssen, daß die Angeklagte heute Morgen zugab, ihr Vermögen habe sich in letzter Zeit allerdings vermindert, weil sie einen Prozeß verloren und auch sonst Opfer hätte bringen müssen, worin sie aber immer gemeinsam mit ihrem Mann gehandelt habe. Es hatte nämlich der Diener Fritsche angegeben, daß er mehrmals in Abwesenheit des Herrn auf Befehl der Frau Packetchen zu Bankier Homburger getragen und dafür Geld erhalten habe.

Durch die sodann erhobenen Gutachten der Sachverständigen, Geheime Hofrath Molitor, Hofrath Weltzien, Dr. Neßler und Apotheker Röder, wurde ermittelt, daß in der Phosphorpaste, welche am Pfingstmontag im Bier gefunden wurde, etwa 1/4 Gran Phosphor enthalten ist, welches Quantum zwar nicht tödtlich, wohl aber der Gesundheit nachtheilig wirken und bei wiederholter Anwendung leicht den Tod herbeiführen kann.

Hofrath Weltzien sprach sich gelegentlich dahin aus, daß seiner Ansicht nach ein erwachsener, seiner Sinne mächtiger Mensch durch Phosphor nicht getödtet werden könne, da ihm bald der Phosphor so sehr aufstoßen werde, daß er die damit versetzten Speisen oder Getränke nicht mehr genieße, obwohl Phosphor an sich in gehöriger Menge allerdings tödtlich wirke. Das in der Abtrittgrube gefundene Täpfchen enthielt einen Rest Phosphorpaste, und die Sachverständigen erklärten, daß die Identität zwischen dem aus der Röder'schen Apotheke geholten Rattengift mit der in dem Bier gefundenen Phosphorpaste, so wie mit dem im Abtritt gefundenen zweifelhaft sey, während die letztere mit dem im Zucker gefundenen Gift übereinstimme, was Alles jedoch nicht mit absoluter Gewißheit behauptet werden könne.

Die Angeklagte gab auf Befragen zu, daß sie die schädlichen Wirkungen des Phosphors kenne, und zum Schluß erklärte noch Geh. Hofrath Molitor, daß er dem Weltzien'schen Gutachten insofern widersprechen müsse, als die gerichtsärztliche Praxis allerdings schon Fälle kenne, in denen erwachsene und verständige Menschen an dem ihnen verbrecherischer Weise durch Dritte beigebrachten Phosphor gestorben seyen. — Da es bereits 7 Uhr Abends war, so wurde die Fortsetzung der Verhandlung auf Samstag vertagt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die bekannten „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland," welche im Jahr 1783 zu Zürich erschienen und einen geborenen Höchster, Joh. Kaspar Riesbeck, zum Verfasser haben, enthalten folgende die Starrheit des Zunftwesens in jener Zeit trefflich charakterisirende Geschichte, so sich in Köln wirklich zugetragen: Vor einigen Jahren ließ sich, so erzählen die Briefe, zu Köln ein oberrheinischer Bäcker als Bürger nieder, der sich durch schönes Brod um so geschwinder eine zahlreiche Kundschaft verschaffte, da die übrigen Bäcker alle ein Brod backen, das nur ein Kölner genießen kann. Eiferstüchtig auf das Glück dieses Mannes stürmten seine Zünfter in sein Haus und riffen ihm seinen Ofen nieder. Die Sache kam vor den Rath. An dem Tag, wo sie entschieden werden sollte, versammelten sich vor dem Rathhaus nicht nur alle Bäcker, sondern auch ein großer Theil der andern Gildegenossen: Schuster, Schneider ꝛc. und schrieen vor der Thüre des Rathhauses, daß sie allen Rathsherren, wenn sie herunter kämen, die Köpfe einschlagen würden, wenn man der Bäckerzunft gegen den Neuling, der dem alten Zunftgebrauch zuwider anderes Brod gebacken als seine Zünfter, Gerechtigkeit verschaffe. Der Rath kannte seine Leute, die auch wirklich schon den sogenannten Gewaltrichter, der den alten Reichsvogt repräsentiren soll, vor ihrem Zug vor das Rathhaus in den Stadtgraben geworfen hatten. Erbaut durch dieses Beispiel fällte also der hochweise Rath von Köln das Urtheil: daß der Bäcker, der sich unterfangen, die Gildegerechtsamen zu verletzen und „unzunftmäßiges" Brod zu backen, seinen eingerissenen Ofen auf seine Kosten wieder aufbauen und in Zukunft kein anderes Brod backen soll, als wie alle seine Zunftgenossen von alten Zeiten her zu backen gewohnt sind.

Aus Bad Weilbach, 12. Sept., schreibt man: „Ein vor einigen Tagen dahier verstorbener Engländer hinterließ ein Vermögen von nicht weniger als 300,000 Pfd. Sterl. = 3,600,000 fl. Auf die Todeskunde eilten die Verwandten des Verstorbenen schnell herbei. — Aber welche Täuschung! — das ganze Vermögen war an milde Stiftungen vermacht und selbst die Reisekosten waren von den Erlustigen hinausgeworfen."

Am 28. Sept. starb zu Paris im 78. Lebensjahre Abel de Pujol, der Schöpfer der schönen Malereien im kaiserlichen Museum, in der Louvre-Bibliothek, in der St. Sulpice- und St. Rochekirche und in der Börse.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 238 Samstag, 5. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

Eine Erzählung von Louise Meyer von Schauensee.

Einige hundert Schritte ob dem Flecken Altdorf im Kanton Uri, hart an der Straße, die nach Steg führt, steht ein einfaches, aber freundliches Bauernhäuschen mit einem kleinen Garten daneben und einer wohlumzäunten Wiese. Es mochte etwa eine Stunde vor Mittag seyn, als der alte Leonhard Andermatt aus der Thüre dieses Hauses trat, sie sorgfältig hinter sich zuzog, bis die hölzerne Falle einklappte. Dann blieb er noch eine Sekunde horchend stehen, als fürchte er, irgend ein Geräusch werde jetzt sein Ohr treffen, irgend eine Stimme hinter ihm laut werden; aber es blieb Alles still. Nur die Peitsche des Kärners, der eben vorbeigefahren, ließ sich aus der Ferne hören, nur eine Schwalbe flog zwitschernd zu ihrem Neste unter den Dachgiebel hinauf. Das Gesicht des Bauers sah in seiner Gutmüthigkeit sehr ernst und betrübt aus, und als er zu dem Schwalbennest emporschaute, schüttelte er lebhaft den Kopf.

„Da hast du's nicht gut gemacht, Schwalbe," sagte er — „hättest dein Nest nicht da oben bauen sollen; denn in diesem Hause ist kein Friede. Hast's nicht errathen, Schwalbe, hast's nicht errathen!"

Nochmals überlief der Alte mit schnellem Blick das Haus. Man sah's ihm an, der Anblick that ihm weh, helfen konnte er aber doch nicht; in diesem Gefühle schüttelte er nur wieder seinen alten grauen Kopf. Plötzlich mochte er sich erinnern, daß es wohl schon spät an der Zeit sey, denn er zog eine runde schwere Uhr aus der Tasche und, nachdem er sie zu Rath gezogen, eilte er rasch von dannen, um das Dampfschiff, das nach Brunnen hinüberfuhr, zur rechten Zeit zu erreichen.

Die Straße blieb eine Weile leer; denn der Mittag rückte heran und die Julisonne brannte heiß in dem bergumschlossenen Thale. War's doch, als sendeten die erhitzten Felswände die Strahlen doppelt warm zurück. Wolkenlos und in seiner tiefsten Bläue spannte sich der Himmel über dem Thale aus; so durchsichtig aber die Atmosphäre schien, so schwer und drückend war sie in Wirklichkeit. Vielleicht blieb darum das kleine Haus so öd und stille. Man hätte meinen können, es weile keine menschliche Seele darin, wäre nicht ein kleiner blauer Rauch in zierlichen Wirbeln aus dem Schornstein in die Lüfte gestiegen. Aber friedlich schien Alles: der wirbelnde Rauch und der riesige Nußbaum, der seinen tiefen Schatten drüben auf die Thürschwelle und die Bank daneben warf. Und dennoch hatte der alte Leonhard Recht gehabt: in dem Hause war kein Friede!

Auf dem Tisch in der Stube stand das Mittagsmahl, doch die zwei Personen, die in der Stube waren, schienen keine besondere Lust zum Essen zu fühlen. Mehrmal schon hatte Regine, das junge, bildhübsche Weib, zu ihrem Manne Gebhard Indergand hinübergeschaut, ob er sich nicht endlich hinsetzen wolle? Er aber stand von ihr abgewendet am kleinen Fenster mit den runden Scheiben und sah draußen auf — Gott weiß was. — Fragen mochte Regine nicht und auch nicht mit einem Wort zum Essen mahnen. Endlich setzte sie sich allein zu Tisch. Behaglich war es aber nicht, ihr zuzusehen. Es lag etwas Hastiges, Aufgeregtes in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen. Ihre Wangen glühten, selbst ihre sonst schneeweiße Stirne hatte sich leicht gerötthet. Aus ihren großen blauen Augen schlug der Trotz in lichten Flammen auf und der kleine Mund konnte so höhnisch, so verächtlich zucken. Es war überhaupt in diesem frischen, jugendlichen Gesichte ein seltsames Gemisch von, man möchte sagen, von kindischem Eigensinn und wieder von überlegtem Eigenwillen und Auflehnung. Die düstere Stille, die in der Stube herrschte, war ihr sichtlich zuwider. Regine gab sich alle mögliche Mühe, durch irgend ein Geräusch die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf sich zu lenken. Immer wieder flogen ihre Blicke auf ihn hinüber, und so auffordernd waren diese Blicke, daß man wohl sah, um wie viel lieber ihr der Sturm gewesen, als die drückende Windstille. Aber Indergand achtete auf Nichts. Den Arm auf den Fensterposten und die Stirne an den Arm gelehnt, starrte er hinaus. Es war das ein Gesicht mit stark ausgeprägter Physiognomie, so wie man deren oft bei dem Bergvolke von Unterwalden trifft. Unter einer mit braunen Haaren tief überschatteten Stirne lagen zwei dunkelblaue Augen. Die Nase war leicht gebogen, die Lippen besonders fein und scharf geschnitten. Wenn der Mund so fest geschlossen war, wie eben jetzt, zeigte sich wohl hin und wieder ein Zug finsterer Härte um dieselben; heute trat

er besonders deutlich hervor. Die ganze Physiognomie des Gesichtes, ja der ganzen Gestalt zeigte den Mann, der mit entschiedenem Willen seine Wege geht, und da, wo er Widerstand findet, sich den Durchpaß erzwingt. Wie Gebhard so dastand, regungslos hinausstaunend, sah man ihm an, daß, was draußen lag, ihn nicht beschäftigte. Das Auge, das unter der tief gesenkten Braue hervorschaute, entbehrte alles Glanzes, als ob sein Sehen ganz nur nach Innen gekehrt wäre. Drinnen aber war's finster! Die Frau, die dort am Tische saß, hatte ihrem Gatten heute vor fremden Ohren seine Armuth, seine Dürftigkeit vorgeworfen, so wie ein Mann es nicht hören, nicht ertragen kann. Bei der Erinnerung schnürte sich Gebhards Brust zusammen, als müßte alle Liebe, als müßten alle sanfteren Gefühle in seinem Grolle und der aufquellenden Bitterkeit zu Grunde gehen. Wie Schattenbilder zogen die Tage der Vergangenheit an seiner Seele vorüber, und trotz der vielfachen Entbehrungen, die er früher erlitten, fand er doch keine Stunde an herbem Leid der jetzigen zu vergleichen. Beinahe im Rosenschimmer tauchten jene Tage der Kindheit vor ihm auf, wo er als ein armer Waisenbube auf den Unterwaldner Alpen das Vieh fremder Leute gehütet. Als er dann größer geworden, hatte ihn Ulrich, der alte Schiffsmeister von Stanästaad, beredet, die Alp zu verlassen und sein Glück auf dem See zu versuchen. Und auf dem See gefiel es dem Buben. Es war das ein bewegtes, oft gefahrvolles Leben; aber Gebhard liebte die Aufregung und die Gefahr; denn es war etwas Unbändiges in ihm, das sich gerne mit Hindernissen maß. Das ging so eine Zeit hin. Bei hellen und stürmischen Tagen konnte man Gebhard auf dem Vierwaldstättersee hinüber- und herüberfahren sehen. An allen Enden des Sees kannte man ihn. Er kam mit vielen Leuten in Berührung, lernte Manches, was nicht in Büchern steht, und wußte mehr, als die Meisten seines Standes; reich war er dabei freilich noch nicht geworden. Da traf's sich einst, daß, als er von Blauen nach Flüelen hinüberfuhr, ein alter Mann mit einem Mädchen zu ihm ins Schiff einstieg. Dem jungen Steuermann gefiel das flinke Wesen, das wie ein Sonnenstrahl im Schiff auf und nieder gaukelte, als könnt' es nimmer Ruhe finden, und endlich doch an Gebhards Seite zur Ruhe kam — nicht still und nicht demüthig, aber doch, als fühlte es sich da am besten. Und Gebhard hatte dieß nicht wieder vergessen können. Je öfter er das Mädchen in Flüelen traf, je mehr wuchs in ihm die Sehnsucht nach ihr. All sein Sinnen und Denken hatte er an sie gehängt. Aber das gab viel Kummer; denn sie war reich und er — ach so arm, so arm! Abweisen wollte er sich nicht lassen; sein Stolz litt es nicht. Da mied er für lange Zeit den innern See, trieb sich herum ruhelos, verschlossen, zu Zeiten wild. Aushalten aber kount' er's doch nicht in der Länge. Er kehrte zurück. Im Sturm wollte, mußte er die Geliebte erringen. Daß es mißlingen könnte, daran dachte er nicht; denn — wie schon gesagt — es war etwas Unbändiges in ihm, und es mißlang auch nicht. Das kecke Mädchen half selbst den nachgiebigen Vater überwältigen, so daß er sich endlich drein fügte, sein schönes, reiches Kind dem armen Schiffer zur Frau zu geben, nur sollte dieser sein Handwerk lassen, um die kleine Wirthschaft von Garten und Wiese zu übernehmen. Gebhard verstand sich zu Allem, wenn nur Regine die Seine würde. Daß in kräftigen, selbstständigen Naturen das Bedürfniß nach Ruhe erst spät erwacht, daran dachte er nicht, und daß Regine ein verwöhntes, eigensinniges Mädchen war, sah er auch nicht ein. Die Liebe, die Leidenschaft übergoldete Alles. Die Tage, wo er das auf eine bittere Weise erfahren sollte, kamen erst später, Reginens Vater starb. So lange er gelebt, war Alles gut gegangen; sein friedliebendes Wesen hatte keinen Streit aufkommen lassen; Gebhard hatte sich an ihn geschlossen, wie an einen Vater; fand er doch an dem Alten, was er in seinen jungen Tagen so schmerzlich entbehrt. Er gab es ihm aber auch an Achtung und Anhänglichkeit tausendfach zurück, denn neben dem unbändigen Sinn, den Gebhard oft genug gezeigt, war wieder etwas Weiches, Schmiegsames in ihm. Da, wo seine Achtung und seine Liebe zusammengingen, konnte er sanft und friedlich seyn wie der beste Mensch.

(Fortsetzung folgt.)

Freifrau Louise v. Baumbach, geb. v. Gensan, des Versuches der Vergiftung ihres Ehegatten angeklagt, vor dem Schwurgerichtshof zu Bruchsal.

(Fortsetzung.)

Die Samstagsitzung begann mit der mündlichen Anklagebegründung des Staatsanwaltsubstituten, Hofgerichtsassessors Junghanns. Hierin ward zunächst anerkannt, daß eine an sich räthselhafte Sache vorliege, deren Beurtheilung deßhalb besonders schwierig sey, weil selbst der Ehemann der Anklagten, gegen den doch das Verbrechen verübt worden seyn soll, sie dessen mit größter Bestimmtheit für unfähig erklärt habe. Sodann wurde die rechtliche Natur des in Frage stehenden Verbrechens kurz dahin erklärt, daß es sich nur um den Versuch einer Vergiftung mit dem unbestimmten Vorsatz, zu tödten oder an der Gesundheit zu beschädigen, handle. Der Staatsanwalt scheidet sodann die unerheblichen Anschuldigungen aus, welche er fallen läßt, und beschränkt sich auf Ausführung der wesentlichen Inzichten. Der in dem für Herrn v. Baumbach bestimmten Biere gefundene Phosphor könne nicht durch

Zufall hineingerathen seyn, indem das Bier in einer wohlgereinigten Flasche geholt und der Zucker im Kaufladen gekauft worden sey, wo doch das Gift gar nicht gehalten werde. Von dem Rattengifte, welches früher in das Baumbach'sche Haus kam, könne das Gift nicht herrühren, weil dieß schon früher ganz verbraucht worden sey. An Zufall sey um so weniger zu denken, als dasselbe dreimal an drei verschiedenen Tagen im Baumbach'schen Hause in Bier und Zucker vorkam, und als das Untersuchungsgericht selbst auf dem Tischteppiche noch Phosphor fand, und als das Rattengift nach dem Gutachten des Apothekers verschieden sey von jenen Giftstoffen.

Also müsse eine verbrecherische Hand im Spiele seyn, und dieß könne man von den drei Dienstboten nicht denken, weil sie im gestrigen Verhöre den besten Eindruck machten, und weil ihnen sämmtlich gute, theilweise glänzende Leumundszeugnisse zur Seite stehen. Auch habe die Baumbach'sche Familie bis zum Vorfall an Pfingsten eine gute Meinung über dieselben gehabt und insbesondere den Bedienten Fritsche elf Jahre lang im Dienste behalten. Dieselben hatten keinen Anlaß zu übler Gesinnung gegen ihre Dienstherrschaft, da sie gut behandelt wurden und sich bei ihren Mittheilungen an die Herren Apotheker Röder und Geh. Hofrath Dr. Buchegger ganz unverfänglich benahmen, ja diesen den Eindruck der Wahrheit machten. Wenn man ihnen vorwerfe, nicht zuerst dem Hausherrn es angezeigt zu haben, so sey dieß ungerecht, weil die Dienstleute dabei riskirt hätten, abgewiesen und fortgejagt zu werden; also sey es natürlich, daß sie sich zuerst erkundigten, ob es denn wirklich Gift sey, und dieß mußten sie bei dem Apotheker thun, woraus naturgemäß die weiteren Schritte folgten, da Herr Apotheker Röder selbst nach seinen Angaben dieselben hervorgerufen hat, weil er, ein Unglück befürchtend, die Sache herausfragte.

Die Untersuchung gegen die Dienstboten habe deren Unschuld glänzend bewiesen; also seyen es klassische Zeugen, durch deren Aussagen mithin der objektive Thatbestand eines am Pfingstsonntag und Pfingstmontag verübten Vergiftungsversuches vollkommen bewiesen, während der spätere Vorfall am 26. Mai l. J. räthselhaft sey und eher den Anschein habe, als ob man dadurch habe Jemand in Verdacht habe bringen wollen.

Dieß wird nun näher angeführt und dabei kurz konstatirt, daß der gefundene Phosphor nach dem Gutachten ein wohlbekanntes gefährliches Gift sey, und daß also dessen Verbringen in das für Herrn v. Baumbach bestimmte Warmbier nur in der Absicht, diesen zu vergiften, geschehen seyn könne. Dieser Unthat werde nun die Angeklagte beschuldigt, und hier sey der schwierigste Punkt der Umstand, daß ein Motiv nicht ermittelt sey, indem alle Zeugen das Glück der Baumbach'schen Ehe bestätigen. Doch fehle es nicht ganz an Inzichten, daß dieses eheliche Glück kein ganz ungestörtes sey, weßhalb er sich insbesondere auf den Vorfall beruft, wo Herr von Baumbach seine Frau mit der Pistole bedrohte, woraus bei der gesellschaftlichen Stellung dieser Ehegatten nothwendig auf ein tiefgehendes Zerwürfniß geschlossen werden müsse, zumal die Geheimnisse dieser Ehe sorgfältig verschlossen wurden. Der Ehemann habe schon aus Edelmuth und noch mehr aus Rücksicht auf sein Hofamt Gründe genug, seine Frau zu vertheidigen, was für das Gewicht seiner Entlastungsangaben sehr erheblich sey.

Erwäge man die Aussage der Dienstboten über die Handbewegung der Angeklagten, so sey die Möglichkeit von deren Thäterschaft nicht zu bestreiten, und alles Uebrige zeige, daß nur die Angeklagte das Gift in das Bier gelegt haben könne. Eine weitere schwere Inzicht liege darin, daß das Morgenkleid der Angeklagten dort, wo die Rocktasche ist, stark nach Phosphor roch, also die Angeklagte sich mit Phosphor zu thun gemacht haben muß. Das Auffinden des Töpfchens mit Phosphor im Abtritt wird ebenfalls angeführt, weil es von den Dienstboten nicht dorthin geworfen worden sey. Die Absicht der Angeklagten könne bei der Beschaffenheit des Giftes wohl nur unbestimmt auf Tödtung oder Gesundheitsbeschädigung gerichtet gewesen seyn.

Es wird daher der Antrag auf Schuldigerklärung gestellt.

Der Vertheidiger, Herr Obergerichtsadvokat Kusel, beginnt damit, daß das Anerkenntniß der Schwierigkeit des Falles und die Ausscheidung einiger Verdachtsgründe als unerheblich nur gern vernommen werden sey. Uebrigens glaubt der Herr Vertheidiger, daß es unzulässig sey, wenn der öffentliche Ankläger seine eigene Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten ausgesprochen habe.

Nunmehr wird die Geschichte der Untersuchung erzählt, während der das Gerede des Publikums und die ungenauen, unpassenden Mittheilungen der Presse nach und nach eine der Angeklagten ungünstige Meinung erregt haben.

Die Untersuchung wurde indessen fortgeführt, und als die Akten an den Staatsanwalt kamen, hat sich dieser gegen die Anschuldigung erklärt, weßhalb auch in dieser hochwichtigen Sache nicht der erste, sondern der dritte Vertreter der Staatsbehörde als öffentlicher Ankläger fungire. Es sey dieß eine allgemeine bekannte Thatsache und deßhalb dürfe der Vertheidiger ohne Verletzung des Dienstgeheimnisses davon sprechen. Das Verweisungserkenntniß sey zwar ergangen, allein es enthalte keine Schuldigerklärung, sondern nur den Ausspruch, daß Grund zur weiteren gerichtlichen Verfolgung vorhanden sey. Auch könne man darin vielleicht eine Konzession an die öffentliche Meinung sehen, wobei auch der Gedanke unterlaufen seyn könne, daß man der Angeklagten Gelegenheit geben müsse, sich vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. Den Beweis der Anklage zerstören, sey wohl leicht, aber die Vertheidigung habe mehr zu zeigen: daß nämlich die Angeklagte des frag-

lichen Verbrechens unfähig sey und dasselbe unmöglich verübt haben könne.

Für den Vorfall am Pfingstsonntag fehle ein objektiver Thatbestand, da hierüber nur die Aussagen der Dienstboten vorliegen, deren Glaubwürdigkeit später zu prüfen sey.

Am Pfingstmontag solle allerdings im Biere Phosphor gefunden worden seyn, welches jetzt noch vorliegen solle. Hinsichtlich der Frage, ob dieß angebliche Gift von dem Rattengifte herrühren könne, liege kein bestimmter Ausspruch der Sachverständigen vor, und wenn Herr Apotheker Röder dieß bestimmt verneine, so sey dem Vertheidiger der Eifer desselben aufgefallen, und es liegen dagegen verschiedene Gründe vor, die nun aufgezählt werden.

Es wird zugegeben, daß eine verbrecherische Handlung vorliege, jedoch behauptet, daß gar kein Vergiftungsversuch verübt worden sey, sondern das Ganze auf einer Intrigue beruhe, um einen Skandal hervorzurufen und der Familie von Baumbach Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Schon Apotheker Röder habe unglücklicher Weise die Dienstboten an Andere als an den Hausherrn verwiesen, während es doch natürlich gewesen sey, zunächst Den zu benachrichtigen, welcher vergiftet worden seyn solle. Auch der Hausarzt hätte zweckmäßiger gehandelt, wenn er zunächst den Herrn von Baumbach benachrichtigt hätte. Diese Fehler hätten schlimme Folgen gehabt, weil damit dem Herrn von Baumbach die Möglichkeit entzogen wurde, die Sache sogleich im Keime zu ersticken, und selbst für das Gericht sey das Verlieren einer kostbaren Zeit schädlich gewesen.

Auch die Untersuchungsführung wird unter anerkennenden Worten über die Person des Inquirenten kritisirt, weil Anfangs die Dienstboten als Angeschuldigte behandelt und verhaftet, dadurch aber diese verleitet wurden, zu ihrer eigenen Selbstvertheidigung die Angeklagte zu beschuldigen. Auch habe der Inquirent zu sehr seine eigene Meinung über die Schuld der Angeklagten in die Untersuchung hineingetragen und so seyen die Dienstboten nach und nach dazu gekommen, sich in ihren Aussagen immer mehr zu steigern und immer bestimmter gegen die Angeklagte aufzutreten. Was nun die Zeugen gestern gesagt hätten, sey eben ein Erfolg der Untersuchung, weil die Zeugen so oft verhört werden, daß sie ihre eigenen ursprünglichen Wahrnehmungen verlieren.

Trotz alledem habe die Untersuchung nichts gegen die Angeklagte erbracht. Allerdings handle es sich im wesentlichen nur um die drei Dienstboten, denn auf einer von beiden Seiten müsse das Unrecht liegen. Diese Dienstboten seyen von dem Staatsanwalte nach Eindruck und Charakter sehr glänzend geschildert worden; allein die Gerechtigkeit verlange, anzuführen, daß alles dieß in noch weit höherem Maße der Angeklagten zur Seite stehet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Freiburger Polizei verhaftete dieser Tage einen Bettler, der sich in einem äußerst das Mitleid erregenden Zustande befand und dessen ganzes Aeußere darauf berechnet war, die bitterste Noth, den größten Mangel zu repräsentiren. Als man denselben näher untersuchte, fanden sich mehrere tausend Thaler in Werthpapieren bei ihm vor. Eine Anfrage bei seiner Heimathsbehörde in Berlin über seine Persönlichkeit brachte die Nachricht, daß das Geld sein Eigenthum und der Verhaftete ein ganz vermögender Mann sey. Es ist derselbe auf einer Vergnügungsreise in die Schweiz begriffen und bettelte sich in dieser Weise durch, weil es ihm der Geiz nicht zuläßt, einen Pfenning von seinem Vermögen anzugreifen.

Nach offiziellen Angaben beträgt die Bevölkerung Madrids, einschließlich der Bannmeile, 314,061 Seelen; 32,891 mehr als im Jahre 1857.

Räthsel.

Nenne mir das Schwesterpaar,
Das vom ersten Tage
Immer aß von Einem Brod,
Theilte Freud' und Klage.

Von der Macht der Eifersucht
Will es nimmer wissen,
Läßet von der Liebe sich
Nur selbander küssen.

Schweiget Eine, ist sofort
Auch die And're stille;
Denn es herrschet über sie
Stets der Eine Wille.

Werden einst vom blassen Tod
Ausgelöscht die Flammen,
Schließen sie sich bleich und kalt
Für ein Grab zusammen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 239 Sonntag, 6. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

Als aber der Alte todt war, fielen die Rücksichten weg. Der Garten, die Wiese — Alles wurde dem jungen Manne zu eng. Er mußte sich davon hinwegsehnen und mit jedem Tage immer mehr. Auf den See jedoch gedachte er nicht zurückzukehren wegen Frau und Kind; vielmehr wünschte er in seinem Heimathslande Unterwalden ein Gut zu kaufen und Alpen dazu, um eine Sennerei einzurichten. Das Vermögen seiner Frau, meinte er, könnte nicht besser angelegt werden. Regine aber widersetzte sich auf das Hartnäckigste diesen Plänen; das Alpenleben schien ihr zu einsam, zu traurig. Wie sie nun so mit dem rücksichtslosesten Eigensinne gegen Gebhards Wünsche eiferte, da wurde er hart und streng gegen sie. Statt die Langverwöhnte mit Milde und Geduld zurückzuführen, brach er den Stab über sie. Draußen auf dem See hatte er manchen Sturm mit eiserner Stirne ausgehalten und durch Muth und Kraft besiegt; hier glaubte er auf gleiche Weise zum Ziele zu gelangen. Aber Regine fand in seiner Strenge nur neue Nahrung für ihre Widersetzlichkeit, und der Riß zwischen den beiden Gatten wurde immer weiter. Heute nun war Andermatt, der den Kauf des Gutes vermitteln sollte, zum Letztenmal herüber gekommen, die entscheidende Antwort zu holen, und da war's, wo Regine ihren Mann gehöhnt und ihm seine Armuth in so bittern Worten vorgeworfen.

„Willst du denn gar Nichts essen?“ frug endlich die Frau vom Tisch herüber.

„Nein, es ist mir nicht um's Essen“ — erwiderte Gebhard in derselben trockenen Weise, doch lehnte er sich langsam vom Fenster zurück und blickte auf die Frau, welche jetzt beeilt schien, die Ueberreste des kleinen Mahles wegzuräumen.

Für ihre äußere Anmuth hatte er keine Augen; er mußte nur daran denken, wie dazumal dieser Mund so freundlich gelächelt, wie diese Augen so innig zu ihm geschaut und jetzt — wie so ganz anders! Als er mit ihrem kalten trotzigen Blick zusammentraf, mußte er sich wieder von ihr wenden; denn er fühlte, daß der Sturm in seinem Innern von Neuem losbrach. Er lehnte wieder die Stirne an seinen Arm und schaute hinaus. Seine Züge nahmen mehr und mehr den Ausdruck strenger Härte an und es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er gleich in's Werk setzen wollte. Nach wenigen Minuten trat er vom Fenster zurück.

„Wo ist der kleine Marien?“ frug er, als ob er erst jetzt wieder seines Kindes gedenke.

„Er schläft drinnen in der Kammer“ — erwiderte die Frau.

„Zu dieser Zeit?“

„Die Hitze hat ihn schläfrig gemacht.“

Gebhard öffnete die Kammerthüre. Eben erst erwacht, hatte sich der sechsjährige Bube in seinem Bettchen aufrecht gesetzt und rieb sich die Augen. Als er aber die Stimme des Vaters hörte, rief er laut und streckte die kleinen Arme nach ihm aus; doch Gebhard trat nicht zu ihm — es war keine Spur von Milde in seinem Blick zurückgeblieben — er wandte sich bloß zu seiner Frau.

„Zieh mir den Buben an; ich will gleich fort mit ihm.“ —

„Wohin?“ frug Regine mit einer Stimme, die schon nicht mehr ihre vorige Sicherheit hatte. Einen Moment ruhten Gebhards Augen mit eigenthümlichem Ausdruck auf seiner Frau, als berechne er zum Voraus die Wirkung seiner Worte.

„Nach Flüelen hinab,“ sagte er endlich, „der Seelisberger Carli ist gestern von Blauen herübergekommen und fährt heute nach Brunnen, die Schwyzerkühe, welche der Welsche gekauft, abzuholen. Ich will mein früheres Handwerk wieder ausnehmen und mit ihm gehen.“

Die Frau wurde bleich: „Aber doch nicht schon heute?“

„Ja heute und morgen und alle Tage, so lange es Arbeit gibt.“

„Aber der Bube?“

„Der geht von nun an mit mir. Er soll auch ein Fährmann werden.“

Die Frau wollte aufbrausen; aber die unerbittliche Strenge in Gebhards Zügen schreckte sie zurück. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Zu spät erkannte sie, daß sie ihn durch rücksichtsloses Handeln zum Aeußersten getrieben. Da erfaßte sie eine unnennbare Angst. Sie mußte sich an die Thüre lehnen; denn ihr Kopf wirbelte und ihre Füße fingen an zu wanken. Hastig

strich sie die goldblonden Kräuselchen, die sich immer wieder hervordrängten, von der weißen Stirne zurück, als ringe sie mühsam nach Fassung und so zwei-, dreimal, und es war etwas eigenthümlich Schreckhaftes in ihren Bewegungen. Nach und nach aber legte sich die Aufregung der jungen Frau; ihre frühere Stimmung kehrte wieder. Sich demüthigen, um Verzeihung bitten, konnte sie nicht, ja nicht einmal sonst nur bitten konnte sie. Er, er stand ja so hart und kalt vor ihr, als könnte ihn Nichts erweichen. Trotzig raffte sich Regine auf und als Gebhard seinen Befehl wiederholte, gehorchte sie, ohne ein Wort zu verlieren. In wenig Minuten stand der Knabe bereit. Gebhard nahm ihn bei der Hand, schritt der Thür zu und hinaus, ohne einen Gruß und auch ohne das Kreuz gemacht zu haben, wie er sonst wohl that, wenn er in die Weite ging. Es war eben heute ein Tag des Haders, wo Niemand an Gott dachte, sonst wären die Gemüther nicht so weit auseinander gekommen. Draußen blieb Jndergand plötzlich, wie sinnend, stehen und schaute auf Regine, die den Beiden nachgeeilt, um den Knaben noch einmal zu küssen.

„Leb' wohl, Regine!" sprach da Gebhard und ein geübtes Ohr hätte vielleicht einen leisen Nachhall ehemaliger Zärtlichkeit aus dem Ton seiner Stimme herausfühlen können. Regine horchte auf. Wie zur Erwiderung öffnete sie den Mund; doch das freundliche Wort blieb ihr in der Kehle stecken, und Gebhard ging. Weiß und staubig lag die Straße, auf welcher er dahinschritt, zwischen den grünen Wiesen, und Reginens Augen mußten dem hellen Strichen folgen, bis Bäume und Häuser ihr die Aussicht nahmen, und die zwei Gestalten verschwunden waren; von der Schwelle aber rührte sie sich nicht. Es war Stolz und Trotz, was sie zurückhielt.

O, zwinge ihn nieder diesen Stolz, junges Weib! Die nächste Stunde ist noch dein; Gott hat sie dir gegeben in seiner Langmuth. Aber zögere nicht; denn schon naht das dunkle Schicksal und ehe ein neuer Morgen tagt, wird es die Schwelle deines Hauses überschreiten. In düstere Grübeleien versunken, verfolgte Jndergand seinen Weg. Je finsterer seine Gedanken, je rascher wurde sein Schritt. An den Knaben an seiner Seite dachte er gar nicht, bis dieser endlich, unvermögend seinem Vater länger Schritt zu halten, mit beiden Händchen seinen Arm umklammerte. In kindlichem Flehen zu ihm aufschauend, rief er:

„Wie geht Ihr nur so schnell, Vater? Und warum sagt Ihr denn gar nichts zu mir?"

Gebhard erwachte aus seinen Träumereien. Wie ein milderer Hauch zog das Bewußtseyn der Nähe seines Kindes ihm durch die Brust. Er hob den Knaben auf seinen Arm und beugte sich liebkosend über ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Freifrau Louise v. Baumbach, geb. v. Genfau, des Versuches der Vergiftung ihres Ehegatten angeklagt, vor dem Schwurgerichtshof zu Bruchsal.

(Schluß.)

Der eigentliche Urheber der ganzen Sache sey der Bediente Fritsche, welcher schon im Protokoll vom 22. Mai l. J. durch Babette Heiß als der Angeklagten feindlich bezeichnet werde, und von dem dort gesagt werde, daß er am Abend des Pfingstmontag allein in der Küche war, und daß er daher das Gift in das Bier habe werfen können, wenn auch die Heiß davon nichts zu wissen behaupte. Als Jnzichten werden angeführt, daß Fritsche, obwohl sonst ein guter Mensch, einen Haß auf die Angeklagte geworfen habe, und daß er sich durch theilweise falsche Angaben demüht habe, dieselbe zu verdächtigen, wie die Geschichte mit dem falschen Schlüssel und mit dem Trinken eines verdächtigen Glases Wasser zeige. Sodann habe sich Fritsche bemüht, darzuthun, daß er zur Zeit der That nichts mehr von dem Rattengift besessen habe, während gestern die Amalie Leist angab, daß ihr Fritsche noch einen Rest dieses Giftes gezeigt habe.

Ob und in wie weit die beiden Dienstmädchen ursprünglich an der Sache Theil genommen haben, sey allerdings ungewiß; allein im Laufe der Untersuchung hätten sich dieselben dem System des Fritsche angeschlossen, wobei auf die Möglichkeit zu gemeinsamen Unterredungen im Amtsgefängniß hingewiesen wird. Dessenungeachtet seyen doch einige Widersprüche übrig geblieben, welche nunmehr einzeln aufgeführt werden. Aus der Geneigtheit der dienenden Klasse, gegen ihre Herrschaft Opposition zu machen, und aus der wachsenden Genußsucht dieser Dienstboten wird ein Moment für das obige Vertheidigungsmement abgeleitet. Ueberdieß habe keines der Dienstboten gesehen, daß die Angeklagte etwas in das Bier geworfen habe; die Angabe über die Handhaltung der Angeklagten sey unglaublich, da solche eine ganz gezwungene sey und nur ein Taschenspieler so habe etwas in den Zucker hineinbringen können.

Was die Anklage aus dem Benehmen der Dienstboten ableite, sey nicht schlagend, da deren Aufregung bei Herrn Röder auch auf Schuldbewußtseyn beruhen könne, und da deren Auftreten vor dem Schwurgericht verschieden beurtheilt werde.

Somit glaube die Vertheidigung, den Anschuldigungsbeweis zerstört zu haben. Jndessen daran genüge es nicht, sondern es solle auch dargethan werden, daß die Angeklagte unschuldig sey. Trotz der sorgfältigsten Nachforschung habe man nichts als Motive auffinden können, als Eifersucht und einen gewissen Verfall. Von ersterer sey im Charakter der Angeklagten nichts zu bemerken, und das Verhältniß zu der fraglichen Dame

habe sich als ein durchaus unverfängliches herausgestellt. Die Geschichte mit der Pistole zwischen den Baumbach'schen Eheleuten sey hervorgesucht worden, um die Lücke eines Motivs auszufüllen und um zu erklären, weßhalb von dem Hausarzte nicht dem Herrn v. Baumbach die Auffindung des Giftes angezeigt worden sey. Man dürfe übrigens diesen Vorfall für nichts Anderes ansehen, als wofür die Betheiligten selbst ihn erklären; und zudem sey dieß schon vor länger als einem Jahre geschehen, und könne wahrlich nicht die Angeklagte veranlaßt haben, jetzt erst einen Vergiftungsversuch zu machen.

Also kein Beweggrund, — mithin auch kein Thäter! Alle Zeugen hätten die Baumbach'sche Ehe für eine glückliche erklärt, und man verstehe nicht, warum die Staatsbehörde von einer Geheimhaltung des Baumbach'schen Familienlebens spreche, während doch so viele Personen dort Zugang hatten. Ohne ganz besondere Vorkommnisse könne man also nicht denken, daß das Glück einer 21jährigen Ehe plötzlich in tödliche Feindschaft umschlage. Die Angeklagte, krank und nicht mehr jung, habe von dem Tode ihres Mannes keinen Vortheil erwarten können, während sie bei dem Leben ihres Mannes die Vortheile seiner ausgezeichneten Stellung als Hofmarschall sowohl bezüglich ihres Ranges, als auch bezüglich pekuniärer Verhältnisse genieße. Die Angeklagte sey mit einem Fuß im Grabe, habe nur ein Kind, und so werde sie doch wahrlich nicht dem Kinde auch noch den Vater rauben, während es vielleicht bald die Mutter verlieren werde.

Um alles Dieß zu vergessen, müsse man an eine furchtbare Leidenschaft denken, und eine solche Leidenschaft müsse sich doch einmal kund geben; aber davon wisse man nichts.

Die That selbst sey unbegreiflich, denn die Angeklagte hätte als Hausfrau viel bessere Gelegenheit gehabt, Gift heimlich in Speise oder Getränke zu mischen, werde also gewiß nicht vor zwei Zeugen so etwas gethan haben.

Die Angeklagte selbst habe von dem vergifteten Zucker genossen und habe gestattet, daß ihre geliebte Tochter davon genieße; also könne man unmöglich annehmen, daß sie den Phosphor in die Zuckerdose gelegt habe.

Der größte Beweis der Unschuld der Angeklagten sey der, daß sie hier im Schwurgerichtssaale sitze, während sie seit Wochen gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt worden sey, also mit einem verhältnißmäßig geringen Geldopfer von 5000 fl. hätte die Freiheit sich sichern und vor der Folterqual eines Schwurgerichts sich bewahren können.

Zum Schluß trägt der Vertheidiger einen heftigen Angriff auf das jetzt bei uns giltige Untersuchungsverfahren vor und hofft, daß dieß bald anders werden möge. Sodann bittet er, daß die Geschwornen durch ein rasches und einmüthiges Verdikt der Angeklagten die einzig mögliche Genugthuung für das ihr angethane Unrecht geben werden.

Hierauf erwiderte der Vertreter der Staatsbehörde, daß er ein Recht habe, seine eigene Ueberzeugung auszusprechen, denn ohne solche werde er überhaupt nicht auf dieser Stelle sprechen. Sodann werden die übrigen Anfechtungen kurz gewürdigt, und insbesondere darauf hingewiesen, daß die Angeklagte und ihr Mann darüber Auskunft verweigert haben, welches der Anlaß zur Bedrohung mit der Pistole sey und man also wohl von Geheimhaltung der Baumbach'schen Familienverhältnisse sprechen könne. Allerdings sey der Vorfall vom 26. Mai l. J. ein verdächtiger, aber die Zeugin Amalie Leist habe ja auch ausdrücklich davon gesprochen, daß man ihr von Seiten der Baumbach'schen Familie eine Intrigue gespielt habe. Im Uebrigen sey die Sache genugsam erörtert, und er überlasse daher Alles dem Urtheil der Geschwornen.

Die schließliche Entgegnung des Vertheidigers bezweckte nur darauf hinzuweisen, daß auch er und gerade heute die vollste Ueberzeugung, nämlich die von der Unschuld der Angeklagten, gewonnen habe.

Während die auch heute anwesenden nächsten Verwandten der Angeklagten bei dem Schlusse der Vertheidigungsrede sichtbare Zeichen von Rührung nicht mehr zu verbergen vermochten, behielt die Angeklagte selbst auch jetzt ihre unwandelbare Ruhe und erklärte auf das schließliche Befragen des Präsidenten mit ruhiger, klarer Stimme, daß sie nichts mehr zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wisse.

Nunmehr erstattete der Herr Schwurgerichtspräsident den Schlußvortrag, der übersichtlich und klar die Ergebnisse der Verhandlung enthielt.

Der Gerichtshof stellte den Geschwornen drei Fragen, deren erste den Thatbestand des Vergiftungsversuches, deren zweite den Vorsatz, zu tödten oder an der Gesundheit zu beschädigen, deren dritte den letzteren Vorsatz allein betraf.

Nach einer Berathung von nur wenigen Minuten erging der Wahrspruch der Geschwornen, welcher schon die erste Frage verneinte, so daß der Herr Präsident sofort die Freisprechung der Angeklagten verkündete. (Bravo im Saale.)

Mannigfaltigkeiten.

Vom historischen Verein für Niederbayern geht uns Folgendes aus Landshut, 3. Oktober, zu: Am Tage des Namensfestes Sr. Maj. des Königs, den 12. d. Mts., Vormittags nach der kirchlichen Feier wird (wie schon vorläufig berichtet) das aus der Hand des rühmlich bekannten Bildhauers Pritle in Landshut, ei-

nes Schülers Schwanthaler's, hervorgegangene Standbild Aventin's, des Vaters der bayerischen Geschichte, in seiner Vaterstadt Abensberg, im Kreise Niederbayern, feierlichst enthüllt werden. Da es sich hier um die Ehrung eines in der Wissenschaft überhaupt hervorleuchtenden Gelehrten und insbesondere eines ausgezeichneten Geschichtsschreibers handelt, so ladet der Ausschuß des historischen Vereins für Niederbayern zu Landshut, der mit der ganzen Angelegenheit der Errichtung jenes Monumentes betraut worden, alle wissenschaftlichen Institute, nicht bloß Bayerns, sondern auch des gesammten deutschen Vaterlandes ein, die Feier dieses Tages wo möglich durch eine Abordnung erhöhen zu wollen. Die verehrlichen Institute werden zugleich gebeten, diese Einladung als speziell an sie gerichtet zu betrachten. Alle geehrten Redaktionen öffentlicher Blätter werden freundlich ersucht, dieser Einladung zur weitern Bekanntwerdung ihre Spalten öffnen zu wollen.

Man schreibt aus Oppau (Frankenthal) 26. September: Vorgestern erschoß sich neben der hiesigen Kirchhofmauer ein Bursche von 21 Jahren. Er war seines Handwerks ein Maurer und der Sohn eines Schuhmachers. Zu bedauern ist der Vater, der als ein fleißiger und redlicher Handwerker bekannt ist und dem von 14 Kindern jetzt nur noch eine Tochter bleibt. Der Unglückliche zeigte schon als Knabe Hang zum Selbstmorde. Aus Anlaß dieses Selbstmordes hat sich am 26. auch der Kamerad des Unglücklichen, ein 21jähriger Maurergeselle, am Rheine in der Nähe der hiesigen Ueberfahrt erschossen. Man fand den noch blutenden Leichnam, der in der einen Hand die Todeswaffe, in der andern ein Briefchen hielt, worin es heißt: „Wilhelm Steiner heiß ich, zu meinem Kameraden reij' ich."

Im Pfarrdorfe Hausen Mindelthal bei Tussenhausen erlitt ein Bauer, M. Gigel, vorige Woche eine außergewöhnliche Todesart. Während er nämlich mit dem Dengeln der Sensen beschäftigt war, stach ihn eine Fliege in den einen Arm, die er, ohne darauf zu achten, mit dem andern wegtreiste und so seine Arbeit wieder fortsetzte. Die darauf entstandene kleine Geschwulst suchte er, die Gefahr nicht ahnend, anfänglich mit gewöhnlichen Hausmitteln zu heilen und ging dabei immer noch seinen Geschäften nach. Da aber der Schmerz mehr und mehr zunahm und auch der ganze Arm zu schwellen anfing, so wandte er sich jetzt an ärztliche Hülfe. Aber es war zu spät; er war vergiftet; eine Fliege hatte ihn getödtet.

Die Innung der Vergolder in Berlin wird bei dem festlichen Einzug des Königspaares eine originelle Idee zur Ausführung bringen: an ihrer Spitze werden sich 20 vergoldete Lehrlinge befinden. Angeregt ist diese Idee von dem Hofvergolder und Modelleur Manfis. In einer Konferenz der Innungsgenossen stellte er einen seiner Lehrlinge in einem derartigen Anzug der Versammlung vor und hatte die Genugthuung, daß man darüber in lauten Jubel ausbrach. Der Anzug dieses Probejungen war mit Ausschluß des weißen Halstuches und der Handschuhe vollständig vergoldet. Die Mütze ist rund und ohne Schirm. Die Kleidung besteht in dem gewöhnlichem Turnanzuge. Um die Brust ist eine Silberschärpe mit den preußischen Farben geschlungen und in den Händen tragen die Knaben vergoldete Stäbe mit Emblemen, in Adlern, Kronen ꝛc. bestehend.

Man schreibt aus Paris, 2. Oktober: Gestern Abend stürzte der Fußboden des 5. Stockes des im Abbruch begriffenen Pavillon de Flore der Tuilerien ein und brach bis in den 3. Stock durch, wo mehrere Arbeiter noch mit dem Losmachen des Holzgetäfels beschäftigt waren. Wunderbarer Weise wurde Niemand beschädigt. Die zerfetzten Tapeten ließen an den Wänden der Tuilerien die phrygischen Mützen und die Attribute der Republik von 1793 sehen, und es war ein eigenthümlicher Anblick neben, resp. über einander die Embleme der Republik, des Königthums und des Kaiserreichs zu gewahren.

Einer Bekanntmachung des Leipziger Polizeiamts zufolge ist am Abend des 24. September einem Messfremden eine Brieftasche mit 2042 Thalern aus der Brusttasche entwendet worden. Ein Franzenzimmer hatte den Fremden in der Nähe des Stadttheaters angesprochen, ihn nach einem der hinter dem Theater befindlichen Gänge der Anlagen zu locken gewußt und ihm dort unter Beihülfe zweier plötzlich erschienener Mannspersonen die Brieftasche entwendet. Der Bestohlene hat auf die Wiedererlangung des Gestohlenen und Entdeckung der Diebe eine Belohnung von 300 Thaler gesetzt.

Herr Michael Kaufmann in Rheinzabern hat wieder einen nicht uninteressanten antiken Fund gemacht. Derselbe entdeckte nämlich in einem Topfe folgende Gegenstände: 1) zwei silberne Armbänder mit einem männlichen und weiblichen Brustbild en relief in Gold; 2) einen silbernen Ring mit Inschriften; 3) 25 römische Silbermünzen, meistens sehr gut erhalten; 4) eine Anzahl römischer Kupfermünzen. Auf den Armbändern befinden sich die Inschriften: amo te, ama me und umgekehrt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 240 Dienstag, 8. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

Kaum eine halbe Stunde, daß er all seine Zärtlichkeit über Bord geworfen, und schon wieder sehnte sich sein Herz darnach! — Frohlockend schlang der Bube seine kleinen Arme um den Hals des Vaters, lehnte sich dann wieder zurück und lächelte ihn dann muthwillig an, und es war das Bild der Mutter in ihren freien glücklichen Tagen, das Zug für Zug aus dem lächelnden Gesichte des Kleinen hervorschimmerte. Gebhard sah es. Wie mit geheimnißvoller Kraft erfaßte es seine Seele und vielleicht — wäre Regine jetzt an seiner Seite gegangen, ihm eine Strecke weit das Geleit gebend, wie sie sonst wohl hundertmal gethan, wenn er für einen Tag vom Hause schied — vielleicht hätte er ihr die Hand geboten, und die zwei verirrten Herzen hätten sich wieder zusammengefunden. Doch sie war zurückgeblieben, hatte ihn allein, ohne Gruß von sich gelassen — das war's, was den Gifttropfen in der Wunde des jungen Mannes zurückgelassen, so daß er sich jetzt mit bitterm Grolle von Reginens Andenken wenden mußte. Seine ganze Zärtlichkeit, all seine Liebe wollte er von nun an einzig und allein seinem Knaben zuwenden, wollte ihn hüten Tag und Nacht und für ihn arbeiten, um ihm einmal ein Vermögen zurückzulassen gleich dem der Mutter. Ja, er wollte noch mehr! Die Liebe, die Anhänglichkeit des Knaben wollte er von der Mutter ab und ganz allein für sich gewinnen. Sie sollte einsam, ungeliebt in ihrem Hause bleiben, während er seinem Kinde Alles geworden. So spann Gebhard den Faden seiner Gedanken immer weiter und weiter und wußte nicht, daß der finstere Engel des Rachegefühles seine Seele in engen Ringen umstrickte. Im Gefühle des Alleinbesitzes drückte Gebhard den harmlos plaudernden Knaben an sich. Er betrachtete seine kräftigen Glieder, sein blühendes Aussehen, den Liebreiz seiner kindlich frohen Stimmung und gedachte dabei, wie er sich dessen wohl freuen könnte — und doch freute er sich nicht. Durch Alles hindurch fühlte er einen leisen Druck in der Brust, aber er wollte nicht darauf achten.

In Flüelen war heute wie gewöhnlich Leben und Aufregung, die dann nach kurzer Frist völliger Ruhe Platz machten, um gleich wieder mit gleicher Thätigkeit zu wechseln. Das Dampfschiff hatte eben seine Passagiere ans Land gesetzt, hatte neue aufgenommen und war schon wieder abgefahren, während die Reisenden am Land die bereitstehenden Wagen in Eile bestiegen, ungeduldig, schnell weiter zu kommen. Die Pferde zogen an; die Schellchen klingelten und fort jagte es in scharfem Trab. Als der letzte Wagen den Platz verlassen und das Dampfschiff, eben um die Nase des Aren biegend, aus dem engen Gesichtskreise von Flüelen verschwand, langte Gebhard am Gestade an. Ringsum war es still geworden. Die Staubwolke, die so eben aufgewirbelt, hatte sich wieder gelegt und Gebhard, von seinen Gedanken ganz eingenommen, fragte sich nicht, ob die lange Wagenreihe, oder der Wind den Staub vor ihm hergejagt. Hart am Gestade stand eine kleine Gruppe Schiffsleute, heftig redend und nach allen Seiten den Himmel anschauend.

„Ich sag' Dir, Carli, ehe eine Stunde vergangen, hast Du den Föhn im Buckel und magst zusehen, wie Du nach Brunnen kommst."

Der Seelisberger Carli, ein langer, hagerer Mann, von dem man nicht recht zu sagen gewußt, wie alt er sey, — so verwettert und sonnenverbrannt sah er aus — drehte sich rund herum, zog die Kapuze seines weißen Hirtenhemdchens über den Kopf und wieder herab, that einen langen Zug aus seinem Gypspfeifchen und ließ den Rauch wieder zu den Nasenlöchern heraus, wie aus zwei Schornsteinen.

„Hm, mögt Recht haben, Meister Schillig. Der Föhn ist im Anzug — ja, ja — aber so schlimm, wie Ihr sagt, meint ers heute nicht. Und die Schwyzer Kühe muß ich nun einmal doch holen, sonst fischt mir der Aerni von Brunnen die Kundschaft vor der Nase weg und ich habe das Nachsehen. Und muß ich den Föhn zur Fahrt haben, mag ich ihn lieber im Buckel als gegen mich. — Ei sieh, da kommt der Gebhard Jndergand! Was Neues, Jndergand?" rief er ihn an, indem er die Hand über die Augen hielt.

„Bin froh, daß Du noch nicht fort bist," entgegnete Gebhard mit erzwungener Heiterkeit. — „Denn, wenn Du mich am Steuer brauchen kannst, fahr' ich mit nach Brunnen."

„So" — dehnte der Seelisberger — „hast gestern

ja gar Nichts davon gesagt. Ist Dirs über Nacht gekommen? Willst doch nicht wieder Fährmann werden, he?" — frug er ihn an und drückte ein Auge zu.

„Warum nicht?"

„Warum? das ist bald gesagt. Hätt' ich eine so reiche Frau zu Hause, wie Du, bei Gott! ich wollte mirs wohl seyn lassen mein Leben lang," — entgegnete der Schiffmann mit einem schlauen Seitenblick auf die Uebrigen, die lachend dastanden, — „was macht die schöne Regie, he?"

Gebhards Gesicht verdüsterte sich. Ein dunkler, drohender Blick fuhr aus seinem blauen Auge über den Spötter hin, der sich ein wenig zurückzog.

„Sag nur, ob Du mich brauchen kannst, oder nicht. Hast Du Leut genug, geh' ich anderswo hin."

„Bist heute verdammt kurz angebunden" — murrte der Seelisberger. „Ob ich Dich brauchen kann? Weiß Gott, kenne Dich aus früheren Zeiten und wackere Arme sind immer willkommen. Nur zugegriffen, Jndergand, — soll mir lieb seyn. Meister Schillig meint, wir könnten Föhn bekommen, da heißt's aufpassen. Stell' Dich an's Steuerruder, Jndergand, hast gute Augen und kennst die Fährte."

So redete der Schiffer Carli in begütigendem Tone weiter, während Gebhard, plötzlich aufmerksam gemacht, seine Augen gegen Süden wendend, nach der grauen Nebelkappe schaute, die dort auf dem Berge tagelang geschwebt, nun aber fast gänzlich zerflattert war. Was er wohl dabei dachte? — Er war ein kühner, unerschrockener Mann, und doch — wäre die Wage noch im Schwanken gewesen — mit keiner Silbe hätte er zur Abfahrt rathen mögen. Nicht, daß die mögliche Gefahr ihn schreckte; aber er lebte doch in seinem Innern, wie jeder Mensch lebt, der, wenn er auch nur in Gedanken, mit dem Bösen geliebäugelt. Denn selbst schon die stillen, heimlichen Gedanken, welche straflos an den Gesetzen der Menschen vorübergehen, wecken die ewige Gerechtigkeit auf und mahnen sie zur Vergeltung. Und die Menschen ahnen das, wenn sie sich's auch nicht klar bewußt sind. — Solche dunkle, unbestimmte Gefühle mochten wohl in der Brust des jungen Mannes auf und nieder wogen. Meister Schillig ließ ihm aber keine Zeit zu weiteren Betrachtungen.

„Wenns seyn muß, daß Ihr nach Brunnen fahrt, so macht Euch hurtig parat" — drängte er — „vielleicht könnt Ihr so dem Sturme noch entrinnen."

„Ja, ja, Meister, ein Vaterunser lang und wir stoßen ab," — schrie der Seelisberger aufgeräumt. „Heda Jost, steck's Ruder in den neuen Ring. So aufgepaßt, ob alle Ringe gut. Hast 's Segel parat, Toni? und starke Seile dabei?"

Die zwei Burschen beeilten sich, den Befehlen des Alten nachzukommen und bald war Alles in bester Ordnung.

„So, jetzt in Gottes Namen, Jndergand, geh' mir zum Steuer" — sagte der Schiffsmann. — „Und Ihr, Meister Schillig, schickt uns ein kräftig Vaterunser und Ave Maria nach, könnten's schon brauchen."

Während der Seelisberger so redete und Schillig meinte, Maul halten und sich sputen, sey für jetzt das Beste, trat Jndergand den Knaben an der Hand, mit finsterm, aber entschlossenem Gesichte in den Nauen.

„Was? der Bube auch?" — fuhr ihn der Seelisberger an. — „nun meinetwegen!" — Doch, wie von einem plötzlichen Gedanken überrascht, hielt er den jungen Mann zurück, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, blickte er ihm in die Augen mit einem Ausdrucke so ernst, ja feierlich, daß er beinahe nicht zu seinem Gesichte passen wollte.

„Nichts für ungut, Jndergand," — sprach er — „'s war nicht so böse gemeint, was ich vorhin gesagt. Sollst Dir's nicht zu Herzen nehmen und kein so bitterböses Gesicht machen; denn, siehst Du, es ist nicht gut zu fahren auf dem Urnersee, wenn man heimlich grollt. Die bösen Geister in der Tiefe unten wühlen das Wasser auf, daß es sich bäumt. Drum schlag' ein, Jndergand! wir wollen Friede machen, ehe wir den festen Boden verlassen."

Zögernd reichte Gebhard die Hand. Die Worte des Schiffers hatten ihn seltsam betroffen. Wieder fühlte er den leisen Druck in der Brust; aber was er begonnen, wollte er zu Ende führen — er wollte es! Mit raschen, entschiedenen Schritten ging er zu dem ihm angewiesenen Platz. Hart an seiner Seite saß der kleine Marien, so daß das Vaterauge ihn stets hüten konnte. Der Bube war ganz jubelvoll, als der Nauen vom Ufer stieß, eine breite, blitzende Furche in den Wellen ziehend. Das Pfeifchen in dem linken Mundwinkel und eine Nelke hinter dem Ohr redete sich der Seelisberger bald in die frohmüthigste Laune hinein. Dabei ermangelte er nicht, die zwei Bursche, die vor ihm an den Rudern standen, mit kräftigen Worten und je nach Gelegenheit wohl auch mit den scharfen, blauen Augen aufzumuntern. So steuerte Gebhard durch die Fluthen. Er stand da kräftig und schön gebaut; jede seiner Bewegungen sicher und anmuthig zugleich. Aus dem feinen, energischen Gesichte verlor sich allgemach der grollende Ausdruck, der es heute so oft entstellt, um der gespannteren Aufmerksamkeit Platz zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der wackere Vetter.

Eine Erzählung aus Schwaben.

„Obertürkheim! Fertig," riefen in gewohnter Weise die Führer des letzten von Friedrichshafen nach Stuttgart gehenden Zuges am Abende des 19. Juni 185—,

und schon wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als auf dem Perron des Bahnhofes eine sehr elegant gekleidete junge Dame, gefolgt von einem zwei kleine Kinder an den Händen führenden Mädchen, erschien und auf einen Wagen zweiter Klasse zueilte. Sie war mit den Ihrigen kaum in denselben eingetreten und hatte noch nicht Zeit gehabt, sich auf einem Sitz niederzulassen, da ließ sich schon der schrille Pfiff der Locomotive hören, die unbekümmert um die Zu- und Abnahme der ihr angehängten Last ihrem Ziele zurafte. So schnell die Dame mich, um die Absicht nicht zu verfehlen, über den Perron gegangen und in den Wagen gestiegen war, so war sie doch von mehreren Personen, in der dritten Wagenklasse absehen und erkannt worden.

„Ei, sehet da! meine Prinzipalin," bemerkte ein stattlich aussehender, lebhafter Buchhändler-Gehilfe, welcher mit mehreren andern Kommis und Rittern von der Elle einen Sonntagsausflug nach Eßlingen gemacht hatte und jetzt ziemlich bekneipt und darum auch äußerst redselig nach Hause zurückkehrte. „Sie ist heute wieder glorios aufgedonnert, und wundert mich nur, daß die Thür des Wagens weit genug für sie und ihre Krinoline gewesen. Ich behaupte standhaft, diese pompöse, prachtvolle Tracht ist bloß ihr zu Liebe in die Mode gekommen, damit sie wie ein Luftballon auffliegen könne und wir armen Menschenkinder, wenn sie je einmal ein Wort mit uns zu sprechen gnädigst ist, in gehöriger Entfernung gehalten werden. Aber die Luft in diesem Ballon hat man nicht umsonst wie die gesunde Luft in Gottes weiter Welt, sie ist theurer als das kostspieligste Gas. Mein Prinzipal, der, im Vertrauen gesagt, ein nachgiebiger, schwachköpfiger Pantoffelheld ist, weiß manches Liedlein davon zu singen, und ginge das Geschäft, das, wie ihr eingestehen müßt, weit und breit renommirt und ganz wohlbestellt ist, nicht gar so gut, wer weiß, was noch aus dieser Groß- und Vornehmthuerei werden würde. Nur ein einziges Jahr möchte ich Herr im Hause seyn, ich wollte die stolze, übermüthige Madame von ihrer Aufgeblasenheit und nichtsnutzigen Verschwendung radikal kuriren."

Die Auslassungen des etwas angetrunkenen Gehülfen wurden so laut und vernehmlich vorgetragen, daß nicht nur seine nächste Umgebung — die Gesellschaft, an die sie gerichtet waren — sondern auch noch andere nicht allzu fern sitzende Mitreisende sie hörten. Unter diesen schenkte ihnen jedoch nur Einer Beachtung — ein halb städtisch, halb bäuerisch gekleideter hagerer Mann von vorgerücktem Alter, der hart beim Eingange des Wagens seinen Platz genommen hatte. Er benützte die Eisenbahn nicht bloß zu einer Spazierfahrt, sondern zu einer größern, eigentlichen Reise, denn er war bereits in Aalendorf eingestiegen und hatte den wenigen Insassen des Wagens, die er schon darin vorfand, mit einem gewissen Selbstgefühle erklärt, daß er nach Stuttgart zu gehen die Absicht habe. Auch aus der Veranlassung zu seiner Reise, so wie aus seinen Verhältnissen überhaupt machte er kein Hehl. Sondern gab manchfaltigen vollständigen Aufschluß darüber. Er sey, erzählte er, seit dreißig Jahren als Schulmeister in seinem Geburtsort angestellt, sey aber neben seinem Dienst auch dem Betriebe der Landwirthschaft fleißig obgelegen, wozu er durch allmäligen Erwerb eines ansehnlichen Hofes gute und lohnende Gelegenheit gefunden; schon einige Zeit jedoch spüre er, daß die Last des doppelten Geschäftes ihm zu schwer falle und diese Wahrnehmung, so wie die hohen Getreidepreise hätten ihn bestimmt, seinen Hof zu verkaufen, um die wenigen Jahre bis zu seiner Pensionirung nur seinem Lehrerberufe nachzukommen, und er reise nun nach Stuttgart, um mit dortigen reichen und in Geldgeschäften wohlerfahrenen Verwandten sich über die Anlegung seines Erlöses, der eine recht hübsche Summe ausmache, zu berathen. In Ulm war unser in solchem embarras des richesses sich befindende Pädagog ausgestiegen, um den mitgenommenen Schinken mit einem guten Schoppen Unterländer hinabzuhrommen und da er bei seiner Rückkehr an seinem Platz nicht mehr seine frühern, sondern eine neue Reisegesellschaft vorfand, so glaubte er auch dieser seine Erklärungen und Auseinandersetzungen nicht vorenthalten zu dürfen. Indessen wechselten von da ab die Mitreisenden allzu häufig, als daß seine Mittheilungen ihn nicht hätten ermüden und ihm die Erkenntniß hätte aufgehen müssen, es sey überflüssig, jene alle Welt zu machen, da sie eigentlich Niemanden als ihn selbst angingen. Er wurde daher fortan schweigsamer und schenkte der herrlichen Gegend, durch welche die Eisenbahn führte, mehr Aufmerksamkeit als den Personen, die mit darauf fuhren.

Erst das Erscheinen der eleganten Dame und die Bemerkungen des jungen Herrn über sie machten dieser Gleichgültigkeit ein Ende. Sobald jene auf dem Perron sichtbar geworden, sprang der Schulmeister auf, um den Wagen zu verlassen und ihr seinen Gruß zu bieten; da er jedoch einsah, daß bei der Nähe der Abfahrt dieß nicht mehr zulässig sey, klopfte er wiederholt an das Fenster neben seinem Sitze, natürlich ohne den Erfolg, den er davon erwartete, zu erzielen, denn die Dame hatte weder Zeit noch Lust, auf solche Art der Begrüßung, von der sie entfernt nicht dachte, daß sie ihr gälte, zu achten. Statt nach seinem Wunsche mit der Dame sprechen zu können, hörte er nun von ihr sprechen und zwar in einer Weise, die ihm höchlichst mißfiel. Er unterdrückte jedoch eine Zeit lang seinen Unwillen, theils aus allgemeiner, dem Dorfbewohner dem vornehmer gekleideten Städter gegenüber eigener Schüchternheit und Befangenheit, theils weil er einsah, daß es ihm nicht zustehe, sich in das Gespräch einer ihm völlig fremden Gesellschaft zu mischen.

(Fortsetzung folgt.)

An Se. Hochwürden Herrn P. Haßlacher beim Schlusse der von ihm gehaltenen religiös-wissenschaftlichen Vorträge.

Der Mund, der reich der Rede Strom ergossen,
Der in der Schöpfung hehrer Wunderpracht
Des Schöpfers ew'ge Weisheit, Lieb' und Macht
Uns staunend schauen ließ, hat sich geschlossen.

Die schöne Saat, durch Deinen Hauch entsprossen,
Schlug tiefe Wurzeln in der Herzen Schacht;
Der wärmste Dank d'rum sey Dir dargebracht
Für das, was geistig wir durch Dich genossen.

Nun lebe wohl! Gott öffne Deinen Worten
Allwärts des Geistes und des Herzens Pforten
Und lasse guter Menschen Dank und Segen

Erblühen reich auf Deinen Lebenswegen.
Wir aber rufen Dir, des Deinem Geh'n
Gerührt ein herzliches: „Auf Wiedersehn!"

— f —

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Gesundheitspflege.] Der als wissenschaftlicher Autor bekannte Arzt, Dr. Darmberg in Paris, theilt im Journal des Débats eine Reihe von Artikeln über die Diät der namentlich mit viel geistigen Arbeiten beschäftigten Männer vorkommt: „Früh aufstehen und Früh zu Bette gehen, ist sicherlich ein Verfahren, das der Gesundheit und den Naturgesetzen am meisten entspricht. Mindestens sollte man niemals später als um Mitternacht, zu Bette gehen und spätestens um acht Uhr aufstehen. Am Morgen sollte man sich in jeder Jahreszeit kalt waschen, und zwar so vollständig, als möglich — es müßten denn geradezu Contre-Indikationen vorhanden seyn. Auch tüchtig sich abzureiben, sollte man dabei nicht versäumen, da dieß unter Umständen sehr wohlthätig seyn kann. Man nehme einen leichten Anzug, kleide sich in bequeme, reinliche Gewänder — zwei Bedingungen, welche die Hautfunktionen sehr begünstigen — arbeite bis elf oder zwölf Uhr in einem wohlgelüfteten, im Winter mäßig geheizten Zimmer, schreibend oder lesend; vermeide jede unnatürliche Körperhaltung, arbeite vielmehr abwechselnd sitzend und stehend, frühstücke seinem Appetit, seinen Kräften, seinem Geschmack und den Erzeugnissen der Jahreszeit angemessen; mache die Speisen möglichst klein — was mit Rücksicht auf den Magen zu beachten — esse daher auch langsam, lese nicht während der Mahlzeit, sondern unterhalte sich vielmehr mit seinen Verwandten und Freunden, wenn man das Glück hat, deren an der Tafel zu haben. In unseren gemäßigten Klimaten mache man sich dann, mit Vermeidung der ermattenden Mittagshitze, mäßige Bewegung, besuche seine Freunde, oder, wie Bayle, die „Marionetten". — es gibt keine bessere Zerstreuung. Man ruhe mindestens zwei Stunden von geistiger Arbeit; an diese gehe man nicht eher wieder, als bis die Verdauung beendigt scheint. Man nehme zwischen fünf und sieben Uhr (a la Parisienne natürlich) ein solides Diner ein, regle überhaupt seine Speisestunden so viel als möglich. Abends arbeite man nicht länger, als drei bis vier Stunden, je nach der Zeit des Diners; reservire für diese Stunden, so viel als möglich, jede anziehende Lektüre oder passive Forschung, um sich einen um so unmittelbareren und ruhigeren Schlaf zu bereiten; denn die produktive geistige Arbeit steigt zu Kopf, wie man zu sagen pflegt, und echauffirt, weßhalb sie bis in den Schlaf verfolgt und unruhiges Träumen und Alpdrücken verursacht. Man treibe das Studium überhaupt nicht bis zu äußerster Ermüdung; diese wirkt nicht bloß auf den Geist, sondern auch auf die Arbeit nachtheilig. Man wechsle oft ab mit seinen Arbeiten und Forschungen, denn aus dem traurigen Einerlei erwächst nicht bloß die Langeweile, sondern auch das Uebel. Man unterbreche sich von Zeit zu Zeit einige Augenblicke, fahre mit einer in kaltes Wasser getauchten Bürste über Kopf und Haut, was gleichzeitig erfrischend und für die Augen sehr wohlthätig ist. Man überwache alle als krankhaft erkannten Anlagen und wo irgend ein Leiden sich herausstellt, frage man einen erfahrenen Arzt, welcher vor allen Dingen auch weiß, mit welcher Rücksicht und Vorsicht, diejenigen behandelt werden müssen, deren Organe geschwächt sind, bevor sie erkranken. Endlich und vor allen Dingen widme man sich nicht zu gleicher Zeit allen möglichen Studien, Vergnügungen und guten Mahlzeiten; der Organismus würde so vielen Anstürmungen auf einmal nicht langen Widerstand leisten können."

Man hat dieser Tage in der Druckerei von Lepelletier in Havre Versuche mit einer neuerfundenen Druckerpresse des nordamerikanischen Ingenieurs J. C. Wiltinson gemacht. Auf der Presse wird Papier ohne Ende gebraucht und sie druckt in einer Stunde 20,000 Exemplare Journale des größten Formats, hat dabei einen Mechanismus, um die Exemplare zu zählen, abzuschneiden und zu falzen.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 241 Mittwoch, 9. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

Wie das Schiff dem Arenberge näher kam, zog ein leichter Schatten über Gebhards Stirne. Er biß die Lippen zusammen, und führte das Steuer mit gesteigerter Vorsicht. Plötzlich hielt der alte Carli in der strengen Arbeit inne, sich zum Steuermann zurückwendend.

„Siehst Du den dunklen Strich dort gegen Bauen hinauf?“ frug er, nach dem jenseitigen Ufer hinüberweisend, wo das Wasser eine Strecke weit wirklich ganz dunkel erschien; nur da und dort zog es wie weiße Strahlen darüber hin. „Läuft der Föhn dort schon heraus?“

„Ja es ist der Föhn!“ erwiderte Indergand, „ich sehe ihm schon eine Weile zu. Er verläuft sich aber wohl gegen Bauen und wir kommen doch durch.“

„Frisch angegriffen, Bursche“ — schrie der Schiffer die beiden Jungen an. — „In Brunnen könnt ihr dann ausruhen. Bei der Nase des Aren wird's wohl einen Windstoß absetzen; dort zieht's und bläst's ja bei den ruhigsten Tagen.“

Der Schiffer hatte sich nicht geirrt. Der Aren, der den Bergkessel des Iklüeler See's durch seinen vorgeschobenen Fuß beinahe abschließt, bildet die Ecke, um welche man in den sogenannten innern See einbiegt und ist, wie jede Ecke, immer am meisten dem Winde ausgesetzt. Mit Geschick lenkte aber der junge Mann bei der gefährlichen Stelle vorüber und bekam dafür von Seite des Seelisberger ein anerkennendes Brummen, das wohl zu andern Zeiten in ein freudiges Jauchzen übergegangen wäre; jetzt aber wurde die Aufmerksamkeit des Alten zu sehr von den Erscheinungen ringsum in Anspruch genommen. Zwischen tief eingeschnittenen Bergwänden, die zu beiden Seiten beinahe senkrecht abfallen, lieg der schmale Arm des innern See's. Dunkelblau und zum Theil noch glatt dehnte sich die Wasserfläche aus; nur auf der linken Seite ließen ungeduldige Wellen dahin und warfen ihren Schaum an die nackten Felsen. Mit einem raschen Kennerblick überlief der Seelisberger Carli das Bild, das sich mit jedem Ruderschlage weit aufrollte. Als sie endlich den Fuß des Aren ganz umfahren, wandte er sich wieder zu Gebhard.

Was sagst dazu? Ganz ungeschoren kommen wir nicht durch. Doch unser Nauen ist ja gut gebaut und umkehren wäre schmählich. Hab' schon manche Föhnwelle durchschifft!“ — setzte er hinzu, wie um sich selbst zu beschwichtigen. Indergand schien ihn nicht zu hören. Unverwandt über den Alten hinweg nach dem Vordertheil des Schiffes schauend, wich er dem Blick des Meisters aus. Ihm graute wohl vor der Verantwortlichkeit! Aber noch hastete Carli's Auge auf seinem Gesicht, als schreckte ihn plötzlich die finstere Ruhe, die darüber ausgebreitet lag, und da der junge Mann immer noch durch keine Silbe, keinen Blick seine innere Stimmung verrieth, frug er ihn barsch an:

„Na, was denkst Du, Indergand?“

„Willst Du umkehren?“ — frug dieser entgegen.

„Bah!“ — meinte der Alte und schüttelte unmuthig den Kopf, — „mit Gott kommen wir schon durch.“

Indergand blickte ihn scharf an. „So zieht 's Segel auf,“ — sprach er nach kurzem Zögern, — „'s ist an der Zeit.“

„Teufel, was der Bursche Courage hat!“ — rief der Alte. — „Dem sieht man die Jugend an und das heiße Blut! Hörst Du auch, wie der Föhn schon in den Bergen brüllt? Das wird mal was abiehen und zahm wird's nicht seyn.“

„D'rum müssen wir vorwärts und schnell!“ — entgegnete Gebhard. — „Stehst Du beim Segel, Carli, und ich am Steuer, wird's doch, weiß Gott, so schlimm nicht gehen.“

„Hast Recht, Bursche, kennen den Föhn, Du und ich,“ — meinte der Alte, sich muthig aufrichtend.

Unterdeß tobt und brüllt der Föhn in den zerklüftetsten Bergen immer lauter, gleich wild angeschwollenen Bächen, die vom Fels sich stürzen. Schon zieht der erste Windstoß über die Seefläche und treibt eine breite Welle vor sich her.

Das Wasser beugt und erhebt sich schwer und allgemach furchen tiefe Grundwellen den See. Mit wachsamem Auge beobachtet Gebhard Himmel und See. Ihm entgeht nichts und das Ruder hält er fest. Ist's ihm doch schier Lust, wieder einmal mit den Elementen

zu kämpfen, wäre nur nicht dieser leise Druck in seiner Brust, dieser Rückgedanke, diese Qual.

„Alle Wetter! was zieht ihr das Segel so hoch hinauf, ihr Blitzbuben," schrie plötzlich der Seelisberger die beiden Jungen an, die am Segel beschäftigt waren. — „Seyd Ihr von Sinnen? Herunter mit dem Segel, sag ich Euch, wohl um zwei Ellen. Herr Gott, bei solchem Föhn! das hieße ja stracks in den Grund segeln. Seht Ihrs denn nicht, daß, wenn der Wind mit solcher Wuth da oben hineinbläst, der Vordertheil des Nauens sich ins Wasser senken muß? Schreibt Euch das hinter die Ohren, ihr Dummköpfe!" — Die Jungen beeilten sich, der Weisung des Meisters nachzukommen. Da es aber nach seiner Meinung langsam und ungeschickt genug dabei zuging, lief es nicht ohne ein paar derbe „Donnerwetter" von seiner Seite ab. Endlich blähete sich das Segel und wie ein Vogel schoß der Nauen dahin; denn mit jeder Minute wuchs jetzt die Heftigkeit des Föhnes. Mit rasender Eile fegte er über den eingemauerten Seearm und heißer und trockner wurde die Luft, als käme der Wind geradezu aus den afrikanischen Steppen, ohne vorerst die hohen Alpenketten passirt zu haben. Das Wasser schlug an die Ufer, wie um die Berge in ihren Grundfesten zu erschüttern. Immer höher und höher sprützte es an die Felsen empor, so daß es am Ende schien, ein weißer Nebeldunst oder eine Wolke aufgewirbelten Staubes ziehe an den Ufern dahin. Und auf diesen aufgewühlten, tobenden See lächelte die Sonne in vollem Glanze hernieder und ein Himmel spannte sich darüber, dunkelblau und still und friedlich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, kann sich's kaum vorstellen. Dieser Kontrast von Harmonie und Ruhe mit dieser Aufregung der Elemente ist so ganz eigenthümlich. Man weiß nicht, ist die lächelnde Ruhe da oben Ironie, oder muß man in ihr das Bild der Gottheit erkennen, die hoch über dem wechselvollen, stürmischen Erdboden in unwandelbarer Glückseligkeit thront.

Schon hatten unsere kühnen Segler bei der Tellskapelle glücklich vorübergesteuert. Unverdrossen stand Indergand an seinem Ruder; die ganze Energie seines Charakters entwickelte sich, und seine Kraft schien mit der Gefahr, schien mit jeder neu sich thürmenden Woge zu wachsen.

„Bravo, Indergand! hast gute Augen und Mark im Arm; vermöcht's nicht wie Du!" — rief da wohl der Seelisberger, der, nebenbei gesagt, die Sprache nie verlor. Gewohnt Tag für Tag auf diesem schwankenden Elemente zu schiffen, hatte er sich mit seinen Gefahren und Schrecken vertraut gemacht und sich mit Ruhe und Gleichmuth gegen sie gewappnet. Schweigen that er nie, auch nie im ärgsten Sturmgeheul; das war so seine Natur. Vielleicht lag's hauptsächlich in seinem kindlich einfachen, friedlichen Gemüthe. Gebhard dagegen redete kein Wort, es sey denn ein kurzer, scharfer Befehl.

Die Aufregung, die sein Inneres so mächtig ergriffen, glühete kaum in seinen seinen Röthe auf seinen Wangen, sonst kein verrätherisches Zeichen. Sogar das Auge schaute beinahe kalt, als gehörte es bloß der Außenwelt an. Nur als die erste große Welle ihren Schaum in den Nauen eingeworfen und der Carli gemeint, jetzt werde es angehen mit dem Buben, er werde mit dem Sturm um die Wette heulen — nur da hatte sich Gebhard rasch über den keinen Marien gebeugt, und aus seinem Auge zuckte ein heller Blick, als hätte ihn der jähe Schreck um seinen Knaben erfaßt. Muthwillig schüttelte aber der kleine den Kopf. An Furcht dachte er nicht; er schaute auf die Wellen, wie sie sich thürmten, höhlten, überstürzten; er schaute zu dem blauen Himmel auf und konnte nirgends die Gefahr entdecken. Schien ihm doch Alles nur Spiel und Tanz und sein einziger Kummer war, daß ihn der Vater so fest an seinen Sitz gebunden.

Als sich das Schiff dem Rütli, jener einsamen grünen Matte am See näherte, konnte man beobachten, wie von Norden her die Atmosphäre sich allmälig zu verdichten begann. Die Schiffer, gewohnt, auf jede Erscheinung genau zu merken — denn auf einem See, der so viele Krümmungen macht, auf welchen von allen Richtungen her Thäler einmünden und der Wind daher alle Augenblicke herum springen kann, heißt es scharf aufpassen — unsere Schiffer hatten die Veränderung in der Atmosphäre gleich beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Als aber der das Wort führende Buchhändlersgehülfe, welcher immer mehr in Zug kam, in dem Raisonnement über seine Prinzipalin gar nicht nachlassen wollte, da übermannte endlich der Zorn den Schulmeister und, alle Rücksichten bei Seite setzend, rückte er näher zu den jungen Herren hin und sagte mit ziemlich lauter Stimme: „Wir auf dem Lande waren immer des Glaubens, daß die Residenz der Sitz der feinen Sitte sey; in der Nähe besehen nimmt sich aber die Sache ganz anders aus; oder gehört es vielleicht zu dem sogenannten guten Tone, von Abwesenden Böses zu reden? Bei uns heißt es: weß Brod ich eß', deß Lied ich sing'; da unten scheint eine andere Mode zu herrschen: man schimpft ohne Scheu und Zurückhaltung über seinen Brodherrn und dessen Angehörige. Ei, ei, ei! was ist das für treffliche Weise!"

Die Jünger im Dienste Merkurs sahen den Mann

groß an, der eigentlich vom Tadel Getroffene drückte seinen Zwicker in's Auge und musterte ihn wiederholt von oben bis unten.

„Ich muß mir diesen Sittenprediger, diesen Lehrer der guten Lebensart genau betrachten," bemerkte er lachend gegen seine Gesellschaft, „um ihn gleich wieder zu erkennen, wenn ich ihm wieder begegnen sollte. Er reist gewiß in die Stadt, um darin Unterricht zu ertheilen und könnten wir ihn vielleicht mit Empfehlungen versehen. Wenn Er von Andern keine größere Belohnung für Seine Unterweisungen fordert, als von uns," fuhr er dann, an den Schulmeister sich wendend, fort, „so kann Er auf zahlreiche Schüler rechnen, denen Er wie uns ein Gegenstand des Gespöttes werden und von denen Er für Seine Anmaßung und Seinen Vorwitz Hohn und Verachtung eintauschen kann."

Eben wollte der also Gescholtene den Mund zur Gegenrede öffnen, als der Ruf: „Cannstatt" ein solches Drängen und Wogen der Aus- und Einsteigenden veranlaßte, daß die im Wortwechsel Begriffenen dadurch von einander getrennt wurden; in den paar Minuten aber, welche verstrichen, bis die neuen Ankömmlinge sich einen Platz ausgemittelt und in Besitz genommen hatten, hatte der Schulmeister wieder so viel Ruhe und Selbstbeherrschung gefunden, daß er wohl einsah, wie nutzlos und thöricht es wäre, den Streit fortzusetzen. Doch behielten sich beide Parteien stets im Auge, und mit einiger Unruhe nahm der Buchhändlergehülfe wahr, daß sein Gegner fleißig nach der zweiten Wagenklasse hinüberspähte, als suche er den Platz eines — und jener hatte leicht vermuthen welches — ihrer Insassen zu ermitteln. Er sprach daher leise einige Worte zu seinen Freunden, in Folge deren sich dieselben, als der Zug in den Bahnhof zu Stuttgart einfuhr, mit Macht zur Thüre des Wagens hindrängten und selbst sehr langsam und bedächtig aussteigend, die übrigen Reisenden und mit ihnen auch den Schulmeister hinderten, so schnell als sie es wünschten, aus dem Wagen zu kommen. Umsonst suchte dieser nachher durch sofortige größere Eile das Versäumte nachzuholen; als er aus dem Bahnhof trat, hatte die elegante Dame bereits eine Droschke genommen und fuhr mit ihren Kindern und ihrem Mädchen eben rasch davon. Während ihr der Schulmeister verdrießlich nachblickte, gingen die jungen Herrn mit kindischem Triumphe und höhnendem Lächeln an ihm vorüber; er aber sprach, gerade dadurch gleichmüthiger werdend, ruhig zu sich selbst: „So bleibt es denn beim alten Plane: heute wird nichts mehr unternommen, ich werde morgen Zeit genug zur Besorgung meiner Geschäfte haben." Gemächlichen Schrittes ging er der Denniger'schen Brauerei zu.

2.

Schon in den frühesten Stunden des andern Tages ging es in dem Hause des Buchhändlers Nordau sehr lebhaft her. Nicht nur sämmtliche männlichen und weiblichen Dienstboten des Hauses — Bediente, Packer und Ausläufer, Kammer-, Stuben- und Küchenmädchen — sondern auch viele andere Leute, besonders mancherlei Handwerker, waren mit allem Eifer beschäftigt, das Haus von oben bis unten recht sauber und blank zu scheuern und prachtvoll auszuschmücken. Sowohl aus dem eigenen, als aus den verschiedenen Gärten der Handelsgärtner wurden Blumentöpfe jeder Größe geholt, um sie in doppelter Reihe auf den Treppen und in dem Korridor aufzustellen, die Wände aller Zimmer, besonders des reich möblirten Salons, wurden mit Festons von Blumen und grünen Zweigen behangen, Spiel- und Speisetische hergerichtet und mit zahlreichen silbernen Leuchtern besetzt, Teller, Schüsseln und Platten, Flaschen und Gläser zusammengetragen, kurz es war ein Treiben und Jagen in allen Ecken und Enden des Hauses, wie da, wo großartige Vorbereitungen zu einem glänzenden Feste getroffen werden. In der That gab Herr Nordau an diesem Tage aus Veranlassung der gewöhnlich im Juni stattfindenden Versammlung süddeutscher Buchhändler ein brillantes Souper und hatte dießmal seinen Leuten besondere Anweisungen ertheilt, es an nichts dabei fehlen zu lassen. Behufs der Oberleitung der erforderlichen Zurüstungen und um bei der Gesellschaft selbst die Honneurs zu machen, war die Frau des Hauses von ihrem Landaufenthalt in Untertürkheim auf einige Tage in die Stadt zurückgekehrt. Indessen war sie in so früher Stunde noch nicht sichtbar und es trieben Dienstboten, Aushelfer und Handwerksleute ihr Wesen nach eigenem Gutdünken.

Auch als bei schon weiter vorgerückter Tageszeit ein halb städtisch, halb bäuerisch gekleideter Mann — der von gestern her uns bekannte Schulmeister, nachdem er zu wiederholten Malen vergeblich nach dem Herrn des Hauses gefragt und den Bescheid erhalten hatte, daß derselbe mit einigen Fremden einen Spaziergang nach Cannstatt gemacht — die Frau zu sprechen verlangte, wurde derselbe mit dem Bedeuten abgewiesen, daß sich diese noch in ihrem Schlafzimmer, vielleicht noch im Bette befinde. Kopfschüttelnd ging der an frühes Aufstehen und zeitiges An-die-Arbeit-gehen gewöhnte Schulmeister von dannen, um nach einigen Stunden nochmals vorzusprechen und seinen Wunsch, zu dem Herrn oder der Frau des Hauses geführt zu werden, zu erkennen zu geben. Er wurde wieder abgewiesen. Der Herr, hieß es, bringe den Vormittag bei jenen Fremden zu, mit welchen er in der Frühe ausgegangen, er werde auch mit ihnen im Gasthofe zu Mittag speisen, die Frau aber könne heute Niemanden vorlassen, da sie erst auf den Abend vor dem Empfange ihrer Gäste Toilette zu machen die Absicht habe.

Der Schulmeister begann ungeduldig zu werden. „Mich," meinte er, „wird die Frau wohl in die Stube lassen können, wenn sie auch nicht ihre Prachtkleider angelegt hat. Geh' Sie hinein," fuhr er, an die Magd,

welche ihm die erwähnte Auskunft gegeben hatte, sich wendend, fort, „und sage Sie Ihrer Frau, der Vetter von Ottersswang sey da und habe über eine Angelegenheit zu sprechen, die er nicht mehr länger verschieben könne, weil er bald wieder abzureisen gedenke."

Es war in der That der Vetter oder richtiger der Oheim des Buchhändlers Nordan, welcher jetzt in dessen Antichambre stand und schon mehrmals vergeblich zu ihm zu gelangen versucht hatte. Während die Magd ihn nun in seiner Eigenschaft als Verwandten bei ihrer Herrin anmeldet, wollen wir einige Aufklärung über die Art der Verwandtschaft zwischen dem schlichten Dorfschulmeister und dem auf ziemlich großem Fuße lebenden Buchhändler zu geben uns angelegen seyn lassen. Beide stammten von einem ehemaligen Korporale der deutschen Reichsarmee, welcher, nachdem er bei der Erstürmung von Schabacz schwer verwundet und dadurch dienstuntüchtig geworden, nach seiner Heimath Oberschwaben zurückkehrte, und den Pallasch mit dem Schulscepter vertauschend, das von den Vätern seiner Ortsgemeinde in Anbetracht seiner guten Kenntnisse im Schreiben und Lesen ihm anvertraute Amt eines Kinderhirten und Lehrers annahm und dessen Funktionen mit allem Eifer oblag. Auch das Amt that seine Schuldigkeit ihm gegenüber: es ward nämlich, alle zufälligen Nebeneinkünfte mit eingerechnet, einen solchen Ertrag ab, daß der zum General en chef in seiner Schule avancirte Korporal, der durch die schmerzlichen Folgen seiner Wunden und die sorgsame Pflege, die sie heischten, gar oft an die Wahrheit des Sprüches: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, gemahnt wurde, daran denken durfte, sich nach einer Gehülfin umzusehen. Er fand eine solche in einem zwar armen, aber sehr sittsamen, fleißigen und sparsamen Mädchen, und die beiden Ehelente brachten es mittelst schönen, nie gestörten Zusammenwirkens dahin, daß sie nicht nur einen sehr achtbaren Haushalt zu führen, sondern auch im Verlaufe der Jahre ihre beiden Söhne — die einzigen Kinder, welche sie hatten — in die Klosterschule nach Munderkingen zu schicken vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[„Hülfsfrauenschaft".] Während die spezifischen Volkswirthe bis jetzt ihre Haupttätigkeit auf die Begründung von gegenseitigen Darlehenskassen, den sogenannten Volksbanken, von Rohstoff- und Konsumvereinen richten, wird in rein praktischen Kreisen eine Organisation der Arbeit versucht, die, wenn auch nicht auf den Prinzipien der Gegenseitigkeit beruhend, nicht weniger nutzbringend und umgestaltend auf unsere sozialen Verhältnisse einwirken muß. Eine Frau in Hamburg, Marie Osterloh, ist auf den Gedanken gefallen, nach dem Muster der bereits in vielen Städten bestehenden Instituten von Dienstmännern, Hülfsmännern, vereinigten Arbeitern ꝛc. ein neues zu gründen, welches auf Aushülfe im weiblichen Geschäftsdepartement berechnet ist und als etwas Praktisches und Zeitgemäßes Empfehlung und Beförderung verdient, nämlich eine Hülfsfrauenschaft, welche für jede Art weiblicher Arbeiten in und außer dem Hause auf halbe, ganze und selbst auf mehrere Stunden und Tage Dienste vermitteln soll. In dem und vorliegenden gedruckten Plan sind die Geschäfte, denen das Institut gewidmet, einzeln aufgezählt, und finden wir darunter neben Botenwegen und Bestellungen alle Arten Küchenarbeit, Waschen, Fegen, aber auch Kinderwarten, Krankenpflege, Aushülfe bei Garten- und Fabrikarbeit. Die Taxe ist verhältnißmäßig billig: ein Weg in der Stadt 1 Sch. (nicht ganz 3 kr.), nach den Vorstädten und nach Altona 2 Sch. (5¼ kr.) u. s. w.; Kinder- und Krankenwartung ½ Stunde 1½ Sch., über ½ bis zur ganzen Stunde 3 Sch., 5 Stunden 12 Sch. und so im Verhältniß für 2, 3 und 4 Stunden. Für halbe und ganze Tage oder für tägliche Beschäftigung zu gewissen Stunden ist vorher im Bureau Rücksprache zu nennen. Ohne Zweifel wird die neue Einrichtung den Hausfrauen außerordentlich willkommen seyn. Möge sie denn durch fleißige Benutzung verdiente Aufmunterung und Anerkennung finden!

Bei einer sogenannten „telegraphischen Abendunterhaltung", welche kürzlich in Manchester stattfand, war den zahlreich Geladenen ein Ueberblick sämmtlicher Telegraphenapparate vom einfachsten und ältesten bis zu den verwickeltsten und neuesten geboten. Vermittelst der Varley'schen Instrumente wurde vom Saal aus direkt mit St. Petersburg und anderen entlegenen Punkten des Kontinents, schließlich auch mit dem Prinz-Gemahl in Balmoral korrespondirt. Um 8¾ ward in St. Petersburg angefragt wie das Wetter dort beschaffen sey. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie lautete: „Wetter prächtvoll. Abgangszeit der Antwortdepesche 10 Uhr 50 Minuten." Die einzelnen Apparate wurden von Herrn Grove, Professor Wheatstone, Sir Charles Bright und anderen auf dem Gebiet der Telegraphie bekannten Herren erklärt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 238:
Lippen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandschen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 242 Donnerstag, 10. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

„Seht ihr, wie's dünner wird?“ frug der Seelisberger. — „Da ist bei Gott die Bise im Anzuge.“

Einen Moment späheten Alle übers Wasser hinweg und hinauf zum Himmel und ein banges Gefühl malte sich auf allen Gesichtern; selbst auf Indergands Wangen wurde die Röthe um einen Ton tiefer.

„Wenn der Föhn „darhält“ und die Bise in die Höhe treibt, so daß sie über ihn wegzieht, ist's schon noch durchzukommen,“ meinte er, „fällt aber die Bise in's Wasser, dann gnads Gott!“

Der alte Carli schüttelte den Kopf. — „Ja dann gnads Gott!“ — Plötzlich wandte er sich gegen den Seelisberg, der über dem Rütli senkrecht empor steigt und von dessen Höhe die weißgetünchten Mauern einer Kapelle — Maria Sonnenberg — freundlich winken. Mit der Hand grüßte der Alte hinauf. — „Hilf, Maria, hilf!“ rief er, und sein Auge sah mit kindlichem Vertrauen in die Höhe, aber nur einen Moment — dann schweifte es wieder über die schroffen Hänge des Berges herab und zu Indergand zurück. Zu berathen gab's nicht viel; denn für den Augenblick war weiter nichts zu thun, als mit vollen Segeln Brunnen zuzufahren. Der freiern Aussichten wegen ging der Seelisberger Carli zum vordern Ruder. „Vorwärts in Gottes Namen!“ schrie er und machte ein Kreuz über die Stirne, Mund und Brust. Die Andern machten's ihm nach; im Takte fielen die Ruder ins Wasser und dahin ging's mit frischem Muthe.

Schon war es Abend geworden. Der Seelisberg warf einen gigantischen Schatten über See und drüben an der Frohnalp floß die Sonnenbeleuchtung immer weiter an die Kuppel hinauf. Da schimmerten endlich in geringer Entfernung die weißen Häuser von Brunnen und schimmerten rettend herüber; aber beinahe zur gleichen Zeit tönte es vom vordern Ruder her: „Die weißen Schäfchen, die weißen Schäfchen! Seht Ihr sie dort auf dem äußern See?“ — Es waren da die schaumgekrönten Wellen, die der Nordwind vor sich her trieb. Wie eine Schreckensbotschaft drang der Ruf des alten Schiffers zu den Ohren seiner Kameraden. Was sie befürchtet, war geschehen, der Föhn hatte die Bise in die Tiefe getrieben, und dieser also niedergedrückte Wind wird meistens zum Sturm, der dann mit verdoppelter Kraft über den Thalgrund des See's daher rast. Solche Stürme sind der Schrecken der See- und Berggegenden und wer den Vierwaldstättersee in seiner Ruhe, bei friedlichen, klaren Tagen gesehen, wer seine wechselnden, wildromantischen und wieder so lachenden Gestade bewundert, mag auch einen Blick auf jene verwüsteten Uferhänge richten, wo ganze Reihen Bäume, vom Sturme gemäht, darniederliegen, und mag bedenken, wie manch Menschenherz dabei erzittert, wie manch Leben auf dem Spiele gestanden! Unsere Schiffer kannten gar wohl alle Gefahren eines solchen Sturmes. Sie sahen die „weißen Schäflein“ von dem Seearm, der sich Brunnen gegenüber öffnet, in wilder Eile heranbrausen und waren überzeugt, daß in weniger als einer Viertelstunde die zwei Winde sich begegnen würden; aber noch hofften sie Brunnen zu erreichen, ehe die Bise sie eingeholt. Noch einmal tönte das: „Vorwärts in Gottes Namen!“ und wieder fielen die Ruder ins Wasser und das Schiff flog über die Wellen, doch nach kaum sieben Minuten, da, als es auf der Höhe des See's angelangt, schwankte plötzlich das Segel auf die andere Seite, schlug dann gegen den Segelbaum und eine Sekunde hernach hing es schlaff und unbeweglich herab. Ein plötzliche Windstille war eingetreten, bange, athemlos. Statt der heißen Luft strich es kühl über die Gesichter der Schiffsleute; ob ihren Häuptern, droben in der Höhe hatte der Kampf zwischen den zwei feindlichen Winden schon begonnen. Da toste und raste es über die Felsen und Wälder dahin; man hörte die Bäume knicken und ein Echo gab's hundertfach, das wie schwerer Kanonendonner durch die Berge hallte. Nach der ersten Sekunde bangen Schreckens ermannten sich die Schiffsleute.

„Auf, Jungen!“ kommandirte der Seelisberger, „jetzt gilt's Ernst. Herunter mit dem Segel! Greift an! — So — und jetzt den Segelbaum niedergelassen; denn Alles ist jetzt nichts mehr nutz.“

Wie im Fluge wurde den Befehlen des Alten Folge geleistet; er selber legte Hand an mit jugendlicher Kraft.

„Jetzt sehe sich ein Jeder vor, was er zu seiner Rettung brauchen könnte, falls uns was Menschliches

begegnet. Vor Allem aber betet ein kräftig Vaterunser, Bursche, das hilft in Noth und Tod!"

Gebhard hatte sich über seinen Knaben gebeugt, ihn leidenschaftlich an sich drückend.

„Vater, warum gehen wir nicht lieber heim zur Mutter?" frug der Kleine und hung sich mit wachsender Aengstlichkeit an den Vater. Wie schneidender Hohn klang das durch Gebhards Seele. Er sah zugleich das drohende Verderben, beten konnte er aber nicht. Der leise Druck in seiner Brust war zur ungeheuern Last geworden; er konnte sie nicht von sich wälzen und auch nicht zu Gott dem Allbarmherzigen aufschauen; sein unversöhntes Herz stand dazwischen. Da faßte er krampfhaft sein Ruder und blickte so trotzig nach den „weißen Schäflein" hinaus, als wollte er ihnen sagen: wenn ich es will, müßt ihr Euch schmiegen!

Wie der Segelbaum niedergelegt, stürmte die Bise auch schon in einzelnen Windstößen daher. Mit Wuth peitschte sie die Wellen und trieb diese über die breiten Grundwellen, die der Föhn aufgewühlt, zurück. Da gab's eine Brandung wie auf dem Meere. Die friedlichen Schäflein aus der Ferne waren längst zu heulenden und tobenden Wasserbergen geworden, die, wenn das Schiff in die Vertiefung der Grundwellen gerieht, darüber hinstürzten und es zu begraben schieneu. Vergebens bot die Schiffsmannschaft alle Kräfte auf; mit jedem Ruderschlage wuchs der Sturm und trieb das Schiff dem jenseitigen Ufer zu.

„Jetzt geht's ans Leben!" sprach da endlich der Seelisberger. „Landungsplatz ist keiner weit und breit. Unser Nauen füllt sich mit Wasser und dort drüben dräut der Mythenstein, als müßten wir an ihm zerschellen. Macht Reu und Leid, Bursche, es ist an der Zeit."

Unterdessen hatten sich drüben am Gestade von Brunnen Schiffleute und anderes Volk gesammelt. Vom Nauen aus konnte man deutlich die Bewegung sehen, die unter der Menge herrschte.

„Binden sie nicht drüben ein Schiff los?" frug der Alte.

„Ja," entgegnete Jndergand, — „und das größte."

„Daran thun sie wahrhaftig gut!" meinte der Carli.

„Jetzt ziehen sie die Segel auf! sie kommen uns zu Hülfe."

„Werden's nicht besser haben als wir!" — murrte der Seelisberger.

Immer drohender ragte der Mythenstein, eine einsame, graue Felspyramide kaum einige Klafter vom jenseitigen Ufer entfernt, aus den brandenden Wassern empor und immer heftiger und unregelmäßiger wurden die Windstöße. Große Fichten- und Tannenstämme kamen mit den Wellen hergerollt und der Wind spielte mit ihnen wie mit Spähnen. Gebhard hatte seinen Knaben losgebunden; denn wie lange das Schiff widerstehen würde, wußte man nicht. Jm Herzen des Kleinen hatte die Angst allgemach überhand genommen, und wie er so die Kniee des Vaters immer enger umklammerte, konnte ihm Gebhard den wachsenden Schreck nachfühlen und er selbst hätte seine Qual auch ausschreien mögen mit den Elementen um die Wette.

„Der Fichtenstamm!" hallte es plötzlich wie aus einem Munde. „Jndergand jetzt thu' Uebermenschliches, sonst ist's vorbei mit uns!" schrie der Seelisberger, — „Herrgott sey unsern Seelen gnädig!"

Jndergand holte weit aus, dem Schiffe eine rasche Wendung zu geben. Jede Muskel seines Körpers dehnte sich in übermäßiger Anstrengung; aber wie ein Pfeil schoß der riesige Stamm daher. Das Steuerruder brach krachend entzwei und widerstandlos stürzte Gebhard vorwärts in das Schiff hinein. Da faßten Sturm und Wellen das steuerlose Schiff, trieben es rasch herum und ehe der Steuermann sich wieder aufgerafft, schlug ein Wasserberg an die Seite des Nauen, hob ihn hoch empor auf seinen Rücken und schleuderte ihn wieder in die Tiefe. Ein kurzer und gellender Angstruf ringt sich durch das Heulen des Sturmes zum Himmel empor, dann ist der Nauen verfunken und über ihn spülten die Wellen dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Jndessen sah der Schulmeister-Korporal wohl ein, daß er auch bei der enormsten Sparsamkeit den Aufwand für die Fortsetzung der Studien seiner Söhne nicht aufbringen könne, und er dachte daher darauf, sie anderweitigen ehrbaren Lebensberufen zuzuführen. Durch die Empfehlung des Prälaten von Murnderkingen, der die Oberaufsicht über die Klosterschule führte und die beiden aufgeweckten, fleißigen Knaben lieb gewonnen hatte, gelang es ihm, den ältesten in einer Buchhandlung in Ellwangen in der Eigenschaft als Ausläufer und Lehrling unterzubringen. Den jüngern behielt er noch einige Zeit bei sich, um ihm in der Aushülfe, die er ihm sehr oft in seiner Schule leisten mußte, frühzeitig Gelegenheit zur praktischen Ausübung des docendo discimus zu geben; dann ließ er ihn als Präparanden bei einem Amtsbruder in Ravensburg eintreten, von wo er nach mehrjährigem wohlbenützten Aufenthalte in das elterliche Haus zurückkehrte, bestimmt, zunächst Adjunkt, später Nachfolger seines Vaters zu werden.

Während so der eine Bruder in gerader Richtung und auf kurzem Wege dem Hafen zusegelte, in welchen er einlaufen sollte, wurde der andere auf seiner Fahrt

viel hin- und hergeworfen: er servirte nach Beendigung seiner Lehrzeit in Nördlingen, Augsburg, München und Wien. Doch gelang es auch ihm endlich, unter günstigen Umständen den eigenen Herd zu errichten und bei dem Aufschwunge, den der Buchhandel in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Stuttgart nahm, ein Sortimentsgeschäft dort zu gründen. Die Etablirung und Verheirathung seines ältern Sohnes war die letzte Freude, die dem immer mehr kränkelnden Vater beschert war, bald darauf wurde er zu der Fahne einberufen, der wir Alle früher oder später folgen müssen und sein jüngerer Sohn ward ohne Widerrede in alle Pflichten und Rechte seines Amtes eingesetzt.

Die beiden Brüder liebten einander — trotz ihres äußerst seltenen und stets nur sehr kurzen Beisammenseyns seit ihrer frühen Jugend und trotz des nicht besonders lebhaften brieflichen Verkehrs zwischen ihnen, ein Verkehr, der nach dem Tod des Vaters noch schwächer wurde — mit aufrichtiger geschwisterlicher Liebe; beide hatten ächte Schwabenherzen und Schwabennaturen — sie machten nicht viel Gerede von ihren Gefühlen und Empfindungen, aber sie wahrten dieselben treu und warm in ihrer Brust. Als daher dem ältern Bruder ein Sohn geboren wurde, setzte er es dem hartnäckigen Widerstande seiner Gattin gegenüber, der als einer geborenen, ziemlich hoffärtigen Residenzlerin ein halbbäuerischer Gevatter gar nicht gefallen wollte, durch, daß die Pathenstelle seinem Bruder übertragen wurde. Dieser scheute auch die zu jener Zeit weite und kostspielige Reise nicht, um sich dieser ihm lieben und erfreulichen Ehrenverrichtung zu unterziehen. Seitdem war er nicht mehr in der Hauptstadt gewesen. Er hatte zwar im Jubel des Taufschmauses feierlichst versprochen, zur Hochzeit seines Pathchens wieder zu kommen, und er hätte sein Wort um so gewissenhafter gehalten, als sein Bruder in dem langen Zwischenraume zwischen dem einen und dem andern Familienfeste das Zeitliche gesegnet hatte und er sich somit berufen gefühlt hätte, Vaterstelle bei seinem Neffen zu vertreten; allein jene Hochzeit fand in Berlin, der Heimath der Braut, statt und über die Gränzen des engern Vaterlandes hinaus, glaubte er, gehe seine Verbindlichkeit keineswegs.

Auch war seine Gegenwart gar nicht gewünscht worden. Indessen hatte er doch Gelegenheit gehabt, das junge Paar kennen zu lernen. Dasselbe hatte seine Hochzeitsreise in die Schweiz gemacht und auf dem Rückwege über den Bodensee und das schwäbische Oberland sich einige Tage bei dem Vetter aufgehalten. Hocherfreut über solchen Besuch hatte dieser zu dessen Bewirthung Alles aufgeboten, was Küche und Keller vermochten, selbst der Aufwand für mehrere besonderen Botengänge in die Oberamtsstadt, um von da sonst im Hause unbekannte Delikatessen herbeizuholen, war ihm nicht zu groß, und beim Abschiedsschmause erschien — etwas Unerhörtes in den Annalen des Dorfes — eine eigens von Ravensburg verschriebene Biscuittorte von gewaltigem Umfang auf dem Tische. Um so weniger zweifelte daher der Vetter, daß seine Aufnahme bei seinem Neffen und dessen Frau die freundlichste und zuvorkommendste seyn würde; er konnte, nachdem er sich einmal zur Reise in die Residenz entschlossen, den Augenblick des Wiedersehens kaum erwarten und es ärgerte ihn nicht wenig, daß sein eigenes Mißgeschick ihn bis daher alle Versuche zur sofortigen Herbeiführung dieses Wiedersehens vereitelt hatte. Jetzt war er entschlossen, diesem Unstern Trotz zu bieten und nicht mehr zu weichen, bis er die Erfüllung seines Wunsches erreicht.

In der That sollte diesem nun wenigstens zum Theile entsprochen werden, die Magd, welche der Frau des Hauses die Anzeige von seiner Anwesenheit gemacht hatte, kam aus deren Zimmer zurück, um ihn in dasselbe zu führen.

Indessen war sein Empfang von Seiten der Nichte ein ganz anderer, als er sich ihn gedacht hatte. Da war keine Spur von freudiger Ueberraschung, von freundlichem Entgegentreten und herzlicher, warmer Bewillkommnung; mit einem steifen Knixe und einem langgedehnten „Ei! grüß' Gott, Herr Vetter! was führt denn Sie auf einmal in die Residenz?“ ward er begrüßt und der Aufforderung, Platz zu nehmen, ging die Frage voran, ob er nicht die große lederne Tasche — er hatte wie auf der Eisenbahn und bei seinen Gängen durch die Stadt, so auch jetzt eine Art Jagdtasche, einen sog. Büchsenranzen umhängen — der Magd mit ins Vorzimmer zurückgeben wolle? Der Schulmeister verneinte mit dem Anfügen, die Tasche enthalte einen zu großen Werth, als daß er sie unter eines Anderen als unter ihrer oder ihres Mannes Obhut lassen möchte, aber auch dieser Beweis des Vertrauens, mit welchem eine captatio benevolentiae wenn auch nicht beabsichtigt, doch immerhin ausgesprochen war, wurde mit vornehmem Lächeln hingenommen und trug nichts zur Erweckung und Belebung eines innigern, verwandschaftlichen Verkehrs zwischen der Nichte und dem Oheime bei: sie fragte kurz nach seinem und der Seinigen Befinden und gab dann ihr Bedauern zu erkennen, daß er gerade zu einer Zeit zu ihnen gekommen, in der sie von dem Besuche so vieler Fremden und deren Bewirthung so sehr in Anspruch genommen seyen, daß die näheren Angehörigen nothwendig zurückstehen müßten. Ihrem Manne werde es vielleicht auf dem Nachmittag eher möglich werden, ihm einige Stunden zu widmen, er müsse ihn dann aber im Geschäfte aufsuchen, im Hause sey in den nächsten paar Tagen an eine ruhige, ernste Unterredung nicht zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnicht.

Als einst der Herr die Pflanzen
Benannt mit Namen hat,
Da kam ein kleines Blümchen,
Das schüchtern vor ihn trat.
Mein Nam' ist dem Gedächtniß,
O Schöpfer, mir entflohn'n,
Ach sage mir ihn wieder,
Ich bitt' an deinem Thron.

Der Meister spricht zum Blümchen
Mit Huld und Gnad' herab:
Wie kommt's, daß du vergessen,
Welch' Namen ich dir gab;
Du sollst nicht mehr bekommen
Den, welcher früher dein,
Und sollst auch immer bleiben,
Wie du jetzt bist so klein.

Wirst schmücken manche Kränze,
Die man der Liebe weiht,
Wirst manches Paar beglücken
In ihrer Rosenzeit;
Vergesse mir es nimmer,
So spricht er mit Gewicht:
Du sollst von nun an heißen
Zur Straf': Vergißmeinnicht!

Da schämte sich das Blümchen
Und zog sich still zurück;
In düstern Waldesgründen
Nur findet es dein Blick.
Und thust du ab es pflücken,
Schmiegt sich's an dein Gesicht
Und lispelt dir vertraulich
In's Ohr: Vergiß mein nicht!

J. Heimann.

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche aus China in Toulon angekommen sind, ist ein Chinese zu erwähnen, dem es gelungen ist, 4—5000 junge Fische wohlbehalten nach Frankreich zu bringen. Diese Fische gehören zu den beliebtesten und delikatesten Gattungen des himmlischen Reiches. Ihre lange Seereise machten sie in drei großen Wasserkrügen, in denen das Wasser nur auf jedem Anlegeplatz erneuert wurde; waren die Stationen sehr weit von einander entfernt, so zerbröckelte der Chinese einen hartgesottenen Eidotter in jeden Krug und, Dank dieser wenig substantiellen Nahrung, landete er in Frankreich, ohne einen einzigen seiner zahlreichen Pensionäre verloren zu haben. Chinese und Fische sind an den Handelsminister in Paris adressirt und wird diese neumodische Importation eine gewaltige Revolution in der seitherigen kostspieligen und komplizirten Methode der Erhaltung und Vervielfältigung der Fische hervorbringen.

Der Maschinenbauer Kienast in Berlin hat eine nach der Methode von Lenoir in Paris erfundene Maschine gebaut, welche durch die Expansionskraft einer Mischung von Leuchtgas und Luft in Bewegung gesetzt wird und ganze Maschinenwerkstätten, ähnlich wie ein Dampfmaschine, in Thätigkeit zu versetzen im Stande ist. Die „Volks-Ztg." bemerkt dazu: „Wir machen auf diese Maschine, die aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt ist, nicht bloß die Freunde der Wissenschaft, sondern auch die Gewerbetreibenden aufmerksam, da sie sowohl wegen des geringen Raumes, den sie einnimmt, als wegen der unbedeutenden Betriebskosten einen großen Vorzug vor den gewöhnlichen Dampfmaschinen hat, bei welchen der Bau des Kessels und des Schornsteins oft mehr Anlagekapital nöthig macht, als hier die ganze Maschine kostet. Die vier Pferdekraft habende Maschine des Herrn Kienast treibt in diesen Werkstätten 6 Drehbänke, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen, Pumpe, Schleifstein u. dergl. mehr, nimmt nur einen Raum von 6' Länge, 4' Breite ein und kann vermöge des Auf- und Zudrehens des Gashahnes jeden Augenblick in und außer Betrieb gesetzt werden."

In Paris hat eine junge Frau, Namens Celestine M . . . ., auf dem Boulevard des Vertus wohnhaft, nach einer beschwerlichen Niederkunft ein Mädchen geboren, das — ein moderner Janus — zwei Gesichter an seinem Kopfe hat. Sie sind einander entgegengesetzt, ohne Abnormität und von vollkommener Aehnlichkeit. Das Kind lebte nur einige Stunden, und konnte man während dieser Zeit beobachten, wie beide Gesichter dieselben Gefühle zu empfinden und auszudrücken schienen; dasselbe Geschrei schien aus beiden Mundöffnungen hervorzukommen, was trotz des Gewichtes des Kopfes auf das Vorhandenseyn eines einzigen Hirns schließen ließe. Die übrigen Theile dieses seltsamen Geschöpfes boten nichts Abnormales. Es wurde mit Erlaubniß der Mutter der Academie de medecine übergeben.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 243 Freitag, 11. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

Bald jedoch zeigte sich der Rücken des umgeworfenen Schiffes wieder über dem Wasser. Beinahe gleichzeitig tauchte Gebhard empor, seinen ohnmächtigen Knaben im Arm haltend. Behende schwamm er dem Schiffe zu und es gelang ihm nach wiederholter Anstrengung, sich sammt dem Knaben auf den Rücken des Nauen zu schwingen. Jetzt galt es aber, sich auf diesem glatten Boden festzuhalten. Mühsam bohrte Jndergand die Nägel der einen Hand in die Ritzen und Spalten, die er erreichen konnte, und klammerte sich fest, während er mit dem andern Arm seinen Knaben umschlossen hielt. Kaum der ersten Gefahr entronnen, beugte sich Gebhard über den Kleinen. — Lebte er noch, oder war ihm der Athem ausgegangen? Nein, in leisen Schlägen begann es wieder in seiner Brust zu pochen und seine Wimpern blinzten wie im Erwachen. Gebhard athmete tief auf. Einen Moment vergaß er die innere Qual und den Sturm und die Gefahr. Dann, nach allen Seiten ausspähend, suchten seine Augen nach den verunglückten Gefährten. Weit draußen entdeckte er die beiden jungen Burschе, die, an den Segelbaum sich klammernd, auf den Wellen umher trieben. Das Schiff von Brunnen hatte sich ihnen schon bedeutend genähert, so daß ihnen baldige Rettung in Aussicht stand. Aber der Seelisberger Carli? wo war der? Angstvoll schweiften Gebhards Blicke über den See. Endlich, endlich tauchte auch der Kopf des Alten über dem Wasser empor.

„Hieher, Carli, hieher!“ — rief Jndergand mit aller Kraft seiner Stimme. Der Alte horchte auf. Sein Muth schien sich zu beleben und mit erneuerter Anstrengung schwamm er dem Schiffe zu, wo er gleich seinem Gefährten ein Plätzchen fand, freilich nur ein sehr unsicheres; denn jede neue Woge, die daherrollte, drohte die Unglücklichen wegzureißen. Ihre einzige Hoffnung war das Schiff da draußen, das sich muthig durcharbeitete. Schon hatte es die zwei jungen Burschе aufgenommen und dem Nothrufe der Verunglückten war mit einem Sturm und Wellen übertönenden Hurrah geantwortet worden. Gebhards ganze Seele schien an dem schwankenden Fahrzeug zu hangen. Er blickte hinüber so sehnsüchtig, so vertrauungsvoll und wieder so dunkelglühend, so verstört. Während dem richtete der Alte seine Augen auf den Seelisberg. Von hier aus konnte man die Kapelle nicht sehen; aber hin und wieder, wenn der Wind sich auf einen Augenblick legte, dann war's, als zitterte ein leiser Glockenton des Abendsegens durch die Lüfte. Der Seelisberger horchte hinüber. Es war beinahe Verklärung, was sein altes, gefurchtes Gesicht überschimmerte.

„Ave Maria!“ rief er mit lauter Stimme, so daß es fast wie Jubel durch das Sturmgeheul erklang. „Hörst Du? sie läuten und da oben unsere Sterbeglocke.“

„Gott hilft, er muß helfen,“ entgegnete Jndergand und durch sein Auge blitzte es wild. — „Faß mich da beim Arm, Carli, wenn Du's nimmer aushältst.“

„Halt's schon eine Weile aus,“ meinte der Alte, „und muß ich dran, je nun, fürchten thu' ich den Tod nicht.“

Wie er noch redete, thürmte sich drüben das Wasser und schon ist die Woge da und fegt mit rasender Eile über den Schiffsrücken. Den Seelisberger hat es weggerissen. Eine Sekunde noch ragt sein Arm über dem Wasser empor und greift zuckend in die Lüfte. Gebhard sieht's. Jm jähen Schreck langte er nach ihm, da hat's auch ihn erfaßt und weggespült. Und vor seinen Sinnen wird es dunkle Nacht.

Als Gebhard die Augen wieder aufschlug, fand er sich in einem ärmlichen Stübchen. Rings herum stand viel Volk, das halb mitleidig, halb neugierig auf den Verunglückten herniederschaute. Es trat eine augenblickliche Stille ein, als sein Blick durch ihre Reihen schweifte. Jn diesen Augen lag so ein einsames Sichbesinnen, so eine lange Frage. Doch plötzlich schien etwas Neues die erwachenden Sinne des jungen Mannes zu überraschen. Er hob den Kopf von den Kissen, auf welche man ihn gebettet, und horchte aufmerksam. Ringsum herrschte Todtenstille; durch die offene Thüre konnte man hören, wie draußen der Sturm heulte und die erzürnten Wellen an die Seemauer schlugen. Jmmer weiter bog sich Gebhard vor, um das Geräusch deutlicher zu vernehmen. Durch seine starren Züge ging ein langsames Dämmern, dann hob er plötzlich seine rechte Hand empor und beschaute sie genau. Die Nägel

waren alle abgebrochen und, wie er mit den Fingern über den Aermel fuhr, war er ganz naß. Da wurde ihm Alles klar. Noch einmal irrte sein Blick durch die Reihen! aber jetzt war's ein rascher, ein entsetzter.

„Wo ist mein Kind, der kleine Marien?“ frug er mit leiser, verhaltener Stimme, dabei war sein Blick so unheimlich, daß Alles schwieg. „Wo ist mein Bube?“ schrie er zum Zweitenmal und mit einem Satze stand er auf seinen Füßen. So wild hatte ihn noch Niemand gesehen. — „Mein Kind, mein kleiner Marien,“ wiederholte er und packte den ihm Zunächststehenden bei der Brust. Es war der alte Andermatt.

„Sey nicht so wild, Jndergand,“ — sprach er, — „was der Herrgott schickt, muß man annehmen, sey's nun so, oder so.“

„Du willst damit doch nicht sagen,“ — fuhr Gebhard auf; plötzlich aber hielt er wieder inne, wie vor dem Schreck des eigenen Gedankens zurückbebend. Es überkam ihn eine dunkle, unsagbare Angst, vor welcher sein wildes Wesen wie Schaum zerfloß. Den alten Lieni loslassend, wandte er sich zu den Uebrigen und seine Stimme durchlief alle Töne der weichen Bitte, als er wieder nach seinem Knaben fragte.

„Sagt mir, wo ist mein Bube. Jhr seht ja wohl, ich muß ihn haben, kann nicht seyn ohne ihn. Kennt ihn denn Keiner von Euch? Er war so frisch und kräftig und hatte gelbe, krause Ringel um den Kopf. Wo habt ihr ihn dann versteckt? Oder — ist er doch nicht“ — brauste er endlich wieder wild empor, eben so rasch brach er jedoch ab und nun ging's mit dem ängstlichen flehenden Fragen wieder von vorn an und so herzzerreißend klang es, daß ein Stein sich darob hätte erbarmen können. Ein Schiffer, der mit in dem Rettungsnauen gewesen, machte der Scene eine rasches Ende, indem er aus den Reihen trat.

„Es mag das hart seyn zu hören;“ sprach er, „aber wahr ist es doch und zu ändern ist Nichts daran. Euer Kind findet Jhr da überall nicht; es liegt draußen im See und der Carli auch, Gott hab' ihn selig. Aufgefischt haben wir nur Euch und die zwei jungen Burschе; für die Andern war's zu spät.“

Gebhards Arme sanken schlaff an ihm herab; stand doch die schreckliche Wirklichkeit wie mit einem Rucke vor ihm. Ringsum wurde jetzt ein Gemurmel laut. Jeder wollte den Unglücklichen trösten, anfrichten; er aber achtete nicht darauf.

„Jch will ihn suchen!“ — sagte er nach den ersten Momenten der Betäubung und schritt, ohne daß sich ihm Jemand hätte widersetzen dürfen, zur Thüre hinaus. — Die Wohnung stand nur wenig Schritte vom Ufer entfernt. Ueber'm See lag die Nacht und am Himmel waren Wolken heraufgezogen; der Sturm aber tobte fort, als könnt' er nimmer zur Ruhe kommen und die Wellen schlugen hoch über die Seemauer herein. Trotzdem griff Gebhard nach der Kette eines Bootes, um es loszubinden; die Schiffsleute gaben es jedoch nicht zu. Jhn allein hinauslassen, wollten sie nicht, und mi gehen wollte auch Keiner. Um Lebende zu retten, könne man schon sein eigenes Leben in die Schanze schlagen, meinten sie, aber für Todte sich in solch' ein Wetter hinauszuwagen, das heiße Gott versuchen.

„Laß ab davon,“ mahnte Andermatt — „zu gewinnen ist da Nichts. Du kannst nur zu Grunde gehen und zu Hause hast Du eine Frau. Mußt das nicht vergessen, Jndergand.“

Dieser sah ihn nur an mit den starren, unbeweglichen Augen. Sein Vorhaben schien er aufzugeben, von der Seemauer aber konnte man ihn nicht wegbringen. Reden konnte er keine Silbe und weinen auch nicht. Der Schmerz hatte ihn wie versteinert. Seine Züge waren so rauh und so wild, daß es den Umstehenden schier graute. So stand er da und so schaute er über die schäumenden Wasser und drinnen in seinem Herzen mochte es im Einklang mit dem Sturme draußen toben, sehen konnte man aber Nichts auf seinem Gesichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Der Schulmeister fühlte sich von dieser Aufnahme, von diesem Benehmen der Nichte gegen ihn, wenn auch nicht verletzt, doch arg angefröstelt; er konnte nicht begreifen, wie man für Fremde so viel, für einen Verwandten und väterlichen Freund so wenig Aufmerksamkeit haben könne, und da er in das Haus seines Neffen gekommen war, um mit seinem Erscheinen darin Freude zu machen, nicht um lästig zu seyn, so dachte er alsbald an seinen Rückzug, dem auch von der andern Seite keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Nur das Versprechen glaubte man ihm Anstandshalber abnehmen zu müssen, daß er vor seiner Abreise sich noch einmal sehen lasse. Eben stand er im Begriffe, das Haus zu verlassen, als aus dem Garten ein Paar heller Kinderstimmen zu ihm herübertönten und ihn seiner Verstimmung entrissen. Er schlug sich lächelnd mit der flachen Hand auf die Stirne, wandte sich mit den Worten: „bald hätte ich es vergessen“, um und nahm, während er auf den Garten zuging, zwei niedliche Schachteln aus seiner Ledertasche. Bald hatte er die Kleinen — einen muntern blondgelockten Knaben von etwa fünf Jahren und ein um ein Jahr jüngeres Mädchen von ausgezeichneter Schönheit —, welche unter der Aufsicht einer Bonne sich in fröhlichem Spiele in den Gartenwegen und Gebüschen herumtrieben, aufgefunden und sich ihnen als den Vetter aus Oberschwaben vor-

gestellt. Die erste Bekanntschaft wurde durch die Geschenke vermittelt, welche der Vetter aus der Glashütte in der Nähe seiner Heimath mitgebracht hatte; dem Knaben ein Karroussel, dem Mädchen eine Spinnerin mit Rädchen und Rocken — Beides in gläsernen Glocken eingeschlossen —, und da der Schulmeister Kinderherzen zu gewinnen und anzuziehen sehr wohl verstand, so war bald die Scheu der Kinder vor dem in ungewohnter Weise und Tracht sich ihnen nahenden Manne überwunden und ein recht freundliches, von Augenblick zu Augenblick inniger werdendes Verhältniß zwischen diesem und ihnen hergestellt. Fast zwei Stunden hatte der Schulmeister in der heitersten Laune bei den Kindern zugebracht, an ihren Spielen Theil nehmend und zwischen hinein ihnen hübsche Geschichten und Mährchen erzählend, da erinnerte ihn sein Magen, daß es, wenn auch noch nicht für die Städter, doch für ihn Essenszeit sey.

Nicht gerne ließen die Kinder ihn fort und ihnen mußte er in allem Ernste und feierlichst die Zusage machen, sobald er könne, wieder zu ihnen zu kommen. Während des frugalen, aber kräftigen Mahles, das der Schulmeister in der Denninger'schen Brauerei einnahm, kam ihm der Gedanke, die Paar Stunden seiner unfreiwilligen Muse, anstatt zwecklos in den Straßen herum zu schlendern, zu vorläufigen Erkundigungen über die beste Art der Ausführung seines Geschäftes zu verwenden. Er meinte, es könne keines Falls schaden, wenn er, bis es ihm den Rath seines Vetters einzuholen möglich sey, die Ansicht anderer erfahrener Geschäftsleute kennen lerne. In dieser Absicht besuchte er nach einander mehrere Komptoirs und Wechselstuben, und erhielt fast in allen den gleichen Bescheid: der Augenblick sey ungemein günstig für Kapitalanlagen, die baaren Gelder seyen sehr rar und werden doch in den Kasten verschlossen gehalten, Werthpapiere dagegen nach allen Seiten ausgeboten.

Da habe er nun eine sehr angenehme Wahl. Wolle er vorzüglich auf Sicherheit und pünktliche Zinszahlung in klingender Münze sehen, so solle er Obligationen des engeren Vaterlandes und anderer süddeutschen Mittelstaaten kaufen; wenn er dagegen neben hohem Zinsertrage noch einen Gewinn am Kapitale zu erzielen beabsichtige, so wäre ihm der Erwerb österreichischer Papiere zu empfehen, sie seyen zur Zeit so niedrig notirt, daß ein Steigen derselben ganz gewiß früher oder später eintreten müsse, dem jetzigen Käufer also ein bedeutender Vortheil kaum entgehen könne.

Diese Auseinandersetzungen boten dem Schulmeister vielen Stoff zum Nachdenken. Einerseits theilte er nicht nur die allgemein in Oberschwaben herrschende große Sympathie für Oesterreich, sondern sie war ihm von seinem Vater noch besonders eingeflößt worden; er konnte nicht begreifen, warum der größte und mächtigste Staat Deutschlands weniger Vertrauen verdienen sollte, als die anderen. Andererseits war er klug genug, einzusehen, daß man doch wohl nicht ohne Grund die betreffenden Papiere so wohlfeil kaufen könne und daß, wo Einem so großer Vortheil und Hoffnung auf Gewinn geboten werde, auch die Möglichkeit eines Nachtheils und Schadens vorhanden seyn müsse. Er hätte aber gar nicht gerne die bittere Erfahrung gemacht, einen solchen zu erleiden; es war die Frucht seiner Arbeit und mühevollen Anstrengung fast während einer ganzen Lebensdauer, die er anzulegen vorhatte, und mit solchem sauer erworbenem Gute wagt man nicht so leicht und unbedacht, als mit schnell gewonnenem. Das Resultat seiner Erwägungen war und blieb also, daß es wenigstens in Beziehung auf den Zweck seiner jetzigen Reise ein wahres Glück für ihn sey, einen so nahen Anverwandten zu haben, der ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen könne, und somit machte er sich auf den Wege nach dem Geschäftslokale seines Neffen, um solchen Rath einzuholen.

3.

Noch aber wollte es ihm nicht gelingen, des Neffen habhaft zu werden. Er traf im Geschäfte mehrere junge Männer, unter ihnen auch den verlauten Herrn, mit welchem er gestern den Wortwechsel gehabt hatte. So unartig derselbe sich dabei in seinen Auslassungen und seinem Betragen benommen hatte, so überaus höflich und fast unterwürfig zeigte er sich in seinem Verhalten. Er that, als wenn er den Mann noch nie gesehen, fragte bescheiden nach seinem Begehren, sprach sein Bedauern aus, daß er ihm für den Augenblick nicht entsprechen könne, da der Prinzipal heute noch nicht ins Geschäft gekommen, und erbot sich sogar, ihn zu dem Hause des Prinzipals zu geleiten und sich zu erkundigen, ob er nicht dort die gewünschte Unterredung mit ihm haben könne.

Der Schulmeister dankte und erklärte, später wieder kommen zu wollen, und als der junge Mann ihn bat, lieber den Ort zu bezeichnen, wo man ihn aufsuchen könne, wann der Prinzipal ihn sprechen könne und wolle, damit er sich nicht vielleicht noch mehrmals umsonst herbemühen müsse, bemerkte er lächelnd, ein an Arbeit gewohnter Mann, wie er, schlage solche Mühe nicht hoch an, müssiges und vergebliches Warten, bis er abgeholt würde, komme ihm unliebsamer vor. Er entfernte sich aus dem Geschäftslokale und da er wahrnahm, daß ihm der mehrerwähnte Geschäftsgehülfe nachsah, auch aus der Straße. Doch nur scheinbar — nach wenigen Minuten kehrte er in letztere zurück und stellte sich so darin auf, daß ihm jeder Ein- und Ausgehende in die Augen fallen mußte. Eine kleine Stunde etwa mochte er so auf seinem Wachposten gestanden seyn, als endlich der Erfolg seine Ausdauer zu krönen sich anschickte: sein Neffe kam eiligen Schrittes vom

entgegengesetzten Ende der Straße und ging auf sein Geschäftslokal zu.

Unweit davon stieß er auf den Briefträger, mit welchem er einige flüchtige Worte wechselte, hastig einige Briefe von ihm nahm und mit diesen in sein Geschäft mehr stürzte als trat. Nach wenigen Minuten folgte ihm der Onkel.

Nochmals versuchte es der schlaue Gehülfe, seine Zusammenkunft mit dem Prinzipale durch die Versicherung zu hintertreiben, daß dieser noch nicht gekommen sey, allein der Schulmeister schob ihn ganz ruhig mit der Bemerkung auf die Seite: „Sie müssen mir schon erlauben, daß ich meinen Augen mehr als Ihren Worten traue!“ und schritt auf eine dem Haupteingange gerade gegenüberliegende Thüre zu, von der er voraussetzte, daß sie allein ihn noch von seinem Neffen trenne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 4. Oktober: Von dem preußischen Obermaschinenmeister Herrn Samman wurde eine Uhr erfunden, welche auf die genaueste Weise die Fahrzeit und den Aufenthalt eines Eisenbahnzuges auf den einzelnen Stationen berechnet und notirt; eine solche Uhr ist seit einiger Zeit an einem Packwagen auf dem Abendlokalzug von Breslau nach Oppeln angebracht. Es kann also, wenn sich die Uhr bewährt, künftighin nicht mehr vorkommen, daß auf einer Zwischenstation ein Zug länger als reglementmäßig verweilt, und die Versäumniß dann durch rascheres Fahren eingebracht wird, ohne daß es der mechanische Kontroleur heimlich notirt und verräth. Ein Ankeruhrwerk treibt das Zifferblatt, das doppelte Zahlen aufweist, während ein Bleistift, durch einen einfachen Mechanismus in Bewegung gesetzt, während der Fahrt auf einen Papierstreifen schreibt und sogleich damit aufhört, sobald der Zug auf dem Bahnhof hält. Der unbeschriebene Raum auf dem Papier gibt nun mit Hülfe der Uhr genau die Zeit der Ankunft wie der Abfahrt des betreffenden Zuges an.

In Dublin fand unlängst ein Wettlauf zwischen einem Indianer aus Nordamerika, der sich Deerfoot (Rehfuß) nennt, und einem Engländer Namens Levett statt. Deerfoot hat bis jetzt die berühmtesten englischen Schnellläufer besiegt. Sein Ruf zog daher eine große Zuschauermenge an, die in laute Cheers ausbrach, als der Indianer in etwas phantastischem Aufzug erschien. Er trug einen ungeheuern Wallspeer, den er jedoch bald ablegte, um sich in Trikots, Gürtel mit Glöckchen, Baret mit Federn zu zeigen. Die Rennbahn war in den Rotunda-Gärten und betrug 10 englische Meilen; der Wettpreis war 50 Pfd. Levett gab nach 5 Meilen Lauf den Kampf verloren und zog sich zurück. Deerfoot dagegen legte die ganze vorgeschriebene Strecke von 10 Meilen in 53 Minuten 35 Sekunden zurück. Er lief die letzte viertel Meile mit außerordentlicher Geschwindigkeit und schien die kleine Leibesübung nicht sehr erschöpfend zu finden.

Die militärärztliche Zeitung bringt über den Stand der kontagiösen Augenentzündung innerhalb der preußischen Armee vom Ende August dieses Jahres folgende Mittheilung: In Summa waren zu dem gedachten Zeitpunkte bei sämmtlichen neun preußischen Armeekorps 4789 Augenkranke vorhanden, davon litten an primärer Granulation 2744, an granulirendem Bindehautkatarrh 489, an akuter Blennorrhoe 33, an chronischer 122, an sekundärer Granulation 1401, und endlich an nicht kontagiösen Augenkrankheiten 778. Zum schwersten betroffen von diesem Uebel erwies sich das 2. Armeekorps, bei welchem die Zahl dieser Augenkranken sich allein auf 2609 belief, nächstdem kommt das 5. Armeekorps mit 502 Augenkranken, zum Besten stellte sich dieß Verhältniß beim 3. Armeekorps heraus, das nur 120, und beim Gardekorps, das 154 Augenkranke besaß.

[Fatales Resultat der Statistik.] Quetelet hat nach dem ihm zu Gebote stehenden statistischen Material verschiedener Länder die für heirathslustige Damen fatale Thatsache berechnet, daß durchschnittlich von 1000 heirathsfähigen Männern nur 88 wirklich heirathen.

Logogryph.

Fünf Zeichen machen mein einsylb'ges Wörtchen aus;
Du brauchest mich zuerst, erbaust du dir ein Haus.
Das erste Zeichen weg, so bin ich wie die Welt,
Und wie ihr stummer Fürst, dem mancher gleicht, das Geld.
Ein Wörtchen kommt heraus, wenn auch das Zweite schwindet,
Was alles in der Welt, selbst Gott und Tod verbindet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 244 Samstag, 12. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

„Es ist nicht gut fahren auf dem Urnersee, wenn man heimlich grollt" — murmelte Indergand endlich vor sich hin und schlug sich mit der Faust vor die Stirne; dann wandte er sich um. Der Pfarrherr von Brunnen, der auf die Nachricht des Unglücks herbeigeeilt, trat eben auf ihn zu; doch Gebhard schüttelte den Kopf.

„Weiß schon, was Ihr mir sagen wollt, Herr Pfarrer," — sprach er heftig — „weiß Alles: Daß Glück und Unglück von Gott komme, und daß man sich drein ergeben und es tragen müsse, wie ein Christ und auch, daß das Unglück die Strafe unserer Sünden sey. Weiß das Alles, Herr Pfarrer, brauchen's mir nicht erst zu sagen. Und weiß auch, was ich jetzt zu thun habe."

Damit kehrte er sich zu den Schiffsleuten, die ihn gerettet. Man sah ihm an, daß er ihnen hätte danken mögen und doch nicht konnte. Er reihete Worte aneinander wirr und dunkel; recht verstehen konnte man's nicht, und, wenn man's hintenher betrachtet hätte, würde es vielleicht — nicht wie Fluch geklungen haben; aber doch fast ähnlich.

„Ade, Vater Andermatt," sagte dann Gebhard mit einer raschen Wendung.

Andermatt horchte auf.

„Nun, was soll's" — frug er — „wohin willst Du gehen?"

„Heim in's Urnerland."

„Damit hat's gute Wege," — meinte Andermatt — „Dich schifft kein Christenmensch mehr über'n See diese Nacht."

„Brauch Niemand für auf den See, gehe über'n Aren nach Hause."

„Herr Jesus! den weiten, rauhen Weg und zu dieser Stunde und mit Deinen Kräften. Laß das bei Seiten, Indergand, komm ruh' Dich lieber bei mir aus, hast heut Strapaz genug gehabt."

Der Pfarrer und die Umstehenden schlossen sich der freundlichen Bitte des Bauers an; doch Gebhard schüttelte wild seine Faust.

„Meint Ihr, ich sey so ein städtischer Schwächling? Fort damit!" — sagte er — „Andermatt, gib mir eine trockne Jacke! die meine hängt mir wie Blei am Rücken," fügte er bei, indem er sich der kleinen Wohnung, wo Andermatt die Schiffbrüchigen aufgenommen, zuwandte. Nach wenigen Schritten kehrte er jedoch, wie sich besinnend, zurück.

„Herr Pfarrer," sprach er — „ich danke Euch, Ihr meint's wohl gut mit mir. Verachten thu' ich's nimmer; über Aren muß ich aber doch, sey's nun so oder so."

„Thu' wie Du kannst und magst," — entgegnete der Pfarrer milde — „der Herrgott sey mit Dir und die heilige Jungfrau nehme Dich unter ihren Schutz und Schirm."

„Amen," sagte Gebhard nicht; er war nicht in der Verfassung dazu. Finster und verschlossen entfernte er sich und mit dem gleichen Ausdruck im Gesicht verließ er auch wieder das Häuschen des treuen Andermatt und trat seine Wanderung an. Die Begleitung, die ihm trenherzig angeboten wurde, wies er kurz zurück.

„Ich thu's nicht, daß Einer mitgeht," — sprach er. „Der Weg möchte ihm zu lange werden; denn zu sagen hab ich ihm nichts." — Damit war's abgethan und er ging.

Der Pfarrer meinte, man solle ihn nur im Frieden ziehen lassen. In der Einsamkeit bewältige er seinen Schmerz leichter als hier in der Mitte der Leute; er habe wohl so die Natur dazu. Der Strahl der ewigen Gnade werde schon noch in sein umdunkeltes Gemüth eindringen, aber das Erdreich, bestimmt den göttlichen Samen aufzunehmen, müsse erst vorbereitet werden; bei ihm sey es jetzt noch rauh und hart. Und der Pfarrer hatte Recht — so war es.

Still gingen die Schiffleute auseinander. Andermatt war der Letzte, der auf der Seemauer zurück blieb. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr ernst und traurig. Dachte vielleicht der Alte daran, wie schnell und wie spurlos ein solcher Sturm über das Wasser eile, wie bald diese aufgewühlten Wellen sich zur Ruhe legen und wie dagegen das Unheil, das er angerichtet, gleich einem schwarzen Strich in die Jahre hinausreichen werde und wie unauslöschlich sich in einer kurzen Stunde der Schmerz eintreffen könne in der Menschenbrust! — Vielleicht dachte der Alte daran,

vielleicht auch nicht, jedenfalls unter einer andern Form, einfacher, seiner Natur angemessener.

Am Seeufer war es nach und nach einsam geworden. Der Mond, der nur spärlich durch die immer dunkler heraufziehenden Wolken blickte, warf einige fahle Lichtstreifen auf die vielen kleinern und größern Fahrzeuge, die halb auf's Land gezogen, fest gebunden da lagen. Unterdessen ging Jndergand auf sumpfigen Fußpfaden den Berg hinan. Die Nacht war gerade hell genug, um ohne besondere Aufmerksamkeit an schwierigen Stellen vorüber zu kommen, und da Gebhard Weg und Steg genau kannte, brauchte er seine Gedanken nicht daran zu hängen; sie schweiften fernab in andern Orten, andern Vorstellungen. Hinter ihm erlosch allgemach das Summen, welches über einer bewohnten Ortschaft hinzieht. Das Leben blieb zurück und je weiter er an den Berg hinauf kam, je einsamer, je stiller wurde es. Nach und nach erstarb jeder Laut. Das Brausen des Sturmes, der immer müder über die Seiten des Berges herabzog, war in seiner Eintönigkeit fast selbst wieder Ruhe. Kein Vogel kreischte und Gebhards Schritte, die einzig durch die Stille klangen, schienen in der Höhe droben einen Theil ihres Schalles zu verlieren. Selbst die Steine, die sich da und dort unter den Füßen des Wanderers losmachten, rollten fast geräuschlos den Berghang hinab, bis sie etwa von Fels zu Felsen springend, in den Abgrund fielen. Dann gab's ein zwei-, dreimal wiederholtes Echo — nachher war wieder dieselbe Todtenstille. Gebhard achtete jedoch auf Nichts. Müdigkeit schien er auch nicht zu fühlen; man hätte meinen können, sein Leib sey von Eisen. Schweigsam, in sich gekehrt stieg er hinan, nur ein- für's andermal griffen seine Hände in die Lüfte und machten seltsame, wilde Bewegungen, dann war auch das wieder vorüber und er schritt scheinbar ruhig weiter — aber nur scheinbar; denn drinnen war Sturm. All sein Sinnen und Denken, alle Kräfte seiner Seele vereinigten sich nur auf jene dunkle Stunde der Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

Seine Vermuthung war ganz richtig, denn als er nach mehrfachem vergeblichen Anklopfen die Thüre öffnete, sah er in der That seinen Neffen — aber in einem Zustand, der jeder Freude des Wiedersehens die Spitze abbrach, vielmehr das Herz des mit treuer Liebe und warmer Theilnahme erfüllten Verwandten zu erschrecken und zu erschüttern ganz geeignet war. Er saß leichenblaß und verstört vor einem Pulte, den kraftlos auf die Brust herabgesunkenen Kopf mit beiden krampfhaft geballten, gegen die Stirne gedrückten Händen haltend, mit weit herausgetretenen Augen, die wie verglast auf einen vor ihm liegenden Brief stierten, und achtete theilnahmlos oder gar bewußtlos weder auf den Eintritt noch den Gruß des Onkels. Dieser zog rasch die Thüre hinter sich zu, näherte sich dann dem Neffen und legte ihm seine ziemlich schwere Hand mit den Worten auf die Schulter: „Was hast du denn, lieber Paul? Hast du des Guten zu viel gethan? oder ist dir etwas Unangenehmes zugestoßen?“ Der Angeredete sah wie ein Schlaftrunkener, den man aus dem Traume erweckt, mit unsicherem Blicke auf, versuchte sich zu erheben, sank aber erschöpft wieder auf seinen Sitz zurück und sprach, indem er mit trübseliger Miene dem Onkel die Hand reichte, mit matter Stimme: „Grüß' Gott, werther Herr Vetter! Nicht wahr, Sie treffen den lang nicht gesehenen Neffen in einem schönen Zustande? Aber ich bin weder betrunken, noch ist mir etwas Unangenehmes zugestoßen. Oder heißt vielleicht das etwas Unangenehmes, wenn der Schiffbrüchige den letzten Balken, der ihm noch einige Hoffnung auf Rettung geboten hatte, von den Wellen verschlungen sieht? Wenn er sich selbst sagen muß: jeder weitere Versuch, jede Anstrengung ist vergeblich, und, Verzweiflung im Herzen, sich der Strömung überläßt, die ihn rasch und unaufhaltsam dem Untergange zutreibt?“

„Sie sehen mich groß an, lieber Oheim!“ fuhr er, durch das bisher Gesprochene seiner Erstarrung entrissen, von seinem Sitze sich erhebend, lebhafter fort, „und glauben wohl, ich rede irre; aber ich kann Ihnen versichern, daß ich all mein Leben lang nicht nüchterner gewesen bin als in diesem Augenblicke, auch nie mehr Ursache hatte, es zu seyn. Sie werden das selbst zugeben, wenn ich Ihnen Einsicht in meine Verhältnisse und Lage gestatte. Und warum sollte ich das nicht? Warum sollte ich Anstand nehmen, Ihnen heute eine Neuigkeit mitzutheilen, die morgen alle Welt erfahren wird: ich bin bankerott, die Firma Nordau ist genöthigt, ihre Zahlungen einzustellen. — Hören Sie, wie das gekommen ist,“ setzte er, dem Oheim, welcher sprechen zu wollen schien, schnell zuvorkommend, hinzu: „Ich habe, wie Sie wohl wissen, von meinem Vater das Geschäft und ein Vermögen geerbt, das allerdings recht ansehnlich, aber doch bei Weitem nicht so bedeutend war, als man allgemein glaubte. Da es im Geschäftsleben von gewaltigem Nutzen ist, für den Besitzer eines großen Vermögens angesehen zu werden, konnte es mir natürlich nicht einfallen, die allzu günstige Meinung, welche man von den meinen hatte, zerstören zu wollen. Ich lebte daher sowohl vor als nach meiner Verheirathung auf einem den bei mir vorausgesetzten Verhältnissen entsprechenden Fuß und sah, da der Ertrag des regelmäßigen Geschäftes nicht jeder Zeit zur Deckung dieses Aufwandes ausreichte, mich manchmal veranlaßt,

auf andere gewinnbringende Spekulationen mich einzulassen. Ich war lange Zeit recht glücklich darin und ich gestehe, daß das so leicht gewonnene Geld hie und da für überflüssige Dinge verausgabt wurde und dazu beitrug, meine Frau und mich tiefer in den Strudel hineinzuziehen, von welchem wir uns hatten erfassen lassen. Da kam plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Neujahrsgruß Napoleons und erschütterte, wie den Weltfrieden, den Wohlstand und das Glück meines Hauses. Ich hatte bei der Darmstädter Bank für eine ziemlich bedeutende Summe Obligationen des österreichischen National-Anlehens deponirt, und enthnahm darauf periodisch die Gelder, die mir zu meinem Geschäftsbetrieb erforderlich waren. Das furchtbare Sinken des deponirten Werthes führte auch die Beschränkung meines Kredits bei der Bank herbei, es kostete mich daher schon vor der Leipziger Ostermesse unendlich viel Mühe und Anstrengung, die Mittel zur Erfüllung meiner Verbindlichkeiten aufzubringen. Doch brachte ich solches zu Stande und gewann damit eine freie Frist von einigen Monaten, innerhalb welcher, wie ich und mit mir gar Viele hofften, die Weltlage und dadurch auch die eigenen Verhältnisse sich bessern würden. Diese Hoffnung und, leider Gottes, auch alle meine anderen sind zu Schande geworden. Beim Herannahen der Versammlung süddeutscher Buchhändler habe ich mich an die Direktion der Darmstädter Bank mit der eindringlichen Bitte um ein Anlehen von einigen tausend Gulden gewandt und ich habe ihr ein Verzeichniß meines ganzen Lagers eingesandt und ihr eine Verschreibung zur Sicherheit geboten — nach mehrfachem Andrängen erhalte ich eben die Antwort der Direktion. Sie ist trostlos: statt der erwarteten Hülfe bringt sie mir die Meldung, daß die Bank in Folge der immer gewaltiger werdenden Krisis bis Ende dieses Monats ihre Depositen zu verkaufen sich genöthigt sehe, und daß ich somit die meinen, wenn ich sie vor solcher nachtheiligen Veräußerung retten wolle, vor dem Ablauf dieses Termins einzulösen hätte. — Da haben Sie nun, lieber Onkel", schloß Nordau seine Auseinandersetzung, „da haben Sie nun die Ursachen meines unausbleiblichen Falles. Es ist schrecklich, so auf einmal dem Nichts gegenüber zu stehen", jammerte er, indem er wieder starr vor sich hinblickte, „es ist schrecklich, wenn auch nicht ohne Alles, doch mit sehr geringem eigenem Verschulden um Habe, Ansehen und liebgewonnene Existenz zu kommen. — Und meine Frau und meine armen Kinder! — O! wer jetzt über eine große Kasse zu verfügen, ein wohlgefülltes Portefeuille vor sich liegen hätte!"

Während dieser Klagen und Seufzer des Neffen hatte der Onkel sich seines Büchsenranzens entledigt und ihn vor jenem auf den Pult gelegt; er nahm sich nun einen Sessel, setzte sich seinem Neffen gegenüber und sagte lächelnd zu ihm: „So bin ich gerade im rechten Augenblicke gekommen, um Zeuge davon zu seyn, wie dir der Beweis geliefert wird, daß du ein wahres Sonntagskind seyest. Du darfst nur sagen! Tischle deck' dich! so liegt schon eine Wurst darauf. Das gewünschte Portefeuille hat sich richtig eingestellt, zwar kein zierliches; feines, aber — und das ist doch wohl die Hauptsache — mit dem rechten, stets brauchbaren Inhalt gespickt." Dabei öffnete er den Büchsenranzen und zog ein Päckchen Banknoten um das andere heraus und ordnete sie auf dem Pulte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Bayerischer Plutarch, oder Lebensbeschreibungen denkwürdiger und verdienter Bayern. Herausgegeben von Johann Baptista v. Pfeilschifter, ehemaliger herzoglich Anhalt-Köthen'scher Legationsrath. Erstes Bändchen. *)

„Ihr, Ihr, dort draußen in der Welt,
Die Nasen eingespannt;
Gar manchen Mann, gar manchen Held
Im Frieden groß und groß im Feld
Geber das — Bayerland!"

Es sey uns erlaubt, mit diesen zwar etwas veränderten Worten, mit welchen unser Schiller seinen württembergischen Eberhard im Barte dem übrigen Deutschland zeigte, den bayerischen Plutarch unsern Lesern vorzuführen. Es wird sie sicher nicht gereuen, diesen Lebensbeschreibungen denkwürdiger und verdienter Bayern einige Aufmerksamkeit zu schenken, ja wir sind überzeugt, sie werden eben so gut, wie wir, bei gar manchen Stellen dieses an historischen Thatsachen so reichen Buches mit uns in Voltaire's bekannten Ausspruch einstimmen: „Et voilà justement comme on écrit l'histoire!" oder sich nicht enthalten, jenen andern, oft verkannten, aber nichtsdestoweniger wahren Satz zu interschreiben: „L'histoire — c'est une fable convenue!"

Wie lange mußte nicht Tilly als grausamer Eroberer und Zerstörer Magdeburgs gelten und gilt es den neuesten und besten historischen Forschungen zum Trotze noch. So begegnen wir auch hier einem braven, biedern, lange verkannten und verleumdeten Helden wieder, dem hier die historische Forschung endlich seine wahre, ehrenvolle Stellung einräumt. Ich bin überzeugt manchem Leser wird es gehen, wie uns. Sie werden hier zum Erstenmale erfahren, daß Nikolaus Graf von Luckner, Marschall von Frankreich, ein

*) Aschaffenburg, bei Karl Krebs Buch- und Kunsthändler. 1861.

geborner Bayer, armer Sohn eines Gastwirths von Cham war, der damit endigte, sich als Generalissimus an der Spitze der Armeen Frankreichs gestellt zu sehen, und der nur darum unter dem Messer der Guillotine fiel, weil des ehrlichen Bayern Politik einfach darin bestand, den Befehlen seines Königs und dessen Regierung zu gehorchen und die Nation, die seine Tapferkeit anerkannte, zu lieben.

Wenden wir uns von jener trostlosen Bühne der Weltgeschichte zu jener ewig jungen und heitern der Kunst, so finden wir auch hier wieder ein Bayer — Johann Paul Martin mit einem angehängten i (Martini), um den Namen den Franzosen mundgerechter zu machen, als den ausgezeichneten Komponisten jener anmuthigen Oper: Le droit du Seigneur, die sich der Lieblichkeit ihrer Melodien wegen stets auf der Bühne erhalten und ein dauerndes Denkmal des Genies ihres Komponisten bleiben wird. — Den königlich spanischen Oberst Joseph Kaspar Thürriegel, der als der Sohn dürftiger Bauersleute in einem Dorfe des bayerischen Waldes das Licht der Welt erblickte, den sehen wir hier, verkannt von seinem Vaterlande, jenseits der Pyrenäen mit geringen Mitteln größere Wunder verrichten als Maximilian Josephs Großstaatsbeamte mit der ganzen Fülle ihrer Macht nicht bezwecken konnten. Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der Sierra-Morena unter Leitung der Aranda und Olavides durch die fleißigen Hände dahin gezogener Spanier zu fruchtbaren und bevölkerten Distrikten.

Michael Huber, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Universität zu Leipzig, dem es vor hundert Jahren gelang, in dem 1756 zu Paris erschienenen Journal de l'Etranger Frankreich mit der damals noch so sehr jungen Muse Deutschlands bekannt zu machen und Geßners „Tod Abels" und „Idyllen" zu übersetzen, war 1727 zu Frontenhausen in Bayern geboren. — So haben wir nur einige der Neuern hervorgehoben, um die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums diesem „bayerischen Plutarch" zuzuwenden, überzeugt, daß es nicht an Interesse verlieren wird, wenn es mit dem Geschichtsschreiber Johannes Aventinus, den schon Leibnitz so hoch stellt, sich in Bayerns ältere Geschichte vertieft.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 6. Oktober: Durch die entschlossene Geistesgegenwart des ersten Hoffolotänzers an der kgl. Hofbühne, Herrn Franz Fenzl, wurde gestern ein Menschenleben gerettet, und vielleicht weitumgreifendes Unglück verhindert. In der gestrigen Vorstellung des Divertissements „Ein Traum im Orient" kam während einer Chorgruppirung die feuergeneigte Bekleidung einer Figurantin den Gasflammen zu nahe und war im Augenblick mit Feuerflocken wie besäet. Fenzl verhinderte glücklicher Weise das bestürzte Mädchen hinter die Coulissen zu fliehen, warf sich auf die Gefährdete und erstickte so mit seinem eigenen Körper die Flammen. Donnernder Applaus forderte die Gerettete vor die Lampen, welche in einem Röckchen, das halb nur aus Zunder bestand, der Theilnahme des Publikums dankte.

Den Namen „Habsburg," sagt die „Zeit," finden wir noch in den neuesten Werken bald von Habicht, bald von Habe (zur Bezeichnung eines eigenen Gutes) hergeleitet. Beide Angaben sind unbegründet und ohne rechten Sinn. Hab heißt noch jetzt eine Uferstrecke mit einem Landungsplatz und stimmt zu den Wörtern Hafen und Haff, wie auch die Habe (Eigenthum) niederländisch have heißt. Die weltberühmte Habsburg, so nahe dem Zusammenfluß der Aar, Reuß und Limmat liegend, deckte einen wichtigen Landungsplatz; sie war die Burg für ein Hab. Auf ihren ältesten Abbildungen zeigt sich ein Weg nach dem Ufer und unten neben demselben ein Fährmann.

Am 4. d. Mittags 11 Uhr erregte die Gefangennahme eines äußerst verwegenen Taschendiebes in der Theresienstraße zu München großen Zusammenlauf. Derselbe hatte einem Manne auf der Straße bereits einen Rockflügel unbemerkt abgeschnitten, als er bei seiner weiteren Operation gesehen wurde, worauf er die Flucht ergriff. Er flüchtete sich auf den Speicher eines benachbarten Hauses, wohin aber die Gendarmerie die Höflichkeit hatte, ihm zu folgen. Gefesselt trat er sodann seine Wanderung, hinter Schloß und Riegel an.

Der Leipziger „Zentralanzeiger für Freunde der Literatur" bringt folgende Berichtigung einer auch von uns mitgetheilten Notiz: „Die Nachricht, daß das berüchtigte „Buch der Wilden" von der französischen Regierung aus dem Handel gezogen worden sey und die bereits ausgegebenen Exemplare zurückgekauft würden, ist durchaus irrig; das Buch wird nach wie vor verkauft, und es scheint somit fast, als ob man in Frankreich noch gar nicht zu der Erkenntniß gekommen sey, wie lächerlich man sich mit dieser Publikation gemacht hat."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 245 Sonntag, 13. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Fortsetzung.)

Gleich dem Stein, der in die stille Wasserfläche fällt und die Wellenkreise immer weiter und weiter hinaussendet, so fluteten auch von diesem einen und einzigen Punkte alle Gefühle und Gedanken des jungen Mannes aus und noch war der letzte Ring nicht ausgelaufen. Der Schmerz und das finstere, harte Wesen hatte sich wie eine Stahlhülle um Gebhards Herz gelegt. Und wo so ein Mensch dahingeht in Schweigen und Theilnahmlosigkeit, im Bewußtseyn seiner Schuld und ohne ein rechtes Gottvertrauen, da schwillt ihm das Herz auf und immer mehr und mehr, daß es ihn zu ersticken droht, und der Schmerz schlägt am Ende hoch über seinem Haupte zusammen. So war's bei Gebhard gekommen, nicht mit Eins, aber nach und nach. Da führte der Weg an einer alten Föhre vorüber; Gebhard sah sie nicht, doch der Mond, der eben hinter einer Wolke hervortrat, warf ihren abenteuerlichen Schatten fast plötzlich über den Pfad dahin, gerade vor Jndergands Füße, so daß er darob zusammenfuhr. Jetzt blickt er auf und sieht die Föhre. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckt sein Gehirn. Aus früheren Tagen kennt er jeden Stein, jedes Gebüsch da oben. Da neben der Föhre vorbei, links die Waide entlang, dann den Abdhang hinab gelangte man zu einem verwitterten, grauen Stein, neben welchem ein hölzernes Kreuz aufgerichtet stand wegen eines Holzhackers, der dort vor Jahren verunglückte. Die Bergwand fiel dort dem innern See zu steil ab, ja, wenn man droben war, schien's fast, als überhänge der Berg. Dorthin eilte Gebhard. Als er sich vorbeugte, um in die Tiefe zu schauen, lag's rabenschwarz unter ihm und ihn erfaßte Schwindel, so daß er sich niederlegen mußte in's Moos. Die Macht des Sturmes war gebrochen, nur hin und wieder strich noch der Wind klagend und stöhnend über die Bergrücken. Im See wogte jedoch das Wasser noch wild und das Rauschen der Brandung, die an das Ufer schlug, tönte bis zu Gebhards Ohren herauf, ja er meinte, er müsse fühlen, wie der Aren darob erzitterte und in seiner eigenen Brust zitterte es leise nach. Er näherte sich wieder dem Rand, denn hinabsehen mußte er, es zog ihn wie mit Schlingen in die Tiefe. Nach und nach gewöhnte sich sein Auge an die Dunkelheit und er meinte, den weißen Schaum zu unterscheiden. Da mußte er daran denken, wie kühl es da unten sey und wie die Wellen spülten und fegen; an seinen Knaben mußte er denken, an die kräftigen schönen Glieder, an das freundliche Kindergesicht und an die gelben Ringeln. Und da unten tief, tief unten lag er jetzt so still, so stumm, ein Spiel der empörten Wellen — und Gebhard sollte ihn nie, nimmerwieder sehen und doch war er sein theures, sein eigenstes Kind! — Ein dumpfer, wilder Schrei rang sich aus der Brust des armen Vaters. Er hatte ja sein ganzes Glück auf diesen Knaben gebaut und nun war er verloren für ihn, lag tief unten im See. Stöhnend wälzte sich da Gebhard auf dem Moose; er wußte sich nimmer zu helfen. Aus dem Bergkessel herauf tönte die Brandung wie das Hohnlachen böser Dämonen und dort hinten richtete sich der Granitblock so kalt und starr empor, als wollte er der Qual des Aermsten spotten. Nur das kleine, unscheinbare Kreuz daneben schien seine Arme wie liebend auszustrecken. Milde gehegt von den Schreckbildern, die seelne aufgeregten Sinne ihm überall zeigten, hingen endlich Jndergands Augen an dem Kreuz und von dem Kreuze schweiften sie zum Himmel. Da plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke, den die Verzweiflung bisher nicht hatte in ihm aufkommen lassen: Da oben, nicht in der Tiefe des See's war ja sein Kind. Dort lag nur seine vergängliche Hülle; sein Geist aber schwebte als Engel in jenen seligen Höhen! Und ein Engel des Friedens müßte es seyn, Gebhard fühlte das; denn wie kühler Thau tröpfelte dieser Anblick zum Himmel in sein wundes Herz zurück. Sein Kind war jetzt nicht mehr verloren für ihn, von dort oben schaute es auf ihn herab. Es war sein Schutzgeist, sein Anwalt und einmal nach dem Ende dieser Tage sollte er's ja wiedersehen und dann gäb's keine Trennung mehr. Leidenschaftlich preßte Gebhard seine Hände ineinander, — ja er wollte leben und den Himmel verdienen! — Er versprach's und in seinen Augen glühte ein heiligendes Feuer. Gestärkter, muthiger stand er auf. Muth brauchte er, denn er ging jetzt einer schweren Pflicht entgegen; verzagen that er aber nicht wieder.

Die Thatkraft, die er zum Schlimmen entwickelt, sollte jetzt dem Guten dienen.

Rüstig schritt Gebhard weiter. Die Höhe des Aren hatte er bald erreicht; bergab ging es rascher. Die erste Helle flog über die Berge, als er endlich Altdorfs Gassen durchschritt. Zu beiden Seiten standen die Häuser öde und still und die vom matten Morgenstrahl kaum überfilberte Kuppe des Gütschen schaute sinnend in's Thal herein. Je näher Jndergand seiner Wohnung kam, je leiser, geräuschloser wurden seine Schritte. Wie sah er sich das Häuschen so lange an und wie verändert kommt es ihm vor, als seine Umrisse sich langsam aus der Dämmerung herausschälten, und doch war es noch genau dasselbe wie gestern Mittag; nur Gebhard hatte sich verändert. Drüben aus dem Stubenfenster fiel ein schwacher Lichtstreifen auf den Gartenzaun. Jndergand athmete tief auf. — Wer war hier? war sie wach geblieben, oder hatte sie der Schreck so früh aufgejagt? — Auf leisen Sohlen schlich er um die Ecke herum, näherte sich dem niedrigen Fenster und drückte das Gesicht gegen die Scheiben. — Ja, sie war's, die Hände fest über der Brust zusammengelegt und am Arm den Rosenkranz schritt Regine durch die Stube auf und nieder. Wie groß die Aufregung in ihrem Gesichte war und wie fieberhaft ihre Wangen glühten, konnte man nur bei momentanem Aufglimmen der Lampe bemerken. Plötzlich aber blieb Regine stehen und erhob den Kopf wie horchend, und als jetzt ihre großen wasserblauen Augen auf das Fenster fielen, da schrie das Weib jäh auf. Es war das ein greller, durchdringender Angstschrei, so einer, den man nicht wieder vergißt, wenn man ihn einmal gehört. Den Moment nachher öffnete Jndergand die Thüre und trat ein. Er tauchte den Finger in den Weihwasserkessel, der nach altem Brauch neben der Thüre hing und machte das Kreuz; am Tische drüben stand Regine, sich mit Mühe aufrecht haltend — da gab es ein lange, lange Pause.

(Schluß folgt.)

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

„Du hast," bemerkte der Onkel gegen seinen Neffen, „gleich bei meinem Eintritt meine ganze Aufmerksamkeit so sehr für dich und deine Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß die meinigen, um derentwillen ich die Reise hieher unternommen, mir ganz außer Acht kamen. Merkwürdiger und geschickter Weise aber fügt es sich, daß sich beide mit einander verschmelzen und gleichzeitig erledigen lassen. Ich habe meinen Hof an den Fürsten von T., der ihn schon lange zu erwerben die Absicht hatte, verkauft und den Erlös hieher gebracht, um ihn nach deinem Gutdünken und Rathe anzulegen. Jetzt bedarf es jedoch keiner langen Berathschlagung: du kannst das Geld selbst brauchen und ich stelle es hiemit zu deiner Verfügung. Es sind 27,800 Gulden*); hoffentlich wird das ausreichen, dich deiner Verlegenheit zu entreißen."

Der Buchhändler Nordau kam sich bei diesen Worten seines Oheims wie ein Träumender vor, er traute seinen eigenen Augen und Ohren nicht und riß jene gewaltsam auf, als er so tausend Gulden nach tausend Gulden aus dem allerdings plumpen und unansehnlichen Büchsenranzen nehmen sah. Mechanisch folgte sein Blick der Hand des Onkels und überzählte, nachdem diese ihre Arbeit vollendet hatte, die auf dem Pulte liegenden Päckchen Banknoten: es waren richtig achtundzwanzig. „Jm letzten fehlen zweihundert Gulden", bedeutete ihm der Oheim; „der Rentamtmann des Fürsten hat sie zurückbehalten, weil sie überschüssig über den Kaufschilling waren."

Und diese große Summe wollen Sie mir anvertrauen?" fragte der Neffe, der sich nach und nach von seinem an Betäubung gränzenden Erstaunen erholt hatte; „wollen Sie mir anvertrauen trotz der genauen Kenntniß von dem schlechten Zustande meiner finanziellen Verhältnisse, die ich Jhnen eben gegeben? Es kann das Jhr Ernst nicht seyn."

„Mein völliger Ernst," erwiderte der Onkel ruhig und bestimmt. „Sollte ich dir etwa das Geld weniger überlassen, da ich weiß, daß du es nothwendig hast und es dir aus deiner Bedrängniß helfen kann, als wenn ich noch der Meinung wäre, du müßtest es zu anderem müssigen in die Kasse legen, bis sich eine geeignete Gelegenheit zu seiner Verwendung fände? Jm Gegentheil, ich stelle es jetzt um so williger zu deiner Verfügung, weil ich die Gewißheit habe, daß es dir von Nutzen seyn werde."

„Es ist das sehr edelmüthig gedacht, mein lieber Onkel!" versetzte der Neffe in tiefer Rührung, „aber durchaus nicht praktisch. Was für Sicherheit kann ich Jhnen für das bedeutende Kapital bieten, das Sie mir behändigen wollen? Die Papiere, welche ich bei der Darmstädter Bank deponirt habe, reichen, namentlich nach ihrem jetzigen Kurse, dazu bei weitem nicht aus, und mein übriges Vermögen verlöre, gäbe ich es aus den Händen, mindestens die Hälfte seines Werthes. Jch anerkenne mit dankbarem Herzen das große Opfer, das Sie zu meinen Gunsten zu bringen bereit sind, aber ich darf und will dasselbe nicht annehmen."

„Und doch hättest du es von dem Direktor der

*) Für ferne Leser dürfte hier die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß im gesegneten Schwabenlande Schulmeister mit so bedeutendem Grundbesitze nicht dem Reiche der Fabel, sondern der Wirklichkeit angehören; doch sind sie auch hier sehr dünn gesäet. Anm. d. Verf.

Darmstädter Bank angenommen, und hast ihm sogar zugemuthet," hielt ihm der Oheim entgegen. „Steht er dir näher als ich? Oder darf er mit dem seiner Verwaltung übergebenen Gelde freier schalten und eher etwas wagen, als ich mit dem Vermögen, das ganz mein eigen ist?"

„Aber Sie bieten mir mehr an, als ich von ihm verlangte, und es ist alle Ihre Habe, die Sie für mich einsetzen wollen," wandte der Neffe ein.

„Weißt du das so genau?" fragte der Oheim lächelnd. „In der Regel ist bei jedem Gute auch ein Inventarium, und das habe ich nicht an den Fürsten von T. verkauft. Wenn es übrigens in der That mein ganzes Vermögen wäre, so würde ich doch keinen Augenblick zögern, es dir zur Verfügung zu stellen. Als dein seliger Vater und ich die Klosterschule besuchten, wurden wir einmal vom Prälaten zu einem benachbarten Geistlichen geschickt, um ihn zur Abhaltung eines Trauergottesdienstes einzuladen. Es war im Monat Mai, aber die Hitze so drückend, als wenn bereits die Augustsonne die Erde austrocknete. Auf dem Heimwege wandelte mich daher die Lust an, in dem Flusse, längs dessen wir eine Zeit lang hinzugehen hatten, zu baden. Umsonst warnte mich der ältere und einsichtigere Bruder, und stellte mir nachdrücklichst vor, daß ich sehr erhitzt, das Wasser aber in dieser Jahreszeit noch nicht gehörig durchwärmt sey; ich bestand auf meinem Willen, und nach wenigen Minuten sprang ich in den Fluß. Was mir dort zustieß, ist mir noch nicht bekannt, denn ich verlor, sobald ich das Wasser berührte, das Bewußtseyn. Als ich jedoch wieder zu mir kam, lag ich am Ufer in den Armen meines Bruders, der mir nachgesprungen war und mit übermäßiger Kraftanstrengung mich der mich fortspülenden Strömung entrissen und an's Land getragen hatte. Ich werde nie das wahrhaft selige Lächeln vergessen, mit dem er auf mich blickte, als ich die Augen wieder aufgeschlagen und auf seine Frage, ob ich ein Leid empfinde, mit einem herzhaften „ganz und gar nicht" geantwortet hatte. In der That war ich in kurzer Zeit wieder frisch und munter, und nachdem die ganz durchnäßten Kleider des Bruders getrocknet waren, setzten wir heiter und guter Dinge unsern Rückweg fort. — Glaubst du, das Leben deines Vaters sey weniger werth gewesen, als die Summe, welche du von mir anzunehmen dich weigerst? Unterlaß deßhalb jede fernere Gegenrede und betrachte, wie ich mein Anerbieten nur als eine Pflichterfüllung von meiner Seite, von der du mich nicht abhalten sollst, auch vergeblich abzuhalten bemüht seyn wirst."

(Fortsetzung folgt.)

Das Alter der europäischen Kronen.

Die Sternzeitung stellt im Hinblick auf die bevorstehende Krönung Wilhelm I. folgende nicht uninteressante Betrachtung an:

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1701 die preußische Königskrone auf sein Haupt setzte, war diese jüngste der Kronen Europa's die zehnte in der Altersfolge derselben, ungerechnet die von Karl dem Großen im Jahre 800 gestiftete römisch-deutsche Kaiserkrone, welche erhaben über Allen schwebte.

Die älteste unter den damals noch existirenden christlichen Königs-Kronen war die von Egbert, durch Vereinigung der angelsächsischen Reiche, im Jahre 827 begründete englische; dieser folgten, auf Grund des 843 geschlossenen Vertrages zu Verdun: 2) die deutsche und 3) die französische.

Das bedeutungsvolle Jahr 1000 nach Christo brachte drei neue Kronen: nämlich 4) die Spanische, zufolge der Vereinigung der Theilkönigreiche Kastilien, Aragonien und Navarra; 5) die Polnische und 6) die Ungarische. Zu diesen gesellte sich bald auch noch 7) die sicilische Krone (1015), 8) die schwedische, 9) die portugiesische (1139), und damit schien lange Zeit die Zahl der Planeten, die um die Kaiserkrone kreisten, geschlossen.

Erst sechs Jahrhunderte später hob mit der zehnten Krone Preußens eine neue Schöpfungs-Aera an; in rascher Folge stiegen auf: 11) Sardinien — dessen thatkräftige Dynastie den Hohenzollern, gleichwie drei Jahrhunderte früher in der Fürsten-, so jetzt in der Königswürde nacheilte — (1720), 12) Rußland (1721) und 13) die Krone Beider Sizilien (1739), welcher das Verhängniß der ominösen Zahl 13 nicht erspart bleiben sollte.

Gleichwie aber Preußens Aufgang das 18., so eröffnete der heiligen römischen Reichs deutscher Nation Untergang das 19. Jahrhundert, und aus seinen Trümmern erheben sich 5 neue Kronen: 14) die österreichische (1804), 15) die bayerische, 16) die württembergische (1805), 17) die sächsische (1806) und 18) die hannövrische (1814). Diesen reihen sich endlich noch, als neueste Kreationen, an die Kronen: 19) der Niederlande (1815), 20) Belgiens (1831) und 21) Griechenlands (1832).

Von jenen neun alten Königskronen, welchen die preußische sich i. J. 1701 als zehnte zugesellte, sind inzwischen drei in Abgang gekommen, die deutsche, die polnische und die ungarische, so daß nunmehr Preußen die siebente Ancienniätsstufe in dem europäischen Staatensystem einnimmt. Die Dynastien, die jene 6 aus der vorpreußischen Zeit allein noch übrigen Kronen tragen, sind alle in dem kurzen Zeitraum von kaum mehr als anderthalb Jahrhunderten, bis auf Eine, abgegangen, und zwar hat in England die Dynastie inzwischen zweimal gewechselt, in Frankreich und Schweden sogar

je dreimal, in Spanien und Portugal je einmal: so daß also das jugendliche Königshaus der Hohenzollern nunmehr — nächst dem bereits im Abgang begriffenen dänischen — der älteste Kronenträger Europa's ist.

Die „Curée" in Compiègne.

Ueber das mittelalterliche waidmännische Schauspiel, das der Kaiser Napoleon dem Könige von Preußen am ersten Abend seines Aufenthaltes in Compiègne vorführte, berichtet die „Köln. Z.": Die Curée fand im großen Schloßhofe nach dem Diner statt. Alle Fenster des Hauptgebäudes und der Seitenflügel waren beleuchtet und von Zuschauern besetzt, wie die Logen eines riesigen Theaters. Den Hintergrund bildete das große Vestibule mit der Haupttreppe, und im ersten Stocke der große Balkon, auf dem der Hof saß. In der Mitte des Hofes lag der todte Hirsch, welcher der Meute preisgegeben werden sollte. Ein weiter Raum ringsum war leer; Zuaven der Garde hielten das Volk ab. Dem Balkon gegenüber, ungefähr hundert Schritt vom Hirsche, waren die Jagdhunde versammelt, etwa hundert Thiere, die nur von vier oder fünf Piqueurs in der Tracht Louis's XV. zusammen- und in Ordnung gehalten wurden. Etwas abseits standen acht andere Piqueurs mit gewaltigen Waldhörnern. An der Leiche des Hirsches wachten ein einziger Haupt-Piqeur und ein kleiner Hundejunge. Um neun Uhr ungefähr rückte, aus dem Schlosse kommend, eine unendliche Schaar von Lakaien vor, die sich in zwei Reihen theilte und sich rechts und links vor den Zuaven aufstellte. Jeder Lakai trug eine gewaltige Fackel, die sich in vier Flammen theilte. Der Hof war so taghell beleuchtet. Die Piqueurs fingen zu blasen, die Hunde zu heulen an. Der Hundejunge stellte sich mit ausgebreiteten Beinen über den Nacken des Hirsches, faßte sein gewaltiges Geweih und bewegte es leise hin und her, „Leben heuchelnd." Die Hunde, leicht getäuscht, fingen noch gewaltiger zu heulen an; die Piqueurs bliesen aufmunternder. Da es ausfah, als ob die Hunde nicht mehr zu halten wären, ließ man sie los. Zähne fletschend und gierig stürzte die Meute auf den Hirsch los, wie ein Sturm, dem Umkehr nicht möglich ist, aber da zeigte sich die Macht der Dressur.

Schon mit der Schnauze an der Beute, kehrten sie plötzlich um, als einige wenige ihrer Tyrannen ihnen die Peitsche zeigten und sie zurück kommandirten. Einige zwar brummten und murrten, aber nicht ein einziger widerstand dem Befehle von Oben. Und das grausame Spiel ging von Neuem an. Die Hunde waren schon berauscht; sie wußten auch schon, welche Mahlzeit sie erwartete, und mit mehr als verdoppelter Wuth stürzten sie, da man es ihnen erlaubte, auf ihr Opfer los. Sie liefen nicht, sie sprangen nicht, sie flogen nicht: es war, als ob sie eine unsichtbare Macht in einem Nu über den weiten Raum schleuderte. Nur die ältesten Hunde, die schon das Spiel und die Menschen kennen, hatten einige Besonnenheit bewahrt; sie griffen nicht von vorn an, sondern warfen sich listig hinter die Piqueurs, um hinter ihrem Rücken die Beute zu erfassen. Aber sie, wie die andern, mußten wieder zurück; man befahl, und sie schlichen zurück. Der Triumph der Dressur erreichte hiermit einen Grad, der an's Unheimliche streifte. Wieder erschollen die Fanfaren, wieder ließ man die Hunde los, und dießmal, nachdem sie sich so schauderhaft gehorsam erwiesen, wurde ihnen ihr Lohn. Der Hundejunge flog mit der Decke des Hirsches so schnell er konnte, um von der wüthenden Meute nicht zerrissen zu werden. Sie stürzten sich auf ihr Opfer mit einer Wuth, die nur bei so lange zurück gehaltenen und gebändigten Instinkten möglich ist, wenn man ihnen dann freien Spielraum läßt. Nach zwei Minuten war nichts mehr übrig, als das trockene Gerippe des edlen Sechszehnenders, und noch dieses schleiften die Hunde in Stücken über den Hof. Die Fanfaren verstummten, die Hunde heulten zum Nachgenuß, die Lakaien stürzten die Fackeln um, und das Fest war zu Ende.

Mannigfaltigkeiten.

In einer der ersten Modewaarenhandlungen Hamburgs erschien unlängst ein einfach, aber nett gekleidetes Dienstmädchen, und verlangt ein Umschlagetuch zu kaufen. Es werden ihm eine Anzahl derselben von einer Güte vorgezeigt, wie man glaubt, daß sie der Schönen bei ihrem Stande behagen würde. Aber keines ist ihr recht, bis endlich ein Shawl von 200 Thlrn. Gnade vor ihren Augen findet. Sie bezahlt das Tuch in klingender Münze. Sofort nimmt sie aber ein Polizeibeamter fest, den man herbeigerufen hatte, und ermittelt, daß die Dienstmädchen eines ganzen Hauses das Geld für jenen Shawl zusammengeschossen und das Uebereinkommen getroffen hatten, ihn als Gemeingut zu betrachten und alle Sonntage abwechselnd zu tragen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 243:
Grund.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 246 Dienstag, 15. Oktober 1861.

Ein Sturm auf dem Vierwaldstätter-See.

(Schluß.)

„Wo hast Du den Kleinen?“ frug Regine endlich. Trotzig war es nicht, wie sie das sagte, aber auch nicht demüthig.

Ganz langsam, ganz still trat Indergand auf sie zu. „Regine“ — sprach er und so eintönig klang's, wie sie's an ihm noch nie gehört — „Regine, auf Erden siehst Du unsern Buben nimmer; er ist jetzt ein Engel im Himmel. Gott hat ihn zu sich genommen unserer Sünde wegen.“

Das junge Weib schrie nicht wieder, fuhr nicht auf; nur zwei, dreimal griff sie nach der Stirne und strich mit den schneebleichen Händen langsam die goldenen Haarkräuselchen zurück. Was Alles in Gebhards Antwort lag, verstand sie recht gut. Den Sturm hatte sie gesehen und vergebens war sie nicht tief bis ihn die Nacht hinein am Gestade von Flüelen gestanden, hatte den Winden gelauscht und den Wellen und hatte hinausgespäht, ob denn keine menschliche Seele ihr von Brunnen her Nachricht bringen könne? Alles, Alles hatte sie geahnt, und wie da Gebhard vor sie hin trat, da wußte sie, was geschehen, lange bevor sie ihn gefragt, lange bevor er ihr Antwort gegeben; ausgesöhnt aber war sie nicht. Plötzlich loh'te wieder die alte Bitterkeit in ihren Augen auf. Du hast den Knaben mitgenommen; Du trägst die Schuld des Unglückes, wollte sie sagen; doch ehe sie den Mund zum Reden geöffnet, brach Gebhard, so groß, so stark er war, in sich zusammen wie ein schwaches Rohr. Auf die Bank neben dem Ofen war er eingesunken und, als Regine scheu nach ihm hinüberblickte, sah sie, wie schwere Thränentropfen durch seine Finger rieselten. Es war das Erstemal, daß sie ihn weinen sah, und es ist etwas Herzerschütterndes bei dem Anblicke so eines Mannes, durch dessen Eisennatur die Thränen sich unplötzlich Bahn brechen. Das sind nicht weichliche, süße Thränen, die aus dem tiefsten Grunde der Seele quellen, und was sich da an Bitterkeit, an niedergehaltenem Schmerz, an Qual, an Leiden angehäuft, das bringen sie zu Tag. In Reginens Augen mochte sich plötzlich eine Ahnung davon eingeschlichen haben; denn wie Gebhard so da saß, erschüttert, gebrochen, bitterlich weinend, vom Schmerze ganz und gar überwältigt, da trat sie mit einem raschen Schritt an seine Seite. — „Du, Gebhard,“ sprach sie und ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt, „das ist ein schweres, schweres Kreuz, das Gott über uns verhängt, und Du und ich — jedes für sich allein, kann es nimmer tragen.“

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort, einen Blick; aber ihr ward Nichts; da schaute sie angstvoll auf ihren Mann; denn von ihm lassen konnte sie nicht, hing sie ja doch mit tausend Banden an ihm. Sie, fühlte das jetzt in dieser schweren Stunde, darum auch war sie so demüthig geworden und ließ nicht ab mit Bitten. —

„Wir sind aus einander gekommen, so wie's nicht recht ist, so wie's nicht seyn darf,“ sprach sie und legte die Hände wie flehend in einander, „jetzt müssen wir wieder zusammenhalten. Gebhard, Du siehst's ja, wir müssen es; denn Du und ich, wir haben jetzt gar Niemanden mehr, der zu uns hält, seitdem Gott unsern Knaben heimgeholt.“ —

Langsam löste jetzt Gebhard die Hände vom Gesicht. Seine Augen richteten sich auf das junge Weib und blieben lange, lange dort haften, als wollten sie ihr bis in den tiefsten Grund der Seele dringen. Zurückgebeugt, mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht, ertrug sie diesen Blick, lag doch in ihm ihre ganze Zukunft. —

„Regine!“ sagte da endlich der junge Mann; er sagte nur das eine Wort und gar nicht laut, man konnte es fast nur an der Bewegung seiner Lippen errathen, aber er sagte es in einer Weise, die Regine aus früheren Tagen gar wohl kannte. Und mit Eins lag sie da an seiner Brust, ihr Gesicht gegen das seine gelehnt, ihre Arme um seinen Hals geschlungen, und da war sie ihm auch wieder zu eigen und hing an ihm als kindlich-ergebenes Weib, wie in den ersten Zeiten ihres Glückes. Und wie er sie so im Arme hielt, erkannte er's, daß nur seine Härte sie so sehr von ihm entfernt, und daß er sie von nun an sehr lieben müsse, damit sie all die Unbill vergessen könne und das harte Unglück, das sie heut' betroffen. Er fühlte auch, daß er zu ihr halten müsse mit Leib und und Leben; denn — sie hatte doch Recht gehabt —

tragen konnte er allein das große Leid nicht, und doch war er ein Mann.

Ein Bund wurde geschlossen so fest und innig, daß er nimmer wieder aus einander gehen sollte. Und er ging auch nimmer wieder aus einander; denn er war aus dem Boden des Unglückes aufgeblüht und der Schmerz hatte Beide geläutert. Das eben ist das Herrliche am Unglück, daß es ewigen Segen bringt. Wo es diesen Segen nicht bringt, da haben es die Menschen nicht aufgenommen, wie sie gesollt. Das Unglück ist oft eine Prüfung, oft auch eine Strafe, immer aber soll es uns zu Gott, dem Urquell alles Guten, zurückführen.

Draußen war der Tag langsam heraufgezogen, ein grauer, trüber Tag. Die Wolken hingen immer tiefer herein, endlich rieselte der Regen, nicht stark, aber fleißig, gleichmäßig auf die Erde herab. Den Beiden drinnen war es recht, denn so paßte das Wetter zu ihrer Stimmung; hätte die Sonne geschienen, wäre es ihnen wie Hohn vorgekommen. Sie saßen noch beisammen und erzählten sich, was sie die kurze Frist ihrer Trennung erlitten und erduldet. Alles, so schmerzlich es auch seyn mochte, wurde besprochen und abgethan. Endlich bekannte Gebhard auch, wie frevelhaft er die Liebe seines Kindes ganz allein für sich hatte gewinnen wollen, da zuckten Reginens Hände in den seinen und sie rückte einen Zoll breit von ihm weg. War's ihr doch plötzlich, als könnte sie an der Seite eines Mannes, der einen so lieblosen Gedanken gehegt, nimmermehr sicher seyn. Aber wieder sagte er: „Regine" — und wieder in der gleichen Weise, und da mußte auch sie wieder ihr Haupt an seine Schultern legen. — „Regine, bin ich's denn nicht auch, der Nachts um deinetwillen den weiten Weg über den Axen gekommen?" frug er. „Siehst Du," fuhr er fort, „von jenem bösen Gedanken wußte, außer Gott und mir, keine Seele was und ich hätte Dir denselben auch nicht zu sagen gebraucht, aber sagen wollt' ich Alles, damit nichts Schlimmes mehr zwischen Dir und mir innen stehe." —

Und Regine hatte Recht gehabt, daß sie ihrem Manne damals ihr Vertrauen nicht entzogen; denn was er versprochen, hat er treulich erfüllt. Der alte Unfriede ist nicht wieder aufgewacht, und zusammengehalten haben die Beiden so muthig in Freud und Leid, daß kein Schlag des Schicksals sie je wieder ganz niederdrücken konnte, und mit der Zeit hat dann auch ein anderer kleiner Marien die Stelle des ersten eingenommen. Etwa ein Jahr nach dem traurigen Ereignisse, das wir beschrieben, siedelte Indergand mit seiner Frau nach seiner Heimath Unterwalden hinüber und richtete dort, wie er's gewünscht, eine Sennerei ein. Regine hatte jetzt Nichts mehr dagegen und mit Gottes Segen gedieh auch Alles zum Besten. Zu seinem Handwerk als Schiffer ist Gebhard nie wieder zurückgekehrt; er hat sogar so viel als möglich vermieden, über den See zu fahren. Vergessen konnte er aber darum jenen Unglückstag nimmer. Oft wenn er so in den Alpen herumstieg und im Süden die Atmosphäre so hell und durchsichtig war, daß die fernsten Bergspitzen zum Greifen deutlich und klar sich in den Himmel hineinzeichneten, während im Norden graue Wolkenschleier heraufzogen; wenn er so dem Spiel der zwei entgegengesetzten Winde zusehen konnte, wie sie in den untern Regionen gegen einander kämpften, da mußte er jenes fürchterlichen Sturmes auf dem Vierwaldstättersee gedenken: wie er dazumal geheult und getobt und doch — das Alles war nur Kinderspiel gewesen im Vergleiche mit dem Aufruhr in seiner eigenen Brust. Gebhard preßte bei der Erinnerung die Hand wohl gegen das klopfende Herz, als müßte er mit seiner ganzen Manneskraft den überwältigenden Schmerz von sich zu wehren. An jenen Tagen kam er dann meistens sehr bleich und still nach Hause. Regine errieth da gleich die neu aufgerissene Wunde, aber sie kannte auch den Balsam dafür.

Der wackere Vetter.

(Fortsetzung.)

4.

Nach solcher eindringlichen und bestimmten Erklärung mußte wohl der Neffe sich ohne weiteres Widerstreben in den Willen des Onkels fügen, und er that dieß auch, nachdem er einmal die erste beschämende Scheu überwunden, mit gutem, fast freudigem Muthe. Die so plötzlich und unerwartet ihm eröffnete reiche Hülfsquelle flößte ihm neue Hoffnung auf eine bessere Gestaltung seiner Verhältnisse ein, weckte in ihm die durch das Mißgeschick gelähmte Thatkraft und befreite die Springfedern seines Geistes von dem vernichtenden Druck, der auf ihnen gelastet hatte. Die kurze Zeit, welche der Oheim in dem Kabinette des Neffen zugebracht hatte, reichte hin, diesen aus einem gebeugten, entmuthigten, fast verzweifelnden in einen starken, unternehmenden, lebensfrohen Mann umzuwandeln, und mit der Miene eines solchen führte er jetzt den Onkel im Laden und Magazin umher, zeigte ihm die seltenen und werthvollsten Werke, die sich auf dem Lager befanden, und lud ihn mit der Zuvorkommenheit eines nahen Verwandten und eines zu großem Danke Verpflichteten zu dem in seinem Hause auf den Abend stattfindenden Feste ein. Der Onkel lehnte entschieden ab; er erzählte, wie er bereits zu wiederholten Male in seinem Hause gewesen und aus den großen Vorbereitungen, die darin getroffen wurden, die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht in die Gesellschaft passe,

welcher jene gälten. Dagegen versprach er auf's Bereitwilligste, den Abend dennoch im Hause des Neffen zuzubringen — in der Kinderstube bei den Kleinen, mit welchen er sich bereits zu verständigen gewußt habe und sicher auch besser unterhalten werde, als mit den fremden Herren, die ihn, falls sie überhaupt Notiz von ihm nähmen, doch nur über die Achsel oder wie ein seltenes Thier ansehen würden. Nach solchem Uebereinkommen schickten sich Onkel und Neffe an, das Geschäftslokal zu verlassen. Während dieser im Kabinete noch einige Papiere ordnete und das ihm übergebene Geld in die Kasse schloß, trat jener in den Laden hinaus, besah sich das eine und andere Buch und winkte den Gehülfen, welchen er Tags zuvor schon kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, zu sich heran.

Derselbe hatte mit großer Betrübniß die Freundlichkeit und Vertraulichkeit des Principals gegen den von ihm Beleidigten wahrgenommen, er hörte mit Schrecken wie dieser jenen mit „Du" anredete, und die Besorgniß vor dem — in der Zeit so großer und allgemeiner Geschäftsstockung besonders unangenehmen — Verluste seiner Stelle begann bereits in seiner Seele aufzutauchen. Er nahte sich daher jetzt auch ganz verdutzt dem Manne, dessen Reden ihm so bedeutenden Nachtheil bringen konnten, dieser aber beruhigte ihn alsbald mit der Versicherung, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen, seinem Neffen von dem zwischen ihnen Vorgefallenen Kenntniß zu geben.

„Es liegt durchaus nicht in meiner Weise," sagte er zu ihm, „den Anbringer zu machen oder Rache zu nehmen für die Unbill, die Sie mir zufügten, aber eine kleine Belehrung müssen Sie sich schon von mir gefallen lassen. Beachten Sie für die Folge besser den alten Spruch: Wer seinen Mund und seine Zunge bewahret, bewahret sich vor manchem Leid! — und auch des andern gedenken Sie: Mißachte selbst den geringsten Menschen nicht, denn es gibt keinen, der nicht seine Zeit, dir zu nützen oder zu schaden, hätte." Mit diesen Worten schied er von dem nicht mehr beängstigten, dagegen ziemlich verlegenen und beschämten Gehülfen und ging mit dem Neffen nach Hause. Als dieser ihn auf dem Wege dahin nach dem Gegenstande seines Gespräches mit seinem Gehülfen fragte, zog er „Reichnitz's kleine Erzählungen für kleine brave Kinder" aus der Tasche und zeigte es dem Neffen mit der Auseinandersetzung: „Ich habe mir dieses Buch von ihm geben lassen, aus dem ich deinen Kindern auf den Abend Einiges vorlesen will und ihm dabei scherzend bemerkt, daß dasselbe manches auch für Erwachsene sehr Beherzigenswerthe enthalte."

Einige Stunden später waren die Zimmer des Nordau'schen Hauses hell erleuchtet und glänzten feine Fenster mit strahlendem Scheine in die dunkle, schwüle Nacht hinein. Eine zahlreiche, festlich gekleidete Gesellschaft hatte sich darin eingefunden und wogte bunt durcheinander genußsucht hin und her. Mit eigener Geschicklichkeit wußten sich die Diener mit ihren reichlich gefüllten Platten durch dieses Gewoge hindurch zu winden, um Erfrischungen jeder Art herum zu bieten. Allmählig kam einige Ordnung in dieses Wirrsal: Bekannte trafen sich und traten in besondere Gruppen zusammen, einzelne ältere Herren suchten die Spieltische auf und ließen sich daran nieder, die jüngere folgten den Damen in ein anderes Zimmer, in dessen Mitte ein geöffnetes Piano stand, auf welchem eben ein gleichfalls geladenes Mitglied der königlichen Hofkapelle die Ouvertüre zu Meyerbeer's neuester Oper, der Wallfahrt nach Ploermel, spielte, und in einem daranstoßenden Closete niedlirten ein paar an Jahren schon vorgerückte Frauen in aller Behaglichkeit. Während in solcher Weise die Bewirthung und Unterhaltung der Gäste in gehörigem Flusse war und die in Sammt und Seide angethane Frau des Hauses von ihrem Sitze auf dem Sopha aus mit ängstlicher Sorgfalt darüber wachte, daß nirgends eine Störung eintrete, war Herr Nordau in das Hinterhaus gegangen, in dessen nettem, nicht allzu geräumigen Stübchen die Kinder für diese Nacht untergebracht worden waren. Der Onkel Schulmeister hatte erklärt, bis zu ihrer Schlafenszeit bei ihnen bleiben zu wollen, dann werde er sich in sein Wirthshaus und gleichfalls zur Ruhe begeben, um andern Tages mit dem ersten Zuge wieder nach Hause zu reisen.

Umsonst war der Neffe bemüht, ihn von diesem Entschlusse abzubringen und auch nur zu einem Tage längeren Aufenthalte zu vermögen: er blieb standhaft bei seinem Vorsatz; er könne und wolle, sagte er, obgleich er jetzt — in der Sommerszeit — täglich nur vier Stunden Schule zu halten habe, diese nicht versäumen, das Vergnügen müsse der Pflicht weichen. Er hatte sich deßhalb auch schon bei seiner Nichte verabschiedet und solches gleichzeitig bei dem Neffen thun wollen; dieser aber bestand darauf, ihn nochmals zu sehen, und nahm ihm das Versprechen ab, sein Haus nicht früher zu verlassen, bis er ihm wiederholt Lebewohl gesagt haben würde.

(Schluß folgt.)

O nimm mich mit!

„O nimm mich mit!"
Hörst Du das Kindlein dringend flehen,
Wenn seine Mutter will von dannen gehen.
„Wie soll ich ohne Dich bei fremden Menschen leben;
Die Lieb', die ich von Dir empfing, kann Niemand geben.
Ich strauchle sonst bei jedem Schritt,
O nimm mich mit!"

„O nimm mich mit!"
Spricht zu dem Lenz die zarte Pflanze,
Flieht er davon im leichten Horentanze.
„Kann ich mich nimmer an den milden Düften laben,
Die Du gespendet, wird mich Sommers Gluth begraben,
Die tödtlich sengend an mich tritt;
O nimm mich mit!"

„O nimm mich mit!
Ich folge Dir so gern', so gerne,
Wär's auch in weite, unbekannte Ferne",
Hörst Du zu der geliebten Maid den Knaben sprechen,
Wenn Trennung winkt und Thränen aus den Augen brechen.
„Verstoß mich nicht, sieh was ich bitt,
O nimm mich mit!"

„O nimm mich mit!"
So ruft der welke Greis am Stabe,
Steht weinend er beim gähnend off'nen Grabe,
Worin man eben jetzt den letzten Sohn geborgen,
„Ich hab' der Erde den Tribut bezahlt an Leid und Sorgen,
Und darf wohl sagen: Wir sind quitt,
O nimm mich mit!"

„O nimm mich mit!"
Bei jeder Trennung wird's gesprochen,
Und ach! wie manches Herz ist schon gebrochen,
Weil einsam es um kein verwandtes konnte ranken,
Weil Niemand rings verstand die innersten Gedanken,
Und unbeachtet blieb die Bitt:
„O nimm mich mit!"

Karl August Kopp.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Zustand des Gebäudes, in welchem der bayerische Landtag seine Sitzungen hält, entwirft der an die Kammer der Abgeordneten erstattete Bericht des Landtags-Archivars, Regierungsrath Stumpf, die folgende ebenso reizende als wahrheitsgetreue Schilderung: Schon die Zusammenstellung der verschiedenen Erwerbungen der an das Landtagsgebäude anstoßenden Gebäulichkeiten zum Zwecke des Landtages dürfte zur Genüge beweisen, daß das ganze Gebäude mit seinen Anneren höchst unzweckmäßig für einen Landtag sey; um von einem Hause in das andere zu gelangen, mußten die Wände durchbrochen, Gänge, die den ganzen Tag beleuchtet werden müssen, und Stiegen angebracht werden, von denen viele, wie es der Lage nach nicht anders seyn konnte, eng und winklich sind; die Parterrelokalitäten im Landtagsgebäude selbst sind dumpf, dunkel und viel zu eng, die Arbeitszimmer eng und feucht und, weil über dem Keller, im Winter äußerst kalt: fast alle Fenster in der Façade des Landtagsgebäudes sind und schließen schlecht, ebenso die Thüren; die Fußböden und Plafonds sind größtentheils ruinös; ferner fehlt es im Landtagsgebäude selbst an den nöthigsten Bureaur; zwei Ausschüsse der hohen Kammer der Abgeordneten müssen sich mit einem Arbeitszimmer behelfen; um in das Zimmer des 4. Ausschusses zu gelangen, muß man durch das des 3. Ausschusses gehen; die ganze Ausstattung des Gebäudes selbst ist ungenügend und trotz der großen Summen, die fort und fort jährlich in das Landtagsgebäude verwendet werden, wird diesen Uebelständen nicht abgeholfen werden können, Alles bleibt nur Flickwerk, weil gleich von vorneherein die Gebäulichkeiten ihrem Zwecke nicht entsprachen."

Ein schönes Bild ist die von Otto Merseburger in Leipzig lithographirte und in dessen Selbstverlag erschienene „Germania auf der Wacht am Rhein." (Das Original ist gemalt von Lorenz Clasen. Germania, eine weibliche Heldenfigur im mittelalterlichen Gewand, schaut von der Höhe eines Felsens in der Nähe des Lurley — vor und unter sich den Rhein mit Ober-Wesel — einem im Westen aufsteigenden Gewitter mit kühnem, flammendem Blicke und vorgestrecktem Schwerte entgegen. Sie ist so eben von ihrem Sitze aufgesprungen, und ihr Schild, welchen der deutsche Reichsadler schmückt, schützt die deutschen Reichskleinodien. Dieß die Beschreibung des 20" hohen und 16" breiten Blattes, das für Zimmer wie für Albums eine schöne Zierde seyn wird.

Eine der größten Schildkröten, welche jemals nach Hamburg gekommen sind, wurde in einer dortigen Restauration geschlachtet. Das Thier wog über 300 Pfund. Nachdem es lebend schon einige Zeit hindurch im Eingange des Lokales die Schaulust stark in Anspruch genommen hatte, war es später der abgeschlagene Kopf des riesigen Thieres, welcher den ganzen Tag die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte, indem derselbe, auf einer Schüssel ins Schaufenster gestellt, durch Oeffnen und Schließen des Mundes noch bis Abends Spuren des Lebens zeigte.

Die Nordland-Expedition Vogt und Greßly ist auf der Rückfahrt vom Nordkap und Island am 2. Okt. glücklich in Schottland angekommen. Die HH. Naturforscher hoffen Ende Oktobers ihren Freunden in der Heimath die Hand drücken zu können.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 247 Mittwoch, 16. Oktober 1861.

Der wackere Vetter.

(Schluß.)

Zu diesem Zwecke war jetzt Herr Nordau für einige Augenblicke von der Gesellschaft weggegangen. Er fand den Oheim seiner harrend. Die Kinder, bei welchen er, wie er versicherte, seine Zeit vortrefflich zugebracht hatte, lagen bereits zu Bette, und er stand am halbgeöffneten Fenster, um die von den Blüthen und Blumen des Gartens angenehm durchduftete Luft einzuathmen. Er legte dem Neffen, welcher sich in neuen Dankesergießungen ergehen wollte, die Hand auf den Mund und empfahl ihm, seinen Dank durch verdoppelten Eifer und Umsicht im Geschäfte und weise Benützung und Zusammenhaltung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zu bethätigen, damit werde er sich und ihn vor Verlusten bewahren, und wenn er einen solchen nicht erleide, so sey ja die von ihm geleistete Hülfe gar keiner anerkennenden Erwähnung werth. „Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „habe ich heute, als ich Dir eine Besorgenheit aus meinem Leben mittheilte, in welcher Dein seliger Vater so viele Hingebung und Aufopferungsfähigkeit zeigte, den Schluß meiner Erzählung weggelassen und ich frage nun denselben nach, da er bekundet, daß Dein Vater eben so klug als brav und wacker gewesen ist. Bei unserer Nachhausekunft von unserm Botengang, der für mich so verhängnißvoll hätte werden können, hieß mich Dein Vater, vor dem Eintritt in's Zimmer, einen Augenblick halten.

Er gab mir auf meine Frage, was er wolle, statt einer Antwort ein tüchtiges Paar Ohrfeigen, zur warnenden Erinnerung an meinen Leicht- und Eigensinn, wie er mir noch unter der Thür rasch zuflüsterte. Auch ich habe heut Dir und Deiner Frau ein kleines Erinnerungszeichen zurückgelassen zur Mahnung an die etwas leichtfertige Auffassung Eurer ökonomischen Verhältnisse. Morgen wird es Euch von selbst entgegentreten; es soll die Bedeutung der Ohrfeige Deines seligen Vaters haben. Und nun lebe wohl! Gott erhalte Dich und die Deinigen und schenke Dir Glück, Segen und Gedeihen." Hiemit schüttelte er dem Neffen die Hand, küßte die schlafenden Kleinen und ging, um seine innere Rührung zu verbergen, rasch von dann.

5.

In dem großen Saale der Bürgergesellschaft in Stuttgart herrschte in den Vormittagsstunden des 21. Juni 1859 ein sehr reges, geschäftliches Leben. Es waren viele grüne Tische darin aufgestellt, und an ihnen saßen rechnend und zählend die Chefs der bedeutendsten Buchhändlerfirmen Süddeutschlands. Trotz der schlimmen Weltlage und der dadurch herbeigeführten gefährlichen Handelsstockung, worunter besonders der Buchhandel schwer litt, hatte sich die Solidität und die Umsicht, mit welcher er in Süddeutschland betrieben wurde, im Allgemeinen auf's Glänzendste bewährt; die Zahlungen wurden pünktlich und im vollen Betrage geleistet und es gingen durch sie Summen von bedeutendem Belange von Hand zu Hand. Doch ohne alle bösen Folgen war der Sturm der Zeit gerade nicht dahin gegangen, er hatte manches Haus hart ergriffen und zu Boden geworfen, zum Theil mit der Aussicht auf seine Auferstehung in besseren Tagen, zum Theil ohne sie. Die Vertreter dieser Häuser zeichneten sich natürlich durch ihr Nichterscheinen in der Versammlung aus und solche Abwesenheit wurde allgemein als eine stillschweigende Insolvenz-Erklärung angesehen und die Kreditoren wußten so ziemlich, woran sie waren. Auch Nordau war lange ausgeblieben, und schon schüttelten einige seiner Geschäftsfreunde, welche heute bedeutungreiche Zahlungen von ihm zu erwarten hatten und denen seine Verlegenheit gerüchtweise zu Ohren gekommen war, bedenklich das Haupt, als er mit der Haltung und Miene eines Mannes eintrat, dem die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten nie die geringste Sorge gemacht. An den überaus freundlichen Grüßen, die ihm zugeflüstert und zugewinkt wurden, merkte er wohl, daß Andere diese Sorge für ihn übernommen hatten, er eilte daher, sein reich gefülltes Portefeuille zu öffnen und mit einer gewissen Siegermiene seine Banknotenpäckchen vor sich hinzulegen, von welchen er wohl wußte, daß sie hier die geringsten Sorgenbrecher seyen. In sehr heiterer Stimmung kehrte er nach Hause zurück. Bei dem Eintritte in das Zimmer seiner Frau kam ihm diese unter Thränen lächelnd und tief bewegt entgegen, und rief auf die Frage, was sie habe, ihre Kinder herbei: „Komm, lieber Ottokar!" sagte sie zu ihrem Söhnchen, „wiederhole auch dem Vater die Fabel, die der Onkel

Dich gelehrt." Der Knabe nahm alsbald die Positur eines Deklamators an, machte eine tiefe Verbeugung und begann:

„Der aufgeblasne Frosch."

„Der Frosch begehrte größer zu seyn,
So groß als jener Stier;
Da bläht er sich auf und bildet sich ein,
Er sey ein mächtiges Thier.

Und als er so schnaufte und als er so blies,
Da schüttelten die Freunde den Kopf;
Er ließ nicht nach, er streckt sich und blies —
Bis er barst, der eitle Tropf."

„Das ist des Onkels Ohrfeige," sprach Herr Nordau, dessen Stimmung unter der Deklamation seines Knaben eine sehr ernste geworden war. „Nicht wahr, liebe Karoline? Sie soll uns nicht vergeblich applizirt worden seyn; unsere Lebensweise und Hausordnung soll eine andere, unsern wirklichen Verhältnissen entsprechendere Gestalt erhalten." Seine Gattin reichte ihm mit freundlichem Kopfnicken die Hand, und ein warmer Händedruck bekräftigte den eben gefaßten Entschluß. Bis daher wurde derselbe treulich zur Ausführung gebracht, und es ist dadurch die beste Aussicht vorhanden, daß der wackere Vetter durch die seinem Neffen gewährte Hülfe keinerlei Schaden erleiden werde.

Steuert nach Nordwest.

Eine Seemanns-Geschichte, aus den Erinnerungen eines Steuermanns.

Vor ungefähr zwölf Jahren verließ ich den Dienst auf der Flotte. Sein Einerlei war mir langweilig geworden, und da ich eine aufregende Beschäftigung suchte, nahm ich Dienst an Bord eines Wallfischfängers. Wir hatten kein sonderliches Glück — ich weiß es nicht, wie es kommt, aber es ist wie ein Fluch: wo ich nur immer die Hand im Spiele habe, da mißglückt Alles; — unsere Tonnen waren bis zum Herbst beinahe noch leer. Wir kreuzten da droben im Norden herum und dachten schon an die Heimfahrt, da das Wetter umgeschlagen hatte und das Eis sich in jenen hohen Breiten verzweifelt schnell bildet, wenn erst der Frost eingetreten ist. Der Kapitän wollte aber natürlich noch so lange wie möglich mit der Umkehr zögern, in der Hoffnung auf einen etwaigen weiteren Fang.

An einem schönen Nachmittag, just nach eilf Glasen, hatte ich mein Logbuch eingetragen und trug es nach des Kapitäns Kajüte. Ich pochte an der Thür und da Niemand antwortete, trat ich ohne Umstände ein. Es kam mir sonderbar vor, daß der Kapitän mir nicht geantwortet hatte, denn er war da, saß an seinem Pult, schrieb und wandte mir dabei den Rücken. Weil ich ihn beschäftigt sah, wollte ich ihn nicht weiter stören, sondern sagte ihm, ich habe das Log gebracht, legte es hinter ihm auf den Tisch und ging wieder hinaus, als er mir keine Antwort gab. Ich ging nun auf Deck und die erste Person, die mir hier in die Augen fiel, war der Kapitän. Ich war ganz verdutzt, denn ich konnte mir nicht erklären, wie er vor mir hierher gekommen sey.

„Wie kommen Sie denn hier herauf?" fragte ich ihn; „ich verließ Sie ja so eben noch in Ihrer Kajüte, wo Sie schrieben!"

„Ich bin seit einer halben Stunde nicht mehr in meiner Kajüte gewesen," versetzte der Kapitän; ich aber glaubte, er wolle mich necken und dieß verdroß mich. —

„Ich kann Sie aber versichern," sagte ich, „daß ich noch so eben Jemand an Ihrem Pulte sitzen und schreiben sah. Wenn Sie es nicht selbst gewesen sind, so würden Sie vielleicht wohl daran thun, nachzusehen, wer es war. Das Logbuch ist eingetragen; ich habe es in Ihrer Kajüte gelassen, Kapitän." Damit ging ich verdrießlich weg, denn es behagte mir nicht, daß der Kapitän mich hänseln wollte, den ich ohnedem nicht leiden mochte.

„Mr. Brown," versetzte der Kapitän, der mich unwirsch sah, „Sie müssen sich geirrt haben; mein Pult ist verschlossen. Aber kommt! wir wollen hinuntergehen und selber nachsehen!"

Ich folgte dem Kapitän in seine Kajüte. Das Log lag noch auf dem Tische, das Pult war geschlossen und die Kajüte leer. Der Kapitän probirte das Pult — es war verschlossen.

„Sie müssen sich versehen haben, Mr. Brown," sagte der Kapitän lachend. „Schaut her, das Pult ist geschlossen."

Ich blieb aber hartnäckig auf meiner Behauptung und meinte, dann müsse eben irgend Jemand das Schloß erbrochen haben.

„Dann hätte er es aber nicht wieder schließen können," äußerte der Kapitän. „Um Sie jedoch zufrieden zu stellen, will ich es aufschließen und sehen, ob der Inhalt noch vorhanden ist, wiewohl ich nichts darin verwahre, was einen Dieb in Versuchung führen könnte."

Er schloß das Pult auf und siehe da! ganz oben und quer über dem Schreibdeckel lag ein Blatt Papier und darauf stand in einer alten, krämpfigen unsichern Handschrift: „Steuert nach Nordwesten!"

Der Kapitän starrte den Zettel an und reichte ihn dann mir mit den Worten: „Ihr habt Recht, Steuermann; es ist irgend Jemand hier gewesen und hat uns einen Schabernack gespielt."

Wir saßen hier eine Weile plaudernd beisammen und versuchten zu errathen, wozu denn eine solche Neckerei habe dienen sollen — wenn es überhaupt eine Neckerei war. Ich gab mir Mühe, in dem Manne,

von welchem ich nur den Rücken gesehen hatte, irgend einen von unserer Bemannung zu erkennen; aber es gelang mir nicht. Allerdings hatte ich Anfangs jenen Mann für den Kapitän gehalten, allein nun ergaben sich mir verschiedene Unterscheidungs-Merkmale. Ich hatte die Gestalt nicht aufmerksam angesehen, allein gleichwohl wollte mich jetzt bedünken, dieselbe habe einen braunen Rock getragen und es habe ein weit längeres und weißeres Haar unter der Mütze hervorgeschaut, als bei unserem Kapitän. Es war nur ein einziger Mann an Bord, welcher auch nur entfernt der Gestalt glich, die ich gesehen hatte. Ich äußerte nun gegen den Kapitän, es könnte der alte Schiel, unser Hochbootsmann, gewesen seyn. Allein er hatte keinen Verdacht auf den alten Mann, der allgemein beliebt war; und überdieß lag ja gar kein Grund zu irgend einer Vermuthung vor, daß und warum er oder irgend ein Interesse dabei gehabt haben könne, um den Kurs des Schiffes zu ändern.

Damit es nun nicht erscheine, als ob wir irgend Jemand ganz besonders im Verdacht hätten, beschloß der Kapitän, die ganze Bemannung vorzunehmen. Wir ließen sie Alle, Einen um den Andern, heraufkommen, betrachteten und verhörten sie und ließen Jeden, der nur schreiben konnte, die Worte schreiben: „Steuert nach Nordwest," aber wir erlangten keinen Anhaltspunkt und Aufschluß. Nur ein Umstand war über allen Zweifel erhaben: der alte Schiel konnte es nicht gewesen seyn, denn es ward bewiesen, daß er gerade um die Zeit, wo ich in die Kapitänskajüte gegangen, vorne in der Back gewesen war. Das Räthsel blieb ganz ungelöst.

An demselben Abend saß ich bei dem Kapitän in seiner Kajüte und trank meinen Grog. Keiner von uns war zum Plaudern aufgelegt. Ich versuchte, an die Heimath zu denken und an die Freude, die es mir machen würde, Alt-England wiederzusehen, allein wie sehr ich mich auch dagegen sträubte, meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem räthselhaften und geheimnißvollen Zettel zurück. Ich versuchte, in einem Buche zu lesen, allein ich betraf mich selbst darüber, wie ich über das Buch hinweg verstohlen nach dem Pult hinüber schielte und dort wieder die unerklärliche Gestalt sitzen zu sehen erwartete.

Der Kapitän hatte schon eine Zeitlang nicht gesprochen und saß da und hatte das Gesicht in die Hände gestützt. Endlich schaute er plötzlich auf und sagte:

„Wie wär's, Mr. Brown, wenn wir den Kurs gen Nordwest veränderten?"

Ich weiß nicht, wie es kam und ich kann auch nicht hoffen, das Gefühl richtig und deutlich zu erklären, welches mir durch die Seele zog, als ich diese Worte gehört hatte — es war eine solch tröstliche erleichterte Empfindung, ein solch befriedigendes Aufathmen, als ob ich jählings von einem drückenden Alp befreit wäre. Ich schämte mich zwar des kindischen Vergnügens, das ich darüber empfand, konnte mich aber doch nicht enthalten, begierig zu antworten:

„Ganz recht, Sir! ich bin damit einverstanden. Soll ich den Befehl dazu geben?"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, eilte ich auf's Deck und hieß den Kurs des Schiffes ändern.

Es war eine helle frostige Nacht und als ich auf den Kompaß blickte, bevor ich wieder hinunterging, fühlte ich ein eigenthümliches Behagen und ertappte mich selber darüber, wie ich kichernd die Hände rieb — worüber eigentlich, das vermag ich gar nicht zu sagen, und damals wußt' ich es auch noch nicht; aber ich spürte es deutlich: es war eine große Last von der Seele genommen.

Wie ich wieder in die Kajüte hinunter kam, fand ich den Kapitän in dem kleinen Raume auf- und abgehen. Er hielt inne, als ich eintrat, blickte auf und sagte ganz ruhig: „Es kann auf keinen Fall schaden, Mr. Brown."

„Wenn dieser Wind fortfährt," versetzte ich, „so können wir dreißig Stunden oder noch länger diesen Kurs halten, alsdann aber dächt' ich . . ."

„Alsdann aber — werden wir Eis finden, nicht wahr? Wie ist der Wind?"

„Kräftig, Herr! nachhaltig Nord bei Ost."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem Berliner Photographen, Herrn Günther, verdankt die Wissenschaft zwei wichtige Entdeckungen, wenn anders die Blätter richtig referiren. Als er eines Tages die vor dem Museum in Berlin stehende Bronzegruppe photographirte, bemerkte er auf dem Bild einen Lichtstreifen, welcher von dem obern Ende der Lanze ausging. Er sann darüber nach, und theilte seine Vermuthungen dem Professor Dove mit; einige andere Versuche wurden gemacht, und der Gelehrte erkannte, daß dieser Lichtstreifen das photographische Abbild einer elektrischen Strömung der Luft sey, wie man sie besonders im Frühjahr beim sogenannten Graupelwetter an Thurm- und Mastbaumspitzen als ein Leuchten wahrnimmt. In der Akademie hat Dove einen längern Vortrag über die Wichtigkeit der Photographie in dieser Hinsicht gehalten. So kam Herr Günther auch im letzten Sommer auf den Gedanken, den Blitz zu photographiren, und eine Nacht erwartete er mit Professor Dove auf der Berliner Sternwarte den Ausbruch eines Gewitters. Der Himmel war ihnen günstig; Günther präparirte die Platte, exponirte sie gegen den dunkeln Himmel, und als der Blitz herniederzuckte, schloß er

den Kasten — der Blitzstrahl war photographisch gefangen.

Ein neupatentirtes Verfahren, den Geruch aus den Blumen zu gewinnen, wird in der Pariser Fabrik von Piver angewandt. Man verfährt vermittelst einer Luftpumpe einen starken Luftstrom in einen mit frischen Blumen gefüllten Behälter einströmen. Von dort tritt derselbe in einen Zylinder mit Oel in flüssigem Zustande, das durch eine Anzahl von Scheiben, die sich in der Mitte drehen, in beständiger Bewegung erhalten wird. Die wohlriechenden Theilchen kommen so mit einer beständig erneuten Oberfläche von Oel in Berührung und werden zum größten Theile rasch davon absorbirt, während diejenigen, welche entweichen, auf ihrem Wege durch einen zweiten Zylinder hier führt werden, so daß die Luft fast geruchlos ausströmt. Um ja nichts zu vergeuden, läßt man denselben Luftstrom noch mehrmals durch die Blumen gehen, bis er allen Geruch derselben ausgezogen hat. Die Gewalt dieses Luftstromes ist so groß, daß er zugleich den ganz trocken hineingelegten Blumen ein bedeutendes Quantum Wasser auspreßt. Dieses Wasser, das in einem an dem Apparat befindlichen Rezipienten aufgefangen wird, ist ein ganz neues Produkt und bewahrt den reinen Geruch der so behandelten Blume im höchsten Grade.

[Zur Toilette Aegyptens.] Nach „Schmarda's Reisebericht, Bd. 1, S. 37“ ist das Kinn der Frauen blau oder grünlich tättowirt. Die gewöhnlichsten Zeichnungen sind ein kleiner Fleck am Kinn, der den Mittelpunkt eines blauen Kreises bildet oder von dem mehrere kurze Striche in divergirender Richtung ausgehen, wie die Speichen eines Rades; es sind gewöhnlich fünf. Manche tättowiren auch die Stirne, Weiber und Männer auch die Hände, Arme und Füße. Es werden mit zusammengebundenen Nadeln Einstiche gemacht, Ruß mit Frauenmilch gemischt und dann gestoßener Klee, Indigo und andere Kräuter aufgelegt. Die Tättowirung geschieht im fünften Jahre durch Zigeunerinnen. Die Hohlhand, die Nägel und manchmal auch die Fußsohlen und Zehen werden orangegelb gefärbt. Die Blätter der Henna werden zerstoßen und mit Wasser zu einem Teich angemacht, der aufgebunden wird. Ueber Nacht erfolgt die Färbung, welche 2—3 Wochen anhalten soll. Von vielen Weibern wird ein Nasenring, von allen aber werden silberne oder messingene Ringe oder Korallenbänder am Arm und Fußgelenk und eben solcher Halsschmuck getragen. Hübsch sind sie nach Pfs. Ansicht nicht. Das Schönste sind die Augen, die groß, dunkel und von einer mandelkernartigen Gestalt sind; Farbe und Glanz wird noch durch eine schwarze Schminke erhöht, die als schmaler Streifen am Rande der Augenlider aufgetragen wird. Dieser Farbestoff ist Ruß aus einem Harz und aus Mandelschalen; er heißt Kohl und scheint schon den alten Aegyptern bekannt gewesen zu seyn. —

Die prachtvollen Krönungsmäntel für den König und die Königin von Preußen sind in den Stickerei-Ateliers des königl. Hoflieferanten Gerson jetzt vollendet. Der Schleppmantel des Königs ist sieben Ellen lang, etwa vier breit und durch und durch mit Hermelin gefüttert, der in breiter Borde um die Oberseite aus Purpursammt sich schlägt. Die Pelerine von Hermelin ist etwa eine Elle breit. Der Purpursammt ist auf der ganzen Fläche abwechselnd mit preußischen schwarzen Adlern, deren Bewehrung in Farben ausgeführt ist, und goldenen Kronen gestickt. Der Mantel wird über der Brust durch schwere goldene Kordons und Quasten zusammengehalten. Aehnlich ist der Schleppmantel der Königin, nur etwas kürzer und die Pelerine oben ausgeschnitten.

Ein junger Deutscher Namens L. Paulson, der mehrere Jahre in Amerika gelebt hat, macht gegenwärtig in London als Schachspieler Aufsehen. Er spielte kürzlich im „Riesischen Divan“ gleichzeitig zehn Parteien gegen zehn Gentlemen, deren Jeder eine A Kriegsrath von guten Spielern um sich hatte, auswendig, d. h. ohne ein Brett zu sehen. Der Kampf dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis 2 Uhr nach Mitternacht. Paulson schlug beinahe alle Gegner. Geschlagen wurde er einmal vom russischen Gesandtschaftssekretär Herrn Sabouroff.

Der Graf Kuno Hahn wird nun auch durch den Gesang verherrlicht. In der letzten Numer (15) der Gesangszeitung „Die Sängerhalle“ befindet sich ein musikalischer Scherz „Hahnenstolz“ (Gedicht aus dem Kladderadatsch, komponirt von C. L. Eggler) für Solo und vierstimmigen Männerchor. Die Komposition ist ziemlich leicht gehalten und dürfte bald bei einer großen Anzahl von Männergesangvereinen das Bürgerrecht erhalten. —

In Wahlern (Schweiz) ist ein religiöser Schwärmer am Hungertode gestorben. Ledig, im Alter von 26 Jahren, im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, ist derselbe das Opfer der Lehre zweier Mormonenapostel geworden. Er wähnte durch Entbehrung jeglicher Art sein Glück, sein Heil zu finden. Sechs Wochen vor seinem Tode hatte er keine Speise genossen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 248 Donnerstag, 17. Oktober 1861.

Steuert nach Nordwest.

(Schluß.)

Wir setzten uns wieder und tranken gemächlich unsern Grog aus. Ich hatte am folgenden Tage die Morgenwacht zu halten, war aber zu aufgeregt und unruhig, um darnach schlafen zu können und blieb daher den ganzen Tag auf Deck. Allein selbst dieß genügte mir nicht und ich kletterte fortwährend mit meinem Glas in die Tops hinauf, kam aber jedesmal enttäuscht und unverrichteter Dinge wieder herunter. Der Kapitän war eben so unruhig, wie ich selber. Wir Beide erwarteten, daß sich irgend etwas ereignen werde, allein was es war oder werden sollte, davon konnten wir uns keine Vorstellung machen. Ich glaubte, der zweite Offizier (Untersteuermann) hielt uns Beide für verrückt, und in der That, ich muß mich selber manchmal noch über den Zustand wundern, worin ich mich damals befand. Der Abend brach an und noch war nichts vorgefallen. Die Nacht war schön und klar und der Kapitän beschloß, unter leichten Segeln zu fahren bis zum Morgen.

Der Morgen kam und mit dem ersten Tagesgrauen war ich auf dem Verdeck. Es war bitterlich kalt, aber wunderschön. Nur Diejenigen, welche es selber gesehen haben, vermögen sich einen Begriff von den zarten Farbentönen zu machen, welche der Morgenhimmel in jenen nördlichen Meeren annimmt. Ich aber war gar nicht in der Stimmung, die Schönheiten der Natur gebührend zu würdigen. Tief unten am Horizont lag ein Nebel, und ich wartete ungeduldig, daß derselbe hinaufgehen werde. Er hob sich bald und — ich konnte darüber keinen Augenblick mehr im Zweifel seyn — dort hinaus in der Ferne war der Glanz des Eises, der sogenannten Eisblink, zu sehen. Ich schickte zum Kapitän hinunter, um es ihm sagen zu lassen und er kam sogleich auf Deck.

„Es nützt nichts, weiter zu fahren, Mr. Brown," sagte er, „Sie müssen umkehren lassen."

„Warten wir noch einen Augenblick," sagte ich; „nur noch etwas Geduld: der Nebel hebt sich immer mehr, es wird sogleich ganz hell werden."

Der Nebel zertheilte sich in der That schnell. Weithin nach Nord und West konnten wir das Eis in einem einzigen ununterbrochenen und unabsehbaren Feld sich hindehnen sehen. Ich wollte versuchen, ob nach Westen hin irgend eine Unterbrechung im Eis sich zeige, als der Kapitän mich plötzlich mit der einen Hand beim Arm ergriff, mit der anderen aber gerade vor uns hinausdeutete und ausrief:

„Großer Gott! dort steckt wirklich ein Schiff!"

Der Nebel war wie ein Vorhang in die Höhe gegangen, und meiner Treu! dort oben, etwa drei Meilen vor uns, erblickt' ich ein Schiff, das anscheinend ganz im Eise festgerannt war. Schweigend blickten wir zu ihm hinaus. „Es lag also nach Allem doch irgend eine Bedeutung in jener geheimnißvollen Warnung!" war der erste Gedanke, welcher sich mir aufdrängte.

„Dieß Schiff ist böse eingekeilt!" meinte der alte Schiet, welcher mit der übrigen Mannschaft unsere neue Entdeckung ängstlich beobachtete. Ich wollte dasselbe gerade mit dem Fernrohre genauer in's Auge fassen, als der Blitz eines Kanonenschusses, dem bald der laute Knall folgte, uns bewies, daß wir gesehen worden waren. Hinauf flog die Flagge, mit der Union nach unten. Wir begrüßten sein Signal, um seine Noth kennen zu lernen. Der Kapitän hieß sogleich den Untersteuermann mit seiner Mannschaft ein Boot aussetzen. Ich beobachtete ihn, als er mit einigen von der Mannschaft seinen Weg über das Eis nach dem Schiffe hin nahm.

Sie kehrten bald mit acht Personen von der Bemannung jenes Schiffes zurück. Diese machten uns eine furchtbare Schilderung von der Lage, worin sie sich befunden hatten. Sie hätten sich allenfalls noch aus dem Eis herausſägen können, um wieder in offenes Fahrwasser zu gelangen, allein das Schiff war so beschädigt, daß es keine Stunde lang flott geblieben wäre. Das größte von ihren Booten war von einer Eisflue zerdrückt worden und auch die andern waren kaum mehr seetüchtig. Sie waren jedoch schon damit beschäftigt gewesen, sich in dieselben zu flüchtigen, als letzte Zuflucht, als unsere willkommene Ankunft glücklicher Weise allen ihren Befürchtungen und Todesängsten ein Ende machte. Eine zweite Abtheilung ward sogleich abgeholt und der Kapitän mit der übrigen Mannschaft sollte sogleich folgen.

Ich ging in meine Kajüte hinunter und versuchte,

über das eigenthümliche Verhängniß nachzugrübeln, welches uns so zu Rettern dieser Schiffsmannschaft gemacht hatte. Ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, daß das Vorkommen jenes Zettels in dem Pult mit irgend einer übernatürlichen Einwirkung zusammenhänge, und ich zitterte bei dem Gedanken an die möglichen Folgen, welche eine Mißachtung jener Warnung hätte haben müssen. Die Ankunft des Bootes an unserer Langseite unterbrach mich in diesen Träumereien und einige Sekunden später war ich auf Deck.

Ich fand den Kapitän im Gespräche mit einem schönen alten Mann von seemännischem Aussehen, den er mir als Kapitän Squires vorstellte. Kapitän Squires schüttelte mir die Hand und wir blieben eine Weile plaudernd beisammen stehen. Ich konnte kein Auge von den Zügen dieses Mannes verwenden, denn ich war gewissermaßen überzeugt, daß ich ihn irgendwo gesehen habe, aber wo — das vermochte ich nicht zu sagen. Ab und zu schien mir ein Aufschluß darüber zu kommen, allein er schwand mir jedesmal wieder, ehe ich noch darüber in's Klare kam. Endlich drehte er sich um und sprach mit einigen seiner Leute. Da tagte es auf einmal in mir — ich konnte mich gar nicht mehr irren — es war dasselbe lange weiße Haar, derselbe braune Rock — ich hatte den Mann vor mir, den ich in der Kajüte meines Kapitäns vor dem Pulte sitzend hatte schreiben sehen!

Noch am selben Abend erzählten der Kapitän und ich die Geschichte mit dem Zettel dem Kapitän Squires, der sehr ernsthaft und in tiefem Sinnen auf unsere Vermuthungen lauschte. Er war allzu dankbar für seine Errettung aus solch drohender Gefahr, um ungläubig an den Mitteln zu zweifeln, durch welche sie zu Stande gebracht worden war und verschwieg uns seine Gedanken darüber. Auf des Kapitäns Bitte schrieb er die Worte:

„Steuert nach Nordwest!“ auf einen Zettel, welchen wir mit dem Originalzettel verglichen. Die Aehnlichkeit war frappant, daß wir darüber keinen Zweifel mehr hegen konnten, es waren dieselben Züge der gleichen alten, seltsamen, krämpfigen, zitternden Handschrift.

Kann mir nun Jemand dieses Räthsel lösen?

Eine deutsch-amerikanische Geschichte.

Die „Westlichen Blätter“ melden: Von New-Orleans herauf kommt mit dem Dampfboot ein frisch eingewandertes deutsches Mädchen, um zu ihrem Vater zu gelangen, der bereits bei Belleville eine Brauerei hat. Sie ist trotz ihres halb bäuerischen Anzuges allerliebst und findet während ihrer Fahrt zwei lebhafte Bewunderer.

Der Eine, ein junger Deutscher, der, wie so manche Zugvögel seiner Art, im Winter in New-Orleans, im Sommer in St. Louis ein hübsches Geld verdient, dabei indessen keine zu hohe Meinung von den amerikanischen Frauen gewonnen hat, und sich selbst entschließt, die Gelegenheit zu benutzen, ein noch unverdorbenes Mädchen für sich zu gewinnen. Und daß der Vater, dessen einzige Tochter sie ist, eine hübsche Brauerei besitzt, wie es ein Brief des Alten selbst aussagt, ist nur im Stande, das Feuer des Heirathskandidaten zu schüren. Er hat Erfolg in seiner Bewerbung; der zweite Bewunderer, ebenfalls ein Deutscher, muß zurücktreten und die förmliche Verlobung des jungen Paares findet während der Reise statt.

In St. Louis angekommen, hat derselbe nichts Eifrigeres zu thun, als die Verlobte in eine vollständige Lady umzuwandeln. Kleider, Mantille, Hut und Schmuck werden angeschafft, und glücklich treten Beide die Reise nach der väterlichen Behausung an, deren Lage, nahe der Eisenbahn, auf das Genaueste beschrieben ist. Bald gelangen sie auch zu der bezeichneten Einsäumung, hinter welcher sich ein ziemlich liederliches Blockhaus erhebt, und erhalten dort den tröstlichen Bescheid, daß der Alte zwar nicht zu Hause sey, daß dieser die Brauerei auch nicht gehörte, sondern er sich nur hier eine Schlafstelle gemiethet habe, daß sie ihn aber treffen könnten, wenn sie die Eisenbahn zwei Meilen weiter verfolgen, wo er Steine klopfe.

Weder eine Ohnmacht von Seiten des weiblichen, noch ein Ausbruch der Täuschung Seitens des männlichen Theils erfolgte — der junge Mann durchblickte schnell, daß das Mädchen durch eine Lüge ihres Vaters nach Amerika gelockt worden war, und dringt nun auf sofortige Rückkehr nach St. Louis und baldigste Trauung.

In St. Louis werden die nöthigen Einkäufe zu einer kleinen Hauseinrichtung gemacht; bei einem Ausgange des Bräutigams Nro. 1 aber erscheint plötzlich der frühere Bewerber Nro. 2 vor dem zurückgebliebenen Mädchen und theilt dieser mit, daß sie in die Schlinge eines der schändlichsten Menschen gefallen sey, der, wie sich so eben herausstellt, bereits drei Frauen habe, eine in New-Orleans, die beiden Andern in Vicksburg und Memphis. Er beschwöre sie stehenden Fußes, mit ihm nach Belleville zu gehen, wo er durch andere Leute die Beweise liefern werde, und das erschrockene Bauernkind folgte ihm.

Dort wurde sie durch ihren Begleiter so getäuscht, daß sie ihrem früheren Bräutigam einen Absagebrief in bester Form zukommen ließ und zugleich eine Verlobungsanzeige mit ihrem jetzigen Begleiter.

Der Brief ist fort, mit dem nächsten Zuge geht das neu formirte Liebespaar nach St. Louis zurück und der glückliche Brautwerber schließt bei seiner Ankunft eben seine Auseinandersetzung, daß sie mit einander in ein Boardinghaus gehen würden, bis sein Geld angelangt sey und sodann die Hochzeit erfolgen könne, als sie in das Gewühl der Passagiere, welche einem so eben angelangten Dampfboote entströmten,

gerathen. Plötzlich wirft sich eine Frau an des Mannes Hals, fünf große und kleine Kinder umringen ihn schreiend und jubelnd — das Mädchen prallt zurück und hört aus den Rufen der Angekommenen, daß das die Familie ihres neuen Herzliebsten ist, welcher dieser in New-Orleans zu entwischen gemeint. Der Vorhang fällt — das Mädchen ist hier in Dienst gegangen.

Das ist eine von den kleinen Geschichten, wie sie sich alltäglich im Treiben unserer großen Städte ereignen, oft tragischer enden als die obige, aber nur selten zu weiterer Kenntniß gelangen.

Ueber den Krönungswagen,

dessen die Königin von Preußen sich bei dem feierlichen Einzuge in Berlin am 22. Okt. bedienen wird, macht ein Berliner Blatt folgende Mittheilungen. Derselbe ist, wie eine halbverlöschte Inschrift nachweist, von Gingrobt in Straßburg gebaut und in den ersten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelms II., wahrscheinlich 1788, nach Berlin gebracht und von diesem König benutzt worden. Eine zweite Benutzung des Wagens trat 1793 ein bei der feierlichen Einholung des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise. Gegenwärtig ist der Krönungswagen unter Leitung und nach Angaben des königlichen Hofbildhauers Alberti vollständigst renovirt. Die alte Form ist natürlich erhalten; die äußere Ausschmückung ist aber auf das Prächtigste ausgeführt, und wenn dabei gleich manche Novitäten angebracht sind, so ist das Ganze doch in dem Sinn der Zeit des Erbauers des Wagens gehalten. Der Wagenkasten ist vergoldet, das Wagendach wird von schlanken Säulen getragen, nur die Hinterwand des Wagens ist von Holz, sonst werden die die Wagenwände von Spiegelscheiben gebildet. Die Mitte der Decke ziert der Königsheim, die vier Ecken krönen Adler mit der Königskrone, über den vier Thürpfosten sind (neu) auf der Decke große Königskronen angebracht und durch Arabesken unter sich und mit den Adlern verbunden. Wagenkasten und die Deckenpfeiler sind mit Blumengehängen geziert, an letzteren sind Phantasiefiguren angebracht. Sowohl an der vorderen, wie an der hinteren Seite des Wagenkastens, als auch an dem Wagen ist das große königliche Wappen gemalt. Die Bedecke ist von rothem Sammt, an den Seiten die Königskrone von Lorbeer- und Eichenzweigen in Gold und Silber gestickt. Der Bock wird von einem Schnitzwerk getragen, welches an beiden Seiten Adler dargestellt, aus deren Schnäbeln Blumengewinde nach einer als Mittelträger dienenden Vase gehen. Das Fußbrett für den Kutscher zeigt nach außen hin reiche Schnitzarbeiten, Attribute des Krieges und des Friedens darstellend. Die Räder sind roth, doch so reich vergoldet, daß die Farbe nur schwach zu erkennen ist; neu daran ist namentlich die Verzierung der Speichen mit vergoldeten Lorbeerblättern, die vergoldeten Buren, Naben und Kapseln. Aehnlich ist die Deichsel und das Angestränge. Die Wagentritte sind ebenfalls in Roth und Gold und mit Hermelin ausgeschlagen; der Bediententritt wird in ähnlicher Weise wie der Bock getragen, Arabesken und Phantasiefiguren bilden die Ausschmückung. Die Schwung- und Hängeriemen sind grün lackirt mit rothen Lederverzierungen und vergoldeter Stepperei.

Im Innern ist der Wagen mit weißem Atlas ausgeschlagen, welcher besonders dazu gefertigt worden ist; das Muster zeigt zwischen geschmackvollen Arabesken den Stern zum schwarzen Adler mit der Inschrift, sehr sauber und fein ausgeführt; die Garnirung ist in Carreau mit goldenen Knöpfen abgepaßt, die Fugen sind mit Goldschnüren und Goldborden belegt. Das Geschirr für die Pferde ist wohl ebenso alt, wie der Wagen. Es sollte anfänglich ein rothes Sammtgeschirr benutzt werden, jedoch ist das alte, jetzt nach Angabe des Herrn Alberti renovirt — grün lackirt, mit rothen Lederverzierungen, vergoldeter Stepperei und reicher Bronceverzierung — und steht äußerst prächtig aus; das Kopfzeug wird mit großen Federbüschen von Straußenfedern in den preußischen Farben geschmückt. Der Anblick, den das Ganze gewährt, ist ein äußerst brillanter und ein größerer Glanz dürfte in Berlin noch nie entfaltet worden seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Die Kunstschule in Würzburg hat nun in das erste Jahr ihres Bestehens zurückgelegt. Der polytechnische Verein, welcher diese Schule gründete in der Absicht, vorzugsweise der gewerblichen Kunst aufzuhelfen, hat sich dadurch ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben. Die Ausstellung der Schülerarbeiten am Schlusse des Schuljahres zeigten die schönsten Resultate gründlicher Studien. Da der Verein so glücklich war, in Herrn Maler Otto Patzig einen eben so gründlich als vielseitig gebildeten Künstler zum Lehrer und Direktor der Kunstschule zu gewinnen, der mit ungemeiner Lehrgabe, Konsequenz und Liebe zur Sache die Schüler den ganzen Tag beaufsichtigt und unterrichtet, so steht zu wünschen, daß Eltern und Vormünder, denen es um eine gute Schule für ihre Kinder und Pflegebefohlenen zu thun ist, im Falle dieselben sich einer Kunst oder einem Gewerbe widmen wollen, bei welchem tüchtiges Zeichnen und gute Geschmacksrichtung die Grundlage bilden, ihre Söhne hieher schicken mögen, anstatt auf polytechnische Schulen und Maler-

akademien, wo bei schweren Kosten die jungen Leute unmöglich so gut beaufsichtigt und unterrichtet werden, als es jetzt in Würzburg an der Kunstschule bei geringen Kosten möglich ist. Der Unterricht in der Schule beginnt mit dem Zeichnen nach Vorlegeblättern, dann nach Gypsabgüssen und endlich nach dem lebenden Modell. Für Ornamentenzeichnen, Perspektive, Schattenlehre, Künstleranatomie, Malen in Oel und Wasserfarben, Dekorations- und Freskomalerei, kurz für Alles, was zur künstlerischen Ausbildung gehört, ist hier auf sorgfältige Weise eine Grundlage geboten. Durch die nahe Verbindung mit der Gewerbeschule hat ferner der Schüler Gelegenheit, sich im Linearzeichnen, der deskriptiven Geometrie und dem Modelliren zu üben, und es wird der Unterricht selbst in den Winterabenden nicht unterbrochen. Die Gründung und Fortentwicklung dieser so zeitgemäßen Unterrichtsanstalt bietet also sowohl dem Gewerbtreibenden, als auch dem jungen Künstler Alles, was er in diesem Fach zu lernen nöthig hat, und man kann mit Recht erwarten, daß recht viele talentvolle junge Leute diese so gut geleitete Anstalt benützen werden.

Die Zunahme der Bevölkerung der eigentlichen Stadt London beträgt etwa 70—80,000 Menschen jährlich, die nach englischer Bauart und Gewohnheit 10—11,000 neue Häuser erfordern. Die Größe dieser Bevölkerung und dieser Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältniß, daß eine Hauptstadt den zehnten Theil der Bevölkerung eines Reiches enthalte und noch mehr, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesammtbevölkerung für sich ansprechе. Es scheint nun so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines Jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im Frühjahr in die Stadt; hat er es aber nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichthums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie nothwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London die Hauptstadt nicht nur vom europäischen England, sondern von einem Kolonialreich ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurückkommen, die kennen Familiensitz in London haben und es daher bei weitem leichter und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Bedürfnisse aller Art gesorgt ist, wie nirgends in der Welt. So entstand vor einigen Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Asia minor erhielt, weil es größtentheils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde und ich hatte vor einiger Zeit einen Grund zu fragen, wie ein neues Quartier, das gegen Hammersmith hin gebaut worden war und sich so eben bevölkerte, bewohnt sey und erfuhr zu meiner Verwunderung, daß fast alle Häuser von aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden seyen.

Ueber die im Süden Frankreichs durch den am Freitag Abend ausgebrochenen Sturm veranlaßten Verwüstungen bringt der „Messager du Midi“ schauderhafte Details. Daß in den Kohlenwerken von Lalle (im Gard-Departement) mehr als hundert Arbeiter verunglückt sind, haben wir schon mitgetheilt, das Unwetter erstreckt sich aber noch weiter und richtete an verschiedenen Orten großen Schaden an. In der Gegend von Montpellier fing es mit einer Windhose an, welche in den Gemeinden Sain-Aunes und Bendargues die Gärten zerstörte, starke Bäume entwurzelte und Häuser abdeckte. In ersterem Orte wurde das Dach des Schulhauses weggerissen, während die Schulkinder sich darin befanden, welche, Dank der Kaltblütigkeit und Energie des Schullehrers, der sie schnell an dem am meisten geschützten Platze um sich versammelte, fast gänzlich unbeschädigt blieben. Abends nach 6 Uhr brach über Montpellier ein Ungewitter herein, wie die ältesten Leute sich keines zu erinnern wissen. Ohne daß man einen Donner vernahm, fuhren Blitze unaufhörlich durch die Luft und ein wolkenbruchartiger Regen ergoß sich, welcher die Bäche bald in Ströme verwandelte und die niedrig gelegenen Stadttheile unter Wasser setzte. Aehnliches wird aus Lez, Alais und andern Orten berichtet.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die Ersten sind dazu bestimmt,
Daß man sie nur zu Opfern nimmt.
Das Dritte bietet jedes Jahr
Jedwedes Blümchen frisch dir dar.
Das Ganz', ein Kunstgebild, das man
Beim Ersten häufig treffen kann.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 249 Freitag, 18. Oktober 1861.

Marianne Camargo.

Ein Lebensbild, erzählt von Julie Dungern.

Wenn wir die Memoiren und Handschriften jenes achtzehnten Jahrhunderts durchgehen, welches Alles in sich vereinigte, die höchste Ungebundenheit der Lust, den blendensten Geist, die feinste Frivolität, dieß Alles zuletzt in Schutt und Moder zerfallen und mit Strömen Bluts der französischen Revolution bedeckt, so erblicken wir Gestalten, wie sie wohl kein anderes Zeitalter, das der Aspasia ausgenommen, hervorbringen konnte. Gestalten voll blühenden Lebens, welche die höchste Sinnlichkeit mit dem glänzendsten Geiste und der reichsten Phantasie vereinten, und unter diesen nimmt Marianna Camargo eine bedeutende Stelle ein.

Unsere Heldin war nicht, wie Frau v. Crequi irrthümlich in ihren Memoiren behauptet, die Tochter eines abenteuerlichen Tanzlehrers Just Cuppi, welcher sich Camargo genannt haben soll, nein, ihr Vater, Ferdinand Cuppi v. Camargo, war ein armer Edelmann; ihre Mutter tanzte zwar, aber nur zu ihrem Vergnügen mit den anderen Damen des Hofes, wenn eben dort Ball war.

Die Familie lebte in Brüssel so ziemlich auf Kosten des Prinzen v. Ligne, denn Marianne war der Liebling seiner Gemahlin, welche die libellenartige Grazie des Kindes bemerkte und dasselbe in dem Alter von zehn Jahren schon für das Theater bestimmte.

Ihr Vater widersetzte sich diesem Projekte mit all der Zähigkeit eines spanischen Hidalgo's, welcher zwar kein Geld, aber großen Hochmuth besitzt; endlich gab er den Vorstellungen der Fürstin nach und fuhr mit seinem Kinde in dem eigenen Wagen des Prinzen nach Paris, zu der Tänzerin Prevost, welche die damaligen Poeten die Muse der Tanzkunst nannten. Sie willigte ein, sein Töchterchen zu unterrichten, und als er nach einigen Monaten wieder stolz nach Brüssel zurückkehrte, hatte ihm die Prevost versichert, daß seine Tochter eine berühmte Tänzerin werden würde, und so war es auch. Nach beendigter Lehrzeit kehrte sie nach Brüssel zurück und ließ sich an der Oper engagiren, allein sie hatte das Bewußtseyn in sich, daß nur Paris der Schauplatz ihrer Triumphe seyn dürfe, ging wieder dahin zurück und debütirte 1726, im Alter von sechszehn Jahren, an der großen Oper.

Schön, wie sie war, mit ihren Leidenschaft sprühenden schwarzen Augen, mit ihrem bezaubernden Lächeln und ihrer Art zu tanzen, die sie den Feen abgelauscht zu haben schien, machte sie die ganze elegante Welt von Paris zu ihren Sklaven; es gab hunderte Duelle wegen der Camargo; an den Tagen, wo sie tanzte, war ein Theaterbillet Gegenstand des Kampfes; alle Damen des Hofes wünschten ihr zu gleichen. Man trug die Haare à la Camargo, man ahmte ihre Art sich zu kleiden nach, kurz sie wurde ein Modegegenstand, wie noch wenige gewesen. Der berühmte van Loo, von dessen Meisterhand gemalt zu werden damals ein Gegenstand des Ehrgeizes für alle Damen des Hofes war, hat um die Vergünstigung, ihr Porträt malen zu dürfen, und es wurde ihm gewährt.

Jetzt erst sah die Prevost ein, welche gefährliche Nebenbuhlerin sie sich selbst erzogen hatte, und sie intriguirte so glücklich, daß das neu aufgehende Gestirn verunthellt wurde, nur bei den Figurantinnen mitzuwirken. Doch wer kann ein Genie unterdrücken, wenn es sich wirklich als solches fühlt?

Eines schönen Abends, als Marianna, unter einer Schaar Dämoninnen verborgen, mitfigurirte, fehlte der, welcher den ersten Dämon vorstellen sollte; Dumoulin, der große Teufel, wie man ihn damals nannte. Die Musik, welche sein Erscheinen begleitete, begann, kein Dumoulin war hinter den Kulissen zu finden. Da faßte rasch entschlossen die Camargo das Stück bei der Stirnlocke: mit einem Satze pirouettirt sie auf die Bühne und tanzt den Pas des abwesenden Teufels mit so viel Geist und Laune, daß sie die Leistung ihres Vorgängers vollständig verdunkelte. Der Beifall wollte kein Ende nehmen, ihre Nebenbuhlerin verging vor Aerger, aber es half nichts, die Tanzkunst hatte eine neue Königin, sie hieß Marianna Camargo.

Herrscherin, wie sie sich fühlte, schrieb sie auch Gesetze vor; man besteigt nicht umsonst einen Thron. Die Gesetze der Camargo brachten indessen die Jansenisten und Molinisten der damaligen Zeit in argen Hader und bedrohten die Kirche mit einem großen Zwiespalt.

Die Anordnung der kurzen Röcke, von welchen die Tänzerinnen heutigen Tages noch so umfassenden Ge-

brauch machen, ging von der Camargo aus; die Jansenisten des Parterres schrieen über den Skandal, die Molonisten erkannten in dieser Neuerung eine Annäherung an die Natur und sprachen für dieselbe, und so waren die Richter der Oper längere Zeit über das Urtheil unschlüssig, welches sie zum Besten der öffentlichen Moral zu fällen hatten.

Nach einem Buche der damaligen Zeit (amusements du coeur et de l'esprit), ist die Camargo angeklagt, tausend und einen Liebhaber gehabt zu haben. Papa Ferdinand Cuppi von Camargo machte vermuthlich besser über das Einkommen seiner Tochter als über deren Tugend. Wie schwer ist es auch, tugendhaft zu bleiben, wenn man die ganze männliche Welt zu Anbetern hat; indessen, — war auch die Camargo, unähnlich der schönen Königin Maria, nicht besser als ihr Ruf, so hatte sie doch unter all den Stürmen der Leidenschaft und des Ehrgeizes eine wahre innige Neigung, eine reine Liebe empfunden, und von dieser wollen wir erzählen.

Sie war am Schluß ihrer dreißiger Jahre von der Bühne zurückgetreten und — ein trauriges Loos des Künstlers — vollständig vergessen worden. Diese Frau, welche in ihrer Jugend der ganzen eleganten Welt Gesetze vorgeschrieben, für welche die Männer geschwärmt und welche die Frauen beneidet hatten, diese Frau war von den Wellen des Lethe begraben! Der gefräßige Drache, welchen man heutzutage wie damals die gute Gesellschaft nennt, hatte ein anderes Götzenbild auf seinem Altare aufgestellt; die Camargo war spurlos vergessen. Seit zwanzig Jahren besuchten sie nur ihre intimsten Bekannten, viele glaubten sie todt, nur wenige sprachen von ihr; diese sagten aus, sie sey leidlich fromm und sehr wohlthätig geworden, in Gegensatz zu andern ihrer Gattung, welche sich sehr fromm, aber wenig mildthätig zeigten; die seltenen Gäste, welche sie bei sich sah, waren gleich ihr vergessene Größen.

Arme Camargo, Feen deiner Art sollten nicht alt werden, gleich dem Schmetterlinge ein kurzes Sommerleben führen und gleich demselben den Juwelenstaub und Schmelz der Jugend noch auf den leichten Schwingen von der Erde verschwinden! Die Männer altern nicht so leicht; dieß zeigte sich recht deutlich, als eines schönen Tages an dem verlassenen Hause der Künstlerin die Glocke gezogen wurde und einige frühere Freunde derselben, Helvetius, Grimm, Duclos und andere Einlaß begehrten. Es war nämlich beim heiteren Mahle ein Streit unter ihnen entstanden, welchem der zahllosen Verehrer der Tänzerin es gelungen seyn möchte, ihr eine wahre Liebe einzuflößen. Die einen riethen auf den Marschall v. Richelieu, dort tönte der Name der Grafen Melun und Clermont, auf der andern Seite des Tisches rieth man auf die Herren v. Beaumont und Aubigny. Der Streit wurde immer heftiger, da Jeder gültige Beweise für seine Behauptung angab, bis Helvetius rieth, diesen schweren Fall von der Dame selbst entscheiden zu lassen. Gesagt, gethan. Die ganze heitere Tischgesellschaft erschien vor der Camargo Haus, man zog die Glocke, eine bejahrte Dienerin öffnete die Thüre und führte die Besucher in einen Saal, welcher mit Gemälden geschmückt war. Man sah die Künstlerin hier in allen ihren Rollen dargestellt, freilich untermischt mit einem Christus am Oelberge, oder einer Madonna mit dem Schleier, welche von den drei Grazien begleitet war, während die reuige Magdalena neben einer Venus Cythere prangte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Krönungsfeier in Königsberg

ist jetzt das Programm erschienen, welches 26 Paragraphen zählt und eine enggedruckte Seite des allergrößten Imperrialfolioformats ausfüllt. Es wird genügen, wenn wir die Hauptakte der Feier schildernden §§ 13—17 mittheilen: „§ 13. Sobald das „Domine salvum fac Regum“ beendet ist, erheben Se. Majestät der König Allerhöchstsich unter dem Schall der Pauken und Trompeten und begeben Sich, unter Vortritt des Oberstmarschalls und gefolgt von Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, Höchstwelcher rechts vom Altare Seinen Platz nimmt, von dem Reichspaniere, welches sich auf derselben Seite des Altars aufstellt, von dem Oberstkämmerer, dem Obersttruchsessen, dem Oberstschenken und dem Minister des Königlichen Hauses, dem General- und dem Flügeladjutanten vom Dienst, bis an die Stufen des Altares, um dort (während die Musik schweigt) Ihr stilles Gebet zu verrichten. Sodann geruhen Allerhöchstdieselben Ihrem Oberstkämmerer einen Wink zu ertheilen, welcher Allerhöchstihnen, unter Assistenz des Oberstruchsessen und des Oberstschenken, die Kette und den Rittermantel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler abnehmen und den Krönungsmantel umlegen helfen wird. Der Krönungsmantel wird dem Oberstkämmerer von dem Grand maître de la Garderobe dargereicht. Der Rittermantel Seiner Majestät des Königs wird auf das Kissen gelegt, auf welchem der Grand maître de la Garderobe den Krönungsmantel getragen hatte. Seine Majestät der König geben hierauf den Helm Allerhöchstihrem ersten Generaladjutanten, welcher denselben auf den Rittermantel niederlegt. Seine Majestät ersteigen die Stufen des Altars, nehmen die Krone Allerhöchstihres Königsreiches vom Gottestisch und setzen Allerhöchstsich dieselbe auf das Haupt. In diesem Augenblick werden auf ein gegebenes Zeichen die Glocken geläutet, im Königsgarten die Geschütze gelöst, und die Truppen im Schloßhof machen (ohne das Spiel zu rühren) die Honneurs. In gleicher Weise ergreifen Seine Majestät der König das Zepter, den Reichsapfel und, nachdem Aller-

höchstsie den letzteren wieder auf den Altar gelegt haben, auch das Reichsschwert. Während dieser Handlungen hält der konsekrirende Geistliche die bezüglichen Weihgebete. Seine Majestät geben hierauf das Schwert an den Oberburggrafen zurück; der Oberstkämmerer und die ihm assistirenden obersten Hofchargen ergreifen die Schleppe des Königlichen Mantels, um dieselbe zu tragen. § 14. Gleichzeitig erheben Ihre Majestät die Königin Allerhöchstsich, um vor den Stufen des Altares, wo Seine Majestät der König Allerhöchstdieselben erwarten, Ihr stilles Gebet zu verrichten. Nach Beendigung desselben nähert sich die Oberhofmeisterin nebst den Palastdamen Ihrer Majestät der Königin und legen Allerhöchstderselben den vom Grafen zu Dohna-Schlobitten herbeigebrachten Mantel um. Der General der Kavallerie, Graf von der Groeben, welcher die Krone Ihrer Majestät der Königin trägt, hat sich inzwischen Seiner Majestät dem König genähert, Allerhöchstwelcher die dargebotene Krone ergreift und sie auf das Haupt der Königin setzt, wobei der konsekrirende Geistliche wiederum ein entsprechendes Weihgebet hält. Hierauf wenden Sich Ihre Majestäten der König und die Königin gegen den Altar, knieen auf die herbeigebrachten Kissen nieder, und der konsekrirende Geistliche spricht den Segen über die Majestäten. Unterdessen rühren die Truppen das Spiel zum Gebet, und der Oberprediger des 1. Armeekorps, Konsistorialrath Dr. Kaehler, spricht in der Mitte des Krönungsweges das Krönungsgebet. Unter Orgelspiel begeben Seine Majestät der König und demnächst Ihre Majestät die Königin Allerhöchstsich nach Ihren Thronsesseln zurück. Die Schleppe des Krönungsmantels Ihrer Majestät der Königin wird von den Palast- und Hofdamen, das äußerste Ende derselben von der Oberhofmeisterin getragen. § 15. Unter fortgesetztem Orgelspiel werden die drei auf dem Altare liegenden Kissen von den betreffenden Würdenträgern wieder aufgenommen, und gleichzeitig kehren der Oberburggraf mit dem Reichsschwert und Kanzler mit dem Reichsinsiegel zu den Plätzen zurück, welche sie vor Beginn der Krönungsfeierlichkeit in der Kirche eingenommen hatten. § 16. Der Konsekrator tritt wieder zum Altare und intonirt das Te Deum. § 17. Während Seine Majestät der König und demnächst Ihre Majestät die Königin Sich erheben, um im feierlichen Zuge nach dem Schlosse zurückzukehren, stimmt der Domchor den Psalm 21. an. Bis an das Portal der Kirche werden Ihre Majestäten in gleicher Weise, wie beim Eintritt in dieselbe, von der Geistlichkeit geleitet. Bei dem Heraustreten Ihrer Majestäten aus der Kirche machen die Truppen die Honneurs und rühren das Spiel so lange, bis Seine Majestät der König die zweite Wendung des Krönungsweges erreicht haben, worauf der Krönungsmarsch von Neuem beginnt und so lange gespielt wird, wie Ihre Majestäten sichtbar sind."

Auf die Berge will ich steigen!

Auf die Berge will ich steigen,
Die von Büschen wild umkränzt,
Wo es rauschet in den Zweigen,
Wo die Sonne gold'ner glänzt.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo der Lerche frohes Lied
Durch das andachtsvolle Schweigen
Ungestört gen Himmel zieht;

Wo die kühnen Klippen ragen,
Wo der freie Adler wacht,
Wo die Wolken wilder jagen,
Wo das Leben lust'ger lacht;

Wo die Wolken wilder stieben
Ueber Thal und Felsenwand,
Wo ich sehe, wie sie ziehen
Hin nach meinem Vaterland. —

Horch! schon rauscht es in den Zweigen —
Quellenlauf und Windeswort —
Auf die Berge will ich steigen,
Einsam wohnt die Wahrheit dort.

Louis Schüser.

Mannigfaltigkeiten.

Schon bei seinen Lebzeiten hatte Goethe zu hören: er sey ein Feind des Volkes und ein Fürstenknecht, und dieser Vorwurf tauchte trotz allen gegentheiligen Nachweisen aus den Schriften des Dichters von Zeit zu Zeit wieder auf, vorzüglich aber dann, wenn sich in dem Volke Agitationen bemerkbar machen. Die letzte Ehrenrettung des Dichters gegen diese Vorwürfe hat Lewes in seinem bekannten Buche über Goethe unternommen, und es ist dem Engländer sehr glänzend gelungen, den größten deutschen Dichter gegen das Vorurtheil seiner Nation in Schutz zu nehmen. Noch in seinen alten Tagen nahm Goethe an jedem Aufschwung der Nation Theil und es entging ihm nichts, was als eine Verbesserung der Zukunft angesehen werden konnte. So lesen wir unter anderen auch folgende Gedanken über das Turnwesen, und wer hätte glauben sollen, daß er dasselbe gegen die Anfeindungen der Reaierung in Schutz nimmt! Die besonnenen Worte des Dichters sind folgende: „Ich bin den deutschen Turnanstalten durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genöthigt sahen, sie

zu beschränken, oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studirende, der bei vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nöthige Thatkraft zugleich . . . Ueberhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen, wie in geistigen, in Dingen des Geschmackes, wie des Charakters. Seyd aber klug und fanget in den Schulen an und es wird gehen."

In Heilbronn starb dieser Tage der rühmlichst bekannte Messerfabrikant Johann Georg Dittmar. Sein Vater, gleichen Namens, kam aus Berlin als Messerschmiedegeselle nach Heilbronn, etablirte sich 1789 und starb 1828, 66 Jahre alt, als ein tüchtiger Meister, der vorzügliche Klingen zu fertigen verstanden hat. Seine beiden Söhne Johann Georg und der noch lebende jüngere, Wilhelm, setzten in schönster Eintracht das Geschäft des Vaters fort, der sie in Paris, Berlin u. s. w. hatte ausbilden lassen, und die einfache Werkstätte des emsigen Vaters erweiterte sich bald zu einer großen Fabrik, deren Erzeugnisse sich durch guten Stahl, zweckmäßige Formen und elegante Ausstattung so auszeichnen, daß sie nicht nur in vielen deutschen Städten beliebt sind, sondern auch in Paris, Neapel, London, Moskau u. s. w. Ja sogar in den Gärten des Sultans zu Konstantinopel bedient man sich der Dittmar'schen Messer. Darum wurden auch dieser Fabrick außerordentlich viele Auszeichnungen zu Theil. Sie besitzt mehr als 20 Preismedaillen.

Ein in seiner Art origineller Diebstahl ward kürzlich in einem Hamburger Hutgeschäft ausgeführt. Ein nicht allzu gentiel gekleideter Mann trat in den Laden, ließ sich verschiedene Kopfbedeckungen zeigen, und setzte endlich einen neuen Biberhut auf, der ihm zu gefallen schien. Er besah sich wohlgefällig in einem neben der Thüre hängenden Spiegel und fragte den Ladeneigenthümer, wie der Hut ihm stände. „Schafskopf!" rief eine Stimme von draußen, ein Kopf erschien in der halbgeöffneten Thür, und verschwand sogleich wieder. Wüthend stürzte der also Angeredete mit dem Hut auf dem Kopfe dem Beleidiger nach, — auf die Straße hinaus, — um die Ecke, — und — soll jetzt noch wiederkommen. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Injurie ein verabredetes Stichwort zwischen zwei Spitzbuben war, denen ihr Streich denn auch vollkommen geglückt ist.

Ein wunderschönes Erinnerungsblatt an das Nürnberger Sängerfest ist aus dem Atelier vom Herrn L. Hütter in Nürnberg hervorgegangen. In Stahlstich, wahrscheinlich nach photographischer Aufnahme, stellt es den inneren Raum der Sängerhalle in ihrem reichen Schmuck und belebt von den Sängern und Festgenossen dar. Es ist ein herrliches und in allen Einzelnheiten trefflich ausgeführtes Bild, dessen Anblick Keinen, welcher an dem Feste Theil genommen hat, ungerührt lassen, Denen aber die demselben nicht angewohnt, eine genaue Vorstellung von dessen Glanz und Großartigkeit geben wird. Im Rahmen umgeben dasselbe 7 kleinere Bilder: der Empfang am Bahnhof, der Einzug durch das Königsthor, der Festzug durch die Karolinenstraße, der Festzug am Marktplatz, der Festplatz, der Ausflug nach dem Dutzendteich und der Abschied in der Einsteighalle.

Bei dem dießjährigen Oktoberfeste zu München wurden von 374 Schützen, die sich bei dem Schießen auf die Scheibe und den laufenden Hirsch betheiligt haben, 39,766 Schüsse gemacht; auf den Vogel fielen beiläufig 1400 Schüsse von den 476 Loosen, welche für dieses Schießen abgenommen worden sind. Der Punkt wurde 14mal holzlos geschossen und 162mal getroffen, darunter 1mal auf der Perpendikelscheibe und 7mal auf dem Hirsche, auf welchen auch noch 5 der holzlos geschossenen Punkte treffen.

In der kaiserlichen Münze zu Wien werden seit ungefähr 5 Wochen fast nur Dukaten geprägt und hiezu jede Woche an 15 Ctr. Gold verarbeitet, wobei nahezu das ganze dortige Arbeitspersonal, aus 250 Köpfen bestehend, verwendet wird. Aus einem Zentner Gold werden 16,000 Stück Dukaten geprägt und es ist in dem oben erwähnten Zeitraum über eine Million dieser Goldstücke aus der k. k. Münze hervorgegangen.

Dem lustigen „Bruder Augustin", der als Volkssänger um das Jahr 1678 in Wien eine hervorragende Rolle spielte, und insbesondere durch sein Lied: „O du lieber Augustin, alles ist hin" eine selbst noch bis in unsere Zeiten reichende Popularität gewann, soll auf Anregung des Wiener Volkssängers Fürst in Wien ein bleibendes Denkmal errichtet werden.

In Belgien werden jetzt Militärsparkassen eingerichtet, in jedem Regiment, so wohl bei der Kavallerie als bei der Infanterie, Artillerie und dem Genievesen, sind die Offiziere angewiesen, die Beträge, welche die Soldaten ihrer Bataillone oder Kompagnie in die Sparkassen einlegen wollen, in Empfang zu nehmen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 250 Samstag, 19. Oktober 1861.

Marianna Camargo.

(Fortsetzung.)

Die Herren waren gerade daran, die sonderbare Zusammenstellung zu belächeln, als die Thüre aufging und die Herrin des Hauses, gefolgt von einer Meute Hunde, eine Angorakatze auf dem Arme, hereintrat. Mit grauen Haaren und gefurchten Wangen, aber mit dem holdseligen Lächeln ihrer zwanzig Jahre um den immer noch hübschen Mund, schritt sie auf die ungewohnten Besucher zu, und auf die Hunde deutend sagte sie mit leisem Spott: „Dieß ist mein jetziger Hof, meine Herren; er wird mir bis an's Ende treu bleiben, darum bitte ich für ihn um Verzeihung, und frage, was ist der Grund Ihres Besuchs?"

Nach einigen Sekunden peinlicher Verlegenheit gestanden die Herren die Ursache ihres Kommens. „Wir wünschen," sagte ein berühmter Maler, „nicht den Namen Derer zu wissen, von denen Sie geliebt worden, sondern nur den Namen des Einen, welchen Sie am meisten liebten!"

„Warum die Todten in den Gräbern wecken?" seufzte die Camarga mit melancholischem Lächeln.

„Warum alte Freunde so grausam behandeln?" entgegneten die Neugierigen.

Plötzlich erhob sich die alte Dame und bedeutete den Maler, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr Schlafzimmer, eine wahre Trödlerbude, an dessen Unordnung man die häufige Anwesenheit der Hunde erkannte. Aus einem Schränkchen von Rosenholz holte sie einen kleinen schwarzen Koffer heraus, den sie seufzend öffnete und ihn dem Maler zeigte. Er sah nichts darin als ein schlechtes Oelbild, einen Brief und einen Blumenstrauß, so vertrocknet, daß man deren Farbe und Art nicht mehr zu erkennen vermochte.

„Betrachten Sie dieß," sagte die Camargo zu dem verblüfften Maler, welcher sich nicht erinnern konnte, das Original je gesehen zu haben; „ich habe nicht nöthig, es anzusehen, denn ich trage sein Bild in meinem Herzen."

Sie gingen in den Saal zurück, das Kästchen mit sich tragend, und der Maler redete seine Freunde also an: „Meine Herren, wir hatten alle Unrecht, keiner von uns kannte den Glücklichen, welchen unsere große Künstlerin wahrhaft geliebt hat; bittet sie mit mir, daß sie den Roman erzähle, dessen Vorrede ich so eben gelesen."

Alle Anwesenden stimmten mit ein; Helvetius warf sich zu der Camargo Füßen, sie um die Erfüllung des Wunsches bittend; doch anfänglich verweigerte sie dieß standhaft.

„Ich würde dieses wahre und reine Gefühl profanirt glauben," warf die alte Dame ein, „wenn ich es mittheilen wollte; nur meine alte Kammerfrau weiß davon und Fontenelle, welcher mich eines Tages in Thränen fand und es aus mir herauslockte. Er hat stets nur sich selbst geliebt, darum verstand er mich nicht. Als er mich bis zu Ende gehört, murmelte er ein „Allerliebst", welches mir das Herz zusammenzog; dieses „Allerliebst" war die Antwort auf eine Herzensbeichte, welche mir heiße Thränen gekostet hatte. Ach, diese Schriftsteller haben kein Gemüth, ein Stückchen Spiegelglas, worin sich die Gefühle der Andern reflektiren, ersetzt dessen Stelle!"

Die ehemalige Tänzerin schwieg bewegt. Nach einer längeren Pause bat Helvetius aufs Neue, die Erzählung zu beginnen. „Wir verdienen sie besser als der alte Egeist Fontenelle," versetzte er, „denn wir lieben die Menschheit, er liebte nur sich!"

Die Camargo war durch diese Theilnahme überwunden, vielleicht auch fühlte sie die geheime Befriedigung, welche jeder Mensch hat, wenn er von sich selbst erzählt. Sie begann also:

„Vielleicht wißt Ihr Alle, daß ich, kaum zwanzig Jahre alt, vom Grafen Melun entführt wurde. Er hatte meine Kammerjungfer gewonnen, aber ich will nicht läugnen, daß ich darum wußte; ich benachrichtigte meinen Vater nicht davon, weil mein guter Vater mich eben ein Bischen langweilte; er erzählte mir stets von unserer vornehmen Familie, von meinem Onkel dem Großinquisitor, von unserm Bett, dem Kardinal; bei ihm hieß das Losungswort Eitelkeit, bei mir in meinen jugendlichen Träumen hieß es Liebe, ich war zwanzig Jahre alt und wollte geliebt werden! Graf Melun sollte mich entführen. Ich saß voll Erwartung, fast ganz angekleidet, auf meinem Bette, als er leise hereinschlich und zu meinen Füßen sank; natürlich spielte ich die Erstaunte. „Sie sind es, mein Herr? Ihr Brief

war also kein Scherz?" — „So wenig wie meine glühende Leidenschaft ein Scherz ist," entgegnete der Graf. „Auf, auf, meine Theure, mein Wagen wartet in der nächsten Straße, eilen wir, ehe Ihr Vater erwacht!" — In demselben Augenblick höre ich ein Geräusch im Vorzimmer. „Mein Vater!" rief ich entsetzt; doch zu meinem größten Erstaunen erschien meine jüngere Schwester Sophie in Reisekleidern, ein Licht in der Hand. Im ersten Moment konnte ich wirklich nicht begreifen, was sie wollte; auf meine Frage darüber, gab sie mir die naive Antwort, „daß auch sie entführt werden wolle". — „Was soll das heißen?" rief ich aus, „du bist wohl verrückt." — „Gehen Sie zu Ihren Puppen, Ihrem Spielzeug zurück, Fräulein Sophie," lachte der Graf. „Doch sie entgegnete würdevoll: „Mein Herr, ich bin dreizehn Jahre alt und habe in der großen Oper schon bei mancher Entführung mitgetanzt. Wenn ich jetzt nicht mit entführt werde, so will ich dem Vater Alles entdecken!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Siegburg.

Im Sommer des Jahres 1822 wurden die Bewohner Bonns eines Morgens sehr unsanft aus dem Schlafe aufgeschreckt. Auf den Straßen erscholl der Ruf der Studenten „Bursche heraus!" und dabei wirbelten die Trommeln der Garnison, um die Truppen zu versammeln. Auf die Fragen Neugieriger, was es gebe, hieß es: in Siegburg, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Bonn, seyen zwei Studenten bei einem von ihnen verursachten Krawall getödtet worden und die ganze Studentenschaft ziehe, mit Schlägern bewaffnet, aus, diese ihr angethane Schmach zu rächen und habe geschworen keinen Stein in Siegburg auf dem andern zu lassen, die Truppen wollten aber dieser Selbsthülfe entgegentreten. Bei näherer Erkundigung bestätigte sich nun freilich die Ermordung der Studenten nicht, sie waren nur wegen großer Ungebührlichkeiten, die sie begangen, vom Bürgermeister in Siegburg gefänglich eingezogen worden; aber der Auszug von 600 Studenten, um ihren Kameraden zu Hülfe zu kommen, war eine Thatsache, auch daß eine Abtheilung Ulanen konsignirt war, um im Falle der Noth einschreiten zu können. Inzwischen waren die Studenten nach Siegburg aufgebrochen. Die Sonne brannte heiß und als sie an der Stadt angekommen waren, mochte Manchem das begonnene Unternehmen ziemlich zweifelhaft erscheinen. Das Gerücht von ihrem Anrücken war auch bereits in das Städtchen gedrungen, wahrscheinlich ins Ungeheuerliche vergrößert. Der Magistrat und die Bürgerschaft waren in großer Angst und hatten zwar sofort die Thore gesperrt, denn Siegburg besaß wie die meisten der rheinischen Städtchen hohe, ziemlich gut erhaltene Umfassungsmauern; zugleich hatte aber der Bürgermeister die Verhafteten in Freiheit gesetzt, um dadurch wenigstens im Voraus schon seinen friedlichen und versöhnlichen Geist zu bemunden. Das genügte jedoch den Studenten nicht, sie wollten eine glänzende Genugthuung und es war nur die Frage, wie dieselbe zu erlangen sey. Mit Sturm die Stadt zu nehmen, ging nicht an, eine Belagerung war langweilig und bei dem heißen Tage ohne Trank und Speise ermattend. Da erbot sich einer der Studenten, ein geborener Siegburger, dem die Ehre seiner Kommilitonen höher galt als die seiner Vaterstadt, einen Theil des Belagerungskorps an eine Stelle der Stadtmauer zu führen, wo man sie leicht übersteigen könne. Jubelnd ward der Vorschlag angenommen und während der Bürgermeister noch von einem vergitterten Fenster im Thore mit dem Hauptkorps der Studenten unterhandelte, erstiegen 200 andere Studenten die Mauern und zogen singend auf den Marktplatz. Bestürzt eilte der Bürgermeister mit den übrigen Magistratspersonen dahin und die Verhandlungen begannen von Neuem inmitten der die entblößten Schläger schwingenden Studenten. An Widerstand von Seiten der Stadt war nicht zu denken, da die Bürger sich in ihren Häusern verbarrikadirt hatten. „Aber, meine Herren," rief endlich der Bürgermeister, „was verlangen Sie denn? Es ist ja nichts geschehen!" — „Schweigen Sie!" donnerte ihm der Führer der Studenten entgegen. „Wir verlangen Satisfaktion, glänzende Satisfaktion, und Sie werden sie uns nicht verweigern, denn die Stadt ist in unserer Hand." — „Und worin soll die Satisfaktion bestehen?" fragte der Bürgermeister schüchtern. — Der junge Mann zögert einen Augenblick, denn er weiß selbst nicht gleich, was er fordern soll; endlich sagt er: „Zuerst leisten Sie uns öffentlich Abbitte für den Frevel, den Sie begangen haben." — „Auf offenem Markte?" lautete die Gegenfrage. — „Auf offenem Markte. Dann öffnen Sie die Thore, was sich übrigens von selbst versteht, wenn wir es nicht selbst thun sollen. Zunächst verlangen wir eine gute Verköstigung, denn wir sind hungerig und durstig, natürlich gegen billige Bezahlung, und endlich arrangiren Sie für heute Abend einen solennen Ball, wobei die feierliche Versöhnung beider Parteien zu Stande kommen soll; nur mögen Sie dafür sorgen, daß so viele schöne Mädchen dabei zugegen sind, als in Stadt und Umgegend aufgeboten werden können." Ein großer Stein fiel den Herren des Raths vom Herzen, als sie die heitere Wendung wahrnahmen, die dem unangenehmen Vorfall gegeben wurde. Unter dem Vortritt des Magistrats marschirte man zum Thore und vereinigte sich mit den draußen harrenden Kommilitonen; dann bezilten sich die Bürger für eine gute Verpflegung der Gäste zu sorgen und der improvisirte Ball krönte würdig den bewegten Tag. In so großer Zahl sich auch

die jungen Damen dabei eingefunden hatten, sie blieben doch immer in Minderheit gegenüber der großen Menge tanzlustiger Männer; aber man amüsirte sich köstlich.

Die Eröffnungsfahrt auf der Bahn nach Pilsen am 14. Okt. 1861.

An der bayerischen Station Furth trafen die geladenen Gäste aus Oesterreich, Böhmen und Bayern zusammen, etwa 300; Wien und München waren dießmal weniger vertreten, als man erwartet hatte. Unter den von Osten kommenden Gästen befanden sich einige höher gestellte Beamte, zahlreiche Militärs, mehrere Mitglieder des Reichsraths (darunter die HH. Palacky, Rieger und Brauner) und einige hervorragende Industrielle, namentlich die HH. Klein und Llana aus Prag nebst mehreren Redakteuren. Aus Bayern waren mehrere Ministerial- und andere Beamte höheren und niederen Ranges, Mitglieder des Verwaltungsrathes der Ostbahn, nur einige Militärs und außerdem Industrielle, Kaufleute, Advokaten ꝛc. erschienen. Auf einer Anhöhe nächst dem Bahnhofe flatterten drei Flaggen in den deutschen, österreichischen und bayerischen Farben hoch in den Lüften. Die zur Restauration bestimmte Halle war in der Fronte mit dem Namenszug des Königs, so wie mit österreichischen, böhmischen und bayerischen Fahnen, dann mit Kränzen und Laubgewinden verziert. Das Innere der Halle war mit Laubgewinden und mit den Namen und Wappen der Städte, welche die Bahn von Linz bis Prag (inkl. München und Nürnberg) berührt, dann mit den Wappen von Oesterreich und Bayern, so wie mit den Namenszügen der Monarchen beider Länder ausgestattet. Ein paar Springbrunnen mit Blumengruppen gewährten einen heiteren Anblick. Vor der Halle waren die Musiker des Regensburger Infanterie-Regiments und eines österreichischen Husarenregiments aufgestellt. Drei lange Tafeln waren mit Speisen und trefflichen Weinen wohlbesetzt und bald nahmen die Gäste an denselben in ungezwungener Ordnung Platz. Eine heitere Stimmung machte sich mehr und mehr geltend, ohne daß es jedoch zu öffentlichen Reden und Toasten gekommen wäre, während Hochs, welche aus engeren Kreisen ertönten, in der Allgemeinheit oft einen unbestimmten Wiederhall fanden. Mehrere czechische Herren waren eifrig bemüht, ihren Nachbarn aus Bayern vorzudemonstriren, daß sie keineswegs so schlimm seyen, wie ihr Ruf, daß sie gerne mit Deutschen zusammen seyen ꝛc., worauf von Letzteren mit ruhiger Unbefangenheit erwidert wurde. — Nach einem zweistündigen Aufenthalt wurden die Wagen bestiegen und der Zug überschritt bald darauf durch eine mit Fahnen verzierte Triumphpforte die Gränze zwischen Bayern und Böhmen. Nicht nur alle nun folgenden Stationsgebäude, auch die meisten Bahnwärterhäuschen waren mit Fahnen und Gewinden geschmückt; an einzelnen Stationen war die Schuljugend mit weiß- und rothen Papierfähnchen aufgestellt und hohe Pyramiden, von Steinkohlenstücken aufgeführt, boten mit der zahlreichen, Spalier bildenden Knappenschaft, welche dem fortbrausenden Zug ihr „Glück auf!“ zurief, in Staab und Nürschau, eine anziehende Erscheinung dar. Ueberall ertönte von Musikchören die bayerische Nationalhymne, in die sich Böllerschüsse mischten. Je mehr wir uns Pilsen näherten, desto zahlreicher wurde die auf Bahnhöfen versammelte Masse des Landvolkes, desto besser dessen Aussehen, wobei das weibliche Geschlecht, mit weißer Oberjacke und Kopftuch und mit scharlachrothen Röcken und Strümpfen, dem Fremden besonders auffiel. Auf der letzten Station, eine halbe Stunde von Pilsen, welches in der Thalmulde mit dem stattlichen spitzen Thurm der Hauptkirche vor uns lag, trat die Geistlichkeit im Ornat hervor, um die Bahn zu weihen; während und nach diesem Akte eilten die meisten Gäste den zahlreich aufgestellten Equipagen zu, welche sie inmitten eines Menschenstroms nach der Stadt bringen sollten. Diese bot mit ihren weiten und regelmäßigen Straßen, dem imposanten Marktplatz und dem Schmuck der Häuser einen überraschenden Anblick dar.

Mit Quartierbilleten versehen suchten die meisten Gäste gastfreie Privatlogis auf, um bald darauf zum Diner um 5 Uhr im Rathhaussaale in zwei anstoßenden großen Zimmern sich wieder zu vereinigen. Der Schmuck dieser Räume mit Wappen und Laubgewinden und mit Halbpyramiden alter Feuerwaffen und Rüstungsstücke war wohlgelungen. Dagegen fehlte es an der nöthigen Leitung der Fremden, welche bei dem Mangel aller und jeder Erkennungszeichen der Festordner nicht wußten, wohin sich zu wenden, um z. B. die entsprechenden Numern für die vorgezeichneten Plätze an der Tafel in Empfang zu nehmen. Diesem Umstande und, wie man hörte, dem verspäteten Erscheinen hochgestellter Persönlichkeiten, ist es wohl zuzumessen, daß die Tafel statt um 5 Uhr erst um halb 7 Uhr begann. Den ersten Toast auf den Kaiser von Oesterreich brachte das Mitglied des Verwaltungsrathes der Ostbahn, Herr von Rothschild aus; den zweiten auf König Max von Bayern der Fürst Colloredo; den dritten auf die Vorstände der k. k. böhmischen Westbahn und der bayerischen Ostbahn Freiherr von Brück; einen Toast auf die vereinigten Waffen von ganz Deutschland Dr. Förster aus München; einen weiteren auf die Verbrüderung der Nationen Herr Rieger u. s. w. Eine Anzahl der Gäste entfernte sich vor Schluß der Tafel, um sich ins Theater zu begeben, wo nach einem Prolog ein faktisches Lustspiel, aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt, mit Beifall gegeben wurde. Von da aus suchte man den Gasthof zum „Kaiser von Oesterreich“ auf und traf dort fast gleichzeitig mit den übrigen Gästen, die unter Fackelbegleitung und unter Absingen czechischer Lieder durch junge Bursche vom Rathhaus hergeführt

wurden, zusammen. Man sollte hier einer „Beseda," einer Art Reunion, beiwohnen. Beim Eintritt in ein Vorzimmer, zugleich Garderobe, erhielt man ein Programm, durchgehends in czechischer Sprache, also den Nichtböhmen unverständlich. Im Saale waren die Sitzplätze von geputzten Damen eingenommen und ein Männerchor war auf dem Podium aufgestellt. Dieser begann alsbald einige czechische Lieder vorzutragen, welchen das Solo eines ausgezeichneten Tenoristen folgte. Bei der im Saale herrschenden Hitze und immerhin wenig erbaut durch den für sie kertlosen Gesang zogen sich mehrere Gäste in ein unteres Lokal zurück, um sich dort zu erfrischen und über die Erlebnisse des Tages ruhig sich zu unterhalten. Da hörte man, daß ein junger Mann, dessen Blut in Wallung gekommen seyn mochte, das Wort ergriffen und geäußert habe, es sey auffallend, daß hier nur Vorträge in einer den meisten Gästen unverständlichen Sprache gehalten würden, ja es sey dieses für sie beleidigend und er fordere seine Landsleute aus Bayern auf, ihm zu folgen und den Saal zu verlassen. Zischen, Pfeifen, Scharren antwortete ihm — und Dr. Förster aus München habe dann zur Beschwichtigung dahin sich ausgesprochen: jene Aeußerung sey eine unberufene gewesen. — Ob diese Angelegenheit einen weiteren Verlauf nahm, ist zunächst nicht bekannt geworden. Doch soll später noch bis tief in die Nacht hinein, wohl aber an wenigsten von den Gästen aus Bayern, getanzt worden seyn. (Münch. Kur.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Presse" wird über einen am 27. September in Wöslau durch einen Offizier verursachten Exzeß Folgendes als verbürgt mitgetheilt: „Donnerstag am 27. September saßen im Salon des Schweizerhofes zu Wöslau ein Mauenlieutenant, Ritter v. H., nebst einer Dame. Gegen 3 Uhr Nachmittags forderte derselbe Rechnung, welche ihm der Zahlkellner mit obligater Entschuldigung einhändigte, daß ein kleiner Betrag von 3 fl. 56 kr. als früheres Guthaben noch restire. Der Herr Lieutenant, diese Forderung dementirend, ward aufgebracht und führte mit dem Kellner einen kurzen Wortwechsel, wobei der Lieutenant den Letzteren „Lump" nannte." Der Kellner antwortet und nun stürzt der Lieutenant, den Säbel zückend, auf den Kellner los, der, Reißaus nehmend, die Thüre hinter sich zuschlägt. Der auf den Kellner gemünzte Hieb fährt in die Thüre, einen Schuh lang und einen guten Viertelzoll tief in das Holz dringend. Das Klirren des zerbrochenen Glases an der Thür, so wie das Hülferufen des Dienstpersonals schreckt die anwesenden Gäste, beiläufig 20 bis 30 an der Zahl, auf und nun sieht man den Lieutenant, den blanken Säbel in der Faust, dem Kellner nachstürzen. Es war höchste Zeit, diesen Mann zu retten. Beinahe alle Anwesenden stürzen nach, entreißen dem Wüthenden den Säbel, der dort deponirt und Tages darauf nach Wien zum Generalkommando gebracht wurde."

In der Notre-Dame-Kirche zu Paris hat sich ein sonderbarer Vorfall zugetragen. Ein fremder Offizier, welcher inbrünstig zu beten schien, befand sich schon seit mehreren Stunden in der Kirche, als gegen 6 Uhr Abends der Kirchendiener, der ihn seit einiger Zeit beobachtete und über den düstern Ausdruck in seinem Gesicht betroffen war, auf ihn zuging und ihm sagte, daß es Zeit wäre, sich zurückzuziehen. Wie verblüfft war er aber, als der Offizier, nachdem er ihn starr angesehen hatte, antwortete: „Ich habe meinen König tödten wollen; tödtet mich!" Der Kirchendiener hielt es für nöthig, einige Stadtsergeanten herbeizurufen, auf deren Fragen der fremde Offizier zur Antwort gab, daß er X... heiße und Hauptmann in der preußischen Armee sey. In dem Augenblick, als ihn die Sergeanten zu dem Polizeikommissär führen wollten, bekam er Nervenanfälle und mußte in das „Hotel Dieu" gebracht werden, wo er sich noch befindet. Alles läßt vermuthen, daß Herr X... von Geistesstörung befallen ist. Er kam aus dem Lager von Chalons und hatte einen in Chalons visirten Paß bei sich, in dem bemerkt ist, daß der Inhaber mit militärischen Studien beauftragt sey.

Aus Mans wird folgende Kaspar Hauseriade berichtet: In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober habe man vor der Thüre des dortigen Hospitals ein ungefähr 17 Jahre altes Mädchen gekneubelt gefunden, welches kaum sprechen konnte und sich im elendsten Zustande befand. Auf alle Fragen, welche man an sie richtete, habe sie in unartikulirten Lauten geantwortet, von welchen man nichts als das Wort „Charette" verstand. Sie kann sich kaum ihren Gliedern beleben und aufrecht stehen, ihr Körper ist mit Narben bedeckt im Gesicht, an den Händen und an rechten Knie hat sie große Brandwunden, ihre linke Hand ist entsetzlich verstümmelt und unförmlich. Die gute Stadt Mans ist darüber fürchterlich aufgeregt und die Polizei hat Alles in Bewegung gesetzt, um zu erfahren, wer das unglückliche Geschöpf ist und wie es an die Thüre des Hospitals gekommen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 251 Sonntag, 20. Oktober 1861.

Marianna Camargo.

(Fortsetzung.)

„Vortrefflich!“ rief der Graf aus, „wir entführen Sophie, besonders,“ fügte er leise hinzu, „weil uns sonst kein anderes Mittel bleibt, sie los zu werden.“ So schnell wie mein Geliebter war ich freilich nicht mit diesem Plane einverstanden, und wandte Alles an, Sophie davon abzubringen; allein vergebens bot ich ihr meinen Schmuck, meine schönsten Kleider als Ersatz an, ihr Entschluß war gefaßt, und wohl oder übel mußten wir uns fügen, zumal als wir einsahen, daß Sophie mit diesen Dispositionen sich doch über kurz oder lang entführen lassen würde.

„Die Kammerjungfer, welche herbeikam, machte unserm Streite ein Ende; sie mahnte zur Eile, weil sie fürchtete, mein Vater könne erwachen. Wir fuhren also in des Grafen Hotel. Sophie lachte und sang wie eine Närrin. Am andern Tage sandte ich der großen Oper ein ärztliches Zeugniß, daß mein Brust leidend sey, und ich vier Wochen Urlaub haben müsse. Allein schon nach acht Tagen ging ich selbst zum Direktor, um ihm zu sagen, daß ich noch an demselben Abend tanzen wolle. Es war dieß vielleicht ein Tadel für den Grafen Melun; doch lieber Gott, meine Herren, ich will Sie nicht beleidigen, aber Sie müssen wohl selbst gestehen, daß wenig Männer acht Tage nach einander liebenswürdig und interessant sind! Ich glaube wohl, daß ich den Grafen etwas liebte, allein meine Liebe zum Theater war doch noch größer.

„Natürlich war von dem Augenblick, wo ich die Bühne wieder betrat, mein Versteck verrathen; mein Vater folgte heimlich meinem Wagen und forderte anderen Tages den Grafen zum Zweikampf heraus, indem er sich auf seine Geburt berief; der Graf aber wich ihm mit der galanten Phrase aus, daß er unmöglich die Waffen gegen einen Mann erheben könne, welcher eine Tochter gleich mir besitze. Da gab mein armer Vater eine Bittschrift an den Kardinal Fleury ein, über welche zu seiner Zeit viel gelacht wurde. Mein Vater forderte den Kardinal darin auf, dahin zu wirken, daß der Graf mich heirathe und meine jüngere Schwester ausstatte.

„Bei einem Souper, wo wir gemeinschaftlich eingeladen waren, theilte mir der Kardinal diese Proposition meines Vaters mit und rieth mir, demselben zur Aussöhnung meine Gage von der Oper zu überlassen: ein guter Rath, welcher auch befolgt wurde und meinen Vater, nachdem meine jüngere Schwester wieder zu ihm zurückgekommen war, vollkommen mit mir aussöhnte. Doch wie lange, meine Herren, habe ich mich beim ersten Kapitel meiner Erzählung aufgehalten; verlieren Sie die Geduld nicht, jetzt komme ich an das zweite und zum Schluß.

„Nachdem ich über ein Jahr das Hotel Melun bewohnt hatte, kam, als wir eben beim Frühstück saßen, ein Vetter des Grafen an, es war ein Herr v. Marteille, Lieutenant in der königlichen Armee; er kam gerade aus dem flandrischen Feldzug, wo er sich ausgezeichnet hatte, um eine Saison in Paris zuzubringen und das müßige Leben zu genießen. Zuvörderst setzte er sich nun an unsern Tisch, um mit uns zu frühstücken. Seit dieser Zeit aber glaube ich nicht mehr an die Gewalt des ersten Anblicks, denn der Marteille gefiel mir ganz und gar nicht. Ich fand ihn etwas großsprecherisch, er erzählte nur von seinen kriegerischen Erlebnissen. Kurz darauf wurde dem Grafen ein Besuch gemeldet, er verließ uns und plötzlich wurde Herr v. Marteille, welcher bis jetzt laut und lebhaft gesprochen hatte, schüchtern und bescheiden wie ein Schüler. „Ich bitte Sie, gnädige Frau, verzeihen Sie mir meine etwas rauhen Manieren,“ fing er plötzlich an; „vergessen Sie nicht, daß ich die Sprache der Galanterie nicht kenne, daher dürfen Sie sich von meinen Reden nicht beleidigt fühlen.“ — „Gewiß nicht, mein Herr,“ entgegnete ich lachend, „denn Sie haben bis jetzt auch noch gar nichts gesprochen.“ Er erröthete mit mädchenhafter Schüchternheit und entgegnete: „Ja, wenn ich zu reden verstünde, aber ich habe mehr Muth, vor einer Armee zu stehen, als in Ihre schönen Augen zu blicken.“ Die bittende Zärtlichkeit seines Blickes, als er dieses sagte, stach seltsam gegen sein sonstiges muthiges, frisches Wesen ab. Als meine Augen ihm gerade antworten wollten, trat der Graf herein, und unser Gespräch war zu Ende.

„Da Melun ihm keine Ruhe ließ, nahm Herr v. Marteille ein Zimmer in seinem Hause an, und da er mich nur Marianne nennen hörte, wußte er nicht, wer

ich war. Als wir uns beim Souper wiedersahen, schien er verstimmt, und als ich den Grafen darauf aufmerksam machte, meinte er lachend, er wisse wohl, was seinem Vetter fehle; morgen wolle er denselben in die Oper führen. Ohne mir Rechenschaft darüber geben zu können, fühlte ich bei dieser Nachricht eine Regung von Eifersucht. Anderen Tages gab man den Triumph des Bacchus, ich war die Ariadne; ganz mit Weinranken und Blumen bedeckt, sah ich seenhaft gut aus, tanzte aber so schlecht, wie noch nie in meinem Leben. Gegen den Schluß des Ballets, als ich hoffte, Herr v Marteille werde gleich den andern Herren auf die Bühne kommen, verließ er das Theater.

„Meine Laune an diesem Abend war gränzenlos schlecht; sie wurde auch nicht besser, als ich am andern Morgen beim Frühstück kein Wort des Beifalls, auch nicht das kleinste Kompliment aus dem Munde des spröden Offiziers vernahm. Zuletzt überwand die Ungeduld alle weibliche Klugheit, ich sagte: „Die gestrige Vorstellung scheine ihm nicht gefallen zu haben, da er dieselbe so bald verlassen.“ Er sah mich traurig an. „Ach, warum tanzen Sie?“ war seine ganze Antwort. Der Graf sah ihn überrascht, ich vermuthlich sehr zornig an, denn es war das Erstemal, daß er so mit mir sprach; er fing nun an, von einer kleinen unbedeutenden Sängerin zu reden, welche sehr häßlich war, und das Gespräch über diesen Gegenstand war abgebrochen.

„Des Nachmittags war der Graf durch andere Geschäfte abgehalten und bat seinen Vetter, mit mir in das Wäldchen von Boulogne zu fahren, er wolle dann später zu Pferde nachkommen. Warum schlug bei dem Gedanken an diese Spazierfahrt mein Herz so mächtig? Es war das Erstemal, daß ich mit Vergnügen dessen Schläge belauschte! Ja, Alles hatte einen festlichen Anstrich, als wir an jenem Nachmittag den Wagen bestiegen, Himmel und Erde glänzten in neuem Lichte. Wie verlegen waren wir Beide, er der kecke Soldat, ich die frivole Tänzerin. In dieser Verlegenheit ließ ich einen Ring in der Sonne spielen, um mich an dem Glanze der Edelsteine zu ergötzen. Marteille benutzte dieß, um meine Hand zu ergreifen und zu drücken; ich erröthete, er wurde leichenblaß. Plötzlich stieß der Wagen heftig an einen Stein und warf mich an seine Brust. Entsetzt schrie ich laut auf, er hielt mich umfaßt und flüsterte mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Ach, Marianna, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe.“ Ich lauschte seinen Worten noch, als sie verhallt waren, denn ich glaubte, die Liebe selbst reden zu hören; er ergriff stets von Neuem meine Hand und bedeckte sie mit Küssen. Ich wollte sprechen, war aber keines Wortes mächtig, nur unsere Blicke waren beredt. Ach, wie viele Schwüre ewiger Treue und Glückes tauschten unsere Augen aus!

„Im Gehölze angekommen, schien Marteille von einer plötzlichen Idee ergriffen: er blickte aus dem Wagenschlag und gab dem Kutscher andere Befehle. An dessen Kopfbewegung erkannte ich, daß er dieselben nicht erfüllen wolle, allein Hr. v. Marteille ließ ihm die Wahl zwischen fünfzig Pistolen oder so viel Stockschlägen. Als weiser Mann zog er erstere vor und gab keine Gegenrede mehr. Ich hatte keine Ahnung, wohin uns Herr v. Marteille's Befehl entführte; allein in diesem Augenblick war mir auch Alles einerlei, selig hörte ich ihm zu, während er mir versicherte, ich sey die einzige Frau, welche er je geliebt! „Ich weiß, Ihr sagt Alle so,“ erwiderte die Camargo auf Helvetius spöttisches Lächeln; aber ihm war es ernst, er empfand, was er sagte. Durch eine Sympathie, welche nur eine liebende Frau begreifen kann, fühlte ich die Wahrheit seiner Worte, und so sah ich vollkommen gleichgültig zu, daß wir mehrere Stunden fuhren, die Seine zwischen Sevres und Saint-Cloud zu Schiffe passirten und endlich an dem eisernen Thore eines kleinen Parkes anhielten. Hier lag das Schlößchen seines Bruders und Herr v. Marteille, welcher wußte, daß derselbe verreist sey, gedachte, unseren Aufenthalt dort zu nehmen; doch er hatte sich verrechnet, denn die geöffneten Läden zeigten uns, daß das Haus bewohnt sey. Wir erfuhren von dem Parkhüter, daß der Herr seit gestern wieder zurückgekehrt sey. Da war nun nichts zu machen; mein Entführer stieg aus und bat mich, im Wagen seiner zu warten, bis er von seiner Rekognoszirung zurückgekehrt sey. Ich versprach es, aber kaum war er entfernt, so erschien der Kutscher am Wagenschlag und sagte freudig: „Nun gnädige Frau, wollen wir schnell umwenden und nach Hause fahren.“ Er machte Miene, auf den Bock zu springen, ich stieg rasch aus dem Wagen und lud ihn ein, nun davon zu fahren. Als er bemerkte, wie wenig es mir darum zu thun war, zu dem Grafen Melun zurückzukehren, begann er zu wehklagen, betheuerte, daß diese unselige Spazierfahrt das Unglück seines ganzen Lebens sey, denn er komme um sein Brod, die Stockschläge noch abgerechnet, welche ihm der Graf nicht vorenthalten werde. Als er aber sah, wie ruhig ich bei seinen Lamentationen blieb, blickte er mich mit den Augen eines alten Philosophen, welcher schon viel erlebt hat, an, ließ die Peitsche knallen und fuhr einige Schritte, kam aber dann rasch wieder zurück und sagte: „Ohne Sie, gnädige Frau, würde ich doch bei meiner Rückkehr nicht mehr vom Grafen aufgenommen; ich ziehe daher vor, bei Ihnen zu bleiben!“

(Schluß folgt.)

Die Slaven Istriens.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Wenn auch die Italiener Istrien als ein zu Italien gehöriges Land betrachten, so sind doch die Bewohner

dieser Halbinsel nichts weniger als Italiener. Allerdings wird in den gebildeten Klassen, so wie in den Städten italienisch gesprochen, allerdings gibt es zahlreiche Einwanderer romanischen Stammes, welche „Venetianer“ genannt werden, aber der Kern der Bevölkerung und die Masse der Bewohner ist slavisch, und während die Venetianer in Orten, die kaum einige Minuten von einander entfernt liegen, die größte Mannigfaltigkeit in Dialekt und Tracht darbieten, sind die eigentlichen Istrianer slavischen Stammes in Sprache, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen nur wenig unter einander verschieden.

Die Kleidung allein läßt vermuthen, daß die slavischen Bewohner der Umgegend von Parenzo, Pola, Dignaw, S. Lorenzo, Canfanaro, S. Vincenti, Rovigno und Barbana sich zu einer andern Zeit in Istrien niedergelassen haben, als die Slaven aus den Distrikten von Pirano, Buje, Capodistria, Montona, Albona, Pinguente, Pisino u. a. Städten.

Da nun San Lorenzo für eine der ältesten Pfarrgemeinden von ganz Istrien gilt, scheint die Bewohnerschaft der zuletztgenannten Distrikte später eingewandert zu seyn. Vielleicht zur Zeit der Türkenkriege, wo nach der Verscherung Fra Paolo Sarpi's und des Bischofs Minucci viele Ortschaften Istriens durch die Raub- und Verwüstungszüge der Uskoken gänzlich entvölkert und zerstört wurden, und wo man, wenigstens in einigen Gemeinden, wie aus Urkunden des alten Castello di San Vincenti deutlich hervorgeht, Familien aus Dalmatien kommen ließ, um wieder Arbeitskräfte zu haben.

Gewiß ist es, daß die neuen Ansiedler ebenfalls dem südslavischen Stamme angehörten und die Istrianer in Sprache, Kleidung, Lebensweise und Sitten große Aehnlichkeit mit den slavischen Bewohnern des benachbarten Dalmatiens haben.

Am reinsten slavisch wird in den Distrikten von Parenzo, Pisino, Rovigno, Dignano und Pola gesprochen, und viel zur Erhaltung und Vervollkommnung der Sprache thut die in den slavischen Pfarrgemeinden Istriens üblich gebliebene uralte Sitte, die Evangelien und Litaneien in der Kirche slavisch zu lesen und zu singen.

Die moralische und politische Erziehung empfangen die istrianischen Slaven einzig und allein aus der Religion, und diese ist es auch, welche ihnen bei allen Handlungen und bei allen Gebräuchen als Richtschnur dient.

Die Haupttugend, welche sie auszeichnet, ist die Gastfreundschaft, die sie niemals verweigern. Jeder Fremde und Unbekannte wird mit der größten Freude von ihnen aufgenommen, und darf die Wohnung nicht eher verlassen als bis er von ihrem Brod gegessen und von dem Wein getrunken hat, der für Gäste und Freunde immer bereit steht. Sobald nur Jemand ins Haus tritt, gießt der Hausherr den Becher voll, trinkt auf das Wohl des Gastes und reicht diesem dann den Becher dar. Sehr beleidigt würde die ganze Familie seyn, wollte der Gast ihn nicht wenigstens berühren, dagegen darf er nur eine Prise Tabak anbieten, um sich die Herzen aller Hausbewohner für immer zu gewinnen.

Auch gegen Arme sind sie äußerst mildthätig, und sie lassen nie einen Bettler gehen, ohne ihn zu speisen oder zu beschenken, obgleich die meisten Bettler aus der Fremde kommen. Denn da die istrianischen Slaven fast alle Grundbesitz haben und sich gegenseitig aushelfen, greifen sie nur im äußersten Nothfall zum Bettelstab, indem sie glauben, es sey eine Beleidigung Gottes, wenn einer, der arbeiten kann, zum Nachtheil der wirklich Bedürftigen betteln wolle.

Freundschaften werden selten und gewöhnlich nur bei Gelegenheit von Taufen oder Firmelungen geschlossen. Wer sie aber bräche oder den Freund verriethe, würde mit Fingern gezeigt werden.

Ueberhaupt thut man mit wenigen Ausnahmen Unrecht, ihnen nicht recht zu trauen. Wer Vertrauen zu ihnen zeigt, kann sich auf sie verlassen; nur wer es nicht thut, wird leicht von ihnen getäuscht. Denn covek bez vers, nije vredan (ein Mensch ohne Zutrauen ist nicht der Treue werth), sagen sie sprüchwörtlich.

Große Achtung haben sie vor allen Vorgesetzten, und namentlich den Geistlichen. Besonders aber an dem Kaiser hängen sie mit der höchsten Ehrfurcht, Liebe und Treue, und schon der Gedanke an eine Widersetzlichkeit gegen seine Befehle würde ihr Gewissen beunruhigen.

Natürlich sind sie sehr religiös und mit Ausnahme einer Gemeinde, welche griechisch ist, eifrige Katholiken. Sie erlauben sich auch nicht den geringsten Zweifel an irgendeinem Glaubenspunkt, und eine Aeußerung gegen „nassa mati Cerkva“ (unsere Mutterkirche) würde als Gotteslästerung gelten. Denn den Papst und die Bischöfe sehen sie wie Heilige des Himmels an, die Worte des Geistlichen sind ihnen Evangelium. Als besondere Gunst betrachten sie es, wenn ein Priester ihr Haus betritt, und es nicht verweigert, mit ihnen zu essen und zu trinken. Sie suchen ihm dann auf alle mögliche Weise ihre Achtung und Liebe zu bezeigen, und lassen ihn selten fortgehen, ohne ihn vorher beschenkt zu haben.

Die Namen Jesus und Maria nennen sie nie, ohne das Haupt zu entblößen und zu sprechen: „Slava i cast tvym budi“ (Ruhm und Ehre sey ihnen). Auch tragen Männer wie Frauen stets den Rosenkranz in der Tasche, und verlassen nie das Haus, ohne ihn bei sich zu haben. Auf Reisen beten sie ihn unterwegs ab, doch müssen sie dazu ihren eigenen Rosenkranz haben, sollen die Gebete nicht fruchtlos bleiben oder andern zu gute kommen. Denn wenn man sich einen Rosenkranz borgen wollte, würden die Gebete nicht dem angerechnet werden, welcher sie spricht, sondern dem, welcher den Rosenkranz besitzt; deßhalb bringt man auch jeden ge-

fundenen Rosenkranz sogleich zum Pfarrer, um nichts unnützes im Hause zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das Leipziger Schlachtfeld.] Doktor Theodor Apel, der Dichter des trefflichen epischen Liedes „Die Schlacht von Möckern“ (Leipzig, Naumburgs Verlag), hat jetzt auf eigene Hand unternommen, das Bild der Schlacht künftigen Geschlechtern zu zeichnen, damit sie in den Berichten von ihr sich zurechtfinden können. Aus der Erinnerung schwinden allmälig die Stätten, wo die kämpfenden Heerhaufen gestanden haben. Wo einst die Schlacht tobte, sind Gebüsche niedergehauen, Teiche ausgetrocknet, Wege über die Fluren gezogen, Straßen von Häusern aufgebaut worden. Fortwährend verändert sich der Schauplatz, und schon wird es schwierig, mit den Rissen in der Hand sich bei der jetzigen Bodengestaltung zurechtzufinden. Deßhalb beschloß der wackere Apel, „steinerne Fingerzeige“ auf das Schlachtfeld zu setzen, welche die Stellungen kenntlich machten. In diesem Sommer setzte er auf seine Kosten (nur den Grund und Boden erhielt er unentgeltlich) zwölf, dritthalb Ellen über den Boden sich erhebende Marksteine, welche die Schlacht von Wachau am 16. Oktober anmerken, und empfahl ihre Hut den Gemeinden, denen er sie in einer Festlichkeit übergab. Und diese werden sie treu hüten. Für die Franzosen stellte er sechs hin: auf dem Kollmberg („Macdonald, XI. Korps, 15,000 Mann“); östlich von Liebertwolkwitz („Mortier, 2. Division junge Garde, 15,000 Mann“); zwischen Liebertwolkwitz und Wachau („Lauriston, V. Korps, 15,000“); an Wachau („Victor, Herzog von Belluno, II. Korps, 22,000 Mann“); in Dösen („Augereau, IX. Korps, 15,000 Mann“), und auf dem Kellerberg, östlich von Markkleeberg („Poniatowski, VIII. Korps, 8000 Mann, die Linie von Markkleeberg bis Connewitz besetzt“). Für die Verbündeten gleichfalls sechs, aber mit anderer Spitze, damit in der Ferne die Partei kenntlich sey; an der Windmühle, nordöstlich von Großpösnau („Graf Klenau, IV. österreichisches Korps, 24,000“); an der nordwestlichen Spitze des Universitätsholzes („Fürst Gortschakoff, 9000 Mann“); nördlich von Güldengossa („Prinz Eugen von Württemberg, 10,000 Mann“); östlich von Güldengossa („Graf Pahlen III, 3000 Reiter“); nördlich von Tröbern („Kleist, 10,000 Mann“); südlich von Tröbern am Grosdeubner Wege („Bianchi, österreichische Reserve“). Später gedenkt Apel den weiteren Verlauf der Schlacht ebenso zu verfolgen, und zugleich das Verständniß durch einen gedruckten Wegweiser zu erleichtern. Mögen diese Marksteine Mahnsteine werden für das nachwachsende Geschlecht, den Vätern an hingebender Tapferkeit für die heilige Sache des Vaterlandes nachzueifern.

In Holloway in London ist es wieder einmal vorgekommen, daß eine junge Dame durch ihre Krinoline verbrannte. Ihr Vater, ihre Mutter, ihr Bruder und Herr Trench erhielten bei dem Versuch, sie zu retten, schwere Brandwunden. — In Yarmouth ging eine Dame in weiter Krinoline an einem 71jährigen Invaliden vorbei, faßte ihn glücklich mit dem untersten Eisenreif und warf ihn aufs Pflaster, so daß er an zwei Stellen das Bein brach. Die Dame marschirte ruhig weiter, ohne dem alten Mann mit ihrer Hülfe und Sympathie beschwerlich zu werden. Der „Globe“ fragt, ob man sie nicht wie eine Eisenbahn-Kompagnie um Schadenersatz belangen kann?“

Palindrom.

Einfach im Gewand des Lenzen
Schirm ich meiner Mutter Brust.
Hell im Morgenthau zu glänzen,
Ist des Lebens zarte Lust.
Und geschmückt zur Frühlingsfeier
Wog' ich auf der stillen Flur,
Und den schönsten aller Schleier
Web' ich kunstlos der Natur.

Lese rückwärts nun die Zeichen,
Und verkehr der Deutung Wort
Sieh! und ich umfange Leichen,
Trage sie zum Grabe fort.
Bis zum ew'gen Weltgerichte
Halt ich sie in meinem Arm,
Doch entfernt vom Sonnenlichte,
Wird kein Busen wieder warm.

Auflösung der Charade in Nro 248:

Altarblatt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 252 Dienstag, 22. Oktober 1861.

Marianna Camargo.

(Schluß.)

„In diesem Augenblick kam Marteille wieder zurück und berichtete, Alles gehe aufs Beste, sein Bruder habe hier nur einige Anordnungen treffen, dann auf zwei Tage nach Paris reisen, sodann aber Frankreich wieder auf längerer Zeit verlassen wollen. Nach Paris gehe er nur der Tänzerin Camargo wegen, von welcher er so viel gehört und die er nun doch einmal sehen wolle. „Dann eile dich," war Marteille's Antwort, denn die Camargo tanzt diesen Abend." Dieß beleunigt seine Abreise, in der nächsten Viertelstunde wird er fort seyn; warten Sie noch ein paar Minuten, muß ihn umarmen und ihm Lebewohl sagen.

„Nach einer Stunde waren wir im Schlosse einrichtet, La Fleur, der Kutscher, zu unserm Befehl mit Pferd und Wagen.

„Abends war natürlich großer Spektakel bei der Oper, denn man mußte feierlich dem harrenden Publikum ankündigen, daß die Camargo nicht tanzen könne, weil sie entführt worden sey. Der Graf Melun, erstaunt, uns nicht im Wäldchen zu treffen, war in das Theater gegangen, mich aufzusuchen. Auch da fand er mich nicht, wohl aber Spötter, welche ihn auslachten. Er schwur sich zu rächen; doch wir waren in unserm lieben kleinen Waldesnest während drei Monaten so gut verborgen, daß Niemand uns auffand, und so verlor der gute Graf Geliebte, Kutscher und Pferde an demselben Tage.

„In diesen drei Monaten nun," fuhr die Camargo nach einer kurzen Pause, welche der Erinnerung geweiht schien, fort, „sah ich erst, wie schön das Leben sey; es war eine andere Existenz, als ich bis jetzt geführt, eine andere Sprache, als ich bis jetzt gesprochen. Ach, die himmlische Flamme wird nur einmal in jedes Menschen Herz entzündet, aus der Asche dieser Gluth sprühen wohl manchmal noch helle Funken, welche dann von Eitelkeit, Sinnlichkeit und Frivolität, und wie all dieser Zündstoff heißt, genährt, wohl öfters wieder im Herzen zur Flamme emporschlagen, aber die erste göttliche Gluth ist es nimmermehr. Ja, damals liebte ich wahrhaft, denn ich hatte mich selbst, hatte Alles bis auf ihn vergessen, ich wollte meine Triumphe in der Oper aufgeben, die Oper, welche Graf Melun mich nicht acht Tage vergessen machen konnte, existirte nicht mehr für mich. Denn Herr v. Marteille hatte alle Reize einer wahren Leidenschaft, er gab sich in jeder Minute unseres Zusammenseyns stets die gleiche Mühe, mir zu gefallen. Ach, was für zärtliche Worte fand er in seiner Liebesgrammatik, und mit welch liebevollem Tone sprach er dieselben. Jeder Tag war mir ein Fest, jede Stunde entzückend.

„Nachdem wir an Tage die Gegend durchstreift hatten, spielte ich Abends Klavier und sang dazu, einigemale ließ ich mich sogar hinreißen, zu tanzen. Dieser Tanz würde an der großen Oper Furore gemacht haben, hier war er für ihn allein. Dann sank ich zu seinen Füßen und er vergab mir dieß Talent, das ihn betrübte und welches ich ihm so zu sagen unwillkürlich gezeigt hatte. Immer werde ich sein schönes Organ hören, mit dem er zu mir sprach, es lautete wie Musik. Doch ich weiß wirklich nicht mehr, was ich rede, und will jetzt die Erzählung beenden."

Die Camargo nahm das Bouquet aus dem Koffer, athmete das verflogene Aroma desselben ein und sprach langsam wie in trüber Erinnerung versunken weiter:

„Eines Tages erweckte mich der Duft dieses Blumenstraußes, welchen man auf mein Lager gelegt hatte, ich blickte auf und Herr v. Marteille stand reisefertig vor mir. „Lebe wohl," sagte er mit weicher Stimme und bebenden Lippen. — „Was gibt's?" rief ich erschrocken aus. — „Ich muß fort," war seine Entgegnung; „schon seit vierzehn Tagen habe ich den Befehl erhalten, aber es war mir unmöglich, mit dir früher davon zu reden; heute nun schlägt die Scheidestunde! Der Krieg in den Niederlanden beginnt aufs Neue, ich bin dorthin berufen und muß diesen Tag noch beinahe vierzig Meilen zurücklegen; eine Stunde habe ich noch zu leben, denn fern von dir heißt nicht gelebt, ist die Existenz härter als der Tod!"

„Was soll ich euren blasirten und philosophischen Herzen von unserm Abschied erzählen. Es war. die qualvollste Stunde meines Lebens; sie ging vorüber, wie die glücklichen auch vorübergegangen waren. Er mußte mich am Schlusse derselben verlassen, nachdem er mir zugeschworen, so bald die Feindseligkeiten beendet seyen, wieder zu mir zurückzukehen. Voll banger Ahnung

kehrte ich nach Paris zurück. Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief, worin er mir sagte, daß den nächstfolgenden Tag die Schlacht beginnen werde; nach diesem erhielt ich nur noch einen zweiten, hier ist er."

Langsam zog die Camargo den zerlesenen Brief aus dem Kästchen und las ihn vor.

„Innigst Geliebte! Ich werde nicht wiederkehren, ich sehe dem Tode muthig ins Auge. Ach, wärest du bei mir, Marianna, und doch darf ich es nicht wünschen, der Anblick wäre zu erschütternd für dich, überall sind die Gräuel des Todes! Sobald meine Wunde untersucht war, frug ich den Arzt, ob ich noch nach Paris könne transportirt werden, um dort zu sterben. Er schüttelte den Kopf und gab mir nur noch wenige Stunden. Ich wurde mit den Andern in dieses Spital gebracht. Ein Soldat und ein Christ muß Alles annehmen, wie eine höhere Fügung es schickt. Ich sterbe glücklich, dich geliebt zu haben; tröste dich mit diesem Gedanken, theure Marianna. Ich weiß, du wirst Andere wieder nach mir lieben, ich bin nicht eifersüchtig auf diese, denn sie können dich nicht lieben, wie ich dich liebte, und da du das fühlen wirst, kannst du mich niemals vergessen. Lebe wohl, ewig Geliebte! der Tod klopft an und will nicht warten; ich muß ihm dankbar seyn, daß er mir Zeit ließ, dich noch zum Letztenmal zu grüßen. Ich werde dich erwarten. Adieu, ich presse dich im Geiste an mein Herz, dessen Schläge schon langsamer pochen."

„Diesen Brief erhielt ich an einem Abend, gerade als ich in den Kulissen stand und auf mein Zeichen wartete, um auf die Bühne zu treten; die Aufschrift von der Hand des Geliebten beruhigte mich, ich fügte die Botschaft und verbarg sie an meinem Busen, bis mein Solo beendigt war. Noch nie hatte ich dem Publikum so freundlich zugelächelt, noch nie mit mehr Grazie und Leichtigkeit getanzt. Als ich geendet und mich rauschender Beifall begleitet hatte, stürzte ich, ohne auf den Hervorruf zu achten, in meine Loge, riß das Siegel ab, las die unglücklichen Zeilen und brach ohnmächtig zusammen. Man kündigte dem Publikum an, daß Fräulein Camargo, durch den Tanz zu sehr angestrengt, sich unwohl befinde. Mir war, als ich wieder zu mir gekommen, alles einerlei, und das Leben erschien mir farblos!"

Wenn die Camargo bei dieser Erzählung oft durch Rührung gehindert war, weiter zu sprechen, so hatten ihre philosophischen Zuhörer gleiche Mühe, dieselbe ruhig anzuhören. Der warmherzige Maler Ponte de Veyle verbarg sogar seine Thränen nicht.

Die Camargo fuhr fort: „Soll ich euch meinen Kummer, meine Thränen, meine Herzensnoth schildern? Es wäre wohl vergebens; nur so viel will ich noch sagen, daß ich in dem brausendsten Strudel meiner Thorheiten Herrn v. Marteille nicht vergessen konnte. Andere liebten mich, — ihn allein habe ich geliebt und wie ein Himmelssegen ruht sein Andenken auf meiner Vergangenheit. Wie Viele mögen gelächelt haben, als sie mich zur Messe gehen sahen und mich eine Beschwester nannten: diese Philosophen konnten nicht wissen, daß ich Gott anflehte, Herrn v. Marteille's Wort, ‚ich werde dich erwarten', wahr zu machen!" So endete die Erzählung der Camargo!

„Nun, mein theurer Philosoph," sagte Helvetius zu Duclos, als sie die Treppe hinabstiegen, „wir haben da ein seltsames Buch gelesen." — „Der Einband ist beschmutzt," entgegnete Duclos, „aber der Inhalt zeigt, daß diese oftmals die besten Bücher sind!"

Die Slaven Istriens.

(Fortsetzung.)

Eine ganz besondere Verehrung hegen die istrianischen Slaven vor dem allerheiligsten Sakrament des Altars. Am Feste desselben tragen Frauen und Kinder vorher Bündel von Kräutern und Blumen aller Art zur Kirche, um damit in- und außerhalb derselben einen Weg für die Prozession zu machen, indem sie beim Vorüberziehen derselben sich mit einer Hand an die Brust schlagen und mit der andern das Bündel halten, und möglichst so legen, daß der Priester, welcher das Allerheiligste trägt, darauf treten muß. Ist das geschehen, halten sie die Bündel für geweiht und tragen sie ehrfurchtsvoll nach Hause. Sie beräuchern damit ihre Kranken, legen sie, wenn Unwetter droht, auf die glühenden Kohlen vor die Thüren, während Alles kniend betet, und halten ihre Bitten für erhört, wenn der Rauch senkrecht zum Himmel emporsteigt.

In hohen Ehren steht auch bei ihnen die heilige Jungfrau, deren Feste mit möglichstem Glanz begangen werden. Vor jedem Marientage feiern sie die Vigilie durch Fasten, mag es geboten seyn oder nicht, indem sie sprüchwörtlich sagen: Wenn Du den gefeierten Namen Maria hörst, frage nicht, was für ein Fest sey.

Ueberhaupt werden alle Vigilien und Fasten streng beobachtet. Nur wenige machen während der vierzigtägigen Fastenzeit Gebrauch von den bischöflichen Indulgenzen, deren Bekanntmachung selbst mit Vorsicht geschehen muß, um keinen Anlaß zu Skandal zu geben. Manche enthalten sich die ganze Zeit hindurch nicht nur des Fleisches, sondern selbst der Eier und der Milchspeisen.

Am Ostersonntag tragen sie in aller Frühe gesottene Eier, gebratene Lämmer, Brod und Rubane*)

*) Eine Mehlspeise mit Rosinen, Nüssen und Pistazien.

in die Kirche, um sie nach der Messe von ihrem Pfarrer weihen zu lassen. Dann gehen sie nach Hause, versammeln sich Alte und danken dem Herrn für die glücklich und gesund überstandene Fasten, worauf sie mit großem Hunger essen und sorgfältig darauf sehen, daß die Knochen, als geweiht, nicht von den Hunden gefressen, sondern mit den Eierschalen zusammen ins Feuer geworfen werden. Mit den Eiern wird „getutscht", wie anderwärts.

An der Vigilie vor Weihnachten wird aufs Strengste gefastet, und erst am Abend essen alle Hausgenossen zusammen am Herde. *) Mit Anbruch des Tages fangen die Frauen an, das ganze Haus zu fegen, zu reinigen und aufzuräumen, um den Pfarrer würdig empfangen zu können, der es segnen soll. An den Thürpfosten beim Eingang werden grüne Zweige und, wenn nichts Anderes da ist, Epheuranken und Sträuße befestigt. Abends legt man einen Klotz ans Feuer, welcher die ganze Nacht durch brennen muß, und hinter den man beim Nachtessen etwas von jedem Gericht wirft, das aufgetragen wird. In einem Brode, welches mitten auf dem Tische liegt, stecken drei Kerzen, welche bis zum beendigten Mahl zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit brennen. Das Brod hebt man dann auf, um es später bei Gelegenheit von Seuchen dem kranken Vieh zu geben. Ehe man sich zum Essen setzt, wird zum Zeichen der Freude geschossen. Ungern versäumen die istrianischen Slaven die Mitternachtsmesse, bei welcher sie mit besonderer Andacht die verschiedenen Kirchenlieder anhören, welche auf die Geburt des Herrn Bezug haben. Sie selbst singen, wenn sie der Pfarrer zum Friedenskuß auffordert, im Chor eine Hymne, welche die Geschichte von Christi Geburt enthält. Nach dem Gottesdienst ziehen sie jubelnd nach Hause und erzählen, was sie gesehen und gehört.

Ist die Messe recht pomphaft gewesen, so sprechen sie noch viele Jahre nachher rühmend davon: Ja sam vidio tolike svetkovine u mome zivota, ali nigda takve! (Ich sah so viele kirchliche Funktionen in meinem Leben, aber nie so eine!)

Am Feste der unschuldigen Kinder (28. Dezember) versammelt man die Kinder und läßt sie mit Ruthen in der Hand durch die Weingärten laufen und die Weinstöcke schlagen, indem sie dabei singen müssen: „Rodi, rodi, lipa loza, aco neces rodili, cu ti glavu osici!" („Trage, trage, schöne Rebe, wenn Du nicht tragen willst, werd' ich Dir den Kopf abschneiden!")

In großer Verehrung steht das an der Vigilie von Epiphania geweihte Wasser. Der älteste jeder Familie besprengt damit Haus und Feld, und hebt es auf, um bei Krankheiten den Kranken damit zu besprengen.

So gibt es noch manche andere religiöse Gebräuche, welche nach den verschiedenen Ortschaften von einander abweichen.

Gleichwohl findet man bei den Slaven Istriens weit weniger Vorurtheil und Aberglauben, als man erwarten sollte.

Am 25. Februar 1632 wurde zum Letztenmal eine Frau als Hexe verurtheilt: es war eine gewisse Maria Radoslovich aus Zara, welche nach vorhergegangenem Prozeß auf dem Platze von S. Vincenti öffentlich gespießt und verbrannt wurde, weil sie sich in der Folter zu allen ihr aufgebürdeten Unthaten bekannt hatte. Jetzt glauben nur Wenige an Hexen und Gespenster. Selbst das Läuten mit den Glocken in der Johannisnacht, was sonst überall geschah, um die Macht der Hexen zu brechen, findet kaum noch in einigen Dörfern statt, und doch lief noch im vorigen Jahrhundert ein Capitano des Castello di S. Vincenti Lebensgefahr, als er es abschaffen wollte. Das Volk rottete sich lärmend auf der Piazza zusammen und schrie: „Wir Aermsten! Unsere armen Felder! Unser armes Vieh! Die Hexen werden uns Alles zerstören!"

Nur die Johannisfeuer haben sich erhalten und werden an der Vigilie des Festes von den Hirten auf den Höhen angezündet. Manche baden sich auch noch in dieser Nacht im Thau oder wälzen sich nackend in der Flachssaat herum. Ebenso schläft man gern mit den Füßen an der Wand, um nicht behext zu werden, doch geschieht dieß Alles mehr aus hergebrachter Gewohnheit, als mit dem Bewußtsein der ursprünglichen Bedeutung. Denn die Aufklärung nimmt mehr und mehr zu, und Niemand wird zur Kommunion zugelassen, der nicht die Dogmen und Gebete weiß, welche die Geistlichen ihren Pfarrkindern lehren. Die Erzählungen von bösen Geistern, Hexen und Gespenstern sind den Legenden gewichen, und oft hört man selbst bei den Versammlungen am Herdfeuer die Kinder zur Unterhaltung der Erwachsenen Geschichten aus ihren Schulbüchern vorlesen.

Die Hauptbeschäftigung der Slaven in Istrien ist Ackerbau und Viehzucht, und es gilt bei ihnen sogar als Schimpflich, den Stand des Vaters aufzugeben und Handwerk für Geld zu betreiben. Da fast jeder Grundbesitz hat, so wohnen sie zerstreut inmitten ihrer Felder, welche sie mit Mauern aus rohen Steinen, die bloß übereinander gelegt und nicht mit Kalk zusammengefügt werden, eigenhändig umgränzen, und leben vom Ertrage ihrer Aecker. Während die Männer von Früh bis Abends auf dem Felde beschäftigt sind, haben die Frauen vollauf mit der Hauswirthschaft zu thun. Es liegt ihnen ob, das nöthige Holz zu holen, die Wäsche zu waschen, das Mehl auf der Handmühle zu mahlen, das Brod zu backen und das Essen zu kochen. Sie müssen spinnen, stricken, nähen und die reichen Stickereien machen, mit welchen ihre Hemden z. B. verziert sind, und müssen nicht nur die Wäsche und die

*) Beim Weihnachtsmahle darf Kaj, Kohl (verse) und Wurst (Kogajo) nicht fehlen.

Kleidungsstücke selbst verfertigen, sondern auch das erforderliche Material dazu beschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Laufe der Kissinger Badesaison 1861 wurden 254,709 Krüge Rakoczy, 1234 Krüge Pandur, 2150 Krüge Marbrunnen, 4902 Krüge Brückenauer und Bocklet'er Stahlwasser, 20,093 Krüge Kissinger Bitterwasser versendet, und zwar 19,080 Krüge Rakoczy nach Rußland, 1500 nach Indien, 6750 nach Schweden, 5950 nach Amerika, 5130 nach Frankreich, 2740 nach England, 400 nach Australien, 900 nach Holland, 5957 nach der Schweiz, 1070 nach Brasilien. Das Meiste sonach für Deutschland. Der Mehrversandt von Rakoczy gegen das Vorjahr beträgt 19,373. Der Versandt der Mineralwasser ist pachtweise auf die Dauer von 12 Jahren in die Hände des Bankdirektors Hrn. F. Fenstel von Bayreuth gekommen, dessen Wahl der kgl. Staatsregierung — abgesehen von dem materiellen Vortheile — zur großen Ehre gereicht. Für Inserate in den größeren ausländischen Blättern, so wie zur Bestreitung von Reisekosten, um dem Versandt eine größere Ausdehnung zu verschaffen, soll derselbe die namhafte Summe von 6000 fl. verausgabt haben. Es ist gewiß nicht uninteressant, eine Uebersicht der von den Kurfremden genommenen Bäder beizufügen. In der kgl. Salinen-Badeanstalt wurden bis 30. September l. Js. 13,695 Sool- und 3891 Gas- und Dampfbäder, in der kgl. Kurhaus-Bade-Anstalt gegen 8000 Sool- — vorzugsweise — dann warme und Schlamm-Bäder verabreicht; von den Privaten sind täglich 500 Bäder à 4 Eimer Sool-Wasser verabreicht worden; wenn man die Monate Mai, August und September zusammennehmend, einen täglichen Präsenzstand von 1434, für den Monat Juni einen solchen von 1761 und für den Monat Juli einen solchen von 2008, also im Durchschnitt von 1734 Personen annimmt, wie dieß auf Grund der dießjährigen Kurliste geschehen ist. Es ist die Rede davon, daß ein großes Badeetablissement entstehen soll; bald erzählt man sich, daß die Stadtgemeinde, bald Aktionäre dasselbe erbauen werden. Durch ein derartiges Etablissement gewinnt der Ruf des Badeortes unberechenbar Viel, und es ist nur zu wünschen, daß die Stadtgemeinde mit Energie sich der Sache annehme, damit das Unternehmen nicht durch Aktionäre ausgeführt werde und Jener das Nachsehen übrig bleibt.

Die Wochenschrift „Mechanics' Magazine" in London ist seit längerer Zeit bemüht, das außerordentliche Vertrauen der Regierung und obersten Militärbehörden in die Armstrongkanone als eine Gefahr für England darzustellen. Dieses vielgerühmte Geschütz habe nämlich zwei Haupttehler: 1) sey es nicht möglich, damit rasch zu feuern, weil (das soll namentlich die letzte Probe herausgestellt haben) der sehr komplizirte Ladungsmechanismus nach einer Kanonade von zehn Minuten unbrauchbar werde; 2) das Geschoß dieser Kanone, die Kugel, löse sich im Fluge sehr leicht von ihrer bleiernen Hülse ab, und könne dann den Freund statt den Feind treffen. Es frage sich: ob man für diese sehr wesentlichen Mängel eine Abhülfe finden könne. Die „Times" hat diese Bedenken für ernst genug erachtet, um ihnen einen langen Leitartikel zu widmen, und sie der Regierung zur genauesten Prüfung zu empfehlen. Bestätigen sich jene Mängel, so würde England eine Unsumme Geldes unnütz hinausgeworfen haben.

Die Traubenversendung von Dürkheim a. d. H (bayerische Rheinpfalz) ist zu einem eigenen Industriezweig geworden. Gegen 50 Menschen sind täglich mit dem Aussuchen, Abschneiden, Verpacken ꝛc. von Trauben, beschäftigt. Man kann annehmen, daß jeden Tag so viel Trauben versendet werden, als zur Herstellung eines halben Fuders Wein (500 Liter) erforderlich sind. Von manchen auswärtigen Plätzen liegen Bestellungen für die ganze Saison vor, wonach täglich so oder so viel Pfund unter dieser oder jener Adresse regelmäßig abgehen. Im Kurgarten sieht man ganze Reihen von Kisten des bezeichneten Inhalts. Sie kommen massenhaft zur Post und zur Eisenbahn. Man nimmt an, daß die Trauben in dieser Weise etwa um die Hälfte besser verwerthet werden können, als bei der Weinbereitung.

Vom Bezirksgerichte Salzburg wird auf Ansuchen bestätigt, daß die in den „Neuesten Nachrichten" und anderen Blättern enthaltene Nachricht: es sey in Folge einer überspannten Gasthausrechnung pr. 1100 fl. dieser Betrag beim Bezirksgerichte deponirt worden, und dieses Gericht habe hievon 500 fl. dem Armenfonde zugewiesen, die Rechnung selbst aber auf 600 fl. ermäßigt, vollständig aller Wahrheit entbehre.

Bei Oehringen in Württemberg wurden römische Alterthümer, von denen die bedeutendsten zwei Minervastatuen sind, aufgefunden. Die eine (3 Fuß hoch) befindet sich jetzt in der Stuttgarter Sammlung, die zweite kleinere trägt eine Jahreszahl und einen Ortsnamen (Vicus Aurelii).

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 253 Mittwoch, 23. Oktober 1861.

Der Spieler.

Aus dem Polnischen von B. v. L.

1.

Es war im Ausgange des Juni 18 . ., als das Bad K— außerordentlich von Fremden angefüllt war. Der ruhige Beschauer, der Physiognomiker, der Abwechslung und Unterhaltung Suchende konnte nicht über Mangel an Stoff klagen. Wohl hundert Nationen, theilweise mit malerischen Trachten, hatten ihre Repräsentanten hergesandt und Alle wogten, sobald die Sonne sich zu neigen begann und ihre Strahlen nicht mehr so glühend auf das enge Thal herabsenkte, in den mannigfaltigen Promenaden, in den unebenen, schlecht gepflasterten Straßen und Gäßchen K—s umher. Ein Jeder folgte seiner Neigung, ungenirt und unbekümmert um das öftere Staunen manches ruhigen Bürgers, der kopfschüttelnd über das exzentrische Treiben so verschiedener Menschen den Fensterriegel schloß.

Hier suchte eine stark beleibte Matrone, geführt von ihren beiden Töchtern, letztere gerade das Gegentheil ihrer Mutter darstellend, so eilig als möglich eine beschattete Ruhebank zu erhaschen, dort kamen mehrere Musensöhne Arm in Arm geschlungen, wahrscheinlich von dem nicht weit entfernten P—, und wußten sich schnell nach einer Anhöhe Bahn zu brechen, um dort ihr Lied vom heiligen Vaterlande erschallen zu lassen.

Doch wer, wenn er von Amtsgeschäften ruhend in einem Bade Erholung suchte, wüßte sich nicht all' dieser Scenen aus solchen Versammlungsorten zu erinnern, wo Menschen aus allen Weltgegenden mit den verschiedensten Ansichten zusammengeführt werden?

Wer gedenkt nicht der allgemeinen Aufregung bei dem ersten Erscheinen einer neu angekommenen Familie, deren Mitglieder wahrhaft zergliedert werden, oder der Ankunft eines einzelnen Fremden, dessen vornehm anspruchsloses Aeußere und ausländisch klingender Name die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht?

So machte sich auch ein solcher Ankömmling bemerkbar und bald beliebt, aber auch gefürchtet. Es war der junge polnische Graf R . . . . ski, welcher — lediglich aus Langweile oder Vergnügens halber schon seit einigen Wochen hier in einem großen Kreise von neuen Bekannten und älteren Freunden bewegte. Die Vortheile seines kolossalen Vermögens wußten mehrere seiner jungen schnell erworbenen Freunde im ganzen Umfang zu schätzen. Seine jugendlich kräftige Gestalt, seine Sitten, sein ganzes Benehmen versehlte auch selbst bei dem schönen Geschlechte nicht, würdige Anerkennung zu finden.

Diese Vorzüge erlaubten dem Grafen nicht allein seinen eigenen Neigungen, sondern auch denen seiner Freunde jeden möglichen Spielraum zu geben, worin er, von jugendlicher Kraft und Lebenslust unterstützt, nicht ermüdete. Nur eine Leidenschaft, zum Spiele nämlich, konnten seine Gefährten nicht in ihm erwecken, so viele Mühe sich auch schon manche gegeben hatten. Er widerstand aus dem natürlichen Grunde, den er, so oft er deßwegen angegangen wurde, aussprach: „Es ist mir zu langweilig, stundenlang das monotone Einerlei des Spielgangs zu verfolgen, und überdem mag ich nicht gewinnen, und mir Langeweile zu kaufen, ist mir doch mein Geld zu etwas Anderem brauchbarer, obwohl ich sonst, wie gewiß bekannt, keinen Werth darauf lege."

Die wiederholten Aufforderungen aber und die nur halb verdeckt geäußerte Vermuthung, als ob es dennoch vielleicht Geiz seyn dürfte, was den Grafen so beharrlich vom Spiele entfernt hielt, fing zuletzt diesen selbst an zu reizen.

Theils nun, um den entferntesten Schein dieser wahren oder scheinbaren Vermuthung zu entfernen, theils auch, um nicht moralischer erscheinen zu wollen, als seine Freunde, setzte er eines Tages auf neues Zureden seiner Bekannten, ohne Interesse und unbekümmert um den Erfolg seines Spiels. Jedem aber, der sich nur einigermaßen Muse nahm, Beobachtungen am grünen Tische anzustellen, wird es nicht entgangen seyn, daß gerade diese Kinder des Frohsinns die Glücksgöttin niemals unbegünstigt läßt. Das fand auch seine Bestätigung beim Grafen R . . . . ski. Je weniger er an dem Spiele Interesse nahm, desto größer und überraschender war nach seinen starken Sätzen sein Gewinnst.

Der junge Graf, mit Gratulationen und Glückwünschen über Geschicklichkeit und Scharfsinn überhäuft, spielte lachend, den Werth oder Unwerth dieser Schmeicheleien erkennend, auch den folgenden Tag, den zweiten,

dritten und ferner jeden Tag, aber immer mit gleicher Gleichgültigkeit, aber auch mit dem gleichen unwandelbaren Glücke.

Seine Gewinnste waren oft so enorm, daß sie die Aufmerksamkeit der gesammten Badgäste auf sich zogen. Und der Graf!? — In ihm bildete sich unwillkürlich der feste Glaube, daß, da er noch niemals einen Einsatz verloren, er auch keinen verlieren könnte, ja, daß das Glück unwandelbar an seine Seite gebannt sey, und dieser Gedanke bildete sich zur festen Ueberzeugung, da wirklich sein Glück von seltener, nie gesehener Beständigkeit war und blieb.

2.

Nach einem starken Gewitter, an einem regnerischen Nachmittage in der Hälfte des Juli, wo sich die Hitze plötzlich mehr als zur Kühle gedämpft hatte und die Stille der verödeten Promenaden nur durch das Geräusch der langsam von Blatt zu Blatt herabrollenden Tropfen oder durch das Rauschen einer Drossel unterbrochen wurde, welche durch die Gebüsche hüpfte, wo endlich keine heitern Landpartieen oder Waldrendezvous zu veranstalten waren, zogen sich, im Gegensatz zu diesem trüben Anblicke, die markirten Gesichter der Croupiers in die heitersten Falten.

Die weiten Säle waren überfüllt mit Zuschauern und Spielern; nur einen schon gewöhnlichen Gast vermißte man an der grünen Tafel, während der Banquier seinem Kommen mit Furcht entgegensah.

Mehrere dienstbare Geister waren eben beschäftigt, die Abnahme des Tages durch riesenmäßige Lampen zu ersetzen, als sich ein leises Geflüster in den Gruppen der Gesellschaft bemerkbar machte; ein momentaner Stillstand des Spieles trat ein und an der oberen Seite der einen Tafel wurde von einem in reiche, sehr geschmackvolle Livree gekleideten Bedienten ein Sessel hingestellt, und in dem dadurch entstandenen Raume zwischen den Zuschauern bemerkte man kurz darauf die jugendlich schlanke Gestalt des Grafen R . . . . . sti.

Er nahm mit der leichten, geschmeidigen Eleganz, die nur den wirklich höheren Ständen eigen ist, seinen Sitz ein, und augenblicklich schlossen sich die Gruppen der Zuschauer, theils seine Freunde, theils Neugierige, dicht um ihn, um das wunderbar glückliche Spiel des Grafen zu beobachten.

Wie gewöhnlich waren seine Sätze sehr bedeutend und der Tischraum vor ihm faßte bald nicht mehr die gewonnenen, aufgehäuften Goldrollen — da sah der junge Graf vom Spiele auf und sein Auge traf den dunklen, festen Blick eines Mannes, der halb verborgen hinter dem Kreise der Zuschauer seinem Spiele zugesehen hatte.

Es war einer, dessen Physiognomie und ganzes Aeußere im normalsten Zustande der größten Ruhe und Schweigsamkeit mehr ausdrücken, als die weitläufigsten Worte zu sagen vermöchten. Die schmale, weit gebogene Nase, der geheimnißvolle, tiefe Blick der dunklen Augen, über denen sich die ebenholzschwarzen Brauen gegen die Mitte herabneigten und auf der gewölbten, etwas kahlen Stirne eine leichte Falte bildeten, das hervorragende Kinn und der um die Mundwinkel ausgedrückte Zug voll kalter Ruhe machte, mit der durchsichtigen Blässe des Ganzen übereinstimmend, auf den von diesem Blick Getroffenen einen fast gespenstigen Eindruck. Der Fremde war, so weit es sich durch den weiten, über die linke Schulter geschlagenen Ueberwurf beurtheilen ließ, von schlankem, beinahe schwächlichem Körperbaue, obgleich er an Höhe die Umstehenden etwas überragte.

In dem Moment, wo sein Auge mit dem des Grafen zusammentraf, hatte er das Haupt vorgeneigt, um aufmerksam das Spiel des Letzteren zu verfolgen, und schon öfters hatte sich bei der unveränderlich gleichbleibenden Sicherheit des Grafen — war es nun Zufall, oder Absicht — sein sonst schön gefurchter Mund zu einem Lächeln verzogen, was einen Zug seines Gesichtes hervorrief, der ihm den Ausdruck zwischen Mitleid und Schadenfreude verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven Istriens.

(Fortsetzung.)

Niemals sieht man Frauen daher, wenn sie nicht in die Kirche gehen, ohne Spindel und Rocken das Haus verlassen, und frühzeitig lehren sie ihren Töchtern den Flachs zu bauen und zu bereiten, und die Wolle fe zurecht zu machen, daß einer der herumziehenden Weber, welche meist aus Kärnten kommen, im Hause selbst sogleich die Sarsche daraus weben kann, aus der, mit Ausnahme der Hemden, die ganze Kleidung der istrianischen Slaven im Sommer wie im Winter besteht. Nur das Schuhwerk, welches den im Alterthum gebräuchlichen Sandalen nicht unähnlich ist und aus roher Ochsenhaut geschnitten wird, so wie die Wagen, Haus- und Ackergeräthschaften, die sämmtlich ganz von Holz sind, werden von den Männern verfertigt.

Daß die Einrichtung der Wohnungen äußerst einfach ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Doch findet man bei Reicheren selbst hier und da Wanduhren, obgleich die Slaven Istriens nur selten einer Uhr bedürfen, da sie es verstehen, die Zeit nach dem Stand der Sonne oder der Sterne mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben.

Im Sommer schlafen die Männer im Freien, angezogen und die Mütze auf dem Kopf — eine Ge-

wohnheit, welche sie auch im Hause und sogar bei Krankheiten festhalten. Ebenso pflegen sie auch stets, und wenn es noch so kalt wäre, den rechten Arm unbedeckt zu tragen, und sie würden es für ebenso unverantwortlich halten, diesen Arm anders als im Hemdärmel zu zeigen, wie sie es entehrend finden, sich in Leinwand statt in Sarsche zu kleiden. Die Knaben dürfen erst mit neun oder zehn Jahren Hosen anziehen. Bis dahin tragen sie ein langes Hemd mit Gürtel, wollene Strümpfe, Opanke oder Bundschuh gleich den Eltern, und über dem Hemd einen Rock von Sarsche, der bis zu den Knieen reicht. In diesem Anzuge sieht man oft Kinder, welche anderswo kaum allein das Haus verlassen dürfen, trotz Wind und Wetter das Vieh hüten, und Knaben von fünf bis sechs Jahren ehrbar ein Gespann Ochsen führen, das ihnen lammfromm folgt. Diese frühe Gewöhnung an Regen, Kälte und Beschwerden aller Art läßt die Jugend zu so kräftigen, wohlgestalteten und jeder Arbeit fähigen Männern heranwachsen, wie fast alle Slaven Istriens sind. Denn nur äußerst selten trifft man unter ihnen einen mißgestalteten, verwachsenen oder mit körperlichen Gebrechen behafteten Menschen an.

Auch die gewöhnlich vorkommenden Krankheiten, wie Fieber, Lungenentzündungen und Ruhr überstehen sie leicht und immer ohne Beihülfe eines Arztes. Höchstens fragen sie ihren Geistlichen um Rath oder befolgen mit der äußersten Gewissenhaftigkeit eines der Hausmittel, welche bei ihnen in großem Ansehen stehen, und deren Kenntniß sich in manchen Familien durch Ueberlieferung von Generation zu Generation erhalten hat. Besonders der Biß giftiger Thiere, so wie Verrenkungen und Brüche von Armen und Beinen werden von solchen Naturärzten, welche meist den wohlhabendsten Familien angehören und die irgend eine Belohnung für ihre Bemühung annehmen, oft auf eine wahrhaft wundervolle Weise geheilt. Denn die ganze Kur besteht im Hersagen gewisser Gebetsformeln, in der Anwendung des Kreuzeszeichens und des Weihwassers, und in der dringenden Anempfehlung an den Kranken zu bestimmten Stunden so und so viel Vaterunser und Ave Marias zu beten, und vor Allem festen Glauben zu haben.

Wird aber Jemand so ernstlich krank, daß er fürchtet, nicht wieder zu gesunden, so läßt er sogleich den Geistlichen rufen, empfängt das heilige Sakrament und bereitet sich mit der größten Ruhe zum Tode vor. Er ordnet seine Angelegenheiten, ertheilt seiner Familie und seinen Hausleuten noch weise Rathschläge, empfängt Alle, die ihn zu besuchen kommen, gefaßt und heiter, gibt ihnen den letzten Kuß, und läßt keine andere Worte mehr hören als: „Wenn Gott mich abruft, so geschehe sein Wille. Es wäre Sünde, über den Befehl des Herrn zu murren. Meine Stunde ist gekommen, ich muß fort aus dieser Welt. Einmal muß man doch gehen, etwas früher oder später ist gleich."

Sobald der Tod erfolgt ist, benachrichtigt man alle Verwandten und Bekannten davon, damit sie beim Begräbniß erscheinen. Wer nicht die dringendste Abhaltung hat, kommt und begleitet die Leiche bis zur Kirche, wo die Einsegnung stattfindet, und von dort auf den Friedhof. Die Männer ziehen bei dieser Gelegenheit ihre wollenen Kleider an, und wenn es mitten im Sommer wäre; die Frauen, welche während des Zuges laut weinen müssen, sind mit den dunkelfarbigen Decken (tappeti) bedeckt, die bis auf den Boden herabfallen. Einige weibliche Verwandte oder Bekannte singen unter lautem Jammern und Schluchzen die Todtenklage, in welcher sie alle Tugenden und vortrefflichen Handlungen des Verblichenen preisen, die weisen Rathschläge, welche er vor seinem Ende gegeben, Wort für Wort wiederholen, und ihn fortwährend anreden, als wäre er noch am Leben. Ist der Todte, welcher stets ohne Sarg und in den allerbesten Kleidern, die er besaß, bestattet wird, in das Grab hinabgelassen worden, so wirft jeder eine Schaufel Erde mit den Worten auf ihn: Gott erbarme sich Deiner (Bog te pomiluj)! Dann besucht man die Gräber seiner andern schon dahingeschiedenen Lieben und betet knieend für sie, ehe man den Friedhof verläßt und sich in das Todtenhaus zurückbegibt, wo ein mäßiges Mahl bereit steht. Bevor man sich zu Tisch setzt, betet man nochmals knieend für die Seele des Beerdigten, und nach der Mahlzeit hält der Aelteste von der Versammlung, oder wenn er zugegen ist, der Pfarrer eine kurze Rede zum Lob des Verstorbenen, in welcher er den Anwesenden dringend anempfiehlt, für den Todten zu beten. Alle beten daher nochmals für ihn, und gehen dann traurig und schweigend auseinander.

Wer an diesem Tage in das Trauerhaus tritt, wird bewirthet gleich den geladenen Gästen, und besonders die Armen empfangen reichliche Almosen, damit sie für den Dahingegangenen beten. Auch Seelenmessen läßt man fleißig lesen und gleich den Exequien so feierlich abhalten, als es die Vermögensverhältnisse nur irgend gestatten. Denn so arm die Familie auch sey, würde sie doch von Allen sehr gering geschätzt und getadelt werden, wenn sie es unterlassen wollte, eines ihrer Angehörigen „mit Ehren" zu beerdigen.

Die Trauer dauert wenigstens ein Jahr, und während dieser ganzen Zeit legen die Männer nie die wollene Kleidung ab, auch wenn es noch so heiß wäre, und die Frauen tragen beständig ein dunkelfarbiges Tuch auf dem Kopf, nichts als Winterkleider und auf den Schultern stets den Tappeto, welchen sie sonst nur bei der größten Kälte umnehmen. Alle Jahre am Allerseelentage findet eine ganz besondere Andacht zu Ehren der Verstorbenen statt. Schon am Abend vorher werden in jedem Hause Kerzen angezündet, welche die ganze Nacht hindurch brennen bleiben, und überall sprengt man mit Weihwasser und betet für die Seelen im Fegfeuer. Zu den Messen strömt das Volk massen-

haft in die Kirchen, und Jeder nimmt sich kleine Lichtchen mit, welche er während der kirchlichen Funktionen angezündet in der Hand hält und von denen jedes einzelne einer bestimmten Seele geweiht ist. Der Sohn zündet eine Kerze für den Vater an und betet und weint um ihn, die Wittwe für den Gatten, die Mutter für ihr Kind. Einige halten so viel brennende Lichtchen in der Hand, als sie Seelen haben, für die sie beten wollen, so daß das Innere der Kirche einem wahren Lichtmeer gleicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von fremden fürstlichen Personen wohnten der Krönungsfeier in Königsberg bei: Der Erzherzog Karl Ludwig, Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch von Rußland, Bruder des Kaisers, der Großherzog von Baden, der Großherzog und die Frau Großherzogin von Weimar, der Herzog Elimar von Oldenburg, der Graf von Flandern, die Infanten Dom Luiz, Herzog von Oporto, und Dom Joao, Herzog von Beja, Prinz, Friedrich der Niederlande, Prinz Luitpold von Bayern, der Kronprinz von Sachsen, der Kronprinz von Württemberg, Prinz Karl von Hessen. Botschafter haben entsandt: Spanien: Herzog von Ossima. Sardinien: General Graf della Rocca-Morozzo. Großbritannien: Lord Clarendon, begleitet von Lady Clarendon und zwei Fräulein Töchtern. Frankreich: Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta. Durch außerordentliche Krönungsabgesandte werden vertreten: Schweden: Baron von Wrede, erster Generaladjutant des Königs und Oberfeldzeugmeister. Hannover: Prinz Bernhard zu Solms-Braunfels. Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt: Staatsminister von Elsner. Sachsen-Koburg-Gotha: Staatsminister von Seebach. Hansestädte: Minister-Resident Herr Gefficken. Sachsen-Meiningen: Oberkammerherr von Uechtritz. Schaumburg-Lippe: Regierungspräsident von Lauer-Münchhofen. In Berlin akkreditirte Gesandte sind für die Krönungsfeierlichkeiten mit besonderen Akkreditiven versehen worden: Griechenland: Baron Sina. Portugal: Baron Vasconcellos e Souza. Kurhessen: Freiherr von Baumbach. Sachsen-Altenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Reuß-Gera: Graf Beust. Dänemark: Herr v. Quaade. Mecklenburg: Herr von Hopfgarten.

— —

Der Großherzog von Sachsen-Weimar hatte in der vorjährigen Künstlerversammlung die Erklärung abgeben lassen, daß er beschlossen habe: Künstlern, welche ausgezeichnete Kunstwerke ausgestellt, goldene Preismedaillen zu verleihen. In der dießjährigen Künstler-Versammlung in Köln, mit der eine Kunstausstellung verbunden war, wurde auf den Wunsch des Großherzogs eine Jury gewählt, welche die ausgestellten Kunstgegenstände beurtheilen und dem Großherzog diejenigen Künstler namhaft machen sollte, deren Werke als die ausgezeichnetsten anerkannt werden würden. Die Jury besteht aus den Professoren Dietz in München, Dracke, Wäser und Mandel in Berlin, so wie Graf von Kalckreuth in Weimar, schlug dem Großherzog den Professor der Historienmalerei Piloty in München, den Professor der Genremalerei Kraus in Wiesbaden, den Professor der Landschaftsmalerei Gude in Düsseldorf, den Bildhauer Cauer in Kreuznach und den Kupferstecher Werner in Düsseldorf zur Verleihung von Preismedaillen vor, und es sind ihnen dieselben vor Kurzem zugestellt worden.

In England ist die Benutzung des Telegraphen schon weit in das Privatleben hineingedrungen. Wie ein Spinnenetz überziehen Tausende von Drähten die Häuser Londons. Die Telegraphengesellschaft vermiethet die Drähte jedem Privatmann für den Preis von 4 Pfund Sterling für die englische Meile jährlich und ermöglicht es daher Kaufleuten, Fabrikherren und sonstigen Geschäftsleuten, ihre Etablissements untereinander in direkte telegraphische Verbindung zu setzen. Jeder Miether des Telegraphen erhält einen eignen Draht für seinen ausschließlichen Gebrauch; folglich, da das Telegraphiren selbst gar keine Schwierigkeiten bietet, kann man ohne irgendwelche fremde Einmischung von seinem Bette, seinem Frühstückstische oder seinem Salon aus nach Belieben seine Geschäfte dirigiren.

Der verstorbene Kaiser von China war im August 1831 geboren, somit erst 30 Jahre alt. Er führte den Namen Kaiser Hienfung, war der siebente Kaiser der gegenwärtigen Tsing-Dynastie, die im Jahre 1644 der Ming-Dynastie folgte. Seine Regierung begann der verstorbene Kaiser am 26. Februar 1850 nach dem Tode seines Vaters Tangwang. Der Name Hienfung war nicht der Personenname des Kaisers, sondern ein für seine Regierung gewählter Staatsname, der wörtlich übersetzt „Vollständige Glückseligkeit" heißt. Der Name seines Vaters lautete übersetzt „Die leuchtende Vernunft."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 254 Donnerstag, 24. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Der Graf hatte eben einen sehr bedeutenden Satz gethan. Der Croupier zog ab, und der Graf hatte verloren — zum Erstenmal verloren! Sein Blick ruhte noch immer auf dem Fremden, als schon das: Messieurs! le jeu est fait!" des Croupiers abermals erschallte.

Ein allgemeines Gemurmel ging um die Tafel und eine merkliche Bewegung des Erstaunens entstand unter den Freunden des Grafen. Dieser nahm sich sichtlich zusammen und setzte; aber auch dieser Satz war verloren.

Das Auge des Grafen suchte den Fremden und man bemerkte abermals jenes Lächeln des Hohnes auf diesem sonst so ernsten Gesichte. Der Graf setzte wieder — und verlor wieder, und so noch Mehreremale rasch hintereinander. In kurzer Zeit waren die gehäuften Goldrollen verloren. Der Diener, welcher hinter seinem Sessel stand und sich einen Augenblick entfernt hatte, reichte ihm neue; aber auch diese gingen den ersteren nach. Ein neuer Vorrath wurde herbeischafft und fand bald den nämlichen Weg.

Das Erstaunen und die gespannteste Aufmerksamkeit wurde allgemein; aber die Verwunderung wurde noch erhöht, als plötzlich der Graf von seinem Sitze aufsprang und rasch auf den Fremden zutrat.

„Herr!" redete er denselben italienisch an, „ich wünsche, nein, ich will, daß sich Ihre Augen ein anderes Ziel wählen, als meine Person; Ihr Blick ist mir unausstehlich und noch widerwärtiger Ihr höchst unanständiges Lachen. Ich rede Sie italienisch an, weil ich vermuthe, daß Sie diesem Lande angehören, somit mich ohne Zweifel verstehen werden."

Der Italiener — denn ein solcher war es wirklich — verbeugte sich stumm und antwortete nach einer abgemessenen Pause: „Meine Blicke, Herr Graf, müssen gerade nicht auf Ihrem Spiele ruhen; was Sie von meinem Lachen erwähnen, galt nicht Ihnen, wenn ich wirklich gelächelt haben sollte; ich kann also diese Aeußerung nur Ihrer Gereiztheit zuschreiben, sonst würde es eine Lüge seyn."

„Was!?" rief der Graf auffahrend; „wissen Sie, was Sie sagen? Es wäre eine Lüge, daß Sie über mein Spiel gelacht hätten?"

„Eine Lüge," erwiderte der Fremde mit Ruhe.

„Sie werden dann wohl die Güte haben, mir Morgen zu einer beliebigen Stunde näheren Aufschluß über diese Worte zu geben," sagte empört über die Gelassenheit des Italieners, der Graf.

„Morgen!" antwortete der Fremde, sich mit Anstand verbeugend, und trat aus dem Zuschauerkreise zurück, um sich zu entfernen.

Der Graf, vielleicht mehr über seine eigene aufbrausende Hitze, als über die Ruhe des Fremden aufgebracht, zuckte die Achseln und kehrte zu seinem Platze zurück. Er setzte aufs Neue, sein Glück kehrte wieder und in kurzer Zeit waren die früher erlittenen Verluste mehr als ersetzt. Dennoch brach er heute früher, als sonst seine Gewohnheit war, auf, und mit ihm entfernten sich geräuschvoll scherzend seine Freunde.

Die grüne Tafel aber blieb nach diesem Auftritt und der Entfernung des Grafen zur Täuschung der noch immer in Hoffnung schwebenden Croupiers verwaist zurück.

3.

Es war in der Morgenstunde zwischen vier und fünf Uhr, am 26. Juli im Jahre des Herrn 18 . ., als sich mehrere Reiter dem Eingange einer bis jetzt noch düsteren Bergschlucht näherten, deren vorspringende Felszacken, weit über den gebogenen Eingang hängend, in dieser frühen, regnerisch trüben Morgenstunde einen traurigen, melancholischen Anblick darboten.

Auf einem riesigen Vorsprunge zur rechten Seite der Reiter ragte ein hölzernes, durch Zeit und Wechsel der Witterung morsch gewordenes, theilweise mit grauem Moos überzogenes Kreuz hervor, zur Erinnerung an ein junges, sechszehnjähriges Mädchen, die, bei einer Beschäftigung von den höher gelegenen Felskuppen herabstürzend, hier ihren Tod gefunden hatte.

Zeitweise sich unter Nebelschichten verschleiernd, dann wieder theilweise, oder plötzlich ganz, nach der Willkür des Luftzugs, hervortretend, dann wieder dem Auge sich entziehend, schien es in diesem Moment dem Vorübergehenden ein Mahner zur Vorsicht seyn zu wollen.

Ein steiniger, aber seichter Gebirgsbach, von der jenseitigen Höhenreihe herabrieselnd, stimmte den Wanderer mit seinem eintönigen Gemurmel zu dieser Stunde nicht fröhlicher, sondern schien eher dem Ausdrucke jenes Kreuzes seine wahre Bedeutung geben zu sollen.

Dichte Nebel stiegen aufs Neue aus den tiefen Schluchten der Gebirge hervor und, vom Morgenwinde getrieben, zogen sie, gleich Geistern, feucht und traurig durch die engen Thäler hin. Drückende, lautlose Stille herrschte ringsum, nur von dem zeitweisen, schrillend krächzenden Rufe eines beutezierigen Raubvogels, oder dem vertrauten Tone eines gesiederten Paschas, oder von dem Geklapper der nicht weit entfernten Drahtmühle unterbrochen. Diese Mühle, zugleich ein Vergnügungsort der Badegäste K—s, schien auch das Reiseziel der Reiter zu seyn, welche man bereits am Eingange dieser Bergschlucht gesehen. Auch sie ritten schweigend ihren Weg, und sobald der Engpaß durchschnitten war, wendeten sie sich rechts, wo in geringer Entfernung von ihnen sich das Gehöfte der Drahtmühle zeigte, welches, die hintere Seite an eine Felswand gelehnt, sich weit gegen eine ausgedehnte Wiese hinzog. Im Ganzen bestand sie nur aus einem Haupt- und einem Nebengebäude nebst einigen niedern Schoppen, die theilweise zu Stallungen benützt wurden. Der große Hofraum vor dem Hauptgebäude, mit grün angestrichenen Bänken und Gartentischen und mit reihenweise gepflanzten wilden Kastanienbäumen besetzt, brachte einigermaßen etwas Freundliches in diese rauhe Scenerie.

Die Reiter, in leichte, aber weite Mäntel gehüllt, näherten sich noch immer schweigend dem Auffahrtsweg zur Mühle. Das Schnauben der Pferde, die den Morgennebel aus weit geöffneten Nüstern vor sich herbliesen, und das Knistern des Kieswegs brachten einen vierbeinigen Wächter der Mühle in Bewegung, der, eine abgenutzte Kette nachschleifend, seine Behausung verließ und mit heiserer, von der Morgenkühlung gedämpfter Stimme die Ankunft von Fremden verkündete.

„Wahrlich, jetzt sehe ich erst wieder, daß wir wirklich noch leben," sagte einer der Reiter, sich zu den Uebrigen wendend. „Unser Ritt glich eher einem Leichenzug, als sonst etwas!"

„Das wohl gerade nicht, lieber Graf," erwiderte eine andere helle, jugendliche Stimme, indem der Redende sein Pferd anhielt, „aber ich glaube, es ginge uns Allen, wie Jenen," setzte er hinzu, mit der Hand nach der Dachrinne der Mühle zeigend, wo ein Sperling, der eben aus der Vertiefung eines fehlenden Mauersteins hervorlugte und verdrießlich abwechselnd einen und den andern Flügel dehnte, das Beinchen schläfrig wieder anzog und dann schnell, um sich der feuchten Luft zu entziehen, in seinen verborgenen Schlupfwinkel zurückhüpfte.

„Der thut recht!" rief der Graf laut lachend, „es dürfte aber gar nichts schaden, wenn wir etwas zu uns nehmen, was unsere Lebensgeister wieder in Bewegung brächte. Was meinst Du dazu, Arthur?"

„O, dafür wird Müllers Fiekchen sorgen. Mich sollte es aber wundern, wenn uns der Italiener warten ließe. Bis jetzt sehe ich noch keine Spur von ihm," erwiderte der mit „Arthur" Angeredete.

„Dazu scheint er doch nicht der Mann zu seyn," versetzte Graf N . . . . ski, während er abgestiegen war und die Nässe von seinem Mantel abschüttelte, was von den Uebrigen allgemein nachgeahmt wurde.

Auch in der Mühle war es bereits lebendig geworden. Der wohlbeleibte Eigenthümer derselben, mit merklich gerötheten Augenliedern, stand schon, sich mehrere Male verneigend, zum Empfange an der Hausthüre bereit. Auch gewahrte man im Schatten ihres Vaters das von Arthur erwähnte Fiekchen, das bei jedesmaliger Beugung ihres Vaters deutlich sichtbar, mit schnellem Blicke die Art und die Zahl der frühen Gäste erforschte.

Im Begriffe, sich dem Eingange der Mühle zu nähern, blieben die Fremden an der unteren Staffel der Treppe plötzlich horchend stehen. Wirklich hörte man auch in geringer Entfernung den Hufschlag eines in starkem Trabe sich nähernden Pferdes und das Rollen eines Wagens. Der Graf und seine Begleiter wandten sich an der Stelle zu, woher der Schall kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven Istriens.

(Fortsetzung.)

Ist der Gottesdienst vorüber, begibt sich Alles auf den Friedhof, wo jeder sich buchstäblich auf die Gräber seiner Lieben wirft und so betet und herzzerreißende Klagen ausstößt. Namentlich auf den Gräbern der kleinen Kinder, welche an vielen Orten auf dem Kirchhof einen abgesonderten, mit Rosensträuchern umschlossenen Begräbnißplatz haben, hört man die rührendsten Todtenklagen Seitens der dort betenden Mütter, die ihre Lieblinge mit Namen rufen, sich ihren Gebeten anempfehlen und ihre Gräber reichlich mit Thränen benetzen.

Stirbt Jemand auf offener Straße, auf dem Felde oder eines gewaltsamen Todes, so wird auf dem Platze, wo man die Leiche gefunden, zur Erinnerung ein kleiner Steinhaufen hingeworfen, bei welchem jeder Vorübergehende stehen bleibt, um ein Gebet für die Seele des Dahingeschiedenen zu sprechen und einen Stein auf den Haufen zu werfen, so daß dieser immer höher und höher wird, und oft Jahrhunderte hindurch den Ort bezeichnet, wo einst ein Unglück geschah oder ein Verbrechen begangen wurde.

Wie die istrianischen Slaven bei ihrem Ausgang aus der Welt jede ärztliche Hülfe verschmähen, so werden auch bei ihrem Eintritt in dieselbe nur höchst selten die vom Staat geprüften Geburtshelferinnen herbeigerufen. Gleichwohl laufen die Entbindungen fast immer glücklich ab, und nur äußerst selten stirbt eine Frau im Wochenbett. Auch Mißgeburten kommen fast nie vor. Man sieht sie als Strafe des Himmels für irgend ein Vergehen des Vaters oder der Mutter an. Ebenso gilt Kinderlosigkeit für ein Zeichen von Gottes Zorn. Daher sind die slavischen Istrianerinnen sehr niedergeschlagen, wenn sie keine Kinder bekommen, und werden selbst in den Orten, wo man nicht slavisch spricht, mit dem verächtlichen Namen Seirke bezeichnet, der eigentlich Hermaphredit bedeutet.

Das neugeborne Kind muß noch vor der Taufe zu einer gepflogenen Hebamme getragen werden, um dort den Vorschriften gemäß untersucht zu werden. Der Wöchnerin wird nach altem Brauch, sobald die Entbindung vorüber ist, ein Teller Rührei mit Schinken nebst einem Gläschen vom besten Wein im Hause gebracht. Denn wie die Frauen bis zum letzten Augenblick vor ihrer Entbindung ohne die geringste Schonung arbeiten, Lasten heben und waschen, so pflegen sie auch nach derselben ohne alle Rücksicht zu essen und zu trinken wie zuvor. Nur eine gewisse Zeit lang bleibt die Wöchnerin in einer Art Abgeschlossenheit, und so lange diese währt, zieht sie keine Schuhe an, sondern geht in Strümpfen. Ehe sie sich wieder den übrigen Frauen der Familie bei der Verrichtung der häuslichen Arbeiten anschließt, begibt sie sich in ihre Pfarrkirche, wo sie bei ihrem Eintritt vom Pfarrer gesegnet wird und der heiligen Jungfrau eine Kerze anzündet, welche ganz abbrennen muß.

Das neugeborne Kind wird so bald als möglich in die Kirche getragen, um die heilige Taufe zu empfangen, und die Felle allein, in welche man es zu wickeln pflegt, müssen es bei dem oft langen Weg vor der Nässe und Kälte schützen.

Ist ein Kind ein Knabe, so ist der Taufstag ein großer Festtag für das ganze Haus, denn nur die Kunde von der Geburt eines Sohnes wird vom Vater mit Freude vernommen, während er die von der Geburt eines Mädchens mit Gleichgültigkeit, ja selbst mit Geringschätzung hinnimmt, und wehe den armen Frauen, welche das Unglück haben, nur Töchter zur Welt zu bringen!

Zu Taufpathen werden stets Personen von gutem Ruf und guter Aufführung, meist Verwandte oder nahe Bekannte gewählt. Nur wenn ein Slave eifersüchtig seyn sollte, was allerdings äußerst selten vorkommt, da die istrianischen Slavinnen sich durch Sittenstrenge und Treue auszeichnen, wählt er gern den zum Pathen, auf welchen er Verdacht hat, weil er fest überzeugt ist, daß dann jeder Grund zur Eifersucht wegfallen wird. Denn das Band der geistigen Verwandtschaft, welche aus den beiden Sakramenten der Taufe und der Firmelung entspringt, wird nirgends so heilig gehalten als bei den Südslaven. Viele Streitigkeiten und Feindschaften lassen sich dadurch schlichten und beilegen, mancher Haß und Groll beschwichtigen, und nicht selten hört man einen istrianischen Slaven, wenn er von einem seiner Gevattern beleidigt wird, im heftigsten Zorne ausrufen: Ach, wenn Du nicht mein Gevatter wärst!

So lange der Taufakt währt, muß der Vater des Kindes draußen vor der Kirchthür stehen und warten. Kommen endlich die Taufpathen heraus, so beginnen die wechselseitigen herzlichen Umarmungen, welche das neugeschlossene Band der Verwandtschaft und Freundschaft besiegeln, und dann erst geht man nach Haus, wo ein möglichst guter Schmaus bereit steht, bei welchem zahlreiche Toaste und Trinksprüche auf das Wohl der Wöchnerin und des Kindes ausgebracht werden.

Die Namen, welche man den Kindern gibt, richten sich in der Regel nach denen der Großeltern, so daß der erste Knabe den Namen des Großvaters väterlicherseits, das erste Mädchen den der Großmutter mütterlicherseits erhält. In dem Verkehr des täglichen Lebens jedoch werden alle Säuglinge mit der zärtlichen Benennung „Engel“ gerufen, und nie darf eine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm eine Wohnung betreten, ohne daß das Kind beim Weggang mit einem Ei oder einer Frucht beschenkt wird. Ist daß Kind noch in Windeln, pflegt man das Geschenk, worin es auch bestehen möge, in die Falten des Wickelbandes zu stecken. Es aber unbeschenkt fortgehen lassen, würde nach dem allgemein herrschenden Volksglauben den Schutzengel des Kindes beleidigen und schweres Unglück nach sich ziehen.

Noch prächtiger und feierlicher als der Schmaus bei der Taufe ist das Hochzeitsmahl der istrianischen Slaven, welches in dem Hause der Braut abgehalten wird. Damit bei demselben alle von Alters her üblichen Zeremonien genau beobachtet werden, wählt man drei Personen, welche Domacina, Stari-Svat und Nastacia genannt werden. Der Domacina, der Leiter des Hauses, wird vom Hausherrn des Brauthauses erwählt und ist gewöhnlich eine hochbejahrte, sehr geachtete Persönlichkeit, welche diese Würde schon öfter bekleidet hat. Der Stari-Svat, der Führer des Hochzeitszuges, wird ebenso wie sein Stellvertreter, der Nastacia, vom Bräutigam ausgesucht.

Ist die Essensstunde gekommen, so ruft der Domacina, welcher zugleich den Vorsitz bei der Tafel führt, alle Eingeladenen zu Tisch und weist einem jeden seinen Platz an. Die Brautleute sitzen an der Mitte der Tafel einander gegenüber. Tritt, was selten vorkommt, ein ungebetener Gast ins Zimmer, so geht, namentlich wenn es eine Person wäre, die es nicht verdiente, zugelassen zu werden, der Domacina auf ihn zu und redet ihn mit den Worten des Evangeliums an: „Freund,

wie bist Du hergekommen, da Du keine Hochzeitskleider anhast?"

Bevor man sich niedersetzt, nimmt der Domacina seine Kopfbedeckung ab, macht das Kreuz, und spricht folgendes Tischgebet: „Wie unser Erlöser Jesus Christus die fünf Brode und zwei Fischlein gesegnet hat, um damit die vielen hungrigen Leute in der Wüste zu sättigen, so bitten wir demüthig unsern barmherzigen Vater im Himmel, er möge in seiner Gnade auch heute alle Speisen segnen, welche auf diesen Tisch getragen werden. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," worauf alle Anwesenden im Chor antworten: „So sey es" (Tako budi). Dann setzt man sich, wagt aber nicht eher zuzulangen, als bis der Domacina das Zeichen dazu gibt. Aller Augen sind daher auf ihn gerichtet, um so früh als möglich zu erspähen, wenn das bedeutungsvolle Wörtchen „Ajde!" Wohlan! erklingen wird, auf welches Alle wie Verzweifelte in die Schüssel fahren. Ebenso hängt das Trinken von dem Domacina ab. Schon am Anfang des Mahles bestimmt er, wie oft die Gläser gefüllt werden sollen, und jeder Tischgenosse muß so viel Gläser leeren, als es der Domacina für gut befindet. Da die Slaven niemals trinken oder den Becher darreichen, ohne vorher „zdravlie," Gesundheit, zu sagen, so werden die kelchförmigen kleinen Gläser, deren sie sich meist bedienen, zdravice genannt. Hat nun der Domacina einen Toast ausgebracht und mit majestätischer Ruhe sein zdravice ausgetrunken, so bietet er es wieder vollgefüllt seinem Nachbar zur Rechten dar, der es, nachdem er Bescheid gethan, seinerseits weiter gibt u. s. f., bis das Glas zum Domacina zurückkommt, der mit Ungeduld den Augenblick erwartet, um dieses Spiel von Neuem zu beginnen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Arad hat der Glockengießer Friedrich Hönig eine heizbare Feuerspritze erfunden. Diese Spritze hat nicht nur den Vortheil, daß sie im strengsten Winter verwendet werden kann, da sie in kaum 5 Minuten geheizt und so das Zufrieren des Wassers verhindert wird, sondern sie kann durch Anwendung des Schwungrades statt des bisherigen Drucksystems viel leichter und schneller operiren, so daß bei derselben ein Mann mehr leistet, als bei den gewöhnlichen Spritzen vierzig zu leisten vermögen. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, den Werth dieser Erfindung zu konstatiren. Nur wollen wir noch bemerken, daß die Anschaffungskosten dieser neuen heizbaren Spritze, wenn man ihre Leistungsfähigkeit mit denen der bisher verwendeten vergleicht, nicht auffallend höher, wie bei diesen, zu stehen kommen.

Ein von den „Times" mitgetheilter Unfall, der sich letzten Dienstag im Kohlenbergwerk von West-Bromwich ereignete, lief noch ziemlich glücklich ab. Der Maschinist war des Morgens so eben in das Maschinenhaus getreten, um die Leitung der Dampfmaschinen zu übernehmen, als er den Boden unter sich schwanken fühlte. Er begriff sogleich, daß das Maschinenhaus über einem Stollen sich befand, welcher einzustürzen im Begriffe stand; er eilte daher schnell hinaus und kaum hatte er sich aus dem Bereich der gefährlichen Nachbarschaft entfernt, als sich die Erde öffnete und das Maschinenhaus mit allen darin befindlichen Maschinen verschlang.

Bei den großen preußischen Manövern am Rhein hatte ein General einige Regimenter so aufgestellt, daß sie alsbald durch das Feuer der feindlichen Artillerie aufgerieben seyn würden. Der französische General Forey machte den neben ihm stehenden früheren Kriegsminister v. Bonin darauf mit den Worten aufmerksam: „Diese Regimenter sind verloren"; Bonin aber sagte alsbald: „Nein nicht die Regimenter, sondern der General". Dieser mußte denn auch noch an demselben Tage den Abschied nehmen.

Charade.

Auf der Ersten erblickst du geschäftiges Treiben der Menge,
Und der Zweite stellt bunt dort deinem Auge sich dar.
Bringst du vom Ersten das Ganze nach Haus zu Nutzen und Freude,
Wende es um, wie du willst: immerfort bleibt es sich gleich.

Auflösung des Palindroms in Nro. 251:

Gras — Sarg.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 255 Freitag, 25. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Er läßt nicht warten," sagte Graf R . . . . ski, und blieb mit seinen Begleitern vor der Mühle stehen.

Die neu Ankommenden waren Niemand anders, als der Italiener in Gesellschaft eines französischen Kavallerie-Offiziers; letzteren hatte er vielleicht gewählt, um seine Satisfactionsfähigkeit außer allen Zweifel zu stellen. Sie kamen in einem leichten Kabriolet, mit einem Pferde bespannt, welches der Italiener selbst leitete. Auf seinen Gesichtszügen war derselbe Ernst, aber auch dieselbe Ruhe zu lesen, welche man am vorigen Abend in den Sälen des Kurhauses schon beobachten konnte.

Der Italiener näherte sich dem Polen und seinen Begleitern mit kalter Höflichkeit, sein längeres Ausbleiben mit dem Ordnen einiger unabweislichen Geschäfte entschuldigend.

„Gewiß," endete er, „gebührt jedoch Ihren Pferden ein großer Theil dieser Schuld, denn wie ich sehe, verleugnen Sie Ihr Vaterland nicht und bewähren den alten Ruf, der Ihnen gebührt."

„Sie dürfen nicht ganz Unrecht haben," erwiderte Graf R . . . . ski lächelnd; denn jener Schimmel," sagte er, auf einen Vollblut zeigend, „wurde gewiß von meinem Onkel sorgfältiger gepflegt und gehegt, wie manches Schooskind von der sorgsamsten Mutter; er thut aber auch seine Pflicht in jeder Beziehung."

Nach einigen weiter hingeworfenen Redensarten, wie sie eine solche Situation zu erlauben pflegt, traten die Zeugen zusammen, um die gehörigen Maßnahmen zu besprechen. Es wurde die Schußweite auf fünfzehn Schritte bestimmt, und von beiden Parteien unbedingt angenommen. Nur auf dem Marmorgesichte des Italieners zeigte sich ein Zucken um die Mundwinkel, wie Wehmuth; doch war es nur ein Zucken. Dann, mit einem Schritt gegen den Polen, sagte er mit einer eisigen Kälte: „Mein Herr, ich fühle mich gedrungen, bevor wir einen ernsteren, nicht mehr zurücknehmenden Schritt thun, einige Worte an Sie zu richten; wollen Sie von mir annehmen?"

„Ließe sich dieses nicht verschieben, bis wir unser Vorhaben beendet hätten?" antwortete fragend Graf R . . . ski, nicht ganz ohne Ironie.

„Wie Sie wollen," erwiderte der Italiener, indem er zurücktrat und eine dunkle Röthe die fahle Farbe seines Gesichts durchbrach.

Die Zeugen hatten währenddem bald einen passenden Platz gefunden. Der Raum war bemessen, so wie die Waffen geprüft und in Ordnung. Unter zwei Hüte wurden zwei verschiedenfarbige, zusammengerollte Tücher gelegt, um als Loose dem Zufall die Entscheidung des ersten Schusses zu überlassen. Die Gegner traten jetzt hinzu und wählten; der Italiener erhielt das weiße Tuch und mit demselben — den ersten Schuß.

Mit unvergleichlicher Ruhe trat er auf den ihm angewiesenen Platz; auch der Pole nahm den seinigen mit heiterer, unbekümmerter Miene ein.

Abermals stieg einen Moment jene dunkle Röthe auf dem Angesichte des Italieners und die starke blaue Ader seiner Stirne trat angeschwollen hervor. Er hob die Waffe gegen seinen Gegner, der mit festem Auge die Bewegung verfolgte, dann dem Laufe plötzlich eine andere Richtung gebend, zielte er eine Sekunde auf das Junge einer Gluke, die ihre Küchlein in dem Unterholz der angränzenden Waldung herumführte. Der Schuß fiel und eines jener Thierchen regte sich nicht mehr.

„Was soll das?" fragte der Graf zornig; „wir wollen hier keine Kunststücke aufführen, — oder hegen Sie gar den Wahn, mich dadurch in Furcht zu setzen? — Schießen Sie noch einmal, oder ich schieße Sie nieder!"

„Der jetzige Schuß ist der Ihrige," sagte der Italiener trocken; „den ersten gab mir der Zufall, den zweiten werde ich im Fall zu benutzen wissen; — schießen Sie jetzt!"

„Ich verachte Ihre prahlerische Großmuth," erwiderte der Pole. „Schießen Sie noch einmal, oder Ihr Bedauern dürfte zu spät kommen!"

„Schießen Sie, Herr, der Schuß ist Ihnen," versetzte der Italiener in einem Tone, der durch Worte nicht wiederzugeben ist, aber bei jedem der Betheiligten eine Unbehaglichkeit hervorrief.

Der Graf, ohne ferner eine Sylbe zu sprechen, schlug an — der Schuß fiel. Aller Augen richteten

sich auf den Italiener. Er hatte eine Bewegung nach der linken Seite gemacht und von der Schulter dieser Seite saß man das Blut herabrieseln. Die Sekundanten eilten hinzu; auch der Graf R . . . . ski beeilte sich, nicht zurückzubleiben.

Der Italiener wehrte Erstere ab, welche ihm behülflich seyn wollten, und reichte dem Polen die versöhnende Hand, welche dieser auch mit unverkennbarer Achtung und Herzlichkeit ergriff.

4.

In einem freundlichen Saale des unteren Geschosses der Drahtmühle angekommen, trafen die Gäste, nachdem noch im Freien die leichte Wunde des Italieners besorgt worden war, schon mehrere Hausbewohner mit der Vorbereitung eines splendiden Frühstücks beschäftigt. Auch Fiekchen war sehr thätig dabei und schien für nichts weiter Sinn zu haben, als für das richtige Ordnen der Tafel. Dennoch würde es einem Beobachter nicht allzu schwer gefallen seyn, einige vertraute Winke zu bemerken, die mit einem jungen Manne der Gesellschaft, Namens Arthur, öfters ausgetauscht wurden. Uebrigens zeigte die genaue Ortskunde der Begleiter des Grafen, daß diese nicht zum Erstenmale hier ihr Absteigequartier genommen. Auf diese Art, wie Arthur, oder auf eine andere unterhielten sich auch die übrigen Gäste scherzend mit Dem, was der Zufall ihnen im Moment dazu darbot.

Noch heiterer und lebendiger wurde aber die Unterhaltung während dem gemeinsamen Frühstücke, wozu der Saft mancher edlen Rebe nicht weniger dazu beitrug, als Geist und Witz. Selbst der ernste, sonst so schweigsame Italiener zeigte nicht allein, daß er ein sehr guter Gesellschafter seyn konnte, sondern auch in den heitern Ton der Uebrigen, welche meistens in dem Mai des Lebens standen, ohne Mißklang mit einzustimmen wußte, ohne irgend den Kreis, den ihm seine Jahre, Erfahrungen und die Eigenthümlichkeit seines Charakters anwiesen, zu überschreiten. Auch der Himmel schien dieses verschönende, heitere Mahl begünstigen zu wollen, denn die sich zu Wolken gethürmten Nebelschichten wurden von der Sonne, dem Keime alles Lebens, durchbrochen und die Strahlen dieser Tages-Königin schossen über die Bergkuppen ins Thal herab.

Dem Italiener, der nach Aufhebung der Tafel wieder schweigend an einem der Fenster gestanden hatte, das die Aussicht über den größeren Theil des engen Thales gestattete, näherte sich jetzt der Graf mit der ganzen edlen, gewinnenden und unfehlbar einnehmenden Offenheit, die ihm eigen war und selten ohne Eindruck blieb; besonders wenn er sich bemühte, die Gunst eines Andern zu erwerben.

„Mein Herr," redete er den Italiener an, „die Reihe ist jetzt an mir, eine Bitte zu stellen, und nach dem Wenigen, wie ich Sie kenne, glaube ich dennoch nicht fehl zu bitten, wenn ich den mir werthvollen Wunsch äußere, Sie näher kennen zu lernen, um Ihnen meine Freundschaft, wenn sie Ihnen nicht zu unbedeutend erscheint, in Wahrheit anzubieten. Ich ergreife diese Gelegenheit und gebe mich dieser schmeichelhaften Hoffnung um so eher hin, da ich Sie jetzt herzlich ersuche, mir das nicht vorzuenthalten, was Sie die Güte hatten, mir bei unserem feindschaftlichen Gegenüberstehen anzubieten. Es müßte höchst sonderbar seyn, wenn wir nicht endlich Freunde werden könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Slaven Istriens.

(Schluß.)

Hat aber der Becher so oft die Runde gemacht, als es der Domacina festgesetzt, so tritt dieser seine Würde dem Stari-Svat ab, welcher nun gleichfalls Gesundheiten ausbringt und Gläser auf das Wohl der Brautleute und der einzelnen Tischgenossen leert, ohne daß jedoch deßhalb die andern Gäste wie bei den Trinksprüchen des Domacina verpflichtet sind, jedesmal ein volles Glas zu trinken.

Ist das Mittagsmahl seinem Ende nahe, fordert der Stari-Svat den Hausherrn auf, die Abendmahlzeit bringen zu lassen, welche aus Hammel- oder Lammsbraten, Maccheroni und ähnlichen Dingen besteht.

Erst wenn auch diese Speisen aufgegessen worden sind, erhebt man sich vom Tisch, und das Gefolge des Bräutigams rüstet sich, um die Braut in das Haus des Bräutigams zu geleiten. Bevor dieselbe die Stätte ihrer Kindheit verläßt, empfängt sie den Segen ihrer Eltern und der Aeltesten ihrer Familie. Auch der Domacina tritt zu ihr und empfiehlt ihr in einer salbungsvollen Rede die Pflichten ihres neuen Standes pünktlich zu erfüllen; den Mann, den ihr der Himmel bestimmt, bis „zur Hake," do matike, wie die istrianischen Slaven anstatt des Ausdrucks „bis zum Grabe" sagen, zu lieben, den alten Leuten in ihrer neuen Familie stets zur Hand zu seyn, mit Allen in Ruhe und Frieden zu leben, und niemals der Rücksichten gegen ihre Eltern und Verwandten zu vergessen. Die Braut, auf dem Haupt den Brautkranz, den sie bis zum letzten Augenblick fortwährend aufbehält, hört tief gerührt und unter Thränen zu, küßt bald den oder jenen Hausgenossen, bald die oder jene Freundin, die aus der Nachbarschaft, bittet jeden beim Abschiednehmen um Verzeihung, und vergißt selbst nicht dem Haus- und Schäferhund ein zärtliches Lebewohl zu sagen, ehe sie zu Pferde steigt.

Endlich gegen Mitternacht gibt der Fahnenträger das Zeichen zum Aufbruch. Unter vielen Freudenschüssen

und einem Geschrei wie von Besessenen, reitet man davon. Die Braut wird von keinem einzigen Mitglied ihrer Familie begleitet, sondern zieht ganz allein mit ihrem Bräutigam und dessen Gefolge, welches nur aus Männern besteht, ihrer neuen Heimath zu. Da man ihr, wahrscheinlich um jeden Flucht- oder Entführungsversuch unmöglich zu machen, stets den schlechtesten Klepper aussucht, reitet sie fast immer hinter dem Zug her, und ist oft weit zurück geblieben, ehe die Männer es bemerken. Auch kümmern sie sich wenig darum. Der Stari-Svat hat vorsorglich einen Schlauch voll Wein mitgenommen, aus dem er seinen Gefährten fleißig einschenkt, und allen denen der Zug auf seinem Wege etwa begegnen sollte, zu trinken anbietet. Neben dem Fahnenträger (**Barjaktar**) reiten gewöhnlich diejenigen, welche unterwegs das Lob der Braut und alle mögliche Glücksprophezeihungen für das neugeschlossene Ehebündniß singen müssen, während hinter ihnen nicht selten andere anstatt der Tugenden der Braut den Ruhm des Marko Kraljewitz singend preisen, welcher bei den Slaven Istriens nicht weniger beliebt ist und in nicht geringeren Ehren steht, als bei den Bewohnern Dalmatiens.

Lautes Geschrei des Fahnenträgers verkündet die Ankunft des Hochzeitszuges vor dem Hause des Bräutigams. Jungfrauen kommen mit Laternen heraus, um das Brautpaar zu empfangen, aber die Thür schließt sich hinter ihnen und öffnet sich nicht eher wieder, als bis die langen Verhandlungen, die nun zwischen den Hausbewohnern und den draußen Harrenden beginnen, zur Zufriedenheit der ersteren beendigt sind. Ob es dabei friert und stürmt, oder der Regen wie mit Kannen gießt, thut nichts zur Sache. Denn die Drinnwohnenden müssen sich erst durch eine Reihe von Fragen und Antworten, und durch die Betheuerungen und Versicherungen der Angekommenen überzeugt haben, daß die Braut würdig sey, das Haus zu betreten, bevor die Mutter des Bräutigams die Thür aufmacht, dem Brautpaar, welches schon bereit steht, ein Tuch über den Hals wirft und es so ins Haus hineinzieht, wo nun die zärtlichsten Umarmungen der Braut mit allen Mitgliedern des neuen Hausstandes erfolgen. Das Tuch bleibt der Braut als erstes Pfand der Liebe ihrer Schwiegermutter. Ist der größte Sturm des Empfanges vorüber, so hat der Stari-Svat die letzten Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen. Er muß nämlich der Braut verschiedene Haus- und Wirthschaftsgeräthe, z. B. eine Handmühle, Hake, Sichel und dergleichen bringen, und die bei dieser Gelegenheit übliche Rede halten, in welcher die Braut ermahnt wird, nicht länger wie bisher mit Blumen und Lämmern zu spielen, sondern sich nunmehr mit der Wirthschaft, den Feldern und dem Garten zu beschäftigen. Dann wird ein Teppich auf den Fußboden ausgebreitet und unter ihn ein Messer, eine Pistole und eine Flinte gelegt. Der Bräutigam tritt darauf und erklärt feierlich in Aller Gegenwart, daß er diese Waffen nie gegen seine geliebte Gattin, sondern bis zu seinem Tode nur zu ihrer Vertheidigung gebrauchen werde.

Hierauf setzt man sich zum Nachtmahl, das aber nicht lange dauert, weil es ganz so eingenommen wird wie immer, und nach Beendigung desselben begibt sich Alles zur Ruhe. Am nächsten Morgen müssen die Neuvermählten schon sehr früh auf den Beinen seyn. Die junge Frau erscheint ohne den Brautkranz und trägt anstatt des scharlachrothen Hochzeitkleides einen Rock, der von seiner veilchenblauen Farbe Modrina heißt. Sie muß zuerst vor den Augen aller Gäste das Haus ausfegen, wobei sich einige Anwesende, um ihre Geduld zu prüfen, das boshafte Vergnügen machen, immer wieder Blumen, Blätter und Strohhalme auf den Fußboden zu werfen. Treiben sie es jedoch gar zu arg, so tritt der Mann zum Schuhe seiner Frau auf und macht diesem Spiel ein Ende.

Hierauf nimmt der Fahnenträger seine Fahne, ein anderer eine Butte zum Wasserholen, ein dritter ergreift einen Korb, in welchem Brod und Käse liegt, ein vierter einen Krug mit Wein, und so ziehen Alle mit der jungen Frau zum Brunnen, wo sie die Butte mit Wasser füllen soll. Doch bevor dieß geschieht, setzt man sich vergnügt um den Brunnen herum und frühstückt mit den mitgebrachten Lebensmitteln und Getränken. Ist dann die Butte voll Wasser und die Frau will sie auf den Rücken nehmen, um sie nach Haus zu tragen, so macht sich plötzlich der junge Ehemann daran, die Umstehenden, ohne alle Rücksicht mit Wasser zu bespritzen. Man schreit, lacht und scherzt und denkt nicht eher ans Nachhausegehen, als bis die Stunde des Mittagsmahles naht, welches zwar nicht weniger reichlich ausfällt wie das vom Tag vorher, aber ohne alle Förmlichkeiten verläuft. Mit ihm sind denn auch alle Festlichkeiten einer slavischen Hochzeit in Istrien beendet.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London, 18. Oktober: Die lang erwartete Probefahrt der ersten großen Eisenfregatte Englands, des „Warrior," auf der abgesteckten Meile vor Portsmouth, ist gestern endlich vorgenommen worden, und der Erfolg (es handelt sich hier um die Geschwindigkeit und Steuerfähigkeit) hat die kühnsten Hoffnungen übertroffen. Ein einziger Mangel wird gerügt: zu hoher Temperaturgrad im Maschinenraume; doch dem wird abzuhelfen seyn. Im Uebrigen zeigte sich das schwere Fahrzeug dem Steuer fügsam wie ein leichter Nachen. Mit 750 Tonns Kohlen, Proviant auf vier Monate und allen sonst erforderlichen Ausstattungsgegenständen an Bord legte das Schiff mit der Flug-

strömung 16½ gegen dieselbe ankämpfend 12¼ Knoten in der Stunde zurück. Mittlere Geschwindigkeit 14, 345 Knoten. Somit wäre dem „Mersey“ der Rang abgelaufen und der „Warrior“ als das schnellsegelnde Schiffe der britischen Flotte zu betrachten. Was noch sonst an seinen Maschinen besonders gerühmt wird, ist die Abwesenheit jeder Vibration. Dank diesem Vortheile hofft man auf dem Schiffe, selbst wenn es im schnellsten Laufe ist (natürlich bei ruhiger See), eine hundertpfündige Armstrongkanone mit solcher Genauigkeit richten zu können, als auf dem festen Lande. Und daß die Vibration es ist, die allen Dampfern vor der Zeit den Garaus macht, ist allbekannt; dem „Warrior“ läßt sich somit ein langes Dasein prophezeihen. Nur hat er noch eine große Probe zu bestehen: Sturm und Wogenschwall. Die lassen sich in Portsmouth künstlich nicht zu Wege bringen. Deßhalb wird er demnächst in den atlantischen Ocean hinausfahren und sich einem ehrlichen Sturm anstellen. Ist dieser gefunden (die Jahreszeit ist dazu vortrefflich geeignet) dann freilich muß sich das Weitere bis zum nächsten Seekriege gedulden.

Die „Köthener Zeitung“ macht folgende genauere Mittheilung über den Nulandt'schen Prozeß. Der Bankpräsident Friedrich Louis Nulandt, 52 Jahre alt, in Magdeburg geboren, seit 1847 bis Ende 1858 erster Bankdirektor in Dessau, steht unter der Anklage des Betrugs, eventuell der Veruntreuung einer Summe von 64,735 Thlrn. und von 17,095 Thlrn., 7 Sgr. 3 Pf. 1) Aus einem von der Landesbank mit Dingel und Bandelow in Magdeburg abgeschlossenen Vertrage, wonach die Letzteren als Kommandite der Ersteren mit einem Fonds von 100,000 Thlrn., der später auf 400,000 Thaler erhöht wurde, ausgestattet waren, sollen nach der Anklage von dem mit diesen Geldern erzielten Reingewinn, anstatt denselben der Bank zufließen zu lassen, Nulandt und Lieberoth je 10 Prozent unerlaubterweise für sich bezogen haben, was für den Zeitraum von 1850 bis 58 für Nulandt allein anstatt der ihm rechtlich zuständigen Tantième von 1665 Thlrn., die Summe von 65,800 Thlrn., nach Abzug dieser Tantième also 64,135 Thlr., nach einer andern Berechnung aber mindestens 63,400 Thlr. betragen habe. 2) Einem im Jahre 1852 mit Volkmar und Vendix in Berlin abgeschlossenen Sozietätsvertrage der Landesbank mit einer Anlage von 100,000 Thlrn., wonach der gedachten Handlung drei Viertheile des Reingewinnes, der Landesbank aber ein Viertheil zufließen sollte, soll nach der Anklage durch einen geheimen und von dem Angeklagten absichtlich geheim gehaltenen Separatvertrag den Bankdirektoren Nulandt und Lieberoth zusammen noch ein Viertheil des Reingewinns zugeflossen seyn, resp. dieselben sich solches widerrechtlich angeeignet und der Bank dadurch einen Nachtheil von 17,438 Thlrn. 20 Sgr. 1 Pf. oder nach einer andern Berechnung von 17,095 Thlrn. 7 Sgr. 3 Pf. gestiftet haben.

Aus Weimar schreibt man: Der Müller in Westphalen, auf dessen Loos in der Schillerlotterie das vom Großherzog von Sachsen-Weimar geschenkte Landhaus gefallen ist, hat noch nicht in Besitz des Gewinns gesetzt werden können, weil das von ihm vorgelegte Loos lädirt ist und zur Zeit noch keine Gewißheit darüber vorliegt, daß es wirklich das richtige ist. Man vernimmt, daß der Müller vom Schiller-Komite den Bescheid erhalten hat, vorerst sich bis zu dem bekannt gemachten Schlußtermin zur Abforderung der Gewinne, also bis zum 10. April künftigen Jahres, zu gedulden und abzuwarten, ob bis dahin ein anderer das Gewinnloos präsentirt. Erfolgt eine solche Anmeldung nicht, dann soll das Loos des Müllers als das richtige gelten und die Ueberweisung der Villa erfolgen.

Mit dem kommenden Monat November wird in München wieder ein neues Unternehmen ins Leben treten. Es haben sich nämlich zwei Private gefunden, welche gegen eine mäßige Entschädigung die den Hausbesitzern obliegende Reinigung der Straßen und Trotoire durch besondere Arbeiter besorgen lassen. Letztere werden mit den nöthigen Handwerkszeugen und mit besonderen Abzeichen versehen und müssen die Straßen kehren, spritzen, von Eis und Schnee frei halten, im Winter mit Sand bestreuen ꝛc.

In Turin hat ein junger Ingenieuroffizier eine höchst schätzbare Vorrichtung erfunden, durch welche ein nächtlicher Zusammenstoß von Eisenbahnzügen unmöglich gemacht wird. Es besteht dieselbe in einem elektrischen Avisator, der das Nahen des entgegenkommenden Zuges durch ein anhaltendes Aufleuchten verräth. Mehrere damit angestellte Versuche sind in hohem Grade befriedigend ausgefallen. Der Erfinder heißt Eugenio Vincenz.

Man schreibt aus München: Das prachtvolle Thor für das Kapitol zu Washington, welches in der königlichen Erzgießerei mit Recht so allgemeine Bewunderung erregte, wird zunächst zur großen Industrieausstellung nach London gesendet, so daß unsere Erzgießerei bei derselben in der würdigsten Weise repräsentirt seyn wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 256 Samstag, 26. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„An Freunden wird es Ihnen voraussichtlich nie mangeln, Herr Graf," sagte der Italiener lächelnd. „Doch weise ich Sie nicht zurück; ich fühle mich im Gegentheil, wenn Sie wollen, väterlich zu Ihnen hingezogen; darum wollte ich Sie schon früher ersuchen, mir eine Stunde Gehör zu schenken. Sie stehen," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher sich der Graf zustimmend verneigt hatte, „in der Blüthe des Lebens und ich fühlte mich theilweise wegen meiner gestrigen Unvorsichtigkeit verantwortlich, im ungünstigen Falle für Sie die Rolle des Orkans zu übernehmen und Andern die Frucht dieser reichen Blüthe zu rauben. Darum sollten Ihnen meine Worte zwar nicht hinderlich seyn, Ihre Ehre zu behaupten, sondern ein Schutz, ein Mahner werden. Es kann hier nie die Rede davon seyn, altväterische, moralische Sätze aufdringen zu wollen, und überdem würde es keineswegs eine angenehme Entledigung für mich seyn, wenn ich nicht einen guten Zweck dadurch vor Augen hätte, und eben dieser Zweck ist eine unwillkürliche Neigung, welche mich zu Ihnen hinzog."

„Und ist das nicht mehr der Fall, darf ich meine Bitte nicht wiederholen?" erwiderte der Graf fragend.

Der Italiener sah sinnend einige Zeit in das Freie, dann sich zu dem Grafen wendend, sagte er rasch: „Lassen Sie uns einen Gang in das Freie machen, Skizzen aus meiner Vergangenheit passen nicht gut in eine heitere Gesellschaft und auch nicht zu meiner Stimmung."

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte der Graf, nach seinem Hute greifend.

Beide verließen den Saal. Vor der Mühle und dem ausgedehnten Wiesenthale angekommen, verfolgten sie einen Fußpfad, welcher sich anfänglich zwischen diesem Wiesengrunde, später durch die angränzenden Waldungen hinschlängelte. Nachdem sie eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, blieb der Italiener vor sich niedersehend, stehen. Seine Stirne war in tiefe Falten gezogen, ein verborgener Schmerz schien sein Inneres stark zu bewegen und die ernsten, ausdrucksvollen Züge seines Gesichts, auf dem die frühere Kälte einer überwältigenden Aufregung Platz gemacht, gaben die innere Bewegung wieder, als ob düstere, traurige Bilder der Vergangenheit, aufs Neue herauf beschworen, an ihm vorüber zögen.

Nach und nach erstarrte das Lebendige an dem Aeußern des Italieners und sich langsam von der gebeugten Stellung aufrichtend, wendete er sich zu dem aufmerksamen Grafen.

„Es ist keine angenehme Pflicht, die ich mir auferlege," redete er denselben an, „Ihnen Scenen aus meinem eigenen Leben vorzuführen, deren Erinnerung viel Schmerzliches für mich hat. Aber ohne dieselben kann Das, was ich sagen will, für Sie von keinem Nutzen seyn; darum erlauben Sie mir wohl etwas weit zurückzugehen, um einen passenden Anfang zu finden." Ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, fuhr er fort: „Ich stamme, wie Sie gestern richtig bemerkten, aus Italien. Meine Familie gehörte durch mehrere Generationen zu den ersten jenes Landes; sie ist aber in späterer Zeit, als unterdrückte Partei, durch Kriege und auch sonstige Unfälle verarmt. Mein Vater, den ich verlor, als ich kaum fünf Jahre zählte, konnte mir nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterlassen, welches zwar in anderen Verhältnissen hinreichte, ein bescheidenes Leben ohne Abhängigkeit, aber keineswegs unserm Stande anpassend, führen zu können. Meine Mutter ließ mich in diesem Sinne, zurückgezogen und einfach, erziehen, bis ich mein neunzehntes Jahr erreicht hatte. Ich erinnere mich des Tages sehr deutlich, als meine Mutter mich rufen ließ — es war in der Morgenstunde — um mir ihren festen Entschluß kund zu geben, sich in ein nahe gelegenes Kloster der Karmelitterinnen, dessen Vorsteherin eine weitläufige Verwandte unseres Hauses war, zurückzuziehen. Sie gab mir mit der Uebergabe der Vermögens-Dokumente meinen freien Willen, meine fernere Laufbahn selbst zu wählen. Schon am folgenden Tag nach diesem Gespräche trennte mich die Pforte des Klosters von der einzigen, liebevollen Pflege, welche ich bis jetzt gekannt.

„Meine Neigung zum fernern Studium ließ mich diesen Weg auch für die Zukunft wählen. Um aber lästigen Verbindungen und mehrerem Andern, was mir nicht angenehm war, zu entgehen, verließ ich mein

Vaterland und lebte ungekannt, meinen Rang verschweigend, längere Jahre in der Hauptstadt Frankreichs.

„Obwohl sich dort meine Bekanntschaften durch meine zurückgezogene Lebensweise auf äußerst wenige reduzirten, lebte ich dennoch, mich ganz der Wissenschaft hingebend, sehr glücklich. Eines Tages aber kam einer meiner wenigen Bekannten, ein junger Mann von meinem Alter, ein Universitätsfreund, zu dem ich am Meisten Neigung fühlte, äußerst aufgeregt zu mir herein. Unaufgefordert und in leidenschaftlichen Aeußerungen erzählte er mir, daß schon seit längerer Zeit sein ganzes Denken und Thun eine junge Dame in Anspruch nähme, die er vor mehreren Monaten kennen gelernt und welche seine Gefühle theile. Er schilderte mir diese Liebe mit einem Feuer, einer Beredtsamkeit, die Jedem die höchste Theilnahme einflößen mußte. „Freund," fuhr er fort, nachdem er sich erschöpft niedergelassen hatte, „ich wagte es heute, ohne Vermögen und ohne bis jetzt eine Stelle zu besitzen, um die Hand Mariens anzuhalten, um die Hand Mariens bei einem Vater, dessen Geiz keine Gränzen kennt, dessen Habsucht bis zum Schmutz geht, und der die niedrigste Handlung nicht scheuen würde, um diese Leidenschaft zu befriedigen, — ein verachtungswürdiger Mensch, der mich mit Hohn anhörte und dann mit einem gemeinen Gelächter fragte: Was ich denn seiner Tochter eigentlich zu bieten hätte? — Ein reicher Filz, dessen Abgott sein Mammon, der nichts, aber auch nichts kennt und achtet, als dieß verächtlich todte Metall. Ich sollte ihm erst ein Vermögen nachweisen, den Verhältnissen seiner Tochter würdig und angemessen. Eine zu erwartende Stelle sey unsicher und allein auch noch nicht hinreichend, eine Familie zu repräsentiren, — dann wolle er sehen, wie seine Tochter gesonnen sey. Bis dahin aber sollte ich nie wagen, jemals seine Schwelle wieder zu betreten. Aber ich werde es erreichen, ich werde Marie dennoch besitzen und diesen Menschen zermalmen. Du, Emanuel," endete er, „kannst mir vielleicht helfen; Du wirst es thun, wenn Du kannst. Es wird die erste Stufe zu meinem Ziele seyn; — Du wirst mir die einzige Bitte, die ich jemals an Dich that, nicht abschlagen."

„Gewiß nicht," erwiderte ich; „aber sage mir, lieber Eugen, was hast Du vor? Womit kann ich Dir eigentlich behülflich seyn? — Wie benimmt sich die Tochter jenes Mannes nach dieser Scene? Antworte, und sey sonst von meiner Theilnahme versichert, die ich ja keinem versagen würde, wenn ich helfen kann, am wenigsten aber Dir."

„Marie vertraute zu viel auf die Liebe ihres unwürdigen Vaters," entgegnete er niedergeschlagen. „Er liebt sie zwar, als das Einzige außer seinem Gelde, aber sie täuschte sich dennoch. Ihr Zureden war die Ursache meines heutigen Schrittes, — er war vergebens. Aber sie wird mir treu bleiben! Sie hat sich, wenn auch unter Schmerz und manchen Thränen, mit einem Plan, da uns kein anderer übrig bleibt, einverstanden erklärt. Höre denselben, Emanuel. Du weißt, ich besitze kein Vermögen; die Aussicht einer Anstellung ist noch fern; Beides muß ich besitzen, um Marie mein nennen zu können. Ich werde Soldat werden. Emanuel, lache nicht über mein Vorhaben," sagte er erhitzt, „nicht Wahnsinn oder Thorheit spricht aus mir. Ich habe diesen Vorsatz kalt und mit Ueberlegung durchdacht. Wie Viele haben nicht unter unsern jetzigen Verhältnissen ihr Glück auf diesem Wege schon gemacht? Warum sollte es auch mir nicht gelingen? Ich habe Kenntnisse, und an Muth, zu sterben, kann es mir nicht gebrechen, denn ich habe nichts zu verlieren, wenn ich das Höchste nicht gewinnen kann. Ich habe, schloß er seine Rede, „an diesen möglichen Fall schon früher gedacht und in dieser Beziehung mich verwendet. In einigen Tagen schon muß ich zur italienischen Armee abgehen. Dazu brauche ich aber dreißig Louisd'ors, und das ist mein Anliegen. Kannst Du mir damit helfen, Emanuel?"

„Alle Vorstellungen von meiner Seite, das ganze fernere Glück seines Lebens nicht auf eine einzige Karte zu setzen, fruchteten nichts."

„Ich weiß, was Du sagen willst, Emanuel," erwiderte er auf jede meiner Vorstellungen. „Du hast Recht: es war eine Thorheit, eine andere Antwort von Mariens Vater zu erwarten. Auch er hatte in seiner Ansicht und Forderung nicht Unrecht; aber die erbarmungslose Art, — die Art!" sagte er, zitternd vor innerer Bewegung. „Ich weiß es, meine Forderung war eine Thorheit, aber die Liebe, meine Liebe kennt keine Nebenberechnung."

„Sein Entschluß," fuhr der Italiener in seiner Erzählung nach einigem Nachdenken fort, „war unerschütterlich. Es handelte sich nur ferner um jene dreißig Louisd'ors, welche er zu seiner Equipirung und Reise nöthig hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Jahresversammlung der historischen Kommission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Der Präsident Ranke eröffnete am 4. Oktober die Sitzung mit einem Hinblick auf das Hinscheiden Schlossers, Dahlmanns und Rudharts. Er erwähnte ferner den Verlust, welchen in München die Universität und die Kommission durch den Fortgang des Professors v. Sybel, des bisherigen Sekretärs der Kommission, erlitt. Auf den Vorschlag von Sybels war Dr. Waitzäcker höheren Orts einstweilen mit den Sekretariatsgeschäften betraut worden. Die Berichterstattungen und Berathungen ergaben, daß die von der Kommission unternommenen Arbeiten in gutem Fortschritte begriffen

sind. Für die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ ist, wie der Präsident Ranke berichtete, die feste Grundlage gesichert. Es handelte sich darum, für jedes der dreiundzwanzig Fächer Autoritäten zu gewinnen, welche, mit völliger Beherrschung ihres wissenschaftlichen Sondergebietes, die Kunst der klaren und schönen Darstellung und Höhe und Universalität des Geistes verbinden. Es haben nun für einundzwanzig Fächer Gelehrte, welche in der vorjährigen Plenarsitzung von der Kommission in Aussicht genommen wurden, zugesagt, die Geschichte ihrer Wissenschaft zu schreiben. Diese sind: die Geschichte der Physik Professor Jolly in München, der Mathematik Professor Gerhard in Eisleben, der Mineralogie Professor von Kobell in München, der Landwirthschaft Direktor Fraas in München, der Philosophie Professor Zeller in Marburg, der Medizin und Physiologie Professor Virchow in Berlin, der Chemie Professor Kopp in Gießen, der Zoologie Hofrath Wagner in Göttingen, der Botanik Professor Nägeli in München, der Astronomie Direktor v. Littrow in Wien, der Technologie Direktor Karmarsch in Hannover, der Geographie Dr. Peschel in Augsburg, der allgemeinen Sprachwissenschaft Professor Benfey in Göttingen, der Volkswirthschaftslehre Hofrath Roscher in Leipzig, des Staatsrechts und der Politik Professor Bluntschli in Heidelberg, der Jurisprudenz Professor Jhering in Gießen, der protestantischen Theologie Konsistorialrath Dorner in Göttingen, der Aesthetik Professor Lotze in Göttingen, der Kriegswissenschaft Dr. von Bernhardi in Berlin. Auf den meisten der genannten wissenschaftlichen Gebieten ist die Arbeit schon begonnen. Unvertreten sind nur noch katholische Theologie und Geologie; die dafür gewünschten Autoritäten haben abgelehnt. Die Kommission beschloß hinsichtlich derselben noch keine andere Bestimmung zu treffen. Doktor Waitzäcker berichtet über den Stand der Arbeiten für die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten aus der Zeit von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Bei der ungeheuren Zunahme des urkundlichen Stoffes mußten die Arbeitskräfte vermehrt werden. Da v. Sybel sich nur die Oberleitung mit Verzicht auf Redaktionshonorar vorbehielt, so fiel die eigentliche Redaktion an Dr. Waitzäcker, unter dessen Leitung Dr. Kluckhohn, Dr. Menzel, Dr. Peters zu München beschäftigt waren; für den Letzteren, welcher zu andern historischen Arbeiten übergiug, trat im Oktober Dr. Körner ein. In Wien arbeiten für die Zeiten der Kaiser Sigimund und Friedrich III. die Professoren Büdinger und Sickel. Bei dem außerordentlichen Umfang der Aufgabe kann sich der Stoff, aus welchem und wie sie zu lösen, erst allmälich durch fortgesetzte Arbeiten herausstellen. Im verflossenen Jahre wurde einestheils leicht zugängliches Material aus der späteren Periode ausgearbeitet, zugleich aber das Hauptaugenmerk auf Dasjenige gerichtet, was, aus der frühesten Zeit bereits veröffentlicht, in Archiven aufgefunden oder noch aufzuspüren ist. Da die frühesten protokollarischen Aufzeichnungen, welche man bis jetzt endeckte, nicht über das Jahr 1387, die ältesten wohl erhaltenen Protokolle und derartige Archivnoten nicht über das Jahr 1405, die ersten juristisch-politischen Streitschriften nicht über das Jahr 1409 hinaufgehen, so blieb nichts übrig, als aus Urkunden, Berichten und Briefen das Material, so wie es sich darin niederschlug, zu einer Art von protokollarischen Akten zu gewinnen. Die Bemühungen waren von Erfolg. Die so reichhaltigen Archive Münchens an Akten, Korrespondenzen und Berichten, die aus Mainz, Aschaffenburg, Würzburg und andern Städten herbeigeschafften Kopialbücher ergaben einen massenhaften und großentheils noch unbekannten Stoff. Auch das Stadtarchiv in Frankfurt lieferte einen sehr wichtigen Beitrag — 96 Foliobände Reichstagsakten von 1414—1441. Die Kommission beschloß: daß die Hauptkraft der Arbeiten zur Herausgabe der deutschen Reichstagsakten auf die früheste Periode zu verwenden, und daß zu den Hauptarchiven baldigste Rekognoszirungsreisen vorzunehmen seyen, damit der erste Band der Reichstagsakten möglichst bald herausgegeben werde. Für die Sammlung der Chroniken deutscher Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert wurden von Professor Hegel und seinen Hülfsarbeitern, den Doktoren v. Kern, v. Weech und Lexer, die Arbeiten im verflossenen Jahr zunächst auf die Geschichte der Stadt Nürnberg gerichtet. Doktor v. Kern bereiste außerdem die Archive der fränkischen Reichsstände. Besondere Ausbeute ergab sich in Rothenburg bei dem verdienten Dr. Bensen. Persönliche Erkundigung und eine öffentliche Bitte um Nachweisung von Handschriften hatten überraschenden Erfolg. Für die Nürnberger Chronik allein ergaben sich an fünfthalbhundert Handschriften. Ueberall wurden sie dem Herausgeber gern zur Einsicht und Benützung zugesendet; nur das ungarische Nationalmuseum, welches eine Reihe älterer Handschriften über die Stadt- und Familiengeschichte Nürnbergs, meist aus der Ebner'schen Bibliothek, erworben, weigerte sich. Auch eine diplomatische Verwendung des bayerischen Ministeriums blieb ohne Erfolg. Es mußte daher der Dr. v. Kern selbst nach Pesth reisen, und er fand dort allerdings mehrere werthvolle Stücke. Von den deutschen Städtechroniken ist nun für zwei Bände das Manuskript druckfertig. Der erste bringt Ulman Stromers Chronik (Büchel von meim Geschlecht und von Abentewr 1349 bis 1407), eine Chronik aus König Sigismunds Zeit und Anderes nebst einer Karte von Nürnberg, mit zwölf Beilagen, welches das interessanteste Material wie zur politischen, so insbesondere zur Rechts- und Kulturgeschichte enthalten, wie über die Huldigungen der Nürnberger für Sigismund und Ruprecht, Nürnberg im großen Städtekrieg, Aufhebung der Judenschulden, über die Nürnberger Ehrbaren und das Patrizjat, über Bauernrecht, Zollfreiheit, Münz- und Preisverhältnisse, mit einem sprachgeschichtlichen Anhang von Dr. Lexer. Der zweite Band gibt die Beschreibung

des markgräflichen Krieges 1449 bis 1450 mit Kriegsordnungen und einer Karte vom Nürnberger Gebiet so wie einer Reihe von Beilagen, bearbeitet von Dr. von Weech. Jakob Grimm hatte den Präsidenten Ranke beauftragt, statt seiner den Bericht zu erstatten. Die beiden Ergänzungsbände zu seinen deutschen Weisthümern sind im glücklichen Fortgang begriffen, vom ersten bereits vierzehn Bogen gedruckt. Doktor Richard Schröder hat sich der Arbeit daran mit Erfolg unterzogen. Für die ebenfalls von Grimm beantragte Sammlung mitteihochdeutscher historischer Gedichte aus dem 11. bis 13. Jahrhundert hat sich ein tüchtiger Bearbeiter noch immer nicht finden lassen. Eine dritte von Jakob Grimm in Anregung gebrachte Arbeit war die Herausgabe des Nachtrages zu Schmellers bayerischem Wörterbuch, der sich in des berühmten Gelehrten Nachlaß vorfand. Professor Konrad Hoffmann in München hatte im vorigen Jahr die ungesäumte Herausgabe dieser Schmeller'schen Nachträge übernommen. Die historischen Lieder und Gedichte der Deutschen von 1400 bis 1618 zu sammeln, das Aechte vom Unächten zu sondern und jenes, wo es nöthig scheint, auch mit Holzschnitten und ursprünglichen Liederweisen herauszugeben, übernahm im Auftrag der Kommission Kammerherr Dr. v. Liliencron. Derselbe hat zu diesem Zweck den größten Theil Deutschlands und der Schweiz bereist. Gegen 1200 Dichtungen sind gesammelt; davon ist der dritte Theil Lieder und unter diesen eine große Menge unbekannter. Die historischen Schweizerlieder beginnen schon im 14. Jahrhundert, daß älteste ist von 1332. Doktor von Liliencron hat daher vorgeschlagen, mit dem philologischen Theil der Arbeit einen bewährten Forscher, Dr. Frommann in Nürnberg, zu betrauen. Die Kommission genehmigte, daß Dr. Frommann als Mitarbeiter eintrete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das edle Cricketspiel (Schlagball) wird bekanntlich in England von Alt und Jung, Reichen und Armen, Offizieren, Geistlichen, Studenten und Parlamentsmitgliedern mit großer Liebe gepflegt. Große Meetings von Cricketspielern finden jahraus jahrein statt, bald spielen die Auserlesenen Englands gegen die Vortrefflichsten Schottlands, Cambridge ringt mit Oxford und Devonshire mit Northumberland um den Preis, die besten Cricketers zu besitzen. Nagelneu aber ist es, daß dieser Tage 11 von den besten Cricketers Englands eigens nach Australien reisten, um sich mit den dortigen Ballschlägern zu messen. Die Herausforderung kam vom Cricketklub in Melbourne, der jedem der Herren freie Reise und außerdem 150 Pfd. Sterl. anbot. Das Anerbieten ist angenommen worden, im Mai hoffen die Herren wieder zurück zu seyn.

Die vom k. sächsischen Eisenbahndirektor Frhrn. v. Weber empfohlenen „Schutzdächer" auf den Lokomotiven, wodurch die Lokomotivführer dem Einfluß der üblen Witterung entzogen werden sollen, werden jetzt in Folge einer vom Handelsministerium angeordneten Prüfung auf den preußischen Eisenbahnen eingeführt. Auf der Oppeln-Tarnowitzer Bahn sind bereits sämmtliche Lokomotiven mit festen Dächern und Wänden über den Führerständen und die Wände mit Glasfenstern versehen worden. Die nach vorn gerichteten Fensterflügel der Stirnwand lassen sich mittelst eines einfachen Druckes rasch und bequem öffnen, was nöthig ist, sofern die Witterung die Glasscheiben momentan undurchsichtig macht oder im Sommer die Luft am Führerstande zu warm wird.

Die Zahl der aus der Nürnberger Erzgießerei Burgschmiet-Lenz hervorgegangenen Erzstandbilder wurde gestern wieder um eines vermehrt. Der Guß des für Görlitz bestimmten Standbildes des dortigen Oberbürgermeisters Demiani ist trefflich gelungen. Das Modell war vom Bildhauer Schilling in Dresden gefertigt. In den nächsten Tagen erwartet man das von Hähnel modellirte, 12 Ellen hohe Denkmal des verunglückten Königs von Sachsen, Friedrich August, und das Modell einer vom Schillerverein in Mainz gestifteten 12' hohen Schillerstatue.

Französische Blätter machen darauf aufmerksam, daß auf der Jagd häufig Unglücksfälle dadurch entstehen, daß bei Doppelflinten meist nur aus dem rechten Lauf geschossen wird, wodurch der längere Zeit im linken Lauf zurückbleibende Schuß gelockert wird und ein luftleerer Raum entsteht, welcher das Zerspringen desselben verursacht, denn fast jedesmal ist es der linke Lauf, welcher zerspringt. Das einfachste Mittel dagegen ist das feste Einstoßen des Ladestockes in den linken Lauf nach jedem Schuß aus dem rechten.

Es wurde ein weißes Schießpulver erfunden, bestehend aus $28^3/_{10}$ Blutlaugensalz, 49 Prozent chlorsaurem Kali und $22^8/_{10}$ Proz. Zucker. Es hat ungefähr ein Drittheil mehr Kraft wie das schwarze Pulver und kann zu denselben Zwecken verwendet werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 257 Sonntag, 27. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Meine eigene augenblickliche Baarschaft bestand selbst nur in höchstens drei- bis vierundzwanzig Louisd'ors, und da ich meine Lebensweise so geregelt hatte, die nöthigen Ausgaben und überhaupt alle meine Bedürfnisse gleich zu berichtigen, so war mir kein Weg offen oder bekannt, um von einer andern Seite das nöthige Geld herbeizuschaffen. Die vierteljährigen Interessen meines kleinen Kapitals hatte ich erst kürzlich erhalten, darum würde es den Absichten meines Freundes nicht entsprochen haben, ihn auf jenen nächsten Zahltag zu vertrösten. Ich hatte ihm schon fünfzehn Louisd'or meiner Baarschaft angeboten, die er aber, als unzureichend, nicht angenommen hatte. So berathschlagend, wie es möglich sey, die ganze Summe zu erhalten, traten wir aus einer der kleinen Restaurationen, wo wir gespeist hatten, und wendeten uns dem Palais Royal zu, als plötzlich mein Begleiter stehen blieb.

„Weißt Du was, Emanuel," sagte er und deutete auf dieses Palais, in dessen Innerem sich eine eigene Welt von Glanz oder Elend bewegt. „Du kannst, wie Du sagst, fünfzehn Louisd'or entbehren. Gut, wagen wir sie, ob wir die ganze Summe damit erhalten. Den Zaghaften flieht das Glück," setzte er scherzend hinzu, da er ahnen mußte, daß ich seine Aeußerung nicht deutlich begriffen hatte, was auch wirklich so war.

„Wir befanden uns bald in einem jener Säle, die zu damaliger Zeit in Paris noch Jedem offen standen, mir aber bis jetzt unbekannt geblieben waren; in einem jener Orte, wo so mancher hoffnungsvolle Jüngling sein Verderben aufgesucht und gefunden hatte.

„Das für mich fremdartige Schauspiel, das sich mir hier darbot, — ich kann es nicht leugnen — unterhielt mich Anfangs seiner Neuheit wegen mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Aber nur zu bald zeigten sich mir leider auch düstere Scenen, und verwischten das Glänzende und Anlockende des ersten Eindrucks. Doch, warum sollte ich Ihnen Bilder und Begebenheiten ausmalen, die sich immer nur wiederholen und denen noch gestern wir Beide beiwohnten. Zur Erklärung diene nur, daß wir Beide bald darauf, über unsere Erwartung zufrieden, den Saal wieder verließen.

„Es konnten seit dieser Begebenheit schon mehrere Monate verflossen seyn. Mein Freund war abgereist und hatte lange den Ort seiner Bestimmung erreicht, so daß ich den ganzen Hergang beinahe vergessen, als ich, meiner sonstigen Gewohnheit zuwider, mehr Ausgaben gemacht hatte, wie gewöhnlich. Meine Kasse war daher ganz erschöpft und dennoch hatte ich noch Mehreres zu berichtigen. Ich war im Begriffe gewesen, irgendwo eine hinreichende Summe aufzunehmen und hatte dazu schon die ersten Schritte gethan, als der Zufall mich wieder durch jene Gassen gegen das Palais Royal führte, wo ich damals mit so wenig Mühe den Wunsch meines Freundes sich erfüllen sah.

„Ich kann jetzt meine damaligen Ansichten weit besser beurtheilen, als es mir in jener Zeit möglich gewesen war. Ich betrachtete die ganze Sache damals als Scherz und hatte keine Ahnung, daß eben dieser Scherz so rauh, so schmerzlich in mein ferneres Leben sich verflechten würde, keine Ahnung, daß sich dieses unbedeutende Spiel zur fürchterlichsten Leidenschaft ansachen könnte.

„Nicht einen Moment zögernd oder nur darüber nachdenkend, trat ich in jenen Saal, wo ich früher mit meinem Freunde gewesen. Ich spielte! — Ich spielte zum Erstenmale für mich selbst; auch dießmal ward meine Erwartung nicht getäuscht. Mich im Moment für reich haltend, verließ ich den Saal vergnügt, — doch nicht auf lange. In einigen Tagen schon besuchte ich ihn wieder, und eben so befriedigt, wie das Erstemal, verließ ich ihn.

„Um Ihre Geduld, Herr Graf, nicht mit Weitschweifigkeiten zu sehr in Anspruch zu nehmen, kann ich über den größeren Theil dieser Epoche hinwegspringen; denn, obgleich sie Einfluß auf mein ganzes Leben übte, bleibt sie sich, um wörtlich wiederzugeben, doch ziemlich gleich. Nur die Hauptmomente erlauben Sie mir in kurzen Umrissen hervorzuheben.

„Ich besuchte das Spiel ferner täglich, mit einer unvergleichlichen Sicherheit spielend. Meine Gewinnste waren in Kurzem so enorm angewachsen, daß ich nicht mehr nöthig fand, meinen Rang zu verheimlichen. Ich nahm daher meinen Titel, der mir als letztem Sprossen

einer Familie gehörte, deren Name in den Jahrbüchern meines Vaterlandes niemals vergessen werden wird, mit dem gebührenden Glanz und Würde wieder auf. Doch diese neue Lebensweise, die mir in meinem damaligen Alter ein weites Feld voll Vergnügungen und Unterhaltung darbot, war dennoch nicht im Stande, mich zurückzuhalten, wenigstens einige Stunden des Tages am Spieltische zuzubringen, der mir um so angenehmer wurde, je trauter mir das Glück zur Seite blieb.

„Das Haus, welches ich machte, die bedeutenden Personen, welche meinen Umgang suchten, mein Name, meine ganzen Verhältnisse, und zuletzt mein unvergleichliches Glück ließen es der Bank sehr wünschenswerth erscheinen, mich als Theilhaber ihrer Geschäfte zu besitzen. Es wurden mir bedeutende und annehmbare Anträge gemacht, die ich auch um so weniger ablehnte, als sie mich nicht nur nicht hinderten, sondern mich wo möglich noch unterstützten, meine neu begonnene Lebensart fortzusetzen.

„Ich war in kurzer Zeit Vorsteher einer eigenen Bank. Meine Einnahmen waren fürstlich, mein Haus war eines der prachtvollsten und gesuchtesten von Paris.

„Die damalige Art, zu leben, wo es nichts Seltenes war, oft eine Grafschaft auf eine Karte zu setzen, wo sich Familienglieder, reich und begütert, in einem wahnsinnigen Schwindel in vierundzwanzig Stunden ruinirten, konnten mein eigenes Glück, so begünstigt wie es war, nur heben.

„Die gewöhnliche offene Bank wurde mir bald zu einfach. Ich ließ sie von meinen Untergebenen versehen, nur vor der auserlesensten Gesellschaft aus den höchsten Kreisen führte ich allabendlich noch den Vorsitz und mein unerschöpfliches Glück verließ mich nicht.

„Eines Nachmittags, nachdem ich einige Visiten abgestattet hatte, trat ich in die Säle der offenen Bank, um in einem der deutschen Blätter, welche hier aufgelegt waren, etwas nachzusuchen. Die Zahl der Anwesenden war ziemlich bedeutend, aber die Bank war in Verlust, was die fröhlichen Gesichtszüge mehrerer Spieler bestätigten.

„Ich nahm einen Stuhl und sah dem Gange des Spiels einige Zeit ohne Theilnahme zu.

„Ein ehemaliger Kapitän der Linie, der sich täglich in diesen Sälen einfand, aber aus sehr unwürdigen Ursachen niemals selbst spielte, beobachtete mit gierigen, unvergleichlich habsüchtigen Blicken den Wechsel des Spiels, und so oft ein Spielender seinen Gewinnst herbeizog, befiel ihn ein Zittern und seine Lippen bewegten sich mechanisch, die Zahl der gewonnenen Goldstücke berechnend. Das Motiv, das ihn täglich von Eröffnung bis zur Schließung dieser Räume herbeilockte und seine Zeit in Anspruch nahm, war wo möglich noch schmutziger, als sein Aeußeres und Inneres verrathen ließ. Sein Geschäft bestand nämlich darin, Verlierenden, welche kein Geld mehr bei sich führten, auf Preziosen oder sonst werthvolle Gegenstände, die aber meistens in seinen Händen zurückblieben, den zehnten Theil ihres Werthes mit wucherischen Zinsen zu leihen. Zu diesem Behufe hatte er immer mehrere Säcke mit Goldrollen, welche er gewöhnlich selbst herbeischleppte und symmetrisch auf einem Tischchen in einer der Fensternischen aufstellte.

„Durch diesen schmutzigen Wucher hatte er sich, nach der allgemeinen Annahme, bereits ein nicht unbedeutendes Vermögen erganuert, zu dessen Vergrößerung man ihn noch täglich in diesen Sälen sein Gewerbe treiben sah.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Jahresversammlung der historischen Kommission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Ein ähnliches Werk wie die Herausgabe der deutschen Reichstagsakten ist die Herstellung der Hanse-Rezesse oder der Protokolle aller Hansetage, welche jemals gehalten worden sind. Dieses bedeutende Unternehmen zu vollführen, hat sich Archivar Lappenberg in Hamburg zur Aufgabe gestellt. Nach seinem Vorschlag beschloß die Kommission, das Werk in ein Urkundenbuch und ein Rezeßbuch zu theilen. Die Arbeiten sind bereits weit vorgeschritten. Nachdem Lappenberg mit Dr. Junghans in den berühmtesten Archiven der deutschen Hansestädte und ebenso gründlich und erfolgreich in den noch wenig ausgebeuteten Archiven Londons geforscht, begab sich Dr. Junghaus nach Dänemark, wo er in Archiven und Bibliotheken die gründlichsten und ergiebigsten Forschungen anstellte und sich überall der größten Zuvorkommenheit erfreute. Da Se. Majestät der König insbesondere die Geschichte der Pfalz näher bearbeitet wünschte, hatte Professor Häusser der vorigen Plenarversammlung vier Arbeiten bezeichnet, welche zunächst in Angriff zu nehmen seyen, nämlich eine kritische Geschichte der Pfalz bis auf das Haus Wittelsbach; topographisch-historische Monographien über einzelne Theile der Pfalz; eine Geschichte des Herzogthums Zweibrücken; Biographien von hervorragenden Pfälzern. Es zeigte sich aber für den Antragsteller die Schwierigkeit, geeignete Kräfte für diese Arbeiten zu gewinnen. Professor Häusser gab indessen die Hoffnung noch nicht auf. Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs, deren Herstellung von Ranke geleitet wird, kommen fünf Bände zur Veröffentlichung. Einer derselben, von Dr. Hahn, behandelt die Geschichte des Königs Pipin, zwei, von Professor Dümmler in Halle, die Geschichte des ostfränkischen Reichs, die zwei übri-

gen, von Professor Hirsch in Berlin und nach dessen Tod ergänzt von Professor Waitz und Dr. Usinger, die Geschichte Kaiser Heinrichs II. Die in periodischen Heften erscheinenden Forschungen zur deutschen Geschichte, deren Redaktion Professor Waitz leitet, unter Zuziehung von Stälin und Häusser, liegen bereits in zwei Bänden vor. Die beiden Hefte des zweiten Bandes enthalten einen Leitfaden zur Geschichte Maximilans I. von Stälin, welcher des Kaisers Aufenthaltsorte von 1493 bis 1519 ermittelte, eine Geschichte des schwäbischen Städtebundes von 1376 bis 1389 von Prof. W. Vischer in Basel, eine Geschichte des Bundes der Sachsenstädte bis zum Ende des Mittelalters mit Rücksicht auf die Territorien zwischen Weser und Elbe von Stadtdirektor Bode zu Braunschweig, Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens in Deutschland von Dr. Soetbeer in Hamburg, einen Aufsatz über das Auftreten Tilly's in Niedersachsen von Professor Havemann in Göttingen und andere Arbeiten. Eine vollständige Sammlung und Bearbeitung der deutschen Rechtssprüchwörter, unter Leitung der Professoren Bluntschli und Maurer von ihren ehemaligen Schülern, der jetzigen Accessisten Dietherr und Graf in München, hergestellt, liegt fertig vor und wird demnächst erscheinen. Die Kommission hatte in der vorjährigen Plenarsitzung auch in Betracht gezogen, wie die Korrespondenzen hervorragender Fürsten oder anderer berühmter Männer zu veröffentlichen seyen. Es wurde beschlossen, mit den Korrespondenzen der Fürsten des Hauses Wittelsbach von 1550 bis 1650 zu beginnen und mit deren Sammlung und Herausgabe Cornelius, Löher und v. Sybel zu beauftragen, welche diese Aufgabe bereits in Angriff genommen haben. In diesem Jahr hatte die Kommission auch zum Erstenmal über das Ergebniß einer ihrer Preisausschreibungen das Urtheil zu fällen. Die Kommission hatte zwei Preisaufgaben gestellt: Lebensbeschreibungen berühmter Deutscher, welche auf das politische oder Kulturleben des gesammten deutschen Volkes eine bedeutende Einwirkung hatten, und Lebensbeschreibungen berühmter oder verdienter Bayern. Se. Majestät hatte für eine jede dieser beiden Preisaufgaben 3000 fl. zur Verfügung gestellt; daraus sollte ein erster Preis von 1000 fl. ertheilt, andere für druckwürdig erkannte Ausarbeitungen sollten mit einem Accessit bedacht werden. Die Kommission könnte in diesem Jahr keiner Biographie den ersten Preis ertheilen: eine Reihe von Arbeiten wurden indessen als verdienstvoll und des Druckes würdig befunden und zwei Arbeiten durch ein Accessit ausgezeichnet. Die eine: „Ignaz Graf von Törring," mit 300 fl. geehrt hat zum Verfasser Dr. Töpfer, Privatgelehrter in Nürnberg, früher gräflich Törring'scher Beamter. Der anderen Biographie „Balduin von Lützelburg, Erzbischof und Kurfürst von Trier," von Gymnasialdirektor Dominicus zu Koblenz, wurden 500 fl. zuerkannt. Von den Biographien von Bayern wurden ebenfalls zwei durch ein Accessit ausgezeichnet: die eine, „Ludwig der Reiche," von Dr. Kluckhohn, Privatdozent in München, die andere, „Aventin," von Dr. Dittmar, Dekan in Bayreuth, die erste mit 500 fl., die zweite mit 400 fl. Es war endlich ein Accessit auch Demjenigen zugesichert, welcher einen beifallswürdigen Plan zu einem bayerischen Pantarch mit Verzeichniß solcher Bayern, welchen durch irgend ein Verdienst darin eine Stelle gebührte, ferner zu jedem Namen die erforderlichen Erörterungen und Nachweisungen. Endlich auch Proben von kurzgefaßten für ein solches Sammelwerk geeigneten Biographien vorlegen würde. Drei Sammelwerke waren eingegangen, von denen eines vom Landtagsarchivar Stumpf in München, mit einem Accessit von 300 fl. bedacht wurde. Der Termin der Preisausschreibungen wurde bis zum 31. März 1864 verlängert.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das gräßliche Eisenbahnunglück, welches am 18. September die Bevölkerung Cincinnati's in Trauer versetzte, wird jetzt folgendes Nähere berichtet: „Am Abend des genannten Tages langte der Trauerzug in der Stadt an und 120 mehr oder weniger Verwundete und 30 Todte wurden in das Marinespital gebracht. Folgendes ist der Hergang der Katastrophe: Das 19. Illinoisregiment, Oberst Turchin, verließ in zwei Abtheilungen, wovon die erstere in zehn, die andere in acht Eisenbahnwagen befördert wurde, St. Louis. Der erste Zug passirte Abends etwa um 7 Uhr glücklich die Brücke Nr. 48, welche etwa 80 Fuß lang ist. Bald darauf kam die zweite Abtheilung und bereits hatte die Lokomotive mit 2 Wagen den Haupttheil der Brücke passirt, als dieselbe mit furchtbarem Krachen unter der Last der nachkommenden Wagen zusammen stürzte. Der erste Wagen fiel gerade in das vier Fuß tiefe Wasser und ihm nach donnerte der zweite, der von noch nachfolgenden zwei geschoben, mit furchtbarer Gewalt auf den ersten stürzte und die darin befindlichen Soldaten unter einem furchtbaren Wehegeschrei erdrückte. Zwei Wagen, die ebenfalls ganz mit Soldaten vollgepfropft waren, blieben wunderbarerweise auf der andern Seite der eingestürzten Brücke stehen. Die Offiziere, die fast alle in einem der geretteten Wagen waren, eilten sogleich den Verunglückten zu Hülfe. — Von Cincinnati, wohin die Trauerbotschaft durch telegraphische Depeschen gelangte, wurde ein Extrazug mit mehreren Aerzten abgesandt. Augenzeugen schildern den Anblick als entsetzlich und erschütternd. Ueber 150 junge kräftige Männer, die einige Stunden zuvor noch fröhlich und gesund waren, lagen rings auf dem Rasen, leblose Opfer des unbarmherzigen Schicksals. Gräßlich waren die Verstümmlungen einzelner, und das

Jammern der Verstümmelten und Verletzten war herzzerreißend. Endlich nach langem Suchen wurde der letzte Mann aus dem Wirrwarr herausgebracht und die Verwundeten unter Beihülfe der von nah und fern zu Hülfe Geeilten gepflegt, bis sie nach der etwa 140 Meilen weit entfernten Stadt Cincinnati gesandt werden konnten."

In Solberga Kyrka in der schwedischen Provinz Westgothland wurde um die Mitte September eine merkwürdige Naturerscheinung beobachtet. Bei einem furchtbaren Weststurm zog eine dunkle Wolke von geringer Ausdehnung von kaum hundert Fuß höhe über die Gegend hin. Plötzlich wurden nacheinander mehrere sehr heftige Detonationen vernommen und bei jeder derselben erhob sich eine blaue Feuersäule vom Erdboden bis zur Wolke, in der Farbe brennenden Schwefels und ohne das gewohnte Zickzack des Blitzstrahls. Die Wolke entfernte sich rasch, aber auch in der Ferne wurde das Phänomen noch wiederholt von den zahlreichen auf dem Felde beschäftigten Arbeitern beobachtet. An dem Erdboden wurde später keine Veränderung bemerkt.

Die Polizei entfernte bei der Illumination zu Königsberg am Krönungstage ein allegorisches Transparent. Es stellt den Rheinstrom dar. An seinem linken Ufer lauert ein Fuchs mit frappant ähnlicher Physiognomie Napoleons. Auf der rechten Seite saß der preußische Aar, umgeben von einer Menge kleiner Adler, fest und muthig den schlauen Vierfüßler jenseits anblickend. Ebenso hat eine transparente Inschrift, in welcher der preußische König hoch begrüßt, dem deutschen Kaiser aber noch ein freudigeres Willkommen in Aussicht gestellt wurde, sofort nach ihrer Ausstellung entfernt werden müssen.

Der Kulturhistoriker Dr. J. H. Müller, zur Zeit Konservator am Germanischen Museum, ist vom König von Hannover an das Welfen-Museum berufen. Dieses soll nicht nur die Alterthümer und Denkmäler des herrschenden Hauses in sich aufnehmen, sondern in einer Reihe von Originalen und Kopien ein möglichst vollständiges Bild der Kulturentwicklung der gesammten Stammlande wiedergeben. Die Durchführung dieser Aufgabe ist neben einer Kommission vorzugsweise dem genannten jungen Gelehrten übertragen, durch dessen Abgang das Germanische Museum einen empfindlichen Verlust erleidet.

R. H. Major, von Britisch Museum, hat den Nachweis geliefert, daß das Verdienst der ersten wirklichen Entdeckung Australiens nicht den Holländern, sondern den Portugiesen gehört. Es fiel ihm nämlich bei seinen literarischen Forschungen eine handschriftliche Landkarte in die Hand, aus der sich ergibt, daß die nordwestliche Küste im Jahre 1601, fünf Jahre, ehe ein Holländer dahin kam — von Manoel Godinho de Heredia entdeckt wurde. Herr Major hat dafür vom König von Portugal den Thurm- und Schwert-Orden erhalten.

In Folge einer Preisbovorei sind in der Nähe von Manchester fünf Personen wegen „Todtschlags" vor die Geschwornen verwiesen. Die Preisbovorei fand um 2 Pfund Sterling zwischen einem gewissen Pugh und einem Richards statt; der letztere fiel nach 40 Gängen. Er starb an einer Wunde an der Schläfe. Pugh und die vier Sekundanten sind verhaftet. In der ganzen Nachbarschaft sprach man Tages vorher von nichts als von der bevorstehenden Boverei, aber von einem Versuch, sie zu verhindern, war keine Rede.

Räthsel.

Weißt du, was aus schönen Augen,
Schöner als ihr Feuer lacht?
Ob sie's aus dem Himmel saugen,
Oder aus der tiefsten Nacht?
Wenn dich Blumen bunt umblühen,
Sag, was schmückt sie wunderbar?
Morgenroth und Abendglühen
Und die Wolken stellt dir's dar.
Liebe spricht aus zarten Wangen,
Hoffnung aus der Bräute Kranz.
Wie der Lilienstirne Prangen
Webt's der feid'nen Locken Glanz.
Welten kannst du aus ihm weben,
Doch gebar es nur der Schein,
Ohne ihn wär' bleich das Leben
Freundlich hüllt die Welt es ein.

Auflösung der Charade in Nro 254:

Marktkram.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 258 Dienstag, 29. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Herr Kapitän," sagte ich, nachdem ich eine Weile das Widerwärtige seines Geberdenspiels mitangesehen hatte, „Sie haben heute keinen glücklichen Tag; die Bank ist sehr in Verlust und Ihre Geschäfte werfen heute keine Prozente ab. Sie sollten einmal ausnahmsweise Ihr Glück auf andere Art probiren, um diesen Schaden, den Ihnen heute die Bank zufügt, zu ersetzen. Spielen Sie einmal, Kapitän, heute müssen Sie unfehlbar gewinnen."

„Diesen Scherz machte ich in der festen Ueberzeugung, nur einen Scherz zu machen, da ich bestimmt versichert war, daß dieser Mensch keinen Louisd'or wagen würde. Wie groß war daher mein Erstaunen, als der Kapitän, mir zulächelnd, sagte: „Wenn ich das Glück des Herrn Herzogs hätte, würde ich es schon früher gewagt haben; aber ich will auch ohnedem auf Ihren gütigen Rath eingehen, vielleicht — — wer kann es wissen!?"

„Herr Graf, Sie können sich einen Begriff machen, wie mein Erstaunen wuchs, als der Kapitän wirklich fünfzig Louisd'ors setzte. Diejenigen, die den Kapitän kannten, waren nicht weniger verwundert über diese Handlung, wie ich selbst. Einen Moment war Jeder gespannt auf die Farbe, welche herauskommen würde. Er hatte Schwarz besetzt. Der Croupier zog ab — es fiel Roth und der Kapitän hatte verloren. Er sah mit ausgestreckten Händen, den Körper vorgebeugt, mit einer unsäglichen Angst der Schaufel nach, die das Geld hinwegraffte. Sein Gesicht wurde nach und nach gelblichbleich, wie die Farbe eines Todten. Dann rannte er mit einer unglaublichen Hast zu seinem Tischchen, schleppte die drei dort aufgestellten Säcke herbei und setzte sie; aber es fiel abermals Roth und der Kapitän hatte wieder verloren. Eine sichtbares Zittern bewegte seinen ganzen Körper, die Bleiche seines Gesichtes hatte einer dunklen, hektischen Röthe Platz gemacht; sein Mund war halb geöffnet und formte sich zu einem abschreckenden Grinsen.

„Va banque!" stieß er endlich hervor, indem seine Augen wie irre im Kreise der erstaunten Zuschauer herumgingen. Seine Stimme hatte mehr den Ton eines wilden Thieres, als die eines Menschen?"

„Und was setzen Sie dagegen, Herr Kapitän?" fragte ich.

„Meine Villa vor den Barrièren, Herr Herzog!" stammelte er.

„Gut!" erwiderte ich.

„Die Spannung aller Anwesenden war auf den höchsten Punkt gestiegen. Der Croupier zog ab und — der Kapitän hatte nochmals verloren.

Die Scene, die nun erfolgte, überschritt die Gränzen des vernünftigen Menschen an gemeiner Herabwürdigung zu weit, um Ihnen, Herr Graf, ein Bild davon zu entwerfen. Rasende Verzweiflung mit der niedrigsten knechtischen Entwürdigung gepaart, ist nur ein schwacher Ausdruck für das Benehmen des Kapitäns. Wäre es ein Anderer, als dieser Kapitän gewesen, man hätte Mitleid fühlen müssen, doch so verwandelte sich dieß in Verachtung. Er wurde zum Spotte der Anwesenden.

„Entheben Sie uns von diesem unangenehmen Schauspiele, Herr Kapitän; mein Wagen wird gleich vorfahren, darum haben Sie die Güte, mich nach meiner Villa zu begleiten," sagte ich, den Saal verlassend.

„Halb mit Gewalt wurde er in den Wagen gehoben, der uns bald vor die Barrieren führte.

„In einem Salon der kleinen, aber sehr geschmackvollen Villa des Kapitäns angekommen, warf er sich nochmals mir zu Füßen mit der Bitte um Schonung.

„Nicht für mich, Herr Herzog, bitte ich; Sie verachten mich, Sie müssen mich verachten, aber — haben Sie erbarmen, haben Sie Mitgefühl für meine Tochter. O!" winselte er mit einer Bewegung, die wirklich Mitleid erregend war, „o! um meiner Tochter willen, üben sie Mitleid, Erbarmen! Ich bin ein Bettler, und sie kennt die Armuth nicht; ich umgab sie von Jugend auf mit Luxus und Freude, sie kennt keine Noth. Jeder ihrer Wünsche fand Befriedigung. Ich bin —"

„Hören Sie auf, Kapitän," sagte ich kalt, mich von ihm abwendend. „Führen Sie nicht vergebens den zweiten Akt eines erniedrigenden Schauspiels auf, das mir ekelhaft wird."

„Stehen Sie auf, Kapitän, zeigen Sie mir lieber die Räumlichkeiten meines neuen Hauses," fuhr ich fort.

„Vielleicht erlauben Sie mir auch, Ihrer Fräulein Tochter meine Aufwartung machen zu dürfen," sagte ich spottend, mich einige Schritte von ihm entfernend.

„O, Herr Herzog," begann er auf's Neue, in seiner Stellung verharrend. Er wollte weiter reden — doch plötzlich wurde rasch eine Seitenthüre, welche von einer Reihe Wohnzimmer in den Salon führte, geöffnet. Ein junges, auffallend schönes Mädchen, sehr einfach, aber geschmackvoll in Weiß gekleidet, mit einer venetianischen Kette, als einzigem Schmuck, welche vom Nacken bis zum Gürtel herabreichte, erschien auf der Schwelle der geöffneten Thüre, mit einer Würde, die man sonst in dem Alter, in welchem sie stand, nicht zu finden gewohnt ist.

„Sie trat stolz auf den Kapitän zu und den in sich selbst versunkenen Alten berührend, sagte sie mit einer klangvollen, aber gereizten, halb befehlenden Stimme: „Stehen Sie auf, Vater, und erniedrigen Sie mich nicht in Ihrer Person, indem Sie nicht verschmähen, eine Bitte auszusprechen, und zwar in solcher Art vor einem Menschen auszusprechen, dessen Herz in seiner verachtungswerthen Profession zu verdörrt und hohl geworden ist, um noch eine Ahnung von Dem, was Sie sagen, fühlen zu können. Solche Scenen sind die Zugabe zu seinem Erwerbe. Stehen Sie auf, Vater, und wenn Sie sich zu altersschwach fühlen, einen Nahrungszweig zu finden, so bin ich es nicht, und ich werde die Sorge dafür übernehmen können. — Ihnen," fuhr sie zu mir gewendet fort, „Herr Herzog, steht es frei, von Ihrem Eigenthume Besitz zu nehmen, wir werden Sie nicht weiter belästigen und unsere längere Gegenwart haben Sie nicht zu besorgen."

„Es ist mir eine Erleichterung, Herr Graf, von diesen Begebenheiten zu sprechen," fuhr der Herzog, nachdem er eine geraume Zeit geschwiegen, in seiner Erzählung fort. „Sie ruhten vierzehen Jahre verschlossen in meiner Brust, und dennoch steht jener Moment, wovon ich eben sprach, so lebendig vor meinem inneren Auge, als hätte ich ihn erst gestern durchlebt. Es gibt Augenblicke im Leben, vielleicht in jedes Menschen Leben, Herr Graf, die so gewaltig an uns herantreten, daß ihre Erinnerung unverlöschbar, ihr Eindruck unverwüstlich an uns haftet. Auch eine Stunde gibt es im Leben, in welcher sich der Mann, vielleicht mit Ausnahme Weniger, berührt fühlt von einer ungeahndeten, aber mächtigen Hand, deren Schwere zu gewaltig ist, um von dem Muth, dem Stolz und allen den Waffen, die wir uns träumen zu besitzen, bekämpft zu werden. Ein solcher Moment war jener, wo das junge, kaum achtzehnjährige Mädchen auf der Schwelle jenes Salons erschien."

„Auch ich fühlte diese mächtige Hand, und zwar durch diese jugendliche Gestalt, deren Fülle und Schönheit noch durch die Röthe des Zornes und den lebhaften Blick der Verachtung erhöht wurde.

„Sie können wohl glauben, Herr Graf, daß ich darauf hin mein Recht nicht weiter verfolgte.

„Ich stand in jener Zeit in der Blüthe meines Lebens. Mein Aeußeres war nicht abschreckend, mein Stand hervorragend, meine Verhältnisse gesichert und glänzend. Ich gewann die Neigung dieses Mädchens in hohem Grade und im Verlaufe von drei Monaten war sie meine Gattin."

Der Italiener schien hier, bei diesem Zeitpunkte seines Lebens angekommen, nochmals jene Begebenheiten sinnend an seinem Innern vorüberziehen zu lassen, denn er schwieg eine längere Zeit.

„Es hatte mir," nahm er endlich seine Erzählung wieder auf, „zu meinem Lebensglücke nichts gefehlt, als eine Gefährtin, und welche hatte mir die Vorsehung bestimmt! — Mein Loos war beneidenswerth. Mein Haus, früher schon glänzend und prachtvoll, erhielt durch meiner Gattin Schönheit, Geist und Eleganz eine Höhe, die allein stand. Keine Störung irgend einer Art trübte den heitern Himmel meiner Gegenwart. Nichts ereignete sich, was nicht zu meinem Glücke mit beigetragen hätte. Ich war sehr glücklich.

„Mehrere Jahre, die glücklichsten meines Lebens, flossen so in Ruhe und der höchsten Zufriedenheit hin. Die Zukunft schien keinen Kummer für mich bewahrt zu haben. Ich begann, mich selbst für eines jener vom Schicksale auserkorenen Wesen zu halten, an deren Lebenspfad wohl Blumen und Blüthen, aber keine Dornen stehen. Doch diesem Traume folgte bald ein Erwachen. Das dunkle Verhängniß griff erst leise, dann immer stärker an die Grundsteine meines so fest geträumten Glückes.

„Begebenheiten, die an sich unbedeutend, aber eine Verkettung der Verhältnisse in die Zukunft nach sich zogen, waren die ersten und ernsten Mahner, die an die Thüre meines Friedens pochten.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der Geyser in Kalifornien.

Dem „San Francisco Bulletin" entnehmen wir die folgende vom Juni 1861 datirte Korrespondenz, die demselben aus dem Geyser Springs Hôtel zugegangen ist.

„Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Kalifornien und nachdem ich alle Arten von Beschreibungen von diesem wundervollen Platz gelesen und gehört hatte beschloß ich, ehe ich das Goldland verließe, zu gehen und selbst zu sehen, und jetzt würde ich mich nach dem, was ich gesehen, für einen unglücklichen Menschen halten, wenn ich versäumt hätte, mir den herrlichen Anblick zu verschaffen. Der angenehme und für die Ge-

sundheit so zuträgliche Ausflug von San Francisco ist so oft beschrieben worden, daß ich es als eine Zeitverschwendung betrachten würde, wollte ich ihn wiederholen, — es genügt zu sagen, daß er den Touristen für die übernommene Mühe reich belohnt —, und ich werde deßhalb mit meiner Ankunft in dem hübschen und ländlichen Dorfe Healdsburg beginnen.

Hier hörte ich von verschiedenen Arten, nach dem Geysern zu reisen, sprechen, und die Meisten sprachen sich dafür aus, den Weg zu Pferde zu machen. Da ich aber die ganze Welt bereist habe und eine Reise zu Wagen bei Weitem einer solchen zu Pferde oder zu Fuß vorziehe, so war es mir sehr erfreulich, daß Herr Foß, Besitzer von Miethwagen, mir das Anerbieten machte, mich nicht nur mit Bequemlichkeit, sondern auch mit voller Sicherheit für meinen Körper dorthin zu fahren. Hierauf wurden zwei kräftige Pferde an einen leichten Reisewagen gespannt, und 45 Minuten nach unserer Abfahrt kamen wir bereits auf der 7 englische Meilen entfernten Station Ray an. Nachdem hier unsere Pferde ihren Durst in einem klaren Berggewässer an der Thür gelöscht hatten, fuhren wir den Hügel hinan, ohne auf die übertriebenen Schwierigkeiten zu stoßen, die ich nach den mir gemachten Erzählungen erwartet hatte. So fuhren wir voran, unsere Pferde erkletterten die steilsten Stellen und galoppirten dann fröhlich über die Ebenen, die sich auf unserm Wege häufig fanden. Als wir auf dem Gipfel der ersten Bergkette angekommen waren, kehrten wir uns, ehe wir nach dem Little Sulphur Creek hinabfuhren, um und erfreuten uns einer der schönsten Aussichten über das russische Flußthal, das sich nördlich bis Cloverdale ausdehnt und südlich sich an das Petalumathal anschließt. Es gab da Hügelabhänge, die in einer reizenden, malerischen Art mit Eichen prangten, Bergketten mit riesenartigem Rothholz bedeckt, wild herabrollende Bäche, ruhige Seen, hier und dort eine freundliche Farm und Wohnstätte und in den Feldern kräftige Landleute, die sich ihren Geschäften widmeten.

Wir setzten nun unsere Reise fort und fuhren abwärts nach dem Little Sulphur Creek, der voller Forellen und Kiefelsteine ist und wo der kollernde Strom über die Felsen hüpft und munter Strahlen in die Höhe wirft, die wie die Krystalle in den Salzbergwerken Polens glänzen. Nachdem wir eine steile Anhöhe hinaufgefahren waren, kamen wir zunächst am Fuße des Godwin oder Sulphur Peak (Schwefelkuppe) an, auf dessen Gipfel sich 3500 Fuß über der Meeresfläche ein von amerikanischen Ingenieuren aufgepflanzter einsamer Flaggenstock erhebt, von dem aus die Aussicht wirklich eine großartige seyn muß. Wir verfolgten die sich um den Fuß des Berges windende Straße und gelangten an den weit berühmten Hogsback (Eberrücken), einen schmalen Felsenrücken, der ein sehr tiefes, wenigstens zwei englische Meilen breites Thal überdrückt. Von diesem hatten wir eine herrliche Aussicht auf den Berg St. Helena im Südosten und auf den Ripley im Norden, an dessen Fuße der Clear Lake (der klare See) liegt — der ein sich fortwährend veränderndes Panorama von sich wellenförmig erhebenden Hügeln, Bergen, Abgründen und reißenden Strömen bildet. Auf unserer Fahrt über den Hogsback, den wir theilweise in langsamem Schritte, an andern Stellen im Trab zurücklegten, kamen wir an den Zelten der Quecksilberbergleute vorüber und dann fuhren wir nach den Geysern hinab. Hier war es nothwendig, in Ermangelung eines Hemmschuh's eins der hintern Räder unseres Wagens mit einem starken Seil zu befestigen. Wir fuhren nun langsam ungefähr zwei Meilen weit im Zickzack hinunter, und plötzlich erblickten wir vor uns ein weißangestrichenes, zwei Stockwerk hohes, rings herum mit Balkonen versehenes Hotel, welches selbst der Montgomerystraße (einer der schönsten Straßen in San Francisco) keine Schande gemacht haben würde. Um dieses Haus in der wilden Schlucht zu erbauen, mußte an Ort und Stelle eine Sägemühle errichtet werden, weil das Bauholz nicht dorthin transportirt werden konnte. Als wir den Hügel hinab kamen, hörten wir die mächtigen Geyser zischen und wie so manche in dem Hafen ankommende Seedampfschiffe ihren Schwefeldampf ununterbrochen in die Höhe blasen.

Ermüdet, nicht von der Länge der Reise, sondern eher von dem Anstarren der Schönheiten der Natur, sprangen wir aus dem Wagen. Unsere Pferde wurden augenblicklich von einem flinken, bereit stehenden Stallknecht abgeschirrt, wir stiegen die ins Hotel führenden Stufen hinauf, und an der Thür empfing uns der Wirth mit einem herzlichen „Willkommen" und den uns erfreulichen Worten: „Meine Herren, das Mittagsessen ist so eben angerichtet!" Und welch' ein Mittagstisch! Austersuppe, geröstete Bergforellen, die ganz frisch aus dem Flusse gekommen waren, und eine so schöne am Spieße gebratene Hammelskeule, wie ich sie seit Jahren nicht gegessen hatte, mit gerösteten Kartoffeln und Johannisbeersaft; als Nebengerichte Sardellen, Austernpasteten, frische Eier, Omeletten, frisch gemachte Butter, ausgezeichnete Milch und Wasser und vortrefflichen Kaffee und Thee.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Hayes, der Begleiter Dr. Kane's auf dessen letzter Nordpolerpedition, ist von seiner zweiten arktischen Forschungsreise wohlbehalten in Grönland angekommen. Er hatte 8 Meilen nördlich vom Kap Alexander (78° n. Br.) überwintert, und war angenehm erstaunt über die Anzahl jagdbarer Thiere, die er daselbst antraf. Es wurden ihm von seinen Leuten 300 Rennthiere an

Bord gebracht (die, welche am Lande verspeist worden waren, nicht eingerechnet), außerdem 60 blaue Füchse und 20 Hasen geschossen. Einige dieser Thiere waren merkwürdig fett. Der Astronom Sonntag war im Dezember auf einem Ausfluge gestorben, den er allein mit dem Grönländer Hans unternommen hatte. Dr. Hayes selber hatte am 4. April d. J. einen Ausflug vermittelst Schlitten in nördlicher Richtung unternommen, von wo er am 28. Mai zurückkam, nachdem er bis 82½° vorgedrungen war. Doch das „offene Polarmeer" fand er nirgends, sondern bloß offene Stellen Wasser, wie sie oft an den Küsten Grönlands vorkommen. Am 15. Juli konnte sein Schooner aus Winter Harbour auslaufen, am 31. August erreichte er Upernavick, und von dort wollte er am 3. Sept. nach New-York abfahren.

Man schreibt aus dem Bilsthale: In Gerzen war die Metzgersgattin auf dem obern Boden ihres Hauses beschäftigt und hatte ihren zweijährigen Sohn bei sich. Wie es nun die Art solcher Kinder ist, so fand der Knabe großen Gefallen an dem weiten Tummelplatz, rutschte lustig herum und näherte sich der offenen Thüre, um auf die Straße hinabzuschauen. Als die Mutter dieß merkte, wollte sie vor dem Hinabfallen warnen, schrie, aber nur mehr, wie ihr Kind kopfüber hinausstürzte und aufs harte Pflaster hinabfiel; der Vater sah das fallende Kind vom Fenster aus. Wer vermochte es, den Schrecken und die Angst dieser Eltern zu beschreiben? Sie dachten nicht anders, als ihr liebes Kind todt und zerschmettert auf dem Pflaster liegen zu sehen. Sie eilten, so schnell sie noch ihre Füße trugen, hinab und hinaus, aber — o Wunder! — keine Blutspur — das Kind lag ganz schön mit dem Rücken auf dem harten Pflaster, wie in einem weichen Bettlein, die beiden Händchen ausgebreitet. Obwohl der Fall vom zweiten Stock des hohen Hauses auf das harte Pflaster geschah, so fand doch der Arzt nicht die geringste Spur einer Verletzung und der „Xaverl" ist jetzt so frisch, munter und gesund wie vor dem gefährlichen Fall.

Der Hofmarschall von Malortie in Hannover ist der Verfasser eines Buches: „Der Hofmarschall, wie er seyn soll", worin er sich selbst als Ideal aufgestellt hat und welches von Gutkow in dem Aufsatze, „die Kunst, Fürsten zu bedienen", höchst komisch rezensirt worden ist. Das Buch hat sich für den Verfasser als sehr einträglich bewiesen. Herr v. Malortie hat dasselbe allen deutschen Fürsten zugesandt und zum Danke unzählige Kommandeurkreuze und nach oberflächlicher Berechnung für 25,000 Thlr. Tabaksdosen bekommen. Von diesen Tabaksdosen hat der Hofmarschall ein Fideikommis für seine Neffen gestiftet.

In Sachsen fängt man an, im Wirthshaus auf Bier zu abonniren. Restaurateur Müller in Chemnitz gibt Bierkoupons in ganzen und halben Dutzend an seine Gäste aus. Es sind dieß Anweisungen auf je ein Glas Bayerisches oder Lagerbier, von denen sechs Stück 1/24 Eimer vorstellen und für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen den Vortheil bieten, daß er jedes Glas Bier 1—2 Pfennige billiger erhält als beim Einzelverkauf.

[Omnibus ohne Pferde.] Der Fabrikant Karl Lamik in Wien hat neuartige 12sitzige Omnibus erbaut, welche demnächst in Betrieb gesetzt werden sollen. Bei diesen Omnibus sind die Pferde entbehrlich, sie werden von zwei Menschen mittelst einer eigenen mechanischen Vorrichtung schnell und sicher fortbewegt. Eine Probefahrt, die vor einigen Tagen vorgenommen wurde, hat allen Anforderungen entsprochen. Für diese Unternehmung hat das Handelsministerium ein Privilegium ertheilt.

Bei der am 19. Okt. stattgehabten Illumination in Lüttich hat man folgenden guten und transparenten Witz auf einem Transparente angebracht. Zwei Käse, ein holländischer und ein herfster (Belgien), stellen in wohlriechender Weise die Versöhnung zwischen den beiden Ländern dar. Das Gesicht Louis Napoleons steckt die bekannte Menglernase zwischen beide und darunter steht: „Hier riecht es nicht gut."

Am Morgen des Krönungstages trat in Königsberg ein alter Invalide an die zum Schloßhof führende Pforte. Da er keine Eintrittskarte hatte, so rief ihm die Wache ein lautes „Zurück" entgegen. Der alte Graubart richtete sich hoch empor und rief: „Zurück?" Heute ist der 18. Oktober; vor 48 Jahren hieß es an diesem Tage „Vorwärts!" und vorwärts schritt der Alte und betrat unangefochten den Schloßhof.

In einer kleinen Gasse in Berlin war am 22. Oktober eine Fahne bei einem Schuhmacher mit der Inschrift ausgehängt:

Heil sey dem höchsten König der Ehren!
Und Wilhelm — und wir laßt gewähren!
Wer Gott und Wilhelm den Ersten nicht ehrt,
Dem mach' ich gleich die Stiefel verkehrt!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 259 Mittwoch, 30. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Ich erinnere mich dessen Anfang wohl. Wir waren eines Abends, wie häufig geschah, im engeren Kreise versammelt und spielten sehr hoch. Ich führte, wie gewöhnlich, den Vorsitz und gab Bank. Auch noch ein äußerst junger Graf war zugegen. Wenn ich nicht irre, ein Russe von Geburt und seit Kurzem der selbstständige Erbe eines bedeutenden Vermögens. Seine unbegränzte Neigung zum Spiele hatte ihn schon öfters in mein Haus geführt. Da er ohnedem durch die Stellung in der Gesellschaft, wie auch um seiner selbst Willen ausgezeichnet wurde, war kein Anstand vorhanden, ihm den Zutritt in unseren geschlossenen Zirkel zu versagen. Schon einige Abende vor dem jetzt beregten hatte er stark verloren; an diesem Tage aber versagte ihm Alles. Sein Spiel war ungeheuer; halb wahnsinnig, wollte er mit Gewalt das Glück forciren, welches neckend vor ihm floh. Auf einmal, nachdem er mehreren Abzügen sinnend zugesehen, griff er hastig in seine Brusttasche und zeigte ein kleines, rothes Etui, mit goldenen Rändern gefaßt, den schwachen Rest eines fürstlichen Vermögens enthaltend. Es sollte ihm seinen verlorenen Reichthum wieder zurückführen. Zögernd schob er es auf die Tafel, und in der nächsten Minute — besaß er es nicht mehr.

„Ein Pistolenschuß machte dem Leben des Jünglings in unser Aller Gegenwart ein frühes, bedauernswerthes Ende.

„Sein Blut bespritzte die Nächststehenden, so wie die Tafeln und Wände des Zimmers. Ich zuckte damals die Achseln und sagte, wenig Theilnahme zeigend: „Er war ein Thor."

„Nichts stumpft im Gange des Spieles das Edle des Menschen so ab, wie eben die Aufregung, die das Spiel hervorbringt; der eben erwähnte Vorgang läßt mich aus Erfahrung sprechen. Denn sonst, ich kann es ohne Selbstlob sagen, war ich nichts weniger, als habsüchtig, geizig oder hartherzig gegen die Schwächen und Leiden meiner Mitmenschen.

„Was werden Sie dazu sagen, Herr Graf, wenn ich Ihnen als Beweis versichere, daß, nachdem der Leichnam des jungen Russen und die übrigen Merkmale seines gewaltsamen Todes beseitigt waren, wir ruhig in unserer Unterhaltung fortfuhren? Traurige Beispiele, wie weit die Leidenschaft des Menschen seine besseren Gefühle betäuben und verhärten kann! Und mit Scham muß ich gestehen, um aufrichtig zu seyn, daß mir der Vorfall wenig Kummer machte und in meinem Gedächtnisse bald ganz verwischt war, hätte sich nicht kurz darauf eine Begebenheit anderer Art zugetragen, die mich aus dem Geräusche der Welt, jedoch nur auf Stunden, herausriß und mich zwang, meine Gedanken auf ernstere Gegenstände zu richten und auch den Tod des jungen Grafen in meiner Erinnerung auffrischte. Leider ist aber der Zauber der Welt und die leidige, Alles beherrschende Gewohnheit zu stark, um jedesmal den besseren Entschlüssen des Menschen Raum zu geben und, wenn es auch sein fester Wille wäre, sich diesen besseren Eindrücken hinzugeben. Wird der Mensch immer unter jeder obwaltenden Lage stark genug seyn, den neuen Weg zu betreten? Wird er sich ohne Aufenthalt losreißen können von hundert Gliedern, die ihn mit der Gesellschaft, in der er lebt, verketten und ihn in unzählbaren Umwindungen umschlungen halten? — Doch, ich will Ihnen nicht mit philosophischen Betrachtungen beschwerlich fallen, sondern zu dem beregten Vorfalle zurückkehren.

5.

„Wie Sie wissen werden, lebten wir zu jener Zeit in einer sehr bewegten kriegerischen Epoche, wo auch Ihre Nation, Herr Graf, manche reiche Erfahrung gesammelt haben muß.

„Es war zu der Zeit, in welcher neue Heere des Kaisers die Pyrenäen überstiegen, um den unglücklichen Feldzug in Spanien mit Energie und Macht zu einem schnelleren Ende zu führen. Sie rückten als Theile der italienischen und Rheinarmee diesen als Reserve nach. Mehrere dieser Regimenter passirten die Hauptstadt, um die Ehre, nochmals vor dem Kaiser defilirt zu haben, auf ihrem weiten Marsche mitzunehmen.

„An großartige militärische Schaugepränge und Durchmärsche zwar seit Jahren gewöhnt, war dennoch ein großer Theil der Bevölkerung von Paris in Be-

wegung und die Fenster der Häuser an den Straßen, durch welche die Truppen passiren mußten, dicht besetzt.

„Es waren theilweise Truppen dabei, die mit dem Kaiser in Italien, Aegypten und in Deutschland gefochten, und zu deren Empfang, — vielleicht auch, um sie mit dem Wechsel und den Strapazen, welche ihnen bevorstanden, einigermaßen zu versöhnen — bedeutende Vorkehrungen getroffen worden.

„Auch wir, meine Frau und ich, fühlten uns angezogen, von den militärischen Massen, die durch jene Straße passirten, in der unser Hotel lag.

„Wir sahen hier die erprobten, ausgesuchten Söhne Frankreichs in einer unabsehbaren Linie dahinschreiten. Begleitet von einer rauschenden, den Muth eines jeden einzelnen Mannes erhebenden Feldmusik, glich diese Linie einer furchtbaren, aber glänzend schönen, ungeheuren Schlange, die den Strahl der Sonne, der auf ihre glitzernde Oberfläche fällt, in Blitzen tausendfach zurückgeschleudert und die Entfaltung ihres riesigen Körpers in sanften, wellenförmigen Windungen dem staunenden Auge darlegt.

„Bataillon auf Bataillon in geschlossenen Kolonnen, ohne Intervallen, schritt taktmäßig und dröhnend an uns vorüber.

„Jetzt kündete und empfing ein tausendfaches und abermals tausendfaches, dem Ohre unverständliches Willkommen die Spitze eines jener leichten Infanterieregimenter an, das mit bei Lodi gefochten und an den Pyramiden gelagert hatte.

„Das Regiment antwortete mit einem Marsche, zu welchem ein Text geschrieben, der damals sehr bekannt war. Jeder Vers endete mit dem Refrain:

Wenn auch der Sproß von Frankreichs schönem Boden
Sein Vaterland wohl nimmer wiedersieht,
Steht's doch in seiner Brust geschrieben:
Gedenke sein, wie Jene
Fern in der Heimath Dein gedenken!

„Je näher es heranrückte, desto brausender und stürmischer wurden die Akklamationen der Bevölkerung.

„Kränze, Blumen, Schleier, Tücher aus Damenhänden flogen von den Fenstern und Balkonen auf die Krieger herab. Von den Trottoirs und Nebenstraßen, von wo aus mit solchen Liebeszeichen nicht geantwortet werden konnte, flogen alle Kopfbedeckungen ohne Unterschied wild durcheinander in die Luft, unterstützt von Geberden und Rufen, gleich dem Rollen des Donners.

„Die Abtheilungen marschirten, sich ihres Ruhmes bewußt, kriegerisch ernsthaft vorüber. Die gebräunten, nicht mehr jugendlichen Gesichter dieser kernigen Gestalten gaben Zeugniß genug, daß unter ihnen wenig Neulinge seyen.

„So defilirte Abtheilung auf Abtheilung geschlossen vorüber. Da geschah es, daß einer der Offiziere, welcher einen dieser Züge führte, unverwandt zu uns herauf sah. Das Auffallende dieses festen Blickes führte auch unser Auge nach jener Seite, wo derselbe marschirte.

„Seine Physignomie schien mir nicht ganz unbekannt, nur wußte ich keinen Platz, der mir die Erinnerung ganz vergegenwärtigt hätte. Sobald er unserm Balkone vis-a-vis gekommen war, salutirte er. Ein leiser Ton entfuhr den Lippen meiner Frau, die sich sogleich unwillkürlich von der Brüstung, welche die Einfassung des Balkons darbot, zurückzog. Indem ich mich erstaunt nach ihr hinwandte, war es unverkennbar, daß eine innere Bewegung sie ergriffen haben mußte. Die frische Röthe ihrer Wangen hatte einer auffallenden Blässe Platz gemacht; doch plötzlich wieder mit einer stolzen Bewegung ganz sich aufrichtend und wieder vortretend, schien ihr Auge in den Massen des Volkes oder der Truppen einen Gegenstand zu suchen, der ihr entschwunden war. Auch ich suchte jenen Offizier, der mir aufgefallen war, nochmals unter der großen Menschenzahl zu erkennen. Es gelang mir auch, denn sobald derselbe einen Punkt erreicht hatte, wo er unserm Gesichtskreise unsichtbar werden mußte, wandte auch er sich nochmals zurück und suchte mit schnellem Blicke unter den Fensterreihen diejenige Stelle, wo wir standen.

Dieser Moment reichte hin, mir mein Gedächtniß wiederzugeben."

„Es ist Eugen!" sagte ich halblaut, zufrieden damit, ihn erkannt zu haben.

„Aber so weit sich aus dieser flüchtigen Erkennungsscene schließen ließ, war eine große Veränderung mit meinem ehemaligen Jugendfreunde vorgegangen, jenem Jugendfreunde, der unbewußt die veranlassende Ursache meiner damaligen Reichthümer gewesen war. Seit unserer Trennung aber hatte ich niemals wieder die geringste Nachricht von ihm erhalten, die mich mitten in dem Wirbel der Zerstreuungen an ihn erinnert hätte, und so war nach und nach sein Bild in meinem Innern erloschen. Der jugendlich schlanke Mann schien ein sehr ernster geworden zu seyn; sein sonst so heiteres Wesen war düster, sein Auge stechend geworden; auch sein Körper hatte jenes Feste angenommen, das nicht mehr verträglich mit den leichten Bewegungen, mit dem Offenen, Heitern, das dem frohen Menschen eigen, der noch niemals von einer ernsten Sorge berührt wurde.

„Es ist Eugen!" sagte ich, vor mich hinlächelnd, das Erstaunen der Herzogin ganz übersehend, daß dieser Ausruf bei ihr hervorgerufen hatte. Sie sah mich überrascht und fragend an; da ich jedoch schwieg, ergriff sie meine Hand und sagte: „Ich habe genug des kriegerischen Schauspiels. Wollen Sie mit eintreten, Emanuel?"

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte ich, erstaunt über das Sonderbare ihres Benehmens.

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte sie, in den Salon eintretend; es mag vielleicht die Wärme und der Staub der Straße seyn, die Schuld tragen."

„Möglich," sagte ich, um sie zu beruhigen. Wün-

schen Sie vielleicht etwas, Marie? Sie scheinen wirklich nicht wohl zu seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der Geyser in Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Nach einem freundschaftlichen Geplauder mit unserm Wirth und unserer Wirthin, die, wie ich fand, Europa bereist hatten und vollkommen verstanden, wie eine solche Badeanstalt geleitet werden muß, zogen wir uns in unsere Zimmer und Betten zurück, die mit den besten wetteifern.

Am folgenden Morgen standen wir um sechs Uhr auf und betrachteten von unserm Fenster aus die Berge an der andern Seite von Pluton Creek, die in Dampf eingehüllt waren, der sich mit einem lauten, zischenden Geräusch einige hundert Fuß hoch über den Gipfel der gegenüberliegenden Bergkette erhob. Nachdem uns ein Diener mit Handtüchern versorgt hatte, gingen wir von dem Plateau, auf welchem das Hotel erbaut ist, auf einem bequemen durch Buschwerk führenden Fußpfad an den Creek (ein kleiner Bach) hinab, über den eine ländliche Brücke zu den Badehäusern führte, wo wir uns fünfzehn Minuten lang in einem warmen Schwefelbade eine Güte thaten. Das Wasser in der Schwefelquelle ist 110° Fahrenheit (34⅔° Reaumur) warm und wird in bleiernen Röhren in die Badewannen geleitet, wo es nur noch 60° Fahrenheit (12⅔° R.) warm ist. Nach dem Bade stiegen wir auf einem sich windenden Fußpfade nach den Devil's Washtubs (Teufels Waschkübel) empor.

Jetzt komme ich an den schwierigsten Theil meiner Aufgabe, denn was ich jetzt sah, übertraf Alles, was ich je hatte beschreiben hören, in einem so unermeßlichen Grade, daß es der Sprache an Worte fehlt, das, was ich erblickte, treu zu beschreiben. Es muß in der That, wie sich eine sehr einsichtsvolle Person elegant ausdrückte, gesehen, gehört, gefühlt und geschmeckt werden, um es zu verstehen und zu würdigen. Sich eine bestimmte Idee davon zu bilden, war ganz außer Frage; ich hatte sicher Eindrücke, aber sie waren mannigfaltig, daß es ganz unmöglich war, einen derselben länger als ein paar Sekunden festzuhalten. Aus der Erde rings umher Dampfstrahlen, die einen starken Schwefelgeruch verbreiten, überall und aus zahllosen Klüften hervorspritzen zu sehen; Gewässer von aller und jeder Farbe vom Rabenschwarz bis zu einem unvergleichlichen Weiß, nicht oberhalb, sondern innerhalb dieser Klüfte sprudelnd und kochend zu beobachten, das zu beschreiben, übersteigt meine Kräfte. Einige dieser Gewässer schmecken nach Alaun, andere nach Eisen, Soda, Magnesia, Epsomer Salz, Salmiak und selbst nach Säuren verschiedener Grade. Alle sind einander so nah und doch so verschieden, daß sie selbst einen Zauberer in Verwirrung setzen würden, und die Wissenschaft fühlt sich vollkommen beschämt, wenn sie das Geheimniß erklären soll. Wenn man sich nun wieder umsieht und findet, daß die Erde, auf der man steht, von schwarzen, weißen, rothen, grünen, blauen, gelben, blaßrothen, grauen Substanzen zusammengesetzt ist, und fühlt, daß dieselbe Erde zittert und, wenn man mit dem Fuße darauf stampft, mit einem nicht irdischen, hohlen Tone wiederhallt, so wird der Geist ein vollkommenes Chaos und der lebendigste Eindruck ist: „Laßt uns, so schnell wie nur möglich, von hier fortgehen!“

Wir brauchen nur vierzig Schritte zu gehen und wir befinden uns in einem grasreichen Thale, das mit Gesträuchen von dem glänzendsten Grün umgeben ist. Wir gehen dann etwa hundert Yards um den Fuß der Anhöhe herum, an deren südlicher Seite sich die eben erwähnten „Waschkübel“ befinden, und wir gelangen an acht Wasserbehälter mit kochenden Flüssigkeiten von verschiedenen Farben, die noch wunderbarer sind, als jene, die wir eben verlassen hatten. Hier stellte ich ein Thermometer in einen der Wasserbehälter, und in weniger als zwei Minuten stieg es bis 220° F. (gegen 84° R.) und zersprang dann, als das Quecksilber die volle Höhe der Glasröhre erreicht hatte. Man nennt diese Wasserbehälter die Suppenterrinnen Seiner satanischen Majestät. Von hier aus führte der Weg uns über eine grüne Ebene und dann hinab in einen schmalen Hohlweg, durch den sich ein stiller Bach von reinem, klaren, eiskalten Gebirgswasser in mäandrischen Krümmungen windet. Hier sind abhängige Aeste des Lorbeerbaumes; um auf ihnen auszuruhen, während hier und dort gigantische Felsen gleich Titanen sich erheben, die den nach Abenteuern dürstenden Sterblichen abschrecken, weiter vorzugehen und in ihr Gebiet einzudringen. Gehen wir von hier aus einige Schritte weiter vorwärts, so kommen wir auf einen ebenen, kreisrunden Raum, der bei dem ersten Anblick außerordentlich gefahrlos aussieht, stößt man aber seinen Stock ein Paar Zoll tief in die Erde, was mit der größten Leichtigkeit sich thun läßt, so erhebt sich ein Strahl von siedendem Dampfe, und wir fühlen nun wirklich, daß die Fußtritte unserer Begleiter denselben Grund erschüttern, auf dem wir stehen. Sofort geht uns ein Licht darüber auf, daß wir über einen erloschenen Vulkan weggehen, und sollte die Decke desselben zerbrechen, so möchten wir leicht in einen Abgrund von brennendem Schwefel hinabstürzen. Diese Stelle heißt der Krater.

Wir näherten uns nun dem obern Ende der Teufelsschlucht, denn bis jetzt sind wir längs der östlichen Seite derselben beinahe mit ihr parallel emporgestiegen, und indem wir nun eine rückgängige Bewegung be-

gönnen, führt uns unser Weg durch eine schattige Laube, auf der einen Seite von üppigem Gras und auf der andern Seite von einem sehr großen Felsenstück umgeben, das augenscheinlich von der höhern Gebirgskette herabgestürzt ist. Das ist die sogenannte Lavinenlaube. Hier haben Diejenigen, welche ihren Namen zu verewigen wünschen, die Rinde einiger malerischen weißen Hollunderbäume fast ganz zerstört, indem sie ihren Namen in dieselbe einschnitten, ohne zu bedenken, daß die Bäume dadurch einen verfrühten Tod finden und so das Werk ihrer Hände vernichtet wird.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der am 24. ds. verstorbene königl. preuß. Staatsminister a. D. Dr. Friedrich Karl v. Savigny war 1779 zu Frankfurt a. M. geboren und nach einander in Marburg, Landshut und seit 1810 in Berlin als Professor der Rechte thätig. 1816 ward er zum Geh. Justizrath, 1817 zum Staatsrath, später auch zum Mitgliede des für die Rheinischen Provinzen errichteten Revisionshofes und 1842 zum Justizminister für die Gesetzesrevision ernannt. In dem Jahre 1848 wurde v. Savigny nebst seinen damaligen Kollegen in den Ruhestand versetzt.

In der Ausstellung zu Florenz verdient eine merkwürdige Erfindung eines Italieners ehrende Erwähnung, Caselli's Pantelegraph, wodurch man telegraphisch die Handschrift übertragen und übermitteln kann, so daß ein hiesiger Banquier einen in dieser Weise auf ihn aus London gezogenen Wechsel mit aller Sicherheit honoriren kann; das Wirken dieser Maschine ist rein wunderbar; einen nach dem andern sieht man die Schriftzüge mit größter Genauigkeit entstehen, und ebenso ein Porträt oder ein Stickmuster. Ein kleiner Punkt, wie die Hand einer Uhr, läuft im Halbzirkel auf ein chemisch präparirtes Papier und zieht Anfangs unsichtbare Linien, bis das Ganze hervortritt; und das Alles mit solcher Schnelligkeit, daß zwölf Worte in der Minute übertragen werden. Auch eine merkwürdige, von kondensirter Luft getriebene Bohrmaschine ist ausgestellt, die nun am Mont Cenis verwendet wird; sie ist von einem nach Italien übergesiedelten Savoyarden erfunden. Eine andere Maschine dient dazu, Eisenbahntrains durch Stricke und Wasserkraft höher hinauf oder herunter zu treiben; dazu dienen zwei Stricke, der eine flach und stark, der das Gewicht des Zuges trägt, der andere, der ihn treibt oder hält. Im Ganzen ist wenig originell italienisches hier ausgestellt, was man der politischen Lage zuschreiben darf; leisten aber die Italiener bei der nächsten Ausstellung in 5 Jahren nicht mehr, so ist ihre Inferiorität erwiesen und nur ihrem Hang zu dem dolce far niente zuzuschreiben.

Beim Berliner Kreisgericht kam kürzlich folgender interessante Betrug zur Entscheidung. Ein Brautpaar wurde, als es sich beim Geistlichen zum Aufgebot meldete, angehalten, weil dieser der Taufschein der Braut gefälscht schien, und bei genauer Untersuchung zeigte es sich in der That auch darin, daß die Braut sich den Taufschein selber geschrieben und sich darin 11 Jahre jünger gemacht hatte als sie wirklich ist. Um die Fälschung glaublich zu machen, hatte sie sich einen ächten Taufschein geben lassen, das Siegel davon abgelöst und dieses unter ihre veränderte Kopie geklebt. Der Geistliche bringt die Sache zur Kenntniß des Gerichts und das arme Mädchen, das sich der Fälschung nur deßhalb schuldig gemacht hatte, weil es fürchtete, der Geliebte werde es nicht heirathen, wenn er erfahre, daß es 11 Jahre älter sey, als es ihm gesagt, wird verurtheilt, ja schwer verurtheilt, weil es nicht bloß seines besseren Fortkommens wegen ein Legitimationspapier verfälscht, sondern einen förmlichen Betrug begangen habe, indem es den Mann dadurch in den Glauben versetzt, er bekomme eine junge Frau, während er doch nur eine alte empfangen haben würde.

Der Mumm'sche Weinkeller zu Köln, eine Seltenheit wegen seiner enormen Dimensionen (er enthält durchschnittlich 500 Fässer), war für den Abend seines kürzlichen hundertjährigen Jubiläums mit Lampen auf jedem Spund phantastisch beleuchtet. Am Eingang prangte eine Riesen-Trophäe von lauter Keller-Utensilien, und unter den Klängen des Marsches aus „Orpheus" in der Unterwelt" zogen die Festgenossen durch die unterirdischen Räume, von deren Gewölben Musik und Gesang gar laut wiederhallten. Das seltene Jubiläum schloß mit einem Fest-Souper. Für das Jubiläum ist ein Gedenkblatt von Prof. C. Scheuren in Düsseldorf gezeichnet und bei Winkelmann und Söhne in Berlin chromolithographirt. Es stellte den Mumm'schen Keller dar, der umgeben von Arabesken mit bezüglichen Randbildern. Neben Allegorien auf den Rhein und den Wein im Allgemeinen sind die Weinbergbesitzungen des Hauses Mumm, der Johannisberg, Steinberg, Menzenberg ꝛc. landschaftlich dargestellt, eben so das Wohnhaus 1761 und 1861, und allegorische Bilder des Rheins und seiner weinbergumgränzten Nebenflüsse. Das Kunstblatt wird den sämmtlichen, über ganz Europa sich erstreckenden Kunden des Geschäfts zum Andenken übersandt werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

№ 260 Donnerstag, 31. Oktober 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Nicht doch," erwiderte sie mit einer gewissen, ihr sonst nicht eigenen Hast, mit der Hand abwehrend, als wollte sie mich verhindern, die Glocke zu ergreifen. „Ich wollte Sie etwas fragen," wiederholte sie einigemal, sinnend den Finger an die Stirne legend. „Ja — doch — jetzt weiß ich, was ich fragen wollte. Wem galt denn jener Name, den Sie vorhin — in Gedanken, wie es schien — aussprachen? Oder ist es ein Geheimniß, Emanuel? Dann dringe ich nicht darauf, nähere Bekanntschaft damit zu machen. Zum Glück für mich war es obendrein nur der Name eines Mannes, den Sie so träumerisch nannten, sonst dürfte ich vielleicht Ursache haben, böse zu werden," setzte sie scherzend hinzu, trotzdem ihr solche Scherze nicht eigen waren.

„Sie hatte sich, während sie sprach, zu mich gelehnt und sah zu mir auf. Ihr offenes, reines Auge, das mir immer gleich einem Spiegel gewesen, durch den ich so oft mit Verwunderung in die verborgensten Falten ihrer Seele, die für mich kein Geheimniß enthielten, gesehen und den reichen Schacht des höchsten Seelenadels angestaunt hatte, war noch unverändert derselbe. Dieses unabweisliche Gefühl war es auch, das mich hinderte, nach der Ursache dieser sonderbaren Scene zu forschen.

„Auch diese Begebenheit war ebenfalls in der mannigfaltigen Zerstreuung meiner lebensweise unbeachtet erloschen, da die Herzogin weiter keine Erklärung gegeben hatte.

„Die Eintheilung meiner Zeit, wie ich den Tag zuzubringen gewohnt war, war so weit unveränderlich gleich geblieben, nur dann und wann schien mir in meinen Abendstunden das Glück nicht mehr so fest zur Seite zu stehen, wie sonst. Aber auch diese Wolken waren nur vorübergehend und dienten höchstens dazu, den Reiz der Leidenschaft zu erhöhen.

„In diese Zeit fallen auch einige Mahnungen, anonym an die Herzogin gerichtet, — ein Beispiel, das vielleicht sehr selten in dem Zirkel, in dem wir uns bewegten, vorkommen mag. Mit Herzlichkeit und mit Geist war darin das unerhörte hohe Spiel unserer geschlossenen Abendunterhaltungen besprochen und die Möglichkeit dargelegt, wie leicht es sey, daß bei solch fürchterlichen Extremen, wo sich Fürstenthümer mit dem Bettelstabe in einer einzigen Nacht vertauschen lassen, auch nur vielleicht eine solche Stunde beschieden seyn könne.

„Man machte in diesen anonymen Mahnungen die Herzogin auf den gefährlichen Gipfel aufmerksam, von welchem auf diese Art so sehr leicht herabzustürzen sey, wo jede Viertelstunde über ein Schicksal entscheiden könne. Nur ein Mittel, führte der anonyme Schreiber jener Zeilen seinen Satz weiter, stelle er für angemessen und möglich, dieser krassen Leidenschaft Einhalt zu thun. Es sey, sagte er, nach seiner Ansicht, nur eine Rivalin im Stande, dieser schrecklichen Manie zu begegnen, und diese Rivalin könne nur die Liebe und Achtung zu der Herzogin selbst seyn.

„Marie schien den gut gemeinten Rath nicht ganz unbeachtet gelassen zu haben. Als mir nämlich diese Erkenntniß erst später gekommen, erinnerte ich mich unter Andern einer Bitte meiner Gattin, welche in jene Zeit trifft. Sie bat mich nämlich eines Abends gerade in der Stunde, wo ich mich in die Salons zu begeben pflegte, sie zu den Italienern zu begleiten. Wir ließen vorfahren und ich begleitet sie.

„Aber die Musik, die gewählte, ausgesuchte und geistreiche Unterhaltung der Herzogin, ihre unbeschränkte Liebe, welche sich darin offenbarte, waren mir zu dieser Stunde, wo die Gewohnheit mit stürmischer Aufregung gebracht, nicht mehr Ersatz.

„Die Herzogin fühlte in der Folge nur zu gut, daß es allein der Zukunft anheimzustellen sey, über die Heilbarkeit meiner Leidenschaft zu entscheiden. Die Herzogin schwieg. Ihre Liebe, ihre unnachahmliche Güte für mich blieb aber unverändert dieselbe. Keine Falte ihrer Stirne, nicht eine Spitze verrieth je einen Tadel oder Vorwurf.

„Sie werden der Versicherung glauben, Herr Graf, daß ich damals keine Ahnung von All' dem hatte; nur einer spätern Zeit war es bewahrt, den Schleier von der Vergangenheit zu heben.

„So unbesorgt ich aber auch meine Tage hindrachte, war dennoch immer in dieser Zeit ein Etwas, das meine Zufriedenheit nicht mehr so vollkommen machte,

als sie früher war. Die Ursache konnte ich mir selbst nicht erklären. In späteren Zeiten, wenn ich einsam die Vergangenheit durchblätterte, — ich spreche jetzt von einer spätern, düstern Zeit, wo sich schon der Aberglaube des Unglücks an mich geheftet hatte — kam es mir oft vor, als schriebe sich jene Unruhe oder Unbehaglichkeit bis zu jenem Abend zurück, an welchem der junge Russe seinem Leben ein so gewaltsames Ende gemacht hatte.

„Es schienen die Manen jenes Unglücklichen, die mich nicht wieder verließen," sagte der Herzog leiser, als ob er mit sich selber spräche. „In einer Morgenstunde," wendete er sich dann wieder zum Grafen R . . . . ski, „wo ich, wie immer, bei der Herzogin das Frühstück einnahm, überreichte mir einer meiner Bedienten einen eben angekommenen Brief. Er trug die Zeichen der Feldpost von der französischen Armee in Spanien. Da sich meine Korrespondenz keineswegs nach jenem Lande hin erstreckte, fiel es mir auf, von dort ein Schreiben zu erhalten. Ich wandte es um, doch weder Siegel, noch die Hand waren mir bekannt. Sein Inhalt war folgender:

Herr Herzog!

„Es bleibt mir immer schmeichelhaft, die, wenn auch unabsichtliche, Veranlassung zu Ihrem jetzigen Glücke gewesen zu seyn. Darum erlaube ich mir auch, nicht ferner eine Erwähnung meiner frühern Schuld an Sie zu machen, denn ich glaube, daß Maria Jussey immer den Werth von 30 Louisd'ors aufwiegen wird.

„Mit der Bitte der Frau Herzogin meine tiefste Hochachtung zu Füßen legen zu wollen, verharrt in Devotion

„Madrid, den 14. Juli 18. .

Eugen D . . . . ."

„Ich las diesen Brief mehrere Male, ohne ganz den richtigen Sinn fassen zu können.

„Verstehen Sie etwas von diesem Billet?" fragte ich, der Herzogin dasselbe überreichend.

„Der Schreiber desselben war früher mein Jugendfreund und trat später in Militärdienst; auf was sich dieses Schreiben aber bezieht, kann ich bis jetzt nicht begreifen. Haben Sie diesen Eugen D . . . . früher vielleicht gekannt? Das wäre das Einzige, was ich daraus entnehmen könnte."

„Während die Herzogin die Zeilen flüchtig übersah, bemerkte ich auch nicht die geringste Veränderung ihrer Miene. Mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl warf sie, nachdem sie gelesen, den Kopf zurück und sagte, ohne ihre Ruhe zu verlieren: „Sie irren sich nicht, Emanuel; ich kannte diesen Eugen D . . . . ., er war der erste Mann, der mir besondere Achtung zollte, und es that mir in meiner frühern Abgeschiedenheit wohl, ein Wesen zu kennen, das besondere Theilnahme für mich zeigte, dessen Herz mit mir gleich schlug, dessen Jahre den meinigen nicht zu ungleich, der die Träume eines sechzehnjährigen Mädchens zu verstehen und zu beantworten schien. Ich will nicht leugnen, daß ich ihn zu lieben glaubte, bis ich Sie sah, Emanuel. Ihr Charakter, die Art Ihrer Anschauung vom Leben, die Festigkeit in jeder Ihrer Handlungen, gab mir ein anderes Bild von der Würde des Mannes. Diese Kraft gab mir zuerst einen Begriff von der Schutzlosigkeit, von der Schwäche des Weibes und der Art und Stärke der Stütze, die eine Frau mit ihrer Wahl erwählt. Ich glaube der festen Ueberzeugung seyn zu können, daß kein Weib existirt, die in dieser Beziehung eine andere Meinung hegen könnte und die die kindlichen Träume ihrer Jugend nicht belächeln müßte. Ja, ich kannte diesen Eugen; seitdem er aber von meinem Vater auf eine sehr harte Weise zurückgewiesen wurde, glaubte ich ihn todt, bis vor einiger Zeit bei Gelegenheit des Durchmarsches der Truppen, die nach Spanien gingen, die Erinnerung an ihn in mir erweckt wurde. Auch Sie nannten damals seinen Namen, darum werde ich mich nicht getäuscht haben, wenn ich ihn in jenen Reihen erkannt zu haben glaube. Ich darf wohl nicht in Zweifel seyn, daß Sie diese Aeußerung von mir nicht als Vertheidigung, deren ich nicht bedarf, sondern nur als Thatsache einer Begebenheit nehmen, die, wenigstens für mich, so höchst unbedeutend geworden ist, daß weitere Zergliederung den Werth der Sache überbieten würden. Uebrigens kann ich offen hinzufügen, daß ich ein aufrichtiges Bedauern nicht unterdrücken kann, wenn Eugen D . . . . . der Vergangenheit eine Bedeutung schenken sollte, die ihm schmerzlich wäre."

„Nicht Sie, sondern mich trifft sein Vorwurf, als Verräther der Freundschaft gehandelt zu haben," erwiderte ich. „Er glaubt mich in Kenntniß Ihrer frühern Bekanntschaft mit ihm. Doch wahrlich, es bedarf keines Zeugen, als meines Wortes, um versichern zu können, daß ich nie eine Ahnung hatte, daß Sie, Maria, mit seinen mir anvertrauten Bekenntnissen einen Zusammenhang gehabt. Dem sey aber, wie ihm wolle; die Schuld ist sein, da sein unerklärliches Schweigen die Sache in sich selbst aufhebt. Beruhigen Sie sich darüber, Maria, mir kann es keinen Kummer machen; meine Handlungen sind nicht von der Art, einen Vorwurf verdient zu haben!"

„Trafen Sie mit Ihrem früheren Jugendfreunde später nie mehr zusamen?" fragte Graf R . . . . ski gespannt.

„Doch, einmal noch," erwiderte der Herzog finster und schwieg eine geraume Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der Geyser in Kalifornien.

(Schluß.)

Wenn wir durch dieselbe gehen, so gelangen wir auf ein ebenes Plateau, und wenn wir bis an das Ende desselben gehen, so finden wir uns auf einem Punkte, der von den Bergen im Hintergrunde herausgestoßen ist und der den Gipfel des Teufelsschlunds in zwei Theile trennt. Das ist die Teufelskuppe (Devil's Peak). Von diesem Punkte, der sich ungefähr 60 Fuß hoch über den Grund der Schlucht erhebt, haben wir eine Aussicht, die ich nur mit dem Namen „Chaos" bezeichnen kann. Wir sehen den ganzen Abhang beinahe bis Pluton Creek und blicken wieder nach dem am entgegengesetzten Ufer liegenden Hotel, ein in Grün eingehülltes Lebenszeichen, während unmittelbar unter uns Alles Verwüstung und Tod ist. Wir steigen auf einer Fährte in den Schlund hinab, wo wir uns auf unserer rechten Seite der Dampfpolquelle (Steamboat Spring) oder dem Sicherheitsventil (escapepipe) nähern, eine Höhle, aus welcher, wenn man hineinschießt, eine sehr große Masse Dampf mit dem fortdauernden Getöse von hundert Dampfmaschinen herausbläst.

Unter unsern Füßen und rings um uns her sind Quellen von allen chemischen Mischungen, die ich bei den Waschkübeln beschrieben habe. Wir nehmen unsern Weg zwischen denselben und den Trümmern, die in einer schrecklichen Verwirrung umherliegen, lassen zu unserer Linken den Feuerberg liegen, der diesen Namen von den zahlreichen Dampfstrahlen führt, die seine Oberfläche bedecken und in einer dunkeln Nacht den Schein eines phosphorischen Lichtes haben, das nur die sehen können, welche Muth genug besitzen, mit einer Laterne durch diese Feuerprobe zu gehen. Dann gelangen wir an Pluto's Pulsglas, das unaufhörlich mit dem unterbrochenen Tone einer Lokomotive Dampf ausströmt und auch noch in regelmäßigen Zwischenräumen von vierzig Sekunden kochendes Wasser ausspritzt. Außerdem sind noch auf jeder Seite zahllose Quellen, die keinen Namen haben, von denen einige Schwefel, andere Alaun enthalten, und dann kommen wir zu des Teufels Backöfen, welche dem Anschein nach der Anfang kleiner mit Dampf gefüllter Tunnels sind.

Nunmehr gelangen wir zu dem größten und unbeschreiblichsten Wunder des Platzes — dem Hexenkessel (the Witches Cauldron.) Es ist eine Oeffnung von neun Fuß im Durchmesser mit einer schrecklichen siedenden Masse schwarzen Wassers, das in phantastischen Blasen von jeder Form und Gestalt in die Höhe geworfen wird. Hier geht die Einbildung mit Einem durch, und es ist ganz unmöglich, der Erscheinung in Worten gerecht zu werden; man muß sie sehen, nicht um sie zu begreifen, sondern nur um Muthmaßungen anstellen zu können. Ich befestigte mein weißes Taschentuch an einen Stock und tauchte es in die Masse, und es kam vollkommen schwarz wie Tinte heraus und ist bis jetzt so geblieben. Dann kommen wir an phantastischen Felsen vorüber, die bunt durch einander liegen. Die ganze Zeit über fließt warmes Wasser in die Mitte des Schlundes hinab, über das wir von Zeit zu Zeit auf steinernen Tritten setzen müssen, bis wir an die Proserpinalaube kommen, in die von der Seite eine schöne Allee den Eingang bildet. Diese ist durch das Biegen der Stämme sehr großer Lorbeerbäume; die wachsen und gedeihen, über den Hohlweg gebildet worden, durch welche die Sonnenstrahlen nie durchdringen können. Zuletzt führt unser Weg uns noch an mehreren Teichen mit warmem Wasser vorüber, in denen man sich köstlich baden kann; der merkwürdigste darunter ist das Tropfbad, das viele Herren dem Badehause vorziehen. Die Teiche bilden das Ende der Schlucht.

Wir überschreiten wieder die ländliche Brücke und kommen gerade zur Frühstückszeit im Hotel an, für das wir einen Appetit mitgebracht haben, der einen Provianmeister an der Table d'hote mit Erstaunen erfüllt haben würde. Nach dem Frühstück nehmen wir entweder die immer bereit liegenden Angeln und schlendern nach Pluton Creek, um uns mit dem Fischfang zu belustigen, oder wir gehen in den schönen natürlichen Gründen spazieren, wo wir vielen schönen Damen begegnen, die an Anmuth einer Hebe gleichen und die von ihren Freunden begleitet in den schattigen Wegen an Pluton Creek auf und ab spazieren; zuweilen gehen wir auch am Flusse anderthalb Meilen bis zu den indianischen Quellen hinab, welche von den Indianern jedes Frühjahr besucht werden. Es gibt hier Schaukeln für die, welche sie lieben, für Andere Wurfscheiben, und man kann hier eine Woche oder noch längere Zeit recht köstlich verleben. Für diejenigen, welche des Abends das Vergnügen einer Quadrille lieben, findet sich hier Musik, und für die, welche lieber still sitzen, gibt es Bücher und Zeitungen in dem Sprachzimmer.

Und nun, wo mein Schreiben viel länger geworden ist, als es Anfangs beabsichtigt war, will ich mit der Bemerkung schließen, daß Alle, die, wie ich, das Himalayagebirge in Ostindien erklimmt, Saratoga und die Wihte Springs (die weißen Quellen) und die Mammuthshöhle in Kentucky und den großen Niagara in Amerika gesehen, Bath, Harrogate, Cheltenham und Malvern in England, den Riesenweg und die Fingalshöhle auf Staffa bei Schottland und die vielen Badeörter in Deutschland besucht, den Montblance erklettert, die Apenninen überschritten, den Vesuv und den Aetna bestiegen, die Antiquitäten Roms beschaut, durch die Hallen des Vatikans gewandert, bei Fackellicht das mächtige Colisäum durchstreift und auf dem Grabe der Emilie Matella geweint, den schiefen Thurm in Pisa und Venedig, den Edelstein der See, erblickt haben —

ich sage, daß sie, obgleich sie alle diese Wunder gesehen, in der Wirklichkeit gar nichts gesehen haben, wenn sie versäumten, die Geyser in Kalifornien kennen zu lernen.

Doch habe ich noch nichts von den medizinischen oder heilenden Eigenschaften der verschiedenen Gewässer gesagt, obschon die Indianer, welche diesen Fleck jedes Frühjahr besuchen, erklären, sie seyen ein sicheres Hellmittel gegen Rheumatismus, schlechte Verdauung, Augenkrankheiten, Hautkrankheiten, Appetitlosigkeit und Körperschwäche, was viele Besucher bestätigt haben. Ein Herr, den ich hier traf, der manche tausend Dollars vergebens für Arzneien ausgegeben hat, bemerkte mir, ein zweimonatlicher Aufenthalt und das Wassertrinken hier habe sein Leben um zehn Jahr verlängert.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Frankfurt, 29. Okt.: In der letzten Sitzung unseres physikalischen Vereins theilte Herr Reis, Lehrer in Friedrichsdorf bei Homburg, eine von ihm gemachte neue Erfindung mit, die nicht allein in wissenschaftlicher Beziehung sehr interessant ist, sondern auch für das praktische Leben von ungeheurer Wichtigkeit seyn wird. Dieselbe besteht darin, daß man musikalische Töne, durch die menschliche Stimme oder ein Instrument an einem Orte erzeugt, mit Hülfe einer telegraphischen Leitung und eines höchst einfachen dem menschlichen Ohr nachgebildeten Apparats an einen entfernten Ort reproducirt und zwar mit einer Schärfe und Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auf dieselbe Weise hat der Erfinder es auch schon möglich gemacht, Worte, die an einer Stelle gesprochen wurden, weit davon durch seinen Apparat hörbar zu machen. Da nun diese Erfindung noch bedeutender Vervollkommnung und Erweiterung fähig ist, so wird Niemand ihre umgehende Tragweite bezweifeln, daß sie wenigstens unser heutiges Telegraphensystem ganz umgestalten wird.

Die preußischen Krönungsthaler sind von schönster Prägung. Der Avers zeigt die Bildnisse der gekrönten Majestäten mit Umschrift: Wilhelm König, Augusta Königin von Preußen. Der Revers zeigt den Reichsadler, umgeben von zweimal W. R. A. R. Ueber dem W. und A. befinden sich Kronen. Die Umschrift lautet Suum cuique. Krönungsthaler 1861. Der Rand trägt, wie die andern Thaler, die Inschrift: Gott mit uns!

[Papier aus Heu.] Bei der letzten Gewerbeausstellung in Metz hat ein Herr Meyer aus Cusset Papiersorten ausgestellt, die ohne Beihülfe irgend eines andern Materials als Heu erzeugt sind. Der Erfinder verkauft zu 75 Fr. 100 Kilogr. Papier, das zu 50 Prozent aus Heu und zu 50 Proz. aus Hadern angefertigt ist; zu 98 und 108 Fr. solches, dessen Stoff bloß 25 Proz. Heu beigemischt sind.

Die Berliner Blätter sagen ihren besondern Dank den Damen für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie bei dem Königs-Einzuge die Krinolinen abgelegt hatten und so die Passage nicht noch mehr beengten. Es waren nur noch wenige, welche der Allgemeinheit nicht diese Eitelkeit opfern konnten.

Räthsel.

Die älteste von allen schönen Frauen,
Die hält mich stets in ihrem Zauberkreis;
Ich kann nie satt an ihrem Blick mich schauen,
Vor allen Damen geb' ich ihr den Preis.

So lang ich diese schöne Frau begleite,
Ist sie nicht ganz von meinem Einfluß frei;
Drum zeig' ich stets mich von derselben Seite!
Doch saget man, daß wechselhaft ich sey.

Man lästert mehr, man sagt, ich will nur scheinen,
Ich prahle nur mit and'rer Leute Glanz,
Ich würfe selbst mein Liebchen oft mit Steinen,
Doch diese Frevelthat, die leugn' ich ganz.

Doch da wir beide wirklich gar nichts haben,
Als was uns unsre hohe Fürstin gibt,
So müssen wir an ihrem Glanz uns laben,
Wofür sie ihre Launen an uns übt.

Sie ist es selbst, die mich weiß anzuschwärzen,
So lange ihre Gnade mir gebricht;
Die Laune flieht, und sie verzeiht von Herzen,
Und meinen Werth stellt sie ins volle Licht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 257:

Farbe.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Hallberger'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 261 Freitag, 1. November 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Auch an dem jugendlichen, aber reifen Gemüthe des Grafen schienen die erzählten Schicksale des Andern lebendig vorüberzuziehen, denn er bemerkte das lange Schweigen des Italieners nicht.

„Die — nahm der Herzog endlich seine Rede wieder auf — wo möglich noch reicher an den Tag gelegten Aeußerungen von Edelsinn und Zuneigung meiner Gattin für mich waren nur neue Beweise einer hochbegabten Frauenseele, die nur solche Empfindung hegen und erzeugen kann.

„Diese Fülle des Glückes entfernte noch eine längere Zeit jeden Kummer, welcher sich mir hätte nahen können. Die Sorge mit all ihren Gefährten schien mir noch so fern, während der leise Tritt der Nemesis schon an meiner Schwelle rauschte, um den Donnerschlag zu entsenden, der mich niederschmetterte.

6.

„Es war die Neujahrsnacht im Jahre 18 . .," erzählte der Italiener weiter, „als ich den Zenith eines glücklichen Spielers erreicht hatte. Schon mehrere Tage zuvor hatte mich mein altes Glück in unerhörtem Maße begünstigt. Die Summen, welche während dieser wenigen Tage verloren und gewonnen wurden, waren kaum zu berechnen. Jedoch warum Sie, Herr Graf, mit einem Gegenstande langweilen, den Sie längst vorausgesehen haben werden," sagte der Herzog mit einem schmerzlich bittern Lächeln.

„Der Morgen des neuen Jahres überraschte mich als Bettler. Eine einzige Nacht, und diese nicht einmal ganz, hatte alle meine Reichthümer hinweggerafft."

„Diese Nachricht verbreitete sich in allen Theilen von Paris mit der Schnelligkeit des zündenden Blitzes, der in eine Pulvermine schlägt. Die Polizei mischte sich ein und nahm Kenntniß der Sache; mir wurde der Bescheid, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die Hauptstadt zu verlassen und längstens in zehn Tagen die Gränzen Frankreichs hinter mir zu haben.

„Die Herzogin empfing diese Nachricht mit Ruhe und Würde. Auch ihr blieb nichts von unserm ganzen kolossalen Reichthum übrig, als die Morgengabe, die sie von mir erhalten hatte, und die Villa ihres Vaters, der kurz nach unserer Vermählung gestorben war. Aber nicht im Glücke allein, sondern gerade im Unglücke, wenn die Vorsehung uns beugt und mit ihren zermalmenden Schlägen heimsucht, erhebt sich das Edle im edlen Menschen um so höher. Am erhabensten jedoch finden wir dieß Gefühl in der sanften Brust des Weibes, die sich in solchen Momenten mit Energie, mit der ganzen Kraft, welche ihr der Glaube darbietet, bewaffnet, und mit der eigenthümlichen Biegsamkeit ihres Charakters sich um die steinernen, starren Gedanken des Mannes windet und so aus den Trümmern eines zersplitterten Glückes eine neue Gestalt heraufbeschwört, und von einer Milde strahlt, die das wilde Brausen der Leidenschaft in das ruhige Bett der Vernunft und der Ergebung zurückfließen läßt. Möge auch Ihnen, Herr Graf, einst eine solche Gefährtin nicht versagt seyn: so lange Sie aber deren Verlust nicht zu beklagen haben, kann ein anderes Mißgeschick diese Bedeutung nie erreichen.

„Der Vorschlag der Herzogin war, den Verkauf der Villa und die übrigen Geschäfte unserem Notar zu übergeben und uns dann ungesäumt aus einem Kreise zu entfernen, den sie niemals beklagen würde. Den fernern Zweck unseres Lebens und dessen Bestimmung überließ sie unangetastet meinem eigenen Wollen."

7.

„An den Ausläufern der Pyrenäen, an der Küste des mittelländischen Meeres, in einer unaussprechlich reizenden Landschaft kauften wir uns wieder an.

„Die Front des Schlosses gewährte die Aussicht über das Meer, dessen Brandung dumpf am Fuße des Felsens, auf welchem es erbaut war, anschlug und zu uns herauf tönte.

„Reiche ergiebige Fruchtfelder und Wiesen dehnten sich zur rechten und linken Seite der Gebäude aus; erstere mit Obstbäumen bepflanzt, an denen sich hie und da Weinreben anhingen, zierliche Festons bildend, die von dem Luftzuge des Meeres hin und her geschaukelt; mit ihren saftig breiten Blättern den schweren Trauben Kühlung zufächelten. Hinter dem Schlosse

breitete sich der Park aus, sich hinstreckend bis zu einer sanften Hügelreihe, die mit dem dunklen Grün einer Waldung bedeckt war, über welcher sich dann staffelförmig die Kuppen der Gebirge bläulich schimmernd erhoben, bis endlich die luftigen Häupter der Pyrenäen den Gesichtskreis begränzten.

„Das Neue dieser Abgeschiedenheit vom Geräusche der Welt und deren Treiben; das Nähertreten zu meiner Gattin, die sich in dieser Einsamkeit unendlich wohler fühlte, als in den Salons von Paris, und die ganze Fülle ihrer Vorzüge nur darauf verwandte, auch mir eine glänzende Vergangenheit vergessen zu machen, hätten allein schon hingereicht, mir alles Andere zu ersetzen.

„Dazu kam noch die zweckmäßige Eintheilung der Tagesstunden, wovon jede an angenehmer Beschäftigung reich war.

„Das Frühjahr brachte mir mit seinen heiteren Morgen mannigfaltige Arbeit im Anlegen neuer Partien und Vergrößerung des Parkes, oder in zweckdienlicher Aenderung der alten.

„So verstrichen Frühjahr und Sommer; der Herbst brachte die Jagd, die hier je ergiebig war, daß eine große Auswahl stattfinden konnte. Die kurze Zeit der rauhen, unfreundlichen Witterung wurde meistens im Zimmer durch Lesen und andere den Geist aufheiternde Unterhaltungen verbracht, und wie mannigfaltig, wie groß war auch hier, ohne meine Zuthun, die Erfindungsgabe der Herzogin, nicht durch wiederholtes Einerlei zu ermüden.

„Unsere Bekanntschaften waren nur sehr wenige und meistens nur solche, welche der Anstand und die Verhältnisse herbeigeführt hatten. Sie beschränkten sich auf einige Besitzer der nächsten Umgegend mit ihren Familien, den höheren Beamten des Bezirks und drei bis vier spanischen Offizieren einer unbedeutenden Garnisonsstadt, die nur zwei Stunden von uns entfernt war, welche zugleich ein Seebad aufzuweisen hatte, das von meiner Gattin zeitweise besucht wurde.

„So verstrichen drei Jahre, so schnell, so heiter, wie der schöne Morgen eines Maitags; dann kam aber eine Zeit, in welcher meine Thätigkeit beschränkter wurde. Die Aenderungen, welche ich vorgenommen, die meine Gedanken und Zeit in Anspruch nahmen, waren beendet; dennoch hat sich mir noch ein weites Feld dar, — die Wissenschaft mit allen ihren Zweigen breitete sich von mir aus und konnte mir Stoff reichen für mehr als ein Lebensalter. Ich griff mit Hast und Anstrengung nach dieser Aussicht; — aber eine Zeit des Tages, und jedes Tages, stellte sich ein, wo sich eine unendliche Leere meiner bemeisterte. Sie war mit Nichts auszufüllen; noch welchem Gegenstande ich auch haschte, dieß peinigende Gefühl ließ sich nicht ableiten, ließ sich durch nichts unterdrücken. Es waren die traurigen Stunden der anbrechenden Nacht, — die Stunden, die ich einst in der höchsten Aufregung allabendlich in meinen Sälen zu Paris verbracht hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Eine Erzählung, mitgetheilt von . . . r.
(Aus dem Frankfurter Konversationsblatt.)

Es war in den letzten Tagen des Oktober 1813. Auf dem Katharinenthurme zu Frankfurt a. M. schlug die Glocke eben sechs, als ein mit zwei dürren Kleppern bespannter, sogenannter „Selterswasserwagen" langsam zum Bockenheimerthor hinausfuhr. Die Mattigkeit der Pferde und ihre sonstige äußere Erscheinung zeugten wahrlich nicht von Wohlhabenheit des Besitzers. Die Rippen der Thiere machten sich unter der Haut so bemerklich, daß es fast den Anschein gewann, als wenn zwei dickberiefte und mit vier Beinen versehene Tonnen an der Deichsel des Wagens nicht eben glänzende Versuche der Fortbewegung machten, und die Hüften erschienen zum Aufhängen des Kittels oder Hutes ganz besonders geeignet; ja, ich glaube, die Thiere würden, wenn die Sonne auch noch so hell geschienen hätte, keinen Schatten geworfen haben. Neben dem Wagen schritt ein stämmiger Bauer aus dem „goldenen Grunde" in einem ziemlich trostlosen Anzug. Sein buschiges und struppiges Kopfhaar sah an manchen Stellen so durch den Boden des Hutes, daß es von Weitem aussah, als trage der Mann einen Federbusch, und man hätte ihn deßhalb leicht für einen Stabsoffizier halten können, wenn sein lächeriger, abgeblaßter Kittel, seine mit zahllosen Lappen geflickte Unaussprechliche, die eine bestimmte Farbe auch den geschicktesten Farbenkenner nicht mehr unterscheiden ließ, und seine plumpen Stiefel den Beobachter nicht eines Andern belehrt hätten.

Der Mann sah weder rechts noch links, drückte seinen alten Hut tief in die Augen, holte eine verwitterte Pferdedecke aus dem Roßkuche, legte sie als Mantel um und schritt so schnell, als die eben nicht große Behendigkeit seiner Rößlein es gestattete, fürbaß. In seinem Gesichte zeigte sich dem schärfen Beobachter ein steter Wechsel von Zufriedenheit und Besorgniß, und der Mann hatte, wie wir noch sehen werden, zu beidem seine guten Gründe. Es war schon Nacht geworden, ehe er mit seinem Fuhrwerke die Höchster Warte passirt und somit die Gränze des so eben in Trümmer gegangenen Großherzogthums Frankfurt überschritten hatte.

Einer der letzten Aequinoctialstürme tobte mit aller nur möglichen Heftigkeit vom Taunus herab in die

Ebene und peitschte dicke Regentropfen und Schneeflocken in bunten Gewirre durcheinander. Einmal, weil es ziemlich ruhig auf der Straße war, und dann auch, um seine steifgewordenen Glieder etwas aufzuthauen, und ergeben in Alles, was da kommen möge, kroch der Mann in das zerknitterte Stroh auf seinem Wagen, und das ausgespannte Wagenluch gewährte ihm gegen Schnee und Regen einigen Schutz.

Lassen wir ihn nun so seine Straße ziehen und kehren wir auf eine Weile nach Frankfurt zurück. Hier ging's froh her; denn

„Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht."

Nachdem Napoleon nämlich in dem dreitägigen Riesenkampfe bei Leipzig gründlich überwunden worden war, suchte er in möglichster Schnelle den Rhein zu erreichen; weil er, und nicht ohne Grund, befürchtete, die Verbündeten würden ihm, wenn sie Zeit gewönnen, den Rückzug verlegen. Der Rest seines Heeres passirte am 29. Oktober den Wirthheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen und ging dann auf drei Brücken über die Kinzig direkt auf Frankfurt zu.

Mittlerweile hatten aber 60,000 Bayern mit 120 Kanonen unter dem Feldmarschall Wrede Hanau besetzt und auch eine kleine Heeresabtheilung nach Frankfurt gesandt. Am Nachmittag des 29. Oktobers griffen die Bayern die Franzosen bei Lützenselbold an, wurden aber zurückgeschlagen. Am 30. kam es zwischen Hanau und Gelnhausen zur Schlacht. Die Bayern waren wohlgenährt, gut equipirt; die Franzosen dagegen litten an Allem Mangel: sie waren hungrig, müde, zum Theil barfuß. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die Franzosen die ihnen den Rückzug sperrenden Bayern ununterbrochen an; allein diese hielten tapfer Stand. Als aber Napoleon gegen Abend seine alte Garde und dazu aus fünfzig Feuerschlünden Tod und Verderben auf seinen Gegner schleuderte, zog sich Wrede auf das linke Kinzigufer zurück. Napoleon beschoß in der Nacht Hanau.

Am 31. Morgens früh 8 Uhr hielt er seinen Einzug und drängte den rechten Flügel der Bayern an den Main. Nachmittags gegen 4 Uhr stürmten aber die Bayern Hanau, bei welcher Gelegenheit Wrede auf der Brücke durch einen Schuß in den Unterleib schwer verwundet wurde. Napoleon kam an demselben Tage und fast um dieselbe Zeit, als Hanau in die Hände der Bayern fiel, in Frankfurt an, gefolgt von 14,000 Mann unter Marschall Mortier, denen der Rest der französischen Armee, etwa 80,000 Mann, rasch nachrückte.

Frankfurt war nun ein vollständiges Kriegslager: in den Häusern Verwundete, in den Höfen bivouakirende Soldaten. Beim Herannahen der französischen Armee zogen sich natürlich die Bayern, welche die Stadt besetzt hatten, über die Brücke nach Sachsenhausen zurück. Von hier aus wechselten sie aber mit den einrückenden Franzosen unausgesetzt Schüsse. Unter Anderen wurde in der „Brückenau" hier durch einen Schuß der Bayern ein französischer General getödtet. Napoleon begab sich von der Hanauer Landstraße aus direkt ins Bethmannische Haus. Sein Begleiter, ein Frankreich entstammter Frankfurter Bürger, hatte den glücklichen Einfall, den Kaiser über die Pfingstweide zu führen. Hier war Alles mit Baracken zur Unterbringung der verwundeten und kranken Franzosen bedeckt. Dieß erklärte der Bürger auf Befragen dem Kaiser, und als er noch hinzusetzte, daß auch die Gräfenburg, die Günthersburg, das Leinwandhaus, die Stadtwaage, das Waisenhaus ꝛc. in Hospitäler verwandelt seyen, flog ein flüchtiger Schimmer von Zufriedenheit über die eisenfesten Züge des ergrimmten und zu Allem entschlossenen Kriegsfürsten.

Als einst der Kriegsgott Mars — so erzählt die Fabel — im trojanischen Kriege wider den Willen des Zeus in den Reihen der Trojaner focht, wurde er bekanntlich von Griechen Diomedes verwundet und stieß darüber ein Wuth- und Schmerzgebrüll aus, wie 10,000 Krieger. Was möchte wohl sein treuester Sohn, der bei Leipzig so recht eigentlich den Todesstreich empfangen und sonst auch noch so viele Ursache der Unzufriedenheit mit den deutschen Fürsten und Städten hatte, mit der reichen Stadt Frankfurt beginnen haben, wenn man nicht Alles gethan, was seinen Grimm besänftigen konnte, oder wenn man ihm gar irgend einen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hätte?

(Fortsetzung folgt.)

Am Feste aller Heiligen.

Ihr heil'gen Gottesfreunde! die im Leben
Durch fromme Tugendwerke aller Art,
Durch Glaubenskraft das Beispiel uns gegeben,
Wie sich der Christ vor Sünden streng bewahrt,
Wie Alles eitel ist auf dieser Erde,
Weil Alles, wie ein Schattenbild vergeht,
Und nur das Wort der ewig heil'gen Wahrheit,
Ob Erd' und Himmel sinken, fortbesteht —
Ihr Heiligen, umglänzt von Gottes Klarheit,
Zu Euch erhebt mein Geist sich im Gebet!
Mein Lobgesang verkünde Euern Ruhm,
Der ewig wie die Kirche Jesu währet,
Denn Gottes Huld ist Einer Eigenthum,
Und wie der heil'ge Christen-Glaube lehret,
Habt Ihr Gemeinschaft wie des Leibes Glieder,
Die unter einem Haupte sind vereint,
Mit uns, und seyd in Christo uns're Brüder,
Drum seyd Ihr uns auch liebreich zugethan,
Ihr kennt der Menschen Leidenschaft und Schwäche,
Und seht voll Mitleid in der Noth uns an,
Und wollt für uns bei Gott inbrünstig sprechen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt der Allg. Ztg. aus München, 27. Okt.: Eine der wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben ist es, mit Sicherheit zu bestimmen, wie sich Qualität und Quantität der verschiedenen Nahrungsmittel zum thierischen und menschlichen Organismus verhält. Diese Aufgabe kann nur durch eine lange Reihe der sorgfältigsten Beobachtungen und Messungen gelöst werden, welche mittelst eines erst zu konstruirenden Respirations- und Perspirationsapparats zu machen. Zur Herstellung desselben durch Professor Pettenkofer bewilligte Se. Maj. der König Maximilian früher 4000 fl., und Professor Pettenkofer dachte ingeniös und praktisch den Apparat aus. Vermittelst desselben wurden durch die eifrigen Bemühungen hiesiger Gelehrten vortreffliche Resulte für die Wissenschaft gewonnen, welche sofort in bedeutenden und mannigfachen Beziehungen für das Leben fruchtbar zu machen. Auswärtige Regierungen haben Gelehrte nach München gesandt, um den Apparat zu studiren, damit man ihn nachahme. Fortgesetzte Erfahrungen ergaben, welche Verbesserungen am Apparat noch zu machen waren. Zur Deckung der dadurch mehr erwachsenen Kosten hat Se. Majestät jetzt 2700 fl. angewiesen, und außerdem zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Versuche mit diesem Apparat für jedes der zwei nächsten Jahre 800 fl. Eine andere Bewilligung, ebenfalls aus der königl. Kabinetskasse, soll einem der größten und edelsten Philosophen eine Schuld abtragen. Schelling, dessen geistmächtiges Wirken viel weiter und gewaltiger durch die Nation geht, als seine Widersacher jemals gestehen wollten, entbehrt noch einer würdigen Biographie. Was zu diesem Zwecke geschehen, kam von ärgerer Seite als bloßen Gegnern. Durch sorgfältige Untersuchungen über Alles, was Schelling erlebte und schrieb, welchen Weg seine Forschungen und sein Entwicklungsgang nahmen, läßt sich jetzt noch eine Biographie von Schelling herstellen, welche Grundwerke für alle späteren, die über diesen Philosophen Studien machen, werden muß. Dieses Werk muß zugleich das Verständniß von Schellings ächter Lehre im größeren Publikum verbreiten. Die Abfassung eines solchen biographisch-historischen Werkes über Schelling ist, unter Zuweisung von 1500 fl., von Sr. Majestät Professor Huber in München übertragen, welcher durch seine Schriften Liebe und vorzügliche Gaben für historisch-philosophische Darstellungen bewiesen.

[Errichtung eines Denkmals für tapfere Krieger.] Am 18. Oktober wurde von dem Fürsten Karl v. Waldburg-Wurzach eine Feier veranstaltet, welche der öffentlichen Erwähnung nicht entgehen darf. Die fürstliche Familie, in welcher die Offiziere der nach der Leipziger Schlacht und dem ersten französischen Feldzuge durch Oberschwaben ziehenden Abtheilungen der österreichischen Armee ununterbrochen die gastlichste Aufnahme fanden, hatte auch der erschöpften Mannschaft bei ihrer auf einem nahen Hügel gelegenen Votivkapelle ein Hospital eingerichtet, in welchem während des Jahres 1814 eine Anzahl derselben (16) nach aufopfernder Pflege ihren Wunden und Strapazen erlag. An der Stätte ihres Todes wollte der gegenwärtige Standesherr, in Ausführung des von dem fürstlichen Vater Leopold gefaßten Planes, ein der Ruhmesepoche Deutschlands gewidmetes Denkmal aufrichten, und dieses in einer ehernen Gedenktafel mit den Namen ꝛc. der verstorbenen Krieger auf steinernem Sockel der gegen die Straße gekehrten Kapellenmauer eingefügte Monument erhielt am 18. Oktober in Gegenwart der fürstlichen Familie und ihrer Bediensteten, der Stadtgemeinde mit Musikchor und Standarten, und einer aus der ganzen Umgegend herbeigeströmten Menschenmenge, darunter die Veteranen der Stadt und Nachbarschaft, die feierliche Einweihung, zu welcher der geistliche Festredner über die Verdienste des Kaiserhauses um das deutsche Volk und den zu allen Zeiten bewährten Heldenmuth des österreichischen Heeres eben so kraftvolle als bewegte Worte sprach, die bei allen Anwesenden den tiefsten Eindruck hervorbrachten, und das unauslöschbare Gefühl der Zusammengehörigkeit aller unter deutschem Scepter vereinigten Stämme zu einmüthiger Kundgebung belebten.

Das seltsamste und schönste Fest, welches in Hagen je gegeben wurde, fand in den jüngsten Tagen zur Feier der Vollendung des Elberfelder Monster-Schornsteines statt, welcher vor Jahren schon die Zeitungen beschäftigte, weil er durch den Sturm schief geworden und durch seinen Architekten wieder gerade aufgerichtet wurde. Dieser Architekt hatte die Spitze des höchsten aller deutschen Schornsteine durch einen Bretterboden wohnlich gemacht, und bewirthete in dem stattlichen, nach allen Seiten durch Fenster erleuchteten Raum seine Freunde. Die Dampfschiffe, welche die Baumaterialien hinaufgefördert hatte, zog die Gäste, mit Blitzesschnelle durch die Luft empor und setzte sie alle wieder wohlbehalten auf die Erde, nachdem das Fest oben, 400 Fuß höher, ausgebraust hatte.

Die 26 Vorstellungen, welche der Seiltänzer Blondin im Krystall-Palaste zu Sydenham gab, haben den Aktionären dieses Unternehmens über 10,000 L. reinen Gewinn gebracht. Blondin erhielt für jede Vorstellung 400 L.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 262 Samstag, 2. November 1861.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Aber, Herr Herzog, wie ist es möglich, durch ein an Güte und Geist so begabtes Wesen, wie Sie die Herzogin schildern, keinen Ersatz zu finden für einen Zeitvertreib, der, wie Sie ihn darlegen, erschreckend ist und eher Widerwillen erregt? — War denn kein Mittel da, diesen unseligen Dämon zu bannen? Mir ist es unglaublich," sagte der erstaunte Pole.

„Die Herzogin!" entgegnete der Italiener mit einer tonlosen Stimme, während sein Mund jenen Zug wieder annahm, der zwischen Lächeln und Krampf, zwischen Mitleid und Hohn die Mitte hielt: „Die Herzogin sah ich in diesen schrecklichen Stunden, ich konnte nicht bei ihr ausharren, und ein dunkles, unnennbares Gefühl der Scham für meine eigene Schwäche riß mich von ihrer Seite. Ich warf mich öfters, sobald mich diese Unruhe erfaßte, auf ein Pferd und suchte mit blutenden Sporen auf dem keuchenden Thiere im Dunkel der Nacht, in den wilden Schluchten der Gebirge Ruhe.

„Das Wilde der Gebirgsscenerie, häufige von dem schwankenden, die Gegenden entstellenden Mondlichte beleuchtet; die Formation der Felsen mit ihren Rissen, Spitzen, Schatten und fahlen Färbungen bei einer zitternden, unsichern Beleuchtung; das leise, flüsternde Rauschen der Waldung; die Gieß- und Sturzbäche mit ihren, absonderlich zur Nachtzeit, doppelt hörbaren Tönen, der Schall eines fallenden Baumes, eines Steines, der durch die Stille zu unserm Ohre dringt — ich möchte es „die Sprache der Gebirge" nennen — gaben mir Anschauungen, aber Ruhe nicht!

„Um dennoch Meister solcher zehrender Leidenschaft zu werden, wollte ich diesen unerfaßbaren Feind in der Nähe bekämpfen; ich besuchte öfters den Spielsaal im Bade, um mich zu gewöhnen, keinen Theil daran zu nehmen und so die Gewohnheit als Waffe zu brauchen. Die Herzogin sah mein Gehen und Kommen mit gleicher Güte; keine Sylbe wurde je über diesen Gegenstand zwischen uns gewechselt.

„Anfangs war mein Bleiben dort nur kurz, dann mit der Zeit länger; später überraschte mich manchmal der anbrechende Tag, wenn ich von dem Bade nach Hause ritt. Aber mein Verfahren schien nicht ohne Nutzen für mich, denn es genügte mir, den Schwankungen des Spiels zuzusehen, ohne selbst Betheiligter zu seyn. Ich war so weit Herr über mich selbst und meine Leidenschaft, um mein mir selbst gegebenes Wort: nie mehr an einem Spiele Theil zu nehmen, auch zu halten.

„Doch die Leidenschaft, welche es auch sey, gleicht dem Saamen des Eichbaumes, aus dessen unbedeutender Hülse ein schwaches Reis hervorsproßt, das von der zarten Hand eines Kindes leicht gebogen oder ganz vertilgt werden kann; aber der riesige Stamm, dessen unsichtbare Zweige mit zähen Ranken sich um den Granit der innern Erde windet, kann nicht mehr nach Willkür gebogen werden.

„Auch ich besaß die Kraft nicht mehr, Meister über diese Leidenschaft zu bleiben; auch ich konnte die mächtigen Wurzeln nicht mehr herausreißen, die so lange ohne Schranken gewuchert hatten. Ich spielte. Und wenn auch meine Verluste nicht bedeutend waren, hatte mich dennoch mein Glück verlassen. Um diese verlorene Gunst gewaltsam zu erreichen und zu zwingen, vergaß ich eines Tages die Vergangenheit und das Versprechen, das ich mir selbst auferlegt hatte, — ich vergaß — doch zur Sache! Was wir an baarem Vermögen besäßen — ich hatte es verloren!

„Erdrückt unter der Last meiner Schwäche, die glühende Stirne an einen der marmornen Pfeiler, welche die Decke des Saales unterstützten, gepreßt, blickte ich starr und ohne Empfindung vor mich hin, — gedankenlos, ohne Gefühl, vernichtet. — Da drang eine Stimme in diese erschreckende Leere und stachelte die stockende Empfindung zum wirbelnden Sturme der rasenden Leidenschaft empor.

„Spielen der Herzog nicht mehr? Sie haben heute bedeutend verloren, vielleicht dürfte sich das Glücksrad wenden," sprach einer der Bankhalter zu mir gewendet.

„Ich kann nicht mehr spielen, ich habe nichts mehr zu verspielen," erwiderte ich mechanisch.

„O, der Herr Herzog belieben zu scherzen," versetzte er lächelnd. „Sie besitzen ja noch eine sehr schöne Villa am Meere, die wohl ein Jeder gern für hunderttausend Franken annehmen würde.

„Eine unvergleichliche Wuth erfaßte mich bei die-

sen Worten, dennoch konnte ich dem Wagniß nicht widerstehen.

„Es gilt mein Herr," sagte ich gefaßt und in der Ueberzeugung, diesen Menschen in seinen Hoffnungen zu demüthigen.

„Auf einen Satz?" fragte er, sich verbeugend.

„Auf einen Satz," wiederholte ich.

„Er zog ab und — ich hatte verloren!

„Ein unbeschreibliches Weh ergriff mich in dem Moment, als mein Gedanke auf die Herzogin sich richtete. Doch war nicht lange Zeit, diesem Wehe nachzuhängen. Die widerlich hämische Freundlichkeit jenes Mannes, der immer so glücklich gegen mich gespielt, an den ich auch früher, ohne jemals Glück zu haben, schon so oft bedeutende Summen verloren hatte, weckte mich bald aus meinen trüben Träumen."

„Der Bankhalter kam auf mich zu und fragte: „Wäre vielleicht der Herr Herzog geneigt, mich zu der Villa zu begleiten, die mir die Gunst des Zufalls als Eigenthum zuwarf? Mein Wagen steht zu Diensten."

„Dieser Mann, ich wußte nicht warum, flößte mir einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen sich ein. Schon sein Aeußeres war zurückstoßend; er mußte früher im Dienste seines Vaterlandes oder auf sonst eine Art verstümmelt worden seyn, denn ihm fehlte das rechte Auge und der rechte Unterarm. Ueber der leeren Augenhöhle trug er fortwährend eine breite schwarzseidene Binde, die nur zum Theil eine tiefe, hochrothe Narbe, welche auf der rechten Wange herablief, verdeckte und die kränkliche Blässe seiner Hautfarbe noch mehr hervorhob.

„Nach seiner Anrede versagten mir meine Glieder einen Augenblick den Dienst; doch mich gewaltsam zusammenraffend, schritt ich die hohe Treppe vor dem Portale herab. Wir schwiegen Beide auf der Strecke zur Villa. In dem Empfangssaale der oberen Etage angekommen, überreichte ich ihm alle, auf sein gewonnenes Eigenthum Bezug habende Dokumente und verbeugte mich schweigend.

(Schluß folgt.)

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Frankfurts Schätze waren eine gar zu lockende Beute für eine fast verhungerte und an Allem Mangel leidende, auf flüchtigem Rückzuge sich befindende zertrümmerte Armee. Und dennoch geschahen namhafte Exzesse nicht.

Kaum hatten sich Soldaten und Offiziere ein wenig durch Speise und Trank gestärkt und erholt, so ging's unaufhaltsam weiter. Napoleon verließ am andern Morgen, also am Montag den 1. November, nachdem er selbst vorher verschiedene Spitäler eingesehen, die Stadt, schrieb gegen 1 Uhr in dem Bolongaro'schen Gebäude zu Höchst im Zimmer des daselbst wohnenden nassauischen Beamten seinen letzten Befehl in Deutschland, verließ am 2. November, also auf Allerseelentag, Mainz und kam nicht mehr zurück, obwohl er es Vielen zugesagt hatte und dieses sein Versprechen auch so gern gehalten hätte. Das furchtbare Meteor, das Deutschland so lang in Schrecken gesetzt hatte, war für es am westlichen Himmel hinuntergesunken, um nicht mehr aufzugehen.

Die Spitäler Frankfurts füllten sich bald zum Uebermaße mit kranken und verwundeten Franzosen und kranken Verbündeten; der Typhus brach im höchsten Maße aus.

Unser „Sauerwassermann" machte, weil das Selterserwasser ein vorzügliches Labsal, ja Heilmittel Typhuskranker ist, gute Geschäfte. Er war deßhalb auch zwischen Selters und Frankfurt stets unterwegs. Es war kluge Vorsicht von ihm, daß er mit schlechten Mähren fuhr und in seinem nur angenommenen trostlosen Anzuge einherging; denn gute Pferde hätten ihm die sich retirirenden Franzosen oder nachrückenden Verbündeten jedenfalls abgenommen, und hätte man nur ein paar Kreuzer bei ihm vermuthen können, sicher würden die armen Soldaten ihn bald der Sorge um dieselben überhoben haben. Begegnete ihm — und das geschah ohne Unterlaß — eine feindliche oder sogenannte freundliche Heeresabtheilung, so hielt er an, zog einige Krüge hervor, und schenkte den dürstenden Offizieren oder verwundeten Soldaten von dem, wie er pfiffig sogleich bemerkte, für die im Frankfurter Lazareth liegenden Kranken bestimmten Wasser ein. Diese List rettete dann seine Ladung, und das gelöste Geld ließ er wohlweislich größtentheils in Frankfurt und nur einiges steckte er in ein verborgenes Täschchen unter der Kummetdecke eines seiner Pferde. So hatte er es nun aber heute nicht gemacht, denn weil er zu Hause Geld brauchte, trug er den ganzen Erlös bei sich. Sein Wasser hatte er nämlich sehr gut, ja um den doppelten Preis verkauft. Er fuhr so schnell, als es, wie schon bemerkt, die Behendigkeit seiner Rößlein erlaubte, und so vergnügt, als es das entsetzliche Wetter nur einigermaßen möglich machte, nach Hause zu. Zwischen Höchst und Soden, Sulzbach gegenüber, geriethen die armen Klepper, die der Sturm auf der schutzlosen Ebene fast niederdrückte, zu nahe an den linken Rand der Straße, der Wagen fiel um und kaum hatte der Fuhrmann vorher noch so viel Zeit, herauszuspringen. Es dauerte an zwei Stunden, bis er sein Fuhrwerk wieder marschfertig gemacht hatte, und er würde vielleicht sammt seinen Thieren in dem Sturm, Schnee und Regen umgekommen seyn, wenn nicht einige Kosaken, welche von Sossenheim her übers Feld gesprengt kamen, ihm geholfen hätten, den Wagen aufzurichten, nachdem sie den Eigenthümer bis in die innersten Falten seiner Kleider durchsucht hatten. Er fand sie mit seinem

Branntweinvorrath ab, und dankend oder fluchend — er verſtand eben nicht, was ſie riefen — jagten ſie zurück.

2.

Eine ſeltſame Erſcheinung.

Gegen Mitternacht erſt war er auf der Höhe zwiſchen Soden und Königſtein. Auf einmal hörte er, wie es ihm ſchien, in der Luft ein ganz eigenthümliches Getöſe und bemerkte zugleich nach rechts einen hellen Schein. Erſchrocken ſah er zwiſchen den Sproſſen der Wagenleiter durch und erblickte den ganzen Himmel rechts vor ſich und links in einem nie geſehenen feurigen Lichtſchimmer, der ſich über Bonames, Bommersheim, Oberurſel, Kronberg, Falkenſtein erſtreckte, und ſich vor Königſtein in zwei Arme ſpaltete, wovon der eine über Königſtein nach Eppſtein und Idſtein, der andere nach dem kleinen Feldberg und Reifenberg ſich hinzog. Die rechts liegenden Burgen Kronberg und Falkenſtein, die vor ihm liegende Feſte Königſtein und der links im Thal liegende Thurm der Burg Eppſtein waren wie mit Fackellicht hell erleuchtet und er glaubte ein Heer wunderbarer Reitergeſtalten auf ſtattlichen, feuerſchnaubenden Roſſen, mit langen, lichthellen Schwertern an der Seite und mit wehenden Helmbüſchen hoch in der Luft zu ſehen. Von dieſem gleich ſchreck- und zauberhaften Anblick feſtgebannt, merkte er gar nicht, daß und wie lange ſeine Pferde ſtillſtanden. Alle Angſt war für den Augenblick durch den wunderbar herrlichen Anblick aus ſeiner Seele gebannt und er ſah ruhig zu, wie das nach Weſten und dem Rheine zu ziehende luſtige, geiſterhafte Heer immer kleiner und kleiner wurde.

Die alten Raubritter von Bommersheim, mit Heinrich, dem Gründer der dortigen Pfarrei, an der Spitze; die Vögte von Urſel; der mächtige Hartmuth von Kronberg; die Grafen Rüring von Falkenſtein mit ihren Vettern zu Großrüring und Königſtein; die Dynaſten von Eppenſtein mit ihrem Ahnherrn Eppo an der Spitze; die mächtigen Herren von Reifenberg mit ihren zahlreichen Verbündeten; die adeligen Burgmänner von Ethcheſtein oder Idſtein mit ihren vielen und mächtigen Nachfolgern, des römiſchen Königs Adolf ritterlichen Sohn Ruprecht an der Spitze, alle und viele Andere mit ihren Knappen und Reiſigen, ſie bildeten das geiſterhafte Heer hoch in den Lüften und zogen jetzt heim aus der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, die ſie den bis kurz zuvor entarteten Nachkommen Hermanns hatten ſchlagen und gewinnen helfen. Das Alles konnte ſich freilich unſer Bauer weder erklären noch deuten. Lange, nachdem die ſchrecklich-ſchöne Erſcheinung verſchwunden war, hielt er immer noch auf demſelben Flecke, bis er denn endlich ſeine müden und gleich ihm erſchrockenen Thiere wieder in langſamen Gang brachte.

(Fortſetzung folgt.)

Am Tage Aller Seelen.

Den Friedensgruß, ihr Stätten ſtiller Trauer,
Ruft euch mein Herz in Chriſtenliebe zu,
Ihr Zeugen uns'rer kurzen Lebensdauer,
Ihr Zufluchtsbetten einer tiefen Ruh!
Hier fällt die Eitelkeit wie welkes Laub,
Die Erdenmacht wie Nebeldunſt zerfließt,
Hier wird das Schönſte der Verweſung Raub,
Hier ſeh' ich, wie vergänglich Alles iſt.
Im Grabe ruht der Feind an Feindes Seite,
Der Tod hat alle Zwietracht fortgebannt,
Des Reichſten Leib wird ſo der Würmer Beute,
Wie der des Armen, der nur Noth empfand.
Hier mahnt es mich zur ernſtlichen Betrachtung,
Wie dieſer Körper, den man einſt begräbt,
Nicht würdig ſey der Sorgen und Beachtung,
Die man ihm zollt, ſo lang er wirkend lebt;
Daß er nichts weiter als ein Staubgebilde,
Geformt von Schöpferhand zwar meiſterhaft,
Wie keine Kreatur im Erdgefilde,
Doch nur die Hülle einer Geiſteskraft,
Die kurze Zeit da ihre Wohnung findet,
Und dieſes irdiſch morſche Haus regiert,
Das plötzlich, wenn ſich ihm der Geiſt entwindet,
In Trümmer fällt und ſchnell zu Aſche wird.
Und dennoch bleibt es vieler Menſchen Weiſe,
Daß ſich der Menſch vor Allem gſtaltlich hält,
Wenn er nur prunken kann mit dem Gehäuſe,
Das er zur Schau ſo ſelbſtgefällig ſtellt.
Wohl bietet uns das Leben viele Freuden,
Die Gottheit gab uns regen Sinn dafür,
Doch ſoll die Tugend immer ſie begleiten,
Denn dieſe iſt des Menſchen höchſte Zier.
Für Licht und Wahrheit ſoll die Seele glühen,
Bekämpfend jeden Irrthum und den Schein,
Dann wird auch bei den herbſten Erdenmühen
Der Friedensengel ihr Gefährte ſeyn.
Ein heil'ger Glaube muß vor Allem walten
An Gott und an der Seel' Unſterblichkeit,
Die Liebe muß uns in den Schranken halten
Des Guten und des Rechten jederzeit;
Die Hoffnung muß uns tröſten und erheben,
Wenn auch uns drückt der Prüfung ſchweres Leid,
Und nach dem Worte Jeſu fromm zu leben,
Dem hohen Ziele iſt der Menſch geweiht.
Was nützt es mir, die Welt ſelbſt zu gewinnen,
Wenn ohne Tugend, ohne Religion
Des Lebens Schwelgetage mir verrinnen,
Wie dem verblendeten verlornen Sohn?
Wenn ich für eitle, flüchtige Genüſſe,
Die ſtets zum Laſter reizen frevelbreſt,
Den ring'gen Troſt des Sterbenden vermiſſe,
Sobald vom Leib ſich trennen muß der Geiſt?
Den Troſt des Guten, Frommen, wenn auch Armen,

Der nach dem Jenseits schaut voll Zuversicht,
Der hoffen kann auf göttliches Erbarmen?
Denn, ach! Vollkomm'nes reift auf Erden nicht.
Was aber bleibt dem lasterhaften Sünder,
Der seinen Leib zum Götzen sich gemacht,
Der seinem Abgrund zulief wie ein Blinder,
Weil er an keinen Sterbetag gedacht?
Der stolz wie die gefall'nen Engel meinte,
Er sey im ganzen All sich selbst genug?
Der triumphirte, wenn das Unglück weinte,
Und seinen Nächsten tiefe Wunden schlug?
Weh' ihm, dem Unglückseel'gen, an dem Tage,
Wo unerwartet ihm der Tod erscheint!
Vergebens ist dann die Verzweiflungsklage,
Vergebens ist die Thräne, die er weint!
Doch wer, von schweren Sünden frei, das Ende
Der Erdenpilgerbahn als Christ erreicht,
Empfiehlt den Geist in seines Schöpfers Hände,
Und Hoffnung macht den Lebensabschied leicht,
Der Tod kann keinen frommen Christen schrecken,
Ein Friedensbot' ist er, von Gott gesandt —
Mag auch den Leib die Nacht des Grabes decken,
Die Seele streifet ab nur ihr Gewand;
Entfesselt von der sinnlich fleisch'gen Hülle,
Die oft der Kraft des Geistes obgesiegt,
Wie gut auch war des hart Versuchten Wille,
Die Seele frei dann zu den Sternen fliegt.
Erlöset ist sie von dem Sündentriebe,
Entledigt aller Erdenqual und Noth;
Sie kehret heim in's Reich der ew'gen Liebe,
Denn für den Menschen Geist gibt's keinen Tod.

Mannigfaltigkeiten.

Bei Rothneusiedl unweit Wien findet gegenwärtig zur Erprobung der neuen artilleristischen Erfindungen die Beschießung eines eigens zu diesem Zwecke (auf Kosten des Erzherzogs Max v. Este) erbauten befestigten Thurmes statt. Die Beschießung begann am 28. Okt. Der Kaiser, umgeben von sämmtlichen in Wien anwesenden Erzherzogen, befand sich auf einer, zwischen den Geschützen und dem Objekte errichteten Tribüne, von welcher aus die Wirkung der Schüsse durch Fernröhre beobachtet wurde. Offiziere aller Waffengattungen hatten sich außerordentlich zahlreich von nah und fern eingefunden, auch eine französische und eine preußische Uniform wurden bemerkt. Die operirenden acht Geschosse waren unmittelbar vor dem Dorfe Leopoldsdorf aufgestellt, auf 2000 Schritt Entfernung. Im Ganzen sollen 650 Schüsse gethan werden. Um 9 Uhr gab der Kaiser das Zeichen zum Beginne, nach je acht Schüssen wurde verifizirt. Nach den ersten vierzig Schüssen erfolgte eine Untersuchung des Objektes, an welchem bis dahin nur unerhebliche Beschädigungen wahrzunehmen waren. Nach ferneren vierzig Schüssen (um 1 Uhr), wurde die Besichtigung wiederholt, an welcher sich dießmal der Kaiser selbst mit seiner Umgebung betheiligte. Die Wirkung der bis dahin gethanen Schüsse war für einen Laien schwer zu beurtheilen: der Erdwall erschien vielfach aufgewühlt, an dem äußeren Mauerwerk zeigten sich einige Verletzungen, während der eigentliche — vollständig in Vertheidigungsstand gesetzte — Thurm kaum beschädigt zu seyn schien. War dieß Resultat bezüglich der Festigkeit des Bauwerkes sehr befriedigend, so muß andererseits hervorgehoben werden, daß die angewandten neuen Geschütze die Probe wahrhaft glänzend bestanden haben. Vor allen bewährten sich die gezogenen Kanonen nach preußischem System mit den österreichischen Verbesserungen; aber auch die übrigen entsprachen in hohem Grade den gesetzten Erwartungen. Geschossen wurde vortrefflich; gleich die ersten drei Schüsse schlugen ein, beim ersten und dritten sah man aufflammen. Die Wichtigkeit des Mannövers wird durch den Umstand erhöht, daß hierbei alle neueren artilleristischen Erfindungen einer gründlichen Probe unterzogen werden. Um ein Uhr trat eine längere Pause ein.

Eine Versteigerung, wie sie nicht alle Tage vorkommt, ist am 28. Okt. in München in der Theresienstraße abgehalten worden. Vor einigen Wochen war nämlich der Wirth zum Wittelsbacher-Garten mit einer seiner Kellnerinnen — man hat es noch nicht ausfindig machen können — wohin — durchgebrannt. Er hat nicht nur Alles, was schnell zu Geld gemacht werden konnte, mitgenommen, sondern auch Schulden auf Schulden gehäuft, der Frau die Schmuckgegenstände verkauft, den Miethsleuten den Zins vor dem Ziele unter Angabe dringender Zahlungen abgelockt und endlich noch drei unversorgte Kinder in Noth und Elend zurückgelassen. Heute nun sollten die vorhandenen Utensilien an die Meistbietenden versteigert werden. Es erschienen Strichlustige genug und vorzüglich Tändler und Gasthofsbesitzer in reicher Anzahl; es erschien aber auch die schluchzende Wirthsfrau mit ihren weinenden Kindern. Nicht ein Gebot wurde von Seite des Publikums geschlagen, das Unglück der hülflosen Familie hatte Alles so ergriffen, daß man unwillkürlich in die Tasche griff und Jedes nach Kräften zur Linderung beisteuerte. Ein Privatier aber kaufte schließlich alle Geräthschaften, ließ sie aber nicht abführen, sondern in die Gaststube zurückbringen, damit sich derselben die Wirthin neuerdings um einen kaum nennenswerthen Pachtzins bediene.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 263 Sonntag, 3. November 1861.

Der Spieler.

(Schluß.)

Er zögerte, sich zu entfernen. Ich sah ihn fragend an; er mußte in meiner Miene unbedingt meine verborgensten Gedanken lesen. Auch er verbeugte sich und sagte kalt, aber ohne Beimischung von Schadenfreude oder sonst einer Leidenschaft: „Dürfte ich mich vielleicht unterstehen, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu beweisen?"

„Indem er sprach, fiel aus Zufall oder Absicht die Binde, welche den Platz seines verlorenen Auges bedeckte, herab und gestattete so, die sonst undeutlichen Züge seiner Gesichtsform zu erkennen. Es war Eugen, mein früherer Jugendfreund."

„Mit der Schnelle des Gedankens verschwand die Schwäche, die mich erdrückt hatte. Ich trat einen Schritt zurück und erwiderte mit Stolz und Verachtung: „Mein Herr! die Villa ist die Ihrige, — die Herzogin ist mein!" Ich kehrte ihm mit diesen Worten den Rücken und ließ ihn allein.

„Und die Herzogin, wie nahm sie die Nachricht von dem Vorgegangenen auf?" fragte der Graf mit einem tiefen Seufzer.

„Ohne Vorwurf, noch ein ganzes Jahr bemüht, mich in meinem selbstgeschaffenen Unglück aufzurichten," entgegnete der Italiener sanft.

„Sie starb?" fragte der Pole rasch.

„Sie starb nach einem Jahre in Italien aus Kummer, nicht über den Verlust, den wir erlitten, sondern weil es ihr nicht gelingen wollte, mich ganz zu trösten und die Vergangenheit zu verlöschen."

Der Herzog erhob sich, nachdem er die letzten Worte gesprochen hatte, von der Rasenerhöhung, auf welche sich Beide niedergelassen hatten, verneigte sich rasch gegen den Polen und sagte mit der ihm eigenen Ruhe: „Herr Graf, ich fühle mich durch Ihre Jugend und Ihre sonstigen Vorzüge angezogen. Ich glaube auch, mich einer Pflicht entledigt zu haben, welche ich mir selbst auferlegte; möge meine Erzählung wenigstens eine Warnung für Sie seyn; Sie werden sich dann auch wohl überzeugt fühlen, daß mein gestriges Lächeln, wenn dieß der Fall gewesen seyn soll, wahrlich nur mir selbst gegolten haben kann."

„Sie haben durch Ihre schmerzliche Aufregung sich nicht allein einer Pflicht entledigt, sondern Sie haben damit Ihr Ziel erreicht," versetzte der Graf, auf den Italiener zutretend, um ihm mit Offenheit die Hand zu reichen. „Sie haben Ihr Ziel erreicht," wiederholte er, „ich werde nie mehr spielen. Doch verzeihen auch Sie meine aufbrausende Hitze und lassen Sie uns Freunde, wahre, aufrichtige Freunde werden. Gewiß," fügte er mit Herzlichkeit hinzu, „Sie weisen mich nicht zurück?"

„Nicht doch!" äußerte der Herzog, indem er freundlich die Hand des Polen ergriff. „Aber glauben Sie, wirklich Ihr Wort halten zu können?"

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es gewiß," entgegnete mit Festigkeit der Graf. „Doch wann darf ich Sie besuchen, Herr Herzog?"

„Wann Sie wollen," erwiderte dieser.

„Morgen!"

8.

„Ich habe durch einen Pistolenschuß viel gewonnen," sagte am folgenden Morgen der junge Graf K.....ski zu sich selbst, indem er nach der Glocke griff, um sich ankleiden zu lassen. Dann zog er die schweren Gardinen vom Fenster zurück, öffnete dasselbe und ließ den freundlichen Strahl der Sonne eindringen, die ihm entgegen leuchtend einen hellen, schönen Tag versprach. „Der Mann ist der Freundschaft werth," sprach er leise weiter. „Wenn diese Sonne in seiner Heimath heißer ihre Strahlen zur Erde sendet, als anderswo, was kann er dafür, wenn dadurch sein Blut schneller durch die Adern rinnt? Hat er nicht das Edlere des Menschen erkannt? Wenn er auch nicht selbst Meister seiner Leidenschaft werden konnte, hält er sie darum für gut? — Was kann der weitverzweigte fruchtspendende Obstbaum dafür, wenn sich ein nagender Wurm in die Fasern seines Herzens einfrißt? Ist er darum weniger schön? — Wo starkes Licht, da muß auch starker Schatten seyn. — Es ist aber doch ein herrliches Thier, dieser Schimmel! Schade, daß ihn ein so hölzerner Mensch besitzt, wie dieser Herr von S..... einer ist!" sagte der Graf plötzlich, von seinem Gedanken-

gange abspringend und sich weiter aus dem Fenster neigend. „Wenn der Mensch nur wenigstens die Vernunft besäße, dieses köstliche Thier zu verkaufen; ich wollte ja gerne der Käufer seyn."

„Was für einen Anzug befehlen der Herr Graf für jetzt anzulegen?" fragte der schon seit einer Weile eingetretene Kammerdiener zum Zweitenmale.

„Ach! bist Du da! lieber Iwan?" versetzte der junge Graf, indem er vom Fenster wegtrat. „Sprich doch, hast Du nichts gehört, ob Herr von S . . . . seinen Schimmel noch nicht überdrüssig geworden ist?"

„Ich habe bis jetzt nichts davon gehört, Herr Graf; aber ich könnte es leicht erfahren," antwortete der dienstbeflissene Iman.

„Thue das, mein Bester; doch jetzt gib her, denn ich möchte ausgehen."

„Kurz nach diesem Zwiegespräch sah man den Grafen R . . . . sk zum Kaiser gehen, nicht etwa zum römischen, türkischen oder russischen, sondern einfach zum Kaiser. Diese solide Einfachheit eines Gasthauses fand ihren Grund darin, daß der Eigenthümer desselben früher Hausknecht war und in diesem Geschäfte wenig Muße haben konnte, sich in geschichtliche Studien zu vertiefen; jedoch zweifle man nur nicht wegen dieser geringen Unkenntniß, denn diese erhabene Einfachheit beruhte wirklich auf Unkenntniß, wie der Eigenthümer öfters selbst offenherzig gestand. Also man zweifle nicht an einem sonst sehr natürlichen Verstande, ja, ich möchte Schlaubeit sagen, denn er hatte, unerachtet seiner frühern gehäuften Arbeit, dennoch Geist genug übrig gehabt, die Tochter seines Vorgängers, wider den anfänglichen Willen des Letzteren, als eheliches Gemahl heimzuführen, welche Chancen er hier aus den Zweigen seiner Wissenschaft angewendet hatte, ward nie ganz bekannt. Genug, er war dadurch Eigenthümer des Kaisers geworden. Auf die Frage, die sich dieser oder jener Stammgast, warum er eigentlich sein Hotel nicht näher bezeichnet hätte? erlaubte, ließ er sich ungefähr folgender Weise vernehmen, dem Fragenden mit dem einen Auge vielsagend zublinzelnd: „Früher wollte ich mein Haus heben und da schien mir dieser Name zweckdienlich. Später, als ich Manches kennen lernte, was ich sonst nicht gewußt hatte, was, beiläufig gesagt, wahrscheinlich bei jedem Menschen der Fall seyn wird, und merkte, daß mein Schild an Unklarheit leide, ließ ich es dennoch aus reiner Politik beim Alten; denn, meine Herren, die Politik ist keine leere Wissenschaft. Wer, meine Herren, könnte mir gut dafür stehen, daß nicht dieser oder jener fremde Monarch unser Bad besuchte und dann an dem bestimmt Ausgesprochenen einen Anstoß nehmen könnte. Meine Herren, wie ich sage, die Politik ist keine leere Wissenschaft, auch muß ich hinzusetzen, daß ein Mensch nicht gleich Alles wissen kann. Dennoch glaube ich immer mehr gewußt zu haben, als mein Rivale im Roß, der neulich zu einem Bremer Cigarrenhändler sagte: „Es ist doch traurig, daß wir Deutschen nicht einmal eine ordentliche Cigarre machen können und diese in Bremen kaufen müssen!"

Das Haus dieses Philosophen war das Ziel des Grafen R . . . ski. Dieser sah aber mit Befremden bei seinem Eintritte eine aufgeregte Beweglichkeit. Nicht allein unter dem dienenden Personal, sondern auch unter den übrigen Bewohnern war ein geschäftiges oder neugieriges Hin- und Herrennen, Lauschen und leises Flüstern nicht zu verkennen.

Der Graf stand einige Zeit, erstaunt über dieses Treiben, auf dem Vorsprunge eines Treppenabsatzes, vergebens mehrere vorüberlaufende Kellner nach Numer 21 fragend.

Endlich mußte sich der Graf bequemen, einen dieser Flüchtigen am Kragen zu erhaschen.

„Wo ist Numer 21?"

„Numer 21?" fragte der Erschrockene und starrte, einen Schritt zurückprallend, den Grafen aufmerksam an.

„Ja, Numer 21. Befindet sich kein Numer 21 hier im Hause?"

„Im zweiten Stockwerke," stammelte der Davoneilende achselzuckend und ließ den Grafen stehen.

„Die Leute haben hier unbedingt eine Tarantel im Hause," sagte der Graf kopfschüttelnd und stieg die zweite Treppe hinauf.

Auf dem Korridor des zweiten Stockwerks waren viele Numern, auch 21. Die Thüre dawon war offen, ein leises, aber vielstimmiges Flüstern drang zu dem Ohre des Polen; er trat näher und bald konnte er das Innere dieser geheimnißvollen Numer überseben. Zu beiden Seiten der Thüre standen Gruppen von Menschen, theils Hausbewohner, theils Fremde, die bei dem Nahen des Grafen sich flüchtig umsahen, sogleich aber ihre frühere Stellung wieder einnahmen.

In der Mitte des Zimmers, an einen Tisch gelehnt, auf welchem zwei Pistolen lagen, stand ein Mann, dessen Uniform ihn als Kommissär der Polizei kenntlich machte. In einem Kabinette, in dem der Vorhang, der die Stelle der Thüre vertrat, zurückgeschlagen war, sah man an der hintern Wand ein Lager, auf dem ausgestreckt der Körper einer männlichen Leiche lag; der Kopf derselben war zerschmettert, augenscheinlich durch einen gut angebrachten Schuß, und wie das Protokoll der Polizei aussagte, von eigener Hand geführt.

Es war die Leiche des Herzogs.

Und der Graf? wird der Leser fragen; — er war seinem Vorsatze getreu, er spielte niemals wieder.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

3.

Der Fund.

Mitternacht vorüber passirte er Königstein. Auch hier war schon Alles voll verwundeter und kranker

Franzosen. Er gab seinen Thieren ein wenig Brod, trank selbst einen Schnaps, ließ sich sein Butterchen frisch füllen, und machte sich, da er kein Nachtlager fand, nach kurzer Weile auf den durch den Wald führenden und 4 bis 6 Stunden langen Weg. Regen und Schneesturm ließen zwar etwas nach, aber mit ungemeiner Geschwindigkeit scheuchte der Sturm die Wolken am Himmel. Sie warfen lange, flüchtig hineilende Schatten auf die schon ganz starre und von fußhohem, wasserdurchtränktem Schnee bedeckte Erde. Von Zeit zu Zeit brach das Mondlicht auf Minuten durch die Wolken und machte mit seinem blassen, zitternden Scheine die Waldwiesen, die Schneufen und die einsamen Waldwege rechts und links der Straße, so wie die unter der Gewalt des Sturmes ächzenden alten Bäume nur noch geisterhafter und schauerlicher. Hierzu gesellte sich dann noch das Heulen der Füchse und das heisere Gekreische und dämonische Mäckern der Uhu, um das Gemälde des Grausenhaften vollständig zu machen. Unser Bauer war nicht furchtsam: war er doch oft schon zu jeder Stunde und Minute der Nacht unterwegs gewesen, aber heute war seine Phantasie durch all das Schreckliche, das er in Frankfurt und unterwegs auf allen Stationen gesehen, fieberhaft aufgeregt und sein Herz pochte hörbar. Keine Seele begegnete ihm auf dem sonst doch mehr belebten, langen nächtlichen Wege. Jedermann trug gerechte Bedenken, beim Herannahen und Durchziehen einer geschlagenen und größtentheils zersprengten und, wie schon bemerkt, an Allem zum Leben Nöthigen, den entsetzlichsten Mangel leidenden Armee, das schützende Dach zu verlassen. — — Wachend lag er in seinem Streh, und betete, um sich moralisch zu kräftigen, ein Vaterunser um das andere. Auf einmal — es mag wohl zwischen 1 und 2 Uhr gewesen seyn — glaubte er aus dem tiefen Graben auf der rechten Seite der Straße herauf einen Jammerlaut zu vernehmen. Sogleich hielt er an, erhob sich scheu und horchte: es war aber Alles todtenstill; allein eben im Begriff, seine Pferde wieder in Gang zu bringen, hörte er ungefähr folgende Jammerlaute: Oh mon Dieu! . . . Oh mon Dieu! . . . Ayez pitié de moi! . . . Mon cher père! . . . . Ma bonne mère . . . . Mon Dieu! . . . .

Der Krieg ist der Strafen härteste und die Summe aller Plagen; seine Folgen sind die der ächten Menschlichkeit nachtheiligsten: sie verwildern Herz und Sinne des Menschen: ein fünf Jahre dauernder Krieg würde die von ihm betroffene Menschheit in der Kultur um fünfzig Jahre zurückwerfen.

Unser Bauer war von Haus aus gewiß nicht ohne Mitgefühl; allein der lange Krieg mit seinen Heeresdurchzügen, mit seinen Ansprüchen jeder Art an den Landmann, mit seinem Brand und Hunger, mit seinen Wunden und Seuchen, erzeugt in dem einfachen Sinne des schlichten, aber hart mitgenommenen Bauern eine eigenthümliche und etwas harte Philosophie. Daß es unser Fuhrmann mit einem kranken oder verwundeten oder auch verhungerten französischen Krieger zu thun habe, war ihm sofort außer Zweifel; nicht so bald war er jedoch mit sich im Reinen, was er thun sollte. Erst wollte er ihn liegen lassen und weiter fahren, weil er sich sagte, bei Hanau seyen ja auch vor ein paar Tagen erst auf beiden Seiten 10,000 Mann in der schrecklichsten Weise hingeopfert worden. Die den Krieg anfingen und führten, möchten auch das in seinem Gefolge gehende Elend verantworten. Ob Einer mehr oder weniger umkomme, thue doch zur Sache nichts; jedenfalls habe er dessen Tod vor Gott nicht zu rechtfertigen. Zudem sey bei dem Armen vielleicht doch nicht mehr zu helfen ꝛc. Während er Solches bei sich selbst erwog, hatte der Arme in einer neuen, kurzen Betäubung gelegen.

Jetzt fing er wieder so recht kläglich zu jammern an: Oh mon Dieu! . . . . Ayez pitié de moi! . . . . Ma mère! . . . . Jésus! . . . . Marie! . . . . Joseph! . . . . Zu jener Zeit verstanden alle Bewohner der an der Landstraße gelegenen Dörfer etwas Französisch, und darum verstand auch unser Bauer recht gut die Jammerlaute des Armen. Unwillkürlich sprang er auf und vom Wagen und fast eben so schnell hatte er den Unglücklichen, der bis an den Leib in dem mit Wasser durchtränkten Schnee lag, auf die Straße gezogen. Er versuchte, ihn auf die Beine zu stellen, allein vergebens; derselbe war steif und so viel er bei dem momentanen Scheine des Mondes erkennen konnte, todtenblaß, hatte blaue Lippen und ganz tief eingesunkene Augen; sein Haupt hing zurück. Er hatte weder Gewehr, noch Tornister und Tschako. Er schien jetzt vollends todt. Der Bauer ließ ihn nieder und lehnte ihn rückwärts an einen der Abweisssteine. Kaum aber faß er so da, so schlug er seine hohlen, von Fieberhitze glühenden Augen ein wenig auf und rief, ein Zeichen von theilweise zurückgekehrtem Bewußtseyn: Mon Dieu! . . . Ayez pitié de moi! . . . . Jésus! . . . Marie! . . . Joseph! . . . .

Diese erneuerte Bitte um das Ende seiner Leiden machte auf unsern Bauern einen entsetzlichen Eindruck: es fuhr ihm mit ganz unwillkürlicher Gewalt und wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: „Ein Schlag mit meiner Karrenhacke könnte dich Aermsten der Armen sofort erlösen: zu helfen ist dir doch nicht mehr und dich so liegen lassen, hieße deine Qual verlängern; das hieße dich langsam tödten und förmlich hinmartern. Da du jetzt wieder bewußtlos bist, so will ich dir einen Schlag geben, der dich bald im Paradiese ohne Schmerz aufwachen läßt. Ja, jetzt gleich, ehe dein Bewußtseyn zurückkehrt . . .“ und damit ging er rasch nach dem Wagen, um seine Hacke loszumachen.

„Doch halt!“ rief ihm eine innere Stimme zu, und nachdem er einige Sekunden lang aus Schreck vor sich selbst wie gelähmt gestanden hatte, sprach er: „Nein, nein! Das wäre ja ein Mord! und zwar ein so schänd-

licher Mord, als je einer begangen worden wäre! Herr Gott! wie komme ich auf den unglückseligen, ja teuflischen Einfall?! Hat denn der barmherzige Samariter den halbtodten und beraubten Reisenden in der Wüste von Jericho auch vollends getödtet? Wie? Hat er das? Nein! und abermals nein! er hat Wein und Oel in seine Wunden gegossen, sie verbunden, auf sein Lastthier hat er ihn genommen und das Alles mit Gefahr seines eigenen Lebens! In der nächsten Herberge hat er ihn gepflegt! Mein Heiland stellt mir aber das Thun des Samariters als Muster auf, und ich sollte ihm nicht nachahmen? Gott verzeihe mir meine Sünde! Wie konnte ich nur einen so gräßlichen Gedanken auch nur für einen Augenblick aufkommen lassen? Aha! Jetzt erst verstehe ich so recht, was mein Heiland mit den Worten sagen will: Wachet und betet, auf daß ihr nicht fallet in Versuchung."

So entscheidet oft ein Augenblick über unser oder Anderer künftiges Wohl oder Wehe!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Beschießung des Kastellthurms bei Rothneusiedl wird ferner berichtet: Das Kastell hat eine ganz eigenthümliche, halb unterirdische Bauart; es wurde nämlich beim Beginne des Baues bis zu einer Tiefe, wie etwa bei dem Wiener Stadtgraben, zuerst ein runder Graben das Kastell, welches die Höhe von einem zweistöckigen Hause hat, derart erbaut, daß nur dessen oberste Etage über das Parapet emporragt. Das Kastell ist kreisrund, durchaus von Ziegeln, Eisen und Erde hergestellt, hat zwei Klafter dicke Wände und ist demnach vollkommen feuerfischer. Es hat drei Etagen mit Schießscharten, und zwar die zwei oberen für Geschütze, die unterste für Flinten, und bietet Raum für etwa 200 Kanonen. An Stelle des Daches ist bombenfest zwei Klafter hoch lehmiges Erdreich aufgestampft. Der Graben hat seiner ganzen Tiefe nach eine Schutzmauer, kann $1^1/_2$ Klafter hoch unter Wasser gesetzt werden, um das Eindringen der Infanterie zu erschweren, und demselben zur Seite ist außerhalb ein Zwinger mit Geschützen gegen Feldbatterien und Kavallerie armirt. Auf dem Erd-Dachwerke befindet sich für die Dauer des Probeschießens eine armirte Wollsack-Batterie. Die Tromentir-Batterien sind auf eine Distanz von mehr als 2000 Schritten nächst dem Brauhause zu Leopoldsdorf, gedeckt von Bäumen, aufgestellt und bestehen aus gezogenen Geschützen schwersten Kalibers. Sie avanciren successive. Für das Probeschießen ward das Kastell vollständig in Vertheidigungsstand gesetzt. Ein kleiner Theil der Wand gegen die Angriffslinie ist mit Eisenplatten gedeckt, um den Unterschied der Wirkungen der Kugeln auf Mauerwerk und Eisenplatten zu erproben. Im Falle das System dieses Kastellbaues sich bewährt, ist beantragt, die Residenz mit einem Gürtel von Kastellthürmen zu umgeben. Der Bau des Rothneusiedler Kastells hat drei Jahre gedauert und erforderte sammt Armirung einen Aufwand von beinahe einer halben Million Gulden. Das Schießen dauerte am 28. Oktober bis drei Uhr Nachmittags. Der Kastellthurm hat trotz des heftigen Feuerns nur sehr unbedeutend gelitten; nur in einer der verrammelten Schießscharten ist eine kleine Scharte entstanden, dagegen wurden einige von den eisernen Platten abgeschossen. Ein Geschütz der Wollsack-Batterie ward demontirt. Die Artillerie hat ausgezeichnet gut gefeuert, beinahe jede Kugel hat den Kastellthurm getroffen.

Wie in der Schweiz der Telegraph theilweise von Frauen bedient wird, so hat nun auch die k. priv. Ostbahn angefangen, zwei Expeditionsämter den Frauen der Bahnmeister zu übergeben. Werden sich dieselben gut qualifiziren, so stehen noch mehrere Ostbahn-Expeditionen für das weibliche Geschlecht in Aussicht.

Charade.

Ob ich recht die Sylben theile,
Weiß ich, lieber Leser, nicht,
Doch ich fürchte nicht Kritiken:
Denn ich schreibe, wie man spricht.
Meine erste zeigt beim Singen
Eine Modulation,
Auch die and're Sylbe nennet
Eine eigne Art von Ton.
Grob und klar erschallen beide,
Nun vereinet zum Duett,
Hab' sie oft gehört zusammen,
Und es klang gar fein und nett.
Doch das Ganze gibt nicht Töns,
Ist ein festeres Gestein,
Und noch ist es unentschieden,
Wie es mag entstanden seyn.

Auflösung des Räthsels in Nrs. 260:

Mond.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 264 Dienstag, 5. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

„Fort mit Dir, Versucher! Weiche von mir! Ich will thun, was mein Heiland mich lehrt. Komm her, Du Armer, Du mein Bruder! Ich bringe Dich heim, lebend oder todt: das gilt mir nun gleich! Hier sollst Du aber nicht vor Nässe, Frost oder Hunger umkommen; am allerwenigsten will ich Dich todtschlagen!“ und damit hob er ihn behutsam und mit leichter Mühe auf den Wagen, legte ihn in das Stroh, deckte ihn mit Stroh und der Pferdedecke zu und machte ihm ein Kissen von Stroh unter sein wankendes Haupt und bedeckte sein todtenblasses Gesicht mit dem einen Handschuh.

Der Unglückliche war eine gar feine Gestalt; er konnte höchstens 19 bis 20 Jahre zählen und schien von guter Herkunft und reicher Leute Kind zu seyn und darum in seinen früheren Lebensjahren bessere Tage gesehen zu haben. Er hatte pechschwarzes Haar, eine hohe, freie Stirne, eine leicht gebogene Nase und einen gar feinen Mund; er hatte überhaupt so etwas Jungfräuliches in seinem Gesichte. Sein Unterkörper war, soweit derselbe im Wasser gelegen hatte, ganz steif, ebenso der linke Arm; nur der rechte hatte noch einige Beweglichkeit und der Kopf wankte hin und her; der Puls ging außerordentlich schwach und das Athmen war mehr ein öfter und länger unterbrochenes Stöhnen.

Der Bauer vergoß jetzt, nachdem der böse Versucher durch die Aufführung der Worte des Heilandes aus dem Felde geschlagen war, Thränen des Mitleides über die arme Jammergestalt und glaubte jeden Augenblick, der Arme sey todt. Er hatte kleine Kinder zu Hause; allein er konnte sich doch schon recht gut vorstellen, wie ihm seyn würde bei dem Gedanken, einen seiner kleinen Buben jemals in solcher Lage zu sehen. Er kauerte sich neben den Armen und träufelte ihm einige Tropfen aus seinem Branntweinfläschchen auf die blauen, starren Lippen und bald glaubte er bei dem jetzt beständigen Mondscheine und zu seiner großen Freude ein schwaches Lecken mit der Zunge zu bemerken. Deßhalb durchtränkte er schnell ein Stückchen Brod mit Branntwein und steckte es dem Armen zwischen die Lippen. Und es dauerte nicht lange, so sog dieser daran. Nun legte er sich neben ihn und suchte ihn mit seiner eigenen Wärme zu beleben. Unter solcher Beschäftigung brachte er den Unglücklichen, der indeß, wie es schien, in steter Bewußtlosigkeit lag, Morgens zwischen 3 und 4 Uhr nach Hause. Schnell spannte er seine Pferde aus, machte in dem warmen Stalle, in dem noch zwei Kühe und etliche Ziegen standen, eine Streu aus weichem Stroh und Heu und ein Kissen aus einem Futtersacke und legte ihn so behutsam, wie nur immer möglich, darauf und deckte ihn mit einigen Säcken und der alten Decke zu.

Seiner Frau, die in diesen beschwerlichen und gefährlichen Zeitläuften nicht ohne große Sorge seiner Heimkunft entgegen gesehen hatte, theilte er in möglichst kurzen Worten erst sein erlebtes Abenteuer, dann aber auch seinen Entschluß mit, den Unglücklichen retten zu wollen, wenn menschliche Hülfe und Macht das noch könne, es koste, was es wolle. Aller Gründe für diesen so festen Entschluß war er sich zwar nicht mit gleicher Deutlichkeit bewußt; er fühlte aber, daß er ihrer so viele habe, daß an ein Aufgeben seines Entschlusses nun und nimmermehr gedacht werden könne. Das Eine war ihm jedoch sonnenklar: er hatte gegen den Armen ein großes Unrecht zu sühnen; hatte er ja doch, wenn auch nur für einen Moment und auf Antrieb des Versuchers, die Absicht gehabt, ihn zu tödten! Hätte er das aber wirklich gethan, so war er der Mörder eines armen, hülflosen Menschen; denn der Gedanke, es sey dem Unglücklichen doch nicht mehr zu helfen, würde die späteren und sicheren Vorwürfe seines Gewissens gewiß nicht beschwichtigt haben.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und wen er erhalten will, den kann Niemand verderben. Seine Wege sind oft höchst wunderbar; nur er kann aus dem, was eine Quelle namenlosen Elendes für uns und durch unsere Schuld hätte werden können, eine Quelle des Glückes schaffen. Zudem kann man Niemanden das Leben absprechen. Wer zu retten ist oder nicht, das lehrt bloß der abzuwartende Erfolg. Dann sagte unserm Bauer aber auch so nach und nach eine dunkele Ahnung, es sey eine unmittelbare Schickung Gottes, daß er den Armen habe finden sollen.

4.

Die Sorge.

Die Lebensansicht des sogenannten gebildeten Mannes unterscheidet sich von der des ungebildeten unter Anderem auch dadurch, daß Ersterer in den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt eine natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung sieht, während der Letztere über gewöhnliche Vorkommnisse gar nicht nachdenkt, bei außergewöhnlichen aber stets ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit erblickt. Im Grunde läuft nun zwar Beides auf eins hinaus: denn Gott ist ja auch der Schöpfer und Lenker der physischen und moralischen Weltordnung; allein diese verschiedene Ansicht hat oft gar verschiedene Wirkung bezüglich des Handelns der Menschen. Der Eine glaubt z. B. oft durch sein thätiges Eingreifen die Gottheit veranlassen zu sollen, daß sie das thue, was meist der Andere von dem Lauf und Gang der Natur und ihren Gesetzen erwartet. Denke man nun darüber, wie man wolle, so bleibt das doch ewig wahr: Es geschehen immer noch gar viele Dinge unter dem Monde, wovon die Gelehrten nichts wissen.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Kurz, unser Ehepaar war sogleich und insbesondere auf Grund eines gewissen unerklärlichen Etwas darüber einig, Alles zu thun, um den armen feindlichen Soldaten, in dem sie nur den leidenden, unglücklichen Nebenmenschen sahen, wo möglich zu retten.

Wenn aber der Arme, während er auf dem Wagen lag, gestorben wäre, oder wenn er noch im Hause sterben würde? Wer würde in den verwilderten Zeiten und bei dem gelockerten Sitten dem Bauern geglaubt haben, wenn er den Hergang der Sache auch noch so wahrheitsgetreu berichtet hätte! Man würde sicher gesagt haben, er habe den Soldaten getödtet und beraubt, und gewiß hätte man dann in seinem aus dem Sauerwasserhandel gezogenen Verdienste der Anhaltspunkt für falsche Anklagen mehr als genug gefunden. Und was erst machen, wenn die Alliirten nun nachrückten?

Diese Gedanken und Befürchtungen stellten sich bei unserm Bauer alle ein und er theilte sie auch seiner Frau mit; allein eine innere Stimme sagte ihnen stets, wenn sie mit Furcht so alle Eventualitäten erwogen, mit unerklärlicher Sicherheit, es werde Alles gut gehen und zum Besten ausschlagen. Die Hausfrau machte für jetzt eine warme Stube und kochte einen kräftigen Familienthee, wärmte Decken und Deckel und so begaben sich dann Beide mit der Laterne in den Stall; denn der Bauer hätte nicht allein gewagt, nachzusehen, aus Furcht, er möchte den Menschen todt finden. Ein Athmen aber konnte man bei dem Geräusche der fressenden Pferde nicht unterscheiden. Die Angst ihrer Seele löste sich aber bald: die Wärme hatte die wohlthätigste Wirkung gehabt; der Athem des Menschen ging ziemlich ruhig, der Puls etwas kräftiger; das Blaue von den Lippen war verschwunden und es schien, als ob auch die Augen nicht mehr so eingesunken seyen; die Beine waren biegsamer geworden; im Ganzen herrschte aber noch vollkommene Bewußtlosigkeit. Nur wenn man den linken Arm bewegte, verzog sich das Gesicht in schmerzhafter Weise, woraus unser Ehepaar schloß, auf dieser Seite müsse der Soldat verwundet seyn. Sie zogen ihm die gänzlich abgerissenen Schuhe von den Füßen, umwickelten die nassen steifen Beine mit warmen Tüchern, legten ihm die warmen Deckel auf den Unterleib und den Magen und flößten ihm nach und nach etwas warmen Thee ein. Es dauerte nicht lange, so schluckte er, wenn auch mit großer Mühe, den Rest des Getränkes. Während man ihm nun eine Weile Ruhe ließ, machte man im Wohnzimmer, so gut es eben gehen wollte, auf Stühlen und Bänken ein Bett und holte ihn ins Zimmer. Als ihn der Mann beim Auffetzen unbedachtsamer Weise bei den Armen faßte, stieß er endlich wieder den ersten Laut aus, und zwar einen so schmerzlichen, daß kein Zweifel blieb, er müsse am linken Oberarm eine arge Wunde haben. Man legte ihn schnell wieder zurück; er schlug jetzt die Augen auf; sein Bewußtseyn war zurückgekehrt! nur schien er in großer Angst wegen seines Schicksals zu seyn, denn er rief ein über das andere Mal: „Oh mon Dieu, nicht macken kaput! Je suis pauvre Soldat! haben zu 'anse un père et une mère, oh mon Dieu!" Als aber bei diesen Worten die gutmüthige Bäuerin zu weinen anfing, gewann er Muth; die Thränen, dieses herrliche Zeichen des Mitleides, hatten eine wunderbare Wirkung auf den armen Soldaten. Er suchte sich aufzurichten, bat durch ein Zeichen, daß man ihm zu trinken gebe, und zeigte nach der linken Schulter, indem er sagte: „Dans la bataille d'Ano j'ai été blessé." Man zog ihm hierauf den Rock aus und fand den ganzen linken Arm und die linke Seite mit geronnenem Blute überzogen. Nachdem dieses durch warmes Wasser entfernt worden war, zeigte sich ein sehr tiefer, jedoch nicht ebenso gefährlicher Bajonnetstich durch den linken Brustknöchel und Oberarm, und der elende Zustand, in dem sich der Soldat befunden, rührte zwar zum Theil von der Wunde und dem dadurch bedingten Blutverluste her; theils und meist war er aber eine Folge davon, daß der Soldat in drei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Ein Trupp seines Regiments war in der Schlacht bei Hanau versprengt und von einem der schon nach allen Seiten umherschwärmenden Kosackenpulk bis in den Taunus gehetzt worden. Hier war dann der Soldat vor Erschöpfung umgesunken und liegen geblieben. Man gab ihm nun etwas zu essen, machte Aufschläge von durcheinander gerührtem Oel und Wasser auf die Wunde, und es dauerte keine acht Tage, so war der Soldat zur Freude des Ehepaars und der Kinder, die bald seine

Bekanntschaft gemacht, so ziemlich wieder auf den Beinen. Das Wundfieber war vorüber und in Folge der zugleich kühlenden und lindernden Wirkung des billigen Heilmittels machte die Heilung der Wunde rasche Fortschritte, und man berathschlagte schon, in welcher Weise man die glückliche Heimkehr des Geretteten bewerkstelligen könne, als ein sehr unliebsamer Zwischenfall nicht allein die gefaßten Pläne vereitelte, sondern auch wieder neue Gefahren heraufbeschwor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sittenlosigkeit von Paris.

Ein Brief in dem französischen Provinzialblatt „La Gironde" entwirft nachstehendes Bild des kaiserlichen Paris der Gegenwart:

„Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich weiß nicht, unter welchem Stern und in welchem Dunstkreise man hier lebt, aber ich fühle etwas Unehrenhaftes um mich herum; ich athme nicht mehr, ich ersticke! Ich kehre darum eiligst zur freien gesunden Luft meines Dorfes zurück, um dort die Seele mir wieder rein zu waschen.

Was ist aus dem Paris von ehemals geworden! Aus jenem Paris, welches dachte, welches sprach, welches weit in die Ferne strahlte, das jeden Tag der Welt ein Werk, eine Wahrheit, eine Freiheit, eine Entdeckung zuwarf? Ach! es denkt nicht mehr, es weiß selbst nicht mehr oder scheint nicht mehr zu wissen, was es in den Tagen seiner Größe, in denen seines Glaubens an sich selbst geglaubt, erkannt, gethan oder gesagt hat. Es hat seine Seele ausgelöscht oder hat sie durch einen vorübergehenden Windstoß auslöschen lassen. Was ist in diesem Augenblick von all dem Licht der Vergangenheit noch übrig? Nichts, wenn nicht hie und da aus Vergeßlichkeit der Reflex eines früheren Ruhmes, der letzte Strahl einer untergehenden Sonne. Das Genie Frankreichs hat seine Entlassung genommen, und wie in dieser Welt immer, so hat der Aberglaube den Glauben ersetzt; das abgetretene Genie hat zunächst den drehenden Tischen, dann dem Medium, dann den Geistern, dann Barnum, dann dem „schwarzen Doktor" das Wort überlassen.

Das erste Volk der Erde denkt nur daran, ein lustiges Leben zu führen, und es scheint nur ein Feldgeschrei zu haben: Vergnügen wir uns und spotten wir über uns selbst! Cras enim moriemur. In gutem Französisch: après nous le déluge! Und während dessen schlägt die Stunde und geht vorüber, ohne daß sie jemals ein Wort spräche, das der Erinnerung werth wäre. Suchen Sie in gleichviel welcher Richtung des Geistes, nirgends werden Sie am Horizont irgend ein Talent auftauchen, irgend eine Idee erscheinen sehen. Treten Sie irgendwo ein, z. B. in ein Lesekabinet — doch nein, die Lesekabinette sind verschwunden, ich kenne nur noch eins, in einer Galerie des Odeon, beinahe unter freier Luft. Ich sah darin, im Vorübergehen, einen Graukopf, den letzten französischen Leser, und am betrübten Ausdruck seines Gesichtes glaubte ich einen ehemaligen Minister des öffentlichen Unterrichtes zu erkennen. Treten wir dann, in Ermangelung eines Lesekabinets, in einen Buchhändlerladen: was werden Sie auf den Brettern ausgestellt finden? Eine abständige Schauderliteratur, von einem Alkovenduft durchzogen, auf satinirtes Papier gedruckt und in glacirten Rosa-Einband: die Geschichte der Liebe, die Geschichte der Pompadur, die Geschichte der Dubarry, die Courtisanne auf dem Thron, die königliche Würde der Courtisanne.

Fräulein Mogador benutzt die Muse des Ehestandes, um uns ihr „öffentliches" Leben zu erzählen und Fräulein Rigolboche überliefert uns die Geheimnisse ihrer Persönlichkeit mit obligater Photographie als Belegestück.

Nur eine solche Hautgout-Literatur hat noch Erfolg. Ein Schmutzroman hat in einem Anlauf es binnen einem Jahr bis zur vierzehnten Auflage gebracht! Und wissen Sie, durch welche geniale Inspiration? Wegen einer nächtlichen Scene, die dem Leser durchs Schlüsselloch gezeigt wird. Solche cynische Poesie kann allein noch die kalte Phantasie der schönen Dame des Faubourg St. Germain und der Chaussee d'Antin entflammen. Wenn meine Frau während meiner Abwesenheit diesen Roman gelesen hätte, so würde ich bei meiner Rückkehr die Wiedereinführung des Ehescheidungsgesetzes verlangen.

Wenn Sie jetzt von der Literatur zur Bühne übergehen, so werden Sie finden, daß auch hier die „halbe Welt" wenn nicht diese „halbe Welt", die öffentliche Neugierde befriedigt. Die Scene zeigt unseren Blicken nur noch die Geheimnisse der unterhaltenen Frau. Junge, kaum von der Schule emancipirte Mädchen wohnen an der Seite ihrer Mütter Agonien erschrocken dem Todeskampf einer Lorette bei und vergießen über deren Herzeleid zwei oder drei Thränen auf ihr mit Wappen besticktes Battisttaschentuch. Was sag' ich — Herzeleid! Auch das Herz ist bereits für die Bühne überflüssig geworden; man schreibt dort nur noch die Stücke für die Waden und die Knie der Schauspielerinnen oder, besser gesagt, um die Körperformen und Strumpfbänder zu zeigen.

Die ganze Kunst spricht dieselbe Sprache und zieht am gleichen Strange wie das Theater. Ehemals suchte unsere Generation, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, in einem Gemälde das Dramatische, die Idee. Heute ist es die verbotene Frucht, es ist die nackte Frau, welche die Menge in der Gemäldeausstellung anzieht. Die Photographie glaubt, es noch der Malerei zuvorthun zu müssen.

Suchen Sie ein bestimmtes Symptom, um die Zunahme der immer wachsenden Entsittlichung dieser Epoche des Schlaraffenthums zu messen? Sehen Sie nur hin,

folgen Sie mir Schritt vor Schritt, zählen Sie, wenn Sie können, einfach diese Vervielfältigung der Café's. Von der Madelaine bis zur Bastille ist die ganze Linie der Boulevards nur noch eine Reihe von Café's, Café an Café, Estaminet auf Estaminet und das Trottoir von Tischen und Stühlen unter vorspringenden Sonnenzelten eingenommen.

Es scheint, daß die Hälfte der Pariser Bevölkerung weder mehr einen Herd, noch Häuslichkeit, noch Gemüth, noch Pflichtgefühl für die Familie hat; daß sie nur noch im Café lebt, mit den Ellenbogen auf der Marmorplatte, in kiebsiniger Betrachtung vor einem Dominobrett oder in Verzückung vor einem Glas Runkelrübenzuckerbranntwein.

Aber die unendliche Reihe von Café's genügt nicht; es bedurfte noch einer Vervollkommnung — des Café Chantant. Das ist ein Café mit einer Rabatte von Frauen verziert, die von dem Scheitel abwärts halbentblößt sind. Es sind verderbene Malibrans in Ballrobe, welche nach der Reihe mit einer Schnapsstimme leichtfertige Couplets singen und sie noch leichtfertiger singen würden, wenn nicht der rauhe, immer kommende und gehende Stadtsergeant, mit dem Degen an der Seite, die öffentliche Moral durch sein fortwährendes Patrouilliren beschützte.

Aber es gibt eine schmähliche Einrichtung der Gegenwart, welche die Bevölkerung noch mehr entsittlicht, es sind die Lokale, wo man in Liqueur eingemachte Pflaumen verkauft. Sie fragen mich vielleicht: was ist das? Haben Sie das letzte Rundschreiben des Stadtpräfekten gelesen? In diesem Falle haben Sie vielleicht dunkel begriffen, das es eine Kneipe ist, die man durch den Namen Caboulot geadelt hat. Es ist eine Kneipe, die nach Außen vergoldet und deren Komptoir nach Innen mit Marmor von Carrara und, um die Kunden anzulocken, einer mit Bändern geschmückten Dame in einem Lehnsessel verziert ist. Des Abends sieht man die Schaufenster im Gaslicht leuchten mit allen blauen, grünen und rosa Farben, vollgeblümt mit allen möglichen gezuckerten alkoholischen Giften in Pokalen, Flaschen und Krystallphiolen.

Hier wird die Flamme des Giftes eingesogen, welche das Blut verbrennt, die französische Race nimmt ab und fortdauernd muß man das Militärmaß herabsetzen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 31. Oct.: Das gestern zu Blumschi's Ehren veranstaltete Professoren-Diner trug durchweg den Charakter harmloser Geselligkeit. Nachdem die üblichen Toaste auf die königlichen Majestäten ausgebracht waren, erhob sich Hofrath v. Doellmann, um in herzlicher Ansprache die großen Verdienste des Gefeierten als Lehrer und als Schriftsteller hervorzuheben. Er wies auf die geistige Einheit der deutschen Universitäten hin, wonach Alle, die ihnen angehören, nur Bausteine an einem gemeinsamen Dom, nur Priester einer gemeinsamen heiligen Sache seyen, und schloß darum mit der Bemerkung, daß Blumschi auch in der Ferne noch der Unserige seyn werde. Hierauf betonte der derzeitige Rektor der Universität, Dr. Beckers, den organischen Verband, in welchem die Mitglieder einer Korporation, wie die Universitäten sind, zu einander stehen, und wonach jedes von dem, was dem andern zustoßt, mitberührt werde. Er leide dem Schmerze, den die Universität durch Blumschi's Abgang erleidet, einen warmen Ausdruck, und endigte mit einem Toast auf den geistigen Bund deutscher Professoren. Der Gefeierte selbst dankte für die Beweise der Freundschaft und Theilnahme seiner Kollegen, erklärt, als Arbeiter an einer gemeinsamen Sache, auch in der Ferne mit ihnen verbunden zu seyn; spricht seine Anhänglichkeit an München aus, wo er weit mehr Freunde als Feinde gefunden habe, und läßt sich endlich über das Motiv seines Abgangs dahin verlauten, daß in dem Glauben, daß die wahre Heimath des Mannes dort sich befinde, wo ihm die angemessene größtmögliche Wirksamkeit geboten sey, er den Ruf nach Heidelberg angenommen habe. Nach einem Toast auf die Familie Blumschi's von Pößl, nach einer sehr gefungenen poetischen Ovation Dahn's und einer launigen Ansprache Hubers an den Gefeierten trennte sich nach 6 Uhr die Versammlung.

Die Equipirung der Postillone der kalifornischen Staffettenpost ist folgende: Jeder Reiter ist mit einem vollständigen Anzuge von Bockfell mit dem vollen Haar versehen; die haarige Seite ist nach außen gekehrt, so daß im Falle eines Sturmes der Schnee und Regen nicht eindringen kann, die Kleider schwerer macht und dadurch das Pferd aufhält, sondern von der mehr oder minder öligen Substanz in den Haaren abläuft. Die Briefstaschen, vier an der Zahl, sind dicht unter dem Sattelknopf nächst zum Pferd. Vier achtzöllige Colts Revolver, jeder zu sechs Schuß, vollständig geladen, sind so arrangirt, daß sie halbaufgezogen fertig zum Dienst sind. Sodann ein Messer von ungefähr 18 Zoll Länge, dessen Rücken eine Höhlung bildet, welche mit Quecksilber gefüllt ist, so daß beim Stoß das Quecksilber nach vorn schießt und den Stoß kräftiger macht. Ungefähr 100 engl. Meilen ist die Distanz, welche ein jeder Reiter zurückzulegen hat, wozu ihm 11 Stunden erlaubt sind.

Redakteur: Gustav Messerl. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 265 Mittwoch, 6. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

5.

Neue Noth.

Am 18. Tage, nachdem der Fremde unter gastlichem Dache war, stellte sich gegen Abend bei ihm das Wechselfieber ein, das in der Nacht in ein heftiges Kopfweh überging und am andern Tage gegen Abend schon alle Spuren des beginnenden Typhus zeigte. Der Kranke verfiel bald in einen Zustand der heftigsten Aufregung, sodann in den einer völligen Lethargie, welch letztere nur zuweilen durch schauerliche Aeußerungen einer wildaufgeregten Phantasie unterbrochen wurde. Alles Schreckliche, was er gesehen und erlebt, kam ihm in diesem Zustande wieder vor; bald sang er:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé:
Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé etc."

bald rief er: „Ma mère!. . . . Constance!" . . .; dann sang er wieder:

Ça ira!
Ça ira!
Ça ira!
Les aristocrats on les pendra! etc.

Nachdem am 13. Tage der Krankheit die Krisis eingetreten war und in einem langen, sanften und mit reichlicher Transpiration begleiteten Schlafe ihre Lösung gefunden, lag unser Kranker noch sechs Wochen in dem hilflosesten Zustande völliger Entkräftung und nur sehr langsam schritt seine Erholung fort. Während dieser Zeit fand unsere unbemittelte Bäkerin Gelegenheit genug, nicht allein werkthätige Christenpflicht, sondern auch Mutterliebe an fremdem Kinde zu üben, und sie that es mit aufopfernostler Hingabe und erwarb sich so neben dem herrlichen Bewußtseyn, das jede edle That lohnt, den heißesten Dank ihres Pfleglings. Dieser war, wie körperlich fein und zart, so auch geistig scharf und fein, und gemüthlich warm und edel. Bald hatte er nicht mehr nöthig, seinen Dank bloß durch den innigen Druck seiner Hand oder den seelenvollen Blick seiner feurig schwarzen Augen auszudrücken; er lernte so schnell, als dieß für einen Fremden nur immerhin möglich ist, sich in unserer reichen und kräftig-innigen Sprache verständlich machen. Die Kinder liebten ihn wie einen Bruder, scheuten ihn auch wieder; denn seine feine Manieren und der sanft bittende Ton seiner Stimme, so wie seine kindlich fromme Haltung imponirten den biderben, gutmüthigen, aber etwas rohen Dorfjungen. Am vergnügtesten schien er zu seyn, wenn er zwischen Licht und Dunkel sich mit seiner zweiten Mutter über seine Heimath, Eltern und Geschwister, über den kurzen Feldzug, über seine Heimkehr und Zukunft unterhalten konnte; denn kaum rollte sein Blut wieder frisch in den Adern, so machte sich auch seine jugendliche, heitere Seele Luft in Plänen und Entwürfen. Erfüllte ihn gegen seine zweite Mutter die reinste und kindlichste Liebe, so zeigte er sich seinem Retter gegenüber mit größter Ehrfurcht und selten konnte er ihn ansehen, ohne alsbald in tiefes Sinnen zu versinken, und wenn ihn der Bauer dann fragte: „Jean-Pierre, wo denkst Du wieder hin?" suchte er, wenn er nun einigermaßen konnte, aufzuspringen und rief mit Begeisterung:

„Sie sind ein edel homme; sie 'aben gut 'Erz; Sie sind ein gut Deitscher! Mon Dieu! Komm ich zu 'Ause, will ich sagen von die gut Deitsche, von die gut Mann und Frau. Maman wird Sie 'aben, o viel lieb! Papa wird Sie schicken beoucoup d'argent! ich Sie werde aber alle 'aben lieb toujours! Ich nicht kann vergessen Vater und Mutter; ich aber noch weniger kann vergessen so gut Mann und Frau; o, das wär' bös, viel bös, wenn ich nicht wolle danken für so groß Güte! Mon Dieu sollt mich macken kaput!"

* * *

Mittlerweile waren die Verbündeten langsam näher gerückt; alle Dörfer, Höfe und Mühlen lagen in unserer Gegend voll Kosacken, deren an 100,000 sich nach dem Rhein wälzten. Auch unser Bauer hatte oft 15 bis 20 Mann im Quartier. Das waren schlimme Zeiten. Der Russe ist bekanntlich sehr fromm und wenn er nicht angetrunken ist, auch gegen Kranke und

Wöchnerinnen sehr rücksichtsvoll. Das und der wahrhaft todtenähnliche Zustand unseres Kranken, den die Soldaten, welche in rascher Folge wechselten, für den Sohn des Hauses hielten, weil sie ihn nur vorübergehend sahen, machte es möglich, daß er nicht von ihnen als feindlicher Marodeur erkannt, ergriffen und in harte Gefangenschaft geschleppt wurde. Und doch sollte auch diese Gefahr nicht ausbleiben.

* * *

Schon in den ersten Tagen, als man im Dorfe erfuhr, daß der Bauer einen französischen Soldaten unter Dach hatte und so geheimnißvoll und ängstlich mit ihm that, drangen seine Nachbarn, Freunde und Mitbürger von allen Seiten mit Ungestüm in ihn, die Anwesenheit des Soldaten, gegen dessen Verpflegung man zwar nichts einwenden wolle, dessen Verheimlichung vor den heranrückenden Russen und Preußen man aber nicht dulden könne, auszuliefern, weil sonst im Falle seines Auffindens bei dem allgemeinen und nur zu leicht erklärlichen Franzosenhaß der alliirten Soldaten Schlimmes zu befürchten stehe. Nur die inständigen Bitten und die ausdrückliche und feierliche Erklärung des Bauern, alle und jede üble Folge auf sich und nur auf sich allein nehmen zu wollen, konnte die Dränger beschwichtigen. Die Furcht vor üblen Folgen wegen der Verheimlichung des Franzosen lag indessen ganz in der Natur der Sache. Es muß aber eine ganz eigene Bewandtniß haben mit dem eben so zarten als festen Bande, das den Lebensretter und den Geretteten umschlingt; denn nur aus dieser Ahnung läßt sich der kolossale Muth des Bauern erklären, die üblen Folgen wegen Verbergung eines französischen Soldaten einer wild entfesselten und höchst begeisterten Soldateska gegenüber auf sich nehmen zu wollen. Indeß es ging Alles gut und es schien fast, als ob der Himmel selbst sein Wohlgefallen an dem Thun des Bauern Allen zum Muster offenbar zeigen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Fund altdeutscher Wandbilder zu Unterseinach.

Zu Unterseinach (Eisenbahnstation bei Kulmbach) wurde in diesem Herbste mit der Restauration des Innern der dortigen Kirche begonnen. Die Leitung hat Prof. Eberlein aus Nürnberg, ein Künstler von bedeutendem Rufe, dessen Hand schon manche Kirche ausgeschmückt hat, übernommen. Die ziemlich kleine und von außen unscheinbare Kirche erscheint im Innern als ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst. Zwar der Thurm, in dem der Chor sich befindet, ist erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut, da im Jahre 1706 die Kirche mit dem größten Theil des Ortes abbrannte; aber um so älter ist das Schiff, welches diesen wie einen früheren Brand glücklich überstanden hat. Das Gewölbe, laut daran befindlicher Inschrift 1506—22 erbaut, ist ein Meisterwerk deutscher Steinha uerkunst. Das kühne, flach gewölbte Netz von Steinrippen, das sich über dem Beschauer ausspannt, bietet einen herrlichen Anblick, zumal jetzt, nachdem der geschmacklose weiße Anstrich, mit dem eine alles Schönheitssinnes bare Zeit es bedacht hatte, glücklich entfernt ist. Aelter jedoch, als das Gewölbe, sind die Seitenmauern der Kirche, wie sich bei der Renovirung evident herausgestellt hat. Einen Beleg für deren Alter bot schon eine Thüre, welche nach dem Urtheil des Hrn. Professors Eberlein aus der Zeit des Uebergangs vom romanischen zum gothischen Baustyle stammt. Den sichersten Beweis aber lieferte der Fund von alten Wandbildern, die unter das 1522 erbaute Gewölbe hineinreichen, also älter seyn müssen als dieses. Als die Wände einen neuen Anstrich erhalten sollten, entdeckte Hr. Prof. Eberlein unter dem alten Kalkanstriche einige Farbspuren. Dieß veranlaßte den erfahrenen Alterthumskenner zu näherer Untersuchung, und siehe, unter siebenfachem Kalkanstriche erschienen über einem der Fenster altdeutsche gothische Ornamente von sehr schöner Zeichnung, ebenso auch Ornamente in der Fensterlaibung, mit der Jahrzahl 1497. Bei fortgesetztem, theilweise sehr mühsamem Ablösen des Kalkes kamen nun auch zu beiden Seiten des Fensters Figuren zu Tage, die bald sich zu ganzen Bildern gestalteten. Leider ist nur ein einziges von diesen auf seinem Grunde, der sich fast wie Pergament anfühlt, gemalten Bildern vollständig erhalten, die meisten nur bruchstückweise, einige auch bis zur Unkenntlichkeit verdorben. Doch was erhalten ist, hat hohen Werth theils wegen des dargestellten Stoffes, theils wegen der Schönheit der Ausführung, die auf einen guten Meister schließen läßt. Das erste Bild stellt ein Mahl dar, im Vordergrunde ein gedeckter Tisch, dahinter in der Mitte ein Jüngling, der ein Glas in der Hand hält, zu beiden Seiten desselben zwei Frauengestalten von edler Haltung, deren eine die rechte Hand auf des Jünglings Schultern legte. Welche Bedeutung dieß Bild hat, ist wohl kaum zu enträthseln. Ein biblischer Stoff ist es der ganzen Darstellungsweise nach nicht, vielmehr scheint es irgend ein besonderes Faktum jener Zeit, in der diese Gemälde gefertigt wurden, darzustellen. Diesem Bilde entspricht ein anderes, das von größtem Interesse ist, da es ein treues Bild jener Zeit gibt. In blauer Luft schwebt, mit Drachenflügeln angethan und mit gierig ausgestreckter Zunge, ein Teufel mit einer Angel in der rechten Hand und einer Bandrolle in der linken, worauf das Wort „Lucifer" zu lesen ist. Hinter ihm erscheint, leider nur bruchstückweise erhalten, ein Kollegia desselben, ebenfalls mit einer Bandrolle und einer Angel. Beide fischen — Menschen. Unter ihnen nämlich erblicken wir ver-

schiedene Stände, die Figur eines Mönches mit Tonsur, einen Ritter und eine weibliche Gestalt, welche beiden letztern einander die Hände reichen, während der Mönch hinter ihnen steht, so daß das Ganze einer Trauung ähnlich sieht. Ueber dem Mönche ist auf einem Bande geschrieben: „Geistlichkeit“. Auf ihn scheint's der eine Teufel vor Allem abgesehen zu haben, indem seine Angelschnur gerade auf ihn herabfällt. Zur Linken des Ritters erscheint ein Jüngling mit der Ueberschrift: „Hoffart“, in der einen Hand, wie es scheint, einen Spiegel haltend, in dem er sich wohlgefällig beschaut, die andere auf die Hüfte gestützt. Im Gegensatz zu dieser satanischen Menschenfischerei erblickt man zur Rechten ein rothes Zelt, dessen Vorhang von zwei Engeln auseinandergeschlagen wird, und in dessen Innern sich eine Figur zeigt. Diese ist jedoch kaum mehr zu erkennen und daher die Beziehung derselben zu dem ganzen Bilde nicht mehr zu enträthseln. So viel erkennen wir jedoch aus dieser Darstellung, daß die Satyre, die ja zu jener Zeit so mächtig war, selbst in die Kirchen eingedrungen war. Und nun noch zur mittleren Figur, zur Riesenfigur des Christophorus, der in einer Höhe von mehr als 20 Fuß vom Gewölbe bis hinab auf den Fußboden der Kirche reicht, angethan mit einem violetten Unterkleide und rothem Mantel, seinen gewaltigen Baumstamm, der schon zu grünen begonnen, in dem kleinen niedlichen Fäustchen. Der ausdrucksvolle, schöne Kopf ist etwas erhoben und blickt zu dem Christuskinde auf, das der Riese auf der Schulter trägt. Leider ist vom Christuskinde nichts mehr zu sehen, als einen Theil seines weißen Gewandes. Müssen wir uns auch einigermaßen wundern, so vielleicht lächeln über den Geschmack unserer Ahnen, die an einer solchen Riesenfigur in einer Kirche, gerade dem Hauptzeugang gegenüber, Gefallen fanden: dennoch muß uns der Barbarismus späterer Zeit mit Unwillen erfüllen, die den Riesenleib mit weißer Oelfarbe überstrich, um ihn der Nachwelt für immer unsichtbar zu machen. Zum Glück ist der schöne Kopf, vielleicht in einem Anfall von Mitleid oder Pietät, von dieser Prozedur verschont geblieben und erfreut nun jetzt eine humanere Generation.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Venedig, 11. Okt.: Ein Ereigniß ist es besonders, welches die öffentliche Aufmerksamkeit hier in Anspruch nimmt. Es ist das freiwillige politische „Märtyrerthum“ von drei Venetianer Damen. Dieselben hatten nämlich vor längerer Zeit einer Art von Todtenmesse beigewohnt, welche zu Ehren Cavours gelesen wurde, d. h. eigentlich wurde eine gewöhnliche Messe in der hiesigen St. Markuskirche dadurch in eine Todtenmesse umgewandelt, daß die ihr Beiwohnenden in tiefster Trauerkleidung erschienen. Die Demonstranten männlichen und weiblichen Geschlechts wurden von der Polizei hierfür zur Verantwortung gezogen und ihnen eine Geldbuße zu Gunsten des Armenfonds auferlegt. Die Mehrzahl der Demonstranten beeilte sich, durch Erlegung der Geldstrafe allen weitern Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen; nur die Gräfinnen Labbia, Grignani und eine andere Dame, deren Name mir entfallen ist, weigerten sich zu zahlen und bestanden darauf, die für diesen Fall festgesetzte Arreststrafe von acht Tagen zu bestehen. Die Polizei mußte ihnen natürlich ihren Willen lassen, behandelte sie aber während ihres Arrestes mit der ausgesuchtesten Zartheit und Zuvorkommenheit, zum großen Aerger der demonstrationssüchtigen Damen, welche dadurch um einen großen Theil ihres angestrebten Martyrerthums kamen und gerne einige Härte der Polizei gesehen hätten. Nichtsdestoweniger waren die Venetianer galant genug, das Märtyrerthum als vollbracht anzusehen und ließen es nicht an Ovationen für die zufällig auch ganz hübschen Heldinnen fehlen.

Es ist über das Hinrath geklagt worden, daß dem Herzog von Magenta (Marschall Mac Mahon) bei den Krönungsfestlichkeiten des Königs von Preußen von manchen Leuten in Königsberg, unterwegs und in Berlin gebracht ward. Was wird die Welt aber erst zu dem nachfolgenden Gedicht an den Herzog sagen, das der Berliner „Kuckuck“ veröffentlicht:

Nimm, Herzog, einen Kranz aus deutscher Hand,
Zu Deines guten Schwertes Zier gewunden,
Des Schwertes, das das unheilvolle Band
Zerhieb, mit dem Italiens Volk gebunden.

Wohl Mancher siegend Frankreichs Farben trug,
Bestreut, allein dem Lande Recht zu reichen;
Doch schöner in der Menschheit Ehrenbuch
Erglänzt Magenta's hehres Feuerzeichen.

Darf aber ich mich Deines Sieges freu'n?
Ist nicht auch deutsches Blut um ihn geflossen?
Muß ich den Lorbeer zu besiegen scheu'n,
Der Habsburg's Niederlage ist entsprossen?

O nein! Willkomm Herzog, durch eignen Werth;
Darum gewiß „Herzog von Gott begnadet!“
Dich ehrt der Hof — doch auch an seinen Herd
Der Bürger gern der Freiheit Kämpfer ladet!

So möge Friede stets und Einigkeit
Verbinden uns mit Frankreich's tapfren Söhnen;
Du aber — sey zur Wiederkehr bereit,
Wann jubelnd wir den deutschen Kaiser krönen!

Diese Schmach und Niederträchtigkeit — verdiente sie nicht ein Jena? Wenn man es bloß auf die Häupter

solcher Nichtswürdigen fallen lassen könnte, wie die Leute des „Publizist", allerdings.

Ein seltsamer Akt von Gewaltthätigkeit brachte dem „Pesther Lloyd" zufolge, die Stadt Jassy in Aufregung. Eine griechischer Abenteurer, Propakosti, zu Jassy mit dem Titel Major unter dem Schutze des russischen Konsulats lebend, hatte mit dem moldauischen Minister der Justiz einen Streit. Einige Tage darauf richtete er an ihn ein Schreiben voll Injurien. Der Minister las dieses Schreiben im Konseil vor, und alle Minister beschlossen, daß der russische Schützling, welcher als solcher, zufolge der Kapitulation, nur von dem Konsul der Schutzmacht verfolgt werden kann, sofort verhaftet werde. Ein moldauischer Offizier erhielt den Befehl, ihn festzunehmen. Propakosti weigerte sich, ihm zu folgen, und erklärte, daß er jeden moldauischen Funktionär tödten würde, der es wagte, die Hand an ihn zu legen. Der Offizier kam mit einer Abtheilung Soldaten zurück und gab seinen Leuten Befehl, sich des Abenteurers zu bemächtigen. Die ersten vier Soldaten, die dem Befehle Folge leisteten, fielen, von den Kugeln eines Revolvers getroffen; dem fünften wurde der Schädel mit einem Säbelhieb gespalten, und es wäre ohne Zweifel noch mehr Blut vergossen worden, wenn nicht durch die Gewalt des letzten Hiebes die Spitze des Säbels sich in einen Verschlag eingezwängt hätte. Nun warf sich ein Sergeant auf Propakosti, und setzte diesem furchtbaren Widerstande ein Ende.

Eine merkwürdige Hochzeit wurde unlängst in Babia-Gora bei Bielitz (Mähren) gefeiert, bei welcher die Braut 105, der Bräutigam 19 Jahre alt war. Von der Braut erzählt man, daß ihr Aussehen dem einer rüstigen Frau von 50 Jahren gleiche, daß sie beinahe noch kein graues Härchen besitze, niemals krank gewesen, eine entschiedene Verehrerin des Branntweins sey und jeden Abend mit einem Räuschchen zu Bette gehe. Seit 85 Jahren ist sie Wittwe gewesen; ihr erster Mann war ein Mitglied jener Räuberbande, welche im vorigen Jahrhundert auf dem hohen Berg Kleinczork bei Bielitz hauste und wurde am 6. Sept. 1776 mit 47 seiner Raubgefährten an einem Tage auf einem Hügel unweit Bielitz aufgehängt. Die Hochzeitsfeier ging nun gerade am Jahrestag jener großartigen Hinrichtung vor sich, und das Volk hält die ehemalige Räuberwittwe für ziemlich reich, da sie vielleicht doch Einiges von den Schätzen der Bande zu retten vermochte.

Kürzlich sollte in Schottland ein armer Sünder gehängt werden. Zwei Nachrichter, der eine der bekannte Wm. Calcraft aus London, der andere Thomas Askern aus Yorkshire, bewarben sich um die Auszeichnung, den dem Gesetze Verfallenen vom Leben zum Tode zu bringen. Calcraft forderte als Lohn für seine Bemühungen 20 Guineas und außerdem Erstattung der Reisekosten (Eisenbahnfahrt in einem Wagen erster Klasse), so wie sonstigen Auslagen. Der Andere wollte es billiger thun, indem er erklärte, er sey mit 10 Guineas und einem Eisenbahnplatze dritter Klasse zufrieden. Beiden entging ihr Opfer, indem der Verurtheilte begnadigt wurde.

In Southampton hat am 23. Oktober ein neuer Eisendampfer, The Briton, seine erste Probefahrt gemacht, der vermöge seiner Bauart unversinkbar seyn soll. Die neue Methode besteht im Wesentlichen darin, daß nicht nur Vorder- und Hintertheil durch wasserdichte vertikale, sondern auch der untere Raum und die oberen Kabinen durch wasserdichte horizontale Scheidewände von einander getrennt sind, so daß jeder Bestandtheil des Schiffes wie ein Mollusk für sich allein leben und schwimmen kann, wenn die anderen Theile zufällig amputirt wurden. In der Theorie ist das neue Schiff tadellos, das Weitere muß einem ehrlichen Sturm zu beweisen überlassen bleiben.

Die „A. Pr. Ztg." meldet unter dem 2. Nov.: Der Prinz Albrecht von Preußen kehrte gestern von einem Spazierritte nach Berlin zurück und bestieg auf dem Askanischen Platz seinen mit russischen Pferden bespannten Wagen. Im demselben Moment wurden die Pferde wild und rannten, ohne daß der Kutscher sie zu halten vermochte, die Militärstraße entlang. Als sie hier auf einen Torfwagen losliefen, benutzte der Prinz den günstigen Augenblick und sprang aus dem Wagen heraus, ohne sich zu verletzen. Die Pferde wurden später eingefangen, und nur der Wagen hat sehr gelitten.

Die Krinolinfabrik von Thomson und Komp. beschäftigt 300 Mädchen und fertigt täglich 1000 bis 1200 Stück. Der Absatz steigt aber so sehr, daß die Besitzer bald eine zweite Fabrik anlegen wollen. Außerdem arbeiten noch etliche zwanzig kleinere Fabriken für diesen Zweig, so daß täglich an 3000 Krinolinen gefertigt werden.

In Algier herrschte den vergangenen Sommer eine außergewöhnliche Trockenheit: Vom 23. Mai bis zum 24. Oktober, einem Zeitraume von 153 Tagen, hat es nur viermal geregnet: zweimal im Juni und zweimal im September, und jedesmal nur sehr unbedeutend.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 266 Donnerstag, 7. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Im Dezember rückten nun die Preußen vor und an den Rhein. Der eben nicht feine Ruf, der ihnen vorherging und den sie sich schon im Feldzuge von 1793 erworben hatten, begleitete sie auch dießmal und folgte ihnen in verstärktem Maße nach. Wenn sie auch bei Groß-Görschen, unweit Lützen, mit ausgezeichnetem Muthe und spartanischer Tapferkeit gekämpft, bei Bautzen mit der allerrühmlichsten Ausdauer und größten Todesverachtung im Verein mit den Russen gestritten, an der Katzbach, bei Dennewitz und Möckern allein herrlich gesiegt hatten; so hatten sie doch nicht liberall und nicht immer allein gesiegt; denn die Russen und später die Oesterreicher waren doch auch dabei gewesen. Allein das Auftreten und Benehmen der Meisten gab ganz den Anschein, als wenn sie einzig und allein Deutschland aus seiner tiefsten Schmach durch Vertreibung seines despotischen Zwingherrn gerettet hätten, und vor Allem, als ob sie allüberall gleichsam in Feindesland wären, so daß endlich der Bauer sagte, er wolle lieber zwanzig Franzosen oder zehn Russen bequartieren, als nur einen einzigen Preußen. War das Fußvolk schon schwer zufrieden zu stellen, so trieben es die Reiter wo möglich noch toller.

Eines Tages gegen Abend — unser Jean-Pierre fing eben an, so halbeswegs rekonvaleszent zu werden — rückten preußische Husaren ein. Man hörte sie von Ferne schon singen:

Frisch auf, Kameraden! wir ziehen ins Feld,
Wir haben unser Herz auf Franzosen gestellt:
Die Wehr und der Muth sind geschliffen und blank,
Drum her mit Franzosen! die Zeit wird uns lang!
Hurrah, ihr Kameraden! hurrah ihr Soldaten!
Hurrah ist den Feinden ein tödtlicher Klang!" ꝛc.

Unser Bauer fand aber jetzt nach eigenem Gefühle und auf das inständige Andringen seiner Frau, so wie mit Rücksichten darauf, was ihm bevorstand, wenn der Franzose gefunden würde, gerathen, den Kranken wohl zu verbergen; allein da war guter Rath theuer. Schon war die erste Schwadron als Quartiermacher eingerückt und noch war der auf fast unbegreifliche Weise zum Liebling des Hauses Gewordene noch nicht in Sicherheit. Bald wollte man ihn im Keller, bald auf dem Speicher verstecken; allein im Keller war es zu naß und auf dem Speicher war es zu kalt; an beiden Orten hätte sich der kaum Genesende, der weich wie ein schalloses Ei war, seinen Tod geholt; das kostbare und kaum gerettete Leben aber wieder so in die Schanze zu schlagen, das konnte und wollte man um keinen Preis. Die Verlegenheit, die an sich schon groß genug war, mehrte sich aber noch, als eine Nachbarin kam und dem Bauern meldete, daß mehrere seiner Mitbürger, die natürlich das zarte Band, das den Retter und den Geretteten umschlingt, weder kannten noch achteten, gedroht hätten, sie würden sofort dem preußischen General Alles verrathen, wenn er (der Bauer) den Kranken nicht so verstecken könne, daß man von ihm nicht die Spur zu finden vermöge, und wenn aus der versuchten Verheimlichung des Franzosen dem Dorfe oder dessen Bewohnern irgend ein Nachtheil entstehen sollte. In dieser, wie man glaubte, letzten Noth wußte nun die Hausfrau, die den gefundenen Sohn wie ihren Augapfel hütete, Rath. Hinter dem Ziegenställchen war ein niedriger Raum, der voll Kornstroh saß, einen schmalen Eingang vom Ställchen aus hatte und sein spärliches Licht durch eine in die Lehmwand eingeschmierte Fensterscheibe erhielt, oben aber ganz mit Heu besetzt war. In diesem Raum und auf dem Stroh machte man in aller Eile ein Bett und in diesem Bette lag der Versteckte volle vierzehn Tage und wurde, weil man nicht leicht, ohne Verdacht zu erregen, Speisen in den Stall bringen konnte, meist mit Brod und Ziegenmilch und Wasser genährt und ängstlich bewacht. Ein Husarenregiment löste mittlerweile das andere ab und zog weiter unter dem Gesang:

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in siegendem Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig das blitzende Schwert!" ꝛc.

Der Kavallerie folgte unmittelbar die Artillerie. Weit umher dröhnte der Boden von der Last und dem Rollen der Kanonen und Munitionswagen und dem Getrappel der Pferde und die Luft erschallte von dem Gesange:

„Wo kömmst du her mit dem rothen Kleid,
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn;
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich so roth!“ ꝛc.

Als endlich das Gros der Armee durch war, kam die Arriere-Garde und gerade bei der letzten Einquartierung wurde der Versteckte doch noch gefunden. Ein Nachbar hatte am Ende doch aus Angst über die von der vielschwätzigen Fama ins Fabelhafte verdrehte Nachricht, der Generalissimus, Marschall Blücher, habe das französenfreundliche Städtchen Hadamar wegen einer Kleinigkeit hart gestraft, das Versteck verrathen. Der Hausherr an keine Gefahr mehr denkend, war nach Frankfurt gefahren mit Selterserwasser; die Frau und ihr alter Vater waren allein zu Hause. Morgens, eine Stunde vor dem Ausmarsche, kam ein Unteroffizier mit zwei Gemeinen in den Hof; sie gingen ohne Weiteres in den Stall, stellten das vor der Eingangsthüre stehende Bauschstroh weg und sagten, als die Hausfrau erschrocken hinzutrat und fragte, was sie da machten, sie wollten den armen Gefangenen, der nun lange genug der freien, frischen Luft entbehrt habe, herausführen, und ohne sich um das Abwehren der geängstigten Frau zu kümmern, rief der Anführer in den dunklen Raum: „Herr Musje Franzos! Ist's ihm gefällig, herauszukommen oder soll ich ihn holen?“

Der Kranke konnte sich kaum erheben, folgte aber und wurde, ein wahres Jammerbild, von den zwei Gemeinen geführt oder vielmehr geschleppt. So ging der Zug, gefolgt von der Hausfrau und den weinenden Kindern, zum General, der im „goldenen Löwen“ wohnte. Nachdem rapportirt war, daß man einen versteckten französischen Soldaten gefunden habe, ließ ihn der General vorführen, gleich aber auch die Frau rufen. Diese erzählte mit Ruhe den ganzen Hergang und ihre Erzählung machte auf den General, der ein edler Herr war, einen sichtlichen Eindruck. Nachdem die Frau geendete hatte, ließ er ihrer Angst keine Zeit mehr, sondern fragte sie nur noch: „Ist Ihr Mann gestern mit Wasser nach Frankfurt gefahren?“ und als die Frau dieses der Wahrheit gemäß bejahte, fuhr er fort: „Ich habe gestern von dem guten Wasser des Selterser Brunnen getrunken. Ihr Mann hat mir und meinen Kameraden davon einen Krug gereicht, und damit Ihr seht, daß auch nicht ein Trunk Wasser, den man dem Nächsten reicht, unbelohnt bleibt, so sage ich Euch: Ihr habt Euch durch Eure Barmherzigkeit ein Anrecht auf den kranken Soldaten erworben; ich ehre vom rein menschlichen und christlichen Standpunkte Euer Thun und wünsche nur noch von Herzen, daß meine kranken und verwundeten Soldaten in Frankreich, wohin wir jetzt ziehen, ebenso mitleidige Menschen finden möchten, als Ihr seyd. Ich gebe Euch somit Euren Schützling zurück und Gott wolle Euer Thun lohnen! Ihr seyd brave Leute!“ Und damit entließ er sie.

Wer war froher als die Frau! Der Kranke, der an der Wand lehnte und sich kaum auf den Beinen halten konnte, wankte herbei und sprach: „Mon général! je vous remercie pour votre bonté. Vous êtes un généreux homme. Il me fait de la peine que nous sommes obligés de faire la guerre à une nation, qui a produit des hommes si nobles.“ Der General, der sogleich sah, daß er es mit einem jungen Manne aus der bessern Schichte der französischen Gesellschaft zu thun habe, lächelte und sagte zum Schluß: „Wir führen keinen Krieg mit den Franzosen; wir führen Krieg mit einem Despoten, der sich anmaßlicher Weise Frankreichs Herrscher nennt. Wir sehen Frankreich, das er unter die Füße tritt, gerne groß und geachtet, wollen uns aber keine Verschriften von ihm gefallen, uns aber am allerwenigsten unter seine Füße treten lassen, sondern das gegenseitige Recht der Nationen ins Gleichgewicht bringen. Sagen Sie das, wenn Sie bald nach Hause kommen, Ihren Landsleuten!“ und damit winkte er dem Gefangenen, sich zu entfernen. Als dieser die Rede über seinen Kaiser anhörte, und vernahm, daß man nach Frankreich ziehen wolle, verzog er schmerzlich das Gesicht und seufzte: „oh, ma pauvre patrie!“ Die Bäuerin aber nahm ihn sanft am Arm und führte ihn nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschießung des Kastellthurms bei Rothneusiedl.

Die zweite Beschießung fand am 30. Oktober in Gegenwart des Kaisers, sämmtlicher Erzherzoge und der Generalität unter Begleitung von vielen Hunderten von Offizieren, dann einer enormen Menschenmenge statt. Die Beschädigungen der mentägigen Beschießung waren nicht ausgebessert; Erzherzog Maximilian ließ aber die Fenster der Mannschafts-Kasematten in der mittleren Etage mit Quadersteinen vermauern und zur Erhöhung der Widerstandskraft die Mauern gegen die Angriffsseite von ihnen mit starken Balken stützen. Um 9 Uhr begann das Bombardement mit 40 schnell aufeinander folgenden Schüssen. Hierauf folgte die Besichtigung des Thurmes durch den Kaiser, welcher wieder 40 einzelne Schüsse und unmittelbar darauf fünf rasch folgende Dechargen nachkamen. Nach dieser Beschießung, bestehend aus 120 Schüssen, wurde der Thurm neuerlich in Augenschein genommen, und kurze Zeit darauf folgten in regelmäßigen Zwischenräumen noch weitere 280 einzelne Schüsse, so daß im Ganzen 400 Projektile geschossen wurden. Eine Batterie, bestehend aus vier 24pfündigen und vier 12pfündigen eisernen Positionsgeschützen, feuerte 200 achtundzwanzig-

pfündige und 200 dreiundfünfzigpfündige scharfe Spitz-Hohlgeschosse. Die Beschießung endete gegen 3 Uhr Nachmittags und lieferte, einschlüssig der montägigen, folgendes Resultat: Das Glacis war vor der Mitte des Thurmes in beiläufiger Breite von 4 und Tiefe von 1 Klafter ganz durchwühlt. Die Quadersteine, mit denen die Erde vermengt war, lagen zersplittert viele Klafter weit umher. Drei von den gleichfalls zur Festigung des Glacis eingegrabenen Geschützröhren kollerten in den Graben. Das Mauerwerk des Thurmes war trotz zweitägiger heftiger Beschießung verhältnißmäßig sehr wenig angegriffen; die größten Löcher hatten einen Durchmesser von circa 3—4 Fuß und als größte Tiefe einen Fuß. Dieß spricht zum Theil für die außerordentliche Festigkeit des Baues, wie auch des durch alle künstlichen Mittel verstärkten Glacis. Desto verheerender war die Wirkung auf dem Scheitel des Thurmes, indem die Sandsack-Batterie gänzlich demolirt und die als Bedienungsmannschaft bei den oben aufgestellten 6 Geschützen postirten Statisten jämmerlich zerfetzt waren. Der Artillerie waren bei dieser Uebung zwei Aufgaben gestellt: am Montag sollte die mögliche Vertheidigung des Thurmes durch eine auf dessen Platform angebrachte Sand- und Wollsack-Batterie während des Bombardements erprobt werden, — während es sich am Mittwoch vorzugsweise um die Bloßlegung und Demolirung des Werkes nach vorangegangener Rasirung des Glacis handelte. Zu dem Ende wurden Montags die Shrapnels und Hohlgeschosse mit Zündern preußischen Systems geschossen, nach welchem dieselben in einer Höhe von 6 bis 20 Fuß oder der Krone des Objektes, resp. der Batterie und der als Bedienungsmannschaft aufgestellten einigen zwanzig Holzfiguren platzten und ihren aus Zinkkugeln, Eisen- und Bleistücken bestehenden Inhalt auf eine Quadratfläche von mehreren Klaftern unter verheerender Wirkung ausschütteten. Die Automaten fand man bei der Besichtigung bis auf wenige gänzlich zerfetzt herumliegend, klafterweit weggeschleudert, die Sand- und Wollsäcke zum Theil zerrissen und zerstreut, die Lafetten arg beschädigt, mit einem Worte eine gräuliche Verwüstung und Demolirung der Batterie. Sachverständige gewannen die Ueberzeugung, daß eine Vertheidigung des Thurmes durch eine auf der Platform postirte Batterie gänzlich außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, indem während des Feuers der Belagerer die Schäden nicht ausgebessert, die Verwundeten nicht in Sicherheit gebracht werden können, ohne die ersatz- und hülfeleistende Mannschaft bei dieser langsamen Manipulation ganz demselben Schicksale auszusetzen. Die Vertheidigungsgeschütze erschienen somit nach der ersten Beschießung demolirt, der Bedienung beraubt und zum Schweigen gebracht. Am Mittwoch sollte die Rasirung des Glacis und Demolirung des Thurmes, mit der theilweise schon am Montag begonnen wurde, beendet werden. Der Verlauf dieser Beschießung ist oben erzählt. Die Art der Anlage des Glacis, der Bauart des eigentlichen Objektes, die zu Ende des zweitägigen Bombardements vorgefundenen Beschädigungen und der ganze Verlauf dieser wissenschaftlich-militärischen Uebung geben einestheils Zeugniß von der vorzüglichen Schule und praktischen Leistungsfähigkeit der österreichischen Artillerie, dann der vorzüglichen Verbesserungen an den gezogenen Geschützen und Projektilen; wie sie anderseits die fast unüberwindbare Stärke des Thurmes, hervorgehoben durch eine, freilich nicht überall und in solchem Maße anwendbare, Verbarrikadirung des Glacis, auf das Glänzendste dargethan hat. Am Mittwoch wurden die konischen Hohlgeschosse, welche übrigens an beiden Tagen nach dem Systeme des k. k. Generalmajors Lenk von Trenenfels mit nur wenigen Ausnahmen mit Schießwolle gefüllt waren, mit Zündern von demselben Erfinder versehen, welche die Entzündung der Füllung und das Platzen der Geschosse nicht, wie bei den preußischen, vor oder über dem Objekte, sondern erst in dem Momente bewirkten, wenn das Projektil schon in den widerstehenden Körper nach Maßgabe von dessen Festigkeit eingedrungen war, wodurch natürlich die Wirkung um so viel größer wurde. Daß dessenungeachtet keine Bresche geschossen wurde, ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß man der im Glacis vergrabenen Geschützröhre wegen dasselbe nicht rasiren, daher den Thurm nicht bloßlegen konnte und keine Bomben geworfen wurden.

Eine schachspielende Gemeinde.

Der König von Preußen empfing am Sonntag eine Deputation der Gemeinde Ströbeck im Magdeburgischen und nahm deren Festgeschenk, in Erneuerung eines alten Brauchs, ein Schachspiel, entgegen. Dasselbe ist von prachtvoller Boule-Arbeit mit Feldern von Elfenbein und Ebenholz, die Figuren bestehen aus Silber mit Goldverzierungen; das Ganze ist eine Kopie des noch heute bei der Gemeinde sorgfältig aufbewahrten Schachspiels, welches der große Kurfürst ihr im Jahre 1651 als Anerkennung ihrer Fertigkeit im Schachspielen zum Geschenke machte, was aus folgender, mit dem kurbrandenburgischen Wappen geschmückter Inschrift auf dem einen Rande des Schachbrettes hervorgeht: „daß Gemeinsmus, kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg und Fürst zu Halberstadt, Herr Herr Friedrich Wilhelm ꝛc. dieses Schach- und Courirspiel am 13. Mai Ao. 1651 dem Flecken Ströpeck aus besonderen Gnaden verehret, und bei ihrer alten Gerechtigkeit zu schützen gnädigst zugesagt, solches ist zum ewigen Gedächtniß hierauf verzeichnet." Bei der Ueberreichung des Schachspiels hielt der Pastor an den König eine Ansprache, worauf der König sich nach den histo-

rischen Momenten, die auf das Schachspielen der Gemeinde Bezug haben, erkundigte. Es verhält sich dabei wie folgt: Nach der Chronik übergab der Bischof von Halberstadt im Anfange des 11. Jahrhunderts den Ströbeckern einen vornehmen Gefangenen, wahrscheinlich den Grafen Guncellin oder einen wendischen Fürsten, zur Bewachung, welcher aus Dankbarkeit für die ihm widerfahrene freundliche und milde Behandlung, den Bauern das Schachspielen lehrte. Seit jener Zeit wurde es Sitte, daß die Ströbecker ihrem jedesmaligen neu gewählten Bischofe ein Schachbrett mit silbernen Figuren überreichten, um denselben ihre Unterthänigkeit zu bezeigen. Später wurde dem jedesmaligen weltlichen Landesherrn, wenn derselbe nach dem Antritte seiner Regierung ihren Ort zum Erstenmale berührte, am Wege außerhalb des Dorfes eine Partie Schach angeboten. So geschah es dem großen Kurfürsten, dem König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen. Das Schachspielen in der Gemeinde wird dadurch aufrecht erhalten, daß die Eltern die Kinder darin unterrichten; jährlich wird eine Prüfung im Schachspielen in der ersten Schulklasse abgehalten, nach welcher die 6 besten Schachspieler nach dreimaligem Siege als Prämie ein Schachbrett erhalten und alsdann im Triumphe nach Hause begleitet werden, woselbst deren Angehörige sie festlich bewirthen.

Mannigfaltigkeiten.

[Das Photographiren unter Wasser.] Wenn man auch bisher die verschiedensten Gegenstände unter allen möglichen Verhältnissen zu photographiren versucht hat, so ist doch der Gedanke ganz neu und originell, eine Photographie des Meeresgrundes unter dem Wasser anzunehmen. Versuche dieser Art sind in England mit gutem Erfolge angestellt worden. Ein wasserdichter photographischer Apparat, mit einer recht empfindlichen Platte versehen, wurde ins Meer getaucht und in einer Distanz von etwa 30 Fuß vom Meeresgrunde in der geeigneten Stellung ruhig gehalten. Der Deckel des Apparates konnte von oben aus mittelst einer Schnur verschoben werden. Wegen der schwachen Beleuchtung in der Tiefe mußte der Exposition eine Dauer von etwa zehn Minuten gegeben werden. Das Bild gelang indessen ganz gut und zeigte in diesem Falle einen steinigen Grund.

An der Viehschau in Tägerweilen (Schweiz) wurde laut den „Thurg. Nachr." ein Stück vorgeführt, das folgendes sauber geschriebene Dokument trug: „Dieses schäkig Rindvieh stammt ab von Sr. Majestät des K. Napolion den III., seyner Kuh auf Arenberg, und verdient schon wegen seyner hohen Abkunft eine hohe Prämie. Ich habe es gekauft als ein Saugkalb und hab's erzogen, nun ist es ein Schäk geworden und ein Weltthier, wie Se. Majestät des K. Napolion seine Kuh auf Arenenberg." — Es erhielt keine Prämie.

Am 29. Oktober wurden in Königsberg ein dortiger Einwohner und ein russischer Unterthan festgenommen, die einen Lithographen bewegen wollten, nach mitgebrachten ächten russischen Postfreimarken unächte im Werthe von 10,000 Silberrubeln anzufertigen, wozu sie ihn durch das Versprechen von 200 Thalern verlocken wollten. Der Kriminalkommissarius Jagielski, welcher von dem Vorfall Nachricht bekam, fand sich bei dem Lithographen ein, als gerade die Unterhandlung stattfand. Er gerirte sich als dessen Kompagnon, und erfuhr so, daß die falschen Postfreimarken in Rußland statt kleiner Münze ausgegeben werden sollten.

Charade.

(Vierstldig.)

Das erste Paar ist sehr verschieden,
Nach eines jeden Wunsch und Sinn:
Der sucht es ängstlich nur hienieden,
Der schaut nach ihm zum Himmel hin.

Doch dauert es nicht Ewigkeiten,
Es rollet, wie die Letzten hin,
Die Wiederseh'n und Trennungsleiden
Uns bringen und dann weiter zieh'n.

Das Ganze, leicht ist's zu errathen,
Entführet stets von Land zu Land
Die ersten und wird, schwer beladen,
Mit ihnen weg- und hergesandt.

Auflösung der Charade in Nro 264:

Basalt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 267 Freitag, 8. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

6.

Weitere Ereignisse.

Am 9. November kam Napoleon bekanntlich in Paris an, am 15. Dezember wurde durch Senatsbeschluß eine neue Rekrutirung von 300,000 Mann angeordnet und ein kaiserliches Dekret rief außerdem 180,000 Mann Reserve unter die Waffen. Eine Heimkehr unter solchen Umständen wäre, wenn auch möglich, doch sicher eine große Thorheit gewesen und hätte gewiß die sofortige Einreihung in den Dienst zur Folge gehabt; wenigstens dachte unser Bauer so und ließ den Gast schon um deßwillen nicht fort. Wie kam der junge Mensch, der kaum der Schulbank Lebewohl gesagt haben konnte, schon unter die Waffen? Die Beantwortung dieser Frage haben wir noch nachzutragen. Ganz einfach so: von den 300,000 Mann Franzosen, welche Napoleon im Frühjahr 1812, also zwei Jahre vorher, von Frankreich aus nach Rußland geschleppt hatte, waren nicht einmal 30,000 Lahme und Erfrorene zurückgekehrt, und von den Hunderttausenden, die er im folgenden Frühjahr 1813 auf die schleische und Leipziger Schlachtbank geführt, entrannen, wie wir wissen, kaum 70 bis 80,000 dem Tode oder der Gefangenschaft; Frankreich war im Frühjahr 1813 schon so entvölkert, daß jeder nur irgend waffenfähige Mann dienen mußte. Vor dem Feldzuge von 1813, den unser Jean-Pierre mitmachte, war also kein Einsteher zu finden und an ein Loskaufen war gar nicht zu denken. Es mußte darum auch ein Kaufmann in Clermont-Ferrand, Provinz Auvergne, entweder die einzige Stütze seines ausgedehnten Geschäftes, in seinem etwas schwächlichen älteren, kaum neunzehnjährigen Sohne hergeben, oder den jüngeren, kräftigeren von achtzehn Jahren dem fast sichern Tode weihen. Dieser jüngere Sohn war indeß großmüthig und muthvoll genug, das große Opfer für seinen Bruder und, wegen des Geschäftsbetriebes, für die ganze Familie zu bringen. Der ältere Sohn besaß eine in angeborener Schwächlichkeit begründete Furchtsamkeit, während der jüngere von jeher Muth und Entschlossenheit gezeigt hatte. Die mit der Rekrutirung beauftragten Offiziere und Aerzte waren deßhalb auch gerne mit dem Einstande zufrieden; denn Schwächlinge bekamen sie doch genug. Die Franzosen sind an sich nicht groß. Bedenkt man nun die seit 1793 dauernden, menschenfressenden Kriege und Schlachten und erwägt man dazu ferner, daß, wie schon bemerkt, am 10. Januar 1813, also gerade vor den letzten deutschen Kriegen, von denen ja hier zunächst die Rede ist, der Senat statt der geforderten 300,000 Konskribirten deren 350,000 bewilligte, daß 80,000 Nationalgarden und 90,000 aus der Konskription des folgenden Jahres genommen wurden, und daß sich 10,000 Freiwillige als Ehrengarde meldeten; wo war da die Möglichkeit eines Einstehers oder Nummertausches?

Vom Februar bis April 1813 dauerten die Heereszüge aus Frankreich nach Deutschland ohne Unterbrechung fort; am 14. Februar verließ unser Jean-Pierre d'Orbille seinen bekümmerten Vater und Bruder, seine weinende Mutter und Schwester und — seine unschuldige Spielin und Jugendfreundin Constance, die Tochter des Fabrikanten, Hüttenbesitzers und Nachbarn Pierre Lafarge.

Am Abend vor der verhängnißvollen Abreise begaben sich Beide in die einsamste der 22 Kapellen in der Kathedrale der Stadt, erneuerten noch einmal unter heißen Gebeten die Heiligkeit ihres erst neu verabredeten Bundes und empfahlen sich in Gottes allmächtigen und der seligsten Jungfrau gnädigen Schutz und Schirm.

Am 15. April reiste Napoleon von Paris ab, am 17. war er schon in Mainz, am 24. in Erfurt, am 25. übernahm er den Oberbefehl und ergriff sogleich die Offensive und nun ging das bekannte Schlachten bei Lützen, Großgörschen, Bautzen, Dresden, Nollendorf, Großbeeren, an der Katzbach, bei Dennewitz, Möckern und Leipzig an und dauerte in Deutschland mit kurzen Unterbrechungen bis zur Schlacht bei Hanau am 30. und 31. October, wie wir gleichfalls schon wissen. — Die meisten dieser Schlachten hatte unser armer Jean-Pierre d'Orbille mitgemacht und war selbst bei Leipzig, trotz seiner großen Tapferkeit, die ihn auf dem Schlachtfelde selbst die Auszeichnung gebracht, daß ihm Mortier sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion um-

hängte, glücklich ohne Wunde davongekommen, bis er denn bei dem Sturm auf Hanau von einem bayerischen Grenadier den Bajonnetstich erhielt.

Kaum so weit genesen, daß er schreiben konnte, meldete er den Seinigen, wo er sich befinde, wie er am Leben erhalten worden sey und wie es ihm gehe. Die Freude über seinen eigenhändigen Brief, dieses sichere Lebenszeichen des längst Todtgeglaubten, war unbeschreiblich im Elternhause. Angesichts der neuen angebenen Rekrutirung aber wäre es nicht rathsam gewesen, über den Verbleib des Vermißten, Fernstehenden etwas mitzutheilen. Die Freude, welche der Brief im Elternhause hervorbrachte, mußte sich darum auch vor der Hand auf die nächsten Verwandten beschränken. Der Vater, der als ächter Franzose gern gesehen hätte, wenn sein Sohn in der Lage gewesen wäre, auf dem heiligen Boden des Vaterlandes mitzukämpfen, der aber die Sache nun doch nicht ändern konnte, schrieb sogleich einem seiner Geschäftsfreunde in Frankfurt, daß er seinem Sohne das von diesem verlangte Geld für seine Verköstigung, Erholung und Reise zustellen möge. So geschah es denn auch.

Eines Tages nahm unser Sauerwasserhändler, der seine Fahrten, wenn auch mit minderem Gewinne, als vor Kurzem, doch regelmäßig fortsetzte, eine hübsche Summe Goldes von Frankfurt mit nach Hause für seinen Pflegling. Ich brauche wohl nur zu bemerken, daß, wie wir wissen, der Gerettete von dem gütigen Schöpfer in geistiger und moralischer Hinsicht in beneidenswerther Weise ausgestattet war, um damit auch angedeutet zu haben, welchen Gebrauch er von dem ihm aus dem Elternhause zugekommenen Mitteln machte. Er hatte ja die größte Ursache zur Dankbarkeit, die je ein Mensch haben kann, und er suchte das auch nach Möglichkeit zu zeigen, fühlte aber dennoch stets, daß er unmöglich Alles gut machen könne, was ihm von dem Bauern persönlich und in dessen Hause Liebes und Gutes widerfahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Ursache und Verlauf der Studenten-Unruhen in Petersburg

gebt der „N. Pr. Z." folgende Mittheilung zu: Ein neues Reglement für die Universitäten war ein längst gefühltes Bedürfniß und wurde von den Studenten selbst am lebhaftesten gewünscht, freilich nach anderen Richtungen, als die Regierung es für nothwendig hielt. Es wurde schon unter Kowalefsky entworfen, aber nur im Ministerium der Volksaufklärung von Beamten redigirt, ohne Professoren der Universität zu Rathe zu ziehen. Nachdem die Herren Graf Stroganoff, Graf Panin und Fürst Dolgorukow das Reglement durchgesehen und nichts zu erinnern gefunden, wurde es schon im Monat Juni in dem Journal des Ministeriums gedruckt und seine Einführung zum 1. Oktober d. J. verkündet. Fast jedes der russischen Ministerien gibt nämlich ein Journal heraus, sehr elegant gedruckt, sehr gelehrt, sehr sachverständig, aber auch so unglaublich langweilig, daß Niemand diese offiziellen Publikationen liest. Die größere Mehrzahl der Beamten wußte also nichts davon. Unterdessen wurde bewilligt, daß die Studenten nicht mehr Uniform, sondern nach Belieben Zivilkleider tragen könnten, was die Studenten längst auf das Lebhafteste gewünscht, freilich, ohne zu berechnen, daß sie dadurch auch den Eindruck aufgaben, den ihr Erscheinen bisher noch immer als eine Korporation gemacht. Ebenso unterschieden sich plötzlich die Reichen von den Armen durch die Kleidung; auch nicht zum Vortheil des korporativen Verhältnisses. Die Kuratoren der Lehrbezirke und die Rektoren der Universitäten kannten natürlich das neue Reglement und trafen Vorbereitungen für dessen Ausführung. Unter Anderen ließ der Kurator der Moskauer Universität Wände durch das Universitätsgebäude ziehen, so daß jede Fakultät ihren besonderen Eingang mit Treppe u. s. w. hatte. Man will dadurch nämlich verhindern, daß die Studenten täglich beim Kommen und Gehen Besprechungen und Berathungen halten. Diese Maßregel wurde im „Russischen Invaliden" besprochen, und die Studenten glaubten daraus zu entnehmen, daß Niemand künftig einen anderen Kursus mithören solle, als nur den strikte zu seiner Fakultät gehörigen. Ohne sich zu unterrichten, ob dieß richtig oder falsch sey — und es ist falsch — erregte die Nachricht große Unzufriedenheit in der gelehrten Welt. Briefe flogen von einer Universität zur andern, man wolle und könne sich einer solchen „Tyrannei" nicht unterwerfen; und das Reglement habe es offenbar darauf abgesehen, jede Selbstständigkeit bei den Studenten zu untergraben. Ein zweites Mißverständniß wurde durch den Paragraphen des Reglements hervorgerufen, nach welchem jeder Student ohne Ausnahme 50 Rubel Silber bezahlen müsse, ehe er immatrikulirt würde. Früher galt ganz dasselbe Gesetz; aber für 50 Kopeken konnte sich jeder junge Mann leicht das Zeugniß von der Polizei verschaffen, daß er arm sey und 50 Rubel nicht zahlen könne, worauf er dann ohne Schwierigkeiten frei zugelassen wurde. Man glaubte aber, oder wollte glauben, dieser Paragraph habe auch eine rückwirkende Kraft auf alle diejenigen Studenten, welche bisher auf Grund solcher Armuthszeugnisse zugelassen worden waren. Ein Unsinn, der keineswegs in der Absicht des Ministers gelegen. Allerdings sollte aber dem Zudrange zur Universität durch die Erschwerung des Eintritts gesteuert werden, da sich gerade diese Kategorie von jungen Leuten als die unfähigste und turbulenteste bewiesen. Dieß waren indessen nur Vorwände, der eigentliche Grund der Unzufriedenheit unter den Studenten war das Verbot der Zusammenkünfte (Ssjehottki)

oder Konferenzen, abendliche Zusammenkünfte, die den deutschen Studenten-Commersen nachgebildet sind, in denen aber, seit Fürst Tscherbatoff Kurator des Petersburger Lehrbezirks war, ausschließlich politische Fragen behandelt wurden, welche die jungen Gemüther unglaublich erhitzten. Man kann sich denken, welche Pläne, Ideale und Utopien in diesen Zusammenkünften auf's Tapet kamen. Daß sich auch „faux frères“ darunter befanden, welche Alles, was dort verhandelt wurde, brühwarm der Polizei hinterbrachten, wird Niemanden wundern, und da in demselben Grade die Examina schlechter und die Abiturienten unwissender, als die Reden in den Szschodki heftiger und glänzender wurden, so mußte das neue Reglement die Sache wohl auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen versuchen. Als nun die neue Matrikeln abgeholt werden sollten, war die Behörde genau unterrichtet, daß die Studenten beschlossen hatten, einen Skandal herbeizuführen, wie man ihn noch vor nicht langer Zeit mit der Ovation für den Professor Roüomatoff und gegen den Minister Kowaleffsky erlebt. Als die Studenten sich nun in Masse bei der Universität versammelten, fanden sie an die Thüren geschrieben: Die Universität ist geschlossen (Universitet sakrüit). Hätte man geahnt, daß auf diese Maßregel jene erste Straßen-Demonstration erfolgen würde, so wäre sie gewiß nicht getroffen worden. Die Studenten, von denen über tausend auf dem Platze vor der Universität versammelt waren, beriethen sich anscheinend ohne Lärmen und setzten sich dann, wie auf ein unsichtbares Kommando in Bewegung, um, geschlossen in Gliedern und im Gleichschritt, durch die belebteste Straße der Stadt vor die Wohnung des Kurators General Philippson zu ziehen. In der Sitzung der Berathung der Universität, welche dieser Demonstration folgte, wurden die Beschwerden der Studenten zurückgewiesen und der Schluß der Universität aufrecht erhalten. Am 14. fand wieder eine Massenversammlung statt, die nun schon durch die Polizei zerstreut werden mußte, wobei 30 Studenten und auch 5 Artillerieoffiziere verhaftet wurden, welche in sehr auffälliger Weise sich an der Demonstration betheiligten und von denen zwei aus Petersburg entfernt wurden. Der Widerstand gegen die Polizei von Seiten der Studenten war übrigens so energisch und die Sympathie des massenhaft versammelten Publikums für dieselben so lebhaft, daß die Polizei nur dadurch Herr der jungen Leute werden konnte, daß sie dieselben erst in die Universität hineindrängte und dann die Verhaftung vornahm. Die Abführung der Verhafteten, von denen die meisten schon bald darauf wieder losgelassen wurden, — in die Citadelle ist übrigens keine Verschärfung ihrer Situation, sondern eine Erleichterung, weil sie in den Polizeigefängnissen mit Dieben und Vagabunden hätten zusammensitzen müssen. Jetzt erfolgte nun die Veröffentlichung des Reglements in den großen politischen Zeitungen und alle Welt konnte sich überzeugen, daß von all den Vorwürfen, die man ihm machte, nichts gegründet war. Die Universität blieb geschlossen und den Studenten wurde angezeigt, wenn sie bis zum 20. Oktober nicht ihre neuen Matrikeln unterzeichnen und sich dadurch bereit erklären würden, das Reglement zu befolgen, so hätten sie aufgehört, Studenten der Petersburger Universität zu seyn. Es fanden zwar noch mehrere Zusammenläufe der Studenten vor der Universität statt; General Ignatieff hatte aber jedesmal Truppen bei der Hand, und es kam zu nichts, was wie Ernst von beiden Seiten aussah. Dagegen stellten sich im Konseil der Professoren, unter dem Vorsitze des Kurators, Generals Philippson, so entschiedene Meinungsverschiedenheiten heraus, daß der eigentliche Widerstand seitdem nicht mehr bei den Studenten, sondern bei den Professoren liegt. 15 sind auf Seite einer möglichst vollständigen Autonomie für alle inneren Angelegenheiten der Universität; 14 auf Seite der Oberbehörde, von welchen eigentlich nur General Philippson genannt wird, denn der Minister Graf Putjatinn läßt sich nirgends sehen. General Philippson soll sich vortrefflich benehmen, die Polizei aber von der Ueberzeugung ausgehen, daß die Studenten nur vorgeschoben werden, um das Publikum auf andere Bewegungen vorzubereiten, welche einen positiv politischen Charakter haben und vom Auslande her geleitet werden. Am 23. Oktober wurde nun die Universität wieder für Vorlesungen eröffnet und abermals kam es zu Tumulten. Ueber 600 Studenten hatten sich gefügt und die neuen Matrikeln unterschrieben, so daß man schon glaubte, die Sache würde nun wenigstens bis zur Ankunft des Kaisers ruhig verlaufen. Lärm, Widerstand, Reden, Drohungen waren aber entschiedener als bisher; also wieder Verhaftungen, beunruhigende Gerüchte, Verlegenheit der Behörden, von denen keine die Initiative ergreifen mochte, weil Niemand weiß, wie der Kaiser die Sache ansehen wird. Wiederholt hat man unter den Studenten polnische Nationaltrachten bemerkt; sie gehen auch wieder in Uniform in den Straßen umher. Es werden Petitionen im Interesse der Studenten an den Kaiser vorbereitet und die seltsamsten Gerüchte in Umlauf gesetzt, welche sämmtlich auf eine solche berechnet zu seyn scheinen. Unverkennbar stehen die Sympathien des Publikums auf Seiten der Studenten; doch zeigt sich im niedrigen Volke, bei den Arbeitern und Taglöhnern, offene Abneigung gegen dieselben, wenigstens leisten sie bereitwillig der Polizei Hülfe, wenn Abdrängen und Verhaften nöthig wird. Das gebildete Publikum und auffallend viele Offiziere hindern aber durch ihre Gegenwart; aus Neugierde oder mit tieferem Interesse, darüber sieht noch Niemand ganz klar. Im Ganzen, wenn man die Allgemeinheit oder vielmehr die Gleichzeitigkeit der Symptome überblickt, scheinen doch noch andere Strebungen zu Tage zu treten, als bloße Studenten-Demonstrationen. Der Liberalismus hat lange, ungestört und

sogar ermuthigt dort gesäet. Fast sieht aus, als wolle er nun zur Ernte schreiten.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Pass. Donauzeitung“ berichtet von einem Bauern, Namens Michael Sattler, der vor Kurzem im 88. Lebensjahre zu Minthof, Pfarrei Heining, starb. Derselbe verfertigte, ohne jemals bei einem Meister in der Lehre gestanden zu seyn, die feinsten und künstlichsten Sachen, so wie auch alle Geräthe, deren der Landmann für Haus und Feld bedarf. Als ein junger Bursche von 22 Jahren verfertigte er eine große Uhr, ganz von Holz, welche er an seinem Hause aufstellte, die noch bis auf den gegenwärtigen Tag ganz gut geht und auf gläsernen Schellen weit über die Donau hinüber hörbar den Arbeitern auf dem Felde die Stunden verkündet. Als Gewicht an dieser Uhr dienen zwei Kartätschenkugeln, welche er zur Kriegszeit bei niederem Wasserstand aus der Donau holte. Nach einigen Jahren baute er sich eine vollständige Hausschmiede, in welcher er selbst Pflüge, Eggen, Ketten u. dgl. verfertigte. Fast sämmtliche Tische und Kästen im Hause sind sein Werk, so wie die zur Oekonomie nöthigen Wägen, Schlitten, Spinnräder, auch alle Korbmacher- und Bindergeschirre. Schuhe, Stiefel und sämmtliche Kleidungsstücke machte er sich selbst und hielt sich streng an die stattliche Bauerntracht, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dieser Gegend üblich war. Nur den breiten Filzhut konnte er zu seinem Bedauern nicht selbst machen. Als ein Greis von 84 Jahren baute er sich eigenhändig eine Zille, womit er über die Donau nach Heining, seiner Pfarrkirche, zum Gottesdienste zu fahren pflegte, und deren man sich noch bis zur gegenwärtigen Stunde bedient. Als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, trug er sich noch Holz ins Haus, heizte tüchtig ein, um beim Sterben eine warme Stube zu haben und ließ auch sogleich seinen Sarg, welchen er sich selbst schon vor mehreren Jahren aus Eichenholz verfertigt hatte, in Bereitschaft stellen; und in diesem selbst gezimmerten Sarge wurde dieser originelle Greis auch begraben.

Aus Island und Grönland. Der dießjährige Sommer auf Island war einer der angenehmsten, und noch am 27. hatte man 12 Grad R. Wärme im Schatten. Island war im Laufe des Sommers von einer Menge Reisender und zuletzt von der dänischen Expedition des Dr. Berna besucht worden. Nach der Aussage dieser Expedition ist die Insel Jan Mayen eine große vulkanische Kuppe, auf deren nordöstlicher Spitze sich ein gigantischer Vulkan von 6500 Fuß Höhe erhebt. Die Expedition hat das Polarmeer ungewöhnlich frei von Treibeis gefunden, welchem Umstand man auch die ungewöhnlich milde Temperatur zuschreibt, welche Island seit beinahe 1½ Jahren genossen hat. Die Naturforscher der Berna'schen Expedition hatten eine Exkursion nach dem Geyser und dem Hekla gemacht, wurden aber an letzter Stelle durch einen starken Regen in ihren Beobachtungen gehindert. Am 16. v. M. war die Expedition nach den Fardern und den ihetländischen Inseln abgegangen. Von Seiten der Regierung wird, den Hamb. N. zufolge, eine nähere Untersuchung der Ostküste Grönlands beabsichtigt, die noch so gut als völlig unbekannt ist, obgleich sich auch dort ziemlich zahlreiche Niederlassungen der Eskimos befinden sollen. Es handelt sich zunächst um Anstrebung der Missionen auf die dort zerstreut lebenden heidnischen Grönländer.

In Preußen, welches der Nationalverein an die Spitze Deutschlands stellen möchte, haben die deutschen Farben einen harten Stand. Auf der Rückkehr von Königsberg kam König Wilhelm auch durch Frankfurt a/O. Wie die „Nat. Ztg.“ berichtet, hat der dortige Oberbürgermeister Piper, als er die Liebhaber von Schwarzroth-geld vergeblich hat, ihre für den Einzug des Königs aufgesteckten Fahnen zu entfernen, sich darauf gestützt, daß der Anblick jener Fahnen für Se. Maj. den König kein erfreulicher seyn würde. Die Stadtverordneten von Frankfurt haben darob den Herrn Oberbürgermeister ihre Mißbilligung zu erkennen gegeben; die „Kreuzzeitung“ aber fragt: „Wissen die Herren Stadtverordneten denn sicher, daß die Ueberzeugung des Oberbürgermeisters falsch ist?“

Am 24. October Abends 9 Uhr fand man in einem Waggon des angekommenen Potsdamer Lokalzuges eine kleine Kiste als zurückgelassenes Passagiergut. Signirt war dieselbe S. B. Hamburg. Da dieselbe nach einigen Tagen einen sehr üblen Geruch verbreitete, ward sie am Sonnabend geöffnet, und man fand in ihr ein etwa 6 bis 8 Tage altes ermordetes Kind.

Die Allg. Preuß. Ztg. erklärt bezüglich der Nachricht, „der Pariser Coiffeur, welcher Ihre Majestät die Königin von Preußen bediente“, habe ein Honorar von 2000 Thlr. bekommen: „daß die Höhe dieser Summe erdichtet ist und daß sie zu den Bemühungen des Coiffeurs in keinem Verhältniß stehen würde.“

Redakteur: Gustav Diessert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 268 Samstag, 9. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

Als sie eines Abends wieder Dämmerstündchen hielten, fragte unsere Bäuerin: „Aber Jean-Pierre, wer ist denn die Constance, die Du im Fieber Deiner Krankheit so oft, ja öfter als Vater und Mutter, gerufen hast? Du hast, so viel ich weiß, doch nur eine Schwester, die Adelheidchen heißt.“ Nicht ohne ein verschämtes, sehr merkbares Erröthen antwortete Jean-Pierre: „Gute Mutter! La Constance ist das Tochter de notre voisin; sie ist gewesen toujours meine Kamerad von die Jugend auf; sie ist kommen oft in die Aus von uns; ich sie 'ab sehr lieb, sie mich 'at sehr lieb“ ꝛc., und so fuhr er mit steigender Ertase fort, zu erzählen, wie sie Beide sich vor seinem Auszuge in den Kampf in den Schutz der gebenedeiten Gottesmutter begeben und sich treues Andenken und gegenseitige Fürbitte gelobt hätten. Dann schwieg er eine Weile und fuhr nun mit höchster Begeisterung fort: „Ja Mutter! Ich nicht bin gegangen dans la bataille, ohne su bet' zu la Sainte-Vierge und sie ist auch mir gewesen gnädig; ich sie 'ab gesehen in die Kampf; sie mich 'at beschützt, daß mich nicht 'at getroffen das Kugel. Als die maréchal Macdonald kommandirte die Sturm auf die Bautzen, da fiel die Kamerad à droite et à gauche; aber vor mir ging la Sainte-Vierge in die Gestalt von das Constance und hielt ab das Kugel; so 'at mich überall beschützt notre Dame, weil die Constance für mich su ihr 'at gebet. Die Constance ist gewesen mein Schutzengel; ich sie 'ab lieb, o, sehr lieb!“ ꝛc. — Es war nicht nöthig, der Bäuerin mehr zu sagen; der Zusammenhang war ihr jetzt völlig klar. Ein frommer Soldat, dachte sie, ist doch auch ein wahrhaft tapferer Soldat.

Es war mittlerweile Neujahr, Ostern und Pfingsten geworden. Die Verbündeten hatten endlich am 1. Januar 1814 an verschiedenen Punkten den Rhein überschritten und rückten langsam gegen die französische Gränze vor, so daß der Kampf mit Anfang des Jahres im eigentlichen Frankreich begann. Die Oesterreicher standen unter Bubna, Giulay, Lichtenstein, Schwarzenberg in Genf, Montbelliard, Besançon, Langres; die Bayern unter Wrede bei Colmar; die Württemberger und andere Verbündete unter dem jetzigen Könige von Württemberg bei Epinal; Wittgenstein stand in Lausdau; York rückte über Kreuznach, Sacken über Kaiserslautern heran; Blücher hatte sein Hauptquartier zu St. Wendel; die Engländer rückten von Süden heran und Wellington drängte den Marschall Soult gegen Toulouse ꝛc. Jetzt hatte Napoleon zwar die beste Gelegenheit, sein Feldherrngenie im hellsten Glanze zu zeigen, und er siegte auch durch dieses an verschiedenen Punkten über einzelne Abtheilungen der ihm weit überlegenen Verbündeten; allein er konnte mit seinen meist jungen Leuten der großen Uebermacht seiner Gegner nicht Stand halten und dem Verrathe seiner eigenen Leute auch nicht kräftig genug entgegenwirken, und so geschah es denn, daß die Verbündeten am 31. März in Paris einzogen. Am 11. April dankte Napoleon ab und am 20. nahm er in Fontainebleau von seiner Garde den oft beschriebenen und abgebildeten Abschied, um nach Elba zu gehen. Die Bourbonen bestiegen den wieder erledigten Thron von Frankreich und der Krieg hatte ein Ende.

7.

Ein tröstender Engel.

Hatte in dem d'Orbille'schen Hause zu Clairmont-Ferrand ein Jahr lang der Kummer und die Angst mit der Hoffnung gerungen, jetzt thronten dort Hoffnung, Freude und Dankbarkeit. Der Vater liebte als ächter Franzose seinen muthigen Sohn, der freiwillig sich dem fast sicheren Tode in den Waffen überlieferte. Der Bruder trug nicht leicht an dem Bewußtseyn seiner Schuld gegen seinen Bruder, und das Mutterherz? — Wie blutete es bei den sich rasch folgenden Berichten von Schlachten und beiderseitigen großen Verlusten an Todten, Verwundeten und Gefangenen! Brachte auch Anfangs ein Brief ihres Lieblings wieder einmal einen Sonnenblick der Hoffnung in die Finsternis des Kummers und der Angst, so drängte sich sofort wieder der Gedanke ein, daß der in tausend Gefahren lauernde Tod ihren Sohn doch noch gefunden haben könne, ehe der Brief an seine Adresse gelangt war. Bald sah sie ihn im Traume auf dem Schlachtfelde mit tausend Anderen verscharrt, bald erblickte sie ihn

mit Wunden bedeckt im erbarmenswürdigsten Zustande oder sie sah ihn auf der Reise in die sibirische Gefangenschaft. Ja, ihre Angst und Noth um den Liebling war so groß, daß sie oft am hellen Tage Visionen hatte und dann ganz verstörten Geistes aus einem Winkel des Hauses in den andern irrte; ihre Gesundheit litt sichtbar.

In solchen Lagen und Augenblicken machte die Erscheinung der Constance, welche mit der einzigen Tochter des d'Orbille'schen Hauses in einer Anstalt erzogen worden war und fast täglich zu ihr kam, einen wunderbar mildernden Eindruck. Dieses Mädchen war aber auch ein Engel von Gestalt und Gemüth. Sie war ein wundernettes sechzehnjähriges, schwarzhaariges, blauäugiges Figürchen, fröhlich und fromm. Während mehrerer Jahre war sie, wie schon angedeutet, im Kloster von Sacre-Coeur erzogen worden, und sie war so voll Zuversicht auf die Erhörung ihres Gebetes für den guten Jean-Pierre, daß sie niemals zweifelte, er werde gesund wieder kommen, und wenn je durch die bangen Besorgnisse der Eltern und Geschwister unseres Soldaten ihr Vertrauen in den mächtigen Schutz der Gottesmutter wankend zu werden schien, ging sie in die Kathedrale, kniete sich vor das Bild der Gebenedeiten, und mit der Gewißheit der Ueberzeugung, daß ihre Bitte erhört sey, kam sie zurück, und aus ihrer Zuversicht schöpfte dann die Mutter wieder Trost und Hoffnung. Darum war Constance dem d'Orbille'schen Hause auch ein Engel des Trostes und der Hoffnung und ihr eintägiges Ausbleiben würde schon schmerzlich empfunden worden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Roßheerden in den südrussischen Steppen.

Das „Erman'sche Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland", reich an gediegenen Abhandlungen aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und in angenehmem Wechsel damit an populären Mittheilungen aus allen möglichen Lebenskreisen, liefert in seinem letzten Jahrgange anziehende Mittheilungen über obigen Gegenstand, denen Folgendes entnommen ist. Die Schaf- und Pferdezucht, bemerkt der ungenannte Berichterstatter, hat namentlich in den letzten Jahren in den Steppen des südlichen Rußlands eine hohe Entwickelung erreicht, und im eigenthümlichen Leben der dortigen Hirten und Treiber finden wir ein neues Bild des Steppenlebens und zu gleicher Zeit einen neuen Beleg für den Wohlstand der dort angesiedelten Kolonisten und für den Reichthum Neurußlands überhaupt. Unter dem Ausdruck „wilde oder Steppenpferde" dürfen übrigens nicht durchaus freie, herrenlose und ungezähmte Thiere verstanden werden, die man erst fangen muß, wie ein Stück Wild, um sie als Beute davon zu führen.

Dergleichen Geschöpfe mögen allerdings noch in den unermeßlichen Flächen des Kirgisenlandes und im Gebiete des Uralsees existiren; in den neurussischen Steppen aber haben alle Heerden ihren bestimmten Eigenthümer, große Grundbesitzer, welche aus Mangel an ackerbautreibenden Kräften ihr Land nicht anders benützen können, als daß sie nur einen geringen Theil davon bearbeiten und ungeheure Strecken desselben zahllosen Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden zur Weide überlassen. Auf diese Weise wird auch aus den weniger fruchtbaren Ländereien Vortheil gezogen, und das fette Steppengras, das sonst unbenützt verwelken würde, bietet jetzt den Heerden ein vortreffliches Futter. Die Größe der Heerde hängt natürlich von der Ausdehnung der Weideplätze ab, und es besteht eine solche oft nur aus 100, zuweilen auch aus 800 bis 1000 Pferden, mitunter zählt auch eine, jedoch gewöhnlich in mehrere kleine Abtheilungen getrennt, zehntausend Köpfe.

Nur bisweilen werden einzelne Pferde zur Landwirthschaft benützt; die meisten leben, zu gar nichts gebraucht, auf denselben Weiden, wo sie geboren wurden, und gelangen eben dadurch zur vollen Entwicklung und Ausbildung ihrer Kräfte. Erst wenn die Heerde zahlreich genug ist, beginnt der Besitzer Vortheil davon zu ziehen, und einzelne Thiere davon zu verkaufen, was dann auf den benachbarten Jahrmärkten und Messen von Jahr zu Jahr in immer größerer Menge geschieht.

Die ganze Pflege des wilden Pferdes in der Steppe besorgt der Roßhirt. Sehr eigenthümlich ist das Wesen und Treiben dieser Leute. In ganz Europa, Ungarn vielleicht ausgenommen, lassen sich keine Typen auffinden, die dieser scharf ausgeprägten Persönlichkeit ähnlich wären. Nur der Guancho in den Pampas von Süd-Amerika erinnert an den südrussischen Roßhirten. Der Schafhirt und der Hornviehtreiber sind im Vergleich zu ihm wahre Schwelger; sie führen einen Karren mit sich, in welchem ihre Lebensmittel liegen, und der ihnen zugleich als Speisekammer und als Schlafgemach dient. Nicht so der Roßhirt: die Wildheit seiner Schützlinge, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Eile, womit er seine Heerde von Ort zu Ort, von Wiese zu Wiese, von einem Jahrmarkt zum andern treiben muß, verbieten ihm selbst an den Karren, diese erste und hauptsächliche Bequemlichkeit des Nomaden, zu denken. Tag und Nacht hängt er im Sattel und folgt auf Wegen und Stegen, durch Dick und Dünn allen Kreuz- und Querspringen seiner unbändigen Zöglinge. Er speist zu Pferd, zu Pferd ruht er aus und zu Pferde schläft er, wenn es ihm nämlich die Mühen und die Verantwortlichkeit seines Gewerbes zufällig erlauben, einige Augenblicke Schlaf oder vielmehr halbwachen Schlummer zu genießen. Rechts und

links am Sattelknopf und im Rücken hängen seine wenigen Geräthschaften, zu deren Fortschaffung der Stadtbewohner mehrerer Fuhren bedürfte.

Wenn alle andere Menschen nach den Beschwerden des Tages im Schlafe Erholung suchen, beginnt für den Roßhirten die angestrengteste Arbeit, die Nachtwache. Auf den weiten, öden, menschenleeren Weideplätzen muß er rastlos seine Heerde umreiten, denn gerade zur Nachtzeit drohen seinen Schützlingen die meisten Gefahren von Sturm und Ungewitter, von Menschen und Thieren. Im Regen und Schneegestöber hat der Hirt mehr zu leiden als seine Rosse, welche sich wenigstens abwenden können, während er unaufhörlich umherzuspähen und dem Ungewitter in's Gesicht zu blicken, die erschreckten Thiere zusammenzuhalten, die zurückgebliebenen anzuspornen, die verirrten aufzusuchen, die widerspenstigen zu bändigen, gezwungen ist. Unterläßt er diese Pflicht nur einen Augenblick, so läuft er Gefahr, seine ganze Heerde in der Steppe auseinandergesprengt zu sehen, wo dann häufig die schönsten Füllen eine Beute der Wölfe und die vorzüglichsten Rosse ein Raub noch schlimmerer Gesellen, der Pferdediebe, werden. Um den Elementen trotzen zu können, ist auch die Kleidung dieser Leute eine durchaus eigenthümliche. Gewöhnlich trägt der Hirt ein Wamms und Beinkleider von Rinds- oder Pferdehaut, die rauhe Seite nach Innen gekehrt, auf den Kopf hat er eine hohe, zylinderförmige Mütze von dunklem Schafsfell gestülpt, und als Gürtel einen breiten Lederriemen umgebunden, an welchem allerlei Säckchen hängen: Geldmünzen, Metallstücke, Perlen von Bernstein und alle die verschiedenen Kuriositäten, die ihm auf seinen Wanderungen aufstoßen.*) Da er gewöhnlich auch Arzt ist, d. h. da er ein halbes Dutzend mehr oder weniger erprobter Mittel weiß gegen alle möglichen Uebel bei Menschen und Vieh, so finden an diesem Gürtel auch die Instrumente dieses Nebengewerbes ihren Platz. Ueber diese ganze Kleidung kommt noch ein Ueberwurf von einer großmächtigen Kapuze, welche bei Unwetter über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird und Oeffnungen für Augen, Nase und Mund hat, ungefähr wie das Visir bei den alten Ritterhelmen. Bei schönem Wetter bleibt die Kapuze auf dem Rücken zurückgeschlagen und dient dem Roßhirten als tragbare Vorrathskammer. Dazu kommt noch ein Brodsack, ein Fläschchen mit Branntwein und eine große Wasserflasche, denn in den Steppen gebricht es oft auf weiten Strecken selbst an diesem ersten Lebensbedürfniß. Die Bewaffnung endlich besteht in einer langen Hetzpeitsche, dem eisenbeschlagenen, zum Hauen und Schleudern verwendbaren Knittel und einem fünfunddreißig Fuß langen Strick, mit einer Schlinge, welche der Mann mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dem zum Voraus bezeichneten Pferde um den Hals zu werfen versteht, worauf er es mit Riesenkraft zu Boden reißt und es dann gänzlich in seiner Gewalt hat.

(Schluß folgt.)

*) Aus dem Wohlgefallen an dieser Art von Schmuck und aus einigen andern Umständen schließt der Herausgeber dieses Aufsatzes, daß diese Roßhirten ursprünglich nicht slavischer, sondern türkischer Abkunft gewesen seyen.

Das Mutterauge.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursche zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war im ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher ja sie vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche, und schüttelt den Staub vom Fuß,

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"
Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
Da wankt von der Kirchsteig' sein Mütterchen her:
„Gott grüß' euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterchen schmecket voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Mannigfaltigkeiten.

Der Zizkaberg in Prag war in den Mittagsstunden des 28. Oktober der Schauplatz eines entsetzlichen Ereignisses. Ein Weib fand dort zufällig in der Nähe des Gloriette beim ehemaligen Hraba'schen Garten fünf Leichen. Die nähern Nachforschungen ergaben, daß ein Krämer, der in der Nähe des Gloriette wohnte und sonst ein braver Mann gewesen seyn soll, den unglückseligen Entschluß gefaßt hatte, seinen vier Kindern erster

Ehe, die Alle noch im ersten Decennium ihres Lebens standen (das älteste Kind war acht Jahre alt), und dann sich selbst das Leben zu nehmen. Er durchschnitt ihnen und sich die Adern und verblutete so auf freiem Felde. In der Nähe der Leichen fand man einige Flaschen, welche mit einer geistigen Flüssigkeit gefüllt gewesen seyn mußten, und es ist somit wahrscheinlich, daß der unnatürlich Vater die Kinder zuerst von der Flüssigkeit trinken ließ, um dieselben zu betäuben. Die eigentlichen Beweggründe dieser Unthat sind unbekannt; wie die einen wissen wollen, hat Noth, nach Aussage anderer häuslicher Unfriede den Unglücklichen zu diesem schrecklichen Entschlusse getrieben.

Man schreibt aus München, 2. November: „Il ritorno di Tobia“ (die Rückkehr des Tobias), Oratorium von Joseph Haydn, das schon seit 1806 in Deutschland nicht mehr zur Aufführung gekommen, weil die Originalpartitur in einer Privatbibliothek des Fürsten Esterhazy vergraben lag, hat gestern in dem Odeonskonzert der musikalischen Akademie einen wahren Beifallssturm hervorgerufen. (Der Text wurde von dem Hofmusikintendanten Grafen Pocci, dem bekannten Jugendschriftsteller, neu übersetzt.) Das herrliche Werk enthält vorzüglich schöne Chöre und Recitative und bildet durch die Großartigkeit des Styles ein einziges Tongemälde, womit nur die „Schöpfung“ verglichen und wie es nur von einem deutschen Tondichter geschaffen werden kann. Manche Stellen versetzen den Hörer durch ihre klassische Instrumentirung in einen heiligen Schauer; dahin gehört z. B. ein Andante mit den Worten Anna's: „Du allgütiger Gott, ich höre Dein Säuseln.“ — Die Perle des Abends war die Partie der Sarah, von Frau Diez mit Vollendung vorgetragen. Die Kapelle bewährte unter Franz Lachner's Direktion die gewohnte Meisterschaft.

Man schreibt aus Kandel, 1. November: Die Geschäftsleute Andreas Baumgart und Johann Robert von hier wuchsen als Kinder mit einander auf und wurden gleichsam mit einander erzogen. Nach beendigtem Schulunterrichte kamen Beide auf das Notär Weigel'sche Bureau und arbeiteten hier mehr als 20 Jahre neben- und miteinander. Nach dem Tode ihres Chefs errichteten sie ein gemeinsames Geschäftsbureau und theilten überhaupt beinahe 50 Jahre in unwandelbarer Treue Freud und Leid. Im Leben durch Freundschafts-, Familien- und Geschäftsverhältnisse so innig verbunden, hat sie denn auch die Hand der Vorsehung im Tode vereint. Vor wenigen Tagen wurde Baumgart und heute sein Freund Robert neben ersterm zur ewigen Ruhe bestattet. Beide hinterlassen zahlreiche Familien.

Ein berühmter Monarch der Gegenwart, der als Dichter und geistvoller Kopf allgemein bekannt ist, wurde eines Tages bei furchtbarem Regen von einer armen Frau angesprochen, welche ihn zu erkennen schien und eine große Gewandtheit im Betteln an den Tag legte. „Glauben Sie mir, gnädiger Herr,“ sagte sie zum Schlusse, um gleichsam ihre Zudringlichkeit auch recht zu begründen, „ich habe schon bessere Tage gesehen.“ — „Ich auch, ich auch, ich auch,“ erwiderte der Monarch schnell, drückte ihr einen Gulden in die Hand und machte sich davon; „ist ohnedem heute ein miserabler Tag! Adieu, Adieu!“

Der Kaiser von Frankreich hat nun eine eigene Flagge, die nur auf dem Schiffe, das er besteigt, aufgezogen wird. Er hat selber die Zeichnung dafür entworfen. Es ist eine seidene Trikolore; der blaue und rothe Streifen sind mit vierzehn, der weiße mit dreizehn goldenen Bienen bestickt. In der Mitte des letzteren befindet sich das kaiserliche Wappen. Von allen französischen Monarchen war Ludwig XIV. der einzige, der eine solche persönliche Flagge geführt hat.

Das Stadtgericht in Frankfurt hat in diesen Tagen in mehreren Streitsachen gegen die Frankfurter Gasfabrik wegen Verderbung der Brunnen Urtheil ergehen lassen und zwar gleichmäßig dahin, daß die Gasfabrik entweder die Ursachen der eingetretenen Brunnenverpestung zu beseitigen oder die Hauseigenthümer zu entschädigen, auch die Streitkosten zu ersetzen habe.

Die russischen Zeitungen theilen mit, daß an der westlichen Küste des Kaspischen Meeres, in der Nähe von Baku, sich eine Insel aus dem Wasser erhoben hat. Der Kapitän des Schoner „Türke“, welcher sie entdeckte, berichtet, daß der Boden der neuen Insel ganz feucht und noch warm ist. Sie erhebt sich achtzehn Fuß über den Wasserspiegel.

In der Nähe des Schlosses des Marquis von Bouillet (Haute Loire) wurde ein sehr großer Saphir gefunden. Er ist prächtig indigoblau und wiegt 165 Karat; sein Werth ist auf 1,361,250 Franken geschätzt worden. Er ist Eigenthum des Herrn Bertrand von Lom, eines bedeutenden Mineralogen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 269 Sonntag, 10. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

8.

Eine Rechnung ohne Wirth.

Die beiderseitigen Väter hatten schon längst in ächt kaufmännischer Weise den Plan gefaßt, unsere Constance und den ältesten Sohn des d'Orbille'schen Hauses seiner Zeit ehelich zu verbinden, und sie wollten noch die Rückkehr Jean-Pierre's abwarten, um die längst gehegte Absicht zu vollziehen. Theophile — so hieß der ältere Sohn des Herrn d'Orbille — hatte in dieser Angelegenheit die Initiative nicht zu ergreifen, was auch darum gar nicht nöthig war, da man ihn ja verheirathen wollte; von Seiten der Väter fand man es schon hinreichend, ihn seiner Zeit in die Sache einzuweihen. Er gewann zwar die schöne, muntere und liebenswürdige Constance, welche vor zwei Jahren ins Elternhaus zurückgekehrt und von da ab die tägliche Gesellschafterin seiner Schwester Adele gewesen war, nach und nach lieb wie eine Schwester und behandelte sie in Folge dessen auch wie eine liebe Angehörige, und glaubte darum auch zu bemerken, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sey; allein bis zur eigentlichen Liebe hatte er in seiner unverdorbenen Natur seine Gefühle für die ihm mehr durch väterliche Berechnung und Machtspruch, als durch eigene Wahl bestimmte Braut nicht zu steigern vermocht, und das war auch sehr begreiflich.

Es ist ein bekanntes Naturgesetz, daß alle Anziehung gegenseitig ist: der Magnet z. B. zieht das Eisen, und das Eisen den Magnet an und zwar mit gleicher Kraft; die Sonne zieht die Erde, die Erde zieht ebenso auch die Sonne an.

Sollte das nun in der moralischen Welt, und sollte es besonders im Punkte der Liebe, dieser mächtigsten Anziehung, anders seyn? Das ist kaum anzunehmen. Wer darum von einem Wesen in Wahrheit nicht geliebt, vielleicht gar mit fortgesetzter Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen, Abneigung behandelt wird, der kann dieses Wesen auch nie wahr und innig lieben. Vorkommnisse, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, sind nur Schein, und was wir etwa darüber hören oder lesen, ist nichts, als psychologisch schwach motivirte Erfindung der betreffenden Erzähler. Wenn Jemand aber dennoch ein Wesen zu lieben vorgibt, das die Zuneigung nicht erwidert, so wird er, wenn auch unbewußt, wie wir zu seinen Gunsten annehmen wollen, durch andere Motive geleitet und getrieben. Liebte er, wenn ich so sagen soll, in diesem Falle aber wirklich, so wäre diese Liebe keine normale und keine in einem gesunden Gemüthsleben begründete, sondern vielmehr ein Ausfluß krankhafter Seelenstimmung und gäbe dann auch gewiß keine Garantie ihres Bestandes, am wenigsten aber die Aussicht, daß sie eine Quelle häuslichen und Familienglückes werden könne. Sie verdient den schönen Name Liebe gar nicht.

Was man aber unter sogenannter „unglücklicher" Liebe versteht, das gehört nicht in die genannte Kategorie; das resultirt wohl nur aus folgenden drei Fällen: Entweder schmiedet ein feindseliges Schicksal zwei Wesen, deren Herzen sich nicht wollen, vielmehr fliehen, wie die gleichnamigen Pole des Magnets es thun, gewaltsam zusammen, oder es trennt oder hält getrennt zwei Wesen, deren Herzen sich suchen, wie der Magnet das Eisen, oder endlich — und das ist der schmählichste Fall, — Eines der Liebenden verläßt, Gott weiß, durch was? gelockt, treulos das Andere. Eine wirkliche Liebe ohne Gegenliebe gibt es bei gesunden und unverdorbenen Naturen nicht; sie existirt höchstens in Romanen und bei Romanhelden, wo es auf haarsträubende Effekte ankommt, oder bei denen ein Laster oder eine Immoralität dem Ersteren werden soll. Kehren wir nun nach dieser kleinen Abschweifung zurück und sehen wir, wie unsere junge Leute sich benehmen und insbesondere, ob auch unser Theophile vielleicht den unglücklichen Liebhaber spielt und verzweiflungsvolle Scenen herbeiführt.

Der eine unserer Väter, Herr Lafarge, war ein reicher Kaufmann und Hüttenbesitzer und hatte nur das einzige Kind; Herr d'Orbille war zwar nicht ebenso reich, wie sein Mitschwieger in spe, allein er war ein sehr geschäftsgewandter Kaufmann; sein ausgedehntes Geschäft stand im besten Flor, er hatte seiner Zeit als Armeelieferant für bestimmte Artikel nicht unbedeutende Gewinne gemacht und dafür einen ziemlichen Stock damals verschleuderter Nationalgüter an sich gebracht. Er

konnte seinen Söhnen also nicht nur ein schönes Kapital zur Verfügung stellen, sondern hatte Beiden auch eine für jene unruhige Zeiten möglichst sorgfältige geistige und sittliche Erziehung geben lassen. Denn er hatte den Wahlspruch, daß jeder Familienvater, der sich sagen müsse, daß er nicht im Stande sey, seinen Kindern ein auskömmliches Vermögen zu hinterlassen, durch deren guten Unterricht und sorgfältige Erziehung das zu ersetzen suche, was er denselben an materiellen Mitteln für das künftige Fortkommen nicht gewähren könne.

Da aber die äußeren Glücksgüter gar unbeständig seyen, wie das tägliche Beispiel zeige, so bleibe von allem Vermögen, das ein Vater auf seine Kinder vererben und worauf er deren Glück in der Zukunft gründen könne, als sicherstes nur noch das übrig, wozu sie es durch Ausbildung ihrer geistigen Kräfte brächte.

Es schien somit hier Alles zusammenzustimmen und der in der in Rede stehenden Angelegenheit berufene Familienrath fand den Plan einer Verbindung beider Häuser nicht nur nach beiden Seiten hin höchst ehrenvoll und vortheilhaft, sondern auch für die künftige Familienwohlfahrt ersprießlich. In der Hauptsache — der Zuneigung der jungen Leute nämlich — glaubte man um so mehr im Reinen zu seyn, da man einmal den unbefangenen und geschwisterlichen Umgang der beiden jungen Leute schon lange mit Aufmerksamkeit beobachtet hatte und daraus gefunden zu haben glaubte, daß von keiner Seite gegen die Ausführung der väterlichen Lieblingsidee ein Widerstand zu befürchten sey; dann aber auch, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil in diesem Punkte schärfere Untersuchungen anzustellen und feinere Unterscheidungen zu machen, nicht Sache der Männer zu seyn scheint, die von dem Geschäfte vielfach in Anspruch genommen sind. So die Kalkulation der Männer. Allein die Frauen und besonders die Mütter sehen in diesem Punkte bekanntlich und natürlich viel schärfer. Ihnen war nicht entgangen, mit welch „frommer Andacht“ Constance das Andenken des abwesenden Jean-Pierre pflegte, und ebenso wenig hatten sie versäumt, der Kinder früheren Umgang und die sich bei aller und jeder Gelegenheit zeigende große Sympathie der Beiden zu beobachten, und sie fanden es deßhalb gerathen, ihre Männer darauf aufmerksam zu machen. Allein deren Sinn war, wie schon angedeutet, nicht fein genug, solche subtile Unterscheidungen zu machen. Ihr oberster Grundsatz und höchstes Argument war, bei all ihren sonstigen, vorzüglichen Herzenseigenschaften, doch immer in erster Linie die glänzende Aussicht für die Kassa.

Es mußte also, da man sich nicht einigen konnte, die Sache geradezu mit Constance besprochen werden, und dieses Geschäft übernahm, wie natürlich, ihre Mutter, eine ebenso kluge als sanfte Frau, welche in dem Besitze ihres Töchterchens den Inbegriff all ihres Reichthums sah, sie fast nie aus den Augen ließ und kein höheres Streben kannte, als ihr Kind aufrichtig geliebt und glücklich zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Roßheerden in den südrussischen Steppen.

(Schluß.)

Früh erschöpft durch die Mühseligkeiten und Entbehrungen ihres harten Lebens, erreichen die Roßhirten selten ein hohes Alter; von Krankheiten aber wissen sie nichts, und haben im Grunde auch gar keine Zeit, krank zu seyn, und keine Muße, sich zu pflegen. Ihr Lohn ist bedeutend; dagegen muß ein solcher Oberhirt auch einige Gehülfen miethen und für sich selbst und für diese auf eigene Kosten Sattelpferde halten, und ist auch verbunden, aus eigenen Mitteln für Thiere, die im Laufe des Jahres durch seine Schuld gefallen oder zu Schaden gekommen sind, dem Eigenthümer Ersatz zu leisten. — Uebrigens gibt es auch jetzt noch, und selbst unter diesen Roßhirten, arge Pferdediebe.

Wenn der fremde Reisende um die Abendzeit an der Landstraße Halt macht und seine Pferde aussp annt, um sie in der Steppe grasen zu lassen, hängt öfters im Nu die Schlinge am Hals solcher Pferde, ehe noch der Eigenthümer etwas gemerkt hat, und die räuberischen Hirten treiben unaufhaltsam die ganze Heerde weit hinweg in die unermeßliche Steppe hinein und überliefern die Beute andern Roßhirten aus einer fremden, fernen Gegend, mit welchen sie in beständigem Verkehr stehen und nächtliche Zusammenkünfte halten. Die alten verlassenen Mongolengräber dienen hiezu als höchst geeignete Punkte; die weite Steppe ist ein ungeheurer Bazar, und Felsenspalten und Höhlungen werden als Kassen und Geldbörsen benützt, worin die Kapitalien niedergelegt und aus denen die Zahlungen geleistet werden. Mitten im mühevollen und beschwerlichen Leben der Roßhirte finden sich auch einzelne Tage und Nächte, wo sie sich einer ausgelassenen Fröhlichkeit hingeben. Baares Geld haben sie gewöhnlich im Ueberfluß, wenigstens mehr, als sie mit dem besten Willen in der Einsamkeit verthun können, und außerdem ist der Judenwirth in der Schenke immer bereit, ihnen Kredit zu geben, so viel sie nur immer begehren mögen, da er ihre Ehrlichkeit in diesem Punkte kennt. Da wird dann vor einer solchen Schenke Halt gemacht und gejubelt und gezecht bis an den lichten Morgen. Am andern Tage, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht und die Hirten ihren Rausch ausgeschlafen haben, besteigen sie ihre Rosse und sprengen den vorausgetriebenen Heerden nach, um wieder für Wochen, Monate und ganze Jahre das einförmige und einsiedlerische Leben zu beginnen, das sie von Jugend auf

geführt haben und ohne Zweifel bis in ihr spätes Alter führen werden.

Im Frühling, wenn das junge Gras emporschießt und die Steppen im schönsten Sommerschmucke prangen, schweigen auch die Heerden auf der fettesten, saftigsten Weide. Im Sommer selbst dagegen haben sie von Durst und Hitze viel auszustehen. Auf der Steppe ist weit und breit kein Schatten zu finden, aber der Instinkt lehrt die Pferde, sich nach Möglichkeit vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Sie stellen sich nämlich dicht an einander in einen Kreis, die Köpfe nach dem Mittelpunkt gewendet, und auf diese Weise wirft jedes einen, wenn auch geringen, aber dennoch erfrischenden Schatten auf seinen Nachbar. So bleiben sie mit hängender Mähne und gesenkten Ohren ganze Stunden lang unbeweglich; nur von Zeit zu Zeit schütteln sie ungeduldig mit den Köpfen, um sich etwas Luft und Kühlung zuzufächeln.

Die Hirten sind ebenfalls in Kreisen auf dem Boden gelagert, stumm und regungslos, wie ihre Thiere. Endlich tritt der erfrischende Herbst ein, für die Steppe ein zweiter Frühling: Gras und Kräuter grünen auf's Neue, die Wasser fließen reichlicher, die Heerde erholt sich und sammelt Kräfte zu den bevorstehenden Strapazen und Entbehrungen des herannahenden Winters. Im Januar hat der Wintermangel seinen Höhepunkt erreicht. Frost und Stürme dauern fort, aber alle Vorräthe sind erschöpft, und wenn nicht habsüchtige Spekulanten mit ihren Vorräthen um fabelhafte Preise losschlagen, so bekommen die ausgehungerten Pferde nichts mehr zu fressen als Stroh und Schilf, das man zum Decken der Dächer und zur Feuerung eingesammelt hatte; in ganz außerordentlichen Fällen werden sogar die Stroh- und Schilfdächer der Hütten abgedeckt und den Thieren als Futter vorgeworfen. Endlich ist mit Mühe und Noth der Frühling erreicht, und schwach, abgemagert und krank zieht die Heerde wieder auf die Weide hinaus: oft sind aber im Winter auch viele Pferde als Opfer der erlittenen Entbehrungen und der Sorglosigkeit ihrer Eigenthümer gefallen, und dann sind mehrere Jahre erforderlich, um die bedeutend gelichtete Heerde wieder vollzählig zu machen.

Ein Tag in einem Trappisten-Kloster.

Von W. Fed.

Vor einigen Jahren war ich Hofmeister in einer irischen Familie, welche meist in der Nähe von London lebte, und nur zu Weihnachten auf ihr Gut ging, welches im südlichen Irland, in der Grafschaft Waterford, lag. Auch mir ward die Auszeichnung zu Theil, dorthin mitgenommen zu werden, und ich erhielt auf diese Weise eine vollkommene Gelegenheit zu Ausflügen in die verschiedenen Parthien der wilden malerischen Berge von Waterford. Die Weihnachtsfestlichkeiten hatten eine Menge Gäste in dem alten Herrenhause versammelt, und da meine beiden Zöglinge während dieser Zeit weder Unterricht erhielten, noch des Umgangs von Altersgenossen entbehrten, so ward es mir nicht verdacht, wenn ich mich auf einen oder mehrere Tage unsichtbar machte und dem steifen Zeremoniell und dem pantagruelischen Schmausen entfloh.

Einer meiner Ausflüge galt dem Trappistenkloster von Mount Melleray, welches hoch oben in den Bergen von Kilworth, auf einer der steilsten unwirthlichsten Höhen der Grafschaft liegt. Ich war Mittags von Lismore aus zu Fuß aufgebrochen, geführt von einem Knaben, der mir zum Wegweiser diente, und so waren wir durch Schluchten und über Heiden hinangestiegen und der Weg hatte anscheinend kein Ende nehmen wollen, so daß wir endlich erst am Abend das nüchtern und dürftig aussehende Kloster mit seinem kahlen Aeußern und seinen vielen Fenstern erreichten, welches sich als ein ganzes Kompler von schmucklosen einfachen Gebäuden erwies. Einsam und verloren ragten diese paar Häuser aus dem kahlen Haideland, das sie umgab und nur durch eine Mauer von Feldsteinen davon getrennt ward. Der blasse Mondschein machte ihre Erscheinung für mich noch öder und einsamer, und doch durchdrehte mich der Klang der Glocke an dem Klosterthore, welche mein Begleiter in Bewegung setzte, mit einer Regung von Freude und Behagen über die Aussicht auf Ruhe und Imbiß, denn der lange Marsch hatte mich müde und hungrig gemacht. Kaum war der Glockenschall verhallt, so näherten sich Schritte von innen her dem Klosterthore, ein Schieber ward geöffnet, und im Lichtstrahl, der uns daraus entgegenquoll, sah ich den schönen Kopf eines etwa fünfundsechzigjährigen Mannes mit einem Vollbarte und dunklen lebhaften Augen mir gegenüber. Es war der Bruder Lawrence, der die doppelte Funktion eines Pförtners und Gastmeisters versah, und sich mit einem frommen Gruß nach unserm Begehr erkundigte, während er gleichzeitig, ohne meine Antwort abzuwarten, den schweren Riegel zog und das Thor öffnend mich zum Eintritt einlud. Die vorgerückte Abendstunde hatte ohnedem über den Zweck meines Begehrs keinen Zweifel mehr gelassen. Das Thor fiel hinter uns zu, und Bruder Lawrence führte mich in eines der Gebäude, und über eine breite Steintreppe hinauf ins dritte Steckwerk, wo er mir eine geräumige Stube zum Nachtquartier anwies, und sogleich den im Kamin aufgeschichteten Torf mit einer Handvoll Hobelspäne entzündete. „Macht es Euch einstweilen behaglich, Herr!“ sagte er; „ich werde Euch ein Abendbrod heraufbringen, denn es ist schon zu spät, um Euch in das Refektorium zu führen, das nach acht Uhr Niemand mehr betreten darf!“ Damit nahm er selber mir Ueberrock und Mantel ab, und legte meine

Tasche, die mein Hemd und Toilette enthielt, auf den Tisch, zündete eine Lampe auf demselben und zwei Kerzen auf dem Waschtisch an, brachte mir einen Krug und einen Eimer voll frischen Wassers und blendend weiße Handtücher, und überließ mich mir selber.

Es war eine wilde Januarnacht; ein heftiger Nordostwind fegt über die kahlen Berghöhen hin und durchsuchte alle Winkel der steilabhängigen, von hundert Wasserläufen netzartig durchzogenen, Thäler dieses abgelegenen und selbst nicht einmal mit Ziegen bevölkerten Geländes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Berl. Ger.-Ztg." meldet aus Berlin vom 5. Nov.: Ein beabsichtigtes Verbrechen ist am Montag Nachmittag glücklicherweise vereitelt worden. In dem Augenblick nämlich, als ein beladener Rollwagen vor einem auf dem Alexanderplatz stehenden Schutzmann vorüberfuhr, erfaßten sechs Strolche den Letzteren, um ihn zwischen die Räder des Wagens zu schieben. Rechtzeitig eilten mehrere andere Schutzleute zur Hülfe herbei, aber sie hatten kein leichtes Spiel. So riß einer der Kerls, der bereits am Boden lag, einem Schutzmann den Säbel aus der Scheide und hieb um sich herum. Nur mit der größten Anstrengung gelang es, ihn unschädlich zu machen und zur Haft zu bringen. Die Sache ist ein neuer Beweis, welch gräßlichen Pöbel, das auf seine Bildung so stolze Berlin birgt.

[Ein Schauspieler, der sich hilft.] Bei der letzten Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" in Prag begegnete es dem Souffleur, zwei Blätter des Textbuches auf einmal zu überschlagen und andere Worte zu soufflieren, als die auf der Bühne stehenden Mitglieder zu sprechen hatten. Aus dieser keineswegs angenehmen Situation wurden die Schauspieler durch die Geistesgegenwart eines ihrer Kollegen gerissen, der mit den nicht im Shakespeare'schen Texte stehenden Worten: „Kommt laßt uns gehen!" dieselben von der Bühne führte. Die kleine Störung, welche viele aus dem anwesenden Publikum gar nicht bemerkten, war bald gehoben, und das Stück wurde ruhig zu Ende gespielt.

Die Königin Viktoria nahm am 1. November die ersten Belehnungen mit dem neuen indischen Sternorden vor. Dieser Tag war absichtlich gewählt worden, denn es war gerade ein Jahr, daß das indische Reich unter die unmittelbare Oberhoheit der englischen Krone gestellt wurde. Die Zeremonie ging mit großem Pompe vor sich, ähnlich dem bei Belehnung mit dem Hosenband. Zuerst wurden der Prinzgemahl und der Prinz von Wales, als außerordentliche Ordensmitglieder, von der Königin in den Ordensverband aufgenommen, nach ihnen der Reihe nach die ordentlichen Ritter, sämmtlich ehemalige hohe Beamten und Befehlshaber in Indien.

Am 12. ds. tritt eine seltsame astronomische Erscheinung ein, es geht nämlich der Merkur vor der Sonnenscheibe vorüber. Der vorbeiziehende Planet tritt in den linken Rand der Scheibe ein und bewegt sich langsam nach rechts aufwärts, wobei er dem bewaffneten Auge als ein kleines schwarzes Fleckchen erscheint. Beim Aufgang der Sonne befindet sich der Merkur schon in der Scheibe, sein Austritt erfolgt um 10 Uhr.

Im Wald von Compiegne ist am 28. Oktober ein antikes Gefäß von Kupfer ausgegraben worden, das mehr als neunhundert Münzen aus der Zeit von Nero bis Gordian III. enthielt; die meisten sind aus der Zeit der Antonin.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem Wiener Männergesang-Verein die große goldene Künstlermedaille verliehen und gestattet, daß dieselbe am Vereinsbanner getragen werde.

Charade.

Pflegst du in Nummer Eins der Ruh,
Spricht zwei und drei dir oftmals zu
Und wagt's, dich in dem Schlaf zu stören.
Es ist ein lust'ges Tänzerchor —
Auf! fasse Muth, es zu beschwören!
Es flicht vor einem leichten Rohr,
Trägt's Waffen gleich vom Elephanten.
Das Ganze sind gar liebe Musikanten;
Gern leiht man ihrem Sang das Ohr.

Auflösung der Charade in Nro 266:

Güterwagen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 270 Dienstag, 12. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

9.

Ein Ausflug aufs Land.

Sie sprach eines Tages zu ihrer Tochter, weil, wie sie irrthümlich glaubte, zur Erreichung ihres Zweckes weit ausgeholt und ein langwieriges Examen angestellt werden müsse: „Meine liebe Constance, ist es Dir vielleicht angenehm, wenn ich nächsten Sonntag Früh mit Dir nach unserm Gute Chamalieres fahre? Ich sehne mich schon längst nach einem solchen Ausflug und dann hat auch der Gärtner geschrieben, daß die Bäume und Blumen in vollem Blüthenflore stehen; die Luft ist mild und rein und ich glaube, daß Du Dich ein paar Tage im Freien amüsiren wirst. Du warst, wenn ich nicht irre, seit acht Jahren nicht dort. Damals warst Du freilich noch ein Kind und der gute Jean-Pierre d'Orbille brachte seine Ferien mit seiner Mama bei uns zu. Wir Beide gehen aber jetzt ganz allein."

„Gewiß, Mama! Ich wollte Dich schon längst bitten, mit mir einen solchen Ausflug zu machen," sagte Constance mit kindlicher Freundlichkeit, und obgleich sie der Beisatz: „wir gehen allein" etwas überraschte, so war sie doch in dem Gedanken glücklich, dort alle die Plätzchen wieder zu finden, auf denen sie mit dem ihrem Herzen so nahe stehenden und theuren Freunde einst als Kind in kindlichem Spiele zugebracht hatte. Nie hatte sie sich sonst mit ihrer Mutter allein auf eine ihrer Besitzungen begeben; im Gegentheil wechselten die Feste in rascher Folge, wenn sich die gesammte Lafarge'sche Familie zur schönen Jahreszeit auf einer ihrer Besitzungen in Pont-Gibaut, Limagne oder Chamalieres aufhielt.

So wurde denn der Ausflug auf kommenden Sonntag Früh festgesetzt. Die noch übrige Zeit bis dahin war für die nöthigen Zurüstungen zu einem mehrtägigen Aufenthalte auf dem Lande erforderlich; denn es ist ja bekannt, daß es, wenn Damen reisen wollen, große Umstände gibt. Unserer Constance wäre es inzwischen gar lieb gewesen, wenn sie ihre Freundin Adele hätte mitnehmen können; da aber ihre Mutter das Wörtchen „allein" so betont hatte, so wagte sie nicht, an eine deßfallsige Einladung zu erinnern. Sie ging nun Samstag Abends in's d'Orbille'sche Haus, um sich bei ihrer Freundin und den übrigen Familiengliedern für eine kurze Zeit zu verabschieden. Während die beiden Mädchen unter fröhlichem Geplauder und muthwilliger Heiterkeit im Garten spazierten und dem lustigen Getümmel und Geplätscher der vor ein paar Tagen ausgegangenen jungen Entchen und anderer Wasservögel im Weiher zusahen, gesellte sich, nicht ohne Schüchternheit, Theophile zu ihnen und überreichte nach kurzer Begrüßung dem Fräulein Constance zwar mit ächt chevaleresker Manier, doch nicht ganz unbefangen ein Sträußchen von Rosen und Vergißmeinnicht, das er so eben eigenhändig gepflückt und gebunden hatte, mit den Worten: „Mein Fräulein, ich bitte um die Ehre, Ihnen vor Ihrem Weggange dieses zwar unbedeutende, aber mit großer Vorliebe für Sie gepflückte und mit freundlichster Gesinnung gebundene Sträußchen als Andenken überreichen zu dürfen, und hoffe, daß Sie, als große Liebhaberin dieser beiden schönsten und sinnigsten Kinder der Flora, die kleine Gabe nicht verschmähen!"

Constance war über diese fast komisch-feierliche und förmliche Anrede des sonst in der Regel mehr natürlichen Theophile etwas betroffen und wußte Anfangs nicht, was sie antworten solle, fand sich aber als ächtes Franzosenkind bald und erwiderte mit ihrer natürlichen Grazie: „Ich danke schön, mein lieber Herr Theophile! Rosen und Vergißmeinnicht sind, wie Sie ganz richtig bemerken, nicht allein die schönsten, sondern auch die sinnigsten der Blumen. Während Rosenschön und Rosenduft sprüchwörtlich sind, ist die Rose selbst noch das Sinnbild der ächten und ungeheuchelten Freundschaft und Liebe und das schöne Vergißmeinnicht kommt mir immer vor, wie ein thränenfeuchtes Auge, das für den Abwesenden um treues Andenken fleht. Darum liebe ich beide Blumen mehr, wie jede andere; sie haben für mich eine ebenso angenehme als tröstliche Bedeutung und ich versichere Sie deßhalb auch, daß Sie mir ein angenehmeres Geschenk nicht leicht hätten machen können; dasselbe soll für die paar Tage meiner Abwesenheit von hier mir ein theures Sinnbild seyn!"

Theophile glaubte natürlich den Sinn dieser vielsagenden Worte auf sich beziehen zu dürfen und wurde

höchst feierlich gestimmt, denn es überkam ihn in dem Augenblick ein Gefühl, als ob er das schöne und ausgezeichnet brave Mädchen wirklich lieben könne. Nach einer kleiner Pause, die er nöthig hatte, um sich zu sammeln, fuhr er dann fort: „Ich bin unendlich glücklich, daß meine kleine und unbedeutende Gabe Ihren freundlichen Beifall in so hohem Maße fand, und ich schreibe dieß nur der gütigen Würdigung meiner Gesinnung zu, aus der ich so frei war, Ihnen in Eile ein solches Andenken anzubieten."

„O, ich weiß, mein lieber Herr Theophile, Ihre mir sehr liebe Freundschaft wohl zu schätzen, und wie ich mir einerseits nicht bewußt bin, jemals etwas gedacht oder gethan zu haben, was mich dieser Freundschaft hätte unwerth machen können, so will ich andrerseits auch insküntige Alles aufbieten, mir die Achtung und Zuneigung des Bruders meiner Liebsten und Theuersten zu erhalten," und hiermit fiel sie mit einer Begeisterung, die man sonst noch nicht an ihr wahrgenommen hatte, ihrer Freundin Adele um den Hals und küßte sie, so daß diese sich nicht enthalten konnte, zu bemerken: „Du bist ja ungewöhnlich aufgeregt! Was bewegt Dich nur in solchem Maße?" Allein Constance hüpfte, ohne eine Aufklärung zu geben, der Gartenthüre zu, ihrer Freundin kaum so viel Zeit lassend, als zur Verabschiedung nöthig war. Theophile schlug, in eigenthümliche Gedanken versunken, eine andere Richtung ein. Er sann hin und her, konnte aber über die Worte seiner Freundin nicht ins Klare kommen. Eine Art heilige Scheu, die er sich eben so wenig erklären, als er sie bemeistern konnte, hielt ihn ab, dem Gegenstand weitere Audienz zu geben. Nur das glaubte er zu fühlen, daß Constancens Herz nicht sonderlich in Liebe für ihn schlage. Dieses Gefühl benahm ihm nicht allein alle Lust, sondern auch die Fähigkeit, ihr etwa dieß oder jenes von Liebe vorzudemonstriren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in einem Trappisten-Kloster.

(Fortsetzung.)

Hier oben im dritten Stockwerk des Fremdenbaues, wie derjenige Theil des Klosters heißt, worin ich ein Unterkommen gefunden hatte, hörte ich diesen rauhen Nordost noch wilder um die Giebel und längs den Dächern hintosen; er pfiff um die Schornsteine, blies gelegentlich durch die engen Schlotröhren herab und puste mir ein Wölkchen gelben Torfrauchs in die Stube herein. Es war eine eigenthümliche Empfindung, mich hier in einem solchen Orte des Schweigens zu wissen, und doch war es ein heimlicher Ort nach dem Marsch durch die finstere Nacht und über rauhe Pfade. Das Zimmer war nicht groß, aber von angenehmen und regelmäßigen Proportionen; es hatte zwei Fenster und zwischen denselben den Kamin mit einem breiten Sturz von Thonschiefer. Die Wände waren ganz weiß getüncht, der Fußboden von Backsteinfließen, aber mit Matten belegt, vor dem Kamin ein schwarzes Schaaffell. Auf dem Kaminsims stand ein Kruzifix von schwarzem Porzellan, daneben ein Agnus Dei und eine Madonna von Porzellan. Ein Tisch mitten im Zimmer mit einem Lehnstuhl und zwei ungepolsterten Stühlen, in der einen Ecke der Rückwand ein einfaches Bett mit Vorhängen, in der andern Ecke ein Waschtisch, zwischen beiden ein hölzerner Rechen, um Kleider daran aufzuhängen, an dem einen Fenster ein Betschemel — das war die ganze Einrichtung — ernst, schlicht, strenge und klösterlich, eben nur die Nothdurft befriedigend und doch in seiner Einfachheit gastlich und wirthlich.

Bald hatten die von der Torfgluth ausstrahlende Wärme und die Waschung mit dem frischen Wasser meine erstarrten Glieder wieder belebt, und als ich vollends meine wunden Füße der Stiefeln entledigt und mit weichen Pantoffeln umgeben hatte, zog ich mir den Lehnstuhl zum Feuer und überließ mich, in Erwartung des Abendbrodes, wonach mein hungriger Magen sehr verlangte, meinen stillen einsamen Gedanken.

Es währte jedoch nicht lange, so hallten schwere Tritte die Treppe herauf und über den langen Korridor, und Bruder Lawrence erschien mit einem großen Präsentirbrett von blendend weiß geschneertem Tannenholze, und darauf den ganzen Apparat zu meinem Abendbrod. Dieß war einfach, aber über Erwarten reichlich: ein großes Stück kalten Hammelsbratens, dampfend heiße geröstete Kartoffeln, Senf, Butter, Weißbrod, Käse, einige Stengel gebleichten Sellerie, ein Stückchen Lachs, eine Flasche Tafelbier und einige Aepfel, ferner eine Theekanne und Milch nebst Zuckerdose, so wie ein kupferner Wasserkessel mit kochendem Wasser, welchen der dienende Bruder sogleich an den Haken über dem Feuer hing.

„Nehmt fürlieb, Herr; Ihr seyd im Hause der Armuth," sagte Bruder Lawrence mit einem freundlichen Blicke; „schlichte Kost, aber gerne gereicht; Gott gesegne sie Euch!" Dann deckte er gewandt den Tisch und ordnete die Teller und Gerichte an. „Es ist aufgetragen; ich wünsche Euch guten Appetit. Habt Ihr noch etwas zu wünschen? Sagt mir's, daß ich es noch bringen kann, bevor ich mich schlafen legen muß. Zehn Uhr ist meine vorgeschriebene Zeit."

„Und wohl auch die meinige, nicht wahr? Um zehn Uhr muß ich wohl das Licht löschen?" fragte ich.

„Nicht doch; unsere Gäste sind frei, zu thun, was sie wollen. Aber unsere Brüder legen sich schon um acht Uhr schlafen, weil sie um zwei Uhr zur Hora aufstehen."

„Das ist recht gastlich von den frommen Vätern,

daß sie den Fremden so viel einräumen," sagte ich. „Und Ihr gebt den Gästen sogar Bier, das Ihr selbst nicht trinket?"

„Es ist ein Geschenk, das unseren Gästen zu Gute kommt, eben weil es uns verboten ist," sagte er freundlich; „es ist das einzige gegohrne Getränke, das wir im Hause haben; allein Ihr habt Euch ja selber vorgesehen," fügte er mit einem Seitenblick auf meine Feldflasche hinzu, die ich auf dem Kaminsims gestellt hatte. „Ihr werdet also nichts vermissen."

„Als eine Pfeife Tabak oder eine Cigarre," erwiderte ich. „Man darf wohl hier nicht rauchen?"

„Im Kloster niemals, aber Ihr seyd hier im Fremdenbau, wo es wenigstens nicht verboten ist," sagte er. „Wann soll ich wiederkommen, das Geschirr zu holen?"

„Morgen Früh, würdiger Bruder," versetzte ich; „Ihr sollt heute die Treppen nicht mehr erklettern. Wenn ich gegessen habe, werde ich das Präsentirbrett mit dem Geschirr hinausstellen auf den Anrichtetisch im Flur."

„Oh!" stammelte der Laienbruder gedehnt, und schaute mich beinahe ungläubig an, als ob er seinen Ohren nicht mehr zu trauen wagte. „Aber Sie sind ja ein Gentlemann! Und Sie wollten das thun?" stammelte er überrascht.

„Ei gewiß, ich will Euch einen Gang ersparen, Alter! Ihr scheint müde und der Ruhe bedürftig."

„Oh," rief er und sein Auge blitzte dankbar zu mir herüber, „Sie sind kein Sassenach, kein Engländer!"

„Nein, gottlob! ich bin ein guter Deutscher!"

„Dachte ich es doch nicht gleich — nun denn, gute Nacht! Herr! Gott segne Sie!" Dieß sprach er in dem wärmsten herzlichsten Tone, dessen seine lebhafte impressive irische Natur fähig war, und ging dann mit dem freundlichsten Gesichte.

Und wieder war ich allein.

Töne von übernatürlichem Klang schollen bisweilen geisterhaft durch die endlosen Gänge, welche das Freundenhaus durchschneiden; der Wind stöhnte, pfiff und heulte in allen Tonarten um die Dächer und bahnte sich durch jede Ritze Eingang in die stillen Klosterräume; gelegentlich kreischte eine Angel oder klirrte ein Riegel von einem Fensterladen, der nicht angelegt war, oder der Wind schlug denselben mit dem Knall eines Kanonenschusses zu, worauf dann gewöhnlich der melancholische Schrei des aufgescheuchten Geflügels aus dem Hofe herauftönte. Ich war noch zu aufgeregt, um mich schlafen zu legen; meine Beine schmerzten mich krampfhaft, denn obschon ich früher ein rüstiger Fußgänger gewesen, war ich doch seit meinem Aufenthalt in England, seit nahezu sechs Jahren, des Fußreisens entwöhnt und meine heutige Nachmittagswanderung war eine sehr anstrengende gewesen.

So rauchte ich denn nach eingenommenem Abendbrod, in meinen hölzernen Lehnstuhl hingestreckt, meine Cheeroot oder Manila-Cigarre, schlürfte mein Bier und versuchte abwechselnd zu lesen und zu denken; meine unbeschäftigten Augenblicke arteten aber bisweilen in ein schlummerloses Duseln, ein Art bewußter Schlafsucht aus, wie ich sie nie zuvor gehabt hatte. Vermöge einer merkwürdigen ästhetischen Sympathie nahm ich wahr, daß mein Geist instinktmäßig, ohne irgend eine fühlbare Anstrengung von meiner Seite, um ihn zu leiten, sich beständig in Grübeleien über die religiösen und sozialen Systeme des Mittelalters vertiefte. Tief im mittelalterlichen Zwielicht jener großen mittleren Jahrhunderte tauchten vor meinem geistigen Auge die Häupter jener Männer in Tonsur, Kapuze, Kalotte und Mitra, jene barfüßigen Mönche, jene schwerfälligen düsteren Klöster, jene Burgen und Vesten auf, welche die charakteristischen Merkmale des Mittelalters sind und die geschichtlichen Erscheinungen in der Vorzeit bilden, welche den Alterthumsforschern des modernen Europa so lieb und werth ist. Ich dachte daran, daß in jenen Tagen das System der Abcese entstand, welches in demjenigen Orden seine Verkörperung gefunden, in dessen einem Hause ich heute übernachtete, und so gelangte ich auf einem langen Umwege und Ideengange endlich zu der verwunderten Frage, welche ich an mich selber richtete: wie es denn möglich sey, daß sogar noch in unseren heißblütigen Tagen der Gegenwart, in dieser Zeit rastloser Thätigkeit, unermüdlichen Unternehmungsgeistes und emsigster Arbeit, welche das Hirn erweichen, während sie die Hand des Arbeiters verhärten, sich ein Verband von Menschen finden könne, welche in Theorie und Praxis alle Impulse und Zwecke der menschlichen Gesellschaft mißachten, in gemeinsamem Streben von sich weisen und doch noch freien Raum und Spiel finden können, um inmitten dieser Gesellschaft zu leben. Und doch war es so: hier oben in der Einsamkeit dieser öden Berge abgeschlossen, für die die Welt buchstäblich todt, nur darauf bedacht, die einbrigen Pflichten ihres Berufs zu erfüllen, von allem menschlichen Mitgefühl ausgeschlossen, verbringen diese Trappisten-Mönche ihr Leben in einer beschaulichen Abziehung des Gemüths von allen irdischen Dingen und laufen Gefahr, in den Fanatismus der gefährlichsten Art zu verfallen durch die materialisirenden Einflüsse des Grabens, Pflügens, Säens und Erntens, welches sie in den geeigneten Jahreszeiten vollziehen, oder durch die Angriffe auf ihr Fleisch, welche sie von Krankheit und den Heimsuchungen durch ertödtete Begierden erfahren.

Doch fort mit all diesen Grübeleien und philosophischen Spitzfindigkeiten! Sie rauben mir eher den Schlaf, als daß sie mir ihn bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Korrespondenz aus Rom im „Monde“ gibt folgende Schilderung von dem furchtbaren Sturm, welcher am 30. Oktober die ewige Stadt heimsuchte: Seit zwei Tagen blies der Sirocco mit Macht; große schwarze Wolken häuften sich über der Stadt zusammen und ließen von Zeit zu Zeit heftige Regengüsse niederfallen. Gegen Abend kam von Süd-Westen eine Wasserhose, in Form eines Kegels mit breiter, leuchtender Basis. Sie nahm ihren Weg durch die Gärten und Weinberge, strich dicht an dem Janiculus und der Porta San Spirito vorbei und stürzte sich auf den Vatikan nieder. Die 80 Blitzableiter, welche sich an dem Vatikan gefunden, empfingen die ersten Ladungen dieser fürchterlichen Artillerie; alsdann sah man die Spitze des Kegels in dem großen Hofe von San-Damasco, auf welchem die Logen des Raphael münden, pirouettiren, und alsogleich wurden die großen Glasthüren und die ungeheuren Fenster der Gallerien mit fortgerissen und zertrümmert. Alle Lichter gingen aus und die zahlreichen Bewohner des Vatikans, betäubt und halb erstickt, glaubten an eine völlige Zerstörung. Das entsetzliche Getöse und die furchtbaren Donnerschläge, welche den Palast in seinen Grundfesten erschütterten, ließen im ersten Augenblicke das Aufsteigen einer Mine unter den Zimmern des Papstes vermuthen. Pius IX. war während des Aufruhrs der Elemente in Gebet versunken. „Ich bin wie Hiob, sagte er zu den Eintretenden, der böse Geist greift mich von allen Seiten an.“ In den großen Constantinssaal, wo sich die Fresken von Giulo Romo befinden, sind alle Fenster zertrümmert und nach Außen geschleudert worden. Stücke von den Glaskugeln, welche sich in dem großen Ehrensaal auf den Gaskandelabern befanden, flogen in einem benachbarten Hof wider eine Mauer und sitzen zum Theil in derselben fest. Große genuesische Schiefersteine, von der Dicke eines Centimeters, welche das Belvedere bedecken, wirbelten wie Federn in der Luft herum. Zum Glück ist keines der großen Gemälde von Raphael beschädigt worden. Das Arsenal hat wenig gelitten. Die Tiber ist ausgetreten und hat das Land überschwemmt. Baumstämme, Trümmer und todte Thiere treiben auf ihrer Oberfläche; man will selbst einen todten Schäfer, umgeben von seinen todten Schafen haben vorbeischwimmen sehen. Mehrere Brücken und Kunstwerke wurden fortgerissen.“

Das „Journal de Chartres“ bringt folgenden Beitrag zur Kenntniß des französischen Familienlebens. Eine Pariser Dame hatte ihr drei Monate altes kräftiges Söhnchen einer Amme zu Balaiwille, in der nächsten Umgebung von Paris, anvertraut. Ein Meneur X (Ammenbesorger) zu Châteaudun ward von der Mutter gleichzeitig bezahlt, um alle Monat das Kind zu sehen und über seinen Zustand zu berichten. Diese Berichte lauteten lange Zeit sehr gut, jüngst aber so unbestimmt, daß die Dame sich veranlaßt fand, von einem Arzt begleitet, selbst ihr Kind zu besuchen. „Die grausamste Enttäuschung“ erwartete sie, denn sie fand dasselbe in dem schauderhaftesten Zustand, auf das Empörendste „von der grausamen Rabenmutter“ vernachlässigt. Obgleich der Säugling sofort in das Hospital von Châteaudun gebracht wurde, starb er doch nach 24 Stunden. „Die grausame Rabenmutter,“ die Amme nämlich, ist bereits verhaftet und wird vor die Assisen kommen.

[Die Hinterbliebenen Zöllner's.] Das Komite, welches sich vor Jahrfrist nach dem Tode des deutschen Liederkomponisten und Sangesmeisters Karl Zöllner gebildet und einen Aufruf zu Beiträgen für dessen Hinterbliebene erlassen hatte, macht jetzt den Erfolg desselben bekannt. Nach diesem Bericht ist bis zum 11. Oktober d. J. theils von Privaten, theils als Erträgniß von Konzerten und Sammlungen die Summe von 8491 Thalern eingegangen. Diese Summe ist in pupillarische Sicherheit bietenden Papieren angelegt worden, deren Zinsen im Interesse der Zöllner'schen Hinterlassenen verwendet werden, bis die eingetretene Volljährigkeit der Kinder auch die Vertheilung des Kapitals gestattet. Weit hinaus über die Gränzen, bis in die fernsten Welttheile ist das deutsche Wort gedrungen, ein volles, schönes Zeugniß, daß das deutsche Lied eines jener festen Bänder ist, welches die Söhne des Vaterlandes zusammenhält. Frankfurts Männergesangvereine sind mit etwa 125 Gulden aufgeführt.

Ein amerikanisches Witzblatt erklärt die berüchtigte Niederlage bei Bull's Run jetzt folgendermaßen: „Die Schlacht war beinahe gewonnen, da traf die Kunde auf dem Schlachtfelde ein, daß zwei einträgliche Posten im Zollamt zu vergeben seyen. Da machten sämmtliche Offiziere rechtsum, und die ganze Armee lief hintendrein.“ Eine beißende Anspielung auf die amerikanische Stellenjägerei!

Man schreibt aus Neckarsulm, 5. November: Wir waren heute Zeugen eines seltenen Festes: Wilhelm Fischer, Bürger und Weingärtner von hier, hat heute seine goldene Hochzeit, und ein Sohn und eine Tochter desselben haben ihre silberne Hochzeiten gefeiert, so daß drei Jubelpaare aus einer Familie, umgeben von einer großen Anzahl Kinder und Enkel, zu gleicher Zeit ihren Einzug in die hiesige Stadtkirche hielten.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 271 Mittwoch, 13. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

10.

Die Abreise und ein Sommermorgen.

Eben schlug's auf dem Hauptthurme von Clairmont-Ferrand drei Uhr Morgens, als sich die Thüre des Lafarge'schen Hauses öffnete und unter derselben zwei Damen in Reisekleidern erschienen, die sofort unter dienstfertiger Beihülfe in den bereitstehenden, ziemlich bepackten eleganten Wagen stiegen, der dann, von zwei kräftigen Andalusiern gezogen, pfeilschnell dahin rollte. In der Stadt lag noch Alles in den Armen des Schlafes und der Thorhüter wischte sich brummend die Augen aus. Eine kurze Strecke von der Stadt ließ Madame Lafarge auf Bitten ihres Töchterchens die Wagendecke niederlegen und nun konnten die Reisenden in vollen Zügen die balsamischen Düfte eines südfranzösischen Maimorgens athmen.

Mama hatte als ächte Großstädterin noch nie einen so schönen Morgen gesehen. Sie war zwar schon oft Früh am Morgen nach Hause gekommen; allein dann kam sie immer des Weges aus dem Konzert oder vom Ball und sah nichts von Natur und deren Schönheit. Sie war deßhalb aber auch heute ganz überwältigt von dem, was sie sah und hörte; Fräulein Constance aber war trotz des Großstädterlebens aus innerster, angeborner Neigung ein förmliches Naturkind; die Beschäftigung mit ihren Blumen, ein Spaziergang ins Aehrenfeld, um Bouquets von Feldblumen zu sammeln, auf eine benachbarte Mühle, um frische Milch zu trinken, in den hohen, schattigen Buchenwald, um Maikräuter zu suchen, war für sie mehr als der glänzendste Ball. Stand sie doch auch im Frühling des Lebens; — Sie war heute, wie Mama, von der hohen Schönheit der Natur an dem heiteren klaren Frühlingsmorgen ganz hingerissen. Die frische Luft, welche von den Basaltköhen des Gebirges und aus den Thälern wehte, regte ihre Lebensgeister in wunderbarer Weise an. Bald röthete sich der östliche Himmel und ebenso bald stieg die Sonne in voller Pracht an dem azurblauen Gewölbe auf und sandte ihre Strahlen über Berg und Thal, über Feld und Au. Tausende von Thautröpfchen glänzten Diamanten gleich an den Spitzen der Gräser und brachen nach allen Seiten die Strahlen des neuen Tages; trillernd stieg die Lerche in den Aether empor und badete ihre sonnenbeglänzte Brust im Morgenthau; die Wachtel rief im Waizenfeld; das Rebhuhn lockte im Klee; der Wachtelkönig schnarrte im Grase; die Rohrdommel brummte im Ried; der Storch fuhr mit weit ausgestreckten Schwingen klapperend auf die Frühjagd; die Hasen kehrten von der Aesung in lustigen Kreuz- und Querſprüngen zum Lager zurück; der Fuchs trabte behaglich nach seinem Baue, und am Saume des Waldes sah neugierig ein Rudel Rehe den Vorüberfahrenden nach. Nachdem ste so eine gute Stunde durch Feld und Wiesen gefahren waren, lenkte der Weg in einen prachtvollen Buchen- und Birkenwald. Alle Bäume standen im schönsten Frühlingsgrün und zwischen ihren Aesten, Zweigen und Blättern schwirrten außer dem großen und kleinen Maikäfer und dem Hirschkäfer eine zahllose Menge anderer Blattkäfer mit einem solchen Gesummse, daß es anzuhören war, wie das leise Gebet Tausender von Andächtigen, und dazwischen sangen der Pirol, die Drosseln, Finken, Laubsänger; es lachten die Spechte, pinkten die Meisen; es rief der Kukuk, schrie der Häher, krächzte der Rabe und schwatzte der Staar, daß es eine Lust war. Ein solches Konzert hatte Madame Lafarge noch nie gehört. Thränen der Rührung rannen über ihre Wangen und noch oft sah sie nach dem schönen Walde zurück, als ihr Wagen auf der Straße dahin rollte. Hier standen alle Bäume rechts und links am Wege in vollem Blüthenschmuck und hauchten Wohlgerüche aus.

Die Reisenden sprachen fast kein Wort; sie waren ganz in Anschauen und Empfinden der Herrlichkeit der jugendlichen Natur versunken; kaum daß Mama ihrem freudevollen Herzen in einzelnen Ausrufungen Luft machen konnte, und als sich der Wagen Chamalieres näherte, sprach sie: „Jetzt erst habe ich begreifen lernen, was der biblische Spruch, den ich im Unterricht zwar gelernt, aber nie verstanden habe, sagen will: „O Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie Alle weislich geordnet, und die Welt ist Deiner Güte voll!“

11.

Auf dem Gute

war Alles zum entsprechenden Empfang bereit, und wie köstlich schmeckte heute das Frühstück! Was sind aber auch die Zierden der Paläste der Reichen gegen die Schönheiten der Natur, was die künstlichen Wohlgerüche und Räucherwerke gegen Waldes- und Blüthenduft, und was könnte mit der kräftigenden Wirkung der kühlen, frischen Morgenluft verglichen werden!

Constance wurde die Zeit zu lang, bis sie ihre Lieblingsplätzchen in dem großen und prächtig angelegten Garten besuchen konnte. Mit geflügelten Schritten eilte sie an den schönen Bosquets vorbei, über den kurzgeschorenen Rasen und die Robinienallee hinunter nach der Stelle, wo eine dichte und nach französischer Art meisterhaft unter der Scheere gehaltene Weißdornhecke den Lust- und Gemüsegarten trennte. Hier hatte sie vor Jahren in Gesellschaft Jean-Pierre's das Nestchen eines Schwarzköpfchens gefunden, und es war ihr, als müsse dem Thierchen, das sie auch dießmal dort glaubte, den ersten Besuch machen. Wer beschreibt ihre Ueberraschung, als sie von ferne schon den Plattmönch singen hört und fast an derselben Stelle sein Nestchen findet! Das Thier streckte auch jetzt, wie damals, sein spitzes, schwarzbraunes Schnäbelchen und schwarzes Köpfchen aus dem aus getrockneten Grashälmchen geflochtenen Nestchen und sah mit seinen klaren braunen Aeugelchen die Neugierige vertraulich an.

Constance sah mit Entzücken nach dem Nestchen und wagte kaum zu athmen. Eine kleine Weile noch blieb sie instinktmäßig in den Anblick des zutraulichen Vögelchens versunken, dann schlich sie einige Schritte leise zurück und rannte in kindlichen Sprüngen der nun auch im Garten wandelnden Mutter entgegen und rief ihr von Ferne schon zu: „O Mama, was habe ich Schönes gefunden! Denke Dir, an derselben Stelle unserer Gartenhecke, wo ich heute vor acht Jahren in Gesellschaft des guten Jean-Pierre ein Vogelnestchen fand, habe ich eben wieder das Nestchen desselben Vögelchens gefunden! O, wenn er nur schon da wäre; ich wollte es ihm zeigen und gewiß würde er sich ebenso, wie damals, mit mir freuen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in einem Trappisten-Kloster.

(Fortsetzung.)

Ich öffne das Fenster und blicke hinaus in die stille kalte Nacht. Der abnehmende Mond ist aufgegangen und wirft ein gespenstiges Licht über das Kloster und seine Umgebung. Auf dem magern Rasen vor dem Fremdenhause hat der Wind den Schnee in kleine Haufen zusammengetrieben, welche mir von hier oben aus der Vogelperspektive wie verkrüppelte Zuckerhüte erscheinen. Die kahle öde Berghalde liegt in einem gespenstigen Zwielicht vor mir, denn die Schneedecke darauf scheint gierig das dürftige Mondlicht einsaugen zu wollen.

Aus der nackten schneebedeckten Heide erheben sich gewaltige Findlingsblöcke düster und zeichnen in undeutlichen Umrissen ihre gerundeten oder schroffen Formen von dem schwarzgrauen Himmel ab. Ich weiß, daß jenseits dieser düsteren Massen in einer Entfernung von etwa einer deutschen Meile der Schnee in dieser freudlosen trüben Nacht nicht auf kahler Haide mit Brombeergestrüpp und Haidekraut und Kalkblöcken liegt, sondern auf saftigen grünen Matten, auf meilenlangem stattlichem Wald, welche das malerisch gelegene Dorf Cappoquin umgürten. Hätte ich heute Nacht die Schwingen einer Taube, so würde ich höchst wahrscheinlich dieses öde Kloster verlassen und in mein traulches Stübchen in Kennington Road in London zurückkehren. Allein was hilft das Wünschen!

Da knistert es hinter mir. Zugwind durch das geöffnete Fenster hat die schlummernde Gluth unter der braunen Torfasche wieder belebt und kirschroth glüht es dazwischen auf. Ich schüre das Feuer auf, bald singt der Wasserkessel wieder seine gemüthliche Weise und lädt mich ein, mir ein Glas Grog zu brauen. Eine neue Cigarre wird angesteckt, das Buch wieder aufgenommen, und ich vertiefe mich darein und scheuche Gedanken und Schlaf von mir. Lange, lange lese ich, horch! da dröhnt Glockenschlag vollklönig, Mark und Bein durchdringend durch die stille Nacht; ein einziger tiefer Schlag, der wehmüthig lange nachzittert wie mit metallenem Echo, ein zweiter Schlag noch länger nachhallend: es ist die Klosteruhr, die zwei Uhr geschlagen. Gleich darauf ertönt Glockengeläute, dem ich lausche; es ist die kleine Glocke, von deren melodischem und weithin schallendem Tone mir mein Führer so viel erzählt und die nach Einbruch der Nacht mir zweimal die Richtung verkündet hat, in welcher wir das Kloster zu suchen hätten. Ich eile an's Fenster und schaue zu dem großen finstern Thurm auf, worin die Glocke hängt; die gothischen Fenster zeigen keine Spur von Licht; wie ich jedoch hinunterblicke in den Hof, seh' ich ein kleines Licht wie ein Fünklein durch das Maaswerk des Kreuzgangs schimmern und in der Richtung nach der Kirche vorwärts dringen. Jetzt weiß ich, was das zu bedeuten hat: das Tagewerk der Trappisten beginnt mit der Hora.

Mich verlangt, dieser auch anzuwohnen; ich ergreife die Lampe und gehe leise hinunter. Korridor und Treppe sind noch in tiefe Nacht gehüllt, denn noch ist kein Lichtchen in denselben lebendig. Halb tastend suche ich meinen Weg hinunter, denn meine Lampe wirft nur einen kleinen Lichtkreis in diese Finsterniß und das

feuchte Treppengeländer muß mich leiten. Da und dort schaue ich in schwarze finstere Gänge hinein, die selbst meine leisen Tritte widerhallen und meine Neugier reizen, sie bei Tag zu untersuchen. Endlich komme ich hinunter in den Kreuzgang, der kalt und nebelig ist, und in diesem Augenblicke erscheinen die Mönche in langer Reihe, einer hinter dem andern; dumpf rauschen ihre groben wollenen Kutten, und das Klappern ihrer schweren nägelbeschlagenen Schuhe klingt schaurig hallend auf den Steinplatten des Kreuzgangs durch die finstre Nacht.

Ich schreite von der Treppe hinab, stelle meine Lampe auf die unterste Stufe und folge der stummen Prozession. Der Kreuzgang nimmt die Seite eines regelmäßigen Vierecks ein und wird ganz matt erleuchtet durch vier spärlich ernährte Oellampen, die an den vier Ecken desselben von der Wand herabhängen. „Schweigen! Schweigen!“ finde ich mit eindrücklicher grausiger Mahnung auf jeder Fläche einer Vorkragung, auf jedem Sparrenkopfe, auf jeder äußern Ecke der Mauern, auf jeder Rippe des Steinwerks angeschrieben. Nie stört der Klang einer Menschenstimme die Grabesstille dieser niedrig gewölbten, ziegelgepflasterten Gänge, dieses mit Steinfließen belegten Kreuzgangs.

Hier gehen die Mönche in ihren braunen oder weißen Kutten täglich umher, gebeugten Haupts und wie Büßer anzuschauen mit ihren gesenkten Blicken, und denken über ihren Tod nach; denn jener eingeschlossene viereckige Raum ist der Kirchhof des Klosters, und der Tod behauptet seine Mission als der Mäher der Ernte des Lebens in dem Wald von niedrigen schwarzen Kreuzen, die hier in den Rasen eingesetzt sind. Wir gelangen an die Kirchenthüre, wo ein Mönch steht und uns das Weihwasser anbietet, und wir treten in das Querhaus. So sehr mich aber auch mein Aufenthalt in England an die Nacktheit und starre Oede der Kirchen gewöhnt hat, wo alle Anmuth und Farbenpracht verbannt und die bunte Welt der Kunst in eiserne Fesseln geschlagen ist, so erfüllt doch die Leere und Nacktheit dieses Gotteshauses mich mit einem leisen Schauer, der nicht Andacht und Erhebung ist, sondern beinahe an Grausen gränzt. Die Kirche gleicht einer Laterne, denn sie besteht nur aus zwei Reihen schmaler Fenster, welche durch dazwischen eingeschobene Mauerwerkskriegel von geringer Breite von einander getrennt sind. Ein einziges Licht, die ewige Lampe, brennt vor dem Hochaltar, ein schwacher, dünner Funke in einem Ozean von greifbarer Dunkelheit. Die Wölbung verliert sich ganz in den dichten Schatten, und ohne den Widerschein des Schnees, der durch die Fenster hereindringt, würde jeder Gegenstand in einem einzigen vagen Einerlei von Dunkel verschwimmen. Durch die Seitenthüre treten noch immer Mönche ein, denn ich kann den weißen Schein ihrer hellen Gewänder unterscheiden und höre die Tritte vieler Füße, wie sie in die Schiffe eintreten. Ich weiß, daß auch braungekleidete Mönche eintreten, aber ich kann sie nicht unterscheiden. Bis weit hinunter zu dem Verschlage von Eichenholz, der die Kloster- von der Laienkirche trennt, strömen die Mönche in unregelmäßiger Prozession herein und rangiren sich jeder für sich und ohne Berührung mit den Anderen vor jene harten Chorstühle mit geradem Rücken und einer marmornen Sitzplatte, die ich Morgen bei Tag genau betrachten will.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwank.

Zum Theil nach Götz von Berlichingen's Selbstbiographie, von Justinus Kerner.*)

Zu Stuttgart war ein Schneider,
Der einst die Armbrust schoß
Viel sicherer und weiter,
Als je ein Ritter groß.

Und als ein Armbrustschießen
Die Kölner schrieben aus,
Sprang er mit gleichen Füßen
Aus seiner Höll' heraus.

Er rief: „Mein Junggeselle,
Die Kutten mach' allein!
Mich treibt's mit Blitzesschnelle
Zum Schießen an den Rhein.

„Den Preis muß ich erringen,
Die hundert Gulden baar,
Wenn sie im Sack mir klingen,
Nicht übel ist's fürwahr.“

Die Armbrust statt der Scheere
Hat er gar schnell erfaßt.
Die Sucht nach Geld und Ehre
Trieb fort ihn ohne Rast.

Wie er nach Köln gekommen,
Man weiß es nicht genau;
Hat er den Weg genommen
Gar durch der Lüfte Blau?

Von Niedern und von Großen
Flog schief dort mancher Bolz,
Des Schneiders Bolze schossen
Ins Schwarze stets voll Stolz.

*) Dieses neue Gedicht des sinnundsiebzigjährigen Kerner — es trägt das Datum «Weinsberg 1861» — findet sich unter den reichhaltigen Beigaben, welche das Prachtwerk «Die Geschichte des Götz von Berlichingen» enthält.

Das machtz den Kölnern Galle,
„Den Preis mir!“ ruft er keck,
Doch höhnisch riefen alle:
„Dem Schwaben einen Dreck!“

„Ha!“ ruft er, und spannt wieder
Die Armbrust zornesblaß,
Schoß eine Eule nieder,
Die auf dem Dome saß!

„Wie hier von meinem Pfeile,
Trotz ihrem hohen Sitz,
Getroffen ward die Eule,
Treff' euch der Rache Blitz!“

Langsam geht er, im Rücken
Schallt ihm nach Schmach und Hohn,
Doch auf der Mainzer Brücken
Reitet sein Rächer schon.

Das war der tapf're Ritter
Götz mit der Eisenhand,
Dem klagt der Schneider bitter,
Was er zu Köln empfand,

Wo man des Preises Gabe
Ganz gegen Recht und Pflicht,
Bloß weil er sey ein Schwabe,
Ihm hab' verliehen nicht.

Götz sprach: „Die Schwaben leben!
Bin gern ein Schwab wie du!
Will Köln den Preis nicht geben,
So zwing ich es dazu!“

Sprach's, und da ritt zu reisen
Ein Kölner her von Stand:
„Halt! will den Weg dir weisen
In's grobe Schwabenland!

„Steig ab! Du darfst nicht weiter,
Sollst nimmer schau'n dein Haus,
Bis du bezahlt dem Schneider
Den Kölner Schießpreis aus.“

Mit Götz war nicht zu spassen,
Der Kölner wurde bleich,
Zog aus der Ledertaschen
Die hundert Gulden gleich

Und reichte sie dem Schneider;
Es war ein hartes Muß.
Herr Götze lachte heiter:
„Den Kölnern meinen Gruß!“

Mannigfaltigkeiten.

Ein erwachsener Mensch braucht zur Unterhaltung seines Athmens für jede Stunde wenigstens 190—200 Kubikfuß frische Luft. In geschlossenen Räumen wird unser eigenes Athmen die Quelle einer fortwährenden und mit jedem Moment steigenden Luftverderbniß. Die Ursache dafür ist theils die fortdauernde Verminderung des zur Unterhaltung des Athemprozesses allein dienlichen Sauerstoffes in der Athemluft, theils die Anhäufung der demselben Prozeß schädlichen Kohlensäure in derselben. Denn in demselben Maße, als eine solche Anhäufung stattfindet, wird nach den bekannten Gesetzen der Diffusion der Gase die Ausscheidung der Kohlensäure aus dem Blute und damit aus den Geweben selbst beeinträchtigt oder gar ganz unmöglich gemacht. Nothwendige Folge davon ist eine Verlangsamung oder ein Anhalten des Stoffwechsels und ein Anhäufen der Kohlensäure in den Geweben, namentlich in den Zentraltheilen des Nervensystems, wodurch schließlich Schwindel, Betäubung und Tod erfolgt. — Die freie Luft ist das Hauptmittel zur Erhaltung der Gesundheit, sie ist es, welche die Heilung der meisten Krankheiten unterstützt, und der die Bäder, die Kaltwasseranstalten, die Reisen u. s. w. zum allergrößten Theil ihre günstige Wirkung auf Kranke verdanken. Der Mangel freier Luft dagegen in engen finsteren Wohnungen, in niederen, mit Menschen überfüllten Räumen, in dunklen Geschäfts- und Arbeitslokalen, in schmutzigen Hütten oder Kellern ist es, welcher allmälig ein unheilbares Siechthum erzeugt. Leider ist es nur zu gewiß, daß die Mehrzahl von Menschen, selbst in zivilisirten und wohlhabenden Ländern, den größten Theil des Lebens in Räumen zubringt, welche geradezu als positiv nachtheilig für die Gesundheit bezeichnet werden müssen.

Von einem Herrn Mulley in England ist ein Hülfsruder erfunden worden, das von Fachkennern sehr beifällig besprochen wird. Es ist halb so groß als das eigentliche Steuerruder eines Schiffes, von länglicher Form, und aus getrennten Kupfer- und Eisenplatten so gebaut, daß es sich (wie ein Fischschwanz) nach verschiedenen Richtungen bewegen, vergrößern, verkleinern, zusammenschieben läßt, und wenn es nicht gebraucht wird, an den Untertheil des Kiels angelegt werden kann. Für Kriegsschiffe hat es einen doppelten Werth, es kann ihnen behülflich seyn, sich eine Fahrstraße durch verworrene, seichte Buchten zu suchen, und das Hauptruder rasch ersetzen, wenn dieses durch eine feindliche Kugel unbrauchbar geworden ist.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 272 Donnerstag, 14. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

„Nun, was das Nest betrifft, so ist das so merkwürdig nicht, wie Du meinst. Ich habe einmal gelesen, daß Vögelchen oft lange Jahre hinter einander an derselben Stelle ihr Nest anlegen, wenn sie nicht nur nicht gestört, sondern sogar gehegt und geschützt werden, und daß dieses Letztere geschehe, ist meine ernste Weisung an alle auf unsern Besitzungen Angestellte und Tagarbeiter. Aber nun komm, mein Kind, und geh' hübsch anständig mit mir spazieren; es will sich nicht mehr geziemen, daß Du umherspringst, wie es die Hasen diesen Morgen auf dem Felde und die Rehe im Walde thaten."

„Ach, Mama, ich bitte recht schön, laß mich nur noch jetzt nach jener Moosbank an der Grotte am Ende des Parkes eilen; ich will einen kurzen Rundgang und bei der Gelegenheit einen kurzen Besuch der dort aufgestellten Diane machen; ich war oft dort so froh und möchte die freudigen Eindrücke erneuern. Ich bin recht bald wieder da. Du sollst sehen, wie ich eilen kann, wenn Du wünschest, daß ich bald wieder bei Dir seyn soll."

Und auf einen zustimmenden Wink der Mutter, die ihrem Augapfelchen ja nichts versagen konnte, hüpfte und sprang sie wie ein junges Rehlein über den sammtweichen Rasen der bezeichneten Grotte zu; denn hier hatte sie vor acht Jahren mit Jean-Pierre oft stundenlang zugebracht, und nach ihrem eigenen unbefangenen Geständnisse wollte sie jetzt die damals gehabten Eindrücke zurückrufen. Alles gewann in den Augen der Mutter eine hohe Bedeutung; hatte sie doch die seiner Zeit an sich selbst gemachten Erfahrungen nicht vergessen! Nachdem unsere Constance alle durch ihr einstmaliges Zusammenseyn mit Jean-Pierre geheiligte Plätzchen besucht hatte, kehrte sie zur Mutter zurück, und jetzt erst glaubte diese eine Gelegenheit zu einer ruhigen Unterredung gekommen. Indessen bald bemerkte sie, daß ihr Töchterchen immer noch in einer sehr erregten Stimmung sich befinde und ließ ihrem schwärmerischen Thun noch einige Zeit, spielte aber die sorgfältigste Beobachterin fort.

12.

Bei dem Mittagessen

war Constance sehr träumerisch und einsilbig, bis Madame Laforge wie von ungefähr und in verfänglicher Unwissenheit ihr die Frage hinwarf, welches die neuesten Nachrichten seyen, welche die Familie d'Orbille von ihrem Sohne und Bruder habe? Auf einmal wurde Constance wie von einem elektrischen Funken durchzuckt und erzählte mit einer Beredtsamkeit, aus der das hohe Interesse für den in Rede stehenden Gegenstand hervorleuchtete, daß Jean-Pierre d'Orbille in vier bis sechs Wochen zurückkehren werde; er sey von seiner Verwundung und Krankheit völlig geheilt und genesen und bereits bei seinem Regimente eingetroffen; Herr d'Orbille wolle, wenn dieß trotz der verfügten Armeesverminderung nöthig sey, das für den Rest seiner Dienstzeit festgesetzte Kapital hinterlegen und seinen Sohn sofort aus Orleans, wo sein Regiment eben liege, zurückholen, um ihn erst noch eine Zeitlang auf die Bergakademie in Limoges zu senden, damit er sich in der Berg- und Hüttenkunde weiter theoretisch ausbilde, dann aber solle er dauernd im Elternhause bleiben ꝛc.

„Ja," fuhr Mama fort, „Herr d'Orbille geht, wie er sagt, mit dem Gedanken um, seine Söhne zu etabliren, und er hat Recht; denn glücklich die Eltern, die das zeitig und gut können. Sein Sohn Theophile z. B. soll nächstens sich verheirathen, und man will nur noch die Ankunft des Bruders Jean-Pierre abwarten, um das wichtige Familienfest mit der freudigen Heimkehr Jean-Pierre's zu vereinen. Der Vater will ihm dann das ganze Geschäft abtreten und sich auf eines seiner Güter zurückziehen."

„Hat Herr d'Orbille nicht auch schon die Zukunft Jean-Pierre's geordnet?"

„Den wird er nach vollendeten Studien natürlich auch verheirathen."

Bei diesen Worten überflog eine dunkle Röthe das Gesicht der Constance, die bei den Mittheilungen über Theophile so ganz gleichgültig geblieben war, daß sie nicht einmal die gewöhnliche mädchenhafte Neugierde über die Wahl einer Lebensgefährtin von Theophile zeigte. Natürlich bemerkte das die Mutter sogleich, nahm sich dessen aber nichts an und fuhr ruhig fort:

„Hat Dir Adele noch nicht zu verstehen gegeben, wen Theophile heirathen soll?"

„Sie hat dieser Sache noch mit keinem Worte bei mir erwähnt."

„Auch Theophile hätte nichts vor Dir merken lassen?"

„Wie sollte er das auch? Vergib, Mama, allein ich würde, wenn er über diesen Gegenstand mit mir hätte sprechen wollen, das gar nicht passend gefunden haben."

„Was glaubst Du denn, auf welches Mädchen seine Wahl gefallen sey?" fragte Madame Lafarge.

Nach kurzem Besinnen anwortete Constance auf diese Frage:

„Ja, da fragst Du mich doch eigentlich zu viel; ich habe darüber keine Beobachtung gemacht, keine Kunde erhalten und auch noch nie darüber nachgedacht."

„Das finde ich freilich sehr auffallend. Warst Du doch täglich bei Deiner Freundin Adele und sahst und sprachst Du doch ebenso oft auch Theophile, und Du solltest wirklich nie gehört haben, wer die auserlesene Braut des Bruders Deiner intimsten Freundin seyn soll?"

„Ja, es ist, wie ich sagte, und ich erkläre nur die Sache ganz einfach daraus, daß ich für diesen Punkt gar kein Interesse an den Tag gelegt habe. Vielleicht hat man wohl auch schon in meiner Gegenwart darauf hingedeutet oder gar davon gesprochen; allein ich entsinne mich nicht, daß man mir geradezu gesagt hätte, Theophile solle dieses oder jenes Mädchen heirathen. Und zudem drehte sich, wenn ich in letzter Zeit bei Adele war, unsere Unterhaltung meist, ja fast ausschließlich nur um Jean-Pierre, seine glückliche Errettung, völlige Genesung und baldige Heimkehr."

„Du scheinst, mein liebes Kind, Dich ganz besonders für Jean-Pierre zu interessiren. Wir Alle haben ihn zwar sehr gern und freuen uns seiner wunderbaren Erhaltung, die er nebst Gott einzig und allein der tiefen Gemüthlichkeit eines einfachen deutschen Bauersmannes verdankt, und wir Alle wünschen auch seine baldige Rückkehr; allein Du nimmst ein solches Interesse an ihm, daß er Dein Bruder oder gar noch mehr als das seyn müßte, um das erklärlich zu finden. Es ist uns nicht entgangen, mit welch wunderbarer Zuversicht Du seine glückliche Rückkehr auch dann noch hegtest, als schon Alle den Muth und die Hoffnung verloren und aufgegeben hatten. Meine liebe Constance," und hier faßte sie ihre Tochter freundlich bei der Hand und streichelte mit der andern ihre glänzend schwarzen Haare, „Du bist kein Kind in der eigentlichen Bedeutung des Wortes mehr; denn bereits zählst Du siebzehn Jahre. Indessen an Einfalt des Herzens kannst und sollst Du Dein Leben lang Kind bleiben. Bewahre jetzt die Einfalt Deines Herzens und beantworte mir mit all der Offenherzigkeit, die ich an Dir nie vermißt habe, folgende Fragen: Voraus schöpftest Du die hohe Zuversicht, daß Jean-Pierre d'Orbille gesund wiederkehren werde?" Und wie kommt es, daß Du ein so ungewöhnliches Interesse an ihm nimmst, selbst mehr als seine eigenen Angehörigen?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in einem Trappisten-Kloster.

(Fortsetzung.)

Endlich tritt ein Mönch ein, der eine dünne Kerze trägt, und dem ihm folgenden Abte vorleuchtet. Sie gehen das Schiff hinan nach dem Chore und wie ich ihnen nachblicke, sehe ich die Mönche zu beiden Seiten desselben aufrecht knieen, gesenkten Hauptes, mit gefalteten Händen und leichenähnlichen Gesichtern, zwei Reihen von frisch einbalsamirten Mumien zu vergleichen. Es entsteht eine tiefe Pause — kein Fuß rührt sich; plötzlich erklingt über mir die große Glocke in dem Thurme, unter welchem ich sitze, und hält ebenso plötzlich wieder inne. Einen Augenblick tönt mir ihre laute Vibration im Ohre nach, allein auch diese stirbt bald hin und abermals herrscht tiefes Schweigen. Während ich noch verwundert darüber nachgrüble, zu welchem Ende denn diese eigenthümlichen und seltsamen, sich gegenseitig widerstrebenden Phänomene hinleiten sollen, macht ein scharfer dröhnender Schlag, wie von einem Hammer, meinen Grübeleien ein Ende, und unmittelbar darauf stimmt ein unharmonisches Zusammenwirken von Tenor- und Baßstimmen die Hora an, einen vollkönigen schmetternden Chor oder gregorianischen Gesang.

Abgesehen davon, daß der Gesang an sich nicht so melodisch und getragen war, wie wir ihn in unseren deutschen Kirchen zu hören gewöhnt sind, so machte er hier mit seinem tiefen Ernst inmitten dieser nächtigen Dämmerung einen um so stärkern und schauerlichern Eindruck, je länger die vollen Töne dieser Männerstimmen durch die leeren Räume der dunklen Kirche hinwogten. Es war keine Musik, wie wir sie in Deutschland gewöhnt sind; ich ward lebhaft daran erinnert, daß ich mich in England oder vielmehr in Irland befinde, unter Menschen, deren Gemüth und Phantasie für nichts geringere Empfänglichkeit hat, als für Musik. Ich athme erst wieder freier, als der Gesang aufhört, stehle mich dann leise aus der Kirche hinaus und suche mein Zimmer auf, lege mich schlafen und liege bald in tiefstem Schlummer, den jedoch Träume unruhig machen. Noch immer sehe ich mich im Traume unter den Mönchen knieen und höre ihren unharmonischen, beinahe taktlosen Gesang, bald aus voller Kehle bald gedämpft an den gewölbten Decken der Kirche widerhallen, — ich blicke auf zu dem großen Fenster des Chors und mir ist, als blicke das erste Morgengrauen allmählig durch die purpurrothen, blauen und gelben Glas-

scheiden und werfe ihr Bild wie eine kostbare Parteterie auf den Fußboden und die Wände.

Allmählig seh' ich dann im Geiste das Tageslicht siegreich durch die Dämmerung dringen und auch in alle Winkel und Räume dieser Kirche hereinfluthen und ihr muschelartiges, jeder Art von Zierrath bares Innere zu Tage kehren. Hier sind keine farbenglühenden Bilder von verzückten Heiligen oder von Märtyrern mit dem Glorienschimmer um's Haupt, keine vergoldeten Karniese, keine reichen Draperien, keine prunkvollen Altäre — die Religion hat für die Trappisten nichts, was auf die Einbildungskraft wirkte, sondern trägt das Gepräge von Sack und Asche, von unaufhörlicher Buße und Zerknirschung und verschmäht die Farbenpracht der Blumen, den Glanz der Lichter und die Pracht der festlichen Gewänder. Die kahlen, nackten weißgetünchten Mauern, die schmalen öden Fenster, durch welche der Schnee hereinblinkt, leiden dieser Kirche einige Aehnlichkeit mit einer frischgetünchten Gruft.

Endlich erwache ich aus meinem unruhigen Schlafe und finde mich in meinem Gastzimmer im Fremdenhause. Es ist heller Tag, und ich sehe den Bruder Lawrence, den Gastmeister, in meinem Zimmer; heute Früh erscheint er mir weit heiterer, menschlicher, weltlicher als am gestrigen Abende. Er ist ein beweglicher rühriger kleiner Mann, noch äußerst rüstig für sein Alter, und scheint eher in eine Livree oder in den schwarzen Frack eines Hausbefmeisters, als in die braune Kutte mit dem ledernen Gürtel zu passen; er entbietet mir freundlich einen guten Morgen und scheint zum Plaudern aufgelegt; sichtlich habe ich mir gestern Abend sein Wohlwollen erworben, weil ich ihn freundlich und artig und ohne britischen Hochmuth behandelte, und er scheint nun von der Freiheit, mit Jedermann reden zu dürfen, Gebrauch machen zu wollen. Er wischte so eben meinen Spiegel rein, und den Staub von den Fenstersimsen, und wendet sich nun treuherzig zu mir.

„Sie sind heute Nacht bei der Hora in der Kirche gewesen?" fragte er; „haben Sie gebetet? Hat Ihnen der Gesang gefallen?"

„O ja. Stehen denn die Mönche jede Nacht um zwei Uhr auf?"

„Nein, nur an den Wochentagen, mein Herr. An Sonntagen und Festtagen müssen sie schon um Mitternacht aufstehen, und mit Tagesanbruch gehen sie dann an die Arbeit. Jetzt sind sie schon längst dabei. Sehen Sie!" —

Ich steige aus dem Bett, blicke aus dem Fenster und bemerke eine Anzahl Mönche, welche mit Spaten und Hacke in der Hand auf den Feldern der armseligen Gebirgsmaierei des Klosters arbeiten. Sie stürzen ein Ackerland, aus welchem kein Fruit und keine Kunst einen räsonablen Ertrag und Entgelt für die auf seinen Anbau verwendeten Kosten und Mühen gewinnen kann, denn Haidekraut und Kalkstein lassen keinen Samen zu ganzer voller Entwickelung gelangen, und die Natur spottet hier des Fleißes und der Umsicht der Menschen.

„Mir scheint, die Mönche sprechen mit einander, Bruder Lawrence," sagte ich.

„Nicht doch, sie geben sich blos Zeichen. Es wäre gegen die Regel, und man könnte es ihnen nicht zulassen. Sie arbeiten und sinnen, und dieß sollen sie."

Und nun erzählt mir der Bruder Lawrence, daß die Mönche sich jeden Abend um acht Uhr schlafen legen, daß sie auf harten Matratzen unter einer einzigen Bettdecke schlafen und nicht eher ihre Kleider ablegen, als bis diese gewaschen werden müssen, was etwa alle vier Wochen geschieht; nach des Pförtners Versicherung sind sie aber im Allgemeinen gesund, und wenn sie zu hinfällig und krank werden, um sich den Ordensregeln zu unterwerfen, so werden sie in das Hospital aufgenommen, wo sie alle Sorgfalt und Pflege erhalten, die sie nur wünschen können. Wenn einer dieser Mönche in das Kloster tritt, so sagt er auf der Schwelle desselben der ganzen Welt Valet, nimmt einen andern Namen an und erwähnt nie wieder seinen eigenen. Stirbt er, so schläft er bei seinen Brüdern in dem kleinen Kirchhof unter einem schwarzen hölzernen Kreuzchen, das den von ihm angenommenen Namen trägt.

Nach eingenommenem Frühstück besichtige ich die Kirche, die wirklich so nackt und öde ist, wie ich sie im Traume gesehen habe, und die verschiedenen Gebäude des Klosters, die übrigens außer ihrer ascetischen Schmucklosigkeit gar nichts Besonderes darbieten. Hierauf mache ich einen Gang nach der Maierei hinaus, welche von den Trappistenmönchen bearbeitet wird; hier entdecke ich eine winzige Laube in einer sonnenlosen Ecke des gepflügten Feldes, und setze mich in dieselbe, um meine Cigarre zu rauchen und mich womöglich in eine gemüthliche Stimmung hinein zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Kempten meldet man folgende Ueberraschung: Zu einer Familie in einem Weiler der Gemeinde Wiggensbach kam kürzlich ein allem Anscheine nach recht herabgekommenes Individuum und verlangte Nachtherberge, die ihm auch auf dem Heuboden zugesagt wurde. Im Laufe des Gesprächs erklärte der Fremde, daß er allerlei Gegenstände sehr billig zu verkaufen habe und insbesondere auch Leinwand. Das gefiel diesen Leuten und sie wünschten namentlich billige Leinwand. Der Fremde brachte nach ein Paar Tagen auch wirklich und ließ circa 25 Ellen für 1 fl. ab.

Man wurde gegenseitig immer vertrauter und zeigte dem Burschen insbesondere viele zum Theil selbst gestohlene, zum Theil ebenfalls wohlfeil erkaufte Gegenstände, worunter sich namentlich auch verschiedene Votiv-Tafeln ꝛc. vom ziemlich nahen Wallfahrtsorte Gschnaid befanden und welche größtentheils unter der Tenne des Hauses verborgen waren. Man beschloß diesen Schatz zu vermehren, und der Fremde machte auf einen ohne Gefahr zu machenden guten Fang in einem einsam stehenden Hause bei Kimratshofen aufmerksam. An der Ausführung sollte sich das in diesem Fache offenbar sehr gewandte fremde Individuum selbst und ein gewisser Ahegger aus der Gemeinde Altusried, welcher mit der fraglichen Familie auf vertrautem Fuße stand und sich oft bei ihr aufhielt, betheiligen. Diese beiden Personen schlichen sich nun zur Ausführung des verabredeten Diebstahls vor circa acht Tagen in das genannte Haus in Kimratshofen, wurden aber hier von der Gendarmerie in flagranti überrascht; was aber den Ahegger insbesondere überraschte, war, daß ihn die Gendarmen sogleich fesselten, während sie seinen Kameraden freundlich begrüßten; allein er wurde sehr bald gewahr, daß derselbe Niemand Anders war, als — der Stationskommandant von Kimratshofen, der um den schon länger zirkulirenden Gerüchten auf die Spur zu kommen und um dieses Nest auszunehmen, sich zu der erwähnten Familie in's Haus begeben, acht Nächte auf ihrem Heustocke zugebracht und diese Ueberraschung veranstaltet hatte. — Der Stationskommandant von Kimratshofen hat die obere Gegend von Dieben und Hehlern, bei denen man eine Masse gestohlener Gegenstände fand, gesäubert, eine Wohlthat, welche die Einwohner der bedrohten Gegend nicht genug anerkennen können.

Bei der dießjährigen Wiederkehr des Schillerjahrestages ist die vor zwei Jahren in Nürnberg in's Leben gerufene Schillerstiftung zum Erstenmale in Wirksamkeit getreten. Eine Bestimmung ihrer Statuten gemäß sollen nämlich alljährlich an dem Geburtstage dieses großen Dichters aus dem Ertrage der Zinsen angemessene Unterstützungen an junge aufstrebende Talente verabreicht werden, falls wirkliche Leistungen und erwiesene Anlagen sie derselben würdig machen. Auf die von dem Verwaltungsausschusse der Stiftung erlassene Ausschreibung hin waren neun Anmeldungen erfolgt, von denen indessen nach vorausgegangener sorgfältiger Prüfung nur zwei Berücksichtigung finden konnten. Es wurde nämlich — für den Rechnungsabschluß von 1860 auf 1861 — der Fräulein H. Schilfarth von Schwabach, deren dichterische Leistungen bereits in weiteren Kreisen verdiente Anerkennung gefunden haben, die Summe von 150 fl. zuerkannt und ebenso dem Schüler der Nürnberger Kunstschule C. Weigand, dessen Gesuch von äußerst günstigen Zeugnissen seiner Vorgesetzten begleitet war, die gleiche Summe zugewiesen. Am Vormittag des 10. November fand in einer Sitzung des Verwaltungsausschusses die Eröffnung der gefaßten Beschlüsse an die Betheiligten statt. Herr Bürgermeister v. Wächter als Vorsitzender nahm hiebei Veranlassung, einige eindringliche Worte an die Empfänger zu richten, worin er auf die Bedeutung der Auszeichnung aufmerksam machte und die feste Hoffnung aussprach, daß Beide durch fernere Leistungen den Zweck der gewährten Unterstützung erfüllen und so die ersten Vergabungen der Anstalt zu einer glücklichen Vorbedeutung für deren künftige Wirksamkeit machen würden.

Ein Sturm, der am 2. und 3. November den Kanal und mehr noch die Nordostküste Englands heimsuchte, hat viel Unheil angestiftet, zumal in Scarborough und Shields, wo Angesichts des Hafens ein Rettungsboot umschlug und an den Felsenstrand zurückgeschleudert wurde. Lord Charles Beauclerc und ein anderer Mann wurden dabei von der Brandung erfaßt und getödtet.

Räthsel.

Zwei Brüder, bekannt in der ganzen Welt,
Schon Manchem haben sie 's Leben vergällt,
Und um zu besänft'gen das wilde Paar,
Bringt man Hekatomben ihm täglich dar.
Doch werden sie heut' nur dem Opferer gut,
Denn täglich erneuert sich ihre Wuth.

Der erste, behauptet man, pflege zu schrei'n,
Der andere leidet nur stille Pein;
Wenn Futter der erste nur an sich rafft,
Befriedigt den andern oft Wissenschaft;
Und wen die Gebrüder noch nie geplagt,
Dem ist ein großer Genuß versagt.

Auflösung der Charade in Nro 269:

Grasmücke.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 273 Freitag, 15. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Fortsetzung.)

13.

Die edle Jungfrau.

Constance sah ihre Mutter mit dem offenen und geraden Blick der Unschuld in die Augen, konnte aber doch einer flüchtigen Röthe der Verlegenheit sich nicht erwehren, denn zum Erstenmale sollte sie, wenn auch ihre Mutter, so doch immerhin Andern gegenüber Rechenschaft über eine Sache geben, über die sie mit sich selbst zu Rathe zu gehen noch nicht in der Lage gewesen war, weil das Verhältniß zu Jean-Pierre so ganz natürlich und fast ihrer selbst unbewußt sich gestaltet hatte. Sie begann nach einigem Zögern etwa so: „Du weißt, meine liebe Mama, daß Jean-Pierre und ich als Kinder immer zusammen waren; erinnertest Du doch heute noch selbst daran, daß er vor acht Jahren seine Ferien hier mit mir zugebracht habe. Da ich nicht so glücklich bin, Geschwister zu haben, schloß ich mich an ihn an, denn er war immer so schonend und rücksichtsvoll gegen mich; meine Wünsche zu erfüllen, machte ihn glücklich; meine liebste Gesellschaft war er, und sein liebster Umgang war ich. Man hat ihn deßhalb oft verspottet und Mädchen genannt. Daß es ihm aber dennoch nicht an dem wahren Muth fehlt, wenn es darauf ankommt, hat er wohl jetzt genug bewiesen und es wird ihn sicher Niemand weibisch schelten. Als Du mich vor nun vier Jahren ins Sacre-Coeur brachtest, nahm ich zwar mit leichtem Herzen Abschied von ihm; allein oft dachte ich an ihn, ja er kam mir Anfangs trotz alles Neuem, was ich dort sah, nicht aus dem Sinn, und häufig setzte ich träumend meine Spiele mit ihm fort; ja nicht selten hatte ich das heftigste Verlangen, ihn zu sehen, und dann mußte ich oft stundenlang weinen. Wie das geschehen konnte, begriff ich nicht. Ich dachte auch oft an Dich und Papa, aber mit einem ganz anderen Gefühle. Ich gedachte Eurer immer in meinen Gebeten, aber allzeit auch des Jean-Pierre. Du siehst, meine gute, herzige Mama, ich spreche, wie ich denke und fühle — Du willst es ja so. — Alle Briefe, die er an seine Schwester Adele schrieb, ließ ich mir zur Aufbewahrung geben, denn immer stand der herzlichste, innigste Gruß an mich darin. Ich freute mich darum sehr auf meine Rückkehr aus dem Sacre-Coeur, weil ich hoffte, mit meinem Freunde, wie auch früher, spielen zu können; allein das ging nicht mehr; er war fast achtzehn und ich über fünfzehn Jahre alt. Glücklich aber war ich, wenn ich ihn bei seiner Schwester fand, und das war fast stets der Fall, und ich glaubte, er hat mir zuerst gesagt, daß er Willens sey, für seinen Bruder in den Kampf und, wenn es so seyn sollte, in den Tod zu gehen. Der kühne Entschluß gefiel mir Anfangs so sehr, daß ich ihm mit feurigen Worten zurieth; allein bald ergriff eine große Angst meine Seele. Eine Untersuchung der Frage, ob die Sache mich angehe oder nicht, habe ich nie angestellt, das lag mir fern; ich sah mich aber ganz natürlich mit Allem, was ihn betraf, innig verflochten. Als ich ihm meine Angst mittheilte, nahm er mich bei der Hand und sprach: „Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache. Werfen wir unsere Sorge auf den Herrn; er wird es wohl machen!“ Und nun sah er mich an, wie sonst nie, und sprach: „Constance, meine Freundin, Du Engel des Himmels! willst Du stets meiner in Freundschaft gedenken und für meine glückliche Heimkehr beten? Denn das Gebet des Gerechten vermag viel!“ Ich sagte: „Ja, das will ich!“ Was ich weiter noch sagte, weiß ich nicht mehr. Als ich aber wieder ganz zu mir gekommen war — es war Abend und in der Kathedrale herrschte schon Dunkelheit — knieten wir in der Kapelle Unserer lieben Frau. Wir beteten lange und als wir aufstanden, wußte ich — nach Gründen habe ich über diesen Punkt nie gefragt — daß Jean-Pierre wiederkehren werde. Und wird es nicht also geschehen? Nie wurde mein Glaube wankend, wohl aber durch erneuertes Gebet an heiliger Stätte stets fester.“

Als Constance das gesprochen hatte, saß sie ihrer Mutter, die mit Stolz und heiliger Ehrfurcht dem Bekenntnisse der engelreinen Seele ihres Liebsten auf Erden gelauscht hatte, gegenüber wie eine Heilige. Eine Weile trat eine feierlich ernste Stimmung ein. Dann sagte Madame Lafarge: „Mein gutes Kind, die Beantwortung der zweiten Frage ist nicht nöthig. Ich weiß jetzt

genug, ja ich weiß sehr viel, aber doch nicht mehr, als mir lieb ist. Ich will Dir nur noch einige Fragen vorlegen: Empfindest Du nicht eine ähnliche Anhänglichkeit an Theophile? Er ist Dir doch so gut; auch ist er so aufmerksam auf Alles, was Dich betrifft, daß es Jean-Pierre nicht im höheren Maße seyn könnte!"

„O, liebe Mama, ich liebe Adele und Theophile so sehr, weil sie gut sind und als Geschwister Jean-Pierre's. Anders weiß ich nicht."

„Wenn nun aber Theophile's und seiner Eltern Augen wegen Wahl einer Braut für ersteren auf Dich gefallen wären?"

„Das kann nicht seyn, Mama; denn ich glaube, daß ich weder Herrn Theophile noch auch seinen Eltern je dazu Anlaß gegeben habe. Ich habe überhaupt an so etwas noch gar nicht gedacht, und sie werden deßhalb ebenso wenig daran denken."

„Hast Du denn auch Jean-Pierre gegenüber noch nicht gesagt, daß Du ihn liebst?"

„Das weiß ich nicht; wir haben uns bloß gelobt, immer und allzeit mit treuer Anhänglichkeit einander zu gedenken und für einander zu beten, und ich glaube gewiß, daß Jean-Pierre, wenn er sich zur kurzen Ruhe niederlegte, oder wenn der Donner der Schlachten begann, für mich und sich gebetet hat."

„Wenn aber nun Jean-Pierre wiedergekommen ist, seine Studien vollendet hat und dann heirathet?"

„Das wird er wohl seiner Zeit thun, ja ohne Zweifel sogar."

„Wie aber dann?"

„Nun, kommt Zeit, kommt Rath."

„Glaubst Du denn, daß er, wenn er sich einmal zum Heirathen entschließt, nur an Dich denken werde?"

„Ja, ich glaube, daß er, wenn er heirathet, erst zu mir kommen und meine Hand begehren wird."

„Wenn aber dennoch nicht?"

„Es wird aber doch so seyn! Jean-Pierre gehört, wenn nun denn doch einmal vom Heirathen die Rede seyn soll, nur mir; ich liebe ihn, er liebt mich, und ich habe ihn nur erbetet."

„Du magst Recht haben, mein Kind," sagte die Mutter, „ich glaube auch, daß er Dich heirathen will; denn — Gott verzeihe mir, daß ich mit Dir davon rede — Du bekommst, wenn der liebe Gott Deinen Vater und mich dereinst abruft, ein ziemlich großes Vermögen und das lockt junge Männer, die ein Geschäft treiben wollen und müssen, sehr an!"

„Jean-Pierre hat nur mich lieb, das weiß ich so sicher, als ich wußte, daß er heimkehren werde; er sieht mehr, als Geld und Gut, nach mir."

„Nun, mein Kind, wir wollen die Sache jetzt lassen; ich mußte aus Gründen, die Du seiner Zeit erfahren sollst und wirst, mit Dir über diesen Punkt reden. Jetzt lasse uns aber abbrechen! Hätte ich indeß geglaubt, so leicht bezüglich Deiner Neigung ins Reine zu kommen, so hätte ich den Ausflug mit Dir wenigstens deßhalb nicht zu unternehmen brauchen. Da wir aber einmal hier sind, so wollen wir morgen die Familie N. auf der Limagne besuchen, in Riom über Nacht bleiben und den Mittwoch oder Donnerstag oder später, wenn Du willst, zurückkehren."

(Schluß folgt.)

Ein Tag in einem Trappisten-Kloster.

(Schluß.)

Mönche, welche Karren schieben oder schwere Lasten tragen, gehen beständig an der Thüre vorüber, mit jedem Stundenschlage ertönt die Glocke, und sie eilen in die Kirche zu einem, wenn auch nur kurzen Gebete. Auf diese Weise verbringe ich, halb träumend, halb den Beobachter abgebend, einige monotone Vormittagsstunden und kehre endlich nach dem Fremdenhause zurück. Hier äußere ich gegen Bruder Lawrence den Wunsch, das Refektorium zu sehen; er winkt mir freundlich, ihm zu folgen, und führt mich durch ein Wirrsal düsterer Gänge in eine ungeheure Halle, die durch viereckige Fenster erhellt und mit feuchten, glatten Schiefersteinen geplattet ist. Starke plumpe Tische von Tannenholz sind an den vier Seiten des Gemachs herum aufgestellt; niedrige Schemel vertreten die Stelle der Stühle, ausgenommen am obern Theil des Gemachs, wo der Abtsstuhl, ein massives sedilium, mit einer hölzernen Mitra geschmückt, sich so erhebt, daß er eine vollständige Aussicht über das ganze Refektorium hin beherrscht. Man zeigt mir die Kost, welche die Mönche täglich bekommen; sie besteht in einem Stück Brod, einem Glas Milch, einem Napf voll Gemüse oder dicker Brodsuppe und einem Krug Quellwasser. Die Mönche genießen nie einen Bissen Fleisch oder thierischer Nahrung, und bekommen am Christfeste keine bessere Kost als am Aschermittwoch. Ich gestehe, beim Gedanken an diese freiwillige und absolute Entsagung und Verleugnung durchschauert es mich bis auf das Mark; aber endlich tröstet mich die Glocke, welche zum Mittagsmahl der Gäste in das Fremdenhaus entbietet.

Hier finden wir uns zu sechs zusammen, die hier zu Gaste sind; ein französischer Priester zerlegt die einsame Hammelskeule, wir reichen uns gegenseitig das Gemüse und den Krug mit Bier. Ich habe kaum einen Bissen verkostet, so tritt ein armer Laienbruder oder Novize ein, mit einem Buch in der Hand, setzt sich in eine Ecke des Zimmers auf einem Schemel und schickt sich an, uns durch Vorlesung eines Kapitels über die Abtödtung des Fleisches zu unterhalten. Ich bemitleide ihn von Herzen; wie muß ihm zu Muthe seyn, ihm, der für immer von der Welt und ihren Freuden abgesperrt ist, wenn er uns hier sitzen und

auf ein einfaches aber fastiges und schmackhaftes Mahl einhauen ficht, während er dort auf seinem harten Schemel sitzen und lesen muß, den appetitlichen Geruch des saftigen Bratens in der Nase, unsere Eßlust und die seltglänzenden Speisen vor Augen, und das gastliche Klirren und Klappern der Messer, Gabeln und Teller in seinen Ohren? Wie mag ihm zu Muthe seyn, wenn er, nachdem er Augenzeuge unserer bescheidenen, aber trefflich gekochten Mahlzeit gewesen, zu seinen Linsen und seinem Brunnenwasser im Refektorium zurückkehrt? Armer Mönch! ich finde keine Worte für mein Mitleid mit Dir, und doch kann ich nicht umhin, die stoische Selbstverläugnung und Willenskraft in Dir zu bewundern, wie Du so theilnahmslos dastehst, langsam, deutlich und mit Nachdruck lieset und bisweilen inne hältst, damit die Lehren, welche Du vorträgst, sich desto besser in förmliche Schichten in unseren Herzen niederschlagen! Ob Dich wohl nie gelüstet nach der Kost Deiner Gäste? Nun erst kann ich mir erklären, wie sehr sich die Israeliten in der Wüste nach den Fleischtöpfen Aegyptenlands zurücksehnten!

Allein es ist längst Mittag vorüber und der Abend nähert sich und mit ihm die Vesper, der zu Liebe ich noch einmal nach der Kirche gehe mit ihrer sich verdichtenden Dämmerung und den grauen unaussprechlich melancholischen Schatten. Noch einmal höre ich den alten gregorianischen Kirchengesang laut und voll gegen die Wölbung der Decke emporbrausen und die schlimmernden Echo's, welche den ganzen Tag über geschwiegen hatten, in Atome zerschmettern, dann aber übermannt mich ein Gefühl der Einsamkeit, der Sehnsucht nach einer anderen Umgebung, das mich nicht länger hier duldet; es drängt mich hinaus ins Freie und mit diesem Entschlusse gewappnet, suche ich den Bruder Gastmeister auf und kündige ihm meine Absicht an, sogleich aufzubrechen und wegzugehen. Er lächelte und führt mich durch das Klosterthor an den Saum der öden Haide, die sich in der Richtung nach Cappoquin hindehnt.

Ich steige den Berg hinab und schaue mich dann um; die Sonne geht schnell unter, und all' die Thäler sind mit Rembrandt'schem Feuerglanze gefüllt, der die höchsten Spitzen des Klosters in seine flammende Umarmung nimmt und die westlichen Giebel in einen gelben Dunst hüllt.

Adieu, du lebendig Grab! wie jetzt die Sonne an deinen Dächern verglüht, so verbleicht das frische Leben deiner Insassen inmitten des drückenden Schweigens und der grauen Starrheit, welche kraft der Ordensregel in dir herrschen! Was muß in einer Menschenseele vorgehen, bis sie dieß langsame Hinsterben alles Lebensmuthes und aller geistigen Regsamkeit in diesen Mauern ertragen lernt!?

Ueber die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca (11. Juli 1859).

berichten die „Turiner Briefe" der „Köln. Zeitung:" „Die beiden Fürsten hielten im Hause Gaudini-Morelli ohne alle Zeugen ihre Zusammenkunft. Das Gespräch begann mit allgemeinen Bemerkungen über den Krieg und seine Drangsale, was natürlich zu der beiderseitigen Aussprache des Wunsches führte, ihn bald beendigt zu sehen. Napoleon zog hierauf ein Blatt Papier hervor und zeigte es dem Kaiser von Oesterreich. Es enthielt die (von Frankreich) in London und in Berlin in Umlauf gesetzten Friedensbedingungen. „So," sagte Napoleon, „wollen Ihre ehemaligen Bundesgenossen Sie behandeln; ich werde billiger gegen Sie seyn." Obgleich nach dem am 9. an den Prinzen von Hessen gerichteten Briefe im Vergleich zu den ersten Ansprüchen Frankreichs im Allgemeinen billigere Bedingungen zugesagt waren, bestand der Kaiser aufs Neue auf der Abtretung der Lombardei mit Mantua und Peschiera. Franz Joseph verweigerte standhaft die Festungen, und als er auch über die Abtretung der Lombardei ohne dieselben seinen Schmerz nicht verbergen konnte, machte der Kaiser Napoleon ihm die folgenden Eröffnungen, die bisher das Geheimniß eines sehr engen Kreises geblieben sind. Die Lombardei, sagte er, ist für Oesterreich bereits verloren und war für dasselbe eigentlich nur eine Last. Auch ist ja nicht gesagt, daß Oesterreich sich nicht anderweitig entschädigen könne. Es wäre dieß sowohl bei einer Theilung des osmanischen Reiches, wie durch eine Vergrößerung seines Einflusses in Deutschland möglich. Frankreich wird eine solche Machtentfaltung Oesterreichs gern unterstützen. Für sich selbst beansprucht Frankreich in der Türkei gar nichts; aber allerdings, wenn die anderen Staaten an Macht zunehmen, würde auch Frankreich sich zu vergrößern suchen. Dieß könne es nur an seinen Gränzen selbst thun. In Deutschland seyen Veränderungen unvermeidlich geworden, und es liege auf der Hand, daß diese Veränderungen zum Vortheil Oesterreichs ausfallen werden, wenn es mit Frankreich einig sey, während, wenn diese Einigung nicht zu Stande käme, Frankreich mit Preußen würde gehen müssen. Oesterreich habe sich über Preußen zu beklagen und Frankreich auch. Preußen sey ehrgeizig und, da es seine Schwäche fühle, unsicher in seiner Politik. Oesterreich und Frankreich hätten sich gemeinsam über seine Haltung in der orientalischen Angelegenheit zu beschweren. Ihm, dem Kaiser, habe seine Vermittlung in dem Streite um Neuenburg nur Unannehmlichkeiten zugezogen. Oesterreich möge daher ernstlich daran denken, in Deutschland die Stellung zu erreichen, die Preußen ihm streitig mache; Frankreich würde diesen Gesichtspunkt nicht aus dem Auge verlieren. Es war dem Kaiser darum zu thun, Franz Joseph zur Abtretung der Lombardei zu bewegen, und er eröffnete ihm deßhalb Aussichten, an deren Verwirk-

lichung er vielleicht selbst nie geglaubt hat. Nun hat aber das Wort den ganzen Schatz der Sprache zu Nachbarn, und diese drängen sich mittels der Eigenthümlichkeit der Betonung, des Mienenspiels und der Körperbewegung oft in den beabsichtigten Sinn desselben ein und entstellen ihn. So konnte es kommen, daß der Kaiser von Oesterreich in Villafranca noch etwas ganz Anderes gehört zu haben glaubte, und daß dieses Andere bei späteren fürstlichen Zusammenkünften bedeutungsvoll hat werden können." (Nach Dem, was anderweitig verlautete, bestand das „ganz Andere", was der Kaiser von Oesterreich in Villafranca „gehört zu haben glaubte", in dem Anerbieten von materiellen Vortheilen, insbesondere auch späterer Zurückgabe der Lombardei, wenn Oesterreich zur Vergrößerung Frankreichs am Rhein die Hand biete — Anmuthungen, die der Kaiser Franz Joseph mit Entschiedenheit zurückgewiesen habe.)

Kunst und Literatur.

Neue Gedichte von Marie Clausnitzer-Hennes.

Diese im Selbstverlage der Verfasserin, in Kommission bei Heinrich Hunger in Leipzig, erschienenen Gedichte einer Dame, die als geachtete Mitarbeiterin des poetischen Theils des Illustrirten Familien-Journals sich bereits dem Publikum vortheilhaft bekannt gemacht und in demselben sich viele Freunde erworben hat, liegen in einer sehr eleganten Ausstattung, die ganz dem innern Gehalte der Gedichte entspricht, vor uns und wir können sie Allen, die sich gern in den Hesperiden-Gärten der Dichtkunst ergehen, um sich der Prosa des alltäglichen Lebens auf kurze Zeit zu entreißen, aufrichtig empfehlen, da sie nach ihrem Inhalte eben so entsprechend, wie in der Form vollendet sind.

Die beste Empfehlung dieser poetischen Gaben ist sicher die Mittheilung der folgenden Widmung, die zugleich deutlich ausspricht, was jeder Leser in denselben zu finden erwarten darf und die sicher zu einer recht weiten Verbreitung dieser Gedichte beitragen wird. Diese Widmung lautet:

So geht denn wiederum, ihr meine schlichten Lieder,
Hin in die weite Welt aus stillem Herzensreich,
Vertrauend send' ich euch, wie vormals eure Brüder,
Die nahm man freundlich auf, d'rum hoff' ich's auch für euch.
Und daß ihr Brüder seyd, wird jeder gleich gewahren,
Auch ihr strebt höher nicht, als Herzen zu erren'n,
Und was auch sie gedacht, empfunden und erfahren,
Ich faßte es und schloß es nur in Reime ein.
D'rum wird Dir, Leser, auch nicht etwa hier gegeben,
Was dich erschüttert, spannt, wild das Gemüth erregt,
S' ist Alles wahr und treu genommen aus dem Leben.
Du findest nur darin, was sanft das Herz bewegt. —
D'rum, wer für die Natur sich reinen Sinn erhalten,
Wer sie zur Freundin sich in Leid und Lust erkor,
Wem Lieb' und Freundschaft stets als heil'ge Güter galten,
Wer nicht ihr reines Glück im Weltgewühl verlor;
Ein solches Herz, ich weiß, das werdet sanft ihr rühren,
Zu manchem theuren Bild vergang'nen Lebens führen. —
Und wem im Lebenskampf die Heiterkeit verschwunden,
Wer trübe rückwärts schaut, auf eine dunk'le Bahn,
Der wisse, sich zum Trost: es waren bitt're Stunden,
Die manches Lied erzeugt, und es entstehen sah'n. —
Ihm sey die Hoffnung, die ich auf dem Kampf errungen,
Auf eine beff're Zeit ins matte Herz gesungen! —

* * *

So mög' euch Lieder denn ein guter Stern geleiten,
Daß bald ihr heimisch seyd in manchem Haus und Herz!
O könntet Freude ihr dem Glücklichen bereiten,
Und sanfte Tröstung dem, der Kummer fühlt und Schmerz!
Dann würd' im Lebenskampf, der einst euch sah entstehen,
Ich nur den Frühlingssturm, der Blüthen weckte, sehen. —

Mainz im August 1861.

Die Verfasserin.

Mannigfaltigkeiten.

Es sind neuerer Zeit auffallend viele Frauenzimmer dadurch verunglückt, daß ihre Kleider Feuer gefangen haben. In England allein sind seit dem Aufkommen der Krinoline bereits 180 Frauen und Mädchen den Feuertod gestorben. Die „Stuttgarter Feuerwehrzeitung" widmet in ihrer neuesten Numer diesem Gegenstand einen längeren Artikel und macht am Schlusse desselben auf einen sehr einfachen Apparat gegen die Gefahr, welche durch Entzündung von Kleidung droht, aufmerksam. Derselbe besteht lediglich in einem Teppich oder Tuch, welches groß genug ist, um es um die brennende Kleidung zu schlagen, da hiedurch die Flammen am schnellsten und sichersten gelöscht werden. In jeder Haushaltung sollte daher ein solches Tuch stets an einem zugänglichen Orte aufbewahrt seyn.

Eine in einem Bezirksgericht erschienene Bauersfrau war in Verlegenheit, wie sie den betreffenden Beamten, dem sie vorgeführt wurde, zu titulliren habe, hörte aber gleichzeitig, daß derselbe von einigen der anwesenden Herren mit „Herr Kollege" angeredet wurde. Als die Reihe an sie kam und der betreffende Beamte nach ihrem Begehr frug, leitete sie ihre Rede ebenfalls zur Ergötzung des ganzen Gerichts mit „Herr Kollege" ein.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 274 Samstag, 16. November 1861.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Madame d'Orbille war durch die Mittheilungen, die Madame Lafarge nach der Rückkehr ihr machte, gar nicht überrascht; sie freute sich vielmehr sehr, erstens ein wenig wegen der über Manneisweisheit davongetragenen Triumphe, dann aber auch, und zwar ganz besonders, daß ihr lieber Jean-Pierre, den sie doppelt liebte, weil er ihr doppelte Schmerzen verursacht, einen so herrlichen Lohn seiner Edelthat erhalten sollte. Die Männer rümpften zwar Anfangs die Nasen, sahen aber bald ein, daß nichts zu ändern sey, und da hier, wie man im Sprichwort sagt, der Schaden in den Nutzen ging, so fanden sie sich auch in das Unabänderliche. Nach einigen Tagen theilte Herr d'Orbille seinem ältesten Sohne Theophile den jetzigen Stand der Sache ohne Umschweif mit. Dieser war Anfangs zwar etwas betroffen, denn seine Eitelkeit hatte einen, wenn auch kleinen, so desto empfindlicheren Stich erhalten; er faßte sich aber bald, weil er zugestehen mußte, daß Constance weder ihn, noch auch, daß er sie besonders innig geliebt habe, und freute sich am Ende, seinem Bruder durch seinen wenn auch unfreiwilligen Rücktritt ein Opfer bringen zu können. Herr d'Orbille reiste bald zu seinem Sohne. Es war ihm ein Leichtes, dessen Entlassung zu bewirken, und man wird begreiflich finden, daß bei der Rückkehr Jean-Pierre's in den beiden Familien d'Orbille und Lafarge in Clairmont-Ferrand große Freude herrschte. Nach einigen Monaten bezog Jean-Pierre die Bergakademie und wurde nach zwei Jahren der Besitzer der Lafarge'schen Bergwerke. Wie viel Schätze er auch in ihnen finden mochte, einen unendlich werthvolleren und festbareren besaß er in seiner Constance. Glück und Segen wohnten dauernd bei ihnen.

14.

Im Jahre 1836 machte Jemand eine Fußtour durch „den goldnen Grund" und sah am Eingang eines Dorfes ein großes steinernes Haus, aus dessen Fenstern Kinder und ältere Leute in großer Zahl heraus sahen. Neugierig, was es mit diesem Hause, das sich durch seine Größe und Bauart von den andern Bauernhäusern so sehr unterschied, und von so verschiedenen Menschen bewohnt war, für eine Bewandtniß habe, fragte er einen alten Mann, der auf dem nahen Zimmerplatze saß, sich sonnte, sein Pfeifchen rauchte und seine Enkel bewachte. Der Alte schien auf seine Bitte mit besonderem Wohlgefallen einzugehen und theilte dem Reisenden, während dieser neben ihm saß und ihm von Zeit zu Zeit aus seinem Reisefläschchen Enis zutrank, etwa Folgendes mit: „Das Haus, das Ihr da vor Euch seht, ist noch nicht alt; es wurde — es können jetzt zehn bis zwölf Jahre her seyn — gebaut. Da, wo es steht, war ein ekelhafter, ungesunder Sumpf. Den Mann aber, der es gebaut — Gott habe ihn selig! — hießen wir gewöhnlich den „barmherzigen Samariter" und das Haus nennen wir „Haus der Barmherzigkeit." Nicht wahr, das sind kuriose Namen? Aber hört mich nur zu Ende! Im Russenkriege — ich glaube, es war im dreizehnten Jahr, nach der Schlacht bei Leipzig — kam ein Mann aus unserm Dorfe von Frankfurt her, wohin er mit Selterser Wasser handelte, in der späten Nacht zurück und fand, fünf bis sechs Stunden Weges von hier im Walde im Straßengraben einen verwundeten und verhungernden Franzosen. Er erbarmte sich seiner, nahm ihn mit und rettete ihm so das Leben. Es war ein gar junges, schönes Bürschchen, dieser Franzose. Ich hatte noch keinen schöneren gesehen und doch habe ich alle die Franzosenkriege mit durchgemacht. Kaum glaubte der Fuhrmann, der damals noch ein unbemittelter Mann war, der Franzos könne wieder fort, da wurde derselbe aber erst noch sehr krank: er bekam die russische Krankheit (Typhus) und lag acht oder zehn Wochen auf dem Tod. Aber der Mann, der ihn vor dem Hungertode und vor dem Erfrieren im Walde gerettet, pflegte ihn mit seiner Frau, als wenn er ihr Kind wäre. Vielen Leuten wollte das gar nicht in den Sinn und man hörte oft sagen: „Der N. ist doch ein rechter Einfalt, sich in solche Kosten, „Bredullien" und „Laberenthe" zu rennen. Er hätte den Franzosen den nachrückenden Preußen oder Russen übergeben sollen; die hätten ihn als Kriegsgefangenen ausliefern können oder was sie sonst mit ihm machen wollten." Allein der Mann hörte auf solche Reden entweder gar nicht oder er gab zur Ant-

wort: „Ich und meine Frau und meine Kinder hängen nun einmal so an dem feinen und höflichen Bürschchen, daß wir Alles gern für ihn thun, und es kommt mir wahrhaftig vor, als wenn mit ihm Glück und Segen in mein Haus gekommen sey.“ Und wirklich! dem Mann glückte von der Zeit an Alles. Wie das Bürschchen endlich gesund war, schrieb's nach Hause und bald bekam der Sauerwasserhändler von einem Kaufmann in Frankfurt eine große Summe Geldes für den Soldaten. Die Summe war, wie man hörte, größer, als zur Deckung der Kosten nothwendig war. Endlich, so im Mai 1814, reiste der Soldat ab; er fuhr mit dem Postwagen nach Frankfurt und von da — so glaube ich — über Wien durch die Türkei nach Paris. Es dauerte nicht lange, so konnte der Fuhrmann auf jeder Guterversteigerung, die damals sehr häufig waren und bei welchen die Ruthe des besten Landes oft für ein paar Kreuzer verkauft wurde, ein Item nach dem andern kaufen und gleich baar bezahlen. Man munkelte so etwas, als wenn er Geld aus Frankreich bekäme, aber Gewisses konnte man nicht herausbringen. Endlich hatte ein Mann von hier, der Krämer ist und seine Waare in der Frankfurter Messe direkt von Amsterdam bekommt, durch andere Kaufleute erfahren, daß der N. alle Jahre zweimal, auf der Ostern- und Herbstmesse nämlich, aus Frankreich aus der Stadt Madrid, glaub' ich, heißt sie, ein Wechselbriefchen, oder wie man das Ding nennt, geschickt bekäme. So ein Wechselbriefchen soll so gut seyn, wie Geld, wenigstens habe ich gehört, man bekäme sie in Frankfurt all gewechselt. Als seine Tochter zur ersten heiligen Kommunion ging, bekam sie aus eben derselben Stadt Madrid die schönsten Kleider und Sachen von der Welt geschickt, ebenso bekam er für seine Buben alle nur möglichen Kleider und Schulsachen. So ging das fort, bis in die vier-, fünfzigzwanziger Jahre, wo man zwei Pfund Kuhfleisch für sieben Kreuzer, zwei Pfund Kalbfleisch für fünf Kreuzer, einen Laib Brod von vier Pfund zu fünf oder sechs Kreuzer kaufte, ein Pfund Verschußneht für dritthalb Kreuzer bekam. Damals galt das Land fast gar nichts. Das waren für den Bauern schlimme Zeiten. Niemand konnte kaufen, weil er, wenn die Ziele kamen, nicht bezahlen konnte; nur der Sauerwasserhändler kaufte ein Stückchen Gut nach dem anderen und war in einigen Jahren ein steinreicher Bauer. Seine Kinder sind alle gut gerathen und reiche Leut. Gottes Segen ist mit Allen. Endlich faßte der Mann, wie er für die Seinigen ordentlich gesorgt hatte, den Entschluß, das Haus da zu bauen und es zu Wohnungen an arme Leute zu überlassen. Ein Pacht wird nicht bezahlt. Der Herr Pfarrer, der Herr Schullehrer und der Herr Schultheis haben zu bestimmen, wer werth ist, darin aufgenommen zu werden. Eine unbescholtene Familie wohnt immer als Hüterin des Ganzen unentgeltlich darin und ein Kapital ist bestimmt, daß von dessen Zinsen die nöthigen Reparaturen gemacht werden können u. s. f. O, ich könnte Euch gar viel von dem Manne und seiner Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit erzählen; allein das würde Euch zu lang dauern. Ich will Euch nur noch sagen, daß auch zwei Zimmer in dem Hause sind für arme Reisende, die kein Obdach finden können, weil sie kein Geld haben oder krank sind. Wie das Haus eingeweiht wurde, hat der Herr Pfarrer eine Predigt gethan und gesagt, das Haus stehe am Wege als ein lebendiger Beweis, daß die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit gegen jeden Menschen, von welchem Stande, Vaterlande, von welcher Religion er auch seyn möge, Gott wohlgefällig sey, und wenn der Erbauer wegen seiner Barmherzigkeit gegen den feindlichen Soldaten den Ehrenname „barmherziger Samariter“ verdiene, so solle man das von ihm zu dem angezebenen Zwecke erbaute Haus „Haus der Barmherzigkeit“ nennen. Auch sehe man deutlich, daß das Gute, wenn auch nicht immer, jo doch oft schon in dieser Welt Belohnung finde ꝛc.“ — So der Alte. Der Reisende ging mit heiliger Ehrfurcht und Scheu vorüber und fand den alten Satz bestätigt, daß unter dem groben Kittel oft ein fein- und zartfühlendes Herz schlägt.

Welchen Ausgang es nahm, daß der Bauer der heuer noch in seinem Heimathsdorf hochbetagt lebt, den Soldaten am Wege aufhob, und welchen Erfolg sein Thun haben werde, konnte er nicht einmal ahnen, geschweige denn wissen. Er that das Gute des Guten selbst wegen, und wer das thut, wird belohnt, entweder hier oder jenseits. Gehet hin und thuet deßgleichen, auch wenn Ihr keinen materiellen Lohn in nächster Nähe winken seht!

Wichtige Entdeckungen von Bunsen und Kirchhoff.

Der Pariser Moniteur vom 26. Oktober bringt nachfolgende Mittheilung: „Die Naturwissenschaft ist vor Kurzem mit unverhofften Resultaten bereichert worden. Wie im Anfang dieses Jahrhunderts unter den Händen eines Davy die Elektrizität ein allgemeines und mächtiges Mittel der chemischen Analyse geworden war, indem durch ihre Hülfe die Metalle der Alkalien, des Kalium und Natrium, so wie die Metalle der Erden (z. B. Aluminium) aus ihren Verbindungen abgeschieden wurden, so wird jetzt das Licht unter den Händen der zwei ausgezeichneten Professoren der Heidelberger Universität, Bunsen und Kirchhoff, ein analytisches Universalinstrument von einer unendlichen Feinheit, das uns sogar die Existenz noch unbekannter Metalle offenbart. Es ist allgemein bekannt, daß die Zerlegung eines farblosen, von der Sonne ausgehenden Lichtstrahls durch ein Prisma diesen als aus sieben Farben zusammengesetzt zeigt, welche verschiedene Brech-

barkeit besitzen. Diese sieben Farben, deren jede wieder unendlich viele Abstufungen von ungleicher Brechbarkeit enthält, bilden das Sonnenspektrum. Man hat nun ferner gefunden, daß diese Farbenabstufungen nicht ganz unmerklich in einander übergehen, sondern daß im Sonnenspektrum gewisse Nüancen fehlen, deren Stelle durch dunkle Streifen (die sog. Frauenhofer'schen Linien) eingenommen wird. Diese schwarzen Streifen, welche immer denselben Ort einnehmen, bilden eben so viele bestimmte Merkzeichen, durch welche man sich z. B. überzeugt, daß das Sonnenlicht seine Natur seit den Beobachtungen Fraunhofer's nicht verändert hat, weil diese Streifen in Zahl und Stellung durchaus keine Aenderung zeigen. Der Mond und die Planeten, welche durch das zurückgeworfene Sonnenlicht erglänzen, geben bei der Zerlegung ihres Lichtes durch das Prisma ebenfalls farbige Spektren, welche genau die nämlichen Charaktere zeigen, wie das direkte Sonnenlicht. Bei den Fixsternen verhält sich die Sache anders. Die Spektra, welche ihre Lichtstrahlen liefern, zeigen zwar auch die sieben Grundfarben, aber die dunkeln Linien sind anders vertheilt. Jeder Fixstern zeigt in der Anordnung dieser Streifen eine besondere, ihm charakteristische Eigenthümlichkeit, welche andeutet, daß in der Beschaffenheit dieser — so weit von uns wie unter sich entfernten — Weltkörper gewisse Verschiedenheiten oder Analogien vorhanden sind, deren man sich zum Behuf einer Klassifikation bedienen könnte. Künstliches Licht zeigt ebenfalls farbige Spektren, welche aber durch hellleuchtende farbige Streifen, die im Spektrum des Sonnenlichts nicht vorkommen, charakterisirt sind. Diese Streifen, sowohl die dunkeln der Sonne als die leuchtenden und farbigen der Flammen, sind es, welche Bunsen und Kirchhoff angewandt haben, indem sie ihre Beziehungen zu der Natur der chemischen Elemente, welche in den Gestirnen oder den Flammen vorhanden sind, ermittelten. Sie fanden, daß alle Salze derselben Metalls, wenn sie mit einer Flamme in Berührung gebracht werden, ein Spektrum von ganz gleichen Eigenschaften, sowohl in Betreff der Farben als der Stellung geben, so wie daß Salze verschiedener Metalle auch verschiedene Streifen sowohl der Farbe als der Stellung nach hervorbringen, und endlich, daß unendlich kleine Mengen eines Metalls hinreichen, um die ihm eigenthümlichen Erscheinungen hervortreten zu lassen. Jedes der Metalle, oder allgemeiner, jedes der gegenwärtig bekannten chemischen Elemente, ertheilt daher dem Spektrum der Flamme, in welcher seine Dämpfe sich verbreiten, einen eigenthümlichen Charakter, welcher seine Gegenwart anzeigt — eine Methode der chemischen Analyse, die eben so außerordentlich durch ihre Einfachheit und ungewöhnliche Empfindlichkeit, als durch ihre Allgemeinheit und Sicherheit ist, denn sie zeigt in jedem zusammengesetzen Körper oder in jedem Gemenge, welche Elemente sich darin finden, welche Elemente fehlen, und — noch wunderbarer — sie zeigt mit einer unvergleichlichen Sicherheit selbst die Gegenwart jedes bis dahin unbekannten Elements an. Diese Methode ist so fein, daß die Macht dieses neuen analytischen Mittels Alles übertrifft, was die Phantasie erträumen kann. Theilt man z. B. ein Kilogramm (2 Pfund) Kochsalz in eine Million Theile und jeden wieder in 3 Millionen, so genügt ein einziger dieser Theile, also $^1/_{3000000,000000}$ Kil., um der Flamme die charakteristischen Eigenschaften mitzutheilen, durch welche sich die Gegenwart des Natriums (welches die Grundlage des Salzes bildet) offenbart. Auf diese Weise haben Bunsen und Kirchhoff gefunden, daß einige Elemente, welche man bisher für sehr selten hielt, wie das Lithium, in den gewöhnlichsten Stoffen vorkommen, und auf diese Weise haben sie, indem sie die des meisten Vertrauens würdigen chemischen Analysen prüften, in Felsarten und Sedimenten, die auf der Erdoberfläche sehr verbreitet sind, gewisse Elemente, welche nichts hier vermuthen ließ, nachgewiesen. Auf diese Weise gab auch das Auftreten von Charakteren im Spektrum, welche keinem der bekannten Metalle angehörten, Bunsen und Kirchhoff den Anlaß, in gewissen Mineralprodukten die Anwesenheit zweier neuer Metalle zu erkennen, deren Existenz durch kein anderes Mittel aufzufinden gewesen war. Mit gerechtem Vertrauen in die Sicherheit des Prinzips, daß ihnen zum Führer diente, sind sie dahin gelangt, diese Metalle in einer zur genauen Untersuchung genügenden Menge rein darzustellen. Die Metalle Rubidium und Cäsium, deren Entdeckung in der Geschichte der Wissenschaften Epoche macht, sind jetzt in ihrer Stelle unter den einfachen Körpern eingereiht. Künftig wird also kein bekanntes oder unbekanntes Element sich den Forschungen der Chemie entziehen können; die Lücken, welche noch in der Reihe der einfachen Körper existiren, und welche eine vollständige systematische Klassifikation verhindern, werden ausgefüllt werden; die Analyse der Mineralwasser wird weniger oft außer Stande seyn, Rechenschaft von ihren heilsamen Wirkungen zu geben; die Geologie, welche bisher die Reste der organischen Wesen benützte, um die Gleichzeitigkeit der aus dem Wasser niedergeschlagenen Gesteine zu beweisen, wird die Gegenwart oder Abwesenheit gewisser Elemente in diesen Gesteinen als nichts weniger entscheidendes Merkmal des Zusammenhangs feitsetzen; sie wird die chemische Zusammensetzung der antediluvianischen Meere bestimmen, aus welchen jene Gesteine niedergeschlagen wurden, so wie sie seit einem halben Jahrhundert deren pflanzliche oder thierische Bevölkerung kennen gelernt hat. Es wird nicht mehr nöthig seyn, einen Körper zu berühren, um seine chemische Natur festzustellen; es genügt, ihn zu sehen. Wirklich scheint auch das Sonnenspektrum durch diese neuen Entdeckungen nach Kirchhoff Zeugniß von der chemischen Beschaffenheit der Sonnenatmosphäre zu geben. Eisen, Chrom und Nickel wurden darin erkannt; Silber, Kupfer und Blei scheinen zu fehlen, und — auffallender Weise — die beiden Bestandtheile des Thons, der auf

der Erdoberfläche so sehr häufig ist, Silicium und Aluminium finden sich ebenfalls dort nicht vor. Was die gegenwärtige Beschaffenheit der optischen Instrumente für die Sonne und die vorzüglichsten Fixsterne festzustellen erlaubt, wird vielleicht durch neue Fortschritte gestattet seyn, auch für die entfernteften und lichtschwächsten Gestirne zu ergründen und so zu erkennen, aus welchen Elementen Gott die Welt gebildet hat, welche das Universum erfüllen. Die Naturwissenschaften haben seit Lavoisier, welcher zuerst die wahren Grundstoffe der Körper festgestellt hat, keinen glücklicheren Schritt gethan, um zur genauen Kenntniß der wahren Elemente der Materie zu gelangen. Die unorganische Chemie, die, der organischen an Fortschritten nachstehend, verlassen schien, nimmt mit Einemmale wieder ihre frühere Suprematie ein, und Niemand ist im Stande, voranszusehen, wie weit durch diese neuen Methoden der Untersuchung ihr Fortschritt sich erstrecken könnte. Dumas, Senator, Mitglied der Akademie der Wissenschaften."

Mannigfaltigkeiten.

Seit dem Bestehen des gegenwärtigen Telegraphensystems sind wiederholt Störungen durch stark elektrische Ströme, von deren Ursprung man sich keine Kenntniß verschaffen konnte, vorgekommen, ohne jedoch die Aufmerksamkeit der Naturforscher besonders in Anspruch zu nehmen, bis am 29. August und 2. Sept. 1859 an allen Telegraphenlinien in Europa, Amerika und Australien gleichzeitig die Korrespondenz unterbrochen wurde. Unmittelbar nach dieser Epoche hat Prof. Lamont behufs genauerer Beobachtung an der Münchener Sternwarte geeignete Einrichtungen getroffen, und ist nun durch fortgesetzte Untersuchung auf die merkwürdige Entdeckung geführt worden: daß ein elektrischer Erdstrom, der durch zweckmäßig angelegte Drahtleitungen leicht für die Beobachtung wahrnehmbar gemacht werden kann, beständig an der Erdoberfläche vorüberzieht, und daß zwischen diesem Strom und den Bewegungen der Magnetnadel eine genaue Uebereinstimmung besteht. Die regelmäßige Bewegung des Erdstroms liegt in der Linie Ost-West, jedoch kommen vorübergehende Strömungen mit verschiedener Richtung vor, und diesen hat man, wenn sie die nöthige Stärke erlangen, die Störung der Telegraphenlinien zuzuschreiben. Ob die neue Entdeckung von praktischem Nutzen sich erweisen wird, muß erst die Zukunft entscheiden, jedenfalls aber erhält dadurch die Wissenschaft eine wesentliche Erweiterung, insbesondere insofern als für die immer noch räthselhaften Probleme des Erdmagnetismus eine unerwartet einfache Lösung sich darbietet. Eine bereits zum Druck vorbereitete Schrift wird demnächst das Nähere zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Bei Brockhaus in Leipzig sind so eben die Tagebücher von Varnhagen v. Ense erschienen, die jetzt zwei Bände, die von 1835 bis Ende 1844 reichen. Die „Weser Ztg." bemerkt darüber: Noch klingt uns das Geschrei in den Ohren, welches sich vor zwei Jahren (nicht ohne Grund) erhob, als der Briefwechsel zwischen Varnhagen und Alexander v. Humboldt an die Oeffentlichkeit trat. Wenn wir nicht irren, so wird die so eben geschehene Veröffentlichung der oben angezeigten Tagebücher mindestens einen eben so heftigen Sturm des Unwillens in den höheren Kreisen des preußischen Staatslebens hervorrufen, denn eine solche Darstellung des Lebens und Treibens am Hofe und in der Staatsregierung, eine solche vernichtende Kritik der einflußreichsten, mächtigsten und theilweise auch weithin geachteten und verehrten Persönlichkeiten aus den obersten Regionen den Berliner high life, eine solche Reihe von pikanten Einzelheiten über die im gewöhnlichen Leben des Tages aller Diskussion und Kritik entrückten Spitzen der staatlichen Gesellschaft ist wohl noch nicht dagewesen. Varnhagen meint selbst, in Bezug auf seine Kenntniß so vieler Verhältnisse, seinen Besitz so mancher Papiere und auf eine Aeußerung des Gesandten v. Bülow über die Macht und Bedeutung einer scharfen Feder in dieser Zeit (1839): „Wohl, ich sitze an einer Pulverkammer, wenn ich einmal die Lunte anlege, fliegt halb Berlin auf, aber ich mit. Ich müßte fortgehen und dann aus der Ferne anzünden." Nun ist er seitdem dahin gegangen, von wannen keine Wiederkehr. Ludmilla Assina aber hat die Lunte angelegt, und wir haben nun abzuwarten, wie es mit dem Aufsteigen steht."

Das Berliner Polizeipräsidium erläßt folgende Bekanntmachung: „Ein Hundert Thaler Belohnung. Seit länger als Jahresfrist wird das hiesige Publikum dadurch beunruhigt, daß auf den öffentlichen Promenaden, an den Eingängen zu den Theatern, ja selbst in den Kirchen und überhaupt an Orten, wo ein größerer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, Mäntel und andere werthvolle Kleidungsstücke der Frauen mittelst scharfer Instrumente zerschnitten worden sind, ohne daß es bisher gelungen ist, die Thäter zu ermitteln. Es wird daher Demjenigen, der zur Ermittelung derselben dergestalt behülflich ist, daß sie zur gerichtlichen Bestrafung gebracht werden können, ein Belohnung bis zur Höhe von 100 Thalern zugesichert."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 275 Sonntag, 17. November 1861.

Maria Anna.

1.

Der größte Fluß der Insel Corsika ist der Golo. Von der höchsten Gebirgskrone des Landes strömen seine Quellen aus den ewigen Schneelagern des Monte Cinto und von der wilden Orbalette herab, rauschen durch Wälder von riesigen Lärchenbäumen, Eichen und Pinien, welche die nackten Leiber der Giganten mit einem grünen Gürtel umschlingen, und stürzen durch Wald und Felsschluchten in das Thal des Flusses hinab, der sie alle vereinigt. Dort oben aber, zwischen den mächtigsten Berghäuptern, liegt das Hirtenland Niolo, in welchem weder der Oelbaum, noch die Kastanie mehr gedeihen, doch ist es reich an blumenvollen Matten, die den Heerden duftige Nahrung geben. Schmilzt dann die Sommersonne den Schnee von den Hochweiden, so ziehen die Männer von Niolo mit den Schaaren ihrer schwarzen Schafe und Ziegen über alle Kämme der Orbaberge vom Cinto bis zum Grosso und Rotondo; in den kühlen Häusern aber spinnen und weben Weiber und Mädchen grobhaariges Wollenzeug, das auf dem Markte von Corte zugleich mit der Ziegenbutter, dem Fleisch der Heerden und dem süßen Schafkäse verkauft werden soll.

So ist es gewesen im Ländchen Niolo von Urväter Zeiten her; so war es, als man 1753 schrieb; so wird es noch viele Jahre seyn, welch erst kommen sollen. In einsamer Abgeschiedenheit liegt Corsika, in tiefster Weltverlassenheit liegen diese Hirtenthäler. Niemals verirrt sich ein Fremder hieher, selten steigt ein betriebsamer Bürger von Corte die beschwerlichen Felspfade herauf, um Wolle und andere Heerdenerzeugnisse einzuhandeln; zuweilen jedoch, in Herbst- und Frühjahrszeit, wird es lebendiger. Dann reiten und klimmen manche kühne Männer in das Niololand, suchen ihre Gastfreunde auf, ziehen mit ihnen in die Felsschlünde, wo das Wildschaf, der Muffro, wohnt, wo der Adler horstet und der Fuchs die Heerden beschleicht. Dann hört man Hundegebell, die scharfen Töne der Muschelhörner und den Donner der langen Corsenbüchsen, von dem die Berge wiederhallen.

So geschah es an einem Märztage, wo um den Tozzolo eine Jagd tobte, die schon den ganzen Tag über gewährt. Die Männer von Niolo sind als verwegene, unermüdliche Jäger bekannt, die besten Schützen findet man hier. So lange die genuesische Herrschaft dauerte, hatten sie auch eine Art ungestörter Unabhängigkeit behauptet, denn in ihre Felsenburg wagten sich die genuesischen Zöllner nicht, und die Befehlshaber der Zitadelle von Corte ließen sie in Ruhe. Sie konnten leichter Büchsenkugeln als silberne Lire von ihnen bekommen. Die kriegerischen Hirten stiegen bei alledem oft genug herunter, sobald Aufruhr und Bürgerkrieg begannen. Vaterlandsliebe und Ehrgeiz, dieß Erbtheil aller Corsen, ließen sie nicht rasten, und mehr als ein gewaltiger Kriegsoberst ging aus diesen düstern, engen Capannen hervor und erwarb sich blutigen Ruhm in Frankreich, Mailand, Neapel oder Spanien.

Weit über das Ländchen zerstreut an den Bergabhängen und an Klüften lagen die Wohnungen der Hirten; zwischen vielen von dürftigster Art einige größere und bessere, denn auch hier vertheilte sich die irdische Habe nicht ganz gleichmäßig. Patriarchalische Genügsamkeit und Gleichheit der Rechte verbanden jedoch Alle, denn noch galten unangefochten hier die uralten Gemeindesatzungen, welche Sambuccio vor mehr als siebenhundert Jahren dem corsischen Volke gegeben hatte. Wie aber überall, so gab es doch einige Familien von vorwaltendem Einfluß und unter diesen stand allen voran die Familie Gervoni, welche, auch im Golothale und in Soveria begütert, hier oben einen Meierhof besaß mit weitreichenden Matten und Gefilden, herrlich gelegen auf einer Höhe, die sich über den Thalkessel erhob und das ganze mächtige Gebirgspanorama überblicken ließ.

In diesem alten Erbgute verweilte die zeitige Besitzerin, Frau Giovanna Gervoni, gern zur Frühjahrs- und Sommerszeit, wenn die Sonne feigend heiß im Golothale brannte. Sie war Wittwe, und ihr einziger Sohn, Thomas Gervoni, der Stolz der Hirten von Niolo, die ihn als ihren Häuptling betrachteten, und ihn liebten und bewunderten. Denn nicht allein, daß er der Reichste und Erste in ihrer Gemeinde, daß ihm das thurmartige alte Haus seiner Väter und manches andere Gut gehörte; er war auch ein rascher, kräftiger Jüngling, offen in Wort und Gesicht, muthig zur That; es mochte ihn Jeder leiden und was er wollte, that

darum auch Jeder gern. Als die Schüsse aus den Bergwänden des Tolozzo krachten, wußte Jeder, daß Thomas Cervoni dort jage, und manch Gesicht sah freundlich hinauf und bat die Mutter Gottes, ihm mit Glück beizustehen. Die Sonne funkelte mit rother Gluth auf die Schneeköpfe des Gebirgs, der Himmel war tiefblau und lichtgoldig, die Berge farbenvoll und duftig, unter ihnen aber lag das Hirtenthal im reichgestickten Kleide von Frühlingsblumen, voll wunderbarer Schönheit und Stille. Wie ein paradiesischer Garten sah es aus, der nicht für Menschen bestimmt und ihre Qualen. Nirgend auch ließ sich ein lebendiges Wesen erblicken; plötzlich jedoch öffnete sich die Thür vom Altan der Casa Cervoni und ein Mädchen trat hinaus, schaute umher, nach den Felsstufen hinauf und nach der Sonne, horchte auf den Lärm in den Bergen und blieb dann an dem Geländer stehen, ihren Gedanken nachhängend.

Das war kein Hirtenmädchen, denn ihr Haar lag geflochten und in Schleifen aufgesteckt. Um den Hals trug sie eine Korallenschnur mit goldenen Kugeln, dazu ein schwarzes Jäckchen von Sammet, auch weite, lange Kleider, wie solche nur einer Dame aus der Stadt gehören konnten. So war es auch. Therese Romei wohnte in Corte, befand sich aber seit einer Woche zum Besuch bei der Frau Cervoni, die ihre Verwandte. Sie gehörte zu einer angesehenen Familie, welche in der Geschichte jener Stadt oft unter den ersten genannt wurde. Während der Bürgerkriege, Aufstände und Zerrüttungen der letzten Zeiten hatten die Romei aber meist auf Seite der Genuesen gestanden, und Therese wurde einige Jahre lang nach Genua gebracht, wo sie die Pracht und Herrlichkeit dieser berühmten Stadt kennen lernte. Nachdem ihr Vater gestorben, kehrte sie vor einiger Zeit zu ihren Brüdern Antonio und Felice Romei zurück, diese aber erwartete sie so eben, denn sie wollten heute noch von Corte hinaufkommen.

Und wie Therese nachsinnend stand, wurden plötzlich drei Reiter sichtbar, die auf kleinen raschen Pferden aus einer Felsengasse am Rande des Thales hervorsprengten, welche den Weg einschloß. Bald blieb kein Zweifel mehr, wer sie seyen, denn schnell näherten sie sich dem Hause, doch vergebens bemühte sich das Fräulein zu erkennen, wer der Dritte sey, der ihre Brüder begleitete. Als diese endlich langsam reitend den Hügel heraufkamen, konnten ihre scharfen Augen jeden genau erkennen, aber sie erinnerte sich nicht, diesen Dritten jemals gesehen zu haben. Die Brüder grüßten hinauf und riefen ihr lachende frohe Worte zu, der Fremde zog seinen kleinen dreispitzigen Hut; darauf hörte sie ihren ältern Bruder Antonio sagen: Steigt ab, mein Herr Viale, wie sind am Ziele! — Therese eilte ihre Verwandte aufzusuchen, der sie kaum ihre Neuigkeiten mitgetheilt hatte, als die drei Gäste schon die Treppe heraufkamen und sich selbst vorstellten. Voran schritt Antonio Romei, ein großer kräftig gebauter Mann, corsisch gelb von Farbe, einen Wald dichter Haare von negerhafter Bläue auf seiner Stirn, kleine funkelnde Augen darunter. Als er in das Zimmer trat, nahm er den Freunden bei der Hand und führte ihn der Hausfrau zu, die in ihrem weiten Faltenrock schlicht und würdig den Gästen entgegen ging.

Gottes Segen und Frieden mit Euch, meine liebe Muhme Giovanna! rief Herr Antonio. Da sind wir und bringen nicht allein uns, sondern mit Eurer Erlaubniß noch einen Gast mit. Herr Fabio Viale aus Livorno, ein Handelsherr und unser Freund aus alter Zeit. Ihr werdet den Namen des berühmten Handelshauses schon gehört haben. Geschäfte, liebe Muhme, Geschäfte sollen wieder angeknüpft werden. Gelobt sey die heilige Jungfrau! daß dieß endlich möglich ist. Herr Viale will sehen, ob nicht alle unsere Oelbäume umgehauen und alle unsere Weinberge verwüstet sind.

Ihr habt Recht gethan, zu uns zu kommen, erwiderte die alte Frau, seyd willkommen in meinem Hause, mein Herr.

Der Kaufmann aus Livorne verbeugte sich aufs Artigste. Er war ein Herr von feiner Gestalt, sein Gesicht sah klug und bedeutend aus, seine scharfgeschnittenen Züge und festblickenden Augen hatten jedoch etwas Strenges und Kaltes; um so einnehmender wurde seine Freundlichkeit. Wenn ich hoffen darf, Euer Mißfallen nicht zu erregen, werthe Frau, sagte er, so schätze ich mich glücklich, der Aufforderung meines Freundes gefolgt zu seyn. — Frau Cervoni unterbrach ihn, indem sie ihm ihre Hand reichte und dabei sagte: Ihr würdet uns zu aller Zeit willkommen seyn, mein Herr; Alles, was wir Euch gewähren können, steht zu Euren Diensten. Nehmt Platz mit unsern Freunden, mein Sohn wird sicher bald zurückkehren, um Euch Gesellschaft zu leisten. Erlaubt, daß ich zunächst für Eure Bewirthung sorge.

Damit entfernte sie sich, und Antonio Romei sagte zu dem Kaufmann: Thut nach diesen Worten, mein Herr Viale, macht es Euch bequem. Wir haben einen scharfen Ritt gemacht, und Euer Kleid ist nicht ganz für die corsischen Berge geeignet. Er blickte den Kaufmann lachend an, der in seinem feinen braunen Rock mit breitem Klappkragen, hohen Stiefeln, zusammengebundenem Haar und dem dreieckigen Hut mit der Goldtresse allerdings nicht wie ein Corse aussah. — Thomas Cervoni wird Euch gefallen, fuhr er dabei fort. Aber wo steckt er denn? — Er wandte sich mit dieser Frage an seine Schwester, die mit ihrem jüngeren Bruder eine leise Unterhaltung führte.

Auf der Jagd in den Bergen, antwortete Therese.

(Fortsetzung folgt.)

Die Propyläen in München.

Da dieser prächtige Bau nun fast vollendet ist, so werden die Notizen, welche der Erbauer, Geheimrath v. Klenze, in Förster's allgemeiner Bauzeitung selbst über denselben gibt, für manchen Leser von Interesse seyn.

Schon im Jahre 1846 entschloß sich Se. Majestät der König Ludwig, die Bauten des Königsplatzes durch die Errichtung eines Stadtthores zu vervollständigen, und ertheilte dem Geheimrath v. Klenze den Auftrag, Pläne dafür zu entwerfen, wobei nur bestimmt wurde, daß der ganze Bau aus Marmor des Untersberges errichtet werden, und die Erhebungsgeschichte Griechenlands den Gegenstand der plastischen Zierden des Baues bilden sollte.

Da die Stadtvertheidigung das Dispositionsmotiv eines Stadtthores darbieten muß, so entschloß sich der Architekt, durch das Thor Dypylon in Athen, durch das noch stehende Thor von Messene und mehrere antike Malereien dazu berechtigt, dem Bau zwei Thürme zu geben, zwischen denen der Haupteingang liegt. Ein weiterer Grund für einen hohen Bau war es, daß derselbe auf die Achse einer langen Hauptstraße fällt, und also aus großer Entfernung gesehen werden muß. Der Architekt wollte aber auch auf diesem Platze, wo die jonische und korinthische Ordnung schon vertreten waren, der griechischen Hauptordnung, der dorischen, einen Platz einräumen, und es ergab sich also für die Mitte gleichsam ganz unwillkürlich ein dorisches Portal, dessen Mittel-Interkolumnium der Durchfahrt wegen bedeutend breiter als die zu beiden Seiten liegenden seyn mußte.

So entstand eine allgemeine Aehnlichkeit dieses Portals mit den Propyläen in Athen, Eleusis, Sunium ꝛc. Jedoch war keine Nachbildung der Einzelnheiten beabsichtigt, und das Maß des Portals etwa halb so groß, wie das der Athenischen Propyläen angenommen, um eine Breite der mittleren Durchfahrt zu erzielen, welche dem Bedürfniß unserer Zeit genügen könnte. Da aber die Natur der Marmorbrüche ein gewisses Maximum der Architravlänge gebot, so wurden in den beiden Seitenthürmen noch Durchfahrten angebracht, und es ward angeordnet, daß die mittlere nur für Reiter und Stadtwagen, die in den Thürmen aber für Aus- und Einfahrt der Frachte und Lastwagen benützt werden.

Sowohl die Thüren und Terrassen als ihre Fensteröffnungen sind so angeordnet, daß sie den Vertheidigern des Thores eine geschützte Stellung darbieten; innere Eisentreppen führen zu den Balkons. Den plastischen Schmuck bilden zwei Giebelgruppen aus freistehenden Figuren in carrarischem Marmor und, in gleicher Höhe um den Thurm laufend, ganz flache Reliefs, deren Behandlung nach dem Vorbilde der besten Griechenzeit, der Art, daß bei einer Höhe der Figuren von fast 7 Fuß und einem Vorsprunge derselben von nur 4 Zoll an den höchsten Punkten, doch eine vollkommene Deutlichkeit derselben erreicht ist, ohne die architektonische Masse durch weit vorspringende Massen auf ungeeignete Art zu unterbrechen.

Alle diese Bilderwerke sind, der Angabe des Architekten gemäß, nach den Zeichnungen und kleinen Skizzen Schwanthaler's, theils von dessen Vetter, dem verstorbenen Professor Xav. Schwanthaler, theils von dessen Schülern ausgeführt, und müssen den allerbesten Schöpfungen dieses genialen Künstlers beigezählt werden. Die Reliefs stellen Momente der Erhebung, der Land- und Seekämpfe der Griechen dar, und schließen mit dem Bürgerkriege, worin Jene den Kämpfenden als verschonendes Symbol den bayerischen Königsthron zeigt.

Die eine der Giebelgruppen stellt Hellas dar, welcher die Sieger zu Land und Meer die verlorenen Provinzen und Städte zuführen; die andere den jungen König auf dem Throne, die Huldigungen der verschiedenen Stände, Künste und Wissenschaften empfangend. Das Innere der Thürme und Säulenhallen ist mit reichen farbigen Dekorationen geschmückt, und es erscheinen darin 32 Namen der griechischen Beförderer der Freiheit und der hervorragendsten Philhellenen.

Leider muß man darauf verzichten dem Aeußern den prächtigen Farbenschmuck zu geben; wodurch die Griechen den einfachen Architekturformen des dorischen Baues den Charakter eines heiteren würdigen Reichthums verliehen, denn es ist trotz vieler Versuche noch nicht gelungen, ein Farbenmaterial ausfindig zu machen, welches auf Marmorflächen den Einwirkungen unseres nordischen Himmels widersteht. Um aber dem Fehler der Nacktheit und Schmucklosigkeit möglichst zu entgehen, hat der Architekt, da wo es nöthig und thunlich war, plastische Verzierungen angewendet, welche die plastischen Darstellungen einfassen und begleiten.

So erscheint das Ganze, wenn auch ohne Farben, doch mit Schatten und Licht, man könnte sagen, en grisaille geziert, und die Wirkung wenigstens in dieser Art gesichert. (N. M. Z.)

Mannigfaltigkeiten.

Der verstorbene König von Portugal Dom Pedro V., geboren am 16. September 1837, war am 15. Nov. 1853 seiner Mutter, der Königin Donna Maria II. da Gloria, jedoch unter Vormundschaft seines Vaters, des Königs-Regenten Ferdinand (Herzog von Sachsen-Koburg-Kohary), auf den Thron gefolgt; vom 16. Sept. 1855 an hatte er die Regierung persönlich übernommen. Vermählt 1858 mit Stephanie, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, war er seit dem 17. Juli 1858

Wittwer. Der jetzige König, Bruder des Verstorbenen, Dom Louis Philipp, Herzog von Oporto, ist am 31. Oktober 1838 geboren.

[Anwendung des Magnetismus bei den Lokomotiven.] Die zur Fortbewegung der Bahnzüge erforderliche Adhäsion der Triebräder auf den Schienen wird bekanntlich durch das Eigengewicht der Lokomotive hervorgerufen und es muß daher dasselbe um so größer seyn, je stärkere Neigungen zu überwinden oder je schwerere Züge zu befördern sind. Lediglich aus diesem Grunde wird den Zügen eine häufige viele Tons schwere todte Last aufgebürdet. Der Ingenieur W. Morel in Amerika schlägt nun zu diesem Zwecke folgende magnetische Apparate vor. Ein Magnet von der Länge des Halbmessers des Treibrades, welcher aus spiralförmig gewundenem, mit Seide übersponnenem Kupferdraht hergestellt ist, wird am Rahmen der Maschine befestigt und liegt als Segment hart am unteren Theile des Rades ohne dieses zu berühren. Die beiden Enden des Drahtes sind mit den Polen einer starken Batterie verbunden; der durchgehende Strom macht das nebenliegende Eisen des Rades magnetisch und wird somit die Adhäsion hervorgerufen. Dieser Apparat ist an mehreren Maschinen der Zentralbahn von New-Jersey und der Eriebahn von New-York bei 2, resp. 4 Triebrädern mit dem günstigsten Erfolge angebracht und soll dadurch die Adhäsion über 75 Prozent gesteigert werden. Die Adhäsion und somit die Leistungsfähigkeit der Maschine „Anthracite", welche 22 Tonnen wog, wurde bei den Versuchen der Eriebahn durch Anbringung und Wirkung des magnetischen Apparates so vermehrt, daß dieselbe einem Gesammtgewichte der Maschine von 39 Tonnen entsprach. Als todte, andernfalls mitzuführende Last erschien demnach das erhebliche Gewicht von 19 Tons. Ein Versuch mit der eben angegebenen Adhäsionsmethode wird nächstens auch in Oesterreich auf der südöstlichen Linie gemacht werden und falls sie sich bewähren sollte, auch auf den übrigen Bahnen des Kaiserstaates eingeführt werden.

Das Denkmal Friedrich's Wilhelm's III., welches am 12. November zu Breslau in Anwesenheit der preußischen Majestäten feierlich enthüllt wurde, ist von Professor Kiß modellirt. Der verstorbene König hatte es unter 12 in Breslau ausgestellten Modellen ausgewählt. Der König ist zu Pferd dargestellt; in der großen Generalsuniform mit Mantel, den rechten Arm auf den rechten Oberschenkel gestützt und mit der Linken die Zügel führend; als Kopfbedeckung hat der König den dreistutzigen Federhut. Die Höhe der Statue beträgt 14 Fuß 6 Zoll. Das Postament von schlesischem Marmor ist mit der metallenen Platte 14 Fuß 1 Zoll hoch, und es beträgt mithin die ganze Höhe des Denkmals 28 Fuß 7 Zoll. Auf der Vorderseite des Piedestals befindet sich die Inschrift: „Friedrich Wilhelm III.;" auf der Rückseite: „Die treuen Schlesier."

Aus Bonn wird der Köln. Ztg. berichtet: „Nach mehrjährigen Versuchen ist es einem unserer Mitbürger gelungen, auf neue Art Leder, sowohl Ober- als auch Sohlleder in eigenthümlicher Weise herzustellen. Es ist nicht die sogenannte Schnellgerberei, sondern die angegebenen Sorten werden in der Hälfte der Zeit, welche die bisher übliche Methode in Anspruch nimmt, ohne Eichenlohe fabrizirt. Die Gerbungskosten sollen sich um etwa die Hälfte niedriger stellen, als bei dem bisherigen Verfahren. Die Proben, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, sehen schön aus und sollen nach den Aussagen verschiedener hiesiger Fachmänner sehr zu empfehlen seyn. In Rücksicht der Verarbeitung hatten wir Gelegenheit, das günstigste Resultat zu vernehmen."

Der Komponist der Jüdin, Halévi, ist der Sohn eines deutschen Vorsängers. Halévi's Vater war nämlich aus Fürth, daher er auch Ifrael Fürth genannt wurde. Er war lange Vorsänger in Mainz gewesen, von wo er zur Zeit der Franzosenherrschaft als Kantor nach Paris berufen wurde. Nun nannte er sich Ifrael Lévi. Sein Sohn aber setzte noch den hebräischen Artikel davor und nennt sich daher Halévi.

Charade.

Ruhe sanft auf Numer Eins,
Denn dich stört nicht dein Gewissen,
Auch ein schlechtes Schlummerkissen
Ist doch besser stets als keins.
Gehe dann durch Numer zwei,
Zwar nicht Blumen wirst du treffen,
Doch wird kein Moralt dich äffen,
Und der Weg ist felsenfrei.
Hat das Ziel erreicht dein Fuß,
Schreibe dann an deine Lieben,
Die zu Hause dir geblieben,
Und das Ganze brauch' am Schluß.

Auflösung des Räthsels in Nro. 272:
Hunger — Durst.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 276 Dienstag, 19. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Ich habe Euch meine Schwester noch nicht gezeigt, Herr Viale, sagte Antonio. Schon seit einer Woche leistet sie unsern Freunden Gesellschaft, doch hoffe ich, wir nehmen sie nun mit uns nach Corte hinab.

Der Handelsherr verbeugte sich mit feinem Lächeln. Seine Blicke schauten das Fräulein forschend an. Therese war von schönen stolzen Mienen, über die erste Mädchenblüthe wohl hinaus, dafür ihre Körperformen üppig entwickelt und ihre Erscheinung gebietend, — Gewiß hätte Herr Viale auch artige Worte an sie gerichtet, doch Antonio kam ihm zuvor. Seit wann ist Thomas auf der Jagd? fragte er.

Gestern schon sind sie hinaufgezogen, war die Antwort.

Wer ist bei ihm?

Giampietro Gaffori.

Volo a Dio! Der ist hier? rief Antonio überrascht, und zu dem Gaste aus Livorno gewandt, sprach er weiter: Da seht Ihr, mein Herr Viale, wie friedlich Zeit und Menschen in Corsika geworden sind. Giampietro Gaffori ist hier hinaufgeritten, um einen Muffro zu jagen. Er, der die Genüsse so oft gejagt hat, begnügt sich jetzt mit einem armseligen Wildschaf. Er lachte auf, Spott war in seinem Gesichte bemerklich.

So werde ich den berühmten Doktor Gaffori unverhofft zu sehen bekommen, antwortete der Kaufmann.

Es geschieht oft, was wir am wenigsten vermuthen, sagte Antonio. — Hat er Euch keine Neuigkeiten erzählt, nichts von seinen Freunden, den Herren Franzosen in Ajaccio und von ihrem vortrefflichen General, dem lieben Herrn von Cursay? fragte er dann weiter.

Er hat nichts erzählt, erwiderte Therese. Warum habt Ihr Francesco Gaffori nicht mitgebracht?

Darüber muß Felice Auskunft geben. Ich weiß nichts von ihm.

Ich ging in Gaffori's Haus, sagte der junge Bruder, doch mein guter Freund Francesco wollte mich nicht begleiten. Da der Doktor verreist sey, hielt er es für Pflicht seiner Schwägerin, der Donna Maria Anna, Gesellschaft zu leisten.

Daß es ihm nur nicht so geht, wie einst den getreuen Freunden, welche diesen liebreizenden Donna Maria Anna Gesellschaft leisteten, rief Antonio lachend.

Und wie erging es diesen? fragte Viale.

Man merkt an dieser Frage, daß Ihr ein Fremder seyd, versetzte Romei; denn im Corsika ist diese Geschichte überall bekannt und wird sogar in Liedern besungen. Giampietro Gaffori ist aber mein werther Jugendfreund, somit kann ich die beste Auskunft geben. Wir waren als Knaben täglich beisammen, unsere Väter lebten in Freundschaft. Niemand jedoch hat damals von ihm gemeint, daß sein Name in solcher Weise berühmt werden könnte, wie es seitdem geschah. Als er aus Pisa zurückkehrte, war ein gelehrter Doktor der Rechte aus ihm geworden, der Bücher schrieb über alte Gesetze und aus vermoderten Papieren vergessene Urkunden hervorzog, welche für des corsischen Volkes Rechte von Wichtigkeit seyn sollten. Darauf wurde er Advokat am hohen Gerichtshofe und damit begann er sich einen Anhang unter dem Volke zu machen. Als dann die Zeiten immer wilder wurden, der Abenteurer hier landete, jener deutsche Baron von Neuhof, der als unser König uns plötzlich aus den Wolken fiel, wurde mein lieber Freund Giampietro sein Kabinetssekretär, und bald darauf gab es einen Marquis Gaffori. Denn der vortreffliche König Theodor machte Grafen, Herzoge und Barone zu Dutzenden, sie wuchsen wie Pilze aus dem Boden, doch sie verfaulten eben so schnell, als das Reich seiner Majestät. — Er schrie sein höhnendes, häßliches Gelächter auf, und die kleinen scharfen Augen funkelten wie Sterne.

Diese schönen Titel wurden oben mein theurer erzählt, wie ich gehört habe, sagte der Kaufmann, denn der sogenannte König nahm dafür, wie auch für seine Orden, ansehnliche Summen ein.

Es gibt hier Narren genug für Alles, versetzte Romei, für jeden Titel, da sie doch den Tollen selbst in den Krieg mit Frankreich, um uns diesen Theaterprinzen, der schmählich davonlief, zu erhalten. Aber der Marquis Gaffori war klüger. Er hing alle seine hohen Würden an den Nagel, wurde wieder der Doktor Gaffori in Corte, der fleißige Advokat, welcher armen Leuten zum Rechte half, und damals heirathete er auch seine

jetzige Frau, die Donna Maria Anna, obwohl — hier hielt Antonio Romei einen Augenblick inne und seine Augen funkelten seine Schwester an, deren Gesicht noch stolzer zu werden schien.

Er heirathete wahrscheinlich eine reiche Erbin aus angesehenem Hause, fiel Viala ein.

Romei schüttelte spöttisch den Kopf. Gott bewahre; die Tochter eines Verbannten, welche nichts besaß, als ihren trotzigen Muth, von dem Ihr nun gleich hören sollt. Zwei Jahre darauf brach der Kriege mit Genua wieder aus, als Graf Rivarola den Corsen Beistand von Seiten des Königs von Sardinien vorspiegelte. Gleich war auch Gaffori wieder an der Spitze. Dießmal aber nicht als Kabinetssekretär und Marquis, sondern als General unserer Republikaner.

Herr Gaffori scheint ein Mann zu seyn, aus welchem Alles werden kann, was er will, lächelte Viale.

Er war jedenfalls ein besserer General, als ein Marquis, erwiderte Romei. Er stürmte die Zitadelle von Corte, das war seine erste Waffenthat. Ich kann Euch noch die Schießscharte in der Mauer zeigen, wo der genuesische Kommandant den kleinen Sohn Gaffori's, den er gefangen hatte, fest binden ließ, um den Vater vom Bresche schießen abzuhalten.

Ein verzweifeltes Mittel, aber sehr wirksam!

Da irrt Ihr. Eine Minute lang standen die Kanoniere freilich wie erstarrt. Gaffori auch, dann aber schrie er: Feuer! Mein Vaterland ist mehr als mein Kind!

Das ist ein schrecklicher Vater!

Man kann es auch eine große hochherzige That nennen! sagte Therese Romei in ihrer stolzen Art zu ihrem Bruder Felix.

Er wurde dafür mit Matra und Venturini zum Protektor der Republik vom Volke gewählt, fuhr Antonio fort, und die Genuesen flohen vor ihm bis nach Bonifacio und Bastia; er schlug sie überall. Doch nun hört weiter. Während er im Felde lag, kamen die Genuesen auf den Einfall, von Calvi her, rasch über die Berge kommend, Corte zu überfallen, um Gaffori's Weib und Kind als Geißeln fortzuführen. Man wußte schon, daß die Donna Maria Anna ganz von derselben Gesinnung sey, wie ihr Gemahl; es war somit den Genuesen nicht eben zu verargen.

Gewiß nicht, und wahrscheinlich hatten sie in Corte doch noch einige Freunde, die ihnen treu geblieben, lächelte Viale sein trockenes, kaltes Gesicht verziehend.

Daran ist nicht zu zweifeln, mein Herr. Die Genuesen drangen beim ersten Tageslicht in die Stadt und umzingelten sogleich Gaffori's Haus; dennoch kamen sie zu spät.

Die Donna war entflohen.

Durchaus nicht, allein sie hatte Nachricht erhalten. Ein paar Freunde eilten ihr zu Hülfe, mit ihrem Beistande vertheidigte sie das Haus.

Das war verwegen!

Drei Tage lang knallten die Flinten, es entstand eine hartnäckige Belagerung. Endlich verloren die Freunde den Muth und baten die Donna zu kapituliren. Doch nun vernehmt, was geschah. Sie mußten fortfahren, tapfer zu kämpfen, unter Hunger und Durst mit unvergleichlichem Heldenmuth, obgleich sie gerne davongelaufen wären.

Sie mußten? fragte Viale, warum mußten sie?.

Weil die Donna Maria Anna bei einem vollen Pulverfasse im Keller saß und geschworen hatte, sich und ihre ganze Gesellschaft in die Luft zu sprengen, sobald Einer von Kapitulation sprechen würde.

Das würde sie nicht gewagt haben.

Die Freunde glaubten es und ich glaube, sie thaten Recht daran. Sie fochten, bis am vierten Tage Gaffori kam und sie befreite. Jetzt wißt Ihr, warum ich vor der Gesellschaft der Donna Maria Anna warnte. Aber wie gefällt Euch diese Belohnung treuer Freunde?

Es widerfuhr ihnen, was sie verdienten, sagte der Kaufmann. Ist die Donna schön?

Nicht übel.

Jung noch?

Sie war fünfzehn alt, als Giampietro sie nahm, seitdem sind elf Jahre vergangen.

Viale sah zu der Doncella Therese hinüber, darauf fuhr er fort: Dieser Mann scheint zu dieser Frau vollkommen zu passen. Gewiß auch lieben sie sich aufs Innigste.

Man sagt so, aber — setzt da unsere werthe Frau Cervoni! Sie bringt uns Stoff zu besserer Unterhaltung. — Damit unterbrach Romei seine Mittheilungen, denn die Wittwe trat herein und ihr folgte eine Dienerin nach, beladen mit Speisen und Tischgeräth, sammt einer andern, welche in großen bauchigen Flaschen den süßen Wein von Soveria trug.

Nun wurde der Tisch geordnet, doch noch ehe das Mahl begann, zu welchem Frau Cervoni ihre Gäste einlud, klangen die Hörner im Thale und man sah einen Trupp bewaffneter Männer sich nähern, der bald als die heimkehrenden Jäger erkannt wurde. Auf Stangen gelegt und fest gebunden, trugen sie ihre Jagdbeute und nun ward es in den Hütten lebendig. Das Volk lief herbei, Freudengeschrei begleitete den Zug, gelenkige Weiberzungen kreischten und lachten, Kinder hüpften und sprangen um die Leichenbahren der Wildschafe; so kamen sie alle den Hügel herauf.

Cospetto! rief Felix Romei, sie bringen drei Mufforos, und was hat Gaffori an sein Gewehr gebunden? Einen Fuchsschwanz, so wahr ich lebe! Er hat einen Fuchs geschossen.

Sein Bruder Antonio neigte sich zu des Kaufmanns Ohr und flüsterte hinein: Dann schoß ein Fuchs den andern! Seht, dort kommt er, und neben ihm Thomas Cervoni, der ihn verehrt, als sey er ein Heiliger. Aber ich hoffe ihm, einen andern Gott zur

Anbetung zu geben, der diesen da zum Tempel hinaustreibt. —

Viale gab kein Zeichen von Theilnahme, er blickte hinab und betrachtete die Jäger.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reichthum der Polargegenden.

Dieser besteht bekanntlich in dem einzigen Zuchtvieh derselben, den Rennthieren, aber das merkwürdige Leben und die Behandlung derselben dürfte vielen Lesern neu seyn. Es sey daher aus der Natur über diesen Gegenstand Einiges angeführt.

In den unwirthbaren Einöden der arktischen Zone, bei einem neunmonatlichen Winter ist zwar die Vegetation nicht ganz erstorben, aber der Pflanzenwuchs ist hier doch nur ein so kümmerlicher, daß selbst die weitesten Gebiete nicht ausreichen, um die spärliche Zahl der darauf lebenden Menschen, so genügsam deren Bedürfnisse und Ansprüche auch seyn mögen, zu ernähren. Und doch hausen selbst hier unter den ungünstigsten Verhältnissen Menschen, da die Natur Mittel gefunden hat, auf eine eigenthümliche Art die einfachen Bedürfnisse der Bewohner dieser trostlosen Gegenden zu befriedigen. Es ist allein das Rennthier, welches den hohen Norden bewohnbar macht.

So ist denn auch das Rennthier die erste und unerläßliche Bedingung für die Existenz der Samojeden auf der Tundra, der unabsehbaren, mit kleinen Landseen und Wasserlachen übersäeten morastigen und mit einer bleichen Moosdecke überzogenen Fläche, die sich durch das ganze nördliche Sibirien bis an das Eismeer erstreckt. Das Rennthier vertritt hier, wie überhaupt im eisigen Norden, die Stelle aller andern Hausthiere, es ist zugleich Pferd, Rind und Schaf. Außer jenem und dem zur Bewachung der Heerde dienenden Hunde sucht man daher vergebens in der Nähe des Tschums, der rauchigen Hütte des Samojeden, nach anderen Hausthieren.

Die einzige Nahrung des Rennthieres besteht im Sommer in Gras und Moos und im Winter in Moos, das selbst unter dem Schnee wächst und blüht und seit Jahrtausenden hier den erstarrten Boden überzieht, — und Flechten. Findet es nur diese Nahrung, so bedarf es keiner weiteren Pflege und Wartung. Man überläßt gewöhnlich die Heerde gänzlich sich selbst, und nur während der Nachtzeit, wo ihr besonders von Wölfen Gefahr droht, wird sie mitunter bewacht.

Aber selbst bei diesen überaus genügsamen Ansprüchen ist dennoch das Rennthier auch wählerisch und frißt nur den oberen buschigen Theil des Mooses und sobald seine Nahrung deßhalb abnimmt, entfernt es sich immer weiter von dem Tschum. Dieß ist denn für die Samojeden das Zeichen, daß es Zeit sey, die Stätte zu wechseln, und hiermit beginnen denn auch die Vorbereitungen zum Weiterziehen, die auf kurze Zeit ein reges Leben in der Einöde hervorrufen. Die Jnka (die Frau) packt die gesammte, freilich geringfügige Habe, die Decken und Stangen der Hütte auf die Schlitten, während die Männer die sonst gewöhnlich angebundenen Hunde loslassen und ihnen durch einen besonderen Zuruf das Zeichen zum Herbeitreiben der Heerde geben.

In der Regel fährt man mit zwei oder drei Rennthieren, will man aber Staat treiben, mit vier oder selbst sechs und zwar gleichfarbigen, ganz weißen, da man diese für die schönsten hält. Sämmtliche Rennthiere werden bloß mittelst eines Zügels gelenkt, der an dem Geweih des links gehenden Thieres befestigt ist.

Das gewöhnliche Fahren mit Rennthieren ist, ähnlich dem mit Ochsen, ein sehr langsames. Wie wäre es auch möglich, auf diesen Tümpeln schnell zu fahren? Kommt man dagegen auf einen gefrorenen Fluß oder sonst gebahnten Weg, wie es deren hie und da in der Tundra gibt, so geht es ungeheuer schnell. Man fährt dann in einem gleichmäßigen raschen Trabe mit denselben Thieren, ohne zu füttern oder zu wechseln, in einem halben Tage 80 bis 100 Werste (circa 12 bis 15 Meilen), indem man nur nach jeden 7 oder 10 Werften die Rennthiere sich etwas verschnaufen und durch etwas Schnee erfrischen läßt. Eine solche 7 oder 10 werstige Entfernung nennen die Russen „einen kleinen oder großen samojedischen Athemzug".

Das Schlachten eines Rennthieres ist ein großer Festtag für die Samojeden. Die Kinder, die Hände in die Maliza, eine Art Sack mit Aermeln aus Rennthierfellen, gesteckt, hüpfen und rennen vor Freude um das Schlachtopfer, während die Jnka schweigend die Befehle der Männer erwartend dasteht. Von diesen hält der eine das Rennthier am Geweih, ein anderer steht mit dem Messer bereit, während der Wirth selbst mit sicherer Hand einen Beilhieb auf den Kopf des Thieres führt. Dieses stürzt, und sofort wirft man sich auf dasselbe, durchschneidet ihm die Gurgel und unterbindet hierauf die große Blutader. Dann stößt man ihm das Messer in's Herz, jedoch so, daß kein Tropfen Blut dem Körper entrinnt. Das noch warme Thier wird endlich zur Hälfte enthäutet und dann nach Art der samojedischen Anatomie zerlegt.

Nun beginnt der blutige Schmaus. Der Wirth und die anwesenden Ehrengäste nehmen den leckersten Bissen, wozu man das Fett vom Rücken, die Nieren und Lendenstücke rechnet. Ein solches Stück tauchen sie dann in das noch warme Blut und schneiden sich von demselben, indem sie es mittelst der Finger und Zähne festhalten, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit durch einen Schnitt dicht vor dem Munde aufwärts die einzelnen Bissen ab. Die übrigen nagen Knochen ab und trinken Blut dazu. Die arme Jnka

ist die Letzte bei dem Male, sie muß sich mit dem begnügen, was übrig bleibt. Der Rest wird als Vorrath aufbewahrt.

Der Samojede ißt, so lange er etwas zu essen hat, den kommende Tag macht ihm keine Sorgen. Ist Alles verzehrt und meldet sich dann der Hunger, so setzt er sich an das Feuer seiner Hütte, spuckt im halbschlummernden Zustande von Zeit zu Zeit in dasselbe und säugt an darüber nachzudenken, wie wohl dem Elende abzuhelfen sey. Nimmt dann aber nach einigen Tagen der Hunger zu sehr überhand, so schlachtet er eines seiner Rennthiere und vergißt bei dem leckeren Mahle alles gewesene Ungemach, bis ihn solches aufs Neue heimsucht.

Mit den ersten Tagen des Juli, wo die Luft am heitersten und sehr milde ist, stellen sich Millionen von Mücken ein, die in dichten Wolken die Luft verfinstern und den Bewohnern dieser Gegenden selbst das bleiche Schattenbild des Sommers verleiden. Man flieht sich daher bald nach dem Wiedereintritt des Winters, der hier volle drei Vierteljahr dauert, zurück, da man wenigstens von dieser entsetzlichen Plage befreit ist. Die ganze Heerde rennt bei dieser entsetzlichen Plage laufend herum und zerstampft dabei in kurzer Zeit das Moos. Einmal zertreten, schießt das Moos nicht vor 30 Jahren wieder in die Höhe.

Jährlich werden wohl an 2800 Zentner Rennthierfleisch eingeschlachtet, wovon die Hälfte im Werth von 24,640 Thaler verkauft wird. Die Felle werden zu Sämischleder gegerbt und zwar jährlich 40,000 Stück, die einen Werth von 75,250 Thaler besitzen.

Mannigfaltigkeiten.

Abbé Domenech hat, wie die „B. Z." mittheilt, eine Broschüre herausgegeben, in welcher er sein angefochtenes „Buch der Wilden" zu vertheidigen sucht. Er behauptet darin, daß die Schlangen keine Würstchen sind, und daß die deutschen Worte von einem alten „Sachem" (indianischen Weisen) von schwäbischem Ursprung herrühren. Der Verfasser soll ein von den Wilden als ganz junges Kind adoptirter Deutscher seyn, der sich allmählich in die indischen Sitten hineingelebt und, wo die symbolischen Zeichen nicht ausreichten, sich der Buchstaben seiner Muttersprache bedient habe, — eine Hypothese, welche mit den übrigen des gelehrten Abbé ganz in einer Linie steht; denn wenn die Rothhäute deutsch verstanden, wozu die ganze Malerei, und wenn sie es nicht verstanden, wozu die deutschen Schriftzüge?

Nach Verlauf von 1900 Jahren hat der französische Naturforscher Guyon die Ursache ermittelt, weshalb die Soldaten Cäsar's, die aus einer warmen Quelle bei Utica — jetzt Ju Chaten bei Tunis — tranken, krank geworden sind. Damals wurden Lybier der Vergiftung der Brunnen beschuldigt, und jetzt wird ihnen eine späte Ehrenrettung zu Theil, indem Guyon durch eine Analyse des Wassers gefunden hat, daß der Brunnen arsenikhaltig ist. Der giftige Beisatz ist so gering, daß die daran gewöhnten Eingebornen keinen Nachtheil davon verspüren, so wenig heute wie vor Jahrtausenden; Fremde aber, welche dieses Wasser plötzlich und in großer Menge genießen, können allerdings nachtheilige Wirkungen empfinden.

Ein Münchener Gemälde-Restaurateur und Händler hat einen sehr werthvollen Fund in einem halbvollendeten Bilde von Albrecht Dürer gemacht. Das Werk zeigt einen Christus, Brustbild, als Salvator mundi mit der Weltkugel in der Hand. Das Bild scheint der letzten Lebenszeit des Meisters anzugehören und er an seiner Vollendung durch den Tod verhindert worden zu seyn. Das Bild wurde, dick mit Leimfarbe überstrichen, auf dem Boden des Haller'schen Hauses in Nürnberg unter altem Gerümpel aufgefunden; kam durch Verkauf um eine Kleinigkeit in die Hände eines bekannten Bilderhändlers in Bamberg, der durch Gewinnung dieses Schatzes überrascht war, ihn aber auch sofort dem jetzigen Besitzer überließ.

Am 11. November brach zu Berlin ein sehr gefahrdrohendes Feuer aus. Es war das Magazin eines Fouragehändlers mit ungefähr 7000 Ctr. Heu und Stroh in Brand gerathen und nur 50 Fuß entfernt von der heftigen Gluth stand ein gleich großes, leicht gebautes Magazin mit ähnlicher Füllung, wiederum 30 Fuß davon ein zweites und unmittelbar daneben auf der Spree noch 10—12 mit Heu und Stroh beladene Kähne. Die Rettung war nur den außerordentlichen Anstrengungen der Feuerwehr zu danken, die 30 Stunden in Thätigkeit, unterstützt und in Anregung erhalten durch ihr zum Erstenmale hinzu beschiedenes Musikkorps.

Dem Oberingenieur bei dem Remsthal- und Neckarthal-Bahnbau, Oberbaurath v. Gaab, hat die philosophische Fakultät von Tübingen zum Zeichen des Dankes der Universität für dieses wichtige Werk ihr Doktordiplom verliehen. Gaab, der Sohn eines ehemaligen Tübinger Professors, des Prälaten v. Gaab, ist darin bezeichnet als de viis circa Tubingam olim silice, nunc ferro muniendis optime meritus.

Redakteur Gustav Meisterl. — Druck und Verlag der A. Weitnauer'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 277 Mittwoch, 20. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Thomas Cervoni schwenkte seine Mütze, die mit großen Adlerfedern besteckt war, zu dem Balkon herauf. Es war ein schwarzlockiger, stattlicher Jüngling mit sonnigen Augen und frohen, belebten Mienen; der Kaufmann blickte jedoch weniger auf ihn als auf den älteren Mann, der ihm nachfolgte. Wirklich hatte dieser an sein Doppelgewehr einen gewaltigen Fuchsschwanz festgebunden und auf einer der Bahren lag der feiste Reineke, beinahe so groß wie ein Wolf, denn die Füchse Corsika's sind mächtige Thiere und grimmige Feinde der jungen Schafe. Darum umsprangen die Hirtenkinder mit Jubel, Hohn und Schimpfreden den todten Räuber, und zwischendurch klangen ihre Evvivas auf den Sieger, der ihn erlegt. Das war Giampietro Gaffori. Viale hatte Zeit, ihn anzuschauen, denn als der Zug vor dem Hause hielt, dauerte Lärm und Getümmel lange genug, ehe die Beute getheilt war. Eines der langen seidenhaarigen Schafe wurde in die Casa Cervoni getragen, denn der leckere Braten des Mufro ist ein vielbegehrter, mit den beiden anderen und dem feisten Fuchs zog das Jagdgefolge und der Volkshaufe nach seinen Cavannen, um das Theilungsgeschäft dort fortzusetzen. Und jetzt dröhnten die raschen Schritte der beiden Männer auf der Treppe, dann stürmte Thomas Cervoni in das Gemach, blickte flüchtig umher, eilte aber dann auf seine Mutter zu, küßte ihre Hände und ließ sich dafür segnen und küssen. Hierauf wandte er sich zu der schönen Therese, der er neckend entgegen rief, daß sie ihre Wette verloren habe, denn eigenhändig sey von ihm ein Muffro getödtet worden. Ehe er jedoch weiter fortfahren konnte, machte seine Mutter seiner lustigen Bezeugung mit der schönen Cousine ein Ende.

Hier sind unsre Vettern Romei, mein Sohn, und ein Herr von Livorno, der mit ihnen gekommen ist, sagte die alte Frau ihn unterbrechend, und Thomas schüttelte nun Allen die Hände, wechselte freundliche Worte und erzählte von seiner Jagd, bis wiederum die Thür geöffnet wurde und Giampietro Gaffori hereintrat. Dieser blieb einen Augenblick stehen, denn Thomas sprach mit vieler Lebendigkeit von der Verfolgung und Erlegung eines Muffro, den er in den Felsschlünden des Artica aufgejagt, und alle hörten so eifrig zu, daß der berühmte Gast darüber vergessen schien. Viale nur sah ihn, und Giampietro's Augen blickten ihn eben so lange fest und durchdringend an.

Der Doktor war sechs und dreißig Jahre alt, sein Haar lag dünn auf der edelgeformten hohen Stirn, darunter glänzten breite, stark gebogene Augenbrauen und große Augen voll geistiger Macht und Tiefe. Er war hager und ziemlich lang, von festem Körperbau. Die Nase kräftig und römisch geformt, der Mund mit feinen Lippen. So zeigte er sein ernstes und kluges Gesicht, unerschütterliche Ruhe lag darin ausgeprägt.

Als er bemerkt und empfangen wurde, trat er mit Freundlichkeit näher. Antonio Romei streckte ihm beide Hände entgegen und rief: Willkommen Giampietro, welche unerwartete Freude dich hier zu finden. Matre di Dio! welch ein Mann! Seht her, Herr Viale. hier ist unser Held, der Euch so große Bewunderung einflößt, die Niemand auch so sehr verdient.

Gaffori grüßte und dankte lächelnd für dieß Rühmen, sprach darauf mit der Frau Cervoni ein paar herzliche und scherzende Worte, grüßte die Donella Therese in artiger Weise und wandte sich zu Thomas zurück, der seine Erzählung damit beendet hatte, daß er Gaffori's Geschick und Glück aufs Höchste pries.

Dieß möchte doch schwerlich mit deinen eigenen edlen Eigenschaften sich messen können, sagte der Doktor seinen jungen Freund umarmend.

Nein, nein! rief Thomas, der unermüdlichste und verwegenste Jäger bleibst du. Mögen es Genuesen oder Muffros seyn, du streckst sie nieder, wo sie sich blicken lassen. Bis an die Quellen des Restonica sind wir hinauf gewesen, Therese.

Könnt Ihr es denken, Herr Viale, lachte Romei, daß unser gelehrter Doktor solche Künste versteht?

Wer sich so hohen Ruhm im Krieg und Frieden erworben hat, antwortete der Kaufmann, muß in allen Künsten Meister seyn. Mein Herr General Gaffori, fügte er hinzu, indem er sich artig verbeugte, es gibt in ganz Italien keinen Ort, wo das Volk nicht mit Bewunderung Euren Namen nennt. Ich preise mich glücklich, Euch von Angesicht zu sehen.

Ich danke Euch, Herr Viale, erwiderte Gaffori,

aber einen General meines Namens gibt es nicht mehr. Das war ein Titel in der Noth, die jetzt vorüber ist, wie ich hoffe für alle Zeit. Ich bin wieder der Doktor Gaffori, welcher zuweilen von seinen Akten und Büchern aufspringt und einen Jagdrock anzieht, um einen Muffro zu Leibe zu gehen und mit ausehnlichem Hunger und Durst zurückzukommen. Da diese willkommenen Gefährten sich nun wirklich eingestellt haben, so laßt uns nicht zögern der Gastfreundschaft, welche uns hier winkt, Ehre zu machen.

Ohne Umstände setzte er sich hierauf an den Tisch, und seinem Beispiel folgten die Andern gern. Gläser und Messer waren bald in voller Thätigkeit, doch trotz seines Lobspruches auf Hunger und Durst und den Anstrengungen der mühevollen Jagd blieb der Doktor Gaffori ein äußerst mäßiger Gast. Ein einziges Glas von dem feurigen Weine würzte seine Mahlzeit, die aus wenigem Fleisch und einer kleiner Anzahl gerösteter Kastanien bestand, der gewöhnlichen Nahrung des Volkes. Dafür trank und rühmte er das Wasser des Nebbio als das vorzüglichste auf der ganzen Insel, und als Alle noch fröhlich tafelten, — denn Frau Cervoni brachte mancherlei gute Dinge auf ihren Tisch, — hatte er längst schon die Gabel niedergelegt.

Giampietro Gaffori's Unterhaltung mit dem Kaufmann aus Livorno erregte aber bald eine so allgemeine Theilnahme, daß die Zuhörer aufmerksam folgten. Der gelehrte Doktor schien mit allen Zuständen und Ereignissen in der Welt bekannt zu seyn, und wovon er auch sprechen mochte, es war anregend und einsichtig. Er hatte mehrere Jahre in Rom und Florenz gelebt, hatte die Hauptstadt der Franzosen gesehen und seine Studien sowohl, wie die eigenthümlichen Schicksale seines Lebens, verschafften ihm Welt- und Menschenkenntnisse, wie diese so leicht kein Anderer neben ihm besaß. — Der Kaufmann aus Livorno bot gute Gelegenheit, um zu vernehmen, wie es in Toskana und auf dem Festlande Italiens überhaupt stand, und der Doktor suchte den Fremden durch viele Fragen über alle Verhältnisse auszuforschen. Corsika trieb zu aller Zeit Handel mit Livorno, so weit dieser nicht durch die Genuesen verhindert wurde. In den Kriegsjahren aber hatte die genuesische Flotte die Küsten strenge bewacht und mit ihrer Uebermacht, so viel, sie konnte allen Verkehr abgeschnitten. Diese Umstände gaben Anlaß zu einer Unterhaltung, bei der auch Antonio Romei lebhaft sich betheiligte.

Wir waren schon immer arm genug, sagte er, doch dieser Krieg hat uns noch viel ärmer gemacht. Ich sage nichts gegen unsere patriotische Erhebung; santa Madre! es mußte so seyn. Aber unser Oelhandel wurde vernichtet, und wer sich mit Geschäften eingelassen hatte, setzte Hab und Gut zu. Dazu verschlangen Steuern und Abgaben mehr, als was Genua je gefordert, und was hat es nicht sonst noch gekostet! Die besten Männer und Familien sind in dieser Verwirrung gestorben und verdorben, es ist nicht Eine, die nicht gelitten und verloren hätte, wenn sie überhaupt etwas verlieren konnte.

Die Wittwe Cervoni hatte ihre Hände gefaltet und seufzte vor sich hin, ihr Sohn aber richtete sich auf und gab eine stolze Antwort. Wir haben alle verloren, sagte er, der Eine viel, der Andere wenig, allein wir haben auch alle gewonnen. Wären die Franzosen den Genuesen nicht zu Hülfe gekommen, es gäbe längst keinen mehr in Corsika. Doch auch so, wie es ist, haben wir endlich gesichertes Recht vor neuen Bedrückungen und wollen es nimmer wieder antasten lassen.

Und so Gott will, sagte Gaffori, in seiner feinen sanften Weise lächelnd, soll der Friede uns helfen, daß wir viele tausend neue Oelbäume pflanzen und unsere Wein- und Oelkrüge als Männer füllen, denen sie mit Recht gehören. Corsika ist so reich vom Himmel mit allem Guten gesegnet, daß Niemand elend zu leben braucht; deunoch sind Jahrhunderte in Armuth und Noth vergangen, weil unsere Herren und Gebieter in Genua das Volk roh und unwissend ließen.

Romei wollte darauf antworten, doch der Kaufmann aus Livorno kam ihm zuvor. Ihr habt sicherlich Recht, Herr Doktor, sagte er, diese Insel könnte einen Reichthum an Oel und Wein liefern, die schönsten Früchte, Getreide und Gewächse aller Art in Fülle, weit mehr als ihr selbst braucht, wenn das Volk fleißig und friedlich arbeitete. Dieß scheint jedoch nach manchen Urtheilen, welche ich hörte, nicht in seiner Natur zu liegen, und ob fremde Herren oder eine einheimische Regierung hier vorhanden, so glauben doch Viele nicht daran, daß dieß Uebel sich ändern läßt.

Langsam wird es sich ändern, doch ändern gewiß, versetzte Gaffori, indem er eine Kastanie nahm, zerbrach und aß. Seht, mein Herr, fuhr er dabei fort, die meisten Corsen besitzen an täglicher Speise genug, wenn sie eine Hand voll dieser Früchte in ihrer Tasche haben. Wenige Bäume genügen, um sie und ihre Familien für das ganze Jahr zu sichern, wenige Ziegen und Schafe ernähren den Hirten mit Weib und Kind. Der Corse braucht nichts als seine Hütte und seinen Rock aus grober Wolle. Er ist aufs Aeußerste genügsam, weiß nichts von der Welt und was die Menschen darin schaffen, um bequem und prächtig zu leben. Niemals noch wurden ihm auch die Wege gezeigt und geöffnet, um zu erwerben, zu besitzen und Bedürfnisse zu bekommen. Willkürlich wuchsen die Lasten und harte Bedrückungen fanden statt, sobald das Wohlbefinden des Volkes sich heben wollte. So blieben uns Armuth und Barbarei. Rechtslosigkeit und Gewaltthaten erzeugten Rachsucht, den Meuchelmord mit dem schrecklichen Gefolge der Blutrache. Wenn aber das corsische Volk, das so verständig zu denken vermag wie irgend eins und so geneigt zum Nachdenken ist, sich freier und glücklicher fühlt; wenn es weiß, daß, wenn es arbeitet, es für sich arbeitet, nicht für habgierige Gouverneure

und Beamten; wenn Schulen errichtet und Kenntnisse verbreitet werden: dann, mein Herr, werdet Ihr auch die Corsen anders finden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhältniß des Papstthumes zu Rom und Italien.

(Nach Döllingers neuestem Werke: Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat.)

Seit 1500 Jahren bildet der päpstliche Stuhl den Angelpunkt, um den die Geschicke Italiens sich bewegen. Das großartigste, mächtigste Institut der Halbinsel ist dieser Stuhl; auf dem Besitze desselben beruht das europäische Gewicht, die weithistorische Bedeutung Italiens. Jeder denkende Italiener muß erkennen, daß, wenn der päpstliche Stuhl für Italien verloren ginge, die Sonne von seinem Firmament gewichen wäre. Nur dann würde die Entzweiung zwischen der Nation und dem Gange der italienischen Geschichte einerseits und dem Papstthume andererseits eine gründliche seyn, wenn ganz Italien das würde, wozu es Einige jetzt machen möchten: ein reiner Militärstaat, und folglich ein auf steten Krieg und Eroberung berechnetes Gemeinwesen. Dieß widerstrebt aber so sehr der Natur und den Neigungen des heutigen Italieners, daß der militärische Aufschwung der Gegenwart, der noch dazu einen großen Theil des Volkes völlig unberührt gelassen hat, sicher bald vorübergehen wird.

Es ist eine bemerkenswerthe Aeußerung Sismondi's, daß die Schmach, mit welcher Alexander VI., während seiner Regierung die römische Kirche bedeckt, jene religiöse Ehrfurcht vernichtet habe, welche ganz Italien beschirmte, und es wie eine leichter zu ergreifende Beute den Fremden überliefert habe. So war es seit Leo I., seit 1400 Jahren: jede Schwächung und Erniedrigung des Papstthumes ist zugleich eine Niederlage für Italien geworden, an der Größe und Majestät des Stuhles Petri hat immer Italien Theil genommen, und wenn der Italiener seine Waffen gegen diesen Stuhl kehrt, wenn er mit dem an diesem Stuhle begangenen Raube reich zu werden, mit dem dem Papste entrissenen Fürstengewande seine Blöße zu bedecken heißt, so wird er damit „felo de se," und er wird endlich erkennen, daß er selbstmörderisch gegen den eigenen Leib, und dessen edelstes Organ gewüthet hat. Das haben neuerlich alle gründlichen Kenner der italienischen Geschichte gesehen: Balbo, Troya, Cantù, Galeotti, Gino Capponi haben nicht anders geredet. Auch Ferrari würde es zugeben, wenn ihn nicht etwa sein trostloser undristlicher Fatalismus abhält.

Wohl ist es der in Italien gerade vorherrschenden Partei nicht nur um die Einverleibung des ganzen Kirchenstaats in ihr neues Einheitsreich zu thun, sie möchte sich auch der geistigen Macht des Papstthumes zu ihren politischen Zwecken bemächtigen, zu Zwecken, die für jetzt noch unberechenbar sind; der Papst soll nicht ein Weltpapst, sondern der Papst der Italiener seyn, der ihren Willen thue, ihr Reich befestige; und gewiß würde man nicht wenig betroffen seyn, wenn der Papst über die Alpen zu gehen Anstalten machte. Es könnte der Versuch eines Schisma gemacht, ein Anlauf zur Aufstellung eines Gegenpapstes genommen werden; das würde aber ein ganz gefahrloses Experiment werden, und würde schließlich für die Italiener nur die Lektion abgeben, daß Alle, die eine Institution, wie das Papstthum, zu eigensüchtigen Zwecken ausnützen wollen, zuletzt nur Schaden und Schande davontragen.

Jahrhunderte lang trug man sich in Italien mit der Hoffnung und Weissagung, daß einst ein Papa Angelico kommen werde, der Ordnung aus der Zerrüttung, Friede aus der Zwietracht, Frömmigkeit aus dem religiösen Zerfalle schaffen, der Restaurator und Beglücker Italiens werden würde.*) Was der im Untersberge schlafende Barbarossa für die Deutschen, das ist der Papa Angelico für die Italiener. Es spricht sich in dieser Sage das Gefühl aus, daß Italiens Geschicke durch das Papstthum bestimmt werden, daß Beide auf einander angewiesen seyen, daß es die Bestimmung des päpstlichen Stuhles sey, als der schützende Genius der Nation in ihrer Mitte und über ihr zu walten.

Mag auch für jetzt die Einsicht bei den Italienern verdunkelt seyn, daß das Papstthum ein hohes, von Gott ihnen verliehenes Pfand und Depositum ist, und daß sie als Nation verantwortlich sind für den Gebrauch oder Mißbrauch, den sie davon machen; sie wird ihnen wieder aufgehen. Die bedeutendsten Männer ihrer Nation in der jüngsten Zeit haben es erkannt, daß eine monarchische Einheit dem Charakter und der Geschichte des Volkes gleichmäßig widerstrebe, dem italienischen Municipalgeiste Gewalt anthue. Balbo, Gioberti, Rosmini, Galeotti, alle waren für eine Konföderation als die der italienischen Geschichte und Volksnatur entsprechendste Gestaltung, und hielten ein einheitliches italienisches Reich für eine Unmöglichkeit. Und auch gegenwärtig sind unter den denkenden Italienern sehr Viele, welche in diesem Einheitsbau nur den Versuch sehen, einem Gebäude, welchem die Grundmauern und die Seitenwände fehlen, den Dachstuhl aufzusetzen.**) Es wird eben wieder einmal dort der

*) So heißt es in Campi Storie Fiorentine, III, 60, daß im Jahre 1514 ein Mönch Theodor das Volk verführt habe mit der Versicherung: avergli un angelo rivelato, come egli sarebbe quel Papa Angelico, che i popoli italiani aspettavano. Auch Savonarola wurde beschuldigt: seine ehrgeizige Absicht sey gewesen: farsi Papa Angelico. Vgl. Scritti vari del P. Vinc. Marchese. Firenze 1855, p. 294.

**) Vgl. die Bemerkungen des Marquis Bourbon del Monte im Correspondant, 1859 XII, 472.

Weg zum Möglichen auf dem Umwege durch das Unmögliche hindurch genommen. Mag die Partei, welche die Einheit und Zentralisation nach französischem Muster erstrebt, gegenwärtig die Oberhand haben, sie wird ihr nicht bleiben, sondern die Anhänger der föderativen Einheit werden wohl zuletzt die Erben seyn.*) Hat doch erst vor wenigen Wochen einer der früheren Führer der italienischen Revolution, Cernuschi, die Unmöglichkeit eines einheitlichen Italiens dargethan, und dem neuen Königreiche seine baldige Auflösung geweissagt.**) Eine Konföderation italienischer Staaten, mit dem Papste als Moderator an der Spitze, das war auch die Hoffnung Pius IX. und das Ziel, nach welchem er strebte.***) Und diese Gestaltung ist noch immer erreichbar, und bietet sich dar als die dem Volksgenius am besten entsprechende, wenn die gegenwärtige piemontesische Annexionseinheit wieder zerfallen seyn wird, wenn die Italiener des piemontesischen Beamten- und Administrationsjoches satt, und ihre Schultern davon wund gedrückt seyn werden. Denn man kann einheitliche Nationen nicht improvisiren. Zur Bildung einer solchen wird der stille spontane Prozeß, das langsame Werk von Jahrhunderten erfordert.

(Fortsetzung folgt.)

*) So unterscheidet Montanelli, Memorie, I, 33, richtig die zwei politischen Parteien.

**) Neue Preuß. Zeitung, 16. Juli, Ami de la religion, 18. Juli.

***) Un Papato moderatore della lege degli Stati italiani. Farini II. 69.

Morgens in der Fremde.

Wenn ich in der Fremde wand're
In der frühen Morgenstund',
Gibt mein Leben, meine Freude
Sich in herz'gen Grüßen kund.

Und ich grüß' die Welt, die weite,
Die so herrlich mir erblüht,
Grüß' das junge, schöne Leben,
Das die Brust mir warm durchglüht.

Mächtig führ' ich mich erhoben
Von der Schöpfung Majestät,
Himmelwärts auf Liebesleiter
Steigt ein morgenfromm Gebet.

Und ich wall' am leichten Stabe,
Hein'rer Klänge voll die Brust,
Und ich bin so recht des harmlos
Stillen Glückes mir bewußt.

Und es ziehen die Gedanken,
Gleich den Vöglein in der Luft,
Frei und fröhlich in die Ferne
Ueber Berg und Bergeskluft.

Wo sie weilen, meine Lieben
In dem heimathlichen Thal,
Neigen flüsternd sie sich nieder,
Melden meinen Gruß zumal;

Melden dann, wie in der Ferne
Ihrer ich gedenke treu,
Und entschuld'gen mein Verweilen,
Da so schön das Wandern sey.

Mannigfaltigkeiten.

In der neuesten englischen Bankerottliste figurirt auch ein Russe aus altadeligem Geschlechte: „Georg Nikolaus Fürst von Gallitzin, Kammerherr des Kaisers von Rußland und Marschall des Gouvernements Tambow, ein Fürst des russischen Reiches, Komponist, Musikmeister und Direktor von Konzerten". Der genannte Fürst lebte seit Jahr und Tag in London und hatte zu verschiedenen Malen Konzerte dirigirt, in denen er russische Musik, darunter viel von seinen eigenen Kompositionen, dem englischen Publikum vorführte.

Man schreibt aus London: Der schrecklichste Schiffbruch während des letzten Sturmes war der des Schraubendampfers Yarborough, der auf der Fahrt von Grimsby nach Kronstadt verunglückte. Mit ihm versanken drei Matrosen und 200 Stück Vieh. Der Dampfer Cityhof Norwich, der vor 8 Tagen von Tönningen ausgelaufen war, verdankt seine Rettung einem wahren Wunder.

In Leipzig wurde am 10. November ein Neger getauft. Derselbe stammt aus Kairo, ist bisher der mohammedanischen Religion zugethan gewesen, gibt sein Alter auf 35 Jahre an und hat in der Taufe, bei der zwei Pathen ihm zur Seite standen, die Namen Christian August Leipziger erhalten.

Auf das elende Lobgedicht, welches der Berliner „Publizist" auf den Herzog von Magenta angefertigt, bringt die „Donau-Zeitung" folgendes Epigramm:

Schlechtre Gesinnung zu finden, ist schwer,
Schlechtre Verse noch schwerer;
Dein Herz, du armer Mann, scheint leer,
Dein Hirn jedoch noch leerer!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand't'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 278 Donnerstag, 21. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Ich wünsche, daß Ihr Recht haben mögt, Herr Doktor, sagte Viale lächelnd, mir scheint es jedoch, Ihr gebt zu viel auf die Freiheit der Corsen.

Ei, sagte Gaffori, Ihr könnt das im Grunde an Euch selbst beurtheilen und an den jetzigen Zuständen Italiens, wie schwer der Verlust der Freiheit auf die Menschen und Völker wirkt. In der alten Zeit war die Campagna von Rom das herrlichste, reichste Land, die Kornkammer Italiens, jetzt liegt sie voll Sumpf und Trümmer, eine Wüste, und das bedrückte Volk irrt darin fieberbleich umher. Für Euch selbst, in Toskana, gab die Zeit der großen Mediceer, welche freies Bürgerthum ehrten und schätzten, die schönsten Blüthen, so auch für Kunst und Wissenschaft; jetzt dagegen seyd ihr an den lothringischen Herzog verhandelt worden, und er hat Euch zu einem österreichischen Erblande gemacht, nachdem er selbst die österreichische Erbtochter geheirathet. So seyd ihr herunter gekommen wie ganz Italien, dessen alte Pracht und Größe vermodert und verblindet.

Ihr übertreibt, Herr Doktor, sagte Viale. Es gibt immer noch genug Großes und Herrliches in Italien. Kommt nur zu uns herüber und überzeugt Euch, daß es mit unserm Verfall nicht so arg ist, wie es Euch scheint.

Gaffori schüttelte den Kopf. — Es ist lange her, sagte er darauf, daß Italien an der Spitze europäischer Kultur stand, lange her, daß die Flotten Venedigs und Genua's den Welthandel beherrschten, lange her, daß die großen Meister der Kunst und die großen Dichter Italiens mit ihren göttlichen Werken die Völker in Staunen und Bewunderung versetzten; lange her auch, daß die edle Jugend Europa's nach Italien strömte, um auf unsern Universitäten Weisheit zu lernen.

Nun, nun! rief Viale lebhafter, wir haben immer noch vortreffliche Künstler und Dichter, oder wollt Ihr den Metastasio nicht dafür gelten lassen, den Casti, Goldoni, Parini und manche andere?

Ich lasse keinen dieser Versemacher gelten, versetzte der Doktor, sie verhalten sich zu den alten begeisterten Sängern, wie die jetzigen Hofmaler und Farbenpinsler zu den gewaltigen Meistern unserer großen Zeit. Aber wie kann das anders seyn, da wir seit mehr als einem Jahrhundert immer weiter zurückgekommen sind? Und welches Land in Italien wäre von diesem Verfall verschont geblieben? Ist nicht in Rom, in Neapel, in Toskana, Venedig und Genua dieselbe Fäulniß? Was ist aus den stolzen Republiken geworden? Wo ist ihre einst so furchtbare Macht und Größe? Wo sind ihre reichen Kolonien und eroberten Länder? Genua hat von Allem, was es besaß, nur noch Corsika übrig und auch dieser Besitz, setzte er mit seinem feinen Lächeln hinzu, ist ein sehr ungewisser geworden.

Meint Ihr, meint Ihr? fiel Viale ein; aber gewiß habt Ihr Recht, Herr Doktor. Ihr müßt dieß am Besten wissen. Doch möchte ich fragen: glaubt Ihr nicht, daß die Corsen durch diesen letzten Vertrag befriedigt sind?

Dafür möchte ich mich verbürgen, erwiderte Gaffori, wenn Genua aufrichtig hält, was es zugesagt. Seit dem Jahre 1730, also seit zwei und zwanzig Jahren, kämpft das corsische Volk um nichts weiter als um gesicherte Rechtszustände, damit es nicht ferner willkürlich beschatzt und bedrückt werde. Dieß soll nun nicht mehr geschehen, unsere Gemeinden sollen ihre Vorsteher wählen, unsere Abgeordneten die Steuern bewilligen, damit sind wir zufrieden. Wir sind ein Volk von armen, friedlichen Menschen, die nur begehren, daß man ihnen kein Unrecht thue.

Ich habe mich um diese Streitigkeiten wenig bekümmert, sagte Viale, denn ein Kaufmann hat andere Dinge zu thun; kommt man jedoch mit Genuesen zusammen, so klagen diese nicht minder über Gewalt und Unrecht. Corsika, sagen sie, habe alle ihre Sorgen immerdar mit Aufruhr und Empörung vergelten und alles Gute, das ihm geboten wurde, trotzig und hartnäckig von sich gestoßen.

Ei, versetzte der Doktor lächelnd, so wäre es gewiß das Beste gewesen, man hätte ein so undankbares Volk längst seinem Schicksale überlassen.

Der junge Thomas lachte laut auf über diese Antwort, und seine Tischnachbarin, Donella Therese, stimmte ein, aber Viale erwiderte gereizt: Es wird Niemand sein Eigenthum ohne Noth fort, und von der mächtigen Republik darf man dieß wohl am wenigsten erwarten.

Gaffori schwieg einige Minuten lang, seine Augen ruhten auf dem Kaufmann. Thomas aber rief herausfordernd: Die mächtige Republik hat oft genug uns verschlingen wollen, doch der Bissen ist ihr immer zu hart gewesen und zwischen den Zähnen stecken geblieben.

Und dort sitzt er noch, lächelte Gaffori, und macht ihr Zahnschmerzen.

Genua's Zähne sind bei alledem fest und gut, Herr Doktor, versetzte Viale. Ihr könntet es noch erfahren; denn ich fürchte, setzte er bedächtiger hinzu, es kann noch viel Unglück entstehen, ehe Genua gedemüthigt wird.

Wer möchte dieß wünschen, sagte Gaffori. Herrlich und groß ist Genua's Geschichte, es ist das Vaterland vieler bewunderungswürdiger Männer. — Wo gibt es ein Geschlecht, das sich mit den Dorias vergleichen könnte! Doch genug jetzt, meine lieben Herren, ich muß Euch verlassen, denn die Nacht wird da seyn, ehe ich das Wasser des Tavignano sehe.

Mit diesen Worten stand er auf, und trotz allen Einwände und Bitten seiner Freunde, bis zum nächsten Morgen bei ihnen zu bleiben, antwortete er ablehnend: Maria Anna würde Sorge um mich haben, fuhr er dann fort, zudem erwarten mich viele Geschäfte. Und setzt da, mein Pferd ruft mich schon, denn es weiß so gut wie ich, daß unser Weg ein langer und beschwerlicher ist.

Thomas Cervoni und seine Mutter erhoben nun keine weitere Einsprache mehr, und mit kurzen Dankesworten nahm der Doktor Abschied. Dann grüßte er die Romei und sagte endlich zu dem Kaufmann: Euch, mein Herr, hoffe ich in Corte wiederzusehen, wenn Ihr dort zu verweilen gedenkt.

Ich meine, daß meine Geschäfte mich noch einige Zeit festhalten werden, erwiderte Viale.

So lebt wohl! kann ich Euch dienen, geschieht es gern.

Viale sagte ihm höflichen Dank und Alle begleiteten ihn vor das Haus, wo ein Diener ein kleines rothes Pferd am Zaume hielt, das seinem Herrn entgegenwieherte. Der Doktor schwang sich leicht hinauf, sein Doppelgewehr wurde in den Sattelhaken gehängt, im Gurt, der seinen corsischen Rock zusammenhielt, steckte ein zweischneidiges Dolch- und Jagdmesser.

Viale war allein in dem Gemach zurückgeblieben, er sah Giampietro Gaffori fortreiten. Das kleine Pferd flog wie ein Sturmwind den Hügel hinab und durch das Thal dahin. — Bewaffnet bis an die Zähne, sagte er endlich, wie ein Bandit. Das ist also der General, der Staatsmann, der große Verschwörer und Verführer dieses Volkes. Man kann nicht allein die Kinder in Genua mit seinem Namen zu Bette jagen, auch die Senatoren und Directoren, und es liegt etwas in seinen Augen, murmelte er zwischen den Zähnen, was man von der Klapperschlange erzählt, sie haben etwas Durchbohrendes, wovor man sich fürchten kann. Gut, Herr Doktor, wir werden uns kennen lernen und Dienste leisten. Ich will hoffen, daß die meinigen Euch gefallen mögen. Damit wandte er sich mit freundlichem Gesichte um, denn Thomas Cervoni kehrte zurück, die beiden Romei mit ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhältniß des Papstthumes zu Rom und Italien.

(Fortsetzung.)

Piemont ist in keiner Hinsicht berufen und fähig, die Fusion der durch Sitten, Einrichtungen, Regungen so geschiedenen Theile Italiens zu vollbringen; weder wird das übrige Italien ernstlich piemontesisch werden, noch wird Piemont in Italien aufgehen. Außer dem militärischen Geiste, der allerdings hier sich findet, während er im übrigen Italien mangelt, besitzt die Bevölkerung Piemonts keine jener Stammeseigenschaften, wodurch sie zur geistigen und politischen Hegemonie über die ganze italienische Nationalität berufen erscheinen könnte.

Was die Regierung in Turin dem Papste anbieten kann, was sie früher unter Cavour durch Passaglia hat anbieten lassen, auch jetzt wieder unter Ricasoli angeboten hat oder anzubieten gesonnen ist, das ist kein Geheimniß.*) Es handelt sich theils um die Lage des Papstes und der Kardinäle, theils um die Freiheit der Kirche in Italien. In letzterer Beziehung hat Cavour am 26. März 1861 im Parlamente erklärt: Italien werde die Kirche vom Staate emanzipiren, und ihre Freiheit auf den umfassendsten Grundlagen sicher stellen. Hinsichtlich des Papstes und der Kurie erklärt man sich bereit, ihm und den Kardinälen als Fürsten und Geheimräthen der Kirche alle Rechte und Privilegien persönlicher Souveränetät und Unverletzlichkeit einzuräumen. Man würde wohl auch, heißt es, eine Ausstattung mit einem von Staatsabgaben freien Grundbesitz nicht verweigern, denn daß der Papst nicht piemontesischer Staatspensionär werden könne, steht man doch auch in Turin. Indeß würden diese beiden Dinge, Souveränetät und freier Grundbesitz, mit einander verbunden, einfach wieder einen Kirchenstaat oder den Anfang desselben bilden. Man würde also den Papst nur des Seinigen berauben, um ihn mit fremdem Gute auszustatten, doch auch abgesehen hievon — welche Bürgschaften könnte die Turiner oder die künftige römische Regierung dem Papste und der ganzen katholischen Welt darbieten?

*) S. darüber das Edinburg Review 1861, Juli, p. 260 19.

Wer würde für die Garantien einstehen? Wer die Garantien verbürgen?

Ein Regierung die sich ihres Treubruches rühmt, die kein Völkerrecht, keine Verträge, keine Legitimität des Besitzes, nichts als die brutale Gewalt und das Recht des Stärkeren oder die Autorität der vollbrachten Thatsachen anerkennt, die in einem Dekrete das Andenken eines Mörders für geheiligt erklärt, eine Regierung, für die es keine rechtlichen, keine sittlichen, keine religiösen Bande gibt, die sollte aufrichtig der Kirche Freiheit, dem Papste Unantastbarkeit und Selbstständigkeit gewähren? Man dürfte, nur die Brofferio's und Galleppa's in Turin fragen, sie, welche die Kirche wie einen Klotz betrachten, aus welchem sie nach Gutdünken, gleich jenem horazischen Bildhauer, eine Bank oder ein Idol schnitzen können — sie würden wohl sagen, welches Loos sie ihr zugedacht haben. Ihre Kirchenfreiheit würde mit der Befreiung der Kirche von der Last des irdischen Besitzes beginnen. Mit der Bettlerin könnte man dann verfahren, wie Laune, Haß und angeborner Despotentrieb es eingeben wird. Die Behandlung der geistlichen Korporationen, die Unterdrückung und Beraubung der Klöster, die Vertreibung und Mißhandlung der Bischöfe — das sind dort die vielverheißenden Erstlingsfrüchte der neuen Aera kirchlicher Freiheit.

Daß der päpstliche Stuhl in einem Reiche, wie das piemontesische, wahrhaft frei sey, ist rein unmöglich. Selbst wenn die gegenwärtigen und künftigen Staatsmänner dieses Reiches den ernsten Willen hätten, seine Freiheit nicht anzutasten, würden die Umstände stärker seyn, als sie. Die Tagespresse würde unablässig schüren und hetzen, würde den Papst und seine Umgebung heute als geheime Verschwörer, morgen als Volksaufwiegler denunziren; man würde in rascher Progression den ganzen Apparat polizeilicher und politischer Zwangsmittel gegen ihn aufbieten. Den Mächten gegenüber, die dort walten und noch einige Zeit walten werden, wäre jeder Vertrag, jede Zusicherung wie ein papierner Hemmschuh, mit dem man einen fortrollenden Wagen aufhalten wollte. Wie würden dort die emporgekommenen Advokaten und Journalisten beim ersten Anlasse mit dem Besen brutaler Gewalt über die Spinnengewebe der Stipulationen dahinfahren! An sonoren Phrasen zur Beschönigung jeder Rechtsverletzung und Gewaltthat würden die italienischen Barère's ihre Vorgänger im Pariser Konvent noch überbieten, und wie man dort nach dem Satze: il faut avilir et puis détruire, mit dem Königthume verfahren, so sind die Epigonen des Konvents in der Halbinsel bereits gerüstet, dasselbe Verdikt in gleicher Reihenfolge an dem Papstthume zu vollstrecken. Nach den Angaben öffentlicher Blätter gäbe es in Rom gegenwärtig neun Kardinäle, welche zu einem Abkommen mit Piemont rathen. Es ist kaum zu glauben, sie müßten denn eine Binde vor den Augen haben. Oder meinen sie, die Zeiten seyen bereits gekommen, wo der Mazzinische Wolf sanft und friedlich neben dem kirchlichen Lamme lagern werde?

Kommt es wirklich dahin, daß der Papst nur zu wählen hat zwischen dem Unterthan und dem Verbannten, so wird er, wir hoffen es mit aller Zuversicht, das Letztere wählen. Doch — der Papst ist in der ganzen katholischen Welt zu Hause.*) Nur unter Bekennern eines andern Glaubens wäre er in der Fremde. Wo er auch sich hinwenden möge, er wird überall Kinder finden, überall als ein Vater verehrt werden. Du bist unser und wir sind Dein — mit diesem Gruße wird man ihn empfangen.

Möge man sich in Rom erinnern, welchen Jubelrausch seiner Zeit die Erscheinung des aus der französischen Haft heimgekehrten siebenten Pius in Italien weckte. Es wird auch dießmal seine guten Folgen haben, wenn dem religiösen Theile der Nation recht handgreiflich klar gemacht wird: Unsere Unitarier sind es, sie, die uns das dreifache Joch der Konskription, unerschwinglicher Steuern und fremder Beamten aufgebürdet haben, die nun auch den Papst aus unserer Mitte hinweg über die Alpen ins Exil getrieben haben. Freilich es wird bei einer solchen temporären Scheidung zwischen Mann und Weib, zwischen dem Papste und Rom, nicht ohne mannigfaltige Störungen des kirchlichen Geschäftsganges abgehen; das Personal der Kurie, der vielen kirchlichen Kongregationen ist zu zahlreich, um sich in Masse in ein fremdes Land verpflanzen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Vor einer alten Dame.

Eine Erinnerung vom Nürnberger Sängerfest.

Die Sonne stand brennend am blauen, wolkenlosen Himmel, der auch keine einzige Wolke zur Trübung oder Dämpfung des allgemeinen Jubels an seiner Wölbung duldete. Die Hitze war manchmal drückend; der Staub, immer aufs Neue aufgerührt von den tausend und tausend Füßen, die ihn auf dem Wege nach dem schattigen Festplatze treten mußten, überaus lästig und setzte sich wie dichter Puder auf die schwarzen Ueberwürfe der Damen, auf die koketten dunkeln Federhütchen derselben, die so viel Frische und Heiterkeit der jugendlichen Gesichter halb versteckten und halb sehen ließen. Die beiden Wege, die hinausführten, vom Laufertor und vom Marthor aus, wurden gewöhnlich halb seufzend unternommen, boten aber immer wieder

*) Petrarca an Urban V. im Jahre 1366: Ubicunque ille (Pontifex) sibi moram eligit, illic sponsa, illic sedes propria sua est. Ap. Raynld. ad a. 1366. 22.

so viel Ausbeute an Vergnügen, so viel Lust am Sehen und Gesehenwerden, daß Staub und Hitze vielleicht noch nie geduldigere Menschen getroffen haben.

Dann war aber vom Marthor aus, vielleicht just in der Mitte des heißen Weges, in der Umgebung einiger schöner, alter Bäume ein neueres kleines Landhaus zu treffen, das für's Auge einen erfrischenden Ruhepunkt bildete. Ich meine weniger das Häuschen selbst mit seinen schmalen Blumenrabatten vor der Hausthüre. Aber zur Seite stand wieder ein kleines Gewächshaus, das in der Zusammenstellung seiner blühenden Gewächse, in dem Reichthum, dem Farbenschmelz und auch der Seltenheit derselben aussah wie ein wunderschönes, noch vom Thau glänzendes Blumenbouquet. Alle ermüdeten Füße blieben wohl einige Momente dort stehen, und alle vom Staub nicht halb erblindete Augen verweilten mit Wohlgefallen auf dem lieblichen Anblick. Längs der Mauer, die das ganze Gehöfte umschloß, führte alsdann der Weg weiter dem rauschenden Festplatz zu.

Ich meinte gegen meinen Nürnberger Freund, der unser gewöhnlicher Begleiter zu den Festfreuden und Genüssen war, das sey ein angenehmer Ruhepunkt, und der Besitzer des Häuschens, ohne Zweifel ein großer Blumenfreund, verdiene sich den Dank aller Vorüberwandernden.

Mein Freund bejahte es etwas zerstreut, indem er eben zu den niedrigen Fenstern eines noch kleineren Häuschens hinauf grüßte, das mehr im Hintergrunde nur halb über der angedeuteten Mauer sich erhob und einem ältern Frauenzimmer zur Wohnung zu dienen schien, welchem der Gruß galt.

„Noch mehr, als der liebliche Blumenflor Sie erfreut," sagte der Freund im Weitergehen zu mir, „wird es Sie interessiren, wenn ich Ihnen sage, wer die kleine, alte Dame ist, die am Fenster da oben stand und meinen Gruß mit ihrem schwachen, unsicheren Blicke kaum beachten konnte. Sie mit Ihrem lebendigen Interesse für Geschichte müssen wissen, daß das die einzige noch lebende Tochter des Adam Lux, des heroischen Mainzers ist, der in dem traurigsten Zeitpunkte der französischen Revolution den Muth hatte, für Charlotte Corday seine Stimme zu ihrer Vertheidigung und zur Verdammung ihrer gefühllosen Richter laut und frei zu erheben. Wie Sie ja wissen, wurde er der Märtyrer seiner edlen Freimüthigkeit und fiel ebenfalls der Guillotine zum Opfer."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Times schreibt aus St. Petersburg, 5. November: Am Tage nach der Ankunft des Kaisers daselbst, als Niemand wußte, was Seine Majestät in Sachen der Universität thun werde, als Viele dachten, und Jedermann hoffte, er werde einen entscheidenden Schritt zu Gunsten der Studenten thun, ward über die Weisungen, welche General Ignatieff aus der Krim erhielt, und über die Art, wie er sie auffaßte, ein gutes Geschichtchen in Umlauf gesetzt. Die erste vom General abgesandte Depesche lautete hiernach: „Große Unruhen in Universität. Studenten wollen Niemandem gehorchen, nicht Rektor, nicht Kurator, nicht einmal mir. Was zu thun?" Hierauf habe der Kaiser geantwortet: „Mit allem Möglichen Studenten beruhigen. Behandle sie wie Vater (väterlich)." General Ignatieff telegraphirt: „Ich habe Ew. Majestät Befehlen gehorcht. Studenten sind in Festung." Der Kaiser telegraphirte: „Was heißt das? Du hast schrecklichen Bock geschossen." Als General Ignatieff auf der ersten Station der St. Petersburg-Moskauer Bahn dem Kaiser entgegenkam, wurde er sehr kalt empfangen, und da er fand, daß sein Verfahren gegen die „Kundgebungen" der Universität höchlich mißbilligt wurde, soll er sich entschuldigt haben, indem er sagte: „Sire, ich bemühte mich, Ihre Befehle zu vollstrecken. Habe vorigen Donnerstag 283 Studenten verhaftet, und viele sind stark verwundet. Ihr höchstseliger Vater hätte kaum mehr thun können." Der Mißgriff des armen Generals Ignatieff erklärte sich daraus, daß die russische Sprache keine Geschlechtswörter hat, und daß in gewissen Redewendungen, z. B. „gleich meinem Vater" oder „wie mein Vater" (gethan haben oder thun würde) das zueignende Fürwort in der Regel aus gelassen wird. Der General verstand hiernach: er solle so verfahren wie der Kaiser Nikolaus verfahren sehn würde.

Der Verein zur Vorsorge entlassener Sträflinge, welcher im vorigen Jahre in München gegründet wurde, zählt nach einem kaum einjährigen Bestehen schon beinahe 1100 Mitglieder; auch haben sich ihm bereits vier auswärtige Zweigvereine angeschlossen; ein fünfter wird sich demnächst in Freysing gründen.

Die Innsbrucker Liedertafel hat für ihre Leistungen beim Gesangfeste in Nürnberg von dem Erzherzoge Karl Ludwig von Oesterreich einen aus freier Hand äußerst kunstvoll gefertigten silbernen Pokal zum Geschenk erhalten.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 279 Freitag, 22. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

2.

Der Doktor Gaffori ritt inzwischen durch den Hohlweg am Thalrande vorsichtig weiter, denn neben ihm fehlte es nicht an Gefahren. Ungeheure Felslager stürzten senkrecht hier in eine tiefe Kluft, in welcher einer der Bäche verschwand, die mit reißender Schnelle das Hirtenthal durchkreuzten. Aus dem schwarzen Kessel dieses Schlundes stiegen Wolken von Wasserdampf und Gischt unaufhörlich empor, und das Rauschen und Donnern des zerschmetterten Stromes begleitete den Reiter längs dem Rande des Spaltes, bis sich der Boden von Neuem emporhob und zu steilen, braunen Hügeln und Bergwänden führte, aus denen zur Rechten die Felsenmassen des Artica zwischen waldigen Ketten und nackten rothen Klippen in den Himmel stiegen.

Das kleine Pferd arbeitete sich rasch hinauf zu einem der braunen Kämme und der Reiter überließ es seinem Willen, während er selbst nachlässig die Zügel fallen ließ und den eigenen Betrachtungen nachsing. Die Sonne beleuchtete mit ihrer Abendgluth die hohen Gipfel des Gebirges, während die Thäler sich schon mit Dämmerschein und Dunkel füllten. Das ernste, stille Gesicht des einsamen Reisenden umhüllte sich dann und wann mit weißlichen Dünsten, als sammelten sich die Geister der Nacht um ihn und breiteten ihren Schleier über ihn aus. Doch Gaffori hatte keine Augen für diese luftigen Schemen, keine Augen für die kahle Einförmigkeit dieser Bergheide, die, mit Ginster und wildem Oelgestrüpp überwuchert, einen wilden und eintönigen Anblick bot. Nur als in einem dornigen Dickicht ein Geräusch entstand, das ein versteckles Thier bewirken mochte, lag seine Hand blitzschnell an dem Gewehr und seine Blicke suchten mit durchdringender Schärfe nach der Ursache.

Nach einer Minute ließ er den Kolben des schwarzen Doppelrohres sinken und was er dachte, bewegte ihn zu einem schmerzlichen Ausruf. „Wann wird es dahin kommen, sagte er für sich hin, daß eines Corsen Hand nicht mehr zur Waffe greift, wenn ein Busch knistert oder ein Stein auf unsern Weg poltert? — Doch dahin soll es kommen! dahin muß es kommen! fügte er laut und mit fester Stimme hinzu, wenn es Licht und Tag werden soll in diesem verlassenen barbarischen Lande. Gesetz und Sicherheit, das ist es, was uns fehlt und was wir schaffen sollen.

Er hielt das Pferd an, dieß hatte so eben die Höhe erreicht und vor ihm lag das Thal des Tavignano in der Tiefe. Von Corte war Nichts zu sehen, nichts von dem silbernen Flusse, nichts von den Wein- und Oelgärten, Alles verschwamm im Abendgranen; nur jenseits tauchten die Wälder und Berge der Serra Castella auf, und hinter ihr funkelten und glühten die Schneefelder des Monte Rotondo um sein ungeheures zerklüftetes Haupt. Ein Luftstrom stieg warm und blüthenduftig empor, doch nirgends ein Laut, nirgends ein Lebensathem. Nichts als oben der weit flammende Lichtkreis, unter ihm Nacht und Schweigen. Und es sah aus, als träufle Blut von den vielen hohen Klippen und Kuppen, von dem ganzen Kranze himmelhoher Berge und Schneehäupter und liefe in die Nacht hinunter, wo es verschwand. Giampietro Gaffori blickte lange hinein und dann hinab, darauf sprach er: Das ist Corsika's Bild! Blut, Blutströme ohne Zahl vergossen, damit es besser werde, und immer wieder die alte Nacht. Sie muß ein Ende nehmen!

Sein ungeduldiges Pferd wollte nicht länger stehen, es drängte vorwärts, und Gaffori fuhr lächelnd fort: So laß uns gehen, mein muthiger Kamerad, doch sey vorsichtig, denn der Weg ist steil, Abgründe liegen von allen Seiten. Hüte dich wohl zu straucheln oder zu fallen. Mancher schon hat den Tod gefunden, der eine Stufe verfehlte; ohne Schwindel, ohne Wanken soll man thun, was zum Ziele führt.

Was der Doktor sagte, war ihm sicherlich auf diesem wie auf allen seinen Wegen nöthig. Man nannte diese schmale jähe Straße, die in das Tavignanothal hinabführte, die Treppe der Königin, und eine uralte Sage klebte daran, daß in der frühesten Christenzeit ein König einst ermordet wurde von grimmigen, heidnischen Feinden sammt seinen sieben Kindern, nur sein schönes Gemahl entkam. Um die Königin sammelte sich das Volk, und sie nahm Schild und Schwert, ihren Gatten und ihre Kinder zu rächen. Aber die Feinde lagen sicher und spottend auf den unersteiglichen Bergen,

da führte ein Engel die Königin und ihr Volk diesen Weg hinauf, den vorher Niemand kannte und Niemand je gesehen. Keiner der Mörder entkam, von jenem Tage an aber heißt dieser Weg die Scala die Santa Regina, und so heißt er bis auf diese Stunde. Felslager und Blöcke, über einander geworfen von Riesen- oder Engelshänden, bildeten diesen gefährlichen Weg in das tiefe Thal, und es gehörte keine geringe Vorsicht und Aufmerksamkeit dazu, um wohlbehalten hinabzukommen. Diese Pferde aber gehen sicher, und der Reiter, welcher abgestiegen, half seinem Nesse und sich selbst an den schwierigsten Stellen, bis endlich das Rauschen der Wasser und der Bäume und das ferne Schimmern eines Lichtes ankündigten, daß das Aergste überstanden sey. Auch wurde dann der Weg breiter und besser. Das rothe Pferd knirschte in sein Gebiß und trotz der Finsterniß eilte es rasch der Brücke zu, die über den Fluß führt. Hier war es, wo dem Doktor Gaffori etwas Unerwartetes begegnen sollte.

An jener Brücke vereinigten sich verschiedene Wege, sowohl von Süden her, wie westlich von Ajaccio, und eben als Gaffori an diesem Vereinigungspunkte anlangte, erblickte er eine Anzahl Reiter, welche mit ihm zugleich dort eintrafen. In der Dunkelheit konnte er sie nicht sehen, aber er hörte ihre Waffen klirren, und nach wenigen Augenblicken überzeugte er sich, daß es Franzosen seyen. Aus des Brückenwärters Haus fiel der Lichtschein auf einen der Herren, welcher an der Spitze des Zuges ritt, und Gaffori sah dessen dreieckigen Tressenhut, auch die hohe im Mantel eingehüllte Gestalt. In der nächsten Minute befand er sich neben ihm, darauf seine Stimme erhebend fragte er freudig und laut: Was verschafft uns das Glück, den edlen General Cursay so unverhofft hier zu finden?

Der Offizier wandte sich lebhaft und erstaunt um, sicher nicht minder erfreut durch diesen Gruß, auch zugleich den erkennend, der ihn aussprach.

Doktor Gaffori! rief er. Wahrlich, das ist ein glückliches Zusammentreffen. Ich komme nach Corte, Sie zu sehen und zu sprechen.

So weiß ich doch jetzt, warum es mich trieb, heute noch zurückzukehren und alle Bitten abzuweisen, die mich in Niolo festhalten wollten, sagte Gaffori.

Also glauben Sie auch an Ahnungen und Geisterstimmen? versetzte der General lachend.

Dann müßte ich kein Corse seyn, war die Antwort. Als meine Frau von den Genuesen belagert wurde, befand ich mich zwanzig Meilen von Corte entfernt, doch eine Unruhe plagte mich fieberhaft. Ich ahnte das Unheil, es schrie Tag und Nacht in meinen Ohren wie Eulenschrei; die Boten, welche mir Nachricht brachten, fanden mich auf halbem Wege in der Umkehr begriffen und zu meinem Glücke; denn so nur gelang es damals, meine Familie zu retten. Aehnliches habe ich oft schon erlebt.

Ich auch, sagte Cursay, und deßwegen komme ich zu Ihnen, lieber Freund. Es ist mir, als würde ein Unglück bald über uns, oder wenigstens über mich hereinbrechen.

Gott möge es verhüten! sprach Gaffori, aber sagt Ihnen die ahnende Stimme nichts Näheres darüber?

Der General beugte sich zu seinem Begleiter und fuhr leiser fort: Wissen Sie, daß eine Menge genuesischer Spione und Aufwiegler sich überall, ninhertreiben, die Unzufriedenheit und Aufruhr zu erregen suchen?

Das weiß ich, antwortete Gaffori, und um so besser, da ich so eben einen solchen selbst gesehen und gesprochen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhältniß des Papstthumes zu Rom und Italien.

(Schluß.)

In früheren Jahrhunderten war die Maschinerie der kirchlichen Verwaltung viel einfacher, und wenn der Papst, was damals so häufig geschah, seinen Aufenthalt in einer andern Stadt nahm oder über die Alpen ging, folgte ihm das ganze Personal der Kurie, und fand Raum in einer einzigen französischen Abtei. Das ist nun ganz anders geworden. Auch könnten einzelne Mächte wähnen, der bedrängten, aus ihrem angestammten Boden herausgerissenen Kurie sey leichter etwas abzugewinnen. Es wird also, wenn die Nothwendigkeit, Rom zu verlassen, eintritt, an Schwierigkeiten und peinlichen Situationen nicht mangeln. Es muß eben das kleinere von zwei Uebeln gewählt werden, und da kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die zeitweilige Verlegung des päpstlichen Sitzes das geringere Uebel ist im Vergleiche mit einer prinzipiellen Entsagung, die nie wieder zurückgenommen werden könnte.

Eine Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Frankreich würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen so viel seyn, als eine förmliche Herausforderung des Schisma, würde mindestens Allen, denen an Beschränkung der päpstlichen Rechte oder an der Lockerung der Beziehungen zwischen der Kurie und den Einzelkirchen gelegen ist, willkommene Vorwände bieten, würde den Regierungen, welche die Einwirkung der päpstlichen Autorität auf die Kirchen und Bevölkerung ihrer Länder überhaupt oder in gegebenen Fällen zu hemmen und zu erschweren wünschen, scharfe Waffen in die Hand geben.

Und welche Demüthigungen stehen Papst und Kardinälen bevor, welches Joch wird ihnen auferlegt werden, wenn sie einmal auf Frankreichs Erde ganz in der Gewalt jener Männer an der Seine sind, welche

jetzt bereits sich rühmen, beim nächsten Konklave über eine Anzahl von Stimmen zu verfügen. Als Spanien, von den Absichten Piemonts auf Umbrien und die Marken in Kenntniß gesetzt, in Paris sich bereit erklärte, ein Truppenkorps zum Schutze des päpstlichen Gebiets nach Mittelitalien zu senden, und zugleich die französische Regierung einlud, ihre Besatzung in gleicher Absicht zu verstärken, da ward in Paris eine abschlägige Antwort ertheilt, „weil England dieß nicht wolle.“ So weit also ist es gekommen, daß das französische Volk, welches im Jahre 1849 die Wiedereinsetzung des Papstes mit dem Blute seiner Krieger erkauft hat, zehn, zwölf Jahre später den Papst preisgeben muß, weil England es so will.

Sollte die Kurie eine Zeitlang in Deutschland verweilen, so werden die römischen Prälaten, ohne Zweifel mit angenehmer Ueberraschung, sich da überzeugen, daß unser Volk, um religiös und katholisch zu seyn und zu bleiben, der Krücke der Polizei nicht bedarf, daß bei uns der religiöse Sinn des Volkes der Kirche besseren Schutz gewährt, als es die Carceri unserer Bischöfethum könnten, die, Gott sey Dank, nicht existiren. Sie werden finden, daß die Kirche in Deutschland sich ganz gut ohne das Sant' Uffizio zu behelfen weiß, daß unsere Bischöfe, obgleich, oder weil sie keine physischen Zwangsmittel anwenden, von dem Volke geehrt werden wie Fürsten, daß man ihnen Ehrenpforten errichtet, daß ihre Ankunft in einem Orte ein Festtag für die Einwohnerschaft ist. Sie werden wahrnehmen, wie bei uns die Kirche auf der breiten, starken und gesunden Basis eines wohlgeordneten Pfarreien- und Seelsorgersystems und religiösen Volksunterrichts ruht. Sie werden erkennen, daß wir Katholiken den jahrelangen Kampf für die Erlösung der Kirche aus den Banden der Bureaukratie aufrichtig und ohne Rückhalt geführt haben, daß wir uns nicht beikommen lassen, dem Italiener zu versagen, was wir für uns in Anspruch genommen, daß wir also weit entfernt sind, die Bewaffnung der Kirche mit dem Arm der Polizei und mit der bureaukratischen Gewalt irgendwo für einen Vorzug zu halten. Im ganzen katholischen Deutschland ist man, durch die Erfahrung belehrt, mit Fénélon's Ausspruch einverstanden, daß die geistliche Gewalt sorgfältig von der weltlichen zu trennen sey, weil ihre Vermischung verderblich sey. Sie werden ferner finden, daß der ganze deutsche Klerus bereit ist, den Tag zu segnen, an welchem er vernimmt, daß die freie, souveräne Stellung des Papstes gesichert sey, ohne daß Geistliche fernerhin Todestutheile fällen, Geistliche als Finanzbeamte und Polizeidirektoren fungiren oder Lotteriegeschäfte besorgen. Und endlich werden sie entdecken, daß alle deutschen Katholiken einmüthig einstehen für die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhls und den legitimen Besitz des Papstes, daß sie aber gerade nicht Bewunderer einer noch sehr jungen Staatsordnung sind, welche zuletzt doch nichts anderes ist, als das Produkt Napoleonischer Staatsmechanik im Bunde mit einer geistlichen Administration. Und solche Erfahrungen werden gute Früchte tragen, wenn die Stunde der Heimkehr schlägt, wenn die Restitution erfolgt. Diese wird erfolgen, mag das italienische Königreich sich befestigen, oder mag es, was allerdings wahrscheinlicher ist, wieder zerfallen. Die Zeit wird kommen, wo das italienische Volk seinen Frieden mit dem Papstthume zu machen begehren wird, wo es erkennen wird, wie wahr einer seiner hervorragendsten Geister, Tommaseo gesprochen hat: „Für Italien wäre es eine Thorheit, wenn es diesen seinen Schild und sein Schwert, das Papstthum, von sich, und einer andern Nation hinwerfen wollte.“ Und doch meint Tommaseo selber, *) es könne nur gut seyn, wenn das Papstthum sich auf kurze Zeit von Italien entferne, dadurch würden die heutigen Italiener am besten lernen, welchen Schatz sie an demselben besäßen.

Inzwischen aber werden Pius und die Männer seines Rathes „der Vorzeit Tage, die Jahre der Vergangenheit überdenken.“ **) Sie werden aus der früheren Geschichte des Papstthumes, welches schon so manches Exil und so manche Restauration erlebt hat, auf die Zukunft schließen. Das Beispiel der entschlossenen, muthigen Päpste des Mittelalters wird ihnen vorleuchten. Es handelt sich jetzt nicht darum, ein Martyrium zu erdulden, bei den Gräbern der Apostel auszuharren oder in die Katakomben hinabzusteigen, sondern darum handelt es sich: den Boden der Knechtschaft zu verlassen, und auf freiem Boden auszurufen: der Strick ist entzwei, und wir sind frei. Für das Uebrige sorgt Gott, sorgen die nicht verstegenden Gaben und lauten Sympathien der katholischen Welt, sorgen die Parteien in Italien. Wenn diese sich in dem zum Schlachtfelde gewordenen Lande zerfleischt und erschöpft haben werden, wenn das ernüchterte Volk, der Soldaten- und Advokatenherrschaft müde, den hohen Werth einer gefestigten und moralischen Autorität wieder begriffen haben wird, dann ist es Zeit, an die Rückkehr in die ewige Stadt zu denken. Unterdeß werden über die Dinge verschwunden seyn, mit deren Beibehaltung man sich jetzt quält, und mit besserem Rechte, als Consalvi in der Vorrede zum Motuproprio vom 6. Juli 1816, wird man dann sagen können: „Die göttliche Vorsehung, welche die menschlichen Dinge dergestalt leitet, daß aus dem größten Unglücke zahlreiche Vortheile entspringen, scheint gewollt zu haben, daß die Unterbrechung der päpstlichen Regierung zu einer vollkommeneren Form derselben den Weg bahnen solle.“

*) Rome e il mondo p. 34.
**) Psalm 76, 6.

Von einer alten Dame.

(Fortsetzung.)

Ich war betroffen. „Was, eine leibliche Tochter dieses edeln, viel bewunderten Mannes existirt noch, und zwar hier in Nürnberg? Ich muß sie jedenfalls kennen lernen! Könnten Sie mich vor meiner Abreise nicht bei ihr einführen?“

„Warum nicht? Obgleich sie nicht gewohnt und wahrlich nicht eingerichtet ist, Fremde zu sehen und zu empfangen, wird sie mir, einem langjährigen Bekannten, nicht verübeln, wenn ich bei einem Besuche Jemand mit mir bringe, der so viel Interesse und Theilnahme an ihrem unglücklichen Vater genommen. Die Tochter hat in anderer Art recht viel Schweres in ihrem Leben durchgemacht.“

Lux war ein junger, mit dem Weibe seiner Jugendliebe verheiratheter Mann und durch dieses Gutsbesitzer in Kostheim in der Nähe von Mainz geworden. Er lebte allgemein geliebt und geehrt in einem kleinen Kreise ausgewählter Freunde, hatte trotz seiner gelehrten Bildung sich aller Ansprüche auf irgend ein Amt vor der Hand begeben, erfreute Sinn und Herz neben seinen ökonomischen und ländlichen Geschäften am Lesen der von ihm so geliebten Klassiker und war für Frau und Kind der liebevollste Familienvater.

Die neuen, meteorartigen Erscheinungen am politischen Himmel des Nachbarlandes mußten seinen Geist und sein Denken lebhaft anregen. Wahrscheinlich war er ein näherer oder entfernter Bekannter des geistreichen Forster, kam vielleicht öfters in jenen Kreis, der, längst angeekelt von den traurigen Zuständen in Deutschland, in nächster Nähe mit innerem Frohlocken eine neue Zeit anbrechen sah, ein Morgenroth der Freiheit und der Menschenrechte. Wer kann es jenen Männern verdenken, die ganz gewiß in der Mehrzahl die Edelsten und Gerechtesten, die Vorurtheilslosesten ihres Volkes waren, daß sie bei all dem Jammer der damaligen Wirthschaft endlich im Laufe der Ereignisse glauben und annehmen konnten, im Verein mit Frankreich ließen sich ihre hohen Ideale für Gründung und Befestigung neuer und volksthümlicher Staatseinrichtungen besser realisiren?

Lux wurde durch die Wahl seiner Mitbürger zum Mitglied der Nationalkonvention jener Städte und Ortschaften ernannt, welche der Aufforderung der französischen Republik, sich frei zu erklären, Gehör gegeben und sich als rheinisch-deutscher Freistaat konstituirt hatten.

Dann wurde er von demselben mit Forster und einem andern Mainzer Bürger Potockt zum Gesandten nach Paris erwählt, um das oben angeführte Gesuch um Anschluß an Frankreich dem französischen Konvent vorzutragen. Er entwand sich den Armen seiner geliebten Familie, schöne, weitgehende Hoffnungen für sein Vatererland in der Seele tragend, und seine Gattin, die in ihrer Ueberzeugung ganz mit ihrem Manne stimmte, soll nach dem Zeugniß der Tochter mit allen Schritten desselben vollkommen einverstanden gewesen seyn.

Die Mainzer Gesandten trugen das Vereinbarungs-Gesuch vor, und mit allgemeiner Beifallsbezeugung wurde es vom französischen Konvent aufgenommen und sofort defretirt den 31. März 1793.

Aber der Aufenthalt in Paris öffnete den Mainzer Abgeordneten die Augen in einer Weise, wie sie nicht erwartet hatten. Besonders Forster und Lux mußten nicht die bedeutenden, die für Wahrheit und Recht glühenden Seelen gewesen seyn, wenn nicht das Getreibe, das Wüthen der beiden mächtigen Parteien, die sich bekämpften und mit jener schreckenerregenden Willkür um die Herrschaft stritten, auf sie einen traurigen und darniederschmetternden Eindruck gemacht hätte. Haben wir doch in dem Nachlaß von Forster, in seinem Berichte aus Paris, die vor mehreren Jahren aufs Neue von Gervinus herausgegeben wurden, deutlich genug den Eindruck gelesen, den die Ereignisse und Zustände im damaligen Frankreich auf das Gemüth dieser nur das Gute und Rechte wollenden Männer machten.

Nach den Vorgängen des 31. Mai und des 2. Juni 1793 zogen sich die geschlagenen Girondisten von Paris zurück nach Caen, welche Stadt sie zum Mittelpunkt ihrer Partei und ihres offenen Aufstandes gegen die Bergpartei machten. Marat, der Haupturheber der letzten Ereignisse, der Führer und Leiter des Berges, war in den Augen des hochherzigen, schwärmerischen Mädchens von St. Saturin (in der Nähe von Caen) die verabscheuungswürdigste Persönlichkeit, die das Unglück und das Verderben über ihr geliebtes Vaterland brachte. Hatte er nicht selbst in öffentlicher Rede geäußert, daß noch zwanzigtausend Köpfe fallen müßten, um die Revolution sicher und fest zu begründen? Sie macht sich auf aus ihrer Heimath, die junge und schöne Charlotte Corday, reist nach Paris, dringt zu dem blutigen Fanatiker, ersticht ihn im Bade und erwartet alsdann ruhig ihre Verhaftung und Verurtheilung.

Ihre enthusiastische That blieb nutzlos, die Ereignisse wurden zu mächtig und schritten über die Leiche Marats weg ihren fürchterlichen Gang.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nro 272:
Streusand.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 280 Samstag, 23. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Wie? rief Cursay, also auch hier dasselbe Spiel. Können diese Genuesen denn nicht endlich von ihrer Falschheit lassen, nicht endlich aufrichtig und ehrlich den kaum geschlossenen Frieden halten?

Sie können nicht und sie wollen nicht, versetzte Gaffori. Ihr Haß ist größer als ihre Vernunft, er drängt sie zum neuen Kampfe, und dieser wird mit ihrem Untergange enden.

Oder aber, murmelte der General, wir kommen alle dabei um und dieß Drama eröffnet sich mit meinem Ende.

Wir werden nicht untergehen, sagte Gaffori, denn wir werden alle ihre Pläne zu Boden schlagen. Wir werden klüger seyn, als sie. Besorgen Sie nichts, mein theurer General.

Hören Sie mich an, Gaffori, erwiderte Cursay. Nicht allein in Ajaccio, sondern im ganzen Süden und Westen, in Calvi, in Bonifacio, in Porto Vecchio ist viel Gährung in den Gemüthern. Es schleichen Menschen unther, die das Volk gegen den Frieden, gegen Sie und gegen mich aufhetzen. Das Land sey arm und zertreten, sagen sie, wir würden es gänzlich aussaugen. Ich mit meinen Franzosen, Sie mit unreifen Ideen und Phantastereien. Helfen könne nur Genua mit seinem Gold und seiner Macht, seiner Milde und seiner Weisheit.

Es hat nichts zu sagen, entgegnete Gaffori, die Corsen kennen das Alles.

Aber die Spione kommen mit vergoldeten Fingern, fuhr der General fort. Es ist Geld ausgetheilt worden und noch mehr schöne Versprechungen, verstärkt durch die schändlichste Verläumdung.

Auch daran sind wir gewöhnt, sagte Gaffori. Es gibt in Corte nicht ein Dutzend Menschen, die solche Lügen glauben, und diese wenigen kann man verachten. Mögen die Spione ihr Wesen treiben. Wenn Genua unnütz Geld verschwendet, um so besser, wir können es brauchen; sollten aber wirklich Unthaten begangen werden, dann können wir mit den Urhebern vor aller Welt zu Gericht gehen.

Ich fürchte, sagte der General, Sie nehmen die Gefahr zu leicht. Man hat mir Warnungen zukommen lassen, auf meiner Hut zu seyn. Gab es nicht Meuchelmörder zu aller Zeit in Corsika?

Wie? fragte Gaffori strafend, Sie, mein General, den das Volk liebt und ehrt, von dem jeder Corse weiß, was sein Vaterland Ihnen zu danken hat, dessen edle Theilnahme und Gerechtigkeitsliebe uns diesen Frieden verschaffte, Sie könnten von dem Volke Böses, könnten Meuchelmord fürchten? Wir wollen Ihnen in Corte beweisen, wie theuer Sie uns sind, und wenn es Missethäter gibt, die auf verderbliche Pläne sinnen, sollen sie vor uns zittern.

Der General war durch diese Versicherungen gerührt und geschmeichelt. Sie sind ein edler und großmüthiger Mann, sagte er, stets bereit, für ihres Volkes Ehre zu leben und zu sterben; aber Sie haben Recht, man muß das Schlechte niemals fürchten, wenn man das Gute thut. Ich will ein paar Tage bei Ihnen in Corte bleiben, mögen wir gemeinsam berathen, was wir thun müssen.

Hier sind wir schon an der Stadt, erwiderte Gaffori, die sich mit Freude füllen wird, wenn ihre Bürger vernehmen werden, welchen theuren Gast sie besitzen. Ich begleite Sie nach dem Palazzo, da mein eigenes, armes Haus kein passender Aufenthalt seyn würde.

Dem Podesta habe ich meine Ankunft wissen lassen, versetzte Cursay, und ihn gebeten, mich und mein Gefolge aufzunehmen.

Oh! rief der Doktor, so ist für Alles gesorgt, und siehe da, wir werden von Lichtglanz und frohen Menschen empfangen.

So war es in der That; denn kaum hatten sie die Hauptstraße der Stadt erreicht, so eilten die Bewohner mit Fackeln aus den Häusern, jubelnd und Evviva! schreiend, und als sie den Doktor Gaffori neben dem General erblickten, verdoppelte sich ihr Freudenruf. Die beiden Namen schallten durch die Luft, daneben das uralte Geschrei des Corsen: Es lebe das Volk! Es lebe die Freiheit! Gewehre wurden abgebrannt, Schwärmer in die Luft geworfen. Der General war schnell von Männern umringt, die ihre rothen Mützen schwenkten und ihm die Hände drücken wollten, und die französi-

schen Dragoner, denen es wenig besser ging, hatten Noth, ihre Pferde zu bändigen.

Vor dem städtischen Palaste aber standen der Podesta und die Gemeinderäthe, welche den General mit Bewillkommnungsreden in Empfang nahmen. Es dauerte einige Zeit, ehe sie ihn in das alte Gebäude führten, dessen beste Zimmer bereit standen, sammt Allem, was sie dem werthen Gast bieten konnten. Gaffori aber lenkte sein kleines Pferd bald aus dem Getümmel die Straße hinab, an deren Ende sein unscheinbares Haus stand. Hochaufragend machte es sich in der Finsterniß besser als am Tage, denn wäre es hell gewesen, so hätte man viele Spuren der genuesischen Kugeln sehen können, die an seinen Granitquadern zerplatzt waren. Eine schmale Treppe führte hinauf, oben schimmerte Licht.

Als das Pferd still stand, schrie eine Kinderstimme aus einem der schmalen Fenster: Der Vater! der Vater! Zugleich sprang aus einem der untern Räume ein Bursche hervor, der das Pferd in Empfang nahm; dann flackerte der Lichtschein an der Treppe und Gaffori stieg die Stufe hinauf. Seine Arme ausstreckend, hielt er Weib und Kind zugleich darin fest.

Guten Abend, Maria Anna, sagte er, da bin ich.

Sey willkommen, lieber Giampietro, antwortete die Frau mit heller Stimme und seinen Kuß erwiderend.

Und du, mein Luigi, wie geht es dir?

Der Knabe mit seinem lockigen Haar, und dunkeln, großen Augen strebte an ihm empor. Wo bist du gewesen, Vater? fragte er. Was hast du mir mitgebracht?

Oho, lachte der Doktor, gewesen bin ich bei deinem Freunde Thomas und mitgebracht habe ich dir — sich da! Er zog den Fuchsschwanz aus der Tasche und gab ihn dem Kinde, das ein unmäßiges Freudengeschrei erhob und damit umhersprang.

Rücke den Lehnstuhl für den Vater an den Tisch, Luigi, er wird müde seyn, sagte die Frau. Nimm ihm die Jagdtasche ab und bringe den bequemen Hausrock. Gleich bin ich wieder hier.

Der Knabe sprang fort und that nach seiner Mutter Gebot. Der Doktor setzte sich in den Lehnstuhl nahe bei dem Kamin, in welchem ein wohlthätiges Feuer brannte, und plauderte nun behaglich mit dem Kinde, das auf seine Kniee kletterte. Eng und einfach ausgestattet war das Zimmer des berühmten Bürgers, doch sauber sah es darin aus, die ordnende und verschönende Frauenhand ließ sich überall erkennen.

Neben an lag sein eigenes Gemach mit seinen Büchern und Arbeiten, er blickte durch die offene Thür dantbar hinein. Dieß war Alles, was er sein nannte, dazu ein kleiner Wein- und Oelgarten, ein Dutzend Bäume voll Schatten und Früchte: wenige geringe Habe und doch fühlte er sich stolz und froh, seine Brust voll von Glück. Die unermeßlich reichen Herren und Herzöge von Genua fürchteten nichts so sehr, als diesen armen, einfachen Mann, seine Mitbürger blickten auf ihn, wie auf den Stern in jeder Noth, es gab kein Haus und keine Hütte, wo sein Name nicht die Herzen bewegte, und hier saß er mitten in der schönen, friedlichen Ruhe, die sein getreues Weib liebevoll um ihn verbreitete, den Knaben in seinen Armen, den er dem Vaterlande geopfert hatte, wie Abraham sein Kind opfern wollte auf Gottes Gebot.

(Fortsetzung folgt.)

Von einer alten Dame.

(Fortsetzung.)

Aber der Heldenmuth des Weibes, ihre edel gehaltene Antworten vor dem Revolutionstribunal, dem sie unerschrocken sagte: „Ich hoffte einen Menschen zu tödten, damit ich Hunderttausende damit retten könnte, einen Böswicht, um Unschuldige sicher zu stellen, ein wildes Thier, um meinem Vaterlande die Ruhe zu geben. Ich war Republikanerin vor der Revolution, und es hat mir nie an Energie gefehlt“ — das erschütterte Viele, deren Herzen für Frankreich schlugen, doch unter der Schändung menschlicher Gesetze und Gefühle in der Stille bluteten.

Nur sah sie dem Tode entgegengehen, den 17. Juli, auf dem schrecklichen Armensünderkarren mit einem rothen Mantel bekleidet, und war ergriffen von dem Ausdrucke des schönen Antlitzes voll Ruhe und Sanftmuth, mitten unter dem Geheule und Gelächter einer bestialischen Menge. Wie der Henker mit Rohheit und Hohn den guillotinirten Kopf dem Volke zeigte, rief eine Stimme aus dem Haufen: „Seht, sie ist größer als Brutus!“

Es war die Stimme des furchtlosen Deutschen. Und am 19. Juli schrieb er jenen Ruf an Frankreich und dessen edlere Bürger, über Charlotte Corday und ihre That. Er mißbilligte darin den Mord an Marat, läßt aber der Tugend und den Beweggründen Charlottens alle Gerechtigkeit widerfahren, appellirt an das Urtheil der gerechten Nachwelt, die das Außergewöhnliche der That erst würdigen werde, obgleich in jenem Momente der ermordete Marat noch ein großer Gegenstand des Enthusiasmus der Pariser, seine Büste an allen Plätzen aufgestellt, seiner Leiche die Ehre des Pantheons zu Theil wurde. Er spricht ihr eine Ehre und Bewunderung aus, eine Verachtung gegen die Macht ihrer Richter und Henkersknechte, die nothwendig seine Verdächtigung als schlechter Patriot, als Landesverräther nach sich ziehen mußte. Schon vor diesem Schriftstücke hatte Lux eine andere Flugschrift herausgegeben: „Avis aux Français,“ worin er eben so offen seine Ueberzeugung

aussprach, daß es unter dem gefährlichen Streite der Freunde der Ordnung und der Anarchisten mit der Freiheit zu Ende ginge und der Bürgerkrieg die nothwendige Folge seyn würde; er versuchte es, die Vaterlands- und Freiheitsliebe in dem Herzen jedes Franzosen neu anzufachen, verfluchte die Jakobiner und weihte seine vollständige Achtung den Girondisten.

Beide Schriften vereint bewirkten denn auch seine Verhaftnahme bald nach der Herausgabe. Drei Monate nachher wurde auch er zur Guillotine geführt, — „die," wie er in seinen Worten über die Cordey sagt, „in seinen Augen nichts mehr ist, als ein Altar, worauf man unschuldige Opfer schlachtet und womit — seit dem reinen Blute, das am 17. Juli darauf geflossen ist — keine Schande mehr verbunden seyn kann." — Sein Haupt fiel, indem er mit wahrer Seelengröße das Schaffot betreten hatte.

Wedekind meint, er hätte sein Leben retten können, wenn er sich vertheidigt, wenn er eingestanden hätte, seine Schriften in melancholischer Gemüthskrankheit abgefaßt zu haben. Wirkliche Patrioten hätten ihm alsdann zu einem solchen Ausgange verholfen. Aber Lux war ein Deutscher, mit deutscher Wahrheit und Ueberzeugungstreue, die er als Mann höher schätzte, als sein Leben. Er starb lieber, als daß er sich durch eine Lüge rettete. So weit die Geschichte des wackern Mannes.

Ueber all dem Jubeln, Singen und Feiern des Sängerfestes hatte ich die Tochter des Adam Lux nicht vergessen. Am Abend des nächsten Tages mahnte ich meinen Freund, sein Versprechen zu erfüllen, und wir gingen den heute so viel stillern Weg hinaus nach dem kleinen Häuschen.

An der niedrigen Hofthüre sagte uns ein junges strickendes Mädchen, die Tochter der Gemüsegärtnerin, der die Wohnung gehört, daß die alte Dame zu Hause sey, und wir stiegen die schmale, reinliche Treppe hinauf zu dem Zimmer, das sich auf unser bescheidenes Klopfen öffnete.

Eine kleine freundliche Frau bewillkommnete meinen Freund mit einiger Verlegenheit, weil sie meinte, Zimmer und Toilette sey nicht in der besten Ordnung, um Besuch zu empfangen. Er beruhigte sie rasch darüber und stellte mich als einen seiner Bekannten aus der Ferne vor, der aus großem Interesse an ihres Vaters Wirken und Schicksal ihre Bekanntschaft zu machen wünsche.

Die heitere, milde Gestalt drückte mir dankend die Hand und nöthigte mich, neben ihr auf dem einfachen schwarzen Kanapee zu sitzen, wo ich im Laufe des Gesprächs ihr Aeußeres, das von dem Lichte des Hofkensters beleuchtet wurde, betrachten konnte.

Das Alter — sie zählt schon 72 Jahre — hat tiefe Furchen in angenehme Gesichtszüge geschnitten, die von dem freundlichen Blicke der blauen, aber schwachen Augen beherrscht werden. Eine feine Röthe färbt immer noch die schmalen Wangen, die von einer weißen Krause und einem schützenden Spitzentüchelchen eingerahmt sind. Weder Krinoline, noch bauschende Kleider umhüllen ihren zerbrechlichen Körper, und nur das einfachste dunkle Wollenkleidchen fällt auf die Füße hernieder, die übrigens die einsame, fast verlassene Frau bei gutem Wetter, wie sie mir sagte, alle Morgen auf größere oder kleinere Spaziergänge leiten müssen.

Die Einrichtung des kleinen, aber hellen Zimmers, nebst dem daran stoßenden Schlafstübchen und dem dunklen Herde daneben, ist äußerst einfach, dünkt ihr aber ein köstliches Besitzthum zu seyn, weil sie erst seit einem halben Jahre, die Arme, die einzige und unumschränkte Besitzerin einer jeweiligen Wohnung ist — die Folge drückender Verhältnisse. An der bis zur Hälfte der Zimmerhöhe gehenden Verkäfelung der einen Wand steht ihr altes liebes Instrument, das sie sich durch viele Stürme des Lebens hindurch gerettet hat, und dessen kurze Tasten noch manchmal von ihren zitternden Fingern zu einem Chorale angeschlagen werden, wenn ihre Verlassenheit, ihre alten Tage sie ängstigen wollen und sie sich aufs Neue Stärke und Heiterkeit da suchen muß, wo, wie sie mit kindlichem Glauben und Vertrauen sagt, auch sie nicht vergessen ist. Gegenüber der Wand hängen über einem kleinen Tischchen im Kreise herum mehrere Silhouetten von Freunden aus früherer Zeit und geben der alten Frau schmerzliche und liebe Erinnerungen.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Die neuesten bayerischen Gesetzbücher. 1) Das Polizeigesetzbuch. 2) Das Strafgesetzbuch. 3) Das Einführungsgesetz zu beiden. 4) Das Gesetz über die Aufhebung der Strafolgen. Gemeinfaßlich bearbeitet von Ludwig Hauff. München, Giel'sche Buchhandlung.

Die neue Polizei- und Strafgesetzgebung wird gewiß zur Hebung der Sittlichkeit und Förderung des Rechtssinnes im Volke viel beitragen und machen wir deßhalb auf eine so eben in der Giel'schen Buchhandlung in München erschienene gemeinfaßliche und sehr billige Ausgabe dieser neuen Gesetze aufmerksam. Es thut uns Bayern diesseits des Rheins schon lange Noth, daß Jeder, nicht blos der Jurist, die Gesetze kennt und wir dürfen deßhalb auch die Gelegenheit nicht versäumen, uns gleich in den Besitz einer allgemein verständlichen Ausgabe, die uns hier so billig (in 3 Heften à 15 kr.) geboten wird, zu setzen, denn es ist jetzt so Manches mit Strafe bedroht, was früher straflos war und ist darauf in der Hauff'schen Ausgabe besonders hingewiesen. Unsittliche Handlungen werden nach den

neuen Gesetzen meist weit strenger bestraft, als bisher und auch mit Recht, denn der immer mehr überhand nehmenden Rohheit müssen Schranken gesetzt werden, weßhalb auch zu hoffen steht, daß die hochwürdige Geistlichkeit beider Konfessionen zu der möglichsten Verbreitung dieser neuen Gesetze beitragen wird.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 16. November: In den letzten Tagen ist man hier dem Vernehmen nach einem gräßlichen Vorfalle auf die Spur gekommen, ohne daß die hiesigen Blätter bisher desselben Erwähnung gethan haben. In einer An des Praters waren Arbeiter mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt und kamen auch auf einen morschen im Innern des Stammes ausgehöhlten Baum. Als die Arbeiter den Baum gefällt hatten, fanden sie in der Höhlung ein menschliches Gerippe mit Kleidungsstücken und ganz verrosteten Waffen. An den Kleidungsstücken war deutlich wahrzunehmen, daß sie der Uniform eines Nationalgardisten aus dem Jahre 1848 angehört haben; andere auf das Leichengerippe Bezug habende Merkmale konnten dagegen nicht aufgefunden werden. Es sind nun zweierlei Vermuthungen über die Veranlassung zu diesem Ereignisse vorhanden. Das Gerippe gehört wahrscheinlich der Person eines ehemaligen Wiener Nationalgardisten an, welcher an den Oktobertagen des Jahres 1848 Theil genommen und bei der Einnahme der Stadt durch das Militär entweder aus Furcht vor demselben in der Höhlung des Baumes ein Versteck gesucht hat, aber dann nicht mehr heraus komute und dort auf eine furchtbare Weise seinen Tod fand, oder der von den Kroaten, die damals gegen jeden Nationalgardisten gewüthet haben, aufgegriffen und aus Rachbegier in die Baumhöhlung gesteckt wurde. Von Seite der Polizei hat man eine Kommission niedergesetzt, um den Vorfall genau zu untersuchen. Jedenfalls wird man alle Mühe anwenden, um die Identität des Leichnams zu konstatiren.

Wiederholte Berichte bestätigen den großen Werth der kürzlich in den Vereinigten Staaten und in Canada entdeckten Oelquellen. Die Frage über ihre Ergiebigkeit scheint sich in einer befriedigenden Weise lösen zu wollen; denn nach den angestellten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß der Vorrath auf lange Zeit hin reichen wird, so daß bei erleichtertem Verkehre diesem Produkt eine große Zukunft in dem modernen Handel zu prophezeien ist. Das Hauptdepot des Oels in den Vereinigten Staaten wird mit einer Station der Great-Western-Bahn in Verbindung gesetzt, das Hauptdepot in Canada liegt nur zwölf englische Meilen von der Station Wyoming an der Canadischen Westbahn entfernt. In der Umgegend der Hauptquelle war der Boden zwei Jahre vorher von Urwald bedeckt; nun wohnen dort schon mehr als 500 Menschen und immerwährend lassen sich neue Ankömmlinge nieder. Zwei große Gasthöfe werden erbaut und überall entstehen Häuser und andere Baulichkeiten. Gegenwärtig sind schon hundert Brunnen gegraben, die alle Oel geben. Der Eigenthümer der Distriktes verpachtet ganze und halbe acre Landes auf die Zeit von 99 Jahren zu einem Preis von 300 Dollars und einem Dritttheil des gewonnenen Oeles. Bei dem Graben der Brunnen muß man bis zu einer Tiefe von 40—60 Fuß eindringen, ehe man den Felsen erreicht; in manchen Fällen stößt man allerdings schon früher auf Oel, das aber von geringerer Güte und minder ergiebig ist. Der Durchschnittsertrag eines Brunnens beträgt in mäßigem Anschlag 600 Gallonen täglich.

Als Kuriosum wird aus Nürnberg mitgetheilt, daß ein im sogenannten Weinstadel daselbst eingemietheter Schuster, dem schon seit 3/4 Jahren die Wohnung gekündet war, ohne daß er sich's anfechten ließ, am vergangenen Freitag mit Gewalt auf die Gasse gesetzt wurde. Allhier hat es nun dem Schuster so gefallen, daß er gleich an der nächsten Ecke sein Schild aufhängte und trotz Novemberluft die Hemdärmel stülpte und zu schustern anfing. Weib und Kind nahmen auch auf der Gasse Platz. Die Nachbarschaft hatte Mitleiden und schickte ein Abendessen, das die Schusterfamilie auf der Straße mit Appetit verzehrte. Die Polizei wünschte aber dem Schuster: „Wohl gespeist zu haben!“ und führte ihn in die Nachtherberge in den Gefängnißthurm „Luginsland,“ allwo er bei seinem Erwachen schöne Aussicht fand; sein Weib und Kind wurden anderwärts untergebracht. Seitdem soll nun aus dem Schuster ein Philosoph geworden seyn! —

In Heidelberg hielt der Verein für deutsche Reinsprache am 10. Nov. eine zahlreich besuchte Versammlung. Dieser Verein zählt jetzt über 2200 Mitglieder und ist noch immer im Zunehmen begriffen.

[Höflichkeit.] Bei einer Verhandlung wurde die Angeklagte, ein Dienstmädchen, vom Vorsitzenden gefragt, ob ihre Eltern noch leben? „Wenn ich bitten darf — nein“ erwiderte sie.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 281 Sonntag, 24. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Wie er sinnend und lächelnd ins Feuer und in das blühende Gesicht des Kindes schaute, wünschte er sein eigenes Glück den Corsen, er wünschte es allen Menschen. Jeder möchte so wie er Frieden in seinem Hause finden, arbeitsam sein irdisches Wohl verdienen, Ordnungssinn in jeder Hütte, bescheidene Wünsche, frohes Gewähren. Ein treues Weib, die verständige Gefährtin, Kinder, der Quell der Liebe und des Strebens. Ist das zu viel gefordert für ein Menschenleben? sagte er, drückte den Knaben an seine Brust und horchte auf dessen Geplauder.

Die Rückkehr der sorgsamen Hausfrau unterbrach diese Betrachtungen. Maria Anna brachte nicht allein Brod, Wein und Kastanien, sie brachte auch ein verdecktes Gericht, und Gaffori fand eine schöne Forelle, die er niemals verschmähte.

Nun setzte sie sich zu ihm, legte ihm vor und erheilte mit ihr und dem Knaben, der lüstern nach dem Teller schaute, aus des Vaters Glas nippte, eine Zeit lang mit seinen kindlichen Fragen und Bemerkungen die Eltern belustigte, endlich aber seinen Kopf an der Mutter Brust barg und einschlief.

Jetzt erst wurden die Mittheilungen zwischen den beiden Gatten von jeder Vorsicht frei.

Zuerst, sagte Maria Anna, erzähle mir von Therese und ob deine Vermuthungen sich bestätigt haben.

Sie haben sich nur zu gut bestätigt, erwiderte Gaffori. Ich habe keinen Zweifel mehr, daß Antonio Romei die Absicht habe, seine Schwester mit Thomas zu verheirathen, und daß sie selbst damit einverstanden ist.

Das kann gut und schlimm seyn, versetzte die junge Frau nachdenklich. Ich weiß nicht, soll ich mich darüber freuen oder betrüben.

Wäre Grund zur Freude vorhanden, würde ich williger dazu seyn als jeder Andere, sagte der Doktor, allein ich kann nicht anders, als diese Pläne verderblich finden.

Das ist doch hart, flüsterte Maria Anna vor sich hin. —

Wenn zu denken wäre, daß Therese unserm Freunde Glück in sein Haus brächte, wenn Herzensneigung sie zu ihm zöge, nach menschlichem Ermessen Segen aus dieser Verbindung erspriessen könnte, dann, Maria Anna, würde Niemand mehr als ich allen Einfluß aufbieten, um dieß Paar zu vereinigen; aber wer kann daran glauben? Therese ist stolz und eitel, hochfahrend ihr Sinn, verwöhnt ihre Sitten. Thomas Gervoni dagegen einfach, edelherzig, ein warmes treues Blut. Leicht ist er zu täuschen, doch welche Reue wird nachfolgen! Daß ein schönes Mädchen ihm ihre Gunst zeigt, schmeichelt ihm, und sein offenes ehrliches Herz merkt nicht die Absicht, welche sich dahinter verbirgt. Ihr, der Corte zu arm und still ist, muß der Aufenthalt in dem einsamen Gebirgsthale zur Qual werden, allein sie zeigt sich dort geschäftig, häuslich, zutraulich und weiß ihre Fäden so geschickt zu spinnen, daß selbst die vorsichtige Frau Giovanna davon umnetzt ist.

Wenn es aber doch Wahrheit wäre? fiel Maria Anna ein. Therese ist drei und zwanzig Jahre alt, in solchem Alter sind die Träume eines Mädcheuherzens ausgeträumt. Ihre Wünsche finden ein bestimmtes Ziel, sie begnügen sich mit dem Erreichbaren, und eine edle Liebe kann um so, fester und wahrer sie zu dem Manne ihrer Wahl ziehen, wenn dieser auch in früherer Zeit von ihr unbeachtet geblieben wäre.

Gaffori schüttelte den Kopf. Frauen wie diese, sagte er, wissen nichts von Liebe. In ihren kalten Herzen rechnen nur die Vortheile und neben ihrer Eitelkeit hat nur der Ehrgeiz darin Raum.

Welche ehrgeizige Pläne kann Therese machen?

Nicht wenige, mein Schatz, erwiderte der Doktor. Sie weiß, daß ihr eigenes Vermögen nicht groß und daß es zerrüttet ist. Unüberlegte Spekulationen im Kauf von Landbesitz und im Handel hatten ihrem Vater schon schwere Verluste gebracht. Jetzt hat ihr Bruder sich weiter verschuldet und klagt den Krieg an, statt zu bedenken, was er selbst gethan. Thomas Gervoni ist reich, er kann seiner Frau verschaffen, was ihr gefällt, doch mehr noch: Thomas ist jung und angesehen, viele Augen richteten sich auf ihn, manche glauben, daß sein Vaterland noch viel von ihm zu erwarten habe, wenn die Ereignisse günstig sind, und daß — hier schwieg Gaffori und lächelte.

Was hoffen sie, Giampietro?

Daß Thomas Cervoni, aus dem alten stolzen Geschlechte der Herren von Soveria, wohl im Stande, der Erste des corsischen Volkes zu seyn und an dessen Spitze zu stehen, statt des Doktors Gafferi.

Niemals wird er das, niemals! rief Maria Anna mit leuchtenden Augen. Thomas ist nicht der Mann, dessen Corsika bedarf, auch würde er dieß nimmer versuchen.

Wer weiß, sagte Gaffori; sicher ist, daß ich meinen treuen Freund bald verlieren würde, käme er in die Hände der Romei und einer herrschsüchtigen Frau, die mit ihren Künsten ihn zu ihrem Werkzeuge machte. Weiß ich doch an mir selbst, fuhr er mit Blicken voll Leben fort, indem er seine Hand in Maria Anna's Hand legte, welche Macht eine Frau über ihren Gatten ausübt, der sie zärtlich liebt. Der arme Thomas würde bald in einen harten Kampf gerathen und dieser würde unglücklich enden, für ihn wie für uns Alle.

Wenn dieß genau so ist, wie du sagst, antwortete die junge Frau, dann freilich ließe sich wenig Gutes hoffen. Doch könnte es nicht seyn, daß auch Thomas große Macht über Therese gewönne, und wäre dieß nicht das Mittel, die Romei zu versöhnen? Hast du, theurer Giampietro, nicht so viele Macht über mich gewonnen, daß du mein liebster und erster Freund auf Erden geworden, mein Herr und Gebieter, dem ich Alles freudig sonder Zweifel glaube, was er spricht? Und, o! wie innig wünsche ich, daß Thereze einen Gatten findet, damit sie — mir vergeben möge.

Ein Ausdruck von Demuth und Rührung belebte ihre Mienen, als sie diese letzten Worte flüsterte. Gafferi blickte lange stumm und freundlich in ihr Gesicht. Es sah so lieb und fromm, fast kindlich unschuldig aus, daß Niemand ahnen konnte, welch heldenmüthiges starkes Herz in der Brust dieser Frau schlug. Ihre schönen klaren Augen senkten sich nieder auf das schlafende Kind und um ihre Lippen zuckte ein Lächeln, wie um die Lippen der büßenden Madonna.

Deine Herzensgüte, liebe Maria Anna, sagte Gafferi darauf, drängt dich zu einer Anklage, die Niemand mit Recht, weder gegen dich noch gegen mich erheben kann. Der alte Romei war meines Vaters Freund, es mag ein vertraulich Wort gemeinsamer Wünsche vorgekommen seyn, ich selbst habe dazu keinen Anlaß gegeben. Als ich nach Corte zurückkehrte, war Thereze noch ein Kind, sie war nicht dreizehn Jahre alt, als ich dich heirathete, und niemals gefiel sie mir, niemals hatte ich den Wunsch, ihr zu gefallen. Du warst meines Herzens einziges Verlangen und wirst es bleiben für alle Zeit, wenn du mich nicht etwa verstoßen willst, fügte er leise lächelnd hinzu.

O! du mein süßer Giampietro, sagte Maria Anna voll Zärtlichkeit ihre Augen aufhebend, du machst mich stolzer und glücklicher, als Königinnen sind. Denn ich weiß, selbst der Heiland, der für die Wahrheit am Kreuze starb, konnte nicht wahrhafter seyn, als du es bist. Aber die Romei haben seit jener Zeit Groll getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Von einer alten Dame.

(Schluß.)

Sie erzählte mir auf leise Fragen hin, wie sie — eine geborne Mainzerin — hierher nach Nürnberg verschlagen wurde, wo sie als kinderlose Frau ihren Mann verlor, der in einem dortigen Geschäfte Mitantheilhaber gewesen. Schon lange Jahre ist er jetzt gestorben und hatte sie allein ohne Kinder und ohne nahe Verwandte zurückgelassen. Das Geschäft, worin ihre beiden kleinen Vermögen niedergelegt waren, nahm nach seinem Tode keinen günstigen Verlauf, und doch hatte er unsselige Verfügungen getroffen, daß seiner Wittwe Existenz bis an ihr Lebensende an die Familie des Associé gefesselt bliebe in Bezug auf ihr Vermögen und ihren Unterhalt. In dem schlimmen Falle, den die Angelegenheiten genommen, für beide Theile ein drückendes Verhältniß! Sie schien es aber mit wahrer Religiosität und heiterer Ergebung bewältigt zu haben, und fühlt sich trotz Abhängigkeit und der einfachsten, ärmlichen Lebensweise zufrieden in einer Bedürfnißlosigkeit, die mir wahrhaft rührend war.

Hat sie wohl als Erbtheil ihres edlen Vaters, den sie freilich kaum gekannt hat — denn er starb, als sie kaum drei Jahre alt war — seinem Steizismus, seine Verachtung der Welt und ihrer bösen Elemente als Erbtheil überkommen und sie unbewußt in ihre Lebensansichten und Verhältnisse übertragen? — Sie erschien mir wirklich ehrwürdig, wie sie ungesucht und anspruchslos von ihrer einfachen und einsamen Lebensweise sprach, ohne männlichen Schutz, ohne Dienerin, ohne gesellschaftliche Verbindungen, als einige befreundete weibliche Wesen, die sie dann und wann aufsuchen.

Sie hatte Freude an meiner lebhaften Theilnahme für sie und das Andenken ihres Vaters. Sie holte mir aus ihrer alten Kommode die einzigen alten, vergilbten Reliquien, die in ihrem langen Leben und im häufigen Wechsel des Wohnortes ihr geblieben waren, als von ihm selbst herrührend. Es sind drei Hefte. Das erste gedruckte Heft enthält die in lateinischer Sprache abgefaßte Doktordissertation von A. Lur und zwar über den Enthusiasmus, welche er hielt in Mainz, den 19. November 1784. Das zweite Heft, von seiner Hand geschrieben, enthält Bruchstücke aus Ossians Gesängen und aus dem Homer. Das dritte, wiederum gedruckte kleine Bändchen heißt: „Republikanischer Nachlaß von Adam Lux, weiland Mitgliede des Rheinisch-

Deutschen Konvents und außerordentlichem Gesandten zu Paris, in Straßburg gedruckt im dritten Jahr der fränkischen Republik" und herausgegeben mit einer Vorrede von dem bekannten oder berüchtigten Wedekind. Der in seinen Folgen so tragische Aufruf für die Charlotte Corday ist hier am Schlusse mitgegeben.

Die Tochter bestätigt übrigens das oben Angeführte aus ihren Erinnerungen, oder vielmehr aus den Erzählungen ihrer Mutter. Es war dieser und ihrem Gatten während der drei Monate seiner Einkerkerung die Möglichkeit geblieben, mit einander zu korrespondiren; und Lux muß seiner Frau mitgetheilt haben, daß, wenn er seine Flugschriften auf eine gewisse Weise widerrufen würde, er Hoffnung haben könnte, ihr und seiner Familie erhalten zu bleiben. Er appellirte an ihre Entscheidung, als diejenige, die ein Recht an sein Leben, aber auch an seine unbefleckte Ehre hätte. Die geistesstarke Frau bestärkte ihn mit bewunderungswürdiger Fassung in seinem Entschlusse, nichts von dem zurückzunehmen, was er aus tiefster Ueberzeugung gesprochen und veröffentlicht. Und Lux starb als Märtyrer seiner Grundsätze mit Heldenmuth.

Die Wittwe verkaufte bald nachher ihr Besitzthum in Kostheim und zog sich mit ihren beiden Mädchen, von denen die noch Lebende damals kaum drei Jahre alt war, nach Mainz, wo ihr mehrere Verwandte lebten. Sie starb einige Jahre nach dem Tode ihrer älteren Tochter, und zwar noch ehe die jüngere verheirathet war.

So kam es, daß die Matrone, deren Bekanntschaft ich eben gemacht, ziemlich einsam durchs Leben ging, welches ihr nicht viele Rosen, sondern viele Dornen brachte, — und nun in ihrem zweiundsiebenzigsten Jahre beinahe in Verlassenheit die trübern Tage des hohen Alters an sich herantreten sieht. Der Himmel erhalte ihr für die nunmehr noch kurze Zeit ihres Erdenwallens die Gesundheit, die Heiterkeit und die Ergebung, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, und mit der sie gewiß Jedermann — neben dem Interesse für ihre Abstammung — unwillkürlich fesselt.

Sollte nicht vielleicht da oder dort die Verehrung für einen ächt deutschen Mann Pietät für die Tochter hervorrufen?

Das waren meine Gedanken, als ich bei der Abenddämmerung still mit meinem Freunde nach der Stadt zurückkehrte, und die nämlichen sind es, die mich bewogen, diese Begegnung für weitere Antheilnehmende niederzuschreiben.

E. Hirzel.

* * *

Vorstehende, der „Gartenlaube" entnommene Darstellung können wir dahin ergänzen, daß der darin erwähnte Adam Lux ein geborner Obernburger war, was aus dem Taufregister der Pfarrei Obernburg beglaubigt werden kann*). Demselben lebte auch dort noch ein Bruder, der erst allda am 12. Januar 1854 starb. Dieser hinterließ mehrere Kinder, die zu der erwähnten Dame in Nürnberg in engstem Verwandtschaftsgrade stehen.

Die Ermordung Sigismund Fellner's aus Mainz in New-York.

New-York, 5. November.

Am Ende des vorigen Monats wurde hier bekannt, daß in dem die Stadt New-York umgebenden Wasser eine unbekannte Leiche, welche, mit zwanzig Dolchstichen vom Leben zum Tode gebracht, aufgefunden worden sey. Das war an und für sich nichts Auffallendes, da selten ein Tag hingeht, an dem nicht mehrere solche Funde hier gemacht werden. Allein die Leiche führte noch 110 Dollare in Gold bei sich und sie wurde bald durch einen Herrn Löwenthal als der irdische Ueberrest eines kürzlich mit der „Bavaria" angekommenen deutschen Israeliten Namens Fellner aus Mainz erkannt, welcher mit 50,000 Dollars Werth in Geld und Diamanten in New-York gelandet war. Dem Vorfalle wurde nun große Aufmerksamkeit von Seite des Publikums und der Polizei geschenkt, auch vier Personen, Frau Marx und deren Schwester, Fräulein Albertine Flaum, mit denen der Ermordete über See gekommen war, so wie die Wirthsleute dieses letzteren, Herr und Frau Schwenzer, wurden inhaftirt, während der muthmaßliche Mörder, ein gewisser Radetzky, noch nicht aufzufinden gewesen ist. Da der Vorfall in ganz Deutschland, namentlich aber in Ihrer Gegend viel Aufsehen machen wird, so theile ich Ihnen denselben durch den angebogenen Bericht so umständlich wie möglich mit,

---

*) Daselbst ist pag. 35 zu lesen:

1765, 27. December nat. Joes Adamus Henrici Francisci Lux, civis hujatis et Barbarae honest. conjugius legitimus; levante eundem e fonte sacro Joanne Adamo Fusiner incola ex Grossvallstadt.

Annotatio: Hic qua delegatus extraordinarius municipalitatis moguntinae, quod intimus ducis de Aurelia esset, anno 1793, die 5. Nov. Parisiis sub Guillotina his verbis: etiam pro libertate et aequalitate moriendum est, exhalavit.

Im Jahre 1765 den 27. Dez. wurde geboren Johann Adam, ehelicher Sohn des hiesigen Burgers Heinrich Franz Lux und seiner Ehefrau Barbara; aus der heiligen Taufe hob denselben Johann Adam Fußner Inwohner zu Großwallstadt.

Bemerkung im Taufbuche:

Dieser wurde als außerordentlicher bevollmächtigter der Munizipalität Mainz, weil er ein Vertrauter des Herzogs von Orleans war, am 5. Nov. 1793 guillotinirt und rief dem überstehenden Volke zu: „Auch für Freiheit und Gleichheit muß man sterben können."

bemerkte jedoch, daß der Namen „Fellner“ nur ein angenommener ist. Der wahre Name soll Lerg (?) und der Heimathsort des Ermordeten nicht Mainz, sondern Kirchheimbolaud seyn. Warum die Presse dieses noch nicht berichtet hat, ist mir unbekannt.

„Der Mord Sigismund Fellners aus Mainz macht ungeheures Aufsehen. Das Dunkel, das über dieser Schreckensthat geschwebt, scheint sich, Dank den durch die Belohnung von 2000 Dollaren sicher nicht verminderten Bemühungen der Geheimpolizei allmälig lichten zu wollen. Derselben ist es gelungen, folgende weitere Thatsachen, die mit dem Morde mehr oder weniger in Verbindung stehen, zu ermitteln:

Bekanntlich war Fellner, sobald die „Bavaria“ hier angekommen, im Prescott-Haus abgestiegen, wo er öfters Besuche von zwei Frauenzimmer empfing, mit welchem er auf der Ueberfahrt auf theilweise sehr vertrautem Fuße gestanden. Es waren Frau Marr und deren Schwester Fräulein Albertine Flamm aus Preußen, beide Jüdinnen. Am 13. October besuchte ihn Frau Marr allein und soll, wie von Leuten im Hotel versichert wird, die Thüre abgeschlossen und mit einem Dolche auf ihn eingedrungen seyn, weil er sich auf dem Schiffe Ungebührlichkeiten gegen ihre Schwester erlaubt habe. Sie zog jedoch in Frieden ab, wahrscheinlich durch seine Freigebigkeit beschwichtigt.

Dieser Vorfall wirkte jedoch dergestalt auf ihn ein, daß er eine seiner neuen Bekanntschaften, den jungen 22jährigen Radetzky, um Rath fragte, was er zu thun habe, um den Nachstellungen der wüthenden Frau zu entgehen. Er befolgte den Rath, das Hotel zu verlassen und nach Nr. 4 Carroll Place in Brooklyn, dem Kosthause des Freundes, überzusiedeln. Radetzky war bei dem Umzuge dagegen, daß ein Fuhrmann die Effekten fortschaffe, und besorgte einen Jungen, der sie trug. Hier blieb Fellner nur kurze Zeit, als er plötzlich verschwand und als Leiche in der Monmouther Bai bei Middletown in Neujersey wiedergefunden ward.

Die Geheimpolizisten Farley und Tieman machten nach langen Nachforschungen das Brooklyner Kosthaus ausfindig; dort hatte sich am Montag (zwei Tage nach Fellner's Verschwinden) Frau Marr mit Radetzky eingefunden und der Frau vom Hause vorgestellt, sie seyen beauftragt, aus Fellners Koffern einige Papiere sich zu nehmen; Fellner werde nächstens Albertine heirathen und gleich nach der Hochzeit seine Effekten abholen lassen.

Nichts Böses ahnend, ließ die Frau die Koffer durchsuchen, ohne aufzumerken, was daraus entfernt wurde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das projektirte neue Opernhaus in Wien hat, ohne die Hoflogen, 98 Logen, die, geräumiger angelegt, 6 Personen fassen können, 690 Sperrsitze, 500 Stehplätze, wovon 430 in das Parterre fallen, 930 Sitzplätze, so daß im Ganzen 2740 Personen bequem Platz finden können. Vergleicht man das neue Opernhaus nach dem Fassungsvermögen der Zuschauerräume mit den größeren italienischen Opernhäusern, so ergibt sich seine Stellung von selbst. Denn das Teatro Reale in Turin faßt 2000 Personen, die Fenice in Venedig faßt 2700 Personen, San Carlo in Neapel faßt 3500 Personen, Carlo Felice in Genua 3000, die Scala in Mailand faßt 4000 Personen. Die Pläne sind von den Architekten Professor Ed. van der Nüll und August von Siccardsburg.

Ein Brief aus Teheran theilt der „Patrie“ verschiedene Nachrichten über die begonnene Reorganisation der persischen Armee mit. Die reguläre Armee besteht aus 70 Bataillonen Infanterie von je 1000 Mann, 3000 Mann Artillerie, 1500 Mann Geniesoldaten und 5000 Reitern. Die Truppen sind gut bewaffnet und gekleidet. Ihre Uniform hat große Aehnlichkeit mit der französischen. Man hat nur aus religiösen Gründen die spitze Oesterreichermütze beibehalten. Der Schah selbst trägt den französischen Waffenrock. Die ganze Armee hat Perkussionsgewehre. Auch einige Batterien Gebirgshaubitzen sind eingeführt. Seit bereits drei Jahren besteht und funktionirt die Konskription nach französischem Muster in ganz Persien.

Zwei Schulknaben, welche neulich aus Leipzig verschwanden, um nach der Schweiz zu reisen, sind am 15. November wieder in Leipzig eingetroffen. Sie waren mit 15 Ngr., der beiderseitigen Reisekasse, bis gegen Hof gekommen, besannen sich aber dort eines Bessern und kehrten um.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die erste Sylbe folgt dem C;
Doch irrt ihr, rathet ihr auf D.
Die letzten Zwei sind eine Drei,
Die machte Manchen sorgenfrei.
Das Ganze sammelt Himmelsgaben,
Um Irdische damit zu laben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 282 Dienstag, 26. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Die Romei sind falsch, unterbrach Gaffori seine Frau. Nie haben sie es mit des Vaterlandes Sache treu gemeint. Immer hingen sie heimlich an Genua, und jetzt — du weißt noch nicht, daß ich die beiden Brüder in Cervoni's Haus antraf. Sie waren heraufgekommen, ihre Schwester zurückzuholen, und wen hatten sie mitgebracht?

Er hielt inne und fuhr dann fort: Einen genuesischen Kundschafter! Angeblich einen Kaufmann aus Livorno mit dem Namen eines Handelshauses, das in früherer Zeit Oelgeschäfte mit ihnen machte, in Wahrheit sicherlich ein Geschöpf des Gouverneurs in Bastia, oder gar des hohen Raths in Genua selbst.

Was will er hier und was wollen sie mit ihm? fragte Maria Anna.

Immer dasselbe, mein Schatz, was die Genuesen immer wollten. Immer neue Intriguen, neue Aufreizungen, neue Missethaten.

O, die Elenden! —

Sie wollen sehen, ob die Corsen sich noch nicht zurücksehnen unter ihr sanftes Joch, ob sie der Männer, die ihnen zu dem Stückchen Freiheit halfen, das sie besitzen, noch nicht müde sind.

Maria Anna's Augen blitzten. — Dulde es nicht, Giampietro!

Laß sie nur kommen, erwiderte er lächelnd. Laß sie nur zusehen, wie es bei uns steht. Wir wollen sie in ihren eigenen Schlingen fangen, und dann — ja dann wird ihre Stunde schlagen.

Es lag etwas in seinen Mienen, das seinen Worten und der Bewegung seiner niederfallenden Hand einen ernsten Nachdruck gab. — Auch um dessentwegen, fuhr er fort, möchte ich Thomas Cervoni von jeder näheren Verbindung mit dieser Familie zurückhalten, aber ich fürchte, es wird nicht angehen, ihn davor zu retten. Es ist der Mühe werth, ihn einzufangen. Die Männer von Niolo sind ihm blind ergeben und sein Beispiel könnte wichtige Folgen haben.

Die junge Frau hörte, was er sagte, aufmerksam an. Sie war gewöhnt ihres Gatten Vertraute zu seyn, er verschwieg ihr nichts. So sprach er auch jetzt zu ihr von Verhältnissen, welchen sonst Frauen fern bleiben: von den Ursachen, die den Grafen Cursey nach Corte geführt, von den Umtrieben in Ajaccio und im Süden der Insel und von seiner Ueberzeugung, daß dieser Friede bald gebrochen seyn werde. Aber er theilte ihr auch seine Gedanken über die Folgen und seine Wünsche mit und zeigte seine Zufriedenheit mit den Plänen seiner Feinde. Wir brauchen nur solchen Friedensbruch, sagte er, um dieß unersättliche Genua vor Gott und aller Welt anzuklagen mit Schimpf und Schande. Wir sind die Friedfertigen und Geduldigen, sie die blutdürstigen Unterdrücker. So werden wir vor allen Völkern und vor allen Fürsten stehen, selbst vor dem Könige von Frankreich, mit dessen Hülfe allein noch die Genuesen sich hier behaupten. Dann, Maria Anna, werde ich denn Frieden diktiren, kein Anderer, und Menschen, wie diese Romei, werden ihrem Vaterlande keinen Schaden mehr bereiten können. Es wird keine genuesische Partei mehr in Corsika möglich seyn.

Die junge Frau blickte ihn mit Stolz und doch sorgenvoll an. Gottes Engel mit dir, mein Giampietro! sagte sie, wer möchte es thun, wenn du nicht; Gott hat dich wunderbar geschirmt, er wird dich auch ferner beschützen.

Wer Großes thun will, darf Gefahren nicht fürchten, antwortete er.

Wahr! wahr, was du sagst! Ich fürchte nicht für dich.

Weil deine Seele erhaben ist, Maria Anna. Weil du denkst, wie Gaffori's tapfere Gefährtin denken muß.

Ein begeistertes Lächeln war ihre Antwort. Ihre sanften dunklen Augen thaten sich feurig auf und hingen an seinem Gesichte mit der Opferfreudigkeit eines Propheten.

Ist es nicht Gottes höchste Gnade, sprach er voll Zärtlichkeit, daß er dich mir gegeben hat, als Quell meines Lebens und als Stütze meines Willens. Wo wäre ein Weib, das dieß vermöchte! Was wäre geschehen, wenn ich schwach genug gewesen, mir jene da aus Romei's Blut zu wählen?

Und Maria Anna beugte sich zu ihm, legte ihren Arm um seinen Hals, ihren heißen Kopf an seine Wangen und erwiderte leise liebeglühend: Gelobt sey die heilige Jungfrau! Bete, Giampietro, bete zu ihr, daß sie gnädig mein Glück beschütze.

3.

Am folgenden Tage war die Stadt in noch weit lebhafterer Bewegung, als am Abend vorher. Denn die Feierlichkeiten für den französischen General brachten die gesammte Bevölkerung auf die Beine; auch aus den umliegenden Kirchspielen strömten Viele herbei, die ihre Neugier und Theilnahme befriedigen wollten. Darunter befanden sich manche angesehene Männer, welche auf ihren Landgütern wohnten und nun ihre Gastfreunde aufsuchten, denn Wirthshäuser gab es hier nirgends, Jeder mußte sehen, wo er blieb.

Und was an diesem ersten Tage nicht geschah, vervollständigte sich während der folgenden. Die Zahl der Einwohner Corte's, welche kaum fünf Tausend betrug, vermehrte sich um das Dreifache und keine Kammer blieb unbesetzt. So hatte der Doktor Gaffori denn ebenfalls nicht wenige Gäste erhalten; manche seiner alten Waffengefährten sprachen bei ihm an und er nahm so viel sein Haus zu fassen vermochte und sorgte für Alle, denn wem hätte Giampietro Gaffori jemals seine Dienste verweigert! Der Stolz der Männer von Corte auf ihren großen Bürger war aber nicht gering und er fand in diesen Tagen neue Nahrung in Fülle. Nicht allein, daß Gaffori zu den Gemeinderäthen gehörte, Jedermann wußte auch, daß er der Erste unter Allen, und eben so gewiß war es, daß die Ehrenbezeugungen für den französischen Grafen und General nicht so glänzend ausgefallen wären, wenn Gafferi sie nicht gewünscht und gewollt hätte. Das Volk hing an den Blicken und Winken seines Helden, wie an denen eines Heiligen; was ihm geschah, empfanden Alle; als daher Graf Cursay an jenem Morgen, nachdem Giampietro lange Zeit mit wenigen vertrauten Männern bei ihm im Stadthause gewesen, auf den Balkon hinaustrat, Hand in Hand mit dem vielverehrten Mann, dem sich keiner vergleichen konnte, erhob sich ein unermeßlicher Jubel. Gaffori selbst jedoch benahm sich voll Schicklichkeit und Feinheit. Ueberall zeigte er, daß Graf Cursay der Erste und Höchste sey, mit Bewunderung pries er die Dienste, welche der Graf den Corsen geleistet, und so bewirkte sein Beispiel, daß das dankbare Gefühl des Volkes sich immer mehr erwärmte und steigerte. Diese Bewegung nahm aber noch weiter zu, als sich die Kunde verbreitete, daß zu Ehren des hohen Gastes eine öffentliche Festlichkeit stattfinden werde, welche alle Köpfe in einen Freudenschwindel versetzte, und wiederum war es Gaffori, von dem dieser Plan ausging.

Das Volk lief durch die Straßen tanzend, singend und springend, und die Menschen mit den gelbbrannen Gesichtern, den feurigen Augen und wild flatternden Haaren schienen von plötzlicher Tollheit befallen zu seyn. Manche schwangen ihre Mütze, andere ihre Weinflaschen, noch andere ihre Gewehre und Messer, und so gegen einander laufend, schrieen sie sich jubelnd zu: La Moresca! La Moresca! Wir werden sie sehen, wir werden sie hören. La Moresca! la Moresca! Man hätte bei dieser Aufregung und solchem Mienenspiel glauben können, daß wirklich Mohren und Mauren gelandet seyen und auf Corte losmarschirten, aber das tolle Lachen deutete nicht auf Angst vor Gefahren, die in alten Zeiten Corsika fürchterlich genug heimsuchten.

All die alten Thürme, welche die Küsten umringen, zeugen noch von den schrecklichen Ueberfällen der räuberischen Mohren, welche Jahrhunderte lang sich aus Corsika Sklaven und Beute holten; doch eben aus jenen Tagen wilder Kämpfe zwischen Christen und Heiden hat sich ein Waffentanz erhalten, die Moresca genannt, welcher von den heutigen Corsen noch eben so leidenschaftlich geliebt wird, als von ihren Vätern.

In den Zeiten der Befreiungskriege gegen die Genuesen diente die Moresca oft dazu, die kriegerischen Begierden des Volkes anzustacheln und seine Siegesfeste zu feiern, doch jetzt war seit einer Reihe von Jahren dieß Schauspiel in Corte nicht mehr gesehen worden; kaum aber war der Name ausgesprochen, als das Entzücken alles Maß überstieg. Giampietro Gaffori wurde unzählige Male gesegnet und die kühnsten, schnellsten und gewandtesten Männer und Jünglinge eilten zu ihm, um sich zur Theilnahme anzubieten, denn es gab keine größere Ehre, als zu den Tänzern der Moresca zu gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung Sigismund Fellner's aus Mainz in New-York.

(Schluß.)

Kurz darauf kehrte Frau Marr zurück, drückte den Wunsch aus, daß über das Oeffnen derselben nichts ruchbar werde, und händigte Frau Schwenzer zwei Banknoten von je 1000 Franken ein, um damit deren Stillschweigen zu erkaufen.

Dieß überzeugte die Polizeibeamten, daß Frau Marr und Radezky um den Mord wußten, weßhalb sie die erstere nebst ihrer Schwester am Donnerstag in ihrer Wohnung Nr. 45 East-Broadway verhafteten, zumal sich auch an Fellners Leiche ein mit „Albertine Flaum" gezeichnetes Taschentuch vorfand. Das Mädchen hat eine goldene Uhr und Kette, die sie von dem Ermordeten zum Geschenk erhalten haben wollte, und Frau Marr eine im Unterrocke eingenähte Banknote von 1000 Franken und eine Anzahl Diamanten an sich. Man weiß, daß Fellners Fonds meist aus französischen Bankanweisungen bestanden, und eine große Quantität Edelsteine, die ihm gehörten, von den Zollbeamten bei seiner Ankunft untersucht worden war.

Am Freitag hat man bei einem Juwelier in Nassau Street für 500 Dollars Diamanten gefunden, welche ihm Frau Marr zum Fassen übergeben hatte; jetzt weiß die Polizei auch, wo die anderen verkauft wurden, und hat gestern von einem Manne in James-Str. 260 Dollars von dem Fellner'schen Gelde wiedererlangt, die eine der beiden Frauen dort deponirt.

Als sie in Nr. 4 Carell-Place nach Radetzky sich umsah, war derselbe nicht zu finden; er ist 22 Jahre alt, klein von Statur, hat eine stark hervorstehende Nase, trägt einen Schnurrbart, hat tiefliegende Augen und stand bei dem 28.. (Brooklyner) Milizregimente, Oberst Benett, drei Monate im Felde. Er ist Mitglied mehrerer deutschen Vereine, ein Israelit seines Glaubens und aus Polen gebürtig; seine Verhaftung wird schwerlich lange auf sich warten lassen. Er hatte in einem Leihhause in Whitehall-Str. des Ermordeten goldene Brille und Uhr verpfändet; Beide sind im Besitz der Polizei.

Statt seiner wurden Herr und Frau Schwenzer in Haft genommen und alle vier Gefangene aufs Hauptquartier der Polizei gebracht, dort vom Sergeanten Young verhört und dann der Sicherheit halber im Stationshaus der 14. Ward in gesonderten Zellen untergebracht.

Albertine war mit der Trennung von ihrer Schwester durchaus nicht zufrieden, als sie vergebens um die Erlaubniß nachsuchte, mit ihr in solche Nähe zu kommen, daß sie zusammen sprechen könnten. Beim Eintritt in die Zelle bemerkte sie: „Ich bin unschuldig, Sie werden es sehen." Als Geheimpolizist Bennett sich entfernte, rief sie ihm: „Adieu!" in einem Tone nach, daß er sie ansah, als befürchte er etwas Schlimmes, aber ein fröhliches Lächeln schwebte auf ihrem Antlitze und verscheuchte alle Furcht oder Zweifel. Während der Freitagsnacht benahm sich ein betrunkener Soldat sehr lärmend und rief beständig nach Wasser, weßhalb der Thürhüter das Gefängniß öfter als sonst besuchte und jedesmal das Mädchen munter und in unverständlichen Lauten mit sich selbst sprechend fand. Bisweilen schaute sie durchs Gitter und rief: „Ich bin unschuldig, Sie werden es ausfinden!" worauf ihr die beruhigende Antwort ward, daß sie wegen des Ausgangs nicht in Furcht zu seyn brauche. Stets aber wünschte sie dringend, mit ihrer Schwester zu sprechen, und war sehr niedergeschlagen, wenn ihr dieß abgeschlagen wurde. Zwanzig Minuten vor sechs Uhr sah sie der Thürhüter noch einmal: sie stand an der Zellenthüre, ein Bild äußerster Muthlosigkeit, die sich, je näher der Tag heranrückte, nur zu steigern schien. Zwanzig Minuten nach sechs Uhr hing die Unglückliche am Gitter, an dem sie sich mit einem festen Taschentuch aufgeknüpft. Man schnitt sie sofort ab und hoffte, da noch nicht alles Leben erloschen war, sie ins Leben zurückzurufen; allein alle deßfallsigen Versuche des herbeigerufenen Arztes blieben fruchtlos. Coroner Jackman hielt die Todtenschau. Das unglückliche Mädchen war dreiundzwanzig Jahre alt, aus Preußen gebürtig, sprach fließend englisch, da sie längere Zeit in London gelebt; ihre Gesichtszüge waren gefällig und ließen auf kein Verbrechen schließen; sie hatte eine gute Erziehung genossen, besaß jene Anmuth im Benehmen, jenen Geschmack in der Toilette, die ein Frauenzimmer anziehend machen, war etwas eigensinnig, aber zu Fellner in leidenschaftlicher Liebe entbrannt.

Der Coroner ließ die Leiche ins Bellevuespital schaffen; Frau Marr erfuhr Anfangs von dem Selbstmord der Schwester, wurde aber vorgestern Nachmittag nach genanntem Hospital gebracht. War ihr Benehmen vorher nervös und aufgeregt, hatte sie vorher oft unzusammenhängende Worte ausgestoßen, so wurde sie beim Eintritt in das Todtenhaus, als sie auf die Gestalt ihrer entseelten Schwester starrte, ruhig und gemessen; keine Bewegung war wahrnehmbar, keine Muskel zuckte. Als der Superintendent des Spitals fragte: „Kennen Sie diesen Leichnam?" antwortete sie ruhig, ja mit einer gewissen Kälte: „Ja, ich kenne ihn!" — „Wer ist es?" — „Meine Schwester, Albertine Flaum." — „Wissen Sie, wer Fellner gemordet?" — „Ich? wie sollte ich?" — „Wußte es Ihre Schwester?" — „Sie?" und nun erhob sich ihre Stimme zu großer Energie: „O nein! ein Mann that es, und sie war bei ihm." Nachher korrigirte sie die letztere Angabe, wobei sie wieder einige Verwirrungen blicken ließ. „Das reicht hin," sprach jetzt der Beamte, und sie wurde zur Kutsche zurückgeführt, ruhiger, gefaßter, gleichgültiger denn zuvor. Herr Simon Stern von Nr. 247 Broadway ist zu ihrem Rechtsbeistand ernannt worden.

Aus Allem, was bis jetzt zu Tage gekommen, befindet sich der Träger der Hauptrolle in diesem furchtbaren Mordbrama, in welchem das Opfer den Besitz von 10,000 Dollaren in Banknoten und Wechseln mit dem Leben bezahlt, noch auf freien Füßen. Die Weste Fellners ist von 21 kurzen, von Unschlüssigkeit zeugenden Stichen, die kaum den Raum einer Hand einnehmen und dem Anscheine nach von einem Weibe oder einem schwächlichen Manne herrühren können, durchbohrt. Die ganze Kleidung ist mit Blut bedeckt. Ein mit Blut getränktes Taschentuch, die goldene Schnupftabaksdose und ein Ring, die an der Leiche sich vorfanden, so wie ein Stockdegen, der am Morgen nach dem Verschwinden Fellners aus Brooklyn in Hoboken nahe dem Wasser gefunden wurde, befinden sich im Besitz der Polizei. Die Klinge des Degens paßt in die Wunden."

Als Nachtrag zu diesem Bericht füge ich noch hinzu, daß Frau Marr ebenfalls einen Selbstmordversuch gemacht hat, darin aber nicht so glücklich, wie deren Schwester gewesen ist. Diese scheint den Akt der Uebersiedelung in eine andere Welt, so weit nach dem, was vorliegt, ein Urtheil zu bilden ist, mehr aus Anhänglichkeit an den Ermordeten, als aus Schuldbewußtseyn

vollzogen zu haben. Möge diese mildeste Annahme, zu der ich mich veranlaßt sehe, nicht durch spätere Daten als eine irrige sich herausstellen.

Das Herz.

Das Herz ist tausendfaltig
Und wundersam gemacht,
Das Eine schlägt gewaltig,
Das And're leise und sacht.

In seinem Pochen und Schlagen
Hat's nimmer und nimmer Ruh,
Es ist ein Horchen und Fragen
Von Einem dem Anderen zu.

Es kennet nicht Zeit und Stunden,
Es sucht, wo es lieben kann,
Und wann es ein Herz gefunden,
Klopf's immer von Neuem an.

Die Welt, die trennet die Herzen,
Die kennet die Liebe nicht —
D'rum Herzen, haltet zum Herzen,
Eh' eins oder's Andere bricht!

Mannigfaltigkeiten.

Am 15. d. Monats stand die 22jährige Margaretha Lefranc wegen Ermordung ihres bisherigen Geliebten, des Webers Delemontey, vor den Assisen des Seine-Departements. Von demselben verführt, wohnte sie seit geraumer Zeit mit ihm zusammen in der Hoffnung, die ihr versprochene Heirath werde sich verwirklichen. Nachdem sie erfahren, daß Delemontey ihr untreu sey und eine andere Heirath beabsichtige, machte sie zweimal Selbstmordversuche, welche vereitelt wurden. Eines Morgens fand man den jungen Mann mit einer klaffenden Brustwunde todt im Bette, neben ihm in einem Meer von Blut schwimmend die Betrogene Geliebte. Sie hatte ebenfalls eine Wunde in der Herzgegend, der Versuch zum Selbstmord war ihr jedoch zum Drittenmal mißglückt. Die That war mit einem langen Schlächtermesser verübt worden. Bei der Verhandlung flößte die Angeklagte, deren guter Charakter allgemein gerühmt wurde, das tiefste Mitgefühl ein. Der Staatsprokurator selbst äußerte, es sey dieß einer der Fälle, wo man nur mit Bedauern strafen könne. Die Jury faßte die Konzessionen der Staatsbehörde im vollsten Umfange auf; denn obgleich die Angeklagte den Vorbedacht eingestanden, wurde dieser dennoch im Verdikte verneint und überdieß mildernde Umstände angenommen, so daß die Strafe bis auf 8jähriges Zuchthaus herabgehen konnte.

Am 16. dieses Monats wurde ein junger Mensch von 17—18 Jahren, Namens Richard Reeves, Sohn eines Korbmachers in London, unter der Anklage, seine 11 Jahre alte Schwester Marie Anna am Tage vorher ermordet zu haben, vor Gericht gebracht. Mehrere Zeugen sagten aus, er habe ihnen erzählt, daß er seine Schwester mit einem Stricke erwürgt habe, und daß dieselbe im Kohlenkeller liege; zweien der Zeugen hatte er sogar den Auftrag gegeben, seiner Mutter, welche nach ihrem Kinde suchte, zu sagen, es liege im Keller todt, worauf diese auch sogleich mit der Mutter dahin eilten und das Kind mit einem Stricke um den Hals todt fanden. Der Mörder hatte keinen Fluchtversuch gemacht und ließ sich willig verhaften, indem er dem betreffenden Konstabler ebenfalls gestand, daß er seine Schwester ermordet habe. Er wurde nach Newgate abgeführt und wird vor die nächsten Assisen gestellt werden. Der Fall erregt viel Aufsehen.

Liebig sagt in seinen „Chemischen Briefen," 3. Aufl., S. 577 folgendes sehr zu Beherzigende: Die Staaten mit großen stehenden Heeren haben nur den Schein der Stärke, weil ein dauernder Aderlaß den besten Theil ihres Blutes und ihre edelsten Säfte entzieht; ihre Macht gleicht der Kraft, welche der Wilde im Branntweinrausche findet; wenn der Rausch verfliegt, dann ist die Macht mit der Kraft dahin.

Varnhagen v. Ense erzählt in seinen „Tagebüchern": „Bei einer Parade im Jahre 1841 drängt sich eine Dame ungestüm bis zum König Friedrich Wilhelm IV. vor, redet ihn an, und bittet ihn, ihrer bedrängten Lage abzuhelfen. Sie schien darauf zu rechnen, einen guten Eindruck zu machen, dem Könige zu gefallen, und kokett wie ihre Mienen war auch ihr Anzug. Der König betrachtete sie eine Weile, sprach ein paar Worte mit ihr, und gab ihr dann ein Goldstück mit dem Bedeuten, dafür könne sie sich zu den zwei Falbala's, die sie schon habe, noch ein drittes um den Rock setzen lassen!

In Paris beläuft sich nach der neuesten Volkszählung die Einwohnerzahl (in 20 Bezirken und 80 Quartieren) auf 1,696,000 Seelen.

Redakteur: Gustav Diessert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 283 Mittwoch, 27. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Der Doktor Gaffori hatte inzwischen die Oberleitung übernommen und mit kluger Vorsicht seine Auswahl getroffen, noch aber fehlte ihm Einer, dem er eine Hauptrolle bestimmt. Es fehlte ihm Thomas Cervoni, und er stand im Begriffe, einen Boten nach Niolo hinauf zu senden und seinen jungen Freund einzuladen, als Thomas plötzlich selbst vor ihm stand.

Du kommst zur guten Stunde, rief ihm Gaffori entgegen. Sey uns herzlich gegrüßt, Thomas, wir haben dich erwartet, Maria Anna hat für deine Mutter und für dich Raum aufbewahrt.

Thomas machte ein verlegenes Gesicht. Du wirst verzeihen, sagte er, wenn ich dir danke. Romei gab uns gestern die erste Nachricht von dem, was sich in Corte vorbereitet, und bot uns sogleich sein Haus an. Meine Mutter wollte jedoch ihren stillen Wittwensitz nicht verlassen, und was mich anbelangt — du siehst wohl, daß ich nicht ausschlagen kann, bei Romei zu wohnen.

Freundschaft soll nicht wanken, lächelte der Doktor, doch wirst du mich nicht verlassen, wo es Rühmliches zu thun gilt.

Immer an deiner Seite, versetzte Thomas lebhaft. Du darfst nur sprechen, so bin ich bereit.

Gut, sagte Gaffori, du mußt die Moresca mittanzen und mußt der edle Graf Colonna seyn, der das Christenheer anführt und den verrätherischen Maurenkönig Nagalone zu Boden schlägt.

Thomas weigerte sich nicht, er war erfreut über die Auszeichnung, und Gaffori fuhr fort: Schilde und Helme sind genug vorhanden, viele Familien in Corte besitzen solche und manche, die nicht mitspielen, leihen sie gern.

Ich darf nur nach Soveria reiten, fiel Thomas ein, dort habe ich selbst, was nöthig ist. Ich will mich so prächtig kleiden und schmücken, als Graf Colomar es je gethan haben kann.

Ei, lachte der Doktor, mache es nur nicht danach, daß Nagalone's schönes Töchterchen sich wirklich verliebt und du von deinem Glauben abfällst und ins Mohrenlager übergehst. Der Mohrenkönig wird mein Bruder Francesco seyn, und was er thun kann, um dir den Sieg zu entreißen, geschieht gewiß. Kämpft also tapfer, ihr edlen Krieger, viele schöne Augen werden auf euch sehen und eure Thaten bewundern und richten.

Francesco Gaffori trat so eben herein, und sein Bruder hatte sicherlich Recht, daß er den Sieg nicht leicht machen werde. Er war von hoher schlanker Gestalt und sein Gesicht schöner und angenehmer noch, als das des wohlgebildeten jungen Cervoni. Einige Jahre älter als dieser, sah er männlicher und kräftiger aus. In dem letzten Kriege hatte er an seines Bruders Seite gefochten, und die Feldlager und Gefechte thaten seiner jugendlichen Blüthe keinen Schaden. Feuriges Blut floß in seinen Adern, seine unruhigen Augen drückten große Beweglichkeit aus, dasselbe thaten seine raschwechselnden Mienen, die eben so fröhlich und glücklich, wie gleich darauf wieder ernst und nachdenklich werden konnten. Wie er Alles leicht und mit großer Heftigkeit ergriff, hatte ihn auch dießmal die Moresca lebhaft aufgeregt.

Wir werden uns finden, Freund Thomas, rief er, und es wird sich zeigen, wer den meisten Beifall erhält. Meine Mohrenherrlichkeit soll mir das stolzeste Herz erobern; das ist meine Absicht.

Es schien, als ob Thomas von dieser Spötterei gereizt wurde und ihr eine bestimmte Bedeutung beimaß. Wenn du dich nur nicht verrechnest, sagte er, und deine Niederlage die Folge ist.

Hüte dich nur selbst, lachte der schöne Francesco. Ich bin ein gefährlicher Gegner und werde es dir beweisen.

O! rief Thomas, versuche deine Kunst, ich fürchte mich nicht. Glatte Gesichter und süße Worte bestechen nicht alle Mädchen, die stolzesten und schönsten haben oft weit weniger Wohlgefallen an der zierlichen Haut als an dem Kern, der darunter sitzt. Sieh hier deinen Bruder, der die schönste und edelste Frau in Corsika in zärtlicher Liebe gewonnen hat, ohne ein Ausbund von Liebenswürdigkeit zu seyn.

Gaffori hatte den Neckereien zugehört, ohne sie zu hindern, es war ihm im Geheimen willkommen, daß sein Bruder damit auf die Gerüchte anspielte, welche über die Verbindung seines jungen Freundes mit Therese

Romei sich schon verbreitet hatten, die in ganz Corte als das stolzeste Mädchen galt. Zugleich dachte er auch daran, daß man vor noch gar nicht langer Zeit dasselbe von Francesco gesagt hatte, als dieser aus dem Kriege zurückkehrte, daß aber ein ernstliches Verhältniß niemals eingetreten sey. Francesco war, wie viele junge Corsen jener Zeit, auf das Festland in eine Klosterschule geschickt worden, um sich später dem geistlichen Stande zu widmen, er befand sich aber kaum in dem Konvent von Morosaglie, um dort weiter zu studiren, als der Aufstand in Corsika ausbrach und ihn von Beschäftigungen befreite, zu denen er wenig Neigung hatte. Er stürzte sich in den Krieg, wo seines Bruders Ansehen ihn begünstigte, und seit der Friede geschlossen, lebte er bei diesem und von einem kleinen Vermögen, das seine Eltern ihm hinterlassen.

Ein solcher Schwager mochte so wenig den Romei gefallen, wie ein solcher Gemahl ihrer stolzen Schwester. Francesco jedoch war mit ihnen bekannt, zumal mit dem jüngeren der Brüder. Er kam oft in das Haus der Familie, leistete der Doncella Thereje zuweilen Gesellschaft, sang mit ihr Serenaden und Boceros und wurde gern gesehen, bis in letzter Zeit dieser Umgang sich merklich erkältete.

Jetzt, als Giampietro seines Bruders düster blickende Augen und zuckende Lippen sah, bereit, eine wahrscheinlich zornige Antwort zu geben, rief er Beide umfassend: Ihr wollt Euch doch nicht zanken, ehe dieß für Christen- und Heidenkönige erlaubt ist. O, Maria Anna, Du kommst zur rechten Zeit, um Deine Weisheit walten zu lassen.

Was gibt es denn? fragte die junge Frau, welche lächelnd an der Thüre erschien.

Sie streiten sich um den Preis ihrer Tugenden, fuhr Gaffori fort, und es fragt sich dabei: ist der jenes Sieges über Frauen gewisser, der Körperschönheit in die Wagschale legen kann, oder hat jener Recht, der da meint, solche Vorzüge wögen leicht gegen die geistige Kraft begabter Männer.

Maria Anna sah mit klugen Blicken freundlich umher und sprach darauf: Wie mögt Ihr darüber streiten! Wißt Ihr nicht, daß die Augen einer Frau immer zuerst befriedigt seyn wollen und, wo dieß nicht der Fall, ihr Herz sich niemals befriedigt finden kann?

So ist es, so muß es seyn! rief Francesco triumphirend und er lachte entzückt dazu.

Nur noch Eines bleibt zu bedenken, fuhr Maria Anna fort. Wir sehen nicht alle mit denselben Augen, sondern ein Jeder verschieden, je nach den Vorstellungen seiner Seele. Und darum liebt der Eine, was dem Andern mißfällt, und verehrt dieser voll Zärtlichkeit, was jenen kalt läßt oder gar zum Spotte reizt. Bedenkt, Ihr Herren, welch ein Glück, daß dieß so ist und nicht anders. Somit seht zu, wie Ihr es macht, um die Augen so zu bezaubern, daß sie nichts sehen als Euch; dann habt Ihr gewonnen, wie Ihr auch aussehen mögt. Das ist mein Urtheil. Bist Du damit zufrieden, Giampietro?

O, weiser Salomon! rief Gaffori lachend, so ist die Liebe eine Zauberei, und es kommt nur darauf an, den rechten Spruch zu finden, um das Wunder zu vollbringen. Rüstet Euch denn und zeigt, ob Ihr gute Hexenmeister seyd, doch laßt Euch nicht selbst etwa blenden und bethören. Wir werden morgen schöne Augen ohne Zahl versammelt sehen, allein ich sage dennoch, wie Thomas: es ist mit der Augenweide nicht abgemacht, und die edle göttliche Liebe kommt nicht von den Augen ins Herz, sondern aus dem Herzen heraus strömt sie in die Augen auf den Geliebten und schafft ihn sich zum schönsten Bilde.

Es kamen nun mehrere Besuche und die Vorbereitungen zu der Moresca wurden lebhaft besprochen. Vierhundert junge Männer waren auserwählt worden, um die beiden Parteien zu bilden; der Schauplatz sollte eine nahe gelegenes Thal seyn, das öfter schon dazu gedient hatte, auch besonders gut dafür geeignet war. — Dort sollte eine Tribüne errichtet werden, sowohl für den General und die Offiziere seines Gefolges, wie für die Ersten der Stadt und für die Damen. Eine Anzahl Trompeter und Geiger blieben ebenfalls noch zu beschaffen, dazu der Sterndeuter des Mohrenkönigs und endlich die schöne Prinzessin Zuleima mit ihrem Gefolge.

Die Prinzessin, meine Tochter, wird erscheinen, sagte Francesco, ebenso werden meine Trompeter und Sterndeuter ihre Schuldigkeit thun. Es ist Alles in bester Ordnung, kümmert Euch nicht weiter darum. Thomas mag für seine christliche Ritterschaft Sorge tragen.

Er nahm eine geheimnißvolle Miene an und sie gehörte zu dieser Komödie. Die Namen der Prinzessin und ihrer Gespielen werden gewöhnlich geheim gehalten, um den Reiz der Darstellung zu erhöhen, allein die Ehre der Auserwählten war nicht geringer als die der anderen Mitglieder. Die schönsten und vornehmsten Damen lehnen sie nicht ab.

Als nun Alles besprochen war, auch die Probe der Tänze, welche am Abend stattfinden sollte, sammelte sich eine Anzahl Gäste in Gaffori's Haus, denn General Cursay wollte bei seinem Freunde den Tag verleben. Die Zahl der Geladenen war nicht groß, denn das Haus bot keinen Raum zu glänzenden Gelagen, aber es erschienen die ersten Männer der Stadt dabei. Thomas Cervoni wurde zum Bleiben aufgefordert, doch er entschuldigte sich mit seinen Geschäften, und als Gaffori ihn lächelnd anklagte, daß er wiederum dem Hause Romei den Vorzug gebe, erwiderte er aufrichtig: Ich kann es nicht läugnen, daß Antonio Romei mich erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklaverei in den nordamerikanischen Freistaaten.

Der englische Tourist Kay bespricht in seinem Reisewerke auch die schon seit lange her und weit mehr noch jetzt peinliche Sklavenfrage, indem er sie zuerst nach ihrer politischen und sodann nach ihrer sozialen, moralischen und ökonomischen Gestalt ins Auge faßt. Wie überall, sagt er, wo Sklaverei herrscht, theilen sich auch in den sklavenhaltenden Staaten der Union (die Union besteht jetzt aus 34 Staaten, wovon 19 freie und 15 sklavenhaltende sind), deren nördlichste Delaware, Marhland und Virginien sind, diese Leibeigenen in zwei Klassen, nämlich in häusliche und in ackerbautreibende, und je nach dem Uebergewichte der einen oder der andern Klasse in einem Staate nimmt diese Einrichtung einen milderen oder härteren Charakter an. Die Sklavenstaaten im Ganzen betrachtet, übersteigt die Zahl der ackerbautreibenden Sklaven die Zahl der für den häuslichen Dienst bestimmten bedeutend. In Georgien, Alabama und Mississippi wird die große Mehrzahl auf dem Felde und außer dem Hause verwendet, während sich in Kentucky und Virginien die Zahl der beiden Klassen ziemlich ausgleicht. Wo nun die Zahl der Hausſklaven im Verhältnisse zur Gesammtmenge der Sklaven die größte ist, da entwickelt sich, wie vorzüglich in Virginien, das System der Sklaverei am Mildesten. Die häusliche Sklaverei hat den Vortheil, daß Herr und Sklave weniger oft von einander getrennt werden, als der Ackersklave von seinem Besitzer. In unzähligen Fällen geht zudem dieser von einem Gebieter zum andern über, dessen Hauptzweck es dann stets ist, so viel Arbeit wie möglich von ihm zu erpressen. Häusliche Sklaven dagegen, namentlich in Virginien, bleiben häufig ganze Generationen hindurch unter der Herrschaft derselben Familie. Hieraus entsteht eine gegenseitige Zuneigung; die Menschlichkeit des Gebieters wird durch die Liebe des Dienenden belehnt, und wie sich der Herr um keinen Preis vom Sklaven trennt, so läßt sich dieser durch keine Lockung von jenem abwendig machen. Die häuslichen Sklaven, gewöhnlich unter einem Dache mit der Familie lebend, werden gut gekleidet und beköstigt, und die ihnen zufallende Arbeit beträgt im Allgemeinen weit weniger, als die der häuslichen Diener in England. In dieser Gestalt betrachtet, erscheint also die Sklaverei nicht sowohl wie ein praktisches, als wie ein theoretisches Uebel. Dagegen erscheint die Sklaverei in ihrem wahren Charakter, in ihrer empörenden Grausamkeit in den baumwollezieheuden Staaten. Morgen für Morgen werden diese Unglücklichen nicht selten bei spärlicher Nahrung aus ihren elenden Hütten auf die Felder hinausgetrieben, um bis zum Einbruche der Nacht in der sengenden Hitze unter den Augen und den Peitschenhieben der Aufseher zu arbeiten, über welche sie niemals auch die gegründetste Klage vorzubringen wagen dürfen. Uebrigens machen viele Pflanzer sehr ehrenvolle Ausnahmen von dieser fühllosen Strenge. Der Sklavenstand ist natürlich mit der Unfähigkeit verbunden, irgend ein Eigenthum durch Schenkung zu erhalten oder durch Verdienst zu erwerben. Doch wird dieses Gesetz namentlich in den Vereinigten Staaten wenigstens im Allgemeinen nicht in seiner ganzen Strenge ausgeübt. Nicht selten eignen sich die Besitzer von Sklaven, um diese zu ermuthigen, deren Verdienst nur für eine bestimmte Stundenzahl des Tages oder mehrerer Tage in der Woche an, und stellen ihnen das Uebrige zur eigenen Verfügung. Oder sie geben ihnen zu Handarbeiten verwendeten Sklaven täglich eine bestimmte Aufgabe und bezahlen sie für jede über diese verrichtete Arbeit besonders. Beide Arten des Verdienstes werden dann öfters von denselben zur Loskaufung ihrer selbst und ihrer Angehörigen benützt. Freilich machen nicht alle Sklaven einen so guten Gebrauch von den ihnen so zu Gebot stehenden Mitteln, sondern vergeuden dieselben vielmehr im Dienste der Eitelkeit. Es gibt nichts Lächerlicheres, als solch einen schwarzen Stutzer, wenn er in seinem vollen Sonntagsstaate, behandschuht, mit gebrauntem Busenstreifen, ungeheurem Hemdkragen, aus dem seine dunklen Wangen hervorschauen, und in einem Anzuge von superfeinem Tuch und nach dem neuesten Schnitte, sein Spazierstöckchen schwingend durch die Straßen Washingtons oder Philadelphia's einherstolzirt. Diese Putzsucht macht sich bei dem weiblichen Geschlecht wo möglich auf zehmal schlimmere Weise bemerklich. Oft bin ich in den Straßen der Bundeshauptstadt hinter einer Wolke blüthenweißen Mousselins oder eines andern Stoffes, die sich allerliebst um eine anmuthige Gestalt drapirte, hergewandert, und wenn ich mich dann ein wenig seitwärts wendete, um auf das von mir vermuthete liebliche Antlitz einen verstohlenen Blick zu werfen, fuhr ich erschrecken zurück, indem ich das rollende Augenpaar, die platte Nase und die, dicken, wulstigen Lippen einer Negerin erblickte. Zwar wird in vielen Fällen für die leiblichen Bedürfnisse des Sklaven genügende Sorge getragen, hingegen werden seine geistigen und moralischen doch fast überall schmählich vernachlässigt. Sklaverei und Intelligenz können eben nicht lange mit einander bestehen, und um den Sklaven vom Pfade der Freiheit fern zu halten, ist es nöthig, ihm jene geistigen Lichtblicke zu entziehen, die seine Schritte nach jener Richtung hinlenken könnten. Diese Ueberzeugung macht sich in der Politik des Südens im vollsten Maße geltend und hat in den meisten Sklavenstaaten eine gesetzliche Schranke gegen jeden Versuch, die geistige und moralische Nacht des Negers zu erhellen, aufgerichtet.

(Schluß folgt.)

Zum Todtenfeste
am letzten Sonntage vor Advent.

Der Nord braust kalt durch's weite Land,
Bedöbet trauert das Gefild,
Entblättert steht des Waldes Lust,
Jetzt nur der bittern Armuth Bild,
Der Armuth, die im Herzen tief
Sich ihrer Wurzeln Bette gräbt,
Wenn an des Herzens Lebensbaum
So Blatt um Blatt verwelkt entschwebt;
Wenn, von des Schicksals Sturm berührt,
Die zarte Hoffnung bebend flieht,
Die Liebe mit der Sehnsucht Schmerz
Nach der entschwund'nen Liebe sieht.

Was trauerst du, du öded Land,
Um die vergang'ne Blüthenpracht,
Und um den süßen Wonnerausch
Der duftig stillen Sommernacht,
Und um den Schmelz der Melodie'n,
Die deines Sommers Tag umrauscht,
Und um das Leben, das du nun
Mit einem Todtenkleid vertauscht?
Der Sturm verweht, der rauh und wild
Dir deine Kinder hat geraubt;
Du grün'st und blüh'st in froher Lust,
Im Frühlingswehen neu belaubt,
Und dann in frischer Jugendpracht
Vergissest du das alte Leid,
Vergissest, was dir all verwelkt
Im ewig jungen Strom der Zeit.

Doch du, du armes Menschenherz,
Vergissest du wohl auch den Gram,
Der mit dem Sturm, so bitterkalt,
In deinen stillen Frühling kam?
Wo ist die Sonne, deren Gluth
Da wieder warmes Leben weckt?
Wo ist das Grün, das Hoffnungsgrün,
Das neu dieß öde Feld bedeckt?

Und hast geweint du und geklagt,
Und traf auch dich das bitt're Loos,
Verschließet auch von deinem Glück
Ein theures Theil der Erde Schooß,
Ein zartes Reis, das du versenkt
Mit unnennbarem Weh' zur Gruft,
Und das die Thrän' umsonst bethaut,
Und dem dein Schmerz vergebens ruft,
Den festen Stamm, an dem so treu
Sich deine Liebe rankt' empor,
Mit dem dein Herz, da ihn der Sturm
Gebrochen hat, sich selbst verlor;

Die Rebe, die herzinnig dich
Umschlungen mit dem weichen Arm,
Um die die Seele bebend ringt
Mit dem unsäglich schweren Harm:
Und kniest du nieder an dem Stein,
Der kalt das starre Herz bedeckt,
Daß es dein Sehnen nicht erreicht
Und deine Klag' es nicht erweckt,
So nah und doch so endlos weit,
So nah und doch so tief, so tief,
So still, als ob es nie gelebt
Und ewig schon da unten schlief.
O sprich, was pflanzest du dann hin
Auf's stille Grab zum kalten Stein?
Was soll für dich und für dein Weh
Des Trostes Friedenshote seyn?

Sieh' aufwärts, armes Menschenherz,
Sieh' hin, wo deine Hoffnung sprießt,
Die, was dir Tod und Grab geraubt,
Mit neuem Leben froh umschließt!
Sieh' auf zum Land, wo keine Nacht
Das Licht des neuen Tages trübt,
Und wo kein Scheiden mehr zerreißt
Die Seelen, die sich heiß geliebt!
Trag' deine Hoffnung nur empor,
Sie trüget nicht in jenen Höh'n,
Und glaube, was der Tod hier bricht,
Es lebt, Du wirst es wiedersehn!

Es ist kein Traum der Phantasie,
Es ist der Wahrheit reines Licht,
Das wie ein Stern vom Himmelszelt
Durch Grab und Todesnächte bricht;
Es ist die Hoffnung, die, erbaut
Auf festen Grund, zum Himmel bringt
Und liebend in verklärter Lust
Von dort den Trost des Lebens bringt;
Die sanft und lind, wie Himmelsgruß
Das tiefgebeugte Herz umweht,
Daß ahnend aus der Trennung Schmerz
Das Wiedersehen aufersteht,
Und daß die Liebe fest und warm
Umschlungen hält, was von ihr schied,
Um Lebende und Todte sich
Ein Band für Ewigkeiten zieht.

Sieh' aufwärts, armes Menschenherz,
Und trage still und hoffe treu:
Auch deine Blüthen, hier verweht,
Erblühen dort dir ewig neu!
Und was du hier mit tiefem Leid
Verborgen trugst, — o sage nicht! —
Was hier Dir welkt, sieh aufwärts! dort,
Dort winkt es Dir im Frühlingslicht!

Wahl.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 284 Donnerstag, 28. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Auch Antonio Romei versammelt einige Freunde heute an seinem Tische, zu Ehren seines Gastes, des Herrn Viale, ihrer Thomas fort.

Ich hatte ihn vergessen, sagte Gaffori. Er ist also noch in der Stadt? Wie gefällt er dir?

Gut. Er ist wohl unterrichtet und für einen Handelsmann kräftig und muthig. Wir haben vor einigen Tagen einen Zug nach dem Tezzolo gemacht: er reitet und gebraucht sein Gewehr nicht ohne Geschick.

Das ist für einen so friedlichen Herrn viel, versetzte Gaffori. Wird er sich lange bei uns aufhalten?

Er will nach Ajaccio und Bonfacio, wie er sagt.

Das sind die rechten Plätze für seine Geschäfte. So gehe denn, mein lieber Thomas, und sorge für Deinen Sieg.

Damit entließ er den Freund, an dessen Stelle bald ein Anderer trat, der mit Herzlichkeit empfangen wurde.

Der Propst und Dechant Aldoni kam und ließ seine durchdringende Stimme schon an der Thüre hören. Wo ist der Allerweltsdoktor? rief er. Ihr hättet ein Mediziner werden müssen, Gaffori, denn Ihr seyd unermüdet im Rezeptevorschreiben. Erst habt Ihr dem Könige Theodor goldene Pillen gedreht, als sein vortrefflicher Finanzminister, dann den Herren Genuesen andere von Pulver und Blei und jetzt wieder verordnet ihr ein patriotisches Tränkchen, bereitet aus den Bestandtheilen eines französischen Grafen, ganz unbekümmert, ob unsere corsischen Magen diese Mixtur vertragen können oder nicht.

Ich hoffe, es soll ihnen sehr gut bekommen, die Verdauung stärken und Appetit machen, erwiderte Gaffori lächelnd.

Hört, sagte der Propst, seyd nicht zu verwegen. Aerzte, denen viel gelingt, werden häufig leichtsinnige Wagehälse und machen Versuche, die sie um Ruf und Ansehen bringen. Bedenkt, daß Jeder seine Neider hat, und je mehr Einer obenan steht, um so mehr wird ihm auf die Finger gepaßt.

Das ist in der Ordnung und muß so seyn, versetzte der Doktor, allein warum gefallen Euch meine Mittel nicht, theurer Freund?

Weil Ihr Euch dadurch immer mehr Neider und Aufpasser auf den Hals zieht, antwortete der Propst. Corpo di Bacco! was bringt Ihr diesen Franzosen nach Corte, um ihn wie einen Heiligen anbeten zu lassen?

Hergebracht habe ich ihn nicht; für seine Anbetung, wie Ihr es nennt, muß ich aber wohl einige Gründe haben.

So! sprach der Propst, das wird einen schönen Spektakel in Bastia und dann in Genua geben. Glaubt Ihr nicht, daß der Herr Gouverneur jetzt schon Alles haarklein weiß? Wie es vorgestern hergegangen ist im Regierungshause, wo Ihr aufgestanden seyd, um dem Retter des Vaterlandes, dem edlen, erhabenen Freunde und Schützer des corsischen Volkes, den ewigen Dank der Corsen darzubringen, und wie das Volk dann von Euch in solchen fanatischen Taumel versetzt worden ist, daß es den französischen Liberator beinahe aufgegessen hätte?

Also war es doch eine vortreffliche Medizin, schaltete Gaffori ein.

Nennt sie nur so! nennt sie so! rief der geistliche Herr, wir wollen abwarten, wie die Nachwirkungen sind. Wie es in der Offenbarung des heiligen Evangelisten Johannes steht: erst schmecken die Honigkuchen lieblich, doch hinterher kommt das Leibgrimmen. Erst Mohnsaft oder Hanfsamen, so tanzt Euch das Gehirn von prächtigen Bildern, später aber folgen die Uebelkeiten. Wenn ein Mensch ein gutes Geschäft gemacht hat, so schweigt er darüber, weist die Glückwünsche zurück, zuckt lieber mit den Achseln und seufzt, daß es nicht besser ausgefallen, damit der Andere, den er übervortheilt, nicht seinen Schaden bemerke und in Aerger und Wuth gerathe.

Solche Kniffe sind gewöhnlich verlorene Mühe, lachte der Doktor, und um die Genuesen zu täuschen, kämen sie auf jeden Fall zu spät.

Gut, aber warum sie noch mehr reizen? Sie hassen diesen französischen Vermittler schon genug, hassen Euch selbst, der Ihr hinter ihm steckt, mehr als zu sehr. Ich fürchte, Giampietro, Eure Medizin wird ein bitterer Trank für Euch selbst werden.

Bei alledem muß er genommen seyn, sprach Gaf-

fori. Seyd unbesorgt, ich habe die Erfolge wohl berechnet.

Nein, nein! rief der Propst, wir haben Medizin genug im Leibe, jetzt wollen wir Ruhe haben. Die Leute müssen ihre Oelbäume wieder pflanzen, mehr als zwei Millionen sind verdorrt und umgehauen worden. Soll etwa noch einmal Alles darunter und darüber gehen, bis Stumpf und Stiel verloren ist? Täuscht Euch nicht, die Corsen wollen Frieden und nachdem Genua nachgegeben, ist es unsere Pflicht, für das arme Volk zu sorgen, damit es sein Brod in Frieden esse. Und darum sage ich Euch, Giampietro Gaffori, Ihr seyd der Segen Eures Volkes geworden, macht nicht, daß ein Fluch daraus werde.

Er legte seine Hand auf des Doktors Arm und blickte ihn ernst und doch voll warnender Liebe an. Gaffori hielt ihr fest, hob sein Gesicht auf und schaute ihm klar in die Augen. Was ich von Euch höre, mein väterlicher Freund, begann er, läßt mich erkennen, daß klägliche Verläumdungen über mich schon unterschleichen, doch zumeist schmerzt es mich, wenn auch Ihr ihnen Glauben schenktet: Ihr kennt mein Leben, wie ein offenes Buch ist es Euch aufgeschlagen, habt Ihr ein falsches Wort darin gefunden?

Nein, nein! sprach der Propst mit Wärme.

Bin ich ein Ehrgeiziger? Habe ich je nach eitlen Gelüsten gehandelt? Habe ich mich von Habgier und Selbstsucht leiten lassen?

Nein; Giampietro!

Arm bin ich geboren worden, arm geblieben und arm werde ich sterben, fuhr Gaffori fort, indem er umher sah. Kein Gold, kein Schmuck ist in diesem engen Hause zu finden.

Kein schöneres, kein herrlicheres gibt es in Corsika! rief der Propst ihn umarmend, denn du wohnst darin. Und wenn du längst nicht mehr seyn wirst, mein Sohn, wenn Alle vergessen sind, die prächtiger lebten, dann werden späte Enkel noch dieß Haus sich zeigen und mit stolzer Stimme sagen: Seht, hier wohnte Giampietro Gaffori!

Glaubt Ihr das, mein Vater, nun dann, so könnt Ihr nicht glauben, daß ich meinem Vaterlande zum Fluche werden mag, fiel Gaffori ein. Wollte ich es, fuhr er mit seinem stolzen leisen Lächeln fort, ich dürfte meine Hand nur nach Genua ausstrecken, es würde viel hineinlegen. Oelbäume sollen die Corsen pflanzen, ich will ihnen dabei helfen. Doch ein vernünftiger Mann pflanzt nicht eher, bis er weiß, daß die Bäume gedeihen können, und dieser Tag wird kommen, mein theurer Freund, dann wollen wir gemeinsam den Spaten nehmen und die Schwerter zu Pflugscharen machen. Was gibt es denn Schöneres, als ein friedlicher treuer Bürger seyn, an seinem Herd mit Weib und Kind, im Schatten seiner dankbaren Bäume sitzen.

Giampietro! Giampietro! rief der Propst mit Bangigkeit, Gott helfe dir! Du hast viele Feinde.

Doch noch mehr Freunde, mein Vater, antwortete der Doktor zuversichtlich, und dazu zähle ich Euch vor Allen trotz meiner vielen Rezepte. Bleibt heute bei uns und lernt den Grafen Cursay kennen. Einen edleren und besseren Mann konnte der König von Frankreich uns nicht senden.

Kaum hatte er dieß gesagt, so wurde auch schon sein Haus lebendig. General Cursay kam mit mehreren andern Herren, und auf der Straße sammelte sich das Volk mit Freudengeschrei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklaverei in den nordamerikanischen Freistaaten.

(Schluß.)

Die Hausssklaven können nur als Individuen, aber nimmermehr als eine ganze Klasse für Ausnahmen von der gränzenlosen Unwissenheit und Beschränktheit ihrer Race gelten, denn die Erziehung eines solchen Sklaven überschreitet selten die Gränze seiner täglichen Pflichten. Kaum aber möglich ist es, sich von der vollständigen geistigen Hohlheit einen Begriff zu machen, zu welcher der Feldsklave zumal auf den einsamen Landbesitzungen in religiöser und anderer geistiger Beziehung verurtheilt ist. Doch sind sie auch in den Städten zwar wohl mit Kirchen, aber selten mit Schulen versehen, und die Negerkinder verdanken ihre höchst dürftige religiöse und sittliche Bildung nur den Sonntagsschulen. Die Sklaven haben ihre eigenen Prediger und schließen sich gewöhnlich den enthusiastischeren, fanatischeren Sekten, wie Baptisten und Methodisten, an. Außer in Zeiten religiöser Erregung, wo die widerlichsten Auftritte stattfinden und in ihren Versammlungen die wahnsinnigsten, sündhaftesten Reden unter dem angeblichen Einflusse des Geistes gehalten werden, geht ihr Gottesdienst mit ziemlicher Ordnung und mit Anstand vor sich, obgleich es dem weisen Zuhörer nicht immer möglich ist, ein Lächeln über die außergewöhnlichen Redensarten des schwarzen Predigers zu unterdrücken.

Ungeachtet des Gewichts, womit die Unterdrückung auf ihnen lastet, und der Grausamkeit, denen sie unterworfen sind, legen die Neger in Amerika doch eine überraschende Fröhlichkeit an den Tag. Der großen Masse ist die Freiheit ein hoffnungsloser Zielpunkt; selbst der Wunsch darnach wird systematisch in ihren Herzen unterdrückt, und so sind sie glücklich, wenn ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigt und sie nicht mit allzu schwerer Arbeit belastet werden. Da sie für keine Zukunft zu sorgen haben, suchen sich sich die Gegenwart so heiter als möglich zu gestalten. Für Singen und Tanz hegen sie eine unmäßige Vorliebe, und es liegt in der Politik ihrer Gebieter, diese Neigungen eher zu begünstigen als einzuschränken. Es gewährt Unter-

haltung, den Eifer zu beobachten, womit sie sich am Abend nach vollbrachtem Tagewerk auf solche Art gruppenweise ergötzen; Einige singen, und ihre Melodien, mit gewöhnlich guter, durch sich selbst geschulter Stimme vorgetragen, sind einfach und häufig klagend und rührend; Andere spielen auf Instrumenten, namentlich einer Art roher, bei ihnen zumeist beliebter Guitarre, wobei sie fortwährend plappern und auf das Lebhafteste gestikuliren, während noch Andere mit einem Eifer tanzen, als ob Dieß das Hauptgeschäft ihres Lebens wäre. Und doch dient diese Heiterkeit neben List und Heuchelei oft nur als Maske, um den brennenden Rachedurst zu verbergen, der sich nicht selten durch Scenen der entsetzlichsten Art Befriedigung verschafft. Wenn man so den Einfluß in Betracht zieht, den die Sklaverei auf die Gesellschaft ausübt, muß man gestehen, daß sie in Amerika alle lasterhaften Eigenschaften entfaltet, welche sie überhaupt charakterisiren, und ihre Wirkungen, gleichviel ob vom moralischen und sozialen oder vom ökonomischen Gesichtspunkte aus betrachtet, bewähren sich überall als höchst nachtheilig. Was den letzteren betrifft, so halten die in der übrigen Union nicht vorhandenen Gründe die Weißen des Südens von der Arbeit ab. Einmal leben sie nämlich in einem Klima, das im Verhältnisse zu den nördlichen Staaten entnervend genannt werden kann; sodann sind sie von Schaaren menschlicher Wesen umgeben, die lediglich in der Absicht, für sie zu arbeiten, beköstigt und gekleidet werden, und endlich der nachhaltigste Grund von allen: man betrachtet hier die Arbeit für etwas Herabwürdigendes. Im Süden, wo es eine Aristokratie des Müssigganges gibt, haben nur wenige Weiße den Muth, zu arbeiten, vielmehr schrecken die meisten vor jeder Anstrengung zurück, so daß hier selbst die vorzüglichsten Unternehmungen auf dem Gebiete der Fabrikation und des Bergbaues durch nordische Arbeitskraft und nordisches Kapital gefördert werden. Daher vermehrt sich der Wohlstand und daneben die Bevölkerung so rasch in den nördlichen und auch in den westlichen Staaten, indeß sich in den südlichen, zumal in Virginien, Beides in letzter Zeit wesentlich vermindert hat. Man vergleiche nur die Lage dieses Staates oder auch Marylands mit der von New-York oder Pennsylvanien, die von Kentucky mit der von Ohio, die Zustände von Tennessee mit denen von Indiana oder Illinois. Da der Unterschied zwischen allen diesen Staaten, was Klima, Boden oder Produkte anbelangt, nur ein sehr geringerer ist, so kann der auffallende Unterschied ihrer Zustände nur von der großen Verschiedenheit ihrer inneren Einrichtungen herrühren. Die daraus sich ergebende Schlußfolgerung, Aufhebung der Sklaverei, scheint so einleuchtend zu seyn, daß sie bereits seit geraumer Zeit sich auch dem Süden aufgedrängt hat. Und sie wird noch verstärkt durch die unläugbare Thatsache, daß ein freier Taglöhner in derselben Zeit ebenso viel und besser arbeitet als zwei Sklaven, die zudem ihre ganze Lebenszeit über, auch wenn sie noch nichts oder nichts mehr arbeiten können, unterhalten werden müssen. Aber dawider erhebt sich nun der Einwurf: in den sumpfigen Küstengegenden Karolina's, Georgiens, Alamba's und Louisiana's kann der Europäer zu gewissen Jahreszeiten nicht ohne Gefahr verweilen, geschweige arbeiten, also sind hier wenigstens die Arbeitskräfte von Schwarzen unentbehrlich. Diesem Einwurf sucht man zwar die Spitze abzubrechen durch die Frage: wenn der Schwarze als Sklave hier arbeitet, warum kann er es nicht auch als freier Mann thun? Allein als schlagende Antwort dient darauf Folgendes: nur wenige freie Schwarze würden, wenn sie die Wahl hätten, in jenen verpesteten Regionen bleiben, in denen auch ihr Leben, obgleich minder als das der Europäer, von tödtlicher Gefahr bedroht ist. Hebt man mithin den Zwang auf, unter dem der Anbau jener Gegenden betrieben wird, so werden dieselben in kurzer Zeit verödet seyn. Hiebei ist die ungeheure, für die Sklavenfreilassung erforderliche Entschädigungssumme, die bei mehr denn drei Millionen Sklaven über 200 Millionen Pfd. Sterling betragen würde, noch gar nicht in Rechnung gebracht: eine Leistung, neben welcher die seiner Zeit von England und dem Norden der Vereinigten Staaten bei ihrer Emanzipation gebrachten Opfer gar nicht in Betracht kommen.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Vergleichung der in den verschiedenen Zwischenräumen vorgenommenen Armenbeschreibung im Königreich Bayern zeigt eine dauernde, aber kleine Zunahme in der Zahl der den Armenkassen zur regelmäßigen Unterstützung anfallenden Personen. Während nämlich 1840|41 auf 1000 Einwohner 18; 1852|53 aber 20 durchschnittlich trafen, ist nach dem Stand von 1858|59 das Verhältniß 21 zu 1000 Köpfen, also innerhalb 18 Jahren eine Vermehrung um 0,3 Prozent — ein Verhältniß, das übrigens kein ungünstiges genannt werden kann. Das günstigste Resultat hat zur Zeit Würzburg aufzuweisen, wo auf 1000 Einwohner 13, das ungünstigste aber Dinkelsbühl, wo auf die gleiche Seelenzahl 127 treffen. An letztere Stadt reiht sich Rothenburg ob der Tauber mit 96 Armen auf 1000 Seelen an, wie überhaupt die mittelfränkischen Städte einen ziemlich hohen Armenstand nachweisen. Auf 1000 Köpfe der Bevölkerung treffen in Ansbach 76, in Kaufbeuern 65, Nürnberg 63, Memmingen 61, Fürth 58, Nördlingen 56, Straubing 52, Regensburg 41, Erlangen und Neuburg je 36, Amberg und Bamberg je 35, Aschaffenburg 34, Donauwörth und Schwabach je 32, Augsburg und Passau je 28, Bayreuth 26, Eichstädt 27, Landshut und Kempten je 24, Lindau 22, Schwein-

furt 21, Ingolstadt 18, Hof 16 und München 14 konstribirte Arme. Im Durchschnitt hat Unterfranken das günstigste Prozentverhältniß zwischen Armen und der Gesammtmenge der Bevölkerung des Kreises.

Die englische Post beschäftigte im Jahre 1860 25,192 Personen, darunter 11,428 Postmeister und 11,889 Briefträger und Sortirer. Die Bruttoeinnahme machte 3,267,662 L., nebst 121,693 L. als Gewinn bei Postvorschüssen; die Nettoeinnahme 1,102,479 L., ein Ausfall von 31,481 L. gegen 1859 in Folge vergrößerter Verwaltungskosten. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Post ihren ganzen Gewinn lediglich dem Innlande zu verdanken hat. Der überseeische Postverkehr kostet vielmehr, als er einbringt; so scheint jeder Brief zwischen England und dem Kap einen Schaden von neun Pence zu verursachen, jeder Brief nach Westindien einen Schaden von einem Schilling und jeder nach der Westküste von Afrika einen positiven Verlust von 1 Schll. 8 D. Daß der Zeitungsverkehr nichts abwirft, ist bekannt, und daßelbe dürfte von der wohlfeilen Bücherpost gelten, da durch sie aber die Zahl der Briefe mittelbar zunimmt, so stellt sich auf der anderen Seite schließlich doch ein ansehnlicher Gewinn heraus. Noch gibt es mancherlei Uebelstände zu beseitigen, aber wie die englische Post heute schon bestellt ist, bleibt sie doch ohne Widerrede eine der bestorganisirten Anstalten der Welt.

Bei den letzten rheinischen Herbst-Manövern soll sich unter andern folgender Fall ereignet haben: Von einem höheren Offiziere war dem durch seine große Leutseligkeit in der preußischen Armee hochverehrten General von Bonin schon mehrfach zu Ohren gekommen, daß er seine Soldaten aufs Unverantwortlichste schinde und plage. Während des Manövers gewahrte eines Tages nun Bonin, der fortwährend ein wachsames Auge darauf gerichtet hielt, daß jener Offizier seine Leute in straffester Haltung, Gewehr geschultert, lange Zeit unnöthig, aus bloßer Malice, beharren ließ, während andere Abtheilungen längst in Position „auf der Stelle gerührt" übergegangen waren. Sofort sprengte er auf den gestrengen Herrn zu und forderte ihn vor der Fronte auf, noch heute seinen Degen abzugeben, die Gründe für seine Entlassung würden ihm noch bekannt gemacht werden. Und was thaten die entzückten Truppen? Sie präsentirten wie Ein Mann vor dem humanen General das Gewehr und stimmten den Choral an: „Nun danket Alle Gott!"

Man schreibt aus London: Jetzt, wo die Schuldgefängnisse untersucht werden, um die dort Eingesperrten nach dem neuen Bankerott-Gesetze zu behandeln, kommen gar merkwürdige Fälle zu Tage. Der merkwürdigste darunter ist der eines Herrn Miller, Tischler seines Handwerks, der seit dem 3. Sept. 1814 im Schuldgefängniß sitzt. Er hat die Schuld von jeher abgeläugnet, und wollte sich nie bankerott erklären lassen, um seine Freiheit zu erlangen. Lieber wanderte er von einem Arrest in den andern, saß sogar jahrelang in Zellenhaft, und will auch heute noch nicht beim Gerichtshof petitioniren. Seit 1814 ist eine lange Zeit. Der Gläubiger, der ihn verhaften ließ, der Sheriff, der ihn übernahm, der Schließer, dem er zuerst übergeben wurde, sie alle sind längst todt. Dem Gefangenen scheint die Haft besser bekommen zu seyn, als anderen Menschen die Freiheit.

Michael Bakunin, der in den Jahren 1848 und 1849 vielgenannte Russe, welcher, von deutschen (sächsischen) in russische Gefangenschaft übergegangen, einige Zeit lang in den russischen Kasematten gefangen gehalten, dann nach Sibirien transportirt und verschiedene Male todt gesagt worden war, ist über den Amur und über Japan nach Kalifornien entkommen. Er selbst hat Dieß in einem aus San Francisco datirten Schreiben seinem in London lebenden Landsmann Alexander Herzen mitgetheilt, und in diesem Augenblick befindet er sich wahrscheinlich schon auf der Fahrt nach England.

In Stettin lief am 15. auf dem Zieske'schen Werft ein neuer Chinafahrer vom Stapel, welcher den Namen „Dove" erhielt. Professor Dove, welcher dieser Feier persönlich beiwohnte, empfing bei dieser Gelegenheit eine von der nautischen Gesellschaft und den Anwesenden (an 100) Schiffskapitänen unterzeichnete Adresse (bezüglich seines berühmten Buchs „das Gesetz der Stürme"), so wie ein vom Kapitän Weiland aus China mitgebrachtes prachtvoll gearbeitetes chinesisches Schachspiel. Sämmtliche Schiffe im Hafen hatten dem Gelehrten zu Ehren geflaggt.

Bei dem Münchener Stadtmagistrate ist ein originelles Lizenzgesuch eingebracht worden, nämlich um eine Lizenz „zur Reparirung verdorbener Cigarren." Der Magistrat hat das Gesuch natürlich abgewiesen.

[Aus der Bühnenwelt.] Ein neues Lustspiel von Benedix: „Der Störenfried" macht eben die Runde über alle Bühnen und findet großen Succes.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 285 Freitag, 29. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

4.

Am nächsten Tage wurde die Moresca getanzt. Vom frühesten Morgen an war die Stadt voll Lust und Lärm, alle Arbeit ruhte, alle Häuser schmückten sich mit corsikanischen grünen Fahnen und Blumengewinden und alle ihre Bewohner machten es ihnen nach, legten ihre Feierkleider an und putzten sich auf's Schönste. Vom Lande herein kamen dann dichte Züge von Menschen, sowohl zu Fuße aus der Nähe, wie ferner her auf ihren kleinen Pferden. Die Männer alle in ihren haarigen braunen Röcken, die rothen phrygischen Mützen auf den dunklen Köpfen, über den Rücken am Riem die Kugelbüchse, um den Leib den breiten Gurt mit Pulver und Blei, an der Seite den Ziegenschlauch mit Wein oder Milch gefüllt, sammt dem Sack um den Leib voll Zwiebeln und Kastanien. Hinter ihnen auf dem Pferderücken saßen die Frauen in ihren Faltenröcken, um den Kopf das dreieckige farbige Tuch, das Mandile, das blau, roth, gelb oder grün malerisch um ihre dunkeln funkelnden Augen und glänzenden Zöpfe flatterte. Ehe es Mittag wurde, waren die Straßen von Corte mit Tausenden der kleinen rothen Pferde angefüllt, die angebunden standen, wo es immer ging, und sich die Zeit vertreiben mochten, wie es ihnen beliebte.

Was von dem zuströmenden Volke nicht in die Stadt herein konnte, blieb außerhalb. Unter den Baumgruppen am Tavignano lagerten sich viele Freunde und Bekannte beisammen auf dem blumigen Rasen, und lustig ging es überall her.

Am Nachmittage, als die Sonne milder wurde und die kühle Luft von den Bergen niederwehte, machten sich Alle auf nach dem Thale, das zum Theaterplatz ausersehen war. Unter dem schwarzen Felsen fort, auf welchem die eroberte Citadelle lag, führte der Weg in die Berge von Soveria. Der Tavignano schäumte dort in seinem tiefen Bette; über ihm auf dem zackigen Felsen standen die malerischen alten Thürme und Mauern der berühmten Veste mit großen wehenden Fahnen geschmückt, und manche Hand deutete hinauf nach der zertrümmerten Schießscharte, an welche einst Gaffori's Sohn gebunden wurde. Gaffori's Name schallte laut bei diesem Angedenken seines Heldenmuthes, Evviva's für ihn flogen zu der schrecklichen Luke hinauf, und aus den Gesichtern dieser rauhen Männer strahlte ihre Bewunderung.

Die Berge prangten lieblich grün, an ihren Abhängen Frucht- und Weingärten. Die Oliven standen in langen vierzeiligen Reihen, über ihnen aber riesige Kastanien mit hohen Kronen und dichten Blätterkränzen. Zu diesen hinauf zog der Menschenstrom und nun lag ein Thalgrund vor ihm, eingeschlossen von sanft abfallenden Wänden, rund und geräumig und überall umgeben und bedeckt vom schönsten dichtesten Rasen. Es war dieß Amphitheater von der Natur so vollkommen gebildet, daß der Menschenhand fast nichts zu thun übrig blieb.

Das Volk lagerte sich unter den alten Kastanienbäumen bis hinab an den Thalring, ein wunderbarer Zuschauerkreis. Alle diese trotzigen Männer, die langen Gewehre, ihre rothen Mützen überragend, alle diese Frauen mit den funkelnden schwarzen Augen, ihre farbigen Mandiles wie zahllose Fahnen flatternd; alle diese Gesichter von Bronce voll leidenschaftlicher Unruhe und Theilnahme, ihre Blicke fieberhaft hin und her fliegend, ihre Bewegungen so schnell wie ihre Worte, und mit jeder neuen Minute ihre Erwartungen gesteigert. Endlich sprangen sie alle auf und ein wildes Geschrei drückte ihr Entzücken aus, denn General Cursay erschien und mit ihm Gaffori; dann der Podesta und die Gemeinderäthe, Damen mit ihnen, sammt Vielen, denen Sitze bestimmt waren.

Der Lärm währte eine Zeit lang betäubend. Graf Cursay dankte nach allen Seiten hin, doch seine Mienen blieben ernst, er schien mit nachdenklichem Erstaunen diese wilde seltsame Versammlung zu betrachten. Sie war auch wohl geeignet, einem Fremden eher Schrecken als Freude einzuflößen und mochte bei dem Grafen geheimen Schauder über die barbarischen Zustände dieses Volkes bewirken. Denn diese Menschen sahen wie Dämonen aus, bereit, Jeden zu erwürgen, der sich ihnen nahte, und selbst hieher brachten sie ihre Waffen mit, um jeden Augenblick zum Angriff und zur Vendetta bereit zu seyn. Den französischen General über-

kamen bei ihrem Anblick die bangen Ahnungen, von denen er seit einiger Zeit gepeinigt wurde; er sagte leise zu Gaffori: Sind Sie überzeugt, mein Freund, daß kein Unglück geschehen kann? Unsere Feinde hätten hier leichtes Spiel zu unserem Verderben.

Aber der Doktor hob sein furchtloses edles Gesicht so stolz und frei auf und lächelte mit solchem Selbstbewußtseyn, als sey seine breite Brust mit siebenfachem Erz bedeckt. Alle diese Menschen, erwiderte er, würden jeden Tropfen ihres Blutes für Sie versprizen, General, und der verderbteste unter ihnen Ihr Schild seyn. So groß ihre Freude und ihr Verlangen nach diesem Schauspiele ist, größere Freude noch macht ihnen Ihre Gegenwart. Ihr Beifall wird die schönste Erinnerung an diesen Tag bleiben, welche sie in ihre einsamen Capannen mitnehmen.

Es bedurfte vielleicht dieser Ermunterung, um in Gursay die trüben Gedanken zu verscheuchen, aber sein tapferes Herz und sein ritterliches Wesen gewannen überall die gewohnte Sicherheit. Sein kriegerischer Anblick hatte von Anfang an ihm das Zutrauen der Corsen gewonnen, und dabei war er eben so höflich wie von offenem geraden Sinn. Mit Freuden sah das Volk seine zutrauliche Freundschaft zu Gaffori und sein herzliches Begrüßen der Herren und Damen, die nun nach und nach die Tribünen dicht besetzten. Die Stille kehrte zurück, sie wurde immer größer und verwandelte sich endlich in ein lautloses Schweigen, als ein Trompetenton aus der schmalen Höhlung drang, die den einzigen Ausgang aus diesem Grunde bildete.

Alle Blicke richteten sich dorthin; die Gesichter füllten sich mit gespanntester Erwartung, alle Muskeln streckten sich, alle Augen verdoppelten ihre Sehkraft. Eine wunderbare Gestalt zeigte sich dort am Eingange. Es ist ein Greis mit langem weißen Bart, im Kaftan von gewirkter Seide. Ein Gürtel, mit wunderlichen Zeichen und Charakteren gestickt, umfaßt seinen Leib, eine hohe spizige Mütze bedeckt sein Haupt. Langsam schreitet er bis in die Mitte des Platzes vor und beobachtet den Himmel, doch je mehr er hinaufblickt, um so bestürzter und angstvoller werden seine Mienen, denn er, der Astrolog des Königs Nagalone, erkennt ein nahendes Unglück und er eilt, seinen Gebieter davon zu benachrichtigen.

Indem er mit allen Zeichen seiner Furcht sich entfernt, tritt der Mohrenkönig ihm entgegen, und bei dessen Anblick kommen die Zuschauer in Bewegung. Ein Freudengemurmel, ein Aufjauchzen fliegt in den sonnenlichten Himmel, dann kehrt das Schweigen zurück. Aber König Nagalone verdient dieses Beifallszeichen, denn Schöneres läßt sich kaum denken. Er ist nicht etwa schwarz gefärbt, nein, es ist Francesco Gaffori, der schöne, gewandte, schlanke Francesco. Auf dem Haupt trägt er einen goldenen mit Purpurfedern geschmückten Turban, eine rothe mit goldenen Blumen gezierte Toga fällt über seine Schultern und über den Panzer, sein strahlender Schild ist mit einer Purpurborte umsäumt. Und wie leicht, wie elastisch sind seine Schritte, wie lebhaft ist sein Mienenspiel, wie stolz jede Bewegung. Er hört den Bericht seines Sterndeuters verächtlich lächelnd an und spottet über die ihm verkündeten Gefahren. Er macht das Zeichen des Kreuzes und tritt mit dem Fuße darauf, er hebt den Damascenerfäbel auf und droht höhnend gegen Norden hin, woher die Christenfeinde ihm kommen sollen, wie der Astrolog dieß in den Sternen gelesen hat.

Plötzlich tönt ein Horn, und Nagalone läßt seinen Arm sinken. Ein Bote stürzt schreckensbleich herbei und zu seinen Füßen. Er berichtet, daß das Christenheer Calvi erobert hat und im Anzuge sey. Nagalone schwingt wüthend sein Schwert. Hörner blasen, seine Krieger eilen herbei, der ganze Schlachthaufe zieht aus dem Hohlwege und ordnet sich auf des Königs Wink. Alle tragen goldglänzende Panzer und Turbane, rothe Helmbüsche, die rothe Toga über ihre Schultern. In der Rechten das Schwert, in der Linken den Dolch.

Und abermals erschallen die Hörner; Hugo Colonna, der Eroberer Corsika's, kommt mit dem Christenheere. Wie ihn das Volk erblickt, steigt ein tausendstimmiger endloser Jubelschrei auf. Die Männer springen in die Höhe, die Frauen schwingen die Mandiles, einen Augenblick lang scheint es, als wollten sie alle hinunter zu ihm, um ihm zu helfen, dann aber verstummt diese leidenschaftliche Theilnahme, doch alle Augen ruhen wonnig auf dem Helden der Christenheit. Es ist Thomas Cervoni, es ist sein kühnes frohes Gesicht, seine kräftige Gestalt. Silbern sind ihm Panzer und Helm, blaue Federn wehen an diesem, blau ist seine Toga, ein Kreuz ist sein Schwertgriff, und ihm gleichen seine Krieger.

Jetzt stellten die Christen sich auf, die Mohren ihnen gegenüber. Hier eilt Nagalone durch die Reihen mit heftigen Geberden, mit kühnen Sprüngen, den blitzenden Säbel um sein Haupt wirbelnd, und er entfaltet die Fahne des Propheten. Dort steht Hugo Colonna, das Schwert zum Himmel hebend und auf seine Kniee niedersinkend, küßt er das Kreuz am Griffe. Alle seine Krieger liegen gläubig auf den Knieen.

Nun aber blasen die Muschelhörner beider Heere. Unzählige Male haben ihre gellenden wilden Fanfaren die Corsen in die Schlacht begleitet und auch jetzt verfehlten sie ihre Wirkung nicht, die Zuschauer zittern vor Begier. Ihre nervigen Hände pressen sich um die eisernen Läufe ihrer Karabiner und Dolchmesser, glühend funkeln ihre Augen, und die bronzenen Gesichter beben in Leidenschaft; allein die Schlacht beginnt noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beraubung des Museums zu Kassel durch die Franzosen.

In der letzten Sitzung des Kasseler Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde trug Herr Archivar Dr. Landau die Aufzeichnungen des früheren Konservators des Museums, Völket, über die Plünderung des Kasseler Museums im Anfange dieses Jahrhunderts vor. — Am 4. Januar 1807 erhielt der Konservator durch Bernard von La-Grange die Nachricht, daß einige Herren das Museum zu sehen wünschten. Diese Herren, welche am 5. Januar den Besuch abstatteten, waren der Flügeladjutant Galboi, der „Hauptrequisitor der Kunstwerke“ Dimon und ein Sekretär. Der Besuch war jedoch kurz, denn da der Konservator wegen einer Erkältung nicht mitgehen konnte, so kamen sie vor die verschlossenen Schränke und Glaspulte. Am 9. Januar wurde die bevorstehende Plünderung dem Konservator angezeigt. Derselbe bemerkte den dazu abgeschickten Herren, nämlich Dimon, Maler Fir und Graf Bohlen, sie würden nichts finden, was Paris nicht schon besser besitze. Die Antwort war, der Kaiser habe befohlen, Kunstsachen für das französische Museum „auszusuchen.“ Von den Silbersachen im Pretiosenschrank wurde ein silberner Strauß genommen, ferner viele Schalen voll Edelsteinen, verschiedene Kunstwerke von Elfenbein, Bernstein und die schönen Porträts in Buxholz geschnitten aus dem 15. oder 16. Jahrhundert. Am 10. Januar wurden die besten Bronzen, worunter eine schöne Homersbüste, gestohlen oder „ausgesucht.“ Von den geschnittenen Steinen und antiken Münzen wurde die Plünderung abgewendet durch die Bemerkung des Konservators, daß dieselben einer benachbarten, vom Kaiser in seinen besonderen Schutz genommenen Universität zum Unterricht dienten. Nur eine von den sogenannten Regenbogenschüsseln wurde genommen. Das ganze Zimmer der Statuen der antiken Gallerie wurde von Dimon als Musée Napoléon bezeichnet, denn, sagte er, der Kaiser wolle, daß alle antiken Statuen nach Paris gebracht werden sollten. Das Einpacken geschah ganz öffentlich, die „Hessische Ztg.“ von 1807 sagte aber in Nr. 37: „Unser Museum ist unbetastet geblieben, unsere Gallerie hat der schönen Gemälde mehrere behalten.“ Der Gouverneur suchte bei einem Besuche des Museums zu trösten, indem er sagte, man bemerke an einzelnen Stellen gar nicht, daß etwas weggenommen sey; aber, bemerkte der Konservator, die besten Stücke sind fort. Der Letztere gab dem Dimon auch mehrmals zu verstehen, er wisse, daß die aus Sachsenburg gekommenen Kisten mit Pretiosen auch geraubt seyen. Dabei kam heraus, daß er ein Verzeichniß derselben besitze, doch der Aufforderung, dasselbe abzuliefern, kam er aus der Besorgniß nicht nach, daß, wenn sich alsdann in Paris beim Oeffnen der Kisten zeige, daß etwas fehle, was die Herren sich vielleicht selbst angeeignet, das Museum noch mehr werde in Anspruch genommen werden. Die im September 1807 in Kassel eingetroffenen Regenten des im Tilsiter Frieden errichteten Königreichs Westphalen, Beugnot und Simeon, besuchten alsbald das Museum und ordneten an, daß aus der Bibliothek kein Buch ohne ihre Erlaubniß ausgeliehen werden dürfe, Simeon aber gab viele Bücher dem berüchtigten Astronomen Reißig. Anfangs 1808 kam Johannes v. Müller an und an ihn hielt sich der Konservator, weil er von einem Deutschen für das Museum mehr Gutes erwartete. Doch er sah sich bitter getäuscht. Dem Johannes von Müller sollte statt seiner unbequemen Wohnung in dem vorderen Flügel des Orangeriegebäudes eine bessere im ersten Stock des Museums gegeben werden; Müller ging aber nicht auf den Plan ein. Einige Höflinge schlugen vor, aus dem Bibliothekssaal einen Tanzsaal zu machen, die Bücher sollten mit Tapeten bedeckt und aus den Abtheilungen oben und unten, wo die Säulen stehen, kleine Zimmer gemacht werden. Der Schreiner nahm schon die Maße. Einer der Herren, welche diese Einrichtung treffen wollten, ob die mathematischen Instrumente in dem neben dem Bibliothekssaale befindlichen Zimmer nicht in der Küche zu brauchen seyen. Durch eine Verwendung des Konservators beim Sekretär der Intendanz scheint die Gefahr für die Bibliothek abgewandt worden zu seyn.

(Schluß folgt.)

Die Allgemeine Omnibusgesellschaft zu London.

Ein großartiges Beispiel von Kraftentwickelung durch Verschmelzung von Interessen bietet die Londoner „Allgemeine Omnibusgesellschaft.“ Dieses gewaltige Institut ist durch Vereinigung von sechs Gesellschaften entstanden, welche mit Betriebsmitteln sehr verschiedener Güte Routen sehr verschiedener Rentabilität in London befuhren, dabei sich gegenseitig nach Kräften beeinträchtigten und die allerverschiedensten Geschäfte machten. Die ältesten Routen zogen sich natürlich durch die frequentesten Stadttheile und thaten diesen großartigen Dienst mit verhältnißmäßig veralteten, unbequemen Verkehrsmitteln, während sich die neuen Linien vortrefflich ausgestattet zeigten, so daß jährlich drei Fünftel der Passagiere für hohen Preis in schlechten Wagen kurze Strecken, der Rest sehr billig in schönen Wagen auf langen Linien fuhr. Die letztern Linien konnten nicht bestehen, über die erstern klagte das Publikum. Seitdem sie verschmolzen sind, ist allen Beschwerden abgeholfen, eine zweckmäßige Vertheilung der Betriebsmittel, eine angemessene Tarifirung und passende Bedienung des Publikums ist thunlich geworden. Die Rentabilität fast aller Routen ist dadurch gestiegen, ohne daß die Verkehrenden höher besteuert worden wären. Die Dimen-

flonen der Anstalt sind in der That kolossal geworden. Die „Allgemeine Omnibuskompagnie" besaß Ende d. J. 6578 Pferde, von denen sich durchschnittlich täglich 6259 im Dienst befanden, die vor 588 Omnibuswagen gespannt waren, so daß circa fünf- bis sechsmaliger Pferdewechsel stattfinden konnte. Diese Wagen hatten im Halbjahr (1. Jan. bis Ende Juni) 5,895,195 englische Meilen Weg und dabei 20,431,652 Passagiere befördert. Die Einnahmen hatten 291,520 Pf. Strl. oder nahezu 2 Millionen Thaler betragen, so daß jeder Passagier durchschnittlich ungefähr 3 Ngr. eingetragen hatte. Die Gesellschaft verbraucht wöchentlich 7860 Schäffel Gerste und 2500 Schäffel Mischung von Hafer und Gerste und 3450 Schäffel Häckfel. Die Administration, die Gehalte, Prämien ꝛc. machen wöchentlich einen Aufwand von 9300 Thalern erforderlich. In den ersten drei Monaten nach der Verschmelzung der Gesellschaften hatten dieselben eine Mindereinnahme von 98,712 Thalern, in den nächsten drei Monaten aber schon eine Mehreinnahme von 102,000 Thalern, so daß der Ausfall völlig gedeckt war, und jetzt beträgt die Mehreinnahme, trotz beträchtlicher Abminderungen der Fahrpreise, über 20,000 Thaler monatlich.

Der große Verkehr in einigen Hauptstraßen Londons, in denen sich ununterbrochen eine dichtgedrängte Wagenburg hinschiebt, macht es immer dringender nothwendig, die Zahl der Fuhrwerke zu vermindern, indem man ihre Transportkapazität vermehrt. Man ist daher zur Anlage von Straßeneisenbahnen gekommen, die aus flachen Eisenspuren bestehen, in denen mit gewöhnlichem Fuhrwerk gefahren wird. Auf diesen Bahnen ziehen zwei Pferde Omnibus, die mit 50—60 Menschen besetzt sind, mit circa anderthalb deutsche Meilen Geschwindigkeit in der Stunde. Die „Allgemeine Omnibuskompagnie ist Unternehmerin der Anlage solcher Bahnen in allen Hauptstraßen Londons. Wie kolossal der Verkehr in den Straßen dieser Monstrestadt ist, davon erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß London-Bridge oft in einem Tage 10,000 Fuhrwerke passiren und auf der London-Bridge-Station täglich über 200 Eisenbahnzüge ankommen und abgehen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München: Mit dem Monate Dezember l. Js. werden die Redaktionsgeschäfte des deutschen Staatswörterbuches von hier nach Heidelberg verlegt, an welchem Orte der Hauptredakteur dieses Unternehmens, Professor Dr. Bluntschli, nunmehr sein Wirken begann. Von diesem im Jahre 1857 begonnenen Werke ist nunmehr der sechste Band vollendet, dessen letzter Artikel unserem bayerischen Staatsmanne Graf Montgelas gewidmet ist. Bis zur Stunde ist das Staatswörterbuch seinem Programme treu geblieben und hat neben wenig Mittelmäßigem viel ganz Vorzügliches geleistet. Insbesondere machen wir die Leser auf den im letzten Band enthaltenen Artikel „Montgelas" aufmerksam, welcher das staatsmännische Wirken dieses Mannes in gerechter eingehender Weise würdigt, ohne für dessen Tugenden oder für dessen Fehler blind zu seyn, wie dieß leider so häufig bei Denjenigen der Fall, die über diese jedenfalls höchst bedeutende Persönlichkeit sich bis jetzt ausgesprochen haben. Wie es scheint, hat die Verbreitung des Bluntschli'schen Staatswörterbuches das Bedürfniß fühlbar gemacht, auch Rotteck's und Welker's Staatslexikon wieder in erneuter und erweiterter Auflage zu veröffentlichen und so ist auch diese Veröffentlichung im Laufe. Dabei haben die Herausgeber den nicht immer von der Hand gewiesenen Vortheil, daß die betreffenden Artikel im Bluntschli'schen Staatswörterbuch früher erscheinen und daher von den betreffenden Verfassern vorerst „gelesen" werden können.

Die Einführung der Schießwollgeschütze bei der kaiserl. österreichischen Armee wird als ein Vorgang betrachtet, welcher im Artilleriewesen einen abermaligen Umschwung herbeizuführen im Stande seyn dürfte. Die ungemeine Leichtigkeit dieser Geschütze an sich (das Rohr des Dreipfünders wiegt nur 55 Pfund, und der Vierpfünder soll das französische Kaliber noch weit an Konstruktion und Beweglichkeit überbieten) sichert der österreichischen Armee durch den Vortheil der größeren Bewegungsfähigkeit ihrer Artillerie vor den andern europäischen Heeren einen Vorzug, den diese — um nicht vorkommenden Falls zu sehr in den Nachtheil zu treten — sich unbedingt möglichst bald ebenfalls anzueignen suchen müssen. Mehr jedoch wird es sicher noch die Schießwolle selbst seyn, die wegen der ihr nachgerühmten Vorzüge vor dem bisher gebrauchten Pulver die Nachahmung und den Wetteifer weckt und in der That auch in Preußen wie in Frankreich bereits geweckt hat.

Man schreibt aus Frankfurt, 26. November: Nach Allem, was man von den Vorbereitungen zur bevorstehenden Londoner Industrieausstellung vernimmt, wird dieselbe an Großartigkeit beide vorhergegangenen Weltausstellungen bei Weitem übertreffen. Nicht allein hat der ursprünglich bestimmte Raum für das kolossale Ausstellungsgebäude um das Doppelte erweitert werden müssen, sondern es ist auch von den zahllosen Anmeldungen ein Drittel als unpassend zurückgewiesen worden, so daß der Inhalt jener Räume nur aus den auserlesensten Leistungen der Industrie aller Länder bestehen wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 286 Samstag, 30. November 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Beide Heere marschiren im Kreise umher; leicht, halbtanzend, schön ist jeder Schritt, jeder Kämpfer zeigt seine Muskelkraft, seine mannhafte Gliederbildung, und die Zuschauer haben Zeit, sich für jeden zu begeistern und ihre Theilnahme zu beweisen. Die Mohrenschaar ist vornehmlich aus der Jugend von Corte auserwählt. Gaffori's Bruder hat zahlreiche Freunde, die besten haben sich mit ihm verbunden. Sie wissen wohl, daß sie dazu bestimmt sind, endlich die Waffen strecken zu müssen, doch das hindert sie nicht, um den Sieg und um den Beifall zu tanzen, welcher der gewandtesten Schaar zu Theil wird. Thomas Cervoni hat nicht so viele Anhänger in der Stadt, aber aus Soveria und Aleria sind ihm tüchtige Freunde gekommen, die Söhne altberühmter Familien und seiner Verwandten; endlich auch aus dem Niolo eine Anzahl auserwählter Jünglinge, die diesen uralten Waffentanz, den sie oft geübt, vollständig inne haben.

So theilen sich die Wünsche nach beiden Seiten, für diese und für jene, bis die Kämpfer wieder an ihrem Platze stehen. Da plötzlich springt der Mohrenkönig hervor, sein Degen gibt das Zeichen zur Schlacht. Die Hörner schweigen, eine einzige Violine stimmt die eigenthümliche Melodie an, sie allein begleitet den Tanz. Dieß Alles war das Vorspiel zur Moresca, welche nun erst unter dem athemlosen Schauen und Staunen des Volkes sich entwickelt. Mohren und Christen tanzen sich in Reihen entgegen, nach dem Takte der Geige messen sich ihre Bewegungen ab, bald langsamer, dann schneller und blitzschnell wechseln die Stellungen und Wendungen der Kämpfer. Jetzt müssen die Christen weichen, dann wieder sammeln sie sich und treiben ihre Gegner vor sich her. Nun sind diese zusammengedrängt, doch auf Nagalone's Wink öffnet sich der Kreis in Strahlen, welche in den Feind dringen und seine Glieder trennen. Jetzt werden Ringe daraus, dann lange Ketten. Die Streiche folgen so schnell, daß die Degen nicht zu verfolgen sind. Man hört nur ihr Klingen und dann wieder suchen Christen und Mohren sich zu fassen, und indem sie den gefährlichen Griffen sich entziehen, verdoppeln sich die Schwerthiebe und die gelenkige Abwehr.

Von Zeit zu Zeit tritt darauf eine Pause ein, denn die Moresca besteht aus zwölf Tänzen, mit jedem dieser Abschnitte aber steigert sich die aufgeregte Stimmung des Volkes. Wundervolle Geschicklichkeit und Kraft wird von beiden Heeren bewiesen, jedes zählt ausgezeichnete Kämpfer und Tänzer, und hier wird für diesen, dort für jenen gestritten, da den Mohren der höchste Ruhm zugesprochen, dort den Christen der Preis zugetheilt. Vor Allen aber bleiben die beiden Anführer Gegenstand der allergrößten Theilnahme, denn um ihre Ehre handelt es sich vornehmlich, ihre Verherrlichung und Herabsetzung ist die besondere Aufgabe der Parteien.

Francesco Gaffori hatte viele Augen und Herzen für sich. Mancher bewundernde Zuruf von Jubelgeschrei stieg für ihn auf. Man konnte nichts Schöneres sehen, als die Zierlichkeit und Anmuth, mit welcher er tanzte, und die Gewandtheit seiner Bewegungen. Daß Thomas Cervoni ihm darin nicht gleich kam, mußten dessen Freunde sich heimlich bekennen, doch dafür trösteten sie sich mit seiner größeren Sicherheit und Kraft. Sein Schwert leuchtete wie ein Sonnenstrahl in seiner Hand, der ghibellinische Ritter stand wie ein Fels, der jeden Sturm abschüttelt, und doch wurde die elastische Leichtigkeit seiner Sprünge so wunderbar, daß er mit Beifall überschüttet wurde. Noch aber sollten die besten Proben kommen. Die Moresca wurde wilder und wilder, allein erst im elften Tanze fand der Zweikampf zwischen den beiden Heerführern statt, und auf diesen spannte sich die gesammte Erwartung. Endlich war es so weit, und nun wurde kein störender Laut mehr vernommen. Die Hörner schmetterten. Nagalone tanzt bis in die Mitte des Kampfplatzes, er fordert den Christengrafen zum Kampf.

Hugo Colonna läßt ihn nicht warten, er tanzt ihm entgegen. Die Heere schauen dem Gottesurtheile zu, die Geige beginnt voller und voller zu klingen, alle Herzen pochen stärker, zitternde Lippen rufen die Mutter Gottes an, ihrem Streiter beizustehen!

Was an Geschicklichkeit, an Schnelle und Gewandtheit bisher hier zur Schau geboten wurde, ward von diesem Kampfspiele weit überboten. Bald im Kreise, bald in Wellenlinien, in halben Ringen und wechselnden Wendungen jagten und verfolgten sich die beiden

Kämpfer mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Den Rhythmus des Tanzes festhaltend, führten sie die verschiedensten Stellungen und Gruppen aus, während ihre Schwerter und Dolche in beständiger Bewegung blieben. Bald schien es, als sey der Christenritter nahe daran, dem listigen Mohren zu erliegen, der ihn mit schlangenhafter Geschmeidigkeit umkreiste, dann wieder sprang der erschöpfte Graf unter einem Beifallsjubel auf seinen Feind mit einem wahren Tigersprunge neu gekräftigt ein, und sein Schwert schmetterte auf König Nagalone's Haupt, der sich nur mit schlauen Wendungen und eiliger Flucht der Streiche erwehren konnte.

Nun wußte aber Jedermann, daß dieser Tanz damit enden werde, daß beide Kämpfer, ermüdet von ihrem fruchtlosen Ringen, ihre Schwerter sinken lassen und König Nagalone diesen Augenblick benutzt, um dem christlichen Helden Frieden und Freundschaft und die Hand seiner Tochter anzutragen, der schönen Zuleima. Doch in diesem Augenblicke, wo dieß eintreten sollte, geschah etwas, das, wäre es gelungen, den Grafen um jeden Preis des Tages gebracht hätte. König Nagalone sprang plötzlich auf ihn zu und führte einen so geschickten Hieb auf die Schwäche der Klinge seines Feindes, daß um ein Haar diesem der Degen aus der Hand geschlagen wäre. Die Spitze flog bis an den Boden nieder und nur mit Mühe hielt Graf Colonna den ritterlichen Kreuzgriff fest. Welche Lächerlichkeit, wenn er entwaffnet wurde und dann der Mohr ihm seine großmüthigen Bedingungen anbot. Dieser zähe Versuch war auch keineswegs in dem Spiel vorgesehen; die Augen des Grafen flammten vor Zorn, und sicher wäre die böse Absicht nach Kräften vergolten worden, wenn nach dem Mißlingen der König nicht sogleich den Waffenstillstand angeboten hätte.

Nun erfolgte, was schon lange mit Sehnsucht erwartet wurde, Prinzessin Zuleima erschien tief verschleiert mit ihren Gespielinnen. Kostbar gekleidet, goldene Spangen um ihre Arme, ein blitzendes Diadem auf ihrem Haupte, nähert sie sich ihrem Vater, der ihre Hand ergreift und sie dem Grafen entgegenführt. Dieser sieht erstaunt die schöne Erscheinung an, der schlaue Mohr erwägt arglistig lächelnd seinen Vortheil. Er wiederholt sein Anerbieten und plötzlich wirft er die Schleier von Zuleima's Gesicht. Alle Augen schauen hinein, Thomas prallt erstaunt zurück, und seine Bestürzung ist so natürlich, so vollkommen, daß ein Beifallssturm ihn dafür belohnt.

Er sieht Therese Romei, deren Blicke ihm lieblich winken, die ihre Arme leise zu ihm aufhebt, in deren Mienen sich Freude, Bitte und süßes Geständniß ihrer Zuneigung malen. Er hat nichts davon gewußt, daß Therese sich dazu verstanden, die Prinzessin zu seyn, man hat ihn damit überrascht, wie alle Anderen, und hat diesen Zweck vollkommen erreicht.

Aber der Mohrenkönig gibt ihm keine Zeit seine Empfindungen zu ordnen. Die schöne Zuleima soll sein eigen seyn, dazu Corte und alle Herrschaft in Corsika, aber — er hat eine Bedingung. Das falsche Kreuz soll Colonna von sich werfen, zu dem Propheten soll er sich wenden. Nagalone zeigt ihm die Fahne Mohammed's, und nun folgt der Kampf zwischen Herzens- und Glaubensmacht. Der Graf drückt den schützenden Kreuzesgriff an seine Brust, Zuleima faltet ihre Hände, ihre Augen winken ihm, der König rechnet ihm sein Glück vor. Die Scene wird dringender und heiser. Verführerisch lächelt und lockt die Braut, heftiger mahnt und schmeichelt der König, endlich ergreift er des Grafen Arm, weit umher deutend, daß dieß ganze Reich ihm gehören werde, und Zuleima naht mit lieblichen Geberden. Da plötzlich reißt Colonna sich los und mit stolzen Blicken und Zeichen weist er die Verführer von sich. Auf die Kreuzesfahne stürzt er sich, ergreift sie, verlangt, daß die Heiden ihren falschen Glauben abschwören, und unter unermeßlichem Jubel schwingt er von Neuem sein Schwert, als Zeichen, daß er sie dazu zwingen werde.

Nun ruft der wüthende Nagalone seine Krieger herbei, die Prinzessin hüllt sich in ihre Schleier, auch sie verdammt den frechen Christen, der sie verschmäht, und fordert Rache von ihrem Vater, der ihr verspricht, den Verräther zu vernichten.

Dieß ist das Zeichen zu dem letzten, zwölften Tanze, der resa, welcher nach einem wilden und verzweifelten Fechten damit endet, daß die gesammte Mohrenschaar niedergetanzt wird und die Waffen streckt. Unter stürmischer Aufregung der Zuschauer naht dieß Ereigniß, aber das Beifallklatschen und die begeisterten Evviva! wollten nicht aufhören, als Nagalone von dem Christenritter nicht allein überwunden zu Boden sank, sondern sein Degen ihm auch aus der Hand genommen und mehrere Schritte weit fortgeschleudert wurde.

Thomas Cervoni hatte mit dem letzten Streiche seine Klinge sich vortrefflich gerächt, und mit leidenschaftlichen Geberden forderten zahllose Stimmen jetzt für ihn den Siegespreis, der in nichts Anderem bestand, als in einem Kranz von frischen Lorbeerzweigen. Es war üblich, daß die vornehmste der anwesenden Damen mit diesem Kranze den Sieger schmückte, dießmal jedoch geschah es durch den anwesenden, vornehmen Gast, den Grafen Cursay, welcher dazu aufgefordert, in anmuthigster Weise seinen Auftrag ausführte.

Sie haben mich, mein Herr Cervoni, und alle die vielen Tausende ihrer Mitbürger entzückt durch die wundervollen Beweise Ihrer edlen Begabung, rief der General mit französischer Courtoisie und in gutem Italienisch. Hätte ich viele Kränze zu vergeben, ich würde alle diese unübertrefflichen Kämpfer schmücken, da ich nur diesen Einen besitze, überreiche ich Ihnen denselben zur allgemeinen Ehre. Corsika kann stolz auf solche Männer seyn, die im fröhlichen Spiel beweisen, daß es ihm auch in Zeiten der Gefahren nicht an unerschrockenen Streitern und Siegern fehlen wird.

Ich aber werde diesen Tag und meine tapferen Freunde in Corte niemals vergessen.

Wie gefällt Euch das? flüsterte Antonio Romei dem Herrn Fabio Viale in's Ohr, der aufmerksam horchend und schauend neben ihm stand.

Sehr gut erfunden, sehr weise überlegt, erwiderte dieser.

Er hat den König Theodor sich zum Muster genommen, fuhr Romei spöttisch fort. Auch dieser setzte den Siegern in dem großen Kampfspiele von Boscovato den Kranz mit eigener Hand auf, und sprach darauf ganz ähnlich von Corsika's Triumph in allen Gefahren, wenn solche Männer ihm zur Seite ständen.

Viale lächelte, während er den Grafen beschaute. Hat ein deutscher Baron sich zum Könige von Corsika gemacht, sagt er dabei, warum soll ein französischer Graf und General nicht dasselbe Wunder versuchen?

Meint Ihr, dahin könnte es kommen? Ein Abenteurer folgt dem anderen.

Wer weiß. Ist der nicht übrig geblieben, der die Puppe am Draht leitete, und braucht er nicht vielleicht jetzt eine neue?

Seine scharfen Augen blitzten auf Gaffori, welcher vor dem erlauchten Gaste stand und mit allen Zeichen huldigender Ehrerbietung zu ihm sprach. Was er sagte, konnte jedoch Niemand verstehen, denn die Anrede des Generals hatte ein tolles Freudengetümmel bewirkt, das ebensowohl die heimlichen Mittheilungen der beiden Beobachter verschlang.

Nun löste sich die Versammlung auf. Begleitet von den ersten Männern der Stadt entfernte sich Graf Cursey. Christen und Mohren zogen Arm in Arm unter Hörnerklang und Geigenspiel, umgeben von ihren Freunden und dem Getümmel des Volks, mit Jauchzen und Singen in Calvi ein, um beim freudigen Mahle und Gelage allen Streit zu vergessen. Die Romei aber eilten zu ihrer Schwester. Sie hofften Thomas nun so sicherer bei ihr zu finden, da galante Ritter der verschmähten Prinzessin gewöhnlich den Kranz brachten, allein Cervoni war nirgends zu entdecken. Er hatte sich bei der einbrechenden Dunkelheit unbemerkt entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beraubung des Museums zu Kassel durch die Franzosen.

(Schluß.)

Man schien der Meinung zu seyn, daß Alles, was sonst nicht unterzubringen sey, vom Museum aufgenommen werden müsse. So war es eine Zeit lang im Plan, eine französische Druckerei hineinzulegen. Die nun leeren Medaillentische wurden auf den Rath des Professor Klingender verkauft; nur Einen rettete der Konservator und dieser ist jetzt im Bellevueschloß. Viele Bilder, die man nicht verkaufen konnte, wurden auf Simeons Befehl im Museum aufgestellt. Johannes v. Müller bewirkte die Anstellung M's. als Bibliothekar, desselben, welcher aus Büchern der Göttinger Universität Kupferstiche ausgeschnitten haben soll. Dieser Mann fabrizirte dann in dem Bibliothekszimmer den „Moniteur" des Königreichs. Müller ordnete an, daß das Doublettenzimmer dem Murbard abgetreten werde, damit er dort Diejenigen empfangen könne, die ihn wegen des „Moniteur" zu sprechen wünschten. Im Frühjahr 1808 wurde das Museum in einen Ständepalast umgewandelt. Simeon ließ zu diesem Zwecke einen Architekten mit Gehilfen aus Paris kommen, dem das Doublettenzimmer überwiesen wurde. Vom Treppenhause des Museums wurde nun das Dach abgerissen. Unter diesem Dache lagen in einer verschlossenen Kammer viele Exemplare von Winkelmanns Beschreibung von Hessen und andere Werke, die bald eine Beute der Zimmerleute und Taglöhner wurden. Gegen Mittag und Abend warfen sie beim Abgehen von der Arbeit ganze Päcke dieser Bücher in den Hof und verkauften sie an die Krämer und Metzger der Stadt. Dasselbe Schicksal hatten die gebundenen Doubletten im Zimmer am Observatorium, wozu die französischen Baukünstler den Schlüssel führten. Dicke Staubwolken drangen durch die Thüre und Fenster und bedeckten alle Gegenstände, auch die in den Schränken und doch machte Simeon dem Konservator im August 1808 Vorwürfe wegen des Zustandes des Museums, erhielt aber eine gebührende Antwort. Die große Thür des Bibliothekssaales wurde ausgebrochen und die Bücher von den Repositorien auf den Fußboden geworfen. Da die große Treppe abgetragen war, konnte Niemand durch die Thür in den Saal gelangen; aber unbemerkt kroch ein Taglöhner durch den Fußboden in den Saal und stahl Stücke des vergoldeten Dintenfasses (29. Okt. 1808). Im Jan. 1809 durchschnitt ein Taglöhner eine Thür im oberen Stock, kroch hindurch und stahl mehr als 30 Uhren. Der Konservator wurde wegen dieses Vorfalls vom Minister des Innern hart zur Rede gestellt, daß er eine Reise unternommen habe, während welcher Zeit der Diebstahl verübt wurde. Hätte man die Uhren an ihrem ursprünglichen Platze gelassen, so würde der Diebstahl nicht möglich gewesen seyn. Die Franzosen sprengten das Gerücht aus, der Konservator habe die Uhren dem Kurfürsten geschickt. Sehr oft mußten die verschiedenen Gegenstände des Museums ihren Platz wechseln, weil bald dieser, bald jener Raum zu anderen Zwecken beansprucht wurde. Selten kam der König Jerome ins Museum ohne irgend eine derartige mühevolle Veränderung anzuordnen. Im Bücherssale saßen die Maurer und spitzten daselbst die Steine zu der Rückenmauer des Ständesaales. Der Konservator klagte beim Minister Simeon über den Unrath, mit dem die Gegenstände des Museums bedeckt würden, aber weder dieser noch der Minister Wolfrath stellte das Uebel ab, obwohl der Konservator den letzteren die seltenen und kostbaren griechischen Inschriften

zeigte, wie sie neben den Mauersteinen auf dem Fußboden lagen. Dieses Wirrsaal dauerte zwei Jahre. Dann wurde der Ständesaal eröffnet. Der König schenkte alle ausgestopften Vögel, Vierfüßler und Muscheln der Universität Göttingen und Johannes v. Müller dehnte die Schenkung auf das ganze Naturaliencabinet aus. Aus Göttingen kam Herr Gravenhorst, um die Gegenstände einzuholen; glücklicherweise aber fehlte es an Geld zu so vielen Kisten als nöthig waren, auch fürchtete Johannes von Müller eine Vermehrung der Unruhe des Volkes, die beim Ausbruche des österreichischen Krieges entstanden war. Herr Grandjean und Genossen pflegten um die Mittagsstunde, wenn sie sich unbemerkt glaubten, viele Bücher zu stehlen. Der Konservator erwischte sie hiebei. Ein anderer Dieb war ein Gehülfe Grandjeans, ein gewisser Riff, der Alles gestohlen hat, was im Fache der Architektur fehlt. Aber auch der Bibliothekar M. brachte die Bibliothek um Bücher. Seine an den Konservator gerichteten Billets sind Eingeständnisse, daß er ungebundene Werke an Personen auslieh, welche sie unvollständig zurückgaben. Herr Grandjean ließ den ausgestopften Elephanten in die Gallerie zwischen die Gypsabgüsse vom vatikanischen Apoll und Laokoon stellen. Im Jahre 1812 ließ Jerome die Säle neben der Bibliothek im nördlichen Flügel des Museums zu Stuben für Maler und zur Schule für die Frau des Malers Quinson einrichten. Diese unterrichtete junge Mädchen von Stande im Zeichnen und Jerome besuchte sie, jedoch nicht etwa aus Begierde, die Fortschritte der Schülerinnen in der Kunst zu sehen. Der Minister, zu dessen Abtheilung das Museum gehörte, gestattete am 11. Januar 1811 dem Finanzminister Malchus und später auch dessen Frau, ausgestopfte Vögel aus der Naturaliensammlung zu nehmen und sie auf einer Maskerade als verkleideter Fuchs umherzutragen. Am 20. Oktober 1813 wurde dem Konservator befohlen, die besten Sachen im Museum einzupacken, um sie vor den Russen „in Sicherheit zu bringen.“ Die Schurken Moulard und Malchus entzogen dem Museum eine Sammlung, die nicht einmal Dénon angerührt hatte. Viele Kisten voll schleppten diese Buben fort, nur die Siegelringe, Petschafte und den großen Sardonix versteckte der Konservater, so daß sie den Dieben entgingen. Von diesen Gegenständen sind die Gemmen, jedoch nicht ohne Verluste, im Jahre 1814 zurückgebracht. Der Minister des Innern hatte selbst jene Verpackung geleitet; Dénon sagte auf des Konservators Bitten, doch die geschliffenen Steine dazulassen: „il faut prendre“ und die Königin äußerte vor dem Pretiosenschranke: „ici il faut voler;“ das war das Einzigemal, daß man dieses Wegnehmen nicht „konserviren“ nannte.

Mannigfaltigkeiten.

Die Benutzung des Leuchtgases als Heizmaterial ist noch viel zu wenig beachtet. Und doch wäre es durch Aufstellung eines Kochherdes mit Gasheizung ein Leichtes, jede Küche fast so nett, wie ein Damen-Boudoir herzustellen, allen Rauch, alles Holz, alle Kohlen und Asche auszuschließen, sie also eben so wohnlich zu machen, wie jedes Zimmer. Der Kochherd in seiner zweckmäßigen Form sieht ganz wie ein hübscher Tisch aus; mehrere runde Oeffnungen in der Tischplatte mit Drahtnetzen bedeckt, sind die Stellen für die Kochtöpfe diese werden auf das Drahtnetz über die offene Flamme gesetzt. Weiter rückwärts hat der Tisch einen Aufsatz, der wie ein kleiner Schrank aussieht und durch ein Thürchen sich öffnet; er enthält die Bratröhren. Diese werden ebenso durch eine separate Flamme erhitzt, wie jeder einzelne Kochtopf, die Flammen können beliebig kleiner und größer gemacht werden. Der ganze Apparat besteht aus Eisen. Eine andere Neuerung, die ebenfalls die Küche betrifft, ganz unabhängig von jeder Vorkehrung ist und doch bisher nicht durchdringen konnte, ist die Anwendung der geschlossenen Dampfkochtöpfe — eine schon so alte Erfindung! Die wichtigsten dadurch gebotenen Vortheile sind erstens die Ersparniß an Brennmaterial, weil hier nicht eine Menge Dampf ungenutzt in die Luft gejagt wird, wie bei den offenen Kochgeschirren, zweitens die Erhöhung der Schmackhaftigkeit der Speisen, drittens die Möglichkeit, alle Substanzen genügend weich kochen zu können. (Dampfkochtöpfe dieser Art hat die Niederlage von Mundori in Stuttgart angekündigt.)

Das in Nürnberg bestandene Komite zur Sammlung für die syrischen Christen hat die bei ihm eingelaufenen Gaben im Gesammtbetrage von etwas über 14,000 fl., mit Ausschluß einer kleinen, dem Waisenhaus in Nazareth zugewendeten Summe, dem Pastor Fliedner in Kaiserswerth zur Unterstützung der von ihm unter Leitung des Pastors Dießelhof nach Syrien gesandten Diakonissen und der von ihnen gegründeten Anstalten übermittelt. Diese Anstalten bestehen: in dem Waisenhaus Zoar in Beyruth, wo über 130 Kinder untergebracht sind; in dem Jungfrauenstift für Mädchen von 14—17 Jahren; in dem Wittwenhause, welches 27 Wittwen von 40—60 Jahren beherbergt; in dem Hospital, wo durchschnittlich 25—30 Kranke verpflegt werden; in den beiden Speiseanstalten zu Beyruth, deren jede seit dem Monat Juli 1860 täglich 3000 Portionen an Wittwen und Kinder von Flüchtlingen verabreicht hat, und in dem Hospital zu Saida.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 287 Sonntag, 1. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

5.

In den Bergen von Soveria lag das alte Familiengut der Cervoni, dahin hatte sich Thomas in der Nacht begeben, ohne in Antonio's gastfreundliches Haus zurückzukehren. Es liegt ein Bergzug zwischen Calvi und Soveria und eine Straße führte auch damals darüber fort in das Golothal hinein, aber sie war bei Tage schon nicht die beste, viel weniger bei Nacht ohne Gefahr. Manche Landleute, die von dem Feste zurückkehrten, staunten daher über den Wagehals, der an ihnen vorüberjagte, um an der nächsten Biegung den Hals zu brechen; doch ehe sie ihn ermahnen konnten, war er schon vorüber, und ihr Geschrei half nichts. Der tolle Reiter brach jedoch nicht den Hals, er kam wohlbehalten nach Haus, schleuderte seine Lorbeern in einen Winkel und warf sich ungestüm in seinen Lehnsessel vor dem Kamin, den ein Diener mit Feuer versorgt, um mit finstern Blicken in die Flamme zu stieren.

Was bei diesem Feste geschehen, hatte ihn mit heftigem Aerger erfüllt. Seine Gedanken waren bei Therese, und während seine Augen sich grimmig zusammenzogen, sah er sie in den silbernen und grünen Brocatgewändern, in dem Turban mit den Straußenfedern, in den Sternenschleiern, die wunderherrlich ihre schlanke Gestalt umflossen. Er sah ihre weißen Arme mit den breiten Goldspangen, und sah das schöne, stolze, gebietende Gesicht voll Liebesglanz und Verheißung.

Hatte sie das ausgesonnen, um ihn zu verspotten? Heimlich mit Francesco Gaffori hatte sie sich dazu verbündet, und er liebte sie doch so sehr, sie wußte es, sie mußte es wissen. Warum war Therese nach Niolo hinauf zu seiner Mutter gekommen, warum hatte sie ihn dort mit ihren Zaubereien umstrickt, die ihn so glücklich machten, warum mußte er sie begleiten, als die Nachricht von dem Feste in Calvi kam, und sie selbst hatte ihn eingeladen, ihr Gast zu seyn? Böses sprachen viele Leute von ihr, Böses von ihrem Stolze, von ihrem eitlen Trachten. Er hatte es nicht geglaubt; jetzt sah er ihre Falschheit. Die Prahlereien des Francesco hatten guten Grund, dieser konnte ihn verspotten, denn Therese hatte ihn verrathen. Unter dem Vorwande, daß sie unwohl sey, ließ sie sich den ganzen Tag über nicht sehen, doch es geschah nur, um ihn besser zu täuschen, und dieß war ihr gelungen. Wie ein Donnerschlag durchfuhr es ihn, als Francesco die Schleier zurückschlug; welch ein Anblick!

Wüthend sprang er auf und schlug an seine Stirn. Das hatte sie ihm angethan, diesem Francesco zu Gefallen, der seinen Triumph nicht verbergen konnte. Ha! die Gaffori — Giampietro selbst — sie steckten sämmtlich dahinter. Es war in manchem Munde schon, daß Thomas Cervoni seine Augen auf Therese richte, sollte er vor der ganzen Welt zum Gespötte gemacht werden?

Zum Erstenmale in seinem Leben füllte ein Verdacht die Seele des jungen Mannes gegen den bewährten Freund, den er so hoch verehrte. Grübelnd setzte er sich zusammen, wie der Doktor Gaffori aus mancherlei Gründen wünschen möge, daß sein Bruder sich mit der Schwester Antonio Romei's verbinde; andere Gründe gab es zugleich, um ihn selbst von solchem Bündnisse abzuhalten. Er erinnerte sich dabei, daß Giampietro manch deutungsvolles Wort schon gebrauchte, ihn vor unüberlegter Leidenschaft zu warnen, nun sah er in seiner Aufregung neue Zeichen, daß Alle sich gegen ihn verschworen. Wie konnte die, um derentwillen er allein um den Siegespreis gerungen, sich zu einer Rolle gebrauchen lassen, in welcher er sie verwerfen mußte? Wie konnte sie ihm solche Qual bereiten und, Francesco zärtlich umarmend, diesen auflehnen, ihn zu tödten? Es war ein Spiel, aber wie viel Ernst lag darin. Er stieß mit der Hand in die Luft, als wollte er seinen glücklichen Nebenbuhler dafür durchbohren, und knirschte mit den Zähnen, indem er Rachesschwüre murmelte. Ein Strom corsischer Leidenschaft überkam ihn; er griff nach dem Doppelgewehre, das neben ihm stand, und schrie einen wilden Fluch über den tückischen Francesco, der seine Niederlage ihm so vergalt. Dann wieder durchbrachen edlere Empfindungen diesen Taumel und gaben ihm Kraft, die bösen Geister zu verjagen. Ich will nicht weiter daran denken, murmelte er, aber ich will sie sortan vermeiden. Niemand soll sagen, daß er mich gedemüthigt hat, Niemand soll mir ansehen, daß ich mich darum kümmere. Im Grunde bin ich ein Narr, mich zu betrüben, denn

welches Recht habe ich, mich über Therese's Benehmen zu beschweren?

Mit diesen Vorsätzen suchte er endlich sein Bett auf, allein es war leichter, dieß zu finden, als darin zu bleiben. Es kam ihm bald vor, als ob Skorpione auf ihm herumliefen und ihre Stachel in sein Fleisch drückten. Immer wieder sah er das schöne Mädchen bittend, flehend, und dabei doch Falschheit und Hohn in den großen glühenden Augen. Dagegen halfen alle seine bannenden Mittel nicht; er war froh, als der Morgen anbrach.

Und beim Lichte des Tages denkt der Mensch anders, als in der Finsterniß; das Sonnenlicht bringt für alle geplagten Seelen Ruhe und neue Hoffnungen mit. Sobald die Augen um sich sehen können, finden sie in der Außenwelt Arbeit, sie sind die Arbeitsgeber für den Gedankenwebstuhl, der dann nicht mehr den einen schwarzen Faden wieder und immer wieder hin und her fliegen läßt.

Als Thomas an's Fenster trat, schien das Frühlicht schon auf den Kastanienwald, der die Bergshöhe bedeckte, und glitt über die Olivengärten und Fruchthaine. In der Tiefe, doch halb in Nebel gewickelt, lag der Ort mit seinen hohen Steinhäusern, von blüthenreichen Granaten, Feigen und Myrthen umgeben. Plötzlich trat der Thurm der Kirche klar hervor, sein goldenes Kreuz leuchtete in den ersten Sonnenstrahlen. Bei diesem Anblick wurde ihm sein Herz leicht und wieder sah er nach dem Kastanienwald zu dem Bergzuge hinauf, hinter welchem Calvi lag. Es stand eine Kapelle auf dem höchsten Punkte, neben ihm rann ein wunderthätiger Quell aus dem Boden. Die Kapelle konnte er nicht sehen, aber man hatte von ihr einen weiten Blick nach Calvi hin und auf das Hochgebirge. Sehnte er sich darnach oder war es ein frommes Bedürfniß?

Schnell stand er in seinen Kleidern, das Gewehr in seiner Hand, Kugeltasche und Pulverhorn am Gurt, so trat er in den frischen Morgen hinaus, ehe die Leute im Hause aufwachten, und mit leichten Schritten auf den schmalen steilen Pfad, welcher zu dem Waldgebirge hinaufführte. Die nackten Klippen der Conia glänzten farbenvoll herunter, und als er den scheidenden Kamm erreicht hatte, von dem die Bergwände hier in das Golothal des Tavignano geleiteten, welch ein herrlicher Anblick war das! Eine unzählige Menge von kleinen Ortschaften und zerstreuten Häusern füllte das Thal des Golo auf Meilen hin, und wie herrlich üppig blühten alle diese Gärten und Pflanzungen, welche Ruhe, welch schöner, glücklicher Frieden breitete sich darüber aus. Unten aber an dem Bache, der dem großen Flusse zuströmte, lag Soveria und dort die altersthümliche Casa Cervoni, das Erbe seiner Väter seit Jahrhunderten. Alle diese Oelgärten gehörten dazu, die mit Wein bedeckten Hügel waren sein Eigenthum, der Kastanienwald am Berge lieferte ihm seine Früchte, und die Hirten und Bewohner der Capannen auf diesen Höhen waren zum guten Theile seine Pächter.

Thomas Cervoni saß lange auf einem hohen Stein, dieß bedenkend und auf eine Hütte niederblickend, welche nicht weit von ihm am Rande einer kleinen Bergwiese stand. Ein paar Schafe und Ziegen liefen dort umher, ein paar braune halb nackte Kinder wälzten sich jauchzend im Grase.

Endlich trat ein Mann aus der Capanne, den Arm um sein junges Weib gelegt. Er hatte nichts als sein zerrissenes Hemd, doch wie glücklich sah er aus, wie laut und lustig konnte er singen und springen! Leise schlich Thomas fort, als schäme er sich. Er war so reich, so angesehen, und wie beneidete er den armen Burschen. Der hatte ein Weib gefunden, das froh mit ihm lachte, zufrieden mit ihm wohnte, ihm anhing, bis in den Tod.

So ging er lange Zeit traurig durch den Wald. Herrlich fiel der Sonnenschein durch das Geblätter: schöne Blumen blühten, ganze Felder von Goldlack und Enzian dufteten ihm entgegen, aber die Unruhe in ihm wich dem Frieden nicht. Endlich trat er hinaus und sah die Kapelle, er blickte hinab, da lag zwischen den braunen Bergen Corte, und als er die Stadt sah, klopfte sein Herz heftiger. Er bückte sich zu dem Wunderquell nieder, der jede Krankheit heilen sollte, und trank das klare kalte Wasser in langen Zügen, doch seine Krankheit heilte nicht davon. Seine heißen Augen durchsuchten die fernen Häuser, er suchte nach dem Hause, wo die wohnte, deren Namen er nicht nennen mochte, und der doch immer in seinen Ohren klang. Mit finsteren brennenden Blicken schaute er hinab und dann rief er laut: Gaffori hat Recht! Die Liebe bringt aus dem Herzen in die Augen, und diese sehen dann nichts als dieß eine Bild und können es nicht los werden.

Ein Geräusch in der kleinen Kapelle, vor der er stand, machte, daß er hineinblickte. Er meinte allein zu seyn, doch da kniete eine weibliche Gestalt an dem Altar. Sie war in eine weite schwarze Saldetta gehüllt, ein weißes Mandile lag als Schleier über ihrem Kopfe. Ein Schauer überrieselte Thomas Cervoni, ahnungsvolle Gluth bedeckte sein Gesicht.

Und jetzt stand die Betende auf und wandte sich nach ihm um. Es war Therese Romei. Sie blickte ihn an mit Augen, wie er diese gestern gesehen, sie streckte ihre Arme nach ihm aus und unermeßliches Glück umschwindelte seinen Kopf. Er dachte nichts mehr, und wollte nichts mehr. Er war bei ihr, zu ihren Füßen, ihre Hände mit seinen Küssen bedeckend, dann in ihren Armen. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust, wie gestern an Francesco's Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß des Turnens auf die Hebung der Arbeitskraft.

Wie das geistige Leben des Menschen der Erziehung bedarf, um zu einer hohen Vollendung in seiner Ausbildung zu kommen, so verlangen auch die Gelenke und Muskeln eine Erziehung und allseitige Bethätigung. Jede Muskel ist ausbildungsfähig bis zu einem gewissen Kraftpunkte und damit der ganze Körper mit seinem gesammten Muskelsystem. In der gewöhnlichen Thätigkeit werden diejenigen Gelenke und Muskeln mehr oder weniger entwickelt, welche bei der Arbeit benützt werden und finden wir nach der Beschäftigung die einzelnen Menschen und bei diesen wieder oft nur einzelne Theile mehr oder weniger stark und geübt und an Thätigkeit gewöhnt. Bei vielen Geschäften kommen anstrengende Arbeiten nur seltener vor und es ist die Muskulatur durch die das ganze Jahr betriebene leichtere Thätigkeit nicht stark genug und damit eine Arbeit oft zu anstrengend; bei andern Geschäften kommen schnelle Bewegungen, welche Gewandtheit erfordern, selten vor und es ist der Körper mehr steif, Gewandtheit erfordernde Arbeiten sind unmöglich oder gefährlich. Kurz, die meisten Geschäfte ermöglichen nicht die allseitige Ausbildung aller Muskeln zu einer kräftigen, schnellen und ausdauernden Thätigkeit, sondern verhindern dieselbe vielmehr. Hier kommt uns das Turnen als das Mittel entgegen, wodurch die Muskeln und Gelenke und damit der ganze Körper naturgemäß nach seinen Anlagen ausgebildet wird. Es wird also durch das Turnen jeder Knabe viel kräftiger und anstelliger in die Lehre treten; jeder Arbeiter wird mit bedeutend erhöhter Kraft, Gewandtheit, Ausdauer arbeiten, indem er zu allen Arbeiten vorbereitet ist, so viel die Anlagen dieß erlauben. Hier muß Jeder einsehen, wie wichtig das Turnen als natürliches Körperausbildungsmittel, abgesehen von der schönen, kräftigen, gesunden und vielfach angenehmen Ausbildung des Körpers, auch für den Gewerbetreibenden ist, indem es ihn allseitig körperlich und in einigen Beziehungen auch moralisch ausbildet, seine Leistungsfähigkeit steigert, Einseitigkeiten und nachtheilige Einwirkungen gewisser durch Geschäfte bedingten Lebensweisen aufhebt oder den Nachtheil vermindert. Das Turnen ist also eine Nothwendigkeit, eine Wohlthat, ein Kraftmittel zur Steigerung und Erleichterung des Erwerbes, zur Verbesserung und Gesunderhaltung der Arbeitenden durch Ausgleichung nachtheiliger Einflüsse vieler Arbeiten. Erringen wir mit der Zeit durch eine recht allseitige Einführung des Turnens auch eine Vereinfachung des Militärwesens und Abkürzung der Dienstzeit, so gewinnen die Gewerbe wieder Arbeitskräfte und auch in dieser Beziehung wird dem Einzelnen der Gesammtheit genützt. Hierbei muß ich noch bemerken, wie dem Turner, der sich zu seiner Fortbildung auf die Wanderschaft begibt, der Eintritt in neue Verhältnisse sehr erleichtert wird, indem die Turnerei in freundschaftlichem Verbande jeden Fremden leicht heimisch werden läßt. Möge aus Obigem Jeder entnehmen, daß das Turnen nicht eine überflüssige Kunst des Jugendlebens ist, sondern für Jeden und besonders den Gewerbsmann das nothwendige Mittel zur Erziehung des Körpers zu Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, zu natürlicher Entwicklung und Ausbildung der Jedem gegebenen körperlichen Anlagen, zur Erhaltung jeder Körpertüchtigkeit, Thatkraft und möglichsten Wahrung der Gesundheit bis ins Alter. Darum ergreife Jeder die Gelegenheit, wie sie jetzt durch die Turnvereine in allen Städten geboten ist, um seinem Körper eine richtige Erziehung zu gestatten. Mögen diese Zeilen mitwirken zu der Erkenntniß, daß Erziehung, körperliche wie geistige, nothwendig sind zur Verbesserung aller menschlichen Verhältnisse, und daß der in den Menschen gelegte Erziehungstrieb in den Schulen in richtige Bahnen geleitet, nach der Schule in fortschreitender Entwicklung, mit Selbstbewußtseyn und eigenem Streben gepflegt werden muß zum Wohle des Einzelnen und des ganzen Volkes.

Mannigfaltigkeiten.

Die Pfahlbauten der Kelten am Bodensee, welche in neuester Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, können uns genauere Nachrichten über die ältesten Bewohner der Schweiz und des südlichen Deutschlands geben, als die Sagen, welche auf uns gekommen sind. Die Pfahlbauten im badischen Seekreis an den Ufern des Ueberlinger- und Untersee's finden sich viel häufiger vor, als bisher bekannt war. Das Ufer bei Wangen im Oberamt Radolfzell ist schon längere Zeit ausgebeutet. Es kommen aber auch Pfahlbauten am Untersee bei Markelfingen (O.-A. Konstanz) vor. Am kleinen Espen und in der Nähe des Haltplatzes der Eisenbahn bei Markelfingen stehen im See eine Menge Pfähle und am Ufer sind drei gut erhaltene Steinmeißel, eine Steinsäge und eine Menge Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein gefunden worden. In naturwissenschaftlicher Hinsicht zeigt sich die Eigenthümlichkeit in dem sogenanten steinernen Zeitalter, wo die Kenntniß und mithin die Anwendung der Metalle noch unbekannt gewesen ist, daß die damaligen Bewohner dieser angegebenen Pfahlbauten, die ältesten Kelten, ihre steinernen Waffen und Werkzeuge meistens aus den Geröllen des Diluviums gesucht haben, die mit Ausnahme der Sandsteine aus den Alpen abstammen. Die Beile, Meißel (eigentlich Keile) u. s. f. sind durchgängig aus Diorit, selten aus Serpentin ver-

fertigte. Es wurden ferner noch zu Fruchtquetschern Granite, Gneise u. s. f. verwendet. Eine Ausnahme hiervon macht der Feuerstein, der im Dilluvium nicht vorkommt; es sind daraus Steinsägen, Lanzen und Pfeilspitzen verfertigt worden. Der Feuerstein muß daher aus der Ferne geholt seyn; der nächste Fundort ist der Jura, einige Stunden unterhalb Schaffhausen. Eigenthümlich ist ferner noch, daß die Kelten des Seekreises im sogenannten steinernen Zeitalter zu ihren Waffen und Geräthschaften die vulkanischen Gesteine des Hegau's, wie Phonolith, Basalt, Opal niemals verwendet haben, obgleich Beile u. s. f. aus Basalt in Frankreich gefunden worden sind, deren Verfertigung in das gleiche Zeitalter fällt. Der Diorit ist für die vorgesetzten Zwecke allerdings geeigneter als der Basalt.

Man schreibt aus Paris, 24. November: Der „Courrier de Bretagne" berichtet von einer neuen bewegenden Kraft, die ein Chemist, Namens Manuel Lagrange, in Lorient (in der Bretagne) erfunden habe; dieselbe werde eine unermeßliche Revolution in der Schifffahrt und der Industrie herbeiführen; sie ersetze vollkommen den Dampf; der zur Anwendung kommende Stoff sey äußerst billig, ergebe eine Ersparniß von etwa 60 Prozent im Vergleich zu dem Preis der Steinkohle, könne überall hergestellt werden und sey unerschöpflich; das Gewicht und der Raum von etwa 20 Tonnen höchstens reiche für ein nach Indien und zurück fahrendes Schiff hin, und ein gewöhnliches Zimmer genüge für die Unterbringung der Apparate, die neue Kraft könne ganz nach Belieben gelenkt werden, verursache weder Geruch noch Hitze u. s. w. Der „Courrier de Bretagne" richtet an den Kaiser das Ansuchen, daß er sofort und offiziell diese Erfindung möge prüfen lassen.

[Kein Schwabenstreich — aber ziemlich grobl] Der Fürst v. Thurn und Taxis, der in Württemberg große Besitzungen hat, hatte sein Rentamt in D. nach N. verlegt. Da kam dieser Tage eine Deputation vom ersteren Orte nach Regensburg, um den Fürsten um Zurücklegung des Rentamtes zu bitten, was denn auch gewährt wurde. Aber siehe da! die Deputation hatte ihre Reise auf Gemeindekosten gemacht und da der Fürst dort die größten Besitzungen hat, so mußte er für die Ueberbringung der Bitte an ihn, was im Ganzen 103 fl. kostete, 95 fl. beisteuern.

[Ein seltener Finanzminister.] Der neuernannte moldauische Finanzminister Fürst Morus, ein in der Moldau angesiedelter Grieche, hatte beim Eintritt ins Ministerium die Kassen leer gefunden und hat — dieselben mit eigenem Gelde gefüllt. Er borgte nämlich dem Lande 80,000 Stück Dukaten und zwar ohne Prozente. In der Moldau zahlt man gewöhnlich 10 Prozent vom Hundert. Der Finanzminister hat also dem Lande 8000 Dukaten geschenkt.

Aus Darmstadt berichtet man folgendes Kuriosum: Der wegen Verdacht der Vergiftung seiner Ehefrau zur Untersuchung inhaftirte Hofbuchdrucker Jakobi hatte bekanntlich bis zu seiner Verhaftung die Zettel für das hiesige Hoftheater zu drucken. — Der Letzte, und zwar am Tage vor seiner Verhaftung aus dessen Offizin hervorgegangene Theaterzettel war der zu der ersten Aufführung des Stückes „Einer von unsere Leut'." — Merkwürdiger Weise figuriren auf diesem Zettel folgende Bilder: „Ein Vorabend großer Ereignisse — Wie Du mir, so ich Dir — Abällino, der große Bandit — Der Wecker zur rechten Zeit — Die gefährliche Apotheke — Der Fuchs in der Falle."

Man schreibt aus Wien, den 25. November: Das Untersuchungsgericht zu Krumau hat einen Steckbrief zur Verfolgung des eines Diebstahls beschuldigten Schusterlehrlings Otto Pachler Edler von Gerlach erlassen.

Palindrom.

Im Schooß das Winters wird geboren
Ein widerliches Kind,
Zum Freund gewöhnlich nur erkoren
Von dem, der Böses sinnt.
Bei Nacht nur kann der graue Schleier
Die Erde überzieh'n,
Stets muß er bei des Tages Feier
Der Sonne Strahlen flieh'n.

Doch, wird die Ordnung nur der Zeichen
Des Wortes umgekehrt,
So muß der trübe Schleier weichen,
Der uns den Blick verwehrt.
Nun muß, was immer uns soll laben,
Auf diesem Wort ruh'n,
Selbst ist es von des Himmels Gaben
Die schönste Gabe nun.

Auflösung der Charade in Nro 281: Cisterne.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 288 Dienstag, 3. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

So liebst du mich! rief sie ihr strahlendes Gesicht zu ihm aufhebend.

Er sah sie an, als ob er solche Frage nicht begreifen könne.

Ich flehte die wunderthätige Gottesmutter an, fuhr Therese fort, und sie da bist du. Warum ließest du mich gestern, vergebens dich erwarten?

Warum? antwortete er und seine Hände fielen nieder, es fiel ihm Vieles ein. — Weil ich dich liebe! rief er dann mit neuer Gluth, mehr als ich sagen kann. Weil ich es nicht ertragen konnte, dich mit Francesco Gaffori im Bunde zu sehen. Warum mußtest du solchem Spiele die Hand bieten? Hat Francesco so viele Macht über dich?

Welche Macht könnte er über mich haben? sagte sie, ihre stolzen Augen aufhebend. Nur um deinetwillen kam ich. Um dir vor allem Volke zu gestehen, wie sehr ich dich liebe. Ich hätte niederknieen und meinen Gott abschwören mögen, laut schreien mögen: Nimm mich hin, mein Geliebter!

O, Therese! Therese! rief Thomas voll Entzücken.

Und könntest du das nicht? fragte sie. Könnte ein Mensch, ein Gott mich aus deinem Herzen reißen?

Nein! nein!

Schwöre es mir! fuhr sie ihn umschlingend fort, und auf den Altar deutend wiederholte sie: Schwöre bei der gebenedeiten Madonna, bei dem gekreuzigten Erlöser, daß du ewig mir allein gehören willst!

Tausendmal schwöre ich es in Ewigkeit! rief Thomas, und seine heißen Küsse wechselten mit den zärtlichsten Liebesnamen.

Dann saßen sie beide auf der Bank vor der Kapelle im Schatten der Bäume, vor ihnen das weite sonnenglänzende Thal. Im Halbkreis lagen die hohen Berge mit ihren Schneegipfeln, darunter das wunderbare Panorama der Wälder und der Tiefen in ihren Festkleidern. Und es war dem Thomas Cervoni, als neigten sich alle zu ihm, um sein Glück zu schauen, und aus dem tiefblauen Morgenhimmel schwebten Engelschaaren mit goldenen Flügeln und breiteten segnende Gotteshände aus.

Was Therese zu ihm sprach, glich dem schönsten Gesang, der je den Weg zu seinem Herzen gefunden. Wie lange liebte sie ihn schon, wie viel hatte sie an ihn gedacht, wie hatten ihre Gebete, ihre Wünsche ihn immer begleitet. Und als er ihr erzählte, wie gestern Francesco geprahlt und was er dabei empfunden, antwortete sie mit strafendem Lächeln: Dachtest du denn so gering von mir, daß ich diesem eitlen armseligen Thoren anhängen könnte? Als ich noch ein Kind war, soll es einmal die Absicht der Familien gewesen seyn, mich dereinst mit Giampietro Gaffori zu vermählen. Ich weiß nichts davon, doch nun schwöre ich mich dir zu, mein Geliebter, und treuer will ich dir seyn, als je ein Weib gewesen. Der Name der Cervoni ist alt und berühmt, du wirst ihn ruhmvoller machen, und ich will dir helfen, bis er der erste von allen ist.

Glücklich laß uns seyn! antwortete Thomas zärtlich, so unermeßlich, wie ich es jetzt bin, daß kein Paradies und kein Himmel mich glücklicher machen können. In Soveria wollen wir wohnen; was du wünschest, um mein altes Vaterhaus zu schmücken, soll geschehen, und gleich will ich dich durch die Straßen von Corte zu deinen Brüdern begleiten.

Halt! fiel Therese ein, du sollst zunächst mit Giampietro Gaffori reden, eher mit keinem Anderen.

Warum mit ihm? fragte er, während er ein heimlich Mißbehagen fühlte.

Man sagt in Corte, daß Thomas Cervoni dem Doktor Gaffori gehorche, wie der Sohn dem Vater. Somit ziemt es sich, ihm den Vorzug zu geben.

Gaffori ist der edelste Mann, den ich kenne, ich bin stolz darauf, sein Freund zu seyn, erwiderte Thomas erröthend.

Das sollst du bleiben und ich mit dir, fiel Therese ein. Ja, ich hoffe, daß unser Herzensbündniß uns dem Giampietro und seinem Hause näher bringen wird. Thue nach meinem Wunsche, mein Geliebter. Sprich mit deinem großen Freunde, wie Thomas Cervoni sprechen muß, dann komme zu mir und laß mich in deine liebevollen Augen schauen.

Ich will sogleich zu ihm! rief Thomas, allein sie hielt ihn fest und sagte: Er ist nicht zu Haus, hat dem französischen General heute Früh das Geleit ge-

geben, somit warte bis morgen. Und nun lebe wohl, mein Freund, ich muß zurück, ehe die heißen Stunden kommen.

Du willst mich verlassen? sagte er bittend.

Niemals! meine Seele wird bei dir seyn. Du aber sollst in einsamen Stunden unser Glück bedenken. Nicht dem Gaffori sollst du mehr gehorchen fortan, und morgen, wenn du kommst, dann Themas — dann will ich dich wie eine Braut empfangen.

Ein süßer Kuß verschloß seinen Mund; ehe er es hindern konnte, war sie aufgestanden. Er haschte nach ihrem Kleide, sie wandte sich mehrmals um. Dort steigen fromme Beter herauf, mag ihnen die gnädige Madonna geben, was sie mir gab. Ihr Segen mit dir! und mein Segen, Geliebter. Lebe wohl! lebe wohl!

Sie flog die Felsenstufen hinab, welche ins Thal nach Corte führten, ein frommer Gesang schallte von dort herauf. Eine Schaar Bittgänger kam mit Kreuzen und Fahnen, voran schritt der Propst Ademi mit seinen Diakonen. Therese Romei kniete am Wege nieder und faltete ihre Hände, ihr Mantelle zog sie tief über ihr Gesicht. Als der Zug vorüber, ging sie weiter, durch Weingärten und Baumpflanzungen, bis sie in den Garten gelangte, der zu dem Hause ihres Bruders gehörte.

Antonio saß und schrieb, als sie zu ihm hereintrat. Nun, rief er hastig auffahrend und die Feder fortwerfend, wo warst du Therese?

In der Waldkapelle.

Und die heilige Mutter Gottes hat Wunder an dir gethan?

Das hat sie, Antonio.

Er blickte sie mit den kleinen funkelnden Augen gierig an, das blatternarbige Gesicht wurde noch häßlicher, da er lachte. Sie führte ihn in deine Arme als einen reuigen Sünder.

So war es, Antonio.

Brava! Brava! Therese! Er schlug mit der Hand auf das Rechenbuch. — Diese Zahl ist uns nöthig, oder die ganze Rechnung hat ein Ende. Wo hast du ihn? —

Warte bis morgen.

Warum so viele Umstände?

Zunächst soll Giampietro uns seinen Segen geben.

Damonio! schrie Antonio auf, darauf können wir lange warten.

Sey ohne Sorge, erwiderte Therese mit stolzer Gewißheit. Es wird geschehen, wie ich es will, hüte du dich vor jeder Unbesonnenheit.

Mit diesen warnenden Worten verließ sie ihn, und Antonio blieb an seinem Schreibtische stehen, Hohn in seinen Mienen. Sieh nur selbst zu, daß deine Netze keine Löcher bekommen, murmelte er ihr nach. Ein Löwe wird in Netzen gefangen, die Spinne umwickelt ihren Raub mit feinen Fäden, das Beste aber thut doch immer das scharfe Gebiß und der Jagdspieß.

6.

Thomas verlebte einen seligen und unruhigen Tag, den er mit den glücklichsten Träumereien ausfüllte. In seinem Hause lief er umher, Pläne machend, wie er den alten Bau vergrößern und mit prächtigen Einrichtungen verschönern wollte, damit seine junge Frau sich hier gefallen möge. In ganz Corte war die Wohnung der Romei am besten ausgestattet. Die Familie hatte Neigung für Luxus, die den allermeisten Corsen fremd ist. Sie rühmte sich, von dem alten vornehmen Geschlechte der Herren von Orsaine abzustammen, dazu kam ihre Freundschaft mit reichen Genuesen, endlich hatten die Franzosen auch mancherlei verfeinerte Gebräuche und Geräthe in's Land gebracht, welche von Einzelnen geschätzt und angenommen wurden. Da gab es bequeme Stühle, Decken und Tapeten, es gab Fenster mit Scheiben von weißem Glase und Spiegelglas, sammt lackirten schönen Schränken. Im Hause der Romei konnte man dergleichen finden, sonst in Corte fast nirgends, wenigstens nicht so beisammen. Thomas selbst hatte nie daran gedacht, daß er nach solchen unnützen Dingen verlangen könnte, jetzt jedoch schienen sie ihm nothwendig und er sann mit Freuden darüber, wie er sich das Beste verschaffen wolle, von Bastia einen Baumeister verschreiben wolle, aus Ajaccio das Kostbarste, das in den Niederlagen der Marseiller Kaufleute zu haben sey, und wie Therese darüber staunen und sich freuen werde.

Langsam verginnen ihm die Stunden, doch nur wenn er daran dachte, was Gaffori sagen werde, fühlte er ein Unbehagen. Daß die Leute in Corte meinen könnten, er sey Gaffori's unterthäniger Diener, brachte sein Blut in Bewegung, und obwohl er sich immer wiederholte, daß dieß ein albernes Reden ohne Sinn und Verstand sey, Giampietro bei Allen seinen Mitbürgern so große Liebe und Achtung genieße, daß Jeder gern auch sein Urtheil höre, setzte sich doch ein hartnäckiger Widerspruch in ihm fest, zu beweisen, daß er unabhängig und selbstständig sey.

Wohl konnte er vorhersehen, daß Gaffori überrascht, wohl auch nicht einverstanden mit seiner Heirath seyn werde, allein dabei eben wollte er seine Mannheit zeigen, und, wie Therese es verlangt, sprechen, wie es sich für ihn gezieme.

Dachte Thomas an seine Verwandten, die Romei, besonders an Antonio, so wurde er noch mehr bedrängt. Er hatte sich niemals gegen diesen besonders geneigt gezeigt, obwohl er über ihn, nicht zu klagen hatte. Antonio galt als ein schlauer und ränkevoller Mann von stolzer und heftiger Gemüthsart. Daß er den Abfall von Genua und den langen blutigen Aufstand nicht gebilligt, war bekannt; aber viele der alten Familien

thaten dasselbe, und es gab wenige Orte, wo nicht Parteien vorhanden, die sich zuweilen sogar gegenseitig ermordeten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Athmen der Eier.

Es ist eine der Physiologie schon seit lange geläufige Thatsache, daß die Eier während der Bebrütung leichter werden. Nicht minder bekannt ist, daß sie in dieser Zeit der beständigen Einwirkung der Luft bedürfen. Firnißt man ein frisch gelegtes Ei und legt es dann der Henne unter, so entwickelt es sich nicht, sondern fault nach einiger Zeit. Ja man hat es in der Hand, das Thier im Ei in jedem beliebigen Augenblicke zu ersticken, indem man es durch einen Ueberzug der Eischaale von der belebenden Luft ausschließt. — Die Schaale der Eier ist deßhalb auch mit zahlreichen Luftkanälen versehen, wie sie denn überhaupt einen sehr gesetzmäßigen Bau zeigt, der bei den einzelnen Vögelklassen verschieden und für ihre Organisation weit charakteristischer ist, als die bunten Farben und Zeichnungen, für die man sich früher fast allein an den Eiern interessirte.

Doch zur Sache zurück. Ueber die eigentliche Einwirkung der für das Ei sicherlich nothwendigen Luft wußte man bis jetzt noch so gut wie Nichts. Den Gewichtsverlust der im Laufe der Verbrütung ein Viertel vom Gewichte des ganzen Eies beträgt, schrieb man der durch die Wärme des Nestes nothwendig herbeigeführten Verdunstung zu. Während die mit der äußersten Genauigkeit und dem größten Scharfsinne angestellten Beobachtungen uns fast von Stunde zu Stunde die äußeren Veränderungen kennen gelehrt haben, welche der Dotter erfährt, um sich zum Hühnchen umzugestalten, blieb der chemische Theil dieser Umwandlung noch ganz im Dunklen. Mag hierbei als Erklärung angeführt werden, daß diese chemische Untersuchung in der That mit den größten Schwierigkeiten verbunden und mit den heutigen Hülfsmitteln der Chemie noch kaum auszuführen seyn würde — immerhin bleibt es merkwürdig, daß auch der Fingerzeig, den die Anwesenheit eines Luftraumes am stumpfen Ende des Eies — unsern Lesern allen wohl bekannt — gibt, nicht schon weiter auf den richtigen Weg geführt hat.

Die Resultate, welche die Erforschung der äußern Umgestaltung des Dotters in Folge der ausgezeichneten Beobachtungen von v. Baer lieferten (die dann von Wagner, Bischoff, J. Müller, Kölliker u. s. w. fortgesetzt wurden), sind aber schon merkwürdig genug. Der Keimfleck, ein heller Fleck am Dotter, spaltet sich in drei Häute; aus der obersten, dem animalen Blatt, entstehen Gehirn, Rückenmark, Sinneswerkzeuge, Knochen und Muskeln; die zweite, das Gefäßblatt, bildet sich in Herz und Adern; die dritte, das vegetative Blatt in die Organe der Verdauung um. Schon am zweiten Tage der Bebrütung sind Rückenmark und Sinneswerkzeuge im Großen angelegt und in der Herzanlage pulsirt ein hellgefärbtes Blut.

Die zweite Periode der Bebrütung dauert vom dritten bis zum sechsten Tage; während ihrer Dauer bildet sich die Wirbelsäule; die Gliedmaßen werden angelegt und alle inneren Organe treten in ihren mehr oder weniger deutlichen Anfängen hervor. Das Blut färbt sich roth und der Umlauf desselben wird vollständiger.

Der dritten Periode fällt nun die Ausbildung aller Körpertheile zu; sie dauert bekanntlich beim Hühnerei bis zum 21. Tage, wo denn das junge Thier zum Ausschlüpfen reif ist.

Die hier nur in äußerster Kürze angedeuteten Thatsachen sind sicher überraschend genug; sie mußten angeführt werden, damit die Leser die neu entdeckten chemischen Thatsachen einigermaßen in ihrer Bedeutung zu würdigen vermögen.

Durch dieselben ist nämlich nachgewiesen, daß nicht nur eine beständige Aufnahme von Luft von Seiten des Eies, sondern auch gleichzeitig eine Ausscheidung von Kohlensäure stattfindet. Das Ei athmet also und der einzige Unterschied, der zwischen dieser Erscheinung und dem Athmen der warmblütigen Thiere, so wie des Menschen besteht, ist der, daß das Athmen der letzteren auch äußerlich durch rhythmische Hebungen und Senkungen des Brustkastens bezeichnet wird, während das Ein- und Ausathmen der Eier beständig und darum unserm Auge unsichtbar geschieht.

Wir verdanken dieß Resultat den sinnreichen Untersuchungen von Dr. Julius Baumgärtner zu Freiburg im Breisgau. Er schloß eine Anzahl Eier in einen Brustkasten ein, der durch eine Spirituslampe auf die Temperatur des brütenden Huhns (35—37°) erwärmt wurde. Jedes Ei lag für sich unter einer Glasglocke. Zwei in dieselbe mündende Glasröhren vermitteln den Luftwechsel; die eine führte die Luft aus der Glasglocke weg, die andere leitete dieselbe Luft, nachdem sie mehrere Glasgefäße passirt hatte, wieder zu dem Ei zurück. In der Röhre, welche die Luft fortführte, wurde die von dem Ei ausgeathmete Kohlensäure von Aetzkali ausgesogen und konnte so durch Wägen bestimmt werden. Auf der andern Seite hatte man es ebenso in der Hand, durch direkte Untersuchung der Luft nachzuweisen, wie viel Sauerstoff das Ei eingeathmet hatte, denn um so viel mußte ja die Luft an Sauerstoff ärmer geworden seyn. Daß die Luft in beständiger Zirkulation erhalten wurde, war dringend nothwendig, denn die ausgeathmete Kohlensäure würde sonst die Luft gar bald verdorben haben. Als während der Untersuchung einmal in der Nacht der Bewegungsapparat stehen geblieben war, erstickten die Eier sofort.

Nahm man nun z. B. ein sechs Tage lang bebrü-

tetes Ei herans und wog es, so erfuhr man direkt, um wie viel das Ei in dieser Zeit leichter geworden war. Das Ei hatte Wasserdampf und Kohlensäure verloren; dafür aber Sauerstoff eingeathmet. Indem man die ausgeathmete Kohlensäure und den aufgenommenen Sauerstoff — wie oben angeführt — direkt bestimmte, erfuhr man auch, wie viel von dem Gewichtsverlust auf Rechnung des verdunsteten Wassers kommt.

Es ergibt sich nun das merkwürdige Resultat, daß das Ei schon am ersten Tage, wo doch noch keines der inneren Organe vorhanden ist, athmet. Bis gegen den zwölften Tag hin nehmen die geathmeten Gase nur langsam, dann aber sehr rasch zu, da von dieser Zeit an die Organe des jungen Thieres schon theilweise in Thätigkeit treten. Während der ganzen Brütezeit wird etwa ein Zehntel von dem Eigewichte an Kohlensäure abgegeben. Der Verlust wird aber durch den eingeathmeten Sauerstoff größtentheils ausgeglichen; denn das Ei nimmt während der 21 Brüteltage ein Sechzehntel seines Gewichtes an Sauerstoff auf. Diese Menge beträgt dem Raume nach mehr als die ausgeathmete Kohlensäure, und auch hierin zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen dem Athmen der Eier und dem der erwachsenen Thiere; denn es ist auch von diesen bekannt, daß sie dem Raume nach mehr Sauerstoff als Kohlensäure ausathmen.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß kalt aufbewahrte Eier nicht oder doch nur sehr unbedeutend athmen, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, sie für Haushaltungszwecke aufzubewahren. Erst die erregende Kraft der Wärme bringt das Thier zur Entwicklung und leitet damit den Athmungsprozeß ein.

Schlüsse auf die praktische Wichtigkeit dieser Untersuchungen liegen sehr nahe. Nur allzu häufig werden in unsern Brüttästen die Eier erstickt und zum Faulen gebracht, indem man die ausgeathmete Luft nicht fortschafft. Es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, daß für beständige Ableitung der alten und Zufluß neuer Luft Sorge getragen wird. Letztere muß aber vorher erwärmt werden, damit die Eier nicht unter dem erforderlichen Wärmegrad erkalten, wodurch sie dann ebenfalls bald dem Faulen anheimfallen. Aber auch die in so vielen Haushaltungen gebräuchliche Aufbewahrungsart der Eier in gelöschtem Kalke erscheint nun in einem ganz neuen Lichte. Gelöschter Kalk ist nämlich eines der stärksten Mittel zum Auffangen der Kohlensäure. Durch diese Aufbewahrung wird daher fortwährend die geringe Menge von Kohlensäure entfernt, welche die Eier auch im Ruhezustande aushauchen. Aber auch ein faules Ei unter den übrigen gesunden, wird dadurch für diese ungefährlich, weil der Kalk die bei der Fäulniß entstehenden Gase: Kohlensäure und Schwefelwasserstoff, begierig einsaugt.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein aufrichtiger Dieb.] Mme. X. reiste vor einiger Zeit von Paris in die Normandie; sie hatte eine Reisetasche bei sich, die außer Juwelen und einer Summe Geldes 40,000 Frs. in Aktien enthielt. Als sie aus dem Eisenbahnwaggon steigen wollte, bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß die Reisetasche verschwunden war; sie machte davon die Anzeige und es wurden auch sogleich Nachforschungen angestellt, die jedoch erfolglos blieben. Zwei Tage später erhielt Mme. X. einen sehr voluminösen Brief, in dem sie nicht wenig überrascht war, ihre Aktien unversehrt wieder zu finden. Der galante Dieb hatte einen Brief beigefügt, in welchem er sein Bedauern aussprach, daß es ihm nicht möglich gewesen sey, die 40,000 Frs. zu verwerthen, da die Aktien auf den Namen der Eigenthümerin ausgestellt seyen; doch ersucht er sie um die Erlaubniß, das Geld und die Juwelen behalten zu dürfen, da er hierfür leicht Verwendung finden werde.

Aus Bonn wird folgendes Wahlgeschichtchen erzählt: Ein Fremder läßt sich rasiren; der Barbier erzählt ihm von den Wahlen und meint auf die Frage, wer Bonn in dem Abgeordnetenhause vertreten werde: „Wahrscheinlich der bisherige Abgeordnete, Professor Braun.“ Auf die weitere Frage: für wen er denn stimmen würde, lautete die Antwort: „Für den Gegenkandidaten!“ — „Wie so für den Gegenkandidaten, wer ist denn das?“ — „O, sehen Sie, das ist mir einerlei: der Herr Profer Braun ist mein Kunde; wenn er nach Berlin geht, rasire ich ihn nicht, also bin ich jedenfalls für den Gegenkandidaten!

Ein naives Ansuchen ward vor Kurzem einem Hamburger Juristen gestellt. Es kam nämlich zu demselben ein Schwefelholzhändler, der in einer Sitzung der Bürgerschaft gehört hatte: „unser Staat besitze 70 Millionen Schulden, es kämen folglich auf jeden Kopf circa 280 Mrk.“ In dem Glauben, daß der Staat jedem seiner Bürger die 280 Mrk. schuldig sey, wollte nun der Mann den Staat angehalten wissen, ihm die auf seine Person kommenden 280 Mrk. auszuzahlen; er ließ sich nur mit Mühe von der Irrthümlichkeit seiner Auffassung überzeugen.

Die Zigeuner Schottlands haben sich einen neuen Souverän gewählt, dießmal eine Königin. Sie heißt Esther Faa Blythe und wurde dieser Tage mit entsprechenden Feierlichkeiten gekrönt.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Bailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 289 Mittwoch, 4. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Unrühmliches und Schlechtes konnte man den Romei nicht nachsagen, und da nirgend die Familienbande stärker sind als in Corsika, uralte Sitte es Jedem zur Pflicht machte, die Beleidigung eines Verwandten zu rächen, ihm mit Gut und Blut beizustehen, so suchte auch Thomas Cervoni seine Vettern zu entschuldigen und alles Abgünstige sich selbst im besten Lichte darzustellen. Er dachte dabei an Therese, an ihre Liebesworte und Schwüre, und leicht versank vor seinen leidenschaftlichen Vorstellungen, was diese behindern wollte.

Am nächsten Morgen ließ es ihm keine Ruhe mehr, und sobald die Zeit da war, schwang er sich auf sein Pferd, um den kurzen Weg nach Corte mit derselben halsbrechenden Eile zu machen, wie in jener Nacht, wo er die Stadt verließ. Doch wie anders war es jetzt, als damals. Nun trug das muthige Thier ihn den Liebesarmen entgegen, die er verwünscht, und statt der Finsterniß in ihm und um ihn war alles umher Licht und Glanz, die Sonne strahlte aus seinem Herzen. Als er die Höhe des Bergzuges erreichte, jauchzte er zu der Kapelle hinauf und dann nach Corte hin, das er nie so herrlich gesehen. Das Pferd schien von derselben Lust erfüllt. Es jagte mit ihm wie rasend in die Ebene hinab, eine braune Staubwolke aufwirbelnd, wie ein Feuerschweif, der seiner Spitz nachfolgte, und hielt nicht eher ein, bis es zwischen den Häusern der Stadt war. Es kam dem Thomas Cervoni aber vor, als wüßten die Leute schon, was er wollte und als ob die lächelnden Gesichter, die ihm zunickten und nachschauten, ihm bis ins Herz fähen. Zuweilen kam es ihm freilich auch vor, als erblickte er höhnische böse Mienen, und je näher er an Gaffori's Wohnung gelangte, um so mehr war dieß der Fall. Das kam aus der Unruhe in seinem Herzen, doch sogleich fiel ihm ein, was die Leute in Corte von ihm gesprochen, und jetzt sprang er an dem Hause vom Pferde, warf die Zügel über das Gegitter und lief die Treppe hinauf, noch ehe ihn Jemand in der Casa bemerkt hatte. Hastig schritt er durch das Wohnzimmer und sah den Doktor in seiner Stube sitzen, und was er sich vorgenommen hatte, verschwand bei diesem Anblicke. Mitten unter Büchern und Akten arbeitete Gaffori, Thomas stand zögernd still, indem er den geschäftigen Freund betrachtete. Der geringste Bürger konnte nicht einfacher in Kleid und Ansehen seyn, doch wie gebietend war die hohe, gedankenvolle Stirn, das feste markige Gesicht, vorherrschend die römische Nase darin, und nun hob er die großen klaren Augen auf, die bis ins innerste Leben zu leuchten schienen. Er hatte die Schritte an seiner Thüre gehört, erblickte seinen jungen Freund und streckte ihm die Hand entgegen.

Sey willkommen, Thomas! rief er, ich habe mich nach dir gesehnt, und wäre gern nach Soveria zu dir hinausgekommen. Aber diese Tage voll Lärm und Festlichkeiten haben mir viele Zeit fortgenommen; gestern erst brachte ich den General bis Marocciole auf den Weg, und kehrte spät zurück. So gilt es jetzt, Versäumtes nachzuholen, damit Niemand für mein Nichtsthun leiden möge.

Er hatte während dessen einen Stuhl für Thomas herbeigezogen, der sich schweigend niederließ, als Gaffori lächelnd fortfuhr: Ueberall waltet Maria Anna's saubere Hand, nur hier sieht es verwirrt aus; dieß ist jedoch der einzige Ort, wo ich mir alle sorgsame Hülfe verbitte, damit die erhabene Weisheit unserer alten Gesetze nicht einmal kurzweg mit abgewaschen oder ausgefegt werden möge.

Du sollest nicht zu viel arbeiten, sagte Thomas.

Ei, mein Schatz, mir ist es niemals zu viel, erwiderte der Doktor, denn du mußt wissen, daß ich viele Aufgaben zu lösen habe. Ich arbeite für Weib und Kind, für das Recht derer, die meinen Beistand suchen, und arbeite für alle meine Mitbürger. Schon seit vielen Jahren suche ich die Mängel und Fehler unseres veralterten Rechtswesens aufzudecken, das in unendlich vielen Fällen zum schreienden Unrechte geworden ist. Du weißt, daß ich Manches darüber geschrieben, aber ich hoffe es noch zu erleben, daß ein neues gutes Gesetzbuch uns zu Theil wird, dafür sammle und arbeite ich unaufhörlich.

Thomas wußte noch immer nicht, wie er seine Eröffnungen machen sollte, er fand keine Anknüpfung dafür. Ich hoffe, du sollst künftig oft nach Soveria kommen und dich von deinen Arbeiten erholen. Ich

will mein Haus dort neu ausbauen lassen, sagte er endlich.

Ist es nicht groß genug für dich? fragte Gaffori.

Zunächst gewiß, — allein, wenn es Friede bleibt und wenn ich — nun wenn ich eine Frau nehme —

So nimm Eine, die im engen Raume mit dir glücklich ist, fiel der Doktor ein. Eine von ächt corsischem Sinne, die nicht Prunk und Pracht liebt, sondern den Thomas Cervoni ganz allein.

Nun war von beiden Seiten der Weg gebahnt.

Das ist mein Bestreben, sagte Thomas, und mein Herz sagt mir, daß ich nicht irre.

Nur ist das Herz zuweilen ein schlechter Rathgeber, antwortete Gaffori. Wo ein Mensch zu Rathe sitzt, soll er auch überall den Kopf mitbringen.

Ich denke, daß ich den noch niemals vergessen habe, rief Thomas lebhafter, um so weniger in einer Sache, die mich zunächst angeht.

O, sagte Gaffori, ihn fest anschauend. Du hast schon gewählt.

Das habe ich. Weißt du wen? fragte Thomas, roth im Gesicht.

Ich weiß Alles, lächelte der Doktor.

Und was sagst du dazu? rief Thomas. Gleich aber fuhr er leidenschaftlich fort: Sage nichts; denn es gibt nichts, das mich glücklicher machen, allen Wünschen und Hoffnungen meines Lebens mehr entsprechen könnte.

Was also könnte ich anders sagen, als dir Glück wünschen und Gott bitten, daß er dich mit allen Menschenfreuden segnen möge, fiel Gaffori ein.

Er stand auf und breitete seine Arme aus, Thomas war aufs Heftigste bewegt. Er hatte das nicht erwartet, weit eher Einwände und Warnungen, nun überließ er sich der Freude, da ihm nichts zu bedenten blieb, als was er unmittelbar empfand.

Er warf sich an Gaffori's Brust und rief voll Innigkeit: Dank! Dank! O! mein theuerster edelster Freund! dafür will ich dich ewig lieben und verehren, auch Therese wird es thun. Sie war es, die mich antrieb, dir meine Absichten mitzutheilen, dann erst wollte sie mich hören.

Als er dieß sagte, trat Maria Anna herein, und Gaffori rief ihr entgegen: Da hast du einen glücklichen Bräutigam. Und nicht er allein wird künftig unser getreuer Freund seyn, auch Therese Romei wird er für uns mit erwerben.

Das holde Gesicht der jungen Frau belebte sich in so schöner Weise, daß Thomas an ihrer wärmsten Theilnahme nicht zweifeln konnte. Ihre Augen glänzten so beglückt, als sey Therese ihre nächste Verwandte, und dann rief sie voll Herzlichkeit: Sie soll mir willkommen seyn! Hat Gott es so gefügt, so ist es sein Werk. Sein reicher Segen über Euch. Ihr sollt treue Freunde auch an uns haben.

Nun mußte Thomas erzählen, aber er that es mit Stocken, und von der Waldkapelle, und was sich dort ereignet, schwieg er gänzlich. Um so mehr pries er Therese's schöne und edle Eigenschaften, wie seine Mutter auch davon eingenommen, wie der letzte Besuch in Niolo ihn überzeugt, daß er auf ihre Neigung hoffen dürfe, und wie die Moresca endlich Alles ins Reine gebracht. Fragen gaben neue Fragen und begeisterte Antworten, bis nach manchem Scherze Gaffori's über seine Prophezeihungen für den glücklichen Sieger sich Thomas dann nicht länger halten ließ.

Jetzt muß ich fort, rief er, und mit welchem Glücke beladen komme ich zu Therese! Höre nun meine letzte Bitte, mein edler großmüthiger Freund. Die Tage des Streites sind vorbei, wir wollen alle Frieden und Einigkeit, und wenn wir Gegner hatten, wollen wir uns mit ihnen versöhnen.

Sey überzeugt, sagte Gaffori ihn unterbrechend, daß deine Verwandte freundlich von mir gesehen werden. Ich werde Antonio Romei besuchen und ihm meine Glückwünsche zubringen, dann soll es an mir nicht liegen, wenn wir nicht auf den alten guten Fuß kommen.

Mehr wollte Thomas nicht; er schied voll dankbarer Erkenntlichkeit für dieß Versprechen und verließ das Haus, als wären ihm Flügel gewachsen.

Als Maria Anna, die ihn begleitet hatte, in das Zimmer zurückkehrte, fand sie ihren Gatten schon wieder bei seinen Büchern, die Feder in seiner Hand, sein Gesicht so ruhig, als sey nichts vorgefallen.

Sie blieb neben ihm stehen. Wir sind also zu spät mit unserm Rathe und unserer Sorge gekommen, sagte sie leise ihre Hand auf seine Schulter legend.

Wir sind zu spät gekommen, antwortete er.

Willst du nicht mit mir darüber sprechen, Giampietro?

Nein, mein Schatz, über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, ist nicht weiter zu sprechen.

Was sollen wir also thun?

Sie nehmen, wie sie sind, und sie benutzen, wie wir es vermögen. Er legte die Feder fort, sah freundlich zu ihr auf und reichte ihr die Hand. Was wir besprochen haben, wollen wir getreulich halten, fuhr er fort. Ich sehe es dir an, wie die Freude dein edles Herz bewegt, und vielleicht hast du Recht. Wir wollen versuchen, was offene ehrliche Wahrheit vermag.

O! mein lieber Giampietro, rief Maria Anna, das erwartete ich von deiner großmüthigen Seele. Ich will Therese aufnehmen, wie meine Schwester.

Gaffori lächelte. Ich habe es wohl gewußt, sagte er, welchen Verbündeten Thomas an dir besaß, jetzt hilf ihm mit mir vereint. Sobald ich mit meiner Arbeit fertig bin, wollen wir die Romei besuchen; dann laß deine Liebe walten, die so große Wunder schon gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Apetit einer Riesenschlange.

Dumeril berichtet über einen merkwürdigen Fall von Gefräßigkeit einer Riesenschlange in der Reptilienmenagerie des Jardins des Plantes zu Paris an die Akademie der Wissenschaften daselbst („Comptes rendus," 30. September 1861). Die Schlange, eine Boa Konstriktor von der Insel Trinidad, mißt 11 Fuß in der Länge und befindet sich seit fünf Jahren in der Gefangenschaft. Am 22. August d. J. hatte sie ein großes Kaninchen verschlungen; nach einer solchen Mahlzeit pflegt dann eine längere Ruhe einzutreten, bevor der Hunger sich wieder bemerklich macht. Indessen scheint es, daß sie diesmal mit ihrer Beute noch nicht gesättigt war, denn am 25. August Morgens vermißte man in dem Käfig der Schlange eine noch ganz neue wollene Decke von 7 Fuß Länge und 4¾ Fuß Breite, worauf das Thier sonst zu liegen pflegte. Nach der Vergrößerung des Volumens der Schlange zu urtheilen, konnte kein Zweifel darüber seyn, daß sie während der Nacht diese wollene Decke verschlungen hatte, ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich in den Verdauungswegen einem so beträchtlichen Stück Stoffes entgegengesetzt haben mußten. Es ist wahrscheinlich, daß das Thier durch die graue Farbe der langhaarigen Wolle getäuscht wurde und vielleicht Anfangs glaubte, eines seiner gewöhnlichen Schlachtopfer vor sich zu haben. Es ereignete sich nun nichts Besonderes, bis nach 26 Tagen, am 20. September, der Wärter bemerkte, daß die Schlange Anstrengungen machte, um etwas durch den Rachen von sich zu geben. Ein fremder Körper kam an der Mundöffnung zum Vorschein; der Wärter griff zu, ohne daran zu ziehen, sondern beschränkte sich nur darauf, den Gegenstand festzuhalten. Die Boa, die ihrerseits auch einen festen Stützpunkt gewonnen hatte, indem sie sich mit ihrem hintern Ende um einen im Käfig stehenden Baum schlang, konnte jetzt auf ihre Muskelkontraktion mehr Kraft verwenden, und nach einer Anstrengung von 7 — 8 Minuten kam die wollene Decke zum Vorscheine, an welcher die Vermißte dauungskräfte erfolglos geblieben waren; sie erschienen in Form eines zylindrischen Körpers von 4 Fuß 10 Zoll Länge und von einem Durchmesser von 5¼ Zoll an der dicksten Stelle. Da sie dem starken Druck der Wandungen der Speiseröhre und des Magens so lange Zeit ausgesetzt war, so gibt sie gewissermaßen einen innern Abdruck dieses langen Theils des Verdauungsapparats der Schlange. In Spiritus aufbewahrt wird diese wollene Decke, die so merkwürdige Schicksale hatte, jetzt öffentlich in der Menagerie gezeigt. Die Schlange selbst schien nun für einige Tage ermattet zu seyn, doch schon am 30. September hatte sie ihren ursprünglichen Zustand wieder angenommen, so daß ihr die unverdauliche Speise durchaus nicht geschadet zu haben scheint.

Frauen und Glocken.

Sie sollen, wie behauptet wird, die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Frauen und Glocken hört man oft sehr weit; — Frauen und Glocken sind nicht vom härtesten Metalle; Frauen und Glocken geben den menschlichen Gedanken oft einen höheren Schwung; — Frauen und Glocken brummen oft lange nach.

Horch, welches Lärmen und Toben in jenem Hause! die liebe Frau ist außer sich, der Zorn entstellt ihre schönen Züge, der Genius der holden Weiblichkeit flüchtet sich scheu und furchtsam und der Schooßhund verkriecht sich unter dem Sopha. — Der Herr Gemahl hat ihr zu drei Ballkleidern das Geld versagt — nun stürmt sie im Hause umher und schüchtern schleicht der Ehemann durch das Hinterpförtchen in die Eintracht, wo, nach den strengen Statuten der Gesellschaft, keine Weiber hinkommen dürfen. — Der gute Mann hat eine Sturmglocke gehei rathet.

Seht dort die fromme Frau, — alle Sonntage Früh um 9 Uhr und Nachmittags um 1 Uhr sitzt sie regelmäßig in der Kirche und singt, und alle Tage von 8 Uhr Früh bis 10 Uhr Abends verläumdet sie ihre besten Freundinnen; aber sie gilt doch in der Welt für eine gar christliche Frau, ist aber nichts als eine kalte — Betglocke.

Kennst Du, lieber Leser, jene Frauen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie bei einem starkduftenden Nelkenstock vorbeigehen, und in Thränen zerfließen, wenn der Mann ihnen zumuthet, einmal durch die Küche zu gehen; welche erst den Endreim suchen, ehe sie das schreiende Kind befriedigen — und voll Koketterie sind und voll kranker Launen? Das sind zerbrechliche Geschöpfe — es sind — Glasglocken.

Wer mögen jene Damen seyn, welche so stolz daher rauschen in hochfahrendem Wesen, mit Nichtachtung herabschauen auf das gemeine Gesindel da unten, wie jener Thurm herabschaut auf die bescheidenen Wohnhäuser, die gebaut aus gleichem Stein und Holz, nur behaglicher, wärmer und nützlicher sind? Es sind Thurmglocken, die stets verlangen, daß man hinaufschauen und sich nach ihnen richten soll, hätte man auch den besten Chronometer in der Tasche.

Kennst Du jene entarteten Wesen, bei denen der Zauber weiblicher Schönheit nur die täuschende Hülle für das darunter verborgene Gerippe des Lasters ist, die ein frevelhaftes Spiel treiben mit den heiligsten Gefühlen — wehe dem, der in ihre Hände fällt, es sind — Armesünderglocken.

Aber siehe jene Frauen — sie blenden nicht — sie kokettiren nicht, sie scheinen nicht, sondern sind wirklich, was sie seyn sollen, sie lieben ihren Gatten, ihre Kinder und die Häuslichkeit, sie sind Schutzengel der Männer — das sind die Hausglocken.

Kunst und Literatur.

Ernste Stimmen. Gedichte von Adam Aster. Kassel, Verlag von Theodor Fischer.

In dem vorliegenden Werkchen begrüßen wir eine Sammlung von 124 religiösen Gedichten, deren Text durchaus Stellen aus der heiligen Schrift alten und neuen Testements zu Grunde gelegt sind. Statt weiterer Anpreisung lassen wir nachstehend eines der Gedichte folgen, begleitet von dem Wunsche, daß diese Gedichtsammlung, die sich vornehmlich auch als sehr passende Festgeschenke eignet, eine recht zahlreiche Verbreitung finden möchte.

»Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.«
Ev. St. Luca, 24, 29.

Herr; bleibe bei uns, es will Abend werden!
Schon dunkelt es so trüb an allen Enden:
O sieh zu dir das bange Herz sich wenden,
Es bricht die tiefste Nacht herein auf Erden.

Du stiegst ja schon in unser Thal hernieder,
Und sandest Licht den tiefsten Finsternissen,
Du hingst am Kreuz, der Vorhang war zerrissen, —
Ach! aber ach! er hob sich nächtlich wieder.

Es schien das Licht: wir haben's nicht empfunden;
Wir haben deinen Tod erstarrt gesehen;
Und Niemand wollte mit zum Oelberg gehen,
Dem Tod sich weihen, den du überwunden.

Schnell hat die Welt im Strudel uns entrissen;
Es kam der Tag so schön heraufgezogen,
Wir fuhren stolz einher auf hohen Wogen
Umdunkelt unbewußt von Finsternissen.

Ach! so verging der schöne Tag auf Erden,
Daß sei'gen Wahn wir nun in Thränen büßen
Im Bußgewande, Herr! zu deinen Füßen:
O bleib bei uns, denn es will Abend werden!

Mannigfaltigkeiten.

Von dem verstorbenen König Dom Pedro von Portugal enthält die „W. C." eine interessante Schilderung, die seinen ausgezeichneten Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ohne verhehlen zu wollen, daß der Verstorbene im Lande mehr hochgeachtet und verehrt worden ist, als daß er so eigentlich beliebt war. Dom Pedro besaß eine unermüdliche Arbeitskraft und eine Arbeitslust, die seine Minister hin und wieder in Verzweiflung setzte, wenn sie mit Arbeiten aus der königlichen Hand, und aus der königlichen Initiative hervorgegangen überrascht wurden, die von Rechtswegen umgekehrt den Weg vom Ministerium ins königliche Kabinet hätte nehen müssen. Dom Pedro war unausgesetzt beschäftigt, nichts entging seiner Aufmerksamkeit und herzlichen Theilnahme, die Wohlfahrt Portugals war das Ziel seiner Gedanken, der Inhalt seiner Thätigkeit. Das portugiesische Volk kannte diese glänzenden Tugenden seines Königs, und bewunderte sie; aber dem König ging ein melancholischer Zug an: er floh die Freuden der Welt und alle ihre Genüsse so sehr, daß er dem Lande wie ein fremdartiges Element erschien. König Luis, der ihm folgt, ist durchaus beliebt, und es ist nicht zu zweifeln, daß er sich dazu auch die Achtung und Verehrung zu gewinnen wissen wird, wie sie sein nur zu früh verschiedener edler Bruder genossen hat.

Man schreibt aus Breslau, 26. November: Das allerneueste Vorkommniß ist eine Geschichte, welche gewiß nicht verfehlen wird, großes Aufsehen zu machen, obwohl Aehnliches in größerem Maßstabe sich in Schlesien schon zugetragen hat. Ein Müllonär, Herr von M., ist gestorben und hinterläßt ein kaum den Kinderjahren erwachsenes Mädchen als Erbin, welches wohl seine Verwandtschaft mit dem sehr sparsamen Manne, aber weder dessen Reichthum kannte noch wußte, daß sie einst in den Besitz desselben gelangen werde. Sie lebte bis jetzt in ärmlichen Verhältnissen, so daß diese Wandelung ihres Geschickes wie ein Märchenzauber über sie kommt. Abenteuerlicher war freilich die Geschichte jener Gudula, welche jetzt Gräfin Schafgotsch heißt und bei ihrer Großjährigkeit (so lange wird nach dem Willen des Erblassers ihr Vermögen bis auf 70,000 Thaler Rente vom Gericht verwaltet) 15—20 Millionen besitzen wird. Es ist bekannt, daß sie häufig den Wunsch äußert, es möge ein Dichter sich finden, der die Lebensgeschichte des gegrafften Proletarierkindes poetisch behandele, daß aber bis jetzt Niemand in ihren Galmeigruben und in ihrem Wappen einen poetischen Vorwurf finden will.

Die Arbeiten zur Vollendung des Regensburger Domes schreiten unter Leitung des trefflichen Dombaumeisters Denzinger rüstig vorwärts. Nachdem zuerst die Grundmauern der beiden Thürme verstärkt worden sind, konnte im vorigen Jahre mit dem Weiterbau der Thürme (welche bis zum Uebergang ins Achteck vollendet sind) begonnen werden. Jetzt ist der Neubau bereits zu sichtbarer Höhe gefördert worden und vorausgesetzt, daß die Mittel den ungehinderten Fortbau erlauben, werden in wenigen Jahren die Kreuzblumen die Helme schmücken und Deutschland um ein vollendetes Denkmal gothischer Kunst reicher seyn, das von wenigen übertroffen wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 290 Donnerstag, 5. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Thomas Cervoni hatte inzwischen Alles erreicht, was seine Sehnsucht begehrte. — Als er sich dem Hause der Romei näherte, einem der größten und besten in Corte, sah ihn Antonio kommen, und auf einem Polster im Zimmer saß Fabio Viale, mit dem er im Gespräche begriffen war.

Glaubt Ihr mit Ueberzeugung, sagte der Kaufmann, daß, wenn dieser junge Mensch in Euren Händen, oder, was dasselbe, in den Armen Eurer Schwester, sich eine Partei in Corte um ihn bilden wird?

Ein Partei gegen Gaffori, erwiderte Antonio, das glaube ich gewiß.

Eine Partei für Genua, antwortete Viale.

Darüber müssen wir uns verständigen, mein Herr Fabio. Wenn Genua treue Anhänger haben will, muß es ihnen sichere Vortheile bieten. Mit Hoffnungen und Versprechungen kann man wohl auf die immer gläubige Menge wirken, doch nicht auf ihre Führer, diese haben meist schon große Opfer gebracht —

Wie Ihr, fiel Viale ein.

Sollen sie mehr thun, angesehene Männer gewinnen, Gaffori's Plänen und seiner Partei entgegenwirken, die ohne Zweifel dahin streben, Corsika ganz von Genua abzureißen, dann müssen sie auch Mittel besitzen, um dieß auszuführen, verbürgte Beweise, daß man sie nicht mit Undank belohnt, wie dieß oft schon der Fall gewesen.

Viale blickte ihn mit seinen großen kalten Augen herrisch an, aber Antonio Romei lächelte dazu. Ihr seht, ich bin aufrichtig, fuhr er fort, so aufrichtig, daß ich Euch ohne Umstände sage, ich will der Affe nicht seyn, der die Kastanien für Euch aus dem Feuer holt, sondern ich will sie Euch verspeisen helfen.

Mit den Mitteln meint Ihr Geld, sagte Viale nach einem kurzen Schweigen.

Geld, mein Herr, und zwar nicht wenig Geld.

Und was versteht Ihr unter verbürgten Beweisen?

Antonio schob seinen mächtigen gelben Kopf ein wenig vor und antwortete bedächtig: Ich will den Platz einnehmen, wo ich Euch nützen kann und die Macht besitze, meine Feinde zu vernichten, meine Freunde zu belohnen. Genua's Fehler ist es immer gewesen, daß es mit genuesischen Gouverneuren und Kommandanten die Corsen beherrschen wollte, statt mit ergebenen, treuen Corsen.

Was Geld anbelangt, antwortete Viale, so wird dieß nicht fehlen. Ihr wißt, daß ich es schaffen kann; über alles Andere läßt sich weiter sprechen. Zeigt nur zunächst, daß wir nicht umsonst uns bemühen. Es soll dieß kein Zweifel an Euch selbst seyn. Herr Romei, fuhr er fort, als er Antonio's finstere Mienen sah, Ihr wißt, wie hoch ich Euch schätze, hier bleibt jedoch die Frage: Ist es möglich, dem Gaffori eine Grube zu graben? Ihr glaubt es, doch bis jetzt ist nicht einmal der Mann in Eurer Macht, der Euer Werkzeug seyn soll.

Dort kommt er schon, antwortete Antonio, indem er auf die Straße deutete.

Viale stand auf und blickte durch die Jalousie, welche das Fenster bedeckte. Thomas Cervoni näherte sich dem Hause mit den fröhlichsten, lebendigsten Mienen.

Seht doch, wie er von Allen gegrüßt wird, wie sie ihn anschauen und mit Stolz betrachten, sagte Antonio, und mit dem höhnischen Lachen um seine dicken Lippen setzte er hinzu: Mit diesem Vogel fangen wir alle Mäuse, die seinen bunten Federn nachlaufen.

Und wie fangt Ihr den Adler? fragte Viale.

Das laßt meine Sorge seyn. Wir fangen damit an, ihm die Krallen zu beschneiden, dann den Schnabel. Ich werde den großmächtigen Herrn so unterthänig streicheln und schmeicheln, daß er das Messer in meiner Hand für eine Davidsharfe halten soll.

Das heißt Ihr wollt seine verbrecherischen Gelüste vernehren.

Eine Königskrone möchte ich ihm aufsetzen und lasse eine anfertigen, wenn Ihr mir das Geld dazu liefert.

Setzt sie ihm glühend auf, sagte Viale, aber — verbrennt Euch nicht selbst die Finger daran.

Eure Gnaden hat nicht nöthig, mich zu warnen, lachte Romei, aber meine Freundschaft für den edlen herrlichen Vater des Vaterlandes kann nicht feurig genug seyn. Es gibt so viele fanatische Menschen, daß, je zärtlicher ich bin, um so kälter und mißtrauischer sie werden. Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß kein besseres

Mittel als dieß, um die wilden Gesellen, welche seinen trotzigen Anhang bilden, die Matra, die Paoli, die Santucci, die Frediani und manche Andere von ihm zu verscheuchen.

Während er das sagte, leuchteten Viale's Augen. Ja, zum Teufel! rief er zuletzt, das ist gut ausgesonnen, ich muß Euch loben. Schade, daß ich nicht länger bei Euch bleiben kann, um Eure Kunst zu bewundern, allein besser doch, ich verschiebe meine Reise nicht länger. Hier sind zwei Wechsel auf zehntausend Skudi, die ich unterzeichnen und bei Euch lassen will, macht davon Gebrauch. In dringenden Fällen wendet Euch an den Kommandanten in Calvi.

Während dieser geheimen Mittheilungen, welche sich weiter verlängerten, sprang Thomas Cervoni die Treppe hinauf und in das große helle Gemach, wo Therese ihn erwartete. Das war prächtig anzuschauen, die Wände mit goldgepreßten Tapeten bedeckt, ein großer Spiegel an der Fensterseite, gewirkte Teppiche über den Fließen.

Er riß heftig die Thür auf, im Spiegel strahlte ihm Therese's schönes Gesicht entgegen. Von seiner Lebenswonne ganz erfüllt, breitete er seine Arme aus und ließ diese wieder sinken, denn die schöne Doncella war nicht allein. Ihr Bruder Felix war bei ihr, und Francesco Gaffori saß dort an ihrer Seite.

Einen Augenblick stand Thomas so bestürzt, daß alle Freude aus seinem Gesicht verschwand, und doch war Therese schöner als je. Sie trug ein blumiges Kleid von Seide und großer Kostbarkeit. Ein reich gestickter Kragen umschloß ihren Hals, um den sich eine schwere Goldkette wand; ihr langes lockiges Haar wurde von Perlenschnüren gehalten. Für wen hatte sie sich so geschmückt?

Er sollte nicht lange zweifelhaft bleiben, denn kaum hatte sie ihn erblickt, als sie mit einer Stimme seinen Namen rief, die jeden Zweifel beendigte. Wie lange habe ich dich erwartet! rief sie. Mein Herr Francesco, eine Neuigkeit, die Ihr mitnehmen müßt, ehe Ihr geht. Sage ihm, Thomas, was du mir zu verkündigen hast.

Der gutmüthige Thomas stockte einen Augenblick, es schien ihm eine harte Rache an dem Nebenbuhler, den Therese ihm überlieferte; dann aber überließ er sich seinem Glücke, und die Geliebte in seine Arme schließend, rief er aufjauchend: Kein Wort will ich sprechen, aber meine Thaten sollen für mich zeugen! — So küßte er sie mit Ungestüm, ohne Kleid und Kanten zu schonen, bis er endlich dem Francesco seine Hand hinstreckte. Schlag ein, sprach er dabei, und laß uns Freunde bleiben, jetzt weißt du Alles. Ich komme von deinem Bruder, er freut sich mit uns. Welche herrlichen Menschen, meine geliebte Therese! Welche edle und getreue Freunde!

Nun wiederholten sich die Glückwünsche. Felix Romei rief seinen Bruder herbei, der von Viale begleitet bald sich einfand. Antonio war bis zur Rührung bewegt. Er legte die Hände der Liebenden zusammen und umarmte sie Beide, seine Augen zum Himmel aufhebend. Gottes Werk ist es, sagte er, und zu Gottes Ehre soll es gedeihen. Mein lieber Vetter Thomas, setzt verbinden uns noch innigere Bande. Meinem Herzen bist du immer theuer gewesen, immer will ich über dich wachen, wie eine Mutter über ihr Kind.

Viale schien einige Mühe zu haben, seine steifen Mienen zu behaupten, er brachte jedoch auch seine Wünsche mit der förmlichen Höflichkeit dar, die zu seinem Wesen gehörte; nichts jedoch erfreute Thomas so sehr, als daß Francesco sich weder betrübt noch empfindlich bewies.

Es mochte Verstellung seyn, dann aber wußte er seine wahren Gefühle aufs Täuschendste zu unterdrücken. Thomas hatte ihn seit langer Zeit nicht so freundlich gesehen. Er lachte und witzelte über das Ereigniß, als könnte ihm nichts Lieberes geschehen, erwiderte Cervoni's Freundschaftsversicherungen aufs Lebhafteste, und kein Mensch konnte bemerken, daß die Zärtlichkeitsbeweise der schönen Thereze Romei gegen ihren feurigen Geliebten ihm das geringste unheimliche Gefühl verursachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

Novelle von Emmy v. Roden.

Frau Hilbert war eine durchaus rechtschaffene Frau. Schaffen und Wirken von Früh bis in die Nacht war ihre Losung. Die war sie müßig. Nicht einmal Zeit nahm sie sich, ein gutes Buch zu lesen, „denn," sagte sie, „abgesehen davon, daß uns die Bücher den Kopf verdrehen, rauben sie uns auch noch das kostbare Gut — Zeit, und verlorene Zeit kann nichts wieder einbringen."

Diesen höchst praktischen Sinn mochte ihr wohl erst die bittere Schule des Lebens gegeben haben, denn früh, in ihrer ersten Blüthezeit, hatte sie auch so etwas von Poesie empfunden, davon gab auch noch das alte Album mit den vergilbten Blättern Zeugniß. Wieviel schöne schwärmerische Gedichte hatte sie nicht da hinein geschrieben, und zwischen den Blättern lag auch noch hier und da ein verwelktes Blatt oder eine Blume, Andenken aus alter, alter Zeit. Und wenn Frau Hilbert einmal wieder zufällig unter „alten Schartecken," wie sie es nannte, herumkramte und ihr Blick auf diese Reliquien fiel, lächelte sie mitleidig und murmelte so etwas von „dummes Zeug", „Kindereien", aber sie hatte doch nicht das Herz, das dumme Zeug zu vernichten, es wurde immer wieder in das verborgene Fach im Sekretär gesteckt —

So alte Erinnerungen blieben stets ein kleines Hei-

ligthum; wenn auch Schicksale das Herz verhärtet haben, — eine weiche Stelle bleibt, und das ist der Rückblick auf die Jugendzeit.

Verhärtet war nun freilich Frau Hilbert's Herz nicht. Ein mühevoller Lebensweg hatte ihr einen festen, fast männlichen Charakter gegeben, aber unter dieser rauhen Schaale schlug das beste Herz. Früh hatte sie ihren Mann verloren. Er war Beamter gewesen und sie hatte ihn innig geliebt. Nun stand sie verlassen da, die kleine Pension bot ihr nur eine geringe Unterstützung, und die große Verpflichtung, eine Familie zu versorgen, ruhte allein auf ihren Schultern. Fünf Kinder wollten versorgt seyn. Ihr starker Geist, ihre rastlose Thätigkeit halfen ihr über den entsetzlichen Schmerz hinweg und Gott gab ihr Kraft und Segen zu ihrem großen Werke. Die Kinder wuchsen heran. Die beiden ältesten Knaben wurden tüchtige Kaufleute, zwei Töchter waren glücklich verheirathet, nur war ihr nur noch die Jüngste geblieben, ihr Liebling, weil sie das „Nesthükken" war.

Die beiden ältern Schwestern hatten der Mutter oft schon Vorwürfe gemacht, daß sie der Johanna viel mehr nachsehe, als ihnen, aber sie hatten immer dieselbe Antwort bekommen, „lasset mich, ich weiß, was ich thue. Die Johanna ist aus anderem Guß als ihr. Sie darf nicht angestrengt werden. Sie soll lange schlafen und spazieren gehen, hat der Arzt gesagt und so wird es gehalten, damit Punktum! Das Mädchen wird schon eine Partie danach machen, daß sie's haben kann." Sie sagte diese Worte mit solcher Sicherheit, als wenn das schon eine abgemachte Sache wäre.

Es war ihr gelungen, die beiden ältesten Töchter anzubringen, da konnte es Johanna nicht fehlen, die war ja schön, wie keines ihrer Kinder. Und darin hatte Frau Hilbert recht.

Diese schlanke Gestalt mit dem hellblonden zurückgeschleiften Haar, die tiefblauen Augen, die sie so eigenthümlich langsam aufzuschlagen wußte, der kleine, reizende Mund, um den fortwährend ein kokettes Lächeln zuckte, um eine Reihe blendend weißer Zähne zu zeigen, bildete so ein harmonisches Ganze, daß Jeder, selbst ihre Neiderinnen — und sie hatte deren viele — zugestehen mußten: Johanna ist ein überaus liebliches Geschöpf.

In allen Gesellschaften war sie die Gefeiertste, nicht allein um ihrer Schönheit willen, — nein, es lag ein Zauber in ihrem Wesen, der die Männer besonders an sie fesselte. Die kalte Freundlichkeit, mit der sie Alle, ohne Ausnahme behandelte, stieß ab und zog zu gleicher Zeit. Jeder wollte gern dieß kalte Herz ergründen, sie einmal nur aus ihrer ewiggleichen Ruhe herausreizen, aber vergebens, bis jetzt hatte sich Niemand solcher Gunst zu rühmen gewußt, sie blieb wie sie war, freundlich, aber unbeweglich.

In der ganzen Stadt wußte man, daß der junge Assessor Schütz Johanna vor allen jungen Mädchen auszeichnete und diese konnten nicht begreifen, wie es möglich sey, daß Johanna die Huldigungen eines so liebenswürdigen Mannes mit solcher Ruhe annehmen könne. Schütz vereinigte Alles in sich, was den kühnen Träumen eines Mädchenherzens entsprach. Mit einem männlich schönen Aeußern verband er die liebenswürdigsten Eigenschaften. So manche Mutter wünschte im Stillen solch einen Mann für ihre Tochter, und manches Mädchenauge ruhte mit Interesse auf ihm.

Frau Hilbert sah mit innerlichem Wohlbehagen die Huldigung des Assessors mit an und ärgerlich schüttelte sie schweigend den Kopf, wenn sie sah, wie kalt und abweisend das Mädchen sich betragen konnte.

In diesem Augenblicke saßen Mutter und Tochter in dem Wohnzimmer und arbeiteten. Das Zimmerchen machte einen überaus gemüthlichen Eindruck. Ohne elegant zu seyn, war Alles mit Geschmack und einer gewissen Koketterie geordnet. Die Blumen sahen frisch und staubles aus, das gelbe Vogelbauer glänzte beim Schein der Lampe wie helles Gold. Stickereien und Decken erhöhten noch die Behaglichkeit des kleinen Gemaches.

Eine Zeit lang arbeiteten Beide schweigend nebeneinander und man hörte nur das leise Summen der Theemaschine, das so geheimnißvolle, traulich liebe Bilder in uns wach zu rufen weiß. Endlich erhob sich Johanna, bereitete den Thee und indem sie ihrer Mutter eine Tasse reichte, legte sie den Arm schmeichelnd um ihren Hals: „Du bist so still, Mütterchen, fehlt Dir etwas?"

Frau Hilbert legte die Nadel nieder, schob die dunkle Hornbrille in die Höhe, und sah ihrer Tochter einen Augenblick fest und ernst in das Auge. „Ja, Kind," entgegnete sie, „Du hast recht, mir fehlt etwas, Du gefällst mir nicht."

„Das kann Dein Ernst nicht seyn, Mutter, ich bin mir keines Unrechtes bewußt."

„Nicht? Dann sage mir, wie ich Dein Benehmen dem Assessor gegenüber deuten soll. Heute bevorzugst Du ihn auffallend und morgen stößt Du ihn mit schroffer Kälte zurück, und doch weiß ich, daß er Dir nicht gleichgültig ist. Das ist mir eine sonderbare Art, seine Liebe zu beweisen."

„Liebe?" rief Johanna erstaunt und eine leise Röthe überflog ihr Gesicht. Mein Herz fühlt sich frei davon, Mutter, noch habe ich nicht daran gedacht, Schütz an mich zu fesseln."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Lust und Leid. Geschichten aus unseren Tagen von Bernard Wörner. Augsburg. 1861. Schlosser'sche Buch- und Kunsthandlung.

Unter diesem bescheidenen Titel erschien vor Kurzem ein

Band Erzählungen, welche der Verfasser, da sie bisher in verschiedenen periodisch erscheinenden Unterhaltungsblättern zerstreut sich vorfanden, zufolge mehrseitiger an ihn ergangener Aufforderung zu einem Ganzen vereinigte und bald eine zweite Abtheilung folgen zu lassen verspricht. Abgesehen von dem guten Klang, den der Verfasser als Schriftsteller auf dem Gebiete deutscher Belletristik seinem Namen bereits erworben und daß er sich einen ehrenvollen Platz unter den neuesten deutschen Publizisten errungen hat, verdient das angegebene Werkchen die vollste Empfehlung. In kräftigen Zügen, wie wir es von seiner Meisterhand gewohnt sind, zeichnet er uns hier herrliche Bilder voll Wahrheit, Kraft und Leben, und es bedarf der gegebenen Versicherung nicht, daß sie dem Leben und unserer Zeit entnommen sind; ein kurzer Blick in dieselben bestätigt uns das mehr als zur Genüge. Die einfache und edle Sprache, gleich reinfließend in den blühenden Schilderungen der mannigfaltigen Naturschönheiten wie in den ernsten Gängen der Handlungen, für den erzählenden Ton ebenso geeignet wie für die Dialogform, bildet dazu einen schönen und würdigen Rahmen. Was diese Erzählungen vor vielen andern auszeichnet, das ist die darin sich kundgebende tiefe Kenntniß der sozialen Zustände unsrer Zeit und der Gefahren, von welchen das Familienleben, die Grundlage aller sittlichen Weltordnung, bedroht ist. Die bittren Früchte falscher Kinderliebe und verderbter Erziehung, die schlimmen Folgen der Genußsucht, des Hochmuthes und der kalte herzlose Egoismus — die charakteristischen Gebrechen unserer Zeit — werden uns hier in der anschaulichsten und lebendigsten Weise vor Augen geführt. Wie trefflich geschildert ist z. B. gleich in der ersten Erzählung der Uebermuth und freche Trotz des reichen Bauernburschen Tobias und die mehr als nachsichtsvolle Gutmüthigkeit und Schwäche seiner Eltern gegen ihn? Meisterhaft in der That sind in der Prozeßgeschichte die streitführenden Parteien, die erst durch schweren Schaden ihren Unverstand und ihre Hartnäckigkeit büßen müssen, bis sie zur Einsicht kommen und nicht minder geschickt ist das behafte Treiben des Taugenichts „vulgo Studentle" in diese Geschichte verwoben, der wie ein böser Dämon jede friedliche Regung in den Herzen der ihr verwandtschaftlichen Rechtsuchenden durch seine Ränke sogleich zu ersticken weiß. Aber nicht bloß die klaffende Wunde unserer Zeit, legt der Verfasser mit geschickter Hand offen, sondern er verweist zugleich auch auf das allein rettende Heilmittel, d. i. ein gläubiger, religiöser Sinn, der den Menschen, wenn er erfaßt von dem rastlosen und unaufhaltsamen Wechsel der Zeit und ihrer Neuerungen von dem Wege der Tugend abzuirren in Gefahr ist und wirklich abirrt, doch bald wieder zur Besinnung zurückführt und ihn den Werth dessen, was er verloren hat, erkennen und einsehen läßt. Was ferner diesen Erzählungen außer dem spannenden Interesse der Handlungen außer den treffenden Charakterzeichnungen und dem gesunden und würzigen, mitunter auch beißenden Humor noch besonderen Werth und Vorzug verleiht, den wir hier rühmend hervorheben zu müssen glauben, das ist der Abgang der in fast allen Erzählungen gewöhnlichen Liebesgeschichten mit den schon unzählige Mal dagewesenen, stereotypen, sentimentalen Phrasen, den faden Betheuerungen ewiger Liebe und Treue bei obligater Mondscheinbeleuchtung, mit Entrissenwerden und Wiederfinden u. s. w., was ernsteren Lesern jede Lust zum Lesen benimmt und den Jüngeren, statt ein Bildungsmittel für Verstand und Herz zu seyn, die Veranlassung wird zur Zerstreuung und sie zugleich zu jeder ernsten Thätigkeit entfremdet. Es war uns wirklich ein wohlthuendes Gefühl und ein wahrer Genuß, beim Lesen dieser Erzählungen versichernd gedenken zu seyn von der leichten alltäglich-n Romanen- und Novellen-Literatur gebräuchlichen sentimentalen Herzensergießungen und wir zweifeln nicht, daß jeder Leser, dem noch nicht aller gute Geschmack abhanden gekommen ist, vollkommen befriedigt dieses Buch aus der Hand legen wird. Deßwegen wünschen wir demselben eine recht vielseitige Verbreitung und empfehlen es insbesondere allen Jugendfreunden als schönes und passendes Weihnachtsgeschenk. Der geringe Preis für 24 Druckbogen und die splendide Ausstattung in Papier, Druck und Illustrationen erleichtert den Ankauf auch der weniger Bemittelten und gibt Gelegenheit, die kleine Hausbibliothek mit etwas Gediegenem für die langen Winterabende zu bereichern. Zum Schlusse erinnern wir den Verfasser an sein Versprechen, uns recht bald mit einer Fortsetzung seiner Erzählungen zu erfreuen.

K . . . .

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 27. November: Gestern Mittag ist in der Vorstadt St. Germain ein gräßlicher Doppelmord begangen worden. Die Frau eines Unterbrigadier der Stadt-Sergeanten betrieb in der Straße St. Placide eine kleine Speisewirthschaft und wurde darin von ihrer Nichte, einem zehnjährigen Kinde, unterstützt. Als gestern Abend, gegen 4 Uhr, ihr Mann vom Dienste nach Hause kam, war er nicht wenig erstaunt, die Thür verschlossen zu finden. Einigermaßen beunruhigt, ging er nach dem Hofe, fand hier das Küchenfenster offen stehen und stieg durch dasselbe ein. Kaum aber war er in der Küche, als er um Hülfe rief und in lautes Schluchzen ausbrach. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihm dar: auf dem Boden lag seine junge Nichte inmitten einer großen Blutlache; ihr Kopf war fast ganz vom Rumpfe getrennt. Voll schmerzlicher Ahnung ging er nach dem Wohnzimmer und fand hier gleichfalls todt ausgestreckt seine Frau liegen, am Halse trug sie eine nicht minder schreckliche Wunde. In dem Zimmer war ein Schrank erbrochen und eine Summe von 1500 Fr. daraus entwendet worden. Bereits um 10 Uhr Abends war der muthmaßliche Mörder verhaftet; es ist ein Schuhmacher, der häufig die Wirthschaft der Ermordeten besuchte. Letztere scheint die Unvorsichtigkeit begangen zu haben, ihm zu erzählen, daß sie nächstens eine Zahlung von 1500 Fr. zu leisten habe, wofür das Geld schon bereit liege.

Wir lesen in norddeutschen Blättern: Garibaldi hat dem Söhnchen des Herrn Schlesinger in Plitters-dorf bei Bonn, dessen Pathe er ist, seine Original-Photographie übersandt. Das Bild war von einem verbindlichen Schreiben an den Vater begleitet. In diesem soll Garibaldi sich „auf dahin gehende Veranlassung" (Herr Schlesinger hatte, wie man sich erinnern wird, Garibaldi die Kräfte Deutschlands zur Befreiung Italiens zur Verfügung gestellt) über die Bildung eines deutschen Jägerbataillons für die Sache der Einheit Italiens ausgesprochen haben.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 291 Freitag, 6. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

7.

In wenigen Tagen gab es kein Kind in Corte, das nicht von der Verlobung des Thomas Cervoni gehört hätte, denn die ganze Stadt war voll davon. Es gab natürlich auch manche Leute, die nach dem alten Sprichworte: Wer getadelt seyn will, muß heirathen, nicht Wenig gegen diese Verbindung einzuwenden hatten; ein großer Theil jedoch hatte auch Ursache zum Wohlgefallen. Die alten Geschlechter in der Stadt, welche mit den Romei zusammenhingen, fanden es zwar eben so bedenklich, daß Therese sich einen Mann nähme, der zur Revolutionspartei gehörte, wie die entschlossenen Patrioten die Köpfe schüttelten, daß Thomas sich in ein so feindliches Lager verirrte; allein die Verwandtschaft und die Abkunft wurde eben so wohl dort in Betracht gezogen, wie hier die Freundschaft Gaffori's und der Einfluß, den dieser Mann, dem das Volk so fest vertraute, sicherlich dabei ausgeübt. Hätte der Doktor Gaffori diese Verbindung getadelt, hätte er sich davor zurückgezogen, dann würde Corte bald voll Streit und Parteiung gewesen seyn. Allein Giampietro selbst war in das Haus der Romei gegangen, wo er lange nicht gewesen, und Arm in Arm mit Antonio und Thomas sah man ihn daraus zurückkehren. So hatte sich auch die heldenmüthige hochverehrte Hausfrau Gaffori's in Gesellschaft der stolzen Therese sehen lassen, und wenn die Häupter und Führer ihren Streit vergessen und sich Freundschaft schwören, folgt ihnen das Volk bereitwillig nach.

Die Heirath des Thomas Cervoni erhielt dadurch eine politische Bedeutung, denn sie erschien als eine Versöhnung der Parteien, wobei sich natürlich die herrschende patriotische Partei den Sieg zuschrieb. Es sollte von nun an keinen Anhänger Genua's mehr in Corte geben. Dem Thomas blieb jetzt nur das Eine noch übrig, seiner Mutter Segen zu erbitten, und er machte sich dazu schon am nächsten Morgen auf, begleitet von Theresen; denn er wollte die alte Mutter auf ihrem einsamen Wittwensitze überraschen. Ein Brautzug von Freunden sollte nachkommen und das junge Paar zurückbegleiten, jetzt jedoch ritt dieß allein in das hohe Niolo hinauf, und wie glücklich war Thomas auf dem beschwerlichen Wege, wo er mit liebevoller Sorgfalt Therese schützen und stützen konnte. Bald sprang er ab, um ihr Pferd zu führen, sobald eine jähe Stelle ihm gefährlich dünkte, bald wieder ergriff er ihre Hand, des Glückes wegen, das ihm diese Berührung verschaffte. Dann ging er neben ihr her, um sie anzuschauen und mit ihr zu sprechen, ihre Fragen zu beantworten, zu lachen und zu singen, und die Zukunft mit den rosigsten Farben zu schildern. — Therese antwortete darauf so fröhlich und so neckend, bald Einwürfe machend, bald so liebliche neue Bilder vor ihm aufrollend, daß die Zeit wunderbar schnell verging. Der braune zerklüftete Felswall war erstiegen, ehe er es inne geworden, daß er ganz verwundert ausrief: Wie hast du das möglich gemacht, Therese? Zum Erstenmal in meinem Leben ist dieser Weg mir kurz und angenehm erschienen.

So soll es immer seyn, erwiderte sie. Alles soll dir leicht und angenehm werden, wenn ich bei dir bin.

Nur zu sehr wird es so geschehen, war seine Antwort. Zu rasch wird mir die Zeit verschwinden, und wenn ich dich verlassen muß, wird jeder Tag dafür kein Ende nehmen wollen.

Wie kannst du ein so böses Wort aussprechen, versetzte Therese. Verlassen, da wir uns kaum gefunden! Niemals sollst du mich verlassen, Thomas, niemals, wenn ich es nicht erlaube.

Er machte einen Einwand, aber sie verwarf ihn. Du mußt es mir versprechen, sagte sie. Wild und ungestüm wie du bist, würde ich immer um dich zittern müssen.

Oho! rief er entzückt von diesem Liebesbeweis, willst du es mit mir machen, wie die schöne Alisa, die ihren geliebten Messire von Belgodere jede Nacht mit ihren langen Locken an sich fesselte, damit er nicht sich davon schleichen und gegen seine Feinde ausziehen sollte?

Meine Kette soll meine Liebe seyn, antwortete Therese. Ich will dich nicht halten, wie ein jämmerlich Weib, mit meinen Haaren. Ich will mich nicht fürchten, wenn du zur Jagd ziehst, oder gegen deine Feinde, denn du bist ein Mann, bist Thomas Cervoni,

und ich bin ein corsisches Weib. Aber du sollst niemals gehen, ohne mich gehört zu haben. Sollst mir nichts verschweigen, sollst meinen Rath und meine Stimme hören, das versprich mir.

Er versprach es mit Freuden. Nimmer konnte ich gehen ohne dein Lebewohl, ohne deinen Liebessegen! rief er zärtlich, indem er in ihre feurigen sinnenden Augen blickte. Ja, sey sicher, ich will es machen wie Giapptetro Gaffori. Er verschweigt seiner vertrauten Maria Anna niemals etwas, und mehr als einmal, so hat er mir selbst erzählt, ist er durch ihren klugen Rath großen Gefahren entgangen.

Bei dem Namen der Maria Anna und Gaffori's Namen hob Therese ihren Kopf auf und rief mit stolzer Heftigkeit: Nicht aus ihm, aus dir selbst schöpfe deine Kraft, Thomas Cervoni. O! sey mir immer treu, Keinem so treu als mir!

Thomas erinnerte sich, welchen Schwur Therese schon in der Kapelle von ihm gefordert, und er sagte beruhigend lächelnd: Wie ich an dich und deine Liebe glaube wie an meine ewige Seligkeit, theure Therese, so glaube du, daß ich treu bin. Möge der Abgrund den Falschen verschlingen und zerschmettern, der auf Betrug sinnt, wenn er Treue heuchelt.

Er deutete dabei zur Seite, wo eine Rauchsäule aus der schwarzen Kluft anstieg, in welche sich der Wasserfall stürzte, und Therese Romei hielt ihr Pferd an, schaute in den Schlund hinab und rief dann in das Gebraus: So mag es geschehen, wenn das Glück uns verläßt, doch besser wir leben, Thomas, und triumphiren. — Fort zu deiner Mutter, Freund, denn noch geht es nicht an's Sterben.

Die Pferde eilten an dem unheimlichen Orte vorüber, rasch hinein in das grüne Hirtenland und dem Hause der Wittwe zu, das auf seinem Hügel im Sonnenglanze lag. Als sie in der Nähe anlangten, ritten sie sachte den Weg hinauf, und dann hob Thomas die Braut rasch aus dem Sattel und führte sie die Treppe hinauf, wo er behutsam das Zimmer öffnete.

Da saß seine Mutter in ihrem Stuhle und las in ihrem alten Gebetbuche. An dem ernsten scharfen Gesichte fiel das ergraute Haar nieder, unter der Faltenhaube hervor, die ihren Kopf bedeckte. In ihrem Wittwenkleide und dem weißen Tuche darüber sah sie klösterlich, streng und einfach aus, und während sie las, beschäftigten sich ihre Finger dennoch mit drei großen Holznadeln, auf denen ein grobwollenes Gewebe gestrickt wurde.

Doch nun hob sie ihre Augen auf, sah ihren Sohn und sah Therese Romei. Ihre Mienen veränderten sich nicht dabei, weder Freude noch Ueberraschung überwältigten den ernsten Ausdruck. Nur die Nadeln ließ sie fallen und legte sie in ihren Schoß.

Mutter! rief Thomas freudig, hier bringe ich dir, die ich mir auserwählt, die ich liebe, und die dich lieben wird mit mir in Ewigkeit!

Therese streckte ihre Hände aus und sprach bittend: Nimm mich als deine Tochter an und gib mir deinen Segen, Mutter!

Komm zu mir, antwortete die alte Frau, kommt Beide herher, denn ich habe Euch erwartet und viel an Euch gedacht. Seht hier liegt das heilige Buch, und ich bete zu Gott für Euch und für uns alle.

Indem sie dieß sagte, blieb der Ton ihrer Stimme so hart, wie ihr Gesicht, und ihre großen dunklen Augen hefteten sich fest auf die lächelnde freudige Therese Romei und auf ihren Sohn. Dann deutete sie mit ihrem ausgestreckten Finger auf diesen und sagte dabei: Du willst mir mein Liebstes nehmen, das ich noch auf Erden besitze. Hast du auch gutes Recht dazu?

Ich will ihn dir nicht nehmen, Mutter, erwiderte Therese. Doppelt will ich dir zurückgeben, was du mir gibst.

Die Wittwe schüttelte langsam den Kopf. Nein, nein, sprach sie, es folgt die Frau dem Manne, aber der Mann folgt auch der Frau. Seiner Mutter Stimme wird Thomas nicht mehr hören, wie er sie bis jetzt gehört hat; du wirst mächtiger seyn, als ich.

Niemals werde ich dir sein Herz abwenden, fiel Therese mit geheimer Lust ein. Beide werden wir ehrfürchtig deine Gebote achten.

Davor behüte uns die heilige Jungfrau, daß sein Herz mir verloren ginge, antwortete die alte Frau. Er ist ein Cervoni, er wird seine Mutter ehren. Aber er liebt dich mit der Liebesgluth seines jungen Lebens, ich weiß es, und so liebe du ihn auch. Du bist schön und klug, Therese Romei, sey ihm eine kluge, treue Frau, die ihm zur Seite steht, wie die Rebe der Feige, daß Wurzeln und Ranken sich umschlingen, kein Sturm sie niederwerfen kann.

O, Mutter! sagte Therese, du sprichst es aus, was ich denke. So hast du neben seinem Vater gestanden und bist mit Rath und That sein treuester Freund gewesen, so will ich neben Thomas stehen, stehe du in unserer Mitte.

Wenn es Zeit dazu ist, soll es geschehen, erwiderte die Wittwe, doch jetzt nimm du ihn hin; sein Haus gehört dir, in deinem Herzen soll er allein wohnen. Thomas hat sein Erbgut in Soveria, Gottes Frieden mag Euch nie darin verlassen. Ich bleibe hier oben in dem Meierhofe, längst schon war er zu meinem Wittwensitze bestimmt.

Bleibe bei uns, Mutter, wir bedürfen Beide wohl auch ferner deiner Erfahrenheit, hat Thomas, und indem er vor ihr niederkniete, setzte er hinzu: Mein Haus in Soveria ist groß genug für uns Alle, es soll größer werden. Bleibe bei uns mit deinem Segen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

„Wo hinaus soll denn dieß Spiel gehen? Solltest Du allein blind für die Vorzüge dieses Mannes seyn? Siehst Du nicht ein, daß jedes Mädchen mit Vergnügen eine Partie machen würde, die Du vielleicht leichtsinnig verscherzen wirst?“

„Gute Mutter, quäle mich nicht mit Heirathsplänen, Du weißt, daß es für mich kein langweiligeres Kapitel geben kann. Bedenke, ich bin erst achtzehn Jahr.“

Frau Hilbert zog die Stirn in Falten. Es war ihr höchst verdrießlich, mit ihrer Lieblingsidee auf so harten Widerstand zu stoßen. Heirathsprojekte waren von jeher ihre schwache Seite gewesen. „Denn,“ sagte sie, „wahres Glück kann ein Mädchen nur in der Ehe finden.“ Dieß mochte wohl daher kommen, daß sie den Maßstab an ihre eigene höchst glückliche Ehe legte.

„Du sprichst wie ein Kind, Mädchen,“ sagte sie, „ich hätte Dir mehr Klugheit zugetraut. Die paar Jugendjahre gehen hin und dann ist's aus mit der Schönheit; Vermögen hast Du nicht, was willst Du beginnen, wenn ich todt bin? In meiner Jugend dachte man anders, da galt noch der Wunsch der Eltern etwas; aber das war auch die gute alte Zeit, seitdem hat sich Vieles verändert, das Ei will jetzt klüger seyn, als die Henne, und woher kommt das? weil die unglückseligen Romandeen Euch den Kopf verwirren. Ging's nach mir, so würde der ganze unnütze Kram verbrannt.“

Sie erhob sich bei diesen letzten Worten ärgerlich und verließ das Zimmer. Johanna ging an's Fenster und schaute träumend zu den Sternen auf. Und wie die kleinen Lichter unruhig flimmernd zu ihr niederschauten, so gab sie ein Bild von ihrem eigenen Herzen. Tausend widerstreitende Gefühle waren in ihr wachgerufen und eine helle Röthe flammte über ihr Gesicht, wenn sie daran dachte, daß die Mutter mit unzarter Hand in die Tiefe ihres Herzens gegriffen hatte.

Das erste Aufblühen einer Liebe ist wie eine Sinnpflanze, die sich bei der leisesten Berührung zusammen zieht.

Johanna fühlte wohl, daß ihr Schütz mehr Interesse eingeflößt hatte, als je ein anderer Mann, aber es empörte ihren Stolz, zu denken, daß dieses eben erst im Entstehen begriffene Verhältniß schon beobachtet werde.

Sie war ein schwer zu ergründender Charakter. Von einem seltenen Widerspruchsgeist beseelt, konnte sie, wenn sie am tiefsten fühlte, den Anschein der größten Kälte haben. Leichten Sinn und Tändelei hatte sie oft den ernsthaftesten Gefühlen entgegengesetzt, oder sie war mit überlegter Koketterie ganz und gar darüber hinweggegangen. Auch Schütz gegenüber konnte sie sich von diesem Vorwurfe nicht freisprechen. Deßhalb hatten auch die ernsten Worte sie um so härter getroffen.

In tiefem Nachdenken stand sie da und wie sie den Blick unverwandt nach oben gerichtet hatte, glich sie einem Marmorbilde.

Leise hatte es angepocht, — sie hörte es nicht. Es öffnete sich die Thür, — sie wandte sich nicht um. Plötzlich erbebte sie leise, denn es stand ein Mann vor ihr. — Und dieser Mann war Schütz. — Aber es war nur ein Moment, dann fand sie sich wieder. Wie er die Hand zum Gruße bot, da legte sie ruhig die ihrige hinein.

„Sie haben mich überrascht, wo kommen Sie her?“ sagte sie mit leise bebender Stimme, so leise, daß nur ein genauer Beobachter dasselbe herausfühlen konnte.

Heinrich Schütz fühlte es und der Instinkt der Liebe sagte ihm, daß dieses Beben ihm gelte. Noch hielt er ihre Hand fest in der seinen und ehe sie dieselbe ihm entziehen konnte, hatte er einen Kuß darauf gehaucht.

„Wo weilen Ihre Gedanken, Johanna?“ — zum Erstenmale nannte er sie bei ihrem Taufnamen, — „daß Sie Alles um sich her vergessen konnten? Glücklich der Gegenstand, der Sie so zu fesseln vermochte.“

In diesem Augenblicke wußte Johanna, daß sie Schütz liebe. Der Kuß hatte sie leise durchzuckt, allein um nichts in der Welt wollte sie diese Bewegung, die sie zum Erstenmale einem Manne gegenüber empfand, verrathen. Mit scherzendem Tone antwortete sie:

„Mädchen haben Träume, Herr Assessor, und die sind für den kalt berechnenden Mann unergründlich, weil er sie nicht begreifen kann.“

„Sie haben Recht, Johanna, Mädchen haben Träume. Doch, lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen; bis jetzt hatte ich Ihr Herz von dieser Schwärmerei frei geglaubt. Nur gefühlvolle Wesen können träumen, aber Sie — Sie“ — der Assessor hielt zögernd einen Augenblick inne. —

„Nun ich — sprechen Sie aus,“ rief Johanna erwartungsvoll. —

„Darf ich die volle Wahrheit sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselbe bitter ist?“

„Ja, ja Sie dürfen, — ich ertheile Ihnen im Voraus Absolution,“ und Johanna sah mit dem alten bezaubernden Lächeln zu Schütz auf. Jetzt war keine Spur mehr von innerer Aufregung zu entdecken. —

„Wohlan denn, Sie können nur berechnen!“ —

Johanna biß die Lippen fest auf einander, das hatte sie nicht erwartet. Und doppelt schwer traf dieses Wort ihr Herz, weil sie die volle Wahrheit desselben fühlte. Das Lächeln schwand aus ihrem Gesichte und mit einem Anfluge von Bitterkeit sagte sie:

„Also eine Kokette ohne Herz.“

„Nicht ganz so hart, Johanna, als dieses Wort klingt. Ich glaube eher, Sie zeigen oft eine Kälte, wo Sie ebenso warm und tief empfinden, als irgend eine Ihrer Schwestern.“

Johanna zuckte leicht zusammen. Es that ihr weh und wohl zugleich, sich von diesem Manne ganz erkannt zu sehen. Sie lehnte ihre heiße Stirn gegen die kalte Scheibe des Fensters. Draußen schien der Mond klar und hell auf den flimmernden Schnee im Garten, und doch blieb dieser starr und kalt.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Andachtsbuch für katholische Christen, in stenographischer Schrift herausgegeben vom Gabelsberger-Stenographen-Verein in Bamberg. Mit erzbischöflicher Approbation. Buchner'sche Buchhandlung in Bamberg. 1862.

Vorliegendes Büchlein verdankt sein Entstehen dem gleichen Zwecke, zu welchem man der fremde Sprachen erlernenden Jugend mit großem Nutzen Gebetbücher in die Hand gibt, welche in jenen Sprachen geschrieben sind. Dasselbe enthält auf 158 Seiten in stenographisch korrekter und lithographisch wahrhaft künstlerischer Schrift eine reiche Sammlung von Gebeten, so wie die bekanntesten Kirchengesänge, und darf nicht nur deßhalb, sondern auch wegen seines billigen Preises allen Verehrern der schönen Kunst mit vollem Rechte empfohlen werden. Wie wir vernehmen, beabsichtigt die Verlagshandlung in ähnlicher Weise demnächst ein protestantisches Gebetbuch herauszugeben, welchem Unternehmen wir einen recht günstigen Erfolg wünschen. Es ist nicht zu leugnen, daß oben genannte Verlagshandlung, welche in pädagogischer Beziehung schon so Treffliches veröffentlichte, den Dank des stenographischen Publikums im hohen Grade verdient.

Eines drängt uns noch hier anzuregen. Da jede erlernte Kunst beständiger Uebung bedarf, welche bei der Stenographie theilweise durch das Lesen erreicht wird, so haben es sich mehrere der vielen stenographischen Zeitschriften zur Aufgabe gemacht, Unterhaltungsstoff in stenographischer Schrift zu bieten, allein dieselbe bringen eine bunte Sammlung aus allen Gebieten des Wissens, und das einmal Gelesene wird entweder nie mehr gelesen, oder überschlägt man ganze Artikel, da ihr Inhalt nicht anspricht. Wie nahe läge es doch, den Lesestoff nach Einem Plane und aus Einem Fache zu wählen, das allgemein anspräche? Insbesondere halten wir in dieser Beziehung für passend das Feld der Geschichte. Die Buchner'sche Buchhandlung würde sich also nach unserer Ansicht bei der von Tag zu Tag steigenden Ausbreitung der Stenographie kein geringes Verdienst erwerben, falls keine der bestehenden Zeitschriften diesen Vorschlag adoptiren sollte, wenn sie die Herausgabe einer Geschichtsbibliothek, wir meinen nicht in chronologisch zusammenhängender Form, einer Auswahl des Gediegensten, was über hervorragende Personen und Ereignisse geschrieben worden ist, in einem handlichen Formate veranstalten und in Lieferungen dem stenographischen Publikum darbieten würde. Das wäre ein Buch für's Leben, ein Besitzthum für immer!

Mannigfaltigkeiten.

Aus Seefeld am Ammersee wird der „Isar-Zeitung“ berichtet: In der Nacht vom Sonntag auf Montag wurden 44 Schafe auf einem der gräflich Seefeld'schen Güter „zerrissen,“ zwei davon fand man vollständig ausgefressen, den Uebrigen war — alle auf gleiche Art — der Hals durchbissen. Die darauf folgende Nacht wurden einem Bauern drei Stunden davon 6 Schafe „zerrissen.“ Der mörderische Räuber war allen Anzeichen nach kein Hund, sondern der länglichen und geschlossenen Fährte nach zu schließen ein Wolf. Wie dieser aber in die Gegend von Seefeld gekommen seyn soll, ist wieder ein Räthsel.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin zeigte Barth an, daß Herr v. Heuglin in Massaua angekommen und jetzt auf dem Wege nach den Ländern der Bogos sey, von wo er nach Abyssinien und Kaffa vordringen wolle; die ursprünglich beabsichtigte Reise nach Wadai, um das Schicksal des Doktor Vogel aufzuklären, scheine derselbe aus den Augen verloren zu haben.

Der Münchener Zweigverein der Schillerstiftung besitzt jetzt ein Kapitalvermögen von 5600 fl. und hatte im verflossenen Jahre eine Gesammteinnahme von 361 fl., wovon 100 fl. auf Unterstützungen verwendet und 200 fl. dem Verwaltungsrathe der deutschen Schillerstiftung in Weimar übersandt wurden.

Das St. Gotthardshospiz hat im letzten Jahre 14,933 arme Reisende verpflegt, darunter 3820 aus Rom und Neapel zurückgekehrte Soldaten. Die Einnahme blieb um 876 Frs. hinter der Ausgabe zurück.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 292 Samstag, 7. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Die Wittwe legte ihre Hände auf ihren Sohn und sprach dabei: Meinen Segen hast du, Thomas. Ich sah, wie es in deinem Herzen stand, Therese ist mir willkommen. Du wirst sie halten, wie es dir geziemt, wirst ein Cervoni seyn in allen Dingen, zu Gottes und deines Namens Ehre. In deinem Hause aber muß die Frau walten, keine andere darf darin ihr Ansehen beschränken. Komm zu mir, wenn du deine Mutter nöthig hast, ich werde kommen, wenn mein Herz mich zu meinen Kindern ruft. Und nun setzt euch her zu mir und laßt uns bedenken und überlegen, was bedacht und überlegt seyn muß.

So geschah es denn, daß sie beisammen saßen bis zur Mittagszeit und von Allem sprachen, was ihr Glück betraf. Therese erfuhr dabei, daß der Wohlstand der Familie Cervoni noch bedeutender sey, als sie es gedacht. Trotz der unglücklichen Zeit waren die Mittel nicht geschmälert worden, denn bedächtige Sparsamkeit und Genügsamkeit hatten, was am Einkommen sich verminderte, ersetzt, ohne Ansehen und Würde Abbruch zu thun.

Von besseren Zeiten und von den Segnungen des Friedens sprach die Wittwe Mancherlei, was Therese heimlich freute. Sie hatte ihren Mann in den Aufständen verloren und hatte viel Unglück gesehen, das ihr mit seinen Schrecken vorschwebte.

Und als sie jetzt in ihrer Rechten die Hand ihres blühenden Sohnes hielt, in ihrer Linken Therese's Hand, fand ihr innerstes Denken Sprache. Du wirst ihn behüten, sagte sie, denn er ist dein größtes Gut, Thomas aber wird nun nicht allein mehr an mich, sondern auch an dich zu denken haben. Gott hat ihm raschen Sinn und kühnen Muth gegeben, aber auch Verstand und Einsehen. Oft schon habe ich um ihn bange Mutterssorgen tragen müssen, es mußte so seyn; denn wenn das Vaterland seiner Söhne bedarf, muß das Mutterherz schweigen. Ein Cervoni kann sich nicht verstecken, wenn es Recht und Ehre gilt. Doch leicht auch suchen ehrgeizige Männer Streit und Krieg ohne Noth und schmieden Pläne zu neuem Unheil. Oft schon ist dieß zu Corsika's Unglück geschehen, daß solche Männer das Volk nicht zur Ruhe kommen ließen. Gott erhalte uns jetzt den Frieden! Nun bin ich froh, daß Thomas sich eine Frau nimmt, denn ein Mann, der Weib und Kind hat, muß an diese denken und folgt nicht leicht mehr dem Rathe und Einflusse stolzer Freunde.

Er folgt nicht so leicht mehr seinem bewunderten Giampietro Gaffori, rief Therese lachend, indem sie Thomas umarmte. Das hat er mir schon versprechen müssen, Mutter, daß er künftig sein eigener Rath seyn und auf meine Bitten achten will.

Ich wußte es wohl, sagte die Wittwe, daß Niemand denn du im Stande seyn würde, ihm die trotzigen Kriegsgedanken zu nehmen und den Frieden lieb zu machen. Giampietro Gaffori ist edel und groß, aber mit ihm sind alle die wilden unruhigen Männer, die keine Ruhe finden in ihren Häusern, lieber die Kugelbüchse in Händen haben, als das Gartenmesser, und lieber an Schlachten denken, als an Erntefeste. Ich habe es neulich erst erwägen können, fuhr sie fort, als Gaffori mit Thomas zur Jagd ging und deine Brüder darauf hier antrafen. Dein Bruder Antonio lobte den Frieden und den nährenden Handel und Wandel; er aber sprach spöttisch von Genua, und Thomas stand ihm bei, weil er Alles recht findet, was Gaffori thut. Damals aber sagte ich mir, daß es am besten sey, wenn Therese deine Frau würde und wenn auch — nun! nun! unterbrach sie sich, es möchten auch wohl Bedenken kommen, aber Therese, die dich liebt, wird eine kluge gute Frau seyn; ja, das wird sie seyn, und Segen wird euch begleiten.

Zum Erstenmale lächelte ihr strenges Gesicht, als Therese und Thomas sich umarmten und unter Liebesworten versicherten, daß sie in Frieden und Liebe leben würden. Dann kam es zu Unterhandlungen über die Zeit der Hochzeit, und wie sehr auch Thomas bat und drängte, die Sitte erforderte, daß nichts übereilt werden durfte. Der Sommer mußte vergehen, um alle Vorbereitungen zu treffen. Die Braut hatte ihre Hochzeitskisten zu füllen; Thomas brachte endlich selbst auch zur Sprache, daß sein Haus noch mancher Einrichtungen bedürfe, und nach vielen Ueberlegungen schien es endlich Allen am passlichsten, wenn im Oktober die Vermählung stattfinde. Glänzend und herrlich sollte sie gefeiert werden, den Verhältnissen der Familien an-

gemessen, und die Cervoni konnten sicher seyn, daß es an stattlichen Hochzeitsgästen sowohl wie an der Theilnahme des Volks nicht mangeln werde.

Im Laufe des Tages hatte Thereze Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie beliebt Thomas bei den Hirten in Niolo sey. Die Nachricht von seiner Wahl und daß er die Braut zu seiner Mutter gebracht, hatte sich im Thale verbreitet. Als es nun Abend wurde, kamen die Gemeindevorsteher, dem jungen Paare Glück zu wünschen, und sie brachten ein mit Blumen geschmücktes Lamm zum Geschenke nach uralter Sitte. Während dessen aber sammelten sich die jungen Leute und Mädchen vor dem Hause, und beim Zitherklange sangen sie Serenaden zum Ruhme und Heile des Bräutigams und der Braut. Der Vollmond trat dabei über die hohen Berge und beglänzte zauberisch das Hirtenthal, Thereze Romei stand auf dem Altane, ihren Arm um den Geliebten, und ihr stolzes schönes Gesicht blickte in den Mond und auf die hohen glanzvollen Gipfel. Was ihre Seele erfüllte, wußte Niemand als sie allein. Thomas drückte sie zärtlich an sich, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihm. Sie flogen nach Corte hinab, in Giampietro Gaffori's enges Haus; sie dachte an ihn und an Maria Anna, und ihre Lippen zuckten unter einem leise gesprochenen Schwur, den Niemand hörte.

Hätte sie hinab sehen können in das enge kleine Zimmer, wo Maria Anna einsam bei ihrer Arbeit saß, so würde die Gluth in ihrer Brust sich wohl noch vermehrt haben. Gaffori war nicht zu Haus. Am Nachmittage hatte er einen Besuch erhalten, der Maria Anna keine große Freude machte. Ein trotzig blickender Mann mit wilden Feueraugen, ein Mann aus dem Süden, Emanuel Matra mit Namen, war gekommen. Es gab kaum einen Anderen, den die Genuesen so sehr fürchteten, denn er hatte sich ihnen im letzten Kriege durch Thaten unglaublicher Kühnheit und Tapferkeit furchtbar gemacht. Bei alledem liebte ihn das Volk nicht, obwohl es ihn bewunderte; denn er war eben so hart und grausam, wie tapfer und stolz. Sein finsteres, narbiges Gesicht konnte die Herzen der Menschen nicht gewinnen, sein Haß war so groß wie sein Ehrgeiz, und seiner kriegerischen Eigenschaften sich bewußt, wich er nur einem Manne auf der Insel, dem Giampietro Gaffori, der nach seiner Ueberzeugung mehr noch als er selbst der Erste zu seyn verdiente.

Als der riesenhafte Matra dem Doktor die Hand schüttelte, war sein erstes Wort ein Fluch über die Genuesen. Ich komme zu Euch, sagte er, um Euch eine Neuigkeit zu sagen, Gaffori. Die Mäuse kriegen aus ihren Löchern, haltet Euch bereit, daß die Katze nicht fehlt.

Ich denke, versetzte Gaffori lächelnd, wo Emanuel Matra in der Nähe ist, ist auch die wachsame Katze bei der Hand.

Matra's düstere Augen flammten auf. Zunächst sagt mir, ob Ihr wißt, begann er, daß von Bonifacio und Calvi durch die genuesischen Kommandanten Waffen vertheilt werden.

Es kann seyn, daß ich schon etwas davon vernahm, antwortete Gaffori.

Dann sagt mir, ob sich nicht hier eine Kerl umhertreibt, der sich Viale nennt?

Kennt Ihr ihn? fragte der Doktor.

Nein.

Was wißt Ihr von ihm?

Ich weiß nur, daß mir aus Bonifacio von einem Freunde geschrieben wird, dieser Viale sey von dem Gouverneur aus Bastia abgeschickt worden, habe sich überall blicken lassen und müsse eine Person von Bedeutung seyn, denn die Kommandanten behandelten ihn mit vieler Achtung.

Dagegen können wir nichts thun, sagte Gaffori. Es steht jedem Genuesen frei, zu uns zu kommen und unsere Zustände anzuschauen. Wir leben ja in Frieden mit unseren gnädigen Herren von Genua.

Möchte ich sie alle mit meinen Zähnen zerreißen können, murmelte Matra ingrimmig, darauf setzte er laut hinzu: Es ist gewiß, daß sie das Volk aufhetzen, und wenn ich diesen Spion, diesen Viale, auftreffe, würde ich ihn niederschießen ohne Bedenken.

Gott verhüte es! lächelte Gaffori. Ich bitt' Euch, Freund, schützt ihn, wo Ihr ihn findet; denn er ist uns von großem Werthe. Wir müssen vor aller Welt beweisen, daß wir friedliebende, höfliche Leute sind.

Verdammt sey dieser Frieden, bei dem wir die Ketten um unsere Beine mit uns fortschleppen, um sie bei jedem Schritte klirren zu hören! brauste Matra zornig auf.

Ei, so wartet doch und seyd geduldig, beruhigte der Doktor. Wißt Ihr nicht, daß drei Viertheile der Corsen ängstlich sich an diesem Frieden festklammern und Verrath über uns schreien würden, wollten wir mit einer raschen That ihn brechen? Sagt mir lieber, auf wie viele ergebene, entschlossene Männer Ihr wohl rechnen könnt, wenn es darauf ankommen sollte, diesen Frieden zu schützen.

Fünfhundert wenigstens, die zu den Flinten greifen, sobald sie meine Stimme hören, sagte Matra.

Nun das ist eine hübsche Zahl, die sich auch wohl verdoppeln ließe.

Hört, Giampietro, fiel Matra ein, was ist an dem Gerede, das mir zu Ohren kam? Ist es wahr, daß Thomas Cervoni sich mit den Romei verschwägern will?

So wahr, daß ich es bestätigen muß, mein lieber Matra.

Und Ihr, rief Matra, was thatet Ihr?

Ich wünschte ihm Gottes Segen.

Der Riese lachte grimmig und hohnvoll auf und seine Augen funkelten über Gaffori's ruhiges, freundliches Gesicht. Der Knabe war immer Euer Schooßkind, sprach er dabei, Ihr glaubtet ein Held stäke in

ihm, ein Sampiero, der Weib und Kind eher schlachten könnte, als sein Vaterland verrathen.

Thomas wird niemals ein Verräther seyn, antwortete Gaffori nachdrücklich.

Wenn er den Romei in die Hände gefallen ist, so kann Alles aus ihm werden! rief Matra. Demonio! das ist ein verfluchter Plan. Nehmt Euch in Acht, Gaffori, es kann Euch theuer zu stehen kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand in Antwerpen.

Die „Independance Belge" bringt über diese Feuersbrunst noch folgende Einzelheiten: Am Abend des 2. Dezember gegen 6½ Uhr brach in der Raffinerie Belge, die an der Südseite des großen Bassins lag, Feuer aus. Nach kaum drei Viertelstunden hatte das Feuer so um sich gegriffen, daß das ganze Gebäude einem Feuermeer glich und die Hitze auf 500 Schritt Entfernung unerträglich ward. Bald ward auch das Entrepot Felix, das an die Raffinerie gränzte, eine Beute der Flammen. Die Façade desselben, die ganz aus Eisen und Backsteinen gebaut war, stürzte ein, und nun bot sich das gräßliche Schauspiel dar, wie in den sechs Stockwerken des Gebäudes die aufgespeicherten Waarenmassen von dem Feuer verzehrt wurden. Jetzt mußte man sich auf Rettung der in der Umgegend liegenden Gebäude beschränken, worunter der mit Waaren gefüllte Speicher der Staatsbahn. Im Entrepot Felix lagerten Vorräthe von Getreide, Wolle, Essenzen, Harzen u. s. w. Um Mitternacht war das Feuer auf die beiden zuerst ergriffenen Räume beschränkt und der Eisenbahnspeicher gerettet. Alle im Bassin liegenden Schiffe waren beim Ausbruch der Feuersbrunst auslaufen und so der Gefahr entgangen. Die Raffinerie war, wie die „Independance Belge" vernimmt, zu fast einer Million, das Gebäude des Entrepot zu zwei Millionen versichert. Der „Precurseur" bezeichnet die Feuersbrunst vom 2. Dezember als die größte der Feuersbrünste, von denen seit Zerstörung des alten Entrepot im Jahre 1830 Antwerpen heimgesucht ward. Unmittelbar nach Ausbruch des Feuers wurden von den Pompiers und Truppen die Löschanstalten organisirt, das Feuer war nach einer halben Stunde schon so übermächtig, daß die beiden ergriffenen Räume nicht mehr zu retten waren. Diese Nachricht erfüllte die Bevölkerung mit Entsetzen, zumal neben der belgisch-antwerpner Raffinerie, auf deren einer Seite das Entrepot Felix lag, sich ein den Herren Ber und Berbert gehöriges Magazin von Bauholz befand und die Hauptfaçade auf das große Bassin, die Rückseite nach dem Eisenbahnspeicher ging. Von den Wällen aus sah man die Gegend taghell bis zum Damin erleuchtet und die Flammen wurden auf drei Wegstunden Entfernung erblickt; die Eisenbahnpassagiere, die von Gent kamen, sahen dieselben schon auf der Anhöhe von Unkerke. Die elf Spritzen, besonders die von Herrn Wood von Deurne, leisteten große Dienste zum Schutze der umliegenden Gebäude. Die Rettung der Holzniederlage von Ber und Berbert ist vorzugsweise der Haltbarkeit der Mauer auf der linken Seite der Raffinerie zu danken. Um 7 Uhr 35 Minuten schoß aus einem Fenster des ersten Stockes des Entrepot jählings eine Feuersäule empor, nachdem man das Feuer auf der Ecke des Entrepot so eben ausgelöscht hatte. Was sollte nnn aus den Unglücklichen werden, die in die oberen Etagen, und in den siebenten Stock zumal, geeilt waren, um zu retten? Einem Theil der Arbeiter gelang die Flucht, dagegen wurden alsbald neun Personen vermißt, dann noch drei Personen. Von 7 Uhr 35 Minuten bis 7 Uhr 50 Minuten hatte das Feuer gewüthet, als mit furchtbarem Getrach die Façade eines der Gebäude einstürzte, die für „unverbrennbar" erklärt worden war. Dieß war der gefährlichste Moment, da im Bassin einige der noch nicht zum Auslaufen gelangten Schiffe im Takelwerke Feuer fingen. Bei der Bewegung der Schiffe kam ein Matrose um, fünf andere, die ins Wasser gefallen, wurden gerettet. Die Mechelner Spritzen trafen mit einem Extrazuge ein, doch erst gegen 10 Uhr; die Brüsseler Pompiers, die um 8 Uhr berufen wurden, erhielten nun Gegenbefehl durch den Telegraphen. Das Feuer scheint in den Bureaux der Raffinerie auf der Bassinseite entstanden zu seyn. Die Keller des Entrepot, in denen Terpentin, Leinöl u. s. w. lagen, blieben vom Feuer verschont. Die Raffinerie war laut dem „Precurseur" zu etwa zwei Millionen bei verschiedenen belgischen, französischen und deutschen Gesellschaften, namentlich bei allen Antwerpner, versichert. Das Entrepot war zu 7 bis 8 Millionen versichert bei einer großen Anzahl von Gesellschaften, namentlich aber bei holländischen, welche am stärksten betroffen wurden. Sieben Militärs wurden in das Spital gebracht, bald folgten noch mehrere Pompiers, Arbeiter u. s. w. Etwa zehn Leute aus der Stadt fielen ins Bassin, wurden aber gerettet. Während der Rettungsarbeiten wurden vier Spitzbuben auf der That ergriffen.

Nachschrift. Ueber die Feuersbrunst in Antwerpen liegen weitere und nähere Berichte vor, doch ist von zuverlässigen Angaben in Betreff der Verunglückten noch keine Rede. Als feststehend und namhaft genannt sind bis jetzt fünf Opfer, darunter der ausgezeichnete Stadt-Bauinspektor Stoob, der auf seinem Posten ausharrte, bis Rettung zu spät war, ferner der erste Beamte des Entrepot, Namens Felix Hirsch, ein ausgezeichneter pflichttreuer Mann. Unter dem Einsturze der Mauer des Entrepot nach der Dockseite hin wurde zum

Glück Niemand begraben, da die Mauer eine Zeit lang krachte und schwankte, bevor sie brach. Die „annäherungsweise“ gegebene Uebersicht des Avenir über die im Entrepot verbrannten Waaren ergibt: 100,000 Hektoliter Getreide, 15- bis 1700 Ballen Wolle, 950 Fässer Tabak, 400 Fäßchen Korinthen, 1000 Blöcke Acajouholz, 200 Fässer Pottasche, 300,000 K. Eisen in Barren, 1000 Colli verschiedener Artikel, 500 Ballen Flachs und Werg, 1500 Kisten Zucker, 5000 Sack Reis, 4000 Stück trockene Häute und 500 Ballen Kaffee. Die belgisch-antwerpener Raffinerie war „ungefähr“ zu 1,700,000 Fr. versichert, die theils auf belgische, theils auf mehrere französische Gesellschaften fallen. Die Baulichkeiten über der Erde waren zu 900,000 Fr. versichert. Auch die Waaren waren zum größeren Theil versichert bei allen belgischen und den auswärtigen Gesellschaften, die am Platze vertreten sind. Verlust an Gebäuden und Waaren zusammen im Entrepot Felix werden auf 8—10 Mill. geschätzt. Damit das Unglück vollständig sey, ist das Feuer auch in die Kellerräume des Entrepot eingedrungen, wo lagerten: 200,000 Kil. Baumwollen-Samen, 100 Fässer Tabak, eine Partie Acajouholz, 500 Stück gesalzene Häute, 100 Kisten Bimstein, 150,000 Kil. Farbehölzer, 500 Tonnen Terpentinöl, 250 Fässer Harz, 2500 Säcke Guano, 200,000 Kil. Kupfererz. Die Kellergewölbe der Raffinerie sind bereits mit den rauchenden Trümmern des Hauses eingestürzt. Mit dem „Avenir“ im Widerspruche steht die Meldung des „Precurseur,“ der bemerkt: „Die Keller des Entrepot wurden nicht vom Feuer ergriffen; alle Anstrengungen der Spritzenleute und Truppen sind darauf gerichtet, dieselben zu schützen.“ Laut dem „Precurseur“ fehlten mehrere Militärs beim Appel; sieben Soldaten liegen, fast alle im Gesicht und an den Händen stark verbrannt, im Spitale. In einem späteren Artikel meldet der „Precurseur,“ daß im Entrepo Abends gegen 9 Uhr eins der Kellergewölbe etwa in der Mitte des Gebäudes einstürzte, so daß, also zu fürchten steht, das Feuer werde auch die Waaren in den Kellern erreichen, wo Löschung unmöglich ist.“ Die Bücher des Entrepot sind allerdings gerettet, die Berechnung über die ein- und ausgegangenen Waaren kann aber erst in einigen Tagen genaue Resultate liefern.

Mannigfaltigkeiten.

[José Borges] wurde in der Provinz Lerida in Spanien geboren. Sein Vater war der Oberst Manuel Borges, einer der trefflichsten Offiziere des spanischen Heeres, der in Vertheidigung der Sache Ferdinands VII. die glänzendsten Proben der Tapferkeit ablegte. José Borges wurde mit seinem Bruder Manuel im Jahre 1831 in dem Kadettenkorps von Segovia untergebracht, und beide traten nach vollendeten Studien als Fähndriche in die Armee eine. Ihr musterhaftes Betragen und ihr militärisches Talent erwarben ihnen bald die Achtung ihrer Vorgesetzten und Waffenbrüder. Nach des Königs und ihres Vaters Tode kämpften sie in Catalonien für die Legitimität unter den Generalen Orbisondo, Royo und dem Generalkapitän Grafen de Espana, und José wurde hier durch alle Grade rasch befördert, bis er zum Major und Kommandant des catalonischen Bataillons vorrückte. Manuel blieb, gleichfalls als Major, bei der Belagerung von Ripoli, José wurde bei der Erstürmung dieses Platzes hiermal verwundet, worauf er in Folge seiner bewiesenen Tapferkeit zum Oberstlieutenant befördert wurde. Im Jahr 1839 ward er Brigadegeneral. Im Jahr 1840 wurde nach dem Verrath Raph. Marotot's, des Obergenerals des Nordheeres, die catalonische Armee genöthigt, sich nach Frankreich zu flüchten. Da sich José Borges bei derselben befand, kam er in das Depot von Bourg-Cambrai, und wurde da nach drei Monaten zum Professor der Mathematik an dortiger Studienanstalt verwendet. Von hier ging er nach fünf Jahren nach Macon, wo er die „Geschichte des spanischen Bürgerkrieges“ schrieb. Während der politischen Aufregung von 1848 kehrte er nach Catalonien zurück, wo er neuerdings unter dem General Cabrera für die Legitimität in Dienste trat. Nach einem Jahr kehrte er wieder nach Frankreich zurück, weil er nicht unter einer illegitimen Regierung dienen wollte, und betheiligte sich im Sommer 1855 bei der karlistischen Schilderhebung in Catalonien.

Bezüglich der Ruhestätten berühmter Personen auf den verschiedenen Friedhöfen von Wien und Umgebung dürften folgende Angaben interessiren. Auf dem Hundsthurmer Friedhofe befinden sich die Gräber des Tonheros Joseph Haydn (der Leichnam wurde ausgegraben und vom Fürsten Esterhazy nach Eisenstadt geführt), des Genremalers Danhauser; in Matzleinsdorf die Grabstätten von Gluck, Jaquin, Salieri, Füger, Kurländer, des Volksdichters Gewey; in Sankt Marx liegen Mozart, Raphael Donner, Schenk (Dorfbarbier), Gänsbacher; in Döbling Lanner und Strauß; in Gerstorf der Dichter Collin; in Hadersdorf Feldmarschall Loudon; in Hietzing Clery, der treue Diener Ludwigs XVI.; in Hütteldorf der Barde Denis; auf den Kahlenberge der geistliche Prinz de Ligne; vor der Nußdorfer Linie der von Jaroschinsky ermordete Abbe Plank; in Währing Beethoven, Schubert, Abbe Stadler, Joseph Weigl, Caroline Pichler, der große Arzt Frank; in Weidling Lenau und Hammer-Purgstall; in Pötzleinsdorf der Dichter Alxinger u. s. w.

Redakteur: Gustav Messeri. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 293 Sonntag, 8. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Der Doktor suchte ihn zu beschwichtigen, und seine Ruhe verfehlte ihre Wirkung nicht. Er stellte dar, daß er nichts zu hindern vermocht hätte, daß aber, wenn er sich unfreundlich bewiesen, dieß um so mehr das Gegentheil von dem bewirkt haben würde, was er wünschte. Im Uebrigen, sagte er, steht mir kein Recht zu, über Thomas zu gebieten. Er ist seinen Neigungen gefolgt, und seine Mutter hat diese gebilligt.

Wenn aber ein Mann wie ein Schwächling handelt um eines Weibes willen, versetzte Matra, so schlage ich ihm meine Thüre zu, damit die Sippschaft mir nicht Schlangen ins Haus bringt.

Was ein Mann thut, ist seine Sache, sagte Gaffori, er hat sie zu vertreten. So lange ich hoffen darf, mir den Freund zu erhalten oder Feinde in Freunde zu verwandeln, werde ich meine Thür so wenig wie mein Herz vor ihm zuschlagen.

Wollt Ihr etwa diese Romei, die es niemals ehrlich mit Euch und ihrem Vaterlande meinten, zu Euren Freunden machen? höhnte Matra.

Wenn sie kommen, werde ich sie nicht gehen heißen, versetzte Gaffori.

Matra sprang auf, sein Gesicht verfinsterte sich, er preßte Gaffori's Hand zusammen. Giampietro, sagte er, ich bin kein Wahrsager, kein Zeichendenter, aber ich bin Euer Freund mehr, als ihr glauben mögt. Im Namen Gottes und unseres Vaterlandes, thut es nicht! Was hat Ranuccio, was dem Sampiero und so vielen anderen großen Männern den Tod gebracht, als zu vieles Vertrauen, in falsche Freunde gesetzt? Werft dem kindischen verliebten Knaben aus Eurem Hause, stoß die Romei von Euch, brecht offen mit dem schleichenden Gewürme und vertraut Eurem Geist, Eurem Glück und uns, den Männern der Freiheit, den ächten Corsen, die da wissen, daß Frieden mit Genua unmöglich ist.

Gaffori suchte diese Besorgniß zu zerstreuen, er sprach lange vergeblich mit dem wilden Häuptling. Endlich wurde ihre Unterhaltung leiser, und nach einer Stunde ließ der Doktor sein Pferd satteln und begleitete Matra, als dieser Abschied nahm.

Maria Anna hatte das Meiste gehört, was verhandelt wurde, jetzt saß sie darüber nachsinnend, und der Abend dunkelte schon, als Jemand hereintrat, der sie aus ihrer Einsamkeit aufstörte. Es war Francesco, den sie den Tag über nicht gesehen hatte, und nun er vor ihr stand, erschrack sie heimlich über seinen Anblick; denn er sah bleich und angegriffen aus, und seine Augen blickten sie schwermüthig an, als er bei seinem Grüße lächelte.

Wo seyd Ihr gewesen, lieber Francesco; sagte Maria Anna, indem sie ihm ihre Hand reichte und diese festhielt. Wir haben Euch vergebens erwartet.

Ich hatte viel zu arbeiten, erwiderte er, dann kamen Freunde, die mich mitnahmen.

Aber Ihr seyd nicht wohl, Eure Hände brennen. Nehmt Euch vor dem Fieber in Acht, es ist die rechte Zeit dazu.

O! rief er gewaltsam munter, ich bin durchaus nicht krank, und wenn — wenn ich wirklich vom Fieber ergriffen würde — was könnte es schaden!

Scherzt nicht, sagte die junge Frau, die Golosieber sind in dieser Zeit gefährlich.

Was könnte es schaden! rief er noch einmal, und sich niedersetzend fügte er hinzu: Wo ist Giampietro?

Er begleitet den Siore Matra, antwortete sie, der uns einen Besuch machte.

War der hier? sagte Francesco. Das wird den friedlichen Leuten in Corte das Abendbrod verderben.

Wie meint Ihr das? lieber Francesco.

Nun, sagte Francesco, es freuen sich Viele, daß Giampietro gestern mit Antonio Romei sich sehen ließ, wenn er aber heute mit Matra von dannen ritt, so wissen sie, warum die Sonne so blutig roth am Himmel stand. Es gibt närrische Leute genug, die vor Freuden tanzen bei dem Gedanken an die Hochzeit, welche Thomas Cervoni halten will, und Giampietro schon als Brautführer reiten sehen, Arm in Arm mit dem Gouverneur von Bastia.

Der bittere Spott auf seinen Lippen machte, daß Maria Anna ihn nachdenkend ansah und dann mit ihrer sanften Stimme sagte: Ihr seyd mit dieser Hochzeit weniger einverstanden?

Ich, erwiderte er, was könnte ich dagegen haben?

Seyd Ihr denn wirklich ohne Neid auf Thomas? erwiderte sie. Man hat geglaubt —

Er stand mit Heftigkeit auf und sein Gesicht füllte sich mit dunkler Röthe. Was hat man geglaubt; daß ich und Thereje Romei — er lachte hohnvoll, schüttelte dabei den Kopf und wurde plötzlich still und ernsthaft, indem er sich umwandte und an's Fenster trat.

Ein Pferd wieherte auf der Straße. Ist es Giampietro? fragte Maria Anna.

Nein, erwiderte er. So bald kommt er nicht zurück.

Woher glaubt Ihr das?

Wenn er Matra begleitet, so ist er nach Alando geritten. Dort hält sich Clemens Paoli jetzt bei seinem Freunde Serpentini auf.

Sie schwiegen Beide. Nach einigen Minuten aber sagte Francesco: Habt Ihr keine Sorgen um Giampietro?

Weßhalb sollte ich sorgen?

Es kann Mancherlei kommen, ehe man es denkt. Matra und Paoli sind gefährliche Namen. Nun, Giampietro hat Glück; er ist an manchem schrecklichen Tage gesund geblieben.

Er weiß am besten, was gut und recht ist, antwortete Maria Anna, und wer auf solchen Wegen geht, muß thun, was er soll und seine Pflicht erfüllen.

Pflichten gibt es mancherlei, fiel er ein.

Die höchste Pflicht für ihn ist seines Vaterlandes Heil. —

Das hat er bewiesen, aber — wer schützte Euch und wer — wenn eine Kugel damals den Knaben durchbohrt hätte? Wenn dieß durchlöcherte Haus über Euch zusammenstürzte? Wenn die Genuesen Euch fortgeschleppt hätten? Giampietro in seinem Blute lag?

Gott! sagte Maria Anna, würde uns geschützt haben und Ihr, Francesco.

Er wandte sich hastig um, seine Augen glühten. — Da ging die Thür auf und der Knabe sprang fröhlich herein, ihm folgte der Propst, der mit seiner schallenden Stimme das Zimmer füllte. Segen sey mit Euch! rief er, da bringe ich Euch den Schelm Luigi, er wollte nicht länger bei mir aushalten, denn er behauptete, deutlich gehört zu haben, wie die Mutter das Abendbrod schnitt. Ehe, Francesco! Diese schlauen Anlagen hat er von dir bekommen, mein Sohn, und wenn er jemals die Moresca tanzt, wird er sich nicht den Kranz nehmen lassen. Ich sage Euch, Frau Gaffori, in dem Jungen steckt ein Kaufmann, und sobald Antonio Romei sein Geschäft eröffnet, gebt ihn dort in die Lehre, es wird ein großer Mann aus ihm werden.

Damit setzte er sich nieder und blinzelte mit seinen schalkhaften Augen die Anderen an. Der Knabe hatte die Mutter mit seinen Armen umschlungen und flüsterte ihr schmeichelnd zu: ich wollte zu dir, mein Mütterchen, ist es doch hier am allerbesten in der ganzen Welt! Und sie küßte ihn dafür, während sie den Priester fragte: Will denn Romei Handelsgeschäfte machen?

Das liegt ihm im Blute, sagte der Propst. Die Romei haben es von alten Zeiten her gethan, und der alte Pietro hatte in Genua sogar seine Niederlagen und sein Comptoir. Handel macht groß, das weiß Niemand besser als die Italiener, die so recht ein Kaufmanns- und Handelsvolk sind. — Hehe! Francesco, warum bist du kein Kaufmann geworden und hast dir eine gute Kompagnieschaft entgehen lassen?

Es handelt ein Jeder in seiner Weise, antwortete der junge Mann verdrießlich.

Aber die Meisten machen schlechte Geschäfte, lachte der Propst. Man muß sich nur vor den schlechten Geschäften in Acht nehmen, so ist es eine Lust, ein Kaufmann zu seyn. Siehst du wohl, mein Sohn, darauf kömmt es bei jedem Handel an. Mag einer mit Flintenkugeln und Säbelklingen, oder mit Prozessen und Liebeswerken, oder mit Oel und Feigen handeln, er muß nur keine schlechten Geschäfte machen. Die Genuesen haben das Alles von jeher meisterlich verstanden, vortheilhafte Kriege, vortheilhafte Heirathen und vortheilhafte Handelsgeschäfte. Du mußt ein Genueje werden, Francesco, so wird es dir wohlgehen. Romei kauft überall das Oel auf, hat große Dinge vor. Der wird noch der Erste in Corsika; warum hast du die Moresca nicht besser getanzt, mein Sohn?

Francesco konnte seinen Unmuth kaum mehr bezwingen, aber es blieb ihm doch nichts übrig, als zu lachen. Ein ander Mal werde ich es besser machen, sagte er.

Thu's und sey zufrieden! rief der Propst. Unglück macht weise, liebes Kind, also werde weise bei Zeiten. Weiser als der, dessen Weisheits-Stimme ich so eben auf der Treppe vernehme, dessen Weisheit durch das ganze Land schallt und der doch dabei —

Er ließ sein spottendes Gelächter hören und bewillkommnete damit den Doktor Gaffori, der so eben hereintrat. — Seht ihn doch! seht ihn doch! den Mann des Friedens und der Ruhe! rief er dann, mit welcher Miene zufriedener Weisheit er erscheint. Ein wahrer Sokrates, daher kommt er auch mitten in der Dunkelheit nach Haus, erleuchtet von seinen hohen Gedanken.

Gaffori drückte ihm die Hand. Ihr habt Recht, sagte er, meine Gedanken waren meine Fackelträger, mehr habe ich nicht nöthig, um den rechten Weg zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

In Johanna's Herz war ein Strahl wahrer Liebe gedrungen, aber der Dämon in ihrer Brust hatte noch

zu viel Macht über sie, als daß sie so schnell sich diesem neuen Eindrucke hätte hingeben können.

Schütz schien zu ahnen, was in ihr vorging. Er trat zu ihr.

„Johanna," sprach er mit ruhiger und doch weicher Stimme, „kann es Sie verletzen, wenn ich Ihnen wahr und offen gestehe, welchen Eindruck Sie auf mich machen. Fühlen Sie nicht, daß nur die innigste Theilnahme mich hierzu treibt. Empfinden Sie nicht, daß ein Mann nur gegen das Mädchen ganz — ganz wahr seyn kann, das er achtet, — das er —," er vollendete seine Worte nicht. Ob Johanna ihn verstand? Er sah, wie ihr Busen sich rasch hob und senkte, er bemerkte ihre Aufregung — aber sie schwieg. —

„Sehen Sie," fuhr er fort, „ich würde glücklich seyn, wenn Sie mir mit solcher Offenheit entgegenträten, wenn Sie nur einmal — Johanna, nur einmal ganz — ganz wahr seyn wollten. Glauben Sie, es thut dem Herzen des Mannes nichts weher, als wenn ihm in Augenblicken, wo es von den ernstesten und heiligsten Gefühlen erfüllt ist, mit abweisender Kälte, oder einem erzwungenen Lächeln begegnet wird. Auch Sie, Johanna, können anders seyn und anders fühlen, — ich weiß es!"

Johanna stand noch immer regungslos da. Die verschiedenartigsten Gefühle durchstürmten sie. Noch nie hatte Schütz so ernst und offen gegen sie gesprochen. Sie konnte nicht mehr über ihn in Zweifeln seyn, sie war es auch nicht mehr. Ihr eigenes Herz schlug laut und heftig und sie wußte, daß es für ihn schlug.

Vielleicht wäre dieser Augenblick entscheidend für ihr ganzes Leben geworden, hätte sie nicht gerade jetzt draußen den Schritt ihrer Mutter vernommen. Augenblicklich war ihre Stimmung umgewandelt. Der Ernst war verschwunden und lachend wandte sie sich zu Schütz:

„Sie sind ein kostbarer Moralprediger, Herr Assessor. Hatten Sie mich doch wahrhaftig so ernst gemacht, daß ich auf dem besten Wege war, sentimental zu werden. Fort mit den Grillen!"

Verwundert sah Schütz Johanna an. Ein so schnelles Uebergehen vom tiefsten Ernst zur Heiterkeit konnte sein gerader Sinn nicht fassen. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Sie sind ein unergründliches Räthsel."

Das geräuschvolle Eintreten der Frau Hilbert machte dem Gespräche ein Ende.

„Ei, ei, mein lieber Assessor, Sie sind da," rief sie mit erkünstelter Ueberraschung, denn sie hatte ihn wohl hinauf gehen sehen, — das ist ja hübsch, daß Sie Ihren Thee heute Abend hier einnehmen wollen."

Wir müssen der Frau Hilbert diese kleine Verstellung wohl verzeihen, sie kam aus dem besten mütterlichen Herzen. Vielleicht kommt es endlich zu einer Erklärung heute, hatte sie zu sich gesagt, an mir soll die Schuld wenigstens nicht liegen. Und nun ging es ihr wie jenem Mädchen mit dem Milchtopf, ihre Phantasie ging mit ihr durch. Ein Ereigniß, was bei dieser praktischen Frau gewiß sehr selten vorkam. Sie träumte von Verlobung und Hochzeit, ja sie hatte schon im Stillen überrechnet, welche Gäste alle geladen werden müßten.

Ein prüfender Blick, den sie forschend auf ihre Tochter warf, stürzte indessen bald ihre luftigen Schlösser zusammen. Da war keine Spur von Verlobung und Hochzeit zu lesen, sie lächelte so unbefangen wie je und den ganzen Abend über war sie in der heitersten Laune. Indessen gelang es ihr nicht mit allen Zauberkünsten, Schütz aus seiner ernsten Stimmung herauszureißen. Er blieb im innersten Herzen verstimmt. Er hatte sich seinem Ziele so nahe geglaubt, da hatte ihn Johanna wieder durch ihre gewöhnliche Kokketterie zurückgestoßen. Und trotz dieses Widerstandes wurde seine Liebe zu immer helleren Flammen angefacht.

Kokkette Frauen fesseln ja die Männer augenblicklich weit mehr, als gefühlvolle anschmiegende Wesen. Widerstand kann den ruhigsten Menschen zur größten Leidenschaft treiben. —

Jetzt suchten seine Augen forschend bis in die Tiefe ihres Herzens zu dringen, aber Johanna's Augen strahlten ihm nur Heiterkeit und Uebermuth zurück. — Der Abend verging; als Schütz schied, begleitete sie ihn hinaus.

„Johanna," sagte er leise und innig, „ich war heute mit der Absicht gekommen, Ihnen eine Lebensfrage vorzulegen, — nun gehe ich heim, ohne einen Schritt näher gekommen zu seyn."

„Doch nicht durch meine Schuld?"

„Doch, doch, Johanna! In wenigen Tagen ist Sylvesterball, dann will ich Ihnen diese Frage, die das Glück meines Lebens entscheiden wird, vorlegen. Kann ich hoffen, daß Sie dann wahr sind?"

„Sie können es," hauchte sie kaum hörbar. Auf diese ernsten Worte hatte sie keinen Scherz bereit, sie hatten sie mit Wonne und Beben erfüllt, und leise, leise erwiderte sie seinen innigen Händedruck. Schütz war außer sich vor Entzücken, aber Johanna, gleichsam als hätte sie zu viel gethan, eilte schnell fort. Sie war in einer nie gefühlten Aufregung, die sie mühsam vor der Mutter zu verbergen suchte. Frau Hilbert fragte hin und her, aber vergebens. Johanna blieb einsylbig, wich jeder noch so schlau angelegten Frage aus. Dafür mußte sie auch noch eine lange Strafpredigt über selbstsame Verschlossenheit u. s. w. anhören. Aber sie hörte nichts. Alle ihre Gedanken waren auf den nahen Ball gerichtet und mit Seligkeit und doch zugleich mit Bangen sah sie ihm entgegen.

Mitternacht war längst vorüber und immer noch blickte der Mond in ein offenes Augenpaar. Und als endlich der Schlummer sich auf die müden Augenlider

senkte, — gaukelten ihr der Traum nur Glück und Liebe vor. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In öffentlicher Sitzung des Bezirksgerichts München l/J. wurde letzthin Verhandlung gepflogen wegen Verbrechens des Gewohnheitsbetruges gegen die ledige Wirthstochter Regina Rauch von Füssen und die ledige Dienstmagd Walburga Richthammer von München. Die Anschuldigung ging dahin, daß dieselben mehreren Personen Geld abgelockt hatten durch die Vorspiegelung, sie seyen Mitglieder eines „schwarzen Bundes," dem auch der englische Gesandte, mehrere adeligen Herren und andere Angehörigen, es müßten diese verhungern, wenn sie ihnen nicht fremdes Geld verschafften (da sie ihr eigenes nicht anrühren dürften), dasselbe würde aber mit großem Gewinne zurückbezahlt werden u. dgl. Einem der Betrogenen wurde erzählt, daß die Gemahlin des englischen Gesandten schon seit sechs Tagen außer einem Glase Wasser nichts mehr genossen habe und deßhalb dem Hungertode nahe sey, von welchem sie nur durch fremdes Geld gerettet werden könne. Derselbe, dem übrigens auch reicher Gewinn versprochen wurde, ließ sich hierdurch zur Hingabe von 75 fl. bestimmen um die englische Gesandtin vor dem Hungertod zu bewahren, indem er, wenn er auch diese Geschichte nicht geradezu glaubte, doch meinte, „es könne etwas daran seyn." Gegen eine Person wurde von dem Versammlungssaale der Mitglieder gesprochen, in welchem jedes Mitglied seine eiserne Kasse habe, in welcher sich das Geld ganz von selbst vermehre. Eine der beiden Betrügerinnen ließ auch von einem bedeutenden Vermögen etwas verlauten, welches sie besitze und das sie bald da, bald dort, zuletzt als in der englischen Bank liegend bezeichnete. Im Ganzen waren es 5 Personen, die auf diese unsinnigen Geschichten hin Geld herliehen. Von beiden Weibspersonen wurde die eine zu achtjähriger, und die andere zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Charade.

Es hebet leicht mein Erstes sich am Rande,
Gewisse Flächen schützend zu begränzen,
An mancher Wolke sieht man's farbig glänzen,
Hoch wird's geehrt, doch selten am Gewande.

Ein Beiwort zeigt sich in den Letzten beiden
Für den, dem heiße Gluth den Sinn entrücket,
Für den, den seiner Hochgenuß entzücket,
Auch, dem sein Loos die frommen Alten neiden.

Nicht leicht wird über Tadel sich beklagen,
Wer Eile liebt im Wollen und Vollbringen;
Drum wird sich schwerlich der ein Lob erringen,
Von welchem man das Ganze pflegt zu sagen.

Auflösung des Palindroms in Nro. 287:

Nebel.

An die deutschen Sängervereine.

Die bei dem deutschen Sängerfeste zu Nürnberg am 23. Juli 1861 gehaltene Sängerversammlung hat bei ihren Berathungen über Begründung eines deutschen Sängerbundes, wobei als die Grundlage die Bildung von Sängerbünden der einzelnen Liedertafeln der Männergesangvereine eines Gaues bezeichnet wurde, laut dem in diesen Tagen versandten Protokoll den Beschluß gefaßt: „dem schwäbischen Sängerbund die Vorarbeiten zur Gründung eines deutschen Sängerbundes zu übertragen, so wie auch dieser mit Zuratheziehung mehrerer größerer Städte die Bestimmung des Ortes für Abhaltung des nächsten deutschen Sängerfestes trifft." Wir haben in Ausführung dieses Beschlusses uns in einem eingehenden Zirkular mit den uns bekannten deutschen Sängerbünden (Vereinigungen der Einzelvereine eines Gau's) in Verbindung gesetzt, um eine Uebersicht nicht nur über Bestehen und Wirksamkeit derselben, sondern auch über ihre Ideen bezüglich der weiteren Organisation zu erzielen. Das Ergebniß dieser Umfrage wird dann die Grundlage für die weiter einzuleitenden gemeinsamen Schritte seyn. Da uns aber manche bestehende deutsche Sängerbünde unbekannt geblieben seyn mögen, so bitten wir hiemit freundlich die Organe der deutschen Sängerbünde um Mittheilung ihrer Adressen. Die Sänger solcher Gaue, in welchen noch keine Sängerbünde bestehen, möchten wir im Sinne der Nürnberger Beschlüsse zu Bildung von solchen ermuntern.

Stuttgart, den 24. November 1861.

Der Ausschuß des schwäbischen Sängerbundes:
Dr. Karl Pfaff. Dr. Otto Elben. Professor J. Faißt.
Raur. Wilh. Wiedemann.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 294 Dienstag, 10. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Stolz gesprochen! rief der Propst, mag's in Ewigkeit geschehen. Aber wo waret Ihr? Ihr seyd nicht mit den Romei hinauf in's Niolo?

Ihr seht, daß ich hier bin, antwortete der Doktor.

Ein prächtiger Brautzug! Die Pferde mit rothen Bändern und Schlangenköpfen bedeckt, Fahnen und Musikanten voran, bei unserem heiligen Schutzpatrone, dem weißen San Paolo! Ihr hättet besser gethan, dabei zu seyn, als den grimmigen Matra zu begleiten. Das wird eine Hochzeit seyn, Gaffori, ganz nach der alten Sitte von Niolo, denn die würdige Frau Cervoni wird nichts Neumodisches, Vornehmes dabei aufkommen lassen. Ich weiß noch, wie sie selbst nach Soveria zu ihrem Manne gebracht wurde. Ein meergrünes Hochzeitskleid hatte sie an, dazu ein langes geblümtes Seidenjäckchen mit großen Perlmutterknöpfen, das weiße Mandile um den Kopf mit rothen Streifen. Erst zogen die Hirten im vollen Staat vor ihr Haus und Einer sang ein Klaglied, daß sie den Ort ihrer Jugend verlassen wollte, wo es ihr nie an Blumen gefehlt und nie an Freunden. Darauf frug er sie, ob sie nicht bleiben wolle, und versprach ihr die schönsten Dinge. Als sie aber mit Thränen nein gesagt, da sah er wohl, daß es nicht anders seyn konnte, wünschte ihr reiches Glück und Segen, und dann gab's Geschenke von allen Seiten. Darauf setzten sie die Braut auf das ganz mit bunten Bändern und Blumen bedeckte Pferd und ritten mit ihr durch die Ehrenpforte hinunter nach Soveria. Einer voran mit dem Spinnrecken, die Anderen ihm nach mit Jukeln und Gesängen: Und an den Grünzmarken von Soveria stand schon das Volk wartend an dem herrlichen Trovata. Entgegen lief ein Jüngling und überreichte der Braut den Oelzweig mit farbiger Seide umwickelt, kaum aber hatte sie ihn in der Hand, so ging ein Vanto los, wie ich ihn nie gesehen. Alle Reiter jagten wie rasend auf das Haus des Cervoni los, denn es galt, der Erste zu seyn, um der Braut den Schlüssel zu bringen. Aber der Schlüssel ward durch die allerschönste, seltenste Blume, die zu haben war, ausgedrückt.

Und nun führten sie den Zug durch den ganzen Ort, und auf allen Balkonen standen die Frauen und Mädchen mit Freudengeschrei und Segenswünschen, und streuten Blumen, Reis und Waizenkörner auf die Braut. Die Männer schossen unaufhörlich ihre Flinten ab, der Brautzug sang Hochzeitslieder, und die Mandolinen und Sackpfeifen und Geigen und Hörner machten einen Mordspektakel, bis sie vor dem Hause anlangten.

Da trat nun der alte Cervoni heraus ganz ernsthaft und verwundert. Wer seyd Ihr? fragte er. Warum seyd ihr in Waffen? Seyd ihr Freunde oder Feinde? Und was ist das für ein schönes Mädchen? Habt ihr sie auch nicht geraubt? Ihr scheint mir ehrbare Männer zu seyn.

Nein, nein, edler Cervoni, rief der Zugführer, diese schöne herrliche Jungfrau bringen wir in dein Haus, bringen sie deinem Sohne, als Pfand unserer treuen Freundschaft. Es ist die schönste Blume von Niolo, wir bringen sie Soverino zum Geschenke.

So seyd willkommen, Gastfreunde! schrie der Alte, tretet ein in mein Haus und labet Euch mit dem Besten, das ich habe.

Wer hinein konnte, ging hinein, Braut und Bräutigam saßen auf den Feststühlen, und da brachte nach der uralten Sitte ein schalkhaftes Weib der Braut ein seidenes Wickelkindchen und legte es ihr in den Arm. Wie aber das geschah, so sangen und schrieen alle Hochzeitsgäste den guten alten Spruch:

Gott schenk' euch seine reichsten Gaben,
Drei Söhn' und eine Tochter sollt ihr haben!

Seht! seht! lachte der Propst lustig auf, das Alles steht der stolzen Therese Romei bevor. Davon kommt sie nicht fort, aber ich möchte wohl wissen, ob es ihr so behagt, wie damals der guten Giovanna Cervoni, und ob es eine so fröhliche Hochzeit seyn wird, wie jene eine war.

Bringe uns Wein, liebe Maria Anna, sagte Gaffori. Wie die Hochzeit ausfallen wird, wissen wir nicht, aber einen frohen Abend können wir uns heute verschaffen.

8.

Die Stadt Corte hatte nun in den nächsten Wochen ihre Freude daran, zu sehen, wie Friede und Freund-

schaft sich in ihr immer mehr befestigten. Antonio Romei besuchte den Doktor Gaffori und verkehrte mit ihm in froher Einigkeit. Dasselbe that die allverehrte Frau Maria Anna mit der schönen stolzen Braut des jungen Cervoni. Alle Gemüther wurden dadurch versöhnlich gestimmt, aller alte Hader schien vergessen. Man dachte nicht mehr daran, mit welchem Mißtrauen die Romei von vielen hitzigen Patrioten betrachtet wurden, und wie wenig beliebt die Doncella Therese bei den meisten gewesen. Da sie Thomas sich ausgewählt hatte, und Gaffori damit zufrieden war, kam es Allen so vor, als sey ein segensvolles Werk und eine Bürgschaft für das allgemeine Beste. Antonio Romei selbst wie seine Schwester waren aber auch andere Leute geworden. Den jüngeren Bruder Felice hatte Niemand besonders beachtet. Er war ein junger lustiger Gesell, der sich mit der Flinte umhertrieb, müßig lebte, wenig dachte und seinem älteren Bruder das Sorgen und Handeln allein überließ. Ueber den Wohlstand der Romei hatten sich seit einiger Zeit schon üble Gerüchte verbreitet. Sie besaßen zwar das stattlichste Haus in Corte, besaßen Weingärten und Oelgärten, aber der alte Glanz ihres Reichthums war fort; Jedermann wußte, daß sie Viel verloren hatten; je Weniger jedoch darüber bekannt war, um so übertriebener die Gerüchte. Gewiß war nur, daß die Handelsgeschäfte der Romei stockten. Früher hatten sie oft die gesammten Oelernten in der ölreichen Balagna aufgekauft und von Calvi aus mit eigenen Schiffen nach Genua und Livorno gebracht. Nun aber trat Antonio wieder als Kaufmann auf. Die Oelernte versprach außerordentlich reich auszufallen, und man vernahm bald, daß er nicht allein mit vielen größeren Besitzern Kontrakte abschloß, sondern auch baare Anzahlungen machte. Das Geld war knapp, die Zeiten ungewiß, die Preise ungemein niedrig, Jeder froh, daß sein Absatz gesichert schien. Ging es gut, so konnte Romei Viel verdienen; das Balagna-Oel ist das beste sowohl in Corsika, wie vielleicht in ganz Italien, und diese Betrachtung sowohl, wie daß Antonio doch noch immer so beträchtliche Mittel besaß, wandte ihm die Gunst der Menge zu.

Als klug und verschlagen hatte er immer gegolten. Darnach benahm er sich auch in den neuen Verhältnissen. Jedermann konnte bemerken, mit welchen Zeichen der Ergebenheit und Achtung er den Doktor Gaffori behandelte, und wer es hören wollte, konnte es hören, daß er die hergestellte Vertraulichkeit mit ihm als das beste Glück pries, das ihm durch die Verbindung seiner Schwester mit Thomas Cervoni geworden sey. In derselben Weise rühmte Therese die edlen Eigenschaften ihrer vortrefflichen Freundin Maria Anna, und es dauerte nur kurze Zeit, so sah man sie fast täglich in deren Gesellschaft. Er gab eben jetzt viele Fragen, welche die beiden Frauen zu berathen hatten, denn Therese beschäftigte sich mit den Einrichtungen zu ihrer Ausstattung, mit Einkäufen und Bestellungen, und gerne hörte sie dabei Maria Anna's Meinung. Von den französischen Kaufleuten in Ajaccio kamen mancherlei Proben von Stoffen und Gegenständen verschiedener Art, und Therese hatte Lust an Putz und prächtigen Dingen, aber Maria Anna's Rath war gegen das Meiste, und nach mancherlei kleinen Kämpfen Aus[illegible]schlag.

„Ich möchte nicht, daß du nach meinem Beispiele verführt, sagte die bescheidene Frau lächelnd, denn das würde sich nicht für dich passen. Will man freudig entbehren, so muß man entweder dazu erzogen seyn, oder man muß aus Grundsätzen seinen Frieden in der Entfernung alles dessen finden, was als Ueberfluß erscheint. Ich bin die Tochter eines Mannes, der viel Unglück zu ertragen hatte, eines Verarmten, der mit Mühe so viel erwarb, um seine Familie zu erhalten, und zu stolz war, um Wohlthaten anzunehmen. Gaffori verschmäht Alles, was Schmuck und Bequemlichkeit heißt, aus Neigung und Ueberzeugung, daß, je weniger ein Mensch an Bedürfnissen nöthig habe, um so freier und unabhängiger er sey. Seine Bücher sind das Einzige, wofür er Geld ausgibt, aber sie sind ihm unentbehrlich, da er ein Gelehrter ist.

Therese hörte schweigend zu, dann erwiderte sie: Ein so großer Gelehrter und so großer Held der Doktor Gaffori auch ist, hat er dennoch Unrecht, sich wie das ärmste Volk zu geberden oder wie ein Diogenes in seiner Tonne. Wie will die Welt weiter kommen, wenn man, was zur Verschönerung des Lebens erfunden wird, verachtet, und wie sollen die Corsen jemals ihre Barbarei los werden, wenn ihre ersten Männer und Führer ihnen nicht vorangehen, um sie gesitteter zu machen?

„Du hast in deiner Weise Recht, antwortete Maria Anna freundlich, aber meinst du denn, die Gesittung eines Volkes hänge davon ab, je mehr es sich an Wohlleben und theure Bedürfnisse gewöhnt? Gaffori hat doch wohl Recht, wenn er sagt, daß die Gesittung so wenig wie die Barbarei nach der Pracht oder Einfachheit der Bedürfnisse zu bemessen sey, und daß die Unbezwinglichkeit der Corsen nur möglich wurde, weil sie so Wenig gebrauchten. Genua würde sicher noch weit mehr Verräther und Meuchelmörder gefunden haben, wenn die Corsen das genuesische Gold zu schätzen wüßten.

Therese's Gesicht erhielt eine rothliche Farbe, dabei aber rief sie lachend: Dio mio! dann ist es freilich gut, wenn wir bei Kastanien und Ziegenmilch bleiben, aber es kann doch nicht allzugefährlich seyn, die nackten Wände ein wenig aufzuputzen und gegen Sturm und Regen ein Stück Glas in die Fensterhöhlen zu setzen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Es war am Vorabend des Sylvesterballes. Heinrich Schütz saß allein in seiner Stube in tiefem Nachdenken da. Mancherlei mochte er wohl zum Zeitvertreib begonnen haben, denn auf dem Tische vor ihm lagen Zeitungen, Bücher, Schreibmaterialien im bunten Wirrwarr durcheinander, indessen nichts hatte ihn länger als eine Viertelstunde zu fesseln vermocht. Endlich warf er Alles bei Seite. Jetzt saß er und träumte von ihr, die er über Alles liebte und die er hoffentlich nun bald sein eigen nennen durfte. Ein glückliches Lächeln überflog bei diesem Gedanken sein schönes Gesicht, er wagte diese Wonne sich kaum auszudenken.

Da wurde plötzlich die Thür ungestüm aufgerissen. Eine beschneite Pelzmütze flog in die eine Ecke des Zimmers, eine leichte Reisetasche in die andere, und eine tiefe Stimme rief: „Guten Abend, Herzjunge!“

Im nächsten Augenblicke lag Schütz an der Brust seines besten Freundes, des Malers Huber, der aus der Residenz gekommen war, um ihn zu besuchen.

„Da siehst Du nun meine Freundschaft für Dich, durch Sturm und Regen komme ich Dir entgegen, aber eigentlich müßte es heute heißen: Schnee, es reimt sich nur nicht. Du schreibst ich solle kommen, Du hättest mir etwas Wichtiges anzuvertrauen, und aus Liebe zu Dir lasse ich alles Andere im Stich, um nur Deinen Wünschen nachzukommen. Nun beichte los!“

„Immer noch der Alte,“ lachte Schütz, „wärst Du es nicht, ich könnte Dich um Deinen ewig frischen Humor beneiden. Laß Dir nur erst Deinen Pelz abnehmen und stärke Dich, dann sollst Du meine Beichte hören.“

Der Angeredete warf seinen Pelz auf den nächsten Stuhl und nun stand er da, eine mittelgroße, schlanke, geschmeidige Gestalt, und wir schauen in ein gebräuntes, etwas verlebtes Gesicht mit dunklem Haare, gebogener Nase und einem schönen glänzend schwarzen Bart, sein ganzer Stolz, wie er ihn scherzend selber nannte. Selbstbewußte elegante Manieren vollendeten das Bild eines ächten Weltmannes.

Sein Glück bei den Damen war unbegränzt. Nicht allein sein künstlerischer Ruf hatte ihm dieß verschafft, sondern vorzugsweise seine reichen Erfahrungen in Betreff des weiblichen Geschlechts. Er kannte die Schwächen der Frauen und verstand es vortrefflich, diese zu benutzen. — Trotzdem war er ein aufopfernder Freund. Für Schütz hatte er sein bestes Eigenthum geopfert. —

Nachlässig warf er sich in eine Sophaecke und schlürfte behaglich den dampfenden Grog.

„Jetzt rücke heraus mit Deiner wichtigen Mittheilung. Ich sage Dir, Bruderherz, ich bin gespannt darauf, wie ein junges Mädchen auf den ersten Ball.“

„Sie ist kurz, in wenigen Worten will ich sie Dir geben, ich bin verliebt.“

Huber sprang bei dieser Erklärung wie vom Blitze getroffen in die Höhe.

„Heinrich Schütz, Du bist verliebt!“ rief er aus. „Sieh mich an, Mensch, ob Du Wahrheit sagst. Machte ich Dir ein ähnliches Geständniß, so wäre das etwas Anderes, bei mir wechseln die Gefühle, aber Du, — Du ernster Mann, der bis jetzt kalt jedem Angriffe widerstanden hast, — Du hättest einen so tollen Streich gemacht! — Nein sag', Du hast gescherzt!“ —

„Beruhige Dich, Huber, Du sollst sie sehen, dann wirst Du mich begreifen können.“ —

„Du dauerst mich, Heinrich, aus voller Seele.“

„Weßhalb?“

„Glaub' Deinem vielerfahrenen Freunde, die Weiber taugen alle nichts. Für den Augenblick umstricken sie uns mit ihren Reizen, jedoch bei näherer Betrachtung schwindet der Nimbus und der Zauber fällt zusammen. Die schönsten Weiber sind die gefährlichsten, weil sie gewöhnlich die kokettesten sind. Sie mögen allenfalls ein hübscher Zeitvertreib für uns seyn, aber die ernste Neigung eines Mannes zu fesseln, sind sie nicht geschaffen.“

„Deine Ansichten entsprechen ganz Deiner genialen Künstlernatur, doch Du weißt, daß wir in diesem Punkte wie zwei Pole auseinandergehen. — Mein Herz hat gewählt und morgen stehe ich im Begriffe, mich zu verloben.“ —

„Dann unterschreibe nur das Todesurtheil für Deine Freiheit, und nimm von Deinem lustigen Leben Abschied. — Die Frauen haben schon manch ehrlichen Burschen unglücklich gemacht, glaub meiner Freundschaft und Erfahrung. Hast Du einmal den unverzeihlichen Schritt gethan, so bist Du an das Ehejoch geschmiedet, wie Prometheus an den Felsen, gemartert wie Danaus, weil tausend und tausend Frauenlaunen Deine Geduld erschöpfen, — und wie Tantalus wirst Du Dich ewig nach der Freiheit zurücksehnen, die Du gern ergreifen möchtest, und die doch ewig für Dich verloren ist! — Sey vernünftig, Mensch, und werde kein Philister!“

„Das sind Deine Ansichtungen,“ erwiderte Heinrich, „ich —“

„Ja Du. — ! Du kennst die Frauen nicht,“ unterbrach ihn Huber lachend. „Du glaubst, ihre Herzen sind so schön und glänzend wie ihre Augen. Sieh, Freund, ein Frauenherz ist ein Unding. Ein Omnibus, in dem die Passagiere auf jeder Lebensstation ein- und aussteigen können. Ein Buch, in dem man ewig blättert, ohne es zu verstehen, ein Stechapfel, ein Puppentheater, — oder eine Trauerweide, wenn es gerade seyn muß.“ —

„Huber, Huber, wie kannst Du mit so heiligen Dingen scherzen! Müßte ich nur einmal eine so bittere Erfahrung machen, dann würde ich nie einen zweiten

Versuch machen. Ich glaube, ich könnte ein Weiberfeind werden."

„Das fehlte noch! Freund, es blühen mehr Blumen in dem großen Garten. Wenn Dich die Rose stach, kann Dich der Duft des Veilchens darum weniger entzücken? Glaub' nur dem Dichter nicht, der singt, „Der Mensch liebt nur einmal und dann ist's vorbei." Das sind Mondscheinidyllen! Siehst Du, ich habe mir die Liebe in drei Sorten eingetheilt: Zuerst die Liebe aus Schwärmerei; dann die Liebe zum Vergnügen und drittens die Liebe aus Gewohnheit." —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Berliner Blatt theilt eine interessante Kabinetsordre Friedrichs des Großen mit, welche über seine Ansichten in Betreff der Zwilehe Auskunft gibt. Diese lautet: „Da Wir aus Eurem gehorsamsten Berichte vom 22. nächstvergangenen January vernehmen, daß die dortige Geistlichkeit Schwierigkeit machen, ohnerachtet Unserer darüber ertheilten Dispensation, die Elisabeth Heynin mit ihres verstorbenen Mannes Sohn zu trauen; so befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden, erwähnte Verlobte dahin anzuweisen, daß sie ihre Verlobung auf dem dortigen Rathhause deklariren sollen, welche Deklaration Wir dann als eine wirklich vollzogene Ehe, folglich die daraus erzeugten Kinder als eheliche Kinder geachtet und angesehen wissen wollen, wobei Ihr sie denn auch bedürfenden Falls gegen Jedermanns Widerspruch nachdrücklich zu schützen habet. Berlin, den 8. Februar 1749. (gez.) Friedrich. An die Glogauische Oberamts-Regierung." Das Original dieser Kabinetsordre findet sich in der Bibliothek der Vaterländischen Gesellschaft zu Breslau.

[Scheintod.] Der „Wahrheitsfreund" von Cincinnati berichtet in seinem Blatte vom 24. Oktober: „Ein merkwürdiges Beispiel von Scheintod kam am Mittwoch in Albany vor. Ein Töchterchen der in der ersten Straße wohnenden Frau Wilsen, welches nach einer schweren Krankheit einen Rückfall gehabt hatte, verschied dem Anscheine nach. Der Körper war zwar nicht steif, aber man konnte jedes andere Zeichen des Ablebens bemerken. Die Leiche wurde zur Beerdigung zurecht gelegt, als mitten in der Nacht das todtgeglaubte Kind aufschrie und sofort die Lebensfunktionen wieder eintraten. Ein starker Schweiß strömte von dem Körper herab, und die bleichen marmorähnlichen Züge nahmen ein gesundes Aussehen an. Als das Kind schrie, geriethen die Anwesenden, mit Ausnahme der Mutter, in großen Schrecken und liefen aus dem Zimmer. Die Mutter aber stürzte hinzu, und schloß das Kind in die Arme und legte es in ein Bett in dem Nebenzimmer. Der Hausarzt wurde sogleich herbeigerufen und verordnete angemessene Stärkungsmittel; das Kind befindet sich seither auf dem Wege der Genesung.

[Gestohlenes Kind.] Folgender Fall mag Eltern zur Warnung dienen. Eine Aufwärterin sandte ihr zehnjähriges Töchterlein in die Krakauer Gasse zu Prag, um zu einer Partei einen Schlüssel zu tragen. Das Mädchen nahm ihr kleines Brüderchen mit, das sauber gekleidet und durch ein Umhängtuch gegen die Kälte geschützt war. Unterwegs hält eine fremde Frauensperson das Mädchen mit der Frage an, ob es ihr nicht ein Süßchen aus der Apotheke holen möchte. Das Mädchen läßt sich überreden, vertraut das Kind der Alten zur Obhut und läuft in die Apotheke. Als es zurückkommt, war weder die Alte noch das Kind zu sehen. Die Alte hatte, vielleicht um des Umhängtuches willen, den Knaben entwendet. Man kann sich die Verzweiflung der Mutter vorstellen, als diese erfährt, daß ihr Kind ihr gestohlen worden. Sie ist in bangster Besorgniß um das Schicksal des armen Wurmes, der vielleicht ein Opfer der elendesten Gewinnsucht ist.

Für das in Hamburg zu errichtende Schiller-Standbild sind 25 Modelle eingereicht worden. Der erste Preis, Ausführung des Denkmals, wurde zuerkannt Herrn Julius Lippelt aus Hamburg. Der zweite Preis 240 Thlr. Preuß. Cour. a. für die Figur: R. Siemering aus Königsberg z. Z. in Berlin, b. für den Sockel: Louis Wink aus Hamburg; der dritte Preis, 200 Thlr. Pr. Cour. a. für die Figur: Dietrich Kropp, z. Z. in Bremen; b. für den Sockel: Wilhelm Engelhard in Hannover.

Der in Nr. 284 d. Bl. erwähnte Miller, der seit 1814 freiwillig im Londoner Schuldengefängniß sitzt, ist verurtheilt worden, binnen zwei Monaten in Freiheit gesetzt zu werden, da das neue Bankerottgesetz keine rückwirkende Kraft besitze.

Die Pariser „Gazette des Hopitaux" theilt ihren Lesern mit, daß diesmal die 40. (?) Versammlung deutscher Naturforscher in Speyer — im Kaiserthum Oesterreich (!) — stattfand.

Redakteur: Gustav Nieffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 295 Mittwoch, 11. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Das mußt du thun und noch viel mehr dazu, meine liebe Therese! rief die junge Frau, denn es schickt sich für dich und du würdest leiden, wenn es dir fehlte; doch sieh hier, was sich für uns schickt in dieser Diogenestonne.

Sie nahm die Freundin bei der Hand und deutete auf die Thüren, aus denen Splitter gerissen waren, auf Löcher in den Wänden, welche der weiße Anstrich nur übertüncht hatte, auf die Jalousien der schmalen Fenster, mit ihren Spaten und Rissen, und sie sprach dabei: Das haben die Kugeln der Gemesen gethan, und so muß es stehen und bleiben, denn es ist Giampietro Gaffori's Haus! Welcher Schmuck sollte dieß besser schmücken, welcher Teppich, und welcher Damast könnte es herrlicher machen!

Ihre Augen strahlten dabei, und ihr Gesicht drückte eine so stolze Freudigkeit aus, daß Therese sich abwandte; ihr Herz schlug in dumpfen zitternden Schlägen. Kein, meine liebe Freundin, fuhr Maria Anna fort, wir müssen unsere leeren Wände behalten, ich möchte sie nicht gegen Goldtapeten vertauschen. Du kannst deine Wohnung nach deinen Wünschen einrichten, nur mußt du Rücksicht darauf nehmen, daß Thomas eine Mutter hat, die eine alte Frau von strengen einfachen Sitten ist. Die Cerveni lebten immer wie die allermeisten unserer alten Familien auf ihren Landsitzen nach altcorsischer Weise, doch du kennst dieß ja und sie ist deine Verwandte, so habe ich nichts mehr zu sagen.

Therese hatte inzwischen ihre Stimmung beherrscht und mit einer Umarmung dankte sie Maria Anna. Du hast in Allem Recht, sagte sie, und kann ich mich nicht mit dir vergleichen, so kann ich um so mehr von dir lernen. Ich will so einfach seyn, daß meine Schwiegermutter nicht klagen soll, und was Thomas betrifft, so will ich mich mit deinem Stolz erfüllen: seines Namens Ehre soll meine höchste Ehre seyn.

Maria Anna blickte sie liebevoll an. Du thust wohl daran, theure Therese, erwiderte sie, liebe ihn, wie er dich liebt, er verdient es. Thomas hat ein vortreffliches Herz, er besitzt die edelsten Eigenschaften, Er ist gütig, großmüthig, voller Muth und tapferen Sinnes, dabei ist er verständig und von milden Sitten. Andere mögen mehr dazu bestimmt seyn, dem Volke voranzustehen und im Rathe die Ersten zu heißen, aber Niemand liebt mehr sein Vaterland. Sein bescheidener Sinn drängt sich nicht ehrgeizig hervor, doch wie viel Gutes hat er schon gethan! Wir lieben ihn Alle dafür, und wie viel Freude und Ehre liegt vor ihm und vor dir, wenn Ihr in Soveria Glück um Euch her verbreitet.

Therese nickte ihr freundlich zu, während eine kochende Gluth sie fast erstickte. Eben kam ihr Bruder Antonio mit dem Doktor herein, in der besten Laune. Seht doch da! rief er, wir haben alle Gefahren erwogen, die uns auf den Hals kommen können, hier finden wir das Bild des Friedens. Therese denkt nur an ihre Hochzeit und was die Franzosen für prächtige Teufelskerle sind, die alle Tage was Neues erfinden; wir dagegen haben Angst, daß sie uns mit ihren alten Geweben betrügen wollen. He, meine liebe Freundin, Maria Anna, was glauben Sie? Man sagt, daß die Franzosen die Absicht haben, sich des ganzen Südens zu bemächtigen, und spricht von Verschwörungen, die entdeckt seyn sollen.

Wer soll sich mit ihnen verschworen haben? fragte die junge Frau.

Nun, nun! lachte Romei, indem er dabei den Doktor Gaffori schelmisch ansah, ich bin es nicht, darauf kann ich schwören.

Meinen sie dich etwa damit? fragte Maria Anna, indem sie ihre Arme um den Hals ihres Gatten schlang und mit ihren großen treuen Augen ihn anschaute. Das kann kein Corse erfunden haben und keiner solche Schmach vor dir glauben.

Sicherlich glaubt es auch keiner, erwiderte Gaffori. Alle diese Seifenblasen zerplatzen, ohne daß man daran rührt.

Bravo! rief Romei, man muß Tollheit verachten. Ich lasse mich auch nicht hindern, meine Handelsspekulationen zu machen und mein Geld zu wagen. Ihr mein theurer Freund, seyd der Mann, auf den sich alle Hoffnungen richten. Grazia a Dio! die schrecklichen Zeiten sind vorbei. Haben wir uns doch selbst die Hände gereicht und stehen beisammen zu

meiner Freude. Ich weiß, welch ein Glück das ist, wenn die Parteiungen aufhören, aber bei meiner armen Seele! die Genuesen wissen es auch und werden sich wohl hüten, den Frieden anzutasten. Da Ihr dessen sicher seyd, mein lieber Antonio, erwiderte Gaffori, so habt Ihr Recht, Eure Handelsspekulationen nicht zu beirren. Sie werden vortrefflich ausfallen.

Nehmt Theil daran, sagte Romei, seine Hand ausstreckend, wir wollen eine Kompagnie machen, Ihr sollt damit zufrieden seyn.

Gaffori sah lächelnd umher und sagte dann: Sieht es hier aus, als ob ich Geld in den Handel stecken könnte?

Oho! oho! antwortete Romei, davon darf man sich nicht täuschen lassen. Es sehen die Wände oft leer aus, aber in den Kasten liegen die Schätze.

Fragt nur meinen Schatzmeister hier, fuhr der Doktor lächelnd fort, indem er Maria Anna umarmte, wo mein Gold und Silber steckt.

Hier innen sitzt es, sagte die junge Frau, indem sie ihre Hand auf ihres Gatten Brust legte und dann seine hohe stolze Stirn küßte, da liegen so viele Schätze, wie sie kein König und kein Sultan besitzt.

Aber Ihr seyd doch ein so großer Rechtsgelehrter, mein Freund, fiel Romei ein, und seyd der erste Advokat am hohen Gerichtshofe, zu dem jeder geht, der einen schwierigen Rechtshandel hat. Eure Einnahmen sind nicht gering und Euer Leben spartanisch. Ihr müßt sparen.

Er spart für die Ewigkeit! rief Maria Anna, Liebe und Freude in ihren Augen. Ja, wenn es nicht so viele Arme gäbe, wenn es nicht so Viele gäbe, die zu ihm kämen in jeder Noth, und Hülfe von ihm begehrten, so könnten wir wohl auch Kisten und Kasten füllen.

Man muß auch dem Guten das Maaß geben, versetzte Antonio, und an den Sohn denken, der Euer Erbe ist.

Was könnte er Größeres erben, als seines Vaters Namen! sprach Maria Anna, und was schickte sich für Giampietro Anderes, als Allen zu helfen, denen er helfen kann. Nein, nein, fuhr sie sanfter fort, ich sprach schon mit Therese darüber, wir müssen Jeder den Weg gehen, der sich für uns schickt; se laßt es seyn und bleiben.

Das Gespräch wurde mit lustigen und schmeichelnden Scherzen Romei's fortgesetzt, und nach einiger Zeit entfernte er sich mit seiner Schwester und kehrte in sein Haus zurück. Beide schwiegen über die Aeußerungen der jungen Frau, denn es kamen auf der Straße Bekannte, welche sie anhielten, mit ihnen plauderten und nach Thomas fragten; der war jedoch seit einigen Tagen verreist; wohin er gegangen, wollten oder konnten sie nicht sagen. Die Bekannten scherzten darüber und unter fröhlicher Begleitung erreichten sie ihre Wohnung. Als Antonio jedoch nach einiger Zeit zu seiner Schwester eintrat, fand er diese in heftiger Aufregung.

Sie saß in einer Ecke des Divans, den Kopf in die Polster gedrückt, ihre Hände darüber gefaltet. Als er sie anredete, winkte sie ihm mit der Hand, daß er sich entfernen möge, aber er that es nicht. Er trat nahe zu ihr heran und blieb vor ihr stehen, die funkelnden Augen auf sie gerichtet, hohnvollen Spott im Gesicht.

Das war ein kostbarer Auftritt, sagte er langsam. Ein Bettler, der sich aus seinen Lumpen einen Königsmantel zusammenflickt und mit Verachtung darin auf die ganze Welt herunterblickt. — Er brach in ein Gelächter aus, ging mit einigen harten Schritten durch das Gemach und kehrte zurück.

Es gehört dieß aber zu seinen Listen, fuhr er fort, er hat es von Anfang an so getrieben. Arm zu seyn oder zu scheinen, um die Bewunderung des dummen Volkes zu erregen. Wie Andere durch ihren Reichthum, so es mit seiner bescheidenen Demuth zu verlocken, lag schon in seinen Plänen, als der König Theodor ihm gute Brocken zuwerfen wollte, die er großmüthig von sich wies. — Es scheint, Maria Anna hat dir einige Aergernisse verursacht, Therese?

Sie steht uns zu ihren Füßen kriechen, antwortete Therese mit dumpfer Stimme, das hochmüthige Weib!

Wie Würmer! rief ihr Bruder lachend, aber was schadet das. Die Würmer können zu Lindwürmern werden. Thomas —

Therese hob ihren Kopf auf, ihr Gesicht war bleich und verzerrt. Thomas, sagte sie, was ist Thomas? Ein guter Mensch, ein Schwächling, ein edler Hausvater in Soveria, der den Armen Gutes thun wird, der mich lieben wird, wenn ich mein Brod selbst backe und Sonntags in der Saldetta mit ihm zur Kirche gehe. — Ein schneidendes Lachen machte den Schluß.

Antonio hörte zu. Sein gelber, dicker Kopf beugte sich zu ihr nieder, der Hohn zuckte über seine breiten Lippen. So! so! murmelte er, das war es also. Thomas, ein gutmüthiger Tropf, du aber möchtest aus ihm Einen machen, denn — er hielt inne und sagte, sich noch tiefer hinab neigend: Höre Therese, Maria Anna hat mir ein Geheimniß anvertraut, das dir nicht unbekannt seyn kann, du solltest es besser aufnehmen.

Als sie schwieg, fuhr er fort: Thomas Cervoni ist nichts durch sich selbst, doch Manches kann aus ihm gemacht werden. Er ist Wachs gewesen in Gaffori's Hand, knete du die geschmeidige Masse nun in deinen Fingern, so wird sie seyn, was du aus ihr machst. Ein Gaffori kann er niemals werden, aber Einer, der dem Gaffori ein Ende macht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

„Und in welchem Stadium stehest Du jetzt?“ fragte Schütz lächelnd.

„Ich liebe aus Gewohnheit, Freund, aus Gewohnheit! Du aber stehst noch im ersten Stadium. Du bist noch ein Kind in der Liebe, das getäuscht wird und sich selber täuscht.“ —

„So laß mir diese Schwärmerei, ich bin wenigstens glücklich dabei.“

„Fühlst Du Dich wirklich ganz glücklich?“ fragte Huber, mit Einemmale jeden Scherz bei Seite setzend, es liegt etwas in Dir, was mir verräth, daß Du selbst noch an der Wahrheit Deines Glückes zweifelst, oder ich kenne Dich nicht mehr. Hast Du Deine Liebe schon erklärt?“

Schütz ging nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Sprich, sprich!“ drängte Huber.

„Nein noch nicht, ich wollte es morgen,“ warf Schütz ein.

„Und bist Du Deines Sieges ganz gewiß,“ fragte Huber weiter. „Sey aufrichtig, Freund, denn Du siehst, jetzt scherze ich nicht mehr.“

Schütz war in Aufregung, es drängte ihn, seinem Freunde Alles mitzutheilen, und doch hielt ihn die Befürchtung zurück, daß er ihn nicht verstehen werde.

„Sieh,“ sprach er endlich, „das ist es gerade, was mich oft noch peinigt. Bald bin ich der festen Ueberzeugung, daß sie mich aufrichtig liebt, und dann schreckt mich wieder ihre Kälte, ihr Lächeln, ihr eigenthümliches Wesen zurück. Ich vermag sie nicht recht zu begreifen, und doch kann mein Herz nicht von ihr lassen.“

Huber wiegte sich auf dem Stuhle, er hatte auf den Lippen, zu erwidern: es ist eine Kokette, die Dich gefesselt hält, aber er fühlte, daß diese Worte seinen Freund verletzen mußten. „Und wie heißt das Mädchen,“ warf er ein, „sie ist schön, nicht wahr? Blond, mit blauen Augen, schlank, mit kleinen Händen!“

Schütz mußte unwillkürlich lächeln. Diese Zeichnung paßte auf Johanna.

„Du sollst sie morgen kennen lernen, eher nicht.“

„So komm Freund,“ fiel Huber aufspringend ein, „dann wollen wir heute das Verlobungsfest Deiner Verlobung feiern und auf Dein Mädchen anstoßen. Das ist das beste Omen!“

Der Saal des alten Rathhauses war zum Sylvesterball glänzend erhellt, und lustige Tanzmusik schallte weit hinaus.

Das alte ehrwürdige Gebäude mochte wohl verwundert darein schauen, denn gewohnt, nur die ehrbaren Gesichter der Stadtbeamten zu sehen, blickte es heute in lauter glückliche, von Tanzlust strahlende Gesichter. Die Ironie will freilich wissen, daß diese strahlenden Gesichter nur Sonntagsmasken seyen, daß manches schöne Mädchen, im Häuslichen beobachtet, ein sehr unliebenswürdiges Alltagsgesicht zeigen könne.

Aber solche Betrachtungen waren es nicht, die Schütz mit seinem Freunde anstellte. Unruhig hatten sie den Saal schon mehrmals durchstreift, oft schon den Blick dem Eingang zugewendet, und immer kam Johanna nicht. Schütz konnte sich ihr Zögern nicht erklären. Er dachte nicht daran, daß ihre alte Weise es immer war, die Letzte zu seyn. „Ich habe meine Gründe,“ gab sie der Mutter stets zur Antwort, wenn dieselbe ungeduldig wurde. Aber diese Gründe entsprangen nur einem eitlen Herzen. Es lag ein Zauber für sie darin, daß Aller Blicke sich gleich zu ihr wendeten. Auch heute konnte sie sich nicht entschließen, ihren eitlen Stolz zu überwinden, obgleich es sie mit aller Macht hintrieb. Der Tanz hatte bereits begonnen, da erschien sie endlich. Und wenn auch Schütz ihrem langen Zögern etwas gegrollt hatte, jetzt war Alles vergessen. Johanna war wunderbar schön. In ihrem duftigen rosa Kleide; den Kranz von rothen Rosen im blonden Haar, zwei weiße Rosen vor der Brust, glich sie einer ätherisch reizenden Erscheinung.

„Da ist sie,“ flüsterte Heinrich seinem Freunde zu.

„Beim Teufel, die ist schön!“ rief dieser halblaut. „Du hast wenigstens Geschmack, Mensch!“

Jetzt stand Schütz vor ihr. Sie schlug das große blaue Auge langsam auf, und nicht das leiseste Zucken verrieth das Pochen ihres Herzens. Als Schütz ihr seinen Freund vorstellte, wandte sie erst jetzt ihren Blick auf ihn. Erröthend schlug sie die Augen nieder, denn sie war einem durchdringenden Augenpaar begegnet. Man sagt, der erste Eindruck ist der wahre. Auf Johanna machte Huber einen eigenthümlichen Eindruck. Fesselnd und abstoßend zugleich.

Es lag eine eigene Macht in seinem glühenden, stolzen und zugleich siegbewußten Blicke. Johanna fühlte sie nur zu sehr und doch mußte sie wieder zu ihm aufschauen. Es ging ihr wie den kleinen Vögeln, die durch den Blick der Klapperschlange angezogen werden, um ihren Tod zu finden.

Huber hatte Menschenkenntniß genug, um in Johanna's Inneren zu lesen, was in ihr vorging, und im Interesse seines Freundes beschloß er, sie genau zu prüfen.

In diesem Augenblicke begann ein neuer Tanz. Schütz nahm Johanna's Arm und führte sie in die Reihe der Tanzenden. Erst jetzt bemerkte er, daß die beiden Rosen, die er ihr heute sandte, ihre Brust schmückten. Er war glückselig über diesen Beweis ihrer Liebe, denn er wußte wohl, daß diese Blumen, ohne dieß Gefühl, ihr stolzes Herz nicht geschmückt haben würden. Sein Herz schwoll von seligem Entzücken, er fühlte das innige Bedürfniß, sich ganz mitzutheilen, und doch fehlten ihm die Worte. Fast jeder Liebende spielt in dem Augenblicke einer offenen Erklärung eine sonderbare

Rolle. Jede ruhige Besonnenheit wird durch die stürmischen Erregungen des Herzens überwältigt.

Auch Johanna war in einer nie gefühlten Stimmung und zerstreut gab sie auf des Assessors Fragen Antwort. Doch hatte ihre Zerstreutheit einen anderen Grund. An eine Säule gelehnt stand Huber.

Den Blick unverwandt auf Johanna gerichtet, beobachtete er jede ihrer Bewegungen. Sie fühlte es, selbst wenn sie nicht hinsah. Dieser Mann mit dem bleichen Gesichte, dem dunklen Bart und den durchdringenden Augen, übte eine geheimnißvolle Macht auf sie aus, die sie sich nicht erklären konnte.

Der Tanz war zu Ende. Schütz führte sie auf ihren Platz zurück. Er verließ sie. Sein Herz schlug heftig, seine Stirn glühte, er mußte sich selbst erst beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einem Briefe der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“ aus Chicago (Illinois) vom 12. Oktober heißt es über die Deutschen im Unionsheer: „Zuvörderst die Stellungen. Da ist das New-Yorker Turnerregiment, kommandirt vom Oberst Weber, in der Festung Monroe, an der Chesapeakebai. Bei Washington stehen sieben Regimenter Deutsche unter Blenker. In Westvirginien stehen zwei Regimenter Infanterie aus Ohio und einige Schwadronen Dragoner aus Illinois. In Kentucky stehen zwei Regimenter unter Hecker und Willich. Unter Blenkers Korps steht auch Gustav Struve als Lieutenant. In Missouri stehen die größte Anzahl Deutsche. Das westliche Turnerregiment unter Oberst Hassendeubel, mehrere Batterien Artillerie unter Backhof, mehrere Regimenter Infanterie, im Ganzen etwa 8000 Mann, Alles unter Sigel. Die deutschen Regimenter werden in deutscher Sprache kommandirt. Außerdem aber gibt es, besonders in den westlichen Regimentern noch viele Kompagnien, die fast nur aus Deutschen bestehen. Die Amerikaner haben von den deutschen Regimentern Vieles gelernt. So ist z. B. der Schnaps in der Armee verboten und das Bier erlaubt worden. Das ist schon an und für sich eine Revolution. Blenkers Armeekorps hat seine eigene Feldbäckerei. Während die amerikanischen Regimenter alle Tage ihr Waizenbrod erhalten (das Erdgeschoß des Kapitols in Washington ist Bäckerei geworden), läßt Blenker für seine Truppen Roggennehl liefern und diese haben dann mehr und saftigeres Brod. Die Deutschen haben in jedem Regimente einen Gesangverein und tragen dadurch allein schon viel zur Unterhaltung im Lager bei. Sodann haben sie auch meist eine ordentliche Musikbande. Sie verstehen ferner, ihre Lebensmittel sich schmackhaft zuzubereiten und bleiben deßhalb weit mehr von Krankheiten verschont. Charakteristisch für den Radikalismus der deutschen Regimenter sind nicht nur in Deutschland wohlbekannte Namen ihrer Führer, sondern ganz besonders Feldpredniger, die sie sich theilweise gewählt haben. Ein deutsches Missouri-Regiment hat sich den Schauspieler Alexander Pfeifer zum Feldprediger genommen, ein Regiment unter Blenker den Zeitungsredakteur Wittig, ein anderes den Redner einer freien Gemeinde in Philadelphia, Namens Ginal und das New-Yorker Turnerregiment hat August Becker aus Gießen, der im Weidig'schen Prozeß verwickelt war.“

Die erledigte Archivarstelle an dem germanischen Museum zu Nürnberg ist einem jungen Gelehrten aus Kurhessen, Dr. C. Will, der unseres Wissens gegenwärtig in Frankfurt a. M. sich aufhält, übertragen worden. Derselbe hat sich durch Herausgabe eines kirchengeschichtlichen Quellenwerkes in der gelehrten Welt einen achtungswerthen Namen erworben. Die Archivarstelle an dem Museum hat das Unglück, daß ihre Inhaber meist schon in sehr kurzer Zeit einem wissenschaftlichen Rufe nach Außen folgen; gewiß der beste Beweis, daß die Vorstände der Anstalt die Stelle nur an würdige junge Männer vergeben.

Nach einer so eben veröffentlichten Uebersicht beträgt die Oberfläche des zum Anbau geeigneten öden Landes in den Präsidentschaften Bengalen, Bombay und Madras allein über 41 Millionen Morgen, wozu noch mehr als 60,000 englische Quadratmeilen in den gebirgigen an der Ost- und Nordostgränze, so wie in Pegu und Tenesserim kommen. Das zum Verkaufe geeignete Land dürfte im Ganzen 60 Mill. Morgen ausmachen.

Die Ausbesserung der Schäden, welche der Riesendampfer Great-Eastern aus seiner letzten unglücklichen Fahrt nach Amerika erlitten hatte, erfordert die Summe von 100,000 fl. und dann sind noch 300,000 fl. nöthig, um ihn zu einer zweiten Fahrt vollständig auszurüsten.

In Belgien und in der Schweiz werden jetzt kleine Münzen von Nickel ausgegeben, einem sehr schönen, silberglänzenden Metall. Die Münzen sind 5, 10 und 25 Centimes-Stücke.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Bartandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 296 Donnerstag, 12. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Therese fuhr auf. Meinst du etwa, fragte sie ihren Bruder anstarrend, er soll dein Werkzeug seyn? Bist du es, der auf Giampietro's Schultern treten will? Glaubst du, Thomas Cervoni und ich — ich! wir könnten jemals Genua's Sklaven werden?

Antonio besann sich. Davon kann die Rede nicht seyn, erwiderte er, aber du bist klug genug, um einzusehen, daß Thomas ganz von Gaffori getrennt werden muß, wenn er nicht neben ihm verschwinden soll. Es könnte sich wohl ereignen, fuhr er dann fort, daß bald Gelegenheit für ihn kommt, sich frei zu machen. Im Süden sieht es bedenklich aus, der hochmüthige Gaffori meint zwar, es seyen Wasserblasen, es wäre aber doch möglich, daß er daran erstickte. Die Franzosen sind längst übermüthig und verhaßt. Gaffori steckt mit ihnen unter einer Decke. Man traut ihm gefährliche Pläne zu, daß der Frieden keinen Segen bringen kann, ist sein Werk, und wie eifrig betet die Wittwe Cervoni, daß ihr Sohn von dem ehrgeizigen, blutgierigen Gaffori sich lossagen möge. Wir wissen ja, meine liebe Therese, daß dieß ihr bester Grund war, dich zu ihrer Schwiegertochter zu wählen, und manches Andere darüber zu vergessen. Sollten nun wirklich Unruhen ausbrechen, Gaffori sich einmischen wollen, wie dieß nicht ihm, sondern allein dem Genueser zukommt, da müssen wir, oder du — Thomas hindern, dem Giampietro Beistand zu leisten. Wenn die Männer von Niolo ihm nicht folgen, Thomas ausbleibt mit seiner Schaar, so sind dem Herrn Doktor die Hände gebunden, und Thomas Cervoni ist von ihm erlöst?

Therese's Gesicht wurde während dieser Mittheilung lebhafter. Er wird frei seinen Flug nehmen, sagte sie; er soll ihn nehmen! Maria Anna's Hochmuth soll zu Schanden werden. Womit prahlt sie? Weil sie Gaffori's Weib ist! Würde eine Andere schlechter seyn? Nicht noch würdiger ihm näher stehen, als dieß geringe heuchlerische Weib, das sich zum Tugendspiegel Corsika's heraufgelogen hat?

Antonio zuckte mit heimlicher Lust seine Schultern. Es geht mit den Lügen nur einmal so, sagte er; sobald sie allgemeinen Glauben finden, hält Jeder sie für Wahrheit. Und sicher ist es, daß im ganzen Lande Maria Anna für das Musterbild einer corsischen Frau, betrachtet wird, voller Heldenmuth, voll hochherziger Treue, wie keine.

Es ist falsch, fiel Therese mit rollenden Augen ein. Alles was sie ist, ist sie durch ihn, durch seinen großen Namen.

Nun, ich sehe, daß er noch immer hoch genug bei dir angeschrieben steht, lachte Antonio. Schade —

Sie warf einen flammenden Blick auf ihn. Wahrlich! rief sie ihn unterbrechend, ich weiß Keinen, der höher stünde.

Schade also, daß er diese armselige Maria Anna so inbrünstig liebt, daß keine Andere ihm werth schaltet, ihr die Schuhriemen aufzulösen.

Therese ging mit hastigen Schritten an ihm vorüber. Dann stand sie still, wandte sich um und sagte mit Festigkeit: Es ist nicht werth, darüber noch ein Wort zu verlieren! Hierauf verließ sie das Zimmer.

Nomet lachte still vor sich hin. So sind die Weiber, murmelte er. Mit welcher Leidenschaft hat der Teufel diese hier vollgestopft? Was brütet der in ihrem Hirne aus?

Und als er dieß sagte, lag Therese in ihrer Kammer auf ihren Knieen, ihre Hände auf ihr Herz gedrückt, ihr glühendes Gesicht zu dem Muttergottesbilde an der Wand erhoben. Er liebt sie! er liebt sie! stöhnte sie, die Menschen sagen es, die Steine reden davon! Räche mich, heilige Jungfrau, gib mir Rache! Laß sie verderben, und ihn — ihn. Nein! nein! Wehe! Wehe! ich kann ihn nicht hassen!

9.

Am nächsten Tage kam Thomas zurück, und sogleich war er bei seiner geliebten Therese, die ihn freudig empfing. Wo bist du denn gewesen, Thomas, fragte sie, und was hat dich so heimlich gemacht?

Eigentlich solltest du mich nicht fragen, erwiderte er; aber da du es thust, kann ich es um so weniger verschweigen. Ich bin in Ajaccio gewesen, um mir dort einen geschickten Baumeister zu suchen, und habe

dabei allerlei Einkäufe gemacht, von denen ich dir eine eine kleine Probe mitbringe.

Er zog dabei ein Päckchen hervor und legte es in Therese's Hände, die es öffnete und einen prächtigen goldgestickten Seidenshawl erblickte. Sie schüttelte aber lächelnd den Kopf, legte das Gewebe auf den Tisch und sagte dabei: Das ist nicht für mich, Thomas, nicht für deine bescheidene Hausfrau in Soveria; das ist ein Putz für eine stolze Dame, für die Frau eines Generals oder Präsidenten.

O! rief er bestürzt über ihr Benehmen und doch entzückt von ihrem Anblicke, für dich schickt und paßt sich das Schönste und Prächtigste, das zu finden ist.

Du irrst, erwiderte sie lächelnd, ich habe gestern erst gute Lehren bekommen, wie ich mich als deine Frau zu verhalten habe.

Nun, sagte er, ich sollte meinen, das wirst du jederzeit selbst am besten wissen. Wer gab dir gute Lehren?

Deine liebste Freundin, Maria Anna.

Sein Gesicht verdunkelte sich. — Es war sicherlich gut gemeint und Maria Anna hat Recht, fuhr sie fort. Sie gibt selbst ein so herrliches Beispiel und wies auf deine Mutter, die meinen Putz nicht gut heißen würde.

Darüber hat Niemand zu urtheilen, sagte er verstimmt.

Unsere guten Freunde, die uns aufwachsen sahen, bleiben immer unsere Schulmeister, auch wenn wir längst nicht mehr in den Kinderschuhen gehen, lachte Therese. Laß uns nicht mehr daran denken, geliebter Thomas. Ich werde dein schönes Geschenk tragen, sobald ich einmal auf einem Feste beweisen kann, was sich für Thomas Cervoni's Frau ziemt, mag Maria Anna auch schelten. Jetzt setze dich und erzähle mir von deiner Reise.

Sie sprachen lange darüber, und er theilte ihr mit, was er mit dem Baumeister verabredet, und was er in den französischen Magazinen gesehen und ausgewählt hätte. Einige Teppiche und Möbel beschrieb er ihr, von Tapeten brachte er Proben; sie hatte jedoch mancherlei Einwendungen zu machen, that besorgt und kam immer wieder auf den Tadel zurück, den solche Verschwendungen finden würden bei allen Leuten von strengen Sitten, und bei Gaffori zumeist, der allen Schmuck und alle Ueppigkeit als Verweichlichung betrachte. Thomas fühlte sich beklemmt davon und war froh, als endlich Antonio kam, der auch sofort ihm Beistand leistete. Er lobte das Geschenk mit Kennerblicken, pries die kunstvolle Arbeit und rief dann: Ich wollte, jedes Mädchen im Lande könnte Sonntags ein solches Tuch um ihren Hals binden, so würde es besser mit uns stehen. Es gibt keine größere Thorheit, als Heilighaltung alter Sitten und Trachten. Dio mio! wenn das so rühmlich und ehrenvoll ist, warum gehen wir denn nicht noch so wie Adam und Eva im Paradiese?

Thomas stimmte in sein Gelächter ein. Ich glaube wahrlich auch nicht, sagte er, daß wir dadurch schlechter würden, wenn wir statt des Rockes von grober Schafwolle einen Klappenrock mit blanken Knöpfen trügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Langsam und mit einem sichern Lächeln nahte sich ihr Huber. Johanna sah es und fühlte das Blut in ihre Wangen schießen, als er neben ihr stand. Ihre stolze Ruhe verließ sie.

„Tanzen Sie immer so zerstreut?“ fragte er sie.

„Zerstreut? ich wüßte nicht,“ — antwortete Johanna mit etwas unsicherer Stimme.

„Gewiß, denn ich beobachtete Sie. Ihre schönen Augen schweiften unruhig umher, Sie waren nicht mit voller Seele beim Tanze und das ist bei einer jungen Dame eine so seltsame Naturerscheinung, daß Sie es mir nicht verargen dürfen, wenn ich frage, was Sie so zerstreuen konnte?“

Ein leicht ironisches Lächeln Hubers begleitete diese letzten Worte.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Johanna, indem sie harmlos zu lachen versuchte, „mit welchem Rechte ich Sie zum Vertrauten meiner innersten Gedanken machen soll. Wir sehen uns heute zum Erstenmale.“

„Und wenn ich sie nun wüßte?“ Huber fixirte bei diesen Worten Johanna scharf.

„Unmöglich!“ rief sie, durch diese kecke Dreistigkeit halb angezogen, halb erschreckt, „oder Sie vermöchten mehr als andere Menschen.“

„Das nicht. Erfahrungen im Leben schärfen den Blick und ich kann mich wohl rühmen, daß der meine selten trügt. Soll ich Ihnen sagen, was Sie dachten?“

Er sprach dieß mit einer Mischung von Selbstgefühl und Bescheidenheit, um so gefährlicher bei Männern, die stets ihres Sieges gewiß sind.

„Das möchte ich hören, aber hüten Sie sich, wenn Ihr scharfer Blick Sie dießmal doch getäuscht hätte,“ und scherzend drohte sie mit dem Finger.

„Wollen Sie mir aufrichtig eine Frage beantworten?“

„Ha, ha, Herr Huber, Sie weichen mir aus, Sie fürchten meinen Zorn.“

„Sagen Sie mir, ob nicht das Herz an Ihrer Zerstreutheit schuld war?“

„Mein Herz?“ und Johanna lachte laut, „mein Herz? Da haben wir's, daß auch der tiefste Menschenkenner irren kann. Ich würde gar nicht wissen, daß

ein so kleines Ding in meiner Brust schlägt, hätte nicht der Tanz dasselbe in Aufruhr gebracht."

„Das sprach Ihr Herz nicht." Huber neigte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr leise zu. „Denken Sie an Schütz, — ich bin sein Freund." Er betonte dieß Wort scharf.

Johanna errieth, was er meinte. Sie warf den Kopf trotzig zurück, es empörte sie, daß zarte Geheimniß ihrer Liebe verrathen zu wissen. Wie konnte auch Schütz so indiskret seyn. Eine eisige Hand legte sich auf ihr Herz und erstarrte für den Augenblick jedes bessere Gefühl. Schon hatte sie eine bittere Antwort auf den Lippen, als Schütz kam. Arglos trat er heran. Er ahnte nicht, welcher Dämon in ihrer Brust herauf-beschworen war. Huber entfernte sich still, er wollte seinem Freunde kein lästiger Störenfried seyn.

„Armer Freund," dachte er, „Du bist in das Netz einer Kokette gegangen."

„Johanna," sagte Schütz innig, „Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht. Sie haben meinen Blumen einen Platz gegeben, nun den ich sie beneide."

„Gönnen Sie Ihren Blumen diesen kurzen Traum," sagte Johanna kalt, „in wenigen Stunden sind sie weiter nichts, als ein paar welke Blätter."

Schütz war zu erregt, um die volle Ironie dieser Worte herauszufühlen.

„Mögen sie entblättern," rief er leidenschaftlich, „sie haben doch des Lebens höchstes Glück erfahren. — Ich denke es mir schön, so wie sie zu sterben."

„Sind Sie so lebensmüde, Herr Assessor?" rief Johanna leichthin fragend ein, indem sie sich erhob, um einem Herrn, der an sie herangetreten war, zum Tanze zu folgen.

Erregt blickte Schütz ihr nach. Die letzten Worte hatten ihn kalt berührt und die alten Zweifel wieder in ihm wachgerufen.

„Ich muß Gewißheit haben," sagte er sich leise, „dieß ungewisse Schweben bringt mich zur Verzweiflung."

Der Tanz war zu Ende. Johanna trat an ihren Platz zurück. Eine Rose hatte sich leise von ihrer Brust gelöst und fiel zur Erde nieder.

Gewandt trat Huber hervor und hob dieselbe auf. „Ich würde sie bitten," sprach er, indem er ihr lächelnd die Blume überreichte, „mir diese Rose zu schenken, wenn ich nicht wüßte, daß sie ein Symbol für Sie ist."

(Fortsetzung folgt.)

Dosios vor den Geschworenen.

Athen, 26. November.

Ein Theil der Athenischen Presse hat sich damit beschäftigt, es plausibel zu machen, daß das Komplott der Infanterie-Unteroffiziere zur Befreiung Dosios' ein von der Regierung erfundenes sey; dann aber auch, daß der des Attentats überführte Junge für diese That nicht zurechnungsfähig sey, da er offenbar an Monomanie gelitten habe. Um über diese Meinungen Licht zu verbreiten, dürfte es am geeignetsten seyn, den Brief zu veröffentlichen, welchen er ein paar Tage vor der beabsichtigten Befreiung aus dem Gefängnisse an seinen Vater schrieb, und welcher eben die Veranlassung zur Entdeckung des Komplottes herbeiführte. Dosios schreibt: „Mein lieber Vater! Vom Anfang an habe ich darauf bestanden, und bestehe noch darauf, daß ich allein noch mit vier andern aus dem Gefängnisse entfliehen soll, die eben auch wegen Verschwörung angeklagt sind; weil aber der Feldwebel aus tollkühner Ritterlichkeit fürchtet, daß, wenn er nur mich und noch drei andere meiner Bekannten frei läßt, man sagen könnte, er habe so gehandelt, weil er Geld von uns erhalten habe, so will er alle Gefangenen dieses Staatsgefängnisses mit freilassen (hier sind einige Worte des Briefes unleserlich); somit müssen wir wohl ihm folgen; denn wenn ich innerhalb zweier Tage nicht entfliehen kann, so wird der Unteroffizier nicht mehr hier seyn, da sein Bataillon versetzt ist und demnach abmarschirt, und dann bleibt mir nichts übrig, als daß ich die Strafe erstehe, welche der Art. 123 bestimmt, (Todesstrafe), denn ich werde mich nie dazu verstehen, und Du wirst mit mir einverstanden seyn, daß ich den bis jetzt betretenen Weg verlasse. Die Gefahr ist daher für mich sehr groß, und wenn Du meine Befreiung wünschest, so mußt Du den gestellten Forderungen Genüge leisten. Wenn ich aber befreit werde, so nehme ich auch noch die Andern mit, und halte mich irgendwo versteckt, wo Du es haben willst, oder flüchte mich mit Stalzogiani nach Xeromera (an der türkisch-griechischen Gränze), wo ich dann diesen verlasse, und mich nach den jonischen Inseln begebe, um Deine Befehle dort zu erwarten. Dieser zweite ist der bessere Weg, und ich laufe keine Gefahr. Denn außerdem, daß er die Gegend dort sehr gut kennt, so wird auch Dimitrios Bulgaris, der russische Hauptmann (der berüchtigte angenommene Sohn einer oft genannten Wittwe Mavromichalis), bei uns seyn, und der Zikes und zwei andere (Maiverschworene). Im Falle des Mißlingens dieses Planes, der mit dem Feldwebel Einverstandenen, werden so Viele von ihnen die Flucht ergreifen, als es möglich ist. Du mußt ihm keine Schwierigkeiten machen, denn eine solche Gelegenheit findet sich nicht wieder. Gib ihm aber, ich bitte Dich darum, einiges Geld, wenn er sich auch sträubt, es anzunehmen. Es ist nicht für seinen eigenen Gebrauch. Schicke mir auch welches. In dem Falle, daß ich sogleich die Stadt verlasse, ist es nothwendig, daß ich mehr erhalte. So wollen wir denn zu Gott hoffen, und uns nicht fürchten. Verbleibe in größter Eile gehorsamster Aristidis Dosios."

Aus diesem Brief geht hervor, daß der Befreiungsversuch des jungen Verbrechers kein von den Organen

der Polizei in die Scene gesetztes Unternehmen war, wie die Oppositionsblätter glauben machen wollen. Der in Rede stehende Unteroffizier heißt Tzakaki, und ist seinem Namen nach aus der Maina. Verrathen wurde die ganze Angelegenheit durch einen Soldaten, dem die Bestellung der Briefe anvertraut ward, und welcher Verdacht bekam, daß damit etwas vorgehe. Er begab sich zu seinem Kommandanten und zeigte ihm den Brief, der außer der leserlichen Adresse noch eine sehr unleserliche Schrift mit Bleistift trug. Morgen um 10 Uhr Früh werden die Assisen eröffnet; die Garnison ist die Nacht hindurch konsignirt, wenn gleich keine Anzeichen irgendeiner Art vorhanden sind, daß die Ruhe gestört werden könnte.

Athen, 27. Nov., Morgens.

Seit dem frühesten Morgen findet sich eine Menge Volks in den Straßen vor dem Gebäude, wo das Schwurgericht seine Sitzungen hält; allein der Eintritt ist erschwert; für die vorbehaltenen Plätze sind Erlaubnißkarten ausgetheilt, und der Zutritt der übrigen Zuhörerschaft wird ebenfalls nur mit einer gewissen Auswahl gestattet. Indeß Alles verhält sich ruhig. Man erzählt sich viel von den Mitteln, welche angewendet wurden, um die Freisprechung des Angeklagten zu sichern, oder Unruhen hervorzurufen im Falle der Verurtheilung desselben.

Athen, 30. Nov.

Wie vorauszusehen, war bei der heutigen Entscheidung über Dosios der Gerichtssaal zum Erdrücken voll. Senatoren, Deputirte, Aerzte und Advokaten, Gerichtspersonen aller Dienstesstufen, Diplomaten und Fremde verschiedenen Rangs und eine nicht kleine Anzahl Damen hatten die vorbehaltenen Plätze eingenommen; auch das Offizierkorps und die Studenten waren reichlich vertreten. Fast in der Mitte des Sitzungssaals, auf einem einzelnen Stuhl, den Richtern auf erhöhter Tribüne gegenüber, saß Dosios; ihm zur Rechten die Geschwornen, Männer aus dem Volke, sämmtlich Gutsbesitzer aus allen Theilen des Landes, mit intelligenten ernsten Gesichtern, zwölf an der Zahl, mit ihrem Obmann; zur Linken Dosios Advokaten, und zwischen ihnen der Vater Dosios mit zwei jüngeren Söhnen. Der Staatsprokurator saß auf der Seite der Advokaten auf erhöhter Tribüne, gleich den Gerichtspersonen. Dosios beobachtete während der ganzen Verhandlung eine Gleichgültigkeit und Kälte, als wenn er einer Vorlesung über unregelmäßige Zeitwörter beiwohnte. Dessenungeachtet war er aufmerksam auf alle Vorgänge, ergriff nicht selten, als seine Briefe vorgelesen wurden, plötzlich das Wort, stand auf, näherte sich den Stufen vor dem Präsidenten des Gerichtshofs, und machte seine Bemerkungen. Er erkannte seine ihm vorgezeigte Unterschrift der Briefe und Zeitungsartikel, die er noch in letzter Zeit geschrieben hatte, als die seinigen an. Als fortgefahren wurde, die Dokumente vorzulesen, machte er bei einem Briefe Einwendungen dagegen, behauptend, daß er dieß nicht so geschrieben habe. Dosios ist ein aufgeschossener Junge von Verstand, der aber seine Zeit zum Studieren auf dem Gymnasium dazu verwandte, französische Schriften über die Revolutionen zu lesen, und gefunden hat, daß man sich mit wenig Wissen, viel Eitelkeit und einer unverschämten Dreistigkeit auch einen Namen erwerben kann, der von der Mit- und Nachwelt genannt wird, wenn auch mit Abscheu. Diese Eitelkeit war deutlich sichtbar aus seinem Bemühen, seine Standesgenossen, mit den Augen aufzusuchen, die hinter ihm auf der Tribüne saßen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieß zu thun, und gleichsam zu fragen: bin ich nicht ein Held? Eine große Anzahl von Entlastungszeugen wurde vernommen, deren Aussagen alle darauf berechnet waren, ihn als krankelnd darzustellen und aus diesen allgemeinen Zuständen eine Monomanie zu entwickeln. Da der Vertheidigung auf dem Felde der Thatsache kein Raum blieb, um mit irgend einem Erfolge zu wirken, so begab sie sich auf die Nebenwege, und suchte zu beweisen, daß die Frevelthat nicht mit reifer Ueberlegung geschehen sey, und sogar, da er sich eines Revolvers bediente, nicht in der Absicht wirklich zu tödten. Die Vertheidigung war geschickt genug, aber die klaren Umstände und das Benehmen des Verbrechers ließen sie kein Ziel erreichen. Nach 8 Uhr Abends wurde der Angeklagte vom Präsidenten aufgefordert, zu erklären: ob seine Aussagen des ersten Verhörs und die der spätern gültig seyen, oder ob er etwas daran ändern wolle. Dosios bestand auf der Angabe dessen, was er vom ersten Augenblick an, zu Protokoll gegeben habe; daß er die Königin habe tödten wollen ꝛc. Er fing an, das im Zusammenhange zu wiederholen, was er unmittelbar nach der That geantwortet, und was er in einer Art Apologie schriftlich an jenem Abend bei sich trug. „Dreißig Jahre der fürchterlichsten Tyrannei," fing er an — aber, sein Vater stürzt sich auf ihn und drückte ihn auf den Stuhl nieder, und seine Advokaten erklärten seine Sachen nicht länger vertheidigen zu wollen, wenn er nicht schweige.

Hierauf begann die Vertheidigung von Seiten seiner Sachwalter. Ruhig und besonnen, ohne die geringste Ausschreitung, erkannten sie die That an, und wollten sie nur modifiziren durch die Anführung von Nebenumständen. Darauf resumirte der Präsident des Gerichtshofes die Anklage, entkräftigte die Beweisführung der Vertheidigung, daß der Angeklagte an Monomanie leide, und stellte schließlich die Frage an die Geschwornen: ob der Angeklagte schuldig sey, oder nicht? Einstimmig bejahten die Geschwornen, daß der Angeklagte schuldig sey. Wie er darauf zusammenbrach, wie das Todesurtheil gefällt wurde ꝛc., wurde schon in der Zeitung gemeldet.

Redakteur: Gustav Meisert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 297 Freitag, 13. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Aber unsere großen Patrioten haben von jeher geglaubt, ein ächter Corse müsse wie ein wildes Thier aussehen, wie ein Muffro leben und alle menschliche Kultur verachten, rief Romei. Daher auch alle diese blutigen Kämpfe, die uns nie aus der Barbarei kommen ließen. Wahrlich, die Gemeinen haben uns nie so vielen Schaden gethan wie die unersättlich Ehrgeizigen unter uns, die uns niemals zur Ruhe und zum Frieden kommen ließen.

Noch vor wenigen Wochen würde Thomas solche Worte nicht geduldig gehört haben, auch hätte Romei sich wohl gehütet, sie auszusprechen. Jetzt that der junge Cervoni, als bemerkte er sie nicht; er sah Antonio einen Augenblick schweigend an und begann darauf: Wie ich den Klappenrock erwähnte, fiel mir ein, daß ich den Herrn Viale in Ajaccio gesehen habe. Er trug mir Grüße an Euch auf. Ich soll Euch sagen, die Geschäfte gingen gut. Ihr würdet bald mehr von ihm hören.

Das ist mir lieb! antwortete Romei. Was sprach er mehr?

Wenig mehr, denn er schien eilig und war nicht allein.

In Gesellschaft von Geschäftsfreunden?

Von besonderer Art, fuhr Thomas fort. Ein Franziskaner war bei ihm, und eine Menge Volk zog hinterher, um himmlischen und irdischen Segen zugleich zu bekommen. Denn Herr Viale theilte Geldstücke aus, und der Mönch verhieß, daß es Manna regnen würde, sobald nur erst die gefräßigen Franzosen nicht mehr im Lande seyen.

Er hat wohl Recht dazu, lachte Antonio, denn ein Franzose gebraucht täglich so viel als drei Corsen, und erhalten müssen diese Gäste doch werden, die uns wahrlich keinen Nutzen jetzt mehr schaffen. Aber wie sieht es weiter aus in Ajaccio? Ist es wahr, daß eine böse Stimmung dort vorhanden ist?

Es gibt finstere Gesichter genug, sagte Thomas; Manches hat sich verändert. Vor einigen Tagen wurden zwei Franzosen in den Weingärten vor der Stadt erdolcht gefunden; das hat viel Lärm gemacht. General Cursay hat drei Männer festnehmen lassen, die den Mord begangen haben, und man sagt, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollen.

Romei's Augen funkelten lustig. Da wird der liebe General sich die Vendetta auf den Hals ziehen! rief er. Man schießt keinen Corsen ohne Weiteres todt, jeder hinterläßt Freunde, welche die Pflicht haben, Rache zu nehmen.

Die Männer sollen der That vollständig überführt seyn, meinte Thomas.

Cospetto! sicher wurden sie beleidigt. Diese Franzosen passen nicht zu uns, sie sind übermüthig und großsprecherisch. Man hat ihnen zu viel geschmeichelt, nun kommt der Wermuth hinterher. Grazia a Dio! ich hoffe nicht, daß der Friede gestört wird.

Das läßt sich nicht erwarten.

Dio mio! nur nicht der Friede gebrochen! rief Romei besorgt. Was gehen uns die Franzosen an, mögen sie hingehen, woher sie gekommen sind. Frieden wollen wir haben, lieber Thomas, so wird wahr werden, was der Franziskaner prophezeite. Gott wird uns Manna schicken, reiche Ernten, frohes Gedeihen, und wir werden Alle glücklich leben. Du aber, fuhr er dann lachend fort, mußt ganz besonders um Frieden beten, denn was soll aus deinen seligen Liebestagen in Soveria werden, wenn der Krieg wieder toben wollte?

Therese schlang ihren Arm um ihn und sagte dabei: Er soll nicht fort. Ich habe es seiner Mutter versprochen, ihn vor verwegenen Dingen zu bewahren, und ich will ihm die Ohren so fest zuhalten, daß kein Kriegsgeschrei hineinzuschallen kann.

So saßen sie lange Zeit beisammen, freudig von der Zukunft sprechend, und es gab unzählige Dinge, die Thomas zu erwähnen hatte. Die Stunden vergingen ihm mit neidischer Eile, während er im Anschauen der Geliebten alles Maaß für die Zeit verlor, bis er zuletzt erstaunt darüber auffuhr, wie spät es schon sey, und mit innerlichem Widerstreben daran dachte, daß er zu Gaffori gehen sollte.

Ich muß es doch thun, sagte er zögernd. Er weiß, daß ich verreist war, und wird erfahren, daß ich hier gewesen bin.

Ich sehe keine Nothwendigkeit ein, warum ich dich entbehren soll, erwiderte Therese. Der Doktor verreist

sicher sehr oft, ohne dich davon zu benachrichtigen, und kommt zurück, ohne dir Rechenschaft zu geben.

Bei dem Worte Rechenschaft röthete sich Cervoni's Gesicht, und er murmelte etwas verlegen vor sich hin.

Therese aber lieſ lachend: Mir gehörst du jetzt, und ich will, daß du bei mir bleibst; bei Gaffori werde ich dich entschuldigen.

Mit Freuden hörte er ihre Liebesworte, und sein Herz erleichterte sich dabei, denn er wußte nicht recht warum, aber er empfand eine geheime Scheu vor dem Manne und der Frau, die er so hoch verehrt hatte. Es war zwischen sie und ihn getreten eine kalte Hand, die ihn zurückstieß, und doch hatten sie ihn mit Güte überhäuft und ihre Freundschaft schien durch nichts getrübt. Daß dieß Mißbehagen aus ihm selbst kam, eine Macht in ihm arbeitete, die gegen Vieles rang, was er bisher geglaubt und geliebt, und daß ein Kampf daraus entstanden war, der sich nicht verhehlen ließ, das empfand er nun, ohne es zu denken, und er suchte sich zu entschuldigen, damit er sich nichts einzugestehen brauchte.

Ich könnte auch kaum noch zu ihnen gehen, sagte er, denn ich muß ins Niolo noch heute hinaus, um meine Mutter zu besuchen, die ich während dieser ganzen Woche noch nicht gesehen habe. Also entschuldige du mich, sobald ich zurückkehre, will ich ihnen sogleich meinen Besuch machen.

Therese versprach es und wußte ihrer Antwort manchen kleinen Stachel zu geben, den Thomas fühlte. Sey ohne Sorge, sagte sie, ich will deine treue Anhänglichkeit schon vertheidigen. Dann blickte sie ihn mit ihren großen glänzenden Augen schalkhaft an und rief dabei: Ich sollte wohl eigentlich eifersüchtig seyn, denn Maria Anna ist noch immer eine schöne Frau, die ein feuriges Herz mit Leidenschaft erfüllen kann.

Vor dieser Aeußerung erschrack Thomas, denn es war ihm, als würde eine Heilige verspottet. Du mußt nicht so über Maria Anna scherzen, sagte er, indem er ernsthaft wurde.

Und warum soll ich nicht scherzen?

Weil sie zu hoch über solchen Scherz steht.

O! es steht schlimmer mit dir, als ich dachte, trottete sie. Sage mir aufrichtig, hast du sie nie schön gefunden?

Ich habe niemals daran gedacht in ihrer Nähe, und ich glaube, es muß wohl Jedem so gehen.

Wie in der Nähe eines überirdischen Wesens.

Ja, so mag es seyn, antwortete er.

Sie lachte laut auf, um ihre Lippen zuckte ein Hohn, für den ihr Herz nicht Raum genug hatte. Du mußt dich leider mit einem irdischen Weibe begnügen, fuhr sie dabei fort, aber auch die Heiligen sind nicht immer ohne Fehler. Wirft man Gaffori nicht übermäßigen Ehrgeiz vor, und wird von Vielen nicht dafür gehalten, daß er über geheimen Plänen brüte, um Corsika von Neuem in Krieg und Unruhen zu reißen? So wird auch Maria Anna als herrschsüchtig und übermäßig hochmüthig betrachtet. O, sie ist bewunderungswürdig stolz und heldenmüthig, und deine zärtliche Freundin ist sie auch, besorgt für dein Glück und langes Leben.

Thomas stille sie traurig und ein wenig verwirrt an. Dafür danke ich ihr, versetzte er dann lächelnd, denn ich möchte gern lange leben und glücklich seyn.

Das sollen wir Beide nach ihren Wünschen. Du sollst nicht eitler Ruhmsucht nachgehen, weit abbleiben von den Wegen der Paoli und Matra, dafür in Soveria ein heiteres unschuldiges Landleben führen mit mir, mein geliebter Thomas, und was wollen wir auch. Wir wollen Olivenzweige und Blumen für dich zu Kränzen flechten, und wenn du dich nach einem Lorbeerkranz sehnst, so soll es ein Moreskakranz seyn. Damit umarmte sie ihn aufscheinend übermüthig fröhlich, und jetzt kamen die Brüder und mehrere Freunde, so daß kein Wort mehr darüber gewechselt wurde.

Nach mehreren Stunden ritt Thomas Cervoni ins Niolo hinaus, und hierbei hatte er Zeit genug, alle empfangenen Eindrücke zu bedenken. Therese hatte ihn mit so vielen Liebeszeichen entlassen, daß er voller Entzücken daran denken mußte, auch Antonio war herzlich und zutraulich gewesen. Dieß Alles machte, daß er um so reizbarer über das stachsinn, was Maria Anna gesagt haben sollte. Hätte Therese zu ihm gesprochen: Laß uns glücklich und still in deines Vaters altem Hause wohnen, unbekümmert um wilden blutigen Ehrgeiz, es würde ihm wie die Stimme eines Engels geklungen haben. Er hatte ja selbst Aehnliches gedacht und ausgesprochen, sie dagegen hatte ihn gemahnt, daß er ein Cervoni sey, aus dem alten Geschlechte der Caporali von Soveria. Er hatte den Spott in ihren Mienen wohl bemerkt, als sie ihm Maria Anna's Urtheil wiederholte und des Lorbeerkranzes der Moreska gedachte, als des Einzigen, der ihm gebühre. Dabei hatte sie Namen genannt, die ihm die Galle ins Blut trieben. Gegen die Paoli erbte er alten Haß schon von seinem Vater, und der stolze wilde Matra war niemals sein Freund gewesen. Wie kam Maria Anna dazu, ihn für geringer zu halten, als diese hochfahrenden Männer? ihm die Fähigkeiten abzusprechen, unter den Führern des Volkes genannt zu werden? So wenig Ehrgeiz Thomas auch besaß, und so bescheiden sein Sinn war, fühlte er sich doch verletzt von solchem Urtheil, das sein Mißtrauen gegen Gaffori verwehrte. Denn dieser dachte keineswegs anders als seine Vertraute, und daß Maria Anna sich so geäußert, daran zweifelte er nicht, denn Therese sagte es. — Man kann von sich selbst eine geringe Meinung haben, mit Demuth glauben, von untergeordneten Fähigkeiten zu seyn; etwas Anderes ist es, wenn Freunde solch Urtheil aussprechen, am schlimmsten aber, wenn es der Geliebten mitgetheilt wird, der jeder doch gern im besten Lichte erscheinen will.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

„Ein Symbol?“ fragte Johanna, scheinbar überrascht zu ihm aufschauend.

„Sie kennen doch die Bedeutung der Rose?“ erwiderte Huber, Johanna fest dabei ansehend.

„Wohl kenn' ich sie,“ sprach diese, indem sie ihrer Stimme Festigkeit zu geben suchte, „und um Ihnen zu beweisen, wie wenig ich ihr diese Deutung beilege, schenke ich sie Ihnen.“

Er nahm die Blume an; als er aber unwillkürlich aufblickte und in das verstörte Antlitz seines Freundes, der Zeuge dieser Scene gewesen war, sah, reute es ihn, sie genommen zu haben.

„Unter welcher Bedeutung soll ich sie nehmen?“ fragte er fast spottend.

„Malen Sie dieselbe.“

„Ich würde es thun, wenn ich sie an ihren Busen malen dürfte.“

Von jedem anderen Manne würde diese frivole Aeußerung sie empört haben. Huber sprach sie mit so sicherer Dreistigkeit, daß sie dadurch verwirrt ward. —

Die zwölfte Stunde hatte geschlagen. — Wer fühlt wohl nicht den tiefen Ernst dieser Stunde. Mit Wehmuth schauen wir auf das entschwundene Jahr, dessen wechselvolle Ereignisse unserem inneren Auge noch einmal wie eine Fata Morgana vorüberschweben. Was wird das kommende Jahr bringen? Gott weiß es. Die Jugend hüpft freudiger Hoffnungen voll, — ältere Leute gehen bedächtig, ohne Illusion hinein. Was auch das Jahr bringt, sie sehen es ruhig kommen. Sie sind schon längst ein blätterloser Baum und über den Schmerz, eine Blüthe nach der anderen fallen zu sehen, hinweg.

Alles war in Aufregung. Man umarmte sich, schüttelte sich die Hände und wünschte Glück in allen Ecken und Enden des Saales. Um diesem Wirrwarr zu entgehen, war Johanna in ein Nebenzimmer getreten. Sie sehnte sich nach Ruhe. Sie lehnte sich in eine Sophaecke und stützte gedankenvoll den Kopf. In bunten Chaos schwirrten ihre Gedanken durcheinander und immer wieder kehrten sie zu Huber zurück. Was war es nur, das sie so mächtig zu diesem Manne hinzog, daß er ihren ganzen Sinn gefangen nehmen konnte? Sie bereute, ihm die Rose gegeben zu haben und doch würde sie ihm dieselbe, sobald er mit seiner ganzen einschmeichelnden Persönlichkeit vor ihr stände, zum Zweitenmale geben. Wo war ihr Stolz geblieben? Sie fühlte nur zu sehr, daß dieser Mann sie ganz beherrschen konnte. Und Schütz?

In diesem Sinnestaumel gedachte sie seiner nicht. Da trat er zu ihr ins Zimmer, in seinen Mienen las sie die höchste Aufregung.

„Johanna,“ sprach er, indem er ihre Hand erfaßte, „Johanna,“ wiederholte er innig. „Ein neues Jahr beginnt mit dieser Minute, — darf ich einen Wunsch aussprechen, der auch zugleich mein Lebensglück entscheidet?“

„Und weßhalb nicht, Herr Assessor?“ erwiderte sie, indem sie versuchte, ihre Hand zurückzuziehen.

„Nicht wieder diesen kalten Ton, Johanna, lassen Sie alle Vorstellungen mit dem alten Jahre begraben sein,“ fuhr er erregter fort. „O, lassen Sie mir Ihre Hand, — die Hand, — die ich für's ganze Leben mir von Ihnen jetzt erflehen möchte.“

Mit der höchsten Spannung blickte er auf Johanna, es war, als wolle er Tod oder Leben von ihren Lippen lesen. Wie ein eisiger Hauch durchwehte es ihn daher, als sie, gleichgültig mit dem Fächer in ihrer Hand spielend, ruhig antwortete: „Sie sind sehr aufgeregt, Herr Assessor, Sie thäten gut, sich etwas abzukühlen.“

„Johanna, Johanna! Sie wollten offen seyn. Haben Sie vergessen, was Sie vergangenen Abend mir versprochen haben?“ rief Schütz außer sich vor Schmerz.

Johanna schien kalt wie Eis. Aber in ihrem Innern tobte und brauste es wild durcheinander. Gute und böse Gefühle stritten mächtig in ihrem Herzen. Eine Stimme rief ihr zu: Erhöre ihn, erhöre ihn, es ist Dein Glück. Die Reue kommt nach, — dann sah sie wieder das sardonische Lächeln Hubers — und der Dämon siegte. Sie blieb in ihrer gleichgültigen Stellung und schwieg.

„Mädchen,“ rief Schütz, seiner Sinne nicht mehr mächtig, indem er vor ihr niederkniete, „erhöre mich, oder willst Du mich wahnsinnig machen? — Hast Du kein Herz, daß Dich die Leiden eines Mannes nicht rühren. Hast Du für alle meine Liebe nichts weiter, als ein kaltes Lächeln!“

Er faßte krampfhaft ihre Hand und preßte sie heftig an sein lautklopfendes Herz.

Aber auf Johanna brachte diese stürmische Erregtheit gerade das Gegentheil hervor. Kalt sagte sie: „Stehen Sie auf, Herr Assessor, und machen Sie dieser Scene ein Ende, wir könnten leicht Zuschauer bekommen.“

Dieser herzlose Ton brachte Schütz zum Bewußtseyn. Er erhob sich langsam. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen. Seine Augen blickten starr.

„Sie haben Recht,“ sagte er tonlos, „ich hätte mich vergessen.“

Dieser unnatürliche ruhige Ton, dieß bleiche schmerzvolle Gesicht bewirkten mehr als alle Leidenschaft es bei Johanna vermocht hätte. In diesem Augenblicke hätte sie Schütz ans Herz sinken mögen, ihn um Vergebung bitten für all den Schmerz, den sie ihm bereitete. Aber, — jetzt war es zu spät. Still entfernte sich Schütz. Johanna sah ihn nicht wieder. Sie trat in den Saal zurück. All' ihre Nerven waren in fast

fieberhafter Aufregung. Kaum vermochte sie ihr inneres Beben zu verbergen. Da begegnete ihr Blick Hubers Auge, das lächelnd forschend auf Sie gerichtet war. Sollte er wissen, was eben vorgefallen war? Durfte er ahnen, was jetzt in ihr vorging? Er am wenigsten von Allen. Sie zwang sich zur Heiterkeit, stürzte sich ausgelassen in den Tanz, trank hastig einige Glas Champagner, nur um ihrer Stimmung Herr zu bleiben, die sie sich mit Gewalt auferlegt hatte und die Den täuschen sollte, der sie am meisten von allen Männern durchschaut hatte.

So blieb sie bis zu Ende des Balles. Noch mit lachendem Munde nahm sie von Huber Abschied, der sie bis an den Wagen begleitete. Als sie endlich daheim sich zur Ruhe begab, war sie noch in derselben inneren Aufregung. Kein Schlaf wollte mitleidig ihre Augen schließen, immer stand das kummervolle Antlitz Schütz's vor ihrer Seele.

Und doch hatte sie keine Ahnung davon, was Schütz in diesem Augenblicke empfand. Aufgeregt ging er in seinem Zimmer auf und ab. All die Hoffnungen, die er an diesen Abend geknüpft hatte, waren vernichtet und mit ihnen auch die glücklichen Träume, die er auf ihnen aufgebaut hatte. Mehr als je war er über Johanna's Herz in Zweifel, nur das Eine wußte er, daß sie nie sein eigen werden könne. Das, was ihm das Heiligste gewesen war, hatte sie mit kaltem Lächeln zerrissen, und zerrissen lag sein ganzes Leben vor ihm.

Er trat ans Fenster, öffnete es. Die kalte Luft, welche ihm entgegenströmte, that seiner glühenden Stirn wohl. Er fühlte, wie sie sich eisig in sein Herz legte. Er ward ruhiger.

Das, was in diesem Augenblicke durch seine Seele hinzog, schreckte ihn unwillkürlich zurück, und doch mußte es geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Verfassung und Wirkungskreis der Gerichte und Verwaltungsbehörden des Königreichs Bayern diesseits des Rheins, nach den neuesten Strafgesetzbüchern, dem Einführungsgesetze hierzu und nach den Gesetzen über die Gerichtsverfahren und das Notariat. Für jeden Staatsangehörigen Bayerns, besonders für den Bürger und Landmann, dann aber auch als Leitfaden für Geschäftsmänner bearbeitet von Ludwig Hauff. Bamberg, Verlag der Buchner'schen Buchhandlung.

Vorstehende Schrift gibt eine genaue Uebersicht der Gerichts- und Verwaltungsbehörden des Königreichs und bezeichnet zu gleicher Zeit die Kompetenz derselben so genau, daß kein Staatsbürger mehr im Zweifel darüber seyn kann, bei welchem Gerichte, vor welcher Verwaltungsbehörde, dann ob vor dem Stadt- oder Landgerichte oder vor dem Notariate er seine Angelegenheiten anzubringen habe — ein Leitfaden, der um so nothwendiger ist, als bei der mit dem 1. Juli 1862 eintretenden Umgestaltung der Gerichte und des Wirkungskreises derselben, so wie der Distriktspolizeibehörden und Magistrate so manche Anstände bezüglich der Kompetenz besonders zwischen Verwaltungs- und Gerichtsbehörde sich ergeben werden. Der Verfasser hat gewiß ein verdienstliches, alle Anstände beseitigendes Werk geliefert und in 205 Paragraphen die Zuständigkeit der Gerichte und der Verwaltungs- und Polizeibehörden ebenso ausführlich auseinandergesetzt, als er die Zuständigkeit der einzelnen, höheren oder niederen Verwaltungsbehörden dargethan und hierdurch Jeden vor etwa möglichen Miß- und Fehlgriffen geschützt hat. Das ganze Werkchen erscheint in circa 3 Lieferungen à 24 kr., durch welch billigen Preis die Verlagshandlung Jedermann die Anschaffung desselben möglich gemacht hat.

Illustrirte landwirthschaftliche Zeitung, herausgegeben von Dr. William Löbe, Leipzig, Verlag von F. Volckmar.

Trotz des großen Aufschwunges, den die Landwirthschaft seit einigen Dezennien genommen, ist doch der deutsche Bauer in seiner Gesammtheit noch weit zurück und er leistet noch lange nicht, was er bei richtiger Kenntniß des zu seinem Berufe Erforderlichen leisten könnte. Um nun auch den kleinen Landwirth mit den neuesten Erfahrungen auf landwirthschaftlichem Gebiete bekannt zu machen, haben nicht wenige Männer der Jetztzeit sich die verdienstliche Aufgabe gestellt, in populären Abhandlungen und Zeitschriften auf denselben einzuwirken. Auch die vorliegende unter obigem Titel erscheinende Zeitung hat sich diese Aufgabe gestellt, und der Name ihres Redakteurs Herrn Dr. W. Löbe, der sich längst durch seine volkswirthschaftlichen Schriften und größeren Werke auf diesem Gebiete (wir erinnern nur an sein illustrirtes Lexikon der gesammten Wirthschaftskunde) einen bedeutenden Ruf erworben hat, bürgt für die Gediegenheit des Inhalts. Wir können also diese Zeitung nur empfehlen; zudem ist ihr Preis, vierteljährig 48 kr., ein sehr geringer.

Auflösung der Charade in Nro 293:
Saumselig.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 298 Samstag, 14. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Je länger Thomas sich damit beschäftigte, um so ärgerlicher wurde er, bis er endlich heftig ausrief: Wir wollen sehen, ob es wahr ist, aber Therese hat Recht, man muß diesen Menschen beweisen, daß man ihr Werkzeug nicht ist, und daß sie uns nicht benutzen können, wie sie Lust haben.

Bei diesen Worten hielt er sein Pferd bei dem Wasserstürze an, den er so eben erreicht hatte, und blickte in den Schlund hinab. Er dachte daran, wie er mit Therese hier gestanden und was sie damals gesprochen. — Ja, ich will meinen eigenen Weg gehen! rief er dann aus seinen Gedanken aufjahrend. Niemand soll mich verspotten, mag er auch Gaffori heißen. Mit dir, meine treue Therese, mit dir allein, mit keinem sonst, und wie ich es geschworen habe, so schwöre ich nochmals an dieser Stelle: ich will dir anhängen und deinen Willen erfüllen, ging's auch in Abgrund oder Hölle, ich verlasse dich nicht!

Als er dieß in den schwarzen Schlund schrie, stöhnte es daraus hervor, als ob ein Sterbender in seinem letzten Kampfe liege. Ein Brausen und Heulen erhob sich, ein Windwirbel kam von unten herauf, peitschte und zerstäubte das Wasser, und warf es hoch in die Luft. Es war dem Thomas, als schrie eine Geisterstimme seinen Namen gegen die Felswand, und ein Gelächter folgte nach, das in dem Echo sich verzehnfachte. Da fiel ihm ein, daß man sagt, wenn Einer von einem Gespenste bei Namen gerufen werde, so müsse er sterben. Ein Grausen überkam ihn, und davon gepackt, stieß er dem Pferde die spitzen Bügel in den Leib und sprengte den Hohlweg hinab und in das sonnenglänzende Thal.

Seine Mutter empfing ihn mit freundlichen Mienen. Aufmerksam sah sie in seine klaren Augen und küßte ihn dann mütterlich. Er mußte sich zu ihr setzen und erzählen, während sie häuslich fleißig, wie immer, den Faden von der Spindel drehte. Von deinem Glücke sage mir nichts, sprach sie, es steht auf deiner Stirn geschrieben. So lange deine Mienen so froh sind, will ich nicht darnach fragen.

Aber ich möchte von nichts lieber sprechen als von Theresen, antwortete Thomas. Von ihrer Klugheit, ihrer Schönheit und ihrem edlen, hohen Sinne.

Ich kenne sie, antwortete die Wittwe. Die man liebt, muß man ehren, wie es dem Manne geziemt. Auf das letzte Wort legte sie Nachdruck und fuhr dann fort: Was sagt Giampietro Gaffori; hast du ihn heute gesehen?

Er vermeinte es, da er keine Zeit gefunden.

Es sind heute Männer bei mir gewesen, sagte die alte Frau, welche mich dir fragten. Sie wollten wissen, was wahr sey an den Nachrichten, die sich verbreitet haben. Die Genuesen, so heißt es, wollen Streit und Krieg erneuen.

Es ist nicht wahr! antwortete Thomas hastig.

So ist es gut. Gott erhalte uns den Frieden. Ich möchte jedoch wissen, was Giampietro Gaffori meint.

Ich kenne seine Meinung nicht, Mutter, erwiderte Thomas, aber in Ajaccio ist kein anderer Streit, als mit den Franzosen, die sich dort wie Herren im Lande betragen. Wenn es etwa zu einem Tumulte kommt, ist es nicht unsere Sache, uns hinein zu mischen.

Giovanna Gervoni knüpfte ihren Faden an, der gerissen, dann sagte sie: Es ist nicht unsere Sache, meinst du, was in Ajaccio geschieht?

Nein, Mutter, es ist Sache des Gouverneurs. Der hat das Volk zu beruhigen und die Franzosen zurecht zu weisen. Was sollte daraus werden, wollten wir über die Berge ziehen, sobald dort Streit entsteht? Wem sollten wir helfen? und woher sollten wir das Recht nehmen, mit dem Schwerte in der Hand Richter und Obrigkeit zu seyn?

Die alte Frau nickte beistimmend. Wenn aber Giampietro dennoch hingeht, da er so lange Protektor und General der Corsen gewesen ist? sagte sie halb vor sich hin.

Dann bleibe ich zu Haus, Mutter, und er geht ohne mich.

Die Wittwe ließ den Spindel sinken und richtete ihre schwarzen Augen auf ihren Sohn.

Nein, wiederholte Thomas, ich gehe nicht mit; Nicolo und Severia werden auf meine Stimme hören. Wir wollen uns nicht durch Leichtsinn oder Ehrgeiz um

den Frieden bringen lassen. Mag Gaffori seinen Weg gehen, es ist Zeit, daß ich den meinen nehme.

Da seine Mutter nichts darauf erwiderte, fuhr Thomas lebhaft fort: Man muß in diesen Gefahren an sich selbst denken, muß auf seinen eigenen Beinen stehen und nicht blindlings denen folgen, die da meinen, die allein Weisen zu seyn.

Die Cervoni sind gewohnt, immer zuerst an das Vaterland zu denken, sagte die alte Frau mit ihrer festen, kalten Stimme.

Daran denke ich auch, Mutter! rief Thomas. Volk und Vaterland sollen nicht durch ehrgeizige Pläne verderben.

Die Mutter nickte ihm wieder gelassen zu. Thue nach deinem Willen, sagte sie. Versammle die Männer von Niolo um dich, sage ihnen, was recht ist, und sie werden dir folgen.

Thomas fand den Rath gut, aber seiner Mutter Benehmen gefiel ihm nicht ganz. War es doch, als ob die strenge ernste Frau seine Vorsätze nicht billigte. Das machte ihn unruhig, und er sagte es ihr.

Bist du nicht ein Mann, erwiderte sie, der wissen muß, was recht ist, und bist du nicht mein Sohn, der zu mir spricht: ich denke an Volk und Vaterland. Thue du, was ohne Furcht und Sünde dein Gewissen dir befiehlt, deine Mutter glaubt an dich wie an den Erlöser.

Ihre Augen wurden plötzlich groß und liebewarm, und Thomas schlang seine Arme um sie und rief voll Freudigkeit: Bei den Ersten sollst du mich immer finden, Mutter, nicht bei den Letzten!

Während Thomas sich so mit seiner Mutter verständigte, geschah in Corte mancherlei Unerwartetes. Therese ging am Nachmittage zu Maria Anna, eigentlich als Kundschafterin ihres Bruders, um Gaffori zu beobachten, denn Antonio hatte in Erfahrung gebracht, daß der Doktor mehrere angesehene Bürger am letzten Abend zu sich eingeladen und daß auch der Podesta der Stadt dabei gewesen sey. Therese sollte Maria Anna aushorchen, nebenher aber wollte sie selbst einen Triumph feiern, einen Selbstbetrug, den sie mit ihrer Liebe zu Thomas und dessen zärtlicher Wiedervergeltung trieb.

Um den absichtlichen Besuch zu verstecken, wählte sie nicht den geraden Weg durch die Stadt, sondern zog einen Spaziergang durch die Weinberge und Gärten am Ufer des Tavignano vor, der sie auf die Höhen hinter Corte führte, von wo sie niedersteigend Gaffori's Haus dicht in der Nähe hatte.

Er war ein herrlicher Tag, das Land voll Duft und Blüthen. Der klare Bergstrom rauschte und schäumte in seinem Felsenbette, und über ihm lagen die schwellenden Hügel rebengrün und reich an Allem, was die Insel hegt. Die Orangen, Granaten und Mandeln begleiteten das südwärts offene Thal, darüber glänzten die lichtgrünen Oliven; Feigen und Myrthen zogen bis zu den Kastanienwäldern hinauf, hinter denen sich die Gipfel des Hochgebirgs versteckten. Und überall gab es auch hier Menschenwohnungen in Fülle. Zwischen den dichten Gebüschen der Granaten und der Fruchtbäume lagen die Capannen, in denen die Gärtner und die kleinen Pachter hausten, welche die Stadt mit Gemüsen und Früchten versorgten. Es war dieß ein harter kräftiger Menschenschlag, dessen braune Kinder in langen wirren Haaren und zerrissenen Jacken mit den Ziegen und Schafen, die sie zu hüten hatten, um die Wette kletterten, während ihre Eltern auch nicht mehr arbeiteten, als durchaus nothwendig. Aber viele dieser Männer streiften dafür um so lieber mit ihren Flinten in den Bergen umher, und als Corte aufstand, um die Genuesen zu verjagen, waren sie bei der Eroberung der Zitadelle vorangewesen.

Therese Romei dachte jedoch weder an diese Vorgänge, noch an die Schönheiten der Natur, als sie den schattigen Pfad hinaufstieg; sie dachte nur an ihren Ehrgeiz und an ihre Pläne. Tief in ihrem Herzen lag ein Meer von Schmerz und Weh und auf diesem ein rothglühender Rachehimmel, an dessen Blitzen sich ihre Blicke labten. Wenn Gaffori einst sie gewählt hätte, nicht diese Maria Anna, welch andere Frau hätte dem kühnen Manne dann zur Seite gestanden? Wenn die Corsen einen König nöthig hatten, sie hätte ihm die Krone aufgesetzt, hätte ihm Glanz und Hoheit gegeben. Verdiente es Gaffori nicht? War er nicht von Gott mit allen Gaben königlich ausgerüstet, mit Verstand, mit Kraft, mit Heldenmuth, mit Weisheit wie kein Anderer? Statt dessen hatte diese Frau ihn mit ihrer Einfalt umstrickt, wie Schlingewächse den edlen Baum ersticken, und in Therese's Herzen stritten sich der Hohn darüber mit dem Haß gegen Maria Anna. — Gedemüthigt sollte diese werden, gedemüthigt auch der undankbare, falsche Mann, Thomas sollte das Werkzeug seyn. Wenn er sich an Gaffori's Platz gestellt hat, wenn dieser ihm Ansehen und Macht überlassen muß, wenn das corsische Volk ihn zu seinem Führer wählte — ha! dann soll Corte einen anderen Anblick gewähren. Dann soll es in Wahrheit Corsika's Hauptstadt seyn, und dann Giampietro Gaffori — dann sollst du es bereuen.

Therese stand auf einer hohen Stelle still, als dieß halblaut ihre Lippen bewegte. Eine ungeheure Kastanie breitete ihre Aeste aus, unter diesen fort blickte sie in das Thal hinab auf die Stadt, welche in der Tiefe lag. Plötzlich hörte sie hinter sich den leichten schnellen Schritt eines Mannes, und neben ihr stand Gaffori, wie von Zauberei hergeführt.

Finde ich Euch hier, meine liebe Therese, sagte er, eben da ich an Euch dachte und Euch zu finden wünschte, so möchte ich wirklich glauben, was die Leute von mir sagen: daß ich Alles kann, was ich will.

Therese hatte schnell ihre Ueberraschung bemeistert, sie lächelte ihm freundlich zu. Ich habe nie daran gezweifelt, daß das Volk Recht hat, erwiderte sie.

Kommt, fuhr er zutraulich fort, setzt Euch ein wenig zu mir her und laßt uns den Augenblick benutzen.

Er führte sie zu der Steinbank am Stamme der Kastanie und indem er seine großen leuchtenden Augen auf ihr Gesicht heftete, sagte er: Warum ich wünschte, Euch anzutreffen, sollt Ihr jetzt erfahren. Ich möchte Euch bitten, meine Freundin zu seyn.

Glaubt Ihr denn, Herr Doktor Gaffori, daß ich dieß nicht längst bin? erwiderte sie.

Er schüttelte den Kopf. Nicht so ganz, Doncella Thereſe, nicht so recht, wie ich es gern hätte. Hört mich an. Offen und ehrlich, wie es meine Art ist, will ich Euch meine Gedanken sagen. Ihr seyd so schön wie klug, und ich weiß, daß Ihr ein stolzes, muthiges Herz in Eurer Brust tragt.

(Fortsetzung folgt.)

Die schottische Zigeunerkönigin.

Kelso am Tweed, eine kleine schottische Stadt, hart an der englischen Gränze, ist altes romantisches Land, und seine eigene Trümmer-Abtei, wie die Nachbar-Abteien von Melrose und Dryburgh (wo Walter Scott begraben liegt) haben, in Tod und Leben, viel Königthum in ihren Mauern gesehen. Die Geschichte und Grabsteine erzählen davon. König David I. kam oft nach Kelso-Abtei, um bei den Benediktinern zu Gaste zu seyn, — war es doch ein kurzer Ritt nur von Roxburgh-Castle, wo er residirte, bis in den stillen Klosterhof — und wenn er halben Weges dann an die Stelle kam, wo der Tweed ein Knie macht, und nun, seit vielen Jahren schon, ein Kreuzweg sich durch das Wald- und Hügelland zieht, dann mochte er wenig denken, daß 700 Jahre nach ihm ein anderer königlicher Zug dieses Weges kommen und auf altem schottischen Königsgrund, halb gespenstisch, eine Krönung am Kreuzweg vollziehen werde. Es ist etwa vierzehn Tage, daß die siebenzigjährige Zigeuner-Prinzessin Esther Faa Blythe am Kreuzweg zwischen Roxburgh-Castle und Kelso-Abby feierlich gekrönt und von ihren Stammesgenossen zur Königin ausgerufen wurde. Es war ein grauer Tag, und der Nebel fiel in feinen Tropfen nieder. Aber der ganze Stamm, in phantastischen Kleidern, hatte sich eingefunden und zog der alten Prinzessin, die auf einem gelben Shetland-Pony langsam heraus ritt. An der Mähne des kleinen Pferdes hingen Schellen und Glöckchen und, immer wenn es den Kopf zur Seite warf, klangen die Glöckchen gedämpften Lautes durch den Nebel hin. So kamen sie über die Haide und hielten am Kreuzweg. Nun wurde Kreis geschlossen, die alte Esther trat in die Mitte; sie hatte zwei Urenkel an rechter und linker Hand, hinter ihr aber standen in langer Reihe ihre Kinder und Kindeskinder. Dann trat der „Krönet" vor, murmelte in Zigeuner-Schottisch, daß er schon Esthers Vater gekrönt habe und las dann ein altes Pergament, darauf urkundlich die Worte standen, daß bei seiner, des Krönerz, Familie seit alter Zeit das Recht der Krönung sey, und daß er, laut Pergament, auch heut nach altem Rechte verfahren werde. Die alte Esther kniete nieder in den Sand und der Krönet setzte ihr die Krone in das immer noch schwarze Haar; wer weiß, woher das Gold genommen seyn mochte, — statt des Edelsteins aber steckte der blutrothe Kopf einer schottischen Distel in der Gold-Oese über der Stirn. Die Urenkel, Kinder noch, nesteln den die Krone fest, dann stieg Esther Faa Blythe wieder zu Pferde und die Ihrigen riefen dreimal: Es lebe Königin Esther! Dann ging es nach Kelso in die Stadt; der gelbe Shetland-Pony verschwand an der Waldecke, die Glöckchen klangen immer leiser: das Gesindel aber mit

husch, husch, husch,
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.

So erzählte dem Berichterstatter ein Freund aus Kelso, der mit dabei war. Denn viel Volks aus der der Stadt hatte sich eingefunden, um die Krönung der „Zigeunerkönigin von Schottland" trotz Nebel und Regen mit anzusehen. In England und Schottland lebt noch immer viel von solcher Wald- und Haide-Poesie, und neben dem schwarzen Qualm des Fabrikschornsteins steigt von zusammen gerafftem Ginster das Rauchfeuer des Zigeunerlagers auf.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Gondelführer des Kronprinzen Rudolph in Venedig.] Kronprinz Rudolph hat in Venedig einen eigenen Gondelführer, Namens Pietro, mit dem er vorzugsweise gerne, natürlich in Begleitung seines Hofmeisters, täglich spazieren fährt. Vor Kurzem erschien der Kronprinz um die Mittagszeit auf der Piazetta, seine gewohnte Fahrt zu machen, aber siehe da — Pietro fehlte. — „Ove dunque il Signore Pietro?" fragte er auf Italienisch. Man sagte ihm, der Gondelführer sey zu Hause, wo er seine kranke Frau pflegen müsse. Der Kronprinz schüttelte das Köpfchen, ließ sich aber von Niemand Anderm herumfahren. Beim Nachhausekommen fragte ihn seine kaiserl. Mutter: „Du bist heute schon so zeitlich zurück?" — „Ja liebe Mama," antwortete der Prinz, „mein Pietro ist nicht da gewesen und sonst vertraue ich mich Niemanden an. Geh', liebe Mutter, gib mir Geld, er muß sehr arm seyn, ich gehe mit dem Hofmeister hin,

der Kranken etwas zu geben." Die mildthätige Monarchin gab dem Erzieher 12 Dukaten, mit dem Auftrage, daß sie der Kronprinz dem Gondelführer selbst überreichen solle. Erzherzog Rudolph begab sich nun in die Wohnung Pietro's und überreichte eigenhändig der kranken Frau, die eben neben sich einen neugebornen Weltbürger liegen hatte, die 12 Dukaten. Die Freude der armen Familie läßt sich nicht beschreiben. Der Erzieher meldete das Geschehniß seiner Gebieterin, welche Pietro zu sich kommen ließ und ihm zusicherte, die Pathenstelle bei dem neugebornen Kinde zu vertreten, wie auch, daß ein Mädchen den Namen Ihrer Majestät der Kaiserin, ein Knabe den des Kronprinzen erhalten möge. Da es ein Knabe war, wurde er Rudolph getauft und das Kaiserl. Pathengeschenk fiel mit gewohnter Huld in die Hand des überglücklichen Gondelführers, zu dem sich Ihre Majestät noch freundlich äußerte: „Führen Sie meinen Rudolph nur wieder hübsch in Ihrer Gondel herum!"

Am 18. September v. J. wurde bekanntlich in Tang-Tschu (China) eine Anzahl von Franzosen und Engländern überfallen und theils getödtet, theils gefangen nach Peking geführt, dort aber so scheußlich mißhandelt, daß nur einige noch mit dem Leben davonkamen. In dem mit der chinesischen Regierung später abgeschlossenen Friedensvertrage bedangen sich Frankreich und England eine Entschädigung für jene Opfer, resp. deren Familien aus, und ist darauf denn auch an Frankreich eine Summe von 200,000 Taels, resp. 1,539,918 Fr. 87 C. gezahlt worden. Ein im „Pariser Moniteur" veröffentlichter Bericht der Minister Thouvenel und Randon legt nun dar, wie das Geld zur Vertheilung gekommen ist. Die hinterlassenen Eltern und Geschwister der acht Getödten (Oberst Grandchamps, Intendanturbeamter Dubut, Hospitalbeamter Ader, Missionär Abbé Deluc, Invalide Blanquet und die Soldaten Benichou, Faurien und Uzuf) haben 973,108 Franken 23 C. erhalten. An die sechs Anderen, die mit dem Leben davongekommen sind, ist gezahlt worden: an d'Escayrac de Lauture 100,000 Fr. und 16,500 Fr., welche letztere ihm schon die Regierung vorausgezahlt, und an die Soldaten Bachelet, Roget, Grenestet und Novatin je 90,000 Fr., an den Soldaten Petit aber, der drei Säbelhiebe erhalten, 106,810 Fr. 64 C. Außerdem haben ein Kapitän, ein Zahlmeister und ein Unterlieutenant, welche ihre Effekten eingebüßt hatten, zusammen 6500 Fr. erhalten. Auch die Begräbnißkosten, mit 5003 Fr. 23 C., sind aus der Gesammtentschädigungssumme bestritten worden.

Ueber die achtzehnjährige Adeline Patti, die am 4. Dezember in der Oper „Lucia von Lammermoor" zum Erstenmal (als Lucia) in Berlin auftrat, äußert sich nach dem übersprudelten Enthusiasmus, mit welchem die Künstlerin bekanntlich von englischen Kritikern überhäuft wurde, die „Nat.-Ztg." folendermaßen: Ihre Stimme, so wie die ganze Art der Auffassung und Behandlung rief in uns manche anmuthige Erinnerung an den Gesang der Milolan, noch mehr an den der Fortuni wach. Ein klares, silberhelles Timbre des Tons, die saubersteTechnik und sympathische Frische und Lebhaftigkeit des Naturells verbinden sich hier zur gefälligsten Gesammtwirkung. Für den großen dramatischen Styl, für die wuchtigen Accente musikalischer Rhetorik und den auf einen Punkt gefaßten Ausdruck des Affekts fehlt es der Stimme an Fülle und verdringender Kraft. Durch Alles, was wir hörten, ging ein Zug kindlich lächelnder Spielseligkeit, der selbst den Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes zu elegischer Klage und wehmüthiger Trauer milderte und abdämpfte. Im Technischen überrascht die junge Sängerin durch vollendete Sicherheit und Eleganz.

Man schreibt aus Iserlohn, 5. Dezember: Ein junger Techniker, d. Dücker, hat kürzlich das Modell einer Luft-Eisenbahn aufgestellt, welches die Aufmerksamkeit der Industriellen in höherem Grade erregt. Er will starke Eisenkabel schräg spannen, durch eiserne Stangen stützen und auf denselben die Lasten mittelst Rollen hinunter laufen lassen. Einstweilen will er nahegelegene Fabrikräume zu verbinden suchen, später größere Anlagen machen. Es muß jede Strecke mit zwei Kabeln, eines zum Hinwege, das andere zum Herwege, verbinden, um Lasten hin wie zurück bewegen zu können.

In Berlin hält man für das Militär am schwedischen Turnen fest und sucht das deutsche Turnen zu verdächtigen, als wenn Volksbewehrung und deutsches Turnen fest zusammen hingen. Inzwischen hat die schwedische Regierung 450 Thaler Stipendium für einen jungen Normann ausgesetzt, um sich in Berlin, Leipzig und Dresden zum Lehrer des deutschen Turnens auszubilden. Also in Berlin schwedisches Turnen, in Schweden deutsches.

Ein kleines Jagdgeschichtchen erregt viel Heiterkeit. Graf Arco-Zinneberg schoß bei Berchtesgaden zwei Gemsböcke, welche aber noch in derselben Nacht dem Förster, der sie in ein Gewölb bringen ließ, gestohlen wurden. Die Böcke seyen zweimal „geschossen" worden, sagen nun die Waidmänner.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waibandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 299 Sonntag, 15. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Dann sage ich Euch Dank für diese Gesinnung, erwiderte Therese, und da er ihre Hand genommen hatte, fühlte sie, wie diese zitterte und wie ihre Lippen zitterten, ohne daß sie es hindern konnte.

Das sind keine Schmeichelworte, die ich Euch sage, fuhr Gaffori fort, es ist meine ehrliche Ueberzeugung, und da dieß so ist, bitte ich Euch nochmals, seyd meine und seyd Maria Anna's Freundin. Es hat Manches zwischen uns gelegen, was uns freund hielt, das laßt vergessen und vergeben seyn. Zwölf Jahre waret Ihr alt, da Maria Anna meine Frau wurde, und seit dieser Zeit ist mein Haar grau geworden; ein hartes mühevolles Leben hat mich vorzeitig alt gemacht. Ihr aber steht nun so recht in Eurer Pracht, und daß Thomas Cervoni Euch in heißer Liebe gewählt, und Ihr ihn, das laßt nun das Band unserer Freundschaft seyn, getreuer edler Freundschaft, wie sie gute Menschen verbindet.

Therese fühlte sich von seinen Worten bewegt. Was er von seinem Alter, von seinem grauenden Haar und von ihrer Jugend sagte, klang wie eine bittende Erklärung, und hätte er nicht Maria Anna's Namen eingemischt, ihr Herz würde heißer geworden seyn. Aber dieser Name hielt es kalt. Sie blickte ihn an, es lagen Falten auf seiner hohen Stirn, strenger Ernst in seinen Mienen, seine Augen paßten nicht zu seinen Worten.

Ich hoffe, was Ihr selbst hofft, erwiderte sie, auch ist Thomas Euch so zugethan, daß sich Alles erfüllen muß, was ich mit Freudigkeit erwarte.

Gaffori lächelte. Ich danke Euch, theure Doncella Therese, sagte er, Ihr habt Recht, es wird sich erfüllen. Thomas ist von geradem Sinn, und unsere Freundschaft ist alt und wohlbewährt; sollte sie erschüttert werden, so wird es seyn, wie der Baum, den der Wind beugt und der sich wieder aufrichtet.

Wer sollte seine Freundschaft erschüttern? fragte sie.

Wenn es Einer thun könnte, versetzte Gaffori, nun so würdet Ihr es seyn, doch ich bitt' Euch, thut es nicht. — Er nahm noch einmal ihre Hand und beachtete nicht deren Zucken. — Glaubt mir, fuhr er fort, Niemand wünscht so innig und aufrichtig Euer Glück und das Glück meines wackeren Freundes als ich, aber es kann nur glücklich seyn auf den Wegen, die ich ihn geführt habe. Alle Wurzeln seines Lebens klammern sich an sein Vaterland und an mich, der ich ihm Lehrer und Erzieher war. Duldet nicht, daß eine Hand daran rüttelt, es würde verderblich seyn für uns, auch für Euch, ja, auch für Euch!

Bei seinen letzten Worten sank seine Stimme tief herab, und seine Augen ruhten wieder auf ihr, als blicke er bis in ihre Seele und wisse Alles, was sie dachte. — Sollten wir nicht Freunde seyn, uns schützen und vertrauen, die wir dazu bestimmt waren, in Treue bei einander zu stehen? sagte Gaffori bewegt und leise. Das bedenkt, theure Therese, und nun lebt wohl! Gott sey mit Euch auf Euren Wegen!

Er entfernte sich und ging den Bergen zu, Therese hob eine Hand nach ihm auf, als wollte sie ihm nachrufen, aber sie ließ diese wieder sinken und preßte ihre Lippen zusammen. Plötzlich klammerte sie ihre Finger zusammen und rief mit Heftigkeit: Es ist der Teufel, der mich bethören will! Nein, ich will deinen Weg nicht gehen, ich kann deine Freundin nicht seyn, nicht Maria Anna's Magd! Ich versuche sie!

10.

Eine Stunde darauf trat Therese in die Casa Gaffori, doch Niemand konnte ihr anmerken, mit welcher Leidenschaft sie gekämpft hatte. Sie lächelte so freundlich, als sie sich der Thür näherte, und breitete ihre Arme aus, als sie eintrat. Allein die junge Frau befand sich nicht in dem Zimmer. Indem Therese forschend umherblickte, glaubte sie ein leises Sprechen in der Kammer zu vernehmen, welche daran stieß, und ließ genügte, daß sie vorsichtig sich weiter näherte, bis sie durch einen Spalt hineinblicken konnte.

Gerade vor ihr saß der Propst Albani, und neben ihm auf einem niedrigen Stuhle Maria Anna, als lege sie eine Beicht ab. Wie scharf jedoch Therese's Gehör war und wie sie es auch anstrengte, konnte sie längere Zeit nichts verstehen. Endlich aber sprach der alte Geistliche vernehmlich: Ihr sagt mir nichts Ganz Neues. Ich habe es wohl bemerkt, daß er in seiner

Eitelkeit nicht gekränkt wurde, als Thomas Cervoni ihm vorgezogen ward.

Ich glaubte es, erwiderte Maria Anna, denn es schien mir, als ob Therese ihm Gunst erwiesen, und ich gestehe Euch, hochwürdiger Herr, daß ich es wünschte.

Wie habt Ihr das wünschen können? rief der Priester. Cospetto! ich hätte es nicht gethan!

Weil ich glaubte, daß damit — etwas Gutes gethan würde, sagte Maria Anna.

O! ich kenne Euch, ich kenne Euch! fiel der Propst ein. Ihr könnt die alten Geschichten nicht vergessen. Ich aber sage Euch: Gelobt sey Gott für diese Wahl! denn was wäre aus Gaffori geworden, hätte er diese zum Weibe genommen? Nicht der große Mann, der er ist, nicht der Held, auf den die Edelsten und Besten mit Verehrung blicken. Nein, Ihr hättet nichts wünschen sollen, am wenigsten, daß Francesco — freilich aber, unterbrach er sich, wäre es gut gewesen, wenn seine Traurigkeit und sein auffallend Wesen ihr gegolten hätten.

Er muß aus dem Hause, sagte sie, sobald als möglich muß er fort. Dazu steht mir bei.

Laßt uns sehen! laßt uns sehen! versetzte der Propst. Ich hätte Lust, dem Doktor reinen Wein einzuschenken und ihm das Mittel zu überlassen, diesen Burschen zur Vernunft zu bringen.

Ich bitt' Euch, nein! antwortete Maria Anna. Giampietro muß damit verschont bleiben. Wollte ich das, hochwürdiger Freund, so hätte ich es längst gethan. Giampietro liebt seinen Bruder zärtlich, und ich — ich habe das schmerzvollste Mitleid mit ihm.

Aber Cospetto! Cospetto! rief Aldoni, seyd Ihr auch gewiß, daß seine Narrheit so groß ist? Ich habe wohl bemerkt, welche ehrerbietige Aufmerksamkeit er Euch beweist, ich habe gesehen, wie er an Euren Blicken hängt, ich habe gefunden, daß er jeden Eurer Winke befolgt, und ich habe wohl gedacht, daß seine verehrende Liebe zu der huldvollen Schwägerin eine schwärmerische sey, doch nicht gemeint, daß sie weiter ausarten könnte. Längst schon war ich um ihn besorgt, sagte Maria Anna, doch erst, als er mir mit glühendem Gesicht erklärte, nie habe er ein Gefühl für Therese gehabt, als er sie verspottete und mich dabei mit traurigen anklagenden Blicken betrachtete, da erst erkannte ich die Wahrheit. Seit dieser Zeit suchte ich ihn fern zu halten, gab ihm keine Gelegenheit mehr, vertraut zu sprechen, obwohl ich freundlich war, wie sonst.

Das hättet Ihr nicht seyn sollen, fiel der Propst ein. Man muß den Narren als Narren behandeln, wenn man ihn heilen will.

Er ist von vielen edlen Eigenschaften, fuhr Maria Anna fort. Freilich auch leichten Sinnes, aber seine Jugend, seine Schönheit, sein tapferes Benehmen im Kriege und seine liebenswürdigen Sitten haben ihm viele Freunde erworben. Doch vielleicht habt Ihr Recht, mein Vater, ich hätte strenger seyn können. Gestern habe ich bereuen müssen, daß ich zu viel von seiner Einsicht hoffte.

Seyd Ihr nicht lange genug schon in der Welt, mein Töchterchen, antwortete Aldoni, um nicht zu wissen, daß man mit Vernunft und Einsicht keine Leidenschaft heilt? Aber Euer Mann, der kluge Doktor, ist ganz von demselben Schlage. Auch der bildet sich ein, daß sein abtrünniger Thomas von der Trompete Vernunft ans seinem Tannel aufgeweckt werden wird, aber ich sage Euch, die Mauern von Jericho könnten eher einstürzen, ehe er aus den Liebesarmen der Romei sich herauswindet. Doch was war es gestern? Was hattet Ihr mit diesem pazzo zu schaffen?

Gaffori war nicht zu Haus, erzählte Maria Anna, Ihr wißt, von wie vielen Sorgen er umringt ist. Da kam Francesco zu mir, düsterer, trauriger als je. Ich sprach zu ihm von gleichgültigen Dingen und schwieg endlich, da er kurze Antworten gab. Plötzlich aber sprang er auf und trat vor mich hin. Warum haßt Ihr mich? fragte er mit Heftigkeit. Was habe ich Euch gethan, warum haßt Ihr mich?

Ich haße Euch nicht, und Ihr habt mir nichts gethan, antwortete ich.

Um aller Heiligen willen, seht mich an, blickt nicht von mir fort, laßt mich nicht verzweifeln! schrie er.

Ich sah ihn an und sagte dabei so sanft und doch so fest ich es vermochte: Ihr seyd krank, Francesco, ich habe es längst gewußt. Ich bitte Euch, macht mir, macht Eurem Bruder nicht so große Sorgen.

Als ich dieß sprach, begann er zu weinen und plötzlich sank er auf sein Knie, ergriff meine Hände, bedeckte sie mit seinen Küssen und rief: Ihr sollt nicht um mich sorgen! Ich möchte sterben von Eurer Hand, beweint und beklagt von Euch, so wäre mir geholfen.

Geht! rief ich, und machte mich von ihm los, das ist Wahnsinn. Geht und seyd vernünftig, oder Giampietro soll Euch zur Vernunft bringen.

Da stand er auf und ging demüthig, ohne ein Wort zu erwidern. Ich aber war tödtlich erschrocken, mein erster Gedanke waret Ihr, hochwürdiger Freund. Euch mußte ich es vertrauen, Euren Rath hören und Eure Hülfe anflehen.

Ist es dahin gekommen? sagte der Propst, dann freilich hilft kein langes Besinnen. Ihr habt Recht, Giampietro darf nichts davon erfahren. Niemand darf es wissen, es würde zum Hohn und Gelächter für Eure Feinde dienen.

Therese wandte ihren Kopf fort, ihre Augen leuchteten. Ich weiß es, flüsterte sie, ich werde es nie vergessen!

(Fortsetzung folgt)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Langsam trat er vom Fenster zurück, setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Johanna!

„Sie haben mit den heiligsten Gefühlen eines „Mannes gespielt, das mögen Ihnen Gott ver„zeihen. Werden Sie glücklicher, als ich es bin. „Leben Sie wohl.

Heinrich Schütz.

Er schloß diese Zeilen, In diesem Augenblicke trat Huber in das Zimmer. Das Antlitz seines Freundes verrieth ihm Alles. „Schütz," rief er, „Du hast mit Johanna gesprochen?"

„Schweig davon für immer," sagte Schütz mit tiefem Ernste.

Bewegt trat Huber auf ihn zu und reichte ihm seine Hand. Diese stille Theilnahme von einem Manne, der sonst nur Spott und losen Scherz auf seinen Lippen hatte, ergriff Schütz tief. Eine Thräne stahl sich aus seinem Auge und tropfte leise auf den Brief, der wie ein Leichenstein den glücklichen Traum seiner Liebe einschloß.

Huber verließ seinen Freund und trat in das für ihn bestimmte Zimmer. Er kannte ihn zu gut. Nur in ungestörter Einsamkeit konnte er Herr seines Schmerzes werden.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Bleich und trübe sah er ins Fenster, denn die matte Wintersonne vermochte nicht den dicken Nebel zu durchdringen, und bleich und trübe sah es in Johanna's Herzen aus. Wie ein wirrer Traum erschien ihr der gestrige Abend. Sie hätte ihn am liebsten aus ihrem Gedächtnisse verwischt. Aber dieser Traum nahm immer deutlichere Gestalten an und jetzt lag das Geschehene vor ihr klar und deutlich in seiner ganzen nackten Wirklichkeit. Zum Erstenmale empfand sie bittere, wahre Reue über ihr Benehmen. Sie hatte ein hohes Spiel gewagt und sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ein Mann wie Schütz, mit diesem ernsten, festen Sinne sich niemals wieder zu ihr wenden werde. Ein tiefer Schmerz durchzuckte sie bei dem Gedanken, und erst jetzt, da sie vielleicht auf dem Punkte stand, ihn für immer zu verlieren, wußte sie, wie theuer er ihr war.

Die Magd trat ein und brachte ihr einen Brief. — Kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie Schütz's Handschrift erkannte. Sie zitterte heftig. Ihr ahnte, was dieser Brief enthielt. Zögernd hielt sie ihn noch einen Augenblick in der Hand. Sie hatte nicht den Muth, das Siegel zu erbrechen, den letzten Schimmer der Hoffnung sich zu rauben. Endlich war es geschehen.

Längst schon hatte sie die wenigen Zeilen zu Ende gelesen, immer noch starrte ihr Auge den todten Buchstaben an. Sie war auf das Schlimmste gefaßt gewesen, nun hatte sie es doch überwältigt. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, aber keine Thräne wollte mitleidig ihrem tiefen Kummer Erleichterung verschaffen.

„Es ist vorbei —", sprach sie mit tonloser Stimme, „vorbei, durch meine Schuld!"

* * *

Zwei Jahre sind verflossen. Zwei Jahre, — eine kurze Spanne Zeit für Den, der glücklich ist, — aber eine Ewigkeit für Den, der jeden Tag mit Schmerz durchlebt.

Es war ein Sonntag. Ein wonniger Frühlingstag. Der Himmel wölbte sich hoch und blau, Lerchen stiegen jubelnd auf und nieder. Ein tiefer Frieden lag über der Natur, die sich wie eine Braut mit Blumen und Blüthen geschmückt hatte. Leise spielte der Wind mit den weißen Blüthen und führte sie tändelnd in ein offenes Fenster, wo ein junges, schönes Mädchen im vollen Brautschmuck saß. Aber sie merkte nichts davon. Die Blüthen fielen unbeachtet zur Erde nieder. Bleich, ein Bild der tiefsten Trauer saß sie da. Die Hände krampfhaft gefaltet, blickte sie starr hinaus. Auf ihrem Schooße lag eine längst verwelkte weiße Rose, die wie ein Bild der Vergänglichkeit gegen die frische Blüthenpracht abstach.

Ein Seufzer rang sich aus des Mädchens Brust. Die Augen langsam, fast schwer niedersenkend auf die Blume in ihrem Schooße, erfaßte sie dieselbe und blickte sie lange gedankenvoll an. All die schmerzlichen Erinnerungen, welche sich an diese eine kleine Blüthe knüpften, zogen in diesem Augenblicke an Johanna's Seele vorüber.

Diese Blume war es, die Schütz ihr vor länger denn zwei Jahren zu jenem Sylvesterballe geschenkt hatte, der für ihr ganzes Leben so verhängnißvoll geworden; sie hatte ihr einst so deutlich verkündet, wie warm und innig er sie liebte. Sie sprach auch in diesem Augenblicke zu ihr, aber traurend, schmerzlich sie anklagend, daß sie ihr ganzes Lebensglück leichtsinnig vernichtet habe. Und sie hatte es gethan. —

Seit jenem Abende hatte sie Schütz nicht wiedergesehen. Wenige Wochen darnach hatte er sich nach einer anderen Stadt versetzen lassen. Die Zeilen, die sie damals von seiner Hand empfangen, waren das letzte Andenken von ihm.

Unendlich viel hatte sie seit jener Zeit gelitten. Die Vorwürfe ihrer Mutter, die ihr nicht vergeben konnte, daß ganz allein durch ihre eigene Schuld ihr Lieblingsplan zerstört war, trafen sie um so bitterer, da sie einen steten Widerhall in ihrem Herzen fanden. Du hast Dein Schicksal selber Dir bereitet. Diese Worte nagten wie ein Wurm an ihrem Innern. Keinen

Trost, keine Hoffnung! Das war ein trauriges Leben für Johanna, und wenn sie auch äußerlich wieder eine erzwungene Heiterkeit zeigen konnte, innerlich war sie zerfallen und gleichgültig gegen jede Wendung ihres Schicksals.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf den englischen Eisenbahnen, namentlich auf der Strecke von Dover nach London, befinden sich Spieler von Profession, welche ihr Handwerk so geschickt zu treiben wissen, daß schon mancher Unerfahrene das Opfer ihrer Betrügereien geworden ist. Gewöhnlich sind es ihrer Drei, welche zusammen hantiren. Beim Abgehen des Eisenbahnzuges wissen sie es so einzurichten, daß sie mit demjenigen, welchen sie zu ihrem Opfer ausersehen haben, in ein und dasselbe Coupe zu sitzen kommen. Zwei setzen sich einander gegenüber und thun fremd gegen den Dritten, der inzwischen mit dem Reisenden ein Gespräch einleitet. Nun ziehen jene ein Kartenspiel hervor und fangen an zu spielen. Der Reisende wird aufmerksam: der dritte Gauner richtet an seine Spießgesellen die höfliche Anfrage, ob es ihm erlaubt sey, mitzuspielen, was ihm natürlich gestattet wird. Er gewinnt, steckt sein Geld ein, hört auf und animirt sein Gegenüber, seinem Beispiel zu folgen, was in der Regel keines langen Zuredens bedarf. Haben die Gauner einmal ihr Opfer so weit, so können sie ihres Erfolges so gut wie sicher seyn. Sie wissen nun so meisterhaft die Leidenschaft des Spieles rege zu machen, daß sie es wohl gar wagen, ihr Opfer an die Vorschriften der Vernunft zu mahnen, weil sie wissen, wie vergeblich dieses ist. Gar manches unerfahrene Muttersöhnchen hat seinen Eintritt in die große Welt mit einem theuren Entree an diese Spitzbuben bezahlt. Natürlich können die Gesetze nur dann einschreiten, wenn man betrügerisches Spiel nachweisen kann. Aber wie schwer ist es überhaupt, einen solchen Beweis zu führen, namentlich für einen Fremden.

Kürzlich wurde in Paris zur Nachtzeit eine eigenthümliche Wette gewonnen. Rentier D. hatte nämlich gewettet, mit verbundenen Augen vom Arc-de-l'Etoile bis zum Madeleine-Platz zu gehen, was er auch nach vielen Kreuz- und Quergängen in nicht weniger als 3 Stunden 45 Minuten fertig brachte. Mehrere Herren folgten ihm in einer gewissen Entfernung, um auf strenge Erfüllung der festgesetzten Bedingung Acht zu geben, wie auch um jedem Unglück vorzubeugen. Die gewettete Summe betrug 10,000 Fr.

Die neuesten Berichte aus den Goldminen von Columbia (Britisch-Nord-Amerika) lauten überaus günstig. Ihnen zufolge sind außerordentlich werthvolle Entdeckungen gemacht worden, und haben an mehreren Punkten einzelne Goldgräber größere Gewinnste gemacht, als je früher in Kalifornien oder Australien erhört waren. Daß Personen regelmäßig 10—30 Pfd. Strl. täglich verdienen, soll durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Zwei Arbeiter machten in wenigen Wochen 1400 L. und Niemand soll enttäuscht worden seyn. Wenn sich diese Angaben bestätigen, wird es an Abenteurern nicht fehlen, die ihre Schritte nach dem neuen Goldland richten.

Charade.

Ein Heer von starken Kameraden,
Gereiht in Glieder nach straffem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen,
Sie wissen nichts von Beschwerden und Klagen;

Wohl hört man sie dröhnen bei schweren Müh'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n,
Doch bleiben sie meistens geduldig steh'n
Und lassen das Schmählichste über sich geh'n.

Wenn aber sie treten aus Reih' und Gliedern,
So fürchte dich ja vor den starken Brüdern!
Man sieht sie allein an seltenen Tagen
Von Händen empor in die Höhe getragen;

Dann wird zu Plänklern das ganze Heer,
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer;
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht,
Der nicht vor den furchtbaren Plänklern bricht.

Und mancher der Plänkler geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben,
Sie werden im Frieden doch auch begraben;

Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da steh'n sie wieder in Reih' und Glied
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 300 Dienstag, 17. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch entstand auf dem Flur, gleich darauf hörte sie Gaffori's tieflingende Stimme, aber Therese war in diesem Hause zu gut bekannt, um vor Ueberraschung besorgt zu seyn. Sie durfte nur in einen Gang treten, der zwischen den Wänden zu den Hinterräumen des Hauses und zu einer schmalen Treppe führte, die in das untere Geschoß hinabging, um sich zu sichern. Von dort konnte sie das Haus verlassen, oder, wenn sie wollte, zurückkehren, als sey sie so eben erst gekommen; doch der Vorhang, hinter den sie entschlüpfte, bewegte sich noch, als Gaffori hereintrat, und fast zu gleicher Zeit wurde die Thür der Kammer geöffnet, aus welcher Maria Anna ihm entgegenkam, gefolgt von dem Propste, der sogleich in seiner Weise ihn anrief.

He! schrie er, es gibt kein richtigeres Wort, als daß der Wolf in der Nähe ist, wenn man von ihm spricht.

Noch mehr als vor den Wölfen soll man sich hüten vor den Füchsen im Schafkleide, lachte Gaffori, und dieß ist denn auch von jeher ein guter Theil meiner Lebensaufgabe gewesen.

Und es geschieht leicht, das man selbst dabei zum Fuchs wird, sagte der Propst. Man kann den guten Leuten nicht so ganz Unrecht geben, die da meinen, ein gewisser kluger Mann, der sich einbildet, das Gras wachsen zu hören, habe vom Fuchs manche schöne Eigenschaften angenommen.

Als da sind Wachsamkeit und scharfe Augen und die Witterung vor jeder Falle, sagte Gaffori. Solche Fuchstugenden sind allen Menschen nöthig, somit hoffe ich meinen Theil davon zu besitzen.

Der Provst schielte nach Maria Anna hin und schnitt ein spöttisches Gesicht. Gott behüte Euch, daß Eure Tugenden wachsen! rief er, thut nur immer Eure Augen hübsch weit auf, es kann nicht schaden; seyd aber auch dabei ein frommer Mann, der auf den Rath der Hausfrau hört und die Kirche achtet.

Beides! lachte der Doktor, wahrlich Beides! Mein liebster und vertrautester Rath ist meine treue Maria Anna, und Ihr, mein werther Freund, habt mir nicht minder trefflich schon beigestanden.

Wenn wir gefragt wurden, spottete der Propst. Was gibt es aber jetzt wieder mit Euch, was habt Ihr mit allerlei Leuten zu flüstern und heimlich zu thun?

Nichts Heimliches, versetzte Gaffori, ich halte eben nur meine Augen offen und sehe allerlei, was mir nicht gefällt.

Und was ihm am nächsten dicht an den Augen liegt, sieht er nicht! rief der alte Priester, und das ist es, was in der Bibel steht, womit Gott oft die allerklügsten Leute heimsucht. Sie sehen mit Luchsaugen, und doch hat sie der Herr mit Blindheit geschlagen.

Gaffori blickte ihn sinnend an. Was meint Ihr damit? fragte er.

Ja, ja! rief der Propst, es ist so. Er sieht über die Berge fort nach Ajaccio, sieht bis nach Bastia ins geheime Kabinet des Gouverneurs und weiß auf ein Haar, was Antonio Romei treibt, aber daß sein eigener Bruder Francesco immer verwirrter und trübsinniger wird, davon weiß er nichts.

Francesco? fragte der Doktor. Er wandte sich zu Maria Anna und fuhr fort: Ist Therese bei dir gewesen?

Sie verneinte es.

Nicht? sagte er nachdenkend — Ihr irrt, wenn Ihr meint, ich hätte meines Bruders trübe Stimmung nicht bemerkt. Er weicht mir aus, und ich lasse ihn seinen Weg gehen; denn was ihn quält, muß er in sich selbst austragen.

Dagegen meine ich, Ihr müßt ihm zu Hülfe kommen, erwiderte Aldoni. Schickt ihn in eine andere Luft, hier wird er sein Fieber nicht los. Ihr habt gute Freunde in Neapel, schickt ihn dorthin. Der junge Pasquale Paoli soll ja ein wahrer Ausbund von Tapferkeit und Geschicklichkeit seyn und im calabresischen Kriege als Kapitän schon hohe Ehren verdient haben. Zu ihm bringt ihn in die Lehren, so werden ihm die verliebten Phantasien vergehen.

Die werden ihm auch hier vergehen, sagte Gaffori.

Seht Ihr wohl, wie Ihr auf guten Rath hört? schalt der Propst. Sagt doch auch ein Wort dazu, Frau Maria Anna.

Mir scheint es, daß Ihr Recht habt, erwiderte

diese, und ich wünschte, Giampietro befolgte Euren Rath. Francesco muß eine Zeit lang uns verlassen.

Warum muß er uns verlassen? fragte Gaffori. Glaubst du, daß verschmähte Liebe so gefährlich für ihn ist.

Nicht für ihn allein, für uns Alle, antwortete sie. Schicke ihn nach Neapel, Gaffori, es ist mir, als ob ich dich warnen müßte.

Mich warnen? fragte Gaffori lächelnd, schloß sie in seine Arme und küßte sie. Ich will ihn schon heilen. Du wirst sehen, daß er in kurzer Zeit wieder so froh seyn wird, als je vorher. — Er soll bei uns bleiben, denn ich habe Beschäftigung für ihn, und sieh — da ist sie schon!

Mit diesen Worten ließ er Maria Anna los und eilte an ein Fenster.

Ein Reitertrupp sprengte die Straße herauf, alle bewaffnet. An der Spitze der Schaar befand sich der wilde Matra und einige andere wohlbekannte Führer. Das Volk lief hinter ihnen her, ein Geschrei entstand auf der Straße.

Was ist geschehen? fragte Maria Anna.

Ich habe meine Sorgen bisher allein getragen, sagte Gaffori, jetzt muß ich sie theilen. Matra bringt mir Nachricht, daß der Aufstand in Ajaccio ausgebrochen ist.

So war es. Denn kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so trat Matra herein. Auf! Gaffori, rief er dem Doktor entgegen, die Genuesen haben das Spiel begonnen. Ajaccio ist im Aufstande, Cursay verwundet, kaum mit dem Leben entkommen! Die Franzosen halten sich in der Zitadelle, sie haben die Stadt verloren.

Giampietro Gaffori hörte ohne Ueberraschung an, was Matra erzählte. Die Mörder der beiden Franzosen waren verurtheilt und erschossen worden; das hatte den Aufruhr zum Ausbruch gebracht. An einem Markttage, wo viel Landvolk in der Stadt war, entspann sich der Kampf, und da kein Mann ohne seine Waffen kam, wurde er bald allgemein und blutig. Vergebens suchte General Cursay die Ruhe herzustellen, sein Leben schwebte in großer Gefahr und nur mit Mühe gelang es ihm, sich mit seinen Soldaten in der Festung einzuschließen. Dort aber mangelte es ihm an Lebensmitteln, rasche Hülfe mußte ihm werden und hierzu forderte Matra seinen Freund auf.

In zwei Stunden werden wir bereit seyn? sagte Gaffori.

Thomas Cervoni und die Männer von Niolo?

Nein die Jugend von Corte und von den Bergen.

Matra lachte auf. Hat er dich verlassen, der in deinem Schooß saß? rief er. Sagte ich es nicht!

Wir wollen sehen, versetzte der Doktor. Auf jeden Fall bin ich bereit; das ist genug.

Nun traten mehrere der corsischen Führer herein. Das Gemach widerhallte von rauhen heftigen Stimmen, die Straßen füllten sich mit Geschrei und Gewühl, Hörner klangen, bewaffnete Männer sammelten sich. — —

Therese Romei war unbemerkt aus dem Hause entkommen.

11.

Die zwei Stunden, welche Gaffori für seine Vorbereitungen zum Zuge über die Berge bestimmt hatte, waren noch nicht verflossen, als eine Schaar von fünfhundert Männern aus Corte marschirte. Voran der friedliche Doktor, welcher plötzlich wieder zum Soldaten und General geworden, alle Eigenschaften eines solchen kund gab. Er trug zwar keinen Degen an seiner Hüfte und kein Kleid mit Goldtressen, sondern den groben corsischen Rock ohne irgend ein Abzeichen, doch kein Feldherr eines Königs oder dieser selbst, in glänzendsten Schmucke seiner Hoheit hätte mehr Achtung und Gehorsam finden können. Als er aus seinem ärmlichen Hause trat, empfingen ihn die bewaffneten Bürger und das gesammte Volk mit einem Triumphgeschrei, doch tiefes Schweigen trat ein, als er in kurzer kräftiger Rede Allen mittheilte, was in Ajaccio geschehen, und daß der Freund Corsika's, der Mann, welcher vor weniger Zeit erst Corte's Gast gewesen, in solcher Bedrängniß sich befinde. Alle Hände hoben sich auf, um zu schwören, Cursay zu befreien, und dann stürmten sie ihrem Führer nach, der sie in die fallende Nacht das That des Tavignano hinauf führte.

Nun zeigte es sich, was Gaffori vorher gesehen und wie er im Stillen vorbereitet hatte. Auf Thomas Cervoni und die tapferen Hirten des Niolo durfte er nicht mehr rechnen, denn es war ihm nicht verborgen geblieben, daß Thomas schon einem anderen Einflusse folgte; aber noch in der letzten Stunde vertheidigte er ihn gegen Matra's höhnende Vorwürfe. Er ist in seinen Liebestagen, sagte er lächelnd; es wäre Unrecht, wollten wir ihn mit uns fortführen, ohne die triftigsten Gründe. Ich habe ihm jedoch so eben eine Eilboten geschickt, der ihm Nachricht bringt, und sollte es nöthig seyn, wird er nicht zögern, seines Vaterlandes Sache zu vertheidigen.

Matra mußte dazu schweigen; als aber Gaffori beim Abschiede seine standhafte Frau umarmte, sagte er ihr: Ich fürchte, theure Maria Anna, Thomas wird weder zur mir noch zu dir kommen. Ich sah in Therese's Augen ihren Sieg und ihr eitles Trachten. Sey klug, wie du immer bist.

Geh mit Gott deinen Weg, Giampietro, antwortete sie, und ihre Augen ruhten auf ihm mit Innigkeit. In Ehren wirst du wiederkehren, mit Ruhm und Ehren erwarte ich dich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Exzedenten vom 22. und 23. Oktober d. J. vor Gericht.

Die Exzesse, welche am Einholungstage des Königs und der Königin von Preußen in der Königsstraße und an der Königsmauer ihren Anfang nahmen und am anderen Tage auf dem Alexanderplatze fortgesetzt wurden, bildeten am 11. Dezember den Gegenstand der Verhandlung vor dem Kriminalgerichte zu Berlin. Am 22. Oktober bei Gelegenheit der Einzugsfeierlichkeiten kam es zu Reibungen und Thätlichkeiten zwischen einzelnen Bewohnern der Königsmauer und den an der Ecke derselben aufgestellten Maschinenbauern. In Folge Dessen verbreitete sich am 23. Oktober das Gerücht, daß die Maschinenbauer an diesem Tage in großen Massen nach der Königsmauer zu ziehen und die Häuser daselbst zu demoliren beabsichtigten. In der That drang auch am Vormittag des 23. ein tobender Menschenhaufen, der aber, so viel ermittelt worden, nicht aus Maschinenbauern, sondern aus jungen Burschen im Alter von etwa 16 bis 20 Jahren bestand, in die Königsmauer ein und richtete daselbst an dem Hause Nr. 14 und 20 verschiedene Verwüstungen und anderen groben Unfug an. Durch die Schutzmannschaft wurden die Exzedenten zwar bald vertrieben, doch sammelten sich am Nachmittage in den Nachbarstraßen, namentlich in der Königsstraße, neue Menschenhaufen an, so daß eine Absperrung der Königsmauer durch Schutzleute nothwendig erschien.

Die Menschenmenge machte jedoch den Versuch, in die Königsmauer einzudringen, und als Dieß nicht gelang, stellte sie sich an der Königs- und Klosterstraßen-Ecke auf. Von hier aus wurden Steine nach den Schutzmännern geworfen, so daß diese gezwungen waren, mit blanker Waffe einzuschreiten und die Menge zu zerstreuen. Dieß half jedoch nicht, neue Massen strömten zusammen, welche den wiederholten Aufforderungen der jetzt auch durch berittene Schutzmänner verstärkten Polizeimannschaften, sich zu entfernen, Trotz boten, und diese Aufforderungen zum Theil mit Verhöhnungen und Beschimpfungen erwiderten. Es blieb jetzt zum Schutz des ruhigen in jener Stadtgegend verkehrenden Publikums nichts weiter übrig, als die Königsstraße von der Kurfürsten- bis zur Königsbrücke ganz zu sperren. Zu diesem Behufe wurde Abends nach 7 Uhr die Volksmasse durch Schutzmänner aus der Königsstraße in die Nebenstraßen gedrängt und dort zerstreut, wobei die Polizeibeamten mehrfach thätlichen Widerstand erfuhren, namentlich mit Steinwürfen empfangen wurden, und daher stellenweise genöthigt waren, mit blanker Waffe einzuschreiten. Die Königsstraße wurde nun von der Schutzmannschaft besetzt gehalten, dagegen wollte es nicht gelingen, die jenseits der Königsbrücke auf dem Alexanderplatz zusammengerotteten lärmenden Menschenmassen zu vertreiben. Als der Polizei-Lieutenant Herrmann etwa Abends um 8 Uhr von der Königsbrücke aus mit einer Abtheilung Fuß-Schutzmänner auf den Alexanderplatz vorging und die Tumultuanten wiederholt zum Auseinandergehen aufforderte, wurde von den Letzteren ein Hagel von Steinen auf die Schutzmänner geworfen.

Der Kriminal-Kommissarius Pick, welcher sich in der Nähe befand, zählte auf der Königsbrücke nicht weniger als 40 aus dem Straßenpflaster gerissene Steine, mit welchen die Schutzmänner bewors en worden waren. Demnächst versuchte der Polizei-Hauptmann v. Stückradt die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen, ohne jedoch Gehör zu finden; er erließ daher, nachdem das Pfeifen und Schreien der Menge immer ärger geworden war, die gesetzliche Aufforderung an dieselbe, sich zu entfernen, und fügte bei der zweiten Aufforderung die Bemerkung hinzu: daß schon das bloße Verweilen auf dem Platze nach der dritten Aufforderung strafbar sey. Als auch Dieß nichts fruchtete, holte v. Stückradt etwa 20 berittene Schutzmänner herbei und gab diesen, als seine dritte Aufforderung zum Auseinandergehen durch ein furchtbares Gebrüll auf dem Platze erwidert worden war, den Befehl, mit gezogener Waffe den Platz zu säubern. Dieß gelang zwar für den Augenblick, allein jetzt bald setzten sich die Ruhestörer auf dem Platze wieder fest und warfen mit Steinen nach den an der Königsbrücke postirten Polizei-Mannschaften. Ein Theil der Exzedenten, worunter sich viele Jungen befanden, hatte sich auf den Tribünen des Alexanderplatzes, namentlich der großen linker Hand an der Königsbrücke festgesetzt und setzte von dort die Angriffe mit Steinen fort.

Mehrfach ertönten Rufe, welche dazu aufforderten, die Ehrenpforte in Brand zu stecken, auch fielen von der Tribüne aus mehrere Schüsse. Das Vorgehen der berittenen Schutzmannschaft mit blanker Waffe wurde im Ganzen etwa fünfmal wiederholt, nachdem jedesmal zuvor der Anführer derselben die versammelten Menschen dreimal vergeblich zum Auseinandergehen aufgefordert hatte. Allmälig gelang es auf diese Weise, die Ruhestörer in die jenseits des Alexanderplatzes belegenen Straßen zu drängen. Um das Vordringen der Schutzmannschaft zu verhindern, gingen die Ruhestörer jetzt zu Handlungen über, welche sich als Aufruhr charakterisiren. Nachdem eine in der Mündung der Prenzlauerstraße in die Alexanderstraße belegene Gaslaterne durch einen Dienstmann unter dem Bravourf der Menge ausgelöscht war, fing die letztere an, die Rinnsteinbohlen auszuheben, und erbaute aus denselben an der gedachten Stelle eine Barrikade von etwa 4 Fuß Höhe. Bei dieser Arbeit soll ein Mann in grauleinener Hose und Jacke das Kommando geführt haben. Gleichzeitig wurden verschiedene Beschädigungen verübt und unter Andern der Kaufmann Wobach gezwungen, wieder seinen Willen an dem Barrikadenbau mitzuhelfen. Hinter der Barrikade stellten sich einige hunderte Männer

auf, welche mit großen Steinen auf die am Alexanderplatz aufgestellten Schutzmänner warfen. Etwa um 9 Uhr Abends erschien der Geheimrath v. Winter und gab der Schutzmannschaft den Befehl, nunmehr mit Energie den Aufruhr zu dämpfen und deßhalb die Barrikade zu nehmen. Der erste Angriff vom Alexanderplatz aus wurde durch die Tumultuanten zurückgeschlagen, weßhalb der Hauptmann von Stückradt den Befehl erhielt, die Aufrührer von der Seite anzugreifen. Er marschirte nun mit zwei Offizieren und 50 Mann durch die Neue Friedrichsstraße über die Rochbrücke nach der Prenzlauerstraße und griff die Barrikade an, während eine andere Abtheilung der Schutzmannschaft den Tumultuanten in den Rücken fiel. Die Barrikade wurde genommen, die Erzedenten auseinander getrieben. An der Ecke der Prenzlauer- und Alten Schützenstraße war eine zweite Barrikade errichtet, die gleichfalls genommen werden mußte. Gegen 1 Uhr Nachts wurde die Ruhe vollständig wieder hergestellt. Bei diesen Vorgängen sind 65 Beamte der Schutzmannschaft durch Steinwürfe beschädigt, ein Schutzmann ist durch einen Schuß am Kopfe, zwei Schutzmänner sind durch Stiche verwundet worden. Als besonders gravirt bei diesen Vorfällen waren 15 Personen, meistentheils Gesellen, Lehrlinge und Hausknechte, alle noch im jugendlichen Alter stehend, angeklagt. Dieselben wurden von 14 Tagen bis zu 9 Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt. Vier der Angeklagten wurden für nichtschuldig erklärt.

Die Sage vom „Heißen Stein" in Aschaffenburg.

Es heißt noch heut' „zum heißen Stein"
Ein altes, wohlbekanntes Haus,
Da ging sonst Mancher froh hinein
Und kam betrübt und krank heraus.

Dort, wo den Finnberg stolz man schaut,
Da hatte Veit von Helmenroth
Sich eine starke Burg erbaut,
Von wo er männiglich bedroht.

Und jedes Jahr er ritt herein
Mit seines Trosses leckter Schaar,
Erpreßte Gilt, Getreid' und Wein
Und was genehm ihm sonst noch war.

Wer darzeit nicht im Ueberfluß
Die beste Gab' ihm dargebracht,
Der mußte steh'n mit barem Fuß
Auf heißem Steine Tag und Nacht.

Ein fremdlich's Männlein kam in's Haus
Dereinst und sprach: „Verzeiht dem Knecht! —
Ich leer' zwar mein Gefchenk Euch aus,
Doch dieses Jahr gerieth es schlecht!"

Da meinst wohl schnöder Gesell,
Ich wollte der Betrog'ne seyn? —
Ihr Knechte, stellt den Schuldner schnell
Mir dort auf jenen heißen Stein! —

Allein das Männlein hob mit Kraft
Den Arm empor, entgegnet dreist:
„Vor mir entweicht die Zwingherrschaft,
„Ich bin der Menschheit guter Geist!"

„Dein Reich ist aus — denn gern entschlägt
Sich Jeder Deinem, wüsten Bann;
Doch meine Fesseln gerne trägt
In später Zeit noch Jedermann!"

Und flugs hat er den Ritter Veit
Verwandelt in ein Faß voll Wein —
Der Ort, wo dieß geschah, wird heut'
Noch stets genannt „zum heißen Stein".

Doch stellt man nicht den baren Fuß
Wie einst dort auf den heißen Stein,
Die trock'nen Zungen zum Genuß
Erquickt ein kühler Rebenwein.

So ändert jedes Ding die Zeit —
In jenes, wohlbekannte Haus,
Geht Mancher jetzt voll Traurigkeit
Und kommt in sel'ger Lust heraus.

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Zu München wurde von einem der gefeiertsten Aerzte dieser Tage die seltene und schwierige Operation der Transfusion gemacht. Diese besteht darin, daß einem durch Blutentartung oder Blutleere aufs Aeußerste herabgekommenen Kranken das frische warme Blut eines gesunden Menschen in die Adern gebracht wird. In diesem Falle waren alle Vorkehrungen getroffen, und lautlos harrten die Umstehenden, nicht ohne Bangigkeit, von wem das Opfer gefordert werden würde, da legte der Operateur, nachdem er Alles sorglich geprüft, ruhig den Rock bei Seite, entblößte den Arm und öffnete sich selbst die Ader, aus welcher die Lebensquelle in reicher Fülle in die fast versiegten Gefäße des todtmatten Leidenden strömte. Und der war, wohlbemerkt, ein Armer, der nicht mit Geld diese Wohlthat zu vergelten vermag!

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 301 Mittwoch, 18. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

So schieden sie. Francesco aber begleitete seinen Bruder, der ihn an die Spitze einer Abtheilung gestellt hatte, welche die Vorhut des kleinen Heeres bildete, das nun auf gefährlichen Pfaden durch die Bergwälder über den Gebirgssattel drang, der die beiden riesigen, vom ewigen Schnee bedeckten Felsstücke des Monte d'Oro und des Renosco verbindet.

Wenige Fackeln leuchteten dem Zuge durch den großen Wald von Vizzavona, und nach dem Befehle ihrer Führer beobachteten die Krieger tiefes Schweigen. Wie eine dunkle Schlange wand sich die Schaar rasch und lautlos die Berge hinauf, nur die Steine polterten und unter den behenden Schritten brachen die trockenen Zweige der Lärchenbäume. Die kleinen braunen Männer in ihren Kapuzröcken waren abgehärtete unermüdliche Soldaten. Um ihre Leiber trugen sie den Gurt mit Pulverhorn und Kugeltasche; Gepäck führte keiner, nur die schwarzen Doppelgewehre lagen auf ihren Schultern. Als der Morgen anbrach, standen sie oben auf der Wasserscheide und nach kurzer Rast stiegen sie in das Gravonethal hinab, gerade auf Ajaccio los. Finster und wild ragten zu beiden Seiten beschneite zerrissene Gipfel auf, darunter Wald und zerstreute Kapannen und Ortschaften. Es wohnten arme Hirten hier, die von ihren Bergen herunter verwundert den Kriegszug betrachteten. Viele liefen herbei, hörten was geschehen und schrieen dem Giampietro Gaffori Glück zu, manche auch nahmen ihre Waffen und folgten ihm nach.

Und immer tiefer senkte sich das Thal, immer lachender und lieblicher wurde es: die düsteren Alpenberge hörten auf, statt deren begannen Hügel voll Weingärten und Oliven, und als der Mittag wurde, blitzte plötzlich das Meer in der Ferne und die fruchtbare Ebene, das Compoloro von Ajaccio, begann. Die Stadt lag am Ende derselben, dicht an den Wellen des blauen Golfs, und über ihr auf dem Hügel des heiligen Johannes erhoben sich die Mauern und Thürme des Kastells. Alle Blicke richten sich dorthin. Eine große Fahne wehte von einer Zinne, es war die weiße Fahne Frankreichs. Ein Freudengeschrei erhob sich. Wackerer Cursay! rief Gaffori. Es nichts verloren, Freunde. Die Verräther haben falsch gerechnet; wir kommen nicht zu spät!

Nun begann der Zug auf die Stadt, welche damals wie jetzt aus zwei Hauptstraßen bestand, zwischen denen der Marktplatz und viele kleine Gassen liegen. Gaffori's Schaaren erschienen dem aufständigen Volke, als seyen sie aus dem Boden gestampft, so plötzlich und unerwartet drangen sie von beiden Seiten ein und vereinigten sich auf dem Marktplatze. Eine Bande Kerle mit verwegenen Gesichtern sprang vor ihnen her und stob aus einander; ein paar Flintenschüsse fielen. Das Geschrei Gaffori! Gaffori! ließen sich hören, aber Widerstand fand nicht statt.

Matra und seine Reiter sprengten inzwischen die Höhe von San Giovanni hinauf, Gaffori selbst gesellte sich ihnen zu. Auch hier flohen die Rotten, welche das Castell umstellt hielten, warfen sich in Wein- und Fruchtgärten und machten sich davon. Eine freudige Bewegung entstand in der Veste. Die Brücke fiel, das Thor öffnete sich, General Cursay empfing mit offenen Armen seinen Freund und Befreier.

Theurer Gaffori! rief er nach der ersten Umarmung, Gott lohne Ihnen diesen Dienst. Schurkische Pläne sind ausgesonnen worden, Geld ist vertheilt worden, und kein Zweifel, daß ein Theil der Burschen, die den Tumult begannen, genuesische Söldner waren, die aus Sartene und Bonifacio hergeschafft, in braune Kittel gesteckt wurden. Wissen Sie aber auch, daß der Aufführer dieser Bande, der Mensch, welcher die Fäden leitete und an der Spitze der Verräther steht, derselbe ist, den ich in Corte gesehen habe bei der Moresca, wo er mit Ihnen sprach und in Gesellschaft angesehener Bürger sich befand.

Der ehrenwerthe Herr Viale aus Livorne, sagte Gaffori lachend, treibt einträgliche Geschäfte. Ich zweifle nicht daran, daß sie Recht haben.

Nach einer geheimen Unterredung kehrte Gaffori in die Stadt zurück und sogleich begann er die Herstellung der Ordnung, indem er den Rath der Stadt zusammenrief und Rechenschaft von ihm für den Tumult forderte. Der Rath entschuldigte sich mit seiner Ohnmacht und bewies, daß die Bürger der Stadt geringen Theil an den Auftritten genommen. Aber es gab auch hier

manche Familien, die es mit Genua hielten und die Arbeiter aufgehetzt hatten, dazu kam fremdes Gesindel, das sich eingefunden. Gaffori forschte nach den Anstiftern und nach dem verdächtigen Kaufmann. Man hatte einen solchen Mann wohl bemerkt. Er stand mit angesehenen Leuten in Verbindung, mit den Ramolini, den Buttafuoci, den reichen Pevaldis, den Pozzo di Borgo und dem Abt Colonna; aber wer er war, wußte Niemand, auch konnte Keiner angeben, wo er sich befinde. Da die genuesische Partei stark und mächtig war, hatte Gaffori um so mehr Ursache, sie zu schonen. Genua war ja noch immer der Herr des Landes, dem eigentlich die Untersuchung dieser Unruhen, die Herstellung des Friedens und die Bestrafung der Uebelthäter gebührte. Gaffori's Zug gegen Ajaccio erschien dagegen als eine gewaltsame Einmischung, die nur durch die Verhältnisse erklärt und vertheidigt werden konnte.

Aber was die genuesisch Gesinnten auch darüber denken und eifern mochten, der verhaßte Mann war hier mit seinen Schaaren und der einzige Richter und Schlichter. Die Bürger hießen ihn freudig willkommen, das Volk schrie ihm seine Evviva's zu, und selbst der größte Theil der Mißgestimmten war im Geheimen froh über seine Gegenwart.

In wenigen Tagen wurde die Ruhe gesichert. Strafen fanden nicht statt, es sollte Alles vergeben und vergessen seyn. Von Gaffori begleitet zog Graf Cursay mit seinen Franzosen wieder in der Stadt ein, und wie von einem allgemeinen Gefühl der Reue und der Scham ergriffen, suchten die Bürger Ajaccio's ihren Fehler gut zu machen. Der edle Graf war wieder der Retter und Befreier Corsika's, der Liebling des Volks, das ihn auf seinen Schultern zum Stadthause trug und mit italienischer Begeisterung sich dem zu Füßen warf, dem es kurz zuvor das Herz durchbohren wollte.

So wurde endlich ein Fest veranstaltet, das die Versöhnung besiegeln sollte, und dieß fand an einem herrlichen Maitage auf dem großen Diamantplatze am Ufer des Golfs statt. Ganz Ajaccio und das umliegende Land war auf den Beinen. Die Franzosen kamen mit ihrem General, ihren Fahnen und ihrer Musik, dazu Gaffori mit seinen Vergogneser, und nun die Bürger mit ihren Vorständen und dieß südliche Volk, noch broncener, noch wildhaariger und leidenschaftlicher, als jenseits der Berge. Die Häuser alle schmückten voll Frauen und Mädchen mit wehenden bunten Mandiles, die Platanen und Ulmen und selbst die Orangenbäume vor den Häusern hingen voll jauchzender Kinder und an der offenen Seite des Platzes glänzte der herrliche große Golf herein, das Meer mit seinen grünen malerischen Felseneufern, dazu die Oelberge, welche von allen Seiten in die Stadt schauen.

Als der französische General mit Gaffori erschien, erhob sich ein endloser Jubel. Der Podesta und die angesehensten Männer der Stadt gingen ihnen entgegen, und als sich alle die Hände reichten und umarmten, erreichte das Entzücken seine Höhe. Das ganze Volk schien von der Tarantel gestochen; es tanzte, schrie und fiel sich in die Arme, durchbrach die Reihen der Franzosen und der Corsen, um auch diese zu herzen und zu drücken, und lange Zeit war es unmöglich, die Ordnung herzustellen.

Mitten in diesem Gewühl erblickte Gaffori eine Gruppe, welche seine Aufmerksamkeit erregte. Ein paar Mönche in braunen Ordenskleidern standen unter einem Baume, und hinter ihnen ein schwarzgekleideter Mann, der seinen weiten Rock hoch heraufgezogen und den breiten Hut eines Abbate tief in sein Gesicht gedrückt hatte. Dieß Gesicht aber sah zwischen den Köpfen der Mönche nach ihm hin, Gaffori's scharfen Augen blieb es nicht verborgen. Es war Viale, nach einer einzigen Betrachtung zweifelte er nicht daran, und indem er sich zu seinem Bruder Francesco umwandte, welcher dicht bei ihm stand, hob einer der Mönche seinen Arm auf und deutete auf den Golf hinaus.

In dem Augenblick entstand von mehreren Seiten das Geschrei: Ein Schiff! ein Schiff! Man konnte von dem Platze das südliche Ufer des Golfs weit überblicken, vom nördlichen aber, vorspringenden Berge wegen, nur ein Stück; hinter diesem hervor kam ein großes Fahrzeug, das mit vollen Segeln den günstigen Wind benutzte. Als Gaffori nach den Mönchen schaute, sah er sie eifrig sprechen und Viale hervorgetreten, als habe er keine Vorsicht mehr nöthig. Die kalten harten Mienen des Kaufmanns verzogen sich zum Lachen, er schien lebhaft mit den Umstehenden zu sprechen. Schnell noch einmal flüsterte Gaffori zu Francesco, und dieser wand sich von zwei Anderen gefolgt aus dem Kreise, eben da der Segler im Golf auf seinem Hauptmaste eine große Flagge entfaltete, welche sofort als die Kriegsflagge Frankreichs erkannt wurde.

Was bedeutet das? fragte Gaffori seinen französischen Freund. Eine Fregatte des Königs? Was will sie hier? Wußten Sie davon?

Nichts, antwortete Cursay, und indem er sie betrachtete, setzte er hinzu: Ich fürchte, daß es nichts Gutes ist, das sie bringt.

Alle Aufmerksamkeit wandte sich dem Schiffe zu. Das Fest war gestört, die Feierlichkeiten konnten nicht fortgesetzt werden, die ganze Volksmasse drängte dem Hafen zu, dem die Fregatte sich jetzt näherte, doch ihre Anker fallen ließ, noch ehe sie denselben erreichte, als sollte ihr Aufenthalt nur ein sehr kurzer seyn.

Gleich waren auch die Boote des Schiffes in Bewegung. Man sah Offiziere in glänzender Uniform, als aber Cursay diese durch ein Glas betrachtete, ließ er plötzlich seinen Arm sinken und wandte sich an Gaffori.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

Ein wohlhabender Kaufmann aus der Residenz hatte sich um Johanna's Hand beworben. Das eifrige Zureden und Drängen ihrer Mutter, ihre eigene Zerrissenheit und die täuschende Hoffnung, daß sie in einer anderen Lebenslage, ihre inneren Qualen, selbst ihre Liebe vergessen und endlich Ruhe finden werde, hatte sie bestimmt, ihr Jawort zu geben. Sie hoffte nicht mehr auf Glück, ihr ganzes Leben sah sie einmal als ein verfehltes, durch eigene Schuld verfehltes an.

Aber sie hatte nicht die volle Wichtigkeit dieses Schrittes von allen Seiten erwogen. Jetzt, — jetzt trat er in seiner ganzen Größe vor sie hin. Sie sollte einem Manne die Hand reichen, den sie nur zu achten vermochte; während ihr Herz noch mit ungeheilter Liebe an Schütz hing.

Im Brautkleid saß sie da. Kaum eine Stunde noch, und sie war für immer gebunden. Selbst die leiseste Hoffnung nach dem geliebten Manne mußte schwinden.

Krampfhaft umfaßte sie die Rose mit beiden Händen und preßte sie an das Herz, welches dem Schmerze fast zu erliegen drohte. Wie ein unglückliches Opfer erschien sie sich und sie war ein Opfer ihrer Koketterie, die sie schon unter zahllosen Thränen bereut hatte.

Angst und Verzweiflung erfaßte sie. Gewaltsam wollte sie die Bande, die sie zu erdrücken drohten, zerreißen. Mit ihrer Liebe wollte sie sich zu ihm flüchten und zu seinen Füßen um Erbarmen flehen, — aber wie ein Stein legte es sich auf ihr Herz: Er hat sich von Dir abgewandt, — er kann Dich nicht mehr lieben.

Da öffnete sich die Thür. Marie, ihre ältere Freundin, die einzige Vertraute ihrer innersten Gedanken, trat mit dem Brautkranze ein. Unbemerkt war sie zu Johanna getreten und jetzt drückte sie leise den Kranz auf deren Haupt. Kaum fühlte Johanna denselben, als sie emporsprang, mit wilder Verzweiflung ihn wieder vom Kopfe riß und weithin in die Ecke des Zimmers schleuderte. „Es ist zu viel, — zu viel!“ rief sie leidenschaftlich, und laut schluchzend fiel sie der Freundin in den Arm.

Marie war tief bewegt. „Weine Dich aus, Johanna,“ sprach sie sanft, „Thränen erleichtern das Herz, sie werden die stürmisch aufgeregten Gefühle in Dir zur Ruhe bringen.“

„Zur Ruhe bringen?“ wiederholte Johanna außer sich. „Marie, Du weißt, was es heißt, mit einer Lüge vor den Altar treten. Ich kann Berg nicht lieben, und werde es nie, — nie! —“

„Fasse Dich, bedenke, daß es jetzt zu spät ist, umzukehren. Berg liebt Dich wahr und innig, und wenn Du auch Anfangs nicht diese Gefühle heilst, so kannst Du ihm doch Deine aufrichtige Achtung nicht versagen.“

„Achtung ist ein Almosen gegen Liebe.“

„Sag das nicht. Oft gerade sind die Ehen die glücklichsten, die gegenseitige Achtung knüpft. Ihnen ist der Schmerz der berauschenden Liebe erspart, sie brauchen keine Illusionen zu Grabe zu tragen.“

„Wenn ich mit diesem Schritte jede Erinnerung aus meinem Herzen verwischen könnte, wenn ich, — wenn ich wüßte, ob — Schütz glücklich wäre, dann könnte auch ich vielleicht mich dieser Hoffnung hingeben. So aber ist es Thorheit, wenn ich mich damit täuschen wollte.“

Sanft zog Marie Johanna neben sich auf das Sopha, schlang ihren Arm um sie und sah ihr liebevoll in das Auge. „Johanna,“ sagte sie fest und innig, „von heute an mußt Du mit der Vergangenheit abschließen.“

„Das kann ich nicht. So lange noch ein fühlend Herz in meiner Brust schlägt, so lange ich noch zu denken vermag, wird auch mein einziger Trost darin bestehen, in der Vergangenheit zu leben. Nimmermehr kann ich mir diesen Trost versagen.“

„Du kannst es wohl, sobald Du nur das eiserne Muß dahintersetzest. Ein fester Wille vermag viel. Welch ein Trost kann Dir auch darin liegen, immer wieder alte Wunden aufzureißen.“

„Schon der Gedanke an Schütz,“ sprach Johanna in schwärmerischer Aufregung, „ist mir ein Trost, selbst wenn er auch mit Schmerz und bitteren Vorwürfen gemischt ist. Ach, könnte ich nur einmal ihn wiedersehen, ihn um Verzeihung bitten, für all das Leid, das ich ihm zufügte, — könnt' ich ihm sagen, wie ich ihn geliebt, — ihn immer, immer lieben werde, — daß nur wahnsinnige Verblendung mich jenen Abend bethören konnte, daß jener Huber wie ein Dämon meinen Sinn gefangen hielt, daß —“

„Halte ein, Johanna! Dank eine höhere Macht hat Alles so gefügt, wie es gekommen ist.“

„Keine höhere Macht, — durch meine eigene Schuld habe ich mir das höchste Glück verscherzt.“

„Laß die Vergangenheit begraben seyn. Du hast es jetzt in Deiner Hand, Dir Deine Zukunft freundlich oder traurig zu gestalten.“

„Ich habe keine Zukunft mehr,“ sprach Johanna düster vor sich hinblickend, „von heute an schließ ich mit dem Leben ab, ein liebeleeres Daseyn ist kein Leben.“

„Nicht liebeleer, sobald Du willst. Bezwingst Du Deine schroffe Kälte und nahest Berg mit offenem Vertrauen, so hast Du schon den ersten Schritt zur Liebe gethan. Vertrauen ist ja die Grundlage der Liebe.“

„Dazu fehlt mir die Kraft. Ich fühle es deutlich, zwischen Berg und mir liegt eine tiefe Kluft, die kein Vertrauen ausgleichen kann. Unser Ideenkreis liegt sich zu fern. Seine Welt ist nicht die meine.“

„Wenn Du ruhiger bist, wirst Du anders denken. Heute siehst Du Alles schwarz und düster an. Scheiden sich auch Euere Ideen Anfangs, — die Zeit wird sie einigen. Eine kluge Frau vermag viel auf ihren Mann einzuwirken. Berg besitzt Eigenschaften, die Du jetzt noch nicht zu würdigen verstehst, die aber das Glück einer Ehe bedingen. Er hat ein gutes Herz. Und denkst Du gar nicht daran, daß Du durch ihn in ein angenehmes, ja so gar glänzendes Leben eingeführt wirst?“ —

„Schweig davon!“ unterbrach sie unwillig Johanna. „Dieser Glanz verlockt mich nicht. Mit Freuden wollt ich ihn opfern für ein stilles, einfaches Glück an — an Schütz's Seite.“

„Du regst immer wieder alte Schmerzen auf, anstatt Dich an das Unvermeidliche zu finden. Denk an Deine Mutter. Vielleicht kannst Du aus ihrem unendlichen Glücke Kraft und Trost für Dich schöpfen.“

„Ja meine Mutter, die ist glücklich, —“ sagte Johanna mit Bitterkeit, „sie sieht nur die glänzende Zukunft ihrer Tochter und denkt nicht daran, daß dieselbe auch ein Herz hat.“

Marie schwieg. Sie fühlte wohl, daß es für heute eine Unmöglichkeit war, Johanna durch Vernunftgründe zu beruhigen. Mit tiefem Mitleiden blickte sie auf dieselbe, die so jung und schön, so ganz von Schmerz gebeugt, vor ihr saß. Sie glaubte selbst nicht recht, daß Johanna glücklich in ihrer Ehe seyn werde. Dazu bedurfte es eines sanften, anschmiegenden Charakters, der frei von allem Egoismus sich für das Wohl eines Anderen aufopfern könnte. Diese edle Selbstverläugnung fehlte ihr. Einem Manne, den sie liebte, würde sie jedes Opfer gebracht haben, aber dieß gezwungene Verhältniß konnte sie nur bitter und verschlossen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Christnacht.

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Wenn rings die Häuser sich erhellen,
Wenn Glückliche im Herzensbunde
Sich zu einander froh gesellen;
Wenn um den festlich grünen Baum
Sich Kinderschaaren jauchzend drängen,
Und von den Zweigen wie im Traum
Die gold'nen Früchte niederhängen;
Wenn heil'ger Christ in lichten Sälen
Mit reichen Gaben, nicht zu zählen,
Als gütig Spendender erscheint:
— Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Denn auch mit Hoffnungen durchdrungen
Von dem Erlöser jene Kunde,
Die ihm in's Herz hineingelungen;
Wenn in der Stube, kalt und eng,
Die Kinder hungrig Brod begehren,
Und er nicht kann als Christgeschenk
Der Brut ihr Futter fromm bescheeren.
Hab' ich, ein Ausgestoßener, Böser,
An meinem göttlichen Erlöser
Statt eines Helfers einen Feind?
— Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
Die Mutter sitzt beim Kind' am Bette,
Gebete zieh'n aus ihrem Munde
Mit Wiegenliedern um die Wette;
Sie denkt nicht an die helle Pracht,
Die wie ein Strom, der ausgetreten,
Sich leuchtend hinwälzt durch die Nacht;
Sie glaubt und hört nicht auf zu beten:
„Gib Du, o Herr, dem kranken Kinde
Ein segenreiches Angebinde,
Wie immer Deine Huld es meint“ —
— Er weint, er weint!

Was macht der Arme in dieser Stunde?
O daß ihn Kind'rung überkäme,
Daß jede Schuld und jede Wunde
Von ihm ein starker Tröster nähme!
O würde ihm ein frommer Christ
Vermittelnd hülfreich zugesendet,
Der sanft von ihm zu dieser Frist
Das angerbte Uebel wendet,
Damit er ohne Neid und Grauen
In alle Fenster könnte schauen,
Mit Glücklichen versöhnt, vereint —
— Er weint, er weint!

Sigmund Kolisch.

Mannigfaltigkeiten.

[Napoleon's Liebe.] Aus Berlin berichtet die „Gerichtszeitung:“ Der Ernst einer Sitzung hoher Beamten hierselbst wurde unlängst durch kurze Heiterkeit unterbrochen. In der Berathung kam auch die Dappenthalangelegenheit zur Sprache, wobei des Kaisers Ludwig Napoleon Erwähnung geschah und der Versicherungen seiner Liebe zum Frieden. „Diese Liebe,“ sagte Graf X., „ist in der That hie und da sehr stark; sie kennt keine Gränzen.“

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 302 Donnerstag, 19. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Sagte ich es nicht, sagte Graf Cursay zu Gaffori, daß es nichts Gutes sey, was sie uns bringt. Dort kommt General Boissieux, mein alter Gegner. Man würde ihn nicht ausgesucht haben, wenn er Freundiges zu bringen hätte.

Er ging mit seinen Offizieren dem Landungsplatze zu. Matra faßt Gaffori's Arm, hielt ihn zurück und sagte heftig: Des Teufels will ich lieber seyn, ehe dieser etwa hier befehlen soll. Wir kennen ihn gut genug als ein genuesisches Werkzeug, das uns nicht wieder aufgehalst werden darf.

Haltet unsere Leute zusammen, erwiderte Gaffori. Was auch kommen möge, nichts darf geschehen, das unsrer Ehre schaden könnte.

Eine Stunde darauf erfolgten im Regierungshause die Eröffnungen, welche der gelandete General dem Grafen Cursay zu machen hatte.

Stolz und förmlich war das Benehmen des Abgesandten. Der König schickt mich hierher, General, sagte er, mit dem Auftrage, welchen dieß Schreiben enthält.

Er hielt es dem Grafen aufgeschlagen hin, es war mit dem großen Staatssiegel versehen, und während Cursay las, trübte sich dessen männlich ernstes Gesicht, bis zuletzt eine dunkle Röthe seine Stirn überzog.

Es wird Ihnen geboten, sich vorerst nach Ajaccio zu begeben und mir den Befehl der Truppen Seiner Majestät abzunehmen, sagte er. Des Königs Wille ist Gesetz.

Es muß heute noch geschehen, antwortete der General Boissieux, so will es der König.

Ha! schrie Matra vortretend, will man Euch aus Eurer Wohnung treiben, mein Herr Graf, so kommt zu uns, wir haben liebe Gäste gern.

Ich hoffe, Herr Matra, versetzte Cursay lächelnd, daß ich Zeit behalte, Ihr Gast zu seyn.

Zunächst muß ich bitten, General, daß Sie dieß Schreiben aus meinen Händen empfangen, fuhr der Kommissär des Königs fort, indem er einen zweiten Brief hervorzog.

Als Cursay diesen öffnete, sah man ihm die heftige Bewegung an. „Angesichts dieses Befehles, las er laut, haben Sie sich nach Frankreich zu begeben, um sich gegen die Anschuldigungen zu rechtfertigen, welche wider Sie bei Uns erhoben worden sind."

Welche Anschuldigungen sind gegen mich erhoben worden? fragte er stolz, seine Stirn aufhebend.

Der General zuckte die Achseln. Das werden Sie in Frankreich erfahren. Se. Majestät hat eine Untersuchung angeordnet.

Wer hat mich angeklagt? Wer soll mich richten?

Der Kommandant der Fregatte hat Befehl, Sie nach Antibes zu führen und dem Befehlshaber der Zitadelle zu übergeben. Mein Adjutant wird Sie dahin begleiten.

Der Name Antibes erschütterte Cursay sichtlich. Die Zitadelle war ein wohlbekanntes Staatsgefängniß. — Gefangen also! rief der Graf mit bitterer Heftigkeit. Ich, in den Thurm von Antibes, den Aufenthalt der Verräther!

Seine Empörung vor diesem Gedanken war so groß, daß selbst Boissieux Theilnahme fühlte. Beruhigen Sie sich, sagt er, Ihre Unschuld wird schnell bewiesen werden, ich zweifle nicht daran.

Aber bei Gottes Thron! rief Cursay, wessen klagt man mich an?

Als der Kommissär schwieg, sprach Gaffori neben ihm: Noch sind Sie nicht in dem Thurm von Antibes, mein General, noch stehen Sie auf Corsika's Boden bei Ihren Freunden, die Ihnen dankbar und ergeben sind. —

Boissieux hatte dieß wohl gehört, er sah den verwegenen Mann mit finsterem, bösen Lächeln an, er war ihm gut genug bekannt. Ich weiß nicht, welche Dienste Sie dem Herrn Grafen Cursay zu danken haben, sagte er, das aber weiß ich, daß Sie, Herr Gaffori, zumeist wünschen müssen, daß er sich so schnell als möglich rechtfertigt.

Es kann sich Niemand vertheidigen, wenn er nicht weiß warum und gegen wen, antwortete Gaffori.

Nun, versetzte Boissieux mit spöttischer Höflichkeit, ich für mein Theil würde mich gewiß weniger verwundert haben, wenn man mir gesagt hätte, die Corsen haben den Finanzminister des Königs Theodor, den Marquis Gaffori, ihren tapferen und angebeteten Ge-

neral, auf den leeren Thron gesetzt, als daß dieser kluge General gesonnen sey, einem anderen ausländischen Herrn und Gebieter die Krone zu verschaffen.

Eine augenblickliche Stille folgte. Das also ist erfunden worden, um dem Thurm von Antibes einen edlen und unschuldigen Bewohner zu verschaffen! rief Gaffori dann laut und bewegt.

Genua! Genua! schrie Matra auf, und mit grimmigen Blicken setzte er hinzu: Glaubt nicht, daß die Corsen Narren sind. Euer König hatte uns einen edlen, gerechten Mann gesandt, den wir lieben und ehren; kommt Einer, der die genuesischen Ränke gut heißt, wird er bald finden, daß der Boden ihm hier zu heiß ist.

Ich kenne diesen Boden, Herr Matra, lächelte der General, und bin gern zufrieden, ihn schnell zu verlassen. Sobald die Mittel dazu bereit sind, wird kein Franzose Euch länger beschwerlich fallen.

Ein Gemurmel entstand unter den anwesenden Corsen. Einige mochte diese Nachricht wohl erfreuen, die meisten aber erschracken davor. Die Franzosen waren doch ein Schutz gegen Genua, sie waren eine Bürgschaft für den Frieden. Wenn sie alle die Insel verließen, mußte man schreckliche Auftritte erwarten.

Eine Menge Stimmen erhoben sich zugleich und von der Thür her erscholl der Ruf, der aus alten Zeiten stammend immer gehört wurde, wenn das Volk sich erhob: Evviva la libertà! Evviva il populo! — Er schallte die Treppe hinunter auf die Straße, und durch die Masse, welche die Straße und den Platz füllte, wälzte er sich fort. Ein wildes, wüthendes Geschrei stieg zum Himmel auf. Verrath! Verrath! Die Genuesen haben uns verrathen! Unser Freund, unser Liebling Cursay wird gefangen nach Frankreich fortgeschleppt!

In wenigen Minuten war das Haus von Bewaffneten umringt. Gaffori's ganze Schaar besetzte die Eingänge; der Kommissär des Königs blickte bleich auf die erhitzte, tobende Masse, die mit Verwünschungen seinen Namen rief und die Gewehre lud.

Bleibt bei uns, Graf Cursay, verlaßt uns nicht! riefen viele derer im Saale, indem sie ihn mit Bitten umringten.

Cursay stand hoch aufgerichtet. Als Ruhe eintrat, schlug er an seinen Degen und sprach dabei: Mein Leben über habe ich ihn mit Ehren getragen, so wird es geschehen bis an mein Ende. Fünf Jahre lang bin ich bei Euch gewesen, wer weiß etwas Schlechtes, Ungerechtes von mir zu sagen? Jetzt hat man mich schmachvoll verläumdet, ich muß gehen, meine Ehre zu retten. Wer mein Freund ist, kann mich nicht zurückhalten wollen. Hier steht Giampietro Gaffori, Euer edelster, bester Bürger, hört, was er mir räth.

Da sprach Giampietro ihm die Hand drückend: Es muß so seyn. Geht, wohin Euch die Ehre ruft, der Segen und die Liebe des corsischen Volkes werden Euch begleiten. Eure Feinde werden zu Schanden werden, es sind unsere Feinde! Zu dem hintergangenen Könige in Paris werden wir Männer schicken, welche für die Wahrheit zeugen. Der Verläumdung, der Falschheit soll die Maske abgerissen werden. Fluch über Genua!

Und diese Wort flog durch den Saal in das Volk. Bald sollte es durch ganz Corsika fliegen. Graf Cursay nahm seinen Degen und legte ihn auf den Tisch vor dem Kommissarius des Königs. Dann ging er nach dem Schiffe; mit Trauer und Thränen begleitete ihn das Volk.

12.

Von diesem Tage an entbrannte der neue Aufstand. Die Nachricht von dem, was in Ajaccio geschehen, drang schnell in alle Thäler und Berge, von einem Ende bis zum anderen des Landes. Wo genuesische Beamte waren, wurden sie verjagt, in einigen Städten, wo die Partei Widerstand leisten wollte, kam es zum Blutvergießen. Aber es zeigte sich auch bald, welche Vorbereitungen die Genuesen heimlich getroffen hatten, um den Krieg wieder aufzunehmen, und ihr gelungener Streich gegen den Grafen Cursay und der darauf erfolgte Abzug der Franzosen vermehrten ihren Muth. Frankreich, das war sicher, wollte sich nicht mehr zu Gunsten der Corsen einmischen, diese hatten keinen ferneren Schutz von dem mächtigen Könige zu erwarten, und dieser Friede, der in Genua so viel Groll und Haß hervorgerufen, wurde jetzt für null und nichtig erklärt. Kriegsmaterial lag schon in Fülle in allen befestigten Plätzen, nun kamen auch Schiffe voll Soldaten, die auf dem Festlande angeworben und eingeübt waren. Die Republik nahm kriegskundige Offiziere, Deutsche und Franzosen, in ihre Dienste. Pläne wurden entworfen, um jeden Widerstand rasch zu ersticken, und in den drei festesten Plätzen, Bonifacio, Calvi und Bastia, sammelten sich zwölftausend Mann, Corsika's Unterwerfung zu erzwingen.

Aber trotz aller Drohungen und Versprechungen des Gouverneurs ließ sich das aufgebrachte Volk weder schrecken noch versöhnen. Es lebe die Freiheit! Es lebe das Volk! schrieen die Hirten auf den Bergen und die Fischer an den Küsten und überall wehten die grünen Fahnen, überall wurden die Wappen und Zeichen Genua's niedergerissen, der Mohrenkopf der korsischen Republik dafür aufgesteckt. In den Städten und auf den Landsitzen der alten Familien gab es manche Männer von Namen, Bildung und Gelehrsamkeit, Männer von großer und glühender Vaterlandsliebe und von Ehrgeiz, doch jetzt schwieg dieser, und jede Selbstsucht verstummte vor der Gefahr des Vaterlandes. Es gab nur einen Mann, nach dem das ganze Volk rief, nur einen Mann, von dem es Sieg erwartete, alle anderen mußten vor ihm weichen.

In Corte hatten die raschen Erfolge Gaffori's, und

was in Ajaccio geschehen, eben so viele Freude und Begeisterung, wie Wuth und Bestürzung hervorgerufen. Stolze Freudigkeit bei Maria Anna, Begeisterung bei den Bürgern, die Gaffori anhingen, Wuth bei Antonio Romei und die ihn umgaben. Doch sie mußten ihren Haß verbergen, ihre gescheiterten Pläne sorgfältig verheimlichen. Maria Anna kam, als sey gar nichts vorgefallen, und theilte ihnen Nachrichten mit, zu denen sie Glück wünschen sollten, während sie sie verwünschten.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Nulandt.

Dessau, 12. Dezember.

Die Hauptverhandlung im Prozesse gegen den Bankdirektor Nulandt (deren Ergebniß wir bereits mittheilten) begann gestern um 9 Uhr Früh und währte, mit einer Unterbrechung von anderthalb Stunden, bis nach zwei Uhr Nachts. Es hatte sich nach und nach der Gerichtssaal so überfüllt, daß die Lichter kaum noch brennen wollten, und bis zum letzten Augenblicke harrte das Publikum aus. Der Antrag des Angeklagten, die Verhandlung nochmals zu vertagen, weil der Zeuge Bandelow und der Sachverständige Bleichröder ausgeblieben seyen, der Gerichtshof aber dem Ansuchen des Vertheidigers, Zeugen und Sachverständigen auswärts vernehmen zu lassen, kein Gehör gegeben habe, wird vom Gerichtshof mit dem Beschlusse abgewiesen, die Verhandlung einstweilen fortzusetzen. Die Anklage lautete auf Betrug, eventuell Veruntreuung gegen die Anhalt-Dessauische Landesbank, deren erster Direktor der Angeklagte vom Jahre 1847—59 gewesen; er soll die Bank dadurch um 83,258 Thlr. beschädigt haben, daß er, so wie sein Kollege Direktor Lieberoth, von der Magdeburger Kommandite der Bank und von dem Socius der Bank in Berlin (Bendix) heimlich mehrere Jahre lang Gewinnantheile bezog. Der Angeklagte und sein beredter Vertheidiger, welcher übrigens die Handlung seines Klienten nur vom kriminalrechtlichen, nicht vom sittlichen Standpunkte aus vertrat, während der Angeklagte einräumte, daß seine Handlung eine „Unehrbarkeit“ gewesen seyn möchte, behaupteten, daß ein Verbrechen gegen die Bank überall nicht vorliege; denn die Privatvortheile, welche Nulandt und Lieberoth genossen, würden doch in keinem Fall der Bank zu Gute gekommen seyn, sondern theils den Magdeburger Kommanditären, theils dem Berliner Socius. Erstere, Dingel und Bandelow, haben dem Angeklagten, wie er behauptet, eben so wie Lieberoth, alljährlich freiwillige Geschenke (im Betrage von je 2—12,000 Thalern) gemacht. Der Vertheidiger erklärte, wenn irgend Jemand benachtheiligt worden sey, so wäre es gewiß nicht die Bank, sondern Dingel und Bandelow, die einen Theil von ihrem eigenen Gewinn, nicht aber vom Gewinn der Bank freiwillig abgetreten hätten. Alles dieß wird durch die Aussagen letzterer Herren bestätigt. Der Staatsanwalt dagegen behauptet, dieses Abkommen sey von Eichel mit Nulandt verabredet gewesen und Magdeburger Kommanditären zur Bedingung gemacht worden, gegen welche ihr Dotationskapital von 150,000 auf 400,000 Thaler erhöht werden solle. Rücksichtlich des Verhältnisses zu Bendix in Berlin sagt der Angeklagte, daß er ja laut der vorliegenden Verträge nicht nur Gewinn, sondern auch — wie später einmal wirklich eingetreten — ansehnliche Verluste von diesem Geschäfte erwarten durfte, die er und Lieberoth, weil sie nun einmal unvorsichtiger Weise sich mit „obersaulen“ Kunden in Berlin eingelassen hatten, zu Gunsten der Bank hätten auf sich nehmen wollen; ohne dieses würde der für die Bank vortheilhafte Vertrag mit Bendix wohl überhaupt kaum zu Stande gekommen seyn; daß der Separatvertrag dem Verwaltungsrathe nicht vorgelegt worden, erklärt der Angeklagte aus dem Umstande, daß eine offene Darlegung des Zustandes als Folge ein Erschrecken des Verwaltungsraths, eine Diskreditirung der Direktion nach sich gezogen haben würde. Die Anklage beantragt nach Artikel 216 Nr. 4 des Strafgesetzbuches eine Arbeitshausstrafe von fünf Jahren für den Angeklagten (sechs Jahre ist das höchste Maß;) er greife so hoch, weil eine Reihe von Erschwerungen vorliege, wie sie noch in keinem Falle vorgekommen seyen. Der Vertheidiger bestreitet, daß man überhaupt einem Mann, der, wie auch die Anklage anerkennt, mit notorisch seiener Liberalität Geld zu guten Zwecken ausgestreut, des Betruges fähig halten könne; ein Mann, der vielmehr die großartigsten Geldsummen der Ehre zum Opfer gebracht, werde sicher nicht seine Ehre opfern, um in den Besitz verhältnißmäßig geringer Beträge zu kommen. Der Vertheidiger beantragte völlige Freisprechung. Der Angeklagte selbst sprach zum Schluß etwa Folgendes: „Es dürfte vollständig bekannt seyn, daß ich nirgends aus Eigennutz gehandelt habe; kann mich ein Vorwurf treffen, so nur der, nicht besser für mich selbst gesorgt zu haben. Ich bin indeß stolz, sagen zu können: ich habe nichts, stolz, mein Geld nicht in Grundbesitz angelegt zu haben. Daß ich Opfer für Institute zu bringen fähig bin, habe ich 1856 bewiesen. Mir allein haben es die Aktionäre der Anhalt-Dessauischen Landesbank zu danken, daß ihnen 16,000 Thaler Aktien zu Pari überantwortet wurden, als dieselben 116 standen; der Nutzen betrug eine Viertelmillion. Als ich das Privilegium allein besaß, gab ich wieder vier Millionen Thaler zu Pari her, während sie 10 prCt. Agio standen. Ich habe mit 40,000 Thalern einen Fond zur Unterstützung junger Leute gegründet, der heute noch meinen Namen trägt. Die Diskretion verbietet mir, die Liste der Einzelunterstützungen zu zählen, die ich im Jahre 1856 gegeben habe, sie betragen über eine Viertelmillion, was ich baar,

und besonders hier in Dessau verschenkt habe. Solche Handlungen werden mich wenigstens vor dem Gedanken sichern, als sey ich eines Betruges gegen das Institut fähig, das ich mit meinem Herzblut genährt habe. Wie sollte man den Charakter und den Geist eines Mannes deuten, der Hunderttausende für ein Institut hingibt und es dann um solche verhältnißmäßige Kleinigkeiten brächte, um dann als Betrüger hier zu stehen?“ Diese mit bewegter Stimme gesprochenen Worte riefen unter den Zuhörern laute Beifallsrufe hervor, so daß der Vorsitzende mit Räumung der Tribüne drohen mußte. Der 11. Dezember, der Geburtstag der einzigen Tochter Rulands, ging eben zu Ende, als der Gerichtshof sich zurückzog. Fünf Minuten nach 2 Uhr erschien er wieder und verkündigte das Urtheil, das wir schon mitgetheilt haben (vier Ihre Arbeitshaus wegen Urheberschaft, resp. gleich Theilnahme am Betrug). Dem Angeklagten stehen noch zwei Instanzen offen. Banquier Bleichröder in Berlin wurde wegen muthschuldigen Ausbleibens in 50 Thaler Strafe genommen.

Mannigfaltigkeiten.

Bezüglich der (dritten dießjährigen) Sonnenfinsterniß, welche am Nachmittag des 31. Dezember eintreten wird, sagt Mädler: „Es liegt etwas Poetisches darin, daß der letzte Tag des scheidenden Jahres mit einer totalen Finsterniß der untergehenden Sonne schließt. Noch romantischer wird die Sache dadurch, daß der Punkt, wo dieß in aller Strenge statt findet, mitten in dem gefeierten Arkadien liegt.“ — Die für die ganze westliche Hälfte Europa's sichtbare Finsterniß, von welcher auf der östlichen Halbkugel vorzugsweise der erste und auf der westlichen der letzte Theil der Erscheinung sich zeigen wird, erreicht für Augsburg die Mitte um 2 Uhr 45 Minuten und hat dann die Größe von 7½ Zoll, während sie in Berlin nur zu 6⅔ Zoll, in Frankfurt a. M. zu 7 Zoll, in Wien zu 7 und in Rom zu 9½ Zoll erscheint.

Am 24. November d. J. erschienen im äußeren Theile der Kieler Bucht, in der Nähe eines Segelbootes, an 30 riesenhafte Delphine. Einer fiel unter den Beilhieben eines Kieler Bootsmannes. Es ist ein Weibchen des Butzkopfes, hat 15 Fuß 11 Zoll Länge und 8 Fuß 3 Zoll Umfang. Der Rachen trägt gewaltige Zähne, mit denen der Butzkopf Seehunde, große Fische und selbst kleine Wallfische anfällt. In der Ostsee sind solche Thiere, so weit schriftliche Aufzeichnungen über ihr Vorkommen vorhanden sind, noch nicht gesehen worden. In der Nordsee erscheinen sie bisweilen; häufiger im nordatlantischen Ozean und im nördlichen Eismeer.

In wenigen Wochen wird Florenz im Besitze einer am Palazzo Vecchio anzubringenden vertikalen Sonnenuhr seyn, welche außer der wahren, auch mittlere Zeit angibt. Die Zeichnung der Linie, welche der Mittagspunkt im Laufe eines Jahres beschreibt, und die eine 8-förmige, wiewohl unsymmetrische Kurve des vierten Grades ist, wurde von dem Astronomen Herrn Donati entworfen. Es ist, unseres Wissens, der erste Versuch dieser Art, und er verdient, auch in weniger sonnigen Ländern nachgeahmt zu werden.

In Lublin machte ein Vorfall viel von sich reden, der sich bei der Tafel des Offizierkorps im Gasthause ereignete. Als diese nämlich nach dem Speisen ihre Czakos aufsetzen wollten, fand jeder einen Zettel darin, der in russischer Sprache die Worte enthielt: „Warum verfolgt Ihr uns? Eure Sache ist die unsrige, unsere Freiheit macht auch Euch frei.“ Die Offiziere machten die Anzeige, sie wurden aber sämmtlich auf 24 Stunden arretirt. Das Verbot, mit dem Zivil zu verkehren, ist aus diesem Anlaß verschärft worden.

[Jüdische Kavallerie.] In New-York hat sich kürzlich ein Kavallerieregiment gebildet, das größtentheils aus Israeliten besteht, daher sich ein Rabbiner um die Feldpredigerstelle bei demselben bewarb. Der Kriegsminister erwiderte jedoch, daß eine Kongreßakte nur die Anstellung von Feldpredigern, die irgend einem christlichen Bekenntnisse angehören, gestatte, daher die tapferen Makkabäer dermalen ohne geistlichen Trost in den Tod reiten müssen.

Der am 4. erfolgte Tod des Hamburger Senators Heinrich Geffcken wird nicht verfehlen, weit über Hamburg hinaus schmerzlich empfunden zu werden. Der Verstorbene war in seiner Vaterstadt wie in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten ein Patriot nach Kopf und Herz. Deutschland verliert an ihm eine nationalökonomische Autorität, die namentlich in Bankfragen (er war lange Bankherr) allgemein anerkannt ist.

[Eine theure Kur.] Laut der „Nazione“ berief eine erkrankte Engländerin in Florenz den Leibarzt der Königin von England durch den Telegraphen zu einer Konsultation. Der Arzt folgte der Einladung und erhielt für einen einzigen Besuch 10,000 Fr.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 303 Freitag, 20. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

So kam Maria Anna auch, ihren Sohn an der Hand, eben als Gaffori in Corte erwartet wurde, und Antonio sah es ihr an, daß sie schöne Neuigkeiten brachte. Oh, meine theure Freundin, rief er, was leuchtet aus Euren Augen! Etwas Gutes! Etwas Herrliches! Ist Giamvietro in der Nähe? Sollen wir ihn festlich einholen?

Er kommt nicht, antwortete Maria Anna.

Er kommt nicht? fragte Antonio. Es ist ihm doch nichts Uebles geschehen?

Nein, versetzte die junge Frau lächelnd. Es wird in Orezzo ein Volkstag gehalten. Aus sämmtlichen Gemeinden gehen Abgeordnete dorthin, nach Gaffori rufen sie alle.

Wie es nicht anders seyn kann, fiel Romei ein. Das Volk will Führer haben, es werden wiederum Protektoren und Generale ernannt werden.

Nicht wieder, sagte Maria Anna, denn man weiß, daß deren Uneinigkeit vor fünf Jahren Vieles verdarb. Da das Vaterland in so großer Gefahr ist, haben die ersten und edelsten Männer beschlossen, nun einen alleinigen General und Gouverneur zu ernennen, wie im alten Rom ein Diktator ernannt wurde in solcher Bedrängniß.

Herrlich! schrie Romei und seine Augen funkelten. Sie haben diese hohe Würde doch Gaffori angetragen?

Wem sonst als ihm!

Es gibt natürlich keinen Anderen, und er wird sie annehmen.

Wenn er in Orezzo dazu gewählt wird, muß er seine Pflicht thun.

O Grazia! Grazia! rief Antonio krampfhaft seine Hände zusammenpressend, welch' Glück für Corsika, welche Wonne für uns! Er beugte sich zu dem Knaben nieder und streichelte ihn, denn er konnte Maria Anna nicht länger ansehen. Was hast du für einen Vater, Kind, wie mußt du glücklich seyn!

Der Knabe blickte zu ihm auf und sagte ernsthaft: Mein Vater wird alle unsere Feinde tödten, aber Ihr seht sehr zornig aus.

Haha! du Närrchen, warum soll ich zornig aussehen? lachte Antonio.

Weil Ihr so viel Oel gekauft habt und Euer Geld verliert.

O, du kleiner Schwätzer, was schadet das. Geld! Wer wird an Geld und Oel denken.

Und weil Thomas Cervoni nun auch nach Orezzo zu meinem Vater gehen wird.

Ja, ja, lachte Antonio, wir gehen Alle zu deinem Vater, der uns Blut statt Oel gibt.

Maria Anna befahl dem vorlauten Kinde zu schweigen. Er mag gehört haben, was wir theilnehmend von Euch sprachen, sagte sie, auch hat mir Gaffori geschrieben, wie leid ihm Euer Mißgeschick thut, das er doch nicht zu ändern vermag.

Es ist mißglückt, sagte Antonio, wer gewinnen will, muß darauf gefaßt seyn, zu verlieren.

Ganz dasselbe schreibt Gaffori auch.

Schreibt er das! Freilich, auch er wagt viel und kann noch mehr verlieren.

Seyd sicher, sprach Maria Anna zuversichtlich, er wird gewinnen.

Wird er? Viel Glück bis an's Ende, Madonna! Wir wollen sehen, wollen sehen.

Sein gelbes Gesicht verzerrte sich unter seinen Anstrengungen weiter zu heucheln. Maria Anna antwortete nichts darauf, ihre großen klaren Augen blieben ruhig und mild.

Wo ist Therese? fragte sie darauf.

In der Kirche, Madonna, in der Kirche. Wie wird es ihr leid thun, Euch nicht zu hören. Aber sie wird für unseren großen Diktator beten, ihm so viel Heil und Sieg wünschen, wie ich es thue.

So bleibt in Gottes Hut und Frieden! sagte Maria Anna, und er begleitete sie mit seinen Danksagungen; als er aber zurückkehrte, stieß er einen furchtbaren Fluch aus und schüttelte beide Fäuste in ausbrechender Wuth.

So fand ihn seine Schwester, als sie hineintrat und ihn mit unverkennbarem Hohn betrachtete.

Hast du es gehört? fragte er. Ich sparte dir die Judasarbeit, ich verläugnete dich.

Ich habe Alles gehört, antwortete sie.

Haha! der Diktator, der große General, der Retter

des Vaterlandes! In Orezzo werden sie ihm die Füße küssen, die Krone ihm aufsetzen!

Er wird niemals eine andere Krone tragen, als die ihm gebührt.

Welche Krone meinst du?

Die Bürgerkrone, sagte Therese, und indem sie ihres Bruders Arm ergriff, setzte sie hinzu: Hüte dich, daß es keine Märtyrerkrone wird.

Romei starrte sie an; der mächtige Kopf blickte so versteinert, als sey ein Griff in sein Gehirn gethan. Was soll daraus werden? sprach er dann mit dumpfer Stimme. Alles, was wir ersonnen, hat er mit einem Schlage vernichtet.

Wir haben Thomas Cervoni von ihm getrennt, meinten, daß ohne dessen Beistand, ohne die Männer von Soveria und Niolo es ihm unmöglich sey, über die Berge zu ziehen, daß der Aufstand im Süden gelingen müsse. Ging er, sollte die Schmach des Friedensbruchs auf ihn fallen. Statt dessen hat er listig im Stillen sich vorbereitet, eine Schaar zusammengebracht wie ein Wetter, das aus den Klüften des Rotondo fährt, und der Teufel hat ihm geholfen!

Wer gewinnen will, muß darauf gefaßt seyn zu verlieren, erwiderte Therese stolz.

Verlieren, ja, verlieren! fiel Antonio heftig ein. Alles, was ich habe, ist verloren! ich bin ein Bettler, mit Schulden bedeckt.

Du bleibst Antonio Romei, versetzte sie.

Den der gnädige Diktator vielleicht zum Stadtvoigt oder Steuerempfänger macht, rief er mit bitterem Lachen, und dich als Kammerfrau der erhabenen Maria Anna bestellt.

Die Frau des Thomas Cervoni hat solchen Dienst nicht nöthig.

Frau des Thomas Cervoni! Hast du nicht gehört, was der Junge ausplauderte? Hast du nicht gesehen, was im Gesichte des Weibes stand? Thomas wird nach Orezzo wallfahrten, sich Vergebung seiner Sünden zu holen, und sein Freund, der Gouverneur und General der Republik, wird bestimmen, wenn er heirathen soll.

Thomas wird nicht nach Orezzo gehen, antwortete sie mit Nachdruck.

Nicht? — Du wirst ihn halten?

Ich. — Weißt du nicht, daß er mein Verlobter ist? Und weiß du, welche Macht ich besitze? — Er wird nicht nach Orezzo gehen; er wird den Frieden halten, den er beschworen half. Er wird sich nicht von uns trennen, sich nicht in diesen Krieg stürzen, von dem noch Niemand weiß, wie er enden wird.

Der riesige Mann hatte sinnend zugehört, nach und nach schien es ihm zu behagen, er verzog seine Lippen. Wenn das ginge, sagte er, so kann freilich Manches anders kommen. Genua ist besser gerüstet als je. Der Gouverneur Grimaldi ist tapfer und schlau und sein Neffe, Camillo Doria, sein Lieutenant — er hielt inne und blickte seine Schwester an, die unbeweglich auf bei diesem Namen blieb — ha! das ist ein verwegener Mann, ein Offizier, der in den Heeren des deutschen Kaisers Karl gefochten und großen Ruhm erworben hat.

Mag er ihn bewähren, wenn er kann, sagte Therese.

Und wenn der große Diktator geschlagen ist, fiel Antonio höhnisch lachend ein.

Dann ist es Zeit für Thomas Cervoni.

Seine Bedingungen zu stellen, unsere Bedingungen. Gut! so ist es recht! wir wollen warten, wollen unsere Rechnung machen. So kann es gehen. Du bist klug, Therese, ich verehre deine Klugheit.

Er lachte auf. Nein, nein! wir wollen ihre Gnade nicht verscherzen, bis der Herr Gouverneur Thomas Cervoni uns seine Gnade zuwenden kann.

Ein leises Lächeln seiner Schwester antwortete ihm; damit wandte sie sich gegen das Fenster und schien es nicht zu bemerken, wie spottsüchtig er ihr nachblickte. Es hielt jedoch ein Reiter vor dem Hause, dem sie freudig zunickte, und gleich darauf war er bei ihr und aufs Zärtlichste empfangen.

O! rief Therese, warum siehst du mich so unruhig an, mein Geliebter? Was liegt dir im Sinn?

Es wird ein Tag in Orezzo gehalten, sagte Thomas.

Weiter nichts, lachte sie. Die Corsen wollen sich einen Diktator geben, einen tapferen General, der Giampietro Gaffori heißt.

So weißt du es schon?

Alles. Er hat dir Brief und Boten geschickt.

Ja. Er ruft mich zu sich.

Er ruft dich noch immer, aber ich rufe dich auch. Wem wirst du folgen?

Die Genuesen haben den Tumult angestiftet, antwortete Thomas. Sie haben Cursay verkündet, haben den Friedensbruch verschuldet und halten ihre Söldner längst bereit.

Therese legte ihren Arm um ihn und sagte lächelnd: Was soll aus unseren lieblichen Friedensbildern in Soveria werden, geliebter Freund, wenn du mich verlassen willst? Laß dein Banen nur seyn und schmücke dein Haus nicht, wo weiß, wer darin wohnen und Feste feiern wird, wenn der Herbst kommt.

O! theure Therese! rief er schwerlich, kannst du mich denn wirklich halten wollen, wenn das Vaterland ruft? Sollen die Buben mit Fingern auf mich zeigen, soll ich mich vor Scham verstecken?!

Sein Gesicht glühte, doch eben so glühend und voll Stolz blickte ihn Therese an. Meinst du, daß ich einen Feigling lieben könnte? fragte sie in schneidendem Tone. Meinst du, ich fürchtete für den Liebling meiner Seele die Schwerter und die Kugeln der Feinde? Bin ich

nicht ein corsisches Weib? Weiß ich nicht, was ein Cervoni soll? Geh, wenn du glaubst, daß dein Vaterland dich ruft. Geh, wenn dieß ein Kampf ist zu seiner und zu deiner Ehre. Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht. Wer bricht den Frieden? frage deine Mutter. Frage edle aufrichtige Männer, wo das Recht ist, wo du seyn mußt.

Sie ließ ihn los und deckte über ihr Gesicht ihre Hände. Er zog diese fort und sah ihre Thränen. Ach, meine liebe, meine geliebte Therese! rief er leidenschaftlich, ich habe dir versprochen, deinen Willen zu thun, und es soll geschehen, koll es auch mein Leben kosten.

Nein, erwiderte sie, ihn zärtlich küssend und mit begeisterten Mienen, nicht dein Leben soll es kosten, ich will es dir erhalten. Groß und glücklich sollst du seyn, geehrt und bewundert; darum lasse ich dich nicht aus meinen Armen, damit es nicht dein und mein Verderben sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortsetzung.)

In diesen Betrachtungen wurde Marie plötzlich durch den Ruf „Hannchen! Hannchen!“ geschreckt. Berg war es, der unten stand und dem die Zeit schon längst zur Ewigkeit geworden war, ehe er sein Hannchen, wie er seine Braut zu ihrem Widerwillen stets nannte, in die Arme schließen konnte. Marie, die befürchtete, er möchte herauf kommen und Johanna in ihrem trostlosen Zustande sehen, eilte schnell an die Thür und rief: „Gleich, gleich, sie wird im Augenblick kommen.“ Dann kehrte sie zu der Freundin zurück, die in dumpfer Resignation gleichgültig bei Allem geblieben war. Willenlos ließ sie es auch jetzt geschehen, daß Marie ihr den Kranz auflegte und ihre verweinten Augen trocknete.

Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und betrachtete mit entzückten Blicken die schöne Braut. „Wie schön Du bist,“ rief sie aus, „sieh' einmal selbst Dein Bild!“

Aber Johanna hatte keinen Blick für das entzückende Bild, das ihr der Spiegel zurückwarf. Sie seufzte tief und preßte die Hand gegen das laut pochende Herz. Marie erfaßte ihre Hand und zog die Widerstrebende mit hinab. Es war Johanna ums Herz wie einer Schuldigen, die zum Richtplatz geführt wird.

Einen Augenblick später und Berg hielt sie in seinem Arm, selig, wonnetrunken. Er sah nur die schöne Braut, was in ihrem Herzen vorging, davon hatte er in seinem harmlosen Gemüthe keine Ahnung. Ihre Zurückhaltung hielt er für mädchenhafte Scheu, die sich schon geben würde, wie er ihr lächelnd in das Ohr flüsterte. Johanna erbebte, und sie bedurfte ihrer ganzen Fassung, um Bergs Liebkosung ruhig zu ertragen. Unwillkürlich mußte sie Vergleiche anstellen, und Berg und Schütz, welch himmelweiter Unterschied!

Eine kaum mittelgroße etwas korpulente Gestalt, mit hellblondem Haar, bartlosem Gesicht und ewig gerötheten glänzenden Wangen, mit Lippen, um die fortwährend ein häßliches Lächeln spielte, — das war Berg. Wenig dazu geeignet, durch seine äußere Erscheinung dem Ideal eines jungen Mädchens zu entsprechen.

Wenn Marie tröstend zu Johanna sagte, „er hat ein gutes Herz,“ so hatte sie nicht unrecht gesprochen. Sagt man indeß von einem Manne, „er ist gut,“ so will man oft seine Einfalt damit bemänteln. Berg hatte seinen Wirkungskreis, aus dem er nie heraustrat. Seine Interessen blieben stets an dem Materiellen haften und es wurde ihm herzlich schwer, sich über diese Sphäre zu erheben.

Mit seiner Schwiegermutter harmonirte er herrlich. Beide hatten ziemlich gleiche Grundsätze und einen gleich praktischen Sinn. Sie war auch heute im höchsten Glücke. Diesen Mann mit den beengten, stets praktischen Gesichtspunkten war vollkommen nach ihrem Sinne. Ein Blick auf ihre Tochter trübte freilich etwas ihre frohe Stimmung, denn sie wußte wohl, wie schwer derselben der heutige Schritt wurde, indeß tröstete sie sich gleich wieder mit dem Gedanken, daß Johanna in den glänzenden Verhältnissen, die ihrer warteten, bald alle Schwärmereien vergessen werde.

Die Trauung war vorüber. Kalt und bleich wie eine Todesbraut war Johanna vor den Altar getreten. Das Jawort war gesprochen, das sie unauflöslich mit einem ungeliebten Manne verband. Jetzt war keine Umkehr mehr möglich, sie mußte vorwärts, und wenn ihr auch das Herz darüber brechen sollte. Gewaltsam suchte sie die Verzweiflung in ihrer Brust zu unterdrücken und es gelang ihr. Ihre erkünstelte Ruhe täuschte die Anwesenden so gut, daß Einige sogar sie gefühllos nannten; da sie nicht eine Thräne bei dem wichtigsten Schritte ihres Lebens vergießen konnte. Nur Marie verstand den tiefen Seelenschmerz ihrer Freundin, sie wußte, welchen Kampf es sie kostete, ruhig zu erscheinen. In dem Augenblicke, wo alle Freunde und Verwandte mit Glückwünschen das junge Paar begrüßten, trat auch sie hinzu. Sie umarmte die junge Frau innig und sagte leise: „Habe Muth, Johanna, es wird schon Alles besser, als Du glaubst.“

Johanna schüttelte den Kopf, und als sie noch etwas erwidern wollte, trat Berg hinzu, der selig lächelnde Ehemann. Alle Anwesenden hatte er geküßt und aus Herz gedrückt, — ja, die ganze Welt hätte er in seinem uneublichen Glücke umarmen mögen.

„Nun, Hannchen,“ sagte er, „sind wir am Ziel. Noch wenige Stunden und wir sind in unserer eigenen Häuslichkeit.“ Er umarmte Johanna bei diesen Worten.

Sie wollte sich von ihm abwenden, aber durch einen bittenden Blick Mariens aufgefordert, blieb sie und versuchte, Berg freundlich anzulächeln. Ein weniger argloser Beobachter würde gleich gefühlt haben, wie gezwungen sie es that, doch er merkte nichts davon.

Die Stunde der Trennung hatte geschlagen. Johanna nahm Abschied von dem Ort ihrer Kindheit, von Allem, was ihr lieb und theuer war. An dem Herzen ihrer Mutter brach sie fast zusammen, sie mußte ja diesen ruhigen Hafen verlassen, um einem ungewissen Schicksal zuzusteuern. Krampfhaft schluchzend hielt sie dieselbe umfaßt, als ob sie sie nimmer lassen könne. Aber das Geschick erkennt kein Erbarmen, rastlos treibt es weiter. Mit sanfter Gewalt trennte Berg Johanna von ihrer Mutter und nach wenigen Augenblicken flog sie in dem brausenden Dampfwagen dahin, einer trostlosen Zukunft entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausbruch des Vesuv.

Die „A. Z." enthält folgenden anschaulichen Bericht aus Neapel, 9. Dezember. Gestern Früh schon, als ich am Schreibtisch saß, verspürte ich eine kleine Erderschütterung. Um 2 Uhr wiederholte sich der Stoß in einem verstärkten Maß, und um 4 Uhr bahnten sich die unruhigen, tief unten kochenden und glühenden Massen einen Ausweg. Unter Donner und Beben öffnete sich die Erde, etwa 3/4 Stunden über Torre del Greco, ganz unten am Fuße des Vesuv, um einen breiten nach dem Meere zufließenden Lavastrom auszuspeien. Dem zuerst gebildeten einen Krater von 20' Durchmesser gesellten sich bald noch einige andere zu. Der gewaltige Feuerschein brachte schnell die Nachricht von der neuen Eruption nach der Stadt, und wie alle Fremden, kutschirte auch ich bald nach Portici, um mir die interessante Naturerscheinung näher zu betrachten. Der dichte Aschenregen, welcher in Portici und Resina niederfiel, wurde sehr lästig. Ich fuhr auf der Straße bis nach Torre del Greco, und hatte dann nur eine Strecke von 1000 Schritten links hinaufzugehen, um dicht an dem glühenden, sich mit einer ungefähren Geschwindigkeit von 1' in 10 Sekunden vorwälzenden Lavastrom zu stehen. Die Gluth des Stromes und die hoch empor geschleuderten, aus glühenden Steinen gebildeten Feuergaben erleuchteten den Weg. Die Lava war in den wenigen Stunden vom Ausbruch bis zu meiner Ankunft dort, um mindestens 3000 Schritte vorgerückt. An die Krater selbst hinanzugehen, war wegen der in einem weiten Umkreis umhergeschleuderten Steinen weder rathsam noch möglich; den glühenden Strom aber konnte man sich ohne alle Gefahr mit Muße betrachten. Da die Eruption außergewöhnlich tief liegt, so wird sie eine sehr verheerende seyn, und hatte auch nach kurzer Zeit schon die weiter vorliegenden Häuser und Weingärten unter einer 4 Fuß tiefen Lavaschicht begraben. Heulende Weiber und verzweifelnde Männer wichen flehend und fluchend vor dem ihre Häuser und Besitzungen vernichtenden Strom zurück. Die Leute waren alle wie gelähmt, und machten auch nicht einmal den Versuch, der doch vielleicht eine Aussicht auf Erfolg hätte, den Lavastrom von seiner jetzigen verderblichen Richtung, die ihn heute schon bis mitten in Torre del Greco hineinführen muß, abzulenken. Arbeiten die neuen Krater, wie es ganz den Anschein hat, nur noch zwei oder Tage fort, so ist das ganze durch seinen blühenden Korallenhandel berühmte Torre del Greco, dazu die Straße und die Eisenbahn nach Castellamare, vernichtet und begraben. Der alte Vesuv zeigt seine Theilnahme an dem Ausbruch nur durch einen ungewöhnlichen Feuerschein auf der Spitze an; im Uebrigen verhält er sich ruhig. Die nahe gelegenen Ortschaften Resina, Portici und Bosco Tre Case haben vorläufig nichts zu befürchten; nur Torre del Greco scheint dem Untergang geweiht. Die Nachtscene, welche sich mir dort darbot, war eine gräßliche. Männer, Weiber und Kinder, mit ihren Habseligkeiten beladen, verließen die Häuser, um unter freiem Himmel eine kalte, aber wenigstens sichere Lagerstätte zu suchen. Niemand blieb in dem bedrohten Orte. Als ich zurückfuhr, war der Aschenregen so dicht geworden, daß der helle Feuerschein, welcher mir auf dem Hinwege geleuchtet hatte, denselben nicht mehr durchdringen konnte. Heute lagert sich eine dichte Aschenwolke bis nach Capri hin am Horizont, die den Vesuv mit der ganzen Eruption und dazu die umliegenden Ortschaften in ein undurchdringliches Grau einhüllt. Der Himmel ist neapolitanisch blau.

Mannigfaltigkeiten.

In Randers auf der Halbinsel Jütland war dieser Tage eine so hohe Sturmfluth, wie sich die ältesten Leute nicht erinnern können. In mehreren Straßen der Stadt war das Wasser so hoch gestiegen, daß der Verkehr nur mittels Booten möglich war. Morgens um 5 Uhr erreichte das Wasser eine Kalkbrennerei, die vor der Stadt liegt, der Kalk entzündete sich und es entstand eine entsetzliche Feuersbrunst, die jedoch bei der isolirten Lage der Brennerei nicht weiter um sich greifen konnte.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 304 Samstag, 21. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Thomas hörte diese zärtlichen Betheurungen mit Entzücken. Alles, was ihn bedrückte, zerstob davor wie Nebel, die ein warmer Sonnenstrahl durchbricht. Er hing an diesen schönen Lippen, an diesen strahlenden Augen, wie von einem Zauber gebannt und als wollte er sich retten vor sich selbst, vor allen finstern Gedanken, die mit ihren Krallen ihn fassen und zurückziehen wollten, so klammerte er sich an die Versucherin und glaubte ihr, ohne mehr zu zweifeln. Bald schien ihm Alles auch wahr und gewiß, was er hörte. Gaffori, Maria, die Paoli, die ehrgeizigen Köpfe überhaupt, hatten diesen Aufstand angezettelt. Arglistig zeigte ihm Romei, wie er von dem Doktor lange schon benutzt worden sey, und warum ihm dieser so innig zugethan. — Wärst du nicht der Cervoni, für den die tapferen Hirten im Niolo und das ganze obere Golothal Leib und Leben lassen, er würde sich wahrhaftig nicht sehr um dich bemühen, sagte er. Laß Andere gehorsam dienen, spare du dich auf. Ihr fanatischer Ehrgeiz wird seinen Lohn bekommen. Dann ist es Zeit, für Corsika's Recht zu den Waffen zu greifen, und dann soll es auch an mir und meinen Freunden nicht fehlen.

So blieb Thomas Cervoni den Tag über bei seinen Verwandten und war fest in dem, was er thun müsse, als er sie am Nachmittage verließ. Es fiel ihm nicht mehr ein, mit Bangigkeit an Gaffori zu denken und an Maria Anna, die doch immer so gütig und so freundlich zu ihm gewesen.

Als er an die Stelle gelangte, wo er des Doktors hohes altes Haus sehen konnte, fühlte er einen Widerwillen, darauf hinzuschauen, und er ritt rasch über die Tavignanobrücke und zwischen den Ulmen und Granatbäumen fort, bis er plötzlich seinen Namen rufen hörte, und vor sich, dicht am Wege, den Propst Aldoni sah, der den Knaben Luigi an der Hand hielt.

Halt! schrie der alte Priester, seinen Stab vorstreckend, und der Knabe, der ihn immer so lieb gehabt, schrie: Thomas! Thomas! steige ab und komm in unseren Garten: ich will dir Blumen und Feigen pflücken.

Warum haben wir dich so lange nicht gesehen? fragte der Propst, als der Reiter anhielt. Heiliger Paulo! wie du blaß aussiehst! Bist du krank, mein Sohn?

Ich bin gesund, erwiderte Thomas.

So liegt's an etwas Anderem. Hast du Sorgen auf dem Herzen? Oho! ich merke schon. Du möchtest fort, zu dem Volkstag nach Orezzo, und die gestrenge Braut will dich nicht lassen.

Er sah ihn listig lächelnd an, während die Verlegenheit des jungen Cervoni wuchs. — Wahre dich! wahre dich! Thomas! rief er. Ich will dir sagen, wie es dein Vater machte, der ein ganzer Mann war, als der Kommandant von Corte ihn in seinem Hause überfiel und gefangen in die Zitadelle schleppen wollte, damit er nicht zu dem Colonna Ceccaldi nach Orezzo ginge. Er zerriß seine Banden, schlug den Kommandanten in die Flucht und war in die Versammlung zu Corte der Erste, der den Schwur leistete, nimmermehr das Joch Genua's zu tragen.

Ach, ich werde es niemals tragen! sagte Thomas.

Recht so! recht so! fiel der Propst ein. Trage kein Joch, Thomas, wessen es auch sey. Zeige, daß dein Hals nicht dafür gemacht ist.

So denke ich, versetzte Thomas muthiger. Ich will ehrgeiziger Männer wegen des Volkes Blut nicht vergeuden helfen.

Weise gedacht! schrie der Propst. Aber hüte dich vor den Weibern. Laß dir nicht den Bart verschneiden, denke daran, wie es dem Herkules ging, als die schöne Omphale ihn an den Spinnrocken setzte, und dem Simson, den die verrätherische Delila den Gemeinen oder den Philistern, was einerlei ist, überlieferte. Halt an! Halt an!

Bleib, lieber Thomas, bleib bei uns! rief der Knabe. Da kommt meine Mutter, sie hat dich lieb!

Thomas sah, wie Maria Anna aus dem Garten trat; um keinen Preis mochte er sie erwarten. Er ließ seinem bäumenden Pferde die Zügel, und wie ein Blitz flog es mit ihm davon. — Haben dich die Philister schon? schrie der Propst ihm nach. Kehre um! kehre um! — Sie stechen dir die Augen aus! Er schrie, daß in den Felsen am Flusse die Echos aufwachten und die Flucht des Reiters begleiteten; doch dieser warf keinen Blick zurück.

Spät kam Thomas hinauf zu seiner Mutter. Die alte Frau empfing ihn, wie gewöhnlich, in ihrer ernsten wortkargen Weise. Sie saß bei ihrer Spindel, er brachte ihr Grüße von Therese, wofür sie ihm Dank nickte. Von dem, was sich zugetragen, erzählte er nichts; er konnte den Faden nicht dafür finden. Ein paar Mal setzte er an und schwieg wieder.

Plötzlich aber wandte sich die Wittwe zu ihm um und sprach: Es kam ein Mann heute von Corte, Orso Pinetti, der brachte Nachricht, daß in Orezzo ein Tag gehalten würde.

So ist es, erwiderte er.

Und sie wollen als ihren General Giampietro Gaffori wählen.

So sagt man.

Die Wittwe schwieg und drehte den Faden. Darauf begann sie wieder: Wann willst du fort nach Orezzo?

Ich will nicht hingehen, Mutter.

Sie blickte auf. Du willst nicht dabei seyn, nicht mit wählen?

Nein.

Es wird das Erstemal seyn, daß kein Cervoni aus Soveria in der Volksversammlung zu finden ist!

Thomas antwortete nicht darauf. Auch die Wittwe schwieg.

Und wenn die Kriegshörner durch die Berge schallen, willst du sie nicht hören? fragte sie darauf.

Nein, denn es ist ein ungerechter Krieg.

Es entstand ein neues Schweigen, dann hob die Wittwe ihre dunklen strengen Augen auf. Hast du an Volk und Vaterland gedacht, Thomas Cervoni? fragte sie ihren Sohn.

Ja, Mutter! Ich will in blinder Tollheit den Frieden nicht brechen. Höre was wahr ist.

Halt ein! antwortete sie. Du hast es bedacht, es ist gut so. In Niolo werden die Messer geschliffen und Kugeln gegossen, dein Wort wird mächtiger seyn. Geh und sprich: haltet Frieden, ich halte ihn, dieser Krieg ist Sünde! Sie werden dem Cervoni glauben, daß er kein Verräther ist. — Dort kommen sie schon, dich zu hören. Sie haben vernommen, daß du da bist.

Sie deutete den Weg hinab, wo eine Anzahl Männer sichtbar wurden, die kühnsten und besten der Gemeinde. — Thomas stand auf und ging ihnen entgegen. —

13.

Die Ereignisse auf der Insel folgten sich nun mit unwiderstehlicher Macht und Schnelle. Bei der Versammlung in Orezzo fehlten Wenige. Die einflußreichsten und tüchtigsten Führer kamen vom Norden und vom Süden und hielten nach uralter Sitte einen Rath unter freiem Himmel. Es legten Viele Zeugniß dafür ab, daß Genua mit geheimen Ränken und Kniffen die Unruhen und Verwirrungen hervorgerufen habe; daß es den edlen Cursay in den Thurm von Antibes gebracht; daß es mit Verläumdungen und Bestechungen Corsen zu verführen gesucht; daß es die Lüge verbreitet, für den Ehrgeiz Weniger sollte das Volk bluten; daß es in Wahrheit aber auf nichts sinne, als auf neue Ketten, und daß nun der Schwur, der vor zwanzig Jahren in Corte ausgesprochen wurde: Corsika müsse frei werden von Genua's Herrschaft, in Erfüllung gehen müsse.

Im feierlichen Kreise saßen sie würdig und ernst, wie ein altrömischer Senat; nur als Giampietro Gaffori aufstand, erhob sich ein Freudenruf. Alle Arme streckten sich nach ihm aus, alle Stimmen riefen seinen Namen. Kein Mann, der ihn nicht nannte als den, den das Vaterland brauchte. Einmüthig wurde er gewählt.

Da schwor er, das Schwert nicht eher niederzulegen, bis Corsika frei sey oder bis er todt liege, und diesen Schwur wiederholten Alle. Seine kurze kräftige Rede entflammte alle Herzen. Er schilderte die Gefahren des Kampfes gegen das kriegsgerüstete kriegsstarke Heer der Genuesen, aber er verhieß auch den gewissen Sieg. Dazu forderte er unbedingten Gehorsam und das Aufhören aller inneren Feindschaft in den Gemeinden und Familien, und die Versammlung sprach Fluch und Tod über Jeden aus, der es wagen würde, seine Waffen gegen einen Andern zu zücken, als gegen die Feinde des Vaterlandes. Alle Mittel und Kräfte, Gut und Blut des Volkes, wurden dem Gouverneur zugesprochen, Krieg und Frieden, die Verhandlungen mit dem Auslande und die innere Verwaltung. Die Steuern und Lasten sollte er allein bestimmen und erheben lassen, und was er auch befehlen mochte, bei Todesstrafe sollte Niemand sich widersetzen. So hatte er alle Macht in seiner Hand und mit wunderbarer Schnelle ordnete er seine Schöpfungen. Die Tüchtigsten sammelte er um sich und stellte sie an ihre Plätze; in wenigen Tagen hatte er ein Heer beisammen und nun folgte Schlag auf Schlag, bald nach Süden, bald nach Westen und Norden hin. Jetzt zeigten sich die Fehler des genuesischen Gouverneurs, der seine Streitkräfte zersplittert hatte. Ehe er sie sammeln und vereinigen konnte, wurden sie vereinzelt geschlagen, vernichtet, an die Küsten getrieben, in die festen Plätze geworfen. Gaffori war überall, und überall war der Sieg. Nach zwei Monaten blieb den Genuesen nichts mehr, als ihre Festungen, aber auch diese waren eingeschlossen und nur an Belagerungsmitteln fehlte es noch, um sich auch ihrer zu bemächtigen. Gaffori hatte Unterhändler, Beistand suchend, sowohl nach Frankreich, wie nach England gesandt, und als der September zu Ende ging, trat eine Ruhe ein, denn Genua war erschöpft, und die Corsen hatten nur Feinde noch hinter festen Mauern und Thürmen. So kehrte Gaffori denn nach Corte zurück und hielt dort seinen Einzug unter dem Jubel

des Volks, das herbeiströmte, ihn zu sehen und zu begleiten.

Nie war ein Bürger jemals so hoch geehrt worden, als er. Sampiero war wieder aufgestanden; sie bedeckten ihn mit Eichenkränzen, mit rührenden, begeisterten Liebesbeweisungen; sie sangen ihm seinen Ruhm und ihren Dank in Heldenliedern, die sie gedichtet, und in seinem armen groben Rocke trugen ihn die Besten auf ihren Schultern bis an sein Haus. Dann ließen sie ihn allein das Wiedersehen mit Maria Anna feiern.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Albert.

Prinz Albert war geboren auf dem Schlosse Rosenau als der zweite Sohn des Herzogs Ernst von Koburg und dessen erster Gemahlin, Dorothea Louise von Sachsen-Gotha. Nachdem er durch Privatlehrer die sorgfältigste Erziehung erhalten hatte, bezog er die Hochschule von Bonn, um dort Rechtswissenschaft und Geschichte zu studiren. Walter, Perthes, Böcking und Loebell waren seine Lehrer. Reisende Engländer pflegen ihre Verwunderung auszusprechen, wenn sie neben dem Dom das einfache, hinter einigen Bäumen versteckte Haus sehen, in dem der Prinz wohnte. Wie dieses Haus, so trug auch seine Lebensweise einen schlicht bürgerlichen Charakter. Er stand regelmäßig um 6 Uhr auf und arbeitete, mit Ausnahme von drei Stunden, die dem Mittagsessen und der Erholung gewidmet waren, bis 7 Uhr Abends. Dann machte er in Familien Besuche oder zog Studenten, die seines Umganges würdig waren, an seinen Tisch. Sein Aufenthalt in Bonn erstreckte sich über anderthalb Jahre. Als er mit seinem Vater zur Krönung nach London gereist war, wollte man bemerkt haben, daß der junge schöne Koburger die Augen der Königin Viktoria in ähnlicher Weise angezogen habe, wie einst sein Oheim die Blicke der Prinzessin Charlotte, der Erbin des englischen Thrones. Die Erwartung erfüllte sich, als nach einem zweiten Besuche 1839 die Königin ihren geheimen Rath berief und ihren königlichen Willen und Entschluß erklärte, dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg ihre Hand zu reichen. Die Vermählung wurde am 10. Februar 1840 in London gefeiert. Der Prinz wurde naturalisirt und durch Parlamentsbeschluß mit einem jährlichen Einkommen von 30,000 Pfd. Strl. versehen. Er lebte mit der Königin in musterhafter, mit Kindern gesegneten Ehe. Die Königin häufte auf ihren Gemahl die Stellen und Ehren, welche sie zu vergeben hatte, und gab ihm den Vortritt vor den Mitgliedern der königlichen Familie. Auf dem Festland aber hatte er nur den Rang eines jüngeren Bruders des Herzogs von Koburg, was auf den Reisen der Königin nicht zu ihrer Zufriedenheit beitrug. Das änderte sich, da Unterhandlungen über diesen Punkt der Etiquette an Rußlands Ungeneigtheit scheiterten, erst 1857, als die Königin ihn zum Prinzgemahl ernannte.

Seine Stellung war und blieb eine eigenthümliche. Das Weib soll in der christlichen Ehe dem Manne unterthan seyn; aber die Gemahlin des Prinzen war eine Königin, die, auch wenn sie wollte, ihrem Gatten gar keinen Einfluß auf die Regierung einräumen durfte. Die englische Verfassung verbietet jede Einmischung in die Staatsgeschäfte, die von irgend Jemand ausgeht, der dem Parlamente nicht verantwortlich ist. Das war wenigstens lange Jahre in England die allgemein herrschende Ansicht. Prinz Albert ward allgemein gerühmt, sowohl wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften, als besonders deßhalb, weil er niemals den leisesten Versuch machte, sich in Staatsgeschäfte zu mischen. Als er einmal (1843), um doch etwas für seine militärische Würden zu thun, sich mit der Bekleidung der Truppen beschäftigte und einen neuen Hut einführen wollte, erregte dieser Hut einen Lärm in England, wie weiland der Hut Geßlers in der Schweiz. Die Eifersucht der Aristokratie gegen „fremden Einfluß“ brach fieberhaft aus. „Punch“ verspottete den unseligen Hut wie eine Mißgeburt, über welche die Königin und ihre Kinder erschrecken, als sie in Prinz Alberts Werkstatt geführt werden, um das neue Wetterwunder zu sehen, und ließ ihn als Vogelscheuche bei einem Pächter in Esser enden. Der Hut ward denn auch beseitigt. Die Sache war, daß, so lange der alte Herzog von Wellington lebte, er keine Einmischung in militärische Angelegenheiten duldete. Als aber Lord Hardinge den Oberbefehl erhielt, erfolgten unter der Mitwirkung des Prinzen die Reformen im Militärwesen, welche der eiserne Herzog stets eigensinnig abgelehnt hatte. Seine Einmischung führte 1854 zu einem heftigen Hader, in Folge dessen der Generaladjutant Sir George Brown seine Entlassung nahm. Daraus entstand wieder ein allgemeiner Aufruhr der Presse. Aber es zeigte sich, wie sehr es inzwischen dem Prinzen gelungen war, seine Stellung zu befestigen. Der Prinz wurde eines verfassungswidrigen Einflusses auf die Geschäfte angeklagt und sollte namentlich die auswärtigen Angelegenheiten in einer der Nation nachtheiligen Weise leiten. Allerdings kam ans Licht, daß der Prinz schon lange nicht mehr sein viel gesungenes Lob verdiente, als ob er sich gar nicht in die Staatsgeschäfte mische. Schon im Jahre 1842 willigte Sir Robert Peel, der damals das Staatsruder führte, in eine größere Theilnahme des Prinzen an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Königin von England besitzt einen Schlüssel zu all den Kästchen, in denen die verschiedenen Staatsdepartements ihre Depeschen und sonstigen Zuschriften an die Krone zu übermachen pflegen. Sir Robert Peel gab dem Prinzen einen zweiten Schlüssel. Seitdem wurde die Königin und ihr Gemahl von den Ministern gleichsam als eine

Person betrachtete, wie einst Wilhelm und Marie. Sie zogen es vor, einen Einfluß anzuerkennen, den sie doch nicht hindern konnten, und Lord John Russel trat bei jenem Gesichrei gegen den Prinzen Albert als dessen Vertheidiger auf. Er erklärte, daß es unnatürlich wäre, wenn die Königin von England nicht in ihrem Gemahl ihren nächsten Rathgeber erblicken sollte, und da Lord John als eine Art Professor des englischen Staatsrechtes gilt, so beruhigte man sich in England denn auch bald über den fremden, oder, wie man auch zu sagen pflegte, deutschen Einfluß. Wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, so war die erste Auffassung der verfassungsmäßigen Stellung des Prinzen wohl staatsrechtlich korrekter, als die entgegengesetzte zweite. Aber sie streitet mit der Natur der menschlichen Verhältnisse und hätte sich nur durchführen lassen, wenn die Königin Viktoria so männisch geartet gewesen wie Queen Beß, oder Prinz Albert so unbedeutend wie der Gemahl der Königin Anna.

Prinz Albert war ein fein gebildeter, talentvoller Mann, selbst Dichter, Maler, Komponist und ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, die in England einen solchen Schutz noch recht nöthig hatten. Sein Einfluß in dieser Beziehung ist ein sehr wohlthätiger gewesen. Man weiß, daß Prinz Albert die Anregung zu jener Reform der höheren Unterrichtsanstalten gab, welche den englischen gelehrten Zopf um ein Erkleckliches kürzer gemacht hat. Der Hochschule von Cambridge, zu deren Kanzler er 1847 gewählt wurde, widmete er eine vorzügliche Sorgfalt und gab die Veranlassung, daß der Geschichte, der neueren Sprachen und den schönen Künsten eine größere Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Die Künste nahm er noch besonders unter seinen Schutz und machte es dadurch in dem aristokratischen England zur Mode, ein Kunstfreund zu seyn oder wenigstens zu heißen. Prinz Albert war es, der den Plan zu einer Weltindustrieausstellung in London entwarf. Von dem Augenblicke an, wo er am 15. Juni 1849 in der Gesellschaft der Künste bei der jährlichen Preisvertheilung den Gedanken zuerst aussprach, bis zu dem Augenblicke, wo er als Vorsitzender des Ausschusses am 1. Mai 1851 im eröffneten Krystallpalaste seine Gemahlin empfing, ermüdete er nicht in Anordnungen und Arbeiten, unter denen die Beseitigung des Widerstandes, den die Protektionisten und die Frommen von Exeterhall dem Unternehmen entgegen setzten, wahrlich nicht die geringste war. Auch in landwirthschaftlicher Beziehung gab er fruchtbare Anregungen, indem er eine Musterwirthschaft gründete, die sich jeden Fortschritt aneignete und ihn weiter verbreitete. Von den englischen Pachtern wird Prinz Albert deßhalb eben so hoch verehrt, wie einst Georg III., nach dem kein englischer König der landwirthschaftlichen Interessen sich wieder mit Wärme angenommen hat.

Das häusliche Leben des Prinzen ist ein so untadelhaftes gewesen, daß keine Verleumdung sich an ihn hinangewagt hat. Er unterstützte die Königin bei der Ordnung der königlichen Finanzen, die sie zerrüttet übernahm und musterhaft geordnet hat. Er half ihr bei der musterhaften Erziehung ihrer neun Kinder. Das jüngste dieser Kinder ist erst vier Jahre alt. Der Verlust des Prinzen wird im häuslichen Kreise so schmerzlich gefühlt werden, wie im Oeffentlichen. Wäre der Prinz am Leben geblieben, so würde er seinen Einfluß gewiß im Sinne der Vermittlung und des Friedens mit Amerika aufgeboten haben, wie er sich ehemals bemühte, den Bruch mit Rußland zu verhindern. Sein Streben war sicherlich stets das reinste und beste, und in Deutschland wie in England wird man den frühen Verlust dieses guten und liebenswürdigen Fürsten beklagen und sein Andenken in Ehren halten.

Mannigfaltigkeiten.

[Heinrich Marschner †,] in Zwickau 1795 geboren, kam 1830 nach Hannover als Kapellmeister an das Hoftheater. Vor wenigen Jahren wurde er wider seinen Willen pensionirt, theils seiner liberalen Ansichten halber, theils weil er gewisse fürstliche Versuche in der Tonkunst nicht als Meisterwerke pries, sondern für Dilettanten-Versuche erklärte. Marschner widmete sich Anfangs dem Studium der Jurisprudenz, wandte sich jedoch in der Folge ausschließlich der Musik zu. Er ging zunächst nach Wien, von dort als Hauslehrer nach Pesth. Karl Maria v. Weber brachte seine erste Oper „Heinrich IV." zur Aufführung. Bekannter als dieses Werk machte ihn der „Vampyr". Von seinen übrigen Opern ist „Templer und Jüdin" die bekannteste geworden; Beifall erregte auch „Hans Heiling", wogegen die neuesten Werke des Meisters „Schloß am Aetna" und „Austin" nicht durchzudringen vermochten. Marschner war in erster Ehe mit der Sängerin Mariane Wohlbrück verheirathet. Noch in späten Jahren verheirathete sich der Komponist zum Zweitenmale, abermals mit einer Sängerin der hannoverschen Hofbühne, Therese Janda. Seine Söhne sind vor ihm gestorben, er hinterläßt aus erster Ehe eine Tochter, aus der zweiten die Wittwe.

Der „Allg. Ztg." schreibt man aus Genua vom 8. Dezember: „Der Bau einer Brücke über die Meerenge von Messina wird einer reiflichen Erwägung unterzogen. Der Ingenieur Valerio, der schon früher einen Plan entwarf, ist an Ort und Stelle abgereist, um das Projekt wieder aufzunehmen."

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 305 Sonntag, 22. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Maria Anna hatte nichts für den heimkehrenden Gatten als sich selbst. Das Haus des Diktators sah so schmucklos und durchlöchert aus, wie er es verlassen. Die zersplitterten Fenster waren noch ohne Scheiben, die nackten Wände, die kleinen rothen Fließen wie sie gewesen, die Thonscherben, mit Blumen gefüllt, standen auf dem Tisch, aber heimischer Frieden überall und mitten darin Maria Anna mit geöffneten Armen, mit liebevollen leuchtenden Augen, neben ihr der Knabe mit seinem Vaterschrei.

Und als er sie in seine Arme schloß, sagte Maria Anna: Mein Held, mein Geliebter! in solchem Schmuck erwartete ich dich. Gelobt sey Gott! der dich so reich gemacht.

Vater! Vater! schrie der Knabe, bist du reich geworden? Was hast du uns mitgebracht?

Da ließ sich eine scharfe lachende Stimme aus der Ecke hören, wo der Propst unbemerkt gestanden. Packt aus! Majestät! Packt aus, König Giampietro! Wo habt Ihr die Krone und das güldene Gewand für die Frau Königin?! Seht Ihr nicht, daß sie in ihrer Saldetta fadenscheinig aussieht, wie ein ärmlich Bürgerweib? Wo sind die Spitzen und die Kanten und die Brocate und die Dublonen?!

Gaffori hielt den alten Freund an beiden Händen. Wenn ich mich krönen lasse, sagte er, so will ich dafür sorgen, daß der Erzbischof Aldoni mich salbt und segnet; doch jetzt nehmt mich wie ich bin in Eure Arme, mein Vater; ich bringe denselben Rock und dasselbe Herz darunter zurück.

Der Propst drückte ihn an sich und küßte ihn, dann legte er ihm beide Hände auf die Kopfseiten und schaute ihn an voll inniger Zärtlichkeit. Darauf aber begann er sein Lachen wieder und schrie: Ich hab' es immer gesagt, der Junge da ist der Gescheideste unter Euch. Der käme nicht in dem abgeschabten Mantone heim, sondern brächte sich einen schönen Rock mit und die Taschen voll guter Dinge. Was soll's denn nun werden, Herr Gouverneur, Exzellenz? Wollt Ihr etwa wieder Prozesse führen und Akten schmieren für den hohen Gerichtshof, zum Besten armer Leute?

So hoffe ich soll es einst wieder geschehen, antwortete Gaffori, doch für jetzt gibt es andere Prozesse. Jetzt gilt es, Freund, da der Krieg schweigt, für den Frieden zu sorgen. Ich werde ein Parlament nach Corte berufen, um unsere verfassungsmäßen Rechte festzustellen. Ich werde meinen Entwurf zu einer zeitgemäßen freien Gemeindeordnung vollenden und mein Gesetzbuch, an welchem ich schon so lange arbeitete. Ich habe viel zu thun, mein theurer Freund, auch Ihr müßt mir dabei helfen. Wir müssen Licht in die Köpfe bringen, Schulen gründen, den alten Aberglauben und die alte Barbarei bei den Wurzeln anfassen. Es kann bei allen unseren blutigen Siegen doch nicht eher besser werden mit diesem wilden unwissenden Volke, bis mildere aufgeklärtere Sitten, eine edlere menschliche Kultur die Leidenschaften überwinden.

Ach, Exzellenz! Exzellenz! rief der alte Priester, Gott verleihe Euch so langes Leben, bis Ihr die Kunst gelernt habt, aus einem Kohlkopf eine Artischocke zu machen. Die Leidenschaften, ja die Leidenschaften sind bei den Corsen die Triebfedern zu allem Bösen, das sie thun. Da habt Ihr Euren getreuen Thomas Cervoni, warum hat er Euch und das Land schmählich verlassen?

Der arme Thomas! antwortete Gaffori. Er leidet mehr davon als ich.

Die Romei haben ihn; um ein Weib hat er Euch verlassen.

Und dieß Weib brütet Unheil.

Warum duldet Ihr es? Warum, da Ihr die Macht habt, zwingt Ihr diesen Cervoni nicht, Euch zu gehorchen?

Nein, erwiderte Gaffori lächelnd, nicht durch Gewalt erwirbt man verlorene Freunde wieder, oder überzeugt sie von ihrem Unrecht.

O, Exzellenz! Exzellenz! sprach der Propst und schüttelte drohend den Finger, Ihr seyd so klug und kennt doch die Bösen nicht. Wer sie nicht mit eisernen Handschuhen faßt, wird sie nimmer halten, und wer seine Feinde durch Großmuth besiegen will, füllt Wasser in ein Sieb, so sagt ein gutes altes Sprichwort; haltet die Menschen für nicht besser, wie sie sind.

Gaffori hob sein edles Gesicht auf. Doch auch nicht

für schlechter, antwortete er. Gott ist die Liebe, der Mensch das Wesen nach seinem Bilde. Die Feinde meines Vaterlandes vernichte ich, doch meinen eigenen Feinden vergebe ich gern. Welche Befriedigung fände ich darin, sie zu hassen? Will ihr Haß meiner Liebe nicht weichen, so will ich besser, zufriedener, glücklicher seyn, als sie.

Wenn man Euch hört, sollt man meinen, Ihr hättet Recht! rief der Propst, aber es ist nicht wahr. Ihr seyd ein Schwärmer, ein Tugendritter, opfermuthig todesfreudig, nur kein Staatsmann, kein eiserner kaltblütiger Rechenmeister, der in den Menschen nichts sieht als Zahlen, und vor allen Dingen seyd Ihr kein Corse. Ich rathe Euch, ich bitte Euch, werdet einer bei Zeiten; werdet mißtrauisch, werdet vorsichtig, traut Niemandem, und mir am allerwenigsten.

Möchtet Ihr denn, daß ich ein Tyrann seyn soll und alle Orakler der Tyrannen leide! rief Gaffori mit seinem schönen stolzen Lächeln. Lieber mag mich Unglück treffen, als daß ich denen mißtraute, die Gott mir gegeben hat. Offen, ehrlich, wahr und warm soll ein Mensch seyn, er stehe wo er stehe, und was hat die Schlauheit denn schon den Schlauesten geholfen? Wie haben die Vorsichtigsten geendet? Gott und mein Gewissen, die sind mein Schutz!

Mit diesen freudigen Worten umarmte er den Greis und eben trat Francesco herein, den Knaben Luigi auf seinem Arm, der ihm entgegen gelaufen war.

Seht da, meinen Bruder! fuhr Gaffori fort, er hat uns wackere Dienste geleistet und kommt frischer zurück, als wäre er in Neapel gewesen. — Dabei schüttelte er Francescos Hand und sprach: Die Zeit der Thorheiten ist jetzt vorbei, es soll ein ernster tüchtiger Mann aus ihm werden. Hier ist er, Maria Anna. Ich bringe ihn mit geheiltem Herzen zurück.

Die junge Frau ging ihrem Schwager mit freudigem Willkommen entgegen und bot ihm den Mund zum Kuß, aber er berührte kaum ihre Wange und unterdrückte mit Gewalt alle Empfindungen, die ihn bei diesem Empfange überkamen.

Ganz anders als im Hause des ruhmgetrönten Gouverneurs, wo sich bald viele angesehene Bürger einfanden und die Straße von Evvivas widerhallte, sah es an diesem Abend bei Antonio Romei aus. Der grimmige Mann war allein, sein eigenes Hausgesinde befand sich unter den Haufen, welche den Sängern und Fackelträgern nachliefen, die dem Retter des Vaterlandes eine Serenade brachten.

Alles, was Romei gehofft, lag zu Boden, die einzige Gewißheit blieb ihm, daß er selbst verloren sey. Je länger er darüber grübelte, um so finsterer wurden seine Vorstellungen. Die Zahl seiner Freunde hatte sich in der letzten Zeit immer mehr verringert; die es mit Genua halb versteckt gehalten, suchten sich nun zu sichern, da der Kampf so gut wie entschieden war, und Romei, der als ihr Haupt gegolten, wurde um so mehr von ihnen gemieden. Dazu kam, daß Gerüchte über den Verfall seines Vermögens wieder um so bedenklicher auftauchten, als man wußte, daß er in kurzer Zeit bedeutende Summen zahlen sollte. Man zweifelte, daß ihm dieß möglich; nur wenn Thomas Cervoni ihm beistehe, meinte man, könne der Bankerott ausbleiben. Aber würde Cervoni dieß thun, würde die sparsame Wittwe es gestatten, würde es selbst ihnen leicht werden, in dieser Zeit so viel Geld aufzubringen, um einen Verwandten zu unterstützen, der keinerlei Sicherheit bot und an dessen unbesonnenen Spekulationen leicht Alles verloren gehen konnte?

Antonio Romei fühlte alle Demüthigungen, die ihn erwarteten, im Voraus mit ingrimmiger Erbitterung. Ein Einzigesmal hatte er nicht gegen Thomas, sondern gegen dessen Mutter, ein Wort über seine Geldbedürfnisse fallen lassen, aber sie blieb so kalt dabei, daß er nicht zweifeln durfte, wie wenig er von ihr zu erwarten hatte. In ihren Händen befand sich der größte Theil des Vermögens der Familie und ohne ihre Zustimmung würde Thomas weder es gewagt haben noch im Stande gewesen seyn, ihm wirksam zu helfen. Dieß Alles zusammen verfinsterte Antonio's Gemüth und steigerte seinen Haß gegen den Mann, den er als Grund aller seiner Mißgeschicke betrachtete. Wäre dieser Gaffori nicht gewesen, so hätte Genua schon damals, nach der Flucht des Königs Theodor, die Insel wieder unterworfen und eine glückliche friedliche Zeit hätte Handel und Wandel belebt. Statt dessen hatte er den Aufstand angefacht, er sich an die Spitze gestellt, er die Genuesen besiegt, und als diesen die Franzosen zu Hülfe kamen, gelang es seinen Künsten, ihren General zu Genua's Widersacher zu machen, den Frieden zu erschleichen, den die Republik nicht halten konnte, ohne dabei zu verderben. Jetzt aber war Gaffori es wiederum, der die klügsten und kräftigsten Vorbereitungen mit Donnerschlägen vernichtete, und nun stand er, mit aller Macht bekleidet, auf dem Gipfel seines Glückes, was blieb noch zu erwarten?

Indem Romei sich dieß vorstellte, hob er seinen Arm wie zu einem zerschmetternden Schlag auf; doch mitten darin hielt er inne und horchte nach der Thür. Diese wurde leise geöffnet und es trat Jemand in das Zimmer, den er nicht sogleich erkennen konnte.

Wer ist da? fragte er.

Ich, antwortete eine tiefe Stimme.

Da wußte er, wer es war. Herr — Herr Biale! sagte er überrascht und der Ton wurde zum Geflüster! Madre de Dio! Was ist das? Woher kommen Sie!

Von Calvi, antwortete Biale. Sind wir allein?

Ah! ihr Heiligen! Wenn man es entdeckt —

Seyd ohne Sorge. Ihr seht, ich bin ein guter Patriot.

Ein Lichtschein fiel durch das Fenster. Romei sah, daß sein Besuch im rauhen groben Rock und Gurt und mit der rothen Mütze auf dem Kopfe vor ihm

ſtand. — Ich bin gut begleitet und wohl verſehen, ſagte Viale, auch läuft das Volk zu wie beſeſſen zuſammen. Sobald ich mit Euch im Reinen bin, will ich auch wieder fort. Hört mich alſo an.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kokette.

(Fortſetzung.)

„Zwiſchen Berg und mir liegt eine tiefe Kluft, die kein Vertrauen ausgleichen kann, —“ hatte einſt Johanna geſagt, und ſie hatte wahr geſprochen. Dennoch würde ſie vielleicht geſiegt haben, die einſtigen Hoffnungen zu vergeſſen, ſie würde ruhig geworden ſeyn und ſich an ein Geſchick gewöhnt haben, dem ſie nicht mehr zu entfliehen vermochte, hätte Berg ſie verſtanden und ihren Schmerz geachtet, wäre er nur ein wenig auf ihren Ideenkreis eingegangen.

Er vermochte es nicht. Er konnte ſich nicht über ſeine Geſchäftsſphäre und deren materielle Intereſſen erheben, er hatte keine Ahnung von einem Zartſinn des Geiſtes gegen ſeine junge Frau. Häufig traf er Johanna in Thränen und begriff nicht, worüber ſie weinte, ſie war frei von häuslichen Sorgen, er beſchränkte ſie nicht in Vergnügungen, Thränen waren ihm verhaßt und um ſie aus Johanna's Augen zu ſcheuchen, that er Alles, was er vermochte. Er kaufte ihr werthvolle Schmuckſachen und koſtbare Kleider, er beredete ſie das Theater zu beſuchen, was konnte er mehr für ſie thun!

Aber gerade durch dieſe äußerlichen Aufmerkſamkeiten und Zeichen ſeiner Liebe ſteigerte ſich Johanna's Unglück. Das, — das war der Mann, mit dem ſie Freuden und Schmerzen ihres ganzen Lebens vereint tragen ſollte! Nur an dem Aeußerlichen, an dem Materiellen haftete ſein Intereſſe. Hätte er nur einmal ſich Mühe gegeben, ſie zu verſtehen, ſie würde alle Kräfte aufgeboten haben, das Andenken an Schütz aus ihrem Herzen zu reißen, aber jede ſeiner Aufmerkſamkeiten erinnerte ſie auf's Neue daran, immer und immer mußte ſie Beide mit einander vergleichen.

Noch an ihrem Hochzeitstage hatte ſie vor einer Verbindung mit Berg zurückgebebt; daß ſie unglücklich werden könne, hatte ſie nimmer geglaubt. Sie war eine Schwärmerin, und jetzt blieb ihr nichts, — nichts weiter, als an den Erinnerungen der Vergangenheit zu zehren, und welche Schmerzen, welche Selbſtvorwürfe rief ſie dadurch ſtets in ſich wach!

So lebte ſie von ihrem Manne unverſtanden und ihn nicht beglückend, ſich ſelbſt aber zur Qual. Sie hatte nur den einen Wunſch, Schütz noch einmal in ihrem Leben zu ſehen und zu ſprechen. Sie mußte ihm ſagen, wie frevelhaft ſie mit ſeiner Liebe geſpielt, obſchon ſie nur liebte; einmal wenigſtens, wenn auch ohne Hoffnung, mußte ſie das Geſtändniß ihrer Liebe von ihrem Herzen wälzen, das unter ihr zu erliegen drohte.

* * *

Fünf Jahre waren vergangen. — Fünf Jahre! Ein Pulsſchlag für das Leben eines Volkes, eine Ewigkeit für ein Menſchenherz. Fünf Jahre! Wie viel Tage und Nächte und bange Stunden können in ihnen enthalten ſeyn, wie viel Augenblicke des tiefſten Schmerzes und der Verzweiflung. Fünf Jahre! Sie ſind ein Zeitraum, in dem ein Kind gehen, ſprechen lernt und die größte Fülle der Anſchauung ſich erwirbt, in dem das Mannshaar erbleichen und alle Hoffnungen und Lebenskräfte eines Herzens erſterben können.

Johanna befand ſich mit ihrem vier Jahre alten Knaben, ein ſanftes, liebliches Kind, das mehr ſeiner Mutter, als ſeinem Vater ähnelte, im Bade. Sie bedurfte in der That einer ſolchen Erholung und Kräftigung. Welche Fülle von trüben Erfahrungen hatte ihr Herz in dieſen fünf Jahren durchgemacht!

Berg war todt, bereits länger als ein Jahr. Er hatte Johanna ein hinreichendes Vermögen hinterlaſſen, um ſorgenfrei leben zu können, ihr Herz fühlte ſich frei, aber es vermochte ſich derſelben nicht mehr zu freuen, weil es die Freude längſt verlernt hatte. Noch immer kleidete ſie ſich ſchwarz, nicht mehr aus der Trauer um ihren Mann, nicht weil dieſe Farbe im Verein mit ihren lichtblonden Locken und blauen Augen ihr einen faſt wunderbaren Reiz verlieh, denn an ihrer Schönheit hatten all die Schmerzen und Thränen nicht gezehrt, ſondern weil dieſe düſtere Kleidung am beſten zu ihren trüben Empfindungen und Lebensanſchauungen paßte. Sie vermochte ſich nicht mehr in bunten Farben zu ſehen, weil ſie die Erinnerung an ihre heitere glückliche Jugendzeit wachriefen.

Jede Spur von Koketterie war aus ihr geſchwunden, ſie dachte nicht mehr daran, nachdem ſie ihr ganzes Lebensglück ihr zum Opfer gebracht. Ihre Wangen waren bleich, der Blick ihrer Augen ruhig, und zuckte bisweilen ein Lächeln um ihren feingeſchnittenen Mund, ſo war es ein trauriges, wehmüthiges. Dieſe Ruhe und Trauer machte ſie aber ſchöner, als ſie in ihren blühendſten Mädchenjahren geweſen war.

Oft hatte ſie an Schütz gedacht, ja an dem Gedanken an ihn hatte ſie eigentlich ihre Kräfte aufrecht erhalten. Sie hatte in ihren unglücklichſten Stunden ſich geſehnt, ihn wieder zu ſehen, aber nie hatte ſie den Muth gehabt, nach ihm zu fragen. Sie wußte nichts von ihm, ſelbſt nicht einmal, ob er verheirathet war. Nur einmal hatte ſie gehört, daß er auf längere Zeit ins Ausland verreiſt ſey. Zuletzt hatte ſie gefühlt, daß ſie um ſo ruhiger würde, je weniger ſie an ihn dächte und hatte beſchloſſen, ihn zu vergeſſen.

Sie lebte möglichst still und abgeschieden. Auch hier im Bade. Sie wünschte selbst kein Interesse einzuflößen, weil sie keines an den Menschen nahm. In einem der öffentlichen Gärten des Bades saß sie eines Tages allein zurückgezogen unter dem Schatten einer Linde. Sie würde auf ihrem Zimmer geblieben seyn, hätte ihr nicht der Arzt geboten, so viel als möglich sich im Freien aufzuhalten, und hätte nicht auch ihr Kind es verlangt, das fern von ihr im Garten spielte.

Sie hörte auf die Unterhaltungsmusik, ohne sich dadurch in ihrer Stickerei und in ihren Gedanken stören zu lassen. Ruhig, um nach ihrem Knaben zu sehen, schlug sie die Augen auf. Ein Mann stand neben ihm und schaute still seinem Spiele zu. Ihr Auge zuckte. Eine dunkle Röthe schoß über ihre Wangen. Nein, — es konnte nicht seyn; — sie täuschte sich. Mit nach vorn gebeugtem Kopfe blickte sie schärfer, — ha, es war Schütz! Er mußte es seyn, obschon er sich in diesen Jahren so sehr verändert hatte. Er mußte es seyn, sie fühlte es an dem stürmischen Pochen ihres Herzens. Seine Wangen waren bleich, eingefallen, aber seine Augen blickten noch mit derselben träumerischen Sinnigkeit wie einst.

Sie preßte ihre Rechte auf ihre Brust. Sie hätte laut aufschreien und dem Manne entgegeneilen mögen, um sich zu seinen Füßen zu werfen und ihn um Vergebung und einen versöhnenden Blick aus seinen Augen anflehen mögen. Wo war ihre Ruhe geblieben, die sie sich so mühsam errungen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine merkwürdige Persönlichkeit wurde am 13. d. in Passau zu Grabe getragen, es war dieß die Frau Elisabetha Porta, geborne Koch, Militärkrankenhausköchin daselbst. Dieselbe wurde zu Kötzlarn am 5. Oktober 1778 geboren, verehelichte sich mit dem Kammerdiener und späteren Korporal Porta, und machte mit dem 8. Infanterieregimente (damals Pius) die Feldzüge von 1812, 13, 14 und 15 als Marketenderin mit; sie bewies vor dem Feinde eine seltene Unerschrockenheit, Aufopferung und Uneigennützigkeit, brachte überall, wo sie konnte, seine Gefahr scheuend, Hülfe und Labung, insbesonders zeichnete sie sich auf dem durch Bayernblut gedüngten Schlachtfelde von Polozk aus, indem sie die beiden schwer verwundeten Majore v. Hanet und Frhrn. v. Pietten vor ihrem Verscheiden noch pflegte und dabei selbst verwundet wurde. Als der Friede befestiget war und die Verblichene noch mehrere Lager als Marketenderin mitgemacht hatte, kaufte sie sich in der Rosenau eine Wirthschaft (nunmehr Porzellanfabrik), übergab dieselbe jedoch bald ihrer Tochter als Heirathsgut, um sich ganz ihrem Dienste als Köchin im Militärspital zu widmen. Diesen Dienst versah sie auch während 46 Jahren zur allseitigen Zufriedenheit. Eine besondere Freude wurde ihr in ihrem letzten Lebensjahre zu Theil, indem Se. Maj. der König durch allerh. Entschließung vom 9. Juli desselben für die vor dem Feinde mit Muth und Ausdauer geleisteten ersprießlichen Dienste und die mit lobenswerther Pünktlichkeit und Umsicht zum Wohle der Kranken bethätigte Pflichterfüllung als Spitalköchin zu Passau, die allerhöchste Anerkennung zu Theil werden ließ.

[Doktor Frank zu Braunschweig über das Turnen.] Es ist mir vom ärztlichen Standpunkte aus eine Pflicht, die Anträge zu unterstützen, welche das Turnen an unsern Schulen fördern sollen. Je weiter die geistige Ausbildung unserer Jugend einseitig gesteigert wird, desto mehr tritt die körperliche zurück, ja sie verfällt in Mißachtung. So ist denn seit den letzten Dezennien Erschlaffung des Muskelsystems, Reizbarkeit der Nerven unverkennbar im Zunehmen. Die Zeitkrankheiten haben hierin ihre Quelle. Hypochondrie; Hysterie, Bleichsucht und Blutarmuth sind der Fluch der Zivilisation. Die Kraft unseres Volkes ist im Niedergang begriffen. Die Zahl der zum Kriegsdienst tauglichen Männer vermindert sich in besorglicher Weise; Charakterlosigkeit, Geisteskrankheiten, Selbstmorde nehmen dagegen zu. Dem ist nur Einhalt zu thun, durch eine naturgemäße Erziehung, die Körper und Geist gleich berücksichtigt.

Der Renz'sche Stall in Berlin zählt gegenwärtig 86 zum Theil äußerst werthvolle Pferde, zu deren Wartung außer den Stallmeistern und Inspizienten 16 Reitknechte angestellt sind. Das Gesammtpersonal zählt 105 Köpfe. Für den Zirkus zahlt Renz während dieser Saison die enorme Miethe von 10,000 Thalern, an Gas für 1200 Flammen — der Kronleuchter allein zählt deren 750 — täglich an 20 Thaler. Die Tageskosten, einschließlich der Gagen, belaufen sich auf 500 Thaler.

Aus dem Berichte einer der letzten Sitzungen des Zentral-Dombauvereins-Vorstandes zu Köln ersieht man, daß die ganze Domkirche daselbst, mit Ausnahme der beiden Hauptthürme, im Jahre 1863 vollendet seyn wird, insofern die Dombaubeiträge auch ferner so reichlich fließen wie seither.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Ballandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 306 Dienstag, 24. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Viale setzte sich neben Romei und sprach langsam und ruhig wie immer. Wir sind besiegt worden von diesem meuterischen Haufen und werden in kurzer Zeit gänzlich vertrieben werden. Unsere Soldaten haben tapfer gefochten, es ist ihnen so wenig wie ihren Offizieren Schuld beizumessen.

Ihr hättet Eure Macht besser vereinigen müssen, wandte Romei ein.

Halten wir uns nicht mit unfruchtbaren Einwänden auf, fuhr Viale fort. Wir würden diese Horden vernichtet haben, wenn dieser Teufel sie nicht mit höllischem Leben beseelt hätte. Ohne ihn sind sie nichts. Alle die Anderen, welchen Namen sie auch führen, würden wie Spreu verwehen. Nicht besitzen wir Macht genug, um Alles gut zu machen, aber Er — unsere Soldaten zittern allein vor ihm — keine Kugel, meinen sie, kann ihn treffen, kein Eisen — was sagt Ihr?

Romei schwieg.

Er muß fort, sagte Viale langsam und deutlich.

Fort! Wohin?

Von wo er niemals wiederkehrt. Habt Ihr daran gedacht?

Gedacht, murmelte Antonio Romei, ja! Und dann wie erschrocken vor dem, was er gesagt, setzte er hinzu: Ein Mann wie er, angebetet von dem Volke — verflucht Jeder, der ihn — er sprach das Wort nicht aus, das nachfolgen sollte — das ist eine ungeheure, schreckliche That! Seit Sampiero fiel, gab es keine solche!

Seit Sampiero — gut, daß ihr diesen Namen nennt — versetzte Viale, gab es auch keinen solchen Verräther. — Was habt Ihr darnach zu fragen? Was habt Ihr noch zu erwarten? Er hat Euch von jung an betrogen, Eure Familie beschimpft, Euren Wohlstand zerrüttet, was wollt Ihr jetzt? — Ich weiß, wie es mit Euch steht, fuhr er fort, es bleibt Euch nichts übrig als Euren Gläubigern zu entfliehen. Wohin dann?

Ihr geht zu weit, antwortete Romei.

Meint Ihr denn, es würde, wenn das Unglück über Euch zusammenbricht, nicht Manches klar werden, was jetzt noch dunkel ist? fuhr Viale fort. Wie weit Ihr Euch mit uns eingelassen, ist, wie ich glaube, schon jetzt dem Gaffori kein Geheimniß mehr. Wartet nicht ab, bis er es benutzt.

Ein dumpfer Fluch kam aus Romei's Brust.

Viale sprach unbeweglich weiter: Bedenkt das wohl, Ihr könnt Euch nicht länger sicher fühlen, so lange dieser Verräther lebt, Genua hat die drei Ornani geschützt und belohnt, als sie ihm den Kopf des Sampiero brachten, es wird auch diesmal seinen Freunden vergelten. Wenn Corsika unterworfen ist, werden die Corsen auch anders denken. Ich hoffe, sie werden Euch dann eben so wohl als Retter des Vaterlandes feiern, wie heute ihren großen Gouverneur.

Kalter Hohn klang aus seinen Worten, Romei schwieg dazu. Er schien nachzusinnen, Viale störte ihn nicht darin; denn er wartete geduldig ab, bis jener antwortete, und als er dieß that, merkte Viale, daß die Schwierigkeiten überwunden seyen.

Ich gebe zu, sagte Romei, daß es eine Wohlthat für uns alle ist, wenn wir von diesem Verräther uns befreien, und ob ich auch dafür verbannt werde, kann ich mich doch rechtfertigen vor meinem Gewissen. — Es ist jedoch eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe, die wohl bedacht und überlegt werden muß.

Das bleibt Euch überlassen, erwiderte Viale.

Es ist in Corsika üblich, genau zu erwägen, ehe man handelt, sprach Antonio weiter, auch wird Niemand die Thorheit begehen, sich wie ein Rasender auf seinen Feind zu stürzen, um mit ihm umzukommen. Wer seinen Feind erlegt, will sich seiner Rache freuen und — seinen Lohn empfangen.

Fordert, sagte Viale. Was wollt Ihr?

Geld! weiter nichts, versetzte Romei. Ihr wißt, was ich damals sagte, als wir unsere Pläne besprachen. Ich lasse mich auf keine Versprechungen ein.

Fordert! wiederholte Viale.

Ich habe fünfzigtausend Scudi wenigstens durch meine treue Anhänglichkeit an Genua verloren, die will ich ersetzt haben.

Ihr sollt sie erhalten, sagte Viale ohne Besinnen.

Von wem?

Von mir. Ich hoffe, das ist genug.

Romei wartete einen Augenblick. Es ist genug,

sprach er dann, wenn Ihr mit Eures Namens Ehre für die Zahlung haftet, sobald ich Euch Nachricht bringe, daß — geschehen ist, was geschehen soll.

Bringt diese Nachricht nach Bastia. Sobald sie gewiß ist, sollt Ihr das Geld haben.

So sey es, sagte Romei, indem er seine Hand ausstreckte, doch Viale nahm diese nicht an. — Braucht Ihr Hülfe? fragte er kalt weiter sprechend. Soll ich Euch von Calvi ein paar zuverlässige Männer schicken?

Niemand als ich darf darum wissen, versetzte Romei. Was ich brauchen werde, finde ich hier.

Handelt rasch und geschickt — wer ist da? Eure Schwester!

Die Thür in der Wand that sich auf, und ein Licht in ihrer Hand haltend, trat Therese herein. Die beiden Männer waren aufgesprungen, Viale hatte sich schnell von seiner Ueberraschung erholt. Er ging dem Fräulein entgegen und sagte höflich lächelnd: Wundert Euch nicht, Doncella, einen alten Freund unerwartet hier zu finden, er wird Euch sogleich wieder verlassen.

Ich verwundere mich weniger als Ihr glaubt, mein Herr, erwiderte sie, denn ich habe hinter jener Thür gestanden und angehört, was Euch hergeführt.

Habt Ihr es gehört? versetzte Viale, so läßt es sich nicht ändern. Dann steht Eurem Bruder bei.

Wer seyd Ihr, mein Herr? fragte sie.

Ihr kennt mich ja, theure Doncella, lächelte er.

Ihr wollt den Giampietro Gaffori ermorden lassen.

Schweig, Therese! rief Romei erschrocken.

Viale ist ein ehrloser Name, fuhr sie fort, Ihr müßt anders heißen. Doria klingt besser dazu. Stefan Doria ließ den Sampiero ermorden. Ihr seyd ein Doria!

Viale blickte scheu umher. Bringt sie zur Vernunft, sagte er zu Antonio gewandt.

Nein, unterbrach ihn Therese, hört an, was ich Euch antworten will. Die Romei haben noch niemals einen Meuchelmörder in ihren Reihen gehabt, verflucht soll der seyn, der sich so weit erniedrigt. Ihr wißt wohl, mein Herr, daß selten oder niemals noch in Corsika eine Schwester ihren Bruder verrieth, Ihr wißt wohl auch, daß Viele lieber den Tod erlitten, da nichts heiliger ist als Geschwisterliebe. Doch wenn Antonio es wagt, was Ihr ihm angemuthet, wenn er um elendes, genuesisches Gold seinen und meinen Namen mit ewiger Schande bedecken will, dann beim heiligen Namen Gottes! dann will ich es seyn, die auf dem Markt von Corte um Rache über den Elenden schreit.

Sprecht mit ihr und macht sie ruhig, sagte Viale hart, indem er sich fortwandte. Ich habe keine Zeit für diese Tollheit. Schreibt nach Calvi, was Ihr mir zu melden habt.

Rasch verließ er das Zimmer und das Haus. Romei schob den Riegel vor die Thür und kehrte zurück. Seine Schwester stand auf derselben Stelle.

Der gewaltige Mann trat vor sie hin; alle seine Muskeln strafften sich, er betrachtete sie mit Tigerblicken. —

Aber ihre großen Augen blickten ihn furchtlos an. Sie sah, wie seine Finger zuckten, wie sein Gesicht sich schwärzte und seine Zähne hinter den geöffneten Lippen knirschten.

Morde mich, sagte sie, wenn du morden willst!

Er fuhr zurück und entfernte sich; dann kehrte er um und kreuzte seine Arme. Was willst du? fragte er. Du willst mich verrathen, mich, deinen Bruder! Wenn ich auf Rache denke gegen diesen Elenden, der uns alle zertritt, mich, dich! willst du es verhindern?

Denke an die Rache, antwortete sie, auch ich denke daran, doch nicht wie ein Buschräuber.

Er lachte wild auf. Meinst du noch ihn von seinem Präsidentenstuhl in den Staub zu schleudern? Meinst du wirklich, daß dieser verliebte Knabe sich an seinem Platz setzen könnte? Oder träumst du etwa gar von einer Königskrone für ihn? Wache auf! du thörichtes Mädchen! Bin ich verloren, bist du es mit mir.

Nicht wie du, antwortete sie mit stolzer Kälte, nicht befleckt von Schande! — Hoffe nicht, mich zu täuschen, hoffe auch nicht, daß ich anders denken könnte. Was ich geschworen, das soll erfüllt werden, müßte ich gleich sterben mit tausend Wunden bedeckt. Du aber sollst Deine Hand nicht gegen den aufheben, zu dem sie noch in seinem Grabe als zu ihrem Heiland beten und an ihn glauben würden. Ich hasse ihn, ja ich hasse ihn mehr, als ich sagen kann, doch mit meinem Leibe würde ich ihn schützen.

Mit diesen Worten wandte sie sich um und verließ ihn.

Welcher Teufel hat sie hergeführt, schrie Romei voll Wuth und Groll ihr nach, und was soll ich nun beginnen, um mich vor ihr zu retten!

14.

Es vergingen einige Tage, in welchen der Gouverneur des corsischen Volkes, statt nun sich von den Anstrengungen des Krieges zu erholen, eine vielleicht noch größere Thätigkeit entfaltete, als je zu vor. Im Feldlager und auf den Kriegszügen, die er mit so wunderbarer Schnelle von einem Ende der Insel bis zum andern ausführte, hatte er zwar auch immer noch Zeit gefunden, sich um die Verwaltung zu bekümmern, und manche Klage wurde von ihm geschlichtet, manchem Uebel Abhülfe, das Meiste jedoch blieb wie es war; es half sich ein Jeder, so gut er konnte. Kaum aber trat nun Ruhe ein, so war Gaffori auch sofort dabei, das Staatsleben neu zu organisiren und ihm Grundlagen zu verschaffen, auf denen es kräftig und tüchtig aufwachsen sollte. Der nächste Tag, als er heimgekehrt, fand ihn schon bei der Arbeit und in demselben kleinen freundlichen Zimmer, wo der gelehrte Doktor Jahre lang

bei seinen Büchern und Akten grübelnd gesessen, saß jetzt der Staatsmann und schrieb Depeschen und Briefe für die Abgesandten, welche er nach Frankreich und England, an den Sultan, an den Papst und an den Kaiser der Deutschen geschickt hatte. Er schrieb an Bürger und Minister, um ihnen Staatsschriften einhändigen zu lassen, welche das Recht der Corsen gegen Genua und zu diesem Kriege beweisen sollten, indem sie zugleich darstellten, welche Vortheile es für alle seefahrenden und handeltreibenden Mächte haben würde, wenn die Insel, von der genuesischen Herrschaft frei, ihre Häfen und ihr Land voll wunderbarer Fruchtbarkeit allen Nationen öffnen könnte, die kommen wollten. — Und wann dieß abgethan, waren Gaffori's nächste Stunden schon voll anderer dringender Geschäfte. Haufen von Briefen lagen da von den Befehlshabern der Schaaren, die Bastia umringten, Calvi und die Küstenplätze, von Magistraten, welche Hülfe oder Rath verlangten oder Beschwerden führten, von Einzelnen, welche Recht suchten und tausendfache Ansprüche erhoben, von Agenten aus den italienischen Küstenstaaten, welche Berichte einsandten, Geld forderten, oder Waffen und Pulverankäufe gemacht hatten. Offiziere und Boten langten zu allen Stunden an und verlangten Gehör, Männer und Weiber strömten vom Lande zu, die den Gouverneur selbst sprechen wollten, ihre Bitten ihm vorzutragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolette.

(Schluß.)

Da schlug auch Schütz die Augen von dem Knaben auf und erblickte Johanna. Auch seine Wangen erröteten. Er hatte geglaubt, die Liebe zu ihr überwunden zu haben und jetzt bei Johanna's unerwartetem Anblicke erwachte sie in ihrer ganzen Stärke. Mit hastigen Schritten eilte er ihr entgegen, und sie war kaum im Stande sich zu erheben.

„Johanna, Johanna! Sie hier!“ rief er, indem er ihr die Hand zum Gruße entgegenstreckte.

Sie vermochte nicht zu antworten.

„Und das, — das ist Ihr Kind?“ fuhr er fort, auf den Knaben zeigend, der sich an seine Mutter schmiegte, indem er ihre Hand fest in der seinigen hielt.

„Es ist mein Kind,“ brachte Johanna mühsam hervor.

„Mir fielen des Knaben Züge auf,“ fuhr Schütz fort, — „ich hatte keine Ahnung, daß es Ihr Kind sey, daß ich Sie, — Sie, Johanna, hier treffen würde. — Seit fünf Jahren habe ich Sie nicht gesehen, — — viel, — viel hat sich in der Zeit geändert,“ und er strich mit der Hand über seine Stirn, als ob er Erinnerungen von dort verscheuchen wolle.

Er ließ sich Johanna gegenüber nieder und blickte sie forschend an. Sie zitterte.

„Führt Sie nur der Zufall hierher?“ fragte sie endlich, und war sich kaum selbst bewußt, welche Bedeutung sie dieser Frage in ihrem Herzen gab.

„Ich reise nur hier durch,“ erwiderte Schütz. „Ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu treffen. Schon in dieser Nacht muß ich weiter reisen.“

Johanna schwieg, aber sie fühlte, daß ihre Wangen sich entfärbten. Wie oft hatte sie sich gesehnt, diesen Mann, den sie noch immer liebte, wieder zu sehen; um ihm zu gestehen, daß sie mit seiner Liebe gefrevelt hatte, und jetzt, jetzt vermochte sie kein Wort über ihre Lippen zu bringen. Sie fühlte sich schuldig, aber sie konnte sich nicht selbst anklagen.

„Ihr Mann ist todt, Johanna,“ sprach Schütz weiter, und sie erwiderte mit niedergeschlagenen Augen: „Bereits länger als ein Jahr.“

„Und Sie haben glücklich mit ihm gelebt?“ fragte Schütz.

Diese Frage machte Johanna erbeben. Sah er es ihr nicht an, welche Spuren fünf unglückliche, qualvolle Jahre in ihr zurückgelassen hatten? Konnte er sie so fragen, wenn er sie noch liebte? Klangen ihr diese Worte nicht wie ein Spott entgegen, ihr, für die es kein anderes Glück geben konnte, als an der Seite dieses Mannes zu leben!

Und als er noch einmal fragte: „Johanna, sagen Sie aufrichtig, sind Sie glücklich gewesen?“ zuckte es in ihr auf wie der frühere Dämon und fest erwiderte sie: „Ja, ich bin es gewesen.“

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie davor zurückbebte. Wie ein Schwindel erfaßte es sie, sie sah nicht, daß Schütz seine Lippen fest aufeinanderpreßte, sie bemerkte nicht, daß er sich erhob und mit schmerzlich getäuschtem Ausdrucke zu ihr sprach: „Dann will ich nicht störend in die Trauer Ihres Herzens eingreifen, Johanna, dann darf ich nicht eine Vergangenheit wachrufen, die Hoffnungen für mich barg. Leben Sie wohl, leben Sie wohl und mögen Sie nie, — nie sich unglücklicher fühlen.“

Hastig hatte er ihre Hand erfaßt und gedrückt, dann eilte er fort. Sie blickte ihm nach wie eine Träumende. Erst jetzt verstand sie seine Worte, erst jetzt wurde sie sich bewußt, was sie gethan hatte. Ha, nie unglücklicher sollte sie sich fühlen, als jetzt! Gab es denn ein größeres Unglück für sie, als das, welches sie bereits in ihrer Brust trug! Fühlte sie sich nicht unglücklich, elend bis zum Erbarmen! Hatte sie nicht zum Zweitenmal den Mann von sich gestoßen, den sie liebte!

Sie hätte ihm nacheilen und ihn zurückrufen mögen, aber er hatte den Garten bereits verlassen. Noch in

dieser Nacht reiste er fort, und nie sah sie ihn vielleicht wieder.

Gewaltsam raffte sie ihre Kräfte zusammen, faßte ihren Knaben an der Hand und eilte hastig mit ihm heim. Auf ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich mit ungestümem Schmerze, fast mit Verzweiflung auf das Sopha. Er mußte sie verachten, wie sie sich selbst verachtete. Ihre Thränen flossen heftig, die Brust drohte ihr zu zerspringen.

Plötzlich sprang sie aufgeregt empor. Sie durfte ihn mit dieser Täuschung nicht fortreisen lassen, sie mußte ihm gestehen, was schon länger als fünf Jahre auf ihrem Herzen lastete. Es gab keine andere Sühne für sie, als wenn sie ihm Alles, Alles gestand, was sie für ihn empfand.

Sie setzte sich nieder, ihm zu schreiben, keinen Augenblick zögerte sie mehr, und als dieser Entschluß einmal in ihr fest stand, fühlte sie sich schon beruhigter und vollständig führte sie ihn aus. Sie schrieb Schütz Alles, was ihr auf dem Herzen lag, gestand ihm ihre Liebe, ihr Unglück, ihre Verzweiflung. Sie klagte sich selbst einer frevelhaften Koketterie an, die sie wie ein Dämon in den heiligsten Augenblicken ihres Lebens in unwiderstehlicher Macht ergriffen habe.

„Ich will es tragen das Unglück, das ich selbst verschuldet habe," schloß sie ihren Brief, „nur lassen Sie mir die Hoffnung zurück, daß Sie, — Sie, Schütz mich nicht verachten. Sie können es nicht. Hätten Sie eine Ahnung davon, wie schwer ich dadurch gelitten, sähen Sie mich in dieser Stunde!"

Hastig faltete sie den Brief zusammen und sandte ihn sogleich fort, um nicht vielleicht bei ruhiger Ueberlegung ihren Entschluß zu ändern. Sie fühlte, wie viel sie gewagt hatte, sie hatte Schütz um ein Zeichen seiner Versöhnung, um ein Zeichen, daß er sie nicht verachte, gebeten, und mit größter Ungeduld, mit bange pochendem Herzen sah sie der Zurückkunft des Boten entgegen.

Wohl wollten sich Hoffnungen und verlockende Bilder in ihre bange Unruhe drängen, aber gewaltsam wies sie dieselben zurück. Sie fühlte, daß sie solch ein Glück nicht mehr verdiene, deßhalb wollte sie es auch nicht mehr hoffen.

Da wurde plötzlich die Thür heftig aufgerissen. Sie schaute auf, — Schütz trat ein. Schweigend stand er da, aber seine Augen ruhten mit Liebe und Versöhnung auf ihr. Jetzt, — jetzt vermochte sie sich nicht mehr zu fassen. Aufgeregt sprang sie empor, eilte ihm entgegen und warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Er umfing sie fest, — fest. Seine Arme zitterten und er beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Johanna, Johanna!" rief er endlich, „ist es kein Wahn, kein Traum, was uns in diesem Augenblicke erfüllt. Soll es Wahrheit seyn und bleiben, was diese Stunde hervorgerufen? Wahrheit, Glück für immer, — für unser ganzes Leben?"

„Ich verdiene dieß Glück nicht, — ich bin desselben nicht mehr würdig," — schluchzte Johanna, ohne den Kopf von seiner Brust emporzurichten.

Nur noch fester schloß sie Schütz bei diesen Worten in seine Arme. „Du hast gestanden, daß Du mich liebst, — Du hast Dich mir wahr und offen gegeben," rief er, „jetzt kannst Du mich nicht mehr zurückschrecken. Uns Beide hast Du fünf lange Jahre unglücklich und elend gemacht, — Johanna, Johanna, jetzt mach mich glücklich und mein Herz hat Alles, — Alles vergessen."

„Kann ich es noch? Kannst Du mir vergeben?" fragte sie schluchzend.

Er hob ihren Kopf empor, schaute ihr in die Augen und küßte sie leidenschaftlich, innig. „Jetzt bist Du mein, — mein Weib!" rief er glücklich, und sie blickte ihn an mit dem verklärten Lächeln eines Glückes, das zu groß ist, um daran zu glauben, zu heilig, um es auszusprechen, daß das Herz, — den ganzen Menschen erfüllt und durchbebt; ja, endlich, endlich war sie sein. —

Mannigfaltigkeiten.

In Wien werden jährlich 2600 Stück Klaviere im Werthe von 800,000 fl. erzeugt. Der Absatz derselben im Auslande hatte während der Kriegsjahre abgenommen, ist aber gegenwärtig wieder im Steigen begriffen. Die gesammte Klavierproduktion von Europa und Amerika repräsentirt jährlich einen Werth von 30 Mill. Gulden.

Charade.

(Zweisilbig.)

Den Eltern wünscht die Erste jeder Sohn.
Mit Gottes reichem Segen,
Und an der frommen Bitte Lohn
Ist ihm zumächst gelegen.
Die Zweite war mit Blau und Roth.
Der Weiber und der Päpste Roth.
Das Ganze pfleget mancher Mann,
Als hinge all' sein Muth daran.

Auflösung der Charade in Nro 299:
Steinpflaster.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 307 Mittwoch, 25. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

So ging es von dem frühesten Tagesscheine bis in die Nacht; aber dieser Mann von eiserner unermüdlicher Arbeitskraft schien keine Beschwerde zu empfinden. Wenige Stunden Schlaf reichten hin, um ihn völlig zu erfrischen, und einige Tropfen Wein, ein Mahl, wie es der einfachste Bürger sich schafft, genügten ihm zu seinen Tafelfreuden. Sein Bruder Francesco und zwei andere junge Leute bildeten sein Kabinet, mit dem er alle Regierungsgeschäfte betrieb, vergebens aber waren die Einladungen des Stadtraths geblieben, den alten Palast des genuesischen Statthalters zu beziehen. Gaffori blieb in dem kleinen Hause und ließ sich dafür von dem Propst anschelten, wie er es gewohnt war.

Was denkt Ihr denn? sagte der Propst, denkt Ihr etwa damit dem dummen Volke Bewunderung einzuflößen, daß die gnädige Exzellenz in demselben Loche sitzt, in welchem der närrische Doktor Gaffori gesessen hat, und daß Ihr so thut, als wäre gar nichts vorgefallen?

Ich will Niemandem Bewunderung einflößen, sachte der Gouverneur, und möchte nichts lieber seyn und bleiben, als der närrische Gaffori.

O, Ihr schlauer Bösewicht! rief Aldoni, ist es etwa gelegen, was gute Leute längst behaupten, alle Eure Demuth sey doch weiter nichts als Verstellung? Und wißt Ihr nichts von den Gerüchten, die da sagen, Ihr hättet die Krone des Königs Theodor verborgen und vergraben, hättet dem leichtgläubigen Cursay vorgespiegelt, sie ihm aufzusetzen, und ihn so zu Eurem Geschöpf gemacht, jetzt aber werde sie nächstens auf Eurem Kopfe zum Vorschein kommen?

Wenns eine goldene Krone wäre, lachte Gaffori, hätte ich sie schon längst ausgegraben, denn nichts thut mir nöthiger als Gold, aber ach! der arme König Theodor wurde selbst nur mit einer Krone von Eichenlaub gekrönt.

Richtig! richtig! schrie der Propst, aber Ihr vergeßt, was Ihr nöthig habt, gnädigste Exzellenz, und spielt lieber den Diogenes in der Tonne. Glaubt Ihr denn aber, daß Euer tugendvoller Rock von Ziegenhaaren und Euer armselig Leben Euch zum Heiligen stempeln? Wäret Ihr ein Mönch, so könntet Ihr hoffen, dafür einst kanonisirt zu werden, aber Ihr seyd ein General, ein Staatshaupt und das Volk will Glanz und Pracht bei seinen Herren und Meistern sehen. Denkt an den König Theodor! Wie hat der seine Feinde köpfen und rädern lassen, bei alledem aber war das Volk voll Liebe und Ehrfurcht, denn sein Rock starrte von Gold, und eine Schaar von Trabanten und Leibwachen umgab ihn. Schafft Euch eine Leibwache an, allergnädigster Herr, zieht einen goldenen Rock an, streut Mehl auf Euren Kopf und haltet Euch das Gesindel vom Leibe, das noch immer denkt, Ihr wäret seines Gleichen, sonst wird es nichts mit Eurer Hoheit.

Damit soll es auch nichts werden, erwiderte Gaffori. Ich bin ein Mann aus dem Volke und gehöre zu ihm. Meine Leibwache sollen die Gesetze seyn, meine Trabanten alle meine Mitbürger.

Ich litte es nicht! rief der greise Priester, indem er sich zu Maria Anna wandte, die eben hinzu kam. Ich würde ihn wie einen Kranken behandeln und sorgsam bewachen.

Seht Ihr denn nicht, wie froh und gesund Alles an ihm ist, versetzte die junge Frau. Seht doch, wie stolz und sicher seine Augen blicken, wie hell es in seinem Herzen seyn muß. Nein, mein theurer Vater, herrlicher als ein König steht Giampietro in seinem groben Kleide, und welch Glück der Zukunft leuchtet auf seiner Stirn!

Sie küßte ihn voll stolzer Zärtlichkeit, aber der Propst sprach zänkisch: Euch ist nicht zu helfen, so will ich denn meinen Athem sparen. Nur das sage ich Euch wieder und immer wieder: Ihr seyd kein Corse, also werdet Einer. Je eher Ihr es werdet, um so besser für Euch.

Damit ging er fort, und Gaffori schien ihn und seinen Rath bald vergessen zu haben in dem Getümmel der Geschäfte, die ihn umgaben. Es war jedoch so, wie Maria Anna sagte; er hatte niemals so froh und sorglos sich gezeigt. Mit seinen Freunden sprach er davon, daß Corsika's Unabhängigkeit gesichert sey und wie ein naher letzter Schlag die Genuesen auch aus den wenigen festen Städten, welche sie noch inne hatten, vertreiben würde. Briefe und Berichte, die er aus Frankreich und Italien empfing, bestärkten ihn darin,

in diesen Tagen aber kamen viele Boten von nahe und fern, und unter ihnen befand sich auch ein vertrauter Mann aus Soveria, mit welchem der Gouverneur lange und geheim sprach.

Als darauf der Abend kam und es finster geworden war, verließ Gaffori unbemerkt sein Haus und gelangte nach einiger Zeit zu dem Garten, welcher dem Antonio Romei gehörte. Eben als er dort an der Aloe-Hecke stand, näherte sich Jemand dem Eingange und griff nach seinem Messer, als er die dunkle Gestalt erblickte.

Gib mir deine Hand, Thomas Cervoni, sagte Gaffori näher tretend.

Thomas erkannte die Stimme und erschrack. Was thust du hier, Herr — Herr Gouverneur? fragte er stockend.

Ich suche und erwarte dich, mein Freund. Bist du es nicht?

Thomas schwieg.

Wie, fuhr Gaffori fort, du antwortest nicht darauf? Wer hat das Herz des Thomas Cervoni so weit von mir gewandt, daß es mich nicht hört? Sprich, Thomas, was bewog dich, nicht mich allein, auch dein Vaterland zu verlassen, als es dich rief?

Mein Vaterland rief mich nicht! erwiderte Cervoni.

Ich rief dich, willst du sagen, ich und die andern ehrgeizigen Parteiführer, die Corsika in diesen Krieg stürzten um ihre selbstsüchtigen Pläne. Ich kenne diese Sprache, Thomas, aber weißt du auch, wer sie erfunden hat? Die Feinde deines Vaterlandes, seine Verräther! —

Sagst du, daß ich ein Verräther bin? fragte Thomas, als wollte er sich in Wuth versetzen.

Ein Verrathener bist du, versetzte Gaffori, den seine Leidenschaft in die gelegten Schlingen fing.

Sprichst du so von meiner Verliebten, von Therese Romei?

Von ihr spreche ich, und will's versuchen, dich von ihr und ihrem Anhang frei zu machen.

Herr! ich bitte dich! rief Thomas — dann brach er ab und setzte ruhiger hinzu: Du hast von Anfang an dich darum bemüht, dich in meine Angelegenheiten zu mischen.

Wollte Gott, es wäre mir gelungen, sagte Gaffori, du hättest meine Freundesmahnungen verstanden; dann stände ich jetzt nicht hier, um dir zu sagen, daß du betrogen bist.

Betrogen! schrie Thomas auf.

Höre mich an, fuhr Gaffori fort, laß uns als Männer sprechen. Daß die Romei zu allen Zeiten genuesisch gesinnt waren, wußtest du.

Niemals war es Therese! niemals, fiel Thomas ein. —

Du erinnerst dich jenes Herrn Viale aus Livorno, den Antonio nach Niolo hinauf brachte, wo ich ihn zuerst sah. Weißt du, wer dieser Mann war?

Nein.

Ein verkappter Genuese, ein Spion, der nach Corte gekommen war, um zu horchen und zu schleichen, so erschien er mir beim ersten Anblick. Doch höre weiter! Ich erfuhr, daß derselbe Mann im Süden die Aufhetzereien des Volks gegen die Franzosen und ihren General leitete, und ich sah ihn in Ajaccio, an dem Tage, wo der unglückliche Cursay nach Frankreich geschleppt wurde. Ich ließ ihn verfolgen, er entkam. Aber in seiner Wohnung, bei dem Abt Peraldi, wurden Briefe gefunden, die vollständigen Aufschluß über ihn und sein Treiben gaben; wichtige Briefe, welche vor aller Welt beweisen können, welche Pläne Genua schmiedet. Dieser Viale war kein Anderer, als Camillo Doria der Neffe des Gouverneurs.

Ein dumpfer Ton des Erstaunens war Cervoni's Antwort.

Es fanden sich auch Briefe von Antonio Romei, fuhr Gaffori fort, die bezeugten, daß er um Alles wisse, daß er um eine bedeutende Geldsumme sich an den Doria verkaufte, und daß seine Schwester es übernommen, den Thomas Cervoni so zu umstricken, daß er, was auch geschehen möge, sich ruhig verhalten werde. Es sey gelungen, ihn von dem Verräther Gaffori zu trennen, ihn mit Mißtrauen zu erfüllen gegen den Freund, dem er bisher mit blinder Verehrung folgte. Zur rechten Zeit werde er offen von ihm abfallen und ihn verlassen.

Wo sind diese Briefe? fragte Thomas heftig.

In meinem Besitz.

Und warum verbargst Ihr sie, mein Herr?

Um deinetwegen, Thomas, denn wollte ich gegen die Romei aufstehen, dann mußte es auch gegen dich geschehen. Dein Name sollte nicht mit Schimpf und Zweifel bedeckt werden. Was nützte es auch, solche Elende zu verderben, deren Schlingen sich von selbst um ihren Hals zusammenzogen. Als die Häupter des Volks in Orezzo zusammenkamen, hoffte ich, daß du nicht ausbleiben würdest; als der Krieg ausbrach, dachte ich nimmer, daß Thomas Cervoni mir fehlen würde. Aber ein Weib hatte deine Augen geblendet und dein Gewissen mit ihren falschen Küssen erstickt.

Falsch! schrie Thomas bebend und erstickt, falsch sind alle diese Lügen, die ich nicht länger dulden will.

Armer Thomas, sagte Gaffori; wäre es wirklich wahr, was in diesen Briefen steht, daß Himmel und Hölle dir nichts gilt um deine Liebe? Dennoch betrügt sie dich; denn Therese Romei hat dich niemals geliebt.

Nicht geliebt? nicht geliebt! murmelte Cervoni, als vermöchte er es nicht zu fassen.

Nein! fuhr Gaffori fort, ich habe einen Blick bis in die Tiefe ihrer Seele gethan. Du sollst das Werkzeug ihrer Rache seyn, an mir sie rächen, damit ich gedemüthigt werde für meine Schuld, sie nicht geliebt zu haben. Werkzeug der Rache für sie gegen Maria Anna,

so möchte sie dich mächtig und groß machen, niemals hat sie dich geliebt.

Nach Euch also sehnt sich ihr Herz! rief Thomas und er brach in ein hohnvoll rauhes Gelächter aus. Fort da von der Thür, Herr Gouverneur, wir haben nichts weiter besammen zu thun! Heraus mit Euren Briefen, wenn Ihr sie habt, ich will sie erwarten; aber als Verläumder will ich Euch öffentlich brandmarken und Euer Feind seyn bis in den Tod, wenn Ihr es wagt, meine und Therese's Ehre anzutasten.

Er stürzte sich auf Gaffori, doch dieser wich ruhig zur Seite. Geh, sagte er, ich denke besser von dir, du kannst nicht glauben, daß ich lüge und verläumde, kannst nichts thun, was dich ewig schänden würde.

In dem Garten blieb Thomas lange in den dunklen kühlen Schatten der Granaten und Feigen, bis die Hitze aus seinem Gesicht verschwand und sein Blut ruhiger floß. Je länger er aber nachdachte, um so verächtlicher erschien ihm Alles, was Gaffori gesagt. Er hätte ihm Manches eher geglaubt, wenn er nicht zuletzt darauf gedeutet, daß Therese es nicht vergessen könne, von ihm verschmäht zu seyn; das kam ihm so armselig eitel und erfunden vor, daß sein Ingrimm sich in Hohn verwandelte. Wie erbärmlich war ein Mann, ob er auch von so Vielen als Held und Heiland verehrt wurde, der solche Mittel nicht verschmähte, um ihn mit den Romei zu entzweien. — Er beschloß kein Wort darüber zu verlieren. Niemand sollte Aergerniß an diesen Tollheiten nehmen, und als er in das Haus trat, war er in einer aufgeregten liebeheißen Stimmung. Kaum erblickte er Therese, die mit der Zither im Arme am Kamine saß und vor sich hin in das knisternde Feuer blickte, während ihre Finger die Saiten leise klingen ließen, als er mit entzückten Mienen leise sich ihr näherte und dann plötzlich sie umarmte.

Sie ließ das Instrument niedergleiten und blickte zu ihm auf, aber wie süß auch ihr Lächeln, so lag in ihrem Gesicht doch Etwas, das ihn erschreckte. Es war ein Ernst und ein Schmerz darin, die sein Herz beben machten. Ihre Augen sahen trübe und düster und hefteten sich auf ihn, als sey er todt und sie wolle ein Klagelied beginnen. In dem Augenblick fiel ihm ein, was er eben erst vernommen. Er sah in ein Gesicht ohne Liebe, es wurde ihm bange dabei.

Was ist dir, theure Therese? fragte er, was ist geschehen?

Du oder ich, oder wir Beide, gleichviel! antwortete sie. Es liegt ein Stein über uns, Thomas, er will niederstürzen und uns zermalmen.

Er erschrack noch mehr. Wußte sie etwas von dem, was in ihm bohrte? Sie sah unheimlich aus. — Du hast mir einen Boten gesandt, daß du heute, um diese Stunde, mich erwarten wolltest. Es ist nichts Gutes, das ich von dir hören soll.

Nichts Gutes, nein, aber du mußt es hören.

So sprich es aus, sagte er, von geheimer Angst erfüllt.

Daß wir uns trennen müssen, erwiderte sie, indem ihre Hände sich zurückgezogen. Daß ich Wort und Gelöbniß dir zurückgebe, du mir das meine.

Ha! rief Thomas Cervoni und seine Augen öffneten sich wie Feuerbällen. Wie ein Messer fuhr es durch seinen Leib. Du willst mich verlassen?

Ich muß, Thomas.

Willst mich verrathen?

Nein.

Willst meine Liebe verspotten, zum Hohngelächter machen?

O nein! nein! sagte sie, ohne ihn anzublicken, den Kopf niedergebeugt zu dem Feuer. Ich darf nicht, Thomas, ich darf nicht!

Du darfst nicht?! schrie er mit wilder Heftigkeit. Hat Gaffori es dir so befohlen?

Gaffori? antwortete sie, und ihr Stolz schien zurückzukehren, ihre Augen flammten auf und ihre Lippen zuckten. Plötzlich aber wurden ihre Mienen sanft und traurig, und sie sagte leise: Befohlen hat er mir nichts, wie könnte er das! Dennoch muß es geschehen. Höre mich an, Thomas, du sollst Alles erfahren.

Es lief wie mit Fiebergluth durch Cervoni's Adern, er schlug seine Arme über seine Brust zusammen, als wolle diese zerspringen.

Du weißt, begann Therese, daß mein Vater schwere Verluste erlitt durch Krieg und Aufstand, und daß von jener Zeit an auch die Zerwürfnisse mit den Gaffori's begannen.

Ich weiß es, murmelte Thomas.

Als mein Vater gestorben, kehrte ich zu meinem Bruder zurück, der nun als Haupt unserer Familie unser gemeinsames Vermögen verwaltete. Wie es damit stand, wußte ich nicht, doch jetzt weiß ich es. Die unglücklichen Unternehmungen meines Bruders, der Krieg, den er nicht erwartete, die ehrgeizigen Pläne Gaffori's haben uns dahin gebracht, daß wir weniger als nichts besitzen. Darum nimm dein Gelöbniß zurück, Thomas Cervoni.

Ein unermeßliches Glück überkam den jagenden Mann. Ist es nichts als das, das dich so traurig macht? rief er neubelebt, indem er sie in seine Arme schloß.

Verlaß mich! verlaß mich! antwortete sie, ihr Gesicht bedeckend. Du mußt mich verlassen!

Da fiel er vor ihr nieder und umschlang ihr Knie. Im Namen Gottes, im Namen des Heilands! rief er, lieber den Tod, tausendfachen Tod, als dich verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Doktor Peregrin v. Schwindl.] In der Abenddämmerung des stürmischen, düstern Sonntags vom 15. Dezember sah man in Landshut ein feierliches Leichenbegängniß durch die Straßen der Stadt wallen; es wurde der am 13. d. verlebte Dr. Peregrin von Schwindl, k. b. quiesz. Regierungsdirektor, zu Grabe getragen. In einem Alter von 71 Jahren schied er aus diesem Leben. v. Schwindl wurde geboren 1790 zu Thundorf zwischen Amberg und Bayreuth als der Sohn eines Gutsbesitzers. Seine Studien machte er in Amberg und an der Universität Landshut. In den Tyroler Feldzug zog er als Junker, und, nachdem er sich früher mit der verwittibten Hofmarksbesitzerin Th. Rothfischer von Münchsdorf bei Landshut verehelicht, 1813 aufs Neue im vaterländischen Heere nach Frankreich, von wo er als Oberlieutenant zurückkehrte und nun an dem häuslichen Herde sich niederließ. Parlamentarische Thätigkeit rief ihn 1831 von dort weg; er war in die Ständekammer gewählt worden, wo er sich als gewandter Redner für volksthümliche Interessen einen Namen machte, zu den hervorragenden Mitgliedern zählte und vielen Kollegen in der Kammer eine Autorität wurde. Das Jahr 1831 war für die Entwicklung des Verfassungslebens in Bayern bedeutungsvoll. Schwindl erhob seine Stimme für die Preßfreiheit, dagegen sprach er sich gegen die absolute Gewerbefreiheit aus, und ergriff für die volle Selbstständigkeit der Gemeinde das Wort. Im Jahre 1834 setzte er mit Rudhart die Permanenz der Zivilliste für den König durch. Er wirkte auf den Landtagen von 1831 bis 1848. Wenn er schon 1831 für Ablösung der Grundlasten agitirte, so folgte er wenigstens hierin keinem wohlfeilen Liberalismus, da er selbst als Grundherr Opfer zu bringen hatte. 1848 arbeitete er das Referat über das Ablösungsgesetz aus. Wegen seiner Finanzkenntnisse war er schon 1837 zum Finanzrathe der k. Regierung des Regenkreises ernannt und kam später als Finanzdirektor nach Bayreuth und nach Landshut. Hier sahen wir ihn Jahre lang still und einfach wandeln, leutselig und menschenfreundlich gegen Jedermann, daher auch sehr beliebt, ein Rathgeber dem schlichtesten Landmanne, der zu ihm kam, wohlthätig, als Beamter hochgeachtet mit Orden geschmückt. In einer bewegten Zeit lebend, hatte er sich lebhaft betheiligt, zuletzt ließ er seinen Lebenskahn ruhig dahin gleiten, sich ferne haltend von den Bewegungen der neuesten Zeit.

Von der schwedischen Brigg „Umea“ kommen jetzt Nachrichten, die dazu beitragen dürften, über das Schicksal der preußischen Korvette „Amazone“ Aufklärung zu geben. Das genannte schwedische Fahrzeug, welches von Hartlepool nach Gothenburg mit Steinkohlen bestimmt war, wurde nämlich am 16. v. M. während des in der Nordsee auftretenden orkanähnlichen Sturmes aus dem Cours getrieben und in südlicher Richtung bis auf die Doggersbank verschlagen, wo es durch Sturzseen und Verschiebung der Ladung so arg zugerichtet wurde, daß es auf die Seite zu liegen kam und die Mannschaft jeden Augenblick das Sinken desselben befürchten mußte. Auf der Höhe jenes Orts, wo eine Woche später das Wrack der Segelkorvette „Amazone“ angetrieben ist, bemerkte nun die Mannschaft dieses schwedischen Fahrzeuges ein großes Schiffsboot, in welchem sich eine Anzahl Personen befanden, welche sich aus allen Kräften bemühten, dasselbe zu erreichen. In der verzweifelten Situation, in der die Mannschaft der „Umea“ sich selbst befand, konnte dieselbe indessen keinerlei Versuch machen, zur Rettung jener Personen beizutragen. Das Boot, in welchem sich dieselben befanden, wurde auch in einem Abstande von einigen Kabellängen vom Schiff von einer Sturzsee erreicht, aus welcher es nicht wieder zum Vorschein kam. Es gelang später der „Umea“ sich eines theils der Ladung zu entledigen, wieder auf den rechten Kiel zu kommen und die Reise fortzusetzen, auf welcher zwei Matrosen ihr Leben eingebüßt hatten. Wahrscheinlich ist es übrigens, daß die „Amazone“ entweder durch Verschiebung der Kajonen und durch Sturzseen oder durch einen Zusammenstoß mit einem größeren Fahrzeuge auf der Doggersbank zu Grunde gerichtet worden ist. Auf den Grund kann dieß Kriegsschiff dort nicht gerathen sein, indem die Doggersbank kein Riff im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, sondern an den seichtesten Stellen noch immer eine Tiefe von 50 Fuß hält.

Die „D. Allg. Ztg.“ meldet aus Gotha: „Die Nachricht, daß Herr v. Heuglin vom ursprünglichen Zwecke seiner Reise, nämlich das Schicksal des unglücklichen Vogel zu erforschen, gänzlich abgewichen ist, hat hier bedeutende Sensation gemacht und man hat eigentlich erwartet, daß von Seiten der Justus Perthes'schen Anstalt, die wesentlich dabei interessirt ist, einige Notiz über den Vorfall in die Oeffentlichkeit gelangen würde, zumal doch Herr von Heuglin sein Mandat eigentlich von der ganzen Nation erhalten hat. Man scheint aber selbst an kompetenter Stelle nicht recht im Klaren und hat vor einigen Tagen in einer Konferenz, der auch der hiesige Staatsminister beiwohnte, beschlossen, eine qualifizirte Persönlichkeit Herrn von Heuglin nachzusenden, um ihn wieder auf die rechte Bahn zu bringen. Sollten sich übrigens die Gerüchte bewahrheiten, welche hier zirkuliren und die eben bestehen bleiben, bis sie eine Widerlegung gefunden haben, so hätte der deutsche Patriotismus abermals eine traurige Erfahrung gemacht.“

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 308 Freitag, 27. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Und wäre der Bluträcher hinter dir, fuhr Thomas fort, und — o, Herr der Welt! was habe ich geschworen, als wir an dem Wassersturz des Niolobaches standen: Wäre jede Hand gegen dich, jeder Fluch gegen dich gekehrt, meine Hand, mein Segen sollten bei dir seyn bis an mein Ende.

So liebst du mich noch, theurer, theurer Freund, rief Therese, daß du Hohn und Fluch nicht achtest!

Nichts schreckt mich, nichts! sagte er unter ihren Küssen, nicht Himmel, nicht Hölle! Und wie er diese Worte hervorstieß, fuhr er zurück, er hatte sie schon gehört; Gaffori hatte sie ihm zugerufen. Eine schwarze Wolke flog über seine Seele, seine Augen blickten starr, sein Gesicht war verzerrt. Nein! rief es dann tief in ihm mit Donnerstimme, verflucht sey der Gedanke! vermaledeit der Verläumder!

Worüber sinnst du? fragte sie.

Wie ich Jeden, der dich beleidigt, wie meinen Todfeind behandeln will. Sorge um nichts, Therese, laß mich sorgen. Was kümmert es mich, ob mein Haus voller wird durch dein Heirathsgut oder nicht, es ist voll genug. Dich allein will ich, und möchte Keine dafür nehmen, brächte sie mir auch alle Schätze des Morgenlandes.

Doch deine Mutter, fiel Therese leise ein.

Meine Mutter, versetzte er stolz, weiß, was sich für ihren Sohn schickt; immer wird sie wollen, was ich will. Dann hielt er ein und setzte bedächtiger hinzu: Daß dein Bruder durch seine Unternehmungen bedrängt ist, blieb mir nicht ganz verschwiegen. Meine Mutter ist sparsam und nach Frauenart überlegend, doch ich will helfen, so viel ich es vermag, und Alles wird sich ordnen lassen. Ich will Geld herbeischaffen und mich verbürgen. Alles für dich, geliebte Therese, nimmer soll dich Spott treffen.

So blieben sie wohl eine Stunde lang liebeglühend beisammen, alle Zweifel in Gewährung fortgeschleudert, bis endlich draußen die schweren Schritte Antonio's sich hören ließen, der aus der Stadt zurückkommend nach einem Zimmer hinaufging.

Geh, sagte Therese, er darf dich jetzt hier nicht finden.

Morgen spreche ich mit meiner Mutter, erwiderte er. Sie soll den Tag unserer Hochzeit bestimmen.

Sie küßte ihn dafür. — Ich komme zu dir und ihr hinauf, flüsterte sie, und lange dauerte es, ehe Thomas Cervoni sich aus ihren Armen losriß und entfernte.

Sie horchte, bis sie ihn nicht mehr hörte, dann am Fenster den dunklen Schatten bemerkte, der unter den Bäumen verschwand. Nun ging sie durch den Gang, welcher zu ihres Bruders Gemach führte, und trat mit dem Lichte herein, wie sie eingetreten, als Viale sich bei ihm befand.

Er sah sie kommen und blickte ihr finster entgegen, sprach nichts, als sie vor ihm stehen blieb. Der gelbe furchtbare Kopf schien ein Medusenhaupt.

Haben wir morgen den ersten Oktober? fragte Therese.

Den ersten Oktober, murmelte Antonio mürrisch. So schreib noch heute an Camillo Doria, daß in drei Tagen Giampietro Gaffori sterben wird!

Er stierte sie an, die Augen funkelten.

Ich bin nicht wahnsinnig, sagte sie. Er soll sterben!

Eine schreckliche Freude belebte ihn, er griff nach ihrer Hand. Bist du verständig geworden, fragte er, willst du mir helfen?

Nicht dir, antwortete sie, mir.

Einerlei. Es sind fünfzigtausend Skudi.

Die bleiben dein, sagte sie verächtlich.

Mein? versetzte er. Was verlangst denn du?

Was mein ist, erwiderte sie langsam und mit Nachdruck, dann setzte sie hinzu: Kümmere dich nicht um mich, nimm deinen Lohn und gehe.

Und was bewegt dich, heute das zu wollen, was du gestern noch verfluchtest? fragte Romei.

Frage nicht! versetzte sie heftig den Kopf aufwerfend, darauf aber sprach sie bedächtig: Eines sollst du wissen! In Gaffori's Händen befinden sich deine Briefe, die du dem Doria schriebst.

Verflucht! schrie Antonio.

Er kann jeden Tag, wenn er will, den Verräther vernichten, aber auch mich. Er wird — ihre Stimme erstickte — wird nicht ruhen, bis Thomas Cervoni weiß,

daß ich — ich ihn betrogen habe! Er wird triumphiren! Er oder ich! Er muß sterben!

Vor der Gluth in ihren Augen und der unerbittlichen Kälte ihrer Mienen und ihrer Sprache entsetzte sich selbst Antonio. Woher weißt du das? fragte er.

Zweifle nicht daran, daß jede Silbe wahr ist. — Wo ist Felice?

Wie immer in lustiger Gesellschaft.

Weiß er, wie es um dich steht?

So ziemlich, doch er ist zu leichtsinnig, um es sich zu Herzen zu nehmen.

Bist du sicher, daß er thut, was — nöthig ist?

Wenn es gilt, dem Gaffori eine Kugel durch den Leib zu jagen und ich ihn an meiner Seite habe, so wird er richtig zielen, doch wie soll es geschehen? Ich habe vergebens auf einen Plan gesonnen.

Er ist fertig, sagte Therese, bemühe dich nicht weiter. Lebt Felice noch mit Francesco in guter Freundschaft?

Der Eine paßt zu gut zu dem Anderen, daß nicht Beide zusammenhalten sollten. Im Nothfall, denkt Felice, kann sein Freund auch wohl etwas für ihn thun.

So sage ihm, daß er Francesco heimlich auf morgen Abend zu mir bestellt. In dem Gartenhäuschen wollte ich ihn erwarten. Er soll ihn schwören lassen, kein Wort zu verrathen, es sey eine Sache von großer Wichtigkeit, die sein eigenes Heil betreffe.

Was hast du vor? fragte Romei erschrocken und erstaunt.

Du hast nichts weiter zu thun, fuhr Therese unbewegt fort, als wo du kannst, das Mährchen weiter zu verbreiten, daß wenn das Parlament beisammen, Gaffori sich zum Könige ausrufen lassen wird. — Jetzt, gute Nacht!

Romei schwieg lange sinnend still, endlich aber sprach er zu sich selbst: Jage dein Wild nur in mein Garn und siehe zu, was dir übrig bleibt. Eines Mannes Todfeind kann sein Freund werden, aber eines Weibes Rache ist unersättlich. Sie hat den Cervoni gewonnen und wird Francesco gewinnen. Du bist verloren, Giampietro Gaffori!

15.

Am nächsten Abend geschah es so. Francesco schlich heimlich in den Garten und als er sich dem Häuschen näherte, richtete sich eine dunkle Gestalt von der Bank auf und sprach zu ihm: Seyd willkommen, lieber Francesco; ich danke Euch, daß Ihr meiner Bitte folgtet.

Was ist es, erwiderte Francesco, womit ich Euch dienen kann?

Setzt Euch zu mir, sagte sie, so sollt Ihr es hören. Er that nach Ihrem Willen und sie legte ihre Hand vertraulich auf ihn. Ihr seyd ein Mann von Muth und Vaterlandsliebe, begann sie darauf; ich hoffe auch, Ihr seyd mein Freund geblieben, wie ich immer Eure Freundin war.

Zweifelt nicht daran, versetzte er verwundert über diesen Anfang.

Als Eure Freundin habe ich Euch eingeladen, um mit Euch von Euch selbst zu sprechen, fuhr sie fort, denn Recht scheint es mir, Euch vor falschen Freunden zu warnen, vor solchen, die es am wenigsten seyn sollten.

Wie soll ich das verstehen? fragte er.

Therese schwieg darauf.

Warum hat Euer Bruder, der so mächtig ist, Euch kein Amt gegeben, keinen Platz, der sich für Euch schickt? fuhr sie endlich fort. Selbst für die Kompagnie von Corte wählte er andere Offiziere und schlug es denen ab, die Euch dazu in Antrag brachten. Warum hält er Euch in Abhängigkeit und Dürftigkeit, macht Euch zu seinem Schreiber und setzt Euch so herunter, daß die Meinung entstehen muß, Ihr wäret ein wüster Mensch, ohne Fähigkeiten, der nichts Besseres werth sey? — —

Meint man das von mir? fiel Francesco verlegen ein. Ich denke doch, daß man anders urtheilen sollte.

Hat Euer Bruder jemals Vertrauen in Euch gesetzt? Standet Ihr ihm jemals nahe? Zu untergeordneten Diensten wurdet Ihr jederzeit benutzt, und mehr habt Ihr auch niemals von ihm zu erwarten. — Ich weiß es gewiß.

Hat er das gesagt? fragte Francesco.

Ja, antwortete Therese.

Zu wem?

Zu Thomas Cervoni.

Zu ihm? Wann? fragte Francesco zweifelnd.

Als er es beklagte, einen solchen Bruder zu haben.

Er beklagte sich? Bei Gott! spricht weßhalb!

Therese ließ einige Augenblicke vergehen, dann sagte sie mit spöttischem Anklang: Thomas war in der Meinung, an Euch einen Nebenbuhler in meiner Gunst zu besitzen, obwohl ich ihm versicherte, daß dieß nie der Fall gewesen. Als er mit Eurem Bruder darüber sprach, da freilich erfuhr er andere Dinge.

Sagt aufrichtig, Francesco, fragte sie plötzlich abbrechend, habt Ihr je wohl Maria Anna bekannt, daß Ihr niemals ein Gefühl für mich empfandet, sondern allein nur für sie, für Eures Bruders herzliebsten, höchsten Schatz?

Sie lachte muthwillig auf, während seine Finger eiskalt sich zusammenzogen. Nein, sagt mir, fuhr Therese fort, habt Ihr zu ihren Füßen gelegen und um Liebe gefleht, bis sie Euch fortgestoßen und gedroht, Giampietro sollte Euch zur Vernunft bringen?

Wer sagt das? fragte er erstickt von Scham und Wuth.

Giampietro erzählte es an Thomas. Er spottete über Eure wahnsinnige Narrheit, wollte beweisen, welche

Mißgeburt Ihr seyd, wie tief verachtet von Maria Anna, und von ihm selbst, wie unfähig zu jeder ernsten Thätigkeit. Er hat Euch verläumdet, Francesco. Ist es nicht so?

Der Nichtswürdige! rief Francesco mit zitternder Stimme.

Es ist nicht wahr! Ihr habt Euch niemals so weit vergangen?

Nein! nein!

Dann doppelt erbärmlich von ihm und von ihr, Euch so zu schänden. Kann ein Bruder so an dem Bruder handeln?

Mag er dafür verflucht seyn! stöhnte Francesco, und sie — sie!

Sie verachtet Euch, die Frau Präsidentin, sagte Therese, und er behandelt Euch als einen albernen Tropf, der in seiner Narrheit doch als Fußschemel dient. Habt Ihr keinen Ehrgeiz, Francesco? Seyd Ihr ein Mann, der solche Schmach duldet?

Ich will es nicht dulden! nein!

Habt Ihr wirklich so viel Muth, Euch zu rächen? fragte sie ihn hohnvoll aufreizend.

Rache! ja Rache! schrie er zähneknirschend.

Hört an, fuhr sie fort. Wenn das wahr ist, wenn Ihr Muth besitzt, wenn Euer Vaterland Euch höher steht, als dieser unnatürliche Bruder, dann habe ich Euch ein Wort zu sagen. Wollt Ihr, daß ich sprechen soll?

Sprecht! sprecht!

Wißt, daß es Männer gibt, die Giampietro als den Quell allgemeinen Unglücks betrachten. Wißt, daß es Männer gibt, welche Euch ihre Hände reichen wollen zu einem Bündniß gegen ihn, der durch seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht Corsika ins Verderben stürzt. Wie er Euch umheuchelt und betrügt, so betrügt er Alle. Immer wird er Euch niedrig halten und als Thoren betrachten; so zeigt ihm denn, daß Ihr klug und ein Mann seyd. Die, mit denen Ihr Euch verbündet, werden Euch werth halten und belohnen. Sie werden Euch reich und geachtet machen, Ihr werdet mächtig und geschätzt seyn.

Ich will Rache an diesem falschen Weibe! murmelte Francesco seine Fäuste ballend.

So rächte Euch an dem, den sie als ihren Heiland anbetet, antwortete Therese. Auge um Auge! Er hat Euch verrathen, vergeltet es ihm. Große Thaten hat unser Volk aufzuweisen. Hat Sampiero nicht mit eigener Hand seine Gattin gemordet, daß sie ihn verrieth? Erschlug nicht ein Pozzo di Borgo seinen Sohn, der es mit dem Feinde hielt? Haben Brüder sich nicht oft um geringe Dinge mit ihren Kugeln niedergestreckt? Francesco saß brütend still.

Was sagt Thomas Cervoni? fragte er dann plötzlich.

Daß es Zeit sey, das Vaterland zu retten.

Nun bei Gott! rief Francesco, wenn Er, der geschmeichelt und geliebt wurde mehr als das eigene Kind, seine Hand gegen ihn aufhebt, dann will ich es zehnmal thun, den sie erniedrigen und verachten!

Ihr habt Recht dazu!

Mag's in die Hölle führen, in ewige Verdammniß, sagte er, gleichviel. Ich will Euch folgen, wohin es geht. —

Da nahm ihn Therese Romei bei der Hand und sprach: Vieles mag ein Mensch vergeben und vergessen, nur verrathene Liebe nicht! Kommt jetzt, Francesco, laßt uns zu meinen Brüdern gehen, sie erwarten uns. — Und sie führte ihn ins Haus, wo die beiden Romei ihnen freudig entgegenkamen; dort saßen sie beisammen bei Wein und Mahl, und als die Hähne krähten, schlich Francesco behutsam leise, wie ein lauernder Bandit, durch die öden, finsteren Straßen, wo kein Lichtschein flimmerte, als aus seines Bruders schmalem Fenster. — Er ballte die Faust hinauf und lachte, ohne daß ein Ton hörbar wurde. Es war ihm, als ständе Maria Anna dort oben, mit demselben Gesicht, womit sie ihm zugerufen, daß er ein wahnsinniger Narr sey, und seine Brust füllte sich mit kochender Wuth. — Wie höllisches Feuer verbrannte es ihm Herz und Hirn; so lag er die ganze Nacht über, erst am Morgen schlief er ein.

Aber an diesem Tage war Francesco doch weder müde, noch konnte der schärfste Blick an ihm ein Unbehagen entdecken; es fühlen vielmehr, als sey er nie so rasch und munter, so froh und lebendig gewesen. An diesem Tage erließ Giampietro Gaffori die Proklamation, welche das corsische Parlament nach Corte berief, um über die Verfassung zu berathen, und dabei gab es viel zu thun: Briefe zu schreiben, Boten abzufenden, die Wartenden anzuhören, die Kommenden zu empfangen, Anträge zu erfüllen, mit dem Podesta zu unterhandeln, den viel bedrängten Gouverneur zu unterstützen und ihm zu berichten. Francesco that dieß Alles mit Freudigkeit und Eifer, und mit solcher Umsicht, daß Gaffori ihm, als endlich der heiße Tag vorüber war und die Familie beisammen saß, Lobsprüche und Dank sagte.

Ich freue mich, sprach er, daß ich dich hier habe, lieber Francesco, und Du so tüchtige Beweise lieferst, wie männlich wacker und geschickt du auch zu pünktlichen, klugen Diensten brauchbar bist.

Hat Jemand daran gezweifelt? fragte Francesco lächelnd.

Er, sagte Gaffori, es gab Leute genug, die dich für so liebesstoll und närrisch stellen, daß sie mir riethen, dich um jeden Preis vernünftig zu machen.

Ich hoffe, daß ich es immer mehr werde, versetzte Francesco demüthig, indem er seines Bruders Blicken folgte, die sich schelmisch auf Maria Anna richteten. Die junge Frau erwiderte dieß aber nicht, sie blickte auf ihre Arbeit und nickte nur leise dazu. Gaffori aber fuhr fort: Bleib bei diesen Vorsätzen, Francesco, du kannst nichts Besseres thun. Das Parlament wird es nicht anders wollen, es wird mich an die Spitze

des Staates stellen, dann ernenne ich dich zum Generalsekretär.

Und wenn der König den Thron besteigt, habe ich Aussicht vielleicht sogar Minister zu werden.

Wenn ich mich krönen lasse, sollst du eben so gewiß Minister werden, wie der würdige Propst Erzbischof.

Wir halten dich beim Wort, denn wie man allgemein sagt, werden die Anstalten schon dazu getroffen, lachte Francesco.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 19. Dezember: Die preußische Diplomatie hat so eben einen herben Verlust erlitten; der hiesige Gesandte, Graf Albert v. Pourtales, ist gestern Nachmittag plötzlich, im Alter von 49 Jahren, gestorben. Er war nach der Krönung von Berlin direkt auf sein Schloß Oberhofen am Thuner See gegangen, und von dort erst vor acht Tagen wieder hierher zurückgekehrt. Auf der Reise hatte er wiederholt Unpäßlichkeiten verspürt, so daß er den letzten Festlichkeiten in Berlin schon nicht mehr beiwohnte. Da sich in Paris jedoch nicht im Entferntesten ernstere Symptome eingestellt hatten, so war Graf Pourtales der besten Hoffnung, sich schnell wieder zu erholen. Vorgestern Abend fuhr er aus, kehrte aber sofort wieder zurück, und als er die steinerne Treppe nach dem Vorsaal hinaufstieg, wurde er von einem Schwindel befallen und sank um. Ein Fußbad schien den Ohnmachtsanfall wieder beseitigt zu haben. Die Aerzte riethen zu einem Aderlaß, den er aber ausschlug. Gestern hütete der Graf das Bett, nahm ein Brechmittel, und rauchte um 4 Uhr noch eine Cigarette. Er schlummerte darauf ein, und entschlief sanft gegen 5 Uhr. Da er alle Anwesenden aus dem Zimmer hatte gehen lassen, um zu schlafen, und Niemand eine Ahnung von Gefahr haben konnte, so fand man ihn, ohne daß man eine Bewegung gehört hätte, leblos im Bette. Der Schmerz seiner Familie und des Gesandtschaftspersonals ist unbeschreiblich, die Theilnahme in Paris innig und allgemein. Das Leichenbegängniß findet übermorgen statt; doch wird Graf Pourtales nicht hier, sondern in der Schweiz in seiner Familiengruft beigesetzt werden.

Aus Göppingen schreibt man: Wir hören wieder viel von dem Haberfeldtreiben aus dem bayerischen Hochlande; eine ähnliche Volksvehme hat sich in hiesiger Gegend erhalten. Wird in einem Dorfe kund, daß eine Ehefrau von ihrem Manne thätlich mißhandelt worden, so verbreitet sich alsbald die Kunde: heute Nacht wird dem N. N. geknallt. Gegen 11 Uhr Nachts vernimmt man einzelne Peitschenknalle, bis das Knallen zu einer Stärke anwächst, wie von einem militärischen Rottenfeuer. Wieder lautlose Stille, eine Stimme ahmt das Jammern der mißhandelten Frau, eine andere das Rumoren des zornigen Gatten nach. Wagt dieser aber sich in den lohenden Haufen, so empfindet er die Peitschen auf seinem Rücken.

Die „Eidg. Ztg." berichtet aus Altdorf von einer uralten Rechtssitte, dem hohen Gassengericht, das immer noch von Zeit zu Zeit geübt wird. Wenn nämlich bei Rechtsstreitigkeiten ein Dringlichkeitsfall vorhanden ist, so schreitet der Landammann auf spezielles Begehren zur Bildung dieses Gerichts auf folgende Weise: Er begibt sich mit dem Gesuchsteller auf die Gasse, bezeichnet, auf derselben vorwärts schreitend, die ersten Bürger, die der Zufall in den Weg führt, als Gassenrichter und heißt sie mit ihm kommen. Wenn die Zahl von wenigstens 8 Richtern, die aber auch auf 12 ansteigen darf, erreicht ist, so macht derselbe Halt, bildet einen Kreis um sich und legt dem auf diese Weise gebildeten Gassengerichte den Dringlichkeitsfall zur Entscheidung vor. Der Ausspruch eines solchen Gerichtes ist ebenso bindend und rechtskräftig, wie der eines ordentlichen Gerichts in gewöhnlichen Fällen.

Aus Anlaß des bevorstehenden 100jährigen Geburtstags des deutschen Philosophen und Patrioten Joh. Gottl. Fichte (19. Mai k. J.) hat sich in Sachsen, Fichte's Geburtsland, und zwar in seinem Geburtsorte Rammenau bei Bischofswerder in der Oberlausitz, ein Komite gebildet, um zur Feier dieses Tages die Errichtung eines einfachen, aber würdigen Denkmals daselbst zu bewerkstelligen.

Der berühmte Quellen-Entdecker Abbé Richard, welcher den Erzherzog Ferdinand Max auf einem Ausfluge nach Dalmatien begleiten soll, um in diesem wasserarmen Land verborgene Quellen aufzufinden, was sowohl der Bevölkerung, wie auch der österreichischen Marine sehr zu Statten käme, hat in dem Garten des Schlosses von Miramare bei Triest eine Quelle entdeckt, welche der erzherzoglichen Schloßverwaltung vielleicht eine Ausgabe von 3000 fl. jährlich ersparen wird, so viel die Beziehung des Wassers von Nabresina nach Miramare kostet.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 309 Samstag, 28. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

Wer sagt das? fragte Gaffori.

Du kannst es überall hören, antwortete Francesco, auf allen Straßen wird es erzählt. Der Stadtrath läßt deßwegen den großen Saal neu herrichten, und die Decke soll frisch vergoldet werden, eben so wie damals, als König Theodor hier einzog, nachdem das Parlament im Konvente von Alesani ihm die Krone zugesprochen. Das Volk freut sich dazu.

Freut es sich? sagte Giampietro, seine großen Augen aufschlagend.

Wie sollte es nicht! Es erinnert sich, daß du ihm diesen König gabst, du die Verfassung machtest, und ihn sie beschwören ließest. Es würden Wenige seyn, die nicht darüber jetzt noch mehr jubelten als damals.

Gib ihm die Freiheit, sprach Maria Anna, indem sie aufstand, deren bedarf das Volk, einen König bedarf es nicht.

Mit diesen Worten ging sie hinaus, Gaffori blickte ihr freundlich nach. Einen König bedarf Corsika nicht, sagte er, aber eine feste sichere Hand, mag sie den Namen haben, welchen sie will. Die muß vorhanden seyn. Es gibt keine andere als deine Hand, erwiderte sein Bruder.

Gaffori schwieg, dann sagte er mit fester Stimme: Nein!

So denken aber Alle, sie wissen es Alle und wünschen sich einen König, wandte Francesco ein.

Die erstarrende Härte, welche Gaffori's Gesicht annehmen konnte, breitete sich darüber aus. Die Menschen wollen einen Herrn, sprach er vor sich hin, indem er des Propstes Worte wiederholte.

Selbst die, welche vielleicht selbst einmal Lust empfanden, Herr zu werden.

Wer? fragte Gaffori.

O! mehr als Einer, doch Einer, vor Allen. Thomas Cervoni!

Giampietro's Mienen belebten sich. Hast Du ihn gesehen? begann er.

Gesehen und gesprochen. —

Was sagte er dir?

Er schien sich entschuldigen zu wollen, erwiderte Francesco spottend, daß er sich so lange zurückgezogen, fragte nach dir, that verlegen, und sprach endlich davon, wovon ganz Corte sich unterhält: daß das Parlament dir die Krone antragen werde.

Und was sagst er dazu?

Er hielt es für das Beste, das geschehen könne, und rühmte dich als den Würdigsten, den Einzigen! Dann murmelte er etwas, wie: er habe dich neulich beleidigt, wünsche dich zu versöhnen. So merkte ich denn wohl, daß dieser Trotzkopf auch zu Kreuze kriechen will, fügte er lachend hinzu, denn er sieht wohl, wie die Glocken hängen, und sucht sie läuten zu helfen.

Gaffori ging auf und nieder, und als sein Bruder schwieg, blieb er vor ihm stehen. Du sollst mir einen wichtigen Dienst erweisen, Francesco, begann er, kann ich auf dich rechnen?

Was gäbe es in der Welt, rief Francesco, wobei du nicht auf mich rechnen könntest!

So höre, erwiderte Gaffori dankbar seines eifrigen Bruders Hand drückend. Suche Thomas auf, bringe ihm meinen Gruß, sage ihm, wie sehr mich darnach verlangt, ihn zu sehen. Sage ihm, daß ich ihm Beweise bringen werde, Alles sey wahr, was ich ihm mitgetheilt. Ich wünsche eine Unterredung, er solle Zeit und Ort bestimmen; sicher sey ich, daß wir uns dann nicht trennen würden, ohne die alten Freunde zu seyn.

Ich will sogleich gehen, wo ich ihn finde, sagte Francesco, nicht rasten, bis ich ihn habe.

Wo meinst du, daß er seyn kann?

Jedenfalls da, wo er die Engel singen hört! rief Francesco lustig.

Gaffori's Augen ruhten auf ihm mit solcher Schärfe, daß er den Blick nicht aushalten konnte. Du gehst nicht gern dorthin, sagte er, doch thue es meinetwegen, lieber Francesco, du förderst eine gute Sache. Sey aber zufrieden, daß die Romei nach keinem Bündniß mit dir verlangten.

Antonio ist ein Bettler, wie man sagt.

Ein Elender! dessen Stunde nahe ist. Sey klug und richte deinen Auftrag so aus, daß Thomas ihn allein erfährt.

Nachdem Francesco dieß versichert, fügte der Doktor hinzu: Auch hier im Hause laß nichts verlauten, es muß ein Geheimniß bleiben zwischen uns. Bringe mir

die Antwort, daß es Niemand merkt. Nun geh und benimm dich geschickt.

Frohlockend ging Francesco. Einer steht uns bei, murmelte er, Gott oder Satan! Es geht genau danach, wie Theresa, es ersonnen und jetzt schickt er mich zu ihr, uns die Mitteln zu erleichtern. Narr du selbst, der seine Grube sich graben hilft; eitler, überweiser Narr, du wirst sehen, wie geschickt ich bin, wie ich deinen Lehren Ehre mache! Er nahm ohne zu säumen den geraden Weg in das Haus der Romei, und wiederum war es spät, ehe er es verließ. Die Brüder gingen mit ihm die Straße hinab bis an den Markt, dort sprachen sie lange heimlich und kehrten dann zurück. Und Francesco schlief einen ruhigen, festen Schlaf in der Nacht, er fühlte keinen Gewissenszweifel mehr. Er hatte den Romei erzählt, welchen Auftrag er erhalten, Wort für Wort, den ganzen Hergang! daran sah Antonio, daß das Schwert über seinem Kopfe schwebte, und Theresens Augen glühten, während sie verächtlich spottete. Beide aber legten Giampietro's Reden und was Maria Anna hinzugethan, arglistig aus. Es wurde dem Francesco gewiß genug, daß sein Bruder ihn immer noch als einen Einfaltspinsel behandle, den er verachte und verhöhne. Und er hatte diesen Hohn vor Thomas Cervoni ausgeschüttet, er hatte ihn beschimpft und als Narren und Elenden an den Pranger gestellt. Darauf hatte es Thomas diesem Weibe erzählt. Die Romei wußten es, und wie lange noch, so wiesen die Buben in Corte mit Finger auf ihn. Die Romei schworen zwar, daß kein Wort je über ihre Lippen kommen werde, aber sie nannten es eine Schandthat gegen Francesco, eine gemeine erbärmliche Verläumdung. Wäre jedoch wirklich ein Funken Wahrheit darin, dann um so mehr müßte es das tiefste Geheimniß bleiben. So nährten sie Schaam und Rachgier in Francesco und zeigten ihm die hochmüthige, verrätherische Maria Anna als den Quell aller Schmach, die ihm geworden. Endlich aber schürten sie den Brand mit entsetzlichen Schwüren und Verwünschungen gegen den Vaterlandsverräther, der Armuth und Freiheitssinn so lange geheuchelt, bis er nun die Königskrone in der Hand halte.

Denn also deuteten sie die Aeußerungen Gaffori's über die feste sichere Hand, welche Corsika's Geschick leiten müsse, und seine Beistimmung dazu, daß es keine andere Hand gebe als die seine, und lobten Francesco's Schlauheit, der den Verräther entlarvt hatte. Darum also war so viel Blut geflossen, daß das Land einen neuen Herrn bekomme, und wie viel Blut und Unglück werde nachfolgen! Es war dem Francesco zuletzt, als müsse er das Vaterland retten. Seine Ingrimm vermischte sich mit einem hochherzigen Haß gegen den ränkevollen, scheinheiligen Tyrannen des Volkes, und er suchte sich einzubilden, daß er eine glorreiche unsterbliche That beziehe, wenn er ihn vernichten helfe.

Als er erwachte, war dieß sein erster Gedanke. Er stand auf und überlegte kaltblütig nochmals Alles, was gestern zwischen ihm und seinen Verbündeten verabredet wurde; hierauf ging er zu seinem Bruder und trat zu ihm herein, wie er es oft gethan, mit dem Knaben auf dem Arm, der ihm entgegengesprungen, scherzend und lachend.

Das Kind umschlang des Oheims Hals, und Gaffori kam Beiden entgegen und betrachtete sie mit Freuden. Du liebst deinen Oheim wohl sehr, mein Luigi? fragte er.

Weil er so gut ist, antwortete das Kind. Und weil er mich und dich und die Mutter so lieb hat.

Nun, so wollen wir uns alle lieben und uns treu seyn zur aller Zeit! rief Gaffori, indem er Beide an sich zog, und eben trat Maria Anna herein, aber ihr sanftes, sonst immer freundliches Gesicht sah heute trüb und ernst aus.

Komm zu uns, liebe Maria Anna! sagte Giampietro, du gehörst zu unserem Liebesbunde.

Maria Anna heftete ihre Augen auf ihn und schien sein Gesicht zu durchforschen. — Du siehst mich sorgenvoll an, sprach der Doktor lächelnd, was ist es denn, das dich bedrückt?

Ich sehe dich an, antwortete sie, ob du aussiehst, wie ich dich in dieser Nacht sah, Giampietro.

Und wie saheſt du mich, Maria Anna?

Drei Blutstropfen auf deiner Brust standeſt du an meinem Bett.

Hörteſt du keine Eule ums Haus schreien, lächelte Gaffori, indem er sie umarmte, oder keine Hexe im Rauchfang? Kroch keine Schlange über deine Füße? Meine starke Maria Anna willst du abergläubig werden, wo die beste Zeit dazu vorüber iſt?

Sie blickte ihn noch immer an, aber ihr Gesicht war ruhig. Es iſt doch wunderbar, sagte sie, daß ich noch niemals solchen Traum hatte. Verachten darf man nicht Alles, was uns warnen soll.

Wo iſt denn Gefahr? fragte er sie küssend. Unsere Feinde sind besiegt, und vor einer Stunde erst empfing ich Nachrichten von Paris. Genua hat keinen Beistand fürder von dem König zu erwarten. Es soll nicht drei Monate mehr dauern, so wird die grüne Fahne in Bastia wehen. Aus England iſt mir Kriegsbedarf und Geld zugesagt, und mein Aufruf, den ich gestern an alle Corsen erließ, das Parlament zu beschicken und sich zum letzten Kampfe mit den Genuesen zu bereiten, wird das Volk begeistern und vereinigen. Große, schöne Zeiten werden kommen, geliebte Freundin, Zeiten des Segens und des Glücks!

So beruhigte er die bange Frau, und nach einiger Zeit war Maria Anna getröſtet über ihren Traum. Als Gaffori aber mit seinem Bruder allein war, fragte er sogleich nach Thomas Cervoni.

Es iſt Alles in Richtigkeit, sagte Francesco. Ich traf ihn bei den Romei, und er erwartet dich heute noch in der fünften Stunde.

In Soveria? unterbrach ihn Giampietro.

Rein er kommt dir entgegen. Oben auf dem Berge, an der Kapelle Maria zum Quell wird er dich erwarten.

Der Quell wird auch an ihm Wunder thun, seine Schmerzen werden dort heilen, erwiderte Gaffori. — Du sollst mich begleiten, Francesco, ich sehne mich nach dieser Stunde.

Auch ich! rief Francesco freudig.

16.

Der Tag verging in voller Thätigkeit, um die vierte Stunde aber nahm Gaffori sein Doppelgewehr von der Wand, maß Pulver in die Läufe und setzte Kugeln darauf; dann legte er Kugeltasche und Pulverhorn daneben, und sagte zu Francesco: Es ist einmal so, daß wir wie die Beduinen Afrika's niemals unsere Waffen vergessen dürfen, wenn wir unser Haus verlassen, doch wenn mir Gott noch wenige Jahre Leben gibt, soll es anders geworden seyn. Ich will es dahin bringen, daß Jedermann in Frieden Corsika bereisen kann, von einem Ende zum andern, ohne den Mörder zu fürchten. Ist dein Gewehr in Ordnung, Francesco?

Vollkommen bereit, wie ich selbst, war dessen Antwort.

So will ich Maria Anna Lebewohl sagen. Sieh du nach den Pferden.

Sogleich, sagte Francesco.

Er räumte noch die Schriftstücke zusammen, mit welchen der Tisch bedeckt war. Gaffori trat an einen Schrank, nahm ein Päckchen Papier und steckte dieß in seine Tasche, dann ging er hinaus. Francesco horchte einen Augenblick, darauf ergriff er das Gewehr auf dem Tische, holte einen Stock hervor, der im Winkel stand, und mit der daran befestigten Schraube zog er eilig und mit Geschicklichkeit die Kugeln heraus. Ein hähmisches Lachen flog über sein Gesicht, als er sie von sich warf. Schnell lief er in seine Kammer, nahm seine eigenen Waffen, sprang die Treppe hinab nach den Pferden und erschien mit diesen an der Thür, eben als Gaffori, begleitet von Maria Anna, heraustrat.

Du willst mir nicht sagen, wohin du gehst? fragte die Frau.

Du sollst es wissen, so bald ich wiederkomme, antwortete er.

Und wann kommst du wieder, Giampietro?

In zwei Stunden, Liebe, oder in drei, und höre: ich bringe einen Freund mit. Richte uns ein Mahl zu, so prächtig es geschehen kann; wir wollen froh beisammen seyn.

Mußt du mich heut verlassen, theurer Freund?

Ich muß, Maria Anna. Du wirst mich für diesen Weg segnen.

Dann geh in Gottes Hut, mein Giampietro. Ich segne dich zu aller Zeit.

Das waren ihre letzten Worte. Er sprang die Stufen hinab, gleich darauf saß er zu Pferde, und wie er ihr zunickte, kam es ihr vor, als sähe er wieder so aus, wie er ihr im Traum erschienen. Eine jähe Angst überfiel ihr Herz, sie hätte aufschreien mögen, aber sie überwand sich, und nach wenigen Augenblicken war es zu spät. Die Reiter jagten rasch davon, Maria Anna ging stumm in das Haus zurück.

Da stand sie in dem stillen Zimmer und ihre Augen blickten furchtsam nach allen Winkeln, als müßte in einem derselben etwas Schreckliches verborgen seyn, das plötzlich auf sie losspringen würde. Die entschlossene Frau, welche so viele angstvolle Stunden voll großer Gefahr muthig verlebt hatte, zagte vor einem Traumgesicht, das nicht von ihr weichen wollte, und sie preßte ihre Hände schmerzlich zusammen, während sie sich bemühte, ihre Furcht zu belächeln.

In dem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen und der Propst stedte sein Gesicht herein. Wo ist er? fragte er, wo ist der weise König Salomo?

Gaffori ist fortgeritten.

Wohin?

Warum fragt Ihr?

Mit wem?

Mit Francesco.

Habt Ihr keine Vermuthung, Frau, rief der alte Priester heftig, wohin er ging?

Maria Anna nickte sprachlos. Dann schrie sie plötzlich auf: Was wißt Ihr von ihm, mein Vater? Was wißt Ihr?

Ich weiß nur, sagte der Propst, daß Francesco gestern bis spät in die Nacht bei den Romei war, und daß diese ihn begleiteten, als er ging. Dieß erzählte mir so eben ein Mann, der es gesehen hat und bei mir stand, als die Romei nach Soveria hin an uns vorüberritten.

War Thomas Cervoni bei ihnen? fragte Maria Anna.

Thomas ist in Niolo seit zwei Tagen bei seiner Mutter.

Wißt Ihr das gewiß?

Vor wenigen Stunden habe ich einen Brief der Frau Giovanna erhalten. Sie bittet mich, zu ihr zu kommen, wichtiger Sache wegen.

Fort! schrie Maria Anna mit flammenden Augen, ruft Verrath! ruft unsere Freunde! Ich hörte, wie Francesco schwor, daß er Thomas gestern bei den Romei getroffen, und er Gaffori bei Maria zum Quell erwarten wolle.

Und wie sie dieß gesagt, sprang sie hinaus auf den Altan und schrie mit ihrer starken Stimme: Verrath! Verrath! Bürger von Corte. Helft Eurem Gouverneur, er ist verrathen!

Da war in wenigen Minuten ein Volkshaufe versammelt, Maria Anna mitten darin. Und rasch hatten an zwanzig Männer ihre Waffen und Pferde zur Stelle, und alle folgten der tapferen Frau und dem

greisen Propst, der mit jugendlicher Kraft sich in den Sattel schwang, um seiner Freundin beizustehen.

Sie jagten über die Ebene fort, dem waldigen Bergzuge entgegen, auf dessen Höhe die Kapelle stand, und sahen sie bald hinter den alten Kastanien. In einem Hohlwege floß der Quell nieder, zu beiden Seiten standen Bäume und dichtes Gebüsch, und eben hatte Maria Anna's schnaubendes Roß den Anfang dieses Weges erreicht, als über ihr auf der Berghöhe ein Schuß fiel, darauf ein zweiter, dann drei fast zu gleicher Zeit. Es erschracken viele der Männer davor und ein Geschrei erhob sich, aber von Maria Anna kam es nicht. Sie erblaßte nicht und zitterte nicht. Sie trieb das Thier vorwärts, daß es im vollen Lauf über Steine und Gerüll setzte, und als der Weg allzusteil wurde, sprang sie herunter und klomm so schnell zur Höhe hinauf, daß die Andern ihr nicht zu folgen vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Verehren, Begehren und Ernähren.] Ein Wiener Feuilletonist sagt: Die Mädchen im Durchschnitt wollen nichts, als Verehrer; die Mütter wollen nichts, als Begehrer; die Väter endlich wollen nichts, als Ernährer, und es bedarf eines Umlaufs von einigen Kometen, daß Verehrer, Begehrer und Ernährer in einer Person id est Mannsperson, zusammenfallen. Von 100 Männern, die ein Mädchen umgaukeln, sind 98 Verehrer, $1^1/_2$ Begehrer und nur ein halber Ernährer! Es ist aber auch leicht unsere Mädchen verehren, noch leichter sie begehren, aber es ist verdammt schwer, sie zu ernähren! — Denn wenn wir sie verehren, so verehren wir sie allein; wenn wir sie ernähren, so ernähren wir Schuster und Schneider und Juweliere und Putzhandlungen, die gar nicht zu den guten Handlungen gerechnet werden! Unsere Mädchen verehren sich selbst zu viel, als daß wir sie noch verehren sollten; sie begehren selbst zu viel, als daß sie viel begehrt werden sollten, und sie ernähren zu viel Marchandes des modes, als daß man sie selbst ernähren könnte. Die Verehrungsmittel sind so wohlfeil und die Ernährungsmittel sind so theuer! — Verehren können wir die Frauenzimmer stets auf dieselbe Weise, aber ernähren müssen wir sie alle Augenblicke anders, wie es die Mode will; deßhalb bleibt das Verehren stets modern, aber das Ernähren kommt ganz aus der Mode!

Der verewigte Prinz-Gemahl Albert von England vereinigte in seiner Person folgende Emolumente, Privilegien, Titel und Ehrenämter: eine Apanage von 30,000 Pfd. St., den Titel „Königliche Hoheit", das Recht, sein Hauswappen mit dem Königswappen von England zu kreuzen, und Vortritt zunächst nach der Königin. Er war Mitglied des geheimen Raths, Ober-Rentmeister (Chief Steward) des Herzogthums Cornwall und Lord Wardein der Zinnbezirke (Stanaries), Governor und Constable des Windsorschlosses, Oberförster (Grand Ranger) von Windsor-Park, St. James-Park und Hyde-Park; Feldmarschall und Oberst (Colonel in Chief) der Schützenbrigade, Oberst der Grenadier-Garde, General-Kapitän und Oberst der City of London Artillery Compagny; Ritter des Hosenbands, des (schottischen) Distel- und des (irischen) St. Patrick-Ordens, Großkreuz und Großmeister des Bath-Ordens, desgleichen Ritter des goldenen Vließes. Ferner, was scholastische Würden betrifft, Kanzler der Universität Cambridge, Doktor beider Rechte (von Oxford honoris causa verliehen) und Ph. Dr. ꝛc.

In Paris ist ein Maler von 30 Jahren verhaftet worden, der einen Fabrikanten aufgefordert hatte, 2000 Franken bei einem Weinhändler niederzulegen, sonst würde er ihn ermorden, wie er bereits sieben Personen und noch vor einigen Tagen einen Einwohner von Passy, den man dort in der Seine versenkt finden werde, durch vier prachtvolle Messerstiche ermordet habe. Am nächsten Tage erhielt der Fabrikant einen Brief von einem angeblichen geheimen Polizeiagenten Chauvette, worin ihn dieser unter Beilegung einer Karte der Sicherheitspolizei aufforderte, die 2000 Franken an dem angegebenen Ort zu deponiren und dieselben am Sonntag Morgen auf seinem Bureau wieder in Empfang zu nehmen. Der Brief war natürlich von einem Mitthelfer geschrieben. Die wirkliche Polizei rieth indeß dem Fabrikanten, das Geld zu deponiren und fing den Verbrecher, als er es abholte, richtig ab.

Rektor und Senat der Universität Greifswald machen eine Preisausschreibung der dortigen „Rubenowstiftung bekannt. Es sind zwei Stoffe zur Bearbeitung gegeben: „1) Geschichte der Staatswirthschaft des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg" und 2) Geschichte der Umwandelung der ältern deutschen Gerichte in gelehrte Gerichte." Die Einsendung der Arbeiten soll bis Ende März 1866 erfolgen; die in Aussicht gestellten Prämien betragen 200 bis 800 Thaler.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 310 Sonntag, 29. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Fortsetzung.)

So erreichte sie den Waldplatz, der zur Kapelle führte, und über das Buschwerk zu ihr her zog noch der Pulverdampf einen bläulichen Streif. Zwischen den Waldbäumen jagte ein reiterloses Pferd, und dort hinter den großen Steinen richteten sich menschliche Gestalten auf; eine davon schaute sich um, es war Francesco —

Wo hast du deinen Bruder Giampietro gelassen! rief Maria Anna auf ihn zueilend.

Entsetzen schien ihn zu ergreifen, als er sie erblickte, darauf folgte ein Hohngelächter. Neben ihm tauchte der fürchterliche Kopf des Antonio Romei auf. Nimm ihn! hier ist er, schrie er, dann waren sie verschwunden. Gleich darauf aber sah Maria Anna drei Männer auf ihren Pferden, die beiden Romei und Francesco, und vor ihr, unter dem langen zertretenen Grase lag ein regungsloser Körper.

An seiner Seite kniete sie nieder, thränenlos, lautlos hob sie das blasse Haupt auf in ihren Arm. Blut quell aus drei tiefen Todeswunden und floß auf ihren Schooß, auf ihre Hände. Giampietro Gaffori lag ermordet.

In dem Augenblick langten die Bürger von Corte bei ihr an und als sie das Entsetzliche sahen, brach ihr Jammer aus. Sie sprangen von den Rossen und umringten die Leiche des geliebten, großen Todten mit verzweifelten Klagen, doch Maria Anna ließ den Kopf des Helden aus ihrem Arme sinken, stand auf und rief mit stolzer Geberde: Euern Freund erweckt ihr nicht wieder zum Leben, ihr Männer. Dort fliehen seine Mörder. Laßt sie nicht entrinnen! Rächt Giampietro Gaffori!

Und dieses Aufrufs bedurfte es nur, um corsische Rachegluth in jedes Herz zu werfen. Nach wenigen Minuten war der ganze Hause hinter den Romei her, wildes Geschrei hallte durch die Berge. Flintenschüsse fielen, bis immer ferner, immer schwächer der Lärm verhallte.

Niemand war bei Maria Anna zurückgeblieben denn der alte Propst allein, und nun stand er, sein weißes Haar vom Winde gepeitscht, seine Augen verdunkelt von dem Weh, das sein Herz zerbrechen wollte, wie das zerbrochene Herz vor ihm, das seine rothen Wellen über Gras und Blumen ausströmte. Sonnengezitter drang durch die rauschenden Bäume und fiel auf den Todten. Der lag mit offenen hellen Augen, die stolze Stirn fleckenrein, schön und edel noch jetzt sein bleiches Antlitz, entschlossene Ruhe darin, die seine Feinde in Schrecken setzte, seinen Freunden Muth und Glauben gab.

Warum warst du kein Corse! rief der Propst in seinen Schmerzen, warum, o du großmüthiger Mensch, wolltest du besser seyn, als Menschen sind? Wehe! wehe! Giampietro, wo ist nun dein hoher Glaube, wo ist dein Glück! Ach! wo ist die Krone für deine edles, verrathenes Haupt!

Da hob sich Maria Anna empor und sprach: Unverwelklich und ewig wird er sie tragen. Länger als Gold und Erz wird sie dauern. So lange Menschen leben in diesem Lande, so lange die ewigen Berge stehen, wird Gaffori seine Krone tragen, und sie werden ihn segnen und wieder segnen und zu ihm rufen, wenn Gefahr droht. Gott hat dich mir genommen, mein Giampietro, Gott hat es so gewollt! O, mein Geliebter! mein Bruder! wir müssen stark seyn und ergeben, wie du es warst.

Sie nahm ihr weißes Mandile und band es um sein blutiges Herz, dann mit wunderbarer Kraft nahm sie ihn in ihre Arme und mit Hülfe des Propstes trug sie ihn in die Kapelle und legte ihn vor den Altar der Gottesmutter. — Geht jetzt, mein lieber theuer Freund, sagte sie voll standhafter Fassung, und schafft uns Hülfe, daß wir ihn in sein Haus bringen, ich will bei ihm wachen und beten.

Der Propst hatte nicht weit zu gehen. Es kamen Viele ihm entgegen, denn daß Giampietro Gaffori in Gefahr sey, hatte ganz Corte mit Angst erfüllt. Männer und Weiber liefen auf den Weg nach Soveria, sie hatten das Schießen in den Bergen gehört; als sie aber den Propst sahen, den trostlosen Schmerz in seinem ehrwürdigen Gesicht, da wußten sie das Unglück noch ehe er es ausgesprochen. Mit Thränen und Jammergeschrei folgten sie ihm, doch das verstummte, als sie zu der Kapelle kamen und dort Maria Anna erblickten, wie sie groß und ernst neben dem Todten stand.

Es wußte Jeder, wie sie ihn geliebt, es wußte auch

Jeder von welchem hohen Geiste sie war. Sie ordnete die Bahre für den Todten und ging neben ihm ohne Klage, ohne Laut, ihn fest anschauend, und das Volk folgte stumm ihr nach, als fürchte es, die Heilige zu stören, die nicht wie ein irdisch Weib um ihren Gatten trauerte.

Während dieß nun geschah, saß im Ländchen Niolo oben in der Casa Cervoni, Thomas bei seiner angebeteten Geliebten. Therese kam schon am frühen Morgen, und nie war sie schöner und reizvoller ihm erschienen. Ein Diener begleitete sie, doch sie selbst hatte die städtische Tracht abgelegt und saß in weiter faltiger Faldette auf dem zierlich geschmückten Rosse. Auf dem Kopf trug sie das artige runde Hütchen der Mädchen und Frauen von Soveria mit Blumen besetzt, und darunter fiel ihr glänzend schwarzes Haar in zwei Flechten, die mit roth und goldiger Schnur durchflochten, auf ihren Rücken. Als Thomas sie so sah, bebte sein Herz vor Freude. Er lief ihr entgegen, und sie sprang in seine Arme, mit Küssen und mit Liebesnamen, die ihm ganz den Kopf verwirrten. Was hatte dieser teuflische Gaffori doch ausgesonnen, um ihn zu verblenden! Wie gut, daß er ihn mit Verachtung zurückgestoßen und alle seine Netze mit einem Schnitt zerschnitten hatte!

Unter diesen Vorstellungen verlebte Thomas den Tag in heiterster Weise. Seine Mutter hatte Therese wohl empfangen, und diese beschäftigte sich um sie, nach ihrer Zufriedenheit strebend. Gewiß wußte sie auch, wie nöthig ihr solche sey, denn seit Nonel's Geldverlegenheiten zugenommen, konnte sie wohl bemerken, daß die Wittwe, wenn sie diese besuchte, sie mehrmals kalt genug aufgenommen hatte. Heute jedoch war dieß nicht so merklich der Fall. Frau Giovanna ließ zwar nicht ab von ihrer förmlichen Weise, doch konnte Therese zufrieden mit ihren Blicken und Mienen seyn, die ein Wohlgefallen ausdrückten, das ihrer Tracht und Erscheinung zunächst gelten mochte, welche sich aber noch mehr erweichten, als das schöne Mädchen so zuthunlich und kindlich sich benahm, wie sie es gern sah.

Es währte auch nicht lange, so nahm die Wittwe, als sie neben ihr stand, sie in ihren Arm, blickte scharf in ihr Gesicht und küßte sie auf die Stirn. Thomas hat mich befragt, sagte sie, wann es mein Wille sey, Euren Hochzeitstag anzusetzen, und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Sinn sich nicht geändert hat. Als ich Eure Hände zusammenlegte, sprach ich, daß er dich im October in sein Haus nehmen soll, nun ist diese Zeit gekommen. Ich habe an den Propst Aldovi geschrieben, ihn gebeten, mich zu besuchen, und will mit ihm die Kirchenfeier verabreden. Dann könnt Ihr in zwei Wochen Mann und Frau seyn und Eure Unruhe in Frieden lösen. Bist du es so zufrieden.

Alles, theuerste Mutter, was du thust, ist gut, antwortete Therese freudig aufblickend und dann langsam die Augen niederschlagend. Doch, ich weiß nicht, fuhr sie zögernd fort, ob Thomas dir auch von meinem Bedenken gesagt hat, ob er —

Du thatest Recht, mein Kind, fiel die Wittwe ein. Thomas verschweig mir nichts, du wolltest deine Ehre bewahren und deines Gatten Ehre. Aber wann haben die Cervoni es gelitten, daß ein Unschuldiger büße für fremde Schuld? Wann haben sie sich gefürchtet, wo es galt zu thun, was sie beschlossen? — Hat dein Bruder, fuhr sie mit härterer Stimme fort, auch nicht so gehandelt, daß es zu loben wäre, so ist eines Mannes Thun doch seine Sache. Du leidest genug, arme Therese, wenn er, was dein war, mit dem Seinen verlor, doch darum bist du mir nicht weniger lieb, und mein Sohn kannte seine Mutter, wenn er schwor, daß Du mir willkommen seyn würdest auch ohne Hochzeittruhe.

Therese dankte gerührt und freudig und nochmals küßte sie die Wittwe.

Bewahre du stets des Hauses Ehre, dessen Namen du führen wirst, sprach sie dabei, dann bringst du den rechten Segen mit, allen andern können wir missen.

Das will ich vor aller Welt und zu aller Zeit! rief Therese, nichts auf Erden soll mir jemals theurer seyn, als der Ruhm und die Ehre der Cervoni.

Nun kam Thomas herbei, und es vergingen glückselige Stunden, bis sie endlich am Nachmittage beisammen in der Laube von spanischem Ginster neben dem Hause saßen und unter mancherlei Lust und Neckereien von der Hochzeit und deren Festlichkeiten sprachen. Es wurden Viele genannt, welche dazu eingeladen werden sollten, nur Einer nicht, dessen Name doch der erste seyn mußte, bis endlich die Wittwe sich zu ihrem Sohne wandte. Warum sprichst du nicht von Giampietro Gaffori? fragte sie.

Weil ich ihn nicht einladen will, antwortete Thomas.

Frau Giovanna schwieg zuerst, darauf versetzte sie: Das würde eine Schmach seyn vor allem Volke, aber sie würde auf dich zurückfallen.

Keine Schmach wird mich treffen! rief er, seine Stirn faltend. Niemand ladet zur Hochzeit ein, den er nicht mag. Wäre es auch der Gouverneur.

Sprich von ihm, wie es sich gebühret, sagte die alte Frau. Er war deines Vaters Freund und war der deine.

Nicht mehr — fuhr Thomas auf. Es ist mit dieser Freundschaft für immer vorbei, Mutter; du weißt es, was geschah und was mich von ihm trennte, aber du weißt nicht Alles.

Die Wittwe schwieg nochmals. Du mußt wissen, was du thust, Thomas Cervoni, sagte sie endlich, aber Giampietro Gaffori hat Corsika frei gemacht von den Genuesen; groß ist sein Ruhm, und seine Feinde sind des Volkes Feinde.

Thomas gab keine Antwort, er sah zornig vor sich hin. Therese lächelte ihm zu, streichelte die Falten von

seiner Stirn und flüsterte in sein Ohr. Plötzlich wandte sich Frau Giovanna zu ihr. Bist du denn damit einverstanden, fragte sie, daß Thomas also handeln will, wie es Niemand gefallen wird?

Sicherlich hat er reifliche Gründe dafür, theure Mutter, antwortete Therese, ich maß mir nicht an, diese zu beurtheilen.

Gründe genug! rief Thomas heftig, um mehr noch zu thun gegen einen Verläumder und Verräther.

Die Wittwe blickte ihn mit ihren kalten strengen Augen durchdringend an. Was ist das? fragte sie. Wen hat Giampietro Gaffori verrathen? Und als sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: Immer war er edel und gerecht, wahrhaft und großmüthig, selbst gegen seine Feinde.

Sie sprach nicht weiter, denn es näherten sich Männer dem Hause, und bald sahen sie, daß es die Vorsteher der Gemeinde waren. Voran ging ein kräftiger, kühn blickender Hirte, seinen rauhen Mantel auf der Schulter, den Karabiner in der Hand. So waren sie alle bewaffnet.

Als Thomas sie sah, trat er ihnen entgegen. Seyd willkommen Freunde, sagte er, was bringt Ihr mir?

Wir kommen zu dir, Thomas Cervoni, begann der Sprecher, um dir einen Brief zu zeigen, den ein Bote des Gouverneurs zu uns herauf gebracht hat. Er ist an mich gekommen, da ich der erste Preposto der Gemeinde bin.

Was sagt dein Brief, Orso Vavo? fragte Thomas.

Er sagt Zweierlei, mein Herr. Daß wir einen Abgeordneten nach Corte hinab senden sollen zu dem Parlament, welches Mitte dieses Monats sich dort versammeln wird, um Corsika seine Verfassung zu geben, und daß wir nicht länger zögern sollen, unsere jungen Männer zu dem Volksheere zu senden, wie es Recht und Pflicht gebieten.

Und was gedenkt Ihr zu thun?

Hört an, mein Herr, sprach Orso Bova. Auf Euren Rath und weil Ihr es so wolltet, haben wir bisher in unsern Häusern gesessen; das kann nicht länger so geschehen. Mag Giampietro Gaffori ein ehrgeiziger Mann seyn, er ist erwählt von dem Volke und hat Großes gethan; wir wollen ihn nicht länger verlassen und Schande auf uns laden. Er hat die Genuesen ohne uns besiegt, das soll nie mehr geschehen. Nun fragen wir Euch, wollt Ihr unser Hauptmann seyn im Felde und im Parlament für uns sprechen?

Thomas schwieg. Er warf einen Seitenblick auf Therese, sie sah stolz und gebietend aus. Ihr wißt, Freunde, was ich zu euch sprach, als dieser Krieg begann, sagte Thomas. In meinem Denken hat sich nichts geändert, doch wenn ihr wollt, will ich euch wiederholen, was wahr ist.

Nein, mein Herr, sprach Orso Bova, wir haben es wohl behalten. Sagt jetzt nein oder ja, was ist Euer Entschluß?

Nein, antwortete Thomas kräftig und scharf, ich will von Gaffori nichts wissen, weder von seinem Krieg noch von seinem Parlament. Wollt ihr nicht mehr auf meinen Rath hören, so müßt ihr einen Andern wählen.

Darüber, mein Herr, wird die Gemeinde entscheiden, antwortete Orso. Ich habe erfüllt, was mir aufgetragen wurde.

Er entfernte sich und that dieß mit seinen Begleitern in so kalter Weise, daß Thomas davon betroffen wurde. Niolo hatte ihm bis jetzt mit voller Ergebenheit angehangen, er mochte es nicht glauben, daß sein Ansehen gebrochen sey, und doch las er in den rauhen Gesichtern dieser einfachen Menschen Vorwurf und Tadel, wenn nicht noch Schlimmeres.

Aber statt darüber zu erschrecken, erweckte es seinen Zorn, der seinen Unglauben bestärkte. Er wandte sich unwillig und höhnisch zurück. Auch euch werde ich mich so wenig fügen, wie diesem Gaffori! rief er drohend ihnen nach.

Da stand die Wittwe auf, schritt auf ihn zu und sprach: Sie haben immer noch dir gefolgt und deinem Geschlecht, mache nicht, daß sie dich verwerfen.

Wer verwirft mich? fragte er heftig. Diese rohen Bursche?

Frau Giovanna wandte sich an Therese. Du sagtest, daß nichts dir theurer seyn sollte, als der Ruhm und die Ehre der Cervoni. So zeige denn, daß du es wahr meinst, sage ihm, was seine Ehre fordert.

Sicher, liebe theure Mutter, weiß dieß Thomas besser noch als ich, antwortete Therese bittend. Ich kann ihn nicht tadeln, wenn er thut, was er für Recht hält.

Die Wittwe blickte auf ihren Sohn, dessen Gesicht sich verdunkelt hatte, aber sie fürchtete sich nicht davor. Ich habe dir gelobt, immer deine Mutter zu seyn, begann sie, so sollst du mich hören. Thomas Cervoni, du gehst auf sieben Wegen, die sich nicht für dich schicken, kehre um, da es noch Zeit ist. Die Männer von Niolo verwerfen dich, du willst sie dafür verachten, aber ich verwerfe dich auch!

Mutter! rief Thomas glühend.

Geh zu Giampietro Gaffori, dem Gouverneur der Corsen. Gehorche ihm! fuhr sie gebietend fort und streckte ihre Hand gegen ihn aus.

Nein! —

Kein Parlament ist je gehalten worden, ohne die Cervoni. Du gehst in das Parlament nach Corte!

Nein!

Im Namen Gottes und Deines Vaterlandes! Bei dem Schatten deines Vaters rufe ich dich an, Thomas Cervoni. Gehorche deiner Mutter!

Thomas schüttelte wild den Kopf. Er dachte an Gaffori, den Verläumder, und Therese saß dort, ihr Anblick stärkte ihn. Ich kann nicht und will nicht, sprach er unerschüttert. Ich gehorche nicht!

Da hob Giovanna Cervoni ihre Hand auf und sprach mit ihrer harten Stimme: Bei deiner Mutter Fluch, du sollst gehorchen! Geh aus meinem Hause und tritt nicht eher vor mein Angesicht, denn als ein Cervoni und als ein Corse!

So ging sie an ihm vorüber; bleich wie ein Todter sah er aus, Wuth und Schaam in seinen Augen, und wie leblos, bis Therese ihre Arme um ihn legte und ihn zu beruhigen suchte.

(Schluß folgt.)

Begräbnißfeier des Prinzen Albert.

London, 24. Dez.

Gestern wurden die sterblichen Ueberreste des Prinzen Albert in der Schloß-Kapelle von Windsor beigesetzt. Von früher Stunde an ließ die große Schloßglocke in gemessenen Pausen ihren dumpfen Klageton erdröhnen, und dazwischen klangen die Stimmen von St. John's, Clewer und anderen Nachbarkirchen. Das feucht-schauerige Wetter und der bleifarbige Himmel erhöhten den düstern Eindruck, den die Ausgestorbenheit aller Straßen und die gespensterartig umherschleichenden Einwohner auf den Fremden hervorbrachten. Es hatten sich indeß nur sehr wenig Fremde aus London eingefunden, da man wußte, daß auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen die Bestattungs-Feierlichkeiten so einfach als möglich werden sollten. Um 11 Uhr wurden alle zur Schloß-Kapelle führenden Wege von einer starken Polizei-Abtheilung besetzt, welche nur die besonders eingeladenen Personen vorüber ließ. Vor dem Haupt-Eingange der Kapelle stand mit umflorten Fahnen eine imposante Abtheilung Garden, und im Schloßpark feuerte die berittene Artillerie in gemessenen Zwischenräumen Trauersalven ab. Bald nach 11 Uhr kamen die Minister, die Hofbeamten und andere Gäste angefahren. Die Ersten darunter waren Lord Derby, der Erzbischof von Canterbury, Earl Russell und der Herzog von Buccleuch. Sie wurden an der Kapellthüre empfangen und nach ihren Sitzen auf dem Chor geführt. Kurz vor 12 Uhr setzte sich der Leichenzug in Bewegung, doch konnte man außerhalb des Schlosses nichts davon sehen. Obgleich die Strecke, die er zurückzulegen hatte, sehr kurz war, langte die Bahre doch erst 20 Minuten nach 12 Uhr an der Kapellthüre an, wo ihr der Prinz von Wales an der Spitze der königlichen Leidtragenden entgegen trat. Der Prinz von Wales nämlich und die anderen Leidtragenden nahmen nicht am Zuge Theil, sondern hatten sich an der Kapelle versammelt. Da jeder der Leidtragenden von seinem Gefolge umgeben war, und außerdem fast alle Mitglieder der Regierung, eine große Anzahl Mitglieder des diplomatischen Korps und eine Menge Peers, Bischöfe und Offiziere sich eingefunden hatten, so kann man sich denken, daß das nicht übergeräumige Gotteshaus gedrängt voll war. Fast alles Tageslicht war durch die schwarzen Vorhänge ausgeschlossen, und die Stille, die in dem gruftartigen Raume herrschte und nur durch das Grabgeläute von außen unterbrochen wurde, hatte etwas Peinliches. Der Zug bewegte sich dann langsam von der Kapellthüre aus nach der Gruft. In der Mitte ging der Prinz von Wales, zu seiner Rechten der kleine Prinz Arthur, zu seiner Linken der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg. Der Prinz von Wales strengte sich nicht wenig an, seinen Schmerz zu bekämpfen. Der Herzog Ernst, der seinem verewigten Bruder auffallend ähnlich sieht, ließ seinen Thränen freien Lauf. Auch der Kronprinz von Preußen war tief ergriffen. Aber der kleine Prinz Arthur weinte wie ein rechtes Kind, das er auch noch ist, und vermochte sich kaum zu fassen. Einmal wandte sich der Prinz von Wales zu ihm und flüsterte ihm einige offenbar beschwichtigende Worte zu. Ein paar Minuten lang war er auch enhiger.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bernburg hat die letzte Volkszählung ergeben, daß diese Stadt außer Protestanten, Katholiken und Juden auch einen Heiden beherbergt. Nach dem „Magd. Correspondent" hat nämlich ein dortiger, christlich getaufter Staatsbürger, erklärt, daß er sich zum Heidenthum bekenne. Der Mann hat sich so, wie jenes Blatt bemerkt, den Hottentotten und Zulu-Kaffern beigesellt. Es ist dieß jedenfalls ein Zeichen der Zeit.

Der alte Malakoff (Pelissier) thut noch immer Wunder; er sprengte jüngst sämmtliche Pariser Marschälle auseinander, bloß mit einer brennenden Cigarre, mit welcher er in den Sitzungssaal trat. Der Vorsitzende, Marschall Magnan, erklärte ihm rund raus, das sey der stärkste Tabak, den er je gerauchet habe, und kaum in der Wachtstube zu ertragen.

Auflösung der Charade in Nro 306:

Schnurbart.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 311 Dienstag, 31. Dezember 1861.

Maria Anna.

(Schluß.)

Sey stark, mein geliebter Thomas, sagte Therese, deine Mutter wird morgen schon anders denken. Sie wird dir verzeihen und mir verzeihen, wenn die Macht der Ereignisse ihr beweist, daß du Recht hattest, dich nicht zu beugen.

Ausgestoßen aus ihrem Hause! rief Thomas. Ich will keine Stunde länger bleiben. Verfluchen will sie mich. Herr des Himmels! meine Mutter mich verfluchen!

Er schlug auf seine Stirn, als glühte Feuer in seinem Kopfe, das sein Gehirn verbrennte; dann schrie er nach seinem Pferde, weil er sogleich nach Soveria wollte, und ohne es zu erwarten, ging er durch das Thal voran, von Therese begleitet, die seine heftigen Reden schweigend anhörte, während ihre Gedanken sich mehr und mehr in ihre eigenen Pläne versenkten.

Die Stunde war da, wo Thomas Alles wissen mußte, wo der letzte Vorhang niedergerissen werden mußte, und sie war bereit dazu. Was sich zugetragen, war ihr günstig. Thomas war von seiner Mutter bedroht, von den Hirten in Niolo bedroht, voll Haß gegen Gaffori und aufs Leidenschaftlichste erregt, schien reif zu allen Thaten, er hatte nicht mehr zu wählen. Und was geschehen sollte, mußte nun geschehen seyn, an dem Born der Kapelle. Die Sonne funkelte über den Hörner des Monte Rotondo, sie durchleuchtete mit ihren Strahlen die Staubwolken des Wasserfalles, dessen schwarzem Schlunde sie sich näherten, und zauberten über ihm im wunderbarsten Farbenspiel zahllose Regenbogen. Die fünfte Stunde war vorüber. Es klang in den Ohren der Therese Romei wie fernes Schießen.

Und plötzlich faßte sie ihres Geliebten Arm mit einem krampfhaft festen Griff, und als er sie anblickte, sah sie wie eine Königin stolz und hochgeartet aus. Thomas Cervoni! sagte sie, du willst kein Diener des Gaffori seyn, du wirst es nicht seyn. Niemals wirst du dein Knie vor diesem Verräther beugen, nie wird sein demüthiges Parlament ihm die Krone aufsetzen. Du allein wirst Herr seyn, du allein wirst herrschen. Kein Genuese, kein Matra, oder Paoli, du nur hast die Macht und die Ehre in deiner Hand.

Thomas starrte sie an. Sie sprach wie verzückt.

Niemand wird dich mehr zum Gehorchen nach Corte schicken, fuhr Therese fort, denn du wirst dort einziehen, um zu befehlen. Gaffori ist todt, du lebst. Sammle Alle um dich, die dir anhängen, rufe das Volk zusammen, es liebt dich. Versprich ihm Frieden und Sicherheit, vereinige dich mit denen, die Gaffori's Ehrgeiz fürchteten und Genua fürchten, ihrer sind viele. Sey kühn und sey gewaltig, Thomas, so wird alle Macht dir zufallen, Gaffori hat für dich gearbeitet.

Er wußte nicht, was er glauben und denken sollte, aber leise rieselte ein Entsetzen durch seine Adern, je mehr er sie ansah. Was ist mit Gaffori? fragte er. Was sagtest du von ihm?

Da fiel ein Schuß in den Bergen vor ihnen, ein Reiter zeigte sich am Rande der Hochfläche, und während Therese Romei sprach, folgten diesem ersten noch zwei andere. Thomas konnte den Mann nicht erkennen, aber Therese erkannte ihn. Was ist das? rief sie. Es ist Francesco, warum flieht er hierher? Und jene Beiden dort, die ihm nachfolgen, sind Antonio und Felice. Sie laden ihre Gewehre, sie werden verfolgt.

Francesco sprengte auf seinem keuchenden Pferde heran. Herbei, Thomas Cervoni! schrie er, sammle deine Männer. Helft uns, wir sind verrathen!

Gaffori? rief Therese.

Todt liegt er! antwortete Francesco, indem er sein Pferd anhielt. Aber die von Corte kamen uns auf den Hals, ehe wir entfliehen konnten. Es blieb uns keine andere Wahl, als hier hinauf. Zu dir, Thomas.

Wer that es? fragte Cervoni wie in einem Traum.

Antonio schoß und fehlte. Wie ein Blitz antwortete Giampietro, aber ich hatte die Kugeln aus den Läufen gezogen. Nun schoßen wir drei zugleich und nieder sank er.

Du thatest es! rief Thomas, und seine Augen vergrößerten sich, seine Gestalt schien zu wachsen.

Höre mich, Thomas, sagte Therese, indem sie ihn umfaßte und halten wollte. Aber er schleuderte sie fort, und mit einem Griffe riß er Francesco vom Pferde. — Verfluchter Mörder! schrie er, was thatest du?

Francesco lag auf seinen Knieen. Was willst du, der du um Alles wußtest! rief er mit ihm ringend.

Ich, — ich! knirschte Gervoni.

Therese schwor es mir zu! — Helft mir! helft! Er erwürgt mich!

Halt ein! rief Therese noch einmal sich nähernd. Die That ist geschehen, Thomas. Sey ein Mann, sey ein Held! Fliehe Francesco! Fort mit Euch! Flieht in die Wüste des Cinto! Fort in den Buschwald!

Aber Thomas ließ seine Hand nicht von Francesco's Kehle. — Spricht dieser Brudermörder die Wahrheit? sagte er. Wußtet du darum?

Ich wußte darum, antwortete sie mit stolzen Blicken. Sterben mußte der Verräther, der mich und dich verrathen. Weil ich dich liebte, dich nicht lassen wollte, darum mußte er sterben!

Sey verflucht, wie dieser hier, du schändliches Weib! schrie Thomas. Er hatte Recht, du stammst aus der Hölle!

Sie blickte ihn verächtlich an. Seine Augen flogen von ihr auf einen Trupp bewaffneter Männer, die hinter dem Felsen am Wasserfalle hervorsprangen. Orso Bova war ihnen voran.

Fangt die Mörder des Gaffori! schrie Thomas. Jagt sie, schießt sie nieder! Nehmt diesen hier und dieß Weib — er wandte sich um und stieß einen Schrei aus, denn er sah nichts mehr von ihr.

Auf der Klippenwand am Rande, wo der Bach in den Abgrund niederstürzte, lag ihr weißes Tuch. Es war ihm, als hätte er ein weites Gewand dort wehen sehen, das wie ein Schatten verschwand. Er schlug beide Hände vor sein Gesicht, seine Kniee zitterten. Dann sprang er über das Gestein, und seine glühenden Augen starrten in den schwarzen Schlund, in das Gebrüll des Wassers, in den aufsiegenden Gischt. — Er taumelte zurück und fiel, sprang auf und sank auf seine Knie. — Mutter Gottes! rief er inbrünstig, steh mir bei mit deiner Gnade, daß ich mich aus des Teufels Schlinge rette! Und es war, als gäbe dieß Gebet ihm neue Kraft; denn ohne sich weiter um Theresens Schicksal zu kümmern, schrie er den Männern zu, ihm zu folgen, aber die Scene hatte sich inzwischen abermals verändert.

Die beiden Romei hatten sich nicht weiter genähert, das ledige Pferd Francesco's war zu ihnen zurückgelaufen. Sie sahen, was vorging, und als die bewaffneten Hirten sich in Bewegung setzten, jagten sie über den Felsenkamm hin, der bis zu dem undurchdringlichen Buschwald des Cinto sich fortsetzte. Nun gab es ein Laufen und Schießen; eben auch erreichten die Bluträcher von Corte die Höhe und vereinigten sich mit den Verfolgern. Thomas Gervoni übernahm die Führung, doch als die Nacht kam, hatte man nichts gefangen, als die Pferde der Mörder. Diese selbst saßen im Walde verborgen, und obwohl man auch noch am anderen Tage nach ihnen suchte, wurden sie nicht gefunden.

Eine Woche darnach trafen sie bei dem Gouverneur und seinem Lieutenant in Bastia ein.

17.

Es strömte viel Volk aus allen Theilen der Insel in Corte zusammen, viele der Führer kamen, der wilde, tapfere Matra zuerst, der mit seinem Schlachthaufen das feste Calvi umlagerte. Mancher betrachtete ihn mit Scheu, denn nun Gaffori todt war, schien kein Anderer als er vorhanden, der an die Spitze des verlassenen Volkes treten könnte, und doch hatte das Volk kein Herz für ihn. — Unter dem Jammer, der in Corte herrschte, wo die Kirchen voll betender und weinender Menschen lagen, die auch das stille Haus ihres großen Todten mit ihren Klagen und Thränen umringten, daß es wie in einem Meere von bitterem Weh und Schmerzen stand, hielten die Häupter des Landes geheime Berathungen und beschlossen, einen großen Trauertag der Nation zu halten, wie dieß geschah, als Sampiero durch Meuchelmord gefallen war. Auch Gaffori's heiliger Schatten sollte mit festlichen Todtenehren gefeiert werden; an diesem Tage aber auch der Schwur erneuert werden: Genua auf Tod und Leben zu bekriegen, bis es am Boden liege und Gaffori gerächt sey. Jeder, der es wagen würde, noch von Unterhandlungen mit dem mörderischen Gouverneur zu sprechen, sollte des Todes schuldig seyn.

Und damit nicht etwa Matra oder ein anderer ehrgeiziger Häuptling sich der Alleingewalt bemächtige, deren keiner mehr würdig schien, sollten fünf Männer die Regierung leiten, wozu man die bewährtesten Freunde Gaffori's auswählte. Als dieß nun heimlich beredet war, begruben sie den Helden mit großen Ehren.

Maria Anna befand sich in der Kirche, wo Giampietro's sterbliche Hülle in die Familiengruft gesenkt wurde, sie hatte ihren Knaben an der Hand. Die Leiche stand vor dem Altar und die Gewölbe wiederhallten von dem Schluchzen und Weinen, als sie durch die Menge schritt, ihren Gatten zum Letztenmal zu segnen und zu küssen. Aber ihr Schritt war fest, und ihr blasses Gesicht voll Ruhe; denn, als sie vom Gebete sich erhob, nahm sie den Knaben und zeigte ihm den todten Vater.

Blicke ihn an, sprach sie mit lauter Stimme, und vergiß niemals, daß du sein Sohn bist. Hier an dieser Stelle schwöre mir, daß du seyn willst, wie er, ein freiheitsliebender, kühner Mann, ein Corse, mit Seele und Leib, ein unerbittlicher Feind der Feinde deines Vaterlandes, ein unerbittlicher Rächer an den Mördern deines Vaters. Schwöre, Luigi, daß Jeder es höre!

Wie es der Knabe geschworen hatte, segnete und küßte sie ihn und führte ihn fort. Das Schweigen der Bewunderung begleitete die heldenmüthige Frau. Verborgen in ihrem Hause wagte Niemand die Trauer zu

stören, doch als Francesco gerichtet wurde, kam der alte Propst zuerst wieder zu ihr.

Francesco hatte vor dem hohen Gerichtshofe sein Verbrechen eingestanden, doch was ihn dazu getrieben, gestand er nicht. Er erklärte, daß er seinen Bruder gehaßt habe, weil dieser ihn geringschätzig behandelte, noch mehr aber, weil er gemeint, Giampietro strebe nach der Königskrone und stürze Corsika aus Ehrgeiz in Krieg und Elend. Dann wälzte er die Schuld auf die Romei, die ihn verlockt und gehetzt, zumeist auf Therese und Antonio, welche ihm zugeschworen, daß Thomas Cervoni in ihrem Bunde sey, Alles wisse und Alles billige. Endlich erzählte er, was zu dem Morde verabredet worden, wie er den Bruder verlockt und wie er ihn wehrlos gemacht, zuletzt auch, wie Gaffori überfallen und niedergeschossen wurde. Antonio riß aus des Sterbenden Tasche die Briefe, welche man in des Doria Wohnung in Ajaccio gefunden, die Gaffori mit sich genommen, um Thomas zu überzeugen, und er schwang sie triumphirend, eben als Maria Anna auf dem schrecklichen Platze erschien.

Ich komme zu Euch, meine Tochter, von Zweien, die von Euch Vergebung fordern, sagte der Propst. Zunächst von Thomas Cervoni, den der Gerichtshof freigesprochen hat von Schuld, den aber das eigene Gewissen schuldig spricht. Sein Herz ist tief getroffen, es wird sich kaum jemals wieder erholen. Unglücklich und gebeugt steht er Euch an, ihm zu verzeihen, im Namen des Freundes, den er verrathen half.

Maria Anna sagte mit sanfter Miene: Gott vergebe ihm, wie ich ihm vergebe! Gaffori's Liebe war bei ihm bis zu seiner letzten Stunde. Könnte er niedersteigen aus dem Himmel, er würde ihn segnen; so thue ich es für ihn.

Und nun, meine liebe Tochter, fuhr der alte Priester leiser fort, nun steht ein anderer, unseliger Mann zu Euch, nach Gnade ächzend. Streng ist der Spruch des Gerichtes für ihn gewesen, ein entsetzlicher: — Francesco soll morgen auf dem Rade sterben!

Maria Anna antwortete nicht, aber ihr Gesicht wurde so kalt und empfindungslos, wie es seit ihres Gatten Tod gewesen.

Reuig hat er sein schreckliches Verbrechen bekannt, fuhr der Propst fort. Gott ist gnädig und barmherzig, seyd Ihr es nach seinem Bilde. Vergebt ihm!

Niemals kann und will ich ihm vergeben, niemals! antwortete sie mit Festigkeit.

O, mein Kind! mein Kind! seufzte der alte Priester, laßt Euer Herz mild werden. Denkt an den, der am Kreuze litt, denkt an die schmerzensreiche Gottesmutter!

Maria Anna faltete ihre Hände. Er hat sein Vaterland verrathen, nicht seinen Bruder allein, sagte sie. — —

Sterben muß er und sterben will er, sprach der Propst, doch laßt ihn nicht qualvoll enden in solcher Marter. Bittet für ihn um einen leichten Tod. Edel und groß tragt Ihr Gottes Willen, seyd edel und groß auch gegen ihn.

Da wachte das corsische Weib in Maria Anna auf, ihre Augen glühten und ihre Lippen bebten. Habt Ihr nicht gehört, rief sie stolz und heftig, daß ich den Knaben schwören ließ, ewig seines Vaters Mörder zu hassen, sie zu verfolgen, zu tödten, zu vernichten? Rache an Jedem von ihnen zu nehmen, blutige, unversöhnliche Rache! — Und ich, Gaffori's Wittwe, ich sollte für diesen Mörder bitten? Nein, und tausend Mal nein! Er soll sterben nach des Gesetzes Spruch. Sterben, wie seine verfluchte That es verdient.

Der Priester wandte sich schweigend fort, senkte seinen Kopf und schritt nach der Thüre. Da eilte sie ihm nach und umklammerte seine Hände. O, mein Vater! mein Vater! rief sie in ausbrechenden Herzensjammer, wißt ihr nicht, wie namenlos elend ich bin? Geschlagen, wund, zum Tode getroffen.

Sie legte ihr müdes Haupt an seine Brust, er hielt sie lange in seinen Armen und hörte ihr Aechzen. — Geht in ein Kloster, Maria Anna, sagte er endlich, im Dienste Gottes und im Gebet werdet Ihr Frieden finden.

Sie richtete sich mit ihrer Kraft auf und schüttelte die Thränen ab. Nicht also, sprach sie mit mildem Ernst, denn ich habe einen Sohn, den ich zum Manne erziehen muß. Er bedarf seiner Mutter.

Ja, du hohe, stolze Frau! rief der alte Priester, und wie vor der Himmelskönigin stand er vor ihr, gläubig und demüthig, du weißt, was gut ist. Lebe für deinen Sohn, daß er deine Tugend erbe, daß er seines Vaterlandes Ehre sey!

Maria Anna aber hat nicht lange mehr auf Erden verweilt. Nach einigen Jahren schon legte man sie in die Gruft zu ihrem Gatten, der Propst folgte ihr bald nach. Gaffori's Sohn starb als französischer Marschall, doch seinen Vater erreichte er nicht an Heldenmuth und Bürgertugend; er war zu klug dazu. Thomas Cervoni krankte lange an Schwermuth und lebte in tiefer Zurückgezogenheit; als jedoch drei Jahre darauf Pasquale Paoli als Präsident an die Spitze der Republik berufen wurde, und der wilde Emanuel Matra sich mit Genua verband, im Grimm, daß man ihn nicht erwählte, rettete Thomas mit den Männern von Niolo den belagerten Präsidenten, und Matra fiel von seiner Hand. — Von den Romei hat Niemand mehr gehört. Therese's Leiche wurde nie gefunden.

Begräbnißfeier des Prinzen Albert.

(Schluß.)

Als die tiefhallenden Orgelklänge durch das Gebäude gingen, verließ den kleinen Prinzen Arthur all seine Standhaftigkeit, und er mußte sein Gesicht ins Taschentuch hüllen. Unter den Chorälen, die während der Feierlichkeit gesungen wurden, waren mehrere, die aus dem Deutschen übersetzt sind und für die der Verstorbene stets eine besondere Vorliebe gezeigt hatte. Einer derselben beginnt mit den Worten: „Ich werde nicht im Grab verbleiben — I shall not in the grave remain.“ Der Dechant von Windsor, der ehrenw. und hochwürdige Gerald Wellesley, welcher den Gottesdienst leitete, wurde stellenweise so übermannt, daß ihm die Stimme versagte, und in einzelnen Momenten gab die ganze Versammlung jeden Versuch auf, ihren Schmerz zum Schweigen zu bringen. Nach dem lutherischen Hymnus: „Großer Gott, was seh' und hör' ich?“ wurde das Grabtuch vom Sarge genommen. Earl Spencer befestigte darauf die Krone des Prinz-Gemahls zu Häupten des Sargdeckels, während Lord Lennox am anderen Ende dasselbe mit dem Feldmarschallstab, Degen und Federhut that. Als dieß geschehen war und der Sarg unter dem gedämpften Grabgeläute der großen Glocke und dem Feuern der Kanonen im Park langsam in die Gruft zu sinken begann, verhüllten die Prinzen ihr Gesicht und brachen in tiefes Schluchzen aus. Die tiefe Stille, die darauf eintrat, wurde von halb erstickten Seufzern unterbrochen, und Mancher dachte daran, wie Prinz Albert erst vor wenigen Monaten am Rande derselben Gruft gestanden und um die Herzogin von Kent geweint hatte. Der Gottesdienst wurde dann fortgesetzt bis zum Schlußgebet, worauf der Wappenkönig an die Gruft trat und die Titel des Verstorbenen ausrief. Die letzten Worte dieses Spruches, welche die Königin einschließen, lauten: „welcher Gott langes Leben, Gesundheit und Ehre schenken möge.“ Bisher waren die Worte gewöhnlich „langes Leben, Gesundheit und Glück.“ Als die Leidtragenden noch einmal vortraten, um dem Sarge einen letzten Blick nachzusenden, spielte die Orgel den Todtenmarsch aus Saul. Zuerst trat der Prinz von Wales vor und sah mit gefalteten Händen hinab, aber nur einen kurzen Augenblick, da er sich nicht lange zu halten vermochte. Nachdem Alles vorüber war, stiegen die Hofdiener mit Fackeln in die Versenkung hinab, um Sarg und Bahre durch den gemauerten Gruftgang bis an die Thür des Grabgewölbes zu rollen. Hier bleibt der Sarg einige Zeit stehen. Ehe man ihn in der Tiefe stehen ließ, wurde er mit einigen Angedenken von Frau und Kindern umschmückt. Gestern nämlich kam in Windsor ein Bote der Königin aus Osborne mit drei kleinen Blumenkränzen und einem Blumenstrauß an. Die Kränze waren aus Moos und Veilchen, von den drei älteren Prinzessinnen geflochten, den Strauß, aus Veilchen, mit einer weißen Camelie in der Mitte, hatte die königliche Wittwe gesandt.

Mannigfaltigkeiten.

Die Deutschen in der amerikanischen Bundesarmee wurden vom Milwaukie „Herold“ nach den verschiedenen Staaten folgendermaßen abgeschätzt:

Delaware	100	Tsspt.	26,500
Maryland	500	Michigan	1,000
Wisconsin	3,000	Kansas	500
Jowa	2,000	West-Virgin.	1,000
Kalifornien	2,000	Kentucky	5,000
New-England	400	New-York	28,000
New-Jersey	2,000	Pennsylvan.	11,000
Ohio	10,000	Indiana	4000
Illinois	6,000	Missouri	20,000
Minnesota	500	Total	97,000

Da das Auffinden neuer Asteroiden am Himmelszelt kein besonderes Verdienst mehr ist, so verlegen sich jetzt die Gelehrten auf die Entdeckung neuer deutscher Staaten, wodurch einem längst gefühlten Bedürfniß seine endliche Befriedigung in hoffnungsvolle Aussicht gestellt ist. Eine solche Entdeckung hat der thätige Staatsrechtslehrer Professor Dr. Aegidi in Hamburg gemacht und im dortigen „unparteiischen Korrespondenten“ niedergelegt. Er erklärt nämlich: daß das Fürstenthum Ratzeburg ein souveräner deutscher Staat ist, der sich mit Mecklenburg-Strelitz lediglich in Personalunion befindet.

Ein Wiener hat eine Erfindung gemacht, mittelst deren es möglich seyn soll, eine Photographie in der Art auf Stein aufzunehmen, daß sie sogleich geätzt und dann gedruckt werden kann. Die Abdrücke würden auf diese Weise um 90 pCt. billiger als bisher zu stehen kommen, und sollen dieselben von gewöhnlichen guten Lithographien kaum zu unterscheiden seyn.

Dem Journal des russischen Domänenministeriums zufolge besitzt die russische Krone ein Ländergebiet von 43,900 Quadratmeilen an Domänen, ein Besitz, der 4½ Mal größer als Frankreich und 3½ Mal größer als ganz Oesterreich ist.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

BIBLIOTHEK